Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

604,529

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

AP
30
.G295
v.9

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Neunter Band.

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
32 Louisen-Straße.

Digitized by Google

AP
30
.G295
v. 9-10

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Register.

Neunter Band.

1. Politische Aufsätze.

Allgemeines.

Seite

Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes. Von Bluntschli 113. 131. 150
Zur Reform des höheren Schulwesens. Von einem praktischen Schulmann 145
Die Formulirung des Eides in der Reichsjustizcommission. Von Theobald Ziegler 337
Orientalische Angelegenheiten und Deutschlands Stellung. Von Karl Blind 385

Inland.

Unsere Lage. Eine Neujahrsbetrachtung. Von W. Wackernagel . 1
Der Schmerling-Artikel der „Provinzial-Correspondenz". Von Politicus 18
Ueber Ursprung und Wesen der „Reptilien". Von einem alten Journalisten 49. 67. 83
Gentleman oder Ehrenmann? Von H. B. Oppenheim 273
Delbrücks Rücktritt. Von Politicus 305

Ausland.

Franz Deak. Von Walter Rogge 97
Glas Tschernagortza. Von Abel 228
Die orientalische Frage. Von Rhenanus 51
Türkische Diplomaten und die orientalische Frage. Von H. Bambéry 178. 196
Ein Vorläufer der Softas. Von W. Goldbaum 369
Der Culturkampf in Frankreich. Von Montanus 321
Frankreich an einem neuen Wendepunkte seiner Geschicke. Von Montanus 209
Gambetta in Marseille. Von Fritz Prussien 148
Disraelis Kaisergründung. Von Karl Blind 241. 259
Aus Holland. Fiscus und todte Hand. Von Th. Wenzelbürger . 289
Die Philadelphier Weltausstellung. Von Udo Brachvogel . 325. 355
Die Chinesenfrage in Californien. Von Theodor Kirchhoff 372. 387. 401

2. Volkswirthschaftliche Aufsätze.

Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich. Von H. B. von Unruh 65. 81. 100. 115. 133
Herkunft und bisherige Entwicklung der Reichseisenbahnidee. Von Wolfgang Eras 353
Der Reichskanzler, die Socialdemokratie und die deutsche Presse. Von W. B. A. Gumprecht 225

3. Vermischte Aufsätze.

Franz Wallner. Von F. H. Kugler 78
Michael Etienne.. Von Aliquis 71
Dingelstedt. Von S. Schlesinger 69. 107
Der Heimgang der Königin Louise. Von Hermann Kindt . . 120
Freiligrath. Von Paul Lindau 197
Freiligrath und Bret Harte. Von H. Kindt 393
Anastasius Grün. Von Robert Hamerling 260
Herbart. Rede gehalten 4. Mai 1876. Von M. Lazarus . . 290
George Sand †. Von Paul Lindau 390
Ueber George Sand. Von demselben 402
An Professor Billroth in Wien. Von Berthold Auerbach . . 17
Zur deutschen Doctorfrage. Von Bluntschli 323
Der Suez-Canal in alter und neuer Zeit. Von Karl Blind . . 161
Ueber die Geschichte der deutschen Preßfreiheit. Von Julius Weil 257. 274
Seesachen. Von A. Lammers 33
Polarausrüstungen. Von Julius Payer 117
Eisschifffahrt. Von demselben 338
Der Organismus einer Weltstadt. Von G. Ebe 173. 188
Ein Winterabendmonolog. Von Johannes Scherr 213
Moderne Menschen. Fritz Faulmeyer. Von Gerhardt von Amyntor 44
Eine Plauderei mit Victorien Sardou. Von Gottlieb Ritter . 59
Heilkünstler und Mirakel. Von Karl Prümer 21
Das Uhrwerk des Verbrechers Thomas 53
Das Costümfest der Münchner Künstler. Von Christian Weber 157
Einmal zur Probe. Von Julius Wolff 140
Wie citirt wird. Von Otto Buchwald 186
Wie commentirt wird 187
Aus einem ungedruckten Briefwechsel von Ludwig Feuerbach 215. 262
Ein Gründer unter den Naturforschern. Von Carus Sterne 90. 137
Louis Agassiz, der bestverleumdete unter den Naturforschern. Von Nikolaus Eichhorn 265. 314
Der bestverleumdete Naturforscher. Von Carus Sterne . . . 335
Der Bund der Naturwissenschaften mit der Philosophie. Von Ludwig Noiré 210
Naturwissenschaftliche Revue. Von Carus Sterne 200
Ist Goethe als ein Vorläufer Darwins zu betrachten? Von Otto Zacharias 110
Macaulay als Schriftsteller 405

4. Literarische Aufsätze.

a. Gedichte.

Zum Neujahr. Von Wilhelm Busch 5
Eine Ode des Horaz. Verdeutscht von Emanuel Geibel . . . 23
Zwei Oden des Horaz. Verdeutscht von demselben 69
Im Sturme. Von Jul. Wolff 158
Goldbarg. Von Klaus Groth 163
Aus Jugendtagen. Von Wilhelm Jensen 212
Ei du Lütte. Von Klaus Groth 243
Opt Feld alleen. Von demselben 402

b. Essais.

Agnes le Grave. Von Gustav Karpeles 166
Am Grabe von Adam Smith. Von Arthur von Studnitz . . 129
Ueber den Pessimismus im Stadium der Tobsucht. Von Robert Hamerling 179. 231
Vincenzio Tedeschi und sicilianische Bildung in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Von S. Pennisi da Calanna . . . 293
Goethes Drama „Der Falke". Von Karl Bartsch 109
Heines „Ratcliff" in Neapel. Von Woldemar Kaden . . . 377
Die modernen Bühnenverhältnisse Englands. Von Johannes Proelß 10. 27
Zum hundertjährigen Jubiläum des Hofburgtheaters in Wien. Von H. M. Richter 104
Die Leistungen des K. Schauspielhauses unter der Verwaltung des Hrn. von Hülsen. Von Paul Lindau 326. 341. 363
Das goldene Buch des „Théâtre français". Von demselben 135. 151. 168. 183
Die Furcht vor der selbstständigen Entwicklung des deutschen Theaters. Von R. Elcho 246. 264
Olympia. Von L—l 41. 57
Das geistige Leben in Württemberg. Von Schmidt-Weißenfels 3. 20. 35
Alte und neue Antworten auf ästhetische Fragen. Von M. Carriere 5. 23
Das Häßliche und das Lächerliche. Von demselben 243
Volksliteratur. Von A. Lammers 233

Digitized by Google

Seite

Ueber Poesie im Handel. Von Hermann Lingg 276. 374
Der Gassenhauer als Epidemie. Von Paul Lindau 235
Variationen über ein Gutzkow'sches Thema. Von Daniel Sanders 40. 74
Die orthographische Guillotine. Von Wilhelm Scherer . . . 102
Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Conferenz. Von Daniel Sanders 251
Zu den Verhandlungen der orthogr. Conferenz. Von demselben . 278
Ueber die deutsche Rechtschreibung und meinen Standpunkt zu ihrer Regelung und Feststellung. Von demselben 357
Die Orthographie und D. Sanders. Von J. Maehly . . 309. 332

c. Literarische Kritik.

Ein Drama aus dem Morgenlande „Ahasveros und Esther" von Dr. J. L. Chronik. Bespr. von Paul Lindau 7
„Im Paradiese." Roman in 7 Büchern von Paul Heyse. Bespr. von demselben 37. 54
Ein geistlicher Streber. (L'abbé Tigrane. Von Fabre). Von demselben 84
Novellen von Marie v. Olfers. Eine ästhetische Studie von Friedrich Spielhagen 163
„Zwischen Ruinen." Roman von L. Kompert. Bespr. von O. v. Leixner 181
„Im Banne des schwarzen Adlers." Roman von R. Gottschall. Bespr. von Eugen Zabel 359
„Das Leben der Seele". Besprochen von A. Horwicz 408
Karl Braun-Wiesbaden. — Bilder. Reisebilder. Studien. Besprochen von Friedrich Kapp 410
Die deutsche Reichsrechtsliteratur. Von Karl Braun-Wiesbaden 193
Bismarck-Literatur. Von demselben 249. 279. 311
Baron Helferts „Geschichte Oesterreichs". Von Walter Rogge . 24
Die amerikanische Säcularfeier. „Aus und über Amerika" von Fr. Kapp. Von Ludwig Bamberger 306
„Jack." Moeurs contemporaines par Alphonse Daudet. Bespr. von O. Franz Gensichen 155
Japan. The history of Japan by Francis Ottiwel Adams. Bespr. v. R. L. 12

d. Bühnenkritik.

„Citronen," Schwank in 4 Aufz. von Julius Rosen. Bespr. von Paul Lindau 29
„Ferréol," Schausp. in 4 Act. von Victorien Sardou. Bespr. von demselben 75
Die neuen Stücke im Schauspielhaus und in der Friedrich-Wilhelmstadt. Bespr. von demselben 92
„Carolina Brochi," Schausp. in 5 Aufz. von H. Kette. Bespr. von demselben 123
„Arria und Messalina," Tragödie in 5 Acten von A. Wilbrandt. Bespr. von demselben 218
Vom Theater. Von demselben 267
Ueber Kleists „Penthesilea". Von demselben.
Vor der Aufführung 287
Nach der Aufführung 298
Gastspiel der Meininger. Bespr. von demselben.
„Käthchen von Heilbronn" 316
„Der Erbförster". „Wilhelm Tell" 345
„Der eingebildete Kranke" 380
„Ein vorsichtiger Mann," Posse in 3 Act. von Moser und Jacobson. Bespr. von O. v. Leixner 30
„Der neueste Scandal," Schausp. in 3 Acten von Th. Barrière. Bespr. von demselben 139

5. Musik und bildende Künste.

Seite

„Don Juan" — „Fidelio" — Brülls „Das heilige Kreuz". Von H. Ehrlich 14
Musikalische Aufführungen. Von demselben 77
Richard Wagners „Tristan und Isolde". Von demselben.
Vorstudien 171
Nach der ersten Aufführung 220
Verdis Requiem für Alessandro Manzoni. Bespr. von demselben . 268
„Die sieben Todsünden" von A. Goldschmidt. Besprochen von demselben 317
Zur Säcularfeier der Ankunft Goethes in Weimar. Goethes „Faust" mit Musik von Lassen. Von demselben 329
Ueber die erste Aufführung von Rich. Wagners „Tristan und Isolde". Von Paul Lindau 201
Prof. Spittas Vorlesung „Ueber die Entwicklung der Symphonie". Von H. Ehrlich 93
Das Stoffgebiet der Musik. Von M. Carriere 308
Einiges zu Mozarts Leben. Von Graf Maurin Nahuys . . . 282
Die musikalischen Verhältnisse in London. Von Hugo Rosenthal 378. 396
„In der Morgendämmerung." Gemälde von Hermanns. Bespr. von O. v. Leixner 43
Aus dem Verein Berliner Künstler. Von demselben 347
Das Gipsmodell des Goethedenkmals von E. Schaper. Bespr. von Max Bauer 237
Französische Kunst in Rom. Von Günther v. Freiberg . . . 296
Der „Salon" von 1876. Von Albertus 364. 394
Ueber moderne italienische Kunst. Vom Autor des Aufsatzes „Ueber Publikum und Quellen der Popularität" 72. 88
Kunsthistorische Revue I. Ein Ehrendenkmal Dürers. Von Adolf Rosenberg 252

6. Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal das Fallissement des Herrn Tjälde. Von Björnsterne Björnson an Dr. Alex. Meyer, Berlin 46
Ueber „Staatskirche" und „Hochkirche". Von J. K. 47
Alexander Meyer an Herrn Advokaten Berent 79
Ueber Ernesto Rossi von Einem Abonnenten 79
Ueber L—ls Olympiaartikel. Von Georg Malkowsky . . . .
In Sachen Görners. Von L. Spielmann 127
Zum Artikel „Cardinal Rauscher" in Nr. 50, 1875 d. Bl. Von E. Ch. 127
Uebersetzungen des Horaz. Von C. B. 127
Ueber das Uhrwerk des Thomas. Von E. Leinhaas 127
Zum Aufsatze „Schiller als Redakteur". Von Hermann Uhde . 207
Ueber das Costüm des Joad in der „Athalia". Von C. Bürde . 207
Ueber den Ausdruck des Auges. Von A. T. Brück 223
Ueber den Werth der Kritik. Von Leopold von Sacher-Masoch 239
Ueber Agnes le Grave. Von Herrmann Pilz 255
Eine Anfrage und eine Antwort. Ueber einen Ausspruch Bismarcks 371
Ueber dasselbe 319
Ein Leipziger Professor und die Geschichte des Dramas. Von J. L. Klein 348
Zu dem Aufsatz „Einiges aus Mozarts Leben". Von Hermann Uhde 367
In Sachen Fausts. Von M. Carriere 414

7. Notizen.

Seite 15. 30. 45. 61. 78. 94. 111. 125. 142. 158. 175. 191. 204. 222. 238. 254. 270. 286. 302. 318. 334. 347. 367. 382. 398. 412.

8. Bibliographie.

Seite 222. 238. 283. 399. 413.

Digitized by Google

1947 853

№ 1. Berlin, den 1. Januar 1876. Band IX.

AP 30 .G295 v.9 no.1

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Unsere Lage. Eine Neujahrsbetrachtung von Wilhelm Wackernagel. — Das geistige Leben in Württemberg. Von S.-W. — **Literatur und Kunst:** Zum Neujahr. Von Wilhelm Busch. — Alte und neue Antworten auf ästhetische Fragen. Von M. Carriere. — Ein Drama aus dem Morgenlande. „Ahasveros und Esther" von Dr. J. L. Chronik. Besprochen von Paul Lindau. — Die modernen Bühnenverhältnisse Englands. Von Johannes Proelß. I. — Japan. The History of Japan by Francis Ottiwell Adams. Besprochen von R. L. — **Aus der Hauptstadt:** Musikalische Aufführungen. Königliche Oper: Don Juan — Fidelio — Brülls „Das heilige Kreuz". Besprochen von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Unsere Lage.

Eine Neujahrsbetrachtung

von

Wilhelm Wackernagel.

Am Wendepunkt des Jahres pflegt nicht blos der Geschäftsmann aus dem „Soll und Haben" seines Hauptbuchs sich über den Stand seines Vermögens zu vergewissern, wobei ultimo 1875 freilich mancher zweifelhafte Posten auf der Creditseite erscheinen mag, der diese rechnungsmäßige Sicherheit mit einem vielleicht verhängnißvollen Fragezeichen belastet; auch der Publicist ist wohl oder übel in der Lage, den politischen Dingen gegenüber, welchen er im Laufe der letzten zwölf Monate ihren Werth im Einzelnen zugewogen, eine Jahresbilanz zu ziehen. Hierbei ereignet es sich nun nicht minder, daß so manche schwebende Forderung, die genau zu prüfen die Mittel zur Zeit noch fehlen, zu einem Tagescourse in das „Haben" aufgenommen werden muß, der sich hinterher vielleicht niemals realisiren läßt. Wem fällt da nicht die eine und andre Forderung ein, die vor zehn Jahren ihrem Inhaber jederzeit nach Belieben realisirbar erschien, und die, als das Geschäft gemacht werden sollte, sich als uneinziehbar erwies, so daß dem Betreffenden, der zur weiteren Fristung seines Prestige nothwendig eines „Erfolges" bedurfte, nichts anderes übrig blieb, als das stets gewagte Unternehmen einer executio ad faciendum, bei dem schon mancher, der zu scheeren auszog, geschoren heim geschickt wurde. Auch in die politische Bilanz, die am Schlusse des Jahres 1875 zu ziehen ist, geht unter den Forderungen, welche Dieser und Jener bei der „Weltgeschichte" angemeldet hat, wohl mehr als eine mit über, deren grundbücherlicher Eintragung ein vorsichtiger Hypothekenrichter sich schwerlich unterziehen würde, da besagte hohe Frau sich zu einer persönlichen Willensbekundung nicht citiren läßt und es überhaupt nicht liebt, daß ihr Name unnütz im Munde geführt werde. Um nicht durch derartige Einwendungen von gegnerischer Seite in ihren Anrufungen der Weltgeschichte als des Weltgerichts gestört zu werden, haben bekanntlich in älterer und neuerer Zeit Völker, Staaten und Parteien klugen Sinnes sich eigene Geschichtsbegriffe gebildet und den Glauben an die Möglichkeit einer werkthätigen Freundschaft derselben je nach dem Bildungsstande durch Beilegung mehr oder weniger persönlicher Eigenschaften zu kräftigen gesucht. So glaubt denn Jeder an den besonderen Rechtsschutz, dessen sich *seine* Forderungen an die Weltgeschichte erfreuen, und es ist diesem Glauben an eine allwaltende Gerechtigkeit auch sicher eine große geschichtliche Bedeutung beizumessen, da ein unerschütterliches Rechtsbewußtsein und eine unauslöschliche Zuversicht in den „Sieg der gerechten Sache" den einzelnen Menschen wie ganze Völker zu einer höchsten Anspannung der Kräfte im Handeln wie im Leiden befähigen, welche schon oft wider „groß' Macht und viele List" sich siegreich erwiesen hat.

Angesichts von Kämpfen, deren treibende Motive aus nationalen und religiösen, aus staatlichen und kirchlichen Gegensätzen aufspringen, in welche jeder Einzelne durch Anerbung verflochten ist — nur ist sich dessen der Eine mehr, der Andere minder bewußt — kann auch das geschichtliche Urtheil sich nicht lösen von dem Boden, worauf der Richterstuhl erhöht wird. Der Einzelne kann freilich wählen, auf welchen Boden er mit seinem Urtheil treten will, nur darf er nicht glauben, darum *unparteiisch* zu sein, weil er — gleichviel aus welchen Gründen — eine *andere* Partei als die, der er zuvor angehörte, ergreift. Bei Dingen, die materielle Interessen berühren, ist Unparteilichkeit nun vollends unmöglich. Von der wenn auch niemals olympisch unbefangenen, so doch immerhin reinen Höhe eines geschichtlich gegebenen Standpunktes zieht die von wechselnden äußeren Einflüssen abhängige Neigung, vor allem das für wahr zu halten, was man im eigenen Interesse herbeiwünscht, das Urtheil in trübere Tiefen hinab, wo der Betreffende dem Irrlichte augenblicklichen Vortheils nachschleichend, schließlich oft froh ist, statt das Gold der Wahrheit, eine Hand voll Regenwürmer zu finden, lassen sich doch mit diesem Köder immerhin die für die blinde Menge ausgeworfenen Angeln bestecken. Es hat im Laufe des letzten Jahres gerade bei uns im Deutschen Reiche nicht an Gelegenheit gefehlt, diesem zweifelhaften Gewerbe auf die Schliche zu kommen. Angesichts der demnächst bevorstehenden Erneuerung der beiden größten parlamentarischen Körperschaften im Reiche, des preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstags wird es eine ernste Pflicht der deutschen Publicistik sein, die *Wacht der Wahrheit* zu halten und dafür zu sorgen, daß in dem großen Kampfe *ernst historischen Stils*, der auf deutschem Boden zwischen zwei Weltanschauungen entbrannt ist, nicht aus schwächlichen Opportunitätsmotiven der falsche Schein eines friedlichen Ausgleichs für einen Sieg jener hehren Sache ausgegeben werden kann, welcher die Sympathien aller Freunde der Freiheit und Wahrheit diesseit und jenseit des Oceans bisher zur Seite gestanden haben.

Eine solche Mahnung an der Schwelle des neuen Jahres dem deutschen Volke zuzurufen, würde überflüssig erscheinen, wenn nicht mancherlei Anzeichen dafür sprächen, daß die Träger und Vertreter von materiellen Interessen der verschiedensten Art, die bei der neuen Ordnung der Dinge wider früheres Hoffen nicht ihre Rechnung gefunden haben, von der Sache,

Digitized by Google

die sie bislang unterstützten, sich mißmuthig abzuwenden und auf Befriedigung jener Interessen im Wege der Coalition mit allerlei Gegnern zu speculiren beginnen. Durch die großen Verluste, welche verschiedene weit ausgebreitete Industriezweige, von deren Blüthe das Wohlergehen einer zahlreichen Bevölkerung bedingt ist, in den letzten Jahren betroffen haben, ist bei den betheiligten Unternehmern und demnächst auch bei der in Mitleidenschaft gezogenen Bevölkerung der Glaube erzeugt worden, daß ihr „Nothstand" durch die neue Ordnung der Dinge im Reiche, vornehmlich durch dessen wirthschaftliche Gesetzgebung verschuldet sei. Wie könnte es anders sein, als daß diese unzufriedenen Elemente zumeist von einer gründlichen Umkehr der gegenwärtigen Reichsgesetzgebung Abhülfe ihrer Noth erhoffen? Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß derartige Nothstände jeder Zeit die Entstehung ungesunder Parteibildungen und Bündnisse begünstigt haben; es kommt hierbei nur darauf an, daß sich die geeigneten Objecte finden, bei welchen im Wege des Compromisses der Austausch von Leistung und Gegenleistung herbeigeführt werden kann.

Wir haben bereits eine solche Gruppe mißvergnügter Interessenvertreter bei den letzten Wahlen, damals ohne sichtbare Zeichen der Gunst von oben her, mit den politischen Gegnern des Reichs gemeinsame Sache machen gesehen, die „Agrarier", um den ihnen damals angehefteten und seitdem verbliebenen nom de guerre zu gebrauchen; dieselben standen freilich mit wenigen Ausnahmen schon zuvor auf dem Boden eines bestimmten politischen, des altconservativen Programms, wenn sie dieses auch in der Wahlbewegung klüglich verhüllten und sich vor allem als die berufenen Vertreter der „landwirthschaftlichen Interessen" bekannten. Jetzt nun werden alle Hebel angesetzt, um die durch die wirthschaftliche Gesetzgebung des Reichs bedrohten „industriellen Interessen" zur Platform eines neuen Parteiprogramms zusammenzurücken, hinsichtlich dessen es freilich noch nicht festzustehen scheint, ob es in seiner politischen Spitze sich lediglich gegen die bisherige Reichstagsmehrheit wenden und von deren Sprengung einerseits die Befreiung der Reichsregierung von „täglich lästiger werdenden Rücksichten", andrerseits die Erlösung der deutschen Industrie aus ihrem Dornröschenschlafe verkünden — oder aber ob es gleichzeitig auch gegen das preußische Ministerium, welches sich bisher als das festeste Bollwerk wirthschaftlicher Freiheit im Reiche erwiesen hat, den Sturmbock anschieben wird.

Wenig Gewicht würde auf dergleichen Kampfesrüstungen zu legen sein, wenn zwischen der liberalen Mehrheit des Reichstags und dem leitenden Staatsmanne des Deutschen Reiches das nämliche Verhältniß bestände, wie zwischen der Mehrheit des englischen Unterhauses und dem englischen Premierminister; man würde sich dann sagen, daß gegenüber einer Coalition von Sonderinteressen, selbst wenn sie des größeren Effects wegen das Rüstzeug einer politischen Partei sich anlegt, die Mehrheit des Reichstags und ein mit ihr sich in allen großen Fragen eins wissender Reichskanzler ruhig auf das von ihnen mit Ehre und Ernst gewahrte allgemeine Interesse hinweisen könnten, um die Sache, soweit sie politisch von Bedeutung ist, damit abgethan zu haben; die sogenannten „reichsfeindlichen Elemente" würden dann lediglich von einer Enttäuschung mehr Act zu nehmen haben, oder vielmehr sie würden Angesichts eines solchen Verhältnisses zwischen der Reichstagsmehrheit und dem Reichskanzler gar nicht erst auf das Glatteis trügerischer Erwartungen sich hinauswagen.

Alle Speculationen auf einen Wechsel der Reichstagsmehrheit und damit auf eine Umkehr der Reichsgesetzgebung haben zu ihrer Voraussetzung die Thatsache, daß im Deutschen Reiche, wie in Preußen — beider Geschicke sind auch in diesem Punkte untrennbar verknüpft — kein parlamentarisches Regime herrscht, sondern daß die Regierung, bis zur leitenden Spitze hinauf, von Männern geführt wird, welche ohne Rücksicht darauf, ob sie in den gesetzgebenden Körperschaften eine Majorität besitzen oder nicht, auf ihren Posten berufen worden sind, und die dann von Fall zu Fall die etwa als dienlich erscheinenden Mittel anzuwenden haben, um für Vorlagen oder einzelne Bestimmungen solcher, von deren Nothwendigkeit sie überzeugt sind, eine Majorität zu Wege zu bringen. So bietet denn unser parlamentarisches Leben die eigenthümliche Erscheinung dar, daß, um ein Bild zu gebrauchen, die Quelle des gegenseitigen Vertrauens zwischen Regierung und Parlamentsmajorität keine permanente, sondern eine „intermittirende" ist. Strömt diese Quelle, wenn die aus der Tiefe des Volksgemüths hervorbrechenden Adern unter starkem Druck ihr reichen Zufluß zuführen, mit mächtigem Rauschen einher, so glaubt man zu dieser Zeit, daß Volk und Regierung, Reichstagsmehrheit und Reichskanzler ein Herz und eine Seele sind. In ihnen allen ist es derselbe Geist, der sich kundthut, jener nationale Geist, welcher das Deutsche Reich als seinen politischen Körper sich gestaltet hat, und der dann in jedem seiner Organe, mögen sie nun von Unten oder von Oben her sich angegliedert haben, gleich mächtig waltet. In den Tagen jedoch, wo dieser nationale Geist nach längerer Thätigkeit wieder in Abspannung versinkt, da versiegt auch allmählich jene Lebensquelle des gegenseitigen Vertrauens, und ihr weiterer Lauf, der oben bald dem Blicke dürr und steinig daliegt, regt nur einen ärgerlichen Streit darüber an, wer an dem kümmerlichen Rinnsal, das sich noch aus der früheren Fülle her erhalten hat, das Recht der Wassernutzung habe, nebenherlaufender Anschuldigungen wegen heimlichen Abgrabens nicht zu gedenken.

Seit der großen Wendung, die mit dem Jahre 1866 in der politischen Geschichte der deutschen Nation eingetreten ist, hat in periodischer Wiederkehr ein Mißtrauen zwischen der Reichstagsmehrheit und dem Reichskanzler sich eingefunden. Jene Mehrheit, die als eine durchaus national gesinnte gelten muß, wenn auch auf ihrem äußersten Flügel in Freiheitsforderungen weitergehend, als die große Mehrheit des deutschen Volkes — die Ultramontanen rechnen dabei nicht mit; duo quum faciunt idem, non est idem — zur Zeit für gut hält, ist dazu bereit der Reichsregierung zu bewilligen, was diese um nationaler Zwecke wegen nothwendig braucht, wobei natürlich über das Maß des nothwendig zu Bewilligenden eine Verschiedenheit der Ansichten erlaubt sein muß, wie eine Verständigung darüber auch noch stets erzielt wurde; hier wird immer jenes Vertrauen walten, welches ein Staatsmann für sich beanspruchen kann, dem die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches ein monumentum aere perennius gesetzt hat. Dieselbe liberale Mehrheit wird aber zu einer fast argwöhnischen Vorsicht genöthigt, wenn die Forderung an den Reichstag herantritt, von den freiheitlichen Errungenschaften der Vorjahre, die auf politischem Gebiete zudem nicht eben umfangreich sind, etliche wieder aufzugeben. Und das ist in der bekannten Strafrechtsnovelle dem Reichstage zugemuthet worden. Daß in den veränderten Verhältnissen eine Nothwendigkeit für derartige Restrictionen vorliege, ist zwar mit großem Nachdruck behauptet worden; die Reichstagsabgeordneten, die doch aus dem ganzen Reiche sich sammeln, kennen die Verhältnisse aber auch und zwar durch mehrhundertfältige Autopsie und aus den verschiedensten amtlichen und privaten Stellungen heraus. Muß da nicht der Glaube an ein Mißtrauen des leitenden Staatsmannes in die Reichstagsmehrheit Wurzel schlagen, als wenn dieselbe ihm bei einer ernsten Veranlassung zu Strafverschärfungen wie die jetzt in Vorschlag gebrachten, die Mittel, deren er zur Aufrechterhaltung der Regierungsautorität und der öffentlichen Ordnung bedarf, verweigern möchte? Oder — denn auch diese Frage läßt sich aufwerfen — sollte die gegenwärtige Reichstagsmehrheit überhaupt nur einer Probe auf ihre Gefügigkeit unterzogen werden? Diese Eventualität würde auf die Absicht eines Versuchs schließen lassen, die gegenwärtige Reichstagsmehrheit, da sie die Probe nicht bestanden hat, bei den nächsten Wahlen durch eine andre zu ersetzen. Und durch welche? Etwa durch eine conservativ-liberale Regierungspartei? Es könnten auf eine solche Absicht die Bohrversuche gewisser als officiös oder doch als inspirirt geltender Zeitungen schließen lassen, durch

Digitized by Google

welche wohl das Gefüge der nationalliberalen Partei und die Aussichten von etwaigen Sprengversuchen ermittelt werden sollen. Ein etwaiger höherer Auftrag dazu scheint nicht zu bestehen; auch hat bis jetzt unter etwas Verwitterungsschutt das anstehende Gestein sich durchaus fest erwiesen.

Die zweite Combination wäre die einer conservativ-klericalen Regierungsmajorität; ob eine solche geplant werden kann, hängt zunächst von der Geneigtheit der Regierung zu Zugeständnissen an den Vatican ab, wobei die Kirche sich vermuthlich mit einer ausgiebigen Sicherstellung des klericalen, in Sonderheit des episkopalen Einflusses auf die Bevölkerung begnügen und zu diesem Zwecke die Kirchengesetze formell anerkennen, der Staat aber bei der verheißenen Revision den Forderungen der Kirche Befriedigung verschaffen würde. Ob zur Herstellung eines solchen modus vivendi im Vatican zur Zeit schon Lust herrscht, ist indessen zu bezweifeln; dort werden die kirchlichen Fragen mehr als an irgend einer andern Stelle nach Erwägungen der hohen Politik gelöst oder je nachdem vertagt. Zunächst wird man dort wohl erst abwarten, ob Frankreich, dies Schwert der Kirche, nachdem es im Feuer der Volkswahlen einem neuen Schweißproceß unterzogen worden, sich an der Hand des frommen Marschalls Mac Mahon zu einem tauglichen Rüstzeug der Rache für das politische und kirchliche Sedan erweisen wird, welches letztere ja bekanntlich unsre gläubigen Katholiken an jedem zweiten September durch ein Glockeninterdict als einen dies nefastus ausdrücklich gekennzeichnet haben.

So bleibt denn schließlich, bis die Zeichen sich schärfer vom Himmel abheben, als Drittes, was, wie wir meinen, dem deutschen Volke und Reiche allein frommt, nur übrig, daß, wie seit 1866 die fortschreitende Bewegung im Reiche und in Preußen immer noch ähnliche Störungen, wie in dieser Reichstagssession erfahren und zuletzt glücklich überwunden hat, derselbe Zwang, der bisher die von Zeit zu Zeit stärker heraustretende Abneigung, die sich aus der Grundverschiedenheit der politischen Anschauungen zwischen der liberalen Reichstagsmehrheit und dem Reichskanzler ergibt, überwältigt hat, auch weiter fortwirken wird. „So lange" — um mit goldenen Worten der „Berliner autographirten Correspondenz", die aus berufenem Munde kommen, diese Neujahrsbetrachtung zu schließen — „so lange aus dem positiven Zusammenwirken der Regierung und der liberalen Partei die Kräftigung des Reichs und eine Befestigung seiner Institutionen zu erwarten ist, darf die Hoffnung nicht aufgegeben werden, daß die Störung der Harmonie wie bisher nur eine zeitweilige ist und in positiver Thätigkeit schnell sich überwinden läßt. Während noch der unerquickliche Streit um die Strafrechtsnovelle geführt wird, warten bereits die großen Justizgesetze ihrer Vollendung, tritt die Verkehrseinheit des Reichs in den Vordergrund, und verwandelt sich die Absicht einer besseren Organisation der Reichsverwaltung aus einem Gegenstande bloßer Erörterungen in ein sichtbares und nächstes Ziel, welches bald die vereinte Kraft aller Reichsfreunde in Anspruch nehmen wird".

So mag denn, wie jede der Mühe werthe Arbeit den Menschen über Trübsal und Verbitterung hinweghebt, auch die Arbeit im Dienste des Reichs an jedem, der dazu berufen ist, im neuen Jahre ihre erlösende Kraft bewähren.

Das geistige Leben in Württemberg.

Unter den deutschen Kleinstaaten hat von jeher kein anderer ein so besonderes Studieninteresse erregt als Württemberg; der Grund dafür liegt nicht in etwaigen Merkwürdigkeiten, welche der Staat als solcher vielleicht aufzuweisen hatte — im Guten wie im Schlimmen, sondern in der Eigenartigkeit des dort seßhaften schwäbischen Volksstammes. Nicht nur scharfblickende Fremde haben sich angelegen sein lassen, darüber ihre kritischen Untersuchungen anzustellen, sondern auch schwäbische Schriftsteller versuchten fort und fort, die Eigenthümlichkeiten ihrer Landsleute nach den verschiedensten Aeußerungen des Lebens darzustellen und haben sie gewöhnlich am härtesten beurtheilt. Was ihnen aus Gründen, die wir noch des Näheren hervorheben werden, tadelnswerth erschien, war dem Ausländer zunächst nur ein Gegenstand der Curiosität. Er sah eine sehr scharf geschnittene Individualität und eine spröde Subjectivität in diesem Volksstamm, die schwer mit dem allgemeinen nationalen Gedanken in Einklang zu bringen schien, und indem man Volk und Staat als sich deckende Begriffe auffaßte, wähnte man hier mit dem hartnäckigsten Charakter des deutschen Particularismus zu thun zu haben. Eine solche Auffassung war den hervorragenden heimischen Schriftstellern und selbstständiger denkenden Geistern aber entschieden fremd und wurde ihnen immer widernatürlicher. Sie hielten Volk und Staat auseinander, und während sie mit den Eigenartigkeiten ihrer Landsleute sich innig verbunden fühlten, wandten sie für den Particularismus ihres Staats mehr Freimuth in der Verurtheilung als sogenannten Patriotismus auf. Württembergische Geschichtsbücher gegen preußische gehalten werden in dieser Beziehung einen auffälligen Unterschied zeigen, und wenn es auch wahr ist, daß über die neuere württembergische Staatsgeschichte bis zum ersten Viertel dieses Jahrhunderts nicht viel Rühmenswerthes zu sagen ist, so verdient jener Umstand doch eine besondere Beachtung, um so mehr, wenn man erwägt, wie selbstgefällig sich die Altwürttemberger als ein besonderes, abgeschlossenes Nationchen betrachteten. Ihr politischer Kleinstaat galt ihnen als eine feste Burg und noch vor einem Jahrzehnt würde die große Masse des schwäbischen Volks ihn gegen jede Zumuthung, etwas von seiner Souveränetät abzugeben, fanatisch vertheidigt haben. Im „Bürgerkrieg" von 1866 glaubten die Schwaben zuversichtlich, mit den „preußischen Schneidergesellen" leicht fertig zu werden, und erst als die herbe Enttäuschung durch die Thatsache erfolgt war, näherte sich murrend und grollend der allgemeine Volkssinn jenem Zug des geistigen Lebens im Lande, welcher längst über den Horizont des Kleinstaats hinauszudringen suchte. Württemberg ist ein organischer Theil des neuen Deutschen Reichs geworden und der Schwabe von sonst ist jetzt durchweg, auch wenn er auf dem Schein seines Schwabenthums besteht, die reichstreueste Seele, die sich denken läßt. Eine solche Umwandlung, so tief innerlicher Art, muß wohl erstaunlich scheinen und verdient eine andere Erklärung als die aus blos realistisch politischer Auffassung der geschichtlichen Ereignisse. Der Zusammenbruch des politischen Particularismus in Württemberg wäre so schnell und glatt nicht möglich gewesen, wenn nicht das geistige Leben daselbst instinctmäßig diesen Fall vorbereitet und in seiner langsamen stetigen Arbeit den innigsten Anschluß an Deutschland, speciell an den Norden, und trotz mehr Anti- als Sympathie für dessen Wesen, angebahnt hätte. Auf diesen Vorgang muß man Gewicht legen, will man über die ideelle Bedeutung der deutschen Ereignisse klar werden, von denen ein plötzlich so ideenfeindlich gewordenes Geschlecht, wie das heutige, nur die äußern Hebel und Wirkungen, die Schlachten und politischen Schlußsätze der Diplomatie, in's Auge zu fassen und zu begreifen beliebt. Wie die deutsche nationale Idee und Wiedergeburt ihren Ursprung wesentlich nur in der deutschen Poesie und Literatur hat, die ein Jahrhundert lang die Geister dafür bearbeitete und in steter Empfänglichkeit hielt, so war es die geistige Arbeit auch allein, die im Einzelnen Sprödigkeiten und Eigenwilligkeiten innerhalb des deutschen Volksthums überwand, die jeder Nachgiebigkeit gegen höhere Ideenmacht zu spotten schienen. Es ist ein unverdientes Geschick, daß unsere Literatur mit ihrem Sprachrohr, der Presse, die sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hat, aus falschem Ergebenheitssinn des Volkes auch in dessen Augen selber zu einer so hinschwindenden moralischen Bedeutung sinken konnte, nachdem die Schnitter die reife Frucht davongetragen!

Der Eigenartigkeit des schwäbischen Volksstammes und

Digitized by Google

des dahinein gewachsenen württembergischen Dynastenstaats entspricht das geistige Leben daselbst in merkenswerther Weise. Es ist zunächst ebenfalls als eine Geschlossenheit individuellen Charakters erkennbar und von so stark subjectiver Eigenthümlichkeit, wie diese unter keinem anderen der deutschen Volksstämme auch nur annähernd ähnlich aufzuweisen wäre. Eine Menge von originalen Geistern ist aus diesem Winkel Deutschlands hervorgegangen, von welchem auch die zwei Herrschergeschlechter der Hohenstaufen und Hohenzollern — von den Welfen nicht zu reden — ihren Machtflug über die deutsche Nation genommen. Die Reformation hat hier, umbräut von mächtigen Gegnern, in schweren Kämpfen sich behauptet und viele Männer gefunden, die an dem Werk wohl oder übel immer weiter zu arbeiten suchten. Eines Keplers Wiege hat dort gestanden, und in stetem Nachschub sind glänzende Namen immerfort in die Reihen der deutschen Wissenschaft und Poesie getreten, genug darunter, welche außerhalb der Heimat als Sterne unserer Literatur aufgingen. Wieland, Schiller, Schelling, Hegel, Uhland, Schwab, Vischer, Strauß — mit diesen Schwaben nennt man Fundamente, Eckpfeiler und Klammern unserer Nationalliteratur.

Im grellsten Gegensatz zu diesem Reichthum ausgezeichneter, universeller Geister bietet ihre gemeinsame Heimat einen Staat mit einer Bevölkerung dar, welche sich ihrem Gedeihen so ungünstig, ja fast so feindselig als möglich erwiesen. „Kein augustisch Alter blühte, keines Medizeers Güte lächelte der deutschen Kunst," so konnte Schiller von allen deutschen Dynasten sagen, und von den württembergischen galt dies mindestens der Literatur gegenüber ganz besonders. Der Stuttgarter Hof legte fast niemals Wohlwollen für Genies und Talente an den Tag, die nicht zum Nutzen seiner Kleinstaaterei verwendbares Material bildeten; selbst die berühmte Karlsschule war nur eine herzogliche Liebhaberei, die für Pflege des geistigen Lebens nicht das Geringste geleistet und den eitlen Herzog, der wie andere deutsche Despoten in Jugenderziehung zu machen Laune hatte, oft in die Lage des Goethe'schen Zauberlehrlings gebracht hat. „Theologen und Schreiber," sagt Rümelin in einer Schilderung Altwürttembergs, „hielten Alles in Banden und ließen nichts aufkommen, was in ihren Kram nicht taugte. Anderwärts gab es Edelleute, die die Welt gesehen hatten und auf ihren Burgen unabhängig genug waren, auch in geistigen Dingen ihre eigenen Wege zu gehen. Es gab einen gelehrten Beamtenstand, der der Geistlichkeit sich an Bildung ebenbürtig wußte und in der Lage war, ein Gegengewicht zu bilden. Es gab ein städtisches Bürgerthum und darunter einzelne Familien, die ihren Stolz in die Pflege einer höheren Bildung setzten. In Württemberg fehlten die Stände und Stellungen, die einer freien Bildung Raum boten".

In solchem Staat, der mit all seinem großen und schwerfälligen Apparat für ein reges, in Wechselwirkung kommendes Leben gar keinen Platz und keine Gelegenheit bot, ergänzte sich nun durch Laune der Natur ein Geschlecht von Talenten, welches geistiges Leben mehr oder minder heftig ersehnte und beim Mangel desselben um so begieriger war, sich geltend zu machen und aus der Umwallung des particularistischen Bannes hinaus in den großen Strom des nationalen Lebens zu treiben. Wen diese Einengung bedrückte, wer als selbstständiger Denker höheren Flug zu nehmen Neigung spürte, der brach aus und suchte innerhalb eines weiteren Horizontes eine Zuflucht, um sich zu „entschwäbeln". Die Andern aber, die im Lande blieben oder bleiben mußten, bildeten unabsichtlich eine festverkettete Genossenschaft, weil sie unter einander auf sich allein im Austausch ihrer Ideen angewiesen waren. Daran änderte auch die Umgestaltung des neuen württembergischen Königreichs im modernen Sinne durch König Wilhelm in diesem Jahrhundert so gut wie nichts, da die bisherigen Elemente des Staats durch den Zuwachs an Bauern, biderben Kleinhandwerkern und altreichsstädtischen Zünftlern in den neu erworbenen Landestheilen kaum eine innere Veränderung erlitten.

Diese stille Genossenschaft wesentlich literarischer Talente, wie sie in Württemberg durch die erwähnten Gesellschaftsverhältnisse entstanden ist, mahnt in etwas an jene république des lettres, wie sie die französischen Encyklopädisten im vorigen Jahrhundert unter sich gebildet und die sie auch zuweilen L'Eglise nannten, und als deren Patriarch bekanntlich Voltaire in Ferney verehrt wurde. Keineswegs, daß sie derselben in Bezug auf Kameraderie, auf gegenseitiges Lobspenden, ähnelten; denn dafür waren sie alle zu unverrückbare Schwaben, als daß sie aus irgendwem viel Wesens machten. „Ich schwör' auf keinen einzeln Mann, denn Einer bin auch ich," singt Uhland recht schwäbisch im Ausfluß des volksthümlichen Egoismus, der zu Liebe der verehrten Individualität den Andern lieber hinterrücks, schmähsüchtig und übelwollend als anerkennend und ermunternd zu behandeln pflegt. Auch darin ist mit jener französischen république des lettres keine Parallele zu ziehen, daß die württembergische in gewissen Salons und Vereinen ihre Mittelpunkte gefunden hätte, denn abermals recht schwäbisch bleibt Jeglicher dort gern für sich allein und will von Gesellschaften und Geplauder bei Leibe nichts hören und sehen. Es sind geradezu Ausnahmen besonderer Art gewesen, daß im Hause Gustav Schwabs in Stuttgart und noch mehr Justinus Kerners in Weinsberg literarische Geister aus aller Welt zusammenkamen. Aber insofern ist jene hervorgehobene Aehnlichkeit der schwäbischen Literatur-Genossenschaft mit der encyklopädischen wohl zutreffender, als auch sie eine Welt für sich darstellte und in eigenen Ideen arbeitete, die gegenüber dem realen Schwabenthum kaum minder revolutionären Ursprungs waren, wie die der Encyklopädisten innerhalb des Franzosenthums vor hundert Jahren. Wenn diese durch Aufstellung neuer Staats- und Gesellschaftstheorien die allgemeine Umwälzung der europäischen Verhältnisse einleitete, so arbeitete jene dem deutschnationalen Geiste zur Förderung, was indirect dem württembergischen Kleinstaat so entgegen als möglich war. Darauf mag nicht besondere Betonung gelegt werden, daß die schwäbischen Schriftsteller als Zeitgenossen der französischen Revolution im Lob und Preis derselben auch wirklich ganz dicht an die Seite der Encyklopädisten rückten, denn diese Erscheinung ist eine für die deutsche Literaturwelt jener Zeit ziemlich gemeinsame; aber um so schärfer hebt sich der Umstand hervor, daß sie dem hohen Selbstbewußtsein des schwäbischen Volks von seiner Eigenart entgegen in demselben keinerlei Befriedigung fanden. Und bei alledem waren sie und wollten sie so gute Schwaben sein, wie irgendwelche ihrer Landsleute. Die wenigsten von ihnen überschritten die Grenzen ihres anmuthigen Ländchens und gar nach Norddeutschland hin, wo für sie die Barbaren wohnten, wie für die Römer außerhalb Italiens. Alle studirten durchweg auf der Landesuniversität Tübingen, die ja wesentlich nur für die Württemberger da ist, und wie dieselbe kaum nennenswerthen Zufluß an Schülern von außerhalb erhält, so erschöpft dort auch der Sohn des Landes mit Stolz seine Vorbereitung zu dem von ihm erwählten Lebensberuf. Die schwäbische literarische Republik, als die einzige frisch sprudelnde Quelle geistigen Lebens in Württemberg, besteht aber durchaus nur aus studirten Leuten, ehemaligen tübinger Stiftlern und Zöglingen; irgend ein nicht also geweihter Geist findet sich darin nicht vor, ein begabter Dilettant, ein frei, autodidaktisch entwickeltes Talent kommt in diesen geschlossenen Kreis nicht hinein, hat in Schwaben überhaupt sich selten im höheren Streben bemerkbar und erfolgreich gemacht. Zumeist Theologen, die ja mehr als die Hälfte aller studirten Leute in Württemberg betragen, dann Juristen, gelegentlich ein Mediciner — das sind die Träger des geistigen Lebens in Württemberg, und wenn man danach schließen kann, wie wenig vermittelt dasselbe mit der großen Masse des Volkes ist, so wird man auch ungemein bemerkenswerth finden, daß diese tübinger Studirten in literarischer Arbeit zu Gunsten der großen nationalen Idee zu einer Selbstverleugnung ihres ursprünglichen particularen Wesens gelangten. Sie behielten auch nach

Digitized by Google

der Universität noch den Schwaben, aber sie ließen dort den eigentlichen Württemberger zurück. F.-W.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Zum Neujahr.

Von Wilhelm Busch.

Bald, so wird es Zwölfe schlagen.
Prost Neujahr! wird Mancher sagen;
Aber Mancher ohne rrren,
Denn es gibt vergnügte Herren.
Auch ich selbst, auf meinen Wunsch,
Mache mir ein wenig Punsch. —
Wie ich nun allhier so sitze
Bei des Ofens milder Hitze,
Angethan den Rock der Ruhe
Und die schön verzierten Schuhe,
Und entlocke meiner Pfeife
Langgedehnte Wolkenstreife;
Da spricht Mancher wohl entschieden:
Dieser Mensch ist recht zufrieden!
Leider muß ich, dem entgegen,
Schüttelnd meinen Kopf bewegen. —
Schweigend lüfte ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das.) —
Sonsten, wie erfreulich war es,
Wenn man so am Schluß des Jahres,
Oder in des Jahres Mitten,
Zum bewußten Schrein geschritten
Und in süßem Traum verloren
Emsig den Coupon geschoren;
Aber itzo auf die Scheere
Sickert eine Trauerzähre,
Währenddem der Unterkiefer
Tiefer sinkt und immer tiefer. —
Traurig leere ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das.) —
Henriette, dieser Name
Füllt mich auch mit tiefem Grame.
Die ich einst in leichten Stoffen
Herzbeklemmend angetroffen
Nachts auf dem Casinoballe;
Sie, die später auf dem Walle
Beim Ziewiet der Philomele
Meine unruhvolle Seele
Hochbeglückt und tief beseligt,
Sie ist anderweit verehlicht,
Ist im Standesamtsregister
Aufnotiret als Frau Pfister,
Und es wird davon gesprochen,
Nächstens käme sie in Wochen. —
Grollend lüfte ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das.) —
Ganz besonders und vorzüglich
Macht es mich so mißvergnüglich,
Daß es mal nicht zu vermeiden,
Von hienieden abzuscheiden,
Daß die Denkungskraft entschwindet,
Daß man sich so todt befindet;
Und es sprechen dann die Braven:
Siehe da, er ist entschlafen;
Und sie ziehn gelind und lose
Aus der Weste oder Hose
Den geheimen Bund der Schlüssel,
Und man rührt sich auch kein Bissel,
Sondern ist, obschon vorhanden,
Friedlich lächelnd einverstanden. —
Schaudernd leere ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das.) —
Wo wird dann die Seele weilen?
Muß sie sich in Duft zertheilen?
Oder wird das alte Streben,
Hübsche Dinge zu erleben,
Sich in neue Form ergießen,
Um zu lieben, zu genießen,
Oder in Behindrungsfällen
Sehr zu knurren und zu bellen?
Kann man, frag ich angstbeklommen,
Da denn gar nicht hinter kommen? —
Kommt, o kommt herbeigezogen,
Ihr verehrten Theologen,
Die ihr längst die ewg'e Sonne
Treu verspundet in der Tonne;
Ueberschüttet mich mit Klarheit! —
Doch vor allem hoff' ich Wahrheit
Von dem hohen Philosophen;
Denn nur er, beim warmen Ofen,
Als der Pfiffigste von Allen,
Fängt das Licht in Mäusefallen. —
Prost Neujahr! — Und noch ein Glas.
(Ei, wie schön bekömmt mir das!)
Uh! Mir wird so wohl und helle.
Himmel, Sterne, Meereswelle,
Weiße Möven, goldne Schiffe;
Selig schwanken die Be—jiffe,
Und ich tauche in das Bette
Mit dem Seufzer: Hen—i—jette!

Alte und neue Antworten auf ästhetische Fragen.

Von M. Carriere.

Wir selbst sind Einheit des Bewußtseins in der Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, bleibendes Selbstgefühl im Wechsel der Empfindungen; wir bedürfen der Eindrücke der Außenwelt, damit wir uns von ihnen unterscheidend zu uns selbst kommen; wir sind Sinnlichkeit und Vernunft, und unsere Lebensaufgabe ist der Einklang von beiden; wo er erreicht wird, da haben wir das Wohlgefühl der Lebensförderung, Lebensvollendung. Wir haben es im Schönen; es ist dasjenige, was unsere Sinne angenehm anregt, indem es zugleich unsern Geist befriedigt, eine Erscheinung, die ganz vom Gedanken durchdrungen und gebildet unmittelbar als Verwirklichung der Idee im Gegenstand uns einleuchtet, die Harmonie innerer Einheit und äußerer Mannigfaltigkeit. Wir verstehen aber die Welt von uns aus. Weil wir selbst durch Laute und Geberden unsere Stimmungen und Gedanken kund geben, werden wir durch das was wir von andern hören und sehen an die Seelenzustände erinnert, die uns zu ähnlichen Aeußerungen getrieben; weil der Gram uns beugt, und wir uns aufrichten mit muthiger Kraft die Last des Lebens zu tragen, pflanzen wir die Trauerweide auf Gräber, und empfinden in der dorischen Säule das freudige Emporstreben wie den Druck des Gebälks. Und das Schöne ist nicht fertig außer uns vorhanden, es erzeugt sich aus unsrer Subjectivität, im

Digitized by Google

fühlenden Geiste. Erst in uns erklingen die an sich stummen Wellen der Luft, erst in uns werden die Schwingungen des Aethers zur Empfindung von Licht und Farbe; sie müssen in regelmäßiger Ordnung und Gestalt, in einfachen Verhältnissen sich bewegen, wenn sie das Wohlgefühl der Harmonie in uns erzeugen sollen, und daß diese Verhältnisse nicht blos sind oder gedacht werden, daß sie empfunden und genossen werden, daß sie klingen und leuchten, darauf kommt es an. Wenn sie zugleich von einem idealen Gehalt durchdrungen oder beseelt sind, wenn sie dem Geist diesen offenbaren, dann fühlen wir unsere ganze seelischsinnliche Natur durch sie angesprochen und in ihre Harmonie eingestimmt, und das Wohlgefallen, das wir daran haben, weil unser eigenes Wesen dadurch gefördert und befriedigt wird, macht sie zum Schönen.

Von diesen Gesichtspunkten aus habe ich die Aesthetik dargestellt. Erschien auch das Schöne als unser Gefühl und unser Geschmacksurtheil, so war die Frage: wie müssen die Gegenstände beschaffen sein, die es in uns erwecken, in deren Zusammenwirken mit uns es entspringt? Dies Objective hat man seit Schelling und Hegel vornehmlich untersucht, es schien, als ob das Schöne an sich das Vollendete sei und außer uns bestünde, so daß wir nur passiv es aufnähmen, und auch die Jünger Herbarts, die das Schöne in die reine Form und deren Verhältnisse setzen, trachteten diese zu bestimmen; besonders hat Zeising auf diesem Gebiet mit Erfolg gearbeitet, ohne der genannten Schule anzugehören, vielmehr der Genosse philosophischer Bestrebungen, die den Idealrealismus bekennen. Neuerdings nun wendet sich die Forschung gerade dem subjectiven Proceß zu. Konrad Hermann mahnt daran, daß die Aesthetik vom Empfinden ihren Namen habe, und Hermann Siebeck hat eine Schrift über das Wesen der ästhetischen Anschauung geschrieben, die wir willkommen heißen und an die wir einige Betrachtungen anknüpfen wollen.

1. Die ästhetische Apperception.

Wir wissen zunächst von unsern Empfindungen; aus ihnen entwerfen wir die Bilder der Dinge und versetzen sie außer uns auf die Gegenstände, die sie erregt haben. Darin stimmt Kant und die neuere Naturwissenschaft überein. Wir gewinnen durch unsere Sinne fortwährend neue Eindrücke, neue Wahrnehmungen; Siebeck unterscheidet davon die Anschauung, die erst dadurch entsteht, daß die Wahrnehmung eine bereits in uns vorhandene Vorstellungsgruppe hervorruft, an welche sie angeknüpft und so dem erkennenden Geiste angeeignet wird. Zunächst sehe ich das Gesicht, die aufgerichtete Gestalt, die Kleidung; die Wahrnehmung fällt unter das Vorstellungsbild vom Menschen, und nun schaue ich den Menschen, das fühlende, wollende, denkende Wesen im Gegenstand an; er ist mir nichts Fremdes, die neue Wahrnehmung fügt sich in den geordneten Schatz meines Bewußtseins ein. Vieles ist in der Anschauung unter der Einheit des Begriffes verbunden. Die Seele kann immer nur eine Empfindung oder Vorstellung mit voller Klarheit im Bewußtsein haben, sie muß darum trachten, eine Vielheit von solchen zu einem psychischen Gesammteffect zusammenzufassen. Wir nennen Apperception den Vorgang, durch welchen wir den frischen Sinneseindruck in das Gewebe unseres Vorstellungslebens einfügen, einem Kreis desselben ihn eingliedern, einen Begriff in ihm anschauen. Hat das Kind aus Eichen, Buchen und anderen Laubhölzern die Vorstellung des Baumes sich gebildet, und eignet es sich den Anblick einer Tanne durch denselben an, so wird zugleich sein Begriff vom Wesen des Baumes erweitert, mit dem neuen Element der Nadeln bereichert. Wir fragen bei allem Neuen, was es sei und wo wir es hinthun sollen; es wird aus einem Fremden zum Bekannten, sobald wir es dem alten Bestand unserer Erkenntnisse eingeordnet und diesen dadurch vermehrt haben. Fügt es sich ihm nicht ein, so ist die Bildung eines neuen Begriffes erforderlich. Vor den Augen des Kindes bewegen sich Dinge in der Luft; es faßt sie unter der Vorstellung des Vogels zusammen, und appercipirt nun unter dieser auch den Blitz und die Sonne, jener wird zur geflügelten Schlange, diese zum Schwan des Himmels. Ein anderer appercipirt die Sonne unter der Anschauung des Auges, sie wird zum Auge des Himmels, Gottes. Dann lernt man aber die großen Unterschiede des hier Zusammengefaßten kennen, legt die Elemente auseinander und ordnet sie anderen Begriffen ein. Ich füge dies hinzu, weil ich später darauf zurückkommen werde.

Für jeden Gegenstand sind verschiedene appercipirende Gruppen möglich; das sind die verschiedenen Gesichtspunkte, aus denen man ihn betrachten kann. Häufig angewandte Anschauungen stellen sich um so leichter ein. Nun hat aber alles, was wir thun und leiden, seine Resonanz in unserm eigenen Wesen, alle Empfindungen, Vorstellungen, Handlungen sind eine Aenderung unseres Zustandes, und das Gefühl besteht darin, daß wir dessen inne werden, und je nachdem die Veränderung unser Wesen hemmt oder fördert, ihm widerspricht oder entspricht, macht sie uns Schmerz oder Freude, ist sie Unlust oder Lust. Siebeck bezeichnet nun mit Stimmung das Ergebniß aus der Berührung mehrerer Vorstellungen im Bewußtsein. Und wie jedes Wesen sich selbst am nächsten ist, und wie wir die Welt von uns verstehen, so werden wir Siebeck Recht geben, wenn er sagt: Für den Menschen, welcher sich in der Erscheinungswelt orientiren will, existirt die Vorstellung eines Verhältnisses, das sich ihm unabweislich und unausbleiblich aufdrängt, weil es ihm von der eigenen Erscheinung geboten wird, die Vorstellung des Zusammenseins von Geistigem und Sinnlichem, vom Sinnlichen als Ausdrucksmittel des Geistigen. Unser geistiges Leben beginnt mit sinnlichen Eindrücken und den dadurch hervorgerufenen Strebungen und Gedanken, und wo wir sinnliche Außendinge unterscheiden oder vergleichen, üben wir an ihnen eine über die Sinneswahrnehmung hinausgehende geistige Thätigkeit. Wo das Geistige ein Erscheinendes wird, bedarf es eines Sinnlichen, um zum Ausdrucke zu gelangen, aber es gibt diesem seinem Träger auch sein geistiges Gepräge; die Bewegung des Armes durch unsern Willen ist eine andere, als wenn sie blos durch äußeren Mechanismus erfolgte, wie ein blindes Zucken einer Reflexbewegung oder wie das eckige Zappeln einer Marionette. Der Gesichtspunkt des beseelten Sinnlichen ist für unsere Auffassung das Gegebene und überall gegenwärtig, wo uns das Aeußere ein Inneres auszudrücken scheint. Nun findet aber das Zusammensein des Sinnlichen und Geistigen seine vollkommenste Darstellung in der erscheinenden Persönlichkeit; das Geistige manifestirt sich in der ganzen Gestalt und in Geberden, Mienen, Lauten, in Stellung und Haltung. Und wo wir ein Sinnliches als Ausdruck des Geistigen auffassen, da muthet es uns angenehm an, indem es unserm eigenen Wesen entspricht. Wo immer Formen und Bewegungen der Welt an die der erscheinenden Persönlichkeit erinnern und anklingen, appercipiren wir den Gegenstand durch dieselbe, ja es fällt uns schwer mit der Vorstellung eines vom seelenhaften Ausdruck entblößten Sinnlichen Ernst zu machen, — eben so das Geistige ganz ohne sinnliche Gestalt zu denken. Das Kind personificirt alle Dinge, ebenso die Jugendphantasie der Menschheit im Mythus. Was aber so an unser eigenes Wesen anklingt, füge ich hinzu, das erregt und befriedigt uns zugleich, das erscheint harmonisch und erweckt die Lust der Harmonie in uns; wir empfinden die Harmonie als das unserm Wesen gemäße, unser Wesen Vollendende, und das ist das ästhetische Wohlgefühl.

Jede Persönlichkeit, fährt Siebeck fort, hat einen eigenthümlichen Charakter, ist etwas Individuelles. Alle ihre Aeußerungsformen zeigen sich als gegenseitig durch einander bestimmt und mit einander zusammenstimmend. Im Nebeneinander und Nacheinander der Laute und Geberden, der Bewegungen und Handlungen ist nichts Unverträgliches, nichts von außen Aufgezwungenes, vielmehr entwickelt sich alles von innen heraus nach eignem Gesetz; wir schauen in der Persönlichkeit unmittelbar das in ihr liegende Gesetz ihrer einzelnen Erscheinungsweisen an, als dessen Verkörperung wir sie auffassen; die Persönlichkeit ist die Darstellung dieses Gesetzes selbst. Das Zusammenstimmen der einzelnen Züge und der Zusammenhang der Bewegungen, das wir bei der Betrachtung der beseelten Gestalt unmittelbar fühlen und schauen, ist eben die äußerlich gewordene innere Einheit des eigenthümlichen Charakters. Jede Persönlichkeit aber ist ein eigengeartetes Wesen und trägt das Gesetz der Eigenthümlichkeit ihres Er-

Digitized by Google

scheinens in sich selbst. Und wo nun das Mannigfaltige sich auf solche Weise zweckmäßig zusammenschließt und zur Einheit ergänzt, da erweckt diese Zusammenstimmung auch eine uns anmuthende Stimmung, wir appercipiren den Gegenstand unter der Anschauung der Persönlichkeit, da erfreut uns der Einklang des Unterschiedenen zur Einheit. „Offen und klar steht jede schöne Erscheinung als solche vor uns da, wir schauen in und mit ihr zugleich unmittelbar das Gesetz ihres in der Erscheinung gegebenen Seins an, welches alles Neben- und Nacheinander ihrer Formen bestimmt. Diese Formen wachsen eine aus der anderen gegenseitig hervor, wie hervorquellend aus einem inneren Princip, das doch zugleich nicht ein hinter der Erscheinung liegendes ist, sondern in und mit dem Aeußeren unmittelbar vor Augen liegt."

Daß alles Schöne frei innerhalb gesetzlicher Normen erscheint, die es aus eigener Triebkraft auf originale Weise erfüllt, habe ich in meiner Aesthetik ausführlich erörtert; Siebeck citirt Schillers Briefe an Körner, wo dieser sagt, daß die Formen, in welchen die Sinnenwelt durch sich selbst bestimmt erscheint, eine Darstellung der Freiheit seien; wir sind dann nicht veranlaßt, den Grund außerhalb ihrer zu suchen; schön heißt darum auch eine Form, die sich selbst erklärt.

Wo nun das Sinnlich-Aeußere dem Geist als ein von innen heraus Gegliedertes und Geordnetes erscheint, da muthet es ihn nach Art der eigenen Persönlichkeit an, da braucht er dem Gegebenen sein eigenes Gepräge nicht erst arbeitend aufzudrücken, da tritt ihm das Sinnliche selbst als ein Geistdurchdrungenes entgegen, da sieht er mühelos in ungetheilter Anschauung seines Gleichen. So ist der Geist in ungehemmter Beschäftigung seiner Kräfte begriffen, und das unmittelbare Bewußtwerden dieser Förderung seines Wesens ist das Lustgefühl des Schönen. Hier stimme ich mit Siebeck überein, und ich glaube auch, daß die Apperception durch die eigene Persönlichkeit das Ursprüngliche in der Auffassung des Schönen ist, zweifle aber, daß wir sie auf unserm gegenwärtigen Bildungsstandpunkt bei der Lectüre eines Gedichts, beim Anhören einer Symphonie, bei der Anschauung eines Tempels oder einer Landschaft vollziehn. Wir tragen die Idee der Einheit des Geistigen und Sinnlichen, der Verschmelzung des Unterschiedenen zur Harmonie, der organischen Entwicklung allerdings auf Grundlage unsrer eigenen Natur, aber nun in allgemeiner Weise in uns, wir sind gewohnt Kunst und Natur unter diesem ästhetischen Gesichtspunkte aufzufassen, und wo das, was unsere Sinne gern annehmen, das Angenehme, zusammentrifft mit Gedanken, die den Geist befriedigen, mit einer Anschauung des Freien und zugleich Geordneten, des Mannigfaltigen und doch zum Gesammteindruck Verschmelzenden, da fühlen wir uns eingestimmt in die Harmonie, die wir in uns aufnehmen, da genießen wir das Schöne.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Drama aus dem Morgenlande.

„Ahasveros und Esther" von Dr. J. L. Chronik (Berlin 1875, E. Schlesinger).

Unter den zahlreichen Dramen, die sich im Laufe der Zeit im Redactionszimmer angesammelt haben, und die, da sie zum weitaus größten Theile auf der Bühne nicht aufgeführt werden, dem größern Publicum unbekannt bleiben, ist das morgenländische Schauspiel „Ahasveros und Esther" von Dr. Chronik — ich will nicht sagen das bedeutendste, denn durch ein solches Urtheil würden sich vielleicht andere verdienstliche Autoren gekränkt fühlen, aber doch gewiß der merkwürdigsten eins. Der Verfasser scheint, nach einigen Bemerkungen zu schließen, an die Bühnenaufführung gedacht zu haben. Eine solche halte ich indessen schon aus äußerlichen Gründen nicht für sehr wahrscheinlich. Der häufige Scenenwechsel, der sich nach der ganzen Anlage des Stückes schwer beseitigen läßt, würde der Darstellung auf unserer modernen Bühne die erheblichsten Schwierigkeiten entgegenstellen. Fünf und mehr Verwandlungen in einem Acte würden uns doch allzusehr befremden, namentlich wenn die Scene, welche eine umfangreiche Verwandlung erheischt, wie z. B. die dritte im ersten Act, höchstens eine Minute dauert. Aber halten wir uns bei diesen und andern kleinlichen Bedenken nicht lange auf, sondern versuchen wir es, uns mit dem Inhalte dieser Dichtung, soweit es uns möglich ist, vertraut zu machen und einige markante Stellen zu verzeichnen.

Der erste Act beginnt mit einem echt meiningen'schen Gruppenbilde. Ein festliches Gelage zu Susa; vornehme Fürsten der Perser und Meder, Haman, Frauen aus dem Harem und andre Gäste sind hier in echt orientalischem Luxus zu üppiger Schwelgerei gelagert. Ahasveros besteigt den Thron und redet die Versammlung mit den Worten an:

„Ich bin gnädig; weil ich's will!"

Gleich die Motivirung seiner Gnade zeigt uns den Tyrannen; und um dieser gnädigen Gesinnung auch einen wahrnehmbaren Ausdruck zu geben, will er seinen Gästen einen unerhörten Genuß bereiten: die sonst stets verborgen gehaltene schönste Frau des Harems, Königin Wasti, soll sich den entzückten Blicken der Gäste zeigen.

„Und staunend sollt erblicken ihr die Perle,
Der Muschel baar, die sie verhüllt.
Ich will's!"

Aber die Perle will lieber in ihrer Muschel bleiben, und trotz des ausdrücklichen Befehls verweigert sie ihr Erscheinen. Darauf versetzt Ahasveros wiederum als echter Tyrann:

„Ich zürne!"

(Er pausirt. Sämmtliche Gäste bedecken ihre Gesichter und machen sich auf, um sich zu entfernen.)

„Ahasveros, er zürnet!"

Um darüber keinen Zweifel zu lassen, läßt er den übeln Botschafter hinrichten. Damit schließt die erste Scene. Ahasveros ist dieser Auftritt außerordentlich unangenehm. Er befragt seinen Haman, was er nun thun müsse, und Haman, der abwechselnd niederknieen und aufstehen muß, räth ihm, Wasti zu verstoßen. Ahasveros findet den Rath gut und befiehlt, daß Wasti sieben Monate lang, palastverwiesen, ihren Ungehorsam beweinen und dann getödtet werden soll. Dafür findet der Dichter folgende poetische Umschreibung:

„Dann wird an ihrem Schwanenhalse
Mein Schwert bequem ein Denkmal zeichnen".

Ahasveros decretirt — er ist nun einmal im Zuge — außerdem, daß von Stund ab das reine Männerregiment eingesetzt werden soll.

„Daß jederzeit jedweder Mann,
So viel er Frauen halten kann,
Ob drei, ob zehn, ob sieben,
Ob mehr ihm sollt belieben, —
Gebieter sei von Haus und Schloß,
Von Feld und Vieh und Weib und Roß."

Wie mächtig sich da in dem gekränkten Herzen des großen Mannes die Verachtung des weiblichen Geschlechts ausspricht! Zwischen Vieh und Roß wird das Weib gestellt. Aufmerksam wollen solche Verse gelesen sein, damit man die Kraft der poetischen Conception ganz verstehe. Endlich wird Haman noch „der ehrenden Berufung" begnadigt, von den Dienerinnen Wastis

„Je zehn und sieben, nach Befinden,"

zu enthaupten. Haman dankt für die Gnade, indem er dem Herrscher, der bis jetzt auf Seite 6 bereits zwanzig Menschen getödtet hat, den Rath ertheilt, sich unter den Schönsten des Landes die Schönste zu erküren.

Während nun Haman durch das Land zieht, läßt sich der König die Magier kommen. Er verlangt von ihnen, sie sollen ihm einen Traum deuten, den er vergessen hat. Darüber sind diese natürlich sehr bestürzt. Der Erste der Magier Mamukahn bemüht sich vergeblich dem König klar zu machen, daß es über

Digitized by Google

Magierkräfte hinausgehe, dieses seltsame Verlangen zu befriedigen; vergeblich versucht er den König durch Aufzählung alles dessen, was die Magier thun, zu rühren.

„Und es opfert die Magie
Kleines und auch großes Vieh.
Und wir fasten, hungern, lechzen,
Und wir flennen, heulen, krächzen,
Singen Lieder, weiche, warme,
Daß die Götter es erbarme."

Auch hier müssen wir wieder zu einem sprachlichen Hinweise Halt machen. Die Prädicate, die im gemeinen Sprachgebrauche für gewöhnlich nur auf Leipziger Bretzeln angewandt werden, — „warme, weiche" — wirken hier in Verbindung mit den magischen Liedern einigermaßen überraschend; vielleicht ist es dieser Umstand, der Ahasveros veranlaßt, Mamukahn herrisch zu unterbrechen.

„Genug!
Könnt bei der Götter Muhmen und Gevattern
Das Deuten ihr ergattern,
Warum nicht auch die Träume?"

Er gibt ihnen Frist sich zu besinnen, und da sie den vergessenen Traum nicht errathen und deshalb auch nicht gedeutet haben, werden sie dem Tode überliefert. Eine Scene zwischen Haman und Mardochäus, in welcher Mardochäus dem Gewaltigen trotzt, beschließt wirksam den ersten Act.

Im zweiten Acte macht Haman, der es nicht verwinden kann, daß ein Israelit nicht vor seiner Allherrlichkeit sich gebeugt habe, seinem Herrscher den Vorschlag, das ganze Volk Israel ausrotten zu lassen.

„Hört man die Ebräer in den Gassen,
Wie sie den Jehova reden lassen;
So wär' zu Allem er capabel,
Und der Ahasver eine Fabel.
Ich bitte, mache Ehre Deinem Namen,
Steuere Ahasverlich
Der Widerspenstigkeit, der störrigen."

Ahasveros — ein wahrer Tyrann, wie ich nicht genug betonen kann — ist, wenn es sich um Morden handelt, immer dabei. Schmunzelnd gibt er seine Zustimmung zu dem Vorschlage Hamans.

„Schreibe ein Verhängniß aus
In Ahasvers Namen,
Hinzurichten das Ebräervolk
Vom Wirbel bis zur Zehe.
Erdroßle, spieße, brate, einerlei!"

Welch' ein entsetzlicher Mensch, dieser Ahasveros. Es ist ihm Alles einerlei!

„Macht's Vergnügen meinem Haman,
Stich Etl'chen die Augen aus
Und schneide den Andren die Ohren ab
Und geißle die Weiber
Und würge den Säugling."

Mit feinster dichterischer Ironie läßt Dr. Chronik den Haman darauf sagen:

„O Wohlthäter, Du der Menschheit!"

Ahasveros hat seinen guten Tag und gleich auf der folgenden Seite erzählt er uns, daß er einem seiner obersten Beamten den Befehl gegeben habe, die „falschen Brüder" aufzufinden — diejenigen, welche die besten Brüder auch nicht sind.

„Und, wo Du solchen Bruder findest,
Sag', ich laß durch's Beil ihn grüßen."

Wie wenig Aehnlichkeit hat dieser Ahasveros mit unserm deutschen Dichter, der seinem kleinen Frühlingsliede den Auftrag gab:

„Wo du eine Rose schaust,
Sag', ich laß sie grüßen".

Der Beamte, es ist der schon genannte Mamukahn, dessen Tod ich irrthümlich bereits früher gemeldet hatte, wird dann noch mit folgenden allerhöchsten Worten beehrt:

„Schalk der Schälke!
Bist unwerth meines Fußtritts.
Heb' dich von mir, Henkerfutter!"

Er wird dem Henker überliefert, aber zum Trost schickt ihm Ahasveros die Weiber und Kinder des Mamukahn auf die Richtstatt mit; auch sie werden enthauptet. Sehr richtig sagt der Poet:

„Mit dem Henker feilschen,
Ist Ahasvers schwache Seite nicht".

Bis jetzt, wir sind auf Seite 22 angelangt, haben wir also folgende Todesfälle zu verzeichnen: erstens den Botschafter von Wastis Ungehorsam; ferner Wasti, der allerdings eine Galgenfrist von sieben Monaten geschenkt ist; ferner 17 Dienerinnen der Wasti; endlich Mamukahn, seine Weiber und Kinder und die Magier. Da man nicht genau weiß, wie stark die Familie des obersten Magiers ist, und wie viele Berufsgenossen er zählt, so läßt sich die Zahl der Opfer gar nicht angeben.

Die Juden sind, wie man sich dies mit einiger Phantasie leicht vorstellen kann, über den Befehl, „vom Wirbel bis zur Zehe vernichtet zu werden", natürlich einigermaßen aufgeregt. Mardochäus läßt uns nicht darüber in Zweifel. Nachdem er mit seiner Nichte Esther berathen hat, ob es nicht möglich sei, daß sie durch ihre Schönheit den Sinn des Gewaltigen ändere und ihn zu einer freundlichern Beurtheilung der jüdischen Leute bestimme, schließt er das Gespräch mit folgenden Worten:

„Nun muß den Fluch ich über Haman sprechen!"

Und nun geht es los. Mardochäus ist, wie alle Charaktere des Dichters, ein Mann, der keine Halbheiten liebt, er flucht sich gründlich aus:

„Fluch! ob seinem Scheitel,
Fluch! an seiner Ferse,
Fluch! den Pfosten seines Hauses,
Fluch! der Schwelle seines Ehebettes,
Fluch! der Wolke, die ihm Felder netzte,
Fluch! dem Thau, der sie erquickte,
Fluch! u. s. w.

Noch vierzehn Mal kehrt der Fluch wieder und bisweilen ganz gründlich, z. B.:

„Fluch! seinen Weibern,
Fluch! ihrer Leibesfrucht,
Die Töchter schände ihm der Feind,
Die Söhne führe er gefangen
Und biete sie als Sklaven feil,
Die Keiner doch will kaufen.
Fluch! seinem Lebenslicht,
Es verpraßle vor der Zeit.
Fluch! seinem Tod,
Sein Leichnam sei dem Thier zum Fraß."

Als Esther allein bleibt, setzt sie das Geschäft des Fluchens mit ungeschwächten Kräften fort. Für eine Maid spricht sie sich allerdings etwas reif aus. Sie sagt unter Anderem:

„Mein Athem speie Flammen ihm in's Antlitz,
Jeder Kuß brenn' ihm ein Brandmal ein,
Und wenn ihm buhlend schon
Die Sinne schier vergehen,
So will die Kohlen ich der Eifersucht
Noch schüren auf dem Haupte dieses Feindes,
Die martern, foltern, wie die Unterwelt.
. . . . Oder anders.
Hingegeben will ich ihm versagen,
Lockend, neckend . . . . .
Und die Lohe der Begehrlichkeit,
Verzehrend, wie Jehovas Strafgericht,
Wird mit tausend Zungen lecken
An dem Mörder meines Volkes".

Wie gesagt, etwas reif für ein junges Mädchen!

Digitized by Google

Wiederum führt uns der Dichter in die Gesellschaft von Haman und Ahasveros. Der Tyrann ist bei guter Laune. Er schäkert:

„Haman, wer ist's werth, daß er Dein Henker sei?
Ich befehle: selber sei Dein Henker".

Aber das ist nur ein sinniger Scherz. Vorläufig denkt Ahasveros gar nicht daran seinen lieben Haman zu tödten, aber tödten möchte er doch. Es macht ihm nun einmal Spaß.

„Käme Esther jetzt,
Es rüf' der Tod ihr Willkommen!
. . . . . Mein Haman, welche Wollust ist es, tödten,
Ein Weib, ein schönes, ein geliebtes,
Ich hab' an Wasti sie geschlürft.
Die Erfahrung fehlt dem Haman.
Wie das Weib entblößt sich windet flehentlich,
Wie das Weib entblößt sich spiegelt
In dem entblößten Stahl! . . . .
Wie die Schöne, wie sie zuckt, ha! . . .
Und sich verhaucht . . . und blaß entschlummert, blaß! . . .
Nicht wahr? mein Haman,
Ahasveros kann auch gemüthlich sein."

Das nennt der garstige Mensch gemüthlich sein. Aber bei entschiedenen Menschen spricht sich eben jede Eigenthümlichkeit ihres Seins in enschiedener Weise aus. Ahasverds gibt für sich und seine Gemüthlichkeit selbst die schönste Erklärung, wenn er sagt:

„Nur, wer forsch ist in der Liebe,
Kann forsch im Hasse sein".

Die Forschheit ist der vorherrschende Zug im Charakter des Ahasveros. Er steht entschieden auf dem Standpunkt des Halle'schen Professors Leo. Er wünscht sich einen frischen, fröhlichen Krieg, der das scrofulöse Gesindel zertritt. Er ist entschiedener Anhänger des Hechts im Karpfenteich. Er sagt:

„Es müssen Händel in der Welt sein
Und Härten, rauh und reibend.
Solches unterhält, erfrischt.
Sonst wird's flau und weichlich
Und schaal und fahl.
Die Rotte lasse man gewähren!
Sie hause fürbaß, nach Geschmack,
Raube, spieße, hänge, brenne, brate,
Doch nobel und mit Sachverständniß".

Es ist noch eine Scene da, die uns von der außerordentlichen Energie dieses Mannes eine klare Vorstellung gibt.

Ein Satrap legt dem König zur Unterzeichnung 777 Todesurtheile vor; um den König nicht mit dem Unterschreiben zu ermüden, hat er die 777 auf ein Pergament geschrieben. Aber der König ist Freund von runden Zahlen, und er wünscht, daß das achte Hundert voll gemacht werden soll. Der Satrap hat noch über einige andere Verbrecher zu verfügen, die eigentlich nicht zum Tode, sondern zum Kettenschleppen, Bastonaden

„Und so und so und dergleichen"

verurtheilt sind. Ahasveros ist empört, daß man ihn mit solchen Kleinlichkeiten behelligt; nach einigem Besinnen fährt er aber fort:

„Doch, sie sind einmal gebracht
Vor des Königs Ansehn;
Reihe sie der Todesliste an.
Und weil Du gebracht sie
Vor des Königs Ansehn, unbefugt,
Deinen Namen mit!"

Jetzt verzichten wir darauf zu zählen. Wir verzichten überhaupt darauf, den Dichter in der spannenden Handlung seines Dramas weiter zu verfolgen. Daß auch Haman gestürzt wird, ist wohl aus der biblischen Geschichte bekannt, er wird gehenkt. Das genügt natürlich Ahasveros nicht

„Fatal doch! daß blos einen einz'gen Kopf
Die Menschen zu verlieren haben,
Haman hat der Söhne zehn:
Bauet zehn Gerüste!"

Indessen auf Fürbitte des Mardochäus werden die Söhne diesmal nicht mitgeschlachtet.

Mit dem Aufbruch des Königs zum Kampfe gegen die Mohren, findet das Drama seinen effectvollen Abschluß. Hadassa-Esther zieht den Säbel, den einst ihr Vater trug, und Ahasveros, in ihren Anblick versunken, ruft aus:

„Wie Hadassa eine Heldin wird,
Schön'res kann kein Auge schauen,
Keiner mag's dem Auge trauen.
Wenn der Jaha einzig ist;
Als ein Jaha ist er's nur:
Eine Jahin aber nach der Schnur
Ist Hadassa in Montur".

Darauf kommt der Hofnarr nebst einem Chor von Hofsängern und Sängerinnen in morgenländischem phantastischem Aufputz, und folgendes lustige Liedlein beschließt die ernste Handlung:

„Ahasver und Esther
Und volles Orchester,
Sie ziehen im Brause
Zu blutigem Schmause,
Zu nehmen der Bande
Der Mohren die Lande.

Ahasver und Esther
Berennen die Nester
Der schwarzen Empörung
Im Pech der Bethörung.

Sie waschen die Köpfe
Den Schwarzen, die Zöpfe,
Durchschneiden den Schwarzen
Den Faden, wie Parzen.

Sie lehren die Mohren,
Sie lehren sie Mores,
Die Mohren, geboren,
Zu werden kapores.

Die Mohren, gewaschen,
Die Weisheit sie naschen,
Die Rassen sich kreuzen,
Die Spreu mit dem Weizen.

Die Mohren, gewaschen,
Die Weisheit sie naschen,
Sich kreuzen die Rassen,
Sie können's nicht lassen."

Contre la force il n'y a pas de résistance.

„Und König wird heißen
Der Schwarzen, wie Weißen
Und bringt sie in's Reine
Ahasver der Eine.

Ahasver und Esther
Sind Bruder und Schwester,
Die Schwarzen, die beißen,
Die Schwarzen zu weißen,
Und Persien wird Frieden
Mit Israel beschieden."

Zum Schluß verwahre ich mich noch ausdrücklich dagegen, einen vollkommen erschöpfenden Bericht über dieses Drama gegeben zu haben. Nur auf Einzelheiten habe ich hinweisen wollen, nicht um irgend welche Kritik an diesen zu üben, sondern einzig, um dem Leser die Bekanntschaft mit einem Schauspiel zu vermitteln, das ihm, da es wahrscheinlich nicht aufgeführt werden wird, sonst unbekannt bleiben würde, und das doch wohl bekannt zu werden verdient.

Paul Lindau.

Digitized by Google

Die modernen Bühnenverhältnisse Englands.

Von **Johannes Proelß.**

Durch den in der „Gegenwart" kürzlich*) veröffentlichten Aufsatz über die deutschen Bühnenzustände aus der geistreichen Feder des englischen Goethebiographen Lewes ist die Aufmerksamkeit des gebildeten Deutschland auf die entsprechenden Zustände in England gerichtet worden, denn diese sind es, die als der eigentliche Anlaß jener anerkennenden Auslassungen zu betrachten sind. Der Verfasser glaubte daher einem öffentlichen Wunsche entgegenzukommen, indem er das, was er als deutscher Zuschauer den modernen Erscheinungen auf der Londoner Bühne gegenüber empfand und erlebte, wenn auch in kurzen Umrissen, zu einer Skizze der modernen Londoner Theaterzustände zusammenstellte und zur Veröffentlichung bringt. In Sachen der Kunst aber verhält sich noch mehr als Paris zu Frankreich die englische Metropole zu Großbritannien als maßgebend, und was in der Hauptstadt nicht gedeiht, blüht in den Provinzen noch weniger.

Der Satz, daß das Theater überall mehr oder weniger von einer Kunstanstalt zu einem reinen Unterhaltungs- und Vergnügungsmittel herabsinke, mit welchem Lewes seine Betrachtung einleitet, findet in der That nirgends eine so beschämende Bestätigung wie in England. Der deutsche Theaterfreund, welcher von den goldenen Tagen Garricks und Kembles träumend, hinüber nach London gekommen ist, steht vor der Kluft zwischen dem Sonst und Jetzt wie vor einem großen, unerklärlichen Räthsel. Erst allmählich gewinnt er aus dem Charakter der Themsestadt den Schlüssel dazu. London hat 38 Theater — welche Zahl! — aber wie verschieden das Publicum und die Talente der Darsteller in diesen Vergnügungsanstalten, wie verschieden sie selbst an Größe und Glanz der Ausstattung sind: eine gleiche Tendenz beseelt sie doch alle. Vom vornehmen Drurylanetheater an, dessen bessere Plätze man nur im Frack und weißen Handschuhen und einer kleinen Capitalanlage besuchen kann, bis zum armseligsten Thaliatempel des Eastend, wo man den Schauspielern Kupfermünzen und Orangen zuwirft, der Preis der Logen Sixpence beträgt und der Fremde sich nur mit Gefahr in durch ihre Anständigkeit auffallenden Kleidern zeigen kann, haben sie alle beinahe den einzigen Zweck, „Geld zu machen" und infolge davon, den heruntergekommenen Geschmack des großen Publicums zu hätscheln. Man macht hier auch gar kein Geheimniß daraus von Seiten der Regie und nimmt soviel wie keinen Anstoß daran von Seiten des Gesammtpublicums und der „Kritik". Es ist eben hier Alles „Geschäft", und wer gute Geschäfte zu machen versteht, besitzt auch John Bulls Hochachtung und Beifall. Im Allgemeinen herrscht eine große Selbstzufriedenheit mit den Bühnenzuständen: „denn wo findet man so viel Theater wie bei uns, wo solche Sängerinnen wie in unserer italienischen Oper, wo so viel Heiterkeit wie in unseren Possen und Pantomimen, wo so viel tanzende Beine wie in der Alhambra und vor allem wo so viel ausverkaufte Häuser?" Eine Stimme wie Lewes ist die eines Propheten in der Wüste und seine Schrift hat ihm wenig Dank eingebracht.

Wie er hervorhebt, existirt kein inneres Verhältniß zwischen dem Staat oder dem Hof und dem Theater. Das war früher anders. Alles was davon geblieben, ist, daß jede Bühne ihr Existenzrecht vom Staat erkaufen muß, den Titel „Her Majesty's theatre" führt und dem Schicksal unterworfen ist, an den heiligen Sonntagen von Staatswegen geschlossen zu sein und, falls der Anstand ꝛc. auffällig verletzt wird, geduldig Verweis und Strafe in Empfang zu nehmen. So sind sie denn alle Privatunternehmungen. Mit Ausnahme der italienischen Oper, die übrigens nur drei Monate im Jahr als solche benutzt wird, und von drei bis vier anderen Theatern, wie „Prince of Wales", „Lyceum" und „Haymarket", die sich in Wahl der Stücke wie in Vorzüglichkeit der Darsteller weit über das Gros der anderen erheben, ohne jedoch von dem Beeinflußtwerden der allgemeinen Geschmacksrichtung sich frei zu halten, — bis auf diese Ausnahmen werden sie nach dem probaten Erfahrungssatz geleitet „die Menge muß es bringen" und sind somit Pflegstätten desjenigen, was der großen Menge gefällt: von Burlesken, Sensations- und Spectakelstücken.

Unter solchen Verhältnissen kann ein echtes Künstlerthum selbstverständlich sich nicht entwickeln. Ein weiteres Hemmniß ist die ausschließliche Pflege des Virtuosenthums, die besonders in den besseren Theatern ihre Höhe erreicht. Beinahe jedes Theater hat in seiner Art ein paar vorzügliche Schauspieler, die ihr Lebelang eine sehr kleine Auswahl von Paraderollen spielen, in denen sie es zu einer großen Routine bringen, die Nebenrollen dagegen sind oft Leuten anvertraut, deren Fähigkeiten sie höchstens berechtigten, Coulissen zu schieben. Auch Jene sind „vorzüglich" nur, wenn man vergißt, was für unvergängliche Lehren einst Shakespeare von denselben Brettern durch Hamlets Mund den Schauspielern gab. Regeln wie die, daß der Komiker nicht mehr sagen solle, als in der Rolle steht, gehören einem gänzlich überwundenen Standpunkt an, und man befleißigt sich des Gegentheils. Die Sprache ist durchweg, selbst im Salonlustspiel, eine traditionelle Bühnensprache, geschraubt und affectirt, der das Streben nach Realismus nicht gelingen will, die Bewegungen sind übertrieben, eine Rücksicht auf das Ensemble existirt nicht. Dadurch ist die Möglichkeit einer illusorischen Entrückung der darstellenden Handlung in das Reich der Wirklichkeit auch beim naivsten Zuschauer von vornherein auf den Aussterbeetat gesetzt. Diese Zustände werden uns erst dann begreiflich, wenn wir die Art, wie das Repertoire sich gestaltet, in's Auge fassen.

Ein Stück, sei es alt oder neu, wird nämlich, wenn es einmal auf die Bühne kam, hier ununterbrochen Abend für Abend fortgegeben, so lange es das Haus leidlich füllt. Auf diese Weise kommt es vor, daß das ganze Jahr hindurch auf einer Bühne ein und dasselbe Stück gegeben wird: die vier Millionen Einwohner erlauben das! Lecocqs „La fille de Madame Angot" hatte auf zwei Theatern zugleich noch ein zäheres Leben; Irving, das „Morgengestirn der neuen Zeit", spielte den Hamlet (!) 200 Mal hintereinander. Von vornherein wird ein Theaterzettel für die ganze Folge der Vorstellungen gedruckt. Die Ausstattung kann auf diese Weise glänzend hergestellt, die Stücke können auf das sorgfältigste vorbereitet werden: es geht Alles am Schnürchen. Wie aber soll eine Künstlernatur es aushalten, Monate hindurch ein und dasselbe Stück zu spielen? Ich halte es für ebenso unmöglich, als daß ein echter Maler dreißig Mal hintereinander dasselbe Bild malen könnte. Auch ein Künstler wird auf diese Weise zum Handwerker. Der Weg zum Virtuosenthum für die besseren, zur Maschine für die Mittelkräfte ergibt sich dabei von selbst.

Die soeben aufgezählten Ursachen des Verfalls der Schauspielkunst sind alle nur solche, die aus den übrigen verrotteten Theaterverhältnissen sich ergeben. Natürlich stehen beide in Wechselwirkung mit anderen Zuständen, die außerhalb des Theaters liegen. Jeder, der einige Zeit in London verlebte, fühlt bald, daß die hiesige Bühne als Theil des Ganzen, das man „London" nennt, nicht viel anders sein kann, daß die Schuld ihrer Hauptmängel nicht so sehr den zunächst dabei Betheiligten zur Last fällt, als dem Charakter und Wesen der englischen Metropole, dieses Häusermeers, das sich an den Ufern der Themse ausdehnt. — Dem Londoner Theater fehlt ein Publicum, das von ihm ästhetischen Kunstgenuß fordert: — der gebildete Mittelstand hat schon seit lange seine Theilnahme dem Theater entzogen. Er that dies nicht aus purem Mangel an Interesse, sondern nur weil die Liebe zur Bequemlichkeit und Ruhe nach den Anstrengungen des Tags diejenige zum Schauspiel überragte. Mit dem gewaltigen Wachsthum der Stadt rückten die Wohnungen des gebildeten Wohlstandes immer weiter hinaus in die ländlichen Umgebungen, meilenweit fort von dem Mittelpunkte der Stadt, wo auf dem Strand und in dessen nächster Umgebung die Theater sich zusammendrängen. Tagsüber war der Hausherr mit seinen Geschäftsbüchern, seinen

*) S. Jahrg. 1875, Nr. 44.

Digitized by Google

Acten ꝛc. in rastloser Arbeit beschäftigt; kaum gönnte er sich die Zeit für ein flüchtiges „Lunch", und Abends erst, um 5 oder 6 Uhr, eilt er nach beendetem Tagwerk müde und erschöpft zum Omnibus oder zur Eisenbahn, die ihn in den Schooß seiner Lieben und vor sein wohlverdientes solides dinner bringt. Wer verdenkt es ihm, der doch überhaupt keinen Anspruch darauf macht, für etwas Enthusiasmus zu haben, wenn er des Theaters wegen den wohlverdienten Genuß dieser beiden Glücksmomente sich nicht verkümmern lassen will; wer den Familiengliedern, wenn sie ein behagliches Zusammensein im home einer nächtigen Reise in's Theater und zurück vorziehen. Die Entwicklung des gepriesenen Londoner Familiencomforts, in der That der Edelstein des englischen Lebens, gereichte der Existenz eines echten Theaterpublicums zum Untergang. Den Junggesellen der besseren Stände bietet der Club, was dem Familienvater das home. Von ihnen geht ab und zu der und jener in's Theater, der seiner Mätresse ein Vergnügen machen will, oder wenn dies oder jenes Stück, dieser oder jener Schauspieler „sensational" wird, Aufsehen erregt. Bei der ganzen Classe kommt noch das zähe Beharrungsvermögen, nach in den Kopf gesetzten Regeln zu leben, als wirksamer Factor hinzu. — Nur dadurch, daß man die großen Winterconcerte auf die Nachmittagsstunden verlegte, konnte man jenes Publicum für diese gewinnen. Dahin gehen dann die Familienglieder ohne den Gatten, der sich vom Geschäft nicht los machen kann. — Nun meine man aber nicht, daß deshalb die Theater wenig besucht wären, — es sind eben nur die upper 100,000, die Kunstansprüche machen dürften, welche wegfallen. — Denn von Natur ist der Engländer ein gar schaulustiger Geselle, schon seine Spiele, seine Rennen und Wettruderfahrten, Football- und Crickettourniere, seine Lordmayor-, Katzen-, Gemälde-, Schenkmädchen-, Hunde-, Blumen-, Kleinkinder- und Viehausstellungen beweisen, daß er nicht nur gern sich sehen läßt, sondern auch gern seinem Nächsten den entsprechenden Gegendienst leistet. So kommt es auch, daß die Theater im Allgemeinen sich einer beispiellosen Frequenz erfreuen und daß ausverkaufte Häuser, das selten erreichte Ziel der Sehnsucht deutscher Theaterintendanten, hier durchaus nichts Außerordentliches sind.

Dieses Publicum setzt sich im Allgemeinen aus dem „jungen London", ich meine die jungen Männer jeglichen Standes, die noch nicht den Spruch „my house is my theatre" zum Motto ihres Lebens gemacht, aus Vertretern des mittleren und niederen Mittelstandes zusammen und aus der Demimonde, deren Zahl hier in die Hunderttausende sich verliert, und die überall auf den Plätzen der öffentlichen Belustigung sich hervordrängt. Natürlich finden wir in den Logen ab und zu Vertreter der besten Stände (— von der italienischen Oper, deren Auditorium sich nur aus den letzteren zusammensetzt, sehe ich überhaupt in dieser Betrachtung mit Recht ab —), aber wie gesagt, dies sind Ausnahmen, und der Gesammtcharakter eines Londoner Theaterpublicums wird dadurch nicht geändert. Auch der Umstand, daß der letztere in den Tagen, wo Irving Hamlet spielen gesehen zu haben und vom Signor Salvini entzückt zu sein, Modesache war, sich in der That änderte, darf kaum als wesentliches Moment betrachtet werden. — Man darf dies Publicum wirklich sehr dankbar nennen und das Goethe'sche „mit wenig Witz und viel Behagen" vertheilt sich hier so, daß ersterer auf der Bühne producirt, letzteres im Hause zu erregen nie verfehlt. Und um ehrlich zu sein, was die Leute suchen, das finden sie hier auch in Hülle und Fülle: eine leichte, erheiternde Unterhaltung, die an die Denkkraft keine Ansprüche stellt, frohen Scherz und Unsinn, der sie über den Ernst des Lebens für wenige Stunden hinwegtäuscht. Auch die Tugend der Geduld muß man ihnen nachrühmen. Die Durchschnittszeit einer Vorstellung dehnt sich von 7 Uhr Abends bis ½12. Man gibt selten weniger als drei Stücke. Einer Tragödie wird, umgekehrt wie bei den Griechen, wo das Satyrspiel der Trilogie folgte, stets ein kurzes Lustspiel vorausgeschickt. Die meisten Theater sind klein und die Luft wird gar bald drückend. Als Hamlet gegeben wurde, war gewöhnlich im Publicum eine viel größere Zahl von Ohnmachten vorgekommen, ehe auf der Bühne im fünften Act die allgemeine Hinfälligkeit begann. Aber never mind — es wird fortgesessen!

Es würde nun an der Zeit sein, das Repertoire selbst etwas näher in Augenschein zu nehmen. Ich sagte schon, daß Possen und Spectakelstücke es seien, aus denen es sich hauptsächlich zusammensetzt, daß beinahe Clownsgelächter das einzige ist, was von den verklungenen Gesängen des Schwans von Avon in seiner Heimat nachhallt. In der That, das Resultat der Prüfung ist traurig. Denn was bleibt übrig, wenn man die importirten Offenbachiaden und Lecocqs bestrickende Melodienbouquets, die Uebersetzungen und Nachahmungen aus dem Universalkochherd für Sensationsproducte jeglicher Art, Paris, abzieht und nach nationalen Erzeugnissen forscht? Paris ist in Sachen der Kunst nun einmal für London, was Athen einst dem classischen Rom war. Hervorragende Namen von neueren englischen Theaterdichtern sind nicht zu nennen. Die großen Lyriker Englands vom Anfang dieses Jahrhunderts, Byron und Shelley, vergaßen in ihren dramatischen Werken die Forderungen der Bühne; — fast scheint dasselbe mit Swinburne der Fall zu sein, obgleich ich „Chastelard" zum Beispiel für sehr bühnenfähig halte. Auf jeden Fall ist er im Auge des englischen Publicums nur Buchdramatiker. Ob die neueste poetische Gabe Tennysons, das Drama „Queen Mary", auf der Bühne gleichen Eindruck erzielt, wie es dem Leser macht, wird die Zukunft erst lehren. Irving im „Lyceum" wird es Anfang dieses Jahres auf die Bühne bringen. Auch Bulwers „Money" steht zu vereinzelt da, um für die Bedeutung des modernen englischen Lustspiels in's Feld geführt werden zu können. So müßten sich die Engländer also an das bewährte Classische halten, und was für Schätze besitzen sie! Aber Shakespeare, — „ja Shakespeare, es ist wahr, er ist unser größter Dichter, — aber für unsere Zeit paßt er doch kaum noch auf die Bühne. Ja, in der Schule, für die reifere Jugend, die muß ihn lesen —". Wer lacht da? — Das ist kein vereinzeltes Urtheil, das ist die öffentliche Stimme hier zu Lande. Ja Shakespeare (!) gilt auch als Buchdramatiker in seiner Heimat; — wie sich die Zeiten ändern! Er war fast ganz von der Bühne verbannt und wenn auch neuerdings durch die virtuose Irving'sche Darstellung des Hamlet und das Gastspiel des Italieners Salvini, der hier ein Vierteljahr den Othello nach dem Muster seines Meisters Rossi unter ungeheurem Erfolg spielte, das Interesse für Shakespeare als aufzuführenden Dichter wuchs, so sind die unterschätzenden Ansichten von dem größten Dramatiker, wie sie auch Lewes andeutet, zu verbreitet und eingewurzelt, daß ich nicht Illusionär genug bin, daran große Erwartungen zu knüpfen. Sheridans und Goldsmiths Lustspiele erfreuen sich größerer Beachtung und werden dieselben auch im Prince of Wales-Theater musterhaft zur Aufführung gebracht. — Uns bleiben dann noch von modernen nationalen Producten ein paar Lustspiele wie „Paul Pry" und der ewige „Vetter aus America", die einzig ihres nationalen Charakters wegen in der Wüste der Concurrenzlosigkeit wie blühende Oasen sich ausnehmen; — ein paar dramatisirte Romane — moderne Sensationsstücke, wie „East Lynne —, the new Magdalen" von Collins und schließlich eine handvoll Rühr- und Schauergemälde, von denen man glauben möchte, sie seien directe Nachahmungen der blutdürstigen Nachahmer von Marlowe, die aber, weil sie sich vom Untergrund des realen Londoner Lebens abheben, an Werth gewinnen. Die sogenannten comic operas, ein Gemisch von recitirendem Lustspiel, Gesang, Ballet und Clownskünsten, und die ehrwürdiglustigen Christmaspantomimes bilden den bevorzugten Nachtrab.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Japan.

The History of Japan by Francis Ottiwell Adams. 2 Vols. London, Henry S. King & Co.

Herr Adams, der Verfasser des sehr bedeutenden Werkes über die Geschichte von Japan, das uns vorliegt, hat vor den meisten Schriftstellern, welche während der letzten Jahre über das „Land der aufgehenden Sonne" geschrieben haben, zunächst den gewiß sehr großen Vortheil, daß er das Land, zu dessen Historiker er sich gemacht hat, genau kennen lernen konnte und genau kennen gelernt hat. Herr Adams war während einer Reihe von Jahren zunächst erster Gesandtschaftssecretär in Yeddo und später, während einer langen Abwesenheit seines Chefs, Sir Harry Parkes, Geschäftsträger daselbst für England. In diesen seinen officiellen Eigenschaften war es ihm nicht nur ein Leichtes, eine regelmäßige Verbindung mit vornehmen und wohlunterrichteten Japanesen herzustellen und aufrecht zu erhalten, sondern er konnte auch seine Kenntniß von japanischen Zuständen aus andern und sicherern Quellen schöpfen, als diejenigen, welche selbst dem wißbegierigsten Reisenden während eines kürzern oder längern Aufenthaltes in Japan zur Verfügung stehen. Unter Berücksichtigung der Thatsache, daß Herr Adams ein umsichtiger, gewissenhafter und fleißiger Mann ist, wie dies eine selbst oberflächliche Lectüre seines Werkes zeigt, genügt der oben angeführte Umstand bereits, um seiner Geschichte einen besondern und großen Werth zu geben.

Seit dem Jahre 1854 ist eine sehr bedeutende Anzahl von Büchern über Japan erschienen. Sämmtliche Nationen, welche seitdem mit dem geheimnißvollen Lande in Verbindung getreten sind, haben dazu beigetragen, um das moderne Lesematerial über Japan zu vergrößern. In England, Deutschland, Oesterreich, Frankreich, America und, wenn ich nicht irre, auch in Italien und Rußland sind seit den letzten zwanzig Jahren so viel Bücher über Japan veröffentlicht worden, daß deren Zusammenstellung schon allein eine sehr umfangreiche Bibliothek bilden würde. Die hervorragendsten dieser Werke verdanken ihren Ursprung wissenschaftlichen und politischen Missionen, welche, von ihren respectiven Regierungen mit guten Mitteln ausgestattet, in der Lage waren, Bedeutendes zu leisten und in einzelnen Fällen auch recht Tüchtiges geleistet haben. Die Kenntnisse der japanesischen Flora und Fauna haben unter andern durch die Publicationen deutscher Gelehrten einen nicht zu unterschätzenden Zuwachs erhalten. Dasselbe ist jedoch nicht von unsrer Kenntniß der Geschichte und der politischen Verhältnisse Japans zu sagen. In dieser Beziehung haben die kostspieligen Missionen wohl Umfangreiches, aber nur wenig Besseres geleistet, als die unabhängigen Reisenden und Schriftsteller, welche sämmtlich mit mehr oder weniger Fleiß und mit mehr oder weniger Scharfsinn die ältern classischen Werke von Kämpfer, Thunberg und Siebold excerpirt, commentirt und abgeschrieben haben. Dies soll nicht geradezu tadelnd bemerkt werden. Die genannten Pseudohistoriker konnten mit dem besten Willen nichts Werthvolleres liefern, als sie uns gegeben haben. Zu der Zeit, als sie nach Japan kamen, standen dem Fremden nur noch wenig authentische Documente zur Verfügung, und diejenigen, deren Einsicht vielleicht gestattet gewesen wäre, waren in den meisten Fällen werthlos, da Uebersetzungen aus dem Japanesischen davon nicht existirten, und da diejenigen Fremden, die es unternommen hatten, eine Geschichte von Japan oder geschichtliche Notizen über dies Land zu geben, der japanesischen Sprache nicht mächtig waren. Dieser Umstand zwang sie, immer wieder auf die alten Documente zurückzufallen. Daher auch die beinahe vollkommene Uebereinstimmung, die man in den meisten dieser Arbeiten bemerkt. Einige Schriftsteller hatten eine neue und noch schlechtere Methode angewandt: anstatt sich auf die oben genannten Classiker zu berufen, deren Werke immerhin eine große Autorität verdienen, hatten sie bei japanesischen Dollmetschern neue Kenntnisse zu erwerben gesucht. Die Mittheilungen, die sie auf diese Weise empfingen, wurden nur in seltenen Fällen controlirt. Da nun aber die Dollmetscher gewöhnlich ungebildete und unzuverlässige Leute waren, so entstanden aus den von ihnen gemachten Erzählungen die albernsten Fabeln, die von dem leichtgläubigen Reisenden einem noch leichtgläubigeren Publicum als neu gefundene Wahrheit aufgetischt wurden.

Herr Adams hat diese Uebelstände in großem Maße überwinden können. Herr Satow, ein Miedglied der englischen Gesandtschaft in Jeddo, ist einer der seltenen Europäer, ja ist vielleicht heute noch der einzige Europäer, der der japanesischen Sprache vollständig mächtig ist. Der eiserne Fleiß dieses jungen Gelehrten hat Herrn Adams viele neue und werthvolle Documente geliefert, welche seiner Geschichte von Japan ein starkes Gerippe gegeben haben. Man findet in der zweibändigen History of Japan endlich einmal etwas Neues und gleichzeitig etwas Zuverlässiges. Es ist nicht dieselbe abgeschmackte Geschichte der Eigenthümlichkeiten des Mikadothums und der Taikunherrschaft, des geistlichen und des weltlichen Kaisers, die seit zweihundert Jahren in allen Büchern, die über Japan veröffentlicht sind, in mehr oder weniger interessanter Form wiederholt worden ist. Auch die Geschichte des Abschlusses der Verträge zwischen Japan und den Westmächten hat endlich einen gewissenhaften und wohlinformirten Historiker gefunden; endlich zeigt die Arbeit des Herrn Adams die wahren Ursachen der jüngsten Revolution in Japan, welche die Taikunherrschaft beendet, das Verhältniß zwischen den Deimios (Fürsten) und der Armee bedeutend modificirt und die Stellung des Mikado an der Spitze des Reiches in einfacher und verständlicher Weise definirt hat.

Diese Ereignisse der letzten zwanzig Jahre haben übrigens die Aufmerksamkeit des englischen Geschichtsschreibers hauptsächlich, ja beinahe ausschließlich beschäftigt. Der alten und uralten Geschichte von Japan widmet Adams kaum hundert Seiten; wogegen vierhundert starke Seiten des ersten Bandes und der ganze zweite Band (dreihundertundfünfzig Seiten) sich mit der Geschichte von Japan seit dem Jahre 1853 beschäftigen. Es darf deshalb auch gesagt werden, daß Herr Adams einen andern Titel für sein Werk hätte wählen sollen, als er es gethan hat. Anstatt dasselbe eine „Geschichte von Japan von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart" zu nennen, hätte er es als eine „Geschichte von Japan seit dem Jahre 1853" oder noch richtiger als eine „Geschichte des diplomatischen Verkehrs zwischen England und Japan seit Abschluß der jüngsten Verträge" bezeichnen sollen. Das Versehen, welches der Autor bei Wahl des Titels begangen hat, vermindert jedoch den Werth seiner Arbeit im Wesentlichen nicht. Die fabelhafte Vorzeit von Japan ist für die bedeutende Majorität der Leser ohne Interesse. Die Mythologie dieses Landes, deren Götter, Halbgötter und Helden Tausende und Hunderttausende von Jahren leben, kann nur den Alterthumsforscher, den Fachgelehrten, der sich zur Aufgabe gestellt hat eine bestimmte Frage über den Ursprung der Mythen und Religionen zu lösen, interessiren. Der Laie ist durch diese kolossalen Lügen, die nicht einmal vor der europäischen und indischen Mythologie den Reiz der poetischen Darstellung haben, einfach und unnütz gelangweilt. Auch die japanesische Geschichte des Mittelalters ist, im Allgemeinen wenigstens, für den europäischen Leser ohne Werth. Ein Buch, das diese Geschichte ausführlich und gründlich behandelte, würde zwar auch seinen Leserkreis finden und könnte große Verdienste haben, aber es würde eben ein anderes Werk sein, als das, was Herr Adams schreiben wollte. Dieser bezweckte in seiner Arbeit uns mit dem heutigen Japan bekannt zu machen und dies ist ihm in einem bisher unbekannten Grade gelungen. Ganz vollständig ist die Arbeit nicht und hier müssen wir wieder auf den Fehler aufmerksam machen, den Adams in der Wahl des Titels begangen hat. Um das heutige Japan ganz kennen zu lernen wäre es nöthig, neben dem vorliegenden Werke Arbeiten deutscher, französischer, americanischer und russischer Historiker zu lesen, welche der Verbindung zwischen Japan und den andern Westmächten dieselbe Aufmerksamkeit gewidmet hätten, die Herr Adams der Verbindung zwischen England und Japan hat zutheil werden lassen.

Digitized by Google

Die vorliegende Geschichte von Japan ist keineswegs ein polemisches Werk, wie z. B. ein böswilliger Franzose es heute über Deutschland schreiben würde; aber es kann als ein Buch bezeichnet werden, welches Japan vom exclusiv englischen Standpunkte aus beleuchtet. Dies verhindert nicht, daß man in demselben allgemeine und wichtige Beobachtungen und Bemerkungen findet, die von Jedermann, der sich mit japanesischen Verhältnissen beschäftigen will, gelesen und reiflich erwogen werden sollten. Ich rechne dazu ganz besonders alles das, was Herr Adams über die zu schnelle Civilisation der Japanesen sagt. Dieselbe kann richtig mit einer Treibhauspflanze verglichen werden, die unter dem Einfluß künstlicher Reizmittel ein unnatürlich rasches Wachsthum gehabt und der man nicht Zeit gelassen hat, gesunde und starke Wurzeln zu schlagen. Rauhe Luft kann die zarte Pflanze leicht tödten; ein Sturm würde sie jedenfalls entwurzeln. Japan, das heute Eisenbahnen und Telegraphenlinien besitzt, welche von japanesischen Beamten verwaltet und von japanesischen Capitalisten ausgebeutet werden; — Japan, das seine Landeskinder auf europäische Universitäten schickt, wo dieselben durch ihren Fleiß und ihre Tüchtigkeit eine gewisse Aufmerksamkeit erregt haben; — Japan, das auf den großen Weltausstellungen mit den ersten Nationen der Welt in gewissen industriellen Zweigen concurriren konnte, — Japan ist dessenungeachtet doch ein nur halbcivilisirtes Land, und wenn es in fünfzig Jahren wirklich in sich aufgenommen haben sollte, was es während der letzten zwanzig Jahre auf der Oberfläche angenommen hat, so würde dies mehr sein, als seine besten Freunde heute zu hoffen berechtigt sind.

Das schöne reiche Land, das Jeder, der es kennen gelernt hat, auch liebgewinnen mußte, hat an Herrn Adams einen strengen, aber sicherlich sehr zuverlässigen und guten Freund, und das Studium seiner Geschichte kann jedem gebildeten Japanesen, dem das Wohl seines Vaterlands am Herzen liegt, kaum genügend anempfohlen werden.

Die Ausstattung der „History of Japan" ist eine vorzügliche; der Preis derselben für deutsche Börsen leider etwas hoch. Die Vorrede dazu ist von Berlin datirt, wo der Verfasser, der lange Zeit erster Secretär an der englischen Botschaft in Deutschland war, den größten Theil seiner umfangreichen Arbeit vollendete. Wir begrüßen in dem auf deutschem Boden entstandenen Buche eine Arbeit, die deutschem Fleiß und deutscher Gründlichkeit Ehre gemacht haben würde. **R. L.**

Aus der Hauptstadt.

Musikalische Aufführungen.

Königliche Oper.

Don Juan (Fräulein Kunz als Zerline). — Fidelio (Fräulein Brandt als Fidelio). — Brülls neue Oper: „Das goldene Kreuz".

Die Königliche Oper hat in der vorvergangenen Woche zwei Kunstfesttage gefeiert; am 16. December gab sie „Don Juan", am 17. December „Fidelio", und beide Werke in großentheils vortrefflicher Ausführung. Die Mozart'sche Oper ist für den Verfasser dieser Besprechung noch immer das Höchste, was die dramatische Musik hervorgebracht hat. Stände der zweite Act auf gleicher Höhe mit dem ersten, der in immerwährend aufsteigender Linie Herrliches und Herrlicheres bietet, enthielte jener zweite Act nicht mehrere Scenen, die, so vortrefflich sie auch componirt sind, doch entweder den Gang des Ganzen aufhalten, oder im Werthe nicht gleich stehen, so ließe sich fast behaupten, daß überhaupt kein Kunstwerk an vollendeter Schönheit und Wirkung mit Don Juan verglichen werden könne, denn was dieses Werk von dem Duett zwischen Don Juan und Zerline, in dem Quartett, in der Rachearie, in dem himmlischen Maskenterzett bis zum Finale an Unmittelbarkeit und hohem Schwunge der Erfindung, an dramatischer Wahrheit und Charakteristik, an unübertroffener Kunst des Baues und zu gleicher Zeit an überströmendem Wohllaute bietet, das weist jeden Vergleich von sich, das ist einzig und ewig. Der Verfasser ist ein großer Bewunderer und Verehrer der großartigen Schöpfungen Wagners und betont dies hier ausdrücklich; aber so oft er die ersten Töne des Maskenterzetts vernimmt, ist es ihm, als käme dieser Gesang aus jenem überhimmlischen Reiche, das Plato im Phädrus schildert, und wohin nur die Liebe der unsterblichen Seele durch den von den Göttern verliehenen höheren Sinn dringt. Die Ausführung war eine der besten, vielleicht die beste, die wir hier seit Jahren gehört haben. In der Rolle der Zerline trat Fräulein Kunz aus Wien als Gast auf. Die Höflichkeit gebietet, von ihr zuerst zu sprechen. Die junge Dame besitzt viele Vorzüge, welche ihr eine glückliche Theaterlaufbahn erleichtern: musikalische Bildung, Tactfestigkeit, deutliche Aussprache und ein sehr feines anmuthiges und sicheres Spiel. Die Stimme ist zwar nicht groß und stark, aber sie würde ganz gewiß viel vortheilhafter klingen, wenn Fräulein Kunz das Tremuliren aufgäbe, das selbst in großen tragischen Rollen nur sehr selten angewendet werden soll, aber in heiteren Gesängen jeden Erfolg beeinträchtigt. Das Publicum nahm die junge Gastin sehr freundlich auf. Von den anderen Darstellern müssen wir vor Allen Frau von Voggenhuber (Donna Anna) und Fräulein Lehmann (Donna Elvira) hervorheben, die beide Ausgezeichnetes leisten. Der künstlerischen Individualität des Meisters Betz scheint die Partie des Don Juan nicht zu passen — Herr Salomon dagegen befindet sich als Leporello ganz in seinem Elemente. Der Ausstattung und der scenischen Einrichtung muß besonderes Lob gezollt werden, nur den Feuer regnenden Schlund am Ende möge die Regie beseitigen; das ist eine Spielerei, für welche sich wohl kein Mensch mehr interessirt, selbst auf der letzten Gallerie befanden sich im Don Juan nur solche Hörer, die um des Werkes Willen gekommen sind.

Am 17. December, der als Geburtstag Beethovens gilt*), wurde „Fidelio" aufgeführt, das Werk voll wunderbarer Schönheiten, die noch heute nicht alle gleichmäßig erkannt sind — noch hat sich dem großen Publicum die hehre Größe des Grabduetts zwischen Rocco und Leonore (im 2. Acte) nicht erschlossen, ein Stück, das in kurzem Zeitraume die schärfsten Gegensätze der Empfindungen in unerreichter Weise wiedergibt. Die Titelrolle wurde zum ersten Male von Fräulein Brandt gesungen; wir haben die hochgeschätzte Künstlerin nie schöner singen hören. Sie verband das höchste Pathos und Gluth der Leidenschaft mit jenem Einhalten der künstlerischen Schönheitsgrenze, welches bei classischen Partien zu den Hauptbedingungen der vollendeten vollkommen wirksamen Leistung gehört. Kein Ton war forcirt. Alles klang voll und schön; auch das Spiel war vollendet, in jeder einzelnen Bewegung, wie in der Haltung. Das Publicum dankte der Künstlerin durch allgemeinen enthusiastischen Beifall und Hervorruf. Was Niemann als Florestan leistet, ist bekannt; wir wollen nur hinzufügen, daß er an jenem Abende auch stimmlich vortrefflich disponirt war. Fräulein Lehmann (Marcelline) und Meister Betz (Pizarro) verdienen besonderen Dank für die vortreffliche aufopfernde Durchführung ihrer Partien, nachdem sie noch Abends zuvor in so anstrengender Weise beschäftigt waren. Auch Herr Fricke als Rocco trug das Seinige zum Gelingen der Vorstellung bei. Chor und Orchester waren an beiden Tagen unter Eckerts unfehlbarer Leitung ausgezeichnet.

Am 22. December hat die Königliche Oper zum ersten Male „Das goldene Kreuz", Oper in zwei Acten von J. Brüll, Text von Mosenthal (nach dem Französischen) aufgeführt. Wenn wir nicht sehr irren, so ist bisher noch keine Oper des Hrn. Brüll gegeben worden — wir haben es also mit einem dramatischen Opus I. zu thun, und diesem Standpunkte gegenüber muß das künstlerische Resultat als ein sehr erfreuliches bezeichnet werden; eine andere Frage ist die, ob die Gattung, welche dieses Opus I. vertritt, Musik nach Art eines Singspiels mit Couplets und Romanzen noch dauernde Lebenskraft besitzt. Gerade „Das

*) Thayer, wohl der verläßlichste unter allen Biographen Beethovens, weist darauf hin, wie das einzige authentische Document, das einigermaßen zur Feststellung des Datums dienen kann, der Taufschein, den 17. als den Tag der Taufe angibt, und daß in Bonn die Sitte herrschte, hierzu den Tag nach der Geburt zu wählen; also hätte Beethoven am 16. das Licht erblickt.

Digitized by Google

goldene Kreuz", in welchem sich ein unleugbar sehr bedeutendes Talent für diese Gattung bekundet, hat uns am meisten überzeugt, daß die Zeiten der Spieloper vorüber sind, und daß die komische dramatische Musik von vorneherein andere Grundlagen zu suchen hat. Selbst die besten und berühmtesten französischen Spielopern üben heute nicht die mindeste Zugkraft mehr aus, wenn nicht die Mitwirkung der ersten Sänger und Sängerinnen, die man in Heldenpartien zu sehen gewohnt ist, das Publicum anlockt. Wir möchten einmal das Opernhaus sehen, wenn in Fra Diavolo nicht Niemann und Fräulein Hauk auftreten! Wer will heute noch den „schwarzen Domino" oder „Teufels Antheil" sehen und hören um der Musik willen, und nicht weil gerade ein interessanter Gast die Hauptrolle wiedergibt? Und, was hier wohl hervorzuheben ist: diese beiden Erzeugnisse Aubers waren von Hause aus für die Pariser komische Oper, für das Theater componirt, welches allein die Gattung der Sprechoper vertritt. Nur in Deutschland hat man dieses zierliche Gewächs vom heimischen Boden in die große Oper verpflanzt; aber es gedeiht nicht mehr, und besonders die Nachahmungen, selbst wenn sie national-deutsche Färbung tragen und mit so großem Talente erzeugt sind, wie die Oper Brülls, erwecken kein eigentliches künstlerisches Interesse mehr. Ist der Text sehr gut, dann beeinträchtigt er die musikalische Wirkung, und ist er es nicht, dann machen die gesprochenen Scenen den Gang nur noch schleppender. Was nun den Text des „goldenen Kreuzes" betrifft — von der Composition wird später noch ausführlicher die Rede sein —, so kann Mosenthal nichts eigentlich Schlechtes machen, aber die französische Fabel datirt aus einer Zeit, wo man alle möglichen sentimentalen Zwischenspiele ohne viel zu denken und zu fragen acceptirte, während heute auch der wenigst kritische Zuhörer und Zuschauer schon bemerkt, daß diese oder jene Ver- oder Entwicklung nur bei einer nicht mehr zu findenden Naivetät des Publicums wirken könnte. Nicolas, ein junger Müller, will eben Hochzeit halten; zu gleicher Zeit kommt die Recrutirung in den Ort, Kaiser Napoleon I. hat den Kriegszug nach Rußland beschlossen, alle jungen Leute müssen sich stellen. Den jungen Bräutigam trifft das Loos; seine Verlobte und seine Schwester Christine sind in Verzweiflung, sie wollen ihn nicht weglassen, aber er muß ziehen, wenn er nicht einen Ersatzmann stellen kann. Aber wo einen solchen finden? Christine, seine schöne und liebenswürdige Schwester, die ihn zärtlichst liebt und bisher alle Freier abgewiesen hat, ruft die jungen Männer des Dorfes, welche durch das Loos von der Militärpflicht befreit geblieben, herbei, und erklärt, demjenigen ihre Hand zu reichen, der für den Bruder in den Krieg zieht; sie will ihm das goldene Kreuz, das sie am Halse trägt, das Vermächtniß ihrer Mutter, als Pfand des Gelöbnisses übergeben, und er soll, wenn er es nach zwei Jahren wiederbringt, ihr Gatte werden. Die Herren, welche ihr noch vor wenigen Minuten ihre Dienste eifrig angeboten hatten, zeigen sich sehr abgekühlt, als es sich darum handelt, ihre Haut zu Markte zu tragen; gern folgen sie der Mahnung ihrer Cousinen, Tanten, Schwester ꝛc., welche ihnen verbieten, auf das Anerbieten Christinens einzugehen, entfernen sich und lassen die Arme in Verzweiflung zurück. Da kommt ungeahnte Rettung. Zugleich mit dem Sergeanten Bombardon, der die Einberufenen abholt, war ein junger Edelmann, Gontran, in das Dorf gekommen; warum? wieso? das wird nicht erklärt, daß er nicht etwa Militär war, wird der Leser gleich ersehen — wir hören nur aus einer coupletartigen Romanze, daß der junge Mann sehr unglücklich in der Liebe gewesen ist, und nun den Schauplatz seiner Leiden fliehen will zu Fuße, und in Gesellschaft des zufällig ihn treffenden Bombardon. Er ist ungesehener Zeuge der rührenden Aufopferung, der Verzweiflung Christinens und verliebt sich in sie. Er faßt den heroischen Entschluß, sich Bombardon als Ersatzmann für Nicolas zu stellen, und dieses Opfer bringt er, ohne sich zu nennen, ohne sich Christinen, die er liebt, zu zeigen; das Kreuz, dieses wichtigste Document läßt er durch Bombardon in Empfang nehmen. Warum er so handelt, das wird wieder nicht erklärt; wir können dem Leser die richtige Erklärung geben: Gontran nennt und zeigt sich nicht am Schlusse des ersten Actes, damit der zweite überhaupt möglich werde, denn in diesem erscheint er wieder im Hause Nicolas, aber unerkannt. Als die Alliirten in Frankreich eindrangen, hatte der junge Müller als Freiwilliger gegen sie gekämpft, war verwundet, aber von Gontran vom Tode gerettet worden, und leistete diesem, der im selben Augenblicke von einer Kugel getroffen ward, den Gegendienst (so erzählt er singend), daß er ihn aus der Schlacht trug. Gontran bleibt nun im Hause bis zu seiner Genesung, Christine pflegt ihn, die Beiden lieben sich, aber Keiner gesteht es dem Andern. Er schweigt aus unbekannten Gründen, sie, weil sie gewärtig sein muß, daß ihr das Kreuz wiedergebracht wird, und sie ihr Gelübde zu halten hat. Endlich kommt es doch zu einer Erklärung und damit — zum Bruch. Denn Christine, der Gontran sich endlich als den einstigen Retter des Bruders enthüllt, verlangt das Kreuz von ihm, und das besitzt er nicht. In Rußland, wo er sich einstens verwundet dem Tode verfallen wähnte, hat er es einem Kameraden gegeben, der es wiederbringen sollte, aber nicht erschienen ist. Christine hält den Geliebten für einen Lügner, und trennt sich von ihm, er geht, um sein Bündel zu schnüren. Nun kommt Bombardon; er ist der Kamerad, dem Gontran das Kreuz gegeben, und hält Gontran natürlich für todt und bringt Christine das Pfand; sie will nun in ein Kloster gehen, weil sie den Geliebten doch nicht ehelichen kann, da singt Gontran hinter der Scene ein Liedchen, der Sergeant erkennt die Stimme, Christine erinnert sich auch mit einem Male diese Töne vernommen zu haben — das Weitere ergibt sich von selbst. Wir haben den Text nur deshalb so ausführlich erzählt, um ganz genau darzulegen, warum die Musik eine singspielartige sein mußte, das heißt, eine solche, in welcher weder die Komik, noch die Leidenschaft entschieden zum Ausdruck gelangen kann, sondern eine Mittelstimmung vorherrscht. Der Verfasser kann sich für diese Gattung nicht sehr erwärmen und gesteht aufrichtig, daß ihm Kunsterzeugnisse, die weniger Vielseitigkeit des Talents aber mehr Einheitlichkeit des Stils boten, mehr Interesse abgewonnen haben. Aber der Wahrheit ihr Recht zu geben, muß er rückhaltlos eingestehn, daß die Musik des Herrn Brüll ein selten graziöses und lebhaftes Talent zeigt, das gerade um so höher zu schätzen ist, als es sich in einer unserer Zeit so fern stehenden Gattung mit so großer Frische und Natürlichkeit entfalten konnte. Denn nochmals sei es hier betont: die Gattung Musik, in welcher Lortzing und manche kleinere Meister vor Jahren sich auszeichneten, besitzt heute für die eigentliche Oper keine dauernde Lebensfähigkeit. Der Verfasser erinnert sich, wie er vor etwa 12 Jahren von einem Musikfreunde in Frankfurt am Main dringend eingeladen ward, mit ihm Weigls „Schweizerfamilie", gute, deutsche, „keusche" Musik, zu hören. Freudig folgte er, nnd lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit; und — o Wunder! — der zuerst gähnte, war nicht er, der Geladene, sondern der Andere, der Enthusiast! Unter den einzelnen Nummern der Brüll'schen Oper sind hervorzuheben: der erste Brautchor, die Romanze Gontrans, dann das ganze Finale des ersten Actes, in welchem ein kleiner Männerchor „Was wünschen Sie, Mamsell Christine" von ganz ausgezeichneter Wirkung ist. Im zweiten Act zeigt ein Quartett den feinen anmuthigen Musiker; das Couplet Bombardons des Invaliden klingt so freundlich, so gemüthlich, daß der Zuhörer momentan ganz vergißt, wie diese Musik dem empfindsamen Genre einer entschwundenen Periode angehört — wie gut componirt muß es also sein! Die Aufführung war ganz vortrefflich; die Künstler sangen mit Lust und Liebe; die Hauptrollen Christine und Bombardon lagen in den Händen der ebenso vortrefflichen Sängerin, als graziösen Darstellerin, Fräulein Lehmann, und des immer sicheren Herrn Krolop, neben ihnen wirkte in gleich ausgezeichneter Weise Fräulein Horina als Braut, Hr. Ernst als Gontran und Hr. Schmidt als Nicolas. Auch der Chor sang frisch und wirksam unter Capellmeister Radeckes Leitung. Das Haus war spärlich besucht; die Nähe des Weihnachtsfestes und die gleichzeitig stattfindende zweite Aufführung des Weihnachtsoratoriums in der Garnisonkirche trugen die Schuld dieser geringen Theilnahme; aber das anwesende Publicum zeigte sich sehr lebhaft angeregt und rief Darsteller und Componisten nach jedem Actschlusse mit stürmischem Zuruf.

H. Ehrlich.

Digitized by Google

Notizen.

Die Unglücksfälle zu Wasser und zu Lande mehren sich. Man hatte sich von dem Schrecken der bekannten Explosionen und Schiffbrüche noch nicht erholt, als schon wieder die Kunde einlief von einem Zusammenstoß zweier Schiffe auf einem französischen Fluß und von dem bedenklichen Dampfen des Vesuv. Die Welt muß irgendwo aus den Fugen sein und es ist ein schlechter Trost, daß die Aufgabe, sie wieder in Ordnung zu bringen, unsere Kräfte übersteigt. Auch die Insurrection in der Herzogewina will noch nicht zur Ruhe kommen. Dieser Aufstand allerdings hat für die Blätter den relativen Vortheil, daß er ihnen einen ergiebigen Stoff liefert, worauf es doch vor Allem ankommt. Wären die Zeiten nicht so flau und die Annoncen so knapp, würde sich vielleicht ein Consortium von Zeitungsverlegern empfehlen, das den bosnischen Revolutionären mit Geldunterstützungen etwas unter die Arme griffe. Es fragt sich nur, ob das Geschäft einen genügenden Profit abwerfen würde. Schlimmsten Falles lassen sich auch interessante Schlachtberichte erfinden. Die Herausgeber öffentlicher Organe sind freilich jetzt in einiger Verlegenheit. Die ausländische Rubrik soll auf höheren Wunsch beschränkt, das Publicum mit Impfzwang, Ausprägung von Nickelmünzen, Musterschutz und ähnlichem bundesräthlichem Kleinkram abgespeist werden. Das ließe sich auch schon mit geringen Kosten einrichten, aber was werden die Abonnenten dazu sagen? Man wird das nicht etwa trivial nennen und den Ton als unpassend kritisiren. Die Presse ist jetzt in Ungnaden und verdient kaum eine bessere Behandlung. Wer ruhig seinen Weg geht, wahrheitsgetreu zu schreiben versucht und nicht am officiösen Strang ziehen oder vielmehr sich ziehen lassen will, der wird verlästert und verdächtigt, unter dem Freudengeheul einer Anzahl für solche Manöver stets hülfsbereiter Schreiber. Man soll sich auch ja nicht beikommen lassen, für diesen oder jenen Abgeordneten, der jetzt gerade nicht in Gunst steht, ein Wort zu sprechen. Das würde schlecht angeschrieben werden und könnte für den Urheber Unannehmlichkeiten nach sich ziehen. Wir wußten ja längst, daß hier zu Lande nicht nur auf Befehl gesprochen und geschrieben, sondern auch geliebt und gehaßt wird. Die sorgfältig gepflegte, erkünstelte Abneigung gegen England hatte keinen andern Ursprung. Neuerdings ist darin allem Anschein nach eine Art Wandlung eingetreten. Menschenkenner prophezeien, es werde die Zeit kommen, wo alle Welt von einer so namenlosen Schwärmerei für England ergriffen sein werde, daß besonnene Leute sich zu Warnungen vor Anglomanie gedrängt sehen könnten. Bis vor Kurzem indessen war ein spöttisch vornehmes Hinweggehen über England, um nicht mehr zu sagen, sehr beliebt. Und doch hatten es unsere insularischen Vettern wahrlich nicht um uns verdient. Der gebildete Theil der Nation begleitete unsere literarische und wissenschaftliche Entwicklung seit geraumer Zeit mit ungeheuchelter Sympathie, wenn ihnen auch unsere frühere bundestägliche Zerrissenheit keine wärmere Bewunderung für unser Staatswesen einflößen konnte, als wir selbst empfanden. Wie hatten aber Carlyle, sowie seine Schule Deutschlands Dichterheroen und Philosophen studirt und das Verständniß derselben ihren Landsleuten vermittelt! Carlyle hat den schönen, von Treitschke angeregten Glückwunsch deutscher Gelehrten und Schriftsteller zu seinem neulich gefeierten achtzigsten Geburtstage als einen wohl erworbenen Dank hinnehmen können. Carlyle war stets ein wunderbares, höchst begabtes und liebenswürdiges Original. Als ihn an demselben Geburtstage ein Mitglied des Parlaments besuchte und in der Unterhaltung fragte, ob er Darwin lese, antwortete Carlyle in seinem breiten, schottischen Accent: Nein! Ich interessire mich nicht dafür, ob meine Vorfahren Affen waren. Aber ich fürchte, daß, wenn es mit den gegenwärtigen Moden in Frauentracht, Literatur und Theater so weiter geht, unsere Nachkommen sehr bald zu Affen werden könnten! Carlyles Frau war ihm geistesverwandt und lange Jahre eine treue Gefährtin. Eines Tages wollte sie eine Bekannte besuchen, fühlte sich aber unwohl und gab nur ihre Karte ab. Dann befahl sie dem Kutscher, sie durch den Park zu fahren. Der Wagen hatte schon dreimal denselben Weg hin und her zurückgelegt, als dem Kutscher das stille Verhalten der sonst lebhaften alten Frau auffiel. Er stieg von seinem Sitz, öffnete die Thür und fand Madame Carlyle todt. Es war für den Gelehrten ein harter Verlust. Seitdem hat er allein mit seinen Büchern und Idealen gelebt. Für Deutschland hegt er unwandelbar dieselbe Anhänglichkeit und Verehrung. Von unserem Zeitungswesen, den Beziehungen der Regierung zur Presse und der Art und Weise, wie Politiker und Journalisten mit einander umgehen, scheint Carlyle zum Glück wenig gehört zu haben. Die Kenntniß würde auch seine Ehrfurcht vor deutschen Gewohnheiten schwerlich vermehren.

* * *

Vom Büchertisch.

Badische Biographien, herausgegeben von Friedrich von Weech. 2 Theile. Heidelberg 1875, Bassermann.

Dieses mit Sorgfalt, Fleiß und Geschmack gearbeitete Werk hat einen etwas abschreckenden Titel. Man glaubt, es sei von Badensern über Badenser und für Badenser geschrieben und gehe die übrige Welt nichts an. Dies ist ein großer Irrthum, und wir ergreifen das Wort, um diesen Irrthum zu zerstören und durch Wegräumung dieses Hindernisses dem Buch seine Wege zu bahnen. Wir erhalten hier über ein halbes Tausend Biographien von theils berühmten, theils wenigstens beachtenswerthen deutschen Männern, welche dem Großherzogthum Baden theils durch Geburt, theils durch ihre Lebensschicksale, theils durch ihre Leistungen angehören. Alle diese Lebensbilder sind nicht aus particularistischem, sondern aus gut deutschem Herzen geschrieben; die politischen großentheils von dem Herausgeber, dem verdienstvollen Vorsteher des badischen Generallandesarchiv, dem Geschichtschreiber der badischen Verfassung und der badischen Großherzoge, Herrn von Weech; die übrigen von anderen gewiegten Fachmännern Deutschlands. Wir finden hier Vieles, das wir in unseren Staats-, Conversations- und sonstigen encyklopädischen Lexicis vergeblich suchen, und wir finden Alles in ansprechender Form. Hier hat die Redaction (was man so selten bei dergleichen Werken findet) es verstanden, einen vernünftigen und zweckmäßigen Plan nicht nur mit sorgfältiger Ueberlegung zu entwerfen, sondern auch mit energischer Hand gleichmäßig und consequent durchzuführen. Wir greifen auf gutes Glück aus dem Register einige Namen heraus: der maßvolle Staatsmann Bekk und der tolle Minister von Blittersdorf; der alte parlamentarische Kriegsknecht von Itzstein und der gediegene Nebenius, welcher in Gemeinschaft mit den preußischen Staatsmännern Maßen und Kühne den Zollverein schuf; die Dioskuren Rotteck und Welcker, sowie Bassermann und Mathy, und der Bischof von Wessenberg, ein Vorläufer des Altkatholicismus; die Schauspielerin Karoline Bauer und der klericale Minister Rivalier von Meysenbug, alle Zierden der vier Facultäten von Heidelberg und von Freiburg im Breisgau, und die Lehrer des Carlsruher Polytechnicums, deren Ruhm weit über die roth-goldenen Grenzpfähle reicht; der alemannische Dichter Hebel und der gelehrte Freiherr von Laßberg; der große Staatsalterthümler Christ. Friedrich von Boeckh und der confuse Symboliker Creuzer; der Componist Lachner und Frau Haizinger, geb. Morstadt, eine Zierde der Bühne und zugleich eine Schwester des Prof. Morstadt in Heidelberg, welcher sogar auf dem Katheder von ihr zu sprechen liebte, und zwar nicht sehr brüderlich; der große Botaniker Alexander Braun, jetzt in Berlin, und der hochbegabte Kunst- und Culturhistoriker Julius Braun, der leider schon 1869 verstorbene Verfasser der „Historischen Landschaften" und der „Mohamedanischen Welt", — alle haben sie höchst kundige, in Inhalt und Form ausgezeichnete Biographien gefunden, und diese wenigen Namen werden ohne Zweifel schon hinreichen, um dem Buche jeden particularistischen Odeur zu nehmen und es als eine nothwendige Ergänzung jeder deutschen Bibliothek erscheinen lassen. Dieselbe enthält zugleich auch die Biographien der Großherzoge und der übrigen Mitglieder des Großherzoglichen Hauses, vereinigt unter dem Titel „Großherzogliches Haus Baden". Wir finden hier u. A. auch die Notiz, daß Napoleon I. 1806 auch der Dynastie Baden den Königstitel anbot (eben so gut wie den Dynastien Württemberg, Bayern und Sachsen), daß aber der Großherzog Carl Friedrich (geb. 22. November 1728, gestorben 11. Juni 1811) dies Danaergeschenk in seiner „bescheidenen und nüchternen" (und fügen wir hinzu: patriotischen) Gesinnung zurückwies.

K. B.-W.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg.

OSIRIS.
Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von C. Radenhausen.
2 Bände. 21 M.

Das Kapital
von
Karl Marx.
Zweite Auflage. Preis: 9 M.

ISIS.
Der Mensch und die Welt.
Von C. Radenhausen.
2. Auflage. 4 Bände. 12 M.

Das „Neue Berliner Tageblatt"
bringt Anfangs Januar eine fesselnde Novelle von
Ludwig Habicht: „Unter Stürmen"
u. d. Gratisbeilage z. „Neuen Berl. Tageblatt",
„Berliner Gartenlaube"
eine spannende Erzählung von
J. D. H. Temme: „Engel".

Verlag von Georg Stilke in Berlin, N.W., 32. Louisenstr.

In den nächsten Tagen wird ausgegeben:
Tante Therese.
Schauspiel in 4 Acten
von
Paul Lindau.
8. Elegant geheftet. Preis 2 M. 50 Pf.

In unserem Verlage erschien soeben:
Der Haeckelismus in der Zoologie
von
Carl Semper,
Prof. der Zoologie und vergleichenden Anatomie in Würzburg.
Preis: 80 Pfennige.
Diese Brochüre des bedeutenden Zoologen ist ein **scharfer Angriff gegen Haeckel.**
Sie ist bestimmt, das grosse gebildete Publikum auf die Irrthümer und Hypothesen aufmerksam zu machen, die den Haeckel'schen Lehren vielfach zu Grunde liegen. In durchaus populärer Form geschrieben, wird die kleine Schrift sowohl dem wissenschaftlichen Fachmanne als auch dem gebildeten Laien von grossem Interesse sein.
Hamburg.
W. Mauke Söhne,
vormals Perthes-Besser & Mauke.

Soeben erschien:
Mendelssohn's Walpurgisnacht.
Vollständiger Klavierauszug. Preis 5 M.
Partitur 12 M. Stimmen 13 M. 50 Pf.
Gross Quart. Druck von Metallplatten.
Verlag v. **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:
Theater von Paul Lindau.
Erster Theil.
(Zweite Auflage.)
Marion. In diplomatischer Sendung. Maria und Magdalena.
Zweiter Theil.
Diana, Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg, Lustspiel in vier Acten.
Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Adolf Sonnenthal in Wien.
Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Gesammelte Aufsätze.
Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart
von
Paul Lindau.
1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 7 M. Eleg. geb. mit Goldschn. 8 M. 50 Pf.
Inhalt: I. **Deutsche Literatur:** Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. **Frankreich:** Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. **Verschiedenes:** Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Die Gartenlaube
1 Mark 60 Pf.
tritt mit dem 1. Januar 1876 in ihren 24. Jahrgang. Derselbe beginnt mit der bereits angekündigten Erzählung:
„Im Hause des Commerzienrathes" von E. Marlitt,
welcher sich die Fortsetzungs- und Schlußcapitel von **Levin Schücking's „Der Doppelgänger"** und später:
„Vineta" von E. Werner
anschließen werden. Von den demnächst erscheinenden belehrend-unterhaltenden Artikeln heben wir vorläufig hervor:
Das rothe Quartal. Aus der Geschichte der Pariser Commune. Von Professor Johannes Scherr. — **Um eines Knopfes Dicke.** Aus dem Eisenbahnleben. Von M. M. von Weber in Wien. — Aus dem jüdischen Familienleben. Von S. von Mosenthal. — Ein entlaufener Lehrling. Künstler-Charakteristik. Von Herman Schmid. Mit Gruppenbild von Grützner in München. — **Louise.** Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier der Mutter unseres Kaisers. Mit Abbildungen.
Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**
Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Einbanddecken zum 8. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.
VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 8. Januar 1876. Band IX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: An Professor Billroth in Wien. Von Berthold Auerbach. — Der Schmerling-Artikel der „Provinzialcorrespondenz". Von Politicus. — Das geistige Leben in Württemberg. Von Schmidt-Weißenfels. (Fortsetzung.) — Heilkünstler und Mirakel. Von Karl Prümer. — **Literatur und Kunst:** Eine Ode des Horaz. Verdeutscht von Emanuel Geibel. — Alte und neue Antworten auf ästhetische Fragen. Von M. Carriere. — Baron Helferts Geschichte Oesterreichs. IV. Band. Von Walter Rogge. — Die modernen Bühnenverhältnisse Englands. Von Johannes Proelß. II. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Citronen." Schwank in vier Aufzügen von Julius Rosen. Besprochen von Paul Lindau. — „Ein vorsichtiger Mann." Posse in drei Acten von G. v. Moser und Jacobson. Besprochen von Otto v. Leixner. — Notizen. — Inserate.

An Professor Billroth in Wien.

Von **Berthold Auerbach.**

Berlin, 31. December 1875.

„Ich möchte nicht, daß man mich mit den jetzt so beliebten modernen Judenschimpfern zusammenwürfe .... die bedeutenden Menschen unter den Juden sind meist zugleich Schwärmer, Idealisten, Humanisten, oft im allerhöchsten Sinne des über uns Alle erhabenen Nazareners."

So beginnt S. 152 die große Anmerkung in Ihrem Buche (Lehren und Lernen der Medicinischen Wissenschaften ꝛc.). Wenige Zeilen weiter heißt es „dem unbegabten Juden fehlt die eigentliche Freude an der Romantik des Martyriums" und S. 154 schließt die Anmerkung:

„Daß bedeutende Menschen aller Zeiten und aller Nationen sich in den großen allgemeinen menschlichen Fragen stets sympathisch begegnen werden, ist klar. Doch eben so klar ist mir auch, daß ich innerlich trotz aller Reflexion und individueller Sympathie die Kluft zwischen rein deutschem und rein jüdischem Blut heute noch so tief empfinde, wie von einem Teutonen die Kluft zwischen ihm und einem Phönizier empfunden sein mag". Zwischen diesem Anfangs- und Endsatze heißt es dann u. A. ... „was man jüdische Deutsche heißt, sind doch eben nur zufällig deutsch redende, zufällig in Deutschland erzogene Juden, selbst wenn sie schöner und besser in deutscher Sprache dichten und denken, als manche Germanen vom reinsten Wasser ... Es ist daher weder zu erwarten noch zu wünschen, daß die Juden je in dem Sinne deutsch-national werden, daß sie bei nationalen Kämpfen so zu empfinden vermöchten wie die Deutschen selbst ..., es fehlt ihnen dazu die gesammte mittelalterliche Romantik" ꝛc. —

Inmitten meines nun bald vierzig Jahre geübten Berufes konnte ich die Abwehr dieser Auslassungen getrost anderen zum Kampfe geeigneteren Kräften und der klärenden Zeit überlassen.

Zudem aber — Sie mögen das schwärmerisch, sentimental oder gar undeutsch empfunden nennen — schämte ich mich für unser Vaterland, daß durch eine Entgegnung noch weiter und auch dem Auslande gegenüber kund werden sollte, welch eine Degeneration der Gesinnung bei uns noch möglich ist.

Oder ist es denkbar, daß ein Engländer sich so weit erniedrigen würde, Disraeli zu sagen, er sei ein zufällig englisch redender, in England geborener Jude?

Ich hatte und habe die Zuversicht, daß die besten Männer des Vaterlandes die Schmach einer solchen Kundgebung wie die Ihre empfinden und von sich weisen.

Nun erhalte ich mit Ihrer Handschrift Ihre „Antwort an den Leseverein der deutschen Studenten in Wien" unter der Adresse: „An den Deutschen Dichter Berthold Auerbach in Berlin. Vom Verfasser".

Es ist eine eigenthümliche Art vieler Oesterreicher, uns vor den Augen des Briefträgers einen besonderen Ehrentitel zu geben, und Sie, als eingewanderter Preuße, haben diese Sitte sich angeeignet.

In dieser Zusendung sehe ich nun Berechtigung wie Verpflichtung, ein offenes Wort über Ihre Auslassungen gegen die Juden im Allgemeinen und die jüdischen Studenten Wiens insbesondere an Sie zu richten.

Wenn Richard Wagner vom Hause Wahnfried Unzulänglichkeiten künstlerischen Schaffens durch Theoreme zu verwischen und durch Zertrümmerung Anderer zu heben sucht, wenn er in der Gereiztheit des Verfolgungswahnes (und es drängen sich doch verachtungswürdige Juden genug an ihn) das Judenthum für das verantwortlich macht, was ihm in den Compositionen von Meyerbeer und Mendelssohn als widerstrebend und seiner allein seligmachenden Unfehlbarkeit entgegenwirkend erscheint, so läßt sich mit dem in sich befriedigten Wahn nicht wohl streiten.

Sie aber betonen, daß Ihr Buch „nach wissenschaftlicher Methode aufgebaut" sei, Sie rufen, nicht ohne rhetorischen Aufputz, „Immanuel Kant, den Kaiser unseres nationalen idealen Deutschlands" an und stellen sich hiermit selber vor die zuständige Gerichtsbarkeit der Logik.

Es war noch im September, daß ich im schönen Aussee helle Morgenstunden und einen heitern Mittag in Gesellschaft von Phöniziern mit Ihnen erlebte. Sie hatten schon damals (Ihre Vorrede datirt vom October) die scharfen Pfeile im Köcher. — — Es ist nicht germanisch, sich als Gastfreund zu geben, während man Widersacher ist.

Doch das ist persönlich. Gehen wir zur Sache.

Sie verlangen den Wahrspruch der Logik, plädiren aber sofort für mildernde Umstände, indem Sie (S. 12 Ihrer Antwort) sagen: „rein individuelle Bemerkungen sind von ganz secundärer Bedeutung".

Diese Werthbestimmung der Bedeutung mag für Sie selber gelten, muß sie aber auch für die Verletzten gelten? „Wissenschaftliche Untersuchungen sind rücksichtslos," sagen Sie. Unbedingt zugegeben! Aber die Rücksichtslosigkeit darf sich nicht blos gegen Andere, sie muß sich auch gegen eigene der Vernunft und Sittlichkeit widersprechende Angewöhnungen wenden.

Digitized by Google

Daß den Juden das Martyrium fehlt, ist gewiß eine sehr „individuelle" Bemerkung von Ihnen. Sie wissen — und als Mann, der über Lehren und Lernen spricht, müssen Sie es wissen —, daß die Geschichte der Juden, der begabten und unbegabten, ein achtzehnhundertjähriges Martyrologium ist. Und das hat bis heute noch nicht geendet. Oder glauben Sie, es ist kein Martyrium, noch heute und einem Manne Ihres Rufes erklären zu müssen: wir sind nicht zufällig deutschredende, zufällig in Deutschland erzogene Juden und wir empfinden vollkommen als Deutsche?

Sie sagen: den Juden fehlt die gesammte mittelalterliche Romantik. Welchen Antheil an der Romantik des Mittelalters haben denn die Bauern, die bis zu Anfang dieses Jahrhunderts Leibeigene waren? Sie verbannen uns in's Exil der Fremdheit und wollen nicht wissen, daß die Geschichte des Judenthums, zumal in Deutschland, alle Phasen der deutschen Culturentwicklung mit durchgemacht hat. Die Juden sind von germanischer Bildung erfüllt, bevor Ihre Landesgenossen, die Slaven und Wenden, germanisirt wurden. Und haben Sie vergessen, wie empörend es aufgenommen wurde, als Ihr College Quatrefage darzuthun versuchte, daß Frankreich nicht von den Deutschen besiegt worden sei, sondern von den Preußen, die Slaven und Wenden seien?

Es ist nicht „methodisch wissenschaftlich", wie Sie Ihre Auslassungen aufbauen.

Als wir uns — ich kann das Persönliche hier unmöglich vermeiden — im Sommer 1870 trafen, bewährten Sie in den Lazarethen Ihre hülfreiche Kraft mit ruhmvoller Tapferkeit. Ihre Hand war fest bei den Operationen; hat Ihnen diese Hand nicht gezittert, da Sie jene Worte niederschrieben, mit denen Sie die Verwundeten und Gefallenen jüdischer Confession entehrten und beschimpften?

Sie müssen selbst anerkennen, daß es im Kampfe um's Dasein Kampfgesetze geben muß. Aber jeder Unparteiische wird diese Ihre Art der Kampfesführung von der Ehrenmensur verweisen. Denn es ist rein inquisitorisch, eine unbeweisbare nationale Empfindung zu heischen, und es ist mehr als inquisitorisch, hinzuzufügen, es wäre nicht zu wünschen, daß die Juden germanisch empfänden. Ihre Begründung baut sich also folgendermaßen auf: Ich, Professor Billroth, sage, die Juden sind keine Deutschen, denn ich, Professor Billroth, wünsche, daß sie keine Deutschen seien. Quod erat demonstrandum.

Und nun wieder Ihre objective „wissenschaftliche Rücksichtslosigkeit".

Sie schildern mit Worten, die ich nicht wiederholen mag, die intellectuelle und ökonomische Unzulänglichkeit der „Streber" und schließen: „es sind meistens nicht Deutsche, sondern vorwiegend schlimme galizische und ungarische jüdische Elemente".

Ist das wissenschaftlich, hinter Verschanzungen von „meistens" und „vorwiegend" gedeckt, allgemeine Gesetze aufzustellen?

Sorgfältige gründliche Untersuchung in Beobachtung und Experiment, Zurückhaltung des Urtheils, bis das Ergebniß sich evident herausstellt, das sind doch wohl Forderungen, die der Naturforscher vor Allem zu erfüllen hat. Und der Menschenfreund wird, wenn er nicht über ein todtes Präparat, sondern über ein lebendiges Object sich auszusprechen hat, und nun gar über eine Generation, wenn sie sich auch in ihrem Bildungsdrange oft ungeschickt geberdet — sich behutsam und mit Bedacht aussprechen.

Sie aber, haben Sie bedacht, was es heißt, in jugendlichen Gemüthern den Racenhaß zu wecken und zu stacheln?

Sie rufen das Gentlemans-Bewußtsein in den Jünglingen an. Ist der ein Gentleman, der den Gedrückten, Verschüchterten, Mittellosen höhnt?

Die Aufregung in der öffentlichen Stimme, die Vorgänge in Wien sind durch diese Auslassungen hervorgerufen. Sie aber, Sie vermeiden in Ihrer Antwort an die Studenten jedes ausdrückliche Wort hierüber. Sie sprechen von „theilweise heikeln Verhältnissen" und sagen „rein individuelle Bemerkungen sind von untergeordneter Bedeutung". Ich möchte dieses Letzte auch als Zeichen annehmen, daß Sie Ihre wohl erst im Niederschreiben zum fixen Gedanken gewordene Ausführung über die Fremdheit der Juden jetzt gern vergessen wissen möchten. Aber „Immanuel Kant, der ideale deutsche Kaiser," befiehlt kategorisch, daß man den Muth habe, eine begangene Fahrlässigkeit zu bekennen. Und „Aergert dich dein Auge, so reiß' es aus," hat derjenige ausgesprochen, der, wenn er leibhaftig vor Sie hinträte, Ihnen, dem Teutonen, als ein mit der Racenfremdheit belasteter Phönizier erscheinen würde.

Haben Sie die Folgen ermessen, die der von Ihnen als natürliche Thatsache aufgestellte Racenhaß haben kann?

Es kann auch geistige Höllenmaschinen à la Thomas geben.

Ein Dämon, der weder teutonisch noch phönizisch ist, füllt geräuschlos arbeitende Sätze, die zu unbestimmbarer, aber zu gegebener Zeit mit ihren Explosivstoffen verheerend ausbrechen können.

Das wollten Sie nicht, das können Sie nicht gewollt haben.

Warum aber wollen Sie nicht offen eine Uebereilung erkennen und suchen in Ihrer Antwort mit einem verschämten Satze darüber weg zu kommen?

Sie haben mir Ihre Schrift gesendet, ich glaubte Ihnen und mir diese Antwort schuldig zu sein.

Zum Schlusse nur noch eine Erinnerung. In den nächsten Tagen wird an die gesammte gebildete Welt ein Aufruf ergehen zu einem Denkmal für Spinoza. Wie? Müssen Sie nicht einen teutonischen Widerspruch empfinden, daß man auf germanischem Boden ein Denkmal setze dem Phönizier, der noch dazu die von Ihnen als Erniedrigung gebrandmarkte Besonderheit hatte, durch einen Nebenerwerb, durch Glasschleifen, sich den Lebensunterhalt zu verschaffen?

Der Schmerling-Artikel der „Provinzialcorrespondenz".

Daß jenes als sicherste Bürgschaft des europäischen Friedens in Wort und Schrift gepriesene „herzliche Einverständniß der drei Kaiserreiche" nicht bis an das Ende der Tage dauern wird, weiß Jedermann auch ohne besondere Information; schon in der Kinderlehre zog der biblische Weisheitsspruch bei uns ein, daß jedes Ding seine Zeit habe. Indessen auch wer von der Vergänglichkeit alles Irdischen noch so tief durchdrungen ist, trachtet doch mit Eifer danach, von solchen Dingen, denen er für sich und die Seinigen etlichen Werth beimißt, nach Möglichkeit das Ende fernzuhalten und zur besseren Erreichung dieses Zweckes den Einflüssen, von denen der frühere oder spätere Eintritt eines so unerwünschten Ereignisses abhängt, mit Aufbietung all' seines Scharfsinns nachzuspüren, auf daß er ihnen nach Möglichkeit wehre. Das „herzliche Einverständniß der drei Kaiserreiche" ist ja nicht durch eine magische Kraft der aus Millionen Herzen sich erhebenden Friedensgebete gegen zeitweilige Störungen und schließliche Zerstörung gefeit; es beruht auf politischen Berechnungen, deren Elemente nur eine Zeit lang als constant gelten können, deren Wandelbarkeit aber stets im Auge behalten werden muß und zu einer unerlässigen sorgsamen Beobachtung aller auf die Veränderung einwirkenden Einflüsse nöthigt. Unsorgsamkeit in dieser Hinsicht könnte sich eines Tages durch politische Fehlschlüsse von verhängnißvoller Tragweite rächen. Wir machen uns keiner willkürlichen Unterstellung schuldig, wenn wir dem leitenden Staatsmanne des Deutschen Reiches, der um die Herbeiführung jenes „herzlichen Einverständnisses" sich so hohe Verdienste erworben hat, auch ein besonders geschärftes Verständniß aller jener, der größeren Oeffentlichkeit sich entziehenden Vorgänge beimessen, die auf die Dauerhaftigkeit jener Friedensbürgschaft von Einfluß sind. Die meisten der Schritte, welche auf die Förderung günstiger, auf die Abschwächung und Abwehr schädlicher Einflüsse hinzielen, entziehen sich zunächst der öffentlichen Kenntniß und sind

Digitized by Google

zumeist nur in ihren letzten Wirkungen zu verspüren; es ist deshalb betreffs der Zweckmäßigkeit dieser Schritte ein abschließendes Urtheil nicht gut möglich. Ueber eine gewisse Phase der deutschen Politik Frankreich gegenüber ist beispielsweise erst durch die Enthüllungen des Processes Arnim ein Licht verbreitet worden, in welchem manche ihrer Zeit schwer verständliche und vielfach falsch beurtheilte Vorgänge ihre nachträgliche Aufklärung gefunden haben. Damals handelte es sich für die deutsche Politik darum, die autoritative Stellung des leitenden Staatsmannes der französischen Republik, Mr. Adolphe Thiers, vor der Unterhöhlung durch Parteiströmungen zu schützen, die sich in wilder Gährung einherwälzten. Es wurde jene Absicht bekanntlich nicht erreicht; wenn schließlich diejenigen, die dabei das Schifflein der Monarchie flott machten, kläglich scheiterten, so war jede ihnen gewährte Ermuthigung von deutscher Seite darum doch nicht minder ein politischer Fehler und die richtige Beurtheilung der Lage bei uns auf Seiten derer, welche die Stellung des Herrn Thiers zu stärken bedacht waren. Derartige wider die officielle Regierung eines Staates sich kehrende Einflüsse unschädlich zu machen, ist für eine an Erhaltung jener Regierung interessirte Politik eine äußerst schwierige und überdies sehr heikle Aufgabe, und doch kann dieselbe nicht von der Hand gewiesen werden, wenn die Leiter jener Politik sich nicht hinterher den Vorwurf der Unsorgsamkeit zuziehen wollen. Wohl verstanden, es darf sich hierbei nicht um eine von persönlichem Interesse eingegebene Patronage handeln; sondern die auf die Erhaltung einer bestimmten Person in leitender Stellung gerichtete Action muß durch die Ueberzeugung gedeckt sein, daß ein Wechsel der Person zugleich auch einen Wechsel der für die politischen Angelegenheiten des interessirten Staates leitenden Gesichtspunkte mit sich führt, der die guten Beziehungen zu demselben gefährden kann. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß seit längerer Zeit schon gewisse Vorgänge in Oesterreich von Seiten unsres leitenden Staatsmannes mit einiger Besorgniß beobachtet werden, so daß derselbe es für zweckdienlich hielt, einmal zu erkennen zu geben, wie wenig die guten Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich durch einen Wechsel in der Person des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, zur Zeit Graf Andrassy, gefördert werden könnten. Denn darum handelt es sich doch bei dem bekannten Sensationsartikel der „Provinzialcorrespondenz", der auf eine unmittelbare Eingebung des Fürsten Bismarck zurückzuführen ist, wobei man immerhin sich hinzudenken mag, daß Graf Andrassy im voraus von der Lancirung eines solchen Artikels verständigt worden ist und damit sich wohlzufrieden erklärt hat. Die Einzelheiten jenes Artikels treten hinter dessen hochpolitischer Tendenz weit zurück; ein Streit um sie ist daher ein müßiger publicistischer Zeitvertreib. Der Toast des Herrn von Schmerling auf dem Kneipabend der „Concordia" wurde lediglich um deswegen zum Ausgangspunkt gewählt, weil er das Stichwort zu einer Polemik über Oesterreichs Beziehungen zu Deutschland gab. Hätte Herr von Schmerling, statt über „die Ideale, die sich im ersten Anlauf nicht erreichen lassen", mit Bezug auf seine großdeutschen Bestrebungen in der Paulskirche zu sprechen, lediglich seinen unverbrüchlichen Liberalismus im Brillantfeuer erstrahlen lassen, er wäre sicher nicht von dem halbamtlichen Organe der preußischen Regierung als der Chef einer Parteicoalition dargestellt worden, die, wenn sie an's Ruder gelangte, Oesterreichs gute Beziehungen zum Deutschen Reiche in ihr Gegentheil umkehren möchte. Ob es taktisch richtig war, gerade diesen Anlaß zu ergreifen, darüber läßt sich streiten; es scheint indessen diesseits so etwas wie „Gefahr im Verzuge" gewittert worden zu sein, und darum wurde die erste, wenn auch nicht beste Gelegenheit, die sich bot, ergriffen, um Oesterreich nicht sowohl vor dem liberalen „Minister" Schmerling, als vielmehr vor denjenigen zu warnen, die durch eine kluge Ausbeutung der neuerdings mit allen Mitteln der politischen Toilettenkunst aufgefrischten „Popularität" Schmerlings, trotzdem ihnen der liberale Odeur aus den dazu benutzten Schminktöpfchen höchst widerwärtig ist, dem Ministerium Auersperg einen Theil der Verfassungspartei abwendig zu machen beflissen sind. Indem so Herr von Schmerling zum persönlichen Mittelpunkt eines Tableaus gemacht wurde, welches er nicht selber gestellt hat, mußten die Blicke auch solcher Gruppen ihm erwartungsvoll zugekehrt erscheinen, die in dem „Minister" Schmerling sicher nicht ihren Führer verehren, die ihm vielmehr dieselbe Opposition wie dem Ministerium Auersperg machen würden. Die feudale, die föderalistische, die klericale Partei würden sich, und zwar widerwillig genug, die Bundesgenossenschaft Schmerlings nur so lange gefallen lassen, als nöthig wäre, das Werk zu vollbringen, welches derselbe mit seinem liberalen Namen der öffentlichen Meinung gegenüber decken soll; dies Werk gethan, würde der „Minister" Schmerling, wie schon einmal, in irgend einem Grafen Belcredi seinen Nachfolger erhalten. Mit Recht wird deswegen von denjenigen österreichischen Liberalen, die nicht behufs Erreichung augenblicklicher Vortheile für die nothleidende Industrie ihre politische Reputation preiszugeben bereit sind, auf die Unnatürlichkeit einer Coalition, wie die eben angedeutete, hingewiesen und an Herrn v. Schmerling als einen Mann von gesundem politischem Verstande appellirt, daß er sich baldmöglichst gegen die ihm unterstellten Absichten verwahre. Herr v. Schmerling kann indessen nicht in Abrede stellen, daß er selber wenig zur Abwehr des Rufes beigetragen hat, der ihm anhaftet. Sein politisches Vorleben darf als bekannt vorausgesetzt werden; in allen Figuren desselben klingen zwei leitende Motive durch: die Erhöhung der Machtstellung Oesterreichs im Innern durch straffe Zusammenfassung seiner staatlichen Organisation und nach außen hin durch Angliederung eines möglichst erheblichen Theiles von Deutschland, ohne daß er freilich über die Natur dieses letzteren Verhältnisses jemals zu irgend welcher Klarheit gelangt wäre. Herr v. Schmerling ist deswegen allen denjenigen in Oesterreich ein willkommener Bundesgenosse, welche aus irgendwelchen Gründen jenen beiden Bestrebungen Vorschub leisten. Er ist, um bei der Gegenwart stehen zu bleiben, der Mann, auf den die zu Ungarn im Gegensatz befindlichen, an sich sehr verschiedenartigen Elemente ihre Rechnung bauen; er ist gleichzeitig der Mann, dem die Neider des neuen Deutschen Reichs unter Preußens Könige als Kaiser mit verständnißvollem Blicke lauschen, wenn er von den Idealen spricht, die sich auf den ersten Anlauf nicht erreichen lassen. Ein „Ministerium Schmerling" würde demnach bedeuten: einmal Wiederaufnahme der Versuche, Ungarn in einen österreichischen Gesammtstaat einzugliedern und zweitens wenn nicht offene, so doch geheime Begünstigung aller Anschläge, welche darauf gerichtet sind, die einheitliche Entwicklung Deutschlands zu stören, die Machtstellung des Deutschen Reiches zu schwächen.

Welche Folgen eine derartige innere und äußere Politik für Oesterreich-Ungarn haben müßte, liegt auf der Hand. Die Beunruhigung der Ungarn wegen feindseliger Anschläge gegen ihre Selbstständigkeit ist gewachsen, seitdem jenseit der Leitha der Name „Schmerling" mit verdächtiger Frequenz genannt wird. Man erinnert sich, daß Herr v. Schmerling Staatsminister war, als jene kaiserliche Botschaft vom 23. August 1861 an den Reichsrath erging, in welcher die Auflösung des ungarischen Landtags, der, unter Berufung auf die ungarische Verfassung, zu jenem Reichsrathe nicht wählen wollte, mitgetheilt wurde, worin es hieß: „Die ungarische Verfassung war durch die revolutionäre Gewalt nicht nur gebrochen, somit von Rechtswegen verwirkt, sondern auch factisch beseitigt". Von einem Staatsmann, der Ungarn gegenüber zu dieser „Verwirkungstheorie" sich bekannte, können die Ungarn sich nichts Gutes versprechen, und die ungarische Presse hat deswegen auch den gegen Herrn v. Schmerling gerichteten Artikel der Provinzialcorrespondenz seiner Tendenz nach als eine Diversion zu Gunsten der von allerlei verborgenen Gefahren bedrohten ungarischen Selbstständigkeit dankbar acceptirt. Daß Graf Andrassy, der bisher mit unbefangenem Urtheil die auswärtigen Angelegenheiten der österreichisch-ungarischen Monarchie geleitet hat, mit einem ungarfeindlichen Ministerium in Wien

Digitized by Google

zur Seite nicht einen Tag im Amte bleiben könnte, begreift sich leicht und eben darum wird den auf Herbeiführung eines solchen Ministeriums hinzielenden Anschlägen von allen denen Vorschub geleistet, welche die besonnene Politik des Grafen Andrassy durch eine andre, sensationellere, ersetzen möchten. Beiläufig ist derselbe, weil er als „Ungar" nie darein willigen wird, daß die materiellen Interessen Ungarns durch rücksichtslose Erhöhung der Zollsätze geschädigt werden, den österreichischen Schutzzöllnern eine sehr unbequeme Persönlichkeit, und man darf deswegen sicher sein, daß, je lauter eine österreichische Zeitung für die Forderungen der österreichischen Industrie ihre Stimme erhebt, desto heller auch das Lob des Herrn v. Schmerling in ihren Spalten erklingt. Auf dem Gebiete der „hohen Politik" ist Graf Andrassy ebenso sehr den „großdeutschen", wie den „großslavischen" Politikern Oesterreichs persona ingrata; er hat ohne Vorbehalt die für Oesterreich durch den Prager Frieden geschaffene Lage acceptirt; er erblickt in der sorgsamen Pflege freundschaftlicher Beziehungen zur deutschen Reichsregierung seine ebenso durch das Interesse Oesterreichs wie Ungarns gebotene Aufgabe; er hat die Unfruchtbarkeit jener Beust'schen Maxime erkannt, welche darin bestand, in jeder europäischen Frage eine Stellung zu wählen, die zu derjenigen Preußens recht grell contrastirte, um die Interessen Preußens überall zu durchkreuzen, auch wo Oesterreich-Ungarn keinen Vortheil davon hatte. Kein Wunder, daß die namentlich in Armeekreisen noch verbreitete „Revanchepartei", der eine solche Politik der Rancüne in Ermangelung äußerer Erfolge wenigstens eine gewisse „innere Befriedigung" verschafft, dem Grafen Andrassy nach Möglichkeit Schwierigkeiten bereitet. Es tritt der Umstand hinzu, daß die äußere Machtstellung Oesterreichs eine straffe Heeresorganisation verlangt, während die ungarischen Politiker noch bis vor kurzem eine Verfügung über die „ungarischen Truppen" der k. k. Armee nicht ohne die Zustimmung der ungarischen Regierung concediren wollten; um die ungarfeindliche Stimmung in Armeekreisen nicht noch mehr zu schärfen, wird neuerdings auf diesen Punkt kein so nachdrücklicher Accent mehr gelegt. In den nämlichen Armeekreisen hat man aus Thatendrang neuerdings wieder eine Patronage großslavischer Ideen übernommen. Die Ausdehnung der Monarchie über jene slavischen Landschaften, welche gegenwärtig Schauplatz des Aufstandes gegen die Pfortenregierung sind, ist nun aber den Ungarn, die von ihrem nationalen Standpunkt aus eine Verstärkung der slavischen Nationalitäten innerhalb der Monarchie nicht wünschen können, ein sehr unsympathischer Gedanke. Ein Grund mehr für die dem Grafen Andrassy abholden Elemente, sich mit jenen thatendurstigen Armeekreisen in Fühlung zu setzen und ein Project zu begünstigen, welches ohne die Zustimmung der beiden andern Ostmächte gewiß nicht die geringste Aussicht auf Verwirklichung hat; man scheint in Wien zu wissen, daß von Seiten der deutschen Reichsregierung in diesem Punkte der nüchternen Politik des Grafen Andrassy der Vorzug eingeräumt wird. Die rücksichtslose Betreibung einer Actionspolitik im Orient von Seiten Oesterreichs müßte nothwendig das bisher den Frieden Europas verbürgende „herzliche Einverständniß der drei Ostmächte" erschüttern, da dieses eben darauf beruht, daß keine der drei Mächte in Fragen der hohen Politik allein vorgeht oder sich mit der zweiten Macht hinter dem Rücken der dritten verständigt.

Aus den verschiedensten Parteilagern und Interessentengruppen her schaaren sich die Strömungen zusammen, welche sub auspiciis Schmerlingii die Stellung des Grafen Andrassy unterwühlen, die zu befestigen die deutsche Reichsregierung für ihre Aufgabe hält, weil allen jenen Strömungen eine mehr oder weniger ausgesprochene Abneigung gegen ein freundschaftliches Zusammengehen Oesterreichs mit Deutschland gemeinsam ist, dessen Fortdauer doch als eine der wesentlichsten Bedingungen für den Frieden Europas im Interesse des letzteren nicht dringend genug gewünscht werden kann. Wenn somit an dem vielgenannten Artikel der halbamtlichen „Provinzialcorrespondenz" die redliche Absicht keinem Zweifel unterliegt, so bleibt nur zu wünschen, daß diese unter der hier und da fehlerhaften Ausführung nicht Schaden erlitten haben möge.

Berlin, Anfang Januar 1876. **Politicus.**

Das geistige Leben in Württemberg.

(Fortsetzung.)

Diesen Zug schwäbischer Denker und Dichter nach dem Ideal deutscher Nationalgröße, dem sie ohne Zaudern die politische Selbstherrlichkeit des württembergischen Staats opfern wollten, kann man schon zu einer Zeit bemerken, da überall anderswo in Deutschland dieser demokratische Nationalpatriotismus noch sehr in den Kinderschuhen ging und der dynastische Sonderstaatspatriotismus als der allein seelig machende galt. In einer verdienstlichen Schrift hat erst neuestens A. Wohlwill reiches Material darüber gesammelt („Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben, insbesondere von 1789 bis 1815"). Schon Schubart schreibt 1774 in seiner „deutschen Kronik" z. B. Folgendes wie eine Prophezeiung: „Die Löwen erwachen, sie hören das Geschrei des Adlers, seinen Flügelschlag und Schlachtruf, reißen abgerissene Länder aus den Armen der Fremden und unser sind wieder ihre fetten Triften und Traubenhügel. Ueber ihnen wird sich ein deutscher Kaiserthron erheben und schrecklichen Schatten auf die Provinzen seiner Nachbarn werfen". Bei älteren Dichtern wie Huber, Gemmingen, Thill findet man lebendigste Erinnerungen an die untergegangene Größe des Deutschen Reichs und Mahn- und Weckrufe an das deutsche Nationalgefühl. Hölderlin schilderte in flammenden Worten die Entwürdigung Deutschlands im „Hyperion", und nicht mit Unrecht schreibt man die nachgefolgte Nacht seines Geistes dem Ingrimm über die nationale Schmach zu, obwohl sein Heimatsstaat Württemberg speciell doch dabei ausnehmend glücklich fuhr. Der Philosoph Schelling gründete in derselben Unglückszeit eine „Zeitschrift von Deutschen für Deutsche", welche „die vielfach getrennten Geister und Bestrebungen vereinigen und gleichsam die Verhandlungen einer unsichtbaren, durch ganz Deutschland verbreiteten Akademie" darstellen sollte. Ebenso wie Fichte in Berlin gab Rehfues in Stuttgart „Reden an das deutsche Volk" auch desselben Geistes heraus, die bedeutendes Aufsehen erregten. Und geht man auf die spätere Zeit und ihre Dichter und Denker in Schwaben über, so begegnet man fort und fort in ihren Schriften dem Pulsschlag der nationaldeutschen Idee, in Gustav Schwab, in Uhland, in Justinus Kerner, in Bauer, Seeger, Waiblinger u. s. w. Die Geschichtszeit der Hohenstaufen als die deutscher Macht und Herrlichkeit wird ein Lieblingsgegenstand dichterischer, dramatischer Bearbeitung, weil man sich nach einer Wiederkehr derselben sehnt, wenn man auch noch keine bestimmte Vorstellung hat, wie sich dies ermöglichen soll. Sogar der rein lyrische, in seine Gefühlspoesien sich einspinnende Möricke beschäftigt sich damit und J. G. Fischer nimmt mit einem Drama darüber den Wettkampf mit seinen Vorgängern auf. Blättert man in seinen, in Karl Geroks und in Schönhardts Gedichten, die der neuesten Zeit angehören, so stößt man auch in ihnen auf die Sehnsucht nach dem nationalen Ideal oder auf den Jubel über die äußere Verwirklichung desselben durch den letzten französischen Krieg.

Viel bestimmter und ihres Ziels bewußter kämpften für den gleichen Zweck innerhalb der Arena des württembergischen Sonderstaats die bedeutenderen publicistischen und politischen Kräfte. So gute Schwaben wie Paul Pfizer, Robert und Moritz Mohl fanden in dem constitutionellen und durch seine freie Verfassung allen deutschen Staaten voranstehenden Württemberg doch nicht die Stützen des von ihnen erstrebten deutschen Liberalismus, sondern sie erhofften alles Heil von der Errichtung eines Deutschen Reichs, traten als große Rufer dafür in

Digitized by Google

dem ersten deutschen Parlament auf und scheuten sich nicht, in offener Bekämpfung gegen ihre Heimatsstaatswirthschaft die Ungnade des dortigen Regiments auf sich zu nehmen. Vischer, machte er in seinen ästhetischen Arbeiten eine Pause, suchte seine Erholung und sein Gleichgewicht mit dem öffentlichen Geist in schneidenden Kritiken der deutschen Zustände, wobei unter allen Umständen die Kleinstaaterei als etwas gar nicht mehr für lebensfähig zu Erachtendes behandelt wurde. Erst großdeutsch, söhnte er sich nach dem Sieg der kleindeutschen Politik auch mit dieser aus, weil doch das alte Elend der Scherbenwirthschaft in Deutschland zu Ende gekommen. David Strauß gar rührte die preußische Trommel mit einer Zuversicht und Ungeduld, welche seinen politischen Gesinnungsgenossen in Württemberg, die denn doch am Preußischen sich eben nicht erbauten, förmlich anstößig erschien. Andere wieder, wie Rümelin, untersuchten die württembergischen Zustände mit einer unverkennbaren Liebe für das Volksthümliche darin, aber nach der historisch-politischen Seite mit dem freien Blick, der sich nur auf dem höheren Standpunkt eines deutschen Idealismus gewinnen ließ. Sie beklagten, daß der Blick nach Außen dem Schwaben in der Regel fehle, um zu erkennen, daß seine eigene Welt nicht „bis an's Ende aller Dinge" bestehen könne, und entgegengesetzt der schwäbischen Selbstgenugthuung wünschten sie und vermittelten es auch, daß von außen ein Licht in das württembergische Eden gehalten werde, damit die Schwaben erkennen, wie ungenügend ihre kleine Welt sich in Beziehung zu den großen Cultur- und Nationalaufgaben ausnehme. Und nun nehme man noch hinzu, daß die in Württemberg außerordentlich umfangreiche theologische Gesellschaft mit dem langen Schweif des Pietismus, welcher auch eine Summe, wenn auch einseitigen geistigen Lebens umfaßt, nach Preußen gravitirte, als dem Hort des Protestantismus, und in dem politischen Erfolg dieses Staats, auch auf Kosten der württembergischen Souveränetät, unter allen Umständen eine Stärkung ihrer Sache erkannte und sympathisch begrüßte.

Gegensätze zu diesem Zug der Geister aus dem politischen Gebilde Württembergs hinaus fallen kaum in's Gewicht und wo sie als solche erscheinen, wird man bei genauerer Prüfung erkennen, daß meistentheils als württembergischer Staatspatriotismus aufgenommen wurde, was lediglich eine davon ganz unabhängige Liebe zum Heimatlande und zur Eigenart des Volksstammes war. Es waren dichterisch dankbare und naheliegende Stoffe, die Uhland, Schwab, Kerner, Hauff und andere aus der Sagenzeit oder der alten Geschichte Schwabens herausgriffen und besangen, Züge des Volks, die überall poetischer Verklärung werth sind, landschaftliche Reize, die sie mit der Innigkeit von Kindern des Landes verherrlichten. Wenn dies ihrem Volke schmeichelte und sie ihm als echte Schwaben lieb und werth machte, so war dies doch niemals als Signatur eines particularistischen Patriotismus aufzufassen. Verdroß es doch Justinus Kerner genug, daß man von einer besonderen „schwäbischen" Dichterschule sprach und ihn dazu rechnete; stand doch Uhland sowohl als knorriger Volksmann wie als deutscher Idealist, der sich von württembergischen Reitern in Stuttgart zusammenhauen lassen wollte, dem politischen Kleinstaat, dem er angehörte, schroff genug gegenüber, wie denn der König instinctiv ihn nicht als Patrioten, wie er sie als solche anerkannte, gelten lassen wollte und bekanntlich übel genug auf ihn zu sprechen war.

Wer von Dichtern und Denkern nicht die Neigung hatte, mitzuthun und um seine Forderungen an das Leben in kühnem Anlauf gegen eine widerstrebende Wirklichkeit zu kämpfen, der vergrübelte sich und suchte dafür Ersatz in der Welt der Gedanken, Träume und Gefühle. Passiv fügte er sich willig dem Weltlauf und machte sich indessen in der Phantasie seine eigene Welt. So erklärt sich auch die Liebhaberei Kerners an den Erscheinungen des Magnetismus und der Geisterseherei, eine reine Schrulle, die wesentlich aus der Abneigung des kaustischen, milden Schwaben gegen die Politik entstand; er amüsirte sich statt dessen in seiner Weinsberger Clause mit dem Aufspüren einer Geisterwelt, die in die irdische herein rage. Möricke und Ludwig Bauer spannen sich in eine phantastische Region ein und hielten nächtliche Zwiesprach mit Nixen und Gnomen, machten sich Märchen und eigene mythische Menschengeschichten. „König Orplid" mit seiner einsamen Insel blieb auch in späterer Zeit noch eine Lieblingseinbildung Möreckes. Waiblinger flüchtete sich zu der alten Griechenwelt; Reuchlin beschäftigte sich mit Italien; Hauff, dessen Erfolg mit dem Roman „Die Lichtensteiner" ihn hätte bestimmen müssen, aus der württembergischen Geschichte ähnliche populäre Stoffe zu verarbeiten, wandte sich nicht wieder dahin, sondern gefiel sich darnach in Märchen und Phantasien im Bremer Rathskeller und in den Memoiren des Satans. Die Romane O. Müllers und Mylius', die Lyrik der neueren Dichter, wohin sie auch immer den Sinn der Leser versetzen, haben doch niemals ihre schwäbische Innigkeit auf den Realismus übertragen, welcher dem nationalen Idealismus gegenüberstand.

So schwebte der württembergische Specialgeist, wie er in der Masse des Volks als ererbtes Gut mit der Empfindlichkeit jedes Particularismus gewohnheitsmäßig gepflegt wurde, gleichsam in der Luft; die Intelligenz nährte und stärkte ihn nicht; sie hing mit ihm landsmannschaftlich und sittenvoll innig zusammen, aber eine politische Berechtigung gestand sie ihm nicht zu. Eine solche mißachtete sie und verspottete sie vielmehr. Dies mußte wohl von oben nach unten wie eine auflösende Säure wirken. Je mehr gerade die moderne Staatsregierung Württembergs bedacht darauf war, ihren Sonderstaat zu schaffen und zu stärken, ihn zu einer politischen Aufgabe vorzubereiten, wäre diese auch nur um Fels im Meer zu sein, wenn dies in Aufruhr einstürme, desto morscher wurden die Stützen, welche die Regierungskunst errichtet hatte. Das geistige Leben fraß sie durch. Ueber der Sorge um den dynastischen Staat vergaß man außerdem die Pflege eines, über die praktische Nützlichkeit gehenden Volksinteresses an dem Staat. Von oben herab wurde unter der langen Regierung König Wilhelms die Masse der Bürger gegen den Staat vielmehr gleichgiltig gemacht, das politische Interesse im Volk eingeschläfert oder auf's Materielle abgelenkt, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Gemüther für den nächsten Anstoß von außen um so empfänglicher waren. Die Intelligenz des Landes gehörte längst dem Lande nur noch äußerlich an; sie empfing den ersehnten Mauerbrecher des Particularismus im Festgewand mit freudigen, siegesfrohen Mienen, und das Volk als Masse, einen Moment verblüfft über diesen Vorgang, vertauschte dann ohne Widerstreben den Württemberger mit dem Reichsdeutschen und begnügte sich, den inwendigen Schwaben zu behalten.

(Schluß folgt.)

Heilkünstler und Mirakel.

Auf der Piazza Montanara in Rom spielt sich beständig ein Stückchen echt römischen Volkslebens ab. Ein wahrer Höllenlärm, ein Durcheinander, in dem das Auge lange vergebens nach einem Ruhepunkt sucht. In der Mitte des Platzes steht eine Reihe fliegender Apotheken in Gestalt ausgeschirrter Lohnkutschen, die Deichselbäume sind aufgerichtet und an denselben hängen: Bruchbänder, Klystierspritzen, Liebeszauber, menschliche Embryos in Spiritus, Prachtexemplare von Backenzähnen, Fläschchen mit wunderthätigen Medicamenten in allen Farben; ganz oben flattert die italienische Tricolore. Auf dem Bocke steht der „Hülfschirurg", in der Hand hält er eine lange Trompete und wartet auf das Commando seines Vorgesetzten. Im Wagen selbst befindet sich der bebrillte „Herr Doctor" in höchster eigner Person. Eben sind zwei junge Landleute eingestiegen. Mit wenig Eleganz wird dem Ersten der Mund möglichst weit geöffnet und die Augen des Doctor Eisenbart suchen nach dem kranken Zahn. Jetzt hat er ihn gefunden! Man erwartet nun

Digitized by Google

die Procedur des Zahnausziehens — aber soweit soll es vorläufig noch nicht kommen. Das Opfer muß erst den Kopf dem Publicum zuwenden, das größtentheils aus Campagnolen besteht und der Herr Doctor beginnt seinen Vortrag: Der Patient könne dem Himmel danken, daß er ihn heute hierher geführt, da er morgen vielleicht schon unrettbar verloren gewesen wäre. Das Publicum solle sich nur gütigst den Schaden selbst ansehen; für jeden andern Arzt wäre das Ausziehen des kranken Zahnes ein Ding der Unmöglichkeit, aber wie das hochverehrte Publicum gleich sehen könne, würde die Operation sehr gut von Statten gehen ꝛc.

Nach Schluß seines Vortrages holt der Doctor aus der Tasche einen unscheinbaren Haken, den er sich sehr wahrscheinlich aus einem gefundenen Stück Eisen selbst angefertigt hat: das ist der Anfang der Folterqualen seines Opfers. Der Kopf wird demselben kreuz und quer gezogen und der Schmerz des Patienten, der in den mannigfaltigsten Fratzen seinen Ausdruck findet, erregt großes Vergnügen unter den Zuschauern. Da ertönt ein Schrei. Der Doctor fordert den Hülfschirurgen zum Blasen auf und augenblicklich schmettern ohrenzerreißende, alles übertönende Klänge durch die Luft. Dem zweiten Patienten, der noch des Doctors harrt, ist aber der Schrei des Ersten so zu Herzen gegangen, daß er mit einem Satze aus dem Wagen springt und schleunigst das Weite sucht. Endlich hat der Doctor den Zahn und triumphirend zeigt er das corpus delicti. Bewunderswerther Nachfolger Aeskulaps, dich wird Zeus' Blitzstrahl nicht treffen! Der arme Patient hängt über dem Wagenschlag, das Gesicht todtenbleich, ein beklagenswerthes Bild menschlicher Hinfälligkeit. Der Doctor mit seiner Apotheke und seinem Publicum wären ein reizendes Motiv für einen Maler, wie Téniers.

Daß solche Heilkünstler noch Patienten finden, ist zu verwundern. Viele Landleute und auch manche Städter aus den niederen Ständen bedienen sich größtentheils dieser Wunderdoctoren, zur Abwechselung auch mal des Santo Bambino, eines starken Concurrenten der Heilkünstler.

Mit dem Santo Bambino hat es nämlich folgende Bewandtniß: In der Kirche Santa Maria in Ara coeli, auf demselben Platze erbaut, wo ehemals der Tempel Jupiters stand, befindet sich wie in vielen Kirchen und Klöstern ein Miraculum, dessen sich die Herren Patres bedienen, um ihre leeren Geldbeutel zu füllen. Das Miraculum von Ara coeli ist ein kleines Christuskind, das allerlei Krankheiten und, wenn ich nicht irre, auch schon die modernen, wie Trichinosis ꝛc., curirt, besonders aber sich der Frauen annimmt. Außer einem renommirten Arzte ist er übrigens auch ein vortrefflicher Rechenmeister, denn er hat es in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer höchst eleganten eigenen Equipage gebracht, in der ihn die Patres zu den Kranken führen.

Bei dieser Gelegenheit mag noch erwähnt werden, wie ich die Bekanntschaft des Bambino machte.

Ich wohnte mit einem deutschen Freunde bei einem ehemaligen Stallmeister Pius' IX. Der gute Padrone litt beständig an Asthma. Bei besonders heftigen Anfällen hatte seine Gattin nichts Eiligeres zu thun, als aus dem Keller einen uralten wurmstichigen Heiligen, St. Antonio, hervorzuholen, und hoffte dann, indem sie ihm einige Stunden hindurch bunte Kerzen vor ihm verbrannte, denselben zu bewegen, ihren Mann zu heilen. Der Heilige ließ sich aber sehr selten aus seiner Ruhe bringen.

Eines Tages bat mich die Padrona, auch ich möge ihren alten Antonio bitten, den Medicinern in's Handwerk zu fuschen und ihren Gatten zu curiren, stand aber glücklicherweise später davon ab, als ich ihr erklärt hatte, daß ich noch zu wenig mit der italienischen Sprache bekannt sei, um mich geläufig und erfolgreich mit einem so berühmten Heiligen zu unterhalten.

Mein corpulenter Freund kam nicht so gut davon wie ich. Eines Abends kehrte er, nichts Böses ahnend, aus der Osteria nach Hause zurück. Beim Oeffnen der Etagenthür drangen ihm Weihrauchdüfte entgegen. Der Padrone war schwer erkrankt und der Arzt schon fortgeschickt, um dem Santo Bambino Platz zu machen. Alle möglichen Arten von Mönchen waren anwesend, denn der Kranke hatte viele Freunde unter den Geistlichen, denen sein Weinkeller, der köstliche Schätze barg, jederzeit offen stand. Außerdem hatte der Padrone nur ein Kind, ein überaus hübsches Mädchen von 15 Jahren, der Typus einer Römerin, welche die Geistlichen vor kurzer Zeit in ein Kloster gebracht und damit das letzte Hinderniß aus dem Wege geräumt hatten, um das nicht unbedeutende Vermögen des Alten, nach dem Tode seiner Gattin, ohne Weiteres in den großen Schooß der allein seligmachenden Kirche fließen zu lassen.

Eine bunte geistliche Musterkarte umstand das Bett des Alten und murmelte ohne Unterlaß mit den nichtssagendsten Gesichtern von der Welt ihr Pater noster und Ave Maria. Beim Eintritt meines Freundes kam die Padronin in Hast auf ihn zu und flehte und bat ihn unter vielen Thränen, auch zum St. Antonio zu beten für das Leben ihres Mannes. Was half's? Mein Freund hatte ein gutes Gemüth und legte sich auf die Kniee. Was er dort gebetet, möge ihm der Himmel verzeihen!

Kurze Zeit nach der Ankunft meines Freundes kam ich. Vor dem Hause stand eine feine Equipage, es war, wie ich später erfuhr, das Eigenthum des Dr. Bambino von Ara coeli. Im Hausgang schon roch es stark nach Weihrauch, ich schlich deshalb auf den Zehen zum Schlüsselloch und glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich inmitten von Kapuzinern, Franziscanern und Jesuiten meinen dicken protestantischen Freund knieen sah. Von Zeit zu Zeit rieb er sich die Schweißtropfen von der Stirn und schüttelte dann und wann mit dem Kopfe. Trotz des Ernstes der Situation war mir das Lachen näher als das Weinen. Armer Freund! Da brachte auch ein Pater Franziscaner den Bambino. Die kleine medicinische Heiligkeit hatte, trotz ihres jugendlichen Alters, sehr ausgeprägte, fast männliche Züge, daß sie sich aber durch ein hippokratisches Gesicht ausgezeichnet hätte, kann ich nicht behaupten. Sie trug sich äußerst elegant, selbst an Edelsteinen fehlte es nicht. Zu weitern Betrachtungen ließ man mir keine Zeit. Es entstand eine Unruhe unter den Betenden, und ich hielt es für gerathen, schleunigst das Weite zu suchen. Ich flüchtete mich in eine Osteria, die der Sammelplatz vieler Deutscher war, auch von meinem Freunde stark frequentirt wurde, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Es dauerte auch nicht gar lange, so kam mein Freund, ich empfing ihn mit einem Gelächter, das er sich im ersten Augenblick nicht erklären konnte. Anfangs starrte er schweigend vor sich hin, als er aber erfuhr, daß ich Alles durch das Schlüsselloch mit angesehen hatte, verfiel er in tiefe Melancholie, die erst nach und nach mit Hülfe vieler Gläser Chianti-Weins verschwand.

Der Bambino hatte diesmal seine Schuldigkeit nicht gethan, unser guter Padrone starb in der folgenden Nacht und wir drückten ihm die müden Augen zu. Seine Gattin war rasend vor Schmerz; mit aufgelöstem Haar durcheilte sie die ganze Nacht hindurch die Zimmer, schrie, jammerte und betete, daß es einen Stein erweichen konnte. Wir Alle waren auf's tiefste ergriffen von dieser leidenschaftlichen Scene, nur St. Antonio blickte nach wie vor vergnügt von seinem Postament.

Drei Tage nach diesem Vorfall hörte ich schon in früher Morgenstunde die laute Stimme der Padronin und als ich genau hinhorchte, da war es, als legte sich mir eine kalte Hand auf's Herz. Dasselbe Weib, das vor drei Tagen, vom gewaltigsten Schmerz zerrissen, an dem Todtenbette ihres Gatten geweint und gebetet hatte, zankte sich heute mit einem Anverwandten um ein kleines Guthaben ihres verstorbenen Mannes. Die Trauer dauert in Italien nur kurze Zeit und man hat dort nicht zu viel Ehrfurcht vor der Majestät des Todes. Wir Deutsche sind darin doch etwas pietätvoller, denn wenn bei uns die Schollen auf die Hülle einer geliebten Mutter, eines verehrten Vaters oder eines theuren Freundes fallen, so begraben wir diesen Todten nicht nur zwischen die Ringmauer unseres Friedhofs, sondern auch tief in unser Herz.

Die Wunderdoctoren, ehemals stereotype Figuren deutscher Jahrmärkte, sind als solche längst verschwunden. Man würde sie bei uns auch nicht eher dulden, bis sie von deutschen Universitäten vollgültige Diplome brächten, in welchen ihnen auf's be-

Digitized by Google

stimmteste versichert wird, daß sie ungehindert ein Speditionsgeschäft in das bessere Jenseits errichten dürfen. In Italien, wo die medicinische Wissenschaft noch in der Wiege der Kindheit liegt und eben angefangen hat an den Krücken geborgten Wissens die ersten Schritte zu machen, gibt es Wunderdoctoren und Mirakel in Hülle und Fülle, welchen der Schlangenstab Aeskulaps zur Wünschelruthe geworden ist, die ihnen den Weg zu den Taschen der Narren zeigt.

Häufig kommt es in Italien vor, daß es den Kranken, namentlich in kleineren Orten, an guten Aerzten fehlt, doch finden sie oft Ersatz an der wahrhaft vortrefflichen Krankenpflege der Italienerinnen. Unermüdliche Pflege und aufopfernde Liebe einer guten weiblichen Seele sind ja die schönsten Sonnenstrahlen, die auf das Krankenbett fallen und der Natur den Weg zur Heilung bahnen. Trotzdem möchte ich meine Landsleute warnen, sich namentlich nicht der Pflege junger Italierinnen anzuvertrauen, die sehr leicht eine Herzkrankheit zur Folge haben kann, von welcher kein Arzt, kein Wunderdoctor, kein Mirakel heilt.

Karl Prümer.

Literatur und Kunst.

Eine Ode des Horaz.*)

Verdeutscht von **Emanuel Geibel.**

An Lyde.

Gott Merkur, Du Meister, von dem Amphion
Durch sein Spiel selbst Steine zu rühren lernte,
Und Du wohllautmächtige, siebensaitig
Tönende Leyer,

Stumm noch jüngst und wenig gesucht, doch heute
Froh begrüßt bei Mählern und Götterfesten,
Gib ein Lied mir, welchem das Ohr der harten
Lyde sich neige,

Die, nach Art dreijähriger Füllen, wild noch
Schweift und zaumlos, keine Berührung duldend,
Süßer Brautlust fremd und dem Wunsch des feurig
Werbenden spröde.

Du vermagst ja reißend Gethier und Wälder
Nachzuziehn, Du hemmest im Lauf den Sturzbach,
Ja, den Thorwart drunten am Styx, den grausen
Cerberus zwangst Du

Dir entzückt zu lauschen, wiewohl von hundert
Nattern rings sein Furienhaupt umstarrt war,
Und der dreifach züngelnde Rachen gräßlich
Geifer und Qualm schnob.

Selbst Ixions, Tityos' finstre Züge
Ueberflog ein Lächeln, es stand mit trocknen
Eimern plötzlich Danaus' Schaar, vom süßen
Zauber gefesselt.

Hör', o Lyde, höre der Schwestern Unthat
Und das Loos, das ihnen am nie gefüllten
Faß verhängt ward, welchem die Flut am Boden
Wieder entrieselt.

Lang und qualvoll büßen sie dort, die Argen,
Die verrucht, in nimmer erhörtem Frevel,
Die verrucht ihr Eisen in's Herz der eignen
Gatten gestoßen.

Eine nur von Allen, der Hochzeitfackel
Würdig, brach, hochherzige Falschheit übend,
Ihrem falschen Vater das Wort, und ewig
Preist sie die Nachwelt.*)

Auf, so weckt' ihr Ruf den vervehmten Jüngling,
Auf, damit nicht ewiger Schlaf von wannen
Du's nicht ahnst, Dir nahe; den eignen Schwäher
Fürcht' und die Schwestern,

Die entmenscht, wie Löwinnen junge Stiere,
Mann für Mann hinwürgen; doch ich vermag's nicht.
Keinen Mordstahl hab' ich für Dich und keine
Bande, Geliebter.

Mag mich schwer mit Ketten der Zorn des Vaters,
Weil ich Dein mich, Aermster, erbarmt, belasten!
Mag er fern mich über das Meer in's Land der
Wüste verbannen!

Flieh, o flieh mit eiligem Fuß und Segel!
Noch sind Nacht und Liebe Dir hold; es schütze
Dich ein Gott und meinem Gedächtniß schenk' einst
Thränen der Wehmuth.

*) Nicht im Classischen Liederbuch enthalten.

Alte und neue Antworten auf ästhetische Fragen.

Von **M. Carriere.**

2. Gliederung und Modification des Schönen; das Erhabene.

Daß das Schöne durch seine Form gefällt, daß es ein uninteressirtes Wohlgefallen erweckt, dies wird mit Kant von der neueren Aesthetik allgemein angenommen. Herbart und nach ihm vornehmlich Robert Zimmermann suchen es indeß nur und ausschließlich in den harmonischen Formverhältnissen und behaupten, daß diese rein und an sich ohne alle Rücksicht auf den Inhalt gefallen, daß sie die Schönheit über jeden Stoff ausgießen wie die Sonne über Gerechte und Ungerechte leuchtet. Nun gefällt uns das alcäische Versmaß in der freien Symmetrie der auf- und absteigenden Bewegung, die das unruhige und dann aus der Steigerung sich beruhigende Wogen des aufgeregten Gemüths trefflich abbildet, so paßt es für Stimmungen und Gegenstände die ihm gemäß sind; aber man übersetze einmal Goethes Lied: Ueber allen Gipfeln ist Ruh oder Heines Fichtenbaum und Palme in alcäische Strophen, und man wird inne werden wie diese Gedichte ihren höchsten Reiz einbüßen gleich Schmetterlingen, denen man den Blüthenstaub abstreift, ja man wird durch den Widerspruch von Form und Inhalt verletzt werden. Andrerseits hat Hegel und die an ihn sich anschließende Aesthetik vornehmlich den idealen Gehalt im Schönen betont, die Tiefe der Gedanken, die herzerhebende Bedeutung des dargestellten Stoffs, die Befriedigung des sittlichen Geistes; wir müssen daran erinnern, daß dies alles erst durch die sinnlich anschauliche, sinnlich angenehme Form zur Schönheit wird. Der Gegensatz löst sich, wenn wir die Form nicht als etwas der Sache äußerliches, sondern als den Ausdruck des Wesens selbst ansehn, nicht als eine fertige Schablone, die den Dingen aufgeprägt wird, in die sie hineingegossen werden, sondern als das Ergebniß eigener

*) Hypermnestra.

Digitized by Google

Lebensthätigkeit, welche sich selbst begrenzt und von andern unterscheidet; sehen wir in der Form das selbstgesetzte Maß innerer Bildungskraft, dann erst sehen wir die Sache ästhetisch an, dann tritt uns das seelenhafte Organisationsprincip in der Gestalt selbst anschaulich entgegen, dann haben wir die Ineinsbildung des Idealen und Realen, die Schiller für schön erklärt. Wie sich Einheit im Unterschiede durch die Symmetrie und Proportionalität kundgibt, das hat namentlich Zeising untersucht. Wird uns nun in der Form zugleich das Wesen und die Bedeutung der Sache klar, dann ist das Schöne angeschaute Zweckmäßigkeit, die durch das Ebenmaß ihrer Erscheinung uns wohlgefällt. Alles Schöne ist etwas Individuelles, ein Einzelnes, in welchem der gattungsmäßige Typus, das allgemeine Bildungsgesetz auf eigenthümliche Weise klar hervortritt. Jeder Gegenstand hat aber nothwendig diese drei Momente: Stoff, Form, Größe; es gibt in der Wirklichkeit keinen formlosen Stoff, keine für sich seienden reinen Formen, und der geformte Stoff hat seine Realität in Raum und Zeit, seine Größe. Darum glaube ich, daß wir das Schöne nach diesen drei Gesichtspunkten zu betrachten haben. Der Stoff hat dann die doppelte Bedeutung des innern Gehaltes, welcher dargestellt wird, und des Materials, in welchem er zur Erscheinung kommt. Das Reizende, Rührende, Interessante, Gehaltvolle sind solche Modificationen des Schönen, in welchen der Stoff vornehmlich zur Wirksamkeit kommt. Während die Schöpfungen von Rafael, Mozart, Sophokles vornehmlich durch ihre formale Vollendung uns entzücken, ist Correggio reizend durch den Zauber des farbigen Helldunkels, Dante, Aeschylus, Schiller durch Tiefe und Höhe der Weltanschauung hervorragend; die Façade des Straßburger Münsters, Michel Angelos Deckengemälde in der Sixtina, Händels Halleluja machen durch ihre Größe den ersten und überwältigenden Eindruck, ohne daß sie des Adels und Wohlklangs der Form entbehren, wodurch sie aufhören würden schön zu sein. Und so steht mir das Erhabene nicht neben dem Schönen, wie seit Burke und Kant in den meisten Aesthetiken, sondern innerhalb des Schönen. Das Erhabene ist ein Schönes, das durch seine Größe die Idee des Unendlichen in uns erweckt, die wir aber nun im Gegenstand selbst anschauen; der Sternenhimmel, das Meer, der siegreiche Held, das Götterbild wird uns unmittelbar ihr Träger, und wir haben hier die Offenbarung des Unendlichen im Endlichen, die gleichfalls als eine Bestimmung der Schönheit angegeben zu werden pflegt.

Daß in allem Schönen ein besonderes Merkmal sich zuerst geltend macht und für uns zum Primären und Vorwiegenden werden kann, ja gewöhnlich wird, das erkennt auch Siebeck an; aber die angegebene Gliederung, die bis jetzt nicht angefochten, sondern lieber ignorirt wurde, hat er nicht angenommen und nicht widerlegt. Auf andern wissenschaftlichen Gebieten kommt so etwas kaum vor, in der Aesthetik herrscht immer noch die Meinung, als ob da Jeder von vorn anfangen und seine Einfälle zum Besten geben solle, ganz unbekümmert um das bereits Geleistete; so kommt der Schein zur Geltung, daß es hier gar keine gesicherten Resultate gebe. Ein falscher Schein, an dem die Aesthetiker selbst schuld sind. Weil ich in meinem Buch diese gesicherten Resultate mit Erwähnung der Männer, denen wir sie verdanken, und am liebsten mit ihren Worten gegeben, sie zum Ganzen geordnet und meinen eignen Forschungen und Ideen verbunden habe, wollen Kritiker wie Schasler nur von meiner reproducirenden Thätigkeit reden, und meint selbst Lasson mir keine wissenschaftliche Eigenthümlichkeit in der Aesthetik zusprechen zu können, während er mein Buch über die Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung preist. Nun kommt es aber gerade in der Aesthetik auf die Erkenntniß und Würdigung des Besonderen an, auf die Bestimmung der Stilprincipien der verschiedenen Künste und Kunstepochen oder Nationen und Meister, ja auf das Verständniß der einzelnen Werke, und wer mir hierin einiges Verdienst zuerkennt, dem sage ich selber wieder, daß ich auch auf diesem Gebiet stets die Vorgänger reden ließ, sobald ihr Wort mir das treffende und genügende schien. Was müßte das für ein eitler Thor sein, der sich anmaßte eine Wissenschaft — die das Werk von Jahrhunderten und von Tausenden ist — aus seinen zehn Fingern herauszusaugen!

Doch kehren wir zu Siebeck und zum Erhabenen zurück. Dessen unmittelbar hervortretender Charakterzug, sagt er, sei das Unbegrenzte, es sei diejenige Art des Schönen, in welchem die Begrenzung zurücktritt. Das erinnert dann an die „Gestaltlosigkeit" Weißes, an Vischers Bestimmung: „das Erhabene sei formlos und geformt in Einem, es überschreite das Maß in's Unendliche und halte es dennoch fest", ein Widerspruch allerdings, nur daß er nicht im Erhabenen, sondern in der Definition liegt. Das Unbegrenzte ist das Formlose, Unbestimmte, das ist niemals schön; das Erhabene ist ein Gewaltiges, oder gerade durch ebenmäßige Form begrenzt. Siebeck nennt das Erhabene ein Unharmonisches; denn die Harmonie sei eine Einheit des Mannigfaltigen; Mannigfaltigkeit aber vom Erhabenen ausgeschlossen. Wie? Der Kölner Dom hat keine Mannigfaltigkeit? Die Fülle derselben ist eben nur beherrscht von den großen Hauptformen. Das Weltmeer hat seine Wogen, der Himmel seine Sterne, die Eroica ihre Töne, und zwar mannigfaltige, und grade in ihrer Zusammenstimmung zu Einem Eindruck erwecken sie das Gefühl des Erhabenen. Eintönigkeit ist öde, leer, langweilig, aber keine erhabene Schönheit. Der Homerische wie der Phidiasische Zeus, der Gottvater von Michelangelo und Cornelius, Aeschylus' Prometheus und Christus am Kreuz, Alexander der Große und Moses sie alle entbehren ja eines Reichthums an Zügen keineswegs, sie sind ebensowenig unharmonisch, vielmehr steht alles Besondere im Einklang; sie machen auch nicht den Eindruck des Unbegrenzten, aber den einer überwältigenden Größe, zu der wir uns erheben, indem wir uns vor ihr beugen; wir fühlen unser Herz erweitert, indem wir sie in uns aufnehmen, wir sind dem Gewöhnlichen entrückt und in den Kreis des Vollendeten erhoben. Siebeck hat einen Irrthum aufgegeben, den vor mir Herder und mit mir Zeising bekämpfte, nämlich das Erhabene vom Schönen zu trennen, wie Burke und Kant gethan; er ertheilt aber dem Erhabenen solche Bestimmungen, die es wieder außerhalb des Schönen stellen. Meine Kategorie von einem Schönen, das wesentlich durch Größe wirksam ist — daß er sie mir nicht zurechnet, kommt mir ganz selbstverständlich vor —, kennt er auch; dasselbe soll eine dem Erhabenen verwandte Modification des Schönen sein; hier bleibe die Größe innerhalb des Maßes und der Begrenzung, das Erhabene aber imponire durch einen Zuwachs an Größe, der über die Begrenzung hinausgeht. Dann gibt es aber einfach kein Erhabenes als das Grenzen- und Bestimmungslose, das reine Sein = Nichts. Es kommt in der Aesthetik nicht darauf an, daß man fertige Gedankenbestimmung auf die Gegenstände überträgt, sondern daß man das lebendige Gefühl und die Anschauung des Gegenstandes als das Thatsächliche nimmt und beides bestimmt und erklärt. Man darf das Aesthetische nicht von der Metaphysik aus maßregeln, wie die Anhänger von Hegel oder Herbart manchmal thun; mein Bestreben ist lieber von der Aesthetik und Ethik aus auf das Princip des Seins meine Schlüsse zu machen, und so die Metaphysik zu berichtigen und zu erweitern. Ich frage: Wie muß Grund und Zweck des Seins beschaffen sein, damit das Schöne wirklich werden und erklärt werden kann?

Baron Helferts Geschichte Oesterreichs.

(4. Band.)

Von

Walter Rogge.

Je dankbarer wir dem Freiherrn von Helfert für die Genauigkeit sind, womit er uns in seiner „Geschichte Oesterreichs seit dem Ausgange des Wiener Octoberaufstandes" sämmtliche Details jener Zeit zur Anschauung bringt: um so natürlicher ist andrerseits der Wunsch, das ohnehin so weitläufig angelegte Werk nicht noch fortwährend durch höchst umfangreiche Einschiebsel bis zur

Digitized by Google

förmlichen Unförmlichkeit anschwellen zu sehen. Der erste Band enthielt die Niederwerfung des Octoberaufstandes; den zweiten, der den Stand der Revolutions-Reaction im Spätherbst 1848 recapitulirt, kann man ohne Schaden um den Zusammenhang der Ereignisse ungelesen lassen. Erst der dritte führt mit der Geschichte des Thronwechsels die eigentliche Darstellung weiter; und von dem vierten ist wieder das erste Drittel, welches die allgemeine Weltlage um die Jahreswende analysirt, vollkommen überflüssig. Nur die beiden andern Abschnitte, welche die ungarischen Angelegenheiten bis zum Einmarsch des Fürsten Windischgrätz in Pest, gleich nach Neujahr, erzählen, gehören zum Ganzen. Diese breiten, halbe und ganze Bände umspannenden Entrefilets haben sachlich durchaus gar keinen Zweck, als etwa den, das durchweg verurtheilende Verdict des Verfassers über die Revolution in aller Herren Ländern abzugeben. Aber einerseits ist ja dies Verdict wohl bekannt genug; und andrerseits kann es kaum dilettantenhafter formulirt werden, als es hier geschieht. Pragmatische, concis zusammenfassende Historiographie ist Helferts Sache nicht: sie würde auch am allerwenigsten zu der behäbigen Miniatur-Malerei passen, in der sich seine Geschichte Oesterreichs ergeht. So kommt es, daß jene Intermezzi ihre thatsächliche Dürftigkeit, die gegen den großen Reichthum an Facten und Quellenstudien in dem Kerne des Werkes grell abstechen, durch eine recht unangenehm berührende Art von Geistreichheit zu verdecken suchen. Daß der Autor zu einer Geschichte Oesterreichs nicht eingehendere Studien über den Verlauf der Reaction in ganz Europa hat machen wollen, gereicht ihm gewiß nicht zum Vorwurf. Eben deshalb aber hätte er auch sich und uns diese Chronik ersparen können, zu der contrerevolutionäre Gemeinplätze den verbindenden Text und pêle-mêle ausgeschüttete Anekdoten den Ansatz liefern mußten. Um dem Leser klar zu machen, wo wir hinaus wollen, sei nur das eine Beispiel erwähnt, daß der Verfasser, während er auf 20 Seiten die ganze Geschichte Preußens im November, December und Januar zusammenfaßt, noch Raum findet, außer sehr vielen anderen Histörchen in aller Ausführlichkeit auch die von dem Obrist Webern zu erzählen, der seinem Bataillon bei dem Einmarsche in Halle auf dem Ringe inmitten des „herbeigeströmten" (sic!) Volkes gesagt haben soll: „In Halle, Kinder, gibt es drei Sorten von Einwohnern, erstens Hallenser, zweitens Halloren und drittens Hallunken; diese letztern empfehle ich eurer besonderen Sorgfalt!"

Wenn dies Urtheil ein gutes Drittel der ganzen Arbeit trifft, einen und einen Drittel Band von vier Bänden, durften wir damit weder zurückhalten, noch es unmotivirt hinstellen. Was nun den wirklich auf Oesterreich bezüglichen Theil des vierten Bandes betrifft, so ist die Erzählung des Winterfeldzuges in Ungarn mit der bekannten Anschaulichkeit und in der angenehm lesbaren Schreibweise des Autors abgefaßt. Davon ist weiter nichts zu sagen. Der Hauptwerth aber beruht in den Documenten, die dem Baron Helfert aus den Papieren der Familie Windischgrätz zur Verfügung gestellt sind und die er theils im Anhange ihrem Wortlaute nach rubricirt, theils im Contexte seiner Darstellung analysirend zu Grunde legt. Hier erscheint denn endlich die Frage auch actenmäßig gelöst: ob Fürst Felix Schwarzenberg es nicht anfangs mit seinen Verfassungs-Experimenten ganz ehrlich gemeint, und nur an den Bürgerkriegen in Ungarn und Italien, dann an dem separatistischen Widerstande der Magyaren gescheitert sei, bis ihm endlich die Wogen der allgemeinen europäischen Reaction über den Kopf gewachsen. Umgekehrt, nicht Einen Augenblick hat der Fürst an die Einlösung seines Wortes gedacht — ohne die Schwierigkeiten im Innern, in Deutschland, in der Weltlage wäre es aber auch nie verpfändet worden! Schon in „Bunsens Biographie" von seiner Wittwe (II. Band S. 486 und 522) finden wir eine aus den letzten Tagen des Jahres 1848 datirende österreichische Denkschrift erwähnt, die Friedrich Wilhelm IV. jenem zur Beurtheilung übergab und über welche derselbe sein Verdict in den Worten zusammenfaßte: „Oesterreich will nichts missen, weder den Volks- noch den Staatenhaufen; Frankfurt soll gesprengt werden; als Grundlage der Restauration tritt eine Mediatisirung Deutschlands zu Gunsten der sechs Könige hervor, kurz, eine unerhörte Gegenrevolution, die zugleich zeigt, was man für Oesterreich selber beabsichtigt, eine Polonisirung Deutschlands unter Oesterreich, dies Reich selbst durch Militärgewalt unter dem Scheine eines Centralausschusses in Wien regiert . . . Eine Contrerevolution, die ihres Gleichen nicht hat weder an Kühnheit noch an Verderblichkeit. Schon die bloße Annäherung an die Ausführung dieses Plans setzt voraus, daß man die deutsche Nationalversammlung und die Centralgewalt sprengt, um der dann in vielen Theilen Deutschlands unvermeidlichen Anarchie mit Waffengewalt und Militärherrschaft entgegenzutreten. Das ist so klar, daß man wohl nicht weit geht, als politischen Hauptzweck im Geiste des Urhebers jenes Planes aufzustellen, eine solche Anarchie solle hervorgerufen werden, damit die militärische Reaction desto schneller und sicherer erfolge. Sie setzt ferner voraus, daß die österreichische Verfassung auf militärisch und polizeilich geregelte Provinzialstände mit einem gelehrigen und machtlosen Ausschusse in Wien zurückgeführt werde, die preußische bis zum Vereinigten Landtage zurückgeschoben, die der vier Königreiche auf dieselbe Art gestaltet, alle übrigen vernichtet werden." So schrieb Bunsen am 13. Januar 1849. In seiner Lebensbeschreibung ist die Depesche, welche die Grundlage seiner Kritik bildet, nicht abgedruckt. Wer aber jetzt in dem Anhange zu Helferts Buch die Actenstücke liest, die den Briefwechsel zwischen Trautmansdorff, dem österreichischen Gesandten in Berlin, dem Fürsten Schwarzenberg und dem Grafen Brühl von Mitte December bis Ende Januar über die deutsche Frage bilden, der wird zugeben, daß Bunsen wahrlich nicht übertrieben hat. General Graf Brühl war dreimal in dieser Zeit von Friedrich Wilhelm IV. nach Olmütz gesendet worden: das höchst umfangreiche Memorandum, das ihm der österreichische Premier am 13. December einhändigte, verbirgt die letzten Gedanken des Fürsten kaum noch unter dünnem Schleier. Ist es aber wirklich diese Denkschrift, worauf Bunsens Verdict sich bezieht, so feiert der politische Scharfblick des Politikers, den man sonst so gern als Marquis Posa zum bloßen Romantiker stempelt, nachträglich einen glänzenden Triumph durch den Abdruck der „geheimen" Depesche Schwarzenbergs an den Grafen Buol, k. k. Gesandten in Petersburg, vom letzten Tage des ablaufenden Jahres. Der Premier benutzt hier nämlich die „durch den Bankbeamten v. Lucom — heute seit lange Generalsecretär der Nationalbank — gebotene sichere Gelegenheit, um Sr. Exc. ganze und ungetheilte Aufmerksamkeit auf die deutschen Angelegenheiten zu lenken". — Dem Grafen Buol also theilt Schwarzenberg „die Hauptumrisse seines zur weiteren Ausarbeitung noch nicht gereiften Planes" mit. Wenn derselbe auch jetzt nur „in großen Hauptzügen gezeichnet worden", so läuft er doch „im Wesentlichen auf folgende Punkte heraus" . . . und hier läßt der Fürst nun alle jene Verzierungen bei Seite, die er in der Denkschrift für den Grafen Brühl nothwendig befunden.

„Oesterreich — so heißt es wörtlich in diesem Schreiben Schwarzenbergs — strebt nach Einheit als Monarchie. Politische, commercielle oder legislative Schranken dürfen fortan zwischen den einzelnen Theilen des Reiches nicht länger bestehen. Aber Oesterreich will seine tausendjährigen Rechte als erste deutsche Macht, es will seine, im Laufe der Zeit gewachsene Stellung in Deutschland nicht aufgeben. Von diesen beiden leitenden Gedanken ging das k. k. Cabinet aus, als es über die künftige Gestaltung Deutschlands seinen Entschluß faßte. Deutschland und Oesterreich sollen in sechs große Kreise zerfallen: Oesterreich mit allen seinen Bestandtheilen, Preußen desgleichen, sowie die übrigen vier Königreiche. Ihnen wären nach Maßgabe der geographischen Lage und sonstigen Verhältnisse die übrigen deutschen Kleinstaaten unterzuordnen. Ein jeder dieser Kreise habe seinen selbstständigen gesetzgebenden Körper, sein Finanz- und Heerwesen. Den Mittelpunkt des sechsgliedrigen Staatenbundes bildet ein Directorium, dessen Sitz, wenn man will, Frankfurt sein kann. Die oberste Leitung und Präsidentschaft bleibt bei Oesterreich. Gegen den Wechsel in derselben, sei es zwischen Oesterreich und Preußen, oder noch mit Hinzuziehung des an der Trias gern festhaltenden Baiern erklären wir uns entschieden. Als erste Bedingung er-

Digitized by Google

gibt sich die Quasi-Mediatisirung aller nicht königlichen Staatenkörper Deutschlands: sie ist unvermeidlich aus dem einfachen Grunde, weil das Leben auf die Länge sich durch künstliche Mittel nicht fristen läßt, sobald die inneren Kräfte erstorben sind." Se. Durchlaucht demonstrirt das ad oculos an dem Herzoge von Nassau, der mit seinen 1,200,000 Thlrn. Revenuen „mit Recht für den glücklichsten Fürsten und ersten Privatmann der Welt gelten könnte", wenn ihm nicht der Abgang eines österreichischen oder preußischen Regimentes seinen Herzogshut, den er an die souveränen Nassauer verloren, und seine Einkünfte gekostet hätte, die er gegen eine Civilliste von einigen 20,000 Thlrn. eintauschen mußte. Somit liege auch für die Duodezfürsten selber der Vortheil der Manipulation auf der flachen Hand. „Diesen Erfahrungssatz, den ich wahrhaftig Eurer Exc. gegenüber nicht näher zu erörtern brauche, vor Augen gehalten, erweist sich die unabweisbare Nothwendigkeit, die kleinen Staaten durch innige Verschmelzung, nicht durch Applanirung mit den größeren Körpern zu stärken." Bunsen hatte mit prophetischem Blicke gesehen. Das war das „Siebzig-Millionen-Reich der Slavogermanen", in dem Deutschland dem Hause Habsburg Heeresfolge zu leisten hätte, um ihm wieder seine frühere Weltherrschaft zu erobern. Am liebsten hätte man für dies mitteleuropäische Reich auch ein eigenes Sprachidiom geschaffen in jenem Feldwebel-Deutsch, für das man damals vom Rothen-Thurm-Passe bis nach Ragusa Propaganda machte und in den Ausdrücken wie „ein zu Stande gebrachter Aufwiegler" oder „etwas längst schon hätte dagewesen sein Sollendes" als Musterproben der „Germanisation" galten — während die Werke Goethes und Schillers verbotene Waaren blieben. Das Siebzig-Millionen-Reich war das fortdauernde Ziel österreichischer Wünsche, dem es auf jedem Wege, heute durch die Forderung der Aufnahme Gesammt-Oesterreichs in den deutschen Bund, morgen durch die Agitation Brucks für den Anschluß an den Zollverein, näher zu kommen trachtete. Selbst Villafranca markirt nur eine Etappe in diesen Bestrebungen, keineswegs ihren Abschluß. Denn der Frankfurter Fürstentag sowie die gleichzeitigen Hetzereien Rechbergs gegen den Handelsvertrag des Zollvereins mit Frankreich sind nichts anderes, als die Wiederaufnahme des Projectes von dem Siebzig-Millionen-Reich mittelst der alten politischen und wirthschaftlichen Hebel.

Aber es kam noch ein dritter Hebel hinzu, der furchtbarste von allen, der Ultramontanismus, der erst dem Despotismus in Oesterreich seine eigentliche byzantinisch-theokratische Lösung gab und von dessen Anwendung man sich Wunderdinge auch für Deutschland versprach. Man sage nicht: Schwarzenberg starb ja aber schon im Frühjahr 1852, und das Concordat stammt erst vom Herbste 1855 her. Die Aprilpatente von 1850, das eigenste Werk des Fürsten, enthielten bereits in nuce das ganze Concordat und waren eigentlich nur noch in die Formen einer bilateralen Convention zu bringen. Und über ihre politische Bedeutung war man sich in Wien vollkommen klar. „Den Protestantismus in den Erblanden auf den Aussterbe-Etat zu setzen, können wir ruhig den Bischöfen überlassen — sagte Bach —, anders aber ist es in Ungarn: da muß die Staatsgewalt kräftig nachhelfen; denn dort ist er die extreme politische Opposition. Haben wir ihn dort entwurzelt, dann ist auch Ungarn eine deutschslavische Provinz, in der das slavische Element als Gegengewicht gegen die liberalen Schrullen des deutschen Bürgerthums dient und der Magyarismus nur noch als sporadische Erscheinung auftritt". Gar erst nach Abschluß des Concordats ward in Wien die Losung ausgetheilt: „durch den Vertrag mit Rom hat der Kaiser seinen Unterthanen auch staatliche Garantien — wiewohl etwas nicht augenfällig und etwas verborgen (!) — von ganz anderem Gewichte gegeben, als die verschiedenen Ersten und Zweiten Kammern Deutschlands sie bieten". Nach außen hin aber hieß es: „im Concordate hat der Kaiser gesprochen, die Markgrafen werden folgen; er hat die Bahnen vorgezeichnet, in welche jetzt die kleinen Staaten und ein gewisser großer einzulenken haben". In der That vereinbarten Darmstadt, Württemberg, Baden ihre Verträge mit Rom in unmittelbarer Anknüpfung an die Unterhandlungen Oesterreichs. Wäre der Kanonendonner von Solferino nicht dazwischen gekommen, so hätte in Karlsruhe mit den Jesuiten die Vorhut des österreichischen Einflusses, der den preußischen brechen sollte, ihren Einzug gehalten.

Daß Schwarzenberg es Ende 1848 darauf abgesehen, durch einen militärischen Handstreich mit Beihülfe Preußens sein Project zu verwirklichen, steht deutlich in der erwähnten Denkschrift, die Graf Brühl Mitte December aus Olmütz nach Berlin mitnahm. „Es ist klar, daß, um den Zweck nicht zu verfehlen, die Vorkehrungen in tiefster Stille und mit einem Geheimniß (von welchem insbesondere die Centralgewalt und ihre Organe nicht auszuschließen wären) getroffen werden müssen. Die Wege der gewöhnlichen Communication von Cabinet zu Cabinet werden zu diesem Behufe verlassen werden. . . . Am besten würden die betreffenden Insinuationen durch abzusendende vertraute Personen dergestalt zu machen sein, daß der jeweilige Abgesandte des einen Hofes — auch zur Bethätigung des vollkommenen Einverständnisses zwischen beiden — im Namen Beider zu sprechen beauftragt würde." Auch in dem oben analysirten Geheim-Schreiben an Buol in Petersburg wird dieser Diplomat beauftragt, den dortigen Hof wegen der mit ihm verschwägerten Fürstenhäuser von Weimar, Oldenburg, Darmstadt und Altenburg zu sondiren, die im entscheidenden Augenblicke suchen dürften, am Czaren einen Rückenhalt gegen ihre Mediatisirung zu gewinnen. Daß Schwarzenberg — wie Bunsen meint — durch Vergewaltigung der Frankfurter und der kleinen Fürsten sogar recht gern ein Stück Anarchie provocirt haben würde, um desto gründlicher militärisch einschreiten zu können: ist in der Denkschrift für Brühl gleichfalls klar zwischen den Zeilen zu lesen. „Es bliebe — heißt es in dem Documente am Schlusse — schließlich noch ein Fall zu erörtern übrig, und es wäre jener, daß in der Zwischenzeit bis zur Krisis in der Verfassungsfrage im südwestlichen Deutschland der offene Aufstand ausbräche." Dann hätte der alte, in loyaler Weise nicht aufgelöste Bundestag einzuschreiten, an welchem Werk sich auch Oesterreich, nach Maßgabe der ihm im Augenblicke der Gefahr zu Gebote stehenden Kräfte, und jedenfalls durch eine Abtheilung derselben symbolisch zu betheiligen hätte. Bekanntlich lehnte selbst Manteuffel diese Symbolik, zu deren Bethätigung Oesterreich früher das Corps unter Segeditsch am Bodensee zusammengezogen, im Sommer 1849 für Baden ganz entschieden ab, was eigentlich den ersten Anlaß zu dem diplomatischen Bruch der beiden Vormächte Deutschlands gab. Was aber soll ein Unbefangener von einer Politik halten, die am Rhein dem Hirngespinnste des Siebzig-Million-Reiches nachjagt, während sie zur selben Zeit die russische Hülfe erbitten muß, um den Bürgerkrieg an der Donau zu bewältigen?

Ein wahrhaft bengalisches Licht verbreitet über jene Zeit die „geheime" Depesche Schwarzenbergs an den österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Trautmansdorff, d. d. Olmütz, 24. Januar 1849. Wir bedauern nur, sie aus Raummangel hier nicht vollständig abdrucken zu können — einen so eigenthümlich pikanten Gegensatz bildet das Schriftstück zu der heutigen Lage der Dinge. Hier wenigstens die charakteristischsten Stellen des Documentes: „Ew. Exc. Bericht liefert den Beweis, daß man in Berlin weder den Willen noch den Muth besitzt, den einzigen Weg zu einer gedeihlichen Lösung der deutschen Frage einzuschlagen. Vielleicht auch nicht die Kraft. So wenigstens ließen sich die, wohl nicht ganz unbegründeten Bedenken deuten, die Graf Bülow und dann Graf Brandenburg gegen die Einberufung der Landwehr erhoben. Wir müssen nach den Aeußerungen beider Minister auf die aufrichtige und thatkräftige Mitwirkung Preußens verzichten. Verschiedene Triebfedern scheinen hier mitzuwirken: das Gelüste, die erste Rolle in dem neuen Bundesstaate, vielleicht in dem wiederaufgelegten (sic!) Kaiserreiche zu spielen. . . . Das Bewußtsein der eigenen Schwäche, entspringend aus den inneren Zuständen eines Volkes, das bis in die untersten Schichten aufgewühlt und seit lange der positiven Elemente staatlichen Lebens, der Elemente des Glaubens, der Treue und des Gehorsams beraubt ist. Umsonst sucht der König, dessen Aufrichtigkeit wir selbst im Angesichte solcher Erfahrungen nicht bezweifeln,

Digitized by Google

umsonst sucht er in dem Wörterbuche vergangener und in seinem Reiche erstorbener Zustände Namen für Dinge, die nicht mehr sind. Sein Ministerium, mehr oder minder der Ausdruck einer mächtigen Partei in Preußen, geht, unbeirrt durch den Willen seines Gebieters, den eigenen Weg und verweist die Worte des Königs in das Gebiet der frommen Wünsche. Die an den Grafen Bülow und Brandenburg gemachten Erfahrungen sind die vollkommensten Widersprüche gegen die Erklärungen des Königs. Denn die Sendungen des Grafen Brühl nach Olmütz haben die Verständigung nicht gefördert; sie haben höchstens, wenn wir dessen noch bedurft hätten, auf die Ohnmacht des Königs und die Richtung der statt seiner regierenden Minister ein bedauerliches, aber helles Licht geworfen. Nicht ohne Absicht erwähne ich der Stellung des Königs und seiner, nicht so sehr aus dem Willen, als aus der Schwäche Sr. Majestät hervorgehenden Unverläßlichkeit. Bei der halben, nach beiden Seiten hin schillernden Politik des preußischen Cabinets wird es dringendes Bedürfniß, schon heute so viel auszusprechen: Se. Majestät sind der Kaiser von Oesterreich, der erste deutsche Fürst. Es ist dies ein Recht, geheiligt durch die Tradition und den Lauf der Jahrhunderte, durch die politische Macht Oesterreichs, durch den Wortlaut der Verträge — Se. Majestät sind nicht gesonnen, auf dies Recht zu verzichten, wolle Ew. Exc. sich darüber nach Maßgabe der Umstände am rechten Orte, gewissermaßen wie für einen nicht vorherzusehenden Fall, in schonender, aber bestimmter Weise aussprechen".

Das muthet den Leser heute, nach 27 Jahren, eigenthümlich an. Wie aber mag ein Mann von Helferts Geist sich solchen Erfahrungen gegenüber heute noch den Werth seines Geschichtswerkes empfindlich dadurch beeinträchtigen, daß er dasselbe gleichzeitig zu einem Panegyrikus auf die damalige Politik Oesterreichs und deren Lenker gestaltet?

Die modernen Bühnenverhältnisse Englands.

Von **Johannes Proelß.**

(Schluß.)

II.

Ich fürchte fast, meine Leser haben nach alledem wenig Lust bekommen, mit einigen Proben aus diesem dramatischen Leichenzug näher bekannt zu werden. Nichtsdestoweniger glaube ich es der Gerechtigkeit und Vollständigkeit dieser Skizze wegen ihnen schuldig zu sein. Denn nur so kann ich dem abstracten Tadel das concrete Lob anfügen.

Wohlan, um uns aufzuheitern, betreten wir zuerst die Pforten des Haymarkettheaters. „Our American cousin" — „Der Vetter aus America" — wird zum 101. Male gegeben, der Verfasser wird verzeihlicher Weise vom Theaterzettel verheimlicht. Dafür hebt er aber hervor: Mr. Sothern in his original character: Lord Dundreary. Ebenso kündigte man die mehrerwähnten Vorstellungen des Hamlet an: Mr. Irving in his new creation of Hamlet. Das wäre das Virtuosenthum auf dem Theaterzettel. Doch treten wir ein, wir bekommen ein Lustspiel zu sehen, was längst schon Patricierrechte auf den englischen und americanischen Bühnen sich erworben hat. Ja, es wird nicht mit Unrecht in erster Linie unter den englischen Lustspielen neuester Schule genannt. An sich jeden inneren Werthes entblößt, ist sein großer Vorzug der, daß es zwei Charakterkomikern schrankenlose Gelegenheit gibt, ihre Talente zu entwickeln. Das Stück ist wegen seiner Personen da, aber die Personen nicht des Stückes wegen. Wir kommen auf die Vermuthung, daß jener Mr. Sothern, der virtuose Darsteller der einen Hauptrolle, die er nun Jahr aus Jahr ein abwechselnd in England und America gespielt hat, dieselbe sich auf seinen Leib habe schreiben lassen. — „Guten Morgen, lieber Herr N.," redete er vielleicht vor mehreren Jahren den Lustspielverfertiger an, der sich Vater des unsrigen nennt — guten Morgen. Wie geht's Ihnen? Sie sind Lustspielfabrikant". — Ja, stammelte Jener. „Und arbeiten Sie nur mit der Scheere oder auch selbstständig?" — Mein Herr, ich bin ... — „Schon gut. Sehen Sie, lieber Herr N., ich komme, mir bei Ihnen eine Rolle zu bestellen. Passen Sie auf! Einen überspannten Lord, reich, selbstbewußt, dumm, im Grunde gutmüthig, nachlässig in Geberde und Sprache, eitel und dabei von jenem unerschütterlichen Gleichmuth, der solchen Herren eigen ist! Ich fühle besonderes Talent für diese Rolle und wenn Sie selbe hübsch fertig bringen, Ihr Schade soll es nicht sein! Ich denke, Sie kennen mich — ich bin Sothern. — Apropos, sechs Costümwechsel mindestens setze ich natürlich voraus!" — Herr N. machte sich an die Arbeit, schmiedete Situationen für seinen Helden und der Wurf gelang: Lord Dundreary ward der Mittelpunkt eines Zugstücks, das heute noch allabendlich ein ausverkauftes Haus erzielt und die Räume desselben von ununterbrochenem Beifallslachen erschüttert. Und wir — lachen mit. —

Um den Lord recht grell zu beleuchten, wurde ihm ein Antipode geschaffen. Ein americanischer Farmer, der in „englische" Salonverhältnisse kommt, bieder, treu, kräftig in Worten und Werken, der „brave Mann" des Ganzen. Dieser Vetter aus America und jener Lord sind beide zu gleicher Zeit Gäste einer Familie, in der an liebenswürdigen, heirathslustigen Töchtern kein Mangel ist. Dieselbe befindet sich dicht am Rande eines Bankerottes, der durch den nicht mehr ungewöhnlichen deus ex machina einer Erbschaft und den Edelmuth des americanischen Vetters verhindert wird. Der Lord heirathet schließlich eine von den Töchtern, der Americaner eine im Landwesen aufgewachsene Cousine, deren praktischer Sinn ihn entzückt, und die Nebenpersonen „kriegen" sich auch, so daß nach dem letzten Act der Vorhang vor sechs glücklichen Paaren fällt. Doch ehe dies geschieht, haben wir die beiden Typen des Lords und des Farmers, von jedmöglicher Seite beleuchtet, ausgenießen können. Die Komik des Lords in ihrer gelassenen Unfreiwilligkeit ist einzig und wirkt auf die Lachmuskeln des Publicums endlos. Man muß dies aber auch von Sothern spielen sehen. Hier kann man den Festlandslord, wie er in der Schweiz zur komischen Figur geworden, im eigenen Daheim studiren und, o Wunder! — er nimmt sich hier noch lächerlicher aus.

Natürlich ist alles übertrieben, aber die groteske Komik der Darstellung macht es vergessen. Wenn der Americaner zum Zeitvertreib vor dem Zubettegehen eine kleine Pistolenschießübung anstellt, zu der ihn ein einzelner Nagel in der Thür zur Schlafkammer des Lords reizt, den er als Scheibe braucht, so ist dies mit den Haaren herbeigeholt. Wenn aber danach der unfrisirte Lord mit vorgehaltener Bettdecke bleich und zitternd herausstürmt, Hülfe rufend, und die sämmtlichen weiblichen Hausgenossen mit Nachtlichtern und Wehgeschrei in Nachtjacken und Schlafhaube die Stube füllen und der gute Vetter, der sich in sein Blockhaus geträumt, gar nicht weiß, was passirt, da vergibt man momentan dem Verfasser die Sünde. —

Vom Lächerlichen zum Tragischen ist nur ein Schritt, nur wenige Schritte führen uns von Haymarket nach dem Adelphi-Theater, das den Ruhm hat, das volksthümliche Rührstück zu pflegen. Die großen Umwälzungen, welche von den Bestrebungen eines Diderot in Frankreich, eines Lessing in Deutschland ausgehend, das bürgerliche Drama erfahren, die Veredelungen, welche an den ersten Anfängen in England, bürgerliches Leben zum Gegenstand dramatischer Behandlung zu machen, auswärts vorgenommen wurden, sind beinahe spurlos an England selbst vorübergegangen. Von jener Höhe dramatischer Gewalt im Dienste erschütterndster Tragik, wie sie Hebbel in Deutschland erreicht, von jenem psychologisch vertieften (wenn auch verkehrten) Zuge und der Feinfühligkeit für dramatische Entwicklung, welche die Franzosen auszeichnet, stehen die bürgerlichen Dramen des heutigen England gleich weit ab. Dieselben Stoffe, welche unter der Feder eines Dickens, eines Thackeray zu Meisterwerken geformt wurden, in denen der moderne Roman seine größten Triumphe feiert, sie haben nur zu dramatischen Arbeiten Anlaß gegeben, welche vor dem ästhetischen Richterstuhl nicht viel mehr werth sind als jene ersten Anfänge

Digitized by Google

eines Lillo und Cumberland. Das beste, was ich von ihnen kennen gelernt, wollen wir hier im „Adelphi" uns ansehen.

Es heißt „Lost in London" (In London verloren), Drama in drei Acten von Watts Philips. Dasselbe übt schon seit Jahr und Tag seine gewaltige Zugkraft ununterbrochen, von einem Theater zum andern wandernd, aus. Wahrlich, sein technischer Werth ist sehr gering, aber sein poetischer, aus dem vollen Menschenleben herausgerissener Inhalt, macht seine Popularität begreiflich. Es ist die alte Geschichte, die ewig sich erneut: ein reicher Dandy, der ein unschuldiges schönes „Mädchen vom Lande" aus der Hütte der Väter entführt, ein von der „Welt" wie von einem Märchen träumendes junges Weib, das den Vorflüsterungen von der Herrlichkeit und Pracht des Lebens in der großen Hauptstadt nur zu gläubig lauscht; ein kurzer Rausch verträumter Freude und dann das schreckliche Ende für die arme Bethörte, die dann verlassen, verarmt, verloren untergeht — „verloren in London" an Leib und Seele. Es ist dieselbe Geschichte, die du hier auf den Straßen wandelnd, in Ballsälen, in Theatern um dich blickend, auf hunderten, tausenden Gesichtern lesen kannst, oft nur leise unter der täuschenden Schminke hervorschimmernd; mit vielen Variationen wohl, aber alle mit demselben trostlosen Ende: — in London verloren! Ich halte es für eine glückliche, gesunde Idee des Verfassers, daß er nicht die Verführte zur Heldin, sondern den armen verlassenen Alten, der geglaubt hatte mit treuer Vaterliebe dem jungen Mädchen, das er an seine Seite fesselte, Ersatz für jugendliche Liebesleidenschaft zu bieten, zum Helden des Stückes gemacht. Sie war sein Alles; seine Hoffnung, wenn ihm der Schweiß des Fleißes von der Stirne perlte; seine Freude, wenn er Abends heimkam von der Arbeit. Der Schlag hat ihn in's Innerste gebrochen; Krankheit wirft ihn auf's Lager. Genesen hält's ihn nimmer daheim, er greift zum Wanderstabe, der ihn hineinführt in das Häusermeer, um seine Tochter zu suchen. — Eine Fülle ergreifender Scenen, freilich auf Zufälligkeiten aufgebaut. — Er findet sie, doch nur, um sie todt in die Arme zu schließen und sie ob des Todes glücklich zu preisen.

Es ist freilich nicht das „große, gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", das uns hier ergreift, aber die Frage nach diesem verstummt, wenn im Herzen durch die Misère, die auf der Bühne sich abspielt, die Erinnerung lebend wird, wie sie da draußen im brausenden London für Tausende zum furchtbar lebendigen Schicksal wird. — Die Darstellung entspricht hohen Anforderungen nicht, besonders die Trägerin der weiblichen Hauptrolle war ihrer Aufgabe, wie alle Schauspielerinnen fast durchweg auf der Londoner Bühne, nicht gewachsen. Als beste englische Tragödin darf ich im Gegensatz dazu die einzige Miß Ada Cavendish, die ich in Collins' „New Magdalen" sah, hervorheben.

Zum Schluß lassen Sie uns nach der Opéra comique pilgern; Ihre Begriffe von der Londoner Bühne würden nach den beiden Proben, die ich eben gegeben, — in der That jede das Beste ihrer Art, — doch noch zu gut. Dieses Theater wetteifert mit der berühmten Alhambra, dem Tempel der Offenbach'schen Muse, der das größte Ballet der Welt zur Verfügung steht, darin, die sogenannte comic opera, die Gesangsposse, die ungöttlichste der Töchter der dramatischen Muse, dem Londoner Publicum in möglichst glänzender Weise vorzuführen. Hier ist die Eleganz und Pracht der Costüme und Decorationen dasjenige, worauf das größte Augenmerk verwandt wird, und worüber das beifällige Urtheil ein ungetheiltes ist. Mit Recht werden daher der talentvolle Bekleidungskünstler Alfred Thomson und die genialen Decorateure Felbin und Hann auf dem Theaterzettel besonders hervorgehoben. In den besseren Theatern muß man rügen, daß die Stücke den Eindruck machen, als wären sie nur dazu da, dem Spiel einzelner mimischer Virtuosen einen Rahmen zu geben. Hier aber würde das noch ein Lob sein, denn mir däucht, die Mehrzahl der Personen hier ist nur da, um den Kunstwerken Meister Thompsons Fleisch und Blut zu geben. Die Actricen sind nicht viel mehr als Gliederpuppen für die schimmernden Gewänder, unter deren Farben die des Tricot, des Stiefbruders der classischen Nacktheit, vorherrscht, nicht viel mehr als Staffagen zu den glänzenden Gruppirungen und Bildern. Heute wird „Ixion rewheeled", d. i. „der an's Rad geheftete Ixion", von F. C. Burnaud gegeben.

Tiefere Kenner der griechischen Mythologie kennen die Sage von Ixion, dem schönheitstrahlenden König der Thessalier, der als Gast des Olymps die Gastfreundschaft Jupiters arg mit Undank belohnte, indem er den Verführungkünsten der Juno nicht zu widerstehen vermochte, und wie er zur Strafe im Hades an ein immer sich drehendes Rad geschmiedet wurde. Daß diese interessante, aber etwas schmutzige Götter- und Heldengeschichte, in der die Juno sich einmal für die metamorphischen Schwan-, Stier- und Goldregenexperimente ihres Herrn Gatten revanchiren konnte, auch wieder im Gedächtniß eines größeren Publicums heimisch werde, scheint die einzige höhere Tendenz dieses Opus zu sein. Der Titel erklärt das Stück. Die Götter Griechenlands — Pallas Athene als alte Jungfer mit langen blauen Strümpfen, Zeus mit Stierhörnern in einen Schwanenpelz gehüllt, Venus in einem Gewande, das eigentlich nicht zu sehen ist; — Liebesscenen mit lüsterner Musik aus allen möglichen Opern, besonders Offenbachs und des Fürsten des Tages, Lecocq, entlehnt; — ein ausgelassenes Götterfest mit bachantischem Tanzvergnügen; — einige ganz humoristische Scenen, Eifersüchteleien und dergleichen — das ist alles.

Außer den Rollen des Pluto und des Zeus ist Alles von Damen gegeben. Die Besitzerin und Leiterin des Theaters, Miß Amy Sheridan, spielt die Venus; sie mag einmal hübsch gewesen sein. Ich weiß nicht, welcher Tannhäuser ihr das Theater geschenkt hat. Unter den anderen Damen ist gar manche von Jugend und Schönheit umstrahlt. Doch kann man sich des Gefühls nicht erwehren, wenn man sie da oben die Blicke nach den Bouquet spendenden Privatlogen werfen sieht, daß diese Wesen sich noch im verjährten Zustand eines glänzend schmutzigen Zigeunerthums befinden. Die Tugend ist nicht ihre beste Freundin, und gern vertauschen sie den Soccus mit den liederlichen Pantöffelchen der Philine, und in ihrem Spiel prägt sich dies aus. Man glaubt eher in einem liebeheischenden Harem zu sein, als in einem Theater. — Steht die Ausführung in solchen Stücken mit der glänzenden Ausstattung in rechtem Verhältniß, so können dieselben in der That einen augenblicklichen Eindruck machen, der die Sinne verwirrt und berauscht. Man vergleicht sie in ihrer Wirkung dann nicht mit Unrecht mit dem süßen, schnellverschäumenden Champagner. Wenn aber klägliche Midiocrität und jämmerliche Coquetterie sich darin spreizt, mit ein oder zwei Ausnahmen, die uns in dieser Umgebung mehr mit Bedauern als mit Entzücken erfüllen, da ekeln sie einen nur an, wie in entkorkten Flaschen alt gewordener Schaumwein. Auch ist ein zu großer Contrast mit dem ganzen Lebenston der Außenwelt zu überwinden, wenn man im bigotten London Cancan tanzen sieht.

Um das Bild einigermaßen zu vervollständigen, müßte ich nun noch Irvings Darstellungsweise und die Christmaspantomimes erwähnen. Irving wird von Vielen für den Johannes einer neuen Blüthezeit des Londoner Theaters angesehen. So von Lewes. Kann ich auch dies nicht zugeben, denn er ist nur ein begabterer Virtuos als seine Collegen, so muß ich zugeben, daß sein Spiel ein fein durchdachtes, psychologisch vertieftes ist und oft mit packender Gewalt ergreift. Auf die Eigenart der Pantomimen einzugehen, die von Alters her in sämmtlichen Theatern von Weihnachten an oft bis in den März hinein gegeben werden, gestattet mir kaum der Raum. Sie sind ein Mischmasch von Tanz, Clownsscherzen, Märchenträumen, Declamation, Mord und Geistererscheinung, enthalten aber meist so viel gesunden, altlondoner Humor, daß man sie ruhig mit als das Gesündeste unter den modernen Bühnenerscheinungen bezeichnen kann.

Auf Leicestersquare, auf welchem die Alhambra steht, die man ihres Ballets wegen wohl auch das Londoner „Beinhaus" nennt, steht in der Mitte die marmorne Statue Shakespeares. Es machte mir oft einen ironischen Eindruck, wenn ich Nachts die zahllosen Besucher desselben aus den Pforten dieses größten

Digitized by Google

Theaters herausdrängen sah, und es schien mir, als ob ein mitleidiges Lächeln um die Lippen des großen Briten spiele beim Anblick dieser seiner Enkel, die ihm den Rücken zuwendend, Offenbach'sche Melodien trällernd, dahin strömten. Und die Worte des Parzenlieds aus Goethes „Iphigenie" kamen mir in die Erinnerung:

Es horcht der Verbannte,
Der Alte, die Lieder —
Denkt Kinder und Enkel
Und schüttelt das Haupt! —

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Citronen."

Schwank in vier Aufzügen von Julius Rosen.

Frau Katharina Scherr, eine der Personen, deren Bekanntschaft wir im neuesten Schwank von Rosen machen, irrt sich, wenn sie Voltaire die Maxime zuschreibt, man müsse Hammer oder Ambos sein. Voltaire sagt in seinem „essai sur les moeurs des nations" allerdings etwas Aehnliches: „Le pape Clément VII écrivait, qu'il était entre l'enclume et le marteau"; nämlich in der bedrängten Situation zwischen Karl V. und Franz I. Auf die unangenehme Situation, in der man sich zwischen einem Hammer und dem Ambos befinden würde, will aber die verehrte Frau Scherr offenbar nicht anspielen. Sie meint, daß man vom Schicksal darauf angewiesen sei, entweder zuzuschlagen oder geschlagen zu werden, und daß der kluge Mensch darauf bedacht sein müsse, lieber Hammer als Ambos zu sein. Um für diesen Grundsatz eine Autorität anzuführen, hätte Frau Scherr nicht in die Weite zu schweifen brauchen; in dem zweiten cophtischen Liede hat Goethe das in sehr schönen Versen ausgesprochen:

„Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger sein!
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Ambos oder Hammer sein".

Frau Scherr citirt das Bild vom Hammer und Ambos übrigens nur, um keinen Gebrauch davon zu machen und um ein anderes dafür zu wählen. Sie überträgt die französische Redensart: „quand on a pressé l'orange, on jette l'écorce" in's Deutsche und sagt: „Man ist im Leben entweder Citrone oder Citronenpresser. Wir wollen die Citronen pressen und dann beiseite werfen". Alle Personen ihrer Umgebung werden von ihr somit als Südfrüchte angesehen — und daher denn der Titel des Lustspiels.

Möge ein Anderer den Versuch machen, die unendlich verwickelte, aber sehr drollige Geschichte, die Rosen uns vorträgt, nachzuerzählen; ich verstehe, daß ich mich an die Aufgabe, diesen Knäuel von Mißverständnissen und Verwechselungen zu entwirren, nicht heranwage. Da ist z. B. ein Graf Höltlau, der Fräulein Margarethe Ranninger liebt, von dem aber Frau Katharina Scherr glaubt, daß er sie liebe, während Höltlau selbst der Ansicht ist, daß Fräulein Margarethe wieder einen Andern liebt. Da ist der junge Dr. Paul Scherr, der die Gouvernante Fräulein Adele liebt und von ihr wiedergeliebt wird, aber ebenfalls, ich weiß nicht durch welches Mißverständniß zu dem Glauben verleitet wird, daß diese wieder einen Andern liebe. Da ist noch ein Fräulein, Marie Scherr, die den Dr. Hirse liebt, aber wiederum durch eine Reihe von seltsamen Verwicklungen zu der irrigen Auffassung veranlaßt wird, daß Dr. Hirse die Gouvernante liebe — vielleicht auch eine andere; ich entsinne mich dessen nicht mehr genau. Ich weiß nur, daß drei Liebespaare in dem Stücke von Anfang an einig sind, und daß jeder der Liebenden für sich auf irgend eine Weise zeitweilig zu der Meinung gebracht wird, seine Geliebte oder ihr Geliebter liebe irgend Jemand anders. Obgleich diese Verwechselungen mehr eine glückliche Combinationskunst als eine reiche Erfindungsgabe bekunden — denn sie unterscheiden sich wenig die einen von den andern —, so ist das Ganze doch ein lustiges, ausgelassenes Spiel, dem man, wenn auch nicht mit tieferer Theilnahme, doch mit einer Art von behaglicher Neugier, und gewöhnlich in bester Stimmung, oft sogar unter recht herzhaftem Lachen zuschaut. Der Verfasser treibt das Spiel, so lange es ihm beliebt — diesmal vier Acte hindurch; und das ist vielleicht etwas viel. Das Stück würde noch komischer wirken, wenn es kürzer wäre. Daß es bei den, trotz des complicirt aussehenden Mechanismus, eigentlich sehr einfachen Mitteln vier Acte hindurch die Zuschauer nicht ungeduldig macht und sogar fast ohne Unterbrechung belustigt — schon das allein ist ein neuer Beweis für die bühnenkundige Geschicklichkeit und das Talent des reichbegabten Verfassers.

Durch die Bezeichnung „Schwank", die Rosen für sein lustiges Stück gewählt, hat er die Hauptbedenken, die sich gegen dasselbe erheben ließen, eigentlich schon beseitigt. Das Lustspiel prätendirt neben vielem anderen auch eine consequente Durchführung der Charaktere. Das anspruchslosere Genre der Posse und des Schwanks läßt es sich genügen, die Figuren als einfache Factoren der komischen Situation zu verwerthen, ohne besondere Rücksichtnahme auf ihre Eigenart. Die lustigen Personen in den „Citronen" müssen sich denn auch eine ziemlich willkürliche Behandlung seitens des Dichters gefallen lassen; sie kommen und gehen, wie das Mädchen aus der Fremde. Man weiß nicht, woher sie kommen, und ihre Spur ist schnell verloren, sobald sie Abschied von uns nehmen, aber sie sind immer da, wenn sie gebraucht werden. Und wenn man ihnen auch die tiefere Sympathie nicht zuwendet, so sind sie doch gern gesehen, weil sie eben ganz bescheiden sind.

Einen harmlosen Schwank nun gar auf die Wahrscheinlichkeit und gesellschaftliche Möglichkeit hin prüfen zu wollen, wäre ein ganz unrichtiger Standpunkt, auf den sich der Kritiker stellen würde. Ob sich ein Hausfreund mit der Dame vom Hause die Scherze gestatten darf, mit denen uns der Dr. Hirse in den „Citronen" unterhält, ob es wahrscheinlich ist, daß sich ein Major in einer Damengesellschaft einen Rausch antrinkt, der ihn vollständig unzurechnungsfähig macht — darauf kommt es hier nicht an. Es handelt sich nur darum, ob wir über dies und das lachen, und da wir lachen, hat der Autor Recht. Die Scene, in welcher der mehr als angeheiterte Major drei Tassen schwarzen Kaffe hintereinander austrinkt, immer in dem Glauben, daß es die erste Tasse ist, wirkt unwiderstehlich komisch. Sehr hübsch ist auch die Scene im ersten Act, in welcher ein schüchternes Liebespaar dadurch zum Aufthauen veranlaßt wird, daß ein hülfsbereiter Freund ein kleines Mädchen zwischen sie schiebt, dem abwechselnd der schüchterne Liebhaber und die schüchterne Liebhaberin ihre Liebkosungen angedeihen lassen.

Die Sprache in dem Rosen'schen Stücke könnte bisweilen etwas gewählter sein, aber sie ist durchweg heiter, bisweilen sehr übermüthig und mitunter recht witzig. Einige Scherze, die wohl zu stark gepfeffert sind, könnten füglich wegbleiben. Aber auch das muß man sich im Schwank gefallen lassen.

Das heitere Stück fand einen wohlverdienten Erfolg. Es wurde auch ganz vorzüglich dargestellt. Unsre besten Lustspielkräfte waren in demselben verwandt. Fr. Frieb-Blumauer, die mit jeder neuen Rolle einen neuen Beweis ihrer künstlerischen Meisterschaft gibt; Hr. Liedtke, der den Dr. Hirse namentlich im gemüthlichen Verkehr mit seiner kleinen Jugendfreundin ebenso liebenswürdig wie drastisch, Hr. Oberländer, der die Rauschscene mit größter Decenz und dabei doch mit vollster Wirkung darstellte und bei offener Scene mehrfach applaudirt wurde, — waren in den Hauptrollen beschäftigt. Die Hrn. Berndal, Dehnicke, Krause, Frl. Meyer und Reichardt mußten es sich diesmal mit bescheideneren Aufgaben genügen lassen, deren Erfüllung sie sich aber mit peinlichster künstlerischer Sorgfalt erfolgreich unterzogen. In Frl. Hofmeister lernen wir eine junge Künstlerin von sehr angenehmem Außern kennen, die natürlich spricht und für das jugendlich-naive Fach eine hübsche Begabung bekundet. Ensemble und Inscenirung waren tadellos.

Digitized by Google

Das Stückchen „Im Alterthums-Cabinet“ von Otto Sigl, welches den Abend eröffnete, ist ziemlich matt; das geistreiche Spiel des Frl. Keßler und die Frische des Hrn. Ludwig thaten alles Erdenkliche, um in die Monotonie und Ereignißlosigkeit Leben und Bewegung zu bringen.

Paul Lindau.

„Ein vorsichtiger Mann.“

Posse in drei Acten von G. v. Moser und Jacobson.

Wir werden an guten Possen stets ärmer, und niemals noch war die Sehnsucht nach einem durchschlagenden Werke dieses Genres so groß wie heute. Die Stimmung der Zeit ist sehr flau und läßt nur Trauerspiele gedeihen, welche die Melancholie des Publicums noch mehr vermehren. „Ein vorsichtiger Mann“ ist zwar nicht bestimmt, das ganze deutsche Vaterland dauernd zu erheitern, aber er enthält manche Scene, die unwiderstehlich komisch wirkt und stürmisches Gelächter hervorrufen muß. Der ästhetischen Kritik hält das Product nicht Stich, denn das Sujet ist von einer geradezu seltenen Magerkeit. Ein Rentier leidet an Verfolgungswahn und sucht in jedem Menschen so lange einen Schurken, bis er durch ein polizeiliches Sittenattest vom Gegentheil überzeugt worden ist. In jedem Ueberrock, den ein Besucher mitbringt, vermuthet er ein Arsenal von Einbruchswerkzeugen und Mordwaffen. Im Garten sind Selbstschüsse angebracht; der alte Helm und schäbige Uniformrock eines Policeman werden zur Herstellung einer Spitzbubenscheuche benutzt, die nicht weit von der Gitterpforte angebracht, jedem Frevler die Ueberzeugung beibringen soll, daß das Auge des Gesetzes wache. Eine Erzählung des Gerippes ist aus einem sehr einfachen Grund unmöglich, das Stück hat nämlich nur Fleisch, und der Zusammenhang des Ganzen ist höchst oberflächlich, der Titelheld soll zwei jungen Leuten je 10000 Thlr. übergeben, die er in seinem Depot hat, und er genügt nach Ueberwindung verschiedener Hindernisse dieser Pflicht. Das ist das Ganze — es ist keine Entwicklung und keine Verwicklung da, aber eine Fülle von komischen Situationen, die mit merkwürdiger Kenntniß der Bühnenwirkung geschrieben sind. Auch hier läßt Moser die Personen kommen, wenn er sie braucht, und wirft sie mit göttlichem Leichtsinn wieder weg, wenn sie unnütz sind, niemals verlegen um einen beiläufigen Grund für ihr Erscheinen, stets nur bedacht, komische Wirkung zu erreichen, der Zuhörer schüttelt anfangs den Kopf, aber die drollige Scene überwindet jede Skepsis und im Strom des Gelächters ertrinkt rettungslos das ästhetische Bewußtsein. Der Ballettänzer, der seine freie Zeit, in welcher er die Kunst nicht auf der Bühne ausübt, dazu benutzt, sich im Tanz zu vervollkommnen, der mit einem Luftsprung zur Thüre hinein, zum Fenster hinausfliegt, seine Liebe mit einer Balletpantomime erklärt und einst noch den Geist mit einer Pirouette aufgeben wird, ist eine eben so unmögliche Gestalt, wie der Träger des Titels, aber er ist von ebenso großer komischer Wirkung. Wenn der Vorhang am Schlusse fällt, und man nach Hause geht, so nimmt man gar nichts mit, aber man hat die Ueberzeugung, sich sehr gut unterhalten zu haben.

Die Darstellung war ganz vorzüglich, man spielte sehr rasch, und um so rascher, wenn eine schwache Scene dadurch ein für den Augenblick täuschendes Leben erhalten sollte. Helmerding und Engel waren unübertrefflich, ebenso Frl. Wegener, die mit sehr gutem Erfolg einige Couplets sang, die an das Genre der Gallmeier erinnern. Die Couplets verdienen besondere Anerkennung, denn sie beweisen das Bestreben, die Pfade der abgebrauchten Verspottung magistratlicher Geniestreiche zu verlassen, und sind auch in der Form besser als die dem Publicum sonst gebotenen.

Otto v. Leixner.

Notizen.

Die Neujahrsreflexionen der Blätter, die auf die festlichen Weihnachtsartikel folgten, nahmen sich diesmal etwas sorgenvoll aus. Es schweben mancherlei Fragen, die eine gehobene Stimmung nicht recht aufkommen lassen. Das Bischen Herzegowina will noch immer nicht aus der Welt verschwinden. Die orientalische Wolke erhält sich am Horizont und das Dreikaiserbündniß hat die Zauberformel, sie zu bannen, noch nicht gefunden. Im Inneren glaubt zwar kein Vernünftiger an die Rückkehr der Conservativen, die eine Verabschiedung der Nationalliberalen gestatten werde. Aber das Gerede von neuen Majoritäten, obgleich sattsam widerlegt und verleugnet, hat immerhin den Beweis geführt, daß die obrigkeitliche Censur für das Betragen der Regierungsfreunde zum Quartalswechsel nicht durchweg günstig ausgefallen ist und Besserung Noth thut. Die liebenswürdigen Anschuldigungen gegen die Lasker'sche Parteinüance, durch gute Freunde vermittelt, werden denn auch auf Umwegen fortgesetzt. So konnte ein friedliches Wohlbehagen nicht Platz greifen und die Sylvesterbetrachtungen der Blätter haben den Eindruck jener mühselig unterdrückten Gefühle wiedergespiegelt. Ein Lichtblick in der etwas verdunkelten politischen Atmosphäre war die Nachricht von den Ausgrabungen in Olympia, die dem deutschen Kunstinteresse wenigstens indirect zu statten kommen. Es konnte doch einmal in den Zeitungen ein anderes Gericht servirt werden außer der üblichen Nachrichtenkost, wie sie dem Publicum Tag für Tag geboten wird. Eine Siegesgöttin war aus dem Staube der Vergessenheit, der sie seit Jahrhunderten bedeckt hatte, für die staunende Mitwelt auferstanden. Es ist ja das beneidenswerthe Loos der antiken Künstler, daß ihre Schöpfungen, wo sie erscheinen, stets neues Leben athmen und die Bewunderung der spätesten Generationen fesseln. So gut wird es den unsrigen nicht beschieden sein. Ob einmal später Nachgrabungen in Berlin stattfinden werden, muß man dahin gestellt sein lassen. Die hiesigen Museen besitzen allerdings eine nicht zu unterschätzende Anzahl von Bildwerken aus dem Alterthum. Es fragt sich indessen, ob sie die Kosten der Nachforschungen in jener fernen Zukunft lohnen würden. Die Statuen und Büsten selbst werden sich nach der Wiederkehr des zweifelhaften Tageslichts unter dem grauen nordischen Himmel schwerlich sehnen. Schon jetzt blicken sie so gut wie die verwandten Gypsabgüsse in der Regel verdrießlich drein. Man merkt es ihnen an, daß sie sich desorientirt fühlen und ein unstillbares Heimweh nach Italiens goldenen Fluren empfinden. Wie anders wirken dort die himmlischen Zeichen der Vergangenheit auf die Beschauer ein, auf die naivsten sowohl wie auf hochgebildete Jünger der Kunstschulen. Eine an den Füßen gelähmte vornehme Reisende mußte sich voriges Jahr auf einem Rollstuhle durch die Galerien Roms fahren lassen. Als einmal ihr Bedienter erkrankt war, wurde ein Bauernkind, das seit einiger Zeit zuweilen im Hotel Dienste that, für diese Handleistung requirirt. Der brave Junge war niemals im Capitol gewesen, und als er, seine zufällige Gebieterin in ihrem Stuhl fahrend, in den Saal des sterbenden Fechters trat, sah er sich erstaunt um, rief fast erschrocken: Tutti dei! und sank anbetend auf die Kniee. Aehnliches würde sich in Berlin schwerlich jemals ereignen. Die Besucher der schönen Räume in den Palästen unseres Lustgartens sehen ihrerseits oft unbefriedigt, halb gelangweilt aus, und sollte die deutsche Hauptstadt wirklich einmal durch ein Naturereigniß verschüttet werden, würden gleichmäßig frostige Nachkommen die Zweifel, ob die Mühe der Excavationen, wie man in Italien sagt, im Verhältniß zu dem Ergebniß stehen möchte, wahrscheinlich bestätigen. Auch Münzsammler werden kaum ein lebhaftes Verlangen nach Exemplaren kundgeben, die nach der von Kennern geäußerten Ansicht das Problem ungelöst lassen, ob man nicht vielmehr Uniformknöpfe vor sich habe. Nach dem Parlamentsgebäude für das Deutsche Reich würde längere Zeit ebenso vergebens geforscht werden, wie nach der Stelle, wo der Jupitertempel in Rom gestanden hat, ob auf dem Platze der Kirche Ma[illegible] Araceli oder gegenüber. Im October vorigen Jahres äußerte der Gärtner des Palastes Caffarelli, wo die deutsche Gesandtschaft wohnt, seine Freude darüber, daß das Aufwühlen des Erdreiches nun wohl bald ein Ende haben werde. Die Gelehrten hätten ja doch nichts gefunden, und [illegible] werde ihm seinen Garten nun wohl endlich in Ruhe lassen. Der Gärtner ist übrigens ein recht gebildeter Mann; er wollte auch

Digitized by Google

Trinkgeld annehmen. Wegen der Fundamente des Jupitertempels werden wohl die Italiener Recht behalten, die sie auf dem Gipfel von Araceli suchen. Der Ort des deutschen Parlamentsgebäudes jedoch wird ein ewiges Räthsel bleiben, und die kühne Vermuthung dereinstiger Archäologen, daß es gar kein solches gegeben habe, wird zwar zuerst paradox erscheinen, aber von Jahr zu Jahr zahlreichere Anhänger finden, auch von den Bädeker und Gsell-Fels in den neuesten Ausgaben des Jahres 3000 als die am meisten beglaubigte verzeichnet werden.

* * *

Vom Büchertisch.

Seit bereits fünf Jahren gibt der allgemeine österreichisch-ungarische Beamtenverein ein literarisches Jahrbuch „Die Dioskuren" heraus. Anfangs konnte die Befürchtung Platz greifen, daß sich das Unternehmen zu sehr nach der Richtung jener „Taschenbücher" entwickeln werde, deren Blüthezeit die Zwanzigerjahre gewesen sind. Der Band für 1876 beseitigt dieses Vorurtheil durch die Gediegenheit der meisten Beiträge und ebenso durch deren Vielseitigkeit, die es aber mit seinem Sinn vermeidet, aus dem Buche die literarische Musterkarte einer „Oesterreichischen Productivassociation für Literatur" zu machen.

Die Poesie unseres Nachbars trägt heute wie vor dreißig Jahren ihren eigenthümlichen Stempel, und eigenthümlicher Weise ist ihre Originalität meistens dort zu suchen, wo ihre Fehler beginnen. Es gibt unter den deutsch-österreichischen Dichtern von Bedeutung sehr wenige, die so original sind, daß ihnen das große Mutterland — man mißdeute den Ausdruck nicht — keine ähnlich gearteten Talente an die Seite stellen könnte. Nur in den Ausschreitungen der Muse kann Deutschland mit Oesterreich nicht concurriren — wir haben bis heute noch keinen Sacher-Masoch mit seinen „Idealen", nicht einmal einen Emmerich Stadion können wir unser nennen.

Die Lyrik, seit jeher in Oesterreich fleißig geübt, findet in dem V. Bd. der Dioskuren eine fast vollständige Vertretung, und es sind nicht gerade die besten Namen, die das Beste bringen, zumeist fällt die Schwäche der Beiträge von Rob. Hamerling auf, die, wenn ich nicht sehr irre, bereits veröffentlicht sind. Wie der hochbegabte Autor des „Ahasver" und des „Königs von Sion" im Stande ist eine Strophe zu schreiben, wie die letzte des Gedichtes „Schönste Waldstelle", ist geradezu ein psychologisches Räthsel. Der Leser entscheide.

Und was wie Schleim der Schnecke glänzt
Auf einer Blumenstirn,
Ein kleiner Tropfen ist's vielleicht —
Von menschlichem Gehirn.

Selbst das schöne Gedicht „Rollende Räder" vermag diese Geschmacksverirrung nicht vergessen zu machen.

Anast. Grün ist durch die stimmungsvollen Verse der „Veranda", vertreten, v. Leitner, J. Nep. Berger, L. Bowitsch, Egon v. Ebert, L. Anzengruber (Autor des „Pfarrer von Kirchfeld"), der formgewandte Friedr. Marx, Ludw. Aug. Frankl, Adolf von Tschabuschnigg, Karl Beck, E. v. Saar, kurz alle bedeutenderen Lyriker begegnen uns in zum größten Theile interessanten Dichtungen.

Unter den novellistischen Beiträgen zeichnet sich „Gutmann" von Friedrich Uhl besonders aus. Der Stoff ist sehr einfach. Ein höherer Beamter, der mit Tochter, Schwester und einem Neffen in sehr bescheidenen Verhältnissen lebt, hat allen Einfluß angewendet, um einem jungen Collegen eine Stelle zu verschaffen, die demselben die Möglichkeit bietet einen Hausstand zu gründen. Er hat es gethan in der Hoffnung, seiner geliebten Tochter einen tüchtigen Gatten gewinnen zu können, doch als der Augenblick der Entscheidung kommt, zeigt sich, daß der junge Mann bereits durch eine Ehrenpflicht an ein anderes Mädchen gekettet ist. Gewiß ein ein höchst einfacher Vorwurf, aber seine Ausführung ist von einer so keuschen Einfachheit, fern von jener coquetten Simplicität einer jüngern Richtung der österreichischen Novelle, und nebenbei in der Sprache so klar und schlicht, daß man die kleine Erzählung mit inniger Freude liest. Nur Eines hätte der Autor vermeiden können, den Tod Leopoldinens.

Eigenartig in der Form sind Josef Ranks „Wandelbilder am Dorfbrunnen", aber der Stoff — ein junger Bauer tödtet seine Frau aus Eifersucht — ist in seiner Motivirung abstoßend. Sehr interessant sind H. Lorms „kleine Memoiren", zwar skizzenhaft gehalten, aber in den seelischen Momenten fesselnd.

Wie werthvoll übrigens auch mancher poetische Beitrag ist, die hauptsächlichste Bedeutung des Buchs liegt in den Uebersetzungen und literarhistorischen Skizzen. Darauf sollte die Redaction den Hauptwerth legen, denn gerade von Oesterreich aus, wo sich die verschiedensten Nationen berühren, kann eine Würdigung literarischer Individualitäten ausgehen, die ohne diese Vermittlung uns vollständig fremd bleiben, so eifrig wir auch auf diesem Gebiete arbeiten. Die Artikel über den czechischen Dichter Mácha, über Prešérn, den einzig wirklich bedeutenden Poeten der Slovenen, über die ungarische Dichterin Julie Szalé, die kaum 24 Jahre alt, an einen gehaßten Mann gefesselt sich selbst getödtet, die Essais über den Polen Shrokomba, einen Dichter jenes Pessimismus, der alle Kraft zu frischem Leben und zu kräftiger That auffaugt, und über rumänische Volkspoesie sind im höchsten Grade des Dankes werth. Ebenso verdienen die Uebersetzungen und Charakteristiken italienischer Dichter durch den geistreichen Cerri vollste Anerkennung.

Die „Dioskuren" verdienen die Theilnahme der deutschen Lesewelt.

* * *

Heutigen Tages erscheinen sehr viele Bücher, welche mit ihren Autoren eine auffallende Aehnlichkeit in einem Punkte tragen, die nämlich, daß man nach der Lectüre genau weiß, daß weder Buch noch Verfasser Individualitäten sind. Dutzendmenschen und Dutzendbücher; keinen Funken selbstständigen Denkens oder Empfindens, alles nur Schablone. Um so angenehmer berührt eine Erscheinung, die einen ganz bestimmten Charakter hat, ihr vollkommen eigenthümliches Costüm, ihre ebenso individuelle Haltung. „Hypochondrische Plaudereien" betitelt sich das Buch, Gerhard von Amyntor ist das Pseudonym des Autors. Es ist kein Schriftsteller von Fach, der uns entgegentritt, aber ein sehr gebildeter Mensch, der sich in den verschiedensten Wissensgebieten und in fast allen Literaturen umgesehen, der sich in der heute herrschenden Tyrranis des conventionellen Urtheils seine eigenen Anschauungen bewahrt hat und — darin liegt der höchste Werth — die Menschen sehr genau kennt. Der Titel hat etwas Abschreckendes, aber er ist wie eine Vogelscheuche auf einem Fruchtbaum; ein alter, erfahrener Vogel weiß dennoch, daß die Früchte gut munden, und läßt sich nicht abschrecken. — Amyntor ist gar kein Hypochonder, der auf jeden Sonnenstrahl mit einem bittern Hohngelächter antwortet, keiner jener modernen Pessimisten, die öffentlich „Wasser predigen und im Geheimen Wein trinken", sondern eine Natur von echt humoristischer Begabung, die es nicht nur versteht, sehr unterhaltend zu scherzen, sondern ebenso scharf satirisch für ihre Anschauungen zu kämpfen; die Stoffe seiner Plaudereien sind sehr kunterbunt, das ist unleugbar, der Autor schreibt, um bildlich zu sprechen, im Schlafrock, aber es ist stets derselbe Mensch mit scharfen, klugen Augen und einem leisen Lächeln um den Mund, der, wie es scheint, nicht nur das Spotten, sondern wohl auch das Küssen geübt hat. Ueber die Vielseitigkeit der Stoffe kann eine kleine Auswahl aus dem Inhaltsverzeichniß den besten Aufschluß geben: Bäderhumbug; Kindertoilette; Erbdummheit; die Schwätzerin; Soiréen; die Schleppe der reichen Frau; Straßenfiguren; der passirte Sopran; die gute Gesellschaft; der Weibmann; im Atelier von Reinhold Begas; Homöopathischer Dilettantismus; Titelsucht ꝛc. ꝛc. Daß nicht alle Plaudereien im Werthe gleich sind, ist natürlich; der Autor hat noch nicht die strenge Selbstkritik gewonnen, die übrigens sogar berühmte Schriftsteller in eben dem Maße verlieren, als ihr Ruhm zunimmt, aber alle die genannten Federzeichnungen sind vortrefflich und zeigen eine abgeschlossene Natur, einen Schwärmer, der von je die Kunst geübt hat Weltmann zu sein, eine Natur, die jeder Beschränkung der geistigen Freiheit abhold, aus Ueberzeugung an ihrer inneren Religion festhält, die, von echtem Liberalismus erfüllt, sich aristokratisch von den pöbelhaften Ausschreitungen jener Partei abschließt, der Freiheit und Maßlosigkeit derselbe Begriff ist. Wir empfehlen die erheiternde und anregende Lectüre auf das wärmste.

H. v. L.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

OSIRIS.
Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von **C. Radenhausen.**
2 Bände. 21 *M.*

Das Kapital
von
Karl Marx.
Zweite Auflage. Preis: 9 *M.*

ISIS.
Der Mensch und die Welt.
Von **C. Radenhausen.**
2. Auflage. 4 Bände. 12 *M.*

Im Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Leben Jesu.
Eine Sage
von
dem Schicksale und Erlebnissen der Bodenfrucht, insbesondere der sogenannten palästinensischen Erstlingsgarbe, die am Passahfeste im Tempel dargebracht wurde.
Von
M. Kulischer.
Preis 2 *M.*

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Unsere Zeit.
Deutsche Revue der Gegenwart.
Herausg. von **Rudolf Gottschall.**
8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.
Jedes Heft 75 Ngr.

Diese bereits weit verbreitete und rühmlichst bekannte culturhistorische Zeitschrift, eine „Deutsche Revue", die sich den großen englischen und französischen Revuen ebenbürtig zur Seite stellen kann, bietet ihren Lesern in größern zusammenhängenden Artikeln und in Specialrevuen ein umfassendes Zeitgemälde der Gegenwart. Sie bildet einen orientirenden Führer für jeden, der an den Bewegungen des Culturlebens Antheil nimmt, und ist namentlich auch in Lesecalen und Journalcirkeln nicht zu entbehren.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an und sind in den Stand gesetzt, das erste Heft des neuen Jahrgangs vorzulegen.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Das Leben der Seele
in Monographieen über seine Erscheinungen und Gesetze
von
Prof. Dr. M. Lazarus.
Zweite, erweiterte und vermehrte Auflage.
Erster Band.
gr. 8. eleg. geh. Preis 7 *M.* 50 Ngr.
In Leinwand gebunden 9 *M.*
Band 2 erscheint im Laufe des Jahres 1876.

Die drei ersten Abhandlungen: Bildung und Wissenschaft. — Ehre und Ruhm. — Der Humor als psychologisches Phänomen — bilden unter sich eine gewisse Steigerung, indem der Verfasser in der ersten von dem practischen Boden der Philosophie für die Welt anhebend, in der letzten bis zu den höchsten Fragen des menschlichen Geistes vordringt. Vermehrt ist diese Auflage durch eine Abhandlung aus dem Gebiete der Völkerpsychologie — das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit —, deren erste Grundlegung damit einem weiteren Kreise zugänglich gemacht wird.

Ein, soweit es der Stoff gestattet, populärer Ton, empfiehlt diese geistvollen Essays der Lectüre aller denkenden Köpfe.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in **Berlin.**

Bei **Duncker & Humblot** in **Leipzig** erschien soeben und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

NEUNUNDSECHSZIG JAHRE
AM
PREUSSISCHEN HOFE.
AUS DEN ERINNERUNGEN DER OBERHOFMEISTERIN
GRÄFIN SOPHIE VON VOSS.
Ein Band. Velinpapier. Geheftet 9 *M.* Gebunden 10 *M.* 80 Ngr.
Erste bis dritte unveränderte Auflage.

Ein Memoirenwerk, wie ein solches bisher kaum bekannt geworden ist. Die Autorin, vom Jahre 1745 bis Ende 1814 „an Hof", schildert das Leben an den Höfen Friedrich Wilhelm's I., Friedrich's des Grossen und der nachfolgenden Regenten aus unmittelbarer Anschauung. Eigentliche Politik wird nicht vorgetragen; sie kommt zur Erscheinung, nur insofern sie die persönlichen und privaten Verhältnisse der Königlichen Familien beeinflusst.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Um
Meines Lebenstages Mittag.
„Nel mezzo del cammin di nostra vita."
Terzinen
von
Wilhelm Jensen.
Ein Band kl. 8., sehr eleg. ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 *M.*
eleg. in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 *M.*

Don Juan d'Austria.
Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 *M.*

Feldflüchters.
Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort
von Eduard Hobein.
Miniatur-Ausgabe. Elegant geh. 2 *M.*
Geb. mit Goldschnitt 3 *M.*

VIONVILLE.
Ein Heldenlied in drei Gesängen
von
E. von Wildenbruch.
Zweite Auflage.
gr. 8. Eleg. brosch. Preis 1 *M.* 50 Ngr.,
gebd. m. Goldschn. 2 *M.* 50 Ngr.

Tokaj und Jókai.
Bilder aus Ungarn
von
Karl Braun-Wiesbaden.
8. brosch. 436 Seiten mit einer Illustration.
Preis 5 *M.* 60 Ngr.

Inhalt: Eine Entdeckungsreise in das Tokajer-Land. — Jókai Mór. Ein magyarischer Dichter. — Ein Ungar in Frankreich, 1870/71. (Nach dem „Blutigen Brod" des Jókai Mór.) — Ein Franzose in Ungarn 1860/61. (Nach den „Geographischen Plaudereien" des Malers Lancelot.) — Untersuchungen über den Deutschenhaß in Ungarn. — Minister Schäffle. (Ein Lebenslauf in auf- und absteigender Linie.)

Die „Deutsche Roman-Zeitung"
beginnt das erste Quartal des **neuen Jahres** mit
Benedicta. Erzählung von **Karl Detlef.** 2 Bände und darauf
Des Misstrauens Opfer von **A. E. Brachvogel.** 4 Bände.
Das vorige Quartal enthielt: Golo Raimund: **Verwaist**, Möllhausen: **Kinder des Sträflings.**
Achttäglich ein Heft von fünf Bogen! — Preis vierteljährlich 3 *M.* 50 Ngr.
Dafür zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.
Verlag von OTTO JANKE in BERLIN, Anhaltstrasse 11.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.
Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.
Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 15. Januar 1876. Band IX.

v. 9
no 3

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Seesachen. Von A. Lammers. — Das geistige Leben in Württemberg. Von Schmidt-Weißenfels. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Im Paradiese. Roman in sieben Bänden von Paul Heyse. Besprochen von P. L. — Variationen über ein Gutzkow'sches Thema. Von Daniel Sanders. — Olympia. Von L—l. — **Aus der Hauptstadt:** „In der Morgendämmerung." Gemälde von Hermanns. Besprochen von O. v. Leixner. — Moderne Menschen. Fritz Faulmeyer. Von Gerhard von Amyntor. — Notizen. — Offene Briefe und Anworten. Noch einmal das Fallissement des Herrn Tjälde. Von Berent (Björnstjerne Björnson). — Christus und Muhamed. Von J. K. — Inserate.

Seesachen.

Von **A. Lammers.**

Die öffentliche Aufmerksamkeit folgt in Deutschland nur längs eines sehr schmalen Küstensaumes den Ereignissen und Interessen des Seelebens ohne Unterbrechung; allein der traurige Unfall des transatlantischen Dampfers „Deutschland" an der Themsemündung, die noch aufregendere Explosion in Bremerhaven haben doch für ein paar Wochen grade Blicke und Sinne der ganzen Nation seewärts gelenkt. Gleichzeitig ist die Unfertigkeit in der Organisation der Reichsverwaltung uns wieder einmal zu lebhafterem Bewußtsein gekommen durch Vorgänge in der höchsten politischen Sphäre. Sollte aus dieser Constellation nicht endlich ein hinlänglich starker und nachhaltiger Impuls hervorgehen, die staatliche Leitung der Handelsseesachen in eine befriedigendere Lage zu bringen? — Aschenbrödel hinterm Heerde weg in die ihr gebührende Stellung unter den Töchtern des Hauses zu versetzen? Bisher hat, alles in allem genommen, die commercielle Seeschifffahrt von der Gründung des Deutschen Reichs noch kaum großen Vortheil gezogen. Und doch wäre es an sich ebenso leicht, daß das Reich sich hier tiefempfundene Verdienste erwürbe, als es den guten deutschen Patrioten, welche unsre Kauffahrteischiffe ausrüsten, führen und bemannen, neben anderen besser bedachten Berufsständen zu gönnen sein würde!

Die Untersuchung der Ursachen, aus denen der „Deutschland" gestrandet und so lange ohne Hilfe geblieben ist, hat zwar oberflächlicher Nationaleitelkeit allenfalls den Trost gewähren können, daß auch die britischen Anstalten zum Schutze wider die Gefahren und Versuchungen der See noch Lücken zeigen; nüchterne nationale Selbsterkenntniß aber hätte mehr Grund auf der Frage zu haften, was man denn an unserer ebenfalls nicht ganz von Sandbänken freien Küste mit einem derartigen Strandungsfall wohl angefangen haben würde? Wir hätten für dessen Untersuchung sämmtliche in England vorhandene Einrichtungen, von der Leichenschau bis zum Seeschifffahrtsgericht, erst ähnlich aus dem Nichts hervorstampfen müssen, wie die Strafe für fahrlässig verschuldete Explosionen nach dem minder leicht vorherzusehenden abscheulichen Attentat auf die „Mosel". Nicht als ob der Gedanke an die Einsetzung von Seegerichten niemals aufgetaucht oder niemals bis in die das folgenreiche Werde sprechenden officiellen Regionen vorgedrungen wäre. Im Gegentheil! die sechs Seestaaten haben sich unter Vermittlung des Reichskanzleramts schon vor Jahren ernstlich damit beschäftigt. Das Bedürfniß konnte nicht geleugnet werden; die Schwierigkeiten der praktischen Ausführung mußten sicher als sehr gering erscheinen. Gleichwohl verstummte die Angelegenheit plötzlich vor Jahr und Tag. Sie war im Gestrüpp der auf diesem Punkte höchst mangelhaften und verworrenen Reichsorganisation hangen geblieben. Die bittern Eindrücke von dem Untergang des Dampfers „Schiller" vermochten noch nicht sie mobil zu machen; der „Deutschland" mußte auch erst noch stranden, glücklicherweise (bei allem momentanen Unglück) zu einer Zeit wo der Reichstag versammelt war und die stille Beschwerde der nautischen Kreise wirksam aufnehmen konnte.

Diese nautischen Kreise haben seit dem Umschwung von 1866 versucht sich einen vorwärts treibenden agitatorischen Stachel aufzusetzen, aber bisher mit keinem besonderen Erfolg. Ihr Gesammtverein war eine Früh- und Fehlgeburt. Eine allzu feurige und strebsame Einheitsbegeisterung trieb seine Urheber, die kleinen, allmählich wachsenden Anfänge und die unentbehrlichen Mittelglieder der Entwicklung zu überspringen, um nur gleich in Berlin tagen und unmittelbar auf die leitenden Reichsorgane drücken zu können. Aber da diese für gewöhnlich schon an dem sonst auf sie wirkenden Drucke dringlicher Bedürfnisse genug haben, so lassen sie sich nicht von der ersten besten Interessentenversammlung imponiren. Man muß ihrer ewig überbürdeten Abspannung das neue Interesse schon sehr klar zu machen vermögen, man muß ihnen die specielle Forderung sehr einleuchtend und geschäftlich bequem machen, zumal wenn sie außerhalb des Erfahrungskreises der zur Entscheidung berufenen Persönlichkeiten liegt, wenn der Anruf bei ihnen den gewünschten Widerhall finden soll. Der Deutsche nautische Verein konnte sich weder als Gesammtrepräsentation der nautischen Interessen legitimiren, noch war er so verfaßt und wurde er so geleitet, daß seine Ansprüche an die Gesetzgebung und Verwaltung des Reichs sich Beachtung erzwangen. Man ließ ihn ruhig tagen, fordern und hörte nicht auf ihn, — es sei denn rein physisch, insofern der eine oder andere Ministerialrath ihm wohl einmal die Ehre der passiven Assistenz erwies.

Vielleicht hat bewußt oder unbewußt der Vorgang der 1865 zu Kiel begründeten und seitdem ununterbrochen von Bremen aus geleiteten Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger bei der übereilten Centralisation des nautischen Vereinswesens einige Jahre später in die Irre geleitet. In ihrem Falle hat es sich allerdings vollkommen bewährt, nicht in langsamem Vorwärtsrücken von unten nach oben zu organisiren, sondern in rascher getroster That von oben nach unten. Es war eigentlich nur erst der eine ostfriesische Rettungsverein vor-

Digitized by Google

handen, als die allgemeine deutsche Rettungsgesellschaft entstand; rasch jedoch bedeckte sich nun der Ostsee- wie der Nordseestrand mit Stationen und verwaltenden Vereinen, und was noch gewisser nur der Centralisation verdankt wurde, das war die Bildung zahlreicher blos sämmelnder, aber viel Geld sammelnder binnenländischer Bezirksvereine oder Agentschaften. So wurden die Mehrkosten weit ausgedehnter Leitung, bedingt durch einen zu besoldenden Generalsecretär mit eigenem Bureau, zehnfältig wieder eingebracht. Allein in diesem Falle handelte es sich um eine Jedem einleuchtende, so gut wie gar keine Streitpunkte und schlechterdings keine Interessenconflicte darbietende große einfache Aufgabe der Humanität. Was die nautischen Vereine dagegen sollten und wollten, ist: die Ansprüche, die Einsichten eines bestimmten Standes zur Geltung bringen, wo nicht gegen einen feindlichen Widerstand, so doch gegen die Gleichgültigkeit und Unkunde und die anderweitige Geschäftsüberhäufung selbstbewußter Machthaber oder Gesetzgeber. Das erreicht man nicht durch ein improvisirtes Freiwilligenaufgebot unter mehr oder minder namenlosen Führern. Dafür mußte man sich erst in geduldiger Arbeit und Selbstüberwindung Credit erwerben, alle betheiligten Kreise in das Vereinsnetz hereinzuziehen suchen, vorsichtig aufsteigen von der localen Stufe zur provinziellen und von da zu der höchsten nationalen, nicht alle möglichen Gegenstände auf einmal in Angriff nehmen, sondern erst den einen und darauf den andern, dann sich aber auch nicht eher beruhigen, als bis man mit dem einen vorgenommenen Dinge an ein leidliches Ziel gediehen.

Die überstürzende Hast, mit welcher die Sache betrieben worden ist, hat verhindert, daß auf eine hinlänglich feste Einwurzelung der das Ganze stützenden Localvereine die gebührende Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwandt ward. So sehen wir denn noch heute manche derselben unsicher von der einen Haltung zur andern schwanken, während in der Leitung des Gesammtvereins neuerdings alle Jahre der eine Platz, Verein und Mann den anderen ablöst. Dabei kann sich natürlich keinerlei consequente, die Vereinsforderungen bis an's Ziel verfolgende Politik herausbilden; anstatt fester zusammenzuwachsen, löst der nationale Verband sich immer mehr in eine lockere Föderation auf, deren jährlich wiederkehrende Versammlungen eine Art immerhin ganz interessanter, aber praktisch kaum je durchschlagender akademischer Discussionen zu Tage fördern. Es kommt hinzu, daß wenn auch nicht grade die Interessen, so doch manchmal die Gewohnheiten und Anschauungen der Ostsee-Bewohner von denen der Nordsee-Bewohner abweichen, wo es dann wegen der mangelnden Mittelglieder zu keinem richtigen Ausgleich kommt. An der Weser ist deshalb bereits der Gedanke aufgetaucht, zunächst einmal alle Kraft auf die Herstellung eines leistungsfähigen und umfassenden Nordsee-Verbandes zu lenken. Damit wird der vorschnellen Centralisation gleichsam von ihrer Ursprungsstätte her das Urtheil gesprochen.

Die deutsche Rhederei mischt sich ähnlich wie die deutsche Landwirthschaft aus Großbesitz und Kleinbesitz. In den großen Seestädten wie Hamburg, Bremen, Stettin, Danzig u. s. f. sind die Seeschiffe überwiegend im Besitz einzelner Großhandelsfirmen oder Gesellschaften, von denen die meisten eine Mehrzahl derselben unterhalten. In Rostock, Elsfleth, Papenburg und anderswo pflegt jedes einzelne Schiff umgekehrt eine Mehrzahl von Eigenthümern zu haben, oder sein Capitän ist zugleich der alleinige oder hauptsächliche Inhaber. Hierdurch erhalten die nautischen Vereine an verschiedenen Orten eine recht verschiedene Interessentenschaft zu vertreten. Aber die Interessentenschaft, welche sie vertreten wollen, tritt ihnen deshalb noch nicht allenthalben vollzählig bei. Ein hervorragender Danziger Rheder z. B. hat sich zwar im vorletzten Jahre der Mühwaltung des Vereins-Präsidenten unterzogen, aber die großen Kaufleute Hamburgs und Bremens, welche zugleich Rhederei betreiben, haben sich in den dortigen nautischen Vereinen von jeher selten oder niemals blicken lassen. Sie begnügen sich auch für die Wahrung ihrer Rhederei-Interessen mit dem directeren oder stärkeren Einfluß, welchen sie durch die Handelskammer oder den Senat ihrer Stadt auszuüben im Stande sind. Ich weiß nicht, ob es irgend welchen Mitteln und Veranstaltungen gelungen sein würde, diese empfindliche Lücke in dem nicht sowohl blos zahlenden als mitthätigen Publicum der nautischen Vereine zu stopfen; da sie leider vorhanden ist, beraubt sie dieselben grade desjenigen Elements, das auf die Staats- und Reichsorgane am ehesten unmittelbaren Einfluß hätte gewinnen können, und das sich wohl auch am wenigsten leicht bei der theoretischen Rolle beruhigt haben würde, welche der Gesammtverband der Vereine factisch spielt. Den Mangel nachträglich auszugleichen, wird, wie in ähnlichen Fällen immer, äußerst schwierig sein. Ein öffentlich agitirender Verein wächst selten oder nie wesentlich über den Rahmen hinaus, den er in der ersten Zeit nach seiner Entstehung erreicht. Der Nationalverein und der Protestantenverein sind dafür handgreifliche Beläge.

So viel zu einiger Erklärung des Phänomens, daß auch die selbstthätige Vertretung der Interessenten den hervorgehobenen Mangel in der Reichsverwaltung nichts weniger als ersetzt. Existirten heute die nautischen Vereine als ein die ganze Küste umfangender Verband noch gar nicht, fühlten ihre Träger sich nicht sehr natürlichermaßen ermüdet und entmuthigt durch so langes ergebnißloses Thun, so würden die Ereignisse des Monats December sie sicher auf den Plan gerufen haben, und sie hätten dann einmal den bisher stets entbehrten Vortheil gehabt, vor einer aufmerksamen Nation zu reden. So aber werden sie in diesem oder dem nächsten Monat zu einer ihrer alljährlichen Unterhaltungen in Berlin zusammentreten, wenn der preußische Landtag, der Schlußact der Reichstagssession und wer weiß was für andere Vorgänge noch den öffentlichen Sinn längst wieder von den Seesachen abgezogen haben. Möchte dann ein Entschluß der schaffenden Reichsgewalt sie desto angenehmer überraschen, — der Entschluß, diesem wichtigen und umfangreichen Verwaltungszweige nachgrade eine seiner Bedeutung entsprechende Stellung und Besetzung angedeihen zu lassen.

An der nützlichsten, schleunigst lohnenden Arbeit würde es dann nicht fehlen. Die Angelegenheit der Einsetzung von Seegerichten darf beispielsweise bereits als spruchreif angesehen werden. Man braucht die eingeschlafenen Verhandlungen mit den Seestaaten nur aufzuwecken, etwa eine kurze Auseinandersetzung mit dem Reichsjustizamt hinzuzufügen, und die Vorlage an den nächsten Reichstag wäre alsbald fertig.

Allein nicht blos um sachgemäße Vorbereitung und sichere Förderung von Gesetzentwürfen oder dergleichen handelt es sich. Für diese lassen sich zur Noth auch noch die einzelstaatlichen Behörden oder der Referent im Reichskanzleramt brauchen. Selbst einzelne Institute wie die Deutsche Seewarte haben unter wirksamer Geburtshilfe der Admiralität das Licht der Welt bereits erblicken können. Was hauptsächlich Noth leidet bei der gegenwärtigen Verkümmerung der hier in Betracht kommenden Organe, das ist das unausgesetzte Eingreifen wachsamer und fürsorglicher Verwaltung von Tag zu Tage. Auf einen der Stoffe solcher selbstständigen, hinlänglich hochgestellten und machtbegabten Verwaltung ist durch das Schicksal des „Deutschland" mittelbar hingewiesen worden. Es hat sich freilich als falsch herausgestellt, daß der Norddeutsche Lloyd seine Capitäne durch besondere Prämien zu rücksichtslosem Daraufloßfahren stachele. Aber der Vorwurf, der hier abglitt, ist auf den Postverwaltungen sitzen geblieben. In einem an sich sehr löblichen, doch einseitigen und durch seine Wirkungen verhängnißvollen Eifer verlangen sie meist — ich lasse die deutsche außer Spiel — von Dampferlinien oder einzelnen Dampfern, denen sie ihre Briefbeutel anvertrauen sollen, ein bestimmtes hohes Maß von Geschwindigkeit. Die Postbeförderung ist ein so erhebliches Stück Fracht, daß, um dasselbe zu erlangen, nichts gescheut werden darf. Das Geschwindigkeitsmaß folglich, an welches sie geknüpft wird, muß ein Capitän trotz Nebels, Schneesturms, widrigen Windes und

Digitized by Google

verkehrsreicher Passagen innehalten, oder seine Rheder daheim machen ihm unvermeidlich ein böses Gesicht. Etwas thut in derselben Richtung wohl auch der Vorzug, welchen das reisende Publicum, namentlich das an waghalsig schnelle Dampferfahrten gewöhnte americanische Publicum dem schnellsten Schiffe oder der die schnellsten Schiffe enthaltenden Linie zu geben geneigt ist; aber den stärksten Druck übt doch die Postverwaltung, welche eine solche Forderung stellt. Nun fällt es mir nicht ein zu meinen, eine Postbehörde könne von der Rücksicht auf Schnelligkeit bei der Wahl ihrer Beförderungsmittel absehen. Aber diejenige Schnelligkeit, welche auf Kosten der Sicherheit des Schiffes und seines Inhalts erzielt wird, ist nicht mehr im Interesse ihrer Zwecke und Pflichten. Sie muß nach der Schnelligkeit suchen, welche guter und zweckmäßiger Bau des Schiffes sammt seiner Maschine sowie die kundigste Führung verbürgen können — nicht nach der, welche durch Vernachlässigung pflichtschuldiger Vorsicht erzwungen wird. Es wäre der berühmten Postverwaltung des Deutschen Reiches würdig, hierin mit gutem Beispiel weltkundig-offenbar voranzugehen. Aber sie dürfte allerdings erwarten, die Anregung dazu von dem noch höheren Interesse und der allseitigen Sachverständigkeit einer obersten Reichsseebehörde zu erhalten.

Das geistige Leben in Württemberg.

(Schluß.)

Wie in England die „oberen Zehntausend" als die eigentliche Aristokratie und das in's Gewicht fallende Gesellschaftselement hingestellt zu werden pflegen, so ist es ähnlich in dieser Beziehung mit jener oberen Schicht von Württembergern, in welcher sich die Spannkraft des geistigen Lebens im Lande sammelt. Es sind ihrer allerdings nur ein paar Hundert, und insoweit sie als productive Talente sich geltend machen, kann man behaupten, daß Jeder in dieser literarischen Republik wieder seine Republik für sich bildet. Die Einen sitzen in Tübingen, die Andern in Stuttgart in gewöhnlich warmen Nestchen, als Professoren, Schulmeister, Staats- oder Gerichtsbeamte, Advocaten; die Andern haben eine Stellung in einer der kleineren Oberamtsstädte, oder leben als Pfarrer, Aerzte, auch wohl als Privatleute in gemüthlicher Abgeschiedenheit auf dem Lande. Die Beschäftigung mit den Musen und Lieblingswissenschaften wird von ihnen zumeist aus innerem Bedürfniß getrieben; ist ihnen auch Ehrgeiz nicht fremd, so kann man doch behaupten, daß sie einen solchen nicht für eine berufsmäßige Beschäftigung als Schriftsteller einzusetzen pflegen. Sie langen meist nur nebenbei nach dem Kranz eines Ruhmes, den landsmannschaftliche Vetterschaft ihnen auch oft aus bloßer Gefälligkeit reicht. Gelegentlich — da sie gewöhnlich alle in Tübingen als Studenten mit einander commercirt haben — besucht Einer den Andern, um ein paar Tage bei dem alten Freunde zuzubringen und zu sehen, was er in seinem Studierzimmer treibe. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgt Jeder die literarische Arbeit, die auf dem großen Markt erscheint. Die deutschen Zeitschriften sind ihm eine Quelle behaglichen Genusses; je mehr er davon lesen kann, desto befriedigter ist er. Es ist immer der Sinn rege für die geistige Arbeit außerhalb der württembergischen Umhegung, die auch jetzt noch in seiner Vorstellung existirt; er ist begierig darnach und empfänglich dafür, wie die Blume nach Sonnenschein, und was von auswärtigen Blättern gebracht wird, hat wie in jedem kleinstaatlichen Kreise, so auch hier, immer besondere Bedeutung, findet aufmerksame Beachtung. Dabei ist ihm aber unentbehrlich, von allen persönlichen wie sachlichen Vorkommnissen im Heimatlande jeden Tag auf dem Laufenden gehalten zu werden. Jeder in dieser oberen Schicht kennt ja den Andern und die Zeitung des Landes enthält deshalb für Jeden immer so etwas wie Familiennachrichten. Der „Schwäbische Merkur" sorgt dafür und ist deshalb die allgemeine Hauszeitung in diesen Kreisen, wie in ganz Schwaben, und wo Schwaben leben. Alle anderen Blätter in Württemberg, den amtlichen und ziemlich vielseitigen „Staatsanzeiger" ausgenommen, sind durchweg nur für die localen Verkehrsbedürfnisse bestimmt, und ein paar, die mehr bedeuten wollen oder eine Partei vertreten, kommen doch in gar keinen Betracht gegen die vaterländisch-schwäbische Unentbehrlichkeit des „Merkur". Durch seine „schwäbische Kronik" beruhigt er täglich alle Gewissen, die Neugier und die geistigen Gewohnheitsbedürfnisse der württembergischen Staatsbürger; er verzeichnet sorgsam alle Schriften von und aus Schwaben, die neu erschienen sind, und dies bildet den Barometer des geistigen Lebens im Lande; er bringt die Alle interessirenden Personal- und Familiennachrichten aus ganz Württemberg, und neben seinen localen Mittheilungen auch besondere Aufsätze, die gleichsam als eine offene Correspondenz der Mitglieder der schwäbischen Literaturrepublik angesehen werden, als eine Abzweigung der Beilage der „Augsburger Zeitung", dieser Correspondenz der deutschen Gelehrtenwelt. Nach alledem, was wir schon von der Strömung der Intelligenz in den württembergischen Kreisen gesagt haben, ist es nur als dies bekräftigend hervorzuheben, daß der „Schwäbische Merkur" bedingungslos reichsbegeistert ist.

Neben den einheimischen Elementen, welche in allgemeiner Bezeichnung als literarische sich geltend machen, besteht seit Jahren in Stuttgart, als dem Centrum des geistigen Lebens in Württemberg, eine literarische Fremdenkolonie, als deren verstorbener Senior Wolfgang Menzel anzusehen war. Von den Mitgliedern derselben sind einige, wie Professor Lübke, Feodor Wehl, in Amtsstellung thätig; andere, wie Edmund Hoefer, Hackländer, Walesrode, verfolgen ihren freien literarischen Beruf; wieder andere, wie Freiligrath, leben procul negotiis in Muse und nach Neigung ihren Studien. Obgleich in einer Stadt, hat doch fast Jeder von ihnen, ländlich, sittlich, sich in sein eigen Heim verkapselt. Dieser und Jener hatte anfänglich wohl Versuche gemacht, die verwandten Geister gesellschaftlich zu vereinigen; aber bald hat er dann Abstand davon genommen, nachdem er erkannt, daß der Boden dazu nicht günstig ist. Es mag nur der glücklichen Natur Hackländers gelungen sein, eine Art von Mittelpunkt geistigen Lebens innerhalb dieses kleinen Kreises zu bilden und in denselben auch schwäbische Freunde, die er sich in seiner früheren Stellung als königlicher Gartendirector erworben, hineinzuziehen. Für eine höhere Geselligkeit fehlen eben in Stuttgart die nothwendigen Bedingungen. Nicht allein ist die schwäbische Natur einem dabei unvermeidlichen Hervortreten der Person und einer Beobachtung äußerer Formen entschieden abhold, es mangelt auch überhaupt an Elementen in der Bevölkerung, welche solches gesellschaftliches Leben ermöglichen können. Zwischen der wissenschaftlichen, literarischen, künstlerischen Schicht und derjenigen der allgemein gebildeten Classe gibt es doch eine weite Kluft. In dieser letzteren hebt sich aus dem dicken materialistischen Volkswesen wohl der zahlreich vertretene Buchhändler hervor, der Fabrikant, hier und da ein Bankier, ein Kaufmann; aber alle diese Einzelheiten verbindet kein gesellschaftlicher Zug, und ebenso wenig wie es aristokratische Salons gibt, hat die bürgerliche Wohlhabenheit für Luxus in geistiger Beziehung irgend eine Neigung. Der materialistische Sinn ist bei Parvenus wie altgesessenen Familien so vorherrschend, daß Jemand um seiner blos geistigen und künstlerischen Eigenschaften willen auch gar nicht als gesellschaftliche Potenz angesehen wird, und dies wird denn doch immer als die Vorbedingung für die Herstellung höherer Geselligkeit gelten müssen und für den Antheil von Personen daran, die ohne Dünkel berechtigt sind, ihre geistige Bedeutung geachtet zu wissen.

Die gesellschaftlichen Bedürfnisse werden denn durchweg nur in den Vereinen, Kränzchen, geschlossenen Coterien befriedigt, deren es überaus zahlreiche in Stuttgart und den anderen Städten des Landes gibt. Da ist jeder zwanglos und nimmt von der geistigen Nahrung, die man gelegentlich

Digitized by Google

bietet, nicht mehr als ihm beliebt. Von einer besonderen Bedeutung dieser Gesellschaften für das geistige Leben des Volks kann man nur bedingungsweise reden. Seit Jahren besteht in Stuttgart, ähnlich der „grünen Insel" in Wien, ein Künstlerverein unter dem Namen „Das Bergwerk". Er umfaßte anfänglich sehr viele literarische, künstlerische und intelligente Köpfe; aber wie alle derartigen gesellschaftlichen Gebilde verlor auch dies nach seiner Vollendung an Interesse und bot in dem bleibenden Rahmen mehr ermüdende Einseitigkeit als Anregung, so daß es als ein belebender Factor der Stuttgarter Gesellschaft nur gelegentlich zur Geltung gekommen ist. Viel fruchtbarer als alle anderen solcher Kreise und Clübbchen für das geistige Leben erscheinen dagegen die vielen Gesangvereine, die sich über ganz Württemberg verzweigt haben. Sie pflegen im Gesange doch das deutsche Lied und dadurch wird eine Beziehung zwischen Volk und Dichter vermittelt, die mehr und mehr an Innigkeit gewinnt; außerdem fehlt es ja auch innerhalb dieser, bis in die Dorfarbeiterkreise reichenden Vereine nicht an Festen, an denen die betriebene Sache durch Reden idealisirt und immerhin der Sinn der Anwesenden nach Regionen über der gemeinen Wirklichkeit gelenkt wird. Jedes Städtchen, viele Dörfer haben solche Vereine, in denen der jüngere Arbeiter den Stamm bildet, und dem er oft treu bleibt, wenn er selbstständiger Handwerker geworden und verheirathet ist. Auch andere Elemente treten hinzu und bezeigen ihren Eifer. Man kommt an gewissen Abenden zusammen und übt Lieder ein; im Sommer werden dann mit der Fahne Ausflüge gemacht, und ein Verein in einem benachbarten Ort besucht, mit Frauen und Schätzchen und Kindern. Inmitten der frohen Geselligkeit sittigt diese ein Vortrag im Chor oder im Quartett, und da in den Liedern Freiheits- und Vaterlandsliebe, poetische Stimmungen und edle Gedanken zum Ausdruck gelangen, so bleibt auch eine Empfänglichkeit dafür in den schwäbischen Gesangvereinen, die unter sich einen großen Bund bilden, zurück. Der Liederkranz in Stuttgart ist denn auch allen anderen Privatvereinen voran als eine Pflegestätte geistigen Lebens anzusehen. Er besteht jetzt fünfzig Jahre und ist der erste derartige Gesellschaftsverein in Deutschland. Unter dem Scepter des Gesanges vereinigt er alle Classen der Gesellschaft von der einfachsten bürgerlichen Stellung bis zu den höchsten Stufen der staatlichen Organisation, der Wissenschaft und Kunst. Mit Eifer und Liebe huldigt man hier dem Cultus berühmter Männer deutscher Nation; eine Schillerfeier z. B. wird seit seinem Bestehen alljährlich würdig in Scene gesetzt und das Schillerdenkmal in Stuttgart, das erste in Deutschland und von Thorwaldsens Hand, verdankt ihm seine Aufstellung. Und abermals entsprechend der Entfremdung des sonst so zäh an seinem Eigenen haftenden schwäbischen Sinnes von dem württembergischen Particularismus, war er eins mit der Intelligenz des Landes im Sehnen und Hoffen nach dem Aufgehen des Kleinstaats in einem einzigen Deutschland. Wie dieser große Liederkranz, so betonte sein Vorstand bei seinem jüngsten Jubelfeste, lange Jahre hindurch in seinen Liedern dem Sehnen und Hoffen und dem Harren des deutschen Volks auf politische Einigung, auf die Auferstehung eines großen und mächtigen Deutschlands begeisterten Ausdruck gegeben hat, so bethätige er auch in Zukunft bei jeder Gelegenheit seine Hingebung an das nunmehr geeinigte deutsche Vaterland.

Ueberhaupt ist die Musik als das bedeutendste volksthümliche Bildungsmittel in Schwaben, speciell in Stuttgart, hervorzuheben. Bei jeder Oper im Theater ist es menschengefüllt, wie oft auch das Repertoire derselben sich wiederhole. Sonntags führt man nie etwas Anderes als eine große Oper auf, will man das Publicum nicht arg enttäuschen. Zu den classisch gehaltenen Abonnementsconcerten der Hofcapelle drängt sich auch die nicht zu den Wohlhabenden gehörende Bürgerschaft, vor Allem die Frauen- und Mädchenwelt, in großen Massen, und nicht minder bei jeder anderen ausnahmsweisen Gelegenheit eines Concertes edleren Stils. So vielfältig man diese Vorliebe des Stuttgarter Publicums für gute Musik bemerken kann, so auffällig ist es, daß in einer Stadt von ziemlich hunderttausend Einwohnern volksthümliche, öffentliche Concerte so äußerst selten und dann gewöhnlich recht mittelmäßig geboten werden. Es ist geradezu nur Opern- und Salonmusik, die als Bildungsmittel erscheinen. Ist für die erstere entschieden Schau- und Sinnenlust der Bevölkerung als begünstigend zu erachten, so für die letztere allerdings auch sehr stark die Stuttgart ganz eigenthümliche Menschenclasse von naiver Bildungswüthigkeit. Dieselbe besteht aus den zarten Backfischen der vielen Mädchenpensionate, aus den Schülerinnen des Conservatoriums, aus der großen Zahl der weiblichen Musikquälerinnen, die in allen Häusern der besseren Stadtviertel den modernen Erziehungsunfug der Pianinopaukerei nach Vorschrift treiben, oder in Kehlenanstrengungen ihre Nachbarn ungestraft zur Verzweiflung bringen dürfen; sodann aus vielen, zu längerem Aufenthalt gekommenen Fremden in Stuttgart und dem nahen Cannstatt, wohlhabend gewordenen Americanern, die sonst dergleichen nicht zu hören bekamen, englischen und norddeutschen Familien, die aus Mangel anderer Geselligkeit bei jeder solchen Gelegenheit, classische Musik oder guten Gesang zu vernehmen, sich zur Bezeugung ihrer vornehmen und gewählten Neigungen in Bewegung setzen. In ganzen Colonnen, bemuttert oder begattet, rücken diese Gruppen in dem Zuhörerraum auf und hören die Aufführungen mit der Genugthuung an, wieder ein Stück Bildung mit heimzutragen. Ob's wahr ist, mag freilich dahingestellt bleiben.

Außer diesem starken Pensionen- und Fremdenelement ist aber auch ein großer Theil Einheimischer zu beachten, welche meist in demselben Sinne begierig nach geistiger Kost sind und diese unbedingt nehmen, wo sie in bequemer Art ihnen geboten wird und, nur dankbar für das Gebotene, kritiklos gegen dasselbe sind. In Verbindung mit denen, welche wirklich im Strom des geistigen Lebens sich fortbewegen, mag man dieses aus allen Gesellschaftskreisen sich sammelnde Schülerpublicum als das Ferment der Bildung in der hauptstädtischen Gesellschaft auffassen, als die ersprießliche Vermittlungskraft zwischen der Region geistigen Lebens und derjenigen der materialistischen Dickhäuterei. Man erkennt leicht und immer wieder dieses Publicum in den Vorlesungen, welche den Winter über auf eine specielle königliche Anordnung hin im großen Saal des Königsbaues seit Jahren gehalten werden und zu denen Jedermann unentgeltlich Zutritt hat. Den verschiedenen Professoren aus Tübingen und Stuttgart, welche für diesen gemeinnützigen Zweck eintreten, ist die Wahl ihrer Vorträge frei überlassen; aber so bunten Charakters auch dadurch die Aufeinanderfolge derselben wird und wie wenig populären Stoffs sie zuweilen sind, immer ist eine Zuhörerschaft von ein paar Tausend zugegen und lauscht andächtig, oft in drangvoller Enge und in der Qual der Saalhitze, dem Redner.

In ähnlicher Beziehung zum geistigen Leben ist schließlich auch das Theater in Stuttgart zu erwähnen. Bei den Opernvorstellungen voll, gähnt bei Schauspielen oft große Leere aus dem Zuschauerraum entgegen. Es ist dies freilich eine Erfahrung, die man auch anderwärts macht; wenn sie aber für Stuttgart als charakteristisch bemerkt zu werden verdient, so deshalb, weil zu einem großen Theil nur ein Publicum diese Vorstellungen besucht, welches dieselben nicht anders als einen Cursus in Literaturgeschichte behandelt. Daher genügt es ihm, ein classisches Stück einmal gesehen zu haben und ein weiteres Mal vermöchte dasselbe ihm nur unter außerordentlichen Anlässen, wie bei dem Gastspiel eines berühmten, noch nicht gesehenen Mimen, Anziehungskraft zu bieten. Man wird zu Dutzenden junge und ältere Leute auf den Plätzen finden, die mit dem Band Goethe, Schiller, Shakespeare oder Lessing in der Hand die Aufführung eines Stückes dieser Dichter nach dem gedruckten Text sorgsam verfolgen, ähnlich wie bei einer Oper mit dem Libretto. Heute die Einen, ein ander Mal die Andern, und damit ist der Zweck dieses Theaterbesuchs erfüllt. Lustspiele und Stücke moderner Autoren werden geringer für solchen Bildungscursus angeschlagen und daher seltener besucht;

Digitized by Google

neuen Werken gegenüber, die doch sonst ein Lockmittel für eine Bühne zu bilden pflegen, verhält man sich schlechterdings mißtrauisch und übereilt sich nicht, sie zu sehen. Es kommt hinzu, daß bei einem solchen Publicum der kritische Geist äußerst gering ist und Wenige nur sich selbst ein Urtheil zu machen vermögen, die Meisten immer erst von Andern ein solches zur Richtschnur nehmen. Und dann die Unfreiheit des Einzelnen, wie sie das Erbübel kleinstädtischer Verhältnisse ist, die ja denn doch noch in dem räumlich groß gewordenen Stuttgart dem socialen Leben anhaften. Unbeschränkte Meinungsäußerungen sind ganz unerträglich mit der engen Sphäre desselben. Jedermann kennt da Jedermann, man sieht jeden Abend im Theater eine Menge bekannter Gesichter, denen man bei jedem Ausgang begegnet, und eine lauernde, lauschende, klatschende Aufsicht wird über jedes Mitglied der Gemeinschaft wohl oder übel ausgeübt. Man darf also nicht zu oft im Theater gesehen werden, gar, wenn man der großen Gemeinde zugezählt sein will, welche die Theater als Gebäude des Teufels verabscheut.

Unter solchen Umständen kann es sich wohl erklären, daß das Hoftheater, obgleich es das einzige ständige in Stuttgart, ja, überhaupt der einzige abendliche Zufluchtsort für den verlassenen Fremden ist, nicht zu seiner Rechnung kommt, und andererseits, daß die öffentliche Kritik wenig Einfluß sowohl auf den Geschmack des Publicums, wie auf die Leistungen des Theaters hat. Es muß hier ein wahres Kunststück sein, ein Wochenrepertoire aufzustellen, und die Direction ist nie sicher, daß es der Cassirer nicht umstößt, indem er nachweist, daß das angesetzte Stück bei der letzten Aufführung nur eine elende Casse machte. Das Publicum aber ist nachsichtig und hat unter den darstellenden Künstlern seine Lieblinge, wozu Gewohnheit in erster Reihe die alten Mitglieder rechnet, denen der klatschende Beifall des Parkets sicher ist, auch wenn sie in Mittelmäßigkeit Ungewöhnliches leisten. Oeffentliche, tadelnde Kritik würde das Publicum wie der betroffene Künstler nur vom Standpunkt persönlicher Beleidigung auffassen. Die Hofbühnen kleinstaatlicher Residenzen werden denn auch immer als literarische Bildungs-Vorbereitungsanstalten in der hier erwähnten Art oder als bloße Unterhaltungsstätten sich geltend machen, denn als das höhere geistige Leben fördernde, bewegende, es zurückspiegelnde Kunstinstitute. Sie bleiben ihr eigener, althergebrachter Sonderstaat und der dort in den Hafen gelaufene Künstler, der keinen stachelnden Antrieb mehr von außen erhält, auch keinen mehr will und nöthig zu haben braucht, schwindet mit der beschränkten Umgebung, die Entwicklung wird gehemmt, die Gedanken werden gedrückt, und er findet nur in einem überschwänglichen Selbstbewußtsein von der eigenen Wichtigkeit Befriedigung, verzwergt in der Selbstzufriedenheit aus der Abwesenheit einer Vergleichung im großen Ganzen. Er wird für sein Publicum mehr Vortragsmeister, als daß er Künstler bleibt, und das Publicum seinerseits fühlt sich im Theater mehr zu Hause, als daß es sich in Beziehung zu dem wirklichen geistigen Leben gebracht sieht, welche nur die frei von hohem Standpunkt wirkende Kritik vermitteln kann.

Schmidt-Weißenfels.

Literatur und Kunst.

Im Paradiese.

Roman in sieben Bänden von Paul Heyse.
(Berlin 1875, Wilhelm Hertz.)

Wer von Berufs wegen dazu gezwungen ist, jährlich so und so viel Unfertiges und Unkünstlerisches sich durch die Hand gehen zu lassen, ohne daß im Kopf oder Herzen etwas anderes davon zurückbliebe als Verdrossenheit und Widerwillen, der fühlt erst recht die wohlthätige Empfindung, die ihm ein feines und edles Kunstwerk gewährt. Mag er auch an Einzelheiten Anstoß genommen haben, und mag er bei der leidigen Angewohnheit, die ihm die Mittelmäßigkeit octroyirt hat, sich gerade dieses Anstößige besonders zu merken und mit dem Bleistift sorglich zu notiren, der holden Naivetät verlustig gegangen sein, jener Naivetät, die über dem wohlthuenden Ganzen die kleinen Schäden übersieht, — die Freude an dem Schönen und Gelungenen wird ihn doch um so mehr berücken. Er wird diese Freude, gerade weil er so viel Unerfreuliches gesehn, um so stärker empfinden, und dem, der sie ihm verschafft hat, um so dankbarer sein.

Dieses Gefühl des Dankes habe ich voll und ganz während der Lectüre des Romans „Im Paradiese" gegen Paul Heyse empfunden. Mußte ich auch hier und da in Gedanken auf dem Wege, den mich der Dichter führt, stehen bleiben, um Bedenken zu äußern, die sich mir aufnöthigten, um mit mir über das Gefühl in's Klare zu kommen: weshalb ich in diesem oder jenem Punkte eine abweichende Meinung hatte, oder um die Verwunderung, die ich empfand, zu überwinden — das wohlthätige Behagen an dem schönen, künstlerischen Werke ließ mich über alle kleinen Bedenklichkeiten hinwegsehn. Ich war dem Dichter erkenntlich für die liebevolle und intime Betheiligung, die er mir an anregenden Gesprächen gestattete; ich empfand so etwas wie Bewunderung vor seiner freien Auffassung, vor seinem weiten Gesichtskreise, vor dem vornehmen Trotz gegen alles Banale, gegen die blos durch die Sitte geheiligte Gemeinheit, vor seiner Opposition sogar gegen das allgemein Sanctionirte, gegen das, was man sittlich und moralisch zu nennen pflegt, und das sich dennoch beugen muß unter einer höheren als der unter uns Modernen verabredeten Sittlichkeit. Mit einem Worte, die geistige Erhebung, die ich dem Dichter verdankte, ließ mich die kleinen Schwächen, oder wenigstens die Dinge, die mir als Schwächen erschienen und die man als solche nur wahrnehmen kann, wenn man mit beiden Füßen so recht auf der platten Erde stehen bleibt, schnell vergessen.

Schon bei den „Kindern der Welt" habe ich meine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß durch dieses Werk Paul Heyse in die Reihe der ersten deutschen Romanschriftsteller eingetreten ist. Sein neuester Roman hat diese Ueberzeugung in mir noch mehr befestigt. Der Roman „Im Paradiese" erscheint mir in jeder Beziehung reifer und fertiger; namentlich hat Heyse die starken Compositionsfehler, die die Wirkung seines ersten Romans schädigten, vollständig überwunden.

Während in den „Kindern der Welt" mit dem Abschluß des vierten Buches (des zweiten Bandes) die Geschichte eigentlich ihr Ende erreicht hat und die folgenden zwei Bücher — um einen starken Ausdruck zu gebrauchen — eher den Eindruck einer mühseligen Nachschrift, als den einer Vollendung des Romanes machen, füllt die Composition des neuesten Romanes die ganze Breite der sieben Bücher vollständig. Die Inspiration bricht nicht wie dort vor dem Ziele erschöpft zusammen, sie erreicht dasselbe mit ungeschwächter Kraft. In lichtvoller, klarer Anordnung sind die Gestalten aufgestellt, eine jegliche mit dem Lichte, das ihr zukommt, und mit richtiger Vertheilung des Schattens. Ohne Gewaltsamkeit werden sie zu Gruppen zusammengeführt und ohne Schroffheit von einander getrennt, um sich zu andern Gruppen zu vereinigen. Die Lebensfäden der Einzelnen werden von kunstvoller Hand mit einander verschlungen, zu Knoten geschürzt und ebenso kunstvoll wieder entworren.

Der Leser muß in dem Romandichter gewöhnlichen Schlages immer mit Bangen eine Art von Schloßwärter erblicken, dessen Führung er ohne Gnade überantwortet ist. Dieser alte Castellan, der sein auswendig gelerntes und tausendmal wiederholtes Programm über die Sehenswürdigkeiten herplappert, nimmt nicht im mindesten Rücksicht auf den Zuschauer, zwingt diesen, bei Gleichgültigkeiten so und so lange zu verweilen, und jagt bei anderen Dingen, die dessen volle Theilnahme in Anspruch nehmen würden, hastig vorüber. Der verständniß- und liebevollen Leitung Paul Heyses darf sich der Leser getrost vertrauen.

Unmerklich wird man von diesem feinsinnigen Führer von der einen zur andern Gruppe geleitet. Wir verweilen bei dem

Digitized by Google

Einzelnen gerade so lange, wie wir es wünschen, und die neuen Bekanntschaften, die wir machen, lassen uns das Bedauern, liebgewordene Freunde zu verlassen, schnell verschmerzen. Denn diese neuen sind noch liebenswerther, noch fesselnder. Und überdies sehen wir ja die alten Freunde wieder; und bei jedem Wiedersehen werden sie uns sympathischer, weil sie unter den veränderten Verhältnissen, unter denen wir sie nun wieder treffen, Gelegenheit zu Handlungen gehabt haben, die unsere Freundschaft für sie, unseren Respect vor ihnen oder zum mindesten unser Interesse an ihnen nur noch verstärken können. Immer fertiger erscheinen sie vor unsern Blicken.

Geradezu bewundernswerth ist die Kunst, mit welcher Paul Heyse alle Gestalten seines Romans gleichzeitig beherrscht und gleichzeitig fortentwickelt. Für eine solche Kunst braucht freilich ein so steriler Negativus wie Julian Schmidt, der es meines Wissens in seinem Leben noch nie versucht hat, seine kritische Heiligkeit auch nur durch die geringste Selbstschöpfung zu profaniren, kein Verständniß zu besitzen; und es ist ganz und gar nicht verwunderlich, daß er mit der Lieblosigkeit und dem überlegenen Selbstgefühl der schöpferischen Ohnmacht vornehm nnd absprechend über ein Buch, wie die Heyse'sche Dichtung, aburtheilt.

Jedes Mal, wenn die Versuchung, oder richtiger gesagt, die Nöthigung an mich herantritt, den Inhalt eines umfangreichen Romans wiederzugeben — und dieser Roman in sieben Büchern und drei Bänden ist sehr umfangreich — habe ich in mir die Verpflichtung gefühlt, mich gegen die Voraussetzung, als ob ich ein getreues Bild des Inhalts zu geben beabsichtigen könnte, zu verwahren. Zu dieser Verwahrung sehe ich mich auch jetzt wieder veranlaßt. Gleichwohl kann ich mich der undankbaren Aufgabe einer solchen mißlichen Nacherzählung nicht wohl entziehen, wenn ich es nicht darauf ankommen lassen will, von allen Lesern dieses Artikels, die den Heyse'schen Roman noch nicht gelesen haben, ungenügend oder gar nicht verstanden zu werden. Ich gebe also keine versuchte Copie des farbenreichen Bildes, das uns Paul Heyse entrollt, nicht einmal eine Farbenskizze, sondern nur in ganz flüchtiger Bleistiftzeichnung die Contouren, die von dem Vorwurfe und der Anordnung des Gemäldes dem Leser, wenn er seine Phantasie freundlichst zu Hülfe nehmen will, ungefähr eine Vorstellung geben können.

Da ich nun mit dieser Arbeit beginnen will — es ist wirklich eine Arbeit — fällt mir gleich eine Eigenthümlichkeit Paul Heyses auf: er erzählt uns zu viel Vorgeschichten. Diese, die an und für sich gewöhnlich sehr fein ersonnen und spannend sind, erscheinen mir doch mindestens zum Theil recht entbehrlich. Ich habe an Dickens und Balzac immer die Kunst bewundert, wie diese Meister uns von ihren Gestalten, die doch wahrlich Fleisch und Blut haben, regelmäßig nur das wissen lassen, was wir durchaus wissen müssen. Heyse fühlt noch das Bedürfniß — ich sage „noch", denn im Romane hat der gereifte Schriftsteller ja erst sein Opus II zu verzeichnen —, die Menschen, die er uns darstellt, aus allen möglichen Verhältnissen ihrer Vergangenheit heraus zu erklären. Das ist oft gar nicht nöthig, wir sehen sie lebensvoll genug vor uns. Wir errathen die Geheimnisse einer verlorenen Jugend, ohne daß wir positiv zu erfahren brauchen, aus welchen Motiven eine frühere Verlobung zurückgegangen ist, und wie sich die zehn schönsten Jahre eines unglücklichen Lebens in der Pflege einer geisteskranken Mutter verzehrt haben. Ein paar knappe Sätze würden vollständig ausreichen, um uns zu orientiren. Mit der liebevollen und poetischen Schilderung all der traurigen Einzelheiten bleiben wir am Nebensächlichen kleben. Durch diese Schilderung schwellen die Bände ungebührlich an. Unter drei Bänden thut es kein rechtschaffner deutscher Romanschriftsteller mehr. Heyse wäre, wenn er nur wollte, mit seiner großen Begabung der drastischen Charakterisirung in wenigen Worten der Mann dazu, mit dieser Eigenthümlichkeit, die ich für eine Unsitte halte, zu brechen. Wir würden dem Dichter, der uns den einbändigen Roman bringt, dankbar und freudig zurufen.

Freilich müßte dann manche interessante Erörterung über Fragen, die unsern Verstand und unser Gemüth bewegen, müßte manche witzige, sinnige und geistreiche Episode, die, weil sie eben eine jener löblichen Eigenschaften besitzt, freundlich aufgenommen wird, obgleich sie sich eigentlich etwas vorlaut einstellt, ganz unbarmherzig ausgemerzt werden. Aber, ehrlich gestanden, im Roman würde ich das nicht als ein Unheil beklagen. Es kommt wohl vor, daß sich ein ungebetener Gast in eine geschlossene Gesellschaft verirrt, und daß er durch seine munteren Späße den Freundeskreis erheitert; wenn er aber zur Thür hinaus ist, wenn man sich ausgelacht hat, gesteht doch der Eine dem Andern, daß es am Ende noch gemüthlicher gewesen wäre, wenn das fremde Element sich nicht hineingedrängt hätte. Dabei thut man dem Fremden, der ein ganz vortrefflicher Mensch sein mag, oft schnödes Unrecht. So ist es auch hier. Die lyrischen und halb humoristischen Stoßseufzer des Schlachtenmalers, das hellenisch Hölderlin'sche Gedankenpathos des Cornelianers, das mehr als scherzhafte, wirklich poetische Puppenspiel in der Künstlergesellschaft, — all' diese Einschiebsel eines liebenswürdigen Poeten sind an und für sich reizende und oft mehr als reizende dichterische Werke. Aber ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, als ob sie nicht recht in diese Gesellschaft taugten. Da ich sie nun aber einmal kennen gelernt habe, möchte ich ihre Bekanntschaft doch nicht missen; indessen wäre es mir lieber, ihnen irgendwo anders zu begegnen, — da, wo sie wirklich zu Hause sind.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Gesprächen über die wichtigsten künstlerischen Fragen, die von den verschiedenen Künstlern und Kunstfreunden geführt werden. Die Leute sprechen allerdings wie wahre Künstler und Kunstverständige, und wir folgen ihren Gesprächen mit wirklichem Vergnügen und Gewinn. Bald geben sie Wahrheiten, die wir selber empfunden haben, einen glücklichen Ausdruck; bald enthüllen sie uns Wahrheiten, die uns noch nicht recht zum vollen Bewußtsein gekommen waren. Immer fühlen wir unsern Geist angeregt und uns innerlich befriedigt. Aber wiederum können wir nicht umhin, uns zunächst ganz leise, leise, dann lauter und schließlich ganz laut zu gestehen, daß diese Abhandlungen, so fesselnd sie an sich auch sind, uns doch von der Theilnahme an dem Geschicke der uns lieb gewordenen Persönlichkeiten ungebührlich lange fern halten. Es gibt Augenblicke, wo wir von einer Stimmung so völlig beherrscht werden, daß wir selbst dem geistreichsten Menschen nur mit halbem Ohre zuhören. Geradezu unwillig wird man, wenn man von einem lebhaft erregenden Schauspiele abgelenkt wird, um eine solche Abhandlung mit anzuhören; besonders dann, wenn man gewahr wird, wie künstlich der Uebergang von der Handlung zur Abhandlung hergestellt worden ist. Die Heyse'schen Persönlichkeiten machen es, um ihre geistreichen Auffassungen über Kunstgesetze, Kunstrichtungen und dergleichen an den Mann zu bringen, bisweilen wie der bekannte Erzähler der Jagdgeschichten, der, wenn er eine Anekdote auf dem Herzen hatte, sich an seinen Nachbar mit der Frage wandte: „Fiel da nicht eben ein Schuß?" und auf die Erwiderung dieses Letzteren, daß er nichts gehört habe, fortfuhr: „Da fällt mir eine Geschichte ein".

Daß die Künstler, wenn sie unter sich sind, über Kunst sprechen, ist natürlich und ungezwungen. Wenn aber der übrigens prächtig gezeichnete Oberlieutenant, um seine Liebhaberei für die Schwarzkunst der Silhouettenschneiderei zu motiviren, sich zu einem längeren Vortrage über die Bedeutung der Silhouette in der Vergangenheit und ihre Beziehungen zur antiken und modernen Kunst gemüßigt sieht, so wirkt das schon komisch. Daß nun aber gar ein ganzer Künstler wie der treffliche Jansen sich dazu hergibt, mit einem traurigen Tropf von Aesthetiker, einem vom abgedroschenen Stroh unleidlicher Gemeinplätze vollgepfropften Flachschädel, sich in eine ernsthafte Debatte über die Stellung der Musik in der Hierarchie der Künste einzulassen, das scheint mir ganz erzwungen und nicht logisch zu sein. Diese gefällige Beredtsamkeit vermag ich mit dem ernsthaften und einsilbigen Manne, der eben nur das sagt, was er wirklich zu sagen hat, und der sich den Teufel darum schiert, was so ein trauriger Kunstschwätzer in einer gemischten Gesellschaft an Weisheit producirt, nicht wohl zu vereinbaren. Hier ist Heyse, wie ich glaube,

Digitized by Google

in denselben Fehler wieder verfallen, den er in den „Kindern der Welt" begangen hatte. So wie dort vom Privatdocenten bis zum Schuhmachermeister herab alles philosophirt, so wird hier durch die Bank zu viel ästhetisirt.

Heyse hat einen Roman geschrieben mit zwei Helden, denen die entsprechenden zwei Heldinnen zur Seite stehen. Er hat die große Aufgabe gelöst, für beide Gruppen gleichermaßen die Theilnahme zu erwecken und dafür zu sorgen, daß die eine der anderen nicht den Weg vertritt, daß sie beide in gleich günstiger Beleuchtung stehen. Die beiden Helden hat er durch das Band einer langjährigen Freundschaft an einander geknüpft. Er hat sie scharf von einander in ihrem Herkommen, in ihrer Entwicklung, in ihren Charaktereigenthümlichkeiten und in ihrem Alter geschieden. Zwischen den beiden Heldinnen aber besteht eine merkwürdige Familienähnlichkeit; nicht gerade äußerlich, aber seelisch stimmen die beiden weiblichen Wesen, Julie und Irene, merkwürdig zusammen.

Jansen ist ein knorriger Bauernsohn von jenseits der Elbe, ein ernsthafter, bedeutender Künstler. Der viel jüngere Felix Freiherr von Weiblingen stammt aus einer altadligen Familie, ihm ist die Kunst nur eine Geliebte, die seine Liebe nicht erwidert. Jansen lebt zurückgezogen in einem kleinen Kreise von Künstlern, die ihn verstehen, in dem entlegensten Stadtviertel von München. Sein treuer Begleiter ist sein alter Hund, der denselben Namen führt, wie der getreue Vierfüßler des philosophischen Quacksalbers in Victor Hugos „L'homme qui rit", Homo. Sein Privatleben ist selbst seinem nächsten Umgange unbekannt. Seit Jahren trägt er ein trauriges Geheimniß mit sich herum. Er hat eine gefeierte Schauspielerin mit unschuldsvollen Augen geheirathet, sie hat ihm ein Kind geschenkt und hat ihn betrogen, Homo ist zum Verräther an ihr geworden. Der Hund hat das corpus delicti, das dem armen Jansen den Beweis ihrer Treulosigkeit gab, herausgeschnobert. Sie sind von einander gegangen, sie hat ihren Namen geändert und ist zu ihrer Heimat, nach der sie sich immer im Geheimen gesehnt, zur Bühne zurückgekehrt. Jansen hat das Kind bei guten Leuten untergebracht, Niemand weiß davon etwas, er gilt für ledig.

Auch Felix hat schon schmerzliche Erfahrungen gemacht, die sein junges Leben grausam durchkreuzt haben. Er hat sich mit einer weitläufigen Verwandten, Irene, vor Jahren verlobt. Während der langen Jahre seiner Verlobung — die aus Respect vor der letztwilligen Verfügung von Irenens Mutter lange Jahre gewährt hat — hat er, um die Zeit abzukürzen, große Reisen gemacht und auch gewisse galante Abenteuer nicht ganz verschmäht, die man unter den außergewöhnlichen Verhältnissen indessen milde beurtheilen darf. Eines derselben, vielleicht das einzige wirklich verfängliche mit einer pikanten Engländerin auf Helgoland, ist Irenen zu Ohren gekommen. Sie hat die Geschichte sehr tragisch aufgefaßt, und die Verlobung ist zurückgegangen. Felix hat dem heimatlichen Kleinstaate den Rücken gekehrt, ist nach München geflüchtet und hat sich dort in die Arme des Freundes Jansen geworfen — in der Kunst sucht er eine Trösterin zu finden. Das Wiedersehn der beiden Freunde wird von Heyse mit der herzlichsten Gemüthlichkeit geschildert. Just zu derselben Zeit macht Jansen die Bekanntschaft eines alleinstehenden, edlen und bildschönen Mädchens, das die erste Jugend hinter sich hat. Er verliebt sich in sie und Julie erwidert seine Liebe. Er ist jetzt entschlossen, um jeden Preis die Fesseln, die ihn noch an seine treulose Frau ketten, zu sprengen. Aber diese, der das gewerbsmäßige Komödiespielen in Fleisch und Blut übergegangen ist und die die Gefühlskomödie auch im Leben fortsetzt, will nur unter einer Bedingung, von der sie weiß, daß Jansen sie nicht erfüllen kann, in die Scheidung einwilligen. Sie will das Kind, aus dem sie sich nota bene gar nichts macht, ihm nehmen. Sie hat Jansen nicht aus den Augen verloren und läßt ihn scharf bewachen. Sie hat Kenntniß von dem Verhältniß, das sich zwischen ihrem früheren Gatten und dem schönen Mädchen geknüpft hat, und sie hält es für richtig, jetzt auf den Schauplatz, wenn auch incognito, zu treten. Auf dem Künstlerfeste, auf dem Jansen und seine Braut Julie erscheinen, hat sie Gelegenheit, unter einer Maske das Pärchen zu beobachten, und dieser Versuchung kann sie nicht widerstehen. An der Hand eines Nichtsahnenden mischt sie sich unter das lustige Völkchen. Aber der alte Homo erkennt sie, knurrt sie wüthend an, schnappt nach ihrem Domino, stellt sie, um den Jagdausdruck zu gebrauchen, und nur die brutale Entschlossenheit ihres geheimen Verehrers, eines jungen Griechen, der auch auf dem Balle ist und sie erkennt, befreit sie aus der beschämenden und gefahrvollen Situation. Der junge Grieche erstickt das treue Thier. Jetzt entschließt sie sich, das Kind zu stehlen und schleunigst mit diesem die Stadt zu verlassen. Der Grieche begleitet sie. Wirklich gelingt es ihr, das Kind aus der treuen Hut seiner Pflegeeltern zu entführen. Aber ihr Plan, die Kleine mit sich zu nehmen, wird durch Jansens Braut Julie, die zufällig die klagende Stimme des Kindes erkennt, und die es der Mutter entreißt, vereitelt. Inzwischen hat Jansen erfahren, daß sein Kind von einer Unbekannten unter einem geschickten Vorwande von den Pflegeeltern fortgelockt ist, und daß seine Frau mit dem Griechen die Stadt verlassen hat. Ein Freund ist dem mit Koffern beladenen Wagen, in dem er die Insassen erkannt hat, begegnet. Jansen entschließt sich sofort, den Flüchtigen zu folgen; der Vorsprung, den sie haben, ist ein so geringer, daß er die Hoffnung hegen darf, sie bald einzuholen; sein treuer Freund Felix begleitet ihn. In einem Dorfe unweit von München wird die Spur in der That aufgefunden. In dem Hofe eines Bauern-Gasthofes steht der abgespannte Wagen, Felix begegnet dem Griechen und sorgt dafür, daß dieser während der Entscheidung unschädlich ist, und Jansen tritt in das Zimmer, in dem er seine Frau wiedersieht. Dort erfährt er, daß es ihr nicht gelungen ist, das Kind mit sich zu nehmen, und daß es wohl aufgehoben ist. Der ganze Zorn, den er gegen die Treulose Jahre lang mit sich herumgetragen, entladet sich. Felix hört die erhobene Stimme, fürchtet, daß sein Freund die Herrschaft über seine Sinne verlieren könne, und öffnet die Thür. Frau Jansen erblickt ihn, und sie, die bisher den vollen Trotz und eine gewisse ironische Ueberlegenheit sich bewahrt hatte, bricht bei seinem Anblicke ohnmächtig zusammen. Jansen wirft einen Blick auf Felix, den der Schrecken bei dem Wiedersehen völlig entgeistert hat, der nach einem Augenblicke stumpfer Betäubung sich aufrafft und dann, ohne ein Wort zu sagen, davon stürzt. In der Frau seines treuesten Freundes hat er die rothhaarige, pikante Dame mit den seelenvollen Augen wieder erkannt, die sich in Helgoland als Engländerin ausgegeben hatte. Felix, der inzwischen die völlige Aussöhnung mit Irenen gefeiert, wird von der Höhe seines Glücks erbarmungslos in die tiefste Tiefe des menschlichen Jammers herabgerissen. Er wagt es nicht, dem treuesten und besten Freunde wieder unter die Augen zu treten, dessen Lebensglück er gewissenlos zerstört hat; die eben wiedergefundene Braut — er kann sie jetzt nicht wiedersehen. Er nimmt Abschied von ihr und geht Gott weiß wohin.

Jansen ist von dem Schlage, der ihn getroffen hat, ganz betäubt. Nur das liebende Weib, nur Julie begreift, daß es noch ein Mittel gibt, den Niedergeschmetterten aufzurichten. Ihr idealer Heroismus scheut sich nicht, allen Vorurtheilen der Welt Trotz zu bieten. Da sie das Bewußtsein erlangt hat, daß sie jetzt, da Jansen die gesetzliche Scheidung nicht herbeiführen kann, ohne seinen besten Freund als Zeugen der Untreue seiner Frau zu nennen, das Weib des geliebten Mannes nach den Gesetzen der Gesellschaft und den Geboten der Kirche nicht werden kann, schüttelt sie alle Bedenken mit der wunderbaren Tapferkeit, die nur die wahre Liebe verleiht, ab und entschließt sich, sein Weib vor Gott und ihrem Herzen zu werden. Im Kreise der Freunde wird die Hochzeit ohne priesterliche Weihe und sogar ohne standesamtliche Buchung fröhlich begangen, und das glückliche Paar gründet sich in dem sonnigen Italien eine neue Heimat. Auch Felix und Irene finden sich wieder.

Das ist in ganz groben Umrissen so ungefähr der Inhalt des mit feinster Künstlerschaft ausgeführten Romans. Die kritischen Bemerkungen, zu welchen diese immer anregende Dichtung herausfordert, bleiben dem Schlußartikel vorbehalten.

F. L.

Digitized by Google

Variationen über ein Gutzkow'sches Thema.

Von **Daniel Sanders.**

Das Gutzkow'sche Thema, von dem Verfasser als ein „kleines grammatikalisches Scherzo" bezeichnet, findet sich in Nr. 21 des vor. Jahrg. dieser Zeitschrift unter dem Titel „Fürwort für ein Fürwort" und erhebt Einspruch gegen das Uebermaß des durch die Zeitungspresse eingedrungenen breiten, altfränkischen welcher, welche, welches, um dem leichtbeschwingten der, die, das und, wo das von Präpositionen abhängige Relativpronomen sich auf Sachen bezieht, den Verschmelzungen mit den Präpositionen (wie woran, worauf, worin ꝛc., wobei, wodurch, womit, wovon ꝛc.) wieder mehr den Weg zu bahnen.

Ganz besonders eigen mußte mich dies Thema berühren, wie der geneigte Leser sofort begreift, wenn ich ihm mittheile daß er auf den nahezu 3000 eng gedruckten, dreispaltigen Seiten meines „Wörterbuches der deutschen Sprache" überall, wo ich selbst darin das Wort habe — also abgesehen von den angeführten Belagstellen — gewiß nur höchst selten Formen des bezüglichen Fürworts welcher begegnen wird, nicht als ob ich an und für sich ein abgesagter Feind dieses Relativpronomens wäre, sondern einfach, weil die Rücksicht auf Raumersparniß mir gebot, bei einem so häufig wiederkehrenden Worte den kürzern Formen unbedingt den Vorzug zu geben, wie aus derselben Rücksicht in den Belagstellen die am häufigsten wiederkehrenden Namen eines Bürger, Goethe, Herder, Jean Paul, Klopstock, Lessing, Schiller, Voß und Wieland die Bezeichnung durch den bloßen Anfangsbuchstaben sich in meinem Wörterbuch haben gefallen lassen müssen.

Während nun ich, der ich den Raum möglichst zu Rathe zu halten suchen mußte, die kürzern Formen des bezüglichen Fürworts vielleicht über Gebühr bevorzugt habe, so glaube ich bemerkt zu haben, daß umgekehrt namentlich, wie auch Gutzkow angibt, Zeitungsschreiber, welche einen gewissen Raum — und, wie ich hinzufügen möchte, Kanzelredner, welche eine gewisse Zeit — auszufüllen suchen müssen, sich mit Vorliebe der breitern und gedehntern Formen bedienen und freilich dann auch in verwandten Gemüthern und Geistern willige Nachahmung finden, wie denn Gutzkow selbst nach seinem eignen Geständniß sich in seinen frühern Schriften von dieser Ansteckung nicht frei erhalten hat. Aber eben deshalb hat er in richtiger Erkenntniß bei der Umarbeitung den kürzern und gefügeren Formen eine größere Ausdehnung eingeräumt. Ich bin in der glücklichen Lage, nach brieflicher Mittheilung mit des Schriftstellers eigenen Worten angeben zu können, worauf hauptsächlich, in sprachlicher Hinsicht, er bei dieser Umarbeitung sein Augenmerk gerichtet. „Ich tilge" — so schreibt er — „Unklarheiten, unvermittelte Uebergänge, falsch durchgeführte Bilder, das breite „welche", die Ueberzahl der Fremdwörter und sehe dabei auf einen wohlgefällig in's Ohr tönenden Rhythmus". Für diese Bestrebungen würde einem Schriftsteller von Gutzkows Bedeutsamkeit bei einem Volke mit ausgebildeterem Sinn für Schönheit der Form*) gewiß sofort eine allgemeinere und lautere Anerkennung zu Theil geworden zu sein, als dies — wenigstens meines Wissens — bisher in Deutschland der Fall gewesen. Jedenfalls aber wird es mir vergönnt sein, die Gelegenheit benutzend, auf einen Vergleich der Gutzkow'schen Schriften in ihrer ältern und in ihrer neuern Gestalt hinzuweisen als auf eine Quelle reicher Belehrung für alle Diejenigen, die ihrem deutschen Stil eine höhere Formvollendung zu geben wünschen. Es ergehen in Bezug auf Sprachliches an mich so viele Anfragen, daß bei dem besten Willen ich nicht im Stande bin, sie alle einzeln zu beantworten, zumal wo dies nur durch eine längere, ausführliche und eingehende Auseinandersetzung geschehen könnte, wie bei der von verschiedenen Seiten her sich häufig wiederholenden Anfrage junger bildungsbeflissener Leute nach einer Anleitung, ein richtiges, reines, gutes und schönes Deutsch zu schreiben. Um so erwünschter muß es mir sein, hier so vielen Fragestellern wenigstens eine Art Gesammtantwort ertheilen zu können, indem ich überzeugt bin, daß ihnen für ihre Schreibweise der größte Gewinn daraus erwachsen muß und wird, wenn sie bei der angerathenen Vergleichung sich zum Bewußtsein und zur Klarheit zu bringen suchen, warum ein so bedeutender, sorgfältiger und feinhörender Schriftsteller die frühere Darstellungsform verworfen und sie durch die jetzige zu ersetzen und zu verbessern gesucht. Doch habe ich vielleicht in dem Vorstehenden von dem Recht, den Variationen meines Themas eine mit demselben nur lose zusammenhängende Einleitung vorauszuschicken schon einen zu ausgedehnten Gebrauch gemacht und lenke deshalb nun sofort in das zu verändernde Thema ein.

Man würde Gutzkows kleines grammatikalisches Scherzo gründlich mißverstehen, wollte man seinem Fürwort für die bei Manchem heute über Gebühr vernachlässigten kürzern Formen der Relativpronomina die Deutung unterlegen, als wolle er die Formen des bezüglichen Fürworts welcher ganz aus der heutigen deutschen Schrift und Rede verbannen. Das ist gewiß so wenig seine Absicht, wie ich, der ich, durch die Raumnoth im deutschen Wörterbuch gedrängt, für diese Formen, wo es nur irgend anging, die kürzern gebraucht, im Allgemeinen aus dieser Noth eine Tugend zu machen gedenke. Im Gegentheil will ich in meiner Veränderung des Themas hier die Münze, deren eine Seite Gutzkow seinem Zweck gemäß den Lesern vor die Augen gehalten, umkehren, um auch die Gegenseite zur Anschauung zu bringen, also Fälle aufweisen, in denen auch nach heutigem Gebrauche als Relativpronomen die Formen von welcher theils alleinberechtigt, theils den entsprechenden Formen von der vorzuziehen sind. Zum großen Theil freilich finden sich die hergehörigen Bemerkungen schon in meinem „Kurzgefaßten Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache" (1875. 9. Auflage — die erste erschien 1872), doch — der Einrichtung und dem Zweck dieses Buches gemäß — an verschiedenen Stellen und mehr in kurzen Andeutungen, so daß durch die zusammenfassende Verbindung jener Bemerkungen mit manchen dort nicht erwähnten und durch die nähere Ausführung hier auf das Ganze doch ein neues und helleres Licht fällt.

„Nur welcher, nicht der steht als adjectivisches Fürwort neben einem Hauptwort" —, heißt es unter der Aufschrift: Bezügliche Fürwörter in dem angeführten Buche S. 28. Statt der dort angeführten Beispiele aber gebe ich hier mit Absicht eines von Gutzkow, nämlich aus seinen „Lebensbildern" (Stuttgart 1870) Bd. 1, S. 288, wo es heißt:

> Mylord, gelobt mir ferner, daß Ihr in Frankreich in das erste Gotteshaus unseres Glaubens tretet —, in Calais findet Ihr ein solches, wenn auch ohne Glocken und ohne Thurm, welche Wahrzeichen ein ketzerisches Bethaus in Frankreich nicht frei in die Luft strecken darf.

Es bedarf für den deutschen Leser keiner weitern Auseinandersetzung, daß hier für das vor dem Substantiv Wahrzeichen stehende adjectivische Relativpronomen welche nicht die stehen kann, und dies gilt auch noch, wenn auf das adjectivische Relativpronomen nicht ein eigentliches Substantiv, sondern ein Adjectiv folgt. Als erläuterndes Beispiel hierzu gebe ich aus demselben Buche Gutzkows (S. 122) den folgenden Satz:

> Sie brachte das Dessert von feinem Backwerk und Früchten, zu welchen letzteren sogar spanische Trauben gehörten, die man, sorgfältig in Sägespäne verpackt, zu Schiffe versendet.

Hier dürfte für das hervorgehobene welchen nicht die entsprechende Form von der stehen, obgleich — ohne den Zusatz des letzteren — es füglich heißen könnte:

> Sie brachte das Dessert von Früchten, zu denen sogar spanische Trauben gehörten u. s. w.

Doch in solchen Fällen, wo als Relativpronomen ausschließlich die Formen von welcher, nicht von der zur Anwendung kommen können, wird kein Deutscher im Gebrauch schwanken; anders dagegen ist es in Fällen, wo grammatisch die Wahl zwischen beiden Relativpronomen freisteht, wo aber durch die wahllose Anwendung des einen oder des andern die Deut-

*) Vgl. hierüber Du Bois-Reymond „Ueber eine Akademie der deutschen Sprache".

Digitized by Google

lichkeit oder die Uebersichtlichkeit leidet. Ich habe hier zunächst die Fälle im Auge, von denen ich in meinem „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten ꝛc." S. 2 unter der Ueberschrift: Abhängigkeitsverhältnisse des zweiten Grades gehandelt, wo es heißt:

„Bei Relativsätzen bietet der Wechsel der bezüglichen Fürwörter (welcher, der) ein Mittel, die Verschiedenheit zwischen neben- und untergeordneten Sätzen hervorzuheben. Durch Unterlassung solcher Abwechslung oder durch willkürlichen Wechsel verlieren derartige Satzgefüge an Uebersichtlichkeit und Klarheit".

Die zur Erläuterung nöthigen Beispiele wähle ich wieder aus dem bereits mehrerwähnten ersten Bande der Gutzkow'schen „Lebensbilder". Dort finden wir auf S. 68 folgenden Satz:

Jetzt waren es die Geschichten der Flibustier, die Reisen zu den Patagoniern und ähnliche Werke, die den Sinn für Abenteuerliches, welchem damals manche kühne Entdeckung ihren Ursprung verdankte, im Leben jener nur in Deutschland völlig erstarrten Zeit reichliche Nahrung gaben.

Hier ist der Relativsatz des ersten Grades: „die dem Sinn für Abenteuerliches Nahrung gaben" durch eine Form des Relativpronomens der eingeleitet, dagegen der davon abhängige Relativsatz des zweiten Grades: „welchem manche Entdeckung ihren Ursprung verdankte" durch eine Form von welcher. Man versuche es, entweder jenes die durch welche zu ersetzen oder dies welchem durch dem: und man wird sogleich wahrnehmen, daß in beiden Fällen die Uebersichtlichkeit des Satzgefüges verdunkelt und zugleich der wohlgefällige Klang im Satzbau geschädigt wird. Auf derselben Seite des Buches findet sich noch ein anderer hergehöriger Satz:

Im Grunde war der junge Rechtsgelehrte froh, die schuldige Rücksicht, die er auf zwei Menschen zu nehmen hatte, die ihm so nahe rücken sollten, hinter sich zu haben.

Hier wird nach meiner Ueberzeugung jedes feinhörende Ohr an den hervorgehobenen beiden die Anstoß nehmen und es schon als eine Verbesserung empfinden, wenn etwa das zweite gegen welche umgetauscht würde. Noch besser freilich, glaube ich, könnte der ganze erste Relativsatz beseitigt werden:

Im Grunde war der junge Rechtsgelehrte froh, die schuldige Rücksicht auf zwei Menschen, welche ihm so nahe rücken sollten, hinter sich zu haben.

Man vergl. noch S. 164 ff.:

Rings um sie her fanden sich die an und für sich schon so traurigen Spuren, die ein Fest, das beendet ist, zurückzulassen pflegt,

wo es für den Zwischensatz des zweiten Grades wohllautender hieße: „welches oder wenn es beendet ist" oder noch besser: „nach der Beendigung"; ferner S. 260:

Eben wollte der nächtliche Wanderer, der einen schönen Tressenhut gefunden und aufgehoben hatte, der wahrscheinlich einem Trunkenbold gehört hatte, in die Bishopsgatestraße eintreten ꝛc.,

wo ich für das erste relative der lieber setzen würde: nachdem er ꝛc.; ferner S. 315:

Jetzt mußte sie auch noch dem Andrange der Menschen wehren, die eine so merkwürdige Persönlichkeit, die man allgemein den „redlichen Finder" nannte, kennen lernen wollten,

wofür ich, um die in einander geschachtelten Relativsätze zu vermeiden, lieber sagen würde:

die eine so merkwürdige, allgemein „der redliche Finder" genannte Persönlichkeit kennen lernen wollten,

und endlich S. 225:

Zitterst du, Schurke, um die Briefe, die man von der Hand einer Tochter der Hölle finden wird, eines Weibes, das Frankreich, das Antichrist auf Englands Eiland losgelassen hat, um hier die Herzen zu verderben, Abtrünnige von ihren Pflichten zu gewinnen, dich aber vornehmlich von dem Schwur, den du meinem Kinde gethan hast, als du den Ring an ihren Finger stecktest?

Hier würde die Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit des Satzgefüges offenbar erhöht werden, wenn an die Stelle der beiden hervorgehobenen das beide Mal welches gesetzt würde (s. u.).

(Schluß folgt.)

Olympia.

Von L — t.

Mehrere Jahrhunderte lag Griechenland, dieses Land, auf welchem das begabteste Volk der Erde sein Culturleben entwickelte, unter den verwilderten Zuständen des Mittelalters und der neueren Zeit begraben, und nur von Zeit zu Zeit glückte es, aus der Gruft einer ruhmreichen Vergangenheit ein Stück Alterthum hervorzuziehen, das uns von dem hohen Geistesleben dieses Volkes Kunde gab. Wenn auch in Athen, welches vor allen die Aufmerksamkeit auf sich zog, noch manche Entdeckung gemacht wurde, so blieb dagegen der Peloponnes lange Zeit ein völlig unbekanntes Land. Erst als die Venetianer am Ende des 17. Jahrhunderts in den einigermaßen gesicherten Besitz der Halbinsel Morea gelangten, fing man an, sich der Erforschung auch dieses Theils, zunächst aber auch nur der Herstellung und Verbesserung geographischer Karten zuzuwenden. Beiläufig sei hier bemerkt, daß der heutige Name Morea „Feigenblatt" bedeutet, während die Alten die Gestalt der Halbinsel des Pelops mit dem Blatte ihres Lieblingsbaumes, der Platane, verglichen. Die Karten, welche die Venetianer zeichneten und von denen noch einige in den Archiven Venedigs zu finden sind, waren noch sehr unvollkommen. Schon mehr zur Aufdeckung des Landes geschah zu jener Zeit durch die Franzosen, welche damals das Protectorat über die christliche Welt im Orient ausübten. Man zeichnete abermals geographische Karten, als brauchbar erwiesen sich indessen erst die von d'Anville und seinem Schüler Barbié du Bocage im 18. Jahrhundert, welche auch in dem berühmten Werke des Barthélémy: „die Reise des jungen Anacharsis durch das alte Griechenland", vielfach benutzt worden sind. Die Hauptthätigkeit entwickelten jedoch Engländer, welche aus Privatmitteln es sich angelegen sein ließen, das Land zu erforschen und in dieser Beziehung leisteten im Anfang des 19. Jahrhunderts Dodwell, Gell und Leake für die Topographie Griechenlands sehr Bedeutendes. Eine vollständige trigonometrische Karte der Halbinsel erschien nun im Auftrage Frankreichs, welches Morea besetzt und weitere Ermittelungen angestellt hatte, im Jahre 1831, und eine andere Karte im Jahre 1833 von Puillon Boblaye aus welcher sowie aus dessen Werke: „Ueber die Ruinen von Morea", die Resultate der physikalischen und historischen Erforschungen zur Anschauung kamen. Inzwischen hatte man sich auch mehr den Kunstdenkmälern zugewendet, und namentlich haben die Ausgrabungen der Franzosen im Jahre 1829 bei Olympia, wo über den Zeustempel Näheres ermittelt wurde, wichtige Aufschlüsse gegeben. Leider sind diese Ausgrabungen wieder abgebrochen worden; dieselben regten aber zu weiteren Forschungen mächtig an, und unternahmen es nunmehr deutsche Gelehrte und Forscher, wie z. B. Wolf, Niebuhr, Boeckh, Ludwig Roß, Karl Otfried Müller und Ernst Curtius noch mehr Licht zu verbreiten. Letzterem, welcher in seinem berühmten Werke: Peloponnesos 1851/52 die umfassendsten Aufschlüsse über die Beschaffenheit des Landes und seiner Alterthümer gegeben hatte, gelang es endlich, auf Grund seiner Beziehungen zum preußischen Königshause, in Sonderheit zum Kronprinzen, an maßgebender Stelle derartige Anregung zu geben, daß er beauftragt wurde, mit Griechenland über die Ausgrabungen bei Olympia im Namen Preußens einen Vertrag abzuschließen. Dieser Vertrag, welcher noch im letzten Augenblicke an der Opposition der griechischen Volksvertretung zu scheitern drohte, ist vom rein wissenschaftlichen Interesse eingegeben worden, und können die ausgegrabenen Alterthümer, wie bekannt, nur insoweit für Preußen, beziehungsweise für Deutschland erworben werden, als Doppelexemplare aufgefunden werden; im übrigen ist nur die Abnahme von Abgüssen gestattet.

Olympia war von alter Zeit her eigentlich der Sitz eines Orakels, nachdem der alte Naturgott der Pelasger, Zeus, daselbst die Erde mit seinem Blitze gespalten hatte, wurde aber erst später, als nicht blos die Umwohner, sondern auch die übrigen Hellenen das Orakel befragten und allmählich Spiele hier einführten, ein allgemeines Heiligthum der Hellenen, in welchem vor Allen nun-

Digitized by Google

mehr dem hellenischen Könige aller Götter und Menschen geopfert wurde.

Dieses Olympia liegt in dem Pisatis genannten Theile der peloponnesischen Landschaft Elis und zwar in der Nähe der Westküste Griechenlands, der Insel Zante (Zakynthos im Alterthum) gegenüber. Auf Grund nur kurzer oberflächlicher Andeutungen bei Herodot (Buch 2, Cap. 7) und Pindar (Olymp. 2, 3. 85) ist Olympia häufig mit der alten, am Alpheios gelegenen Stadt Pisa für identisch gehalten worden, Olympia bezeichnet aber eigentlich das Thal bei Pisa, welches die Heiligthümer des olympischen Zeus umschließt. Dieses Thal ist im Norden und Osten von dem olympischen Gebirge (nicht mit dem bekannten Götterssitze Olympos an der nördlichen Ostküste Griechenlands in Thessalien zu verwechseln) begrenzt, von welchem nach dem Alpheios zu, ziemlich isolirt und steil in die Ebene der heilige mit herrlichen Pinien besetze Berg des Saturn, Kronion genannt, hineinragt; im Süden strömt der schöne und breite, in Arkadien entspringende und dem Meere zufließende Alpheios und im Westen rieselt der kleine in den Alpheios sich ergießende Bergbach Kladeos, auf dessen jenseitigem Ufer die sich daselbst erhebenden Hügel das Thal schließen. Der Alpheios ist bei Olympia 180 Fuß breit und ungefähr 5 Fuß tief. Seine Ufer, obgleich weiterhin südlich von Bergen und Höhenzügen begrenzt, sind flach, und treten seine Gewässer, welche nach dem Verlassen der Gebirge in der Nähe von Olympia gelb und trübe werden, häufig über, Sand und Schlamm mit sich führend. Rund herum ist alles unbewohnt und wenig bebaut; geringe Trümmer und eigentlich nur die einzigen des Zeustempel geben davon Kunde, daß hier eine große Vergangenheit begraben liegt. Der wichtigste Theil des Heiligthums war die sogenannte Altis, ein von Mauern umgebener, mit Oelbäumen, Palmen, Platanen und Pappeln besetzter heiliger Hain, in welchem sich die Hauptheiligthümer, wie der Tempel des olympischen Zeus, der Tempel der Here, sowie das Prytaneum, das Theater und mehrere andere Gebäude befanden. Zwischen den Bäumen waren unzählige Weihgeschenke, Standbilder von Göttern und Siegern aus Erz und Marmor aufgestellt, mit Inschriften über die Veranlassung der Stiftung versehen. Zur Zeit des älteren Plinius († 79 n. Chr.) standen hier noch gegen 3000 Statuen. An dem Tempel des Zeus stand der nach der Sage von Herakles gepflanzte heilige Oelbaum, von welchem die Zweige für die bei den olympischen Spielen errungenen Siegeskränze von einem Knaben mit goldenem Messer geschnitten wurden.

Die die Altis umfassende Mauer soll von Herakles gegründet sein und lief, gegen Westen zu, den Kladeos entlang, doch sind hier keine Spuren davon mehr zu entdecken; nur am Südrande dürften noch geringe Trümmer von zusammengefügten Steinen als die Ueberreste dieser Mauer anzusehn sein. In dieser Umfassungsmauer waren verschiedene Eingänge angebracht, für die Processionen und Festzüge diente aber nur ein Thor, durch welches die westlich von Elis her über den Kladeos in der Nähe seiner Mündung in den Alpheios kommende Processionsstraße der Eleer führte.

Das Olympieion oder der große Tempel, auch Tempel des Olympischen Zeus genannt, wurde nach dem Falle von Pisa, wo die Verwaltung der Heiligthümer aus den gemeinschaftlichen Händen der Pisäer und Eleer in die alleinigen der letzteren übergegangen war, nach der 50. Olympiade begonnen und über 100 Jahre später entweder weiter aufgebaut oder durch einen neuen prächtigeren ersetzt. Der Zeustempel, wie er zur Zeit des Pausanias zu sehen war, wurde unter Leitung des großen Pheidias erbaut; er war ringsum von dorischen Säulen umgeben, 68 Fuß hoch, 230 Fuß lang, 95 Fuß breit. In dem vorderen Giebel prangte, von Paionios aus Marmor gehauen, die Gruppe: König Oinomaos von Pisa und Pelops in Gegenwart des Zeus und umgeben von vielen Helden, im Wettlauf mit einander kämpfend; in dem andren hinteren Giebelfelde war von Alkamenes das Gefecht der Lapithen und Centauren bei der Hochzeit des Peirithous dargestellt. Von diesen Werken des Paionios und des Alkamenes hat man einige nur unbedeutende Stücke aufgefunden, das Meiste dürfte noch unter dem Schutte und dem angeschwemmten Boden begraben liegen.

Bemerkenswerth ist, daß man über dem Fußboden, von welchem man einen kleinen Theil mit schönen Zeichnungen in Mosaik von geschliffenen Kieselsteinen entdeckte, einen anderen Fußboden von bunten Marmorsteinen und Alabaster aufgefunden hat, welcher offenbar aus späterer römischer oder byzantinischer Zeit herrührt; denn es ist ja nicht unwahrscheinlich, daß Olympia wenigstens bis Justinian in Ehren gehalten und conservirt wurde.

Die beiden Eingangsthüren des Zeustempels waren von Erz und darauf Arbeiten des Herakles eingegraben, der Tempel mit Marmorplatten gedeckt und auf den Giebeldächern befanden sich Vasen und Siegesgöttinnen aus vergoldetem Erz. Unter der Siegesgöttin des vorderen Giebels war ein von den Lacedämoniern gestifteter goldner Schild mit dem Medusenhaupte in der Mitte als unheilabwehrendes Schutzmittel aufgehangen.

Eine eingehendere Beschreibung der Herrlichkeiten dieses Tempels, welche Pausanias hier gesehen hat, müssen wir uns versagen, da wir uns bei dem größten Meisterwerke, das die Kunst geschaffen, etwas länger aufhalten wollen.

Es war dies das kolossale Bild des Zeus von Pheidias. Zeus, mit wallendem Haar und vollem Barte, saß auf einem mit vielem Bildwerk geschmückten prachtvollen Throne, der wiederum auf einem imposanten Unterbau ruhte, und reichte der Gott mit seinem Haupte bis an die Decke des Tempels, den Eindruck machend, als ob er sich von seinem Sitze erheben und Alles mit sich fortreißen wollte. Von der Basis bis zum Scheitel maß das Kunstwerk 60 Fuß. Die Statue, von Gold und Elfenbein, hielt in der rechten Hand eine Siegesgöttin, gleichfalls von Gold und Elfenbein, in der linken einen Scepter mit einem Adler auf der Spitze. Auf dem goldenen Mantel, welcher die nakte Figur umfing und bis auf die Füße niederwallte, waren Blumen, besonders Lilien, sowie Thiere eingeschnitten. Der Thron war aus Gold, Elfenbein, Ebenholz und edlen Steinen zusammengesetzt, mit Malereien und Reliefdarstellungen geschmückt. An dem oberen Theile des Thrones über dem Haupte des Zeus sah man auf einer Seite die mit Eurynome erzeugten drei Grazien und auf der andern die mit Themis erzeugten drei Horen. Zu den Füßen des Gottes war nach Pausanias die Inschrift angebracht: „Mich arbeitete Pheidias von Athen, der Sohn des Charmides". Auf einem Finger des Zeus hatte Pheidias die Worte: „Schön ist Pantarkes" eingegraben, welches der Name eines von ihm geliebten schönen Jünglings war. Diese mächtige, alles Menschliche überragende Gestalt, welcher man wegen einer sie umgebenden Abgrenzung nur bis zu einer gewissen Entfernung nahen konnte, machte einen überwältigenden Eindruck, nicht blos wegen der Kostbarkeit des Materials und der prachtvollen Arbeit, als vielmehr wegen des erhabenen Ausdrucks, welchen der Künstler dem Kopfe zu geben verstanden hatte, eines Ausdrucks, in welchem die ganze Größe und Majestät des Götterkönigs sich darstellte. Nach dem Ausspruche der Alten „erlöste sein Anblick die Seele von Kummer und Schmerzen und machte alles Erdenleid vergessen". Es wurde als ein Unglück angesehen, wenn Jemand nicht wenigstens einmal in seinem Leben sich den Anblick dieses Götterbildes verschafft hatte. Die früheren Künstler hatten Zeus ohne alle Würde und ohne besonders unterscheidende Charakterzüge dargestellt, hier hatte Pheidias aber ein Ideal geschaffen, welches unübertroffen für alle Zeiten mustergültig bleiben sollte. Nach Strabo (Buch 8) und Plutarch (Aemil. Cap. 1) soll Pheidias zur Schaffung dieses Idealgebildes durch die Schilderung Homers, welcher den Götterkönig mit einem Augenwinke die Höhen des Olymps erbeben läßt, begeistert worden sein, und wahrlich schön und erhaben erscheint Zeus in folgender Schilderung (Iliade Ges. 1, V. 526):

„Nie ist wandelbar, oder betrüglich,
Noch unvollendet das Wort, das mit winkendem Haupt ich gewähret.
Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion;
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höhen des Olympos".

Digitized by Google

Doch kehren wir zu den Gebäulichkeiten der Altis zurück. Nördlich vom Zeus-Tempel lag das mit Bildsäulen im Innern geschmückte Pelopion zu Ehren des Pelops gegründet. Dasselbe war zum Todtencultus bestimmt.

Am Eingang in die Altis lag das Hippodamion zu Ehren der Hippodameia, der Tochter des Königs Oinomaos. Dieselbe kam deswegen bei den olympischen Spielen zu Ehren, weil im Wagenrennen um ihren Besitz gestritten worden ist. Ihrem Vater war nämlich geweissagt worden, daß er durch seinen künftigen Schwiegersohn umkommen werde. In Folge dessen ordnete er für die Freier Wettrennen zu Pferde an mit der Bedingung, daß die Besiegten von seiner Hand fallen sollten. Nachdem bereits viele Freier auf diese Weise getödtet waren, gelang es endlich Pelops durch Bestechung des Wagenlenkers sich über den König, der hierbei umkam, den Sieg zu verschaffen; er heirathete Hippodameia und zeugte mit ihr Atreus und Thyestes.

Am Fuße des Kronions lag das Heraion oder der Tempel der Hera (Juno) von dorischer Bauart und diente hauptsächlich zur Aufbewahrung werthvoller Alterthümer und Geräthe.

Zwischen dem Heraion und dem Tempel des Zeus, ungefähr in der Mitte, erhob sich der sogenannte große Altar, auf welchem nicht blos die Kämpfer, sondern auch die andern sich hier versammelnden Fremden behufs der Gottesverehrung Opfer brachten.

In der Nähe des Kronions lagen die Schatzkammern zur Aufbewahrung der kostbaren Geschenke und etwas weiterhin die Rennbahnen, und zwar das Stadion für die Wettläufe zu Fuß und der Hippodrom für die Wettrennen zu Pferde und auf Wagen.

Das Stadion war 600 griechische Fuß oder 125 Schritt lang, und wurde diese Länge, welche also ungefähr den vierzigsten Theil einer deutschen oder geographischen Meile ausmacht, bei den Griechen später ein förmliches Längenmaß, indem größere Strecken nach Stadien gemessen wurden. Das Stadion war vorn offen und bestand aus zwei gleichlaufenden Seiten, die in einen sich schließenden Halbkreis endeten. Um die drei geschlossenen Seiten herum, welche von einem Erdaufwurf gebildet waren, befanden sich die Sitzreihen für die Zuschauer. Andere Stadien waren nicht so einfach, und bestanden die Sitzreihen bei denen zu Korinth und Athen, welche überhaupt prächtig gebaut waren, aus Marmor.

Der Hippodrom war noch einmal so lang, also 1200 Fuß, und hatte eine Breite von 600 Fuß; derselbe wurde zwölfmal in der Länge durchlaufen.

Von den Gebäulichkeiten sind ferner noch das Prytaneion, für die Verwaltung der Heiligthümer durch die Eleer und für die Speisung der Sieger bestimmt, und das Theater bemerkenswerth.

Zur Abführung des Regen- und Schmutzwassers führten große geräumige Abzugscanäle nach dem Alpheios, an dessen Rande man auch die Mündungen einiger derselben, wenn auch nur undeutlich, wahrnehmen kann. Diese Canäle dürften, wenn sie weiter aufgedeckt und zurück nach dem Heiligthum verfolgt würden, wohl zur Auffindung der einen oder der andern Gebäulichkeit, deren Gewässer sie aufnahmen, führen; auch dürfte in denselben selbst noch Manches zu finden sein, da Nero, welcher nicht blos in Rom und Neapel, sondern auch in Olympia als Sänger, Citherspieler und Wagenlenker auftrat und von den entarteten Römern und Griechen als Sieger ausgerufen und bekränzt wurde, aus Eifersucht auf die früheren Sieger deren Bildsäulen umstürzen und in die Canäle werfen ließ.

Außerhalb der Mauer der Altis lagerten die herbeigeströmten Fremden und Kämpfer unter Zelten und in Wirthshäusern und überließen sich ungezwungener Heiterkeit. Hier machte man Käufe und Verkäufe sowie andere profane Geschäfte, und wird das Treiben daselbst einem heutigen Jahrmarkt nicht unähnlich gewesen sein. Die Zelte und provisorischen Wirthshäuser wurden in der Regel nach Beendigung jedes Festes wieder abgebrochen, allmählich erstanden auf dieser Stelle jedoch feste Gebäude für diejenigen Personen, welchen das ganze Jahr hindurch die Aufsicht oblag, und für Andere, welche ein Interesse hatten bleibend in der Nähe zu wohnen, wie Handwerker, Verkäufer und Gastwirthe. Unter den Gasthäusern ist vor Allen das Leonidaion zu nennen, in welchem zur Zeit der Antonine die römischen Großen einzukehren pflegten.

Ehe wir des Näheren auf die olympischen Spiele selbst eingehen, wollen wir noch einmal des Flusses Alpheios gedenken, welcher für die heilige Stätte nicht ohne Bedeutung und häufig ein Gegenstand der Dichtung und der Verehrung war. Der Sage nach verliebte sich Alpheios in die Nymphe Arethusa, welche, um sich seinen Nachstellungen zu entziehen, über das Meer bis Sicilien floh, wo sie, unter Anrufung der Diana um Schutz, in eine Quelle verwandelt wurde, die noch heutigen Tages zu Syrakus den Fremden gezeigt wird. Doch Alpheios wußte auch über das Meer bis zu ihr zu gelangen, und seine mit dem Opferblute Olympias gerötheten Gewässer mit den ihren zu vermischen. In dieser Fabel dürften nicht undeutlich die Beziehungen wieder zu erkennen sein, welche die Kolonien auf Sicilien in Hinblick auf Abstammung und Cultus mit dem Mutterlande verbanden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

„In der Morgendämmerung."

Gemälde von Hermanns.

Selten noch hat ein in Berlin ausgestelltes Bild einen solchen Erfolg gehabt, wie ihn errungen zu haben Hermanns, ein Brüsseler Maler, sich rühmen darf. In den Kreisen, die sich für Kunst interessiren, rief das Gemälde endlose Debatten hervor, in die sich sogar das „moralische Gefühl" als höchster Richter einmengte, von Verletzung der Sittlichkeit sprach und über das Werk mit zum Himmel geschlagenen Augen den Stab brach.

Ehe man ein Urtheil sprechen kann, ist es nöthig, den Stoff so klar zu schildern, als es mit Worten überhaupt möglich ist. — Es ist ein trüber Frühmorgen des Winters. Die Großstadt beginnt langsam zu erwachen, von den Barrièren und aus dem Arbeiterviertel strömen die Handwerker nach ihrem Beschäftigungsort. Ein betagter Zimmermann eilt von einer Tochter, die im Korbe das karge Mittagbrod trägt, und von dem Sohne begleitet, nach dem Bauplatz. Es ist kalt, und vor Frost zitternd, beschleunigen sie ihren Schritt, den plötzlich eine eigenthümliche Scene hemmt. Aus einem Café, dessen Stammgäste Lebemänner und Lebefrauen bilden, tritt nach einer nächtlichen Orgie eine Gesellschaft. Ein Roué im eleganten Ballkleide, das ebenso wie die vornehmen aber verlebten Züge die Spuren einer tollen Nacht an sich trägt, ist eben von der letzten Stufe der Treppe hinabgestiegen, die nach dem Vestibul des Restaurant führt. An seinem linken Arm hängt eine halbberauschte Cocotte, die den Cavalier nach einem Wagen ziehen will, der an der Straßenecke sichtbar ist. Aber er ist unschlüssig, denn eine zweite Dame, eine üppige Blondine, hat ihren linken Arm um seinen Nacken geschlungen und blickt mit verführerischem Lächeln in seine Augen, die ihr mit schläfriger Lüsternheit entgegenschaun, während ein cynisches Grinsen um den Mund spielt. Hinter dieser Gruppe treten zwei Herren, auch von Damen begleitet, aus dem Eingang.

Der alte Arbeiter ist stehen geblieben, als hätte ihn der Schlag gerührt, der Kopf ist auf die Brust gesunken — er hat das blonde Mädchen erkannt —, es ist sein Kind, der verlorne Schatz, den er einst gehütet wie seinen Augapfel, dessen heller Blick, dessen heitere Stirne die Hütte zufriedener Armuth beglückt hatte, bis sie einmal nicht nach Hause gekommen war. Er hatte gewartet, er hatte sie gesucht überall — aber umsonst —, sie blieb verloren und was er jetzt sieht, zeigt, daß sie es ist für immer.

Während der Vater und die Geschwister um das tägliche Brod kämpfen, und oft das bleiche Elend an der Schwelle treue Wache hält, durchschwelgt sie die Nächte und hat die Ihrigen vergessen, ist mit Schmach

Digitized by Google

bedeckt immer tiefer gesunken — bis zur Dirne. Wie entwickelt sich die vom Maler festgehaltene Scene weiter? Es ist sonderbar, daß dieses Bild die Phantasie so lange foltert, bis sie den Stoff fortgesponnen hat. Vielleicht wendet das Mädchen die Augen, die jetzt sinnbethörend an diesem Zerrbilde der Mannheit hängen, nach rechts, und der schwimmende Blick wird zu starrem Eis bei dem Anblick der Gruppe, die den Vater und die Geschwister vereint. Der Athem stockt, tiefe Blässe und brennendes Roth jagen über das Antlitz, und der Gedanke durchzuckt ihr Gehirn: „Was werden sie thun?" Da richtet der Alte den Kopf empor, er zerrt die zweite Tochter, die mit unsäglichem Schmerz nach der Verlornen zurückblickt, und den ahnungslosen Knaben fort und eilt hinweg. Ja, es zerreißt ihm das Herz, er möchte aufschreien in seinem Weh, aber sie soll nicht wissen, wie elend er geworden, fort, fort! Einen Augenblick schwankt das Mädchen, da schlägt ein cynisches Hohnlachen des Roué an ihr Ohr und der Trotz des Bösen erwacht, ein Lächeln, für das keine Sprache Worte hat, umzuckt den schönen Mund. Es ist ja zu spät — darum weiter auf dem Pfade, — bis im tollen Rausche alles versunken ist, der letze Rest von Schaam, und die Erinnerung. Und zuletzt?! Bah — die Seine ist tief! — — — So endet die fünfactige Tragödie, deren Höhepunkt uns Hermanns mit erschütternder, quälender Wahrheit vorführt. Die ganze Auffassung der Scene zeigt den Franzosen mit seinem angebornen Talent, das dramatisch Wirksame eines Stoffes zu erfassen; sie zeigt den Realisten, der ohne Bedenken jede Consequenz zieht, wenn sie ihm vom Leben geboten scheint; sie zeigt den echten Künstler in der Richtung des Technischen und in der meisterhaften Charakteristik; sie zeigt — mir scheint es wenigstens so — einen Menschen, dem es daran gelegen war, ein Werk zu schaffen, das durch seine Kühnheit und Größe den Namen des Autors mit einem Male berühmt macht. Hermanns ist eine viel zu begabte Künstlernatur, um nicht über den Hauptfehler seines Bildes, die Lebensgröße, vollkommen im Klaren zu sein, — er muß es wissen, daß dadurch nicht nur die coloristische Durchführung leidet, sondern ebenso das Verletzende der Scene, die ganz nach dem Leben photographirt ist, sich vom Peinlichen zum Widerlichen steigern muß. Aber er wollte einen packenden Eindruck hervorbringen, und das ist ihm im höchsten Grade gelungen.

Die Hauptmacht des Bildes liegt in der Charakteristik, die von genialer Kraft Zeugniß gibt. Daran kann sich ein guter Theil unserer jungen Künstler ein Beispiel nehmen, alle jenen aufgeblähten Mittelmäßigkeiten, die nach dem kleinsten Erfolge, den ihre Clique sanctionirt, aufhören zu lernen, mit abgeflachten Linien weiter arbeiten, ihre Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit für Genialität, ihren absoluten Gedankenmangel für „malerisches Princip" ausgeben, die von den ältern Meistern mit lässiger Gönnermiene, von den alten mit Achselzucken sprechen. Ja die Lebenden behalten immer Recht.

Die Malweise von Hermanns ist nicht ohne den Einfluß von Courbet entstanden, aber der Maler hat dessen Eruditäten nicht angenommen und ist auch nur in seltenen Zügen von dem Hange nach der Darstellung des Häßlichen angekränkelt. Sein Auge sieht mit einer selbst in Frankreich seltenen Schärfe. Bei fast allen Darstellern des modernen Lebens hat sich die Linie mit der Zeit conventionell entwickelt, hier ist noch die unmittelbare Frische der Auffassung, die, auf das ernste Studium der menschlichen Gestalt begründet, die individuellen Züge festzuhalten versteht. Die Bewegung und Haltung ist bis in das Kleinste folgerichtig durchgeführt; die schläfrige Mattheit der halbberauschten Cocotte, die sinnliche Verve der Blondine, die Schlappheit des Roué, die Haltung des alten Arbeiters ꝛc., alles ist studirt, und kein einziges Glied des Körpers widerspricht irgendwie der Logik der Situation — kurz es sind keine geistlos und sklavisch copirten Modelle, sondern Gestalten, die sich auf der Kenntniß der Wirklichkeit in der Phantasie entwickelt haben.

Es ist nicht gerade zu wünschen, daß unsere Künstler sich auf das gleiche Stoffgebiet werfen, aber viele können aus dem Bilde lernen, wie man arbeiten soll.

Zum Schlusse noch ein Wort an die Tugendhaften. In vielen Kreisen begegnete mir die Ansicht, das Bild sei geradezu gemein, man könne es ein junges Mädchen gar nicht sehen lassen. Abgesehen davon, daß dieses Bild den Höhepunkt einer besonderen Kunstanschauung darstellt, abgesehen davon, daß kein Künstler für Backfische arbeitet, ist die ganze Opposition der „Tugendhaften" einer der Widersprüche, an denen unsere moderne Gesellschaft überreich ist. Man führt die jungen Damen unter mütterlicher Obhut, die jeden Blick der Töchter erst die Zollschranke ihres Auges passiren läßt, in Stücke, wie „Sphinx", „Monsieur Alphonse", „Dame mit den Camelien", in Operetten von Offenbach und Lecocq, in denen allen die Ehe verspottet, mit Füßen getreten wird, in denen man das Evangelium vom Recht der Leidenschaft predigt, und es nur zu wundern ist, daß zum Schluß der Autor nicht erscheint und sagt: „Meine Herrschaften, gehen Sie hin und thuen Sie desgleichen, es endet im Leben fast nie so tragisch — man liebt sich im Sturm, sagt sich Lebewohl und findet Ersatz!" Man läßt die jungen Mädchen in den besten Familien Romane lesen, wie die eines Sacher-Masoch sind — und dann schlägt man vor dem Bilde Hermanns die Hände zusammen, in dem wohl etwas Verletzendes, aber auch ein Zug sittlichen Ernstes liegt. Es ist eben eine jener hohlen Lügen, die selten aus keuscher Empfindung, sondern meistens aus falscher Prüderie stammen, eine sanctionirte Heuchelei.

O. v. Leixner.

Moderne Menschen.

Fritz Faulmeyer.

„Abschaffung des Christenthums — Lassalle und Schweitzer haben die Lehre und That Christi übertroffen und ein neues Evangelium gebracht. Wiedereinsetzung der Göttin der Vernunft, indem Gott für einen Reactionär erklärt und beseitigt wird — Hinrichtung jedes Vernünftigen, der sich zu diesem neuen Cultus nicht bekehren will. Abschaffung der Ehe; das Weib ist Gemeingut, Nationaleigenthum, eine Sache, die gekauft, verliehen, verpfändet und als Object in die Cessio bonorum aufgenommen werden kann. Kindererziehung durch den Staat. Abschaffung der Armuth — Jeder ist Actionär und Theilhaber am allgemeinen Wohlstande — Staatshülfe für Jeden, der sich eigensinnig an der universellen Besitzseligkeit nicht betheiligen will und Miene macht, in den langgewöhnten Pauperismus zurückzusinken. Die auri sacra fames wird begraben, das Erbrecht aufgehoben und Eigenthum als Diebstahl erklärt. Abschaffung der stehenden Heere und des Krieges und Einführung der allgemeinen Völkerverbrüderung. Besiegelung des ewigen Friedens innerhalb der vereinigten europäischen Föderativrepubliken. Präsident der Menschheit ein Cigarrendreher; derselbe hat jedoch, um ihm alle Gelüste nach der Dictatur zu benehmen, weder Sitz noch Stimme in irgend welchem politischen Körper und existirt in einem mystischen Dunkel, ungesehen und mit unbekannten Pflichten. Um Thronfolgestreitigkeiten vorzubeugen, wird er für unsterblich erklärt und die Lehre von seiner immer wieder geboren werdenden Incarnation dem Dogma von der alleinseligmachenden Vernunft einverbleibt. Abschaffung des modernen Staates, der Wissenschaft und der Künste und Anrührung des gesellschaftlichen Urbreis. Trotz des ewigen Völkerfriedens Volksbewaffnung. Beseitigung der modernen Cultur unter gleichzeitiger Abschaffung aller Intoleranz und Polizeiherrschaft. Größte individuelle Freiheit, gleiches Recht für Alle, Beseitigung jeder Steuer, Abschaffung aller Stände, Rangunterschiede, Titel und Würden; das Wort „Zweihänder" wird Anrede und Prädicat jedes Menschen mit alleiniger Ausnahme des präsidirenden Dalai-Lamas, dessen gelbe Mütze (er selbst bleibt unsichtbar) mit „Majestät" begrüßt wird. Große einzige Productivassociation der europäischen Zweihänderfamilie mit Staatscredit; Zukunftsperspective: Glückseligkeitsbacchanale und Korybantentänze; man singt Lobhymnen auf die Vernunft. Im Hintergrunde ein prächtiger Brand, aus dessen Flammen geborstene Säulenschäfte und zerschmetterte Capitäle hervorleuchten, die den Untergang der Cultur versinnbildlichen. Absingung der Arbeitermarseillaise — der Taumel erreicht den höchsten Grad — allgemeine Anästhesie — — Anbruch des social-demokratisch-communistischen Zeitalters."

Aus diesen Momenten setzte sich das Tableau zusammen, das der frühere Vergolder und Lackirer, jetzige Cigarrendreher Fritz Faulmeyer, vor dem geistigen Blicke seiner staunenden Zuhörer eben entrollt hatte. Der Saal war nicht anheimelnd — wenige Gasflammen gossen auf die Köpfe der nach Hunderten zählenden Versammlung eine Art Rembrandt'sches Helldunkel, und Tabaksqualm und Bier- und Branntweindünste lagerten wie die Wasserstoffgase der Pythischen Orakelhöhle über dem Ganzen. Fritz Faulmeyer gehört zu den Langköpfen mit nicht vorspringendem Kiefergerüst, wie ihn auch seine in ununterbrochener Linie stehenden Zähne, sein aufrechter Gang, sein platt auftretender Fuß, seine Sprache und Behaarung im Allgemeinen als einen homo sapiens kennzeichnen. Alle

Digitized by Google

übrigen Leistungen seiner Person lagen außerhalb des rein Menschlichen, und ich lasse dahin gestellt, ob sie über oder unter das Niveau desselben zu setzen sind. Er trank mehr geistige Getränke, als ein normaler Zweihändermagen zu verarbeiten vermag — er fluchte mehr als irgend ein zelotisches, intolerantes Kirchenoberhaupt Centralasiens, das an irgend welchem Festtage den ganzen orbis terrarum, soweit er nicht zu demselben Glauben schwört, mit dem Anathema zu belegen pflegt. Auch seine Logik war eine unmenschliche, und die gröbsten und handgreiflichsten Widersprüche ruhten, trotz Aristoteles, Baco, Leibnitz und Locke, im Gehirne Fritz Faulmeyers friedlich neben einander und störten ihn nie in seiner Nachtruhe. Ich erinnere mich, daß ich als Schuljunge oft an seinem Häuschen vorübergegangen bin und sein blinkendes Firmenschild gelesen habe. Damals war er noch Vergolder und Lackirer und nährte sich schlecht und recht von seiner Hände Arbeit. Das Jahr 1848 aber hat es ihm angethan. Die vielen politischen Bürger- und Handwerkerversammlungen, auf denen die kreisende Maus kleinstädtisch-kannegießender Bierberedtsamkeit Berge des ungeheuerlichsten Blödsinns gebar, hatten ihm den Kopf verdreht und des Archimedes δος μοι που στω*) war an ihm zur Hälfte in Erfüllung gegangen: er hatte in der That einen Standpunkt außerhalb der realen Welt gefunden und bei dem Versuche, dieselbe aus den Angeln zu heben, allerdings nicht die Welt, wohl aber sein eigenes Hirn verrückt. Sein Geschäft ging sichtlich bergab — und je mehr es kränkelte, desto eifriger schimpfte und welterte er in allerlei Volksversammlungen, bis der völlige Ruin eine Thatsache wurde und die Gerichte seinen Laden schlossen. Der bankrotte Vergolder machte nun verschiedene gesellschaftliche Wandlungen durch, bis er endlich als socialdemokratischer Evangelist nnd Reiseprediger auftauchte, sein Leben, soweit er sich als Priester seiner heiligen Sache nicht von den Opfergaben des Altars nähren konnte, durch Cigarrenarbeit fristend. Wie weit er es in der letzteren Kunst gebracht haben mag, weiß ich nicht — wenn Fama Recht hat, so sind der Cigarren, die er raucht, etliche mehr, als deren, die er dreht —, als socialdemokratischer Apostel hat er sich aber seinen Namen gemacht. Die Versammlungen, in denen er predigt und hetzt und schimpft und schürt, sind immer Kopf an Kopf besucht („vollgerammt" berichten seine Leiborgane), und er candidirt unter der Schaar seiner sinnbethörten, bedauernswerthen Hörer und Anhänger um einen Sitz im Reichstage.

Die Theorieen, Gemeinplätze, Schlagwörter und logischen Salto mortale, die er heut Abend zum Besten gegeben hatte, waren das gährende Product seiner Beschäftigung mit unverdauten und unverdaulichen Broschüren, Flugschriften und Tagesblättern der neuen, gesellschaftsfeindlichen, socialen Schule, und was ihm an feinerem, eingehendem Verständniß, an Bildung und Formgewandtheit des Ausdrucks gebrach, das ersetzte er durch einen derben, kaustischen Realismus der Metaphern und durch den Cynismus seiner vor nichts zurückschreckenden Schlußfolgerungen. Unerschütterlich und unberührt durch die Demonstrationen einer manchmal nicht ganz zu vermeidenden, zaghaft-schüchternen Gegnerschaft, pflegte Fritz Faulmeyer den Witz seiner schon tausendmal wiederholten Beglückungslehren todt zu hetzen, und selbst die öftere Anwesenheit eines Polizeibeamten störte ihn nicht in seiner socialdemokratischen Infallibilität; er war das ächte Bild der Unverschämtheit, wie es sich aus mangelnder Schulbildung, Rohheit der Sitten, Genußsucht und einem Theilchen Größenwahnsinn zusammensetzt. Dazu blitzte es manchmal wie Menschenverachtung und Hohn um seine dicken, grobsinnlichen Lippen — ich glaube, der Mann war sich der Hinfälligkeit seiner Tiraden hin und wieder bewußt, und daß er sie dennoch vortragen durfte und kurzsichtige, selbstmörderische Seelen fand, die auf das Rauschgold seines Bombastes wie auf Edelmetall schworen, das mochte ihn wohl mit Ekel an seinem eigenen Geschlechte erfüllen. Jeder Schwindler, der mit dem Wohl und Wehe seiner Mitmenschen erwerbsmäßig Taschenspielerkünste treibt und jahraus, jahrein dieselbe Melodie pfeifen muß, damit die Gimpel sich anlocken und fangen lassen, hat Augenblicke, wo er sich etwas von jener „gesinnungstüchtigen Opposition" wünscht, die ein geistreicher König Preußens an einem revolutionären Dichter iebte, oder wo er jenen englischen Minister zu begreifen anfängt, der sich eine Opposition schaffen zu wollen erklärte, wenn er keine gehabt hätte. Aus den armseligen Heerden, die das Auditorium Fritz Faulmeyers zu bilden pflegten, konnte eine solche Opposition schwerlich erwachsen, und wo etwas, was ihr nur entfernt ähnlich sah, einmal bescheiden das Haupt erhob, da wurde es von seinen fanatischen Helfershelfern todt geschrieen oder halbtodt geprügelt. So lag ein Zug von Ekel und Verachtung um den Mund des Pseudoapostels und eine Erinnerung an jenes überzeugungsvolle „Hier stehe ich — ich kann nicht anders — Gott helfe mir — Amen!" unseres großen Kirchenreformators, war auf dem Gesichte Faulmeyers nirgends zu entdecken. „Hier stehe ich," ja, das war eine Thatsache, eine nicht wegzuleugnende — aber er stand nicht wie Luther, um keiner Gewalt und Versuchung zu weichen, sondern seine gemachte Ueberzeugung war so fadenscheinig, daß man instinctiv fühlte, wie dieser Wolf im Schafskleide für einen höheren Preis auch in ein anderes Lager überzugehen jeden Augenblick bereit sei. „Ich kann nicht anders" — auch dieses wohlthuende Wort ertönte nicht aus seinem Vortrage. Dieser Mann konnte wie er wollte — seine Rede war nicht das Product einer inneren Nothwendigkeit, sondern die wandelbare Wirkung seiner äußeren, heruntergekommenen Lage. Hätte ich dem Redner sein zwangsweise verkauftes Häuschen, sein früheres Geschäft mit dem vergoldeten Firmenschilde wiedergeben und die jüngsten Jahre seines verbummelten, arbeitsscheuen und verlumpten Lebens ausstreichen können — hier, in diesem Raume und vor dieser Versammlung würde er so nicht gestanden, so nicht gesprochen haben.

Der Vortrag war beendet, und Fritz Faulmeyer hatte sich nicht gescheut, die letzten Consequenzen seiner wahnwitzigen Grundsätze und Prämissen zu ziehen. Ihm war jene antike Sensitivität eines Timaethes unbekannt, der auf seinem Gemälde von der Opferung der Iphigenia das Gesicht des Vaters derselben lieber verhüllt darstellte, als es in dem ihm zukommenden Grade des Schmerzes zu zeigen und dadurch die Grenze des Schönen zu überschreiten, er hatte ohne Zagen den Untergang der modernen Gesellschaft erschöpfend geschildert und den bluttriefenden Triumph der von ihm vertretenen Sache auf den rauchenden Trümmern der Cultur ausgemalt. Beifallssalven der naiven Zuhörer beglückten ihn und wie ein Fuchs den Hühnerstall, so verließ der Held des Abends die Rednerbühne.

Gerhard von Amyntor.

*) Gib mir (einen Punkt), wo ich stehe.

Notizen.

Die Nachrichten aus Frankreich werden bald wieder ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Die Wahlen stehen dort in einigen Wochen bevor, und wahrscheinlich wird eine conservativ-republicanische Majorität aus den Urnen des allgemeinen Stimmrechts hervorgehen. Jedenfalls werden die neuen Kammern sich anständig ausnehmen und nicht bonapartistisch zusammengetrommelt sein. Man wird nicht leugnen können, daß das so oft todtgesagte Frankreich sich überraschend schnell erholt. Es soll in Paris wieder Alles sehr flott hergehen. Einige Zeitungscorrespondenten haben allerdings das Neujahrsgeschäft als ähnlich still, wie das Berliner um Weihnachten beschrieben. Aber Privatbriefe lauten anders und schildern nicht ohne eine gewisse Eifersucht das fröhliche Pariser Treiben am Sylvesterabend und am folgenden Tage. Genau um Mitternacht war Frost mit einigem Schneegestöber eingetreten, während die glücklichen Bewohner der französischen Hauptstadt bis dahin mildes Wetter gehabt hatten. Man kann darauf wetten, daß sie seit October jedenfalls die Sonne häufiger erblickt haben als die Berliner, die fast verlernt hatten, wie sie aussah. Es fehlte nicht viel, so hätte auch von Berlin gemeldet werden können, was ein Neapolitaner, allerdings mit einiger Uebertreibung, nach der Rückkehr von einem Winteraufenthalt in London seinen Landsleuten erzählte. Er behauptete nämlich, wenn in London einmal die Sonne scheine, werde dies der Stadt durch einen Kanonenschuß angezeigt. Jedenfalls wurden auch wir seit den letzten Monaten durch klaren Himmel nicht verwöhnt, und vielleicht hat auch das zu der politischen Verstimmung beigetragen. Was helfen die schönsten nationalen Impulse, wenn alle Welt den Schnupfen hat! Um auf Frankreich zurückzukommen, so scheint die neuliche Strafpredigt von hoher Seite, daß man sich zuviel mit jenem Nachbar beschäftige, noch keine rechten

Digitized by Google

Früchte getragen zu haben. Diese sonderbaren Leute an den Ufern der Seine haben das Geheimniß, bei allen Wendungen ihres Geschickes interessant zu bleiben. Wie sie es anfangen, weiß der Himmel. Unsere brave, tüchtige Heimat sticht dagegen trotz aller sonstigen Fortschritte immerhin etwas ab. Wir sind groß, stark, mächtig geworden. Man respectirt uns ganz anders als früher; aber Kenner wollen bemerkt haben, daß wir nicht immer amüsant wären. Derselbe Staatsmann, der es mißbilligte, daß die geringsten Vorgänge bei den Franzosen unsere Theilnahme oder doch unsere Neugierde wachhielten, soll früher geäußert haben, das Verweilen während eines einzigen Jahres in Paris sei für die geistige Entwicklung wichtiger als ein mehrjähriger Cursus auf einer deutschen Universität. Eine derartige Ketzerei auszusprechen, hätte sicherlich niemand ohne Berufung auf solche Autorität jemals gewagt. Und wer hat nicht selbst bemerkt, wie wortarme Personen, wenn sie von Paris zurückkommen, mit einem male beredt und mittheilsam erschienen. So anregend hatte die pariser Luft auf sie gewirkt. Nicht ganz klar ist auch ein anderer Vorwurf von derselben maßgebenden Seite an jenem verhängnißvollen Parlamentsabend erschienen, daß die deutsche Presse nämlich sensationelle Neigungen verrathe. Man hatte, offen gestanden, wenig davon verspürt, sondern wenigstens bei einem Theil der vaterländischen Blätter eine gelassene Apathie wahrnehmen wollen. Wer durch seinen Beruf veranlaßt ist, viele Zeitungen zu lesen, wird sich oft genug nach einer packenden Nachricht, und wäre sie auch nicht ganz wahr, oder einem frischen Gedanken vergebens gesehnt haben. Hat der einheimische Journalist einmal eine interessante, aber etwas problematische Neuigkeit, so fühlt er beim Schreiben, wie ihm der Censor über die Schulter sieht und in der Angst vor einem officiösen Dementi wendet er die Sache so lange hin und her, begleitet sie mit so vielfachen Wenn und Aber, daß die Spitze abbricht und das Publicum um sein Vergnügen kommt. Damit weiß man in Frankreich besser umzugehen, wie Yorik Sterne sagt. Aber auch der englische Humor ist hier nicht überall zu Hause. Ein verdrießlich angelegter Professor der Psychologie, der gefragt wurde, woher dieser Mangel eines Bruchtheiles der deutschen Schriftsteller stammen möge, wollte die negative Erscheinung durch einen gewissen, einigen diesseitigen Staatsbürgern mit Recht oder Unrecht nachgesagten Neid erklären. Wer neidisch ist, meinte er, könne nicht harmlos scherzen, so wenig wie böse Menschen Lieder hätten. Vielleicht ändert sich das Alles mit den Jahren. Wir sind wenigstens im Reiche noch sehr jung und werden gewiß bei längerer Erfahrung manchen Fehler verlieren, an mancher gesellschaftlichen Tugend reicher werden. Wer möchte sagen, ob nicht dereinst selbst Moltke sein bekanntes, etwas hartes Wort von vor zwei Jahren zurücknehmen und eingestehen wird, daß, wenn wir uns rechte Mühe geben, wir eben so liebenswürdig sein können wie andere Völker.

* * *

Bühnenjubiläen.

Rudolf Gottschall macht in der „Nationalzeitung" auf zwei bevorstehende Bühnenjubiläen aufmerksam. Am 1. Februar feiert Franz von Dingelstedt, der jetzt oberster Leiter des K. K. Hofburgtheaters in Wien ist, sein 25jähriges Directorjubiläum, und am 1. Juni Se. Exc. Herr H. von Hülsen das 25jährige Jubiläum als Generalintendant der königlichen Schauspiele in Berlin.

Zu diesen beiden kommt noch ein drittes Bühnenjubiläum hinzu, auf das wir alle Freunde des deutschen Theaters und namentlich alle deutschen Bühnenvorstände angelegentlichst aufmerksam machen möchten. Am 15. Februar werden fünfzig Jahre seit der ersten Aufführung des dramatischen Erstlingswerks von C. A. Görner verflossen sein. Dies erste Lustspiel „Gärtner und Gärtnerin" wurde am 15. Februar 1826 in Freiberg aufgeführt. Während der letzten fünf Decennien hat Görner, der unausgesetzt der Bühne als darstellendes Mitglied und vorzüglicher Regisseur angehört hat — er war früher Regisseur am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin, dann Director am Hoftheater in Neustrelitz und ist augenblicklich Oberregisseur an einer der hervorragendsten Bühnen Deutschlands: am Thalia-Theater in Hamburg — nicht weniger denn 148 Stücke geschrieben, von denen 117 im Buchhandel erschienen sind. Einige derselben, wie „Der geadelte Kaufmann", „Englisch", „Das Salz der Ehe", „Eine kleine Erzählung ohne Namen", „Ein glücklicher Familienvater", „Tantchen Unverzagt", „Sperling und Sperber", „En passant" und in letzterer Zeit namentlich die Weinachtsmärchen, sind über alle Bühnen unseres Vaterlandes gegangen. Wenn die Hauptproduction Görners in eine Zeit gefallen wäre, in der die Rechte der dramatischen Dichter schon durch das Gesetz geschützt gewesen wären, und in der eine gewissenhaft geleitete Genossenschaft der dramatischen Autoren die Wahrnehmung dieser Rechte überwacht hätte — der fruchtbare und oft so glückliche Bühnenschriftsteller würde sich ein Vermögen erworben haben, das ihm in seinem Alter ein behagliches Wohlleben und den Seinigen die Zukunft sicherte. Aber leider ist es Görner wie allen seinen Zeitgenossen, die für die Bühnen in Deutschland gearbeitet haben, ergangen. Die Theaterdirectoren und Agenten haben sich an seinen Werken bereichert, und der Dichter selbst ist leer ausgegangen. Der jetzt siebzigjährige Mann hat keine Schätze angesammelt; er hat für seine Familie nichts ersparen können, er hat nach einem langen, mühevollen und erfolgreichen Leben nicht einmal das tröstliche Bewußtsein, daß, wenn er die Augen schließt, für seine Familie genügend gesorgt ist. Der 15. Februar dieses Jahres würde den Bühnenvorständen die Gelegenheit bieten, einen Theil der Schuld, die ihre Vorgänger an Görner begangen haben, wieder abzutragen. Wenn ein Comité, das aus einigen der maßgebenden Bühnenleiter, Regisseure, Schauspieler und dramatischen Dichter bestehen könnte, die Vorstände der deutschen Theater dazu aufforderte, das fünfzigjährige Jubiläum C. A. Görners durch ein Benefiz für den verdienstlichen Bühnenveteranen zu feiern, so würde der Versuch, in der ehrenvollsten Weise eine Sünde der Vergangenheit wieder gut zu machen, gewiß erfolgreich sein.

Möchte diese Anregung auf fruchtbaren Boden fallen.

F. L.

* * *

Die „Deutsche Warte", redigirt von Dr. Bruno Meyer, hat mit dem 1. Januar dieses Jahres zu erscheinen aufgehört. So verdienstlich auch die Bestrebungen des letzten Herausgebers gewesen sind, vermochte er dennoch die Sünden der Vorgänger nicht zu tilgen. An neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Presse ist kein Mangel; neben der „Heereszeitung", deren Probenummer vortrefflich redigirt ist, liegen uns „Die deutsche Warte für Gesundheitspflege" vor, die Richard Lesser in Eisenach herausgibt. Das Programm dieses Blattes ist sehr originell; es will nicht nur verschiedene Heilmittel, die bewährt sind, zu allgemeiner Kenntniß bringen, sondern Surrogate für Nahrungsstoffe ꝛc. nicht nur bekannt machen, sondern direct liefern. Hausapotheken, Inhalationsapparate ꝛc. alles ist durch die „Deutsche Warte" aus den besten Quellen zu beziehen. Der Gedanke, der dem Unternehmen zu Grunde liegt, ist ein sehr nützlicher, kann aber nur durch den thatkräftigen Antheil des Publicums wirklich segensreich werden.

* * *

Wir machen darauf aufmerksam, daß binnen kurzer Zeit im Verlag von F. A. Perthes in Gotha eine deutsche Uebersetzung des interessanten Buches „Japan" von Adam, über welches wir eine eingehende Besprechung gebracht haben, erscheinen wird. Die Uebersetzung rührt von Dr. Emil Lehmann in Hamburg her.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal das Fallissement des Herrn Tjälde.

Die Frage, ob Herr Tjälde, der Held im Björnson'schen „Fallissement", insolvent oder insufficient ist, hat uns eine ganze Reihe von Meinungsäußerungen aus kaufmännischen und juristischen Kreisen zugeführt, deren Abdruck wir uns leider schon aus räumlichen Gründen versagen müssen. Dagegen ist es wohl nicht mehr als recht und billig, dem Nächstbetheiligten das Wort zu geben.

Björnsterne Björnson beehrt uns als „Advocat Berent" mit folgender Zuschrift, welche Edmund Lobedanz in Kopenhagen in der charakteristischen Weise des Advocaten Berent in's Deutsche übertragen hat.

Digitized by Google

Herrn Dr. Alexander Meyer, Berlin.

Obwohl ich Ihnen für die günstige Meinung, meinen Charakter betreffend, danke, beklage ich, daß ich dem Ihrigen, den ich mir nach Ihrem Artikel „Die Bilanz des Herrn Tjälde" lebhaft vorstellen kann, nicht mehr entspreche.

Wie ich sehe, mißbilligen Sie meine Art des Eindringens bei Herrn Tjälde (den abermals vor die Lampen zu ziehen, mir leid thut). Sie zweifeln an der Möglichkeit, daß es in der Wirklichkeit so zugehen kann. Ich antworte Ihnen lediglich darauf, daß es in meiner langen Praxis nicht das erste Mal ist, daß die Leute Dieses oder Jenes von dem, was ich gethan habe, für unmöglich erklärten.

Der, welcher bisweilen die Aufgabe hat, sich in das Geschäft eines Andern einzudrängen, um diesen zu hindern mehr Schaden zu thun als nothwendig ist, fängt damit an, seinen Mann und dessen Lage zu studiren. Dies thue ich sehr sorgfältig.

Ich wußte also, mit wem ich es zu thun haben würde. Ich wußte, daß Herr Tjälde dem Bevollmächtigten der Banken „mehr als gerne" seine sogenannte Bilanz vorlegen würde. Nur mußte der Vorwand mit Vorsicht gewählt werden. Unsererseits mußte kein Zweifel, seinerseits keine Absicht verrathen werden.

Wenn sich gleichzeitig 25 Auswege dargeboten hätten, Geld zu schaffen — Herr Tjälde hätte sie alle miteinander ergriffen! Hatte er nicht für den Augenblick hinreichend Gebrauch für alles Geld, was er bekommen konnte, — er schuf sich denselben durch eine neue Berechnung über eine neue Speculation, denn darin bestand ja seine Krankheit.

Demnach wußte ich, daß er, an die Möglichkeit eines neuen Auswegs denkend, mir alle Thüren sperrweit öffnen würde, und zwar auf das allerleiseste Ersuchen hin; als er es wirklich that, — kann mir es da Jemand verdenken, daß ich eintrat und mich festsetzte, indem ich es darauf ankommen ließ, ob Jemand im Stande sei, mich wieder hinaus zu treiben?

Was ihre Großhändler und Fabrikanten im Nationaltheater zu Berlin auch sagen mögen, — ich finde es auch jetzt nicht so wunderbar, daß Herr Tjälde nicht dazu im Stande war.

Daß ich ihn gerade in Betreff seiner eignen sogenannten Bilanz sprechen wollte, — darüber kann Niemand sich mit Recht wundern, der im geringsten die Art von Kaufleuten kennt, wozu Herr Tjälde damals leider gehörte.

Das wäre also das, was mein individuelles Verfahren betrifft; hierauf ein wenig über meine individuelle Moral, — oder, um es sofort zu sagen, auch ein wenig über die Ihrige.

Sie können nicht einsehen, daß Herr Tjälde damals insolvent war (außer Stande seine Wechsel zu bezahlen). Sie glauben, er sei blos (?!) insufficient gewesen (also, daß seine Activa längere Zeit geringer waren als seine Passiva). Verehrter Herr! Dies blos erschreckt mich, aber noch mehr erschreckt mich Ihre Annahme, daß man ihm dennoch hätte helfen müssen, damit er sich „über Wasser hätte halten können". Sie stützen dies auf den Zustand der Masse nach einer, wie ich sagen darf, guten Administration durch 2 oder 3 Jahre. Damit werden Sie ziemlich allein stehen.

Es geht nämlich nicht an, die Administration der Masse durch die Banken, welche Geld genug haben, das Holz-, Schiffbauerei- und Brauereigeschäft durch jede Krise zu führen, und zugleich Besonnenheit besitzen, keine fremden Speculationselemente hineinzumischen, — es geht nicht an, sage ich, das zum Maßstab zu nehmen, wie Herr Tjälde sich mit fremdem Gelde, zu enormen Zinsen in der Krise, und in der ewigen Versuchung, die die Macht der Gewohnheit unwiderstehlich gemacht hatte, allerlei ungehörige Projecte mit hineinzumischen, hätte durchhelfen können.

Zu allen Zeiten und überall werden sicherlich die Gläubiger, für welche hier gehandelt werden sollte, sich verbitten, daß ihre Interessen nach einer Beurtheilung des Status wahrgenommen werden, wie Sie sie in diesem Falle aufgestellt haben; — wollen wir durchaus von ungesunden Grundsätzen reden, dann glaube ich, daß dieser dazu gehört.

Sie sind ebenfalls unzufrieden mit dem Werth, wozu ich Herrn Tjäldes Besitzthümer, an Grund und Boden ꝛc. reducirte; Sie beklagen, daß die „juristischen und landwirthschaftlichen Literaturen" die Frage sehr schwebend nennen, nach welchen Regeln Grundstücken in eines Geschäftsmannes Bilanz ein Werth gegeben werden soll, und fügen hinzu, daß, wenn das Obertribunal in Berlin nach den meinigen urtheilte, aller Handel bedroht wäre.

Ich beschränke mich darauf, das Obertribunal in Berlin zu beklagen, das wahrscheinlich in jeder Woche eine bestimmte Entscheidung in Etwas treffen muß, das die juristische und landwirthschaftliche Literatur in der Schwebe bleiben läßt, meine indessen im übrigen, daß der Zustand des Hauses Tjälde damals nicht durch die Genannten beurtheilt wurde, sondern von den Creditoren der Masse durch mich.

Wenn ich das Pfand, wie es vorlag, für besser halten wollte, als was eine augenblickliche Realisation daraus machen würde, so geschah es nicht, weil ich überhaupt unter andern Umständen, und einem andern Mann gegenüber, nicht auch hätte anders handeln können. Darüber läßt sich keine allgemein gültige Entscheidung treffen. Sollte ich einmal die Ehre haben, Ihr Interesse, mein Herr, wahrzunehmen, einem verdächtigen Schuldner gegenüber, so hoffe ich, daß Sie mir danken werden, wenn meine „individuelle" Ansicht von den Verhältnissen Ihr Geld gerettet hat.

Wenn Sie gleichzeitig Mitleid mit dem haben, den ich behandeln mußte, und finden, daß ich zu hart gewesen bin, so daß Sie sich „verstimmt" fühlen, so erlaube ich mir, dieses letzte „individuell" zu finden; ich kann selbst mein Urtheil in dieser Beziehung nicht ändern, wenn etwa mehrere ebenso fühlen sollten.

Ich stehe nämlich schroff Ihnen und diesen mehreren in demjenigen gegenüber, was Sie zu einer „substantillen Sittlichkeitsmacht" erhoben haben wollen. Ich bin ziemlich bejahrt und gehöre zu einer strengeren Schule.

Christiania, den 30. December 1875.

Bereut, Advocat.
(Björnstjerne Björnson.)

* * *

Sehr geehrte Redaction!

In dem Aufsatze: „Christus und Muhamed" (Nr. 52 der „Gegenwart", S. 421) redet Herr Th. Wenzelburger von der „High-Church" in England und nennt sie die verächtlichste „aller Kirchen". Erlauben Sie in Bezug darauf einem regelmäßigen Leser ihres geschätzten Blattes die kurze Bemerkung, daß es eine „Hochkirche" als Kirche überhaupt nicht gibt. Herrn Wenzelburger ist es gegangen wie vielen anderen: er verwechselt eine Richtung der englischen Staatskirche mit dieser selbst. „High-Church" ist nichts anderes als die seit 1833 neu aufgekommene „anglokatholische" (tractarianische oder puseyitische) Partei der „englisch-bischöflichen" oder „Staatskirche", die in England selbst „the Anglican Church", häufiger „the Establishment" oder „the Established Church" (d. h. the Protestant oder Reformed Church as by Law established), auch „the United Church of England and Ireland" heißt, welche letztere Bezeichnung aber seit der Aufhebung der Staatskirche in Irland in Wegfall kommen muß. Eben dieser Kirche gehören außer der „hochkirchlichen" Partei auch ihre Gegner, die „Law Church" (die sogenannte „evangelische" Partei) und die „Broad Church" an. Daraus dürfte sich ergeben, daß es zum mindesten auf einer Ungenauigkeit beruht, wenn man die Begriffe „Staatskirche" und „Hochkirche" identificirt.

Außerdem darf ich wohl die Berichtigung beifügen, daß es eine „Missionsanstalt" in Calw gar nicht gibt, wie auch, daß die Baseler Missionsanstalt gar keine Missionäre in Niederländisch-Indien besitzt. In ihren „Berichten" kann mithin Herr Wenzelburger das nicht gelesen haben, was er als die Quintessenz ihrer Erzählungen mittheilt. Vielleicht ist ihm hier eine Verwechselung mit den Berichten der Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen begegnet.

G. in W., 4. Jan. 1876. **J. K.**

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Inserate.

1843] **Illustrirte Zeitung.** [1876

Wöchentliche Nachrichten über alle Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart, über Tagesgeschichte, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Musik, Theater und Mode.

Auf die in Leipzig seit 1843 wöchentlich erscheinende „Illustrirte Zeitung" werden Bestellungen für 1876 zum vierteljährlichen Preis von 6 Mark in allen Buchhandlungen, Post- und Zeitungs-Expeditionen angenommen. (H. 36749)

Tante Therese.

Schauspiel in 4 Acten
von
Paul Lindau.

8. Elegant geheftet. Preis 2 M. 50 Pf.
erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin, N.W., 32. Louisenstrasse

Instruktive Clavierwerke
von
A. Loeschhorn.

Op. 3. **Etude de Salon.** M. 1.75.
Op. 96. **Aus der Kinderwelt.** Leichte character. Tonbilder. Heft I. u. II. à M. 2.00.
Op. 100. **Aus der Kinderwelt.** II. Serie. Heft I. u. II. à M. 2.25.
Op. 101. **Drei instruktive Sonaten.** Nr. 1. i. C, Nr. 2. i. Am., Nr. 3. i. D. à M. 1.75.
Op. 113. **Leichte u. instruktive vierhändige Stücke.** Heft I., II. u. III. à M. 2.00.
Op. 118. **Charakteristische Studien.** Heft I., II. u. III. à M. 4.00.
Op. 124. 125. 126. **Sechs leichte Sonatinen.** à M. 1.50.
Verlag v. **C. A. Challier & Co., Berlin.**

Für Redactionen!

Ein akademisch gebildeter junger Mann, der bereits literarisch thätig gewesen, sucht Stellung bei einer belletristischen Zeitschrift oder beim Feuilleton einer größeren Zeitung. — Gefl. Offerten sub J. R. 9294. an Rud. Mosse, Berlin S.W., erbeten.

Methode Toussaint-Langenscheidt.

In der **Langenscheidt'schen** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W., ist erschienen:

SACHS' encyklopäd. Wörterbuch
der
französischen und deutschen Sprache.

Von den Autoritäten des Faches, wie **Sanders, Herrig, Schmitz, Diez, Tobler, Bartsch** etc., als das beste seiner Art empfohlen.
(Vergl. Gegenwart Nr. 21. v. 1875.)

A. **Grosse Ausgabe.**
I. Theil (Franz.-deutsch).
cplt. brochirt 28 M., gebunden 32 M.
II. Theil (Deutsch-franz.).
1. April 1874 i. Lfrg. à 1 M. 20 Pf. erscheinend.

B. **Hand- u. Schul-Ausgabe.**
I. Theil (Französisch-deutsch).
broch. 4 M. 50 Pf., geb. 6 M.

In unserem Verlage erscheint demnächst:
Grosse Sonate f. P. u. Violine, Grosses Trio f. P., Violine u. Cello
aus dem Nachlass von
FRANZ BENDEL.

Früher erschienen in unserm Verlage von demselben Componisten:
Op. 126. **Rococco-Tanz** f. P. M. 1.75.
Op. 127. **Kindesträume** f. P. M. 1.25.
Op. 128. **Valse de Concert** f. P. M. 2.00.
Op. 129. **Serbischer Marsch** f. P. M. 1.75.
Op. 130. **Mondnacht auf den Lagunen.** Salonstück f. P. M. 2.00.
Op. 131. **Ballade** f. P. M. 2.50.
C. A. Challier & Co., Musik-Verlag. **Berlin.**

Neuestes Werk über die Marine.
Wurzer, Buch v. d. deutschen Flotte. Preis nur 30 Pf. (Vlg. v. Bültmann & Gerriets Nachf., Varel.)

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

VIONVILLE.
Ein Heldenlied in drei Gesängen
von
E. von Wildenbruch.
Zweite Auflage.
gr. 8. Eleg. brosch. Preis 1 M. 50 Pf., gebd. m. Goldschn. 2 M. 50 Pf.

Deutsche Romanzeitung

Verlag von Otto Janke in Berlin.

Man abonnirt auf das neue Quartal für 3½ Mark bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

bietet für den in guten Lese-Instituten üblichen Leihpreis die neuesten Erscheinungen der beliebtesten deutschen Schriftsteller als Eigenthum. Der neue **Jahrgang 1876** bringt folgende Romane: **Verwaist**, von Golo Raimund — **Die Kinder des Sträflings**, von Balduin Möllhausen. — **Das Buch mit sieben Siegeln**, von Karl Adalbert. — **Benedicta**, von Karl Detlef. — **Des Mißtrauens Opfer**, von A. E. Brachvogel. — **Ein Adjutant Napoleons**, von M. Raven. — **Einen großen Roman** von W. Jensen. — **Feuilleton** von R. Schweichel ꝛc. ꝛc.

Einbanddecken zum 8. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART"
Georg Stilke.

Hierzu eine Beilage von der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin S.W.,
Druck von H. H. Tenßner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 22. Januar 1876. Band IX.

AP 30 G795 v.9 no.4

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ueber den Ursprung und das Wesen der „Reptilien". Plaudereien eines alten Journalisten. I—III. — Die orientalische Frage. Von Rhenanus. — Das Uhrwerk des Verbrechers Thomas. — Literatur und Kunst: Im Paradiese. Roman in sieben Bänden von Paul Heyse. Besprochen von Paul Lindau. II. — Olympia. Von L—l. (Schluß.) — Eine Plauderei mit Victorien Sardou. Von Gottlieb Ritter. — Notizen. — Inserate.

Ueber den Ursprung und das Wesen der „Reptilien".

Plaudereien eines alten Journalisten.

I.

Seit etwa vier Wochen schon wird in Deutschland das Thema der officiellen Presse mit außerordentlichem Eifer discutirt. Man kann kein Blatt in die Hand nehmen, ohne darin auf Berichte zu stoßen darüber, was der Reichskanzler über seine Beziehungen zu der Presse gethan und gesagt hat, oder gesagt haben soll, woran sich dann Erwägungs- und Zweifelsgründe aller Art knüpfen. Wir wollen versuchen, einige Klarheit in dieses etwas verworrene Thema zu bringen. Zu diesem Zwecke müssen wir uns über die Begriffe verständigen und die Thatsachen Revue passiren lassen. Wir bitten jedoch von vornherein den geehrten Leser, sich keinen Hoffnungen auf „Enthüllungen" oder Sensationsnachrichten hinzugeben. Alle diese Dinge sind ziemlich allgemein bekannt. Sie werden nur in der Hitze der Debatten zuweilen von der Parteien Haß und Gunst entstellt. Wir dagegen wollen uns bestreben, sie sine ira et studio nach bestem Wissen und Gewissen darzustellen, indem wir uns auf die Grundfragen beschränken und Nebensächliches mit Stillschweigen übergehen.

Was ist ein „Reptil"?

Dies Wort ist in aller Leute Mund, man denkt sich etwas sehr Schlimmes dabei, aber man weiß nicht recht, was. Die Meisten kennen noch nicht einmal seinen Ursprung, obgleich es seit kaum einem Lustrum erst im Gebrauch ist.

Das Wort hat folgende Entstehung:

Am 29. Januar 1869 hatte das preußische Abgeordnetenhaus die Beschlagnahme der dem König Georg V. ausgeworfenen Fonds discutirt und beschlossen. Am 30. Januar folgte die Berathung des Gesetzes wegen Beschlagnahme des Vermögens des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, welche Beschlagnahme jetzt durch das Aussterben der kurfürstlichen Dynastie hinfällig geworden ist. Der Bundeskanzler und preußische Ministerpräsident Graf Bismarck nahm an beiden Tagen theil an der Debatte. Gegenüber den Rednern der Opposition, der klericalen, sowohl als der radicalen, welche die Agitationen, die von Hietzing und von Horsowitz (oder Prag) ausgingen, wie die Ansammlung einer Welfenlegion auf französischem Gebiet, die Eingabe des Kurfürsten an die Mächte des Auslands, worin er dieselben auffordert, gegen Preußen einzuschreiten und ihm „seinen" Thron wieder zu verschaffen, welche alle diese Dinge als höchst harmlos und gleichgültig darzustellen bemüht waren, gab der Ministerpräsident in wenigen großen Strichen ein Bild, das eigentlich nur den Politikern von Fach verständlich war. Er deutete an, welche Wolken sich seit 1866 zeitweise an dem europäischen Himmel gezeigt hatten, um den Frieden in Frage zu stellen, und wie stets nach Maßgabe der Steigerung einer wirklichen oder scheinbaren Bedrohung des Friedens auch jene Agitationen sich immer mehr gesteigert und einen bedrohlichen Charakter angenommen, welchen er, Graf Bismarck, nicht habe ignoriren dürfen, wenn er sich seiner Pflichten und seiner Verantwortlichkeit gegenüber Preußen und Deutschland bewußt war. „Der schlaftrunkene Kämmerling des König Duncan," sagte er mit einem seiner packenden Gleichnisse, „sah den Dolch des Macbeth nicht; aber die Aufgabe der Regierung eines großen Landes ist es, die Augen offen zu haben und wach zu sein".

Heute sind wir über die Ereignisse besser unterrichtet als damals. Wir wissen, daß infolge der Entrevue in Salzburg der Friede im Westen bedroht war, und daß nur der höchst unerwartete Ausbruch der spanischen Revolution diesen Zettelungen ein Ende gemacht hat. Wir wissen, daß Gefahren auch im Südosten sich zeigten, wo der großrumänische Minister Bratianu bewaffnete Banden in Bulgarien einfallen ließ und gegen Ungarn rüstete, und daß diese Gefahren erst schwanden, als am 28. October 1868 statt des aggressiven Bratianu das conservative Ministerium Ghika-Cogolnitscheanu in den Donaufürstenthümern an die Spitze der Geschäfte trat. Heute, wenn wir diese Reden vom 29. und 30. Januar 1869 lesen und dabei auch an die Ereignisse von 1870 denken, werden wir sie besser verstehen, als damals; — im Gegensatze zu andern Reden, welche wir heute schon nicht mehr verstehen, weil die Nullitäten von damals, um die sie sich drehen, längst der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Gegenüber denjenigen Rednern, welche fürchteten, die Einkünfte der kurhessischen Fonds würden mißbräuchlich zu Spionage verwendet, äußerte Graf Bismarck:

„Ueberall wo Fäulniß ist, stellt sich ein Leben ein, welches man nicht mit reinen Glacéhandschuhen anfassen kann. Dieser Thatsache gegenüber sprechen sie doch nicht von Spionierwesen! Ich bin nicht zum Spion geboren meiner ganzen Natur nach. Aber ich glaube, wir verdienen Ihren Dank, wenn wir uns dazu hergeben, bösartige Reptilien zu verfolgen bis in ihre Höhlen hinein, um zu beobachten, was sie treiben. Probieren Sie doch selbst erst, ob Sie Pech anfassen können, ohne sich zu besudeln".

Er fügte noch hinzu, daß auf diesen Fonds Verpflichtungen hafteten gegenüber dem hessischen Lande, und daß es für die Regierung Ehrensache sei, dieselben gewissenhaft zu erfüllen; und in der That sind die Einkünfte der Fonds vorzugsweise zu Gunsten des Theaters, der Schlösser und Parks und der Kunst-

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

sammlungen weiland Kurhessens verwendet worden. Doch, wir wollen nicht Bekanntes wiederholen, sondern nur constatiren, daß die „Reptilien" vom 30. Januar 1869 datiren.

II.

Das Wort „Reptil" war neu in der parlamentarischen Sprache, welche sich gewöhnlich in ziemlich ausgefahrenen Geleisen bewegt. Es kitzelte das Ohr und nahm die Aufmerksamkeit der Presse in Anspruch. Infolge dessen übertrug sich der naturwissenschaftliche Ausdruck auf das Gebiet der Politik, und zwar vermittels einer bemerkenswerthen Verschiebung.

Es ist ein eigenthümliches Ding mit den politischen Partei- und Schlagworten. Sie ändern, so lange sie überhaupt noch beweglich sind, über Nacht Sinn und Bedeutung. Es ist bekannt, daß z. B. die Parteinamen Wigh und Gueuse (gueux; les gueux, les gueux sont les gens heureux, sagt Béranger) ursprünglich Schimpfnamen waren, welche die Gegner ausgesonnen hatten. Die beschimpfte Partei adoptirte sie, um sie in Ehrennamen zu verwandeln. Sie wurden Parteinamen mit fester Währung, circulirendes Medium vom „legal tender". Aus tollem Schimpf wurden sie ehrbarer, solider, stehender Glimpf.

Mit dem „Reptil" ging es anders. Das geflügelte Wort war gegen die Agenten von Hietzing und Prag gerichtet, namentlich gegen diejenigen, welche mit dem Auslande Beziehungen verdächtiger Art unterhielten, — was bekanntlich in Deutschland infolge unsrer zerrißnen viel- und kleinstaatlichen Vergangenheit für minder schmachvoll gehalten wird als in allen andern europäischen Staaten.

Allein die welfischen, klericalen und volksparteilichen Organe bemächtigten sich des Wortes, um es zurückzuschieben. Sie machten es damit ähnlich, wie mit dem Worte „Culturkampf", welches den Prof. Rudolph Virchow zum Urheber aber in dem vulgären Sprachgebrauch einen Beigeschmack erhalten hat, mit welchem sein berühmter Autor schwerlich einverstanden sein wird. Die Gegner der Politik des Fürsten Reichskanzler, — sowohl diejenigen, welche das Deutsche Reich abschaffen, als auch diejenigen, welche (was im Grunde genommen dasselbe ist) es der Vogtschaft der Kirche, und namentlich eines ausländischen Kirchenobern, unterordnen wollen —, nannten „Reptil" Jeden, welcher in der Presse thätig ist und dabei geheime Beziehungen zu den Behörden hat. Dieser Begriff ist der herrschende geworden, und heute kann man in dem Woltersdorff-Theater hören, wie eine schlesische Bäuerin, sie wird von der Gallmeyer gespielt, unter den Berliner Curiositäten, welche sie zu sehn wünscht, auch den „Reptilienfonds" nennt.

Jene Definition ist freilich außerordentlich dehnbar und unklar. Wir sind daher genöthigt, nachdem wir im Obigen den Ursprung des „Reptils" festgestellt haben, in dem Nachfolgenden dessen Begriff, Natur und Wesen zu untersuchen.

III.

Man wird das „Handbuch des Deutschen Reichs" und das „Handbuch über den königlich preußischen Hof und Staat", beide officiell und von der königlichen Geheimen Oberhofbuchdruckerei von R. v. Decker verlegt, vergeblich nachschlagen, um ein „Preßbureau" darin zu entdecken. Das alphabetische Sachregister des letzteren springt von „Predigerseminar" auf „Priesterseminar", ohne des dazwischen liegenden „Preßbureaus" zu gedenken. Gleichwohl wissen wir, daß der wirkliche Legationsrath Dr. Aegidi, welchen das Staatshandbuch ohne weitere Bezeichnung als vortragenden Rath im auswärtigen Amt, und daß der Geheime Oberregierungsrath Dr. Hahn, welchen dasselbe in gleicher Weise als vortragenden Rath im preußischen Ministerium des Innern aufführt, als Chefs von Preßbureaux gelten, der erstere für das Deutsche Reich und der letztere für den preußischen Staat. Das einzige Preßinstitut, welches wir im Reichs- und Staatsbudget ausdrücklich und namentlich aufgeführt finden, ist „das Institut des preußischen Staatsanzeigers", bestehend aus dem Geheimen Regierungsrath Zitelmann (welcher zugleich neben dem Kreuzzeitungs-Wagener und Max Duncker vortragender Rath im preußischen Gesammtstaatsministerium ist) als Curator und dem Rechnungsrath Schwieger als Redacteur und Rendanten. Wir haben aber diese beiden Herren noch niemals als „Reptilien" bezeichnen hören, wahrscheinlich, weil sie ganz der Oeffentlichkeit angehören, d. h. auf dem Blatt, in dem Staatshandbuch und in dem Budget, genannt sind, während der Begriff „Reptil" den Beigeschmack des Clandestinen hat. Der preußische Staatsanzeiger, welcher jetzt zugleich auch deutscher Reichsanzeiger ist, hat einen streng amtlichen Charakter, jedoch auch einen nichtamtlichen Theil. Die Provinzialcorrespondenz, welche Herr Hahn dirigirt, hat keinen streng amtlichen Charakter, aber auch keinen nichtamtlichen Theil. Sie ist officiös, d. h. man ist zu der Annahme berechtigt, daß nichts darin steht, was bei den Ministern Anstoß erregt, und daß jedenfalls ihre Grundanschauung in allen Stücken ministeriell ist. Zunächst steht sie unter dem Minister des Innern. Allein die übrigen Minister können diesen ihren Collegen requiriren; und das war neulich bei dem Schmerlingartikel offenbar geschehen, und zwar von dem Minister des Auswärtigen. Auch hatten, beiläufig bemerkt, die österreichischen Blätter, welche in dem Schmerlingartikel eine unbefugte Einmischung in innere österreichische Angelegenheiten erblickten, sehr Unrecht. Wenn Herr von Schmerling uns seine Frankfurter Heldenthaten von 1848 und 1863, welche in Wirklichkeit Attentate gegen die deutsche Nation waren, in ruhmrediger Weise vorführte und Wiederholungen derselben in Aussicht stellt, so müssen wir uns sagen: „Das geht uns an" (tua res agitur); und die Pflicht der Aufrichtigkeit, welche die Voraussetzung unsrer Freundschaft bildet, gebietet uns, unsern Freunden in Oesterreich zu sagen, daß wir uns solche großdeutsche Velleitäten verbitten; im Uebrigen freilich mag Herr von Schmerling, was ihm beliebt thun und unterlassen.

So lange die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" officielle Beziehungen hatte, lag die Pflege derselben vorzugsweise in den Händen des Legationsraths Aegidi, der namentlich während der acuten Zeit des Culturkampfs weit mehr that, als Titus der römische Imperator. Der letztere schrieb jeden Tag eine Zeile („nulla dies sine linea"), Herr Aegidi schrieb jeden Tag wohl ein Dutzend Artikel, und es war nicht blos die Norddeutsche Allgemeine, die er versorgte. Auch pflegten sich die Herren von der Presse um Information an ihn zu wenden; und ich verstehe hier unter den „Herren von der Presse" sowohl jene Gelehrten, welche nicht Journalisten, sondern „Publicisten" genannt werden wollen, als auch jene bescheideneren Existenzen, welche mit der Bezeichnung eines Journalisten zufrieden wären, wenn man sie nur mit der des Penny-a-liner verschonen wollte. Die Information wurde mündlich und in den ungezwungensten Formen der Conversation ertheilt. Es ist begreiflich, daß hierdurch die Treue der Wiedergabe nicht gefördert wurde. Die Mittheilungen gingen durch „Media" von verschiedener Auffassung und erlitten dadurch so mannichfaltige Modificationen, daß oft Correspondenten, welche sich derselben Quellen berühmten, in unheilbare Widersprüche und in öffentliche Fehde geriethen, während sie im Stillen sich mit dem Spruche des Fridolin, des frommen Knechts des Herrn, trösteten, welcher lautet: „Herr, dunkel war der Sinn".

Im Allgemeinen ist es bekannt, daß je tiefer der Stein, welchen man in eine Cisterne wirft, sinkt, desto mehr die Schnelligkeit und das Gepolter wächst. Aehnlich wachsen die Stimmungen und die Gerüchte. Was auf der Stirne des ersten „Medium" vielleicht nur ein finsteres Wölkchen war („nubecula cito transitura", sagt der heilige Augustinus), das wird im Munde des dritten „Medium" am Ende gar schon „ein Krieg in Sicht", der ganz Europa in Angst bringt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die orientalische Frage.

Als vor einigen Monaten der Aufstand der christlichen Bevölkerung in der Herzegowina ausbrach und kurz darauf der türkische Staatsbankerott erfolgte, sah sich das erstaunte Europa plötzlich vor der wieder brennend gewordenen orientalischen Frage, welche dringender denn je ihre endgültige Beantwortung erfordert. Mögen auch Einzelne der europäischen Staatsmänner für wünschenswerth halten, dieselbe momentan noch mit Palliativmitteln zu behandeln, so kann man sich doch darüber keiner Illusion mehr hingeben, daß die Tage der türkischen Herrschaft gezählt seien, daß fernerhin das Regiment der Muhamedaner in Europa eine Unmöglichkeit sei. Diesen Punkt muß man sich vor Allem klar machen, denn es gibt noch immer Türkenfreunde genug unter uns, welche eine Belebung des Orients durch Reformen nach europäischem Muster für möglich halten.

Die Türken sind nie die Träger irgend einer Art von Civilisation gewesen. Sie waren kein wanderndes Volk, welches, seine Wohnsitze wechselnd, wie dies in früheren Jahrhunderten öfter der Fall gewesen, auch seine Cultur in die neue Heimat verpflanzte, sondern es waren räuberische Heerschaaren, die einen Einfall in Europa machten. Das griechische Reich, zu schwach diesem Angriff der fanatischen Rotten zu widerstehen, unterlag nach tapferer Gegenwehr und die türkischen Armeen ergossen sich wie ein verheerender Strom über die wehrlosen Nachbarländer, welche alsbald erobert und mit Feuer und Schwert unterjocht wurden. Ungleich den andern Muhamedanern in Africa und Spanien, haben die Türken daher auch nicht staatenbildend wirken können, sondern sie blieben stets die fremden Eroberer, die Herren, welche über Sklaven herrschten.

Durch grausame Unterjochung waren die Türken in den Besitz der Herrschaft in Europa gelangt, durch dieselben Mittel nur wußten sie sich in derselben zu erhalten. Land und Leute wurden als gute Beute betrachtet, die zur Bereicherung der fremden Eindringlinge dienten. Die einzelnen Provinzen waren auf Gnade und Ungnade den zu ihrer Regierung ernannten Paschas übergeben, welche mit der ungezügeltsten Willkür in denselben schalten und walten konnten, vorausgesetzt, daß der Sultan in Constantinopel den von ihm jährlich verlangten Tribut erhielt. An eine Verbesserung des materiellen Wohlstandes der Bevölkerung dachte selbstverständlich keiner der kleinen und großen Herrscher, sondern bis auf das Blut wurden jene gepreßt, da sie in den Augen der Muhamedaner nur dazu da waren, deren Wohlleben zu sichern und zu vergrößern. Entstanden von Zeit zu Zeit in Folge zu harter Gelderpressungen und allzugroßer Grausamkeit in den Provinzen Empörungen, so wurden diese mit stets zunehmender Härte und durch Ströme von Blut unterdrückt. Das Loos der unglücklichen christlichen Bevölkerungen konnte sich nur verschlimmern, denn allein durch die rücksichtsloseste Handhabung ihrer bisherigen Regierungsmethode konnten die Türken ihre Herrschaft behaupten. Aber lange sollte es nicht mehr dauern, daß ihnen die ungestörte Anwendung derselben vergönnt blieb.

Trotzdem das Leben der Christen bei den Türken gar keinen Werth hatte und diese nach Belieben darüber verfügten, konnten sie es dennoch nicht verhindern, daß die christliche Bevölkerung bedeutend an Zahl zunahm und in einzelnen Provinzen den Muhamedanern überlegen ward. Damit fanden die Unterdrückten allmählich wieder ihr Selbstbewußtsein, und es nahte der Augenblick, wo die Christen das sie erdrückende Joch nicht länger tragen wollten noch konnten. In Griechenland, wo das Mißverhältniß zwischen Muhamedanern und Christen am größten war, brach endlich der offene Aufstand aus und es entbrannte ein Krieg auf Tod und Leben. Als aber die Griechen, ungeachtet der verzweifelten Anstrengungen, den geordneten türkischen Heeren zu erliegen drohten, erwachte endlich das christliche Gewissen Europas: es ergriff offen Partei gegen die Ungläubigen und verhalf seinen Glaubensbrüdern zur Freiheit und Unabhängigkeit. Der christlichen Bevölkerung der andern Provinzen war der Weg gezeigt, auf welchem sie hoffen durften mit der Zeit die Befreiung von dem Joch der Moslems zu erhalten. Die Moldau, Wallachei und Serbien zögerten auch nicht dem gegebenen Beispiel zu folgen und mit europäischer Unterstützung eine Stellung zu erringen, welche thatsächlich unabhängig war und nur dem Schein nach die Oberherrschaft des Sultans wahrte.

Für die Pforte war mit der Einmischung der Großmächte in ihre innern Angelegenheiten ein entscheidender Wendepunkt eingetreten: sie stand fortan unter deren Vormundschaft und verdankte ihre Existenz nicht mehr der eigenen Kraft und Macht, sondern der Toleranz Europas, die Türken verloren den Glauben an sich, das Damoklesschwert, welches über ihrem Haupt schwebt, kam ihnen endlich zum Bewußtsein. Die Weitsehenden unter den türkischen Staatsmännern verhehlten sich nicht länger, daß der Anfang ihres Endes begonnen habe. In ihrer Schwäche erkannten sie indessen ein neues Element der Stärke und durch kluge Benutzung der unter den Großmächten herrschenden Eifersucht konnten sie hoffen, die eigene Existenz zu verlängern. Dieses Spiel gelang ihnen über Erwarten, und es ist schwer abzusehen, wie lange sie dasselbe noch mit Erfolg hätten fortführen können, wenn nicht in Folge des Krimkrieges die Berührungen mit Europa so lebhafter und vielfacher Art geworden wären, daß der traurige innere Zustand des Reiches und besonders die verzweifelte Lage der Christen nicht länger verborgen bleiben konnten. So empfanden denn auch beim Abschluß des Pariser Friedens die Westmächte die Verpflichtung, trotzdem sie die Protectoren der Türkei waren, sich des Wohles der christlichen Unterthanen anzunehmen und durch das Verlangen von Reformen deren Loos zu einem erträglicheren zu machen. Mit Versprechungen war man in Konstantinopel denn auch nicht geizig — das Papier ist geduldig —, und man gestand bereitwillig alle Reformen zu, die Europa glaubte verlangen zu müssen; aber diese waren nur todte Buchstaben, und es wurde weiter regiert wie in der Vergangenheit, denn der Koran war und blieb stets oberstes Gesetzbuch: wer nicht an ihn glaubte, hatte nach wie vor keine Existenzberechtigung. Dieses ist der Cardinalpunkt, welcher die vollkommene Unfähigkeit der Muhamedaner erklärt, wirkliche Reformen irgend welcher Art einzuführen. Der Koran lehrt sie, daß sie eigentlich zu Herren der Schöpfung berufen seien, daß das Vorhandensein der Andersgläubigen schon eine Usurpation sei. Können diese nicht vertilgt werden, so müssen sie Sklaven sein, eine Gleichberechtigung zu gemeinsamem friedlichem Leben darf der Türke nicht anerkennen, denn der Koran verbietet es. Aber alle Reformen, welche die christlichen Mächte verlangen, und diese basiren auf der Gleichberechtigung der Christen mit den Muhamedanern, verstoßen gegen die Gebote des Koran. Deshalb kann auch die türkische Regierung nie die Absicht haben, jene zur Ausführung zu bringen, denn abgesehen davon, daß sie nicht die Macht hat, die Opposition der muhamedanischen Bevölkerung zu überwinden, würde sie durch Beiseitesetzung des Koran sich ihrer einzigsten Basis berauben. Wenn man also stets dieses Axiom sich vor Augen hält, daß der Muhamedaner keine Reformen will, weil es ihm der Koran nicht erlaubt — so wird man damit den wahrhaften Maßstab zur Beurtheilung des Werthes aller türkischen Reformversprechungen erhalten.

Unter solchen Umständen scheint es uns aber die Pflicht zu erheischen, nicht länger durch dilatorische Maßregeln die orientalische Frage als eine offene zu behandeln, welche, ein Krebsgeschwür in Europa, jeden Augenblick den Weltfrieden in Gefahr bringen kann. Frieden wollen und müssen wir haben: das allgemeine Interesse erheischt es daher, daß diejenigen dunkeln Punkte am Horizont entfernt werden, welche eine beständige Bedrohung desselben sind. Noch nie war die europäische Constellation eine so günstige wie in dem gegenwärtigen Augenblick zur Beseitigung der Gefahren, welche am Bosphorus den

*

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

europäischen Frieden in Frage stellen. Sämmtliche Großmächte sind durch ein gemeinsames Interesse, welches in dem Bedürfniß nach Frieden gipfelt, vereinigt, und keine kann mehr glauben, an der Erhaltung der Türkei ein besonderes politisches Interesse zu haben.

In dieser Beziehung haben im Verlauf der letzten 20 Jahre die Ansichten nicht nur eine wesentliche Modification, sondern sogar eine radicale Umänderung erfahren. Die Hauptschwierigkeit lag bisher in dem Antagonismus von England und Rußland, indem ersteres wähnte, die Türkei sei reformfähig, und deren Existenz ihm unumgänglich nöthig zur Behauptung seiner Suprematie im Mittelländischen Meer und und zur Sicherung seiner indischen Besitzungen. Durch die seit dem Pariser Frieden von 1856 an gemachten Experimente ist es nun zu der Ueberzeugung gelangt, daß kein politisches Recept mehr den kranken Mann vom Tod erretten könne. Die Times als leitendes Organ der öffentlichen Meinung in England predigt jeden Tag, daß die fernere Erhaltung der Türkei ein Ding der Unmöglichkeit sei; sie habe ihre Unfähigkeit bewiesen, Reformen irgend welcher Art auszuführen, und das Interesse Europas erheische es, ihrer Scheinexistenz ein Ende zu machen. Dieses Aufgeben der traditionellen englischen Politik hat einen doppelten Grund.

Durch die Erbauung des Canals von Suez ist der sicherste und kürzeste Seeweg nach Ostindien erschlossen worden. So lange England über diese Verkehrsstraße unbedingt verfügen kann, findet es seine Stellung im Mittelmeer wie auch seine indischen Besitzungen hinreichend gesichert und bedarf zu diesem Zweck der Türkei nicht mehr. Dieser Ueberzeugung hat es bereits in der letzten Zeit Ausdruck verliehen, indem es, die Geldverlegenheit des Chedive benutzend, die in dessen Besitz sich befindende Hälfte aller Canalactien erwarb. Diese mit Geschick und Entschlossenheit ausgeführte Maßregel ist daher auch nicht als eine reine Finanzoperation zu beurtheilen, sondern vielmehr als eine hochpolitische That, durch welche England direct sein Interesse und seine Theilnahme an den Vorgängen der continentalen Politik documentirte. Andererseits dürfte auch England in dem raschen und siegreichen Vordringen der Russen in Centralasien eine nicht zu vernachlässigende Mahnung erkennen, die türkische Frage aus der Welt zu schaffen, ehe in der Nähe der indischen Grenze russische und englische Truppen mit den Waffen in der Hand beobachtend einander gegenüber stehen werden, und vielleicht ein Krieg zur Erhaltung seines indischen Reiches unvermeidlich geworden ist. Wenn aber England, bisher der mächtigste Protector der Türkei, seine schirmende Hand von dem wankenden Reiche abzieht: wer soll es noch schützen? wer ihm helfen? — Doch Rußland wahrlich nicht.

Seit dem vorigen Jahrhundert arbeitet Rußland mit allen Mitteln, direct und indirect, an der Zerstörung der Türkei. Seine politischen Interessen zwangen es, seine Grenzen bis an das Schwarze Meer vorzuschieben und die Racen- und Religionsgemeinschaft mit der unterjochten christlichen Bevölkerung der Türkei gab ihm hinreichenden Grund, sich in die inneren Angelegenheiten derselben zu mischen. Diese Gemeinsamkeit der Interessen ist aber mehr als ein bloßer Vorwand, sie ist eine bestehende Thatsache, deren das Volk in Rußland sich sehr wohl bewußt ist: dieses Gefühl ist dort viel allgemeiner und stärker vertreten, als man es gemeiniglich glaubt, und wird bei dem in der Bevölkerung herrschenden religiösen Fanatismus in dieser Beziehung ein nicht zu unterschätzender Druck auf die Entschließungen der Regierung geübt, welche nicht so absolut ist, wie man es gewöhnlich anzunehmen beliebt. Vor dem Krimkrieg hatte es Rußland kein Hehl, daß es durch die Zerstückelung der Türkei einen namhaften Ländererwerb machen wolle, um durch den Besitz der Donaufürstenthümer seine Grenze wenigstens bis an die Donau vorzuschieben und Herrin deren Mündung zu sein, sowie auch durch die Einnahme von Constantinopel für seine Flotten den Ausgang in das Mittelmeer zu erhalten. Durch die Bildung von Rumänien müssen diese Pläne jedenfalls eine wesentliche Modification erleiden, indem dieser neue Staat von der Karte Europas nicht mehr zu entfernen sein wird. Auf welche Weise aber Rußland gegenwärtig die Verhältnisse im Orient zu ordnen wünscht, ist nicht recht ersichtlich, da es mit jeder Aeußerung darüber außerordentlich zurückhaltend ist. Nur der eine Punkt dürfte über jeden Zweifel erhaben sein, daß es mit aller Macht darauf drängen wird, die Sperrung der Dardanellen für Kriegsschiffe aufzuheben, dabei auf den Besitz von Constantinopel wahrscheinlich verzichtend, obwohl die Times ihm selbst dies gönnen würde, nun der Suezcanal so gut wie in Englands Händen ist. Jedenfalls befindet sich Rußland in der günstigen Lage, den Zersetzungsproceß der Türkei mit vollkommener Ruhe ansehen zu können, ohne als unmittelbarer Nachbar durch denselben in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Das baldige Ende der türkischen Herrschaft in Europa ist ihm gewiß: es braucht seinerseits nichts zu thun, um deren Auflösung zu beschleunigen, da das gewünschte Endresultat unausbleiblich ist. Trotzdem dürfte selbst Rußland zu dessen Erreichung der gegenwärtige Moment als besonders günstig erscheinen, da die noch ungefährdete und ungeschwächte Allianz der drei Kaiserhöfe eine friedliche Lösung zu garantiren scheint, und die Erfahrungen des Krimkrieges ihm bewiesen haben, daß es ohne Alliirte schwerlich sein Ziel erreichen dürfte: die Unterstützung Deutschlands wird es wohl als einen Act der Dankbarkeit für die im deutsch-französischen Krieg so wohlwollend bewahrte Neutralität ohne Weiteres in Anspruch nehmen.

Deutschland hat glücklicherweise kein directes politisches Interesse bei der Regelung der orientalischen Frage zu vertreten und wird wenig dadurch berührt, von wem die europäische Türkei fortan regiert werden soll, oder in wessen Händen sich Constantinopel befinden wird. Nur gerade insoweit sind wir dabei betheiligt, als es unser gegenwärtiges Bedürfniß erheischt einen Weltkrieg zu vermeiden, die Allianz der Kaisermächte zu erhalten und das dualistische System in Oesterreich-Ungarn zu stützen und zu kräftigen. Wir befinden uns in der vorwiegend günstigen Lage, unser politisches Gewicht als Vermittler und Friedenserhalter in die Wagschale legen zu können.

Weit empfindlicher und unmittelbarer wird Oestrereich als Grenznachbar durch die beständigen Wirren in der Türkei berührt. Nächst Frankreich ist Oesterreich der friedensbedürftigste Staat Europas: nur durch eine längere Friedensperiode wird es im Stand sein, das stets bedrohte Gleichgewicht seines Budgets herzustellen und seinem neuen complicirten Staatsorganismus Lebensfähigkeit zu verleihen. Ein wesentlicher Bestandtheil seiner Unterthanen hat Stammverwandte in der Türkei, deren Leiden sie zu den ihrigen machen. Jede staatliche Erschütterung dort vibrirt in Oesterreich auf eine gefährliche Weise nach und ruft Volksleidenschaften wach, welche, einmal entfesselt, das mühsame und gefahrvolle Werk der Reichsbildung jeden Moment wieder zu zerstören drohen. Oesterreich am wenigsten von allen Staaten dürfte sich mit Palliativen begnügen, um die Scheinexistenz der Türkei noch einmal für etliche Jahre zu verlängern. Sein Interesse erheischt unbedingt einen dauernden Frieden und deshalb definitive Regelung derjenigen Fragen, welche den Frieden Europas wie den Frieden in seinem Innern gefährden können.

Bedenkt man schließlich, daß Frankreich noch zu sehr mit der Ordnung seiner inneren Angelegenheiten und mit der Ausheilung der erlittenen Kriegsschäden beschäftigt ist, um versuchen zu können, im Orient eine maßgebende Stellung einzunehmen und sich von England zu trennen, daß Italien, als sechste Großmacht, weder ein Interesse noch die Macht hat, sich in Opposition zu den nordischen Kaisermächten zu setzen, so muß man nothgedrungen zu der Schlußfolgerung gelangen, daß die politische Constellation für die friedliche Lösung der türkischen Frage nie günstiger war als in diesem Augenblick. Eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit bildet allerdings die Frage, wie man die Erbschaft des todten Mannes theilen solle. Wir

Digitized by Google

fühlen uns auch keineswegs berufen als Rathgeber oder Prophet über diesen heiklen Punkt aufzutreten, denn die Rolle beider ist unter allen Umständen eine undankbare. Hat sich aber die Ueberzeugung allgemein Bahn gebrochen, daß der Türkei nicht mehr zu helfen sei, daß sie trotz aller Irades und Versprechungen weder reformfähig noch reformwillig sei, daß es endlich die gebieterische Pflicht verlangt, uns unsrer Glaubensbrüder anzunehmen und der Anomalie ein Ende zu machen, über Millionen von Christen eine kleine Minorität von Ungläubigen regieren zu lassen, was ein Hohn, eine stete Beleidigung unserer heiligsten Gefühle ist, so wird sich auch unzweifelhaft den Cabinetten der Weg zeigen, um dem politischen Elend der Türkenwirthschaft ein Ende zu machen und die Angelegenheiten des Orients in eine solche Bahn zu leiten, daß sie, ohne eine stete Bedrohung des europäischen Friedens zu sein, einer naturgemäßen Entwicklung entgegengehen können.

Rhenanus.

Das Uhrwerk des Verbrechers Thomas *).

Die Bremerhavener Katastrophe hat die ganze Welt in Aufregung versetzt, und die große Zahl der unglücklichen Opfer ist beklagenswerth genug, um nicht von der ganzen civilisirten Welt betrauert zu werden. Bei all dem schrecklichen Unglück drängt es uns aber auch, den Mann kennen zu lernen, dessen Scharfsinn, allerdings ohne Ahnung davon zu haben, dem merkwürdigsten Verbrecher unsres Jahrhunderts diente.

Durch die Tagespresse ist bereits Jedermann bekannt, daß dieser Mann der in Bernburg wohnende Thurmuhrmacher und Mechaniker J. J. Fuchs ist. Ein Theil der österreichischen Presse will aber mit aller Gewalt diese Ehre auf einen Wiener Uhrmacher, Namens Rind, übertragen wissen. Das illustrirte Wiener Extrablatt macht sogar in seiner Nr. 1, Jahrgang 1876, die geistvolle Bemerkung: „Nachdem der Uhrmacher Fuchs in Bernburg das Rind'sche Werk so bedeutend verschlechtert hat, kommen wir zu dem Schluß: Wir Wiener können doch stolz sein, bei uns ist ein Rind gescheidter, als in Preußen der schlaueste Fuchs". Abgesehen von allem andern — Bernburg in Preußen! —

Wir sind nun in der Lage, von dem Betheiligten eine ungeschminkte, wahrheitsgetreue Erzählung der Entstehungsgeschichte des berühmt gewordenen Uhrwerkes zu bringen.

Einem in Leipzig wohnenden damaligen Uhrenhändler wurde im Monat März des Jahres 1873 durch den dortigen americanischen Consul ein Herr zugeführt, der sich auf der abgegebenen Karte Mr. William K. Thomas nannte, er wünschte einen tüchtigen Uhrmacher empfohlen zu haben, der im Stande sei, ihm ein Werk zu bauen, welches mehrere Tage laufen und schließlich durch den Druck oder Schlag auf einen Mechanismus an einer Maschine einen Einfluß ausüben sollte; darauf aufmerksam gemacht, daß seine Aufgabe nicht so leicht sei, wie er und mancher Laie wohl glauben möge, erklärte Thomas, dies aus der Erfahrung zu wissen, da er schon mit verschiedenen Uhrmachern und Mechanikern erfolglos in Verbindung getreten sei.

Herr J. J. Fuchs in Bernburg wurde dem Thomas als derjenige empfohlen, der seine Aufgabe, sofern sie zu lösen sei, gewiß lösen würde. Ende Ostermesse (April) 1873 kam Fuchs wie gewöhnlich nach Leipzig und wurde dem Thomas zugeführt, letzterer war jedoch damals nicht im Stande, seine Idee oder Aufgabe in deutscher Sprache klar auszudrücken, weshalb Fuchs nicht recht begriff, was verlangt wurde, dem Auftrag auch keine Wichtigkeit beimaß und später nicht daran dachte, denselben auszuführen.

Auf der Weltausstellung in Wien hatte Thomas Gelegenheit, die von Fuchs erbaute Thurmuhr mit frei schwingendem Pendel ohne Steig- oder Hemmungsrad, die bei Männern von Fach so großes Aufsehen erregte, zu bewundern, und er mag sich bei dieser Gelegenheit der Worte des Leipziger Uhrenhändlers erinnert haben, ging aber demungeachtet zu einem Wiener Uhrmacher (wahrscheinlich Rind) und ließ sich ein Werk bauen. Am 9. März 1875 kam er mit diesem Werk nach Bernburg zu Herrn Fuchs; auf dem Kistendeckel klebte noch die Grenzsteuermarke Bodenbach, das Werk selbst war in eine Menge Wiener Zeitungen eingeschlagen, und Thomas konnte nicht genug bedauern, daß das Werk ganz und gar nicht seinen Forderungen genüge und namentlich sehr unzuverlässig sei. Er erzählte Fuchs, daß er seine Uhr in Wien bewundert und auch in dieser Stadt viel Lobenswerthes über seine Leistungen gehört habe, er vertraue daher ganz seinem Genie, ihm aus der Verlegenheit zu helfen, da die Sache jetzt Eile habe. Fuchs gewahrte mit Verwunderung, daß der Mann jetzt ganz leidlich Deutsch sprach, wenn auch noch immer etwas gebrochen, und ließ sich die Aufgabe nochmals stellen.

Thomas sagte, er brauche ein starkes Werk, welches zehn Tage lang durchaus unhörbar ginge, in jeder Lage seinen gleichmäßigen Gang oder Lauf behalte, da er es an der Peripherie eines großen Rades anschrauben würde. Bei der Umdrehung des Rades komme das Werk Kopf über, Kopf unter, am zehnten Tage solle ein Hebel auslösen und eine starke Stange mit großer Kraft herunterstoßen, an dieser Stange würde er dann später den Mechanismus seiner Erfindung anbringen, der dann, mit einem Seidenwebstuhl in Verbindung gebracht, im Stande sei, 1000 Fäden mit einem Ruck zu durchschneiden. Er brauche zunächst ein solches Werk für eine große Seidenweberei in Rußland und würde, wenn das Werk seinen Anforderungen genüge, alsdann noch 20 Stück gebrauchen.

Es ist wahr, Fuchs fand die Aufgabe etwas wunderlich, namentlich hinsichtlich des geräuschlosen Ganges, allein, wer wie Fuchs schon so viel Wunderliches gebaut hat, der kommt ohne vieles Fragen schnell zu dem Schluß, daß es sich um eine Erfindung handle, die der Betreffende nicht Jedem auf die Nase binden kann und will. Fuchs nahm den Auftrag an, zu dem bedungenen Preise von 100 Thalern das Werk zum 1. April 1875 zu liefern.

Jetzt kommen wir zur Ausführung des Werkes und werden sehen, wie schön, einfach und sicher Fuchs diese durchführte. Das Wiener Werk war nicht einmal als Modell zu gebrauchen und wurde gleich bei Seite gestellt. Der Laie wird glauben, daß die Hauptschwierigkeit in der Construction der Schlagstangenauslösung mit ihrer starken Wirkung lag. Das konnte für einen Mann, wie Fuchs, nebensächlich sein, aber ein Werk bauen, welches geräuschlos 10 Tage lang mit einiger Regelmäßigkeit seinen Lauf oder Gang vollende, ist außer von Fuchs noch von keinem erreicht worden.

Er baute ein von zwei sehr starken Federn getriebenes Laufwerk mit Windfang. Da aber ein solches Laufwerk auf die Länge von zehn Tagen niemals regelmäßig laufen kann, und um kein Tick-Tack zu hören, eine Hemmung, die das Werk regulirt haben würde, nicht angebracht werden durfte, so schraubte er an beide Seiten des Windfangflügel feine Stahlfedern, die sich frei bewegende Messingkugeln trugen. Ist das Werk nun ganz aufgezogen, so ist die Kraft der Federn am stärksten und dann sind die Umdrehungen des Windfangs die schnellsten, die feinen Stahlfedern entfernen sich also vom Mittelpunkt (der Achse) des Windfangs, die Messingkugeln legen sich an die Wand eines auf der Platte befestigten Reifens und hemmen so den Lauf des Werkes, allmählich, wenn die Kraft der Federn schwächer wird und die Umdrehungen des Windfangs langsamer werden, treten die Federn mit den Kugeln in ihre frühere Stellung zurück. Auf diese Weise kann natürlich niemals eine mathematische Genauigkeit erzielt werden,

*) Vor einiger Zeit richteten wir an Herrn J. J. Fuchs in Bernburg die Bitte, über das Uhrwerk des Verbrechers Thomas uns eine genaue Beschreibung zu geben. Herr Fuchs glaubte dieser Aufforderung nicht entsprechen zu können, beauftragte indessen einen Freund mit der Abfassung des von uns gewünschten Aufsatzes, und dieser, der sowohl den Mechanismus des Uhrwerks wie überhaupt den Verkehr, der zwischen Thomas und Herrn Fuchs bestanden hat, ganz genau kennt, sendet uns den obenstehenden Bericht, den wir somit als authentisch bezeichnen dürfen.

D. Red.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

aber das so construirte Werk lief gleichmäßig mit einer Differenz von 6 bis 8 Stunden in 10 Tagen.

Wir werden hier an das Ei des Columbus erinnert. Fuchs hat nichts weiter gethan als das System eines Dampfmaschinenregulators angewandt, aber Niemand ist vor ihm auf die Idee gekommen.

Während am Werke gearbeitet wurde, ist Thomas noch zwei Mal nach Bernburg gekommen und freute sich über den guten Fortgang der Sache.

Die Auslösung der Schlagstange ist nun auch auf so einfache sichere Weise construirt, daß wir glauben möchten, der Stoß oder der Fall jenes verhängnißvollen Fasses ist nicht schuld an der zu frühen Auslösung; vielmehr ist anzunehmen, daß das Werk falsch gestellt war. Die Zeitungsberichte sagen ja auch, daß es Thomas sehr unangenehm berührt habe, als ihm der Bremer Uhrmacher gestanden, er habe das Werk aufgezogen. Thatsächlich hat Thomas bei Ertheilung seines Auftrages die Möglichkeit eines Falles oder starken Stoßes nicht erwähnt; es wäre ja ein leichtes gewesen, dagegen Sicherheitsvorrichtungen anzubringen. Die gegebene Aufgabe noch übertreffend, war eine Theilscheibe von 1 bis 10 angebracht, um das Werk in der Gewalt zu haben und an jedem beliebigen Tag auslösen zu lassen.

Am 20. April 1875 kam Fuchs mit seinem Werk nach Leipzig und wurde schon auf dem Bahnhofe von Thomas empfangen. Hatte er schon vorher bei den Begegnungen mit Thomas stets Gelegenheit, die den Americanern eigne Höflichkeit zu bemerken, so überraschte ihn doch diese große Aufmerksamkeit. Beide gingen in ein Zimmer des Hotel de Pologne; das Werk wurde in Thätigkeit gesetzt, auf alle mögliche Weise geprüft und von Thomas die größte Freude über den ganz und gar geräuschlosen Lauf desselben wiederholentlich ausgedrückt. Die Schlagstange wurde mehrere Male ausgelöst, bei welcher Gelegenheit der Mahagonitisch, worauf das Werk stand, erheblich beschädigt wurde, — so groß war der durch zwei starke Spiralfedern bewirkte Druck. Thomas war mehr als befriedigt und mit freudestrahlendem Gesicht bezahlte er außer den 100 Thalern die von Fuchs mehr verlangten 25 Thaler, ohne ein Wort dagegen zu sagen. Das Werk hatte eine Größe von 21 Cm., eine Breite von 31 Cm. und eine Tiefe von 14 Cm. Die Platten waren aus Eisen, alles Uebrige aus Messing und Stahl gefertigt, das Gewicht des ganzen Werkes betrug 40 Pfund und war mit seiner hintern Platte auf eine große Holzplatte geschraubt, mittelst welcher es an dem großen Rade befestigt werden sollte.

Thomas entließ Fuchs unter der Versicherung, daß er ihn bald wieder besuchen würde wegen Lieferung der übrigen Werke. Fuchs hat Thomas nie wiedergesehen, und als nach den Telegrammen die ersten Zeitungsberichte von Thomas und einem Uhrwerke sprachen, wurde es ihm klar, daß seine Arbeit bei jenem entsetzlichen Verbrechen verwandt worden war. Er schrieb bei aller Aufregung sofort an die Staatsanwaltschaft in Bremen, diese sprach in einem Dankschreiben den Wunsch aus, das Wiener Werk an das Amtsgericht in Bremerhaven zu schicken, welcher Wunsch auch sofort erfüllt wurde.

Die Beschaffenheit des Wiener Werkes kennen zu lernen, wird die Leser gewiß auch interessiren, zumal österreichische Blätter wie z. B. die „Neue freie Presse" dem Werke Eigenschaften beilegen, die es durchaus nicht besitzt.

Das Wiener Werk mißt 21 Cm. im Quadrat, hat nur ein Federhaus, ist ebenfalls ein Laufwerk mit Windfang, aber ohne Regulator wie bei dem Schlagwerk einer Uhr, es läuft ganz unregelmäßig, 3, 4, höchstens 5 Tage; die N. F. P. spricht von 12 Tagen.

Bei Construirung der Hebelvorrichtung, von der die Schlagstange gehalten und ausgelöst wird, hat sich der Erbauer von dem alten System des Schlagwerks einer sogenannten Wiener Stutzuhr nicht trennen können. Die Sache ist bedeutend complicirter als beim Fuchs'schen Werk und erscheint mehr als spielender Versuch; kräftige Sicherheit bietet es gar nicht, hat auch nur eine Spiralfeder, die die Schlagstange nach der Auslösung herunterzieht.

Die N. F. P. spricht von einer 10" langen Schlagstange mit Zündnadel oder Zündstift; alles dieses existirt nicht. Die Schlagstange ist höchstens 6" lang und hat an ihrem Ende nichts aufzuweisen. Auch wird von einer Scheibe mit Ziffern gesprochen, die nicht vorhanden ist, auch nichts nützen könnte, da das Werk ganz unregelmäßig läuft.

Es ist für Herrn J. J. Fuchs in Bernburg gewiß ein schmerzliches Gefühl, eine scharf durchdachte kernige Arbeit geliefert zu haben, die so teuflischem Zwecke diente; aber die Ausführung des Werkes selbst ist ein neuer Beweis für die Meisterschaft des genialen Erbauers, der sich schon durch mehrere andere bedeutende Erfindungen in seiner Kunst (namentlich durch die neue Construction der Thurmuhren) einen Namen gemacht hat.

Literatur und Kunst.

Im Paradiese.

Roman in sieben Bänden von Paul Heyse.
(Berlin 1875, Wilhelm Hertz.)

II.

In den zweiten und dritten Plan — man gestatte den der Bühnensprache entlehnten Ausdruck — hat Paul Heyse verschiedene Gruppen von Figuren gestellt, die wohl zu den gelungensten und liebenswürdigsten Schöpfungen des Dichters gehören. Einzelne darunter sind mit besonderer Sorgfalt ausgeführt. Man merkt dem Dichter an, welche Freude er an der Ausführung gehabt hat. Andere sind ganz skizzenhaft gehalten, aber in wenigen Strichen mit einer wunderbaren Schärfe charakterisirt.

Zu den Ersteren rechne ich die altjungferliche Blumenmalerin Minna Engelken, die sich in den bescheidenen Grenzen ihres hübschen Talentes zurechtgefunden und sich allgemach mit ihrer weiblichen Reizlosigkeit um so mehr befreundet hat, als sie zu den bedeutenderen Künstlern, mit denen sie verkehrt, in überaus gemüthlichen kameradschaftlichen Beziehungen steht; ihren Atelier-nachbar, den Schlachtenmaler Maximilian Rosenbusch, gewöhnlich Röschen genannt, der in seiner Werkstatt alles mögliche Gerümpel ansammelt, auf dessen historischen Ursprung er schwört, der die blutigsten Schlachten und gleichzeitig die zartesten lyrischen Gedichte componirt, die Flöte bläst, und weiße Mäuschen füttert, der mit dem philosophischen Franzosen sagt: „pourquoi se priver du superflu, quand on n'a pas le nécessaire?", wenn er am meisten zu thun hat, am wenigsten arbeitet, für lustige Allotria aber unter allen Umständen die erforderliche Zeit findet; ferner den dicken Eduard Rossel, dessen schönes Talent in der Bequemlichkeit des Wohllebens leider zu lange feiert — er erinnert etwas an den epikureischen Doctor aus den „Kindern der Welt" —; endlich den Cornelianer Philipp Emanuel Kohle, der sein Leben für eine „weiße Wand" geben möchte, um diese mit Fresken im großen Stile zu bedecken, der alle möglichen philosophischen Speculationen und Abstractionen in breit angelegten Gemäldecyklen darzustellen trachtet. Durch ihre Lebenswahrheit vornehmlich reizvoll sind die rothe Zenz und der Oberlieutenant Aloys von Schnetz. Diese beiden Figuren: das Mädchen aus dem Volke mit der wunderbaren Mischung von Tugend und Leichtsinn, von gesundem Menschenverstand und schnellfertiger Unüberlegtheit, die durch eine entzückende Herzensgüte mitsammen verbunden werden, und der kunstverständige Offizier a. D., der mit der Welt zerfallen ist, den die Vorurtheile seines Standes anwidern, der sich deswegen dem lustigen Künstlerkreise nähert, allerdings um auch dort nur zu kritisiren, — diese Figuren, von deren gesunder Natürlichkeit man aus einer Anhäufung von Prädicaten keine Vorstellung gewinnen kann, die man betrachten muß, wie Heyse sie selbst gebildet hat, sind geradezu meisterhaft.

Digitized by Google

Mehr im Hintergrunde erblicken wir noch andere in kräftigen Umrissen entworfene: den früheren Schauspieler Elfinger, den ein Unglück von der Bühne entfernt und dem Kaufmannsstande zugeführt hat; den alten Schöpf; die russische Gräfin Nelida im zweideutigsten Parfum und ihren Freund, den Griechen; die beiden Münchener Bürgermädchen Fanny und Nanny; die gut katholische rundliche Wittwe, Frau Babette; den alten Lebemann, den Vater der rothen Zenz, und seine aristokratische Sippe; die Schauspielerin Lucie, Jansens treulose Frau, und ihre vorzügliche Theatermutter; den brutalen altbayerischen Hiesl u. s. w. Unter diesen oft nur ganz discret angedeuteten Gestalten gefällt mir eine, die nur zweimal ganz flüchtig durch die Erzählung huscht, ganz besonders: die schweigsame bleiche Frau von Schnetz, die gute, liebevolle Dulderin, die vor aller Welt ihren Gram verbirgt, keinen Freund, keinen Vertrauten besitzt und sich still abhärmt mit dem Gedanken, das Lebensunglück ihres geliebten Mannes verschuldet zu haben.

Beim Lesen des neuesten Romanes von Heyse wird man zunächst nur durch die künstlerische Form, durch die geistvollen Zwiegespräche und durch die treffenden Schilderungen gefesselt. Wir machen Bekanntschaften, die uns interessiren, aber es geschieht wenig, um uns zu spannen. Die verschiedenen Persönlichkeiten, die kommen und gehen, haben beim Beginn der Geschichte wenig Fühlung mit einander. Sobald aber Paul Heyse diese Beziehungen knüpft, ist das, was der Romanleser „Spannung" zu nennen pflegt, voll und ganz da. Dies geschieht, als Julie in Jansens Atelier in dem soeben ausgeführten Kopfe einer splitterfasernackten Eva ihr wohlgetroffenes Portrait erkennt. Uns selbst überrascht diese Entdeckung nicht minder, als die tiefbeschämte und erzürnte Jungfrau. Wie meisterlich hat es Jansen verstanden, die Gefühle, die das schöne Mädchen in ihm wachgerufen, vor allen seinen Bekannten und vor uns zu verbergen! Deshalb also haben wir ihn eines Abends vor Juliens Hause getroffen! deshalb ist er seit einiger Zeit noch schweigsamer und abgeschlossener als gewöhnlich! Und er hat nie mit Julie gesprochen; in der schönen Hülle, deren Schönheit der Künstler so ganz versteht, ahnt er die schöne Seele, und seine Ahnungen betrügen ihn nicht.

Hier zeigt sich recht deutlich, wie wenig mit dem oft citirten Worte Ben Akibas, das namentlich ganz jugendliche Klugschwätzer mit Vorliebe variiren, bewiesen wird. Die Liebe des Künstlers offenbart sich dadurch der Geliebten, daß diese in ihrem, von dem Liebenden heimlich ausgeführten Portrait ein beredtes Zeugniß der Gesinnungen des stummen Anbeters erhält — das ist zu dutzenden Malen schon da gewesen! Es wäre auch kein Unglück, wenn sich Paul Heyse ein etwas neueres Motiv gewählt hätte. Aber was thut's, wenn die Ausführung so zart, so poetisch ist wie hier!

Der Umschwung im Gemüthe Juliens, von der Empörung über die ihr zugefügte Beleidigung bis zur vollen Erwiderung der leidenschaftlichen Liebe Jansens ist mit unvergleichlicher Wahrheit und Innigkeit geschildert. Man begreift, daß sie den ersten Kuß erwidert, daß ohne Bangen das erste leise „Du" über ihre Lippen geht. Und wie reizend ist der kleine Zug beobachtet: als Jansen die Geliebte plötzlich verlassen, wirft Julie einen flüchtigen Blick auf den Spiegel, freut sich unbefangen ihrer Anmuth, die einen solchen Mann an sie gezogen, und sagt leise vor sich hin: „Julie Jansen". Sie versucht, wie ihr Vorname mit dem Vaternamen des Geliebten zusammenklingt.

An solchen reizenden Einzelheiten ist das Buch überreich. Wie allerliebst ist z. B. des Schlachtenmalers fröhliche Verzweiflung, als er einen Korb bekommen hat. Er redet sich ein, sehr traurig gestimmt zu sein, und auf einmal überrascht er sich dabei, wie er ein lustiges Liedchen trällert. Wie liebenswürdig ist die Scene in der Kirche: der Kuß, den Röschen seinem Bürgermädchen heimlich gibt, als beide sich gleichzeitig bücken, um das Gebetbuch, das ihr aus der Hand gefallen ist, aufzuheben.

Daß Heyse nicht nur anmuthige, sondern auch geradezu ergreifende und hoch dramatische Scenen mit energischer Poesie durchzuführen versteht, hat er schon in den „Kindern der Welt" bewiesen und beweist es hier auf's neue. Man lese die beredten Schilderungen der Vorgänge im Gasthofe am Starnberger See; die Beschreibung des Tanzes, den Felix mit der rothen Zenz ausführt, während Irene entsetzt vom Treppenabsatz aus zuschaut; des nächtlichen Zweikampfes zwischen dem rohen Schifferjungen und seinem vermeintlichen Nebenbuhler! Ach, das Aufzählen ist eine mißliche Sache; zumal das Aufzählen von Schönheiten — man verfällt unwillkürlich in den trockenen Ton eines „catalogue raisonné".

Wenn, wie ich vorhin sagte, die Beziehungen der einzelnen Figuren zu einander in diesem Romane etwas spät geknüpft werden, so hat der Dichter dieselben im weiteren Verlaufe, wie mir scheint, zu fest gezogen und auch solche Gestalten mit einander verbunden, die, nach meinem Geschmacke, besser ledig und ungebunden geblieben wären.

Hier berühre ich den Punkt, den ich für den fehlerhaftesten der Dichtung halte.

Ich stehe vor einer Summe von Widersprüchen, deren Lösung ich vergeblich gesucht habe. Einen Widerspruch finde ich zunächst in dem sich sehr deutlich manifestirenden Wunsche des Verfassers, nicht als der Poet für höhere Töchterschulen und Backfische zu gelten, und in dem Bestreben, trotzdem allen basenhaften Bedenken zuguterletzt gerecht zu werden.

Heyse legt es offenbar darauf an, nicht von jungen Mädchen gelesen zu werden. Er nimmt sich bisweilen sogar überflüssige Freiheiten, die augenscheinlich darauf berechnet sind, die zarte und unerfahrene Weiblichkeit von der Lectüre abzuschrecken. Die ganze Figur der russischen Gräfin Nelida ist nichts anders als eine Scheuche für unschuldige Täubchen. Im Uebrigen ist diese slawische Halbaristokratin, die ein bischen auf allen trüben Gewässern herum abenteuert, von einer erschrecklichen Wahrheit. Man kennt diese irrenden Existenzen, von denen Niemand sagen kann, woher sie kommen, deren Gegenwart undurchsichtig ist, und deren Zukunft Niemand kümmert. Sie sind eben da, leben im Hotel mit ihrem Koffer, mit einem discreten Kammermädchen und sind häufig begleitet von irgend einem dunklen Ehrenmanne, der an einer außerhalb der Controle liegenden Universität als Professor docirt haben will.

An dieser Gräfin Nelida finden die lichtscheuen Mächte, die das Geschick der Helden grausam durchkreuzen, einen natürlichen Halt. Beide sind mit einander wahlverwandt. Die Bundesgenossenschaft zwischen der Gräfin Nelida und der Schauspielerin Lucie, einstens Frau Jansen, ist durchaus logisch. Und auch hier zeigt sich die Ueberlegenheit des neuesten Romans seinem Vorgänger gegenüber. Die Unheilstifter im „Paradiese" sind ungleich feiner und natürlicher, als der allzu teuflische Bösewicht in den „Kindern der Welt", der Candidat Lorinser. Es genügt dem Dichter indessen nicht, die Beiden, Nelida und Jansens Frau, die Schauspielerin Lucie, durch den Corpsgeist des abenteuernden Leichtsinns miteinander zu verbinden: Die Gemeinsamkeit des Hasses muß sie noch fester an einander ziehen. Der Gatte der treulosen Lucie muß auch von Nelida verabscheut werden. Paul Heyse hat das so plausibel gemacht, wie nur möglich; er hat ein starkes Motiv genommen und sich dabei nicht darum bekümmert, ob es anstößig sei. Jansen erfreut sich zunächst des zweifelhaften Vorzugs, von der Gräfin Nelida, wenn auch nicht mit wohlgefälligen, so doch mit verlangenden Augen betrachtet zu werden. Sie hat nicht übel Lust, in dem großen Cotillon des Lebens, den sie seit Jahren durchtanzt, ihm die nächste Extratour zu reserviren. Mit der halb naiven, halb cynischen Gelassenheit der slawischen Halbwelt bittet sie den Bildhauer ihr Portrait zu machen, — ihr ganzes Portrait, ohne irgend welche Beschränkung der räumlichen Verhältnisse. Der ehrliche Jansen ist über diesen sonderbaren Auftrag im höchsten Grade erstaunt, und es entschlüpft ihm in seiner Antwort eine sehr unbedachte und allerdings nicht sehr höfliche Bemerkung, die die Eitelkeit der gefallsüchtigen Russin auf's tiefste verletzt und aus der zur jeder Gefälligkeit bereiten Wohlgesinnten seine tödtliche Feindin macht. Die Ungeschicklichkeit Jansens vergegenwärtigt der Gräfin die entsetzliche Wahrheit, daß ihre Reize am Verblühen sind. Der galante Dichter glaubt nun der Ver-

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

schmähten für die mangelhafte Galanterie seines Helden vielleicht eine kleine Genugthuung schuldig zu sein, und auch dieses Mal war es ihm nicht gut möglich, das Gebiet des Anstößigen zu vermeiden. Die Reparatur, die eine solche Dame für verschmähte Liebe findet, gedeiht eben nicht auf anständigem Boden. Der junge Grieche gibt ihr das Vertrauen zu ihrer Schönheit wieder.

Durch diese Einzelheiten, deren dichterische Berechtigung ich durchaus nicht bestreiten mag, erhält das Buch in der Mitte des zweiten Bandes doch einen Hautgout, der manche Leserin abschrecken wird. Das hat Paul Heyse gerade so gut gewußt, wie es ihm irgend ein Kritiker auseinandersetzen könnte. Und mir gefällt es, daß er die Forderungen seiner Dichtung höher stellt, als die eines prüden Leserkreises. Bis zu diesem Punkte, bis zur Tröstung der Nelida durch den Griechen, gehe ich mit ihm mit. Aber Paul Heyse geht noch weiter, und soweit vermag ich ihm nicht zu folgen.

Wir sind heutzutage nicht allzu zimperlich. Das Vorhandensein und der Erfolg eines Buches, wie des berüchtigten von A. Belot, beweist, daß sogar das Ungeheuerlichste und Schmutzigste durch eine discrete Darstellung sich möglich machen kann. Aber die discrete Behandlung ist obligatorisch. Das ungeschminkte, häßliche, anstößige Wort gibt uns einen Ruck; wir vertragen es nicht. Die Untersuchung der Frage, ob wir im Rechte oder im Unrechte sind, ist sehr gleichgültig. Die Thatsache, daß wir uns unverhüllte Derbheiten im Ausdrucke nicht gefallen lassen, steht fest. Johannes Scherr ist wohl der einzige Schriftsteller, dem man es gestattet, einen jener unzweideutigen Kraftausdrücke aus dem Sprachschatze von Rabelais und Luther zu gebrauchen. Zu diesen gehört auch ein von Paul Heyse auf Seite 53 des zweiten Bandes angewandtes Prädicat, das mir hier — dieser Vorwurf läßt sich sonst niemals gegen den feinfühlenden und tactvollen Schriftsteller erheben — geradezu geschmacklos erscheint. Außerdem ist es überflüssig. Es läßt sich, ohne die Verständlichkeit irgendwie zu beeinträchtigen, durch ein Dutzend erlaubter Umschreibungen ersetzen. Also weg damit!

Diese Einzelheit und die verfänglichen Situationen, denen Heyse nicht aus dem Wege gegangen ist, kann ich mir, wie gesagt, nur aus dem Verlangen des Dichters erklären, das auch Gutzkow in seinen „Rückblicken" ausspricht: vornehmlich von Männern gelesen zu werden. Aber dann ist, wie ich ebenfalls schon andeutete, die ängstliche Rücksichtnahme auf die allerweiblichsten Bedenken, wie sie sich durch die massenhaften Verheirathungen gegen den Schluß des Buches kundgibt, nicht recht zu verstehen.

Schon in den „Kindern der Welt" hatte Paul Heyse eine merkwürdige Neigung, alle ledigen Weiber an den Mann zu bringen, verrathen. Schon damals konnte man sich schwer mit dem Gedanken vertraut machen, daß eine so energische alte Jungfer, wie Christiane, unter die Haube gebracht würde, daß die gute Wittwe Valentin mit dem kleinen Zaunkönig, daß der Doctor mit seiner Soubrette, daß Toinette mit einem langweiligen Aristokraten vermählt würden.

In dem neuen Romane geht's noch bunter her.

Paul Heyse besitzt eine merkwürdige Kunst, das Unverheirathetsein glaubwürdig zu machen. Er schafft wahre Typen von Hagestolzen und Mädchen, die entweder alte Jungfern sind, oder wenigstens die Bestimmung in sich haben, solche zu werden. Der wohlhabende Faulenzer Rossel; Röschen mit seinen weißen Mäusen und seiner Flöte; die liebenswürdige Minna Engelken, die beste Freundin aller Unverheiratheten, und die rothe Zenz, die gar nicht nach dem priesterlichen Segen verlangt, wenn sie nur den Rechten findet, von der man aber niemals glauben darf, daß sie ihre Ehe mit einem Unrechten priesterlich einsegnen lassen werde — das alles sind Figuren, die so unverheirathet sind, wie nur irgend möglich, und die, um in ihrer Liebenswürdigkeit zu bleiben, unverehelicht enden sollten.

Der Dichter hat sie allesammt vermählt! Rossel mit der rothen Zenz, Rosenbusch mit Minna Engelken und noch verschiedene andere dazu.

Wozu diese Concessionen an das Gewöhnliche? Wozu auf die „wilde Rauhheit, die sich Bahn durch Felsen bricht", die „Lauheit und die Flauheit", die Chausseen liebt, folgen lassen? Denn ich kann mich von dem Eindruck nicht los machen, daß diese Ehen allesammt herzlich langweilig werden, und daß die daran Betheiligten, die im unverheiratheten Zustande so liebenswürdig, so charakteristisch waren, dieser schätzenswerthen Eigenschaften durch die Verbindung, die ihnen gar nicht taugt, verlustig gehen. Wer, wie Paul Heyse, den Muth zeigt, dem Conventionellen im Laufe der Erzählung an entscheidenden Punkten zu trotzen, der sollte dieselbe Unverzagtheit auch zuguterletzt bewahren, und sich um den sogenannten „versöhnenden Abschluß" nicht kümmern. Wen verlangt denn überhaupt nach einer solchen Versöhnung? Welchem Leser ist es wohl aufgefallen, daß das Schicksal einer der interessantesten Episoden des Romans, der Gräfin Nelida, mit einem Fragezeichen endet? Würde es nicht geradezu verletzt haben, wenn auch für diese fragwürdige Existenz noch ein Abschluß irgend welcher Art, ein versöhnlicher oder unversöhnlicher, gefunden wäre? Hätte uns der Dichter gestattet, anzunehmen, daß Rossel, der durch den Krieg ruinirt und zu seiner Kunst zurückgekehrt ist, als Maler Schönes leistet; daß Rosenbusch seine Schlacht bei Lützen verkauft und seine Motive, die er während des Krieges angesammelt hat, zu künstlerischen Werken verwerthet; daß die rothe Zenz bei dem wiedergefundenen Papa lustig aufwächst, und wartet, bis der Rechte kommt; daß Minna Engelken nach wie vor ihre Blumenstücke malt und in demselben herzlichen Verkehr mit ihren Freunden bleibt, in dem wir sie kennen gelernt und lieb gewonnen haben — wir wären vollkommen befriedigt gewesen! Und der Gedanke, daß diese uns so sympathischen Freunde „unversorgt" bleiben, hätte uns wahrlich nicht bekümmert.

Am stärksten aber zeigt sich der Widerspruch zwischen der Auflehnung gegen das Conventionelle und der Fügung unter das Conventionelle in dem Verhältnisse Jansens zu Julien.

Bei der Skizzirung des Inhalts dieses Romans habe ich erwähnt, daß Julie, um den durch harte Schicksalsschläge niedergeworfenen Jansen wieder aufzurichten, sich entschließt, sein Weib ohne den Segen der Kirche und ohne die Registratur des Standesamts zu werden. Das ist die eine Seite des Verhältnisses, die Auflehnung gegen das Conventionelle.

Daß diese Kühnheit viele unserer Moralpharisäer in Harnisch gebracht hat, ist ganz natürlich. Nach meinem Erachten würde Julie aber geradezu unsittlich handeln, wenn sie anders handelte. Ich brauche nicht zu versichern, daß ich nicht auf dem radicalen Standpunkte der „freien Liebe" stehe und nicht für die Aufhebung der Ehe und sonstige Forderungen eines utopistischen Zukunftstaates plädire. Daß aber unsere gesellschaftlichen Vereinbarungen und auch diejenigen, die den Grundbau unserer ganzen socialen Ordnung bilden, unter außergewöhnlichen Bedingungen nicht Stand halten und dem Gebot einer höheren Sittlichkeit sich beugen müssen, — das möchte wohl schwerlich zu bestreiten sein. Diese außergewöhnlichen Bedingungen sind hier gegeben. Jansen und Julie lieben sich aus tiefster Seele; nur in ihrer Vereinigung können sie existiren, von einander gerissen, gehen sie zu Grunde. Die Launen und die Bosheit einer Dritten verhindern, daß diese Vereinigung unter den üblichen Bedingungen sich erfüllen könne. Da Jansens Frau nicht in die Scheidung willigen will, bleibt den Liebenden — abgesehen von der Bigamie, für die sich Jansen doch wohl nicht entscheiden mag, — nur die Wahl: entweder zu Grunde zu gehen und zwei edle Existenzen der Gehässigkeit und Caprice eines erbärmlichen Weibes zu opfern, oder sich hinwegzusetzen über das als schicklich Verabredete und als sittlich Festgestellte und Eins zu werden. Julie erkennt dies; sie weiß, daß ihre Liebe ihr den Geliebten und der Welt einen großen Künstler erhält, und sie entschließt sich zu dem Uebergange von der sittsamen zu der nichts versagenden Bräutlichkeit.

Die Thatsache verletzt mich nicht; ich sehe in ihr nur den Ausdruck einer großartig angelegten Natur. Aber die Ausführung will mir, ehrlich gestanden, nicht recht behagen, und ich glaube, sie trägt die Schuld daran, daß man mehr Anstoß daran

Digitized by Google

genommen, als vonnöthen war. Ich bin immer der Ansicht gewesen: gewisse Dinge soll man nicht motiviren. Man macht sie dadurch, daß man sie als gut zu erweisen sucht, eher schlecht. Julie überlegt nach meinem Geschmacke zu viel. Sie spricht zu vernünftig und zu logisch über ihren Entschluß. Sie macht uns das, was wir lieber als aus dem unbewußten Impulse des Herzens geschehen sehen würden, zu plausibel. Sie sollte auch keine Gäste dazu laden, um ihre wilde Hochzeit in fröhlicher Gesellschaft Gleichfühlender zu begehen. Mit der Sache hätte auch das Ceremoniel beseitigt werden sollen. Und wenn man auch Thränen ernsthafter Rührung dabei vergißt, dieses Hochzeitsfest ist doch nur Komödie, — unangenehme Komödie sogar. Hätte sich Julie schweigsam in Jansens Arme geworfen, hätte sie nicht viel Aufhebens von der Sache gemacht, ihre unbedenkliche Hingabe unter den gegebenen Bedingungen als selbstverständlich erachtet, und wäre sie mit dem Geliebten auf und davon gegangen — mir wäre sie liebenswerther, wäre sie sympathischer als jetzt, da sie sich die Richtigkeit ihres Schrittes durch ihre Gesellschaft attestiren läßt.

Gleichviel, die Verbindung Jansens mit Julien ist auf alle Fälle eine kühne dichterische Conception, und da sie nun einmal ausgeführt ist, würde ich dem Dichter Dank gewußt haben, wenn er es dabei belassen hätte.

Aber — und nun kommen wir zu der andern Seite des Verhältnisses, die mir im Widerspruche zu dem eben geschilderten zu stehen scheint — schließlich, sobald seine gesetzliche Frau sich zur Scheidung entschlossen hat, heirathet Jansen nun doch Julien. Dadurch scheint die bisherige Ehelosigkeit eigentlich nur ein Spiel mit dem Feuer gewesen zu sein, an dem sich der Dichter die Finger zu verbrennen fürchtet, und das er rechtzeitig löscht. Da er es nun doch einmal unternommen, uns mit dem Gedanken, daß Julie und Jansen in der außerehelichen Verbindung das reine und ruhige Glück des Lebens finden, vertraut zu machen, und da er uns auf diese Weise über die Grenzlinie des allgemein Anerkannten hinübergeführt hat, hätte er uns nicht in die Schranken des gesellschaftlich Statuirten zurückführen sollen. Denn nun bemerken wir erst, daß wir außerhalb gewesen sind; und die ängstliche Zurückführung beweist, daß man uns zu weit geführt hat.

„Der Kinder wegen" entschließt sich Jansen dazu. Jansen irrt sich. Mag unsere Gesellschaft auch ein solches Verhältniß selbst nicht toleriren, sie ist vorurtheilsfrei genug, um ihre Mißstimmung nicht an der zweiten Generation zu äußern. Wer wird denn heutzutage noch nach dem Trauscheine seiner Eltern gefragt? Die uneheliche Herkunft hat Gott sei Dank aufgehört ein Makel zu sein, und wenn die Kinder tüchtig sind, kümmert sich niemand darum, ob sie in der Ehe geboren sind oder nicht.

Damit hätte ich die Hauptbedenken, die ich gegen das Werk habe, ausgesprochen. Wenn ich noch hinzufüge, daß nach meiner Ansicht Felix den unbewußten Ehebruch zu tragisch auffaßt; daß es wohl richtiger gewesen wäre, wenn er, anstatt auf und davon zu stürzen, und im Gasthofe einen langen Brief zu schreiben, sich mit seinem Freunde ausgesprochen hätte; daß ferner mich das Hineinspielen des Kriegs in die ziemlich zeitlos gehaltene moderne Erzählung einigermaßen befremdet hat — so habe ich alles gesagt, was ich auf dem Herzen habe.

Aber alle diese „Wenn und Aber" schnellen in die Höhe, wenn ich den Genuß, den das hoch bedeutsame Werk Paul Heyses mir gewährt hat, in die Wagschale werfe. Der Roman „Im Paradiese" ist ein breit angelegtes, mit Liebe und Kunstsinn ausgeführtes Werk, das eine liebevolle Aufnahme verdient. Es regt den Geist an, es greift an's Herz, es fesselt im besten Sinne des Wortes.

Paul Lindau.

Olympia.

Von L—l.

(Schluß.)

Unter den öffentlichen Spielen der Griechen: den Pythischen bei Delphi, den Isthmischen bei Korinth, den Nemeischen bei Nemea in der Landschaft Argolis und den Olympischen bei Olympia haben die letzteren die größte Bedeutung und Berühmtheit erlangt.

Der Sage nach wurden die Olympischen Spiele schon von Herakles gegründet, sie kamen aber erst zu größerem Ansehen, als zwischen dem Spartanischen Gesetzgeber Lykurgos 884 v. Chr. und dem Könige Iphitos von Elis auf Anregung des Delphischen Orakels ein Vertrag geschlossen war, nach welchem von den Doriern und Eleern dem Olympischen Zeus alle vier Jahre gemeinsame Opfer bei dem alten Pisa am Alpheios dargebracht werden sollten. Während dieser Zeit der Festfeier und der Wettkämpfe, welche mit derselben verbunden waren, sollte Waffenruhe und Gottesfriede zwischen beiden verwandten Völkern herrschen. Später traten auch noch andere Staaten des Peloponneses in diese Religionsgemeinschaft und den Gottesfrieden ein, und diese Feste und Spiele waren bereits gegen Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. ein allgemeines Nationalfest aller Hellenen des Festlands wie der Inseln und Kolonien, bei welchem sich alle hellenischen Völker als Glieder eines großen Ganzen fühlten. Die Eleer waren die Anordner der Feier, bestimmten die Zeit und verkündeten durch Herolde, daß überall in den griechischen Ländern Waffenruhe während des heiligen Festmonats herrschen müsse, und daß die zu den Spielen reisenden Griechen unverletzlich sein sollen. Wer diesem Gebot zuwiderhandelte, wurde aus der Festgenossenschaft ausgeschlossen, bis er das Vergehen durch Geldbußen an das olympische Heiligthum gesühnt hatte.

Da diese Spiele für das Culturleben der Griechen von großer Bedeutung wurden, so berechnete man auch nach denselben die Zeit d. h. also nach Olympiaden oder Zeitabschnitten von vier Jahren, in welchen die Feier der Olympischen Spiele gesetzmäßig wiederkehrte. Diese Art der Zeitrechnung beginnt aber erst mit dem Jahr 776 v. Chr., wo nach dem Siege des Eleers Koroibos im Wettlaufe zuerst ein ununterbrochenes Verzeichniß der Sieger in den Spielen angelegt und weiter fortgeführt wurde, und hört mit der 293. Olympiade d. h. also mit dem Jahr 394 n. Chr. unter der Regierung Theodosius des Großen, wo die Spiele ihr Ende erreichten, auf. Doch eine derartige Zeitrechnung war nicht gleich allgemein eingeführt und kam erst durch den Geschichtsschreiber Timäus aus Sicilien, ungefähr 300 Jahre vor Christo mehr in Aufnahme, indem bishin die Sitte bestand, die Zeit nach der Amtsdauer der Magistratspersonen zu bezeichnen, in Athen nach dem Archon Eponymos, in Sparta nach dem ersten Ephoros.

Die Spiele begannen am 11. Tage des Attischen Monats Hekatombaion am ersten Vollmonde nach der Sommersonnenwende, also im Juli, bei Anbruch des Tages, nachdem am Abend vorher eine unter Opfern dargebrachte Festlichkeit stattgefunden hatte, und dauerten fünf Tage lang. Anfänglich liefen die Wettläufer nur einmal das Stadion entlang, später zwei und mehrere Male, sogar 12 bis 25 mal, wobei die Läufer während des ganzen Laufes so schnell als möglich mit gleicher Geschwindigkeit rennen mußten. Später kam das sogenannte Pentathlon (Fünfkampf) auf, bei welchem von Einem im Sprung, Lauf, Schleudern des Diskus (Wurfscheibe), Speerwurf und Ringen der Wettkampf unternommen und wenigstens in drei Arten derselben der Sieg errungen werden mußte, um die Palme zu erlangen. In diesen Uebungen gelangten Manche zu kaum glaublichen Leistungen, wie z. B. der berühmte Athlet Milon, von dem erzählt wird, er sei so stark gewesen, daß er mit einem Ochsen auf der Schulter die Rennbahn durchlaufen hätte. Zu den oben gedachten Spielen kam bei größerem

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Wohlstande auch der Wettkampf zu Pferde und der mit dem Zwei- und Viergespann, wobei manche Unfälle vorfielen, wenn die Rosse durchgingen, stürzten oder an einander rannten, Wage zerbrachen oder die Lenker auf der Rennbahn geschleift wurden.

Auch gab es musikalische und dichterische Wettstreite, welche in der Regel den Schluß bildeten. Der Lauf galt indeß von allen Wettkämpfen, weil er die älteste derselben Art war, als der vornehmste und als der ehrenvollste, wenn auch die Reichen, die sich gern mit Prunk umgaben, den Wettkampf im Wagenrennen vorzogen. Die Unfälle kamen übrigens nicht blos bei dem Wettrennen zu Pferde und zu Wagen, sondern auch bei den übrigen Kämpfen, insbesondere bei dem Ringen und dem Faustkampf vor, welcher letztere auch noch zu den verschiedenen Kämpfen hinzutrat. Die Erbitterung erreichte hierbei oft einen so hohen Grad, daß die Gesundheit und selbst das Leben eingebüßt wurde, obgleich es durch strenge Gesetze und bei Verlust des Siegeskranzes verboten war, den Gegner zu tödten. Nichts desto weniger erhöhte die Gefährlichkeit und Grausamkeit der Kämpfe die Lust und das Vergnügen der Zuschauer. Zur Ehre der Griechen muß aber eingeräumt werden, daß der Faustkampf, bei welchem die Faust, um desto kräftigere Schläge austheilen zu können, mit einem ledernen Riemenhandschuh (caestus) bewaffnet war (nur der Kopf war gegen die Schläge mit einer eisernen Kappe geschützt), meist nur von roheren Menschen aus niederem Stande geübt wurde (Pausanias Buch 6 Cap. 9). Das Pankratium, eine Zusammensetzung des Ringens und des Faustkampfes, war weniger gefährlich, da die Kämpfer hierbei, nicht wie bei dem eigentlichen Faustkampf, den Leib des Andern umklammern und festhalten durften, und daher auch die Faustschläge gelinder ausfielen. Bei dem Speerwurf wurde der Speer einfach nach dem bestimmten Ziele geschleudert. Das Discuswerfen bestand darin, daß eine linsenförmige, glatt zugerichtete Scheibe von Metall oder von Stein in kreisender (Hom. Iliade 23, 840) Bewegung geschwenkt und dann mit aller Kraft in die Luft geschleudert wurde, um sie so weit als möglich auf der Erde fortrollen zu lassen. Bei dem Sprunge kam es ebenfalls darauf an, die größtmögliche Entfernung zu erreichen.

Der Zutritt zu den Spielen war, mit Ausnahme der Priesterinnen der Demeter (Ceres), Männern allein gestattet, da die Kämpfer, welche anfänglich nur mit einem Gürtel bekleidet waren, später ganz nackt im Stadion erschienen. Die Frauen der Griechen waren von allem öffentlichen Leben ausgeschlossen. Diejenigen, welche trotz dieser Vorschrift dennoch bei den Spielen erschienen, sollten nach dem hierüber erlassenen Gesetze von einem Felsen hinabgestürzt werden.

Bevor die Athleten und Kämpfer die Arena betraten, mußten sie vor dem Hellanodikes (Hellenenrichter) nachweisen und schwören, daß sie sich 10 Monate lang zu den bevorstehenden Wettkämpfen geübt hätten, daß sie hellenischen Ursprungs, frei geboren und im Besitze der bürgerlichen Ehren seien, auch daß sie keine unehrenhafte List bei den Kämpfen gebrauchen würden. Wenn Jemand dem Entgegenstehendes aussagen konnte, worüber die Herolde das Volk besonders befragten, so wurden die Kämpfer von den Wettspielen ausgeschlossen.

In welcher Weise die musischen, insbesondere die musikalischen und dichterischen Wettstreite gekämpft wurden, namentlich ob das Spiel auf der Flöte, dem Salpinx (Muscheltrompete) und der Cither die gymnastischen Kämpfe begleitete oder getrennt von denselben ausgeübt wurde, ist aus den Angaben der alten Schriftsteller nicht recht ersichtlich. In der Regel hielten die Musikanten bei einem Altar und der Nähe des Stadion ihre Wettkämpfe ab. An andern Orten wie in den Säulenhallen vor den Tempeln oder sonstigen erhöhten Stellen producirten sich Sophisten in Auseinandersetzung der gewagtesten Behauptungen, Rhapsoden im Singen von Bruchstücken aus Werken berühmter Dichter, Maler und Künstler stellten ihre Kunstwerke aus; Dichter, Philosophen und Geschichtsschreiber lasen ihre Werke vor (Lucian in Herod. Cap. 3), nach allen Seiten hin bei dem Volk, welches sich um sie sammelte, Aufmerksamkeit, Gehör und Bewunderung in Anspruch nehmend. Hierbei möge als Curiosum erwähnt werden, daß Euripides, welchem geweissagt worden war, daß er in den Wettkämpfen Sieger werden würde, von seinem Vater zum Athleten erzogen und dann nach Olympia gebracht worden ist, wo er indeß wegen seiner zu großen Jugend als Kämpfer nicht angenommen wurde. Seine Siegeskränze erhielt er erst später, aber nicht als Athlet, sondern als Dichter in den Eleusinischen und Theseischen Kampfspielen.

Die Sieger in den Olympischen Spielen wurden, nachdem sie von dem Herold ausgerufen und mit ohrenerschütternden Beifallsrufen begrüßt worden waren, in den Tempel des Zeus geführt und dann mit Oelzweigen, welche von dem bei dem Zeustempel stehenden Olivenbaum abgeschnitten waren, bekränzt, welche Auszeichnung, so einfach und werthlos sie an sich war, doch zu der Zeit, wo noch Sittenreinheit herrschte, als das Kostbarste galt, was dem Menschen zu Theil werden konnte. Ueberdies genossen die Sieger sonst noch große Ehren und Auszeichnungen, indem auf sie Loblieder gesungen und ihnen Bildsäulen gesetzt wurden; in ihrer Heimat hatten sie den Ehrenplatz bei öffentlichen Schauspielen und Befreiung von öffentlichen Abgaben und Lasten. Auch wurden sie im Prytaneum zu Athen öffentlich gespeist und während ihres ganzen Lebens in jeder Weise geehrt und bevorzugt.

Die bekränzten Sieger brachten dem Olympischen Zeus Dankopfer dar und feierten heitere und festliche Gelage.

In früherer Zeit konnte der Sieg nur durch eigne Kraft, Muth und Geschicklichkeit erworben werden, später wo die Wettrennen zu Pferde und mit dem Wagen aufkamen, begannen aber leider sich Auffassungen geltend zu machen, welche den Schwerpunkt des Sieges auch in andere Verhältnisse verlegten. So war z. B. in der Altis neben der des Reiters auch die Statue seines Pferdes aufgestellt (Pausanias, Buch 6, Cap. 13), da dasselbe, unbekümmert um den von ihm abgeworfenen und im Sande liegenden Reiter, weiter fortgelaufen und zuerst an's Ziel gelangt war. Ferner brauchten bei den Wettrennen zu Pferde und zu Wagen diejenigen, welche die kostspielige Ausrüstung übernahmen, nicht selbst in der Rennbahn aufzutreten, und sie errangen dann durch ihre Diener, die als Rossebändiger und Lenker sich in den Kampf und die Gefahr begaben, mühelos den Sieg. So wurden, wie die Verzeichnisse der Sieger ergeben (das vollständigste Verzeichniß der Sieger findet man in Ed. Corsinis „dissertationes agonisticae"), auch Könige, welche nur die Wagen ausgerüstet hatten, als Sieger ausgerufen, wie z. B. die Könige Gelon und Hieron von Syrakus (Pindar Olymp. 1, 2.), sowie auch mehrere Städte. Alcibiades, welcher, wie Thucydides (Buch 6, Cap. 16) und Plutarch (im Alcib.) erzählen, einmal sieben Gespanne in die Rennbahn geschickt hatte, wurde für drei dieser Wagen als Sieger ausgerufen und gekrönt. Es kam auch vor, daß einzelne Sieger die errungene Ehre Andern zuwiesen, welchen sie besonders zugethan waren oder deren Gunst sie sich erringen wollten. So ließ z. B. nach Herodot (Buch 6, Cap. 103) Cimon an seiner statt den Pisistratus von Athen als Sieger feierlich ausrufen und erkaufte sich dadurch die Rückkehr aus der Verbannung; auch überließ derselbe Cimon ein anderes Mal seinem Bruder den Sieg.

Eine derartige Cession, wenn man es so nennen darf, war indeß nur bei Wettrennen zu Pferde und mit dem Wagen gestattet. Doch kamen auch bei anderen Kampfarten Ungehörigkeiten vor, indem Einzelne zu Geschenken ihre Zuflucht nahmen, um ihren gewaltigeren Gegner zu einer Mäßigung seiner Ueberlegenheit zu veranlassen oder um die Kampfrichter zu bestechen. Welcher Kämpfer einer solchen Handlungsweise überführt war, wurde mit Ruthen gepeitscht, und sein Name nebst dem begangenen Verbrechen durch Inschriften auf Statuen des Zeus, deren mehrere in der Altis aufgestellt waren, der Nachwelt (Thucyd. Buch 5, Cap. 50. Paus. Buch 5, 21 und 62) überliefert.

Trotz dieser Schattenseiten, welche wir im Interesse der Wahrheit nicht verschweigen durften, können die Olympischen Spiele für das Leben des griechischen Volkes nicht hoch genug angeschlagen werden. Denn zunächst gaben sie dieser in viele Staaten zersplitterten Nation einen neutralen Mittelpunkt, in

Digitized by Google

welchem die Eifersucht und Feindschaft der verschiedenen Staaten ausruhen konnte, und dann kamen sie hier allmählich auch zu dem Bewußtsein, daß sie alle Glieder eines großen Ganzen seien, und daß nur durch ein inniges selbstloses Zusammenhalten alle diese Gemeinwesen belebt und gefördert werden und sowohl nach Innen wie nach Außen zu Kraft und Stärke gelangen könnten. So waren die Olympischen Spiele nicht blos eine Arena zur Weckung und Bildung des politischen Sinnes, sondern auch zur Förderung alles geistigen, sittlichen und künstlerischen Lebens, in welchem das ideale Streben dieses begabten Volkes seine schönsten Blüthen trieb. Die begrabene Stätte dieser Spiele, nach drei Jahrtausenden aus dem Zauberschlummer erweckt, wird auch heute noch den erstaunten Epigonen eine reiche Fundgrube des Genusses und der Mittel zur Veredelung werden.

Eine Plauderei mit Victorien Sardou.

Es war am Abend der ersten Aufführung von Sardous neuem Stück „Ferréol" am Gymnase Dramatique. Vor dem Theatergebäude, das schmucklos mitten in den Häuserreihen des Boulevard Bonne-Nouvelle steht und mit der großen nüchternen Freitreppe nichts weniger als einem Musentempel gleichsieht, wogte eine unabsehbare Menschenmenge hin und her. Lange Züge geduldig Queue-Machender harrten auf die Oeffnung des zweiten Bureau, wo die Billets für die billigeren Plätze verausgabt werden, und waren umgeben von mehr als tausend Neugierigen, die gekommen waren, um das fashionable Publicum der Première zu sehen, und umschrieen von den unvermeidlichen Zeitungsverkäufern. Drinnen aber im Peristyl des Hauses standen die Glücklichen, mit ihren sichern Billets in der Tasche, und bildeten fröhlich plaudernde Gruppen. Da waren Helden von der Börse, Träger der besten Namen aus dem Faubourg St. Germain, Größen der Akademie und der Coulissenwelt, Deputirte, eigens von Versailles hergekommen, und besonders viele Ritter vom verfehlten Beruf. Daß das Stück, worüber die Versammelten in wenigen Minuten zu Gericht sitzen sollten, fast ausschließlich den Gesprächsstoff bildete, braucht wohl nicht erst constatirt zu werden. „Ferréol" und Sardou — diese beiden Worte waren auf Aller Lippen. Wer das Publicum einer ersten Vorstellung kennt, weiß gewiß, daß das Gefühl seines Richteramtes, das ihm heute zufällt, es doch im Grunde die von Horaz so sehr empfohlene aequa mens vergessen läßt. Sogar das kühlere Publicum der berliner und wiener Bühnen ist in einer gewissen ganz unverkennbaren Aufregung. Und nun gar der französische, der pariser Publicus! Die kleinen beweglichen Herren sprechen verzweifelt viel und verdächtig schnell und laut, und die in ihren besten Toiletten strahlenden Damen suchen es ihnen noch zuvor zu thun: die Augen Aller blitzen lebhafter als gewöhnlich, die Arme fuchteln fast lebensgefährlich in der Luft, und im Gedräng auf Treppen und Corridoren glaubt man zu schieben und man wird geschoben — wie noch nie. Ja, man ist aufgeregt und man will es sein! Aber wehe dem armen Autor, wenn die Aufregung nicht der Mühe werth war, wenn die große Erwartung sich nicht erfüllt, wenn das Stück mit einem Wort mißfällt! Ja, dann haben die paar hundert Unternehmer für dramatischen Erfolg, die Claque unter dem Lüstre und auf den Gallerien, vergebliche Arbeit: jeder Versuch das Stück zu retten und Tiraden, Abgänge und Actschlüsse energisch zu beklatschen, wird durch die unerbittliche Opposition vereitelt. Mag die Schlachtordnung der Claqueurs noch so scharfsinnig disponirt sein: sie sind doch nur eine verschwindende und mißliebige Minderheit. Eine Stelle begeistert euch zu unbezahlbarer Kraftanstrengung? das Publicum zischt euch nieder. Euer Herz erweicht sich bei einer rührenden Scene und ihr schwenkt auf Commando eure Schnupftücher und bekundet so eure Erregung von Furcht und Mitleid? Ach, ein höhnisches Gelächter des ganzen Hauses spottet eurer Rührung! Das Stück ist einmal des Schweißes der Edlen nicht werth, — und die Fanatiker der ersten Vorstellungen sind furchtbar in ihrem Zorne!

Wenn aber schon das Publicum so aufgeregt ist, wie mag es erst der arme „Dichter" sein! Jacta est alea! er hat keine Macht mehr über sein Werk und hülflos sieht er sich einem Heer von Richtern gegenüber. Selbst wer schon oft dieser vielköpfigen Hydra nahte, selbst ein gewohnter Held des Bühnenerfolgs, wie Victorien Sardou, befindet sich bei einer Première meist in fieberhafter Aufregung.

Ich mische mich unter die Menge befrackter Herren und decolletirter Damen, welche das Foyer des Gymnase füllt. An einem Thürpfeiler gelehnt steht der Correspondent der „Times" mit seinen Collegen vom „Standard", vom „Daily News" und von der „Morning Post". Es sind Engländer, nüchterne, kalte Menschen, — aber auch bei ihnen ist eine gewisse Aufregung nicht zu verkennen. Blos der Berichterstatter des „Daily Telegraph" schaut ruhig und eisig drein und streichelt gelassen seine weiße Cravatte, als handelte es sich blos um eine kleine Execution im Newgate.

„Sehen Sie dort die pariser Vertreter der englischen Presse!" ruft ein bekannter Feuilletonist des „Figaro" und zeigt seinen ihn umstehenden Bekannten die schweigsame Gruppe der Albionssöhne. „Sardou hat ihnen Billets zusenden lassen und damit ein nachahmenswerthes Beispiel gegeben."

„In der That," ergänzt Francisque Sarcey, der strenge Theaterkritiker des „Temps", — „es ist dies eine Höflichkeit, die wir den englischen Collegen längst schuldig sind. Wenn wir in London weilen, so stellen uns die dortigen Theaterdirectoren mit der größten Liebenswürdigkeit ihre Fauteuils zur Disposition. Es ist nichts als billig, daß wir in Paris dem guten Beispiel folgen."

„Umsomehr, als wir Briten die Unabhängigkeit des Herzens doch bewahren werden," — wirft der Correspondent der „Times", H. Stephens, lächelnd ein, denn er hat Sarceys Worte nicht überhört. Die beiden Gruppen englischer und französischer Journalisten vereinigen sich; man wechselt Handschläge, Complimente und landläufige Redensarten ...

Unterdessen hält draußen am äußersten Ende der Freitreppe ein zweispänniger Wagen. Ein Herr steigt aus. Es ist Sardou. Paul Lindau hat einmal das Aeußere des großen Komödienschreibers mit dem eines Candidaten der Theologie verglichen. Dieser Eindruck wird gegenwärtig noch erhöht, da Sardou, der Mode folgend, jetzt einen bis an die Knöchel reichenden schwarzen Wintermantel mit Gurt (Ulster Coat) trägt, wodurch seine hagere Gestalt derjenigen eines katholischen Pfarrers mit Soutane noch mehr zum Verwechseln ähnlich sieht. Rechnet man hierzu noch das bleiche, glatt rasirte Gesicht, die schlichten Haare und die eingefallenen Wangen, so steht der Candidat der Theologie in täuschender Aehnlichkeit vor uns. Nur das Auge, das im Gespräch lebendig wird, verräth vielleicht, daß es weniger im Brevier, als in Komödienbüchern zu lesen gewohnt ist und nichts von religiösem Eifer wissen will.

Der Pseudo-Cand. theol. erklimmt hastig die steinernen Stufen und begrüßt mich. Ich gebe meinem Erstaunen Ausdruck, Sardou in einer seiner Premièren zu sehen, denen er nur selten beizuwohnen pflegt.

„Freilich thue ich es sonst nicht," erwidert der Verfasser des „Ferréol", „ich hasse die Aufregung einer Première. Die lächerlichste Kleinigkeit ruinirt den guten Erfolg eines Stückes. Sie wissen, wie es mir in den „Pattes de mouche" ging? Sie spielen es in Preußen unter dem Namen ... Brief ... Brief ..."

„Der letzte Brief," kam ich zu Hülfe.

„Letzte ... ja ... eine unmögliche Sprache, Ihr Deutsch! ... Nun also, Pattes de mouche! Es handelt sich darin bekanntlich um einen Liebesbrief, der schließlich verbrannt werden soll. Wir sind in der Generalprobe, der Saal ist voll Zuschauer. Man lacht und applaudirt. Die Fidibus-Scene kommt: der compromittirende Brief wird zum Fidibus gemacht und soll nun angezündet werden. Aber o weh! er will nicht Feuer fangen. Daß

Digitized by Google

das Publicum unruhig wird, hat am Ende jetzt wenig zu sagen, aber in mir erwacht der qualvolle Gedanke: Gott, wenn der Fidibus heute Abend in der Première nicht brennen will! Und diese Furcht wird in mir zur fixen Idee. Gewiß, er wird sicher nicht brennen und das Stück ist verloren! Ich verlebte einen abscheulichen Nachmittag. Der Fidibus von heute Abend stand fortwährend vor meiner Seele, feuerfest wie ein patentirter Geldschrank. Ich war in furchtbarer Aufregung. Ich legte mich schlafen, aber der drohende Fidibus verscheuchte den wohlthätigen Schlummer. Ich schritt zum äußersten: ich nahm zehn oder noch mehr Tropfen Opiumtinctur, um mich zu betäuben. Ich trug Niemand auf, mich zur Theaterstunde zu wecken, denn es lag mir nichts mehr daran, meiner Execution im Gymnase beizuwohnen und — der Fidibus brennt ja doch nicht! Ich schlief endlich ein; ich hätte nicht mehr erwachen mögen. Natürlich träumte mir von dem vermaledeiten Fidibus! ... und mit einer Lebendigkeit sag' ich Ihnen! ... Ich sah das ganze Gymnase in Flammen ... die Logen brannten und das Parterre war eine zum Himmel schlagende Lohe. Die Coulissen gleichen Flammen und der Hintergrund einer feurigen Masse. Mitten drin aber stand ich und fühlte heiß und heißer, wie meine Kleider in's Versengen kamen ... meine Beinkleider fielen mir wie Zunder vom Leib und meine Haare tropften wie glühende Wachsthränen zu Boden. In brennender Hand hielt ich den Fidibus, aber er — nein, er brannte nicht!"

„Und Abends?" warf ich nach einer Pause ein.

„Halbtodt vor Aufregung wohnte ich der Vorstellung bei. Glücklicherweise ging Alles gut: der Fidibus fing Feuer und das Stück hatte einen schönen Erfolg. Damals aber versprach ich mir, kein Stück mehr zu schreiben, dessen ganzer Verlauf durch eine solche Aeußerlichkeit bedingt wird und keine Première zu besuchen, deren Erfolg nicht mit Sicherheit vorauszusehen ist."

„Ah, dann ist ja Ihre Anwesenheit ein gutes Zeichen."

„Ich glaube sicher an den Erfolg des »Ferréol«!"

In diesem Augenblick spielten die elektrischen Glockenzüge und gaben das Zeichen zum Anfang. Ein Händedruck — und Sardou verschwand hinter einer Thüre mit der Aufschrift: Entrée des artistes.

Das ästhetische Tribunal ist drinnen im Saale bereits versammelt und trägt die gewöhnliche Physiognomie der ersten Vorstellungen. Im Parterre die Claque, auf den Fauteuils d'Orchestre die Habitués der Premièren und in den Logen die Damen der Halbwelt neben denen der Gesellschaft: Fräcke und weiße Cravaten, weiße Schultern und Diamanten ...

Berlin und die Leser der „Gegenwart" kennen das Stück von der Aufführung am Residenztheater. Es ist mir in diesen Zeilen weniger um den „Ferréol" zu thun, als um den Verfasser dieses Dramas am Abend der ersten Aufführung. In den drei Zwischenacten sprach ich ihn; er hatte allen Grund, mit der Aufnahme zufrieden zu sein. Keine Spur von Aufregung war an ihm zu bemerken; er nahm die Gratulationen seiner Bekannten mit derselben Gelassenheit hin, wie die Einwände gegen die Wahrscheinlichkeit der Handlung und Motive. An letztern fehlte es nicht, doch Sardou hatte stets eine Entschuldigung, eine Verification. Einig aber waren Alle darüber, daß der „Ferréol" zu den bestgemachten Stücken der neufranzösischen Dramatik gehört. Wie kam nur der Mann zu dieser bewunderungswürdigen Bühnentechnik?

Sardou erzählte an jenem Abend einige Episoden aus seiner Carriere, und da sie für das Werden dieses Dramatikers charakteristisch, für Mitstrebende belehrend, für Alle aber interessant sein dürften, so will ich von der Plauderei mit Victorien Sardou etwas ausplaudern.

„Es ist ganz natürlich," sagte der Dichter unter Anderm, „daß ich nicht früh genug anfangen konnte, Theaterstücke zu schreiben. Ich kann mich in der That keiner Periode meines Lebens besinnen, wo ich keine solchen schrieb. Eine Uebung in der Bühnentechnik kann ich allen Schülern, die einmal Meister werden wollen, aus eigener Erfahrung bestens empfehlen. Daß man sich stets an die größten Muster halten soll, ist selbstverständlich, — aber das bloße Lesen thut es nicht allein. Mein Lehrmeister in der Technik der Komödie ist Scribe, dieses große und fruchtbare Talent. Ich studirte seine Stücke nach einer bestimmten Methode. Ich las nämlich nur den ersten Act, worin die Prämissen liegen. Dann nahm ich Feder und Papier und setzte diesen ersten Act mit den gegebenen Voraussetzungen in meiner Weise fort. War ich fertig, so las ich das Stück von Scribe zu Ende und verglich damit meine Fortsetzung. Auf diese Art kam ich hinter Feinheiten und Kunstgriffe, die selbst das kritische Auge des Lesers gar nicht bemerkt und die doch von entscheidendem Gewichte sind."

„So zählen wohl Ihre unbekannten Stücke nach Legionen?" warf Jemand ein.

„Sie sind gar nicht zu zählen. Lassen Sie mich hier nur von meinen serieusen Anfängen plaudern. Ich schrieb mit achtzehn Jahren eine fünfactige Tragödie in Versen, den „Othon le grand"; dann eine Komödie in Alexandrinern: „Les Amis imaginaires". Die Grundidee dieses Stücks habe ich lange Jahre nachher wieder aufgenommen ..."

„Gewiß in „Nos intimes"?"

Sardou nickte und fuhr fort: „Mit Paul Féval, der heute in seinen Theatervorträgen für das théâtre pour tous so eifrig plädirt, schrieb ich zusammen das Drama „Le Bossu". Es ging nicht. Ich brachte dem Director ein ferneres Drama: „Fleur de Liane"; aber der gute Mann starb und man sprach nicht mehr von meinem Stück. Endlich schrieb ich eine Tragödie: „Reine Ulfra", wo folgender Vers vorkam:

„Un trône est trop étroit pour qu'à deux on y tienne".

Ich gab mein Meisterwerk dem damaligen Director des Theaters von Belleville, der zu einer, von der berühmten Rachel organisirten Truppe gehörte, die die Provinz bereiste. Ich eilte mit hoch klopfender Brust zu der großen Tragödin und begann begeistert die Lectüre. Aber schon nach den ersten Versen unterbrach mich die Rachel: „Wo spielt denn eigentlich Ihre Tragödie?" fragte sie. — In Schweden! — „Dann nehmen Sie sie nur gleich wieder mit: ich spiele nur in Griechenland!" Und lachend verabschiedete sie mich. Die „Reine Ulfra" aber vergrößerte meinen Stoß unbrauchbarer Theatermanuscripte."

„Und wie kamen Sie denn en vogue?" fragte ich. „Die Journalistik hat ihr Talent wohl sogleich anerkannt?"

„Ach, seien Sie still mit der Journalistik! Wenn ich reüssirte, so verdanke ich es zum allermindesten der Hülfe unserer Presse. Neue Talente werden von ihr mit Mißtrauen angesehen. Das erste Stück, welches Erfolg hatte, waren die „Premières armes de Figaro". Die Journale gaben den Erfolg zu, setzten ihn aber wie gewöhnlich auf Rechnung der Schauspieler. Rochefort lieferte damals die Theaterreferate für den Charivari und überschüttete mich mit seinen Sarkasmen. Er schrieb meinen Namen auch hartnäckig falsch und mit einem x am Schlusse. Ein Anderer endlich, Edouard Fournier, hatte gleichzeitig ein Stück bei der Komischen Oper liegen, das die „Première barbe de Figaro" hieß. Diese zufällige Aehnlichkeit der Titel hat mir denn auch dieser Herr nie verziehen, und bei jedem neuen Stück von mir beeilt er sich, alle die vergessenen Romane und Dramen zu bezeichnen, wo ich meine Inspirationen suche."

„Vernünftigerweise machen Sie sich aber nichts daraus."

„Nein, gar nichts."

Ein Herr mit intelligentem Gesichtsausdruck, der bis dahin schweigend gehorcht hatte, erhob sich und klopfte Sardou auf die Schultern.

„Bei mir müssen Sie aber eine Ausnahme machen," sagte er. „Wohl haben meine Collegen den Anfänger nicht gerade glimpflich behandelt, aber ich — gestehen Sie's nur — habe Ihnen eine glänzende Carriere vorausgesagt. Meine Correspondenz in der „Indépendance belge" muß Ihnen doch Freude gemacht und Muth gegeben haben."

„Es ist wahr, mein lieber Pène."

„Ja, ich plauderte damals aus, daß Victorien Sardou nicht

Digitized by Google

nur ein hoffnungsvoller Dramatiker, sondern auch ein vorzügliches Medium sei.“*)

Bei diesem Wort schauten alle Anwesenden auf Sardou, in Erwartung, der gutgelaunte Dichter werde sich nun auch über diese mysteriöse Seite seines Wesens äußern. Er aber erhob sich rasch und sah lächelnd nach der Uhr.

„Nun, Sardou? Was sagen Sie?“ hieß es von allen Seiten, indeß der Befragte Hut und Mantel ergriff.

„Daß es sehr spät ist und daß ich nach Hause will,“ war die ausweichende Antwort.

„So entkommen Sie uns nicht!“ rief ein Neugieriger.

„Es ist so,“ sagte der Herr von vorhin, „Sardou steht mit den Geistern auf sehr vertrautem Fuße. Kürzlich stellte sich Einer auf Sardous Schloß in Marly ein und setzte sich ihm in Feder und Tinte. Er bediente sich der Hand unseres Freundes, um das wunderbare Haus Mozarts, ich weiß nicht auf welchem Planeten, zu zeichnen. Es war ein herrlicher Pallast aus Instrumenten der vergangenen und gegenwärtigen Zeit und der — Zukunftsmusik“.

„Hoffentlich spielten sie aber nicht alle zugleich,“ bemerkte ich.

„Spotten Sie nicht, meine Herren!“ rief jetzt Sardou. „Ich gestehe, daß ich glaube, meine besten Stücke unsichtbaren und übernatürlichen Mitarbeitern zu verdanken. Ich schreibe in einem Zustande von Hallucination; ich sehe alsdann ein imaginäres Theater, dessen Schauspieler mir den Dialog dictiren. Ihr Spiel zeigt mir den Gang der Handlung, welche ich von dieser Bühne in der Einbildung auf die weltbedeutenden Bretter verpflanze. Das ist mein ganzes Verdienst, meine ganze Kunst.“

Und schnell, wie um einer Fortsetzung dieses Themas auszuweichen, wandte er sich an mich, indem er dem Ausgang zuschritt.

„Für Ihre Landsleute habe ich noch eine Art Ueberraschung.“

„Wieso?“

„Diese Herren kamen bis jetzt sehr billig zu meinen Stücken. Ich ließ diese in meiner Einfalt gleich nach der ersten Aufführung drucken. Das hatte zur Folge, daß eine ganze Schaar von Uebersetzern sich auf die vogelfreie Beute warf, sie bearbeitete und den Theatern und Verlegern als erwünschte Kost vorsetzte.“

„Ach, wie Sie wissen, gehöre auch ich zu diesen Sündern. Die Uebersetzung Ihrer „Familie Benoiton“ gehört zu meinen ersten dramatischen Stilübungen.“

„Das wird fortan unmöglich sein, denn ich lasse jetzt ganz einfach meine Komödien erst dann drucken, wenn Sie nicht mehr Bühnennovität sind und Ihre Verlagsbuchhändler und Theaterdirectoren das Eigenthums- und Aufführungsrecht schon längst erworben haben. So habe ich wenigstens die Bewerber in der Hand und kann mit ihnen verhandeln und abschließen, wie ich will.“

„Dazu wünsche ich Ihnen von Herzen viel Glück. Sie dürfen aber nicht wieder fünf Milliarden fordern, wie für den ›Rabagas‹!“

Paris. **Gottlieb Ritter.**

*) Wenn dieser Bericht ganz correct ist, so hat Sardou der Pariser Presse entschieden Unrecht gethan. Sie hat — in allen ihren hervorragenden Organen, das Journal des Debats mit Jules Janin an der Spitze — dem jugendlichen Verfasser der „Pattes de Mouche“ wie einem Messias im Lustspiele enthusiastisch zugejubelt. D. R.

Notizen.

Zwei Geheimnisse haben die denkende und schreibende Welt in der letzten Zeit lebhaft beschäftigt: Die Note Andrassys über die Wirren im Orient und die in Berlin tagende orthographische Commission. Die letztere war von augenscheinlich größerem Interesse, denn die orientalische Frage wird in der einen oder anderen Weise einmal gelöst werden und alsdann der Vergangenheit angehören, während die Orthographie, die Deutschland von hier auferlegt werden soll, für alle Zeiten beabsichtigt ist. Das Geheimniß, mit welchem sich die Commission während der Dauer ihrer Berathungen umgab, hatte übrigens seinen guten Grund. Man wollte verhindern, daß die Vorschläge nicht in verfrühter Weise den Witzblättern anheimfielen, ganz ähnlich wie Andrassy die vorzeitige Discussion seines Reformprogramms durch die Presse gescheut hatte. Schließlich konnte Beides der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden, und an Indiscretionen hat es ja auch die Zeit über nicht gefehlt. Man erfuhr bald, daß es der orthographischen Commission namentlich auf eine Beseitigung der Füllbuchstaben ankam, die uns indessen durch langen Brauch lieb geworden sind. Es soll dadurch offenbar Raum und Zeit erspart werden, was unserer rasch lebenden Generation vollkommen entspricht. Wir sind ja fast immer auf der Eisenbahn, für welche auch eine ganze Literatur existirt. Die schönen dreißiger Jahre, wo man in tiefer Ruhe arbeiten, lesen, studiren konnte, sind für immer dahin. Die gemüthlichen Briefe von vier Quartseiten, die den geistigen Verkehr durch ganz Deutschland vermittelt hatten, sind durch Correspondenzkarten ersetzt, und statt dieser sind in vielen Fällen telegraphische Depeschen beliebt. Man gratulirt und condolirt in zwanzig Drahtworten und von späterer Herausgabe eines Nachlasses intressanter Episteln, wie sie Schiller und Goethe nebst anderen literarischen Notabilitäten gewechselt haben, ist keine Rede mehr. Unser Leben ist reicher, voller, aber auch unruhiger geworden. Ob dadurch glücklicher, mögen Philosophen untersuchen. Wer solche Betrachtungen in die bekannte Kategorie der Lobeserhebungen vergangener Zeiten rangiren möchte, der sei auf die Statistik der Nervenaffectionen verwiesen und auf die Nothwendigkeit der Luftcuren, die unseren Voreltern unbekannt war. Jetzt soll nun gar durch Auslassung einer ganzen Reihe von Buchstaben das Niederschreiben dessen, was uns durch den Kopf gehen mag, in ein noch rapideres Tempo versetzt werden. Wir fürchten, die äußere Harmonie vor allem der typographischen Schrift, die in Deutschland ohnehin viel zu wünschen übrig läßt, dürfte nicht dabei gewinnen. Hoffentlich wird die neue Orthographie wenigstens nicht durch Reichsgesetz den Einzelstaaten octroyirt werden. Dagegen möchte man doch im voraus protestiren. Keine Redaction wird sicherlich ihre Mitarbeiter zu der Anwendung einer Reform zwingen, die unseren Gewohnheiten widerstrebt und Jünglinge wie Männer in vorgerückten Jahren ihre Rechtschreibung umzulernen zwingen würde. Man sollte es bei der Umwandlung von Pfunden und Lothen, von Thalern und Groschen in wer weiß welche Decimalwerthe genug sein lassen und nicht Alles von heute zu morgen revolutioniren wollen. Wir sind zum Glück keine Türken, welchen eine Verbesserung ihres Status quo, wie man sich euphemistisch ausdrückt, in irgend einer höflichen Form anbefohlen werden kann. Mit unserem orthographischen Zustand sind wir ganz zufrieden, und für irgend nothwendige Verbesserungen werden wir schon selber sorgen. Die Türkei ist freilich Dank ihrer Verschwendung und Mißwirthschaft in anderer Lage. Der Sultan wird sich trotz alles Sträubens dem europäischen Druck nicht entziehen können und schließlich nachgeben müssen. Die Börse hat sich neulich einmal wieder auf die Nachricht des ottomanischen Protestes hin ganz unnöthigerweise allarmiren lassen. Ueber die Art und Weise, wie politische Nachrichten auf die Finanzleute wirken, ließe sich ein Buch schreiben, aber es würde wenig helfen. Die Besucher des Fortunatempels in der Burgstraße sind ebenso unberechenbar wie unverbesserlich, ganz wie ihre Collegen der Rue Vivienne in Paris. Hinterher beklagen sie sich über die Presse, und ginge es nach ihren Wünschen, würde in den Räumen des Börsengebäudes mit faustdicken Lettern angeschlagen: Vor Zeitungsschreibern wird gewarnt! Vortheilhafter wäre ein gewisses Maß von selbstständigem Nachdenken und der Versuch, sich gegen scheinbar bedrohliche Wendungen im Orient, die auch weiterhin nicht ausbleiben werden, etwas zu stählen. Die Herren wissen doch sonst gut zu rechnen und sollten in der Schätzung politischer Dinge endlich die Kinderschuhe ablegen. Als bei den Ver-

Digitized by Google

handlungen in Versailles Herr Thiers von der Zumuthung der fünf Milliarden zuerst nichts hören wollte und behauptete, eine solche Menge Franken ließe sich gar nicht zählen, und wenn man von Christi Geburt angefangen hätte, soll sein Widerpart entgegnet haben: Ich habe Jemand bei mir, der von Erschaffung der Welt zählt, und der wird schon damit fertig werden! Die Intelligenz moderner Finanziers ist denn auch von keiner Seite bestritten. Um so räthselhafter bleibt, wie sie sich durch den Scenenwechsel der hochpolitischen Komödie, welche man die orientalische Frage nennt, Schlaf und Appetit stören lassen können.

* * *

Das japanesische Postwesen.

Kürzlich ist uns ein seltsames Document zugekommen: Der vom 30. Juni 1875 datirte Bericht des Postdirectors von Japan über das Postwesen dieses Landes —, ein Bericht, ebenso zusammengestellt wie die Berichte europäischer Postdirectionen, aber doch ganz anders anmuthend, wenn man bedenkt, um welches Reich es sich da handelt! Dieses Heftchen spricht Bände zur Ehre jener Inseln im äußersten Osten Asiens und ist ein eclatanter Beweis von der Rapidität des Fortschritts, den die moderne Cultur in Japan macht.

Postinstitutionen nach europäischen Begriffen existiren in Japan erst seit dem Jahre 1872. Die Einnahmen der Postämter bestehen hauptsächlich aus dem Erlös für Porto, Marken, Karten und dgl. Francaturbehelfen; die Ausgaben aus Gehalten, Bauten, Unterhalt von Wagen und Pferden, Möblirung der Postämter, Druckkosten u. s. w. Während des am 31. December 1874 vollendeten dritten Geschäftsjahres betrugen die Einnahmen 352,244·89 Yen. Die directen laufenden Spesen beliefen sich auf 475,541·27 Yen, die anderen Ausgaben (Bauten, Reparaturen ꝛc.) auf 26,649·44 Yen. Daraus ergibt sich ein Deficit von 42.6 Procent. Dabei waren aber die letztjährigen Einnahmen sogar um 56 Procent höher als die von 1873; die Ausgaben sind daher kolossal gestiegen. Die Steigerung der Einnahmen läßt sich erklären aus der Vermehrung der Postlinien und Postämter, aus der wachsenden Beliebtheit der alten Postlinien, sowie theilweise aus der Zunahme der Zahl der erscheinenden Bücher, Zeitungen und Broschüren. Das Anschwellen der Ausgaben rührt hinwiederum von der Errichtung des Hauptpostgebäudes in der Hauptstadt und zahlreicher Provinzämter her, ferner von der Vermehrung der Linien. Für 1875 rechnet man auf ein Deficit von 90,000 Yen. Natürlich, denn die Routen und Bureaux, die fortwährend eröffnet werden und die bis in die entlegensten Gegenden sich erstrecken sollen, kosten sehr viel, während sie vorläufig nur wenig einbringen. Es scheint der japanesischen Regierung ernstlich darum zu thun zu sein, für die Bequemlichkeit ihrer Unterthanen zu sorgen, ohne die damit verbundenen Opfer zu scheuen; sie scheint wohlweislich zu bedenken, daß diese Opfer sich im Laufe der Zeit sehr gut rentiren können. Ein anderer Umstand tritt hinzu, um das Deficit zu vergrößern. Bisher sind die Postfunctionen in den Provinzen zumeist in den Händen von Privatpostmeistern, die für das Versehen derselben einen äußerst geringen Gehalt beziehen; sie haben sich bisher damit zufrieden gegeben, weil sie, wie der Bericht sagt, „stolz waren, der Regierung zu dienen, weil sie, den Werth des Postwesens einsehend, es für ehrenvoll hielten, ohne große Belohnung das öffentliche Wohl zu fördern". Der Postdirector fügt nun hinzu, daß keine Aussicht vorhanden ist, dieser ideale Zustand werde noch länger vorhalten; es werde daher nöthig sein, die Postämter in eigne Regie zu nehmen, was natürlich höhere Beamtengehalte zur Folge hat. Ein bedeutender Spesenposten ist auch zum Theil das Zeitungswesen; das für den Transport eines Theiles der in Japan erscheinenden Blätter erhobene Porto bildet nur den fünften Theil der darauf haftenden Auslagen. Je mehr also, desto schlechter! Während 1873 nur 526,000 Exemplare expedirt wurden, betrug die Zahl der 1874 versandten Exemplare bereits 2,630,000 (= + 400 Procent).

Während des letzten Jahres betrug der Umsatz in gewöhnlichen Briefen 16.7 Millionen Stück, in recommandirten 0.27 Millionen Stück, in Buch- und Musterpacketen 33.824.! Frei von Francatur und Porto waren 178.109 Stück. Die Postrouten hatten Ende December eine Länge von 25.217 engl. Meilen, was einem Plus von 87.6 Procent gegen das Vorjahr entspricht. Es bestanden Ende 1874 3.244 Postämter (gegen 1500 Ende 1873), 617 Privatmarkenverkäufer, 476 Straßenbriefkasten. 18.726 Briefe waren falsch oder unvollkommen adressirt, davon wurden jedoch, nach geschehener Nachfrage, 14.689 an Mann gebracht; die übrigen gingen an's Bureau für unbestellbare Sachen. Natürlich fehlte es auch nicht an Diebstählen und Raubanfällen; der Postdirector berichtet ganz ungeschminkt darüber. Wir wollen nur erwähnen, daß für 562·37 Yen Geld und für 770·42 Yen Marken gestohlen und Postwagen um 1085·13 Yen beraubt wurden; das meiste wurde eruirt und ersetzt. Die Zahl der gestohlenen Briefe betrug 480, die der verlorenen blos 24. — Alle diese Daten zeugen von einer interessanten und vielversprechenden Entwicklung des japanesischen Postwesens. K.

* * *

Vom Büchertisch.

Frankreich und England in Nordamerica.

Die Pioniere Frankreichs in der neuen Welt von Franz Parkman. Das Ancien Régime in Canada von demselben.

Vom Verfasser genehmigte deutsche Uebersetzung mit einem einleitenden Vorwort von Dr. Friedrich Kapp, Mitglied des Reichstags. Stuttgart 1875. 1876, Aug. Berth. Auerbach.

Es gibt verschiedene Arten, Bücher zu recensiren. Entweder schreibt der Recensent das Buch so vollständig aus, daß der Leser der Recension sich der Mühe überhoben glaubt, das Buch selber zu lesen; oder der Recensent sagt für den Fall, daß er das Buch für empfehlenswerth hält, nur so viel, als nöthig ist, bei seinem Leser das Verlangen nach Erwerb und Kenntnißnahme des Buches zu wecken. Die letztere Methode scheint uns im Interesse des Autors und des Publicums, des Gemeinwohls und der Wissenschaft den Vorzug zu verdienen; und wir wenden sie in dem vorliegenden Falle um so lieber an, als Herr Parkman in den oben genannten Büchern und in denjenigen, welche noch folgen werden, uns Deutschen ein Gebiet erschließt, welches uns bisher vollständig terra incognita war, während uns das wissenschaftliche wie das praktische Interesse gebietet, uns Kenntniß davon zu verschaffen.

Herr Francis Parkman, der am 16. September 1823 in Boston, der geistigen Capitale der „Vereinigten Staaten", geborene Sproß einer alten und angesehenen Puritanerfamilie, hat sein Leben der Aufgabe gewidmet, die Colonisationsversuche und die wirklichen Colonisationen Frankreichs in der Neuen Welt, die Art, wie es seine americanischen Colonien regierte, seine Kriege mit England und mit den Rothhäuten, und endlich den großen Kampf, den auf der einen Seite die Monarchie, der Feudalismus und der Katholicismus, auf der andern Seite die Demokratie, die Republik und der Protestantismus auf dem Boden von Nordamerica um die Oberherrschaft geführt haben, und der mit dem Unterliegen der älteren Trias geendigt hat, zu erforschen und zu beschreiben. Herr Parkman hat nicht aus zwölf vorhandenen Büchern ein dreizehntes gemacht, sondern seine Geschichte und deren Schauplatz mit der größten Hingebung studirt. Er hat wiederholt die Gegenden bereist, wo Frankreich und England mit einander um America rangen; er hat Monate lang unter den Dakotahs und unter anderen Rothhautstämmen verweilt, in deren Wigwam gewohnt und sie auf ihren Jagdzügen begleitet; er hat die Prairien und die „Rocky Mountains" durchschweift, und weiß uns Land und Leute mit bewundernswerther Anschaulichkeit zu schildern, (wobei wir gelegentlich auch erfahren, daß die Schilderungen, welche uns James Fenimore Cooper vor vierzig Jahren in seinen „Quellen des Susquehannah" und in seinen „Letzten Mohikanern" gab, in Betreff der historischen Treue viel zu wünschen übrig lassen). Sodann hat Herr Parkman nicht nur die vorhandenen Geschichtsquellen genau studirt, sondern auch eine Reihe neuer Urkunden und Aufzeichnungen, sowohl auf americanischem als auf europäischem Boden, neu entdeckt und in den „Anmerkungen" extrahirt. Aber er versteht nicht nur Geschichte zu erforschen, sondern auch Geschichte zu schreiben. Sein großes Buch, welches den Gesammttitel führt „Frankreich und England in Nordamerica, geschichtliche Erzählungen" und in folgende einzelne Werke zerfällt:

1. Die Pioniere Frankreichs in der Neuen Welt, 1865;
2. Die Jesuiten in America im siebzehnten Jahrhundert, 1867;
3. Das Ancien Régime in Canada, 1874;
4. Die Entdeckung des großen Westens, 1864,

ist ein Muster historischer Darstellung, welche es versteht, die Personen zu beleben, und die Ereignisse im Flusse zu halten; und wenn der Verfasser auch noch so strenge ist in Beurtheilung der Fehler, welche Frankreich in America gemacht hat, (und als solche zu bezeichnen sind: Despotische Reglementirungs- und Regierungswuth von Paris aus, wo man

Digitized by Google

nicht das geringste Verständniß hatte von den Verhältnissen des Landes jenseits des Wassers, und die tollen Bemühungen der europäischen Junker- und Priesterkaste, ihre feudalen Antiquitäten und klericalen Curiositäten, welche sogar in Europa schon nicht mehr recht gedeihen wollten, neu anzupflanzen in dem jungfräulichen americanischen Boden), so ist er doch voll Gerechtigkeit gegen die Personen, indem er dem Glaubenseifer, dem Patriotismus und der Opferwilligkeit des Adels und des Klerus volle Anerkennung zutheil werden läßt; und so gibt er uns denn ein farben- und formenreiches Bild von den Thorheiten und den Tugenden, den Thaten und den Dummheiten seiner Helden, der französischen „Pioniere im Westen". Während der erste der oben genannten beiden Bände diesen Pionieren gewidmet ist, bildet den Glanzpunkt des andern die Schilderung der eben so wohlmeinenden als verkehrten und erfolglosen Experimente des sogen. „aufgeklärten Despotismus" des Grand-Monarque Louis XIV., welcher heute das Land einer ausbeutungslustigen Handelsgesellschaft, mit hundert Monopolen und Privilegien, preisgibt, morgen dasselbe einem Bischof und einer vorzugsweise aus Jesuiten bestehenden Priesterschaft ausliefert, um dann übermorgen, wenn er merkt, daß die Kirche den Staat aus dem Besitze der Gewalt hinauszudrängen versucht, seine Offiziere und Soldaten schickt, sowie einen Gouverneur und einen Intendanten, welche jedoch der eifersüchtige König so zu einander stellt, daß sie sich gegenseitig nicht nur controliren sondern auch paralysiren mußten; daneben wollte die „väterliche Regierung" in dem neuen Lande alle wirthschaftspolizeilichen Vorschriften des alten Europa, Stapelrechte, Marktzwang u. s. w. einführen; sie schickte Schiffsladungen von Frauen hinüber, zusammengelesen aus allen französischen Armen- und Krankenhäusern, und unterstützte diese Sendung von „Königsmädchen" durch Prämien für Eheschließung und zahlreiche Kinder. Kurz, der „L'état c'est moi" wollte alles und konnte nichts.

Herr Parkman hat eine ganz neue historische Quelle erschürft, die mit frischem und anmuthigem Rauschen durch das Dunkel und die Einsamkeit der kanadischen Wälder hindurchbricht, um sich, später zu einem mächtigen Strom angewachsen, in den großen Ocean der Weltculturgeschichte zu ergießen.

Diese culturhistorischen Perspectiven weist mit gewohntem Geist das einleitende Vorwort des americakundigen deutschen Reichstagsabgeordneten Kapp nach, welchem das deutsche Publicum dankbar sein muß für die Einführung eines so vortrefflichen Autors.

Die Uebersetzung ist gut und lesbar. **K. B.-W.**

* * *

Bonifacius
der Apostel der Deutschen und die Romanisirung von Mitteleuropa.

Von A. Werner.

(Leipzig 1875, Weigel.)

Der Verfasser dieser geistvollen und gelehrten kirchenhistorischen Studie ist ein protestantischer Pfarrer, der liberalen Richtung angehörend, mit der Methode und dem Rüstzeug der kritischen Forschung wohl vertraut, voller Verständniß für den innigen Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit, des geschichtlich Gewordenen mit dem geschichtlich Werdenden. So erscheint er besonders geeignet, an die Lösung einer Aufgabe sine ira et studio zu treten, die mit den kirchenpolitischen Kämpfen der Jetztzeit, des Staates mit dem Papismus, so viele Berührungspunkte gemeinsam hat, ja den Keim und Ausgangspunkt für den großen Entscheidungskampf zwischen dem Papstthum und den weltlichen Gewalten bildet, der das ganze Mittelalter hindurch die Welt mit Waffenlärm erfüllte und jetzt erst auf geistigem Felde zum Austrag gelangen soll. Und Werner verdient das Lob, eine wissenschaftliche Arbeit, keine tendenziöse Parteischrift gegeben zu haben. Er tritt dadurch zu seinem Vorgänger Seiters, dessen Buch bisher als die bedeutendste Arbeit über Bonifacius galt, in einen wohlthuenden Gegensatz, da es dem letzteren nur darum zu thun war, durch Bonifacius die katholische Kirche zu verherrlichen. Seiters' Buch, das schon 1845 erschien, genügte überhaupt nicht mehr dem heutigen Standpunkt der Forschung; nach ihm haben Rettberg und Andere das Wort ergriffen, die Quellen sind inzwischen sorgfältiger untersucht worden, und Werner befriedigt mit seiner zusammenfassenden, selbstständigen und abschließenden Arbeit ein wahres Bedürfniß. Namentlich die Hauptquelle für das Leben und Wirken des Bonifacius, seine Briefe, sind erst vor wenig Jahren mustergültig durch den verstorbenen Jaffé edirt worden, Düntzelmann u. A. haben dieselben kritisch untersucht — der Verfasser scheint die Arbeit Düntzelmanns übersehen zu haben —; auch die alte Lebensbeschreibung des Bonifacius hat inzwischen einen Platz in den Monumenta Germaniae gefunden. Aber immer noch bleiben die Quellen selbst schwierig zu erklären, die Briefe namentlich leiden an trockner Kürze, geschraubtem Stil, Zweideutigkeit, so daß hier dem Scharfsinn des Erklärers noch ein weiter Spielraum gelassen ist.

Doch ich verliere mich in wissenschaftliche Details über ein Buch, das nach Anlage und Darstellung für einen größeren Leserkreis berechnet ist. Wir können diesen Entschluß des Verfassers nur freudig begrüßen und hätten nur gewünscht, daß derselbe uns überall auch nur seine Ansicht vorgetragen und die Discussion über streitige Punkte ganz vermieden hätte. Es kann dem Laien zwar nicht gleichgültig sein, ob ihm nur die Rolle des Nachsprechens oder des Urtheilens zugedacht wird; aber es liegt doch die Gefahr nahe, daß der nicht sachkundige Leser vorschnell ermüde und den Faden des Ganzen verliere. Zudem ist das Buch stark angeschwollen, 450 Seiten circa bei solch engem Druck! Dennoch möge sich Keiner, dem es um ein ganzes und ein volles Verständniß für die Entwicklung der päpstlichen Macht in Deutschland zu thun ist, die Lectüre des Werner'schen Buches entgehen lassen.

Die Gestalt des großen Missionars ist eine der anziehendsten des früheren Mittelalters, gleich bedeutend nach der politischen, wie kirchlichen und culturhistorischen Seite. Von dem Mittelpunkte seines Wirkens aus knüpfen sich alle Fäden, die das Netz der römischen Hierarchie über Deutschland ausspannten. Unter drei Päpsten, ein volles Menschenalter hindurch, hat er die ganze kirchenpolitische Entwicklung in seiner Hand gehalten und seit Gregor I., dem Großen, und Gregor VII. ist Bonifacius unbedingt die bedeutendste Kraft, welche auf die Geschichte der Christenheit eingewirkt hat. Ganz erfüllt von hohen Idealen, ganz hingegeben dem Dienste der römischen Kirche, hat er gleichwohl dem römischen Stuhl gegenüber seine selbstständige Haltung bewahrt und sich nicht gescheut, dem Stellvertreter Gottes auf Erden die herbsten Vorwürfe zu machen, der ihm nur da als unfehlbar gilt, wo sein Thun und Lehren mit dem Geist der katholisch-hierarchischen Weltordnung identisch ist. Eben diese Weltordnung will Bonifacius in Deutschland und Europa einführen. „Die Romanisirung, die Aufnöthigung des römischen Primates und des römischen Rechtes, darin besteht die Leistung des Bonifacius." Dabei begehrte er für sich selbst gar nichts, trug schwer an seinen Sorgen und Arbeiten, um schließlich fern im rauhen Friesenlande am Abend seines thatenreichen Lebens einen tragischen Ausgang zu finden.

Aber die Keime, die Bonifacius gepflanzt hat, sie sind vielfach zu einem die Christenheit überwuchernden Unkraut geworden. Von seinem Auftreten ab datirt in Deutschland die Vernichtung der Selbstständigkeit der deutschen Kirche und Bischöfe, die Anknüpfung des ganzen Kirchenorganismus an Rom, die Unterwerfung unter die Machtsprüche des römischen Bischofs. Der große Rettberg hat mit wenigen Worten es gesagt: „Er, Bonifacius, hat die nationale und selbstständige Entwicklung der deutschen Kirche unterbrochen, hat sie unter die Zucht Roms gestellt". Die Politik der deutschen Fürsten hat dann das Unglück noch verschlimmert, aber dies war nur die einfache und gerade Folge von dem Werke des Bonifacius. Doch auch das große Verdienst kann Bonifacius nicht abgesprochen werden, daß er auf den damaligen Zustand der Kirche läuternd eingewirkt, daß er die Reste der altrömischen und altgriechischen Cultur auf deutschen Boden hinübergeleitet hat, wodurch die Berührung des germanischen Volksgeistes mit dem Reichthum der altclassischen Bildung ermöglicht werden konnte.

Von höchstem Interesse, gerade für die Jetztzeit, ist in dem Lebensbilde des Bonifacius die Gestalt des großen Frankenfürsten, des Besiegers der Araber, des Retters der Christenheit, des gewaltigen Hammers, Karls. Er tritt in einen sich scharf abhebenden Gegensatz zu dem Apostel der Deutschen. Man könnte es modern so ausdrücken, daß Karl Martell die Ansprüche und Gerechtsame des Staates, Bonifacius die der Kirche und des Papstthums vertritt. Neben der Charakteristik des Glaubenshelden sind es die Ausführungen Werners über Karl Martell und sein Verhältniß zur Kirche und zu Bonifacius, die zu den gelungensten und geistvollsten Partien des Buches zählen. Wir begegnen freilich keiner neuen Auffassung; die Thatsache steht fest, daß Karl kein Freund der Kirche gewesen. Aber was sich zum Erweise derselben im Einzelnen herbeibringen ließ, hat Werner zu einem klaren Bilde verwoben. Dieser Abschnitt ist des allgemeinsten Interesses würdig, und wir bedauern nur, auf ein näheres Eingehen an diesem Orte verzichten zu müssen. **Moriz Meyer.**

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

Inserate.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen eines rhein. Poeten.

Von

Wolfg. Müller v. Königswinter.

Sechs Bände.

Jeder Band (auch einzeln) geh. 4 M., geb. 5 M.

1. **Mein Herz ist am Rheine.** Liederbuch.
2. **Rheinfahrt.** Ein Gedicht in neun Gesängen.
3. **Lorelei.** Rheinisches Sagenbuch.
4. **Im Rittersaal.** Rheinische Historien.
5. **Rheinisches Märchenbuch.**
6. **Rheinische Idyllen.**

Diese nun vollständig vorliegende Sammlung bietet die beliebtesten lyrischen und epischen Gedichte des inzwischen verstorbenen Sängers vom Rheine in neuen wesentlich vermehrten Auflagen. Freunde einer lebensheitern, gemüthvollen Poesie finden in Wolfgang Müller's Dichtungen einen unversieglichen Quell der anmuthigsten Lieder, Sagen und Märchen, Balladen und historischen Erzählungen.

Freihandel!! — Nicht Schutzzoll!

Als Separatabdruck aus der „Gegenwart" erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die volkswirthschaftliche Reaction.

Von **H. V. von Unruh,**

Mitglied des Deutschen Reichstages.

Inhalt: 1. Volkswirthschaftliche Bildung und Zollexperimente. — 2. Volkswirthschaftliche Erfahrungen. — 3. Volkswirthschaftliche Theorien und Parteien. — 4. Der Nutzen der Industrie.

3½ Bogen 8. In Umschlag geheftet. — Preis: 75 Sgr.

Ferner erschien vor Kurzem:

Volkswirthschaftlicher Katechismus.

Ein Abc- und Lesebuch

für

Volkswirthe u. solche, die es werden wollen,

von **H. V. von Unruh,**

Mitglied des deutschen Reichstages.

Inhalt: Von den Zöllen. — Von den Vortheilen und Nachtheilen der Fabrik-Industrie und den Schutzzöllen. — Von der volkswirthschaftlichen Theorie und Praxis und der Handelsbilanz. — Von den Handelsverträgen.

4⅛ Bogen 8. Geh. Preis 1 M. ord.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Demnächst erscheint im Verlage des Unterzeichneten:

Spir, A., Empirie und Philosophie. Vier Abhandlungen: 1) Die naturalistische Ethik unserer Zeit; 2) Der Antagonismus in der Wissenschaft; 3) Ueber das Verhältniss von Leib und Seele; 4) Zum ewigen Frieden in der Philosophie. Nebst einem Anhang, Erläuterungen enthaltend, und einer Tafel (Skizze d. kritischen Philosophie von Spir). 5—6 Bogen br. 1 M. 50 Sgr.

In gleichem Verlage sind erschienen:

Spir, A., Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. 2 Bde. 14 M.

— — **Moralität und Religion.** br. 1 M. 80 Sgr.

J. G. Findel in Leipzig.

Verlag von C. F. Simon in Stuttgart.

Herzog Karl von Württemberg

und

Franziska von Hohenheim.

Unter Benutzung vieler bisher nicht veröffentlichter Archivalien biographisch dargestellt

von

E. Bely.

(Mit dem Porträt Franziska's von Hohenheim, 2 Stammbäumen ꝛc.)

Gr. 8. eleg. geh. Preis 8 M.

Die Verfasserin hat mit Allerhöchster Genehmigung Sr. Maj. des Königs ihre Studien im königl. Geh. Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart gemacht und somit nur aus handschriftlichen, zum größten Theil noch nicht bekannten Quellen geschöpft. — In obigem Werk ist zum erstenmal das Verhältniß des Herzogs Karl und Franziska's von Hohenheim, seiner späteren Gemahlin, streng historisch, d. h. ohne jede romanhafte Ausschmückung, geschildert, und ebenso sind die Beziehungen der Gräfin von Hohenheim zu Schiller, Schubart und anderen berühmten Persönlichkeiten erschöpfend darin behandelt.

Neujahr 1876. Betriebs-Eröffnung.

Deutsche Warte für Gesundheitspflege

zu

Eisenach.

Centralstelle f. d. Verbreitung in- u. ausländischer, der Ernährung, Kräftigung u. Heilung förderlicher Produkte u. Fabrikate.

I. Abth. für Ernährung und Kräftigung. — II. Abth. für Heilmittel. 1. Section: Pharmazeutische Präparate (nur im Großhandel). 2. Section: Diätetische Hausmittel und private Gesundheitspflege. — III. Abth. für Apparate zu Heilzwecken und zum Schutze gegen Krankheiten; Verbandmittel. — IV. Abth. für Beseitigung der Gesundheitswidrigkeit der Wohnstätten. — V. Abth. für hygienische Literatur.

Die erste Nr. der für Freunde des Unternehmens als Manuscript gedruckten „Mittheilungen der D. W. f. G." steht auch weiteren Kreisen gratis und franco zu Diensten. Dieselbe giebt ein Bild der Aufgaben dieses zeitgemäßen gemeinnützigen Instituts, seiner Unternehmungen und die Preisliste der von ihm zu beziehenden Artikel. —

In den **größeren Städten des Reichs und an den Hauptplätzen des Auslands** werden **General-Dépôts für sämmtliche Abtheilungen des Instituts** errichtet, sowie besondere **Verkaufsstellen unserer diätetischen Nahrungsmittel** an allen bedeutenden Orten.

Correspondenten in **Berlin:**

Dr. H. Friedländer, Bes. der Kronen-Apotheke, Friedrichstr. 160.

Max Kahnemann, Bes. der Schwan-Apotheke, Spandauerstr. 77.

Deutsche Warte für Gesundheitspflege zu Eisenach.

Besitzer **Richard Lesser,**

Inhaber der großen goldenen Medaille des Kaisers von Oesterreich.

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Goethe und Schiller.

Von

Hermann Hettner.

In zwei Abtheilungen.

Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. geheftet. Preis zus. 14 M. 50 Sgr.

Soeben erschien:

Hans und Grete.

Schauspiel in 5 Acten

von

Friedrich Spielhagen.

Min.-Ausg. brosch. 3 M., eleg. geb. mit Goldschnitt 4 M. 25 Sgr.

Ultimo.

Novelle

von

Friedrich Spielhagen.

Vierte Auflage. brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Tante Therese.

Schauspiel in 4 Acten

von

Paul Lindau.

8. Elegant geheftet. Preis 2 M. 50 Sgr.

erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin, N.W., 32. Louisenstrasse.

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus

Soeben erschienen die ersten Nummern des 29. Bandes.

Probenummern sind in jeder Buchhandlung vorräthig.

Abonnements werden durch jede Buchhandlung vermittelt.

Preis pro Band von 24 Nummern 12 M.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 29. Januar 1876. Band IX.

AP
30
.G2
v.9
no.5

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich. Von H. B. v. Unruh. — Ueber den Ursprung und das Wesen der „Reptilien". Plaudereien eines alten Journalisten. IV. V. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** Zwei Oden des Horaz. Verdeutscht von Emanuel Geibel. — Zwei Jubiläen in Wien. I. Dingelstedt. Von Sigmund Schlesinger. 1. II. Michael Etienne. Von Aliquis. — Ueber moderne italienische Kunst. Vom Autor des Aufsatzes „Ueber Publicum und Quellen der Popularität". — Variationen über ein Gutzkow'sches Thema. Von Daniel Sanders. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Ferrésol." Schauspiel in vier Acten von Victorien Sardou. Besprochen von Paul Lindau. — Musikalische Aufführungen. Brüll. Gernsheim. Rudorff. Kiels „Fern im Osten". Besprochen von H. Ehrlich. — Franz Wallner. Von F. H. Kugler. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. An Advocat Berent. Christiania. Von Alexander Meyer. — Inserate.

Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich.

Von H. B. v. Unruh.

I.

Seit einiger Zeit ertönt von den verschiedensten Seiten der Ruf, die sämmtlichen deutschen Eisenbahnen müssen vom Reiche erworben und einheitlich verwaltet werden. Auch im Reichstage ist die Sache in der Sitzung am 24. November 1875 von dem Abgeordneten Stumm zur Sprache gebracht worden und hat anscheinend nur einen principiellen Gegner an dem Abgeordneten Windthorst gefunden, der den Grundsatz aussprach, daß der Staat nicht Gewerbetreibender sein solle. Von anderer Seite wurde nur auf die großen im Wege stehenden Hindernisse hingewiesen und dabei von dem Abgeordneten Lasker gleichzeitig ausdrücklich erklärt, daß er ein unbedingter Anhänger des Staatseisenbahnsystems sei. Die Frage wird augenscheinlich bis jetzt nicht als eine politische angesehen. Es befinden sich Freunde und Gegner in allen Parteien wie beim Bankgesetz. Zu den ersten gehört fast die ganze Presse Norddeutschlands und auch ein Theil der süddeutschen.

Es bedarf nur flüchtigen Nachdenkens, um die gewaltige Wucht und Bedeutung einer solchen Maßregel zu erkennen. Zunächst fällt in die Augen, daß bis jetzt noch kein wirklicher Großstaat sich darauf eingelassen hat, die Eisenbahnen zum Staatsmonopol zu machen, im Gegentheil hat Oesterreich große, auf Staatskosten erbaute Bahnen an Privatgesellschaften verkauft. Ganz dasselbe ist in Rußland geschehen. Auch das schroff centralisirte Frankreich befaßt sich bis jetzt nicht mit eigentlichen Staatsbahnen und deren Verwaltung, sondern hat sich darauf beschränkt, durch directe und indirecte Unterstützung von Privatgesellschaften ein vorher wohlüberlegtes großes Netz von Eisenbahnen hervorzurufen und der Staatsbehörde einen über die Sicherung des Betriebs hinausgehenden Einfluß auf die Verwaltung zu sichern. In England und Nordamerica ist es bis jetzt noch Niemand eingefallen, auf Staatskosten Eisenbahnen zu bauen und zu betreiben. Nur Italien hat in neuester Zeit die große nördliche Linie nothgedrungen einer im wesentlichen französischen Gesellschaft abgekauft und soll Neigung haben, auch die südliche Linie von Rom nach Neapel zu erwerben. Ob es dazu und zur dauernden Durchführung bei dem bedenklichen Zustande seiner Finanzen und unter dem Zwangscourse seiner Banknoten im Stande sein oder genöthigt werden wird, die Staatsbahnen wieder zu verkaufen oder zu verpachten, wird die nicht allzuferne Zukunft lehren.

In Preußen, dem größten deutschen Einzelstaat, bestehen seit 27 Jahren Privat- und Staatsbahnen nebeneinander. Auch im letzten Jahrzehnt sind Concessionen zum Bau von Eisenbahnen an Privatgesellschaften ertheilt und gleichzeitig Bahnen auf Staatskosten erbaut worden. Bei Einführung der Eisenbahnsteuer unter dem Minister von der Heydt schien es so, als ob man zum System der reinen Staatsbahnen übergehen wolle: denn das Gesetz enthielt die Bestimmung, daß der Ertrag der Eisenbahnsteuer bei jeder einzelnen Bahn zum Ankauf von Stammactien derselben Bahn verwendet werden müsse. Die Privatbahnen sollten also durch sich selbst allmählich amortisirt werden. Indem diese Bestimmung später im Wege der Gesetzgebung wieder aufgehoben, und die Steuer zur allgemeinen Staatscasse eingezogen wurde, ist augenscheinlich der Gedanke an Erwerbung der Privatbahnen aufgegeben worden.

Man hört nicht, daß in Oesterreich, Frankreich oder Rußland der Ankauf der Privatbahnen von der öffentlichen Meinung gefordert werde. Daß ein solches Verlangen bei uns sich geltend zu machen beginnt, erklärt sich leicht aus dem Zustande des deutschen Eisenbahnwesens. Die frühere Zerrissenheit Deutschlands verhinderte von Haus aus jeden einheitlichen Plan zur Herstellung eines geordneten Eisenbahnnetzes. Jeder der 28 souveränen deutschen Staaten baute oder concessionirte Eisenbahnen, wann, wie und wo er wollte, gewährte oder verweigerte an seinen Grenzen Anschlüsse anderer Bahnen nach Belieben. In jedem der 28 Einzelstaaten stehen die Privatbahnen unter anderen Gesetzen, die Staatsbahnen unter anderer Verwaltung. Auf den einzelnen Theilen großer zusammenhängender Verkehrsstraßen galten bis vor kurzem 3, 4 ja noch mehr verschiedene Betriebsreglements. Zwischen Berlin und Cöln mußten früher die Reisenden 4—5 mal umsteigen. Sogar innerhalb desselben Staats wurden für ein und dieselbe Route, deren einzelne Theile verschiedenen Gesellschaften gehören, oft keine durchgehenden Billets verkauft und das Gepäck nicht durchexpedirt. Wenn nun viele solcher Uebelstände nach und nach, hauptsächlich durch die entstandenen Vereine einer Anzahl Bahnverwaltungen beseitigt worden sind, so blieben doch andere, sehr erhebliche Mängel, namentlich beim Transport der Güter, bestehen. Der Präsident des deutschen Reichseisenbahnamts führte in der Sitzung am 24. November 1875 an, daß zur Zeit auf den deutschen Eisenbahnen gleichzeitig 1357 Gütertarife gelten, und von 63 gleichsam souveränen Eisenbahnverwaltungen unter 25 Bundesregierungen gehandhabt werden. Die ungeheure Zahl der Tarife erklärt sich zum Theil aus der ganz verschiedenen Classification der Güter und der Verschiedenheit der bei jeder Classe an-

UNIVERSITY OF

Digitized by Google

gewendeten Frachtsätze in jedem der 25 Staaten, sogar innerhalb desselben Staates auf verschiedenen Bahnen. Kein Wunder, daß selbst Eisenbahngüterbeamte, besonders auf den Zwischenstationen, nicht im Stande sind, anzugeben, wie viel die Fracht für eine bestimmte Sorte von Transportgegenständen, welche über mehrere Bahnen laufen müssen, beträgt. Will der Absender die Güter frankiren, so wird ihm auf manchen Stationen vorläufig ein jedenfalls ausreichendes Pauschquantum abgefordert und der Ueberschuß nach erfolgter Abrechnung unter den Bahnen, daher erst nach längerer Zeit und zuweilen erst auf Erinnern zurückgezahlt. Eine auch nur annähernd richtige Vorausberechnung der Fracht von Seiten des Absenders ist entweder ganz unthunlich oder nur auf Grund der Erfahrungen bei früheren Transporten ausführbar. Es kommt aber auch vor, daß bei zwei Sendungen derselben Art von Gütern nach denselben Orten verschiedene Fracht berechnet wird, je nachdem die Meinung in Betreff der Classe wechselt, zu der das Gut zu rechnen ist. Noch unsicherer wird die Vorausberechnung der Fracht für solche Gegenstände, deren Fracht auf einzelnen, aber nicht auf allen deutschen Bahnen nach Wagenladungen berechnet wird.

Endlich findet auf gewissen langen Linien für bestimmte Güter eine zum Theil erhebliche Ermäßigung der tarifmäßigen Fracht für durchgehende Güter statt. Dieselbe wird mit dem Ausdruck „Differenzialtarif" bezeichnet und beruht auf einem Abkommen zwischen mehreren Verwaltungen, deren Bahnen eine zusammenhängende, große Verkehrsstraße bilden. Der Zweck einer solchen freiwilligen Herabsetzung der Fracht ist die Heranziehung von Gütern, welche sonst einen andern Weg einschlagen oder gar nicht versendet werden würden. Selbstverständlich wird nur so viel unter die bestehenden Tarifsätze gegangen, daß bei weiten Transporten mit vollbeladenen Zügen, also vollständiger Ausnutzung der Maschinenkraft und des Materials, immer noch ein angemessener Nutzen übrig bleibt.

So wünschenswerth und willkommen nun jede Frachtermäßigung ist, so lassen sich doch manche Uebelstände nicht verkennen, die daraus erwachsen, daß die niedrigen Sätze nur für gewisse Güter gelten, welche den ganzen Weg vom Endpunkt zu Endpunkt durchlaufen; die Fracht nach dazwischen, folglich näher gelegenen Orten, ist also theurer als nach dem entfernteren Endpunkt. Es erregt Unzufriedenheit im betheiligten Publicum, wenn z. B. Getreide aus Ungarn wohlfeiler nach Stettin gefahren wird als von Breslau. Noch gehässiger erscheint der Differenzialtarif dort, wo es sich nicht um eine Concurrenz mit dem Auslande durch wohlfeilen Transit, sondern um Bahnstrecken innerhalb des Landes handelt.

Vielfache begründete Beschwerden sind gegen die mangelhaften Fahrpläne und Anschlüsse auf Eisenbahnen gerichtet. Bis zum Jahre 1867 konnten Beschwerden über die beim Eisenbahnverkehr vorkommenden Mängel nur innerhalb des eigenen Landes, d. h. des Einzelstaats wirksam sein, oder höchstens diplomatische Verhandlungen mit den souveränen deutschen Nachbarstaaten hervorrufen. Der Zustand war auf diesem gemeinsamen deutschen Gebiet derselbe, wie zur Zeit des alten Bundestags auf allen andern, etwa mit Ausnahme der Demagogenhetzen, der Maßregeln gegen die Presse ꝛc.

Darauf wurde in der Verfassung des Norddeutschen Bundes vom Juni 1867, Abschnitt VII. Artikel 41—47, der Versuch gemacht, Abhülfe der beim Eisenbahnverkehr unleugbar vorhandenen Uebelstände anzubahnen; aber die damalige politische Lage und das Bestreben, den Bund und eine Verfassung für denselben zu Stande zu bringen, nebst der Rücksicht, dem späteren Beitritt der süddeutschen Staaten keine Hindernisse in den Weg zu legen, gestatteten nicht, jene Bestimmungen so zu fassen und so weit auszudehnen, daß die wirksame Anwendung und Durchführung völlig gesichert erschien und keine Zweifel übrig ließ. Mehr als die Artikel 41—47 enthalten, war damals nicht zu erlangen, aber der Inhalt besteht wesentlich nur in der Angabe der Ziele, nicht in der Gewährung der Mittel zur Erreichung derselben. Dennoch war bei dem Anschluß der süddeutschen Staaten im Jahre 1870 die Zustimmung Bayerns zu den Artikeln 42—45 und dem ersten Absatz von Artikel 46 nicht zu erlangen. Die Selbstständigkeit Bayerns im Eisenbahnwesen bildet eines seiner Reservatrechte.

Je mehr der Verkehr nach dem französischen Kriege stieg, um so greller und drückender trat die Unhaltbarkeit des bisherigen Zustandes hervor. Die Angelegenheit wurde mehrfach im Reichstage zur Sprache gebracht. Der Reichskanzler interessirte sich lebhaft dafür und äußerte im Privatgespräch die Meinung, daß die Verfassungsbestimmungen ausreichten, um den Verkehr auf den deutschen Eisenbahnen zu regeln, Ordnung und Klarheit hineinzubringen, daß es aber an einem geeigneten Organ fehle. Das Eisenbahnamt wurde geschaffen, eine geeignete und bewährte Kraft an seine Spitze gestellt. Nun, meinte man im Publicum, wird das langersehnte Ziel erreicht werden. In der That kam ein allgemeines deutsches Betriebsreglement zu Stande; es wurde vielen auf einzelne Fälle sich beziehenden Beschwerden im Wege der Verhandlung mit den Regierungen der Einzelstaaten abgeholfen; aber der Wirrwarr von 1357 Tarifen, die verschiedene Classification der Güter, die bei manchen Transportinteressenten besonders verhaßten Differenzialtarife bestehen fort und ein als ganz nothwendig anerkanntes Eisenbahngesetz für ganz Deutschland, wenn auch mit Ausschluß Bayerns, ist bis jetzt dem Reichstage nicht vorgelegt worden, ja der Zeitpunkt, zu welchem dies geschehen wird, läßt sich noch gar nicht bestimmen. Wer die Verhältnisse kennt und unbefangen urtheilt, muß zugestehen, daß hieran das Reichseisenbahnamt nicht Schuld ist, sondern der Mangel ausreichender Verfassungsbestimmungen.

Nach Artikel 42 sind die Bundesregierungen verpflichtet, die deutschen Eisenbahnen wie ein einheitliches Netz zu verwalten. Ist eine solche Verwaltung möglich, wenn sich dieselbe in den Händen von 25 einzelnen Bundesregierungen befindet, die bestehenden Gesetzgebungen in diesen 25 Einzelstaaten in Bezug auf die Privatbahnen stark von einander abweichen und den Regierungen nicht die Befugnisse ertheilt werden, welche unentbehrlich sind, um die Bahnen als Theile eines einheitlichen Netzes zu behandeln? Selbst wenn die 25 Einzelregierungen sich die nothwendigen Vollmachten durch Localgesetze in ihren Staaten verschaffen wollten und könnten, so wird doch Niemand, der das Eisenbahnwesen kennt, bestreiten, daß entweder die Verwaltung der sämmtlichen Eisenbahnen Deutschlands als einheitliches Netz oder die wirksame Aufsicht darüber in einer Hand liegen und von einer mit weitgehenden Befugnissen ausgerüsteten Centralstelle aus gehandhabt werden muß. Jede Zersplitterung hebt die einheitliche Verwaltung oder Aufsicht auf. Der Abschnitt VII der deutschen Verfassung spricht im Artikel 42 nur von der Verpflichtung der einzelnen Bundesregierungen. Diese also sollen die Verwaltung und Aufsicht selbst führen und können nach der bisherigen Bestimmung der Verfassung nicht gezwungen werden, dieselbe einer Centralstelle zu überlassen. Nach dem Wortlaut des Artikel 45 kann einer solchen nicht einmal die wirksame Controle über die Verwaltung der Eisenbahnen übertragen werden, weil dem Reich nur die Controle über das Tarifwesen zusteht. Es soll dahin wirken, daß die möglichste Gleichmäßigkeit und Herabsetzung der Tarife erzielt, und für gewisse Transportgegenstände thunlichst der Einpfennigtarif eingeführt werde. Ein positives Recht, gleichmäßige Tarife und eine Herabsetzung der jetzt bestehenden Frachtsätze anzuordnen, den Einpfennigtarif einzuführen, wo er noch nicht angewendet wird und denselben auf gewisse Transportartikel auszudehnen, steht dem Reiche nicht zu. Seine Organe sind augenscheinlich nur auf Verhandlungen mit den Einzelstaaten und auf Verständigung mit diesen angewiesen. Dabei ist noch zu erwägen, daß gleichmäßige Tarife und Herabsetzung derselben weder von den Einzelstaaten, noch von dem Reiche sich durchführen lassen, ohne den zu höheren Frachtsätzen Berechtigten Entschädigung zu gewähren. Gewisse Eingriffe in das Privat-

Digitized by Google

eigenthum sind in allen Culturstaaten zulässig, aber nicht ohne Schadloshaltung. Wer die Entschädigung zu tragen hat, ob die Einzelstaaten oder das Reich, darüber schweigt die Verfassung. Ohne nähere Bestimmungen über diese und andere wichtige Punkte oder eine Verständigung über jeden einzelnen derselben von seiten sämmtlicher Einzelstaaten ist der Erlaß eines befriedigenden deutschen Eisenbahngesetzes unausführbar. Mit Ausdrücken wie: möglichst und thunlichst kommt man nicht von der Stelle.

Wie sollen unter solchen Umständen die in der Verfassung angegebenen Ziele erreicht werden? —

Eine Antwort, wenngleich keineswegs die allein mögliche, lautet: „Erwerbung der sämmtlichen deutschen Eisenbahnen, sie mögen den Einzelstaaten oder Gesellschaften gehören, durch das Reich". Damit, sagt man, sind alle Schwierigkeiten überwunden. Das Reich kann die Eisenbahnen als einheitliches Netz verwalten, gleichmäßige und niedrige Tarife einführen, kurz, alle jetzt vorhandenen Uebelstände beseitigen, auch neue Eisenbahnen, sogar ohne Rücksicht auf die wahrscheinliche Rente, bauen. Das Eisenbahnparadies ist fertig.

Aus dem bereits Angeführten ergibt sich, daß die Forderungen, die in der Presse und im Reichstage erhoben werden, keineswegs allein auf Beseitigung der anerkannten Mängel gerichtet sind, zu denen namentlich die ungleichmäßige Classification der Güter und die Verschiedenheit und große Anzahl der Tarife gehören, sondern viel weiter gehende Ziele in's Auge fassen. Der Abgeordnete Stumm hat dieselben in der Reichstagssitzung vom 24. November 1875 klar und deutlich bezeichnet. Er verlangt nicht nur ein einheitliches Tarifsystem, sondern einheitliche Tarife, „deren Nothwendigkeit die Spatzen auf dem Dache verkünden". Darunter versteht er nicht nur die gleichförmige Classification der Transportgegenstände, sondern die Festsetzung von gleichmäßigen, festen, auf allen Bahnen gültigen Tarifsätzen für jede Classe. Er behauptet ferner, daß das Publicum das Recht hat, zu verlangen, daß es die Tarife selbst für jede Entfernung auszurechnen im Stande ist. Daß unter den einheitlichen Tarifen sehr niedrige, also starke Herabsetzungen der Frachtsätze gemeint sind, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß er bereitwillig anerkennt: „Der (nothwendige) Eingriff in die Privatrechte der Einzelstaaten und der Eisenbahnen habe gewisse Bedenken".

Die deutsche Verfassung hat zu so weit gehenden Forderungen dadurch Veranlassung gegeben, daß sie von der möglichsten Herabsetzung der Tarife und der thunlichsten Einführung des Einpfennigtarifs spricht, ohne die Mittel und Wege anzugeben, wie und auf wessen Kosten man dazu gelangen soll? Man kann mit Recht behaupten, daß solche vagen Bestimmungen gar nicht in die Verfassung eines großen Reichs gehören und ihre schädlichen Wirkungen sogleich bei dem Anschlußvertrage mit Bayern gezeigt haben, dem kaum zugemuthet werden konnte, seine, dem Staate gehörigen Eisenbahnen der Gefahr der Entwerthung auszusetzen, namentlich durch den Frachtsatz von 1 Pfennig per Centner und Meile auf gebirgigen Bahnen.

Die Transportinteressenten sind offenbar der Meinung, daß das Hauptziel, die erhebliche Herabsetzung der Frachten, nach gleichmäßigen Sätzen leichter zu erreichen sein wird, wenn sämmtliche Bahnen Eigenthum des Reichs sind, als auf dem Wege einer durchgreifenden Aenderung des Abschnitts VII der deutschen Verfassung, Einführung einer mit den nöthigen Befugnissen ausgerüsteten Centralaufsichtsbehörde und Erlaß eines befriedigenden Eisenbahngesetzes. Man hört im Privatgespräch die Behauptung aufstellen, daß es bei Staatsbahnen ebenso wenig auf den Ertrag und die Verzinsung des Anlagecapitals ankomme als bei den Chausseen. Es kann daher nicht befremden, daß alle bei dem Gütertransport auf Eisenbahnen Betheiligten die Erwerbung sämmtlicher Bahnen durch das Reich verlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung und das Wesen der „Reptilien".

Plaudereien eines alten Journalisten.

(Fortsetzung.)

IV.

Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, daß auch die Verfasser autographirter Privatcorrespondenzen auf den Bureaus Information sammeln und daher zuweilen Nachrichten haben, welche, wenn sie richtig sein sollen, nur aus officieller Quelle geschöpft sein können. Wenn aber das Publicum daraus schließt, daß nun auch Alles, was in dieser Correspondenz steht, officiell oder gar altioris indaginis sei, so ist dies ein Irrthum, welcher leicht um sich greift, weil der Herausgeber der autographirten Correspondenz keinerlei Beruf fühlt, solchen Verstößen gegen die Logik entgegenzutreten und die Scheidung zwischen Thatsachen und Meinungen stark zu betonen.

Vor einem Vierteljahr brachte einmal eine solche Correspondenz kurz hinter einander drei oder vier hoch schutzzöllnerische Artikel. Wollte sie damit „Sensation machen" oder „der Protection dienen", wer weiß das, — man soll Niemandem Motive unterschieben, „et la recherche de la paternité est interdite". Kurz die Artikel waren da, und sie gingen durch einen großen Theil der Presse als „höchst beachtenswerth". Die Interessenten zeigten sie einander, wie den ersten Maikäfer, als Symptom des nahenden Frühlings. „Der Reichskanzler ist dem Schutzzoll gewonnen, Wagener war bei ihm in Varzin, woselbst er eine ganz kleine geheime Privat-Enquête über die Lage der deutschen Industrie vorgenommen; man wird sehen, wenn der Reichstag kommt." So wurde im Anfang heimlich geflüstert und dann laut auf der Straße verkündigt, zur Befriedigung der Einen, zur Beunruhigung der Andern. Viele glaubten es damals. Wer glaubt es heute? — Niemand. Transeat cum ceteris.

Man erinnert sich an jenen Milizhauptmann, welcher über die Bewegungen des Feindes Rapport erstattete. Das Schreiben fiel ihm schwer, aber das schriftliche Werk gelang seiner Meinung nach über die Maßen. Er unterschrieb und war im Begriff zuzusiegeln. Da erhielt er neue Kundschaft, daß Alles nicht wahr sei. Ein anderer hätte den Rapport zerrissen, er aber, der am besten wußte, welche Mühe er gekostet, schrieb darunter: „Post-christum: Uebrigens ist alles Obige erstunken und erlogen", dann siegelte er und schickte ihn fort. Von ihm könnte die Presse die Kunst und die Kaltblütigkeit im Dementiren erlernen.

Parlamentarier erzählen folgenden Ausspruch (in früheren gelehrten Zeiten würde man es wenigstens ein spartanisches ἀπόφθεγμα genannt haben) des Reichskanzlers über die Presse: „Die Stellung des Zeitungscorrespondenten hat einige Aehnlichkeit mit derjenigen des Directors oder eines Agenten der geheimen Polizei. Ein solcher Agent muß berichten, und wenn er es aus den Tatzen saugen sollte. Er ist zum Berichten da. Berichtet er nichts, so geräth er in eine schlimme Alternative: Entweder es passirt nichts, — dann ist sein Posten überflüssig. Oder es passirt wohl, aber er erfährt und meldet nichts, — dann ist er ein unbrauchbarer Mensch. Gegen dieses „entweder — oder" ist nicht aufzukommen, und folglich muß er unter allen Umständen berichten. Quand même."

Es wäre indessen ein großer Irrthum, anzunehmen, Herr Aegidi sei die einzige Quelle gewesen. Man kann seine Information auch aus anderen Ressorts und von anderen geheimen Räthen beziehen. Nur die Minister Delbrück und Camphausen gelten für gänzlich unnahbar. Ferner werden als Quellen bezeichnet die Mitglieder der fremden Gesandtschaften und die deutschen Mitglieder des Bundesraths. Kenner von feiner Zunge versichern sogar, die eine Correspondanz schmecke entschieden nach dem Alsterbassin, die andere nach dem Nesenbach und die dritte nach den grünlichen Wellen der Isar. Manchmal vermuthet man auch eine Mischung dieser Gewässer. Sie

Digitized by Google

ist aber nicht immer gelungen. Warum sollte sie auch? Bekanntlich lassen sich auch nicht alle Weine mischen; warum sollten es denn alle Gewässer? Uebrigens versteht es sich von selbst, daß es in den Augen radicaler und klericaler Zeitungen ein Laster ist, aus der Spree, und eine Tugend, aus der Isar oder dem Nesenbache zu schöpfen. Auch die Abgeordneten des Reichs- und des Landtags werden als Quelle benutzt. Sie sind jedoch minder ergiebig und willig als die bundesräthlichen Quellen. Die ersteren fließen nämlich nur, wenn man sie preßt, was in den Foyers und Corridoren zu geschehen pflegt.

Auch die verschiedenen politischen Parteien haben ihre Preßbureaus, welche kenntlich sind an den verschiedenen Buchstaben: BAC, NLC, DC, DBC, u. s. w. Herr Wehrenpfennig war unter dem Ministerium Schwerin-Auerswald Director des preußischen Preßbureaus; er trat mit den liberalen Ministern zurück; aber „parcequ'on revient toujours à ses premières amours", ist er jetzt doch wieder Director des Preßbureaus, jedoch nicht des preußischen, sondern des nationalliberalen, welches er leitet mit einem Geschick und Tact, dem selbst Gegner die Anerkennung nicht versagen. Am stärksten ist die officielle Presse bei der archaistisch-hierarchischen Partei entwickelt, welche man, soweit sie römisch ist, die „klericale" nennt. Alle ihre Blätter werden von Beamten geschrieben, d. h. von Beamten der römisch-katholischen Kirche. Unter diesen Priestern, oder Kirchenbeamten, schreiben die der niedrigsten Rangclasse am eifrigsten. Man nennt sie Capläne; sie sind unter den Kirchenbeamten dasselbe, wie die „Streber" unter den Staatsbeamten. Nach der Versicherung des Herrn Majunke hat sich die Zahl der klericalen Blätter in den letzten Jahren von 3 auf 103 gehoben. Dies ist natürlich ohne einen sehr großen Reptilienfonds gar nicht möglich. Denn das gläubige Landvolk liest und hält selten die Zeitung. Für sein geistiges Nahrungsbedürfniß genügt die Predigt und der Beichtstuhl.

Endlich haben auch die ausländischen Regierungen ihre Reptilien, und manches derselben correspondirt von Wien, Paris oder Rom aus für deutsche Redactionen, welche den betreffenden Herrn für einen zwar wohl unterrichteten, aber völlig unabhängigen Gentleman halten.

Man sieht, der Reptiliengarten des Herrn ist groß, und es ist keine Aussicht, ihn schwinden zu sehen. Nur der Kanzler des Deutschen Reichs hat seine Stellung zu demselben verändert.

V.

Der Reichskanzler versichert, er habe, mit Ausnahme seiner officiellen Beziehungen, der directen zum Reichsanzeiger und der indirecten zu der Provinzialcorrespondenz, den Verkehr mit der Presse abgebrochen.

Es ist natürlich, daß die Opposition Widerspruch und Zweifel dagegen erhebt. Aber man wird sich erinnern, daß die Offenherzigkeit des Fürsten Bismarck im Laufe der letzten drei Lustra öfters auf Zweifel und Widerspruch stieß, und daß dies den Opponenten zuweilen recht übel bekommen ist. Sie hätten besser daran gethan, den freimüthigen Aeußerungen zu glauben und sie zu beachten. Ob die Opponenten auswärtige Diplomaten oder inländische Politiker waren, macht auf diesem Gebiete vielleicht keinen wesentlichen Unterschied.

Wenn man sich diesem Thema unparteiisch, d. h. ohne Bosheit und ohne Beflissenheit, gegenüberstellt, so muß man sich fragen, welche Gründe liegen vor, die Aeußerung des Reichskanzlers in Zweifel zu ziehen?

Der bisherige Zustand schadete der öffentlichen Autorität, sowie der freien Entwicklung der Parteien und ihrer Repräsentation in der Presse. Statt darüber zu erstaunen, daß der Reichskanzler diesem Zustande jetzt ein Ende gemacht hat, sollte man sich wundern, daß er ihn so lange hat dauern lassen.

Konnte es dem Deutschen Reich und seinem Kanzler von Nutzen sein, daß die Vollblut-Reptilien, die Halbblut-Reptilien und die Pseudo-Reptilien einander öffentlich in den Haaren lagen? Daß entweder die schulmeisterlichen Abkanzelungen, welche die Officiösen, namentlich in einem Leipziger Organ, den deutschen und den preußischen Abgeordneten von Zeit zu Zeit mit der afterweisesten Miene der Ueberlegenheit applicirten, Erbitterung erregten in den Kreisen, auf welche sich zu stützen der Reichskanzler und der Ministerpräsident gewohnt war, oder daß die Blätter, welche die Sache des Reichskanzlers führten, im Bewußtsein ihrer officiösen Stellung sich eine jede lebhafte Erörterung versagten und sich eine solche Beschränkung auferlegten, daß man von ihnen sagen konnte, sie lallten, als wenn ihre Zungen in Fesseln lägen („tamquam e vinculis sermocinantur", sagt der heilige Augustinus)? Weder jene Rolle des Schulmeisters mit der Ruthe, noch diese Rolle der Duenna mit den Schönheitspflästerchen erwies sich sehr wirksam.

Ohne Zweifel war es recht angenehm, zuweilen ein Artikelchen in die „Norddeutsche Allgemeine" oder in die „Post" oder an einen ähnlichen Ort „glissiren" lassen zu können. Aber was war die Wirkung? Entweder wurde der Artikel als ein officieller erkannt, oder nicht. Im letzteren Falle verschwand er unbeachtet unter der Masse. Im ersteren Falle, und namentlich im Wiederholungsfalle, kam das Blatt in den Ruf der — sit venia verbo — Officiosität. Nun bringt aber das Blatt nicht nur officiöse, sondern auch selbst gemachte und entlehnte Artikel. Bei den letzteren kann es unter Umständen für den Reichskanzler außerordentlich unangenehm werden, wenn sie das inländische Publicum, oder wenn sie gar das Ausland für officiös hält. Was ist dagegen zu machen? Soll der Reichskanzler das Blatt einer präventiven Censur unterwerfen? Das geht nicht, aus tausend verschiedenen Gründen. Es genügt, davon nur einen zu nennen: Das Blatt würde so langweilig werden, daß es kein Mensch mehr zu lesen begehrte. Soll er die unbequemen Artikel in dem Blatte selbst denentiren? Das würde das Blatt vollends discreditiren. Oder soll er das quasi-officiöse Blatt in dem officiösen und das officiöse in dem officiellen rüffeln? Das ist vielleicht schon einmal dagewesen, allein eigentlich geht es doch auch nicht auf die Dauer.

Es wäre also nichts übrig geblieben, als „um Irrthümer und Verwechslungen vorzubeugen", das Blatt — sagen wir, um das Beispiel beizubehalten, die Norddeutsche Allgemeine Zeitung — in einen officiellen und in einen nichtofficiellen Theil zu trennen, so daß ersterer als die Aeußerung des Reichskanzlers und der letztere als die Aeußerung der Redaction gilt. Aber alles das kann ja doch der deutsche Reichskanzler und der preußische Ministerpräsident viel billiger und besser haben. Wozu hat er denn die Provinzialcorrespondenz und den Reichsanzeiger?

Wenn der Kanzler sich auf dieses Festland zurückgezogen und die Stricke, durch welche er mit jenen Kuttern und Brandern etwa zusammenhing, gekippt hat, so kann man ihm dazu nur gratuliren. Er stand sich nicht gut bei dem früheren Verfahren und steht sich jetzt unzweifelhaft besser.

Und wir auch. Wir wissen, woran wir sind, und werden den Leuten, welche fortfahren, officielle, officiöse, quasi-officiöse und sonstige derartige Gesichter zu schneiden, einfach den Glauben verweigern. Wenn uns wieder eine Zeitung mit officiösen Mienen „den Krieg in Sicht" bringt, dann werden wir statt — wie wir dies im vorigen Frühjahre, leider gethan haben — den Krieg zu fürchten, die Zeitung auslachen, und wenn wir wieder, wie im October v. J. geschehen, mit einer Menge geheimnißvoller Andeutungen überschwemmt werden, als habe sich der Reichskanzler der Reaction und dem Schutzzoll oder gar dem † † † Gott-sei-bei-uns Wagener verschrieben, so werden wir einfach antworten: „Steht es im Reichsanzeiger? Nicht? Nun dann sind wir auch nicht verpflichtet, daran zu glauben!"

Das ist freilich unbequem für einige Blätter, welche es lieben, zu sehn oder wenigstens zu schildern, wie der Feind im Begriffe ist, das Capitol zu ersteigen, denn dies berechtigt sie zum Schnattern; und sie schnattern so gerne, die guten capitolinischen Gänse.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Zwei Oden des Horaz.*)

Verdeutscht von **Emanuel Geibel.**

An Postumus.

Ach, unaufhaltsam, Postumus, Postumus,
Flieht Jahr um Jahr; kein frommes Gebet bewahrt
Vor Runzeln Dich, noch vor des Alters
Nah'n und der Siegesgewalt des Todes,

Und magst dreihundert Stiere Du täglich auch
Dem mitleidlosen Hades zur Sühne weihn,
Der streng im düstern Bann den rief'gen
Geryon hält und den Sohn der Gäa**),

Im Bann des Stromes, welchen wir allzumal,
So viel der Erde labende Frucht uns nährt,
Dereinst durchschiffen müssen, sei'n wir
Könige, sei'n wir geringe Bauern.

Umsonst entzieh'n dem blutigen Mars wir uns,
Dem Wogensturz der heulenden Adria,
Umsonst zur Herbstzeit ängstlich meiden
Wir den verderblichen Hauch des Südwinds;

Wir sehn trotzdem durch's Dunkel den stockenden
Cocyt einst schweifen, sehen des Danaus
Unsel'ge Töchter und des Büßers
Sisyphus ewig verlorne Mühsal.

Von Hof und Haus, vom blühenden Weibe mußt
Auch Du hinweg, und unter den Bäumen wird,
Die Du gepflegt in kurzer Herrschaft,
Nur die Cypresse getreu Dir bleiben.

Dann schlürft ein klüg'rer Erbe den Cäcuber,
Den Du mit hundert Riegeln verwahrt, und tränkt
Den Marmorgrund mit edlen Tropfen,
Wie sie beim Pontifexmahl nicht fließen.

An Virgil.

Schon von Thracien her weht es wie Lenz und sanft
Auf beruhigtem Meer schwellen die Segel an.
Nicht mehr starren die Au'n, braust der Gewässer Strom,
Angeschwollen vom Winterschnee.

Ihres Itys gedenk, baut sich die Schwalbe jetzt
Kläglich zwitschernd das Nest; sie, des Cecroperstamms
Unauslöschliche Schmach, weil sie des Königes
Wilde Lüste zu wild gerächt.***)

Am zartgrünenden Hang singen die Hirten rings
Bei den Lämmern ihr Lied zu der Schalmeyen Ton,
Und erfreuen den Gott, welcher Arkadiens
Schattengipfel und Heerden liebt.

Durst auch, theurer Virgil, brachte der Frühling mit,
Aber willst Du bei mir ächten Calenersaft
Schlürfen, sonst nur ein Gast adliger Jünglinge:
Liefre Narden für Wein zum Fest.

Schon ein schmales Gefäß zaubert den Krug herauf,
Der im Keller mir noch ruht beim Subjicius;
Junger Hoffnungen Schwall birgt er im Schooß und spült
Kräftig Sorgen und Gram hinweg.

Kann Dich solch ein Gelag reizen, so komm und laß
Nicht Dein Scherflein daheim; wahrlich Du sollst mir nicht
Unbesteuert vom Rausch meiner Pocale glühn,
Wie an fürstlicher Gönner Tisch.

Laß denn jeden Verzug, laß die Geschäfte ruhn!
Und des Grabes gedenk, flicht in des Lebens Ernst
Froh, so lang' es vergönnt, Scherze des Augenblicks;
Süß ist Thorheit am rechten Ort.

*) Nicht im Classischen Liederbuch enthalten.
**) Tityos.
***) Prokne wurde zur Schwalbe verwandelt, weil sie ihrem Gemahle Tereus, der mit ihrer Schwester gebuhlt, den eignen Sohn Itys vorgesetzt hatte.

Zwei Jubiläen in Wien.

I.

Dingelstedt.

Von **Sigmund Schlesinger.**

1.

Nicht mit der Prätension, der Literatur- und Theatergeschichte vorzuarbeiten, auch nicht mit der trockenen Genügsamkeit, aus dem biographischen Lexikon heraus- und in dasselbe hineinzuschreiben, am allerwenigsten aber in der Absicht, mit den obligaten Jubelartiklern oder Jubiläumsspöttern Chorus zu machen, bringe ich Einiges von den Eindrücken, welche ich aus der persönlichen Berührung mit Dingelstedt, und zwar mit dem Burgtheaterdirector Dingelstedt empfangen habe, hier zu Papier. Es sollen damit nur manche, vielleicht nicht unwichtige Striche zu dem noch nicht fertig dastehenden Bilde eines bedeutenden und interessanten Menschen gefügt werden, bei dem, in beneidenswerthem Gegensatze zu dem gewöhnlichen Schaffenstriebe der Sterblichen, das geistige Können weit über das Wollen hinausragt, der in seinem Bereich die Dinge zu meistern und die Menschen an sich heranzuzwingen vermag, wie der von den Göttern Begnadetsten Einer — wenn er eben nur will. Und er will's zuweilen nicht, weil das Blut des Dichters und des die Lebensweiten erfassenden Weltmannes ihn über sein Bereich hinausführt, weil ihn alsdann das Gerüste eines Theaterpodiums zu eng, die Arbeit auf demselben zu leicht und gering dünkt, weil ihn in solchen Stunden das grollende Empfinden eines Mißverhältnisses beschleicht, welches ihn nicht auf anderen, größeren, für das Getriebe der Weltmaschinerie bedeutsameren Schauplätzen zum Vollgebrauche seiner, in dem Talente zur Führung einer Theaterdirection noch lange nicht zusammensummirten Kraft gelangen lasse. Es war um die Zeit des Arnimprocesses, als wir eines Tages wieder auf dieses, von der Wiener Kritik vielbehandelte Thema vom far niente kamen, welches bei ihm, wie gesagt, durchaus nicht ein dolce, sondern ein mißvergnügtes far niente ist. „Das ist das ewige Einerlei Eurer Vorwürfe — eiferte er — Euer Um und Auf, mir zu sagen, daß ich nicht arbeiten kann." „„Das zu sagen, fällt keinem Menschen ein — replicirte ich — wir wissen es, daß Sie arbeiten können, wenn Sie wollen, das heißt, wenn es Sie interessirt. Ich will Ihnen zugeben, fuhr ich fort, daß es gewaltigere Interessen und mächtigere Lebensfactoren gibt als das Theater, es steht auch für mich nicht gerade im Mittelpunkte der Weltaction, und recht oft nehme ich mir die Freiheit, mich für vieles Andre viel lebhafter zu interessiren, aber ich bin auch kein Theaterdirector.""" „Nun ich bin es, meinte er, aber das hindert mich trotzdem nicht, mich gerade jetzt für den Proceß Arnim lebhafter zu interessiren als für das neue Stück, welches wir gerade probiren." — „„Soll ich Ihnen etwas sagen? Sie wären viel lieber Gesandter, als Theaterdirector."" — „Und soll ich Ihnen etwas sagen? Ich wäre wahrscheinlich ein viel besserer Gesandter, als ich ein Director bin."

Das liest sich wohl seltsam beim Anlaß eines 25jährigen

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Theaterjubiläums, und die angeschlagene Tonart paßt schlimm in eine Jubelcantate hinein; aber ich sagte es ja, daß ich durchaus keine solche beabsichtige — und dann ist es doch vielleicht selbst dafür die eigentlich richtige Tonart, denn sie ist ja die des Jubilanten selber. Vor etlichen Tagen fand ich ihn empfindlich unwohl in seinem Büreau, sichtbar von den Folgen einer starken Erkältung afficirt. Im vorigen Jahr hatte ihn eine ähnliche Affection, gerade während der glanzvollen Shakespeare-Woche, im Krankenzimmer festgehalten; der Wiederkehr einer solchen Eventualität durch rechtzeitige Schonung vorzubeugen, empfahl sich als natürlichste Vorsichtsmaßregel. „Am liebsten, sagte er, bliebe ich vom 1. Februar angefangen in der Patientenstube; da wär's mit dem ganzen Jubiläum vorbei." Und das war nicht die gewöhnliche Eitelkeitskoketterie des die Krone wegschiebenden Theater-Cäsars. Ich werde nicht so naiv sein, zu behaupten, daß alle die diversen Ovationen, mit denen er überrascht werden soll, und die, um ihn vor allzu überwältigenden Plötzlichkeiten zu bewahren, bereits haarklein in den Tagesblättern angekündigt sind, ganz ohne angenehm streichelnde Wirkung an seinem Gemüthe abgleiten werden — gestehen wir's doch nur, daß keiner von uns sich nicht gestreichelt fühlen würde —, aber es ist doch nur ein Theaterjubiläum. Und das macht's. Die Theaterherrlichkeit ist allerdings auch eine Herrlichkeit, aber immer und immer nur mit der Donnerkeule des Zeus aus den Soffitten herab in die aus Brettern, Leinwand und Pappendeckel cachirte Welt hineinfahren zu können, das wird zu Zeiten monoton. Und die Monotonie treibt dann leicht zur Selbstironisirung, die ebenso leicht in das ironisirende Spiel mit den Andern überschlägt. Aus der Zeit der Dingelstedt'schen Theaterherrschaft in München und zwar vom Schlußtage derselben wird darüber ein kleiner, aber sehr charakteristischer Zug erzählt. Mit seiner Demission in der Tasche geht Dingelstedt an dem Theatergebäude vorbei, vor welchem die Schaar der Statisten, der Probestunde harrend, steht. Die Kunde von der Abdication des Gewaltigen ist noch nicht zu ihnen gedrungen. Bei seinem Anblick fliegen natürlich alle Hüte von den Köpfen, er aber winkt mit dem, nicht in tragischen, sondern in lustspielhaften Mephistolinien gehaltenen Hohnlächeln, das in solchen Momenten um seine Lippen schlängelt, den in Ehrfürchtigkeit ersterbenden Grüßern zu: „Laßt das, Kinder, nicht mehr nothwendig, ich bin Euer Director nicht mehr". Die Opferwilligkeit, ihm einen Griff nach der Hutkrämpe zu widmen, auch wenn er aufgehört habe, Director zu sein, muthete er der Statistenseele nicht zu, und begehrte er gar nicht von ihr. Und als ich ihn eben jetzt bei der Gelegenheit an diese Anekdote erinnerte, sagte er: „Nun ja, warum hätten die armen Teufel noch länger ihre Hüte umsonst abnützen sollen? Den neuen Director hätten sie ja dann auch grüßen müssen". Da ist's wohl zu glauben, daß auch die Jubiläumsstimmung in ihm eine gemischte ist. Das Eine steht fest, daß hier in seiner nächsten Umgebung kein Mensch eine Ahnung davon bekam, was für ein Lebensdatum der 1. Februar 1876 für ihn bedeute und der 1. Februar 1851 für ihn bedeutet habe, ehe die Signalnotiz von Leipzig hier anlangte. Hätten die Künstler des Burgtheaters nur einen leisesten Schatten wahrgenommen, der sie allenfalls auf die Spur leiten konnte, daß er von einem derartigen Ereignisse voraus geworfen werde, sie hätten sich um eine Verlegenheit leichter gefühlt. Am Neujahrstage nämlich hatten sie dem dichterisch-scenischen Nachbildner der Königsdramen, dem Regisseurpoeten der Shakespeareaufführungen das schon lange vorbereitete prächtige Gedenkalbum überreicht, welches die Charakterbilder aller Mitwirkenden in den sieben Historien vereinigte. Kaum war diese sinnigste und passendste Huldigungsgabe aus ihren Händen, da platzte die Kunde unter sie, daß sie der eigentlichsten Gelegenheit zur Ueberreichung des Albums vorgegriffen, daß der 1. Februar der richtige Tag dafür gewesen wäre. Was nun an diesem Tage? Schwieriges Erwägen, großer Kriegsrath und als Resultat desselben der Beschluß, daß man keine andre Ehrengabe bringen könne, als, faute de mieux, einen einfachen — Lorbeerkranz. „Für die Probe thut's Shakespeare auch so, ohne bengalisches Feuer!" hörte ich Dawison einmal zu einem dienstbeflissenen Regisseur sagen, der ihn fragte, ob man in den Geistesscenen des Hamlet auf der Probe schon das bengalische Feuer spielen lassen solle. Für ein ungewohntes und unvorbereitetes Publicum muß es schon der bloße Lorbeer thun.

Dem sich selbst nicht schonenden, unbarmherzigen Sarkasmus Dingelstedts hieße es nun in der That viel zumuthen, wenn er, bei einer noch so reichen Dosis der Anlage zum Sichgeschmeichelt-fühlen, Affairen, wie ein solches Jubiläum, ganz aufrichtig ernst nehmen sollte, er, der wichtigere Theaterdinge nicht ernst zu nehmen liebt. Das heißt, die fable convenue von seinem directorlichen Nichtsthun gehört so ziemlich in's Fabelthum; im Gegentheil, es geschieht ihm nicht selten, daß er, um zu beweisen, wie wenig er selbst das Detail vernachlässige, zu viel thut und sich um minutiöse Dinge kümmert, um die wirklich jede Minute verschleudert ist. Er ist im Stande, sich um die Controlle und um die Kosten der Reinigungsgeschäfte zu kümmern, welche der Beser und der Abstauber im Theater zu vollbringen haben. Die künstlerische Theaterarbeit im großen Stile aber führt er, wo er seine Persönlichkeit einsetzen zu müssen glaubt, mit einer Entfaltung geistiger und physischer Energie, welche schon Manchen, der das „Nichtsthun" auf's Wort genau hingenommen und geglaubt hatte, verblüfft dreinschauen ließ. Er hat, wenn er in das Arbeiten auf den Proben hineinkommt, eine Zähigkeit darin, der nicht viele von den jüngern Kräften Stand halten. Die beinahe vierzehntägigen Proben zu Wilbrandts „Nero", die er mit ungebrochener Frische vom frühen Morgen bis spät in den Nachmittag hinein durchmachte, haben es in letzter Zeit erst wieder erwiesen. Doch ist die Arbeit gethan, und ist sie selbst gelungen, und haben sich die Ergebnisse derselben nicht blos zu einem Erfolge für das Theater, sondern zu einem persönlichsten Erfolge für ihn selbst gestaltet, so verläßt er das Haus doch nicht mit dem hellen, vollen Frohgefühle des Errungenen und Gelungenen — denn es ist ja doch schließlich nur ein Spiel, nur Theaterspiel. Und das Leben hat doch Größeres zu bieten, Größeres an Arbeitsaufgaben, Größeres an Erfolgen. „Als ich gestern nach Hause fuhr" — sagte er kürzlich, nach der Aufführung eines neu in Scene gesetzten Stückes, welches in der Neubesetzung sehr gefallen hatte —, „da, ja, da freute ich mich im Grunde über den Abend, aber ich mußte doch immer wieder denken, ob denn das Alles der Mühe werth sei, so viele Lebenszeit und Lebensmühe daran zu wenden."

Und das eben ist die scharfe Scheidung des Wesens Dingelstedts von jenem Laubes. Dingelstedt behandelt das Theater nur als ein einzelnes Geistes- und Arbeitsressort, dem er von den in ihm vorhandenen Kräften und Fonds so viel zureicht, als er eben zur Bestreitung dieses Ressorts für nöthig erachtet, ohne sich dabei irgendwie auszugeben, und das Bewußtsein, daß noch immer ein Ueberschuß von schaffenslustigen und schaffensfähigen Elementen sich unverwendet in ihm auf die faule Haut legt, macht ihn verdrossen, maltratirt, unbefriedigt und verleitet ihn manchesmal, selbst die Kraft nicht zu verwenden, die er dem Theater zugewiesen hat. Laube dagegen hat mit der begeisterten, ja fanatischen Einseitigkeit und Selbstumgrenzung des bekehrungsglühenden Missionärs sein ganzes Denken, Fühlen, Wollen, Können und Arbeiten in den einzigen Begriff, auf das einzige Gebiet des Theaters zusammengedrängt — es brauchte ihn nicht ganz in Anspruch zu nehmen, wenn er sich nicht ganz in Anspruch nehmen ließe, sich ihm nicht ganz und gar hingäbe, sich nicht so in die Theatermission hineinversenkt hätte, daß er außer derselben nichts weiter kennt. Das gibt seinem ganzen Staate etwas von dem Gläubigkeitsanstriche eines theokratischen Regiments und durch seine ganze Gemeinde geht der Zug der Proselytenmacherei. So hat Laube den concentrirteren Blick aus dem Leben in's Theater hinein, Dingelstedt den weiteren vom Theater weg in's Leben hinaus und wieder zum Theater zurück. So hat Jeder von Beiden eben in dieser geschiedenen Eigenheit seinen Vorzug und auch wiederum seine Schwäche.

„Ich meine darum auch, daß ich und Laube einander sehr gut ergänzen würden," sagte Dingelstadt einmal bei Gelegenheit eines Gesprächs, in welchem eben diese Charakterverschiedenheit

Digitized by Google

zur Rede kam. Und es war das keine bloße Phrase, er selbst hatte Anlaß gefunden und genommen, dies Experiment dieses Sichergänzens mit einem praktischen Griffe anzufassen. Zu Beginn der Wintersaison 1873—74 war in der Wiener „Concordia" der Gedanke angeregt worden, ob sich nicht zum Besten des Pensionsfonds eine ganz außerordentlich combinirte Theatervorstellung zu Wege bringen lasse und zwar die Scenirung des zweiten Theiles von „Faust" im Opernhause mit Heranziehung der hervorragendsten Kräfte sämmtlicher Wiener Theater. Ich übernahm es, die Geneigtheit Dingelstedts zu einem solchen Projecte zu erforschen. Es war eine hochinteressante Stunde, welche ich da erlebte, und in der ich den poetischen Arbeitsdämon Dingelstedts in sprühende Action treten sah. Wie auf den Druck an eine geheime Feder flog bei den ersten Worten, in denen ich ihm das geplante Unternehmen auseinandersetzte, eine Thüre seines Gedankenschrankes auf und zeigte mir in demselben, kunstvoll geordnet und zu augenblicklicher Instandsetzung bereit, alle Behelfe, deren wir zur Verwirklichung des Planes bedurften. In rasch aufgezauberten Umrissen gestaltete sich vor mir, mit gedrungen commentirenden Worten von ihm erläutert, der Aufbau der ganzen Vorstellung, die Eintheilung, Zusammenfassung und Scenirung des ungeheuren Materials und zwar nach eigener Sichtung und eigenem Grundriß, unabhängig von den anderwärts versuchten Aufführungen und den dabei in Anwendung gekommenen Bühneneinrichtungen. Was nun die Frage der Betheiligung aller Wiener Theater bei dem Werke betraf, so griff er den Gedanken mit aller Lebhaftigkeit auf und vor allem interessirte ihn die Aussicht, einmal mit Laube zusammenzuarbeiten. „Sagen Sie ihm — ermächtigte er mich — daß ich gern bereit bin, ihm die Oberregie über die ganze Vorstellung zu lassen und ihm den ersten Platz einzuräumen, denn schließlich ist er ja doch der Aeltere und in Wien der Populärere. Es soll heißen: „In Scene gesetzt von Laube und Dingelstedt", nicht „von Dingelstedt und Laube". Nur daß meine Bearbeitung aufgeführt wird, behalte ich mir vor, und daß mir die großen Massenscenen überlassen werden, denn die glaube ich besser machen zu können, er soll die Einzelscenen über sich nehmen, denn die versteht er besser herauszuarbeiten". Der Gedanke blieb unausgeführt, weil bei der so trostlos waltenden Mißgunst der Verhältnisse die Säckelwärter der „Concordia" nicht die Verantwortung auf sich zu nehmen wagten, die Casse des Pensionsfonds in das Risico der großen Scenirungskosten, welche erforderlich erschienen, zu engagiren, ohne daß irgendwelche Garantie für den Cassenerfolg vorhanden war. Aber ich hatte mich überzeugt, daß der Plan, zu welchem da die Initiative genommen werden sollte, schon längst in Dingelstedt fertig dalag, und glaube darum immer, daß er in ihm nicht begraben bleibt. Auch ein interessantes Streiflicht über sein inneres Verhältniß zu Laube war mir gegeben, ein Streiflicht, welches er ein anderes Mal mit der Bemerkung verstärkte: „Mein eigentlicher intim geistiger Umgang in Wien könnte und müßte doch nur Laube sein, wenn uns nicht gar zu Vieles auseinanderhielte". In den Archiven der „Concordia" liegt aber noch zur Stunde das Schreiben, in welchem sich Dingelstedt bereit erklärt, ihr die zugesagte Bearbeitung des „Faust" mit allen daraus erwachsenden materiellen Rechten und Vortheilen als Eigenthum, nicht für Wien allein, sondern allerwärts, wo diese Bearbeitung zur Aufführung käme, zu überlassen.

Wie sich dieses freundschaftliche Verhältniß Dingelstedts zu der Wiener Journalistik aus feindseligsten Anfängen, die ihm in den Zeiten seines Operndirectorats genug böse Stunden machten und ihm oft die galligsten, offen allerdings nicht eingestandenen Unmuthswallungen entlockten, zu solcher Cordialität entwickelte, das gehört zu den merkwürdigsten Erfolgen des Directors, wie des Menschen, denn Beide thaten dabei in gleicher Weise mit. Manche Gegnerschaft, die sich von der Bühne aus, nicht verscheuchen ließ, wich dem Zauber der persönlichen Unterhaltung des witzfunkelnden Plauderers und dabei doch nach der Tiefe der Dinge langenden ernsten Sprechers und manche auch diesem Zauber widerstehenden persönlichsten Antipathieen wurden durch den von der Gerechtigkeit auferlegten Pflichtzwang der Anerkennung bei unbestreitbaren Leistungen des Directors weggedrängt. Denn „wir Wilden sind doch bessre Menschen" — als ein hochgeehrtes Publicum sammt allen Theaterdirectoren und Schauspielern, wobei auch Minister mit eingeschlossen sind, anzunehmen sich geneigt fühlen — und nach langem kritischen Hader einmal herzhaft und mit voller Lust des vollen Rechtes loben zu können, das erlabt das Gemüth. In Wien vollends, wo die eigentliche kritische Lust weit schärfer im Publicum selbst, als in den Zeitungsblättern ihren Zug verspüren läßt wo die Lust am „Verreißen" nicht von der Journalkritik in's Publicum, sondern von diesem in die Journale hineingetragen wird, und die öffentliche Stimme am Morgen nach einer ersten Vorstellung demjenigen Kritiker die Palme zuerkennt, der „am stärksten" ist, im „Verreißen" nämlich. Denn Lob ist doch gewöhnlich „langweilig zum Lesen". Um so erstaunlicher, wie es Dingelstedt gelang, den Umschwung zu seinen Gunsten in der Kritik und mit ihrer Hülfe auch im Publicum zu vollbringen.

(Schluß folgt.)

II.

Michael Etienne.

Kein Orden schmückt seine Brust und kein Titel seinen Namen, obwohl er zu den einflußreichsten und bedeutendsten Männern Oesterreichs gehört. Er heißt schlechtweg Michael Etienne, und das Adelsdiplom, dessen er sich rühmt, erwarb ihm seine Gesinnung, den Orden, der ihm werth ist, sein Verdienst. Jetzt begeht er das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner journalistischen Thätigkeit, oder vielmehr: es wird von seinen zahlreichen Freunden und Verehrern begangen, und da wird vielleicht — trotz ihm — in den weitesten Kreisen zum ersten Male von der tonangebenden Wirksamkeit die Rede sein, die er als Herausgeber und Chefredacteur der „Neuen Freien Presse" seit elf, als Journalist überhaupt seit fünfundzwanzig Jahren entfaltete. Er hat sich gern mit seiner Person hinter den gewaltigen Erfolgen, deren sein Blatt sich rühmen darf, versteckt und nicht einmal den Ruhm der Selbstverleugnung, welche er übte, für sich beansprucht. Aber so anonym bleibt Niemand, daß nicht einmal der Tag käme, an welchem er sich so zu sagen demaskiren muß, und — „ohne Choral und Glockengeläute" gesprochen — der Demiurg, welcher leitend und bestimmend hinter der „Neuen Freien Presse" steht, ist davor gesichert, daß man seine persönliche Bedeutung auch nur einen Augenblick unterschätze.

Wenn die Presse den Namen einer Großmacht verdient, so gehört Michael Etienne zu den obersten Würdenträgern dieser Macht, und wenn der Journalismus des ihm oft gespendeten Ruhmes werth ist, daß er am selbstlosesten und hingebendsten dem Geiste der Zeit dient, so ist Michael Etienne hinwiederum eine der festesten Säulen des deutschen Journalismus, eine Zierde an Gesinnung und Begabung, deren tiefinnersten Werth man einem Deutsch-Oesterreicher nicht erst zu demonstriren braucht, die aber auch weit über Oesterreichs Grenzen jedesmal anerkannt wird, wenn von dem Einflusse der „Neuen Freien Presse" auf die öffentliche Meinung Europas die Rede ist.

Der journalistischen Großthaten Michael Etiennes wird an seinem Ehrentage in Wien ohne Zweifel tausendfache Erwähnung geschehen. Man wird sich der schwungvollen und von loderndem Pathos getränkten politischen Gedichte erinnern, mit denen er die Iden des Märzen begrüßte, wird die Broschüre für die Preßfreiheit, welche er bald darauf, im April 1848, in die wogende Brandung des Tages warf, mit Dankesworten registriren und endlich den glänzenden publicistischen Siegeslauf preisen, den er, ein heimgekehrter Exulant, seit 1856 als spiritus rector der „Presse", seit 1864 als Chef der „Neuen Freien Presse" bis zum heutigen Tage mit continuirlicher Ausdauer zurückgelegt. Es ist ein Kleines, den gehenden oder kommenden Tag mit einer

Digitized by Google

leichtbeschwingten Glosse zu begleiten, die, heute geschrieben, morgen in den Riesenpapierkorb des athemlos dahineilenden Zeitgeistes hinabwandert. Aber den Ereignissen ihre Bahn vorzuzeichnen, sie gleichsam mit astronomischer Genauigkeit auf Jahre hin voraus zu berechnen, das ist eine copernicanische That, wenn sie auch nicht, wie diejenige des Thorner Weisen, ihrem Urheber die Unsterblichkeit verbürgt. Und der Beweise einer solchen politischen Sternkunst hat Michael Etienne eine Fülle gegeben. So lange er als Publicist die Feder führte, stand es bei ihm als ein unverrückbares Axiom fest, daß Europa so lange nicht der Ruhe genießen werde, als Louis Napoleon in den Tuilerien das Scepter führte. Er hatte, während er in Paris das Brot der Verbannung aß, den Decembermann sich genau aus der Nähe betrachtet, war von demselben sogar wegen seiner Correspondenz an norddeutsche und rheinische Blätter für eine Weile nach Mazas spedirt worden; als er dann, im Verkehr mit Deutschen, welche im Jahre 1855 zur Pariser Weltausstellung kamen, von unbezwinglichem Heimweh ergriffen, nach Wien zurückgekehrt war, da schlug durch sechzehn Jahre seine Feder wahre Bataillen gegen den Usurpator und sie ruhte nicht, bis die Nemesis denselben hinwegfegte. Aber noch in anderer Richtung ist sein ahnender Blick den Thatsachen vorausgeflogen. Er hat zu einer Zeit, als in Oesterreich das Gefühl der Revanche für Magenta und Solferino jegliche politische Reflexion beherrschte, den Frieden mit Italien gepredigt, hat während des nordamericanischen Bruderkrieges die Sache der Südstaaten mit lapidarer Entschiedenheit bekämpft und im Jahre 1870 voll Begeisterung den Sieg der deutschen Waffen verkündet, deren Glanz im Morgenroth von Wörth und Spicheren ihm in die Seele schien wie der Glanz der Gerechtigkeit und Wahrheit gegenüber der Finsterniß napoleonischer Lüge.

Wir wissen, daß ein publicistisches Heldenbrevier nicht dem Thatenregister eines Feldherrn gleicht. Hier stehen die Siege blank und sauber numerirt, wie die Jahreszahlen in einem historischen Leitfaden; dort ist es ein stetes Ringen und Kämpfen, dem der Erfolg lange, oft allzu lange vorenthalten ist. Deswegen ist auch der Joarnalist der einzige Märtyrer in dieser raschen Zeit, denn sein Herzblut rinnt ungesehen und ohne Prahlerei idealen Zielen nach. Aber wenn unter allen Publicisten des letzten Vierteljahrhunderts die Deutschen am selbstlosesten im Gefolge der Cultur und Freiheit einherschritten, wenn sie, allen anderen voran, die Sendung verkündeten, welcher ihre Nation und Sprache im Reigen der Völker entgegenging, so ist Michael Etienne ein echter deutscher Publicist und noch dazu ein glücklicher, denn er hat mehr als die meisten seiner Collegen, der Feder neben dem Schwerte ihre ebenbürtige Stellung, dem Geiste neben der Macht seinen dominirenden Einfluß erworben.

Man hat es hundertmal gesagt, daß es die „Neue Freie Presse" sei, welche den geistigen Zusammenhang zwischen den Deutschen des Mutterlandes und denen Oesterreichs vermittle, pflege, aufrechthalte, indem sie ein Rendezvous biete für die bedeutendsten Schriftsteller der Nation. Man hat es nicht minder anerkannt, daß sie, ein Zufluchtsort der edelsten deutschen Stile, auch für die Reinheit der deutschen Sprache ein mächtiges Bollwerk darstelle, und was die unserem Volke eigenthümliche universalistische Fülle anbetrifft, so ist ein Wort bezeichnend, welches Zang, der Todfeind der „Neuen Freien Presse" aussprach, als er, ein Unterlegener, gegen die phänomenalen Erfolge des neuen journalistischen Unternehmens die Waffen streckte. „Das ist keine «Zeitung»," seufzte er, „das ist eine Encyklopädie". Sechzehn Jahre hatte die „Presse" unter Zangs Leitung die öffentliche Meinung Oesterreichs souverän beherrscht und die Federn Etiennes und Friedländers waren ihr Wehr und Waffen gewesen. Da begründeten im Jahre 1864 die beiden Letzteren die „Neue Freie Presse", und so groß war ihre journalistische Reputation, daß ihr Blatt bereits am ersten Tage seines Erscheinens mit 8000 Abonnenten auf den Plan marschiren konnte. Friedländer ist acht Jahre später gestorben, und das inzwischen mit rapider Schnelligkeit emporgestiegene Unternehmen liegt nunmehr bereits seit einem Quadriennium mit seiner ganzen Wucht auf den alleinigen Schultern Etiennes. Und der starke Mann hat es durch die Wogen der Zeit getragen, unversehrt, ohne Wank und Schwank, wie trübe auch die wirthschaftlichen Schatten über diesen vielgeprüften Tagen sich lagern. Die mit und neben ihm in dem Palaste auf der Fichtegasse am Webstuhl der Geschichte sitzen, wissen es, daß er ein deutsches, will sagen ein echt kameradschaftliches Herz im Busen trägt, und indem sie dessen eingedenk sind, daß sie auf die respectable, sociale Stufe, deren in Wien der Journalismus sich erfreut, nicht zum geringsten Theile durch Etiennes Mitwirkung emporgehoben wurden, gehen sie frisch und unverdrossen in den Intentionen des Unternehmens, das er leitet, auf.

Noch in mancher andern Richtung ließe sich in Michael Etienne das Vorbild eines deutschen Publicisten nachweisen und feiern. Die Offenheit seines Wesens, die Vielseitigkeit seiner Bildung, die Fülle und Folgerichtigkeit seines Stils und der poetische Schwung, der seiner Sprache eigen, führen allesammt auf den nämlichen Grundzug seines Naturells zurück. Und er ist seinem Blute nach nicht einmal ein ungemischter Deutscher, denn sein Vater, ein Professor an der Wiener militärischen Ingenieurakademie, war von Geburt Franzose, während die Mutter Therese, geborne Hügelmann, allerdings eine echte Wienerin war. Michael Etienne hat sich seine deutsche Gesinnung gleichsam von seinem Blute erkämpfen müssen, aber der Reiz seiner Individualität ward dadurch nur um so größer, daß die französische Form genöthigt ward, sich dem deutschen Wesen, der französische Elan, sich der deutschen Gediegenheit zu accommodiren. Wie anziehend diese Mischung ist, das beweist am besten die persönliche Vorliebe, welche Heinrich Heine für Etienne empfand. Der Wiener Flüchtling, welcher nach den blutigen Octobertagen in die Fremde gegangen war, durfte durch etliche Jahre der Vertraute des Dichters sein, und er hat damals über Heines Leben in der Zeitschrift „Iris" einige treffliche Schilderungen entworfen, welche Adolf Strodtmann, da er die Biographie Heines schrieb, als Quelle benutzen konnte.

Eine reichverzweigtes Journalistenleben, dem von den Kämpfen und Kümmernissen des Standes in seinen Anfängen nichts erspart geblieben, und das jetzt auf der verdienten Sonnenhöhe nach Gebühr gefeiert und gewürdigt ist — ein solches Leben läßt sich nicht mit ein paar Strichen in charakteristischer Treue nachzeichnen. Heute steht Michael Etienne im achtundvierzigsten Jahre seines Daseins und die volle Kraft zusammengefaßter Männlichkeit spricht nicht blos aus seinem Aeußern, sondern auch aus Allem, was er schreibt, und aus der lebhaft stolzen Art, wie er denkt und empfindet. Wenn es die Aufgabe eines festlichen Erinnerungsblattes wäre, photographische Genauigkeit zu dem Ausdrucke innerster Sympathie zu gesellen, dann freilich bliebe diese anspruchslose Skizze weit hinter dem Vorsatze zurück. Aber — stat voluntas! Niemand kann besser als der Journalist selber die Grenzen kennen, die seiner Feder gesetzt sind, aber es freut sich auch Niemand mehr als er, wenn sein Thema edler und bedeutender ist als die Kraft seines Worts.

Aliquis.

Ueber moderne italienische Kunst.

Vom Autor des Aufsatzes „Ueber Publicum und Quellen der Popularität".

Wenn man den heutigen Italienern Richtungslosigkeit in ihrer Kunst vorwirft, so kann man hiebei ihre Monumentalkunst eigentlich nicht im Auge haben. Dieselbe hat auch bis auf die in allerneuester Zeit aufgetauchten Ausnahmen im Ganzen vernünftigerweise an den guten Vorbildern gehalten, mit denen das Land gesegnet ist; so die Architektur, die Sculptur und die Malerei. Daß an den neuen Werken die Mängel, an denen unsre Zeit hauptsächlich leidet, Phantasielosigkeit der Erfindung und Schablonenmäßigkeit der Ausführung mehr als anderswo auffallen, kann nicht Wunder nehmen, sind sie doch hier zu Lande in eine Nachbarschaft gestellt, die wohl auch Andern durch ihren

Digitized by Google

Glanz gefährlich werden möchte, denken wir uns z. B. nur einmal die Monumente der neuen Berliner oder Wiener Aera mitten nach Florenz oder Rom hineinversetzt. Zu Ehren der modernen italienischen Kunst muß man aber sagen, daß Dinge, wie sie z. B. in der Münchener Maximilianstraße zur Schau stehen, bis jetzt hier noch nicht gesehen worden sind, selbst nicht an der aus Oberitalien her einbrechenden zeitgemäßen Geschwindigkeitskunst.

Eigentliche Prachtbauten sind in der neueren Zeit wohl kaum von Grund auf aufgeführt worden, wohl aber hat man vieles schon vorhandene Beschädigte restaurirt, oder Unfertiges vollendet. So vorzüglich in Rom, wo Pius IX. in diesem Sinne eine ziemlich bedeutende Thätigkeit veranlaßte. Was am besten einen Begriff von dem hierin Geleisteten geben kann, sind die Wiederherstellungen von S. Lorenzo und S. Paul fuori le mura (letztere schon von Leo XII. begonnen), und wie weit dieses Geleistete auch hinter den Ansprüchen, zu denen man hier zu Lande sich unwillkürlich verleitet fühlt, zurückstehen möge, es würde unbillig sein, den besten Willen nicht anzuerkennen. Der Pracht des aufgewandten Materials, aber auch der Tüchtigkeit in der technischen Behandlung desselben werden wir in Deutschland kaum etwas Aehnliches zur Seite zu stellen haben; die Steinmetzarbeit, die Marmorschleiferei, das Mosaik sind hier immer noch in den Händen eines geübten Kunsthandwerkerstandes, dem der Architekt, der Bildhauer und der Maler etwas zumuthen dürfen, wie sie es denn auch bei jeder Gelegenheit thun.

Im Ganzen ist der Sinn für Verhältnisse bei den italienischen Architekten ein besserer geblieben als bei den unsrigen, obwohl gar Manches wieder erlernt werden muß. In San Lorenzo z. B. hat der Architekt dem Maler einen zu großen Maßstab für die Ausführung des oberen Bilderfrieses erlaubt, und es ist dies um so tadelswerther, als in den alten erhaltenen Mosaikresten des Triumphbogens der richtige Maßstab vorgezeichnet war. Dagegen ist die Wandtäfelung von S. Paul durchgängig in zu kleine Felder getheilt; man dachte wohl die Größenwirkung des ganzen Raums hiedurch zu erhöhen, hat aber des Guten etwas zu viel gethan, und der Raum wirkt nun etwas leer. Doch war dies ein Fehler, der wohl unserer Zeit überhaupt angerechnet werden muß, welcher selbst das Innere von St. Peter nicht groß genug wirkt, und die sehr wenig Gefühl für das würdevolle künstlerische Verfahren hat, das die materielle Größe der Schönheit der Verhältnisse unterordnete.

Die Leistungen moderner Sculptur und Malerei, welche uns in den genannten und in manchen andern Kirchen unter die Augen treten, über die Achsel anzusehen, haben wir keinen Grund, Namen wie Teneruni, Jacometti, Podesti, Cocchetti, ja selbst Fracassini und Mariani würden auch bei uns einen guten Klang behaupten. Vielleicht haben sogar die Künstler, die ihn tragen, ihre Vorzüge vor manchen der unsrigen, sie verstehen unter anderm ihr Handwerk verhältnißmäßig gut und brauchen nicht vor der Ausführung von Kolossalfiguren oder großen Wandmalereien zurückzuschrecken oder dieselbe in die Hand von Gehülfen zu legen. Besonders die Bildhauerei zeichnet sich aus und die Arbeiten Tenerunis und Jacomettis (des letzteren Gruppen an der Scala santa) gehören wohl zu den allerrespectabelsten Leistungen unserer Zeit, sie zeugen von edlem und maßvollem Formensinn, ihre Ausführung ist eine gewissenhafte, und an monumentaler Wirkung übertreffen sie z. B. das, was Thorwaldsen Aehnliches hier hinterlassen hat. Das Gleiche darf man wohl auch für den Florentiner Dupré in Anspruch nehmen, aber wohlverstanden soll Alles dieses immer nur im Vergleich mit gleichzeitigen Nichtitalienern hervorgehoben werden, welche den Italienern Conventionalismus und Erfindungsarmuth vorwerfen und uns nur allzuselten durch die sonderbaren Einfälle ihres Originalgeschmackes und durch ihre Nachlässigkeit in der Arbeit für ihr tapferes Abbrechen mit aller Tradition entschädigen.

Wie für die Herstellung von Kirchen hat man auch Vieles für öffentliche Plätze und Gartenanlagen gethan. Griff man hier in schon vorhandenes Altes ein, so liegen auch hier manche Mißgriffe zu Tage. Die älteren Architekten Italiens bis auf die Zopfzeit hinab zeichneten sich durch einen äußerst entwickelten Sinn für Reichthum der Anlagen und für malerische Massenwirkung aus, sie ließen sich hier keinen Vortheil entgehen. Niemand hat besser wie sie verstanden den Platz zu wählen oder die Umgebung, auch die landschaftliche, zur Hervorhebung des Monuments mitwirken zu lassen. Niemand besaß in so hohem Grade die Routine, günstige perspectivische Effecte hervorzuzaubern oder uns über Unregelmäßigkeiten des Terrains, oft mit der größten Kühnheit des Verfahrens, hinwegzutäuschen. Man könnte über dieses Capitel ein ganzes Buch schreiben, es mögen hier nur einige Beispiele stehen. So die Anlage des St. Peterplatzes in Rom, dessen ganze zur Rechten liegende Seite bedeutend höher liegt als die gegenüber befindliche, ohne daß es dem Auge besonders auffällt; so der Prospectus der spanischen Treppe, bei welchem es den Architekten vortrefflich gelang, den Nichtparallelismus der Treppen mit der Vorderseite des Obelisken und der Kirchenfaçade, welche die Anlage krönen, zu verstecken.

Eine solche Anlage war auch die Piazza Barberina in Rom, auf welcher trotz der continuirlichen Steigung des ganzen Platzes der in der Mitte befindliche Brunnen in einer Mulde zu liegen schien. Diese angenehme Wirkung ist durch die dem Verkehr allerdings bequeme Ebnung des Platzes verschwunden, der Brunnen liegt jetzt nüchtern am kahlen Abhang und man hätte doch recht gut den früheren sachgemäßeren Ausdruck des Eingesenktseins erhalten können. Schlimmer noch ist man mit der herrlichen Piazza Navona verfahren. Diese bildete ehedem mit ihren Prachtbrunnen in der Mitte eine vollständige Mulde, und obgleich deren Senkung noch nicht einen Meter betrug, so war doch mittelst derselben eine sehr bedeutsame perspectivische Wirkung erzielt. Stand man auf dem den Platz umgebenden Trottoir, so erstanden dem Blick, welcher der sanften Senkung und der ihr entgegenwirkenden Steigung der Muldenform folgte, die gegenüberliegenden Gebäude anscheinend doppelt mächtig. Zu dieser Wirkung half der Umstand mit, daß man den in der Mitte stehenden Kolossalbrunnen seiner ganzen Höhe nach sah. Da nämlich die perspectivischen Fluchtlinien des unteren und mittleren Theiles dieses Brunnens unter und in die Sockelgliederungen der dahinterliegenden Kirche fallen — weil der ganze Brunnen factisch tiefer steht —, so war es für die zurückliegenden Gebäude doppelt wichtig, die ganze Höhe des Brunnens fühlbar werden zu lassen, denn wenn man über ein in der That als kolossal Empfundenes ein andres dahinterliegendes Kolossales hervorragen sieht, so erscheint dieses nun doppelt imposant. Der ganze Kunstgriff war der Natur vortrefflich abgelauscht, in welcher gleichfalls über sanfte gleichmäßig sich abdachende und ebenso gleichmäßig gegenüber sich hebende Mulden plötzlich senkrecht aufsteigende Felsen höher wirken als sie sind, besonders wenn wir sie über in der Mitte des Thales stehende Bäume hin erblicken. Dieser Fall kommt in der römischen Campagna hundertfältig vor und täuscht uns so oft über die wahren Größenverhältnisse. Eine tief eingerissene Schlucht, über welche wieder jähe Felsen emporragen, gewährt dem Auge bei weitem nicht das gleich wirkungsvolle Schauspiel, weil dem Bilde die bestechenden Gegensätze fehlen.

Jene schöne Wirkung hat man nun, seit der Platz in der Mitte erhöht und geebnet wurde, zerstört. Jetzt sieht man den Fuß des Brunnens nicht, er ist in eine enge Versenkung eingepfropft, der Brunnen erscheint hiedurch verkrüppelt und kleiner. Die mittlere Erhöhung des Platzes hat gleiches Niveau mit dem umlaufenden Trottoir, und da sie über die zwischen ihr und den Trottoir befindliche Straße um ein ganz genau als niedrig Meßbares, um eine Stufe, emporragt, so wirkt der ganze Platz eben, und die gegenüberliegenden Gebäude scheinen eher in der Erde zu stecken, als sich besonders majestätisch zu erheben.

Der Sinn für wirkungsvolle Anordnung und Ausbeutung der Localität hat also bedenklich abgenommen, und es macht sich dieses dann auch bei Neuanlagen sichtbar. So stattlich die neuen Aufgänge zu S. Pietro in Montorio in Rom und zu S. Miniato in Florenz auch sind, das Verhältniß zwischen den Dimensionen des als Unterbau wirkenden Aufganges und denen

Digitized by Google

des krönenden Monuments ist in beiden Fällen kein glückliches, der Unterbau nimmt das Auge zu sehr in Anspruch. Bei S. Miniato hat man auch noch andre Mißgriffe begangen, die weniger zu entschuldigen sind, besonders da sie gegen allbekannte Erfahrungssätze über Größenwirkung und Andres verstoßen. Man hat auf dem oberen Platze eine Bronzecopie des Buonarotti'schen David aufgestellt. Nun stand das Original — bekanntlich in weißem Marmor ausgeführt —, wie Jeder weiß, ehemals auf der Piazza della Signoria und hob sich leuchtend und groß von dem dunkeln Hintergrunde, den ihm der Palazzo Vecchio gab, hervor. Droben auf der Piazza S. Miniato aber setzt sich das dunkle Bronzebild von der hellen Luft ab, und diese schneidet mit ihrem Glanze in seine Contouren verkleinernd ein. Gänzlich verfehlt war es aber, die ruhenden Figuren aus der Mediceercapelle, die dort wie Reliefs wirken, um den freistehenden Sockel des David her zu lagern. Da sie nun als freie Figuren erscheinen, so machen sie den Eindruck, als befänden sie sich in sehr unbequemer und gequälter Lage, ganz davon zu schweigen, daß man die unvollendeten Marmorstatuen gar nicht hätte in Bronze abgießen sollen, da doch dieser die Unfertigkeit nicht wohl verziehen werden kann.

Im Allgemeinen haben sich in der Architektur, auch im Nutz- und Privatbau, Rom und Florenz auf höherer Stufe erhalten als Norditalien. Bei den Architekten dieser Städte bethätigt sich, wo nur irgend Raum gegeben ist, ein würdiger Sinn, zum allermindesten spricht er sich in der Solidität der Ausführung aus. Eigentliche Unsolidität und Flitterhaftigkeit wird erst jetzt aus dem Norden her eingeführt.

Das Allerabscheulichste entwickelt hierin leider der Hof bei seinen Bauten. Die neuen königlichen Lust- und Jagdschlösser sind wahre Fundgruben von Flitterhaftigkeit und — Langweiligkeit des Aussehens, und nur schwer ist es zu begreifen, wie man z. B. in der Nähe Roms, wo noch jedes einfache Bignenhaus den Stempel der Architekturverständigkeit trägt, solches Zeug aufstellen kann, wie z. B. die neue königliche Villa vor Porta Salara. Neben ihrer sentimentalen Façade, die aussieht, als wäre sie von einer Scheuren'schen Ballkarte in Buntdruck gestohlen und ihren als Schweizerhäuschen angemalten Steinkasten hat auch der Torloniageschmack noch blendende architektonische Vorzüge aufzuweisen.

(Schluß folgt.)

Variationen über ein Gutzkow'sches Thema.

Von **Daniel Sanders.**

(Schluß.)

Es erscheint überflüssig, noch aus andern Schriftstellern erläuternde Beispiele hinzuzufügen, und so wenden wir uns gleich zu einem andern Fall, in welchem der Deutlichkeit halber die Formen von der als Relativpronomen besser gemieden werden, wenn nämlich auf das Relativpronomen ein artikelloses Hauptwort folgt, zu welchem, nach dem Anschein im ersten Augenblick, die voranstehende Form von der als Artikel gehören könnte.

Ein Beispiel hierfür bietet in dem zuletzt aus Gutzkow angeführten Satze das unmittelbar vor Frankreich stehende Relativpronomen das, wofür, wie oben bemerkt, deutlicher und besser welches stände. Auf derselben Seite des Gutzkow'schen Buches findet man noch ein anderes hergehöriges Beispiel:

Laß die Hand von mir fern, die Hand, die Worte des Verraths hat niederschreiben können!

Freilich nur, so lange man nicht das Ende des Relativsatzes gehört oder gelesen, wird man daran denken können, das die vor Worte als dazu gehörigen Artikel zu fassen; aber ein welche statt die würde von vornherein auch die vorübergehende falsche Auffassung beseitigt haben und so schreibt z. B. auch Gutzkow a. a. O., S. 17:

Bei alledem war Ellinor gewohnt, die Männer, von denen sie las oder hörte, mit Sam zu vergleichen. Die, auf welche Väter und Großväter Hoffnungen setzen durften, hatten immer blitzende schwarze Augen ꝛc. . . . wie Sam.

Hier wäre für das hervorgehobene welche ein die offenbar eine Verschlechterung, da sie den Leser im ersten Augenblick verleiten würde, dies Wort als Artikel mit dem nachfolgenden Väter zu verbinden. Wir fügen noch aus anderen Schriftstellern zwei Beispiele der tadelhaften Anwendung hinzu und stellen ihnen eines aus Goethe für die empfehlenswerthe Weise gegenüber. Im 22. Jahrgang der Gartenlaube Nr. 37 finden wir folgenden — gewiß Vielen beim ersten Lesen ganz unverständlichen — Satzanfang:

Die steinernen Apostelköpfe, die Kanzel und Altar der Rudisdorfer Schloßkirche umkreisten, hatten wohl oft ꝛc.

Um wie viel deutlicher hieße es:

Die steinernen Apostelköpfe, welche Kanzel und Altar der Rudisdorfer Schloßkirche umgaben ꝛc.

Aehnlich verhält es sich, wenn Kaiser Maximilian von Mexiko in seinem ohne Nennung seines Namens erschienenen Buche „Aus meinem Leben" Bd. 5, S. 52 schreibt:

Die Engländer, die Humanität mit Politik zu einen wissen, speisen das Lager,

wofür es deutlicher hieße:

Die Engländer, welche ꝛc.

Wenn dagegen Goethe im 15. Cap. des 1. Buchs von Wilhelm Meisters Lehrjahren schreibt:

Und so ist es gewiß, daß Liebe, welche Rosenlauben, Myrtenwäldchen und Mondschein erst beleben muß, auch sogar Hobelspänen und Papierschnitzeln einen Anschein belebter Natur geben kann,

so verdient hier das vor dem artikellosen Rosenlauben stehende welche unbedingt den Vorzug vor dem kürzern die u. A. m.

Haben wir im bisherigen namentlich Fälle behandelt, in denen als Relativpronomen besonders aus Rücksicht auf Deutlichkeit und Klarheit sich Formen von welcher für die Anwendung empfehlen, so gehen wir nun zu andern Fällen über, in denen diese Formen aus Rücksichten des Wohllauts vor den entsprechenden von der den Vorzug beanspruchen dürfen.

Das deutsche Ohr verwirft freilich nicht unbedingt den unmittelbaren Zusammenstoß zweier der, die ꝛc., aber für manche Formen gilt er doch mit Recht für ungemein hart, und ganz unerträglich wird der Zusammenstoß in mehr als zwei solchen ganz oder fast ganz gleichlautenden Formen. So können ohne besondern Anstoß zwei der als Formen des bestimmten Artikels unmittelbar auf einander folgen, z. B.: Der der That Verdächtige ist entflohen, — wo außerdem das erste der in der Aussprache gedehnter ertönt als das unmittelbar folgende zweite (etwa zu bezeichnen: Dēr dĕr That ꝛc.). Man vergleiche nun Verbindungen, wie z. B.: Der des Mordes Verdächtige ist entflohen. Die Flucht der der That Verdächtigen ꝛc. Die Flucht des des Mordes Verdächtigen ꝛc. Grammatisch richtig ist freilich auch diese letzte Verbindung; aber trotzdem wird jedes nur einigermaßen feinhörende Ohr sie doch als unerträglich hart verwerfen. Vgl. z. B. noch: Die die Gedichte enthaltende Sammlung — und, viel härter und verwerflicher: Das das Gedicht enthaltende Buch ꝛc. So kann auch dem Relativpronomen der wohl unmittelbar ein der als bestimmter Artikel nachfolgen oder als Determinativpronomen vorangehen, vgl.: Derjenige, welcher der That (oder des Mordes) verdächtig ist ꝛc. — und: Derjenige, der der That verdächtig ist ꝛc. — und: Der, der des Mordes verdächtig ist ꝛc., wo für die gewöhnliche Prosa die erste Darstellungsweise jedenfalls die beste ist, während die andern doch nicht geradezu unbedingt verwerflich sind, wie mit dreimaliger Wiederkehr derselben Form: Der, der der That verdächtig ist ꝛc. Aehnlich am füglichsten: Diejenigen, welche die Anzeige gemacht ꝛc.; auch minder gut, doch noch erträglich: Diejenigen, die die Anzeige gemacht ꝛc.; dagegen freilich grammatisch richtig, aber doch durch den Mißlaut unerträglich hart: Die, die die Anzeige gemacht ꝛc. Beispiele solch eines unerträglich

Digitized by Google

harten dreimaligen Zusammenstoßes wird man bei guten Schriftstellern natürlich vergeblich suchen; aber zwei solche der oder die sind, wie gesagt, nichts geradezu Unerhörtes, zumal bei Dichtern, wo der Zwang des Silbenmaßes mitbestimmend einwirkt. Z. B. sagt in Lessings Nathan (Aufg. V, Auftr. 5) der Tempelherr:

Ich bin nicht
Der Mensch, der irgend Etwas abzuleugnen
Im Stande wäre. Was ich that, Das that ich!
Doch bin ich auch nicht der, der Alles, was
Er that, als wohlgethan vertheid'gen möchte,

vgl. in Schillers Dido (Strophe 50):

Ich bringe die Befehle
Vom Herrscher des Olymps, von jener furchtbarn Macht,
Vor der der Himmel bebt, des Erdballs Achse kracht

und in der 7. Strophe von Schillers Hero und Leander:

Und so flohen dreißig Sonnen
Schnell, im Raub verstohlner Wonnen,
Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht süße Freuden,
Die die Götter selbst beneiden,
Ewig jung und ewig grün,

und aus Schillers Gedicht „An die Freunde" den in den Citatenschatz des deutschen Volks übergegangenen Vers:

Auf den Brettern, die die Welt bedeuten ꝛc.;

aber auch ohne die Noth des Silbenzwangs findet sich in der Prosa z. B. bei Goethe in der bekannten Stelle aus Ottiliens Tagebuche (Ausg. in 40 Bdn. XV, 182):

In Nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther als im Vertrauen gegen Die, die wir lieben;

und in allen drei Bearbeitungen des „Götz" steht (s. Bd. IX, 85; XXXIV, 86; XXXV, 86):

Gott segne euch, gebe euch glückliche Tage und behalte die, die er euch abzieht, für eure Kinder; vgl. III, 315; XVI, 139; 248;

und so schreibt auch Gutzkow in dem von uns viel angeführten ersten Bande seiner „Lebensbilder" S. 18:

Wie alle Frauen Ursache haben bei dem Gedanken an Die, die nicht ihres Geschlechtes sind, eine Wallung mehr der Furcht als der Freude zu empfinden;

und zugestanden muß werden, daß in solchen Fällen die Pause zwischen den beiden die das Harte des Zusammenstoßes wesentlich mildert; doch möchte im Allgemeinen hier in der Prosa immer ein die, welche vorzuziehen sein, wie z. B. Gutzkow a. a. O., S. 198 schreibt:

O, wo gibt es für mich andere Schwüre als die, welche ich Ihnen geweiht! ꝛc.

man vergleiche auch die Weise Luthers, durch das — in der heutigen Prosa freilich veraltete — Relativpronomen so den Zusammenstoß zweier die zu vermeiden, z. B. in der bekannten Stelle aus der Bergpredigt:

Segnet, die euch fluchen; thut wohl Denen, die euch hassen; bittet für Die, so euch beleidigen und verfolgen! Matth. V, 44, vergl. Lucas VI, 28;

und ferner z. B. Goethe XVI, 40 (Meisters Lehrj., Buch I, Cap. 10):

Wenn er die Freude sieht, mit welcher der eingesperrte Schiffer an's Land springt u. A. m.

Wir brauchen nun nur noch kurz zu bemerken, daß auch außer in den erwähnten Fällen noch in manchen andern der Silbenfall für das Relativpronomen welcher spricht, schärfer hervortretend in der gebundenen Rede —, die im Allgemeinen freilich immer die kürzeren und flüchtigeren Fügewörter vorziehen wird —, doch von sorgsamen Schriftstellern auch in der Prosa nicht vernachlässigt. Wir müssen uns hier auf wenige Andeutungen beschränken. Das Relativpronomen welcher kommt z. B. in Schillers „Glocke" und in Goethes „Zueignung" gar nicht vor und nur je einmal in Schillers „Spaziergang" und in dem ersten Gesang von Goethes „Hermann und Dorothea". Dort heißt es, ziemlich gegen das Ende:

Nur die Stoffe seh ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet; der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand

und hier im sechsten Verse:

Bis zum Dammweg, welchen sie ziehn, ist immer ein Stündchen;

aber z. B. im Anfang von Vossens Odyssee wechselnd:

Sage mir, Muse, vom Manne, dem vielgewandten, der vielfach Umgeirrt ꝛc. . . .
Denn sie bereiteten selbst durch Missethat ihr Verderben,
Thörichte, welche die Rinder dem leuchtenden Sohne Hyperions Schlachteten ꝛc.,

vgl. in Lessings Nathan (I, 1):

Und die Phantasie,
Die in den Streit sich mengt, macht Schwärmer,
Bei welchen bald der Kopf das Herz und bald
Das Herz den Kopf muß spielen ꝛc.

Wir verzichten darauf, z. B. in Lessings „Minna von Barnhelm" den glücklichen Wechsel zwischen den Formen von welcher und der nachzuweisen und heben nur die einzige Stelle hervor, in der die langsam, feierlich und bedächtig sprechende, gleichsam jedes Wort auf die Wage legende Minna zu Tellheim sagt (V, 9):

So gewiß ich Ihnen den Ring zurückgegeben, mit welchem Sie mir ehemals Ihre Treue verpflichtet, so gewiß Sie diesen nämlichen Ring zurückgenommen, so gewiß soll die unglückliche Minna die Gattin des glücklichen Tellheims nie werden.

Welcher ist einerseits allerdings schwerfälliger als das kurze und flüchtige der, aber eben deshalb andererseits auch gewichtiger als dies leichtbeschwingte Wort, das hier in der langsam und bedächtig abwägenden Rede sich als zu leicht herausstellen würde.

Wie nun aber der Tonsetzer an den Schluß seiner „Variationen" gern eine recht glänzende und volltönende „Coda" hängt, so will ich an den Schluß dieses Aufsatzes aus einer berühmten Predigt eines der sorgsamsten Kanzelredner ein längeres kunstreiches Satzgefüge stellen, worin der wohlerwogene Wechsel zwischen den Formen der Relativpronomina sowohl einerseits den Forderungen an den Wohlklang entspricht, wie auch andererseits das Verhältniß zwischen den neben-, den über- und untergeordneten Sätzen auf's deutlichste und übersichtlichste hervortreten läßt.

Dies Musterbild eines wohlgegliederten Satzgefüges aber aus Franz Volkmar Reinhards berühmter Landtagspredigt 1799 lautet folgendermaßen:

„Mit starken Schritten nähern wir uns der Grenze unseres Jahrhunderts, eines Jahrhunderts, das immer merkwürdiger, immer außerordentlicher, immer erschütternder zu werden scheint, je mehr es zu Ende eilt; das besonders in den zuletzt verflossenen Jahren auf dem Felde der Wissenschaften, im Gebiete der Religion, in dem Zustande vieler Völker und in der Verfassung unseres ganzen Geschlechtes Veränderungen und Umkehrungen zu Stande gebracht hat, welche die kühnsten Erwartungen übertrafen, welche den Anfang des künftigen nothwendig mit Folgen bezeichnen müssen, die kein menschlicher Verstand noch zu übersehen vermag".

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Ferréol.

Schauspiel in vier Acten von Victorien Sardou.

Victorien Sardou ist nicht nur der fruchtbarste, sondern auch der vielseitigste dramatische Dichter, den Frankreich gegenwärtig besitzt. Er hat übermüthige Possen, feine Conversationsstücke, sogenannte Sittenbilder, große Dramen mit Ausstattung, Féerieen, Operntexte geschrieben, und auf allen Gebieten der Bühnendichtung namhafte Erfolge errungen.

Digitized by Google

Mit seinem neuesten Werke „Ferréol" hat der rastlose und reichbegabte Dichter ein neues Feld beschritten: das der dramatisirten Criminalgeschichte.

Bei jedem neuen Stücke Victorien Sardous erhebt die französische Kritik dieselbe Anklage gegen den Verfasser: er habe seinen Stoff da und daher geholt, ohne die Quelle anzugeben. Die Thatsache ist auch gewöhnlich richtig. Nur ist es fraglich, ob man auf Grund derselben eine wirkliche Anklage gegen den Verfasser erheben darf. Das Recht, das Sardou in Anspruch nimmt: aus halbvergessenen Geschichten gewisse Motive für seine Dramen zu benutzen — es steht auch jedem seiner dichtenden Collegen zu. Und wenn diese von jenem Rechte nur einen mäßigen Gebrauch machen, so wird das wohl daher kommen, daß sie nicht die Fähigkeit besitzen, das Vorhandene für die Zwecke der dramatischen Dichtung mit einer so erstaunlichen Geschicklichkeit umzugestalten und zu reproduciren, daß man über der völlig gelungenen Neugestaltung das Original, das oft nur Rohmaterial ist, ganz vergißt. An ursprünglicher Erfindungsgabe mag Sardou von manchen seiner zeitgenössischen Landsleute übertroffen werden, aber in der geschickten Benutzung aller Mittel, die den Bühneneffect erzielen, in der Klarheit der Exposition, in der Scenenführung, in der Steigerung, in der Verknüpfung und Entwirrung der verschiedenen Fäden überbietet ihn wohl keiner.

Alle diese Vorzüge zeigen sich wiederum in glänzendem Lichte in seiner letzten Dichtung „Ferréol". Ob er für dieselbe eine Novelle benutzt hat oder nicht, das kümmert uns wenig; jedenfalls hat es Sardous Vorgänger nicht verstanden, für sein Original das Interesse wachzurufen und die Wirkung damit zu erzielen, wie Sardou mit der Nachbildung.

In der Nähe von Aix ist ein Mord begangen worden. Der Gemordete ist ein Mensch, der im schlechtesten Rufe gestanden hat; namentlich hat er auch Wuchergeschäfte betrieben. Ein junger verschwenderischer Lebemann, Namens d'Aigremont, hat mit diesem Halsabschneider in Beziehungen gestanden. Er hat demselben Wechsel acceptirt, die gerade am Tage nach der Ermordung des Wucherers fällig werden sollten. Man weiß, daß der Wucherer diese Wechsel am Tage der Ermordung bei sich getragen hat. Die Brieftasche des Ermordeten wird gefunden, die Wechsel fehlen. Der im Dienste des Gerichtspräsidenten de Bois-Martel stehende Feldhüter Martial, der diesen Fund gemacht hat, ist zugleich der Hauptzeuge. Er hat den Thatbestand, wie folgt, angegeben: Er habe in der Nacht wie gewöhnlich die Runde gemacht und plötzlich einen Schuß gehört. Er sei hinzugesprungen und habe nun gesehn, wie sich ein Mensch über einen andern, der am Boden hingestreckt war, gebeugt habe; als er ihn habe herankommen hören, sei er schnell entsprungen; die Brieftasche habe er später im Parke gefunden. Der Verdacht der Justiz lenkt sich also auf den jungen Herrn d'Aigremont, und dieser wird verhaftet.

Das Stück beginnt in dem Augenblicke, als die Verhandlungen gegen den jungen, bisher vollständig unbescholtenen Mann eröffnet werden.

In Wahrheit liegt die Sache ganz anders. Martial ist mit einem leichtsinnigen Weibe verheirathet, das er trotz ihrer Untreue leidenschaftlich liebt. Martial hat Kenntniß erhalten, daß auch der Wucherer mit seiner Frau in den intimsten Beziehungen gestanden hat. In der verhängnißvollen Nacht trifft er mit ihm zusammen. Er interpellirt seinen Nebenbuhler, und dieser verhöhnt ihn. Zorn und Eifersucht rauben dem unglücklichen Ehemanne alle Besinnung. Er schießt seinen Gegner nieder, nimmt ihm die Brieftasche, in der er Briefe von seiner Frau vermuthet, findet die Wechsel und vernichtet sie, um dadurch den Verdacht auf einen Andern zu lenken, und vertauscht die Rolle des Mörders mit der des Denuncianten.

Aber es ist ein Zeuge da, der Alles gesehen hat, das ist der Officier Ferréol, der bei einem africanischen Regimente steht. Martial weiß, daß Ferréol die Wahrheit kennt, aber er weiß gleichzeitig auch, daß dieser gefährliche Zeuge nichts sagen wird; denn er hat den Officier in jener Nacht aus dem von der Präsidentin bewohnten Flügel des Hauses herauskommen sehen. Wenn Ferréol als Zeuge auftritt, so muß er sagen, wie er in der Nacht in das Haus gekommen ist. Er muß eine Frau compromittiren, und noch dazu die Frau des Präsidenten.

Die nächtliche Zusammenkunft zwischen Ferréol und der Frau Präsidentin ist aber unverfänglich gewesen. Ferréol hat Gilberte, ehe sie noch Frau de Bois-Martel wurde, leidenschaftlich geliebt. Als er während seines Urlaubs, den er in Frankreich verbringt, die Kunde von der Verheirathung seiner Geliebten erhält, beschwört er diese, ihm noch einmal Gehör zu schenken. Gilberte ist schwach; sie hat vielleicht auch die sträfliche Absicht, den früheren Geliebten zu erhören. Aber die Absicht wird vereitelt. Ihr Kind erkrankt in jener Nacht, und sie betrachtet dies als eine Warnung des Himmels. Ohne die Treue zu brechen, verabschiedet sie den Geliebten. Dieser findet die Thür verschlossen und muß mehrere Stunden der Nacht in dem Hause verbringen, bis er endlich beim Morgengrauen, just in dem Augenblick, als das Verbrechen in der nächsten Nähe geschieht, den Ausgang findet. Wenn auch die Ehre der Frau Präsidentin unangetastet ist — wird die Welt es glauben? fragt sich Ferréol, und er antwortet darauf: Gewiß nicht, sie wird die Unschuldige verdammen, sie wird Gilberte für meine Geliebte halten. Daß ein junger Officier mehrere Stunden in der Nacht heimlich im Hause einer Frau zubringt, deren Mann abwesend ist, ohne daß eigentlich Unrecht geschehe — das ist doch gar zu unwahrscheinlich! Die gescheidte Gesellschaft wird das nie und nimmer hinnehmen.

Ferréol, dessen Urlaub abgelaufen ist, kehrt am andern Tage nach Africa zurück. Monate verbringt er im Innern der Kolonie und bleibt ohne alle Nachricht von dem, was inzwischen in Frankreich vorgeht. Da liest er eines Tages in einer Zeitung, daß demnächst in Aix eine cause célèbre verhandelt werden wird. Ein junger Edelmann aus bester Familie ist beschuldigt, einen gemeinen Mord begangen zu haben. Jetzt kann Ferréol nicht mehr schweigen. Ein Unschuldiger kann verurtheilt werden. Ferréol allein ist im Stande, die Wahrheit aufzudecken. Er erwirkt einen neuen Urlaub und trifft am Tage, da die Verhandlungen gegen d'Aigremont beginnen, in Aix ein. Er hat eine Unterredung mit Gilberte, die erst aus seinem Munde erfährt, daß Martial der Mörder ist. Er macht ihr die verzweifelte Situation klar; er weist ihr nach, daß er nicht schweigen kann, ohne das Leben oder zum mindesten die Freiheit eines Unschuldigen zu bedrohen; daß er aber auch nicht zu sprechen vermag, ohne die Ehre einer Unschuldigen zu vernichten. Endlich glaubt er ein Mittel gefunden zu haben, das die Unschuld d'Aigremonts ohne Gefahr für den Ruf der Frau Präsidentin klar stellt. Er bescheidet Martial zu sich, bietet ihm 200,000 Franken und mehr, wenn dieser nur fliehen und ein umfassendes Geständniß ablegen will. Martial weigert sich indessen, darauf einzugehen. Die Liebe für seine Frau hält ihn zurück. Er glaubt, daß sie demjenigen, der sich als Mörder denuncirt, unter keiner Bedingung folgen werde, und ohne sie vermag er nicht zu leben. Wahrscheinlich befindet sich Martial in einem Irrthum; denn eine solche Frau folgt 200,000 Franken überall hin. Aber Martial hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt; er bleibt. Auf Ferréols empörten Einwurf, daß er ihn in diesem Falle denunciren würde, antwortet der Feldhüter: „Das werden Sie nicht thun, denn dann werden Sie dem Gerichte sagen müssen, wie Sie Zeuge des Mordes haben sein können; und das werden Sie der Frau Präsidentin doch wohl nicht anthun".

Ferréol ist in wilder Verzweiflung. Die Verhandlungen haben ihren Schluß erreicht, und d'Aigremont ist zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Ferréol sieht nur noch eine Möglichkeit, den Unschuldigen zu retten: Er beschließt, sich als den Mörder zu denunciren und dann seinem Leben im Gefängnisse ein Ende zu machen.

Der Präsident und der Staatsanwalt trauen dieser Selbstanklage nicht recht. Der Vertreter der öffentlichen Anklage muthmaßt mit Recht, daß ein Weib dahinter steckt, und daß es die Aufgabe der Behörde sei, dasselbe ausfindig zu machen. Mit dem bekannten „cherchons la femme" schließt wirkungsvoll der wirkungsvolle dritte Act.

Ferréol muß natürlich verhaftet und verhört werden. Er wiederholt dem Staatsanwalt und dem Präsidenten gegenüber seine brieflich gemachten Aussagen. Im Uebrigen weigert er sich, auf die Fragen, die an ihn gestellt werden, Rede zu stehen. Aber trotzdem entschlüpft ihm eine unbedachte Aeußerung, welche den Verdacht, daß Ferréol die Anklage auf sich lenke, um eine Dame nicht zu compromittiren, bestärkt. Er behauptet, die Brieftasche des Erschossenen auf die Straße geworfen zu haben, während Martial erklärt hat, er habe sie im Parke gefunden. Martial allein ist also in der Lage, den Widerspruch aufzuklären. Der Staatsanwalt beantragt dessen nochmalige Vernehmung. Trotz Ferréols lebhaften Einspruchs wird Martial in das Zimmer des Präsidenten beschieden. Als dieser Ferréol erblickt und aus dem Munde des Staatsanwalts erfährt, daß er noch einmal vernommen werden soll, glaubt er, Ferréol habe geschwatzt, und gibt gleich auf die ersten Fragen des Staatsanwalts so verfängliche Antworten, daß den Beamten, welche hier die Untersuchung

Digitized by Google

führen, kein Zweifel mehr über den Thatbestand bleibt. Einige geschickt gestellte Fragen des Staatsanwalts verwirren den Schuldigen mehr und mehr, und er legt schließlich ein offenes Geständniß ab. Er steht im Begriff, aus Rache das ihm allein bekannte Geheimniß von Ferréols Anwesenheit zu enthüllen, als er erfährt, daß nicht Ferréol ihn, sondern er selbst sich verrathen habe. Der rohe, aber nicht schlechte Mensch hat noch die anständige Regung, dem Verschwiegenen gegenüber nun auch Schweigen zu bewahren. Auf die Frage des Staatsanwalts, wo er Ferréol begegnet sei, antwortet er: „Auf der Straße".

Die Motive, welche Ferréol zu seiner Selbstdenunciation bestimmt haben, sind noch immer nicht aufgeklärt. Aber schon der nächste Auftritt wirft auf dieses Dunkel ein helles Licht, der Präsident theilt seiner Frau mit, daß die Unschuld des jungen d'Aigremont festgestellt sei, der wahre Mörder habe soeben ein umfassendes Geständniß abgelegt.

„Martial?" fragt Gilberte.

Diese natürliche Unbesonnenheit versetzt den Präsidenten und den Staatsanwalt in das höchste Erstaunen und schmettert Ferréol geradezu nieder. Das Geheimniß, das er jetzt so gut bewahrt glaubte, kommt nun doch an den Tag! Gilberte wird interpellirt, wie sie dazu komme, Martial als den Mörder zu bezeichnen. Dem Unrecht, das sie begangen, will sie nicht ein neues hinzufügen. Sie sagt die Wahrheit. Der Präsident selbst verhört seine Frau.

Die Scene ist von ungewöhnlicher dramatischer Wirkung, und die Wirkung täuscht dem in athemloser Spannung lauschenden Zuschauer einen Augenblick über das ungenügende Motiv seiner Aufregung hinweg. Die Scene wirkt thatsächlich so, als ob der getäuschte Ehemann durch seine amtliche Stellung gezwungen sei, die Untreue seines Weibes amtlich zu constatiren, seine Schande, die Schande seiner Frau protokollarisch zu den Acten zu geben. Das ist auch das wirklich Dramatische an der Scene. Aber diese Wirkung hat Sardou eben nur dadurch erzielen können, daß er über den harmlosen Thatbestand hinwegeilt und mit dem verdächtigen Scheine geziert. Dies hat nur geschehen können auf Kosten der Wahrheit und der Wahrscheinlichkeit; aber bewundern muß man das Talent des Dichters, mit dem er es versteht, das Unwahrscheinliche und Unwahre glaubhaft und in der Wirkung wahr zu machen.

Der Präsident fragt seine Frau, nachdem er festgestellt hat, daß Ferréol die Nacht in ihrem Hause verbracht hat, ob Ferréol mit ihrem Willen in seinem Hause sich aufgehalten habe? Da antwortet sie mit gesenkten Lidern ein beschämtes „Ja" und schweigt dann. Der Präsident muß somit glauben, daß Gilberte die Ehe gebrochen habe, und er glaubt es auch. Aber ist dies lakonische „Ja" möglich? Wird nicht jede Frau, die in der Lage Gilbertes sich befindet, sich nicht allein darauf beschränken, die Frage zu bejahen, sondern vielmehr hinzufügen: „Ja, er ist mit meinem Willen im Hause gewesen, aber er hat das Haus auch auf meinen Befehl alsbald wieder verlassen, ohne daß das Mindeste geschehen wäre, das meine Ehre und die Ehre meiner Familie antasten könnte. Ich bin unklug gewesen, unvorsichtig, mein Verfahren verdient den härtesten Tadel, und die furchtbaren Stunden, die ich heute zugebracht habe, haben mich schwer bestraft. Aber ich bin nicht schlecht gewesen, ich kann Dir, meinem Manne, grade in die Augen sehen, Du brauchst den Kopf nicht wie ein Ertappter zu beugen!" So würde voraussichtlich jede vernünftige Frau antworten. Gilberte läßt es sich aber genügen, ihre Beschuldigung durch das lakonische „Ja" zu verstärken, und sie verzichtet auf ihre Rechtfertigung, die ihr erst ganz allmählich, als wenn es sich um ein Verbrechen handelte, durch die Kreuz- und Querfragen des Präsidenten abgerungen wird.

Gilberte, die ihrem Gatten die Treue bewahrt und den Geliebten, ohne ihn zu erhören, davon geschickt hat, ist uns natürlich sympathischer, als es die schuldige Gilberte sein würde. Aber wenn eine wirkliche Schuld vorläge, so wäre das Drama, wie ich glaube, viel stärker und viel logischer gewesen. Wenn wir uns die Sache recht überlegen, führt uns Sardou eigentlich doch nur an der Nase herum. Er versetzt uns in Aufregung und erschüttert uns, ohne daß ein eigentlicher Grund zu dieser Erschütterung und zu dieser Aufregung vorhanden wäre. Seine Geliebte durfte Ferréol unter keinen Umständen compromittiren; in diesem Falle war ihm das Schweigen eine gebieterische Pflicht. Die Frau Präsidentin, die seine Geliebte gar nicht gewesen ist, kann er überhaupt nicht compromittiren; denn es ist nichts Sträfliches vorgefallen. Etwas Ungewöhnliches, etwas Unstatthaftes, ja! Aber es ist keine Schuld da. Möglich, daß die Klatschbasen, wie Ferréol auch sagt, dem Ungewöhnlichen nicht glauben, daß sie die Frau, die schuldig erscheint, für schuldig halten werden. Aber die gewaltige Kraft der Wahrheit würde das boshafte Gewebe der Verleumder doch zerreißen. Es gehört kein großes Talent dazu, um eine Sache, die in Wahrheit unschuldig ist, als unschuldig darzustellen; mögen auch die Umstände, die sie begleiten, noch so außerordentlich sein. Gilberte hat sich dessen, was sie gethan hat, nicht zu schämen; sie kann es ihrem Manne, sie kann es der ganzen Welt in's Gesicht sagen. Sie kann ruhig auftreten und erklären: Ja, ich habe dem, den ich früher liebte, in der Nacht den Riegel offen gelassen. Wir haben zusammen gesprochen; aber die Pflicht der Gattin, die Pflicht der Mutter ist mir zum Bewußtsein gekommen und stark genug gewesen, um mich vor der Anfechtung zu bewahren. Ich bin rein und treu geblieben. Ich kann meinem Manne und meinem Kinde ohne Erröthen gegenüber treten. Ich habe das volle Anrecht auf die Hochachtung der Welt!

Sardou, der uns im Theater dies plausibel macht, der uns mit dem vollsten Vertrauen für die Wahrhaftigkeit und Tugend Gilbertes erfüllt, würde ohne Zweifel, wenn er nur gewollt hätte, auch das Auditorium im Gerichtssaale zu Aix von dem wahren Thatbestande überzeugt haben.

Nach der Feststellung der Thatsachen kann es den Präsidenten keinen großen Kampf kosten, seiner standhaften und treuen Gattin die Hand zur Versöhnung zu reichen. Martial erdrosselt sich im Gefängniß; und damit ist der Prozeß, der Ferréols Zeugenschaft gefordert hätte, beendet, und Gilbertes Aussage verhallt ungehört innerhalb der vier Wände des Präsidentenbüreaus.

Das sehr interessante und meisterhaft componirte Schauspiel erfreut sich am Residenztheater einer außerordentlich gelungenen Darstellung. Herr Emil Hahn ist in der Titelrolle vorzüglich. Die Rolle der Präsidentin, die früher von Frl. Leontine l'Allemand mit großem Talente gegeben wurde, wird jetzt von Frl. Mathilde Ramm wahr und wirkungsvoll dargestellt. Die jüngere Schwester dieser Schauspielerin bewährt in der Rolle des Frl. d'Aigremont ihr liebenswürdiges Talent, das sich schon in der verunglückten „Gesandtin" bekundet hatte. Die discrete und würdige Wiedergabe der delicaten Rolle des Präsidenten durch Hrn. Schönfeld verdient die volle Anerkennung. Hr. Keppler, der Staatsanwalt, hat uns namentlich im letzten Acte erfreut. Die Exposition im ersten Acte, den Bericht über den Mord, spricht er zu schnell und zu monoton. Hr. Pander gibt die Rolle eines widerwilligen Geschworenen — es ist die amüsanteste und dankbarste Episode des Stücks. Hr. Pander läßt sich keine Pointe entgehen, er bringt vielleicht sogar da Pointen an, wo sie nicht hingehören. Die kleinsten Rollen sind mit guten Kräften — wir nennen nur Hrn. Beckmann und Frl. Western — besetzt. Das Ensemble ist flott. Kurzum, es ist eine recht gute Vorstellung.

Ueber die Novitäten der Woche — Salingrés Posse „Die Reise um Berlin in achtzig Stunden", S. Schlesingers „Trauerspiel des Kindes" und den „Besuch im Carcer" — ein andres Mal.

Paul Lindau.

Musikalische Aufführungen.

Herrn Brülls Concert und Compositionen. — Gernsheims Quartett. — Rudorffs Serenade. — Kiels Chor „Fern im Osten".

Herr Brüll hat vor 14 Tagen ein Concert gegeben, worin er mehrere seiner Compositionen, Pianostücke und Lieder, vorführte. Wir haben sein Clavierspiel vor zwei Jahren in hohem Grade schätzen gelernt; doch in diesem zeigte er keinen Fortschritt.

In der Sonate D-moll (op. 31) von Beethoven und besonders in der Toccata trat ein Streben eigenthümlicher Auffassung hervor, welche den Charakter der Tonstücke völlig beseitigte. Rubinstein, jener Künstler, der vielleicht am meisten seinen augenblicklichen Stimmungen und dem dämonischen Drange nachgibt, hat das Finale-Allegretto in viel ruhigerem Zeitmaß genommen als Herr Brüll; im Andante herrschten die harten Accente vor; die Toccata von Bach endlich war im Tempo wie im Vortrage vergriffen. Viel glücklicher präsentirt sich Herr Brüll in seinen eigenen Compositionen, die alle in kleinen Formen sich bewegen und ohne besonderen Anspruch auf Eigenthümlichkeit doch manches Freundliche und Anmuthige bieten. Auch die Lieder bekundeten das Talent des Componisten für den Ausdruck der Mittelstimmungen. — In dem letzten Quartett Joachims wurde eine Composition von Gernsheim vorgeführt. Der noch junge Componist, früher in Cöln, weilt jetzt in

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Rotterdam, an der Stelle des Herrn Bargiel. Gernsheim ist ein Mann von ausgezeichnetem Talent, dessen Compositionen, besonders im Clavier-Quartett, die verdiente Verbreitung noch nicht gefunden haben. Was nun das hier vorgeführte Quartet betrifft, so rechnet es der Verfasser dieser Besprechung nicht zu den glücklichsten Schöpfungen des Componisten. Es fehlt nicht an interessanten Momenten, aber ein einheitlicher Eindruck bleibt nirgends zurück. Als ein Ganzes ist das Scherzo am besten gelungen. Nochmals sei hier betont, daß Gernsheim zu den achtungswerthesten jüngeren Componisten gehört, der ganz gewiß auch noch höhere Anerkennung des Publicums finden wird. — Das Concert der Hochschule brachte an neuen oder zum ersten Male aufgeführten Compositionen eine Serenade für Orchester von Rudorff in sechs Theilen und einen Chor von Kiel. Die erstgenannte Composition ist das Werk eines feinsinnigen, edel strebenden Künstlers, dem das Beschauliche, Sinnige am besten gelingt, die vierte Nummer, Andantino, und die sechste, Larghetto, sind daher auch die wirksamsten; das Andantino ist ein liebenswürdiges Stücklein! Nach ihnen kann noch die erste: Alla Marcia, moderato assai genannt werden. Den Allegri fehlt zwar nicht ein gewisser Schwung, aber die packende Kraft. Was den Chor von Kiel, Text von Novalis, betrifft, so herrscht auch in diesem Werke jenes innige, tiefe und reine Gefühl vor, jene Klarheit der Gedanken bei der höchsten Kunst des Baues, jene Stileinheitlichkeit, die nur aus der innersten Natur hervorgeht, und welche alle seine Compositionen auf religiöse Worte kennzeichnet. Und wie schön ist dieser Chor instrumentirt! Wie klingt alles so voll, so harmonisch, und doch so eigenthümlich geheimnißvoll. Der Eindruck, den das Werk in den Hörern erzeugt, kann am besten durch die Anfangsworte des schönen Gedichtes beschrieben werden:

Fern im Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung
— — — —
— — — —
Alter Sehnsucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung.

H. Ehrlich.

Franz Wallner.

Eine originelle Persönlichkeit, ein talentvoller Schauspieler und Bühnendirigent, ein begabter Schriftsteller, und — nicht das Letzte und am wenigsten Bedeutende — ein braver Mann ist am 19. Januar fern von den Seinen im fremden Lande, in Nizza, gestorben: Franz Wallner. Erst am 25. September dieses Jahres würde er sein 66. Lebensjahr vollendet haben. Wallner war 1810 in Wien geboren. Sein Talent für komische Charakterfiguren entwickelte sich schon frühzeitig, aber so berühmt z. B. sein Viehhändler aus Oberösterreich geworden, seine eigentliche Bedeutung für das deutsche Theater erreichte Wallner erst als Bühnenleiter. Er übernahm 1851 die Direction des Theaters in Freiburg, 1853 das Posener Stadttheater, am 16. September 1855 eröffnete er in Berlin in der Blumenstraße jenes durch ihn so berühmt gewordene kleine Theater, das die Erbschaft des eingegangenen Königstädtischen antreten sollte, aber sehr bald ein ganz eigen geartetes Institut geworden ist. Zuerst bildeten das Repertoire österreichische Possen von Nestroy und Raimund, am 1. October z. B. der Verschwender; aber schon am 11. October 1855 begann die zweite Periode des neuen Theaters mit der Aufführung von Alexander Dumas' „Demi monde", worin Frau Agnes Wallner, die Gattin des Directors, zuerst auftrat. Es folgte die Cameliendame unter dem Titel „Die neue Magdala" in der Max Ring'schen Bearbeitung. Das Berliner Publicum wurde hier zuerst in die Mysterien der Pariser dramatischen Literatur des zweiten Kaiserreichs eingeweiht. Indessen Wallners ruheloser Geist war auf etwas anderes gerichtet, er fand in David Kalisch den genialen Autor, in dem vierblättrigen Kleeblatt Helmerding, Reusche, Neumann und Anna Schramm die ausgezeichneten Darsteller des ungezogensten Lieblings der komischen Muse: der Berliner Posse — das Wallnertheater war da und seine Berühmtheit wuchs nunmehr von Monat zu Monat. Kalisch schrieb den Actienbudiker und die entzückenden kleinen einactigen Scherzspiele; im Garten nebenan entstand das hölzerne Sommertheater, in welchem sich Mitterwurzer und Hedwig Raabe ihre goldnen Theatersporen verdienten, und Emil Pohls „Bruder Liederlich" 102 Mal hintereinander gegeben wurde. Am 13. Juli 1864 versammelte Wallner seine Mitglieder und seine Freunde zum Richtfest seines neuen Prachttheaters, das am 3. December desselben Jahres mit einem Festspiel von Kalisch eröffnet wurde.

Doch nur wenige Jahre führte Wallner in dem neuen Hause die Direction selbst. Im Jahre 1866 entkeimte in ihm jene Krankheit, der er nach zehn Jahren erliegen sollte; 1868 verpachtete er sein Theater an Theodor Lebrun und die Bühne hatte durch ihn ein solches Renommée erworben, daß er eine jährliche Pachtsumme von 18000 Thlrn. fordern und erhalten konnte. Von jetzt ab zeigte sich Wallner in seiner überraschendsten Originalität. Es ergriff ihn der Trieb zu reisen und zu schriftstellern, am liebsten wäre er ein zweiter Gerstäcker geworden. Er plauderte viel und geistvoll über seine Wanderungen, er schrieb so leicht und flüssig, wie er zu erzählen verstand; die Nothwendigkeit zur Aufrechterhaltung seines Lebens in jedem Winter ein südliches Klima aufzusuchen, benutzte er zu Reisen nach Italien, dem Orient, Egypten. Mit jugendlicher Frische beschrieb er seine Abenteuer, und sein steter Reisebegleiter war ein unverwüstlicher Humor. Der Sommer sah ihn in Karlsbad, wo er zuerst wieder die Fühlung mit seinen norddeutschen Freunden erreichte. Im Herbst des vorigen Jahres begab sich Franz Wallner nach Nizza, von wo aus er eine Studienwanderung durch Corsica machte. Nach Nizza zurückgekehrt, ergriff ihn mit erneuter Heftigkeit seine alte Krankheit. Es ist uns die Einsicht in einen Brief verstattet worden, den Wallner im December an seinen alten intimem Freund, den Regisseur Wilhelm Keller, der seit dem Bestehen des Wallnertheaters, also seit 20 Jahren, Mitglied desselben ist, geschrieben hat. Folgende Zeilen, die wir diesem Briefe entnehmen, werden ihren wehmüthigen Eindruck nicht verfehlen. Franz Wallner schreibt aus Nizza am 18. December 1875:

„Ich leide dieses Jahr, mehr als je zuvor, am bittersten Heimweh, und nur der so überaus strenge Winter hat mich abgehalten, zu Weihnachten nach Hause zu gehen. Jedenfalls denke ich nach Neujahr wieder eine größere Wanderung anzutreten (er hat inzwischen die größte Wanderung unternommen, die ein Jeder von uns einmal antreten muß), nach Sicilien, Tunis, Malta und Athen — das ist ja wohl der nächste Weg nach Berlin? So viele Freunde ich mir hier gewonnen, so vereinsamt fühle ich mich in der Ferne, manchmal bin ich in einer Stimmung, in welcher ich mit dem nächsten besten berliner Bettler tauschen würde. Ich habe kein Auge mehr für das blaue Meer, welches sich wie ein ungeheurer Spiegel zu meinen Füßen ausbreitet, und ich wandle in Wahrheit nicht ungestraft unter Palmen. Trotzdem steht es mit meiner Gesundheit dieses Jahr besser als alle früheren, und die mit großen Anstrengungen absolvirte Reise durch ganz Corsica hat mir nicht das Geringste geschadet."

Wallners Heimweh war gerechtfertigt, seine Reisepläne waren Pläne, die uns Ueberlebende wehmüthig genug stimmen können. Er starb am 19. Januar nach unsäglichen Leiden unter der Pflege seines aus Hamburg an sein Krankenbett in Nizza herbeigeeilten einen Sohnes und ist vorläufig auch dort begraben worden. Hier in Berlin trauern Wittwe und Tochter um ihn und mit diesen beiden zahlreiche Freunde des trefflichen Künstlers, des genialen Theaterdirectors, des liebenswürdigen und braven Mannes. In dem veilchen-berühmten Nizza (berühmt namentlich durch Alfonse Karrs Veilchenzucht) mögen seinen Grabhügel die Veilchen schmücken, die sein Sohn auf ihn hinstreut. In Berlin wollen wir ihm später den wohlverdienten Kranz auf's Grab legen.

F. L. Kugler.

Notizen.

Die schlimmsten Folgen des Gründungsfiebers, wie es nach dem Ende des letzten Krieges grassirt hatte, sollen hinter uns liegen, wenn auch in der Geschäftswelt noch nicht ganz überwunden sein. Auch die politischen Gründer haben in jüngster Zeit keine sonderlichen Lorbeern gepflückt, und der Krach ist sogar eingetreten, bevor noch die Entreprise in Zug gekommen war. Die anonyme Gesellschaft der neuen halbconservativen Majorität, hinter welcher die Firma Wagener mit diesem und

Digitized by Google

jenem stillen Theilnehmer aus höheren Gesellschaftskreisen stehen sollte, hat ihre Actien nicht auf den Markt bringen können. Kaum waren die ersten Exemplare des verheißungsvollen Prospectus in das Publicum gedrungen, als auch schon der Concurs angemeldet wurde. In dem Augenblick, wo es mit der Gründung Ernst zu werden schien, wollte der stille Socius nichts davon wissen, und das Project fiel in's Wasser. Die solide nationalliberale Verbindung konnte von dieser luftigen Concurrenz niemals wirklich bedroht werden. Die bisherigen Compagnons mochten sich einmal über einander beschwert haben, aber sie konnten doch einer ohne den andern nicht fertig werden. Das hatte der reichere und mächtigere Theilhaber, dessen drohender Abfall von interessirten Personen frischweg verkündet war, auch schon wiederholentlich versichert. Aber ängstliche Seelen hatten ihm nicht geglaubt. Man erinnerte sich seiner früheren Aeußerung, er habe, soviel er sich erinnere, niemals die Unwahrheit gesagt, wenigstens nicht amtlich. Ein andermal sollte das launige Wort gefallen sein, je älter man werde, desto größere Mühe koste es, sich beim Reden in Widerspruch mit den Thatsachen zu setzen, und der wirkliche Ausdruck sollte noch derber gelautet haben. Aber das Alles hatte doch nur solchen auswärtigen Diplomaten gegenüber Geltung gehabt, welchen dadurch mit gleicher Münze heimgezahlt wurde. Die Benedetti, Beust, Lamarmora und ähnliche durch zweifelhafte Aufrichtigkeit bewährte Leute hatten es nicht besser verdient. Benedetti namentlich war nach Berlin in der festen Zuversicht gekommen, er werde hier durch kluges Operiren und Manövriren ein paar Grenzprovinzen davontragen, wie ihm das in Turin gelungen war. Als Alles anders kam, sagte er hinterher kopfschüttelnd, den Deutschen sei nicht zu trauen! Es war ihm nicht gelungen, seinen Gegner zu übervortheilen, und jetzt ließ er drucken, jener habe sich unzuverlässig erwiesen. Was indessen im Verkehr mit fremdländischen Agenten recht war, wurde dadurch, wo es sich um die ehrlichen Nationalliberalen handelte, noch nicht billig. Diese mochten sich immerhin darauf verlassen, daß, wenn ihnen versichert wurde, man wünsche ihrer Aller Wiederkehr, eine solche Erklärung ernstlich gemeint war. Auch hatten sie nur unentwegt ihre Pflicht zu thun und brauchten dann Niemand zu scheuen. Die unverständige Menge schilt sie zuweilen liebedienerisch. Diesen wohlfeilen Vorwurf jedoch hatten sie gerade in der gegenwärtigen Session durch ihr mannhaftes Verhalten glänzend widerlegt. Und so könnte nur unheilbare Beschränkung oder angeborne Malice ihnen verdenken, wenn sie den Reichskanzler in derjenigen Linie unterstützen, die sich mit der ihrigen, das heißt nationalen, im Wesentlichen deckt. Dort wo die Offficiösenriecherei das weiland Denunciantenwesen ersetzt hat, mag das in allen Tonarten verdächtigt werden: besonnene Männer werden sich dadurch nicht beirren lassen. Eine nahe Gelegenheit dazu bietet die Frage der Reichsbahnen, die der heillosen Confusion des deutschen Betriebes ein Ende machen soll. Wer im letzten November aus Rom in die Heimat zurückkehrte und in München den Nachtzug benutzen wollte, erhielt von einem beleibten Zugführer den barschen Bescheid, der nach Berlin durchgehende Waggon habe kein Coupé für Nichtraucher. Wollte man also nicht die Nacht in der von sechs schlechten Cigarren bei verschlossenen Fenstern erzeugten sehr bedenklichen Atmosphäre zubringen, so mußte bei Kälte und Schnee zwischen München und Berlin drei- bis viermal mindestens der Wagen gewechselt und, um einige erträgliche Sitze für sich und seine Gesellschaft zu erlangen, noch obendrein öfters dasjenige Mittel angewendet werden, welches Karl Braun in seinen amüsanten türkischen Skizzen als den allmächtigen Bakschisch treffend charakterisirt hat. Und da sollte man nicht für die Reichsbahnen eintreten? Die dagegen erhobenen Einwürfe mögen von ehrenwerthen Männern herrühren. Auch soll ja Niemandem Gewalt angethan werden. Hätte man indessen alle Argumente beachtet, die Gewohnheit und Aengstlichkeit gegen die Gründung des Deutschen Reiches aufbrachten, es wäre niemals dazu gekommen. Vorwärts! lautet die Devise, welche Deutschland von Preußen überkommen hat, und wer nicht den Muth zum Schwimmen besitzt, muß sich darauf einrichten, daß er wie der biedere horazische Landmann warte, ob etwa der Strom vorüberfließen werde.

Offene Briefe und Antworten.

Herrn Advocaten Berent. Christiania.

Berlin, 16. Januar 1876.

Hochgeehrter Herr! Sie verstehen kein Deutsch, ich kein Norwegisch. Das macht es erklärlich, daß Mißverständnisse zwischen uns vorfallen. Ich würde Ihre Zeit nicht zur Berichtigung derselben in Anspruch nehmen, wenn Sie sich nicht durch ein solches Mißverständniß hätten bewegen lassen, einen Stein auf meinen Charakter zu werfen. Ich habe nicht gesagt, wie Sie mir unterlegen, daß man den Herrn Tjälde hätte halten sollen. Meine Meinung ist einfach die, daß man es ihm hätte überlassen sollen, ob er sich halten kann. Man hätte ihn nicht stützen, ihm aber auch kein Bein stellen sollen. Ich glaube, ich war sehr höflich, wenn ich die Moral eine individuelle nannte, die darauf ausgeht, Jemanden zu Fall zu bringen, weil er strauchelt.

Auch ich hatte Sie leider mißverstanden; erst jetzt höre ich von Ihnen, daß Ihre Mandanten den Grundbesitz des Herrn Tjälde an sich gebracht haben. Nach unserm Concursverfahren wäre das glücklicher Weise unmöglich. Mir scheint fast, als hätten Sie die schlechte Conjunctur benutzt, um ein gutes Geschäft zu machen.

Ich liege Ihnen mit derselben Bitte an, wie Sie dem Herrn Tjälde: Prüfen Sie sorgfältig Ihre Mittel. Sie sind eine wirksame Theaterfigur und als solche lasse ich Sie gelten.

Aber Sie überschreiten Ihre Verhältnisse, wenn Sie am lichten Tage Briefe über ernsthafte Dinge schreiben. Ich habe die ganze Geschäftswelt für mich, wenn ich behaupte, daß man über die Solvenz eines Kaufmanns sich in keiner andern Weise unterrichten darf, als dadurch, daß man ihm seine fälligen Wechsel vorlegt. Ihr Verfahren wird fortfahren, auf der Bühne seine Wirkung zu thun; ich wollte nur die Grenzlinie bezeichnen, die Bühne und Leben scheidet.

Genehmigen Sie ꝛc.

Ihr
ergebenster
Alexander Meyer.

* * *

Sehr geehrte Redaction!

In dem Artikel „Ueber die Bühnenverhältnisse Englands" (Nr. 1 der „Gegenwart", S. 11) wird Ernesto Rossi der „Meister" des berühmten ital. Schauspielers Salvini genannt. Das ist ein großer Irrthum. Salvini ist älter als Rossi und länger in Italien gefeiert als dieser. Rossi bedurfte geraume Zeit, bis er sich zum Rivalen Salvinis emporarbeitete, mit dem er vielleicht auch jetzt noch nicht in allen Rollen sich messen darf. Salvini hat eine imponirende Heldengestalt voraus, und vertritt, dem Realismus Rossis gegenüber, eine idealere Richtung. Wenn Salvini in Deutschland weniger bekannt ist, so hat dies seinen Grund darin, daß er Deutschland noch nicht besuchte. Uebrigens hat er seine eigentliche Blüthezeit nun schon hinter sich.

Graz, den 10. Januar 1876.

Ein Abonnent der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg.

OSIRIS.
Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von **C. Radenhausen.**
2 Bände. 21 *M.*

Das Kapital
von
Karl Marx.
Zweite Auflage. Preis: 9 *M.*

ISIS.
Der Mensch und die Welt.
Von **C. Radenhausen.**
2. Auflage. 4 Bände. 12 *M.*

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:
Goethe's Briefwechsel
mit den
Gebrüdern von Humboldt.
(1795—1832.)
Im Auftrage der von Goethe'schen Familie herausgegeben von
F. Th. Bratranek.
8. Geheftet 9 *M.* Gebunden 10 *M.* 50 Pf.

Alles, was von dem Briefwechsel Goethe's mit den Brüdern Wilhelm und Alexander von Humboldt in den beiderseitigen Familienarchiven vorhanden ist, wird hier in getreuem Abdruck und durch den Herausgeber aufs sorgfältigste geordnet der Oeffentlichkeit übergeben. Die Kenntniß unserer classischen Literaturperiode erfährt dadurch eine hochwichtige, viele Lücken ausfüllende Bereicherung. Dieser Briefwechsel bildet zugleich den dritten Theil der **„Neuen Mittheilungen aus Goethe's handschriftlichem Nachlasse"**, deren erste zwei Theile enthalten:
Goethe's Naturwissenschaftliche Correspondenz. (1812—1832.) Im Auftrage der von Goethe'schen Familie herausgegeben v. **F. Th. Bratranek.** Zwei Bände. 8. Geh. 15 *M.* Geb. 18 *M.*

Soeben erschien:
Hans und Grete.
Schauspiel in 5 Acten
von
Friedrich Spielhagen.
Min.-Ausg. brosch. 3 *M.*, eleg. geb. mit Goldschnitt 4 *M.* 25 Pf.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:
Ausgewählte Romane
von
Heinrich Koenig.
15 Bände. 8. Geh. 30 *M.* Geb. 43 *M.*
Inhalt:

1.— 3.	Die Clubisten in Mainz. 3 Theile.	Geh. 6 *M.* Geb. 9 *M.*
4.	Regina. Eine Novelle.	Geh. 2 *M.*
5.— 6.	Hedwig, die Waldenserin. 2 Theile.	Geh. 4 *M.* 4.—6. geb. 7 *M.*
7.— 9.	Die hohe Braut. 3 Theile.	Geh. 6 *M.* Geb. 9 *M.*
10.—11.	William Shakspeare. 2 Theile.	Geh. 4 *M.* Geb. 6 *M.*
12.	Eine pyrmonter Nachcur.	Geh. 2 *M.* Geb. 3 *M.*
13.—15.	König Jerôme's Carneval. 3 Theile.	Geh. 6 *M.* Geb. 9 *M.*

Heinrich Koenig's Romane gehören zu dem Hausschatz der deutschen Unterhaltungsliteratur; sie sind von nachhaltiger, dauernden Wirkung, und stets kehrt man mit erneutem Genuß zu ihrer Lektüre zurück. Diese soeben vollständig gewordene neue wohlfeile Ausgabe seiner besten Romane zu dem Preise von nur 2 *M.* für den Band wird dieselben dem Privatbesitz immer mehr zuführen. Jeder der in der Sammlung enthaltenen Romane ist auch einzeln zu beziehen.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin N.W.**, Louisenstraße 32.

Die Tonkunst.

Wochenschrift für den Fortschritt in der Musik.
Herausgegeben
im Verein mit den hervorragendsten Autoritäten der Musik-Literatur
von
Albert Hahn.
Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1—1½ Bogen groß Lexikon-8. in guter Ausstattung.
Preis pro Quartal von 13 Nummern 2 Mark.

Die „Tonkunst" beabsichtigt das ganze Gebiet der Musik in allgemein faßlicher Weise, dem Bedürfniß des gebildeten Musikfreundes entsprechend, ohne Pedanterie, wohl aber mit allgemeiner Wissenschaftlichkeit zu behandeln.

Das Blatt wird demnach allen künstlerischen Bestrebungen unserer Zeit mit Aufmerksamkeit folgen, indem es ohne Parteilichkeit das Nennenswerthe auf den Gebieten **der Composition, Theorie, Aesthetik, Geschichte, der Schule** (Conservatorien 2c., Compositionslehre, Analytik, Etüden-Werke 2c.), **des Instrumentenbaues, des Gesetz- und Vereinswesens, der Musikpflege** (Concert und Oper) einer sorgfältigen Prüfung unterwirft.

Der allgemeine Bildungsdrang ist in der Musik nicht minder groß als in der Poesie und den Real-Wissenschaften; allein es fehlte bisher noch ein Organ, welches sich die Aufgabe stellte, in populärer Sprache Belehrung und Unterhaltung zu verbinden.

Indem die „Tonkunst" diesen Weg einschlägt, hofft sie das Vorurtheil zu überwinden, welches bisher in den weiteren Kreisen der Musikfreunde gegen musikalische Fachblätter ziemlich allgemein war, und somit trotz der großen Anzahl der bereits bestehenden Musikzeitungen auf eine günstige Aufnahme rechnen zu können.

Alle Buch- und Musikalienhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.
Nr. 1 dient als **Probenummer** und wird **gratis** ausgegeben,
Nr. 2 erscheint **am 5. Februar a. c.,**
das I. Quartal umfaßt im Ganzen 9 Nummern und kostet nur 1 Mark 50 Pfg.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

ATHENÆUM. Monatsschrift für **Anthropologie, Hygieine, Moralstatistik, Bevölkerungs- und Culturwissenschaft, Pädagogik und die Lehre von den Krankheitsursachen.** Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von **Dr. Eduard Reich.** II. Jahrgang. 1876. 12 Monatshefte in gr. 8. Preis 8 *M.* pro Semester.

Inhalt des 1. Heftes: Ueber das sittliche Kranksein. Von Dr. Eduard Reich. Das Maschinenwesen aus dem Gesichtspunkte der socialen Anthropologie und der Culturwissenschaft. Von Professor Dr. Ernst Kapp. Die sittliche Freiheit. (I.) Von Dr. Eduard von Hartmann. Fragen der Zeit: Die Schule und das Lied. Von Lehrer Carl Stichling. Analysen. Briefkasten.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung nnd Postanstalt an. Probeheft mit Prospect gratis.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theater von Hugo Bürger.
(**Der Frauenadvocat**, Lustpiel in 3 Acten — **Die Modelle des Sheridan**, Lustspiel in 4 Acten).
1 Band 8. eleg. geheftet. Preis 4 *M.* 50 Pf., in Leinwandband m. Goldschn. 6 *M.*
Berlin.
Leo Liepmannssohn.

Soeben erschien im Verlag von **Joh. Friedr. Hartknoch** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Jungfrau vom Stuhl.
Ein komisches Heldengedicht.
Motto: Ueber allem Zauber Liebe.
Preis eleg. geh. 1½ *M.* Eleg. geb. 3 *M.*
„Eine drollige Liebesgeschichte, worin namentlich ein Ereigniß echt komisch überrascht. Sie ist von poesieduftigsten Arabesken geistreicher Reflexionen und Excurse umwoben, in denen der Humor und die Grazien holdverwegen mit dem Tiefsinn spielen." (Neue Züricher Zeitung.)

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Carl Scholtze in Leipzig.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 5. Februar 1876. Band IX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich. Von H. B. v. Unruh. II. (Fortsetzung.) — Ueber den Ursprung und das Wesen der „Reptilien". Plaudereien eines alten Journalisten. IV. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ein geistlicher Streber. Von Paul Lindau. — Ueber moderne italienische Kunst. Vom Autor des Aufsatzes „Ueber Publicum und Quellen der Popularität". (Schluß.) — Ein Gründer unter den Naturforschern. Von Carus Sterne. I. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die neuen Stücke im Schauspielhaus und in der Friedrich-Wilhelmstadt. Von P. L. — Professor Spittas Vorlesung „Ueber die Entwicklung der Symphonie". Von H. Ehrlich. — Offene Briefe und Antworten. Von Georg Walkowsky. — Inserate.

Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich.

Von **H. B. v. Unruh.**

(Fortsetzung.)

II.

Der Ankauf der deutschen Eisenbahnen durch das Reich wird nicht allein aus sehr praktischen Gründen von den Transportinteressenten verlangt, sondern auch von Unbetheiligten befürwortet, aus Gründen, die man zum Theil theoretische nennen könnte.

Es wird eine Parallele gezogen zwischen der Post- und Telegraphenverwaltung und dem Betriebe der Eisenbahnen, und hierauf die Behauptung gegründet, daß alle Verkehrsanstalten in die Hand des Staats gehören, der dann von der Rücksicht auf das öffentliche Interesse, nicht auf den zu erzielenden Gewinn geleitet wird. Der Abgeordnete Sonnemann ging in der Reichstagssitzung vom 24. November 1875 so weit, zu behaupten, daß die Frage, ob die Eisenbahnen den Privaten oder dem Staat gehören, im Princip von der Wissenschaft längst entschieden sei. Den näheren Nachweis und die Bezeichnung der wissenschaftlichen Autoritäten blieb er schuldig.

Sodann wird die Verkehrseinheit hervorgehoben, die nur zu erreichen sei, wenn der Staat Eigenthümer der Eisenbahnen ist; nur unter dieser Bedingung gelange man zur Einheit in der Verwaltung, die zugleich ein kräftiges Band für die Einigkeit und Einheit Deutschlands bilden werde. Ferner weist man darauf hin, daß das Privatcapital von dem Eisenbahnbau sich zurückgezogen habe, daher die noch wünschenswerthen Bahnen nur vom Staat gebaut werden könnten. Dies sei demselben aber nur zuzumuthen, wenn auch die rentablen Linien ihm gehören und diesen vermehrter Verkehr durch Neubauten, die an sich wenig Aussicht auf Erfolg haben, zugeführt werde. Man hört sogar die Aeußerung, daß das Anlagecapital solcher neuen Bahnen gegen den Nutzen gar nicht in Betracht komme, den die Aufschließung gewisser Landestheile gewähre. Das Anlagecapital sei bei Staatschausseen auch verloren; der Nutzen liege in dem steigenden Verkehr und Wohlstande, für welchen das Privatcapital gar kein Interesse habe. Befänden sich alle Bahnen im Besitze des Staats, so gleiche sich der hohe Ertrag der guten Bahnen mit der geringen Rente der schlechten aus.

Für das Staatsbahnsystem wird auch geltend gemacht, daß durch dasselbe die Verluste von Nationalvermögen fortfallen, welche jetzt durch die Entwerthung vorhandener rentabler Bahnen in Folge des Baus von Parallelbahnen entstehen.

Besonderes Gewicht wird auf die Ersparnisse gelegt, welche bei der Verwaltung der Eisenbahnen durch den Staat durch Vereinfachen derselben, namentlich auch beim Abrechnungswesen, gemacht werden würden. Der Abgeordnete Stumm sagte am 24. November 1875 im Reichstage, daß die Eisenbahnen bei einheitlicher Leitung 6 Procent Zinsen tragen könnten.

Endlich ist auch in Nr. 97 des preußischen Militärwochenblattes vom 4. December 1875 ein militärisches Urtheil über die große Frage des Erwerbes der Eisenbahnen abgegeben worden. Der Verfasser des sehr gut und klar geschriebenen Artikels erkennt die Leistung der deutschen Bahnen bei der Mobilmachung im Jahre 1870 bereitwillig an, glaubt aber, daß damit bei einer Vertheidigung Deutschlands nach mehreren Seiten noch nicht auszukommen und ein günstiges Resultat nur zu verbürgen sei, wenn die Verwaltung sich in einer Hand und zwar in der des Reichs befinde. Nur in diesem Falle könne man auch beim Neubau von Eisenbahnen auf bessere Berücksichtigung der militärischen Zwecke rechnen.

Das treibende Motiv für die Erwerbung der Eisenbahnen durch das Reich bleibt immer die möglichste Herabsetzung der Frachtsätze neben Vereinfachung der Tarife, durch welche zugleich die Vorausberechnung der Frachten auf jede Entfernung ermöglicht werden soll.

Prüft man die vorstehend angeführten Vortheile und Gründe für die geforderte große Maßregel, so ergibt sich Folgendes.

Die Behauptung, daß die Verwaltung der Bahnen ebenso gut dem Staat gebühre, wie die der Post und Telegraphie, würde mehr für sich haben, wenn beide Institute gleichartiger wären und dieselben Zwecke verfolgten. Die ehemalige Postverwaltung, die sich allein zur regelmäßigen Beförderung von Personen und von Packeten bis zu großem Gewicht für berufen hielt und eifersüchtig ihr Privilegium bewachte, hatte etwas mehr Verwandtschaft mit den Eisenbahnen, denen sie einen Theil ihrer Rechte abtreten mußte, als die jetzige vortreffliche Reichspost, die auf das Postregal, mit Ausnahme der Briefe, ganz verzichtet und ausgesprochen hat, daß sie Personen und Packete nur in soweit zu befördern wünsche, als sich keine Privatunternehmer dazu finden. Schon die, mit dem Gewicht über 5 Kilo schnell steigende neuere Posttaxe zeigt, daß die Post schwere Packete sich fern halten will und mit Recht ihre Hauptaufgabe in der prompten und sichern Beförderung der Briefe und Werthgegenstände findet, während die Bedeutung der Eisenbahnen gerade umgekehrt, ganz wie bei Schiffen in der Massenbewegung liegt, die von jeher der Privatindustrie zugefallen ist.

Noch weiter ab von den Eisenbahnen liegt die Telegraphie, deren Beförderungsgegenstände absolut gewichtslos sind und bei der es noch mehr als bei verschlossenen Briefen auf amt-

Digitized by Google

lich verbürgte Geheimhaltung des Inhalts der Depeschen ankommt.

Aus dem Umstande, daß der Staat die Post und Telegraphie ausschließlich verwaltet, läßt sich eine Berechtigung oder gar eine Verpflichtung, auch die Gütermassen auf Eisenbahnen mit gänzlichem Ausschluß der Privatindustrie zu bewegen, in keiner Weise herleiten.

Dem schwärmerischen Glauben, daß der Staat das Eisenbahnmonopol nur im Interesse des öffentlichen Wohls und ohne Rücksicht auf zu erzielenden Gewinn handhaben würde, ist sowohl der ganz hübsche Ueberschuß entgegenzuhalten, den die Post an die Reichscasse abführt, als die Rente der jetzigen Staatsbahnen, deren Tarife keineswegs niedriger sind als die der Privatbahnen.

Verkehrseinheit ist eins von den Schlagworten, die mehr verwirren als aufklären. Auf den so überaus wichtigen Wasserstraßen, das Meer mit eingeschlossen, besteht keine Verkehrseinheit. Der Staat beseitigt Verkehrshindernisse und das ist auch seine Aufgabe sowohl bei den Staats- als den Privatbahnen. Lästige Ungleichheiten lassen sich allerdings leichter fortschaffen, wenn die Bahnen Staatseigenthum sind, aber die Forderung, daß der Staat selbst die Güter fortschaffen und alleiniger Frachtfuhrmann werden müsse, um Verkehrseinheit herzustellen, ist in Bezug auf Eisenbahnen ebenso wenig gerechtfertigt, als auf den Wasserstraßen, selbst wenn dieselben eine ebenso große Ausdehnung gewinnen als die Eisenbahnen, was sehr zu wünschen wäre. Es hat auch noch Niemand verlangt, daß der Staat Schiffe anschaffe und Massen von Gütern, noch dazu sehr wohlfeil transportiren soll.

Ob die Erwerbung und Verwaltung der sämmtlichen Eisenbahnen durch das Reich die Einheit und Einigkeit Deutschlands fördern oder hindern würde, hängt von den guten oder schlechten Resultaten der Verwaltung ab. Es wird bei der Erörterung der in Rede stehenden Frage das Erste in der Regel als selbstverständlich vorausgesetzt. Liegen dazu wirklich ausreichende Gründe vor? Süddeutschland, das fast nur Staatsbahnen besitzt, scheint mit der Verwaltung derselben ganz zufrieden; man hört keine Klagen. Mehr würde das Reich schwerlich leisten können. In Norddeutschland, namentlich in Preußen, sind die Beschwerden mindestens ebenso gegen die Staatsbahnen, als gegen die Privatbahnen gerichtet, ja noch mehr. Es wird behauptet, daß die Verwaltungen der Privatbahnen, sogar mit Hülfe des Handelsministers, an wirksamer Concurrenz gegen die Staatsbahnen gehindert werden, nicht durch niedrige Tarife, sondern im Gegentheil durch wirksame Proteste gegen Frachtermäßigungen auf concurrirenden Privatbahnen, durch Verweigerung von passenden Anschlüssen bei Feststellung der Fahrpläne, durch volle Benutzung der gestatteten dreitägigen Lieferzeit beim Uebergange der Güter von der Staats- auf die Privatbahn, kurz durch jene kleinen Maßregeln, für welche die preußischen Rheinländer eine bekannte, nicht schmeichelhafte Bezeichnung haben. Notorisch ist die Concession für mehrere neue Bahnen deshalb verweigert oder sehr lange hingehalten worden, weil dieselben Concurrenzlinien gegen Staatsbahnen bilden würden. Unzweifelhaft gibt es in Preußen große Privatbahnen, die mindestens ebenso gut als die Staatsbahnen verwaltet werden. Es liegen Fälle vor, in denen das handeltreibende Publicum, wo es die Wahl zwischen einer Staats- und einer Privatbahn hat, der letztern für Güterversendungen den Vorzug gibt.

Die preußische Verwaltung steht mit Recht in einem sehr guten Ruf, aber sie ist sehr fiscalisch, was ihr, sofern eine gewisse Grenze nicht überschritten wird, keineswegs zum Vorwurf gemacht werden kann. Daraus erklärt sich auch, daß die finanziellen Resultate der preußischen Staatsbahnen den Umständen nach günstige sind; aber den Freunden ausschließlicher Reichseisenbahnen liegt nichts an guten Erträgen der Bahnen; sie verlangen im Gegentheil starke Frachtherabsetzungen, und Manche meinen, daß der Staat als Eigenthümer der Bahnen im öffentlichen Interesse die Güter, wenn nicht zu den Selbstkosten, so doch sehr wohlfeil befördern solle.

Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß die Centraleisenbahnverwaltung hauptsächlich in die Hände früherer preußischer Staatsbeamten kommen würde. Wenn nun die Erwartungen des Publicums, namentlich der Industriellen, Handeltreibenden und Landwirthe nicht erfüllt werden sollten, besonders in Betreff wirksamer Herabsetzung der Frachtsätze, wenn ferner Süddeutschland wesentliche Verbesserungen nicht erkennen, im Gegentheil mit den Reichsverwaltungen der Bahnen weniger zufrieden sein sollte, als mit der ehemaligen Verwaltung, oder wenn endlich bei durchgreifender Ermäßigung der Frachten und hohen Ankaufspreisen der Bahnen beträchtliche Ausfälle entständen, die durch neue Steuern oder Erhöhung der Matricularbeiträge gedeckt werden müßten; so würde unzweifelhaft die großartige und finanziell gewagte Maßregel der Erwerbung sämmtlicher Eisenbahnen die Einheit und Einigkeit Deutschlands nicht fördern, sondern stören. Unzufriedenheit ganzer Bevölkerungsclassen ist kein Kitt für das Deutsche Reich.

Es fehlt an jeder Garantie dafür, daß keiner von den Fällen eintreten kann. Daher ist es unzulässig, hier das politische Motiv besonders zu betonen und die Kräftigung deutscher Einheit als Grund für die Erwerbung der sämmtlichen Eisenbahnen durch das Reich anzuführen. Dieselbe muß an und für sich gerechtfertigt, und der Erfolg ein zweifelloser und auf anderem Wege nicht zu erreichender sein, wenn darauf eingegangen werden soll.

Nach der dem Reichstage amtlich mitgetheilten Zusammenstellung der Betriebsergebnisse der deutschen Eisenbahnen im Jahre 1874 betrug die Länge derselben in diesem Zeitpunkt 25427,10 Kilometer, im Jahr 1867 nur 14564,66 Kilometer. Es sind also in diesen 7 Jahren 10862,44 Kilometer gebaut worden, davon 5913,60 von 1871 bis 1874 und von 1872 bis 1874, in einem Jahre 2527,21 Kilometer. Die Mehrzahl der neuen Bahnen gehört Privatgesellschaften. Man kann daher nicht behaupten, daß das Privatcapital sich vom Bahnbau bereits zurückgezogen habe. Allerdings ist in den letzten Jahren, großentheils in Folge der schwindelhaften Aufbringung des Anlagecapitals, ein sehr bedeutender Theil desselben verloren gegangen. Jedenfalls würden in den nächsten Jahren neue Eisenbahnactien keine Abnehmer finden. Eine mehrjährige Pause ist aber auch keineswegs schädlich, vielmehr zur Abhülfe des noch immer in vielen Gegenden herrschenden Arbeitermangels nützlich. Sind später noch neue Strecken nothwendig oder doch wünschenswerth, so steht nichts im Wege, daß die Einzelstaaten dieselben ausführen oder durch Zinsgarantieen hervorrufen. Für das Reich liegt keine greifbare Veranlassung vor, dem Localverkehr zu Hülfe zu kommen, am wenigsten kann in einem solchen, jedenfalls localen Bedürfniß ein Grund gefunden werden, die sämmtlichen vorhandenen Bahnen anzukaufen. Nur im Falle ein großes allgemeines Interesse, wie die Landesvertheidigung eine neue Bahn gebieterisch fordert und sich kein Privatcapital dazu findet, würde vom Reiche der Bau auszuführen sein.

Richtig ist es, daß in einem Staate, der von Hause aus den Bahnbau in die Hand genommen und Privatbahnen gar nicht zugelassen hat, der hohe Ertrag der guten Linien sich mit der geringen Rente der anderen auszugleichen pflegt. Auf eine solche Compensation ist aber nicht zu rechnen, wenn das Reich die gut rentablen Eisenbahnen erst zu hohen Preisen, d. h. zur capitalisirten Rente ankaufen soll.

Die sogenannte Aufschließung einzelner Gegenden ist offenbar Sache der Einzelstaaten, nicht des Reichs, das zur Zeit noch kein Einheits-, sondern ein Bundesstaat ist und jedenfalls, wenn nicht immer, so doch noch sehr lange ein solcher bleiben wird. Die Hinweisung auf den Chausseebau paßt auch für den Einzelstaat nicht. Die Meile Chaussee kostet 12—20,000 Thaler, die Meile Eisenbahn durchschnittlich ½ Million Thaler. Auf die Größe des Capitals kommt es aber wesentlich an, wenn dasselbe geopfert, nämlich zinslos angelegt und nicht amortisirt werden soll.

Sehr zu beklagen ist es, wenn ein Staat dazu schreitet

Digitized by Google

oder Hülfe leistet, eine industrielle große Anlage zu entwerthen, z. B. durch Parallelbahnen alte bestehende Bahnen ruinirt. Die Privatindustrie kann mit dem Staat nicht concurriren, weil derselbe nicht eher bankerott ist, als bis die Taschen der Steuerzahler leer sind. Darum ist es so gefährlich, wenn der Staat Industrie treibt. Ebenso wenig ist es Aufgabe des Staats, die Verluste zu verhüten, welche durch Concurrenz ohne sein Zuthun entstehen. Richten sich Privatbahnen durch zu große Ausdehnung oder sonst wie zu Grunde, so ist der Verlust an Nationalvermögen zu beklagen, aber der Schluß ist grundfalsch, daß der Staat zur Verhütung solcher Schäden die Bahnen ankaufen solle, oder daß für ihn hierin wenigstens ein Nebengrund zum Ankauf liege. Die Concurrenz ist und bleibt das Lebensprincip und der Regulator der Industrie. Dieselbe erkrankt durch Vormundschaft von Seiten des Staats. Irgend ein großer Mann hat einmal gesagt, es könne Niemand das Recht bestritten werden, sich selbst zu ruiniren.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung und das Wesen der „Reptilien".

Plaudereien eines alten Journalisten.

(Schluß.)

VI.

Wer die Presse mit der gebührenden Aufmerksamkeit studirte, der hat gewiß schon längst die Ueberzeugung gewonnen, daß dieselbe die Fühlung mit dem Reichskanzler verloren hat. Am deutlichsten wurde dies in der orientalischen Frage. Ein der Regierung befreundetes Blatt machte die tollsten Vorschläge. Es wollte die Türkei theilen, man könnte fast sagen: wie die Stücke eines geschlachteten Schweins. Die Ueberklugen, welche das Gräslein wachsen sehn und die Fliegen husten hören, wollten auch hier „den Finger Bismarcks" erblicken. Heute, Angesichts der vorsichtigen und friedlichen Politik des Kanzlers, wird wohl Niemand mehr daran zweifeln, daß jenes Blatt auf eigene Rechnung und Gefahr wüthete. „Es währet eine kurze Frist" u. s. w., sagt Altmeister Goethe.

Eben so irrig würde es sein, die Bewegung, welche seit kurzem die conservative Partei in Preußen und die dortige conservative Presse ergriffen hat, auf den Reichskanzler zurückzuführen. Bei den letzten Wahlen zum Reichstag und zum Preußischen Landtag haben die Conservativen starke Einbuße erlitten. Sie wollen das verlorene Terrain wieder erobern. Sie versuchen nun, ihre Reihen zu schließen, ihre Presse zu organisiren, die Liberalen zu discreditiren, zu verwirren, zu sprengen und zu werfen. Als Mittel zu diesem Zweck dient natürlich auch die Behauptung, der Reichskanzler sei mit den Liberalen zerfallen, und die nationalliberale Partei sei in voller Auflösung begriffen. Es ist sehr natürlich, daß die Conservativen, welche die Pflicht der Selbsterhaltung und das Bedürfniß, der andern Partei die Wege zu halten, lebhaft empfinden, eine solche Behauptung aufstellen und vielleicht sogar glauben. Minder begreiflich ist, warum ein Theil der liberalen Presse dieselben nachbetet.

Sodann ist der Umstand zu beachten, daß ein Theil der conservativen Presse, nachdem ihre früheren Verbindungen mit der Regierung aufgehört haben, das Bedürfniß fühlt, den officiösen Nimbus durch eine lebhaftere Gangart zu ersetzen. Sie ist, jener Rücksichten enthoben, freier, ungenirter, oder wie es im conservativen Jargon heißen würde, „zügelloser" geworden. Man kann ihr den Vorzug von Herzen gönnen. Es wird ihr schwerlich gelingen, dadurch die Verdienste der Liberalen zu verdunkeln, welche, trotz der tumultuarischen Opposition aller reactionären, bursalen, klericalen, feudalen und socialistischen Gegner, die große Münz- und Bankreform, und eine freisinnige Handelspolitik mit Entschlossenheit durchgeführt haben.

Jene beiden Gründe, das Bevorstehen der Wahlen und die Befreiung von der officiösen Fessel, mögen es erklären, wenn die bereits erwähnte journalistische Duenna von ihrem zierlich geschmückten Menuetpas plötzlich zum Sturmschritt übergegangen ist und unter Verleugnung ihrer ehrbaren Vergangenheit, Ausdrücke gebraucht, wie „Hallunken", der uns bis jetzt nur in jener berühmten 1848er Rede eines preußischen Obersten in Halle begegnet ist, worin der Redner versichert, es gebe daselbst Hallenser, Halloren und Hallunken.

Die Ueberklugen, deren ich bereits gedacht habe, rufen nun wieder: „Seht Ihr, da steckt Bismarck dahinter, er will die nationalliberale Partei sprengen, er hat sich den Conservativen verschrieben".

Dies ist ein Irrthum. Fürst Bismarck verschreibt sich keiner Partei, der conservativen so wenig, wie der liberalen. Er führt die Geschäfte des Reichs und nicht diejenigen einer einzelnen Partei, Fraction oder Clique; und er ist nicht schuld daran, wenn dies nicht begriffen wird von Solchen, die keinen andern Maßstab kennen, als den der Coterie. Sein Zweck ist die Wiederherstellung der Größe und Einheit des Deutschen Reichs. Das Uebrige ist ihm Mittel. Auch die Parteien sind ihm nicht mehr. Er benutzt sie nach der Reihe herum, und deshalb ist er den Conservativen zu liberal und den Liberalen zu conservativ. Das datirt nicht von gestern, sondern ist stets so gewesen.

Aber er weiß bestehende Gewalten zu respectiren, damit zu rechnen und gegebene Kräfte zu verwenden. Er rechnet nicht mit Utopieen; und es ist nicht nöthig, daß ihm der alte Abraham Lincoln seine berühmte Anekdote erzähle, deren „Moral" dahin ging, es sei nicht gut, bei dem Durchreiten eines Flusses mitten im Wasser das Pferd zu wechseln.

Ohne Zweifel hat der Reichskanzler auch an den Nationalliberalen Manches auszusetzen. Sie sind ihm ein wenig zu doctrinär, und von Einzelnen glaubt er wohl auch, daß sie einen etwas zu ausgedehnten Gebrauch von ihrer Beredtsamkeit machen. Aber wird er aus Aerger darüber sich wohl entschließen, nach Canossa zu pilgern?

Wir haben eine sprüchwörtliche Redensart: „Man soll sein gutes Wasser nicht wegschütten, als bis man bessres hat". Sollte der Reichskanzler geneigt sein, der liberalen Partei den Fehdehandschuh ohne Ursache vor die Füße zu werfen, blos in der Hoffnung, daß es gelinge, die erträumte große conservative Partei zu reconstruiren? Als wenn Letzteres so leicht wäre! Es mag sein, daß der Unterschied zwischen Freiconservativ und Neuconservativ sich vielleicht in einer höheren Einheit auflösen ließe. Aber wie ist es mit dem Unterschied zwischen Alt- und Neuconservativ, oder — wenn wir die Idee in eine journalistische Erscheinungsform einkleiden wollen — zwischen der Kreuzzeitung auf der einen, und der Post und der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung auf der andern Seite? Die Einen sind bismarckfeindlich, die Andern bismarckfreundlich. Glaubt man, die kolossale welthistorische Figur, welche zwischen den beiden Gegensätzen steht, ignoriren zu dürfen? Oder glaubt man, daß der Kanzler sich selbst ignorirt? Und dann, wenn es auch gelänge, die Conservativen in den fünf östlichen Provinzen Preußens (in Posen liegen die Verhältnisse wieder ganz eigenthümlich) unter einen Hut zu bringen, was hätte man damit für die fünf westlichen Provinzen und für das übrige Deutschland, z. B. für Sachsen, West- und Süddeutschland, gewonnen? Die altländisch-conservative Partei hat ihre Wurzel in der dort herrschenden eigenthümlich n Agrarverfassung, und diese findet im Westen und Süden keine Sympathieen.

Man thut sehr Unrecht, bei all diesen Fragen immer nur an Preußen zu denken. Der Fürst Bismarck hat kürzlich mit gerechtem Stolze die unzweifelhafte Wahrheit ausgesprochen, er sei der **einzige** deutsche Minister in Deutschland! Er hat stets ganz Deutschland im Auge, und läßt sich weder durch die preußische Schablone, noch durch einseitige Parteiauffassungen beirren.

Digitized by Google

Diesem Umstande haben wir es zuzuschreiben, daß nicht auch im Deutschen Reiche die Ministerien im bunten Wechsel auf einander folgen, wie etwa in Italien, Frankreich oder Griechenland. Dieser Continuität der Regierung verdankt das Deutsche Reich zum Theil sein einheitliches Wachsthum, während in Italien der Particularismus (man nennt ihn dort „Regionalismus") an Kraft wieder zunimmt. Ginge es bei uns in Deutschland, wie in Italien, dann hätten wir seit 1867 bis heute etwa folgende bunte Reihen von Bundes- und Reichskanzlern gehabt: v. Savigny, Fürst Bismarck, Graf zur Lippe, v. Bennigsen, Graf Arnim, Windthorst, Fürst Hohenlohe, Feldmarschall v. Manteuffel und dann wieder Fürst Bismarck. Glaubt man etwa, das wäre uns von Nutzen gewesen?

Auch mit der Metamorphose der Parteien geht es bei uns ruhigen Deutschen nicht so schnell. Es sind heute schon 8 oder 9 Jahre, daß Julian Schmidt uns die Nothwendigkeit einer neuen Parteigruppirung unwiderleglich bewiesen. Trotzdem ist es beim Alten geblieben. Auch heute scheint uns der Aufwand an Logik, welcher in ähnlicher Richtung gemacht wird, vergeblich. Dergleichen Dinge vollziehen sich nicht nach den Vorschriften logischer Abstractionen, und bei Molière (Le Misanthrope, Act 1, Sc. 1, V. 150) heißt es: „A force de sagesse on peut être blâmable".

Literatur und Kunst.

Ein geistlicher Streber.

L'abbé Tigrane. — Candidat à la papauté, par Ferdinand Fabre.*)

Es ist ein ganz ungewöhnliches Buch. Der wenig verlockende Titel und der im großen Publicum noch ganz unbekannte Name des Verfassers sind sicherlich ausschließlich daran Schuld, daß dieses merkwürdige Werk, welches die größte Beachtung verdient, bisher — es ist bereits im Jahre 1873 erschienen — unbeachtet geblieben ist. In Deutschland hat man, so viel ich weiß, noch gar nicht davon gesprochen; und doch hätten gerade wir allen Grund, uns diese hervorragende Arbeit recht genau anzusehen. In der Literatur des Culturkampfes nimmt der „Abbé Tigrane" meiner Ansicht nach unbedingt die erste Stelle ein.

Das Buch ist schwer zu classificiren. Es läßt sich eigentlich in keine der vorhandenen bequemen Rubriken einfügen. Es ist kein Roman. Von Liebe ist überhaupt nicht die Rede darin. Der nahe liegenden Versuchung, einen katholischen Geistlichen zu schildern, der durch sein Gelübde in Widerspruch mit seinen Gefühlen geräth, hat der Verfasser widerstanden. Die Weiber scheinen für ihn und seine Geschöpfe überhaupt nicht vorhanden zu sein. Nicht eine einzige der zahlreichen Haupt- und Nebenfiguren gehört dem weiblichen Geschlechte an.

Es ist auch kein Geschichtswerk. Die Vorgänge, die uns berichtet werden, sind offenbar erfunden; die handelnden Personen, die wahrscheinlich dem Leben nachgeschrieben sind, sind doch keine Charakteristiken wirklich lebender Persönlichkeiten. Die Verhältnisse dagegen sind durchaus real. In die gegebenen Verhältnisse hinein hat Fabre seine Handlung gedichtet mit Figuren seiner eigenen Composition. In außerordentlich geschickter Weise combinirt er seine dichterischen Erfindungen mit der Wirklichkeit. Die Beziehungen zwischen den erdichteten Gestalten und einigen unserer bedeutenden Zeitgenossen, die wir alle kennen, erscheinen so glaubwürdig, die Verschmelzung der Wahrheit mit der Dichtung ist so geschickt, daß bisweilen die Täuschung eine vollkommene ist. Es ist oft nicht leicht, den Punkt der Abzweigung zu bezeichnen, wo der Bericht über die Realität aufhört und die Schilderung der freien Phantasie anfängt.

Die Localitäten sind mit einer solchen Treue abconterfeit, daß man unwillkürlich nach der Karte greift, um sich das Städtchen aufzusuchen, in dem die Handlung vor sich geht.

Diese Verquickung des Wahren mit dem Erfundenen, diese romanhafte Geschichte, dieses Verwerthen allgemein bekannter Vorgänge für die Zwecke der Dichtung, diese Einführung allgemein bekannter Persönlichkeiten in eine Gesellschaft von erfundenen dichterischen Geschöpfen macht den „Abbé Tigrane" zu einem Blutsverwandten des Auerbach'schen „Waldfried".

Im übrigen besteht zwischen den subjectiven Aufzeichnungen unseres nationalliberalen Landsmanns und der streng objectiven Schilderung, die uns im „Abbé Tigrane" geboten wird, keine Aehnlichkeit. Auerbachs „Waldfried" spielt in einer Umgebung, die wir kennen. Das Tagebuch Waldfrieds verzeichnet Stimmungen, die wir alle gehabt haben, und der Schreiber desselben geht von Voraussetzungen aus, die uns vollständig vertraut sind. Ganz anders die französische Erzählung.

Ferdinand Fabre führt uns in eine uns fremde Welt. Aber wir hätten alle Veranlassung, sie genau kennen zu lernen, diese Welt! Sie erklärt und macht uns verständlich Dinge, vor denen wir bisher wie vor Unbegreiflichkeiten gestanden haben. Die Wirkungen haben uns frappirt, frappiren uns noch täglich: jetzt lernen wir die Ursachen kennen. Es ist für uns eine völlige Offenbarung. Wir haben an den Feststellungen des französischen Schriftstellers — wir möchten sie Enthüllungen nennen — dasselbe Interesse, das uns die Schilderung einer interessanten Entdeckungsreise verursacht. Wir werfen einen Blick in wunderliche Sitten, in wunderliche Zustände und lernen wunderliche Käuze kennen. Der „Abbé Tigrane" ist eine Reise in das Land der Schwarzen.

Fabre hat dieses Land genau studirt und in meisterhafter Weise geschildert. Sicherlich ist seine Schrift eine Tendenzschrift, aber nirgends verräth sich diese Tendenz durch irgend welche einseitige Gehässigkeit. Die ruhige objective Schilderung dessen, was er gesehen, was er beobachtet hat und was er schildert, wirkt eben schon an und für sich tendenziös genug, stärker, als irgend eine beabsichtigte Parteischrift wirken könnte.

Der „Abbé Tigrane" ist, um die Person mit einem Wort zu charakterisiren: der klericale Streber.

Rufin Capdepont, der wegen seiner leidenschaftlichen, tigerartigen Natur von seinen Mitschülern den Spitznamen des Königs Tigranes von Armenien erhalten hat, ist ein im rechtgläubigsten Katholicismus aufgewachsener Bauernjunge aus einem Gebirgsneste an den Pyrenäen. Seine ungewöhnliche Begabung hat ihm den Eintritt in das Seminar verschafft. Er hat sich dort ausgezeichnet; orthodoxe Familien haben Interesse an ihm genommen; er hat die ersten priesterlichen Würden rasch erlangt, sich durch seine wissenschaftliche Begabung, sein rhetorisches Talent hervorgethan und mit erstaunlicher Energie unablässig das eine Ziel verfolgt: auf der hierarchischen Stufenleiter die höchste Staffel zu erklimmen. Das Buch lehrt uns die Kämpfe kennen, die der ehrgeizige, erregbare, wilde und bedeutende Geistliche zu bestehen hat, um aller Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, Herr zu werden. Wir sehen, wie ihm schließlich der Fischerring des Bischofs ertheilt wird, wie sein gesellschaftliches Geschick und seine theologische Begabung ihm die erzbischöfliche Würde verschaffen und wie er am Schlusse als wahrscheinlich siegreicher Candidat für den päpstlichen Stuhl angesehen wird.

Das alles ist mit einer Glaubwürdigkeit geschildert, daß man unwillkürlich nach dem Urbilde umherspäht und an diesen oder jenen französischen Bischof denken mag. Indessen sind diese inquisitorischen Nachforschungen immer mißlich und fast immer müßig. Wahrscheinlich hat Fabre an eine bestimmte Persönlichkeit gar nicht gedacht, sondern nur den Typus des modernen Klerikers hinstellen wollen, den seine Charaktereigenthümlichkeiten, seine Gaben und Kenntnisse zu dem Höchsten berechtigen.

In der Ausführung dieses Planes zeigt Fabre ein geradezu bewundernswerthes Talent. So wie er hat noch Niemand die Atmosphäre, in der die Candidaten für das Papstthum gedeihen, über ein schriftstellerisches Werk zu verbreiten vermocht. Klarer

*) Paris. Verlag von Alphonse Lemerre (Passage Choiseul). 1873.

Digitized by Google

hat noch Niemand den verwickelten Mechanismus auseinandergelegt, aus dem diese Wunder fix und fertig hervorgehen. Dabei ist nichts übertrieben, nichts vom Parteistandpunkte oder gar von der Andersgläubigkeit mißgünstig gefärbt. Der Verfasser scheint ein guter, gläubiger Katholik zu sein. Nicht einmal eine harmlose altkatholische Anwandlung ist ihm nachzuweisen. Und doch, welcher vernichtende Faustschlag in das Gesicht des Ultramontanismus, welches mächtige Plaidoyer für die Berechtigung des viel verspotteten Culturkampfes!

Mit großer Kunst hat es der Verfasser verstanden, den an und für sich ziemlich spröden Stoff, der sich mehr für eine polemische Publicistik, als für eine dichterische Darstellung eignet, dramatisch zu beleben, ohne Zuhülfenahme des nächst liegenden Mittels: ohne irgend welchen romanhaften Zusatz von Liebe, Herzenskämpfen, Entsagung 2c. Die Thatsachen selbst sind so fesselnd, die Figuren so voller Leben, daß sich diese Geschichte liest wie der spannendste Roman, oder besser gesagt: wie der Bericht über die interessantesten zeitgenössischen Vorgänge.

Aus der Nacherzählung wird sich das schwer erkennen lassen; gleichwohl möge sie versucht werden. Sie ist vor allem dazu bestimmt, den Leser dieser Blätter auf ein Werk aufmerksam zu machen, das der allgemeinsten Beachtung in vollem Maße würdig erscheint.

Lormières ist ein kleines urkatholisches Nest in Südfrankreich, hart an der spanischen Grenze gelegen. Die Stadt zerfällt in zwei ganz verschiedene Theile, die durch die Arbouse von einander geschieden werden. Alte Brücken verbinden die beiden Stadttheile. Der eine, der das Papierfabrik-Viertel genannt wird, ist eminent industriell. In dem andern, dem Klosterviertel geheißenen, befinden sich zahlreiche fromme Stiftungen, Klöster, das Seminar, der bischöfliche Palast u. dgl. m. Rufin Capdepont ist einer der hervorragendsten Lehrer am Seminar. Er steht dem Bischof, Monseigneur de Roquebrun, in scharfer Opposition gegenüber; denn in diesem haßt er den Usurpator des ihm schon so gut wie gesicherten Bischofsstuhles. Lange Zeit versucht der duldsame und wohlthätige Bischof, der sein ganzes Vermögen für milde Stiftungen hergegeben hat, ein freundschaftliches Verhältniß mit dem intelligenten und leidenschaftlichen Professor am Seminar herzustellen, aber Capdepont tritt ihm bei jeder Gelegenheit entgegen, bereitet ihm überall Schwierigkeiten und läßt ihn nicht einen Augenblick vergessen, daß er in dem Vorgesetzten einen gebornen Feind erblickt. Capdepont hat mächtige Freunde in Paris, die im Geheimen für ihn wirken. Er ist in den Tuilerien gut angeschrieben, und er darf die begründete Hoffnung hegen, bei dem Ableben Roquebruns dessen Nachfolger zu werden. Roquebrun selbst ist ein körperlich gebrochener Greis. Nach einem heftigen Auftritt, den er mit dem rebellischen Professor gehabt, hat ihn ein Schlaganfall getroffen. Er ist noch einmal mit dem Leben davon gekommen, aber die Aerzte hegen die ernsteste Besorgniß, daß der Bischof bald das Zeitliche segnen werde.

Roquebrun selbst macht sich über seinen Zustand keine Illusion. Der Tod kümmert ihn weniger als der Gedanke, daß seine Diöcese der Leitung eines so leidenschaftlichen und unberechenbaren Menschen, wie Capdepont es ist, überlassen werden sollte, eines Menschen, der obenein mit freisinnigen gallicanischen Schriften den alten Glauben zu erschüttern sucht und der vielleicht gegen Rom nicht diejenige Connivenz zeigen würde, die ein guter Bischof unter allen Umständen dem heiligen Vater schuldig ist. Der Bischof beschließt daher, die Pläne Capdeponts zu durchkreuzen, und zu diesem Zwecke unternimmt er heimlich, nur von seinem Geheimsecretär, dem sanften, mädchenhaften Abbé Ternisien begleitet, eine Reise nach Paris. Roquebrun will dem Nuntius des heiligen Vaters die Gefahren, welche Capdeponts Ernennung zum Bischof für Rom mit sich bringen würde, auseinandersetzen und hofft mit dessen Hülfe dem Ehrgeize Capdeponts ein Ziel zu setzen, namentlich dann, wenn er im Stande sein würde, gleich seinen geeigneten Nachfolger zu bezeichnen. Zu diesem hat er den jungen Ternisien ausersehen, der in einem italienischen Kloster erzogen ist, und den er selbst aus Rom mit nach Lormières gebracht hat. Das Reiseziel wird geheim gehalten; die Leute von Lormières erfahren nur, daß Monseigneur Roquebrun nach Lyon gereist sei, um dort mit seinem ehrwürdigen Bruder zu unterhandeln. Aber Capdepont erfährt durch einen Pariser Freund den wahren Aufenthalt des Bischofs, er durchschaut sofort den Zweck der Reise, er rast wie ein wildes Thier und beschließt augenblicklich nach Paris zu reisen, um eine Gegenmine zu legen.

Ehe indessen dieser Plan zur Ausführung gelangt, trifft die Nachricht ein, daß Monseigneur Roquebrun plötzlich gestorben, und daß Capdepont zum Generalvicar des Capitels ernannt ist. Somit ist Capdepont provisorisch zum obersten Geistlichen der Diöcese vorgerückt.

Er hat sein Ziel nahezu erreicht. Nahezu! Aber noch ist ein großer Schritt zu thun, und den ehrgeizigen Priester überfällt eine Todesangst, daß er dabei straucheln werde. Rom hat noch nicht gesprochen! Capdepont weiß, daß er im Vatican nicht gern gesehen ist und fürchtet, daß die Regierung, die sich vorher mit Rom über die Neubesetzung des Bischofsstuhles von Lormières benehmen werde, einer discreten Bitte, sich nach einem geeigneteren Candidaten umzusehen, Gehör schenken könne. Da er seiner Sache in Paris ziemlich sicher zu sein glaubt, so handelt es sich jetzt für ihn nur noch darum, von Rom genehmigt zu werden. Mit einer wunderbaren Feinheit schildert Fabre, wie sich der Umschwung in Capdepont vom freigeistigen Gallicaner zum strammen Ultramontanen vollzieht, und wie gleichzeitig die sämmtlichen Geistlichen der Diöcese diese Bewegung mitmachen. Jetzt findet man auf einmal aus Capdeponts wissenschaftlichen Schriften die untrüglichsten Beweise für seine streng papistische Rechtgläubigkeit heraus, um darzuthun, daß er nie etwas anderes vertheidigt habe, als die Politik des heiligen Stuhles bis zu ihren äußersten Consequenzen. Es wird eine Adresse an den Papst aufgesetzt, in der die Diöcese ihren innigen Wunsch nach einem so würdigen und so papistischen Bischof, wie Capdepont es ist, zum Ausdruck bringt.

Während das Capitel diese Adresse unterzeichnet, kommt Ternisien mit der Leiche des Bischofs in Lormières an.

Bei dem Anblick des Verhaßten, in welchem Capdepont noch immer den gefährlichen Nebenbuhler erblickt, der ihm vielleicht in der letzten Stunde den Rang streitig machen werde, erwacht auf's neue der glühende Haß, den der leidenschaftliche Priester gegen den verstorbenen Bischof im Herzen getragen. Ternisien verlangt eine feierliche Bestattung des von seiner Gemeinde allgemein verehrten Hirten. Capdepont verweigert dies in der wildesten Weise: er beschimpft den Bischof noch im Grabe; er wirft ihm vor, Unfrieden gesäet, die Gemeinde ruinirt, ja sogar unredlich mit den anvertrauten Geldern gewirthschaftet zu haben. Einem solchen Manne werde er nie und nimmermehr die Ehren einer feierlichen Bestattung zu Theil werden lassen.

Der schwache und schlaffe Ternisien weiß keinen Rath. Er kann nur weinen über den geliebten Todten, den ein Fanatiker schmäht; er kann nur beten, daß ein so schlechter Mensch nicht die Erbschaft des guten Bischofs antrete. Einem anderen Priester, dem ehrlichen, thatkräftigen Lavernède, der ebenfalls Professor am Seminar ist, theilt er seinen tiefen Kummer mit.

Lavernède ist empört über die Brutalität und die jeder Niederträchtigkeit fähige Herrschsucht Capdeponts; er feuert den Schwachen an, im Verein mit ihm dem zügellosen Treiben dieses Menschen entgegenzutreten und Capdepont zu trotzen. Sie stehen im Begriff, dem Bruder des Bischofs — dem General Roquebrun, der zur Bestattung seines Bruders mit nach Lormières gekommen ist — Mittheilung von dem Geschehenen zu machen und dadurch die Sache zu einem öffentlichen Skandal zu erweitern, — denn selbstverständlich wird General Roquebrun die Schmach, die Capdepont seinem verstorbenen Bruder anthun will, nicht ungesühnt lassen, — als der schlaue Abbé Mical rechtzeitig intervenirt.

Dieser Mical ist eine meisterhaft gezeichnete Figur. Er ist der eigentliche Leiter Capdeponts. Mical verehrt das Genie des Bauernsohnes aus den Pyrenäen, er bewundert die herr-

Digitized by Google

lichen Gaben, die die Natur diesem verliehen hat, und er weiß, daß dieser Capdepont mit seiner Energie, mit seinem nie zu befriedigenden Ehrgeize zu den höchsten Würden emporsteigen könne, wenn er einen Menschen um sich hat, der ihn vor Ausschreitungen bewahrt, der ihn zur rechten Zeit dämpft, der seine Unbesonnenheiten wieder gut macht. Dieser mäßigende Freund will er sein. Er läßt sich von Capdepont mit Worten und auch thätlich mißhandeln, er läßt ruhig über sich die Ausbrüche des heftigsten Zornes ergehen. Er hat seine Aufgabe erkannt, und diese will er erfüllen, mag es ihm auch noch so schwer werden. Diese Aufgabe ist, den Männ der That, Capdepont, weislich zu ergänzen und für ihn zu diplomatisiren.

Dieser Mical kommt nun in dem Augenblick, als Lavernède und Ternisien die feierliche Bestattung des Bischofs wider den Willen Capdeponts durchsetzen wollen. Er überbringt dem Geheimsecretär Ternisien die höflichsten Entschuldigungen des Generalvicars, der leider durch übertriebene Beschäftigungen sich in jüngster Zeit sehr aufgeregt und in einem Anfall nervöser Ueberreizung sich zu Aeußerungen habe hinreißen lassen, die tief bedauerlich wären. Es verstände sich von selbst, daß die Bestattung des ehrwürdigsten Herrn Bischofs mit dem üblichen Pomp begangen werde, und daß noch an demselben Abend um 6 Uhr die feierliche Einholung der Leiche erfolgen solle; der Generalvicar mit sämmtlichen Geistlichen der Diöcese werde sich an die Spitze des Zuges stellen.

Der Sarg wird also in feierlicher Ceremonie durch die Stadt getragen; aber auf Befehl Capdeponts lenkt der Zug, der schließlich nur noch aus Geistlichen besteht — denn ein drohendes Ungewitter hat die neugierige Bevölkerung verjagt — in den Hof des bischöflichen Palastes ein. Dort wird der Sarg niedergestellt. Alle Theilnehmer an der Trauerfeierlichkeit ahnen, daß sich etwas Ungewöhnliches vorbereitet.

Die Bischöfe von Lormières werden seit Jahrhunderten in der Basilika der Kathedrale beigesetzt. Man begreift nicht, daß für diese Beisetzung bis jetzt noch keine Vorarbeiten getroffen sind. Capdepont gibt den Leidtragenden bald die gewünschte Erklärung. Er verweigert dem Bischof die Bestattung an der Seite seiner Vorgänger, weil dieser nicht würdig sei, neben den Heiligen zu ruhen. Lavernède springt vor, schlägt das Tuch zurück, das über die Leiche ausgebreitet ist, und versucht, wie einst Marcus Antonius dadurch, daß er den geliebten Todten der Versammlung zeigt, die Ränke des Ehrgeizigen zu vernichten. Capdepont selbst ist von dem Anblick tief ergriffen; seine hagere Gestalt reckt sich empor und er spricht: „Der offene Sarg dieses Bischofs erinnert mich an eines der trübsten und schauerlichsten Ereignisse unserer Kirchengeschichte. Dieses wahrhaft entsetzliche Ereigniß ist das, daß Stephan VI. den Papst Formosus ausgraben ließ und vor ein Concil citirte. Stephan beschuldigte Formosus, den päpstlichen Stuhl auf unrechtmäßige Weise erworben zu haben, und das Concil theilte seine Ansicht. Man hackte dem Leichnam den Kopf ab, schnitt ihm den Finger, auf dem er den Bischofsring getragen hatte, von der Hand und warf die verstümmelte Leiche in die Tiber. Ich, der ich weiß, durch welche niedrigen Umtriebe der Abbé Roquebrun, Canonicus von Arras, es dahin gebracht hat, das Bisthum an sich zu reißen, habe ich nicht das Recht, hier als sein Richter aufzutreten, und wenn man mich darum angeht, seine sterblichen Ueberreste in dem Gewölbe der Kathedrale beizusetzen, habe ich nicht das Recht, ihn in die gemeinsame Grube zu werfen? Hat dieser Mensch nicht diese Schmach verdient?"

„Nein," rief der Abbé Ternisien, „man betrügt Sie, ich beschwöre Sie, meine Herren!"

„Wenn Sie uns diesen Sarg rauben," rief Lavernède, indem er sich gerade vor Capdepont stellte, „so reißen wir Ihnen denselben aus den Händen, und wir werden ihn bestatten, wir! ohne Sie zu fragen ....."

„Capdepont antwortete nicht. Er war von dem wahrhaft glänzenden Schauspiel seit einem Augenblick wie geblendet. Er blickte starr auf den eingeschlummerten Bischof, der im ganzen Pomp seines bischöflichen Schmuckes vor ihm lag. Während Lavernède gesprochen hatte, war Capdepont unabsichtlich näher an die Bahre getreten, um den Schmuck in allen Einzelheiten zu betrachten. Die Mitra, wie schön war sie! Er betrachtete lange Zeit das gebrochene Auge. Und der Krummstab, welcher Glanz! Wie würde er sich darauf stützen; wie würde derselbe sein würdevolles Auftreten erhöhen! Der in das massive Gold des Hirtenringes gefaßte große Amethyst blendete ihn — könnte er diesen glänzenden Ring an seinem Finger tragen! ...

Er konnte sich nicht mehr beherrschen, und mit einer plötzlichen Bewegung befreite er seinen rechten Arm von den schweren Falten seines Priestermantels, streckte seine fieberheiße Hand scharf wie die Klaue eines Geiers aus und legte sie gewaltsam auf die eisige Hand der Leiche."

Ein Schauer des Entsetzens und der wilde Aufschrei, daß die Leiche geschändet sei, folgt dieser Scene; Mical bemächtigt sich Capdeponts und entfernt ihn. —

Lavernède will die Sache sofort veröffentlichen, um damit der Candidatur auf das Bisthum den Todesstoß zu versetzen; aber der Prior der Kapuziner widersetzt sich dem; er will nicht, daß die Laienwelt von dem Aergerniß erfahre. Das Ansehen der Kirche geht ihm über alles, und dies Ansehen wird schon dadurch geschädigt, daß man den Weltlichen überhaupt nur die Möglichkeit gewährt, irgend welche Kritik an Vorfällen, die sich innerhalb der geistlichen Kreise vollziehen, zu üben. Er selbst wird das unerhörte Verfahren Capdeponts in Rom denunciren, und damit wird die Sache ihre Erledigung finden, ohne daß die Außenwelt etwas davon zu erfahren braucht.

Inzwischen haben sich die drohenden Wolken zusammengeballt, und ein fürchterliches Gewitter bricht los. Dicktropfiger Regen strömt herab; unter Blitz und Donner wird der Sarg aufgehoben und von Kapuzinern und einigen anderen Geistlichen begleitet, nach der Kathedrale hinüber getragen. Die Thüren der Hauptkirche sind verschlossen, und vor der Kirche muß der Zug von Barfüßlern im strömenden Regen des Ungewitters Halt machen. Um den Sarg zu schützen, breiten einige der Geistlichen ihre Mäntel darüber. Lavernède eilt zum ersten Priester der Kathedrale, einem alten, halb kindisch gewordenen, guten, aber gänzlich energielosen Pfaffen, um die Schlüssel der Kathedrale zu holen. Er findet den Priester im Verein mit anderen Geistlichen beim Whist. Der Gegensatz zwischen dieser gemüthlichen Abendgesellschaft bei der traulichen Lampe und dem dramatischen Schauspiele, das er eben gesehen: dem Zug von Mönchen, welche den Sarg ihres Bischofs umstehen, der nirgend Einlaß findet, während sich ein fürchterliches Ungewitter über sie entladet, — dieser Gegensatz erfüllt Lavernèdes Seele mit unsagbarem Schmerze. Der alte Clamouse — dies ist der Name des ersten Priesters an der Kathedrale — wird durch die Forderung Lavernèdes, ihm die Schlüssel auszuhändigen, in die größte Verlegenheit gesetzt. Er hat seinen früheren Oberhirten von Herzen geliebt und findet die Behandlung, die der Leiche zu Theil wird, empörend; aber er ist Priester, er ist Lakai. Auf Capdeponts Befehl ist die Kirche geschlossen; und Capdepont wird vielleicht morgen sein neuer Oberhirt werden. Er wagt es nicht, den Zorn dieses gewaltsamen Menschen zu reizen. Lavernède muß dem Alten die Schlüssel geradezu entreißen. Die Kathedrale wird geöffnet, und endlich findet die Leiche des Bischofs eine Ruhestätte. In der Nacht wird auf Lavernèdes Befehl die Kirche mit einem riesigen Katafalk versehen, schwarz ausgeschlagen und in dem Gewölbe eine Gruft hergestellt. Lavernède, der sich nun doch einmal in offene Revolte zu dem Generalvicar gesetzt hat, ertheilt alle Weisungen und usurpirt alle Rechte, die dem ersten Geistlichen der Diözese zustehen. Der schwache Ternisien leiht ihm nur moralische Unterstützung.

Während der Trauergottesdienst abgehalten wird, wartet Capdepont in fieberhafter Angst auf die Depesche aus Paris, die ihm seine Ernennung zum Bischof mittheilen soll. Der Pariser Freund hat ihm ein nicht allzu beruhigendes Telegramm zugehen lassen: die Sache sei zwar in bester Ordnung; indessen seien doch noch einige Schwierigkeiten zu überwinden; er werde ihm in einigen Stunden das Weitere mittheilen, wenn es erfreulich sei. Die Stunden vergehen, es kommt keine Depesche, und auch Mical

Digitized by Google

hält die Schlacht für eine verlorene. Er kann sich das getroste Auftreten Lavernèdes, des Freundes Ternisiens, nur dadurch erklären, daß Ternisien Nachrichten aus Paris zugegangen sind, die ihm die bischöfliche Würde übertragen. Mical, der sonst so vorsichtige Mical, ist unvorsichtig genug, seine Besorgnisse einem andern Priester mitzutheilen. Wie ein Lauffeuer geht nun die Nachricht von Mund zu Mund, daß Capdepont eine Niederlage erlitten habe, und daß der nächste Bischof von Lormières Ternisien sein werde.

Mit einer wunderbaren Geschwindigkeit lenkt sich alsbald die Sympathie der sämmtlichen Geistlichen auf Ternisien herüber. Er ist der viel geliebte Hirt, den sich die Diözese wünscht, und von dem brutalen, jähzornigen, wild leidenschaftlichen Capdepont wenden sich alle ab. Sein Verfahren der Leiche gegenüber erfährt nun allerseits die schärfste Kritik.

Capdepont selbst hat sich von den Trauerfeierlichkeiten bisher fern gehalten. Endlich erscheint auch er. Demüthig und bußfertig, den Blick zu Boden gesenkt, ganz verwandelt. Das ist nicht mehr der feurige, zügellose Mensch, der gestern ohne Achtung vor dem Todten an dem offnen Sarge Worte der Schmähung über seine schmalen Lippen bringen konnte. Es ist ein zerknirschter, niedergeschmetterter Mensch: dem Tiger sind die Klauen geschnitten, er ist gezähmt. Diese unerwartete Haltung bestärkt die Geistlichen noch mehr in ihrer Vermuthung, daß er von seiner Niederlage in Paris unterrichtet sei. Auf seine freundlichen, entgegenkommenden Worte haben sie nur höhnische und verächtliche Antworten. Er aber verkündet, wie auch für ihn die Zeit der Milde gekommen sei; den alten Adam habe er ausgezogen, und er werde ihn gewißlich nicht wieder anziehen. Er beschuldigt sich selbst, er verurtheilt seine That und ist bußfertig bis zum äußersten. Er wirft sich nieder vor dem Altar und betet, indem er die Blicke gen Himmel richtet: Cor contritum et humiliatum, Deus, non despicies — „ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst Du, Gott, nicht verachten". „Für den Bischof von Roquebrun," sagt er in einem etwas plötzlichen Anfall von Pietät und ultramontaner Gesinnung, „war das Schiff Petri, das von Stürmen gepeitschte, gleichbedeutend mit der Kirche selbst. Wir alle haben gesehen, wie er Thränen vergoß, wenn sich inmitten der schmachvollen Vorgänge der zeitgenössischen Politik seiner Seele die Furcht bemächtigte, daß in dem Sturm die heilige Arche, die da trägt die Seele und das Heil der gesammten Menschheit, versinken könnte. Diese heiße Liebe des Bischofs Roquebrun, die nicht die einzige Größe seiner bischöflichen Herrschaft war, wird ein stetes Beispiel bleiben müssen für den Nachfolger, den Gott ihm geben will."

„Sein Nachfolger! sein Nachfolger!" rief der Priester Clamouse, der immer muthiger geworden war, „wir kennen ihn, seinen Nachfolger!"

„Möge ihn Gott in Gnaden stärken, seine schwierige Aufgabe christlich zu erfüllen!"

„Gott ist mit ihm, mein verehrter Herr Capdepont, beunruhigen Sie sich nicht," und Clamouse ergriff den Arm Ternisiens und sagte zu ihm: „Wollen Sie nicht bei mir einen Imbiß nehmen; Sie werden der Stärkung bedürfen?"

„Wenn ich Sie bitten dürfte, einen Augenblick zu verweilen; ich habe Ihnen noch eine Mittheilung zu machen," fügte Capdepont milde hinzu; und indem er sich aufrichtete, sprach er langsam und gemessen folgende Worte: „Meine Herren, das zweite Motiv, das mich in die Kathedrale geführt hat, ist, wie das erste, ein Motiv der Buße. Bin ich denn wirklich würdig, das schwierige Amt, zu dem mich Gott berufen hat, zu bekleiden? Domine! non sum dignus! Meine Brüder, meine Freunde, meine Kinder; — denn unter Euch sind junge Leute, die ich wie ein Vater lieben will, — als ich heute Morgen die Nachricht erhielt, daß ich zum Bischof dieser Diöcese ernannt sei, da habe ich nur einen Gedanken fassen können: ich habe meine Sünden beweinen und mich demüthigen wollen am Fuße des Altars."

„Es lebe unser Bischof!" rief Mical, und die Versammlung stimmte begeistert in den Ruf ein: „Es lebe unser Bischof!"

Diese klericale Komödie entlockt dem bedeutenden Mical die Worte, die man als Motto für das ganze Buch hinstellen könnte: „O heilige katholische Kirche! es muß doch wirklich etwas Göttliches in Dir sein, da sogar Deine Priester es noch nicht zu Stande gebracht haben, Dich zu Grunde zu richten!"

Der neue Bischof verschwindet einstweilen von der Oberfläche. Man sagt, er sei krank, er dürfe niemand sprechen. Der Bruder des Abbé Mical, der bedeutendste Arzt von Lormières, hat die strengsten Vorschriften in dieser Beziehung ertheilt.

Lavernède und Ternisien sind außer sich darüber, daß dieser gefährliche und schlechte Mensch sein Ziel erreicht hat. Sie hoffen noch, daß, wenn sie die Wahrheit in Rom zur Sprache bringen, der päpstliche Stuhl die Pariser Wahl nicht bestätigen werde. Ternisien, der in Rom mächtige Freundschaften zählt, beschließt, die Wahrheit dort bekannt zu machen. Er trifft in Rom ein und erwirkt sofort eine Audienz bei seinem Gönner, dem Cardinal Maffei. Aber welche Enttäuschung kommt über ihn, als er sich von der wahren Sachlage überzeugt! Capdepont ist bereits seit langer Zeit in Rom und hat Antonelli und den Papst für sich zu gewinnen gewußt. Der Papst ist entzückt von dem treuen, energischen und hochbegabten Manne, dem in Lormières von widerwilligen Priestern allerhand Widerwärtigkeiten bereitet seien. Da sei namentlich ein Abbé Lavernède, der Alles gethan habe, um einen öffentlichen Skandal hervorzurufen. Dieser Skandal sei aber durch die Weisheit Capdeponts glücklich vermieden worden.

„Demnach glauben Sie, Monsignore, daß Seine Heiligkeit den Abbé Capdepont präkonisiren wird?"

Der Cardinal stand schnell auf.

„Sie bilden sich vielleicht ein," sagte er, „daß, weil in Lormières, einem kleinen Nest am Ende der Welt, einige Priester und Mönche sich die wenig löbliche Genugthuung bereitet haben, die leicht erregbare, ja vielleicht zu erregbare Natur des Abbé Capdepont bis auf's äußerste zu reizen, die heilige Kirche sich der außerordentlichen Vortheile berauben soll, die diese Natur, wenn sie von der Kirche geleitet und gemäßigt wird, ihr zu gewähren im Stande ist? Sie setzen mich durch die Prätension der Leute, die Sie hersenden, wahrhaftig in das größte Erstaunen. Die Anmaßung geht doch über alles Maß hinaus! Seit wann haben denn einfache Geistliche das Recht, sich in die Angelegenheiten zu mischen, deren Erledigung seiner Heiligkeit allein zusteht? Das ist der volle Umsturz aller hierarchischen Ordnung! Wenn Sie da drüben in Frankreich die Revolution lieben, wir Römer hassen sie aus tiefster Seele, und wir wollen hartnäckig bleiben, unbeweglich auf dem Felsen Petri, auf den uns die Hand Gottes gestellt hat. Der Candidat für den bischöflichen Stuhl von Lormières wird die päpstliche Bestätigung erhalten. Abbé Capdepont besitzt eine Eigenschaft, die wir heute für das vornehmste Verdienst eines Geistlichen halten, eine Eigenschaft, auf die die Kirche den größten Werth legen muß in diesen Zeiten, wo die weltliche Gewalt den Gipfel der Anmaßung, der Verwegenheit, der Schlechtigkeit und Verderbtheit erreicht hat: er ist muthig! Der Abbé Capdepont ist ein Charakter. Der Himmel gebe, daß der Krummstab immer so kräftigen Händen anvertraut werden könne."

Auf den Einwurf des Abbé Ternisien, daß Capdeponts Ergebenheit für den heiligen Stuhl noch sehr jung und sehr plötzlich eingetreten sei, antwortet Maffei: „Sie befinden sich im Irrthum. In Wahrheit ist Capdepont stets unsrer Sache ganz ergeben gewesen. Allerdings hat er sich scheinbar dem Pariser Cultusministerium unterworfen; aber in Wirklichkeit war er der Unsrige. Für Rom hat er sich so weit gedemüthigt, sogar kleine Umtriebe nicht zu verschmähen, ja sogar — wie soll ich sagen — zu lügen!"

„Zu lügen, Eminenz, zu lügen?" wiederholte Ternisien in äußerster Entrüstung.

„Nun, was kommt denn auf einmal über Sie? und welchen beschränkten und lächerlichen Sinn legen Sie diesem Worte bei? Ach, man sieht, daß Sie uns seit zwei Jahren verlassen haben; Sie scheinen unsre Sprache gar nicht mehr zu verstehen. Die Kirche lügt niemals, mein lieber Abbé; es ist gar nicht in der

Digitized by Google

Macht der Kirche, die an sich schon die Wahrheit ist, zu lügen. Aber allerdings hat die Kirche zu allen Zeiten, in denen sie gekämpft hat, — beim Beginne des Christenthums mit den heidnischen Fürsten, im Mittelalter mit den halbbarbarischen Königen und in unserer Zeit mit dem ganzen Weltall, das sich gegen sie verschworen hat, — um ihre göttliche Aufgabe zu erfüllen, beständig der Geschicklichkeit, der Geschmeidigkeit bedurft. Der Abbé Capdepont hat dem Kaiser Napoleon etwas vorlügen müssen; aber ich frage Sie, lügt man, wenn man die Kirche rettet? Lügt man, wenn man alle kleinen Hülfsmittelchen, alle Feinheiten, ja alle Verschlagenheiten verwerthet, um das Reich dessen zu befestigen, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben?"

Mit der Bestätigung Capdeponts als Bischof von Lormières schließt das vorletzte Capitel. Das letzte ist nur wenige Seiten lang; es ist eine Nachschrift.

Der Bauernsohn ist Erzbischof geworden und arbeitet augenblicklich an einer Geschichte des Pontificats von Pius IX.; sein Großvicar ist Mical. Capdepont ist der feurigste Streiter für die neuen Dogmen und ist die festeste Stütze des Ultramontanismus. Der Cardinalshut ist ihm gesichert. Und dann? —

Es sind nur wenig geeignete Candidaten für den päpstlichen Stuhl vorhanden. Mical hat seine Mission noch immer nicht erfüllt. Von Zeit zu Zeit raunt er das eine Wort „die Tiara" in das Ohr des ehrgeizigen Erzbischofs. Dies Wort entzündet auf's neue alle Leidenschaft des rastlosen Strebers. Er hat die höchste Stufe noch nicht erreicht; er hat noch keine Ruhe gefunden; aber — „wer weiß?"

Mit dieser Frage schließt das merkwürdige Buch.

Paul Lindau.

Ueber moderne italienische Kunst.

Vom Autor des Aufsatzes „Ueber Publicum und Quellen der Popularität".

(Schluß.)

Bisher existirte und erhält sich noch immer, besonders in Rom, auch eine Kleinkunst, arte per la casa, eine Kunst für's Haus, wie der Italiener sie nennt, welche glaubte, auch ihr sei es nützlich, sich an die höheren Principien der öffentlichen Kunst anzulehnen. Sie hatte dabei im Auge, was uns die Antike und Renaissance an arte per la casa hinterlassen haben, und da sie vermeinte, daß auch die Statue, welche die Nische eines modernen Salons schmückt, oder das Staffeleibild, welches die Eintönigkeit unserer Zimmerwände unterbrechen soll, ihren Zweck besser erfüllen würden, wenn ihnen die Erweckung angenehmer Vorstellungen Aufgabe, und das Einhalten von Maß und Ordnung Mittel sei, so hat sie auch in der That manches Liebenswürdige hervorgebracht. Die Italiener sind uns Deutschen überhaupt in Allem, was Zimmerdecoration anlangt, weitaus überlegen, es haben die Papiertapete und der gemeine Flächenanstrich noch nicht so sehr alle Vorstellung von einer geordneten Eintheilung der vier Wände ausgetilgt wie bei uns. So verlangt man denn auch ganz richtiger Weise von dem einzelnen beweglichen Kunstwerk, welches als Schmuck einen Platz in sonst schmucklosen Räumen angewiesen bekommt, doppelt eine gute und klare architektonische Anordnung in sich selbst. Die Harmonie, die in dieser Beziehung in ihm selber herrscht, wird sich, wie von einem Mittelpunkte aus, der sonst charakterlosen Umgebung mittheilen.

Zu einem gänzlichen Abbrechen mit der Tradition haben sich auch hier erst die Norditaliener aufgeschwungen. Es ist ihnen denn auch gelungen, sich vollständig in die Begriffsverwirrung hineinzuarbeiten, die in unserm Norden schon längst über Aufgabe und Wesen der Kunst herrscht, auch die italienischen Ottocentisten par excellence haben gleich den unsrigen gänzlich vergessen, daß mit dem leidenschaftlichen Ueberbordwerfen abgethaner Zeitbegriffe, die nur den Geistesinhalt der Kunst ausmachen, nichts gethan ist, und daß man den modernen zeitgemäßen Ideen gerade keinen Gefallen thut, wenn man sie so außerordentlich viel schlechter meißelt und malt als die Vorfahren die ihrigen. Keinen gefährlicheren Ort für ihre alles Vergangene mit ostensibler Verachtung behandelnden Großsprechereien hätte sich aber diese neueste, alleinseligmachende „Richtung" wählen können als das alte Rom, wo der Contrast mit so vielem Vortrefflichen unvermeidlich ist, und wo die liebe Zeit schon über so manches, was sich unter allen andern Umständen als leidlich gut hätte behaupten können, zu Gericht saß. Ja, es zeugt von großer Kühnheit, die Götter und Helden der Antike und die Heiligen der Renaissance einen Sack voll abgethanen Gerümpels nennen, und dann nicht etwa an die Stelle der Gestürzten und Vernichteten, sondern den ruhig weiter Thronenden zur Seite Kunstproducte aufpflanzen, wie die des modernen „Verismus" sind.

Die Prätension, sogar durch öffentliche Monumentalleistungen alles bis jetzt Dagewesene in Schatten zu stellen, hat denn wohl auch die Veristenpartei — wenigstens in Rom — bald fallen lassen. Gleich zu Anfang ihres Auftretens an diesem Ort hatte sie eine Probe ihrer Fähigkeiten abgelegt, freilich nur bei einer Gelegenheitsaufgabe, bei der festlichen Decoration der Stadt am officiellen Einzugstage des Königs. Aber das zu Leistende wurde nicht einmal fertig, und was fertig geworden war, stand gar kläglich gegen Aehnliches, an das die Römer von früher her gewöhnt waren, zurück. Die veristische Ausschmückungsphantasie hatte sich zu einem Aufputz verstiegen, wie wir ihn in Deutschland allenfalls bei Schützen- und Turnfesten sehen können, und die gemalten Bataillen und Staatsactionen nun gar sahen den Aushängebildern wandernder Thierbuden weit ähnlicher als irgend etwas Monumentalem. Seit jener Zeit erscholl die Parole denn doppelt kräftig, unsere Zeit sei nun ein für allemal die Epoche der kleinen Kunst.

Unter den Bildhauern der neuern Richtung hat am meisten Namen — und vorläufig mit Recht — Monteverde. Zwar ist sein Columbus nicht mehr als ein süßes, weibliches Costümfigürchen, über dessen Formenunentschiedenheit uns der Gedanke nicht hinweghilft, daß der wirkliche jugendliche Columbus, den es darstellen soll, in reiferem Alter America entdeckte und hierdurch, ein Held des Fortschritts, der Civilisation neue Bahnen eröffnen half. Wir sagen es frei, daß den Monteverde'sche Seefahrer gewisse im Vatican und in Neapel gedankenlos weiter lächelnde Bursche, jene Faune und Narcisse, obgleich sie in „Gerümpelkammern" stehen, vorläufig noch weit übersegeln, wenn schon ihre Urbilder Träume der künstlerischen Phantasie waren und unseres Wissens gar nichts entdeckt hatten. Und ebenso frei gestehen wir, daß, so lange die plastische Darstellung eines Jenner auf unser ästhetisches Gefühl nicht ebenso wohlthuende Wirkungen äußert als des großen Heilkünstlers Entdeckung auf den Gesundheitszustand unserer Städte, wir ihr auch keinen Rang über irgend einem der wunderthuenden Heiligen einräumen können, deren — vielleicht fabelhaftes — Andenken in so mancher Kirche des Cinquecento verherrlicht ist. Kurz — um unsere bescheidentliche Meinung mit wenigen Worten zu bezeichnen —, wir würden den Künstler nicht zur Ausführung eines Projects ermuthigen, welches man, wir wissen nicht ob mit Recht oder mit Unrecht, ihm zuschreibt, und welches in nichts Geringerem als in einer Vorstellung des Genius der modernen (lies „veristischen") Kunst besteht, der die Trümmer des Apoll von Belvedere (warum gerade diese?) mit verächtlichem Fußtritte von sich stößt. Aber alles dieses vorausgeschickt, bethätigt Monteverde dennoch vielleicht von allen seinen Richtungsgenossen das meiste plastische Vermögen. Fehlt es auch seinem Formensinn an Wissen und demnach seinen Formen an jener Energie und zugleich Einfachheit, die nur dem Wissen verdankt werden, so geht er doch auf die Grundbedingung aller Plastik los, auf die Realität, die Continuirlichkeit in der Modellirung der Form. Der Künstler vermeidet jene Charlatanskünste der modernen Bildhauerei, die bei andern Kräften so sehr im Schwange sind; durch Bohrlöcher und scharfe Kanten erzeugte Schatten und Lichteffecte, und eine gewisse Verblasenheit der Textur, Dinge, die mehr malerischen als plastischen Ansprüchen zu genügen trachten, sind seine Schwäche nicht. Er bildet, rund und continuirlich, die reale Form so gut er sie

Digitized by Google

versteht und ist mit ehrlichem Fleiße über seiner Arbeit. Und wenn er sich bei diesem Sinne erhält, so mögen wir wohl die Hoffnung wahren, er werde vielleicht später, wenn auch er, was nicht fehlen wird, der Zeiten Undank erntet und wenn er an den Leistungen späterer Nachfolger des Veristenthums erkennt, wohin das Principienreiten führt, zu dem Studium der Alten, mit welchem ja auch wohl seine ersten Lehrjahre ausgefüllt waren, umkehren.

Die Darstellung des Nackten ist die Hauptleidenschaft des Veristenthums nicht. Es ist das fast ein Glück zu nennen, denn wirklich diese nackt ausgezogenen Modell-Steher und Steherinnen in ihren steifen Stellungen und mit allen ihren „individuellen" — Gebrechen — gewähren keinen erheiternden Anblick. Besser ist es, der veristische Plastiker charakterisirt mit Bohrlöchern und Raspelstrichen liberale — oder doch für liberal gehaltene — Volksmänner, wie Cola Rienzi, oder läßt an allegorischen Versaglieri, die an glänzend polirten Blutstropfen für's Vaterland verbluten, seine ganze Kraft im Nachmachen grober Hosenstoffe aus. Auch gemusterte Seidenstoffe, in die er Odalisken und Romanheldinnen hüllt, mögen die Mußestunden, die wir dem Kunstverein zollen, mit Belehrung füllen, ja dann selbst, wenn ein nachlässig Wandelnder einmal die Unterschrift jenes in Spitzen gehüllten Figürchens „Modista" statt „Modestia" las, so war doch der Eindruck, den er sogar von diesem seinem Irrthume mit nach Hause nahm, noch immer ein erheiternder, und ein wünschenswerthes Ziel der Kunst ward — wenn auch unwillkürlich — erreicht.

Eines aber verdrieße die veristischen Plastiker nicht. Wenn sie glauben, ihre Weise oder der ihr inne wohnende Sinn seien neu, so irren sie. Die Freigebigkeit mit Bohrlöchern, das Kokettiren mit der Marmortechnik, das Nachahmen von Kleider- und andern Stoffen, das Alles war schon einmal da und zwar besser und mit andern am Ende gar wichtigeren Vorzügen gepaart. Wollen sie sich davon überzeugen, so brauchen sie sich nur in italienischen Villen und Kirchen die Sculpturwerke der Barockzeit anzusehen.

Malt nun die veristische Plastik nach Kräften, so mag ja wohl dagegen die veristische Malerei nach Kräften plasticiren, ja mauern. Einem Oelfarbenindustriellen muß das Herz schwellen, wenn er eine Ausstellung solcher kleiner Bildchen besucht und in Gedanken überschlägt, was es erst werden wird, wenn man diese Kunst als monumentale duldet. Wüßte er gar, daß der factische Ueberfluß, den er hier gewahr wird, nur die elenden Ueberreste einer weit größeren, wahrhaft sardanapalischen Verschwendung darstelle, deren Spuren das wohlgeschliffene Schabmesser des Veristen längst wieder von den Bildtäfelchen entfernt hatte. Ein französisches Lobhudlerblatt des seligen Spaniers Fortuny — welcher, beiläufig gesagt, der unbestritte Chorführer des italienischen malerischen Veristenthums gewesen ist — versicherte uns, das „procédé" oder technische Verfahren des großen Künstlers sei ein sehr complicirtes gewesen. Wie es beschaffen war, können wir noch heute bei allen seinen Nachfolgern studiren. Auf der nicht einmal ganz sorgfältig geglätteten Holztafel beginnt man — ohne allen Untergrund — dick zu malen. Das Getrocknete kratzt man später wieder ab, dann füllt man die leer gebliebenen Zwischenräume gleichfalls dick aus und kratzt später auch von diesen den Farbenüberfluß hinweg. So geht es eine Weile weiter, bis ein zwar nicht ganz ebner und gleichfarbiger, aber ein doch nicht mehr absolut einschluckender Oelfarbengrund hergestellt ist, und dieses Moment trifft mit dem Zeitpunkte zusammen, in welchem dem Künstler ungefähr klar ward, was er eigentlich darstellen wolle. Mühevoll ist dieses Verfahren, und es ist daher doppelt zu entschuldigen, wenn des Künstlers zeichnender Wille manchmal an den vielen kleinen zähen Oelfarbenerhöhungen hängen bleibt; denken wir uns nur den Fall, es nehme ein Augapfel auf einer Erhöhung Platz, während sich die Thränendrüse in einer Vertiefung ansiedele, und das Alles in so kleinem Maßstabe. Auch das wird sich von selbst verstehen, daß der harmonisch graue Ton oder die durchsichtige Klarheit etwa der kleinen Niederländer einem solchen Procédé gegenüber zu den überwundenen Standpunkten gehören.

Der veristischen Malerschaft Richtungslosigkeit vorwerfen, hieße den höchsten Mangel an — Platzkenntniß verrathen, die Waare ist eine internationale und der internationalen Geschmacksrichtungen sind gar viele. Hauptrichtungen — in Rom wenigstens — gab es neuerdings zwei, die eine ging auf die Darstellung jener sabellischen Bauernschaft aus, welche man ihrer Fußbekleidung halber das Ciociarenthum nennt, die andere griff in's vergangene Jahrhundert zurück und malte „Contini" — Herren und Damen in Zopfcostüm. Man wird die Wahl dieses letzteren etwas entlegenen und genauerer Beobachtung sich entziehenden Stoffes von Seiten gerade der Veristen, der Wahrheitsmaler, auffallend finden, allein man bedenkt alsdann nicht, daß ein gewisser Costümverleiher Gasbarra Zopfcostüme und sogar echte in reicher Auswahl besitzt, und daß dieselben allen Gliederpuppen passen, welche gleichfalls bei Gasbarra leihweise zu haben sind. Und damit die Continimaler den Ciociaristen durch diesen Vortheil nicht den Vorrang abgewinnen, finden die Letzteren auf der spanischen Treppe eine ganze Schaar wohlaufgeputzter, nagelneuer Ciociarenmodelle, welche dort unter der Führung des lang- und weißbärtigen padre eterno, ihres Aeltesten, ein gedeihliches Lungerleben führen.

Goupil und Reutlinger heißen die beiden Mäcene, welche die römische Kunst in diese beiden Hauptrichtungen lenkten: Sie sind Concurrenten und daher war stets die jeweilig von dem einen veranlaßte Strömung die regelrechte Gegenströmung des andern. Erschienen die Mäcene — oder ihre Agenten — im Herbste auf dem Platze und Goupil gab als Figurino für die Saison — so nennt man hier das Modejournal — Ciociarencostüme aus, so bestellte Reutlinger sicherlich Contini und umgekehrt. Dem Gasbarra und dem padre eterno war das einerlei, nur die Veristen kamen manchmal mit dem in's Gedränge, was sie im Jahre zuvor als die einzig wahre Richtung verfochten hatten. Denn wiewohl Goupil und Reutlinger häufig ihren Figurino vertauschten, so waren doch einem jeden von ihnen gewisse Künstlernamen lieb geworden, die er nicht gerne dem Concurrenten abtrat, und so kam es denn oft, das der J., der im verflossenen Jahr Contini und Reutlinger verfocht und den C. wegen seines Ciociaren- und Goupilgeschmackes verdammte, im laufenden Jahre selbst Ciociaren verfechten mußte. Hätten denn nicht der J. und der C. zur Beruhigung ihres Künstlergewissens der eine immer Ciociaren und der andere Contini malen können, um sie freundschaftlich je nach Bedarf, und wenn ihre Abnehmer doch mit Gewalt Richtung wechseln wollten, einander abzutauschen? Es ist anzunehmen, daß, wenn sie auf diesen Einfall kämen, weder der Goupil noch der Reutlinger im Stande wären, den unschuldigen Betrug zu merken. So führt jedes ernste, gewissenhafte Bestreben seine Leiden mit sich, und auch die dritte Hauptrichtung der malerischen Veristenschaft, die vornehme Beduinenpartei — vornehm, weil man, um zu ihr zu gehören, ein näherer Bekannter Fortunys sein mußte, der echte Beduinencostüme besaß — wird jetzt, nachdem Fortuny starb, einen schweren Stand haben.

Die Schilderung eines solchen Veristenateliers — das auf's erschreckendste einer wirklichen Gerümpelkammer gleicht — dürfen wir dem Leser ersparen, dieser verstand ohnedies schon längst, daß das Gebaren der italienischen Künstler dieser Gattung nichts sei, als das genaue Spiegelbild verwandter Richtungen, die in Deutschland und überall ihr Wesen treiben. Der italienischen Regierung mag es als ein schwer verzeihliches Versehen angerechnet werden, daß sie aus rein politischen Parteirücksichten — denn Regungen für die Kunst sind bei ihr nicht wahrnehmbar — die Erziehung der künstlerischen Jugend in Rom in die Hände von Vertretern dieses Veristenthums legte, ja daß sie, um dies zu können, eigens eine neue Schule gründete. Was dabei herauskommen wird, wird sich bald zeigen, doch tröstet die Freunde der Kunst die Hoffnung, daß auch dieser Irrthum durch die nicht hinwegzudisputirende Lehre, welche der Anblick der Alten gewährt, unschädlich gemacht werde, wie so mancher andre vor ihm. Wem es aber je ein Räthsel war, wie so manche schöne Kunst und Geschicklichkeit, die doch einmal im Besitz der Menschen war, gänzlich aus dem Vermögen derselben verschwinden konnte, der kann

Digitized by Google

hier mit eignen Augen sehen, wie solches vor sich geht. Ein Wissen und eine Geschicklichkeit braucht nur von einer Generation nicht mehr geübt zu werden, so sind sie bis zum gänzlichen Neuerwerb verloren. Den jungen Schülern des Verismus wird schon ein gänzlich unbekanntes Gebiet sein, was die Lehrer ihrer Lehrer noch mit Geläufigkeit übten.

Das Veristenthum ist, wie schon gesagt, keine einheimische Pflanze in Italien, auch wird es hier von ziemlich so vielen Ausländern geübt als von Eingebornen. Americaner, Franzosen und Spanier, Engländer, Russen, Deutsche und Schweizer haben hier veristische Ateliers aufgeschlagen. Dies Vordringen in das Land der classischen Kunst mag von der ganzen Partei mit Befriedigung betrachtet werden, aber die so angefeindete hat einen Modus empfindlicher Revanche gefunden, der dem weichen, nachgiebigen und listigen Charakter des Italieners sehr plausibel ist. Es hat sich unter der Abnahme wachsamer Kenneraugen ein Brigantenthum des Classicismus gebildet, das auf seine Weise einen Rachekrieg gegen die fremden Eindringlinge führt, wir meinen jene sich täglich mehrende Schaar von Bilderfälschern, welche dem Fremdling, der uns das ehrliche Studium der alten Meister als einen Irrthum vordemonstrirt, ihr Machwerk als echtes altes Gut mit Hohn und Spott aufzuhängen weiß. Die Schleichwege dieser Gaunerschaft sind mannichfache und versteckte, und jeder thue die Augen auf. Selbst die geweihte Stätte des Vaticans beut gegen den Verkauf nicht infallibler Heiliger keine Sicherheit. Und hiermit wären wir denn wohl im untersten Geschoß der Richtungen, die die Kunst eines Volkes gehen kann, angelangt.

Ein Gründer unter den Naturforschern.

Von **Carus Sterne.**

I.

Unter den Menschenschilderungen von Theophrast und Labruyère würde man vergeblich nach dem Charakterbilde einer Menschenclasse suchen, die es in der neuesten Zeit zu einer ungeheuren Unpopularität gebracht hat, nämlich nach demjenigen des gemeinen Gründers (Fundator vulgaris). Man darf aber daraus nicht etwa schließen, daß erst die Dummen in Deutschland diese Species entdeckt hätten, denn geduldige Schäflein, die sich, ohne viel mit den Beinen zu strampeln, scheeren ließen, gab es seit Anbeginn der Gesellschaft. Bevor Kain die erste Gründung auf Erden — bekanntlich das Städtchen Hanoch — unternahm, zog er seinem lieben Bruder Abel das Fell über die Ohren, und als Romulus den Sitz der größten Gründerhierarchie, die jemals die Welt geschunden hat, gründete, machte er es ebenso. Welche Reihe von Schwindelgrößen von jenem Propheten Alexander an, dessen Thaten uns Lukian so sarkastisch liebevoll geschildert, bis zu dem Großcophta Cagliostro, dem selbst ein Goethe den Zoll seiner Bewunderung nicht versagen konnte! Und Wolfgang hatte Recht, denn ein Gründer ist unter allen Umständen eine interessante Figur und unter Tausenden hat wohl kaum einer das Zeug dazu, ein namhafter Gründer zu werden. Denn es gehört angebornes, gesegnetes Genie zum Gründen und weder der goldbekreuzten Stiefmutter der Dachauer Bank, noch dem ausgegründeten Wohlthäter der Berliner Armen wird man dieses weltverachtende Genie aberkennen dürfen, ohne sich selbst für noch dümmer und kurzsichtiger zu erklären, als man sich schon bewiesen hat. Und waren ein Scribe und Vater Dumas, diese literarischen Gründer erster Größe, nicht in ihren besondren Fächern wirkliche Feldherren, obgleich ihre Dramen und Romane gar häufig von dem französischen Rechtssatze, nach welchem die Erforschung der Vaterschaft untersagt ist, profitirten, und sie gar manchen poetisch vielleicht begabteren Handlanger ausnützten, dessen Arbeiten sie für den Geschmack des Publicums zurechtschnitten und mit ihrer Firma in Goldlettern auf den Markt brachten? Es ist das organisatorische Geschick, die Menschenkenntniß und der allumfassende Blick, welche dazu gehören, um mit Erfolg Andere für sich arbeiten zu lassen, Eigenschaften, die wir um so mehr bewundern dürfen, als sie sich nicht selten mit einer wirklichen geistigen Ueberlegenheit paaren. Es ist also nicht schlechthin im wegwerfenden Sinne gemeint, wenn wir im Folgenden versuchen, dem Leser einen Gründer im großen Stile vorzuführen, der lange nicht so gekannt ist, als er es verdient, Louis Agassiz nämlich, der sich überdem kürzlich auf zwei Weisen in die Erinnerung der Welt zurückgerufen hat, erstens dadurch, daß er sich ihr im December 1873 für immer empfohlen, und als Erbschaft zweitens ein posthumes Werk vermacht hat, welches, wenn man den Aeußerungen einer neuerdings sehr bedrängten Partei glauben will, der größte Schatz wäre, den ein Naturforscher überhaupt der Welt hinterlassen konnte*).

Bei der Todesnachricht vor zwei Jahren haben die Nekrologisten der gesammten Welt, diesmal in seltener Harmonie mit ihren von Amtswegen bestallten Collegen, durch mächtige Posaunenstöße verkündet, der größte Zoologe, vergleichende Anatom und Entwicklungsforscher der Neuzeit, der wahre Erbe von Aristoteles und Cuvier, der Schöpfer der vergleichenden Paläontologie und Ergründer der nunmehr so berühmt gewordenen Eiszeit, der würdigste Gegner Darwins und mithin der Retter der Gesellschaft, sei leider mit Agassiz, dem großen Agassiz, begraben worden. In der Perspective auf das frische Grab, welches sich über einen, keineswegs unverdienten, Gelehrten und Forscher geschlossen, zu einer Zeit, in welcher sich das Nil nisi bene mit aller Gewalt geltend macht, war gegen diese oratorischen Kränze und Palmenzweige nichts zu erwidern. Wenn aber jetzt der deutsche Herausgeber seines, einer sehr bescheidenen Vorrede bedürftigen Testaments in einen ähnlichen Ton verfällt, so ist dagegen nachdrücklichst zu protestiren, denn die Rückseite der Ruhmesmedaille will auch gesehen werden und die Wahrheit verlangt ihre unveräußerlichen Rechte.

Sobald die gläubige Welt erfahren hatte, daß in dem Nachlasse des frommen Zoologen ein angefangenes Werk über den Schöpfungsplan gefunden worden sei, harrte man mit Recht sehr erwartungsvoll, was Seine Allwissenheit, der „berühmteste Gegner Darwins" über die geheimsten Absichten und Pläne des Schöpfers offenbaren würde. Die Schöpfungsgläubigen sind in jüngster Zeit bekanntlich hart belagert worden, und wenn man die Unterhandlungen, welche Altkatholiken (Prof. Michelis) und Protestanten-Vereinler (Stadtvicar Hasenklever) allmählich mit Darwin anknüpfen, beachtet, so scheint die Uebergabe der heiligen Stadt nicht mehr allzu weit entfernt zu sein. Die Einwohner befinden sich in ähnlich verzweifelter Lage, wie diejenigen einer andern „heiligen Stadt" vor fünf Jahren. Alles blickte damals vertrauensvoll auf Trochu, der sich darauf beschränkte, zu behaupten, er „habe seinen Plan", und der Chorus wiederholte dann wie bei Agassiz: Il a son plan, il a son plan! Trochu hat seinen Plan klug für sich behalten, und diesen schlauen Feldherrnstreich scheint sich Agassiz gemerkt zu haben, denn während er früher mancherlei über seine Ansichten vom Schöpfungswerke verlauten gelassen, hat er in diesem der „Schöpfungsplan" betitelten Buche gar nichts von seinen tiefsinnigen Gedanken über diesen Gegenstand zum Besten gegeben. Das Büchlein handelt von allem Möglichen, von der Weisheit des Aristoteles, der viel, viel klüger gewesen sei als die modernen Naturforscher, von der Klugheit der Bienen, und namentlich von den sehr verschiedenen Arten und Formen, in denen die Eier gelegt werden, nur vom Schöpfungsplan handelt es nicht, auf ihn kommt der Verfasser nur vorübergehend in der ersten Zeile (des Titelblatts) und in den zehn letzten Zeilen des Buches zu sprechen, weil er sich zu lange bei den Eiern aufgehalten hat, und die Schöpfung nur bei den Indiern aus einem Ei hervorging, hier aber zu jenen ungelegten Eiern gehört, um die sich der Leser nicht zu kümmern hat.

Was nun das lange, beinahe die Hälfte des ganzen Buches

*) Der Schöpfungsplan. Vorlesungen über die natürlichen Grundlagen der Verwandtschaft unter den Thieren. Deutsche Uebersetzung, durchgesehen und eingeführt von C. G. Giebel. Leipzig 1875, Quandt & Händel.

Digitized by Google

in Anspruch nehmende Eia Popeia betrifft, so hat dieses den Schmaus einleitende Rührei offenbar den Zweck, jenen alten, grundfalschen, längst von allen Naturforschern aufgegebenen Satz, daß alles Leben vom Ei komme (Omne vivum ex ovo) noch einmal aufzuwärmen. Agassiz, dessen ganzes Forschen und Wissen einer längst vergangenen Erdepoche angehört, hat keine Ahnung davon, daß eine große Anzahl thierischer wie pflanzlicher Wesen niemals durch einen Eizustand hindurchgeht, daß aber grade diese Wesen zweifellos die Anfangsstufen des Lebens darstellen, daß man die Naturgeschichte deshalb heute nicht mehr, wie ein gründlicher Dichter den trojanischen Krieg, ab ovo beginnen kann, da das Ei als besondere Lebensphase erst höhern Lebewesen angehört. Agassiz, der von der Freiheit der Philosophen Gebrauch macht, die Welt so zu schaffen, wie sie ihm gefällt, hat sein Leben lang die ganze große Abtheilung der eierlosen Urthiere ignorirt, weil sie eben in seinen Plan nicht paßt; er hätte ihre ihm unbequeme Existenz am liebsten ganz weggeleugnet, während die neuere Forschung seit Haeckels bahnbrechenden Arbeiten grade ihrem Studium die größten Fortschritte verdankt.

Wir fragen vergeblich, was eigentlich die Absicht dieser großen Eier-Razzia, bei welcher einfache Zellen, Flimmerlarven und Darmlarven, Fischrogen und Vogeleier Alle in einen Topf geschlagen werden, gewesen sein mag? Eine grundlegende Bedeutung mußte den Eiern in der Fortsetzung gesichert sein, sonst würde mit ihnen nicht der Anfang gemacht worden sein. Wahrscheinlich sollte demnächst das tiefsinnige Problem vor dem Leser auftauchen, ob die Henne oder das Ei früher gewesen sei, und ohne Zweifel zu Gunsten des letzteren entschieden werden. Da auch Prof. Michelis den Demiurgos als den „Mutterschoß" der Natur enträthselt hat, so fürchten wir ernstlich, Agassiz würde, wenn er sein Werk vollendet hätte, die Welt mit der Entdeckung überrascht haben, alle Wesen seien in der Form von Eiern und Samen gelegt worden, um sich auf das bloße: Werde! des Demiurgos aus ursprünglicher Gleichheit, das eine zu einem Fisch, das andere zu einem Vogel u. s. w. zu entwickeln. Einige halb verdorbene Eier und Samen fielen dabei jedenfalls in die Hände Beelzebubs, der flugs Schlangen und andres Ungeziefer, Nesseln u. s. w. daraus hervorzauberte. Je unbestrittener alle Göttervorstellungen Anthropomorphismen sind, für um so sicherer halte ich meinen Schluß, daß aus dem über dem Schöpfungsplan brütenden Agassiz am Ende ein brütender Demiurgos hervorgegangen sein würde.

Weiterhin verbreitet sich Agassiz eingehend über den Zellenbau der Bienen, aber von dem Zellenbau der organischen Wesen, von den ersten Fundamenten seiner Wissenschaft sagt er kein Wort, und thut wohl daran, denn es ist bekannt, daß er dafür nie das geringste Verständniß besessen hat. Der Rest des Buches bemüht sich die zurückgebliebene Wissenschaft des Verfassers fast geflissentlich zur Schau zu stellen. Während fast alle neueren Zoologen Pflanzenthiere und Strahlthiere für ebenso verschiedene Thierstämme, wie Insecten und Wirbelthiere ansehen, steht Agassiz immer noch auf dem Standpunkte, den die Wissenschaft vor einem halben Jahrhundert einnahm; Quallen und Seesterne gehören bei ihm zu demselben Typus, und die Frösche rechnet er zu den Reptilien. Mitunter treibt er es so arg, daß der Leser sich fragt, ob er zum Besten gehalten werden soll, und ob nicht vielleicht der Verfasser in Ausübung der einem Gründer ziemenden kophtischen Weisheit:

> Thöricht auf Bessrung der Thoren zu harren!
> Kinder der Weisheit, so habet die Narren
> Eben zum Narren auch, wie sich's gehört —

begriffen sei? Ein solcher Verdacht muß besonders beim Studium der fünften Vorlesung auftauchen. Der einzige Grundgedanke, welcher die verschiedenen Capitel des Buches zusammenhält, ist derjenige: die Arten der Thiere und Pflanzen sind nicht, wie Darwin vorgibt, veränderlich, sondern als verkörperte Ideen Gottes so unabänderlich, wie die fixe Idee eines Menschen, dem sein Verstand stille gestanden ist. Im Leben zufällig erworbene Eigenschaften könne kein Wesen auf seine Nachkommen vererben. Nebenbei wird uns dann in aller Unschuld erzählt, wie „mein Freund Brown-Séquard, der bisher mehr Experimente mit Thieren angestellt hat als irgend ein anderer Sterblicher", gefunden habe, daß sogar die Folgen gewisser chirurgischer Operationen fast ausnahmslos erblich seien. Wer von diesen Dingen überzeugt ist, wie es doch der Verfasser vorgibt, und dann noch gegen Darwins Ansichten von der Vererbungsfähigkeit langsam erworbener Abänderungen polemisirt, der hat nur die Wahl zwischen vier Kategorien, unter die wir ihn rechnen können: Idiot, Schwätzer, Heuchler oder Spötter. Mir scheint, Agassiz zwinkert mit dieser Berufung auf seine Freunde allen denkenden Lesern die Frage zu: Sind die Narren, denen auch hierbei die Augen nicht aufgehen, etwas Anderes werth als genarrt zu werden?

Es ist eine schwere Wahl, entweder für beschränkt oder für unredlich genommen zu werden, und die Meisten greifen, wenn sie vor eine solche Alternative gestellt werden zu dem letzteren Prädicat. Allein wenn der Mensch seinen Nächsten beurtheilt, soll er es umgekehrt machen und ihn lieber für beschränkt als für schlecht halten. Und warum sollten wir die in Agassiz' Werken zu Tage tretende Beschränktheit nicht für aufrichtig halten? Niemals in seinem Leben hat er Proben seines besondern Scharfsinnes gegeben. Das Wissen und Können eines Gründers, als welchen sich uns Agassiz entpuppen wird, braucht ebenso wenig wirklich vorhanden zu sein, als anderswo die auf dem Papier figurirende Zahlungsfähigkeit; seine Wissenschaft besteht vielmehr darin, die Welt lange Jahre hindurch in dem Glauben an dieselbe erhalten zu können, und daß Agassiz fünfzig Jahre hindurch nicht nur wie Hans Nord den Janhagel von der Straße, sondern die Leute mit den Mikroskopen und Fernröhren an seine Allwissenheit Glauben gemacht hat, beweist eben die Kraft seines Genius.

Es würde weit über unser Ziel gehen, beweisen zu wollen, daß Agassiz niemals etwas Reelles gewußt oder geleistet hätte. Um Credit zu erlangen und eine ruhmreiche Firma darauf zu begründen, muß überall ein gewisser Fonds vorhanden sein, und Agassiz besaß diesen Fonds so gut wie Dumas, Scribe, oder Quistorp. Er hatte denselben erworben, indem er sich früh auf eine Specialität, die seiner Zeit noch wenig bearbeiteten Fische, geworfen. Ein allerdings ungewöhnliches Glück begünstigte den jungen Anfänger bei dieser Berufswahl. Dadurch, daß von Martius ihm die reiche aus Brasilien mitgebrachte Fischsammlung seines früh verstorbenen Reisegefährten von Spix, die mehr als hundert neue Arten enthielt, zur Bearbeitung und Benennung überließ, geschah ihm wie einem jungen Geschäftsmann, dem plötzlich große Lieferungen zufallen; Agassiz wurde in einem Alter von wenig über zwanzig Jahren eine Autorität im Reiche der Stummen. Unter den Blinden ist der Einäugige König, und die Fischhistorie lag damals noch so sehr im Argen, daß er, als er mit den Brasilianern fertig war, seine beschuppten Landsleute vornehmen mußte.

Seine Menschen- und Geschäftskenntniß führten ihm dazumal in seinem Landsmann Carl Vogt einen Mitarbeiter zu, der nicht blos, wie er selbst, vorzugsweise beschreibender und classificirender Naturforscher war, sondern sehen und denken gelernt hatte, der die Entwicklungsgeschichte der Fische selbstständig zu beobachten begann, dieselbe mustergültig bearbeitete und eine Menge neuer Thatsachen dabei entdeckte. Da diese Entdeckungen sozusagen unter seinen Augen, in seinem Auftrage und auf seine Rechnung und Gefahr gemacht wurden, so lebte sich Agassiz in den Gedanken ein, er selbst habe eigentlich diese Entdeckungen zur Embryologie der Fische gemacht, als dieselben anfingen sehr wichtig für die Schöpfungsfrage zu werden.

Von den Fischen ging Agassiz zur Bearbeitung der Stachelhäuter oder Strahlthiere über, und hier waren es hauptsächlich Désor und Valentin, welche die Arbeit leisteten, mit der Agassiz als Besteller und Chef des Unternehmens prunkte, obwohl, wie bereits erwähnt, seine Kenntniß dieser Thiere nicht einmal so weit geht, ihre vollkommene Unähnlichkeit mit den Pflanzenthieren einzusehen. Agassiz wußte übrigens seine Leute zu nehmen, und während er den Brausekopf Carl Vogt äußerst

Digitized by Google

vorsichtig und behutsam behandelte und sich nur ganz allmählich wie Münchhausens Wolf in das Sattelzeug seines Pferdes, in dessen Entdeckerruhm, stahl, glaubte er es mit Désor und andern Mitarbeitern leichter nehmen zu dürfen, so daß diese schließlich sehr energisch ihr Eigenthum reclamiren mußten. Agassiz war nicht so höflich, wie Mirza-Schaffy, einzugestehen:

Du bist der Erzeuger des Kindes, ich thue ihm blos das Gewand an,

sondern er schwieg stille und mehrte seinen Ruhm auf Kosten stiller Mitarbeiter indessen emsig weiter.

Er war indessen Professor der Zoologie an dem prächtigen Gymnasium in Neuenburg geworden und trat unaufgefordert die Ruhmeserbschaft des damals (1833) verstorbenen Cuvier an, indem er sich nun auch auf das Studium der fossilen Fische, Strahlthiere nnd Weichthiere warf. In diesen vergleichenden Arbeiten über die fossilen Thiere liegt sein eigentliches Verdienst um die Naturkunde, welches ihm keineswegs streitig gemacht werden soll. Nur darf nicht vergessen werden, daß, wenn seine classificirenden Feststellungen, so weit sie den Boden der Thatsachen nicht verlassen, schätzenswerth bleiben, die darüber hinausgehenden Schlüsse sich doch größtentheils als werthlos erwiesen. Er stand auf den Schultern Cuviers, ohne dadurch größer geworden zu sein. Vielmehr trat er ängstlich in die Fußtapfen desselben, verharrte bei dessen Ansichten von der Unveränderlichkeit der Arten und hielt, nachdem Lyell die Welt längst eines Bessern belehrt hatte, starr an der Urväter Ansicht von den gewaltsamen Erdrevolutionen, wiederholten Zerstörungen des Lebens und Neuschöpfungen fest.

Als sich dazumal Agassiz im aufsteigenden Knoten seiner Ruhmesbahn befand, machte eine Entdeckung großes Aufsehen, welche sein specieller Landsmann, der Salinendirector Charpentier, zuerst genauer begründet hatte, die Erkenntniß nämlich, daß die Schweizer Gletscher ehemals eine sehr viel größere Ausdehnung gehabt haben müßten als heutzutage, was im Uebrigen nach Charpentiers offner Erklärung damals eine bereits den Gemsjägern und andern gewöhnlichen Leuten, die in der Natur verkehren, geläufige Anschauung war, ehe die Gelehrten davon Notiz nahmen. Agassiz besaß in Karl Schimper einen Freund, der „Naturforscher und Poet dazu" war, und nach dem ersten Bekanntwerden jener Ansichten in seiner Phantasie die Gletscherperiode der Schweiz alsbald zu einer allgemeinen Eiszeit ausmalte, die ganz Europa, ja vielleicht die ganze Welt überfallen hätte: Im Jahre 1836 waren Agassiz und Schimper gemeinschaftlich in dem gastfreien Hause Charpentiers eingekehrt, hatten von dessen Beobachtungen genauere Kenntniß genommen, und bald darauf besang Schimper die „Eiszeit" in einem an großartigen Naturschilderungen reichen Gedichte. Mag nun Schimper jene Verallgemeinerung, wie er zu behaupten pflegte, wirklich eher geahnt haben als Charpentier oder nicht, gewiß ist, daß der schlaue Agassiz sehr bald ihren Streit schlichtete, indem er den Zankapfel nahm und in seiner eigenen Tasche verschwinden ließ. Was wollte der stille, sanfte Schimper, der so glücklich gewesen war auch die wunderbare Gesetzmäßigkeit der Blattvertheilung am Pflanzenstengel zu entdecken, dagegen sagen? Er hatte eine Idee gehabt, und ein Andrer hatte sie benutzt, nun das geschieht alle Tage, und hier blieb der Ruhm ja obendrein in der Freundschaft.

Mit der industriellen Rührigkeit, welche Agassiz' ganze Laufbahn auszeichnet, gründete er dazumalen auf dem Ober-Aargletscher jene Höhle, welche den bezeichnenden Namen Hôtel des Neufchâtelois erhielt, weil Agassiz es verstand, die berühmtesten Physiker und Geologen der Zeit: C. Vogt, Désor, Coulon, Pourtalès, Wild, Nikolet, Keller, Collomb, Guyot, Escher von der Linth u. s. w. als Gäste dort hineinzulocken. Indem er die Fremdenbücher dieses Hôtels, d. h. die Niederschriften der Beobachtungen seiner verschiedenen Besucher und gelehrten Gäste, was er selbst gesehen und von andern gehört, wie immer unter seinem Namen oder unter seiner Firma veröffentlichte, adoptirte er die Gletscher- und Eiszeit als seines Geistes Kind. Wir verkennen die Verdienstlichkeit seiner Gründung jenes Hôtel Neuenburg ebensowenig, wie die des Kaiserhofs und der Passage in Berlin, die ebenfalls auf andrer Leute Unkosten geschah, wenn wir die landläufige Redensart, Agassiz sei der Begründer der Eiszeit und Gletscherwissenschaft, auf ihre wahre Veranlassung zurückführen. Agassiz' Vorstellungen über die Bewegung der Gletscher und andres, was damit Bezug hat, waren völlig irrig.

Damals als Agassiz im Zenithe seines Gründerruhmes stand, mochte er fühlen, daß sich die Firma in Europa nicht mehr lange halten lasse, daß in Nordamerica dagegen ein günstigeres Feld für dergleichen Reclamewissenschaft, besonders wenn sie sich in religiösen Nimbus zu hüllen versteht, gegeben sein dürfte, er nahm die erste Gelegenheit, die sich darbot, wahr, und siedelte 1846 dorthin über, um als Professor der Zoologie am Harward-College zu Newcambridge zu wirken. Auch hat der Erfolg vollständig die Richtigkeit seiner neuen Speculation bewiesen. Mit ungeschwächten Kräften setzte er dort sein altes Raubsystem, die Kunst aus andrer Leute Taschen oder vielmehr Köpfen Aufwand zu machen, fort. Er gründete bald hernach eine große Actiengesellschaft für Naturgeschichte der Vereinigten Staaten, bei welcher James Clark, David Weinland, Sourel und Andere die Arbeit leisteten, während Agassiz als Generaldirector das und den Verdienst einstrich. Auch hier trieb er es derartig, daß einzelne der Ausgebeuteten, namentlich Clark, öffentlich gegen das ihnen von dem frommen Manne gethane Unrecht protestiren mußten. Der Mantel der Liebe deckte Alles zu, und in America darf sich ein ausgelernter Tartüffe — man denke nur an den Tilton-Beecher-Skandal — noch viel mehr erlauben als bei uns. Davon im nächsten Artikel Weiteres.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die neuen Stücke im Schauspielhaus und in der Friedrich-Wilhelmstadt.

Das neueste Schauspiel Siegmund Schlesingers „Das Trauerspiel eines Kindes" hat bei uns nicht die freundliche Aufnahme gefunden, die ihm am Hofburgtheater in Wien zu Theil geworden ist. Darüber kann sich niemand mehr wundern. Wir erleben es jährlich so und so oft, daß ein Stück, welches an der Spree gefällt, an der Donau schroff abgewiesen wird, und umgekehrt. Es sind besondere dramatische Glückskinder, denen hüben und drüben ein gleich freundlicher Empfang bereitet wird. Der vollständige Erfolg in Wien wird den geistreichen und feinfühligen S. Schlesinger für den unvollständigen in Berlin entschädigen.

Wenn auch der Werth eines Stückes durch einen localen Erfolg oder Mißerfolg nicht beeinflußt wird, so schreibt der Kritiker unwillkürlich unter dem Einflusse des Erfolgs oder Mißerfolgs. Und so kann das in der Oeffentlichkeit ausgesprochene Urtheil durch den rein zufälligen Umstand bedingt werden, ob man das Stück gerade in Berlin oder in Wien gesehen hat. Wer selbst unter solchen leidigen Zufälligkeiten zu leiden hat, wird einem Socius malorum gegenüber die größte Vorsicht zu üben sich zur Pflicht machen.

Ein Verdienst aber wird dem Verfasser des „Trauerspiel eines Kindes" unbedingt zugestanden werden müssen, nämlich das: der Darstellerin der „Kindes"-Rolle die Gelegenheit geboten zu haben, ihr schauspielerisches Talent zu entfalten. Diese Hedwig kann uns zum Lachen bringen und uns Thränen entlocken, sie kann uns rühren und ergreifen. Und wenn eine Künstlerin wie Frau Niemann die Hedwig spielt, so kommt die Wirkung, die in dieser dankbaren, mit reizendsten Einzelheiten ausgestatteten Rolle liegt, voll und ganz zur Geltung. Frau Niemann hat mit der Rolle der Hedwig die Schaar der entzückenden kleinen Mädchen, die das Repertoire dieser hervorragenden Künstlerin bilden, um eines der entzückendsten vermehrt. „Ohne Frau Niemann wäre das Stück undenkbar," sagen die Besucher des Schauspielhauses. Das ist denn doch

Digitized by Google

nicht ganz richtig; die Thatsache, daß das „Trauerspiel eines Kindes" in Wien mit Frau Antonie Janisch den vollsten Erfolg davon getragen hat, beweist sogar das Gegentheil.

Es wiederholt sich hier die alte Geschichte, daß man dem Schauspieler allein gibt, was doch mindestens zum Theil des Dichters ist. Die Phrase, die wir so oft wiederholen hören, daß nur die „vorzügliche Darstellung" dieses oder jenes Stück vor dem schmählichen Untergange gerettet habe, schließt immer trotz der unverbindlichen Form ein wirkliches Compliment für den Verfasser in sich. Wenn die Darstellung überhaupt „retten" kann, so muß doch wohl der Dichter das Material dazu geboten haben; sonst bleiben alle Rettungsversuche vergeblich. Und wer da mit verächtlichem Achselzucken als etwas ganz Nebensächliches sagt, das Stück enthalte „dankbare Rollen", wenn es auch sonst nicht viel werth sei, der beweist eben, daß er vom Theater herzlich wenig versteht. Wer „dankbare Rollen" zu schreiben vermag, besitzt gerade die Begabung zur Bühnenschriftstellerei.

Laube hat in seiner Geschichte des Wiener Stadttheaters die Frage „Dichter und Schauspieler" sehr eingehend und sehr verständig besprochen. Er führt bittre Beschwerde über das Unrecht, das dem Dichter gewöhnlich von der öffentlichen Meinung zugefügt wird, er mißbilligt es, daß der Dichter zurücktreten muß vor dem Schauspieler, der eine gute Rolle spielt. „Der Schauspieler erntet da jegliches Lob, des Dichters wird gar nicht gedacht. Als ob der beste Schauspieler eine gute Wirkung machen könnte, wenn ihm die vom Dichter gegebene Situation und Rede nicht wirksame Gelegenheit bietet, insbesondere die Situation, welche ja nur der Dichter schafft." Uebrigens wollen wir noch ausdrücklich anerkennen, daß die Aufführung an der hiesigen Bühne eine wirklich vorzügliche war.

Eine zweite Novität des Schauspielhauses war „Der Besuch im Carcer" von Ernst Eckstein. Die Humoreske ist zuerst in den „Fliegenden Blättern" erschienen, dann als Buchausgabe und hat da eine große Ausbreitung gefunden; endlich hat sie Eckstein dramatisirt. Nicht zu ihrem Vortheil, wie wir glauben. Die einzige Zuthat für die Bühne, die harmlose Liebesgeschichte zwischen dem Secundaner und der Tochter des Pedells erscheint zum mindesten entbehrlich. Die Kritik ist an diesen harmlosen Spaß, wie ich glaube, mit zu ernsthafter Miene herangetreten. Wir wollen alle unangenehmen Fragen bei Seite lassen; wir wollen also nicht fragen, welche Berechtigung das kleine Stück auf der Hofbühne hat, noch weniger haben wir Lust, den ausgelassenen Scherz auf seine pädagogische Wirkung hin zu prüfen. Wenn wir den allerbescheidensten Standpunkt einnehmen, den gewiß auch der Dichter selbst einnimmt, und uns um nichts anderes bekümmern, als darum, ob wir während der zwanzig Minuten bisweilen herzlich gelacht haben, so werden wir zu einem günstigeren und dem Verfasser angenehmeren Resultat kommen als viele unserer Herren Collegen. Daß die Humoreske nicht für die Bühne berechnet ist, erkennt man auf den ersten Blick; zur Bühnenmöglichkeit des kleinen Dinges, das keinen andern Anspruch erheben will als lustig zu sein, hat der große Apparat der Dreitheilung der Scene angewandt werden müssen.

Aber ein Bedenken haben wir doch zu äußern. Der Director fragt einen Schüler: „Was verstecken Sie da?" Der Schüler sucht eine beliebige Ausrede, der Director confiscirt das Corpus delicti — es ist ein Buch — und er liest den Titel: „Stimmungsbilder aus dem Gymnasium." Humoresken von Ernst Eckstein. „Sie könnten auch etwas besseres thun," fügt er hinzu. Mit dieser Art für seine eigenen Schriften im Stücke Propaganda zu machen, können wir uns durchaus nicht einverstanden erklären. Der Director hätte noch hinzufügen sollen: „sechste Auflage, Preis 1 Mark, Verlag der Expedition des allgemeinen literarischen Wochenberichts in Leipzig", um die Sache perfect zu machen. Allerdings kann Eckstein sich darauf berufen, daß Mozart im „Don Juan" seine „Hochzeit des Figaro" citirt und daß Molière im „Misanthrop" Reclame für die „Schule der Männer" macht*). Aber Mozart und Molière durften sich eben Freiheiten gestatten, die sich Unsereiner nicht nehmen darf. Die Humoreske, die am ersten Abend sehr beifällig aufgenommen wurde, fand bei der Vorstellung, der wir beiwohnten, ein kritisches und nicht ganz so lachlustiges Publicum.

Salingré hat mit seiner neuesten Posse, die im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater allabendlich vor ausverkauftem Hause gegeben wird — „Die Reise um Berlin in 80 Stunden" — einen vollkommenen Erfolg errungen. Es ist ein ganz gelungener Einfall, die Jules Verne'sche „Reise um die Welt" auf locale Verhältnisse zu reduciren. Salingré hat diesen Einfall mit Geschick verwerthet. Die Couplets sind nicht gerade hervorragend, aber wenigstens eines derselben erregt große Heiterkeit. Vor allem macht es den Zuschauern Spaß, den „Tingel-Tangel" hier unter den anständigen Bedingungen eines comfortablen Theaters, in dem nicht geraucht wird, in einer naturgetreuen Copie kennen zu lernen. „Da bleibt kein Auge trocken!" sagt der glückliche Besitzer des Theaters, A. Hofmann. Die einen amüsiren sich darüber, die Copie mit dem ihnen wohl bekannten Originale zu vergleichen; schüchterne Naturen, die sich sonst nicht an solche Localitäten heranwagen, haben hier das große Vergnügen, mit dem Unerlaubten in erlaubter Weise Bekanntschaft zu machen. Das Café américain mit den siamesischen Drillingen, dem einsaitigen Instrument und den falschen Tirolern würde schon zur Erklärung des Erfolges ausreichen. Dazu kommen noch zahlreiche Scherze der bekannten Gattung, die man verpönt, wenn sie da sind, und vermißt, wenn sie fehlen, über die man sich köstlich amüsirt und bei denen man „au" schreit, eine lebendige, ausgelassene Darstellung durch die vorzüglichen Künstler des Theaters, eine prächtige Ausstattung — was brauchen wir weiter nach den Motiven der beifälligen Aufnahme zu forschen?

Zum Besten der Unterstützungscasse des Vereins „Berliner Presse" wurde am vergangenen Sonnabend Carl Werners (Murad Effendi) „Mirabeau" im National-Theater aufgeführt. Das Haus war gut besetzt.

F. L.

*) Les deux frères que peint *l'Ecole des maris*
Dont . . . . . .
Alceste.
Mon Dieu! laissons là vos comparaisons fades.

Professor Spittas Vorlesung „Ueber die Entwicklung der Symphonie".

Am 29. Januar hat Herr Professor Spitta für den wissenschaftlichen Verein eine Vorlesung in der Singakademie gehalten „Ueber die Entwicklung der Symphonie". Wohl selten wurde einem Vortrage mit so hochgespannter Erwartung entgegengesehen, wie diesem. Herr Professor Spitta hat durch seine Biographie Joh. Seb. Bachs — von welcher der erste Band erschienen ist — einen großen wohlverdienten Ruf und wohl auch die Berufung an die hiesige Universität als Professor der Musikgeschichte und Literatur erhalten. Die Biographie wird der Verfasser dieses Artikels einmal später besprechen, in einer vergleichenden Studie über die verschiedenen Künstler-Biographien (Händel von Chrysander, Mozart von Jahn, Haydn von Pohl ꝛc.); hier sei nur bemerkt, daß in dem Werke über Bach das Bibliographische als solches unschätzbaren Werth bietet, während das Aesthetische, namentlich in den Analysen des wohltemperirten Claviers vielfach zu bestreiten wäre*), das benimmt dem Werke nichts von seinem Werthe, es bleibt ein Musterwerk gründlichster und gewissenhaftester Forschung.

Was nun die Vorlesung betrifft, so hätte sie ihrem Inhalte nach heißen müssen: „Ueber die Vorgänger (oder Vorläufer) der Symphonie", nicht aber „Ueber die Entwicklung". Denn factisch wo die Entwicklung beginnt, da endete der Vortrag. Der Redner entfaltete einen erstaunlichen Reichthum musikalischer Bibliographie, er bewies mit historischen Jahreszahlen (deren er wenigstens 30 angab), wie schon die Instrumentalmusik des sechzehnten Jahrhunderts die ersten Keime enthielt, aus welchen nach und nach die Sonate und die Symphonie entstanden. Immer wieder kehrte er zu den alten Italienern zurück, zu den berühmten Violinisten, welche in ihren Sonaten und Concerten den Grund gelegt haben zu der Entwicklung der Instrumentalmusik. So gelangte er denn zu Scarlatti, um 5 Minuten vor 6, eine Viertelstunde vor Ende der

*) Derartige rein individuelle Anschauungen sind bei den Beurtheilungen Bachs jetzt schon ebenso oft zu finden, als bei den Analysen Beethoven'scher Werke; ist es doch dem viel belobten und auch verdienstlichen Herrn von Bruyck in seiner „Technischen und Aesthetischen Analyse des wohltemperirten Claviers" passirt, daß er vom Dmoll-Präludium des zweiten Heftes bemerkt „wie charakteristisch der Pralltriller ist, er trägt nicht wenig dazu bei, der Composition einen so grellen, resoluten Charakter zu geben," während der Pralltriller gar nicht von Bach, sondern von Czerny herrührt, dessen Ausgabe — anstatt der authentischen — Herr von Bruyck bei seinen Analysen benutzte!

Digitized by Google

Vorlesung. Dann kam er — ohne vermittelnden Uebergang — auf Haydn und auf dessen liebliche heitere Melodie, auf seine volksthümliche Behandlung des Menuettes zu sprechen, dann auf Beethoven, der das Menuett zum Scherzo umwandelte, und in seinen musikalischen Ideen die schmerzlichen Gefühle, den inneren Zwiespalt wiedergab. Was der Vortragende von Mozart überhaupt sagte, würde kaum den Raum weniger gedruckter Zeilen füllen; dann — mit einem Male — schloß er mit der Bemerkung, daß eine Prüfung der neueren Entwicklung wohl zu weit führen würde und auch nicht in der Aufgabe seines Vortrages liege.

Der Verfasser dieser Besprechung hat vor Jahren Vorstudien zu einer Geschichte der symphonischen Formen gemacht, wie dieselben sich aus der Instrumentalmusik vom Anfange des verflossenen Jahrhunderts bis zu Mendelssohn und Schumann entwickelt haben. Die Forderungen des Tages gewährten ihm nicht die Muße und Ruhe zur gründlichen Ausarbeitung, und Oberflächliches wollte er gar nicht beginnen. Gerade von einem Manne wie Prof. Spitta, der über ein so reiches und gründliches gelehrtes Wissen gebietet, und es einem Zwecke allein widmen kann, durfte Anregung und Belehrung nach dieser Seite erwartet werden. Einige kurze Andeutungen werden genügen, um darzulegen, was ein Vortrag „über Entwicklung der Symphonie" wohl in sein Bereich ziehen mußte.

So lange der gebundene Stil, die contrapunctische Schreibart vorherrschte, war die thematische Entwicklung an enge Formen gebunden; es gab überhaupt nur ein Thema und das wurde durchgeführt. Deshalb stehen wir auch staunend und anbetend vor Seb. Bach, der in so beschränkter Form und mit dem Clavier seiner Zeit so wunderbar schöne Tondichtungen schaffen konnte, wie die Allemande in der d-dur-„Partita", wie die Sarabande in der großen g-moll-Suite, wie die hehre Toccata in der e-moll-Partita, in denen bereits Alles zu finden ist, was erst die neuere Tonkunst mit ihren entwickelten Mitteln zu Tage gefördert hat. — Als nach Ph. Emm. Bach der freiere Stil immer weiteren Boden gewann, da traten auch in der thematischen Entwicklung Haupt- und Nebensätze, Mittelsätze und Gegensätze auf. Sie sind in Haydns Symphonien nicht immer scharf gezeichnet; sie fließen manchmal in einander, auch nimmt er hie und da noch den Hauptsatz und läßt ihn blos in der Dominante wieder als Mittelsatz erklingen. Der rhythmische Bau der Perioden ist noch nicht festgestellt, Haydn läßt einmal 3 Tacte und dann 2, dann wieder einmal 3 oder 4, die aber immer einen zusammenhängenden Satz bilden, auf einander folgen. Dafür — und darin liegt das Geheimniß seiner fesselnden Wirkung — sind seine Compositionen durchwegs ganz einheitlich, kein Tact, der nicht direct organisch mit dem Ganzen zusammenhinge. In den Symphonien und Quartetten des göttlichen Mozart tritt uns überall ein fest gegliederter Periodenbau entgegen; nicht immer sind die Perioden aus dem Hauptgedanken entstanden, öfters erscheinen Lückenbüßer, eingeschachtelte Sätze, die ebenso gut in einer ganz anderen Composition Platz finden könnten, die eben nicht im organischen Zusammenhange mit der stehen, in welcher sie erklingen. Auch gewinnt das Adagio erst bei Mozart die Bedeutung des großen symphonischen Satzes. Aber überall ist das herrlichste Ebenmaß des Baues zu bewundern und überall zeichnen sich Mittelthemata von den andern scharf ab. Bei Beethoven herrscht vollständige Vereinigung des Periodenbaues mit der thematischen organischen Entwicklung. Seine riesenhafte Gestaltungskraft reißt oft einen Tact aus dem Hauptthema und schmiedet am Schlusse des Satzes ein neues Werk, einen Schlüssel, der ungeahnte Regionen erschließt. — Zu einer Schilderung der allmählichen Bildung der Formen und Ideen, der thematischen organischen Entwicklung, der Rhythmik und des Dynamischen war Keiner mehr berufen, als Professor Spitta, der Mann grundgelehrten, concentrirten Wissens in der Musikgeschichte; Keiner konnte auch das Publicum besser belehren, und diesem liegen die Symphonien der Großmeister jedenfalls viel näher als Corellische und Vivantische Concerte. Was Prof. Spitta gab, war gewiß sehr dankenswerth, entsprach aber nicht dem Titel seines Vortrags. Er bot überreiche historische Thatsachen vergangener Zeiten, belehrte jedoch nicht „über die Entwicklung der Symphonie".

H. Ehrlich.

Notizen.

Während die Reichstagssession ihrem Ende entgegeneilt, kommt die gesellschaftliche Wintersaison nur langsam vorwärts. Raouts, Bälle, Theezirkel und Soupers sollen heuer an Glanz und Fülle ihren Vorgängern in früheren Jahren einigermaßen nachstehen. Als neulich ein gastfreundlicher Einwohner eine Anzahl junger Paare aus den höheren Ständen zu einem Tanzvergnügen versammelt hatte, gestanden die Damen, daß dies in diesem Winter ihr erster Ball wäre. Handschuhmacher, Blumenverkäufer, Modisten nnd Damenschneider ergehen sich in lebhaften Klagen über die stille Zeit. Die Gründe dieser Flauheit sind manchfacher Natur und lassen sich nicht im Handumkehren erschöpfen. Wer auf die allgemeine Geschäftslage und Finanzklemme hinweist, umgeht nur das Problem und bleibt die Antwort schuldig, warum wir gerade in Deutschland knapp gehalten sind, während andere Länder um uns her offenbar prosperiren. Gewisse liebenswürdige Gegner machen es sich freilich mit der Sache leicht und schieben alle ungünstigen Erscheinungen in Handel und Verkehr dem Liberalismus frischweg in die Schuhe. Vielleicht haben sie auch Recht und wer weiß, was Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Freihandel und ähnliche schöne Dinge verschuldet haben. Ob die Franzosen beispielsweise besser und billiger als wir arbeiten, könnte uns gleichgültig sein, wenn wir durch hohe Zölle geschützt wären. Auch unsere Handwerker würden weniger am Hungertuch nagen, beständen noch die Zünfte nebst angemessener Beschränkung des Ehebündnisses und allerlei genirender Folgen. Wir sollten wirklich in uns gehen, so lange es noch Zeit ist, und einmal versuchen, ob wir nicht aus dem Gerümpel vergangener Decennien einige heilsame Institutionen wieder zusammenlesen könnten. Kirchlicher Mysticismus und Prügelstrafen mögen nachhelfen, daß Zucht und Sitte wieder in die deutschen Gauen einkehren. Man würde über Einzwängung des öffentlichen Geistes, Rückschritt und dergleichen natürlich Jeremiaden zu hören bekommen. Aber die Schreier sollten erst angeben, welche Vortheile Volksunterricht, Licht und Luft uns eingebracht haben. Selbst an den projectirten Reichs-Eisenbahnen könnte man vielleicht nach näherer Erwägung irre werden. Allerdings beschrieb neulich ein Reisender, der von Hannover nach Hamburg fuhr, in lehrreicher Weise, wie in Harburg für eine Strecke von fünfzehn Minuten eine neue Locomotive angehängt wurde und ein neues Zugpersonal erschien, weil die betreffende Gesellschaft sich mit der hannover'schen Staatsbahn nicht einigen konnte. Die Mehrkosten dieser bewunderswerthen Einrichtung betragen aber nur beiläufig 75 bis 90,000 Mark für das Jahr und an etwaige Verspätungen, die daraus entstehen könnten, sind wir ja sattsam gewöhnt. Das Alles fällt wenig in's Gewicht, angesichts der interessanten Mannichfaltigkeit und der guten Tradition, die damit erhalten wird. Wie die Dinge jetzt liegen, können wir anderen Nationen gegenüber auf unser Eisenbahnchaos uns wirklich etwas einbilden, und ein gesunder Chauvinismus besteht bekanntlich gerade darin, daß man zu Hause besondere Eigenthümlichkeiten aufrechthält, auch wenn sie hundertmal als schädlich erwiesen sind. Nicht umsonst blicken wir gelegentlich vornehm, beziehungsweise geringschätzig auf die übrigen Völkerschaften herab. Eine Berliner Zeitung meldete neulich, in England wären bei den Festen, wo gebozt wird, zwei Drittel der Theilnehmer und Zuschauer berauscht. Londoner Blätter haben sich über diese Beschreibung sehr amüsirt. Was den Americanern nach der Katastrophe von Bremerhaven insinuirt wurde, ist in guter Erinnerung. Die Bürger der Vereinigten Staaten sind ohnehin ein etwas zu stolzes Volk, und es ist gut, daß man ihnen vorkommenden Falles die Meinung sage. Es geht so weit, daß sie sich zuweilen über ihr eigenes Selbstbewußtsein moquiren. Ein americanischer Schriftsteller erzählt, wie ein Landsmann, der im Congreß über irgend eine geringfügige Angelegenheit eine fulminante Rede gehalten hatte und stets mehrere Exemplare davon in der Tasche trug, auf einem Dampfschiff einem Engländer begegnete, ihm nach kurzem Gespräch sein Opus anbot und, mit der Faust darauf schlagend, ausrief: Was wird die Königin Victoria dazu sagen! In dem Streit mit Spanien wegen Cubas machen die Yankees es nicht viel anders, mancherlei Humbug ist dabei im Spiel. Man darf ohnehin als ein öffentliches Geheimniß ansehen, daß die zweibis dreitausend aufständischen Neger auf Cuba von den Spaniern längst zu Paaren getrieben wären, würde die Insurrection nicht durch americanische Freiwillige genährt. Wer die americanischen Depeschen über

Digitized by Google

Cuba aufmerksam liest, wird unwillkürlich an jenen Wucherer in einem Landstädtchen erinnert, der bei Lebzeiten die Einwohnerschaft nebst Umgegend ausgesogen hatte. Als er zu sterben kam, errichtete er ein Hospital für Arme, und es wurde ihm das Epitaph gesetzt: Hier ruht Herr X., der für seine Armen väterlich gesorgt hat! Im Uebrigen ist Grants Wunsch, ewiger Präsident zu bleiben und sich durch eine auswärtige Verwicklung zu conserviren, eben so begreiflich, wie die Verwunderung der europäischen Regierungen, daß sie ihm durch die nachgesuchte Unterstützung Spanien gegenüber dazu verhelfen sollen.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Es ist gewiß kein angenehmes Gefühl, es mit einer geheimnißvollen Chiffre zu thun zu haben, hinter der sich möglicher Weise eine wissenschaftliche Größe birgt, aber der Verfasser des Aufsatzes „Olympia" sagt ja selbst, man dürfe einige Schattenseiten im Interesse der Wahrheit nicht verschweigen, und so werde denn auch ich mich mit einigen Schattenseiten besagten Aufsatzes beschäftigen, natürlich ebenfalls im Interesse der Wahrheit.

Herr L—l erwähnt einen in Olympia aufgefundenen Fußboden, „welcher offenbar aus späterer römischer und byzantinischer Zeit herrührt, denn es ist ja nicht unwahrscheinlich, daß Olympia wenigstens bis Justinian in Ehren gehalten und conservirt wurde". Daß die nächsten Umwohner noch später eine Art von olympischer Feier begingen, ist nicht nur nicht unwahrscheinlich, sondern gewiß, denn Justinian mußte die Theateraufführungen in Olympia ausdrücklich untersagen. Die *πανήγυρις τῶν Ὀλυμπιάδων* aber hatte schon 394 n. Chr. aufgehört, und wer dann noch in byzantinischer Zeit Olympia conservirt und dort Mosaikfußböden gelegt haben soll, ist unerfindlich. Alarich, Gizerich und die Avaren haben sich zwar mehrfach im Peloponnes aufgehalten (396, 457—468, 589 n. Chr.), aber nach beglaubigten Nachrichten fehlte es ihnen zur Conservirung von Kunstdenkmälern an der nöthigen Vorbildung.

Die Olympiadenrechnung hat nach Herrn L—l die Berechnung der Zeit nach der Amtsdauer der Magistratspersonen verdrängt, weil „diese Spiele für das Culturleben der Griechen von großer Bedeutung wurden". Pardon! Die ganze Olympiadenrechnung ist bei dem Mangel einer einheitlichen Zeitbestimmung nichts als ein historischer Nothbehelf, den zuerst Thukydides in Anwendung brachte (Thuk. 3, 8. 5, 49). Den Athenern und Spartanern war und blieb es sehr gleichgültig, daß Timäus und die alexandrinischen Professoren ihre Thaten nach Olympiaden aufzählten, sie rechneten ruhig nach Archonten und Ephoren weiter, denn „die Gewohnheit nennt er seine Amme".

Unter den olympischen Wettkämpfen kennt Herr L—l auch musikalische und dichterische, „welche in der Regel den Schluß bildeten". Diese Regel hat so viel Ausnahmen, daß ich kein einziges Beispiel ihrer Anwendung finde. Es kam wohl vor, daß ein Schriftsteller in seiner Vaterfreude die Gelegenheit benutzte, einem geehrten in Olympia versammelten Publico das jüngste Kind seiner Muse zu produciren, aber das war kein *ἀγών*, zu dem bekanntlich wenigstens zwei gehören, sondern eine *ἐπίδειξις*, die mit den Spielen gar nichts zu thun hatte (Paus. 6, 23, 7). Und nun erst die olympischen Vocal- und Instrumentalconcerte! Mir erscheint es als mindestens sehr fragwürdiger musikalischer Genuß, den geräuschvollen Anstrengungen der *κήρυκες* (Ausrufer) und *σαλπισταί* (Trompeter) beiwohnen zu müssen, die sich um den Vorzug der ausgiebigsten Stimm- und Athmungsorgane und um die daraus resultirende Ehre bewarben, die Sieger ausrufen, resp. ausposaunen zu dürfen (*σάλπιγξ* ist nämlich ein gerades posaunenähnliches Instrument, keine „Muscheltrompete" schol. Ven. V ad Hom. Il. XVIII, 219). Allerdings geruhte einmal Seine verrückte Majestät, der Kaiser Nero, in Olympia als Kitharöde aufzutreten, aber das war so sehr praeter consuetudinem, daß es an den Vorkehrungen zu einem derartigen *ἀγών* gänzlich fehlte (Sueton, Nero 23. Philostr. 5, 2).

Es wäre mein innigster Wunsch, Herrn L—l einmal als Kämpfer im Pankration bewundern zu dürfen, wo er jedenfalls seinen Gegner besiegen würde, ohne „seinen Leib zu umklammern und fest zu halten". Daß die Griechen sich nicht bis zu dieser Höhe der Gymnastik verstiegen und sich bei jener „Zusammensetzung des Ringens und des Faustkampfes" sans gêne umklammerten und festhielten, ist bei Lucian de gymn. § 31 und Philostr. II, 6 zu lesen.

Auch vom Diskuswurf hat der Verfasser des Artikels Olympia eine irrige Vorstellung. Das „Rollen" des Diskus ließ die Preisrichter durchaus kalt, sie beachteten einzig und allein den Punkt, wo die im Bogen geschleuderte Erzscheibe zuerst die Erde berührt hatte (*ἐν πρώτῃ καταφορᾷ*) Claudian II, 20, 359. Ovid Metam. X, 186.

Einen ganz unverantwortlichen Mangel an Galanterie bekundet Herr L—l dadurch, daß er das schöne Geschlecht von den olympischen Spielen gänzlich ausgeschlossen wissen will. Diese Grausamkeit brachten nur die Eleaten über's Herz, die nicht mit den Priesterinnen, wohl aber mit der Priesterin der Demeter eine Ausnahme machten. Verheirathete Frauen durften sich an der Procession und dem edlen Sport der Pferde- und Wagenrennen nicht nur passiv, sondern sogar activ betheiligen (Paus. 3, 8, 1. 3, 17, 6. 5, 8, 11. Plutarch Ages. 20. Boeckh corp. inscr. n. 1591). Als Zuschauerinnen bei den gymnastischen Spielen duldete man nur Jungfrauen (Paus. 5, 6, 17. 4, 20, 9. schol. Pind. Ol. VII p. 158 ed. Boeckh. Aelian V. H. 10, 1 *παρθένους δὲ οὐκ εἴργουσι θεᾶσθαι*), eine Bestimmung, die uns durchaus verkehrt erscheint, über deren Grund sich aber Herr L—l mit den dorischen Hellenen auseinandersetzen mag.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die Bekränzung der Sieger keineswegs „im Tempel des Zeus", sondern mitten im Stadion erfolgte, wo die Kränze auf einem kunstvollen, von Kolotes angefertigten Tische lagen. Paus. 5, 20, 1. 2, 12, 5. Plin. H. N. 16, 4 p. 8.

All diese Unrichtigkeiten hätte ich gar nicht erwähnt, wenn der Verfasser des Artikels Olympia sich die Mühe gegeben hätte, dem Leser ein phantasievolles, lebendiges Bild der olympischen Spiele zu entwerfen. Eine Arbeit aber, die aus trockenen doctrinären Notizen besteht, wird sich wohl einige thatsächliche Berichtigungen gefallen lassen müssen.

Mit der Bitte, in diesem meinem Schreiben nur einen Beweis meines aufrichtigen Interesses für die Tendenz Ihres geschätzten Blattes sehen zu wollen

Hochachtungsvoll

Berlin, den 29. Januar 1876.

Georg Malkowsky.

* * *

Briefkasten der Redaction.

Herrn Ernst P.....t in München. Ja, wir bringen über das 100jährige Jubiläum des Hofburgtheaters einen Aufsatz (von H. Richter) in Nr. 7. Warum wir nicht, wie andere Blätter, ein Verzeichniß der Artikel veröffentlichen, die erscheinen sollen? Wir haben es selten gethan, doch wenn es Sie interessirt, so theilen wir Ihnen mit, daß folgende Beiträge in der nächsten Zeit publicirt werden.

Karl Blind, Der Suez-Kanal in alter und neuer Zeit.

Robert Hamerling, Ueber den Pessimismus im Stadium der Tobsucht.

Herm. Lingg, Poesie im Handel.

Baumeister Ebe, Der Organismus einer Weltstadt.

Richard Reuter, England und sein Heer.

Ludwig Noiré, Der Bund der Naturwissenschaften mit der Philosophie.

Julius Payer, Polarausrüstungen.

Iwan Turgénjew, Eine Novelle.

M. Lazarus, Eine Reihe Artikel aus der Psychologie.

Karl Bartsch, Goethes Drama „Der Falke".

Außerdem werden die neuesten Romane von Frenzel, Gottschall, Wichert und L. Kompert besprochen werden.

Digitized by Google

Inserate.

Volkswirthschaftliche Schriften
von
H. V. von Unruh,
Mitglied des deutschen Reichstages,
aus dem
Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Vor Kurzem erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Volkswirthschaftlicher Katechismus.
Ein Abc- und Lesebuch
für
Volkswirthe u. solche, die es werden wollen,
von
H. V. von Unruh.

Inhalt: Von den Zöllen. — Von den Vortheilen und Nachtheilen der Fabrik-Industrie und den Schutzzöllen. — Von der volkswirthschaftlichen Theorie und Praxis und der Handelsbilanz. — Von den Handelsverträgen.
4⅛ Bogen. 8. Geheftet. — Preis: 1 *M.*

Die volkswirthschaftliche Reaction.
Von
H. V. von Unruh.

Inhalt: 1. Volkswirthschaftliche Bildung und Zollexperimente. — 2. Volkswirthschaftliche Erfahrungen. — 3. Volkswirthschaftliche Theorien und Parteien. — 4. Der Nutzen der Industrie.
3½ Bogen. 8. Geheftet. — Preis: 75 Sgr.

Soeben erschien:

Hans und Grete.
Schauspiel in 5 Acten
von
Friedrich Spielhagen.
Min.-Ausg. brosch. 3 *M.*, eleg. geb. mit Goldschnitt 4 *M.* 25 Sgr.

Alfimo.
Novelle
von
Friedrich Spielhagen.
Vierte Auflage. brosch. 3 *M.*, eleg. geb. 4 *M.*
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Freisinnige Ansichten
der
Volkswirthschaft u. des Staats.
Von
Georg Hirth.
3. Aufl. 27 Bogen. kl. 8. Preis 4 *M.*, geb. 5 *M.*
Verlag von **G. Hirth** in **Leipzig.**

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theater von Hugo Bürger
(**Der Frauenadvocat,** Lustpiel in 3 Acten — **Die Modelle des Sheridan,** Lustspiel in 4 Acten).
1 Band 8. eleg. geheftet. Preis 4 *M.* 50 Sgr., in Leinwandband m Goldschn. 6 *M.*
Berlin.
Leo Liepmannssohn.

Neue Verlagswerke
der
H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen
vom Jahr 1875.
— In allen Buchhandlungen zu haben. —

II. Jurisprudenz und Staatswissenschaft etc.

Bruns, Dr G., Prof. in Berlin, **Fontes juris romani** antiqui. Editio **tertia** auctori emendatior. gr. 8. broch. 6 *M.*

Schäffle, Dr. **A. E. F.,** k. k. Minister a. D., **Bau und Leben des socialen Körpers.** Encyclopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft mit besonderer Rücksicht auf die Volkswirthschaft als socialen Stoffwechsel. I. Band. Allgem. Theil. gr. 8. 56 Bgn. 14 *M.*
Der II. Band, Specieller Theil, erscheint binnen Jahresfrist.

Roth, Dr. **Paul von,** Prof. in München, **Bayrisches Civilrecht.** Dritter Theil. — XVI und 851 Seiten. Reg. 88 Seiten. gr. 8. broch. 18 *M.*
Inhalt: III. Buch. Regalien und dingliche Gewerbsrechte. IV. Buch. Erbrecht. I. Alphabetisches Sachregister. II. Systemat. Register der Partikularrechte zu Theil I—III.
Erster Theil. — XVI und 546 Seiten. gr. 8. broch. 10 *M.* 50 Sgr.
Zweiter Theil. — XVI und 604 Seiten. gr. 8. broch. 12 *M.*

Zeitschrift für Kirchenrecht. Unter Mitwirkung von Dr. **E. R. Bierling,** Dr. **E. Herrmann,** Dr. **P. Hinschius,** Dr. **B. Hübler,** Dr. **F. Maassen,** Dr. **O. Mejer,** Dr. **A. v. Scheurl,** Dr. **J. F. v. Schulte,** Dr. **H. Wasserschleben** u. A. herausgegeben von Prof. Dr. **Richard Dove** in Göttingen und Prof. Dr. **Emil Friedberg** zu Leipzig. XIII. Bd. 1.—2. Heft. pro Bd. v. 4 Heften. gr. 8. broch. 9 *M.* — Heft 3 u. 4 erscheinen demnächst.

Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. In Verbindung mit Prof. **G. Hanssen,** Prof. **Helferich, R. v. Mohl,** Prof. **Roscher,** Dr. **F. Hack** und den Mitgliedern der staatswissenschaftlichen Fakultät in Tübingen, **v. Weber, Schönberg, Jolly,** herausgegeben von Dr. **A. E. F. Schäffle** und Prof. Dr. **Fricker. 31.** Bd. Jahrgang 1875. compl. gr. 8. 14 *M.*
Dieselbe, 32. Bd., 1. Heft, erschien soeben.

III. Vermischtes.

Candidatenfahrten. Aus den Papieren eines schwäbischen Pfarrers. 1 *M.* 50 Sgr.

Dieterich, Dr. **K., Philosophie und Naturwissenschaft,** ihr Bündniss und die monistische Weltanschauung. broch. 1 *M.* 60 Sgr.

Kern, Dr. **Th. v.,** weil. Prof. in Freiburg i. B., **Geschichtliche Vorträge u. Aufsätze.** eleg. broch. 4 *M.*
Inhalt: Kaiser Otto III. — Kaiser Konrad II. — Mathilde die große Gräfin. — Der Kampf der Fürsten gegen die Städte in den Jahren 1449 und 1450. — Straßburgs Einverleibung in Frankreich. — Die Reformen der Kaiserin Maria Theresia. — Zur Geschichte der österreichischen Politik im Jahre 1814.

Köstlin, H. A., Geschichte der Musik im Umriß für die Gebildeten aller Stände dargestellt. gr. 8. broch. 5 *M.*

Lieder, siebenzig, des Rig-Veda. Uebersetzt von Karl Geldner und Adolf Kaegi. Mit Beiträgen von **R. Roth,** Professor in Tübingen. kl. 8. eleg. broch. 3 *M.*

Theologische Quartalschrift. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. **v. Kuhn,** Dr. **Zukrigl,** Dr. **v. Aberle,** Dr. **v. Himpel,** Dr. **Kober,** Dr. **Funk** und Dr. **Linsenmann,** Professoren der kathol. Theologie an der K. Universität Tübingen. **57.** Jahrg. **1875.** complet. broch. 8 *M.* 50 Sgr.

Rümelin, Dr. **Gustav,** Kanzler d. Universität Tübingen, **Reden und Aufsätze.** eleg. broch. 7 *M.* 40 Sgr.
Inhalt: Ueber den Begriff des socialen Gesetzes. — Ueber Hegel. — Ueber das Rechtsgefühl. — Ueber den Begriff des Volks. — Ueber die Lehre von den Seelenvermögen. — Ueber das Verhältniß von Politik und Moral. — Politische Reden über das deutsche Kaiserthum I. (1849) und II. (1874). — Zur Theorie der Statistik I. und II. — Ueber den Begriff und die Dauer der Generation. — Ueber die Bevölkerungstheorie von Malthus. — Statistische Einzelheiten: a. Moralstatistik und Willensfreiheit. b. Menschliche Lebensdauer. c. Die Unterschiede von Stadt und Land. d. Zur Statistik des öffentlichen Dienstes. e. Die Berechnungsweise des Militairaufwandes. — 12 Kleinere Betrachtungen und Bekenntnisse über ästhetische und religiöse Fragen.

Das Neue Testament. Uebersetzt von **Karl Weizsäcker,** D. Th. Professor der Universität Tübingen.
In 8. broch. 3 *M.* 60 Sgr. Ausgabe No. 2 auf feinst Velin 4 *M.* 60 Sgr.

Werfer, Alb., Die Poesie der Bibel. broch. 3 *M.* 60 Sgr.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Herzog Karl von Württemberg
und
Franziska von Hohenheim.
Unter Benutzung vieler bisher nicht veröffentlichter Archivalien biographisch dargestellt
von
E. Vehse.
(Mit dem Porträt Franziska's von Hohenheim, 2 Stammbäumen ꝛc.)
Gr. 8. eleg. geh. Preis 8 *M.*

Die Verfasserin hat mit Genehmigung des Königs von Württemberg ihre Studien im königl. Geh. Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart gemacht und somit nur aus handschriftlichen, zum größten Theil noch nicht bekannten Quellen geschöpft. — In obigem Werk ist zum **erstenmal** das Verhältniß des **Herzogs Karl** zu **Franziska von Hohenheim,** seiner späteren Gemahlin, **streng historisch,** d. h. ohne jede romanhafte Ausschmückung, geschildert, und ebenso sind die Beziehungen der Gräfin von Hohenheim zu **Schiller, Schubart** und anderen berühmten Persönlichkeiten erschöpfend darin behandelt.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. **Expedition,** Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 12. Februar 1876. Band IX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Franz Deak. Von Walter Rogge. — Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich. Von H. B. v. Unruh. (Fortsetzung.) — Die orthographische Guillotine. Von Wilhelm Scherer. — **Literatur und Kunst:** Zum hundertjährigen Jubiläum des Hofburgtheaters in Wien. Von H. M. Richter. — Dingelstedt. Von Sigmund Schlesinger. II. — Goethes Drama „Der Falke". Von K. Bartsch. — Ist Goethe als ein Vorläufer Darwins zu betrachten? Von Otto Zacharias. — Notizen. — Inserate.

Franz Deak.

Von **Walter Rogge.**

Deak Ferencz war vor allem Anderen ein Magyare vom reinsten Wasser: das Leben der Nation hielt gleiches Maß mit dem Pulsschlage seines eigenen Organismus. Aber seiner natürlichen Anlage wie seiner ganzen Bildung nach war er eben so weit entfernt von einem Kosmopolitismus, den ein, um seine staatsrechtliche Existenz ringendes Volk nicht brauchen kann — wie von dem Standpunkte jener Tablabiros oder Stuhlrichter, die Eötvös im „Dorfnotär" und Jokai in den „guten alten Zeiten" so classisch geschildert. Ein universeller angelegter Staatsmann konnte die Kraft der Nation nicht so weit in sich verkörpern, daß er den Kampf mit Oestreich siegreich bestanden hätte. Ein Patriot mit beschränkterem Gesichtskreise von der Sorte der alten Comitatspolitiker, die am liebsten eine chinesische Mauer um den „ungarischen Globus" ziehen möchten, wo der magyar isten (der Ungargott) mit dem deres (der Prügelbank) gebietet, hätte nimmermehr vermocht, Ungarn in das Concert der abendländischen Staaten als gleichberechtigte Macht einzuführen. Gewissermaßen nur den Revers der Medaille bilden zwei andere Seiten in dem Charakter des Verstorbenen, die ihn mit jenen zusammen zu dem Manne der Situation in der siebenjährigen parlamentarischen Campagne um die Emancipation seines Vaterlandes (1861 bis 1867) stempelten. Ich meine seinen starren Rechtssinn, wie er dem echten Juristen geziemt, dessen Arbeiten zur Codificirung des ungarischen Strafrechtes Mittermaier fast enthusiastisch begrüßte. Dieser Rechtssinn aber war gepaart mit einer hohen staatsmännischen Voraussicht und Mäßigung, die ihn, eben in Folge seiner Bildung und Welterfahrung, vor allen Excentricitäten bewahrten und die Grenze genau einhalten ließen, wo das summum ius zur summa iniuria wird. Nicht als Stockmagyare und nicht als Kosmopolit, nicht als Opportunitätspolitiker noch als radicaler Doctrinär hätte er seiner Nation das sein können, was er ihr doch in der That gewesen. Um sie durch diese Krisis glücklich zum Ziele zu führen, bedurfte es einer glücklichen Mischung jener Eigenschaften. Kann man die Rechtscontinuität wohl strenger wahren, als wenn Deak nach dem Erlasse des Octoberdiplomes von 1860, wo es sich bekanntlich darum handelte, ob Ungarn zu der alten Dikasterialregierung des Vormärz zurückkehren, oder das Ministerialsystem der 48er Artikel wieder aufnehmen solle, den Altconservativen, die ihn zum Landes-Oberrichter machen wollten, ablehnend erwiderte: „Wie kann ich euer Judex Curiae sein? Ich bin ja noch immer Justizminister, denn auf mein Entlassungsgesuch vom September 1848 fehlt mir jede Antwort!"

Als dann V. Szilagyi u. a. aus dieser strammen Rechtscontinuität praktische Folgerungen in ihrer Manier zogen, als sie auf dem Stadthause zu Pest die sofortige Cassirung aller von 1850 bis 1860 erlassenen Gesetze und Institutionen, einschließlich der Grundbücher, verlangten — da mahnte Deak: „Mit Pulver sprengt man wohl ganze Festungen in die Luft, aber auch nicht die kleinste Hütte baut man damit auf!" Wohl ist die Stelle seiner 61er Adresse zum geflügelten Worte geworden: „Was uns von unseren Rechten die Gewalt geraubt, mag die Gunst der Umstände uns zurückbringen — was wir aber freiwillig preisgeben, ist auf immer dahin!" Desgleichen war seine Deduction in einer Adresse von 1866 gegen das Sistirungsministerium ein Meisterstück an Schärfe der Deduction wie an politischer Charakterfestigkeit: daß eine Verfassung, in deren Anwendung auch nur Eine Verletzung der Rechtscontinuität eingetreten, nicht blos lädirt, sondern einfach vernichtet sei, weil damit das Princip zugegeben worden, daß die Executive auch das Recht der Legislative an sich reiße, so oft die verfassungsmäßig bestehenden Gesetze ihr eben nicht zusagen. „Esau verkaufte sein Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht, als er hungrig war" — warnte Deak vor solchen Opportunitätspolitikern, die zum Eingehen auf ein derartiges Ansinnen riethen —, „er bekam auch die versprochenen Linsen, und doch war ein Bürgerkrieg das Ende". Aber derselbe Deak fragte, als ein ihm befreundeter Journalist die östreichischen Finanzwächter „k. k. Blutegel" genannt, ihn lächelnd bei Tische in der „Königin von England": „Sag' mal, öcsem (Vetter), tragen denn Deine Blutegel den Degen an der rechten oder an der linken Seite?" Und Nachmittags wußte ganz Pest, daß „der Weise des Landes" den ungeschlachten Ausfall mißbilligt — ein Tadelsvotum, das in Ungarn ein Ereigniß war!

Den Punkt, der Deak zum eigentlichen Pfadfinder der Nation stempelte, kann man nicht besser hervorheben, als wenn man seine Haltung mit derjenigen des vor fünf Jahren verstorbenen Baron Eötvös vergleicht, mit dem er doch im allgemeinen ein geistiges Dioskurenpaar ausmachte. In Deak besaßen die Magyaren einen Mann, der die ihm zugefallene Aufgabe mit jener schroffen Einseitigkeit und Selbstbeschränkung löste, wie sie allen historischen Persönlichkeiten eigen ist, deren die Weltgeschichte sich zu einer bestimmten Mission bedient. Vielleicht entsprach Deaks vierschrötige und rücksichtslose Natur, wie sie einem Parteiführer, der seinem Volke vor allen Dingen durch Charakterfestigkeit imponiren soll, unerläßlich ist, seiner Sendung in noch höherem Grade als unbedingt nöthig war. Wenn aber der politische Zwillingsbruder Deaks, Freiherr

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Joseph von Eötvös, der sich an universeller Bildung und Feinheit des Geistes den Besten des Occidentes ebenbürtig an die Seite stellen konnte, in manchen Beziehungen jenen überragte: fehlte ihm doch das Eine Moment, das den Parteiführer machte — die Unerschütterlichkeit, die ihre Kraft, ohne sie zu zersplittern, ohne nach rechts und links hin zu schauen, unverwandt, ja mit einer gewissen Beschränktheit nur fest auf den Einen entscheidenden Punkt richtet. Deak war nicht zu haben, als es sich bei der großen Kaiserreise von 1857 darum handelte, die beiden populärsten Namen der Nation für eine Adresse an Se. Majestät zu gewinnen. Wie viele beschämende Angriffe aber hat Eötvös sich nicht später gefallen lassen müssen, weil er seine Unterschrift unter ein Schriftstück gesetzt, worin die Worte vorkamen: „wohl wissen wir, daß eine unter Blut und Thränen begrabene Vergangenheit nie wieder zu neuem Leben erweckt werden kann". Eine nervöse zartbesaitete Natur glich Eötvös einer Aeolsharfe, für deren Spiel einfach die herrschende Luftströmung verantwortlich ist, und verschlimmerte diesen Uebelstand noch, wenn er als Mann von Esprit zu jedem Liede ohne Worte, das auf den Sturmesflügeln der öffentlichen Meinung daherrauschte, immer gleich einen langen Text schrieb, worin er weitläufig bewies, daß gerade die jeweiligen Postulate Ungarns die allein richtigen seien. Kaum waren die Würfel bei Solferino gefallen, da plädirte Eötvös in seiner Broschüre über „die Garantieen der Macht und Einheit Oestreichs" für ein Centralparlament. Aber noch war kein Jahr vergangen, als der Verfasser nach dem Octoberdiplome von 1860 für die reinste „Personalunion" als einzig mögliche Lösung in die Schranken trat. Das zweite Pamphlet war die schärfste Widerlegung des ersten. Dann wieder, als fünf Jahre darauf Belcredi den Wiener Reichsrath sistirte, meinte Eötvös die Deutschöstreicher in allem Ernste über den Verlust ihrer Verfassung und ihres Parlamentes damit trösten zu können, daß er ihnen einen Wechsel auf Frankfurt ausstellte und sie ermahnte: gerade sie sollten zufrieden sein mit dem Sturze eines centralistischen Systems in Oestreich, weil dasselbe ihnen die Aussicht auf den ihnen gebührenden dereinstigen Platz in der Paulskirche geraubt!!! Wer so die politischen Projecte, darunter auch solche, über die man ein kurzes Jahr später nach dem deutschen Kriege nur noch lächeln konnte, förmlich aus dem Aermel schüttelte: der eignete sich wohl zum Secundanten Deaks, aber nicht zum Führer der Nation. Dafür bedurfte es eines Mannes, der zur rechten Zeit zu schweigen verstand und dessen Rede, wenn er sein Thema hatte reif werden lassen, einfach Ja, Ja oder Nein, Nein war. Und den hatte die Nation an Deak.

Auch nach dem Erlasse des Octoberdiploms hielt er sich absolut fern von jeder anderen, als einer rein culminirenden Action. Trotz der dringenden Einladung, die an ihn ergangen, weigerte er sich, an der Graner Conferenz theilzunehmen, die unter dem Vorsitze des Fürsten Primas stattfand, um über das Wahlgesetz für den neuen Landtag zu beschließen. Was Eötvös in Gran erst mit beschließen half, war für Deak ausgemachte Sache: daß die Rechtscontinuität nicht unterbrochen werden dürfe und daß alle 48er Artikel „einschließlich des Wahlgesetzes" Gesetze waren und blieben, auch vollinhaltlich ausgeführt werden müßten, so lange der Landtag sie nicht auf legalem Wege abgeändert. In diesem einfachen und klaren Gedanken krystallisirte dann Deaks ganze parlamentarische Thätigkeit Schmerling wie Belcredi gegenüber: und eben deshalb konnte sich auch in diesem Einen Patrioten das Geschick der gesammten Nation, die hinter ihm stand, genau so concentriren und verkörpern, wie in Cavour oder Bismarck. Was seitab lag, kümmerte ihn so wenig, daß er keinen Anstand nahm, in seiner 61er Adresse die Trennung der beiden Reichshälften in aller Schroffheit sogar dahin zu formuliren: „Die Erblande können durch ihr Verhältniß zum deutschen Bunde selbst in Kriege verwickelt werden, die Ungarn nicht das Mindeste kümmern". Aber trotz dieser Schärfe war gerade von diesem präcisen Standpunkte aus allein jene nothdürftige Verbindung zu finden, welche die Monarchie nun schon acht Jahre zusammenhält und auch durch die Revision des 67er Ausgleiches, die gegenwärtig in der Schwebe ist, kaum umgestoßen oder auch nur in ihren dualistischen Formen wesentlich alterirt werden wird. Denn wie peremptorisch auch Deak in allen seinen Forderungen auftrat, er war dafür auch, als ein Telegramm des Kaisers ihn nach dem Tage von Königgrätz in die Wiener Hofburg berief, der erste, der Sr. Majestät sagte: „Ungarn ist loyal und ruhig; es kann seine Rechte nicht preisgeben, aber es verlangt nicht mehr als vorher!"

Deak hatte im Hôtel ein Zimmer im dritten Stocke bezogen, alles Zuredens ungeachtet, doch auf den vielen vornehmen Besuch, den er bekam, Rücksicht zu nehmen. „Sei nur ruhig, Alter" — sagte er zu dem Wirthe Stipperger —, „es wird noch Alles gut werden, wenn Ihr Wiener es auch nicht glauben wollt!" Deak hatte in seinem ganzen einfachen Auftreten so Manches von Washington an sich. So das gesammte Arrangement seines Lebensunterhaltes: für den Ertrag seines Gütchens bei Kehide hatte er sich bei dem Bankier Malvieux eine kleine Leibrente gesichert, von der er, als echter Junggeselle, ein paar Appartements des Hôtels „zur Königin von England" am Donauquai in Pest wohnte, bis vor einigen Jahren seine zunehmende Kränklichkeit die Uebersiedlnng zu Verwandten, der sorgfältigen Pflege wegen, unbedingt nothwendig machte. Aber der Washington hatte auch bei aller Biederkeit einen Zug von der Schlauheit des Franklin. Ich erwähne nur jene Stelle der 61er Adresse, wo er die Rechtsbeständigkeit der 1848 von dem Klausenburger Landtage beschlossenen, von den nichtmagyarischen Stämmen aber heftig angefochtenen Legalität der Einverleibung Siebenbürgens in Ungarn vertheidigte: „Auch mehr als Ein Rumäne hat damals jenem Beschlusse zugestimmt!" Es waren wirklich auf dem ganzen Landtage voll drei Rumänen gewesen, und diese drei waren, was Deak zu bemerken vergaß, sogenannte „Regalisten", d. h. von dem streng magyarischen Gouvernement in Klausenburg „ex potiore nobilitate", aus dem höheren, natürlich durchweg magyarisirten Adel ernannt. Ist da das „mehr als Ein Rumäne" nicht eine classische Wendung? Den „Nationalen" gegenüber war Deak überhaupt ein ziemlicher Chauvinist. Die Kroaten zwar hatte er 1848 doch hinlänglich fürchten gelernt, so daß er ihnen 1861 im März das famose „weiße Blatt" hinhielt. Die Siebenbürger Sachsen dagegen hat er stets wacker maßregeln helfen, obwohl sie für Ungarn ein hervorragendes Culturelement bilden. „Drohen wollen uns die Herren!" fuhr er auf dem 48er Landtage den Siebenbürger Deputirten Pastor Fabini in Pest an, als dieser die Gewaltthaten der ungarischen Machthaber dort unten schilderte und sich auf die alten Municipalfreiheiten seiner Stammesgenossen berief. Trotzdem hielt Deak auch in dem Punkte des Costüms, der jenseits der Leitha so unendlich wichtig ist, jenen Mittelweg ein, den ihm schon seine Eigenschaft als Vertreter der inneren Stadt von Pest, d. h. des Kaufmannsstandes, vorschrieb. Er trug einen Attila nach Art des deutschen Studenten-Schnürrocks, niemals aber die enge Stiefelhose mit den Schaftenstiefeln oder Cizmen wie Eötvös. Fast schien es, als glaube der Letztere auf diese Weise durch eine Aeußerlichkeit seinen Kosmopolitismus magyarisch aufputzen zu müssen. Wenigstens sagte er 1860 zum Schreiber dieser Zeilen: „Wir werden schon wieder deutsche Lehrer in das Land rufen, aber aus dem Reiche, nicht aus Oestreich; und denken Sie, ich werde nach ein paar Jahren noch in dieser unbequemen Tracht herumlaufen?" Am klarsten legte Deak seine Ansicht über die Nationalitätsfrage im Deak-Club Ende 1872 dar, als dort der bald darauf im Plenum angenommene Antrag zuerst eingebracht wurde, für die Repräsentanz von Budapest ein Ausnahmsgesetz zu schaffen, kraft dessen dort nur magyarisch verhandelt werden dürfe und die deutsche Muttersprache von zwei Dritteln der Einwohner einfach zu ignoriren sei. „Ich bin," sagte Deak, „gewiß ein eben so guter Ungar wie Andere, aber älter und sehe daher die Dinge ruhiger an. Wäre die ungarische Nationalität bedroht,

Digitized by Google

so würde ich für den Schutz derselben Alles aufbieten, wie ich seinerzeit das Tragen der ungarischen Kleidung billigte als eine Demonstration gegen die antinationale Regierung, eine Kundgebung, die heute bereits überflüssig geworden . . . indessen will ich Niemandem Zwang anthun". Seine Autorität also setzte Deak nicht ein, um die Deutschen vor Vergewaltigung zu schützen! Uebrigens umgab Franz Deak gleich bei seinem ersten Auftreten im ständischen Leben anfangs der dreißiger Jahre ein glänzender Nimbus. Sein älterer Bruder Anton hatte ihn bei seinem Rücktritt aus der politischen Arena den bedauernden Freunden mit den Worten: „Seid zufrieden: ich schicke euch den Franz, der hat im kleinen Finger mehr Verstand als wir alle!"

Als ein Decennium später Deak das bei einer Neuwahl mit Blut besudelte Mandat des Zalaer Comitates, seiner Heimath, nicht annehmen wollte, bewarb sich auch kein anderer Candidat darum. In der Ständetafel aber rief Beöthy aus: ein Reichstag ohne Deak sei ebenso undenkbar wie eine deutsche Kaiserkrönung ohne einen Dalberg — und nun acceptirte Deak nach einer correcten Neuwahl seinen alten Sitz. Die Märztage fanden ihn auf Reisen: sofort aber legte Einer der beiden Zalaer Ablegaten sein Mandat nieder, damit Deak zurückkehren und gleich in den Landtag treten könne. Und nicht viel hätte gefehlt, so wäre die Nation dieses ihres Führers zur Wiedergeburt durch die Katastrophe des Jahres 1848 beraubt worden, die überhaupt alle Häupter der nationalen Bewegung in bengalischer Beleuchtung so recht charakteristisch hervortreten ließ. Als Jellačić die Drau überschritt und Lamberg (28. Septbr.) auf der Pest-Ofner Schiffbrücke ermordet ward, reiste der Cultusminister Eötvös sofort nach München: „Unter solchen Verhältnissen," schrieb er, „fühle ich mich gänzlich unbrauchbar; mich hat der Himmel zu keinem Revolutionär geschaffen — das Ziel mag noch so glänzend sein, ich kann die Leiden der Einzelnen nicht vergessen und bin der Ueberzeugung, daß die materielle Kraft, auf die jede Revolution sich stützt, für das Menschengeschlecht nicht der Weg des Fortschrittes ist". Justizminister Deak stand zwischen zwei Feuern. Der College vom Handelsamte, der morbide Graf Széchenyi, mahnte ihn zum Selbstmorde, als dem einzigen Auswege mit Ehren, der aufrichtigen Patrioten in dem allgemeinen Chaos noch bliebe; Finanzminister Kossuth begehrte, daß Deak zu ihm stehe. „Weißt Du," entgegnete er dem Letzteren, „ich fuhr einmal mit meinem Schwager, als die Pferde durchgingen — als ich ihm aber in die Zügel fallen wollte, wehrte er mich ab mit den Worten: „„Laß mich allein machen, sonst stürzen wir sicher"". So kannst auch Du nur allein vielleicht vollenden, was Du begonnen; wenn ich, meinem ganzen Charakter gemäß, Dich aufzuhalten strebte auf Deiner Bahn, müßte eben meine Einmischung unsern Untergang bestimmt vollenden!" Széchenyi aber wies Deak mit der, einer gesunden Natur entspringenden Mahnung ab: den Tod scheue er nicht, wenn er dadurch nützen könne; er aber halte es für patriotische Pflicht zu leben, bis der Augenblick kommen werde, wo er wieder mit Erfolg in die Geschicke der Nation eingreifen könne. Daß es nicht Angst für sein Leben war, was ihm diese Zuversicht auf bessere Zeiten eingab, bewies er am 2. Januar 1849, als er sich unbedenklich an der Reichstagsdeputation betheiligte, die dem auf Pest-Ofen vorrückenden Fürsten Windischgrätz bis in sein Hauptquartier zu Bicske entgegenfuhr, um einen Vermittlungsversuch anzustellen, deren Mitglieder aber vom Marschall einfach als Rebellen angelassen wurden. Es hieß dies recht eigentlich den Kopf in den Rachen des Wolfes stecken. Nicht ohne Discussion siegte in der Umgebung des Fürsten die Ansicht, den Charakter der Abgeordneten als Parlamentäre zu respectiren, so daß sie nur unter Uhlanenescorte im Gefolge der Armee nach der Hauptstadt gebracht, dort aber am 5. nach dem Einmarsche freigegeben wurden — der Chef Graf Batthyanyi freilich, um noch an demselben Abend wieder verhaftet zu werden. Und Fürst Felix Schwarzenberg hatte schon am 7. Januar aus Wien an seinen Schwager, den Marschall, geschrieben: „Ich bin gewiß kein Bluthund; aber man spricht in Olmütz mit Bedauern von unklugen Gnadenacten" —, obgleich der Fürst bereits in Preßburg fleißig erschießen ließ.

Deaks welthistorische Thätigkeit seit 1861 bedarf keiner Recapitulation und keines Commentars. Hervorzuheben wäre hier nur noch der Kummer und die tiefe Verachtung, womit ihn die entsetzliche parlamentarische Corruption seiner eigenen Partei erfüllte. Namentlich den speculativsten aller Minister Lonyay packte er mehrmals hart an, ohne dessen Entschuldigung, das „Verhängniß" habe es so mit sich gebracht, daß er als Finanz- und Premierminister Millionen über Millionen zusammengescharrt, gelten zu lassen. „Aber es ist doch am Ende kein Verbrechen, Präsident einer Bank zu sein," rief endlich der Angeklagte aus. „Nein freilich" — lautete die schlagfertige Antwort —, „gehenkt haben sie noch Keinen dafür!" Und als er dem eigenen Club eine Vorlesung in dieser Richtung hielt, da unterbrach ihn Jemand: „Verehrter Herr Präsident . . ." „Der Teufel ist euer Präsident!" polterte Deak los und war zur Thüre hinaus. Ein ander Mal erzählte er in seiner jovialen Manier: „Als Knabe aß ich besonders gerne die kleinen Schlammfische (csik); sobald mir aber erst Jemand gezeigt, in welch' widrigem Schmutze sie leben, da verzichtete ich für immer auf dies Leibgericht. Gerade so geht es mir als Mann mit den Eisenbahnen. Was hab' ich nicht für sie vom Culturstandpunkte aus geschwärmt —, seitdem ich aber gesehen, welch' entsetzlicher moralischer Schmutz an ihrer Entstehung klebt, kann ich Allem, was damit zusammenhängt, nicht weit genug aus dem Wege gehen". Es war seitdem ein stehender Witz seiner Freunde, ihm, wenn er einmal gerade während der Debatte über eine Eisenbahnconcession den Sitzungssaal betrat, lachend zuzurufen: „Csik! Csik!", worauf der alte Herr dann gleich wieder, mit komisch gespieltem Entsetzen in den Mienen, die Thüre schloß und sich in den Couloirs verlor. Er verzichtete im Interesse der Parteipolitik darauf, diese Verderbniß seiner Gesinnungsgenossen an die große Glocke zu hängen: seine Verachtung zu verbergen, hielt er dagegen nicht für nöthig.

So griff er denn auch noch vom Siechbette aus in den Gang der Ereignisse bedeutsam ein. Als er am 24. Juni 1873 zum letzten Male im Abgeordnetenhause erschien, um seine große Rede über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat zu halten, das er in nordamericanischem Sinne geregelt wissen wollte, ohne übrigens zu verkennen, daß Ungarn zu klein sei, um mit Erfolg und selbstständig in den großen Culturkampf einzugreifen: da hatte er sich bereits vom Krankenlager aufgerafft. Aber noch im März 1874 gab sein Rath, den der Kaiser in Person bei Deak in dessen Wohnung einholte, den Ausschlag bei der Bildung des Ministeriums Bitto. Als ein Jahr darauf bei dem Falle dieses Cabinets eine Coalition der Feudalen mit den Deakisten und der staatsrechtlichen Opposition geplant wurde, als man an ein Cabinet Sennyey-Lonyay-Tisza dachte: da war ein schneidiger Sarkasmus des großen Kranken auch nicht ohne Einfluß, um die tolle Idee zum Scheitern zu bringen. „Der Tokayer," sagte Deak denen, die seinen Rath holen kamen, „ist der König der Weine, auch der Badacsonyer ist ein guter Trank und der Villanyer ein treffliches Gewächs — was aber für ein Gebräu daraus entsteht, wenn ihr alle drei Sorten zusammengießt, das vermag kein Mensch im voraus zu bestimmen, das müßt ihr eben selber kosten, wenn ihr es durchaus wissen wollt". Der späteren Fusion der eignen Partei mit der Linken, auf welchem Acte bekanntlich seit März 1875 das Ministerium Tisza ruht, freute er sich dagegen von Herzen, so zwar, daß er seinen Namen sogleich in das Clubbuch der neuentstandenen „liberalen Partei" eintragen ließ. Daß es ihm Ernst damit war, das Ministerium Tisza zu unterstützen, geht aus diesem Acte um so deutlicher hervor, als er noch im letzten August bei den Neuwahlen, wenn auch nach anfänglichem Widerstreben, doch sein altes Mandat wieder annahm, weil „ja die böse Krankheit doch endlich einmal aufhören müsse". Kann es auch

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

einen größeren Stolz für den Verstorbenen gegeben haben; läßt sich eine imponirendere Sanction seines Ausgleichwerkes denken, als daß die beiden Häupter der staatsrechtlichen Opposition — erst Koloman Ghyczy als Finanzminister im Cabinete Bitto, dann Koloman Tisza — den von ihm geebneten Boden betreten müssen, um in die Lenkung der Geschicke Ungarns eingreifen zu können? Mag Tisza dabei seine Hintergedanken haben: es ist immerhin schon genug, daß er, der hundertmal im Parlamente Deaks That als „Vaterlandsverrath" gebrandmarkt hat, jetzt das caudinische Joch passiren mußte; denn für ihn ist es das offenbar. Wie er mit Neid auf die Ovationen an Deaks Grabe sieht, so stand er dem großen Patrioten auch zu dessen Lebzeiten in verbissenster Feindschaft gegenüber. Als er im Frühjahr 1872 sein skandalöses Vorgehen, die Wahlgesetznovelle todtzusprechen, gegen Deak damit rechtfertigte, daß die Geschäftsordnung, die keinen Schluß der Debatte kennt, sein Benehmen rechtfertige, entgegnete ihm dieser: „Als Student fragte ich einmal auf einem Dorfe mit Strohdächern, ob man hier rauchen dürfe? Verboten sei es nicht, wurde mir entgegnet, aber ein anständiger Mensch thue es nicht". Dagegen ist die Bekehrung des um ein paar Jahre älteren Ghyczy zu dem Glauben an den Bestand der Gesammtmonarchie gewiß ebenso ehrlich wie die Thränen, die er an Deaks Todtenbette vergoß. Es war, um mit diesem versöhnenden Bilde zu schließen, immer ein Schauspiel der Götter, wenn die beiden „alten Herren", nachdem sie im Reichstage die entgegengesetzte Ansicht verfochten, dann in einem Winkel abseits den strittigen Punkt für sich im Stillen weiter discutirten.

Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich.

Von **H. B. v. Anruh.**

(Fortsetzung.)

Die Versicherung, daß die einheitliche Verwaltung aller deutschen Bahnen und die Vereinfachung des Abrechnungswesens zu sehr großen Ersparnissen führen müsse, so daß die Rente der Bahnen sich auf 6 Procent erhöhen werde, bedarf einer näheren Beleuchtung. So viel hier ermittelt werden konnte, verwaltet Preußen seine recht erheblichen Staatsbahnen und die unter seiner Verwaltung stehenden Privatbahnen nicht wohlfeiler, sondern theurer, als die selbstständigen Bahnen sich selbst. Dies kann auch Niemand befremden. Die Administration durch Staatsorgane kann auf verschiedenen Gebieten recht gut sein, aber keineswegs wohlfeil. Aus welchen Gründen erwartet man nun, daß diese alte Erfahrung bei Eisenbahnen in ihr Gegentheil umschlagen soll? Man weist auf die Vereinfachung hin, welche durch die einheitliche Verwaltung des weit ausgedehnten Bahnnetzes entstehen soll und übersieht dabei, daß in die Stelle der jetzigen Privatdirectionen mit geringen Ausnahmen Staatsdirectionen eintreten müssen, die jedenfalls nicht billiger sind. Die Direction der preußischen Ostbahn hat sich in mehrere Abtheilungen spalten müssen. Ganz dasselbe würde geschehen, wenn man mehrere Directionen der jetzigen Privatbahnen zu einer Staatsdirection vereinigte. Nur kleine Zweigbahnen könnten angeschlossen werden. Es ist auch nicht anzunehmen, daß der Staat viel weniger Directionsmitglieder nöthig haben würde, als die jetzigen Privatdirectionen. Bei Verwaltung aller Bahnen durch den Staat treten dann noch die großen Kosten der Centralverwaltung hinzu, die bei den Privatbahnen ganz fehlen. Auf keinen Fall kann daher auf sehr große, den Reinertrag erheblich steigernde Ersparnisse gerechnet werden.

Der Staat wird gerade so wie es jetzt in Preußen geschieht, die Kosten und die Erträge der einzelnen Linien ermitteln wollen und müssen, also getrennte Rechnungen zu führen und die Resultate bei der Centralverwaltung zusammenzustellen haben. Die Specialdirectionen müssen daher unter einander gerade so abrechnen, wie es jetzt bei den Privatgesellschaften geschieht, welche überdem die Zusammenstellung ersparen. Woher soll also eine große Ersparniß bei der Abrechnung rühren? Es ist kein Grund anzunehmen, daß die Organisation unter der Staatsverwaltung viel einfacher sein könne und weniger Personen gebrauche. Das widerspräche aller Erfahrung. Im Gegentheil bedarf der Staat aus bekannten Gründen mehr Controlen und größerer Sicherheit, als die Privatindustrie.

Geld und Zeit können beim Abrechnungswesen gespart werden durch gleichmäßige und vereinfachte Classification der Güter- und Tarifsätze; aber dieser Nutzen käme ebensogut den Privat- und jetzigen Staatsbahnen, als einer Reichsbahnverwaltung zu gut.

Dem militärischen Schriftsteller muß zugestanden werden, daß die gleichförmigsten und sichersten Leistungen der Eisenbahnen im Kriege zu erwarten sind, wenn sie sämmtlich ohne Ausnahme auch schon im Frieden unter der einheitlichen Verwaltung des Reichs stehen. Die stets etwas verschiedenartige Organisation der von einander unabhängigen Privatbahnverwaltungen erschwert ohne Zweifel bei unvorbereiteten, eiligen großen Militärtransporten das präcise Ineinandergreifen und gemeinsame Arbeiten. Stehen, wie für Mobilmachungen, die Fahrpläne und Art der Züge bis in das letzte Detail schon lange vorher fest, so tritt, wie 1870 auch bei Privatbahnen, eine Maximalleistung ein, die auch von einem Reichsbahnnetz nicht zu übertreffen ist. Stockungen und Confusionen kamen damals erst im Rücken der Armee vor, als die Militär-Intendanturen in die Transporte eingriffen und die Bahnhöfe mit Lieferungen überfüllten.

Darin irrt der militärische Schriftsteller, daß es innerhalb eines großen Reichsbahnnetzes erheblich weniger einzelne Localdirectionen geben würde, als jetzt. Der von ihm erwähnte Erlaß eines für alle deutschen Bahnen gültigen Polizei- und Betriebsreglements ist erfolgt und die zu durchgehenden Militärzügen nothwendigen Einrichtungen der Betriebsmittel sind angeordnet und muthmaßlich auch ausgeführt. Außerdem ist eine kaiserliche Verordnung ergangen, nach welcher bei Ausbruch eines Kriegs jede deutsche Bahn unter rein militärisches Commando gestellt wird. Fehlt es alsdann nicht an Offizieren, welche genügende Kenntniß vom Eisenbahnbetriebe haben und es verstehen, mit den erfahrenen Eisenbahnbeamten umzugehen, so wird jeder merkbare Unterschied zwischen Staats-, Privat- und Reichsbahnen in Betreff ihrer Kriegsleistung verschwinden, jedenfalls nicht mehr so erheblich sein, daß darin ein zwingendes Motiv zur Erwerbung sämmtlicher Eisenbahnen durch das Reich läge. Handelt es sich endlich um die Anlage einer zur Landesvertheidigung nothwendigen Eisenbahn, so ist der Bau derselben ebenso gut Sache des Reichs, wie der Bau von Festungen. Dagegen ist es nicht zulässig, das Privatcapital für militärische Zwecke dadurch auszubeuten, daß man demselben zumuthet, statt für den Handel und die Industrie nützlicher, rentabler Bahnen, militärisch wichtige, aber sonst unvortheilhafte Linien zu bauen.

Zu den Hauptmotiven für die Erwerbung der sämmtlichen Bahnen durch das Reich übergehend, muß zugestanden werden, daß das Verlangen nach gleichmäßiger, möglichst einfacher Classification der Güter und einfachen klaren Tarifen gerechtfertigt erscheint. Wenn auch bei allen anderen Transportarten auf Chausseen und Wasserstraßen eine Classification der Güter und verbindliche Tarife nicht bestehen, und es keinem Staat einfallen kann, solche einzuführen, so liegen doch in den von Staats wegen an Privatgesellschaften ertheilten Concessionen und der darin stets vorbehaltenen Genehmigung der Tarife, so wie in der für Eisenbahnen mehr oder weniger fehlenden Concurrenz zureichende Gründe dafür, daß der Staat die ihm zustehenden Rechte benutze, um das den Verkehr schädigende bunte Gewirr an Güterclassificationen und verschiedenartigen Tarifen zu vereinfachen. Wäre Deutschland nicht so zersplit-

Digitized by Google

tert gewesen, so hätte der jetzt herrschende Uebelstand von Hause aus vermieden werden können und sollen. Die Beseitigung desselben ist unzweifelhaft eine wichtige Aufgabe des geeinigten Deutschlands. So weit das Ziel ohne tiefen Eingriff in die von den Einzelstaaten den Privatgesellschaften bereits eingeräumten Rechte, mit anderen Worten ohne erhebliche Herabsetzung der genehmigten Tarife erreicht werden kann, hat die Sache keine allzugroßen Schwierigkeiten bei vorauszusetzendem gutem Willen der Einzelstaaten. In vielen Fällen würden sich unvermeidliche Herabsetzungen einzelner Frachtsätze durch kleine Erhöhungen anderer compensiren lassen. Freilich widerspricht jede Erhöhung der Tendenz der jetzigen Bewegung.

Läßt man zunächst eine allgemeine, durchgreifende Ermäßigung außer Betracht und faßt nur die Vereinfachung des Tarifwesens auf der jetzigen Basis in's Auge, so stellt sich doch sofort heraus, daß eine genügende Regulirung ohne Verletzung bestehender Rechte unausführbar ist. Die Tarife in den Einzelstaaten und innerhalb derselben bei den verschiedenen Bahnen weichen so sehr von einander ab, daß sich Herabsetzungen nicht überall vermeiden lassen, die einzelne Bahnen mehr treffen als andere. Es wird daher an dem in allen Culturstaaten herrschenden Grundsatze festzuhalten sein, wonach im Interesse des öffentlichen Wohls ein Eingriff in das Privateigenthum zulässig ist, aber nur gegen Schadloshaltung. Alsdann fragt sich aber immer noch: wer soll die Entschädigung zahlen? Der Einzelstaat oder das Reich? Und im letzten Falle, sollen auch die Einzelstaaten in Betreff der ihnen gehörenden Staatsbahnen entschädigt werden?

Die Entschädigung würde am geringsten ausfallen, wenn die Einzelstaaten dieselbe zu leisten hätten, aber dagegen würden sich ohne Zweifel diese Staaten auf das äußerste sträuben und ein dahin zielendes Reichsgesetz zu verhindern suchen. Soll etwas zu Stande kommen, so wird das Reich sich entschließen müssen, die Schadloshaltung der Privatbahnen zu übernehmen. Es handelt sich in der That dabei um die Förderung des öffentlichen Wohls. Das Bedenken, ob der Staat berechtigt sei, aus den Taschen der Steuerpflichtigen zunächst zum Nutzen einer Classe, d. h. den Transportinteressenten solche Entschädigungen zu leisten, kann nicht geltend gemacht werden, wenn man nicht die Ablösung von Privatzöllen, die Aufhebung des Chausseegeldes und ähnliche Dinge für unzulässig erklären will. Ist doch die Beseitigung des Sundzolles ohne Bedenken gegen Zahlungen aus den Cassen mehrerer Staaten geschehen.

Die gesammte Entschädigungssumme kann nicht übermäßig hoch ausfallen, so lange es sich nicht um eine große, allgemeine Herabsetzung der Tarife handelt und insofern für die Staatsbahnen der Einzelstaaten keine Entschädigung gezahlt wird. Dazu läge kein zureichender Grund vor: denn den Tarifen auf diesen Bahnen liegt keine Concession, kein Privilegium zu Grunde. Privatrechte werden nicht verletzt. Die Einzelregierungen haben Tarife nach ihrem Ermessen eingeführt und sind berechtigt, dieselben abzuändern. Es wäre unbillig, für diese, zunächst dem eigenen Lande sehr wohlthätige Maßregel Entschädigung vom Reich zu fordern.

Man hört in und außer den Parlamenten die Ansicht aussprechen, daß das, den Eisenbahngesellschaften in der Concession ertheilte sogenannte Privilegium den Staat zu fast beliebigen Eingriffen, namentlich in Betreff der Tarife berechtige, weshalb bei angeordneten Herabsetzungen keine Entschädigung zu leisten sei. Das Privilegium besteht in der Einräumung des Expropriationsrechts und der Berechtigung zu solchen Transporten, die ehedem nur der Post zustanden. Diese hat, wie schon angeführt, ihr Regal mit Ausnahme der Briefbeförderung freiwillig aufgegeben, nicht allein den Eisenbahnen, sondern jedem anderen Transportunternehmer auf Land- und Wasserstraßen gegenüber. Dagegen sind den Eisenbahnen bekanntlich sehr erhebliche Leistungen für die Post auferlegt, deren Werth auf jährlich 5—6 Mill. Mark berechnet wird. Dieser Theil des Privilegiums kann daher vernünftiger Weise von Seiten des Staats nicht geltend gemacht werden. Bei der Erwerbung des zum Bau der Bahnen erforderlichen Grund und Bodens hat eine langjährige Erfahrung herausgestellt, daß selbst sehr hohe Preise, die beim freiwilligen Verkauf gefordert werden, in der Regel erheblich niedriger sind, als die Werthsermittelung bei der Expropriation ergibt. Deshalb wird von dieser nur in einzelnen seltenen Fällen bei ganz übertriebenen Forderungen oder positiver Verweigerung der Hergabe des Landes Gebrauch gemacht. Dies Recht der Expropriation wird als ein selbstverständliches angesehen, weil die Erbauung der Bahn im öffentlichen Interesse liegt. Die Post ist durch die werthvollen Gegenleistungen mehr als abgefunden. Außerdem sind den Bahnen recht erhebliche Verpflichtungen für militärische Zwecke auferlegt worden, wie die unentgeltliche Einrichtung der Wagen zu Truppentransporten und die sehr bedeutende Ermäßigung des Fahrgeldes für alle Militärtransporte. Das Privilegium ist daher durch solche Gegenleistungen vollständig compensirt und kann nicht als rechtliche Basis für noch weitergehende Forderungen angesehen werden. Bekanntlich hat auch das Privilegium seit sehr langer Zeit nichts Lockendes mehr für das Privatcapital, welches sich nur noch durch Zinsgarantien oder Schwindel zum Bau von Eisenbahnen heranziehen oder verleiten läßt.

Eine Berechtigung zu weitgehenden Forderungen an die Eisenbahnen wird zuweilen aus dem thatsächlichen Monopol auf Beförderung von Personen und Gütern hergeleitet, das solche Bahnen allerdings besitzen, denen keine Concurrenz von Parallelbahnen gemacht wird. Wollte man darauf Ansprüche auf dauernde Belastungen gründen, so müßte das thatsächlich und vorläufig vorhandene Monopol in ein gesetzlich bestehendes verwandelt werden, sonst könnten zuerst große Lasten auferlegt und dann doch Parallelbahnen erbaut werden. Artikel 41 der deutschen Verfassung bestimmt aber mit Recht, daß ein solches Zugeständniß nicht gemacht, Widerspruchsrechte gegen neue concurrirende Bahnen nicht eingeräumt werden sollen.

Die in allen Concessionen vorbehaltene staatliche Genehmigung der Tarife, so wie die im preußischen Eisenbahngesetz von 1838 enthaltene Bestimmung, daß die Tarifsätze erniedrigt werden müssen, sobald der Reinertrag eine gewisse Höhe (10 Procent) erreicht, sollen das Gegengewicht gegen schrankenlose Ausbeutung des thatsächlichen Monopols bilden und würden es auch thun, wenn in den Concessionen eine periodische Revision der Tarife nach bestimmten Grundsätzen (nicht willkürlich) vorbehalten und in dem preußischen Eisenbahngesetze der zulässige höchste Reinertrag nicht nach dem Anlage-, sondern nach dem Actiencapital bestimmt worden wäre, so daß einzelne Bahnen 20 Procent und darüber an Dividende haben vertheilen können, statt des im Gesetz beabsichtigten Maximum von 10 Procent.

Sind auf diesem Gebiet von der Staatsverwaltung oder der Gesetzgebung Fehler gemacht worden, so können dieselben nicht durch schreiende Ungerechtigkeiten ausgeglichen werden; vielmehr wird dahin zu streben sein, bei der unzweifelhaft nothwendigen Regulirung der Tarife im gesetzlichen Wege feste Normen für die Zukunft einzuführen. Für die Privateisenbahnen ist es von der größten Wichtigkeit, daß die ihnen zustehenden Rechte gesetzlich klar festgestellt werden und nicht der schwankenden und willkührlichen Eisenbahnpolitik des jeweiligen Ministers exponirt bleiben.

Wenn ein thatsächliches Monopol an sich die Berechtigung zu staatlichen Eingriffen ohne Entschädigung gäbe, so könnte man am Ende verlangen, daß der Staat die Preise der Steinkohlen für jedes Kohlenrevier im Interesse der Consumenten oder doch zur Verhütung der Ausbeutung derselben feststelle und zwar so niedrig, daß die Gruben keine oder nur knappe Zinsen abwürfen.

In den meisten Gegenden beruht der Kohlenbergbau auch auf einem vom Staat ertheilten werthvollen Privilegium, nämlich auf Belehnung. Der Grund und Boden über den Kohlenfeldern unterliegt der Expropriation zu Gunsten des Bergbaus. Die Grubenbesitzer zahlen eine Abgabe an den

Digitized by Google

Staat, aber die Eisenbahnen auch. In den meisten Kohlenvereinen gehören die vorhandenen Gruben nur wenigen Eigenthümern, Genossenschaften oder Gesellschaften, unter denen eine Vereinbarung über den Verkaufspreis leicht ist. Concurrenz ist noch viel weniger vorhanden als bei Eisenbahnen, die auf Parallelbahnen gefaßt sein müssen. Man kann keine neuen Kohlengruben anlegen, wo keine Kohlen vorhanden sind. Dieselben sind für die Industrie ebenso nothwendig als die Eisenbahnen und sind in manchen Gegenden für den Hausgebrauch ganz unentbehrlich. Hier liegt also auch ein thatsächliches Monopol vor, und doch wird es keinem Staat einfallen, die Kohlenpreise gesetzlich festzustellen. Im Gegentheil hat Preußen die früher bestandenen Beschränkungen und Bevormundungen des Bergbaues aufgehoben. Wollte der Staat jemals eine Herunterſetzung der Kohlenpreise erzwingen, so müßte jedenfalls den Besitzern der Kohlengruben volle Entschädigung gewährt werden.

Handelt es sich um eine durchgreifende Regulirung, besonders um die Vereinfachung der Tarife, vorläufig noch ohne allgemeine starke Herabsetzung derselben, so werden doch einzelne Ermäßigungen unvermeidlich sein. Man muß sich daher darüber klar werden, nach welchen Grundsätzen die Frachtsätze festzustellen und ob für sämmtliche Bahnen ohne Ungerechtigkeit ohne weiteres dieselben Tarife angewendet werden sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Die orthographische Guillotine.

Es waren merkwürdige Tage für mich, der 4. bis 15. Januar d. J. Ich wohnte einer Versammlung bei von friedlichen, zu friedlichem Thun berufenen Männern, bei denen die Neigung zu revolutionären Acten bis dahin nie hervorgetreten war. Aber gegenseitiger Zuspruch hatte sie bestärkt und den Muth kühner Thaten geweckt. Das Machtgefühl, das stets vom grünen Tisch ausgeht, wirkte begeisternd. Das entschiedene Aufräumen schien mehr und mehr Pflicht zu werden. Mit der Ausübung der Macht wuchs die Lust; die Entschiedenheit wurde zur Unerbittlichkeit; die Unerbittlichkeit steigerte sich zur Grausamkeit: — und eine Anzahl unschuldiger, harmloser Existenzen sahen sich plötzlich bedroht, proscribirt, vernichtet. Allerdings nur durch Decrete, welche vorläufig nicht tödten können, aber zu tödten doch den erklärten Willen haben ...

Ich spreche von der orthographischen Conferenz, welche kürzlich in Berlin tagte und deren Mitglied zu sein ich die Ehre hatte. Auf der Proscriptionsliste standen die Dehnungszeichen der deutschen Rechtschreibung, die doppelten Vocale und das Dehnungs-**h**.

Die Herren hatten großentheils jeder für sich vorher die friedlichsten Erklärungen abgegeben. Auch in der Generaldebatte wurde das Wort maßvoll von allen Seiten und in allen deutschen Aussprachen ehrfürchtig wiederholt. Aber bei der Specialdiscussion ergab sich, daß die Begriffe, welche jeder mit dem Worte Maß verband, sehr verschieden waren. Die Beschlüsse wurden mit wunderbar wechselnden Majoritäten gefaßt, das Schicksal der Wörter hing oft an einem dünnen Faden, mitunter mußte der Vorsitzende den Ausschlag geben. Zuletzt zog die orthographische Guillotine lustig durch das Wörterland und die Dehnungszeichen rollten in den Staub mit einer Präcision und Sicherheit, daß es ein wahres Vergnügen war.

Mein verehrter College, Professor Rudolf von Raumer aus Erlangen, dessen Principien seit lange die orthographische Bewegung beherrschen, hatte die Vorlage ausgearbeitet, nach welcher berathen werden sollte: ein wirklich durchaus maßvolles Werk, das sich, wäre es publicirt worden, gewiß des allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt hätte.

Daß die orthographische Reformbewegung auf eine Einschränkung der Dehnungszeichen gerichtet sei, deren Entbehrlichkeit in vielen deutschen Wörtern zu Tage liegt, war längst allen Einsichtigen klar. Es handelte sich nur darum, eine vorläufige Grenze zu finden, einen Abschluß, bei dem man sich für einige Zeit oder für immer beruhigen könnte. Raumer hatte das Schwanken großentheils im Sinne der Vereinfachung geregelt und das, was noch nicht schwankte, unberührt gelassen. Die Vorlage, so wie sie war, fand ich für meinen Geschmack eher zu conservativ: denn das unsinnige **th**, das Herr von Raumer nur wenig beschränkte, war ich entschlossen, so viel an mir lag, zu beseitigen.

Aber der Raumer'schen Vorlage waren Erläuterungen beigegeben, und darin wurden wir durch den Vorschlag überrascht, die Dehnungszeichen im allgemeinen nach **a**, **o**, **u**, **ä**, **ö**, **ü** zu beseitigen, nach **e** und **i** aber zu belassen: ja beim **e** wurde sogar noch Scheere, beſcheeren geschrieben; also das Schwanken nicht im Sinne der Vereinfachung, sondern im Sinne des Rückschrittes gegen den überwiegenden und fast durchgedrungenen Gebrauch entschieden. Bei den dunklen Vocalen also Revolution, bei den hellen Reaction. Doch war eine Anzahl von Wörtern von der Umwälzung ausgenommen, hauptsächlich damit gewisse Unterscheidungen, wie zwischen war und wahr, waren und wahren, Wagen und Waagen (Mehrzahl von Waage), Uhr und Ur, Mohr und Moor (oder Mor, wie nun vorgeschlagen wurde), uns nicht verloren gingen.

Diese zweite Vorlage, so muß ich sie nennen — denn thatsächlich wurde sie der Debatte und Abstimmung zu Grunde gelegt —, davon ist alles Unheil ausgegangen. Sie hat die revolutionären Tendenzen erst ermuntert und in's Leben gerufen. Nur, wie es zu gehen pflegt, die entfesselten Geister waren von dem, der sie beschworen, selbst nicht mehr zu bändigen.

Schon in der ersten Lesung beseitigte man das **aa**, **ee** beinahe ganz. Das erste Wort, das mit dem Doppelvocal erhalten blieb, war Aas. Bei der zweiten Lesung wurde auch dieses noch über Bord geworfen. Anderen Wörtern ging es umgekehrt: das Wort Ruhm verlor sein **h** bei der ersten Lesung, bei der zweiten wurde der Unterschied von Rum wiederhergestellt und die Gefahr beseitigt, daß in Pauli erstem Korintherbrief künftig gelesen werden könnte: „Euer Rum ist nicht fein".

Im Ganzen sind nur wenige Wörter mit dunklem Vocal und Dehnungszeichen in der bisherigen Gestalt übrig geblieben, aber immer noch einige — das bekannte kleine Häuflein, das mit Mühe sein Leben rettet in den blutigen Schlachten der Sage, um die Nachricht von einer schrecklichen Niederlage nach Hause zu bringen. Da stehen sie nun, Ruhm, Uhr, Boot und Ahn, und trauern um die gesunkene Herrlichkeit ihres einst so mächtigen Geschlechts und stimmen „die Klage" an nach „der Nibelunge Noth".

Der Beschluß über die Dehnungszeichen war bei weitem der wichtigste, welcher gefaßt wurde. Auch derjenige, der am meisten die Leidenschaften erregte. Es war eine Revolution, vielleicht eine Revolution im Glase Wasser, aber doch begleitet von allen Kämpfen und Gemüthsbewegungen einer wirklichen Revolution. Auch die Phantasie war schließlich aus ihrem normalen Zustande herausgetrieben und in eine extraordinäre Schwingung versetzt. Kaum weiß ich daher, ob ich jetzt noch im Stande bin, ein getreues Bild von den einzelnen Vorgängen zu entwerfen. Aber jedenfalls, seit die Stürme unmittelbarer Eindrücke sich gelegt haben, blicke ich nicht ohne humoristisches Behagen darauf zurück.

Von 10 bis gegen 4 Uhr haben wir jeden Tag gesessen, sogar am Sonntag, dem 9. Januar, mit der kurzen Unterbrechung von je einer halben Stunde, der sogenannten Frühstückspause. Die Orthographen außerhalb der Conferenz traten uns in dieser Pause nahe; man könnte sagen: das orthographische Volk umlagerte schon das Haus und mit jener ungebrochenen Frische, welche wir durch mehrstündiges Berathen eingebüßt hatten, suchte es uns bald für diese bald für jene Meinung zu bearbeiten, wenn wir uns nicht durch die Flucht in ein anderes Local rasch der Nachstellung entzogen. Dann, nach gethaner Hauptarbeit, bei Tische, natürlich die unvermeidlichen Fragen der Laien, die Mütter wollten wissen, wie künftig ihre Kinder schreiben müßten: daß sie selbst sich nicht mehr zu Aenderungen ihrer Orthographie bequemen würden, das stand ihnen ziemlich fest. Die Männer

Digitized by Google

der Oeffentlichkeit wegen sorgfältig ab, ob sie es ihrem politischen Standpunkt schuldig seien, für den radicalen Fortschritt oder für den mäßigen Fortschritt oder für den Stillstand in der Orthographie zu stimmen. Die Aufregung ergriff immer weitere Kreise, Zeugniß dessen die zahlreichen gedruckten und ungedruckten Zuschriften und Sendungen, welche an die Conferenz gelangten. Eine sittige deutsche Jungfrau aus Berlin, wir wollen sie Emma Böhlke nennen, verlangte von uns, wir sollten Schrift und Aussprache in Einklang bringen und dafür sorgen, daß entweder Schtein geschrieben oder S-tein gesprochen werde. Ein Bajuvare, der sich schlechthin „Thumser" nennt, ohne Vornamen, hatte es auf unsere arme deutsche Schrift abgesehen, welche nach ihm in den Klöstern, „wo die größte Unsittlichkeit herrschte", mißbildet worden ist. Sogar unanständige Buchstaben seien zur allgemeinen Sittenverderbniß geschaffen worden, und was für Unanständigkeiten er im P, im q, im Q entdeckt, das gebietet leider der Anstand zu verschweigen: das ß sieht nach seiner Meinung aus „wie Einer der erhängt ist" und auch das Erhängtsein scheint er für eine unanständige Handlung zu halten. Für das Schreiben stellt er folgende einfache Regel auf: „Der Schüler schreibe, wie der Lehrer spricht; der Lehrer spreche, wie die Reichsregierung schreibt; die Reichsregierung schreibe, wie der Reichstag beschließt!" Man sieht wenigstens, daß „Thumser" sich rühmen darf, kein baierischer „Patriot" zu sein: denn er will die Competenz des Reichs erweitern.

Die Stunden nach Tische und der spätere Abend wurden oft noch ganz orthographisch zugebracht, theils mit Commissionsberathungen, theils mit einsamer Gewissenserforschung, theils mit orthographischer Geselligkeit, wo dann wieder in größerem Kreise die Gegensätze verhandelt wurden: jeder warb für seine Meinung, jeder horchte angeblich auf die Meinung des Publicums; jeder aber scheint nur gehört zu haben, was ihm paßte — ich wenigstens kann versichern, daß mir aus den Kreisen der Berliner Gelehrten und Schriftsteller nur conservative Meinungen zu Ohren gekommen sind. Den meisten gegenüber fühlte ich mich noch als einen rothen Radicalen.

Wenn man die besten Tagesstunden orthographisch occupirt war, wenn man sich mit Orthographie zu Tische setzte, wenn man mit Orthographie zu Bette ging und aufstand, so war es kein Wunder, wenn auch unorthographische Träume eine Seltenheit wurden und die Phantasie am hellen Tage, selbst im Sitzungssaale, von orthographischen Gespenstern erschreckt wurde. Einige Collegen wollten Geister gesehen haben. Der eine erblickte Grillparzer, welcher mit einer, in seinem Charakter gar nicht begründeten Heftigkeit die Schreibung Vließ verlangte: es konnte ihm nur V gewährt werden, das ß wurde in s verwandelt. Einem andern erschien der große Philologe Moritz Haupt, welcher gegen das überflüssige t in seinem Vornamen protestirte: „doch er ward ausgepfiffen". Auch der Olympier unserer Literatur bewegte sich ein paar Mal durch den Raum und betrachtete mit großem staunendem Auge das orthographische Mordinstrument, das vor seiner majestätischen Gestalt sofort respectvoll in eine Ecke zurückrollte. Auch schien er für sich ganz unbesorgt und sprach ruhig vor sich hin seinen alten Vers:

So soll die orthographische Nacht
Doch endlich auch ihren Tag erfahren;
Der Freund, der so viel Worte macht,
Er will es an den Buchstaben sparen.

Doch Jedermann protestirte laut, daß das bloße Buchstabensparsystem vom Uebel und gewiß nicht beabsichtigt sei. Auch wurde das oe und sogar das th in Goethes Namen durchaus hochachtungsvoll behandelt, niemand schlug Göte vor, obgleich man Goten und gotisch zu schreiben entschlossen war.

Ebenso wurde der orthographische Raupenhelm, das officielle h in dem Worte Bayern, mit tactvoller Scheu als außer Discussion erklärt. Wie man denn überhaupt allen officiellen oder officiösen Schreibungen mit weiser Enthaltsamkeit begegnete. Dem Worte Regierung wagte man sein e nach i nicht zu nehmen, so sehr man dazu Lust hatte. Auch das theoretisch richtige tt in dem Worte Kabinett wurde nur mit bedenklichen Mienen zugelassen. Für die militärischen Fremdwörter erhielt der augenblickliche Gebrauch der Generalstabsoffiziere ungetheilte Beistimmung. Nur die Post, welche doch mit so anerkanntem patriotischem Eifer todte Fremdwörter über die Grenze befördert, fand nicht das gleiche Entgegenkommen: Dr. Daniel Sanders stritt in wiederholten Anläufen vergeblich für das officielle ck in Packet, trotz St. Stephan wurde Paket beschlossen.

Der Respect vor dem Raupenhelm erstreckte sich nicht auf alle süddeutschen Forderungen. Dem Abgeordneten für Württemberg konnte fieng, gieng, hieng leider nicht als berechtigte Eigenthümlichkeit zugestanden werden. Auch einige andere unserer süddeutschen Empfindlichkeiten durften nicht immer geschont werden, denn: „In der Logik und im richtigen Deutsch bin ich dir über", sagt der Norddeutsche zum Süddeutschen, frei nach Onkel Bräsig ...

Mit näheren Details möchte ich hier meine Leser nicht behelligen. Sie wissen längst aus den Zeitungen, daß die Minorität in der Hauptfrage aus Dr. Sanders, Dr. Toeche und dem Unterzeichneten bestand. Diese Minorität kämpfte im wesentlichen für den bisherigen Gebrauch, wie ihn Herr von Raumer in seiner eigentlichen Vorlage fixirt hatte. Sie berief sich auf die Achtung, die wir dem Bestehenden, auf die Treue, die wir unserer Vergangenheit schuldig seien, auf die Autorität außenstehender Gelehrten, wie Müllenhoff, und vieler außenstehender Schriftsteller, wie Auerbach, Lasker u. a. Sie wollte die gesonderte Behandlung der hellen und dunklen Vocale nicht anerkennen und fand es mißlich, eine neue Regel aufzustellen, welche doch wieder neue Ausnahmen erfordere ...

Zu unserer großen Genugthuung hat zuletzt auch eine Majorität von neun Mitgliedern unter Führung des Herrn von Raumer die großen von uns betonten Schwierigkeiten der beabsichtigten tief einschneidenden Reform anerkannt, indem sie den Beschluß faßte: zu den ursprünglichen Vorschlägen Raumers zurückzukehren, falls die Durchführung der weitergehenden Neuerungen auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen sollte. Damit war denn in der That schließlich noch ein maßvolles Votum zu Stande gekommen, das auch wir mit Freuden begrüßen konnten.

In der Frage des th, welche mit dem Dehnungs-h und den Vocalverdoppelungen durchaus nicht zu vermengen ist, mußte ich mich von Herrn Dr. Sanders leider trennen. Ich würde die Abschaffung des th in allen ursprünglich deutschen Wörtern als einen großen Fortschritt und als eine große Erleichterung unserer Orthographie ansehen. Es wäre ein Fortschritt ganz ähnlicher Art und fast ebenso leicht (weil die Regel ausnahmslos gilt), wie seinerzeit die Abschaffung des y in deutschen Wörtern. Doch stelle ich auch hier die Einigung höher als die Reform, ich würde mich eher auch in diesem Punkte Herrn Dr. Sanders anschließen, als den weitgehenden Beschlüssen der Conferenz über die Dehnungszeichen. Ich begegne mich in dieser Gesinnung mit Herrn Dr. Sanders selbst, der sich umgekehrt eventuell in die Abschaffung des th fügen zu wollen erklärte.

Es wird sich darüber ja noch weiter berathen und auch kämpfen lassen. Einstweilen lege ich nur dieses friedliche Erinnerungsblatt auf das frische Grab — ich wollte sagen des Dehnungs-hs. Aber ich besinne mich, daß es recht eigentlich nur mit Einem Fuß im Grabe steht, das h nach e und i ist noch unberührt — wer weiß, ob nicht die andere Hälfte auch wieder lebendig wird und das Ganze noch einige Decennien zur Freude pietätvoller deutscher Herzen in unseren Texten ebenso fest steht, wie zu Goethes Zeit. Möge also die Wörterguillotine ihre Arbeit vorläufig — nur auf Probe gethan haben.

Straßburg, 2. Februar 1876. **Wilhelm Scherer.**

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Zum hundertjährigen Jubiläum des Hofburgtheaters in Wien.

Von H. M. Richter.

Am 17. Februar 1876 feiert das berühmte Kunstinstitut, das Hofburgtheater, seinen hundertsten Geburtstag. An diesem Tage vollendet sich nämlich ein Säculum, seitdem eine kaiserliche Verordnung das deutsche Schauspiel in ein „Hof- und Nationaltheater" verwandelte. Wie fast alle Errungenschaften des modernen österreichischen Staatslebens, so kann auch das deutsche Schauspiel in Wien seine Entstehung von jener ruhmwürdigen theresianisch-josephinischen Epoche datiren, in welcher das mittelalterliche feudale Conglomerat von Erblanden des römisch-deutschen Kaisers sich in einen Culturstaat verwandelte. Die heiteren Künste wurden erst heimisch in den Tagen Karls VI.; aber ihre edleren Formen zeigten sich nur dem Hofe und der Adelsgesellschaft, welche in Metastasio ihren Poeten sahen, dem sich italienische Compositeure, Sänger und Tänzer zur Verfügung stellten. Das Volk belustigte sich an Thierhetzen, Marionetten, Gauklern. Hie und da zeigten sich reisende Schauspielertruppen auf Jahrmärkten und führten biblische Historien, Haupt- und Staatsactionen auf. Die Nachbarschaft Italiens machte, daß in Oesterreich die italienische Arlequins-Komödie mit Improvisationen heimisch wurde. Sie erlangte hier ihre Ausbildung in deutscher Sprache und trat von Wien aus ihren Rundgang durch ganz Deutschland an. Der Wiener Hannswurst machte Schule und beherrschte noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die deutschen Bühnen, zur Zeit als in Wien schon seine letzte Stunde geschlagen hatte. Aus dem literarischen Nachlasse des Hofraths Teichmann kennen wir Döbbelins Schilderung der Berliner deutschen Bühne von 1766: „Hannswurst und alle Tage Hannswurst". Und Nicolai, Ramler, Mendelssohn, Lessing unter den Zuschauern. Friedrich der Große sendet den Breslauern zum Divertissement eine Gesellschaft von Intermezzo-Spielern 1768 und kündigt dies dem General Tauentzien ganz besonders an. Prof. Kutzen versichert uns, wie sehr der Wiener Schuch, ein entlaufener Mönch, den Breslauern gefallen.

Seit 1615 begegnen wir deutschen Theaterunternehmern in Wien, die in Bretterbuden oder in Hofräumen größerer Häuser spielten. Das erste stehende Theater deutscher Schauspieler befand sich in einer Holzbude auf dem Mehlmarkte (jetzt Neumarkt, wo Hotel Munsch und der monumentale Brunnen Donners). Die italienischen Gesellschaften der Calderoni, Sebastien, Scio, Ristori hatten den Vortheil in den Ballhäusern zu spielen. Der letztgenannte Impressario bewog eine Truppe deutscher Schauspieler, ihr Glück abwechselnd mit seiner Gesellschaft in dem Ballhause in der Teinfaltstraße mit deutschen Komödien zu versuchen. Im Jahre 1708 ließ der Magistrat für die Gesellschaft des Ristori nächst dem Kärntnerthore einen Theatersaal bauen. Die Ristorische Truppe ging bald auseinander und die deutschen Komödianten nahmen von diesem neuen Theater Besitz und verließen ihre Bude auf dem Mehlmarkte für immer. Es stellten sich wohl später italienische Gäste, wie 1718 die Truppe des Danese ein, welche abwechselnd mit den deutschen Komödianten spielte; allein diese Letzteren hatten jetzt das bürgerliche Publicum dauernd gewonnen. Die Seele der deutschen Komödie war Stranitzky; er spielte schon seit Langem (seit 1706 oder 1708) den Arlequino und schwang die Pritsche oder den „hölzernen Gat" zum größten Ergötzen seines Publicums. Nun zog er den italienischen Narren aus und erfand eine deutsche Figur mit einem deutschen Kleide. Er brachte zuerst einen Salzburger Bauer oder den Hannswurst auf die Bühne und schuf einen Typus, der sich behauptete. Dieser Schöpfung folgte die Nachahmung auf dem Fuße; bald tummelte sich ein Haufen lustiger Charaktere auf der Bühne, nicht unähnlich jenen Typen der italienischen Farce (Neapolitaner, Bergamaske, Römer ꝛc.), deren Geschichte fast ehrwürdig ist. Es kamen die Bernardon, Rüpel, Poldl (Leopold), Peterl, Kasperl, Jackerl, Burlin, Lipperl. Stranitzky hatte großen Zulauf, bereicherte sich derart, daß er zwei Häuser in Wien erwerben konnte. Bis zu seinem Tode 1728 blieb er das Haupt der Gesellschaft. Zwei Jahre vorher verschrieb er sich den berühmt gewordenen Prehauser, einen geborenen Wiener, der kurze Zeit neben ihm zweite Rollen spielte, später das Hannswurstkleid seines Principals anzog. Er schrieb extemporirte Komödien, d. h. Scenerien, die durch Improvisationen ausgefüllt wurden und zeigte ein derart bedeutendes dramatisches Talent, daß der Schauspieler Müller, der Freund Lessings, sich zu der Aeußerung bestimmt fühlt, Prehausers Begabung hätte der Hannswurstjacke nicht bedurft, um wirksam zu sein. Prehauser war aber nicht Director oder Pächter, wie vielfach behauptet wird. Die Direction wurde vielmehr an Borosini und Sellier mit einem 20jährigen Privilegio verliehen. Diese führten Singspiele und italienische Opern ein, welche abwechselnd mit der deutschen Komödie aufgeführt wurden. (Als Schauplatz dieser Darstellungen wird in einigen alten Drucken ein Haus auf dem Franziskanerplatze erwähnt.) Der Ruf der Wiener Burleske war um jene Zeit ein weit verbreiteter, die Wiener Possenspiele fanden allenthalben in Deutschland Nachahmung. Inzwischen hatte in Mitteldeutschland bereits jener Reinigungsproceß der Bühnen begonnen, der an die Namen Gottsched und Caroline Neuber geknüpft ist. Das große Ansehen Gottscheds, der ja in Wien viel galt und einen Augenblick lang sogar für das Amt eines Erziehers der Kinder Maria Theresias in Aussicht genommen war, bewirkte, daß man am Kaiserhofe der deutschen Bühne nunmehr ein Augenmerk zuwendete. Im Jahre 1737 hatten die deutschen Schauspieler zum ersten Male die Ehre genossen, vor dem Hofe zu spielen, und von dieser Zeit wurden sie alljährlich einige Male berufen, einzelne Stücke vor der Kaiserfamilie und dem geladenen Adel darzustellen. Im Jahre 1741 wurde an Stelle eines Ballhauses ein Schauspielhaus in der Wiener Burg erbaut. Dieses Burgtheater wurde 1756 erweitert und erhielt 1760 seine gegenwärtige äußere Gestalt mit dem Fronton gegen den Michaelerplatz. Die Berichte über die Benutzung dieser Bühne durch die deutschen Komödianten weichen unter einander ab. Die meisten Geschichtswerke über Wien lassen die deutschen Schauspieler von dieser Hofbühne ausgeschlossen sein und beschränken sie auf das Kärntnerthortheater, das sie mit der italienischen Oper theilten. Nach ihnen wäre das Hofburgtheater ausschließlich den französischen Schauspielern verblieben, bis im Jahre 1761 nach dem Brande des Operntheaters die deutschen Komödianten ihren Einzug in die Burg hielten, um deren Bühne mit den Franzosen zu theilen. Nach Berichten der Theatergeschichte hätte die deutsche Gesellschaft des Kärntnerthortheaters zeitweise, abwechselnd mit den Franzosen, auch vor 1761 in der Burg gespielt (?).

Wichtiger ist die innere Geschichte des deutschen Schauspiels in Wien. Da steht es nun fest, daß bis zum Jahre 1747 die Burleske ungestört und unumschränkt herrschte. Ein Wendepunkt trat ein, als der Schauspieler Weidner es durchsetzte, daß 1747 ein regelmäßiges studirtes Stück „Die Allemannischen Brüder" von Krüger gegeben wurde. Der Erfolg war durchschlagend, das neue Stück wurde oft, und mit Beifall gegeben, das Interesse für die regelmäßigen Stücke, welche „draußen im Reiche" dargestellt wurden, stieg und als im folgenden Jahre 1748 die Truppe der Neuberin in Leipzig sich auflöste, engagirte Director Sellier mehrere Mitglieder derselben, Koch und die Köchin, Heydrich und die junge schöne Lorenzin nach Wien für studirte Stücke. Sie, die Jugendliebe Lessings, (über welche ich in meinen „Geistesströmungen", Berlin 1875, eine eingehende Charakteristik geliefert habe) sprach mit Prehauser, Weiskern, Leinhaus um die Wette ex tempore und zwar „mit bewunderungswürdiger Fertigkeit und bündiger Suada"; aber ihr edler Anstand, ihre schöne Erscheinung und das sympathische Organ fesselten den besseren Theil des Publicums an das regelmäßige Stück. Ihr Auftreten in der Comédie larmoyante wurde zum Magnet für den Theaterbesuch; das Modestück jener Zeit „Der poetische Landedelmann des

Digitized by Google

Destouches" rührte die Herzen. Sie brachte Lessings Miß Sarah Sampson in einer von ihr gemachten Bearbeitung auf die Bühne und durch ihren Einfluß Diderots „Hausvater" in der Lessing'schen Uebersetzung zur Darstellung. Jetzt gab es an zwei Tagen der Woche regelmäßiges Schauspiel, Dienstag Lustspiel, Donnerstag Trauerspiel. An den übrigen Tagen herrschte die Stegreifkomödie. Das Wiener Theater hatte die Erbschaft der Neuberin übernommen, und einen Augenblick dachte Lessing daran nach Wien überzusiedeln, zum großen Schrecken seines Vaters, des Pastor primarius. Sellier, der allein die Direction geführt, erhielt einen Nachfolger in dem Freiherrn von Loprasti, dem Unternehmer der wälschen Oper, dieser mußte aber, nach kurzer Zeit, schon 1752, die Direction beider Theater aufgeben. Maria Theresia widerrief das Privilegium, hielt jedoch die bisherigen Unternehmer schadlos, übergab die Aufsicht dem Magistrate, der eigene Commissäre bestellen sollte. Der Magistrat übertrug die Direction dem aus dem „Reiche" eingewanderten Buchdrucker Leopold von Ghelen und die Kaiserin gab zwei Cavalieren, den Grafen Durazzo und Esterhazy, die Oberaufsicht. Ansehnliche Summen für die Ausstattung der Schauspiele wurden angewiesen und der Stadtverwaltung Versicherung gegeben, etwaige Verluste zu vergüten. Im Juni 1754 wurde die Leitung des Theaters dem Grafen Durazzo ausschließlich übertragen. Dieser, ein Italiener, der deutschen Sprache nicht mächtig, begünstigte das deutsche Schauspiel nicht, benützte jedoch hie und da den Rath Stephanies des Aelteren. Die Concurrenz der französischen Schauspieler in dem neuen Burgtheater wurde immer drückender und der Hannswurst behauptete seinen Platz. Die Unfläthigkeiten wurden immer unerträglicher; die Censur sah sich den Extempores gegenüber machtlos. Der Geschmack an studirten Stücken blieb immer noch auf einzelne Kreise beschränkt, bei der großen Menge feierte jener Zeit Kurz als Bernardon die größten Triumphe, ja er stellte sogar Prehauser in den Hintergrund. Aber schon regten sich in Wien „Gottschedianer" Scheib, Wächtler, Quandt, Engelschall, Heyden, Riegger, Petrasch. Scheib, ein persönlicher Freund Gottscheds (Verfasser einer Theresiade), veröffentlichte seine weitläufige Abhandlung wider den Hannswurst in dem „Allerneuesten der Gelehrsamkeit". Engelschall schrieb 1760 „Zufällige Gedanken über die deutsche Schaubühne" und trat mit allem Freimuth, jedoch ohne Erfolg auf. Bis 1764 dauerte der Kampf dieser Streiter für den guten Geschmack. Im Jahre 1765 trat eine Wendung zum Besseren ein. Kaiser Franz I., der Gönner der französischen Kunst, war (1765) gestorben; Joseph II. wurde zum Mitregenten der Kaiserin ernannt. Das deutsche Schriftthum wurde durch Gellert populär; die Anakreontiker fanden Eingang. Die literarischen Kräfte vereinigten sich zu einer „deutschen Gesellschaft" und Klemm, der Vater der österreichischen Journalistik, der seit 1762 hartnäckig gegen den französelnden Adel für die Pflege der deutschen Muttersprache in der Wochenschrift „Die Welt" gestritten hatte, eiferte mit verdoppelter Kraft gegen Hannswurst, Bernardon und Colombine und die unfläthige Muse, welche an Hafner einen dichterischen Jünger gefunden hatte, gegen welchen auch Bob satirisch zu Felde zog. Ayrenhoff schrieb ein deutsches Trauerspiel in Versen, das gefiel und im Verlaufe eines Jahres (1766) drei Auflagen erlebte. In Heufeld hat Wien mit einem Male auch einen Originaldichter, dessen Lustspiele „Der Geburtstag", „Die Haushaltung nach der Mode", „Der Liebhaber nach der Mode", „Julie", „Der Bauer aus dem Gebirge" gefielen, auch in Hamburg zur Aufführung kamen und von Lessing in der „Dramaturgie" eingehend gewürdigt wurden. Wirksamer als all diese wohlgemeinten Bestrebungen waren die im Jahre 1767 erschienenen „Briefe über die Wienerische Schaubühne" von Sonnenfels. Sonnenfels war einer der Träger der Ideen der „Aufklärung" und wurde in seinen politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen sowohl vom Staatsrathe Gebler (der selbst dichtete und als enthusiastischer Lessing-Verehrer bekannt ist), als vom Staatskanzler Fürsten Kaunitz und von van Swieten wirksam bei der Kaiserin unterstützt.

Ein junger Bankier, Namens Bender, hatte die Direction übernommen, der übertrug die Aufsicht dem Lustspieldichter Heufeld und nahm den Literaten Klemm als Theatersecretär auf. Die Sache schien sich auf das beste anzubahnen, als Bender nach wenigen Monaten die Direction niederlegte und der Oberstlieutenant Affligio als Pächter eintrat. Heufeld wurde beurlaubt, Klemm legte sein Amt nieder. Der Gaukler Bernardon (Kurz) stand wieder oben auf. Da begann nun ein allgemeiner Sturmlauf gegen Affligio; Gebler, Sonnenfels eiferten in Denkschriften. Affligio hält wohl seinen Contract aufrecht, aber Sonnenfels wird Theatralcensor (1769). „Die Fratze fällt völlig zu Boden, und ob es gleich noch eine Menge Fratzenspiele auf unserer Bühne gibt, so haben dieselben nur einige Zuschauer und die guten Stücke immer einen vollen Hörsaal" — berichtet ein Zeitgenosse. Die Blicke von ganz Deutschland richten sich auf das Wiener Experiment, Weiße in Leipzig, der allmächtige Dictator Klotz in Halle geizen nicht mit ermunterndem Beifall. Die Kaiserin beantwortet die zweite Denkschrift Sonnenfels mit der Resolution, nach welcher „das Extemporiren auf ewig verboten" wird (1770). Bei aller Unterstützung von oben war die Sache nicht leicht; gegen Sonnenfels arbeiteten die Dunkelmänner, die Liebhaber der Stegreifkomödie und die durch seine literarische Cliquenwirthschaft und boshaften Angriffe in die Opposition getriebenen Vorkämpfer des guten Geschmacks Klemm und Heufeld, die ihn zu Anfang 1769 in einer auf ihn gemünzten Komödie: „Der auf den Parnaß versetzte grüne Hut", in welcher Hanswurst am Schlusse unter allgemeinem Beifall gekrönt wird, dem Hohne preisgegeben hatten. Um so energischer war Sonnenfels. Die Bühne wurde nach den Ferien 1769 mit einem einactigen allegorischen Drama „Das Gericht Apollos oder das bestrafte Urtheil Vindobonens", worin gleichsam das vernichtende Urtheil über die ganze Vergangenheit des Wiener Theaters ausgesprochen war, eröffnet. Deutsche Originallustspiele wechseln nun mit Uebersetzungen beliebter französischer rührender Lustspiele. Nachfolgend das Repertoire der Bühne vom März bis 16. Juni 1769: „Der blinde Ehemann" von Krüger, „Julie" von Heufeld, „Graf von Olsbach" von Brandes, „Verwechslung" von Voltaire, „Alzire" von Voltaire, „Mysogyn" von Lessing, „Stumme Schönheit" von Schlegel, „Der poetische Landedelmann" von Destouches, „Nanine" von Voltaire, „Zaire" von Voltaire, „Nanine", „Der Schein trügt" von Brandes, dasselbe, „Sehende Blinde" von Le Grand, „Nanine", „Pamela" von Goldoni, „Crispus" von Weiße (wiederholt), „Der Furchtsame" von Hafner, „Canut" von Schlegel (wiederholt), „Mysogyn", „Wohlthaten unter Anverwandten" von Klemm (wiederholt), „Die Schottländerin" von Voltaire (wiederholt), „Der Mißtrauische" von Weiße, „Lottchen" von Weiße, „Minna von Barnhelm" (seit 1767 Cassastück), „Der Triumph der guten Frauen" von Schlegel. Staatsrath Gebler berichtet: „Die Denkungsart hat bis auf den gemeinsten Pöbel sich augenscheinlich geändert, so daß ein Impressario mit Hannswurst und Bernadoniaden, ja sogar mit besseren Fratzen, die auswärts noch Beifall finden, jetzt sein Glück in Wien schlecht machen würde" (1770). Einen Augenblick lang dachte man daran, noch vor der Anstellung Sonnenfels Lessing als Dramaturgen und Theaterdichter mit einem Jahrgehalt von 3000 Gulden nach Wien zu berufen. Später wurde der Plan ernsthaft wieder aufgenommen, als Lessing mit Klopstock an die Spitze einer zu gründenden deutschen Akademie treten sollte. Die Schauspielgesellschaft wurde durch viele vortreffliche Kräfte sehr gehoben; einzelne Aufführungen waren nach dem Urtheile der Eva König vollendet, und der Geschmack des Publicums jener Zeit spricht sich in den Lessing bei seiner Anwesenheit in Wien im Theater dargebrachten lärmenden Ovationen deutlich genug aus. Es darf auch nicht vergessen werden, daß die Schauspieler selbst, und darunter jene, die 20 Jahre lang in der extemporirten Komödie mitgewirkt, glänzende Proben eines schlagfertigen Geistes gegeben und lauten Beifall geerntet hatten, offen als Gegner der Burleske auftraten, mehrfach Schritte gegen Affligio unternahmen und an der Opposition mitarbeiteten so lange und so thätig, bis der Mitregent, Kaiser Joseph II., das Theater aus den Händen der Pächter nahm. Am 17. Februar 1776 erschien die Verordnung, „daß der Kaiser das Theater nächst der Burg zum Hof- und National-

Digitized by Google

theater erhebe und daß von nun an nichts als gute und regelmäßige Originale und wohlgerathene Uebersetzungen aus andern Sprachen darin aufgeführt werden sollten". Der Oberhofmeister Fürst Khevenhiller-Metsch verkündigte den versammelten Schauspielern die Grundsätze, welche fortan maßgebend sein sollten, und gab dabei zu bedenken, daß jetzt das Studium, das Memoriren der vielen Novitäten sehr schwierig sein werde. Da trat die Weidner — diesen Namen führte jetzt die Jugendgeliebte Lessings — vor und hielt im Namen aller Schauspieler eine Ansprache, in welcher sie auf die bitteren Kränkungen hinwies, welche die Acteurs von den Pächtern bisher erdulden mußten und betonte es nachdrücklich und dankbar, daß die Kunst durch den Schutz, den ihr der Kaiser angedeihen lasse, geadelt werde. Das Theater wurde ein kaiserliches Institut und sah sich als die Nationalbühne für Deutschland an. Engel in Berlin, Lessing in Wolfenbüttel, Schröder in Hamburg, Weiße in Leipzig wurden aufgefordert, Vorschläge zu machen, und der Schauspieler Müller besuchte diese erfahrenen Schriftsteller als Abgesandter des Kaisers. Er prüfte die Kräfte fast aller Bühnen Deutschlands und schloß Engagements mit trefflichen Künstlern. Im Januar 1777 kehrte Müller von seiner Reise zurück. Sofort wurden die Lessing'schen Vorschläge genehmigt, Tantièmen festgesetzt, Weiße, der an dem Sitze des Buchhandels lebte, mit dem Ankauf von Büchern, Zeichnungen, Kupferstichen beauftragt. Deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutscher Geschmack, deutsche Kunst sollten sich an diesem Nationaltheater erheben. Mit Stolz sah Joseph II. — wie der Schauspieler Lange in seiner Autobiographie berichtet — auf seine Schöpfung. Großmüthig setzte er die Eintrittspreise herab, um auch die unteren Stände heranzuziehen. Ballet und italienische Oper hörten auf. Der französische Adel demonstrirte, die Logen blieben anfangs unverpachtet. Aber Joseph II. sagte: „Sie werden schon kommen die Cavaliere" — und sie kamen, und ihre Enkel segnen noch heute, selbst diejenigen, welche den Aufklärungsphilosophen auf dem Throne sonst nicht in geschichtlichen Ehren halten — die Feudalen — diese Schöpfung des Monarchen!

Ich habe im Vorstehenden ausführlich die Entstehung des Burgtheaters erzählt, weil die Anfänge dieses berühmten und einflußreichen Instituts wenig bekannt und sämmtliche mir bekannt gewordenen historischen Darstellungen an bedenklichen Irrthümern leiden. Ich könnte meine Abhandlung hier füglich abbrechen, weil es nicht in meiner Absicht und in meinem Berufe liegt, eine Geschichte des Burgtheaters zu schreiben oder eine ästhetische Charakteristik seiner Leistungen zu bieten. An dieser Stelle tritt ja Laubes Geschichte des Hofburgtheaters willkommen ein. Für den Zustand unseres Theaters um das Jahr 1780 besitzen wir ferner in Schröder (vgl. Schröders Biographie von Meyer) einen classischen Zeugen, der über die schauspielerischen Kräfte, denen er sich zugesellte, über die Theilnahme des Fürsten Kaunitz und Josephs II. uns die erwünschtesten Aufschlüsse gibt, und von der Empfänglichkeit und dem Kunstverständniß des Publicums, das er auch mit Shakespeare bekannt machte, in warmen Worten spricht. Aber wir erfahren auch, daß ein vielköpfiges Regiment, ein Ausschuß aus Schauspielern, der Kameraderie Thüre und Thor geöffnet, und endlich nach vier Jahren das Schröder'sche Ehepaar zwang, Wien zu verlassen. Bis zum Tode Josephs II. finden wir in dem Repertoire des Nationaltheaters keine wesentliche Veränderung; glänzende Schauspielertalente versuchen sich an großen Aufgaben. Goethe und Schiller finden hier die würdigsten Interpreten. Die „Räuber" aber waren Joseph II. zu herausfordernd, zu revolutionär — sie kamen erst 1851 auf die kaiserliche Bühne; „Kabale und Liebe" im Jahre 1808, während „Die Verschwörung des Fiesco", dieses echt republicanische Trauerspiel, sofort Einlaß erhielt. „Don Carlos" blieb dem Nationaltheater ein Decennium unbekannt. 1790 starb Joseph II., der Schützer der dramatischen Kunst und der Künstler. Dem langjährigen Leiter der Bühne, dem Fürsten Rosenberg, dem Freunde des hingeschiedenen Monarchen, ward Graf Ugarte als Nachfolger gesetzt. Leopold II. machte die Künstler zu Hofbeamten und pensionsfähig. Nach zwei Jahren starb Leopold II. und es folgte Kaiser Franz. Die josephinischen Theatergesetze wurden aufgehoben; neue Verordnungen, von bureaukratischem Geiste erfüllt, wurden den Schauspielern vorgelesen; die Künstler sollten die Satzungen unterschreiben. Lessings Freunde, die Weidner (einst Lorenzin) und Müller, der berühmte Just-Darsteller aus der „Minna", wagten einen Protest. Vergeblich! Das Theater sollte in Pacht gegeben werden, es fand sich zum Glück kein Pächter. 1807 wurde das „National"-Theater in ein „Hofburg"-Theater verwandelt. Kotzebue bestieg den theatralischen Thron, der richtige Poet für das Zeitalter des Philiströsen, des patriarchalischen Absolutismus, der heiligen Allianz Metternichs. Madame Weißenthurn — Schauspielerin auf dem Burgtheater — lieferte Stücke, die Ritterstücke gingen lärmend über die Bühne und bildeten die Abwechslung mit der Iffland'schen Tageskost. Wie hausbacken diese Familiendramen auch sein mögen, sie haben der eigentlichen Schauspielkunst dankbare Aufgaben der Charakteristik geboten, die Genremalerei, die Kleinkunst hervorgerufen und die Schauspieler fein zu charakterisiren, das tägliche Leben studiren gelehrt. Aber wie barbarisch ging der Polizeistaat mit den Classikern um; wie empörend wüthete der Rothstift der Censur in den Meisterwerken Schillers! „War kein Obergarderobemeister da?" hatte Ferdinand in „Kabale und Liebe" zu rufen. Der „Präsident" wurde ein „Vicedom", Ferdinand war nicht Sohn, sondern Neffe. „Es gibt eine Gegend in meinem Herzen, worin das Wort Onkel (!!) noch nie gehört worden ist." Der „Patriarch" im „Nathan" verwandelte sich in einen „Comthur der Hospitaliter". An Interesse, an warmer Theilnahme fehlte es Kunst und Künstlern nicht. Weder Presse, noch Partei- und Vereinsleben, noch Parlament zogen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich; die Bühne war die einzige Tribüne, neben ihr gab es keine, weder im Gerichtssaal, noch im Ständehause, noch sonst wo. Das Theater concentrirte alle Aufmerksamkeit; es versammelte die Gebildeten, bildete ihren Hauptgesprächsstoff; eine öffentliche Demonstration, eine Massenkundgebung konnte nur einer Fanny Elsner, einer Jenny Lind gelten. An der Spitze der belletristischen Journale — politische gab es nicht außer dem „Beobachter", dem Organe Gentzs und der Staatskanzlei, und der kaiserlichen „Wiener Ztg." — standen Gedichte auf Schauspieler und ihre hervorragenden Leistungen; die Theater-Recensionen hatten die Ausdehnung der Leitartikel. Und in der That glänzende Talente standen dem Burgtheater zu Gebote. Koch, Roose, Sophie Löwe, Caroline Müller, Sophie Schröder, früher die Adamberger (Theodor Körners Braut), der Heldenspieler Korn, Ludwig Löwe, Costenoble, Heinrich Anschütz. Mit diesen Kräften verschaffte Schreyvogel (von 1814—32) in dem Restaurationszeitalter dem Burgtheater eine tonangebende Stelle. Die Dramen der Classiker wurden dem Theater einverleibt, in Grillparzer fand sich ein Originaldichter von großer Wirkung, wie Schreyvogel selbst „Donna Diana" bearbeitete, so brachte er den „Calderon" zu Ehren, mehrere Stücke von Shakespeare, „Tasso", den „Prinzen von Homburg" zur Darstellung, setzte den „Wilhelm Tell" und den „Götz", zwei verbehmte Werke, bei der Behörde durch, Raupach, Houwald und Schenk lieferten Cassenstücke. Wilhelmi und Fichtner traten zu den älteren Kräften hinzu — ein merkwürdiges Ensemble! Der Oberstkämmerer Graf Czernin beseitigte plötzlich den Schöpfer dieser Kunstblüthe, Schreyvogel, und gab ihm 1832 zum Nachfolger Deinhardstein. Deinhardstein bezeichnet einen Rückschritt des Burgtheaters, nicht in Bezug auf die Schauspielkräfte — diese erhielten werthvollen, bedeutenden Zuwachs durch eine anmuthvolle Liebhaberin des Lustspiels (Fräul. Reche) und eine tragische, Julie Gley (später Rettich), und einen Charakterspieler allerersten Ranges, Carl La Roche. Bauernfeld entfaltete eine außerordentliche dichterische Productionskraft; Halm brachte dem Burgtheater neue Dramen von hinreißender Schönheit der Sprache, starkem Effecte zu, die von durchschlagendem Erfolge begleitet waren. Aber dem Leiter fehlte alle künstlerische Gewissenhaftigkeit, das ästhetische Bewußtsein. Diejenigen, welche Einsicht in die Acten des Hofamtes genommen, wissen sogar Dinge zu erzählen, gegen deren Wiedergabe sich die Feder sträubt, so daß man nicht zu viel sagt, wenn man behauptet, daß seine Verwaltung auch seinen bürgerlichen Charakter

Digitized by Google

nicht sonderlich achtungswerth erscheinen läßt. Man suchte lange nach einem Ersatze und glaubte ihn in Herrn von Holbein gefunden zu haben. Er führte die Direction von 1840—50. Dieses Jahrzehnt ist die Blüthezeit des französischen Lustspiels auf dem Hofburgtheater, das junge Deutschland bringt seine dramatischen Erstlinge, Charlotte Birch-Pfeiffer drängt sich auf die Bühne. Aber dem Novitätenreichthume und dem besten Personal zum Trotze fehlt Sicherheit in der Führung, Consequenz in den Zielen. Dazu kam der ewige Kampf mit der Censur der Metternich'schen Staatsverwaltung. — Da bricht der 13. März 1848 herein, und sein Sturmeswehen jagt Metternich und sein System hinweg. In den Märztagen vom 13. bis 20. März 1848 war das Theater geschlossen. Unendlicher Jubel tönte durch das alte Haus, als Kaiser Ferdinand dasselbe am 23. März 1848 besuchte.*) Die Censur war aufgehoben. Am 29. März erschien, als nächste Folge der Aufhebung, Halms dramatisches Gedicht: „Verbot und Befehl". Am Morgen des 24. April 1848, dem ersten Spieltage nach der Charwoche, trug der Anschlagzettel des Burgtheaters die Bezeichnung: „K. K. Hof- und Nationaltheater". Eine kaiserliche Entschließung hatte, einer Petition zuvorkommend, die Restituirung des josephinischen Titels angeordnet. Die festliche Vorstellung brachte Laubes „Karlsschüler". Hebbel, Gustav Freytag erschienen mit Novitäten. Die stürmischen Maitage brachen herein und das Burgtheater wurde wieder geschlossen, und diese Störungen wiederholten sich selbstverständlich während der Octoberrevolution. Inzwischen hatte Graf Dietrichstein den glänzenden Erfolg der „Karlsschüler" benutzt, um deren Verfasser als artistischen Director dem Kaiser vorzuschlagen. Die Verhandlungen dauerten lange, Laubes Name trug den Sieg davon über alle Vorschläge, die gemacht wurden (Grillparzer, Bauernfeld, Gutzkow, Halm, Zedlitz). Am Sylvesterabend 1849 wurden die Hofschauspieler mit der Nachricht überrascht, daß Laube zum Director ernannt sei. Ueber Laube als Theaterdirector etwas zu sagen, halte ich für überflüssig. Er hat ja selbst ein compte rendu über seine 18jährige Thätigkeit gegeben. Nach den Ferien 1852 hatte das Burgtheater wieder den Titel „Nationaltheater" ablegen müssen, der die Machthaber zu geniren schien.

Die Culturbedeutung dieses Instituts bedarf fürwahr keiner besonderen Würdigung. Das Hofburgtheater vermittelte in einer Zeit, wo jede geistige Verbindung Oesterreichs mit Deutschland unterbrochen und gehemmt war, den Inhalt geistiger Production Deutschlands den Oesterreichern; es hat die größten Aufgaben der Menschendarstellung in vollendetster Weise gelöst, den Ton der besten Gesellschaft zum Ausdruck gebracht, die Weihe der Kunst stets bewahrt, sich als eines der segensreichsten Bildungsinstitute erwiesen, eine ganze Reihe schaffender Talente gefesselt, Grillparzer, Bauernfeld, Hebbel, Halm, Mosenthal, Wilbrandt zu immer neuen Productionen ermuntert, sich als ein kräftiger Repräsentant der schauspielerischen Disciplin, des künstlerischen Ensembles, gegenüber dem Virtuosenthum der Wanderkünstler erwiesen, seine Traditionen bis auf diesen Tag in Ehren gehalten. Es feiert sein 100jähriges Jubiläum noch in den alten Räumen. Nicht lange mehr und ein neues, groß angelegtes Theater wird die Künstler vom Michaelerplatze aufnehmen. Möge der Genius loci mit den Künstlern aus den ehrwürdigen Räumen an die neue Stätte ziehen, und die edle Schauspielkunst dort eine würdige Fortsetzung finden, zur Ehre und zum Ruhme deutscher Art und Sitte!

Dingelstedt.

II.

Eines der schlimmsten Gravamina, welche der böse Ruf gegen Dingelstedt erhoben hat, ist das der Hofmännerei und des höfisch geschmeidigen Intrigantenthums. Aber es ist ein Etwas in dem Wesen des Mannes, was mir zu diesem Ruf absolut nicht passen will, das ist die nicht zu zügelnde Brüskerie seines Wortes und auch seiner Action, wenn er sich piquirt fühlt, wenn sich das Bewußtsein des Geistesaristokraten in ihm gegen den Hochmuth sonstigen Aristokratenthums, oder gegen bornirten Unverstand, sei es eines Hohen oder Niedern, der ihm seine Kreise stört, aufbäumt. Er hat die ausgezeichnet feinen, bisweilen sogar, wenn er allen Gehalt seines Umgangs darin aufgehen läßt, abwehrend feinen, mehr ex- als inclusiven Manieren, die sich auf dem Parquet der Fürstensäle gewinnen; aber naturam expellas furca — das heißt, die Ursprünglichkeit seines unabhängigen Wesens läßt sich doch nicht mit dem Ceremonienstäbchen bannen. Was für ein Geschrei entfesselte er im vorigen Jahre erst gegen seine „plebejische Ungeschlachtheit" in dem, profanen Sterblichen sonst so unzugänglichen Kreise erlauchter und hochgeborner Damen, welche sich zu den französischen Wohlthätigkeitsvorstellungen im Palais Auersperg zusammengethan hatten und die ihm, nach ihrer Meinung, die wahrscheinlich überwältigende Ehre anthaten, sich unter seine, immer ja doch nur von bürgerlicher Herkunft datirende, Regie stellen zu wollen! Eine Probe machte er in deren fürstlichen Palais mit, dann kam die Notiz in die Zeitungen, die Damen hätten Herrn Jauner, der damals noch nicht einmal Hofoperndirector war, eingeladen, den Herrn Hofrath v. Dingelstedt, der sich zurückgezogen habe, zu ersetzen. Als Commentar dazu erzählte die Coulissenchronik, der, zum mindesten auf der Bühne, keinen Unterschied des Ranges anerkennende Director des Burgtheaters, für den jedes Podium, auch das in einem Fürstenpalais, nur aus gewöhnlichen, gleich zu tractirenden Brettern bestehe, habe ein heftiges Rencontre mit der Fürstin Pauline Metternich gehabt, weil die Dame, deren stark souveränes Naturell überhaupt mit den Begriffen strenger Regiedisciplin nur schwer in Einklang zu setzen ist, ein Bischen zu wenig vor Augen gehabt, daß sie, hier auf der Probe, nur Schauspielerin, und ein Bischen zu viel, daß sie Fürstin sei. Ueber die Natur dieses Rencontres gab es die grellsten Versionen und vor einigen Tagen erst war in einem Blatte, welches die Reminiscenz hervorholte, zu lesen, Dingelstedt habe die Fürstin angeherrscht: „Donnerwetter, machen Sie doch die Thüre zu!" Vor Allem nun wurde bei jenen Proben gar nicht deutsch, sondern französisch gesprochen, da Personen an denselben participirten, die des Deutschen nicht mächtig waren. Dann aber setzte es auch kein französisches Donnerwetter, sondern es handelte sich nur um diplomatische Auseinandersetzungen in feingefügten Briefchen, die allerdings mit einem diplomatischen Bruche endeten. Die Fürstin hatte Dingelstedt bei der zweiten Probe anderthalb Stunden auf ihr Erscheinen warten lassen und die Probe hatte nicht beginnen können. Am nächsten Tage blieb er weg und die Fürstin wartete ihrerseits vergeblich. Darauf schrieb sie ihm ein äußerst verbindliches Billet mit der Frage, ob er sie blos für ihre Ungezogenheit vom Tage vorher habe strafen wollen? Und seine Antwort lautete nicht minder verbindlich, daß er nur sich selbst bestrafe, wenn er sich den Genüssen einer solchen Unterhaltung entziehe, daß aber seine anderweitige Beschäftigung es ihm unmöglich mache, anderthalb Stunden auf einen Mitwirkenden zu warten. Es folgte dann noch Replik und Duplik — und Dingelstedt kam nicht. Bis in die höchsten Kreise hinauf setzte das damals Spektakel ab und ein paar Tage ging das Gerede, Dingelstedts Position sei erschüttert, weil er sich auf den „Dictator" hinausspiele und sich um die Rücksichten nicht kümmere, die man als Hoftheaterdirector der Hocharistokratie schuldig sei. Und manche Nachgiebigkeit in Dingen, die ihm als bloße Detailsfragen erscheinen und deren Concediren und Acceptiren ihm als allzu schweigsame Dienstwilligkeit ausgelegt wird, entsteht nur, ich möchte sagen, aus seiner Furcht vor sich selber und vor seiner Geneigtheit, Competenzconflicte scharf zu behandeln. „Soll ich das oder jenes Schauspielergesuch zurückweisen, damit es oben doch bewilligt wird? Soll ich Das, oder Jenes nicht thun, um es mir hinterdrein von oben befehlen zu lassen und entweder gehorsam sein oder wegen einer Nebensache die Cabinetsfrage stellen zu müssen?" So kann es ihm allerdings nicht geschehen, was

*) Von hier angefangen, benutze ich an mancher Stelle die mir durch die Freundlichkeit des Verlegers Leop. Rosner zugegangenen Aushängebogen einer demnächst erscheinenden Chronik des Burgtheaters von Dr. Wlassack.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Laube einmal geschah, als er die, um eines königlichen Gastes willen von ihm begehrte Repertoireänderung für unmöglich erklärte und am andern Morgen trotzdem das hohen Ortes gewünschte Stück an den Straßenecken angezeigt fand, da der eigentliche Hoftheatersouverän von damals, der seither verstorbene Hofrath Raymond, die Theaterzettel auf sein souveränes Geheiß hatte drucken lassen. Aber auch Laube ging damals nicht, weil man eben in gewissen Stellungen nicht so leicht die Cabinetsfrage aufwirft und mit derselben herumwirft, wie es sich zum Beispiel Herr Depretis, unser cisleithanischer Schatzkanzler und Besserwerdens-Diagnostiker, neuester Zeit angewöhnt hat, um doch schließlich nicht Ernst damit zu machen, und weil man in gewissen Stellungen mit Dingen und Verhältnissen rechnen muß, die man von vorneherein perhorresciren kann, indem man sich gar nicht in ihre Nähe begibt, die man aber gelten zu lassen gezwungen ist, wenn man sie einmal dadurch anerkannt hat, daß man in ihren Kreis getreten ist.

Wie es aber mit der Hofmännerei Dingelstedts nicht so ganz seine Richtigkeit hat, scheint es mir auch mit seinem Talent zur Intriguensucht nicht am glänzendsten bestellt. Nicht, daß ich behaupten möchte, es mangle ihm die Gabe, den Vortheil seiner Stellung zu wahren und den Kampf des Daseins gegen unbequeme Widersacher aufzunehmen, nicht daß ich meinte, er würde sich darauf capriciren, lieber gar nicht die Treppe emporzukommen, wenn es nicht die Vordertreppe ist, und er sie nicht durch das breitgeöffnete Stiegenhaus hindurch beschreiten kann — er hat da ein eigenes Kraftgefühl souveränen Hohns, aus welchem heraus er sich die Doctrin construirt, daß derjenige eigentlich recht klein ist, der sich in seinem Hause noch andere Treppen, außer der Haupttreppe anlegt und dadurch, daß er die Passage über dieselbe erschwert oder ganz abschließt, die Leute zwingt, sich nach den Hintertreppen zu wenden. Verliert aber Einer, der was taugt, dadurch, daß er sich um jeden Preis emporarbeitet, dorthin, wo er sein Können am fruchtbringendsten, am nützlichsten verwerthen zu dürfen glaubt? Und ist ein solcher Mann hoch oben und zeigt er, daß er seines Platzes werth ist, büßt er dadurch an seinem Werthe ein, weil er sein Emporkommen denen, die ohne ihn ebenso leicht einen Schlechteren dahin gestellt hätten, octroyirt hat? So wie Bauernfeld in den Salons unsrer Finanzaristokratie seinen stets bereiten Platz hat, ohne daß es Jemandem einfallen wird, es könne ihn dies im Lichte der Schmarotzerei erscheinen lassen, so wird Dingelstedt sich vielleicht zum Antichambriren bequemen, aber er wird nie vergessen lassen, wer da eigentlich antichambrirt, und daß er eigentlich derjenige ist, der dem Audienzgeber Audienz gibt. Für den schleichenden Gang der Intrigue aber ist sein Schritt zu dröhnend und zu rasch — er bricht zumeist erschreckend schnell und in geradezu verblüffender Offenheit mit seinen Endplänen und Endzielen hervor, aus denen er, hier in Wien zum mindesten, nirgends und vor Niemandem ein Hehl gemacht hat. Ich hab's persönlich, gleich bei meiner ersten Begegnung mit ihm erfahren. Sie geschah unter nicht ganz behaglichen Umständen. Anderthalb Jahrzehnte hindurch ein schier dogmenhaft treuer Anhänger Laubes — eine Anhängerschaft, die ich vermuthlich mein Lebtag nicht mehr loswerde, die loszuwerden ich mich auch nicht mühe — war ich durch seinen gezwungen-freiwilligen Rücktritt vom Burgtheater, wie von einem Schlage in meine tiefste Empfindung hinein, getroffen worden. Nie werde ich jenes September-Nachmittags des Jahres 1867 vergessen, als ich, die Treppe zu den Directionsbureaux des Burgtheaters hinaufsteigend, auf Kraftel und Mosenthal traf, die von dort eben herabkamen und mir die Nachricht gaben: „In diesem Augenblick grade hat er das Decret mit der Genehmigung seines Entlassungsgesuches bekommen". Ich trat bei Laube ein, der mir das amtliche Document entgegenreichte und mit der kurzen Rüstung zum Abschiednehmen fortfuhr. Ein paar Briefe steckte er zu sich, etliche ganze und zerbröckelnde Cigarren aus der Cigarrenlade sammelte er in das Hinterlassenschaftsinventar, dann nahm er Hut und Stock und das Scheidelied aus Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind" anstimmend: „So leb' denn wohl, du stilles Haus", trat er über die Schwelle und ging, von mir begleitet, nach Hause, seinen Hund zum gewöhnlichen Nachmittags-Spaziergang zu holen. Mir war's tief weh um's Herz und leidenschaftlicher als für eine persönliche Sache stürzte ich mich in den polemischen Kampf für den Hinausmanövrirten und ich, der's zu seinen negativen guten Eigenschaften zählt, des eigenen Ichs wegen nie eine journalistische Fehde geführt zu haben, ich konnte die Feder nicht zu maßhaltender Ruhe zwingen, da es sich um Laube handelte. Und da Dingelstedts Name gleich damals schon mit der Entlassung und der Nachfolgerschaft Laubes in directesten Causalnexus gesetzt wurde, und dieser Name nach keiner Richtung hin in Wien zu den populärsten zählte — die Persönlichkeit des Mannes war so gut, wie nicht gekannt, da er nur seltensten, flüchtigsten Aufenthalt in Wien genommen —, so hatte sich alsbald ein Kreuzzug gegen ihn organisirt, der an streitbarer Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig ließ, und bei dem ich mich nicht in die hintersten Schlachtreihen zurückzog. Nur wurde freilich nicht Dingelstedt, sondern Wolf der unmittelbare Nachfolger Laubes, und Dingelstedt erhielt die etwas halsbrecherische Aufgabe, das neue Opernhaus zu eröffnen und ein Haus, mit weltstädtischer Verschwendung für eine Weltstadt angelegt, mit verhältnißmäßig viel zu geringer Subvention und einem engbemessenen Theaterpublicum, nicht blos zu künstlerischem, sondern auch zu pecuniärem Flor zu bringen, eine Aufgabe, deren ersten Theil er entschieden mehr als seine Nachfolger löste, ohne daß diese zum Ersatz den zweiten besser gelöst hätten. Man glaubte aber nicht an seine aufrichtige Lust, Operndirector zu bleiben, und wollte ihn nie anders, als mit dem einen Augen schon nach dem Burgtheater hinbegehren sehen. So weit dies eine Auge im Spiel war, sah man auch richtig; man täuschte sich nur bezüglich des zweiten, das an dem Opernhause hängen blieb, und da eben komme ich auf seine verblüffende Offenheit. Mitten in der heftigsten Polemik gegen den „Verdränger Laubes" traf ich unter befreundetem Dache mit Dingelstedt zusammen und, ohne daß natürlich der kritischen Gegnerschaft in dem zwanglos geführten Gespräche auch nur mit einem Worte gedacht wurde, suchte Dingelstedt eine Klarheit über seine Position zu geben und mir sein Programm zu entwickeln, das Programm, mit dem er nach Wien gekommen sei, mit dem er nach Wien zu kommen gestrebt habe. Und als Einleitung dazu kam mir die Erklärung förmlich an den Kopf geflogen: „Mann gegen Mann gesprochen, ich will Generaldirector der beiden Hoftheater werden — ich kann's leisten, ich fühle die Arbeitskraft dazu in mir und deshalb will ich's werden". Das war offen gesprochen, so rücksichtslos offen, daß meine damalige Voreingenommenheit gegen ihn nur ein neues Motiv für ihre Berechtigung darin suchte. Ein vollständiges Anklageplaidoyer gegen die Generalintendanz schloß sich daran, ein Plaidoyer, das, wie ich mich später überzeugte, in seinen gegen den Intendanten, Baron Münch, den Dichter der „Griseldis" und des „Sohn der Wildniß" gerichteten Pointen, die volle Wahrheit für sich hatte. Baron Münch hatte ihm das Generaldirectorat in Aussicht gestellt. In der sichern Erwartung dieses thatsächlich lockend weit gedehnten Wirkungskreises war er nach Wien gekommen und hatte allerdings die Direction der Hofoper nur als ein Provisorium übernommen, aber nicht, um von dem Opernplatze ganz weg nach dem Michaelerplatze zu übersiedeln, sondern um von da aus, als seinem Hauptquartier, beide Plätze zu commandiren. Aber gleich die erste Zeit seiner Wirksamkeit an der Oper und seines Verkehrs mit der Generalintendanz ließ ihn erkennen, daß jene Zusage vielleicht einer momentanen Willensanwandlung des Intendanten entsprungen war, daß aber nicht ernstlich daran gedacht und noch weniger Ernst damit gemacht werde. Gegnerische Elemente stemmten sich dawider, die sich bis heute nicht haben besiegen lassen, und die heute noch Dingelstedt die Klage gegen das Andenken des verstorbenen Friedrich Halm entringen, daß er sieben Jahre in Wien bis jetzt zubringe, ohne Anderes als Stückwerk leisten zu können, weil er nur in der Vereinigung der beiden Theater und ihrer künstlerischen Verschmelzung die Möglichkeit sehe, sowohl dem großen Schauspiel die entsprechende scenische Einrahmung zu schaffen, als dem,

Digitized by Google

wider alle mögliche Berechnung angelegten und eingerichteten Opernhause einen Rückhalt und eine Mannichfaltigkeit des Genres zu geben, durch welche das Problem gelöst werden könnte, nicht jeden Tag singen lassen zu dürfen, ohne doch das Haus sperren zu müssen. Aber von dieser angestrebten und erhofften Doppelherrschaft ist bis zur Stunde nichts realisirt, als daß er im Opernhause noch immer seine Amtswohnung hat, seine Amtsstätte jedoch nur im Burgtheater.

Damals, wie gesagt, da ich diese brüske Offenheit noch nicht als einen unverfälschten Ausfluß natürlichster Individualität kennen gelernt hatte, übte sie das gerade Gegentheil der, ich will nicht sagen, beabsichtigten, doch aber unter geänderten Umständen möglichen Wirkung auf mich, und ich hielt mich abseits von ihm, der auch mich nicht weiter suchte, bis sein Directionsantritt im Burgtheater und der daraus sich ergebende anfängliche Zwangsverkehr mich an ihn herannöthigte und mir den Eindruck gab, einer Persönlichkeit gegenüber zu sein, die abgesehen ganz vom Namen und sonstiger fachmännischer Bedeutung, als individuelle Natur mächtig anziehend genug sein konnte, um die Mühe zu lohnen, wenn man sich auf das Studium derselben verlegte und ihre scheinbaren Unebenheiten sich zurechtzulegen trachtete. Wie viel Genuß in dem Umgang mit Menschen verscherzen wir uns überhaupt und wie viel Ungerechtigkeit üben wir mit unsern scheinbar berechtigtsten Urtheilen, weil wir mit Schwächen und Fehlern, die wir wahrnehmen, nichts anzufangen pflegen, als uns von ihnen abstoßen zu lassen, oder den vielbeliebten, fadenscheinigen Mantel der christlichen Indolenz darüber zu breiten, anstatt zu untersuchen, in welchem Einklang sie mit der ganzen Wesenheit des Menschen stehen, dem sie anhaften, und ob sie nicht, im Zusammenhalt mit eben dem übrigen Wesen, sich in eine Harmonie zusammenfügen, die vielleicht nicht die für uns Erdenkinder ziemlich interesselose der Engel, sondern die aus dem Beobachten grade sich ergebende fesselnde Harmonie eines interessanten Menschencharakters ist. Ich freue mich wahr und aufrichtig und betrachte es als einen Gewinn für meine Freude am Menschenthum, mich in Dingelstedt zurechtgefunden und mir den Gesichtspunkt fixirt zu haben, von dem aus die widerspruchsvollen Augenscheinlichkeiten dieser wunderlich combinirten Menschenseele zu einer stimmungsvollen Einheitlichkeit zusammenfließen. Dieser „frivole" Dingelstedt hat auf den lichtesten Höhen des Lebenswohles seine geistige Einsiedlerhütte aufgeschlagen, in der ihn freilich die Wenigsten aufsuchen, und dieser „faule" Dingelstedt gebietet über eine Arbeitskraft, für die zwei vereinte Theater kaum hinreichen — so daß er mitunter nicht aufgelegt ist, blos für eines zu arbeiten.

Sigmund Schlesinger.

Goethes Drama „Der Falke".

Gar mancher Leser, der seinen Goethe gut inne hat, wird bei obiger Aufschrift stutzen und bei sich denken: „Seltsam! Von einem solchen Drama hab ich doch noch nie gehört". Zur Beruhigung möge ihm dienen, daß auch ich es nicht kenne, daß Niemand unter den Lebenden es kennt. Ob überhaupt, was Goethe davon geschrieben, noch existirt? Wahrscheinlich ist es mit manchen andern Sachen aus älterer Zeit von dem Dichter vor seiner Abreise nach Italien vernichtet worden.

Kunde von der Dichtung erhalten wir aus Goethes Briefen an Frau von Stein. Zuerst in dem Briefe vom 8. August 1776. Aus Ilmenau schreibt er:

„Liebster Engel! Ich hab' an meinem Falken geschrieben, meine Giovanna wird viel von Lili haben, Du erlaubst mir aber doch, daß ich einige Tropfen Deines Wesens drein gieße, nur so viel es braucht, um zu tingiren. Dein Verhältniß zu mir ist so heilig, sonderbar, daß ich erst recht bei dieser Gelegenheit fühlte: es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden, Menschen könnens nicht sehen. Vielleicht macht mirs einige Augenblicke wohl, meine verklungenen Leiden wieder als Drama zu verkehren".

Vier Tage später, ebenfalls aus Ilmenau, heißt es:

„Ich hab' am Falken geschrieben und hoffe was zusammenzubringen".

Aus der abrupten Art der ersten Briefstelle sehen wir, daß in Gesprächen mit Frau von Stein die Dichtung schon behandelt worden war, wie sie ja denn die Vertraute aller seiner literarischen Pläne um diese Zeit war.

Nach der Rückkehr nach Weimar finden wir nur noch in einem Billet vom 18. September die Frage: „Was ist denn Ihr Falke für eine Art?" Der Herausgeber der Briefe, A. Schöll, verweist dabei auf die Seitenzahlen der früheren beiden Briefstellen. Aber von der Dichtung kann hier nicht die Rede sein; höchstens kann darin eine Anspielung liegen. Das Billet ist nach Kochberg gerichtet, wo die Stein damals sich aufhielt. Vermuthlich hatte sie, anspielend auf die Ilmenauer Briefe, ihm gemeldet, daß sie jetzt auch mit einem Falken (einem lebenden nämlich) beschäftigt sei, worauf dann seine Frage sich bezieht.

Was nun den Stoff der Dichtung angeht, so werden wir vom Dichter selbst durch den Namen Giovanna auf eine italienische Quelle geführt. Da lag es allerdings nahe, an die Novelle Boccaccios (Decam. V, 9) „Der Edelfalke" zu denken. Und der Inhalt derselben bestätigt diese schon längst aufgestellte Vermuthung durchaus.

Boccaccio erzählt von einem jungen florentinischen Ritter, Federigo di Messer Filippo Alberighi, der sich, „wie es edlen Rittern meist geschieht", in eine Dame, Madonna Giovanna, verliebte, die für eine der schönsten und liebenswürdigsten Damen in Florenz galt. Ihr zu Liebe machte er großen Aufwand und verschwendete in Turnieren und Festen sein Hab' und Gut; sie aber kümmerte sich nicht um ihn. Zuletzt blieb ihm nichts als ein bescheidenes Landgütchen, von dessen Ertrage er ärmlich leben konnte, und ein gut abgerichteter Edelfalke. Er glaubte in der Stadt nicht länger standesgemäß leben zu können und zog sich daher auf dies Gütchen zurück, wo er sich der Vogeljagd mit Eifer hingab.

Um diese Zeit starb Giovannas Gemahl. Sie begab sich nach florentinischer Sitte den Sommer über mit ihrem einzigen Kinde, einem Knaben, nach einem Landgute, das nicht weit von dem Federigos lag. Der Knabe wurde bald mit Federigo vertraut und hatte große Freude an dessen Falken; gern hätte er ihn besessen, wagte aber nicht Federigo darum zu bitten. Bald darauf erkrankte das Kind, und die Mutter, die sich ganz seiner Pflege widmete, fragte ihn einst, ob er einen Wunsch hege, den sie ihm erfüllen könne. Der Knabe erwiderte, er habe nur einen Wunsch: Federigos Falken, und glaube, er werde wieder gesund werden, wenn dieser Wunsch in Erfüllung ginge.

Giovanna bedachte, was in dieser eigenthümlichen Lage zu thun sei. Sie trug Bedenken, dem Ritter diese einzige ihm gebliebene Freude zu rauben; endlich aber siegte die Mutterliebe — am andern Morgen kam sie in Begleitung einer andern Dame wie zufällig in die Nähe von Federigos Hütte.

Froh erschrocken begrüßte sie der grade im Garten beschäftigte Ritter. Sie sagte: „Ich komme, Dich von dem Kummer zu heilen, den Du um meinetwillen littest, da Du mich mehr liebtest, als Dir gut gewesen wäre; die Heilung aber soll darin bestehen, daß ich heute Morgen mit dieser Gefährtin traulich bei Dir frühstücken werde". Federigo antwortete ihr demüthig: „Madonna, ich erinnere mich nicht, daß ich je durch Euch Kummer erfuhr, wohl aber so viel Gutes, daß, wenn ich je einigen Werth hatte, nur Eure Tugenden und die Liebe, die ich zu Euch trug, mir ihn verliehen haben; und gewiß ist dieses Geschenk Eures Besuchs mir theurer, als wenn mir von neuem vergönnt wäre aufzuwenden, was ich damals aufwandte, obwohl Ihr jetzt freilich zu einem armen Wirthe gekommen seid". Er bat sie nun, in Gesellschaft der Frau eines Arbeiters im Garten zu bleiben, während er gehe, den Tisch zu bereiten.

Jetzt erst wurde ihm seine Armuth, die er bis dahin nicht als Last gefühlt hatte, fühlbar und drückend. Seinen eigenen Arbeiter um Geld anzusprechen, um etwas dafür zu kaufen, ging ihm gegen die Ehre. Da fiel ihm sein Falke in die Augen, er ergriff ihn, und „da er sah, daß er feist war, glaubte er an ihm ein würdiges Gericht für eine so edle Dame gefunden zu haben". (Falken, bemerke ich, wurden in der That im Mittelalter als ein wohlschmeckender Braten betrachtet und in den feinsten Hofkreisen verzehrt.) Ohne sich zu besinnen, drehte er ihm den Hals um,

Digitized by Google

ließ ihn von einer Magd braten, deckte den Tisch und eilte in den Garten, um die Damen zum Imbiß zu laden.

Nach dem Essen erzählte Giovanna den Anlaß ihres Besuches und sprach die Bitte aus, daß Federigo ihrem kranken Kinde den Falken schenke. Da brachen Thränen aus Federigos Augen; Giovanna glaubte, er weine, weil es ihm schwer werde, sich von dem Falken zu trennen, und war schon im Begriff, ihre Bitte zurückzunehmen, als er ihr den Thatbestand mittheilte. Giovanna tadelte ihn, daß er um ihretwillen ein solch edles Thier getödtet, pries aber zugleich in ihrem Innern den Adel seiner Seele und seine Aufopferungsfähigkeit. Sie verabschiedete sich und kehrte zu dem Knaben zurück, dessen Zustand sich so verschlimmerte, daß er nach wenigen Tagen starb.

Nach längerer Zeit redeten Giovannas Brüder ihr zu, sie solle, da sie noch jung und schön sei, wieder heirathen. Da gedachte sie an Federigos Liebe und Aufopferung, und erklärte, wenn es denn sein solle, so wolle sie keinen andern als Federigo zum Manne. Die Brüder verspotteten sie, da er ja gar nichts weiter besitze. Sie aber erwiderte: „Ich will lieber einen Mann, der Reichthum nöthig hat, als Reichthum, der einen Mann nöthig hätte". Darauf willigten die Brüder ein, und Federigo „sah sich im Besitze der so zärtlich von ihm geliebten Dame und lebte mit ihr als ein besserer Haushalter bis ans Ende seiner Tage".

Es liegt auf der Hand, was Goethe gerade damals an dieser Novelle anzog und ihn bestimmte, sie dichterisch zu bearbeiten; es war die Aehnlichkeit seiner eigenen Situation mit der Federigos. Sie liegt in dem Verhältniß zwischen Federigo und Giovanna, zwischen Goethe und Frau von Stein. Auch er liebte das Weib eines Andern, ohne die Hoffnung, jemals in den Besitz der Geliebten kommen zu können. Und auch das Aeußere der Lebensweise Goethes in Weimar hatte viel ähnliches. Goethe hatte sich in der ersten Zeit in Weimar deshalb nicht recht behaglich gefühlt, weil er kein Eigenthum besaß. Im April 1776 hatte er, durch Vermittlung von Bertuch, einen Garten vor dem Thore mit kleinem Hause käuflich erworben und zum ersten Mal am 18. Mai dort geschlafen. Auch in der Folge bis zur italienischen Reise lebte er am liebsten dort. In dieser glücklichen Zurückgezogenheit besuchten ihn seine Freunde, besuchte ihn Karl August, besuchte ihn oftmals auch Frau von Stein. Wenn gerade um diese Zeit dem Dichter Boccaccios Decamerone in die Hände fiel, war es nicht begreiflich, daß er zwischen dem Inhalt der Novelle und dem Inhalt seines damaligen Lebens viele Beziehungen und Aehnlichkeiten fand?

Aber nicht das Verhältniß zur Stein sollte den Grundgedanken bilden, sondern das zu Lili, denn er will seine „verklungenen Leiden wieder als Drama verkehren". Erst dadurch konnte er wirklich fertig werden mit dieser Liebe zu Lili, die, wenn auch schon in der letzten Frankfurter Zeit äußerlich gelöst, doch in seinem Innern noch nachwirkte. Wie tief und mächtig das Verhältniß noch in ihm zitterte, fühlt man aus den Versen, mit denen Goethe das an Lili gesandte Exemplar der ersten Ausgabe der Stella (Berlin 1776) begleitete, Verse, die manchem Leser vielleicht noch unbekannt sind, da sie erst 1868 aus dem jetzt in Weimar befindlichen Exemplar, das die Großherzogin Sophie von Sachsen 1866 aus Frankfurt käuflich erworben, von Reinhold Köhler als fliegendes Blatt mitgetheilt worden sind*). Sie lauten:

An Lili.

Im niedern Thal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah,
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da.
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

Freilich scheint damit wenig zu harmoniren der Brief an Frau von Stein, vom 2. Juli 1776: „Gestern Nachts lieg ich im Bett, schlafe schon halb. Philipp bringt mir einen Brief, dumpfsinnig les ich — daß Lili eine Braut ist! kehre mich um und schlafe fort. Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt. So alles zur rechten Zeit! — Lieber Engel, gute Nacht!"

Aber es ist auch nur ein scheinbarer Widerspruch. Die Verlobung Lilis regt ihn nicht auf, er schläft ruhig weiter; sein Herz ist in der That erst jetzt wirklich beruhigt, da sie verlobt ist. Denn die Trennung von ihr war halb mit, halb gegen seinen Willen geschehen. Wie tief die Liebe war, zeigt die in späteren Jahren gegen Eckermann gethane Aeußerung: Lili sei die erste und im Grunde auch die letzte gewesen, die er tief und wahrhaft geliebt. Es mag das richtig sein oder nicht, jedenfalls bezeugt es eine tiefe und innige Neigung.

In Goethes ganzer Natur lag es, wie er auch an der einen Briefstelle andeutet, das was ihn quälte und drückte, in eine Dichtung zu „verkehren". Das gilt von seinen größten Werken ebenso wie von seinen kleinsten Liedern. Dabei sollte dies Drama einer jener Acte der Selbstbefreiung sein, wie sie Goethe im Werther ꝛc. andern Verhältnissen gegenüber übte. Die Giovanna mußte daher „viel von Lili haben"; aber auch „einige Tropfen" vom Wesen der Frau mischte er ein, die damals sein ganzes Empfinden beherrschte.

Lagen die Aehnlichkeiten und Berührungen mit dem Verhältniß zu Frau von Stein in der ersten Hälfte der Novelle, so die mit dem zu Lili in der zweiten und am Schlusse. Die Bedenken, welche die Brüder Giovannas gegen die Heirath mit Federigo äußerten, waren in ganz ähnlicher Weise von Lilis Verwandten und Freunden geltend gemacht worden, als es sich um die Verlobung zwischen ihr und Goethe handelte. Und Lili war trotz der Abneigung der Mutter gegen den Rathssohn, der ihr nicht vornehm genug war, ebenso entschieden und energisch, wie sich Giovanna in der Novelle zeigt. Die Worte: „Ich will lieber einen Mann, der Reichthum nöthig hat, als Reichthum, der einen Mann nöthig hätte," sind ganz wie aus Lilis Munde und auf ihr Verhältniß passend.

Wir können es wegen dieser psychologischen Beziehungen bedauern, daß Goethe die Dichtung nicht vollendete. Daß sie die Form eines Dramas tragen und nicht etwa eine versificirte Erzählung werden sollte (wie Lafontaine den Stoff behandelt hat), das ergibt sich mit Sicherheit aus der ersten Briefstelle, und stimmt zu den zunächst voraufgegangenen Werken des Dichters, Clavigo, Stella und dem damals im Entstehen begriffenen Faust.

Warum Goethe den Plan nicht ausführte, läßt sich freilich nicht bestimmt angeben. Ich denke, das Verhältniß zu Frau von Stein wird die Hauptursache sein; diese Neigung nahm ihn bald vollkommen gefangen und verdrängte die Erinnerung an Lili ganz. Er war dadurch innerlich frei geworden von jener Liebe und bedurfte der Selbstbefreiung nicht mehr, zu der ihm das Drama „Der Falke" helfen sollte.

K. Bartsch.

*) Jetzt auch, nach Köhlers Drucke, im „Jungen Goethe" von M. Bernays. Bd. 3, S. 124.

Ist Goethe als ein Vorläufer Darwins zu betrachten?

Prof. Haeckel hält es für ganz zweifellos, daß Goethe als Mitbegründer der Descendenztheorie neben Kant und Lamarck genannt werden müsse. Der bekannte Zoolog Oscar Schmidt hat sich schon im Jahre 1871 — in einer kleinen Broschüre — gegen die Darwinistische Deutung der von Haeckel angezogenen Goethe'schen Worte ausgesprochen, ist aber damit nicht durchgedrungen. Unlängst (August 1875) hat der Heidelberger Zoolog, Dr. Robby Koßmann, abermals Haeckel des Irrthums zu überführen gesucht, aber seine Stimme ist gleichfalls verhallt und Goethe gilt nach wie vor — auf Haeckels Zeugniß hin — für einen prononcirten Darwinisten.

Die Frage, ob Haeckel Recht hat oder nicht, ist von ganz allgemeinem Interesse. Nach meiner eigenen Meinung hat Haeckel ganz entschieden die Goethe'schen Aeußerungen zu sehr ausgedeutet, d. h. er hat ihnen einen Sinn untergelegt, den sie in so vollständiger Klarheit in Goethes Geiste wohl nicht gehabt haben mögen. Es ist andrerseits freilich nicht zu leugnen, daß Goethe Worte gesprochen und geschrieben hat, die ganz Darwinistisch klingen — aber auch auf Grund derartiger Auslassungen dürfte es immer noch gewagt erscheinen, unserm großen Dichter ein bewußtes Vorgehen in der Richtung Kants und Lamarcks zuzuschreiben.

Digitized by Google

Ich scheue mich durchaus nicht, zu sagen, daß die Goethe'schen Aeußerungen, die Haeckel citirt, mir zum größten Theile mehr poetisch-rhetorisch, als bewußt-wissenschaftlich erscheinen. Wenn Goethe in den „Nacharbeiten und Sammlungen" zur Metamorphose der Pflanzen (am Schlusse) sagt: „Er" — nämlich Nees von Esenbeck — „feiere mit uns den Triumph physiologischer Metamorphose, er zeige sie da, wo das Ganze sich in Familien, Familien sich in Geschlechter, Geschlechter in Sippen, und diese wieder in andere Mannichfaltigkeiten bis zur Individualität scheiden, sondern und umbilden . . .", so klingt das — besonders wenn wir das Wort „umbilden" hören — wie Darwinismus. Wenn dann Goethe fortfährt und sagt: „Ganz in's Unendliche geht dieses Geschäft der Natur; sie kann nicht ruhen noch beharren, aber auch nicht alles, was sie hervorbrachte, bewahren und erhalten . . .", so scheint das eine ganz klare Hindeutung auf den Kampf um's Dasein zu sein. So „scheint" das — sage ich. Aber ich glaube nicht, daß Goethe den Begriff des Aussterbens einer Art als eine Niederlage im Kampfe um die Lebensbedingungen aufgefaßt hat. Er spricht andrerseits viel zu viel von Urbildern und Typen, als daß man annehmen könnte, er habe sich ganz und gar von dem Banne Cuviers und Linnés frei gemacht und wandle auf den originellen Wegen Kants und Lamarcks. Damit soll der große Dichter keineswegs herabgesetzt und erniedrigt werden. Im Gegentheil: ein Mann wie Goethe ist wie ein Theil der erhabenen Natur selbst, der bei der Kritik nichts verliert und beim Lobpreisen nichts gewinnt.

Wenn Goethe (siehe die oben citirten Worte) von einem „Specificationsgesetze der Natur" spricht, so wäre man allerdings versucht, diesen Ausdruck descendenztheoretisch zu deuten und ihn für ein sprachliches Aequivalent für die sogenannte „Differenzirung" oder „organische Arbeitstheilung" zu halten — aber eine sichere Basis für die Vornahme dieser Substitution ist nicht vorhanden. Goethe hat zwar — nach den Referaten von Eckermann — hier und da von dem Hervorbilden und Umbilden organischer Theile gesprochen, aber seine darauf bezüglichen Aeußerungen sind ganz mystisch. Gelegentlich spricht er einmal von dem Bienenstocke und sagt, daß jede Gesammtheit darnach strebe, sich ein Oberhaupt zu setzen: die Bienen brächten schließlich eine Königin hervor, der gegliederte Wurm einen Kopf und der Staat einen Herrscher. Aus solchen Aeußerungen ist nichts zum Beweise dafür zu entnehmen, daß Goethe „Darwinist" gewesen sei.

Ein unedirter Brief von Goethe aus dem Jahre 1806 (den mir Herr Prof. Fritz Schultze, Jena, freundlichst zur Verfügung stellte), scheint mir es auch zu bestätigen, daß Goethe die Verwandtschaft der organischen Wesen nur symbolisch, nicht effectiv aufgefaßt hat. In diesem Briefe ist von der „Grundgestalt" die Rede, vom Typus also, und es wird gesagt, daß derselbe sich nur dem Geiste erschließe, nicht dem leiblichen Auge. Es ist demnach eine Abstraction und kein Factum, wie die Stammformen Haeckels und Darwins.

Der in Rede stehende Brief (aus Knebels Nachlasse) lautet: „Wenn Sie (der Brief ist an einen gewissen Friedr. Voigt gerichtet*) bei Entfaltung des Typus alle Bücher bei Seite legen und sich blos an die Natur halten, so werden Sie gewiß alles durchdringen. Zu dem Gedanken das os temporum mit der scapula zu vergleichen, gratulire ich. Die basis cranii werden Sie gewiß auch bald entwickelt haben; wie ich auch besonders das os ethmoideum, das Siebchen selbst, die conchas und den vomer empfehle, an welchen die Grundgestalt sich am unverdorbensten aufschließt, dem Auge ganz verschwindet und nur vom Geist verfolgt werden kann".

Dieser Brief bestätigt, wie man sieht, eher die Meinung, daß Goethe ein Anhänger der Typenlehre war, als daß er einer Darwinistischen Denkweise huldigte. **Otto Zacharias.**

*) Der Name ist in Günthers „Lebensskizzen Jenenser Professoren" nicht zu finden.

Notizen.

Eine lebhafte, durch Neuwahlen hervorgerufene, Bewegung steht in verschiedenen Ländern bevor. In Frankreich soll zur zweiten Kammer gewählt werden, nachdem der Senat eine ganz vernünftige Zusammensetzung erhalten hat. Sind die französischen Wähler auch bei dem zweiten Act so besonnen, gemäßigt, politisch klug, wie sie sich zum Erstaunen der Mitwelt gelegentlich des Senats bewiesen haben, dann können sich die Franzosen unter anderen Nationen wieder einigermaßen mit Ehren sehen lassen. Die Bonapartisten sind gründlich geschlagen und man hat einmal wieder gesehen, was von ihren Prahlereien und Aufschneidereien zu halten ist. Wir wissen recht gut, daß Frankreich nicht über Nacht ein günstiger Boden für die Republik geworden ist. Aber es sehnt sich offenbar nach Ruhe, will sich, wie der Kunstausdruck lautet, möglichst sammeln und empfindet wegen der früheren napoleonischen Mißwirthschaft, wenigstens bis auf Weiteres, eine gewisse Beschämung. Der Beweis muß erst noch geliefert werden, daß das französische Volk, welches neben vielen hervorstechenden Fehlern doch auch manche schätzenswerthe Eigenschaften besitzt, kein besseres Regiment verdient, als das cäsarische, das auf Sittenverderbniß, Polizeispionage und ähnliche von gleichgestimmten Seelen bewunderte Geheimnisse der Herrschaft gegründet war. Dem Ergebniß der Abgeordnetenwahlen jenseits der Vogesen wird immerhin mit Interesse entgegengesehen. In nicht ferner Zeit stehen auch bei uns Neuwahlen bevor, die ihre Schatten schon vorauswerfen. Die Conservativen hatten früher die Majorität, was selbst in Ländern, wo das constitutionelle System sich noch in den Flegeljahren befindet, seine relativen Vortheile hat. Die Herren möchten die Liberalen, die inzwischen einige angenehme Positionen errungen haben, so bald wie möglich aus dem Sattel heben. Mit Rücksicht auf diesen von ihrem Standpunkte aus ganz löblichen Zweck machen die Conservativen die seltsamsten Sprünge: sie schreiben spaltenlange Artikel über die Nothwendigkeit anderer Bildungen, verlästern die Gegner, nennen sie Börsenjobber, Gründer, Schwindler; das Alles zur Ehre der Partei und aus Liebe zum Vaterlande. Dazu kommt, daß, seit die Weltgeschichte ihre Kreise zieht, noch kein Stand, der im Besitz der Herrschaft war, einen anderen gleichmüthig dazu heranwachsen sah. In der Regel gibt es dann allerlei Zuckungen und Revolutionen, oft sehr bedenklicher, ja blutiger Natur. Bei uns wird sich der Wechsel, wie es scheint, um Vieles friedlicher vollziehen. Das Bürgerthum dringt unaufhaltsam in die Armee, die höhere Beamtensphäre, ja, so unglaublich es klingt, in die Ministerhotels ein. Statt zu einer Umwälzung zu drängen, die anderswo durch Emigrirte und Guillotinirte als hochgeborne Märtyrer den Uebergang zu verherrlichten pflegte, begnügen sich hier zu Lande die Parvenus, mit unverschämter Dreistigkeit durch ehrliche Arbeit reich zu werden und das natürliche Uebergewicht, welches der Besitz verschafft, zu verwerthen. Einige Executionen auf dem conservativen Zeitungspapier durch Schimpfreden, wie sie sonst nur von Rohrsperlingen geleistet werden, können daher nicht ausbleiben, aber es ist noch Niemand daran gestorben. Zu den jetzt üblichen Mitteln offener oder versteckter Drohungen gehört auch, daß man von oben her an einen faulen Frieden mit dem Klerus denke. Alle scheinbaren Symptome, die darauf hindeuten, werden sorgsam studirt. Der Umstand, daß das Centrum bei der Debatte über den Arnimparagraphen schwieg, galt einigen Blättern als hochbedeutsam, als ein Beweis, daß ein modus vivendi heraufdämmere. Hinter den Coulissen ging es jedoch ganz anders her. Ein etwas malitiöser Klericaler, diesmal aber nicht Herr Windthorst, soll beim Verlassen des Hauses sarkastisch bemerkt haben: Was mich angeht, wenn ich zwischen Bismarck und Arnim zu wählen hätte, würde ich unbedingt einen Dritten vorziehen! Solcher verfänglicher Aeußerungen ist nur ein eingefleischter Ultramontaner fähig. Jedenfalls sieht das nicht nach Compromissen aus. Es versteht sich, daß früh oder spät der Culturkampf einmal wie jeder andere Streit ein Ende nehmen muß. Aber es fragt sich, auf wessen Kosten der Ausgleich stattfinden wird. Die liberale Partei wird selbstverständlich nichts opfern und es wird sich bei den Wahlen zeigen, was aus all den sinistren Prophezeiungen der Conservativen geworden ist. Wer unter Manteuffel und Westphalen mit dem Grauen zu Nacht gegessen hat, fürchtet sich weder vor Hölle noch Teufel. Junkerthum und Klerisei sind aber heut zu Tage viel ohnmächtiger, wenn auch oft herzlich langweilig, und sie sollen uns nicht mehr als nöthig bange machen.

* * *

Berichtigung.

In dem Artikel „Professor Spittas Vorlesung" sind beim Drucken zwei Sätze falsch gestellt worden, wodurch eine Sinnverwirrung entstehen könnte. Die Worte „Auch gewinnt das Adagio erst bei Mozart" ꝛc. sind nach den gleich darauf folgenden Satze: „Aber überall" zu lesen. Der geneigte Leser wird sich wohl leicht zurechtfinden. **Ehrlich.**

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien und ist gegen baar durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Usancen
der
Berliner Fonds-Börse.
Ein Handbuch
zum prakt. Gebrauch für Börsen-Interessenten
von
Aug. Schneider.
Calculator d. Pr. Boden-Credit-Actien-Bank.
III. Ausgabe für 1876. kl. 8. cart. Preis 2 M. netto.

Die **„Berliner Börsen-Zeitung"** No. 60 1876 schreibt darunter:

Von Schneider, Usancen der Berliner Fondsbörse ist gegenwärtig in Folge der vielfachen Veränderungen in der Art der Berechnung der an der hiesigen Börse gehandelten Effecten sowie der Einführung der Mark-Rechnung eine Umarbeitung erschienen. In der Anordnung selbst hat sich gegen früher nichts geändert, nur sind einige Notizen über allgemeine Usancen und über den Handel in Wechseln, Gold, Silber und Banknoten hinzugefügt. Das Schneidersche Buch wird sich zweifellos auch in dieser neuen Auflage eben so viele Freunde erwerben, als ihm seine Vorzüge schon vordem verschafft hatten.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. N.W.

Für Verleger.

Eine Dame, die 20 Jahre in Frankreich gelebt, die Sprache durchaus kennt und geübt ist in allen Arten von Uebersetzungen, wünscht solche zu übernehmen vom Deutschen oder Englischen in's Französische. Auch erbietet sich dieselbe, alle Arten literarische Arbeiten in französischer Sprache auszuführen. Geehrte Offerten nebst Bedingungen sind franco zu richten an die Expedition dieses Blattes unter **H. 107.**

Soeben erschien:

Hans und Grete.
Schauspiel in 5 Acten
von
Friedrich Spielhagen.
Min.-Ausg. brosch. 3 M., eleg. geb. mit Goldschnitt 4 M. 25 S.

Altimo.
Novelle
von
Friedrich Spielhagen.
Vierte Auflage. brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

Hinter der Front.
Roman aus dem Kriege 1870 und 1871.
Von
Erwin Schlieben.
3 Bände. 8. broschirt. Preis 15 M.

Der nach seinen Erstlingswerken zu den schönsten Hoffnungen berechtigte Autor veröffentlicht unter obigem Titel eine Familiengeschichte, die mit erschütternder Tragik ein Bild des zwischen **deutscher** und **romanischer Welt** ausgebrochenen Kampfes darbietet.

Bekanntlich wurde dem Verfasser in Folge der vom Vereine der Literaturfreunde in Wien veranstalteten Preisausschreibung der **erste Preis einstimmig** zuerkannt.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Werke von Klaus Groth.

Quickborn.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von **Otto Speckter.** Preis: broch. 7 M. 50 S., eleg. geb. mit Goldschn. 9 M.

Pracht-Ausgabe davon auf feinstem Velinpapier. Preis: eleg. geb. mit Goldschn. 17 M.

Miniatur-Ausgabe. Preis: broch. 4 M., geb. 5 M. 25 S.

Octav-Ausgabe mit hochdeutscher Uebersetzung. Preis: brochirt 2 M. 25 S.

Klaus Groth, Rothgeter, Meister Lamp un sin Dochder. Plattdeutsches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Preis broch 2 M., geb. 2 M. 70 S.

— — **Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn. Preis geb. 3 M.**

— — **Trina, zweiter Theil der Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen.** Preis geh. 2 M. 25 S., geb. 3 M.

Verlag von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

DANTE ALIGHIERI'S GÖTTLICHE COMÖDIE.

Metrisch übersetzt
und
mit kritischen u. historischen Erläuterungen
versehen von
Philalethes
(König Johann von Sachsen).

In drei Theilen:

I. Theil: **Die Hölle.** Nebst einem Porträt Dante's in Stahlstich, einer Karte und zwei Grundrissen der Hölle.

II. Theil: **Das Fegefeuer.** Nebst einer Karte und einem Grundrisse des Fegefeuers.

III. Theil: **Das Paradies.** Nebst einem Grundriss von Florenz, Darstellung des Sitzes der Seligen und einer Karte.

In zwei Ausgaben
von
dem hohen königlichen Herausgeber
1865—1866
von Neuem durchgesehen und berichtigt.

Prachtausgabe.
Mit Titelbildern von Hendemann und Hübner und zahlreichen Karten und Plänen.
3 Theile.
Lexikon-8. geh. 25 M. — Eleg. geb. 30 M.

Neue wohlfeile Ausgabe, in 3 Theilen. Mit dem Porträt Dante's und zahlreichen Karten und Plänen. 8. 1871. geheftet vollständig 9 M. — Elegant gebunden mit Goldschnitt 11 M. 75 S.

Geschichte der deutschen Literatur
mit ausgewählten Stücken
aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller,
ihren Biographien, Porträts und
Facsimile's in vortrefflich ausgeführten Holzschnitten.
Von
Heinrich Kurz.
4 Bände. (I.—III. Band. 5. Aufl.) 1871. 1872. gr. Lexikon-8.
Preis broschirt 51 M., eleg. geb. 57 M. 50 S.
Der 4. Band auch unter dem Titel:
Geschichte der neuesten deutsch. Literatur
von 1830 bis auf die Gegenwart.
1872. geheftet 15 M., elegant gebunden 17 M.

Die Sagen des classischen Alterthums.
Erzählungen aus der alten Welt
von **H. W. Stoll.**
2 Bände. Mit 90 Abbildungen nach antiken Kunstwerken. Dritte Auflage. Preis für beide Bände: geheftet 7 M. 20 S., elegant geb. 9 M.

Cäsar und seine Zeitgenossen.
Eine Betrachtung der römischen Sitten gegen das Ende der Republik.
Von **S. Delorme.**
Deutsch bearbeitet von Dr. **Eduard Doehler.**
Mit einem Stahlstich. 8. 1873. geh. 4 M. 50 S. eleg. gebunden 6 M.

Demnächst erscheint im Verlage von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig:**

Felix Dahn,
Ein Kampf um Rom.
Historischer
Roman aus der Zeit der Völkerwanderung.
3 Bände. 8.

Band 1, Preis 5 M. 40 S., wurde **am 9. Februar** ausgegeben. Band 2 und 3 sind unter der Presse.

Felix Dahn, der als Dichter zunächst durch liebenswürdige Lieder und stimmungsvolle Balladen bekannt wurde, dann in kurzer Frist seinen drei vaterländischen Dramen Roderich, Ruedeger, Deutsche Treue die deutsche Bühne eroberte, bietet gegenwärtig — eine Frucht 16jähriger Arbeit — einen historischen Roman aus der Zeit der Berührung des Germanenthums mit dem sinkenden Römerreich. Als gelehrter Forscher und Verfasser grundlegender Werke über die Culturanfänge des Germanenthums auf diesem historischen Gebiete heimisch, hat er für seine poetische Darstellung das Poesievolle germanischer Alterthümer und das Culturleben der römisch-byzantinischen Zeit farbenprächtig verwerthet, so daß neben spannender Unterhaltung reicher Bildungsstoff gewährt wird.

Im Verlage von **H. Lieban** in Berlin N., Fehrbellinerstr. 9, erscheint in 20 Lieferungen à 50 Pf. und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeines Lehrbuch der Buchführung zum Selbstunterricht
in der **einfachen** und **doppelten** Buchführung und besonders ausführliche Behandlung des Jahresabschlusses, sowie der Buchführung für Actien-Gesellschaften, Landwirthschaft und Gewerbe
von
Adolph Oppenheimer,
Bücher-Revisor und Lehrer der Handelswissenschaften im Verein junger Kaufleute zu Berlin rc.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 19. Februar 1876. Band IX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes. Eine völker- und staatsrechtliche Studie von Bluntschli. I. — Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich. Von H. B. v. Unruh. III. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** Polarausrüstungen. Von Julius Payer. — Der Heimgang der Königin Luise. Von Hermann Kindt. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Carolina Brocchi." Schauspiel in fünf Aufzügen von Herrmann Kette. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes.

Eine völker- und staatsrechtliche Studie

von

Bluntschli.

I. Das italienische Garantiegesetz.

Sind nach den Grundsätzen der modernen Rechtsbildung die römischen Päpste rechtlich unverantwortlich oder verantwortlich? Aus welchen Gründen, unter welchen Bedingungen und in welcher Weise sind sie unverantwortlich oder verantwortlich? Diese schwierigen Rechts- und Staatsfragen beschäftigen gegenwärtig viele denkende Staatsmänner und Juristen. Sie beunruhigen auch, als ein noch nicht klar gelöstes Problem, vielfältig die Gewissen und das Rechtsgefühl der heutigen Nationen.

Es sind viele Zweifel entstanden, ob nicht die beiden großen Ereignisse des Jahres 1870, die Verkündigung der neuen Canones über den Glauben und das römische Papstthum durch den Papst Pius IX. mit Zustimmung des vaticanischen Concils und die Einverleibung des Kirchenstaats in das Königreich Italien, Veränderungen nöthig machen und bewirken in der Rechtsstellung des Papstes.

Wer es unternimmt, jene Fragen zu prüfen, muß sich bewußt sein, daß die Untersuchung, wenn gleich sie mit wissenschaftlicher Unbefangenheit und von dem Standpunkt aus des in confessionellen Dingen neutralen Rechts geführt wird, doch nicht vermeiden kann, religiöse und kirchliche Institutionen, Dogmen, Meinungen und Vorurtheile zu berühren, und daß auch eine schonende Berührung der Art leicht schmerzliche Empfindungen bewirkt und zu leidenschaftlichen Klagen reizt.

Schon seit langer Zeit hat die deutsche Wissenschaft die gefärbte confessionelle Brille abgelegt. Sie ist gewöhnt, in ihrem Streben nach Erkenntniß der Dinge sich nicht von den Geboten des Glaubens und nicht von dem Ansehen kirchlicher Autoritäten, sondern lediglich von den Gesetzen des logischen Denkens und von den Regeln über sorgfältige Beobachtung der Gegenstände der Prüfung leiten und bestimmen zu lassen. Ebenso hat das moderne Recht aufgehört, ein confessionelles zu sein. Wir heutigen Menschen halten nur das für Recht, was als eine nothwendige und allgemeine Bedingung und Ordnung des friedlichen Gesammtlebens der Menschen erkannt ist und zugleich als erzwingbar erscheint. Deshalb gelten die Rechtssätze für Katholiken und Protestanten, für Christen und Juden gleichmäßig. Der moderne Staat legt allen Staatsbürgern und Jedermann, ohne Unterschied der Religion und der kirchlichen Genossenschaft, dieselben Staatspflichten auf und gewährt ihnen die gleichen Rechte, breitet über sie denselben Rechtsschutz aus und hält über sie gleichmäßig Gericht.

In diesem Geiste soll die Untersuchung geführt werden. Sie kann daher auch nur von diesem Standpunkte richtig beurtheilt werden.

Den ersten und jedenfalls einen sehr beachtenswerthen Versuch einer Lösung des Problems hat das italienische Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 unternommen, d. h. wenige Monate nach der vollzogenen Säcularisation des Kirchenstaats, und innerhalb Jahresfrist nach der Promulgation der vaticanischen Canones.

Das Garantiegesetz hat einen doppelten Zweck. Es will einmal das Vermächtniß des großen Staatsmannes Cavour realisiren, und für Italien dessen Programm „Freie Kirche in freiem Staat" vollziehen. Es will überdem die katholische Welt über die Einverleibung Roms und des Kirchenstaats beruhigen und die Befürchtungen der Mächte zerstreuen, daß der Papst in die Abhängigkeit von dem Königreich Italien gerathen sei.

Wäre der Papst nur Bischof oder Erzbischof von Rom, und den Erzbischöfen von Mailand, Florenz, Neapel u. s. f. wesentlich gleich gestellt, so wäre Alles klar und die ganze Frage hätte nur eine Bedeutung für Italien. Sie wäre keine Weltfrage. Dann wäre der Papst als italienischer Bischof ein Unterthan des Königreichs Italien. Er könnte wohl noch einige Ehrenvorrechte genießen, aber er wäre genöthigt, sich der staatlichen Gerichtsbarkeit und der staatlichen Regierung eben so zu fügen, wie die andern Bischöfe es thun müssen. Das italienische Privatrecht, Strafrecht, Verfassungsrecht würde sich über ihn, wie über die andern Bischöfe erstrecken. Er hätte keinen Anspruch auf eine besondere völkerrechtliche Stellung. Es könnte höchstens zu Gunsten des jetzt lebenden Papstes, in Erinnerung an seine frühere souveräne Würde, als König im Kirchenstaat, ein thatsächliches Privilegium souveräner Würde verstattet werden. Für seine Nachfolger auf dem heiligen Stuhl würde auch dieses Privilegium verschwinden.

Aber so ist es in Wahrheit nicht. Der Papst hat die staatliche Herrschaft im Kirchenstaat verloren, aber er hat seine kirchliche Autorität unversehrt erhalten, er hat sie sogar energischer zu einer absoluten Kirchenherrschaft über die römisch-katholische Kirche gesteigert. Die Würde des Papstes als des Oberhauptes der Kirche ist keine blos italienische, sie ist eine universelle: sie wird heute noch von allen römisch-katholischen Kirchen in allen Ländern der Welt anerkannt. Sie hat

Digitized by Google

um deswillen einen internationalen und, so weit eine große Anzahl von Staaten sie ehren, einen völkerrechtlichen Charakter.

Wir sehen dabei völlig ab von den übermüthigen Ansprüchen des Papstes auf Weltherrschaft, die selbst in den Zeiten der höchsten Machtentfaltung des mittelalterlichen Papstthums nicht völlig verwirklicht werden konnten, welche das Freiheitsgefühl der heutigen Völker und die modernen Staaten überall als eine grund- und sinnlose Anmaßung eines herrschsüchtigen Priesterthums entschieden verwerfen. Wir sehen ebenso ab von einer andern päpstlichen Anmaßung, nämlich von der Behauptung, welche noch Papst Pius IX. in seinem Schreiben an den deutschen Kaiser Wilhelm vom 7. August 1873 auszusprechen gewagt hat, daß der Papst eine geistliche Autorität über die gesammte Christenheit, nicht blos die katholische, besitze und alle, welche die christliche Taufe empfangen haben, in irgend einer Weise ihm angehören. Dieser Anspruch ist durch die Antwort des Kaisers vom 3. September 1873 so kräftig zurückgewiesen worden, daß wir es nicht für nöthig halten, diese Einbildung des römischen Pontifex weiter zu beachten.

Aber es kann nicht übersehen und nicht bestritten werden, daß heute noch wie vor 1870 die kirchliche Autorität des Papstes für die gesammte römisch-katholische Weltkirche, und daher auch für alle katholischen Landeskirchen, aller Welttheile von großer und mächtiger Bedeutung ist, daß alle römischen Landesbischöfe in allen Ländern seit 1870 noch abhängiger als früher von den Päpsten geworden sind, und daß um deswillen die Staaten mit katholischer Bevölkerung, so lange diese päpstliche Autorität fortbesteht, es nicht gleichgültig ansehen konnten, wenn die Päpste als italienische Unterthanen in Abhängigkeit von dem Königreiche Italien geriethen. Es würde dadurch die Machtstellung Italiens zu den andern Mächten verschoben, und die andern Völker von einem ungehörigen Einfluß des italienischen Staates bedroht werden.

Darauf hauptsächlich beruht die Forderung der Papstfreiheit und der Exemtion des Papstes von jeder besonderen Unterthänigkeit unter Einen Staat.

Das Garantiengesetz sucht dieser Forderung gerecht zu werden. Es erklärt die Person des Papstes für heilig und unverletzlich, und bedroht einen Angriff auf den Papst oder eine Beleidigung desselben mit denselben Strafen wie einen Angriff gegen den König oder eine Beleidigung des Königs. Es erkennt dem Papste „souveräne Ehren" zu und sogar die herkömmliche Präeminenz vor andern katholischen Souveränen, sichert ihm als Dotation eine jährliche Civilliste zu von 2,225,000 Lire, gewährt den „apostolischen Palästen" des Vatican und Lateran mit ihren Dependenzen und Sammlungen und der Villa San Gandolfo das Privilegium der Immunität von jeder weltlichen Gewalt und verspricht den Genuß dieser unveräußerlichen Güter durch den Papst in keiner Weise zu schmälern, auch nicht durch Expropriation, schützt die Freiheit des Conclaves der Cardinäle zum Behuf der Papstwahl und ebenso die Berathungsfreiheit eines ökumenischen Concils, verspricht, die volle Freiheit des Papstes in Ausübung seiner kirchlichen Functionen zu achten und den freien Verkehr desselben mit den Geistlichen, deren Dienste er bedarf oder die sich an ihn wenden, zu schützen, gewährt den Gesandten des Papstes an fremde Mächte und den Gesandten dieser an den Papst die üblichen Vorrechte der staatlichen Diplomaten und unterstützt den Papst im Interesse seines freien Verkehrs mit den Bischöfen und der katholischen Welt in der Einrichtung besonderer Post- und Telegraphenanstalten und verzichtet sogar darauf, die klerikalen Schul- uud Erziehungsanstalten des Papstes für die Heranbildung von Geistlichen der Staatsaufsicht zu unterwerfen.

Das Garantiengesetz enthält nur Garantien der päpstlichen Freiheit und der kirchlichen Autorität. Es enthält keine Bestimmungen über Garantien der staatlichen Freiheit und Sicherheit, außer der allgemeinen, daß die Geistlichen trotz ihrer Unabhängigkeit von der weltlichen Autorität in den Dingen der kirchlichen Disciplin doch in privatrechtlicher und strafrechtlicher Hinsicht den Gesetzen und den Gerichten des Landes unterworfen sind.

Das Gesetz bedroht jeden Angriff auf den Papst und jede Beleidigung des Papstes mit schweren Strafen. Aber es hat keine Antwort auf die Frage, „was für Folgen ein Angriff des Papstes auf die Staatsordnung und den Landesfrieden oder eine Beleidigung des Königs durch den Papst hätten?" Eben auf diese Lücke der Gesetzgebung bezieht sich unsere Untersuchung.

Man darf wohl annehmen, daß eine sehr weitgehende Schonung des Papstes im Geiste des Garantiengesetzes auch in solchen Fällen begründet ist, die eine strafrichterliche Verfolgung nach sich zögen, wenn ein anderer Bischof sich ähnliche verletzende Aeußerungen erlaubte. Man verzeiht dem Papste auch heftige Proteste gegen die „ruchlosen Räuber", welche ihm seine Herrschaft über Rom frevelnd weggenommen haben und erträgt mit ruhigem Gleichmuth die Zornergüsse und Verwünschungen, welche gelegentlich der greise Papst wider die staatlichen Regenten, Gesetzgeber und Richter schleudert. Die Italiener sind durch lange Gewöhnung abgehärtet gegen die Donnerworte und die Blitzstrahlen der römischen Priestersprache und nehmen solche Ausbrüche nicht sehr ernst. Gegenüber Pius IX. haben die Italiener überdem das Gefühl, daß sie ihm schweres Herzeleid zugefügt haben und sind auch deshalb bereit und geneigt, ihn mit Geduld und Ergebung anzuhören.

Wenn aber die zornigen Worte sich in feindliche Thaten umgestalteten, wenn der Papst von dem Asyl des Vaticans aus ein Heer von fanatisirten Kreuzfahrern wider den König zu offenem Angriff befehligte, wenn er die verlorene Herrschaft über den Kirchenstaat mit fremden Waffen wieder zu erobern versuchte, dann würde sich sofort auch in Italien zeigen, daß das Privilegium der Immunität und daß die Fiction der Exterritorialität, mit sammt ihren juristischen Consequenzen von Unverantwortlichkeit und Straflosigkeit, nicht Stand halten. Das zarte und dünne Gewebe der juristischen Cautelen hält weder die Flintenkugeln noch die Kanonenkugeln auf. In dem Kampfe des Staates um seine Existenz muß der Staat jeden Feind, der ihn bedroht, feindlich behandeln. Das Garantiengesetz hat weder die Absicht, noch die Macht, den italienischen Staat zu verhindern, daß er unter jener Voraussetzung den Vatican besetzen und den Papst gefangen nehmen würde.

Der Vorbehalt ist nicht ausgesprochen in dem Garantiengesetz; er ist selbstverständlich. Derselbe Vorbehalt gilt auch zur Sicherung der fremden Staaten. Auch die andern Staaten sind berechtigt zu fordern, daß das Asyl des Papstes in Rom nicht mißbraucht werde, um von sicherem Versteck aus ihren Frieden und ihre Staats- und Rechtsordnung anzugreifen. Alle Staaten sind völkerrechtlich verpflichtet, sich jeder feindlichen Handlung, sich jedes Friedensbruchs wider andere Staaten zu enthalten, und zugleich verbunden, daß nicht ihr Gebiet von andern Friedebrechern zu feindlichen Handlungen wider befreundete Staaten benutzt werde. Italien kann sich dieser völkerrechtlichen Pflicht nicht mit Rücksicht auf die Privilegien entziehen, die es dem Papste gewährt hat. Es mag die Freiheit des Papstes wohl schützen, seine kirchliche Autorität in kirchlichen Acten auszuüben; aber es darf dem Papste nicht gestatten, daß er fremde Staaten widerrechtlich und gewaltsam angreife; es darf den italienischen Boden nicht dazu hergeben, daß die Curie denselben als eine sichere Festung benutze, um einen Feldzug gegen einen fremden, mit Italien in Frieden und Freundschaft lebenden Staat zu unternehmen; es darf nicht dem Hauptquartier der Angriffsarmee daselbst eine unangreifbare Stellung einräumen. Der Staat Italien würde durch solche Connivenz und einen solchen völkerrechtswidrigen Schutz die Verantwortlichkeit für die rechtswidrigen und feindlichen Handlungen des Papstes auf sich selber nehmen.

Digitized by Google

Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich.

Von H. B. v. Manns.

(Fortsetzung.)

III.

So lange Handel und Industrie bestehen und Massentransporte auf kleine und große Entfernungen erfordern, haben sich die Transportpreise stets aus den Selbstkosten und einem Unternehmergewinn zusammengesetzt. Die ersten änderten sich je nach der Beschaffenheit der Wege, und der Jahreszeit, der letzte je nach der Nachfrage von Transportmitteln oder dem Mangel an Ladung. Die Fracht auf Land- und Wasserstraßen steigt und fällt daher auch heute noch. Darin liegt ein selbstthätiger, sehr nützlicher Regulator für die Versendung von Gütern. Bei hoher Fracht werden diejenigen Artikel zurückgehalten, welche hohe Transportkosten nicht tragen können oder deren Beförderung keine Eile hat. Dadurch werden Transportmittel für werthvolle und eilige Güter verfügbar. Ein solcher Regulator fehlt auf den Eisenbahnen bei feststehenden Tarifen. Daher hauptsächlich rührt der periodisch eintretende Wagenmangel, während in langen Zwischenzeiten tausende von Güterwagen unbeschäftigt im Freien stehen und faulen. In Zeiten großen Andranges müssen Güter von geringem Werth, die gar keine Eile haben, auf Eisenbahnen sofort befördert und sehr eilige Güter zurückgestellt werden, weil jene früher angemeldet und übergeben sind. Die hohe Eilfracht können nur wenige Gegenstände tragen.

Bei der Festsetzung der Eisenbahntarife bleibt auch nichts übrig, als die Frachtsätze aus den Selbstkosten und einem Gewinnzuschlage zusammenzusetzen. Der Letzte wird häufig als constant angesehen, ist es aber selbst bei feststehenden Tarifen nicht, weil der übrig bleibende Nutzen nicht allein von dem Frachtsatze, sondern auch von der Masse der zu transportirenden Gegenstände abhängt. Hat eine Bahn von 20 Meilen Länge 30 Millionen Centner Güter jährlich zu befördern, die andere in derselben Länge nur 10 Millionen Centner in demselben Zeitraum, so wird nach Abrechnung der Selbstkosten im letzten Falle der jährliche Reingewinn höchstens $\frac{1}{3}$ so groß sein, wie im ersten, muthmaßlich noch weniger, weil auf der schlecht beschäftigten Bahn die Maschinenkraft und das Material nicht ausgenutzt werden kann, die Selbstkosten daher höher sind. Man kann deshalb kaum verlangen, daß zwei im gleichen Terrain mit denselben Kosten erbaute, aber ganz verschieden beschäftigte Bahnen zu denselben Tarifsätzen fahren sollen und müßte der mangelhaft beschäftigten Bahn eigentlich höhere Tarifsätze zugestehen, um existiren zu können.

Eine noch viel größere Verschiedenheit liegt in den Selbstkosten. Die Anlagekosten variiren je nach dem flachen, hügeligen oder gebirgigen Terrain, den Flußübergängen, Sümpfen, der sandigen, lehmigen oder felsigen Beschaffenheit des Bodens, von 300,000 bis über 1 Million Thaler per Meile. Dabei haben die Bahnen im schwierigen Terrain stets viel größere Steigungen, mehr Krümmungen und kleinere Halbmesser derselben, als Bahnen im flachen Lande. Von diesen Factoren hängen aber die erforderliche Zugkraft, der Verbrauch an Feuerung und die Kosten der Unterhaltung des Betriebsmaterials und des Schienenstranges ab. Sämmtliche ungünstigen, vertheuernden Umstände, auch die Einschnitte im Felsgrunde vereinigen sich meist bei der einen Classe von Bahnen, alle günstigen bei der anderen. Kann nun billiger Weise verlangt werden, daß bei so verschiedenen Selbstkosten sämmtliche Bahnen zu denselben Tarifen transportiren sollen?

Um solchen großen Verschiedenheiten Rechnung zu tragen und doch die in der That nothwendige, möglichste Vereinfachung der Tarife durchzuführen, wird es kaum einen anderen Weg geben, als die Bahnen in Classen zu theilen und entweder jeder Classe andere Tarifsätze zuzugestehen oder gleiche Tarife per Kilometer beizubehalten, aber den theuer gebauten Bahnen mit kostspieligem Betriebe die Erhebung derselben Sätze für eine größere Kilometerzahl zu gestatten, als die Länge der Bahn wirklich beträgt. Die letzte Alternative gewährt den entschiedenen Vortheil übersichtlicher, einfacher Tarife, welche die Frachtberechnung ungemein erleichtern*), ist auch bei mehreren Bahnen mit schwierigen Flußübergängen schon lange zur Anwendung gekommen. Es ist schon angeführt worden, daß die jetzige Agitation keineswegs allein die Vereinfachung, sondern hauptsächlich eine durchgreifende Herabsetzung der Tarife im Auge hat. Soll eine solche gewährt werden und hält man den Rechtsgrundsatz fest, daß dergleichen Eingriffe in das Eigenthum und bestehende Recht nur gegen Schadloshaltung zulässig sind, so stiege die Entschädigung auf eine solche Höhe, daß die Vorfrage nicht umgegangen werden kann, ob die Forderung einer allgemeinen, durchgreifenden Ermäßigung der Tarife gerechtfertigt erscheint und ob dem Staate (Reich) zugemuthet werden kann, die Schadloshaltung zu übernehmen? Das Reich besitzt keine Capitalien, die es beliebig im öffentlichen Interesse verwenden kann. Es müßte zu dem Zweck eine Anleihe aufnehmen oder die Eisenbahnactien in Staatsschuldscheine umschreiben, was auf dasselbe hinauskömmt, und die Zinsen und Amortisation derselben durch neue Steuern oder Erhöhung der bestehenden decken. Die Steuerzahler sind aber keineswegs identisch mit den Transportinteressenten, denen die Frachtermäßigung zunächst zu Gute kommt.

Wollte man darauf hinweisen, daß vorhin die Entschädigung der Privatbahnen für die zur Vereinfachung der Tarife nöthigen Herabsetzungen aus Reichscassen für zulässig erachtet worden ist, also, wenn dies richtig ist, principiell auch die Schadloshaltung für eine allgemeine Herabsetzung der Tarife vom Reiche verlangt werden kann, indem die Höhe des Betrags am Principe nichts ändere, so muß entgegnet werden, daß die Rücksichtnahme auf die Größe der verlangten Leistung nicht zur Principlosigkeit führt, am wenigsten im Staatsleben, in welchem abstracte Principien sehr selten oder nie unbegrenzt zur Anwendung kommen können. Sogar im Privatleben ist dies in der Regel unthunlich. Man verlangt mit Recht, daß Wohlhabende wohlthun und ihren Nebenmenschen aus der Noth helfen sollen, aber nicht über die vom eigenen Vermögen gezogene Grenze hinaus und niemals aus fremden Taschen. Das Reich hat keine anderen Mittel als die Steuern. Wenn es daraus verhältnißmäßig geringe Beträge für allgemein wohlthätige Zwecke verwenden darf, so folgt daraus nicht, daß es kolossale Mittel zunächst im Interesse einzelner Bevölkerungsclassen aufzuwenden und die sämmtlichen Steuerzahler übermäßig zu belasten berechtigt ist.

Nach der schon erwähnten, officiellen Statistik der deutschen Eisenbahnen hat die gesammte Einnahme derselben im Jahre 1874: 792,351,771 Mark oder nahe 8 Milliarden betragen. Eine Herabsetzung derselben um 25% würde daher einen Ausfall von 2 Milliarden Mark herbeiführen, die anderweit aufgebracht werden müßten. Hier kommt nun nächst der Berechtigung des Reichs zur Sprache, ob der Anspruch auf ein so großes Opfer irgend wie begründet erscheint und ob das allgemeine Wohl demselben entsprechend gefördert werden würde?

Es läßt sich nicht verkennen, daß sehr niedrige Eisenbahnfrachten zwar zunächst die Industrie und den Handel zu fördern geeignet sind, mit der Zeit aber auch für den größten Theil der Bevölkerung wohlthätig wirken. Dieser Erfolg würde am größten sein, wenn die Eisenbahnen Personen und Güter umsonst beförderten. Das verlangt vernünftiger Weise Niemand, ebenso wenig ist jemals an den Staat die Forderung gestellt worden, auf anderen Transportwegen, namentlich auf

*) Der Vorschlag rührt von dem Staatsminister Freiherrn von Varnbühler her, der die Anführung hier freundlichst gestattet hat und von dem eine Schrift über die brennende Frage in nächster Zeit zu erwarten ist.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

den so überaus wichtigen Wasserstraßen und über See die Frachten nicht allein zu fixiren, sondern auf ein Minimum herunter zu setzen. Wo liegt bei Eisenbahnen die Grenze zwischen sehr niedriger Fracht und unentgeltlichem Transport? Auf keinem andern Gebiet regulirt der moderne Staat die Preise. Nur der mittelalterliche Staat hat dies versucht. Die letzten Reste solcher staatlichen Bevormundung, die Fleisch-, Brot- und Biertaxen sind auf Grund besserer Erkenntniß und gesunder volkswirthschaftlicher Anschauungen beseitigt worden, freilich in einigen deutschen Einzelstaaten vor nicht sehr langer Zeit.

Nun könnte man sagen, die Eisenbahnen können nicht mit sonstigen industriellen Unternehmungen auf gleiche Stufe gestellt werden, schon wegen ihres, die Concurrenz mehr oder weniger ausschließenden Charakters. Der Staat hat bei der Concession den Privateisenbahnen gewisse Rechte ertheilt und sich eine bestimmte Einwirkung vorbehalten. Bei den Staatsbahnen kann der Staat keinen anderen Anspruch machen, als die Tarife so festzusetzen, daß das Anlagecapital landesüblich oder nach Maßgabe der zu dem Zwecke aufgenommenen Anleihen verzinst und amortisirt werde. Auch bei den Privatbahnen müßten nach diesem Grundsatz die Frachtsätze begrenzt werden; jedoch unter Annahme eines höhern, das Risico ausgleichenden Zinssatzes.

Nun ergibt aber die mehrerwähnte, officielle Statistik, daß der Durchschnittsertrag der sämmtlichen deutschen Staats- und Privateisenbahnen im Jahre 1874 nur 5,19 Procent betragen hat, also äußerst wenig über den landesüblichen Zinsfuß, und unter Hinzurechnung der aus den Einnahmen bestrittenen Meliorationen, Vermehrung der Betriebsmittel und Reserven zur Ausgabe sogar nur 4,04 Procent. Die Staatsbahnen haben durchschnittlich nur 3,73 Procent Reinertrag ergeben. Jene nach dem obigen Grundsatze zulässige Höhe der Tarife ist also bei den jetzigen Frachtsätzen nicht einmal überall erreicht, geschweige denn überschritten. Die jetzigen Reinerträge schließen vom Bau neuer Bahnen das Privatcapital aus, das mit Recht bei industrieller Verwendung wegen des damit verbundenen Risicos einen höheren Ertrag als den gewöhnlichen Zinsfuß verlangt, der bei ganz gesicherter Anlage in guten Staatspapieren, Hypotheken u. dgl. leicht zu erreichen ist.

Als berechtigt bliebe, selbst wenn man die in Anspruch genommene Maximalgrenze der Frachtsätze zugestehen könnte, nur das Verlangen nach Vereinfachung der Tarife bestehen.

Unzweifelhaft ist dies wichtige Ergebniß auch denen bekannt, welche für Herabsetzung der Tarife agitiren. Daraus erklärt sich die verhältnißmäßige Lauheit der theoretischen Freunde des Reichsbahnsystems. Die praktischen Transportinteressenten dringen nach wie vor auf Erwerbung der sämmtlichen Eisenbahnen durch das Reich und gestehen zu, daß ohne dieselbe die verlangte Herabsetzung der Tarife ohne bedenkliche Eingriffe in die Privatrechte der jetzigen Eigenthümer der Bahnen nicht durchzuführen sei. Dies Raisonnement läßt sich kaum anders verstehen, als so, daß der Ankauf der Bahnen vom Reiche hauptsächlich deshalb gefordert wird, weil man von diesem jene durchgreifende Ermäßigung der Frachtsätze verlangen zu können meint und durchzusetzen hofft. Der Abgeordnete Stumm sagte in der Reichstagssitzung am 27. November 1875 ausdrücklich: wenn nicht der Ruin der Eisenwerke oder eine Reaction der wirthschaftlichen Gesetzgebung eintreten soll, so müsse von der Reichsregierung eine Vorlage über den Ankauf der deutschen Eisenbahnen gefordert werden. Das ist ganz deutlich und heißt nichts anderes, als die Eisenindustrie soll für die angebliche Schädigung durch Herabsetzung und Aufhebung von Schutzzöllen durch niedrige Eisenbahnfrachten auf Kosten des Reichs entschädigt werden, die Aufhebung der Besteuerung der Consumenten durch Schutzzölle sei nur dann zulässig, wenn das Reich durch niedrige Eisenbahnzölle Ersatz gewährt. Die Frage, wie und von wem den jetzigen Eigenthümern der Eisenbahnen Entschädigung gezahlt werden soll, wird auf diese Weise umgangen oder doch verdunkelt. Beim Ankauf der Bahnen durch das Reich ist die Schadloshaltung offenbar in dem Kaufpreis enthalten, der jedenfalls nach den jetzigen Erträgen und Tarifen zu berechnen ist. Nach dem erfolgten Ankauf trifft dieser Schaden, der durch wirksame Herabsetzung der Frachtsätze entsteht, nicht mehr die Einzelstaaten und Privatgesellschaften, sondern die Cassen des Reichs.

Ergibt sich aus dem bisher Gesagten schon die Zurückweisung der hauptsächlich von den Transportinteressenten betriebenen Forderung der Erwerbung der Eisenbahnen durch das Reich, behufs einer durchgreifenden Ermäßigung der Tarife, so bleibt doch noch übrig, einige noch nicht besprochene, triftige Gründe anzuführen, welche gegen die erwähnte große Maßregel sprechen.

Es ist die Ansicht geltend gemacht worden, daß in dieser Frage doctrinären Anschauungen über den Umfang der Staatsfürsorge und über die Grenzen der Einmischung in das privatwirthschaftliche Leben der Nation kein Entscheidungsrecht einzuräumen sei. Zugestanden ist hier bereits, daß sich abstracte Principien im Staats- und Privatleben bis zu äußerster Consequenz in der Regel nicht durchführen lassen. Will man aber so weit gehen, daß man große Grundsätze und Wahrheiten, die nicht ausschließlich auf philosophischem Wege hergeleitet, sondern auch durch die Erfahrung bestätigt sind, deshalb auf volkswirthschaftlichem Gebiete für unanwendbar erklärt, weil man dieselben für doctrinär hält, so stellt man sich auf den Standpunkt der Schutzzöllner, welche die Lehren und Grundsätze des Freihandels nicht widerlegen, ja ihre Richtigkeit sogar ausdrücklich anerkennen, aber ihre Anwendung in der Wirklichkeit deshalb für unzulässig halten, weil dieselben angeblich nur Ergebnisse der Theorie und als solche für die Praxis unbenutzbar sind. Jeder große Fortschritt im Staatsleben beruht auf klarer Erkenntniß der herrschenden Uebelstände und ihrer Ursachen. Die logische, oder wenn man will philosophische Durcharbeitung und Bedeutung solcher Erfahrungen führt zu allgemeinen Grundsätzen und lehrt die Mittel finden, Fehler und Mängel zu beseitigen und bessere Zustände herbeizuführen. Sicherheit gegen bedenkliche Rückfälle besteht nur da, wo von den einmal als richtig erkannten Grundsätzen nicht abgewichen wird, deren Werth deshalb nicht kleiner ist, weil sie sich auch auf speculativem Wege herleiten lassen. Nur vor den Ergebnissen reiner, von jeder Vergleichung mit der Wirklichkeit absehender Speculation soll man sich hüten, der noch dazu häufig irrthümliche Vordersätze oder falsche Schlüsse zum Grunde liegen. Richtige, von der Erfahrung bestätigte Grundsätze verletzt man nicht ungestraft. Auf solchen beruhen hauptsächlich die großen Fortschritte der Humanität in Gesetzgebung und Staatsverwaltung, sowie die gesunden Bestrebungen auf finanziellem und volkswirthschaftlichem Gebiet.

Jeder, der eine Frage von solcher Wucht behandelt, wie die Erwerbungen der sämmtlichen Eisenbahnen durch das Reich, ist daher nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, zu prüfen, ob der entscheidende Schritt den Aufgaben und Grundsätzen des modernen Staats entspricht oder widerstreitet? Es handelt sich dabei nicht nur um eine Finanzoperation von bisher noch nicht vorgekommenem Umfange, nicht nur um Verwendung eines Capitals von ganz außerordentlicher Höhe zum Ankauf der Bahnen, sondern auch darum, ob dem jungen Deutschen Reich ohne große Gefahr zugemuthet werden kann, privilegirter alleiniger Frachtfuhrmann innerhalb Deutschlands zu werden?

Der Staat soll nicht Industrie treiben, ist einer von jenen erprobten Grundsätzen, den der Abgeordnete Windthorst im Reichstage aussprach, gleichviel ob lediglich aus Ueberzeugung von der Richtigkeit oder aus Parteigründen. Ueberall, wo ein Staat davon abgewichen ist, sind schmerzliche Erfahrungen gemacht worden, so auch von der preußischen Seehandlung, die ein reines Staatsinstitut ist und deren Beseitigung deshalb schon lange mit vollem Recht gefordert wurde. Daß mit dem Staat Niemand

Digitized by Google

concurriren kann, weil die Mittel des Staats ihre Grenze nur in der Steuerkraft des ganzen Landes finden, kann in Bezug auf die Eisenbahnen außer Betracht bleiben. Aber der Staat, namentlich der Großstaat und am meisten das Deutsche Reich eignet sich nicht zum Industriellen. Es fehlen ihm die meisten der Eigenschaften, welche die Ausübung der Industrie nothwendig erfordert; er ist durch allerlei Rücksichten gebunden, er besitzt nicht die nöthige Beweglichkeit, er muß nach der Schablone arbeiten, er kann nicht anders als bureaukratisch verwalten und Bureaukratie und Industrie sind Gegensätze. Der Staat kann nicht, wie der Privatmann, jeden Vortheil zur rechten Zeit wahrnehmen und jeden Schaden verhüten, weil seine Organe nicht freie Hand haben, an Instructionen und Genehmigungen gebunden sind. Wenn dennoch in Klein- und Mittelstaaten Staatsbahnen zur Zufriedenheit des Publicums betrieben worden sind und Preußen seine Staatsbahnen im Allgemeinen gut verwaltet hat, so erklärt sich dies aus dem Umfange jener Staaten und der Staatsbahnen in Preußen. Ganz anders wird und muß sich das Resultat gestalten, sobald das deutsche Reich 25,000 und mehr Kilometer Eisenbahnen selbst verwalten soll. Der frühere Minister eines Mittelstaats, der dessen Staatsbahnen mit Erfolg geleitet hat, erklärte auf Befragen, daß er es nimmermehr übernehmen würde, sich an die Spitze sämmtlicher deutschen Bahnen zu stellen. Die Schwierigkeiten wachsen mit der Größe des Netzes in geometrischer Progression und sind schließlich unüberwindbar.

Staaten haben Canäle und Chausseen gebaut, aber die Beförderung der Güter und Personen der Privatindustrie überlassen. Erst bei Staatsbahnen ist der Versuch gemacht worden, die Spedition und den Transport durch Staatsbeamte besorgen zu lassen, aber immer nur innerhalb eines einzelnen Einheitsstaats auf seinem eigenen Gebiet. Offenbar würde der Betrieb der sämmtlichen Eisenbahnen durch das Reich innerhalb der Einzelstaaten sehr viel schwieriger sein, weil hier das präcise Zusammenwirken verschiedener Landesbehörden mit der Bahnverwaltung nicht zu erwarten ist. Die letzte stände ganz isolirt und müßte sich erst durch die Centralreichsbehörde auf einem großen Umwege mit Zeitverlust die locale Hülfe verschaffen, deren sie bedarf und die oft gar keinen Aufschub ohne große Nachtheile verträgt. Die Eifersucht und die Reibungen zwischen den Beamten des Einzelstaats und denen der Reichseisenbahnverwaltung müßten unzweifelhaft zu Collisionen führen, die dem Zusammenhalten und Zusammenwachsen des Reichs sicherlich nicht förderlich, sondern entschieden schädlich sein würden.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Polarausrüstungen.

Von **Julius Payer.**

Jede arktische Expedition ist sowohl hinsichtlich ihres Planes, als auch ihrer Ausrüstung auf die Erfahrungen ihrer Vorgänger angewiesen, und aus diesem Grunde müssen es die Nachfolgenden oft bedauern, wie wenig Sorgfalt fast alle Polarfahrer in ihren Werken darauf verwandten, sie über ihre Wahrnehmungen, ihren Vorgang, oder ihre begangenen Fehler zu belehren. Es scheint daher wohl des Versuches werth, unsere eigenen Beobachtungen zum Nutzen Anderer anzuführen; damit möglichst klar werde, was künftige Unternehmer zu beherzigen haben; nur die Ausrüstung für Schlittenreisen wird erst bei diesen selbst erwähnt werden.

Einheitliche Leitung der Expedition ist die erste aller Regeln. Findet aber eine Theilung des Commandos in eine Leitung zur See und zu Lande statt, so ist es natürlich, daß die Führer ihre wechselseitigen Pflichten und Befugnisse genau begrenzen. In neuerer Zeit ist die Leitung von Polarexpeditionen öfters von Seeleuten auf Gelehrte übergegangen, wie dies bei Kane, Hayes, Nordenskjöld, Torell der Fall war. In Fällen, wo die naturhistorische Forschung das Ziel einer Eisfahrt von geringer Ausdehnung bildet, ist dieser Vorgang statthaft, niemals aber, wo dem Seemanne eine wichtige Rolle übertragen ist; auch ist dieses Verfahren in England nie angewandt worden.

Nur im ersten Anfange führte ein tapferer Ritter von hoher Geburt (Willoughby) eine Polarexpedition Englands, wie solche Männer bis auf das 17. Jahrhundert herab auch die Lenker seiner Seeschlachten waren. Die holländischen Expeditionen des 16. Jahrhunderts pflegten eine zerstörende Zersplitterung der mercantilen und nautischen Leitung unter Supercargos und Piloten zu gestatten; Verwirrung und Zwiespalt waren die Folgen.

Nach den Führern beansprucht die Auswahl der Mannschaft die höchste Sorgfalt. Sie muß hinreichend lange vor dem Reiseantritt stattfinden, damit die minder Geeigneten sich rechtzeitig erkennen und gegen Geeignetere austauschen lassen; dieses Verfahren, nicht die Nationalität bestimmt ihren Werth. Wenn auch seemännische Tugenden nicht jedem Volke gleichmäßig angehören, so würde es doch nur der Zeit und Prüfung bedürfen, um fast aus jeder Nation eine musterhafte Mannschaft für eine Nordpolexpedition zu gewinnen. Nicht die Ertragung der Kälte ist der entscheidende Probirstein ihrer Tüchtigkeit, obgleich dies häufig angenommen wird, sondern Pflichtgefühl, Ausdauer und Entschlossenheit. Die Gewohnheit lehrt Kälte bald überwinden; ihrem demoralisirenden Einflusse gegenüber härtet die unerbittliche Nothwendigkeit oft Weichlinge zu Helden ab. Hingebung für den Zweck oder für den Führer setzt bei der Mannschaft jedoch Eigenschaften voraus, die sich weder in vornhinein beurtheilen, noch erkaufen, noch hinreichend belohnen lassen. Die Theilnehmer einer Nordpolexpedition sollen nur aus Freiwilligen bestehen, doch nicht so, wie es bei den russischen Polarunternehmungen der Fall war, wo die Offiziere als Freiwillige „gewählt" wurden, obgleich sie die Theilnahme ausschlugen.

Von hoher Wichtigkeit ist ein gewisser Grad von Intelligenz der Mannschaft; in vielen Fällen ist das Bestehen von Gefahren oder irgend ein zu erzielendes Resultat von ihrer Beobachtungs- und Denkfähigkeit, ja selbst von einigen Kenntnissen abhängig, wie sie der größte Theil unserer Mannschaft auch besaß.

Leute aber, welche mit einem schwer beladenen Schlitten altes Eis verlassen und neu gebildetes betreten, ohne es zu bemerken, welche einen erfrornen Fuß erst nach mehreren Stunden beachten, ihre Patronen verlieren, ihr Gewehr gar nicht und die Boussole nur mangelhaft kennen, theilnahmslos an den Gestaltungen des Landes vorüber ziehen, besitzen eine für sich und für die Gesammtheit gefährliche Gleichgiltigkeit, mögen sie auch todtverachtend sein, wie Achill. Wie groß die Indolenz des ungebildeten Mannes zuweilen sein kann, zeigt Franklins Rückzug 1821. Seine Canadier warfen nach einander die unentbehrlichsten Gegenstände, wie Canoes, Netze ꝛc. fort, oder zerstörten sie absichtlich, um sie nicht tragen zu müssen. Es war nicht möglich, sie zu haushälterischem Gebaren mit den karg zubemessenen Lebensmitteln zu bewegen. Befehlen begegneten sie mit Widersetzlichkeit, den astronomischen Orts- und Routebestimmungen ihres Führers mit unverhohlenem Mißtrauen, heimlich verbrauchten sie Munition und Jagdbeute. Einer stahl dem Andern die ersparten Lebensmittel, Einmüthigkeit zeigte sich nur in dem allgemeinen Sträuben gegen die weisesten Anordnungen zum allgemeinen Wohle.

Die intelligente Mannschaft ist durch ihr erhöhtes Selbstständigkeitsgefühl schwieriger zu leiten, als die unwissende. Devotion und blindes Vertrauen werden seltener bei ihr zu beobachten sein; ihre Lenkbarkeit bedingt das beständig hervorragende gute Beispiel, das Wohlwollen und die unabänder-

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

liche Ruhe der sie jeweilig Befehlenden. Das Hauptgesetz einer Polarexpedition ist Gehorsam;*) seine Grundlage ist Moralität. Strafen sind in solchen Lagen ein unzuverlässiges, abstumpfendes Mittel zur Erhaltung der Ordnung; ihre Anwendung erzielt namentlich auf einer Privatunternehmung eher Auflösung als Disciplin. Wenn Parry noch 1820 Körperstrafen**) vollziehen ließ, so beweist dies nur die größere Leichtigkeit, mit welcher auf einem Kriegsschiff die Ordnung gehandhabt wird, nicht aber die Zweckmäßigkeit eines solchen Verfahrens überhaupt. Zwang und Drohungen sind ohne Resultat; so war es auch vergeblich, den Erfolg einer Expedition durch zwangsweise Aussendung derselben Männer sichern zu wollen, welche eben erst unverrichteter Dinge zurückgekehrt waren, wie dies im vorigen Jahrhundert bei jedem gescheiterten Versuch an den sibirischen Eismeerküsten von Petersburg aus geschah, wo mancher dieser ruhmvollen Entdecker nach seiner endlichen Rückkehr zum Matrosen degradirt wurde.***) Den minder Würdigen unterscheidet man, ohne zeitliches Unheil zu erregen, nur durch die Bestimmung, daß besondere und zwar große Belohnungen bei der Rückkehr nur die Verdienstvollsten treffen, ohne sie jedoch an Bord selbst jemals zu nennen. Für die Officiere kann der wissenschaftliche Erfolg ein vollkommener Lohn ihrer Mühe sein, für die Mannschaft hingegen nur im materiellen Vortheile bestehen. Geld ist zwar ein schwacher Impuls für Männer, welche bestimmt sind, ohne sichere Gewähr ihrer Rückkehr Jahre hindurch der Unbill arktischer Wüsten zu widerstehen; allein es bildet noch immer die einzige Form, durch welche man das Verlangen für wissenschaftliche Zwecke theilnahmsloser Menschen an das Erreichen idealer Ziele fesselt.

Die Mannschaft von J. Roß erhielt für das Martyrium von vier im Eise verbrachten Wintern bis unter 100 Pfund Sterling per Kopf; bei der zweiten deutschen Nordpolexpedition bildeten 8—12 Thaler die Monatslöhnung der Matrosen. Fast viersach größer war dagegen die Bezahlung der Equipage des Tegetthoff; sie erreichte bei einigen der Schlittenreisenden bis 3000 Gulden.

Steigert man die zu erwartenden Prämien für die Erreichung eines bestimmten Zieles, so verfügt man über einen nothwendigen und mächtigen Hebel für die zu fordernden Anstrengungen; nicht minder gebieten Klugheit und Gerechtigkeit, den Tüchtigsten selbst die Bürgschaft einer sorgenfreien Existenz in der Zukunft zu gewährleisten.

Wider Erwarten ist die Verwendung von Leuten, welche bereits eine Expedition mitgemacht haben, zu widerrathen, empfehlenswerth nur etwa die Wiederaufnahme der Vollkommensten unter den Geeigneten. Die Uebrigen sind nur zu leicht geneigt, ihre eigenen Erfahrungen jenen der Führer gleichzustellen, und beeinträchtigen in allen Fällen, wo diese Anschauungen einander widersprechen, durch eine gewisse passive Opposition das Grundgesetz einer solchen Expedition, den Gehorsam. Leute hingegen, welche die arktische Region zum ersten Male betreten, pflegen alle Weisungen eines darin erprobten Führers mit einer Aufmerksamkeit zu empfangen, welche man sonst nur Offenbarungen entgegenbringt. Auch Verheirathete sind davon auszuschließen; so verfuhr auch Barentz auf seiner zweiten Reise (1596).

Etliche der Mannschaften sollen geübte Schützen, gute Fußgänger und Bergsteiger, alle aber müssen gleicher Nationalität, stark*) und vollkommener Gesundheit sein. Die geringsten Anzeichen von Rheumatismus, Lungen-, Augen- und gewissen chronischen Uebeln, welchen Matrosen nur zu leicht verfallen, machen sie ungeeignet, das Polarklima zu ertragen, besonders zu Schlittenreisen; Trinkern gleich, sind sie empfänglich für den Scorbut.

Der Arzt einer Expedition muß nebst der Fachbildung die unerschütterlichste Geduld besitzen; für Manchen der Erkrankten ist er nicht minder ein Arzt des Körpers, als des Geistes. Sich persönlich von dem Gesundheitszustande der Mannschaft vor dem Reiseantritte zu überzeugen, ist auch dann noch seine Pflicht, sollte sie bereits von einem anderen Arzte untersucht und tauglich erklärt worden sein.

Da eine Expedition nebst ihrer wissenschaftlichen Aufgabe auch die Veranschaulichung der Polarnatur erfüllen soll, so ist die Verwendung eines Photographen, noch mehr die eines Malers sehr empfehlenswerth; denn der erstere ist bei seiner Thätigkeit viel zu sehr auf den Umkreis des Schiffes beschränkt.

Die arktische Literatur bietet drastische Beispiele, wie zweckwidrig Polarexpeditionen der älteren Zeit ausgerüstet wurden. Ihre Bestimmung zum Handel zwang sie, den Schiffsraum mit Ballen von Seide ꝛc. zu füllen, anstatt mit Proviant für Jahre, und die Empfehlungsbriefe, welche man den Nordostfahrern an die sarazenischen Fürsten auf den Weg nach Chatai mitgab, machen einen wahrhaft komischen Eindruck. Westgrönland zu colonisiren wurde der Major Paars 1728 von Kopenhagen aus dahin gesandt, — mit Kanonen und Soldaten, auch 11 Pferde befanden sich dabei, denn es war die Aufgabe der Expedition nach der Ostküste Grönlands hinüber zu reiten, um diese zu erforschen. Zehn männliche und zehn weibliche Sträflinge, loosweise getraut, bildeten die ersten Kolonisten.

Man kann es gerechtfertigt finden, daß Owczyn 1734 auf seiner sibirischen Eismeerfahrt einen Priester mitnahm, aber nicht einsehen, zu welchem Zwecke er 57 Mann in einem nur 70 Fuß langen Schiffe bedurfte, das mit 8 zweipfündigen Falkonets bewaffnet war. Der Nutzen des Tambours, der 12 Gemeinen und des Corporals auf Gmelins wissenschaftlicher Sibirienreise ist noch räthselhafter, als das Musikcorps der Davis'schen Expedition, welches die Bestimmung haben sollte, die Gemüther der Eskimos anzuregen und friedlich zu stimmen, nachdem der vorangegangene Frobisher traurige Erfahrungen hinsichtlich ihrer Barbarei gemacht hatte. Andere Expeditionen haben die Eskimos dadurch, daß man zahlreich Messer und Beile an sie vertheilte, in die Lage gesetzt, die weiße Mannschaft ernstlich zu bedrohen. Noch heute pflegt die sogenannte „Wilden-Kiste" Ueberraschungen zu enthalten, welche den Wilden keine gute Meinung von unserer Ueberlegenheit beibringen können.

*) Die Geschichte der Polarexpeditionen erzählt von den Meutereien der Mannschaften von Davis, Barentz, Weymouth, Hudson, Hall, J. Roß und vieler Anderer.

**) Parry ließ einmal zwei seiner Leute wegen Trunkenheit jeden mit 36 Peitschenhieben bestrafen.

***) Aehnlich erging es Steller. Als er 1742 mit den Ueberresten der verunglückten Behring'schen Expedition mühselig nach Awatscha heimkehrte, erfuhr er, daß man sich daselbst bereits in sein Erbe getheilt habe. Nach langem Sträuben wurde ihm gestattet, von Kamtschatka nach Petersburg zurückzukehren, zweimal, verhältnißmäßig nahe dieser Stadt, traf ihn jedoch das schreckliche Urtheil, eiligst nach Jakutzk zurückzukehren, um sich in der „Kanzlei" daselbst wegen Hochverrath zu verantworten. Bei der zweiten Umkehr erfror er. Es wäre ungerecht, Fälle, wo das Gegentheil geschah, zu verschweigen, Fälle, wo den Polarfahrern für ihre Mühen, waren sie von Erfolg gekrönt, die größte Anerkennung in sicherer Aussicht stand. So wurden die Officiere und Unterofficiere von Tschitschagoffs Polarexpedition bei ihrer Abreise im Range befördert. Erreichten sie die Nordostdurchfahrten, so war ihnen eine zweite, bei ihrer Rückkehr eine dritte Rangerhöhung verheißen. Sämmtliche Theilnehmer erhielten doppelten Gehalt, dieser ward ihnen, oder ihren Wittwen und Waisen auch in dem Falle als Pension zugesagt, wenn sie Schiffbruch litten. Billings und seine Mannschaft erhielt einen doppelten Jahresgehalt bei der Abreise, unbeschadet doppelten Gehaltes während der Expedition und besonderer Prämien bei der Rückkehr. Billing selbst wurde noch in Petersburg im Range befördert, seine Officiere und Unterofficiere bei der Ankunft in Irkutzk. Neue Beförderung traf Billing an der Kolyma, eine abermalige beim Verlassen von Ochotzk. In diesem letztern Falle sollte auch die Mannschaft an der gedachten Begünstigung theilnehmen. Beim Erreichen des C. Elias sollte Billing nochmals um einen Grad avanciren.

*) Leute unter dem 30. Jahre sind solchen über demselben vorzuziehen, es ist eben nicht Jedermann ein Franklin, der sich noch mit dem 60. Lebensjahre den Beschwerden der Polarwelt anvertrauen darf.

Digitized by Google

Die Ausrüstung einer Polarexpedition soll dem Grundsatz entsprechen, den zeitlich Verbannten ohne Kostenrücksicht den größtmöglichen Grad materiellen Wohles zu gewähren, wenn auch die gegebenen Verhältnisse die Verwirklichung fast illusorisch machen. Die Größenverhältnisse eines Schiffes und sein disponibler Raum sind die knappen Grenzen, innerhalb welcher die Erfüllung dieses Wunsches Gewährung finden kann; sie haben sich, seit man zu der ursprünglichen Verwendung kleiner Schiffe zurückkehrte, in fühlbarer Weise verengert.

Die nachfolgende Tabelle zeigt, daß sich die Wahl kleiner Fahrzeuge schon im ersten Anfange geltend gemacht hat, obgleich die englischen Unternehmungen selbst dieses Jahrhunderts den Rath und das Beispiel eines Fotherby, Baffin und Roß in diesem Punkte niemals völlig adoptirten.

Die Expedition von		Tonnengehalt der Schiffe				Verproviantirung	Köpfe
Willoughby	1553	120	90	160	—	18 Monate	
Frobisher	1576	25	25	10	—		
"	1577	180	30	30	—		
Pett Jackmann	1580	40	20	—	—		15
Davis	1585	50	35	—	—		42
Barentz	1596	80	—	—	—		17
Davis	2. Expedition	10	50	53	120		
Weymouth	1604	70	60	—	—	meist für	
Knight	1606	40	—	—	—	nur	10
Hudson	1607					1 Jahr	15
"	1608						15
James Poole	1609	70	—	—	—		
Hudson	1610	55	—	—	—		
Smith	1610	50	—	—	—		
James Poole	1611	50	—	—	—		
Fotherby	1615	20	—	—	—		
Baffin	1616	58	—	—	—		20
Fox	1631	80	—	—	—	18 Monate	
James	1631	70	—	—	—	18 "	19
Wood	1676					16 "	
Moor	1746	180	140	—	—		
Roß	1818	385	252	—	—		
Parry	1819	375	180	—	—	2½ Jahre	45
Litke	1821	200	—	—	—		15
Hayes	1860	133	—	—	—	1½ Jahre	29
Koldewey	1869	180	240	—	—	2 Jahre	

Diese Uebersicht zeigt, daß die Entsendung kleiner Flotten mit Schiffen kleinster Gattung im 16. Jahrhundert üblich war, daß sie im 17. Jahrhundert, bis auf ein Schiff geringer Größe, abnahmen, und daß die Anwendung zweier Fahrzeuge seither fast Norm geblieben ist, welche, wären die vielen Franklin-Expeditionen in die Tabelle aufgenommen worden, noch viel sprechender geworden wäre.

John Roß war 1829 von einem Tiefgang seines Schiffes von 18 Fuß auf 8 Fuß herabgegangen; 8—12 Fuß bilden auch heute die anerkannt zulässigen Grenzen des Tauchens. Große Fahrzeuge bedürfen einer zahlreichen Bemannung, und wenn ihre Erbauung nicht ausschließlich für den Zweck von Polarreisen geschieht, so verhindert ihre geringe Raumökonomie die Ausrüstung für mehr als etwa 2½ Jahre. Parrys Schiff 1819, die große „Fury", hatte mit 18 Fuß Tiefgang nur für 2½ Jahre Proviant; Roß' „Victory" (1829) dagegen bei nur 7 Fuß Tiefgang nebst Vorräthen für die gleiche Reisedauer noch eine Maschine und für 1000 Stunden Dampfens Kohlen an Bord.

Es folgt daraus, daß sämmtlicher Raum, welcher für die Ausrüstung gewonnen werden soll, der Bequemlichkeit und Größe der Wohnräume abgespart werden muß.

Die russischen Nowaja Semlja-Fahrer dieses Jahrhunderts sind in dieser Hinsicht herabgegangen bis auf das, jede Behaglichkeit ausschließende Extrem von 30—40 Fuß langen Fahrzeugen mit 4—6 Fuß Tiefgang und 8—10 Mann Besatzung.

Arktische Schiffe müssen ferner über eine verstärkte Bemannung und über Dampfkraft verfügen, so daß nach Abzug der Wohnräume, der Maschine und der Kohlenbehälter nur noch wenig Raum für Lebensmittel ꝛc. erübrigt wird. Dieses Wenige aber soll in ausgewähltem Proviant bestehen, welcher, in Kisten verpackt, mit sorgfältiger Vermeidung aller Hohlräume, gestaut werden muß, damit das Schiff nicht nur die größtmögliche Ladung aufzunehmen vermöge, sondern auch die ansehnlichste Widerstandskraft gegen seitlichen Druck erreiche.

Die schwächsten Stellen eines Schiffes sind stets die großen Lufträume der Wohnungen. Eine Bemannung, welche ernstlichen Bedrohungen durch das Eis ausgesetzt ist, wird es nie bereuen, diese Hohlräume durch schwere Balken als horizontale Innenhölzer zu verstärken; sie können so angebracht werden, daß man sie im Winterhafen zu entfernen vermag, und daß sie die Communication auch sonst nicht geradezu verhindern. Das Herabhängen schwerer Bäume am Rumpfe des Schiffes allein erfüllt nicht immer seinen schützenden Dienst, da das pressende Eis solche „Abhalter" häufig wegschiebt; doch ist ihre Anwendung principiell empfehlenswerth.

Der tägliche Bedarf an fester Nahrung für arbeitende Männer einer Polarexpedition beträgt etwa 2 Pfund, auf Schlittenreisen 2¾ Pfund, darunter ½ Pfund Brod und 1 Pfund Conservefleisch. Nebst dem üblichen Proviant und möglichster Vermeidung von Salzfleisch sind große Quantitäten von conservirtem Gemüse, Cacao, Fleischextract, Reis, Erbswurst und getrocknete Mehlspeisen (Macaroni, Nudeln) sehr empfehlenswerth. Zweimaliger Genuß frischen Brodes in der Woche anstatt des harten Schiffszwiebacks ist ein wesentliches Förderungsmittel der Gesundheit; man ersetzt bei dessen Bereitung den Sauerteig durch getrocknete Hefe und Backpulver. Täglich soll eine Ration Limonensaft als vorbeugendes Mittel gegen Scorbut ausgegeben werden; antiscorbutische Lebensmittel sollen sich überhaupt in großer Menge an Bord befinden. Viel Thee und auch Tabak sind unerläßlich; namentlich wird der letzte von Seeleuten schmerzlich vermißt. Es sind Fälle vorgekommen, wo die Besatzung sich pockhölzerner Schiffsrollen, geraspelt und gesotten, als Thee bediente und der Faßreifenrinde als Tabak.

Mäßiger Genuß geistiger Getränke ist sehr empfehlenswerth; denn ihr Einfluß auf Gesundheit und Geselligkeit ist von großer Bedeutung. Nur ist die Aufbewahrung einer hinreichenden Quantität von Wein, namentlich im Winter, sehr erschwert, da die meisten Sorten bei — 5 bis 8 Grad R. gefrieren. So lange ein Schiff noch im Wasser ruht, wie dies bei Ueberwinterungen in der Regel geschieht, ist es rathsam, den Weinvorrath im untersten Theile seines Raumes aufzubewahren und alle übrigen Gegenstände, welche dem Gefrieren am meisten ausgesetzt sind, unmittelbar darüber „mitschiffs" zu lagern.

Taucht aber ein Schiff nur wenig oder gar nicht mehr ins Wasser, so empfiehlt sich die Aufbewahrung des Weines und der übrigen unentbehrlichen Flüssigkeiten in den todten Räumen der Cajüte, d. h. unter dem Cajütentisch, nahe dem Ofen, unterhalb der Cojen und des Skylights nach dessen Eindeckung im Winter. Die Bereitung chemischen Weines rechtfertigt nur der absolute Platzmangel, da das Volumen seiner Bestandtheile ohne Wasser nur etwa ein Fünftel des wirklichen Weines ausmacht.

Unter allen Umständen aber bleibt der chemische Wein ein trauriges Auskunftsmittel, und ist jenes Bier (auch das Sprossenbier von J. Roß) vorzuziehen, welches die englischen Polar-Expeditionen an Bord selbst aus Malz- und Hopfenessenz zu erzeugen pflegten. Das Brauen von Bier an Bord eines Polarschiffes ist jedoch mit äußerst lästiger Dampfentwicklung verbunden, bei großer Kälte kann man es auch nicht zur Gährung bringen. Rum oder Cognac, besonders der für Schlittenreisen, soll zur Ersparung des Gewichtes den größtmöglichsten Alkoholgehalt besitzen; denn seine Verdünnung vor dem Genuß unterliegt keiner Schwierigkeit.

Digitized by Google

Während des Winters ist der Aufenthalt im Schiffe selbst dem in Blockhäusern vorzuziehen, wegen seiner größeren Erwärmungsfähigkeit und geringeren Eisanhäufung*). Da aber ein Schiff im Eismehr zehn Monate während eines Jahres aufhört, ein solches zu sein und nur die Eigenschaften eines Hauses bieten soll, so bedarf es einer besonders zweckdienlichen Ausstattung als Wohnplatz des Menschen.

Das Logis der Mannschaft befindet sich stets im Vordertheil des Schiffes; ihre Cojen müssen, der ungleich auftretenden Condensation der Feuchtigkeit zu Eis wegen, in einer bestimmten Ordnung gewechselt werden. Um den Kohlenverbrauch zu verringern, auch die Küche in den Mannschaftsraum zu verlegen, ist sehr zu widerrathen, weil die Ansammlung der Feuchtigkeit in den Wohnräumen dadurch sehr gesteigert wird. Die Officiere, Gelehrten ꝛc. bewohnen eine gemeinsame Cajüte im Achtertheile und schlafen rings um diese in kleinen Cabinen. Die Möglichkeit, sich zeitweise der jahrelangen Anwesenheit Aller zu entziehen, ist eine wichtige Bedingung der Harmonie. J. Roß und seine Officiere bewohnten 1833, selbst in der traurigen Hütte am Furystrande, nicht die gemeinschaftliche Cajüte mit dem Ofen, sondern Cabinen, deren Temperatur um den Gefrierpunkt schwankte, und in denen sie durch die Anhäufungen des Eises viel zu leiden hatten.

Alle Wohnräume sollen mit wasserdichten Tapeten ausgestattet werden. Die Heizung mittelst gewöhnlicher Oefen ist der höchst ungleichartigen Erwärmung wegen verwerflich; die gleichartige erreicht nur der Meidinger'sche Füllofen, der außerdem den Vortheil eines geringeren Kohlenconsums bietet**). Die Luftheizung durch Röhren ist diesem vielleicht noch vorzuziehen, weil sie der Condensation des Wasserdampfes zu Eis überall, selbst in den Cojen, besser entgegenwirkt.

Verfügt ein arktisches Expeditionsschiff nicht über eine blechbekleidete Wasch- und Trockenkammer, die auch als Baderaum dient, so ist ein wichtiges Förderungsmittel des körperlichen Wohles versäumt; denn das strenge Klima beschränkt das Waschen der Wäsche auf wenige Sommerwochen. Eine solche Kammer kann im Winter dadurch hergestellt werden, daß man den Maschinenraum in halber Höhe überbrückt und abschließt.

Die Beleuchtung der Wohnräume durch Petroleum genügt allen Bedürfnissen; in den Cabinen jedoch sind Stearinkerzen dem Petroleum und dem Thran vorzuziehen. Von großer Wichtigkeit ist die Construction der Beobachtungslampen zum Gebrauch im Freien während der Winternacht. Von seltener Eignung waren jene der zweiten deutschen Nordpolexpedition, welche diesen schwierigen Dienst niemals versagen. Massive, vergitterte Glaskugellampen, welche mit Petroleum und nicht mit gewöhnlichem Oel gefüllt werden müssen, dienen zum Gebrauch auf Deck; wegen ihrer vielfachen Verwendung und dadurch unvermeidlichen Zerstörung bedarf man deren nicht wenige. In den Hütten, welche über den Treppenhäusern auf Deck erbaut sind, bedient man sich mit Vortheil der Thranlampen; doch muß ihre Construction derart sein, daß die Flamme das thrangefüllte Gefäß erwärmt.

So lange die Besatzung auf dem Schiffe verweilt, bedarf ihre Kleidung, selbst im strengsten Winter, nur geringer Aufmerksamkeit. Dicht anschließende Wollwäsche, gestrickte Wollhandschuhe und starke Tuchkleider reichen auf Deck in allen Fällen aus, da die geheizten Räume des Schiffes beständig Erwärmung bieten. Pelzgefütterte Lederstiefel mitzunehmen ist zwar ein alter Brauch, doch keineswegs von erprobter Zweckmäßigkeit; sie sind von großem Gewicht, werden unbiegsam und verlieren durch Vereisung und rasche Abnützung des Pelzes bald jede Brauchbarkeit.

Alle Instrumente***) sollen vor dem Abgang einer Expedition von einem Optiker ölfrei gereinigt werden, dasselbe hat der Büchsenmacher mit den Gewehren zu thun, deren Läufe dunkel gefärbt sein müssen, damit sie weniger rosten. Munition, Pulver und Lunte zum Sprengen des Eises, ebenso Alkohol und Petroleum bedürfen abgeschlossener Behältnisse im Achtertheil des Schiffes. Zu den beiden letztern Flüssigkeiten soll man nur mittelst wohlverschließbarer Pumpen gelangen.

Alle Thüren sollen Hakenverschluß und Gewichtszug haben; Metallklinken mit drehbarem Verschluß sind weniger passend. Die Möglichkeit, vom Eise eingeschlossen zu werden, erheischt endlich die Mitnahme bis 20 Schuh langer Sägen und Bohrer, um das Eis zu durchschneiden. Im Uebrigen bedingt sowohl der Gebrauch an Bord, als auch der auf Reisen, die reichste Ausrüstung mit Alkohol, Flanell, Büffelfellen, starkem Tuch, wasserdichter Leinwand, starken Filzplatten, Leder, Rennthierschuhen, Schneestiefeln, Stangen, Schaufeln, Krampen, Stielen ꝛc., Gegenständen, die gewöhnlich unzureichende Berücksichtigung finden.

Das Beispiel der Engländer in der Aufsuchung eines verschollenen Polarfahrers nachzuahmen, — so bewunderungswürdig es auch für diese Nation und tröstlich es für die Angehörigen der Vermißten sein mag, — möchte ich nicht anempfehlen. Polarexpeditionen irren gewöhnlich, durch das Eis gezwungen, von dem ursprünglichen Ziele ab, und werden schon deshalb unauffindbar. Burrough fand Willoughby nicht, Button nicht Hudson, Scroggs nicht Knight und Barlow, Rae nicht Roß, und Hunderte suchten Franklin vergeblich. Soll eine verschollene Expedition aber dennoch aufgesucht werden, so mag man sich nach dem Vorgange der Engländer folgender Hülfsmittel bedienen: Flaschen, welche mit Notizen versehen, in's Wasser geworfen, Steinpyramiden, in deren Innern Nachrichten verwahrt werden, großer Aufschriften auf Felswänden, kleinen Ballons, die sich in gewissen Höhen entzünden, und bedruckter Zettel, dem Spiel der Winde überlassen, Kupfertafeln mit eingravirten Mittheilungen, die gefangenen Füchsen um den Hals gebunden, worauf die letzteren wieder frei gelassen werden. Die Nachrichten beziehen sich stets auf die Mittheilung von Lebensmitteldepots und die Stationen der aufsuchenden Schiffe.

Die Kosten der Polarexpeditionen haben sich im Laufe der Zeit relativ eher vermindert als vermehrt. Die Ausgaben für die Expedition Willoughbys vor drei Jahrhunderten beliefen sich auf die damals ungeheure Summe von 6000 Pfund. Moors Expedition (1746) bedurfte sogar 10,000 Pfund, dagegen Backs schwierige und erfolgreiche Unternehmung zur Erforschung des großen Fischflußes 1833—1835 nur 5000 Pfund. Ein unerreichtes Beispiel außerordentlicher Leistungen bei geringen Ausgaben war die sibirische Expedition Middendorffs 1844, welche nur 13,300 Rubel bedurfte. Die Franklin-Expeditionen von 1848 bis 1854 kosteten laut Bericht der englischen Admiralität 20 Millionen Francs. Die Ausgaben für die zweite deutsche Nordpolexpedition beliefen sich auf 120,000 Thaler, die unserer Vorexpedition von 1871 auf 10,000 Gulden und die der österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition auf 220,000 Gulden.

*) Die älteren Nowaja Semlja-Fahrer pflegten ihre kleinen Schiffe ans Land zu ziehen, zu verlassen und in Hütten zu überwintern.

**) Erfahrungen der zweiten deutschen und der österreich-ungarischen Nordpolexpedition.

***) Höchst störend ist der Einfluß der wechselnden Temperatur und Feuchtigkeit auf die Instrumente. Die Spiegel der Sextanten erblinden, der Queckſilberhorizont überzieht sich während der Beobachtung mit Reif. Vom Deck in die warme Cajüte hinabgetragen, beschlägt sich jedes Metallgeräth sofort mit dicken Eisrinden; man soll die ersteren daher nicht anrühren, sondern abdampfen lassen.

Der Heimgang der Königin Luise.

Von **Hermann Kindt.**

Alles, was uns das Andenken an die schöne und edle Königin, deren hundertjährigen Geburtstag wir binnen Kurzem feiern, ins Gedächtniß zurückruft, muß von Interesse für uns sein, selbst wo es schmerzlich erregt. Und Schmerzliches hat die

Digitized by Google

Königin Luise viel erfahren auf ihrem kurzen Lebenswege und das Schmerzlichste war gewiß nicht der Tod bei einem so heldengroßen, echt weiblichen Charakter, wie ihn diese edle deutsche Frau und Fürstin besaß: Unehre und Schmach ihres Vaterlandes wären ihr noch über den Tod gegangen. Ihre reine Frauenwürde, ihre großartig angelegte Natur, ihr durch Leiden geläutertes Selbstbewußtsein war eben zur schönsten Blüthe entfaltet, als der Tod sie ereilte und ihre Hoffnungen und Pläne auf immer vereitelte. Unendlich wahr ist das Wort Gneisenaus nach der Schlacht und dem Siege bei Leipzig: „Ach hätte das doch die Königin Luise erlebt!" Diese Genugthuung der Kränkungen ihres Vaterlandes, ihres eigenen Ichs war ihr nicht vergönnt; ihr blieb aber die noch schönere Ehre, fortzuleben in allen deutschen Herzen und ihren Namen verknüpft zu sehen mit den heiligsten Interessen ihres Vaterlandes. Aber der Schlag war groß für die Sache, die sie gleichsam in den Augen der Begeisterten, des Volkes, ja selbst der großen Politiker — ich nenne nur beispielsweise Stein — vertrat. Allüberraschend und allergreifend trat der Schlag ein. In anscheinend bester Gesundheit hatte die Königin Berlin am 25. Juni 1810 verlassen. Sie hatte sich nach dem Vater, den Geschwistern, nach ländlicher Ruhe und Stille gesehnt. Es war eine Art Vorgefühl des möglichen Todes, die Lieben noch einmal wiederzusehen nach allem Drang und Sturm der letzten vier Jahre, und als diese Sehnsucht gestillt, da hatte der Tod sie ereilt, mitten in Sommerlust und in dem schönen stillen Frieden der Natur. „Aber bedenken Sie, wenn ich dem König stürbe — und meinen Kindern!" hatte sie dem alten Heim kurz vor der Ankunft und dem letzten Wiedersehn des Königs zugerufen; nun war es doch geschehen, und die freundlichen Augen von Preußens schöner Königin hatten sich auf immer geschlossen. Ihre Hand hatte sie in die ihres Gatten gelegt und so starb sie, sanft und selig, und weniger schmerzlos, als die Leiden ihrer Krankheit voraussetzen ließen. Es war am 19. Juli gegen 9 Uhr Morgens. Der König, selbst leidend und auf die Nachricht der Gefahr schnell von Charlottenburg herbeigeeilt, war nur einige Stunden vor ihrem Tode in Begleitung seiner beiden ältesten Söhne in Hohenzieritz eingetroffen. Er war im Innersten erschüttert und gebrochen, und nur die Anwesenheit der Kinder hatte etwas Tröstliches für ihn. Er konnte sich nicht von der Leiche trennen; er und die Kinder schmückten sie mit Blumen und Kränzen; — der von der Hand unseres Kaisers hängt noch in dem kleinen Sterbezimmer der hohen Mutter. Dann überwältigte den König wieder sein Gefühl; er ging wie in einem Traum umher. „Sie ist todt — von mir, auf immer!" schluchzte er zu seinem Schwiegervater, dem Herzog Karl. „Der König saß auf dem Rande des Bettes und ich kniete davor," schreibt die liebenswürdige alte Gräfin Voß; — — — „ich bat den König ihr die Augen zuzudrücken, denn der letzte Athem war entflohen! — Ach, das Schluchzen und Weinen des unglücklichen Königs, der Kinder und Aller, die umher knieten, war schrecklich!" Der treuen mütterlichen Freundin, die uns diese Aufzeichnungen in ihren Memoiren hinterlassen, und dem Oberhofmeister von Schilden trug dann der König auf, Alles zu besorgen und zu überwachen, was in Bezug auf das Zimmer der Königin, die Wachen bei ihr und in jeder andern Hinsicht zu thun sei. Die Königin war in dem Zimmer ihres Vaters gestorben, wohin sie der Kühle wegen aus ihren eigenen, dem Süden zu gelegenen Gemächern geschafft worden war. In diesem Zimmer, dem dritten von drei in einander gehenden kleinen Gemächern unten links im Hohenzieritzer Schlosse, blieb auch die Leiche stehen. „Der Oberhofmeister und Gräfin Truchseß wachten die erste Nacht in dem Zimmer, wo unser Aller Schutzengel, unsere entschlafene Königin lag;" schreibt die Gräfin Voß, „in der zweiten Nacht wachten die Officiere, und die Kammerdiener in der dritten, wie noch auf dem Vorplatze Officiere, und bei der Hofdame immer noch eine Kammerfrau." Am Tage nach ihrem Tode wurde die Leiche secirt; „man fand einen Polypen am Herzen, die rechte Lunge fast zerstört, — die Königin hätte in jedem Fall nur noch kurz und unter Leiden leben können. Die Aerzte sagen, der Polyp am Herzen sei eine Folge zu großen und anhaltenden Kummers, — dessen hat sie viel, viel gehabt." (Gräfin Voß.) Am Abend desselben Tages — 20. Juli — reiste der König mit den fürstlichen Kindern nach Charlottenburg zurück. Abends nahm auch der Baumeister Wolff, der Vater des Berliner Professors Albert Wolff, die Todtenmaske der Königin ab, nach der er später die Büste für den Tempel zu Hohenzieritz arbeitete. Vorbereitungen zur Einbalsamirung der Leiche hatten schon stattgefunden und wurden nun weiter fortgesetzt und vollendet. Die Hülle der theuren Geschiedenen wurde, wie schon von der Gräfin Voß erwähnt, von der Oberhofmeisterin, den Hofdamen und Kammerfrauen bewacht. Vor der Thüre des Sterbezimmers standen zwei Officiere als Wache; in dem kleinen Zimmer vor dem Sterbezimmer hielten sich die Kammerdiener auf. Am Tage vor der Abfahrt nach Berlin ward in dem Sterbezimmer, welches, wie das vor demselben belegene, schwarz drappirt war, der Leichnam, in Silberstoff gekleidet, in einem mit schwarzem Sammet überzogenen Sarge, um den zwölf Gueridons mit brennenden Wachskerzen standen, in Parade ausgestellt. Die Abfahrt sollte am 25. Juli über die Dorf- und Ortschaften Weisdin, Fürstensee, Fürstenberg, Dennenwalde u. s. w. erfolgen. Der tiefgebeugte Herzog Karl, der Vater der Königin, und der König hatten am Tage der Abreise des Letzteren noch ein „Regulativ" entworfen, von dem eine Abschrift von jenem Tage vor mir liegt.

1) Am Mittwoch, den 25. Juli d. J., Morgens um 2 Uhr versammelt sich in Hohenzieritz das gesammte zur Leichenbegleitung bestimmte und erforderliche Personal.

2) Desselbigen Tages um 3 Uhr beginnt der Zug.

3) Unter Vortretung des Oberhofmeister von Schilden und des Schloßhauptmann von Buch wird der Sarg Ihrer Majestät der Königin von zehn Königlich-Preußischen und Herzoglich-Mecklenburgischen Kammerherren erhoben, getragen und auf den Wagen gesetzt.

4) Der Oberforstmeister und Kammerherr von Behmen an der Spitze von sechs Förstern und vier Hofjägern, sämmtlich zu Pferde, eröffnet den Zug. Hierauf folgt

5) Die Hälfte des escortirenden Husarencommandos unter Anführung des Majors und Kammerherrn von Schmalensee.

6) Der Herzoglich-Mecklenburg-Strelitz'sche Hofstaat, dergestalt: daß die jüngsten Kammerherren in der Anciennität zuerst, und dann die älteren Kammerherren in der Anciennität und zuletzt Oberhofchargen und die Minister fahren.

7) Se. Durchlaucht der Prinz Karl von Mecklenburg, der Oberhofmeister von Schilden und die Königlich-Preußischen Kammerherren.

8) Die Königlich-Preußischen Stallmeister und die Herzoglichen Stalljunker, und der Oberbereiter.

9) Der Leichenwagen.

10) Ihre Excellenz die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß und die Königlichen Hofdamen.

11) Die Damen des Herzoglich Mecklenburg-Strelitz'schen Hofes.

12) Die Kammerfrauen Ihrer Majestät der Königin.

13) Die Hälfte des escortirenden Husarencommandos."

Ein späteres „Reglement für den Einzug der hohen Leiche Ihrer Majestät der Königin, und für die Beisetzung in der Domkirche" ist vom 21. Juli aus Charlottenburg datirt und trägt die Unterschrift des Königs. Dieses „Reglement" enthält 22 Paragraphen und 26 einzelne Punkte der „Ordnung" des Trauerzuges, und die bekanntesten Namen, die in dieser „Ordnung" fungiren sind die Oberhofmeisterin Gräfin Voß, der Feldmarschall Graf von Kalkreuth, der Fürst Hardenberg, die Staatsminister Grafen von der Goltz und Dohna, und Wilhelm von Humboldt. Diese „Ordnung" schließt: „Vorstehende von Sr. Majestät Allerhöchst genehmigte Ordnung des Zuges soll jedoch etwanig stattfindenden Rangreglements für die Zukunft auf keine Weise nachtheilig sein."

Grade ein Monat war vergangen seit die Königin in Neustrelitz voll tiefer Sehnsucht nach den Lieben und nach Stille und Ruhe eingetroffen war. Jegliche Sehnsucht war nun gestillt.

Digitized by Google

Die Rosen blühten noch um das stille friedliche Schloß, wo diese „schöne Königsrose", wie Max von Schenkendorf sie nennt, vom letzten Lebenssturm gefaßt worden war. Der volle schöne Sommersonnenschein brach eben empor als die Leiche auf den Wagen gehoben wurde. Es war ein ernster feierlicher Anblick. Eine Menge Menschen waren von Neustrelitz und den Dörfern umher herbeigeströmt. Auf der hohen Freitreppe des Schlosses standen der gebeugte Vater, die ehrwürdige alte Großmutter, die Landgräfin Luise von Hessen, die die Erziehung der Kinder geleitet, die Geschwister der Königin; da waren die bewährten Freundinnen Gräfin Voß und Frau von Berg. Die feierliche Stille, der schöne friedliche Morgen — Alles voller Andacht, Thränen und Schmerz. Nicht eine Königin beweinte man: eine gute, große, edle Frau. Es war nach 4 Uhr Morgens als sich der lange Zug in Bewegung setzte. Der Kühle halber war ein eigener Weg durch den Wald gelichtet worden und daher passirte der Trauerzug Neustrelitz nicht. Der mit Sammet behangene Sarg schwebte in einem mit Stahlfedern versehenen Gestelle und die Seitenwände, gegen welche er durch das Rütteln des Fahrens anstoßen konnte, waren mit Matratzen ausgepolstert. In allen Ortschaften, durch welche der Zug ging, tönte ihm feierliches Glockengeläute entgegen; die Prediger und Schulzen, ja deren Frauen und Töchter und Kinder, in Trauer gekleidet, begleiteten ihn von einer Gemeinde zur andern. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß kein Auge trocken blieb. Selbst die Aermsten schmückte ein schwarzes Band, ein Florstreifen. Jeder wollte seine Theilnahme, seine Trauer beweisen für die geliebte Königin. Arme alte Frauen bestreuten das Pflaster mit weißem feinen Sande und Blumen und Blättern; überall hatte man die Wege geebnet und in möglichst guten Stand gesetzt. Man hat mir erzählt, daß die jungen Mädchen, die Luise hießen, es sich besonders angelegen sein ließen, die Wege mit Blumen zu bestreuen, und sich durch besondere Trauerabzeichen hervorthaten. Es war eine tiefe, allgemeine Trauer; wie sie als Fürstin geliebt und verehrt worden war, welch' ein Antheil ihre Leiden erweckt, was ein Körner, Fouqué, Rückert von ihr gesungen, das Alles malte sich in den thränenfeuchten Augen der Trauernden.

An der Grenze des preußischen Gebietes stand die aus Potsdam dorthin betaschirte Leib-Escadron der Garde du Corps, und von dieser führte die eine Hälfte den Trauerzug an, während die andre ihn beschloß. Hier hatte sich auch der Domherr von Ziethen, als Landrath des Ruppiner Kreises, mit einer Deputation der Ritterschaft des Kreises, um die Leiche zu empfangen, eingefunden und begleitete dieselbe bis nach Gransee, wo der Zug, nach einer zwölfstündigen Fahrt, Nachmittags gegen 4 Uhr ankam.

Nach hier, wie auch nach Oranienburg, an welchen beiden Orten die Leiche übernachten sollte, waren von Berlin aus, zur Ueberdachung und zum Schutz des Leichenwagens, zeltähnliche Hütten von Brettern geschickt worden, deren jede 48 Fuß lang, 24 Fuß breit, außerhalb und innerhalb mit schwarzem Tuch bekleidet war. An beiden Giebelseiten befanden sich gothisch verzierte Eingänge. Der innere Raum war durch schwarze Vorhänge in drei Abtheilungen geschieden. In der mittelsten und größten befand sich der Leichenwagen, während die andere Abtheilung einer Anzahl der Garde du Corps, die hintere den Hofbedientesten, welche die Wache hatten, zum Aufenthalt diente. Auf dem Platze, wo dieses Zelt errichtet worden war, steht jetzt ein Denkmal in cenotaphartigem Geschmack. Auf Veranstaltung des Domherrn von Ziethen fand hier in Gransee eine Art Empfang der Leiche statt. Eine Abtheilung der Bürgerschaft, mit weißen Trauerstäben in der Hand, bildete eine Ehrenwache für die genannte Zelthütte; eine andere Abtheilung bildete Spalier in den Straßen, durch welche der Trauerzug passirte. Wiederum eine andere ging unter Anführung des Magistrats und der Geistlichkeit der hohen Leiche bis zur Baumbrücke, als der Stadtgrenze, entgegen; eine vierte hatte sich, mit andern Herren und Damen aus der Stadt und Umgegend, zu einem Trauerchor vereinigt und empfing die Leiche ihrer verehrten Königin mit einem Trauergesang und mit Chorälen. Bei der großen Hitze dieses Tages hatte man es auch an äußern Hilfsmitteln keineswegs fehlen lassen, um in dem Trauerzelte die Nacht hindurch die Luft möglichst abzukühlen. Major von Waldow auf Dennenwalde hatte eine große Menge Eis zu diesem Zwecke geliefert und auch nach Oranienburg vorausgeschickt, wohin der Trauerzug am 26. Juli Morgens 7 Uhr von Gransee aus aufbrach. Hier war ein ähnlicher feierlicher Empfang wie in Gransee, und von allen Ortschaften begleiteten die Prediger und Schulzen, Frauen und Kinder, den Trauerzug.

Am 27., Morgens gegen 8 Uhr, brach derselbe von hier auf aus, verstärkt vor Reinickendorf durch drei aus Berlin dorthin beorderte Escadrons Garde du Corps und eine aus allen umliegenden Orten herbeigeströmte Menschenmenge. Nachmittags 4 Uhr traf der Zug auf dem eine halbe Meile von der Residenz gelegenen Vorwerke Wedding ein. Hier wurde der Sarg auf den von Berlin entgegengeschickten Paradeleichenwagen gehoben und hierzu waren die zweckmäßigsten Anstalten getroffen worden. Eine Durchfahrt, von außen mit Trauerflor und Blumengewinden geschmückt, innen schwarz behangen, führte in einen Baumgang und durch diesen nach einer bedeckten, 50 Fuß langen und 30 Fuß breiten, vorn und hinten offenen Laube. Die Giebelseiten waren mit Kronen und Blumengewinden geschmückt, innen ebenso und mit Wandleuchtern geziert, und hier fand die Umhebung des Sarges auf den Paradeleichenwagen statt. Ein Trauergefolge hatte den Zug hier erwartet und die Glocken läuteten langsam und feierlich. Von hier aus nahm derselbe seinen Weg um das Invalidenhaus herum nach dem Exercierplatz im Thiergarten, wo die zur Einholung der Leiche versammelten Personen vom Hofe, vom Militär und von der Bürgerschaft bereits anwesend waren. Beim Eingange in das Brandenburger Thor ward der Zug von einem Gesangschor mit einem der Lieblingschoräle der Königin, von Joachim Neander, empfangen —

„Wie fleugt dahin der Menschen Zeit,
Wie eilet man zur Ewigkeit!
Wie wen'ge denken an die Stund'
Von Herzensgrund,
Wie schweigt hiervon der träge Mund!"

Beim Vorüberfahren bei dem königlichen Palais sang ein anderer gemischter Chor einen andern Lieblingsgesang der hohen Entschlafenen, das schöne Lied der großen Ahnherrin ihres Hauses, der Kurfürstin Louise Henriette —

„Jesus, meine Zuversicht!"

Im Durchgange durch das große Portal des königlichen Schlosses ertönte das fromme Lied von Simon Dach —

„O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen,
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen!
Ihr seid entgangen
Aller Noth, die uns noch hält gefangen!"

Als der Leichenwagen inmitten tiefen Schweigens vor der Schloßtreppe still hielt, kam der König mit sämmtlichen Kindern demselben bis an den Fuß der Treppe entgegen und ging dann, als der Sarg hinaufgetragen ward, in tiefster Rührung vor demselben her. Oben auf der Treppe waren die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses zum Empfange versammelt und schritten hinter dem Könige und den Kindern vor dem Sarge vorauf in den Thronsaal. Die Absicht, dem Publikum die Gesichtszüge der geliebten Königin auch noch im Tode zu zeigen, konnte nicht erfüllt werden. Ungeachtet jeder Vorsichtsmaßregel und der Anwendung mineralischer Säuren hatte die drückende Hitze während der drei Tagereisen dermaßen auf die Leiche gewirkt, daß sich Spuren der Auflösung zeigten. Der König sah sie natürlich noch, aber am 30. Juli, wo der Sarg noch einmal zur Protokollaufnahme in Gegenwart der Minister geöffnet wurde, nicht mehr. Unter dem Thronhimmel auf einer Estrade stand der Paradesarg. Unter demselben, noch um einige Stufen erhöht, lag eine veilchenfarbene, mit Hermelin verbrämte Sammetdecke. Der Sarg war aus Lindenholz mit schwarzem Sammet überzogen und mit

Digitized by Google

Mohnblättern und Mohnblumen aus vergoldeter Bronze verziert. An jeder Seite waren sechs schwere vergoldete Bronzehandhaben. Am Kopfende des Sarges standen links zwei vergoldete Sessel, auf denen auf goldstoffenen Kissen eine brillantene Königskrone und der brillantene russische St. Katharinenorden ruhten. Ringsum standen sechs Trauerkandelaber. Der Oberhofmeister der Königin, Herr von Schilden, und der Kammerherr Graf Brühl, mit Hofdamen und Pagen, hatten die Ehrenwache. Keine Barriere trennte das anströmende Publikum von dem feierlichen Schauspiel. Die große Menge der den Thronsaal Betretenden that dies in ehrfurchtsvollem Schweigen und tiefer Rührung. Die ganze Stadt war in Bewegung und die mitfühlendste Trauer herrschte in allen Häusern. Alles war ernst, würdig, feierlich. Am 30. Juli Abends 8 Uhr erfolgte die stille Beisetzung in der Domkirche. Dem Sarge folgte zunächst der König, die königlichen Kinder, das jüngste (Prinz Albrecht) auf den Armen seiner Amme. An der Thür empfingen die Domgeistlichen den Sarg und die Singakademie unter Zelters Leitung sang den Choral des Markgrafen Albrecht von Brandenburg —

„Was mein Gott will, das gescheh' allzeit,
Sein Will' der ist der beste;
Zu helfen den'n er ist bereit,
Die an ihn gläuben feste.
Er hilft aus Noth, der fromme Gott,
Und züchtiget mit Maßen;
Wer Gott vertraut, fest auf ihn baut,
Den will er nicht verlassen!"

In der Sakristei, wo der Sarg einstweilen ruhen sollte, waren nur der König, die königlichen Kinder, Prinzen und Prinzessinnen bei der Einsegnung der Leiche zugegen. Der erste Hofprediger, Oberconsistorialrath Sack, der die Entschlafene vor sechszehn Jahren mit dem Könige getraut, sprach das Gebet am Sarge. „So ruhen nun hier die irdischen Ueberreste unserer ewig geliebten Königin: sie selbst lebt in einer höheren helleren Gegend, wir aber stehen an ihrem Sarge tiefgebeugt, doch anbetend in unserem Schmerz den uns dunklen Rathschluß des Ewigen! Verklärter himmlischer Geist der Vollendeten! Du hast errungen den Sieg, um den wir noch kämpfen müssen! Nimmer kann und soll erlöschen in unsern Gemüthern der Dank, den wir Dir schuldig sind; und nimmer der heilige Entschluß, nachzufolgen Deiner Tugend, um einst würdig zu sein der seligen Wiedervereinigung mit Dir!" Nach dem Segen sprach der König ein stilles Gebet; dann wurde Zelters Composition „Wachet auf! ruft uns die Stimme" gesungen, und die rührende Feierlichkeit war zu Ende. Die Nacht war hereingebrochen und einzelne Sterne schimmerten am Himmel.

Am 23. December desselben Jahres wurde die Leiche in das Mausoleum zu Charlottenburg übergeführt. Derselbe Tag hatte vor siebzehn Jahren ihren Einzug als siebzehnjährige Braut, vor einem Jahre ihre Rückkehr von Königsberg in ihre Residenzstadt gesehen! Nun sah derselbe Tag den letzten Heimgang der schönen, der guten Königin. Fünfundsechzig Jahre sind seitdem vergangen, ein Zeitraum, der in dem Drängen und Stürmen eines Jahrhunderts selbst Jahrhunderte zu vertreten scheint. Aber das Andenken an die Königin Louise ist frisch und rein geblieben; keine Zeit hat daran gerüttelt oder gemäkelt und jede Generation segnet ihren Namen!

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Carolina Brocchi."

Schauspiel in 5 Aufzügen von Herrmann Kette.

Zu Anfang der fünfziger Jahre brachte das Königliche Schauspielhaus ein Trauerspiel: „König Saul" von Herrmann Kette zur Aufführung. Es errang, so viel wir wissen, einen sogenannten Achtungserfolg; jedenfalls scheint die Aufnahme dieses dramatischen Erstlingswerks nicht eine derartige gewesen zu sein, daß sie den Schaffensdrang des Dichters wesentlich angespornt hätte. Kette ließ lange Jahre vergehen, bevor er den zweiten Schritt auf die Bretter wagte. Vor einigen Jahren veröffentlichte er ein Schauspiel in Prosa „Preußens erstes Schwurgericht", über das wir einen eingehenden Bericht in der „Gegenwart" veröffentlicht haben. Da dieses Stück in Berlin nicht zur Aufführung gekommen ist, so ist die neueste dichterische Schöpfung Herrmann Kettes „Carolina Brocchi" für die jetzige Generation unseres Theaterpublikums so gut wie das erste Debüt eines neuen Dichters. Der Verfasser kann mit dem Ausfall desselben ganz zufrieden sein. Sein neuestes Schauspiel hat bei der ersten Aufführung im Ganzen freundlich angesprochen und nach dem zweiten Act sogar einen vollen Erfolg gehabt. Das Stück besitzt auch unleugbare Vorzüge. Diese werden sich, nachdem wir noch besonders hervorgehoben haben, daß dieses Schauspiel sich durch eine klare und gebildete Sprache auszeichnet, schon aus der Erzählung als solche zu erkennen geben. Auch auf die Mängel wollen wir aufmerksam machen.

Kette verlegt seine Handlung nach Florenz, in die letzten Decennien des 16. Jahrhunderts. Ob die Anekdote von dem verlorenen und wiedergefundenen Schusterkinde, die einen Theil der Handlung bildet, an jenem Orte und zu jener Zeit gespielt, und ob dieser Umstand Kette dazu veranlaßt hat, seine Figuren um den glänzenden Hof des Herzogs Francesco von Medici zu scharen, wissen wir nicht. Ein innerer Grund dazu lag wohl nicht vor. Wir haben wenigstens keine dringende Nöthigung wahrzunehmen vermocht, weshalb Francesco von Medici und Bianca Capello für die Forderungen dieses Dramas in Bewegung gesetzt werden mußten. Francesco und Bianca selbst machen sich vielleicht auch einiger Unterlassungssünden schuldig, um uns an ihre eigenste Individualität glauben zu lassen. Wüßte man es nicht durch den Theaterzettel und sähe man nicht die glänzenden Kostüme, — ihre Worte und Thaten würden uns nicht gerade dazu verpflichten, auf so erlauchte und von der geschichtlichen Legende so scharf charakterisirte Persönlichkeiten zu schließen. Aber wir wollen den Dichter nicht wegen der Wahl des Ortes und der Bestimmung der Zeit, die er getroffen hat, chicaniren.

Die prunkende Zeit der Renaissance gestattet, ja gebietet die Entfaltung von äußerlichem Glanz und Schimmer; und schon das mag eine Lockung für den Dichter sein, mag seine Phantasie zu einem freieren Fluge beschwingen. Wer einen modernen Stoff behandelt fühlt sich bei der Arbeit schon durch die gesellschaftlichen Gebote und die absolute Nüchternheit des Aeußerlichen beständig beengt und bedrängt.

Ich gehöre nicht zu den Ruhmrednern der „guten alten Zeit" und glaube, daß wir heut zu Tage noch derselben mächtigen Gefühle fähig sind, die unsere Voreltern erfüllt haben; aber unser Ausdruck dafür ist verlegener geworden. Wir haben nicht mehr den Muth der Ueberschwänglichkeit. Man denke sich Mortimer im schwarzen Frack, und seine schwungvolle Begeisterung wird uns phrasenhaft erscheinen, vielleicht gar lächerlich. Treten uns Menschen aus anderen Zeiten und anderen Ländern gegenüber, für die wir nur den Maßstab der Convention besitzen, so sind wir weniger rigoros. Wir gestatten dem, der in der glänzenden farbenreichen Pracht des 16. Jahrhunderts vor uns erscheint, den ungehinderten Ausdruck seiner Leidenschaft. Und nun gar in dem verliebten Lande, wo die Citronen blühen und die Nachtigall auf dem Granatbaum singt! Da fühlt sich denn auch der Dichter freier und unbefangener und seine Vorliebe für die Vergangenheit und für Italien ist erklärlich genug.

In das ärmliche Stübchen des Geigers Lorenzo, der, wie mir scheint, mit zu viel Wichtigkeit introducirt wird — man glaubt nach dem ersten Acte, daß Lorenzo den eigentlichen Mittelpunkt bilden werde — bringt die schöne Carolina, der er Musikunterricht gegeben, und fleht ihn an um

Digitized by Google

ein Asyl. Sie hat gestern eine Entdeckung gemacht, die ihren Entschluß: dem Hause, das sie für ihr väterliches hielt, zu entfliehen, gereift. Ihre alte Wärterin hat nicht mit einer Lüge sterben wollen, sie hat derjenigen, die sich für die Tochter Brocchis hielt, das Geständniß gemacht, daß das Kind Brocchis im Alter von 2 Jahren im Arno ertrunken ist. Die Wärterin ist damals auf dem Heimwege einem gleichaltrigen Kinde, das sich verlaufen hatte und bitterlich weinte, begegnet, und sie hat das Kind untergeschoben. Die Mutter, die den Betrug entdeckt, hat sich von der Zärtlichkeit des Findlings rühren lassen und die Kleine wie ihr Kind aufgezogen. Mit dieser Enthüllung hat Carolina den Schlüssel für die Hartherzigkeit, mit der sie im Hause Brocchis behandelt worden ist, gefunden. Sie setzt den alten Brocchi zur Rede; dieser stellt sich, als ob er die Geschichte nicht glaube, und als Carolina die Aussagen der Sterbenden aufrecht erhält, sperrt er sie ins Zimmer wie ein ungezogenes Kind. Carolina erbricht die Thür und läuft davon — zum Geiger. Lorenzo entmuthigt das arme Mädchen recht gründlich, die erste Frage, die er an Carolina stellt, ist die: wie viel Geld sie mitgenommen habe? und da sie darauf antwortet, daß sie, wie sie stehe und gehe, aus dem Hause gelaufen sei und nur die Kleider, die sie als Kind getragen — an jenem Tage, da die Wärterin sie untergeschoben — giebt ihr Lorenzo den Rath, zu dem reichen Brocchi zurückzukehren. Lieblos mag der Rath sein, aber vernünftig ists doch. Lorenzo selbst lebt in den ärmlichsten Verhältnissen: erst vor Kurzem hat er den Wirth, der ihn um die schuldige Miethe mahnte, die Treppe hinuntergeworfen. Als verständiger Mann wird er sich auch sagen, daß Carolina sehr unüberlegt gehandelt hat. Sie ist doch an die sechszehn Jahre im Hause des Brocchi gewesen und, wenn auch streng, meinetwegen hartherzig, doch immerhin wie das Kind vom Hause behandelt worden. Brocchi hat ihr eine glänzende Erziehung geben lassen, und der Auftritt, den sie mit ihrem Pflegevater gehabt hat, ist wahrlich nicht der Art, daß sie alle diese, wenn auch unerbetenen Wohlthaten als gar nicht vorhanden betrachten könnte.

Aber gleichviel, Carolina hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, das Brocchi'sche Haus nicht wieder zu betreten, und es bleibt Lorenzo nichts weiter übrig, als ihre Bitte: ihr ein Asyl zu gewähren, zu erfüllen. Es trifft sich günstig, denn neben dem Zimmer Lorenzos ist noch ein unbewohntes Kämmerchen, das einen eigenen Ausgang hat. In der unbefangenen Zeit des 16. Jahrhunderts findet man nichts dabei, daß ein junges Mädchen und ein junger Künstler Thür an Thür wohnen; und der Cautelen, welche man, um einem solchen Beisammenwohnen unter modernen Verhältnissen den Charakter des Anstößigen zu benehmen, anwenden müßte, bedarf es hier nicht.

Während die Wohnungsfrage noch debattirt wird, kommt der Sohn des herzoglichen Gärtners zu Lorenzo, theilt diesem mit, daß er heute seine Hochzeit feiern werde und fragt, ob Lorenzo nicht zum Tanz aufspielen wolle. Lorenzo will nichts davon wissen; aber Carolina, die nun fühlt, daß sie auf sich selbst angewiesen ist, will sich den kleinen Verdienst nicht entgehen lassen und acceptirt für Lorenzo.

Neugierige Leute und besonders solche, die am Kleinigkeitskram Gefallen finden, — die Franzosen bezeichnen das mit: „chercher la petite bête" — würden sich nun den Kopf zerbrechen, wie Carolina es angefangen, um bei der Hochzeit, die an demselben Tage stattfindet, schon in einem schmucken Burschencostüm zu erscheinen, da weder sie noch ihr Freund Lorenzo über irgendwelche Capitalien zu verfügen haben.

Wir wollen uns aber um solche Bagatellen nicht kümmern; es genügt uns, daß wir in der ersten Verwandlung Carolina in kleidsamer Knabentracht vor uns sehen, als sie dem Gärtner des Herzogs und den Hochzeitsgästen zum Tanze aufspielt. Sie hat vornehme Zuhörer: den Herzog selbst und Bianca Capello. Durch eine Unbedachtsamkeit verräth sie ihr Geschlecht und von dem Augenblick an, wo der Herzog weiß, daß ein Mädchen den Bogen geführt hat, verliebt er sich leidenschaftlich in sie.

Inzwischen hat Brocchi ermittelt, wo seine Tochter geblieben ist. In Begleitung von vier handfesten Polizisten dringt er in das Haus des Musikers, um seine Tochter, eventuell unter Anwendung von Gewalt, in das väterliche Haus zurückzubringen. Lorenzo vertheidigt seine Schutzbefohlene mit dem Degen in der Hand; und die pflichttreuen Beamten reißen aus, sobald sie den blanken Stahl erblicken. Ein Abgesandter der Bianca Capello, ein Geck, Namens Mondesini, befreit Carolina aus ihrer bedrängten Situation; der Vater, der in aller Eile für die davongelaufene Tochter einen reichen Bräutigam gefunden hat, besteht nämlich noch immer dringlich auf deren Rückkehr. Mondesini bietet, im Auftrage der Bianca Capello, Carolina im Schlosse ein Obdach an. Carolina acceptirt dankbarlichst, und der alte Brocchi, der uns bisher aus den Erzählungen Carolinas als ein ganz gewaltsamer Mann erschienen ist, kriecht sofort zu Kreuze, katzbuckelt ganz ergebenst, verzichtet darauf, seine Tochter mit sich zu nehmen und erklärt sich mit Freuden bereit, dieselbe dem Schutze der hohen Gönnerin zu überlassen.

Zum Verständniß der Sendung Mondesinis und des Charakters der Bianca, wie es in dem Kette'schen Schauspiel gezeichnet ist, muß Folgendes bemerkt werden: Bianca ist keineswegs die listige Buhlerin, wie wir sie uns nach der geschichtlichen Ueberlieferung vorstellen; sie ist eine kluge Frau, die ihre Vortheile zwar im Auge behält, aber in diesem Stücke nichts unternimmt, was irgendwie verletzend wäre. Sie vertheidigt hier die Unschuld der Carolina und ihr eigenes häusliches Glück. Alles was sie sagt ist correct und wohlanständig. Die vorzügliche Darstellerin dieser Rolle, Frau Erhartt, versuchte allerdings durch ihr Spiel den schlichten Worten, die sie zu sagen hat, einen gewissen dämonischen Anstrich zu geben. Ihr ausdrucksvolles Auge sprach, während sie dem Herzog zuhörte, manches ungeschriebene „Aha", als wolle sie sagen: „das werde ich mir merken", „das läßt sich verwerthen", „das stimmt mit meinen Combinationen überein", „er geht in die Falle!" und dergleichen. Aber trotz des stummen Spiels vermochte die hochbegabte Darstellerin die gemüthliche Bianca Capello in Kettes „Carolina Brocchi" mit unserer Vorstellung, der wirklichen Bianca, nicht in vollen Einklang zu bringen. Das ist ihr von der Dichtung geradezu untersagt. Diese Bianca verfolgt nur ein Ziel, sie will den Herzog, der zu Carolina hinüberzuflattern droht, an sich fesseln. Als gescheidte Frau sagt sie sich, daß sich dieser Krieg am besten im eigenen Hause entscheidet. Sie spart also Francesco die Mühe, der Schönen im Geheimen nachzustellen, führt diese vielmehr ganz öffentlich in das herzogliche Palais ein und nimmt den Zusammenkünften zwischen ihr und dem Herzog dadurch, daß sie dieselben eben gestattet und sogar begünstigt, alles Verfängliche. Mit Recht hat sie sich auf Carolina wie auf eine Bundesgenossin verlassen, denn sie hat in Erfahrung gebracht, daß sich Carolina in Lorenzo verliebt und also keine Augen für Francesco habe. Eine gut geführte und gut geschriebene Scene zwischen den beiden Frauen, in welcher diese Bundesgenossenschaft besiegelt wird, beschließt wirkungsvoll den zweiten Act, der am meisten ansprach.

Die Wechselfälle dieses Kampfes zwischen Francesco auf der einen Seite, Carolina und der im Hintergrunde stehenden Bianca auf der andern, füllen die letzten drei Acte. Mit dieser Haupthandlung ist eine ganz ergötzliche Nebenhandlung verwoben: wir meinen die Bemühungen Mondesinis um Bianca. Der eitle Mondesini glaubt immer am Vorabend schöner Ereignisse zu stehen, und merkt nicht, daß er von Bianca geradezu als Laufbursche benutzt wird. Daß in dem Dreikampf die Ueberlegenheit, die diesmal auch die Sache der Moral vertritt, siegt, daß Bianca Carolina mit Lorenzo vermählt, Francesco aufs Neue an sich kettet, daß der wirkliche Vater Carolinens in der Person eines ehrsamen Schusters ermittelt wird, — das Alles versteht sich von selbst. Neben der häuslichen Geschichte im herzoglichen Palais spielt sich noch nebenbei eine Haupt- und Staatsaction ab, die in der Adoption Biancas durch die Republik Venedig, sowie in der Legitimirung ihres bisher geheim gehaltenen Bundes mit Francesco und der Kinder, die aus dieser Ehe hervorgegangen sind, gipfelt. Auf die Verwerthung der geschichtlichen Anekdote von der Unterschiebung eines Prinzen durch Bianca Capello hat Kette mit vollem Recht verzichtet.

Viele Einzelheiten haben bei dieser kurzen Zusammenfassung des Inhalts der drei letzten Acte unberücksichtigt bleiben müssen. Auch sie zeigen die Vorzüge des Verfassers, einen dramatischen Hergang in einfacher, natürlicher und doch wirkungsvoller Weise darzustellen, — wenn auch nicht in dem Maße wie die ersten Acte. Diese sind namentlich in der Composition einheitlicher und geschlossener als die folgenden. Im dritten Act ist die Scenenführung zu ungezwungen; die Bühne bleibt mehrfach leer. Die Einführung des Schusters in die Gemächer des herzoglichen Palais und sein ganzes Gebaren daselbst wirken doch zu befremdlich. Es kommen da auch einige Scherze vor, die ein mißgünstiges Publikum leicht noch mehr verstimmen könnten. So sagt der Schuster von Carolina: „Und Geige spielt sie — pf! — ! zum Küssen", und dieser antwortet: „Geht! Zum Küssen? Nein, zum Tanzen!" Das erinnert doch etwas an den Reisenden, der sich das Leben nahm, — theils aus Melancholie, theils aus Quedlinburg. Ueberhaupt haben diese Dienerscenen

Digitized by Google

etwas Mißliches. Als bloße Ornamentik sind sie zu breit und erscheinen zu anspruchsvoll; sie vermindern das Interesse an den Vorgängen, welche vor Allem das Interesse rege halten sollen. Hier würden einige ganz schonungslose Striche meines Erachtens der Gesammtheit sehr förderlich sein. Die unangenehme Scene, in welcher Francesco dem alten Brocchi seine Tochter geradezu abhandelt, widerstrebt unserm Gefühl ihrem Inhalt nach so sehr, daß selbst die decenteste Behandlung sie nicht zu retten vermag. Wir wollen dem Dichter willig zugestehen, daß er das heikle Thema so vorsichtig und behutsam, wie es irgend anging, behandelt hat; aber wenn der Inhalt verletzt, kann die Form diese verletzende Wirkung nicht aufheben. Die Scene ist überdies ziemlich entbehrlich. Es ist nicht gerade nöthig, daß der alte Brocchi, von dem wir durchaus nicht verlangen, daß er sich wie Odoardo geberde, ein absoluter Schuft sei. Wenn er aber auf die Propositionen des Herzogs nicht einginge, wenn er sich vergewaltigen ließe, anstatt den Fußtritt, der der Ehre seines Hauses versetzt wird, mit unterwürfigstem Dank hinzunehmen, so würde sich, wie ich glaube, die vortheilhaftere Gestaltung dieses Charakters auch für die Wirkung des Ganzen als vortheilhafter bewähren. Nebenbei bemerkt scheint der alte Brocchi seinen Shakespeare zu kennen. Von Lorenzo sagt er:

„Es ist ein Heide,
Der meinem Kinde einen bösen Trank
Heimlich hat beigebracht, daß sie so ganz
Unmädchenhaft ihm in das Haus gelaufen!"

— gerade wie Brabantio von dem Geliebten seiner Tochter, von Othello behauptet:

„Daß er mit Tränken, ihrem Blut verderblich
Und Zaubersaft, geweiht zu solchem Bann,
Auf sie gewirkt."

Auch im vierten Act ist eine Scene, mit der sich das Publikum nicht leicht befreunden kann. Es ist immer ein unerfreuliches Schauspiel, wenn ein Mann eine Frau insultirt. Die geschichtliche Bianca mag einen idealen Künstler, wie Lorenzo es ist, zur Wuth, die nicht berechnet und die sogar vor der Schmähung nicht zurückbebt, haben entflammen können. Die freundwillige Bianca in dem Kette'schen Drama aber, von der wir nichts als Sympathisches sehen, verdient diese Schmähung auf keinen Fall. Lorenzo schleudert ihr das Wort „Kupplerin" ins Gesicht. Bianca ist natürlich entrüstet, aber anstatt dem unhöflichen und unzarten Gesellen gegenüber von ihrem Hausrecht Gebrauch zu machen, oder sich zum Mindesten von ihm abzuwenden, setzt sie nach einer kurzen Pause die Unterhaltung ganz gemüthlich mit ihm fort und zeigt ihm sogar ihren Trauschein, um sich auch ihm gegenüber als ehrliche Frau zu legitimiren.

Ein dramatischer Fehler ist der große Bericht des alten Brocchi im letzten Act über lauter Vorgänge, die uns bereits bekannt sind. Das Drama hat keinen Platz für Recapitulationen.

Wenn sich der Verfasser zu einigen, allerdings nicht unwesentlichen Aenderungen entschließen könnte, so würde er meines Erachtens auf dem soliden Unterbau der beiden ersten Acte und bei dem guten Material, das er auch für die folgenden verwandt hat, ein festeres Gebäude aufrichten können als es jetzt erscheint. Aber jedenfalls haben wir es mit einer sorgfältigen und gewissenhaften Arbeit zu thun, die für die dramatische Begabung des Verfassers an vielen Stellen ein beredtes Zeugniß ablegt.

Die Darstellung war ganz vorzüglich. Außer Frau Erhartt, von der schon gesprochen wurde, wetteiferten mit Frl. Meyer in der Titelrolle die Herren Berndal (Francesco) Kahle (Mondesini) Krause (Brocchi) Ludwig (Lorenzo) Oberländer (Bertuccio) in dem erfolgreichen Bemühen, das Stück zur vollen Geltung zu bringen. Director Hein hatte die Ensemblescenen gut arrangirt, und für die äußere Ausstattung war Alles gethan.

Paul Lindau.

Notizen.

Der Reichstag ist seit acht Tagen geschlossen, zum großen Bedauern der Hotelbesitzer und Vermiether von möblirten Wohnungen, die auch diätenlose Mitbürger unter gewissen Voraussetzungen gastfreundlich aufnehmen; der Reporter, die sich auf die zuweilen minder interessanten preußischen Kammern angewiesen sehen; endlich der Juristen von Fach, die an der oft haarscharfen Dialektik der diesjährigen Debatten eine besondere Freude hatten. Die Ergebnisse der Session waren im Allgemeinen recht befriedigend, wenn auch zum Theil negativer Natur. Um zu begreifen, was wir unseren Volksvertretern verdanken, braucht man sich nur die Stimmung vorzustellen, welche ein entgegengesetztes Resultat hervorgebracht hätte. Wir wären um zwei unpopuläre Steuern reicher, um mehrere kostbare, im harten Kampfe errungene Freiheiten ärmer geworden. Die schwere Arbeit, sie wieder zu gewinnen, müßte von vorn beginnen. Die Regierung hat erfahren, daß, wenn sie die Majorität hat, dieses Bündniß wie jedes andere auf Bedingungen der Gegenseitigkeit fußt, die nicht ohne Gefahr der Niederlage verletzt werden können. Man hatte den Abgeordneten mit dem Schreckbild der Socialdemokraten Angst machen wollen, ähnlich wie in Frankreich mit dem rothen Gespenst operirt wird. Aber auch dort will die Drohung, wie die letzten Vorgänge gezeigt haben, nicht mehr recht verfangen. Wir haben keine Vorliebe für die Socialisten, deren Ton in Wort und Schrift unter dem Gesichtspunkte des guten Geschmackes zu wünschen übrig läßt. Aber in ihren Posaunenstößen ist doch viel leere Prahlerei und die Mauern der staatlichen Gesellschaft werden dadurch nicht sobald zusammenbrechen. Was ihnen fehlt, sind jene gewaltigen Ideen, ohne welche in dem historischen Proceß nichts durchgesetzt wird. Selbst ihre Schlagwörter auf der Rednerbühne sind dem Dictionär anderer Parteien entlehnt und verpuffen deswegen ohne sonderliche Wirkung. Neulich sagte einer ihrer Wortführer, man könne sich auf Bajonnete nicht setzen. Die Wendung ist ganz hübsch, aber keineswegs neu, und hat nach einem wunderlichen Kreislauf ihren Weg in die stenographischen Berichte des deutschen Reichstags gefunden. Die Scenen, welche Socialisten und andere verlorene Söhne vorkommenden Falles im Reichstage veranlassen, liefern übrigens den handgreiflichen Beweis, daß die hartnäckig festgehaltene Verweigerung der Diäten die Thore des Parlaments vor unwillkommenen Eindringlingen nicht zu schützen vermag. Dieses eigensinnige Refus gehört insofern zu den höheren Orts der Mitwelt aufgegebenen Räthseln, als man die Motive nicht versteht, und bei der steigenden Theuerung in Berlin der längere Aufenthalt in der Hauptstadt für talentvolle Leute, die für sich und ihre Familie auf Arbeit angewiesen sind, mehr und mehr schwierig werden dürfte. Die Zeiten sind doch nicht mehr, wo, wie vor bald dreißig Jahren, gewisse Reactionsblätter den Kammermitgliedern die täglichen armen drei Thaler mit schlecht verhehlter Mißgunst vorzuhalten pflegten. Sprach ein liberaler Redner etwas länger als gewöhnlich, so wurde ihm insinuirt, er wolle wohl einen Tag mehr bei der Kasse des Geheimeraths Bleich liquidiren. Solche Auswüchse kann nur der Neid zu Tage fördern. Es erinnerte das, nur in umgekehrter Weise, an die Befriedigung, mit welcher ein naher Verwandter der Rachel Felix im Theatre Français, während sie die Phädra spielte, ihre Declamation halblaut mit dem Zahlenrecitativ: Eins, zwei, drei u. s. w. begleitete. Als ihn ein Nachbar ärgerlich fragte, was das fortwährende Zählen bedeuten solle, sagte Jener: Wissen Sie, ich kenne die Summe, welche Rachels Vorstellungen an Gage und Spielhonorar ihr für den Abend einbringen und da möchte ich einmal herausbekommen, wie viel wohl jeder gesprochene Vers betragen mag! An eine solche Verwerthung seiner Dichtkunst hat Racine bei Lebzeiten schwerlich gedacht. Seit 1848, wo man bei uns in der Hitze des Parteigefechtes die Reden der Abgeordneten über ähnliche, allerdings weniger harmlose Leisten schlug, haben sich die politischen Sitten günstiger entwickelt. Jetzt wird nur noch den Journalisten nachgerechnet, was sie wohl erarbeiten mögen und ihr Metier wird darnach gewürdigt. Alle anderen Staatsbürger bekleiden, wie Jedermann weiß, reine Ehrenämter, und nur der politische Publicist ist von so vulgärer Gesinnung, daß er sich für die Verwendung seiner Kräfte in klingender Münze bezahlen läßt. Das wird ihm auch nach Gebühr bei jeder passenden Gelegenheit an den Kopf geworfen. Im Ganzen jedoch und von

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

der Behandlung der Literaten, die es nicht besser verdienen, abgesehen, ist die öffentliche Polemik anständiger geworden. Ob die conservative Partei allerdings die den Bewohnern Deutschlands nachgesagten neidischen Gefühle schon ganz losgeworden, muß man angesichts der Angriffe, welche sie neuerdings gegen mit irdischen Glücksgütern gesegnete Mitglieder anderer Fractionen gerichtet hat, doch einigermaßen bezweifeln. Die specifischen Gründer, wie man sie nennt, haben uns niemals überaus warme Sympathien eingeflößt. Aber es wird bei dem eingeleiteten Anklageproceß von interessirten Leuten doch mancherlei in denselben Topf geworfen, was nicht dahin gehört. Der Scandal steht überall in üppiger Blüthe. Wir werden sehen, wer schließlich am besten, weil zuletzt, lachen wird.

* * *

Aus den Concertsälen. Amerika hat an zwei Tagen nach einander musikalische Vertreter vorgeführt, die ihm zur Ehre gereichen. Fräulein Gaul ist ein liebenswürdiges Talent, das nicht über die mittlere Sphäre des Virtuosenthums hinausreicht, aber in dieser Sphäre sich mit weiblicher Anmuth bewegt, und durch ungekünstelten warmen Vortrag und durch Feinheit des Anschlags den Antheil der Hörer gewinnt.

Ihr Landsmann Herr Pinner dagegen, ein Schüler Liszts, gehört ganz der hohen Schule des Virtuosenthums. Er gebietet über eine mächtige Technik, die allerdings vielfach der Klärung bedarf; dem noch sehr jungen Manne ist eine glänzende Virtuosenlaufbahn vorherzusagen, wenn er zu seinen bedeutenden Gaben im Laufe der Jahre noch größere Reife und wärmeren Vortrag gewinnt. Jedenfalls kann er schon jetzt beanspruchen, zu den bedeutendsten Technikern gezählt zu werden. — Herr Miska Hauser ist vor und nach seinem Concert in anonymen Zeitungsnotizen bereits so fürchterlich gelobt worden, daß die „Gegenwart" eigentlich gar nichts mehr zu sagen brauchte. Indessen soll hier pflichtschuldigst angeführt werden, daß der talentvolle Geiger, dem eine Zeit lang der Ruhm vorausging, in Otahaiti die Königin Pomare entzückt zu haben (kein Carnevalsscherz, historisches Factum, das 10 Jahre in allen Blättern glänzte!), ein angenehmes kleines Spiel besitzt, und seine Sächelchen mit richtigem Vortrag zu Gehör bringt.

Der Stern'sche Gesangverein führte unter seinem Dirigenten, Prof. Stockhausen, zuerst eine neue Hopffer'sche Ballade „Pharao" (Text vom Grafen Strachwitz) vor. Die Composition bietet interessante Momente, ist durchweg edel gehalten, und giebt in der Arbeit und Instrumentation Zeugniß von gediegener und feiner musikalischer Bildung. Die Cantate von Bach „Schlage doch gewünschte Stunde" ist mehr das Werk einer Gelegenheitslaune des unsterblichen Großmeisters, der auch einmal den Versuch anstellen wollte, wie eine gestimmte Glocke und eine Altstimme zu einander paßten, denn eine Composition, die des hehren Namens J. S. Bach sehr würdig wäre. Fräulein A. Kling sang die nicht sehr dankbare Partie mit sehr schöner Stimme und ausgezeichneter Sicherheit und Klarheit. — „Das deutsche Requiem" von Brahms ist eine großartige und ganz eigenthümliche Schöpfung. Gleich als das Werk erschienen war, und bevor noch eine Aufführung stattgefunden hatte, erklärte der Verf. dieser Besprechung in der Bock'schen Musikzeitung, daß es dem Componisten einen bleibenden Ruhm gewinnen werde; und überall wo es gehört wurde, hat es die verdiente Bewunderung erregt und Jeder fühlt, „der das geschrieben hat, gehört zu den Großen". Die Ausführung war eine ausgezeichnete.

H. E.

* * *

Von den Theatern. Donnerstag den 8. fand im Nationaltheater die Aufführung des Schauspieles „Studenten und Lützower" von Wilhelm Schröder statt. Direktor Buchholz und Theodor Döring hatten es übernommen, die dilettirenden Darsteller, sämmtlich Universitätsstudenten, für den Zweck vorzubereiten, und sie konnten mit dem Resultate zufrieden sein. Die ganze Aufführung war von einem Zuge der Pietät durchweht, und jugendlicher Enthusiasmus half über den Mangel an Routine hinweg. Das Stück selbst ist zwar mehr eine dramatisirte Novelle, als ein Drama, aber es zeichnet sich durch vaterländisches Gefühl und durch schwungvolle Sprache aus. Besonders lebendig wirkten die Ensemblescenen, die auch auf das Publikum, das zu zwei Dritteln aus Studenten bestand, einen starken Eindruck machten. Der Autor des Stückes wurde mehrmals stürmisch gerufen. Den Beschluß der Vorstellung, die ein klar gesprochener Prolog eingeleitet hatte, machte das bekannte Lustspiel „Dr. Robin", dessen Hauptrolle zur ganzen Geltung kam, wenn man erwägt, daß ein Dilettant sie spielte. Die weiblichen Rollen wurden von Damen verschiedener Bühnen der Hauptstadt gegeben. Das Hauptziel, dem Dichter des patriotischen Stückes als Zeichen der Verehrung das Erträgniß als Ehrengabe zu spenden, ist bestens erreicht worden, und die Studentenschaft Berlins verdient für den Enthusiasmus, mit welchem sie die Idee Dörings, das Stück aufzuführen, erfaßte, ebenso Dank, wie für die Energie, mit welcher sie den Plan zur Ausführung gebracht hat.

Herr Max Löwenfeld hat Sonntag den 13. sein Gastspiel am Wallnertheater beendigt. Daß er eine geradezu merkwürdige Gabe besitzt, die charakteristischen Merkmale der verschiedensten Künstler aufzufassen, ist unleugbar. Von diesem Talent auf die Fähigkeit selbstschöpferischen Wirkens zu schließen, ist eben so unrichtig, als daraus den Mangel der eigenen Gestaltungskraft abzuleiten. Ich glaube, für Löwenfeld wäre das Beste, ein Jahr mit allem Ernst zu studiren, um die vorhandene Begabung zu vertiefen; jedenfalls ist dieselbe der Pflege werth, denn es gehört doch ein ausgesprochenes Bühnentalent dazu, um ohne langandauerndes Studium auf dem Theater selbst, jene Sicherheit des Auftretens zu entwickeln, die der junge Künstler besitzt, und außerdem ein Auge von seltener Schärfe, um die „Schauspielergrößen" so wiederzugeben, daß nicht nur die Stimme und das Mienenspiel, sondern auch die ganze Mimik den Originalen vollständig entspricht.

Samstag den 12. war das Residenztheater der Schauplatz eines Ereignisses, dem das Publikum schon seit einigen Wochen mit großer Neugierde entgegengesehen hatte: Frl. Gallmeyer spielte die „Guichard" im „Monsieur Alphonse" des jüngeren Dumas. Die Darstellung bot eine Fülle interessanter Einzelheiten — und litt nur an einem Fehler, der einem Vorzug gleichkommt, die Künstlerin konnte auch in dieser Pariser Kleinbürgerin die scharf ausgesprochene Eigenart ihres Talentes nicht verbergen. Ueberall trat die geniale, österreichische Soubrette hervor und es ist um so bewunderungswerther, daß darunter die Gestalt des Dichters in keiner Weise gelitten hat, — alle Linien waren richtig, aber die Stimmung des Ganzen war wienerisch. Sehr anzuerkennen ist die Mäßigung, mit der Frl. Gallmeyer spielte und jede Uebertreibung vermied. Der Beifall, den die Leistung erregte, war ebenso aufrichtig als verdient.

O. v. L.

* * *

Vom Büchertisch.

Die Anfänge der Cultur. Geschichtliche und archäologische Studien von François Lenormant. Autorisirte, vom Verfasser revidirte und verbesserte Ausgabe. Erster Band: Vorgeschichtliche Archäologie. Egypten. Zweiter Band: Chaldäa und Assyrien. Phönizier. Jena, 1875. Herm. Costenoble.

Bei der stets wachsenden Aufmerksamkeit, welche die deutsche Nation den Forschungen über die „Vorhistorischen Zeiten" und die „Anfänge der menschlichen Cultur" zuwendet, verdient es dankbare Anerkennung, daß Herr Costenoble in Jena die betreffenden classischen Werke der ausländischen Literatur, namentlich die englischen von Herrn Lubbock und die französischen von Herrn Lenormant, dem deutschen Publicum zugänglich macht durch Uebersetzungen, welche sich durch Glanz der Ausstattung und durch Sorgfalt der Uebertragung wahrhaft auszeichnen.

Herr Lenormant meint in seiner Vorrede, die politischen Wirren und die kriegerischen Verwicklungen der Gegenwart beeinträchtigten die friedlichen Bestrebungen der Wissenschaft, und er zweifelt, „ob sich heute noch Leser finden für Bücher, welche den eben so vorübergehenden als erbitterten Parteikämpfen fremdbleiben, gleichwie es, Gottlob, noch Menschen gebe, welche arbeiten und die Ueberlieferungen der Wissenschaft fortsetzen." Was das deutsche Publicum anlangt, so können wir Herrn Lenormant versichern, daß dasselbe niemals den Krieg der Waffen auf das neutrale Gebiet der Wissenschaft übertragen hat und weit davon entfernt ist, dem bösen Beispiele zu folgen, welches z. B. der französische Academiker Herr von Quatrefages in seinen ethnologischen Untersuchungen über die „preußische Race" gegeben, welche letztere er für ein antigermanisches finnisch-slavisches Mischvolk erklärt. Wir Deutschen wollen festhalten an dem Grundsatze der internationalen Wettbewerbung auf wissenschaftlichem Gebiete, an dem großen Princip der Trennung der Geschäfte und der Ver-

Digitized by Google

einigung der Kräfte. Und Herrn Lenormant gegenüber haben wir doppelten Grund dazu. Jede Seite seines Buchs liefert den Beweis, wie sehr er die Leistungen der deutschen Wissenschaft kennt und würdigt. Er macht kein Hehl daraus, daß so mancher Stein, welchen er benutzt, um die glänzenden und anschaulichen Darstellungen, aus welchen sich sein Buch zusammensetzt, von deutschen Werkleuten aufgefunden, ausgegraben, herbeigeschleppt und behauen worden ist; und wir Deutschen unsrerseits haben keinen Grund, ein Hehl daraus zu machen, daß Herr Lenormant der großen Mehrzahl unserer deutschen Gelehrten bedeutend überlegen ist in der Form der Darstellung, während er ihnen an Tiefe des Wissens vollkommen gleichsteht. Er führt uns mit sicherer Hand, ausgehend von der vorhistorischen Zeit, durch die ältesten Culturzustände des Orients bis zur classischen Zeit, bei welcher wir ankommen, mit seiner Abhandlung über die Kadmossagen und die phönikischen Niederlassungen in Griechenland. Ueberall ist die Darstellung klar, durchsichtig und in richtiger Perspective auf die rückwärts und auf die vorwärts liegenden Zeiten gezeichnet; in der That ist uns kein deutsches Buch bekannt, welches in so gelungener Weise die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen auf diesem Gebiete, auf welchem wir in den letzten Decennien so große Fortschritte gemacht haben, zusammenfaßt und deren Verständniß jedem wissenschaftlich gebildeten Menschen, auch wenn er nicht Fachmann ist, nahe bringt.

Was uns Deutschen, sowohl bei Herrn Lubbock, (dessen Hauptschriften, nämlich „Die vorgeschichtliche Zeit" und „Die Entstehung der Civilisation" ebenfalls kürzlich bei Herrn Costenoble erschienen sind, in einer außerordentlich gelungenen Uebersetzung von Fräulein A. Passow), als bei Herrn Lenormant auffällt, das ist ihr Verhalten zum christlichen Dogma. Herr Lubbock sucht mit Sorgfalt jeden Zusammenstoß mit demselben zu meiden; u. s. w. Lenormant sucht und bemüht sich sogar, die Resultate der Forschung mit den Angaben der Bibel in Einklang zu bringen. Wir halten ein solches Bestreben für eitel; uns dünkt es vielmehr am besten, daß man die Gebiete des Wissens und des Glaubens getrennt hält. Man spart damit nutzlose Conflicte zwischen beiden und auch die vergeblichen Versuche, dieselben unter sich zu versöhnen.

K. B.-W.

Offene Briefe und Antworten.

Wir erhielten folgende Zuschrift:

In Ihrem Aufruf für des verdienstvollen dramatischen Künstlers und Dichters Görner auf den 15. Febr. d. J. fallendes, fünfzigjähriges Dichterjubiläum — Nr. 3 der „Gegenwart" — ist Ihnen ein kleiner für die Sache an sich zwar durchaus unerheblicher Irrthum in die Feder gelaufen, den richtig zu stellen ich mir erlauben möchte. Görner war nämlich nicht, wie Sie in der bezügl. Notiz anführten, Regisseur am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin und dann Hoftheaterdirector in Neustrelitz, sondern Görner kam — irre ich nicht — bereits 1827, erst 21 Jahre alt, als erster Charakterspieler an die Hofbühne der kleinen Strelitzer Residenz, wurde nach einigen Jahren Regisseur und später Hoftheaterdirector mit lebenslänglichem Contract. Letztere Stelle gab ihm, da er das Theater fast souverän beherrschte, Gelegenheit, die kleine Hofbühne auf eine den Verhältnissen nach sehr hohe Stufe künstlerischer Vollendung zu heben. Als 1848 die Hofbühne von dem damaligen Großherzog Georg, einem der feingeistigsten und feingebildetsten deutschen Fürsten und Kunstfreunde von ausgezeichnetsten und reinsten Wortsinne, auf das wüste Geschrei über ein radical gewordener Residenzphilister: „Sie zehre vom Mark des Landes!" aufgehoben wurde, ging Görner 1849 zunächst als Regisseur ans Stadttheater zu Breslau, wo er, trügt mich mein Gedächtniß nicht, 53 oder 54 blieb, dann erst übernahm er die Oberregie des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin, das übrigens, meine ich, überhaupt erst 1849, und nicht in seiner jetzigen äußeren Gestalt begründet wurde. Görner blieb natürlich sein Strelitzer Titel und sein Strelitzer Gehalt. Letzteres leistete er später für seine Person Verzicht, indeß das ist Nebensache, die nur den Menschen Görner angeht, mit dem dramatischen Dichter und Künstler Görner aber nichts zu thun hat. Sein fünfzigjähriges Schauspielerjubiläum konnte Görner bereits 1872 begehen. 1822 nämlich im Januar oder Februar war er zum ersten Mal in Stettin beim Director Curiot aufgetreten.

Friedland in Mecklenburg. L. Spielmann.

* * *

Der Verfasser des Artikels über Cardinal Rauscher in Nr. 50 Ihrer Zeitschrift (Austriacus) hat sich ein paar Irrthümer zu Schulden kommen lassen: 1) Ist die Bemerkung zu Anfang der Arbeit (S. 50, 2. Spalte oben), daß die Bischöfe von Wien traditionell bürgerlicher Herkunft gewesen seien, nur halb richtig; schon seit dem Jahre 1639, wo Philipp Friedrich Freiherr v. Breuner Bischof wurde, bekleideten nur Adelige diese Würde; er hat wahrscheinlich an die beiden bekannteren bürgerlichen Bischöfe Faber (gest. 1541) und Clesel (gest. 1630) gedacht. Besonders aber 2) ist die Bemerkung, „Rauscher wäre seit 2 Jahrhunderten der erste Cardinal auf dem bischöflichen Stuhle Wiens" gewesen, durchaus nicht stichhaltig, denn schon sämmtliche drei ersten Erzbischöfe erlangten diese Würde: 1) Graf Kollowitsch (1716(23)—1751) wurde Cardinal im J. 1727, 2) Graf Trautsohn (1751—57) im J. 1756, 3) Graf Migazzi (1757—1803) im J. 1761.

Dies zur thatsächlichen Berichtigung.

Potsdam, den 21. Januar 1876. E. G.

* * *

Noch einmal die Ode der Sappho.

Die in Nr. 51 der „Gegenwart" mitgetheilte Uebersetzung der Ode Sapphos ist von Richter. (Sappho und Erinna nach ihrem Leben ꝛc. Leipzig 1833.) Uebertragungen dieser Ode sowohl in Metrum des Originals als in freier Nachbildung gibt es eine große Anzahl. Von älteren Uebersetzern mögen hier genannt werden: Ramler, Wahl (1783), Overbeck (1800), Möbius (1815), Degen (1821), Grillparzer (1819), Braun (1826), Brockhausen (1827), Kannegießer u. A. m. Indessen kann weder eine ältere noch neuere Uebersetzung in Beziehung auf Klarheit und Schwung, Feinheit der Empfindung und Wohllaut des Ausdrucks sich mit der von E. Geibel messen. Wenn sich auch hier und da eine Abweichung vom Originale, eine freiere Umschreibung findet, überall blickt der feinfühlende, formgewandte, selbstschaffende Dichter hervor.

E. B.

* * *

Geehrte Redaction!

Ihr werthes Blatt enthält einen Aufsatz über das Fuchs'sche Uhrwerk und preist den Verfertiger als genialen Constructeur. Fuchs mag es sein, aber nicht durch sein Uhrwerk für Thomas. Das durch Watts Regulator ausgebrütete Columbusei ist keineswegs durch Fuchs auf die Spitze gestellt worden. Abgesehen davon, daß die Regulirung durch Bremsmechanismus außerordentlich mannichfach in der Technik angewandt wird, ist gerade die von Fuchs angewandte Regulirung, die „Niemand vordem gekannt hat", bereits in der Telegraphie eingebürgert — ganz wie Fuchs sie construirt. Ich möchte fast behaupten, Fuchs kennt die Sache aus Fachjournalen. Im Berliner Central-Telegraphen-Büreau sind Apparate gleicher Construction mehrfach aufgestellt.

Der Fachmann nennt Fuchs einen geschickten Arbeiter, nicht einen Constructeur.

Dies zur Berichtigung eines, so zu sagen, etwas aus der Art schlagenden Aufsatzes Ihres Blattes.

Hochachtungsvoll

E. Leinhaas, Ingenieur.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Julius Springer** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Kulturkampf
oder
Friede in Staat und Kirche.

Von
Peter Reichensperger,
Mitglied des Reichstags.

Dritte unveränderte Auflage.

Preis: 1 *M.* 80 *Pf.*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von
Rudolf Gottschall.
Dritter Theil.

8. Geheftet 6 *M.* Gebunden 7 *M.*

König Phillipp II. von Spanien. Von Martin Philippson. — Charles James Fox. Von Friedrich Althaus. — Friedrich v. Schiller. Von Rudolf Gottschall.

Mit dem ersten und zweiten Theil hat sich der **„Neue Plutarch"** bereits die Stelle eines beliebten deutschen Volksbuchs erworben, und so darf auch für die Lebensbilder, welche der vorliegende dritte Theil darbietet, eine allseitige freundliche Aufnahme erwartet werden.

Verlag von
Friedr. Vieweg & Sohn in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Das Licht.

Sechs Vorlesungen gehalten in Amerika im Winter 1872—1873
von
John Tyndall,
Prof. der Physik an der Royal Institution zu London.

Autorisirte deutsche Ausgabe
herausgegeben durch **C. Wiedemann.**

Mit einem Portrait von Thomas Young und in den Text eingedruckten Holzstichen.
gr. 8. geh. Preis 6 *M.*

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Die Höhlen und die Ureinwohner Europas von **W. Boyd Dawkins,** Prof. der Geologie am Owens College in Manchester. Aus dem Englischen übertragen von Dr. **J. W. Spengel.** Mit einem Vorwort von Professor Dr. **Oscar Fraas.** Mit farbigem Titelblatt und 129 Holzschnitten. Autorisirte Ausgabe. gr. 8. geh. 7 *M.* In Leinwand geb. 8 *M.*

An die Herren Literaten Deutschlands.

Eine neu etablirte Verlagshandlung mit bedeutenden Betriebsmitteln wünscht mit namhaften Schriftstellern behufs Ankauf von Manuscripten in Correspondenz zu treten. Haus- und Landwirthschaft, Volks- und Jugendschriften bevorzugt. Gedichte und Romane höflichst verbeten. Gefl. Offerten sub **Verlag # 1110.** befördert **Rudolf Mosse's** Annonc.-Exped. in **Leipzig.**

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Herzog Karl von Württemberg
und
Franziska von Hohenheim.

Unter Benutzung vieler bisher nicht veröffentlichter Archivalien biographisch dargestellt
von
E. Bely.

(Mit dem Porträt Franziska's von Hohenheim, 2 Stammbäumen ꝛc.)

Gr. 8. eleg. geh. Preis 8 *M.*

Die Verfasserin hat mit Genehmigung des Königs von Württemberg ihre Studien im königl. Geh. Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart gemacht und somit nur aus handschriftlichen, zum größten Theil noch nicht bekannten Quellen geschöpft. — In obigem Werk ist zum **erstenmal** das Verhältniß des **Herzogs Karl** zu **Franziska von Hohenheim,** seiner späteren Gemahlin, **streng historisch,** d. h. ohne jede romanhafte Ausschmückung, geschildert, und ebenso sind die Beziehungen der Gräfin von Hohenheim zu **Schiller, Schubart** und anderen berühmten Persönlichkeiten erschöpfend darin behandelt.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Theater von Paul Lindau.

Erster Theil.
(Zweite Auflage.)
Marion. — In diplomatischer Sendung.
Maria und Magdalena.

Zweiter Theil.
Diana, Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg, Lustspiel in vier Acten.
Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Adolf Sonnenthal in Wien.

Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 *M.* 50 *Pf.*

Tante Therese. Schauspiel in 4 Acten.
8. Elegant geheftet. Preis: 2 *M.* 50 *Pf.*

Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart
von
Paul Lindau.

1 Band 8. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 7 *M.* Eleg. geb. mit Goldschn. 8 *M.* 50 *Pf.*

Inhalt: I. **Deutsche Literatur:** Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. **Frankreich:** Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. **Verschiedenes:** Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Verlag von **Carl Conradi** in **Stuttgart.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller's
Leben, Geistesentwicklung und Werke
auf der Grundlage der
Karl Hoffmeister'schen Schriften
neu bearbeitet
von
Prof. Dr. **Heinr. Viehoff.**

3 Theile in 1 Band broch. 7 *M.* 50 *Pf.* In 1 eleg. Lwdbd. 8 *M.* 50 *Pf.*, mit Goldschn. 9 *M.*

Der als Literarhistoriker rühmlichst bekannte Herausgeber und vertraute Freund des längst verschiedenen Karl Hoffmeister, des bedeutendsten Schillerkenners s. Z., begnügt sich nicht damit, den Leser blos mit den äußeren Lebensverhältnissen des Dichters vertraut zu machen, er will dem vielmehr auch ein umsichtiger und zuverlässiger Führer sein für das Studium der Geistesproducte Schiller's, indem er den Leser gleichsam in die geistige Werkstätte des großen Dichters einführt, wo er sein gewaltiges Ringen und Schaffen gewahr wird. Mögen alle Verehrer Schiller's darin Umschau halten.

Vorzüglich als **Schulprämie** verwendbar oder sonst zu Geschenken an die reifere Jugend.

Soeben erschien im Verlag von **Joh. Friedr. Hartknoch** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Jungfrau vom Stuhl.

Ein komisches Heldengedicht.

Motto: Ueber allem Zauber Liebe.

Preis eleg. geh. 1½ *M.* Eleg. geb. 3 *M.*

„Eine drollige Liebesgeschichte, worin namentlich ein Ereigniß echt komisch überrascht. Sie ist von poesieduftigsten Arabesken geistreicher Reflexionen und Excurse umwoben, in denen der Humor und die Grazien holdverwegen mit dem Tiefsinn spielen." (Neue Züricher Zeitung.)

Joseph Krauss in Hamburg
empfiehlt sein reichhaltiges
Cigarren-Lager
in 48 verschiedenen Sorten von
66 bis 550 Mark pr. Mille.
Preis-Courant franco gratis.
Wiederverkäufern besondere Vortheile.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 26. Februar 1876. Band IX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Am Grabe von Adam Smith. Von Arthur von Studnitz. — Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes. Eine völker- und staatsrechtliche Studie von Bluntschli. II. — Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich. Von H. B. v. Unruh. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Das goldene Buch des Théâtre Français. — Ein Gründer unter den Naturforschern. Von Carus Sterne. II. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der neueste Scandal. Schauspiel in drei Acten von Th. Barrière. Besprochen von O. v. Leixner. — Einmal zur Probe. Von Julius Wolff. — Notizen. — Inserate.

Am Grabe von Adam Smith.

Von **Arthur von Studnitz.**

Auf dem Wege von Edinburg nach Dundee liegt in einer kleinen Bai der Hafen Kirkcaldy. In diesem kleinen Flecken wurde am 5. Juni 1723 der — nach Ansicht Vieler — fruchtbringendste Geist des vorigen Jahrhunderts, Adam Smith, geboren.

Noch bis vor nicht allzu langer Zeit wurde das Haus gezeigt, in welchem der Verfasser der „Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of the Nations" sein unsterbliches Werk verfaßte. Hier in diesem Zimmer stand er nach dem Kamine gekehrt und mit dem Gedankenfunken sprühenden Haupte an die Wand gelehnt. Da sein Haar nach der Sitte damaliger Zeit stark pomadirt war, so soll Adam Smith die Wand seines Arbeitszimmers mit einem großen Fettfleck ausgestattet haben, der indessen zum großen Bedauern englischer und americanischer Reliquienjäger durch einen neuen Anstrich jenes Zimmers verschwand.

Heinrich Thomas Buckle hat in seiner „Einleitung zur Geschichte der englischen Civilisation" Adam Smith das Denkmal gesetzt: „Das Werk über den Reichthum der Nationen ist, mögen wir nun den Umfang der Gedanken, welche hier zum ersten Mal auftauchen, oder seinen praktischen Einfluß betrachten, wahrscheinlich das wichtigste Buch, welches jemals geschrieben worden ist."

Es ist richtig, ähnliche Denkmale für die Bedeutung von Adam Smith befinden sich in jedem Werke, welches sich mit der Geschichte der neuesten Wissenschaft, der Wirthschaftswissenschaft beschäftigt; sie befinden sich — stillschweigend — in fast jedem wirthschaftlichen Gesetze, welches in diesem Jahrhundert gegeben worden ist. Ist es aber nicht merkwürdig, daß diese Denkmäler durch fast kein einziges äußeres Zeichen zum Ausdruck gebracht worden sind? Ist es nicht überraschend im allerhöchsten Grade, daß sich bis zum heutigen Tage weder Schottland, das engere Vaterland des großen Forschers, noch Großbritannien, das weitere, ja auch nicht das civilisirte Europa, aufgerafft haben, um Adam Smith — ich irre wohl nicht — auch nur ein beachtetes Monument in Erz oder Stein zu errichten?*)

Der Schreiber dieser Zeilen weiß nicht genau, ob sich in der neuen Universität von Glasgow eine Büste von Adam Smith befindet — ein Brief mit einer diesbezüglichen Anfrage wurde bisher noch nicht beantwortet. Jedenfalls habe ich in Glasgow trotz langer Wanderungen keine Statue von dem Denker gefunden, welcher hier lange Jahre seines Lebens in fruchtbringender Thätigkeit verlebte.

Auf dem schönsten Platze aller schottischen Städte, auf dem George Square von Glasgow, steht neben anderen Statuen im Centrum die hohe Bildsäule von Walter Scott, ein übrigens vielfach in Schottland, vor allem in Edinburg, wiederkehrender äußerer Beweis eines dankbaren Volkes. In der Südwestecke desselben Platzes steht das Denkmal von dem Erfinder der Dampfmaschine, in der Nordwestecke das Denkmal von Sir Robert Peel, des Mannes, welcher ganz besonders berufen war, die Lehren seines Meisters Adam Smith durchzusetzen, in der südöstlichen Ecke des Platzes aber steht das Denkmal des Münzmeisters Graham, eines über Schottland hinaus verhältnißmäßig wenig bekannten Mannes.

Und die übrig bleibende nordöstliche Ecke des Platzes steht leer; sie ist nicht geschmückt durch das Bildniß desjenigen Mannes, welcher der Erfindung seines Zeitgenossen James Watt ihren Hauptwerth verlieh! Denn wie wenig würden uns Dampfmaschinen nützen, wenn wir noch in den Fesseln wären, welche uns verhinderten, dieselben auszunützen? Sollte daher nicht jeder Kolbenstoß der Dampfmaschine wie an James Watt, so auch an den Mann erinnern, welcher die Herrschaft über die Dampfkraft zur möglichst nutzbringenden für das Wohl der Völker gestaltete? Und warum wird dieser Mann gerade in der blühendsten Fabrik- und Handelsstadt Schottlands vergessen?

Doch wenden wir uns zur Hauptstadt! In Edinburg, im modernen Athen, in der Stadt der Denkmäler, in dem geistigen Mittelpunkte des Landes, in der Stadt, wo bisher jedes Verdienst gekrönt zu werden pflegte, und wo Adam Smith nicht nur gelehrt, sondern nach Veröffentlichung seines großen Werkes gelebt und praktisch gewirkt hat, wo Adam Smith gestorben ist, in Edinburg, sollte man meinen, müßte das schottische Volk seinem großen Bürger ein sichtbares Denkmal gesetzt haben!

Wie oft ich aber Edinburg nach allen Richtungen durchkreuzt habe, wie viele Namen hier in Metall oder Stein verewigt wurden — von einem Denkmale Adam Smiths konnte ich weder in den grünen Princes Gardens, die von dem gothischen Walter Scott-Monument geschmückt werden, noch auf dem Calton Hill, auf welchem das Denkmal eines Burns, eines Dugald Stewart — des Biographen von Adam Smith —, eines Nelson, eines Playfair, des berühmten Mathematikers, und das prächtige Nationaldenkmal nach dem Muster des Parthenon zu Ehren der

*) Der Major von Kirkcaldy, welcher den Schreiber dieser Zeilen bei Gelegenheit des jüngsten „Intermunicipal Festival" in London besuchte, theilte mir mit, daß sich in der Town Hall (Rathhaus) von Kirkcaldy eine kleine Marmorbüste Adam Smiths von Maricotti befinde. Weder Touristen noch Reisehandbücher wissen indessen etwas von der Existenz dieser Büste.

Digitized by Google

bei Waterloo Gefallenen glänzen, — keine Spur entdecken! Selbst hier, wo man einen weit ausgedehnten Blick auf den Firth of Forth genießt, auf dem jedes Segel durch den Athem des Freihandels geschwellt zu werden scheint, selbst hier, auf dem herrlichsten Punkte der herrlichsten und berühmtesten Stadt eines großen und geachteten Volkes, selbst hier hat man seinen größten Sohn vergessen!

Ich wende mich zur Universität. Ein prächtiger Porticus, der von vier großen dorischen Säulen getragen wird, empfängt mich. Mein erster Schritt wendet sich zur Bibliothek. Hier sind über 150,000 Bände aufgestapelt. Eine weite Halle, welche wohl 200 Fuß lang ist, nimmt mich auf. Diese Halle ist, ähnlich wie diejenige der Dubliner Universitätsbibliothek, mit zwei langen Reihen von Marmorbüsten der „berühmtesten" Lehrer und Hörer der Universität geschmückt. Unter diesen „berühmtesten" Männern fehlt — Adam Smith! Ich traue meinen Augen nicht und frage den mich herumführenden Portier, ob die Büste von Adam Smith vielleicht an einem hervorragenderen, vielleicht an irgend einem anderen Orte der Universität aufgestellt worden sei? Wiederholtes Kopfschütteln, wiederholte Verneinung ist die Antwort!

Ich verlasse die Universität und gehe in mehrere Kunstläden, in denen Ansichten der Sehenswürdigkeiten und Nichtsehenswürdigkeiten Edinburgs in undenklicher Fülle verkauft werden. Ich frage nach einer Abbildung des Grabes von Adam Smith. Niemand vermag mir eine solche zu geben, Niemand scheint Adam Smith zu kennen. „There are lots of Smiths in Edinburgh", „hier gibt's viele Leute, die Schmidt heißen", sagte ein Bilderhändler zu mir.

Ich mache mich daran, das Grab von Adam Smith aufzusuchen. Dasselbe liegt im Canongate Churchyard neben der Canongate Kirche in der High Street. Es ist eine gar vornehme Umgebung, in der wir uns befinden! Denn High Street bedeutet in ganz England und einem Theile von Schottland die vornehme Straße. Die High Street von Edinburg sieht zwar eng und düster aus, und die Häuser sind von niedrigem Volk bewohnt. Wie anders schaut die schöne Princes Street mit ihren palastähnlichen Hotels und großen Läden aus! Aber die Giebel in der High Street verrathen, daß hier einst die Aristokratie am schottischen Hofe unter den Stuarts wohnte. Hier, und zwar noch in der Nähe des Castle — denn die High Streets pflegen gar oft vom Schlosse herabzuführen — liegt die ehemalige Residenz des Herzogs von Gordon; hier ist Milton House, der Wohnsitz des Lord Milton, eines hohen schottischen Richters, dort ist Moray House, das Mansion der Earl von Moray, der vorübergehende Wohnsitz von Oliver Cromwell, das Haus, in welchem die Enthauptung Carls I. beschlossen worden sein soll. Nicht weit davon, aber schon in einer Seitengasse, liegt das Haus, wo der gelehrte Lord Monboddo und die schöne Miß Burnet residirten. Das ist vornehmer Grund und Boden, aber es ist auch classischer; denn im Hause des Lord Monbeddo verkehrte der Dichter Burns und der Tod der Miß Burnet gab ihm Anlaß zu einem seiner rührendsten Sonette. Auch Smollett wohnte hier in der Nachbarschaft und zwar in dem Hause des bekannten Druckers der Waverley Novellen. Endlich aber — und das ist die Hauptsache — ist hier das noch wohlerhaltene Wohnhaus von John Knox, ein Haus mit drei einfach möblirten Räumen, dem Wohn-, Schlaf- und Studirzimmer. Von diesem Fenster aus, mit den kleinen in Blei gefaßten Scheiben, predigte der Reformator Schottlands. John Knox ist in Schottland mit vielen Denkmälern geehrt worden. Das herrlichste Andenken an denselben bildet aber die große Bildsäule auf dem höchsten Punkte der terrassenförmigen Nekropolis von Glasgow, einer Gräberstadt mit Kuppeln, Thürmen und Straßen im wahren Sinne des Wortes.

Das Grab des wirthschaftlichen Reformators des Erdballes liegt nur wenige Schritte von dem Hause von John Knox entfernt. Dasselbe ist nicht leicht in dem Canongate Kirchhof aufzufinden, denn kein Führer ist hier und verräth, daß diese Stätte des Oefteren besucht wird. Und doch liegt hier nicht nur Adam Smith, sondern auch Dugald Stewart, von dem wir schon sprachen, ferner der Künstler David Allan und endlich der Dichter Ferguson, zu dessen Andenken Burns einen einfachen Stein errichtete.

Nach vielen Suchen fand ich das Grab des großen Schotten. Man muß über andere Gräber hinwegsteigen, um sich ihm zu nähern. Dasselbe liegt an der Rückwand eines Gebäudes, welches von einer Behörde bewohnt ist, und von dem ein Fenster auf das Grab sieht. An die Hauswand lehnt sich ein etwa 10 Fuß hoher, wenig verzierter Sandstein, auf dem die einfache Inschrift steht:

Here are deposited
the remains of
Adam Smith
author of the
Theory of moral
sentiments and
„Wealth of Nations".
He was born 5th June 1723
and he died 17th July 1790.

Doch welche Ironie des Schicksals! Links neben dem Grabe von Adam Smith, des furchtbarsten Feindes der Zölle, liegt das Grab eines Zollbeamten, des Richard Elliston Philips „one of the Commissioners of the customs".

Dies ist die letzte, wenn auch nicht die einzige Ironie, welche das Schicksal Adam Smith gespielt hat. Der Urheber des Freihandels war der Sohn eines Zollbeamten, und Adam Smith ging selbst zwei Jahre nach Veröffentlichung der ersten Auflage seines großen Werkes nach Edinburg als Zollbeamter! Adam Smith that dies mit Vermittelung des Herzogs von Buccleuch, welcher ihm dieses Amt, weil über Nahrungssorgen erhebend, verschaffte. Nichtsdestoweniger ist es ganz zweifellos, daß die Amtssorgen den Geist des großen Forschers ungemein darniederdrückten. Und doch war für Niemanden mehr Ruhe erforderlich, als für einen Adam Smith, der selbst eingesteht langsam geschriftstellert zu haben. Adam Smith fehlte durchaus die Leichtigkeit seines Freundes Hume, dessen Werke zum großen Theil aus dem Originalmanuscripte abgedruckt wurden. In der That hat der große Forscher während der letzten zwölf Jahre seines Lebens, welche er in Edinburg verbrachte, kein einziges neues Werk veröffentlicht, obgleich er die Materialien für neue Arbeiten in reichlichem Umfange gesammelt hatte. Adam Smith ließ dieselben verbrennen; es war ein Glück, daß seine Anmerkungen zu seiner „Theory of Moral Sentiments" schon vor seinem Tode zur Presse gewandert waren.

So lebte Adam Smith in treuer Ausübung seines Berufes, aber für die Welt und ihren Fortschritt verloren, in stiller Zurückgezogenheit in Edinburg. Sein Einkommen reichte hin, um eine kleine Bibliothek zu erwerben, welche nach seinem Tode unter seine Anverwandten zerstreut wurde. Seine Cousine, Miß Douglas, führte seine Wirthschaft. Eine einfache, aber gastfreie Tafel versammelte allwöchentlich eine kleine Zahl von Freunden. Adam Smith hat nur einmal geliebt, ein schönes, geistreiches Mädchen, wie sein Biograph meldet; da sich einer Heirath mit derselben Schwierigkeiten entgegenstellten, so zog er es vor, sein Herz nur zwischen seinen Freunden und seiner Wissenschaft zu theilen.

Da liegt er, der Menschenbeglücker im wahrsten Sinne des Wortes! Sein Grab ist zwar mit einem eisernen Gitter umzäunt, aber es fehlt die Thür darin, welche den Zutritt zum Grabe erlaubte, den Zutritt für den begeisterten Schüler, der ab und zu einmal mit einem Blumenstrauße kommen möchte.

Das Grab von Adam Smith ist gänzlich vernachlässigt. Glasscherben und Austerschalen liegen auf demselben; das wuchernde Unkraut vermag dieselben nicht keusch zu bedecken, denn aus dem Fenster über dem Grabe scheinen oft neue Abfälle auf dasselbe geworfen zu werden.

So ehrt man in Schottland den größten Schotten!

Uebrigens soll nicht verschwiegen werden, daß sich auch England des großen Todten nicht angenommen hat. Ich habe

Digitized by Google

ein Denkmal von Adam Smith weder in London, noch in irgend einer englischen Stadt bemerkt. Und doch verdanken gerade die reichen Fabrikdistricte Englands Niemandem mehr ihre Blüthe als gerade Adam Smith! Die Metropole hat mit Recht unter ihren vielen Denkmälern auch Richard Cobden, dem Schüler von Adam Smith, ein Plätzchen*) gewährt — den Meister hat sie vergessen! Unter den Hunderten von Denkmälern in der St. Paul's Cathedrale und in der Westminster Abtei, in welcher Richard Cobden ein zweites Denkmal errichtet wurde, ist kein Stein, keine Tafel zu sehen, welche dem kühnen Freihändler, auf dessen Lehren die Handelspolitik des größten Handelsvolkes der Welt basirt, auch nur ein Wort der Erinnerung gewidmet hätte!

Und als man am 17. Juli d. J. in Greenwich das Cobden-Club-Fest feierte, das kosmopolitische Fest par excellence, das Fest, an welchem die Freihändler aller Erdtheile, Zonen und Völker theilnahmen, als zu Ehren der Sache des Freihandels mehr wie ein begeistertes Wort fiel, bei jenem Feste am Ufer der Themse, des durch den Freihandel am meisten begünstigten Stromes, da vergaß man zu erwähnen, wie sich der Schreiber dieser Zeilen, der bis zum Ende des Festes ausharrte, selbst überzeugt hat, daß die Wahl des Festtages auf den Todestag des Gründers des Freihandels gefallen war!

Und wenn man in Schottland und England den großen Todten so sehr vernachlässigt hat, sollte man es da nicht in Deutschland besser machen?

Daß Deutschland die Errichtung des Monumentes übernimmt, welches noch in den Marmorbrüchen von England ruht, dies wird man zwar nicht vertheidigen wollen.

Es ist erhebend, wenn ein ganzes Volk großen Männern durch Monumente von Stein oder Erz Dankbarkeit bezeugt; nutzbringender aber ist es, wenn es diese Mittel, welche hierzu erforderlich sind, zu Zwecken verwendet, welche nicht nur Dank bezeugen, sondern gleichzeitig Frucht tragen. Theilt man daher im deutschen Volke die Ansicht, daß es an der Zeit ist, wenigstens in Deutschland etwas zur Aufrechterhaltung des Andenkens des großen Mannes zu thun, so findet der Vorschlag vielleicht Beachtung, die Mittel zu einem Denkmale für Adam Smith zu sammeln, welches fruchtbarer als ein solches aus Stein oder Erz sein soll.

Im Frühjahr dieses Jahres ist das Jahrhundert voll, an dessen Anfang das Buch über „den Reichthum der Nationen" erschien. Es hat bisher noch Niemand die Aufmerksamkeit auf diese Thatsache gelenkt; sollte sie aber darum unbeachtet bleiben?

Soll sie das nicht, dann gibt es vielleicht keinen besseren Weg, um jenes Ereigniß zu feiern, als die Gründung einer Stiftung für alle diejenigen Leute, welche gewillt sind und die Fähigkeit haben, die große Wissenschaft, von deren Fortschritt so sehr der Fortschritt der Völker wie der Einzelnen abhängt, weiter fortzubilden.

Eine alljährlich wiederkehrende Preisaufgabe über wirthschaftliche Fragen würde leicht das Mittel bieten, um den Würdigsten zu erkennen. Und sollten diejenigen Summen zusammenkommen, aus deren Zinsen eine reichliche Reisestiftung bestritten werden könnte, so würde der Löser der Preisaufgabe durch eine solche Stiftung hinlänglich belohnt werden, der Fortschritt der Wissenschaft aber einen neuen Antrieb erhalten. Denn es ist ganz unmöglich, sich zu verhehlen, daß die Wirthschaftswissenschaft nicht allein zu den Füßen des Lehrers oder im Arbeitszimmer studirt werden kann. Wer in dieser jüngsten, aber am meisten in's Leben eingreifenden Wissenschaft den Anspruch erheben will, etwas wahrhaft Bleibendes zu leisten, der muß hinaus in die weite Welt; er muß die Völker der alten und neuen Welt und ihre Wohnsitze kennen lernen; er muß in tausend verschiedene Verhältnisse zu blicken streben; er muß sich im Palaste des reichen Börsenjobbers, wie in der Hütte des ärmsten Tagelöhners gleich wohl zurecht finden; er muß das rauschende Leben einer Weltstadt, er muß die Eintönigkeit der Dorfwirthschaft belauschen; er muß die verschiedenen Waarenmärkte an ihren Hauptplätzen studiren; er muß im Schachte der Bergwerke, er muß bei den Heizern der Dampfmaschine in ihrem glühenden Raume gewesen sein; er muß die Usancen in der Kaufmannswelt, er muß die Gebräuche der höchsten Gesellschaftsclassen studiren; er darf auch davor nicht zurückschrecken in den Diebshöhlen Londons oder am Londoner Hafen des südlichen Themseufers unter den unheimlichen Kerlen mit dem düsteren Auge und der bewaffneten Faust Erfahrungen zu sammeln. Auch von ihm gilt:

„Und setzest Du nicht das Leben ein,
Nie wird Dir das Leben gewonnen sein."

Freilich geht hieraus auch hervor, daß die Stiftung, welche die Mittel für einen reisenden Volkswirth hergeben soll, nicht schmal ausfallen darf. Denn nur derjenige, welcher nach allen Seiten hin unabhängig gestellt ist, verliert am sausenden Webstuhl der Zeit den Kopf nicht und ist im Stande über die sich ihm darbietenden Verhältnisse ein klares Urtheil zu fällen.

Wenn sich aber ein größerer Theil des deutschen Volkes mit der Nützlichkeit des hier skizzirten Planes einverstanden erklärt, wie könnte man an seiner Ausführbarkeit zweifeln? Und gerade jetzt, wo wir am Vorabend des Ablaufes wichtiger freihändlerischer Handelsverträge stehen, ist da nicht ganz besonders der Augenblick gekommen, das Andenken Adam Smiths hoch zu halten? Und ist nicht gerade eine Stiftung für die Wirthschaftswissenschaft zeitgemäß? Die Theologie, die Juristerei, die Philosophie, die Naturwissenschaften, die Philologie und die Mathematik, erhalten sie nicht ein ganzes Contingent fleißiger Bearbeiter durch eine große Zahl reicher Stiftungen? Wo hat man aber bisher in ähnlicher Weise für die Wirthschaftswissenschaft gesorgt?

Was die Form der vorgeschlagenen Stiftung betrifft, so erscheint mir, daß die dauernde Verwaltung derselben, die Festsetzung der Preisaufgaben, die Beurtheilung der eingereichten Arbeiten und die Zuerkennung des Preises am besten im Schoße des Dioskurenpaares erfolgen dürfte, durch welches in der Gegenwart am meisten Eifer für die Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands an den Tag gelegt wird. Der Congreß deutscher Volkswirthe und der Eisenacher social-politische Verein würden, falls die Mittel vorhanden sind, sicher gewillt sein, eine Commission zu ernennen, welche die Verwaltung der Stiftung zu führen hätte. Sollte sich an den Zeichnungen für die Stiftung auch Oesterreich in hervorragendem Grade betheiligen, so könnte jener Commission anheimgegeben werden, auch den jüngst gegründeten Congreß österreichischer Volkswirthe aufzufordern, an der Verwaltung theilzunehmen.

Aber auch hier gilt: Die Form ist Nichts und der Geist ist Alles!

*) Cobdens Statue befindet sich im Norden der Metropole, östlich von Regent Park.

Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes.

Eine völker- und staatsrechtliche Studie

von

Bluntschli.

II. Eigentliche Souveränetät und päpstliche Souveränetät.

Das italienische Garantiegesetz gewährt dem Papste „souveräne Ehren", d. h. es betrachtet ihn ähnlich einem regierenden Fürsten und spricht ihm analoge Privilegien zu wie sie gewöhnlich durch das Staatsrecht oder nach Völkerrecht den als „Souveräne" geehrten Personen staatlicher Herrscher verliehen werden.

Die eigentliche Souveränetät ist unzweifelhaft ein staats-

Digitized by Google

rechtlicher, kein religiöser und kein kirchlicher Begriff. Souveränetät heißt oberste Staatsgewalt, höchste Staatswürde. Man schreibt sie den Monarchen als souveränen Personen deshalb zu, weil dieselben verfassungsmäßig als Inhaber und Träger der Staatsgewalt und als Repräsentanten und gleichsam als eine Personification der Staatsmajestät betrachtet werden. Auf diese staatliche Souveränetät hatte der Papst früher als Staatshaupt des Kirchenstaats einen Anspruch; aber er hat seit der Säcularisation des Kirchenstaats aufgehört Staatshaupt zu sein und kann in diesem eigentlichen Sinne nicht mehr als eine souveräne Person angesehen werden.

Wenn aber schon in früheren Zeiten die Päpste eine souveräne Würde behauptet haben und auch heute noch, nach dem Verlust des Kirchenstaats, ihnen ein derartiges Privilegium gewährt wird, so beruht jener Anspruch und diese Gewährung von Alters her voraus auf ihrer kirchlichen, nicht auf ihrer staatlichen Stellung. Als Kirchenhäupter, nicht als Staatshäupter, als Päpste, nicht als Könige verlangten sie den ersten Platz in der Gesellschaft der Fürsten; als Kirchenhäupter entsandten sie ihre Legati Nuncii und Internuncii an die weltlichen Höfe; in derselben Eigenschaft verhandelten sie über die Concordate, deren Inhalt keinen Bezug auf das Patrimonium des heiligen Petrus, noch auf die Bewohner des Kirchenstaats, sondern nur auf die Rechte und Pflichten der römischen Kirchenämter und der Katholiken hat. Die Concordate sind nicht Verträge zweier Staaten, sondern Verträge eines Staates mit der römischen Kirche.

In der Seele der römischen Päpste verbanden sich freilich seit dem Mittelalter beständig kirchliche Autorität mit politischer Macht. Der alt-römische Zug nach Weltherrschaft geht durch die päpstliche Geschichte seit bald einem Jahrtausend als bewegende Kraft hindurch und immer wieder neu verjüngt sich das alte Streben in der Berührung mit dem stolzen Boden Roms und im Angesicht der Denkmäler der früheren Kaiser- und Papstgröße. Die heutige Welt will von einer solchen Weltsouveränetät der Päpste durchaus nichts mehr wissen. Mögen die Jesuiten dieselbe heute noch vertheidigen, sie wird von keinem modernen Staate anerkannt. Auch die katholischen Souveräne betrachten dieselbe als eine unwahre und unausführbare Einbildung priesterlicher Herrschsucht und ungezügelter Phantasie.

Dagegen findet der Gedanke einer uneigentlichen, kirchlichen Souveränetät innerhalb der katholischen Welt, und sogar über diese hinaus, eine gewisse Billigung. Diese Souveränetät bedeutet dann nicht oberste Staatsgewalt, sondern höchste kirchliche Autorität (summa auctoritas in rebus spiritualibus, nicht summa potestas). Diese Souveränetät hat nur einen geistlichen Sinn, sie ist nur eine kirchliche Würde.

Wie ihr Grund in dem Glauben der römisch-katholischen Kirche, nicht in allgemein menschlichen Wahrheiten zu finden ist, so reicht ihre volle Anerkennung auch nicht über die katholische Kirche hinaus. Sogar innerhalb dieser Kirche sind die Meinungen, auch in kirchlichen Dingen, verschieden. Die mittelalterlichen Concilien von Constanz und Basel haben den Papst für kirchlich-verantwortlich erklärt und den ökumenischen Concilien eine übergeordnete Autorität zugeschrieben. Das Vaticanische Concil von 1870 hat dagegen den unfehlbaren Papst auch für unverantwortlich in Dingen des Glaubens und der Sitten erklärt und die Concilien selber der höheren Autorität des Papstes unterworfen. Aus dieser kirchlichen Unverantwortlichkeit folgt zunächst nichts bezüglich der rechtlichen Unverantwortlichkeit, die wir hier allein betrachten.

Alle nicht-römisch-katholischen Kirchen, die protestantischen und die griechisch-katholischen Kirchen bestreiten ebenso nach ihrem Glauben die übergeordnete Autorität der Päpste. Hauptsächlich um von Rom unabhängig zu bleiben oder die Freiheit der Gewissen und der Völker vor der päpstlichen Herrschaft zu erringen haben sich diese Kirchen von der römischen getrennt. Die kirchliche Souveränetät der Päpste existirt für diese Kirchen eben so wenig wie für die nicht-christlichen Religionen. Sie erscheint denselben als eine grundlose Anmaßung.

Wenn die heutigen Staaten und nicht blos solche mit überwiegend katholischer Bevölkerung dennoch dem Papste, als dem kirchlichen Oberhaupte der römisch-katholischen Kirche, souveräne Ehren und eine privilegirte Rechtsstellung zugestehen, so geschieht das wieder nicht, weil sie sich für verpflichtet erachten, seiner kirchlichen Autorität zu gehorchen und dieselbe auch für sich selber anzuerkennen. Der moderne Staat steht nicht in irgend welcher Abhängigkeit von einer Kirche: seine Rechtsautorität und seine Politik lassen sich nicht von religiösen oder kirchlichen Dogmen leiten. Wohl mögen katholische Fürsten als Katholiken in dem heiligen Vater ihren höchsten geistlichen Lehrer und den Nachfolger des Apostel Petrus verehren, als Staatshäupter sind sie nicht verpflichtet, ihm irgend welche Privilegien zuzugestehen.

Die kirchliche Souveränetät, welche die Päpste behaupten, ist kein Begriff weder des Staatsrechts noch des Völkerrechts, so wenig als der Ausspruch eines großen Philosophen, die höchste wissenschaftliche Autorität zu sein. Die privilegirte Ausnahmestellung des Papstes, seine Exemtion von den weltlichen Behörden, seine Immunität, die völlige Freiheit seiner kirchlichen Functionen und seines Verkehrs, die souveränen Ehren und Vorrechte, werden dem Papste nicht um irgend einer Rechtspflicht der Staaten willen von diesen zugestanden, sondern in der Absicht, seinen weltgeschichtlichen und universellen Beruf als Kirchenhauptes einer Weltkirche zu ehren und zu schützen, und dadurch auch den Wünschen und den Meinungen der katholischen Bevölkerung eine wohlwollende Befriedigung zu gewähren.

Die Stellung des römischen Papstes ist einzig in der Welt. Sie hat nur in dem Glauben der Buddhisten an die Incarnation von Buddha in dem Dalai-Lama ein unvollständiges Gegenbild. Wenn schon die Unverantwortlichkeit der weltlichen Souveräne ein Privilegium ist, so hat die ähnliche Unverantwortlichkeit des Papstes in noch höherem Grade den Charakter einer Anomalie.

Auch die Unverantwortlichkeit der Staatshäupter ist nichts weniger als unbegrenzt. Sie wird in sehr wichtigen Beziehungen durch eine ernste Verantwortlichkeit ergänzt und berichtigt.

Die staatlichen Souveräne sind privatrechtlich nur der scheinbaren Form nach unverantwortlich, insofern sie nicht in Person von den Civilgerichten verklagt werden können, in Wahrheit sind sie sachlich verantwortlich, insofern als die Schuldklage mit Erfolg gegen ihr Vermögen als eine juristische Person (Fiscus, Domänencasse, Cabinetscasse) vor Gericht gebracht werden kann.

Die Souveräne werden nach dem heutigen Strafrecht — im Mittelalter war es anders — insofern privilegirt und als unverantwortlich betrachtet, als die gewöhnliche strafrichterliche Verfolgung wegen Vergehen oder Verbrechen sich scheu vor ihnen zurückzieht, und es vorzieht, einige Rechtsverletzungen ungestraft zu lassen, als durch einen Strafproceß gegen das Staatshaupt dessen Staatsautorität und den öffentlichen Frieden zu gefährden. Aber auch das heutige Strafgericht ergreift alle Gehilfen des Souveräns und alle die, welche eine strafbare Handlung in seinem Auftrage begangen haben. Die Unwirksamkeit jenes Privilegiums würde sich aber bald zeigen, wenn im Vertrauen auf Straflosigkeit ein Souverän es wagte, schwere Verbrechen zu begehen. Kein freies und civilisirtes Volk würde es ertragen, einen offenkundigen Verbrecher auf dem Throne zu wissen. Man würde denselben entweder als geisteskrank unter Vormundschaft setzen oder in einer andern, wenn gleich formal illegalen Weise ihm die Herrschaft entziehen.

Aehnlich verhält es sich mit der politischen Unverantwortlichkeit der Souveräne. Sie wird in der Regel durch die Verantwortlichkeit der Minister, ohne welche jene nicht Staatsacte vollbringen können, ergänzt und erträglich gemacht. Die Erfahrungen der europäischen und americanischen Staaten-

Digitized by Google

geschichte machen es überdem für Jedermann klar, daß die Regel der fürstlichen Unverantwortlichkeit in die Ausnahme der politischen und geschichtlichen Verantwortlichkeit dann sich umwendet, wenn es zwischen dem Fürsten und dem Volke zu einem ernsten Zerwürfniß kommt, und der Kampf der Völker für ihre Freiheit oder für ihre nothwendige Entwicklung wider den geführt werden muß, der voraus den Beruf hat, jene zu schützen und diese zu fördern. Die Entthronung vieler Fürsten beweist, wie unzuverlässig und gefahrvoll die vermeintliche Unverantwortlichkeit ist.

Endlich weiß das Völkerrecht nur in dem Sinne von einer Unverantwortlichkeit der Souveräne, als es den Gerichten nicht verstattet, Klagen gegen sie an die Hand zu nehmen, und ihnen in der Regel das Privilegium der Immunität und Exterritorialität gewährt. In der Hauptsache aber sind völkerrechtlich die Staaten und ihre Häupter dafür verantwortlich, daß sie den Völkerfrieden achten und die völkerrechtlichen Pflichten erfüllen. Unzweifelhaft darf jeder Staat, aus Gründen seiner Sicherheit, einem fremden Souverän den Eintritt in sein Land versagen, oder denselben, wenn er das Gastrecht mißbrauchte, ausweisen, ihn und seinen Staat wegen Friedensbruch zur Rechenschaft ziehen und im Kriege Selbsthilfe üben. Dann ist der Souverän, der einen andern Staat schwer beleidigt und verletzt hat, weder vor dem Verluste seines Throns noch vor der Kriegsgefangenschaft sicher.

In allen diesen Beziehungen kann doch höchstens von einer analogen Ausnahmestellung des Papstes, nicht von einfacher Anwendung solcher Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit die Rede sein.

Es sind außerdem folgende Unterschiede zu beachten:

a) Die staatlichen Souveräne gewähren einander wechselseitig solche Privilegien. Der Papst ist nicht in der Lage, dieselben andern Souveränen zu gewähren, weil er keine Staatsmacht hat. Er nimmt dieselben einseitig für sich in Anspruch, und sie werden ihm einseitig, ohne Gegenleistung gewährt.

b) Die Staatshäupter sind durch ihre Nationalität als Häupter von Völkern, mit denen sie durch ihre Abstammung, durch die Geschichte, durch die Cultur, durch unzählige Bande der Pietät und der Interessen enge verbunden sind, ferner durch die Staats- und Rechtsverfassung, und durch ihre Beziehungen zu einem bestimmten Lande veranlaßt und genöthigt, sorgfältige Rücksichten zu nehmen auf die Meinungen und Wünsche der Bevölkerung. Der römische Staat steht den verschiedenen fremden Staaten und Bevölkerungen ferne, und läuft höchstens die Gefahr, daß eine katholische Landesbevölkerung, wie es die englische gethan hat, von ihm abfallen werde, wenn er ihr Recht oder ihre Wohlfahrt ernstlich bedrohte und verletzte.

c) Gegen den Papst als Kirchenhaupt kann man keinen Krieg führen. Die geistige Autorität kann nur mit geistigen Mitteln siegreich bekämpft werden. Er hat auch keine Entthronung mehr zu fürchten, sondern höchstens die Hemmung seines geistlichen Verkehrs mit einem Lande, dessen Frieden und Recht er geschädigt hat.

(Schluß folgt.)

Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich.

Von H. Y. v. Auruh.

(Schluß.)

Die Erhebung der dem Reich zustehenden Zölle an den Grenzen Deutschlands hat man sehr weise den Einzelstaaten und ihren Beamten überlassen unter wirksamer Controle von Reichscommissarien und dadurch einen völlig befriedigenden Zustand auf diesem wichtigen Gebiet herbeigeführt. Dieselbe Maßregel ließe sich bei der Reichseisenbahnverwaltung schwerlich anwenden, ohne die wirkliche Einheit derselben aufzugeben, um die es sich doch gerade handeln soll. Der Eisenbahndienst gestattet seiner eigenthümlichen Natur nach kaum eine Vergleichung mit der sehr einfachen Zollerhebung. Jedenfalls werden die meisten Gründe für den Ankauf der Bahnen nichtig, sobald die Verwaltung derselben in den Händen der Einzelstaaten verbleibt. Unter allen Umständen müßte dem Vorschlage, die sämmtlichen Eisenbahnen durch das Reich anzukaufen, der strenge Nachweis vorangehen, daß die völlig berechtigten Forderungen an den Bahnbetrieb sich durch kein anderes Mittel erreichen lassen. Ein solcher Nachweis ist noch nirgend geführt worden.

Stellt man sich gegenüber der Frage, ob die Erwerbung und der Betrieb sämmtlicher Eisenbahnen eine Aufgabe des Reichs sei, auf einen höheren, als den Nützlichkeitsstandpunkt, so findet man, daß derjenige Staat, in dem die bürgerliche Freiheit am frühesten zur Entwicklung und festen Begründung gelangte und das Ueberwuchern der Staatsgewalt auf das Gebiet des Verkehrslebens und der Industrie (die Colonien ausgenommen) verhindert wurde, nämlich England, sich mit dem Bau von Verkehrsstraßen gar nicht befaßt hat, noch viel weniger mit dem Transport der Güter. Auf Staatskosten sind dort weder Eisenbahnen, noch Chausseen, noch Canäle, nicht einmal Handelshäfen gebaut worden. Nur die Kriegshäfen und in neuerer Zeit einige Sicherheitshäfen für in Noth befindliche Schiffe hat der Staat ausgeführt. Dasselbe Princip haben die englischen Auswanderer in Nordamerica festgehalten, so dringend nothwendig dort die Erleichterung des Verkehrs war. Dem Repräsentantenhause und dem Senat kommt es nicht in den Sinn, von diesem Grundsatze abzuweichen und die einzelnen Bundesstaaten würden ohne jeden Zweifel jeden solchen Versuch zurückweisen.

Auf dem europäischen Continent hat die Entwicklung einen ganz anderen Verlauf genommen. Der durch ständische Einrichtungen im Mittelalter und später stark eingeschränkte Feudalstaat hat sich zunächst in einen absoluten, in die unbeschränkte Monarchie verwandelt. Diese hielt sich für berufen und war es auch in vieler Beziehung, die Gewalt auf allen öffentlichen Gebieten auszuüben, den Unterthanen gegenüber wenn nicht Vorsehung zu spielen, so doch allgemeiner Obervormund zu sein. Das daran gewöhnte und jeder Selbsthülfe und Selbstthätigkeit in allgemeinen Angelegenheiten entsagende Volk gründete natürlich auf jene Allgewalt des Staats fast ungemessene Ansprüche an denselben. Alles, was Noth that und weit darüber hinaus wurde vom Staat und dessen Oberhaupt gefordert. Für alles, was geschah, waren diese verantwortlich. So wurde auch vom Staat der Bau von Chausseen und Canälen verlangt und von ihm auch geleistet. Als die Eisenbahnen auf die Weltbühne traten, war der Uebergang zum modernen, constitutionellen Staat begonnen, aber lange noch nicht durchgeführt. Deshalb hielten sich auch die Staatsverwaltungen um so mehr für unzweifelhaft befugt, Eisenbahnen auf Staatskosten zu bauen und selbst zu betreiben, als die eingeführten repräsentativen Körperschaften zustimmten und das Geld bewilligten. Die Frage kam kaum zur Sprache, ob solche industriellen Unternehmungen wirklich Aufgabe des Staates seien. Es herrschten und herrschen noch jetzt trotz aller Verfassungen vielfach die Anschauungen und Gewohnheiten des absoluten Staats sowohl bei den Regierungen, als bei der Bevölkerung. Erst in neuester Zeit hat man in Preußen erkannt, daß es hohe Zeit sei, die Regierung zu entlasten und die alte Organisation des absoluten Staates in die des verfassungsmäßigen umzugestalten, den bedenklichen Widerspruch zwischen beiden zu beseitigen und soweit zur Selbstverwaltung überzugehen, als die der eigentlichen Staatsverwaltung nothwendigen Functionen es gestatten. Die neue Kreis- und Provinzialordnung in Preußen ist unbestreitbar auf dieses Ziel gerichtet. Durch diese Gesetze wurden zugleich die vorhandenen Staatschausseen auf die Provinzen übertragen und diese mit Dotationen ausgerüstet, mit deren Hülfe auch etwa nöthige

Digitized by Google

neue Chausseen herzustellen sind. Preußen hat schon seit einer Reihe von Jahren keine großen neuen Kunststraßen gebaut, vielmehr nur Beihülfe zu Kreisstraßen geleistet.

Unzweifelhaft liegt in dem Vorgehen Preußens ein sehr großer heilsamer Fortschritt, welcher jener unheilvollen Centralisation abhilft, an der Frankreich und andere Staaten leiden, jener Centralisation, unter der ein regelmäßiges, auf Selbstverwaltung beruhendes Verfassungsleben nicht bestehen kann und die deshalb nothwendig zum Scheinconstitutionalismus oder zum Imperialismus führt.

Die Centralisation der deutschen Eisenbahnen in der Hand des Reichs ist das gerade Gegentheil von der Decentralisation. Dem Reiche würde dadurch eine Arbeitslast aufgebürdet, die ihm mit Recht nicht zugemuthet werden kann und zugleich eine überaus große Verantwortlichkeit auferlegt, die es verständiger Weise nicht übernehmen soll. Die Schuld an allen, bei einer solchen Riesenverwaltung nicht ganz zu vermeidenden Fehlern und Gebrechen hätte das Reich zu tragen. Jeder Unglücksfall und jeder vermeintliche Fehler fiele ihm zur Last. Der bei festen Tarifen stets periodisch eintretende Wagenmangel würde für einen Beweis mangelnder Fürsorge gehalten werden. Wenn sich nun gar herausstellte, daß eine erhebliche Herabsetzung der Tarife ohne große Einbuße nicht zu erreichen sei oder durch neue Steuern gedeckt werden müßte, so würden die Klagen über ungeschickte theure, bureaukratische Verwaltung einen Lärm erregen, gegen den die jetzige Agitation nur ein Mückengesumm wäre. Man würde das großartige Experiment der Erwerbung der Eisenbahnen als mißglückt betrachten und könnte doch kein Mittel angeben, sich ohne sehr großen Schaden wieder davon los zu machen.

Man soll im Staatsleben keine halsbrechenden Experimente machen, am wenigsten in einem Großstaat und gewiß nicht, wenn das Gelingen in keiner Weise verbürgt werden kann oder geradezu unwahrscheinlich ist.

Die Summe, die zur Erwerbung der Bahnen muthmaßlich erforderlich sein würde, gab der Abgeordnete Bamberger in der Reichstagssitzung vom 27. November 1875 auf etwa 5—6 Milliarden Mark an. Von anderer, sehr kenntnißreicher Seite wird der Betrag auf Grund der amtlichen Statistik auf 8—9 Milliarden Mark, d. h. mehr als die doppelte französische Kriegscontribution geschätzt. Die höhere Annahme ist die wahrscheinlichere, weil nicht nur die capitalisirte Rente zu bezahlen, sondern auch die Entwicklungsfähigkeit junger Bahnen zu berücksichtigen sein wird. Der Abgeordnete Bamberger sagt mit Recht, daß zwar die jetzigen Besitzer der Eisenbahnen mit Rücksicht auf die niedrigen Course der Actien zum Verkaufe geneigt erscheinen, aber den Mund sehr weit aufmachen würden, wenn es dazu käme. Er weist zugleich darauf hin, daß die Contrahirung einer so hohen Schuld den Credit des Reichs auf die Probe stellen würde, um so mehr, als man schon mehrere Male hat hören müssen, daß man schon jetzt wegen des Reichsbudgets in Verlegenheit kommen könnte. Man mag eine Anleihe aufnehmen oder die Eisenbahnactien in Reichseisenbahnobligationen umschreiben, immer wird das Reich der Schuldner für die ganzen Summen und für den ganzen Betrag der jetzt vorhandenen Eisenbahnobligationen (Prioritäten). Genau um denselben Gesammtbetrag vermindert sich die Creditfähigkeit des Reichs: denn der Credit eines Staates hat ebenso gut eine bestimmte Grenze, wie der eines Privatmannes, dem noch zu gut kommt, daß seine Schulden nicht bekannt sind, während die Reichsschulden Jeder kennt. Die Gefahr einer Erschütterung des Staatscredits ist in unserer Zeit stets zugleich eine bedenkliche Schwächung der Wehrkraft.

Von viel geringerem Gewicht ist der Einwand, daß die jetzige Organisation des Reichs sich zur Uebernahme einer so kolossalen Verwaltung nicht eignet, daß dazu vielmehr ein verantwortliches Reichsministerium gehöre. Ein solches läßt sich schaffen. Die Einführung von Reichsministern ist nur eine Frage der Zeit, und daß dieselben auf gewissen Gebieten nothwendig sind, hat der große leitende Staatsmann, der früher ihr entschiedener Gegner war, bereits zugegeben. An dem Fürsten Bismarck gehen die Ereignisse nicht vorüber, ohne daß er Erfahrungen daraus ableitet, die auf sein Handeln bestimmend einwirken. Er wird auch nicht verkennen, daß zur einheitlichen Ordnung des Eisenbahnwesens, dieselbe mag durch Ankauf oder durch ein durchgreifendes Aufsichtsgesetz erfolgen, ergänzende Bestimmungen der Reichsverfassung nicht zu entbehren sind. Die bloße Verständigung über ein solches Gesetz zwischen den Einzelstaaten würde bei jeder nothwendigen Abänderung desselben immer von neuem mit sehr zweifelhaftem Erfolge geschehen müssen.

Der Erwerbung der Bahnen durch das Reich steht ein anderes, schwer zu beseitigendes Hinderniß entgegen. Es gehört dazu ein besonderes, auch auf die Staatsbahnen der Einzelstaaten ausgedehntes Expropriationsgesetz und es ist schwer zu sagen, wie ein solches zu Stande kommen soll. Ohne allen Zweifel werden sich die meisten und wichtigsten Einzelstaaten dagegen sträuben und mit Recht einwenden, daß unfreiwillige Entäußerung von Eigenthum doch nur im unzweifelhaften Interesse des öffentlichen Wohles zulässig ist, hier aber von vielen Seiten mit guten Gründen bestritten wird, daß dasselbe die Abtretung der Bahnen erfordere. So lange die Behauptung nicht gründlich widerlegt wird, daß der Ankauf der Bahnen ein dem deutschen Reiche Gefahr drohendes Experiment ist und die berechtigten Forderungen des Publicums auf andere, gefahrlose Weise erfüllt werden können, läßt sich ein Expropriationsrecht nicht durch das öffentliche Wohl motiviren.

Der Einwand gegen den Ankauf der Bahnen, daß derselbe eine bedenkliche Macht in die Hand eines Ministers legen würde, beruht keineswegs auf doctrinären Anschauungen. Man braucht nur darauf hinzuweisen, welchen politischen Gebrauch ein preußischer Handelsminister in kritischer Zeit von dem Einflusse gemacht hat, der ihm doch nur in einem Staat zustand, um einzusehen, daß jenes Bedenken eine sehr praktische, auf die Erfahrung begründete Unterlage hat. Aehnliche Beobachtungen sind auch im Auslande gemacht worden, namentlich in Oesterreich und Frankreich. Leroy Beaulieu spricht im Journal des Debats von den in Deutschland und Italien aufgestellten Projecten des Ankaufs der Eisenbahnen und meint, daß, abgesehen von wirthschaftlichen Bedenken, ein solches Staatsbahnsystem für Frankreich nicht zu empfehlen sei, weil dadurch das Heer von Staatsbeamten um etliche hunderttausend Mann vermehrt und der Regierung eine neue Macht in die Hand gelegt werde, die sie nur allzu leicht versucht sein könnte, namentlich zu Wahlzwecken zu mißbrauchen. Es ist ja bekannt, daß ein großer Eisenbahnunternehmer seine Wahl zum deutschen Reichstage durch das Versprechen durchsetzte, dem Wahlkreise eine Eisenbahn zu verschaffen. Hält man es für unmöglich, daß ein Minister, der sämmtliche Bahnen verwaltet, und alle neuen baut, sich dergleichen Beeinflussungen erlaubt? — Die meisten der großen Fabriken, welche Eisenbahnmaterialien liefern, warten auf seinen Wink, weil sie wissen, daß seine Ungnade ihnen Arbeit entzieht.

Es ließe sich hier noch eine ganze Reihe von Nachtheilen und Befürchtungen anführen, die sich auf das Staatseisenbahnmonopol beziehen. Es wird indessen genügen, nur einige davon kurz namhaft zu machen. Dahin gehört der Fortfall jeder Concurrenz auf diesem Gebiet, sowohl beim Betriebe, wie beim Bau. Haben schon jetzt preußische Handelsminister die Concession zu neuen Bahnen verweigert, weil dieselben mit irgend einer Staatsbahn concurriren könnten, so wird ein oberster Chef aller deutschen Bahnen noch viel weniger denselben Concurrenzbahnen selbst bauen.

Ein Fehler, welchen jetzt eine Privatgesellschaft oder ein Einzelstaat in der Bahnverwaltung macht, bleibt jetzt auf ein oft nur kleines Gebiet beschränkt; künftig würde jeder derartige Fehler im ganzen Reich empfunden werden.

Liegt der Bau und die Verwaltung sämmtlicher Bahnen

Digitized by Google

in einer Hand, so stagnirt die Eisenbahntechnik vollständig, so lange bis der oberste Techniker einem anderen Platz macht.

Schon jetzt sind Beschwerden gegen Privatbahnen erfolgreicher, als gegen Staatsbahnen, aus dem einfachen Grunde, weil diese nach den Instructionen des Ministers verfahren, der die oberste Beschwerdeinstanz bildet. Beschwerden gegen Staatsbahnen sind also gegen den Minister selbst gerichtet, von dem doch nicht verlangt werden kann, daß er sich selbst verurtheile. Bildet dagegen das Reich die oberste Instanz, ohne selbst Eisenbahnen zu verwalten oder zu bauen, so ist Abhülfe zu erwarten, wenn die Reichseisenbahnbehörde verfassungsmäßig und gesetzlich mit den nöthigen Befugnissen ausgerüstet ist und die Oberaufsicht über sämmtliche Privat- und Staatsbahnen der Einzelstaaten führt. Jedenfalls ist eine solche Ausdehnung der Reichsgewalt viel leichter zu erreichen, als die zwangsweise Abtretung der Staatsbahnen. Die Einzelstaaten werden sich einer solchen Reichscontrole schwerlich auf die Dauer entziehen können, selbst Bayern nicht trotz seiner Reservatrechte. Wenn Preußen seine Staatsbahnen der Reichsaufsicht unterordnet, so werden die Mittel- und Kleinstaaten nachfolgen müssen. Bleiben dagegen die denselben gehörigen Bahnen von der Erwerbung durch das Reich ausgeschlossen, so ist diese von vorn herein als eine halbe Maßregel und deshalb das Unternehmen als gescheitert anzusehen. Vor Allem muß bei der Wahl zwischen Kauf der Bahnen oder Beaufsichtigung derselben durch das Reich nach der Garantie dafür gefragt werden, daß das Reich die erworbenen Bahnen besser verwalten werde, als die Einzelstaaten und die Privatgesellschaften. Es gibt zur Zeit eine ganze Anzahl von Privatbahnen, die mindestens ebensogut verwaltet werden wie Staatsbahnen. Gegen diese laufen muthmaßlich nicht mehr Beschwerden ein als gegen jene. Wo steckt die Garantie, daß die höchst schwierige Verwaltung eines so großen Bahnnetzes wie das deutsche durch das Reich jedenfalls besser sein werde als die jetzige, auch wenn diese unter wirksame Reichsaufsicht gestellt wird? Der Fall, den W. Oechelhäuser in seiner Schrift: „Die wirthschaftliche Krisis" in der Anmerkung auf Seite 132 anführt, spricht nicht für die Vorzüge der Staatsbahnverwaltung, denn die Bahn, deren wunderliche und nachtheilige Tarifirung dort gerügt wird, steht unter Staatsverwaltung. Oder soll etwa die Reichsverwaltung noch sehr viel besser sein als die preußische? —

Es scheint, daß bei der jetzigen Agitation auf die so eben erwähnten Punkte kein besonderes Gewicht gelegt wird, daß vielmehr der Hauptaccent auf die wirksame Herabsetzung der Tarife fällt. Gerade diese Forderung kann das Reich nach Erwerbung der Bahnen in ausgedehnter Weise sicher nicht erfüllen, weil schon für die bisherigen Frachtsätze kaum die Zinsen des Anlagecapitals übrig bleiben. Es würde alljährlich in und außerhalb des Parlaments ein Sturm gegen die Reichsregierung wegen zu hoher Tarife entstehen, dem im Falle der Nichtgewährung große Unzufriedenheit folgen müßte, wie stets nach getäuschten Erwartungen.

Die principiellen, unterressirten Freunde des Staatsbahnsystems sollen nicht übersehen, daß es sich jetzt nicht um die Wahl zwischen Staats- und Privatbahnen bei deren Entstehung handelt, sondern um den jedenfalls theuern Ankauf derselben und daß sich die berechtigten Forderungen des Publicums ohne die kostspielige Erwerbung im Wege der Reichsgesetzgebung und einer zweckmäßigen Organisation von Reichsbehörden erfüllen lassen. Die Vereinfachung und Gleichförmigkeit der Tarife ohne allgemeine Herabsetzung derselben ist mit sehr mäßiger Entschädigung unzweifelhaft zu erreichen und erleichtert die Vorausberechnung der Frachten. Auf diesem sicheren Wege wird die Einheit des Deutschen Reichs sicher gefördert, dagegen durch das gewagte und gefährliche Experiment des Ankaufs der sämmtlichen Bahnen gefährdet.

Wirksame Aufsicht über das Deutsche Eisenbahnwesen gebührt dem Reich, nicht das Gewerbe des Spediteurs und Frachtfuhrmanns.

Literatur und Kunst.

Das goldene Buch des Théâtre Français.*)

Ceci est le Livre d'or de la Comédie Française,
tenu par son véritable greffier d'honneur.
Einleitung zum Registre de La Grange XLIX.

Nahezu alle auf Molière bezüglichen Schriften, die in den letzten fünfzig Jahren erschienen sind, verweisen auf das Register des Schauspielers La Grange als auf die werthvollste Quelle der Molière-Literatur und verkünden, daß das Théâtre Français, in dessen Archiven sich das werthvolle Manuscript befindet, dasselbe der Oeffentlichkeit „demnächst" übergeben werde; man sehe dieser Veröffentlichung wie einem „wahren Ereigniß" entgegen.

Nun dies „Ereigniß" ist soeben eingetreten. Am 15. Januar dieses Jahres, am 254. Geburtstag Molières, ist, wie der Drucker Claye auf der letzten Seite des stattlichen Bandes bemerkt, der Druck vollendet worden. Der Einblick in diesen interessantesten Beitrag zur Geschichte des Molière'schen Theaters und der Begründung des Théâtre Français ist somit nicht nur den wenigen Bevorzugten, die die Erlaubniß zur Benutzung der Archive der französischen Musterbühne erwirkt, sondern allen Denen vergönnt, die an Molière und den Anfängen des modernen Theaters Interesse nehmen. Für das große Publicum allerdings ist diese Veröffentlichung nicht berechnet. Dazu ist das Werk zu theuer und die Auflage zu klein. Nach der Angabe von Paul Lacroix, der in seiner vor einem Jahre erschienenen „Bibliographie Moliéresque" bereits Kenntniß von allen Einzelheiten des jetzt vollendeten Druckes besitzt, sind nur 120 Exemplare des Registers gedruckt worden. Die Franzosen, deren bibliographischer Sinn weit ausgebildete ist als der unsrige, wollen dem Werke noch immer den Charakter des Seltenen und nicht Jedermann Zugänglichen erhalten. Nur die Bibliotheken und die Specialisten sollen in die Lage versetzt werden, sich das Werk zu verschaffen.

Die typographische Ausstattung ist geradezu meisterhaft. Der Drucker hat von dem Manuscript gleichsam ein Facsimile herzustellen gewußt. Selbstverständlich ist die sehr willkürliche und fehlerhafte Orthographie des Originals beibehalten. Die Seiten sind genau so numerirt, jede derselben enthält die gleiche Anzahl von Zeilen und in jeder Zeile die gleiche Anzahl von Buchstaben wie das Original. Die Correcturen, die La Grange während der Niederschrift vorgenommen hat, sind genau in derselben Weise, wie sie sich im Manuscript vorfinden, wiedergegeben; es finden sich am Rande und zwischen den Zeilen Zusätze in kleinerer Schrift. Auch diejenigen Bemerkungen, die, wie sich aus der Handschrift ergibt, mit anderer Tinte und anderer Feder erst später von La Grange hinzugefügt worden sind, sind durch den Druck kenntlich gemacht worden.

La Grange hat das Manuscript mit einer ganzen Reihe von symbolischen Zeichen, die nur für ihn berechnet waren, versehen: mit Vierecken, Kreuzen, Kreisen in verschiedenen Farben; alle diese sind im Druck genau in der Zeichnung und Färbung der Vorlage reproducirt worden. Der Abdruck ist mithin als eine ganz getreue Copie des Originals zu bezeichnen und besitzt vor diesem nur den Vorzug der leichteren Lesbarkeit und Handlichkeit. Wenn in der Vorrede gesagt wird, daß die Buchdruckerkunst auf diese Veröffentlichung wie auf ein ruhmvolles Erzeugniß blicken könne, und daß sie in demselben einen schönen Beweis ihrer Leistungsfähigkeit in diesem Jahrhundert gegeben habe, so läßt sich gegen dieses überschwängliche Lob nichts einwenden.

Ehe wir auf den Inhalt des Registers eingehen, wollen wir uns mit der Persönlichkeit dessen, von dem es herrührt, mit „dem Ehrenregistrator des Théâtre Français", wie er bezeichnet wird, mit dem Schauspieler La Grange bekannt machen.

*) Registre de La Grange. (1658—87.) Précédé d'une notice biographique. Publié par les soins de la Comédie-Française. Paris, J. Claye. Janvier 1876. Ein Band in Folio XLIX und 357 p.

Digitized by Google

I.

Der Schauspieler La Grange, seine Bedeutung in der Truppe Molières und sein Verhältniß zu Molière.

Charles Varlet ist wahrscheinlich im Jahre 1639 in Amiens geboren.

Sein Vater Hector Varlet war Beamter und starb als „Schloßhauptmann" in Nanteuil. Seine Mutter, ein adliges Fräulein, hieß Marie de La Grange. Charles hatte zwei ältere Geschwister, einen Bruder Namens Achille und eine Schwester Namens Justine-Françoise. Diese drei Kinder waren noch nicht herangewachsen, als die Eltern starben.

Wie es scheint, sind sie vom Vormunde sehr streng behandelt worden. Das Mädchen trat, sobald es das nöthige Alter erreicht hatte, in ein Kloster, und die beiden Brüder wurden Schauspieler. Der jüngere und berühmtere nahm den Namen und den Adel seiner Mutter an und nannte sich „Sieur de La Grange". Der ältere wählte — vielleicht in Erinnerung an den Aufenthalt seines Vaters in Nanteuil — den Namen de Verneuil. Vermuthlich hat Charles de La Grange wie die meisten Schauspieler seine Laufbahn in der Provinz begonnen. Aber jedenfalls haben seine Irrfahrten durch die kleinen Städte nicht lange gewährt, denn im April 1659, — La Grange zählte damals erst 20 Jahre — tritt er in die Gesellschaft ein, die am 24. October 1658, nachdem sie in der Provinz sich schon einen bedeutenden Ruf erworben, ihre erste Vorstellung vor dem Hofe in Paris gegeben hatte. Diese Schauspielergesellschaft, die den beiden in Paris schon accreditirten Truppen: der Gesellschaft des Hotel de Bourgogne und der Gesellschaft du Marais, eine gefährliche Concurrenz zu werden drohte, wird von einem gewissen Hans Poquelin, dem Sohne eines achtbaren Pariser Tapezierermeisters, geleitet, der schon einige recht hübsche und viel belachte Lustspiele geschrieben hat, — „von einem geistvollen Burschen, der sich Molière nennt" — „garçon d'esprit, nommé Molière", schreibt Tallement des Réaux.

La Grange erwirbt sich durch sein schauspielerisches Talent, seinen Fleiß und seine peinliche Gewissenhaftigkeit, die sich schon durch seine Aufzeichnungen bekundet, sehr bald die Freundschaft und das Vertrauen seines Directors Molière. Der jugendliche Schauspieler rückt sofort in die erste Reihe. Seine angenehme Erscheinung, die Wärme seines Tons und seine Jugend verweisen ihn auf das Fach der jugendlichen Liebhaber. In dem ersten Lustspiel, das Molière in Paris dichtet und zur Aufführung bringt, schreibt er für sein neugewonnenes Mitglied eine Einführungsrolle. In den „Précieuses ridicules" tritt La Grange unter seinem eigenen Namen in der Rolle eines „Sieur de la Grange" auf. Es ist die erste neue Rolle, die er in Paris spielt, von jetzt an bis zu dem Tode Molières werden sämmtliche Rollen der ersten Liebhaber in den Molière'schen Stücken von La Grange zur Darstellung gebracht.

Schon diese Thatsache würde für seine schauspielerische Begabung ein beredtes Zeugniß ablegen; indirect wird dieselbe auch durch die große Sorgfalt, mit welcher Molière gerade diese Rollen behandelte, bestärkt. Wenn man die verschiedenen Liebhaberrollen, die Molière nach und nach geschrieben hat, vergleicht, so kann man daraus schon einen Schluß auf die Entwicklung des schauspielerischen Talentes La Granges ziehen. Immer liebenswürdiger und immer inniger werden die Gefühle und Worte, die Molière dem Schauspieler in den Mund legt. In dem ersten kleinen Lustspiel, in den „Précieuses ridicules" ist Molière seiner Sache noch nicht sicher; er weiß noch nicht, ob dem neugewonnenen Mitgliede die Accente für die Zärtlichkeit und Liebe zu Gebote stehen. In Folge dessen ist auch diese Rolle noch etwas matt und unbestimmt gehalten. Der erfahrene Schauspieldirector will seinen Schauspieler erst probiren. Aber schon in den „Fâcheux" stellt Molière die Rolle des Eraste allen voran und verleiht ihr die wärmsten und herzlichsten Töne. In diesem Stück tritt Armande — das kleine Mädchen, das der große Dichter zu seinem Unglück später heirathen sollte — zum ersten Male auf. Durch La Grange läßt Molière seiner verführerischen Braut die erste Liebeserklärung machen:

„Darf ich denn wirklich glauben, was Du sagst,
Und liebst Du mich so recht von ganzem Herzen?
Ich will Dir blindlings trau'n, Du bist mein Alles!
Was Du die Güte hast zu sagen, glaub' ich.
Täusch', wenn Du willst, mich Armen, der Dich liebt,
Ich will Dich dennoch bis zum Grabe lieben!
Verachte selbst mein Herz, verweigre mir
Das Deine, wende Dich zu einem Andern —
Von Deinen Reizen will ich Alles tragen,
Will sterben, aber niemals mich beklagen!"

Mit jeder neuen Rolle gewinnt der von La Grange darzustellende Charakter an Bedeutung und Vertiefung. In dem letzten großen Lustspiele Molières, den „Femmes savantes", ist das Bild des wahrhaft liebenswürdigen Liebhabers zur Vollendung gediehen: „Wer La Grange nicht kennt," sagt Thierry in seiner Einleitung zum „Register", „der könnte ihn schon aus den Zügen des Clitandre in den „Gelehrten Frauen" kennen lernen. Die Rolle des Clitandre ist ein Porträt; sie ist beinahe nichts Anderes, aber das ist auch genug. La Grange war wie dazu geschaffen, auf der Bühne jene tiefe, ruhige und vollständige Liebe zu empfinden und einzuflößen, der die Ehe nichts von ihrem Reize zu rauben vermag, die immer mehr erstarkt, — jene Liebe, für die Molière bisher in keinem seiner Stücke den Ausdruck gefunden hatte, und die die Vollendung und letzte sittliche Consequenz seiner Dichtung sein sollte: die Liebe der Vernunft in ihrer Ueberlegenheit über der Liebe der Leidenschaft."

Molière wußte, was er an diesem Schauspieler hatte; und die sichere Gewähr, daß derselbe alle seine Intentionen erschöpfend wiedergeben würde, mag wohl für den Lustspieldichter eine Anregung gewesen sein, gerade diese Rollen zu einer immer größeren künstlerischen Vollendung auszuarbeiten. Wie Molières eigenes schauspielerisches Talent und die liebenswürdige Darstellungsgabe seiner Frau Armande nachweislich mitthätig an seiner dichterischen Production gewesen sind, so auch das Darstellungstalent La Granges.

Daß La Grange ein ganz hervorragender Schauspieler war, hat übrigens Molière selbst ausgesprochen. In dem Gelegenheitsstück: „L'impromptu de Versailles" bringt Molière bekanntlich sich selbst und seine sämmtlichen Schauspieler auf die Bühne. Das Stück stellt eine Probe der Molière'schen Gesellschaft dar; man lernt Molière hier auch als Regisseur kennen. Er charakterisirt jedes einzelne seiner Mitglieder durch kurze, aber sehr bezeichnende Bemerkungen. Wir sehen ein Stück Schauspielerleben vor uns, zu dem wir noch heute an jedem Theater ein Seitenstück finden. Wir sehen die einzelnen Mitglieder: eine Schauspielerin, die mit ihrer Rolle unzufrieden ist, weil sie einen boshaften Charakter darzustellen habe, der sich mit ihrem guten Naturell nicht vereinbaren lasse; den Rechthaber, den Schablonenmenschen u. s. w. Molière gibt jedem Schauspieler in diesem Stückchen die Directive seiner Rolle, er bezeichnet den Charakter, den das Mitglied darzustellen hat, und ertheilt ihm gute Rathschläge, wie dieser Charakter am besten zur Darstellung kommen kann. Als er sich nun an La Grange wendet, sagt er weiter nichts, als: „Was Sie betrifft, — Ihnen habe ich nichts zu sagen!" Molière freute sich offenbar, bei guter Gelegenheit seinem verdienstvollen und hochbegabten ersten Liebhaber eine öffentliche Anerkennung zu Theil werden zu lassen.

Außerdem war La Grange, wie schon bemerkt wurde, ein sehr gewissenhafter und ordnungsliebender Mann, der genau Buch führte und die Geldgeschäfte des Theaters hauptsächlich zu besorgen hatte. Molière konnte sich unbedingt auf ihn verlassen. Er war sein mächtigster Beistand.

Auf ihn übertrug der Director auch die Rolle des „orateur". Man weiß, daß zu jener Zeit nach Schluß der Vorstellung der Director oder als sein Substitut der Hauptschauspieler auf die Bühne trat und dem Publicum das Programm des nächsten Abends mittheilte. Die Mittheilung des Repertoirs geschah aber nicht durch eine trockne Angabe des Titels, sondern in einer improvisirten Ansprache, die möglichst witzig und geistvoll sein mußte. Der Director dankte dem Publicum für sein Er-

Digitized by Google

scheinen und sagte ihm dabei allerhand Freundlichkeiten, oder versetzte ihm auch kleine Hiebe, — kurz und gut, der „orateur de la troupe“ hatte dafür zu sorgen, daß das Publicum in guter Laune das Theater verließ und den Willen mit sich nahm, recht bald wiederzukommen. Diese Ansprachen waren bisweilen von großer Wichtigkeit. Wir wissen z. B., daß Molières Debut in Paris vor dem Hofe, das glücklich ausgefallen war, ganz besonders durch die Schlußansprache, die Molière an den König und die Prinzen richtete, zu einem vollkommenen Erfolge sich steigerte. Der Hof war von dieser Improvisation entzückt; und so knüpfte sich schon am ersten Abend jenes Band der Sympathie zwischen dem König und dem Schauspieler, das erst der Tod zerreißen sollte. Molière bewahrte dieses Amt bis zum November 1668 und übertrug es dann auf La Grange, der es bis zu seinem Tode (1692) ausgefüllt zu haben scheint. Wenigstens weiß man, daß er noch nach der Vereinigung der verschiedenen Schaubühnen (1680) dasselbe beibehielt. Der Brauch, am Schluß einer Vorstellung von der Bühne herab zum Publicum zu sprechen, der sich bei uns bis auf den heutigen Tag bei den „Künstlern“, die auf den Jahrmärkten herumreisen, erhalten hat, besteht bis zur Stunde in Frankreich noch in einem Falle auch für die vornehmen Bühnen. Wenn in Paris ein neues Stück gegeben wird, dessen Verfasser natürlich längst durch die Zeitungen allgemein bekannt geworden ist, so fingirt das Theater, welches dieses Stück darstellt, daß es den Namen des Verfassers vor der Aufführung nicht verrathen wolle. Auf dem Zettel der ersten Vorstellung ist nur der Name des Stücks, nicht aber der Name des Verfassers angegeben. Nach dem Schluß der Vorstellung tritt, nachdem die Schauspieler zum letzten Male gerufen sind, der erste derselben an die Rampe, verbeugt sich höflich nach allen Seiten, es tritt tiefes Schweigen ein, und er verkündet darauf in der unabänderlichen Formel das große Geheimniß, das alle Welt kennt: „Meine Herren und Damen! Das Stück, das wir die Ehre gehabt haben, vor Ihnen aufzuführen, ist von Herrn — so und so“. Darauf wird nochmals geklatscht und die „première“ ist aus. Auf diese bescheidene und feststehende Ankündigung beschränkt sich heutzutage die Thätigkeit des „orateur de la troupe“.

La Grange war es, der mit seinem Collegen La Thorillière von Molière dazu ausersehen wurde, nach dem Verbot des „Tartüffe“ den König im Lager von Lille aufzusuchen, um von diesem die Zurücknahme des Verbots zu erwirken. (August 1667).

Kurzum, aus allen bekannt gewordenen Thatsachen ergibt sich, daß sich das Verhältniß zwischen Molière und La Grange mit dem einen Worte bezeichnen läßt, das in der Einleitung zum „Register“ gebraucht wird: „Volles Vertrauen auf der einen Seite und unbegrenzte Hingabe auf der anderen.“

Nach dem Tode Molières übernahm La Grange die Führung der ihres Leiters beraubten und kopflos gewordenen Gesellschaft und betrieb die Vereinigung der Molièreschen Gesellschaft mit der Gesellschaft du Marais, und durch diese Verschmelzung wurde es den Schauspielern doch möglich, sich der gefährlichen Concurrenz des Hotel de Bourgogne gegenüber zu behaupten.

La Grange gehörte zu jenen Mitgliedern der alten Gesellschaft Molières, die in den neuen Verband der einzigen Pariser Schauspielergesellschaft, welche durch königliche Verordnung vom 8. August 1680 begründet wurde, Aufnahme fand. An dem genannten Tage wurden die beiden noch bestehenden Schauspielergesellschaften, nämlich die Gesellschaft des Hotel de Bourgogne und die des Hotel Guénégaud, welche letztere aus einer Fusionirung der Molière'schen und der Marais'schen Truppe sich gebildet hatte, zu einer einzigen Schauspielergesellschaft verschmolzen. Von diesem Tage an datirt officiell das heutige „Théâtre Français“. Auf den Theaterzetteln ist daher noch heute gegenüber der laufenden Jahreszahl 1876 die Jahreszahl 1680 zu lesen. Aber mit Recht darf das Théâtre Français Anspruch auf ein älteres Herkommen machen.

Das Jahr 1680 ist nur ein entscheidendes Datum in der Entwicklungsgeschichte dieses Theaters; es ist das Jahr, in dem, wie gesagt, die verschiedenen Gesellschaften zu Einer vereinigt wurden. Als der eigentliche Geburtstag ist der 24. October 1654 zu bezeichnen, der Tag, an welchem Molière zum ersten Male vor dem Hofe spielte und in Folge des glücklichen Debüts die Erlaubniß zur Errichtung eines eigenen Theaters in Paris erhielt. Das Register La Granges ist das Urkundenbuch, auf das sich das Théâtre Français berufen kann. Es hat daher ein Recht, dasselbe als das werthvollste Document seiner Archive, als die Beurkundung seines alten Adels in höchsten Ehren zu halten.

La Grange starb am 1. März 1692. Der treffliche und pflichttreue Mann hatte wie sein Freund und Meister Molière in seiner Häuslichkeit kein Glück. Er heirathete ein häßliches und kokettes Mädchen, die Tochter eines Kuchenbäckers, Namens Ragueneau, die ihm das Leben verleidete. Von seinen Kindern blieb nur eine Tochter am Leben, und diese wurde wie ihr Vater unglücklich in der Ehe. Das ging dem armen Manne so nahe, daß er aus Schmerz darüber starb. Seine Frau überlebte ihn 35 Jahre, sie starb im Alter von 88 Jahren am 3. Februar 1727.

Das ist der Mann, dessen peinlich genaue Aufzeichnungen über jede Vorstellung, über die Einnahme und über alle die Gesellschaft betreffenden wichtigen und unwichtigen Ereignisse das „Register“ bilden. An der Hand dieses Registers wollen wir nun den Geschicken der Molière'schen Gesellschaft folgen. Es wird sich daraus von selbst eine kurzgefaßte Geschichte des Theaters unter Molière und gleichzeitig beinahe eine Geschichte Molières ergeben.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Ein Gründer unter den Naturforschern.

Von **Carus Sterne.**

II.

Schon längst war eine zweite Seite seiner Begabung und Voraussicht in Wirksamkeit getreten, die wieder von großer Geschäftskenntniß zeugt, seine Geschmeidigkeit der Kirche gegenüber. Es wurde ein stilles Concordat abgeschlossen, nach welchem sich Agassiz verpflichtete, nichts zu entdecken, was der Kirche unangenehm sein könnte, diese dagegen, seine Thätigkeit zu segnen und ihn als getreuen Sohn in ihren Schutz zu nehmen. Es ist etwas Erhabenes um einen frommen Naturforscher, wie Copernicus und Kepler es waren, die sich sagten, Gott ist der Gott der Wahrheit und die Aufsuchung der Wahrheit kann deshalb nur zu seiner Verherrlichung dienen. Sie scheueten sich deshalb, bei aller ihrer Frömmigkeit nicht Dinge zu entdecken, die den Lehren der Tradition entgegen waren, und zu verkünden, was sie als wahr erkannt. Agassiz hingegen gehört zu den Forschern, denen es nicht einzig und allein auf die Bloßlegung der Wahrheit ankommt, sondern noch mehr darauf, daß das Gefundene sich mit der religiösen Tradition in einen, wenn auch noch so geschraubten und gezwungenen Zusammenhang bringen lasse. Zwischenträgern solcher Art, denen die Ehrlichkeit eines Pastor Knaak oder jenes Omar, der alle Forschungswerke, die nicht buchstäblich mit dem Koran übereinstimmen, vernichtet sehen wollte, abgeht, ermangeln schon der ersten Vorbedingung eines Forscherlebens, die in der rücksichtslosen Hingebung an das ungedeutelte Forschungsergebniß besteht. Mögen doch die Theologen sehen, wie sie die Fortschritte der Erkenntniß mit dem Bekenntniß in Einklang bringen! Sie, die gemeiniglich eine gänzlich todte, nur in grauester Vergangenheit fußende Wissenschaft vertreten, müssen ja dankbar für den Sauerteig sein, der ihnen Gelegenheit und Veranlassung bietet, einmal aus dem Wiederkäuen herauszutreten, und sich neuer Geistesarbeit hinzugeben.

Digitized by Google

Allein als Agassiz mit seinen ausgesprochnen theologischen Neigungen aus der Reihe der ihren geraden Weg verfolgenden Forscher ausschied, mochte er wohl wissen, daß er damit vom geschäftlichen Standpunkte einen ungeheuren Vorsprung gewann. Zu allen Zeiten sind die freimüthigen Forscher verfolgt worden und noch vor wenigen Jahrzehnten war es schwer für sie, sich nur in einer staatlichen Anstellung zu behaupten. Den bibelfesten Forschern hingegen bestreute man den Weg mit Manna, und wenn sie sich nun gar herbeiließen, die Forschungsergebnisse den Kirchenlehren zu accommodiren, Lehrbücher zu schreiben, die man der Jugend, ohne die Gefahr, daß sie etwas daraus lernen könnte, in die Hände geben durfte, dann konnten sie ja wohl überall Oberschulräthe werden. Noch jetzt läßt sich nichts Profitableres für eine leidlich geübte Feder denken, als fromme Naturbilder zu schreiben, denn dieselben werden von hohen Behörden empfohlen, Vereine und reiche Privatleute finden sich bereit mit ihrem Geldbeutel derartige Unternehmungen zu fördern. Sie halten es für die frömmste Stiftung, die man zur Auslöschung eigener Schuld machen kann, literarische Schlummerkissen stopfen zu lassen, auf denen man den ewigen Schlaf der Dummheit fortsetzen kann.

Diese geschäftliche Seite der Frömmigkeit begriff Agassiz, wie sie viele tausend Andere begreifen, und von ihr getragen hat er sich in den Augen einer nicht gering zu schätzenden Majorität zu dem größten Naturforscher der Neuzeit emporgeschwungen. Man muß es sagen, die Menschen, welche sich mit einem Schöpfer begnügen, wie ihn Agassiz erschaffen hat, sind recht genügsam in ihrer Gottverehrung. Dieses Wesen, dessen verkörperte Gedanken die Thiere und Pflanzen vorstellen sollen, trat Alles in Allem mit drei Plänen auf den Bauplatz, mit dem Prospect der Weichthiere, Gliederthiere und Strahlthiere. Daß in den Letzteren zwei verschiedene Gedanken stecken, wie fast alle übrigen Naturforscher behaupten, hat Agassiz niemals einsehen wollen; er konnte, so viel er von der Weisheit des Schöpfers redet, sein Werk nicht ideenarm genug finden. Das Gesammtreich der niedern Thiere ist ihm mithin eine Art Curiositätencabinet, welches seine Entstehung dem Vergnügen verdankt, welches die schaffende Macht darin gefunden, ihre drei Gedanken unermüdlich anders einzukleiden. Der von Agassiz vertheidigten alten Idee, daß der Schöpfer sein Gesammtwerk zu oft wiederholten Malen völlig zerstört habe, um es durch ein neues zu ersetzen, haftet der üble Nachgeschmack an, als habe er mehrmals bei genauerem Hinschauen gefunden, daß es nicht gut sei, so wie es war.

Mit den Untersuchungen von Vogt vor Augen, konnte es unserm Schöpfungsberichterstatter nicht entgehen, daß die Erstlinge der Wirbelthiere, die Urfische, in Formen auftreten, die mit den frühesten Jugendzuständen der später aufgetretenen höhern Fische die größte Aehnlichkeit bieten, und dasselbe Gesetz trat unverkennbar bei andern Thieren hervor, so daß die ältesten Formen fast überall als die einfachsten und niedrigsten erschienen. Statt nun daraus den berechtigten Schluß zu ziehen, daß die fortgeschritteneren Formen die fortgeschritteneren Leibeserben jener älteren, denen sie in ihrer Jugend noch heute gleichen, seien, begnügte sich Agassiz, jene mit dem durchaus unpassenden Namen embryonischer Typen zu bezeichnen, als ob die Kunst des Schöpfers sich damals an solchen Anfängen erschöpft habe, um, nachdem sie hinreichende Studien daran gemacht, diese Modelle zu vernichten, aber trotz dessen immer wieder an den ersten Versuch anzuknüpfen! Ein halbes Dutzend Widersprüche in einem Athemzuge! Agassiz brüstete sich in seinen letzten Lebensjahren damit, durch diesen (von Carl Vogt entliehenen) Gedanken, die neueren Entwicklungslehren von Darwin und Häckel heraufbeschworen zu haben (vergl. Schöpfungsplan S. 172 ff.), und daß die genannten Forscher eigentlich nur dadurch so berühmt geworden seien, daß sie ihn mißverstanden hätten. Die ganze Darwin'sche Theorie ein Mißverständniß Agassiz'scher Weisheit! Wenn jene Erkenntniß, daß die Urthiere im Allgemeinen den Embryonen der heute lebenden gleichen, wirklich zuerst unserm Agassiz aufgegangen ist, so wäre es für die Beurtheilung seines Scharfsinnes besser, dies zu leugnen, als einzugestehen, nichts als blödsinnige Folgerungen aus einer so fruchtbaren Erkenntniß gezogen zu haben.

Daß übrigens Agassiz völlig unfähig war, selbst auf seinem Specialfelde, dem der Fische, einen Gedanken zu haben, der nur aus sorgfältiger Beobachtung der Entwicklungsgeschichte hervorgehen konnte, hat er glänzend durch eine sehr ergötzliche Geschichte bewiesen, die Häckel in seiner neuesten Publication*) mittheilt und die wir nicht unterlassen können, zu wiederholen, weil sie von der unglaublichen Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit des großen americanischen Meisters unsterbliches Zeugniß ablegt. Häckel hatte um's Jahr 1865 dem großen Fischforscher unter andern Seltenheiten, die er im Mittelmeer gefangen hatte, eine seltene Art des Sonnenfisches, der zu den Thunfischen gerechnet wird und eine Art des Silberfisches, der in die Nähe der Lachse gehört, übersandt. Diese Fische haben eine gewisse körperliche Aehnlichkeit mit einander, die den großen Fischpropheten zu dem Orakelspruch verführten, daß aus jungen Lachsen mit eben der Gewißheit alte Thunfische hervorgingen, wie aus jungen Nixen alte Betschwestern. Diese große, neue Offenbarung wurde mit einigen andern, ebenso tollen Genialitäten (die Häringe sollten angehende Dorsche und die Aale jugendliche Bandfische vorstellen) sofort an die Pariser Akademie telegraphirt, und die Sensationsnachricht lief damals durch alle Zeitungen. Als schließlich Prof. Gegenbauer den Humbug als eine Verwechslung entlarvte, die eigentlich nur einem Anfänger nachgesehen werden konnte, beobachtete Agassiz sein altbewährtes Verfahren, mit dem er allen Angriffen trotzte, er blieb stumm wie der Stummste seiner Lieblinge. Es lag eben niemals in Agassiz Charakter, einen Irrthum, oder ein seinerseits begangenes Unrecht einzusehen, unfehlbar wie nur je ein Papst, verkündete er bis zu seinem Tode, alte längst widerlegte Irrthümer. Nach dieser Beleuchtung der Agassiz'schen Abschiedsworte, er sei der eigentliche unfreiwillige Urheber der neueren Metamorphosenlehre, kehren wir zu seinen ferneren Offenbarungen zurück.

Ein Seitenstück zu jener „Kraft, die wohl das Richt'ge sieht, doch stets das Falsche schafft", konnte er ferner nicht übersehen, daß in manchen vorweltlichen Thieren die Eigenthümlichkeiten mehrerer spätern Schöpfungen vereint liegen, aber anstatt dabei an den Vater zu denken, der auf eines seiner Kinder vorzugsweise die Gesichtszüge, auf ein anderes ausgesprochenen Gang und Statur vererbt, faßte er das so auf, als habe der Schöpfer später gefunden, daß er aus jener seiner ersten Idee eigentlich ein Paar, am Ende gar ein ganzes Dutzend Ideen machen könne und diesen Vortheil dann flugs nachgeholt habe. Früh auftauchende Andeutungen bestimmter Entwicklungsrichtungen nannte er in seiner theosophischen Denkweise prophetische Typen, als habe der Schöpfer durch sie in grauer Vorzeit verkünden wollen, was er später genauer ausführen werde. Diese Prophezeiungen sind, wie die meisten historischen, nach Eintritt des Erfolges gemacht und Agassiz war nicht so consequent, die tausendmal größere Anzahl der ohne Nachfolge ausgestorbenen Wesen der Vorzeit dem entsprechend als falsche Propheten auf die Anklagebank zu bringen.

Nachdem Darwin dadurch, wie Agassiz meint, daß er einige seiner Ideen mißverständlich ausgeführt, eine bis dahin unerhörte Revolution in der Zoologie und allen verwandten Wissenschaften herbeigeführt, betrachtete es der verkannte und mißverstandene Naturforscher als seine fernere Lebensaufgabe, diese Irrlehren zu bekämpfen, so viel er könne, und diese ausgesprochene Tendenz vermehrte seinen Anhang ganz außerordentlich. Summen, wie sie seit Aristoteles keinem Naturforscher zur Verfügung standen, wurden flüssig gemacht, um die antidarwinistische Propaganda auch in den Stand zu setzen, glänzende Entdeckungen zu machen und damit die Zweifelnden zu blenden, aber auf diesem Gelde scheint nur wenig Segen geruht zu haben. Es ist bekannt, daß ihm noch in den letzten Jahren eine ganze Insel nebst einem

*) Ziele und Wege der heutigen Entwicklungsgeschichte. Jena, Hermann Dufft. 1875. S. 78—85.

Digitized by Google

fürstlichen Vermögen mit der Bestimmung zu Füßen gelegt wurde, darauf in klösterlicher Abgeschiedenheit von der Welt eine Zuchtanstalt für orthodoxe Naturforscher zu errichten. Denn trotz der glänzenden Aussichten, die sich dem bibelfesten Naturforscher noch heute an vielen Orten aufthun, ist diese Species glücklicherweise immer noch rar, den Wahrheitsuchern von Profession wird die Heuchelei eben schwerer als Anderen.

So reichten denn auch alle die Erfolge, die er im Lande Barnums hatte, Glanz und Reichthum nicht aus, Agassiz für einen großen Schmerz zu entschädigen, für die Thatsache, daß er den Ruhm seines Namens überleben sollte, daß er Zeuge sein mußte des gewaltigen Aufschwunges, welche die den seinigen entgegengesetzten Ideen Darwins nahmen. Aus dem Auskehricht, den er bei Seite geworfen, durch Umkehrung seiner Ideen bauete dieser Engländer seine kühne Weltanschauung; er kam sich wie der fatalistisch unglückliche Spieler vor, gegen den Darwin nur zu setzen brauchte, um immer zu gewinnen. Die Bausteine dieses Ehrentempels hatte er in der Hand gehabt, Alles, wodurch Darwin und Haeckel berühmt geworden sind, hatte er als unnütze Abfälle bei Seite geworfen. Der Kummer darüber und der Entdeckerneid fraßen tief an seinem Herzen. Tyndall erzählt, daß er bei seinem letzten Aufenthalte in America mit Agassiz, kurz vor dem Tode desselben, in einem kleinen Naturforschercirkel zusammengetroffen, und daß dann auch das Gespräch auf den beispiellosen Erfolg der Darwin'schen Theorie gekommen sei. Man war in einer heitern Stimmung, welche der Blick auf die farbenprächtige, mit den Gluthtinten des americanischen Ahorns leuchtende Herbstlandschaft erhöhete, als sich Agassiz plötzlich mit einer tiefen Bewegung umwendete und mit melancholischem Ausdruck sagte: „Ich gestehe, daß ich nicht erwartet hätte, diese Theorie von den besten Geistern unserer Zeit so aufgenommen zu sehen, wie sie es ist. Ihr Erfolg übersteigt Alles, was ich mir je einzubilden im Stande gewesen wäre."

In dem erwähnten großen und prachtvoll ausgestatteten Nationalwerke der americanischen Naturgeschichte machte Agassiz eine letzte Anstrengung, gegen Darwin in die Schranken zu treten; er versuchte noch einmal den Beweis zu führen, daß der einzige Zusammenhang der Lebensformen darin besteht, daß sie die Gedanken eines und desselben Denkers seien. Die Mannigfaltigkeit der Lebewelt ist ein Werk der Willkür und Laune, ihre allmähliche Entwicklung in der Vorzeit die Folge immer eingehender Beschäftigung mit den einzelnen Formen. Allein es wollte nichts mehr verfangen. Der große Gründer, dem der Schmerz nicht erspart blieb, seinen eigenen Sohn Alexander in das feindliche Lager übergehen zu sehen, mußte mit Wehmuth seiner drohenden Insolvenz entgegenblicken und hielt sich während der letzten Zeit eigentlich nur noch durch die Reclame, die er ja sein ganzes Leben hindurch meisterhaft gehandhabt hatte. Sein letztes großes Unternehmen war die Haßler-Tiefsee-Forschungsexpedition, die er mit einem Prospecte in die Welt setzte, wie ihn die kühnsten Gründer nicht poesievoller und verheißungsreicher abgefaßt haben. Er verstieg sich noch einmal zum Propheten und verkündete, durch einige früher gemachte glückliche Waffenfunde verführt, daß man auf dem Grunde des Meeres beinahe die ganze Vorwelt lebendig, Pompeji mit seinen umherwandelnden Bewohnern finden werde. Er hatte kein Glück mehr und es gab auch diesmal höchstens zwei Procent Dividende.

Abgesehen von seiner unreellen Buchführung, hatte ihn sein zähes Festhalten an Irrthümern, die seit fünfzig Jahren widerlegt waren, seine Mißachtung aller neueren Fortschritte, die Unterlassung alles Studiums und Mitfortschreitens gänzlich isolirt, er verstand die verjüngte Welt, welche die Sklaverei der Geister und Leiber, der er offener als selbst Englands Hochtorys das Wort redete, aufhob, nicht mehr und sie vergaß ihn. Darum verräth auch sein letzter Versuch, der „Schöpfungsplan", eine so unsichere Hand und das Ansehen eines vor einem halben Jahrhundert abgefaßten Werkes. Wie ganz anders hätte diese Arbeit ausfallen müssen, wenn der Verfasser die Werke seiner Gegner studirt, wenn er die Für und Wider gekannt hätte, welche der Sturm und Drang der Neuzeit an die Oberfläche gewühlt haben. Die Darwin'sche Theorie zeigt, wie jede junge Lehre, gar manche Lücken und Schwächen, und wer sich etwas umgethan in der Zeit, könnte ihr ganz anders zu Leibe gehen, als diese schwächliche Spätgeburt, deren ungerechte Beweihräucherung nothwendig als Herausforderung genommen werden mußte, um zu schauen, ob denn Agassiz wirklich das Licht sei, einen Darwin in den Schatten zu stellen. Sollen wir unsere Ansicht über ihn zum Schlusse in wenige Worte zusammenfassen, so müssen wir sagen: er war ein geschickter Mann, dem die Naturforschung einige der besten Gründungen verdankt, die sie auf ihrem Gebiete aufzuweisen hat, so daß wir Alles in Allem Ursache haben, seine förderliche Thätigkeit für die Naturwissenschaft anzuerkennen, besonders auch den Nutzen, den seine Arbeiten der Entwicklungslehre gebracht haben, obwohl er feierlichst hiergegen Protest und die Klage, mißverstanden zu sein, eingelegt hat. Was ihm an Unbefangenheit und Freimuth fehlte, suchte er durch Rührsamkeit zu ersetzen; wenn er mit diesem Fleiß Wahrhaftigkeit verbunden hätte, wäre er ein größerer Forscher geworden.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der neueste Scandal. (Le scandal d'hier.)

Von Th. Barrière, Schauspiel in 3 Acten.

Julie Letellier ist Vorleserin bei dem blinden Marquis Lipari, in dessen Hause sie eine bevorzugte Stellung einnimmt. Sie stammt aus guter Familie, von der außer ihr noch ein Glied, ihr Großvater, lebt, der in Folge des Verlustes seines Vermögens dem Irrsinn verfallen in einer Heilanstalt untergebracht werden mußte. Seinetwegen hat Julie die Stellung angenommen, die ihr übrigens kaum den Stempel einer Dienerin aufprägt, denn sie hat ihre eigenen fürstlichen Appartements und bezieht ein Jahrgeld von 6000 Frcs. Die Marquise Lipari hat ein Verhältniß mit einem Botschaftssecretär, Baron Strade. Dieser befindet sich bei Beginn des Stückes im Palais des Marquis, das an den Park von Monceaux stößt, und will Abschied nehmen, da er Paris verlassen muß. Der erste Act spielt in dem Atelier Juliens, die neben allen ihren Vorzügen Unschuld, Liebenswürdigkeit, Schönheit, Güte auch noch den hat, malen zu können und Musik zu treiben.

Das Gemach hat einen Balcon, der in den Park hinausragt, und an diese unglückliche Idee des Architekten schließt sich das Verhängniß an.

Man nimmt den Thee bei Julie; die Gesellschaft besteht außer den Bewohnern des Palais und dem Baron aus dem Herzog von Blancay, dem Grafen von Fresnay und Maxime von Villedieu, welche letztere beide die schöne Vorleserin anbeten, d. h. der Graf liebt sie und Maxime ist in sie nur verliebt.

Der Baron hat die Marquise gebeten, ihm ein kurzes Stelldichein zu gewähren, damit er ihr unter vier Augen Lebewohl sagen könne, was sie anfangs abweist. Ueber das Verhältniß dieser Beiden wird man nicht ganz aufgeklärt; ist es nur auf entsagungsvolle Liebe gebaut oder verletzt es jenes der zehn Gebote, das in der französischen Komödie nur den Zweck hat, umgangen zu werden? Ich wage keine Entscheidung. Weniger zweifelhaft ist der Charakter der Gräfin von Maillan, die plötzlich in der Theegesellschaft erscheint. Ihr Mann ist ein hoher Officier zur See, und fast immer zur See. Die Folge ist ein Verhältniß zwischen ihr und Fresnay, das dieser gebrochen hat, als er sich der Gefühle für Julie bewußt wurde. Während ein Theil der Gesellschaft dem Clavierspiel der Vorleserin in der einen Ecke des Zimmers lauscht, entspinnt sich ein Gespräch zwischen der Gräfin und ihrem treulosen Galan, das nach einigen sentimentalen Bemerkungen von Seite der

Digitized by Google

Dame mit einer halben Kriegserklärung an den Grafen endet, worauf die Maillan Abschied nimmt. Der Hausherr, von plötzlichem Unwohlsein ergriffen, verläßt kurz darauf mit seiner Gattin das Atelier. Nun entwickelt sich eine eigenthümliche Scene. Maxime bittet seine Freunde Blancay und Fresnay, ihm Julie gegenüber das Zeugniß auszustellen, daß er ein ganz ausgezeichneter junger Mann sei, und bietet der Vorleserin seine Hand an. Der Graf erwartet die Antwort mit Bangen — sie fällt für ihn tröstend aus, denn Julie dankt und erklärt, daß ihr Herz überhaupt noch nicht gesprochen habe. Darauf nehmen die Herren Abschied, zuerst der Baron, dann Maxime, der noch im Parke bleiben will, um zu den Fenstern der Geliebten emporzuschmachten — und als letzter der Graf, der sich mit den Worten empfiehlt: „Sie haben mich unaussprechlich glücklich gemacht!"

Das Schicksal dieser beiden Herzen ist entschieden, denn auch Julie liebt den Grafen und bleibt nun tieferregt zurück. Nachdem sie in ihrem Schlafzimmer verschwunden ist, erscheint die Marquise gefolgt von dem Baron — der also das Palais nicht verlassen hat — und bittet ihn, sie um alles in der Welt nicht zu compromittiren, er möge fort.

Ein plötzliches Geräusch erschreckt sie — sie schiebt den Baron auf den Balcon, — Julie betritt das Atelier, erblickt die Marquise, die bleich und zitternd erklärt, sie suche ein Riechfläschchen, da ihr Mann sich sehr unwohl befinde. Während die Vorleserin in ihrem Schlafgemach das Gewünschte sucht, bestrebt sich die Marquise vergebens einen Ausweg für Strade zu entdecken; — die eine Thüre, die zufälliger Weise da ist, ist zufälliger Weise geschlossen; die zweite führt zu Julie und der dritten, die den Baron hereingelassen hat, verbietet es Herr Barrière, ihn auch hinauszulassen. So bleibt nur der Balkon — schon naht Julie.

Baron: Ich springe von dem Balcon.

Marquise: Gott, Sie tödten sich!

Baron: Wenn ich nur Sie rette!

So ungefähr lautet der Dialog; der Baron eilt hinaus und schwingt sich über die Balustrade in das Gezweig des Baumes, der dicht am Hause steht. Die Vorleserin erscheint, überreicht das Fläschchen der Frau von Lipari, die sich entfernt. Da raschelt es in dem Laub des bekannten Baumes und Julie tritt rasch auf den Balcon, aber alles ist still. Ende des Actes, der nur die Exposition gibt — den Scandal von gestern: Maxime schmachtet nämlich unten und sieht deshalb aus dem Zimmer Julias einen Romeo steigen, den Baron; was sich dabei ein junger Mann von heute denkt, ist zu errathen. In der Zwischenzeit von Akt I zu Akt II hat Fresnay Julie geheirathet, trotzdem seine Großmutter, die Herzogin-Wittwe von Blancay, sehr wenig von dieser Mesalliance erbaut war. Außerdem ist der Marquis von Lipari gestorben und der Haß der Gräfin Maillan, deren Mann noch immer zur See ist, natürlich nicht kleiner geworden. Am Anfang des zweiten Aufzuges ist Fresnay und Julie von der Hochzeitsreise zurückgekehrt und feiern die Versöhnung mit der Großmutter, die von Juliens Liebreiz ganz bezaubert wird. Die junge Gräfin soll an dem heutigen Tage in den Salons der Herzogin den Vertretern des Faubourg St. Germain vorgestellt werden. Alles ist vereinigt, auch die Maillan kommt, auch Maxime — der Einzige, der das Geheimniß des Balcons kennt. Der junge Mann, im ersten Act unbedeutend, wird im zweiten auf einmal seiner Verstandeskräfte ganz beraubt und läßt sich in diesem Zustande von der Maillan das Geheimniß entlocken. Die rachelechzende Gräfin zur See führt einen Scandal mit Julie herbei, den Fresnay in äußerst geschickter Weise dadurch endet, daß er melden läßt: „Der Wagen der Frau Gräfin ist vorgefahren." Die Gräfin ist zu fein gebildet, um den Wagen warten lassen zu wollen und muß fort, worauf sich Julie mit den Worten: „Albert, ich bete Dich an!" ihrem Gemahl an die Brust wirft.

Act drei. Ein Ball bei einem regierenden Prinzen, den auch der Graf von Fresnay mit seiner Frau besucht. Nur Großmutter ist zu Hause geblieben und spielt, als der Vorhang aufgeht, mit der Marquise Lipari eine Partie Piquet; sie will die Rückkehr der Kinder erwarten. Da hält plötzlich ein Miethwagen vor dem Hotel und einige Minuten später stürzt, in Thränen aufgelöst, Julie der Herzogin in die Arme; man habe sie insultirt, sei ihrer Schleppe ausgewichen, sie, ganz unfähig sich zu beherrschen, sei fortgerannt. Es ist nämlich eine Verschwörung sämmtlicher Damen gegen Julie von der tugendhaften Dame zur See angezettelt worden, die alles, was sich auf jene Nacht bezieht, irgend Jemandem — wie es scheint, einem Penny a liner, der für die „Faits divers" eines Blattes arbeitet, mitgetheilt hat. Dieser ist entweder bei dem regierenden Prinzen eingeladen, oder er hat wenigstens seinen Ueberzieher mit dem Merkbuch, das die Mittheilungen der Gräfin Maillan enthält, in die Garderobe gehängt, damit dieselben von dem Grafen Fresnay, der seinen Ueberrock verwechselt, gefunden werden können. Ich finde keine andere Erklärung. Fresnay und Blancay fordern ein halbes Dutzend Herren, und der Erstere eilt nach Hause. Nun entwickelt sich die Scene des Verhörs Juliens vor den Augen der Schuldigen, der Marquise Lipari, die unschlüssig ist, ob sie gestehen soll, bis auf einmal der Baron Strade zum Erstaunen des Publicums eintritt, den Sachverhalt aufklärt und die Lipari um ihre Hand bittet.

Marquise: Ich bin noch in der Trauer.

Baron: Und — wie lange noch?

Marquise: So lange ich lebe.

Auf diese Antwort betrachtet sich der Botschaftssecretär als von Herrn Barrière entlassen und verschwindet. Und damit hat das Stück sein Ende.

Die beiden letzten Acte bringen im Grunde gar nichts Neues, sondern entwirren einfach die im ersten Act geschlungenen Knoten; von einer dramatischen Spannung ist keine Rede, ja der Autor läßt sich alles Dramatische entgehen und baut das Stück auf den größten Unwahrscheinlichkeiten auf. — Aber dennoch wirkt es, denn der Dialog hat sehr viel Geist und fast alle Gestalten haben Züge, die dem Leben mit merkwürdig scharfem Auge abgelauscht sind. Die Atmosphäre des Ganzen ist die zur Genüge bekannte der meisten französischen Stücke, und die Moral, die sich aus den Thatsachen ergibt, ist kurz gefaßt folgende: „Vor der Ehe muß der anständige junge Mann ein Verhältniß mit einer jungen Frau haben", dann: „Man steige von keinem Balcon, wenn unten Jemand schmachtet", und drittens: „Man bleibe nicht lange auf dem Wasser".

Die Darstellung war im Ganzen genommen gut, wenigstens ließ das Ensemble wenig zu wünschen übrig. Director Hahn spielte den Fresnay mit viel Routine und guter Wirkung. Herr Keppler (Herzog Blancay) gab die Rolle in den Grenzen seiner Individualität lobenswerth, vorerst in der ruhigen Conversation. Von den Damen errang Frl. Math. Ramm den größten Beifall. Ich erlaube mir, die Actrice auf zwei Fehler aufmerksam zu machen. Sie spricht auswendig; man bemerkt, daß sie Eingelerntes citirt, denn die Worte sind zu scharf accentuirt und es bekommt die Rede dadurch etwas Zerhacktes. In den erregten Scenen sucht sie den Mangel innerer Wärme durch die äußeren Mittel zu ersetzen. Die junge Dame ist begabt, aber sie muß mehr nach überzeugender Wahrheit in ihrem Spiele streben.

O. v. Leixner.

Einmal zur Probe.

Jüngst kramte ich einmal in alten Familienpapieren und fand dabei unter mancherlei vergilbten und verstockten Blättern einen Brief, den ein Vorfahr von mir am 31. Januar 1701 aus einer kleinen Stadt am Harz an einen Bekannten in Berlin geschrieben hat. Wie dieser Brief wieder in des Schreibers oder seiner Erben Hände zurück gekommen ist, kann ich nicht aufklären. Er enthält nichts von besonderem Interesse, aber seine Nachschrift, beinahe so lang wie der Brief selbst und von einem sechs Tage späteren Datum, will ich der Merkwürdigkeit halber hier mittheilen. Sie lautet also:

„Durch besondere Circumstantiis ist mein Brieff etzliche Tage liegen blieben, dieweil der junge Kauffmanns-Sohn, so ihn mittnehmen wolte, vor seiner Reiß in die Frembde biß itzt auffgehalten worden. Sie haben ihme ein fürtrefflich und kurtzweilig Tractament mit Gesottens und Gebratens außgericht, wie das schon ehender grand mode geweſt, und ist auff der Kantzel in der Kirchen ein ergreiffende Fürbitt, wie auch insgemein Regul und herkommens ist, vor ihn celebriret, daß er von seiner weitläufftigen und gefehrlichen Reiß nach Berlin heyl und gesundt wiederkehret. Aber übermorgen tritt er ohne zweiffel die Wanderschafft mit GOtts Hülffe an. Unterdeßen ist in unserem Städgen die Nachricht eingeloffen, daß Seyne Chur-Fürstliche Durchlaucht von Brandenburg Friederich III. Sich würcklich die Königs-Krone auffs Haupt gesetzet hat. Diß Factum hat alhier höchlich Verwunderung herfürgeruffen, und man

Digitized by Google

kömmt darbey doch gantz unwillkührlich auf allerley Meditationes und Contemplationes. Der Rath hat von allen Thürmen mit denen Glocken läutten lassen und die zwo schwedische Stück, so dahinden auff dem Wall stehen, seynd loßgebrandt worden, worbey eines zerplatzet aber keinerley Schaden weiter angericht hat. Heut auff dem Raths-Keller, wo viele ehrsame Personhnen offte frölich versammlet seynd, den Durst zu leschen, gab sich unter denen Gesten eynige Bestürtzung kundt, was das wol vor Consequentias haben kan, nemlich die Krönung Seiner Chur-Fürstl. Durchl. von Brandenburg, ob das wol nicht etwan wiederumb schlimme Actiones mit denen Nachbahrn und allerley Händel sammt Kriegsläufften in prospectu haben könte. Benebenst der hertzlichen Freude krichte man bißweilen Propheceyungen zu hören, die jedermänniglich jezuweilen und nicht zum erstenmahl zum besten gibt, der gar nicht den Beruff darzu hat, daß man viel Gedult darbey praestiren muste. Der Herr Raths-Stuhl-Schreiber, ein treufleißiger und hochgelahrter Herr und stets sehr erfürchtig vor hohem obrigkeitlichen Regiment, meynte, es würde wol keinen langen Bestandt nicht haben. Die Frantzosen und die Engelländer und der König von Pohlen würden Seyne Käyserlich Römische Majestät in Wien so lange in denen Ohren liegen und so nachdrückliche oppositiones gegen das neue Königreich erheben, daß es nicht zu Kräfften käme. Derley oppiniones von eynigen hiesigen tiefsinnigen Köpffen kamen dißmahl noch gar viele bey dem Früh-Trunck auffs Tappet, so daß man merken konte, es glaubte Keiner an die Dauerhafftigkeit der Königlichen Würde, der in Historicis et Politicis eynigermaassen bewandert seyn wolte. Es war aber kein boßhaffter Haß oder eitel Neyd darbey, denn nachdem wir, wie billich, zuerst auff das Wol unseres allergnedigsten Landes-Herren getruncken, hat nachhero die gantze erbare Compagnie auff den König von Preussen, nunmehro Majestät, angestossen und hochleben lassen. Ich fasse nun den Muth oder Courage, bey Ew. Hochedelgebohren hiermit umb Dero Meynung über sothanes Factum anzufragen und bitte mir Dero Reflectiones in Wahrheit darüber zu communiciren, worauff ich ausnehmend curieus bin. Gleichermaassen würden Ew. Hochedelgeb. mich zu gröffestem Dancke obligiren, wenn Sie mir eyniges über das gegenwertigliche Außsehen der Haupt- und Residenz-Stadt Berlin erzehlen und in eynigen kurtzen Articulis Dero Observationes, worauff ich selbsten namhafften Wehrt lege, über die Constellationes der nechsten Zukunfft in Politicis notificiren wolten. Vierdtens und allendlich wäre ich gerne instruiret, wieviel Pfennige Arbeits-Lohn vor die Stunde nach der gemeinsten Rechnung ein geschickter und accurater Mäurer-Geselle und ein Pursche itzt dortten erhält. Was mir derohalben Ew. Hochedelgeb. auch bekandtes oder unbekandtes zu confidiren wüsten, werde ich auff Dero Wunsch mit aller Subtiligkeit secret halten. Vierzehen Tage will sich der junge Kaufmanns-Sohn dortten auffhalten und verlustiren, wenn er Unterkunpfft und Herberg findt. Selbiger würde mit gröffestem Plaisir Dero Antwort-Epistolam als pünctlicher Bothe in fünff bis sechs Tagen (länger reißt er nicht von Berlin nach dem Hartz) mir zurück bringen, wasmaassen die Beförderung eines Briefes mit der teutschen Reichs-Post doch gar zu langwürig und zu unsicher ist, worüber man viel arges höret. Anitzo schließe ich meinen Brieff und verhoffe Ew. Hochedelgeb. keinerley Ungelegenheiten mit denen Fragen zu bereiten. Nochmals meine Obligation! Der Umbstehende."

So wörtlich lautete die lange Nachschrift des gefundenen Briefes, und ich weiß nicht, welcher Kobold mir ins Ohr flüsterte: Beantworte den Brief am heutigen Tage! Ich sagte mir: „wär' der Gedanke nicht verflucht gescheit, wär' man versucht, ihn herzlich dumm zu nennen", setzte mich flugs nieder und schrieb:

Lieber alter Ur-Ahn!

Lass Dir von einem späten Enkel den Brief beantworten, den Du vor einunddreiviertel Jarhundert an einen Freund geschrieben hast, und aus dem ich Deine und der anderen ersamen Spießbürger Angst und Not über das Wagnis herauslese, daß der Son des Siegers von Fehrbellin den Kurhut mit der Königskrone vertauschte. Mir ist, als sähe ich Euch sitzen, Ihr alten Filister, im Ratskeller und des Vaterlandes Wol und Wehe gemütlich beratschlagen. Obenan auf den hochlenigen Erenstülen tronen die Herren vom Rat; das sind die Vornemen und Gelerten unter Euch, und Euer Or trinkt ihre Weisheit, denn sie dünken sich und Euch unfelbar aus Gewonheit. Ihr macht viel Lärm um nichts, und dicke Rauchwolken umlagern Euch aus den holländischen Tonpfeifen, in denen Ihr Euren Tobak mit dem Kienspan oder einer Kole in Glut bringt. Aber was für Getränk fürt Ihr in Euren Gläsern, daß Ihr so hoffnungsler in die Zukunft blickt? Ihr ant Krieg und sent Euch nach Frieden; die künen Taten unter den Fanen sind nicht nach Eurem Geschmack, und ich kann's Euch nicht verdenken, denn Ihr zert noch an den Erfarungen des dreißigjärigen Krieges, der unser Land verherte und Tier und Menschen one Zal tötete. So will ich Dir denn erzälen, lieber Alter, was Du zu wissen begerst.

Mit dem Königreich Preußen hat es sich wider Dein Vermuten doch noch so einigermaßen gemacht. One Händel mit den lieben Nachbaren ist es freilich nicht immer abgegangen, besonders mit „denen Frantzosen" haben wir uns einigemale herumschlagen müssen; aber das kam später. Ich kann Dir unmöglich die ganze Weltgeschichte der letzten hundertundfünfundsiebzig Jare hier im einzelnen erzälen und wenn Du Dir in Deiner gegenwärtigen Zurückgezogenheit zuweilen das Vergnügen gewärt hast, ein wenig spuken zu gehen, so hast Du wol schon ein Mereres von den bedeutenden Veränderungen bemerkt, die seitdem „in politicis" vor sich gegangen sind. Deutschland hat jetzt einige Herrscher weniger und einige Gaue mer und ist wieder ein Reich geworden, wie es damals eines war, aber jetzt ein ganz anderes. Ein erlauchter Nachkomme jenes Friedrich I, der Euch mit seiner Krönung um Eure Ruhe brachte, trägt jetzt auch die deutsche Kaiserkrone, und Berlin ist unsere Reichshauptstadt. Von dieser sollte Dir seine Hochedelgeboren berichten, und wenn er es auch mit aller Ausfürlichkeit getan haben mag, so unterneme ich es dennoch, Dir mit kurzen Strichen zu schildern, wie es heute aussieht.

Du könntest es jetzt von Deinem Kirchhof in weniger Stunden erreichen, als Dein junger Kaufmannsson dazu Tage gebrauchte, nämlich wenn Du mit der Eisenban färst, eine neue Erfindung, die kaum vierzig Jare zält, sich aber im allgemeinen zu bewären scheint. Die Straßen sind hier fast sämmtlich schon gepflastert oder doch für Reiter und Furwerk gesperrt, um gepflastert zu werden. Sie sind auch mit Kolengaslicht erleuchtet und beim Vollmondschein, zumal im Winter, wenn Schnee liegt, ziemlich hell. Auch an Herbergen ist für gewönlich kein Mangel, und Du findest one Mühe Unterkommen, wenn nicht zufällig ein Siegeseinzug stattfindet, dessen sehenswertes Schauspiel so viel Fremde herbeifürt, daß es an Plaz felt. Wonungen stehen viele ler, aber die Mieten sind trozdem teuer; die Wirte hängen Zettel an Tor und Tür, und im Keller sizt der Cerberus oder Höllenhund, närt sich erlich und zeigt Dir die Wonung und später die Zäne, wenn Dir jene nicht genem sein sollte. Die Häuser wachsen übrigens wie Pilze aus der Erde, und sobald sie unter Dach sind, kommt auch schon, aber von außen nicht sichtbar, eine schöne, große Hypothek, zu deutsch Pfandverschreibung darauf, eine ser sinnreiche Einrichtung, von der Du warscheinlich auch keine Anung hast, aber borge mir einige hunderttausend Taler, so will ich Dich das Ding schon leren. Es war in lezter Zeit viel von Wonungsnot die Rede, da traten die Woltäter der Menschheit zusammen, bildeten Anteilsgesellschaften — schon wieder etwas Neues für Dich, alter Ur-Ahn, — und kauften so ongefär ein halbes Duzend Geviertmeilen in der schönen Umgebung Berlins, nach der sonst kein Han gekräht hätte, und zeichneten Pläne mit Gärten und Straßen, damit die Leute Plaz zum wonen hätten. Die Anteilsscheine liegen in eisernen Geldschränken, sicher vor Diebeshänden und Feuersgefar; ach! es stielt sie ja Niemand, und das Feuer kann ihnen auch nichts tun, denn die Geldschränke sind unverwüstlich. Zum Beweise dessen unterwarf man jüngst einen solchen Schrank merere Stunden lang der heftigsten Feuerprobe; als man aber nach einigen Tagen den Schrank öffnete, waren die darin eingeschlossenen Papiere troz der Weißglühhize noch nicht um einen Grad Celsius im Kurse gestiegen, so vorzüglich war der Schrank gearbeitet. Auf den weiten Baugründen aber wont, mit wenigen Ausnamen, noch Niemand, aus die Pfandverschreibungen, denen man die Miete nicht kündigen kann, bis sie dies selber tun. Das liegt nun einzig und allein an den bis jetzt felenden Verkersmitteln; aber es geht auch seit einigen Jaren schon die Sage, man wolle mitten durch Berlin, vom Osten bis zum Westen, wo die letzten künftigen Häuser stehen, eine Eisenban bauen, die die Ansiedler des weitesten Umkreises in die Stadt hinein füren soll. Allein wer wird gleich alles glauben! es ist gewiß nichts weiter, als eine Erfindung „einiger tiefsinniger Köpfe" unserer Tagespresse, die die Spalten ihrer Zeitungen füllen müssen, und wenn sie den Stoff dazu stelen sollten. Zeitungen, sag' ich Dir, Alter, gibt es in Berlin von so erstaunlicher Menge, daß Einem die Wal schwer wird, welcher man glauben soll. Redacteure heißen die Leute, die sie schreiben, Publizisten, Journalisten, Feuilleto-

Digitized by Google

nisten, Rezensenten, Reporter, aber deutsche Ausdrücke gibt es für diese Art Menschen nicht. Alles, was in der Welt geschieht oder beinahe geschehen wäre oder doch geschehen könnte oder auch nie und nimmer geschehen ist und geschehen wird, das wird alles in den Zeitungen gedruckt. Das Wichtigste sind die Fernschriften — ja so! von dem Drahtnez, das über die Erdkugel gespannt ist, weißt Du wieder nichts, aber dabei kommt die Bernsteinkraft und die Anziehungskraft mit ins Spiel, und das ist zu gelert für uns beide. Die folgenschwersten Fernschriften werden in der Agence Havas zu Paris angefertigt, dann türmen sich Wolken am staatlichen Sehkreis und Abgründe von Verrat und Gefaren gänen, bis es ans Tageslicht kommt, daß kein Wort davon war war..

Was unsere Narung betrifft, so hat die Scheidekunst oder Chemie so herrliche Fortschritte gemacht, daß man namentlich Flüssigkeiten herzustellen gelernt hat, die eine warhaft täuschende Aenlichkeit mit Wein, Bier, Milch u. s. w. haben, one daß man etwas von denjenigen Stoffen dazuzutun genötigt wäre, die man in Deiner Zeit düsteren Aberglaubens als die eigentlichen Bestandteile jener Getränke vorauszusezen irrtümlich gewont war. Du kannst Dir ganz nach Deinem Belieben jede Farbe des Bieres und jede Blume des Weines bestellen, es wird Dir auf das gewissenhafteste besorgt, und Deine Gäste, die Du damit bewirtest, sehen und riechen die Kunst und Mühe nicht einmal, die mit so schweren Unkosten darauf verwandt ist. Am andern Morgen aber gehe ihnen aus dem Wege und zäme Deine Neugier, zu wissen, ob es ihnen „gut bekommen" ist. Besonders die Bierbrauerei hat sich in Berlin eine hohe Stufe der Entwickelung erobert. In zierlichen weißen Glasfläschchen, die Du mit einem gewönlichen Stöpselzieher nie öffnen könntest, so klein und abgelagert auch die Korke zu sein pflegen, wird das Bier verzapft und uns von ausgezeichneten, will sagen „distinguirten" Rollkutschern ins Haus gebracht, und so stark ist der Beger danach, daß nur die allergrößte Geschwindigkeit, ein Galopp der Pferde ventre à terre, wie die Franzosen sagen, dieses Bedürfnis befriedigen kann. Nur die Feuerwer darf beinahe ebenso schnell faren wie die Brauerwagen, so brennenden Durst gilt es zu löschen. Aber unter uns gesagt, Alter, — sei Du froh, daß Du das Berliner Bier nicht mer zu trinken brauchst! Da bist Du schön heraus, ich sage Dir, die Scheidekunst hat es weit gebracht.

Um von dem Leiblichen auf das Geistige zu kommen, kann ich Dich versichern, daß Künste und Wissenschaften bei uns in höchster Blüte stehen und in so bedeutender Ausdenung, daß es uns schon lange an Raum für sie felt. Aber gib mal Acht! ehe Du Dich versiehst, stehen großartige Prachtgebäude für eine neue Kunstschule, eine neue Bücherei statt der alten, in der jezt tausend und aber tausend vernagelte Kisten voll Bücher stehen, eine neue Hochschule für die gelerten farenden Schüler, ein Gemälde-Ausstellungsgebäude u. m. d. fix und fertig da, wenn wir nur erst den Plaz dafür gefunden hätten, Geld haben wir ja in Ueberfluss. Unsere Schaubüne steht auf ganz anderer Stufe, als die Eurige; der Hanswurst erscheint nicht mer auf den Bretern, denn die Karoline Neuberin, die Du möglicherweise selber noch gekannt hast, hat ihn mit Haut und Haren verbrannt. Die Schauspieler sind nicht mer die Ausgestoßenen, sondern die Schoßkinder der Gesellschaft, denn sie sind Künstler vom Wirbel bis zur Sole, und wüßt Du unsere heutige Sprache kennen lernen, so kaufe Dir von einem freundlichen Händler, den Du in der Nähe vom Standbilde Schiller's finden wirst, mit wenigen Talern Aufgeld einen Siz im Schauspielhause, da siehst Du die Warheit und den schönen Schein und kannst Tränen vergießen, entweder vor weinen oder vor lachen. Musik wird dann und wann auch in Berlin gemacht, aber Tonspiele, sogenannte Konzerte gibt es selten mer, als einige Duzend an jedem Abend.

Ueber dem Ganzen schaltet und waltet unser woledle Rat, den wir jezt Magistrat nennen; der Ratsschreiber heißt Magistratssekretair oder auch Syndikus, was aber nicht mit Sünde zusammenhängt. Die Gegnerschaft des Rats heißen Stadtverordnete; das sind die Lenker und Väter der Stadt, deren Weisheit wir andern uns bewundernd und in Demut beugen, und mit Hingebung und Entsagung zalen wir die Steuern, zu deren namentlicher Auffürung es mir hier am nötigen Raum gebricht. Aus demselben Grunde kann ich Dir von unseren zallosen Sehenswürdigkeiten auch nur einzelne flüchtig bezeichnen. Da haben wir die Börse, in der alle möglichen und unmöglichen Geschäfte abgeredet und abgeprügelt werden; wir haben große Sammlungen von Kunstschätzen, ferner den prächtigen Tempel der Juden, von denen sich einige Sippen hierorts Geschäfte halber aufhalten. Wir haben den Mülendamm mit den großartigen Kleiderlägern, wir haben die schöne blaue Spree, auf der der Kan mit Aepfeln, Torf oder Mauersteinen schwimmt, mit dem lieblichen Nebenflüsschen die Panke. Wir haben den Hausfrauenverein und den Pappa Wrangel, eine Schutzmannschaft zu Fuß und zu Pferde und Droschken, mit den feurigsten, unbändigsten Rossen bespannt. Dann haben wir den Tiergarten, den Tummelplaz der Nachtwandler, und noch einen andern Tiergarten, den zoologischen genannt, eine ware Arche Noäh, wo alles, was da kreucht und fleugt, gehegt und gepflegt wird. Für das, was schwimmt, haben wir eine Wasseranstalt, genannt Aquarium, aber eine Heilanstalt ist es nicht, denn sie dient, ebenso wie der Tiergarten, in erster Reihe der Wissenschaft und in zweiter dem Vergnügen der Einwoner. Man stellt hier alljärlich Untersuchungen über die Lebensdauer der Chimpanse an, und die dummen (Chimpansen nämlich) werden nicht alle, es läßt sich immer wieder einer einfangen.

O ich könnte Dir noch eine Masse Merkwürdigkeiten unseres schönen Berlin aufzälen, doch ich bin genötigt, zum Schlusse zu eilen. Wenn Du Dir das Alles einmal selber ansehen willst, so komm her, aber bitte! nicht unangemeldet um Mitternacht in fragwürdiger Gestalt. Diesen Brief übergebe ich auch nicht der Reichspost, nicht daß die Beförderung eine langsame oder unsichere wäre, sondern weil die Post die genaue Wonungsangabe des Adressaten verlangt, die von Dir zu geben ich augenblicklich nicht im Stande bin. Dir das Wort „Adressat" zu verdeutschen, mühe ich mich nicht ab, denn das kann nicht einmal unser Reichspostmeister, der doch in der Kunst des Uebersezens nicht seines gleichen hat. Ihn habe ich auch im Verdacht, daß er uns die Beratung von Schriftgelerten eingerürt hat, die jüngst über einer neuen Rechtschreibung gebrütet haben. Was dabei herausgekommen ist, weiß man noch nicht recht, aber wenn Dir meine Schreibweise gegen die Deinige fremd, wunderlich, ja falsch vorkommt, so kann ich nichts dafür und will nicht mit Dir darüber streiten, doch bedenke: der Ueberlebende hat Recht, Großvater!

Ruhe Du in Frieden! Deiner gedenkt in Erfurcht

Dein
treu ergebener Ur-Ur-Enkel
Julius Wolff.

Notizen.

Die auswärtigen Angelegenheiten sind für Parlament und Presse in Deutschland ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch, sollen es wenigstens sein. Wir haben genug mit unseren eigenen Sorgen und Streitigkeiten zu thun: was kümmert uns das Ausland! Ein Berliner liberales Blatt hatte einmal eine Interpellation im Reichstage wegen des Orients angeregt, aber es wurde nichts daraus. Nur Herr Windthorst wollte vor Kurzem, neugierig wie er ist, auf den Busch klopfen, erhielt indessen unter allgemeiner Heiterkeit des Hauses einen abweisenden Bescheid und ließ es dabei bewenden. Auch konnte die Erfahrung, welche sein College Jörg bei einer früheren Gelegenheit mit solchen heiklen Dingen gemacht hatte, das Centrum zu einem wiederholten Vorgehen nicht sonderlich ermuthigen. Die orientalische Krisis obendrein, wo wir nur indirect interessirt sind und wirklich kaum etwas anderes thun können, als Rußland und Oesterreich bei guter Laune und im Frieden unter einander zu erhalten, war für eine öffentliche Verhandlung im deutschen Parlament, wenigstens in dem gegenwärtigen Stadium, schlecht geeignet. In der Presse allerdings läßt sich der Orient und was damit zusammenhängt bei dem besten Willen nicht gänzlich umgehen. Der Philister will beim Frühstück wissen, was da unten vorgeht und ob die Russen noch nicht in Constantinopel sind. Auch ließen sich der orientalischen Frage mancherlei heitere Seiten abgewinnen, wenn unsere Blätter sie mit der geeigneten Unbefangenheit behandeln wollten. Da war beispielsweise die Andrassy'sche Note, die von den Wiener Officiösen hartnäckig als ein Geheimniß behandelt wurde, während alle Welt die wichtigsten Punkte derselben seit geraumer Zeit recht gut kannte. Das wirkliche Geheimniß war, warum sie ein Geheimniß sein sollte. Vielleicht wurde sie auch nur durch die Länge des Textes vor einer rascheren Publication geschützt. Unter diesem Gesichtspunkte wird das Vorkommniß für künftige Fälle vielleicht von

Digitized by Google

Nutzen sein. Wenn ein Minister ein Actenstück aus irgend einem immerhin unerfindlichen Grunde so zu sagen geheim halten will, braucht er nur, was sich in hundert Zeilen sagen läßt, in ähnlicher Weise so weitschweifig wie möglich zu fassen, und es wird sich kein Copist so leicht daran wagen. Als die Note endlich das Tageslicht erblickte, bekamen die deutschen Zeitungen, die stets durch knappen Raum beängstigt sind, einen heillosen Schreck. Aber es ließ sich doch nicht ändern. Man konnte ein so wichtiges Document, das in der Entwickelung der orientalischen Krisis eine wenn auch nur vorübergehende Bedeutung in Anspruch nehmen wird, nicht unterdrücken, und es wurde daher, wenn auch mit schwerem Seufzen und Stöhnen, in den Satz geschickt. Als aber die Wiener Zeitung in dem Opus einige Druckfehler nachwies und ganz ernstlich zu verlangen schien, daß die Blätter den an den betreffenden Stellen corrigirten Text nochmals wiedergeben sollten, erfolgte ein allgemeiner stillschweigender Protest. Die Redactionen meinten sammt und sonders, man solle des grausamen Spiels genug sein lassen und vertrösteten den Grafen Andrassy auf ein anderesmal. Ein absonderlicher Punkt der Decembernote ist übrigens der Aufmerksamkeit meist entgangen. Wenn nämlich die directen Steuern den aufständischen Provinzen zu Gute kommen und nur die indirecten nach Constantinopel gehen sollen, so wäre die türkische Regierung großentheils auf den Ertrag der bosnisch-herzegowinischen Getränkesteuer angewiesen. Die bisherigen Insurgenten müßten also den Sultan aus seinen finanziellen Verlegenheiten gleichsam lostrinken, was doch schon wegen der bekannten Verbote des Korans seine Schwierigkeiten hätte. Die Verwickelung im Osten Europas wird aber auch sonst noch manchen interessanten Zwischenfall herbeiführen. Die politischen Intriguen in Wien und Petersburg arbeiten seltsam gegeneinander. In Oesterreich passen Slaven und Militärpartei dem leitenden Minister auf den Dienst, möchten ihn zu verfänglichen Schritten hinreißen und ihn dann bei erster Gelegenheit zum Fall bringen. Die Schachzüge von beiden Seiten sind für den aufmerksamen Beobachter in den öffentlichen Organen deutlich erkennbar. Soll doch sogar das Wiener Preßbüreau, zum Theil wenigstens, wie früher öfters für den Grafen Beust, so neuerdings für Andrassys Gegner hinter den Coulissen agitiren. Am Ende wird auch der österreichische Premier sich gezwungen sehen, den ihm von den Ufern der Spree gegebenen Beispiel zu folgen und die Officiösen wenigstens ostensibel und vorläufig abzusetzen, wenn auch in Berlin ähnliche Beispiele mangelnder Disciplin, wie solche an der Donau an der Tagesordnung sein sollen, nicht leicht vorgekommen waren. In Petersburg andererseits geht es womöglich noch toller zu. Da herrscht freilich strenge Censur, aber es gibt einflußreiche, actionslustige Parteien, die dem Fürsten Gortschakoff viel Sorge machen, in Montenegro den Aufstand unterstützen und für die Türkei allerlei schlimme Dinge im Schilde führen. Jetzt wird wohl ein Scheinfrieden für eine gewisse Zeit hergestellt werden. Was das Weitere angeht, so kann der deutsche Politiker nur dem Himmel jeden Morgen danken, daß er für die Erhaltung des türkischen Reiches sich graue Haare wachsen zu lassen keine dringende Veranlassung hat.

* * *

Görners funfzigjähriges Schriftsteller-Jubiläum wurde am 18. Februar im Woltersdorff-Theater, das sich unter der geschickten Leitung des intelligenten Directors und vortrefflichen Komikers Emil Thomas in kurzer Zeit sehr gehoben hat, auf das Herzlichste begangen. Zwei der vorzüglichsten und beliebtesten Mitglieder unseres Hoftheaters, Frau Frieb-Blumauer und Herr Oberländer, die unvergleichliche Soubrette Josephine Gallmeyer und Emil Thomas wirkten, außer dem Jubilar, der zu diesem feierlichen Anlaß von Hamburg herübergekommen war, in der vollkommen gelungenen Festvorstellung mit. Das Publicum war in der angeregtesten Stimmung und begleitete das muntere Spiel auf der Bühne mit ununterbrochener Heiterkeit und stürmischem Beifall. Daß der Jubilar, der seit langen Jahren in seiner Heimat nicht aufgetreten ist, als Schauspieler und als dramatischer Dichter den Mittelpunkt aller Ovationen bildete, versteht sich von selbst. Seine beiden Lustspiele „Sperling und Sperber" und „Eine kleine Erzählung ohne Namen" wurden auf das Wärmste aufgenommen, und als Görner auf der Bühne erschien, wurde er durch minutenlangen Beifall gegrüßt, während ihm aus den Logen Lorbeerkränze zugeworfen wurden. Nach dem Schluß der Vorstellung mußte der Jubilar so und so oft auf der Bühne erscheinen. Der Director hatte ihm zuguterletzt noch eine Ueberraschung aufgespart. Die sämmtlichen Mitglieder des Woltersdorff-Theaters sammelten sich um den Gefeierten, an ihrer Spitze Frl. Josephine Gallmeyer, auf einem Atlaskissen einen goldenen Lorbeerkranz tragend. Thomas hielt eine Ansprache an Görner, in der er dessen große Verdienste um die deutsche Bühne mit warmen Worten hervorhob, und der alte Görner, dessen Kräfte durch die Aufregung des Abends und namentlich durch diese Huldigung zum Schluß nahezu erschöpft waren, sprach, von Rührung fast übermannt, in schlichten Worten seinen tiefen Dank aus. Das Haus war natürlich bis auf das letzte Winkelchen besetzt.

* * *

„L'étrangère" von Dumas dem Jüngern und die Pariser Kritik. Es ist zu bewundern, wie gut die deutschen Blätter von Paris aus bedient werden — kaum war das neue Stück von Dumas in Paris aufgeführt, stand auch schon bei uns in jeder Zeitung zu lesen, das Werk habe einen durchschlagenden Erfolg gehabt, von dem sonderbarer Weise die Pariser Journale in ihren Nummern vom 15. und 16. Febr. sehr wenig wissen. Sogar der „Figaro", der seiner Zeit den Bericht über die Leseprobe des Stückes gebracht hat und dabei dem Publicum eine so fein gezeichnete Beschreibung von Msr. Dumas fils enrhumé geboten hat, wird bei der Beurtheilung nicht warm, findet das Stück des Autors nicht ganz würdig und stellt fest, daß sich das Publikum ein wenig gelangweilt habe (une nuance d'ennui).

Ziemlich energisch urtheilt „Le Soir". Selten sei mehr Geist und Kraft zwecklos (en pure perte) verschleudert worden, das Stück errege kein Interesse, sei unmoralisch und verstimmend. L'Evénement erkennt an die Feinheit der Details, den geistvollen Dialog, dessen Wendungen oft die Kürze und die Schärfe haben, die das Sprichwort verlangt, aber findet andererseits das Stück sei Resultat einer wirren und verwirrenden Phantasie, auf eine höchst eigenthümliche oder vielmehr nur scheinbare Moral aufgebaut; als Erstlingswerk eines unbekannten Autors wäre es abgelehnt worden und nur der vorzüglichen Aufführung habe es den fraglichen Erfolg zu danken. — Le Français stellt gleich am Beginn seiner Kritik fest, daß die Erwartungen getäuscht worden seien und endet mit den Worten: „Das Debut des Herrn Alexander Dumas Sohn auf der Bühne der Comédie française gehörte nicht zu den glücklichsten."

Aber gleichviel, Deutschlands Theaterunternehmer werden sich um dieses „Mädchen aus der Fremde" schlagen, denn sie ist ein französisches Werk. Einer hat bereits das Glück, das Stück erworben zu haben, nachdem er, ohne daß ihm gestattet worden war, das Stück zu prüfen, 10000 Frcs. gezahlt hatte. Es sollte einmal Gustav Freytag, Adolf Wilbrandt oder Gutzkow fordern, daß ein Director eines ihrer Stücke sogleich acceptire — um von den 10000 Frcs. zu schweigen — ohne es gelesen zu haben, ein bedauerndes Achselzucken wäre die Antwort. Aber Dumas Sohn, der Schöpfer der Camelliendame, der Franzose, er darf es fordern und er hat Recht, wenn er es thut, und er hätte Recht, wenn er den deutschen Directoren noch unverschämter entgegentreten würde — denn wir sind ein gesundes Volk und können etwas aushalten.

— b —

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von
Th. Chr. Fr. Enslin in **Berlin.**

Der Kurprinz.

Drama in drei Aufzügen
von
Hans Herrig.
2 *M.*

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Dichtungen eines rhein. Poeten.

Von
Wolfg. Müller v. Königswinter.
Sechs Bände.

Jeder Band (auch einzeln) geh. 4 *M.*, geb. 5 *M.*

1. **Mein Herz ist am Rheine.** Liederbuch.
2. **Rheinfahrt.** Ein Gedicht in neun Gesängen.
3. **Lorelei.** Rheinisches Sagenbuch.
4. **Im Rittersaal.** Rheinische Historien.
5. **Rheinisches Märchenbuch.**
6. **Rheinische Idyllen.**

Diese nun vollständig vorliegende Sammlung bietet die beliebtesten lyrischen und epischen Gedichte des inzwischen verstorbenen Sängers vom Rheine in neuen wesentlich vermehrten Auflagen. Freunde einer lebensheitern, gemüthvollen Poesie finden in Wolfgang Müller's Dichtungen einen unversieglichen Quell der anmuthigsten Lieder, Sagen und Märchen, Balladen und historischen Erzählungen.

Im Verlag der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Pisaner.

Trauerspiel in fünf Akten
von
Adolf Friedrich von Schack.
Zweite Auflage.
Miniatur-Ausgabe. 2 *M.*
Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 *M.*

In München auf dem K. Hoftheater bereits unter großem Beifall aufgeführt, werden die „Pisaner" nunmehr auch an andern Theatern zur Aufführung vorbereitet und dürfte somit diese Ausgabe derselben eine willkommene Erscheinung sein.

Der Bau des Dramas ist ein bühnengerechter, die Sprache bei großer Eleganz wuchtig und leidenschaftlich.

Stuttgart, Februar 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In **Carl Duncker's Verlag** in **Berlin,** Französische Strasse 20a erschien:

Psychologische Beobachtungen.

Aus dem Nachlass von ***.

L'homme est l'animal méchant par excellence.

Eleg. broschirt. Preis 2 *M.*

Inhalt: Ueber Bücher und Schriftsteller; Ueber die menschlichen Handlungen und ihre Motive; Ueber Weiber, Liebe und Ehe; Vermischte Gedanken; Ueber religiöse Dinge; Ueber Glück und Unglück; Versuch über die Eitelkeit.

Neue Monatshefte
FÜR DICHTKUNST & KRITIK

Herausgeber: Oscar Blumenthal.

Die „**Neuen Monatshefte**", die bereits ihren dritten Band beginnen, sind ein Unterhaltungsblatt für die gebildeten Stände und bringen:

1) **Novellen** von hervorragenden Autoren.
2) **Lustspiele** aus den Novitäten der Theatersaison.
3) **Essays** über Literatur und Kunst.
4) **Streifzüge** in's gesellschaftliche Leben.
5) **Kritische Uebersichten** und **Rundblicke.**
6) **Satyrische Plaudereien.**

Das Januar-Heft enthält:
Der Ordnungsfanatiker. Novelle v. Scherr.
Sprüche. Von **Emanuel Geibel.**
Die reiche Erbin. Lustspiel v. **Bauernfeld.**
Das Haar im Buche. Von **Hans Hopfen.**
Der Stoffkreis des modernen französischen Dramas. Von **Joseph Bayer.**
Leopold Kompert. Von **Hieronymus Lorm.**
Paul Lindau's Tante Therese. Von **Heller.**
Pariser Theaterbriefe. Von **G. Ritter.**
Die Kunst Theaterkritiken zu lesen. Von **S. Haber.**
Kritische Rundblicke.
Miscellen.

Preis pro Quartal 3 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Demnächst erscheint im Verlage von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig:**

Felix Dahn,
Ein Kampf um Rom.

Historischer
Roman aus der Zeit der Völkerwanderung.
3 Bände. 8.

Band 1, Preis 5 *M.* 40 ₰, wurde **am 9. Februar** ausgegeben. Band 2 und 3 sind unter der Presse.

Felix Dahn, der als Dichter zunächst durch liebenswürdige Lieder und stimmungsvolle Balladen bekannt wurde, dann in kurzer Frist seinen drei vaterländischen Dramen Roderich, Ruedeger, Deutsche Treue die deutsche Bühne eroberte, bietet gegenwärtig — eine Frucht 16jähriger Arbeit — einen historischen Roman aus der Zeit der Berührung des Germanenthums mit dem sinkenden Römerreich. Als gelehrter Forscher und Verfasser grundlegender Werke über die Culturanfänge des Germanenthums auf diesem historischen Gebiete heimisch, hat er für seine poetische Darstellung das Poesievolle germanischer Alterthümer und das Culturleben der römisch-byzantinischen Zeit farbenprächtig verwerthet, so daß neben spannender Unterhaltung reicher Bildungsstoff gewährt wird.

Vor Kurzem erschien:

Ut min Jungsparadies.

Dree Vertelln
von
Klaus Groth.

Ein Bd. 8. brosch. 2 *M.* 70 ₰.
sehr eleg. geb. 4 *M.*

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Verlag von
F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Zur
Literatur- u. Kulturgeschichte.

Aufsätze und Vorträge
von
Dr. **Theodor Paur.**

33¾ Bogen. 8. Elegant geheftet.
Preis: 8 *M.*, geb. 9 *M.*

Soeben erschien:

Tisch für Magenkranke

von Med. Dr. **Josef Wiel,** Herausgeber des „Diätetischen Kochbuches". 2te Aufl. 4 Mark.

Der Verfasser, Besitzer einer Heilanstalt für Magenkranke in Zürich, ist eine culinarische Autorität und seine den verschiedensten Krankheiten des Magens und der Verdauung angepassten Speiseregeln sind ebenso rationell als praktisch.

Verlag von Hans Feller in Carlsbad.

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung W. Spemann in Stuttgart.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition,** Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 4. März 1876. Band IX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Reform des höheren Schulwesens. Von einem praktischen Schulmanne. — Gambetta in Marseille. Von Fritz Prussien. — Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes. Eine völker- und staatsrechtliche Studie von Bluntschli. III. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Das goldene Buch des Théâtre Français. Von Paul Lindau. II. III. (Fortsetzung.) — Jack. Moeurs contemporaines par Alphonse Daudet. Besprochen von Otto Franz Gensichen. — Das Costümfest der Münchner Künstler. Von Ch. Weber. — **Aus der Hauptstadt:** Im Sturme. Von Julius Wolff. — Notizen. — Inserate.

Zur Reform des höheren Schulwesens.

Unter den Entwürfen zur Neugestaltung des höheren Schulwesens in Preußen, die sich seit fast zwei Menschenaltern unaufhörlich folgen, nehmen die Beschlüsse der sogenannten Landesschulconferenz, die im Jahre 1849 von dem Minister v. Ladenberg berufen wurde, eine hervorragende Stelle ein. Wenn wir nun heute sehen, wie das öffentliche Leben unseres Volkes wesentlich dadurch erstarkt ist, daß die politischen Ideale jener Zeit, wenn auch in anderer Form als man erwartete, verwirklicht wurden, so liegt es nahe zu fragen, ob es nicht auch auf dem Gebiete des Schulwesens von Vortheil sein würde, auf die Ideen jener Zeit zurückzugreifen. Was jene zahlreiche Versammlung der tüchtigsten Schulmänner unter den Auspicien der höchsten Unterrichtsbehörde beschloß, kann nicht so verkehrt sein, daß man selbst ihre einstimmigen Beschlüsse bei der bevorstehenden Codificirung des Schulwesens ruhig in den Acten schlummern lassen dürfte. Wir wollen daher aus ihren Verhandlungen das Wichtigste von dem kurz reproduciren, was sich heut als die brennendste Frage des höheren Schulwesens darstellt, die nach dem Verhältniß des Gymnasiums und der Realschule zu einander und nach den Lehrplänen beider.

Vorausgeschickt sei, daß die Versammlung, unter dem Vorsitz Kortüms, aus 31 Directoren, Rectoren und Oberlehrern bestand, die aus freier Wahl des Lehrerstandes hervorgegangen waren; Alles Namen vom besten Klange, z. B. Hertzberg, Scheibert, Seyffert, Mützell, Krech, Kalisch, Eckstein u. a. Zwanzig von ihnen waren Gymnasialdirectoren und Lehrer, elf aus Realschulen mit und ohne Latein. Man kann sagen, daß alle Richtungen der Schule nach billigem Verhältniß vertreten waren.

Der vom Ministerium vorgelegte Entwurf eines Unterrichtsgesetzes theilte die höheren Schulen in drei Abtheilungen: Untergymnasien, Obergymnasien und Realgymnasien zu je drei Classen. Das Untergymnasium sollte die gemeinschaftliche Vorstufe für Obergymnasien und Realgymnasien und sein Cursus so eingerichtet sein, daß er für die, welche von ihm aus in das bürgerliche Leben eintreten wollten, einen für sich bestehenden Cursus, den anderen eine gleichmäßige Vorbereitung für beide höheren Abtheilungen gewährte. Jede Abtheilung sollte für sich allein oder auch die untere in Verbindung mit einer höheren bestehen können.

Ueber den Hauptpunkt in dieser Vorlage, die Festhaltung einer gemeinschaftlichen Vorbildung für alle, die sich eine höhere Bildung aneignen wollen, gab einer der Ministerialcommissare, die Kortüm zur Seite standen, folgende Erklärung: „Für die Gymnasien komme es darauf an, ob sie Griechisch erst mit Tertia beginnen und für Latein mit 6 Stunden in den untern Classen sich begnügen können, für die Realschulen, ob sie 6 Stunden dem Latein einzuräumen im Stande seien.“ Soviel hatte nämlich der Entwurf für das Untergymnasium in jeder Classe angesetzt. „Das Ministerium habe auf diese Einheit des Unterbaues großen Werth gelegt, auch im Interesse der Eltern, damit der Uebergang der Kinder aus einer Richtung in die andere erleichtert werde. Die Uebereinstimmung des Lectionsplans sei dann nöthig. Die Verlegung des Griechischen nach Tertia haben viele Schulen in ihren Eingaben verlangt; der Unterricht in dieser Sprache habe auch früher oft nur drei, höchstens vier Jahre umfaßt, und es sei doch nicht Unbedeutendes geleistet; es bleiben für denselben immer noch fünf Jahre, in denen bei der vorausgehenden allgemeinen grammatischen Vorbildung ein schnelleres Fortschreiten möglich werde.“ Der Entwurf setzte nämlich, da die Aufnahme in das Untergymnasium erst mit dem vollendeten zehnten (jetzt mit dem neunten) Lebensjahre angenommen war, einen einjährigen Cursus der Tertia an (jetzt zweijährig). „Die Beendigung des elementaren lateinischen Unterrichts in drei Classen mit sechs Stunden könnte eher Bedenken erregen. Aber wir dürfen,“ hob der Commissar hervor, „dies bei dem höheren Zwecke der Gleichstellung beider Anstalten nicht so sehr hervortreten lassen, Das Ministerium wolle die Interessen der humanistischen Bildung wahren, müsse aber auch an die Realschulen die Forderung stellen, dem Latein, gleichviel aus welchen Motiven in ihren drei untern Classen Raum zu gestatten. An dieser Forderung werde das Ministerium principiell festhalten.“ „Die Majorität,“ erwiderte Scheibert, „stehe ganz auf dem Standpunkte des Ministeriums. Die höhere Bildung schon in frühester Jugend auseinanderzureißen, sei verderblich für den Knaben, der zu früh der Gesammtheit der Schule sich abzuschließen anfängt und in die rauhe Wirklichkeit gedrängt wird, für eine Stadt, weil zu früh eine Trennung der äußeren Verhältnisse eintritt, selbst für ein und dasselbe Haus; es ist nicht förderlich für die Gesammtbildung des Volkes, die durch frühe Scheidung der Stände einen wesentlichen Stoß erleidet; selbst die Rücksicht auf die kleineren Schulen, auf den Privatunterricht durch Hauslehrer nöthige, die Schulen so lange als möglich einen Weg gehen zu lassen. Auch den Wendepunkt, der im 13ten oder 14ten Lebensjahre eintrete, dürfe die Schule nicht übersehen. Die neue Einrichtung sei endlich gefahrlos, denn das Griechische sei wirklich von Vielen erst später ohne Nachtheil begonnen.“

Digitized by Google

Auch andere Redner begrüßten die Ministerialvorlage als einen großen Fortschritt. Gegen die Bedenken der Minorität, welche die Vereinigung der Unterclassen im Untergymnasium verwarf, machte einer der bedeutendsten Philologen, Prof. Seyffert, geltend: „Die Vorlage sei das einzig Praktische; bisher seien in Quarta zwei neue Gegenstände hinzugekommen, Griechisch und Mathematik; der Knabe habe keine Ruhe gefunden und sei bald Abspannung eingetreten. Griechisch von Tertia zu beginnen, sei hinreichend."

Bei der Schlußabstimmung über die einzelnen Unterrichtsgegenstände des Untergymnasiums stimmen für Deutsch und Lateinisch alle. Französisch wird (von Quinta an) mit 26 gegen 5 Stimmen angenommen und mit derselben Majorität der ganze § 3 über das Untergymnasium in folgender Fassung:

„Die drei Unterclassen (des Untergymnasium) bereiten ihre Zöglinge sowohl der einen als der andern Art vor und bilden für diejenigen Zöglinge, welche aus dieser Abtheilung unmittelbar ins bürgerliche Leben übergehen, einen für sich bestehenden Cursus. (Folgt die Aufzählung der Unterrichtsgegenstände, unter denen sich das Griechische nicht befindet.) Der Cursus jeder Classe ist einjährig."

Aus dem § 4, der das Obergymnasium betrifft, weicht nur die Bestimmung von der jetzt gültigen ab, welche festsetzt, daß der Tertianercursus nur ein Jahr dauern solle. Der einjährige Cursus wurde nothwendig, nachdem man in § 2 das vollendete zehnte Lebensjahr als Aufnahmetermin für Sexta angenommen hatte, da sonst das Durchschnittsalter der Abiturienten zu groß geworden wäre. Es gab aber deswegen einen harten Kampf, da die Vertheidiger des Griechischen — das schon aus der Quarta gestrichen war — mit Recht nicht noch ein Jahr verlieren wollten.

Den Hauptstreitpunkt bei der Discussion über die Realgymnasien (d. h. Tertia, Secunda und Prima der jetzigen Realschulen) bildete die Stellung des Latein in ihrem Lehrplan. Nachdem alle Stimmen das Latein in den Untergymnasien für obligatorisch erklärt hatten, erschien es vielen für selbstverständlich, daß auch im Realgymnasium dasselbe mit einigen Stunden wöchentlich beibehalten werde. Trotz der beredten Vertheidigung des obligatorischen Lateins durch Scheibert, Kletke, Jacobi, Hertzberg, Kalisch siegten diejenigen, welche es nur für einen facultativen Unterricht erklären wollten, mit 19 gegen 12 Stimmen. Indessen wurde den Schulen frei gegeben, es entweder als obligatorischen Unterrichtsgegenstand für alle, oder als facultativen Unterrichtsgegenstand für diejenigen, die es fortzusetzen wünschen, in ihrem Lehrplan aufzunehmen. Dadurch war die Regierungsvorlage in einem wesentlichen Punkte abgeändert. Im Grunde war damit die Spaltung der Realgymnasien in lateinische oder lateinlose sanctionirt, und da die, welche das Latein ausschlossen, auf die Inscription ihrer Abiturienten bei der Universität verzichten mußten, so war es schon damals kaum zweifelhaft, daß die Mehrzahl der Realgymnasien das Latein in ihren Lehrplan aufnehmen würden.

Da das Unterrichtsgesetz nun nicht zu Stande kam, so wurden alle diese Beschlüsse in den Acten begraben. Gleichwohl konnte eine Umgestaltung des höheren Schulwesens, soweit solche auf dem Wege der Verordnung zu ermöglichen war, nicht vermieden werden. So erschien denn 1856 eine Verfügung über die Gymnasien und 1859 die Unterrichts- und Prüfungsordnung für die Realschulen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß auf diese Verordnungen die Beschlüsse von 1849 einigen Einfluß geübt haben, der Haupt- und Angelpunkt derselben aber, die gemeinschaftliche Vorbildung für Gymnasiasten und Realschüler, war fallen gelassen. So wurde zwar einerseits z. B. das Französische in die Quinta des Gymnasiums eingeführt, der Lehrplan der Unterclassen der Realschulen aber so verschieden von dem der Gymnasien gestaltet, daß nicht einmal mehr in Quinta von einem gleichartigen Unterricht die Rede sein konnte, geschweige denn in Quarta, wie die Landesschulconferenz einstimmig beschlossen hatte! Wir glauben, daß, wenn das Princip der gemeinschaftlichen Vorbildung von dem jetzt zurückgetretenen Leiter des höheren Schulwesens festgehalten wäre, Gymnasium und Realschule sich heut nicht so feindlich gegenüber ständen, und dem hochverehrten Manne unendlicher Verdruß erspart geblieben wäre. Eins konnte ja dabei fallen — der absolute Zwang, den man 1849 im Schilde führte, in Betreff des Lateins in den drei Unterclassen. Mochte man die Existenz der lateinlosen Realschulen zugestehen, ohne jenen Zusatz: „zweiter Ordnung", der so viel böses Blut gemacht hat. Es war durch die Verhältnisse vollkommen dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. So hätte man die Beschlüsse der Landesschulconferenz — man beachte wohl: der vom Lehrstande selbst als Ausdruck seiner Ansichten gewählten Vertreter, und zwar die einstimmigen Beschlüsse dieser Versammlung — in ihrem Hauptpunkt thatsächlich festgehalten und der Inconsequenz, die in ihren Beschlüssen in Betreff des Latein liegt, die Spitze abgebrochen, ohne doch den Realschulen ohne Latein mehr Bedeutung zuzugestehen als sie — fast ohne nennenswerthe staatliche Berechtigungen — sich selbst erobern mochten. Heute steht man nur deswegen rathlos vor der Realschulfrage, weil man den historischen Boden ihrer Entwicklung durchaus verlassen will. Seit einem halben Jahrhundert wird in den meisten Realschulen neben den beiden neueren Sprachen Latein gelehrt, gerade wie man im Gymnasium neben den alten eine der neueren nicht gänzlich zurückweisen kann. Wenn man nun einer Theorie zu Liebe die Realschulen von dieser vorgeblichen Bürde befreien will, widerspricht man dem bisherigen Gange ihrer Entwicklung. Man glaubte schon so weit zu sein, einen Strich durch die Realschulen erster Ordnung machen zu können, als die Verwaltungsbehörden, die Armee, die Marine, die Techniker einstimmig erklärten, Abiturienten lateinloser Realschulen nähmen sie nicht als Aspiranten auf! Auf der Octoberconferenz von 1873 war allseitig zugestanden, daß die Existenz von Realschulen nothwendig sei. Nun sollte man also doch die lateinischen Realschulen behalten? Nein, lieber greift man zu einem andern Einwand, blendend für den selbstbewußten Philister, nichtig in seinem innersten Kern, dem Einwande, Realschulen müßten schon sein, aber sie sollten gar keine Beamten bilden! Als ob Beamte eine ganz andere Art Menschen wären, und in den Forderungen des Staates an die Männer, die er im öffentlichen Dienst brauchen kann, nicht die Summe der Kenntnisse enthalten wäre, die überhaupt von dem höher Gebildeten gefordert wird! Warum sollen denn diejenigen Jünglinge, die sich technisch auszubilden bestrebt sind, ohne in den Staatsdienst treten zu wollen, durchaus eine anders geartete Schulbildung erwerben, als die, welche dem Staate dienen wollen? Man sieht durchaus keinen andern Grund, als den Wunsch, die Realschulen verschwinden zu lassen, indem man aus ihrem Lehrplane die Sprache streicht, deren Kenntniß für den Eintritt in Staatsämter nothwendig ist. Die Forderung, Realschulen sollten keine Vorbildung für Staatsbeamte geben, widerspricht sowohl der Vergangenheit wie der Zukunft. Wo ist denn heute die Grenze zwischen Bürger und Beamten? Wo wird sie in 50 Jahren sein? Eine Grenzsperre zwischen ihnen etabliren zu wollen, ist nicht allein unpolitisch, es ist unmöglich.

Eine Reihe einfacher Sätze fasse die nothwendigen Schlußfolgerungen zusammen. Es ist allgemein zugegeben, daß Realschulen nicht entbehrt werden können, — wie viele, ist eine andere Frage, die gar nichts zur Sache thut. Eine solche Schulgestaltung, die nur auf Nichtbeamte berechnet ist, ist ein Unding. Die Nothwendigkeit des Latein für alle, selbst die rein technischen Staatscarrieren, ist von den Behörden anerkannt. Die Realschulen müssen Latein in ihren Lehrplan aufnehmen.

Wenn dies aber so ist, so greife man doch zu den Principien von 1849 zurück und richte den Unterbau von Gymnasium und Realschule, oder besser Realgymnasium, gleichförmig her. Das wäre ein wahrhaft organisatorischer Gedanke und die Grundlage zu einer Verständigung, von der wir uns jetzt immer weiter entfernen.

Digitized by Google

Damit ist nicht gesagt, man solle mit dem fruchtbaren Gedanken gemeinschaftlicher Vorbildung auch alle Einzelheiten der damals vorgebrachten Lehrpläne annehmen. Wer sie heute ansieht, wundert sich über einzelne Ansätze; wie z. B. 6 Stunden Deutsch für Sexta, da man wohl allgemein von der entsprechenden Wirksamkeit eines so massenhaften deutschen Unterrichts zurückgekommen ist. Man hätte sich 1849 vielleicht auf 8 Stunden Latein für die Classen Sexta, Quinta, Quarta einigen können, und damit der Ausführung des Planes bedeutend die Wege geebnet. Ebenso wäre nach unserer Ansicht die Aufnahme in die Sexta mit vollendetem neunten Jahre, sowie eine zweijährige Tertia für Gymnasium und Realgymnasium nothwendig. Die Verschiebung des Griechischen von Quarta nach Tertia würde, wie wir überzeugt sind, viel mehr Freunde finden, als man denkt. Die einfache Ueberlegung, wie wohlthätig ein gemeinsamer Unterbau auf das ganze höhere Schulwesen einwirken würde, daß dieser Unterbau füglich nicht weniger als drei Classen und drei Jahre bei einem im Ganzen neunjährigen Schulcursus umfassen könnte, und endlich eine Erwägung der natürlichen Folge der Unterrichtsgegenstände müßte doch einleuchten! Zuerst die Gegenstände, die jeder Schüler lernen muß: in Sexta Latein, in Quinta Französisch, in Quarta Mathematik. Von da an in Gymnasialtertia Griechisch, in Realtertia Englisch, in beiden Secunden, wenn auch in verschiedenem Maße, Physik und Chemie. Jetzt tritt in Gymnasialquarta mit einjährigem Cursus Griechisch und Mathematik, das Schwerste alles zu Erlernenden, zugleich ein, während die zweijährige Tertia leer ausgeht. Die jetzt beabsichtigte Verlegung der französischen Elemente von Gymnasialquinta nach Tertia würde die Spaltung der Schulcurse erweitern, statt verengen!

Auch darin wollen wir den Beschlüssen von 1849 nicht das Wort reden, daß man jeder Realschule in den untern oder in allen Classen das Latein aufzwingen solle. Und warum auch nicht Jeden nach seiner Façon etwas lernen lassen? Da schwerlich die Staatsbehörden die Kenntniß des Latein für die Bildung künftiger Beamten der in Frage stehenden Gattung aufgeben, die allermeisten Städte aber den Realschülern den Weg zu Staatsämtern nicht verschließen wollen, so ist nicht zu besorgen, daß in unserer Zeit die sogenannten reinen Realschulen einen erheblichen Aufschwung nehmen und die Einheit der allgemeinen Bildung durch sie mehr als bisher geschädigt werde.

Man mag sich drehen und winden wie man will, ohne einen Gewaltstreich, vor dem wir ja sicher sind, kann man den Realschulen nicht das Latein nehmen, noch auch sie in Gymnasien verwandeln, noch auch sie ihrer schwer und wohlerworbenen Rechte berauben. 80 große Schulen, die von der deutschen Bürgerschaft mit unendlicher Arbeit aus einem oft vielleicht dunkel, aber tief und sicher empfundenen Bedürfniß erzeugt sind, kann man nicht mir nichts dir nichts für todt erklären. Muß es nicht wie ein schlechter Scherz klingen, wenn man in Berlin, wo neben 10 Gymnasien 6 Realschulen 1. O., 2 Realschulen 2. O., und eine nach dem Lehrplan jener arbeitende höhere Bürgerschule bestehen (1874), die zusammen mehr Schüler als die Gymnasien haben und alle Jahre mehr aufblühen, ernstlich davon spricht, diese Schulen, als Realschulen, bis auf ein paar so auszublasen wie ein Licht, das in der hellen Sonne des Gymnasiums nicht zu leuchten braucht, nicht zu leuchten vermag!

Glücklicherweise wird die Praxis stärker sein als die Theorie, und dazu wird in diesem Falle noch ein Umstand erheblich beitragen, der eine besondere Erwähnung zum Schlusse verdient. Wir meinen die Aussichtslosigkeit der Mittelschul-Idee für die Praxis in weiteren Kreisen. Wir wollen die Absicht derselben nicht schelten. Aber man könnte fragen, ob denn die sogenannte „abgeschlossene Bildung", die in der Mittelschule dem kleineren Bürgerstande gegeben werden soll, nicht eine contradictio in adjecto sei. Jede wirkliche Bildung weist immer über sich hinaus, und kennt keinen Abschluß. Es ist aber zu fürchten, daß, wenn es Schulen gibt, die ihren Schülern eine abgeschlossene Bildung zu geben behaupten, Männer erwachsen, welche, dünkelhafte Halbwisser, in unserer gleichmachenden Zeit gleiches Recht der Mitrede und Mitregierung mit wirklich Gebildeten verlangen und an sich reißen. Die Mittelschulen sollen die höheren Schulen von denen säubern helfen, die nur die mittleren Classen etwa besuchen und höchstens das Freiwilligenzeugniß zu erwerben trachten. Alle Lehrercollegien, der Gymnasien wie der Realschulen, könnten sich ja zu verminderter Arbeit gratuliren, wenn sie ihre Unter- und Mittelclassen etwas räumen könnten; aber leider ist bei der Schüleraufnahme weder die Absicht dem Vater, noch die Fähigkeit dem Knaben an der Stirn zu lesen; und gesetzt, es kämen weniger, so fürchten wir, daß neben vielen Unfähigen und Trägen auch viele Fähige und Fleißige ausbleiben, die nicht selten durch ihre Erfolge zur Vollendung des ursprünglich kürzer beabsichtigten Schulcursus veranlaßt werden, die, ob sie die Schule ganz durchmachen oder nicht, ihr immer zur Ehre gereichen, weil sie eine schöne Grundlage allgemeiner Bildung, Respect vor geistigem Können und einen Funken Idealismus in die Welt mitnehmen. Es wäre ein schwerer Schaden, wenn die eigentliche Bürgerschaft — denn um diese handelt es sich — aus den höheren Schulen hinausgedrängt, und ihre Jugendgemeinschaft mit den regierenden Classen aufgehoben würde —, selbst wenn sich noch einige gelehrte Scholarchen mehr über diesen „Ballast" ereifern sollten.

Man wird ja auch wohl die Communen nicht zwingen können, Mittelschulen zu errichten. So lange die Schulen noch für das Publicum da sind, und nicht das Publicum für die Schulen, so lange das majus das minus in sich schließt, so lange wird man den Städten den Gedanken nicht als verheißungsvoll vorstellen können, sie sollten ihre höheren Schulen gegen eine Mittelschule aufgeben. Denn das sagt sich mancher Vater, und viele mehr, als man denkt: „Ich gebe meinen Sohn auf die höhere Schule, damit er zeige, was er lernen kann, und nehme ihn erst weg, wenn er nicht schnell und erfolgreich genug zu lernen im Stande ist. Das Risico, meinen Knaben, der doch wenigstens neun Jahre vom neunten Jahre an die Schule besuchen muß, um Freiwilliger werden zu können, von vornherein auf eine Mittelschule zu geben, und ihm seine Zukunft gänzlich zu präjudiciren — das Risico übernehme ich nicht."

Neben ihren höheren Schulen aber, welche die allermeisten Städte sicherlich nicht aufgeben werden, eine Mittelschule zu errichten, ist für die Mehrzahl der Communen eine pecuniäre Unmöglichkeit. Man sehe sich doch z. B. in der Mark Brandenburg um. Werden Freienwalde, Prenzlau, Neu-Ruppin, Wittstock, Königsberg i. N., Luckau, Sorau, Friedeberg, Perleberg, Luckenwalde, Neustadt-Eberswalde neben ihren höheren Schulen eine Mittelschule gründen können? Und soll man ihnen zumuthen, das Bestehende aufzugeben und so ihren Stadtkindern den Weg zur höheren Schulbildung und zu jeder Beamtenlaufbahn abzuschneiden oder maßlos zu erschweren? Die ganze Mittelschulidee ist nur in wenigen großen oder reichen Communen ausführbar und eignet sich nicht dazu, als Factor bei der Umgestaltung des höheren Schulwesens mit in Rechnung gesetzt zu werden.

Die Mittelschulen haben nun freilich so lange keine Aussicht auf Verbreitung, so lange sie nicht das Freiwilligenrecht haben, aber wir wagen zu prophezeien, auch wenn sie so viel hätten, hätten sie wenig. Der Staat wird sich aber wohl noch recht lange besinnen, ehe er ihren bis jetzt noch recht zweifelhaften Elementen die Möglichkeit eröffnet, Reserve- und Landwehrofficiere zu werden.

Alle praktischen Gründe sprechen somit dafür, daß man die höheren Schulen auf einheitlichen Grundlagen aufbaue, wobei man immerhin denen, die ein anderes Verfahren einschlagen und sich den Folgen desselben für die öffentliche Geltung unterwerfen wollen, ihre Freiheit nicht zu verschränken braucht. Man gestatte neben den Untergymnasien, auf denen Obergymnasien und Realgymnasien, oder bei unvollständiger

Digitized by Google

Organisation Progymnasien oder höhere Bürgerschulen ruhen, die lateinlosen Realschulen, die sich ebenso in Unterrealschulen und Oberrealschulen oder bei unvollständiger Organisation in Mittelrealschulen gliedern können.

Es wird behauptet, daß bei einer solchen Schulgestaltung, wie wir hier empfehlen, die Realgymnasien bald den Weg des köllnischen Realgymnasiums gehen, d. h. in reine Gymnasien verwandelt werden würden. Wir wollen nicht untersuchen, welche Einflüsse bei jener Umwandlung mitgewirkt haben, noch betonen, daß das köllnische Realgymnasium ein solches im Sinne der Beschlüsse von 1849 gar nicht gewesen ist, wir wollen annehmen, jene Behauptung sage vollkommen richtig die Zukunft voraus, — was wollte man denn Besseres? Gern hätten wir den advocatus diaboli gespielt, wenn auf diesem einfachen und natürlichen Wege die unseren Gegnern so leidige Realschule 1. Ordnung aus dem Wege geräumt und die Einheit des höheren Schulwesens wenigstens annähernd wieder hergestellt wäre.

Ein praktischer Schulmann.

Gambetta in Marseille.

Wer nach Nizza will, muß Marseille berühren und hier einen Tag ausruhen; das geht nicht anders. Diesmal war mir der unfreiwillige Aufenthalt in der Metropole des Mittelmeerhandels, von der die Reisehandbücher so wenig Rühmens machen, nicht so unangenehm als er es mir sonst gewesen war; ich konnte ihn benutzen um einen guten Freund aufzusuchen, den sein Geschick für einige Zeit hierher verschlagen hatte.

Nach der ersten Freude des Wiedersehens und dem Austausch der nothwendigsten Klatschgeschichten, waren wir Beide übereinstimmend der Ansicht, daß etwas unternommen werden müsse. Da wir aber das, was zu unternehmen sei, unmöglich im friedlichen Studirzimmer feststellen konnten, so beschlossen wir zunächst unsern Unternehmungsgeist durch einige „Bocks" anzufeuern und machten uns zu diesem Zweck auf den Weg nach einen der glänzenden, in der Hauptstraße Marseilles, der Cannebière, belegenen Cafés.

Ich kannte die Stadt bereits ein wenig von früheren Besuchen her; doch noch nie hatte ich sie so belebt gesehen. Es war allerdings Sonntag, aber doch frappirten mich die Menschenmengen, die alle Straßen durchzogen, an den Straßenecken standen und gesticulirend disputirten, oder die Affichen lasen.

„Was ist denn heute in Marseille los?" fragte ich meinen Freund. „Ein hoher Festtag oder dergleichen?"

„Wie, Du weißt nicht, daß es sich heute wieder einmal um das Geschick Frankreichs handelt?" war die Antwort. „Es ist der 20. Februar, der Tag der Wahlen!"

Wahrhaftig, ich hatte es völlig vergessen. Wäre ich auf deutschem Boden gewesen, so hätte doch wenigstens Fürst Bismarck an meinem Mangel an Interesse für französische Angelegenheiten seine Freude haben können. Ich war aber auf französischem Boden und hatte zu meiner eignen Schande die Sage von dem wißbegierigen Deutschen gröblich Lügen gestraft.

Also Wahlen in Marseille, in dieser Hauptstadt des „Landes der Rothen!" Da war ich ja gerade zur rechten Stunde angekommen, um mit anzusehen, wie radicale Wahlen unter der Herrschaft des Belagerungszustandes gemacht werden. Und Gambetta war in der Stadt und Naquet, der eine roth, der andere röther! Vielleicht konnte ich diese großen Männer sehen, sie sprechen hören, ihre rothen Schatten auf mein schwarzweißes Nichts fallen lassen — ich war voll Hoffnung und zu Allem fähig.

Rothe Tücher auf den Schultern der Frauen, rothe Fezze auf den Häuptern der Männer, rothe Placate an den Häusern, rothe Ideen in der Luft, — konnten wir da anders, als mit jedem Glase Bier röthere Köpfe bekommen? Wir waren unter dem Bann der rothen Stadt.

Meinen sonstigen Gesinnungen zum Hohn und mir selbst zur traurigen Ueberraschung war ich der Erste, der vorschlug den Biertisch, an welchem wir uns in deutsch-conservativer Weise seßhaft gemacht hatten, zu verlassen, und eine Art von Recognoscirungspatrouille durch die französische Stadt in uns selbst auszuschicken.

Wie gesagt, so gethan.

Die Menschenfluth in der Cannebière, die vom Hafen mit seinen sonntäglich bewimpelten, im hellsten Sonnenschein ausruhenden Schiffen zu den mächtigen Platanen der Allées de Méilhan lachend, schreiend, rauchend und schachernd hinauf und wieder hinunter stieg, enthielt offenbar nur wenig Wählerelement. Das waren die Fremden, die Matrosen aller Nationen und aller Racen, die Kirchgänger und Kirchgängerinnen, die ambulanten Krämer und was sonst noch an Sonntagvormittagen sich müßig in der Sonne wärmt. Sorglos und ohne bestimmten sichtbaren Zweck wanderte das Volk einher; nur hin und wieder bildeten sich Gruppen vor den mächtigen Wahlproclamationen, die an den Straßenecken in allen Farben prangten! Gelb proclamirten die Bonapartisten und Conservativen; roth: die Republicaner aller Art; grün: die Legitimisten. Weiß war die Farbe, welche sich die Regierung für ihre Publicationen vorbehalten hatte.

Du meine Güte! was versprachen diese Candidaten nicht Alles! Kürzer wäre es wahrlich gewesen, das anzugeben, was sie nicht versprechen wollten.

Der Hauptkampf concentrirte sich in der ersten Circonscription von Marseille, wo der Exdictator Gambetta, der „unversöhnliche" Chemiker Naquet, der bonapartistische Oberst Bourcart und der legitimistische Journalist Adrien Maggiolo einander gegenüberstanden.

Ein seltsamer Zufall wollte, daß sie sämmtlich einen körperlichen Fehler hatten: Gambetta hat, wie bekannt, nur ein Auge, Naquet einen Buckel, Bourcart nur eine Hand, und Maggiolo ist lahm. Aber das hinderte sie glücklicherweise nicht, in ihren Proclamationen wüthend auf einander loszuhauen.

Victor Hugo'scher Classicität näherte sich der Legitimist Maggiolo (ein Mitarbeiter der „Union"), der gegen seinen bonapartistischen Rivalen folgende Tiraden schleuderte:

„Er ist Officier gewesen."
„Ich bin Soldat gewesen."
„Er ist Elsasser."
„Ich bin Lothringer."
„Er ist Bonapartist."
„Ich bin Franzose."
„Der König Ludwig XIV. hat Elsaß erworben."
„Der König Ludwig XV. hat Lothringen erworben."
„Napoleon III. hat Elsaß und Lothringen verloren!"

Und so weiter. Man erzählte, daß der bonapartistische Candidat seinen Gegner nach den Wahlen fordern lassen werde.

Die verschiedenen „Citoyen" und „Concitoyen" befleißigten sich gleichfalls einer blumenreichen Sprache, die trotz südlicher Farbenpracht an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Dem einen republicanischen Candidaten, Maurice Rouvier, wurde als schandbares Verbrechen vorgehalten, daß er eine Decoration des Königs von Griechenland trage; ferner habe er bonapartistische Verwandte und seine Frau sei eine Pensionärin des Kaiserreichs. (Sie ist allerdings ein unter dem Kaiserreich bekannt gewordener und mit einer Pension belohnter politischer Blaustrumpf, der unter dem Pseudonym Claude Vignon Correspondenzen für die „Indépendance Belge" schrieb und wohl noch schreibt.)

Wir waren auf unserer Streiferei bis an die Ecke der in die Cannebière einmündenden fashionablesten Straße Marseilles, der Rue St. Ferréol angelangt, als plötzlich ein Auflauf unsere Aufmerksamkeit erregte. Wir sahen einen Mann, der mit vollen Händen nach allen Seiten Proclamationen vertheilte, in die sich sofort Jeder, der ein Blatt erwischt hatte, eifrigst vertiefte. Glücklich erhaschten auch wir ein Exemplar dieses interessanten,

Digitized by Google

wahrscheinlich radicalen Schriftstücks — was war's? Die Ankündigung eines schlauen Theaterdirectors, daß in der nächsten Woche „die Reise um die Welt in 80 Tagen" gegeben werde.

Man denke sich unsere Enttäuschung.

Diese guten Marseiller, die in Bezug auf Politik so ungemein vorgeschritten, sind doch wirklich in Bezug auf die Reise um die Welt gar zu sehr zurück. Die haben wir Berliner uns schon an den Schuhen abgelaufen und sind doch lange nicht so radical.

Aber wir sollten dem Manne mit den verkappten Theaterzetteln noch Dank schuldig werden; er hatte uns bis zu einer Querstraße gelockt, in der wir eine erwartungsvolle Menschenmenge sich vor einem Hotel und um einen zum Abfahren bereiten Wagen drängen sahen.

Was giebts? Wen erwartet man?

Gambetta, der eine Ausfahrt machen wird.

Daß wir Prussiens uns sofort mitten unter die harrende Menge stürzten, um unseren wüthendsten Bekämpfer, den „fou furieux", den „Balconier", den „Genuesen", den Donnerer der Nationalversammlung, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ist selbstverständlich.

Der große Mann ließ lange warten; aber das Publicum, aus Personen aller Stände zusammengesetzt, blieb geduldig. Er war schon seit zwei Tagen in Marseille. Am Tage seiner Ankunft, nachdem von der Militärbehörde die in Aussicht genommene republicanische „Réunion privée" (von einigen tausend Personen, die Karten erhalten hatten) verboten worden war, hatte er sich in das „Grand Théâtre" begeben, wo Rossini's „Moise" gespielt wurde. Als er in die Loge trat, erdonnerte eine Beifallssalve. Moses auf der Bühne, der gerade sein Gebet an den Gott Israels um Sonne und Licht geendet hatte und Gambetta nicht sah, glaubte, der Beifall gelte ihm und begann, als derselbe anhielt, äußerst geschmeichelt, sein Gebet noch einmal zu singen. Da ertönte Pfeifen; Moses und Genossen, außer Fassung, unterbrachen einen Augenblick die Vorstellung und setzten sie erst fort, als sie den Grund des Vorgangs erfahren und der Dictator Zeit gehabt hatte, die Demonstration einzuheimsen. Nach einer Viertelstunde ging er davon, um eine feurige Proclamation gegen das Verfahren der Militärbehörde vom Stapel zu lassen.

Was muß der Mann für eine Riesennatur haben! Seit einem Monat auf Reisen von einer Stadt zur andern, aus einer Volksversammlung in die andere! Ueberall Reden halten, ausgepfiffen und beklatscht zu werden, tausendmal dieselben Dinge hören, sprechen, thun! Bald in Gefahr, von dem süßen Pöbel vor Enthusiasmus zerquetscht, bald in der, von ihm vor Wuth zerrissen zu werden! Das halte ein anderer aus, als ein Kyklop.

Das Stärkste, dem er in der diesjährigen Wahlcampagne Stand gehalten hat, mag wohl der Toast gewesen sein, den der Sprecher griechischer, in Marseille ansässiger Kaufleute bei einem zu Ehren des großen Republicaners veranstaltenden Déjeûner ausgebracht hatte: „Les descendants des Grecs à Démosthène!"

Gambetta soll nicht eine Miene verzogen haben.

Wir warteten also in der kleinen schmutzigen Rue Vacon, vor dem kleinen schmutzigen „Hotel d'Orléans", dem gewöhnlichen Absteigequartier des Freundes der Prinzen d'Orléans, auf den Augenblick, wo der gefeierte Volksmann geruhen würde, in die altmodische viersitzige Kalesche zu klettern, die ihn in der Stadt herumführen sollte. Vor uns stand ein feingekleideter junger Mann, dessen Aeußeres den ehemaligen Officier verrieth und der dem Kommen Gambettas mit Ungeduld entgegenzusehen schien. Als Berloque trug er goldene und silberne „Fleurs de Lys"; er war also Legitimist, mithin seine Ungeduld wenig begreiflich. Aber die Neugier mochte wohl stärker als seine politische Anschauung sein.

Nun traten die Vorläufer Gambettas aus dem Hause: ein großer alter Herr mit weißem Schnurrbart, der mit olympischem Lächeln auf die bewegte Menge schaute. Er hatte gut lächeln, denn er war „Sénateur inamovible" und nannte sich Adam. Ihm folgte ein junger Mann von etwa 35 Jahren mit schwarzem Bart, regelmäßigen Gesichtszügen und lebhaften Augen: es war der republicanische Candidat Rouvier, bis zum Jahre 1870 Commis in einem Marseiller Handlungshause, seitdem Volksvertreter von Beruf und Mann des oben vermeldeten Blaustrumpfs.

Hinter ihnen erschien endlich eine plumpe, dicke, große Gestalt mit brutalem Gesicht und einem, in befremdender Weise in zwei Hälften getheilten Gesichtsausdruck.

Bei dem Erscheinen dieser Persönlichkeit ertönte lebhaftes Händeklatschen; dann entblößten sich die Häupter und: Vive Gambetta! Vive la République! brüllte es neben und hinter uns.

Ein furchtbarer, langgehaltener Pfiff durchschneidet plötzlich das Beifalljauchzen; dicht vor uns steigt er aus der Menge empor und ein anderer nicht minder energischer antwortet ihm aus der ersten Etage eines Hauses. Wüthender Beifall erneut sich; noch wüthender schrillt der Pfiff. Die tobende Menge schiebt uns nach vorne und wen sehen wir? Unsern Legitimisten, dicht vor dem Wagen Gambettas, mit einem Schlüssel, den er dem Pförtner des großen Himmelsthors entlehnt zu haben scheint, und welchem er grimmig jenen entsetzlichen, über dem Beifallstosen schwebenden Ton entlockt!

Il est payé! Il est payé! schreit die Menge und droht dem Pfeifer unten und dem Pfeifer oben und grüßt immer wieder Gambetta mit Klatschen und Vivatruf. Und dieser, mit einer, die Gewohnheitsmäßigkeit verrathenden Geschicklichkeit, schwingt dankend seine Kopfbedeckung und läßt sie wieder auf sein Haupt zurückfallen.

Das ist also der große Gambetta!

Ich hatte alle Muße, mir ihn genau anzusehen, denn der Wagen fuhr im Schritt, gefolgt und aufgehalten von der Menge, in der noch immer der tapfere Legitimist seiner Meinung über den Exdictator Ausdruck gab.

Was mir zunächst an Gambetta auffiel, war sein Hut. So etwas von Radicalität werde ich wohl nicht sobald wieder sehen. Diese ehrwürdige Kopfbedeckung wird sicherlich noch einmal bei den französischen Republicanern eine ähnliche Rolle als heiliges Wahrzeichen spielen, wie ein alter Schuh bei unseren rebellischen Bauern des Mittelalters.

Und doch genügte die ungeheure Rundung des vortrefflichen Cylinders, die nachgiebige Fügsamkeit seiner hartgeprüften Krempe kaum, um diesen gewaltigen Schädel schützend zu umspannen. Welch' ein Kopf! Ein Stierkopf mit einer Adlernase, der zu schwer war, von einem Halse getragen zu werden und der daher mit seiner Last zwischen die Schultern hinabsank. Langes Haar, das schon stark ins Graue spielt, fällt unordentlich in den Nacken und bei jeder Bewegung des Hauptes von hinten über die Ohren ins Gesicht. Und dieses Gesicht? Nun, das kennt alle Welt aus Photographien und ich habe nicht nöthig, die begeisterten Schilderungen des einen lebenden Auges und seines Feuers zu wiederholen. Nur ist das Gesicht schlaffer und gedunsener geworden, als man es gewöhnlich dargestellt sieht. Der ganze Mensch hat schnell gealtert und das begreift sich. Der Mund, der so gut die Theaterdonner rollen zu lassen versteht, trägt augenblicklich nur den verbindlichen Ausdruck, den jeder Franzosenmund annimmt, wenn sein Besitzer den Hut zieht. Aber nehmt Euch in Acht! wenn Ihr nicht bald schweigt, hält er Euch eine Rede, daß der ganze Belagerungszustand dabei aus Rand und Band geht. Sein Stenograph, der ihn nie verläßt und ihm auch jetzt im Wagen gegenübersitzt, hat immer angespitzte Bleifedern bei sich und ist nie unvorbereitet wie sein Meister. Nach vierundzwanzig Stunden aber bringt die „République française" eine acht Spalten lange Rede ihres Führers und die andere République française kracht in ihren Fugen.

Vive la République! brüllte es noch einmal auf, bevor der Wagen um die Ecke bog und — hüh — schmetterte der Petersschlüssel.

Nun aber stürzte sich der enthusiastische Theil des Publicums auf den charaktervollen Pfeifer.

Digitized by Google

„Warum pfeifen Sie? Nieder mit ihm! Das ist ein Bonapartist! Er ist bezahlt!" so tönte es von allen Seiten und drohend hoben sich die Fäuste.

Mir wurde für unsern Legitimisten bange und ich sah mich nach einem Polizeimenschen um. Seltsam! — wir waren in Marseille und nicht in Berlin; aber ein Schutzmann war nicht zur Stelle.

Der Bedrohte hatte inzwischen seinen Schlüssel weggesteckt, wohin begriff ich nicht — und seinen Rock fest zugeknöpft. Wahrscheinlich meinte er, daß, wenn nicht alle Rothen Diebe, so doch alle Diebe Rothe sind und wollte seine Uhr und Berloques in Sicherheit bringen. Ohne seinen Angreifern ein Wort zu erwidern, wehrte er sie nur ab und ließ sich von dem schimpfenden, schreienden, ihn bedrohenden Menschenstrom forttragen. Plötzlich faßte er festen Fuß, brach sich mit einem Ruck freie Bahn aufs Trottoir und verschwand in einem Café, das einen Ausgang nach einer andern Straße hat.

Die Menge brüllte noch ein Weilchen; dann kamen die Sergents de ville und alles löste sich in Wohlgefallen auf.

Wir aber setzten unsern politischen Spaziergang fort, besichtigten einige Wahllocale, vor denen jede Partei ihre, durch große auf der Brust befestigte Schilder kenntlich gemachte Wahlzettelvertheiler postirt hatte und kehrten dann wieder zu unserm Café zurück, um nach Marseiller Gebrauch vor dem Déjeûner einen Wermuth zu uns zu nehmen.

Mir fiel die Sonntagsnummer der „Gazette du Midi", des Hauptorgans der Legitimisten des Departement des Bouches du Rhône in die Hand.

„Wähler", so las ich, „vergeßt nicht: die Revolution besorgt die Geschäfte Preußens. Das ist ein Erbtheil, das sie von Voltaire erhalten hat, diesem intimen und guten Freunde Friedrichs. Ihr habt alle die Briefe des Herrn von Bismarck an Herrn von Arnim gelesen und könnt nicht mehr im Zweifel darüber sein, was der geheime Grund seiner Vorliebe für Herrn Thiers und die Radicalen war; das Einzige, was er fürchtete, war die Herstellung der Monarchie ..... Noch ein Sieg der revolutionären Partei und der Preuße wird zufrieden sein; er wird versuchen können, seinen letzten Traum zu verwirklichen .... Nieder mit Denen, die Preußen haben siegen lassen und es wieder siegen lassen würden."

Nun wußten wir, warum uns die Wahlen in Marseille interessirten und warum wir voll Neugier durch die Straßen gestreift waren.

Unser Freund und Geschäftsführer Gambetta ließ sich nicht wieder sehen; wir gingen also frühstücken. Ich weiß nicht, wie es kam; aber als wir uns vom Frühstückstisch erhoben, dunkelte es stark und aus der projectirten Segelpartie nach Monte-Christos Felsengefängniß, dem Château d'If, konnte nichts mehr werden. Wir begaben uns also nach einem der Café chantant, in welchen das niedere Volk und die lebenslustige Gesellschaft Marseilles Erholung sucht. Hier hatten wir das gute Glück eine Pantomime zu sehen, eine jener im Süden so sehr beliebten theatralischen Darstellungen, bei denen kein Wort gesprochen, sondern Alles nur durch Geberden ausgedrückt wird. Das Publicum war hergebrachterweise außer sich vor Entzücken, als am Schluß die Tugend triumphirte und das Laster seine Strafe abbekommen hatte; und auch wir verließen mit dem angenehmen Bewußtsein das Local, einmal die ewige Gerechtigkeit in einer Entfernung von zehn Schritt von uns haben wirklich walten zu sehen.

Die Pantomime hieß, vielleicht mit Bezug auf den Wahlkampf: „Les peaux rouges"; sie hätte auch ebenso gut „Le drapeau blanc" heißen können.

Als wir wieder in unserm Café ankamen — denn alles Lebens Anfang, Mitte und Ende ist in Marseille das Café — kannte man bereits annähernd das Resultat der Wahlen.

Die Republicaner hatten auf der ganzen Linie ohne die geringste Ruhestörung gesiegt. Gambetta hatte mit großer Majorität sowohl seinen Collegen in der rothen Mütze, wie die Repräsentanten der Herren: Heinrich V. und Napoleon IV. aus dem Felde geschlagen und noch spät Abends aus Nizza — wohin er zur Hochzeit seiner Schwester hinübergefahren war — das Telegramm geschickt:

„La raison triomphe et la République française est faite. Amitié à tous. Gambetta."

Vielleicht hoffe ich ihn morgen noch in Nizza oder in Monaco, wo es sicherlich auch nicht an Demonstrationen fehlen wird. Doch dürfte er an letzterem Orte seines Erfolges weniger sicher sein, als in Marseille; denn in Monaco ist — ob es sich um Rouge oder Noir handelt, — immer Blanc derjenige, welcher gewinnt.

Dieser geistreiche Scherz ist das letzte Stück der Ausbeute, welche ich von meinem Ruhetag in Marseille mit mir fortnehme.

Fritz Frusten.

Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes.

Eine völker- und staatsrechtliche Studie

von

Bluntschli.

(Schluß.)

III. Geschichtliche Erwägung und Schlußsätze.

Die rechtliche Stellung der Päpste wurde in verschiedenen Zeiten der Papstgeschichte sehr verschieden angesehen. Die flüchtige Andeutung dieser Unterschiede genügt, um die Wandelbarkeit solcher Privilegien anschaulich zu machen.

Selbstverständlich war in den drei ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche von irgend einer bevorzugten Stellung der römischen Bischöfe nicht die Rede. Die christliche Kirche wurde von dem antiken römischen Kaiserstaate, in dem sie wie ein fremdartiger Körper heran wuchs, keineswegs freundlich betrachtet und mit keinerlei Rechtsprivilegien ausgestattet. Sie wurde höchstens mit Mißtrauen geduldet, zuweilen geradezu als staatsgefährlich und widerrechtlich verfolgt und gedrückt.

Sehr beachtenswerth für die religiöse Beurtheilung der päpstlichen Ausnahmestellung ist es, daß der Stifter der christlichen Religion, daß Jesus selber in keiner Weise gegen die staatliche Gerichtsbarkeit seiner Zeit protestirt und kein Privilegium verlangt, sondern sich unweigerlich dem Strafgerichte, sowohl des jüdischen Rathes als des römischen Statthalters unterworfen hat. Ebenso hat der vermeintliche Vorgänger des Papstes, der Apostel Petrus, und haben alle Apostel und Bischöfe der noch jungen christlichen Gemeinde keine Privilegien von dem Staate begehrt und viele unter ihnen mit dem Tode ihren Gehorsam gegen die Staatshoheit und die Staatsgerichte bezeugt. Es ist das ein Beweis, daß die Religion auch ohne alle Privilegien gegründet und ausgebreitet werden konnte.

Als dann in der folgenden Periode die christliche Kirche von dem römisch-byzantinischen Reiche als Staatsreligion erklärt ward, erhielten die Bischöfe wohl einige Privilegien von den christlichen Kaisern. Aber sie blieben Unterthanen des Kaisers. Auch damals war von Unverantwortlichkeit des römischen Bischofs keine Rede. Die Kaiser behielten sich vor, in Strafsachen selber die Bischöfe zur Rechenschaft zu ziehen. Sehr oft haben auch Kaiser, wie selbst der orthodoxe Kaiser Justinian, über römische Bischöfe Gericht gehalten und Päpste entsetzt, verbannt, zu schweren Strafen verurtheilt. Mehr als sieben Jahrhunderte bestand so das römische Papstthum, trotz seiner hohen Autorität in der kirchlichen Lehre, in völliger Abhängigkeit von dem antiken Kaiser, in dem alle Souveränetät geeinigt war, und der auch über die Kirche und ihre Diener wie über andere Unterthanen die höchste Gerichtsbarkeit besaß.

In der dritten Periode, als mit Hilfe der Päpste das römische Kaiserthum von den Griechen auf die germanischen Könige, vorerst die Franken, später die Deutschen über-

Digitized by Google

gegangen war, stieg das Ansehen der Päpste rasch gewaltig in die Höhe. Die Päpste konnten nun eher als früher eine den Kaisern ebenbürtige, in kirchlichen Dingen sogar übergeordnete Autorität behaupten. Sie waren den Kaisern an Bildung und Wissen sehr überlegen. Die Kaiser widmeten ihnen als ihren Vätern im Glauben gerne jede äußere Ehrerbietung. Dennoch blieben die Kaiser selbst da noch in den ersten Jahrhunderten die Oberherren Roms und betrachteten auch da noch die Päpste als in weltlichen Dingen untergeordnet. Manche germanische Kaiser hielten noch zu Rom Gericht über römische Päpste und entsetzten schuldig befundene Päpste von ihrer Würde.

Erst seit den Tagen Gregors VII. und Heinrichs IV. hat es den Anschein, als werde sich der Traum der päpstlichen Weltherrschaft erfüllen. Erst von da an nimmt der Papst in in dem allgemeinen Bewußtsein der westeuropäischen Christenheit den höchsten, selbst die Hoheit des Kaisers überragenden Rang ein. Der Widerstand der Deutschen verhinderte wohl die Verwirklichung einer geistlichen Universalmonarchie; aber es war nicht mehr möglich, die Gerichtsbarkeit des Kaisers über den Papst zu behaupten. Die Kaiser mußten sich damit begnügen, die Lehensherrlichkeit der Päpste abzulehnen, sie waren zu schwach, um noch die Staatshoheit über die Päpste geltend zu machen. Damals kam die Meinung auf, daß der Papst der vornehmste Souverän der Christenheit sei, daß die übrigen Souveräne ihm die Reverenz zu bezeugen haben. Indessen sogar in dieser Zeit, in welcher die Päpste den Gipfel ihrer Macht erreicht hatten, war selbst der ehrgeizige Bonifacius VIII., der Verkünder der Bulle: Unam sanctam, welche dem Papste zugleich die geistliche und die weltliche Obergewalt zusprach, nicht sicher davor, von den Reitern des Königs von Frankreich überfallen und gefangen genommen zu werden.

Seit dem fünfzehnten Jahrhundert, d. h. seit der Entstehung von großen selbstbewußten Staatsmächten, den Kirchenconcilien von Constanz und Basel, und dem Wiederaufleben antiker Erinnerungen vermögen die Päpste ihre Herrschermacht nicht mehr zu behaupten. Ihr Ansehen sinkt, die Macht der weltlichen Staaten und die Autorität der weltlichen Wissenschaft steigen. Der Abfall der germanischen Nationen von Rom stellt den Päpsten völlig freie und sogar mißtrauisch und feindlich gesinnte protestantische Mächte entgegen, welche keine Präeminenz jener anerkennen und keine Privilegien den Päpsten zugestehen. Selbst die katholischen Fürsten und Staaten wurden nun ihrer nationalen Selbständigkeit und ihrer politischen Freiheit und Hoheit wieder inne und sind nicht mehr gesonnen, sich den römischen Ansprüchen zu fügen, wenn gleich sie noch den Päpsten eine formelle Ehrerbietung willig erwiesen. Der Papst hatte aber jetzt noch eine Doppelstellung, einmal als Kirchenhaupt, daneben als Staatshaupt des Kirchenstaats. Insofern konnte er auch das völkerrechtliche Privilegium der Staatshäupter von protestantischen Fürsten erwarten. Eben um jener Mischung willen mit geistlichen Ansprüchen wurde dasselbe nur unvollständig, am wenigsten von England zugestanden.

Der Durchbruch der modernen Staatenbildung beseitigte endlich die Mischung. Der Kirchenstaat wurde zuerst 1809, und wieder 1870 säcularisirt und das Papstthum auf seinen kirchlichen Beruf zurückgewiesen. Von Staatshoheit der Päpste und von Ueberordnung über die andern Staatshäupter kann nun nicht mehr die Rede sein. Es fragt sich nur noch, ob die kirchliche hohe Würde eine besondere Rechtsstellung erfordere und verdiene.

So gelangen wir denn, nach den geschichtlichen wie nach den verständigen Erwägungen der Sachlage zu folgenden Schlußergebnissen:

1. Es gibt keine allgemeine Rechtspflicht, weder des Staatsrechts noch des Völkerrechts, welche die Staaten nöthigen würde, dem Papste eine privilegirte Rechtsstellung, insbesondere die Privilegien der Immunität und Exterritorialität zu gewähren, und denselben von der verfassungsmäßigen Unterordnung unter die Staatsgesetze und Unterwerfung unter die Polizei- und Gerichtshoheit des Staates zu befreien.

Wohl aber können politische Gründe, sei es einzelne Staaten, sei es die civilisirten Staaten überhaupt, dazu bestimmen, mit Rücksicht auf den Glauben und die Wünsche der römisch-katholischen Bevölkerungen ihrer Länder und aus Ehrerbietung für die weltgeschichtliche Institution des römischen Papstthums und seine universelle Bedeutung, den Päpsten eine privilegirte und eximirte Rechtsstellung, nach Analogie der souveränen Rechte der Staatshäupter, zu gewähren.

2. Die völlige Gleichstellung der Päpste mit fremden Souveränen ist nicht möglich, weil die Verhältnisse grundverschieden sind, aber es kann den Päpsten annähernd ein ähnlicher Vorzug zum Schutz ihrer Freiheit gewährt werden, als Häupter der römisch-katholischen Kirche, unbeeinflußt von irgend einer Staatsmacht, ihren kirchlichen Beruf auszuüben.

3. Sowohl Rechtsgründe als politische Gründe sprechen dafür, daß die Staaten, um anmaßenden Uebergriffen und feindseligen politischen Handlungen der Päpste zu wehren, die Ertheilung des Rechtsprivilegiums an die Päpste an die Bedingung knüpfen, daß die Päpste ihrerseits die verfassungsmäßige Rechtsordnung der Länder respectiren und keine von dem Völkerrecht als Friedensbruch verbotene Handlung wider die Staaten üben.

Wird diese Bedingung nicht erfüllt, so ist jeder Staat berechtigt, dem Papste diesen Rechtsschutz und ein solches Privilegium zu entziehen.

4. Am besten wäre eine völkerrechtliche Vereinbarung aller oder doch der mächtigsten christlichen Staaten über die nähere Bedingung und Fassung des Privilegiums, und es könnte eine solche Uebereinkunft den Päpsten bei der Papstwahl ähnlich wie früher die Wahlcapitulation den römischen Kaisern vorgelegt und die staatliche Anerkennung des Papstes als Kirchenhauptes der katholischen Kirche von dem Versprechen des Papstes abhängig gemacht werden.

5. In Ermangelung eines Vertrags ist jeder Staat für sich allein berechtigt, in derselben Weise vorzugehen.

6. Wenn gleich die Papstfreiheit in weitestem Umfang geschützt werden mag, so darf doch kein Staat gestatten, daß sein Gebiet und sein Privilegium zu völkerrechtswidrigen Friedensbrüchen wider einen andern Staat mißbraucht werde. Dafür ist jeder Staat den andern Staaten verantwortlich, wie wenn ein entthronter Souverän von dem Gebiet eines neutralen Staates den Krieg erneuern wollte.

Literatur und Kunst.

Das goldene Buch des Théâtre Français.

(Fortsetzung.)

II.

Molières Debüt vor dem Hofe in Paris; seine Gesellschaft; die Einnahmen der Truppe und der Gewinnantheil eines Schauspielers; Besserung der finanziellen Lage durch die „Précieuses ridicules"; annähernde Schätzung der Einnahmen Molières von seiner Ankunft in Paris bis zu seinem Tode.

Das gewöhnlich „Register" genannte Buch führt folgende Aufschrift: „Auszug der Einnahmen und Geschäfte der Komödie seit Ostern des Jahres 1659, dem Herrn von La Grange, einem der Komödianten des Königs gehörig."*)

La Grange ist offenbar darauf bedacht, daß man seine Eigenthumsrechte an diesem Buche nicht in Zweifel ziehe, denn in der ersten Zeile der ersten Seite wiederholt er: „Dieses Buch

*) Extraict des receptes et des affaires de la Comédie depuis Pasques de l'année 1659. — Apartenant au Sr de La Grange, l'un des Comédiens du Roy.

Digitized by Google

gehört dem Herrn von La Grange einem der Komödianten von der Truppe des Herrn von Molière."*)

Da La Grange erst ein halbes Jahr nach der Ankunft Molières in Paris in der neuen Gesellschaft engagirt wurde, so hat er der Vollständigkeit halber die Hauptereignisse während dieser sechs Monate kurz zusammengefaßt und auf diese Weise aus seinen Aufzeichnungen eine vollständige Geschichte der Gesellschaft Molières von ihrer Ankunft in Paris an bis zum August 1685 geschaffen. La Grange berichtet also, daß „Herr von Molière", — der junge Schauspieler weiß genau, welchen Respect er seinem Chef schuldet, — mit seiner Gesellschaft aus der Provinz im October 1658 in Paris eingetroffen sei und daß Philipp, Herzog von Anjou, der einzige Bruder des Königs, der den Titel MONSIEUR führte, die Gesellschaft mit Seiner höchsten Protection beehrt, sie zu seinen Hofkomödianten ernannt und ihnen ein Jahresgehalt von 300 Livres ausgesetzt habe. Zu dieser Mittheilung bemerkt La Grange mit unwillkürlicher trockner Komik am Rande: „Nota bene, diese 300 L. sind niemals ausbezahlt worden". Die „Gesellschaft von MONSIEUR, einzigem Bruder des Königs"**), spielte also am 24. October 1658 zum erstenmale in Paris, und zwar im königlichen Palais des Louvre und in Gegenwart des Königs, der Königin-Mutter und des ganzen Hofes. Die Gesellschaft gab zuerst „Nicomède", Trauerspiel von Corneille. Als der Vorhang gefallen war, trat Molière auf die Bühne und hielt aus dem Stegreif eine Ansprache an das Auditorium. Nachdem er den Schauspielern des Hotel de Bourgogne, die ebenfalls dieser ersten Aufführung beiwohnten, einige Freundlichkeiten gesagt, wandte er sich an den König selbst: er dankte Sr. Majestät in gar bescheidentlichen Ausdrücken für die Gnade, mit welcher Allerhöchst-Dieselben seine und seiner Truppe Fehler zu entschuldigen geruht hätten — denn sie seien zitternd und zagend vor einer so erlauchten Versammlung erschienen — und fügte hinzu, daß ihr Verlangen, den größten König der Welt belustigen zu dürfen, sie habe vergessen lassen, wie Se. Majestät zu Allerhöchst-Ihrer Verfügung fürtreffliche Originale habe, von denen sie doch nur sehr matte Copien seien; da aber Se. Majestät an ihrem kleinstädtischen Gebaren keinen Anstoß genommen, so erlaube er sich die allerunterthänigste Bitte auszusprechen: Se. Majestät wolle geruhen, Sich einen jener kleinen theatralischen Scherze anzusehen, mit denen sie sich einen gewissen Ruf erworben hätten und die in der Provinz vielen Beifall fänden."***)

Die Gesellschaft spielte darauf eine einactige Posse von Molière, von der nur der Titel erhalten ist: „Der verliebte Arzt". Der lustige Spaß errang den vollsten Beifall der Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften; der König gestattete Molière, sich in Paris mit seiner Gesellschaft niederzulassen und in dem Saal des „Petit-Bourbon" abwechselnd mit der italienischen Gesellschaft, die diesen Saal gemiethet hatte, Vorstellungen zu geben. Die Italiener spielten Dienstag, Freitag und Sonntag, Molière nahm die vier anderen Tage der Woche in Anspruch und fand sich dafür mit den Pächtern des Saales durch Zahlung einer Entschädigung von 1500 Livres ab.

Die Gesellschaft bestand aus zehn Schauspielern: den Ehepaaren Du Parc und De Brie, den drei Béjarts, dem Schauspieler Dufresne und der Schauspielerin Hervé. Die hervorragendsten Mitglieder waren, außer Molière, die frühere Schöne: Madeleine Béjart, Frau Du Parc, die wegen ihrer wundervollen Gestalt namentlich die vornehmen Damen spielte und als Tänzerin sich durch eine große Anmuth der Bewegungen auszeichnete, und die sanfte Frau De Brie, der nach der Versicherung der Zeitgenossen namentlich die herzlichen, rührenden Accente zu Gebote standen. Sie bewahrte bis in ihr hohes Alter den vollen Reiz verführerischer Weiblichkeit.

Die erste Vorstellung vor dem Publicum fand am 3. November 1658 statt. Bis Ostern des folgenden Jahres behalf sich Molière mit seinem Personal und seinem Repertoire aus der Provinz. Zwei Stücke seiner eigenen Dichtung brachte er mit, die dem Pariser Publicum noch unbekannt waren: den „Unbesonnenen" und den „Liebeszwist", und beide Stücke wurden auf das Beifälligste aufgenommen. Das Debut war mithin so glücklich wie nur möglich.

Zu Ostern 1659 traten bedeutende Veränderungen ein. Ein Schauspieler zog sich von der Bühne ganz zurück, das Ehepaar Du Parc ging zu dem concurrirenden Marais-Theater über, und von diesem wurden zwei hervorragende Kräfte: der weit und breit berühmte Jodelet, der bekannteste Komiker seiner Zeit, und L'Epy engagirt; außer diesen noch drei Schauspieler aus der Provinz, die in Paris bisher unbekannt waren: das Ehepaar Du Croisy und La Grange.

La Grange gehört nun zur Gesellschaft, und vom 28. April 1659 an notirt er Aufführung für Aufführung mit größter Genauigkeit den Titel des Stücks, die Einnahmen, seinen Antheil an denselben und alle großen und kleinen auf die Schauspielertruppe und auf seine Person bezüglichen Ereignisse.

Gleich auf einer der ersten Seiten finden wir am Rande ein schwarzes Viereck und die Bemerkung: „Unterbrechung der Vorstellungen wegen des Todes des Herrn Béjart". Diese Unterbrechung währte vom 20. Mai bis zum 2. Juni. Den Schauspielern mag es hart angekommen sein, eine Pause eintreten zu lassen; denn ihre Einnahmen waren namentlich zu Anfang gering, und auf den Einzelnen kam sehr wenig. Vom Montag 16. bis Montag 23. Juni kamen zum Beispiel auf La Granges Theil nur 32 Livres 10 Sols, nach genauer Uebertragung 26 Reichsmark. Wenn auch der Geldwerth damals ein viel höherer war — man nimmt an, daß das Geld damals ungefähr dreimal so viel werth war wie heute, daß also ein Livre ungefähr nach heutigem Geldwerthe 250 Pfennige repräsentiren würde, — so bleibt doch immerhin die Einnahme für einen Künstler ersten Ranges eine auch für damalige Zeiten außerordentlich bescheidene. Das Register weist für jene Woche folgende Posten nach:

Lundy	16	Jodelet M^e [1]	60 ℔		
Partagé			2 ℔		
Mecredy	18me Juin ...	M. de Crispe [2]	90 ℔		
Partagé			3 ℔		
Jeudy	19me Juin	M. de Pompée [3]	153 ℔		
Partagé			10 ℔	10 S.	
Dimanche*)	21me Juin	L'Estourdy [4]	235 ℔		
Partagé			17 ℔		

Wie man sieht, erzielt Molière weitaus die besten Einnahmen.

Da La Grange nach seinem Contract den 12. Theil der

*) Ce liure apartient au s^r De la Grange, l'vn des Comediens de la Troupe du s^r De Moliere.

**) „La Troupe de MONSIEUR, frère vnique du Roy"

***) Dieser Passus ist der Vorrede zu der ersten Gesammt-Ausgabe Molières, die im Jahre 1682 erschien, entnommen. Die Herausgabe hat ebenfalls La Grange gemeinschaftlich mit einem Freunde Molières, Vinot, besorgt. Die Herausgeber haben Molières Lustspiele mit einem Vorwort versehen, in welchem sie über den Lebenslauf des Dichters leider zu kurz berichten. Diese Einleitung ist die einzige authentische Lebensgeschichte Molières, und sämmtliche späteren Biographien fußen auf derselben. Die Gewissenhaftigkeit La Granges zeigt sich auch in dieser Arbeit überall, während schon der erste Biograph, der ihm folgt, in krausem Durcheinander, Theaterklatsch und unverbürgte Anekdoten ohne Kritik mit aufnimmt und über Molière und seine Geschicke Fabeln verbreitet, deren gründliche Beseitigung erst der mühevollen Forschung der neuesten Zeit vollkommen gelungen ist.

[1]) Jodelet ou le Maître-Valet, Lustspiel von Scarron, aufgeführt 1645. Die Hauptrolle spielte der auf dem Titel genannte berühmte Komiker Jodelet.

[2]) La mort de Crispe ou les Malheurs du grand Constantin, Tragödie von Tristan, aufgef. 1639.

[3]) La mort de Pompée, Tragödie von Corneille. 1641.

[4]) Molières erstes selbständiges Lustspiel, das zunächst in Lyon im Jahre 1653 aufgeführt wurde.

*) La Grange irrt sich, er hat „Samedy" schreiben wollen, der Sonntag gehörte den Italienern. Der 21. Juni 1659 fiel auf einen Sonnabend.

Digitized by Google

Einnahme, nach Abzug der Tageskosten, zu beanspruchen hat und die Einnahmen während der vier Vorstellungen sich auf 538 L. belaufen, so ergibt sich daraus, daß die Kosten für diese vier Vorstellungen 148 L. — nämlich die Differenz zwischen der Bruttoeinnahme (538 L.) und der zur Vertheilung gekommenen Summe von 390 L. (12 × 32 L. 10 S.) — betragen. Die Tageskosten haben sich also während dieser vier Vorstellungen pro Abend im Durchschnitt auf 37 L. erhoben.

Im Juli verließ die italienische Truppe Paris. Molière benutzte die Gelegenheit, um die nun vacant gewordenen Abende, die jedenfalls die besseren für den Theaterbesuch waren, zu wählen. Von jetzt an bis zum Jahre 1680, in dem die Ueberreste der Molière'schen Truppe sich mit dem Hotel de Bourgogne verbinden, giebt Molières Gesellschaft wöchentlich drei Vorstellungen: nämlich am Dienstag, Freitag und Sonntag.

Während der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Paris scheinen die Schauspieler übrigens bisweilen in drückender Geldverlegenheit gewesen zu sein. Die Capitalisten der Gesellschaften waren Madeleine Béjart und der ordentliche La Grange. Madeleine Béjart, die früher selber ein Theater geleitet hatte, mochte aus dem Inventar desselben noch altes Gerümpel übrig haben, das sie später dem Theater Molières überließ. Auf diese Weise wurde sie Gläubigerin der Gesellschaft. Allerdings muß ihr Guthaben nicht sehr bedeutend gewesen sein, da ihre Ansprüche durch zwei ausnehmend günstige Sonntagseinnahmen befriedigt werden konnten. Am Sonntag, 20. Juli, wurden 303 L. eingenommen, davon kamen aber nur 144 L. zur Vertheilung, jeder Schauspieler erhielt nur 12 L. Am Sonntag den 3. August erzielte das Theater 393 L., von denen jedoch nur 252 zur Vertheilung kamen, jeder Schauspieler erhielt 21 L. Nach Abzug der Tageskosten blieben von diesen beiden Sonntagen ungefähr 200 L. übrig und diese wurden, wie La Grange am Rande bemerkt, der Béjart ausbezahlt. Am Sonntag den 17. Aug. erhielten die Schauspieler gar nichts; die Einnahme wurde der Gläubigerin Béjart und Herrn von Molière ausgehändigt.

La Grange machte der Gesellschaft aus seinem Privatvermögen einen Vorschuß von 300 L. Diese wurden ihm in zwei Raten erstattet: Sonntag den 24. August erhielt er die Gesammteinnahme von 200 L., die übrigen Schauspieler bekamen nichts, und am 26. October wurden die letzten 100 L. bezahlt. Trotz der finanziellen Bedrängniß hatten die Schauspieler noch immer für mildthätige Zwecke Geld übrig. Am 5. Oct. betrug die Einnahme 153 L., jeder Schauspieler erhielt auf seinen Theil 9 L. Die gleiche Summe, 9 L., erhielt auch, wie La Grange am Rande bemerkt, ein Capuziner, der wegen Widerspenstigkeit aus dem Kloster entlassen war.*)

Die höchste Einnahme, welche von Ostern 1659 bis Mitte November desselben Jahres erzielt wurde, belief sich auf 393 L. (Sonntag, 3. August.)

Jetzt tritt auf einmal eine außerordentliche Steigerung der Einnahme ein. Am Dienstag den 18. Nov. steht auf dem Zettel ein neues Stück von Molière, das erste, das er in Paris schreibt: „Les Précieuses ridicules". Die Schauspieler sehen vor sich zum ersten Mal ein ganz volles Haus! 533 L. Einnahme bei niedrigen Preisen. Der Erfolg übertrifft alle Erwartungen, der unternehmende Director hat die Kühnheit, die Preise der Plätze zu verdoppeln und siehe da, bei der zweiten Aufführung, Dienstag, 2. December, wird eine Einnahme von 1400 L. erzielt und jeder Schauspieler bekommt 121 L. für sich! Die Einnahmen bleiben noch lange Zeit außerordentlich hoch. Jedesmal wenn die „Précieuses" auf dem Zettel stehen, ist das Haus gut besetzt und oft bis auf den letzten Platz gefüllt. Am 5. Dec. betragen die Einnahmen 1004 L., am 7. Dec. 1000, am 26. Dec. 1200, am 6. Febr. 1100. Drei Tage vorher, am 3. Febr., hatte ein anderes Stück 140 eingetragen. Am Carnevalssonntag, Montag und Dienstag nahmen die Schauspieler mit den „Précieuses", — es wird natürlich immer noch ein Tauerspiel oder dergleichen dazu gegeben, — 2150 L. ein. Kurz und gut, die „Précieuses ridicules" machen die in Schulden stecken gebliebene Schauspielertruppe wieder flott, führen jedem Einzelnen einen ganz beträchtlichen Gewinnantheil zu und legen den ersten Grundstein zu dem Vermögen, das sich der Dichter Molière durch seine Feder erwerben wird.

Am 6. Dec. wurden dem Verfasser der „Précieuses ridicules" 500 L. ausgezahlt, in der Woche vom 16. bis 23. Januar 1660 erhielt er in verschiedenen Zahlungen für dasselbe Stück noch einmal 500 L., also zusammen 1000 L. — für eine einactige Posse ein sehr anständiges Honorar, auch nach heutigen Begriffen.

Die Feststellung der Honorare, die Molière als Dichter für jedes einzelne Stück bezogen hat, ist eine zwar ziemlich nüchterne und langweilige Arbeit, aber das Ergebniß ist doch wohl interessant genug, um sich derselben zu unterziehen. Das Register La Granges giebt darüber genauen Aufschluß:

Für „Sganarell" bezog er 1500 L. in drei Zahlungen, am 13. Juni 1660 500 L., am 13. Aug. 500 und am 7. Dec. 500.

Für das verunglückte Stück „Don Garcia von Navarra", das nur siebenmal gegeben werden konnte und mit der erbärmlichen Einnahme von 70 L. abgesetzt werden mußte, erhielt Molière 550 L., 17. Febr. 1661.*) Bei seinem vierten in Paris aufgeführten Stücke führte Molière einen neuen Zahlungsmodus ein; er nahm nicht mehr eine Pauschalsumme, sondern betheiligte sich an der Einnahme. Er bezog also Tantièmen. Und zwar erhielt er zwei Theile der Einnahme, einen als Schauspieler und einen als Dichter. Auf diese Weise brachte ihm die „Schule der Männer" 2929 L. 4 Sols und die „Schule der Frauen", die einen außerordentlichen Erfolg hatte, 6511 L. Für die „Fâcheux" bezog er 4217 L. Fournier**) hat aus dem Register die Hauptposten wie folgt zusammengestellt: Für den „Misanthrop" bezog Molière 1493 L. 14 S. Der „Arzt wider Willen" brachte etwas mehr ein; die „gelehrten Frauen" 2029 L. 12 S. Der „bourgeois gentilhomme" etwas weniger, „Amphitryon" wieder etwas mehr. Schlechte Geschäfte machte Molière mit dem „Geizigen". Auf seinen Theil kommen nur 1124 L. 12 S. Das beste Geschäft war für ihn der „Tartüffe", der 6871 L. an Tantième einbrachte.

Man hat berechnet, daß Molière von 1659 bis zu seinem Tode 1682 im Ganzen 49500 L. 17 S. als Autor bezogen hat. Wieviel Honorar er von den Druckern seiner Stücke erhielt, weiß man nicht genau; für den „Tartüffe" mußte Ribou 2000 L. zahlen, der Verleger machte aber ein schlechtes Geschäft damit. Als Schauspieler verdiente er während derselben Zeit 84664 L. Außerdem hatte er noch einen Antheil an der königlichen Pension, die Ludwig XIV. der Gesellschaft ausgesetzt hatte, ferner bezog er noch einen kleinen Gehalt in seiner Eigenschaft als königlicher Kammerdiener, endlich gehörte er noch zu den Schriftstellern, die aus der königlichen Schatulle einen Ehrensold (1000 L.) erhielten; und somit wird die Gesammteinnahme Molières in den letzten dreizehn Jahren seines Lebens auf 160—180,000 Livres angegeben.

Er war also nach den Verhältnissen seiner Zeit mehr als wohlhabend, er war ein reicher Mann; und dies wird durch seine Hinterlassenschaft, die sehr beträchtlich war, vollkommen bestätigt.

III.

Veränderungen im Personalbestand der Gesellschaft; gewaltsame Exmission der Schauspieler aus dem Theater des Petit-Bourbon; die Renovirung des Theaters im Palais-Royal; schwere Zeiten; treues Festhalten der Schauspieler an Molière; eine denkwürdige Vorstellung im Louvre.

Wir haben gelegentlich der ersten Aufführung der „Précieuses ridicules" das Register schnell durchblättert, um uns über den Antheil Molières an den Einnahmen ungefähr Rechenschaft abzulegen. Wir schlagen das Register jetzt an der alten Stelle wieder auf und notiren einige Einzelheiten, die noch in das Jahr

*) Donné 9 lv. à vn Capucin reuolté ou deffroqué, p^r charité.

*) Der König scheint an dem unglücklichen Stücke doch Gefallen gefunden zu haben; er hat es sich noch nach Jahren und verhältnißmäßig sehr oft vorspielen lassen.

**) Siehe „le Roman de Molière par Ed. Fournier. Paris, Dentu 1863", Seite 168 u. f.

Digitized by Google

1660 fallen, Am 21. Februar gibt die Gesellschaft, „um den Frieden*) zu feiern" eine öffentliche Gratisvorstellung und spielt den „dépit amoureux" und „l'amour médecin".

La Grange schließt das erste Jahr von Ostern 1659 bis 1660 recht vergnügt ab. Er hat in diesem Jahre 2995 L. 10 S. eingenommen.

Die alte Saison endigt mit einem Trauerfall und die neue beginnt mit einer erfreulichen Thatsache für die Truppe: am Charfreitag, 26. März, stirbt der brave Jodelet, der noch am 2. März in dem für ihn geschriebenen Stück: „Jodelet ou le maître valet", aufgetreten war; dafür kehrte aber das Du Parc'sche Ehepaar, das sich während eines Jahres am Marais-Theater engagirt hatte, in den Kreis der Molière'schen Schauspieler zurück, und diese gewinnen in Du Parc einen vorzüglichen Komiker, in Frau Du Parc eine elegante, bildschöne und geistvolle Schauspielerin.

La Grange führt beim Beginn der neuen Saison die Tageskosten im Einzelnen auf, die zum Theil recht drollig sind. Der erste Thürsteher erhält 3 L. 10 S. pro Tag, der zweite 3 L. Die beiden Cassirerinnen — Erwerbsthätigkeit der Frauen! — erhalten zusammen 3 L., die Logenschließerinnen 1 L. 10 S., der Decorateur bezieht 2 L. 10 S. Recht bescheiden sind die Kosten des Orchesters: 3 L. 10 S. — „violons" bezeichnet es La Grange. Auch die Beleuchtung ist verhältnißmäßig nicht sehr kostspielig: die Talglichter kosten täglich 10 L., dafür wird das ganze Theater beleuchtet. Dagegen sind die Druckkosten für den Zettel verhältnißmäßig ziemlich theuer: sie beanspruchen eine jedesmalige Ausgabe von 7 L. 10 S. Der „gemeinsame Diener" Charles erhält 15 Sous — der Unglückliche, der Diener aller Komödianten, und 15 Sous! Jeden Tag wird auch für ein Livre Brod, Wein und Thee angeschafft, damit sich die Schauspieler, die der Erfrischung bedürfen, in der Garderobe oder hinter den Coulissen regaliren können. Im Ganzen betragen die Tageskosten 42 L. 15 S.

Die Gesellschaft macht in den ersten Monaten, namentlich, wenn man die ungünstige Theaterzeit berücksichtigt, ziemlich gute Geschäfte.

Am 10. Oct. hatte die Gesellschaft ihre Vorstellung wie gewöhnlich im Theatersaale des Petit-Bourbon gegeben. Da trat ein Ereigniß ein, das die Vorstellungen plötzlich unmöglich machte. Den Schauspielern, die nichts Arges ahnten und die durch keine Notification von dem bevorstehenden Ereigniß in Kenntniß gesetzt worden waren, wurde das Haus über dem Kopf abgebrochen!

Am 11. October machte der Architekt Ratabon den Anfang damit, den Theatersaal ganz gemüthlich einzureißen. Der Flügel des Palais Petit-Bourbon, in dem sich der Theatersaal befand, war allerdings durch königlichen Befehl dem Untergange geweiht, da der Architekt, dem der Ausbau des Louvre übertragen war, erklärt hatte, daß dieser Theil des Palais niedergerissen werden müsse. Aber der König hatte nicht im Sinne gehabt, daß der Plan in der rücksichtslosesten und brutalsten Weise ausgeführt werden sollte. Der ruhige und leidenschaftslose La Grange kann seiner Erregung über das wirklich unerhörte Verfahren des Architekten Ratabon kaum Herr werden. Als er die Thatsache berichtet, hebt er ausdrücklich und mehrfach hervor, daß der Saal von Ratabon niedergerissen wird, „ohne daß er die Truppe benachrichtigt hätte, die sehr überrascht war, nunmehr ohne Theater dazustehen".**) Die bestürzten Schauspieler wandten sich direct an den König. Dieser ordnete eine schleunige Untersuchung der Sachlage an. Ratabon gab die Erklärung ab, daß der Saal für den ihm übertragenen Umbau des Louvre niedergerissen werden müsse; und da der innere Ausschmuck des Saales Privateigenthum des Königs sei, so habe er es nicht für nothwendig erachtet, mit den Komödianten in Unterhandlungen sich einzulassen. Wie man sieht, war Ratabon für ein beschleunigtes Verfahren. „Die Böswilligkeit des Herrn Ratabon war offenbar," fügt La Grange dieser Mittheilung hinzu.*) Die Schauspieler hatten sich durch ihre Erfolge bereits die Gunst des Königs errungen, und der König sah ein, daß ihnen grausam mitgespielt worden war. Er befahl daher, daß denselben der Theatersaal des Palais Royal überwiesen würde und daß Ratabon schleunig die Reparaturen in Angriff nähme, die für die Benutzung dieses Saales erforderlich wären.

Sie waren allerdings sehr erforderlich! Der einst so schöne Theatersaal, den Richelieu erbaut hatte, war in einem entsetzlichen Zustande. Die Balken waren halb verfault und die Hälfte des Saales war nahezu ein Trümmerhaufe.**)

Die Ausbesserung des Saales währte bis Ende Januar 1661, also über ein Vierteljahr. Sie legte den Schauspielern große Lasten auf, sie mußten die Kosten des Umbaus tragen, die für ihre Verhältnisse sehr erheblich waren, und darüber ging dann obenein noch die beste Theaterzeit ungenützt vorbei.

Auf alle diese Beschwerlichkeiten, welche die Mitglieder Molière's sehr verstimmen mußten und sie momentan geradezu in materielle Bedrängniß brachten, hatten die concurrirenden Gesellschaften vom Hotel de Bourgogne und vom Marais-Theater gerade speculirt. Die beiden Schauspielergesellschaften unterschätzten die Concurrenz, die ihnen in der Molière'schen Truppe erwachsen war, keineswegs und waren nicht blind genug, um die hervorragenden Talente, die Molière um sich zu sammeln verstanden hatte, zu verkennen. Es konnte also nicht Wunder nehmen, daß jetzt der Versucher an die obdachlos gewordenen Schauspieler herantrat, und daß den einzelnen Mitgliedern vom Hotel de Bourgogne und vom Marais-Theater glänzende Anerbieten gemacht wurden. Aber Molière hatte sich bei seinen Leuten schon eine solche Autorität und eine solche Liebe erworben, daß diese allesammt fest zu der Fahne ihres Führers hielten. Unter seinen Zwölfen fand sich kein Judas, der den Herrn verrieth. Die treuherzigen Worte, mit denen La Grange diese Thatsache berichtet, haben geradezu etwas Rührendes. Er schreibt:

„Die alle diesen Stürmen ausgesetzte Truppe mußte sich noch wehren gegen die Zersplitterung, welche die andern Schauspieler vom Hotel de Bourgogne und vom Marais-Theater unter ihnen anzustiften suchten, indem diese ihnen verschiedentliche Anerbietungen machten, um die Einen in dieses, die Andern in jenes Lager hinüberzuziehen. Aber die Truppe Sr. K. Hoheit blieb fest; alle Schauspieler liebten den Herrn von Molière, ihren Führer, der mit einem Verdienst und einer Fähigkeit, die über das Gewöhnliche weit hinausragten, eine Biederkeit und ein entgegenkommendes Wesen verband, das sie allesammt dazu bestimmte, ihm die feierliche Versicherung zu geben, daß sie sein Schicksal theilen und ihn niemals verlassen wollten, welche Anerbieten man ihnen auch machen könnte, und welche Vortheile sie auch anderweitig finden möchten."**)

Die Gesellschaft gab während des Umbaues verschiedene Privatvorstellungen bei hohen Herrschaften. Wir zählen 8 in den drei Monaten. Sie erzielten damit eine Einnahme von 2115 L. Diese Summe wurde durch die Baukosten bis auf Heller und Pfennig verschlungen. Und damit hatte nur ein Theil der Baurechnungen bezahlt werden können. Vom Januar bis April mußte die Gesellschaft für den Bau noch weitere Zahlungen leisten; und zwar finden wir sieben verschiedene Notizen La Granges, welche die erheblichen Auslagen für den Bau nachweisen.

*) Es ist jedenfalls der sogenannte Pyrenäische Friede (Nov. 1659) gemeint.

**) Sans en auertir la Troupe qui se trouua fort surprise de demeurer sans Theastre.

*) La meschante intention de Mr de Ratabon estoit apparente.

**) Il y auoit trois poutres de la charpante pouries et estayées, et la moitié de la salle descouuerte et en ruine.

***) La Troupe, en butte à touttes ces bourasques, eust encor à se parer de la diuision que les autres Comédiens de l'Hostel de Bourgogne et du Marais voulurent semer entr' eux, leur faisant diuerses propositions pour en attirer les vns daas leur party, les autres dans le leur. Mais toutte la Troupe de MONSIEUR demeura stable; tous les acteurs aymoient le Sr de Molière leur chef, qui joignoit à vn merite et vne capacité extraordinaires vne honnesteté et vne maniere engageante qui les obligea tous à luy protester qu'ils vouloient courir sa fortune et qu'ils ne le quitteroient jamais, quelque proposition qu'on leur fist et quelque auantage qu'ils pussent trouuer ailleurs. (Régistre p. 26.)

Digitized by Google

Auch der König, der an der Gesellschaft sein lebhaftes Interesse wiederholt bekundet hatte, ließ dieselbe fünfmal im Louvre und einmal in Vincennes spielen und zahlte ihnen dafür ein Honorar von 3000 L. Diese Summe wurde unter die Schauspieler, die doch etwas zu ihrem Leben haben mußten, vertheilt und auf jeden der zwölf Theile kamen demnach 250 L. für die drei Monate, also 83 L. 7 S. für einen Monat — etwas weniger als ein Viertel des Betrages, den die guten Monate in den folgenden Jahren den Schauspielern einbrachten.

Unter diesen Vorstellungen vor dem Könige ist eine: die am 26. October 1660 im Louvre gegebene, besonders bemerkenswerth. Man spielte den „Unbesonnenen" und die „Précieuses" in den Gemächern des Cardinals Mazarin. Der kranke Cardinal saß in einem Sessel, um sich die Komödie anzusehen; der junge König sah dem Spiele stehend zu und stützte sich auf die Lehne des Sessels, in dem der sieche Greis im Scharlach, der nur noch drei Monate zu leben hatte, dem übermüthigen Spiele Molières und seiner Genossen folgte. Welch ein Bild für einen Historienmaler! Der sterbende Cardinal und der blutjunge König als Zuschauer einer Posse, die Molière im Louvre aufführt! Die Notiz von La Grange über diese interessante Vorstellung lautet:

„Le Mardy 26 Octob. (1660) — L'Estourdy et les Pretieuses chez Son Eminence au Louure. Mr le Cardal. Mazarin qui estoit malade dans sa chaize. Le Roy vit la Comedie debout, incognito, appuyé sur le dossier de la de chaize de S. E."

Am 20. Januar 1661 wurde das renovirte Theater des Palais Royal mit der Aufführung des „Liebeszwistes" und des „Hahnrei in der Einbildung" eröffnet. Die schwere Zeit war vorüber, die Gesellschaft war wieder unter Dach und Fach und sollte bis zum Tode ihres Chefs in der neuen Behausung bleiben — zwölf wechselvolle Jahre, bis Ostern 1673.

(Fortsetzung folgt.)

Jack.

Moeurs contemporaines par Alphonse Daudet.

Ein „Buch des Mitleides, des Zornes und der Ironie" nennt Alphonse Daudet in der Widmung an Gustav Flaubert sein neustes Werk, welches er soeben unter obigem Titel bei Dentu in Paris hat erscheinen lassen. Wohl ist der Autor genugsam berechtigt zu solcher Bezeichnung, aber schon durch dieselbe verkündet er uns, daß seinem Werke jenes Höchste fehle, — das untrügliche Merkmal echter Dichtung: die versöhnte und versöhnende Milde, welche nach den Gewittern des Kampfes den Regenbogen des Friedens emporsteigen läßt.

Denn wie die allschaffende Gotteskraft der Natur gerade durch das endlose Ringen und Vergehen ihrer Einzelwesen das ewige Bestehen und die ungetrübte Harmonie ihrer Ganzheit bekundet, so soll auch die echte Dichtung aus dem Kampf und Untergang der Individuen die unverkümmerte Herrlichkeit der Individualität hervorleuchten lassen; eine Forderung, welche am glücklichsten in Goethes tiefsinnigem Worte enthalten ist:

„Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit."

Dies Entsühnen der menschlichen Gebrechen durch reine Menschlichkeit mangelt dem Daudet'schen Romane, und deshalb scheiden wir von ihm nicht mit erhebendem, befreitem Gefühle, sondern tief traurigen, beängsteten Herzens. Die Götter unseres Dichters sind nicht die milden Unsterblichen, welche „der Menschen weitverbreitete, gute Geschlechter lieben und ihnen gerne ihres eigenen, ewigen Himmels mitgenießendes, fröhliches Anschaun eine Weile gönnen und lassen", nein, es sind die finsteren, rächenden Gewalten, welche „ihr segnendes Auge von ganzen Geschlechtern wenden und es vermeiden, im Enkel die ehmals geliebten, stillredenden Züge des Ahnherrn zu sehen".

Denn nicht für eigne Schuld büßt der Held des Daudet'schen Romanes, sondern für die Schuld seiner Eltern. Seinen Vater hat der arme Jack nie gekannt, und seine Mutter, eine echte Cocotte, scheint selbst nicht zu wissen, wer der Erzeuger ihres Kindes. Wohl liebt sie ihren Sohn, wohl ist sie bemüht, aufs Beste für ihn zu sorgen, aber ihre eitle, flatterhafte Natur, ihr beschränkter, durch Aeußerlichkeiten leicht geblendeter Sinn befähigen sie nicht zu einer Leiterin durch das Leben. Und vollends seit sie in rückhaltloser Liebe für den geckenhaften, schwachköpfigen d'Argenton erglühte, versäumt sie ihre Mutterpflicht aufs Gröbste und überläßt jenem selbstgefälligen Egoisten die Sorge für ihr unerzogenes Kind. So wird denn der arme Jack vom Mutterherzen losgerissen, frühzeitig hinausgestoßen in ein rauhes, feindliches Leben, bis er, nach einer Jugend voll Trübsal und Demüthigungen, kaum zwanzig Jahre alt in der Charité zu Paris an der Schwindsucht stirbt. Und ihm, der seine Mutter trotz aller Leiden aufs Kindlichste geliebt, ihm, der ganz für sie zu leben entschlossen war, ihm entringt sich, als sie ihn auch auf dem Sterbebette allein läßt, die tief schmerzliche Anklage: „Ich sage Euch, sie wird nicht kommen. Ihr kennt sie nicht, sie ist eine schlechte Mutter. Alles Traurige, was ich in meinem Leben erfahren, rührt von ihr her. Mein Herz ist eine einzige Wunde von all den Schlägen, die sie ihm zugefügt. Als ihr Buhle nur vorgab, krank zu sein, eilte sie sogleich zu ihm und wollte ihn nicht verlassen. Ich, ich sterbe, und sie kommt nicht. O böse, böse, schlechte Mutter! Sie hat mich getödtet, und sie will mich nicht einmal sterben sehen."

Freilich weiß der arme Jack nicht, daß seine Mutter, noch unglücklicher als er, gerade jetzt auf dem Wege zu ihm ist, herbeigerufen von der wackeren Frau Bélisaire. Bisher hatte der egoistische d'Argenton keinen Boten aus der Charité zu ihr gelangen lassen. Aber als sie jetzt, bei der Rückkehr von einem Concert, die Wahrheit erfährt, da eilt sie in voller Toilette, ohne sich umzukleiden, zu ihrem sterbenden Sohne. Wohl schauert ihre weiche Natur mit einem „Ich habe Furcht" vor dem Krankensaale zurück, aber die energische Frau Bélisaire treibt sie ungestüm vorwärts. Zu spät! Jack hört ihren liebkosenden Ruf nicht mehr, und auf ihren verzweifelnden Aufschrei „Todt?" antwortet der brave Doctor Rivals mit schrecklicher Stimme: „Nein, erlöst!"

Ja wohl, erlöst! Erlöst von einem Leben, das durch die eigne Mutter unrettbar vergiftet. Jenes harte, aber wahre Wort, welches Frau Bélisaire zu Ida de Barancy auf dem letzten Wege spricht, drängt sich auch dem Leser nach der Lectüre des Romanes unwillkürlich auf die Lippen: „Frauen wie Ihr sollten eigentlich keine Kinder haben." Aber da die Mannesliebe nicht das Vorrecht der Griesebach'schen Mondesliebe besitzt, „keine Reue, keine Kinder zu zeugen", darf auch der moderne Dichter die Wirrnisse und Conflicte behandeln, welche zwischen Mutterpflicht und Cocottenthum entbrennen.

Meines Wissens ist Alphonse Daudet der erste Schriftsteller, welcher ein derartiges Thema fundamental angefaßt hat. Goethe rettet seine Philine noch rechtzeitig in den Hafen der Ehe mit einem liebenden, geliebten Manne, und andere Autoren haben diese Frage wohl flüchtig berührt, nie aber unausweichlich zu beantworten gesucht. Gern mag zugestanden werden, daß in unserem socialen Leben diese Frage noch nicht zu einer so brennenden geworden, wie in Frankreich, aber schwerlich kann man sich der Ueberzeugung verschließen, daß auch unser gesellschaftlicher Körper an dieser Wunde leide, und daß wir dem Arzte nicht zürnen dürfen, melcher dieselbe schonungslos aufdeckt.

Denn nur das Letztere thut Alphonse Daudet, ohne ein Heilmittel anzugeben. Mit jenem unerbittlichen Realismus, welchen er schon in seinem preisgekrönten Roman „Fromont jeune et Risler aîné" bekundet, zeigt er auch hier den Schaden, ohne eine Abhilfe zu nennen. Ida de Barancy ist eine Gefallene, wie wir deren zu Tausenden in großen Städten antreffen, und es ist ein meisterhafter Zug des Dichters, daß er uns mit keiner Vorgeschichte aufhält, uns keine mehr oder minder alltägliche Verführungsgeschichte erzählt, sondern sogleich klar und scharf das Thema aufstellt: Cocottenthum und Mutterpflicht. Wohl mag man sagen, das sei kein Thema für die heranreifende Jugend, aber Platen hat Recht mit seiner Forderung an die Poeten, „für denkende Männer, für großfühlende Frauen" zu dichten.

Ohne Beschönigung, ohne den Glorienschein, welchen schwäch-

Digitized by Google

lichere Dichter so gern um das Laster weben, stellt Daudet ein erschütternd wahres Bild vor uns hin. Seine Heldin wird nicht durch aufopfernde, bis in den Tod getreue Liebe geläutert, sie ist keine reuige Sünderin, deren sich die Gottheit freut, sie wird nicht „mit feurigen Armen zum Himmel empor" gehoben; nein, sie ist ein gutherziges, leichtlebiges Geschöpf, welches sich wohl fühlt in ihrer Welt der Hohlheit und des Schwindels, ohne Verlangen nach einem besseren, menschenwürdigeren Dasein. Ja, als sie in einer Stunde der Selbsterkenntniß ihrem verächtlichen Heim entflieht und sich zu ihrem Sohne rettet, da beschleicht sie in dieser sittenreinen, arbeitsamen Umgebung gar bald die Langeweile, und sie kehrt zurück zu ihrem flachköpfigen d'Argenton und seinen verwerflichen Kameraden. Hier herrscht dieselbe Unerbittlichkeit wie in Emil Augier's „Le mariage d'Olympe": die echte Courtisane ist in der guten Gesellschaft nicht zu rehabilitiren. Auf Olympia Taverny paßt gleichmäßig wie auf Ida de Barancy das kernige Wort der Bibel von dem Schwein, welches sich nach der Schwemme wieder in dem Kothe wälze.

So führt denn Ida mit d'Argenton und seinem Anhang ihr verächtliches Leben weiter, und der Schluß des Romanes eröffnet uns eine endlose Perspective in immer tiefer und tiefer sinkendes Laster. Aber daß dieses Laster ein so reines und gesundes Leben wie das des armen Jack bis zu Tode vergiften konnte, daß wir diesen braven, hochbegabten Jüngling nach allem Kämpfen, nach allem Emporarbeiten so kläglich nur um seiner Mutter willen sterben sehen, das ist es, was dem Daudet'schen Romane jene versöhnende Milde raubt, welche das Ringen und Leiden des Einzelnen unter den Frieden des Alls zu bannen weiß. Wohl liegt dieser Fehler tief in dem einmal gewählten Stoffe begründet, und jener lebhafte Streit, welcher jüngst über das Hermanns'sche Gemälde „In der Morgendämmerung" entbrannte, könnte sich über unseren Roman von Neuem erheben. Aber wenn man das scharfe Aufstellen eines Conflictes, die Unerbittlichkeit künstlerischer Logik, die vollendete Technik in Pinselführung und Farbengebung immerhin als Kennzeichen einer Meisterschaft ersten Ranges zugestehen muß, dann wird man auch den Daudet'schen Roman als eine außerordentlich hervorragende Schöpfung begrüßen.

Und durch wie liebenswürdigen Humor hat der Autor den tiefen Jammer seiner Erzählung zu mildern gewußt! Während uns die Thräne des Mitleids im Auge blinkt und die Ader des Zornes an der Stirne schwillt, läßt er das Lächeln heiterster Ironie über unser theilnehmendes Antlitz gleiten. Freilich zeigt sich die humoristische Begabung des Autors fast ausschließlich in den Episoden und Nebenfiguren, aber hier auch mit einer Meisterschaft, die ihn würdig neben Charles Dickens stellt. An letzteren erinnert er dies Mal besonders durch seine Schilderungen des Gymnasiums Moronval, welche ihre Aehnlichkeit mit den verwandten Scenen aus „Nicolaus Nickleby" nicht verleugnen können. Moronval stammt ebenso in directer Linie von Squeers ab, wie Mädou-Ghézo von Smike. Aber der Schüler hat hier den Meister übertroffen. Mädou-Ghézo allein ist eine Schöpfung ersten Ranges. Dieser arme Zögling des Gymnasiums Moronval, dessen Pensionäre (die sogenannten „kleinen warmen Länder") sich vorwiegend aus den überseeischen Colonien recrutirten, ist ein echter Prinz von Dahomey und wird als lebende Reclame für die Anstalt benützt. Aber seit sein Vater von den Achantis entthront worden, sank Mädou im Pensionat von dem Range einer „Königlichen Hoheit" zu dem eines Bedienten hinab, der unter Moronval's Stockschlägen die niedrigsten Arbeiten verrichten muß. Nur Eins tröstet ihn in seinem Elend: er besitzt sein „gri-gri", ein Amulet von seiner Tante Kérika, welches ihm einst zu dem väterlichen Throne verhelfen werde, wenn er es nicht verliere. Leider aber verliert der arme Mädou sein Grigri, als er sich dem unerträglichen Pensionsleben durch Flucht entziehen will. Er wird zu seinem Peiniger zurückgebracht, und ein milder Tod setzt seinem sonst unabsehbaren Leiden ein frühes Ende. Noch einmal muß er der Anstalt zur Reclame dienen; als „Königliche Hoheit" wird er mit Pomp beerdigt, die Zeitungen bringen aus Moronvals Feder Nekrologe über ihn, und Moronval selbst endet seine Leichenrede am Grabe des armen, geknechteten Knaben mit dem stolzen Worte: „Er war ein Mann."

Dies nur eine der zahlreichen Episoden, welche dem Buche einen unendlichen Reiz verleihen. Nicht minder reizoll sind die Episoden mit Bélisaire, Frau Weber, Vater Roudic, Clarisse, Zénaïde und Mangin. Und über Alles hat ein tiefes, echt männliches Gemüth einen Zauber gebreitet, der uns unwiderstehlich in seinen Bann zwingt. Nach dieser Richtung hin steckt in Daudet ein stark germanisches Element. In der Wahl des Stoffes, in der streng realistischen Wiedergabe des Lebens bekundet er den Franzosen; aber in dem heiligen Ernst, in dem gerechten Zorne, in dem warmen, humorvollen Gemüthe zeigt er sich als Geistesverwandten der Germanen. Und eben dadurch verlieren auch seine Romane trotz ihres anrüchigen Stoffes jeden Beigeschmack des Frivolen, Picanten; sie sind im besten Sinne des Wortes keusch und sittlich.

Diese keusche Sittlichkeit documentirt sich auch in den zornigen Fußtritten, welche den d'Argenton, Labassindre, Hirsch, Moronval ertheilt werden; „catilinarische Existenzen", deren selbstgefälliges Schmarotzerleben höchst ergötzlich geschildert und mit den verdienten Fußtritten bestraft wird. Das ist die Sphäre, in welcher sich die Cocotte heimisch fühlt; um des jämmerlichen d'Argenton willen verläßt Ida de Barancy das sorglose, behagliche Leben, welches ihr die Freigebigkeit eines alternden Gönners bereitet hatte. Dieser eine Zug von Größe söhnt uns etwas mit dem gefallenen Weibe aus; sie liebt einen Unwürdigen, aber diese Liebe macht sie wenigstens stark genug, um eine gesicherte Existenz einer fragwürdigen Zukunft zu opfern und dem einmal Erwählten fortan treu zu bleiben.

Freilich, für den armen Jack (ausdrücklich Jack, nicht Jacques, denn sein Pathe war Lord Peambock) sind die Tage des Glückes vorüber, seit seine Mutter um d'Argentons willen plötzlich mit dem reichen Gönner gebrochen. Von der bevorzugten Stelle im Gymnasium Moronval sinkt er, ähnlich wie Mädou-Ghézo nach der Entthronung seines Vaters, immer tiefer. Er entflieht aus der Pension am Begräbnißtage Mädou's und gelangt, glücklicher als dieser, nach beschwerlicher Wanderung zu seiner Mutter, welche in Etiolles mit d'Argenton ein Landhaus bewohnt. Hier verlebt er eine fröhliche Jugendzeit, verschönt durch die Liebe seiner Mutter, durch die Freundschaft des braven Doctor Rivals und seiner Enkelin Cécile. Aber der egoistische d'Argenton, welcher seit Anfang an den von einem unbekannten Vater erzeugten Sohn seiner nunmehrigen Maitresse mit Haß verfolgte, weiß das Kind aufs Neue von der Mutter zu trennen und den armen Knaben, dessen reiche Fähigkeiten sich unter Doctor Rivals Leitung wunderbar entwickelten, in die Maschinenfabrik von Indret zu stecken. Jetzt beginnt für Jack ein Leben mühevollster Arbeit; von der Fabrik geht er als Heizer auf ein Dampfschiff, sinkt hierbei zum Trinker hinab, macht die Reise um die Erde, ohne je aus dem dunklen Kohlenraume herauf zu kommen, leidet Schiffbruch, kehrt krank zur Mutter zurück, gesundet wieder, wird Mechaniker und studirt nebenbei Medicin, um dereinst in Etiolles Nachfolger des Doctor Rivals werden zu können, träumt von einem glücklichen, gemeinsamen Leben mit seiner Mutter und der von ihm heiß geliebten Cécile Rivals, wird aufs Neue enttäuscht und stirbt endlich, körperlich und geistig gebrochen, in der Charité, während Rivals und Cécile die letzten Liebesblicke in sein erlöschendes Dasein fallen lassen.

So endete nach glücklicher Kinderzeit das an Arbeit, Leiden und Demüthigungen überreiche Leben des Sohnes der Cocotte. Das Laster der Mutter war der Fluch seines Daseins; ähnlich, aber schonungsloser wie in desselben Autors „Le petit Chose", den man gleichsam als Vorläufer zum „Jack" betrachten kann, wird die Sünde der Eltern an dem Kinde heimgesucht. Wie eine Anklage gegen die Mutter tönt der Schmerzensschrei des Sohnes aus dem Daudet'schen Roman, und letzterem dürfte der Verfasser das pessimistische Wort Musset's als Motto voransetzen:

„Ce n'est vraiment pas vrai que tout soit pour le mieux."

Otto Franz Henstchen.

Digitized by Google

Das Costümfest der Münchner Künstler.

Nach ziemlich langer Unterbrechung (das letzte fand im Jahre 1858 statt) hat München wieder eines seiner großartigen Künstlerfeste gefeiert, wie sie in solcher Ausdehnung und namentlich unter so allgemeiner Betheiligung aller Gesellschaftsclassen, „vom Vornehmsten bis zum Künstler herab", ja noch „tiefer" hinunter, in der That nur in der bayrischen Hauptstadt geplant und durchgeführt werden können, wo die anderwärts so beliebte Scheidung nach gesellschaftlichen Classen oder Kasten, trotz einiger neuerer Anläufe in dieser Richtung, zum Glück noch immer nicht festen Fuß gefaßt hat, und gerade durch die neueste Entwicklung der Stadt, die vor Allem ein Zuströmen von kaufmännischen und künstlerischen, also unabhängigen Elementen veranlaßt hat, das früher vorherrschende Militär- und Beamtenthum entsprechend zurückgedrängt wurde. Von dem Feuereifer, dem aufrichtigen Enthusiasmus, und der jede nörgelnde Kritik zum Schweigen bringenden Hingebung, mit der hier alle Welt an dem Gelingen eines solchen Festes mitarbeitet, kann man im kühleren Norden sich wohl kaum eine richtige Vorstellung machen; die politischen und religiösen Kämpfe, ja sogar die Strafgesetznovelle, die übrigens bei dem geringeren Eifer unserer Staatsanwälte und der Aburtheilung aller Preßprocesse durch Schwurgerichte (auf wie lange wohl noch?) hierzu Lande stets zu wenig ernst genommen wurde, waren factisch in den letzten vier Wochen vor der „Costümfrage" in den Hintergrund getreten.

Die Herren Künstler hatten nämlich die Sache ganz ungeheuer ernst genommen, und die wiederholten Erklärungen des Comités in den öffentlichen Blättern, daß die Träger aller „unechten" Costüme ohne Gnade und Barmherzigkeit vom Eintritt ausgeschlossen werden würden, hatten manches nicht ganz reine Gewissen aufgerüttelt und manches schuldbewußte Herz zu der selbstquälerischen Frage getrieben, ob nicht das gewählte Costüm am Ende doch mit den Producten der Herren Theatercostümiers oder den Schätzen der Maskenverleiher eine compromittirende Aehnlichkeit aufzuweisen habe? Denn so difficil ist man in hiesigen Künstlerkreisen schon längst geworden, daß Theatercostüme sub rosa kurzweg als „Schund" bezeichnet werden, und daß die funkelnagelneuen Toiletten, in denen einige hervorragende Mitglieder der Hofoper erschienen waren, und die den vollen Beifall der Uneingeweihten ernteten, von competenter Seite nur ein sehr verständliches Achselzucken erregten.

Da die Darstellung der Hochzeit Kaiser Karls des Fünften den Mittelpunkt des Festes bilden sollte, war für alle Theilnehmer das Costüm der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts vorgeschrieben worden, und es stellte sich bald heraus, daß die Künstler dem großen Publicum und namentlich der Damenwelt mit Rath und That beistehen müßten, wenn sie ihre hochgespannten Forderungen durchführen wollten. Es wurden daher ungefähr sechs Wochen im Voraus im Kunstverein und im Festlocale selbst von den ausgezeichnetsten Künstlern verfertigte Aquarellskizzen der verschiedensten Costüme jener Zeit ausgestellt und ein permanentes Künstlercomité gebildet, das sich dem Publicum zur Verfügung stellte, um die Auswahl der Stoffe zu erleichtern, die Farbenzusammenstellung, den richtigen Schnitt, die stilgemäße Verzierung der Gewänder „zu überwachen", lauter Dinge, deren capitale Wichtigkeit nur durch die eindringendsten und oft wiederholten Vorstellungen dem Privateigenwillen gegenüber erhalten werden konnte. Die Herren haben gar oft einen harten Stand gehabt und schmählichen Undank geerntet, z. B. wenn sie einer Dame, die triumphirend einen eben gekauften kostbaren Stoff aufwies, den Rath geben mußten, die allzu aufdringliche Farbe und das zu moderne Aussehen durch Eintauchen in Wasser oder Schießenlassen an der Sonne zu curiren, wodurch allein jene „Farbenharmonien" entstehen, die dem ungeübten Auge vollständig entgehen, ohne welche aber das prächtigste Gewand vor Künstleraugen keine Gnade findet. Und erst die heftigen, mit der löblichen Schneider- und Kleidermacherinnengilde zu bestehenden Kämpfe! Ich glaube fast, daß die seit dem Künstlerfeste unter jenen ehrenwerthen Persönlichkeiten eingerissene Erbitterung bis zum jüngsten Tag dauern wird. Eine hochberühmte Kleidermacherin wenigstens, die auf den sinnreichen Einfall gerathen war, die zahllosen Schlitze eines prächtigen Damencostüms mit — untergelegtem Goldpapier und je einem aufgenähten Knopf zu verzieren, und dafür von dem in gerechtem Grimme auflodernden künstlerischen Beirath der betreffenden Dame mit den ehrenrührigsten Titulaturen überhäuft wurde, hat das heilige Gelübde gethan, nie mehr „mit einem Maler zusammen zu arbeiten". Andere dagegen, von ihrem guten Willen fortgerissen, hielten sich so getreu an die ihnen vorgelegten Zeichnungen und Photographien, daß sie auch die auf denselben befindlichen Verkürzungen, wieder zum größten Entsetzen ihrer Clienten, aufs Genaueste copirten! — So viele Besucher, wie in den letzten sechs Wochen, hat das Kupferstichcabinet in der k. Pinakothek wohl in einem ganzen Jahre nicht gesehen, und namentlich Holbeins und Albrecht Dürers Werke, die aus einer Hand in die andere wanderten, mögen wohl deutliche Spuren dieser heißen Tage davongetragen haben.

Das Fest fand, wie gesagt, im k. Odeon statt, dessen Hauptsaal, wohl der größte und schönste seiner Art in ganz Deutschland, in dem oft fünf- bis sechshundert Paare zugleich tanzen, durch eine Reihe ungeheurer, von den Künstlern mit unsäglicher Mühe hergestellter imitirter Gobelins und eine Unzahl von Waffen und anderen Decorationsstücken zu einer mittelalterlichen Turnierhalle umgewandelt war, und an dessen einem Ende, von Galerien für „der Damen blühenden Kranz" umgeben, der prächtige Thron für Kaiser Karl und seine Braut Isabella aufgeschlagen stand. Schon um halb sechs Uhr erfolgte, bereits von einer riesigen Wagenburg mit Ungeduld erwartet, die Oeffnung des Saales, und genau um fünf Uhr Morgens ließ das unsichtbare (in dem Wagnerschwärmenden München versteht sich das von selbst) Orchester seine letzte Tanzweise erschallen; zwölf Stunden des rauschendsten Vergnügens, gewiß auch für den Unersättlichsten des Guten mehr als genug!

An der Pforte hielten sechs vermummte Büßer mit hohen, spitzigen Kapuzen, in München und Wien „Gugelmänner" genannt, scharfe Musterung der Eintretenden, um die trotz aller Warnungen etwa doch sich einfindenden „Masken" abzuweisen, und um die nicht früher schon hiezu bestimmten Träger und Trägerinnen der schönsten Costüme für den kaiserlichen Hochzeitszug einzufangen, was nicht ganz leicht war, da bei diesem Anlasse sogar die Damen lieber sehen als gesehen sein wollten. Dieser Zug, der Glanzpunkt des ganzen Festes, der etwa 3—400 Mitglieder zählte, bestand aus mehreren Landsknechtcompagnien, Jägern und Bauern mit ausgestopften Bären und Ebern, aber lebenden Hunden, Handwerkern, Bürgern und Rathsherren mit ihren Frauen, dem hochnothpeinlichen Halsgericht mit Henkern und Folterwerkzeugen (in Erinnerung an die berühmte Carolina, die Halsgerichtsordnung Karls I., die sich die Justizcommission des Reichstags hoffentlich nicht allzusehr zum Vorbild nehmen wird), dem päpstlichen Legaten mit großem Gefolge, den Reformatoren, den Künstlern, Gelehrten und Fürsten jener Zeit mit ihren Gemahlinnen (Albrecht Dürer, Holbein, Erasmus, Hutten, Paracelsus, Frundsberg, Götz von Berlichingen, den Kurfürsten von Sachsen und Bayern u. s. w., endlich Festjungfrauen und Pagen in großer Zahl mit brennenden Fackeln, die den mächtigen Triumphwagen des Kaiserpaares umgaben. Diejenigen, welche meinen katholischen Landsleuten es noch immer verargen, daß sie den Culturkampf nicht in seiner vollen Schärfe auffassen und bei derartigen Gelegenheiten vollständig zu den Acten legen, werden mit Entrüstung und Erstaunen vernehmen, daß der gewaltige, reich vergoldete kaiserliche Prachtwagen von keinem Anderen, als dem Häuptling der Münchener Ultramontanen, dem Hofvergolder Radspieler, für die in ihrer großen Mehrheit gewiß nichts weniger als ultramontan gesinnten Künstler unentgeltlich verfertigt und von ihnen dankbarst acceptirt wurde.

Alle historischen Persönlichkeiten des Zuges wurden, so weit möglich, von Solchen dargestellt, die mit den uns erhaltenen Bildnissen aus jener Zeit Aehnlichkeit besitzen; namentlich der Darsteller Karls I., ein naher Verwandter des großen Meisters Kaulbach, erfreute sich eines so finster gerunzelten Gesichts und einer so drohend herabhängenden Unterlippe, wie nur Wenige aus der Reihe der spanischen Habsburger.

Eine prächtige maurische Gesandtschaft, zu welcher die ziemlich zahlreiche Schar der hier lebenden griechischen, sarmatischen und sonst zu den „interessanteren" Nationalitäten gehörenden Künstler vorzugsweise verwendet wurde, die kostbare Geschenke ihres Heimathlandes zu Füßen des Kaiserpaares niederlegten, und ein Turnier auf künstlichen Rossen von, wie mir schien, allzu kolossaler Größe ausgeführt, schloß sich dem kaiserlichen Hochzeitszuge an. Dem Schauspiel wurde indessen durch die mit einem lustigen Walzer einfallende Musik ein Ende gemacht; Kaiser und Kaiserin verließen den vorher mit großer Würde behaupteten hohen Thronsitz, und im Nu löste sich ihr glänzendes Gefolge auf, in brausendem Walzer hinter ihnen drein tanzend, von welchem Augenblicke an der Tanzjubel alle weiteren Versuche, durch Prologe, heitere Vorträge u. dgl. zur Unterhaltung der Menge beizutragen, zugleich vereitelte und überflüssig machte. Nur der brave Tetzel, der fürchterlich schrie und gesticu-

Digitized by Google

lirte, vermochte sich noch mit Mühe Gehör zu verschaffen, aber in die mächtige Kiste flog kein einziges Scherflein, obschon er zuletzt mit „Nickeln" sich begnügen zu wollen erklärte, und so warf er denn zuletzt seinen gesammten Ablaßkram unter die Menge und machte sich aus dem Staube.

Auch dieses Fest hat, wie alle seine Vorgänger, den Beweis geliefert, daß selbst jetzt noch bei gutem Willen und geschickter Leitung eine freie und fröhliche Vereinigung der verschiedensten Gesellschaftsclassen, ein wenigstens zeitweiliges Vergessen aller trennenden Unterschiede erreicht werden kann. Unter den etwa fünfzehnhundert Theilnehmern dieses Festes befanden sich die vornehmsten Damen des Hofes und des Adels neben sehr bescheidenen Bürgers- und Künstlersfrauen, streng katholische Familien neben den Spitzen des Liberalismus, Officiere, Beamte, Künstler, Journalisten sogar, und Alle verkehrten in einer so fröhlichen, ungezwungenen (von dem sonst unvermeidlichen Vorgestelltwerden war gar keine Rede) und natürlichen Weise, wie sie eben nur in einem wesentlich künstlerischen Mittelpunkt, und (nichts für ungut!) im heitern, unbekümmerten, in socialer Hinsicht geradezu demokratisch angelegten Süden des deutschen Vaterlandes möglich ist.

Charakteristisch für den bei einem solchen Feste herrschenden Ton und die unwiderstehlich sich geltend machende Gleichheitsströmung ist es jedenfalls, daß sowohl unter den Festtheilnehmern wie im größeren Publicum vielfach das Gerücht verbreitet war, Se. Maj. der König selbst, der die erhaltene Einladung weder angenommen noch abgelehnt hatte, sei zuerst, im Domino erschienen, trotz der Abgabe einer auf einen sehr bekannten Hofcavalier lautenden Karte, von den „Gugelmännern" zurückgewiesen worden, und habe sich dazu bequemen müssen, eben einen solchen Büßeranzug, bei dem allein das Gesicht verhüllt bleiben konnte, anzulegen. Gott weiß, wie das Märchen entstanden sein mag, vielleicht durch das Benehmen eines dieser Büßermönche, der, mit Niemandem sprechend, mit stolzen Schritten, in denen Viele Aehnlichkeit mit dem Gang des Königs finden wollten, im Saale auf- und abwandelte und nach einigen Stunden wieder verschwand; und nun glaubt das gute Publicum steif und fest, der König habe auf diesem für gekrönte Häupter allerdings sehr ungewöhnlichen Wege das Künstlerfest mit seiner Gegenwart beehrt.

Die Prinzen und die jüngeren Prinzessinnen des kgl. Hauses wohnten demselben in einer im Saale errichteten besonderen Loge bei, und zwar, was sich sonderbar genug ausnahm, in moderner Balltoilette. Namentlich die beiden reizenden Requisiten unserer modernen Herrentracht, der Frack und die steife weiße Cravatte, konnten den Vergleich mit den Hunderten von kleidsam-prächtigen Renaissancecostümen nicht aushalten und sahen, um es offen zu gestehen, barbarischer aus als je. JJ. KK. HH. die Prinzen Luitpold, Ludwig und Leopold hatten wohl keine Ahnung, wie energisch sie an diesem Abende für die Abschaffung dieser philiströsen Kleidungsstücke plaidirten, und selbst die beiden Prinzessinnen Maria Theresia und Maria (Gemahlin des Herzogs Karl Theodor) haben wohl niemals mit geringerem Erfolg eine elegante Ballrobe getragen. — Die Anzahl der Theilnehmer an dem schönen Feste betrug, trotz des in hiesiger Stadt unerhörten Preises von 20 Mk. für die Familien-, 10 Mk. für die Herrenkarte, über fünfzehnhundert. Am nächsten Tage besuchten, bei einer Eintrittsgebühr von allerdings nur 20 Pf., an 19,000 Personen das kgl. Odeon, um die Decoration des Saales in Augenschein zu nehmen; die erzielte Einnahme von fast 4000 Mk. überließen die Künstler großmüthig der gemeindlichen Armenpflege.

Ch. Weber.

Aus der Hauptstadt.

Im Sturme.

An Professor Dr. Dove zu seinem fünfzigjährigen Doctor-Jubiläum.

Nach Maß und Zahl ist Alles gebaut,
Und Ordnung herrscht, wo ihr Willkür schaut,
Ob Welt auch auf Welten sich thürme;
Der Freiheit selbst, die mit Wolken verkehrt,
Sind Wege gewiesen, hast Du uns gelehrt,
Du schriebst das „Gesetz der Stürme".

Wann Stürme nahen, und wie sie entstehn,
Woher sie kommen, wohin sie gehn,
Du weißt es, Pfadfinder der Lüfte!
Und ob sie geladen mit Donner und Blitz,
Ob Hagel und Schloßen darin ihren Sitz,
Ob Regen und Blumendüfte.

Der schnaubt vom Aequator glühend heiß,
Der stöbert vom Nordpol kalt wie Eis
Auf dem Meere mit sausenden Schwingen;
Der Eine fährt schnurstracks, unentwegt,
Der Andre in Wirbeln und Kreisen fegt,
Du kennst ihre Schliche und Schlingen.

Mit einem nur ließest Du uns im Stich,
Auf der Rose der Winde fehlt sein Strich,
Und er ist doch der schwerste zum Steuern.
Das ist der Sturm, der im Zickzack geht,
Der uns, wir wissen nicht wie, anweht
Mit Gefahren und Abenteuern.

Er bläst mit merklicher Feuchtigkeit
Staublöschend nach durstiger Trockenheit
Bei benebeltem Horizonte;
Er geigt und orgelt und pfeift und singt,
Daß die Häuser tanzen, die Straße schwingt
In schlüpfrig schlängelnder Fronte.

Die Alten lehrten, der Winde Hauch
Entspränge aus Aeolus' ledernem Schlauch,
Der wär' ihr Bezwinger und Beuger.
O heidnische Weisheit, wie bist du bewährt!
In alten Schläuchen, da braust und gährt
Junger Most, der Stürme Erzeuger.

Doch selig sind, die im Sturme sind,
Sie wissen's, wie rasch er sich dreht, der Wind,
Und die Hand den Becher erhebet:
Sturmkundiger Meister! Dir bring' ich's dar,
Du bist nun Doctor schier fünfzig Jahr,
Hast manchen Sturm erlebet.

Riß' auch einmal eines Sturmes Wuth
Vom Haupte Dir Deinen Doctorhut,
Dir wird wohl nimmer drum bange;
Fest, sturmfrei sitzt Dir ein grüner Kranz,
Den raubt nicht der Windsbraut rasender Tanz,
O trage ihn fröhlich noch lange!

Und Einen weiß ich, der's nicht vergaß,
Daß er vor Deinem Katheder saß
Auf der Bank, zernaget vom Wurme.
Wer lebt und wüßte nicht, wie Du Dir
Unsterblichen Ruhmes Glanz und Zier
Im Sturme erobert, im Sturme!

Julius Wolff.

Notizen.

Der Berliner Carneval ist so gut wie zu Ende und hat auch diesmal bei allem Humor den Mangel an Naturwüchsigkeit nicht ganz verleugnen können. Die tolle Zeit wird in der nordischen Hauptstadt noch für viele Jahre ein halbwegs exotisches Gewächs bleiben. Der etwas stark chauvinistische französische Genfer Victor Cherbuliez ließ neulich in einem seiner Romane einen französischen Kriegsgefangenen sagen, der graue Himmel in unserer Gegend nehme sich aus, als ob er deutsch spräche. Einem gefangenen und gedemüthigten Feinde kann man solch loses Wort schon zu Gute halten. Es steckt auch ein Stück Patriotismus darin, wie man es unseren Landsleuten, die sich überall bald einbürgern und fremde Sprachen mit Vorliebe radebrechen, zuweilen wünschen möchte. Was indessen die Saison in Deutschland angeht, so verlief sie diesmal wenigstens

Digitized by Google

in den Häusern vieler Geschäftsleute wirklich nicht überaus heiter. Die Jahresbilanz war nach heimischer Sitte solide geordnet, aber keineswegs glänzend ausgefallen. Die Zeitungen wußten noch immer viel von den Nachwirkungen des Krachs zu erzählen und die Parteiblätter stichelten auf einander mit den bekannten Drohungen, daß jetzt erschreckliche Gründergeschichten an den Tag kommen würden. Man wartet darauf schon seit längerer Zeit mit Spannung. Aber die Enthüllungen wollen noch immer nicht kommen und die Sache droht langweilig zu werden. Das ewige Gerede von Actienschwindel, Zinsverlust und fictiven Dividenden ist nichts weniger als anregend für Gemüth und Geist. Man sollte oft glauben, die ganze Berliner Atmosphäre sei von den Emanationen eines gewissen Umkreises in der Burgstraße angefüllt, die bekanntlich durch ihre erfrischende Wirkung nicht berühmt sind. Der Carneval hat heuer dadurch jedenfalls gelitten, und was wir den spärlichen Minuten bis Aschermittwoch an Frohsinn ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit künftiger besserer Coursnotirungen zurück. Höher hinauf hatte der Tod der Großfürstin von Rußland die festliche Stimmung erheblich beeinträchtigt. Um eines Haares Breite wären sogar das große Diner der türkischen Botschaft und der Ball beim Grafen Launay abbestellt worden. Aber der Kaiser, leutselig wie er ist, wollte nicht, daß die vielen Ausgaben umsonst gemacht wären und die Gastgeber sich vergeblich angestrengt haben sollten. So wurde die Hoftrauer verschoben, worüber die Manen der Großfürstin Marie, die bei Lebzeiten den Ernst des Daseins oft genug vor der Heiterkeit der Kunst zurücktreten ließ, nicht allzu sehr gezürnt haben werden. Wenn übrigens das gesellschaftliche Vergnügen hier zu Lande während der letzten Wochen einigermaßen zu wünschen übrig ließ, so waren auch die Franzosen von mancherlei Sorgen heimgesucht. Für sie handelte es sich einmal wieder um die beste Staatsform, um Königthum, Kaiserreich oder Republik. Die letztere hat gesiegt und die Cassagnacs nebst Consorten haben das Nachsehen. Napoleon I. bemerkte gelegentlich, ein gutes Gouvernement bestehe in einem klugen Polizeiminister. Ein solcher war nach dem bonapartistischen Ideal Herr Buffet, der jedem gesunden Sinn auch außerhalb Frankreichs wegen seiner steifen Verachtung der öffentlichen Meinung, der Presse und aller sittlichen Mächte herzlich antipathisch war. Jetzt ist er fort. Trotz aller dem kaiserlichen Regime abgesehenen Wahlkünste konnte er es nicht zu einem einzigen Sitz in dem Senat oder der Kammer bringen. Das Land hat ihn mit seiner ganzen clericalen Sippe zu den Todten geworfen und es zeigt sich, daß alle vermeintlichen hohen und niederen Informationen über den herannahenden Triumph des hoffnungsvollen Eleven von Woolwich, der nicht mehr blonden Eugenie und des altersschwachen Rouher, wie schon öfters, gründlich falsch gewesen waren. Selbst der vom Figaro poussirte Herr Haussmann, dem Paris so viele Verschönerungen verdankt, ist bei den Wahlen durchgefallen. Der Mann war nicht ohne Geist, aber selbst das bonapartistische Salz ist seit geraumer Zeit dumm geworden. Eines Tages war Diner in den Tuilerien. Der Kaiser Napoleon III. forderte den Prinzen Napoleon Jerome leise auf, einen Toast auf die Kaiserin auszubringen. Der Prinz antwortete halblaut: Niemals! Als darauf der Kaiser dem Herrn Haussmann denselben Auftrag ertheilen wollte, verbat sich die Kaiserin jeden Toast. Nach Tische fragte der Kaiser den Seinepräfecten, warum er den Prinzen Napoleon nicht häufiger sehe und zu mäßigen suche? Jener aber erwiderte kopfschüttelnd: Ich könnte einmal gezwungen sein, ihn beim Kragen zu fassen und da ist es besser, ich werde vorher nicht zu viel mit ihm bekannt. Wer etwa bei uns die Rückkehr solcher Zustände bei Hofe und in den Regierungskreisen des Nachbarlandes gewünscht hat, muß sich die Sehnsucht vergehen lassen. Amüsant ist, daß jetzt, wie es gewöhnlich nach solchen Niederlagen zu geschehen pflegt, alle Welt auf den Bonapartismus schimpft und meint, es wäre ihm schon recht geschehen. Im umgekehrten Falle wären pathetische Verwünschungen der französischen Republikaner nicht ausgeblieben und ein vielstimmiger Zeitungschorus hätte den Schicksalsprinzen mit einem: Tu Marcellus eris! begrüßt, das seit dem Verdict des allgemeinen Stimmrechts am 20. Februar auf bessere Zeiten vertagt werden mußte.

* * *

Herrn W. D. in Middlesbrugh. Ihr Protest gegen den Unsinn, den eine anonyme Lady in „Frasers Magazine" über deutsches häusliches Leben in die Welt geschickt hat, ist viel zu feierlich. Wir Deutschen haben nun einmal nicht das Glück, liebenswürdig zu sein und uns einer liebevollen Beurtheilung von Seiten anderer Nationen zu erfreuen. Aber was thuts? Ob eine verschrobene Engländerin ihren gläubigen Lesern erzählt, daß wir Schweinefleisch mit Syrup essen, daß die Butter bei uns unbekannt ist, daß es bei uns zum guten Ton gehört, die Saucièren auf das Tischtuch zu entleeren, daß wir niemals französisch sprechen lernen, sondern stets „Pong schuhr" sagen — ob das anmuthige Klatschmäulchen das sagt, oder nicht, das ist doch wirklich sehr gleichgültig. Wir sind daher beim besten Willen nicht im Stande, Ihre Ansicht, daß es eine „heilige Pflicht" der deutschen Presse sei, gegen dergleichen Scherze zu protestiren, zu theilen.

Herrn L. W. in Breda. Es freut uns aufrichtig, aus der Monatsschrift „De Gids" zu ersehen, daß den Juden und Deutschen der Humor vollständig abgeht, und daß sich gerade aus dem Mangel an Humor die musicalische Anlage der Juden und Deutschen erklärt. So etwas muß man sich merken.

Abonnent in Oldenburg. Wir glauben, daß Fürst Bismarck, als er in seiner Reichstagsrede sagte „wenn wir mehr Achtung für unsre Meinung haben" sich durchaus keinen Verstoß gegen die Grammatik hat zu Schulden kommen lassen, sondern sehr absichtlich und mit feiner sinnlicher Unterscheidung das Pronomen für anstatt des sprachgebräuchlicheren vor angewandt hat. Man hat Achtung, gegen, für oder vor etwas.

„Und wenn ich ihn begnadige, geschieht's
Aus schuld'ger Achtung gegen meinen Kaiser"

sagt Schiller. Sanders macht die Unterscheidung: „Achtung für deutet auf rücksichtsvolle Beachtung, Achtung vor auf ehrfurchtsvolle Scheu." Er führt folgende sehr gut gewählte Belagstelle dafür an: „Daß die Menschen mit ihrer Achtung für ihren Wohnsitz und ihr irdisches Vaterland auch die Achtung vor ihrer himmlischen Heimat und ihrem Geschlecht verlieren." (Novalis.) Da Fürst Bismarck sicherlich nicht fordert, daß wir vor unsrer Meinung ehrfurchtsvolle Scheu, sondern nur verlangt, daß wir für dieselbe eine rücksichtsvolle Beachtung haben sollen, so ist das von ihm gebrauchte für ganz richtig und fein gewählt.

Herrn M. R. in Chemnitz. Glauben Sie wirklich, daß die Auslassung Ihres Heimatsdichters Theodor Gampe über sein neues Trauerspiel „König Manfred" unsere Leser interessiren könnte? Wir bezweifeln es. Im Uebrigen urtheilen wir über Ihren Liebling weder so enthusiastisch noch so gehässig wie Ihre Landsleute. In den „Naturklängen" sind allerdings gründlich verkehrte nnd mißlungene, aber auch wirklich recht frische und gesunde lyrische Gedichte.

Abonnentin in Frankfurt a. M. Es ist nicht hübsch von Ihnen, verehrtes Fräulein, daß Sie uns die „Kleine Winterpost" mit allerhand boshaften Bemerkungen am Rande zuschicken und uns zumuthen, dieses ganz private Blatt durch eine öffentliche Besprechung lächerlich zu machen. Ihr zartes Briefchen macht auf uns den Eindruck, als ob Sie Grund zu einer persönlichen Verstimmung gegen die redigirenden Damen hätten. Ist Ihnen vielleicht ein Gedicht als unbrauchbar zurückgesandt worden? Wir haben die „Kleine Winterpost" mit großem Vergnügen durchblättert und finden die Idee, daß sich einige Damen aus der Gesellschaft zusammenthun, um für sich und ihre nächsten Bekannten ein zwanglos erscheinendes Unterhaltungsblatt zusammenzustellen — ein Blatt, das gar keine Prätensionen macht, das sich nie in die Oeffentlichkeit hinauswagt und sich wie die Lotosblume vor der Sonne Pracht fürchtet — so durchaus unschuldig, daß es eine Grausamkeit wäre, darüber zu witzeln. Es kommt noch dazu, daß einige Beiträge wirklich allerliebst sind. Beherzigen Sie Mussets Worte:

Eh bien! en vérité, les sots auront beau dire,
Quand on n'a pas d'argent, c'est amusant d'écrire.

Es läßt sich sogar die gewagte Behauptung aufstellen, daß durch Mangel an Geldmangel das Vergnügen am Schreiben nicht vermindert wird.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lucrezia Borgia.

Nach Urkunden und Correspondenzen ihrer eigenen Zeit.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Mit Lucrezia's Porträt und drei Facsimiles.

Zwei Bände.

Dritte verbesserte Auflage.

8. 12 *M.*

Die Unterzeichnete veröffentlicht die dritte Auflage des Buchs „Lucrezia Borgia". Sie liefert damit den erfreulichen Beweis, daß Werke geschichtlicher Literatur, welche in der Regel in der Theilnahme des deutschen Publikums nicht gleich den Rang einnehmen, wie er solchen in Frankreich und England rasch zu Theil wird, auch bei uns derselben schnellen Verbreitung sicher sind, wenn sie mit der Gediegenheit die künstlerische Form verbinden. Das Urtheil der gebildeten Welt hat „Lucrezia Borgia" als eins der merkwürdigsten Gemälde der Renaissance anerkannt, weil dasselbe auf Grund authentischer Correspondenzen und Familienpapiere der Borgia den Stempel leidenschaftsloser Wahrheit und die Züge „concretester Persönlichkeit" trägt. Die Unterzeichnete bemerkt zur dritten, vom Verfasser durchgesehenen Auflage nur, daß dieselbe mit einigen wichtigen Urkunden bereichert worden ist, worunter sich auch mehrere neu entdeckte Briefe Lucrezia's aus ihrer Jugendzeit vorgefunden haben.

Stuttgart, Februar 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pro Multo.

Entgegnung der Brochure

„Pro nihilo!"

Von

A. A. von Harlessem.

Preis 1 *M.* 50 *S.*

C. Nissel, Die Florentiner.

Trag. in 5 Akten. (Preis 1½ *M.*)

Kaulfuss'sche Buchhandlung in Liegnitz.

Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die gegenwärtige

wirthschaftl. Lage Deutschlands

von

Wilhelm Klein.

8. 2 *M.* 25 *S.*

Das vorstehende Buch besteht seiner technischen Anordnung nach aus drei Theilen, der Einleitung, in welcher der Verfasser die allgemeine Entwickelung des Spekulationsgeistes und das Umsichgreifen des Schwindels schildert, einem zweiten Theile, der von den Gründungen und deren Nachtheilen handelt, während der dritte Beiträge und Vorschläge zur Besserung der Lage bietet.

Die Sprache ist scharf und die Beweisführung einschneidend: so wird das Buch sich bei mannigfachen Anfeindungen, die ihm nicht erspart bleiben können, viele Freunde erwerben und an seinem Theil dazu beitragen, gesundere wirthschaftliche Zustände in Deutschland herbeizuführen.

Stuttgart, Februar 1875.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben erschienen!

UEBER

DEUTSCHE VOLKSETYMOLOGIE

VON

KARL GUSTAV ANDRESEN,

Professor an der Universität Bonn.

Preis: Elegant brochirt 3 *M.*

Verlag von **Gebr. Henninger** in **Heilbronn.**

Compositionen

von

GEORG VIERLING

im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig.

		M. *S.*
Op. 17a.	**Fantasie** für Piano und Violoncello	2 50
Op. 17b.	**Dieselbe** für Piano und Violine	2 50
Op. 20.	**Gretchens Beichte** von Hoffmann v. Fallersleben. Duett für Sopran und Alt mit Piano.	1 —
Op. 21.	**Fünf Gedichte** für eine tiefere Stimme (Alt) mit Piano	2 25
Op. 21.	**Dieselben** in einzelnen Nummern. à *M.* —.50 bis.	— 75
Op. 22.	**Psalm 137. Der gefangenen Juden Klage und Racheruf** für Chor (Sopran, Alt, Tenor und Bass), Tenorsolo und Orchester. Mit deutschem und englischem Texte. Neue revidirte Ausgabe.	
	Partitur *M.* 8.— Orchesterstimmen	7 50
	Clavier-Auszug *M.* 4.— Singstimmen in 8°	2 —
		1 75
Op. 23.	**Sechs Orgelstücke**	
Op. 24.	**Im Frühling.** Ouverture [G-dur] für Orchester.	
	Partitur *M.* 3.75. Orchesterstimmen	5 —
	Clavierauszug zu vier Händen vom Componisten	2 50
Op. 25.	**Motette:** „Frohlocket mit Händen alle Völker" für 2 Chöre. Partitur mit beigefügtem Clavierauszuge *M.* 2.25. Chorstimmen in 8°.	2 —
Op. 26.	**Vier Quartette** für gemischte Stimmen. Partitur und Stimmen	2 75
Op. 27.	**Sechs Gedichte** für eine Singstimme mit Piano	2 50
Op. 28.	**Vier Chorgesänge** für 4 Männerstimmen. Partitur und Stimmen	2 50
Op. 32.	**Zur Weinlese.** Nach Anakreon v. F. Grandaur, für Männerchor mit Orchester.	
	Partitur netto *M.* 6.— Orchesterstimmen	7 —
	Clavierauszug *M.* 1.50. Singstimmen.	1 50
Op, 34.	**Vier Quartette** für gemischte Stimmen. Partitur und Stimmen	3 50
Op. 39.	**Frühling** von H. Lingg für 4 Singstimmen (Sopran, Alt, Tenor und Bass) mit Piano. Clavierauszug *M.* 1.50. Singstimmen.	1 —
Op. 40.	**Drei Clavierstücke.** Complet	2 50
	Nr. 1 in E-dur	1 50
	Nr. 2 in F-dur	1 —
	Nr. 3 in G-moll	1 —
Op. 41.	**Drei Fantasiestücke** für Piano und Violine. Complet	5 —
	Nr. 1. Tempo di Minuetto	1 75
	Nr. 2. Tempo di Valse.	1 75
	Mr. 3. Allegro leggiero.	2 —

Neujahr 1876. Betriebs-Eröffnung.

Deutsche Warte für Gesundheitspflege

zu

Eisenach.

Centralstelle f. d. Verbreitung in- u. ausländischer, der Ernährung, Kräftigung u. Heilung förderlicher Produkte u. Fabrikate. I. Abth. für Ernährung und Kräftigung. — II. Abth. für Heilmittel. 1. Section: Pharmazeutische Präparate (nur im Großhandel). 2. Section: Diätetische Hausmittel und private Gesundheitspflege. — III. Abth. für Apparate zu Heilzwecken und zum Schutze gegen Krankheiten; Verbandmittel. — IV. Abth. für Beseitigung der Gesundheitswidrigkeit der Wohnstätten. — V. Abth. für hygienische Literatur.

Die erste Nr. der für Freunde des Unternehmens als Manuscript gedruckten „**Mittheilungen der D. W. f. G.**" steht auch weiteren Kreisen gratis und franco zu Diensten. Dieselbe giebt ein Bild der Aufgaben dieses zeitgemäßen gemeinnützigen Instituts, seiner Unternehmungen und die Preisliste der von ihm zu beziehenden Artikel. —

In den **größeren Städten des Reichs und an den Hauptplätzen des Auslands** werden **General-Dépôts für sämmtliche Abtheilungen des Instituts** errichtet, sowie besondere **Verkaufsstellen unserer diätetischen Nahrungsmittel** an allen bedeutenden Orten.

Correspondenten in **Berlin:**

Dr. H. Friedländer, Bes. der Kronen-Apotheke, Friedrichstr. 160.

Max Kahnemann, Bes. der Schwan-Apotheke, Spandauerstr. 77.

Deutsche Warte für Gesundheitspflege zu Eisenach.

Besitzer **Richard Lesser,**

Inhaber der großen goldenen Medaille des Kaisers von Oesterreich.

Hierzu Beilagen der Verlagsbuchhandlungen Moritz Schauenburg in Lahr und Theobald Grieben in [illegible].

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** **Expedition, Berlin N.W., [illegible]**

Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 11. März 1876. Band IX.

AP
30
.G295
v. 9
no 11

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Suez-Canal in alter und neuer Zeit. Von Karl Blind. — Literatur und Kunst: Goldbarg. Von Klaus Groth. — Novellen von Marie v. Olfers. Eine ästhetische Studie von Friedrich Spielhagen. — Agnes le Grave. Ein Gedenkblatt von Gustav Karpeles. — Das goldene Buch des Théâtre Français. Von Paul Lindau. IV. (Fortsetzung.) — Aus der Hauptstadt: Richard Wagners Tristan und Isolde. Von H. Ehrlich. — Der Organismus einer Weltstadt. Von G. Ebe. — Notizen. — Inserate.

Der Suez-Canal in alter und neuer Zeit.

Von Karl Blind.

„Wäre der von Herodot erwähnte Canal noch vorhanden gewesen" — so schreibt in der „Times", unter dem Namen Memnon, ein Fürsprech des englischen Abkommens mit Egypten —, „so hätten wir nicht erst nachgefragt, ob derselbe von Rameses II., von Sesostris, oder von einer Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht erbaut worden."

Es scheint Memnon nur noch dumpf in den Ohren zu klingen, wer den berühmten alten Wasserpfad, eines der merkwürdigsten Werke der grauen Vorzeit, eigentlich schuf. Und doch ist die Nachricht, die wir darüber haben, nicht bloß eine zweifelhaft schwirrende Sage, ähnlich dem Tönen der Memnonssäulen, sondern eine gut verbürgte Kunde, geschichtlich klar nachweisbar. In einem leitenden Aufsatz hatte freilich die „Times" selbst, zur Feier der Eröffnung des Lesseps'schen Canals, denselben als eines der „Wunderwerke der neuesten Wissenschaft" (one of the marvels of modern science) bezeichnet; offenbar ohne jede Ahnung, daß vor mehr als dreitausend Jahren schon eine Wasserverbindung zwischen dem Mittelmeere und dem Rothen Meere bestand, die bis in die Mitte des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung benutzt und erst dann zerstört und schließlich vergessen ward.

In der heutigen Gestalt war in jenen Tagen hoher egyptischer Bildung die Wasserstraße allerdings nicht vorhanden. Der einfache Durchstich von Meer zu Meer wurde damals nicht unternommen. Während man nach dem neueren Entwurf eine fast gerade Oeffnung von Port Saïd am Menzaleh-See, durch die Ballah- und Timsah-Seen bis an die sog. Bitteren Seen, und von da nach Suez veranstaltete, benutzte man in egyptischer Zeit den pelusischen Arm des Nils; und wo der Fluß nicht länger schiffbar war, baute man einen ins Rothe Meer führenden Canal. Dieser Canal, nahe an dem heutigen Suez begonnen, wurde über die Bitteren Seen in die Nähe der Stadt Bubastis gezogen. Der Anfang dieser Erdausgrabungen verliert sich ins hohe Alterthum. Doch steht fest, daß sie unter den Pharaonen gemacht wurden, in deren Regierung die meisten der gewaltigen Werke fallen, die noch heute unser Staunen und unsere Bewunderung erregen.

Champollion schreibt bekanntlich die Bildung des ersten Canals vom Nil bis an's Rothe Meer dem König Rameses II. (1300 vor „Christi Geburt") zu. Geschichtlich sicher ist die Thatsache, daß Neko, der Sohn des Psammitich, eine solche Wasserverbindung herzustellen beschloß und begann. Dies war etwa im Jahre 600 vor der christlichen Zeitrechnung. Neko hielt jedoch mitten in dem Werke inne, weil ein Götterspruch, d. h. ein priesterliches Orakel, erklärt hatte: er arbeite für einen Barbaren (*τῷ βαρβάρῳ αὐτὸν προεργάζεσθαι*). So gab schon eine alte Wahrsagung einen Gegengrund an, ähnlich dem, der englische Staatsmänner zu einer Zeit beeinflußte, wo sie aus der Lesseps'schen Unternehmung eine Gefahr für Indien, entweder von Frankreich oder von Rußland, oder von beiden zusammen, befürchtete.

Das Orakel, dessen Herodot erwähnt, war ohne Zweifel von der Furcht eingegeben, die zu enge Verbindung mit umliegenden Völkern würde die eigenthümlichen Staatseinrichtungen und das Religionsgebäude Egyptens schädigen. Der Priester stemmte sich also einem fortschrittlichen Werke entgegen. Eine Zeit lang geschah dies mit Erfolg. Nachträglich wurden indessen die unter Neko begonnenen Grabungen unter dem Perserkönige Darius fortgesetzt; denn die auf Pfaffenbefehl angeordnete Einstellung der Canalbauten hatte das Land nicht vor den „Barbaren" retten können. Herodot sah den Wasserweg in wirklichem Gebrauch. Für Diejenigen, welche die wunderbaren Fortschritte der Neuzeit allzusehr auf Kosten dahingeschwundener Geschlechter erheben, mag es von Nutzen sein, die einfachen Worte zu lesen, in denen der griechische Geschichtschreiber dieser egyptischen Unternehmung gedenkt.

Er schreibt: — „Neko war der Sohn des Psammitich, und wurde Herrscher von Egypten: er begann den Canal, der ins Rothe Meer führt (*ὃς τῇ διώρυχι ἐπεχείρησε πρῶτος τῇ ἐς τὴν Ἐρυθρὴν θαλάσσαν φερούσῃ*), und den Darius, der Perser, in späteren Zeiten vollendete. Seine Länge ist eine Reise von vier Tagen; und seine Breite wurde so gegraben, daß zwei Dreiruderer neben einander fahren können. Das Wasser wird in denselben aus dem Nilflusse gezogen; es tritt ein wenig oberhalb der Stadt Bubastis ein, geht nahe an der arabischen Stadt Patumos vorbei und erreicht dann das Rothe Meer. Jene Theile der egyptischen Ebene, die nach Arabien zu liegen, wurden zuerst ausgegraben. Oberhalb dieser Ebene ist der Berg, der sich gegen Memphis hin erstreckt, wo die Steinbrüche sind. Der Canal ist also entlängs der Sohle dieses Berges, von West nach Ost, geführt; er dehnt sich dann nach den Hohlwegen aus, indem er sich von dem Berge nach dem Mittagskreis und nach Süden, gegen Innen hin, bis zum arabischen Golf, wendet. In jenem Theile nun, wo sich der kürzeste und geradeste Weg aus dem nördlichen (Mittelländischen) Meere ins südliche findet, welches dasselbe ist, das auch das Rothe Meer genannt wird, nämlich vom Berge Kasios, der Egypten von Syrien trennt — von diesem Punkte aus ist die

Digitized by Google

Entfernung tausend Stadien bis zum arabischen Golf; und dies wäre also der geradeste Weg. Allein der Canal ist beträchtlich länger, da er sich vielfach windet; und während seiner Ausgrabung verloren 120,000 Egypter ihr Leben unter der Regierung Nekos. Aber Neko hörte mit den Grabungen inmitten der Arbeiten auf, da ein Orakel ein Hinderniß in den Weg gelegt hatte, indem es sagte: „er arbeite für einen Barbaren"; denn die Egypter nennen alle Menschen Barbaren, die nicht die gleiche Sprache, wie sie, sprechen. Nachdem nun Neko die Ausgrabungen eingestellt hatte, beschäftigte er sich mit Kriegsangelegenheiten; und es wurden Dreiruderer gebaut, einige im nördlichen (Mittelländischen) Meere, andere im arabischen Golf — d. i. im Rothen Meere; wovon die Werften noch zu sehen sind." (Herodot; Buch II, Euterpe; 158—159.)

Im vierten Buche („Melpomene"), Abschnitt 42, wird des Canals nochmals erwähnt; so auch der Umschiffung Afrikas durch die Phönikier in egyptischem Auftrag. So schreibt Herodot:

„Libyen (Afrika) zeigt sich von Wasser umgeben, ausgenommen so weit es an Asien grenzt. Neko, der König von Egypten, war der Erste, von dem wir wissen, daß er den Beweis dafür lieferte; denn nachdem er die Ausgrabung des Canals aufgegeben hatte, der den Nil mit dem arabischen Golfe verbindet, schickte er einige phönikische Männer in Schiffen aus, indem er ihnen befahl, durch die Säulen des Herkules ins nördliche Meer (Mittelmeer) zurückzufahren, und auf diese Art nach Egypten zurückzukommen. Dem gemäß stießen die Phönikier vom Rothen Meere aus ab und fuhren durch die südliche See. Als der Spätherbst kam, landeten und säeten sie, an welchem Theile von Libyen sie immer vorbeikamen; dann warteten sie für die Ernte, und nachdem sie das Korn geschnitten, gingen sie wieder auf ihre Schiffe. Als zwei Jahre verflossen, und sie durch die Säulen des Herkules gefahren waren, kamen sie im dritten Jahre in Egypten an . . . . . So wurde Libyen zuerst bekannt."

Zweitausend Jahre nachher hatte Vasco de Gama abermals den Weg ums Vorgebirge zu suchen — gleichwie America von Columbus wieder entdeckt werden mußte, nachdem germanische Wikinger fast 500 Jahre vorher das atlandische Festland nachweisbar betreten hatten; von älteren, in der Nacht der Zeiten liegenden Erinnerungen an die Atlantis nicht zu sprechen.

Von dem durch Neko begonnenen, durch Darius vollendeten Canal sagt Plinius: seine Breite betrage etwa 100 Fuß. Strabon gab sie auf 150 an. Beide mögen Recht gehabt haben; an verschiedenen Stellen muß der Durchmesser ein verschiedener gewesen sein, wie sich auch aus den aufgefundenen Spuren ergibt. Nach der Schlacht von Actium versuchte Kleopatra, die Ueberbleibsel ihrer Flotte mittelst einer Fahrt durch den Canal zu retten. Der niedrige Wasserstand des Nils hinderte sie jedoch daran. Während der Zeit des arabischen Einbruchs, im siebenten Jahrhundert, muß der Canal zum Theil zerstört gewesen sein; denn Amru, einer der Heerführer Omars, schlug vor, eine Wasserverbindung von Suez in den Golf von Pelusium herzustellen. Aus Furcht, die Christen könnten für ihre Fahrzeuge Zugang nach Arabien erlangen, verwarf Omar den Plan. Gleichwohl ließ er sich später bewegen, den Canal der Pharaonen wieder für den Gebrauch herzurichten. Bis zur Mitte des achten Jahrhunderts blieb der Canal schiffbar. Da ließ ein Khalif, um Mekka und Medina auszuhungern, denselben ausfüllen!

Von da an, bis zur Zeit der französischen Staatsumwälzung, wo Bonaparte nach Egypten kam — also während fast tausend Jahren — wird der uralten Wasserstraße dann nimmer gedacht. Bekannt ist der beharrliche Widerspruch Palmerstons gegenüber dem Lesseps'schen Entwurfe. In scherzhafter Form, die ihm oft als Maske für bittere politische Gegnerschaft diente (ich erinnere hier nur an seine Haltung in der schleswig-holsteinischen Frage) suchte Palmerston das Unternehmen, als unausführbar, lächerlich zu machen. Man versteht kaum, wie auch Stephenson, dessen Ruf als Fachmann dabei auf dem Spiele stand, dieser Palmerston'schen Freundschaft gegen den Canalplan behülflich sein konnte. Stephenson behauptete: wenn der Durchstich von Meer zu Meer vorgenommen würde, ergäbe sich nichts als ein Graben mit stehendem Wasser, der an seiner Mündung ins Mittelmeer, und in seinem ganzen Lauf durch die Wüste sich mit Treibsand füllen müsse.

Holländische, deutsche, französische, selbst englische Ingenieure widerstritten dieser Ansicht. Wahrscheinlich hegte die englische Regierung selbst nicht die Ueberzeugung von der Unausführbarkeit des Unternehmens. Oder wie soll man sichs erklären, daß Lord Stratford de Redcliffe dasselbe mit allem Aufgebot staatsmännischer Mittel in Konstantinopel zu hintertreiben suchte, indem er auf die in demselben liegenden politischen Gefahren wies?

Ueber die Frage des jüngst mit Egypten geschlossenen Abkommens habe ich mich vor bald anderthalb Jahren, im September 1874, zum Voraus ausgesprochen. In einer englischen Abhandlung machte ich zu der, wegen Zollfragen von Herrn Lesseps angedrohten, aber in Folge eines Befehles des Sultans unmöglich gemachten Sperrung des Canals die folgenden Bemerkungen:

„Die Schwierigkeit ist glücklicherweise für den Augenblick gelöst worden, indem der Sultan seinem Vasallen, dem Statthalter von Egypten, die Weisung zugehen ließ, von diesem wichtigen Wasserweg durch Truppen Besitz zu nehmen. Es liegt jedoch auf der Hand, daß dies zeitweise Auskunftsmittel, das Herrn von Lesseps bewog, seine Absicht nochmals zu überlegen, die ganze Frage in einem höchst unbefriedigenden Stande läßt. Vielleicht wäre es klug für England, eine festere Regelung herbeizuführen. Das mittelasiatische Eisenbahnunternehmen, mit welchem der Urheber des Suezcanals gegenwärtig beschäftigt ist, und das auf eine Förderung des russischen Vordringens in der Richtung nach Indien abzielt, sollte nach meiner Ansicht die englischen Staatsmänner nur um so mehr spornen, der Canalfrage größere Aufmerksamkeit zu widmen. Eine bloße Politik der Unthätigkeit dürfte sich eines Tages als ein beklagenswerther Mangel an Voraussicht erweisen — eben so beklagenswerth, wie der Mangel an Voraussicht, den Lord Palmerston zeigte, als er beharrlich über ein Unternehmen spöttelte, dessen Nichtausführung seit langer Zeit eigentlich einen Vorwurf für unsere gerühmte Civilisation bildete."

In derselben Abhandlung war gesagt: — „Sicherlich hätte es nur dem Vortheile entsprochen, wenn seine Staatsmänner, als sie sahen, daß der Canalbau nicht länger mehr zu hindern war, sich rasch entschlossen hätten, eine leitende und ausführende Rolle dabei zu übernehmen, anstatt auf schwächliche Weise den Fortschritt mittelst kraftloser Sticheleien hindern zu wollen. Sie ließen die gute Gelegenheit vorüber gehen; und der Canal wurde trotz ihnen gebaut. Jetzt tritt die Frage an sie heran, wie über diesen Wasserweg eine Obergewalt zu erlangen, damit er nicht in die Hände wirklicher oder möglicher Feinde Englands fällt."

Nachdem England jetzt — vielleicht ein paar Stunden ehe die Obergewalt in die Hände Frankreichs fiel — zu einer betreffenden Maßregel geschritten ist, habe ich diesen, im Jahre 1874 geschriebenen Worten nichts mehr beizufügen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Goldbarg

(d. i. Hünengrab, s. g. weil mitunter Goldschmuck in denselben gefunden wird).

Von **Klaus Groth.**

Och öwer de Heid, de brune Heid
Dar heff ik wannert mennigmal!
De Schap de gungn dar op de Weid,
De Scheper seeg vunn Goldbarg dal.

De Vageln sungn, de Blom de blöhn,
Un öwer allens schin de Sünn.
Wa weer de brune Heid so schön,
Un smuck de Weg deröwer hin!

Och öwer de Heid, de brune Heid
Dar heff ik wannert mennigmal!
De Storm de harr de Blöm verweiht,
Un eensam leeg se, kold un kahl.

Un doch, se weer mi noch so schön,
Un smuck de Weg deröwer hin.
He föhr mi, wo min Blom mi blöhn,
Un wo mi schin int Hart min Sünn.

De brune Heid, de schöne Heid —
Wo is se bleben mit ehr Blöm?
Dar wo dat gröne Korn nu weiht,
Dar liggt se 'graben mit min Dröm.

De Plog de ging deröwer hin,
Nu graf't dar Veh op fette Weid. —
Mi awer liggt se noch inn Sinn
De brune Heid, de schöne Heid!

Kiel, Februar 1876.

Novellen von Marie v. Olfers.

Eine ästhetische Studie

von

Friedrich Spielhagen.

Jahrmarktstreiben! nicht blos in der weiten staubigen Arena des banausischen großen öffentlichen Lebens in Handel und Wandel, Politik und Gesellschaft, sondern — wer von uns kann es leugnen! — auch auf den heiligen Gefilden der Literatur. Immer heran, meine Herrschaften! Alles unter dem Einkaufspreis! Die Menge muß es bringen! Dies ist die veritable Groschenbude! — und Trommelschall und Pfeifenklang und Dudelsacksgeschnarr! Das lockt, das imponirt! Man hat nicht viel an der Waare: aber sie kostet auch nicht viel, am wenigsten Kopfzerbrechen, und — vive la bagatelle! Da, nebenan unter dem leichten Zeltdach, auf dem bescheidenen Tisch — es sollen echte Korallen und Perlen sein, ja Brillanten und Diamanten von reinstem Wasser — aber, lieber Gott, wer versteht sich darauf! da soll man untersuchen, prüfen! da soll man wählen, sich entscheiden! wer hat dazu Zeit? und schließlich: was hat man davon? wer glaubt einem denn, daß man so viel für die paar Perlchen, die paar Steinchen gegeben hat!

Gegen wen richtest du deine Satire? Nicht gegen Sie, verehrter Herr! Sie stehen — auf der Akme des Culturkampfes, welchem Sie so stark engagirt sind — ganz erhaben über dem Verdacht, überhaupt Romane und dergleichen Allotria zu lesen; — auch nicht gegen Sie, meine gnädige Frau! Es ist die Höhe der Saison; Sie haben viel, sehr viel zu thun; wie sollten Sie die Zeit gewinnen, ein Buch zur Hand zu nehmen, es wäre denn, daß man es gelesen haben müßte! Und welcher vernünftige Mensch verlangt das? und daß Sie Sinn und Gemüth und sogar Geld haben für die höchste, die wahre, die einzige, für die Kunst der Künste — in dem Ebenholzkästchen, mitten zwischen Ihren andern Kostbarkeiten, liegt der Patronatsschein für Baireuth — Ihre reine Seele ist gerettet!

Im Ernst! Ist es ein Beweis des unübersehbaren Reichthums unseres geistigen Lebens? ist es die Folge unserer grenzenlosen Zerstreutheit und Zerfahrenheit, daß Dichtungen, welche in den schönen Zeiten unserer Literatur die ganze Welt, so weit sie auf Bildung Anspruch machte, entzückt, jedenfalls beschäftigt haben würden, spurlos, oder so gut wie spurlos vorübergehen?

Ich vermesse mich nicht, die Frage zu entscheiden; ich will nur als einfaches Factum constatiren, daß der Name, welcher diese Blätter schmückt, verhältnißmäßig von sehr Wenigen gekannt ist; daß der erste Band bereits im Jahre 1872 erschien, ohne bis heute eine neue Auflage zu erleben, und daß ich über den Ende des vorigen Jahres erschienenen zweiten Band kaum hier und da in der Gesellschaft, und noch seltener in der Presse ein Wort der Anerkennung gehört und gelesen habe.

Und doch verdienen die Dichtungen von Marie von Olfers weit mehr als ein flüchtiges Wort der Anerkennung; sie ragen so weit über das Niveau der Alltagswaare der Literatur hinaus; es lebt und webt in ihnen ein so goldechter Dichtergeist; sie stehen auch, von rein künstlerischem Standpunkte angesehen, auf einer so bedeutenden Stufe, daß eine gewissenhafte Kritik nur einfach ihre Pflicht thut, wenn sie sich eingehend mit denselben beschäftigt.

Für mich hatte die einfache Pflichterfüllung in diesem Falle noch einen speciellen Reiz.

Ich überzeugte mich bald, daß ich es hier mit einer ganz besonderen, höchst eigenthümlichen Compositionsweise zu thun hatte, deren Analyse den willkommensten Beitrag zur Technik des Romans versprach.

Sind diese Dichtungen wirklich, wofür sie sich ausgeben, Novellen?

Der Unterschied zwischen Novelle und Roman — denn auf den wird es ja wohl herauskommen — hat den Aesthetikern schon viel Kopfzerbrechen verursacht. Indessen, man hat sich im Ganzen und Großen doch geeinigt, und braucht keinen erheblichen Widerspruch zu fürchten, wenn man diesen Unterschied ungefähr so charakterisirt: die Novelle hat es mit fertigen Charakteren zu thun, die, durch eine besondere Verkettung der Umstände und Verhältnisse, in nahen und nächsten Conflict gebracht werden, in welchem Conflict sie gezwungen sind, sich in ihrer allereigensten Natur zu offenbaren, also, daß der Conflict, der sonst Gott weiß wie hätte verlaufen können, gerade diese, durch die Eigenthümlichkeit der engagirten Charaktere bedingte und schlechterdings keine andere Wendung nehmen kann und muß. Fügen wir noch hinzu, daß in der älteren Novelle „die besondere Verkettung der Umstände und Verhältnisse" präponderirt, in der modernen dagegen, der modernen Empfindung gemäß, der Hauptaccent auf die „Eigenthümlichkeit der engagirten Charaktere" fällt, so haben wir, glaube ich, so ziemlich beisammen, was die Novelle hinreichend scharf von dem Romane scheidet. Der Roman hat es weniger auf eine möglichst interessante Handlung abgesehen, als auf eine möglichst vollkommene Uebersicht der Breite und Weite des Menschenlebens. Er braucht deshalb — und gerade zu seinen Hauptpersonen — nicht Menschen, die schon fertig sind, und, weil sie es sind, wo immer sie eingreifen, die Situation zu einem raschen Abschluß bringen, sondern solche Individuen, die noch in der Entwicklung stehen, in Folge dessen eine bestimmende Wirkung nicht wohl ausüben können, vielmehr selbst durch die Verhältnisse, durch die Menschen ihrer Umgebung in ihrer Bildung, Entwicklung bestimmt werden, und so dem Dichter die Gelegenheit geben, ja ihn nöthigen, den Leser auf großen, weiten (allerdings möglichst blumenreichen) Umwegen zu seinem Ziele zu führen.

Digitized by Google

Natürlich ist dieses Ziel für den Novellisten und Romandichter im Grunde dasselbe: die Einsicht in die Tiefen der Menschenseele; aber da Jener sich schon mit einer partiellen Deutung des Sphinx-Räthsels begnügt, Dieser wenigstens eine finale Lösung anstrebt, so ist mit der verschiedenen Höhe und Distance der Ziele auch die entsprechende Verschiedenheit in der Behandlung der künstlerischen Mittel gesetzt. Der Novellist, wie er weniger Personen auf die Leinwand zu bringen hat, und eigentlich Alles bei ihm auf dem ersten Plane vor sich geht, hat auch weniger Farben auf der Palette, dafür aber desto bestimmtere, und er malt in kecken, festen Strichen, gleichsam prima; der Romandichter, der viel Personen in Scene setzen und auf Vordergrund, Hinter- und Mittelgrund schicklich vertheilen soll, braucht einen möglichst großen Rahmen, und kann eigentlich gar nicht genug Farben auf der Palette haben; muß bald mit einem feinen Pinsel, bald mit einem breiten, hier ein Cabinetsstück, dort beinahe al fresco malen. So gleicht die Novelle einem Multiplicationsexempel, in welchem mit wenigen Factoren rasch ein sicheres Product herausgerechnet wird; der Roman einer Addition, deren Summe zu gewinnen, wegen der langen Reihe und der verschiedenen Größe der Summanden, umständlich und im Ganzen etwas unsicher ist. Deshalb hat auch die Novelle sowohl in ihrem Endzweck als in ihrer künstlerischen Oekonomie eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem Drama, während der Roman (und nichts ist vielleicht bezeichnender für den tiefen Unterschied zwischen Novelle und Roman) in jeder Beziehung des Stoffes, der Oekonomie, der Mittel, ja selbst, subjectiv, in Hinsicht der Qualität der poetischen Phantasie und dichterischen Begabung der volle Gegensatz des Dramas ist.

Wenn nichts desto weniger — trotz des tiefen theoretischen Unterschiedes zwischen Novelle und Roman — beide Species fortwährend nicht blos in den Köpfen der Laien confundirt werden, sondern auch in praxi so oft ineinander übergehen, so starke Uebergriffe eine in das Gebiet der andern machen, daß auch der gewiegte Aesthetiker manchmal in Verlegenheit geräth, ob er dies oder jenes Product hierhin oder dorthin classificiren soll, so ist dies eine Folge der Eigenthümlichkeit der modernen Novelle, auf welche ich schon oben hingedeutet habe. Es ist uns modernen Menschen eben nicht mehr oder kaum noch möglich, so einfach zu sehen und in Folge dessen so einfach-plastisch zu erzählen, wie etwa Boccaccio. Wo für sein Auge eine Fläche, sind für das unsre drei oder vier; wo für ihn nur eine Farbe, klingen für uns die benachbarten und die complementären mit an. Wir haben die entschiedene Absicht, eine merkwürdige Begebenheit, die sich zwischen wenigen Personen abgespielt hat, rein aus der Masse der scheinbar gleichgiltigen Umgebung herauszuarbeiten; und, ehe wir es uns versehen, finden wir, daß diese Umgebung doch sehr wesentlich zur Sache gehört; oder wir vertiefen uns so in die Genesis der Charaktere, die wir ursprünglich nur als Factoren behandeln wollten, daß im Handumdrehen aus der Multiplication eine Addition, aus der Novelle ein Roman geworden ist.

Manchmal wirklich, oft freilich auch nur zum Schein. In den meisten Fällen entdeckt das kundige Auge, trotz des Ineinanderfließens der Grenzlinien, nicht nur, was ursprünglich beabsichtigt war, sondern vermag auch zu bestimmen, was denn nun schließlich, trotz alledem, aus der ursprünglichen Anlage geworden oder von derselben geblieben ist. Für mich sind die Wahlverwandtschaften, wenn ich das Werk nicht auf den Umfang hin ansehe, sondern auf den ursprünglichen Plan, auf die Form der Charaktere (die sich nicht entwickeln, sondern auswickeln), auf die Führung selbst der Erzählung (besonders in dem ersten, für die Absicht des Dichters entscheidenden Theil) nicht mehr und nicht weniger, als eine über ihre natürlichen Grenzen hinausgetriebene, ja stellenweis aufgebauschte Novelle, während wiederum manche Dichtung von viel kleinerem Umfang, trotz desselben, trotz auch der von dem Autor selbst beliebten Classificirung durchaus keine Novelle, sondern ganz entschieden für einen Roman, zum wenigsten für eine Romanskizze angesehen werden muß.

Marie von Olfers' Novellen sind mit sehr wenigen Ausnahmen, die aber auch die Form der Novelle nicht ganz rein bieten, solche kleine Romane, oder besser, solche Romanskizzen. Die Ausnahmen sind: „Die Verlobte" und: „Ob er wohl Fielchen heirathen wird". Ich bitte, vorläufig von diesen beiden Erzählungen absehen zu wollen und das Folgende nur auf die übrigen sieben Piècen der beiden Bände zu beziehen.

In diesen aber handelt es sich nirgends um eine interessante Begebenheit im Sinne der älteren Novelle, oder, wie es die moderne verlangt, um eine bestimmte Handlung, die aus dem Zusammenstoß gewisser Personen mit Nothwendigkeit resultirt, und in scharfer Gliederung der einzelnen Phasen bis zu dem mit dem Anfang gesetzten tragischen oder humoristischen Schluß mehr oder weniger schnell sich abspielt. Nicht die einzelne Welle, die plötzlich aufblinkt, rasch heranrollt, bis zur höchsten Höhe gipfelt, überschlägt, um donnernd an das Felsenufer zu branden, oder auf glattem Sande spielend zu verrinnen — nicht sie fesselt das Auge der Dichterin. Der ganze Strom des Lebens ist es, auf welchem ihr betrachtender Blick weilt: der ganze Strom, den sie verfolgen möchte hinauf bis zu seinen geheimnißvoll verborgenen Quellen, hinab bis dahin, wo Allvater Okeanos den Sehnenden wieder in seine ewigen Arme nimmt. So kann ihr denn ein Lebensausschnitt nicht genügen, nur ein ganzes Leben, und manchmal kaum das: sie greift darüber hinaus in die folgende Generation; und wo es sich wirklich einmal um einen Lebensausschnitt zu handeln scheint, rahmt sie denselben wieder in ein volles, ganzes Menschenleben ein. So in der wundervollen Erzählung der „Jungfer Modeste". Hier ist die Liebes- und Leidensgeschichte von Just und Dortchen der Ausschnitt, das Leben der „alten Kindermuhme" der Rahmen. Was steht in erster, was in zweiter Linie? Es ist schwer zu sagen. Während der Lectüre sind es vielleicht die beiden schönen jungen Menschen, die unser Interesse zumeist in Anspruch nehmen; wenn wir uns nach einiger Zeit auf die Einzelnheiten zurückbesinnen wollen, bemerken wir zu unserm Erstaunen, daß es die rührende Gestalt der Modeste ist, die goldigen Glanzes im Vordergrunde steht, während, die im Vordergrunde standen, als flüchtige Schatten im Hintergrunde zerflattern. — Aehnlich in der Erzählung: „Jeremias und die schöne Vincenzia".

Jeremias erzählt; es kommt scheinbar auf ihn gar nicht an; er ist nur die melancholische Begleitung zu dem Allegro von Vincenzias glücklicher Jugend, dem rührenden Adagio ihres blinden Alters. Und wiederum, wenn diese reizenden Melodien mit dem letzten Hauch der Dulderin in Sehnsucht und Rosenduft verklungen sind, empfinden wir, daß, was Begleitung schien, eigentlich das Grundthema war, das in feierlicher Monotonie unaufhörlich weiter klingt: das uralte orphische Thema von dem verschuldet-unverschuldeten Leid der erdgebornen Menschen. Und, wohlbemerkt: episodisch, wie diese Einlage gleichsam sich zu dem Leben der eigentlichen Helden verhält, umfaßt sie doch für sich ebenfalls ein ganzes Menschenleben von der Wiege bis zur Bahre; ja dieses Leben setzt sich vielleicht noch vor unsern Augen in dem Leben eines Kindes fort: wir sehen Jungfer Modeste zuletzt mit Dortchens Töchterchen in den Armen; oder umschließt seinerseits wieder ein ganzes Menschenleben: der Sohn der schönen Vincenzia, dessen Geburt wir mitfeiern, stirbt vor unsern Augen als Mann in den Armen der Mutter.

Aber auch, wo die Form der objectiven Erzählung gewählt ist, ist der Lebensausschnitt, der in den Gesichtskreis fällt, von so bedeutender Größe, daß er, wie in „Der Herr des Hauses", „Regine", „Eigenthum", zu einem mehrbändigen Roman reichlich Stoff bietet, oder es ist wieder ein volles Maß Menschenschicksal, wie in „Frau Evchen" und „Frost in Blüthen". Wir sehen Frau Evchen das erste Mal als „ein kleines Mädchen, zart und dünn wie eine Mücke", und scheiden von ihr, als „die Jungen alle heim kamen, große ungeschlachtete Kerle, grad wie der Vater". — „Frost in Blüthen" — nebenbei in jeder Beziehung vielleicht die vollendetste der sämmtlichen Piècen — ist eine ganze große Familiengeschichte, wo Kinder geboren werden und sterben und in der Fremde weder Glück noch Stern haben, bis sie zum Elternhause zurückkehren, das gar nicht mehr das Elternhaus ist und wieder zum Elternhaus wird in dem Augenblick, wo der Vater, unter den Schicksalsschlägen zusammenbrechend,

Digitized by Google

sterbend den alten zerrissenen Bund neu besiegelt mit der Gefährtin seines Lebens, die noch „als uraltes Mütterchen — — die Zeit zurückgeht, Andreas entschuldigend, die Stunden verlöschend, wo ihre Seelen geschieden waren".

Es ist wohl ohne Weiteres klar, daß es sich hier um Novellen in dem gewöhnlichen Sinne gar nicht handeln kann. Der Leser wird durchaus das Gefühl haben, als ob so bedeutende Themata, so weitschichtige Stoffe nur in der Form des Romanes abgehandelt und bewältigt werden könnten. Er wird sich sagen, daß, wenn auch nur äußerlich die Form der Novelle beibehalten ist, und trotz dieses Widerspruches des Inhaltes und der Form die Dichtungen einen erfreulichen und befriedigenden Eindruck machen, dies auf dem Geheimniß einer ganz besonderen Kunst und Methode beruhen müsse.

Und so ist es in der That.

Diese Kunst und Methode beruht zuerst darin, daß die Dichterin immer nur ganz wenige Personen — meistens nur zwei, höchstens drei oder vier in den Vordergrund stellt. Auf diese nun concentrirt sie alles Licht so stark, daß die übrige Welt und mit derselben auch die noch etwa nöthig werdenden Nebenfiguren tief in den Schatten treten. Es ist damit ungefähr so, wie wenn wir von einem erhöhten Standpunkte den Lauf eines Flusses verfolgen, dessen vom Wiederschein rosiger Wolken erglänzende Schlangenlinie sich durch eine im Abendgrau verdämmernde Ebene windet. Und wie diese Linie hier durch eine vorspringende Ecke des Ufers, dort durch einen Wolkenschatten unterbrochen ist, um ganz in weiter Ferne, wo wir ihre Spur schon verloren glaubten, noch einmal aufzublitzen — so müssen wir auch in diesen Geschichten uns daran gewöhnen, die Personen für eine Zeit lang aus dem Auge zu verlieren, sie dann wieder auftauchen zu sehen, und, Alles in Allem, uns ihren Lebenslauf aus den Bruchstücken, die uns mitgetheilt werden, zusammenzusetzen. Das würde nun freilich ein Ding der Unmöglichkeit sein, wenn diese Bruchstücke nicht mit feinstem Kunstverstande so gewählt wären, daß ein sinniges Auge die unterbrochenen Linien mit Nothwendigkeit bis zu dem Punkte führt, wo die Dichterin sie wieder aufnimmt. Christian in „Frau Evchen" geht auf fünf Jahre fort. „Fünf Jahre", heißt es in der Geschichte selbst, „sind eine lange Zeit" — gewiß! aber wir können ihn ruhig ziehen lassen; wir sind sicher, ihn wiederzuerkennen, wenn er zurückkommt, und daß, wenn er zurückkommt, er sich erst einmal wieder unter den Hollunderbusch legen wird, wo wir ihn zu Anfang der Geschichte trafen. — So kommt und geht und geht und kommt Just in „Jungfer Modeste"; heute sonnt er sich am Strande des Mittelmeeres; morgen schwärmt er in den Palästen der Großen; der junge Mensch muß während der Zeit viele Romane erlebt haben; aber wir verlangen sie nicht zu kennen; wir wissen, daß er ein für alle Mal das glänzende Irrlicht ist, aus dem sich kein Herdfeuer entflammen läßt.*)

Wenn so durch die geringe Anzahl der Personen von vornherein bestens dafür gesorgt ist, daß ein Romanstoff möglichst in den knappen Umfang der Novelle hineinpasse, qualificiren sich diese Personen selbst wieder durch eine besondere Eigenschaft zu ihrer Rolle. Sie sind nämlich fast ohne Ausnahme einfache, ungebrochene Charaktere, einfach selbst dann, wo sie gebrochen sind. Es ist mit ihnen allen, wie mit Just: „Er führte den Pinsel, spielte die Geige, freilich immer dasselbe Lied." Alle diese Menschen spielen „immer dasselbe Lied", selbstverständlich jeder sein besonderes; und da dies Lied wieder in sich meistens sehr einfach ist, lernen wir es sofort auswendig und erkennen es wieder, wenn es auch wie eine Alphornmelodie nach langer Unterbrechung aus weiter Ferne vergeistigt zu uns herüberklingt. Die „schöne Vincenzia", die, alt, erblindet, mit der sterbenden Hand die Rosen zu fassen sucht, ist noch immer, als was sie dem Jeremias im Kinderkleidchen erschien: „wie ein Ding aus einer andern Welt, als brauche man ihr nur ein paar Flügel anzuheften".

Ohne Frage muß mit dieser geringen Anzahl möglichst einfacher Personen, welche die Dichterin auf die Bühne bringt die Ausstattung der Bühne harmoniren. Und so ist es nun auch in der That. Wenn sonst im Roman die Außenwelt als der Hintergrund, von dem sich die Gestalten plastisch abheben, eine bedeutende und berechtigte Geltung hat, so verdämmert sie hier wirklich wie die Flußebene in dem oben gebrauchten Bilde, oder erscheint doch nur in den wenigsten Umrissen als stets durchaus passende, oft unendlich anmuthige, immer aber einfachste Decoration. — „Grad über dem Fluß lag ein Wäldchen; im Sommer war es lieblich dort zu sitzen" — „Ich wußte, er war zuletzt in einem Palast gewesen, einem reichen, edlen Haus" — „Auf einem reizenden Stückchen Erde ließ sich Florian mit seiner schönen jungen Frau nieder" — das muß genügen und genügt. Es fällt uns gar nicht ein, nach den Details zu fragen: Entfernungen — räumlich und zeitlich — Himmelsrichtungen — die Gegend, in welcher die Geschichte spielt, ob in den funfziger, sechziger, siebziger Jahren — das ist Alles von untergeordneter oder gar keiner Bedeutung. Nicht anders ist es mit dem Kommen und Gehen der Personen: „Am nächsten Tage ging der Bursch fort auf die Wanderschaft" — das klingt wie aus einem Märchen; und wirklich bekommen diese Geschichten in Folge der anmuthigen Unbestimmtheit alles Wo? und Wie? — das dem Romandichter sonst so centnerschwer auf den Händen liegt — etwas Märchenhaftes. Wer fragt darnach, ob der „große, große Wald", in welchem das verzauberte Schloß steht, Laubholz oder Nadelholz war? und in welchem Styl das Schloß gebaut ist?

Das geht nun freilich, so lang es geht, d. h. so lange die Geschichten — und sie sind das alle fast durchweg — Herzensgeschichten sind, die überall und nirgends sich begeben haben. Es geht aber nicht mehr, sobald die wirklichen, realen Verhältnisse als bestimmende Factoren in die Herzensgeschichten hineinspielen. Und hier auch ist der Punkt, wo entweder überhaupt die Grenze dieses außerordentlichen Talentes liegt, oder doch ganz sicher die Grenze, bis zu welcher sie mit ihrer Methode, auf dem von ihr eingeschlagenen Wege kommen kann.

Denn jenseits dieser Grenze liegt der eigentliche, ausgeführte, realistische Roman, der die actuellen Verhältnisse nicht blos ernst nimmt, sondern mit ihnen Ernst macht, d. h. in ihnen nicht ein Versatzstück oder eine Coulisse sieht, ersprießlich und nothwendig für die Decoration, sondern den unverrückbaren Grund und Boden, in welchem die thatkräftigen Menschen wurzeln, aus dem sie Nahrung und Lebensmark saugen, auf dem sie stehen oder fallen, jenachdem sie den specifischen Eigenthümlichkeiten dieses Bodens gewachsen sind oder nicht. Hier aber reicht die feine, geistvolle Umrißlinie nicht mehr aus; hier will mit breitem festen Pinsel in scharfen Conturen mit satten vollen Farben gemalt sein, soll nicht ein peinlicher Widerspruch sich herausstellen zwischen den schweren Dingen, die sich hart im Raume stoßen, und der Zartheit der Hand, die an ihnen nur herumtastet, ohne die Kraft zu haben, sie aus der Stelle zu rücken, oder ohne diese Kraft aufwenden zu wollen.

Hat die Hand unserer Dichterin diese Kraft?

Wenn ich, wie es meine Pflicht ist, eine ehrliche Antwort auf diese Frage geben soll, so muß ich sagen: ich glaube: nein; und glaube weiter, daß die Grenze ihres Talentes mit der Tragkraft ihrer Methode genau zusammenfällt und identisch ist.

Soll das ein Vorwurf sein?

Wahrhaftig nicht!

Die Kunst ist wie die Natur: auch sie hat weder Kern noch Schale, Alles, was sie ist, ist sie mit einem Male. Wir sahen: es war die eigenste Art der Dichterin, sinnenden Blickes den Strom des Lebens hinauf bis zu seinen Quellen, hinab bis zu seiner Mündung zu verfolgen; und so war der Roman das Kunstgebiet, auf das sie gewiesen war. Aber dieselbe Natur, welche sie gebieterisch dazu trieb, sich an Romanproblemen zu versuchen, hatte ihr jene rastlose Pfadfinderader, jene schweifende Waidmannslaune, jene Fischer- und Vogelstellerschlauheit — mit einem Worte jene derben und kecken Eigenschaften versagt, die den gebornen Romanschreiber befähigen, ja zwingen, den Strom des Lebens hinauf, hinab zu fahren, mit den gefährlichsten Strudeln

*) Wird zum Schluß dieser Versuch doch gemacht, so scheint mir das eine psychologische Inconsequenz der gerade durch ihr poetisches Gerechtigkeitsgefühl ausgezeichneten Dichterin.

Digitized by Google

zu kämpfen, in die versteckteſten Buchten einzudringen. Die Natur — vielleicht auch die Macht der Verhältniſſe, die dem Menſchen ja oft eine Natur gegen ſeine Natur aufzwingt — gleichviel! ſo fand ſich die Dichterin. Und indem nun dieſes reiche, aber in beſtimmte Grenzen gewieſene Talent nach einem Ausdruck ſuchte, mußte es mit Nothwendigkeit auf dieſe Dichtart verfallen, die zwiſchen Roman und Novelle jene wunderliche Mitte hält, welche ich zu charakteriſiren verſucht, und die ich in dieſer Originalität und Ausgeprägtheit nirgend ſonſt gefunden habe.

Und nun, da ich die „wechſelnde Libelle“ nach allen Regeln claſſificirt, ſehe ich zu meinem Schrecken, wie ich mit meinen pedantiſch-kritiſchen Händen den bunten Farbenſchmelz von den zarten Flügeln gewiſcht und ein widerliches theoretiſches Grau glücklich hergeſtellt habe. Wie gern böte ich jetzt die ſchärfſte äſthetiſche Formel für ein paar einfach herzliche Worte, welche die Empfindung wiedergeben, mit der ich dieſe Bücher aus der Hand lege! Aber das läßt ſich ſchwer in Worte bringen, die, man mag ſie noch ſo geſchickt ſetzen, immer wieder trennen und ſondern. Und man iſt des Trennens und Sonderns ja müde! zuſammenfaſſen möchte man, wie die Natur in den durchgeiſtigten Zügen eines Menſchengeſichtes eine Welt von Anmuth und Güte zuſammenfaßt, um Alles noch einmal in dem ſeelenvollen Blick des Auges zu concentriren. Ja, wahrlich! eine Welt von Anmuth und Güte umſchließen dieſe beiden beſcheidenen Büchelchen! „Man ſchreibt Weltgeſchichte; aber die eigentliche Geſchichte der Menſchen, die intime Geſchichte der Seele liegt wie verhüllt; Einer ſuchte ſie dem Andern zu verbergen und dann wundern ſie ſich, wenn ſie fremd und kalt nebeneinander hergehen — fremd und kalt, als gingen ſie ſich nichts an. Hier und da lüftet ſich der Schleier, dann ſchauen wir wie gebannt hin, als wärs unſre eigene Geſchichte, die dort ſpielte, als wärs uns aus dem Herzen geſchrieben; und wir merken, was wir nie vergeſſen ſollten: „daß wir Brüder und Schweſtern ſind, blutsverwandt, ſeelenverwandt, in Leiden und Freuden uns nah“.

Wie ſo jedes dieſer holden Worte, mit denen „Jungfer Modeſte“ ihre Geſchichte einleitet, auf alle dieſe Geſchichten paßt! wie jener Aufſchrei ihres edlen Herzens in allen dieſen Geſchichten wiederklingt: „Da wuchs in mir allmächtig, überwältigend, Alles in ſich verſchlingend, eine Sehnſucht nach der Liebe, die, weit wie der Himmel, Alles im Arm umfängt und Nichts ausſchließt.“

Alles umfängt — Nichts ausſchließt! — „Als die Eltern ſtarben, hatte ich eine große Familie. Schon ganz früh, ein kleines Ding, lief ich mit einem Stück Holz im Arm herum; küßte es, deckte es warm zu, hatte wirklich Mutterfreuden daran. Die Leute lachten mich aus; aber es war wohl ein Vorgefühl, denn bald, kaum daß ichs tragen konnte, lag ſtatt des Stückes Holz eines nach dem andern, Schweſterchen oder Bruder mir am Herzen.“

So iſt die ganze Menſchheit der Dichterin eine große Familie, der die Eltern geſtorben ſind, über die ſie nun zu wachen, für die ſie nun zu ſorgen, der ſie von dem Ueberſchwang ihrer Liebe zu geben und immer wieder zu geben, und wieder und wieder das Evangelium des Johannes zu verkündigen und zu deuten hat: Kinderchen, liebet euch untereinander!

„Ich machte auch keinen großen Unterſchied, hatte Eins ſo lieb wie das Andre; wer meiner am meiſten bedurfte, der hatte mich.“

So kommet denn her zu mir, ihr Mühſeligen und Beladenen! Komm, du grämlicher alter Jeremias! da haſt du die Liebe zur ſchönen Vincenzia: das ewige Lämpchen in der Nacht deiner Seele! — Komm du junge, eigenſinnige, verwöhnte, thörichte Frau: ſieh dies arme mißhandelte Weib aus dem Volke, wie es trotz alledem und alledem feſt an dem Manne ihrer Wahl hält, und beuge dich vor dem Herrn des Hauſes, deinem edlen, nur allzunachſichtigen Gatten! — Und kleines Frau Evchen! es iſt ja ein ungeſchlachter Geſell, dein Chriſtian, aber das Herz hat er doch auf dem rechten Fleck in der breiten Bruſt; ſo lehne dich an die breite Bruſt und ſtelle das Andre Gott anheim: er wird dirs tragen helfen! — Gute Veronica! Dein Johannes iſt kein Genius, wie du einſt träumteſt; aber du biſt vergnügt, denn „er verſteht eine Kunſt, geliebt zu werden“. — Brave Regine! Du haſt Recht: nimm die Liebe wieder an, mag ſie Kummer oder Freude bringen. Du haſts am eignen Herzen erfahren: „Bitter iſts, verachtet zu werden; aber das Bitterſte von Allem iſt, Liebe zurückgewieſen zu haben.“ — Heirathe immer den bürgerlichen Jan, gutes Fiekchen, wenn darüber auch die Linie der alten Lilienſterne ausſtirbt! — Jawohl, Sibille, du unglückſelige Märtyrerin deines Rechtsſinnes: „wie anders urtheilt man, wenn man das Ende weiß!“ — Und Modeſte, — nein, du ſchöne, goldige Seele, du brauchſt nichts zu lernen, denn mit dir geboren iſt die Liebe, und die Liebe iſt die größte unter ihnen und ihr müſſen alle Dinge zum Beſten dienen.

Im Leben, und wahrlich nicht weniger in der Kunſt.

Auch da hilft alles Wiſſen nichts und alles Weiſſagen nichts, und iſt und bleibt ein tönend Erz und eine klingende Schelle, wenn das Künſtlerherz nicht heiliger Liebe voll iſt. Dem liebevollen Herzen fällt Alles von ſelbſt zu: Kraft und Zartheit der Rede, Glanz und Lieblichkeit der Bilder, jener nicht zu lernende Tact, der kein Zuviel und kein Zuwenig kennt, jene wahre Vornehmheit, die, ohne ſich etwas zu vergeben, ohne etwas zu verlieren, in die dumpfen Hütten moraliſchen und phyſiſchen Elends treten darf.

Das Alles! und zu dem Allen das Höchſte, Beſte: „Faſt immer werden wir den liebgewinnen, der ſich uns zeigt, wie er ſich Gott zeigt — wie ſich die Kinder Einem zeigen.“ —

Faſt immer?

Immer! beſcheidene Modeſte: immer!

Agnes le Grave.

Ein Gedenkblatt von **Guſtav Karpeles.**

Während an einem einzigen Morgen unſeres raſchlebigen Jahrhunderts dem modernen Menſchen eine weitaus größere Fülle von Nachrichten zuſtrömt, als unſeren Ahnen in einem halben Jahrzehnt, flüchtet ſich zumeiſt die Kunde von dem Tode eines Dichters, wenn dieſer es nicht verſtanden, mit dem Strome dieſer neuen Zeit fortzuſchwimmen und ſich ſtets auf der Oberfläche zu erhalten, in einen beſcheidenen Winkel unſerer großen, von Kriegslärm und Völkernoth abhandelnden Zeitungen. Irgend ein mitleidiger Reporter weiß dann noch einige Notizen aus der erſten beſten Literaturgeſchichte hinzuzufügen — es folgt die Aufzählung der ſämmtlichen Werke, die Nachricht von dem ärmlichen Leichenbegängniß, im günſtigſten Falle eine Erinnerung von befreundeter Seite — und dann „verſunken und vergeſſen, das iſt des Sängers Fluch!“

Der Dichterin, der dieſes Gedenkblatt gewidmet, iſt es nicht einmal ſo gut gegangen. Bereits ſeit dem neunten November vorigen Jahres deckt die kühle Erde ihre ſterblichen Ueberreſte und erſt am 20. Januar 1876 erfuhren ſelbſt die hieſigen Zeitungen von ihrem Tode, durch eine Notiz, die von ihren demnächſt in neuer Ausgabe erſcheinenden Gedichten berichtet. Ja, ich glaube kaum fehl zu gehen, wenn ich behaupte, daß wie von ihrem Tode man auch von ihrem Leben in Breslau nichts gewußt hat, und daß ſelbſt das gebildete deutſche Publicum kaum den Namen: Agnes le Grave, geſchweige denn ihre Dichtungen heute noch kennt.

Und doch waren dieſer Name und dieſe Dichtungen vor etwa fünfzehn Jahren mindeſtens in den literariſchen Kreiſen Deutſchlands bekannt, ja ſogar berühmt, und doch erzählt noch heute jede moderne Literaturgeſchichte von ihrem Leben und Schaffen, ſchmückt noch jetzt jede lyriſche Anthologie ihre goldberänderten Blätter mit den poetiſchen Erzeugniſſen dieſer Dichterin. Freilich, daß über dieſen Gedichten die Dichterin vergeſſen wurde, iſt ein Loos, das Agnes le Grave mit ihren deutſchen Sangesgenoſſinnen theilt. Zunächſt liegt der Grund dieſer Erſcheinung darin, daß das geiſtige Schaffen der Frauen nie ſo mächtig und unmittelbar wirkt, um einen tieferen Eindruck auf die Zeitgenoſſen hervorzubringen — und dann gilt wohl auch von unſerer Dichterin, was Paul Heyſe mit Recht von der nun

Digitized by Google

doch zu gebührender Würdigung gelangenden Annette v. Droste sagt: „Wohl nie hat ein großes Talent weniger Neigung und Geschick besessen, sich mit einem Publicum in Verbindung zu setzen, ja auch nur an ein Publicum von Auserwählten zu denken; mit anderen Worten: nie war ein Poet weniger Schriftsteller, als diese größte lyrische Dichterin, die Deutschland je besessen hat."

Dieses Urtheil Heyses dürfte heute kaum noch auf maßgebenden Widerspruch stoßen; aber ich möchte als Pendant zu demselben behaupten, daß im Bezug auf die Schönheit und Vollendung der Formen Agnes le Grave sämmtliche deutsche Dichterinnen übertrifft, während sie hinsichtlich der Tiefe und Gluth der Empfindung nur hinter Annette v. Droste zurücksteht. Wenn Johannes Scherr Annette v. Droste „die deutsche Dichterin" nennt, so möchte ich Agnes le Grave „die andere deutsche Dichterin" nennen und dieses Prädicat in der folgenden Schilderung ihres interessanten Lebens und poetischen Schaffens zu motiviren suchen.

Agnes le Grave wurde zu Cleve am Niederrhein geboren — Tag und Jahr der Geburt sind nicht zu eruiren. Der Niederrhein ist merkwürdiger Weise die Heimat zahlreicher poetischer Frauen; dort lebten und dichteten auch die jüngst verstorbene Adelheid v. Stolterfoth, Rosa Marie Assing, Johanna Kinkel u. a. Sie verlor ihre Mutter schon im zweiten Lebensjahre und wurde dann von einer Stiefmutter erzogen, die ihr nur die Nächte zu geistiger Ausbildung gönnte. Diese benutzte sie denn auch in ausgiebigster Weise zum Studium fremder Sprachen, zur Lectüre deutscher Dichter und zum Clavierspiel. Später verheirathete sie sich nach Potsdam, wo sie Jahre lang unter dem Namen: Johanne Holthausen lebte, bis sie vor kurzer Zeit zu ihren in Breslau lebenden Töchtern übersiedelte. Dieser äußerlich uninteressante Lebenslauf wird aber von einem reichbewegten geistigen Schaffen umrahmt. Hören wir, wie die Dichterin selbst in einfacher und das Gepräge der Wahrheit tragenden Worten sich über dasselbe äußerte: „Ich lebte stets einfach, still und zurückgezogen von der Welt, ohne die geringste Ahnung von der mir innewohnenden Begabung, bis mich der Schmerz über den Verlust eines herrlichen Kindes zu vernichten drohte. Jedes Trosteswort Wochen lang von mir stoßend, ergriff ich eines Abends zufällig eine vor mir liegende Schiefertafel und schrieb — es war mein erstes Gedicht, in schlechten Jamben, aber von tief ergreifendem Inhalt, und so bin ich — wenn ich es so nennen darf — zur Dichterin geworden, ohne daß in meinem äußeren Leben das Geringste sich geändert hat. Der Schmerz, der wahre, unvergängliche, ist die Quelle meiner Dichtungen und heute noch, nach Verlauf von fünf Jahren, huldige ich dem tröstenden Wahne, daß mein geliebtes Kind an meiner Seite flüstert, wenn der Geist, den Wust des Lebens vergessend, sich Trost in seinen Schöpfungen sucht. Daher fehlt mir der Stoff nie; das Unbedeutendste, ein welkes Blättchen, das Funkeln eines einzigen Sandkorns ist im Stande, den erhabensten Gedanken in mir zu wecken."

Diese Selbstcharakteristik der Dichterin wird Jeder unterschreiben, der einen Einblick in die Werkstätte ihres poetischen Schaffens gewonnen hat. Nicht aufdringlich und selbstquälerisch, sondern harmonisch und verklärt durchzieht der tiefe Schmerz ihres Lebens alle ihre Dichtungen und umgoldet sie mit einem sanften Strahlenschimmer. Und der Empfindung reiht sich — was sonst nicht Sache der Frauenpoesie ist — meistens auch ein tiefer Gedankeninhalt an, der zwar — wie Kurz richtig bemerkt — nicht von sehr großem Umfang, aber von desto größerer Tiefe und Innigkeit ist.

Die Gedichte von Agnes le Grave erschienen zuerst in Berlin im Jahre 1859 und fanden wirklichen Anklang. Sogar August Böckh, der berühmte und gelehrte Philologe, fing sich für die Potsdamer Dichterin Johanna Holthausen zu interessiren an, nachdem ihm diese einige poetische Versuche in antiken Formen zugesandt hatte, und unterrichtete sie in der antiken Metrik.

In solcher Schule ausgebildet, mit einer reichen Phantasie begabt, und durch einen tiefen Schmerz geweiht und geadelt, mußten die „Dichtungen" von Agnes le Grave, die fünf Jahre später, im Jahre 1864, erschienen, einen erheblichen Fortschritt gegen die erste Sammlung und nach dem Urtheil competenter Kritiker „den höchsten technischen Aufschwung unserer Frauenlyrik" kund thun. Ihre Oden, Lieder, Elegien, Episteln und Hymnen athmen einen musikalischen Wohllaut und ragen durch seltene Formvollendung, sowohl in den modernen, wie in den antiken Versmaßen, hervor. Bei diesen Studien der Alten unter Anleitung Böckhs lernte Agnes le Grave, wie sie selbst erzählt, „jenes geistige Etwas kennen, welches, wie der leise Morgenduft die Schöpfung, so die wunderbar schönen Maße der Alten durchhaucht".

Und von jenem Hauch der Anmuth übertrug sich auch ein Theil auf die Schöpfungen der Dichterin, von denen wir hier einzelne zur Ergänzung des Bildes und zur Controlirung des Urtheils folgen lassen möchten. Die Tiefe ihres poetischen Empfindens und die Wahrheit desselben charakterisirt in treffender Weise das wohl nur Wenigen bekannte Gedicht der ersten Sammlung:

Niobe.

„Nur eine laß mir, o Erbarmen!
Die Kleinste von so Vielen nur!
O, reiß sie nicht aus meinen Armen,
Und zeige deines Mitleids Spur!
Nur eine von den Theuren, Süßen,
Die einzige — Göttin, laß sie mir!
O sieh, wie meine Thränen fließen!
Wie bebt mein Herz zu Füßen dir!"

Und schützend birgt sie und verhüllend,
Das Kind in's faltige Gewand,
Sie sucht zu wahren, was, erfüllend
Latona's Rache ward gesandt.
Umsonst! Es fand der Pfeil die Fährte,
Getroffen sank das edle Wild;
Schon naht' ihm Iris, und verklärte
Mit sanftem Hauch des Todes Bild!

Die Mutter sieht erblassen, sinken
Ihr Letztes, traurig, blutlos, bleich
Die Wange, helle Thränen blinken
Darauf, allein dem Leben gleich!
Kein Lüftchen regt des Hauptes Haare,
Es stockt der Puls, der Adern Macht,
Sie steht, umringt von Bahr' an Bahre,
Ein Fels der Leib, das Auge Nacht.

So stehst du noch, du Weib der Schmerzen:
Ein Fels, nur deine Thräne rinnt!
Ob Stein du wurdest bis zum Herzen,
Du trauerst, weinst um Kind und Kind!
O Niobe, du Weib der Schmerzen,
Du Fels, der keiner Zeit erliegt,
Ich trage dich im öden Herzen:
Mein Quell der Hoffnung ist versiegt.

Wenn Hoffnung, süß wie Kindeslallen,
Dem Schmerze reicht die weiche Hand,
So fühlt er sanft die Thräne fallen,
Die schwer dem Auge sich entwand.
Dann ahnt das Herz: „Es wird sich lösen,
Dein Weh, wie Reif im Sonnenschein,
Du wirst zu neuem Muth genesen
Und Frühling wird es wieder sein!"

Nur wenn die letzte Hoffnung schwindet,
Wenn, Niobe, dein letztes Kind
Sich sterbend dem Gewand entwindet,
Dann quillt die Thräne, strömt und rinnt,
Und blutlos, bleich, wie deine Wangen,
Erstarrt zu Stein und Fels das Herz! —
Ja, ist die Hoffnung heimgegangen,
Dann wird zur Niobe der Schmerz.

Digitized by Google

Wenn wir die Fortschritte der Dichterin in der poetischen Technik wie in der Vertiefung ihrer Gefühle und des dieselben tragenden Gedankeninhalts klar erkennen wollen, so reihen wir am passendsten an dieses Gedicht eines der zweiten Sammlung in freien Rhythmen von hohem Schwunge und echter Begeisterung, eines der besten deutschen Frühlingslieder:

Frühling.

Es rauscht, es wallt durch grünende Ufer hin
Die Woge, hell glänzt jede und wölbet sich
So leicht, so voll, so silbern murmelnd, —
Rauschen die Wasser ein Lied der Tiefe?

Und lächelnd steht mit offenen Augen da
Der Baum in grünsmaragdenem Schmuck, es weht
Von jedem Zweig ein Duft, so milde, —
Weben die Zweige ein süßes Geheimniß?

Und Blumen, tiefblau, rosig, in sonn'gem Schein,
Sie färben bunt dort jenes Gefildes Saum,
Wo kräftig junge Saat sich wieget, —
Künden die Blumen der Saat Gedeihen?

Es drängt, es hebt sich mächtig in Thal und Hain,
Es schimmert blühweiß unter dem Taxus dort,
Es haucht, es flüstert um die Halme, —
Wollen die Lüfte ein Wunder künden?

Ja, frohe Botschaft wollen sie künden uns!
Der schöne Lenz naht, lieblich das Haupt bekränzt
Mit Laub und Blumen, grün und rosig,
Rauschend auch grüßen ihn laut die Wasser!

Rudolf Gottschall theilt in humoristischer Weise die deutschen Dichterinnen auch in Bezug auf die Objecte ihres Sanges in verheirathete und unverheirathete ein. Die ersten dichten „weise Lebensregeln, ermahnen zur Tugend, schreiben Allegorien und Parabeln, Idyllen von der Geisblatttaube und der Mühle im Thale, Reisebilder, in denen sie die alten Burgen und die guten Betten in den Wirthshäusern verherrlichen; auch besingen sie mancherlei denkwürdige Persönlichkeiten, niemals aber ihre Männer".

Bei Agnes le Grave würde dieses Schema schon einen bedenklichen Riß erhalten; von all' den vorgeführten Objecten findet sich kaum eins in ihren Dichtungen besungen; wohl aber weiht sie ihre Lieder den höchsten und größten Gütern der Menschheit, ihren Leiden, ihren Hoffnungen und Idealen! Und so wenig von der natürlichen Weichheit oder der Coquetterie mit ihrem Schmerz — wie etwa bei Ada Christan — findet sich in ihren Gedichten, daß der berühmte Philologe wohl Recht hatte, als er in Bezug auf dieselben die Ansicht aussprach, sie seien geeignet, „an die schönsten Zeiten unserer Literatur, an Goethe und Schiller, wieder anzuknüpfen".

Eine einzige Eigenschaft theilen die Schöpfungen unserer Dichterin mit denen dichtender Frauen — die Frömmigkeit. Und diese schöne und berechtigte Eigenthümlichkeit wird gewiß Niemand gern bei ihnen missen. Selbst in diesen Tagen des Culturkampfs geben wir noch immer dem Dichter Recht, der Frauen ohne Religion mit Blumen ohne Duft vergleicht. Aber die Frömmigkeit der Dichterin ist kein dumpfer Köhlerglaube, sondern ein lichtvolles, durch den Schmerz geweihtes Hinanringen zu Gott als den Urquell der Menschheit. Eines ihrer schönsten und formvollendetsten Gedichte mag diese Behauptung rechtfertigen:

Ave Maria!

Nebelduft steigt auf, um die Berge wallet
Morgenlicht durch rosige Wolkensäume,
Und das Glöcklein hallet von Thal zu Thale:
Ave Maria!

Sieh, der Thau flieht, golden umwebt die Sonne
Das Gefild, Gluth drückt die Halme nieder,
Und das Glöcklein hallet von Thal zu Thale:
Ave Maria!

Horch, der Waldbach schäumt, die bewegte Weide
Flüstert, Dämmrung naht mit des Abends Schweigen,
Und das Glöcklein hallet von Thal zu Thale:
Ave Maria!

Schatten ziehn durch Wald und Gefild, es schimmert
Stern an Stern, sanft säuseln die leisen Lüfte,
Und die Echo hallen von Thal zu Thale:
Ave Maria!

Aber außer ihren rein lyrischen hat Agnes le Grave noch andere Werke geschaffen — nur daß sie nicht den Muth gewann, die Kinder ihrer Muse unbeschützt in das rauhe Leben zu senden. Ich weiß nicht, ob alle diese Schöpfungen sich in ihrem Nachlasse vorfinden werden; vorläufig verlautet nur von dem demnächstigen Erscheinen zweier Werke bei Otto Spamer in Leipzig. Welchen Inhalts dieselben sind, vermag ich nicht anzugeben. Soviel bekannt, schrieb Agnes le Grave eine Erzählung in Prosa „Die erzählende Mutter", ferner zwei Tragödien, „Beatrice di Cruci" und „Dido" — die letztere ist bereits als Manuscript gedruckt — und eine Ergänzung des „Demetrius" von Schiller, also der siebente von den falschen Demetriussen der deutschen Literatur, nach dem von Kühne, Hebbel, Laube, Grimm, Bodenstedt und Gruppe. Da mir die Bearbeitung nicht vorliegt, vermag ich dieselbe hier nicht zu beurtheilen; indeß möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß August Böckh, der sonst in seinen kritischen Urtheilen nicht gerade unvorsichtig genannt werden darf, dieselbe „ein Meisterwerk" nennt.

Hoffentlich bringt uns der reiche Nachlaß der Dichterin mit den anderen posthumen Werken auch diese Bearbeitung. Vielleicht gewährt dann die gerecht urtheilende Nachwelt Agnes le Grave die Anerkennung, die sie im Leben nur selten gefunden, und reiht sie dem Kranze dichtender Frauen an, den die deutsche Literatur eigentlich erst zu flechten beginnen wird.

Johanne Holthausen war auch im Leben ein echtes, edles Weib in des Wortes bester Bedeutung — sanft, zufrieden und still lebte sie ihren Werken, ihren Erinnerungen und ihrer Poesie! Hochbetagt und nach langem Krankenlager verschied sie in der grauen Morgenfrühe des neunten November; ihre Dichtungen werden sie stets in freundlichem Andenken erhalten.

Breslau, den 22. Februar 1876.

Das goldene Buch des Théâtre Français.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Einrichtung des Theaters im XVII. Jahrhundert.

Das Theater zu Beginn des XVII. Jahrhunderts; die Plätze der Zuschauer auf der Bühne; Decorationen und Requisiten in den Molière'schen Stücken; Costüme; Preis der Plätze; Einnahmen; die Kassenergebnisse des „Tartüffe"; Durchschnittseinnahme an jedem Spielabend; Zeit der Vorstellung.

Der Einzug Molières und seiner Gesellschaft in den umgebauten Theatersaal des Palais Royal bietet einen willkommenen Anlaß zu einer Einschaltung über die Einrichtung des Molière'schen Theaters. Wie sah die Bühne aus? Wie war sie beleuchtet? Wie waren die Decorationen und Requisiten? Zu welcher Zeit fanden die Vorstellungen statt? Alle diese und ähnliche Fragen mögen hier in gedrängter Kürze beantwortet werden. Wir folgen dabei vornehmlich den Angaben, die der gelehrte und fleißige Sammler Eugen Despois in seiner Studie über das französische Theater unter Ludwig XIV. zusammengestellt hat.

Ueber das erste Theater, in dem Molière in Paris spielte*),

*) Man weiß, daß der junge Advocat seine juristischen Studien unterbrach, sich in die damals verführerische Madeleine Béjart verliebte und, als er dreiundzwanzig Jahre zählte, selbst als Schauspieler in dem

Digitized by Google

das sogenannte Illustre-Théâtre, liegen keine bestimmten Nachrichten vor; es wird aber ein Theater gewesen sein, wie sie alle zu jener Zeit waren, und wie sie Perrault (1682) nach seinen Jugenderinnerungen geschildert hat.

Es waren Jahrmarktsbuden, und man spielte zunächst am Tage und unter freiem Himmel. Der Hauptschauspieler, der Spaßmacher, zog mit einem Trommler und Pfeifer durch die Stadt, um das kunstsinnige Publicum auf den bevorstehenden Genuß aufmerksam zu machen. Ein großer Fortschritt war es schon, als die Beleuchtung mit Talglichtern eingeführt wurde. Das Theater wurde mit Stoffen behangen und die Stellen, wo das eine Stück der Draperie aufhörte und das andere anfing, wurden als Ein- und Ausgänge für die Schauspieler benutzt. Diese Ein- und Ausgänge waren außerordentlich unbequem. Die Schauspieler mußten die größte Vorsicht anwenden, um ohne ihre Haartracht und den Aufputz ihrer Costüme zu beschädigen, sich durch diese schmalen Oeffnungen hindurchzuwinden. Denn diese Behänge waren ziemlich schwer, ließen sich mühsam auseinanderschieben und schlugen, sobald sich die Hand, die sie auseinander schob, zurückzog, wieder zusammen. Die Kerzenbeleuchtung war übrigens so primitiv wie nur möglich. Am Hintergrunde waren einige Platten von Blech angebracht, an denen ein Paar Lichter befestigt wurden. Dadurch wurden die Schauspieler aber nur von hinten beleuchtet und ganz wenig von der Seite, so daß sie wie riesige Silhouetten aussahen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen wurde eine neue Einrichtung getroffen: zwei Latten wurden kreuzförmig aufeinander genagelt und an der Stelle der heutigen Rampe aufgehängt. Auf jeder Latte wurden vier Lichter befestigt. Diese hängenden Kronleuchter, die an Stricken befestigt waren, wurden während der Vorstellung ganz gemüthlich heruntergewunden, damit die Talglichter von dem eigens angestellten „Beleuchtungsbeamten" geputzt werden konnten. Alles das geschah in größter Unbefangenheit vor dem versammelten Publicum, das sich durch diese Kleinigkeit nicht aus seinen Illusionen reißen ließ. Das Orchester bestand gewöhnlich nur aus zwei Personen: einem Flötenbläser und einem Trommler. Die vornehmeren Bühnen fügten diesem musikalischen Luxus noch zwei Fiedler hinzu.

Seitdem waren allerdings sehr erhebliche Verbesserungen eingetreten, aber immerhin hatte das Theater noch zu Molières Zeiten und später gewisse Eigenthümlichkeiten, für die uns heut zu Tage das Verständniß vollständig abgeht. Die bemerkenswertheste ist die unbegreifliche Unsitte: daß auf der Bühne selbst, rechts und links, Sitze für die Zuschauer angebracht waren, daß die Schauspieler mithin mitten im Publicum spielten, und daß die auf der Bühne befindlichen Zuschauer das Publicum im Parterre und in den Logen in störendster Weise während des Schauspiels beständig belästigten. Diese Plätze auf der Bühne waren sogar die bevorzugten und theuersten. Es gehörte zum guten Tone, sich dort zu zeigen und seine Kritik über Dichter und Schauspieler in möglichst lärmender Weise kundzugeben. Die Stutzer und Modehelden machten sich ein Vergnügen daraus, durch helles Auflachen das Signal zur allgemeinen Heiterkeit zu geben, oder ihre Mißstimmung in der unzweideutigsten Form zu äußern; dabei unterhielten sie sich möglichst laut, kamen zu spät, gingen während des Spiels von rechts nach links über die Bühne und benahmen sich überhaupt in der unziemlichsten Weise. Molière hat diesen Mißbrauch in zweien seiner Lustspiele besprochen. Zuerst in den Fâcheux. Eraste erzählt gleich in der ersten Scene (Baudissins Uebersetzung) Folgendes:

„Ich hatte meinen Sitz
Vorn auf der Bühne mir gewählt und war
Gespannt, das neue vielgerühmte Stück
Zu hören: eben fing das Schauspiel an,
Und Jeder schweigt erwartungsvoll: da drängt
Laut polternd ungestüm ein junger Mann
Mit mächtigen Kanonen sich herein:
Drauf: Holla, schreit er, einen Stuhl für mich! —
Und ohne Scheu, durch rücksichtslosen Lärm
Stört er das Spiel just in der schönsten Stelle.
Wird denn, so oft getadelt, der Franzose
Nie lernen, Maß nnd Anstand zu beachten?
So dacht' ich: müssen wir in unsrer Unart
Uns selber auf der offnen Bühne spielen,
Und stets durch geckenhafte Ungebühr
Bestät'gen, was die Fremden an uns rügen?
Während ich so, die Achseln zuckend, saß,
Versuchten es die Spieler, fortzufahren:
Allein der Mensch fing neuen Unfug an
Um einen Platz zu finden. Schweren Tritts
Durchmißt er quer die Bühne, pflanzt zuletzt,
Weil er den Seitensitz verschmäht, sich vorn
Recht in der Mitte seinen Sessel hin,
Und kehrt dem Hause seinen breiten Rücken;
Drei Vierteln des Parterrs verdeckt er so
Die Spielenden. Nun murrt man laut; man pocht.
Ein Andrer hätte sich geschämt: doch er,
Fest und beharrlich, achtet nicht darauf

Im „Misanthrop" läßt Molière den stutzerhaften Marquis Acaste im 3. Act 1. Scene Folgendes sagen:

Geist hab' ich ohne Zweifel, und Geschmack,
Kann aburtheilen über Dies und Das,
Und dreist mitsprechen, ohne viel zu prüfen;
Kann, wenn ein neues Stück gegeben wird,
(Und dafür schwärm' ich stark) mit Kennermienen
Vorn auf der Bühne sitzen, Lob und Tadel
Austheilen, und bei allen schönen Stellen
Ein Bravo schrei'n, und mich bemerklich machen.

Alle Welt klagte über diese arge Unsitte. Tallemant eifert in folgender Weise dagegen: „Es besteht gegenwärtig in unserer Komödie eine erschreckliche Einrichtung, die das Publicum belästigt. Die beiden Seiten der Bühne sind angefüllt von jungen Leuten, die auf Strohstühlen Platz nehmen; sie wollen nicht in das Parterre gehen, die Logen sind schwer zu haben und so zahlen sie einen halben Louisd'or um Eintritt zur Bühne zu erhalten. Das verdirbt den ganzen Effect, und ein vorlauter Mensch genügt, um die Vorstellung zu stören."

Diese Zuschauer trieben obenein, wie schon bemerkt, allerhand Unfug. So berichtet ein Zeitgenosse, daß ein Edelmann, ein Marquis, seine englische Dogge mitbrachte und auf der Bühne Kunststücke machen ließ. Es kam so weit, daß die Regierung einschreiten mußte. Auf königlichen Befehl wurde eine Balustrade errichtet, die diese Zuschauer von den Schauspielern absperrte. Polizeibeamte wurden angewiesen, auf die Personen zu vigiliren, die überflüssigen Lärm machten oder die gezogenen Schranken überschritten.

Diese abscheuliche Einrichtung bestand über hundert Jahre und wurde erst durch den Herzog von Brancas im Jahre 1759 abgeschafft. Brancas zahlte den Schauspielern, um sie für die verringerte Anzahl von Plätzen zu entschädigen, eine sehr starke Summe.

Die Zulassung der Zuschauer zu der Bühne war natürlich von großer Einwirkung auf die Inscenirung und Regie. Die Ein- und Ausgänge rechts und links wurden fast gar nicht benutzt. Die Schauspieler traten gewöhnlich durch die Mitte des Hintergrundes auf; denn wenn die Schauspieler von der Seite kamen, so führte dies häufig zu den stärksten Mißverständnissen. Es kam vor, daß auf das Stichwort eines Schauspielers „ich sehe ihn kommen", irgend ein Zuschauer, der sich verspätet hatte, gerade eintrat und auf der Bühne seinen Platz suchte. Natürlich unter allgemeiner Heiterkeit.

Aus demselben Grunde wurde der Decorationswechsel nahezu

sogenannten Illustre-Théâtre auftrat, dann mit der Gesellschaft, die sehr schlechte Geschäfte in Paris machte, in die Provinz ging, lange Jahre von Ort zu Ort herumwanderte und endlich im Jahre 1658 nach Paris zurückkehrte, um es nicht wieder zu verlassen.

Digitized by Google

unmöglich gemacht, und schon diesem äußerlichen Umstande ist es zum Theil zuzuschreiben, daß die dramatischen Dichter des 17. und 18. Jahrhunderts in Frankreich jeden Scenenwechsel perhorresciren. Gleichfalls dadurch bedingt war die außerordentliche Kargheit in der Ausstattung.

In der Pariser Bibliothek ist ein Manuscript erhalten, welches genaue Angaben über die Ausstattung der Stücke von Corneille, Racine und Molière enthält. Die Decorationen, Möbel und Requisiten sind darin genau verzeichnet. Die lakonischen Angaben dieses Manuscriptes müssen die Heiterkeit eines Jeden hervorrufen, dem es einmal vergönnt gewesen ist, einen Blick in das Regiebuch oder Inspicentenbuch eines Theaters unserer Zeit zu werfen. Wir theilen daraus folgende Vermerke über die Molière'schen Stücke mit.

Der Unbesonnene. Decoration: Häuser, vorn zwei Thüren und zwei Fenster. Requisiten: Ein Nachttopf, zwei Pritschen, zwei Leuchter.

Der Liebeszwist. Decoration: Häuser. Requisiten: Eine Glocke, Briefe.

Précieuses ridicules. Requisiten: Eine Portechaise, zwei Lehnstühle, zwei Stöcke.

Der Hahnrei in der Einbildung. Decoration: Zwei Häuser mit practicabeln Fenstern. Requisiten: Ein Portrait, ein großer Degen, eine Rüstung und ein Helm. Ein Thaler.

Die Schule der Männer. Decoration: Häuser und Fenster. Requisiten: Ein Leuchter, eine lange Robe, ein Schreibzeug und Papier.

Die Lästigen. Decoration: Park. Requisiten: Ein Kartenspiel, ein Leuchter, Spielmarken.

Schule der Frauen. Decoration: Vorn zwei Häuser, das übrige ein öffentlicher Platz. Requisiten: Ein Stuhl, eine Börse und Spielmarken. Im dritten Act Spielmarken und ein Brief.

Der Misanthrop. Decoration: Zimmer. Requisiten: 6 Stühle, 3 Briefe, Stiefel.

Der Arzt wider Willen. Requisiten: Ein Holzhaufen, eine große Flasche, zwei Pritschen, vier Stühle, ein Stück Käse, Marken und eine Börse.

Tartüffe. Decoration: Ein Zimmer. Requisiten: Ein Sessel, ein Tisch, darauf eine Decke, zwei Leuchter, ein Stock.

Der Geizige. Decoration: Ein Saal, hinten Garten. Requisiten: Eine Brille, ein Besen, ein Stock, eine Schatulle, ein Tisch, ein Stuhl, Schreibzeug, Papier, eine Robe, zwei Leuchter auf dem Tisch im ersten Act.

Porceaugnac. Decoration: Vorn zwei Häuser, hinten freier Platz. Requisiten: Drei Stühle, eine Klystirspritze, zwei Karabiner, ferner ach Klystirspritzen von Blech.

Die gelehrten Frauen. Decoration: Ein Zimmer. Requisiten: Zwei Bücher, vier Stühle und Papier.

Der Kranke in der Einbildung. Decoration: Ein Zimmer mit Alkoven. Im Hintergrunde im ersten Act ein Stuhl, ein Tisch, eine Klingel, eine Börse mit Marken, ein gefütterter Mantel, sechs Kopfkissen und ein Stock. Zweiter Act: Vier Stühle, eine Ruthe und Papier. Für die Ceremonie: Der Stuhl des Präsidenten und zwei große Bänke, acht Klystirspritzen, vier Leitern, ein Hammer, vier Stößel, sechs Tabourets und sechs rothe Roben.

Dieselbe Einfachheit, die sich in der Inscenirung bemerkbar macht, zeigt sich auch in den Costümen. Das Theater stand damals ungefähr auf dem Standpunkt jenes deutschen Provinzialdirectors, der im schroffsten Gegensatz zu den Meininger Principien seinem Regisseur, welcher für die Nothwendigkeit neuer Costüme plaidirte, zur Antwort gab: „Ich weiß nicht, was Sie immer mit neuen Costümen wollen! Ich habe es Ihnen ein für allemal gesagt und kann es nicht oft genug wiederholen: vor Christi Geburt fleischfarbene Tricots, nach Christi Geburt Ritterstiefel!"

Auch zu jener Zeit scheinen eben nur zwei Costüme bestanden zu haben, nämlich das sogenannte „römische Costüm" und das „moderne". Das römische Costüm versuchte nicht einmal die Aehnlichkeit mit dem echten anzustreben. Es hatte ganz den Schnitt der damaligen Mode und unterschied sich nur durch Einzelheiten von der Tracht des Tages. Der Held setzte entweder einen großen Federhut oder einen Helm, der mit einem riesigen Busch verziert war, auf; es kam dann wohl noch ein Mantel hinzu nebst dem üblichen kurzen Schwert, und der „Römer" war fertig. Aber dies Costüm schien überhaupt die symbolische Darstellung alles Fremdartigen und verehrungswürdig Alten zu sein. Das römische Costüm wurde daher auch für Tragödien wie „Oedyppus" und „Montezuma" angewandt. Erst der neuesten Zeit ist es vorbehalten geblieben, die Treue in den Costümen auf der Bühne ungefähr zu wahren. Ungefähr; denn auch die Meininger hüten sich, in Allem eine genaue Copie der Wirklichkeit zu geben. Eine solche würde unter Umständen außerordentlich lächerlich und störend sein. Der jüdische Oberpriester trug früher ein langfaltiges Gewand, das unten mit 365 Glocken besetzt war; jede dieser Schellen stellte symbolisch einen Tag im Jahre dar. Nun denke man sich in der „Athalia" den Oberpriester Joad mit einem solchen Schlittengeläute auftreten! Despois hat Recht: weder Himmel noch Erde würden in dem Klingklang die Racine'schen Verse hören.

Der Preis der Plätze war folgender: Die Sitze auf dem Theater, Logen und Amphitheater kosteten 3 L.; Logen im zweiten Rang 1 L. 10 S.; Logen im dritten Rang 1 L.; Parterrestehplatz 15 S.

Bei außergewöhnlichen Vorstellungen wurde unter Umständen auch der Preis erhöht. Die höchste Einnahme, welche unter Molière erzielt worden ist, ergab der „Tartüffe". Bei der ersten Aufführung am 5. August 1667 betrug die Einnahme 1890 L. Am Sonnabend den 6. Aug. wurde der Tartüffe durch Parlamentsbefehl verboten. Wie schon erwähnt wurde, schickte Molière La Grange und Thorillière, die in diesem Stück die Rollen des Valère und Cleant spielten, nach Lille in das Lager des Königs. Sie überbrachten dem König eine Bittschrift, die in Molières Werken als zweites Placet dem „Tartüffe" vorangedruckt ist. Diese Bittschrift war, beiläufig gesagt, ein kleines Meisterwerk. La Grange berichtet:

„Am 8. (August 1667) reisten wir, Monsieur de la Thorillière und ich, de La Grange, mit der Post aus Paris ab, um den König mit Rücksicht auf das Verbot aufzusuchen. Seine Majestät befand sich vor Lille in Flandern, wo wir sehr gut aufgenommen wurden. Seine königliche Hoheit, der Herzog von Anjou, ließ uns wie gewöhnlich seinen Schutz angedeihen und Seine Majestät ließ uns sagen, daß er bei seiner Rückkehr nach Paris das Stück, Tartüffe, prüfen lassen würde, und daß wir es dann geben könnten. Darauf kehrten wir nach Paris zurück. Die Reise hat die Truppe tausend Livres gekostet."

Tausend Livres, — abgesehen von den indirecten Kosten, die dadurch herbeigeführt wurden, daß die Gesellschaft wegen der erzwungenen Abwesenheit zweier unersetzlicher Mitglieder nahezu zwei Monat die Vorstellungen zu unterbrechen genöthigt war. Von Freitag den 5. Aug. bis Sonntag den 25. September mußte Molières Theater geschlossen werden. Erst nach 18 Monaten setzte Molière die Zurücknahme des Verbotes durch. Die zweite Vorstellung des Tartüffe ergab dann die höchste Einnahme, welche Molière überhaupt erzielt hat, nämlich 2860 L. Der Kassensturz geht noch mehrere Male über 2000 L. heraus. Die Vorstellung am 8. Februar brachte 2045 L. 10 S., die am 12. Febr. 2074, die am 17. Febr. 2171, die am 22. Febr. 2278 L. 10 S.

Bis zum Schluß der Vorstellungen, Ostern 1669, erzielt der „Tartüffe" immer gute, wenn auch nicht mehr so hohe Einnahmen. Die niedrigste beziffert sich auf 550 L. Aber nach den Osterferien sinken die Einnahmen sehr beträchtlich. Am 4. Juni beläuft sich die Einahme nur noch auf 275 L. 10 S. Indessen kann „Tartüffe" immer wieder aufgenommen werden. Bisweilen macht er sogar noch gute Häuser. Die Summe von 1000 L. wird aber nicht wieder erreicht.

Die Durchschnittseinnahmen des „Tartüffe" mögen für den Abend etwa 800 L. ergeben.

Man darf aber nicht vergessen, daß die Schauspieler in der Regel nur dreimal in der Woche, Dienstag, Freitag und Sonntag, spielten und daß die Vorstellungen sehr häufig unterbrochen wurden. Viele dieser Unterbrechungen werden wohl durch Krankheit irgend eines Mitgliedes veranlaßt worden sein. Die Ge-

Digitized by Google

sellschaft war zu klein, um wichtige Rollen doppelt besetzen zu können.

Im Jahre 1669 z. B. wurde nicht gespielt vom 9. April bis zum 30. April (Osterferien); vom 7. Juni bis zum 14. Juni, vom 16. bis 23. Juni, vom 1. bis 8. Dec. Ferner fielen die Vorstellungen an allen Festtagen aus; durchschnittlich etwa zehnmal im Jahre und auch an solchen Tagen, an denen irgend ein anderes Ereigniß die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. So finden wir folgende interessante Bemerkung unter Freitag den 17. Juli 1676.

„Es wurde nicht gespielt wegen der Hinrichtung der Frau von Brinvilliers, der man auf dem Grève-Platz den Kopf abhackte, weil sie ihren Vater, ihre Brüder u. s. w. vergiftet hatte.“*)

Dagegen hatten die Schauspieler auch außergewöhnliche Einnahmen. Zunächst die königliche Pension, die vom August 1665 an die Molière'sche Gesellschaft, die der König nunmehr zu seiner Hofschauspielgesellschaft ernannt hatte, im Betrage von 6000 L. jährlich ausbezahlt worden ist. Vom Jahr 1671 an wird diese Pension auf 7000 L. erhöht. Es kommen dazu die Summen, die der König der Gesellschaft für Vorstellungen bei Hoffesten auszahlen ließ. Am 17. Sept. 1669 wurde die Gesellschaft zum König nach Chambord befohlen und kam erst am 20. Oct. nach Paris zurück; erst am 27. October konnte sie in Paris wieder auftreten. Im Monat Februar des folgenden Jahres blieb sie wieder drei Wochen auf Befehl des Königs in Saint-Germain. Für diese beiden Reisen zahlte der König 12000 L., also 1000 L. für jeden Schauspieler für die ganze Zeit und ungefähr 500 L. für den Monat. Die Schauspieler machten dabei ein gutes Geschäft. Außerdem gaben die Schauspieler, wie schon gelegentlich bemerkt wurde, Privatvorstellungen bei hohen Herrschaften, die sogenannten „visites“, die gewöhnlich mit 400—500 L. bezahlt wurden.

Bei allen diesen Anomalien ist es sehr schwer, die Durchschnittssumme der Tageseinnahme zu berechnen. Zu einem ungefähr richtigen Resultat kann man aber doch gelangen. La Grange hat nämlich eine genaue Zusammenstellung seiner sämmtlichen Einnahmen von dem Augenblick an, wo er in die Molière'sche Gesellschaft eingetreten, bis zu dem Augenblick, wo Molière gestorben ist, gemacht. In 14 Jahren, von Ostern 1660 bis Ostern 1673, hat er auf seinen Theil 51670 L. 14 S. bekommen, das macht also pro Jahr 3690 L. 15 S. La Grange hatte den 12. Theil der Einnahmen nach Abzug der Kosten. Demnach hätte die Netto-Einnahme der Gesellschaft im Jahre rund 44400 L. betragen (12 × 3700). Nehmen wir an, daß die außergewöhnlichen Einnahmen (Pension 6000 L., die Vorstellungen beim Hof und hohen Herrschaften) die Tageskosten und den Ausfall durch Unterbrechung (in Folge von Krankheit, Osterferien, Festtagen) ungefähr decken, und rechnen wir rund 150 Vorstellungen im Jahre, so kommen wir zu dem Resultat, daß jeder Spielabend rund 300 L. eingebracht hat (150:45000). Das Calcul macht keinen Anspruch auf volle Genauigkeit; aber wir haben die Einnahmen von verschiedenen Monaten addirt und durch die Zahl der Aufführungen dividirt und sind bei dieser Probe ungefähr zu dem gleichen Ergebniß gekommen.

Es erübrigt uns nun noch, über die Zeit, zu welcher die Vorstellungen statt fanden, einige Worte zu sagen.

Zu Anfang des XVII. Jahrhunderts durften die Theatervorstellungen nicht bei Beleuchtung gegeben werden, man fing um 2 Uhr Nachmittags an und eine Ordonnanz vom November 1609 verordnet, daß das Schauspiel spätestens um $^1/_2$5 Uhr beendet sein müsse. Unter Ludwig XIII. begannen die Vorstellungen um 2 Uhr; unter Ludwig XIV. scheint der Anfang des Schauspiels ein ziemlich willkürlicher gewesen zu sein.

Im Jahre 1668 war der Beginn der Vorstellung um 4 Uhr die Regel. In einem aus diesem Jahre datirenden Lustspiele „le poëte basque“ kommt eine Scene vor, die auf der Bühne spielt. Ein Provinziale tritt auf, und wundert sich, daß er um 2 Uhr noch keinen Menschen im Theater findet. Darauf wird ihm erwidert, daß das Schauspiel erst um 4 Uhr anfängt. Der Provinziale versetzt, daß er auf dem Zettel gelesen habe: „Anfang Punkt 2 Uhr.“ Es sei eine Schande, daß sich Niemand darnach richte; man solle doch dafür sorgen, daß das geschehe, was auf dem Zettel stünde. Eine Schauspielerin gibt ihm nun die Erklärung, daß der Zettel schon seit langer Zeit unabänderlich dieselben Angaben enthalte, um die sich aber Niemand kümmere; wenn das Publicum früher käme, würde man auch früher anfangen.*)

Im Jahre 1673 waren schon die Vorstellungen bis gegen 5 Uhr vorgerückt, denn Molière gab am 17. Februar 1673 — an seinem Todestage — Befehl, daß die Vorstellung, weil er sich sehr unwohl fühle, ausnahmsweise Schlag 4 Uhr anfangen solle. Später wurde der Beginn der Vorstellungen noch weiter hinausgerückt. Im Jahr 1685 kamen die Schauspieler überein, denjenigen ihrer Collegen, der nicht um $5^1/_4$ Uhr, nach der Theateruhr, so weit fertig sei, daß die Vorstellung beginnen könne, mit einer Geldbuße von 30 S. zu bestrafen.

(Schluß folgt.)

Paul Lindau.

*) Vendredy 17. On ne joua point à cause de Madame de Brinuilliers à qui on trancha la teste en Greue, pour auoir empoisonné son père, ses frères &ª

*) Le Baron
A deux heures et plus! D'où vient ce peu d'ardeur?
Hauteroche
Mais nous ne commençons qu'à quatre heures, Monsieur.
Le Baron
Mais vous ne faites donc moûler que les sottises?
J'ai lu dans vos placards: „à deux heures précises . . .“
Seul dedans ce désert! Le tour est fort gaillard!
Pourquoi ne faire pas ce que dit ce placard?
Mlle. Poisson
Dès longtemps ce placard chante la même chose;
Mais comme on n'en vient pas plus tôt . . .
Le Baron
En suis-je cause?
Mlle. Poisson
Non.
Hauteroche
Nous commençerions dès deux heures, pour nous,
Si le monde venait.

Aus der Hauptstadt.

Richard Wagners Tristan und Isolde.

Vorstudien.

Das Musikdrama, welches seit einigen Monaten an der Königl. Oper eifrig studirt wird, soll nunmehr Mitte des Monats zur Aufführung gelangen. Der Meister selbst ist seit einigen Tagen angelangt und wird die letzten Proben leiten. Die ganze künstlerische Welt Berlins sieht dem Abende mit großer — man könnte sagen mit fieberhafter — Spannung entgegen. Denn jedes neue Werk Wagners ist nicht nur an und für sich ein hochbedeutendes künstlerisches Ereigniß, sondern auch ein Anlaß zur Erregung in weitesten gesellschaftlichen Kreisen, ein Aufruf zur Entfaltung der verschiedenartigsten Banner in der Kritik; der alte nur schlummernde Hader erwacht wieder zu heftigem Streite, und unversöhnlich stehn sich die Parteien gegenüber, denn jede beansprucht das alleinige Recht für sich, und beschuldigt die andere, daß sie mit unredlicher Waffe kämpfe. Hüben und drüben werden Fragen mit in den Streit gezogen, die zur eigentlichen Kunstfrage in keinem oder nur in losestem Verhältnisse stehen. Und der unabhängige Beobachter und Beurtheiler hat den harten Stand, daß er keiner Partei zu Danke spricht. „Ausgestoßen von den Reinen“ ist Jeder, der in Wagner nicht den Musikverderber sieht, trotz

Digitized by Google

all' des Großen, was dieser geschaffen; anderseits gilt den stimmführenden Heißspornen im Lager des Meisters Jeder als ein Lauer, als ein Manteltäger, der nur der leisesten Regung eines selbständigen Urtheils, eines Bedenkens gegen Dieses oder Jenes, Worte verleiht, und wenn er auch alles Andere Schöne und Große noch so warm preiset. — Angesichts dieser Verhältnisse war für mich die Aufforderung der Redaction, über „Tristan und Isolde" noch vor der ersten Aufführung zu schreiben, eine höchst willkommene, denn noch sind die Leidenschaften nicht so rege, wie sie es nachher sein werden und noch kann ein aufrichtiger Verehrer des Meisters auch für ein unabhängiges Urtheil einige Beachtung hoffen. Außerdem aber ist gerade „Tristan und Isolde" das Werk Wagners, welches mehr als jedes andere ein sehr eingehendes Vorstudium verlangt, um vollständig erkannt und gewürdigt zu werden; der Grundsatz, das Musikalische in dem Dichterischen ganz aufgehen zu lassen ist in diesem Musikdrama noch strenger und vollständiger durchgeführt, als selbst in dem später geschaffenen „Festspiele". Allerdings läßt auch im Tristan der große Tonmeister sich nicht immer vom Dichter befehligen und tritt hie und da in den Vordergrund. Aber im Totaleindrucke bleibt immer das Bewußtsein des vollständigen Gleichgewichtes der beiden Künste zurück, welches er als seinen obersten Grundsatz aufgestellt hat, und „Tristan" ist insofern als des Meisters „eigenstes" Werk zu bezeichnen, als er in ihm den Bruch mit der Tradition zur entscheidenden Vollendung gebracht hat.

Es bedarf wohl keiner besonderen Versicherung von meiner Seite, daß er genau wisse, wie die Beurtheilung eines Wagner'schen Musikdramas der Dichtung dieselbe Aufmerksamkeit widmen muß, als der Musik. Nichtsdestoweniger werde ich in diesem Artikel dem anerkannten Gesetze nur soweit gehorchen, als es mir nothwendig erscheint zur Darlegung, in welcher Weise der Ton dem Worte „angetraut" ist. Und es ist ein merkwürdiges Studium, dieser Durchführung des Princips zu folgen, ein Studium, das, nach meiner Ueberzeugung, in verschiedene nicht zu nahe sich folgende Zeiträume eingetheilt, und im ruhigen Daheim am Claviere, ganz bestimmt noch höhere Genüsse gewähren muß, als zusammengedrängt in die Theaterzeit und inmitten der unruhig bewegten Menge eines Opernhauses.

Die Dichtung ist der alten Fabel nachgebildet: Tristan, der Inbegriff aller ritterlichen Tugenden, war einst, als er schwer verwundet und unter fremden Namen nach Irland kam, von der schönen Isolde gepflegt und geheilt worden. Nach der Rückkehr in die Heimat wirbt er um die Irentochter für seinen Onkel und Freund, den König Marke, und führt sie ihm zu. Isolde liebt ihn heimlich; er hält sich während der Meerfahrt von ihr fern, denn auch er fühlt Regungen, die er bekämpfen will. Die in ihrem Stolz und in ihrer Liebe Gekränkte will ihm einen Todestrank credenzen, den sie von ihrer Mutter erhalten hat; aber als sie aus seinen Worten (nachdem er getrunken) vernehmen kann, daß er sie liebt, leert sie den Rest des Bechers, um mit ihm zu sterben. Der Trank ist jedoch kein Todes- sondern ein Liebestrank, der den Beiden brennendste unbezwingliche Leidenschaft einflößt, die auch nach der Verehelichung Isoldens mit dem Könige weiter zehrt. Die Liebenden werden verrathen, des Helden treuester Freund, Melot, ist der Verräther, der unter dem Vorwande, des Königs Ehre zu rächen, Tristan — dieser läßt sein Schwert fallen — tückisch verwundet. Ein treuer Diener des Helden, Kurvenal, bringt ihn nach der alten Burg seiner Väter, dort liegt er im tiefsten Leide und harret der Einzigen, die ihn heilen kann, Isoldens; sie erscheint auch zuletzt, er aber stirbt in ihren Armen. Der König, der inzwischen die Wahrheit über den Trank vernommen hat, kommt seinerseits mit Melot, um die Liebenden zu vereinen. Kurvenal vermuthet irrthümlich feindselige Absichten des Königs, er wehrt ihm den Eingang, erschlägt Melot, wird aber selbst tödtlich verwundet. Isolde, die ohnmächtig an der Leiche Tristans nichts von Allem vernahm, was um sie geschah, erwacht, aber nur, um in entzückten Worten die höchste Lust zu schildern, die ihrer wartet, dann endet auch sie.

Der hochpoetische Stoff ist von Wagner mit großer Meisterschaft behandelt worden. Wenn auch die Sprache hie und da schlimmen Zwang erleiden muß, und sonderbar geformte Worte auftauchen — wie übrigens in jeder Dichtung Wagners —; wenn auch psychologisch und dramatisch gleich bedenklich erscheint, daß König Marke, der, von Melot herbeigeführt, die beiden Schuldigen überrascht, sich in sehr langen, fast unmännlich klingenden Vorwürfen ergeht, während selbst die großmüthigste Regung nur in wenigen Worten sich kundgeben durfte —; so werden diese Schwächen reichlich aufgewogen durch viele schöne und wirksame Stellen. Gleich die erste Erzählung Isoldens, wie sie einst den verwundeten Tristan erschlagen gewollt, um den Tod ihres früher Verlobten zu rächen — wie der Kranke sie anblickte „Nicht auf das Schwert, nicht auf die Hand, er sah mir in die Augen" — und wie sie das Schwert fallen ließ, ist ergreifend; vortrefflich ist dann die Steigerung ausgeführt in dem Zwiegespräch zwischen Isolden und Tristan, als sie ihn durch Hohn und Vorwürfe reizt, bis er den Becher mit dem Tranke nimmt, wohl ahnend, daß dieser nicht zur Sühne, sondern zu seinem Tode dargereicht war, und Isolde nach den dunklen Worten, in denen er seine Gefühle andeutet, nun ihrerseits die Hälfte des Trankes leert. Das Liebesduett des zweiten Actes, obwohl vielleicht zu lange ausgesponnen, enthält viele poetische glühende Schilderungen. Ebenso bietet der dritte Act viele Schönheiten. Die ersten Verse in dem Abschiede Isoldens sind vielleicht das Schönste das Wagner gedichtet hat.

In der Musik von Tristan und Isolde walten, wie in allen Werken Wagners, einige Hauptmotive vor, welche als rother Faden in der musikalischen Charakteristik bei verschiedenen Anlässen andeutend erklingen. Gleich die Ouvertüre beginnt mit einem solchen, das durch die ganze Oper geht, und den Liebeszauber schildert, der Tristan und Isolde nach dem Tranke unzertrennlich fesselt. Die Ouvertüre selbst ist schon zu öfteren Malen öffentlich aufgeführt worden; ich habe mich in diesem Tonstücke bei aller Bewunderung für das meisterhafte Colorit, für die Instrumentation, nie zurecht finden können.

Nach der Ouvertüre beginnt der erste Act auf dem Schiffe, in welchem Tristan seinem König und Ohm die Braut zuführt. Von der Höhe des Mastes ertönt das wehmüthige Lied eines jungen Seemannes. Durch die Worte „Frisch weht der Wind der Heimat zu, mein irisch Kind, wo weilest du", klingt eine Weise, welche die Grundlage der meisten Gesangeswendungen in der ersten Hälfte dieses Actes bildet. Ein Duett zwischen Isolde und ihrer Begleiterin Brangäne, in welches das eben bezeichnete Motiv und die ersten Tacte der Ouvertüre eingeflochten sind, läßt die Gefühle erkennen, welche in dem Herzen der unwilligen Braut toben; sehr schön zeichnet sich eine kleine Episode ab, in der Brangäne die Herrin erinnert „Keine Thräne weintest du beim Abschiede u. s. w." Als Isolde durch die Dienerin Tristan, der sich auf dem Steuerborde abseits hält, zu sich berufen läßt und Kurvenal seinen Herrn mahnt: „Hab' Acht Tristan! Botschaft von Isolde" ertönt das erste Motiv in voller rhythmischer, prächtig wirkender Kraft. Das Zwiegespräch zwischen dem Helden und der Botin, in welchem er sanft ausweichende Antworten gibt, um dem Rufe nicht zu gehorchen, ist sehr schön und edel gehalten; ganz originell und kräftig tönt des höhnenden Kurvenal balladenartiger Gesang, wie Tristan den ehemaligen Verlobten Isoldens Morold, der Zins verlangend nach Kornwall kam, erschlug und dessen Haupt nach Irland sandte „als Zins". Der auf diese Scene folgende Ausbruch der Wuth und Verzweiflung Isoldens ist mit allem Aufwande harmonischer Wendungen und schärfster Declamation componirt; die Erzählung: wie sie Tristan gepflegt, wie sie ihn habe tödten wollen und es doch nicht vermocht, als er ihr ins Auge blickte, — diese Erzählung enthält wieder jene geheimnißvollen Wendungen, die Wagners alleiniges Eigenthum sind; auch die Phrase „die schweigend ihm das Leben gab", ist sehr schön, ebenso Brangänens Beschwichtigung. Der Höhepunkt des Actes ist das Duett zwischen Isolde und Tristan, als sie ihn zur Sühne berufen läßt; hier waltet eine wahrhaft dämonische Steigerung, von der ruhigen Weise, in welcher der seine Gefühle bergende Held auf die Fragen der gereizten Frau antwortet, bis zu dem Momente, wo er den Becher ergreift und sein Inneres entdeckt.

Den zweiten Act leitet ein leidenschaftlich bewegtes Vorspiel ein, dessen Hauptmotiv später wieder erscheint. Der König Marke hat auf des Verräthers Melot Rath eine nächtliche Jagd angeordnet, um die Liebenden jede Vorsicht vergessen zu machen und sie sicherer zu überraschen. Isolde mit Brangänen allein kann den Moment nicht erwarten, da der Hörnerklang verhallt, um die Fackel zu löschen, auf daß Tristan, der auf dieses Zeichen harrt, nunmehr erscheine. Vergeblich warnt Brangäne, daß die Jäger noch gar nicht entfernt sind — die Liebende vernimmt nur „des Quelles sanft rieselnde Welle" — und als die treue Begleiterin ihr entdeckt, daß sie auf dem Schiffe den Todestrank mit dem andern, den Liebeszauber bringenden, vertauscht hätte, dann singt die ungläubige Isolde in schönster Weise: „O thörige Magd! Frau Minne kanntest du nicht, nicht ihrer Wunder Macht?" Sie löscht die Fackel und wartet nun auf den Geliebten, während das Orchester das Motiv des

Digitized by Google

Vorspieles wieder aufnimmt. Das nun folgende Duett kann man nur eine Folge von musikalischen überschwänglichen Träumereien nennen, aus welchen mitunter zauberhafte Klänge emportauchen; so die Stelle „Was dort in keuscher Nacht dunkel verschlossen wacht", und der unbeschreiblich schöne Gesang „Sink hernieder Nacht der Liebe", durch welchen von fern die Stimme der, Wacht haltenden Brangäne klagend tönt. Die nun folgende Scene — Markes und Melots Erscheinen und die lange Rede des Königs — erscheint mir als das wenigste Gelungene des ganzen Werkes; vielleicht wirkt die Störung in der dramatischen Entwickelung beeinträchtigend auf mein Urtheil — aber ich kann es mit gutem Gewissen vertheidigen. Sehr schön ist Tristans Gegenrede: „O König, das kann ich dir nicht sagen" und seine Aufforderung an Isolden, ihm zu folgen; von hier ab bis zum Kampfrufe an Melot entfaltet sich Dichtung und Musik wieder prachtvoll. — Der dritte Act beginnt mit einem kurzen Vorspiele, das mit zu den schönsten Schöpfungen der Tonkunst gezählt werden kann. In dem darauf folgenden monologartigen Gesange des schwer verwundeten, von Visionen bewegten Tristan bewegt sich Wagner wieder in seinem eigensten Elemente; zu den Worten: „Wie sie selig, hehr und milde, wandelt durch des Meers Gefilde" hat der Meister eine Melodie erdacht, die wohl auch von dem entschiedensten Gegner als wunderschön anerkannt werden wird. Und nicht weniger bedeutend, wenn auch in anderer äußerer Form erscheinend, ist Isoldens letzter Gesang.

Ich habe hier absichtlich die eigentlichen Hauptmomente hervorgehoben, und behalte mir die Besprechung der Nebenerscheinungen (wie z. B. das Hervortreten Kurvenals im letzten Acte und seines Kampfes gegen den vermeintlichen Angreifer) nach der ersten Aufführung vor.

Eine Vorstudie, wie die von mir unternommene, war bei „Tristan und Isolde" mit weniger Schwierigkeiten verbunden als bei den anderen spätern Werken des Meisters. In diesen — wie z. B. in der Walküre — treten in jedem Acte neue Charaktere, neue Handlungen hervor. Eine jede dieser Neuheiten gibt auch für die Beurtheilung ein neues Object ab. In Tristan und Isolde aber haben wir die einheitlich geschlossene Geschichte der beiden Liebenden, ihr Leiden, ihre Liebe, ihr Hinscheiden. Alles Andere bleibt im Hintergrunde.

Die Frage: Welche Wirkung diese merkwürdige Schöpfung wohl in dem Publicum hervorbringen wird, ist außerordentlich schwer zu beantworten. Die Schönheiten sind — nach meiner Meinung — solche, welche sich dem Studium, dem ruhigen Versenken in das dichterische Werk mehr erschließen, als selbst der bereitwilligen Empfänglichkeit der Theaterbesucher. Sie sind vorwiegend lyrischer Art, sie entwickeln sich in weit ausgedehnten, einheitlichen, bis in die kleinsten Einzelheiten sorgsam ausgebildeten melodischen Figuren, die ihrerseits wieder auf kühnster Harmonik ruhen. Sie packen nicht durch jene wuchtigen Rhythmen oder schneidigen Phrasen, deren die Walküre und die Götterdämmerung so viele enthalten; sie wallen und wogen im Aether der Töne, und verlangen ein sehr aufmerksames, sehr geübtes Ohr, und jene musikalische Feinfühligkeit, die nicht gerade zu den Specialitäten unseres verehrlichen Theaterpublicums gehört. So weit Tristan und Isolde in der äußeren Erscheinung von den „Meistersingern" verschieden ist, so lassen sich die beiden Kunstwerke insofern vergleichen, als gerade manche Theile derselben, die dem Publicum als „Längen" erscheinen mögen, die künstlerisch Gebildeten im hohen Grade anregen — hier möge beispielsweise die 2. Scene des 1. Actes angeführt werden, das Zusammenkommen der Meistersinger, ein Prachtstück, das aber Vielen zu lang erschien, und das Quartett im dritten Acte. Aber wie die Zeit für dieses Werk das Verständniß reifen wird, so auch wird und muß „Tristan und Isolde" seine herrliche Kraft bewähren. Es ist und bleibt eine merkwürdige und bedeutende Schöpfung!

H. Ehrlich.

Der Organismus einer Weltstadt.

Wo eine Million Menschen oder darüber im Bezirke einer Stadt zusammenwohnen sollen, da gibt es in künstlerischer und wirthschaftlicher Beziehung eine Aufgabe zu bewältigen, deren abschließende Lösung gerade so unmöglich ist, wie die vergebens gesuchte Quadratur des Zirkels. Pythagoras opferte in der Freude über die Erfindung seines Lehrsatzes eine Hekatombe; — er ahnte vielleicht schon, daß sein wichtiger Satz nebenbei die Grenze des mathematischen Wissens für die ewigen Quartaner aller Zeiten bezeichnen würde —; aber die Entdecker auf dem Gebiete der Organisation einer Großstadt, die deswegen keine Stadtverordneten zu sein brauchen, hätten vielleicht ein größeres Recht auf eine öffentliche Feier. Wie schon der einfache Versuch die zahllosen Räder und Getriebe aufzuzeigen, aus denen sich die große Maschine zusammensetzt, ergibt, ist die zu lösende Aufgabe von kolossalem Umfange, und das Wesen einer Weltstadt ist nicht nach dem bekannten Platen'schen Recepte für Reisebeschreibungen: „ich kam auf Kunst und Natur zu sprechen 2c.", zu erschöpfen. Der brave, etwas trockene Spaziergänger nach Syrakus, dem dies Epigramm zunächst gelten sollte, lebte freilich unter anspruchsloseren Zeitgenossen. Heute wo jeder Deutsche seine Beziehungen zu den auswärtigen Mächten fühlt, wo sich die politische Controverse gleich einer holländischen Ueberschwemmung in die Journale ergießt, hätte er seinen Reiseranzen um manche Seitennotiztasche erweitern müssen. Etwas mehr Phantasie steckt schon in der Betrachtungsweise der alten Deutschen: nämlich zuerst im Rausche und darauf nüchtern. Vielleicht wäre es nicht übel gerathen wieder an diese altvaterländische Weise anzuknüpfen, die uns in die Zeiten Herrmann des Cheruskers zurückführte, dessen Andenken uns erst kürzlich wieder durch manche Vorkommnisse nahegerückt wurde, wenn es nicht noch gelegener erscheine, dem Zuge der modernsten Civilisation nachzugeben und noch weiter bis zum indogermanischen Nomadenthum zurückzugreifen. Als naheliegender Vergleichungspunkt ergäbe sich die zeitgemäße Verwandlung des beweglichen Nomadenzelts in das Schlafcoupé des Eisenbahntrains, dieser comfortablen Heimat unserer hochmodernen Nomaden, oder was dasselbe sagt, praktischen Kosmopoliten, welche jedesmal da zu leben begehren, wo die fettesten Weideplätze sind, keinenfalls einem Staatswesen mit Militairpflicht angehören wollen, und die schließlich noch den Vortheil haben, über Alle lächeln zu können, die das Kreuz der besonderen Staatspflichten geduldig auf sich nehmen. Der Kosmopolit dieser Art steht aber im Zusammenhang mit dem Weltstädter, er entwickelt sich aus diesem, denn das Ablösen von der engeren Heimat erscheint als der geforderte Gegensatz des tausendfach bedingten und beengten Lebens der Großstädte.

Es war ein langer Weg vom Urzustande des Hirten und Ackerbauers bis zum Stadtbewohner und noch weiter bis zum Bürger der Weltstadt, die ihre Insassen nach Millionen zählt.

Auf einer mittleren Stufe der Städtebildung, beim Zusammenwohnen in kleineren Gruppen, behält der Einzelne noch hinreichende Freiheit der Bewegung; Jeder kann seinen Kohl bauen, es ist ihm überhaupt unverwehrt seinen Unterhalt ohne Weiteres aus den natürlichen Quellen zu gewinnen, ebensowenig wird der Krystallisationsproceß seines Charakters durch äußere Anstöße gestört, — ein Vortheil der sich bei abderitischen Anlagen in das reine Gegentheil, bis zur Entwicklung des beschränktesten Pfahlbürgerthums verkehren kann. Was aber die Hauptsache anbelangt, die Gesundheit des physischen Daseins, so ist es hierfür besonders wichtig, daß es keiner künstlichen Einrichtungen bedarf, um die Reinheit der Luft, des Wassers und des Bodens zu erhalten; diesem Zwecke genügt der selbstthätig purificirende Einfluß der räumlich überwiegenden Naturumgebung.

Anders und schwieriger gestalten sich die Bedingungen des Lebens im engen Pferch der Großstadt, wo ein bedeutender Kern durch künstliche Schranken von der directen Berührung mit der Natur abgeschnitten ist, wo die großen Häuserblöcke die freie Bewegung der Luft hemmen, wo der überall gepflasterte und befestigte Boden verhindert ist, die durch Regen und Verbrauch producirten Flüssigkeitsmengen unbemerkt aufzunehmen, wo der Bewohner mit seiner Ernährung, wie mit seinen Bewegungen auf die einmal vorhandenen Organe der großen Maschine angewiesen ist und er die ihm verbliebene Selbstständigkeit noch tausendfach durch die Interessen seiner Mitbewohner eingeschränkt findet.

Hier muß eine weise ersonnene, maschinenhafte Organisation geschaffen werden, um die vielfach verwickelten Verhältnisse wieder zur einfachen gesunden Natur zurückzuführen; und dies bildet die wirthschaftliche Seite der Aufgabe; schließlich ist es Sache der bildenden Künste, besonders an den Bauten, das Ethische des Inhalts zur körperlichen Erscheinung zu bringen. Der erste Schritt aus dem Formlosen geschieht allein durch die Macht der architektonischen Gliederung; durch ihre gestaltenden Gesetze zwingt auch der Dichter der divina Comedia selbst die widerstrebende Hölle in seine streng geordneten Kreise. Der Zufall wird bei der Städtebildung oftmals die Idee spielend durch-

Digitized by Google

kreuzen, aber er wird nicht eigentlich schöpferisch wirken, ebensowenig die Laune Einzelner, selbst wenn sie von großen Mitteln unterstützt wird.

Es gab Männer, welche es unternahmen, den Entwurf einer Stadt ideal vorweg zu construiren. Am Ende des Mittelalters war es Albrecht Dürer, der sich mit dieser Aufgabe im Sinne einer Zeit, der es hauptsächlich um Wehrhaftigkeit zu thun war, beschäftigte. In neuester Zeit hat Schinkel unter seinen Papieren den Idealentwurf einer Residenz hinterlassen, welcher darauf ausgeht, die ethische Idee der Staatshauptstadt in möglichster Schönheit auszudrücken. Bei ihm umschließt eine Akropolis alle, den geistigen und höchsten Interessen gewidmeten Gebäude, dieselbe ist deshalb äußerlich durch die Lage in größerer Höhe ausgezeichnet. In der Mitte erhebt sich das Residenzschloß der Herrscher, über dessen Kuppel eine Krone schwebt, und zur Seite, aber noch etwas höher, ein riesiger, gothischer Dom. Die Museen, die Gebäude für Wissenschaft und Regierungszwecke, dann die Paläste der Großen umschließen die Gruppe. Von der Akropolis führt eine monumentale Straße durch schöne Propyläen herab in die Stadt des Erwerbes, dann gelangt man von den näher an die Akropolis heranrückenden Häusern der Kaufherrn, zum breiten schifffahrtbelebten Strome, an dessen Ufern der Handel und das zur Fabrikation gesteigerte Handwerk sich entfaltet. Es ist der phantasievolle Traum eines Dichterarchitekten, aber abgesehen von der etwas byzantinischen Staatsidee, doch nur die Lösung der Aufgabe nach der Seite der ästhetischen Erscheinung; die unerbittlichen Forderungen des Lebens, das wirthschaftliche Princip konnte hier nicht zur Darstellung gebracht werden. Diese andere Seite der Aufgabe, bei der es sich hauptsächlich um Beseitigung der Folgen menschlicher Massenexistenz auf engem Raume handelt, ist noch von keinem Einzelnen zusammenhängend dargestellt. Das zur Lösung zu stellende Programm würde sehr viele Forderungen enthalten müssen, um allen Uebeln zu begegnen, die sich inmitten der Großstadt erzeugen und die mit der zunehmenden Anzahl der Bewohner stetig wachsen. Zunächst würde die Bebauung nach Grundfläche und Höhe einzuschränken sein, um zu vermeiden, daß die Einwohner sich Luft und Licht versperren, daß eine Lunge in die andere athmet und damit den Keim der Krankheiten in steigender Progression weiter pflanzt; dann wäre der ameisenartig durcheinander wimmelnde Verkehr in sichere bequeme Bahnen zu leiten, die Zufuhr der meist schon außerhalb aus dem Rohen vorbereiteten Lebensmittel müßte geregelt und die Vertheilung der Hauptbedürfnisse an zweckmäßig eingerichtete Plätze geknüpft werden; frisches, gesundes Wasser müßte aus großen Adern bis in die kleinsten verästelt, unter künstlichem Drucke, in alle Höhen und Tiefen dringen, ebenso das zur Erleuchtung und Erwärmung bestimmte Gas; schließlich müßte das Ueberflüssige, Verbrauchte und Ausgeschiedene, ebenso das vom befestigten Boden nicht aufgenommene Regenwasser unterirdisch und in undurchlässigen Röhren abgeführt werden, um Luft und Boden von den sich entwickelnden Fäulnißgasen rein zu erhalten.

Es ist leicht zu übersehen, daß alle diese Erfordernisse zu ihrer Erledigung einer sehr complicirten Maschinerie bedürfen, deren Theile ihrer Natur nach, sich unter oder über der Oberfläche des Bodens verbreiten und daß in diesem Mechanismus kein Rad seinen Dienst versagen darf, wenn nicht das Behagen und selbst das Dasein einer Anzahl Menschen gefährdet sein soll. Man irrt sehr, wenn man glaubt, die vorgeschilderte Organisation würde sich mit der fortschreitenden Bebauung gewissermaßen von selbst machen, man ist im Gegentheil immer erst nach schweren Einbußen dazu gelangt, das oben in großen Zügen Gezeichnete nach und nach zu entwickeln. Der Gang der Dinge war auch in diesem Falle der aller menschlichen Unternehmungen eigenthümliche, erst mußten die Uebelstände bis zur Unerträglichkeit heranwachsen, bevor man daran dachte Abhilfe zu schaffen und trotz der hohen Culturstufe unserer Zeit, sind wir mit einer ganz befriedigenden Lösung noch weit zurück. Hierauf zielt auch das bekannte Wort des Fürsten Bismarck von der Verderblichkeit der Großstädte, dessen Wahrheit nicht zu bestreiten ist, wenn auch die Pariser Commune zuerst einen vorläufig nur zum Theil gelungenen Versuch gemacht hat, den Consequenzen desselben praktischen Ausdruck zu geben. In Wirklichkeit ändern freilich weder Liebe noch Haß etwas an der elementaren Nothwendigkeit, mit der sich die großen Städte entwickeln, und der politische Mittelpunkt eines großen Staatswesens wird sich immer zur Weltstadt ausweiten. Mit der Anerkennung dieser Thatsache verliert auch das geflügelte Wort: „Berlin wird Weltstadt", seinen noch oft betonten ironischen Beigeschmack.

Fragen wir nach den Errungenschaften der alten Cultur im oben entwickelten Sinne, in den alten Weltplätzen des Orients, so finden wir an diesen keine Muster der Organisation. Zwar überliefern uns die Nachrichten über vorhistorische Städte großartige Züge künstlerischer Symbolik, wie die sieben planetarisch gefärbten Ringmauern Ekbatanas, oder die Gruppirung Babylons um die Stufenpyramide des Belus, aber über etwa vorhandene Anstalten zur Pflege des praktischen Lebens erfahren wir nichts. Die neueren Städte des Orients sind wohl geeignet, die Seele des poetischen Betrachters mit märchenhaftem Zauber zu umstricken, doch erkennt in ihnen der nüchtern prüfende Blick nichts Anderes als ungefügige Conglomerate, Brutstätten der großen Epidemien, welche gelegentlich von da ausgehen, um die Welt zu durchziehen und zu entvölkern. Die fatalistische Denkart des Orientalen überläßt fast Alles dem Zufall, höchstens erhebt sie sich zu müheloser Abwehr durch Pflege und Heilighaltung der aasfressenden Thiere. An diese Art natürlicher Corrective erinnern noch heute die Zustände des modernen Constantinopel mit seinen Heerden wilder Hunde, denen die Vertilgung der gesundheitsgefährlichsten Abfälle überlassen bleibt, und mit seinen ungenügenden Anstalten gegen die immer wiederkehrenden kolossalen Brände. Dieselbe orientalische Sorglosigkeit finden wir bis ins südliche Italien verbreitet, wo man es gern einem zu gelegener Zeit einbrechenden Platzregen überläßt, die Straßen von den regellos zu Bergen aufgehäuften Hausabfällen zu säubern.

Einzig in seiner Art, ein Stern erster Größe, leuchtet das alte Rom aus der antiken Welt zu uns herüber. Charakteristischerweise ist es von allen bildenden Künsten nur die Baukunst, welche sich hier selbstständig entwickelt, und zwar zeigt sich die Selbstständigkeit vorzugsweise in der Lösung realistischer, das großartige Wesen einer Weltstadt ausprägender Aufgaben. Die Cloaca maxima, das große Monument der Tarquinier, verrichtet noch heute ihren Dienst und kann als Vorbild unserer modernen Stadtcanalisationen gelten. Die zahlreichen Wasserleitungen, aus großen Entfernungen, bis auf zwölf deutsche Meilen vom Gebirge auf gewaltigen Bögen herangeführt, haben nirgends ihres Gleichen, sie versorgen die Stadt mit einem Ueberflusse von Wasser und zwar des frischesten Quellwassers. Welchen Abstand kennzeichnen diese Anlagen gegen die ärmlichen Wasserwerke der modernen Großstädte, deren Bewohner sich schon glücklich schätzen müssen, wenn sie überhaupt und dann nur mit einem Surrogate, einem kaum trinkbaren Flußwasser, versorgt werden. Dann hatte Rom die verschiedenen Fora, die mit aller Pracht monumentaler Kunst bereiteten Stätten für das öffentliche Leben; umgeben von Gerichtshäusern, Tempeln, Triumphbogen und Monumenten, waren sie der herrlichste, niemals wieder erreichte Ausdruck der Volksgröße. Der hohe Glanz des Weltmittelpunktes kann uns aber nicht blind machen gegen die tiefen Schattenseiten des Bildes, denn die unvermeidlichen Uebel der Millionen umschließenden Stadt zeigen sich ebenso erschreckend groß. Die vielen Revolutionen des hungrigen Haufens, der, außer directer Verbindung mit der ernährenden Natur, von Staatswegen mit Lebensmitteln versorgt werden mußte, füllen manches Blatt der römischen Geschichte. Allerdings geschah etwas, um diesem Uebel zu begegnen, eine Menge Anlagen, deren Großartigkeit noch heute unsere Bewunderung erregen, dienten diesem Zwecke. Zuerst die Hafenanlage in Ostia, dann die nach der gegenüberliegenden Küste von Brundisium geführte monumentale Straße, zuletzt die Bauten der Kornhäuser an dem Tiber, alle zusammen bilden ein zweckmäßiges überdachtes Ganzes. Zur Vollendung des weltstädtischen Bildes erwähnen wir vor Allem die Theater, das größte derselben für achtzigtausend Zuschauer, der Circus maximus, nach Plinius' Angabe, sogar für vierhundertachtzigtausend Sitzplätze eingerichtet; dieselbe Wichtigkeit beanspruchen die Bauten für öffentliche Bäder, von denen Rom zur Zeit Constantins fünfzehn besaß, denn die Kaiser hatten mit einander gewetteifert, dem vergnügungssüchtigen Volke immer neue und immer mit neuem Luxus ausgestattete Anlagen dieser Art zum Geschenke zu machen. Ein Uebelstand, der uns heute belästigt, die zu enge und zu hohe Bebauung, war auch schon in großem Maße vorhanden, es wird von siebenstöckigen Häusern berichtet, so daß Verbote gegen das Zuhochbauen der Häuser erlassen werden mußten. Im Ganzen gewinnen wir den Eindruck, daß Rom in Bezug auf vermehrte Sterblichkeit der Bewohner nichts vor unseren modernen Großstädten voraus hatte.

Die von der Statistik zu Tage gebrachte, leider immer noch nicht hinreichend ursächlich aufgeklärte Sterblichkeitsziffer ist jetzt zum Gradmesser der mehr oder weniger gelungenen Stadtorganisation geworden, und die hier-

Digitized by Google

durch gewonnenen Vergleichspunkte geben den wirksamsten Antrieb für zu treffende Verbesserungen. Zu wie lebhafter Thätigkeit die neueste Zeit auf diesem Gebiete aufgeregt ist, zeigt ein Blick auf die Großstädte des Continents. In Paris, wie in London sind ganze Quartiere abgerissen, um Licht, Luft und bequeme Verbindungen zu schaffen; jeder Tag bringt Fortschritte in dem Systeme der ober- und unterirdischen Communicationen. Berlin hat seinen großen Antheil an diesen Bestrebungen, denn augenblicklich beschäftigt uns die Anlage der äußerst wichtigen Stadtbahn, ein zweiter Schifffahrtscanal befindet sich im Stadium des Projects, die weniger umständlichen Pferdebahnen dehnen sich immer mehr aus und zuletzt, aber der Wichtigkeit nach zuerst, wird Berlin durch das so lange verschobene, jetzt endlich in der Ausführung begriffene Canalisationswerk einen großen Schritt vorwärts thun. Die Reinlichkeit und damit die Gesundheit der Bewohner, kann nicht mit zu großen Opfern erkauft werden. Die erwähnten Fortschritte bringen uns der vollständigen Lösung des Problems der organischen Städteanlage näher, als dies zu irgend einer Zeit der Fall gewesen ist, und wenn nach dem vollständigen Gelingen eine Hekatombe geopfert werden soll, so wird doch kein Einzelner die Ehre für sich in Anspruch nehmen können.

(Fortsetzung folgt.)

G. Ebe.

Notizen.

Die Ueberschwemmungen haben in diesem Frühjahr eine Höhe erreicht, die jedenfalls beweist, daß etwas im Staate Preußen nicht ganz fest ist. Unsere Dämme haben sich als ungenügend erwiesen und von gewichtigen Seiten wird nach besseren Präventivmitteln, vor Allem nach verstärktem Waldschutz gerufen. Wie stolz blickten die Norddeutschen bis vor Kurzem auf die Schweiz herab, die, wie es gewöhnlich hieß, in unverständiger Habgier ihre Forstcultur schmählich vernachlässigt habe und großer Wassersnoth periodisch ausgesetzt sei. Ganz zu schweigen von dem empfindlichen Mangel an Schatten, der dem Fremdenstrom die Sommerfrische in den Bergen Helvetiens so oft verleide. Seit der schlimmen Botschaft von dem Hochwasser in unseren eigenen Niederungen sind die Ankläger kleinlaut geworden. Nur der Berliner wird gelegentlich schon deswegen weiter raisonniren, weil er durch die zahme Natur jenes angeblichen Flusses, welchen man die Spree nennt, gegen jede Ueberschwemmung hinlänglich gesichert ist. Es ist ähnlich, wie wenn eines unserer trefflichen Droschkenpferde durchgehen wollte. Berlin hat viele derartige negative Vorzüge, die seine Bewohner über die entsprechenden Entbehrungen trösten müssen. Fehlen Myrthe, Lorbeer und Goldorangen, so haben wir auch weder Scorpionen noch Schlangen. Die letzteren gedeihen, wie man weiß, am besten im Paradiese, wo eine derselben seiner Zeit den bekannten welthistorischen Unfug gestiftet hat. Man wird der Species jedoch in der Nähe des Kreuzbergs nicht leicht begegnen. Selbst moralische Nattern, welche Jemand in seiner Nähe ahnungslos als Freunde gepflegt hätte, bringen es höchstens zu einiger böser Nachrede, die durch fortgesetzte Ohrenbläserei in gewissen Regionen eine alberne Vorstellung von dem Thun und Treiben harmloser Menschen beglaubigen, sonstiger Erfolge indessen sich nur selten rühmen kann. Die Medisance blüht freilich in allen großen Städten. Der Berliner Klatsch, um die Sache beim Namen zu nennen, ist unter dem Einfluß kleinstädtischer Gewohnheiten nur pedantischer und langweiliger als anderswo. Man frage doch den Cardinal Hohenlohe, ob nicht auch in Rom trotz des Sprichworts, daß kein Cleriker dem andern die Augen aushackt, entsetzlich viel hinter dem Rücken geredet und auf Kosten der Mitmenschen erzählt wird. Der Cardinal wird sich auf seiner schönen Villa Este bei Tivoli nicht sonderlich darum kümmern. Er hat übrigens nicht erst jetzt, wie einige Zeitungen gemeldet haben, seinen Freund Liszt dorthin eingeladen. Der musikalische Abbate wohnte in jener Villa schon im vorigen Herbst mit seinen Erinnerungen an Pariser Liebesabenteuer und seinem Clavier. Sonst bietet ja auch Tivoli, das von den Traditionen der antiken Sommerwohnungen zehrt, keinen Ueberfluß an Comfort oder Abwechselung. Es war das Tempelhof oder Schöneberg der alten Römer. Ein italienischer Knüttelvers sagt, daß man in Tivoli die Wahl habe: es regne, stürme oder läute zum Begräbniß. Besser lebt es sich in Frascati. Im vergangenen Jahr weilte da eine americanische Schriftstellerin schon seit einem halben Lustrum; sie wollte ein Buch über Tivoli, Frascati und Umgegend schreiben. Bei einer Begegnung oben auf den Ruinen der berühmten Burg über Frascati, nicht fern von Ciceros Landsitz, zeigte sie mit leuchtenden Augen die Ortschaften und fügte einige von Humor gewürzte Bemerkungen hinzu. Der Pferdetreiber, der den Führer machte, war von großem Respect für sie erfüllt, hatte auch schon vorher beim Hinaufreiten von der gelehrten Frau viel erzählt. Als es wieder hinunterging, während die Americanerin noch auf der Höhe blieb, wollte der wunderliche Cicerone das Forum in den Resten einer überbauten Cloake zeigen, und trotz des Gelächters der Reisegesellschaft, die seine Behauptung für unmöglich erklärte, nicht davon loslassen, bis die Lady aus Boston oder Cincinnati auf ihrem Esel herangeritten kam und ihn eines Besseren belehrte. Die Ruinen des Forums von Tusculum waren natürlich auf einem ganz anderen Fleck, und der brave Mann ließ es sich gesagt sein. Jetzt wird er wohl den Fremden durch seine genaue Kenntniß der Stelle imponiren. Was aber das etwa eine Stunde davon entfernte Tivoli angeht, so ist es trotz seines zweifelhaften Rufes in sanitätlicher Beziehung an einem schönen Tage im October durch seine Wasserfälle, wenn man vom Tempel der Sibylle nach eingenommenem guten Frühstück hinuntersteigt, und noch mehr gegen Abend, beim Anblick der Campagna und weithin St. Peters, von gegenüber den Cascatellen aus gesehen, voll wunderbaren Reizes. Auf der Villa Hadrian ruht der ganze Zauber verklungener Herrlichkeit. Hohenlohe und Abbé Liszt sind in der Nähe vortrefflich aufgehoben und sollte der Cardinal seine angebliche Hoffnung, zu einer Beendigung des deutschen Culturkampfes und einem Abkommen mit der Curie zu gelangen, auch nicht verwirklicht sehen, wird er sich in den schattigen Gängen seines romantischen Landsitzes bei Tivoli wahrscheinlich zu trösten wissen.

* * *

Aus den Concertsälen. Die Saison naht ihrem Ende; die meisten Concerte werden nur mehr von den Gesangsvereinen gegeben, die auf den Besuch ihrer Abonnenten rechnen können. Der Kotzolt'sche Verein, der sich um die Pflege der alten und neuen Chorlieder sehr viele Verdienste erworben, gab seine zweite und letzte Abonnement-Soirée, und erfreute wieder durch die vortreffliche Ausführung. Der ausgezeichnete Gesanglehrer Seyffart gab mit seinem Vereine ebenfalls ein Concert, worin das Requiem für Mignon von Schumann und eine neue größere Composition von Hoffmann „Melusine" für Solostimmen, Chor und Pianoforte zu gelungener Aufführung kamen. H. E.

* * *

Das große Wörterbuch der deutschen Sprache von unserm Mitarbeiter, Herrn Daniel Sanders, erscheint in einer Lieferungsausgabe (36 Hefte à 2 Mark) und soll bis Ende dieses Jahres vollständig vorliegen. Das Werk umfaßt den Sprachschatz auf den verschiedensten Gebieten, berücksichtigt die Ausdrücke der speciellen Gewerbe und Künste, ebenso jene Fremdwörter, die ganz und vollgiltig in unsre Muttersprache aufgenommen sind. Der Ruf des Werkes, das 1865 zum ersten Male aufgelegt worden ist (Wigand, Leipzig), enthebt uns jeder weitern Anpreisung.

* * *

Ein Abonnent in Berlin. Karl Gutzkow wohnt in Heidelberg.

Ein practischer Schulmann. (F. in G.) Wir ersuchen Sie um genaue Angabe Ihrer Adresse.

* * *

Berichtigung.

Im Aufsatze „Die rechtliche Verantwortlichkeit ꝛc. von Bluntschli", Nr. 9 der „Gegenwart" S. 133, Sp. 1, Z. 12 v. u. statt „Der römische Staat", ist „Der römische Papst" zu lesen.

Digitized by Google

Inserate.

Danksagung.

Da es mir unmöglich ist, die zahlreichen Gratulationsschreiben und Telegramme, die mir am Tage meines 50jährigen Dichter-Jubiläums von nah und fern zugegangen, einzeln beantworten zu können, so sehe ich mich genöthigt, hiermit meinen lieben Gönnern, Freunden, Bekannten, Collegen und Colleginnen meinen innigsten und herzlichsten Dank darzubringen.

Hamburg, Februar 1876.

[H. 01032] **C. A. Görner.**

In jeder Buchhandlung zu haben!

Soeben erschienen.

Verlag von **Rich. Skrzeczek**, Löbau i. Pr.

Die

gesellschaftl. Stellung der Juden

von

Dr. **Joseph Kolkmann,**

Königlich Preußischer Kreisrichter.

Preis: 60 Sgr.

Soeben erschien im Verlage von **Eduard Loll** in **Elberfeld:**

Staat oder Papst?

Wider die päpstliche Hierachie. — Für die Freiheit der Gemeinde.

Ein Beitrag zum Ausgleiche zwischen Staat und Kirche

von

einem Weltgeistlichen im Münsterlande.

Herausgegeben von

Dr. Arnold Ruge.

9 Bogen. 8. Elegant brochirt. Preis 2 *M.*

Verlag von

F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Zur

Literatur- u. Kulturgeschichte.

Aufsätze und Vorträge

von

Dr. **Theodor Paur.**

33¾ Bogen. 8. Elegant geheftet.

Preis: 8 *M.*, geb. 9 *M.*

Vor Kurzem erschien:

Der Fürst von Isolabella.

Schauspiel in 4 Acten

von

Dr. Julius Werther.

Preis 2½ *M.*

In München fortwährend mit grossem Beifall gegeben.

A. Werther's Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschien:

Paul Lindau

als

dramatischer Dichter.

Kritische Essays

von

Egmont Hadlich.

Preis 1 *M.* 50 Sgr.

Berlin, Putkammerstr. 8. **Alfred Weile.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ernst Eckstein, Lisa Toscanella.

Miniatur-Ausgabe geb. in Originalprachtband mit Goldschnitt.

Zweite Auflage. Preis 3 *M.* **Zweite Auflage.**

Verlag von **Richter & Kappler** in Stuttgart.

Alle Buchhandlgn. u. Postanst. nehmen Abonnements an. Preis pro Qu. 3 Mark. E. Schwetschke'scher Verlag Halle a/S.

Die Natur.

Illustrationen: Orig. von Leutemann, Beckmann, Deiker, Specht, Hammer, Göring 2c. 2c.

Redaction: Dr. O. Ule, Dr. **Karl** Müller. Mitarbeiter: Dr. Karl Ruß, Dr. Winkelmann, Albin Kohn, Dr. H. Lange, Dr. Zimmermann, Hermann Meyer, Dr. Beta, Carl Dambeck 2c. 2c.

John Stuart Mill's Gesammelte Werke.

Autorisirte Uebersetzung

unter

Redaction von Prof. Dr. **Th. Gomperz.**

Complet: 11 Bände. 34 *M.* 80 Sgr.

I. Die Freiheit. Das Nützlichkeitsprincip. Rectoratsrede. 3 *M.*
II./IV. System der Logik. 10 *M.* 80 Sgr.
V./VII. Nationalökonomie. 9 *M.*
VIII. Betrachtungen über Repräsentativ-Regierungen. 3 *M.*
IX. Comte und der Positivismus. Recht und Unrecht des Staates in Bezug auf Corporations- und Kirchengüter. Der Papiergeldschwindel. Einige Bemerkungen über die französische Revolution. Gedanken über Poesie und ihre verschiedenen Arten. Professor Sedgwick's Vortrag über die Studien an der Universität Cambridge. 3 *M.*
X. Vermischte Schriften. Erster Band. Inhalt: Civilisation. Ueber Aphorismen. Armand Carrel. Eine Prophezeiung. Alfred de Vigny. Bentham. Coleridge. Anhang. 3 *M.*
XI. Vermischte Schriften. Zweiter Band. Inhalt: A. de Tocqueville über die Demokratie in Amerika. Die Rechtsansprüche der Arbeit. Guizot's historische Aufsätze und Vorlesungen. Aelteste griechische Geschichte und Sage. Rechtfertigung der französischen Februarrevolution. 3 *M.*

Leipzig. **Fues's Verlag** (R. Reisland).

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Dichtungen eines rhein. Poeten.

Von

Wolfg. Müller v. Königswinter.

Sechs Bände.

Jeder Band (auch einzeln) geh. 4 *M.*, geb. 5 *M.*

1. **Mein Herz ist am Rheine.** Liederbuch.
2. **Rheinfahrt.** Ein Gedicht in neun Gesängen.
3. **Lorelei.** Rheinisches Sagenbuch.
4. **Im Rittersaal.** Rheinische Historien.
5. **Rheinisches Märchenbuch.**
6. **Rheinische Idyllen.**

Diese nun vollständig vorliegende Sammlung bietet die beliebtesten lyrischen und epischen Gedichte des inzwischen verstorbenen Sängers vom Rheine in neuen wesentlich vermehrten Auflagen. Freunde einer lebensheitern, gemüthvollen Poesie finden in Wolfgang Müller's Dichtungen einen unversieglichen Quell der anmuthigsten Lieder, Sagen und Märchen, Balladen und historischen Erzählungen.

Redacteur-Stelle-Gesuch.

Ein literarisch gründlich gebildeter **Redacteur** sucht zu baldigem Eintritt eine Stellung am Feuilleton einer größeren Zeitung oder an einem belletristischen Journal. Gefl. Anträge vermittelt unter Chiffre **H. 7622.** die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in **Stuttgart.**

Jubel-Ausgabe der Lieder des Mirza-Schaffy.

In unserem Verlage ist erschienen:

Die Lieder des Mirza-Schaffy

mit einem Prolog von

Friedrich Bodenstedt.

Jubel-Ausgabe.

Hundertste Auflage.

60 **Bogen in Folio, mit dem Bildniss des Verfassers in Photographie und 18 Illustrationen in Buntdruck.**

In Prachtband mit reicher Decken-Pressung und Goldschnitt. Preis 72 Mark.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Hiltze** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 18. März 1876. Band IX.

AP 30 .G3 v.9 no.12

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Türkische Diplomaten und die orientalische Frage. Von H. Vambery. I. — Ueber den Pessimismus im Stadium der Tobsucht. Von Robert Hamerling. I. — **Literatur und Kunst:** Zwischen Ruinen. Roman in 3 Bänden von Leopold Kompert. Besprochen von Otto von Leixner. — Das goldene Buch des Théâtre Français. Von Paul Lindau. V. (Schluß.) — **Verschiedenes:** Wie citirt wird. Von Otto Buchwald. — Wie commentirt wird. — **Aus der Hauptstadt:** Der Organismus einer Weltstadt. Von G. Ebe. (Fortsetzung und Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Türkische Diplomaten und die orientalische Frage.

Von H. Vambery.

I.

Es war kurz nach Beendigung des Krieges, als in Paris eine Schrift, betitelt „Les confidences de Turquie", in der Form eines bescheidenen Buches die Presse verlassen hatte. In diesem Opus waren die seiner Zeit in der Siebenhügelstadt am Bosporus sowohl, als die in den Hauptstädten Europas, namentlich in diplomatischen Kreisen bekannten politischen Persönlichkeiten der Türkei conterfeit, und wer wollte es leugnen, mitunter durch den Pinsel einer schonungslosen Satyre gar hart mitgenommen. Man konnte darin die ersten „Säulen des Reiches", ja sogar einige bescheidene Ecksteine der hohen Pforte so treu gemalt sehen, daß gleich der erste Anblick uns davon überzeugen mußte, daß in den Adern des Autors kein christlich-europäisches Blut geflossen, ja daß er die Producte seiner Kunst in natura Jahre lang beobachtet und kennen gelernt haben mußte. Das Merkwürdige an diesem „confidences turques" war, daß der Autor selbst sein eigenes Porträt gab, ja sich absichtlich seine eigenen Züge verzerrte, um jeden Verdacht fernzuhalten, und merkwürdiger aber ist es, daß der Autor später, als dieses Buch in Efendikreisen einen Höllenspectakel provocirte, den Prohibirungsbefehl unterzeichnete und den Zollbeamten strengen Auftrag ertheilte, nach jedem einzelnen aus der Seinestadt anlangenden Exemplare zu fahnden und dasselbe zu confisciren, alias auf seine Wohnung zu bringen.

Ja diese confidences waren in der That eine recht geistvolle Schilderung jener türkisch officiellen Persönlichkeiten, die zu jener Zeit an der Spitze der Türkei standen, als Europa es noch der Mühe werth hielt, für den Halbmond mit Gut und Blut einzustehen, als man sich bei uns im Abendlande über die Civilisation der nahen Islamwelt den kühnsten Hoffnungen hingab, den Orient und die Orientalen über alle Maßen verherrlichend, im Eifer der Bewunderung türkischer Zustände, anstatt die Türken zu unterrichten, man selber bald zu den Türken in die Schule zu gehen geneigt gewesen wäre. Wenn wir nun die Eingangs erwähnte Schrift anführen, so geschieht dies mit Bezugnahme des gegenseitigen Verhältnisses, welches zwischen den damaligen Staatsmännern der Türkei und der in Europa verbreitet gewesenen turkophilen Tendenzen bestanden hat und bestanden haben mußte, da die Ereignisse der ersten Hälfte der 50er Jahre nicht ausschließlich nur dem Haß gegen das Moskoviterthum entsprungen waren. Ja wir erwähnen der Gallerie der damaligen türkischen Würdenträger auch deshalb, um zu constatiren, daß die damaligen türkischen Diplomaten, trotz der grellen Farben des Spottgemäldes, ihre jetzige Nachkommenschaft bedeutend überragten, und daß das heutige Unglück der Türkei nicht einzig und allein den Constellationen der abendländischen Politik, der Ambition einiger Großmächte oder gar den diabolischen Ränken eines einzigen Staatsmannes, sondern den guten türkischen Herren selber größtentheils zuzuschreiben sei. — Vor zwanzig Jahren, als die Türkei mit dem jugendlichen Abdul Medschid an der Spitze in das europäische Staatenconcert eintrat, beherrschte die bessern Kreise der Osmanenwelt in der That ein solcher Geist des Fortschrittes, es manifestirte sich ein solcher Wille zur Assimilirung mit dem Westen, daß es den fremden Zuschauer gewissermaßen zu einiger Hoffnung berechtigte. So weit ich mich aus jener Zeit erinnere, war das Studium europäischer Sprachen, die Kenntniß von Land und Leuten Europas, die Adoptirung unserer Kleidung, Sitten und Gebräuche so stark in die Mode gekommen, daß, wenn einer z. B. zu unerwarteten Reichthümern gelangt war, er seinen Wohlstand, seinen Eintritt in die bessere Gesellschaft nicht nur durch Anschaffung von häuslichem Luxus und Pracht, sondern auch zugleich durch Acquirirung eines französischen Maitres und durch Umgang mit einem im a la franca-Ceremoniell bewanderten Individuum bekundete und bekunden mußte. Es war ein wilder Anlauf, den man nahm, ein Strohfeuer, das hohe Flammen schlug; denn als unsere guten Orientalen, die in den Hauptzügen ihres Charakters mit grauen Haaren und gekrümmtem Nacken noch immer Kinder bleiben, zur Einsicht gelangten, daß die a la Franca-Wissenschaft doch nicht so leicht erworben werden könne, und daß man mit dem Französischparliren, den Glacéehandschuhen, Steifkragen ꝛc. dem Westen nicht ebenbürtig wird, noch weniger aber gegen seine Uebermacht sich zu schützen vermag, so ließen sie in den reformatorischen Tendenzen eine merkliche Erschlaffung eintreten, man gab sich Mühe, auch fernerhin als Progressisten zu erscheinen, im Grunde genommen aber war Alles nur eitle Tändelei, nur ein gewaltsam auferlegtes Spielen mit fremden Principien und Lebensanschauungen, die, wie wir sehen, zu keinem Ziele führten und auch nicht führen konnten.

In dieser Wahrnehmung werden wir am meisten bekräftigt, wenn wir die im erwähnten Werke mit Recht oder Unrecht bekrittelten politischen Persönlichkeiten der Vergangenheit mit den heutigen Staatsmännern der Türkei vergleichen. Welch' schauerliche Kluft trennt nicht die heute an der Spitze stehenden Staatsmänner von der Persönlichkeit eines Reschid Fuad, Aalis,

Digitized by Google

sogar auch noch von der eines Kiprizli und Ruschdi Paschas? Trotz aller Intriguen und Eifersüchteleien, die einer orientalischen Gesellschaft eigen sind, ist es schwer in Abrede zu stellen, daß die erstgenannten drei Staatsmänner sich nicht alle mögliche Mühe gegeben hätten, in der Beamtenclasse der jungen Türkei einen kräftigen Nachwuchs zu schaffen. Ich war seiner Zeit Augenzeuge ihrer Bemühungen und finde daher den Anblick des totalen Fehlschlagens ihrer Bestrebungen um so trauriger, um so schrecklicher für die Türkei, die, von außen zumeist mißverstanden nur auf interne Kraft gestützt, nur noch einige Zeit fortzuleben im Stande wäre.

Und wer sind die heutigen Diplomaten der Türkei?

Wir müssen dieselben in zwei Classen, nämlich in Abkömmlinge der frühern Schule und in neue sog. Capacitäten theilen. Was erstere anbelangt, werden wir sofort dem heutigen Großvezier Mahmud Nedim Pascha begegnen, der mehrere Mal und noch dazu längere Zeit hindurch Staatssecretär Fuads im Ministerium des Aeußern war und folglich dessen Vertrauen besessen haben mußte; und dennoch wie weit steht der Schützling hinter seinem ehemaligen Herrn zurück, wenn wir die That- und Hilfslosigkeit des heutigen Großveziers näher ins Auge fassen? Mahmud ist allerdings nicht jenes bête noir des Alttürkenthums, als welches er in Europa verschrieen wurde. Er ist ein Mann von echt orientalischer Bildung, war während der Jugendjahre von Kurden, Arabern und Persern in gleicher Weise verhätschelt, denn sein Vater Nedschib Paschah war der mächtige Gouverneur von Bagdad unter Sultan Mahmud II., ein Mann, von dem die Araber behaupteten, daß die von ihm im Zorne gerollten Augen spitziger und schärfer, denn alle Lanzen der Steppe wären. Und in der That war dieser Mann einer der mächtigsten Veziere der vortanzimatlichen Zeit. Mahmud ist daher von den Strahlen der untergehenden Sonne osmanischer Macht beschienen in die Welt gelangt. Eigendünkel ist ihm wohl viel übrig geblieben, es ist auch in Folge dessen, daß er europäische Sprachen und Wissenschaften nicht lernte, doch von ausgesprochenem Europahaß habe ich bei ihm trotz einer mehrjährigen persönlichen Bekanntschaft (ich war Lehrer in seinem Hause) keine Spur entdecken können. Alles in Allem ist er daher seinem jetzigen Posten, wie überhaupt welch' leitender Rolle immer, unter keinen Umständen gewachsen und würde eher zum Gouverneur einer Provinz, als zum obersten Leiter des Staatswesens sich eignen.

An die Persönlichkeit Mahmuds wird allenthalben die des Großveziers Midhat Pascha gereiht. Ich habe diesen Mann als Midhat Efendi persönlich gekannt, zur Zeit als er Secretär (Kesedan) des Großcanzlers (Bezliktschi Bey) war, und muß es offen gestehen, daß die Geistesschärfe, die leichte Auffassung, die bei Orientalen nur selten vorhandene Energie und Ausdauer dieses Mannes mich schon damals frappirte, als er in Konstantinopel noch wenig, in Europa noch gar nicht gekannt war. Midhat ist unstreitig eine Capacität ersten Ranges, und dies wollen und können wir ihm nicht absprechen. — Doch der Orient ist das Land der Extreme und so wie einerseits Nonchalance aufs Aeußerste getrieben wird, so artet andererseits Thatenlust und Thatendrang ins Nervöse und Fieberhafte aus. An diesen letztern Uebeln laborirt nun der gute Midhat, und diese haben sich bis jetzt gleich einem schwarzen Unglücksfaden durch seine ganze Laufbahn hindurch gezogen. Daß dieser von Thatendurst durchdrungene Mann mit seinen Collegen auf der Pforte sich gleich anfangs nicht vertragen konnte, ist leicht erklärlich. Er verließ daher die Pforte schon früh gegen Ende der fünfziger Jahre, wurde Gouverneur einer kleinen Provinz in Rumelien, und wahrscheinlich aus Kummer, die Arena nunmehr vor sich geschlossen zu sehen, hat er sich einige Zeit dem Trunke dermaßen ergeben, daß ein Spottgedicht, welches über ihn in Konstantinopel circulirte, die Behauptung aufstellte: ein Glück, daß der Nischfluß — er war damals Gouverneur in Nisch — nur Wasser und nicht Raki führt, denn der Pascha könnte auch diesen austrinken. Doch Midhat ist Mann von eisernem Willen, er entriß sich den Armen des Bacchus gar bald, und da sein eindringender und rastloser Geist sich mit den Zuständen Bulgariens dermaßen vertraut machte, wie Keiner vor ihm, so darf es uns gar nicht Wunder nehmen, wenn seine Verwaltung der Donauprovinz viel von sich reden machte und wenn er später als Gouverneur von Bagdad durch seine in der That großartig angelegten Pläne sich in Europa einen wohlverdienten Ruf erwarb.

Die alte Chalifenstadt sollte Eisenbahnen erhalten, das alte Mesopotamien aufs Neue seine frühere Fruchtbarkeit wieder erlangen, arabische Nomaden sollten gewaltsam colonisirt, Baumwollcultur, Dampfschiffverbindung, Industrie und einer Unzahl von Plänen sollte Vorschub geleistet werden ꝛc. Nur vergaß der gute Pascha, daß sein oberster Landesherr für Pläne im Allgemeinen gar keinen Sinn habe, und daß seine Launen eben so wandelbar wie die Sanddünen der Steppen seien, denn Midhat wurde während seiner vollsten Thätigkeit abberufen, auf eine kurze Zeit auf den Großvezieratstuhl gesetzt, um zuletzt als Spielball der Hofintriguen von der einen Seite auf die andere geworfen zu werden. Hätte dieser türkische Staatsmann etwas weniger Kanten in seinem Charakter und wäre sein Sultan so zahm und nachgiebig, wie es Abdul Medschid war — Midhat hätte seinem Lande Ersprießliches leisten können, natürlich bliebe es dann noch immer fraglich, ob auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, denn trotz seiner Vertrautheit mit der französischen Sprache kennt er Europa aus eigener Anschauung allzuwenig und wird auf jedem Schritt und Tritt jene Geschmeidigkeit, jenes Savoir-faire vermissen, welches einem Reschid, Aali und Fuad seiner Zeit so viele Erfolge sicherte.

Wenn wir nun in unserer Revue weiterfahren, werden es nur Sterne zweiten Ranges sein, die sich unseren Blicken darbieten. Safweti und Arifi Pascha, beide Günstlinge des verstorbenen Aalis, haben unstreitig ihrem geistigen Chef mehr als eine gute Seite abgewonnen, beide kennzeichnet ein hoher Grad von Sanftmuth, Gelassenheit, beide besitzen ein ziemliches Quantum europäischer Bildung, nur ist das Unglück, daß während Beide hinsichtlich ihrer schwachen und kränklichen Natur ihrem Chef gleichen, sie, was die geistigen Vorzüge anbelangt, hinter ihm weit, ja sehr weit zurückgeblieben sind. Safweti hat zum ersten Male während des Krimkrieges auf der politischen Laufbahn als Commissär der Donaufürstenthümer debutirt, und dies mit ziemlichem Erfolge. Später treffen wir ihn bald als Gesandten an europäischen Höfen, bald als Minister der äußern Angelegenheiten, doch ein Blick auf das kränkliche Gesicht mit den krankhaft blinzelnden Augen, auf den schlotternden Gang dieses Mannes wird uns belehren, daß die besten und reinsten Absichten — Safweti ist ein grundbiederer Mann — hier wenig Ersprießliches zu Tage fördern können. Was Arifi anbelangt, wollen böse Zungen wohl behaupten, daß seine überaus gelassenen Manieren, seine leise Sprechweise, seine ängstliche Vorsicht, seine Körperhaltung mit dem tief gegen die Brust gesenkten Kopfe, absichtliche Nachahmungen seines ehemaligen Schutzherrn Aalis seien. Doch thut man hierin dem Manne, den ich seit nahezu 20 Jahren kenne, Unrecht. Die gerügten Eigenschaften fließen aus seiner Individualität, zum Theil auch aus seiner jahrelangen officiellen Stellung als Dolmetsch des Sultans; dem Sultane darf man unter keinen Umständen mit stolz emporgerichtetem Haupte gegenüberstehen. Arifi, gegenwärtig Gesandter in Wien, einmal auch schon Minister der äußern Angelegenheiten, kann entschieden als ein europäisch, ja europäisch feingebildeter Mann bezeichnet werden, doch einer leitenden Rolle, zumal unter der Regierung eines launigen und eigensinnigen Herrschers, wie der jetzige, ist er nicht gewachsen.

Nach den zwei sog. lebenden Schatten Aalis wollen wir der zwei lebenden Schatten Fuads, nämlich Kabuli und Chalil Paschas, Erwähnung thun. Ersterer, ein Schwager Fuads, des ehemaligen geistreichen, türkischen Staatsmannes,

Digitized by Google

den die Salons von Paris, London und St. Petersburg bewunderten, hat diesem so Manches abgelauscht. Kabuli ist aufgeklärt, lebenslustig, witzreich, folglich im Besitze vieler derjenigen Eigenschaften, welche seinem Schwager nachgerühmt wurden. Doch will es uns bedünken, daß der gute Kabuli mehr die lustigen Seiten als die ernsten, dem Geschäftsgange unentbehrlich nöthigen Qualitäten seines Prototyp sich angeeignet hat. Wenigstens konnte er bis jetzt noch keine Beweise jener staatsmännischen Einsicht, jenes Patriotismus geben, durch welche Fuad trotz seiner bekannten Galanterie und Lebenslust sich hervorthat. Als ich Kabuli zuletzt in Wien sah, war er eben mit der Abfassung einer Geschichte Roms in türkischer Sprache beschäftigt; allerdings eine lohnenswerthe Arbeit, die den Erben Ostroms, wenngleich etwas zu spät, von Ursprung und Verfall des einst mächtigen Roms erzählen sollte. Kabuli hat auch noch andere, seinen schönen Fähigkeiten ganz würdige Pläne, doch Entschluß und Ausführung stehen weit von einander, denn dazwischen befindet sich der autokratische Wille des launigen Osmaniden an den Ufern des Bosporus, dem gegenüber jeder Vorsatz, jede Berechnung nichtig ist.

Vom mittelbaren Zögling Fuads, nämlich von Chalil Pascha, ließe sich kaum mehr oder weniger sagen. Daß dieser Mann, der Sohn eines steinreichen Reishändlers am Nil, folglich Egypter von Geburt, mit der kolossalen Erbschaft nicht sehr glimpflich umging, ist viel weniger seine Schuld als die des strengen und geizigen Herrn Papas und der an Reizen und Verlockungen allmächtigen Sirenen an den Ufern der Seine. Paris erzählt sich noch heute Wunderdinge, lauter Märchen aus „Tausend und eine Nacht", über die von Chalil entfaltete Pracht und den Glanz zur Zeit seiner Gesandtschaft am Hofe des Kaisers. Doch scandalsüchtige Feuilletonsschreiber bleiben sich in aller Herren Länder gleich. Denn während man in großen Uebertreibungen von seinen Zechgelagen, den riesigen Einsätzen beim Piquetspiele und seiner verschwenderischen Haushaltung spricht, wird im Allgemeinen der großen Summen nicht erwähnt, die dieser Mohamedaner für seine Bildergallerie und zur Unterstützung der Männer der Wissenschaft verausgabte. Denn Chalil ist ein seelenguter Mensch und dabei von einem scharfen, ja sprühenden Geiste, der während seiner letzten Gesandtschaft in Wien wohl weniger, in Petersburg jedoch sehr aufgefallen, ein Geist, der bedeutende Resultate erzielen könnte, wenn der Mann selber nicht an zwei bedeutenden Hauptübeln leiden würde. Er ist nämlich erstens kein „selfmade man", hat mit den Widerwärtigkeiten des Lebens nie zu kämpfen gehabt, und entbehrt denn auch jene Härte und Festigkeit, zu welchen man in derartigen Kämpfen gelangt und die uns eine ernste resolute Weltanschauung gewähren, welche Chalil und jeder Andere von heiterer und sorgenloser Lebensweise nicht gewinnen konnten. Zweitens hat Chalil unglücklicher Weise mit dem schon verstorbenen Mustafa Pascha, dem Bruder des Vicekönigs von Egypten, sich aliirt, ja sogar seine Tochter geheirathet und sich demgemäß seiner einflußreichen Stellung am Bosporus auf so lange verlustig gemacht, als der Khedive mit seinen gutgefüllten Säckeln dort Respect einzuflößen im Stande ist. Wenn daher der einst wildentflammte Bruderzwist mit dem Tode Mustafas auch erloschen, für Chalil, als dem Erben seiner Gefühle, existirt der Zorn Ismaels noch immer fort und wird der Verwerthung seiner staatsmännischen Vorzüge wohl lange im Wege stehen.

Ueber den Pessimismus im Stadium der Tobsucht.

Von **Robert Hamerling.**

I.

Dr. Lanner hielt vor Jahren eine Vorlesung in einem Berliner wissenschaftlichen Verein, in welcher er sagte: „Unsere Generation hat zu viel Nerven und zu wenig Nerv." In der That, wir sind ein sehr nervöses Geschlecht geworden. Mit dem Pessimismus ist bei uns eine krankhaft gereizte Stimmung eingerissen, und mit der gereizten Stimmung die Schrulle.

Eine gewisse Klasse von „nervösen" Polterern nimmt erstaunlich zu. Wem sind sie nicht im täglichen Verkehr schon unzähligemal begegnet, jene Gereizten, jene Verbitterten, jene rasenden Rolande des Weltschmerzes und des Pessimismus, welche den arglosen Mitmenschen unter den Katarakten ihrer Beredtsamkeit begraben, unablässig donnernd gegen die Verderbniß der Zeiten, gegen Gott und die Welt im Allgemeinen und gegen alles Mögliche im Besondern?

Eine Zeit lang hört man sie mit Vergnügen; denn sie besitzen nicht selten Geist und Suada: sie sagen manches Treffliche, dem man gerne zustimmt. Allmälig aber geht das Pathos ihrer Rede in ein leidenschaftliches Lärmen und Toben über; man sieht zuletzt mit Bedauern, daß sie von ihren Gedanken besessen, dämonisch besessen sind, daß sie einseitig sind im höchsten Grade, und daß sie die Fähigkeit verloren haben, auf einen Gegenstand, oder auf einen Gedanken, der nicht gerade in der Strömung der ihrigen liegt, unbefangen und ruhig einzugehen. Jedes Empfinden erhitzen sie so lange im Gluthofen ihrer kranken Subjectivität, bis es fast nur mehr ein pathologisches Interesse hat, und jeden Gedanken treiben sie so lange einer parodoxen Spitze zu, bis er zur Schrulle wird.

Wie in den persönlichen Umgang, so schleicht ein gereizter, polternder Ton dieser Art sich hie und da auch in die Journalistik ein. Man findet namentlich in süddeutschen Blättern Theater- und Bücherrecensionen, deren Leidenschaftlichkeit in der That schon ein wenig an Tobsucht grenzt.

In unserer Literatur ist das Beispiel dieser Heftigkeit des Tons zuerst durch Schopenhauer gegeben worden. Ihn hat in der Kunst des Scheltens und Polterns seither kaum einer übertroffen; und mit dem leidenschaftlichen Tone geht auch bei ihm die Schrulle Hand in Hand. Es genügt ihm z. B. nicht, die schon an sich ziemlich schrullenhafte Ansicht auszusprecheu, daß man lateinische und griechische Autoren nicht mit deutschen, sondern nur mit lateinischen Anmerkungen herausgeben dürfe; er findet für nöthig, deutsche Noten zu allen Classikern als eine „Schweinerei" und eine „Infamie" zu bezeichnen, und daß man sie duldet, ist ihm eine „rücksichtsvolle Niederträchtigkeit". (Parerga II. §. 261.) Es genügt ihm nicht, einfach zu sagen, daß er eine Idiosynkrasie gegen den Bart habe: er wüthet an verschiedenen Stellen der „Parerga" gegen denselben, und an einer dieser Stellen behauptet er, nicht im Scherz, sondern in bitterem Ernst, der Bart sei „obscön" als „Geschlechtsabzeichen mitten im Gesicht", und die Polizei solle ihn verbieten (§. 238). —

Im Grunde sind wir Zeitgenossen alle von dieser Nervosität angekränkelt, und wir theilen uns nur mehr in solche, die sich gehen lassen, und in solche, die sich noch ein wenig beherrschen.

Wohin käme es, wenn der Autor die Briefe, die er in der ersten Aufwallung an boshafte und leichtfertige Recensenten schreibt, wirklich absendete, statt sie zu zerreißen, und wenn der Dichter die Epigramme, die er auf pöbelhafte oder vertrackte Gesellen macht, veröffentlichte, statt sie in sein Pult zu verschließen? —

In der That es käme zu weit, wenn wir nicht der Mäßigung uns umsomehr befleißigten, je mehr wir uns der nervösen Reizbarkeit und Schwäche des Gemüthes bewußt sind.

Ich verlange nicht, daß wir Leisetreter sein sollen. Wer entledigt sich nicht gern einmal durch ein Kernwort, selbst durch

Digitized by Google

einen Cynismus einer drückenden Stimmung? Aber eben weil die Versuchung so nahe liegt, sollen wir ihr zu widerstehen trachten, um ihre Befriedigung nicht zur Gewöhnung, zur Manier entarten zu lassen. Man lasse einer Kraftphrase freien Lauf, wo sie durchaus hingehört; man vertheidige mit scharfer Waffe die reine gesunde Wahrheit, aber nicht jede Schrulle: zur Schrulle aber wird, wie schon gesagt, selbst die Wahrheit, wenn man sie mit leidenschaftlichem Uebereifer auf eine paradoxe Spitze treibt.

Ich bewahre in meiner Erinnerung das Bild eines ehrwürdigen und sympathischen Mannes, bei welchem die Erscheinung des „tobsüchtigen Pessimismus" nicht einen widerwärtigen Eindruck machte, weil sie nicht aus egoistisch-persönlichen Leidenschaften hervorging, sondern aus einem Zwiespalt der inneren Natur — weil sie zur Symptomatik einer Krankheit gehörte, die weder den Intellect noch den Charakter compromittirte.

Ich meine den verstorbenen Bogumil Goltz, mit welchem ich nur kurze Zeit, aber in so lebhafterem persönlichen Verkehr stand.

Ist es erlaubt, den Inhalt eines mündlichen Verkehrs der Oeffentlichkeit preiszugeben? Ein ehrlicher Mensch darf es. Gewissenhafteste Treue — und nur diese — kann solchen Mittheilungen Werth und Berechtigung verleihen. Ich stieß kürzlich wieder auf das Manuscript meiner Tagebücher aus jener Zeit (1866), und diesen entlehne ich wörtlich die folgenden Blätter, mit Auslassung desjenigen, was durchaus ganz vertraulicher Natur war.

Goltz war, um Vorlesungen zu halten, auch nach Graz gekommen, wo ich eben ein paar Sommermonate zubrachte. Erfreut, den Autor, der mich gerade damals so sehr fesselte, daß ich seine Werke im Reisekoffer mit mir führte, persönlich nahe zu wissen, schrieb ich ein Feuilleton über ihn in der localen „Tagespost".

Noch denselben Tag erhielt ich einen Besuch von ihm.

Er trat bei mir ein mit den Worten: „Ich heiße Goltz."

„Wie komme ich zu der Ehre?" fragte ich, angenehm überrascht, aber in einiger Verlegenheit.

Vielleicht war der Ausdruck ungeschickt. Aber Menschen, die in der Zurückgezogenheit leben, finden eben nicht immer gleich das rechte Wort, wenn ein Fremder unversehends in ihre Stube fällt.

Goltz blieb sofort, hoch aufgerichtet, an der Thüre stehen, begann sich zu ereifern, und kanzelte in unaufhaltsamem Redefluss mich herunter ob jener „conventionellen Redensart", wie er es nannte, sich dergleichen verbittend.

Während ich ihm den Sitz anbot, sagte er, er komme zu mir, weil er gehört, daß ich mich für ihn interessire, und weil er meinen „Ahasver in Rom" auf der Reise kennen gelernt.

Er hatte kaum sich niedergelassen, so war er auch schon in mediis rebus. Er lief wie ein siedender Kessel über. Anfangs ergötzte es mich, die kernige Suada, die ich aus den Büchern des Mannes kannte, nun mündlich sich ergießen zu sehen. Immer mehr aber entfernte der sprechende Goltz sich von dem gedruckten, den ich kannte. Er ließ sich gehen. Er zeigte sich im Negligée seiner Gedanken. Immer gewagter wurden seine Behauptungen, immer drastischer seine Ausdrücke, immer leidenschaftlicher seine Geberden.

Er gesticulirte lebhaft, schnalzte mit den Fingern auf eine eigenthümliche geräuschvolle Weise, schlug sich eben so geräuschvoll klatschend vor die Stirn, kniff den Mund ein, drückte die Augen zu, zog die Stirnhaut in eine einzige Falte zusammen. Dabei entwickelte er die ganze Kraft seiner gewaltigen Stimme. Er sprach vom ersten Augenblick an ohne Unterbrechung fort, und sprang beständig, ohne ersichtlichen Zusammenhang, von einem Thema zum andern über.

Auf unsere deutsche Literatur kommend, bezeichnete er sie ganz und gar als einen „Scandal", und analysirte zunächst die Werke Goethes und Schillers, zeigend, daß sie „baar alles gesunden Menschenverstandes". Von Goethe ließ er noch die Lieder gelten, aber die Dramen und Romane desselben Dichters verurtheilte er aufs Unbarmherzigste. Es sei darin kein einziger wirklicher Mann zu finden; Alles, was geschehe, sei rein absurd, unwahr; Personen, die uns der Dichter als gescheidt vorführen wolle, sehe man durchaus unsinnig, unzweckmäßig, unmotivirt und lächerlich handeln. Auch den Faust bezeichnet er als einen „Jammerkerl": nachdem er sich durch einige schöne Redensarten eingeführt, bestehe seine ganze weitere Thätigkeit darin, daß er dem Gretchen zu einem Kinde verhelfe.... Im zweiten Theil bringe der Dichter die hellenische Welt in die deutsche hinein, was „nicht den geringsten Sinn" habe. In formeller Beziehung sei das Alles recht hübsch, dem Inhalte nach aber über die Maßen absurd. Goethe habe sich hier ganz ins Allegorisiren verloren, was der größte Mißbrauch sei, den Einer von seinen Dichtergaben machen könne. Was Schiller betrifft, so sei es dieser, von welchem unsere moderne poetische Sprache, unsere Redensarten, unser Pathos stammt; aber der Mann sei nicht im Stande gewesen, eine einzige Figur zu individualisiren. Auch bei ihm sei Alles „Unsinn": keine Spur von Lebenswahrheit, von Menschenkenntniß. Seine ideale Richtung sei schätzbar; aber den ideellen Gehalt in den natürlichen Dingen aufzuzeigen, den höheren Sinn und Geist derselben zu deuten, das habe er nicht im Geringsten verstanden.

Ich fragte ihn, warum er noch niemals in seinen gedruckten Werken so freimüthig über Dichter und Dichtwerke sich ausgelassen? Er erwiderte, noch sei die Zeit für ihn nicht gekommen, mit solchen Dingen öffentlich herauszurücken; für den Augenblick gelte es, ein wenig „politisch" zu verfahren. Erst solle man ihn selber anerkennen; wenn er die gebührende Stellung errungen, dann werde er mit seinem Donnerwetter dareinfahren und die ganze Misère unserer Literatur schonungslos aufdecken. Er werde damit anfangen, zu zeigen, wie erbärmlich es gerade um unsere Besten bestellt ist.

Mit etwas mehr Achtung als von diesen unseren „Besten" sprach er von Hamann, den er persönlich gekannt hatte, und von Jean Paul, den er gründlicher als irgend Einen gelesen zu haben versicherte.

Wir kamen auf sein autobiographisches Idyll, „Ein Jugendleben", das schönste und lebensvollste seiner Werke, zu sprechen. „Sehen Sie," sagte er, „dies Buch habe ich mit meinem Blute, mit meinem „Nahrungsstoff" geschrieben. Es hätte 10 Auflagen erleben sollen; aber wissen Sie, welches Buch statt seiner die zehn Auflagen erlebt hat? Freytags „Soll und Haben". Nicht einmal die jetzt erschienene zweite Auflage hat der Verleger aus eigenem Antriebe veranstaltet. Ich war eben in Leipzig, als Markgraff starb; da hielt ich für seine Hinterbliebenen, die nicht so viel hatten, ihn zu begraben, eine Vorlesung, die achtzig Thaler einbrachte. Da B. hierdurch günstig für mich gestimmt war, so benutzte ich die Gelegenheit und interpellirte ihn: „Was ists? Sie haben jetzt mein „Jugendleben" fünfzehn Jahre; ist denn noch keine Rede davon, es dem Publicum neu vorzuführen? Meine Stellung hat sich doch inzwischen verändert; ich bin berühmter geworden!" Aber der Mensch, der natürlich ganz nur Buchhändler ist, machte Schwierigkeiten; es seien noch 300 Exemplare auf dem Lager. Da versprach ich ihm das Werk umzuarbeiten; er solle ein förmlich neues Buch erhalten, das ganz gewiß ziehen werde. Zuletzt stellte er 600 Thaler Honorar in Aussicht, knüpfte aber die Auszahlung auch noch an die Bedingung, daß erst 600 Exemplare der neuen Auflage abgesetzt sein müßten." —

Es klang besser und die Summen rundeten sich stattlicher, wenn er von den Zeiten sprach, wo er noch nicht geistiger Arbeiter war, sondern als Oekonom das Feld mit Rindern pflügte. Seine Frau, erzählte er, sei die Tochter eines Millionärs gewesen; mit 100,000 Thalern habe er seine Landwirthschaft begonnen; einen Theil des Vermögens habe er gerettet, aber er habe für viele Verwandte zu sorgen und einige Nichten auszustatten. Nun sehe er sich genöthigt, als Schriftsteller und Vorleser materielle Erfolge anzustreben. Das Bewußtsein, durch seine Schriften sich einen Namen zu machen, oder durch sie auf die Menschen zu wirken, genüge ihm nicht mehr, besonders da

Digitized by Google

er diese Wirkung selbst sehr gering anschlage. Dreißig Jahre nach seinem Tode werde man es freilich beklagen, daß ein Kerl wie er nicht mehr lebe, aber was habe er davon?

Es sind harmlose Aeußerungen, die ich da wiedergebe, aber auch sie wurden mit leidenschaftlicher Wärme vorgebracht, und mit so lauter Stimme, daß die Fensterscheiben klirrten und die Personen in den Nebengemächern Nervenzufälle bekamen.

Nach einstündigem Verweilen sich erhebend, um ins Theater zu gehen, äußerte Goltz, das Schauspiel sei ihm Bedürfniß; er studire da, was auf die Leute wirke, und wie es wirke. Auch seien ihm die localen Arten des Humors, wie sie in der Posse sich ausprägen, besonders interessant, weil neu.

Als ich ihn hinausgeleitete, und wir ein Gemach durchschritten, in welchem eben meine Mutter mit einer befreundeten Dame sich aufhielt, stellte ich ihn den beiden Frauen flüchtig vor. Aber der von geistiger Elektricität vollgeladene Goltz entlud sich überall im Vorbeigehen wie eine wandelnde Gewitterwolke. In einem Schwall von Donnerworten begann er zu klagen über die „Verkehrtheit", über die „Absurdität", mit welchen man in Wien ihn aufs Aeußerste geärgert hatte bei Einladungen zum Mittagessen und sonstigen Bewirthungen. Da habe man beispielsweise die „grenzenlose Dummheit" begangen, ihm unmittelbar nach der Suppe nicht etwa ein warmes Stück Fleisch, sondern etwas Kaltes vorzusetzen. Nun frage er, ob man einem „alten Kerl", wie ihm, zumuthen könne, nach der warmen Suppe sogleich einen kalten Bissen zu schlucken, und sich den Magen jämmerlich zu verderben? Und wenn er sich auf irgend eine Speise gefreut, so habe man ihn zuvor mit allen möglichen Dingen abgefüttert, und erst nachdem man ihm den Morgen bis zur Ueberladung vollgestopft, erst nachdem er schon die sämmtlichen Schüsseln, und die Einladung, und die Hausfrau selber zum Teufel gewünscht, dann erst habe man aufgetragen worauf er sich gefreut und woran er gewöhnt sei. Er frage nochmals, ob dies die Art sei, einen alten Kerl zu behandeln?

Wie humoristisch hätten diese Klagen aus dem Munde eines gutmüthigen Polterers geklungen! Goltz sprach sie mit dem Ernste eines düstern Fanatikers. Mit seiner hohen Gestalt, den blitzenden grauen Augen, den finsteren Brauen, stand er da wie ein predigender Wiedertäufer, etwa wie der „Bäcker von Harlem", der Graubart

„Mit dem erglühenden Aug', den gekniffenen Lippen der mächtig
Sich aufwölbenden Stirn,"

für dessen Gestalt im „König von Sion", (welcher mich zu jener Zeit beschäftigte) ich in der That die äußeren Züge von Goltz entlieh.

Diese vorläufigen Herzensergießungen waren, wie sich später zeigte, dem Inhalte nach nur unbedeutende Präludien gewesen — Präludien, an welchen nichts auffallend war, als das Mißverhältniß zwischen den Dingen und dem für den Ausdruck derselben aufgewendeten Ungestüm. Und doch fühlte ich, nachdem Goltz sich entfernt hatte, eine Abspannung, die kaum größer sein konnte. Goltz eine Stunde lang sein Herz ausschütten zu hören, ließ auch den Gesunden seine Nerven empfinden. Das beständige Peroriren wie auf der Kanzel oder der Bühne, das heftige Schreien, das sprunghafte Aufgreifen aller möglichen Gegenstände, die parodoxe Uebertreibung, das Alles verwirrte, betäubte, ermüdete um so mehr, je größer der Antheil war, den man dem Manne entgegenbrachte. Das Gefühl des Mitleids kam dazu, ein edles Gemüth, einen gedankentiefen Geist sich unabläßig in leidenschaftlichen Paroxysmen krümmen und winden zu sehen.

Literatur und Kunst.

Zwischen Ruinen.

Roman in 3 Bänden von Leopold Kompert. Berlin, O. Janke 1876.

Keine Art der Dichtkunst gestattet das Einfluthen jeder Strömung in dem Maße, und keine ist so sehr zum Spiegel der heutigen Menschheit geworden, als der Roman. Es wäre eine interessante Arbeit für den Literaturforscher, die Entwicklung der Judenemancipation von Cumberland und Lessing an, zu dem jungen Deutschland und zu Mosenthals „Deborah" bis zu Auerbach und Leopold Kompert zu verfolgen. Die Ghetto-Novellen des Letztgenannten haben ihrer Zeit verdientes Aufsehen erregt, wenn sie auch verständlicher für den Osten als für den Westen Europas waren.

Von der Hauptstadt Oesterreichs nach Süden und nach Norden geht die ungefähre Grenzlinie zwischen dem modernen und dem alten Judenthum. Je weiter östlich man kommt, desto mehr treten die Stammeseigenthümlichkeiten hervor, desto energischer ist die Abscheidung des Juden von dem Bewohner des Landes. Ich verweise nur auf Polen im weitesten Sinne, auf Südostungarn, Walachei, Rumänien ꝛc. Von Wien westlich ist die Erscheinung eine umgekehrte. Die Stammeseigenthümlichkeiten, besonders die äußeren, schwächen sich ab, der Jude nimmt nach allen Richtungen an der geistigen Arbeit der Zeit lebendigsten Antheil, wirkt am politischen Ausbau des Staates, wirkt auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst — kurz, im Westen ist seine Emancipation zur Thatsache geworden, im Osten Europas ist sie nichts mehr als Chimäre. Dort lebt noch immer der Haß gegen das Judenthum fort, das durch die Trägheit der slavischen, magyarischen und rumänischen Völker und Völkchen, besonders auf dem flachen Lande, unterstützt, auf allen Wegen und mit allen Mitteln sich für die Verachtung, mit der man es behandelt, durch Gelderwerb auf Kosten der Ureinwohner zu rächen sucht.

Die Folgen dieser Thatsachen sind auch auf religiösem Gebiete zu finden.

Der Jude des Ostens hält an dem strengen Rituale, als an einem Palladium seines Volkes mit aller Kraft fest und ist gegen Andersgläubige oft von fanatischer Unduldsamkeit. Nur aus Mangel an Macht bleibt diese ein innerer Factor, der aber doch mächtig auf das Volk selbst zurückwirkt, da er jeden Einfluß fremden Geisteslebens starr abweist.

Ganz anders der Jude im Westen. Derjenige, dem günstige Verhältnisse die Bildungselemente der Gegenwart zugeführt haben, bemächtigt sich derselben meist mit viel mehr Energie, als der Germane und Franzose und versteht es, die philosophischen und wissenschaftlichen Resultate mit scharfer Dialektik für seine Weltanschauung nutzbar zu machen. Mitten im modernen Leben stehend hat er schon längst den strengen Ritus seines Bekenntnisses abgestreift, denn er weiß, daß derselbe sich unter Umständen der Zeit und des Ortes entwickelt hat, die von den heutigen Verhältnissen ganz und gar verschieden sind. Er lebt wie jeder Andere in ähnlichen Verhältnissen, und steht den Ausschreitungen jeden Bekenntnisses, auch des seinigen, gleich verurtheilend gegenüber. Sein Sittengesetz ist das der Besten unserer Zeit, die Formen, unter denen seine Väter zu ihrem düsteren Gotte gebetet, klingen kaum noch wie ein halbvergessenes Märchen in seiner Seele nach. Das ist die eine Gattung des west-europäischen Juden.

Die zweite Art bietet ein häßliches, unerfreuliches Bild. Auch sie beobachtet den strengen Ritus nicht mehr, aber der Grund dazu wurzelt nicht in ihrem ethischen Standpunkte, sondern in dem flachen Materialismus, der sie beherrscht; ihr Gott ist das Gold, ihre Religion der Genuß.

Es ist nun begreiflich, daß Kompert bisher viel mehr Sympathien dort gefunden hat, wo noch der altgläubige Jude zu finden ist, also viel mehr in Oesterreich, als in Deutschland. Sein neuer Roman „Zwischen Ruinen" wird das gleiche Schicksal haben. So geistvoll der Entwurf im Ganzen, so fein die Seelenmalerei im Einzelnen ist, wir stehen trotz aller Achtung, die uns das liebenswürdige und echte Talent Komperts einflößt,

Digitized by Google

seinem Buche wie einem nur halb gelösten Räthsel gegenüber. Die Menschen sind interessant, aber die Motive ihres Handelns sind uns halb unverständlich, die dunklen Regungen ihres Gemüthes, denen die Motive entspringen, sind mit einem Schleier bedeckt, den nur der Sturm der Leidenschaft auf kurze Momente lüftet.

Die Besprechung des Romans macht die Erzählung des Stoffes nöthig, die bedeutende Schwierigkeiten bietet. Es geschieht wenig Romanhaftes, und fast die gesammte Entwicklung spielt sich im Innern der handelnden Menschen ab.

Der Ort der Begebenheit ist ein kleines Städtchen des nördlichen Böhmens mit überwiegend czechischer Bevölkerung. In den Ländern der Wenzelskrone besteht noch hier und dort das Institut der Tauschkinder. Eine böhmische und eine deutsche Familie wechseln ihre Kinder aus, damit jedes derselben die zweite Sprache des Landes kennen lerne. Vor dem Hause des Schmiedes Patek sitzt ein solches Tauschkind, ein etwa vierzehnjähriges Mädchen, das, von seinem Heimweh gefoltert, bittere Thränen vergießt. Umsonst ist das Trostwort des sonst so schweigsamen Pflegevaters, dem der Schmerz des Kindes nahe geht. Da eilt Jonathan Falk, ein junger Fabrikant, vorbei, um in die Synagoge zu kommen, erkundigt sich, ob die Kleine noch immer so trübselig sei, und bittet dann den Schmied, ihm das Mädchen zuerst nur für einige Tage als Spielgefährtin seines Knaben zu überlassen. Als es ihm gestattet wird, nimmt er Maria Dorothea, so heißt das deutsche Mädchen, in sein Haus. Seine Gattin Bella ist mit dem Gast nicht ganz einverstanden. aber sie fügt sich um so schneller als sie bemerkt, mit welcher Zärtlichkeit Dorothea das stumme Söhnchen Bernhard behandelt, und wie traulich der dreijährige Knabe sich der Spielgefährtin anschließt. Sie erzählt ihm Geschichten, darunter eine von dem Madonnenbild in Urschendorf, das schon manches Wunder verrichtet habe und zu dem sie auch den stummen Bernhard tragen wolle, damit er seine Krankheit verliere. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich der Gegensatz zwischen Bella und Jonathan. Die junge Frau ist in ziemlich freiem Ritus erzogen, während ihr Gemahl noch treu an den Formen seines Glaubens hängt, aber auch nicht aus innerer Nöthigung, sondern aus Gewohnheit, zu der sich ein ziemlich starker Zug unmännlicher Sentimentalität gesellt. Bella leidet ebenfalls an einer gewissen Zerfahrenheit des Gemüths; heute von kindlicher Liebenswürdigkeit, ist sie morgen kalt, launisch und unfreundlich. So leben die beiden Gatten mehr neben als mit einander. In diese Familie tritt nun Maria Dorothea, die, obwohl halbes Kind, dennoch eine feste Natur, sich klar aller Dinge bewußt ist, aber nicht mit kaltem Klügeln die Wärme ihrer Empfindung ertödtet. Der Einfluß, den sie bald im Hause des Fabrikanten gewinnt, ist erklärlich: der kleine Knabe hängt an ihr mit der ganzen Hingebung eines kindlichen Herzens, Bella überläßt ihr immer mehr die Leitung des Hauswesens und in Jonathan keimt langsam die Liebe für das „Tauschkind" empor, denn seine schwache Natur unterliegt immer mehr der willenskräftigen Klarheit, die das Thun und Lassen des Mädchens bestimmt. Sie ist Christin, aber sie achtet die Bräuche des Judenthums, sie denkt an alle die kleinen Förmlichkeiten des Ritus, denen die Frau des Hauses keinen Augenblick ihrer Zeit opfert.

In dem kleinen Städtchen hat es unterdessen zu gähren begonnen — wie überall steht auch hier die Geistlichkeit, in der Person eines czechischen Caplans, auf Seite der „unterdrückten" Nation und schürt sogar von der Kanzel aus die Erregung, bis dieselbe zuletzt auch die Arbeiter der Fabrik ergreift. Der nationale Haß gegen den Deutschen vereint sich mit dem katholischen Fanatismus gegen das Judenthum, und gegen das Haus Falks brandet die Fluth der Leidenschaften.

Es ist jüdische Neujahrsnacht, Jonathan ist aus der Synagoge in die festlich geschmückte Wohnung zurückgekehrt. Alle sitzen um den Tisch in freudiger Stimmung, plötzlich fliegt ein Stein durch das Fenster, dann mehrere und ein wüstes Gejohle dringt in den Frieden des Hauses.

„Jud' und Deutscher gehören zusammen
In die Flammen, in die Flammen!"

Die sich daran schließende Scene ist in der Durchführung des kleinsten Details meisterhaft durchgeführt. Kein Strich zu viel, keiner zu wenig und jeder so energisch, daß das Ganze mit vollendeter Plastik wirkt. Jonathan sucht, obwohl sich seiner eine plötzlich aufflackernde Energie bemächtigt, die Schaar durch freundliches Zureden zu beruhigen, aber umsonst, nur Gejohle ist die Antwort. Ein plötzlicher Feuerschein läßt Falk verstummen — „Es brennt in der Fabrik!" heult ihm die Menge entgegen und wieder ertönt der wilde Ruf:

„Jud' und Deutscher gehören zusammen
In die Flammen, in die Flammen!"

Und mitten in dem Chaos von Empfindungen zuckt in Jonathan der Gedanke an sein stummes Kind auf, das hinter ihm auf dem Boden kauert. Was in des Knaben Seele vorgegangen, war, während die wilden Rufe unverstanden sein Ohr trafen und der grelle Feuerschein sein Auge blendend berührte, wer will es sagen? Doch eine plötzliche Energie schien ihn ergriffen zu haben, denn er richtet sich auf, wankt gegen Dorothea und seinem bis heute stummen Munde entringen sich die Worte „Doro .... Feu ..... er!"

„Das Kind redet!" schreit Dorothea und der Schrei dringt wie ein jubelnder Lerchenruf durch das Geheul der Menge, durch das Geschmetter der Axtschläge, die das Thor sprengen sollen. Jonathan ist wie im Traume, er sieht wie sein bleiches Weib die Arme ausstreckt und mit den Worten „Dorothea, das Kind!" ohnmächtig zusammenbricht.

Indeß wird das Thor gesprengt, der Pöbel dringt über die Treppen empor und füllt das Gemach. Die Lichter sind umgestürzt und verlöscht, nur greller Flammenschein erleuchtet die wilden, rußgeschwärzten Gesichter mit den haßsprühenden Augen und den toderwartenden Jonathan, der hochaufgerichtet die beiden Frauen und das Kind mit seinem Leibe deckt. „Ist Keiner unter Euch, der für mich redet?" ruft er.

„Ich!" schallt eine Stimme an der Thür und Jaroslaw der Schmied drängt sich vor, aber auch sein Wort verklingt ungehört und entfesselt nur noch mehr die verhaltene Wuth — durch das fahle Zwielicht saust ein hellblinkender Hammer gegen den Kopf des Redners. Stöhnend sinkt er zusammen.

Jetzt faßt plötzliche Ernüchterung die Menge. In wenigen Minuten ist sie zerstoben.

Dieses Capitel bildet in seiner Darstellung eine der besten Stellen des Romans. Der grause Abend, der dem Knaben die gefesselte Zunge löst, brachte sonst nur Unglück. — Bella, die zarte Frau, kann die Folgen der Aufregung nicht mehr verwinden und siecht langsam dahin. Alle Liebenswürdigkeit ihres Wesens tritt mit einem Male hervor und ihr Tod ist das leise Verklingen eines Accordes.

Bis hieher konnten wir dem Autor folgen und die Geschicke seiner Gestalten mitleben — mit dem zweiten Bande ist diese Möglichkeit, ich will nicht sagen vernichtet, aber sehr erschwert und wir stehen, einige stimmungsvolle Episoden ausgenommen, in einer fremden Welt. Sieben Tage lang trauert uralter Sitte folgend Jonathan um sein Weib, und dann frägt er Dorothea, ob sie sein werden wolle, und sie sagt „Ja". Wir fragen, wie ist es möglich, daß ein Autor von dem zarten Empfinden Komperts, daß der Dichter altjüdischen Familienlebens diesen Schritt geschehen lassen kann?" Daß er geschehen werde, wußten wir, aber daß er so geschieht entrückt die beiden Gestalten auf einmal aus der Sphäre unseres Verständnisses. Eine neuauftauchende Gestalt erregt unser Interesse: es ist Falks älterer Bruder, den der Vater einst als dreizehnjährigen Knaben verstoßen, weil er gegen sein Gebot am Sabbath Geige gespielt hatte. Der Alte hatte das Instrument zertrümmert: und das jähzornige Kind ihn geschlagen. Er zieht hinaus, wird Christ und ein berühmter Virtuose. Ein Zufall bringt ihm wieder sein Judenthum in das Gedächtniß — er hört einen jener uralten Gesänge der Synagoge, dem er in der Jugend so oft gelauscht hatte. Die Sängerin wird die Gefährtin seiner Streifzüge und Mutter eines lieblichen Kindes —. Das Bündniß wird durch den Tod des Knaben gelöst, die Mutter verschwindet und der Geiger verfällt

Digitized by Google

in eine schwere Krankheit, in der ihn Chasidim — Juden der strengsten Richtung — pflegen und für sich gewinnen.

Er ist eine der merkwürdigsten Gestalten, die jemals von einem Dichter geschaffen worden ist. Die Grundlage seiner Natur, die Axe seines ganzen Wesens ist künstlerische Phantasie, die in der Musik ihre vollste Entfaltung findet. Von dem Augenblick an, wo er der Kunst entsagt, ist seine Phantasie gegenstandslos und ergreift nun die religiöse Idee mit derselben ungestümen Leidenschaftlichkeit, wie einst die Musik. Er vertieft sich in die Geheimnisse der Kabbala und wird fanatisch bis zu Ausbrüchen religiösen Wahnsinns.

Dieser Landstreicher taucht nun im Hause wieder auf, findet den Bruder im Begriff eine Christin zu heirathen und dadurch das Gedächtniß der Eltern zu schänden. Der schwache Jonathan allein ist nicht kräftig genug, um dieser dämonischen Natur Widerstand zu leisten, doch siegt zuletzt seine Liebe und der Bruder verläßt auf immer das Haus der Väter und kehrt zu den Chasidim zurück.

Aber damit ist die Entscheidung noch immer nicht gegeben, denn im Herzen Dorotheas und Jonathans beginnen neue Kämpfe. Wer soll das Bekenntniß wechseln? Die Entscheidung nimmt zwei Bände in Anspruch, und das ist zu viel und ermüdet trotz vieler Schönheiten. Nach langem schmerzlichen Streit, der fast zur Trennung führt, entsagen beide der Confession und die bürgerliche Trauung vereint die Liebenden für immer.

Eine Gestalt, die von Beginn an eine bedeutende Rolle spielt, habe ich nicht erwähnt, es ist die alte „Veile", Wittwe eines jüdischen Schulmeisters, Freundin von Jonathans verstorbener Mutter. Sie ist mit ihrem Fühlen eine Art weiblicher Nathan — durch die Liebe zu Dorothea erweckt, keimt in ihrem Geiste die Ahnung von der Religion der Religionen auf und es ist zu bewundern, mit welcher Seelenkenntniß Kompert den Gang ihrer Gedanken und Gefühle verfolgt. Aber auch dieser Gestalt stehen wir mit gemischten Empfindungen gegenüber, das Edle und Echtmenschliche in dem Charakter Veiles ist mit so viel Elementen verbunden, die uns befremden, daß wir nicht im Stande sind uns in sie hineinzuleben.

Der Hauptfehler des Romans, außer der erwähnten Werbung Jonathans, ist ein formeller, seine Größe. Das Problem, den Sieg einer freien Anschauung gegenüber confessioneller Vorurtheile, hätte sich in einem kleineren Umfang lösen lassen, ohne daß der Dichter deshalb auf die feine Charakterzeichnung hätte verzichten müssen.

Aber selbst das Zuviel ist ein glänzender Beweis von der hohen Begabung des Dichters, der uns auch dort anzieht, wo wir seine Gestalten nicht ganz verstehen, weil aus vielen Zügen echt dichterische Intuition spricht. Hoffentlich thut der Dichter in seinem nächsten Werke den Schritt, der ihn ganz auf den Schauplatz des modernen Lebens führt.

Otto von Leixner.

Das goldene Buch des Théâtre Français.

(Schluß.)

V.

Molières Heirath mit Armande Béjart; Molière erhält eine Pension vom Könige; die Gesellschaft wird zum Königlichen Hofschauspiel ernannt; das Verhältniß Racines zu Molière; Renovirung des Theatersaals; Neuerungen in der Ausstattung und Darstellung; Tod Madeleine Béjarts; „der Kranke in der Einbildung" und Molières Tod.

Wir haben die Gesellschaft Molières in dem Augenblick, als sie das neu eingerichtete Theater des Palais-Royal bezogen hatte, am 20. Januar 1661, verlassen. Nur die wichtigsten auf Molière bezüglichen Vermerke, die wir im Register finden, sollen hier noch in möglichster Kürze erwähnt werden.

Am Dienstag den 14. Februar gaben die Schauspieler in den Salons der Madame d'Equevilly eine Vorstellung, „die Schule der Männer". „Nach Schluß der Vorstellung Verheirathung des Herrn von Molière"*), bemerkt La Grange am Rande. La Grange markirt den Tag durch eine blaue Kugel, die gewöhnlich auf ein glückliches Ereigniß hinweist. Er ahnte nicht oder wollte nicht ahnen, welche schweren Leiden diese unglückliche Vermählung seinem geliebten Meister bereiten würde.

Ob Molière selbst so zuversichtlich war, wie sein Freund La Grange sich den Anschein gab zu sein? Man darf es bezweifeln. Denn gerade die Stücke aus jener Zeit, da in Molière der Gedanke reifte, sein Schicksal mit dem der verführerischen, koketten, jugendlichen Armande Béjart zu verbinden, sind voller Zweifel, voller Besorgnisse. Die Frage, die sein Innerstes bewegt: ob es denn gerathen sei, daß ein Mann im vorgerückten Lebensalter ein so viel jüngeres, ob ein gereifter, ernster, oft trüber Mann ein leichtlebiges und leichtsinniges Mädchen zur Frau nähme — gerade diese Frage hat er auch in seinem letzten Lustspiel sich gestellt und in einer Weise beantwortet, die ihn von dem unglücklichen Schritt hätte abhalten sollen. Soeben hatte er noch als Sganarell in der „Schule der Männer", als der gefoppte Alte, dem ein junger Springinsfeld die geliebte Braut abspenstig macht, sich hoch und theuer verschworen, niemals eine solche Dummheit zu begehen:

Weh', wer Weibern traut!
Die Allerbeste ist noch immer teuflisch!
Verwünscht' Geschlecht, zu unserm Leid erschaffen!
Auf ewig sag' ich dieser Brut Valet . .!
Mög' alle insgesammt der Teufel holen!

Das waren die letzten Worte, mit denen er im Salon der Madame d'Equevilly von den lachenden Marquis sich verabschiedet hatte. Darauf hatte er sich die Schminke abgewischt und war mit demselben Mädchen, das ihm soeben auf der Bühne diese Verwünschung entlockt hatte, vor den Altar getreten, — der arme Sganarell!

Vom 24. Juni bis zum 11. August 1662 gab die Gesellschaft wieder Vorstellungen vor dem Könige in Saint-Germain. La Grange bemerkt, daß die concurrirende Gesellschaft vom Hotel de Bourgogne, die sich über die den Molière'schen Schauspielern erwiesenen Ehren eifersüchtig erboste, Alles daran setzte, um gleichfalls vor dem König spielen zu dürfen.**) Aber erfolglos, wie es scheint.

Das glückverheißende blaue Zeichen finden wir wieder in den allgemeinen Bemerkungen, mit denen La Grange jedes Theaterjahr abzuschließen pflegt — zu Ostern 1663.

Molière erhält in seiner Eigenschaft als „Schöngeist" vom König eine etatmäßige Pension von 1000 L.***)

Am 4. November 1664 malt La Grange an den Rand das schwarzgefüllte Viereck, das immer einen Trauerfall bedeutet. An diesem Tage stirbt Du Parc, einer der besten Komiker der Gesellschaft. Die Molière'sche Gesellschaft ließ die Vorstellung an jenem Abend ausfallen.

Am 14. August 1665 ernennt der König Molière und seine Künstler zu seinen Hofschauspielern und setzt ihnen eine Pension von 6000 L. aus.†) Wenn La Grange sagt, daß die Gesellschaft den Herzog von Anjou um Fortdauer seines Wohlwollens gebeten habe, so ist das eitel Höflichkeit; denn der Bruder des Königs hat für „Seine" Schauspieler so gut wie

*) Mariage de Mr. de Moliere au sortir de la Visite.

**) Le Comédiens de l'Hostel de Bourgogne la solliciterent (la Reyne Mère) de leur procurer l'auantage de seruir le Roy, la Troupe de Moliere leur donnant beaucoup de jalouzie.

***) Mr. de Moliere a receu Pansion du Roy en qualité de bel esprit, et a esté couche sur l'Estat pr. la somme de 1000 liures. Sur quoy il fist un remerciment en vers pour Sa Majesté.

†) Vendredy 14. Aoust, la Troupe alla à Saint-Germain en Laye; a Roy dit au Sr. de Molière qu'il uouloit que la Troupe doresnauant luy appartinst et la demanda à MONSIEUR. Sa Mte. donna en mesme tems six mil liures de Pension à la Troupe qui prist congé de MONSIEUR, lui demanda la continuation de sa protection, et prist ce tiltre:

LA TROUPE DU ROY, au pallais Royal.

Digitized by Google

nichts gethan. Die Vorstellungen, die er bestellte, wurden sehr knauserig bezahlt und er blieb das Geld, das er für die Logen zu erlegen hatte, Monate lang schuldig; bisweilen ließ er die Kleinigkeit ganz „in Verstoß gerathen", wie man in Oesterreich sagt, und machte es wie der edle Pole aus der Polakei, den Heine besingt. Das Register ist voll von Bemerkungen, die die Zahlungsunlust des Königlichen Bruders nachweisen.

Eine Bemerkung La Granges zum 18. Dezember 1665 veranlaßt uns über die Beziehungen, die zwischen Racine und Molière bestanden, einige Worte zu sagen.

Alles was wir von Molière wissen, — jedes seiner Worte, jede seiner Handlungen, — zeigt uns einen edeln, großen Charakter. Einen peinlichen Gegensatz zu diesem wahrhaft großen Manne bildet Racine, aus dessen Leben nur zu viel der Einzelheiten bekannt sind, die auf ein kleinliches, berechnendes, neidisches und unfreundliches Gemüth schließen lassen. Zuguterletzt wird er gar noch Frömmler. Von dem schäbigsten Laster, von der Undankbarkeit war er nicht frei; und gerade Molière sollte an ihm die Richtigkeit des Spruchs erproben: „Wenn man einen Undankbaren trunken macht, speit er einem in's Gesicht." Der junge Racine legte dem Theaterdirector Molière seine ersten dramatischen Versuche vor. Molière nahm den damals 23jährigen Jüngling auf das Herzlichste auf, ermuthigte ihn, sagte ihm jedoch, daß das erste Stück nicht für die Bühne reif sei, und empfahl ihm einen Stoff, der sich für die tragische Behandlung mehr eignen möchte: nämlich die „Thebaïde" (Jokaste, Ariadne, Kleon, Polynike). Molière hatte diesen Stoff selbst schon bearbeitet, aber bei seinem geringen Talent für die Tragik nicht damit reussirt. Jedenfalls hatte er aber über den Stoff nachgedacht, und in dem jungen Racine glaubte er den geeigneten Dichter zu finden. Racine ging auf den Vorschlag Molières ein und schrieb das Drama. Es wurde von der Molière'schen Gesellschaft im Juni des Jahres 1664 aufgeführt und errang einen schönen Erfolg.

Molière unterstützte den jungen Racine nicht nur mit seinen Rathschlägen, sondern auch mit seiner Börse. Vauvenargues erzählt:

„Bewundernswerth ist es, wie Molière aus den Versuchen, die ihm der jugendliche Racine vorlegte, als dieser eben das Collegium verlassen hatte, erkannte, daß dieser Jüngling dereinst der größte Dichter seines Jahrhunderts werden würde. Er schenkte dem Jüngling 100 Louisd'or, um ihn zu ermuthigen eine Tragödie zu schreiben. Diese Hochherzigkeit von Seiten eines Schauspielers, der damals nicht reich war, rührt mich ebenso wie die eines Eroberers, der Städte und Königreiche verschenkt."

Ermuthigt durch den Erfolg der „Thebaïde" schrieb Racine sein zweites Trauerspiel „Alexander", von dem Boileau in der dritten Satire einen Klugsprecher sagen läßt:

„Je ne sais pas pourquoi l'on vante l'Alexandre,
Ce n'est qu'un glorieux qui ne dit rien de tendre."

Es ist schon auffällig genug, daß Racine, als er das Stück vollendet hatte, sich die Frage vorlegte, ob er es Molière oder der concurrirenden Gesellschaft vom Hotel de Bourgogne zur Aufführung überlassen solle. Er berieth sich mit Boileau darüber und dieser gab mit einem Scherzwort die Entscheidung. Boileau meinte, am Hotel de Bourgogne wären allerdings keine guten Schauspieler, aber die Gesellschaft besitze den besten Lichtputzer weit und breit, und das dürfte wohl dem Erfolge des Stückes förderlich sein. Darauf entschied sich Racine für Molière, und die erste Vorstellung fand am 4. Dezember 1665 statt. Das Stück, das längst vom Repertoire verschwunden ist, hatte auch damals einen nur mäßigen Erfolg. Der eitle junge Dichter wollte die Aufnahme seines Stückes aber lieber der schlechten Darstellung, als der ungenügenden Kraft seiner Dichtung zuschreiben. Er brachte die Abschrift des Manuscriptes den Schauspielern vom Hotel de Bourgogne, und diese führten das Stück, während Molière es noch auf dem Repertoire hatte, auf. Am 18. Dezember schreibt La Grange:

„Selbigen Tages ward die Gesellschaft überrascht, daß dasselbe Stück „Alexander" auf dem Theater des Hotel de Bourgogne dargestellt wurde. Da diese Sache sich im geheimen Einverständniß mit Herrn Racine gemacht hatte, so glaubte die Gesellschaft den Autorentheil dem genannten Herrn Racine nicht zu schulden, da dieser sich so schlecht benommen und das Stück den andern Schauspielern überlassen und einstudirt hatte. Der erwähnte Autorentheil wurde vertheilt und jeder der zwölf Schauspieler bekam auf sein Theil 47 L.*)

Aber damit nicht genug. Racine entzog dem Theater seines Wohlthäters nicht nur seine Stücke; er machte ihm auch seine besten Schauspieler abspenstig. Die schöne Du Parc wurde auf sein Betreiben am Hotel de Bourgogne engagirt (Ostern 1667), wo sie in der nächsten Tragödie Racines, in der „Andromache", die Titelrolle spielte. Das Hotel de Bourgogne sollte sich übrigens nicht lange seiner Errungenschaft erfreuen. Die Du Parc starb schon im folgenden Jahre am 8. Dec. 1668.

Frau Du Parc kann als die Erfinderin unsres heutigen Balletanzes bezeichnet werden; sie war es, die zuerst auf der Bühne sich in der höheren Tanzkunst producirte. Die naiven Worte, in welchen der erste Bericht über diese Kunst abgefaßt ist, mögen hier als Curiosum eine Stätte finden:

„Mademoiselle Du Parc besaß viel Grazie. Sie machte gewisse bemerkenswerthe Sprünge, bei denen man ihre Beine und einen Theil ihrer Schenkel durch den Reifrock, der an beiden Seiten aufgeschlitzt war, sehen konnte; sie trug seidne Strümpfe, die oben an einem kleinen Höschen befestigt waren."

Da haben wir also die Entrechats und das Balletcostüm im 17. Jahrhundert!

Molière hat das unverzeihliche Verfahren Racines nie verziehen, er brach mit ihm jeden Verkehr ab, und die beiden größten Dichter ihrer Zeit lebten fortan in offener Feindschaft. Molière ließ den schlechten Collegen laufen und bekümmerte sich nicht mehr um ihn; Racine aber nahm noch mehrfach die Gelegenheit wahr, um unliebsame Bemerkungen über seinen genialen Nebenbuhler zu machen. Racine gewinnt nicht bei näherer Bekanntschaft.

In das Jahr 1667 fällt das schon erwähnte Verbot des „Tartüffe" und die dadurch veranlaßte Unterbrechung der Vorstellungen vom 5. Aug. bis 25. Sept.

Das Jahr 1668 weist nichts besonders Bemerkenswerthes nach. Im Februar 1669 wird der „Tartüffe" wieder aufgenommen. In das Jahr 1670 fällt das Engagement des jungen Baron und Béjart wird pensionirt. Es ist der erste Schauspieler der Molière'schen Gesellschaft, der dieses Vortheils genießt. Er bekommt eine Jahresrente von 1000 L.

Im Jahre 1671 veranlaßt die Aufführung des Molière'schen Ausstattungsstückes „Psyche" La Grange zu einer größeren Auseinandersetzung. Er erzählt, daß am 15. März 1671 beschlossen wurde, die Osterferien zu benutzen, um den Saal gründlich restauriren zu lassen. In Folge dessen blieb das Theater bis zum 10. April geschlossen.

Als die Gesellschaft gezwungen gewesen war, über Nacht ihr erstes Theater im Petit-Bourbon zu verlassen, hatten die Schauspieler vor Allem darauf Bedacht genommen, daß ihnen möglichst bald ein neues Obdach angewiesen würde; sie hatten also größern Werth auf die Schnelligkeit als auf die Solidität und Eleganz der Arbeiten gelegt. Seitdem waren nun 10 Jahre in's Land gegangen, und das Theater war wieder in einem desolaten Zustande. Das ganze Balkenwerk bedurfte der Reparatur, die Plätze für die Zuschauer mußten vollständig renovirt werden. Man wollte sich endlich auch den Luxus eines gemalten Plafonds gönnen; bisher war die Decke des Theatersaals mit blauer Leinwand, die durch Schnürwerk gehalten wurde, überzogen gewesen. Außerdem wurde beschlossen, noch einen dritten Rang

*) Ce mesme jour, la Troupe fust surprise que la mesme pièce d'Allexandre fust jouée sur le Theastre de l'Hostel de Bourgogne. Comme la chose s'estoit faite de complot auec M^r. Racine, la Troupe ne crust pas deuoir les parts d'autheur au^dt. M^r. Racine qui en usait si mal que d'auoir donné et faict aprendre la piece aux autres Comediens. Lesd^tes partz d'autheur furent repartagéez et chacun des douze acteurs eust pour sa part 47 ℔.

Digitized by Google

aufzusetzen, und da die Schauspieler einmal dabei waren große Kosten zu machen, so thaten sie ein Uebriges und engagirten, anstatt der elenden drei, vier Bierfiedler, ein ordentliches Orchester von 12 Streichinstrumenten.

Die Auffrischung und Vervollkommnung des Saales währte vom 18. März bis zum 15. April und verursachte den Schauspielern eine Ausgabe von 1989 L. 10 S. Die italienische Gesellschaft, die seit einiger Zeit wieder in demselben Theater wie die Molière'sche Gesellschaft spielte, trug die Hälfte der Kosten.

Aber dabei ließen es die Schauspieler nicht bewenden. Während sie bisher, wie wir gesehen haben, auf die äußere Ausstattung der Stücke nur geringe Sorgfalt verwendet hatten, kamen sie jetzt überein, das neue Stück „Psyche" mit einem für die damalige Zeit geradezu erstaunlichen Luxus auszustatten. Es wurden große Maschinen gekauft, neue Decorationen gemalt, für die Tänzer und Musiker neue Costüme, namentlich seidene Strümpfe angeschafft; und alle diese außergewöhnlichen Ausgaben beliefen sich auf 4359 L. Von der Einnahme des Stückes mußten also sehr erhebliche Abzüge zur Deckung dieser Unkosten gemacht werden; die Schauspieler erhielten häufig gar nichts und an guten Tagen selten mehr als 3 oder 4 Louis (33—44 L.). Gleichzeitig wurde auch eine wichtige Neuerung eingeführt. Die Sänger und Sängerinnen, die im Schauspiel verwerthet wurden, hatten bisher ihre Gesangsnummern nicht von der Bühne aus, wie es richtig gewesen wäre, ausgeführt, sondern befanden sich in einer vergitterten Loge. Die Gesellschaft suchte und fand aber Künstler, die ihre Zustimmung dazu gaben, von der Bühne herab ohne Maske und im Costüm der Schauspieler zu singen.*)

In das Jahr 1672 fallen noch zwei Ereignisse, die La Grange besonders hervorhebt. Am 17. Februar, während die Gesellschaft vor dem Hof in Saint-Germain Vorstellungen gab, starb Madeleine Béjart, Molières älteste Genossin — Madeleine, die den stürmischen Jüngling einst veranlaßt hatte, die Robe des Advocaten bei Seite zu werfen und zur Bühne zu gehen, mit der er bei Sturm nnd Sonnenschein auf den abenteuerlichen Streifzügen durch die Provinz allen Jammer und auch die Freuden der künstlerischen Lehrjahre getheilt, mit der er in Paris seinen Ruhm begründet und befestigt hatte. Ein merkwürdiger Zufall fügte es, daß an demselben Datum des folgenden Jahres, am 17. Febr. 1673, Molière selbst sterben sollte.

Am 25. April 1672 verheirathete sich La Grange mit Marie Ragueneau. Auch zu dieser Notiz malt La Grange die Glück verheißende blaue Kugel an den Rand. Und auch dies Mal sollte er sich zu seinem Unglück täuschen.

Wir übergehen die andern Anmerkungen, um sogleich zu der traurigsten des ganzen Buches zu gelangen. Am Freitag 10. Febr. 1673 notirt La Grange: „Der Kranke in der Einbildung, neues und letztes Stück des Herrn von Molière" mit der außerordentlich hohen Einnahme von 1992 L. Am Freitag der folgenden Woche, 17. Febr., malt er das große schwarze Viereck an den Rand und schreibt:

„An diesem selben Tage, nach der Comödie gegen 10 Uhr Abends, starb Herr von Molière in seinem Hause Rue de Richelieu, nachdem er die Rolle des „Kranken in der Einbildung" gespielt hatte, schon sehr belästigt von einer Erkältung und Brustentzündung, die ihm einen starken Husten verursachte, sodaß bei den Anstrengungen, die er machte, um auszuhusten, ihm eine Ader sprang; er lebte darauf kaum noch eine halbe bis dreiviertel Stunden. Die Leiche wurde auf dem Kirchhofe von St. Joseph, der zu dem Sprengel von St. Eustache gehört, beigesetzt; der Grabhügel erhebt sich einen Fuß über die Erde."**)

Molières tragisches Ende ist so oft geschildert worden, daß wir nur mit wenigen Worten an die bekannten Ereignisse erinnern wollen. Molière war schon seit einiger Zeit leidend; am 17. Februar, am Tage der vierten Aufführung des „Kranken in der Einbildung", befand er sich so unwohl, daß seine Freunde ihm anriethen, die Vorstellung abzusagen. Aber auch für dieses letzte Stück waren außerordentliche Kosten verwandt worden; die meisten Arbeiter standen im Tageslohn, die Einnahmen, welche die ersten drei Vorstellungen erzielt hatten, waren glänzend, Molière folgte daher dem Rath seiner Freunde nicht. Das letzte Wort, das von ihm citirt wird, zeigt uns den guten, edeln Menschen: „Wenn ich feiere, was sollen dann die armen Arbeiter anfangen, die nur ihren Tagelohn haben?" warf er den Einreden seiner Freunde entgegen.

Er schleppte sich mühsam nach dem unweit seiner Wohnung gelegenen Palais-Royal-Theater. Schlag 4 Uhr ließ er das Stück beginnen. Er hatte allen Grund den Beginn des Schauspiels um ungefähr eine Stunde vorzurücken. Wenn er es zur üblichen Zeit hätte beginnen lassen, wäre er nicht im Stande gewesen, es zu Ende zu spielen.

Es wird Einem ganz unheimlich zu Muthe, wenn man sich diese Vorstellung vergegenwärtigt, wenn man bedenkt, wie der todtkranke Mensch sich in seiner Garderobe zurecht schminkt, um einen gesunden Menschen darzustellen, der sich einbildet, krank zu sein. Und dann das Stück! Diese grause Vorahnung des Todes, diese herausfordernde Verspottung des allgemeinen Endes. Man denke sich Molière in dem Krankenzimmer der Komödie, umstellt von einer habgierigen Frau, die nur auf sein Ende lauert, von Aerzten, die den Armen auspressen. Ach, es wird ihm wenig Schwierigkeit bereitet haben, an jenem Abende an seine Krankheit glauben zu machen! Man denke sich jene Scene, in welcher dem „eingebildeten Kranken" Argan, den Molière selbst darstellt, der Rath gegeben wird, sich todt zu stellen, um die Gesinnungen seiner Frau und seiner Tochter zu prüfen. Und Molière, der Sterbende, nähert sich dem Sessel, streckt sich darin aus und schließt die Augen. So war ihm vielleicht wohl! Aber die Komödie rief ihm zu: Du mußt noch einmal aufstehen, mußt deine Späßchen noch machen, Elender, um die johlende Menge zu befriedigen! Und mühsam rappelt er sich auf und fragt mit komischer Aengstlichkeit, die noch heute auf der Bühne das allgemeine Gelächter erregt: „Ist denn aber auch keine Gefahr dabei, wenn man sich todt stellt?" Gewiß lachten auch die Zuschauer am 17. Febr. 1673. Sie wußten ja nicht, was sie da belachten! Aber noch ist die übermüthige Posse nicht vorbei! Sie will kein Ende nehmen! Der „Kranke" wird ja von seiner Einbildung gründlich geheilt, er wird wieder lustig und gesund! Armer Darsteller und armer Dichter! Dich kostet es heut Deine letzten Kräfte, um das Publicum an die Täuschung dieser Heilung glauben zu lassen!

Aber er bleibt tapfer. Die Posse ist noch immer nicht vorüber. Er muß sich im Nachspiel in lächerlich-burlesker Ceremonie zum Doctor promoviren lassen. Der hermelinverbrämte Mantel wird ihm übergeworfen, der rothe Doctorhut auf den Kopf gestülpt, lustig erklingen die übermüthigen Weisen der Herren Doctores, seiner Collegen von Stund' ab, im schönsten Küchenlatein:

„Dignus, dignus est intrare
In nostro docto corpore!"

Alle Welt lacht, die Schauspieler auf der Bühne und die Zuschauer im Parterre — alle Welt; nur Einer nicht: der sterbende Doctorand. — Jetzt soll er den Doctoreid leisten! „Willst du die Vorschriften der Alten, ob gut, ob schlecht, strengstens befolgen?"

*) Jusques icy les musiciens et musiciennes n'auoient point voulu parroistre en public; ils chantoient à la Comedie dans les loges grillées et treilliffées, mais on surmonta cet obstacle, et auec quelque legere despance on trouua des personnes qui chanterent sur le Theastre à visage descouuert, habillez comme les Comediens.

**) Ce mesme jour aprez la comedie, sur les 10 heures du soir, Monsieur de Moliere mourust dans sa maison, rue de Richelieu, ayant joué le roosle du dt Malade Imaginaire, fort incommodé d'un rhume et fluction sur la poitrine qui luy causoit vne grande toux, de sorte que dans les grans effortz qu'il fist pour cracher, il se rompit vne veyne dans le corps et ne vescut pas demye heure ou trois quartz d'heures depuis la de veyne rompue. Son corps est enterré à St Joseph, ayde de la parroisse St Eustache. Il y a vne tombe esleuée d'vn pied hors de terre.

Digitized by Google

„Essere in omnibus
Consultationibus
Veterum Ansichtae
Aut bonae
Aut verkehrtae?“

— „Ich schwöre“, versetzt Molière. Bei diesem „juro“ soll Molière, nach der Tradition, das Bewußtsein verloren haben.

Die Zuschauer bemerkten es nicht; wenige Minuten darauf wurde der Vorhang zugezogen, das Stück war aus. Molière blieb auf dem Sessel sitzen. Er versuchte sich zu sammeln. Er zitterte, er klagte über eisige Kälte in den Händen. Sein Lieblingsschauspieler, der junge Baron, lieh ihm seinen Muff und brachte ihn in seiner Portechaise nach Hause. Zwei barmherzige Schwestern aus der Provinz, die bei Molière während der Fastenzeit ein Unterkommen gefunden hatten, standen an dem Bett des Sterbenden. Als Molière seine Kräfte schwinden fühlte, schickte er zu seiner Frau. Baron wollte sie herbeiholen und entfernte sich. In der Zwischenzeit starb Molière.

Das scandalöse Verhalten der Geistlichkeit bei der Beerdigung ist allbekannt. Die Frömmler und Heuchler hatten dem großen Dichter nicht vergessen, daß er den „Tartüffe“ geschrieben.

Die Molière'sche Gesellschaft war über den Todesfall, den kein Mensch vorausgesehen hatte, auf's Aeußerste bestürzt. La Grange übernahm die Direction. Eine Woche lang blieb das Theater geschlossen. Der „Kranke in der Einbildung“ wurde einstweilen vom Repertoire abgesetzt. Die Erinnerung war zu traurig. Erst am 3. März wurde das Stück wieder aufgenommen und dann bis zum Schluß des Theaterjahres gespielt. Es waren nur noch 9 Vorstellungen.

Molière ist todt und mit ihm erlischt auch unser Interesse an den Aufzeichnungen von La Grange. Wir wollen daher das Register zuschlagen. Es enthält noch zahlreiche für das Théâtre français sehr wesentliche Angaben; aber diese haben mehr Anspruch auf eine liebevolle Berücksichtigung von Seiten der Franzosen, als auf allgemeine Beachtung. Für das französische Theater hat das Register unbestreitbar die größte Bedeutung. Das von La Grange geführte Buch leitet den Stammbaum des heutigen Théâtre français direct auf Molière zurück und es darf sich ohne Ueberhebung als den Erben des größten Lustspieldichters und Schauspieldirectors betrachten. „Man verzeihe uns unsern Stolz“, heißt es in der von Thierry, dem früheren Intendanten des Théâtre français, verfaßten Einleitung, „es würde uns nicht einmal gestattet sein, diesen Stolz nicht zu besitzen.“

Das Théâtre français darf das „Register“ mit Recht bezeichnen als sein „goldenes Buch“.

Paul Lindau.

Verschiedenes.

Wie citirt wird.

Es ist es eine löbliche Sitte, Gegenstände, die man geborgt, in unversehrtem Zustande zurückzugeben; nicht minder löblich ist es, Worte und Verse, die man von Jemandem entliehen, in derselben Fassung wiederzugeben. Das Erstere erheischt der Anstand, das Zweite die Pietät gegen den Dichter und auch die Rücksicht auf die eigene Person. Denn es ist nichts wunderlicher und lächerlicher, als ein Prunken mit falschen Citaten.

Aber die Neigungen der Menschen sind verschieden! Die Einen haben eine Vorliebe, ihre Rede mit falschen Fremdwörtern zu würzen, Andere eine verhängnißvolle Lust, Dichterworte, auch ganz bekannte, in veränderter Form zu citiren! Zu den Letzteren gehört Herr Dr. Edmund Pfleiderer mit seiner Schrift „Der moderne Pessimismus.“*)

*) Heft 54 und 55 der deutschen Zeit- und Streitfrage. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

Niemand wird erwarten, daß eine philosophische Abhandlung, die sich vorzugsweise mit Schopenhauer und Hartmann beschäftigt, gleichzeitig eine poetische Blüthenlese sei, aber man darf mit Recht verlangen, daß, wenn einmal Verse nicht fehlen sollen, dieselben richtig citirt werden. Nun ist Irren freilich menschlich; aber was Herr Pfl. bei seinen Citaten im Irren leistet, ist geradezu unmenschlich. Sein Attentat ist vornehmlich gegen Goethe gerichtet, dessen Verse mit wenig Ausnahmen einer Correctur unterliegen. Die classischen Zeilen:

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Und laßt den Armen schuldig werden u. s. w.

ändert Hr. Pfl. (S. 91) in:

Ihr schickt ins Leben ihn hinein
Und laßt den Menschen schuldig werden u. s. w.

Die Worte:

Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los —

verbessert Hr. Pfl.:

Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nicht mehr los.

Auch der Faust, welchen Hr. Pfl. in seiner Bibliothek hat, zeigt auffällig abweichende Lesarten. In meiner Ausgabe steht:

Denn hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.

in der des Hrn. Pfl. dagegen:

Die Theile habt ihr in der Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.

Hrn. Pfl. scheint, was sein Verhältniß zu Goethe anlangt, Beides zu fehlen, sowohl die Theile als das geistige Band. Wie wäre sonst folgende Aenderung möglich? Faust sagt:

Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Die tiefe Bedeutung dieses nach scheint Hr. Pfl. nicht erfaßt zu haben; er macht ein vor daraus, ohne zu erwägen, ein wie wesentlich anderer Sinn dadurch entsteht.

Andere falsche Anführungen Goethe'scher Worte finden sich S. 7 (was man als jung statt in der Jugend wünscht u. s. w.) und S. 59, wo ich völlig zweifelhaft bin, ob Hr. Pfl. überhaupt Goethe hat citiren wollen. Es steht dort:

Ach was schweifst du in die Ferne
Und das — Böse liegt so nah.

Das „Böse“ statt „Gute“ ist eine absichtliche Veränderung, freilich nicht geschmackvoller als S. 36 der Witz:

Und willst du wissen, was sich ziemt,
So frage nicht bei Modedamen an.

Aber was ist sonst von Goethe's Worten geblieben? Armer Goethe!

Wenn mit Schiller weniger souverän verfahren wird, so verdankt er das nicht etwa der genaueren Kenntniß oder der größeren Vorsicht des Hrn. Pfl., sondern dem Umstand, daß er seltener herhalten muß. Doch sind auch seine berühmten, jedem leidlichen Secundaner bekannten Verse:

Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage

einem traurigen Geschick nicht entgangen. Hr. Pfl. verballhornt sie folgendermaßen (S. 84):

Etwas wünschen, etwas sorgen
Muß der Mensch für den andern Morgen,
Daß er des Daseins Leere ertrage
Und das erdrückende Gleichmaß der Tage.

Das ist nicht mehr Untreue des Gedächtnisses, sondern einfach Leichtfertigkeit; denn ich nehme an, daß Hr. Pfl. Schillers und Goethes Werke im Hause hat, in denen er nachschlagen konnte, ehe er solche Citate gedruckt ins Land schickte.

Auch Heine macht er zu einem unglücklichen Marsyas. Die Schlußstrophe des berühmten Gedichts: „Du schönes Fischermädchen“ endet er so:

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Ebb' und Fluth wie das!

„Wie das!“ Reizend! Schade, daß uns Hr. Pfl. die beiden letzten Zeilen, namentlich den Reim auf das wunderbare „wie das“ schuldig geblieben ist! In lobenswerther Consequenz schließt er auch seine Abhandlung mit einem falschen Citat:

Digitized by Google

In der Beschränkung zeiget sich der Meister
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit lehren.

schreibt Hr. Pfl.; Goethe dagegen:

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Gewiß! In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Besser gar keine Citate, als falsche! Büchmann, Herr Doctor, Büchmann! Sonst dürfte neben dem Wort „verballhornen" leicht ein anderes Platz finden.

Fürstenwalde. **Otto Buchwald.**

Wie commentirt wird.

Der allgemein bekannte Dichter Friedrich Schiller hat vor längerer Zeit ein Lied geschrieben, das mit den Worten beginnt:

„Fest gemauert in der Erden",

und in dem er in sinniger Weise, in Anknüpfung an die verschiedenen Arbeiten, welche zum Guß einer Glocke erforderlich sind, die verschiedenen Schicksale des Menschenlebens dichterisch behandelt.

Wir sind Herrn Dr. Karl Julius Bolia für den Hinweis*) auf diese doch wohl nicht genügend bekannte Thatsache zu ernsthaftem Dank verpflichtet. Herr Dr. Bolia hat sich der mühevollen und ersprießlichen Aufgabe unterzogen, an der Hand dieser Dichtung nachzuweisen, daß das Schiller'sche Lied reich ist an glücklichen Wendungen, geistreichen Aperçus und trefflich gewählten Ausdrücken schöner Empfindungen. Er kommt zu einem Resultate, das allgemein überraschen wird. Herr Bolia ist sich dessen, wie man aus der Fassung seines Verdictes ohne Mühe erkennt, auch wohl bewußt: „Und so verkünden wir denn", schreibt er feierlich, „zum nicht alternden Ruhm des Dichters, daß unser Glockenlied ein Kunstwerk ist in des Wortes edelster und echtester Fassung." Er hat den Effect seiner Enthüllung allerdings durch einige früheren Andeutungen abgeschwächt; denn schon vorher bezeichnet er das „Lied von der Glocke" als „den würdigsten Gesang fürwahr", als „das reichste Vermächtniß fürwahr" und er sagt: „Himmlisch fürwahr ist des Dichters Wort, das im Glockenliede zu uns spricht." Fürwahr!

Diejenigen Leser, die sich über die Ansichten des Herrn Verfassers noch nicht ganz im Klaren sein sollten, werden durch den folgenden Satz völlig aufgeklärt werden: „Das Lied von der Glocke ist ein Meisterwerk dichterischen Schaffens." Warum? fragt der Leser in athemloser Spannung. Herr Dr. Bolia antwortet darauf: „Denn davon zeuget sein Inhalt."

Und nun führt er dies aus: „Wie im Regenbogen die Farben so lieb in einander übergehen, ich möchte fast sagen, zu sich hinüberlispeln", schreibt Herr Dr. Bolia („lieb zu sich hinüberlispelnde Regenbogenfarben" scheinen mir doch etwas gewagt zu sein; ließe sich dafür nicht sagen: „wie im Regenbogen die Farben so lieb in einander übergehen, ich möchte fast sagen sich zu einander hinüberschlängeln — an der Frau, an der Magd, an der Bank vorbei —"); „also", fährt Herr Dr. Bolia fort, „ist der Inhalt unsres Liedes ein Ideenkreis des wärmsten Zusammenhanges." Ich bekenne, daß ich das nicht ganz verstehe. Ein Kreis von Ideen des wärmsten Zusammenhanges? Ein Zusammenhang von Kreisen der wärmsten Ideen? Der kreisende Zusammenhang ideeller Wärme? — Je mehr man darüber nachdenkt, desto schwärzer wird das Verständniß.

Auf sieben Seiten gibt nun Herr Dr. Bolia den wohl nicht genügend bekannten Inhalt des Glockenliedes wieder und schließt seinen Bericht mit der interessanten Mittheilung, daß die Glocke denselben Namen führt wie der Wiener Schriftsteller-Verein „Concordia".

Darauf wendet sich Herr Dr. Bolia zu der sinnlichen Form des Liedes. Den feinsinnigen Forscher frappirt zunächst die Anwendung der Gegensätze, und er führt als Beispiele an:

„Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut."
„Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang." ꝛc.

Wie man sieht: hoch und tief, kurz und lang! Es gibt keine größeren Gegensätze. Herr Dr. Bolia hätte noch hinzufügen können Verse wie:

„Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe",

denn Knabe und Mädchen sind doch auch Gegensätze, unter Umständen könnte man auch den „jungfräulichen Kranz", die „duftenden Laden" ꝛc. als Gegensätze bezeichnen. Wer Gefallen daran findet, kann das noch weiter fortsetzen.

Herr Bolia bemerkt ferner, daß bei Schiller sogar der einzelne Buchstabe Gegenstand künstlerischer Erwägung ist. „So herrscht z. B. in furchtbaren Bildern, wie der Feuersbrunst, das R vor, das uns fast das Dahinrollen des Donners und sein angsterregendes Grollen hören läßt. Auch die W- und T-Laute, sowie die tiefen Vocale begegnen sich in den schrecklichen Stellen." Als Beispiel wird unter Anderem aufgeführt:

Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern.

„Stürzen, klirren, Kinder, Mütter irren, Thiere wimmern, Trümmer" — wie man sieht lauter tiefe Vocale.

„Einen Gegensatz zu diesen Stellen bildet der L-Laut, dessen Charakter mehr mild, weiblich sanft ist."

„Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz".

Die Beobachtung dieser Eigenthümlichkeit, daß Schiller, wenn er das Wort „Sturm" schreibt, das schwer zischende „Sch", das tiefe „U", das rollende „R" und das murmelnde „M" anwendet, — eine Anwendung, die man vielleicht auch dadurch erklären könnte, daß Schiller in deutscher Sprache geschrieben hat, — die Wahrnehmung dieser Eigenthümlichkeit erinnert mich an die andere, über die uns der „Wiener Spaziergänger" Daniel Spitzer vor kurzem Bericht erstattete. Spitzer traf mit einer Dame zusammen, die ihm erzählte, wie merkwürdig es sei, daß ihre sämmtlichen Familienmitglieder Namen von Schiller'schen Helden und Heldinnen führten. Ihr Bruder hieß Max, ihr Vater Karl, ihr Onkel Franz, sie selbst Marie. „Höchst eigenthümlich", versetzte Spitzer, „ich heiße Daniel!"

In Folge dessen habe ich mich nun auch auf Entdeckungen gelegt und auch glücklich eine gemacht. Ich habe entdeckt, daß Schiller immer das „J" anwendet, wenn es gemüthlich wird. Z. B.:

„Sieht er die Jungfrau vor sich stehn."
„O daß sie ewig grünen bliebe
„Die schöne Zeit der jungen Liebe."
„Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich Jeder gütlich thun."
„Jetzo mit der Kraft des Stranges" u. s. w.

Wie man sieht, auch das „J" hat Schiller mit größter dichterischer Feinheit behandelt.

Zum Schluß flicht Herr Dr. Bolia „Blumen der dankbarsten Erinnerung" und windet sie um die Dichterstirn. Da heißt es: „Das Immergrün süßer Hoffnung an der Wiege des Kindes sei meines Kranzes erste Blume, ihr füge ich an das Tausendschön jungfräulicher Anmuth, die Rosenknospe der ersten Jugendliebe, die Myrthe des Trauungsfestes, das Veilchen des bescheidenen Wirkens des Mannes, der stillen Häuslichkeit der Gattin, aber auch den Rosmarin der Thräne beim Abschied von der Stätte des Unglücks, damit vermählend die Kamille des Trostes beim Anblick aller lieben Häupter, doch jetzt die Cypresse des Todes und der Grabesklänge, die Mohnblumen des Feierabends, die bunten Maien des Friedens und der Ordnung, dann aber die Stapelie des Aufruhrs; endlich die Palme des Sieges mit dem Rittersporn freudigen Stolzes bei der Betrachtung der gelungenen Glocke."

Wir wissen nicht, ob diesem Jelängerjelieber der Abhandlung das Tausendgüldenkraut des Honorars winken wird, aber bei der Brennnessel der Kritik wird diese ästhetische Forschung ohne Zweifel nicht den Sauerampfer des Verdrusses, sondern nur die Zuckerrübe des Lobes und den Nießwurz der Heiterkeit hervorbringen.

---

*) Rede über das Lied von der Glocke von Dr. Karl Julius Bolia. Karlsruhe. Malsch und Vogel, 1876.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Der Organismus einer Weltstadt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Das bis jetzt und nach und nach Erreichte an einem hervorragenden Beispiele kennen zu lernen, dazu liegt uns Paris am nächsten, das sich bereits durch das Nützliche hindurch bis zur Eleganz der Erscheinung durchgearbeitet hat. Wir begegnen keinem fertigen Ideale, wie es uns die närrischen Uebertreibungen mancher Franzosen glauben machen wollen; aber das kann uns doch nicht abhalten, die Stadt als das zu schätzen, was sie ist. Paris hat den unbestreitbaren Vorzug, schon lange der Mittelpunkt eines großen Staatswesens zu sein, daher das erhöhte Interesse der historischen Folge, denn jede Stelle des großen Buches ist schon so viele Male überdruckt, die alten Lesarten schimmern noch durch und geben Manches zu denken. Im vorletzten Sommer tagte bei uns der Congreß deutscher Architekten, um sich unter Anderm in höchst ersprießlicher Weise mit der Aufstellung von Grundzügen zu Stadterweiterungsplänen zu beschäftigen, welche wohl bestimmt sind, demnächst in unsere Gesetzgebung überzugehen. Hätte die illustre Gesellschaft auf der Plattform des Pariser Tour St. Jaques tagen können, sie hätte in bequemer Weise das Bild des historisch Gewordenen in vorläufig gelungenster Ausprägung vor sich gehabt. Die weitgedehnte Umschau läßt uns bemerken, daß auch hier, wie in dem oben erwähnten Schinkel'schen Idealentwurfe, der Dom den erhabenen Krystallisationskern bildet, um den sich die höheren, geistigen Potenzen zusammenschließen. Das Mittelalter hat diese Situation geschaffen, und die alte Notredame, welche mit ihren weitgespreizten Strebebogen die umkreisenden Kapellen wie Küchlein unter ihren Flügeln hält, ist ein würdiges Monument dieser lebensvollen Epoche originellster Kunstentwicklung seit der Blüthe des Griechenthums. Heute würde man vielleicht die Börse zum Mittelpunkt verlangen, umkreist von Gründerpalästen und weiter hinaus die Staatscasernen der Socialdemokraten, dazwischen etwa noch den Ring des ewigen Vergnügens; aber dieser neueste Stadtplan ist noch nicht polizeilich genehmigt, und wir kehren gern wieder zur vor uns liegenden Wirklichkeit zurück. Durch die insulare Lage inmitten des Seineflusses wird die Wirkung der imposanten Notredamekirche als Mittelpunkt nur noch verstärkt. Am gegenüberliegenden Ufer erhebt sich das Schloß der Herrscher in langer Axenreihe, die Verbindung des Louvre und der Tuilerien, nach der einen Richtung in Gärten und Baumpromenaden auslaufend, nach der anderen Richtung Fühlung mit einem Mittelpunkte zweiter Ordnung, dem Stadthause, gewinnend. Schon seit lange hat sich der größte Theil des alten Herrscherbaues in ein Museum verwandelt. Was man an Werken alter und neuer Kunst gewinnen konnte, umschließen die Säle des Louvre und bringen es als Musterbilder vor aller Augen. In einer Gruppe mit diesen Bauten bilden Parlaments- und Gerichtshäuser, einschließlich des zur Entfaltung öffentlichen Pompes geeigneten Concordienplatzes, die eigentliche Cité, welche von den Boulevards, diesen eigens zum Ausruhen und Genießen angelegten Straßenzügen, in großen Bogen umkreist wird. Dazwischen füllt der Verkehr, der Nahrungsgraus die immer noch zu engen Straßen, läßt aber doch hier und da einen schattigen Spielplatz für große und kleine Kinder offen. Die Theater finden sich meist an den Boulevards, und das ist kein kleiner Vorzug derselben. Weiter hinaus an sanften Höhenzügen, etwas aus dem gewöhnlichen Menschentreiben entrückt, begräbt Paris seine Todten; zuletzt umschließt die Ringbahn das Herz von Frankreich. Der rasche, mitunter fieberhafte Pulsschlag der Hauptstadt pflanzt sich leicht durch die radial ausstrahlenden Eisenbahnen bis zu den Grenzen des Landes fort. Die festen Punkte der Bahnhöfe, ziemlich tief in die Stadt hineingeschoben, an welche das Aus- und Einströmen des großen Verkehrs gebunden ist, haben die Gruppenbildung der je einem besonderen Bedürfnisse gewidmeten Bauten naturgemäß hervorgerufen; man findet hier die Fabriken der Großindustrie, umgeben von Arbeiterwohnungen. Die großen Kaufhäuser und Magazine haben ganze Häuser und hauptsächlich die Parterres der Hauptverkehrsstraßen occupirt, während die Wohnungen der Reichen, dem Lärme des Verkehrs ferner, an den großen Baumpromenaden und den stillen Parks gelegen sind.

Die Vogelschau, die uns dies Alles leicht mit einem Umblicke vor Augen bringt, bietet außer dem klaren topographischen Begriff noch ein eigenthümliches künstlerisches Bild, nicht gerade das vortheilhafteste, denn die Vogelschau ist die Achillesferse der Menschenwerke, sobald es sich um ästhetischen Eindruck handelt. Wenn ein Fluß, ein Wald aus jedem Gesichtswinkel schön sein kann, so erscheint das Kunstwerk des Menschen nur für einen bestimmten Gesichtswinkel geschaffen. Einigen Bauformen gelingt es diese Schwierigkeit zu überwinden, besonders den Kuppeln und gothischen Domen, wir denken dabei an die überall großartig erscheinende Silhouette der St. Peterskuppel und an den Mailänder Dom, sonst sieht man von oben nur ein wüstes Reich, in dem die Unform waltet. So liegt auch Paris vor uns wie ein grauer Teppich, die mächtigen Häuserblöcke scheinen in den natürlichen Kalkfelsen eingeschnitten, der trümmerartig mit Ziegel- und Schieferschutt überdeckt ist und wenig von der gestaltenden Kraft des Menschengeistes offenbart; nur einzelne Punkte gewinnen eine bestimmte Form, es sind die Triumphsäulen, Triumphbogen und Triumphdome, die sich abheben und als Kehrseite die ausgebrannten Löcher des Teppichs, wo die Commune ihre große Petroleumcigarre abgestreift hat.

Eigentlich wohl wird uns erst, wenn wir hinuntersteigen auf den reinlich gewaschenen Macadam, wenn wir, die Hände in den Taschen, behaglich an den eleganten Quais oder auf den langen Trottoirs dahinschlendern, wo uns nichts nöthigt, etwas zu hören oder im Auge zu behalten, wodurch wir eben Muße behalten, grade das zu sehen und zu hören, was uns beliebt. Dem Spaziergänger bietet Paris seine beste Putzseite; die Trottoirs sind nicht von schluchtenartigen Rinnsteinen begrenzt, das Traversiren der Fahrstraßen verursacht trotz des großen Verkehrs keine solche Aengstlichkeit wie bei uns, was hauptsächlich dem gleichmäßigen Fahrtempo zuzuschreiben ist, welches die meisten Wagen innehalten. Wie soll man bei uns Sicherheit beim Ueberschreiten des Fahrdammes gewinnen, wenn man jeden Augenblick in der Rechnung über die Schnelligkeit eines herankommenden Gefährts getäuscht wird? Entweder man kann noch ein Plauderstündchen inmitten des Fahrdammes abhalten, bevor die einige hundert Schritt entfernte Droschke zweiter Classe, mit ihrem pendelartigen Trap-Trap, herankommt, oder man muß in höchster Eile flüchten, wenn ein Bierwagen oder eine Equipage in unsinniger Eile unerwartet um die Ecke braust. Gewiß ist nicht die Polizei allein im Stande diesem Unwesen zu steuern, so etwas muß in Fleisch und Blut des Publicums übergegangen sein.

Die Fronten der pariser Stadthäuser sind nicht geschmackvoller als die unsrigen, doch haben sie den großen Vorzug der allgemein durchgehenden Naturfarbe. Die Färbung des überall verwendeten Kalksteins ist nicht einmal besonders schön; aber das Auge verträgt lieber eine gewisse Monotonie, als die in schmalen Streifen abwechselnde Oelfarbenpracht unserer Straßen, welche mit ihren lachs- oder resedafarbenen, oder weißgelben Fetzen aussehen wie ein Handschuhladen, in dem alle Modefarben nebeneinander ausgelegt sind. Auch sieht man in Paris nicht diese unmöglichen Erker und Balkone, welche bei uns mittelst Eisen und Gyps über dem schmalen Balken eines riesigen Schaufensters mit erschreckender Kühnheit zusammengeleimt werden. Die durchgehende Steinconstruction führt von selbst zu gesunderen Formen, wie denn auch die durchweg sichtbaren steileren Dächer charakteristischer für das nordische Wohnhaus sind, als die bei uns übliche Art, das flache Dach hinter einer sehr feuergefährlichen Zinkbalustrade zu verbergen, was immer die für unsere klimatischen Verhältnisse unpassende und unwahre Idee hervorbringt, als promenirten wir mitunter auf den Dächern. Von einzelnen Bauten gibt der neue Anbau des Justizpalastes einen bemerkenswerthen Versuch, den Gewölbebau mit griechischen Formen durchzuführen. Theoretisch genommen fiele dies mit den Bestrebungen der eigentlich sogenannten Berliner Schule zusammen; aber in der Praxis ist bei uns seit Schinkel nicht viel mehr davon zu spüren. Uebrigens bietet auch Paris genug Beispiele von Bauten, wo der geringe Zuwachs an ideellem Inhalt in keinem Verhältnisse zu den aufgewandten Mitteln steht. Hierzu gehört in erster Linie die neue große Oper. Das Vorbild des Treppenhauses hat die Wiener Oper geliefert, das Hauptmotiv des Zuschauerraumes ist dem Vaudevilletheater am Boulevard entnommen, wo dasselbe in kleinerem Maßstabe ungleich glücklicher wirkt; die kostspielige Polychromie des außen verwendeten Marmors ist verschwunden, weil mit der durch das Wetter zerstörten Politur auch die Farbe des Marmors unscheinbar wird. Die Pariser selbst finden, das einige tausendmal wiederholte Decorationsmotiv der Lyra mit obligatem Lorbeer und Schleifen, sei doch etwas zu viel des Guten; uns erinnert diese Verzierungsweise an ein deutsches Project, das

Digitized by Google

ominöser Weise mit einigen tausend antiken Pechpfannen ausgestattet war. Das elegante Paris des dritten Napoleon und des berühmten Haußmann hat auch sonst seine nicht zu versteckenden dunkeln Kehrseiten. Wenn der Straßenstaub über den Häuptern der drängenden, geschäftsmüden Menge aufwirbelt, so empfindet man den weiten Abstand des Macadams von dem noblen florentinischen Marmorpflaster. Der Marmor ist selbst für das luxuriöse Paris zu theuer, und der vom Ruß der Essen geschwärzte Stein, wird selten von einer günstigen Sonne erleuchtet. Die in den großen Steinkäfigen vermauerten Menschen finden draußen dieselbe durch Gas und Verbrauch verdorbene Luft wieder; die Bäume der Squares sind grau, und die Gärten ohne erquickende Frische. Dringt man von der immerhin noch glänzenden Außenseite zurück in das Innere dieser Paläste zu sechs Etagen, so findet man enge, schmutzige Treppen, auf denen die bekannten schwarzen Käfer krabbeln, einige Prunkgemächer, aber viel mehr Zimmer, die ihr Weniges an Luft aus engen Höfen oder Oberlichträumen erhalten, in denen alle möglichen potenzirten Gerüche sich mischen. Mit einem Worte, man begegnet dem ganzen Jammer der Großstadt und muß zugeben, daß die Forderung der Reinlichkeit schwerer zu erfüllen ist, als das Verlangen nach Marmorsäulen und vergoldeten Plafonds. Wo bleibt das in der Morgue verbrauchte Wasser, fließt es wieder ohne Weiteres in die Seine zurück, zu den nahe liegenden Wasch- und Badeanstalten? Man fragt nicht danach, ebensowenig wie nach manchen anderen Räthseln, welche der Haushalt einer Millionenstadt umschließt.

Untersuchen wir die Durchbildung des wirthschaftlichen Systems, so müssen wir immerhin den großen Fortschritt bemerken, den die einzelnen Zweige gemacht haben. Die Wasserversorgung, ein Hauptfactor zur Erhaltung der Reinlichkeit, hat bedeutende Umwandlungen und Erweiterungen erfahren. Das alte Paris besaß schon einen römischen Viaduct, später hob man das Seinewasser durch Pumpen, aber der erste große Fortschritt geschah unter dem ersten Kaiserreiche, durch Anlage des Canals der l'Ourcq. Dieser Anlage folgten die berühmten artesischen Brunnen von Grenelle und Passy; aber das Wasser der Seine, wie auch das der l'Ourcq waren unrein und konnten kaum für die Küchen benutzt werden. Jetzt wird dasselbe nur für die Fontainen, Straßenhydranten und zur Versorgung der Parks verwendet, das eigentliche Trinkwasser kommt vom Plateau der Champagne, aus der Dhuis und der Marne, und genügt nach Menge und Beschaffenheit den sanitären Ansprüchen.

Die Abführung des verbrauchten, verunreinigten, sowie des Regenwassers geschieht durch unterirdische überwölbte, mittelst Cementmörtel undurchlässig gemachte Canäle. Das jetzige System hat sich allmählich aus den ursprünglich offenen Abflußgräben mit natürlichem Gefälle entwickelt. Schon im vierzehnten Jahrhundert hatte man angefangen, einige der alten gesundheitsgefährlichen Abzugsgräben zu überwölben, aber erst unter dem ersten Kaiserreiche, das seiner cäsarischen Pflichten eingedenk, mit den Römern wetteifern wollte, kam System in diese für den Gesundheitszustand der Stadt hauptsächlich nöthigen Arbeiten. Augenblicklich existirt ein ausgedehntes Netz unterirdischer Canäle, welches bei Asnières in große Bassins und dann in die Seine geführt wird. Die Hauptcanäle bilden große Tunnels mit festen Trottoirs an beiden Seiten, ein Ueberzug und die Mauerung in Cementmörtel soll die Undurchlässigkeit sicherstellen. Ob dieser wichtige Zweck erreicht wird, bleibt in Frage. Die Reinigung geschieht durch Handbetrieb, in den kleineren Querschnitten durch Besen, in den größeren durch bewegliche, dem Profil angepaßte Bretter. Eine Anzahl der neueren Häuser führen alle Auswurfstoffe in diese Canäle ab; indeß existirt eine allgemeine Verpflichtung hierzu nicht, und es bleibt deshalb in Bezug auf die Reinlichkeit der Häuser noch Vieles zu wünschen übrig, während Straßen und Plätze hinreichend mit Abzugscanälen versorgt sind.

Die Erleuchtung mit Kohlengas besteht seit 1829, doch bleibt der Consum pro Kopf unter dem von London und Berlin, da der Franzose in seiner Privatwohnung das Gas nicht anzuwenden liebt. Bei alle dem bedecken die Gebäude und Lagerplätze der Gasfabriken ein Hundertstel der ganzen Stadtoberfläche, was eine ungefähre Idee von der Wichtigkeit dieser öffentlichen Anlagen gibt. Die Gesellschaft sucht den Gasconsum durch ihr Entgegenkommen möglichst zu befördern, indem sie ihre Röhren auf ihre Kosten in die Häuser hinein und bis vor die Thüren der höchsten Stockwerke führt.

Für die innere Entwicklung der Eisenbahnen ist bisher nichts geschehen. In diesem Punkte behaupten London und Newyork einen entschiedenen Vorzug. Allerdings sind die acht Pariser Personenbahnhöfe meist sehr weit in die Stadt hineingeschoben, aber die Gürtelbahn kann nicht mit Vortheil zur Verbindung derselben benutzt werden, auch die Markthallen werden durch den gewöhnlichen Wagenverkehr verproviantirt.

Was am meisten dazu beiträgt, den Gesundheit zerstörenden Einflüssen einer Großstadt zu begegnen, wollen wir am wenigsten vergessen; es sind die Privatgärten, die bepflanzten Squars und vor allem die großen öffentlichen Parks. Besonders sind letztere in Paris zahlreich vorhanden und vorzüglich erhalten; das boulogner Holz, der Acclimationsgarten, Jardin des plantes, die Buttes Chaumont, der Garten von Monceaux, der des Luxembourg und der Tuilerien, der Champs élysées und andere imponiren schon durch ihre Anzahl, und die Geschichte einiger davon ist eng mit den Fortschritten der Wissenschaft verknüpft. Einigemal hat man versucht die pittoresken Scenerien der großen Natur nachzuahmen und die Folge dieser gelegentlichen Spielereien ist ein etwas theatralischer Eindruck. Dies mißfällt zwar der kleinen Anzahl Weitgereister, welche alle landschaftlichen Schönheiten der Erde aus eigner Anschauung kennen, aber es ist doch eine Wohlthat und phantasievolle Anregung für die große Menge, welche niemals das Glück haben wird, die Rheinufer, die Alpen oder die Wasserfälle von Tivoli zu sehen.

Dies führt uns zu der Bemerkung, daß die oben erwähnten Anlagen schon ebensosehr der Fürsorge für die Gesundheit der Seele, als der für die Gesundheit des Körpers Rechnung tragen sollen; und gewiß ist Erstere in dem großstädtischen Treiben ebenso schwer zu erhalten als die Letztere, denn nirgends liegt der Vergleich der verschiedenen Lebensstellungen und der zu erlangenden Genüsse so nahe als hier und muß zu Reflexionen Anlaß geben, die als moralisches Gift wirken. Im Schooße der armen Familien, welche öfter unglücklich, mitunter schlecht sind, bildet sich durch diese Vergleiche gar zu leicht die Verschwörung gegen Alle. Um den so genährten Haß zu ersticken, hat das große Gemeinwesen, soweit seine Befugnisse reichen, die Pflicht, den gesunden Luxus und damit Freude am Dasein gleichmäßig zu vertheilen. Ob mit der Anlage der opulenten Arbeitercafés Haußmanns der rechte Weg eingeschlagen wurde, ob die aristokratischen Parks, wie der von Monceaux, welcher, obgleich dem großen Publicum offen, doch hauptsächlich ein Beneficium für die anstoßenden Palais mit ihren dahin führenden Privatausgängen bleibt, geeignet sind, die schlechten Leidenschaften niederzuhalten? — Die kurze Herrschaft der Commune hat wenigstens zum Theil hierauf Antwort gegeben.

Den reichen Bildungsmitteln der Großstadt entsprechend, müßten wir erwarten, hier einem besonders begabten Geschlecht zu begegnen, das ist aber doch nur bedingungsweise der Fall, denn obgleich die verwickelt durch einander arbeitenden Lebenselemente ein Ferment erzeugen, das treibend auf die Intelligenz der Bewohner zurückwirkt, so liegt doch für den gebornen Großstädter die Gefahr nahe, Alles zu leicht und ohne Anstrengung faßlich zu finden, zu frühzeitig von zu vielem Neuen unterrichtet zu werden, von der einen Erscheinung zu rasch zur andern zu eilen, was dann die geistige Entwicklung nach der oberflächlichen Breite hindrängt. Der Großstädter wird leicht zum Schwätzer und verliert seine Zeit an Geringfügigkeiten, er läßt sich gern durch eine Fliege zerstreuen. Der Entwicklung nach der Tiefe des Wesens hin, welche allein die Vorbedingung aller geistigen Production bleibt, ist das Leben der Großstadt nicht günstig. Die oben ausgesprochene Erfahrung wird schon in älterer Zeit bestätigt, war doch unter den berühmten Meistern der Renaissancekunst nur ein geborener Römer und deshalb durch den Beinamen Romano ausgezeichnet. Alle die anderen Geistessterne, deren Leistungen die Kunst auf Jahrhunderte beherrschen sollten, verlebten ihre Jugend in kleineren Orten und fanden in Rom nur den günstigen Vereinigungspunkt, und hauptsächlich die großen Aufgaben, an denen sie ihr Talent zur vollen Entfaltung bringen konnten. Wie der Kiesel erst Feuer gibt, wenn ihn der Stahl trifft, so bedarf es des harten Ringens der in der Großstadt aufeinander treffenden Männer, um ihnen die höchste Kraftäußerung zu entlocken. So ist von Paris ein respectabler Theil der modernen Wissenschaft und Kunstübung, besonders der Malerei, ausgegangen, aber die Träger der berühmtesten Namen gehören ihrem Ursprunge nach großentheils den Provinzen, mitunter sogar dem Auslande an; Ausnahmen sind selbstverständlich. Von der durch Victor Hugo in Scene gesetzten Apotheose des Pariser Straßenjungen ist nicht viel zu reden. Die gerühmte Genialität ist eigentlich nur frecher Witz, unverschämtes Alles und Nichts wissen; es ist das Phosphoresciren der in Fäulniß übergehenden Stoffe. Grad

Digitized by Google

die untersten Classen der Gesellschaft haben nichts von den etwaigen Vortheilen der Großstadt, sie werden vom Schmutze der großen Maschine überdeckt und würden körperlich und geistig zu Grunde gehen, wenn sie nicht durch frischen Zuzug vom Lande fortlaufend regenerirt würden. In der That sind Fremde und oftmals Deutsche die besten Arbeiter der Pariser Ateliers und obgleich der letzte Krieg viele davon vertrieben hat, so darf man doch nicht glauben, daß der deutsche Arbeiter ganz aus den Fabriken verschwunden ist. Man kann sich davon überzeugen, wenn man die großen Werkstätten besucht, in denen Marmor, Bronze, Glas und Emaillen zu tausend Kunstobjecten verarbeitet werden, die wir sammt Gobelins und Pendülen vorzugsweise in Paris zu suchen pflegen, um sie mit unserem guten Gelde theuer genug zu bezahlen. Leider können wir diese Dinge nicht entbehren, wenn wir nicht Spartaner werden wollen, und unsere eigene Kunstindustrie wird noch lange nicht im Stande sein, uns damit zu versehen. Die einfachen Gründe sind, daß der zu geringe eigene Verbrauch und der für diese Artikel fehlende Weltmarkt diese Producte bei uns zu theuer machen, bei denen die mögliche Vertheilung der hohen Modellkosten eine große Rolle spielt. Der Verkehr mit den Chefs der Pariser Kunstindustrie zeigt übrigens den dortigen Geschäftsmann in vortheilhaftem Lichte. Man begegnet solider Fachkenntniß und einem gänzlichen Mangel der bei uns oft unangenehm hervortretenden Commissionsschnapperei. Jeder bietet nur zum Verkaufe an, was er selbst macht. Natürlich muß man hierbei die Eigenthümlichkeiten des Pariser und besonders sein immenses Sprechtalent mit in Kauf nehmen. Es gibt in der Regel eine für unsere Denkart lächerliche Scene, wenn der Chef eines großen Hauses sich in Positur setzt, um dem fremden Barbaren einen Beweis seiner Eloquenz zu geben. Hierzu werden die Stühle sorgfältig gerückt, und das Licht gehörig vertheilt. Der Franzose liebt eben die Rede als solche und geräth in gelinde Trunkenheit, wenn eine schön gerundete Periode aus eigenem oder fremdem Munde in sein Ohr dringt, er ist dann ganz befriedigt, ohne zu genau auf das Wesen der Sache zu achten. Dies ist eine Neigung, die dem Theater zu Hülfe kommt.

Zum Schluß unserer Studie werfen wir noch einen Blick auf Berlin, das nach der letzten Volkszählung seine Million Einwohner zusammen hat und damit erst eigenlich in die Reihe der Weltstädte eintritt. Berlin ist also in diesem Sinne noch recht jung, und es kann nicht befremden, daß ihm noch manche Vorzüge der älteren Städte abgehen. Das rapide Wachsthum hat ohnehin etwas chaotisch Ungeordnetes zur Folge. Das Berlin vor zwanzig Jahren, mit seinen durch dünne Butterschnitten fournirten ästhetischen Thees, mit seinen Dreierschrippenrestaurants und seinem Enthusiasmus für die Sonntage, hat schon gar keine Aehnlichkeit mehr mit der heutigen Stadt, welche mit der zunehmenden Wohlhabenheit einen breiteren Stil des Behagens zur Schau trägt. Man muß etwa im Sommer die großen Brauereien vor den östlichen Thoren besuchen, um zu sehen, wie unsere Arbeiterbevölkerung die Kärglichkeit des Lebens, welche früher einen Unterschied gegen süddeutsches Leben ausmachte, gegen die Gewohnheit sehr solider Genüsse ausgetauscht hat. Die verflossene Gründerei war eine Epidemie, die sicher viele Kreise in Mitleidenschaft gezogen und sogar ruinirt hat, aber die enorme Productionskraft der Berliner Industrie wird diese Schäden bald wieder ausgleichen. Berlin ist die erste Fabrikstadt Deutschlands. Das alte solide Geschäft ist durch den Krach wieder unabhängig geworden von den Fluctuationen der Börse und von diesem falschen Directorenwesen, welches überall den Techniker bei Seite schob, um dafür einen habilen Finanzier einzusetzen, durch dessen naturgemäß anderen Zielen zusteuernden Einfluß das Produciren zu einer nebensächlichen Operation heruntergedrückt und das Fortschreiten zu neuen, nicht sofort handelsmäßigen Artikeln ganz verhindert wurde.

An der baulichen Abrundung und der Durchbildung des Schönen wird Berlin durch seine rasche Vergrößerung verhindert. Gewisse Verhältnisse, wie das einsichtslose Ueberschätzen der weit vom Centrum abliegenden Terrainwerthe, haben die Stadt, welche überhaupt noch keine Abschlußform gewonnen hat, noch mehr mit weitausflatternden Fetzen behängt, wodurch dem System der Organisation eine Menge von Schwierigkeiten erwachsen. Die letzte Verordnung über die Anlage neuer Straßen läßt für die Zukunft einige Abhülfe hoffen.

Die ästhetische Erscheinung des Stadtbildes ist wohl noch am weitesten zurück, es sind meist nur schöne Anfänge vorhanden und mitunter fehlen auch diese. Das ausgezeichnete Stadtschloß mit den Museen würde erst durch den Dombau zum imponirenden Mittelpunkt werden. Die anschließenden Linden mit den Palais, dem Zeughause ꝛc. bis zum Brandenburger Thore geben eine unvergleichlich große monumentale Axe, aber leider schließt damit das Bild, denn die Königstraße ist keine geeignete Fortführung. Das schon früher aufgetauchte Project, die Spree an Stelle der Schloßapotheke breit zu überbrücken und eine große Straße in der Richtung auf das Rathhaus bis zum Alexanderplatze durchzuführen, wäre ein großer Gewinn, auch würde dann erst der durchaus nothwendige Dombau den rechten Platz gewinnen, den er unbedingt in der Nähe des Stadtschlosses erhalten müßte. Die Spree trägt bis jetzt wenig zur Verschönerung der Stadt bei, es fehlen die Uferstraßen und monumentalen Brücken, welche den Fluß erst zur Geltung bringen würden, auf dem sich eine die Stadt ganz durchziehende Dampfschifffahrt entwickeln müßte. Einen Sammelpunkt für die promenirende Gesellschaft gibt es noch gar nicht; die Linden sind hierzu zu monumental und müssen es auch bleiben, aber keine andere Straße bietet durch geeignete Anlagen einen Vorzug für die, welche im Freien verweilen wollen, ohne sich zu weit aus dem städtischen Leben zu entfernen. Unser Klima würde wohl überhaupt einer derartigen Anlage engere Grenzen ziehen, aber dennoch bleibt dies eine, in der Zukunft sicher zur Lösung kommende Forderung.

Von organischen Einrichtungen der wirthschaftlichen Maschine war bisher noch wenig zu spüren. Die Canalisation bildet den ersten wichtigen Abschnitt, die geplante Stadtbahn den zweiten. Hoffentlich lassen auch die Markthallen nicht mehr allzulange auf sich warten. Für die Anlage und Instandhaltung der öffentlichen Parks ist vieles Dankenswerthe geschehen. Die Bewässerung des Thiergartens aus besonderen Brunnen hat diesen wieder zugänglich und zum angenehmen Aufenthaltsorte gemacht. Vielleicht bringt uns die Zukunft noch einmal, statt des etwas zu überwiegenden sterilen Stangenwaldes, eine frischere landschaftliche Auffassung und einige lustige Hütten zum gelegentlichen Schutze für das promenirende Publicum. „Chi va piano, va sano," erinnert zwar etwas an das classische: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht"; aber es ist eine gute Regel, mit der sich etwas erreichen läßt. Man muß nur maschiren, wenn auch nicht an der Tête der Civilisation, wie unsere westlichen Nachbarn, doch in Mitte des großen Stromes der Ideen, der die gesunden Umwandlungen hervorbringt.

G. Ebe.

Notizen.

Der deutsche Reichsanzeiger ist seit einiger Zeit sehr interessant geworden. Man studirt eifrig, was er sagt und noch mehr, was er verschweigt. Selbst seine Citate anderer Blätter erregen die größte Aufmerksamkeit. Die Gründe dieser Bevorzugung Seitens des Publicums, die mit der augenblicklichen Ungnade, in welche die Officiösen gefallen sind, zusammenhängt, bedürfen keiner weitläufigen Erklärung. Das amtliche Blatt hat dabei den Vortheil, daß es, um das Interesse seiner Leser wachzuhalten, keine sonderlichen Anstrengungen zu machen braucht. Seinen Berliner Collegen ist es nicht so gut beschieden. Welche Kraftproben müssen sie nicht aufwenden, um dasselbe Resultat zu erreichen, das ihnen dabei oft genug, wie dem weiland Tantalus die hangenden Früchte, von einem neckischen Schicksal entführt wird. Das Geheimniß, die Sympathien eines großen Leserkreises zu gewinnen und festzuhalten, ist nur Wenigen verliehen. Wie viele Andere müssen nicht zu dem precären und bedenklichen Mittel des Skandals greifen. Auch Unglücksfälle, drastisch erzählt, Mord und Diebstahl gehören zu den häufig verwandten Künsten der Attraction und des Abonnentenfangs. Es kann ja ohnehin nicht zu den Sonnenseiten des Journalismus gerechnet werden, daß er oft von schlimmen Zufällen Anderer Vortheil zieht. Darin gleicht er den Aerzten, die in Cholerazeiten prosperiren, oder jungen Officieren, die, wenn es losgeht und Krieg ausbricht, sich auf Avancement freuen. Die Letzteren tragen dabei wenigstens ihre Haut zu Markte oder riskiren wenigstens ihre Gliedmaßen nebst entsprechendem lebenslänglichem Rheumatismus, während der Zeitungsschreiber hinter dem warmen Ofen mit bewegtem Herzen schwungreiche Leitartikel schreibt und dabei gelegentlich berechnet, wie hoch wohl infolge der günstigen Conjunctur der Zuwachs des Blattes, Annoncen einbegriffen, sich beziffern werde. Es gibt keinen

Digitized by Google

so bösen Wind, sagt das englische Sprichwort, daß er nicht irgend Jemandem Gutes bringe. Kluge Leute wissen überall aus den nun einmal gegebenen Verhältnissen das bestmögliche Capital zu schlagen. Man will das bekanntlich sogar gewiegten Politikern zum Ruhme nachsagen. Schweizer Reisende, die in den fünfziger Jahren das Faulhorn bestiegen, erinnern sich vielleicht noch des früheren Wirthes, ausgezeichnet durch seine rothe Nase und die stille Wehmuth, mit welcher er Abends den Gästen von seiner verstorbenen Frau erzählte. Seit ihrem Tode, sagte er mit bewegter Stimme, fühle er sich besonders an Regentagen in solcher Höhe ganz einsam und verlassen. Am andern Morgen, wenn er den Touristen die Rechnung überreichte, stimmte oft nicht die Addition. Machte man ihn höflich darauf aufmerksam, so zerdrückte der gefühlvolle Mann eine Thräne im Augenwinkel und sagte, so oft er an seine selige Frau denke, wisse er niemals recht, was er thue. Niemand zweifelte an der Aufrichtigkeit seines Schmerzes, wenn es auch auffällig erscheinen mußte, daß der Irrthum stets zu Gunsten des Wirthes ausfiel und niemals umgekehrt. Es versteht sich, daß Journalisten, die von jeder öffentlichen Calamität profitiren, nicht ganz in dieselbe Linie gestellt werden dürfen. Auch findet eine publicistische Ausbeutung dessen, was dem Nebenmenschen an Fatalitäten passiren mag, anderswo, beispielsweise in America, noch viel offenherziger statt. Man erinnert sich des Vorganges bei Chicago, wo nach einem Eisenbahnunfall der Zug an der schlimmen Stelle sehr langsam fuhr. Die Passagiere bemerkten einen kleinen Jungen, der neben dem Zuge herlief und erfuhren bald nicht gerade zur Vermehrung ihres Behagens, sein Vater sei Zeitungsreporter und er solle ihn, wenn wieder ein Unglück passire, sofort benachrichtigen, damit das Telegramm rechtzeitig nach Newyork abgehen könne. Im Uebrigen hat auch unser Reichsanzeiger neulich wohl nicht umsonst die auf den deutschen Eisenbahnen in einem gegebenen Zeitraum vorgekommenen Körperverletzungen und Todesfälle zusammengestellt. Damit sollte ohne Zweifel, wie es fast den Anschein hatte, für die Reichsbahnen eine nützliche Propaganda gemacht werden. Und so wird in derselben Ideenreihe jede künftige Entgleisung oder Kesselexplosion, jeder Zusammenstoß zweier Züge dem großartigen Plane Vorschub leisten. Es fehlte nur noch, daß verdrießliche Gegner der Reichsbahnen für solche schreckliche Vorkommnisse die Reichsregierung und sonstige Freunde des Planes verantwortlich machen und frischweg behaupten, diese hätten in teuflischer Berechnung jene Ereignisse zur Förderung ihrer Lieblingsidee absichtlich herbeigeführt. Es würde ihnen das aber Niemand glauben. Die Reichsbahnen haben eine sichere Zukunft und können eine derartige sinistre Reclame entbehren. Allerdings lehrt die Geschichte, daß, bevor eine für die Menschheit heilsame Reform ins Leben tritt, fast immer Opfer und Märtyrer ihren Weg bezeichnen. Wenn erst die durch habgierige oder leichtsinnige Bahnverwaltungen, sowie durch den Mangel einheitlicher Leitung versorgte Statistik der Verwundeten und Todten noch mehr anschwillt, wird man bald die Widersacher der Reichslinien mit der Laterne suchen können.

* * *

Wirklich gebildete Menschen reichen sich über die Schranken nationaler Vorurtheile hinweg die Hände zu gemeinsamen Schaffen und Wirken und die Republik der Geister wirbt unermüdlich neue Gesinnungsgenossen. „Revue philosophique de la France et de l'étranger" betitelt sich eine neue Monatsschrift, die unter Th. Ribots Redaction in Paris bei Germer Baillière & Co. erscheint. Die Vorrede des ersten Heftes zeichnet in klaren Linien den Zweck der Revue; sie will nicht einem System als Festung dienen, von der aus es alle andern bekämpft, sondern beabsichtigt ein Sammelplatz aller Richtungen auf philosophischem Gebiete zu werden und dem gebildetem Leser die allgemeine Ueberschau zu bieten. Daß dabei der deutschen Wissenschaft ein großer Platz eingeräumt ist, erklärt sich durch unsere Rührigkeit auf diesem Gebiete. Die ersten zwei Bände enthalten eingehende Analysen folgender deutscher Werke: W. Wundt „Ueber den Einfluß der Philosophie auf die Erfahrungswissenschaften"; E. v. Hartmann „Die Religion der Zukunft"; E. Breutano „Psychologie vom empirischen Standpunkt"; A. Horwicz „Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage"; Schmitz-Dumont „Zeit und Raum"; Bruno Fischer „Francis Bacon und seine Nachfolger", dazu kommen noch Notizen über die philosophischen Zeitschriften Deutschlands. Die Art der Darstellung bleibt entfernt von jeder Phraseologie, mit klarer Bestimmtheit treten in den Analysen die leitenden Gedanken hervor und alle Citate sind, was Herrn Tissot überraschen wird, orthographisch richtig.

Wir begrüßen das Unternehmen mit herzlicher Sympathie und deuten es als günstiges Zeichen für den künftigen Verkehr der beiden Nachbarvölker.

Eine zweite Zeitschrift ist uns aus Italien zugegangen, ihr Titel ist „Rivista internationale", ihr Herausgeber C. B. Giusti. Bei dem Lesen des Vorwortes fühlt der Deutsche mit freudigem Stolz, daß die großen Geister seiner Heimat auch jenseits der Alpen hoch verehrt und geliebt werden. Es spricht eine warme Begeisterung aus der Einleitung, die, fern von jeder Schmeichelei, dem Genius Deutschlands huldigt. Karl Bartsch veröffentlicht eine Abhandlung „Wie die Nibelungensage ihre poetische Form gefunden hat"; Karl Witte, der berühmte Kenner Dantes, eine Studie über die Frau des Dichters Gemma Donati, und Adolf Wagner (Berlin) über „Staatseisenbahnen". Beiden Artikeln ist die Notiz beigefügt, daß sie von den Autoren italienisch geschrieben sind. Der folgende Aufsatz von Scartazzini beschäftigt sich mit dem Darwinismus in Deutschland. Im belletristischen Theile begegnen uns Heyses „Märtyrer der Phantasie" und meisterhafte Uebersetzungen dreier Balladen von Bürger, aus Giusti's Feder, darunter „Leonore". Das Gespräch zwischen dem Mädchen und der Mutter ist unübertrefflich; treu und dennoch selbständig gibt es die Stimmung wieder.

Inserate.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin** NW.
(Besser'sche Buchhandlg., 10. Marienstr.)

Novellen von Marie von Olfers.
8. eleg. geh. 6 *M.*
Inhalt: Jeremias und die schöne Vincenzia. Der Herr des Hauses, Frau Evchen, Die Verlobte, Regina.

Neue Novellen von Marie von Olfers.
8. eleg. geh. 6 *M.*
Inhalt: Ob er wohl Riekchen heirathen kann, Frost in Blüthen, Jungfer Modeste, Eigenthum.

Zweite, neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage:

Friedrich von Hellwald

Culturgeschichte

in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.

18—20 Lieferungen à 1 *M.* Lieferung 1 ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von **Lampart & Comp.** in **Augsburg.**

ABONNEMENT DER „Gegenwart" PRO II. QUARTAL 1876.

Unsere geehrten Abonnenten, besonders diejenigen, welche unsere Wochenschrift durch die Post erhalten, erinnern wir hierdurch an die Erneuerung ihres Abonnements pro II. Quartal 1876, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Uebersendung entsteht:

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. EXPEDITION UND VERLAG DER „GEGENWART".

Digitized by Google

Empfehlenswerthe neuere Werke
aus dem Musik-Verlage von
C. A. CHALLIER & Co.,
Berlin S.W., Leipzigerstr. 56.

A. Instrumental-Musik.

a. Für Violine und Pianoforte.

Grüel, E. Op. 5. Barcarolle . . ℳ 1.—.
Urban, H. Op. 15. Drei Stücke in Tanzform. Nr. 1. Sylphen . . - 1.50.
Nr. 2. Gnomen . . . . . - 1.50.
Nr. 3. Bacchantinnen . . . . . - 1.50.
Weyermann, M. Op. 12. Variationen über ein Originalthema . . - 5.—.

b. Für Violoncello und Pianoforte.

de Swert, Jules. Op. 27. Chanson du pâtre . . . . . ℳ 1.75.
— Glöcklein i. Thale (a. Euryanthe) - 1.25.
— O wie wogt es sich (a. Oberon). - 1.25.
— Türkischer Marsch . . . . . - 1.—.
— Drei Stücke von Händel à . . - 1.—.

c. Für Flöte und Pianoforte.

Terschak, A. Op. 114. Improvisationen über beliebte Volkslieder verschiedener Nationen.
Nr. 1. Kathleen mavourneen (Irisch) ℳ 1.25.
Nr. 2. O Susanna (Amerikanisch) . - 1.25.
Nr. 3. Im Rosenduft (Schwedisch) . - 1.50.
Nr. 4. Die Bajadere (Französisch) . - 2.—.
Nr. 5. Am Guadalquivir (Spanisch) - 1.50.
Nr. 6. In einem kühlen Grunde (Deutsch) . . . . . - 1.50.
— Op. 120. Skizzen (Lieder ohne Worte) 2 Hefte à . . . . . - 3.—.

d. Für zwei Klaviere.

Vogt, J. Op. 82. Präludium und Fuge . . . . . ℳ 3.—.

e. Für Pianoforte vierhändig.

Kücken, F. Op. 95. Das maurische Ständchen. Fantasie . . . . . ℳ 2.—.
Lessmann, O. Op. 11. Beethoven-Marsch . . . . . - 1.50.
— Op. 12. Trauermarsch . . . . - 1.50.
Lichner, H. Op. 85. Aus der Jugendzeit. Zwölf ganz leichte melodische Tonstücke in geordneter Stufenfolge. Nr. 1—12 à - 1.—.
Loeschhorn, A. Op. 99. La Ronde militaire . . . . . - 2.—.
— Op. 113. Leichte und instruktive Tonstücke. 3 Hefte à . . - 2.—.
Vogt, J. Op. 77. Petit divertissement . . . . . - 1.—.

f. Für Pianoforte zweihändig.

Baumfelder, F. Op. 216. Humoristische Studien . . . . . ℳ 2.50.
Bendel, F. Op. 126. Rococco-Tanz - 1.75.
— Op. 127. Kinderträume. Wiegenlied . . . . . - 1.25.
— Op. 128. Valse de Concert . . - 2.—.
— Op. 129. Serbischer Marsch. . - 1.75.
— Op. 130. Mondnacht auf den Lagunen . . . . . - 2.—.
— Op. 131. Ballade . . . . . - 2.50.
Bohm, C. Op. 81. Die Odaliske - 1.50.
Brahmüller, H. Op. 26. Dritte Mazurka . . . . . ℳ 1.50.
— Op. 32. Ballade . . . . . - 1.75.
Dorn, A. Op. 79. Salon-Suite . - 2.—.
Golde, A. Op. 61. Drei Idyllen.
Nr. 1. In den Bergen . . . . - 1.50.
Nr. 2. Am Bache . . . . . - 1.75.
Nr. 3. Im Walde . . . . . - 2.—.
— Op. 62. Drei Charakterstücke.
Nr. 1. Im Wonnemond . . . . - 1.50.
Nr. 2. Frühlingsboten . . . . - 1.50.
Nr. 3. Maifeier . . . . . - 1.50.
Lessmann, O. Op. 14. Vier Stücke - 1.75.
Lichner, H. Op. 86. La Capricieuse - 2.—.
— Op. 87. Im schönen Mai . . . - 1.75.
— Op. 88. Liebeslust und Leid . - 1.50.
— Op. 89. Elfentanz . . . . . - 1.50.
— Op. 90. Frühlingsträume . . . - 1.50.
Loeschhorn, A. Op. 118. Charakteristische Studien z. Förderung des Vortrags und der höheren Technik. 3 Hefte à . . . . . - 4.—.
— Op. 129. Jeu de Najades . . . - 2.—.
— Op. 130. Suite . . . . . - 3.—.
— Op. 131. Vals de Concert . . - 2.—.
— Op. 132. Trois Mazourkas . . - 1.50.
Raff, J. Op. 162. Suite in G-moll - 7.25.
Nr. 1. Elegie in Sonatenform . - 2.50.
Nr. 2. Volkslied m. Variationen - 3.50.
Nr. 3. Ländler . . . . . - 1.75.
Nr. 4. Märchen . . . . . - 2.—.
Schlottmann, L. Op. 40. Concertstück . . . . . - 2.50.
Tappert, W. Op. 6. Sechs Stücke - 1.75.
— Op. 8. Drei Etüden . . . . . - 1.75.
Vogt, J. Op. 81. Schlummerlied - 1.25.
— Op. 83. Fantasie: La vie pour le Czaar . . . . . - 2.—.
Willmers, R. Op. 131. Melodische Tonbilder.
Nr. 1. Deutsche Sage . . . . - 1.50.
Nr. 2. Liebesträumerei . . . . - 1.50.
Nr. 3. Was der Bach sich erzählt . . . . . - 1.50.

B. Vokal-Musik.

a. Männer-Quartette.

Vierling, G. Op. 47. Heft I. In vino veritas. — Ein Hafislied . ℳ 1.75.
— Heft II. Unter blüthenfrischen Bäumen. — Bruder Lustig . . - 2.—.

b. Für gemischten Chor.

Henschel, G. Op. 14. Drei Lieder im Volkston . . . . . ℳ 2.—.
Schlottmann, L. Op. 34.
Nr. 1. Friedenshymnus . . . . - 1.—.
Nr. 2. Der König in Thule . . - 1.—.
Nr. 3. Nun kommt der liebe Frühling . . . . . - 1.—.
Taubert, W. Op. 179. Fünf Lieder (Waldandacht. Lobt Gott den Herrn. Verblüht. Wiedersehen. Weihnachten.) . . . . . - 3.—.

c. Terzette.

Urban, H. Op. 12. Vier Gesänge für 2 Soprane u. Alt. Nr. 1—4. ℳ 1.50.
Wüerst, R. Op. 62. Vom Frühling. Für 3 weibliche Stimmen - 1.75.

d. Duette.

Schäffer, Aug. Op. 115. Der Stockfisch. Komisches Duett. . . . ℳ 2.50.
Taubert, W. Op. 178. Fünf zweistimmige Gesänge . . . . . - 3.75.
Urban, H. Op. 11. Drei Duette für Sopran und Tenor à . . . - 1.25.
Vierling, G. Op. 45. Ach Mutter, liebe Mutter, f. 2 Frauenstimmen - 1.75.
— Op. 46. Zwei Duette f. Sopran und Tenor à . . . . . - 1.—.

e. Für eine Singstimme.

Abt, F. Op. 468.
Nr. 1. Für immer . . . . . ℳ 1.—.
Nr. 2. Wird mir das Herz so weit . . . . . - 1.—.
Nr. 3. Du lieber goldner Sonnenschein . . . . . - 1.—.
Bendel, F. Op. 132. Il Sospiro. Walzer . . . . . - 2.—.
Bradsky, Th. Op. 38. Der Soldat, f. Bass . . . . . - 1.—.
— Op. 39. Nr. 1. Die Sterne . . - —.75.
Nr. 2. Wunsch . . . . . - —.50.
Nr. 3. Liebesloose . . . . . - —.50.
Dorn, A. Op. 85. Schneeglöckchen - 1.50.
— Op. 96. Nr. 1. Vögleins Sehnsucht . . . . . - —.75.
Nr. 2. Deine Augen . . . . - —.75.
Nr. 3. O sage nicht, dass schön - —.75.
Nr. 4. Ich liebe dich . . . . - —.75.
Graben-Hoffmann. Op. 89. Vöglein, Blumen und Sterne . . . - 1.—.
— Op. 90. Abendphantasie . . . - 1.—.
Gumbert, F. Op. 116.
Nr. 1. Den Strauss, den sie gewunden . . . . . - 1.25.
Nr. 2. Das stille Herz . . . . - 1.50.
— Op. 117. Nr. 1. April-Launen - 1.75.
Nr. 2. Zu rechter Zeit . . . . - 1.50.
Hauer, C. Einen Brief soll ich schreiben . . . . . - —.75.
Lessmann, O. Op. 10.
Nr. 1. Traumbild . . . . . - —.50.
Nr. 2. Wach auf, Gesell . . . - —.75.
Nr. 3. Ich stand in dunkeln Träumen . . . . . - —.75.
Nr. 4. Der Herbstwind rüttelt. - —.75.
Rüfer, Ph. Op. 17. Drei Lieder - 1.75.
Schäffer, Aug. Op. 112.
Nr. 1. Greif' zu . . . . . - —.75.
Nr. 2. Die Kleine . . . . . - 1.25.
— Op. 114. Die Vier . . . . . - —.75.
Schlottmann, L. Op. 41.
Nr. 1. Bacchanale . . . . . - 1.—.
Nr. 2. Er liebt mich . . . . . - —.75.
Nr. 3. Abschied . . . . . - 1.—.
Tappert, W. Op. 5. Drei Lieder - 1.50.
— Deutsche Lieder aus dem 15., 16., 17. Jahrhundert . . . . - 4.50.
Taubert, W. Op. 117. Das Glück der Liebe. Ein Liedercyclus . - 3.50.
Wüerst, R. Op. 67.
Nr. 1. Mädchenlied . . . . . - 1.—.
Nr. 2. Die Rose im Thal . . . - 1.—.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 33.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 25. März 1876. Band IX.

AP 30 .G2 v.9 no.13

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die deutsche Reichsrechtsliteratur. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Türkische Diplomaten und die orientalische Frage. Von H. Bambéry. II. — Literatur und Kunst: Freiligrath. Persönliche Erinnerungen an unsern Mitarbeiter. Von Paul Lindau. — Naturwissenschaftliche Revue. Von Carus Sterne. — Aus der Hauptstadt: Ueber die erste Aufführung von Richard Wagners „Tristan und Isolde". Von P. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die deutsche Reichsrechtsliteratur.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Dr. Ludwig von Rönne, Das Staatsrecht des Deutschen Reiches. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Erster Band. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1876.

Es gewährt mir stets ein außerordentliches Vergnügen, zurückzugreifen auf meine kleine Sammlung von Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren aus dem Jahre 1867 und darin heute wieder die Urtheile zu lesen, welche damals über die Verfassung des Norddeutschen Bundes, welche die Grundlage der heutigen Reichsverfassung bildet, gefällt wurden. Den Norddeutschen Bund nannte man einen „blutbefleckten eisernen Käfig" oder den „Werbebezirk des Kaisers Wilhelm", die Verfassung dagegen das „Feigenblatt des Absolutismus" und „die Schmach freiwilliger Knechtschaft"; und Dr. Johann Jacoby, der zuerst den Ausdruck der „Schmach freiwilliger Knechtschaft" auf jene Verfassung angewandt hatte, welche den Reichstag und seine Gesetzgebung an die Stelle der Militärconventionen der Cabinette setzte, stellte daneben noch zwei nicht minder kräftige aber lateinische Redensarten zur Verfügung, nämlich das „Ruere in servitium" (sich in die Sklaverei hinein stürzen) und das „Contra hostem aeterna autoritas esto" (Wider den Feind soll ewig die Majestät des Rechts stehen), welche an sich durchaus nicht zu verachtende Phrasen zwischenzeitig durch einen allzu häufigen Gebrauch ein wenig verschlissen sind. Damals fand das Alles frenetischen Beifall; und es ist nützlich sich daran zu erinnern, weil man dadurch die tröstliche Ueberzeugung gewinnt, daß das deutsche Volk einen guten Magen hat und Mancherlei verdauen kann.

Im Jahre 1870 standen die Dinge schon besser als 1867. Mancher, der 1867 gegen die Verfassung des Norddeutschen Bundes gestimmt hatte, stimmte damals für die Reichsverfassung, obgleich die zahlreichen Reservatrechte und das Veto der Königreiche offenbare Rückschritte waren, oder wenigstens Opfer an constitutionellen Rechten, welche man dem Zustandekommen der Einigung des ganzen Vaterlands brachte.

Im Jahre 1871 aber eilte der Deutschen Reichsverfassung ein Leumundszeuge zu Hülfe, der mindestens ein ebenso strammer Republicaner war, als Dr. Johann Jacoby. Es war Herr Grant, der Präsident der mächtigsten Republik, welche jemals die Welt gesehen hat, der Präsident der Vereinigten Staaten von America, der in seiner vom 7. Februar 1871 datirten Botschaft an den Senat und das Repräsentantenhaus sagte: „Die Einigung der Deutschen Staaten unter einer Regierungsform, die in vielen Punkten derjenigen der americanischen Union gleicht, ist ein Ereigniß, welches nicht verfehlen kann, die Sympathien des Volkes der Vereinigten Staaten zu erwerben. Diese Einigung hat sich in Folge der stetigen und ausharrenden Anstrengungen der Bevölkerung von 25 deutschen Staaten im Verein mit ihren rechtmäßigen Regierungen vollzogen. Das americanische Volk muß dieses Resultat als einen Versuch der Nachahmung einiger der besten Bestimmungen seiner eigenen Verfassung betrachten, vorbehältlich der Modificationen, welche die Geschichte und der sociale Zustand Deutschlands zu erfordern scheinen. Eine jede der Localregierungen der verschiedenen Glieder des Bundes ist durch die Macht selbst geschützt, welche dem Oberhaupt übertragen ist. Dieses erhält im Falle eines Defensivkrieges die nothwendige Gewalt, aber nicht die Autorität, welche ihm einen Eroberungskrieg zu beginnen gestatten würde. Die Wünsche nach nationaler Einheit, welche stets die vielen Millionen gleichsprachiger und benachbarter, aber durch dynastische Eifersüchteleien und den Ehrgeiz kurzsichtiger Führer getrennter und getheilter Menschen erfüllt haben, sie sind endlich befriedigt. Deutschland umfaßt heute eine Bevölkerung von ungefähr 37 Millionen, welche wie die unsrige für ihre Beziehungen nach auswärts unter Einer Regierung geeinigt ist, während ein jeder der Staaten das Recht und die Macht der Controle über seine Localinteressen, seine Eigenthümlichkeiten und besondern Einrichtungen behält. Die Vereinigung großer Mengen freier und gebildeter Menschen muß aus den Regierungen das machen, was sie in Wirklichkeit sein sollten: der Ausdruck des Volkswillens und die Organisation der Macht des Volkes. Die Annahme des americanischen Systems durch ein freies Volk in Europa, welches gewohnt ist, sich selbst zu leiten, wird schließlich zur Folge haben, volksthümliche Einrichtungen zu verbreiten, und den friedlichen Einfluß americanischer Ideen zu erhöhen."

So weit Ulysses S. Grant. Sein Urtheil ist im Wesentlichen richtig. Nur hat er dem Geschmack seiner Adressaten einige Rechnung getragen dadurch, daß er America für den Mittelpunkt der Welt und alles Gute, was sich in der Welt befindet, für eine Nachahmung americanischer Muster erklärte.

Nachahmung ist nun die Verfassung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches durchaus nicht. Sie ist durch und durch Original, und zwar ein außerordentlich kühnes. Was die Weltgeschichte bis jetzt an dauerhaften Bundesstaaten und Staatenbünden kennt, das ruht auf republicanischer Basis, von der durch Perikles begründeten theilweisen hellenischen Einheit uud dem späteren achäischen Bunde bis zur Schweizer Eidgenossenschaft und der americanischen Union. Schon Hermann

der Cherusker hat seine Erfahrungen darüber gemacht, wie schwer es ist, einen Staatenbund zu erhalten, der aus einzelnen Häuptlingen oder Monarchen zusammengesetzt ist.

Gerade aber weil die Verfassung ein durch die Noth und das Bedürfniß erzeugtes Original ist, macht sie auch der wissenschaftlichen und literarischen Bearbeitung besondere Schwierigkeiten. Sie ist weder schwatzhaft, noch schwungvoll. Statt von „hohen und himmlischen Dingen" spricht sie z. B. (Art. 45 und 46) von „Kartoffeln, Düngungsmitteln und ähnlichen Gegenständen". Während die schnell vergänglichen französischen Verfassungen in tönenden Worten die tugendhaften und gemeinnützigen Absichten ihrer Urheber verkünden und sogar die constituirenden Acte des türkischen Sultans und des römischen Papstes sich in bewunderswerthen Reflexionen ergehen, glaubt unsere Verfassung solcher Ornamente entbehren zu können. Sie ist kurz und knapp, wie ein preußisches Exercierreglement.

Man weiß, welchen enormen Arbeitsaufwand unsere alten Reichsjuristen an die Verfassung des „weiland römischen Reiches Deutscher Nation" verschwendet haben. Je hinfälliger, verworrener und kläglicher die Verfassung ward, je mehr sich der Particularismus des bureaukratisch-fiscalischen Territorialstaats in ihren Trümmern einnistete, desto mehr florirte die verzopfte Wissenschaft der Reichsrechtslehrer. Für sie war die Verfassung das, was unsere Pathologen und Aerzte einen „interessanten Fall" nennen, oder gar einen „schönen Fall", d. i. einen Fall, welcher schön ist für Alle, mit alleiniger Ausnahme des Patienten, der daran zu sterben pflegt, wie dies ja auch das alte heilige römische Reich nach einer Agonie von fünfhundert Jahren endlich gethan hat.

Unsere jetzige Reichsverfassung ist solchen wissenschaftlichen Bestrebungen gegenüber außerordentlich grausam und spröde. Sie verschmäht den zweifelhaften Vorzug, ein „schöner Fall" zu sein; und nicht einmal auf die Frage, ob das zusammengesetzte Staatsganze, welches man den „Norddeutschen Bund" und jetzt das „Deutsche Reich" nennt, ein „Bundesstaat" oder ein „Staatenbund" sei, ertheilt sie eine klare und unzweifelhafte Antwort. Natürlich entbrannte sofort ein heftiger Streit über diese Controverse, welche so lebhaft debattirt worden war in den Verhandlungen der achtundvierziger ‚Nationalversammlung" in der Paulskirche, — eine Versammlung, welche uns wegen ihres doctrinären Charakters oft wie eine Fortsetzung der früheren „Germanistencongresse" gemahnte.

Professor Heinrich von Treitschke („Die Verfassung des Norddeutschen Bundes" in den Preußischen Jahrbüchern, Band XIX, Seite 723) und Kreisrichter E. Hiersemenzel, welcher der Bundesverfassung sofort jene, durch Koch's Bearbeitung des Landrechts am besten repräsentirte, specifisch preußische „commentirende Behandlung" zu Theil werden ließ („Die Verfassung des Norddeutschen Bundes, erläutert mit Hülfe und unter vollständiger Mittheilung ihrer Entstehungsgeschichte." Berlin 1867), erklärten den Norddeutschen Bund für einen „Staatenbund". Beide waren mit ihm eigentlich nicht recht zufrieden. Herr von Treitschke war die Sache nicht schnell genug und Herrn Hiersemenzel war sie zu schnell und zu tumultuarisch gegangen. Ersterer vermißte die volle Consequenz des nationalen Einheitsgedankens, Letzterer vermißte die volle Correctheit der preußischen Schablone. „Die Formen des Staatenbundes", sagte Herr von Treitschke, „sind so ängstlich festgehalten, daß sogar die Stimmordnung des alten Bundestags wieder auflebt." Herr von Treitschke übersieht hierbei, daß die Stimmordnung ein secundäres Moment bildet. Die Hauptfrage ist, ob die Bundesgewalt nur kraft einer Delegation der souveränen Einzelstaaten, oder kraft eigenen Rechts besteht, welches letztere aus der Souveränetät der Einzelstaaten gewisse Bestandtheile hinwegnimmt, um sich selbst solche anzueignen; ob die Centralgewalt nur diejenigen Rechte hat, welche ihr durch Vollmacht der Einzelstaaten übertragen sind, oder ob sie die Schranken ihrer Competenz selbst zieht; ob die Gesetzgebung des Ganzen nur Weisungen und Instructionen an die Regierungen der Einzelstaaten erläßt, oder ob sie sich direct an deren Unterthanen wendet, welchen sie ein gemeinsames Gesammtstaatsbürgerrecht verleiht; oder, wie es G. Meyer, damals Privatdocent in Marburg, jetzt ordentlicher Professor in Jena („Grundzüge des Norddeutschen Bundesrechts," Leipzig, F. G. Hermann, 1868), mit juristischer Präcision ausdrückt, ob ein Theil der Staatsaufgaben des Ganzen nur nach gemeinsamen Normen von den einzelnen Staaten erfüllt wird, oder ob eine Theilung der Staatsaufgaben und der Staatsgewalten stattfindet in der Art, daß ein Theil von der Gesammtheit und der andere Theil von den einzelnen Gliedern erfüllt wird; ob die Centralgewalt nur zu den Staatsgewalten der Einzelstaaten, oder auch zu deren Staatsangehörigen in unmittelbarer und directer Beziehung steht. Betrachtet man unsere Verfassung nach diesen Gesichtspunkten, welche ich für die richtigen halte, und erwägt man, daß unsere Reichsgesetzgebung die Bevölkerung unseres Reichs direct und ohne Vermittelung der Regierungen der Einzelstaaten bindet, und daß die Reichsbürger in politischer, militärischer und wirthschaftlicher Beziehung vorzugsweise durch die Reichsgesetze und die Reichsgewalt regiert werden, so kann kein Zweifel darüber obwalten, daß wir in einem Bundesstaat leben, und daß das Stimmverhältniß im Bundesrath daran nichts zu ändern vermag; denn der Bundesrath ist, gleich dem Senat in America und dem Ständerath in der Schweiz, nur ein Factor der legislativen Centralgewalt, wogegen sowohl das Reichsoberhaupt als auch der Reichstag nicht einen föderativen, sondern einem streng einheitlichen und nationalen Charakter tragen, der stark genug ist, um etwaige centrifugale Gelüste des Bundesraths, wenn deren einmal vorkommen sollten, zu überwinden; und was den einzig und allein verantwortlichen Reichskanzler anlangt, so möchte ich an den Ausspruch von De Colme erinnern, daß die vollziehende Gewalt parlamentarisch leichter verantwortlich zu machen und in Schranken zu halten ist, wenn sie statt in einem Collegium, in einer einzigen Hand ruht („the executive power is more easily confined, when it is one").

Doch ich will diese Erörterung hier nicht fortsetzen, sondern zu Nutz und Frommen des Publikums, auch des nichtjuristischen, über die Entwickelung unserer reichsstaatsrechtlichen Literatur berichten, welche in dem oben genannten Werke des Herrn v. Rönne einen vorläufigen Abschluß gefunden.*)

Obgleich die Verfassung des Norddeutschen Bundes vor acht und die des Deutschen Reiches erst vor fünf Jahren zu Stande gekommen, so haben wir doch für beide schon eine recht ansehnliche und beachtenswerthe wissenschaftliche Literatur aufzuweisen.

Ich habe oben schon einige der Werke genannt. Prof. G. Meyer, welchem wir die erste systematische Darstellung der Verfassung des Norddeutschen Bundes verdanken, hat später auch „Staatsrechtliche Erörterungen über die Deutsche Reichsverfassung" (Leipzig 1872) publicirt, welche die juristischen Vorzüge des ersten Werkes mit einer gesunden politischen Kritik verbinden.

Die zeitliche Priorität aber hat das Buch von P. v. Martitz (in Königsberg), betitelt „Betrachtungen über die Verfassung des Norddeutschen Bundes" (Leipzig, 1868). Der Verfasser versucht die Verfassung rechtswissenschaftlich zu construiren und unterzieht sie, von conservativem Standpunkte aus, einer strengen Kritik. Eine gute und klare Darstellung von liberalem Standpunkte aus erschien etwa um dieselbe Zeit in R. Gottschall's „Unsere Zeit" aus der Feder des verdienten Publicisten und militärwissenschaftlichen Schriftstellers H. Blankenburg, Oberst a. D., in Breslau, unter dem Titel „Der Norddeutsche Bund und seine Verfassung".

Kurz nach dem Zustandekommen der Deutschen Reichs-

*) Inzwischen ist eine neue wissenschaftliche Bearbeitung des Reichsstaatsrechts von Prof. Dr. Laband in Straßburg erschienen, deren Besprechung wir uns vorbehalten.

Digitized by Google

verfassung erschienen 1871 die Bücher von Dr. L. Auerbach (Rechtsanwalt in Frankfurt a. M.) und von zwei bayerischen Rechtsgelehrten P. Hauser und E. Riedel, welche die Verfassung nach der Legalordnung erläutern, und zwar Hauser mit vorzugsweiser Berücksichtigung des Verhältnisses zu den Einzelstaaten, insbesondere zu Bayern.

Auch der erste Angriff auf das bundesstaatliche Grundprincip der Verfassung kam aus Bayern in Gestalt eines „Commentars zur Verfassungsurkunde für das Deutsche Reich" von Dr. Max Seydel (Würzburg, 1873). Der Verfasser dieses Commentars interpretirt Alles in föderalistischem Sinne, so daß von der deutschen Einheit nicht viel übrig bleibt. Die Waffen, deren er sich mit nicht zu bestreitender Geschicklichkeit bedient, sind dem Arsenal der americanischen Föderalisten entnommen. Der Kampf hat in Amerika beinahe ein Jahrhundert lang gedauert; er wurde zunächst in der Wissenschaft und dann auch in der Praxis, nämlich im Secessionskrieg, zu Gunsten des bundesstaatlichen Principes entschieden.

In Deutschland wird es solcher Kämpfe schwerlich bedürfen. Bei uns wurde der föderalistische Fehdehandschuh sofort aufgehoben von Prof. Dr. A. Hänel in Kiel, welcher in seinen „Studien zum Deutschen Staatsrechte" (Erste Studie: Die vertragsmäßigen Elemente der Deutschen Reichsverfassung, Leipzig, 1873) das in der Verfassung allerdings ebenfalls enthaltene föderative Element in seine gebührenden Grenzen zurückweist und die südstaatlichen Anschauungen Seydels (ich meine hier das „südstaatlich" im americanischen Sinne) mit der Schärfe juristischer Logik widerlegt. Prof. Hänel ist gegenwärtig Vicepräsident des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses.

Eine sehr beachtenswerthe Schrift ist sodann: Justus C. Westerkamp, damals Obergerichtsassessor in Hannover, jetzt Universitätsprofessor in Göttingen, „Ueber die Reichsverfassung" (Hannover, C. Rümpler, 1873). Der Verfasser ist ein gewiegter Kenner der Verfassungs- und Rechtszustände der Vereinigten Staaten. Seine Parallelen zwischen der deutschen Verfassung auf der einen, und der americanischen und schweizerischen auf der andern Seite, sind außerordentlich lehrreich. Das Ergebniß seiner scharfsinnigen Untersuchung lautet: „Die Reichsverfassung ist die beste, freieste, volksthümlichste Verfassung, deren sich Deutschland oder einer der deutschen Staaten (natürlich Preußen mit inbegriffen) seit vielen Jahrhunderten erfreut hat. Der deutsche Kaiser wird jetzt zumeist gefeiert wegen seiner glänzenden Siege. Spätere Generationen werden sein vornehmstes Verdienst in die feste Einigung der deutschen Staaten setzen." Und für die zukünftige Entwickelung der Verfassung formulirt er folgendes Programm: „Ich wünsche Beschränkung der Zuständigkeit des Reichs auf die nationalen Angelegenheiten, aber soweit seine Zuständigkeit geht, wünsche ich ihm eigene Gesetzgebung, eigene Gesetzesausführung, eigene Gesetzesanwendung. Ich wünsche, daß die particularen und localen Angelegenheiten den Staaten belassen bleiben, und daß sie auf diesem Gebiete eigene Gesetzesgebung, eigene Gesetzesausführung und eigene Gesetzesanwendung behalten. Ich wünsche Lösung der gegenwärtig zwischen dem Reiche und den Staaten bestehenden Verbindung, nach deren Inhalt das Reich an die Staaten Vorschriften erläßt und die Staaten dieselben auszuführen haben; ich kann hiervon keinen Segen erwarten. Ich wünsche, daß die Regierung, sowohl des Reiches als der Staaten, nicht auf die Tüchtigkeit von Einzelnen gegründet wird, denn dies ist eine schwankende, ungewisse Grundlage, sondern auf die allgemeine Tüchtigkeit. Ich wünsche, daß dem Volke, sowohl im Reiche als in den Staaten, eine immer allgemeinere Mitwirkung bei der Regierung gegeben wird, weil die Regierung nichts Anderes ist, als die Besorgung seiner wichtigsten Angelegenheiten."

Es läßt sich nicht verkennen, daß wir seit der Zeit, wo Herr Westerkamp diesen Wunsch aussprach, zwar langsame, aber entschiedene Fortschritte in der Richtung gemacht haben, die er bezeichnet; und daß der Zusammenhang und die Einheit dieser vernünftigen Entwickelung auf das Empfindlichste gestört werden würde, wenn einmal andere Potenzen, als die, unter deren Einfluß das Deutsche Reich, so wie es ist, geworden und gewachsen, die herrschenden würden im Rathe der Fürsten und des Volkes.

Auf die verschiedenen Zeitschriften und Sammelwerke, welche sich der Erörterung der Einrichtungen und der sonstigen Angelegenheiten des Norddeutschen Bundes und später des Deutschen Reiches vorzugsweise gewidmet haben, — ich nenne die Herren Dr. J. K. Glaser (Prof. in Marburg), Dr. A. Koller (in Berlin), Dr. E. Bezold, Prof. Dr. von Holzendorff (in München) und vor Allen den rührigen Publicisten Dr. Georg Hirth in München —, in verdienter Weise einzugehen, fehlt hier der Raum.

Unter den akademischen Schriften verdienen vor allen andern noch Erwähnung „Das deutsche Staatsrecht" von dem kürzlich verstorbenen Reichstagsabgeordneten Präsidenten Robert von Mohl (Tübingen, 1873) und „Die Verfassung des Deutschen Reiches vom staatsrechtlichen Standpunkte aus betrachtet" von Prof. Dr. J. von Held in Würzburg (Leipzig, 1872). Die letztere enthält eine scharfsinnige wissenschaftliche Kritik, welche jedoch zuweilen das praktische Bedürfniß aus dem Auge verliert. Die erstere ist eine Sammlung von Abhandlungen und Studien, welche einzelne Theile der Verfassung wissenschaftlich und politisch erörtern, mitinbegriffen Controversen und Vorschläge de lege ferenda.

An einer dogmatisch-wissenschaftlichen und systematischen Darstellung des gesammten gegenwärtig in Geltung stehenden positiven Staatsrechts des Deutschen Reiches hat es bis jetzt gefehlt. Die Lösung dieser Aufgabe war dem Reichstagsabgeordneten Präsidenten von Rönne vorbehalten, der bekanntlich in seinem (in wiederholten Auflagen erschienenen) „Preußischen Staatsrecht" dieselbe Aufgabe für den größten deutschen Territorialstaat bereits in glänzender Weise gelöst hat. Herr von Rönne hat auf unserem Gebiete zum ersten Male Hand angelegt in dem 1872 (ebenfalls bei Brockhaus in Leipzig) erschienenen Werke „Das Verfassungsrecht des Deutschen Reichs". Er selbst bezeichnet diese Arbeit als den ersten Versuch einer systematischen Darstellung. Vielleicht war es damals noch zu früh. Der Rahmen des Reichsrechts, wie er durch die Verfassung gezogen ist, hatte sich damals noch nicht zur Genüge gefüllt mit positivem, staatsrechtlichem und administrativem Inhalt; und der Stoff war noch nicht hinreichend politisch und juristisch, dogmatisch und kritisch gesichtet worden. Herr Robert von Mohl sprach den Zweifel aus, ob es überhaupt gerathen erscheine, sich schon in nächster Zukunft einer solchen Aufgabe zu unterziehen, der Rechtsstoff sei noch zu sehr im Flusse, das heute Geschriebene werde morgen schon veraltet sein, es sei eine wahre Danaidenarbeit. Herr von Rönne hat sich dadurch nicht abschrecken lassen. Er ist 1875 mit verstärkter Kraft zu dem Versuche von 1872 zurückgekehrt. Sein uns jetzt vorliegendes Buch ist ein neues Werk und nicht eine neue Auflage. Abgesehen von der Einleitung, welche eine Uebersicht der Geschichte des früheren (Frankfurter) Bundes, des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches, sowie eine Darstellung der Quellen und der Literatur des gegenwärtigen deutschen Staatsrechts enthält, zerfällt das Werk in drei große Abtheilungen, nämlich 1. den allgemeinen Theil, welcher von der rechtlichen Natur und den Bestandtheilen des Reichs, von der Reichsgewalt und ihrem Verhältniß zu den Einzelstaaten, von den Reichsangehörigen und deren Rechten und Pflichten handelt; 2. die Lehre von den Trägern und Organen der Reichsgewalt; und 3. die Lehre von den verfassungsmäßigen Competenzen der Reichsgewalt und den Functionen derselben. Der bis jetzt vorliegende erste Band enthält Einleitung und Theil 1 und 2; der hoffentlich bald erscheinende zweite Band wird den Theil 3 umfassen.

Die Methode des Herrn von Rönne ist aus seinem „Staatsrecht der preußischen Monarchie" bekannt; vor Allem beherrscht er vollständig den Stoff, den officiellen und legalen,

Digitized by Google

den gouvernementalen und parlamentarischen sowohl als auch den wissenschaftlichen und kritischen. Seine Vorgänger haben die einzelnen Steine behauen und Betrachtungen über deren zweckmäßige Verwendung angestellt. Er schreitet zum wissenschaftlich-dogmatisch-systematischen Gesammtbau mit dem freien Blicke des Baumeisters und dem emsigen Fleiße des Werkmannes. Nichts von dem bereits sehr umfangreichen Material ist ihm entgangen. Die Publicationen der Behörden und die Verhandlungen des Bundesraths und des Reichstags, die Schriften der Commentatoren und Glossatoren sowohl als die der Monographisten und Kritiker sind vollständig berücksichtigt. Er hat das Alles gesammelt und gesichtet und unter einen einheitlichen wissenschaftlichen Gesichtspunkt gebracht. Jeder, der schon in der Lage war, selbstständig auf diesem Gebiete zu arbeiten, kennt die Mühe, welche die Beschaffung der Voraussetzungen der Arbeit verursacht. Herr von Rönne hat uns für die Zukunft dieser Mühe überhoben. Er hat uns ein Werk geliefert, worin der Staatsmann und der Abgeordnete, der Jurist und der Verwaltungsbeamte, der Publicist und der Geschäftsmann findet, was er sucht. Er hat hier dasselbe für den deutschen Reichsbürger geleistet, wie früher für den preußischen Staatsbürger. Möge das deutsche Verfassungsbuch, von derselben Gunst des Publicums getragen wie das preußische, mit stets erneuten Auflagen der fortschreitenden Entwickelung unseres so entwickelungsfähigen, jungen Verfassungswerkes folgen.

Türkische Diplomaten und die orientalische Frage.

Von **H. Vambéry.**

II.

Zu dieser unter Fuad und Aalis unmittelbarer Aufsicht vor die Oeffentlichkeit getretene türkische Diplomatenwelt könnten wir wohl noch einige Persönlichkeiten rechnen, die in den letzten Decennien als Diplomaten vom Fache figurirten und noch heute figuriren. Zu diesen gehören in erster Reihe Hayder Efendi, schon seit 1848 auf der diplomatischen Laufbahn und seit jener Zeit an den verschiedenen Höfen von Paris, St. Petersburg, Teheran, Wien und Tunis accreditirt. Er gehört zu jenen Türken, die Europa gesehen, kennen gelernt, mit unsern Sprachen und Sitten vertraut sind und — uns dennoch nicht hassen! Es ist dies eine sehr seltene Erscheinung im Charakterwesen der modernen Osmanliwelt, so wie Hayder im Allgemeinen zu den Seltenheiten gehört, denn er versteht es, die Attribute des strengen Europäerthums mit den Qualitäten eines echten mohammedanischen Derwisch zu vereinigen. Diplomat und Derwisch in einer und derselben Person, dabei ein Mann von bestem Herzen, redlicher Seele und reich an jenem Naturwitz, der Orientalen im Allgemeinen eigen ist. — Von Server Pascha, der sich gleichfalls als Jünger Aalis ausgibt, läßt sich nicht mehr so viel des Lobenswerthen sagen. Er ist eine vom künstlichen Türkenthum zum künstlichen a la Franca-Wesen hinaufgeschraubte Individualität, mit einem starken Gepräge von Ernst und Wichtigkeit, ohne daß er vermocht hätte, von letztgenannten Tugenden bis jetzt irgend einen ersprießlichen Beweis zu geben. Ali Pascha, dem Viele die Ehre des doppelten „Aa's" anthun — böse Zungen behaupten, er habe selber eine solche Transscribirung seines Namens vorgenommen — hat in der Jugend viel mehr verheißen, als er im Alter gehalten hat. Ich habe ihn als Secretär des seligen Großadmirals Mehemmed Ali Paschas gekannt, und muß es gestehen, daß die überaus feinen Manieren, die mädchenhaft schönen Gesichtszüge und die fesselnde Eleganz des jungen Beys mich dermaßen überraschten, daß ich mich gar nicht wunderte, als der damalige britische Gesandte Sir Henry Bulwer mit ihm in eine so tiefe Vertraulichkeit trat. Alis erste Mission als außerordentlicher Commissär in Belgrad war so ziemlich erfolgreich, viel weniger aber seine spätere Thätigkeit, und wenngleich er während seiner letzten Amtirung als türkischer Gesandter in Paris das Wohlwollen gewisser Kreise für sich zu gewinnen wußte, so lassen sich bei ihm die traurigen Anzeichen eines Verfalles doch nur schwer vertuschen. — An ihn reihen sich noch Riza Bey und Munif Efendi, von denen ersterer in Teheran und Constantinopel als Gesandter verwendet, durch glänzende Geistesgaben sich hervorthat, während letzterer, zur Zeit türkischer Gesandter am persischen Hofe, wegen seiner gründlichen Kenntniß der deutschen und französischen Sprache berühmt ist. Ich sage: wir könnten, doch wir dürfen sie zu den diplomatischen Capacitäten der Türkei nicht rechnen, weil Riza infolge seines unbändigen Gelüstes nach Intriguen — die Türken behaupten, er hätte das Lügen an der Quelle, nämlich in Persien studirt — schon unter Abdul Medschid zu den Abgenützten gerechnet, unter der Regierung eines Abdul Aziz unter keinen Umständen mehr in Rede kommen kann, und weil Munif, allzu grelle Symptome seiner kurdischen Abkunft im Gesichte tragend, trotz seines langen Aufenthaltes in Berlin, das ihn nicht nur zum gebildeten, sondern auch zum gelehrten Manne machte, jene eckigen und rauhen Charakterseiten nicht abzuschleifen vermocht hat, welche man in Stambul, vielleicht nicht mit Unrecht, für die diplomatische Laufbahn als höchst nachtheilig betrachtet. Von Munif und dem „kleinen Riza" muß also gänzlich abgesehen werden, und als von der früher erwähnten Schule unabhängig stehend müssen wir Raschid Pascha, den jetzigen Minister des Aeußern, hinstellen. Raschid, aus Egypten, wo sein Vater ein bedeutendes Regierungsamt inne hatte, stammend, hat in der Türkei erst in dem letzten Jahrzehnte — und das bedeutend schnell — Carriere gemacht. Wie so manch anderer Mohammedaner des Nillandes, auf welches unsere lungensüchtigen Touristen und geldsüchtigen Abenteurer einen besonderen Einfluß üben, ist Raschid mit Sitten und Denkweise Europa's schon früh vertraut worden. Er spricht die Sprache der Franken correct, schreibt sie auch einigermaßen, und wird es zur Charakterisirung seines Geistes genügen, wenn ich erzähle, daß ich ihn zuletzt in Wien bei einer philologischen Beschäftigung antraf. Der türkische Staatsmann nämlich, der zufälliger Weise einige magyarische Wörter hörte, war von der Verwandtschaft der letztern mit dem Türkischen ziemlich überrascht und hatte sich aus Zerstreuung grammatikalischen Analogiestudien hingegeben. Allerdings ein seltenes Beispiel türkischer oder orientalischer Neugierde im Allgemeinen! Raschid ist, wie bekannt, inmitten dieser Studien durch Ernennung zum Minister der äußern Angelegenheiten nach Constantinopel abberufen, wo ihm das nicht beneidenswerthe Glück zu Theil wurde, eben aus der Hand eines Magyaren die von einem Magyaren verfaßte diplomatische Note entgegen zu nehmen. Ja nicht umsonst hat der gute Mann der ungarischen Sprache eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet! An Auffassung und Beantwortung dieses für die Türkei so wichtigen Actenstückes hat Raschid einen wesentlichen Antheil. Die manifestirte erzwungene Versöhnlichkeit, so wie die fingirte Rührung über das warme Interesse Europas an den Geschicken der Türkei, paßt ganz zu dem jetzigen Minister des Aeußern, der im Nothfalle eben solche Nachgiebigkeit bekunden kann, als er im ungezwungenen, natürlichen Zustande von rascher, aufbrausender Natur zu sein pflegt. Was Letzteres anbelangt, so kann Capitän Burton, der geniale Reisende in Afrika und Asien, der als Generalconsul von Syrien mit Raschid, als dieser Gouverneur jener Provinz war, zu thun hatte, wohl Manches erzählen. Die Zwistigkeit, ja der erbitterte Kampf dieser Beiden führte zur Absetzung des Einen sowohl als des Andern und obgleich der Britte von der Schuld der Ungeduld nicht freizusprechen ist, so muß andererseits auch Raschid als ein Mann erscheinen, der infolge seines Sprödsinnes und seiner Halsstarrigkeit jene Eigenheiten entbehrt, die den Osmanlis so häufig, dem Egypter aber nur selten innewohnen. — Es wäre daher eine falsche Argumentation behaupten zu wollen, Raschids Ministerschaft sei unter den

Digitized by Google

gegenwärtigen kritischen Verhältnissen erwünschter und vortheilhafter gewesen, als die eines andern seiner Collegen. Nur Cliquenwesen hat ihm den Posten verliehen, denn trotz seiner Bildung und Begabung wäre es sehr schwer, ihn über die früher erwähnten Staatsmänner zu stellen.

Noch von dem allerjüngsten Nachwuchs der diplomatischen Beamtenwelt der Türkei müssen wir sprechen, um unsere Skizze möglichst vollständig zu machen. Unter denen die wir hier begegnen, steht in erster Reihe Saadullah Bey, der heutige Chef des Cassationshofes, ein Mann, der die Multeka des guten Ibrahim Efendi, das einzige juridische Fachbuch des ottomanischen Kaiserstaates, etwas genauer gelesen, demzufolge denn auch der einzige Jurist von Profession ist. Es wäre schwer ihm sowohl die Allüren als auch gewisse zur Qualification eines Staatsmannes nöthigen Eigenschaften abzusprechen. Der junge, höchstens 34jährige Bey ist gründlicher Kenner seiner Nationalliteratur und dazu auch im Französischen nicht ganz unbewandert. Seine erste Berühmtheit erlangte er durch seinen Vater Essad Pascha, ein türkischer Würdenträger von altem, ja sehr altem Schlage, den man als Prototyp der officiellen Etiquette aufstellte und dem Keiner gleichkam in der genauen Definirung jener Grenzen, die ein Vezir im Verkehre mit Untergeordneten zu beobachten hat. So wird erzählt, daß er, um der heiligen Pflicht der Gastfreundschaft nachzukommen, dem bei ihm vorsprechenden Griechen den Kaffee mit vollem Service, d. h. mit Ober- und Untertasse darreichen ließ, ohne zu gestatten, daß derselbe in seiner Gegenwart sich niedersetze. Der Armenier bekam den Mokkasaft schon nur in einer Obertasse, während der arme Jehudi (Jude) dasselbe Getränk aus einem ausgehöhlten Stück Ziegel schlürfen mußte. In dieser Distinction ist keinesfalls der Gradmesser der Sympathien, sondern vielmehr der des Respectes, vielleicht auch der Furcht, den die verschiedenen Classen der Rajas den Türken einzuflößen pflegen, zu erblicken. — Um jedoch vom Vater auf den Sohn zurückzukommen, sei hier besonders hervorgehoben, daß Saadulah Bey als viel versprechender Mann der Zukunft bezeichnet wird. Er hat feine Manieren, lebendige Auffassung, ist überdies noch thätig, eine bei der neuen türkischen Generation selten vorhandene Eigenschaft und soll, obwohl bis jetzt entschieden auf dem Gebiete innerer Politik wirkend, zur leitenden Rolle in den Departements des Aeußern designirt sein.

Nur ein Blick auf die flüchtig hingeworfene Skizze auf die türkische Diplomatie der Gegenwart, und wir werden zu der Eingangs ausgesprochenen Ueberzeugung gelangen, daß wir, weit entfernt Capacitäten ersten oder zweiten Ranges vor uns zu sehen, es nur mit der herzlichen Mittelmäßigkeit zu thun haben. Obwohl es uns nicht einfällt, der christlich-abendländischen Diplomatie jenen Nimbus der Wichtigkeit und der historischen Bedeutung beizulegen, mit welchem diese Herren sich so gerne zu umgeben streben — trotz der geistreichen und richtigen Bemerkung des Fürsten Bismarck: „Die Diplomatie gehöre der Vergangenheit, das Consulatwesen der Zukunft an" — obwohl wir uns dessen vollauf bewußt sind, daß unsere Diplomatie viel reicher ist an solchen Mitgliedern, die sich viel eher als Decorationen der Salons, als geschickte Cravattenbinder und Ordenskettenadjustirer, als in der Eigenschaft fach- und sachkundiger Männer der That hervorthun — so wäre es schwer in Abrede zu stellen, daß die türkische Diplomatie, selbst dieser letzterwähnten Classe unserer Schicksalslenker, weit, ja sehr weit zurücksteht. Im oberflächlichen und äußern Verkehre scheinen die mit Geläufigkeit und Eleganz parlirenden Efendis, Beys, Paschas, die in den Salons unserer Hauptstädte als Repräsentanten des Türkenthums figuriren, sehr häufig als vollkommene Gentlemans voll Geist und perfecter Bildung. Bis zu einem gewissen Grade sind sie es auch, aber nur bis zu einem gewissen Grade, denn in den meisten Fällen gebricht es ihnen an den zu ihrer Stellung und ihrem Berufe unentbehrlichem Ernste, ein Fehler, der eben von einer im spätern Alter sich angeeigneten daher nicht in Fleisch und Blut übergegangenen Weltanschauung herrührt, ein Fehler, der sie stets verhindert, den ihnen zu Theil gewordenen Beruf gebührend aufzufassen. Zweitens geht ihnen fast durchschnittlich jenes Gefühl des Patriotismus ab, das ihren Berufsgenossen im Westen innewohnt und innewohnen muß, da trotz des kosmopolitischen Anfluges die abendländischen Mitglieder der Diplomatie von den Banden der Moral und des Pflichtgefühles zur Befolgung nationaler Richtung strengstens angehalten sind. Die ältere türkische Generation hatte statt des Patriotismus religiöse Begeisterung, der heutigen fehlt das eine sowohl wie das andere, man jagt nach auswärtigen Stellungen, um den Genüssen der westlichen Welt nachgehen zu können, nicht aber um seiner Heimat Dienste zu leisten. Drittens vermissen wir in der Türkei allenthalben die Macht der öffentlichen Meinung, die Stimme der gewaltigen Presse, welche selbst unsern diplomatischen Dandys so viel Furcht einjagt, die osmanischen „Stützen des Reiches" aber im sorglosen Taumel der Lebensfreuden schlafen läßt. Im Schatten des wuchernden Nepotismus ist man vor der Strafe jedwelcher Fahrlässigkeit und jedes Vergehens geschützt und da auch Beförderung im Amte nicht vom Verdienste abhängt, so haben wir das traurige Bild vor uns, wie die Türkei trotz eines nahezu vierzigjährigen diplomatischen Verkehres mit Europa, welcher schon schwere Millionen verschlungen, bis jetzt nur höchstens 2—3 Capacitäten, Männer von Fähigkeit und wahrem Verdienste hervorzubringen im Stande war.

Erwägt man nun, daß die Pforte mit solchen und mit keinen bessern Kräften den allerdings ungleichen Kampf mit der europäischen Diplomatie aufzunehmen hat; bedenkt man ferner, daß hier Jahrhunderte alte Aspirationen, bisweilen auch mit mächtigem Nachdrucke hervortretende Ambitionen auf dem Spiele stehen; ja daß schließlich eine ganze Gesellschaft, eine ganze Welt gegen die andere Gesellschaft und Welt auftritt, so wird es gar nicht wundern, daß die Regierung des Sultan überall und in Allem ein leidiges Fiasco machen und den unvermeidlichen Verfall sich decretiren lassen muß. — Als vor einem Vierteljahrhunderte das Fuchteln der Mentschikowschen Reitpeitsche im politischen Westen die Ruhe aufzuscheuchen begann, da waren die türkenfreundlichen Cabinette noch lange nicht für den Halbmond so opferbereit als allgemein angenommen wird. Es bedurfte einer Anspornung, einer Erweckung christlicher Sympathien für Türken und Mohammedaner, und dieses, allerdings nicht leichte Werk ist dem umsichtsvollen und begabten Raschid Pascha auch im vollsten Maße gelungen. Zweifler an der Lebens- und Reformfähigkeit der Türkei hat es damals eben so viele gegeben als heute, und dennoch ist es türkischer Staatsmannskunst gelungen, jedartige Verdächtigung aus dem Wege zu räumen. Zu solchen Thaten aber sind die heutigen Diplomaten der Pforte total unfähig, es herrscht in Constantinopel ein kopf- und hirnloses Treiben, und ist es in der That fraglich: was bei solch einem moralischen Verfalle die besten Freunde der Türkei im Interesse dieses hart angegriffenen Staates aufbringen könnten?

Literatur und Kunst.

Freiligrath.

Persönliche Erinnerungen an unsern Mitarbeiter.

Ferdinand Freiligrath ist in der Nacht vom 17. zum 18. März in dem schönen Cannstadt bei Stuttgart gestorben. Das deutsche Volk beweint in ihm einen seiner edelsten Dichter, eines seiner hochherzigsten und treuesten Kinder. Unser Blatt, dem Freiligrath von seinen ersten Anfängen an bis auf den heutigen Tag seine wärmste Sympathie zugewendet hat, wird sich

Digitized by Google

der Ehrenpflicht, das Leben und Schaffen Freiligraths eingehend zu würdigen, nicht entziehen. Für heute mögen nur einige wenige Worte rein persönlicher Erinnerung an den heimgegangenen Freund hier eine Stätte finden.

Vom Wupperthal aus erging — es war wohl im Jahre 1868 — der Aufruf an das deutsche Volk, sich seines Dichters in der Fremde zu erinnern. Freiligrath, der vor der Märzrevolution eine kaufmännische Stellung im Wupperthal eingenommen, hatte dort eine Anzahl guter, treuer Freunde hinterlassen, die das Andenken an den begeisterten Freiheitsdichter hoch in Ehren hielten und ihre Verehrung und Liebe auch auf den Nachwuchs, auf das heranwachsende zweite Geschlecht übertragen hatten. Wenn auch „Der Blumen Rache", „Der Löwenritt", „O lieb so lang Du lieben kannst", „So laß mich sitzen ohne Ende" und die andern farbenreichen, phantasievollen und gemüthstiefen Lieder und Gedichte Freiligraths in ganz Deutschland populär im besten Sinne des Worts geblieben waren, nirgendswo war die Theilnahme an den persönlichen Geschicken des Dichters eine aufrichtigere und lebendigere als gerade in Barmen und Elberfeld. Kein Wupperthaler, der nach London ging — die geschäftlichen Beziehungen zwischen den Fabrikdistricten an der Wupper und England sind sehr rege —, versäumte es bei Freiligrath vorzusprechen und bei der Heimkehr im Freundes Kreise Bericht zu erstatten über Das, was er in dem kleinen gastlichen Hause Freiligraths in London gesehen und gehört hatte. Diese Berichte lauteten allerdings nicht allzu erfreulich. Freiligrath hatte sein ganzes Leben mit Sorgen zu kämpfen gehabt und diese wurden immer größer, je mehr seine Kinder heranwuchsen. Dies veranlaßte einige ältere und jüngere Freunde des Dichters, namentlich Emil Rittershaus, Fritz Elbers und Ernst von Eynern, vor das gesammte deutsche Volk zu treten und ihm zu sagen, wie es seinem Lieblingsdichter in London erginge. Ernst Keil stellte den Barmer Freunden die ungeheure Publicität der „Gartenlaube" zur Verfügung und der Erfolg lohnte das Bemühen der vereinigten Genossen.

Freiligrath wurde in den Stand gesetzt, seine Situation in London vollständig zu reguliren und sich in Deutschland ein neues sorgenfreies Heim wieder zu gründen.

Im Herbst von 1868 — wenn ich nicht irre — kehrte er nach 16jähriger Abwesenheit nach Deutschland zurück —, zunächst allein, um sich das Stückchen Erde auszusuchen, auf dem er seine Tage beschließen wollte. Seine erste Station war natürlich Barmen und dort lernte ich ihn im Hause meines Freundes Emil Rittershaus persönlich kennen. Sein schon durch den Ausdruck der Herzensgüte und des Edelsinns hochbedeutender Kopf mit der klaren breiten Stirn, mit den wundervollen, tief liegenden und tief schauenden dunkeln Augen machten auf Jeden, der mit ihm zusammenkam, einen nachhaltigen Eindruck. Das schon stark ergraute, aber noch reiche, etwas gelockte Haupthaar, der volle krause graue Bart bildeten zu der bräunlichen Gesichtsfarbe einen schönen Gegensatz. Der große Kopf saß auf einem starken breiten, urkräftigen Rumpf. Freiligrath gehörte zu den westfälischen Eichen, von denen Heine gesungen, — wenn auch nicht gerade zu den sentimentalen. Ich entsinne mich noch, daß mein liebenswürdiger Elberfelder Verleger, als mich der Hüne Freiligrath eines Tages in Gesellschaft der beiden Hünen Emil Rittershaus und Becker-Dortmund von der Redaction der Elberfelder Zeitung zu einem gemeinsamen Schoppen abholten, und die schmale und etwas baufällige Treppe, die zur Redactionsstube führte, unter der ungewohnten Last dieser drei gefährlichen Concurrenten von „Jean Lüttgens, Rheinlands Eiche" ächzte und keuchte, mir seine ernsthaften Bedenken über die Gefahren des Einsturzes äußerte und mich ersuchte, es wo möglich so einzurichten, daß mich immer nur einer von diesen starken drei Männern auf einmal besuche.

Es waren reizende Tage, die wir damals zusammen verlebten; — bald unter Dach und Fach in der gemüthlichen Häuslichkeit unserer gemeinsamen Freunde, bald unter freiem Himmel auf der Haard, jenem herrlichen, zwischen Elberfeld und Barmen auf der Höhe gelegenen Punkte, der gerade wegen dieser Lage von Wupperthalern gewöhnlich der „neutrale Boden" genannt wird, mit seiner wundervollen Fernsicht auf das ganze Wupperthal von den Höhen von Rittershausen bis nach Sonnborn hinunter, auf die malerischen Höhenzüge, die die Stätten des nimmer rastenden Gewerbefleißes an den Ufern der Wupper eindämmen. Wie viel unvergleichliche Stunden in heiterster und angeregtester Gesellschaft haben wir auf jenem schönen Fleckchen Erde verbracht und wie manches Glas Bowle auf alles Mögliche und ohne besondere Tendenz geleert! Auch Freiligrath dachte noch oft und gern an seinen Aufenthalt im Wupperthal. Noch nach langen Jahren schrieb er mir von Stuttgart aus, im Sommer 1872: „Lieber Freund, ich wollte, wir säßen wieder einmal auf dem neutralen Boden zwischen Barmen und Elberfeld und hätten zwischen uns und den übrigen Bowlenräthen und Rittern vom heiligen Waldmeister eine neutrale Bowle!"

Im Frühjahr des folgenden Jahres übersiedelte Freiligrath mit seiner Familie nach Deutschland. In Köln wurde ihm im Saale des Gürzenich eine Empfangsfeierlichkeit bereitet, zu der aus allen Städten von Rheinland und Westfalen Delegirte im Gürzenich zusammentraten, um den wiederkehrenden Dichter bei seiner Heimkehr zu begrüßen. Zu den Freunden aus dem Wupperthale, die sich nach Köln begaben, gehörte auch ich.

Freiligrath fühlte sich durch den Empfang zwar geehrt und war tief ergriffen, aber die Feierlichkeit hatte für ihn doch auch etwas entsetzlich Peinigendes. Dem Dichter, dem wie Wenigen der ganze Reichthum der deutschen Sprache erschlossen war, wenn er Papier und Feder zur Hand hatte, war die Gabe des mündlichen Vortrags vollkommen versagt. Vollkommen. Er war thatsächlich nicht im Stande, einen Satz selbst vor einer Gesellschaft guter Freunde zu sprechen, ohne zu stocken. Wir waren vor dem Beginn der eigentlichen Feierlichkeit zusammen; je näher die Stunde rückte, desto befangener und unruhiger wurde Freiligrath. Emil Rittershaus, der der Hauptordner des Festes war, hatte ihm das Programm confidentiell in aller Genauigkeit mitgetheilt. Bei dem üblichen Bankett, an dem die Freunde aus Rheinland und Westfalen und die Kölner Notabilitäten theilnahmen, sollte ihm eine Ehrengabe von seinen Freunden überreicht werden, zu der Rittershaus ein schwungvolles Gedicht verfaßt hatte. Dann sollte ihn Classen-Kappelmann begrüßen u. s. w. Rittershaus sagte ihm, man verlange durchaus keine große Rede, es würde einfach genügen, wenn er in ganz kurzen Worten seinen Dank aussprächе. Freiligrath wiegte schwermüthig seinen großen Kopf hin und her und antwortete seufzend: „Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und Alles wär' vorbei."

Das Fest verlief ganz in vorschriftsmäßiger Weise, Rittershaus trug seine Verse mit hinreißendem Feuer vor; unter nicht enden wollendem Jubel wurde Freiligrath der Ehrenpokal credenzt und Classen-Kappelman feierte den Freiheitsdichter.

Freiligrath, auf dessen treuem Gesicht die gewaltige Aufregung einen rührend ehrlichen Ausdruck fand, trocknete zum so und so vielten Male die heiße Stirn, athmete tief auf und klopfte ans Glas.

Es trat sofort Todtenstille ein.

„Meine Freunde", begann Freiligrath mit zitternder Stimme. Er stockte, er biß sich auf die Unterlippe und zerknautschte krampfhaft die Serviette, die vor ihm auf dem Tische lag.

„Meine Freunde", wiederholte er nach einiger Zeit, „... von ganzem Herzen", fuhr er fort; er stockte wieder. Ein gutmüthiges schmerzliches Lächeln über seine Ungeschicklichkeit flog über sein

Digitized by Google

Gesicht, dann warf er die Serviette bei Seite, griff in die rechte Westentasche und holte einen kleinen Zettel hervor, auf dem der eine Satz des Dankes, den er gewiß sorgsam memorirt hatte, aufgeschrieben war. Er las den einfachen Satz ab, aber auch nicht fließend; die Kehle war ihm wie zugeschnürt, es flimmerte ihm vor den Angen.

Ein kräftiges Hoch machte der qualvollen Situation des Freundes glücklicherweise ein schnelles Ende.

Freiligrath ließ sich zunächst in Stuttgart nieder und nahm später seinen Wohnsitz in dem nahegelegenen Cannstadt. Seit jener Zeit hat zwischen uns ein reger brieflicher Verkehr bestanden, der bis zu den letzten Tagen seines Lebens gereicht hat; seine freudigste und liebevollste Theilnahme hat mich seitdem begleitet. Als die „Gegenwart" in's Leben gerufen wurde, war er einer der Ersten, der uns seinen Beistand zusicherte; und die zahlreichen Beiträge, welche unser Blatt aus Freiligraths Feder gebracht hat, zeigen, daß er Wort gehalten. Daß ihm der Herausgeber der „Gegenwart" dafür besonders dankbar war, wird man leicht begreifen, denn Freiligrath hatte eine entschiedene Aversion gegen die Veröffentlichung seiner Gedichte in Zeitschriften.

Im März 1872 schrieb er mir: „Ich hatte eigentlich vor, es ebenso wie Fritz Reuter zu machen und der Journalschreiberei ganz zu entsagen; nun haben Sie mich dennoch wieder hineingelockt und Keil, Hallberger, Friedländer u. A. grollen mir, daß ich mich durch Sie (mit dem großen S) und nicht durch sie (mit dem kleinen s) habe verlocken lassen. Daß ich Ihnen im vorigen Sommer nicht in den „Bazar"*) gefolgt bin, bedaure ich übrigens nicht. Ich dachte damals: wie der Vogel von Zweig zu Zweig, so hüpft der Lindau von Blatt zu Blatt und der Teufel mag ihm nachhüpfen. Er hat gut hüpfen und pfeifen, der Leichtfittich! Unsereins ist schwerer und schwerfälliger! — Und siehe da, kaum haben Sie sich auf dem „Bazar" niedergelassen, so flattern Sie auch schon wieder zur „Gegenwart" — wohin ich Ihnen, wie Sie nachgerade einsehen müssen, sehr gern nachgeflattert bin; doppelt gern, weil ich mir durch meine Schlauheit wirklich den Umweg durch den „Bazar" erspart habe. Möge die „Gegenwart" Sie nun aber recht lange festhalten! Ich hoffe es zuversichtlich!"

Die ersten Gedichte, welche Freiligrath in der „Gegenwart" veröffentlichte, waren, wie unsere Leser wissen, Uebersetzungen von Bret-Harte, jenem originellen Californier, den Freiligrath zuerst in Deutschland bekannt gemacht hat. Freiligrath hat demselben in unserm Blatt auch einen größeren literarischen Aufsatz gewidmet. Die ursprüngliche und eigenartige Poesie des americanischen Dichters ergriff mich tief, gleich nach den ersten Liedern, die ich von ihm kennen lernte. Freiligrath freute sich aufrichtig darüber, daß wir in diesem Punkte einer Meinung waren, und wohl in zehn, zwölf Briefen sprachen wir von nichts Anderem als von Bret-Harte.

„Ja, was sagen Sie zu diesem Angelsachsen, jenseit des Oceans", schrieb er mir. „Ist das nicht eine Werdelust? Dichtet und trachtet das nicht allerliebst? Und ist es nicht vernünftiger und verdienstlicher, die Heimat mit diesen neuen und neuesten Erzeugnissen der stammverwandten Fremde bekannt zu machen, als z. B. immer und immer wieder am Shakespeare herumzudüfteln und den Schlegel überschlegeln zu wollen? Das neue Land und die neue gährende Gesellschaft, ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Wunderbarkeiten, ihr Anziehendes und ihr Abstoßendes, ihr Ringen und Werden und Wachsen — Alles das will auch poetisch festgehalten und beleuchtet sein; und das treibt und drängt dann zur Production, und Ein junges Talent folgt auf das andere."

*) Im Sommer 1871 redigirte ich kurze Zeit die literarische Beilage zum „Bazar".

Bei einer anderen Sendung schrieb er: „Ist das heutige Lied nicht wieder allerliebst? Wie reizend ist namentlich die dritte Strophe! Die Grashalm-Bajonnete haben es mir wirklich angethan." Freiligrath spricht von dem Gedicht: „Eine Friedensbotschaft" (Nr. 17, 1. Bd.). Der Californier führt Regen und Wind als redend ein und preist den Sturm der Elemente im Vergleich zu den kriegerischen Stürmen auf der Erde. Regen und Sturm sagen, — und das ist die Strophe auf die Freiligrath anspielt —:

„Hier wasch ich nicht von Flecken rein,
Ein Feld zerstampft und wüst,
Kein Banner schwing ich, außer dem,
Womit der Wald mich grüßt.
Am Berg, wo ausgestellt der Lenz
Sein allerfernst Piquet,
Weck' ich in Halmenspitzen nur
Bajonnet an Bajonnet."

Für solche poetischen Feinheiten, wie das wirklich reizende Bild von den Halmenspitzen, die da Bajonnete sind von der Heerschaar des Frühlings, — dafür mußte der echte Dichter, wie Freiligrath, die volle Empfänglichkeit besitzen.

Mit welcher Sorgfalt und peinlichen Genauigkeit Freiligrath an seinen eigenen Gedichten und Uebersetzungen feilte und immer wieder feilte, dafür ist fast jeder seiner Briefe ein Belag. Er ruhte und rastete nicht, bis er das rechte Wort gefunden, und nahm, wenn die Zeit drängte, selbst den Telegraphen in Anspruch, um noch eine Verbesserung anzubringen, von deren Zweckmäßigkeit sich selbst die Elite der gebildetsten Leser kaum eine Vorstellung machen kann. Am 27. März 1872 z. B. schrieb mir Freiligrath: „Wenn es noch Zeit ist, so möchte ich um Abänderung eines Wortes in der „Mormonenpredigt" bitten. In der fünften Zeile der dritten Strophe muß es heißen:

„Trafen das Wasser am richtigen Ort",

statt:

„Fanden das Wasser u. s. w.

Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie (wie gesagt, wenn es noch Zeit ist) die Verbesserung gütigst vor sich gehen lassen wollten. Fanden wäre schon gut, aber wenige Zeilen darauf kommt: fand' ich. Der Fehler hat sich beim Abschreiben eingeschlichen."

Nicht nur für die fernen, auch für die heimatlichen Dichter schlug Freiligraths warmes Herz. Seine Seele war frei von kleinlichem Dichterneid, er sah das Schöne ungetrübt und ließ den wohlthätigen Zauber ganz auf sich wirken.

„Welch ein edles vollendetes Gedicht!" schrieb er mir aus London im September 1873, „war doch jüngst in Ihrem Blatt jenes herrliche: „Jenseits der Alpen" von Emanuel Geibel. Ich habe es hier in London mit freudiger Bewunderung genossen. Möchten Sie doch bald etwas gleich Schönes aus Geibels Feder bringen! Einen reineren Trunk aus dem kastalischen Quell können Sie die „Gegenwart" nicht thun lassen."

Die persönlichen Mittheilungen in Freiligraths Briefen über ihn und seine Familie brachten in den letzten Jahren viel Trauriges. Seit Mitte vorigen Jahres zeigen seine Briefe, sobald er über sich selbst spricht, eine tiefe Verstimmung. Er leidet und hat wenig Hoffnung, daß sein Leiden gehoben werden wird. Nur seine redactionelle Thätigkeit an dem „Illustrated Magazine" von Hallberger, der er sich mit der freudigsten Hingabe widmete, bringt etwas Licht in diese düsteren Tage. Aber immer und immer kehren die trübsinnigen und traurigen Worte wieder; namentlich der Tod seines hoffnungsvollen und liebenswürdigen Sohnes Otto, der als Einjähriger bei der Garde in Stuttgart eingetreten war, ging dem unglücklichen Vater entsetzlich nahe. Otto war der Einzige, der noch bei den Eltern war; seine beiden

Töchter, die talentvolle Käthe, die die Gedichte ihres Vaters meisterhaft ins Englische übersetzt hat, und Louise sind in London verheirathet. Wolfgang und Percy leben als wackere Kaufleute in Amerika.

Die liebe und geistvolle Frau steht jetzt allein am Grabe und klagt.

Eines aber wird sie selbst in dieser schmerzlichsten Stunde wunderbar trösten: das Bewußtsein, die Worte des edeln Todten beherzigt und ihr ganzes Leben lang durch die That zur Wahrheit gemacht zu haben:

„Und wer Dir seine Brust erschließt,
O thu ihm, was Du kannst, zu lieb'!
Und mach ihm jede Stunde froh,
Und mach ihm keine Stunde trüb!"

Paul Lindau.

Naturwissenschaftliche Revue.

Von **Carus Sterne.**

Von Ernst Häckel, dem bestgehaßten deutschen Naturforscher, zu dessen dringend erforderlicher Bekämpfung bereits einzelne seiner Collegen im Lande herumreisen, um in öffentlichen Versammlungen gegen ihn zu predigen, liegt ein neues, durch Inhalt und Ausstattung gleich ausgezeichnetes Werk vor: Arabische Korallen, ein Ausflug nach den Korallenbänken des rothen Meeres und ein Blick in das Leben der Korallenthiere. Mit fünf Tafeln in Farbendruck und zwanzig Holzschnitten. Berlin, Georg Reimer, 1876. Die in Form einer populären Vorlesung gehaltene Untersuchung wird seine gestrengen Herren Collegen vom Secirmesser kaum versöhnlicher stimmen, denn sie bringt schon wieder einige neue Entdeckungen, welche die Häckel'schen Theorien stützen und zeigt überdem, daß der „Häckelismus" sogar bereits die afrikanischen Fürsten ergriffen, denn das Buch ist eine Dankesgabe an Ismail Pascha, Khedive von Egypten, der dem deutschen Naturforscher einen Dampfer seiner Kriegsflotte zur Verfügung gestellt hatte, als ihm der Wunsch desselben, die Korallenbänke des rothen Meeres zu besuchen, bekannt geworden war. Es wird Herrn Professor Semper aus Würzburg, dem Entdecker der von Häckel verspotteten Ringelwurmverwandtschaft des Menschen, nun nichts weiter übrig bleiben, als auch nach den andern Welttheilen zu reisen, um dem „Häckelismus in der Wissenschaft" dort ebenso gründlich wie in Hamburg heimzuleuchten. — — Wie es sich für eine Thierclasse ziemt, welche die meisten Menschen nur als Schmuckgegenstand für den Toiletten- und Putztisch kennen und welche auch die Naturforscher und Künstler wie einen Schmuck der Meere schildern, den letztere von ihren Nymphen der Amphitrite und Venus als Geschenk der Tiefe darreichen lassen, so gleicht auch diese Gegengabe des Naturforschers an den Fürsten einem künstlerisch verzierten Schmuckkästchen. Wie wir kaum zu erwähnen brauchen, wird jedoch bei aller äußern Gediegenheit und ansprechenden Form auch der modernsten Forschung gebührend Rechnung getragen, und unter den bei diesem kurzem Ausfluge gemachten Entdeckungen bot eine kleine, bis daher unbekannte Korallenform durch ihren einfachen Bau und Entwicklungsgang die beste Gelegenheit, an ihr die Entwicklungsgeschichte dieser so lange Zeit hindurch zu den Pflanzen gerechneten Thierabtheilung darzustellen. Von den prächtigen Farbentafeln zeigt die eine dem Leser eine lebende Korallenbank in ihrer dem Auge beinahe wehe thuenden Farbenpracht; zwei andere bieten landschaftliche Darstellungen der korallenreichen Küste bei dem Städtchen Tor, dessen Häuser ganz und gar aus Korallenblöcken aufgebaut sind, mit Aussichten auf das Sinaigebirge bei Tage und bei Sonnenuntergang; noch andere Tafeln lebende arabische Korallen und deren höchst zierliche Skelete, wie sie die Liebhaber auf Nipptische und Kaminsimse pflanzen. Wenn die reichen Leute in Deutschland die löbliche Gewohnheit besäßen, wie Engländer und Franzosen, ihre Bibliotheks- und Empfangszimmer mit Prachtwerken aller Art auszuschmücken, so würden sie hier eine obendrein wenig kostspielige Gelegenheit finden, ihren Damen etwas ins Putzzimmer ausnehmend Passendes zu überreichen. — Von einem andern, ehemals nicht weniger angefochtenen Forscher und Meister der Darstellung, von Prof. M. J. Schleiden, haben wir ebenfalls ein neues Lebenszeichen: Das Salz. Seine Geschichte, Symbolik und Bedeutung im Menschenleben. Leipzig, Wilhelm Engelmann, zu verzeichnen. Diese monographische Skizze stellt, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, das erste Drittel eines Ganzen dar, welches den Einfluß der Natur auf die Culturgeschichte des Menschen an drei Beispielen (Salz, Rose, Pferd) aus den drei Naturreichen schildern soll, und von welchem das zweite Drittel „Die Rose" bekanntlich 1873 erschienen ist. In einer fast erdrückenden Reichhaltigkeit der Angaben, werden uns Geschichte von Salzgenuß und Salzgewinnung; die sprachlichen Anhaltspunkte; Entstehung und Geologie der Salzlager, ihr Einfluß auf Handel und Verkehr; die Rolle des Salzes im Haushalt; Cultur und Aberglauben; Chemie, Production und volkswirthschaftliche Bezüge des Salzes vorgeführt. Tritt uns so die Summe eines reichen Wissens und eines emsigen Studiums in einem wohlgeordneten Zusammenhange entgegen, so werden wir doch schwer den Wunsch zu unterdrücken vermögen, daß der Verfasser seine in der Vorrede ausgesprochene Ansicht, bei wissenschaftlichen Arbeiten sei jeder sprachliche Schmuck vom Uebel, lieber nicht zur Richtschnur seiner Arbeit gemacht hätte, denn die vor dieser Erkenntniß geschriebenen Werke des berühmten Forschers, lasen sich eben darum unvergleichlich besser. Nur den einen altgewohnten Schmuck seiner Rede, die göttliche Grobheit, hat Schleiden auch diesmal nicht gespart; wieder lesen wir von dem „alles Wissens und aller Anschauung baren" Blödsinn der Mönche des Mittelalters, welche nach seiner Ansicht die Alchemie, die wir aber den Arabern verdanken, groß gefüttert hätten; von der „stinkend faulen, durch Pfaffen fast verthierten Bevölkerung Siciliens" — ach, wenn man in Dresden beurtheilen könnte, wie gottvoll schön sich's in Sicilien auch ohne Pfaffen faullenzt! — von der „völlig kindischen Pfuscherei" Burgers, von dem kindischen Geschwätz Professor Blomeyers, von der „grabezu blödsinnigen Dummheit der Gesetzgebung und der Infamie der Salzsteuer" und wie diese Redeblumen sonst noch lauten. Wenn die Angegriffenen ebenso mit „attischem Salz" und schärfsten Gewürzen aasen und rasen wollten, würde es Schleiden unter dem Glasdache dieser Arbeit schlimm ergehen; sehr schwach ist z. B. der gesammte chemische Theil, wo man auf Schritt und Tritt die Unsicherheit des Verfassers empfindet und Grund zu zahlreichen Ausstellungen hätte. Wir glauben aber nicht, daß ein naturwissenschaftlicher Schriftsteller sich das Recht des theologischen, für allein unfehlbar zu gelten und über alle andere in solcher Schroffheit abzuurtheilen, anmaßen dürfe, und dächten, Schleiden müßte, wie kaum ein zweiter Forscher, den bittern Nachgeschmack der Unfehlbarkeit stets im Munde verspüren. Aber eben weil wir wissen, daß Einer, ob er sich auch noch so allwissend geberdet, nicht Alles wissen kann, so stehen wir nicht an, Schleidens Salz als eine nach den meisten Richtungen hin vortreffliche, dankenswerthe und werthvolle Studie anzuerkennen und ihre Lectüre Jedermann warm zu empfehlen. — Ein wahres Glück, daß nicht Schleiden statt des Unterzeichneten die Pflicht obliegt, an dieser Stelle über eine Arbeit seines Landsmanns und Collegen Professor Friedr. Körner: Die Erde, ihr Bau und organisches Leben. Versuch einer Physiologie des Erdkörpers, für Gebildete aller Stände. 2 Bände. Jena, Hermann Costenoble, 1876, zu berichten. Was würde der abgesagte Feind alles bildlichen Schmuckes der Darstellung sagen, wenn er in diesem Anlaufe zu einer „Physiologie des Erdkörpers" lesen müßte, daß die Flüsse die stoffführenden Adern des Erdkörpers seien, daß „die Krater seine Hautporen, die Wälder seine Haare, die Seen seine Lymphgefäße, Nieren und Milz, die Meere seine athmenden Lungen, die Gebirge sein Skelet, die Ebenen seine Muskeln, die Marschen seine Fettpolster vorstellen! Eine solche Einleitung klingt in der That einigermaßen verdächtig, und man fürchtet weiterhin, wie bei Oswald Kroll vor einigen hundert Jahren, die Erdbeben als

Digitized by Google

Epilepsie und die Ueberschwemmungen als Wassersucht des Erdkörpers aufgefaßt zu finden, aber die Befürchtung ist grundlos, und wenn das Buch auch demjenigen von E. Reclus, das ihm als Vorbild gedient hat, nicht gleich kommt, wird es doch eine werthvolle Belehrungsquelle für Schule und Haus abgeben, und vor Allem dem geographischen Unterricht die so dringend erforderliche Belebung mittheilen können. — Ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes Werk verspricht die Allgemeine Zoologie von Prof. Dr. Alexander Pagenstecher zu werden, von welcher uns die erste Hälfte (Mit 33 Holzschnitten. Berlin, Wiegandt, Hempel und Parey) vorliegt. In ruhiger Breite werden uns hier die Grundgesetze des thierischen Baues und Lebens, dasjenige, was man auch die Philosophie der Zoologie zu nennen pflegt, nach der geschichtlichen Entwicklung der Ansichten vorgetragen, und der gegenwärtige Zustand sine ira et studio festgestellt. Auf eine kurze Einleitung über die Theorie aller Erkenntniß folgt eine Darstellung von der Entwicklung der Weltanschauungen bis auf die neueste Zeit, dann Betrachtungen über die Bauelemente des thierischen Körpers in chemischer und morphologischer Beziehung, über die Begrenzung der Individualität, dann über den Aufbau und die Symmetrie des thierischen Körpers, schließlich über die Lehre von der Art vor und nach Darwin, über die Grundregeln der Classification und über die Grenzbestimmung zwischen Pflanze und Thier. Mitten inne stehend zwischen zwei großen erbitterten Parteien, leidenschaftslos das Für und Wider erwägend, halten wir das Buch für höchst werthvoll, wenn wir den Standpunkt des Verfassers auch keineswegs überall theilen können. Von dieser durch und durch gediegenen Arbeit zu den Neuen Federzeichnungen aus der Thierwelt von Aglaia von Enderes (Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben, 1876) ist ein ungeheurer Schritt, denn beide Bücher haben nichts als das Objekt, die Thierwelt, mit einander gemein. Die Schilderungen der in Oesterreich und über dessen Grenzen hinaus sehr beliebten Verfasserin können als Maßstab dafür gelten, in welcher homöopathischen Verdünnung die Liebe zur Natur vielen Menschen beigebracht werden muß, wenn ihnen die Sache irgend Spaß machen soll. Für Mädchen von zehn bis zwölf Jahren durchaus angemessen, beweist die Beliebtheit dieser Skizzen in weitern Kreisen, daß viele Leute niemals älter werden, und solchen glücklichen Naturen, die sich ein kindliches Gemüth bis ins höhere Greisenalter bewahren, können wir diese Federzeichnungen warm empfehlen. — Eine ungleich kräftigere, nahrhafte und mindestens ebenso verdauliche Kost für die Naturfreunde unter den Gebildeten bietet die nunmehr seit 24 Jahren bestehende, allgemein geachtete Zeitschrift: Die Natur von Dr. Otto Ule und Dr. Karl Müller (Halle, H. Schwetschke'scher Verlag). Ihr seltener Erfolg beruht zum großen Theile in dem Umstande, daß sich die beiden Herausgeber glücklich ergänzen, um das ganze weite Gebiet zu beherrschen, und außerdem durch eine lange literarische Erfahrung auf demselben geschult sind. Besorgte Familienväter brauchen nicht zu fürchten, durch Abonnement auf diese Zeitschrift dem Darwinismus oder gar dem Häckelismus Thor und Thür zu öffnen; Beide werden in dieser Zeitschrift eifrig bekämpft. Der uns vorliegende Jahrgang 1875, welcher eine neue Serie eröffnet, liefert uns durch Mannigfaltigkeit des interessanten und gewählten Inhaltes, wie durch die große Zahl vortrefflicher Holzschnitt-Illustrationen den Beweis, daß „die Natur" auch weiterhin die Theilnahme gebildeter Naturfreunde erwecken wird. — Wir schließen diese bunte Aufzählung mit der Empfehlung eines Werkchens über: Die Anilinfarben und ihre Anwendung im Dienste des Unterrichts von W. Frenzel (Mit acht Farbendrucktafeln. Leipzig, Moritz Schäfer), bei welchem, wie schon der Titel andeutet, die kurze aber geschickte Darstellung der naturwissenschaftlichen Seite Nebensache ist, dem Verfasser es vielmehr darauf ankommt, den Anschauungsunterricht durch Einführung mehrfarbiger Kreiden und Tinten zu beleben. Gewöhnliche Tafelkreide in spirituöse Anilinfarbenauflösung gelegt, verwandelt sich in rothe, blaue, violette und grüne Kreide, die neben der weißen angewendet werden können, und wir denken, daß der Verfasser von einem sehr richtigen Gesichtspunkte ausgeht, wenn er glaubt, durch mehrfarbige Tafelzeichnungen von Karten (bei denen die Grenzen weiß, die Gewässer blau, die Städte roth gehalten werden), von Plänen, Schlachtstellungen, Adersystemen, geologischen Profilen u. s. w. den geographischen, historischen und naturwissenschaftlichen Unterricht beleben zu können. Wir empfehlen das Schriftchen angelegentlichst der Prüfung der Pädagogen.

Zur Geschichte der Heilkunde. Darstellungen aus dem Bereiche der Volkskrankheiten und des Sanitätswesens im deutschen Mittelalter, mit besonderer Berücksichtigung der Lagerepidemieen und der Militärkrankenpflege von Ludwig Grafen Uetterodt zu Scharffenberg. Berlin, Carl Heymann. — In der Vorrede dieses Buches gibt der Verfasser der Befürchtung Raum, daß ärztlicherseits abfällig über seine Arbeit geurtheilt werden dürfte, aber das könnten wohl nur einseitige Kritiker thun, die den deutlich genug ausgesprochenen Zweck des Buches gänzlich verkennten. Die Darstellung, welche die Entwicklung des Sanitätswesens, namentlich so weit es die öffentliche Gesundheitspflege im Frieden wie im Kriege betrifft, aus Actenstücken, Memoiren, Chroniken und Geschichtsquellen aller Art nachzuweisen bemüht ist, hat einen wesentlich kulturhistorischen Charakter, wobei es nicht in erster Linie darauf ankommt, ob die erwähnten Krankheiten immer richtig gedeutet und die ergriffenen Maßregeln stets erschöpfend kritisirt worden sind. Die Vorführung des reichen Materials erscheint öfter abgebrochen, anekdotenhaft, ist aber überall ansprechend, weil sie uns stetig Beweise der warmen Hingebung des Verfassers an seinen Gegenstand vor Augen bringt, und die Früchte eines emsigen Studiums, sowie einer großen Belesenheit gibt. Wenn das umfangreiche Buch somit für einen Jeden „nützlich und angenehm" zu lesen, so wird es doch dem Arzt und Culturforscher besonders werthvoll sein; eine reiche Anregung dürfte es auch den Tausenden bieten, die sich während des letzten Feldzuges praktisch an der militärischen Krankenpflege betheiligt haben. In Hinblick auf die erhöhete Aufmerksamkeit, welche die in diesem Jahre stattfindende Ausstellung in Brüssel dem letzteren Gegenstande zuwenden wird, kommt das Buch besonders gelegen, denn bei Vergegenwärtigung der bedeutenden Fortschritte, welche die Erhaltung der verkrüppelten Opfer der Kriege gemacht hat, liest sich eine Darstellung der barbarischen Zustände früherer Zeiten, in denen selbst die Heerführer oft nur mit größter Mühe ärztliche Hilfe für ihre zerschmetterten Gliedmaßen finden konnten, so viel auch noch zu thun übrig bleibt, mit einem gemilderten Grauen, welches nicht ohne Reiz ist. Wir können dem Werke nur, aus vollster Ueberzeugung von seinem Gehalte, zahlreiche, theilnehmende Leser wünschen, damit sich an den Schilderungen des Elendes überstandener Zeiten möglichst viele Herzen zu der Menschenliebe erheben und entzünden mögen, deren Opferbereitschaft immer und immer wieder angerufen werden muß.

Aus der Hauptstadt.

Ueber die erste Aufführung von Richard Wagners „Tristan und Isolde".

Ohne unserm musikalischen Referenten im Mindesten vorzugreifen — wir wollen ihm Zeit lassen, wieder zu Athem zu kommen; er mag in aller Ruhe einen sach- und fachkundigen Aufsatz über das neue Werk Richard Wagners schreiben — und ohne jeden Anspruch auf die Autorität der musikalischen Kritik, darf doch wohl auch der Feuilletonist unter dem unmittelbaren Eindrucke der ersten Aufführung von „Tristan und Isolde" einige flüchtige Worte über dieselbe sagen. Ich werde also durchaus keine gelehrte Kennermiene aufsetzen,

„Bilde mir nicht ein, was Rechts zu wissen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren;"

Digitized by Google

— werde das musikalische Werk vollständig unberücksichtigt lassen, die Beurtheilung der Leistungen der Sänger und des Orchesters dem Fachkritiker anheimstellen und auch über die Dichtung nur mit äußerster Vorsicht sprechen. Denn die rechtgläubigen Wagnerianer bestreiten ja auch darin der literarischen Kritik jedwede Competenz, sobald diese bei irgend einer dunklen Textstelle verwundert stehen bleibt und die Frage aufwirft: was das denn eigentlich zu bedeuten habe? — „Darum habt ihr Euch gar nicht zu kümmern," lautet die unverdrossene Antwort; „wenn Ihr die Schönheit nicht versteht, so ist Euch eben nicht zu helfen." Und sie ergehen sich alsdann in hochfliegenden Auseinandersetzungen über den intimen und unlösbaren Zusammenhang des gedichteten Wortes mit dem musikalischen Ausdruck.

Das Alles ist ja ganz schön und gewiß auch sehr richtig. Aber da das Publicum, wie es nun einmal ist, doch nicht blos aus Leuten besteht, die im Stande sind Partitur zu lesen und etwa „über die Bedeutung des Fagotts für die Wirkung des Schauerlichen" eine eingehende Abhandlung zu schreiben, so darf wohl auch dem Laien, der zu seiner Legitimation eigentlich nichts weiter anführen kann, als daß er die Musik aufrichtig liebt, das Recht zugestanden werden, selbst gelegentlich einer Wagner'schen Oper an der Unterhaltung theilzunehmen — gerade als ob es sich blos um „Don Juan" oder „Fidelio" handelte.

Zunächst über die Aeußerlichkeiten.

Der Andrang zur ersten Vorstellung von „Tristan und Isolde" war geradezu beispiellos. Trotz der verdoppelten erhöhten Preise waren so viel Bestellungen bei der Generalintendantur eingelaufen, daß schon seit einigen Tagen die Bureauzeit der Beamten durch Erledigung dieser Gesuche nahezu ganz in Anspruch genommen war. Die Billethändler hatten es natürlich auch diesmal — der Himmel weiß, wie — möglich gemacht, in den Besitz von guten Plätzen zu kommen. Es wurden natürlich horrende Preise dafür gezahlt. Nur durch den Reichthum der Vertretung aus allen Classen der Berliner Gesellschaft unterschied sich übrigens die Physiognomie des Hauses diesmal von der bei andern ersten Vorstellungen.

Der Hof war — an seiner Spitze der Kaiser und die Kaiserin — vollzählig erschienen. Wohin der Blick schweifte, überall traf er eine bekannte Persönlichkeit. Die Diplomatie und die Aristokratie, das Parlament, der Freistaat der Künstler und Gelehrten, die Börse — sie waren alle, alle da! Der Zuschauerraum des Opernhauses sah aus wie der Salon eines bekannten Berliner Commercienraths, der zu seinem Freunde sagte: „Kommen Sie nur einmal zu mir. Sie finden bei mir ganz Berlin, vom Fürsten und Grafen bis zum Universitätsprofessor herunter!"

Von den Künsten hatte natürlich die Musik die reichste Repräsentation. Da erglänzte unter dem spielenden Geflimmer des Kronleuchters die klare Stirn eines Vertreters der „alten Schule", der in der Verehrung der Vergangenheit seines Haarschmuckes allmählich ganz verlustig gegangen ist; da flatterten auch wildmähnig die Absalonslocken der Jungen, denen bekanntlich die Zukunft gehört.

Um 6 Uhr war das Publicum versammelt. Es surrte und summte im Saale wie im Bienenstock. Man musterte sich, begrüßte sich, tauschte pantomimische Gespräche aus.

„Sie auch hier? Wie haben Sie's denn fertig gebracht?"

Ein selbstbewußtes Lächeln antwortete: „Auf ganz regelrechte Weise! Ich gehöre zu den Bevorzugten!" wenn nicht ein schmerzlich pfiffiges Schmunzeln in Begleitung der schnellen Bewegung des Daumens mit dem rechten Zeigefinger andeutete, daß der Billethändler habe aushelfen müssen.

Etwa 10 Minuten nach 6 Uhr klopfte Eckert auf's Pult. Es trat sofort tiefes Schweigen ein und die Introduction begann. Unweit von mir sah ich einen bekannten Astronomen sitzen. Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, aber der Anblick vergegenwärtigte mir sofort die Nützlichkeit des Chronometers für wissenschaftliche Feststellungen; und da ich ja doch von vornherein darauf verzichtet hatte, mich kritisch an dem Abend irgendwie zu betheiligen, überlegte ich mir, daß vielleicht eine chronometrische Beobachtung während der Vorstellung nicht ganz nutzlos sein möchte. Wußte ich doch im Voraus, daß mir die nöthige Ruhe dazu nicht fehlen würde, da ich die Oper bereits in Weimar mit dem Vogl'schen Ehepaar gehört hatte.

Als die Introduction zu Ende war und der Vorhang sich hob, zeigte die Uhr 6 Uhr 22 Minuten.

Das außerordentliche dramatische Talent Richard Wagners bekundet sich gleich in der klaren und schönen Exposition. In einem zeltartigen Gemache auf dem Verdeck eines Segelschiffes erblicken wir Isolden mit ihrer Begleiterin Brangäne. Der Sieger Tristan, der Irlands König Morold erschlagen, führt Isolden als Braut seinem Oheim, dem König Marke von Kornwall zu. Isolde trauert über Morolds Tod und über die angethane Schmach; sie läßt Tristan, der nach keuscher Sitte auf die königliche Braut keinen Blick geworfen hat und das Steuer des Schiffes achtsam lenkt, zu sich entbieten. Ihr Entschluß ist gefaßt: sie will an dem treulosen Mann, dem sie einst durch Wundersäfte das Leben gerettet hat, Rache nehmen. Den kostbaren Schrein, in dem sie die bösen und guten Säfte, welche die Mutter bereitet hat, birgt, hat sie mit sich genommen; den Todestrank will sie ihrem Besieger Tristan reichen. Sie verabschiedet sich von ihrer treuen Begleiterin Brangäne und erwartet gelassen ihren Feind.

Gleich in dieser Scene frappiren auch den Laien, der weder von chromatischen Spitzfindigkeiten etwas versteht, noch eine sehr klare Vorstellung von verminderten Septimenaccorden hat, einige wunderbare Schönheiten. Der rührende Ausdruck in Isoldens Bericht über ihre erste Begegnung mit Tristan: „Er sah mir in die Augen", — der schmerzliche Hohn, mit dem sie erzählt, wie Tristan bei seiner Heimkehr dem müden König Marke vorschlägt, die schmucke Irin herzuholen, — das sind gar schöne und ergreifende Verständlichkeiten.

Auch für das leidenschaftliche Colorit des Ganzen besitzt das Gemüth des Ungelehrten Empfänglichkeit genug. Man bemerkt auch, daß der Componist des „Tristan" genau wie in seinen früheren Opern musikalisch charakterisirt, daß er also für die Eigenarten seiner Persönlichkeiten und Situationen gewisse bestimmte Motive erfunden hat, die sich unfehlbar einstellen, sobald die Sinne des Zuschauers auf die bestimmte Persönlichkeit oder die bestimmte Situation hingelenkt werden sollen. Diese musikalischen „besonderen Kennzeichen" fehlen auf der Paßkarte keines der Wagner'schen Helden. Ob eine solche Art der Charakterisirung, bei allem Scharfsinn und bei aller Feinheit, welche Wagner in deren Durchführung bekundet, trotzdem nicht eine etwas zu äußerliche und bequeme ist, — das mag der Musiker beantworten.

Tristan, der zunächst eine Ausflucht gesucht hat, um die Begegnung mit Isolden auf dem Schiffe zu vermeiden, fügt sich endlich ihrem Befehle. Die volle Spannung ist da: die beiden Todfeinde, die sich doch mächtig anziehen, sollen nun einander gegenüber treten. 7 Uhr 2 Minuten: Tristan und Isolde begegnen sich. Ein aufregendes ergreifendes musikalisches Zwischenspiel zeigt, daß ungewöhnliche Vorgänge im Anzuge sind: Der „Eigenhold, hehr und heil, kühn und feig" erwartet die Befehle seiner Herrin.

Die Unterhaltung, die sich zwischen Beiden entspinnt, ist bisweilen nicht ganz durchsichtig; einige Stellen erheischen wenigstens ein längeres Nachsinnen und auch dann kann man sich oft des Resultates nicht ganz erfreuen. Wenn z. B. Tristan sagt:

„Des Schweigens Herrin
Heißt mich schweigen!
Fasse ich was sie verschwieg,
Verschweig ich was sie nicht faßt —"

— Ja, wenn ich in meinem Zimmer sitze, mir die Situation vergegenwärtige, das Textbuch vorher noch einmal nachlese, mir klar mache, was Isolde früher von ihrem Schweigen gesagt hat, dann glaube ich wohl ungefähr den Sinn zu verstehen; aber bei dem hastigen Lauf der Sinne, der keine Umkehr duldet, und bei dem die sinnliche Aufregung kaum die Einkehr gestattet — da bleiben mir solche und ähnliche Worte vollkommen unverständlich, und ich finde sie, um einen sehr milden Ausdruck zu gebrauchen, zum Mindesten nicht ganz zweckmäßig. Der Dichter, der für die Bühnen schreibt, meine ich, soll so schreiben, daß man ihn von der Bühne herab vollkommen und mit Leichtigkeit verstehen kann. Die Klarheit des Ausdrucks bedingt keineswegs die Gewöhnlichkeit des Gedankens. Im Gegentheil, sie läßt die Reife des Gedankens voraussetzen. Unsere Classiker beweisen ja zur Genüge, daß die Verständlichkeit die Bedeutung des Dichtwerkes nicht beeinträchtigt. Sätze, die der gebildete Zuschauer nur so ungefähr versteht, die ein nur verschwommenes und verschleiertes Bild von des Dichters Denken und Empfinden geben, berechtigen beinahe zu dem Schluß, daß der Dichter selbst seinen Gedanken nicht vollständig ausgedacht und sich seines Empfindens nicht vollkommen bewußt geworden sei; und daß also die dichterische Unfertigkeit das unzulängliche Verständniß Derer, zu denen der Dichter spricht, bedinge.

Digitized by Google

Das Zwiegespräch läuft schließlich darauf hinaus, daß Isolde Tristan den Becher reicht, den sie mit dem tödtlichen Saft gefüllt zu haben wähnt. Brangäne aber hat ihrer Herrin den Liebestrank gereicht. Als Tristan die Schale zur Hälfte geleert, entreißt sie ihm Isolde, um mit ihm vereint zu sterben. Das Wunder wirkt, und Beide empfinden alsbald „Jach in der Brust jauchzende Lust". — Die musikalische Illustration der geheimnißvollen Wirkung des Liebestrankes ist wundervoll.

Während die Geliebten in seliger Umschlingung weltvergessen Herz an Herz ruhn, landet das Schiff. König Marke, harrt am Ufer der Braut, die Geliebten werden durch Brangäne getrennt und der Vorhang fällt. 7 Uhr 28 Minuten.

Stürmischer Beifall rauscht durch das ganze Haus, die Freunde des Meisters, die ihn in der Loge des Generalintendanten von Hülsen erspäht, oder ihn auch vielleicht während seines kurzen Besuches in der Loge der Frau von Schleinitz bemerkt haben, verlangen stürmisch ihn auf den Brettern zu sehen. Wagner leistet dem Ruf Folge; der Lärm verdoppelt sich. Die schmächtige Gestalt Wagners, die neben der riesenhaften Niemanns in wahrhaft rührend bescheidenen Dimensionen erscheint, verbeugt sich und verschwindet.

„Mein Herr, stampfen Sie und schreien Sie nicht so! Wir sind hier nicht in Bayreuth!"

„Ich kann mich enthusiasmiren wie ich will!"

„Aber Sie sind im Königlichen Opernhause!"

„Wenn Ihre Opern aufgeführt werden, werde ich mich sehr ruhig verhalten."

„Mein Herr Sie sind . . . ."

Den Schluß des Satzes habe ich nicht verstanden.

Auf den Corridoren wogt es wie ein aufgeregtes Meer.

„Haben Sie das Fis gehört?" ruft ein Enthusiast, „so ein Fis ist nie geschrieben worden, so ein Fis giebt's gar nicht mehr!"

„Doch," versetzt einer unserer gefährlichsten falschen Wortspieler, „Dumas fils!"

„Au!"

„Ich weiß nicht, diese Geschichte von dem verwechselten Gilka — mir will sie nicht recht gefallen," sagt ein Blasirter.

Die Musiker begrüßen sich nur mit einem der Leitmotive. Anstatt zu sagen: „Wie geht es Ihnen?" singt der Eine den Andern an: g, as, a, b? — und dieser antwortet: b, b, c, des! — „Ich danke, ganz gut!"

Das Zeichen ertönt; Alle eilen wieder auf ihre Plätze. Der zweite Act beginnt 5 Minuten vor 8 Uhr. In diesem zweiten Act geschieht eigentlich nicht viel, wenn man von der Schopenhauer'schen Fürsorge für das nächste Geschlecht absieht. König Marke ist in aller Frühe zur Jagd aufgebrochen. Isolde benachrichtigt durch Löschen der Leuchte Tristan, daß sie allein seiner harrt. Die Geliebten treffen sich und schwelgen in den seligsten und unbeschreiblichsten Genüssen. Marke, von dem Verräther Melot benachrichtigt, überrascht das Paar in flagranti und macht Tristan bittre Vorwürfe. Schließlich stürzt Melot auf Tristan ein und verwundet ihn tödtlich. Chronometrisch vertheilen sich die Scenen so: Um 8 Uhr 9 Minuten treffen sich Tristan und Isolde, das Liebesduett, das im Texte nicht weniger denn 18 Seiten einnimmt, währt bis 8 Uhr 45 Minuten. Die ernsthaften Vorwürfe des Königs Marke beanspruchen 10 Minuten, und um 9 Uhr 4 Minuten empfängt Tristan den tödtlichen Streich.

Wenn Goethe seine „Stella" ein „Schauspiel für Liebende" genannt hat, so darf man „Tristan und Isolde" wenigstens im zweiten Act eine „Oper für Verheirathete" nennen. Es geht wirklich schrecklich lebhaft zu. Wort, Gesang und Orchester wetteifern im Ausdruck des süßesten Verlangens, der holdesten Befriedigung, der unsagbarsten Verborgenheiten —

„Das Unbeschreibliche,
Hier ist es gethan."

Es ist wohl kaum denkbar, daß die poetische Sinnlichkeit eines sprechenderen musikalischen Ausdrucks fähig sei. Das jauchzt und jubelt und seufzt und wimmert, — es ist ganz wundersam! Was ich früher als einen Fehler Wagners rügte, muß ich hier als einen Vorzug preisen: ein wahres Glück, daß er nicht immer ganz verständlich ist! Die Liebenden paraphrasiren in bisweilen recht verschlungenen Wendungen die Schopenhauer'schen Lehren von der Wichtigkeit des Daseins und von den Leiden der Welt, namentlich den § 155 über das Verhältniß zum Schmerze, besonders das Verhältniß zwischen dem Grade des Bewußtseins zu dem des Leidens: „Qui auget scientiam, auget et dolorem." Sie wollen die Nacht, die Nichterkenntniß, und fürchten sich vor dem Tag, vor der Erkenntniß, die ihnen nur die Schmerzen ihrer unseligen Liebe vergegenwärtigt. So glaube ich wenigstens, ist die ganze Debatte über „Tag" und „Nacht" zu verstehen, die sich mit Vorliebe in den dunkelsten Redewendungen bewegt:

„Von dem Bild in des Herzens
Bergendem Schrein
Scheucht er des Tages
Täuschenden Schein.
Daß nacht-sichtig mein Auge
Wahr es zu sehen tauge."

Immer höher schlägt die Lohe der Leidenschaft, schließlich so hoch, daß unsereins gar nichts mehr sieht:

Liebe-heiligstes Leben
Wonne-hehrstes Weben
Nie-Wieder-Erwachens
Wahnlos
Hold bewußter Wunsch.

Ich habe wohl ungefähr Fühlung mit der Stimmung, die hier ausgedrückt sein soll; aber wenn man mich aufforderte, diese Verse in allgemein verständlichen Worten zu umschreiben, mit treuer Festhaltung des Sinnes, so würde ich in nicht geringe Verlegenheit gerathen. Aber gewiß soll dieses Liebeschwärmen auch nach der Absicht des Dichters schon in das Unverständliche hinüberlallen; und was nun folgt, dieweil Brangänens Stimme hinter der Scene die Geliebten warnt — das ist auch wortlos völlig begreiflich. Da bedarf es keines Commentars. Es ist Alles beredt, bis zur physischen Reaction im Orchester.

Nach einer philosophischen Abhandlung über die Unsterblichkeitsfrage:

Stürb' ich nur ihr,
Der so gern ich sterbe,
Wie könnte die Liebe
Mit mir sterben?
Die ewig lebende
Mit mir enden?
Doch, stürbe nie seine Liebe,
Wie stürbe denn Tristan
Seiner Liebe?

und einer poetischen Glossirung des Wörtchens „und" in dem erotischen Gesammtbegriff „Tristan und Isolde", verfallen die Liebenden wieder in Verzückung und stammeln die seligsten Unfaßbarkeiten, z. B.:

Du Isolde,
Tristan ich,
Nicht mehr Tristan,
Nicht Isolde;
Ohne Nennen,
Ohne Trennen
Neu Erkennen,
Neu Entbrennen;
Endlos ewig
Ein-bewußt:
Heiß erglühter Brust.
Höchste Liebes-Lust!

Auf die musikalischen Schönheiten der Liebesscene einzugehen, ist nicht meines Amtes; ich kann nur constatiren, daß die übertriebene Breite doch viele Unbefangene und Unkundige einigermaßen zu ermüden schien. Eine frischere Stimmung kehrte wieder, als König Marke die Geliebten überrascht. Allerdings eine etwas gefährliche Frische! Wenn nicht die respectgebietende Persönlichkeit unseres Betz den trübseligen König gestützt hätte — ich fürchte, ich fürchte, unsere guten Berliner hätten ihre boshafte Heiterkeit nicht unterdrückt. Es ist aber auch wirklich eine höchst bedenkliche Situation, — in der nächsten Nachbarschaft jenes verhängnißvollen Scheidepunktes, da die Erhabenheit aufhört und die Lächerlichkeit anfängt. Man denke sich die Scene: Der alte Marke, von dem wir durch die vorherigen Charakterisirungen nicht sehr erbaut sind: er wird uns als müde und schlaff geschildert, und wir wissen von ihm nur, daß er sich durch den jungen Tristan ein schönes Weib holen läßt, — dieser alte König erscheint zum ersten Male auf der Bühne und erlang °

die untrüglichsten Beweise seiner mangelhaften Reize. Jetzt hätte er eine allerdings wenig erwünschte Gelegenheit sich in den Augen der Zuschauer zu rehabilitiren; er brauchte es nur zu machen, wie sein College in dem Heine'schen Liede, der die Beiden, die sich viel zu lieb hatten, sterben läßt; aber der alte Marke läßt seinen großen Degen ruhig in der großen Scheide und fängt in den traurigsten Klängen an Tristan die bittersten Vorwürfe zu machen.

„Thatest Du's wirklich?
Mir — dies?
Dies — Tristan — mir?"

Und das dauert wie gesagt 10 Minuten! Und was verlangt dann Marke? Er ist ganz bescheiden; er will nur wissen, wie die Sache gekommen ist.

„Den unerforschlich
Furchtbar tief
Geheimnißvollen Grund, —
Wer macht der Welt ihn kund?"

Das ist doch, traun, nicht zu viel verlangt! Aber Tristan, der während der langen zehn Minuten, während deren ihn Marke vorwurfsvoll ansingt, höchst betroffen dagestanden, hat darauf nichts zu antworten, als:

„O König, das —
Kann ich Dir nicht sagen;
Und was Du frägst
Das kannst Du nie erfahren."

Das scheint mir denn doch eine höchst ungenügende Antwort zu sein, und der König wird gewiß jetzt zur Wuth entflammt auf einen anderen Bescheid dringen. Aber nein! nachdem Tristan ruhig 10 Minuten dagestanden hat, steht nun Marke 10 Minuten ruhig da und sieht es schweigsam mit an, wie Tristan mit Isolden weiter schäkert. Zum Glück fährt Melot noch dazwischen und zieht für seinen uninteressanten König das Schwert.

Dieser zweite Act fand wiederum lebhaften Applaus und Wagner mußte wiederum auf der Bühne erscheinen; aber der Beifall war doch nicht so herzlich und allgemein, wie nach dem ersten Act, und die anmuthigen Zischer machten sich mehr bemerklich. Ein großer Theil des Publicums war, wie ich schon sagte, unbedingt abgespannt und ermattet. Während des langen Liebesduetts und während der endlosen Rede Markes mögen im Innern gar Vieler die energischen Rufe „Schluß, Schluß, Schluß!" unterdrückt worden sein. Selbst die Reichstagsabgeordneten ließen die Köpfe hängen. Ist kein Valentin da?

Um ½10 Uhr begann der dritte Act. Tristan liegt verwundet auf seinem Schmerzenslager im Hof seiner Burg in der Bretagne. Er liegt während des ganzen Actes da, von 9 Uhr 30 Minuten bis 10 Uhr 35 Minuten, mit einer einzigen Unterbrechung von 35 Secunden. 9 Uhr 43 Minuten macht er die erste Bewegung, 9 Uhr 52 Minuten bei der Mittheilung, daß Isolde kommt, macht er vergebliche Anstrengungen, sich aufzurichten; um 10 Uhr 14 Minuten ertheilt Kurwenal ihm, der bereits seit 44 Minuten auf dem Rücken liegt, den grausamen Rath: „Doch Du, Tristan, bleib mir treulich am Bett!" Aber um 10 Uhr 10 Minuten, als er Isoldens Stimme vernimmt, springt er auf, taumelt ihr entgegen, umschließt sie und sinkt 10 Uhr 16 Minuten 35 Secunden wieder auf sein Schmerzenslager, von dem er sich nicht wieder erheben soll.

Der Inhalt des dritten Actes ist bald erzählt. Der tödtlichgetroffene Tristan umschließt noch einmal Isolde, ehe sein Auge bricht. Der Verräther Melot erstürmt die Burg, wird von Tristans Gefährten Kurwenal getödtet, dieser selbst sinkt schwer verwundet zu Boden und haucht zu Tristans Füßen sein Leben aus, während König Marke mit seinem Gefolge die Burg stürmt und als Isolde an Tristans Seite den Tod findet, die Leichen segnet.

Die traurige Weise des bretagnischen Hirten, zu Beginn des Actes, rief eine mißliche Heiterkeit hervor. Das Publicum, das den Hirten nicht sah, wußte nicht, was das Geblase hinter der Scene zu bedeuten habe. Es ist eigenthümlich, daß auch bei der ersten Aufführung des „Tannhäuser" zu Paris, die Schalmeienklänge der Hirten zu der unerwünschtesten Heiterkeit die Veranlassung und damit eigentlich die Entscheidung für die ungerechte Aufnahme der Oper gaben.

Das Publicum, das nun über 4 Stunden Stand gehalten, verlor während des endlosen Duettes zwischen Tristan und Kurwenal, das nicht weniger als 44 Minuten dauerte, allmählich seine Elasticität. Die erregten Schlußscenen brachten zuguterletzt wieder eine etwas belebtere Stimmung hinein und zum Schluß wurden die Sänger und der Dichtercomponist lebhaft, ganz besonders und stürmisch aber Capellmeister Eckert gerufen.

Das ist der Bericht eines laienhaften Zuschauers und Zuhörers, den manche wunderbare Schönheit dieser merkwürdigen Dichtung tief ergriffen hat, der aber auch offen bekennt, Vieles nicht verstanden zu haben und von der Summe ungelöster Räthsel gründlich ermattet und erschlafft worden zu sein. Diese Oper bedingt bei dem Individuum eine Empfangsfähigkeit, wie sie wohl nur wenigen Sterblichen beschieden ist. Ein oft dunkler, undurchdringlicher, spröder Text, mit einer noch schwerer zugänglichen musikalischen Illustration, eine Tonmalerei, in der beständig die eine Farbe in die andere übergeht, ohne scharfe Zeichnung stimmungsvoll verschwommen, eine kunstvolle Instrumentirung, deren Studium allein die volle Aufmerksamkeit eines andächtigen Zuhörers aufsaugen würde — Alles das gleichzeitig und auf einmal! Es gehört wahrlich ein seltsam organisirtes Gehirn dazu, um Alles das zusammen zu fassen und bis zum Verständniß durch zu arbeiten. Aber das instinctive Gefühl, daß man etwas Großem gegenüber stehe, verläßt einen doch nicht einen Augenblick; und den Eindruck des Bedeutenden und Gewaltigen nimmt man heim. F. L.

Notizen.

Die Veruntreuungen öffentlichen Eigenthums in verschiedenen Staaten halten das Publicum in lebhafter Spannung. Kolossal treten sie besonders in America auf und das transatlantische Kabel übermittelt haarsträubende Enthüllungen, die jedem Schauerroman der realistischen Schule zur Ehre gereichen würden. Der Massenmord des Herrn Thomas in Bremerhaven ist darüber so gut wie vergessen, und alle americanische Meetings der Welt können die Zeitungen nicht verhindern, ihren Lesern zu erzählen, wie es da drüben zugeht. Unsere heimischen Legitimisten möchten daraus gern die Lehre schöpfen, daß es mit der Sittenreinheit der Republik nicht weit her sei, wenn nur nicht aus den Monarchien ähnliche schlimme Nachrichten einliefen. Der classische Boden Italiens hat während des letzten Decenniums schon manchen Kassendefect erlebt und Wechselfälscher wurden ganz neuerdings in der Nähe des Königs-Edelmann entdeckt, der seinen großen Schnurrbart darüber in begreiflichem Zorn arg gezaust haben wird. Selbst das fleißige und gewöhnlich wohlgeordnete Belgien hat einen Bankcassirer großgezogen, der mit mehr als einer Million Franken nebst dem unvermeidlichen weiblichen Zubehör das Weite suchte. Der größte Theil des Raubes wurde zwar der von geschickten Policisten bald eingeholten Gesellschaft wieder abgejagt. Aber es ist doch ein schlimmes Zeichen, daß auch die braven Flamländer ein solches räudiges Schaf in ihrer Mitte hatten. Zu all diesen romantischen Diebstahlsgeschichten kam nun gar die neuliche Botschaft aus Wien, daß ein verschuldeter Oberlieutenant angeblich geheime Karten und Pläne auswärtigen Botschaften gegen klingende Münze theils angeboten, theils wirklich verkauft hat. Sehr amüsant wäre, falls die Untersuchung diese von den Blättern gemeldete Thatsache bestätigen sollte, daß die Karten gar nicht geheim, sondern überall zu haben waren, und der fremde Militärattaché, der sie kaufte, bei dem Handel in lächerlicher Weise selbst betrogen wurde. Er verdiente dann gewiß cassirt und nach Sibirien geschickt zu werden, mehr noch wegen seines Ungeschicks als zur Strafe für sein wenig correctes Verfahren, stets vorausgesetzt, daß die Wiener Blätter die Sache richtig erzählt und nicht etwa zur Ehrenrettung der Behörde etwas schönfärberisch zugestutzt haben. Die französische Botschaft, welcher der ehrenwerthe Officier ein gleiches Angebot gemacht hat, war bekanntlich auf ihrer Hut und denuncirte den Streich der österreichischen Regierung, womit sich Pariser Zeitungen nicht wenig gebrüstet haben. Abgesehen indessen davon, daß die Franzosen nicht leicht mit Oesterreich in Conflict gerathen werden, selbst wirklich wichtige Mobilmachungspläne

und dergleichen von den Ufern der Donau aus ihnen daher wenig nützen können, sollten die tugendstolzen Leute nicht vergessen, daß die französische Diplomatie sich wenigstens früher an anderen Orten, und namentlich in Berlin, weniger scrupulös verhalten hatte. Es war das allerdings unter dem Kaiserreich, das in Sachen des internationalen Verkehrs seinen eigenen Moralcodex besaß. Die sonderbare Affaire ist aus den Gerichtsverhandlungen der fünfziger Jahre, während des Krimkrieges, in guter Erinnerung. Ein entlassener Zuchthäusler verleitete die Bedienten eines hochgestellten, seitdem verstorbenen Generals sowie eines Cabinetsecretärs, daß sie ihm für eine bestimmte Summe die Copien intimer Briefe und Depeschen lieferten, die ihren Herrschaften aus Petersburg zugingen und welche der Empfänger dann wieder dem Secretär des französischen Gesandten, Herrn von Moustier, verkaufte. So erfuhr Napoleon die Unhaltbarkeit des Malakoffthurms, was zur Einnahme von Sebastopol nicht wenig beitrug. Der Kaiser rühmte sich dessen später mit durchsichtigen Worten in einer öffentlichen Proclamation und ernannte trotz der zweifelhaften Siegeslorbeeren den Marschall Pelissier zum Herzog von Malakoff. Der Gesandtschaftssecretär in Berlin, der die ganze Affaire unter Moustiers Auspicien geführt hatte, erhielt einen Orden. Herr von Moustier selbst gelangte später noch zu hohen Ehren. Er wurde Botschafter in Constantinopel, dann Minister des Auswärtigen. Schließlich jedoch soll er in nicht ganz reine türkische Dinge verwickelt gewesen sein und über seinen Tod schwebt ein gewisses Dunkel. Er war ein Lebemann, wie der Napoleonische Hof deren so viele gezüchtet hat. Aber sie haben sich, worauf es nach dem schon einmal citirten Wort des Generals Fleury für sie ankam, zwanzig Jahre gut amüsirt. Es war eine Gesellschaft von Spielern, Gründern und Aventuriers. Zum Unglück Frankreichs mußte dieses die Zeche für sie bezahlen und wenn sie es auch, Dank der unter Mac Mahon stehen gebliebenen oder restaurirten früheren Verwaltung, unter Mithülfe von Intriguen aller Art, zu siebzig Abgeordneten in der neuen Kammer gebracht haben, so mögen interessirte französische Blätter diese eclatante Minoritätsziffer nach Falstaff'scher Manier immerhin zu achtzig bis hundert im Handumkehr aufbauschen. Das bonapartistische Malheur als historisches Memento kann dadurch selbst für Leichtgläubige doch nur schlecht vertuscht werden.

* * *

Vom Büchertisch.

Karl Frenzel, „Renaissance und Rococo." Berlin, Hofmann & Co.

Deutschland beginnt allmählich zur Einsicht zu kommen, daß sich Gründlichkeit der Untersuchung mit Eleganz der Darstellung vereinigen lasse, und die Kunst Essays zu schreiben hat durch diese Stimmung einen Vorschub erhalten. Es ist begreiflich, wenn ein Mensch von allgemeiner Bildung, dessen Zeit von einem bestimmten Berufe in Anspruch genommen ist, seine Muße gerade für die Lectüre kürzerer Aufsätze verwendet, die ihm ein abgeschlossenes Ganze in anregender Form bieten. Aus diesem Bedürfniß sind auch die verschiedenen Sammlungen gemischter Aufsätze hervorgegangen, mit denen uns der deutsche Buchhandel in den letzten zehn Jahren beschenkte. Man hat schon viel über die Berechtigung dieser „Sammelwerke" geschrieben und gestritten. Die Bekämpfer wandten ein, daß die Buntheit der Stoffe keine Einheitlichkeit möglich mache; daß die Form selbst selten eine erschöpfende Behandlung ermögliche und einige Idealisten, die wahrscheinlich zugleich Capitalisten waren, behaupteten mit sittlichem Pathos, es sei des Schriftstellers unwürdig seine Arbeiten zu sammeln, das heißt mehrmals zu verwerthen. Diese drei Säulen der Beweisführung sind aus Thon. Die Stoffe mögen noch so verschieden sein, selbstverständlich innerhalb *eines* Gebietes, das Bestimmende ist die Persönlichkeit des Autors, die zugleich das Vereinigende ist. Daß die Form zu klein sei, um Gründlichkeit zu gestatten, das widerlegt der Hinweis auf Carlyle, Stuart Mill, Sybel u. s. w. Der dritte Einwurf ist nicht der Widerlegung werth.

Die Augsbg. Allg. Zeitg. brachte in ihrer Nummer vom 17. Jan. einen vortrefflichen Aufsatz über „die moderne Sammelliteratur und ihre Berechtigung", in dem der Autor einen sehr schönen Vergleich anwendet: „Ein Gemälde muß Einheit haben, nicht eine Gemäldesammlung." So wahr dieses Wort ist, so läßt sich dennoch daran der einzige berechtigte Widerspruch knüpfen: „Man sammelt nur gute Kunstwerke, ein Zimmer voll schlechter Farbendrucke ist ein Attentat auf den guten Geschmack." Daß Autoren, die in der modernsten Literatur eine Individualität repräsentiren ihre zerstreuten Aufsätze sammeln, wie Kinkel, Steub, Treitschke und Scherr, das ist vollkommen berechtigt, aber die Herren Meier, Schulze, Kohn und Müller haben deshalb noch lange kein Recht dazu.

Karl Frenzel repräsentirt eine bestimmte Individualität; er ist einer der feinsinnigsten Vertreter des common sens, nicht pedantisch, aber in gutem Sinne akademisch; ein scharfer Kopf, der das Charakteristische einer Epoche, eines Menschen oder eines Dichtwerks mit seltener Klarheit erfaßt und es ebenso darstellt. Darin liegt meiner Ansicht nach die eigenste Bedeutung dieses Essayisten, er gehört zu den besten deutschen Stilisten. Seine Stoffe sind durchsichtig exponirt, Alles entwickelt sich naturnothwendig, bis auf das kleinste Wort klar, nirgends ist eine störende Lücke. Alles Nebensächliche wird kurz behandelt und gruppirt sich um das Wichtige so daß sich eine künstlerische Form der Aufsätze von selbst ergibt, — scheinbar, denn in Wahrheit sind Frenzels Essays mit feiner Berechnung entworfen und mit bewunderungswerthem Fleiße ausgeführt. Alle diese Vorzüge vereint auch der neueste Band seiner „Studien", deren zwei Abtheilungen er mit „Renaissance" und „Rococo" betitelt. Die erste Abtheilung besteht aus fünf, die zweite aus vier Essays. Unter den ersten scheint mir „Vittoria Colonna und Michel Angelo" in jeder Beziehung der vorzüglichste zu sein. Aus den historiichen Verhältnissen läßt Frenzel zuerst das Bild jener wunderbaren Frau erstehen, um deren lorbeergeschmücktes Haupt Michel Angelo selbst eine unvergängliche Gloriole geschlungen hat. In plastischer Lebendigkeit tritt der Charakter der reinsten Gestalt der italienischen Renaissance aus den Rahmen der Zeit. In kurzer Zeit hatte sie Alles verloren, woran ihr Herz mit tiefinniger Liebe hing, die Eltern, den Bruder und zuletzt nach glücklichster Ehe ihren heldenhaften Gemahl Ferrante d'Avalos. Aller Sonnenschein schien aus ihrem Dasein entflohen, sie war entschlossen in das Kloster zu gehen, Papst Clemens VII. gestattete es ihr, aber mit dem Verbot die Nonnentracht anzulegen. Es war ihr nicht bestimmt, die Ruhe lange zu genießen, 1527 vertrieb sie die Furcht vor den kaiserlichen Truppen, die sich anschickten die heilige Stadt zu plündern, aus Rom, und die Pest aus Ischia nach Arpino in den Abruzzen.

Der Schmerz ward ihr, wie jedem großen Geiste, eine Quelle der Freude, denn er weckte ihr die Muse, die sie treu bis zum Grabe begleitet hat. Vortrefflich ist die Charakteristik der Dichterin (S. 65).

Im Jahre 1536 traf Vittoria mit Michel Angelo zusammen und da begann eines jener idealen Freundschaftsbündnisse, die durch die Zeiten zu uns strahlen, als wären sie bestimmt dem kommenden Geschlecht den Glauben an die Güte und Göttlichkeit der Menschennatur zu erhalten. — Welchen Einfluß Vittoria auf den finstern, menschenscheuen Angelo ausgeübt, wie ihr reines, echt weibliches Gemüth das Rauhe seines Wesens gemildert; wie die Erinnerung an sie dem Greise die letzten Tage seines Lebens verklärt hat, das ist bekannt, er hat ihr in seinen Gedichten ein ewiges Denkmal erbaut. Wohl fehlt ihnen die Sangbarkeit, die wir von unsern Lyrikern fordern, aber jede Nation empfindet in anderer Weise und ein Sonett kann trotz der scheinbar schwereren Form ebenso durchglüht von echtester Empfindung sein, wie das kleinste Lied, das die Fessel des wiederkehrenden Reimes nicht kennt. —

In der Abtheilung „Rococo" ist „Lorenz Sterne" ganz vorzüglich. Der Gebildete kennt wohl den Namen des englischen Dichters, des Autors von „Tristram Shandy", aber wenige haben das Buch gelesen und von diesen versteht es kaum die Hälfte. Frenzel legt die Einflüsse dar, welche diesen eigenthümlichen Menschen gestaltet haben, der in sich die seltsamsten Gegensätze vereinte. Er und sein Werk bleiben Jedem unverständlich, der auf dem Standpunkt der Gegenwart beharrt; man muß es verstehen sich selbst die Stimmung einer bestimmten Zeit zu verschaffen und dazu gehört Uebung und ein Talent der Selbstentäußerung, das Frenzel in hohem Maße besitzt. Die Studie über Sterne ist der Glanzpunkt des Werkes, das wir unseren Lesern auf das Wärmste empfehlen.

O. v. L.

* * *

Emil Rocco, „Der Umgang in und mit der Gesellschaft". Halle a./S., Otto Hendel.

Es ist kein „Galanthomme wie er sein soll" oder „Die Kunst in sechs Stunden Gentleman zu werden", sondern ein wirklich gutes Buch, auf das wir aufmerksam machen. Der Autor weiß, daß es nicht genügt, Verhaltungsmaßregeln zu geben, sein Grundsatz ist, daß sich der innere

Digitized by Google

Mensch den äußeren baue. Der echte Tact des feinen Weltmannes ist kein Kleidungsstück, mit dem man sich für die Gesellschaft schmückt, sondern das eingeborene Feingefühl tiefsittlicher Naturen, das in allen Lagen des Lebens die Norm für das „Benehmen" abgibt. Dieser Tact bestimmt nicht nur das Auftreten in Augenblicken, die den inneren Menschen in Mitleidenschaft ziehen, sondern ebenso die ganze äußere Erscheinung, von der Kleidung an bis zur kleinsten Handbewegung und nur auf dem Tacte beruht die Vornehmheit. Obwohl diese Eigenschaft, wenn sie durch Generationen gepflegt wird, sich zur erblichen Eigenschaft ausbildet, so kann sie doch jeder Einzelne durch Selbsterziehung gewinnen. Wenn er sein ganzes Empfinden unter die strenge Controle edler Menschlichkeit stellt, so werden auch die Aeußerungen derselben, die Formen des Verkehrs beeinflußt und er wird jene Harmonie des Wesens erringen, das die Griechen „Kalokagathia" nannten.

Zu dieser einen Weg zu zeigen, hat H. Rocco versucht und sich nicht auf trockene Regeln beschränkt, sondern auch nach einer Form gestrebt, die anregend und erheiternd ist.

* * *

Der siebente Band des Meyer'schen Conv.-Lexikons, dritte Auflage. Von „Frankreich" bis „Gotthelf". In dem vorliegenden Bande ist der Specialforschung, welche das wissenschaftliche Leben unserer Zeit kennzeichnet, eine Geltung eingeräumt, welche in solchen Sammelwerken selten vertreten zu sein pflegt. Besonders tritt dieselbe hervor in den größeren historischen Artikeln, für welche Bearbeiter gewonnen wurden, die sich bereits durch anerkannte Monographien und Forschungen auf diesem Gebiet einen Namen gemacht haben; wir nennen beispielsweise die Artikel, welche den Hohenstaufen Friedrich I. (Dr. G. Prutz) und Friedrich II. (Prof. Schirrmacher) gewidmet sind, die Biographien „Galilei" (Dr. Wohlwill), die der preußischen Könige, den Artikel „Geschichte" (Dr. Breßlau). Die Darstellung der Geschichte Frankreichs (Prof. M. Philippson) ist aus einem Guß und nimmt auch auf die Entwickelung des Volks- und Verfassungslebens Rücksicht.

Die auf das Ausland bezüglichen geographisch-statistischen Artikel werden sämmtlich an den betreffenden europäischen Hauptplätzen bearbeitet, ein Umstand, der die Benutzung des neuesten officiellen Quellenmaterials gestattet und dadurch die Richtigkeit verbürgt.

Wir finden ferner in diesem Bande eine Reihe der interessantesten Partien auf volkswirthschaftlichem Gebiet: „Frauenfrage", „Freizügigkeit", „Geld", „Gewerbegesetzgebung", „Gewerkvereine" (mit den neuesten statistischen Angaben), „Genossenschaft" u. a. „Gefängnißwesen" verdanken wir einer der ersten Autoritäten in diesem Fach, Prof. von Holtzendorff; auch der Artikel über die parlamentarische „Geschäftsordnung" ist von Interesse und wird manchem Leser der Reichstagsverhandlungen willkommen sein.

Der Artikel „Fremdwörter" von unserm Mitarbeiter Dr. Sanders kommt doppelt gelegen, da die orthographische Conferenz vor Kurzem diese Frage aufgeworfen hat, die jeden Gebildeten interessiren muß.

Ueber die landwirthschaftliche Fütterungslehre, welche im letzten Jahrzehnt mit so großem Aufwand ausgebildet und seitdem auch total umgestaltet worden ist, berichtet Prof. Fleischer mit einer instructiven graphischen Darstellung in Farbendruck, welche die chemische Zusammensetzung der wichtigsten Futterstoffe veranschaulicht. Daneben sind die Artikel über den Gartenbau (H. Jäger), unter den medicinischen „Gesundheitspflege", „Geheimmittel" ꝛc. vorzugsweise zeitgemäß. Die genannten Artikel, sowie „Glasmalerei" (Prof. von Lützow), die musikalische „Fuge" (Prof. O. Paul), „Generalstab" ꝛc. bekunden das durchgehende Streben nach Allgemeinverständlichkeit in allen Materien.

In den naturwissenschaftlichen und technologischen Artikeln kommen, wo das Wort zum raschen und klaren Verständniß nicht ausreicht, zahlreiche interessante und belehrende Abbildungen im Text sowohl wie auf zahlreichen Tafeln zu Hülfe.

* * *

Die alten Könige Norwegens. (Thomas Carlyle: „The early kings of Norway". London 1875, Chapman & Hall.)

Während die Norden im neunten Jahrhundert gleich Raubvögeln jeden fruchtbaren Landstrich Europas, den ihre Fahrzeuge erreichen konnten, überfielen, machten ihre eigenen Heimatsländer einen Umgestaltungsproceß durch, welcher den Schrecken, der mit dem Namen der Norden verbunden war, vermindern sollte, indem dadurch das System unabhängiger Abenteurer- und erlaubter Plünderungslust ein Ende nahm. Während diese Räuber nur ein Gesetz kannten, das ihres eigenen Willens, und während sie die Ordnung im Auslande mit Füßen traten, — wartete ihrer eine Nemesis daheim, wo neue Gesetzesformen und Ordnungsmaßregeln entstanden, um die Gesellschaft zu reformiren. Der Umstand, daß so viele „hinaus in's feindliche Leben" gingen, bewirkte, daß den Bleibenden, welche die Macht im Inlande den Siegen im Auslande vorzogen, ein weites Feld der Thätigkeit anheimfiel; und dieselbe Periode, in der die zahllosen kleinen Könige („kinglets", sagt Carlyle treffend) in ihren auswärtigen Raubzügen am erfolgreichsten waren, erwies sich gleichzeitig auch als die günstigste für das Aufgehen der vielen Miniatur-„Stätchen" in einen compacten Staatskörper. Diese Verschmelzung bewerkstelligten Gorm in Dänemark und der „schönlockige" Harald Harfagr in Norwegen gleichzeitig.

Wie günstig aber auch die Umstände diesem großartigen Unternehmen waren, bedurfte dessen Durchführung doch mehr als eines halben Jahrhunderts, sowie der ganzen Geschicklichkeit, Ausdauer und Energie, welche diese „Charlemagnes des Nordens" — Carlyles Worte — ihrer herkulischen Arbeit wirklich entgegenbrachten. Obwohl die Weltgeschichte in dieser Beziehung keine genauen chronologischen Daten kennt, läßt sich doch mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die beiden Reichsstifter ihre Kämpfe um das Jahr 870 begannen, daß Harald 933 und Gorm 935 starben. Die zwischen diesen Daten liegende Zeit bildet die Grenze zwischen der blos mythischen und der historischen Kenntniß, welche wir von der nordischen Geschichte besitzen. Im Laufe dieser sechs Jahrzehnte gründete Gorm ein dänisches Königreich, welches dem Dänemark entspricht, wie wir es bis zur Zeit der deutschösterreichischen Annexion kannten, und Harald schweißte hinwiederum alle wirklichen oder nominellen „Königreiche", aus denen Norwegen damals bestand, zusammen und schuf eine absolute Monarchie, welche mit dem heutigen Norwegen geographisch identisch ist. Die dänischen Quellen lassen uns bezüglich des Vorganges, den Gorm einschlug, um sein Ziel zu erreichen, im Unklaren; was jedoch Harfagr betrifft, so gewährt uns ein isländischer Autor, der berühmte Snorro Sturlesson, einige Anhaltspunkte. Snorro, der am Hofe Hakons des Vierten für seine „Hejmskringla" Stoff sammelte, belehrt uns in dieser Schrift einigermaßen. Er selbst war übrigens mehr Politiker als Historiker und büßte auch infolge der Unvorsichtigkeit, mit welcher er an der Politik theilnahm, sein Leben ein — im dreizehnten Jahrhundert. Der Umstand, daß er gerade in der Schilderung der Kämpfe für nationale oder sociale Principien und Interessen hervorragend bereit ist, macht ihn Carlyle — der das vorliegende Buch wahrscheinlich zur Erinnerung an den ersten Seesieg der Briten über die Dänen (unter Alfred dem Großen, anno 875, also vor tausend Jahren) veröffentlicht — besonders sympathisch, so daß er sich gern an ihn anlehnt, indem er sich an seiner Hand mit Leib und Seele auf die Beschreibung der Harald'schen Kämpfe wirft. Wir natürlich können nur Einzelnes erwähnen.

Die Harfagrs besaßen eine starke Zähigkeit und drangen stets hartnäckig darauf, Alles, was sie wünschten, durchgeführt zu sehen, sei es nun etwas Politisches oder Gesetzgeberisches gewesen. Diese langen und schweren Kämpfe zwischen Königen und Unterthanen machen auf Carlyle einen mächtigen Eindruck. Er sieht in ihnen „den gesegneten Anfang menschlicher Ordnung, Gesetzlichkeit und wirklicher Regierung nach dem Chaos" und nennt Harald eine „heroische, wahrhaft homerische Natur". Ebenso viel hält er von Gorm. An beiden bemerkt er „mehr Begabung, das Chaos der Form des Kosmos näher zu bringen", als an allen ihren Nachkommen. Kurz, er ist ganz entzückt von den beiden Helden und vergißt ganz, daß, wären z. B. die Harfagrs weniger mit jenen „Tugenden" begabt gewesen, welche sie zu stetem Kampfe für die unumschränkte Gewalt antrieben, — Norwegen in den folgenden Jahrhunderten manchen Bürgerkrieg und manche sociale Unordnung erspart hätte.

Allerdings sagt Carlyle, Harald sei „nicht so sehr mit dem gottähnlichen Achilles zu vergleichen", als seine Nachfolger, die beiden Olafs — der Heilige und Tryggveson —; aber er sei „deren würdiges Urbild". Auch an Romantik habe es ihm nicht gefehlt. Es geht nämlich die Sage, daß sein Ehrgeiz, ganz Norwegen zu erobern, eigentlich durch seine Liebe zur schönen Gyda hervorgerufen wurde. Diese habe es abgelehnt, einen blos tributpflichtigen König zu ehelichen, worauf Harfagr schwur, sie,

Digitized by Google

wenn es ihr darauf ankäme, gewiß zu gewinnen. Gleichzeitig gelobte er — um seinen Eid zu bekräftigen —, er werde seine blonden Locken weder kämmen noch schneiden, bevor er seinen Vorsatz ausgeführt habe. Er kämpfte nun ohne Unterlaß, bis er nach der siegreichen Seeschlacht von Stavanger (872) wirklich Herr Norwegens war. Es heißt ferner, daß er dann die delicate Operation des Haarschneidens dem Jarl von Möre, Rogewald, übertrug; dies ist deshalb von Interesse, weil Rogewald, der später in Ungnade fiel und dem Haralds Söhne Land und Leben nahmen, der Vater Ganger Rolfs — gewöhnlich „Rollo" genannt — war, des Gründers der Normandie und Ahnherrn Wilhelms des Eroberers.

Die Art, auf welche Harald den unmittelbaren Anlaß gab zu Rollos Stiftung der Normandie, ist sehr charakteristisch und wird von norwegischen Schriftstellern folgendermaßen erzählt. Nachdem Harfagr beschlossen hatte, das Gewerbe der Seefahrerei und das damit verbundene Raubsystem aufzugeben, machte er im Thing öffentlich bekannt, er werde mit Tod oder Verbannung Jedermann bestrafen, der es noch fernerhin wagen würde, an den heimatlichen Küsten Plünderzüge zu unternehmen. Bald darauf wurde Rollo auf der Uebertretung des neuen Gesetzes ertappt. Trotz der Bitten aller Freunde und Verwandten verurtheilte Harald ihn zu ewiger Verbannung. Ebenso erging es zugleich mehreren andern Edelleuten, die nun mit Rollo zuerst nach Island, den Farören und anderen außerhalb der Macht Haralds gelegenen Inseln, später nach Frankreich gingen. Konnten die Vikinger — so genannt von vy = Bucht, weil sie den Schiffen in den Verstecken der Buchten auflauerten — ihr Vaterland nicht mehr beunruhigen, so verlegten sie sich auf Einfälle in Britannien und Gallien, und gründeten dann die Normandie.

Carlyle widmet nun einen Theil seines Buches den beiden Olafs, die er als „hohe, fast zu den größten Söhnen der Natur gehörige" Männer betrachtet, und von denen er glaubt, daß sie „Achilles übertreffen" und schließt mit dem 1262 erfolgten Tode Hakons. Er erzählt uns, daß dieser der reichste und ehrgeizigste der alten nordischen Könige war, und daß er bei Largs von den Schotten schmählich auf's Haupt geschlagen wurde, wobei er einen Verlust von 15000 Mann erlitt. Wir erwähnen das, um bemerken zu können, daß sich in keiner nordischen Quelle eine Erwähnung dieser Schlacht findet. Es ist auch nicht ausgemacht, daß die Geschichte auf Wahrheit beruht; der schottische Autor des vorliegenden Werkes dürfte sie wohl nur aufgenommen haben, weil sie seiner nationalen Eitelkeit schmeichelt.

Das Buch liefert eine klare und pittoreske Schilderung der Zeiten und Männer, von denen es spricht, und wir schätzen daran auch das Verdienst, daß es die Schriften Sturlessons und anderer nordischer Schriftsteller wieder einmal an's Tageslicht zieht. Das Werk ist interessant, wie Alles, was der greise Seher von Chelsea schreibt, nnd ist schon durch den Namen seines Verfassers der allgemeinen Beachtung sicher. Doppelt interessant aber ist es durch den Umstand, daß es ein nordisches Thema behandelt, während Carlyle sich in der Regel nur mit Deutschland und Frankreich befaßt. Freilich wird nicht Jedermann die in dieser Schrift niedergelegten politischen Ansichten rückhaltlos unterschreiben, aber gerade die Bizarrerie des Autors macht ihn desto anziehender. Bedauerlich und nicht ganz geschmackvoll ist, daß mit der Geschichte der alten Könige Norwegens eine Charakteristik John Knox zusammen in Einem Bande erscheint, — wahrlich zwei sehr heterogene Vorwürfe! Und überdies werden sehr Wenige die Carlyle'sche Auffassung von dem großen schottischen Reformator annehmbar finden, wenngleich allerdings seine Erzählung von dessen Leben sehr interessant ist.

London. **L. Katscher.**

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Man kann nicht alle Irrthümer berichtigen, denen man in deutschen Zeitschriften leider nur zu oft begegnet. Ich habe daher vor einiger Zeit, als aus dem Aufsatze „Schiller als Redacteur" mir handgreiflich hervorzugehen schien, daß dessen Herr Verfasser, obwohl er des Dichters Verhältniß zur Jenaer Literaturzeitung besprach, die Briefe Schillers an Eichstädt entweder gar nicht gekannt, oder doch nicht kritisch benutzt hat, geschwiegen. Wenn aber in Ihrer Nr. 7 vom 12. Febr. d. J. S. 111 Herr Otto Zacharias in Günthers Lebensskizzen Jenenser Professoren „einen gewissen (!) Friedrich Voigt" nicht finden kann, so möchte ich ihn doch ersuchen, die Seite 139 eben jenes Buches aufzuschlagen, wo der Artikel „Friedrich Siegemund Voigt" in aller Breite steht! Voigts Beziehungen zu Goethe hier darzulegen, ist nicht meines Amtes; die „Geschichte seines botanischen Studiums" hat Goethe ohnehin selbst erzählt. Ob nicht der von Herrn Zacharias (leider ohne Angabe eines bestimmten Datums) veröffentlichte Brief durch Voigts „System der Botanik" (Jena 1808) erst sein wahres Licht erhielte, kann ich im Augenblicke nicht entscheiden, da mir das Werk hier nicht zur Hand ist. Meine Entfernung von der Heimat, — in Folge deren ich Zeitungen u. s. w. immer ziemlich spät erhalte — ist auch die Ursache des späten Eintreffens dieser Zeilen. Hochachtungsvoll

Hermann Hyde.

Veytaux-Chillon am Genfer See, im März 1876.

* * *

Geehrte Redaction!

Gestatten Sie mir zu dem 3. Artikel „Das goldne Buch des Théâtre Français" (Nr. 11 d. Gegenwart) eine kleine Bemerkung.

In Bezug auf die Anwendung des historischen Costüms sagt Herr P. Lindau gewiß sehr richtig, daß die getreue Copie desselben sich auf der Bühne mitunter sehr lächerlich machen würde. Er führt als Beispiel dafür den Oberpriester in der „Athalia" an. Der jüdische Oberpriester habe früher ein langfaltiges Gewand getragen, das unten mit 365 Glocken besetzt war; jede dieser Schellen stellte symbolisch einen Tag im Jahre dar. Nun denke man sich in der „Athalia" den Oberpriester Joad mit einem Schellengeläute auftreten! Despois hat Recht: weder Himmel noch Erde würden in dem Klingklang die Racine'schen Verse hören.

Und doch ist der Priester Joad auf den deutschen Bühnen schon mit solchem Schellengeläute einhergeschritten, und das zu einer Zeit, wo man das historische Costüm noch sehr wenig berücksichtigte. Kein Geringerer als Schröder war es, der ihn auf der Hamburger Bühne in dem mit Glocken behängten Gewande spielte.

Im zweiten Theile der Biographie Schröders von Mayer findet sich Seite 370 folgende Stelle: „Es erforderte wiederholte Versuche, um sich als Hoherpriester in der Athalia anständig und zwanglos bewegen zu können, ohne durch das, von Alterthumskundigen vorgeschriebene, Geläut seines Gewandes den Zuschauern anstößig zu werden. Er trug diesen gewiß nicht leichten Sieg der Geschicklichkeit davon, der, wie ich fürchte, den wirklichen Hohenpriestern selten so vollkommen gelungen ist. Er würde darauf verzichtet und das Schellengeklingel einer anderen Bühne überlassen haben, wenn er sich nicht überzeugt hätte, es mit Würde tragen zu können. Er gab überhaupt nicht viel auf zufällige Nebendinge."

Hochachtungsvoll

Am 13. März. **E. Bürde.**

Abonnement der „Gegenwart" pro II. Quartal 1876.

Mit der vorliegenden Nummer 13 schliesst das I. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um baldigste Erneuerung desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. Abonnements auf das II. Quartal 1876 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mark 50 Pf. entgegengenommen.

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Verlag von **Duncker & Humblot** in **Leipzig.**

Die Telegraphie und das Völkerrecht. Von Geh. Oberpostrath Dr. P. D. Fischer. 4 Bogen. gr. 8. Velinpapier. 1876. Preis *M.* 1.20.

Max Frhr. v. Thielmann, **Streifzüge durch den Kaukasus, durch Persien** und die **asiatische Türkei.** 32 Bogen mit Illustrationen. gr. 8. Preis *M.* 11.20.

Max v. Versen, **Transatlantische Streifzüge. Erlebnisse und Erfahrungen aus Nord-Amerika.** Mit 3 Karten. 27½ Bogen. gr. 8. 1875. Preis *M.* 9.—.

Max Duncker, **Geschichte des Alterthums.** Erste Gesammtausgabe. Erster bis dritter Band. gr. 8. Preis *M.* 26.—.

Inhalt: I. Band: Die Aegypter. Die Semiten. 4. verb. Auflage. *M.* 8.—. II. Band: Die Gründung der assyrischen Macht und die syrischen Staaten und Städte. Die Höhe und der Fall Assyriens; die Wiederaufrichtung Babyloniens und Aegyptens. 4. verb. Aufl. *M.* 10.—. III. Band: Die Arier am Indus und Ganges. Buddhismus und Brahmanenthum. 4. verb. Aufl. *M.* 8.—.

Allgemeine Deutsche Biographie,

herausgegeben durch die historische Commission bei der k. Akademie der Wissenschaften

unter Redaction von

R. Freiherr v. Liliencron und **Prof. F. X. Wegele.**

Erscheint in 20 Bänden oder 100 Lieferungen. Ausgegeb. wurden bis jetzt Band I.—III., je 50 Bogen enth.; Preis des Bandes *M.* 12.—; in Leinen geb. *M.* 13.50; in Halbfranzbd. *M.* 13.75.

Leopold v. Ranke, **Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791 und 1792.** 25 Bogen. gr. 8. 1875. Preis *M.* 8.80.

Leopold v. Ranke, **Zur Geschichte von Oesterreich und Preussen** zwischen den Friedensschlüssen zu Aachen und Hubertusburg. 24 Bogen. gr. 8. Preis *M.* 7.20.

Inhalt: Maria Theresia. — Ursprung des 7jährigen Krieges. — Ansicht des 7jährigen Krieges.

Neunundsechszig Jahre am Preussischen Hofe.

Aus den Erinnerungen

der

Oberhofmeisterin **Marie Sophie Gräfin v. Voss.**

Erste bis vierte Auflage.

28 Bogen. Mit Portrait. gr. 8. Velinpapier. Eleg. geh. *M.* 9.—; geb. *M.* 10.20 und *M.* 10.80.

Oscar Peschel, **Völkerkunde.** Dritte unveränderte Auflage. 36 Bogen. gr. 8. 1876. Preis *M.* 11.20.

Oscar Peschel, **Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde** als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche. Zweite Auflage. 14 Bogen mit 2 Steintafeln. 1876. Preis *M.* 5.—.

Inhalt: Das Wesen und die Aufgaben der vergleichenden Erdkunde. — Die Fjordbildungen. — Ueber den Ursprung der Inseln. — Die Thier- und Pflanzenwelt der Inseln. — Geographische Homologien. — Die Abhängigkeit des Flächeninhalts der Festlande von der mittleren Tiefe der Weltmeere. — Das Aufsteigen der Gebirge und Sinken der Küsten. — Ueber die Verschiebungen der Welttheile seit den tertiären Zeiten. — Die Deltabildungen der Ströme. — Ueber den Bau der Ströme in ihrem mittleren Laufe. — Die Thalbildungen. — Wüsten, Steppen, Wälder. — Die Entwicklungsgeschichte der stehenden Wasser auf der Erde.

Aus der Petersburger Gesellschaft. Vierte stark vermehrte und durchweg verbesserte Auflage. 24 Bogen. 8. Elegant geheftet. Preis *M.* 6.40.

Inhalt: Die Grossfürstin Helene. Graf Peter Schuwalow. Die Gräfin Antoinette Bludow. Die Grafen Adlerberg. Die Brüder Miljutin. Fürst Gortschakow. Die drei Turgenjew. Graf Protassow. P. A. Walujew. Unsere Unterrichtsminister. Journalisten und Schriftsteller.

Neue Bilder aus der Petersburger Gesellschaft. Zweite Auflage. 21 Bogen. 8. Eleg. geh. Preis *M.* 6.—.

Inhalt: Die Nationalitäten. Kaiserliche Brüder und Söhne. Fürst Bismarck in St. Petersburg. Literatur und Literaten unter Kaiser Nicolaus. Puschkin und Dantès. Das höhere Beamtenthum. Wassily-Ostrow und die Akademie der Wissenschaften.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Hirth in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 19.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 1. April 1876. Band IX.

AP
30
.G295
v.9
no.14

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf

Inhalt: Frankreich an einem neuen Wendepunkte seiner Geschicke. — Von Montanus. Der Bund der Naturwissenschaften mit der Philosophie. Ein philosophisches Fragment von Ludwig Noiré. — **Literatur und Kunst:** Aus Jugendtagen. Von Wilhelm Jensen. — Ein Winterabendmonolog. Von Johannes Scherr. — Aus einem ungedruckten Briefwechsel von Ludwig Feuerbach. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Arria und Messalina. Tragödie in 5 Aufzügen von Adolf Wilbrandt. Von P. L. — Wagners Tristan und Isolde. Nach der ersten Aufführung. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Frankreich an einem neuen Wendepunkte seiner Geschicke.

Paris, im März 1876.

I.

Die französische Republik beginnt allmälig eine Lebensfähigkeit zu entwickeln, welche man einem unter so schweren Wehen geborenen Kinde kaum zugetraut hätte. Sie hat in den wenigen Jahren ihres Daseins mehr als ein Mal am Rande des Verderbens gestanden. Bei der denkwürdigen Unterredung mit Bismarck in dem Weberhäuschen von Donchéry hatte es Napoleon III. noch in seiner Hand, als Kaiser der Franzosen Frieden zu schließen und um ein Milliönchen Unterthanen erleichtert in seine Residenz St. Cloud zurückzukehren; er hielt es für ungemein pfiffig, die lästige Formalität der Friedensunterhandlungen lieber auf die Pariser Regentschaft abzuwälzen, und wohl galt nun von ihm das Wort Albas im Egmont: „So war denn diesmal wider Vermuthen der Kluge klug genug, nicht klug zu sein"; der nächste Pariser Courier überbrachte dem Kaiser die Kunde, daß er mit der Freiheit gleichzeitig die Krone verloren hatte. Kurz darauf durfte der Marschall Bazaine davon träumen, an der Spitze seiner Armee von Metz die kaiserlichen Adler von Kirchthurm zu Kirchthurm zu führen, bis sie sich nach bekanntem Vorgange wieder auf Notre-Dame niederließen; auch er versäumte die rechte Stunde und in dem verhängnißvollen Würfelspiel wurde aus dem Staatsretter ein Staatsverbrecher. In Ferrières, in Versailles war die Republik immer nur geduldet, nicht anerkannt; aber ihre Anonymität war jedenfalls dem Friedensschlusse förderlich und es zeigte sich schon hier, daß für das Ausland eigentlich Nichts bequemer ist, als diese unruhige und veränderungslustige Nation auch durch ephemere Organe vertreten zu sehen. Der Communeaufstand wiederum bedrohte die Existenz der Republik von unten: sie erstickte ebenso wenig in den Umarmungen ihrer allzu feurigen Liebhaber, als unter dem Knebel ihrer Feinde. Kaum war sie unter Thiers einigermaßen zu Kräften gekommen, so erfuhr sie endlich den gefährlichsten aller Angriffe: die Majorität der rechtmäßigen, der souveränen, der allmächtigen Nationalversammlung hatte sich zur Wiedereinsetzung des legitimen Königs verschworen, alle Rollen waren vertheilt, in den Marställen von Trianon wieherte schon das leibhaftige Krönungsroß und das Programm für den Einzug Heinrich V. lag bereits unter der Presse der Staatsdruckerei, da erhob dieser seine bekannten Fahnen- und Farbenscrupeln und die Republik war noch einmal gerettet.

Glück, Fügung des Himmels, Macht der Verhältnisse, wie man es auch nennen mag, die Republik hatte nun das Schlimmste überwunden. Die letzten Zuckungen der feindlichen Assemblée reizten nur ihren Humor; sie gewöhnte ihr Oberhaupt mit sanftem Streicheln, sich erst Marschall, dann Marschallpräsident, dann endlich nur Präsident der Republik nennen zu hören; sie gönnte Herrn Buffet das unschuldige Vergnügen, ein letztes Mal das System der Candidaturen des Kaiserreichs zu parodieren. Die Wahlen kamen und die Republik nahm von sich selbst Besitz. Sie verfügt in dem Volkshause über eine bewältigende Majorität, sie hält im Senat ihren vereinigten Gegnern die Wage. Vortrefflich! Wenn man die Sache indeß näher betrachtet, gewahrt man bald, daß jetzt die wahre Probe der neuen und fragwürdigen Staatsform erst beginnt. Alle ihre bisherigen Siege hatte sie in der That nur äußeren Umständen, Zu- und Zwischenfällen, an denen sie selbst vollkommen unschuldig war, der Ungeschicklichkeit ihrer Gegner, mit einem Worte, einer glücklichen Passivität, einer vom Schicksal begünstigten vis inertiae zu danken: sie war möglich geworden, weil alle ihre Nebenbuhler sich für den Augenblick unmöglich gemacht hatten. Nun soll sie hingegen zum ersten Male unter ganz normalen Verhältnissen, nach innen gesetzlich anerkannt und thatsächlich im Besitze der Gewalt, nach außen vollkommen unabhängig und von Niemand angefochten, die positiven Beweise ihrer Existenzfähigkeit liefern; dem fremden Beobachter verlohnt es, an diesem bedeutsamen Wendepunkte die Chancen des großen Unternehmens abzuwägen.

II.

Man kennt die drei Factoren, welche den neuen Regierungsorganismus bilden: ein Senat mit den auch anderwärts den meisten Oberhäusern zustehenden Befugnissen, zu denen hier nur noch eine besondere Prärogative tritt, auf welche wir bald zurückzukommen haben werden; eine direct aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Volkskammer; über oder zwischen Beiden endlich als oberster Träger der executiven Gewalt ein von der letzten Landesvertretung auf Zeit ernannter Präsident. Jedem dieser drei Factoren ist eine andere Frist gesteckt: die Vollmachten des Präsidenten laufen im November 1880, jene des Abgeordnetenhauses schon im Frühling desselben Jahres ab; der Senat hat sich drittelweise, das erste Mal im Frühjahr 1879, zu erneuern. Alle drei Theile sind nolens volens übereingekommen, es mit der neuen Verfassung, wie der Ausdruck lautet, ehrlich zu versuchen: eine Revision kann, wenn die Probe nicht gelingen will, bis zum 20. November 1880 nur der Präsident in Uebereinstimmung mit dem Senat ver-

Digitized by Google

anlassen. Die Republik ist also immer noch nur auf Widerruf proclamirt; durch vier Jahre steht es bei dem Präsidenten, ihr im Einverständnisse mit dem Oberhause den Faden abzuschneiden, d. h. an das Land zu appelliren und von ihm eine neue Constituante zu erfordern. Diese Revisionsclausel ist der letzte Hoffnungsanker der alten Parteien; sie war die reservatio mentalis, mit welcher der Marschall Mac-Mahon auf die Februarverfassung einging; sie ist das Damoklesschwert, das er über dem Haupte der jungen Republik schweben läßt, ein Schwert im eigentlichen Sinne des Worts, wenn, wie hier, sein Heft in der Hand eines Soldaten ruht. Es gilt also noch auf vier Jahre ein gutes Einvernehmen zwischen den drei Gewalten, zwischen zwei von ihnen einer- und der dritten andererseits, wenn die Republik wirklich und friedlich Wurzel fassen soll; andernfalls wird ihr der Contract gekündigt und diese Kündigung ist nothgedrungen auch eine Kriegserklärung. Der Marschall hat dann die Wahl, auf welche der monarchischen Parteien er sich stützen mag; er kann auch von dem Lande für sich selbst eine Dictatur, ein Consulat, ein Protectorat, kurz was er will verlangen: die Republik hat aber auf alle Fälle ausgelebt. Dieser Sachverhalt, an welchem die neue Volksvertretung Nichts ändern kann, da ihr constituirende Rechte nicht zustehen, ist indeß, wenn man es wohl überlegt, nicht ein Hinderniß, sondern im Gegentheil die wirksamste Bürgschaft für den Bestand des neuen Systems. Wie er die bisherige Handlungsweise der republicanischen Partei und ihrer Führer erklärt, so gestattet er auch, ihrem künftigen Verhalten und dem weiteren Verlauf der Dinge überhaupt das Horoskop zu stellen.

III.

Es wird für die Republicaner lediglich und Alles darauf ankommen, sich in der nächsten Legislatur keine Blöße zu geben, den Marschall nicht herauszufordern und nicht in Versuchung zu bringen, kurz, sich unter vorsichtigster Verfolgung ihrer Ziele, wenn ja ein Conflict nicht vermieden werden kann, doch nie ins Unrecht zu setzen. Auch das Land hat sie schließlich nur auf Probe gewählt. Der Bauer, welcher im allgemeinen Stimmrecht den Ausschlag gibt, hat sich ihnen zugewandt, nicht weil er etwa plötzlich durch ein Mirakel zu dem Dogma von der alleinseligmachenden Republik bekehrt worden, sondern weil ihm sein gerader Verstand dasselbe sagte, wie dem alten Thiers seine Erfahrung und staatsmännische Weisheit, daß nämlich die Republik diejenige Lösung ist, „qui nous divise le moins“, auf deren Boden sich die Widersprüche noch am ehesten ausgleichen können. Dieser neutralen, versöhnenden, für Jedermann, der sich zu ihr ohne schlimme Hintergedanken bekennt, zugänglichen Republik galten die Wahlen des flachen Landes. Die Republicaner des Abgeordnetenhauses müßten mit Blindheit geschlagen sein, wenn sie sich dieser offenkundigen Wahrheit verschließen sollten; wir können aber aus eigener Wissenschaft versichern, daß sie im Gegentheil, Gambetta an ihrer Spitze, von ihr durchdrungen sind. Der Erfolg hat ihre Behutsamkeit nur verstärkt. Wenn sie aus Rücksicht auf die letzten Wallungen der erst nach und nach verklingenden Wahlbewegung noch eine aggressive Sprache führen, wenn sie der Reaction drohend die Zähne weisen und in ihren Organen den ganzen radicalen bei Laurent Pichat entworfenen Speisezettel wiederkauen, so darf das Niemand täuschen; im Grunde ist es ihnen ganz recht, wenn ein Ministerium des linken Centrums den Marschall an die neue Ordnung der Dinge gewöhnt, den Senat vor schlimmen Rückfällen bewahrt und dem republicanischen System die beruhigende Etiquette seiner unverdächtig conservativen Namen anhängt. Was sind, sagen sie sich, vier Jahre in dem Leben einer Nation? Schon in drei Jahren wird dem Senat neues Blut eingegossen und dann auch dort eine republicanische Mehrheit gesichert sein; der Marschall selbst sieht die enttäuschten Monarchisten von seiner Fahne abfallen und gleitet so halb unbewußt aus bloßem Selbsterhaltungstrieb der Republik in die Arme; alle diese Vortheile sollte man thöricht aufs Spiel setzen, nur um im besten Falle einige Jahre früher ein Ziel zu erreichen, für welches man selbst noch nicht einmal genügend vorbereitet ist? Die Frage stellen heißt sie schon beantworten.

Eine kluge Defensive, eine conservative Politik im besten Sinne des Wortes ist also die Aufgabe und das intime Programm der neuen republicanischen Kammermajorität. Die Dinge werden in Versailles wahrscheinlich viel weniger drastisch verlaufen, als man im Auslande noch insgemein anzunehmen scheint. Schon ist die Aufhebung des Belagerungszustandes im Handumdrehen votirt worden; das angeblich so gewitterschwangere Gewölk der Amnestiefrage wird demnächst ebenso geräuschlos geborsten sein. Wir mögen unsere Phantasie noch so künstlich erhitzen, wir können für die nächste Zeit keine Gespenster sehen, weder ein rothes mit der Brandfackel der Commune in der Hand, noch ein weißes in das Leichentuch des alten Königthums gehüllt, noch endlich einen Revenant aus Chislehurst, es sei denn, daß, wie die Sage geht, der Sohn Napoleon III. sich demnächst in Paris melden sollte, um als großjähriger Bürger der französischen Republik seiner Wehrpflicht zu genügen. Als „Freiwilliger“ soll er willkommen sein.

Montanus.

Der Bund der Naturwissenschaften mit der Philosophie.

Ein philosophisches Fragment von **Ludwig Noiré.**

Als Kant in seinem unsterblichen Werke, der „Kritik der reinen Vernunft“, mit staunenswerthem Tiefsinne das ursprüngliche Material der menschlichen Vernunft ergründet hatte und damit dem philosophischen Denken eine feste Basis geschaffen war, von der jeder weitere Fortschritt nothwendig auszugehen hatte, da war vorauszusehen, daß die durch den großartigen Erfolg stolz gewordene Vernunft den Ikarusflug auf das Gebiet des Erfahrungswissens wagen und die Welt der Erscheinung mit ihrem aprioriischen Besitze zu erklären sich vermessen würde.

Schiller wies in einem bekannten Xenion die „Naturforscher und Transscendentalphilosophen“ an, auf gesonderten Bahnen die Wahrheit zu suchen:

Feindschaft sei zwischen euch, noch kommt das Bündniß zu frühe,
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.

Schwer sollte die überhörte Warnung sich rächen; das Schicksal der „voreiligen Verbindungsstifter“, der sogenannten Identitäts- oder Naturphilosophie Schellings und seiner Schule, sowie die Absurditäten der Hegel'schen Dialektik, welche fast ein halbes Jahrhundert die Köpfe der Menschen verwirrte und bei den Schülern wenigstens des Tollhauses würdige Resultate zu Tage förderte, bewiesen es nur allzudeutlich, wie verfrüht alle derartige Versuche waren und wie nothwendig noch immer die Theilung der Arbeit auf die beiden großen Gebiete der Erfahrungswissenschaften, welche das Wirkliche, und der Philosophie, welche den erkennenden Geist zu erforschen strebte, erschien.

Und dennoch hatte der Dichter selbst das dereinstige Zusammentreffen der beiden von entgegengesetzten Polen nach einem gemeinsamen Mittelpunkte zu strebenden Forschungen vorausgesagt:

Jeder wandle für sich, und wisse nichts von dem Andern,
Wandeln nur Beide gerad', finden sich Beide gewiß.

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß das Jahrhundert nicht vorübergehen wird, ohne daß die fleißigen Arbeiter, die von beiden Seiten rüstig gefördert haben, ihr Ziel erreichen und daß dann mit dem Zusammensinken der letzten Scheidewand eine so herrliche Tageshelle von beiden Seiten zuströmen werde, daß die überraschten Blicke der soeben nur noch von dem eigenen Grubenlichte Geleiteten, fast geblendet von so viel Glanz, hinausstarren müssen in eine unermeßliche Tiefe von Licht, kaum

Digitized by Google

sich selber zu trauen wagend und sich fast ängstlich fragend, ob es Wahrheit sei oder ein Traum!

Am gewaltigsten wird alsdann die Ueberraschung sein auf Seiten der Realisten. Denn mit fast verdrossener Miene und ohne sich zu kümmern, welches Ziel ihren Arbeiten beschieden sei, wann sie mit ihren Brüdern zusammentreffen würden, ja als ob diese gar nicht vorhanden seien, hatten sie in saurer Mühe ihre Gänge vollendet, waren streng nach Richtschnur und Compaß vorangedrungen und ohne zu hoffen, jemals etwas Anderes zu erreichen, als in das Innere des Mechanismus einzudringen, hatten sie sich bereits resignirt, ihre Fahrten nach den dunkelen Tiefen in alle Zukunft fortzusetzen, ohne jemals an das Sonnenlicht zu gelangen.

Größer war die Zuversicht der Idealisten, muthiger ihr Vertrauen, hoffnungsreicher ihre Ahnung; wenn sie gleich von den Realisten bittere Reden und den Vorwurf, sie seien eitle Phantasten, mehr als einmal anhören und ohne zu erwidern, hinnehmen mußten. Sprach es doch der kühnste Denker unter uns schon vor vierzig Jahren aus (Schopenhauer, der Wille in der Natur, Einleitung p. 4):

„Die Physik, also Naturwissenschaft überhaupt, muß, indem sie ihre eigenen Wege verfolgt, in allen ihren Zweigen, zuletzt auf einen Punkt kommen, bei dem ihre Erklärungen zu Ende sind: dieser eben ist das Metaphysische, welches sie nun als ihre Grenze, darüber sie nicht hinauskann, wahrnimmt, dabei stehen bleibt und nunmehr ihren Gegenstand der Metaphysik überläßt. Dieses also der Physik Unzugängliche und Unbekannte, bei dem ihre Forschungen enden und welches nachher ihre Erklärungen als das Gegebene voraussetzen, pflegt sie zu bezeichnen mit Ausdrücken wie Naturkraft, Lebenskraft, Bildungstrieb, welche nicht mehr sagen, als x, y, z. Wenn nun aber, in einzelnen günstigen Fällen, es besonders scharfsichtigen und aufmerksamen Forschern im Gebiete der Naturwissenschaft glückte, durch diesen dasselbe abgrenzenden Vorhang gleichsam einen verstohlenen Blick zu werfen, die Grenze nicht bloß als solche zu fühlen, sondern auch noch ihre Beschaffenheit einigermaßen wahrzunehmen und dergestalt sogar in das jenseit derselben liegende Gebiet der Metaphysik hinüberzuspähen, und die nun so begünstigte Physik bezeichnet jetzt die solchermaßen explorirte Grenze geradezu und ausdrücklich als dasjenige, welches ein ihr zur Zeit völlig unbekanntes, seine Gründe aus einem ganz andern Gebiete nehmendes metaphysisches System aufgestellt hat, als das wahre innere Wesen und letzte Princip aller Dinge, welche es seinerseits außerdem nur als Erscheinungen, d. i. Vorstellungen, anerkennt; — da muß doch wahrlich den beiderseitigen, verschiedenartigen Forschern zu Muthe werden wie den Bergleuten, welche, im Schooße der Erde, zwei Stollen von zwei weit von einander entfernten Punkten aus, gegen einander führen und, nachdem sie beiderseits lange im unterirdischen Dunkel, auf Compaß und Libelle allein vertrauend, gearbeitet haben, endlich die lang ersehnte Freude erleben, die gegenseitigen Hammerschläge zu vernehmen. Denn jene Forscher erkennen jetzt, daß sie den so lange vergeblich gesuchten Berührungspunkt zwischen Physik und Metaphysik, die wie Himmel und Erde nie zusammenstoßen wollten, erreicht haben, die Versöhnung beider Wissenschaften eingeleitet und ihr Verknüpfungspunkt gefunden ist. Das philosophische System aber, welches diesen Triumph erlebt, erhält dadurch einen so starken und genügenden äußeren Beweis seiner Wahrheit und Richtigkeit, daß kein größerer möglich ist."

Die Anzeichen aber, von welchen ich oben geredet habe, sind folgende:

1) Viele in den Schriften der hervorragendsten Naturforscher nach der angegebenen Richtung bereits gemachte Zugeständnisse, insbesondere der treffliche Vortrag Dubois-Reymonds: Ueber die Grenzen des Naturwissens, der zwar nur von Wenigen verstanden, doch durch das Aufsehen, welches er allgemein erregte, beweist, daß eine dunkle Ahnung von der gegenwärtigen Krisis auch die Menge erfaßt hat; daß, während die Lehren des Materialismus unter den niederen Sphären immer mehr Boden und Ausbreitung gewinnen, die denkenden Köpfe bereits anfangen, sich von demselben abzukehren, ihn als eine seichte und oberflächliche Welterklärung zu durchschauen und Richtung und Fühlung mit dem zu gewinnen, was Schopenhauer das Metaphysische nennt. Mit klarem Blicke und fester Hand hat der berühmte Naturforscher die beiden Grenzlinien gezogen, welche die mechanische Naturerklärung niemals zu überschreiten im Stande sein wird, die eine ist der fons mechanismi, der Ursprung der Bewegung oder, wie er sich ausdrückt, das Wesen von Materie und Kraft; die andere ist der Geist von seinen elementarsten Erscheinungen als dunkelste Empfindung oder Bewußtsein bis zu seinen höchsten Offenbarungen in den Seelen der Auserwählten der Menschheit. Besondere Klarheit gewinnt diese Anschauung dadurch, daß der Verf. mit vollem Rechte die bisher als einziges Räthsel angenommene Frage nach dem Ursprung und Wesen der Organismen keineswegs als ein Unbegreifliches anerkennt, vielmehr einen jeden noch so complicirten Organismus, insofern er nichts Anderes ist als bewegter Stoff, als ein von der Naturwissenschaft aufzulösendes mechanisches Problem begreift. Die unvernünftige Kritik hat ihn dann mit dem zu widerlegen geglaubt, was er selber nachdrücklich hervorhob und betonte!

2) Die in immer weitere Kreise eindringende und heute von allen bedeutenden Naturforschern angenommene Darwin'sche Theorie. Dieser größte und folgenreichste Gedanke, mit welchem nur das Kopernikanische Weltsystem an Wichtigkeit und Bedeutung auch für die Cultur-Entwicklung verglichen werden kann, ist wie der letzte, ernsthafte Gegner der Descendenztheorie richtig erkannte, ein apriorischer Gedanke. Statt sich über diesen Ausspruch Agassiz' zu ärgern, hätte Häckel denselben als ein hohes Lob unbedingt acceptiren dürfen. Ja es ist ein philosophischer Gedanke, ein unmittelbar aus der Vernunft entsprungener und die speculativen Philosophieprofessoren, welche sich vor demselben bekreuzen und angstvoll abwenden, kommen mir vor wie eine einfältige Glucke, welche Enteneier ausgebrütet hat und nun, wenn sie die jungen Entlein fröhlich auf dem vertrauten Element dahin schwimmen sieht, mit ängstlichem Gackern und jammernden Warnungsrufen an dem Ufer auf- und abrennt. Hätten sie ihren Kant und Schopenhauer fleißig studirt, statt den ersten zu verballhornen und den letzten zuerst zu „secretiren", dann in verkehrtester Weise zu kritisiren oder gar „auszulegen", so wüßten sie, daß das ursprüngliche Material unserer Vernunft nach Kant die Formen von Zeit, Raum und Causalität sind, daß der Darwin'sche Gedanke nichts weiter ist als die Causalität auf die unendlich zahlreichen Formen der organischen Welt angewandt. Und zwar müssen wir den Causalitätsbegriff schon um deswillen einen apriorischen nennen, weil er allein Nothwendigkeit in den Zusammenhang der Erscheinungswelt bringt, während sonst alle Erfahrung nichts Anderes gäbe, als die zeitliche Succession der Erscheinungen. Ein solcher apriorischer Gedanke aber baut sich um so felsenfester in das Meer des Erfahrungswissens, je zahlreicher die Glieder sind, welche durch ihn in eine strenge logische Verbindung gebracht werden, je unabsehlicher die Menge der Thatsachen ist, welche durch ihn ihre einfache Erklärung und Erledigung finden, während sie sonst ein ewig unerklärliches, unsere Vernunft zermarterndes Räthsel wären oder wie Häckel sagt: „Die unerschütterliche Stärke der Descendenztheorie liegt gerade darin, daß sämmtliche biologische Thatsachen eben nur durch sie erklärbar sind, ohne sie dagegen unverständliche Wunder bleiben."

Es hat also trotz der Warnungsrufe der „exacten Naturforscher", welche jammernd das Einbrechen des neuen Geistes und mit geheimem Schauder den Abfall von der sacrosancten Methode des „Beobachtens, Wägens, Rechnens" wahrnahmen, das philosophische Denken seine unverjährbaren Rechte auf dem Gebiete der Naturerklärung wieder geltend gemacht.

Die Darwin'sche Theorie hat aber nicht bloß wegen der Größe der Abstraction, die in ihr gereift ist, einen Anspruch darauf, als einer der großartigsten philosophischen Gedanken zu gelten, welche je gedacht worden sind. Denn handelte es sich nur um eine höhere und richtigere Abstraction, so wäre wohl

Digitized by Google

der Widerspruch der Theologen und Pseudophilosophen begreiflich, nicht aber jener der Naturforscher. Denn diesen ist doch ganz sicher mit ihrem Beobachten, Rechnen, Wägen um nichts Anderes zu thun, als zu höheren und immer höheren Abstractionen zu gelangen, von welchen aus nach dem Grundsatze; simplex sigillum veri, die Welt der Erscheinungen auf die einfachste Weise erklärt werden kann. Und ich kann nirgends finden, daß gegen ähnliche großartige Abstractionen, wie z. B. das Kopernikanische Weltsystem, die Newton'sche Gravitationstheorie, Laplace's Mécanique céleste, die Theorie der elektrischen Spannung oder die Substitutionstheorie in der Chemie gerade von Seiten der Naturforscher eine so heftige und erbitterte Opposition gemacht worden sei. Ja das Schiboleth der Naturforscher war seit Cartesius Zeiten die immer deutlicher erkannte und in unserem Jahrhundert durch Robert Mayer zum vollendeten Abschluß gebrachte Wahrheit: „Es gibt nur Eine einzige allgemeine Naturkraft, die nur in den verschiedenen Formen sich manifestirt, für sich aber ewig und unveränderlich bleibt. Unsere Aufgabe ist es nur, den vorhandenen, allgemeinen Mechanismus überall nachzuweisen, jede Erscheinung auf denselben zurückzuführen." Woher also die allgemeine Abneigung gegen den Darwin'schen Gedanken, das Perhorresciren desselben durch die Naturforscherversammlungen, bis endlich der begeisterte Muth des genialen und, wo es sich um die heilige Sache der Wahrheit handelt, keine Menschenfurcht kennenden Ernst Häckel den Zauber durchbrach? Ich will diese Frage hier in schlichter, gemeinverständlicher Weise beantworten:

Weil hier der denkende Geist mit einer anderen Causalität operirt, als der mechanischen; weil die Darwin'sche Theorie, so eifrig auch die Materialisten zu ihr schwören und sie als die höchste Bestätigung, den höchsten Triumph ihres Systems ansehen, in ihrem innersten Wesen durchaus idealistisch ist.

Um mich nicht zu wiederholen, verweise ich auf meine Schrift: „Die Doppelnatur der Causalität", in welcher der auch in meinen übrigen Schriften mehr oder minder hervortretende Gedanke eine systematische Darstellung gefunden hat, der Gedanke nämlich: daß alle Dinge der Welt zugleich Mechanismus und Wille sind; daß aber nur auf der untersten Stufe, bei den Weltatomen, Mechanismus und Wille zusammenfallen, sich decken; daß dagegen bei den Wesen höherer Ordnung — und diese beginnen schon mit dem unorganischen Stoffe — der Mechanismus als Das auftritt, was sein Name besagt, als die von dem Geiste, dem Empfinden beherrschte Bewegung, wenn wir gleich nicht im Stande sind, dieses auf die kleinsten Räume beschränkte Empfinden zu verstehen.

Wohl aber wird die zur Herrschaft gelangte Empfindung uns verständlich in der Entwicklung der Thierformen. Und wenn hier auf irgend einer, noch so tiefen Stufe die Frage gestellt wird: „Was veranlaßte z. B. den vollständig gleichartigen Zellenhaufen sich zu einer neuen, höheren Form, der Gasträa, zu organisiren?" so gibt es stets nur Eine Antwort: Die Eigenschaft der Empfindung. Das heißt also: Mit der ihnen zu Gebote stehenden Bewegungsgröße (Mechanismus) haben die Zellen unter der Einwirkung äußerer Verhältnisse (causae efficientes) vermöge der ihnen einwohnenden Empfindungsfähigkeit jene neue, höhere Form selbstthätig geschaffen (Finalursache, Wille, Geist).

Da nun also das ganze, große Gebiet der organischen Welt, auf welches die Darwin-Häckel'sche Theorie Anwendung findet, offenbar nur mit der Empfindungs-Causalität durchwandert und erobert werden kann, so wird es dem Leser ebensowohl verständlich sein, warum ich diese Theorie als eine durchaus idealistische bezeichnete, als er die Abneigung der auf der Bahn der mechanischen Naturbetrachtung dahinschreitenden Forscher und ihren eifrigen Protest sich wird erklären können.

Zugleich aber — und um diesen Beweis war es mir hier zu thun — wird er aus allen diesen Anzeichen schließen, daß der Zeitpunkt des Bundes der Naturwissenschaften mit dem philosophischen Denken gekommen ist.

Literatur und Kunst.

Aus Jugendtagen.

Von **Wilhelm Jensen.**

I.

Hinter dem schützenden Laub des weißumblühten Ligusters
Sorglich in's Dunkel gekniet, bargst Du Dich neckisch dem Freund;
Doch von dem Abendgeleucht des roth absinkenden Tages
Zog ein glühender Strahl heimlich des gold'nen Gelock's
Fäden hervor aus dem Laub und deutete mir die Verborg'ne,
Die nun jubelnden Ruf's ihrem Versteck ich entriß.
So mit beglückendem Licht grüßt drunten im nächtigen Bergschacht
Plötzlich des Suchenden Blick schimmernde Ader des Gold's,
Und es umfloß ringsum mit Fülle des Edelgestein's nun
Mich Deiner Lippen Rubin, mich Deiner Augen Saphir.
Lachend ergriffst Du die Hand des Gefährten der täglichen Spiellust,
Zogst ihn fröhlich mit Dir, ahnungslosen Gemüth's,
Daß ihm in jenem Moment zum ersten Mal eine Ahnung
Deiner Schönheit, ein Blitz, schauernd die Seele durchrann.
Und so stand ich im Traum, nicht wissend was mir geschehen,
Was mit dem plötzlichen Schlag klopfend das Herz mir geregt.
Ueber uns legte sich weich vom Himmel dämmernd die Mondnacht —
Ach, es entschwand über uns hin unermeßlich die Zeit,
Breitete frühe die Nacht um Dich her und ließ mich dem Tage;
Kaum mehr schau' ich zurück, gleichwie vom Rande des Schacht's
Drunten im Bergesschooß fernher noch ein Schimmer des Lichts grüßt,
Aber erloschen dahin schwanden Rubin und Saphir.
Manchmal nur, wenn das Abendgewölk sich in röthliche Gluth hüllt,
Irrt aus dem schattigen Laub plötzlich es noch vor dem Blick
Wohl wie ein goldener Faden mir auf, und ein stockender Herzschlag
Pocht in der Brust, wie er einst jene des Knaben durchbebt.

II.

Unter der Linde des Dorf's noch schau' ich Dein blühendes Antlitz,
Wie Du das fliegende Haar hastig den Schläfen entstreifst,
Du die Schönste gewiß der im Wettkampf ringenden Schwestern,
Die um den lockenden Preis eifrig die Kräfte geprüft.
Aber den Andern vorauf wie ein Stern hinflogst an das Ziel Du
Standest des Athems beraubt, hochaufleuchtenden Blick's,
Und mit der zitternden Hand den Kranz frühblühender Rosen
Drücktest Du, fiebernden Blut's, auf die erglühende Stirn. —
Nimmer erschaut' ich Dich mehr, und mir hallte verklingend an's Ohr nur,
Daß Dich des Sommers Beginn selber zur Rose verschönt;
Daß Du, ein ein leuchtender Stern noch wie einst, in verändertem Wettkampf
Immer des Sieges gewiß, selber der lockendste Preis,
Bis Dir, des Athems beraubt an schwülem Tage des Schicksals,
Von der erglühenden Stirn raubte der Sieger den Kranz. —
Einsam trägt mich der Fuß heut' über den ländlichen Friedhof,
Den für den Knaben dereinst Dämmergeheimniß umwob;
Ach, es erhellte sein Räthsel der Tag zu bald mir, und plötzlich,
Schon aus ummooftem Gestein, tönet Dein Name mir auf.
Seltsam ergreift mich die Schrift; sie kündet, daß wieder den Andern
Weit vorauf Du an's Ziel flogst, doch ein fallender Stern.
Nicht mehr leuchtet Dein Blick im berauschenden Siegestriumph auf,
Nicht mehr fiebert das Blut in der erkalteten Stirn.
Drüben nur murmelt wie einst noch im Hauche des Abends die Linde,
Und zu Häupten Dir rauscht leis' ein verdorreter Kranz.

Digitized by Google

Ein Winterabendmonolog.

Von Johannes Scherr.

I.

Wenn die Darwinisten rechthaben, so muß, auch die denkbar langsamste und sachteste Entwickelung vorausgesetzt, einmal ein Augenblick gewesen sein, wo der Riß zwischen Thierheit und Menschheit, zwischen thierischem Traumsein und menschlichem Bewußtsein geschah.

Falls wir aber dem ersten Wesen, welches sich im Gegensatze zum Thier als Mensch fühlte, nicht die Schande anthun wollen, uns dasselbe als einen Idioten vorzustellen, so muß es bald, sehr bald gemerkt haben, daß das Leben nichts weniger als eine Schlaraffei sei. Schon in den ersten Menschen dürfte der Kampf um's Dasein mitunter die Frage angeregt haben: Ist dieses Dasein eines solchen Kampfes werth? Man könnte, so man von einem Adam in biblischem Sinne sprechen wollte, unschwer auf die Vermuthung kommen, schon der erste Mensch müßte nothwendig ein Skeptiker gewesen sein und sich gefragt haben: Was thu' ich eigentlich da?

Eine sehr fragwürdige Frage, fürwahr, und bis heute noch unbeantwortet, obzwar alle Religionen und alle Philosophien sich abgemüht haben, eine Antwort zu finden. Was sie fanden? Fabeln und Phrasen.

Auch die Poesie wußte die Frage nur scharfschneidig zu formuliren nicht, aber zu beantworten.

Solche Frageformeln sind der Hiob, der Prometheus, der Faust, der Kain.

Der Letztere, die echteste, gefühlteste und großartigste dichterische Schöpfung des 19. Jahrhunderts, in welcher der Genius Byrons mit seiner ganzen Kraft und Düsterniß sich offenbarte, ist keineswegs ein Anachronismus. Denn warum sollte, die biblische Mythe einmal zugelassen, der Erstgeborene Evas nicht der erste Pessimist gewesen sein? War er ein denkendes Wesen, so mußte sich das Gefühl des Verhängnisses, Mensch zu sein, bleischwer auf ihn legen und mußte er klagen, wie der Dichterlord ihn klagen läßt:

„Und dies ist Leben?
Sich stets zu müh'n — warum soll ich mich müh'n?
Ich lebe, ja, doch einzig um zu sterben,
Und seh' im Leben nichts, den Tod verhaßt
Zu machen, als ein innerliches Bangen,
Den widerwärt'gen, unbesieglichen
Instinkt, zu leben, den ich wie mich selbst
Verachte, doch nicht überwinden kann.
So leb' ich denn. O, hätt' ich nie gelebt!"

Der Ekel, die Verzweiflung müßte es doch schließlich über den „widerwärtigen Instinkt" davon tragen, falls sich dieser nicht zwei starke Helfershelferinnen beigesellt hätte: Geduld und Gewohnheit. Diese lehren den Menschen ertragen, was an und für sich — persönliches „Glück" oder „Unglück" ganz beiseite gelassen — des Ertragens in keiner Weise werth ist.

Denn wo wäre ein auch nur halbwegs vernünftiger Zweck des Menschendaseins auch nur halbswegs annehmbar nachgewiesen? Nirgends. Religiöse Märchen und philosophische Redensarten die Hülle und Fülle, aber nicht die Spur von einem Nachweis, von welchem ein ehrlicher, anständiger und geschulter Mann sagen möchte: Daran kann ich glauben.

Wie? Auch an die Arbeit nicht?

Als an ein Mittel, ja; als an den Zweck, nein. Denn warum soll ich arbeiten? da die schreckliche geheime Stimme in mir immerfort raunt: Dein Arbeiten ist am Ende aller Enden gerade so eitel und zwecklos, wie das Aller, die vor dir waren und die nach dir sein werden. Warum? Wozu? Wofür?

Es ist ganz wahr, die ungeheure Mehrzahl der Menschen wird durch diese Fragen gar nicht behelligt, weil sie das Leben thierisch-naiv faßt und führt. Die kleine — genau betrachtet, sehr kleine — Minderzahl, die Wissenden, welche den Dingen auf den Grund sehen möchten, sie haben sich von jeher redlich abgequält mit dem furchtbaren Warum? Wofür? Wozu? Man muß es auch sehr begreiflich und verzeihlich finden, wenn die armen zweifelnden, fragenden, suchenden Menschen sich von Zeit zu Zeit gar gern eine angebliche Lösung des unlösbaren Problems durch irgend einen Schelling oder Hegel — will sagen durch diesen oder jenen betrogenen Betrüger — vorgaukeln lassen, bis dann die angebliche Lösung immer wieder als ein aus den Hüllen schamloser Begriffenothzucht und grausamer Sprachefolterung herausgeschältes faules Windei sich darstellt.

Aber ist es denn nöthig, allzeit und überall dem Warum? nachzugrübeln? Lassen wir das Woher? und Wohin? und Wozu? und nehmen wir die Welt, wie sie nun einmal ist. Anders machen können wir sie ja doch nicht und so wird es denn das Klügste sein, uns praktisch darin zurecht zu finden. Thun wir das, so werden wir weder bestreiten können noch wollen, daß die menschheitliche Arbeit im Laufe der Jahrtausende denn doch was Hübsches vor sich gebracht und daß die Vervollkommungsschule Weltgeschichte erkleckliche Erziehungsresultate zu Tage gefördert habe.

Wer wollte das bezweifeln? Wir laufen nicht mehr im Thierfellcostüm herum und nähren uns nicht mehr mit Eicheln. In der Schaffung und Verfeinerung von Formen hat sich die menschliche Culturarbeit wahrhaft groß erwiesen. Was das Wesen angeht, so wollen scharfe Augen entdeckt haben, daß der Mensch im Perfectibilitätsfrack noch ganz derselbe sei, welcher er im pfahlbäuerischen Wolfs- oder Bärenfell gewesen. Gerade herausgesagt, die dermalen Tag und Nacht mechanisch hergebetete Fortschrittslitanei vermag keinen Geschichtekenner zu überzeugen, daß die Civilisation den Menschen substanziell verändert oder beziehungsweise veredelt habe. Soweit die geschichtliche Kenntniß in die Vorzeit hinaufreicht, ist der Mensch und ist die menschliche Gesellschaft dem Wesen nach ganz so gewesen, wie sie heute noch sind: — der Mensch ein Mischmasch von Widersprüchen, die Gesellschaft ein Wirrsal von gegensätzlichen Interessen. Zu allen Zeiten dieselben Illusionen und Enttäuschungen, dieselben Anlagen und Leidenschaften, dieselben Bedürfnisse und Begehrnisse, dieselbe Tugendtheorie und dieselbe Lasterpraxis. Zu allen Zeiten Schwindler und Beschwindelte, Ausbeuter und Ausgebeutete, Schelme und Narren. Ob aber dereinst aus dem verfallenden Erdenhause der letzte Mensch als der letzte Schwindler oder als der letzte Beschwindelte, als der letzte Narr oder als der letzte Schelm hinausziehen werde, darüber sind die Gelehrten noch nicht einig.

Darüber dagegen sind, wenn nicht die Gelehrten, so doch die Verständigen einig, daß die Erde nichts weniger als ein Eden, daß das „goldene Zeitalter" der Freiheit, des Friedens und der Freude wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft nur ein Ammenmärchen, daß die Natur unerbittlich und erbarmungslos, daß unser Menschenleben mit seiner jämmerlich unbehilflichen Kindheit und seinem einsamen bresthaften Alter, mit seinen Krankheiten und seinen Thorheiten, mit seinen grellen Ungerechtigkeiten und ekelhaften Rohheiten, mit seinen ruhelosen Wünschen und unzulänglichen Befriedigungen, mit seinen boshaften Verkettungen und seinen wehvollen Trennungen, mit den Luftspiegelungen der Ehrgeizes, mit den Verführungen des Reichthums und den Demüthigungen der Armuth, mit allen seinen Sorgen, Mühen, Schmerzen, geknickten Hoffnungen und bitteren Erfahrungen, sogar mit seinem sogenannten Glücke, seinen flüchtigen Genugthuungen und täuschungsvollen Genüssen — ja, daß die Erde, mit Allem, was darauf, nichts als eine, mit dem armen Leopardi zu sprechen, „gränzenlose Nichtigkeit", eine „inutile miseria", oder auch nichts als eine schnöde Prellerei, ein niederträchtiger Schwindel.

Was folgt aus alledem?

Daß der „loathsome and yet all invincible instinct of life", wovon der Byron'sche Kain spricht, die Menschen zwang, eine Erfindung zu machen, mittels welcher sie über die Erdennoth sich hinwegtäuschen konnten.

Diese Erfindung, die Lehre von der Fortdauer der Seele des Menschen nach seinem leiblichen Tode und die damit eng

Digitized by Google

verbundene Vorstellung von einer Vergeltung in einem sogenannten Jenseits, ist die tröstlichste gewesen, welche ein Menschengehirn jemals ausgesonnen hat. Nur Abstractoren wie z. B. der Doctor Strauß, dem sein eigen Volk gerade so fremd gewesen wie etwa das japanische, nur dürre Doctrinäre, welche niemals in und mit dem Volke gelebt haben, vermögen zu verkennen, welche unermeßliche, unerschöpfliche Wohlthat für die arme Menschheit der Unsterblichkeitsglaube war und ist. Die wirklich Weisen aller Länder und Zeiten, Denker und Dichter, Propheten und Politiker, haben das wohl erkannt. In den Katakomben Aegyptens, auf den Bergen von Baktrien, in den Banianenhainen am Ganges, unter den Platanen des Ilissos, auf den Triften Galiläa's, in den Sandsteppen Arabiens wie in dem Schattendüster der Wälder Germaniens und unter den Druideneichen Armorika's ist diese Lehre verkündigt und geglaubt worden und überall hat sie ungezählte und unzählige Millionen von Menschen die schwere Last des Lebens tragen gelehrt.

Wenn die menschliche Civilisation etwas so Hehres und Herrliches ist, wie ihr sagt, wohlan, nur der Unsterblichkeitsglaube hat sie möglich gemacht. Dadurch möglich gemacht, daß er den Geschlechtern der Menschen die Hingebung und Ausdauer verlieh, inmitten von allen den Bedrängnissen des Daseins ihre Arbeit zu thun.

Darf das ein bloßer Wahn genannt werden? Kann es ein bloßer Wahn sein? Und wenn es ein Wahn, ist er verwerflich und entbehrlich?

Aber was ist denn eigentlich Wahn und was ist Wahrheit? Das, was dafür zu halten man übereingekommen ist, stillschweigend oder ausdrücklich.

Wahrheit oder Wahn, gleichviel, ohne den Unsterblichkeitsglauben, ohne das hoffende Hinübertasten in eine vorgestellte jenseitige Welt müßte die Menschheit aus dumpfem Ueberdruß an der Zwecklosigkeit der diesseitigen schon längst verdorben und gestorben sein.

II.

Die gedankenlose Wohllebigkeit wie der schönselige Optimismus — jene kann nicht, dieser will nicht logisch denken — sie fühlen sich natürlich nicht verunbequemt durch die Thatsache, daß vom Anbeginn der Zeiten alle auserwählten Geister Pessimisten gewesen sind, d. h. die Flüchtigkeit und Nichtigkeit des Daseins erkennende und beklagende Denker.

Kein Träger des Genius vom Anfang bis heute, welcher nicht empfunden hätte, was Firdusi in seinem Heldenliede vom Kai Chosru aussprach:

„Der Weise wünscht, er wäre nie geboren,
Ihn hätte nie im Erdenfrost gefroren
Und niemals ihn die Gluth der Welt versengt;
Unheil nur wird durch die Geburt verhängt,
Nur Wechsel herrscht und Trübsal hier auf Erden:
Drum ist es besser, nicht gezeugt zu werden."

Dieses Thema hat zahllose Variationen gefunden, allzeit und allenthalben, in ältester wie in jüngster Zeit, unter allen Völkern, unter allen Rassen, soweit sie überhaupt zum Denken gelangt sind. Wollte man eine Bibel des Pessimismus zusammenstellen, alle Männer von Genie und Herz, welche jemals und irgendwo aufgestanden, würden die Verfasser derselben sein.

Am geläufigsten ist die Vorstellung von der Welt als von einem Räthsel, einem ungelösten und unlösbaren Problem.

Wer hat dieses Welträthsel aufgegeben? Oder hat es sich selbst aufgegeben? Warum ist es aufgegeben? Wozu existirt es?

Alle vom Anfang bis heute versuchten Antworten sind nur leeres Gestammel und unarticulirtes Gestotter. Die Physik stottert bei ihren Antwortsversuchen nicht minder, als die Metaphysik gestammelt hatte. Der Streit, ob zuerst die Henne oder zuerst das Ei gewesen, sei zu Ende, sagen exacte Forscher; denn das „Omne vivum ex ovo" — sei abgethan und überwunden. Gut, wir wollen es glauben. Aber nun möchten wir wissen, woher anderweitig, woher überhaupt das „vivum" gekommen, in dem Blutkügelchen, das in unseren Schläfen rollt, in der Urqualle, in der Urzelle, im Urschleim? Keine Antwort, oder höchstens die schon uralt bekannte ausweichende: „Die Materie ist eben von Ewigkeit her und folglich ist das auch die dem Stoff innewohnende Kraft." Aber was ist Ewigkeit? Ein unfaßbarer Begriff, ein Undenkliches, also Sinnloses. Und wäre denn mit dieser unvorstellbaren „Ewigkeit" das „Woher die Materie?" und „Warum die Kraft in derselben?" irgendwie aufgehellt und erklärt? Wäre damit ein letzter Grund, der letzte Grund nachgewiesen? Das wird selbst der gelehrte Größenwahn nicht behaupten wollen. Das uralte und immerjunge Welträthsel bleibt also, was es war und ist, und wir wissen, was wir von dem unarticulirten Gestotter, das sich gar häufig für ein Triumphlied des Allesbegriffen- und Alleserklärthabens ausgeben möchte, zu halten haben....

Auch als Schlaf und Traum wird das Dasein gefaßt. Von Heiden und Christen. Ein altarabischer Dichter sagte: „Die Menschen schlafen; wann sie aber sterben, dann wachen sie auf." Der spanische Erzkatholik und Mystiker Calderon dichtete einen prächtigen dramatischen Commentar zu seinem Text: „Das Leben ein Traum." Der geisteshelle deutsche Protestant Rückert sang:

„Die Cypress' ist der Freiheit Baum,
Weil man sie dir pflanzt auf's Grab.
Dein Leben war im Kerker ein Traum,
Bis der Tod dir Flügel gab."

Endlich wurde und wird das Leben gefühlt als eine Krankheit und der Tod begrüßt als die Genesung. Sokrates, welcher, wenn man ihn auch nicht gerade dem delphischen Orakel zu gefallen für den weisesten Menschen hält, doch immerhin einer der weisesten gewesen ist, hat bekanntlich, als ihm nach geleertem Schierlingsbecher der Tod an's Herz trat, seine Freunde gebeten, dem Asklepios einen Hahn darzubringen als Dankopfer für seine Genesung von der Krankheit des Daseins.

Wenn nun schon ein antiker Mensch, noch dazu ein Hellene, ein Athener, das Gefühl der Daseinskrankheit hatte, um wie viel stärker muß dieses Gefühl in unserer modernen, durchweg gekünstelten, verkünstelten, auf Schrauben und Stelzen gestellten, an den Krücken einer verlogenen Convenienz einherhinkenden Gesellschaft sich bemerkbar machen! Wo ist denn heutzutage ein Mensch — ich meine ein denkender und ehrlicher —, welcher von sich sagen möchte, er sei leiblich und seelisch ganz gesund? Wohin immer ein sehendes Auge sich wendet, überall treten ihm die tausenderlei Symptome der einen großen Krankheit: „Leben ist Leiden!" entgegen und noch erschreckender und betrübender als die Merkmale physischer Uebel sind die immer mehr sich häufenden Symptome psychischer Störungen.

Die Zahl der Narrheiten und Narren heißt Legion.

Ich weise mit dem Finger auf eine schwärende Wunde der modernen Gesellschaft. Ihr Name ist „Größenwahn".

Freilich, auch dieses Neue unter der Sonne ist nur Altes.

Als Bonaparte am Fuße der Pyramiden von Gizeh zu seinen Grenadieren sagte: „Vom Gipfel dieser Monumente blicken vier Jahrtausende auf euch herab!" hätte er auch sagen können: Von der Spitze dieser gemauerten Berge grinst euch der uralte und immerjunge menschliche Größenwahn an!

Denn wenn so ein Pharao Chufu hunderttausend halb oder ganz nackte Sklaven zusammentrieb und sie Jahrzehnte hindurch zu frohnden zwang, um einen Berg aufzumauern, in dessen Grabkammer der Wurmfraß seiner pharaonischen Mumie der Zerstörung trotzen sollte, was war das anders als naiver Größenwahn? Und wenn der Pharao Napoleon seinerseits sechshunderttausend uniformirte Sklaven zusammentrieb, um an ihrer Spitze dem Phantom Weltherrschaft nachzujagen bis ins brennende Moskau hinein, was war das sonst als raffinirter Größenwahn?

Ein großes Stück Weltgeschichte gehört eigentlich in die Psychiatrie. Geniale Irrenärzte sollten die Geschichte der römischen Cäsaren, der römischen Päpste, der Attila, Dschingiskhan und Nadirschah, die Geschichte Philipps des Zweiten und Ludwigs des Vierzehnten schreiben. Napoleon der Erste war ein tobender, Napoleon der Dritte ein grübelnder Größenwahnsinniger.

Digitized by Google

Und nicht etwa nur auf der Weltgeschichtebühne, nein, auch im Alltagsleben grassirt die unheimliche Geisteskrankheit. Sie ist geradezu die moralische Pest der Gegenwart. Der ordinäre Schmierling in irgend einem Winkelblatt, der ordinärere Maultrommler in irgend einem Winkelclubb, der ordinärste Kathedrarier an irgend einer Winkeluniversität, das verkannte Dichter-, verkanntere Maler- und verkannteste Zukunftsmusikhalbtalent, der große Patriot, größere Liberale und größte Dividendenschnapper, dessen A er selbst und dessen O die Million, die ganze Jobbers- und Robbersbande vom jüdischen Börsenschakal bis hinauf oder auch hinab zum christlichen Aufsichtsrath-Fürsten und Gründer-Herzog: lauter arme — obzwar mitunter sehr reiche — Größenwahnbehaftete.

Aber der bevorzugte Tummelplatz des Größenwahns war und ist doch das Gebiet der Religion. Da hat er sich von jeher in allen Formen und Farben geoffenbart, als höchste Tragik wie als tiefste Komik. Ein riesigeres Sammelsurium von Narrheit als das christliche Legendenbuch, die 53 von den Bollandisten redigirten Folianten der „Acta Sanctorum", ist kaum denkbar. Und durch die ganze ungeheure Kakophonie geht als Grundton der Größenwahn. Wollt ihr aber eine ganz meisterliche Kennzeichnung dieses christlichen, d. h. mit Demuth geschminkten Größenwahns kennen lernen, so lest des Engländers Tennyson „Sankt Simeon Stylitos". Nur ein Eingeborener des Lieblingslandes der Scheinheiligkeit vermochte uns die unter der Selbsterniedrigungsmaske hervorbrechende grenzenlose Eitelkeit des religiösen Größenwahnwitzigen so aufzuzeigen. Ich wünschte, ein rechter Dichter machte sich einmal daran, uns jenen gelehrten Mönch des 9. Jahrhunderts vorzuführen, den Paschasius Radbertus, den Erfinder oder wenigstens Ausbildner und Feststeller der Lehre von der Transsubstantiation, welcher zufolge jeder beliebige Priester tagtäglich den Herrgott schafft, indem er Brot und Wein in das Fleisch und Blut Christi verwandelt. Der Mensch macht den Gott, gewiß ein erbauliches Beispiel von mittelalterlich-gläubigem Größenwahn! Oder war der närrische Paschasius etwa ein vorweggenommener Feuerbach? Einem Shakespeare der Zukunft könnte man auch die seiner würdige Aufgabe stellen, einen Arbues oder Torquemada als Typen des religiösen Größenwahns zu zeichnen, und vielleicht dürfte man noch den Luther hinzufügen, in Anbetracht, daß er den Papst kaum vom Stuhle der Unfehlbarkeit hinabgestoßen hatte, als er schon sich selber recht breit darauf setzte, die Bibel als einen unantastbaren Schild zwischen seine unfehlbare Autorität und die Vernunft stellend, welche er ja bekanntlich „des Teufels H . . . andlangerin" schalt. Die Arme ist das für die richtigen lutherischen „Diener am Worte" bis zum heutigen Tage geblieben und mußte es bleiben. Denn wie könnten sie sonst ihren römischen Collegen, den richtigen „Dienern am Altar" die Stange halten und wetteifernd mit diesen den „Frieden Gottes unter den Menschen" fördern? . . . . .

Wo der Größenwahn in weltgeschichtlichen Gestalten, in einem siebenten Gregor, einem Luther, einem Napoleon, zur Erscheinung kommt, erinnert er an den Satz Seneca's, daß dem Genie immer eine Dosis Wahnsinn beigemischt sei („nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae"). Shakespeare hat, wie Jedermann weiß, das auch vom Dichtergenius geglaubt („Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend, blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erde nieder"). In beiden Fällen kehrt uns die Krankheit ihre tragische Seite zu. In die komische sodann schlägt sie um, wenn das Können des größenwahnsinnigen Individuums zu seinem Wollen in einem gar zu burlesken Mißverhältnisse steht. Indessen kommt auch hier, wie überall, das Reintragische ebenso selten zum Vorschein wie das Reinkomische, sondern zumeist verbinden sich beide Seiten zur Tragikomik. Natürlich! das ganze Menschendasein, persönlich und geschichtlich genommen, ist ja die vollendete Tragikomödie.

Ist dieses Drama ein ebenso zufällig entstandenes wie zwecklos verlaufendes?

Ist es von einem „Gott" gedichtet und von einem „Teufel" travestirt in Scene gesetzt?

Ist es eine Generalprobe für die Aufführung auf einer „höheren" Bühne?

Wer weiß es?!

Als Meister Rabelais im Jahre 1553 in Paris zu sterben kam, that er es mit den Worten: „Je m'en vais chercher un grand Peut-être." Wir verbringen unser Leben mit dem Suchen nach einem andern „grand Peut-être". Denn all unser Wissen vom Wissenswertheften ist und bleibt ein großes „Vielleicht!"

Aus einem ungedruckten Briefwechsel von Ludwig Feuerbach.

Die Briefe Ludwig Feuerbachs, die wir nach und nach veröffentlichen werden, sind einer umfangreichen Correspondenz entnommen, welche dieser große Denker zwei Jahrzehnte hindurch mit einem alten Freunde, dem am 31. December 1874 verstorbenen Heidelberger ehemaligen Professor der Philosophie und Abgeordneten Christian Kapp, geführt hat.

Wir haben im Interesse unserer Leser zu handeln geglaubt, wenn wir aus der reichen Sammlung zunächst diejenigen Briefe mittheilten, welche den bis jetzt verhältnißmäßig am wenigsten gekannten innern und äußern Entwicklungsgang Feuerbachs von seinem 28. bis 35. Lebensjahre darstellen und abschließen, eine Periode seines Lebens, welche auch in dem vortrefflichen Werke Carl Grüns: „Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß", zwei Bände, Leipzig 1874, nicht so eingehend vertreten ist, als seine früheren und seine späteren Jahre. So schließen sich denn die von uns veröffentlichten Briefe ergänzend an das Grün'sche Buch an und vervollständigen in willkommener Weise das geistige Bild ihres Verfassers.

I.

Frankfurt, 22. Mai 32.

Verehrter Freund!

Mein Bruder wird Ihnen nebst meinen Grüßen mitgetheilt haben, daß ich in der Absicht, mir das Probeheft der Athene*) zu holen, um eine Anzeige davon in die Jenaer Zeitung einzuschicken, in mehreren hiesigen Buchhandlungen war, aber keines vorfand. Damals wußte ich noch nicht, ob ich noch länger hier bleiben würde, unterließ es daher mir eines zu verschreiben. In dem Zeitraume von damals bis jetzt vergaß ich über den Ereignissen der Jahre 1640 und 1789 das Jahr 1832. Jetzt, wo eine Pause in meiner bisherigen Lectüre eingetreten ist, bitte ich Sie mir es anzuzeigen, ob und wann es noch thunlich ist eine Anzeige zu machen. Aber mehr als alle Anzeigen würde, wenigstens nach meiner Meinung, eine Veränderung des Titels Ihrer Zeitschrift zur Erweckung der Aufmerksamkeit des Publicums beitragen, eine Veränderung, die sich vielleicht jetzt noch thun ließ. Setzen Sie statt Historie Politik, oder machen Sie wenigstens darauf aufmerksam, daß Sie hauptsächlich politische Geschichte darunter verstehen und die Zeitschrift wird gewiß größere Aufmerksamkeit erwecken und größeren Absatz finden. Ohne mit den Wölfen zu heulen, den Gänsen zu schnattern, den Hunden zu wedeln und den Siebenpfeifern zu pfeifen würde die Zeitschrift dennoch größeren Ein- und Abgang finden, als mit dem Titel Historie. Auch käme ihr noch das zu Gute, daß für die Mitarbeiter schneller, leichter, reichlicher Stoff herbeigeschafft würde. Was meine Mitwirkung zur Zeitschrift betrifft, so wird diese, wie ich Ihnen schon mündlich äußerte, für die nächste Zeit wahrscheinlich sehr beschränkt sein. Von den Arbeiten, die bereits von mir bei Ihnen liegen, glaube ich keine besonders geeignet zur Aufnahme. Die Recension ist schon wegen ihres Gegenstandes ohne Interesse, ohne passende Form, enthält überdem Gedanken, die ohne die gehörigen Modificationen und Be-

*) Eine von Kapp herausgegebene periodische Zeitschrift in zwanglosen Heften.

Digitized by Google

grenzungen, zu denen der Raum zu kurz war, nicht für genügend und richtig passiren können; die Darstellung von Baco enthält nichts Neues und Besonderes; von Böhm wäre nur der Artikel über das Böse zulässig, wenn man sich anders noch um so etwas bekümmert. Von meiner Geschichte der Philosophie überhaupt eignete sich vielleicht nur die Darstellung des Hobbesschen Staatsrechts und ihre Kritik, die ich Ihnen, ich weiß nicht mehr, ganz oder doch größtentheils vorlas, wie Sie sich noch erinnern werden. Stimmte Ihre Ansicht hierin mit der meinigen überein, und billigen Sie die Art und den Inhalt jener Kritik, so schicke ich sie Ihnen, wenn Sie sie wollen und brauchen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß ich es ganz Ihrem Urtheil und Willen überlasse, was Sie mit den bei Ihnen liegenden Arbeiten machen wollen. Für Ihren Zweck werden sie aber nicht lange mehr brauchbar sein, da ich, sollte ich keinen Verleger finden, die ganze Geschichte mit Weglassung des lateinischen Textes noch diesen Sommer selbst drucken lassen will. Jedoch finde ich vielleicht in dem Cyclus von französischen Werken, die ich hier noch durchmachen will, manchen geeigneten Stoff.

In Betreff der Wahl des Ortes, in Bezug auf eines unserer letzten Gespräche noch Folgendes: Wenn ich ein Mann wäre, der von seinem Vermögen leben könnte, so würde ich ohne Bedenken zwar nicht in Frankfurt selbst, doch vor Frankfurt meine Wohnung in einem seiner schönen Land- oder Fürstenhäuser aufschlagen, deren es hier eine Menge gibt, geeignet zum stillen Studium, zur Gesundheit und Erholung und deren Preis für eine ganze Familie auf das ganze Jahr auf 3—400 Fl. sich beläuft und immer mehr im Sinken ist. Das Holz und die Lebensmittel sind zwar theuer, jedoch nicht viel mehr als in anderen Städten, noch theurer Alles was aus den Händen der Handwerker kommt; der Aufwand und die Prahlerei der Kauf- und selbst Handwerksleute, groß, aber ich würde darum unbekümmert leben, wie es meine Umstände erlauben; sehr viele Familien von hohem Stande leben hier auf die einfachste, eingeschränkteste und zurückgezogenste Weise von der Welt. Für wissenschaftliche Männer ist der Umgang zwar sehr beschränkt, aber an der Seite einer solchen Frau, wie Sie besitzen, würde ich keinen bedürfen; die Mittel zum Studiren auch ziemlich beschränkt, zwar kein Mangel an Zeitschriften aller Art, aber die Bibliothek für gewisse Zweige, z. B. Philosophie, ganz arm, doch dafür Heidelberg in der Nähe.

II.

Frankfurt a. M., 17. Aug. 32.

Verehrtester Herr Professor!

Sie erhalten hiemit einstweilen einige Probeartikel. Ich hielt es für nothwendig Ihnen eine Probe zu schicken, denn ich weiß nicht, ob Gedanken in dieser Form gegeben für Ihre Zeitschrift passen. Es sind Aphorismen, aber doch wieder nicht, streng genommen, ich weiß selbst nicht was; ich kann nun einmal nicht meine Gedanken an die herkömmlichen Formen binden, die Irregularität zwischen dem Aphorisma, das zwei Seiten 10 und 11 einnimmt zwischen denen auf den ersten Seiten, entgeht selbst dem Auge nicht. Manche sind kleine Colloquia zwischen dem Autor und dem Menschen, manche wieder in der Form kurzer Dialogen des Verfassers mit einem fingirten Gegner. Diese letzteren nehmen theils mehr, theils weniger Raum ein als das Aphorisma von Seite 10 und 11. Der allen zu Grunde liegende Gedanke ist der ganz einfache, daß das wahre Leben, das wahre Wesen, der wahre Charakter des Schriftstellers in seinen Schriften liegt, der Mensch nicht vom Autor unterschieden ist. Im Falle, daß Sie diese irregulären Zeitwörter zur Aufnahme nicht geeignet halten, so bitte ich Sie die Probeartikel wieder zurückzuschicken, da ich keine Abschrift von ihnen genommen habe, im entgegengesetzten Fall mir zu bemerken, bis wann Sie sie einrücken, um sie dann vielleicht noch zu vermehren, denn bis jetzt wird nach meiner Schätzung das Ganze sich im Druck auf nicht mehr als Einen, höchstens Einen und einen halben Bogen belaufen. Meine Grüße an die Ihrigen und Scholler erneuere ich.

Der Ihrige

L. F.

III.

Frankfurt a. M., 27. Sept. 32.

Verehrter Freund!

Vor einigen Stunden erhielt ich Ihren Brief. Ich hatte es mir schon eingebildet, daß der Grund der Verzögerung Ihrer Antwort kein anderer war, als daß der Brief Sie nicht in Neustadt traf.

Es wäre mir nicht lieb und zwar im Interesse Ihrer eignen Sache, der Zeitschrift, wenn Sie die Aphorismen so einrücken ließen, wie ich sie Ihnen überschickte. Zwischen den ersten und letzten Nummern liegen noch viele Aphorismen in der Mitte, die nicht weggelassen werden dürften, wenn nicht der dünne Flor von Zusammenhang, der sie verbindet, verloren gehen soll. Denn dieselben, wie die bereits Ihnen überschickten, bilden gewissermaßen eine Einleitung oder Vorbereitung auf die Dinge, die da kommen sollen. Die letzten Aphorismen sind kurze Demonstrationen ad hominem, so daß die Aphorismen doch zusammen ein Ganzes mit Anfang und Ende bilden, dessen Centrum aber dessen ungeachtet einer beliebigen Ausdehnung und Erweiterung fähig wäre. Je nach dem Format möchte sich das Ganze doch im Druck auf 1—2 Bogen belaufen.

Ich lebe zu einsam, um für Subscribenten sorgen zu können. Aber ein paar wissenschaftlende eitle Kaufleute glaube ich doch liefern zu können. Morgen will ich versuchen. Ueber das Schicksal Ihrer Zeitschrift war ich selbst bis auf Ihren Brief in völliger Unwissenheit.

Meinen Plan mit Paris konnte ich noch nicht ausführen, ohne auf's Ungefähr hin wagen zu wollen. Ich habe mich an Cousin selbst gewendet, aber noch keine Antwort. Wenn ich in einer Zeit von 10 Tagen keine erhalte oder eine ungünstige, so verlasse ich Frankfurt und begebe mich entweder nach Erlangen oder sonst wohin auf eine Zeit lang, um wieder von dort aus meine Polypenarme nach einem Lebenszweige auszustrecken, der auf dem Boden der Erkenntniß sproßt, um so die Ausführbarkeit meines Entschlusses zu begründen.

Es bedarf wohl keiner Versicherung, daß ich an Allem, was Sie mir in Betreff Ihrer Person schreiben, den innigsten Antheil nehme, denn Sie wissen, daß ich Sie aufrichtig verehre.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau:

L. F.

IV.

Ansbach, 10. Juni 33.

Jetzt sind Sie beinahe ein halbes Jahr schon von uns entfernt und noch haben Sie keine Zeile von uns erhalten. Daran war aber, wie sich von selbst unter uns versteht, nicht Vergessenheit von meiner Seite Schuld, im Gegentheil, ich dachte immer an Sie, und eben nur deswegen schrieb ich nicht an Sie; ob der geistigen Communication vernachlässigt man nur zu oft die äußerliche briefliche. Oft hatte ich übrigens auch schon die Feder zu einem Briefe an Sie angesetzt, aber entweder wurde ich irgendwie unterbrochen oder wollte ich noch absichtlich warten, bis ich Ihnen irgend etwas Wichtiges mittheilen könnte. Wie hätte ich denken sollen, daß das schmerzlichste Ereigniß, das eine Familie treffen kann, der Verlust ihres Hauptes, mir die Veranlassung zum ersten Brief an meinen theuren Freund in Heidelberg geben würde! Die Zeitungen werden Ihnen zwar schon längst die Trauerbotschaft überbracht haben, aber solche theure, solche theilnehmende Freunde, wie Sie und Ihre werthe Frau Gemahlin uns sind, müssen und sollen sie auch noch besonders aus dem Munde Derer vernehmen, die sie am nächsten und schmerzlichsten betrifft. Er, unser unvergeßlicher Vater, verschied am Morgen um drei viertel auf drei Uhr den 29. Mai nach kurzem Leiden an einem Nervenschlage, wovon er bereits, wie Sie wissen, schon mehrere sehr bedenkliche Anfälle früher gehabt hatte.

Wie während seines ganzen Aufenthaltes in Frankfurt, so war er auch die letzten Tage ganz heiter, vergnügt und glücklich in dem Genusse des diesjährigen schönen Mai's. Alle die Seinigen lebten daher in der fröhlichen Hoffnung dahin, ihn bald gänzlich wieder hergestellt zu sehen; auf eine um so bittere und schmerz-

Digitized by Google

liche Weise wurden sie in ihren Hoffnungen getäuscht. Er selbst hatte jedoch das bestimmte Vorgefühl seines nahenden Endes.

Darum verließ er nicht eher Ansbach, als bis er alle Angelegenheiten, die ihn noch an die Welt hätten fesseln können, auf's Sorgfältigste und Pünktlichste angeordnet und bestimmt hatte. Es gereicht uns daher zu keiner geringen Beruhigung, daß er, so unerwartet auch sein Tod kam, doch im eigentlichsten Sinne sein Leben vollendet hatte, die Welt nicht eher verließ, als er mit ihr fertig war und sie beseitigt und befriedigt hatte. Meine vorjüngste Schwester Lore war unter uns Allen die Glückliche, die ihm die letzten Beweise kindlicher Liebe geben konnte.

Daß der Verlust unseres guten Vaters mancherlei Veränderungen für uns zur Folge haben wird, können Sie sich denken. Was meine Wenigkeit betrifft, so wird er mit beschleunigender Kraft auf alle meine Pläne und Entschlüsse wirken. Ob ich von meinem Buche, das nun bald vollendet sein wird, und das Sie erhalten, so wie es die Presse verlassen, Früchte ernten werde, weiß ich nicht; und wenn auch welche, wie können bei uns Früchte für meinen Magen und Gaumen wachsen?

Meinen herzlichsten Dank für Ihr Buch. Ich erhielt es hier gerade in der Zeit, wo ich zum letzten Mal das Glück hatte, meinen Vater zu sehen und noch recht vertraute, recht innige und herzliche Stunden mit ihm zu verleben. Wie ich Ihr Buch erhielt, gab ich es sogleich meinem Vater, es wird Ihnen gewiß Freude machen zu vernehmen, daß er es mit großem Vergnügen las. Aus der Hand meines Vaters kam es in die Hände von Freunden, unter anderen Stadlers, dessen Freundschaft ich gemacht, daher ich es noch nicht lesen konnte. Verzeihen Sie meine Kürze, die allertraurigsten Geschäfte sind daran Schuld. Entschuldigen Sie mich doch ja bei Ihrer verehrungswürdigen Gemahlin, die ich auf's Herzlichste grüße — daß ich das Stammbuchblatt noch nicht gesandt habe! Es soll nächstens folgen.

Ganz der Ihrige

L. F.

V.

Ansbach, 23. März 34.

Verehrter Freund!

Tibi soli scripta est haec litera.

Eben hat mir mein Bruder Eduard, der gestern Abends, wo ich ihn aber nicht mehr sprach, von Erlangen hier ankam, Ihren Brief mitgetheilt und gehe ich sogleich auf die Hauptsache über.

Als Freund und Mann muß ich Ihnen offen gestehen, daß ich keineswegs mit Ihnen in Betreff Ihrer neuen Unternehmung übereinstimmen kann. Was erreichen wir durch sie? Keinen wissenschaftlichen Zweck. Das ist klar aus ihrer Tendenz und den zu behandelnden Gegenständen. Wo wir aber keinen wissenschaftlichen Zweck erreichen, dabei sind wir nicht mit ganzer Theilnahme, nicht mit jenem Interesse, das allein der erfolgsichernde Schutzgeist einer Unternehmung ist. Auch keinen materiellen Zweck. Dieser könnte nur sein, pecuniärer Vortheil oder weitere Begründung unseres schriftstellerischen Namens — eines zunächst zwar todten Capitals, das aber einst doch so oder so seine Zinsen tragen wird. Den letzteren erhalten wir aber sicherer auf andere, uns und unseren Studien angemessenere Weise, als auf diese. Der zweite scheint bei Dannheimers Verhältnissen aber ganz außer Augen gesetzt werden zu müssen. Wenn es mit dem Honorar kritisch aussieht, so können wir überdem nur auf sehr wenige und sehr schläfrige Theilnehmer rechnen. Da wir in unserer Zeit so viele nothwendige Opfer bringen, wem kann man es verargen, wenn er es verschmäht, überdieß auch noch freiwillige Opfer zu bringen! Ich muß Ihnen gestehen, daß ich selbst es mir längst verschworen habe, auch nicht eine Zeile mehr aus meiner Feder der Welt zu überlassen, ohne von ihr etwas Reelles dagegen zu erhalten. Opfer gegen Opfer! Nur wenn Sie einen persönlichen Zweck durch dieses Unternehmen beabsichtigen, nur Ihnen zu Liebe könnte ich von dieser Maxime abgehen.

Wenn Sie aber vielleicht bloß dem Dannheimer zu Gefallen sich zu dieser Unternehmung verstehen, so gehen Sie in Ihrem Edelmuth zu weit. Einen Buchhändler emporzubringen, liegt ganz außer unserer Sphäre. Nicht die Schwingen des Adlers, das Gefieder des gemeinen Hausgeflügels hebt einen Buchhändler empor. Lessing schon kam diese Verkennung theuer zu stehen.

Wenn Sie wirklich schon Verpflichtungen eingegangen sind oder es doch fast bei Ihnen beschlossen ist, den Nationalkalender herauszugeben, so können Sie darauf rechnen, daß Ihnen Alles von mir zu Gebote steht, worüber ich selbst gebieten, als eigner Herr nach Willkür schalten und walten kann. Nun wissen Sie aber selbst, was ich für ein Kauz bin. Ueber Alles in mir bin ich Herr, nur nicht über meinen Geist: er ist ein schlechthin unumschränkter Autokrat. Wenn er aber über mich kommt, so bin ich im eigentlichen und uneigentlichen Sinne hin. Ich gehe in meinem Gegenstande zu Grunde, er verschlingt mich, wie der Wallfisch den Jonathan. Ich gehöre nur ihm an. Ich kann mich nicht vertheilen. Wenn ich also ein wirklich positiv thätiger Mitarbeiter an Ihrem Blatt werden sollte — ein solcher wäre ich aber nur, wenn ich aus mir selbst heraus meine Arbeiten schöpfte — so muß ich — wenigstens eine Zeit lang — ganz und gar ausschließlich, ohne etwas von mir zur Reserve zurück zu stellen, mich Ihrem Blatte widmen. Nun kann ich mich aber nur dem mit Erfolg widmen, an dem ich mit Leib und Seele hängen kann, kurz, dem ich mit wahrer Liebe zugethan bin. Ich bin geistlos, ja mehr, ich bin ohne Verstand und ohne alles Geschick, wo ich nicht mit Liebe bin. Nun fragt es sich aber, sind die Nationalkalenders, oder die Art, in der sie behandelt werden müssen, von der Beschaffenheit, die mein Wesen erfordert um etwas mit Geist zu behandeln? oder wenn ich in Betreff der Nummer 5 und 6 ganz mir selbst und meiner Wahl überlassen bin, sind meine Arbeiten, die dann humoristisch-philosophischer Natur sein würden, zur Empfehlung eines Nationalkalenders geeignet, seiner Tendenz angemessen? Etwas ganz anders ist eine Arbeit, die für sich allein, auf ihre eigene Faust erscheint und sui juris sich durch die Welt schlägt, als eine Arbeit, die in einem Blatte, das eine bestimmte Tendenz und einen bestimmten Zweck hat, erscheint. Angenommen aber die Bejahung dieser beiden oder der einen von den zwei Fragen, so muß ich abermals, um Ihnen nicht etwa zu versprechen, was ich nicht leisten kann, die Frage aufwerfen: Ist es mir in meinen gegenwärtigen Verhältnissen und bei meinen vielen gegenwärtig mir durch den Kopf die Kreuz und Quer gehenden Projecten möglich, erlaubt, Ihnen das bestimmte Versprechen eigentlich productiver Mitwirkung zu geben? Darauf kann ich selbst, wenigstens in diesem Momente, weder mit Ja noch mit Nein antworten, denn die Entscheidung hängt von der, ich will hoffen, nächsten Zukunft ab, hängt davon ab, ob meine Projecte scheitern oder nicht, ob die fernen schwachen Aussichten, die sich mir zu eröffnen scheinen, sich wieder verlieren in die Nacht oder den hellen Tag mit sich bringen. Mangel an Zeit und Ruhe — mein Speyrer Bruder ist auch hier — verhindern mich, ausführlicher, wie es nöthig wäre, mich über diese Punkte mit Ihnen zu besprechen. Ihre ferneren Briefe geben mir dazu vielleicht die Veranlassung.

Die Frage erlaube ich mir noch an Sie: Welches Interesse bewegt Sie zu diesem neuen Unternehmen? Die Athene lebt noch, obgleich ihre Erscheinung zu Grunde gegangen. Welches Interesse ist also so mächtig in Ihnen, daß Sie die durch das Schicksal der Athene in mir auf den höchsten Grad gesteigerte Antipathie gegen alles Zeitungswesen — eine Antipathie, die Sie gewiß auch mit mir theilen — überwinden können? Wie die genialen Menschen ihren eigenen Weg gehen, so auch die Wissenschaft und ihre Wirkungen. Die Heerstraßen der Zeitungen sind nicht ihre Wege. Geben Sie uns wieder einen neuen Dialog! Das ist besser für Sie und uns! Es ist besser, wenn gleich kostspieliger, mit Extrapost, als mit dem Eilwagen oder gar einer Ordinären zu fahren.

Scenen aus dem Leben meines Vaters wird Ihnen der eine oder andere von uns Brüdern liefern können. Aber zu einer Biographie, die wir außerdem schon unternommen haben würden, ist jetzt durchaus keine Zeit. Den interessantesten Partien würde nicht einmal der Druck gestattet. Das fragliche Aphorism

Digitized by Google

steht in Zincgref's Apophthemata deutscher Nation. Das Buch selbst ist noch unter meinen übrigen Büchern eingepackt in Erlangen, aber die Excerpte daraus habe ich hier. Wären sie schon auf anderes Papier abgeschrieben und läge es mir nicht um Ihreiwillen daran, noch heute diesen Brief abzuschicken, so würden sie mitfolgen. Wenn Sie das Buch selbst wollen und es nicht in Heidelberg zu haben, so steht es Ihnen zu Diensten. Ueberhaupt würde ich Ihnen gerne, was ich an Materialien, Lesefrüchten, einzelnen Charakterzügen besitze — was freilich ein sehr geringer Vorrath ist — mittheilen. Auch werde ich nicht unterlassen Daumer und Bayer, und wen ich sonst tauglich und willig finde, aufzufordern. Aber bedenken Sie sich noch einmal recht ernstlich über die ganze Sache. Bedenken Sie was es heißt, sich auf fremde Hülfe verlassen zu müssen (wie es Ihnen als Redacteur bevorsteht), wie gewagt eine solche Unternehmung in dieser Zeit ist, wie jetzt, wo Jeder den Stachel seines Geistes in sich zieht und froh ist, wenn er für sich selber mit heiler Haut davon kommt, und wo alle Lust und Muth zu gemeinsamen Bestrebungen dieser Art verloren geht. —

Den Brief bitte ich Niemand mitzutheilen. Er ist in einer dem Schreiber ungünstigen Stimmung geschrieben.

Ganz der Ihrige

L. F.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Arria und Messalina.

Tragödie in 5 Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

Charlotte Wolter.

Der Gute konnte in der verflossenen Woche wieder einmal seine volle Freude haben: er brauchte nur die Theaterkritiken zu lesen, zu denen Wilbrandts „Arria und Messalina" die Veranlassung gegeben hat. Eine solche Summe tugendhafter Entrüstung ist selten auf ein Brett ausgezahlt worden. Das brauste wie gewaltiger Orgelklang mit vollen Registern durch die heiligen Hallen jener Blätter, die allerdings Nichts dagegen einzuwenden haben, daß an den Außenwänden der Mauern die wenigst tugendhaften Placate angeschlagen werden. Der feierliche Choral im Feuilleton bildete einen wohlthuenden Gegensatz zu den fröhlichen Tamtamschlägen, mit denen zweifelhafte Heilkünstler ihre Wundercuren und dunkle Industrielle ihr neu assortirtes Lager der unsagbarsten Artikel auf der vierten Seite des Blattes verkündeten. Es war ein erhebendes Schauspiel. Man konnte sich in der Kirche glauben. Mit einiger Phantasie konnte man sich sogar einbilden, daß ein beredter und wahrhaft begeisterter Eiferer auf der Kanzel stand und gegen die geschickte Förderin der Sittenverderbniß, gegen die Komödie also wetterte.

„Die Gottlosigkeiten mit denen Eure Schauspiele erfüllt sind, — wir können, wir wollen sie nicht dulden! Aus dem innersten Drange des Gewissens heraus müssen wir bekämpfen jene Stücke, in denen die Sitte und Tugend allzeit lächerlich gemacht werden, die Schlechtigkeit in gefälligen Farben schillert und die Schamhaftigkeit durch rohe Attentate verletzt wird. Hinweg mit diesem anstößigen und widerwärtigen Tragödienkram! Je talentvoller der Dichter, desto gefährlicher sein Teufelswerk! — Was will der dramatische Dichter? Was ist sein Zweck? Er will anfachen die Begierden uud Leidenschaften und durch Vorführung eines verführerischen Liebesbildes die Liebe selbst in den Herzen der Zuschauer entzünden. Gibt schon die Vorführung erregter Liebesscenen in der bildlichen Darstellung ein gerechtes Aergerniß, um wie viel gefährlicher ist dieselbe im Theater, wo Alles leibhaftig vor unsere Sinne tritt, wo nicht bloß todte Züge und trockne Farben unseren Augen vorgeführt werden, sondern lebende Personen, Weiber und Männer, die sich mit liebeschmachtenden Blicken anschauen, die sich die zitternden Hände reichen, deren Stimme erbebt unter der gewaltigen Aufregung der Leidenschaft; wo wahrhaftige Thränen vergossen, wahrhaftige Seufzer ausgestoßen werden! Es ist nichtig und leerer Schein, wenn man sagt, daß auch auf dem Theater die Liebe durch die schließliche Verbindung der Liebenden geläutert oder durch deren Untergang gesühnt werde. Niemand im Zuschauerraum kümmert sich um den regelrechten Abschluß. Nicht die Ehe, die Liebe will man sehen mit allen ihren gewaltigen Wallungen. Wenn in der Komödie dem Liebenden die Hand Derer, für die sein Herz schlägt, in der ersten Scene bewilligt würde, so wäre jedes Stück aus; und zu Tode langweilen würde man sich, wenn sich der Lauf der Handlung in der regelmäßigen Bahn bewegte. Das Schauspiel hat keinen andern Zweck als den: das Vergnügen an der Liebe und der Leidenschaft selbst hervorzurufen; und die Persönlichkeiten, die im Schauspiel erscheinen, erwecken das Interesse des Zuschauers nicht als Freier, sondern lediglich als Liebende.

„Und nun sehe man sich diese Schauspielerinnen an, die im Theater wie in einem Tempel der Lust sich enthüllen, und mit ihrer wenn auch durch künstliche Schminke hervorgerufenen Schönheit die Sinne zu berücken suchen. Aber wehe ihnen! Es wird ihnen ergehen, wie den stolzen Töchtern Zions, von denen Jesaias sagt: Darum, daß sie stolz sind und gehen mit aufgerichtetem Halse, mit geschminktem Angesicht, treten einher und schwänzen, und haben köstliche Schuhe an ihren Füßen; so wird der Herr die Scheitel der Töchter Zions kahl machen und ihr Geschmeide wegnehmen, und den Schmuck und die köstlichen Schuhe und die Spangen, die Kettlein, die Hauben, die Flittern, die Gebräme, die Schnürlein, die Ringe, die Haarbänder, die Feierkleider, die Mäntel, die Schleier, die Beutel, die Spiegel, die Koller, die Borten, die Kittel; und wird Gestank für guten Geruch sein und ein loses Band für einen Gürtel und eine Glatze für krauses Haar und für einen weiten Mantel ein enger Sack; solches Alles anstatt deiner Schöne."

Ob unsere recensirenden Puritaner ganz so beredt waren wie jener fromme Mann, von dem ich einige Worte citirt habe — das will ich unentschieden sein lassen; aber man kann ja ein vortrefflicher Theatermoralist sein ohne deshalb gerade die Beredtsamkeit Bossuets besitzen zu brauchen. Denn von keinem Geringeren als dem feurigen Bischof von Meaux rührt die oben im Auszug wiedergegebene und analysirte Philippika gegen das Theater her. Bossuet antwortete damit indirect auf Molières Vorrede zum „Tartüffe". Aber nicht bloß wegen dieser Vorrede mochte der „Adler von Meaux" seine Krallen gegen den lustigen Molière ausstrecken. Gewiß war ihm auch verdrießlich gewesen der übermüthige Hohn, mit dem Molière von jener reinen und unbefleckten Liebe des Biedermanns zum Biederweibe, welche auch jetzt wieder als ein Postulat der Kritik aufgestellt wird, gesprochen hatte:

„ . . . les honnêtes soupirs,
Et l'on ne penche point vers les sales désirs.
Rien d'impur ne se mêle au but qu'on se propose;
On aime pour aimer, et non — pour autre chose."

Gegen den Standpunkt des energischen Bischofs läßt sich im Uebrigen wenig einwenden. Die Ansicht, die seiner ganzen Ausführung zu Grunde liegt, daß das Schauspiel nicht eine Schule der Sitten, sondern eine Schule der Leidenschaften sei, wird auch von ganz anderen, viel weltlicheren und viel frivoleren Sterblichen getheilt. Jules Janin sagt: „Das Schauspiel sollte doch endlich Verzicht leisten auf den lächerlichen Anspruch eine moralische Kunst zu sein; denn dieser Anspruch ist doch nichts Anderes als eine der wunderlichsten Tartüfferien gerade in jener Kunst, die den „Tartüffe" hervorgebracht hat."

Wenn Janin diesen verwegenen Satz jetzt inmitten unseres sittenstrengen Paroxysmus ausgesprochen hätte, er würde gesteinigt werden; und Diejenigen, die nicht „ohne Sünde" sind, würden den ersten Stein auf ihn werfen. Unsere modernste Aesthetik ist in der That von einer rigorosen Engherzigkeit, die geradezu staunenswerth ist. Das Stoffgebiet des Dramas, das die Dichter früherer Zeiten als ein ziemlich unbegrenztes hinstellen, soll, wie es scheint, immer mehr eingedämmt und beengt werden; es trennt uns nur noch eine geringe Entfernung von den Principien jener frommen Aebtissin von St. Cyr, die in einem Stücke, welches ihre Zöglinge darstellten, das anstößige Wort „amour" regelmäßig strich und durch das unverfängliche „tambour" ersetzte.

Als ob man etwas Rechtes gesagt hätte, wenn man den Satz niederschreibt: „Dieser oder jener Stoff kann nicht auf die Bühne gebracht werden; diese oder jene Persönlichkeit kann nicht der Mittelpunkt eines Dramas sein!"

Digitized by Google

kann nicht? Weshalb nicht?

— Weil die Verirrung der Leidenschaft ein widerwärtiges Schauspiel ist, von dem sich jeder Feinfühlende mit Ekel abwendet.

— So, — aber wenn es mir nun in den Sinn käme, ein rasend verliebtes Mädchen auf die Bühne zu bringen, das seine Liebe stumpf macht gegen alle anderen Regungen des Herzens; wenn ich den äußersten Fall nähme, zum Beispiel den, daß der Geliebte den Vater des Mädchens erschlägt, und daß sie, während die Leiche noch nicht erkaltet ist, sich dennoch dem Geliebten wieder in die Arme wirft, — wäre das denkbar?

— Undenkbar! Mit Entrüstung würde sich der Feinfühlige von einem solchen abscheulichen Schauspiel abwenden.

— Mit Entrüstung? Und doch hat ein gewisser Corneille eine nicht ganz unbekannte Tragödie: „Der Cid" geschrieben, in der Ximene genau jenes widerwärtige Schauspiel aufführt, von dem sich die Feinfühligen mit Entrüstung abwenden. Wie wäre es aber mit einem anderen Stoffe? Wenn ich zum Beispiel die Verirrung einer Gattin dramatisch behandelte, die den leiblichen Sohn ihres Mannes liebt?

— Mit Entrüstung würde sich der Feinfühlige von einem solchen abscheulichen Schauspiel abwenden.

— Schön! Aber hat nicht ein gewisser Racine die „Phädra" geschrieben? — Und wie sieht es denn mit dem folgenden Stoff aus? Ein junger Mensch verliebt sich in die Gattin seines Vaters....

— Abscheulich! Unerträglich!

— Und „Don Carlos" von Friedrich Schiller? „Don Carlos" mit jener entzückenden Vertreterin der Unzucht, die Prinzessin Eboli heißt! Und die Liebe der beiden Brüder zur leiblichen Schwester, in der „Braut von Messina"? Und die Liebe der Tochter zum leiblichen Vater, der die Ristori in der Alfieri'schen Tragödie „Myrrha" den grausig-ergreifenden Ausdruck verlieh? Und die Ehe des Oedipus mit der Jokaste? Und so weiter, und so weiter!

— Nun ja, nun ja! Das mag Alles noch hingehen; aber jedenfalls kann die Ausschweifung, die Liebe in ihrer unedelsten Verwilderung, als gemeine Sinnlichkeit nicht den Vorwurf eines dramatischen Gedichtes hergeben.

— Wie verhält sich denn der „Don Juan" zu dieser Sentenz? Wie die nächtliche Begegnung des wilden Lüstlings mit Donna Anna und der Aufschrei der Zerline?

Wenn ich mir einen Don Juan gefallen lasse, so wüßte ich nicht, was ich gegen eine Messalina einzuwenden hätte; und ich sehe wirklich keinen Grund, der mich bestimmen könnte, dem verbuhlten Weibe des Claudius den Eintritt zu versagen, der der Mutter des durch Blutschande gezeugten Adonis gewährt worden ist.

Wenn aber dem dramatischen Dichter das Recht, eine Messalina zur tragischen Heldin zu machen, nicht verkümmert werden kann, wie kann man sich denn darüber wundern, daß diese Heldin nichts Anderes ist als eine franke und freie Buhlerin, — wozu dann der Lärm? Dem Dichter, der die Vorsicht gebraucht, diesen Namen auf dem Titel seines Stückes anzugeben, kann unmöglich der Vorwurf gemacht werden, ein harmloses nichtsahnendes Publicum durch die beleidigende Vorführung von Bildern der Ausschweifung und des Lasters zu überraschen. Dieser Name auf dem Zettel sollte eine Warnung sein für allzu empfindliche Leute, an diesen Abenden das Theater nicht zu besuchen. Nichts berechtigt sie zu der Erwartung, eine Griseldis zu sehen, wenn ihnen der Dichter eine Messalina verheißt.

Wilbrandt, der unter den jüngeren dramatischen Dichtern wohl unbestritten die erste Stelle einnimmt, hat auf die Gestaltung der Messalina seine besten poetischen Kräfte verwendet. Das entsetzliche Weib, das keiner anderen Gottheit fröhnt als der des Genusses, flößt uns zwar Abscheu ein, aber fesselt uns dennoch durch die Gewalt ihrer wüsten Leidenschaft; denn sie ist wahr in ihrer Verirrung. Das ist der einzige Punkt, wo die Kritik dem Dichter hätte beikommen können, die Frage: ist dieses Weib eine renommistische Theater-Messalina, die sich frech mit der lügnerischen Schminke der Sinnlichkeit übertüncht und mit einer Schamlosigkeit sich brüstet, die sie gar nicht besitzt, oder ist die kaiserliche Dirne, wie sie uns hier in dem dichterischen Gebilde entgegentritt, glaubhaft? Traut man ihr zu, daß sie die goldprunkenden Gemächer des kaiserlichen Palastes bei Nacht und Nebel verläßt, um in den dunkeln Gassen Roms herumzuabenteuern?

Man muß gestehen, daß Wilbrandt Nichts gethan hat, um seine Messalina zu beschönigen. Was reizt sie an dem neuesten Opfer ihrer nicht zu befriedigenden Sinnenlust? Ist es der Geist des jungen Marcus? Sie weiß Nichts davon und hat auch gar keine Theilnahme dafür. Ist es der Adel seiner Seele, die Güte seines Herzens? Alles das ist ihr vollständig gleichgültig. Sie liebt Marcus, weil er jung ist, weil er schön ist, weil in seinen Augen das Feuer der üppigen Jugend brennt; nur das sinnlich Wahrnehmbare wirkt auf das unglückselige und fürchterliche Weib. Sie will sinnestrunken an seiner Brust ruhen, mag im Uebrigen die Welt in Trümmer gehen und alles Gute und Edle zu Schanden werden: Quid enim Venus ebria curat!

Ihre entsetzliche Verirrung bestraft sich bitter genug. Der Tod des Geliebten trifft keine grausamer als Messalina. Der Mutter bleibt in dem überwältigenden Schmerze um den geliebten Sohn doch die trostreiche Genugthuung, seine Seele immerdar lieben zu können. Was aber verbleibt der Messalina, die nur den Körper geliebt, nachdem der Körper zerstört ist? Ihre Verzweiflung an der Bahre des Todten ist so imposant, daß sie neben dem keuschen Schmerze der Mutter stichhält. In unsern modernen Tragödien dürfen sich wenig Scenen finden, die sowohl in der künstlerischen Conception wie in der künstlerischen Ausführung dieser an die Seite zu stellen wären.

Die Gegenüberstellung der Messalina und der Arria ist überhaupt das Werk eines Dichters. Man scheint es jetzt als etwas ganz Unabweisliches zu betrachten, daß der gegebenen Vertreterin der Verkommenheit und der Ausschweifung Roms, der Messalina, auch eine Vertreterin seiner Reinheit und Größe entgegengestellt werden mußte, und daß sich für diese letztere die heldenhafte Gattin des Pätus wie von selbst darstellte; und für den Dichter, der diesen wundervollen und wirksamen Gegensatz ersonnen, der das Schicksal der zügellosen Kaiserin mit dem des Sohnes ihrer politischen und sittlichen Todfeindin verschlungen, hat Niemand ein Wort der Anerkennung. Ich glaube denn doch, daß diese Zusammenführung und Vereinigung der beiden Römerinnen etwas Besseres ist als der sogenannte „glückliche Griff", nämlich eine wahrhaft poetische und fruchtbare Erfindung.

Nun ist es allerdings richtig, daß in der Wilbrandt'schen Tragödie die Vertreterin des Lasters unsere Theilnahme in höherem Grade erregt, als die der strengen Tugend. Aber diese eigenthümliche Wahrnehmung macht man nahezu in jeder Tragödie, in welcher dieser Gegensatz in den Vordergrund der Handlung gerückt wird. Die Verirrung ist eben leider immer fesselnder als die Correctheit, und der gerade Weg, der ohne Zweifel der beste ist, muß auf den Vorzug, der amüsanteste zu sein, verzichten.

Wenn nun gar eine Künstlerin wie Charlotte Wolter dieser Messalina ihre imposante tragische Kraft leiht, so müssen ihr gegenüber alle Tugendhaften, die Pätus und Arria und wie sie alle heißen, erblassen. Die Leistung der Wolter als Messalina gehört zu dem Gewaltigsten, das unser Geschlecht von der Bühne herab gesehen, und durch sie hat die große Tragödin sich ihren Weg in die vordersten Reihen der Darstellungskunst gebahnt und den Platz sich gesichert neben einer Rachel und Ristori. Jetzt erst ist die Künstlerin auf der Höhe angelangt, jetzt erst weiß sie die wunderbaren Gaben, die ihr die Natur zur Verfügung gestellt hat, für ihre Kunst ganz und voll dienstbar zu machen. Ihr wundervolles Organ ist jeden Ausdrucks fähig, ob sie nun kost oder leidenschaftlich aufbraust. Sie gebietet über das zarteste Geflüster der Verliebtheit und über den wildesten Aufschrei des Schmerzes. Und wie versteht sie zu schweigen! Wie wunderbar ist ihre Mimik! Wie spiegelt sich auf dem schönen ausdrucksvollen Kopfe jede Erregung wieder, die ihr Inneres bewegt.

O quam magna fuit dictis, quam magna tacendo.

Jede ihrer Stellungen ist für den bildenden Künstler ein Modell, und man begreift sehr wohl, daß diese Messallina, wie sie auf dem Ruhebette die schönen müden Glieder streckt, Hans Makart zu einem Gemälde hat begeistern können. Es ist etwas Wundervolles. Das Publicum war von dem Zauber ganz berückt, und seit Jahren ist ein solcher Sturm von Beifall in einem Berliner Theater nicht gehört worden.

Die sämmtlichen Mitglieder des Residenztheaters, deren gutes Ensemble sich der neue Director Herr Emil Claar zu erhalten verstanden hat, unterstützten mit redlichstem Wollen und mit gutem Vermögen den genialen Gast. Frau Schönfeldt als Arria sei noch besonders hervorgehoben.

F. L.

Digitized by Google

Wagners Tristan und Isolde.

Nach der ersten Aufführung.

Wenn man, um einen Standpunkt zur objectiven Anschauung und Beurtheilung der Kunstwerke zu gewinnen, einen prüfenden Rückblick wirft auf die verschiedenen und verschiedenartigen Systeme der Kunstphilosophie (oder Aesthetik), so gelangt man, je schärfer der Blick prüft, desto mehr zur Ueberzeugung, daß diese Systeme, bei allem Vortrefflichen und lehrreich Anregenden, das sie enthalten, keinen Standpunkt bieten für die Beurtheilung eines Musikkunstwerkes; wenigstens Dem nicht, der die Tonkunst nicht bloß zu bibliographischen Zwecken pflegt, oder als begeisterter Dilettant das ganze Kunstsystem an eine historische Persönlichkeit anknüpft, sondern vielmehr als ausübender Fachmann Das, was er sich zu eigen gemacht hat für unmittelbare Zwecke, nun auch von der ästhetischen Seite zu erfassen und zu ergründen sucht. Alle Kunstphilosophien haben gegenüber der Poesie und der Plastik einen — wenn auch nur kleinen aber festen — Halt an den vorgegebenen unwandelbaren Bedingungen; aber sobald sie zur Tonkunst gelangen, bemühen sie sich vergebens eine feste Position a priori einzunehmen; und wenn sie eine solche auch scheinbar gefunden haben, so kommen sie bei den weiteren Darlegungen zu Resultaten, welche jener Position widersprechen.

Vischer, der die Hegel'sche Ansicht von der absoluten Idee, welche in der Kunst den Stoff durchdringt („durch den Stoff scheint"), zuerst in einem streng gegliederten Systeme entwickelt hat, und eine Fülle genialer Gedanken und lehrreichster Anregungen brachte; Hanslick, der geistvollste und kenntnißreichste Vertreter der Lehre von den reinen Formverhältnissen und der Dynamik: sie sind Beide, jener im Abschnitte seiner Aesthetik: „Die Musik" (3. Thl. 4. Heft), dieser in seiner mit Recht berühmten Abhandlung „Vom Musikalisch-Schönen" auf Punkte gerathen, wo sie, vom streng Systematischen abgehend, der subjectiven Empfindungsweise des Tonkünstlers weitesten Spielraum einräumen mußten, wie denn z. B. Hanslick ein großer Verehrer Schumanns ist, dessen meiste Werke am wenigsten in die Formverhältnisse zu rubriciren sind.

In der Dichtkunst und in den bildenden Künsten lassen sich die Schönheitsregeln wenigstens bis zu einem gewissen Grade auf gegebene Vorbedingungen zurückführen; aber was in der Musik wahrhaft schön sei, das von vornherein, auch nur in nicht ganz verworrenen Umrissen anzudeuten, ist fast unmöglich, wenn man nicht die Ethik mit hineinzieht, wie das oft geschieht; sobald aber dieses Feld betreten wird, hört die eigentliche Anschauung des Kunstwerkes als solches auf; und wenn die ethische Wirkung als ein Hauptmoment des ästhetischen Urtheils anerkannt wird, so kann man ohne Gefahr eines Paradoxon behaupten, daß es außerordentlich schwer ist nachzuweisen, daß ein Gellert'sches Lehrgedicht in ethischer Beziehung nicht noch höher steht, als Beethovens 9. Symphonie, daß Fausts Gebahren im ersten Theile, seine Erlösung im zweiten nicht viel bedenklicher ist, als die „Katharsis" in Kotzebues „Hussiten vor Naumburg" und daß Palestrinas Gesänge alla capella, und allenfalls noch Haydns leichtere, heitere Symphonien nicht die einzigen Vocal- und Instrumentalcompositionen seien, welche nur reine ungetrübte Empfindungen, und keine Aufregung hinterlassen; in manchen Büchern steht zwar, daß die Aufregung, welche ein wahres Kunstwerk erzeugt, nur als Läuterungsproceß wirke; aber die tägliche Erfahrung und die Geschichte beweisen, daß sehr viele Menschen sich mit reinster Freude dem Genusse des Kunstwerkes hingeben, ohne deswegen geläuterter zu werden, und daß viele der hochgebornen aufrichtigsten Verehrer und Kenner Beethovens und Haydns, ja selbst der Bachs, Händels und Glucks keine Beweise gegeben haben von einer Einwirkung der unsterblichen Tonwerke auf ihre Sittlichkeit.*)

Man hat also gegenüber den musikalischen Kunstwerken nur den sichern Maßstab des subjectiven Wohlgefallens oder Mißfallens einerseits, und den der technischen Formen anderseits; den einen muß allerdings der gebildete Geschmack handhaben, den andern aber genaue Fachkenntniß. Der eine hört mehr auf das Was, der andere prüft das Wie; die Beiden ergänzen sich also. Von diesem Standpunkte aus gehen wir nun an die Beurtheilung von „Tristan und Isolde" nach der ersten Aufführung; die Vorstudie war das Resultat der Prüfung des musikalischen Inhaltes am Clavier; der vorliegende Aufsatz handelt vorzugsweise von den dynamischen Wirkungen des Gesanges und Orchesters im Theater.

*) Ein Gleiches läßt sich wohl auch von den zeitgenössischen Verehrern und Kennern Michel Angelo's nnd Raphaels behaupten.

Der geneigte Leser verzeihe, wenn wir einige Worte über unsere rein persönlichen musikalischen Empfindungen und Neigungen vorausschicken; wir thun es, um darzulegen, wie weit wir uns von jedem doctrinären Parteistandpunkte befinden. Uns sind noch immer der erste Act des „Don Juan", insbesondere das himmlische Masken-Trio (B-dur), die Arie des Saraftro in der „Zauberflöte" „O Isis und Osiris" mit dem Chorschluß „Nehmt sie in Euren Wohnsitz auf", und das Grabduett zwischen Rocco und Leonore im „Fidelio" Culminationspunkte dramatischer Musik. Und doch haben wir mit ungeheuchelter Bewunderung „Tristan und Isolde" gehört, und mit erneutem Genusse wieder am Clavier durchstudirt. Denn was Wagner in diesem Werke geleistet hat, gehört ihm ganz allein, und verleiht ihm die Weihe, neben den Großen zu stehen.

Die Art und Weise, wie die Großmeister der Musik ihren Stoff behandelt haben, besitzt ihre vollste Berechtigung; damit ist aber nicht gesagt, daß sie die alleinige Berechtigung genieße. Melodien wie die Mozarts werden nicht mehr erdacht, warum soll ein hochbedeutender Dichtercomponist nicht seinen Weg einschlagen dürfen, wenn er das richtige Können besitzt?

Daß seine Mittel nicht die einer entschwundenen Zeit sind, liegt in der ganzen Culturentwicklung tief begründet. Diese hat ganz neue physisch-dynamische Bedürfnisse in uns erzeugt, welche auch auf die Kunstformen zurückwirken. Dieselbe Beleuchtung, welche vor 25 Jahren unsere Augen blendete, erscheint uns heute fast dunkel, die schnellste Bewegung einer Extrapost schneckenhaft träge im Eisenbahnwaggon; und der ehemals unerträgliche schrille Ton der Dampfpfeife erweckt heute kaum mehr den Nachtreisenden aus dem Schlafe. Ist das jetzige Geschlecht deswegen ein verdorbenes, weil ihm Dinge behagen, welche das vorhergehende nicht kannte? Und soll unser Kunstgeschmack wirklich verwerflich sein, weil uns Wagners Behandlung des Gesanges und seine überreiche Instrumentation Bewunderung erwecken? Seht doch nur hin, wie er das macht! Wie sein Stil felsenfest sich immer gleich, jedem Eklekticismus, jeder Mischung mit andern gefälligeren Arten ferne bleibt! Wie er seine Motive erfindet, zusammenfaßt, bald vereinzelt anspielen, bald wieder vereinigt ertönen läßt, um das gleichzeitige Vorwalten mehrerer Affecte musikalisch anzuregen; wie das Orchester immer gleichberechtigt mit dem Sänger einhergeht, und wie es oft als eigentlicher Träger des Hauptgedankens wirkt; wie die Instrumentation ganz ungeahnte Tonfärbungen zu Tage fördert, die wahrlich keine bloße Reflexion, sondern nur eigenartigste kolossale Begabung schaffen kann!

Man hat vielfach von den gehäuften Enharmonien und Dissonanzen Wagners gesprochen, und wir brauchen wohl nach dem obigen Hinweise auf die uns theuersten Schöpfungen Mozarts und Beethovens nicht zu versichern, daß uns Wagner nicht in seinen Dissonanzen am größten erscheint; aber auch hier dünkt es viel zu weit gegangen, wenn man aus ihnen einen Vorwurf gegen seine ganze Richtung schöpfen will. Es liegt auch hier eine Frage vor, über welche die Zeit allein entscheiden kann, nicht aber das momentane Verwerfen oder das übermäßige Preisen.

Nur ein Beispiel aus der Musikgeschichte wollen wir hier anführen, um eben darzuthun, daß die Zeit oft die einzige richtige Richterin sein kann. Jeder einigermaßen musikalisch gebildete Opernbesucher wird sich der wunderbaren Scene in Glucks „Iphigenie auf Tauris" erinnern, in welcher Orest, unmittelbar nachdem die Scythen Pylades weggeführt haben, ermattet niedersinkt, und Schlaf zu finden hofft; die Violen bewegen sich in langsamem dumpfen 16tel Tremolo, während die Violinen eine Figur ausführen, die einem Aufseufzer gleicht; unmittelbar bevor Orest einschläft, spielen die Violen a in 16tel Noten; er singt zweimal in Vierteln das nächstliegende b, die kleine Secunde; die Violinen spielen

$$\begin{matrix} d & b & gis \\ b & d & b \end{matrix}$$

, so daß gerade auf dem zweiten Viertel $\begin{cases} b \\ d \\ b \\ a \end{cases}$ zusammen erklingen.

Wer nun die Opern anderer Componisten vom Jahre 1779, in welchem Iphigenie auf Tauris zum ersten Male aufgeführt wurde, nur einigermaßen kennt, der kann mit Fug und Recht behaupten, daß die ganze obenerwähnte Scene den meisten Theaterbesuchern jener Zeit gewiß greulicher geklungen habe, als manche Wagner'sche Dissonanzen dem heutigen classischen Publicum, welches die Oper Glucks in allen ihren Theilen (vielleicht mit Ausnahme der ersten etwas veralteten Arie des Pylades, die wieder ihrer Zeit den größten Effect hervorbrachte) als ein Meisterwerk für alle Zeiten anerkennt. Und da eben von Gluck die Rede ist, so möge noch erwähnt werden, daß seine Gegner ihm alle Melodie ab-

Digitized by Google

gesprochen haben, wie das heute dem Dichtercomponisten des „Tristan" von seinen Gegnern geschieht.

Allerdings ist in diesem Musikdrama die Tradition der eigentlichen Melodienbildung vollkommen beseitigt. An die Stelle der reinen Melodie, der Tonfolge, die mit selbstständiger, in sich abgeschlossener Bedeutung und damit auch dann verständlich und ansprechend auftritt, wenn sie ohne Zusammenhang mit einem größeren Ganzen gehört wird, treten eine Masse eng begrenzter, charakteristischer Motive auf, welche erst in Zusammenhang mit dem Ganzen, erst durch ihre Beziehungen, durch ihre Wiederholungen in verschiedener Harmoniestellung zum richtigen Verständniß gebracht werden. Manche derselben eröffnen sich sogar viel mehr dem Studium der Partitur, dem Auge und dem innern Ohre, als sie beim Hören dem Ohre unmittelbar vernehmbar klingen. Aber wie sie entwickelt und durchgearbeitet sind, zeugen sie überall von einer grandiosen Meisterschaft, von einer immerwährend regen Phantasie, die alle entferntest liegenden Fäden manchmal mit einem Schlage zusammen vereinigt, und von der unfehlbaren Hand, die für jede Färbung die richtige Tonmischung findet.

Uebrigens wenn Wagner einmal eine Melodie zur längeren Entfaltung heranläßt, dann zeigt er, daß er hierin ebenso Großes und Schönes leistet, als in der von ihm erdachten Form des immerwährenden Wechsels der Harmonie und der gesanglichen Rhythmen. Allerdings ist auch seine Melodie eine ihm ganz eigenthümliche; um die melodische Tonfolge rankt sich eine Fülle der schönsten Harmonien, die von dem Hauptgedanken unzertrennlich sind, ja man kann unmöglich sagen, wo eigentlich der Hauptgedanke selbst liegt. Man sehe einmal den herrlichen Gesang Tristans im dritten Acte: „Und Isolde wie sie selig, hehr und milde" u. s. w. Was ist hier Melodie, was Harmonie? Und doch welche wunderbare Wirkung! Und die Schlußscene, Isoldens Tod, welche wunderbare Steigerung des einen melodischen Motives, welches vom Orchester in allen Färbungen wiedergegeben wird, im Vereine mit dem verzückten Gesange Isoldens, bis zuletzt das Liebesmotiv des zweiten Actes in voller Gewalt hervortritt! Und — wohlgemerkt! — wie ist das Alles musikalisch-technisch gemacht! mit welcher Kunst des Fachkünstlers! Die reinen Intentionen, die Principien, wären sie noch so geistreich erdacht und erklärt, gelten uns einen Quark! Aber solcher Kunst der Ausführung zollen wir hohe Bewunderung und sagen: „Das ist Er, das ist sein Eigen!"

In Bezug auf die Principienfrage möchten wir den unbedingten Anhängern des Meisters, die da Alles verwerfen, was er nicht stempelte, die Worte zur Beherzigung in's Gedächtniß rufen, die Hamerling — gewiß ein unverdächtiger Zeuge — in diesen Blättern unlängst über die Vertretung der Wahrheit ausgesprochen hat: daß jede Wahrheit, die auf die Spitze getrieben wird, in ein Paradoxon umschlägt! Wahrlich, er hat Recht! Die lautere Wahrheit ist wie das reine Gold, es hat den höchsten Werth, ist aber ohne Löthung mit unedlerem Metalle nicht zur Gestaltung zu verwerthen; die reinen Kunstprincipien sind das Maßgebende bei jedem Kunstwerke, dies letztere aber ist ebenso ein Product des Künstlers, als der Zeit in der es geschaffen ward — nur die Apperceptionen, die ihm seine Zeit bietet, kann er verwerthen, nach seiner Weise, nach seiner künstlerischen Natur; — und wenn die Form seiner Schöpfung äußerlich noch so weit entfernt zu liegen scheint von der Zeit, gerade an der Form hat die Zeit mitgewirkt. Oder ist Wagner ganz für sich allein denkbar ohne Beethoven, Weber und Berlioz, ohne Immermann, Grabbe, Hebbel?

Also nur wenn wir uns entschließen können einzugestehen, daß das Wahre in verschiedenartiger Form zum Ausdrucke gelangen kann, vermögen wir Kunstgenüsse in uns aufzunehmen. Jedes starre Festhalten an einem Kunstprincipe ist der Kunst feindlich. „Der wahre Geschmack", das sagt kein Geringerer als Lessing, „ist der allgemeine, der sich über Schönheiten jeder Art verbreitet." Leider wird diese herrliche Maxime in der Beurtheilung der Musik am wenigsten beachtet.

Die Werke der Dichtkunst und der bildenden Künste finden noch eher in der Kritik und im Publicum Freunde und Kenner, denen das Was? und Wie? höher gilt als das Warum? und Woher? Aber in der Musik treten bei jeder bedeutenden Erscheinung gleich die Parteien hervor, deren jede den allein seligmachenden Glauben für sich in Anspruch nimmt; und über dem Glaubensstreite geht das richtige Urtheil über das Werk verloren. Das „summum jus, summa injuria" ist nicht bloß ein rechtsgültiger Lehrsatz, sondern auch in der Aesthetik sehr anwendbar! Uns dünkt, man könne den Meister, der Lohengrin, Tristan und die Walküre geschaffen hat, immerhin als eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Kunstwelt gelten lassen, ohne deswegen seine Fehler zu verkennen, eingedenk der herrlichen Worte Goethe's im Westöstlichen Divan:

„Denn Allah gab die Gabe jedem Dichter;
Mißbraucht er sie im Wandel seiner Sünden
So seh' er zu, mit Gott sich abzufinden." —

Daß Tristan und Isolde keine „stehende" Oper des Repertoires sein kann, haben wir schon in der Vorstudie angedeutet; nicht bloß die Schwächen, auch die Schönheiten des Werkes sind solche, die nicht unmittelbar auf das Publicum von der Bühne herab wirken. Die Schwächen liegen vorzugsweise in manchen lang ausgesponnenen Scenen, welche den Gang der Handlung hemmen, und auch in der tondichterischen Erfindung und Ausführung weniger gelingen konnten. Wagner — so versichern Alle, die seine Meinungen zu vernehmen Gelegenheit hatten — legt besonders Gewicht auf die Erscheinung und Haltung des König Marke im 2. Acte; wir können, nachdem wir sie von dem großen Künstler Betz darstellen gesehen, nur wiederholen, was wir gleich nach dem Vorstudium am Clavier gesagt haben: daß diese Scene eine unpsychologische und undramatische Verirrung ist; sie gibt das beste Zeugniß für Wagners eigenen Ausspruch, daß wo der Dichter den Musiker nicht unterstützt, dieser nur Schwächeres zu schaffen vermag. Diese Scene schwächt den Eindruck des Liebesduettes ab, das trotz seiner Länge nicht ermüdet; wenigstens fühlt man die Abspannung erst bei der nicht endigenden Moralpredigt Markes.

Auch die ganze Zwischen-„Handlung" nach Tristans Tode bis zu Isoldens Verscheiden, der Kampf Kurvenals gegen den vermeintlichen Angreifer, das Wiedererscheinen Melots, um den sich kein Mensch mehr kümmert, und der nur erscheint, um sofort von Kurvenal erschlagen zu werden, steht dichterisch und musikalisch weit unter den Scenen, deren Zusammenhang sie gewaltsam trennt. Hier sind Kürzungen unbedingt geboten; das Publicum hat noch immer eine ganz ehrenwerthe Aufgabe zu lösen, wenn es Das, was bleiben muß, mit gleicher Sammlung anhören und in sich aufnehmen will; die Oper wird mit den nöthigen Pausen, selbst bei starken Kürzungen, noch immer gegen vier Stunden dauern.

Aber selbst die großen Schönheiten von Tristan sind nicht solche, welche auf die wechselnde Zuhörerschaft einer großen Stadt die unmittelbare Wirkung ausüben, welche z. B. die „Walküre" und die „Götterdämmerung" (diese beiden Werke kennen wir am genauesten) überall erzeugen müssen. Sie verlangen ein Detailstudium, das nur dem Fachmanne und dem gebildetsten Dilettanten zuzumuthen ist, während die anderen Schöpfungen am meisten durch die gewaltigen Totalwirkungen packen und mit fortreißen.

Neben diesen inneren, rein künstlerischen Schwierigkeiten, stellt Tristan und Isolde die höchsten physischen Forderungen an die äußere Darstellung. Im zweiten Acte singen die Liebenden sehr lange fast unbeweglich auf einer Bank sitzend; dann müssen sie wieder lange stumm dastehen, während König Marke allein singt. Den dritten Act verbringt Tristan liegend auf dem Krankenbette; er steht nur auf, um todt in die Arme Isoldens zu sinken. Isolde ist während der ganzen Oper nur in der ersten Hälfte des dritten Actes nicht auf der Bühne. Die Anstrengungen, welcher die Träger der Hauptrollen sich unterziehen müssen, übersteigen weit die der schwersten Werke, welche vordem existirten, und der, welche später von Wagner selbst geschaffen worden sind. Die obengenannten Theile des „Festspieles" erscheinen ganz bequem ausführbar gegen „Tristan und Isolde". Es ist also nicht zu verwundern, wenn dieses Werk, selbst von den für Wagner begeistertsten darstellenden Künstlern, nur selten aufgeführt wird. Oefters nah aufeinander folgende Wiederholungen würden ihnen zuletzt alle Kraft benehmen und eine längere Pause herbeiführen.

Den Künstlern unseres Opernhauses, welche sich der schweren Aufgabe mit so viel Liebe und Hingebung gewidmet haben, gebührt der beste Dank; Frau Voggenhuber und Herr Niemann in den Titelrollen standen auf der Höhe ihrer Aufgabe, nnd es wäre ganz ungerecht, mit kleinen Bedenken den wohlverdienten Erfolg zu bemäkeln. Fräulein Brandt als Brangäne erwies wieder ihre musikalische Unfehlbarkeit und die seltene Fähigkeit, allen Rollen gerecht zu werden; dem Meister Betz allein verdanken wir, daß die Rolle des Marke neben den andern noch hervortreten konnte, und daß die Wirkung der großen Schönheiten, die seinem Auftreten vorangingen, nicht ganz erkaltete; seine Aufopferung verdient

Digitized by Google

ganz besondere Anerkennung. Herr Schmidt als Kurvenal that sein Bestes, die Rolle paßt aber entschieden nur für Betz. Auch die Herren Oberhauser (Melot) und Schleich (Hirte) trugen das Ihrige zum Gelingen des Ganzen bei. Das Orchester leistete ganz Ausgezeichnetes, und der Herr Hofcapellmeister Eckert hat sich durch sein sorgsames Einstudiren sowie durch die grandiose Sicherheit beim Dirigiren dieses unglaublich schwierigen Werkes (in welchen die verschiedensten Tactarten im jähesten Wechsel aufeinander folgen) kein geringes Verdienst erworben; daß es vom Publicum anerkannt wurde, bewies der jubelnde Zuruf nach dem zweiten und dritten Acte.

Die Aufnahme war im Ganzen die glänzendste, welche ein Werk Wagners bisher hier gefunden hat. Die wenigen Zeichen von Opposition verschwanden unter dem donnernden Beifall der nach jedem Acte, besonders aber nach dem ersten und dritten durch das Haus erscholl. Alle Darsteller, mit ihnen jedes Mal der Meister, der in der Loge des Herrn Generalintendanten saß, wurden gerufen, zuletzt auch, wie schon gemeldet, Eckert. Ein Regen von Blumensträußen fiel auf Alle. Es war ein Festtag für die Bühne. **H. Ehrlich.**

Notizen.

Die Entwickelung der modernen politischen Parteien wartet noch auf ihren Historiker, der mit großer Objectivität und Wahrheitsliebe eine genaue Kenntniß des Thuns und Treibens dieser Formationen verbinden müßte. In vielen Ländern haben die Parteien zum Theil die früheren Gilden und Zünfte und ähnliche verstorbene Körperschaften ersetzt. Geschlossen wie diese, erkennen sie nur das Parteigesetz an und behandeln alle andere ähnliche Bildungen als mehr oder weniger vogelfrei. Wer nicht zur Partei gehört, wird erbarmungslos verketzert, als sittlich corrumpirt und für irgend ein Zuchthaus heranreifend hingestellt. Für die Partei ist Alles erlaubt; wer gegen das Parteiinteresse handelt, ist ein Auswurf der Menschheit, vielleicht sogar offiziös und so beschaffen, daß kein Hund ein Stück Brod von ihm annehmen möchte. Bewundrungswerth ist ein ächter Parteimann namentlich auch durch die unerschrockene Manier, mit welcher die Fehler und Sünden der politischen Genossen von ihm verschwiegen, oder, wo sie zum Himmel schreien, mild beurtheilt und entschuldigt werden. Auch in den großen europäischen Fragen ist die Stellung gewisser Parteien oft von erheblichem Einfluß. Die slavische beispielsweise hat von jeher im Orient entsetzlich gewühlt und mehr als einmal die friedebeflissene Diplomatie matt gesetzt. Ginge es nach ihrem Wunsch, wären die Türken längst nach Asien ausgewiesen, wo sie einen wundervoll fruchtbaren Boden, der auf weiten Strecken brach liegt, für die Cultur zurückgewinnen könnten. Der Sultan und seine Staatsmänner würden ihre Harems mitnehmen, im Uebrigen aber liquidiren. Es wäre, wenn man die slavischen Parteiführer hört, die einfachste Lösung der orientalischen Frage, die dem Grafen Andrassy und dem Fürsten Gortschakow so viel vergebliches Nachdenken kostet. Allerdings würde es sich dann noch darum handeln, was wohl aus den Provinzen werden möchte, welchen die Türkei, den Staub von ihren Füßen schüttelnd, den Rücken zu kehren freundlichst eingeladen werden soll. Aber das würde sich finden. Sind nur erst die Moslems fort, mögen die Serben, Montenegriner und Rumänen sich immerhin in die Haare gerathen. Die Christen sind dann wenigstens unter sich und können sehen, wie sie mit einander fertig werden. Zahllose Probleme der Vasallenschaft, des Ranges und der Etiquette wären mit einem Schlage aus der Welt geschafft. Der Ceremonienmeister in Berlin brauchte sich nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, wo er den rumänischen Agenten, Herrn Cretzulesco, bei Hoffesten placiren, und wie er ihn, wenn sich der Vertreter des Fürsten Carl in den Salon des diplomatischen Corps verirrt hat, mit guter Manier wieder hinausbringen solle. Auch in diesem Winter wurden ja dadurch wieder mancherlei Inconvenienzen herbeigeführt, von welchen die hiesige Chronik eigenthümliche Dinge zu erzählen wußte. Die Entfernung der Korangläubigen aus Europa hätte den weiteren unschätzbaren Vortheil, daß das Publicum von zahllosen Leitartikeln der Journale befreit würde, die im Interesse des Dreikaiserbündnisses den Eiertanz zwischen Oesterreich und Rußland periodisch ausführen; die so geschrieben sind, daß stets der zweite Satz den vorangegangenen aufhebt, und der Leser, wenn er fertig ist, nicht weiß, für wen er sich interessiren soll, ob für den kranken Mann im Osten oder für seine im Voraus lachenden Erben. Ein Theil der deutschen Presse hat in dieser zähesten aller Fragen seit dem vorigen Sommer das Schauspiel seltsamer Wandlungen dargeboten. Man schwärmte zuerst für Oesterreichs Vorgehen, für seine Besetzung und Annexion irgend einer Grenzprovinz. Den Grund wissen die Götter. Wenn nur der langweilige status quo verändert wird, wenn es nur irgendwo drunter und drüber zugeht, sind einige inländische Politiker schon zufrieden. Dann winken sie sich unter einander verständnißreich zu, als werde dabei für Deutschland der Himmel weiß welcher Profit abfallen. Graf Andrassy wurde von diesen profunden Herren über die Achsel angesehen, weil er nicht frischweg zugreifen wollte. Als es sich hinterher zeigte, daß Andrassy mit der Begünstigung solcher Abenteuer nach dem Recept des Sic vos non vobis! für seinen guten Freund Schmerling arbeiten würde und sich also mit Recht derartige unberufene Rathschläge verbeten hatte, schlug die Staatsweisheit jener wunderlichen Publicistik mit gewohnter Elasticität um und fand die vorsichtige Haltung des österreichischen Ministers ganz correct. Man nennt das hohe Politik und wer es darin zu einiger Meisterschaft gebracht hat, blickt mit gerechtem Stolz auf gewöhnliche Menschenkinder herab, die dafür absolut kein Verständniß haben.

* * *

Vom Büchertisch.

Schöne Literatur.

Im Verlage von A. Hartleben (Wien, Pest, Leipzig) ist wieder eine ganze Serie übersetzter Romane erschienen.

Aus dem Englischen.

Harriet Beecher Stowe, Wir und unsere Nachbarn. 3 Bde.
Bret Harte, Gabriel Convoy.

Aus dem Russischen.

N. Karasin, Der zweibeinige Wolf. Sittengemälde. 2 Bde.

Von diesem Autor hat jüngst die „Deutsche Rundschau" eine sehr fesselnde Skizze asiatischen Lebens gebracht.

Iwan Turgénjew, Die Uhr. Erzählung eines alten Mannes.

Aus dem Französischen.

Eugen Chavette, Der verschollene Millionär. 3 Bde.

Aus dem Dänischen.

Carit Etlar, Dänische Novellen. 2 Bde.

Diese sämmtlichen Romane sind im „Neuen belletristischen Lesecabinet" erschienen.

G. Grote's Verlag in Berlin entwickelt eine staunenswerthe Thätigkeit. Die Publicationen sind nicht nur in äußerer Ausstattung geradezu mustergiltig, sondern ebenso ihrem innern Werthe nach durch die gewissenhafteste Kritik der Texte. Das neueste Unternehmen ist eine illustrirte Ausgabe von Walter Scotts Romanen, die Prof. Benno Tschischwitz übersetzt. Er hat aus dem Texte des jetzt fertig vorliegenden „Quentin Durward" verschiedene historische Erläuterungen theils entfernt, theils in die Anmerkungen verwiesen, ein Verfahren, das Billigung verdient, wenn es in so fein berechneter Weise geschieht. — Im Ganzen werden 12 Bde. erscheinen, die alle bedeutenden Schöpfungen Scotts enthalten sollen. Tüchtige Künstler wie Thumann, Klimsch, Watter ꝛc. besorgen die Illustrationen. Wie sehr auch der Name des großen Dichters gefeiert ist, seine Werke begannen langsam vergessen zu werden, und jedenfalls gehören sie mit größerem Recht in eine Familienbibliothek, als mancher französische und deutsche Roman, deren Muse oft nur die Speculation ist.

Martha Lossie ist die Autorin eines Memoirenromans, 2 Bde. (A. Haack, Berlin), der den Titel Unserland führt.

Von der Volksausgabe der Schriften Gerstäckers (Jena, H. Costenoble) liegt der 27. Bd. vor: General Franco.

Die Wallishausersche Buchhandlung (Josef Klemm, Wien) hat eine Reihe von Bühnenerzeugnissen veröffentlicht.

Julius Grosse, Tiberius. Tragödie in 5 Act.
Alfred Offermann, Ariadne. Tragödie in 5 Act.
A. Donsdorf, Kalidasa's Sakuntala für die deutschen Bühnen bearbeitet.
A. Forstenheim, Caterina Cornaro. Hist. Drama in 5 Aufz.

Digitized by Google

S. Schlesinger, Das Trauerspiel eines Kindes. Schausp. in 2 Act.
Gutzkow, Karl Dschingiskhan. Lustsp. in 1 Act.
Hedwig Dohm, Der Seelenretter. Lustsp. in 1 Act.
Julius Findeisen, Eine Jugendsünde. Schwank in 3 Act.
Rudolph Genée, Das heyß Eisen. Ein Nürnberger Fastnachtsspiel von Hans Sachs, für die neuere Bühne eingerichtet.

Aus anderem Verlag sind uns zugegangen:

Albrecht Thoma, Saulus. Drama in 5 Act. Mit einem Titelbild nach Raphael. (Carl Winter, Heidelberg.)
A. L. Schenk, Michael Kohlhas. Nach Kleist.
— Die Herrin von Aosta. Romant. Drama in 5 Act.
— Die Florentiner. Trauerspiel in 5 Act.
A. Ephren, Der Genius der Liebe. Tragikomisches Zeitbild in 3 Act.
Heinr. Lucius, Adelheid von Burgund. Schausp. in 5 Aufz. (Leipzig, E. Lucius.)

Offene Briefe und Antworten.

Ueber den „Ausdruck des Auges" finde ich in der Nummer vom 20. Nov. v. J. der „Gegenwart" S. 339 einige Notizen, die mich veranlassen, ein Werk, das zu seinem Titel: „Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik. Von Theodor Piderit. Detmold 1867." volle Berechtigung hat, zu empfehlen. Hervorgegangen aus reichem psychologischen und physiologischen Wissen, ist das Buch doch frei von trockener Gelehrsamkeit und in einem Stil geschrieben, der es besonders bildenden Künstlern, aber auch jedem Gebildeten, als höchst interessante Lectüre empfiehlt. — Ueber die Mimik der Augen findet sich S. 19—68 ziemlich Alles, was die exacte Wissenschaft über diese Materie zu sagen weiß, die mich besonders auch durch eine werthvolle Erinnerung interessirt.

Es war im Frühjahr 1825, als ich im Begriff, Deutschland zu verlassen, erfüllt von dem Wunsche, vorher noch Goethe zu sehen, demselben zwei physiologische Jugendarbeiten einzusenden wagte: die eine „Ueber den Ausdruck des Auges", die andere „De l'atmosphère de la femme et de sa puissance", in beiden auf Aeußerungen in Goethes Schriften Bezug nehmend. — Eckermann schrieb mir: mein Besuch sei willkommen. Zu meinem Unglück war bei meiner Ankunft in Weimar Goethe (an Mumps) erkrankt. Täglich wanderte der treue Eckermann zu Goethe mit meinem Wunsche und kehrte zu mir mit der Trauerbotschaft von der Andauer des Leidens zurück. Mich drängte die Zeit zur Abreise, ohne G. gesprochen zu haben. — Jetzt nach mehr als 50 Jahren finde ich auf der Bremer Stadtbibliothek „Goethes naturwissenschaftliche Correspondenz. 2 Bde. Lpz. Brockhaus 1874" und darin (Bd. I, S. 70—78) meine unreifen Jugendarbeiten, die der alte Herr wohl zurückgelegt hatte, sich mit mir darüber zu besprechen.

Mir, dem einzigen Ueberlebenden von allen Correspondenten Goethes, Sömmering, Graf Sternberg, Nees v. Esenbeck, GR. Schulz in Berlin, Leonhard, Schalver, Joh. Müller ꝛc. wird die Erinnerung an jenen Vorfall wohl verstattet werden.

Uebrigens verlebte ich angenehme fünf Tage in Weimar.

In einer Soirée bei Frau Schopenhauer, welche doch an dem Tage Goethe gesprochen hatte, brachte diese mein Thema zur Rede. Eine junge Engländerin fragte mich: „Und was halten Sie selbst vom Ausdruck des Auges?" Im Anblick ihrer schönen blauen Augen erwiderte ich: „Ich mache noch immer Studien über den Ausdruck schöner Augen." — „Das hat sie Ihnen nicht übel genommen," flüsterte mir Eckermann zu. „Aber hat nicht doch heute Goethe Frau Schopenhauer vorgelassen?" fragte ich ihn. „Eine alte Bekannte," erwiderte Eckermann; „Fremden wünscht Goethe einen frischen Eindruck zu hinterlassen."

Osnabrück, 5. März 1876. **A. T. Brück.**

* * *

Berichtigung.

Von dem Aufsatz über „Tristan und Isolde", der in der letzten Stunde vor der Fertigstellung des Blattes geschrieben werden mußte, hat der Verfasser die Correctur nicht selbst lesen können. Es sind in Folge dessen einige Druckfehler stehen geblieben, die wir zu entschuldigen bitten.

Auf Seite 203 erste Spalte letztes Alinea sind die Schopenhauer'schen Lehren von der Nichtigkeit des Daseins und vom Leiden der Welt citirt [nicht wie gedruckt steht, die Schopenhauer'schen Lehren von der Wichtigkeit des Daseins]. Auf der zweiten Spalte nach dem zweiten Citate muß es heißen: Aber gewiß soll dieses Liebeschwärmen auch nach der Absicht des Dichters schon in das Unverständliche hinüberlallen [nicht hinüberfallen].

Inserate.

Zu Festgeschenken empfohlen!

Im Verlage von **H. Hartung & Sohn** in Leipzig erschien:

Das Kind.

Tagebuch eines Vaters.

Eleg. geh. 3 *M.*, geb. mit Goldschn. 4 *M.*

Friedrich Hofmann schreibt über das Werkchen u. A.: Ich gab das Buch einer kinderfrohen Mutter, und siehe: sie legte es nicht eher wieder aus der Hand bis sie die 223 Seiten desselben durchgelesen hatte. Und wie lautete ihr Urtheil? — „Hätte ich dieses herrliche Buch doch früher, hätte ich es schon als Braut bekommen, um wie viele Freuden der Beobachtung des Aufblühens der Kinderblumen wäre ich reicher! Wie viele wichtige Augenblicke der geistigen Entfaltung des kleinen Wesens gingen unbemerkt vorüber! Und wie viele sind zwar freudig bemerkt, aber ebenso rasch wieder vergessen worden. Dennoch danke ich dem Verfasser auch jetzt noch, denn er hat mir eine ganze Reihe von Erinnerungen an solche unschätzbare Augenblicke im Kinderkreise zurückgerufen; ich habe sie alle noch einmal erlebt und genossen. Wahrlich jede Mutter kann diese Tagebuchsätze nur mit steigender Wonne lesen. Bräuten aber sollte man kein anderes Buch in die Hand geben, bis sie in diesem den Himmel gesehen haben, in den sie „das Kind" einst erheben wird." Dieses Urtheil einer Mutter unterschreibe ich Wort für Wort. Ich wüßte kein Buch, das über Familie, Eltern und Kinder handelt, in unserer ganzen Literatur zu nennen, das ich über dieses „Tagebuch eines Vaters" stellen möchte.

Höchst interessante Neuigkeit über Amerika:

Die Hundertjährige Republik.

Sociale und politische Zustände

in den Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Von

John H. Becker.

Mit Einleitung von **Friedrich von Hellwald.** — Preis 8 *M.*

Inhalt: Einleitung. Offener Brief an Ex-Senator Schurz. Die gegenwärtigen Arbeitsverhältnisse. Die Unbeständigkeit der Arbeit und das Sinken des Lohnes. Die materiellen Zustände und die Ursachen der Verschlechterung. Die Corruption. Die Ausbeutung des Volkes durch die Ringwirthschaft. Die politischen Zustände im Süden. Entwickelung der socialen Verhältnisse im Süden. Negersitten und Weisse in den Südstaaten. Ein Neger-Meeting. Die Zustände in Texas, Arkansas und Louisiana. Der Wahlmechanismus. Die Wirkungen der Partei-Organisation. Die Irländer. Verbrecherthum und Rechtspflege. Die Steigerung der häuslichen Bedürfnisse und Lebensansprüche. Die Erziehung der Kinder in Haus und Schule. Das eheliche Leben und die gegenseitige Stellung der Geschlechter. Die Temperanzbewegung und das religiöse Leben in Amerika. Die Ursachen der Corruption. Die ethnischen Verhältnisse. Der mühelose Vermögenserwerb und seine Wirkungen. Die Folgen des Gleichheitsprincips. Die Unerträglichkeit der herrschenden Eigenthumsverhältnisse. Muthmassungen über die Zukunft.

Verlag von **Lampart & Comp.** in **Augsburg.**

Digitized by Google

Verlag von **Duncker & Humblot** in **Leipzig.**

Die Telegraphie und das Völkerrecht. Von Geh. Oberpostrath Dr. **P. D. Fischer.** 4 Bogen. gr. 8. Velinpapier. 1876. Preis *M.* 1.20.

Max Frhr. v. Thielmann, Streifzüge durch den Kaukasus, durch Persien und die **asiatische Türkei.** 32 Bogen mit Illustrationen. gr. 8. Preis *M.* 11.20.

Max v. Versen, Transatlantische Streifzüge. Erlebnisse und Erfahrungen aus Nord-Amerika. Mit 3 Karten. 27½ Bogen. gr. 8. 1875. Preis *M.* 9.—.

Max Duncker, Geschichte des Alterthums. Erste Gesammtausgabe. Erster bis dritter Band. gr. 8. Preis *M.* 26.—.

Inhalt: I. Band: Die Aegypter. Die Semiten. 4. verb. Auflage. *M.* 8.—. II. Band: Die Gründung der assyrischen Macht und die syrischen Staaten und Städte. Die Höhe und der Fall Assyriens; die Wiederaufrichtung Babyloniens und Aegyptens. 4. verb. Aufl. *M.* 10.—. III. Band: Die Arier am Indus und Ganges. Buddhismus und Brahmanenthum. 4. verb. Aufl. *M.* 8.—.

Allgemeine Deutsche Biographie,

herausgegeben durch die historische Commission bei der k. Akademie der Wissenschaften unter Redaction von **R. Freiherr v. Liliencron** und **Prof. F. X. Wegele.**

Erscheint in 20 Bänden oder 100 Lieferungen. Ausgegeb. wurden bis jetzt Band I.—III., je 50 Bogen enth.; Preis des Bandes *M.* 12.—; in Leinen geb. *M.* 13.50; in Halbfranzbd. *M.* 13.75.

Leopold v. Ranke, Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791 und 1792. 25 Bogen. gr. 8. 1875. Preis *M.* 8.80.

Leopold v. Ranke, Zur Geschichte von Oesterreich und Preussen zwischen den Friedensschlüssen zu Aachen und Hubertusburg. 24 Bogen. gr. 8. Preis *M.* 7.20.

Inhalt: Maria Theresia. — Ursprung des 7jährigen Krieges. — Ansicht des 7jährigen Krieges.

Neunundsechszig Jahre am Preussischen Hofe.

Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin **Marie Sophie Gräfin v. Voss.**

Erste bis vierte Auflage.

28 Bogen. Mit Portrait. gr. 8. Velinpapier. Eleg. geh. *M.* 9.—; geb. *M.* 10.20 und *M.* 10.80.

Oscar Peschel, Völkerkunde. Dritte unveränderte Auflage. 36 Bogen. gr. 8. 1876. Preis *M.* 11.20.

Oscar Peschel, Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche. Zweite Auflage. 14 Bogen mit 2 Steintafeln. 1876. Preis *M.* 5.—.

Inhalt: Das Wesen und die Aufgaben der vergleichenden Erdkunde. — Die Fjordbildungen. — Ueber den Ursprung der Inseln. — Die Thier- und Pflanzenwelt der Inseln. — Geographische Homologien. — Die Abhängigkeit des Flächeninhalts der Festlande von der mittleren Tiefe der Weltmeere. — Das Aufsteigen der Gebirge und Sinken der Küsten. — Ueber die Verschiebungen der Welttheile seit den tertiären Zeiten. — Die Deltabildungen der Ströme. — Ueber den Bau der Ströme im mittleren Laufe. — Die Thalbildungen. — Wüsten, Steppen, Wälder. — Die Entwicklungsgeschichte der stehenden Wasser [illegible]

Aus der Petersburger Gesellschaft. Vierte stark vermehrte und durchweg verbesserte Auflage. 24 Bogen. 8. Elegant geheftet. Preis *M.* 6.40.

Inhalt: Die Grossfürstin Helene. Graf Peter Schuwalow. Die Gräfin Antoinette Bludow. Die Grafen Adlerberg. Die Brüder Miljutin. Fürst Gortschakow. Die drei Turgenjew. Graf Protassow. P. A. Walujew. Unsere Unterrichtsminister. Journalisten und Schriftsteller.

Neue Bilder aus der Gesellschaft. Zweite Auflage. Eleg. geh. Preis *M.* 6.—.

Inhalt: Die Nationalitäten. Kaiserliche Brüder und Söhne. Fürst Bismarck in St. Petersburg. Literatur und Literaten unter Kaiser Nicolaus. Puschkin und Dantès. Das höhere Beamtenthum. Wassily-Ostrow und die Akademie der Wissenschaften.

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 37. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 8. April 1876. Band IX.

AP
30
G295
v.9
no.15

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Verleger: Georg Stilke in Berlin. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Reichskanzler, die Socialdemokratie und die deutsche Presse. Von W. B. A. Gumbrecht. — Glas Tschernagortza. Von Abel. — Ueber den Pessimismus im Stadium der Tobsucht. Von Robert Hamerling. II. — Literatur und Kunst: Volksliteratur. Von A. Lammers. — Der Gassenhauer als Epidemie. Von Paul Lindau. — Aus der Hauptstadt: Das Gipsmodell des Goethedenkmals von F. Schaper. Von Max Bauer. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der Reichskanzler, die Socialdemokratie und die deutsche Presse.

Oft wird behauptet, die socialdemokratische Bewegung sei „bereits im Niedergange begriffen" und dafür geltend gemacht, erstens, daß die Strikes selten geworden sind; zweitens, daß die Blüthe des Socialismus mit dem Gründerthum zusammenhänge, dieses überwunden sei, mithin jener die Ueberwundenheit theile; drittens und viertens, daß die Partei gemäßigter auftrete, als je zuvor, und daß die beiden Richtungen, die sich so viele Jahre wüthend anfeindeten, jetzt eine versöhnliche Sprache führen und an einer Verschmelzung arbeiten, was alles Zeichen der Schwäche seien.

Sehen wir doch diese „vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" näher an. Schon die Gründe 1 und 2 vertragen sich nicht sonderlich mit einander. Wohl war die Gründerperiode mit ihrer Unternehmungswuth, ihrer Luxusentfaltung, ihrer wilden Jagd nach Erwerb und Genuß so recht der Boden, auf welchem demagogische Wühlereien emporwuchern, aufgestachelt und Strikes in's Werk gesetzt werden konnten. Diese hat denn auch der auf die Faschingsorgien folgende Aschermittwoch, der nun schon zwei Jahre die deutsche Geschäfts- und Gemüthswelt beherrscht, zeitweilig lahm gelegt. Die Socialisten können uns jedoch antworten: eure tollen Jahre waren auch unsere, die darauf folgenden sind für euch wie für uns eine Zeit der Prüfung und Lehre, der Reue und Buße gewesen und sind es noch heute. So wenig aber jene Periode ein gesunder Aufschwung ist, so wenig kann die letzte als ein dauernder Niedergang gelten, sondern nur als eine Entwickelungsphase. Macaulay vergleicht den Culturfortschritt mit der Meeresfluth, die, trotz aller rückläufigen Bewegungen der einzelnen Wellen, doch im Ganzen vordringe. Um ein anderes, der socialistischen Anschauung näheres Sinnbild dafür zu brauchen, vergleichen wir die Bewegung mit der des Tischlerhobels. — Die socialdemokratischen Wortführer treten in Reichs- und Landtagen und in ihren Versammlungen gehaltener und sachlicher auf, trachten aus ihrer Partei die Parteiungen zu beseitigen, weil sie vereint wirksamer nach ihren Zielen streben wollen, statt in internen Zänkereien sich zu zersplittern, und sehr oberflächlich urtheilen würde, wer daraus schließen wollte: die Leute sehen, daß es mit ihnen zu Ende geht, darum raffen sie ihre letzten Kräfte zusammen. Allerdings mag die Calamität, infolge deren viele Arbeiterentlassungen vorkommen und weitere drohen, den ersten Antrieb zur neueren Haltung der Führer gegeben haben, in dieser zeigt sich aber kein fortschreitender Schwächezustand, sondern, daß sie ihnen Nützliches gelernt und Schädliches verlernt, also Aussicht auf weitere Erstarkung haben. Auch die Parteipresse scheint vorsichtiger, praktischer und tactischer geworden. Auf andere, noch haltlosere Behauptungen, wie z. B. „die Grundsätze des Socialismus sind theoretisch widerlegt, er ist wissenschaftlich todt, darum kann ihm auch keine praktische Bedeutung zugeschrieben werden", näher einzugehen, lohnt nicht der Mühe. Je mehr sich nun aber die bürgerliche Gesellschaft überzeugt, daß sie vor einem sehr lebensfähigen, streitbaren, muthigen, unermüdlichen und numerisch fort und fort wachsenden Gegner steht, um so ernsthafter hat sie ihre eigene geistige Wehrfähigkeit zu prüfen und zu vervollständigen.

Fürst Bismarck spricht in der Rede vom 9. Februar seine Ansicht dahin aus, daß an dem Druck, unter dem wir und die Arbeiter zeitweilig so schwer leiden, wesentlich die socialdemokratischen Führer mitschuldig sind. Ihren Umtrieben sei es zuzuschreiben, daß die deutsche Arbeit übermäßig vertheuert und dadurch unfähig gemacht ward, mit dem Ausland Schritt zu halten. Dauere der Zustand fort, so würden wir der Verarmung entgegengehen. Weiter sagt er, daß er Gesetzgebung und Staatsverwaltung allein mit Nichten für befähigt hält, dem Treiben ein Ziel zu setzen, daß noch andere Mittel herbeigezogen werden müssen; kommt auf die Schulbildung*),

*) Nicht näher ausgesprochen hat sich der Reichskanzler, ob er hier nur allgemeine Schulbildung im Auge hat, oder an gewisse in England bestehende Einrichtungen denkt, deren Nachbildung auch bei uns unzweifelhaft von besten Folgen sein würde. Schon Roscher wies darauf hin und meint, sie erklärten das Wunder, daß Großbritannien inmitten der staatlichen Erschütterungen von 1848, trotz alles dort vorhandenen socialen Zündstoffes, so ruhig und unversehrt blieb. England besitzt über 4000 Schulen, in denen die Anfangsgründe der Nationalökonomie gelehrt werden. Und zwar geschieht dies seit beinahe 50 Jahren in den mechanic institutions, in welchen erwachsenen männlichen und weiblichen Arbeitern alle für gewerblichen, literarischen und künstlerischen Unterricht erforderlichen Hülfsmittel zur Verfügung gestellt werden. Mr. Ellis, Director einer großen Versicherungsanstalt, gab Anstoß dazu und wirkte gleichzeitig als Lehrer und Volksschriftsteller, um Kindern von Arbeitern das für sie faßbare und praktisch Nützliche aus der Wirthschaftslehre beizubringen. Vor einigen Jahren hat die British social science association darauf angetragen, die Volkswirthschaftswissenschaft zu einem Gegenstande der Lehrerprüfungen, wie auch der Prüfungen in den Schulen zu machen, worauf die Regierung antwortete, ein königlicher Schulinspector stehe schon im Begriffe, diesen Unterricht in mehrere Volksschulen einzuführen. Jedem unbefangenen Sinne muß

Digitized by Google

beklagt die passive Haltung der Reichstagsmitglieder und fordert auf, diesen Theorien fest und bestimmt zu Leibe zu gehen. Es sei nicht richtig, daß wir die socialistischen Lehren an den Schuhen abgelaufen hätten, viel Neues träte darin hervor ... „Ich glaube auch, daß wir uns durch offene Discussion im Hause und ganz besonders in der Presse Waffen in die Hand geben und den Gründen gegen die Utopien mehr Gewicht und Publicität verschaffen können." Weitere Besprechung werde das Gute haben, daß diese Gebilde in ihrer Unausführbarkeit und verbrecherischen Thorheit allgemein erkannt werden.

Der Referent hat alle diese Ansichten seit Jahren gehegt, in mehreren Zeitungsartikeln (u. A. in der Magdeb. Ztg. 1872—74 und National-Ztg. 1873) zu vertreten gesucht und freut sich, sie jetzt durch den größten Staatsmann unserer Zeit bestätigt zu sehen. Die Artikel fanden s. Z. einzelne Erwiderungen, welche im Wesentlichen darauf hinausliefen, daß man die Wichtigkeit der Sache einräumte, jeder Redacteur aber seinen Wirkungskreis für ungeeignet hielt, Etwas mit Erfolg zu thun. „Wir werden von Arbeitern nicht gelesen; in deren Hände gelangen lediglich ihre Parteiorgane, und unsere Leser bedürfen der Belehrung nicht," hieß es in Zeitungen. Im Briefkasten eines Unterhaltungsblattes ließ sich eine Stimme vernehmen: „Volkswirthschaft und Statistik gilt nun einmal bei der Masse der Leser als der Gipfel aller Langweiligkeit." Auf ersteren Einwand läßt sich füglich entgegnen, daß der Zeitungsleser durch die Bank schwerlich besser in diesen Dingen Bescheid weiß, als Fürst Bismarck nach seinen eigenen Bekenntnissen. Auf den Briefkasteneinwurf sei erwidert, daß unter 40 Millionen Deutschen doch unzweifelhaft eine Anzahl Schriftsteller zu finden sein müssen, welche die nöthigen Eigenschaften besitzen, um an sich trockene Lehrstoffe so vortragen zu können, daß sie auch Leuten von wenig Bildung lesenswerth erscheinen und sie fesseln. Haben das doch gerade die letzten Jahrzehnte auf andern Gebieten glänzend bewiesen, z. B. in naturwissenschaftlichen Disciplinen, auch der Geschichtsschreibung, ja sogar der Philosophie. Warum sollte allein die Volkswirthschaftslehre und ihr Factotum, die Statistik, dem Volke unzugänglich sein und bleiben? — Die Kunst der populären Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände ist von andern Nationen, namentlich Franzosen und Engländern, früher gepflegt worden, als von uns; daher haben diese schon durch längere Uebung einen Vorsprung erlangt, und manches tadelnde oder spottende Wort bekamen wir zu hören, wie „Uebergründlichkeit", „Professorenhaftigkeit", „Verbücherung" (bookishness) ꝛc. Die Erklärung dürfte darin zu suchen sein, daß der deutsche Gelehrte, mehr als der englische, französische und italienische, sich auf sein Studierzimmer, den Umgang einiger anderer Gelehrten und allenfalls Studenten beschränkt, und sehr wenig mit andern geselligen Kreisen verkehrt. Denker und Forscher höheren Ranges neigen naturgemäß zur Isolirung, und die Wissenschaft gewinnt dadurch, weil ihnen viel Zeit, verödendes Hin- und Hersprechen erspart und geistige Vertiefung erleichtert wird. In der Regel verlieren sie dabei aber an Fühlung mit der Durchschnittsbildung ihrer Zeit, zumal ihnen die Muße fehlt, von der zeitgenössischen allgemeinen Literatur Kenntniß zu nehmen. Am schwersten fällt es dem Universitätsmann, für die unterste Bildungsclasse passend zu schreiben, und vielleicht eignen sich für dies Geschäft der Regel nach nur berufsmäßige Volksschriftsteller. Meistens weniger als jener kennen und beherrschen sie freilich den Stoff, desto mehr jedoch die Fassungskraft der Masse, vergreifen sich seltener in Auswahl und Zuschnitt; verzichten darauf, die Materien zu erschöpfen, weil sie wissen, daß sich schon früher die Aufmerksamkeit ihrer Leser erschöpfen würde, und lassen hinweg, was im ersten Elementarunterricht nicht hinlänglich Raum und Licht finden kann.

Werfen wir einen Blick auf die Entstehung der socialdemokratischen Tagespresse. Sie suchte ihr Publicum in der ärmsten Klasse, Capital stand ihr nicht zu Gebote, sie mußte deshalb sehr klein anfangen. Trotzdem gelang es ihr, rasch Wurzel zu fassen und sich auszubreiten, so daß sie jetzt zu einer Macht emporgewachsen ist, gegen welche zu rüsten der Reichskanzler auffordert. Bajonnette hat sie zwar nicht hinter sich, aber Legionen von Wahlstimmen und eine gehorsame Armee von resoluten Fäusten. Das erklärt sich theils aus der Energie der Führer und ihrer Gehülfen, theils aus der Sache selbst: das Neue, Kühne, Ueberraschende, Radicale, ungestüm Auftretende hat schon an sich für die Jugend und die unteren Bildungs- und Rangclassen besondern Reiz. Wenn sich nun unter diesen, welche bisher immer nur zu christlicher Geduld, Entsagung und Demuth ermahnt wurden, plötzlich Stimmen hören lassen, die das diametrale Gegentheil predigen, ihren Naturtrieben schmeicheln, ihre Leidenschaften entflammen und im zuversichtlichen Tone alle guten Dinge dieser Welt verheißen, so konnte das seinen Eindruck nicht verfehlen. Hinzu kam die freiheitliche Zeitströmung, endlich — es ist nicht zu leugnen — der thatsächliche Nothstand der Arbeiter, herbeigeführt durch Großindustrie und Maschinenwesen, zum Theil auch durch Bedrückung und schonungslose Ausbeutung von Seiten mancher Fabrikherrn.

Wenig Aussicht auf Erfolg würde offenbar ein ähnliches Verfahren mit entgegengesetzten Zielen haben. Blätter, welche die Bekämpfung der socialistischen Lehren anstrebten, Vernunft und Sittlichkeit predigten, wären schwerlich direct in die Arbeiterkreise einzuführen. Selbst wenn Fabrikant und Werkmeister sich der Verbreitung annähmen, vorlesen würden, Nummern vertheilten, so wäre kaum eine merkbare Wirkung zu erwarten. Die Parteimitglieder würden es mißtrauisch oder höhnisch, andere mit stumpfer Gleichgiltigkeit aufnehmen. Die Würze, von der die Rede war, ließe sich nicht geben. Von der Seite betrachtet hatte und hat mithin der Angriff, die socialistische Propaganda, leichtes Spiel, und die Vertheidigung ist ziemlich wehrlos; auf literarischem Wege können wir dem Arbeiter direct vorläufig nicht beikommen. Versuchen wir also einen indirecten Weg zu finden.

Haben die Feinde der bürgerlichen Gesellschaft Leidenschaften und Gelüste der unteren Schichten als beredte Fürsprecher auf ihrer Seite, so hat die Gesellschaft doch immerhin Bundesgenossen von nicht zu verachtender Bedeutung: die Gesetzgebung, die Staatsgewalt, das intellectuelle und materielle Capital und manche von diesen geschaffene Einrichtungen. Grund, die Hände verzweiflungsvoll zu ringen, oder sie resignirt in den Schoß sinken zu lassen, ist also nicht, sondern vielmehr — sie zu rühren. Dies aber sobald als möglich, denn die Reichstagswahlen sind vor der Thür und die Socialdemokraten entfalten schon jetzt die regste Thätigkeit.

Mußte der Socialismus sich seine Organe erst schaffen, weil keines der bestehenden seine Spalten ihm geöffnet hätte, so gibt es für unsere Zwecke eine sehr verzweigte Localpresse, eine Legion kleinerer und kleinster periodischer Schriften, die gern Partei ergriffen gegen einen Feind, der auch der ihrige ist, wenn die Herausgeber nur immer wüßten wie, und ihnen keine Geldopfer zugemuthet würden. Diese Schriften kommen in die Hand des „gemeinen Mannes", der Leute, die mit Arbeitern, Gesellen, Lehrlingen verkehren, werden auch wohl von letzteren gelesen, böten also ein Mittel, den vom Gegner eröffneten geistigen Bürgerkrieg — damit er nicht in einen materiellen ausarte — aufzunehmen und uns im geistigen Waffendienste zu üben.

---

es einleuchten, wie werthvoll es ist, gerade die Classen, deren Wohlfahrt vom richtigen Gebrauch ihres einzigen Besitzes, der Arbeitskraft, abhängt, frühzeitig — ehe sich Vorurtheile und Leidenschaften bei ihnen festsetzen, und bevor die socialistischen Agitatoren ihr geistiges Auge an den Hohlspiegel der Partei gewöhnen können — die Gesetze kennen zu lehren, welche Gewinn, Arbeitslohn und Capital beherrschen. In der letzten Eisenacher Versammlung des „Vereins für Socialpolitik" wurde u. A. auch Aufnahme der Gewerbegesetzkunde und Volkswirthschaftslehre in den Lehrplan der Lehrlingsschulen verlangt.

Digitized by Google

Der Zweck dieser Zeilen ist nun, einen Vorschlag*) der öffentlichen Prüfung anheimzustellen, der auf jenen Thatsachen und Erwägungen fußt, und darin besteht: ein populär volkswirthschaftliches Centralorgan (Correspondenzblatt) herauszugeben, das den ausgesprochenen Zweck hätte, Artikel zum unentgeltlichen Wiederabdruck Tages-, Wochen-, Intelligenz- und Unterhaltungsblättern, Volkskalendern ꝛc. in großer Auswahl zur Verfügung zu stellen. „Reproduction jedes Aufsatzes, ganz oder theilweise, ist gestattet und erwünscht." Das Blatt müßte Probenummern massenhaft ausstreuen und an größere Zeitungen das Ersuchen richten, auf sein Erscheinen und seine Tendenz hinzuweisen. Natürlich wäre zu streben, die besten schriftstellerischen Kräfte dafür zu gewinnen. Einzelne würden wohl auf Entschädigung verzichten, da aber den meisten persönliche Verhältnisse dies nicht gestatten, so wären, wo es begehrt wird, auch hohe Honorare zu gewähren. Auf geschäftlichen Erfolg wäre offenbar nicht zu rechnen, darum nicht nach einem Verleger, der es auf eigene Kosten erscheinen ließe, zu suchen, sondern es müßte entweder einer der bestehenden volkswirthschaftlichen oder polititischen Vereine zur Aufbringung der Kosten bewogen, oder die Unterstützung bemittelter Männer dafür gewonnen werden. Das dürfte nicht schwer fallen, wenn ein paar Koryphäen des Reichstags oder andere bekannte Persönlichkeiten sich an die Spitze stellten. Sanguinischen Phantasien wollen wir uns nicht hingeben, außerhalb der Möglichkeit läge es jedoch wohl kaum, daß die Idee bei industriellen, commerciellen und finanziellen Größen lebhaften Anklang fände und die Beiträge reichlich flössen. In diesem Falle könnte das Organ seine Ziele noch viel weiter stecken und seine Aufgabe tiefer fassen. Darüber zerbrechen wir uns aber den Kopf noch nicht.

Für den Anfang möchte es sich empfehlen, nur solche Gegenstände zu behandeln oder anzuregen, die sich den niederen Bildungsclassen völlig mundgerecht machen, kurz und prägnant geben lassen, womöglich an neue concrete Vorfälle knüpfend.**) Als Ausgangspunkt würden auch Mittheilungen socialdemokratischer Blätter dienen, wie neue volkswirthschaftliche Bücher, Zeit- und Flugschriften. Materien, in denen Gegensätze der verschiedenen (nicht socialdemokratischen) Richtungen schärfer hervortreten, dürften ganz bei Seite bleiben.

Aus der Fülle von Stoffen müßte vor Allem von verschiedenen Seiten beleuchtet werden, wie absolut nothwendig es für alle Classen ist, auch für den „kleinen Mann", über die Elementarlehren der Volkswirthschaft sich zu unterrichten und daß es dafür keiner wissenschaftlichen Vorbereitung, bloß einer durchschnittlichen Fassungskraft bedarf, wie sie im deutschen Volke vorhanden ist. Nur „vom grünen Tische aus" wird nicht mehr regiert, vielmehr nimmt die ganze Nation durch Wahl von Abgeordneten Theil an der Gesetzgebung, welche diesem Geschäfte seine Bahnen anweist. Verschaffen sich die Wähler keine Einsicht in Angelegenheiten, von deren Gestaltung ihr Wohl und Wehe abhängt, in noch höherem Grade als von politischen, so vermögen sie ihren Bedürfnissen nicht angemessenen Ausdruck zu geben, sondern machen die Wahl ihrer Vertreter zum Spielball einseitiger, unwissender oder eigennütziger Parteimänner. Abgesehen davon erwacht nun aber immer allgemeiner die Erkenntniß, daß die sociale Frage „nicht wie ein Sphinxräthsel aufzufassen ist, das mit einem Worte lösbar, oder wie eine Krankheit, die mit einer Medicin zu heilen wäre", daß sie vielmehr sich in zahllose kleine, meist unscheinbare, alltägliche Fragen spaltet, die einzeln studiert werden müssen. Nicht bloß hat hier die Wissenschaft zu prüfen und zu entscheiden, nicht bloß die Gesetzgebung und die Staatsverwaltung auszunutzen, einzugreifen, sondern die ganze Nation soll mitarbeiten, mitdenken, mitrathen. Alle Stimmen aus Arbeiterkreisen, auch die ungestümen, thörichten, sind geduldig anzuhören und aufmerksam zu prüfen, für begründete Klagen Abhülfe zu suchen, berechtigte Forderungen zu erfüllen, überhaupt Verbesserung der Lage der Arbeiter, so weit als thunlich, als eine Hauptaufgabe der Gegenwart zu betrachten. Erst dann können sich die Gemüther beruhigen, Unbefangenheit und Urtheilsfähigkeit auch da erwachen, wo sie jetzt fehlen oder künstlich getrübt sind und allmälig Trugbilder als solche allgemeiner erkannt werden. Beschämend und verderblich wäre es, wenn die mittleren und höheren Classen der niedersten fort und fort allein überließen, volkswirthschaftliche Bildung zu suchen!

Demnächst müsse das Strikewesen eingehend behandelt werden. Eine Strikestatistik (daran wird seit zwei Jahren gearbeitet) könnte darthun, wie viel Nationalvermögen so verwüstet ward. Zu directen Verlusten für beide Theile und sittlichen Folgen des Müßiggangs kommt noch, daß ein anderen Nationen gelassener Vorsprung oft gar nicht wieder einzuholen ist. Schon mancher blühende Gewerbszweig in einzelnen Districten verdarb so oder wanderte aus. Jeder Fabrikant ist nur ein Atom des industriellen und commerciellen Ganzen, von diesem schlechterdings abhängig; er steht vor einer Naturgewalt, die sich ihm dienstbar erweist, sofern er ihre Gesetze beobachtet, die sich aber nichts abtrotzen läßt und seine geschäftliche Existenz vernichtet, wenn er sich entgegenstemmen wollte. Hieran könnten sich Erläuterungen reihen über Einigungsämter.

Ein anderes ergiebiges Thema wäre: Gewinnbetheiligung, Gratificationen, Prämien, Tage- und Stücklohn, Assecuranzlohn, Gruppenaccord ꝛc. Aus dem Gebiete liegen viele neue Versuche vor, welche darthun, daß der Arbeiter, vor die Wahl gestellt: mäßige, feste Lohnerhöhung oder Aussicht auf weit größeren Gewinnantheil, fast stets Ersteres vorzieht, und mit Recht. Im Grunde ist Lohnzulage nur eine andere, bessere Form, für Letzteres. Wer den Gewinn mit bezieht, hätte auch den Verlust mitzutragen, das vermag aber der Arbeiter nicht, müßte vielmehr, selbst wenn der Unternehmer mit Schaden verkauft, immer auf einem Minimallohne bestehen. Darum erscheint die einzig ausführbare Form der Gewinnbetheiligung freiwillige feste Lohnzulage in günstiger Zeit. Ueber dies Thema bringt viel Werthvolles „der Arbeiterfreund", unter der umsichtigen Redaction von Gneist nnd Böhmert. Die gediegene Zeitschrift hat ihren XIII. Jahrgang vollendet und darf als Fundgrube von Belehrung angelegentlich empfohlen werden.

Ferner sollten im Centralorgan die Grundsätze der Arbeitstheilung entwickelt und Verständniß für den wirthschaftlichen Zusammenhang der gewerblichen Beschäftigungen angebahnt, sowie nachahmenswerthe Einrichtungen in Werkstätten und Fabriken mitgetheilt werden. Auch die bewährten, von unserem verdienstvollen Schulze-Delitzsch in's Leben gerufenen Institute und ihre letzten Ergebnisse könnten beleuchtet werden. Weitere Themata: Großindustrie und Kleingewerbe, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, alte Zünfte und neue Innungen, Hirsch-Duncker'sche Gewerkvereine, Lehrlingswesen (neuerdings mit Recht in sorgsamste Betrachtung genommen), Sonntags-,

*) Schon anderwärts (Magdeb. Ztg.) hat der Verf. eine ähnliche Idee anzuregen gesucht, die mittlerweile reifer geworden und nunmehr besser motivirt auftreten kann. Auch scheint eine literarische Wochenschrift für diese Angelegenheit ein geeigneteres Vehikel zu bieten, als eine politische Zeitung.

**) Einen Anknüpfungspunkt böte z. B. aus neuester Zeit eine am 10. März in Leipzig zwischen Bebel und einem intelligenten, redegewandten Kaufmann vor 3500 Zuhörer stattgehabte vierstündige Discussion. Hier hätte das in Vorschlag gebrachte Organ zu betonen, wie wünschenswerth häufige Wiederholungen derartiger öffentlicher Besprechungen zwischen befähigten Mitglieder beider gegnerischer Richtungen erscheinen, selbst wenn damit nicht mehr erreicht würde, als die Aufmerksamkeit auf solche Angelegenheiten zu lenken. Gewiß würde aber mehr erreicht, sofern von beiden Seiten nur wichtige sachliche Einzelfragen, nicht allgemeine Grundsätze, noch weniger, wie es hier leider geschah, Pariser Petroleumdünste heraufbeschworen würden. Gilt es doch, Leidenschaften zu beschwichtigen und Verständigung zu suchen, mithin: Dingen fern bleiben, über die jede Verständigung zur Zeit aussichtslos ist.

Digitized by Google

Frauen- und Kinderarbeit, Lebenslage der Arbeiter sonst und jetzt, Arbeiterwohnungen, mangelnde Hände für Landwirthschaft, Volks- und Gewerbezählungen ꝛc. Lehrreich wären auch Blicke auf andere Länder und ihre Erfahrungen.

Daneben dürfte auch die Privatwirthschaft nicht vernachlässigt werden, sollte vielmehr stehende Rubrik „des Centralorgans" bilden. Ihr würde es an aufmerksamen und dankbaren Lesern und an Wiederabdruck gewiß nicht fehlen. Wieviel im deutschen Hauswesen, zumal der ärmeren Classen, in seinen Einrichtungen, Geräthen und Bräuchen der Verbesserung fähig, zum Theil dringend bedürftig ist, kann Niemanden entgehen, der überhaupt offenen Sinn und offene Sinne besitzt und sie braucht! — Wer sich in anderen Culturländern, jenseits des Meeres, umgesehen hat, dem werden noch häufiger derlei Einzelheiten auffällig. Er fragt sich: wie ist es zu erklären, daß die Masse unseres nach so vielen Seiten hin wohlbegabten, fleißigen, strebsamen Volkes, trotz allen Lesenundschreibenkönnens (wie steht's um das Rechnen?) in seinem täglichen Thun und Treiben so mannigfach verstößt gegen das Abece der Gesundheitslehre und vernünftigen Lebensführung; daß es so wenig seine Häuslichkeit zweckmäßig zu gestalten weiß, was, innerhalb gewisser Grenzen, auch dem Aermsten möglich ist? — Eine Antwort darauf soll hier nicht versucht, nur betont werden, daß unbestreitbar auf diesem Boden viel Unkraut und Giftpflanzen emporgewachsen sind; hier viel Unkenntniß, Vorurtheil, Gedankenlosigkeit, Schlendrian zu bekämpfen sind, und ein gutes Stück „socialer Frage" zu lösen wäre.

Diese allgemeinen Umrisse der Idee eines „populärvolkswirthschaftlichen Centralorgans" — Alles nur Entwürfe, näherer Prüfung Sachkundigen anheimgestellt — mögen zunächst genügen.

W. H. A. Humprecht.

Glas Tschernagorza,

oder „die Stimme des Mannes der Schwarzen Berge" ist der Name der einzigen Zeitung Montenegros. Sie wird unter Assistenz der Regierung redigirt, in der fürstlichen Druckerei gedruckt, und in alle Länder serbisch-croatischer Zunge versendet. In Wahrheit ist sie mehr für die letzteren bestimmt, als für Montenegro, dessen wenige schriftkundige Einwohner meist einen Rang einnehmen, der sie ohne gedruckte Mittheilungen von den Intentionen der Regierung unterrichtet hält.

Das Blatt, welches etwa vier Mal monatlich erscheint*), spiegelt die Eigenthümlichkeit des Landes, dem es gehört. Während die Belgrader Presse mit ungemeiner Gewandtheit gemacht, und so gut geschrieben ist, daß sich die serbische Bildungssprache wesentlich aus ihr entwickelt hat, verharrt das montenegrinische Organ bei einer einfacheren Diction und Beweisführung. Ein enger, aber bestimmter Gedankenkreis; eine dreiste, alle Ausflüchte verschmähende Gesinnung; und eine Sprache, die der volksthümlichen Redeweise so nahe steht, als es bei Behandlung politischer Gegenstände möglich ist — sind die Eigenschaften, die bei der Lectüre des Blattes am ehesten in die Augen fallen. Verirrt es sich gelegentlich unter dem Druck der überwachenden Consuln in einen andeutenden Stil, oder läßt es sich gar auf staatsrechtliche Definitionen ein, so mißlingt der diplomatische Versuch meistens in einem Grade, der den Freund directen Ausdrucks mit der größten Hochachtung für den Verfasser erfüllen muß. Wie in dem Drama unseres großen Dichters anstatt aller weiteren Auskunft die Antwort gegeben wird „Deutsche Hiebe!", so klingt ein Ton aus den Spalten des merkwürdigen Blättchens heraus: Wir sind die Montenegriner, schlagen todt, und lassen uns schlimmsten Falls selber todtschlagen.

*) Soeben (Ende März) wird zweimaliges Erscheinen wöchentlich angekündigt, um dem raschen Laufe der Ereignisse besser zu folgen.

Die Verschiedenheit, die sich in alledem zwischen Montenegro und dem Fürstenthum Serbien zeigt, beruht nicht bloß auf der allgemeineren Bildung des letzteren, und dem Wohlstand, den ihm der Handel mit Wien gebracht hat. Auch der Rassenunterschied kommt in Betracht. Die Serben sind, wenn nicht ausschließlich, so doch großentheils slavischer Abkunft; die Montenegriner überwiegend pelasgischen Bluts. Der westliche Theil der illyrischen Halbinsel, der die Provinzen enthält, welche gegenwärtig Dalmatien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro und Albanien genannt werden, wird noch immer von jenen Stämmen bewohnt, welche den alten Griechen die Barbarenwelt zunächst repräsentirten. Sagenhaft Pelasger, geschichtlich Macedonier, Thracier, Illyrier, Epiroten, Päonen, Edonen u. s. w. genannt, sind sie die ältesten bekannten Einwohner des Landes, und von jeher wegen ihrer rauhen Tapferkeit berühmt. Allgemach mit hellenischen Elementen durchsetzt, und theilweis unter hellenische Dynastieen gerathend, bildeten sie die Heere Philipps, Alexanders und Pyrrhus; wurden den Römern als treffliche Soldaten furchtbar, und nachmals lieb; und waren wegen ihrer Freiheitsliebe und männlichen Haltung sowohl von ihren eignen als fremden Herrschern geachtet und schonend behandelt.*) Derjenige Theil, welcher später, zu Ende des 9. Jahrhunderts, von den mittlerweile eindrngenden Serben das Christenthum erhielt, nahm mit der neuen Religion, und der Vermischung mit den Einwanderern, welche der gemeinsame Glaube zur Folge hatte, die slavische Sprache an. Sichere Nachrichten über den Proceß sind bisher nicht gefunden worden, obschon die Thatsache außer Zweifel steht. Einerseits sind die Illyrier, welche jene Gegenden vor den erst im 7. Jahrhunderte anrückenden Slaven besetzt hielten, niemals ausgewandert; andererseits sind sie in unmittelbarer Nachbarschaft, wo sie durch Isolirung in einem großen, unwirthlichen Berglande vor dem Aufgehen im Slaventhum geschützt wurden, bis auf den heutigen Tag kenntlich erhalten. Dieser, in seiner Nationalität noch sprachlich verharrende Zweig ist der albanesische, dessen bloße Gegenwart neben den Bosno-Montenegrinern die letzteren, bei den über die älteste Geschichte ihrer Länder vorliegenden Nachrichten, einer gemischten Abkunft verdächtig machen müßte. Dazu kommt, daß der Dalmate, Bosniak, Herzegowiner und Montenegriner noch heut dem Albanesen sowohl physisch wie in vielen Charakterzügen ähnlicher ist, als dem Serben. Wie der Albanese, ist der Bosniak und Montenegriner hahnebüchen und grad an Leib und Sitte, von gewaltigem Gliederbau, mit großem, eckigen Schädel; aber wie der Croat und Slovene, sein nächster slavischer Nachbar, ist der Serbe lebhaft, findig und berechnend, geschmeidig in Gliedern und Gedanken, untersetzt, mit rundem, kleinrussischen Kopf. Gleich den Albanesen hält's der Montenegriner und Herzegowiner mit den wilden Sitten der alten Zeit, zieht das Fechten dem Feuer vor, und köpft in und nach der Schlacht; wie der Croat, ist der Serbe fügsam und sucht seine Kraft in Strategie und Ueberraschung. Wo der Eine schlägt, rüstet der Andere; wo Diesen die Freude am Schwert in's Getümmel reißt, sucht Jener den Erfolg sicher zu stellen, ehe er zieht. Das verschiedene Schauspiel, welches uns die beiden Stämme im gegenwärtigen Aufstand geben, ist schon öfter dagewesen.

Wir kehren zu unserer Zeitung zurück. Seitdem sich die Herzegowiner erhoben, hat sich der „Glas Tschernagorza" für sie erklärt. Mit welcher Offenheit das geschieht, mit welcher Furchtlosigkeit man in Cettinje den Ereignissen folgt, und mit einer Hand voll Leuten den Mächten entgegentritt, werden einige Auszüge aus dem nicht unwichtigen, bisher ziemlich unbekannten Blatte lehren.

Am 18. December 1875, als die Türkei Montenegro wegen seiner Begünstigung des Aufstandes ernstlich zu bedrohen anfing, wurde der „Glas Tschernagorza" beauftragt, eine

*) Ausführliche Nachrichten darüber bei Diodor, Athenäus, Polybius, Arrian, Curtius u. a.

Digitized by Google

Vertheidigung zu schreiben. Sie war im ungeschminktesten Stil und ließ sich folgendermaßen aus:

„Seitdem der Aufstand in der Herzegowina ausgebrochen ist, haben die Zeitungen vielerlei von den Beziehungen Montenegros zu dem Aufstand zu sagen gehabt. Darüber braucht sich Keiner zu wundern. Es erklärt sich einfach genug aus der Lage Montenegros, aus seiner Geschichte, seinen gegenwärtigen Beziehungen zur Herzegowina, und der Bedeutung, die dieses freie Land für seine versklavten Brüder hat. Niemals kann, niemals wird Montenegro der Bedeutung, die es für seine versklavten Brüder in der Herzegowina hat, untreu werden; niemals, mögen die schwersten Zeiten über uns hereinbrechen, werden wir wagen können, diese Bedeutung zu verrathen. Der Druck, den die Bestimmung Montenegros auf seine Bewohner ausübt, und die Erwartung, die die ganze serbische Nation von uns hat, werden immer stärker sein, als irgendwelche Einflüsse von außen. Die Zeitungen unserer ganzen Nation wissen und würdigen dies. Darum ehren und schätzen sie Montenegro. Schon bei Beginn des Aufstandes, als von der Neutralität Serbiens und Montenegros die Rede war, sagten wir geradheraus, daß eine Neutralität, wie sie die Pforte verlangte, für uns völlig unmöglich sei, und daß Montenegro durchaus nicht verpflichtet wäre, seiner Geschichte und den Thaten der ruhmreichen Vorfahren unseres Fürsten Nikolaus in's Gesicht zu schlagen. Es wäre deshalb geradezu einfältig, wollten wir gegenwärtig ein Geheimniß daraus machen, daß der Herzegowiner Aufstand der Natur der Sache nach seine Kraft aus einer unversieglichen Quelle zieht — aus der politischen Lage und Freiheitsliebe Montenegros. Und dennoch behaupten wir, daß Montenegro sich innerhalb des Völkerrechts gehalten, und seine Würde durch Beobachtung der internationalen Vorschriften gewahrt hat. — Alle Billigdenkenden geben das zu, nur nicht die Türken und ihre Freunde. Diese beschuldigen uns, den Aufstand organisirt zu haben, und drohen uns mit Strafe. Wie will man uns denn strafen? Es ginge doch nur mit Krieg. Kommt's aber dazu, so ist der Ausgang ungewiß. Vielleicht wird dann die Türkei, anstatt zu züchtigen, gezüchtigt für die schweren Sünden, die sie seit der Kossover Schlacht gegen die serbische Nation verbrochen. Wir hoffen, die Türkei wird nicht so weit gehen, Truppen an unserer Grenze zu sammeln. Das hieße den Krieg erklären. Montenegro, das sich keine eigene Armee halten kann, darf auch keine fremde Armee an seiner Grenze dulden. Wir werden ja bald genug sehen, was die Türken thun. Jedenfalls wollen wir aber erklären, daß die Behauptungen der Türken, Montenegro mache den Aufstand, gänzlich ungegründet sind. Montenegro hat alles Mögliche gethan, seine Leute zurückzuhalten, aber es ist dennoch eine Anzahl Montenegriner über die Grenze und in die Reihen der Aufständischen, die ihre nächsten Brüder sind, gegangen. Bedenkt man, daß wir niemals in wirklichem Frieden, sondern höchstens in zeitweiligem Waffenstillstand mit der Türkei gelebt haben, und daß Montenegro der Träger des nationalen serbischen Gedankens ist, so muß die Haltung Montenegros geradezu Bewunderung hervorrufen. Uebrigens wenden sich die Dinge nunmehr so, daß es ungerecht wäre, von Montenegro zu erwarten, daß es bei seiner frühern Haltung bliebe. Die Montenegriner erhalten die unbeschränkte Freiheit ihres Wollens und Handelns zurück."

Einige Tage später, als der Sultan noch vor Thoresschluß dem österreichischen Anliegen mit eigenen Reformen zuvorzukommen suchte, fällte der „Glas" ein summarisches Verdammungsurtheil über Ferman und Irade:

„Es ist völlig gleichgültig, was der Sultan vor hat. Er will eben immer nur, und dabei bleibt's. Damit wird er weder den Aufstand dämpfen, noch die Aufständischen zum Niederlegen der Waffen veranlassen. Das neue Decret beweist nur, daß der Sultan nicht daran denkt, die Lage des christlichen Volks zu verbessern, sondern die Leute bloß in seine Gewalt bringen will. Es wird wieder mal Reform geläutet, weil die europäische Diplomatie es verlangt. Obenein, damit die Türkei doch auch zeige, daß sie sich auf die diplomatischen Sprünge versteht, sollen die Herzegowiner die Waffen erst niederlegen, und dann abwarten, was sie von türkischer Gnade, Güte und Menschenliebe erhalten..... Aber unser Volk in der Türkei, das für Freiheit und Unabhängigkeit die Waffen erhoben, ist überzeugt, daß die Türkei ihm Nichts zu geben hat, das es bewegen könnte, nach so schweren Opfern in die alte Botmäßigkeit zurückzukehren. Seine Kämpfe und Siege, sogar im Winter fortgesetzt, bezeugen, daß es nur todt oder erfolgreich die Waffe niederlegen wird. Das Volk weiß, daß es nur durch sein Schwert die Freiheit erreichen kann; die Diplomatie ist verzweifelt darüber, daß nur die volle Freiheit den Frieden wieder herstellen soll; und die Türkei entschlossen, den Aufruhr niederzutreten: das ist die Lage nach Erlaß der türkischen Reformen."

Der Neujahrstag von 1876, als der Namenstag des montenegrinischen Thronfolgers Danilo, entlockte dem „Glas" einige kräftige Complimente für die Türkei:

„Voriges Jahr, nach der blutigen Affaire in Podgoritza, versammelte sich in Skutari eine türkisch-montenegrinische Commission. Als sie auseinander ging ohne irgend etwas geordnet zu haben, sagten wir: „„Die Arbeiten der Commission werden durch die Wiederaufnahme des großen blutigen Kampfes fortgesetzt werden, und wie er sich entscheidet, das werden wir ja sehen."" Und heute sehen wir schon, wie der große Streit der serbischen Nation mit den Türken sich erneut. Heute fließt das Blut in Strömen, und es sind nicht mehr Knaben, die bluten wie in Podgoritza, sondern Helden, die auf freiem Felde sterben. Hoch lebe Prinz Danilo! Möge die Freiheit unserer ganzen Nation unter ihm wachsen!"

Der Hauptausbruch erfolgte am 15. Januar, als das Blatt die erneute Drohung der Türken, das Land zu besetzen, abzuweisen hatte:

„Das große Kaiserthum, das mit den Herzegowinern nicht fertig werden kann, will nun auch mit den Montenegrinern anbinden. Und zwar wegen angeblich verletzter Neutralität. Wer die Beziehungen Montenegros zum Aufstand richtig beurtheilen will, muß drei Dinge in Betracht ziehen. Erstens, Montenegriner und Herzegowiner sind in Sprache und Rasse dasselbe Volk. Zweitens, die Montenegriner hegen das lebhafteste Mitgefühl für ihre unterjochten Brüder, und da sie kriegerisch, kühn und tapfer sind, so helfen sie ihnen. Drittens ist Montenegro von jeher das Hoffnungsgestirn der Freiheit für die ganze serbische Nation gewesen, in welchem Lande ihre Bruchtheile auch wohnen mögen. Seine Grenzen sind unnatürlich und seine Dynastie hat den Beruf, den ihm die Nation zuschreibt, angenommen, und wird ihn unter keinen Umständen aufgeben. Trotz der Schwierigkeiten dieser Lage hat Montenegro als Staat seine Pflichten gegen die Türkei zu erfüllen gesucht. Bei jener schmählichen Podgoritzer Affaire, die für immer ein Beweis türkischer Grausamkeit, Brutalität und Völkerrechtsverachtung sein wird, verhielt sich Fürst Nikolas, der die Ehre seines Landes zu wahren hatte, durch Staatsraison gehemmt, auf das Gemäßigtste. Seit jener Zeit aber befindet sich die Herzegowina in einem Zustand chronischer Rebellion. Obenein sind viele Flüchtlinge, die aus Montenegro nach der Türkei zurückkehrten, trotz feierlich gegebenen sicheren Geleites, ja trotzdem Montenegro auf den Wunsch der Mächte ihnen zugeredet hatte, nach der Heimkehr gefoltert und getödtet worden. So wuchs die Rebellion, trotzdem Montenegro, welches dieser türkische Wortbruch zu jeder Repressalie berechtigt haben würde, in seiner alten legalen Haltung verharrte. Es kommt übrigens nicht darauf an, ob die Türken mit uns zufrieden sind, so lange die ganze Welt uns lobt. Einzelne Montenegriner sind freilich in den Reihen der Insurgenten, aber das beweist nichts. Unser Fürst ehrt die ruhmvolle Vergangenheit Montenegros und arbeitet für die Zukunft der ganzen serbischen Nation. Auf jedem Schlachtfelde der Herzegowina, wo Freiheit und Ehre vertheidigt werden, wird man die Montenegriner finden. Wenn die Türken sagen, daß sie ohne die Montenegriner die Herzegowiner

Digitized by Google

längst zu Paaren getrieben haben würden, wie wollen sie sich denn jetzt mit Beiden auf einmal einlassen? Wir halten zum Völkerrecht. Handelt die Türkei anders, so fällt jede Schranke für uns, und wir werden thun, was die Zukunft der serbischen Nation verlangt."

Auch die letzten, von Oesterreich und Rußland erwirkten und von den Mächten introducirten Reformen des Sultans vermögen die Ansichten der montenegrinischen Staatszeitung nicht zu ändern:

„Kein Mensch glaubt an die verkündigte Freiheit und Gleichberechtigung für Türk und Christ. Man sieht vielmehr voraus, daß trotz aller Versprechungen der Pforte die Rajah dasselbe Schicksal erwartet, wie bisher. Der Sultan hat keine Macht über seine Beamten, und kann sie nicht hindern, die Rajah zu quälen und zu morden. Das hat ihnen immer viel Kümmerniß gemacht, und darum haben sie losgeschlagen. Und darum sind auch alle überzeugt, daß die neueste Amnestie nicht den geringsten Einfluß auf den Gang des Aufstandes ausüben wird."

Ebenso wie die Türkei, wird Oesterreich angesehen. Als der österreichische Telegraph meldete, Fürst Nikolas würde sich für den Preis einer Gebietserweiterung gegen die Rebellen wenden, protestirte sein Organ dagegen in recht verständlicher Sprache. Drüber stand „Lügen", und dann ging's, nach einer Erwähnung des Telegramms, weiter wie folgt:

„Für unsere Leute genügt es dies Zeug zu lesen, um zu wissen, daß es eine ganz gewöhnliche Lüge ist. Wir haben schon neulich gesagt, daß die Türkei den Fürsten um Beruhigung der Aufständischen gebeten, und daß der Fürst dieses Ansinnen zurückgewiesen hat. Wir haben damals die Wahrheit gesprochen, und wir sprechen sie heute. Uebrigens ist es richtig, daß der Sultan sein Gesuch mit Lehensanerbietungen unterstützt hat. Aber es ist ebenso sicher, daß die Verleumdung unserer Feinde verstummen muß, wenn wir erklären, daß Montenegro es abgelehnt hat, die Vorschläge der Türkei in Erwägung zu ziehen... Montenegro hütet das Heiligthum serbischer Ehre. Dafür und davon lebt es. Sein Volk verachtet Lüge und Falschheit."

Eine Absonderlichkeit dieses kurz angebundenen amtlichen Organs ist es, daß es, obschon „Wochenblatt für Politik und Literatur" genannt, dennoch ausschließlich vom Aufstand handelt. Es gibt eine Menge Correspondenzen vom Schlachtfelde, welche zwar Montenegriner und Herzegowiner identificiren, nach einer anderen Richtung hin aber löbliche Vorsicht gebrauchen, und niemals von zukünftigen, sondern immer erst von einigermaßen alten Operationen sprechen. Es extrahirt auch fremde Zeitungen, zumal englische und österreichische, die sich für den Aufstand erklären, und übersetzt strategische Erörterungen über das Kriegstheater. Berlin und Deutschland scheinen ihm unbekannt zu sein; Rußland will es durch die Erwähnung seiner friedlichen Politik nicht kränken; und von Frankreich hält es nicht viel. Dagegen pflegt es den Keim der Empörung durch eingehende Schilderung der türkischen Steuern und verliert sich auch wohl gelegentlich in die malerische Beschreibung eines altehrwürdigen Klosterbaues, dem die Muhamedaner, in Abwesenheit von Dynamit, irgend einmal mit Pulver zu Leibe gegangen sind. Die Sache der christlichen Kirche ist ihm eins mit der montenegrinischen Politik; wo aber christliche Geistliche, wie es die in der türkischen Gewalt befindlichen bosnischen und herzegowiner Metropoliten gethan haben, zu Frieden und Unterordnung mahnen, schützt sie ihr Rock nicht vor Bezeichnungen, welche in die stärksten Farben getaucht sind. Ab und zu empfängt es eine Correspondenz von einem im Ausland lebenden Landsmann, der seine Bemerkungen über den Stand der nationalen Angelegenheit mittheilt; beschäftigt sich aber im Ganzen so wenig mit dem, was über die nächste und dringendste Sorge der Redaction hinausgeht, daß es selbst serbische und croatische Zeitungen, die im Wesentlichen derselben Sache dienen, viel seltener citirt, als es von ihnen citirt wird.

Doch sind die letzteren für die Beurtheilung der vom „Glas Tschernagortza" angenommenen Haltung nicht uninteressant. Wild und instinctiv wie sie ist, ruht die montenegrinische Kühnheit auf einem Hintergrund von Verstandeserwägungen, der zwar nicht im „Glas", aber doch in den Belgrader, Neusatzer, Semliner und Agramer Organen sichtbar wird. Dies ist das Verhältniß zu Rußland. Die russische Regierung hat ein Jahrhundert lang gegen die Türken gestanden; hat sie im Jahre 1854 zu vernichten gesucht; und noch 1868, bei Gelegenheit der Moskauer Pilgerfahrt, die slavischen Aspirationen in der wohlwollendsten Weise ermuthigt und gestützt. Eine so lange im Namen des Glaubens und der Nationalität verfolgte Politik würde von den Betheiligten nicht rasch vergessen werden können, wären sie selbst nicht überzeugt, daß Rußlands politisches Interesse die Herstellung slavischer Schwesterstaaten in den Balkanländern gebietet. Der gegenwärtig von Rußland gesteuerte Cours, der auf vorläufige Conservirung des ottomanischen Reiches geht, wird von keinem slavischen Blatte als das letzte Wort Rußlands angesehen. Die ganze slavische Presse geht vielmehr von der Ueberzeugung aus, daß, welche Gründe Rußland auch haben mag, für den Augenblick keine Aenderungen zu wünschen, es dennoch zu gläubig, zu edel national und zu klug ist, um seine An- und Absichten in Bezug auf die Türkei principiell und für die Dauer gewechselt zu haben. Der Unterschied, der in den Auffassungen der slavischen Blätter hervortritt, dreht sich nur darum, ob es, während Rußland Friede will, gerathen sei, loszuschlagen, oder ob man, wenn Serbien und Montenegro marschiren lassen, unter allen Umständen die russische Regierung auf seine Seite ziehen werde, und somit ihre gegenwärtigen Warnungen unbeachtet lassen könne. Zur letzteren Auffassung hat sich Montenegro von Anfang an geneigt; zur ersteren Serbien; jetzt schwenkt man auch in Belgrad nach dieser Richtung hin ab, obschon man morgen vielleicht wieder in die entgegengesetzte hineinschwanken wird. Die Hoffnung, daß man unter keinen Umständen etwas riskire, ist auf die Annahme gegründet, daß Rußlands Interessen eine Auslieferung Serbiens an die Magyaren verbieten; daß die russische Regierung dies völlig begreife; und daß, selbst wenn sie es nicht begriffe, die russische öffentliche Meinung, die bis in die höchsten Kreise hinauf diese Dinge mit großer Wärme ansehe, die Regierung veranlassen würde, die Gründe, welche für eine temporisirende Politik sprechen, im Gewoge des auflodernden Nationalkampfes fallen zu lassen. Zur Unterstützung dieser Meinungen deutet man auf die russische Presse, die selbst in der jetzigen reservirten Periode immer nur von Erhaltung des Friedens, aber nie von Erhaltung der Türkei spricht. Man will von allerlei einflußreichen Personen Aehnliches gehört haben und behauptet sogar, daß die russischen Diplomaten, die officiell vom Kriege abmahnen, privatim nichts dagegen haben.*) Bestände zwischen Belgrad und Cettinje nicht ein Gegensatz, vermöge dessen die russische Regierung diejenige Partei, welche ihre Wünsche mißachtet, zu Gunsten der anderen bestrafen könnte, ohne die nationale Sache zu verlassen, so würden diese Erwägungen, vereint mit der herrschenden Aufregung, wahrscheinlich bereits thatsächliche Folgen gehabt haben.

Da wir es mit einem Journal zu thun haben, so würde der Bericht unvollständig sein, sprächen wir nicht auch von den Anzeigen. „Glas Tschernagortza" hat nur ein Inserat. Dafür erscheint dieses Unicum um so öfter. Es handelt von der Revalenta Arabica, die, wie es demnach scheint, auch die heftigen chirurgischen Uebel curirt, welche den Nasen, Ohren und Hälsen von den montenegrinischen Schwertern mitunter zugefügt werden.

*) Die Prager Narodni listy — ein jungtschechisches, nicht einmal absolut russenfreundliches Blatt — ließen sich erst kürzlich dergleichen über die Haltung des russischen Vertreters in Belgrad von Wien telegraphiren.

Abel.

Digitized by Google

Ueber den Pessimismus im Stadium der Tobsucht.

Von Robert Hamerling.

II.

Goltz hatte mich eingeladen, ihn Abends nach dem Theater noch in seinem Hotel zu besuchen. Ich hatte dies ablehnen müssen, hielt es aber um so mehr für meine Pflicht, am folgenden Morgen zu ihm zu gehen. Er hatte mir gesagt, daß er bis 10 Uhr Morgens zu treffen sein würde. Ich ging also vor Ablauf dieser Stunde hin. Als mir beim Eintreten ein Wort von „schuldigem Gegenbesuch" entschlüpfte, begann er sogleich wieder über die „leidige Convenienz" zu fluchen, und über die „Unsitte der Gegenbesuche" im Allgemeinen, zu welcher sich Jeder, auch ohne, wie ich, ausdrücklich aufgefordert zu sein, verpflichtet glaube. In dem kleinen Zimmerchen könne er ja Niemand recht empfangen, auch sei des Morgens nicht aufgeräumt u. s. w.

Ich hatte mich bei Goltz mit dem Vorsatze eingefunden, mich seinen Ergüssen gegenüber nicht mehr so passiv wie bei der ersten Unterredung zu verhalten, sondern zu erproben, wieweit man denn wohl durch besonnene Gegenrede auf ihn beruhigend einzuwirken vermöchte. So sagte ich ihm denn jetzt in halbem Scherz, derjenige, der zumeist auf Convenienz halte, sei er selbst, sonst würde er sich nicht so sehr darüber ereifern, seine Besucher nicht mit größerem Ceremoniell empfangen zu können.

Er achtete nicht darauf und versuchte von anderen Dingen zu sprechen bis er völlig in eine donnernde Standrede gegen die „Gelehrten" sich verlor. Ich wandte ein, Gelehrte müsse es geben. „Nein! tausendmal nein!" rief er doppelt gereizt; „es muß keine Gelehrten geben!" — „Ein Bursche", fuhr er fort, „der es fertig bringt, hinzugehen, sich in die Wissenschaften zu vergraben, und eine Gelehrten- oder Lehrerlaufbahn einzuschlagen, den vermöge er nimmermehr für einen rechten Menschen zu halten."

Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß es nicht Allen so gut würde, wie ihm selbst, mit 100,000 Thalern Fonds den freien Herrn auf eigener Scholle zu spielen, daß schon um des Erwerbes willen Mancher den Beruf des Gelehrten und Lehrers zu ergreifen genöthigt sei. Das fuhr er fort aufs heftigste zu bestreiten. Durch gar nichts in der Welt dürfe der Mensch sich zu einem solchen Berufe verleiten lassen; eher müsse er verhungern. Er für seine Person, erzählte er, sei einmal in seiner Jugend, als Jemand ihn veranlassen wollte, eine Beamtencarriere einzuschlagen, in die furchtbarste Wuth gerathen, und habe den Rathgeber allen Ernstes bedroht, wenn er ein Wort dieser Art noch einmal über die Lippen lasse, werde er ihm den Bauch von unten bis oben aufschlitzen.

Auch dies erzählte Goltz nicht etwa mit der ruhigen Ueberlegenheit, mit welcher der Greis auf eine jugendliche Tollheit zurückblickt, sondern mit der ganzen wiedererwachten Erregtheit jenes längst entschwundenen Augenblicks und mit den Geberden eines Tobsüchtigen.

Er erzählte hierauf aus seiner Jugend noch andere Beispiele von Heftigkeit und wilder Leidenschaftlichkeit, namentlich aus seinen landwirthschaftlichen Lehrjahren, wo er den Vorgesetzten gegenüber mit den fürchterlichsten Drohungen des „Niederstechens" und „Bauchaufschlitzens" immer zur Hand war. „Ich habe", sagte er, „unzählige Duelle gehabt, habe meinem Lehrer einen Stoß gegen die Herzgrube gegeben, habe einen Kerl einmal mit lauter Reden zum Umsinken gebracht. Ich bin auch einige Male auf der Festung gesessen." Ich möge also von ihm nicht verlangen, daß er zahm und ruhig von Dingen rede, die ihn empören, und über die er verrückt werden könnte.

Ich warf ihm ein, daß man doch wohl mehr die Natur und das Schicksal als die Menschen anklagen müsse; diese könnten sich ja den Bedingungen des Lebens nicht entziehen, und wenn beispielsweise der Stand der Gelehrten der Art sei, daß er das naive Leben der Seele beeinträchtige, so sei dies um so schlimmer für die Gelehrten selbst, man müsse sie bemitleiden, es sei ja doch nicht ihre Schuld . . .

„Ich weiß es!" rief er; „es ist auch nicht die Schuld der Wanze, daß sie stinkt und doch stinkt sie. Wenn ich z. B. sage, der Schauspieler ist ein schamloser Lump, ein Mensch, der seine Eingeweide dem Publicum vorzeigt, da antworten die Leutchen ebenfalls: „Ja, es muß doch auch Schauspieler geben!" Nein, sage ich, in des Teufels Namen, es muß keine geben! — Und wenn ich sage: Eine Tragödie ist im Grunde der crasseste Unsinn, den man sehen kann, so meinen die Leute ebenfalls ganz erschrocken, es müsse doch auch Tragödien geben! Nein! es muß nicht, es muß nicht, es muß durchaus nicht!" —

„Seien Sie", gab ich scherzend zurück, „nicht intoleranter als der liebe Gott selber, der die Gelehrten und die Schauspieler und die tragischen Poeten alle mit einander nicht bloß duldet, sondern sogar erschaffen hat!" —

„Toleranz!" schrie er auf; „Toleranz! was ist Toleranz? Was ist Liebe, von der wir so viel Aufhebens machen! Unsinn! Verdammter Unsinn! und dabei die niederträchtigste Heuchelei! Ich sage Ihnen, Alles ist Heuchelei: Liebe, Glaube, Alles! — Da verlangt man z. B. von mir, ich solle an die Gottheit Christi glauben und die meisten Menschen heucheln, und stellen sich als ob sie daran glaubten. Aber kann das ein vernünftiger Mensch? Kann ich einen Menschen für Gott halten, von dem ich innerlich überzeugt bin, daß ich in vielen Punkten gescheidter bin als er? Ich glaube an nichts, an gar nichts; weder an eine Unsterblichkeit der Seele, noch an einen Gott, wie ihn die Leute sich denken — obgleich mir die Bibel die liebste Lectüre ist."

Wieder kam er sodann auf die Literatur, insbesondere auf Schiller zurück. „Ist es nicht zum wahnsinnig werden," zeterte er mit heftigen Geberden, „daß es Leute gibt, die Schiller für einen Dichter halten? Wenn man die Goethe'schen Lieder für Poesie hält, was sie wirklich sind, wie ist es möglich, auch „Zu Aachen in seiner Kaiserpracht," oder „Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich" für Poesie zu halten? Das ist nichts als Phrase, Pathos, Spiel mit poetischen Formen."

Lessing, der vielgerühmte Lessing, kam noch übler weg. Ich hob die Klarheit dieses Classikers hervor. „Ja, Klarheit!" schrie Goltz; „ein klarer Dummkopf war Lessing; ein klarer Kopf aus Seelenlosigkeit!"

„Ich bin der wahre Faust des Jahrhunderts!" sagte er mir dann u. A., „nicht der Goethe'sche. Der ist nichts, der hat nichts gethan, als einem Mädel ein Kind gemacht. Das kann ich auch. Heute noch. In Goethes „Faust" ist nichts Gescheidtes, als was der Teufel sagt, und das ist Herr Goethe, wenn er Hämorrhoiden hat . . ."

Glaubt man bei derartigen, grotesk-nervösen Ausbrüchen Goltz'scher Kritik nicht eine Recension von Seligmann Heller oder Emil Kuh über einen modernen, ihnen mißliebigen Poeten zu lesen? —

Ich beglückwünschte Goltz zu dem Erfolge, den er kurz vorher in Wien gehabt. Er schüttelte den Kopf und sagte, ich könne mir nicht vorstellen, was er dort für Aerger habe schlucken müssen. Es seien je 200—300 Personen zu seinen Vorlesungen gekommen, aber was wolle dies sagen bei einer Bevölkerung von 700,000 Menschen? Uebrigens hätten die Wiener und ihre Lebensweise ihn empört, vornehmlich ihr naturalistisches Treiben und ihr Carneval. Er habe ihnen gesagt: „Sechs Wochen Carneval wollt ihr haben, und freut euch darüber und tänzelt und springt? Sechs Wochen Carneval — und seid doch das ganze Jahr hindurch Hanswurste und oberflächliche Racker!" — Das tolle Wesen auf Maskenbällen habe ihn krank gemacht. Er habe gefürchtet den Kopf zu verlieren. Er sei in einen schrecklichen Zustand gerathen, wenn man ihn irgendwohin mitgeschleppt.

Ich fragte ihn, wie ihm die dortigen Journalisten gefallen hätten?

„Das ist eine Gewissensfrage!" meinte er. Ich wünschte insbesondere über ein paar dortige Feuilletonisten, die ihm wohlwollten und die sich öffentlich stark für ihn verwendet hatten,

Digitized by Google

seine Meinung zu hören. Er antwortete mit ein paar ganz treffenden Bemerkungen.

Ich wagte noch eine „Gewissensfrage": wie er es bei seinen herben, schroffen Gesinnungen doch fertig bringe, Personen gegenüber, die auf seinen Erfolg Einfluß hätten, und die er nicht immer wirklich achte, den Gemäßigten zu spielen, ihnen seine „Aufwartung" zu machen, auf höflichem Fuße mit ihnen zu verkehren?

Eben dies, erwiderte er, daß er um des Zweckes willen, den er sich vorgesetzt, nämlich für liebe Angehörige zu sorgen — 9000 Thaler habe er schon beisammen, er wolle nur die 10,000 vollmachen — die Menschen oft schonen müsse, ja daß er mitunter sich verstellen, lügen müsse — das eben reibe ihn innerlich auf, und er entschädige sich für den auferlegten Zwang durch die Eruptionen, die ich an ihm kennen gelernt ...

Immer mehr übermannte ihn wieder sein gährendes Gemüth, immer tiefer sprach er sich wieder hinein in Grimm und leidenschaftlichen Eifer, wobei seine ungemein wuchtige rechte Hand immerfort convulsivisch zitterte.

Zwischendurch wurde er auf Augenblicke plötzlich weich, zog mich einmal sogar an sich und küßte mich, ohne daß ich den Grund seiner Rührung hätte erfahren können. In einem solchen weicheren Momente versicherte er mich auch, daß er trotz seiner Verbissenheit und Heftigkeit doch nicht von bösartiger Natur sei. Er thue Niemand etwas zu Leide. Seine Frau, die ein „Prachtweib" sei, und die er sich aus innigster Neigung erkoren, habe in manchen Augenblicken, wenn ihn die Eigenthümlichkeiten der Weibernatur reizen, viel von seiner Heftigkeit auszustehen; immer aber suche er sie dann wieder zu versöhnen, indem er sie versichere, daß es ja nicht so böse gemeint gewesen, worauf sie zu antworten pflege: „Wenn Du mir einmal in Deinem Zorn den Kopf abreißest, kannst Du mir ihn vielleicht wieder aufsetzen?" —

Nachdem Goltz während dieser Gespräche seinen Anzug völlig beendet hatte, verließen wir gemeinsam den Gasthof. Die Dienstleute des Hauses, welchen das Toben und Schreien im Gemache des wunderlichen Fremden nicht entgangen sein konnte, standen verblüfft da, und grüßten mit scheuen, lauernden Blicken, aber auch mit einem nicht ganz verhaltenen Lächeln auf den Lippen. Er dankte in einer schroffen, schier unfreundlichen Art, wie er denn überhaupt in seinem ganzen Wesen etwas äußerst Herbes und Strenges hatte.

Auf dem Wege sprach er davon, daß er eine unglaubliche Menge von Manuscripten fertig habe, aus welchen er ein Buch über das andere herstellen könnte; gerade das Eigenthümlichste und Tiefste seiner Anschauungen habe er noch gar nicht veröffentlicht.

Wiederholt war ich in den folgenden Tagen noch mit Goltz zusammen. Immer höher stieg das psychologische Interesse, das er mir einflößte, immer höher das Mitleid mit seiner leidenden Natur.

Die Grazer und das österreichische Volk überhaupt, ich meine die untere, ungebildete Classe, erfreute sich seines Beifalls nicht. „Das ist ein Gemisch", sagte er, „von allen möglichen Rassen; das hat gar keinen Typus, keinen Charakter; die brauchen noch ein Jahrhundert, bis sie schlechte Menschen werden — denn jetzt sind sie noch Biester!" —

Damit meinte er vermuthlich bloß die Diener seines Hotels, denn sonst verkehrte er ja nicht mit den unteren Classen, und sein excentrisches Wesen, sein Todtenrichtergesicht, sein immer zornsprühendes, rollendes Auge, das Alles mußte so zu sagen versteinernd, wie ein Meduſenhaupt, auf die Volksseele wirken, wenn er irgendwo ihr einmal gegenübertrat.

Die materielle Arbeit des Jahrhunderts fand an ihm einen nicht weniger strengen Beurtheiler als die geistige. „Gehen Sie zu einem Goldarbeiter," sagte er mir einmal, „zu einem Optiker und sehen Sie, was die Menschen Feines auszuführen im Stande sind. Ist es nun nicht zum rasend werden, daß eben dies erfindungsreiche Menschengeschlecht noch nicht dahin gelangt ist, eine Art von Knöpfen zu erfinden, die am Gewande festsitzen und nicht schon nach ein paar Tagen wieder zu baumeln anfangen?" — Mit nicht geringerem Grimme donnerte er gegen die allzu niedrigen Sophas der Gegenwart, und gegen die verkehrte Art die Wäsche zu reinigen, und gegen hundert andere Dinge des täglichen Bedarfes und Lebens.

Erreichte die Aufregung bei Goltz den höchsten Grad, so entlud er sich in Cynismen, und es gab dann Augenblicke, wo ihm kein Gegner mehr seiner Pfeile würdig schien als der liebe Gott selber. Dann erging er sich in Ausdrücken, die nicht wiederzugeben sind, und für welche man selbst bei Fischart oder Scarron sich vergeblich nach Parallelstellen umsehen würde. Er belegte dann Gott — den „Gott der Leute" natürlich — mit Titeln, welche nicht einmal ein Sterblicher auf sich sitzen läßt, so lange es ein bürgerliches Gesetzbuch gibt; er ertheilte in Beziehung auf ihn dem Teufel Aufträge, die dieser schwerlich auszuführen den Muth haben wird, und jenem selbst muthete er Dinge zu, deren verblümten Ausdruck man höchstens in alten Ritterstücken entschuldigt. Im Uebrigen wollte er den Gott sich nicht nehmen lassen, und zwar bestand er auf dem persönlichen. „Ich würde keinen Gott respectiren," sagte er, „der keinen St— hätte. Ich würde ihn fragen, wie er sich unterstehen könne, ohne das nothwendige Organ des Thronens zu existiren?" —

Der Cynismus und zwar gerade der haarsträubendste, ist ein so allgemeines, so wesentliches, so charakteristisches Ingrediens jener Art von tobsüchtiger Verbitterung, die hier geschildert wird, daß es die Natur fälschen hieße, wollte ich diesen Pinselstrich aus dem Gemälde hinwegwischen.

„Was sagen die Leute von mir?" rief Goltz einmal aus. „Die Einen halten mich für einen Halbgott, die Andern für verrückt, noch Andere für gar nichts, und sie alle zusammen ..." Natürlich lief der Satz wieder aus in eine cynische Spitze.

Die Licenzen und Extravaganzen, durch welche eine arme Seele, eine innerlich gequälte Natur sich Luft zu machen sucht, erinnern ein wenig an die Ungeberdigkeiten des Kindes, das sich im Zorn auf den Boden hinwirft und mit den Füßen um sich schlägt. In der Regel haben sie wenig gemein mit eigentlichem Titanenstolz und prometheischem „Göttertrotz". ...

Als Goltz einmal die Aeußerung fallen ließ: „Ja, die Welt ist eine Pfuscherei!" so war ich gewissermaßen überrascht. Er schalt und tobte gewöhnlich nur über Dies und Das, über ganz bestimmte Dinge, wobei die Dinge so ziemlich alle nach einander an die Reihe kamen. Aber eine eigentlich pessimistische Aeußerung über das Weltganze war aus seinem Munde eine Seltenheit. Längst hatte ich bemerkt, daß er vom Gefühl des allgemeinen Weltelends zwar innerlich durchdrungen, ja beherrscht, besessen, aber viel zu sehr Naturalist und Empiriker, viel zu wenig des Abstrahirens und Speculirens fähig war, um sich zu dem philosophischen Gedanken des Pessimismus zu erheben. Er fühlte als Pessimist; aber er dachte nicht eigentlich als solcher, wenigstens nicht immer und nicht mit klarer Bewußtheit.

Anknüpfend an jene erste allgemein-pessimistische Aeußerung, die ihm mir gegenüber entschlüpft war, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß doch er selbst in seinen Büchern; ganz besonders aber in seinem „Buch der Kindheit", das Poetische, Schöne, Beglückende der Welt und des Daseins, wie kaum ein Anderer gepriesen und verherrlicht habe. Darauf gab er zur Antwort, es seien in ihm „sechs bis sieben" verschiedene Personen, welche seine Werke schreiben. Alles, was er geschrieben, sei wahr und unwahr, Weisheit und Unsinn zugleich, wie die Bibel, die das absurdeste, und zugleich das göttlichste aller Bücher sei ...

Mit diesen Worten rückte er schon dem eigentlichen Geheimniß seines innersten Wesens näher.

In der That, es war der Widerspruch in ihm selbst, was ihn unglücklich, unwirrsch, ungeberdig machte. Es war das vergebliche Ringen, einen Ausweg zu finden aus dem Labyrinth der Gedanken, die in seinem Gehirne sich kreuzten. Man muß sich da vor Allem an das unerschöpfliche, immer wiederkehrende Thema seiner Schriften erinnern. Das große Problem der Civilisation, der Gegensatz von Naturalismus und Bildung, von Natur und Geist, von Verstand und Herz — dieser Gegen-

Digitized by Google

satz und Widerstreit im concreten Leben beschäftigte Bogumil Goltz unablässig und ausschließlich, wie Jeder weiß, der die Goltz'schen Bücher kennt. Und dies Problem blieb ungelöst, dieser Widerstreit unausgeglichen in seiner Seele.

„Bilde ich mich," rief er einmal in seiner drastischen Weise aus, „so bin ich ein Hundsfott; bilde ich mich nicht, so bringt mich wieder die Natur um — und so kommen wir aus der Verlegenheit nie heraus!" —

Das war's: er donnerte gegen den Naturalismus des „Volks", und wieder donnerte er gegen die „Bildung" und die „Gebildeten", er donnerte gegen die Renommisterei des Verstandes, und wieder gegen die Schwärmerei des Herzens: aber die rechte Mitte wußte er nicht anzugeben, weil er sich selbst nicht darüber klar geworden war. Nicht mit den Extremen hatte er es zu thun, sondern mit den Gegensätzen als solchen, und diese erschienen ihm unversöhnlich. Seine, wie schon gesagt, der Abstraction unfähige, durchaus nicht speculative Natur blieb stecken im Concreten und im Widerspruche desselben; versagt war ihm der Trost einer ideellen Versöhnung. Der Wirbel von Gedanken in ihm, die er als gleichberechtigt empfand, und die sich doch widersprachen, verwirrte ihn, und nährte in ihm das ungestüme Feuer, das ihn verzehrte.

Es würde zu weit führen, auf diesen Punkt hier näher einzugehen. Hier handelte es sich ja nur um die Schilderung einer gewissen typischen Eigenart des äußeren Gebahrens. Wer für sich den Umriß des merkwürdigen Mannes, von welchem ich spreche, ergänzen will, der greife nach den Schriften desselben, die zu dem wirklich Tiefen und Gehaltvollen gehören, was wir in der Gattung reflectirender Prosa aufweisen können und was nicht allzu viel ist, denn wir haben fast nur Feuilletonisten, keine Michelets und keine Emensons.

In dem, was ich von Goltz hier mitgetheilt, wird man vielleicht manches Kraftwort ergötzlich finden; das Krankhafte der Uebertreibung, die leidenschaftliche Maßlosigkeit der Form wird man entschuldigen, wenn man sieht, wie der Mann gelitten als ein geistiger Kämpfer und Ringer, dem es schier den Kopf verrückte und das Herz brach, daß die dialectischen Widersprüche und „Antinomien", welche schon im Bereich der reinen Begriffe von Vielen für unlöslich gehalten werden, im Bereich des realen Lebens nur noch greller hervortreten.

Wendet man von dieser innerlichst gequälten, leidenschaftlichen Seele sich zu Denjenigen, bei welchen die Verbitterung nicht, wie hier, durch den inneren gedanklichen Zwiespalt einer edlen und tief angelegten Natur hervorgerufen ist, sondern durch kleinliche persönliche Leidenschaften, durch äußerliches Mißgeschick, durch ungestillten Ehrgeiz, vermißte Anerkennung, Haß, Neid Aerger über fremden, wirklich oder vermeintlich unverdienten Erfolg, so wird man auch diese Classe von polternden Pessimisten noch des Mitleids werth, ja fast zu entschuldigen finden — tout comprendre c'est tout pardonner —, aber ein weit unerquicklicheres Schauspiel gewähren sie doch, und ganz unleidlich werden sie, wenn sie das öffentliche Richteramt in literarischen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Dingen an sich reißen. Ob jene persönlichen Gefühle berechtigt sind oder nicht, ist dabei gleichgültig. Im einen wie im andern Falle werden solche Gemüther über die Schranken der Gerechtigkeit hinausgerissen werden und zu ruhiger, unparteiischer, vorurtheilsloser Abwägung fremder Leistungen unfähig sein. Wessen Geist und Gemüth verbittert und vergrämelt und verschroben ist, der lege, wie „geistreich" er auch im Uebrigen sein mag, die kritische Feder bei Seite; wer befangen ist von Leidenschaften und nicht fähig in das Gedanken- und Empfindungsleben eines Andern einzugehen, der mißtraue seiner nervösen Natur und halte sich nicht für unfehlbar; er tobe, wie Goltz, sich aus zwischen seinen vier Wänden, aber er gebe die Ausbrüche seiner verbitterten, vergrämelten und verschrobenen Subjectivität nicht öffentlich von sich als entscheidende Orakelsprüche kritischer Weisheit.

Literatur und Kunst.

Volksliteratur.

Von A. Lammers.

Die unfreiwillige Reclame, welche Herr v. Schorlemer-Alst im preußischen Abgeordnetenhause für die vom Nordwestdeutschen Volksschriftenverlag herausgegebene Bearbeitung des Simplicissimus gemacht hat, könnte wohl neben diesem trefflichen alten vaterländischen Roman auch die allgemeinen Probleme der Volksliteratur wieder einmal der öffentlichen Aufmerksamkeit empfehlen. Das genannte Bremer Verlagsunternehmen hat die Bearbeitung nicht etwa bloß acceptirt, sondern seinerseits bestellt. Schuld oder Verdienst der Wahl fallen folglich mehr ihm als dem Bearbeiter zu; diesen rühmt nur der aufgewendete Fleiß und Tact, für die er nun allerdings so vielseitige glänzende Zeugnisse erlangt hat, wie sich vorab nicht hoffen ließen. Aber wie steht es um die Richtigkeit der getroffenen Wahl? was soll man zur Versorgung des Volksbedarfs mit Lesestoff überhaupt thun, bewährtes Altes neu herausgeben oder lediglich Neues hervorzurufen suchen?

Als vor zwei bis drei Jahren von Freunden der Volksbildung im nordwestlichen Deutschland der genannten Volksschriftenverlag gestiftet wurde, ist diese Frage vielfach und eingehend erörtert worden. Die meisten Stimmen neigten sich der ersten Alternative zu: Wiederveröffentlichung gediegener alter Sachen. Sehr natürlich! denn diese kannte man, wußte, was man an ihnen hatte, konnte nur wünschen, sie jedem überhaupt lesenden Landsmann in die Hände gegeben zu sehen. Was dagegen von zeitgenössischen Talenten in Zukunft etwa noch zu erwarten sei, davon hat selbst unter eifrigen Beobachtern der Literaturentwickelung nicht der zehnte eine bestimmte sichere Meinung. Die anerkanntesten Schriftsteller einer Generation pflegen ältere Leute zu sein, von denen nicht mehr viel schöpferische Leistungen zu erwarten stehen, geschweige denn, daß sie noch mehr oder minder neue Bahnen einschlagen. Von den jüngeren oder frischeren Autoren dagegen herrscht getheilte Meinung, die erst durch einen besonders gelungenen glücklichen Wurf in übereinstimmende Anerkennung verwandelt werden kann.

Der Nordwestdeutsche Volksschriftenverlag würde natürlich nur zu gern einen Fritz Reuter, einen Berthold Auerbach oder einen Spielhagen obenan unter seine Autoren gestellt haben. Aber der Eine starb schon bald nach seiner Entstehung; die anderen Beiden waren im Wesentlichen ein für allemal versagt, anderweitig gebunden. Da man nicht mit ihren Namen eine Fahne aufpflanzen konnte, welche anderen Dichtern — ebenso wie den Lesern von Werken der Phantasie — sofort unzweideutig gesagt hätte, was für ein Caliber von Schriften hier producirt werden sollte, so wäre es um so nützlicher gewesen, wenn man ältere Volksschriftsteller von hinlänglich anerkannter Bedeutung hätte neu auflegen können. Aber die praktische Betretung dieses Weges ergab bald, daß auf ihm doch eigentlich nicht vorwärts zu kommen. Nicht bloß die deutschen Klassiker, auch solche Schriftsteller wie Johann Peter Hebel oder selbst wie W. O. von Horn sind dem Volke größtentheils bereits durch wohlfeile und mannigfaltige Ausgaben nahe genug gebracht. Auf diesem Acker ist höchstens noch eine Aehrenlese zu halten; die hat man denn in Bremen auch nicht verschmäht, aber ein ganzes eigenes Geschäft ist darauf doch nicht zu gründen. Ohnehin ist das gute Alte zwar sonder Zweifel gut, aber eben doch auch alt, d. h. in der Regel nicht mehr völlig auf den heutigen Geschmack zugeschnitten, und vor Allem nicht ausreichend für unser Zeitbedürfniß. Dieses erheischt vielmehr, daß die in ihm selbst liegenden Motive und Stimmungen von zeitgenössischen Kräften verarbeitet werden. Es wäre gewiß verkehrt, wollten wir den allmälig angesammelten Literaturschatz der Vergangenheit auch für den hier erörterten Zweck, die tägliche Lectüre der breitesten Volksschicht, gleichgültig hinter uns schleudern; aber ebenso schade wäre es, fänden sich nicht

Digitized by Google

Federn, um aus dem vollen und frischen Eindruck des gegenwärtigen Lebens heraus alte oder neue Stoffe für heutige Leser ergreifend zu behandeln.

So ist der Bremer Volksschriftenverlag weniger absichtlich als vermöge innerer Nothwendigkeit dahin gekommen, daß er neben einigen wieder herausgegebenen oder neu bearbeiteten älteren Erzählungen vorzugsweise neue von dazu geeignet und bewährt gefundenen Verfassern bezieht. Neben Grimmelshausen, Manzoni, Hebel, Melchior Meyr figuriren auf seiner Autorenliste Edmund Hoefer, Wilhelm Fischer, Otto Müller, Ernst Pasqué, Th. Messerer, Th. Justus u. s. f. Mit der Zeit wird die zunehmende Bekanntheit der Aussicht, hier für volksthümliche Unterhaltungsschriften lohnenden Verkauf und massenhaften Absatz zu finden, auf entsprechende junge Talente die Wirkung üben, daß sie sich in dieser Richtung bethätigen und zu vervollkommnen trachten, während bisher das Bedürfniß und Verständniß einer schon etwas gebildeteren Schicht, durch Verleger und Zeitschriften mit den höchsten Honorarsätzen vertreten, die stärkste Anziehungskraft auf sie ausüben mußte. Damit wird ihr Wortschatz sich von entbehrlichen Fremdwörtern säubern, ihre Schreibart die überlangen Sätze und die unpopulären Wendungen abthun; Klarheit, Anschaulichkeit, Gemeinverständlichkeit des Ausdruckes werden gewinnen auf Kosten eines Subjectivismus, der entweder träges Verharren in mangelhafter, formaler Ausbildung, oder die wirkliche Manierirtheit satten Selbstgefühls zu sein pflegt.

Aber veröffentlicht dieser Volksschriftenverlag denn nur Unterhaltungslectüre? — wird ein erstaunter Leser fragen. Nicht ausschließlich zwar, aber bis jetzt doch ganz vorzugsweise. Das Unternehmen ist auf lange Sicht angelegt. Es soll seine Mittel nicht in einigen wenigen Werken verpuffen und seine Werke werden sich allmälig ausdehnen und steigern. Indem es sich zunächst vor Allem dem Unterhaltungsbedürfniß der breitesten lesenden Schicht widmet, glauben seine Urheber und Leiter schon an sich etwas recht Nützliches zu thun, nicht etwa bloß für spätere andersartige Aussaat den Boden zu gewinnen und vorzubereiten. Denn dieses Unterhaltungsbedürfniß hat heutzutage einen ganz außerordentlichen Umfang angenommen, befriedigt sich aber nur zu vielfach mit der schlechtesten anstatt mit der besten und gesundesten Kost. Sogenannte Volksbuchhandlungen und Volksverlage verbreiten durch Auslage oder Colportage ein Romanfutter, das günstigsten Falls an ästhetischem, moralischem und intelectuellem Werthe Demjenigen gleichsteht, welches unsere Großväter zu Spieß und Cramers Zeit verschlangen. Die Ingredienzen sind gewöhnlich halb Rinaldini, halb Casanova. Höheren Anspruch erhebt die ultramontane oder socialdemokratische Tendenznovellistik, jene am charakteristischsten durch Konrad von Bolanden repräsentirt, diese etwa durch Otto Walster; aber soweit in ihr die Tendenz reicht, soweit verfehlt selbstverständlich auch sie den reinen geistigen Nahrungszweck. Alle diese Darbietungen bedenklicherer Art lassen sich nur aus dem Felde schlagen durch ebenso gemeinfaßliche, ebenso anziehende, aber tendenz- und makellose Lectüre. Je mehr das gelingt, desto sicherer wird die angenehm beschäftigte Phantasie der Leser ihre Kraft für den Kampf des Daseins stärken und nicht schwächen.

Auf Unterhaltungslectüre Anfangs concentrirt, kann ein Verlagsgeschäft für Volksschriften auf diesem jedenfalls nicht bedeutungslosen Felde am ehesten reiche Ernten erzielen. Mit der Zeit wird dann weiter zu gehen sein. Schon der Kalender, der nothwendig dazu gehört, erheischt neben Novellen und Anekdoten auch den einen oder anderen ernstern Gegenstand: Erläuterung neuer Gesetze, wie z. B. der Civilehe oder Landsturmordnung, Besprechung von Zeitfragen, wie etwa Sonntagsfeier, Leichenbestattung, reine Pflanzenkost, Winke für den Haushalt, die Landwirthschaft u. dgl. m. Um die von Dorf zu Dorf ziehenden Colporteure oder auch die festansässigen Agenten mit einer gewissen Mannigfaltigkeit von Material auszustatten, hat der Bremer Verlag einen „Vielwisser", d. h. eine Art Conversationslexikon in der Westentasche herausgegeben und sogar ein bewährtes altes Kochbuch erworben. Er kündigt ferner jetzt Bilder aus der Geschichte an: biographische Skizzen von großen denkwürdigen Menschen, Lebensläufe glücklicher Emporkömmlinge von Verdienst und Tüchtigkeit. Ferdinand Schmidt, der anerkannte Berliner Volks- und Jugendschriftsteller, hat ihm aus seiner besonderen Sphäre schon Mehreres geliefert und gedenkt es fernerhin zu thun. Volkswirthschaftliches und Naturwissenschaftliches wird denn auch wohl bald in geeigneter Form hinzukommen.

Neben der Stoffauswahl und Bearbeitung sind die Verbreitungsmittel für eine derartige Verlagsthätigkeit natürlich die Hauptsache. Zunächst bietet sich ihr, wie jeder anderen, der Buchhandel dar; aber er kann ihr doch nicht ganz genügen. Es gilt in Tiefen hineinzudringen, die wenigstens für gewöhnlich dem Buchhändler noch unzugänglich sind. Es handelt sich um Erzeugnisse von einer Billigkeit, daß für den herkömmlichen buchhändlerischen Betrieb zu wenig Lohn übrig bleibt. Der erste verdienstvolle Geschäftsführer des Bremer Unternehmens, H. Credner, hat viel Kunst aufgewendet, zwischen der Scylla allzu hoher Preise und der Charybdis allzu niedrigen Rabatts für den Sortimentsbuchhändler hindurch zu steuern, damit für den letzteren nicht aller Reiz aufhöre, sich der Artikel des Volksschriftenverlags eifrig anzunehmen; und doch sind durchschnittlich wohl die Preise derselben für eine Massenverbreitung noch zu hoch. Dies weist im Verein mit den thatsächlichen Grenzen des eigentlichen Buchhandelsabsatzes darauf hin, neue Organe für den Vertrieb mobil zu machen.

Solche können nun entweder ansässige oder wandernde sein, — Agenten oder Colporteure. Der Letzteren bedient sich die Skandal- und Sensationsnovellistik speculativer Schundverleger mit Vorliebe, obgleich sie in größeren Städten auch ständige Filialen unter dem schönen Titel „Volksbuchhandlung" oder dergleichen nicht verschmäht. Freilich läuft da eine unglaubliche Menge Betrug mit unter; man sieht es an der Häufigkeit der Processe gegen Unterschleif beim Colportiren. Gute zuverlässige und zugleich hinreichend gewandte Colporteure zu finden ist bis jetzt sehr schwer, fast so schwer wie gute Wanderredner. Unser Volk ist in den Jahrhunderten, welche seit der Völkerwanderung verflossen sind, das Sitzen zu sehr gewohnt geworden. Es muß sich für ein gemäßigtes und abwechselndes modernes Nomadisiren, wie die Gegenwart als Zeit der verbesserten Wege und Transportmittel es mit sich bringt, erst noch stimmen und üben, dann werden diese lohnenden neuen Berufszweige nicht bloß loses unbrauchbares Volk auf regelmäßige Wanderschaft locken.

Mit den stetigen Ortsagenten macht es sich schon leichter. Volksschullehrer, Papierhändler, Buchbinder u. s. f. pflegen gern Kalender und andere Volksbücher an ihre nächste Umgebung abzusetzen; man darf nur wenigstens den Lehrern nicht ohne Noth mit der Gewerbesteuer in die Quere kommen, da das Gesetz möglicher Weise auf die Schonung solcher Betriebe noch keine Rücksicht hat nehmen können, der Staat aber doch alle Ursache hat, dieselben als eine Förderung und Erweiterung seiner eignen Bildungsthätigkeit zu betrachten.

Die fruchtbarste Wechselwirkung aber ergibt sich mit dem heute so zahlreich aus dem Boden schießenden Volksbibliotheken. Diese, längst nicht mehr auf Städte und Flecken beschränkt, werden bald allein hinreichen, eine Volksbuchauflage von mäßiger Stärke abzunehmen. Ihr bloßes Dasein setzt daher schon so zu sagen eine Prämie auf die Hervorrufung und Abfassung guter Volksschriften. Schlechte oder zweifelhafte finden in sie natürlich nur ganz ausnahmsweise Eingang; zumal seitdem die gleichfalls überall verbreiteten Bildungsvereine in ihren Verbänden es als ihre Pflicht ansehen, theils durch Kritik der vorhandenen Bücherbestände das Bedenkliche auszumerzen und fernzuhalten, theils durch umsichtig zusammengesetzte Musterverzeichnisse das Empfehlenswerthe überall einzuführen. Die Benutzung der Volksbibliotheken weist auf die Lücken hin, welche unsere populäre Literatur noch zeigt, und enthüllt den Geschmack der lesenden Massen, den es zwar zu lenken und zu berichtigen gelten kann, aber doch nicht durch vornehme Vernachlässigung und Verachtung. Die eine dieser beiden socialen Schöpfungen trägt so die andere: ohne die Jedermann zugänglichen Büchersammlungen hätte ein

Digitized by Google

Volksschriftenverlag nicht den sicheren Absatz auch für seine etwas anspruchsvolleren Werke, und ohne fortgehende Verlagsthätigkeit würde den Volksbibliotheken die beständige Zufuhr frischen Stoffes fehlen, dessen sie wie alles körperlich oder im Geiste Lebende nothwendig bedürfen.

Der Gassenhauer als Epidemie.

Zu den unbegreiflichen Erscheinungen, die sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit in der aufdringlichsten Weise, namentlich den Bewohnern der großen Städte, bemerkbar machen, gehört die Popularität einer bestimmten, schwer zu definirenden Gattung von Gassenhauern.

Die große Stadt — ich spreche zunächst nur von dieser, da meine Erfahrungen nicht weiter reichen, — scheint das Bedürfniß zu hegen, sich stets an irgend einem in Musik gesetzten Nonsens oder an einem, einer gegebenen Melodie untergelegten, oft geradezu blödsinnigen Texte zu ergötzen. Was diesen musikalischen Erstaunlichkeiten die geradezu unerhörte Popularität verschafft, deren sie sich in ihrer Blüthezeit zu erfreuen haben, ist nicht leicht festzustellen. Ein draller, flotter Rhythmus, eine scharf ausgeprägte Melodie, die man wider Willen leicht behält, und eine meist ganz unverständliche, aber auffallende Wendung im Text scheinen die Hauptrequisiten dieser Gattung von Augenblicksvolksliedern zu sein.

Aber mit dieser Charakterisirung ist das Geheimniß ihres zwingenden Zaubers auf alle Schichten der großstädtischen Bevölkerung natürlich noch nicht gelöst. Ich spreche hier nur von den eigentlichen Gassenhauern, die ihre Pflege vornehmlich in jenen zweideutigen Singhallen, welche man „Tingel-Tangel" nennt, finden und sich von da in neuester Zeit allerdings auch den Weg auf die Bühne gebahnt haben, nicht aber von den Couplets, die von der Bühne auf die Gasse getragen werden.

Diese Couplets sind wohl nur ein Nothbehelf zur Befriedigung des oben charakterisirten Bedürfnisses der Großstadt an augenblicklichen Lieblingsliedern. Bei diesen ist die außergewöhnliche Beliebtheit, die sie sich bisweilen erwerben, weniger räthselhaft. Sie besitzen reelle Vorzüge, die man so hoch oder so gering schätzen mag, wie man will, die sich aber nicht bestreiten lassen, — drollige Vorzüge im Texte oder in der Musik. Die einschmeichelnde Weise, mit der Bial die Klage Röschens um ihren Piepmatz illustrirt hat, ist ganz dazu angethan, in Ermangelung eines eigentlichen Gassenhauers die Walzen aller Drehorgeln zeitweilig zu beherrschen; gerade wie der treuherzige Bericht über den Tod der guten Tante Bente in den „Mottenburgern" von Kalisch durch seine wirkliche Komik den vollen Anspruch darauf hat — immer in Ermangelung etwas Schlechteren — auf eine gewisse Zeit von allen dilettirenden Chansonsängerinnen in den Salons und von allen Schusterjungen auf der Straße gesungen zu werden:

„Ach die gute Tante Bente könnte leben noch in Ruh',
Wenn se wär se nich gestorben — ach da war se weg im Nu.
Kaffee trank se und da sank se uf die Bank se hin vor Schreck,
Hitze, sagt' se, Hitze hätt' se, — und da war se weg!"

Wenn diese „Tante Bente", wenn „Als Meyer noch ein Jüngling war", wenn das aus Oesterreich importirte: „Ich bitt' um fünf Minuten Aufenthalt", u. s. w. während einer Saison in Aller Munde sein können, so ist das, wie gesagt, aus ihren textlichen oder musikalischen Eigenthümlichkeiten leicht zu verstehen. Dasselbe bezieht sich natürlich auch auf jene leichtbeschwingten Weisen, die sich aus den Operetten von Strauß, Offenbach, Lecocq ꝛc. auf den öffentlichen Markt schwingen und dort lustig herumflattern, bis sie irgend einem andern Singvogel weichen müssen: auf „Glücklich ist, wer vergißt", „Als ich noch Prinz war von Arkadien", „Gar nicht blöde, gar nicht spröde, lustig wie Mamsell Angot". Es bezieht sich auch auf die hübschen Tanzweisen, zu denen irgend ein unbekanntes Genie einen beliebigen Text dichtet.

Wenn das Volk eine Weile singt: „Pietsch kommt, Pietsch kommt, er hat schwer geladen", oder „Du hast mich nie geliebt, du hast mich oft betrübt", oder „Das größte Portemonnaie hat Ladewig", oder „Die Wittwe Quinche die im Leben", so beweist das eben nur, daß das Volk an dieser Polka oder an jenem Walzer besonderes Wohlgefallen findet und sich etwas Beliebiges dazu dichtet, um den Tanz sangbar zu machen.

Das Alles aber — die Couplets aus Possen und Operetten, die Tänze mit untergelegtem Text — hat mit dem eigentlichen Gassenhauer, mit jenem wunderbaren Dinge, das von Zeit zu Zeit auftaucht, und von allen singenden, tönenden und schallenden, organischen und anorganischen Werkzeugen bis zum Ueberdruß abgehetzt wird, nichts gemein.

Der Gassenhauer hat vor Allem die Eigenthümlichkeit, daß man seine Popularität nicht begreift. Gewöhnlich kennt man seinen Ursprung gar nicht; er ist auf einmal da, fix und fertig, fürchterlich und allgegenwärtig wie eine höhere Macht. Der Lehrbube pfeift ihn auf der Straße, das Dienstmädchen trällert ihn während sie das Geschirr abwäscht, der Leierkastenmann dudelt ihn auf seiner Orgel, der Sentimentale kneift ihn wimmernd auf dem sogenannten „Barbier-Flügel", der Guitarre; aus den offenen Fenstern der Hofwohnungen ertönt er in den langgezogenen näselnden Klängen der Harmonika, man hört ihn in der Werkstatt, er versteigt sich bis zu den Ateliers der Künstler und dringt in die Ruhe der Familien ein; und wenn man sich in Gesellschaft befindet, ist man nicht sicher, daß irgend ein kunstsinniger Liebhaber auf den Tasten des offenen Flügels die fürchterliche Weise schlägt. Man hört ihn immer und überall, es ist zum Tollwerden.

Wehe dem Unglücklichen, an dessen Sohlen sich diese entsetzlichen Verfolger heften, sie lassen nicht los, sie sind unversöhnlich wie die Eumeniden.

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu' —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei!"

Es ist eine musikalisch textliche Epidemie von geradezu verheerender Wirkung; um so schlimmer, als sie zunächst in ganz gefälliger und unschädlicher Gestalt auftritt. Arglos hört man zunächst eine scharf rhythmische und prägnante Melodie mit einem curiosen Text: man achtet kaum darauf; man hört dieselbe noch einmal und noch einmal; man versteht nicht recht, aber man lacht, weil es eben zu närrisch ist. Nun aber wiederholt sich das immer und immer, man hört es sich über und über, man wird geradezu halb verrückt und fragt sich: woher kommt es, daß dieses alberne Zeug von aller Welt gesungen, gepfiffen und gespielt wird? wie kann man so namenlos abgeschmackt sein, daran Gefallen zu finden? Und während man sich entrüstet über die universelle Thorheit, überrascht man sich dabei, daß man selbst das verwünschte Liedchen vor sich hersummt, daß man selbst befallen ist von dieser Seuche der Geschmacklosigkeit und des Unverstandes!

Nur in der Annahme einer temporären Störung der öffentlichen Zurechnungsfähigkeit findet man eine Art von Aufklärung und Beruhigung. Wie sich im Leben des Individuums momentane Störungen zeigen, die sich als Indispositionen und sogar Krankheiten der Seele offenbaren durch gewisse Handlungen, welche außer allem Zusammenhange stehen mit seinen sonstigen geistigen und psychischen Veranlagungen; wie nach dem Wahrspruch eines alten Menschenkenners bei den geistvollsten und bedeutendsten Menschen sich Stimmungen bemerkbar machen, die an Wahnsinn streifen, so müssen wohl auch die Individuen in ihrer Gesammtheit als Publicum von Zeit zu Zeit seelisch erkranken. Das Publicum als solches muß wohl auch zeitweilig seinen Anfall von Verrücktheit haben, sonst bleibt die Beliebtheit der Gassenhauer ein ungelöstes Räthsel.

Digitized by Google

Man glaube nicht, daß diese Krankheit eine specifisch locale, nur in Berlin verbreitete sei; sie ist allgemein. Im Jahre 1866 wiederhallten die Rheinlande von den zauberischen Klängen des:

„Adelheidche, da kütt als widder,
Da kütt als widder mit'n Lämmetsjahrn" —

zu deutsch: „Adelheidchen, da kommt er wieder, da kommt er wieder mit dem Lampendocht."

Das Räthsel dieses „Lampendochtes" ist auch nie gelöst worden.

Und nicht bloß in Deutschland, auch in anderen Ländern werden zu bestimmten Zeiten ähnliche Unbegreiflichkeiten zu den musikalischen Tagesgötzen erhoben.

Welcher Gassenhauer augenblicklich die Anwohner der Themse erfreut, weiß ich nicht, aber er wird ihnen sicherlich nicht fehlen; denn ich entsinne mich, daß ich während der drei Monate, die ich vor 15 Jahren in England zubrachte, von Morgens früh bis Abends spät, auf den Straßen, in den öffentlichen Localen und in den Familien, von einem solchen verfolgt wurde. Der Text ist meinem Gedächtniß entschwunden, ich weiß nur noch, daß von der Tochter eines Rattenfängers — „Ratcatcher's daughter" — die Rede, und daß das Ganze eine höchst thörichte Geschichte war.

Während meines Aufenthaltes in Frankreich habe ich mehrere Dynastien von solchen allbeherrschenden Gassenhauern durchlebt. Da war zuerst die Geschichte von dem eifersüchtigen „Sire de Franc-Boisy", der bei der Rückkehr von einer langen Reise seine Frau in dem Augenblick überrascht, als sie mit seinen Freunden Cancan tanzt, und ihr in der Aufwallung des beleidigten Gatten mit dem Regenschirm den Kopf abhackt.

„Lui tranche la tête
Avec son parapluie."

Das Nerventödtende an diesem Gassenhauer war das Nachspiel, — eine Art trompetenähnlicher Fanfare, die mit den Lauten „tatatata", als wenn sie von einem schmetternden Blasinstrument herrührte, gesungen wurde.

Dann kam die Geschichte von dem „Manne, der nur ein Hemd hatte".

„Il était, l'était, l'était, l'était, l'était, l'était, l'était
L'était un homme.
Qui n'avait, n'avait, n'avait, n'avait, n'avait, n'avait, n'avait
Qu'une chemise."

Man kann sich zu diesem geistreichen Anfang ungefähr die Fortsetzung denken. Ein elsässischer Chansonettensänger — irre ich mich nicht, hieß er Joseph Kelm, — ein dicker, großer Mann, von abschreckender Häßlichkeit, mit einem unwahrscheinlich breiten Munde und dicken Pausbacken, der während des Singens die abscheulichsten Gesichter schnitt, war der Troubadour der beiden oben genannten Minnelieder. Er sang sie zuerst in den Cafés-chantants und später in den Zwischenacten auf kleinen Bühnen. Monate lang sang ganz Paris ihm die Leidensgeschichte des „Sire de Franc-Boisy" und die des „Mannes, der nur ein Hemd hatte" nach. Dann kamen „Bastians Stiefel" an die Reihe:

„Ah! il a des bottes, il a des bottes,
Bastien!"

Und endlich die Geschichte von den „kleinen Lämmern", die so schön ist, daß ich den ersten Vers deutsch und französisch wiedergeben möchte. Colmance, der Dichter dieses Liedes, beginnt also: „Heda! ihr kleinen Lämmer, wer zerbricht die Gläser? Heda! ihr kleinen Lämmer, wer zerbricht die Töpfe? Wer zerbricht die Gläser, die Töpfe? Wer zerbricht die Gläser? Heda! ihr kleinen Lämmer, wer zerbricht die Töpfe?"

Im Original:

„Ohé! les petits agneaux!
Qu'est ce qui casse les verres?
Ohé! les petits agneaux!
Qu'est ce qui casse les pots?
Qu'est ce qui casse les verres, les pots?
Qu'est ce qui casse les verres?
Ohé! les petits agneaux!
Qu'est ce qui casse les pots?

Das geistreichste Volk der geistreichsten Stadt der Welt sang dieses Lied wenigstens einen Winter hindurch mit derselben beharrlichen Unermüdlichkeit, wie jetzt die Metropole der Intelligenz

„Eins, zwei, drei,
An der Frau, an der Magd, an der Bank vorbei!"

Der Erfolg der „kleinen Lämmer" war ein so außerordentlicher, daß der Verfasser einer Jahresrevue am Variététheater die Anfangsworte zum Titel seines Stückes wählte, und daß man Monate lang an allen Straßenecken unter den Theateranzeigen: „Ohé! les petits agneaux!" lesen konnte.

Diese Gassenhauer sind wohl längst vergessen, andere sind dafür an ihre Stelle getreten, andere, die nicht besser und nicht schlechter, nicht vernünftiger und nicht blödsinniger sein werden, als die alten gewesen sind. Diese Strophen mit diesem insipiden Text haben sich Monate lang der öffentlichen Beachtung aufdrängen können. Vom „Sire de Franc-Boisy" bis zum nicht componirten und herakleidisch unverständlichen Straßengeschrei: „Qù est Lampert"?, das sogar als politische Demonstration gegen das Kaiserreich benutzt werden konnte, hat geschriener und gesungener Unsinn immer die große Stadt tyrannisch beherrscht. Erst in späterer Zeit ist derselbe mit der Zote vermischt und durch die bekannteste Tingel-Tangel-Heroine, Mlle. Theresa, in den obscönen Kneipen und in den Salons der Fürstin von Metternich colportirt worden.

Auch die neue Welt scheint von demselben Uebel befallen zu sein.

„Champaign-Charley was his name",

ist sogar über den Ocean bis zu uns gedrungen.

In Oesterreich ist diese Specialität durch die Zunft der Volkssänger und Volkssängerinnen ganz besonders herausgebildet worden. Fürst, die Mansfeld, Fräulein Ulke u. A. waren und sind locale Berühmtheiten in dieser Kunst.

Unsere Gassenhauer brauche ich nicht besonders namhaft zu machen.

„Das neue Lied, das neue Lied,
Von dem versoffnen Pfannenschmied,"

haben schon unsere Väter gesungen. Aus meiner Kindheit her — es sind seitdem 30 Jahre in's Land gegangen, — erinnere ich mich eines solchen Liedes, das mit seinem verwunderlichen Französisch also anfängt:

„Weiber sind böses Kraut!
Oh de mon Dieu!
Weiber sind böses Kraut!
Sacre de bleu!"

Es wurde damals beständig abgedudelt, wie alle Gassenhauer bis in die neuste Zeit hinein, bis zum „Hauptmann mit dem Schurrbart, der mich traf mit seinem Blick", bis zu „Ich bin nicht mehr so lustig, denn mein lieber Karl ist futsch", bis zu

„Schmeißt doch dem Kullmann die Wurscht an'n Kopp,
Aber nicht so grob, aber nicht so grob!"

bis endlich zu dem furchtbaren „Hirsch in der Tanzstunde," unter dem wir jetzt zu seufzen haben, und der die Veranlassung zu diesem ganzen Excurse gegeben hat.

Von allem Unbegreiflichen ist der Erfolg dieses Gassenhauers das Unbegreiflichste. Das Ding ist ja an sich ganz komisch, und wie man sagt, rührt es sogar von einem ausgezeichneten Humoristen her, von Stolze, dem Redacteur der „Frankfurter Laterne". Er selbst wird dann seinen Triumph schon hundertmal verwünscht haben! Dieses

„Eins, zwei, drei,
An der Frau, an der Magd, an der Bank vorbei"

Digitized by Google

diese neuste musikalische Landplage ist mit einer Intensivität aufgetreten, wie wohl keine früheren. Der infame Gassenhauer verleidet einem vernünftigen Menschen factisch den Aufenthalt in Berlin. Man wird nervös bis zum Rasendwerden, über dieses ewige „eins, zwei, drei", über diese furchtbare „Bank", die unerträgliche „Frau", und die dicke „Magd". Und das Wunderbarste ist, daß jener Kunsttempel, der auf den Ruhm Anspruch machen darf, den Tanzcandidaten Hirsch zur populärsten Gestalt des Augenblicks gemacht zu haben, eines der vermeidenswerthesten Locale von ganz Berlin ist. Man denke sich in einem der wenigst anheimelnden Stadtviertel unserer überhaupt nicht sehr anheimelnden Stadt ein altes, häßliches, schmutziges, langweiliges Gebäude. Durch den engen Hausflur gelangt man in ein niedriges, wüstes Local, in dem eine kleine, erbärmliche Bühne aufgeschlagen ist. Der gedrückte Saal ist durch ein paar verdrießliche Gasflammen trübe erleuchtet; an schofeln Tischen muß man auf wackligen Stühlen Platz nehmen. Alles macht den Eindruck des Dürftigen, Ungemüthlichen. Auf den Tischen stehen halb ausgetrunkene Seidel und zweifelhafte Teller mit den Ueberresten der üblichen Schinkenstulle. Der Saal ist gedrängt voll; und der Qualm von so und so viel schlechten Cigarren verbreitet die richtige Wachtstubenatmosphäre. In diesem übelriechenden widerwärtigen Raum sitzen nun so und so viel hundert Menschen, die zum Theil der besten Gesellschaft der Hauptstadt angehören, und lauschen andachtsvoll einem langweiligen Citherduett oder dem schnarrenden Sopran einer häßlichen Soubrette. Wer für solche musikalischen Hochgenüsse nicht das rechte Verständniß besitzt und unbefangen mit seinem Nachbar spricht, wird entrüstet angezischt. Auf einmal geht ein erwartungsvolles Murmeln durch die Versammlung. Er naht, der Löwe des Tages: von der Seite kommt in einer groben, plumpen jüdischen Maske „Hirsch", der den Leuten erzählt, wie er tanzen gelernt hat. Da ist des Jubelns kein Ende. Ueber den Darsteller dieser Paraderolle ist kein Wort zu verlieren. Wenn man nach einer halben Stunde das Local verläßt — ein längeres Verweilen ist schon aus Gesundheitsrücksichten nicht zu empfehlen —, und sich fragt, welche Motive anständige Menschen veranlassen können, ihre Zeit unter den unangenehmsten Bedingungen in diesem Locale zu verbringen, so findet man darauf eben nur die ganz ungenügende Antwort, daß es nicht mit rechten Dingen zugehen müsse. Dabei verlegt man sich denn, daß man selbst das Unbegreifliche gethan und selbst die ehrenwerthe Versammlung um ein Mitglied bereichert hat; man denkt an die vereinigten magischen Gewalten der Neugierde und des Imitationstriebes und an die Geschichte, die Rabelais von den Hammeln des Panurg erzählt: „Auf einmal meißt Panurg ohne ein Wort zu sagen seinen schreienden, blökenden Hammel Knall und Fall in's hohe Meer. Die andern Hammel alle miteinander springen schreiend und blökend wie aus der Schal' ihm nach, und schnurgerad in's Meer. Es war ein Drängen in die Wett', wer seinem Kam'rad der Erste nachspräng'" Der Gebildete höhnt über die Geschmacklosigkeit, sich die alberne Geschichte in dem verrauchten Locale vorsingen zu lassen, aber er will sie doch gehört haben, und einer läuft dem andern nach. Was muß ein Fremder denken, dem diese neueste Sehenswürdigkeit des „Kaiserdorfes" gezeigt wird!

Vielleicht wäre es für einen Specialisten eine ganz dankbare Aufgabe, die Gassenhauer, die sich gewöhnlich einer zwar lärmenden, aber auch sehr kurzen Popularität erfreuen, zu sammeln. Die Soldatenlieder, die namentlich in kriegerisch bewegten Zeiten gleichzeitig Gassenhauer werden, wie „Lehm op", „es kraucht denn da im Busch herum" u. s. w. würden natürlich als eine besondere Specialität zu behandeln sein, da sie schon den Uebergang zum Volksliede bilden. Aber eine Geschichte des öffentlichen Gassenhauers, des Volksliedes in seiner traurigsten Verirrung, könnte, da sie eben die chronisch wiederkehrenden Anfälle der öffentlichen Zurechnungsfähigkeit, die Paralyse des öffentlichen Geschmacks durch einfache Wiedergabe der Gassenhauer documentarisch belegen würde, — am Ende gar von einem gewissen historischen Interesse sein.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Das Gipsmodell des Goethedenkmals von F. Schaper.

Seit dem 18. März ist im Uhrsaal der Akademie das Gipsmodell des für die Residenz bestimmten, in Marmor auszuführenden und an einer bevorzugten Stelle des Thiergartens aufzustellenden Goethedenkmals in halber Größe der künftigen Ausführung ausgestellt.

Die Geschichte des Denkmals datirt vom Sommer 1872 her. Zu dieser Zeit wurden vom künstlerischen Ausschuß des Comités die aus der allgemeinen Concurrenz evident hervorragenden Skizzen von Siemering, Dondorf, Calandrelli und Schaper als die zu prämiirenden bezeichnet. Die engere Concurrenz unter diesen vier Bewerbern brachte dem Bildhauer Schaper zu Berlin den verdienten Sieg und die Bestellung im Herbst 1873. Der Epilog der Geschichte ist nun gerade kein erfreulicher, denn noch fehlen zum Theil die Mittel zur Marmorausführung. Wie weit Theinahmlosigkeit und der ernste, gesteigerte Anspruch an die Opferfreudigkeit des Publicums nach einer andern, als der idealen Seite, da zusammenwirken, — das bleibe ununtersucht. Jedenfalls kann die finanzielle Frage, dem schönen Vorhaben und Gelingen gegenüber, nur eine nebensächliche Zeitfrage sein, die Niemandes Stirn in Falten legen sollte!

Auf einem an drei Stellen halbrund ausladenden Sockel ruht das Piedestal in cylindrischer Form; drei Sockelstufen bilden die Basis der symbolischen Gruppen, die das Postament zieren. Zwei veranschaulichen klar und leichtverständlich die dramatische und die lyrische Muse, die dritte: die Wissenschaft. Uns will bedünken, als hätte der junge Meister weniger Gewicht darauf gelegt, die speciell Goethe auszeichnenden Geistesrichtungen oder die allumfassende Thätigkeit seiner dichterischen Genialität durch Gruppen zu allegorisiren. Wäre das die leitende Idee gewesen, dann würde mit Recht das Fehlen des epischen Elements zu beklagen sein. Uns scheint vielmehr der vorwiegende Gesichtspunkt einfach der gewesen zu sein, den allgewaltigen Mann in seinen zwei ernst getrennten großen Zügen und Gestaltungen: als Dichter und als Wissenschafter hinzustellen. Dem unvergleichlichen Poeten, dem hochbevorzugten Lieblinge Apolls, dem der lächelnde Gott „des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund", wie keinem Zweiten vor und nach ihm schenkte, — ihm sind zwei Gruppen gewidmet. Dem Mann der Wissenschaft eine. Diese Disposition ist berechtigt und durchdacht; sie ist gerade dem Vorwurf „Goethe" gegenüber vielleicht sogar geboten. Hätte der Künstler die Hauptgesichtspunkte der Goethe'schen Vielseitigkeit in einzelne, gewissenhafte Allegorien zu bringen versucht — die jetzige wohlthuende und anheimelnde Ruhe und Einheit des ganzen Eindrucks wäre schwer gefährdet gewesen. Jetzt ist jeder Beschauer, der für den Altmeister überhaupt die Verständnißinnigkeit des Empfindens — sei es auch nur eine oberflächliche und allgemeine — mit zur Stelle bringt, gewissermaßen gezwungen dem Dichter künstlerisch nachzuempfinden, indem ihn die Figuren der heitern und ernsten Muse unbewußt in die Stimmung hineinleiten, die Herz und Sinne im Genuß Goethe'scher Dichtung umfaßt und fesselt.

Mit der Lösung dieser Aufgabe, die unsers Erachtens die wesentlichste Directive für ein Goethestandbild sein muß, das dem Volke den Dichterfürsten so zur Anschauung bringen soll, wie es ihn begreift, versteht, achtet und liebt, — hat der Künstler den Kernpunkt getroffen. Und so steht Schapers Goethe da, eine Figur, der das Herz warm entgegenschlägt. Es ist der Unsterbliche, wie wir ihn Zug für Zug kennen und als den „unsern" immer neu, immer heiß, immer begeistert an's Herz drücken — es ist der Goethe der neunziger Jahre, der gereifte Mann auf des Lebens sonnumglänzter Höhe! Wie das Volk keinen jugendlichen „Friedrich den Zweiten" kennt, so weiß es auch wenig von dem „jungen Goethe", noch weniger von „Excellenz Goethe" — hier dieser hoheitvolle Mann mit dem Jupiterkopf und der „göttlichen Freundlichkeit", das ist sein unerreichter Dichter! Schaper hat ihn selbstverständlich in die Tracht seiner Zeit gekleidet. Markig, selbstbewußt und doch wieder voll hinreißender Liebenswürdigkeit steht die Figur da und das stolze Auge, die majestätische Stirn, die Wiege seiner Werke, grüßt uns in siegesgewisser Zuversicht unserer Sympathie und ruft all' die tausend liebgewordenen Erinnerungen wach, die seines Genius Leuchte in uns entzündete für und für! Mit einem äußerst delicaten und feinen Verständniß für eine sinnige Vereinigung der plastisch würdevollen Ruhe

Digitized by Google

mit der graziösen Elasticität und dem frisch entgegenströmenden Hauch des Lebens, wie sie grade im Goethe zu beredtem Ausdruck gelangen muß, — hat der Künstler seine Linien und Formen gefunden.

Ueber die Gesammterscheinung, das Gewagte der Dreigruppenbildung scheint das Urtheil zu schwanken. Wir wollen nicht wagen, dem rein akademischen Standpunkt mit einem vorgefaßten, vielleicht unberechtigten Spruch zu begegnen — wir möchten aber hervorheben, daß grade die Dreigruppenbildung uns in allen Ansichten ein stets gleich harmonisches Verhältniß der Figur des Dichters zum Postament gewahrt, ja erzielt zu sein scheint. Will ferner irgend eine kühnere Phantasie an den „Schwung" eine — vielleicht im Detail nicht unberechtigte — Frage und Forderung stellen, so darf wohl die Marmorausführung erst voll und ganz darauf antworten; der kleine Maßstab der halben Größe ist der Beurtheilung kein günstiger. Der formvollendeten Erscheinung wie dem „inhaltlichen Theil" — wenn ich so sagen darf — der beiden Musengestalten folgt dagegen Sinn und Herz mit frischem, belebtem Pulsschlag; ich möchte dem schelmischen Eros, zur Seite der lyrischen Muse, zum schalkhaft drohenden Pfeil noch einen grünen Palmenzweig in die Hand drücken ..... für die meisterhafte Arbeit des Bildners. In diesen anmuthigen Gestalten ist ein freier originaler Stil selbstständigen Naturstudiums, vom Hauch der Antike grade soweit umströmt und durchgeistigt, als es der eigenen Schaffenskraft zur Weihe dienen *kann* und *muß*. Das Reflectirende des Verstandes deckt sich mit dem des Herzens und das Gefühl dieses einheitlich schönen Zusammenwirkens erfüllt uns mit hoher Befriedigung. Die Figur der Wissenschaft soll wohl Goethes unermüdlichen Fleiß, seinen eminenten Forschungstrieb zur Erscheinung bringen; der hinzueilende Genius des Licht bringt dem Denker Goethe die epochemachenden Ideen, die welterleuchtenden Gedanken.

Zur Zeit das Gipsmodell Schapers mit Begas Schillerdenkmal vergleichen zu wollen, erscheint uns vom künstlerischen Standpunkt, wie von dem eines gesunden Tactes unzulässig. Jedes wird in seiner Weise der Residenz eine Zierde sein — auf Beide werden wir mit Stolz und Genugthuung hinblicken dürfen.

Max Bauer.

Notizen.

Der neue Titel der Königin Victoria hat das englische Publicum lebhaft beschäftigt und im Parlament einen jener Stürme hervorgerufen, die nur in dieser historisch verehrungswürdigen, aber zuweilen etwas wunderlichen Versammlung möglich sind. Man denke sich einen ähnlichen Vorgang auf dem Continent. Der Erdboden würde davor erzittern und die Mauern der Kammer, wo man dergleichen discutiren wollte, würden erschrocken zusammenbrechen. Dabei sind die Engländer so loyal und königlich, wie irgend ein anderes Volk. Aber wenn es sich um das Herkommen und um liebgewonnene Gewohnheiten handelt, verstehen sie keinen Spaß. Es wollte ihnen nicht in den Kopf, daß ihre Königin über Nacht zur Kaiserin werden sollte, und obendrein wegen der gelben Indier, die ihnen schon so viele Opfer an Geld und Menschen gekostet haben und welche mancher Stockengländer im Stillen zum Teufel wünscht, wenn er auch einen abermaligen zehnjährigen Krieg zur Behauptung der indischen Besitzungen nicht scheuen würde. Disraeli weiß das, und als er von der Opposition hart gedrängt wurde, rückte er mit dem verfänglichen Argument heraus, daß der neue Titel der Königin dem Kaiser aller Reußen in Indien Schach bieten sollte. Damit hatte der vielgewandte Premier, dem es auch bei seiner früheren Beschäftigung als Romanschriftsteller niemals an Ressourcen gefehlt hatte, erst recht in ein Wespennest gestochen. Man beschuldigte ihn, daß er mit einem solchen Advocatenkniff die Beziehungen Englands zu dem Petersburger Cabinet compromittirt und jedenfalls einen groben diplomatischen Fehler gemacht habe. In diesem Ton waren ein Dutzend von leitenden Artikeln der Londoner Journale gehalten. Noch malitiöser ließ sich Herr John Lemoinne in Paris vernehmen, der, in England von französischen Eltern geboren, die Gastfreundschaft, welche er lange Jahre auf britischem Boden genossen, als Mitarbeiter des Journal des Debats mit Sarcasmen auf Kosten des Inselreiches zu vergelten pflegt. John Lemoinne prophezeite im Uebrigen witzig, der Kaisertitel, angeblich nur für Indien eingeführt, werde zuerst von den Kammerherren adopirt werden, später in die ergebene Presse und den parlamentarischen Sprachgebrauch übergehen. Der Titel werde auf den Schildern der Hoflieferanten figuriren, in den Patenten und endlich auf den Münzen erscheinen. Es ginge die Franzosen allerdings nichts an, so schloß boshaft genug der neulich zum Akademiker avancirte Journalist, und sie könnten nur wünschen, daß es ihren guten Nachbarn, den Engländern, besser bekommen möge, als seinen Landsleuten. Damit sollte natürlich auf die Kaiserin Eugenie gestichelt werden. Dieser ist inzwischen neulich in Weimar ein unverdientes Herzeleid passirt. Man hatte dort bekanntlich eine Dame, die sich im Hotel als Madame Rouland von Arenenberg in das Fremdenbuch eingeschrieben und die von zwei Herren, einem älteren und einem jüngeren begleitet war, für die Wittwe Napoleons III. gehalten und dies in alle Winde telegraphirt. Einige Blätter hatten auch schon das wohlconservirte Aussehen der einfach aber elegant gekleideten Kaiserin ehrfurchtsvoll hervorgehoben, sowie den ernsten Blick und die edle Haltung des jugendlichen Prinzen. Das war nun Alles verlorne Liebesmühe. Man mußte, um die arme, obscure, plötzlich zu einer historischen Person avancirte Reisende mit ihrer Gesellschaft vor den zudringlichen Gaffern in Eisenach und auf anderen Stationen zu schützen, öffentlich erklären, auch wieder überall hin telegraphiren: die Nachricht beruhe auf einem Mißverständniß, es sei weder die Kaiserin noch ihr Sohn! Nach einer anderen Lesart war es nun gar Madame Meyer aus Mainz. So geht es, wenn Jemand in die Hände eines auf Sensationsnachrichten angewiesenen Reporters fällt. Die an Madame Rouland oder Meyer und ihren Begleiter verschwendeten Complimente können einmal für eine andere Gelegenheit dienen. Die Königin Victoria in Baden-Baden war von vorn herein gegen die Neugierde indiscreter Zeitungscorrespondenten mehr geschützt. Baden-Baden war stets der für einen ruhigen Aufenthalt, auch hochstehender Persönlichkeiten, geeignete Ort. Der holländische Thronerbe, Prinz von Oranien, war dort einmal zum Pferderennen eingetroffen. Der Prinz hatte bei den Sportsleuten mit etwas gewagter Anspielung auf seinen Ursprung, der im Französischen an eine Orange erinnert, einen Beinamen erhalten, der bei uns wie Limone oder Citrone klingen würde. Damit wurde er hinter seinem Rücken titulirt. Am Abend der Rennen saß der Prinz bei einem heiteren Souper neben dem Herzog v. Grammont-Carderousse, der ihn mit lästiger Ehrfurcht behandelte. Der Prinz sagte ihm endlich: Aber lieber Herzog, lassen Sie doch, wenn wir unter uns sind, die Etiquette vor der Thür. Hier sind wir Kameraden! Der Herzog ging darauf ein und antwortete fröhlich: Sehr wohl, Citrone, laß uns die Champagnerflasche zukommen! Seitdem ist der Prinz von Oranien den harmlosen Spottnamen nicht wieder losgeworden. Jene feine Grenze, die den Großen gegenüber ein ungezwungenes Benehmen von bedenklicher Vertraulichkeit unterscheidet, mag innezuhalten nicht leicht sein. Ueber allerlei Mißgeschick, das den Fürsten, wenn sie verhüllt als Privatpersonen reisen, von jeher passirt ist, ließe sich gewiß ein interessantes Buch schreiben. Damit wäre aber ihr Incognito für alle Zeiten durchbrochen, und diese Lücke der Literatur wird deswegen nicht so bald ausgefüllt werden.

* * *

Friedrich von Hellwald citirt in einer Einleitung zu dem eben erschienen Werke „Die hundertjährigen Republik. Sociale u. polit. Zustände den Vereinigt. Staat. v. Nordam." von John E. Becker folgende Stellen aus kleinen deutsch-amerikanischen Blättern.

„Wir nehmen gute Kartoffeln zu 50 Cts. den Büschel, als Bezahlung für den „Herold" an. Freunde kommt ungenirt und abonnirt.

Die Redaction des „Nord Jowa Herold."

„Holz! Es wird kalt und wir brauchen Holz. Gutes hartes Holz nehmen wir als Bezahlung für unsere Zeitung an.

Wisconsin Telegraph."

Wir verwahren uns gegen die Annahme, als ob wir die „Gegenwart" gegen „Flora", „Baubank" oder „Westend" liefern wollten.

* * *

Vom Büchertisch.

Auf dem Gebiete der Lyrik herrscht trotz des andauernden schlechten Wetters eine rührende Thätigkeit, aber der größte Theil der Producte ist kaum werth genannt zu werden. Wir beschränken uns auf eine kleine Auswahl.

Wolfgang Müller von Königswinter, Dichtungen eines rheinischen Poeten. 6. Bd. (Leipzig, Brockhaus.)

Digitized by Google

Franz Stelzhammer, Liebesgürtel. Hochdeutsche Lieder. 2. vermehrte Aufl. (Leipzig, G. Heckenast.)
Georg von Oertzen, Stimmen des Lebens. Neue Gedichte. (Wien, Carl Gerold's Sohn.)
Gottschall, Erzählende Dichtungen. I. Bd. Carlo Zeno, II. Bd. Die Göttin. (Breslau, Ed. Trewendt.)
Eduard Baumbach, Neue Gedichte. (Riga, Kymel.)
Friedrich Volker, Sang und Drang. Gedichte. (Aarau, Sauerländer.)
Richard Leander, Aus der Burschenzeit. Ein Idyll. (Halle, Lippert.)
Marie Haustein, Die Aslaug-Sage. Mit Titelbild. (Berlin, Neuenhahn.)
Max Eyth, Volkmar. Histor.-romant. Gedicht. 3. Ausg. (Heidelberg, C. Winter.)
Anna Stirn, Haide-Blumen. Gedichte. (Kassel, Ernst Hähn.)

Geschichte. Literatur. Kunst. Naturwissenschaft.

Constantin, Jos. Jireček. Geschichte der Bulgaren. (Prag, F. Tempsky.)
Constantin v. Höfler, der Aufstand der Castilianischen Städte gegen Kaiser Karl V. Ein Beitrag zur Geschichte des Reformations-Zeitalters. (Prag, Tempsky.)
Friedrich von Weech, Die Deutschen seit der Reformation mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. Lief. 1 und 2 à 30 Pfennige. Mit Illustrationen. (Leipzig, Ferd. Lange.)
H. M. E., Das Papstthum in seiner allmählichen Entwicklung bis auf die Gegenwart. (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Im Verlag von W. Speman in Stuttgart erscheint nächstens ein Werk, dessen allgemeine Bedeutung ebenso eine Voranzeige rechtfertigt. Es betitelt sich „Die Erde und ihre Völker" und hat Friedrich von Hellwald zum Autor, der wohl wie Wenige befähigt ist, nicht nur den Stoff zu beherrschen, sondern auch künstlerisch zu gestalten. Die uns vorliegenden Illustrationsproben sind vorzüglich. Das Werk erscheint in 50 Lief. à 50 Pfennige.

Eduard Engel, Königin Louise. (Berlin, Jul. Springer.)
K. Bandow, Charakterbilder aus der engl. Litteratur. (Berlin, Rob. Oppenheim.)
Schnorr von Carolsfeld, Archiv für Litteraturgeschichte. V. B. 3. Heft. (Leipzig, B. G. Teubner.)

Wir machen auf die interessanten Briefe von Martin Opitz, erläutert von Ludwig Geiger, und auf Düntzers Aufsatz „Zur Kritik und Erklärung von Goethes Tagebuch" besonders aufmerksam.

Herman Riegel, Geschichte der deutschen Künste seit Carstens und Gottfried Schadow. 4 Hefte. (Hannover, Rümpler.)
Moritz Thausing „Dürer", Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. (Leipzig, E. A. Seemann.)
Karl Woermann, die antiken Odysseelandschaften vom Esquilinischen Hügel zu Rom. (München, Theodor Ackermann.)
— Die Landschaft in der Kunst der alten Völker. (Ebd.)

Naturwissenschaften.

Ernst Häckel, Arabische Korallen. Ein Ausflug nach den Korallenbänken des rothen Meeres und ein Blick in das Leben der Korallenthiere. 5 Taf. in Farbendruck u. 20 Holzschn. (Berlin, F. Reimer.)
Friedrich Körner, Die Erde, ihr Bau und ihr organisches Leben. Versuch einer Physiologie des Erdkörpers für Gebildete aller Stände. 2 Bde. (Jena, H. Costenoble.)
W. Boyd Dawkins, Die Höhlen und die Ureinwohner Europas. Uebersetzt von J. W. Spengel, eingeleitet von Oskar Fraas. Mit farbig. Titelblatt und 129 Holzschnitten. (Heidelberg, Winter.)
Rudolf Falb, Gedanken und Studien über den Vulkanismus. Mit 13 lithogr. Tafeln. (Graz, Leykam-Josephsthal.)

Offene Briefe und Antworten.

„Ueber den Werth der Kritik."

I.

Hochverehrter Herr!

Ich nehme mir die Freiheit, Sie um Abdruck der beigefügten Notiz zu bitten und zeichne

mit vorzüglicher Hochachtung
Leopold Ritter von Sacher Masoch.

II.

Die „Revue des deux mondes" hat soeben eine sehr eingehende Literaturstudie über Sacher-Masoch und seine Werke publicirt, in welcher das Pariser Weltblatt nicht allein den deutschen Novellisten als einen Dichter ersten Ranges bezeichnet, sondern sein Talent sogar über jenes des Americaners Bret-Harte und des Russen Turgénjew stellt.

* * *

Herrn Joh. G. Berlin. Wir waren schon mit einer kurzen Kritik über das Goethedenkmal versorgt, wie Sie aus der heutigen Nummer ersehen können. Das eingesandte Man. steht zu Ihrer Verfügung.

Herrn A. T. Nordhausen. Wie lange willst Du säumen? Ueber Paris schreibt „unser B."

Inserate.

Im Verlag der Unterzeichneten sind so eben erschienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Transatlantische Stimmen.

Ein Liedercyklus aus Amerika

von

Ernst Hopp.

8. Elegant brosch. 3 M. Elegant geb. 4 M.

Die „Transatlantischen Stimmen" sind Reflexe des deutschen Volksbewußtseins aus Deutschlands großer „Colonie" Amerika, Zeugnisse des deutschen Geistes aus dem großen Culturkampfe im Lande der Freiheit, Mahnrufe und Weckstimmen des deutschen Gewissens vieler Millionen von Auswanderten, ein Beitrag zur Rückzahlung der geistigen Schuld an das alte Vaterland — in Bang und Noth pulsirt drüben noch der deutsche Herzschlag, im Lande des krassesten Materialismus hat das Erbgut deutscher Geisteseigenthümlichkeit, das Ringen nach dem Ideal, noch nicht abhanden gekommen — die „Transatlantischen Stimmen" haben darum eine eigenthümliche Bedeutung, und die sparsamer dichterische Kundgebungen der Deutschamerikaner bislang gewesen sind, um so mehr werden sie bei der Tiefe und Reinheit ihrer Empfindung drüben wie drüben eine willkommene Gabe sein.

Stuttgart, März 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Aeltere Auflagen von Brockhaus'

Conversations-Lexikon

und allen ähnlichen Werken werden in Umtausch gegen die neueste zwölfte Auflage angenommen für

30 Mark.

Die zwölfte Auflage kostet dann:
geheftet statt 90 M. nur 60 M.; gebunden statt 112½ M. nur 82½ M.

Der Umtausch kann durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes bewirkt werden. Gedruckte Mittheilungen darüber sind gratis zu haben.

Die Gartenlaube

1 Mark 60 Pf.

bringt im zweiten Quartal die mit Spannung erwartete Fortsetzung der Erzählung **„Im Hause des Commerzienrathes"** von **E. Marlitt**, und wird dann mit dem bereits angekündigten Romane **„Vineta"** von **E. Werner** beginnen. Zeit- und Culturbilder wechseln dazu ab mit naturwissenschaftlichen und anderen belehrenden Artikeln.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in Leipzig.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Digitized by Google

Verlag von
Erich Koschny (L. Heimann's Vlg.), **Leipzig.**

Ueber
Freiheit und Character
des Menschen.
Eine philosophische Betrachtung
von
Dr. F. Wollny.
Herrn Dr. **E. Dühring** gewidmet.
Preis: 1 *M.* 20 *Pf.*

Bei **Gustav Hempel** in **Berlin** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung Deutschlands und des Auslandes zu beziehen:

Vierundfunfzig
zum Theil noch ungedruckte
Dramatische Entwürfe und Pläne Lessing's.
Herausgegeben von **R. Boxberger.**
520 Seiten stark. Preis 4 *M.*

Diese Entwürfe sind ein Separat-Abdruck aus der bei G. Hempel erscheinenden
neuen bedeutend vermehrten Ausgabe
von Lessing's Werken,
unter Benutzung der noch vorhandenen Handschriften Lessing's, sowie der authentischen älteren und ältesten Drucke mit erläuterndem Commentar herausgegeben von
Dr. Robert Boxberger,
Dr. Christian Gross,
Gymnasialdirector Prof. Dr. E. Grosse,
Gymnasialdirector Dr. Robert Pilger,
Schuldirector Dr. Christian Redlich,
Professor Dr. Alfred Schöne,
Professor Dr. Georg Zimmermann
und Anderen.

Humoristisches.
In meinem Verlage erschien soeben:
Guano-Lied.
Gedicht von Victor Scheffel,
für eine Bariton- oder Bassstimme (und Chor ad libitum) mit Pianoforte componirt von
Vinzenz Lachner.
Op. 56. Preis 1 *M.*
F. E. C Leuckart in **Leipzig.**

Italiana
aus d. Verlage v. **S. Hartung & Sohn** in **Leipzig:**

Castelar, E., Erinnerungen an Italien. Deutsch von J. Schanz. Autor. Ausgabe. Mit einer Vorrede des Verfassers. Preis 4 *M.*
Diese glänzenden Schilderungen des berühmten Spaniers wurden bereits in's Englische, Französische und Italienische übersetzt und haben sich in unserer trefflichen Uebertragung die Gunst des deutschen Publikums auf's schnellste gewonnen.

Lang, W., Transalpinische Studien. 2 Bde. Preis 6 *M.*
Als durch Form und Gehalt gleich ausgezeichnete Essays des berufenen Italienkenners und Redacteurs des „Schw. Merkur" seit langem anerkannt.

Italia. Herausgegeben v. Karl Hillebrand in Florenz. Band I, II. Preis f. den Band 8 *M.*
Mit Beiträgen von Bonghi (ital. Minister), de Gubernatis, Herm. Grimm, O. Hartwig, Paul Heyse, H. Homberger, W. Kaden, W. Lang, A. v. Reumont u. A.
Band III erscheint im Herbst d. J.

Deutsche Warte für Gesundheitspflege
Eisenach.
Auf vielfache Anfragen in Betreff **unseres neuen Mehles:**
„Kraft und Stoff"
machen wir hiermit bekannt, daß für dauernde **gewissenhafte** Zusammenstellung der Name des Herrn **Stadt-Apothekers C. Kanoldt** in **Gotha** bürgt, dem die Zubereitung obliegt. In diesem **Hülsenfrüchte-Mehle** in Verbindung mit Weizen sind die stickstofffreien und stickstoffhaltigen Bestandtheile **nach dem Procentverhältnisse im Blute sorgfältig gemischt;** so führt es dem Körper die zum Gedeihen nothwendigen Eiweißstoffe zu, wie sie wenige Nahrungsmittel aufweisen. Der **hohe Nährwerth der Hülsenfrüchte-Mehle** ist neuerdings von einer wissenschaftlichen Autorität in der „Gartenlaube" in eingehender Weise dargelegt worden. — Von dem unangenehmen Beigeschmack der rohen Hülsenfrüchte vollständig befreit, **zubereitet in ¼ Stunde,** läßt **Kraft und Stoff** in **Schmackhaftigkeit** und **Verdaulichkeit** nichts zu wünschen übrig, sodaß wir es wegen seines **hohen Nährwerthes** nicht nur jedem Gesunden, sondern auch **dem Genesenden, den Bleichsüchtigen und allen Kindern vom ersten Alter an** warm empfehlen können. Gerade in letzter Hinsicht dürfen wir uns auf das Zeugniß des Herrn **Medicinalrath Dr. Carl Hassenstein** in **Gotha** und auf die Anerkennung des Herrn **Sanitätsrath Dr. Bruch** in **Cöln** berufen. — Den Preis haben wir so billig als nur möglich gestellt **(1 *M.* 30 *Pf.* für 1 Pfund = 36 Portionen),** um dieses ausgezeichnete Präparat als ein **Volks-Nahrungsmittel** verdienter Maßen zu verbreiten, **gegenüber der 4 mal so theuern und lange nicht so sorgfältig zubereiteten Revalenta arabica.**
Wir sind bereit, zu seiner Kenntnißnahme gegen Einsendung von 1 *M.* 50 *Pf.* ein Pfund-Packet **an Jedermann franco** zu übersenden. Ausführliche Prospecte, enthaltend die leichte und mannigfache Zubereitungsweise, geben wir gratis aus. — **Verkaufsstellen unserer diätetischen Nahrungsmittel** werden in allen größern Städten errichtet.
Die erste Nummer der **„Mittheilungen der Deutschen Warte für Gesundheitspflege"** gibt ausführlichen Bericht über unsere weitern Unternehmungen; dieselbe steht gratis und franco zu Diensten.
Deutsche Warte für Gesundheitspflege zu Eisenach.

Im Verlage von **H. Hartung & Sohn** in **Leipzig** erschien soeben:
Morier, R. B. D., Engl. Geschäftsträger in München. „Selbstregierung." Die deutsche Gemeindeverwaltung auf Grundlage der preussischen Kreis-Ordnung im Vergleich zum englischen Selfgovernment. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. F. von Holtzendorff.
Zweite vermehrte und berichtigte Ausgabe. Preis 2 *M.*
Die vor einigen Monaten erschienene 1. Auflage dieser Schrift wurde von der „Nordd. Allg. Zeitung" 1875 No. 273 an erster Stelle auf's wärmste begrüsst und mit grösster Anerkennung besprochen.

Im Verlage von **Aug. Schindler, Berlin** N.W. (Alexandrinenstr. 27) erschien soeben:
Der
Humor im Reichstage.
Heft I. Preis 60 Pf.
In diesem Humor liegt ein geistiger Schatz, der wohl werth ist, dass er gehoben und dem Volke zugänglich gemacht werde. Mögen bei den Lesern die Lachmuskeln so gereizt werden, wie seiner Zeit bei den Hörern.
Gegen Einsendung des Betrages Franco-Zusendung unter Kreuzband. (H. 11049)

Verlag von **Theodor Stürmer** in **Stuttgart.**
Tägliche Uebungen für die
Violine
von **Edm. Singer.**
Preis 3 *M.* netto.
Die berufene Feder eines Fachmannes schreibt hierüber: „Es ist uns kein Werk bekannt, das in so vorzüglicher Weise die Ausbildung der linken Hand fördert, und zugleich sich dem Anfänger, wie dem fertigem Spieler als nützlich erweist."

Im Verlage von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:
Felix Dahn,
Ein Kampf um Rom.
Historischer
Roman aus der Zeit der Völkerwanderung.
Band 2. Preis 5 *M.* Band 3 ist unter der Presse.
Selten hat wohl ein Roman so großes Aufsehen erregt, und in allen Kreisen so vollen Beifall gefunden als dieser. In vollendeter Form gewährt er ein ebenso ansprechendes als vollständiges und treues Bild jener hochinteressanten Zeit der Berührung des Germanenthums mit dem sinkenden Römerreich; zeichnet in scharfen Umrissen die Charaktere der Männer und Frauen, die in ihr die bedeutendsten Rollen spielten, und giebt in poesievoller farbenprächtiger Weise eine Darstellung der germanischen Alterthümer und des Culturlebens der römisch-byzantinischen Zeit. So gewährt er neben spannender Unterhaltung einen reichen Bildungsstoff.
In Zeit von wenig Wochen wurde bereits eine zweite Auflage des ersten Bandes nöthig.

Bei **Moritz Diesterweg** in **Frankfurt a. M.** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Studien über Italien.
Rom und Neapel
von
Dr. **W. Hoffmann.**
In elegantester Ausstattung. 6 *M.*
Das vorstehende Buch umfaßt die Geschichte und das Wesen der in Rom und Neapel vertretenen **Kunst,** erstreckt sich auf die Characterisirung der **Institutionen des Landes** unter Beleuchtung der **kirchenpolitischen Fragen,** der Stellung der Regierung zum Vatikan und widmet sich der Beschreibung der **gesellschaftlichen,** sowie **wirthschaftlichen Zustände Italiens** in elegantem Styl und gewandter Darstellung.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.
Für die Redaction verantwortlich: **Georg Hiltke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**
Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 33.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 15. April 1876. Band IX.

AP
30
.G295
v. 9
no. 16

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf

Inhalt: Disraelis Kaisergründung. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Ei du Lütte. Von Klaus Groth. — Das Häßliche und das Lächerliche. Von M. Carriere. — Die Furcht vor der selbstständigen Entwicklung des Theaters. Von R. Elcho. — Bismarck-Literatur. Von Karl Braun. — Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der Deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz. Von Daniel Sanders. — Kunsthistorische Revue. I. Ein Ehrendenkmal Dürers. Von Adolf Rosenberg. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Disraelis Kaisergründung.

Von Karl Blind.

I.

Um die Iden des März hat sich in England ein gewaltiger Sturm erhoben. Selbst in den loyalsten Bevölkerungsschichten, ja vorzugsweise innerhalb derselben, entstand plötzlich ein Aufruhr der Unzufriedenheit mit dem von Disraeli vorgeschlagenen Kaisertitel. Sogar Erztories blickten finster drein. Whigs warfen drohend den Mantel des Widerstandes um die Schultern. Gemäßigte Liberale waffneten sich zum Kampf gegen das neue Cäsarenthum. Demokraten ihrerseits zuckten verächtlich die Achseln. „Nun wohl," hörte man Manchen sagen, „wenn Herr Disraeli darauf erpicht ist, an den alten Wurzeln des Königthums herumzugraben, so mag er es auf seine Gefahr hin thun. Ein durch's Parlament neu aufgezimmerter Kaiserthron kann eines Tages auf dem gleichen Wege auch wieder in Stücke genommen werden!"

Als die Bill im Februar zuerst vorgelegt wurde, geschah es unter der Bezeichnung als „Royal Titles Bill" d. h. Königstitel-Bill. Viele glaubten damals, es handle sich nur darum, eine bisher mangelnde feste Benennung der englischen Herrschaft über Indien einzuführen, ohne deshalb an den Kaisertitel zu denken, der ja durch die Ueberschrift der Gesetzvorlage geradezu ausgeschlossen schien. Da der Premier jedoch seine beliebte Sphinxhaltung annahm, gingen rasch dunkle Vermuthungen um, er strebe nach einer Kaisermache. Sogar den Conservativsten behagte dies nicht. Die gewöhnlich bestunterrichteten derselben glaubten nicht einmal daran. Noch am 23. Februar schrieb der „Standard", das Hauptblatt der Tories, in seinem leitenden Aufsatze: — „Das englische Königthum auf die Fläche einer modernen Fürstenherrschaft herabdrücken; eine tausendjährige Bezeichnung für eine neuartige austauschen zu wollen, das wäre eine Thorheit, die zu begehen keinem englischen Throninhaber auch nur im Traume einfallen kann."

Wählte man den Kaisertitel — fuhr der „Standard" fort —, so würde derselbe ohne Zweifel zuerst dem Königstitel beigemischt werden und dann diesen ganz verdrängen. Erst kämen Anglo-Indier, dann großsprecherische Skribler, dann Lakaienseelen und Tröpfe (snobs and simpletons) überhaupt zu der mehr und mehr einreißenden Gewohnheit, von einer Königin-Kaiserin, nachher von einer Kaiserin-Königin, und schließlich bloß noch von einer Kaiserin zu reden. Einer Gefahr dieser Art dürfe man sich nicht leichtsinnig aussetzen. Hr. Disraeli aber sei gewiß der Letzte, der diese Gefahr außer Acht lasse. „Sobald ihm einmal klar wird, daß eine solche Verderbniß (corruption) des gewöhnlichen Titels der englischen Kronhoheit möglich ist, wird er gewiß vollkommen einsehen, daß sie um jeden Preis vermieden werden muß."

So der „Standard", das conservativste Blatt von ganz England!

Wohl hatte Disraeli gewußt, auf welchen Widerstand seine Bill stoßen würde, wenn er mit der Absicht der Kaisergründung herausrücke. Nach Gauklerart stellte er daher seine Vorlage über die „Königlichen Titel" gleich Zauberbechern auf den Tisch, ohne zu sagen, was darunter liegt. Gegen forschende Anfragen suchte er sich mit dem Majestätsrechte zu decken. Der Königin selbst, sagte er, müsse es frei vorbehalten bleiben, die ihr gutdünkende Würdebezeichnung anzunehmen. Unbesehen sollten die Landesvertreter den unbekannten Titel im Sacke kaufen. Als endlich kurz vor des Märzen Idus, in Folge heftigen Drängens, das große asiatische Geheimniß nicht länger gewahrt werden konnte, da brach der Sturm mit täglich steigender Heftigkeit los.

„Kaiser?" — hieß es nun allgemein — „wie kann man uns mit einem Kaiser kommen wollen? König ist ein gutes alt-sächsisches Wort, das auf ein ursprünglich frei gewähltes Haupt des Stammes hindeutet. „„Emperor"" aber hat einen fatalen soldatischen Beigeschmack, und ist uns aus dem Tacitus, wie auch sonst aus der Geschichte, anrüchig geworden. Kaiser waren jene Scheusale zu Rom, deren Gleichen die Welt noch kaum je gesehen. Kaiser war in neuester Zeit Soulouque; Kaiser, Iturbide; Kaiser, Maximilian von Habsburg; Kaiser, Napoleon III. Absit omen. Warum sollten wir ein Kaiserthum gründen?"

II.

Die erste Rede, die Herr Disraeli zur Befürwortung des Kaisertitels hielt, war auffallend schwach. Seine sachlichen Angaben entbehrten alles Haltes. Seine geschichtlichen Nachweise oder vielmehr an den Haaren herbeigezogenen Erläuterungen, waren fast durchweg falsch. Mit der wichtigsten Geberde von der Welt behauptete er, die Völker und Fürsten Indiens hätten den Kaisertitel verlangt. Als man ihn um die Belege anging, zog er sich wieder in eleusinische Mysterien zurück. Jedermann lachte. Man wußte wohl, daß die große Masse der noch halb unabhängigen Fürsten Indiens nicht begierig ist, die europäische Fremdherrschaft unter noch höherem Titel anzuerkennen; daß ihr Geist der Aufsässigkeit, mit dem nicht zu spaßen ist, vielmehr eher durch eine Kaisermacht noch

Digitized by Google

geschürt werden würde. Was die Völker Indiens betrifft, so werden sie bekanntlich nie um ihre Meinung befragt. England beherrscht sie nach seinem Belieben. Eine Vertretung der indischen Völker gibt es nicht.

Nicht besser waren Disraeli's Ausflüge in die Geschichte. Wahrscheinlich um zu zeigen, daß man sich ganz gut aus freier Faust selbst zum Kaiser machen kann, sprach er des Längeren und Breiteren über die Gründung des Kaiserthums in Rußland durch Peter I. Nach seiner jüngsten Rede muß man annehmen, daß er noch den weiteren Zweck dabei hatte, seine eigene Bill als einen, freilich um 155 Jahre zu spät gekommenen Triumph gegen das moskowitische Kaiserthum erscheinen zu lassen. Der Ausführung über Peter's Annahme des Kaisertitels ließ er den Nachweis folgen, schon Spenser habe die Königin Elisabeth von England in einem Gedichte als „Kaiserin" bezeichnet. Wahrscheinlich, meinte er, sei dies auf den Rath von Sir Philipp Sidney und Sir Walter Raleigh geschehen. Möglicherweise habe sogar die Königin Elisabeth selbst an dem Probebogen der ihr übersandten Widmung die Besserungsfeile angelegt. Sei es doch, bei ihrem bekannten literarischen Geschmack, ihr Stolz gewesen, die Verse der besten Dichter zu verbessern. Also Kaiserthum mittelst Druckbogencorrectur!

Mit diesen wunderbaren Ausführungen war des Premiers Geschichtskenntniß zu Ende. Man traut seinen Augen kaum gegenüber solcher amtlichen Oberflächlichkeit. Ein Minister braucht zwar gewiß nicht in jedem Wissenszweig, den er berührt, einen schweren Schulsack mitzuschleppen. Aber wenn er doch einmal einen Vortrag über Geschichte zum Nutzen kindlicher Parlamentier geben will, so muß er's anders anfangen, als es der Schriftsteller Disraeli gethan, der der Königin Elisabeth sicherlich an literarischem Geschmack nicht nachstehen will.

Jedenfalls hat der Ministerialgelehrte, an den sich der Minister wandte, um eine kleine „Denkschrift über Peter I. und Elisabeth" zu erlangen, seinem Auftrag sehr wenig Ehre gemacht. Die Wissenschaft desselben war offenbar aus dem ersten besten oder schlechten Conversationslexikon gesogen. Es ist nicht richtig, daß Czar Peter zum ersten Male den Kaisertitel in Rußland führte. Er nahm ihn nur wieder auf; schon vor ihm hatten ehrgeizige moskowitische Barbarenfürsten dieselbe Bezeichnung beansprucht und geführt. In einem früheren Jahrgang der „Gegenwart" (10. August, 1872) habe ich einen der Beweise dafür aus dem Buche des Hauptmanns Margaret mitgetheilt, das 1607 zu Paris erschien — 114 Jahre vor der Bezeichnung Peters I. als eines Russenkaisers. (Estat de l'Empire de Russie, et Grande Duché de Moscovie, avec ce qui s'y est passé de plus memorable et tragique, pendant le regne de quatre Empereurs: à sçavoir depuis l'an 1590, iusques en l'an 1606, en Septembre. Par le Capitaine Margeret.)

Bei Margeret konnte Disraeli nachlesen, daß die Königin Elisabeth selbst, wie auch der ihr nachfolgende Jacob I., den Russenfürsten als Kaiser anerkannte.*) Und wenn er von diesem alten französischen Schriftsteller nie gehört hatte: wie kam es, daß er, oder der Herr, der ihm den Stoff für den geschichtlichen Theil seiner Rede lieferte, nichts von den zahlreichen englischen Quellen über den älteren russischen Kaisertitel wußte? Hat er nie von Hakluyts wichtigem Buche gehört, in welchem die hauptsächlichsten Seefahrten, Handelsunternehmungen und Entdeckungsreisen des englischen Volkes verzeichnet stehen?**) Weiß er nichts von den zahlreichen Urkunden der Russischen Handelsgesellschaft zu London?

*) L'Empereur des Romains luy donne le tiltre d'Empereur, comme faisoit la feuë Royne Elisabéth, et fait aussi le semblable le Roy de la grande Bretagne.

**) Principal Navigations, Voiages, Traffiques and Discoveries of the English Nation, made by sea and over-land, to the remotest and farthest distant quarters of the Earth. By Richard Hakluyt, Master of Artes, and sometime Student of Christ Church in Oxford. London 1598.

Dort könnte er bei Richard Chancellor, bei Sir Hugh Willoughby, bei Anton Jenkinson, John Hasse und Anderen die moskowitischen Fürsten schon vor Margerets Zeiten sowohl als Großfürsten von Moskowien, wie als Kaiser von Rußland aufgeführt sehen. Schon unter Maria, der Vorgängerin von Elisabeth, selbst unter Eduard VI., finden sich englische Königsbriefe an den Kaiser von Rußland (Emperour of Russia). „Kaiser oder Großfürsten" werden sie manchmal, mit etwas unceremoniöser Mischung der Titel, in den Berichten nach London genannt. Der russische Kaisertitel erscheint ebenso in den Satzungen der Handelsgesellschaft aus dem Jahre 1555. Wenn Gesandte des Czaren nach London kommen, werden sie als Gesandte des Kaisers von Rußland bezeichnet.*) Den Kaisertitel erkannte Elisabeth übrigens auch bei dem Perserfürsten an.**)

Aber so zahlreich auch um jene Zeit die Beweise vorliegen, daß England den Kaisertitel an Rußland anerkannte, nirgends finden wir um dieselbe Zeit den Kaisertitel von englischer Seite angenommen. Spenser, von Elisabeth besoldet, machte ihr eine Dichterschmeichelei. Sie selbst bediente sich des Kaisertitels nicht einmal in ihren Beziehungen zu Rußland. König Sigismund von Polen beklagt sich in einem Briefe an Elisabeth, daß sie in so nahen Beziehungen stehe zu dem „Moskowiter, der nicht allein der zeitweilige Feind unseres Königreichs, sondern auch der Erbfeind aller freien Völker ist". In allen diesen Verhandlungen ist und bleibt Elisabeth Königin. Nie nennt sie sich Kaiserin.

Auffallender Weise hat in England Niemand, als der Verfasser dieser Abhandlung, Herrn Disraeli seinen, aus englischen Quellen nachweisbaren Irrthum über den ersten Anfang des russischen Kaiserthums nachgewiesen. Zur Uebergenüge hat man ihm dagegen gezeigt, daß er Spensers Phantasien nicht hätte anzuführen brauchen, um zu beweisen, daß der Kaisertitel in England schon in älterer Zeit ab und zu in Uebung war. Bereits im zehnten Jahrhunderte nannten sich die Könige der Engländer „Kaiser von Britannien", um gegenüber britischen, schottischen und dänischen Fürsten ihre Oberhoheit festzustellen. Imperator, Basileus, Casere (Kaiser) waren abwechselnd die Bezeichnungen der Sachsenkönige. Auch später, bis zu Heinrich VIII., kömmt der Name gelegentlich vor.

Disraeli dagegen wußte nur ein Schmeichelgedicht aus dem sechszehnten Jahrhunderte anzuführen. Um seine Aufstellung zu verstärken, bezog er sich nachträglich auf den Brief eines Mädchens „mit einem sehr schönen Namen", das ihm aus der Schule geschrieben und mitgetheilt habe: in einem der Bücher, aus dem es lerne, sei Ihre Majestät längst als Kaiserin anerkannt! Auch einen Kalender führte der Premier als Beweis an. Als dies Alles nicht verfing, erklärte er: mit dem Kaisertitel werde man das gegen Indien heranrückende Rußland schrecken.

Also die reine chinesische Papierdrachen-Politik! Noch nie war im englischen Parlament mit so merkwürdiger Unwissenheit gesprochen, noch selten von einem verantwortlichen Staatsmanne so zwecklos und lächerlich geprahlt worden.

*) A Discourse of the honourable receiving into England of the first Ambassadors from the Emperor of Russia. 1556.

**) The Queenes Maiesties Letters to the Great Sophy of Persia. 1561.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Ei du Lütte.

Bonnie wee thing,
Cannie wee thing . . .
Burns.

I.

Ei, du Lütte, Söte, Witte,*)
Ei, du Lütte, weerst du min!
Wull di hegen, wull di plegen,
Schust min Schatz, min Demant sin!

Och, ik kik di daer de Ogen
Bet int stille Hart hinin:
Ob't ni sin kunn, Lütte, Witte,
Ob't ni sin kunn, du weerst min!

All wat schön is, all wat smuck is,
Och, ik seeg dat all darin!
Funn ik blot darin, du Lütte,
Ok dat Beste: du weerst min!

Ei, du Lütte, Söte, Witte,
Ei, du Lütte, weerst du min!
Wull di plegen, wull di hegen,
Schust min Schatz, min Demant sin!

II.

Och, dat weern de blauen Ogen,
De mi dropen, deep un klar,
Ja, dat weern de blauen Ogen,
Nich de Backen, nich dat Haar.

Nich de Lippen roth un ründlich,
Nich dat Lachen drum un dran,
Nich dat Wesen klok un kindlich:
Ne, de Ogen de'n mi't an.

Baben ut den blauen Heben
Lücht dat so mitünner dal,
As vunn Heben keem mi't eben,
Ut din Ogen keem de Strahl!

III.

Ei, du Lütte, Söte, Witte —
Buten huf't de Wintersmann.
Op de soren**) Twiegen sitt he,
Vun de Böm un Büscher smitt he,
Wat vun Snee he faten kann.

Kloppt an unse blanken Schieben —
Och, Herr Winter, lat dat sin!
Lat dat Drieben, lat dat blieben,
Schick uns bald in unse Schieben,
Schick uns bald de Vörjahrssünn!

Eenmal much ik't noch beleben,
Dat de Summer wedder grön,
Un wi Beiden sehn na'n Heben,
Un wi sunn em blid,***) un eben
As vör Jahren noch so schön!

*) Witt weiß, als Kosewort: lieb, z. B. Min witte Diern, mein liebes Mädchen.
**) Soor verdorrt.
***) Blid freundlich.

Kiel, Febr.

Klaus Groth.

Das Häßliche und das Lächerliche.

Von M. Carriere.

1.

Es war ein Verdienst Weißes, daß er eine Mahnung Friedrich Schlegels erfüllte und die Charakteristik des Häßlichen in die Aesthetik einführte, denn da gehörte es hin, wie die Untersuchung über das Wesen oder Unwesen des Bösen in der Ethik ihre Stelle hat; aber es war ein Fehler von Weiße, daß er das Häßliche nun nicht als den Gegensatz des Schönen, sondern als Erscheinungsform des Schönen, oder als ein Element und Moment im Entwicklungsproceß der Idee desselben nahm. So sagte er: „Das unmittelbare Dasein des Schönen ist die Häßlichkeit", — als ob das unmittelbare Dasein des Guten, nicht die Unschuld, sondern die Bosheit wäre; dann hieß das Häßliche schon besser die auf den Kopf gestellte Schönheit. Ruge und Rosenkranz setzten das Häßliche in die Mitte zwischen das Erhabene und Komische und ließen eins in's andere umschlagen nach der dialektischen Schablone Hegels, während doch nicht die Tugend in das Laster umschlägt, wenn ein Mensch sündigt, vielmehr die Tugend immer Tugend bleibt.

Ich erklärte mich in meiner Aesthetik gegen diese Aufnahme des Häßlichen in das Schöne, forderte, daß man es als dessen Gegensatz auffasse, der darum möglich sein müsse, weil das Schöne wie das Gute immer ein Freies oder eine Gestaltung selbstkräftiger Lebenstriebe ist, und diesen ihrem Begriffe nach die Möglichkeit des Andersseins und Anderswollens offen steht, die sich als Verkümmerung und Verkrüppelung oder als geiler Auswuchs und Ueberwucherung in Mißbildungen kundgibt. Ist das Schöne Harmonie, so ist das Häßliche Disharmonie, Zerstörung, Zerreißung des Einklangs und höhnischer Widerspruch gegen denselben. Aber wie das Böse durch den guten Willen, so kann das Häßliche durch die Kunst überwunden werden, wenn sie es nicht als das Rechte und Berechtigte, sondern als das Nichtseinsollende darstellt, indem es im ernsten Kampf besiegt und zerstört, oder indem es lächerlich gemacht wird, auch indem es als Contrast des Edlen und Anmuthigen dies wider Willen hervorheben muß. Weiße erhob sich über die falsche Dialektik, aber sie spukt immer noch in den Köpfen Anderer. Selbst Lotze hält nicht etwa den Unterschied, der sich in der Einheit aufhebt, sondern den Widerspruch oder das Häßliche für ein dem Schönen nothwendiges Moment, und Schasler nennt es das Salz des Kunstschönen, indem er meint, daß ohne das Häßliche das Ideal abstract bleibe. Dann würde wohl das Ideal erst durch die Fratzenhaftigkeit lebendig. Wie ungesalzen müßten uns dann die Melische Venus und die Sophokleische Antigone, Michel-Angelos Eva oder Delphische Sibylle, Raphaels Sistina oder Disputa, die lieblichsten Melodien Mozarts und die herrlichsten Lieder Goethes vorkommen, in denen doch gar nichts Häßliches ist! Ungesalzen sind sie doch nur im Sinne des Naturursprünglichen, wie die frische Butter, der frische Fisch im Unterschied vom gesalzenen, aber nicht im Sinne fader Geschmacklosigkeit.

Siebeck betrachtet mit mir das Häßliche als den conträren Gegensatz des Schönen; gleich diesem ist es ein Ergebniß nicht der empirischen, sondern der ästhetischen Auffassung der Dinge, und er knüpft es an die Apperception unter dem Bilde der Persönlichkeit; wo es uns mißlingt, etwas unter dasselbe einzuordnen, da mißfällt es uns; wo das Schöne uns anzieht, stößt uns das Häßliche zurück, und zwar lediglich seines Aussehens wegen; der Anblick des Schönen bewirkt Harmonie in der Anschauung, der wir uns hingeben; der des Häßlichen Disharmonie und weiter Zerrissenheit unsres Gemüthes. Das Häßliche ist das Widerspiel des Schönen, es bringt uns Merkmale entgegen, welche uns veranlassen, es nach Analogie des Eindrucks der erscheinenden Persönlichkeit zu appercipiren, aber diese Apperception wird sofort von entgegengesetzten Merkmalen gestört, durchkreuzt, gebrochen; es ist also nicht bloß Abwesenheit der Schönheitsform, sondern ein beständiges Ansetzen zum Hervor-

Digitized by Google

bringen derselben unmittelbar verbunden mit einem beständigen Vernichten.

Mit dieser trefflichen Erörterung scheint Konrad Hermann übereinzustimmen, wenn er („Die Aesthetik in ihrer Geschichte und als wissenschaftliches System") als das Merkmal des Häßlichen, des uns Mißfallenden, einen innern Widerspruch oder eine Disharmonie seiner Beschaffenheiten angibt. Allein Hermann verirrt sich sofort, wenn er hinzufügt, daß gerade die wirksamsten und kraftvollsten Arten des Schönen an der Grenze des Häßlichen sich bewegen, und daß dasselbe für die Wirklichkeit des Schönen gerade ebenso nothwendig und unentbehrlich sei, als das Schlechte oder Böse für diejenige des Guten. „Gerade eben so," das heißt ebensowenig! Kann denn Niemand ohne zugleich zu freveln eine edle That thun? Findet sich wirklich die Ehre nur auf der Galeere, die Liebe nur im Bordell? Muß man denn schlecht sein, um Menschenwohl zu fördern? Ein Lump sein, um ein Held zu werden? Nicht die Wirklichkeit, sondern die Möglichkeit des Bösen ist nothwendig für die Verwirklichung des Guten. Wir preisen aber den, welcher der Lockung widersteht, und freuen uns jeder Erscheinung, deren Lebenstriebe sich nicht zur Mißgestalt verirren, und diese Normalgestalten sind schön, in ihnen erfüllt die freie Kraft das Gesetz der Bildung auf eigenthümliche Weise. Sie sind das Wahre, Rechte, Befriedigende; das wollen wir verewigt haben, und da tritt die Kunst ein, um diese unsere Sehnsucht zu befriedigen. „Das Häßliche ist gleichsam bloß ein Schattenelement im Lichtgemälde des Schönen." Da fällt mir ein hübscher Vers ein:

Häßlichkeit entstellet immer
Selbst das schönste Frauenzimmer.

„Wir nennen die Kunst ein specifisch Schönes eben darum, weil uns ihr bestimmte an sich vorhandene Widersprüche oder etwas bestimmtes specifisch Häßliches in seiner höheren Aufhebung oder Auflösung entgegengeführt wird. Die Aufgabe des Künstlers ist zuerst die, einen bestimmten Widerspruch oder eine Dissonanz zu entdecken und diese sodann in einer höheren Einheit zu versöhnen. Das Häßliche bildet insofern selbst einen integrirenden Bestandtheil des wahrhaften und wirklichen Schönen." Die Lüge ist demnach ein Bestandtheil der Wahrheit, das Laster der Tugend! Mein seliger Freund Schwind spottete einmal: Errichten wir eine Akademie der häßlichen Künste! Da muß man also die Jugend verleiten, auf Dissonanzen Jagd zu machen. Sind denn der Parthenon und das Pantheon, der Dom zu Rheims, die Marcusbibliothek zu Venedig, der Palast Riccardi zu Florenz keine Kunstwerke, kein specifisch Schönes? Wo steckt denn bei ihnen das Häßliche? Wo in Goethes Iphigenie, in Tizians Meisterwerken, in Händels Messias, in Beethovens Cmollsymphonie, im Zeus des Phidias oder in der Juno Ludovisi, in Schillers Ideal und Leben oder Glück? Nie ist das Häßliche als solches ein integrirender Bestandtheil des Schönen, aber es kann die Schönheit Cordelias um so einleuchtender werden, wenn ihr die Häßlichkeit Generils zur Folie dient, es kann der Ausdruck freudiger Glaubenszuversicht im Angesicht des Krüppels auf einem Teppich Rafaels um so ergreifender wirken, und wenn Richard III. oder Franz Moor nicht das Feld behaupten, sondern in's Gericht geführt werden, dem Selbstgericht des Gewissens erliegen, wenn also das Seinsollende, die sittliche Weltordnung über sie triumphirt und durch den Untergang der Frevler verherrlicht wird, dann wird das Böse wie das Häßliche überwunden, dann wird es zum Mittel des Schönen gemacht.

2.

Jüngst hat ein Arzt, Ernst Hecker zu Görlitz, uns einen interessanten Beitrag zur Aesthetik geliefert. Er geht davon aus, daß man ebenso beim Komischen als in Folge des Kitzels lacht. Er untersucht das Lachen beim Kitzel, und findet, daß es hier weit entfernt, etwas Zufälliges oder angewöhnt Willkürliches zu sein, vielmehr auf einer weisen Vorsorge der Natur beruht, als Reflexbewegung eine bestimmte materielle Aufgabe erfüllt. Hautreize bewirken eine Verengerung der Blutgefäße und dadurch eine Beschleunigung des Blutumlaufs. Das hängt ebenso wie die Vergrößerung der Pupille vom nervus sympathicus ab. Werden nun besonders die kleinen Arterien der weichen Hirnhaut verengert, so droht aus der plötzlichen Verminderung des Blutdrucks Gefahr für das Gehirn. Es sollen zur Zeit der Inquisition Leute zu Tode gekitzelt worden sein. (Simplex Simplicissimus erzählt uns, daß seine Eltern am Lachen gestorben seien, als die bösen Soldaten des dreißigjährigen Kriegs sie festgebunden, ihnen die Fußsohlen mit Salzlösung bestrichen und Ziegen daran lecken gelassen.) Nun wirkt aber eine mehrfache Modification des Athmens solcher Gefahr des Wechsels im Blutdruck entgegen. Das Einathmen beschleunigt das Blut in den Venen nach dem Herzen hin; das Ausathmen erschwert den Abfluß des Venenbluts und fördert die Circulation in den Arterien. Das Lachen verschließt die Stimmritze, steigert den Exspirationsdruck, und hemmt dadurch den Rückfluß des Bluts nach dem rechten Herzen; die Venen werden überfüllt. Gerade dadurch wirkt das Lachen der Verminderung des Blutdrucks im Gehirn durch den Kitzel entgegen, indem es mit seinen forcirten Athmungsbewegungen den Blutdruck steigert. Wie der Kitzel, so ist auch hier die Athmungsbewegung eine stoßweis wiederholte rhythmisch intermittirende. Der nervus sympathicus wird intermittirend gereizt, die Gehirngefäße werden in raschem Wechsel zusammengezogen und erweitert, und so haben wir Hemmung und Befreiung, Spannung und Lösung, und gleicher Weise liegt auch im Komischen immer etwas, das uns unangenehm berührt, und worauf doch ein Angenehmes folgt, Widerspruch mißfällt, Uebereinstimmung gefällt. Das Lächerliche verlangt einen Kampf beider Gefühle; sie müssen mit einiger Plötzlichkeit aufeinanderstoßen, und da bei der Enge unseres Bewußtseins immer nur Eine Vorstellung als solche in ihm gegenwärtig ist, so müssen sie rasch mit einander wechseln. Wie zwei verschieden gefärbte Lichtstrahlen, welche denselben Punkt unserer Netzhaut treffen, die Empfindung des Glanzes erregen, so haben wir einen Wechsel von Eindrücken, der zu einer Empfindung verschmilzt. Das Komische als eine rhythmisch unterbrochene, aus Unangenehmem zum Angenehmem entbundene Gefühlsbewegung stimmt mit dem Kitzel überein; wir haben Verengung und Erweiterung der Blutgefäße, wir haben eine wiederholte freudige Ueberraschung, die durch ein entgegengesetztes unangenehmes Gefühl veranlaßt ward; es ist dieselbe Reizung des Sympathicus, und beidemal antwortet das Lachen auf unwillkürlich zweckmäßige Weise.

Die Ueberwindung des Häßlichen führt uns zu der Einsicht, daß wir neben dem einfach Schönen, dieser vollbrachten Lösung der Gegensätze, dieser verwirklichten Harmonie, dieser angeschauten Einheit im Unterschiede, auch ein andres haben, in welchem Gegensätze, Widersprüche als solche hervortreten und das Wohlgefallen vernichten würden, wenn sie nicht sich selber zerstörten und dadurch den Einklang und die Befriedigung herstellten, also ein werdendes Schönes in seinem Entwicklungsproceß, den aus dem ausgebrochenen Kampf der Gegensätze hervorwachsenden Frieden, die durch Schmerz vermittelte Lust. Wir werden in Spannung, Aufregung, ja in unangenehme Empfindungen, in Leidgefühle versetzt, aber wir nehmen sie gern in den Kauf, wenn der Preis die gesteigerte Lebensfreude des errungenen Siegs, des aus der Verwicklung und dem Conflict entbundenen Zusammenklangs ist. Dies werdende Schöne haben wir im Tragischen, Komischen, Humoristischen; das ist die Stellung, die ich diesen Formen in meiner Aesthetik gegeben habe. Ich fragte mich: Wie kann uns doch der Widerspruch, die Verkehrtheit, die Thorheit, selbst die Schlechtigkeit ergötzen, statt daß sie unsern Verstand beunruhigen, ja quälen, unser Mitleid oder unsre Entrüstung und moralische Verwerfung hervorrufen, wie das doch gewöhnlich der Fall ist; wie kann uns erheitern, was sonst uns ärgert oder betrübt? Ich antwortete: Dann, wenn sich das Alles sich selber vor unsern Augen auflöst, wenn der Unverstand gerade dadurch, daß er sich für klug ausgibt, sich in seiner Thorheit enthüllt, wenn das Verkehrte sich verkehrt, das Schlechte sich zerstört, und so der Druck alsbald von uns genommen wird, so daß

Digitized by Google

wir erleichtert aufathmen. In allem Lächerlichen ist immer etwas, das uns verblüfft, chokirt, stutzig macht, etwas Seltsames, Widersprechendes, das, wenn es bestünde, uns keineswegs ergötzen würde; wenn aber das Zweckwidrige nun sich aufhebt, der Widerspruch sich zerbricht und dadurch die Wirklichkeit und Wahrheit des Zweckmäßigen, Harmonischen erweist, dann freuen wir uns dieser Wirklichkeit und unseres Bestehens in ihr. Straßenraub, Lüge, Ehebruchsgelüste sind an sich nicht komisch, sondern unsittlich; wenn wir aber sehen, wie der Prinz Heinz von vornherein entschlossen ist, dem Falstaff die Beute wieder abzujagen und den Kaufleuten zurückzuerstatten, wie Falstaff sich im Gewebe seiner Lügen verstrickt, wie die lustigen Weiber statt ihm zu Willen zu sein, ihn mit alter Wäsche in einen Korb packen und in die Themse werfen, wenn so das Häßliche unschädlich gemacht wird, dann lachen wir. Wenn Köstlin das Komische eine Entstellung oder ein Vergehen von nicht trauriger Art nennt, so ist eine Scharte in einem Messer oder die Bornirtheit doch nicht lächerlich; die letztere wird es, wenn sie sich klug stellt und dadurch bloßstellt. Wenn die fromme Einfalt falsche Reliquien verehrt, so ist das nicht komisch. Aber ein Naturforscher bemerkt vor den Köpfen der heiligen drei Könige im Dom zu Köln leise zu seinem Nachbar: Aber es sind ja Kindsköpfe. Ein Eiferer hört das und fährt ihn an: Nun dann sind's eben die Köpfe der heiligen drei Könige, wie sie noch Kinder waren! Jetzt ist das Lächerliche da.

Ruge nannte das Komische einen Geistesblitz der Besinnung, Erheiterung im getrübten Bewußtsein. Zeising in seinen vortrefflichen ästhetischen Forschungen spricht von einem Mischgefühl von Verwunderung und Behagen, das sich naturgemäß einstellt, wenn wir einen gegen uns anrückenden Feind plötzlich sich selbst aufreiben sehn, und vergleicht die Selbstzerstörung im Gegenstand, der uns chokiren oder imponiren wollte, jenen beiden sich selbst auffressenden Löwen, die nichts übrig lassen als die Schwänze. Er verweist auf den subjectiven Vorgang des Lachens. Wir öffnen den Mund wie vor Staunen, zeigen aber auch etwas die Zähne wie zur Abwehr, ziehn uns zurück und halten den Athem an, aber das Alles nur für einen Augenblick der Spannung; durch die angeschaute Auflösung des Widerspruchs folgt auch zugleich die Erlösung für uns, in der Erschütterung des Zwerchfells schütteln wir den Druck ab, der auf uns lasten wollte, und in dem raschbeschleunigten Athmen sprudelt die Lebenskraft und Lebenslust der unnöthiger Weise beengten Brust um so freier hervor.

Ohne Zeisings oder meiner zu gedenken, sagt Siebeck vom Komischen ganz richtig: daß die Harmonie hier nicht in der bleibenden Erscheinung gegeben ist, sondern daß die Erscheinung, welche den komischen Contrast darstellt, selbst erst zergehen, sich aufgeben muß, um dem Betrachter das Gefühl der Harmonie zurückzugeben. Vorher sieht Siebeck das Komische darin, daß das Große und das Kleine ihr Verhältniß illusorisch als das Umgekehrte erscheinen lassen. Wenn das Kleine dem Großen sich einordnet und unterwirft, entsteht Ordnung und Wohlgefallen; wenn das Kleine sich verselbständigt und der Ordnung widerstrebt, entsteht Unordnung und Mißfallen. Wenn ein stattlich einherschreitender Mensch über ein Steinchen stolpert und fällt, so soll das Kleine momentan als mächtig erscheinen; wenn der Mann wieder aufsteht, bleibt aber das Steinchen unbedeutend wie zuvor; ein Großes kam an ihm zu Fall, aber es kann doch auf die Dauer das Große nicht klein machen; trotz seines scheinbaren Erfolgs gilt es nach dem Schein der Größe erst recht für klein und der Mensch im Verhältniß zu ihm für erhaben. Aber wir erinnern uns doch daran, daß er gefallen war. So werden unsere Vorstellungen wie ein Gummiball hin und her geschnellt, und das beständige Umschlagen aus einer Illusion in die andere soll das Lachen sein. Ist da nicht dem Steinchen gar zu viel Raum gewährt? Denken wir an das Steinchen, oder ist es vielmehr die Gravität, das übermäßige Selbstgefühl des stolz Einherschreitenden, das es für zu gering hielt auf den Weg zu achten, das uns imponiren wollte, und nun plötzlich seiner Hinfälligkeit inne werden muß, was uns ergötzt? Wir werfen unsere Vorstellungen gar nicht hin und her zwischen dem Mann und dem Steinchen, dem Steinchen und dem Mann, es genügt die eine Spannung und Lösung, der eine Choc und sein Zerstieben und die dadurch erregte freudige Ueberraschung, um den kräftigen Anstoß zu geben, der dann in mehreren Wellenschlägen fortwirkt.

Siebeck hat gleich wie Konrad Hermann sich verleiten lassen nach Jean Paul und Vischer das Erhabene und das Komische zusammenzustellen; der Gegensatz des Komischen ist das Tragische, der des Erhabenen das Niedliche, Zierliche, wo uns auch im Kleinen die gefällige Form anzieht, die das Endliche uns werthvoll macht. In beiden, im Erhabenen und Lächerlichen, soll uns nach Hermann ein ungelöster schroffer und schneidender Contrast oder Widerspruch zweier verschiedener Seiten entgegentreten, „und zwar bei dem Erhabenen ein solcher, welcher auf dem Verhältnisse oder der Vergleichung eines in seiner Ausdehnung Uebermäßigen und gleichsam schlechthin Großen, in dem Lächerlichen dagegen ein solcher, welcher auf demjenigen eines in demselben Sinne gleichsam Uebermäßigen oder schlechthin Kleinen zu den ganzen übrigen gewöhnlichen oder normalen Maßen der Dinge des Lebens beruht". Der Gedanke ist hier des Stils und Ausdrucks würdig. Was übermäßig groß erscheint, mag man erhaben nennen, aber das im Vergleich mit andern Große, in sich formal Harmonische ist kein ungelöster Contrast, und ebensowenig ist das im Vergleich mit andern besonders Kleine, eine Stecknadel neben einem Kirchthurm oder dem Menschen, lächerlich. Auch sind die Lächerlichkeiten bei Aristophanes und Rabelais ebenso wie Falstaff eher kolossal als klein. Das Erhabene müßte dann als Gegensatz des Lächerlichen wohl weinerlich sein. Allerdings hat Napoleon gesagt: Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas. Allein das gilt nicht vom wahrhaft Erhabenen; ich sehe den Schritt zum Lächerlichen nicht beim Montblanc und nicht beim Weltmeer oder Sternenhimmel, so wenig wie beim Tempel zu Pästum oder bei Beethovens Trauermarsch, bei Moses, Karl dem Großen oder dem ersten Napoleon selbst. Aber was sich erhaben stellt und es nicht ist, was den Schein der Erhabenheit vornimmt, das ist in Gefahr seine Rolle nicht durchführen zu können und dadurch dem, welchen es einen Augenblick imponirend verblüffte, nun komisch und belustigend zu werden. Wenn der Esel die Löwenhaut umthut und nun zum Ueberfluß auch durch Brüllen die Thiere erschrecken will, dabei aber sein Ya schreit, dann verräth er sich selbst und wird lächerlich gerade wie der Bürgermeister von Sardam, der, während er in die ihm gelegte Schlinge geht, selbstgefällig singt: Denn ich bin klug und weise und mich betrügt man nicht! Der ist recht lächerlich, welcher durch die Unzweckmäßigkeit der Mittel, die er ganz schlau gewählt zu haben meint, sich selber um den Erfolg betrügt, der also nicht bloß von Andern, sondern von sich selbst gefoppt wird. Das hätten die beiden Aesthetiker von J. L. Klein lernen können. Wohlgemuth, gut gelaunt, selbstgefällig tritt nach ihm der Held der Komödie auf, und diese Selbstgefälligkeit ist seine Hybris, sein Uebermuth und bringt jene Vorherbestimmung zu Lächerlichkeiten mit sich, welche der geniale Geschichtschreiber des Dramas das naturwüchsig Komische, das Komische vom Quell und Sprudel nennt. Der Genarrte läuft in's Netz zufolge seiner wunderlichen Eigenheit und seines Gelüstens auf's Gefopptwerden. Der Esel, dem's zu wohl ist, geht auf's Eis. Hochmuth kommt vor dem Fall; bricht er Hals und Beine, so ist's tragisch, zerreißt er bloß die Hosen, so ist's komisch.

Uebrigens gebe ich gern zu, daß das rechte Schlagwort für das Lächerliche, das die Sache mit einemmal und unwidersprechlich klar macht, noch nicht gefunden ist. Daß der Humor endlich nicht bloß eine Art des Komischen, sondern seine Verwebung mit dem Tragischen, eine Verquickung des Rührenden und Lächerlichen, das Ineinanderspielen der Doppelseitigkeit alles Lebens sei, das haben vor etwa 20 Jahren Lazarus in einer vortrefflichen Abhandlung zur Geschichte der Seele, Zeising in seinen ästhetischen Forschungen so überzeugend dargethan, daß es wunderlich ist, immer jenen alten Irrthum wieder aufgewärmt zu sehen. Zeising erwähnte dabei, daß auch ich das Richtige schon gelegentlich ausgesprochen; es war vor dem Erscheinen meiner Aesthetik, die sich dann ihm und Lazarus anschloß. Nach Siebeck

Digitized by Google

soll der Humor im scheinbaren Niederwerfen aller sonst für ewig unveränderlich gehaltenen Distanzen sein Wesen haben, — damit also auch hier das Größenverhältniß wieder zur Geltung kommt. Ich glaube nicht, daß mit diesem Satz der Humor erklärt ist. Wann wird man in der Aesthetik das Errungene achten und verwerthen lernen, statt neuen Einfällen nachzujagen, die gar oft hinfällig sind?

Die Furcht vor der selbstständigen Entwicklung des Theaters.

Von **A. Elcho.**

Schon vor dem Fall der Concessionsschranke hatten es prophetische Gemüther vorausgesagt, daß mit der Wegnahme des staatlichen Gängelbandes das deutsche Theater sinken werde; in welchen Abgrund — darüber war man noch nicht ganz im Reinen. Wenige Jahre sind seither vergangen und das Kind der Musen entwickelte sich so überraschend schnell, daß die Vorsichtigen heute klagend rufen: Der Knabe Karl fängt an seiner germanischen Amme fürchterlich zu werden! Um jeden Schaden abzuwenden ruft man nach der Staatshülfe und verfällt bei allem Wohlwollen auf Rettungswege, welche dem in voller Entwicklung begriffenen Theater eher zum Schaden als zum Nutzen gereichen müssen.

Wer darüber im Klaren ist, welche hervorragende Stelle der Kunst im Staate gebührt, der wird auch die Theaterfrage mit Interesse verfolgen und vor Allem zu ergründen suchen, ob das sogenannte „gewerbliche Treiben" nach den bisher gemachten Erfahrungen das Theater und die Nation schädigte.

Da fällt uns denn vor Allem die Thatsache in's Auge, daß unser Theater sich nach dem Fall der Concessionsschranke wesentlich ausgebreitet hat.

Ist das ein Fehler? — Ich denke, wer die Liebe zur Kunst im Volke wecken will, muß die Kunst verbreiten. Auch hier gilt das Sprüchwort, „der Appetit kommt mit dem Essen". Wer sich einmal an den Besuch des Theaters gewöhnte, der wird denselben nur schwer entfremdet.

Eine weitere und ungleich wichtigere Frage aber ist die: Säen die neuerstandenen Theater Gutes oder Böses aus?

Ein Blick auf das Repertoire der Berliner Volkstheater zeigt uns, daß die meisten derselben sich redlich von den Stücken nähren, welche in den letzten Jahrzehnten die Cassenmagnete verschiedener Hoftheater bildeten und die heute von den vornehmeren Bühnen als „altbacken" verschmäht werden. Was die Novitäten betrifft, so kann es ja nicht geleugnet werden, daß zuweilen das tragische Geschick eines Strousberg oder gar ein vielgelesener Roman in recht böser dramatischer Bearbeitung dem Publicum vorgeführt wird; allein hier ist der ästhetische Schaden erheblich, nicht der sittliche.

Auf der andern Seite fällt das Gute, welches die Volkstheater verbreiten, sehr gewichtig in die Wagschaale. Heimische Dichter, welche ihre Werke von der Hofbühne ausgeschlossen sehen, kann man heute nicht mehr zum Schweigen verdammen. Die Privattheater bringen Alles zur Aufführung, was ihnen gut erscheint und zeigen zumeist ein wackeres Streben. Goethes „Stella", Dahns „König Roderich", Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro" und Björnsons „Fallissement" haben die Berliner in der Neuzeit nicht am Hoftheater, sondern an den sogenannten Volkstheatern gesehen. Sehr erheblich ist aber der moralische Gewinn, welchen diese neuen Theater brachten, denn wir sehen, daß beispielsweise in Berlin, in jedem Stadttheil, in welchem sich ein Theater erhebt, die Zahl der Chantants schwindet. Ferner ist es eine Thatsache, daß seit der Zeit, da die Zahl der Theater sich vermehrt hat, der Besuch der berüchtigten Balllocale bedeutend in der Abnahme begriffen ist.

Bei alledem können ästhetisch zart besaitete Naturen den Horror vor dem „gewerblichen Treiben" des Theaters nicht verwinden. — „Das gewerbliche Treiben!" Wer dies Lamento hört, sollte glauben, die Directoren der guten alten Zeit hätten bei der Verleihung der Theaterconcession auf alle Einnahmen Verzicht geleistet und nur den heiligsten Kunstinteressen gedient. Allein seit den Zeiten der Neuberin und Döbbelins bis auf die Tage, da man die Geh. Commissionsräthe Woltersdorff und Cerf mit einer Concession belehnte, zeigten die Bühnenleiter die ausgesprochene Absicht, in erster Linie gute Einnahmen zu machen. Um diesen Zweck zu erreichen, gaben sie mit Vorliebe Stücke, welche dem Publicum gefielen.

Und die Hoftheater? — Die machten doch sicher eine glänzende Ausnahme von der Regel!

Es wäre ein bitteres Unrecht, wollte man die künstlerische Mission verkennen, welche diese zum Theil erfüllt haben, allein daß auch die besten unter ihnen den Einnahmen von jeher Bedeutung beilegten, das geht schon aus der historischen Thatsache hervor, daß man den heiligen Herd der Classik, das Hoftheater in Weimar, einst dem Hund des Aubry preisgab. Wenn ferner die Direction eines Hoftheaters die einmal erworbenen Stücke eines echten deutschen Dichters Jahrzehnte lang unbenutzt im Archiv verschlossen hält, und es bittet der Leiter eines Stadttheaters, man möge ihm um der Hinterbliebenen des Dichters und des Publicums willen gestatten, die bestaubten Werke wieder aufzuführen, und das bevorzugte Kunstinstitut besteht auf seinen Schein, so stoßen wir auch hier auf ein Stück gewerbliches Treiben.

Die Zeiten sind dahin, wo noch ein kunstsinniger Hof sich zu seinem Vergnügen eine Hofbühne einrichtete, bei deren Aufführungen man das bürgerliche Element duldete, aber nicht auf seine Unterstützung rechnete. Derartige Hofbühnen trugen selbstverständlich auch wenig zur Veredlung der Massen bei, da ihre Stimme nicht bis dahin reichte. Heute ist jedes Theater auf die Einnahmen angewiesen und es erscheint als eine berechtigte Eigenthümlichkeit des Publicums, daß dieses nur die Bekanntschaft solcher Stücke machen will, von denen es sich einen Genuß verspricht. Wenn also wohlmeinende Stimmen laut werden, welche eine Reform des Theaters fordern, weil seit der Freigebung des Theatersgewerbes die Hofbühnen für sich allein nicht mehr im Stande seien, die höheren Interessen der dramatischen Kunst gegen das Ueberwuchern des bloß gewerblichen Treibens zu wahren, so ist das allem Anschein nach dahin zu verstehen, daß auch jene dramatischen Felsen, unter der Hochfluth einer materiellen Zeitströmung zerbröckelnd, auf das Niveau des Theatergewerbes herabsinken.

Wollten wir vorerst den Theaterpessimisten zustimmen und an eine Untergrabung der reinen Kunstinteressen glauben, so fragt es sich, welche Mittel schlägt man vor, um den Verfall der deutschen Bühne abzuwenden.

Im Wesentlichen kommen folgende Vorschläge zu Tage: Der Staat soll die Hoftheater in Staatsinstitute umwandeln und dieselben der Verwaltung der Regierung unterstellen. Ferner sollen die Stadtgemeinden gute Stadttheater aus communalen Mitteln gründen und pflegen, und auch diese städtischen Institute soll der Staat nach Bedürfniß subventioniren und — mitverwalten oder zum Wenigsten controliren. Zur Hebung des Schauspielerstandes endlich verlangt man staatliche Theaterakademien.

Im Grunde soll also das Theater aus dem gewerblichen Treiben herausgerissen und ganz in die Vaterarme des Staates gelegt werden. Mag nun Jemand in der Kunst die idealsten Ziele erstreben wollen, so wird er sich doch nicht verhehlen können, daß man bei jeder praktischen Theaterreform den realen Verhältnissen in erster Reihe Rechnung tragen muß. „Der Mensch kann Alles was er will", sagen resolute Väter zu ihren Söhnen. Nach einer Pause des Athemholens setzen sie jedoch sanfter hinzu: „Allein, er darf nur das Mögliche wollen". Ein Gleiches gilt vom Staatsleben. Die Bürger eines großen Gemeinwesens müssen Ziele anstreben, welche erreichbar sind und nicht solche, die uns begehrenswerth erscheinen, die aber vor der Hand unerreichbar sind.

Schon um der materiellen Lage willen würde der Versuch, dem Theater einen staatlichen Charakter zu verleihen, mit einem kläglichen Fiasco enden. Wir Alle wissen, daß die enorme Mili-

Digitized by Google

tärlast und der kostspielige Verwaltungsapparat die Steuerkraft unseres Volkes sehr hart anspannen. Unter diesem Druck vermögen wir weder dem System der unentgeltlichen Schule Bahn zu brechen, noch besitzen wir die Mittel, jene tiefe Kluft auszufüllen, welche für den größten Theil unserer Jugend zwischen der Elementarschule und den höheren Bildungsanstalten liegt. Wenn wir uns nun daran erinnern, daß das Theater nicht die Wurzel, sondern vielmehr eine der Blüthen der Volksbildung vorstellt, so ergibt sich von selber, daß der Staat nicht eher an die Uebernahme der Theater denken kann, als bis er in ausgiebigster Weise für das Unterrichtswesen Sorge getragen hat.

Was die Stadttheater betrifft, so käme der Staat in arge Verlegenheit, sollte er einen Modus finden, nach welchem er seine Ansprüche betreffs der Errichtung und Pflege solcher Theater, sowie seine Bewilligung behufs Unterstützung derselben regelte. Es ist bekannt, daß die Industrie eine ungeheure volkswirthschaftliche Umwälzung hervorgebracht hat. Wir haben Städte in Rheinland und Westfalen, die gleich Pilzen aus der Erde geschossen sind. Nach der Einwohnerzahl zu urtheilen, müßten diese Städte große und gute Theater erhalten. Blicken wir aber auf den Communalsteuerzettel der Bürger, so sehen wir, daß diese, nur um die allernothwendigsten Bedürfnisse der Gemeinde zu decken, eine dreimal und viermal so hohe Communalsteuer als Staatssteuer zahlen. Wollte nun der Staat in Anbetracht der hohen Einwohnerzahl solchen Plätzen zu einem guten Theater verhelfen, so müßte er recht tief in den Säckel für Subventionen greifen. Will der Staat ein Theatergesetz erlassen, so muß er eine feste Norm für die Subventionen aufstellen, und da man sich dann gerechterweise nur an die Zahl der Einwohner zu halten hätte, so könnte es geschehen, daß eine kleine aber mit dem Theater eng verwachsene Stadt, wie Wiesbaden, ganz leer ausginge.

Verwandeln wir aber die preußischen Hoftheater in Staatsinstitute, so fällt nach Beseitigung der Particularstaaten dem deutschen Reiche die Pflicht zu, auch die übrigen Hoftheater auf den Bühnenetat zu übernehmen, und wir dürften dann nach dem idyllischen Altenburg pilgern um zu sehen, wie ein staatliches Musterinstitut dem christlichen Wahlspruch gemäß handelt, der da lautet: Wo Eurer zwei oder drei beisammen sind, da will ich mitten unter Euch sein.

So lange die Particularstaaten fortbestehen, geht es den Residenztheatern, Dank der Munificenz und Kunstliebe einzelner Fürsten, ganz vortrefflich, und es ist immer noch Zeit die Frage zu erwägen, ob diese Bühnen vom Staate ihrem Schicksale preisgegeben oder auf Reichsunkosten weitergeführt werden sollen, sobald die Einheitsidee verwirklicht ist. Will Preußen heute schon mit der Umwandlung seiner Hoftheater in Staatstheater beginnen, so hat es für die fünf Bühnen einen ganz gewaltigen Verwaltungsapparat zu schaffen. Es dürfte sich dann eher empfehlen, an Stelle des hiesigen Hoftheaters ein staatliches Musterinstitut zu gründen, dem die reichsten Mittel zu Gebote stünden, und das in der Zeit, da die Deutschen in Wahrheit eine Nation sind, zum Angelpunkt für das Nationaltheater würde. Die drei übrigen Hofbühnen könnte man heute schon recht gut der Sorge ihrer Stadtgemeinden überlassen.

Abgesehen davon, daß wir zu einer allgemeinen staatlichen Organisation des Theaters weder die materiellen Mittel noch die geeigneten Capacitäten für die Verwaltung zur Hand haben, bleibt noch ein ungleich wichtigerer Punkt zur Erwägung übrig.

Die Bühne ist der offene Markt des dramatischen Dichters, sie bildet den breiten Verbindungscanal, durch welchen er seine Ideen dem Volke zuführt. Die Bühne erweckt Liebe zur Freiheit so gut wie poetische Empfindungen. Machen wir das deutsche Theater nun zu einem Staatsinstitut, so geben wir dasselbe in die Hand der Regierung. Der Bürger schmeichelt sich in diesem Falle mit der Hoffnung, daß ihm die Regierung Garantie leiste für ein gutes Theater — wer aber leistet ihm Gewähr für eine gute Regierung?

Nehmen wir einen Fall an, der in monarchischen Staaten nicht allzu selten vorkommt — ein Gewaltmensch an der Spitze der Regierung wolle das Theater vor jedem freiheitlichen Hauch verschließen und dasselbe zum Lobredner seiner Person machen, so kostete es ihm beim Staatstheater nur einen einzigen Wink und die Bühne gewährte dem Staatsbürger nicht mehr die Schiller'sche Gedankenfreiheit.

Schon um dieser einen Rücksicht willen ist der Gedanke an eine uniforme Verwaltung aller Theater durch die Regierung verwerflich. Es sind Zeitströmungen denkbar, in denen das deutsche Theater in der Hand eines verblendeten Regierungsmannes verderblicher wirken könnte als eine von der Regierung inspirirte Reptilienpresse. Die Hoftheater richten in dieser Beziehung weniger Schaden an, weil sie sich gegenwärtig schon in der Minorität befinden und weil ihre fürstlichen Herren nicht alle gleichen Sinnes sind.

In jeder Stadt entspringt die Bühne dem geistigen Bedürfniß seiner Bewohner und es wäre vergebliche Liebesmüh', wollte der Staat an einem Orte ein Theater erhalten, dessen Bewohner indifferent sind gegen das Schöne. Wünscht eine begüterte Minorität an solchen Plätzen, wo der Kunstgenuß kein Bedürfniß der Masse ist, im Winter Theatervorstellungen, so kann diese — wie es in Westfalen oft geschieht — sich mit Nachbarstädten in Verbindung setzen und mit diesen gemeinschaftlich eine Schauspielergesellschaft engagiren, deren Existenz durch ein ausreichendes Abonnement gesichert wird. Die Theatercomités behalten sich in solchen Fällen das Recht vor, die Wahl des Repertoires zu controliren und das Gute von dem Verwerflichen zu sondern. Städte, welche ein großes Theater besitzen, haben es ja auch in ihrer Macht sich einen Einfluß auf die Wahl des Repertoires zu sichern. Freilich kann dieser Einfluß, falls die Bühnenleitung eine tüchtige ist, recht gut wegfallen.

Einem großen Staatswesen wird es vollkommen unmöglich sein, die Freude an der Kunst in gleichem Maße zu verbreiten, wie etwa den Segen des Unterrichts. Die Theater sind nur das Resultat von Bildung und Wohlstand, und somit werden dieselben nur in solchen Städten zur Blüthe kommen, in welchen diese natürlichen Vorbedingungen vorhanden sind. Wollte der Staat die Kunstpflanze auf sterilem Boden anbauen, so wäre das ein ebenso kostspieliges als unnützes Experiment. In Städten aber, deren Bürger erleuchtet und veredelt genug sind, um der dramatischen Kunst Geschmack abzugewinnen, wird das Theater ganz von selber emporwachsen.

Der Staat kann also dem Theater keinen größeren Vorschub leisten, als wenn er nach Kräften für eine gedeihliche geistige und wirthschaftliche Entwicklung seiner Bürger sorgt und nach allen Kräften dem System der Selbstverwaltung Vorschub leistet. Dieser letzte Umstand kommt wesentlich in Betracht, denn Städte, aus deren Bürgerschaft einsichtsvolle Verwaltungsorgane hervorgehen, werden allen Bildungsbestrebungen, mithin auch dem Theater, ihre volle Aufmerksamkeit widmen.

Ein Nationaltheater werden wir mit Gewißheit erhalten, sobald Deutschland den vollen Einheitsstaat durchgeführt hat. Will Preußen ein Musterinstitut gründen, so ist das recht gut und schön, allein Eines ist gewiß, daß Musterinstitute viel Geld und Capacitäten verbrauchen. Vor Allem bedürfen wir aber hierzu des nationalen Dramas und hier liegt der Punkt, an welchem der Staat entschieden die Hebel zur Förderung des deutschen Theaters ansetzen müßte. Wir bedürfen entschieden der Ermunterung auf dem Gebiete der dramatischen Production.

Das Theater ist ein Geschöpf des dramatischen Dichters, mit ihm steigt und fällt dasselbe. Ein von Laube, Dingelstedt und dem Herzog von Meinigen geleitetes Staatstheater würde nur einem guten Gebiß gleichen, das nichts zu kauen hat, wenn der deutsche Geist auf dem dramatischen Gebiete zu produciren aufhört. Von der Speise hängt es in erster Linie ab, ob dem Magen des Volkes gesunde Nahrung zugeführt wird, die Kauwerkzeuge kommen erst später in Betracht.

Blicken wir auf jene classische Literaturperiode zurück, da uns in Deutschland zuerst das Verständniß für Shakespeare aufging, auf jene Zeit, da strahlende Sterne wie Lessing, Goethe und Schiller durch den Glanz ihrer Werke unsere Schaubühne

Digitized by Google

wie mit goldenem Licht überströmten, so müssen wir gestehen, daß der Theaterbesucher in jenen Tagen die berauschende Empfindung eines Mannes hatte, der den Anblick eines Sonnenaufgangs genießt. Vergleichen wir jene Zeit mit der Gegenwart, so mag uns die heutige Bühnenliteratur ärmlich erscheinen. Das erklärt sich durch die Zeitströmung. Dichter wachsen eben nicht aus dem flachen Boden heraus wie die Fichten aus der märkischen Ebene, sie werden vielmehr emporgeworfen durch die Wogen der Zeit. In den Tagen, da ein in der Erniedrigung und dem politischen Elend schmachtendes Culturvolk nach Erlösung und Freiheit ringt, werden ihm Freiheitssänger erstehen, und wenn es sich durch Kampf und Sieg Wohlergehen und Ruhe erkauft hat, werden spätere Dichter wahrscheinlich heitere, graziöse und jedenfalls auch leichtere Kunstgebilde schaffen, die eher die Oberfläche unseres Daseins schmücken, als das geistige Leben vertiefen.

Wäre es nun nicht albern, wenn ein Volk, dem die Dichter vom Schlage des Aeschylos, des Sophokles und Euripides ausgegangen sind, sich verächtlich von den Lieblingen der Grazien abwenden wollte, selbst wenn diese von so ungezogenem Schlage wären, wie Aristophanes?

Und doch wählen wir Deutsche zur Ermunterung der dramatischen Production eine ähnliche Tactik. Wir haben einen Ermuthigungspreis und das ist der Schillerpreis. In den Jahren nun, da keine Werke von classischer Bedeutung zu Tage kommen, lassen wir die befruchtenden 3000 Mark ruhig liegen. Den Manen Schillers mag damit ein großes Opfer gebracht werden — dem Theater gar keins.

Wollen wir die dramatische Dichtkunst pflegen, so müssen wir die Dichter auszeichnen, welche in ihrem Genre das Beste und Edelste leisten, und wenn kein Werk vom Schlage des Don Carlos da ist, so kröne man eines vom Schlage des „Mein Leopold".

Durch die Preisaustheilung wird freilich kein Dichter in's Leben gerufen, aber die Dichter, welche unser Volk hervorbringt, werden zum Wenigsten zu angestrengter Wirksamkeit für die Bühne befeuert. Oder besitzen wir vielleicht keine Dichter, die auf dem dramatischen Felde einen vielversprechenden Anlauf nahmen und sich dann enttäuscht davon abwendeten?

In Frankreich haben Preise und Auszeichnungen eine gute Wirkung geübt. Durch die Anregung, welche der Staat gibt, wird besser producirt und von den dramatischen Werken hängt das Theater ab. Der Staat mag auf seine Kosten so viele Theater bauen, erhalten und controliren als er Lust hat, wenn es ihm dabei nicht gelingt, gute Stücke zur Aufführung zu bringen, so spielen seine Bühnen vor leeren Bänken und das Publicum wendet sich dem Ballet und Chantant zu.

Tragen wir vor Allem Sorge dafür, daß durch das Mittel des Unterrichts eine Generation herangebildet werde, welche Verständniß und Liebe für das wahrhaft Schöne, Edle und Erhabene zeigt, so wird diese das Gemeine im Theater ganz von selber von sich abweisen.

Ein bedeutender Factor des Familien- und Staatslebens ist besser dazu berufen, einer Corrumpirung des guten Geschmacks durch das Theater entgegenzutreten als die Polizei, und das ist die Presse. Die Presse kann viel dazu beitragen, durch eine wohlwollende und scharfsichtige Kritik unser politisches Leben gesund zu erhalten, und sie hat es noch viel mehr in ihrer Hand, das Unwürdige und Verderbliche in der Kunst abzuweisen. Besitzen wir eine für die öffentliche Moral und das Gemeindewohl besorgte Presse, so wird die Hand eines gewissenlosen Dichters wenig Verderbliches auszustreuen vermögen.

Auch zur Hebung der Schauspielkunst soll endlich der Staat die Hebel ansetzen und zwar vor Allem durch die Gründung einer Theaterakademie, an welcher man solchen jungen Leuten, die sich zum Schauspieler berufen fühlen, die nöthige Vorbildung geben will.

Mir scheint, auch dieser Vorschlag führt zu nichts.

Vergessen wir vor Allem nicht, daß der Schauspieler in seiner Kunst nicht selbstständig wirkt, wie etwa der Maler, der Bildhauer, der Dichter oder der Redner, sondern daß derselbe sich nur als Glied einem bestehenden Organismus einfügt. Unsere Vorfahren trafen den Nagel auf den Kopf, als sie für den Begriff Schauspielergesellschaft die Bezeichnung „Truppe" wählten. Der Schauspieler ist nur ein Werkzeug im großen Apparat des Theaters und sein Exercirplatz bleibt naturgemäß die Bühne.

Will man einen angehenden Schauspieler auf der Hochschule für die dramatische Kunst vorbilden, so kann man demselben wenig mehr mitgeben als allgemeine Regeln, welche sich auf äußere Formen und correcte Sprache beziehen. Ein Lehrer, der es unternehmen wollte, eine junge Person für ein bestimmtes Fach heranzubilden, würde etwa so handeln, wie der alte Theaterdirector Cerf, welcher dem Komiker Beckmann einen jungen Burschen mit den Worten vorstellte: „Lieber Beckmann, hier bring' ich Ihnen einen jungen Mann aus guter Familie, der Komiker lernen will; bitte, geben Sie ihm komische Stunden. Der Kostenpunkt spielt keine Rolle!"

Die Lehrer einer Theaterakademie können einen jungen Menschen Jahre lang Schiller'sche Verse recitiren lassen, ohne daß es ihnen gelingen dürfte, auszufinden, ob derselbe mehr ist als ein tönend' Erz und eine klingende Schelle. Ist es schon schwer zu ergründen, ob ein angehender Schauspieler überhaupt Darstellungsgabe besitzt, so ist es noch ungleich schwieriger zu erforschen, für welche Rollengattung sich seine Befähigung vorzugsweise verwenden läßt. Es ist zur Genüge bekannt, daß manche Sterne der Schauspielkunst im Liebhaberfach verhöhnt wurden, während sie sich in ernsten oder komischen Charakterrollen bald zu einer ungeahnten Höhe emporschwangen.

Nach diesen Erfahrungen ist es klar, daß die Theaterakademie manchen Schüler als vollkommen talentlos bezeichnen, oder mit einem schlechten Zeugniß entlassen würde, in dem vielleicht ein vortrefflicher Gattungsschauspieler steckt. Die Hochschule müßte schon aus dem Grunde häufig fehl gehen, weil sie — wie das ja bei allen dahinzielenden Vorschlägen klar zu Tage trat — das größte Gewicht auf die Schulweisheit legen würde. Beim Schauspieler kommen jedoch Temperament, Nerven und äußere Mittel in der Regel mehr in Betracht als vieles Wissen.

Es ist ferner mit Sicherheit anzunehmen, daß wenn wir junge Damen, die sich der Bühne widmen wollen, erst durch die Classen einer Akademie senden, wir nicht nur den Bestand der frischen Jugend bedeutend reduciren, sondern auch unsere Schaubühne eines wichtigen Elements berauben, und das ist die Naivetät. So mancher Backfisch kommt zur Bühne, der uns von vornherein durch ein undefinirbares Etwas entzückt, welches wir kurzweg als naiv bezeichnen. Das junge Geschöpf hat so wenig das Bewußtsein davon, welcher Quelle diese Erscheinung entspringt, als die Rose es wissen kann, warum sie duftet. Wollte man diese eigenartige schauspielerische Fähigkeit analysiren und künstlich zu entwickeln suchen, so würde die erwachende Erkenntniß diesen Abglanz aus dem Paradies der Jugend für immer zerstören.

(Schluß folgt.)

Bismarck-Literatur.

Von **Karl Braun.**

Fedor von Köppen, Fürst Bismarck der deutsche Reichskanzler. Ein Zeit- und Lebensbild für das deutsche Volk. Mit 175 Illustrationen und 8 Tondruckbildern, nebst einem Stahlstichporträt des Fürsten. Leipzig, Otto Spamer, 1876.

I.

Erste Periode: G. G. Gervinus.

Das oben genannte Prachtwerk, dessen Vollendung zusammenfällt mit dem 1. April 1876, dem 62. Geburtstag des Fürsten Reichskanzlers, gibt mir Anlaß, die Bismarck-Literatur, und namentlich die deutsche, Revue passiren zu lassen.

Ich muß vorausschicken: Es übersteigt meine Fähigkeiten und Kenntnisse, dem Leser eine vollständige Uebersicht zu geben

Digitized by Google

über alles Dasjenige, was wir in Zeitungen, Zeitschriften, Sammelwerken, Encyklopädien, Conversationslexiken u. dergl. finden. Es sind recht gute Sachen darunter, wie z. B. Bankenburgs Aufsatz „Fürst Bismarck, eine biographische Studie" in „Unsere Zeit" Bd. VII, 1871, und die genaue und ausführliche (anonyme) Skizze in Kortkampfs „Handbuch für den deutschen Reichstag" 1871, Theil I. Allein in Summa ist es zu viel; und deshalb wage ich es nicht, den Leser in dieses Labyrinth zu verwickeln, für welches ich ein nur ungenügender Führer sein würde. Ich beschränke mich also auf die Bücher, obgleich ich zugebe, daß sich heutzutage die Grenze zwischen Bücher- und Zeitschriften-Literatur, die noch vor dreißig Jahren in Deutschland so strenge eingehalten wurde, allmälig zu verwischen droht.

Um nun jener in Deutschland weit verbreiteten Meinung, daß Der, welcher sich bemüht, die Ergebnisse seiner Studien, statt sie als Rohmaterial aufzutischen, in eine möglichst genießbare Form zu bringen, als ein ernsthafter Schriftsteller nicht zu betrachten sei, die gebührende Rücksicht zu tragen, will ich „systematisch" verfahren und die Bismarck-Literatur in drei historische Perioden eintheilen, wovon die erste von 1862 bis 1866, die zweite von 1866 bis 1870 und die dritte von 1870 bis zur Gegenwart sich erstreckt.

Aus der ersten Periode kann ich leider nur einen Schriftsteller aufführen. Einen, aber einen Löwen. Er gilt auch jetzt noch für einen Historiker ersten Ranges, wenigstens für die Mehrzahl. Einzelne erlauben sich darüber anderer Meinung zu sein, wie z. B. Karl Hillebrand in dem zweiten Bande seiner höchst beachtenswerthen Essaysammlung „Zeiten, Völker und Menschen". Für einen großen Politiker gilt dagegen der berühmte Mann, von welchem ich spreche, heute schon nicht mehr, auch nicht bei seinen literarischen Freunden und Schülern. Man gewinnt vielmehr nach und nach die Ueberzeugung, daß er ein rechthaberischer und griesgrämiger Hypochonder war, welcher, statt die Thatsachen und Ereignisse der Gegenwart genau zu studiren, sich in seinem Kopfe ein mit denselben im Widerspruch stehendes System construirte und von der politischen Entwickelung verlangte, daß sie die Wege einschlage, welche ihr dieses „System" vorschrieb, widrigenfalls die ganze Politik sammt ihren Trägern in Ungnade fallen werde, — bei ihm — ich nenne nunmehr den Namen, welchen die meisten Leser wohl schon errathen haben: bei G. G. Gervinus.

Im Winter von 1865 auf 1866, zu jener Zeit, wo das Uebereinkommen von Gastein das übereinstimmende, wenngleich den verschiedensten Quellen entströmende Mißvergnügen Aller erregte, wo die Verfassung in Oestreich thatsächlich sistirt und in Preußen anscheinend bedroht war, erschien der achte Band von Gervinus „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts", ohne daß man damals schon vorhersehen konnte, daß die Vollendung dieses nach dem größten Plane angelegten Werkes von dem berühmten Verfasser bald werde aufgegeben werden. In dem gedachten achten Bande nun erzählt uns Gervinus, wie der schlaue Minister Karls X., Polignac, die Eroberung von Algier ausgeheckt habe, um den französischen Chauvinismus zu wecken, und damit die Blicke des Volkes von der inneren Mißregierung abzulenken; die Franzosen hätten aber Lunte gerochen und auf diese Diversion nicht angebissen.

Und dann folgt wörtlich nachstehende formell wahrhaft plutarchische Parallele, welche die Franzosen auf Kosten der Deutschen gloricificirt und den Dey von Algier als den Träger der Verfassungsrechte und der Volksfreiheit zu betrachten scheint:

„Ein Menschenalter später hat in einem deutschen Staate eine ähnliche junkerhafte Politik, in dem ähnlichen seligen Selbstvertrauen befangen, zu dem gleichen Zwecke einer Ableitung von den ähnlich verfahrenen inneren Verhältnissen, einem Fürsten von ähnlicher privater Ehrlichkeit und häuslichem Wohlwollen (der in ähnlichem Widerwillen gegen die volksthümlichen Institutionen beirrt war und in ähnlicher Weise seine Person in das constitutionelle Spiel brachte, wie Karl X.), in ähnlicher aber schuldvoller Art das Gewissen berückt, einen ähnlich kurzen und glänzenden, gegen eine ähnlich unebenbürtige Macht gerichteten Feldzug, der aber nicht wegen gekränkten eigenen, sondern fremden, bundesgenössischen Rechts unternommen war, nicht zu einer rechtmäßigen Eroberung auszunutzen, sondern zu einem himmelschreienden Raube zu mißbrauchen; und sie hat dies mit dem Erfolge thun können, eine ganze Presse und ein ganzes intelligentes Volk mit dem wohlfeilen Ruhme so zu berauschen, daß es dieser Barbareskenpolitik all seinen Beifall zuwandte auf die Gefahr hin, die Sache seiner inneren Freiheit Preis zu geben. Das französische Volk aber, zu kriegsstolz, um sich von dem selbstverständlichen Siege über einen winzigen Feind, wie gerecht die Sache, wie glücklich ihre Führung, wie aussichtsreich der Ausgang war, die Sinne im Geringsten benehmen zu lassen, das französische Volk vergaß damals nicht einen Augenblick seine erste Pflicht, die Verfassungsrechte zu vertheidigen, in dem richtigsten Gefühle, daß in einem großen Staate der Götzendienst des Kriegsruhms die Macht einer willkürfrohen Dynastie oder Regierung zur Gefährdung der Freiheit stärkt, wogegen die Volksfreiheit unter allen Bedingungen das kräftigste Bollwerk der Staatsmacht." (Bd. VIII. S. 368 ꝛc.)

Gewiß würde niemals ein Geschichtsschreiber einen glänzenderen Ruhm errungen haben als Gervinus, wenn sich seine Prophezeiung verwirklicht hätte. Vielleicht dachte er sich, als er diese Worte niederschrieb, schon sein Haupt mit dem Heiligenschein des Propheten umgeben, den er auf Kosten seines Vaterlandes zu erringen gedachte.

Glücklicher Weise hat die Weltgeschichte ihren auftragslosen Herold auf das Vollständigste desavouirt. Heute, zehn Jahre nach dem Erscheinen des dickleibigen Bandes des falschen Propheten, genügt es, seine Worte einfach zu reproduciren, um Jedermann, ohne daß es nöthig wäre, irgend etwas hinzuzufügen, auf den ersten Blick klar zu machen, daß noch niemals die Gegenwart ärger mißkannt und die Zukunft irriger beurtheilt worden ist. Auch die Ereignisse von 1866—1867 und die von 1870—1871 haben Gervinus keines Besseren belehrt. Den Beweis dafür liefern seine bei Braumüller in Wien erschienenen „Nachgelassenen Schriften", in welchen er Deutschland zumuthet, Alles, was es seit 1866 gethan, reuig zu widerrufen und die Weltgeschichte um ein Jahrzehnt zurückzuschrauben, wie dies nirgends geschieht als in Ludwig Tieck's bekanntem phantastischen Märchen.

II.

Zweite Periode: Bamberger und Hesekiel.

Nach 1866 bedurfte es keiner Prophezeiung. Die Thatsachen sprachen zu deutlich. Es begannen nun Monographien über den damaligen „Grafen" Bismarck zu erscheinen.

Die erste war ein kleines aber gutgeschriebenes Büchlein, welches unter dem Titel: „Graf Bismarck. Ein Lebensbild", in Altenburg bei Schnuphase, 1867, anonym erschienen ist. Es hat die Beachtung, welche es verdiente, nicht vollauf gefunden, und ist heute — mit Unrecht — vergessen.

Die zweite ist von einem Deutschen in französischer Sprache geschrieben. Ihr Titel ist: „Monsieur de Bismarck. Par L. Bamberger." Sie erschien zuerst 1868 in Paris bei Michel Levy Frères. Dann in Breslau bei E. Günther unter dem Titel: „Herr von Bismarck, von Ludwig Bamberger, Mitglied des Zollparlaments. Aus dem Französischen übertragen von K. A. Von dem Verfasser durchgesehen und bis in die neueste Zeit fortgesetzt. Als Einleitung: Deutschland, Frankreich und die Revolution." Ein Jahr später erschien die englische Uebersetzung: „Count of Bismarck. A political Biography, by Ludwig Bamberger. Translated from the German by Charles Lee Lewes. Authorized edition." (London, Trübner.)

Das dritte ist das 1869 zum ersten Male erschienene „Buch vom Grafen Bismarck" von Georg Hesekiel, seitdem wiederholt aufgelegt, das letzte Mal 1873 unter dem Titel: „Das Buch vom Fürsten Bismarck." (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Clasing.)

Kurz darauf versuchten sich zwei Franzosen an demselben Gegenstande, nämlich M. J. Vilbort in seinem: „Oeuvre de

Digitized by Google

M. de Bismarck (deutsch in Berlin bei Eichhoff, 1870 erschienen) und der bekannte Novellist und Essayist Cherbuliez in einer Reihe von Aufsätzen über „Deutschland seit 1866", zu welchem er in Deutschland, namentlich in Berlin, in München und in Stuttgart seine Informationen gesammelt. Sie erschienen zunächst 1868 nnd 1869 in der Revue des deux Mondes und später auch als Buch.

Vor dem Krieg erschien noch „Das Volksbuch vom Grafen Bismarck" von Wolfgang Bernhardi (Berlin Bergmann, 1870) in zwei rasch aufeinander folgenden Auflagen.

Das ist die Literatur der zweiten Periode.

Das Buch von Ludwig Bamberger und das von Georg Hesekiel stehen in diametralem Gegensatz. Das erstere ist wirklich Das, als was es der englische Uebersetzer Lewes bezeichnet, nämlich „a political biography". Das letztere behandelt so sehr und so ausschließlich die „vie privée et intime" seines Helden, daß man es bei seinem Erscheinen in dem Verzeichniß einer politischen Porträtgallerie aufführte mit den Worten: „Graf Bismarck in Hemdsärmeln, beleuchtet von einer Kreuzzeitungslampe".

Diese Bezeichnung war unrichtig, insofern sie dazu hätte verleiten können, den Werth des Buches zu unterschätzen; aber es steckte doch darin ein Körnlein von Wahrheit. Hesekiel (er ist inzwischen gestorben) war der Romancier der Kreuzzeitung. Er war ein wohlunterrichteter Alterthümler und Kulturhistoriker und als Dichter durchaus nicht ohne Bedeutung. Was man ihm zum Vorwurf machen konnte, war in seinen Augen ein Verdienst, unter welchem Niemand zu leiden hatte, als er selber. Man warf ihm nämlich vor, daß er seine Muse allzusehr einem einseitigen Parteiinteresse dienstbar mache. In seinen Augen aber war dies opfermuthige „Gesinnungstüchtigkeit", und er hatte dafür anzuführen, daß seine in der That lesenswerthen kulturhistorischen Romane mehr gelesen worden wären, wenn sie nicht allzu sehr ein politisches Glaubensbekenntniß betont hätten, welchem die Mehrheit des Publicums entschieden abgeneigt war. Sein Buch über den „Grafen Bismarck" leidet an demselben Fehler. Er betrachtet den Staatsmann von 1867 noch in dem Lichte des Kreuzzeitungsmannes von 1849, und er glaubt, dem Fürsten Bismarck einen Gefallen zu erweisen, wenn er immer und immer wieder nachzuweisen versucht, derselbe habe sich in der langen und ereignißreichen Periode von 1849 bis 1870 durchaus nicht verändert. Darunter leidet die politische Darstellung ganz außerordentlich. Dafür ist aber der Rest um so besser. Die Studenten-, Gymnasiasten- und Lieutenantsgeschichten vertragen schon etwas den Schein der romantischen „mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn umfangen hält", und darauf versteht sich Hesekiel vortrefflich. Die Hauptzierde des Buches aber sind die Briefe des Helden. Sie enthalten u. A. auch hohe Politik, aber daneben beschäftigen sie sich doch vorzugsweise mit Land und Leuten, mit Gegenden und Gebäuden, mit Menschen und Pferden, mit Wind und Wetter, mit Damenfächern und sonstigen Toilettegegenständen. Aber das Alles ist so charakteristisch behandelt, daß man bei jeder Zeile sagen kann: ex ungue leonem. Und Paul Heyse soll, als er diese Briefe zum ersten Male las, wirklich gesagt haben: „Gott sei Dank, daß er diesen großen Mann in die aufreibende politische Carrière geworfen, welche jede Nebenbeschäftigung ausschließt, denn sonst würde er ein Dichter sein, der uns Anderen, seine Nebenbuhler um die Gunst der Musen, alle ausgestochen hätte."

Ein Glück ist es, daß der gute Hesekiel den Conflict zwischen seinem Helden und seiner Partei, wie er sich dieser Tage vollzogen, nicht erlebt hat. Das Herz wäre ihm darüber gebrochen. Aber seinem Buche schadet Das gar nichts. Es wird, auch abgesehen von der künstlerischen Darstellung, in Zukunft noch mit Eifer gelesen werden. Es ist ein Zeugniß für das leuchtende Gestirn von einem aufrichtigen Poeten, welcher für seine Person noch ein wenig im Dämmerscheine befangen; aber der Dämmerschein ist ja doch nun einmal poetisch.

Ganz anders ist Bambergers „Monsieur de Bismarck". Wenn Hesekiel vorwiegend märkisch, kaum sehr preußisch und gar nicht unitarisch-deutsch ist, hat Bamberger bereits die Zwischenstadien überwunden. Sein Buch ist international und kosmopolitisch, und dabei doch weit „deutscher" als das von Hesekiel. Bamberger hat nicht jene schwärmerische Neigung für die politischen Gestaltungen der particularistischen Vergangenheit. Wie kann man sie auch verlangen von einem Angehörigen des weiland „mittelrheinischen Reichskreises", in welchem die weltliche und geistliche Kleinstaaterei ihre üppigsten Blüthen getrieben und unter der Aegide des Bischofs und Erzbischofs von Mainz der Fremdherrschaft die Pforte geöffnet hat? Bamberger hat, in Folge seiner Betheiligung an dem Reichsverfassungskampfe von 1849 in die Fremde getrieben, dort, wie der Vater Homeros sagt, „vieler Menschen Städte gesehen und deren Gesinnung erkundet." Diese Kunde benutzte er aber sofort, nachdem die deutsche Entwickelung die Bahn der Einheit beschritten, um im Auslande die Mißverständnisse zu beseitigen, die Wolken des Unmuths zu zerstreuen und unseren Nachbarn jene Hünengestalt begreiflich zu machen, welche unter Donner und Blitz die deutsche Einheit geschaffen.

Dieser Zweck erklärt es, warum das Buch französisch geschrieben ist, das übrigens Bamberger mit derselben Eleganz und Sicherheit handhabt, wie seine Muttersprache.

Er erklärt es ferner, warum Bamberger, im Gegensatze zu Hesekiel, der halb biedermännisch und halb romantisch uns „Leben, Meinungen und Thaten" eines interessanten Mannes referirt, in Anlehnung an die Methode, wie man in Frankreich und England (man erinnere sich nur an Sir Henry Litton Bulwers „Leben Lord Palmerstons, weiland Henry John Temples", das uns Arnold Ruge so trefflich verdeutscht hat) solche Stoffe behandelt, den Privatmann in den Hintergrund schiebt, um desto mehr den Staatsmann und seine Ziele und Zwecke in den Vordergrund treten zu lassen, und ihn zu charakterisiren als den maßgebenden Wendepunkt zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Bambergers Buch knüpft an Grundanschauungen an, welche allen civilisirten Nationen gemeinsam sind. Ein geistreicher Franzose, Edgar Quinet, begrüßt es mit Enthusiasmus. Er findet, daß es ausgeht von einem Satze, den er selbst, Quinet, in seinem 1831 erschienenen Werke „Allemagne et l'Italie" aufstellt und der so lautet: „Der preußische Despotismus ist gescheit, regsam, unternehmend. Zwischen dem Volke und ihm besteht geheimes Einverständniß, die Freiheit zu vertagen und in gemeinsamer Arbeit die Erbschaft Friedrichs des Großen zu vermehren. Was ihm fehlt, das ist ein Mann, der bei hellem Tage seinen aufgehenden Stern wahrnehme und erkenne." An diesen Satz knüpft Bamberger an, indem er sagt: Diesen Mann hat nun Preußen gefunden. Mit diesem einen Worte wird eine ganze Reihe von Ideen in Bewegung gesetzt.

Es bringt den Franzosen sofort die ganze Sache zur intellectuellen Anschauung, ähnlich wie uns ein Bürger der Vereinigten Staaten einmal die dortige Auffassung klar machte:

Im Frühjahr 1868 war einmal eine politische Capacität der americanischen Union in Berlin. Wir suchten uns bei ihm über die Zustände seines mit Deutschland so eng verbundenen Vaterlandes bestens zu informiren; und er kam unserem Wunsche eben so liebenswürdig als sachkundig entgegen. Er machte uns eine gründliche Auseinandersetzung über die verschiedenen Chancen, welche die einzelnen Candidaten für die im November bevorstehende Präsidentenwahl hätten, und schloß dann: „Nur von Einem ist es ganz unzweifelhaft, daß Der mit einer kolossalen Majorität würde gewählt werden; aber leider ist gerade er nicht wählbar!"

Wir fragten mit größter Spannung: Wer ist das?

„Euer Bismarck, Euer Washington", sagte der Americaner.

Ich bitte, mir diese anekdotischen Details zu verzeihen. Ich habe sie dem Schatze meiner Erinnerungen entnommen, um an ihnen deutlich zu machen, wie damals die Dinge in nationaler und internationaler Beziehung lagen. Der weite Bogen der Entwickelung beschreibt sich zwischen diesen beiden Marksteinen, welche nach der Grenze der Vergangenheit und der Grenze der Zukunft gesetzt sind, — zwischen diesen beiden Biographen, von

Digitized by Google

welchen der eine die alte Mark Brandenburg und der andere das moderne Europa vertritt und zwar ein jeder in der vollendetsten Weise.

Damit schließe ich meine Notiz über die zweite Periode, vorbehaltlich einiger Bemerkungen über Cherbuliez und Vilbort. Die dritte ist nicht so glücklich, zwei solche typische Muster aufführen zu können. Dafür ist sie reicher an Menschen und Büchern, an Thatsachen und Erlebnissen, an Material und Geschichte.

Wir haben in ihr vorzugsweise den deutschen Fedor von Köppen und den polnisch-östreichisch-französischen Julian Klaczko zu berücksichtigen.

Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der Deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz.

Berlin, den 4. bis 15. Januar 1876.

Veröffentlicht im Auftrage des Königl. Preußischen Unterrichtsministers. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1876.

Als mir das oben (mit buchstäblicher Genauigkeit) bezeichnete Buch durch amtliche Zusendung zuging, war zufällig ein Freund bei mir, welcher der Regelung unserer Rechtschreibung schon seit lange einen regen Antheil zuwendet. „Warum" — so fragte er, als er den Titel angesehen — „ist hier in der Verbindung: der Deutschen Rechtschreibung dem Eigenschaftswort deutsch der große Anfangsbuchstabe gegeben? Oder soll es hier etwa nicht das Adjectiv sein, sondern der vorangestellte Genitiv der Mehrzahl von dem Substantiv: der Deutsche?" — „Schwerlich", erwiederte ich. — „Nun, hat sich denn etwa die Mehrheit Eurer Versammlung für die Weise von Hermann Grimm ausgesprochen, der zwar Eigenschaftswörter, wie französisch, italiänisch, mit kleinem Anfangsbuchstaben, aber deutsch mit großem schreibt?*) — „Lies selbst, was die Versammlung beschlossen" —, sagte ich, indem ich auf S. 147 § 29 hinwies, wo es in den „Regeln für die Orthographie" heißt:

> Alle andern Wörter werden klein geschrieben; so insbesondere . . . auch die von Orts- und Volksnamen abgeleiteten Adjectiva; z. B. römisch, preußisch, kölnisch.

und den Hinweis auf das „Wörterverzeichnis" S. 157b hinzufügte, wo bloß die Form deutsch ohne irgend einen Zusatz aufgeführt ist. Hier will ich nur nebenbei bemerken, daß mein Freund bedenklich den Kopf schüttelte, mit dem Bemerken: „Hier hätte doch wenigstens hinzugefügt werden müssen: das Deutsch u. s. w.", indem er für die verschiedne Schreibweise mit kleinem und mit großem Anfangsbuchstaben einen Satz aus Goethe anführte:

> Während der Zeit unserer freundschaftlichen Verbindung schrieb er deutsch, und welch ein herzliches, wahres, kräftiges Deutsch!

Hierüber gelang es mir freilich den Freund zu beruhigen durch den Hinweis auf S. 146 § 28. 3, wo den als Substantiven gebrauchten Wortarten der große Anfangsbuchstabe zuerkannt ist, obgleich er immer noch meinte, auf S. 157b hätte der leere Raum hinter deutsch füglich durch den Zusatz Deutsch u. ausgefüllt werden können. „Doch Dem sei, wie ihm wolle", — fuhr er, auf seine ursprüngliche Frage zurückkommend, fort — „wodurch erklärt sich auf dem Titel des Buches das große D für das Adjectiv in der Verbindung: in der Deutschen Rechtschreibung?" Ich wußte zur Entschuldigung für diesen Widerspruch zwischen der Ausübung und der Lehre Nichts weiter anzuführen, als was schon Professor Scherer am Schluß seines vortrefflichen Aufsatzes über unsere Conferenz im Märzheft der „Deutschen Rundschau" (S. 470) vorahnend ausgesprochen, daß nach der vorgezeichneten Form der Berathung, der zufolge eine Versammlung von 14 Männern gemeinschaftlich ein Schulbuch ausarbeiten mußte, hier und da wohl später zu verwischende Spuren der Ermüdung oder Eile kaum vermeidbar gewesen. „Aber" — meinte der Freund, der so leicht nicht von einem Punkte abgeht — „ein Buch, wie das vorliegende, in amtlicher Veröffentlichung, mußte doch jedenfalls in strengster Durchführung der von der Versammlung durch Mehrheitsbeschluß festgestellten Rechtschreibung gedruckt werden, wodurch allein man zugleich eine Probe für die Durchführbarkeit des Beschlossenen erhalten kann". — „Da bist Du im Irrthum" — mußte ich ihm erwiedern —. „Als die Frage zur Sprache gebracht wurde, faßte man den Beschluß, die Verhandlungen nicht in der 'neuen', sondern in der 'alten' Rechtschreibung erscheinen zu lassen und so findet sich denn diese, d. h. in dem vorliegenden Fall wohl die Hausorthographie der Buchdruckerei des Halle'schen Waisenhauses für unser Buch verwendet. Es war Dies auch wohl kaum anders möglich, da — wie Du weißt — in der Versammlung über einen der wichtigsten Punkte kein endgültiger und fester Mehrheitsbeschluß erzielt worden ist, sondern vielmehr dem Mehrheitsbeschluß der ersten Lesung, in fast allen Fällen die Dehnungsbuchstaben nach a, o, u und deren Umlauten zu tilgen, der bedingte Mehrheitsbeschluß der zweiten Lesung gegenübersteht, es bei der frühern Weise zu belassen, falls die Ausführung des zuerst gefaßten Beschlusses auf unüberwindliche Hindernisse stoßen sollte (s. S. 108 und 122). Freilich in dem Abschnitt von S. 131—178, der, absehend von dem bedingungsweisen Mehrheitsbeschluß der zweiten Lesung, das eigentliche Ergebnis der Berathung in übersichtlicher Zusammenfassung darstellen soll, in diesem Abschnitt: Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie" — fuhr ich fort — „wird natürlich wohl die von der Mehrheit beschlossene und als Regel vorgeschriebene Schreibweise streng durchgeführt sein."

Freilich fanden wir bei einer sofortigen Durchsicht, daß auch in diesem Abschnitt die Mehrheitsbeschlüsse nicht zur strengen Durchführung gelangt sind. So findet sich gleich auf dem Titel dieses Abschnitts S. 131 die eingeklammerte Bemerkung gesetzt:

> Auf Grundlage der von R. v. Raumer verfaßten Vorlage,

während nach dem Schluß der Regel in § 24 (S. 143) das vorletzte Wort nothwendig gesetzt sein müßte: verfaßten (mit ß statt des ß). Dem ähnlichen Satzfehler begegnen wir z. B. in daß (S. 133 Z. 3 v. u.; S. 135 Z. 5 v. u. ꝛc.); zuläßt (S. 136 Z. 15 v. u.) ꝛc. statt daſs, zuläſst ꝛc.

Auf S. 134 § 1, Anm. 1 wird gelehrt: Es ist **Ä, Ö, Ü** zu schreiben; dagegen ist mit **Ue** statt **Ü** gesetzt auf S. 137, Z. 17 v. u.: **Ueberein**stimmung und auf S. 175c im Wörterverzeichnis: **Ueberdruſs**; **Ueberfluſs** ꝛc.

Auf S. 139 Z. 2 wird nach dem Mehrheitsbeschluß die Schreibweise one vorgeschrieben; aber trotzdem ist ohne mit h gesetzt z. B. S. 135 Z. 12 v. u.; S. 136 Z. 10 v. u. ꝛc.

Doch Das sind bloße bei der Druckberichtigung übersehene Setzfehler, eben so wie S. 151 Z. 8 das) statt eines , und S. 175a Z. 10 v. u.: Ton, Töpferton, tönen statt tönern u. A. m.

Schlimmer steht es auf S. 134 mit der Anm. 3 zu § 1, die in ihrer hier auftretenden Gestalt den Meisten auf den ersten Anblick befremdlich und räthselhaft sein dürfte. Es steht dort nämlich:

> „Der Unterschied von J und J ist kenntlich zu bewahren",

(wobei hier der dem kleinen i entsprechende große Buchstabe das erste Mal ganz auf der Linie, das andre Mal zur Hälfte unter derselben steht).

Verständlich wird diese Anmerkung durch den Bericht über die erste Sitzung S. 84 und 85, wo es heißt:

> „Das von Hrn. Sanders gewünschte Zeichen für großes deutsches j, das vor ihm schon Campe im Wörterbuch angewendet und Adelung wenigstens vorgeschlagen habe, erklärt Hr. Duden für unnöthig, wogegen Hr. Wilmans eine solche Unterscheidung der Zeichen, als im Interesse genauerer Lautbezeichnung liegend, für wünschenswerth erachtet, Hr. Bertram das verlangte Zeichen als ein schon bestehendes nachweist. Daſs der vorhandene Unterschied der Typen für die Majuskeln von i und j kenntlich bewahrt werde, wird von der Versammlung als wünschenswerth bezeichnet,"

und zwar betraf dieser Beschluß nicht blos den Druck, sondern auch das Schreiben. Bekanntlich unterscheidet sich bei den Schreiblettern die Majuskel für den Consonanten j von der für den Vocal i*) durch die unter der Linie stehende lange Schleife, welche z. B. auch bei dem kleinen j und ſ, wie bei den kleinen und großen Buchstaben g, h und z den Schlußtheil bildet. Die

*) S. sein „Leben Raphael's von Urbino", wo es z. B. buchstäblich heißt: die französische, italiänische und Deutsche Kunst. I, XLI; französische und Deutsche Anschauung XLVII; von französischen italiänischen und Deutschen Künstlern XLIX u. s. w.

*) S. z. B. schon Joh. Leonh. Frisch Teutsch-lateinisches Wörterbuch (Berl. 1741) Bd. 1, S. 481a, wo es unter dem Buchstaben J heißt: „Vor den Vocalen wird er sonst ein Jod, und alsdann auch im Schreiben unterschieden."

Digitized by Google

von Adelung und Campe ein-, von mir durchgeführte Druckletter aber für die Majuskel des Consonanten j, die sich von dem großen I namentlich durch einen kleinen Querstrich in der Mitte unterscheidet, sollte nach einem Vorschlag des Herrn Bertram durch eine auch ohne den Querstrich sich kenntlich von dem Vocal J unterscheidende Type ersetzt werden. Und allerdings ist die Unterscheidung in Anm. 3 zu § 1 in der angegebenen Weise angedeutet, in dem ganzen übrigen Buch aber nicht weiter durchgeführt, man sehe z. B. S. 142 Z. 2 und 3 von unten, wo der Anfangsbuchstabe von Jagd, Jacht und Imperativ ganz dieselbe Form und Höhe hat, und besonders in dem Wörterverzeichnis S. 162a und b, wo die mit j anlautenden Wörter, die in der ursprünglichen Raumer'schen Vorlage nicht von den mit i anlautenden gesondert waren (s. S. 34c; 35a), jetzt beschlußmäßig davon getrennt sind, aber im Anlaut doch nur für die kleinen, nicht für die großen Buchstaben eine besondere Form zeigen. Hierbei bemerken wir gleich, daß bei dieser Sonderung der Consonant j vor den Vocal i gestellt ist, abweichend von der wohl begründeten üblichen umgekehrten Reihenfolge, vgl. — bei ähnlicher Sonderung — den Vokal u vor (nicht hinter) dem Consonanten v und s. außer den Wörterbüchern z. B. von Adelung, Campe, Heyse, Sanders u. A. namentlich auch in dem 3. Bde. v. Ramlers Fabellese (Lpzg. 1790) S. 295 das Register, wo zuerst die Folge der Buchstaben angegeben ist, und darin i, j, nicht umgekehrt.

Die alphabetische Reihenfolge ist freilich auch sonst in dem „Wörterverzeichnis" nicht überall streng beobachtet; so steht z. B. gleich am Anfang unter dem Consonanten j S. 162a Jacht und Jagd nach (statt vor) jäh ꝛc. und auf der vorhergehenden S. 161a: gültig, Gummigutt, Gunst nach (statt vor) Günther, Gustav ꝛc.

Auch sind manche Wörter, über welche Beschlüsse gefaßt worden sind, an der betreffenden Stelle unter die Regeln und ins Wörterverzeichniß aufzunehmen vergessen worden. Z. B. steht in der ursprünglichen Vorlage S. 13 § 8a unter den Wörtern mit geschärftem Vocal bei einfachem consonantischem Auslaut bin (vgl. meinen „Katechismus der Orthographie" S. 35 Z. 25), dagegen fehlt es — wie in dem Berliner Regelbuch — auch hier in den Regeln S. 135 § 3b und im Wörterverzeichnis. So fehlt im Wörterverzeichnis S. 175c am Schluß hinter: „Urteil, urteilen § 13" der Zusatz: „aber Ur-teil, Ur-teilchen § 39e"; ferner auf S. 172b bei: „Schiffart, Schiffarer" vor § 13 § 12b, der Hinweis auf § 5c. (Daß hier eine so dringend nothwendige Bestimmung über die Silbenbrechung fehlt, liegt daran, daß man sich hierüber in der Versammlung nicht einigen konnte, s. den Bericht über die achte Sitzung S. 107.) Ferner fehlt auf S. 166c das doch unter den Regeln auf S. 138 unter § 11b aufgeführte Wort mehr und auf S. 178a die S. 140 unter den Regeln aufgeführte Form stahl von stehlen ꝛc.

Ueber die Schreibweise des Wortes Aas herrschte in der Versammlung selbst großes Schwanken; man sehe die Sitzungsberichte, S. 91, wo es heißt:

> Die Konferenz beschließt die Schreibungen: Al (mit 9 Stimmen) u. s. w. . . ., dagegen Aas und Waage mit 8 Stimmen

und demgemäß denn auch S. 117:

> Man schreibt: . . . Aas (faulendes Fleisch) und As (Karte oder römische Münze) ꝛc.;

dagegen in der 10. Sitzung S. 122:

> Der zahlreich unterstützte Antrag, die graphische Unterscheidung von Aas und As . . . aufzugeben, findet die Billigung der Konferenz ꝛc.

Unter den Regeln jedoch auf S. 138 in § 12b, wo die Wörter mit gedehntem a (und ä) ohne Dehnungsbuchstaben aufgeführt sind, fehlt hinter Ähre [d. i. Ähre] das erwähnte As [statt des üblichen Aas], und im Wörterverzeichnis S. 154b findet sich freilich As, aber blos mit dem Hinweis auf § 35c, wo nur die Mehrzahl Asse erwähnt, also nicht das fragliche deutsche Wort gemeint ist.

Das bis hierher Erwähnte betrifft allerdings nur geringfügige Versehen, die mit leichter Mühe sofort sich beseitigen und verbessern lassen, aber diese bei einmaliger flüchtiger Durchsicht gewonnene Fehlerlese zeigt doch wohl deutlich, daß, selbst wenn man mit allen Beschlüssen der Versammlung einverstanden sein könnte, das vorliegende Buch doch immer wohl noch erst einer wiederholten sorgfältigen Durchsicht und Berichtigung bedürfen möchte.

Was nun aber die Verhandlungen sachlich betrifft, über welche die Leser dieser Zeitschrift durch den ausgezeichnet klaren und wichtigen Aufsatz in Nr. 7 von Professor Wilhelm Scherer im Allgemeinen orientiert sind, so scheint es jetzt, wo in dieser für alle Deutschen weit über die Grenzen des deutschen Reichs hinaus hochwichtigen Angelegenheit die Acten zur allgemeinen Einsicht vorliegen, wohl an der Zeit und dringend geboten, möglichst allseitig in eingehender Weise zu erörtern und zu prüfen, in wie weit die über die Regelung unserer Rechtschreibung gefaßten Beschlüsse mit dem (nach Jakob Grimms richtigem und beherzigenswerthem Ausspruch) „über die Wörter und ihre Schreibung zuletzt allein entscheidenden Sprachgebrauch und Volkswillen" übereinstimmen oder nicht, und ferner, über welche in der Conferenz nicht zur Berathung gelangten Punkte noch eine Feststellung zu treffen sein wird, und zwar welche als die richtigste, d. h. als die dem allgemeinen Sprachbewußtsein und Volkswillen entsprechendste.

Hierzu Beiträge zu liefern, habe ich schon seit Jahren mich vielfach bemüht, so durch Aufsätze in dieser und andern Zeitschriften (z. B. in diesem Jahre in der „National-Zeitung" Nr. 71, vgl. Nr. 81 und 91; im „Daheim" Nr. 23 und im Aprilheft des „Salon"), namentlich aber durch meinen in dritter Auflage erschienenen „Katechismus", durch die beiden Hefte meiner „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland" und das den praktischen Abschluß dieser „Vorschläge" bildende, bereits in zweiter Auflage erschienene „Orthographische Wörterbuch", auf welche Aufsätze und Werke ich mir wohl erlauben darf, alle Diejenigen hinzuweisen, die sich einer möglichst eingehenden Einsicht und Prüfung der Conferenzbeschlüsse unterziehen wollen.

Außerdem aber hoffe ich, auch in dieser Zeitschrift recht bald auf die wichtige Frage in einem Aufsatz unter dem Titel: „Zu den Verhandlungen der orthographischen Conferenz", wenn auch nur kurz, zurückkommen zu dürfen.

Strelitz. **Daniel Sanders.**

Kunsthistorische Revue.

I.

Ein Ehrendenkmal Dürers.*)

Von **Adolf Rosenberg.**

In Deutschland braucht ein Genius, um unter seinen Landsleuten zur Anerkennung zu gelangen, durchschnittlich hundert Jahre. Im Augenblicke, wo er seinen hundertjährigen Geburtstag feiert, oder kurz vorher, erinnert man sich seiner und man nimmt sich die Zeit, ihm ein Denkmal zu setzen oder ihm zu Ehren einen großen Festzug durch Stadt und Land zu arrangiren, nicht selten, ohne daß die lärmende Menge weiß, warum. Ausnahmen von dieser Regel existiren freilich, sonst würde man sich über die Regel nicht mehr wundern. Aber das Wort eines Dichters:

> Nur da und dorten rettet einen
> Auf hohen Fluthen seine Zeit,
> Der leuchtet, wie die Sterne scheinen,
> Ein Gott in seiner Einsamkeit —

hat eben deswegen, namentlich was die Einsamkeit anlangt, seine bittere Berechtigung. Oft entledigt sich das Ausland der Pflicht, Deutschland auf seine großen Männer aufmerksam zu machen. So ist z. B. dem Gros der deutschen Brüder erst durch die Huldigungen Frankreichs, Englands und Americas die Größe Humboldts klar geworden.

Wem es in hundert Jahren nicht gelingt, das Ziel der Unsterblichkeit in Deutschland zu erreichen, der kommt nie dazu. Dem größten Meister deutscher Kunst, dem armen Albrecht Dürer von Nürnberg, ist es so ergangen. Als man im Jahre 1871 den vierhundertjährigen Gedenktag seiner Geburt feierte, reducirte sich diese Feier auf Collectivausstellungen seiner Holzschnitte und Kupferstiche in den Museen, auf Gedächtnißreden in gelehrten Vereinen und auf gemeinsame Festessen. Hie und da ging's wohl auch in den Künstlervereinen etwas lebendiger zu. Daß das Kunstverständniß und Kunstinterresse — ich rede nicht einmal von „Kunstliebe" — unter den Gebildeten unserer Nation

*) Moritz Thausing, Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Leipzig 1876, E. A. Seemann.

Digitized by Google

leider ein sehr geringes ist, ist eine beschämende, aber unbestreitbare Thatsache. Die Kenntniß Dürers z. B. in den größeren gebildeten Kreisen beschränkt sich fast ausschließlich darauf, daß er ein böses Weib gehabt hat, welches ihn zu Tode geärgert, daß er viel für den Kaiser Maximilian gearbeitet, welcher dem Künstler das Honorar schuldig geblieben ist, und daß er hauptsächlich Madonnen- und Heiligenbilder gemalt hat, für die sich doch heutzutage ein aufgeklärter Mensch unmöglich interessiren kann.

Armer Dürer! Der edle Patriot, welcher seine deutsche Heimat mit solcher Gluth liebte, daß er einen ehrenvollen Ruf in das Ausland ablehnte, daß er das größte Meisterwerk seiner Kunst, die vier Apostel, dem Rathe seiner Vaterstadt zum Andenken verehrte, er ist den späteren Geschlechtern kaum noch dem Namen nach bekannt. Rafael und Tizian, Michelangelo und Correggio, Rubens und Rembrandt absorbiren das ganze Kunstinteresse seiner Landsleute. Rafaels Madonnen schmücken in prachtvollen Kupferstichen ihre Salons; aber für Dürers Dreifaltigkeitsbild oder für seine Apostel hat Niemand ein bescheidenes Plätzchen übrig. Bei seinen Lebzeiten wußte sich freilich Dürer die „wälschen" Maler vom Leibe zu halten, sowohl durch sein persönliches Auftreten, als durch seine Kunst. Schon als er in Venedig war, hatte er viel von ihnen zu leiden. „Ihrer sind mir viele Feind", schreibt er an seinen Freund Pirkheimer, „und machen mein Werk nach in den Kirchen und wo sie es immer bekommen mögen; nachher schelten sie es und sagen, es sei nicht antikischer Art, darum sei es nicht gut." Nach der Vollendung des großen Altarbildes für San Bartolomeo, die Begräbnißkirche der Deutschen in Venedig, änderten die italienischen Maler auch offen ihre Meinung. „Ich habe auch die Maler alle zum Schweigen gebracht," schreibt Dürer, „die sagten, im Stechen wäre ich gut, aber im Malen wüßte ich nicht mit den Farben umzugehen. Jetzt spricht Jedermann, sie hätten schönere Farben nicht gesehen."

Wurde schon Dürer bei seinen Lebzeiten durch Copisten, Fälscher und Nachdrucker vielfach geschädigt, so daß er wiederholt den Schutz der Obrigkeit anrufen mußte, so begann erst nach seinem Tode ein schwunghafter Handel mit gefälschten Bildern und Zeichnungen, welche auf Rechnung des großen Meisters gesetzt wurden. Dieser Unfug dauerte länger als ein Jahrhundert. Geschickte Hände verdoppelten sehr viele Zeichnungen Dürers, wie es scheint im Auftrage ihrer Besitzer, welche mit diesen Fälschungen ein lucratives Geschäft, vornehmlich mit dem Auslande machten. Fast alle Gemälde Dürers, welche bis zum Beginn des siebzehnten Jahrhunderts in Nürnberg vorhanden waren, sind in zwei und mehreren Exemplaren auf uns gekommen. In Nürnberg, wo man sonst das Andenken des großen Bürgers hoch hielt und bis auf den heutigen Tag hoch hält, war der Sitz einer Fälscherbande, welche das Copiren Dürer'scher Gemälde und Zeichnungen fabrikmäßig betrieb. Denn eine Aeußerung eines Nürnbergischen Schriftstellers aus dem Jahre 1660, welcher von dem Maler Hans Hofmann sagt, er „copirte dem Albrecht Dürer so fleißig nach, daß viele seiner Arbeiten für Dürer'sche Originalien verhandelt werden", läßt über die mit solchen Copien verbundene Absicht keinen Zweifel.

Damit waren die Leiden des vielgeprüften Mannes noch nicht zu Ende. Im 17. Jahrhundert begannen die Chronisten das Werk — wie wir annehmen wollen — unabsichtlicher Sagenbildung. Joachim v. Sandrart, der Verfasser der „Teutschen Akademie", war zwar ein sehr langweiliger und beschränkter, aber ehrlicher Mann. Wenn er diesen oder jenen Maler als einen Trunkenbold und die ehrsame Hausfrau Dürers als eine geizige Xanthippe verschrie, welche ihren Mann halb verhungern ließ, so sind das eben Mißverständnisse, die aus dem Uebermaß moralischer Entrüstung geflossen sind, welche den Perückenphilistern des 17. Jahrhunderts eigen ist. Nicht Sandrart ist der eigentliche Verleumder der ehrenfesten Frau Agnes, sondern Wilibald Pirkheimer. In einem Briefe, welchen der alte grämliche Mann zwei und ein halbes Jahr nach dem Tode Dürers und wenige Wochen vor seinem eigenen an den kaiserlichen Baumeister Tscheck in Wien geschrieben und der wahrscheinlich niemals an seine Adresse abgesandt worden ist, beklagt er sich bitter über die Wittwe Dürers. Sie soll Dürer „dermaßen gepeinigt haben, daß er sich desto schneller von hinnen gemacht, denn er war ausgedorret wie ein Schaub... Zudem hat sie ihn Tag und Nacht zu der Arbeit hart gedrängt bloß darum, daß er Geld verdiene und ihr das ließe, so er stürbe". Daß Dürer bei seinem Tode „ausgedorret wie ein Schaub" war, mochte weniger die Folge der Quälereien seiner Gattin gewesen sein, als die eines schleichenden Zehrfiebers, welches er sich auf seiner niederländischen Reise zugezogen hatte und dem er schließlich vor der Zeit erlag. Wenn Frau Agnes ihren Mann in den letzten Jahren zur Arbeit und zum Geldverdienste getrieben haben soll, so hat sich Dürer jedenfalls Nichts daraus gemacht. Denn seine letzten Jahre verwendete er fast ausschließlich auf die Abfassung seiner kunsttheoretischen Schriften von den Proportionen, von der Messung, von der Befestigungskunst u. s. w., und diese Bücher haben ihm wahrlich Nichts eingebracht. Endlich starb Dürer in so wohl situirten Verhältnissen — er hinterließ etwa 7000 Gulden, und damit erledigt sich auch die Sage von seiner Dürftigkeit —, daß damit die Pirkheimer'sche Verdächtigung in Nichts zerfällt. Mehr noch, sie erscheint uns als unlauter, wenn wir sie auf ihr Motiv hin prüfen. Pirkheimer war ein Curiositätenfreund und besaß unter Anderem eine Sammlung von Hirschgeweihen. In dem Nachlasse Dürers befand sich nun ein besonders kostbares, auf welches Pirkheimer sehr stark rechnete. Kurze Zeit vor Abfassung jenes Briefes fand zwischen Dürers Wittwe und dessen Bruder Andreas ein Theilungsvergleich statt, nach dessen Erledigung sich Frau Agnes berechtigt glaubte, manches überflüssige Stück aus dem Nachlasse ihres Gatten zu veräußern, darunter auch das bewußte Hirschgeweih. Darob ergrimmte Pirkheimer ganz gewaltig — man weiß, wessen die Sammlerwuth fähig ist — und machte seinem Groll in jenen Schmähungen Luft. Kleine Ursachen, große Wirkungen! So hat ein verweigertes Hirschgeweih die brave Hausfrau unseres theuren Meisters bei der Nachwelt in Schande gebracht.

Sandrart hatte keine Kenntniß von dem Tagebuche, welches Dürer während seiner niederländischen Reise führte, wohl aber von der letzteren selbst. Er dichtete flugs weiter und behauptete frischweg, Dürer hätte jene Reise unternommen, um seinem bösen Weibe davonzulaufen. In Wahrheit aber hat Frau Dürer jene Reise, noch von einer Magd begleitet, von Anfang bis zu Ende mitgemacht.

Um die Wende des 18. Jahrhunderts und im Verlaufe desselben scheint das Interesse für Dürers Kunst ziemlich verschwunden zu sein. In Nürnberg selbst befaßten sich mehr oder minder urtheilslose Chronisten und Sammler noch ziemlich viel mit dem Leben und den Werken Dürers. Im Ganzen scheint es aber eine sehr stille Gemeinde gewesen zu sein, in welcher der Dürercultus fortlebte. Die Sammler des 18. Jahrhunderts waren wahrscheinlich auch die Attentäter, welche die schönen weißen Ränder von den Kupferstichen und Holzschnitten Dürers abschnitten, um sie bequemer in ihre Mappen einzukleben. Charakteristisch für die Werthschätzung Dürers in diesem Jahrhundert ist die Aeußerung Goethes über ihn in einem Briefe an Lavater: „Denn ich verehre täglich mehr die mit Silber und Gold nicht zu bezahlende Arbeit des Menschen, der, wenn man ihn recht im Innersten erkennen lernt, an Wahrheit, Erhabenheit und selbst an Grazie nur die ersten Italiener zu seines Gleichen hat. *Dieses wollen wir nicht laut sagen.*" Man konnte sich also damals durch eine offene Anerkennung Dürers um seinen ganzen Credit in künstlerischen Fragen bringen. Ein ander Mal sagt Goethe, dessen Kunsturtheile sonst mit Vorsicht aufzunehmen sind, sehr treffend von unserem Meister: „Albrecht Dürern förderte ein höchst inniges realistisches Anschauen, ein liebenswürdiges menschliches Mitgefühl aller gegenwärtigen Zustände. Ihm schadete eine trübe, form- und bodenlose Phantasie."

In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts begann eine literarische Agitation zu Gunsten des großen Meisters. Der Nürnberger Buchhändler Campe gab seine Tagebücher und Briefe als „Reliquien Albrecht Dürers" heraus. Man feierte seinen dreihundertjährigen Todestag mit der Grundsteinlegung zu einem

Digitized by Google

Denkmal, welches, von der Meisterhand Rauchs gefertigt, 1840 enthüllt wurde. Erst nachdem die Beschäftigung mit der Geschichte der Kunst einen wissenschaftlichen Charakter angenommen hatte, trat auch Dürer in den Vordergrund der kunstgeschichtlichen Forschung. Aber statt den Schutt wegzuräumen, der sich im Laufe der Jahrhunderte vor dem Bilde des ehrwürdigen Meisters zusammengehäuft, hat man ihn, wenn auch ohne Absicht, eher vermehrt. Waagen hat allerlei nützliche Winke gegeben, doch zeigen die meisten Schriften über Dürer, selbst die mit großer Liebe und großer Begeisterung verfaßte Biographie v. Eye's, mehr den Weg, den die Dürerforscher nicht einzuschlagen haben.

Franzosen und Engländer liefen in der Werthschätzung Dürers den Deutschen wiederum den Vorrang ab. Sie erwarben Zeichnungen und Kupferstiche Dürers zu hohen Preisen, welche fortan für den Kunstmarkt maßgebend geworden sind, zwei Engländer setzten dem großen Deutschen in Gestalt von Prachtwerken biographische Denkmale, welche nunmehr hinsichtlich der Ausstattung ein Seitenstück in der Thausing'schen Dürerbiographie gefunden haben, die aber, was den wissenschaftlichen Werth anlangt, durch eben dieselbe Biographie ganz in den Hintergrund gerückt worden sind.

Die Resultate einer zehnjährigen, anstrengenden Arbeit liegen in einem äußerst stattlichen Bande vor uns. Fast jede Seite zeugt für die emsigste Forschung, wenn auch fast jede Seite den Dürerforscher zum Widerspruche reizen mag. Man sagt indessen, daß die Bücher die besten sind, welche den Verstand und den Widerspruchsgeist des Lesers am meisten rege erhalten. Am höchsten wird man den rein historischen Theil der Arbeit schätzen. Thausing hat zuerst versucht, das Verhältniß Dürers zu seinem Lehrmeister Wohlgemuth in's Klare zu stellen. In dem Bestreben, allzu klar zu sehen, wo uns jede Controle fehlt, ist er vielleicht zu weit gegangen. Er hat den biederen, handwerksmäßigen Meister gewiß überschätzt, er hat ihm das Werk eines bisher unter dem Namen Wenzel von Olmütz bekannten Kupferstechers zum größeren Theile zugeschoben, ohne daß er einen anderen stichhaltigen Grund als einen rein äußerlichen vorgebracht, nur in der Absicht, den Meister Wohlgemuth auch zum Lehrer Dürers in der Kupferstecherkunst zu machen. Lassen wir ihm das Verdienst, den jungen Meister zu einem tüchtigen Maler herangebildet zu haben. Das Kupferstechen hat Dürer wahrscheinlich in den Anfangsgründen von einem Nürnberger Goldschmied gelernt, später aber durch vielfaches Experimentiren auf eigene Hand zu einer Höhe gebracht, die vordem niemals erreicht war. Im Uebrigen wird man sich mit der Behandlung der überlieferten Thatsachen, namentlich mit der Klarlegung des ziemlich verwickelten Verhältnisses Dürers zu den Arbeiten für den Kaiser Maximilian und mit der Charakteristik Dürers als Mensch nur einverstanden erklären können. Ebenso hat Thausing den Maler Dürer mit großem Verständniß und umfassender Sachkenntniß charakterisirt. Er hat unter der Masse der dem Meister zugeschriebenen Tafelbilder gründlich aufgeräumt. Unbarmherzig hat er jedes irgendwie zweifelhafte Gemälde aus der Reihe des Materials ausgemerzt, auf Grund dessen er seine Charakteristik des Malers ausführt. Wir können dieses energische Vorgehen nur billigen. Man hat sich Jahrzehnte lang in der Beurtheilung Dürers mit wüstem Ballast herumgeschleppt, welcher einer richtigen Beurtheilung nur Eintrag that. Sollte Thausing hie und da zu weit gegangen sein, so kann eine spätere Forschung den Fehler leicht wieder gut machen, während ein weniger rücksichtsloses Vorgehen das Charakterbild des Künstlers wiederum hätte verdunkeln können. Leider hat Thausing den praktischen Gebrauch seines Buches durch eine Unterlassungssünde erheblich verringert. Er hat kein Verzeichniß der beglaubigten Gemälde und der ersten Handzeichnungen Dürers angefertigt, ein Mangel, der auf das Tiefste empfunden wird. Eine nochmalige Redaction seines Buches hätte vielleicht manche entbehrliche Excursion entfernt, um, ohne den Umfang des Buches zu vergrößern, den nöthigen Raum für das unentbehrliche Verzeichniß zu schaffen. Ein kritisches Verzeichniß der Handzeichnungen hat seine bedeutenden Schwierigkeiten. Indessen haben uns die Braun'schen Photographien ein so umfangreiches Material zur Kritik an die Hand gegeben, daß ein großer Theil der Schwierigkeiten dadurch gehoben ist. Manche bewunderte Perle öffentlicher Cabinette würde durch eine kritische Sichtung in den Orkus der Fälschung hinabgesunken sein. Vielleicht hat dem Verfasser gerade seine Stellung als Vorsteher einer öffentlichen Sammlung in dieser Hinsicht eine Reserve auferlegt, die wir zwar begreifen, die er aber im Interesse seines Buches hätte außer Acht lassen sollen. Auf dem Gebiete der Kupferstiche hat er auch manches Zweifelhafte entfernt. Im Großen und Ganzen ist er jedoch, namentlich was die Interpretation der Kupferstiche anlangt, ziemlich conservativ geblieben. Ein oder das andere Mal hat er vielleicht nach der Art der alten Erklärer mehr gesehen, als Dürer hineinzulegen beabsichtigt hat.

Die äußere Ausstattung des Buches ist eine so musterhafte und splendide, wie wir sie bei deutschen Büchern selten oder gar nicht gewohnt sind. Die Illustrationen, nach Zeichnungen von J. Schönbrunner im rühmlichst bekannten Atelier von F. W. Bader in Wien in Holz geschnitten, sind mit feinem Tacte ausgewählt und gewähren nach allen Richtungen hin ein umfassendes Bild von der Kunstthätigkeit des großen Meisters. Mit zwei Ausnahmen reproduciren sie Kunstwerke, welche bisher noch nirgends reproducirt worden worden sind. Gemälde und Zeichnungen sind dabei besonders berücksichtigt worden. Von einer Reproduction von Kupferstichen hat der Verfasser ganz abgesehen; ob mit Recht oder mit Unrecht, will ich dahingestellt sein lassen. Dafür ist dem Buche noch ein außerordentlicher Schmuck in einer trefflichen Radirung von Jasper beigegeben worden, welche den Meister im 41. Jahre seines Lebens — nach dem Selbstporträt auf dem Wiener Dreifaltigkeitsbilde — darstellt. Die Initialen der Capitel, die Randverzierung des Titels, selbst die Vignette des Verlegers sind nach Dürerischen Motiven entworfen. So vereinigt sich innerer Gehalt und äußeres Gewand zu einem würdigen Ehrendenkmal Dürers.

Notizen.

Die Osterferien waren den Abgeordneten und der ganzen politischen Welt besonders diesmal hochwillkommen. Selbst für das an nachhaltige Arbeit gewöhnte Berlin war die Saison überaus anstrengend. Die Kammermitglieder namentlich konnten kaum zu Athem kommen. Achtstündige Sitzungen im Hause, Commissions- und Fractionsberathungen, Verhandlungen der Parteien unter einander, das Alles nahm kein Ende und mußte schließlich die gesundesten Nerven aufreiben. Dazu hatte es neuerdings an unausgesetzten Angriffen in der Presse nicht gefehlt. Man drohte mit Enthüllungen auf Kosten bald dieser, bald jener Gruppe, wollte den Gründern zu Leibe gehen und suchte diese überall, vorzugsweise jedoch da, wo sie nicht vorhanden waren. Es war, wie sich gezeigt hat, nicht viel dahinter. Aber die Abgeordneten wurden stets in Spannung gehalten und mußten ihre Vorkehrungen zur Vertheidigung treffen. Die Presse nahm theilweise ihrer Gewohnheit nach jede mysteriöse Andeutung bereitwillig auf, denn was nach Skandal aussieht, ist ihr angenehm. Früher mit den Gründern auf Du und Du, erging sie sich jetzt mit dem bewußten Brustton der Ueberzeugung in pathetischen Philippiken gegen Jeden, der durch Wohlstand und Gedeihen ihren angeborenen Neid erregte. Man weiß ja, wie es jene Blätter unter einander halten. Vor Jahren wurden die Journalisten ausgewiesen, während es zu den Segnungen der Freizügigkeit gehört, daß sie jetzt nur möglichst ingrimmig verfolgt werden. Die fragliche Kategorie der Zeitungsschreiber aber leistet dazu jetzt wie früher die wünschenswerthen hülfreichen Dienste. Gehässig gegen die Collegen, wie sollten sie nicht vorkommenden Falles die Abgeordneten auf's Korn nehmen. Vor Allem aber soll jetzt mit den Gründern, oder was dafür ausgegeben wird, kurzer Proceß gemacht werden. Man sieht sie überall und läßt den bekanntesten der Brüderschaft, der seiner Zeit in der Wilhelmstraße thronte, sogar in englischen Romanen figuriren. Das halbe Berlin, soweit es englisch versteht, liest seit einiger Zeit einen

Digitized by Google

der letzten Romane Anthony Trollopes: The way we live now, und ist fest überzeugt, daß der Held der Geschichte, der von ephemerem Glanz umstrahlte und dann von der Nemesis mit dem lahmen Fuß eingeholte Melmotte, den deutschen Eisenbahnkönig darstellen solle. Viele Züge treffen auch wunderbarer Weise zu und auch Familiengeschichten könnten zur Noth auf gewisse Analogien zurückgeführt werden. Schlimme Uebertreibungen von Sünden und Vergehen, deren das angebliche Modell niemals auch nur angeklagt war, setzte man auf Rechnung der poetischen Licenz und einer blühenden Phantasie. Das Buch wurde wahrhaft verschlungen, zumal die Schadenfreude dabei ihre volle Befriedigung fand. Und doch war die Voraussetzung, daß Trollope den gestürzten Berliner Börsenfürsten porträtiren wollte, falsch. Er kannte diesen kaum dem Namen nach. Viel glaubhafter ist, daß dem Verfasser ein kühn speculirender Londoner Gründer, der Leicestersquare ausgebaut und den Kensingtonpark so gut wie geschaffen hat, für seine Hauptfigur unbewußt gesessen habe. Anthony Trollope ist im Uebrigen in Deutschland noch nicht genug gewürdigt. Kenner der englischen Literatur stellen ihn gleich nach Dickens und Thackeray, trotz seiner gelegentlichen Breite und des seltsamen Wunsches, derjenige Schriftsteller Großbritanniens zu werden, der die meisten Bände geschrieben hätte. Es sollen ihm dazu noch zwei bis drei fehlen. Trollope steht jeden Morgen sehr früh auf, arbeitet vier Stunden und thut den übrigen Theil des Tages so gut wie nichts. So erhält er sich, wie er glaubt, am sichersten frisch und versäumt auch nicht den erlaubten Lebensgenuß. Eines Tages war er während des Spätsommers 1863 in Grindelwald angekündigt. Einige Touristen warteten damals im Chalet des Hotels zum Adler auf klares Wetter zur Besteigung des Faulhorns. Als Wirthin fungirte die durch ihre sittsame Schönheit berühmte Tochter Ritchards aus Interlaken, welche Winterhalter gemalt und in Paris ausgestellt hatte. Für Trollope traf täglich die Times unter Kreuzband ein, und die durch den hartnäckigen Wolkenhimmel etwas gelangweilten Gäste freuten sich schon auf die Ankunft des englischen Humoristen. Aber er kam nicht. Zum Glück kehrte wenigstens die Sonne wieder und das Faulhorn wurde nach langem Harren in seiner ganzen Glorie endlich erreicht. Später hörte man, Trollope habe sich anders besonnen und die Schweiz in jenem Jahre ganz aufgegeben. Er versäumte viel damit. Gerade um jene Zeit erwiesen sich außer dem Faulhorn auch das Schilthorn über Mürren, sowie der Gorner Grat im Zermattthal überaus lohnend. Wer auf jenen Höhen war und einige derselben auch später unter gleichmäßig günstigen Bedingungen wiedersah, hat für das ganze Leben Erinnerungen mitgenommen, welche sogenannte politische Rücken und Tücken oder sonstige Ausbrüche einer Gesinnung, die sich auf bedauernswerthem tiefem Niveau bewegen, niemals trüben, geschweige verdunkeln können.

* * *

Zeitschriften-Revue. Es liegt uns wieder eine Reihe von Zeitschriften vor, theils neuesten, theils älteren Datums, die wir den, sich für die einzelnen Fächer interessirenden Lesern vorstellen wollen. Zwei der Blätter sind pädagogischen Inhalts; „Allgemeine pädagog. Rundschau" herausgegeben von Toselowski (Verlag von Julius Imme in Berlin), hat sich neben Besprechung sämmtlicher Schulangelegenheiten zum Ziele gesetzt, das Verhältniß zwischen Haus und Schule freundlicher zu gestalten. Die in Nr. 7 enthaltene literarische Rundschau beweist, daß die Redaction die verschiedenen Geistesströmungen auf dem Gebiete des Erziehungswesens aufmerksam verfolgt. Die Beilage „Blätter für Schule und Haus" bringt, neben guten Abhandlungen, Belletristisches.

Bei J. H. Webel in Leipzig und unter dessen Redaction erscheinen „Deutsche Studienblätter" wöchentlich ein Mal, die, was die Fülle des Stoffes betrifft, sehr viel versprechen und auf dem Gebiete der Literatur auch halten. Die uns vorliegenden Nummern bringen manche vortreffliche Charakteristik lebender Autoren, Kritiken 2c. Ob es gut ist, der studirenden Jugend, die Schüler der obersten Gymnasialclassen mit eingeschlossen, Gelegenheit „für literarische Uebung" zu bieten, ist eine Frage, die wir hier nicht entscheiden können.

Von den „Annalen der Typographie" (Carl B. Lorck) liegen uns Nr. 348 und 349 vor. Der Stoff ist reichhaltig und die Ausstattung vortrefflich.

Der geistvolle Publicist C. von Vincenti gibt mit J. Groß vom 1. April an „Die Heimat", eine neue illustrirte Zeitschrift belletristischen Inhalts heraus (Friedrich Jasper, Wien). Die Einleitung zeichnet sich durch ihre vornehm bescheidene Haltung sehr aus, wenn man die Rodomontaden bedenkt, mit denen heute derartige Unternehmen in die Welt treten. Die Ziele des Blattes sind: das östreichische Volksthum zu stählen, aber im innigen Zusammenhange mit Deutschland zu bleiben. Die Probenummer enthält den Anfang zweier Erzählungen von Ferdinand von Saar und Ludwig Anzengruber, dem Verfasser des „Pfarrer von Kirchfeld"; ein Gedicht von Betty Paoli; eine literarische Kritik über M. Jokais „Milton", der vor kurzem zum ersten Male in Pest gegeben worden ist; dann eine Skizze von Aglaia von Enderes und Notizen. Die Holzschnitte sind vorzüglich. Wir wünschen der „Heimat", wie es sich von selbst versteht, den besten Erfolg, sprechen aber nebenbei auch die Hoffnung aus, daß die Regierung Oestreichs das Verdict gegen die „Gartenlaube" baldigst aufheben werde, schon deshalb, um jene Stimmen zum Schweigen zu bringen, die das neue Organ und die Verbannung des Leipziger Blattes in einen sehr nahen Zusammenhang bringen.

Offene Briefe und Antworten.

Löbliche Redaction!

In der mir erst jetzt zugegangenen Nummer vom 11. März Ihrer geschätzten Zeitschrift befindet sich ein Gedenkblatt von Gustav Karpeles für die Dichterin Agnes le Grave. Der Verfasser desselben hat bei Aufzählung der Werke der Autorin, die übrigens längst so hoch geschätzt wird — als sie es verdient, einen einbändigen Roman vergessen, der im Jahre 1869 bei Carl Habel in Berlin erschienen ist. „Frau Lee" nennt sich das betreffende Opus, in dem uns, an dem Faden einer höchst spannenden, interessanten Erzählung, alle Lagen eines glücklichen und unglücklichen Ehe- und Familienlebens dargestellt werden, wobei die Dichterin nicht versäumt, so oft sie nur kann, den Prediger und Ermahner in moraltausenden Sentenzen zu spielen. Hat da nicht Rudolf Gottschall Recht mit den verheiratheten Dichterinnen? In dem Roman, der übrigens echt dichterische Stellen enthält und eine höchst gelungene Charakterzeichnung besitzt, — wenn auch Frau Lee selbst ein sehr moderner Blaustrumpf ist, — befindet sich auf Seite 128—132 ein meisterhafter, schwungvoller Text zur Sonate pastorale, der für alle Musikfreunde von größtem Interesse sein muß. Sollte es nicht zu spät sein, so würden Sie vielleicht manchem Ihrer Leser und auch gewiß Herrn Karpeles durch Abdruck dieser Zeilen einen Gefallen erweisen.

Hochachtungsvoll 2c.

Leipzig, 6. April 1876. Herrmann Plz.

Inserate.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lewes, G. H. (Verf. von Goethe's Leben), **Geschichte der neueren Philosophie.** (Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte. Bd. II.) gr. 8. 52 Bgn. Preis 13 *M.*

Früher erschien:

——— Bd. I. **Geschichte der alten Philosophie.** gr. 8. 34 Bgn. Preis 8 *M.*

Beide Bände zusammen 20 *M.*

Verlag von **Robert Oppenheim**, Berlin.

Im Verlag v. **Otto Wigand** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der abenteuerliche

Simplicius Simplicissimus,

das ist:

Ausführliche unerdichtete und sehr merkwürdige Lebensbeschreibung eines einfältigen, wunderlichen und seltsamen Menschen,

Melchior Sternfels von Fuchsheim,

wie er seine Jugend im Spessart verlebt, dann im dreißigjährigen Kriege gar denkwürdige und bunte Schicksale gehabt, vielerlei Noth, Leiden und Lebensgefahr ausgestanden, aber endlich noch manchen frohen Tag genossen.

Origin.-Ausg. Vierte Aufl. 1875. Preis 4 *M.* 50 *Pf.*

J. Lanzke & Co.,

SO. Berlin, 3 Schmidtstraße.

Fabrik von

Holz-Jalousien,

dauerhaft und elegant, bester Schutz gegen Sonne und Wetter.

Durch Dampfeinrichtung und Anschaffung neuer, eigens für unsere Zwecke construirter Maschinen sind wir in den Stand gesetzt, nicht blos jeden Auftrag schnellstens auszuführen, sondern auch die Preise billig zu stellen.

Preisconrante mit genauer Beschreibung, auch **Kostenanschläge** gratis. (D. 1334. B.)

Digitized by Google

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Vollständig erschien:

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Neunzehn Bände.

8. Geh. 76 *M.* Geb. (in 11 Bde.) 87 *M.*

1. Abtheilung (Bd. 1—6): Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. 6 Theile. Geh. 24 *M.* Geb. (in 3 Bde.) 27 *M.*
2. Abtheilung (Bd. 7—16): Biographische Denkmale. 10 Thle. Geh. 40 *M.* Geb. (in 5 Bde.) 45 *M.*
3. Abtheilung (Bd. 17—19): Vermischte Schriften. 3 Theile. Geh. 12 *M.* Geb. (in 3 Bde.) 15 *M.*

Vorliegende Sammlung ausgewählter Schriften Varnhagen's vereinigt das Beste und Bleibende von dem, was dieser gehaltvolle, echt vaterländische Schriftsteller während seiner langen Laufbahn in Druck gegeben, vermehrt durch Aufschlüsse und Ergänzungen, die aus politischen Rücksichten, oder weil intime Herzensbeziehungen darin berührt werden, bei früheren Ausgaben zurückbleiben mußten. Sie verdient einen Platz in allen öffentlichen wie Privatbibliotheken, welche die deutsche Nationalliteratur mit einiger Vollständigkeit enthalten sollen.

Jede der drei Abtheilungen ist auch einzeln zu beziehen, ein Prospect mit Inhaltsangabe gratis zu haben.

Neuestes
von **Wilh. Busch:**
In 4 Monaten Absatz: 18,000 Ex.

Abenteuer
eines
Junggesellen.
5½ Bogen mit 156 Holzschnitten.
Preis 3 *M.*
Gegen franco Einsendung von
3 *M.* 10 *Sgr.* in Briefmarken
franco per Post!
(Verlag von **Fr. Bassermann**, Heidelberg.)
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

2. Auflage

soeben erschienen:
Die

gesellschaftl. Stellung der Juden

von
Dr. **Joseph Kolkmann.**
Preis 60 Pf.

Verlag von **Rich. Skrzeczek**, Löbau W/Pr.

Die beste Empfehlung für vorstehende Broschüre ist der Absatz von **2000 Exemplaren** innerhalb 18 Tagen.

Joseph Krauss in Hamburg

empfiehlt sein reichhaltiges

Cigarren-Lager

in 84 verschiedenen Sorten von
68 bis 550 Mark pr. Mille.
Preis-Courant franco gratis.
Wiederverkäufern besondere Vortheile.

Zweite, neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage:

Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte

in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.

Inhalt der 1. Lieferung: Vorrede. In der Vorzeit: Die Naturkräfte. Die Geschichte der Erde. Abstammung des Menschen und seine Stellung in der Natur. Alter und Urzustand des Menschen. Die socialen Gesetze: Ist die menschliche Gesellschaft ein Organismus? Das Denkorgan. Die Naturkräfte und ihre Potenzirung. Parallelismus des Nach-, Neben- und Uebereinander in der Gesellschaft. Das sociale Entwicklungsgesetz. Die Sittengesetze keine Naturgesetze. Religion und Ideal. Volksthum und Geschichte: Abhängigkeit des Menschen von der Natur. Ursitz, Bildung und Verbreitung der Racen. Wirkungen der ethnischen Verschiedenheiten.

Lieferung 1 à 1 *M.* ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von **Lampart & Comp.** in **Augsburg.**

VERLAG VON CARL HOFFMANN IN STUTTGART.

Eltern und Lehrern, namentlich aber zum Selbstunterricht für die wissbegierige Jugend, für Landwirthe und Gärtner, Apotheker u. s. w. empfehlen wir auf das Wärmste das so eben erscheinende Werk:

CARL HOFFMANN's LEHRBUCH DER PRAKTISCHEN PFLANZENKUNDE

in Wort und Bild, für Schule und Haus
für Gebildete aller Stände.

40 Bogen mit 1000 color. Abbild.; 20 Lieferungen in Folio, à 1½ Mark.
Erschienen Lief. 1—12; zu beziehen in beliebigen Zwischenräumen.

Schluss des Ganzen in diesem Sommer.
Zur Subscription vorräthig in allen Buchhandlungen.

Einladung zum Abonnement auf

Die Tonkunst.

Wochenschrift für den Fortschritt in der Musik.

Herausgegeben
im Verein mit den hervorragendsten Autoritäten der Musik-Literatur von
Albert Hahn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1—1½ Bogen groß Lexikon-8. in guter Ausstattung.

Das II. Quartal hat mit Nr. 10 am 1. April begonnen und kostet 2 Mark.
Alle Buch- und Musikalienhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Nr. 10 ist auch **gratis** daselbst **als Probe** zu haben.

Die „Tonkunst" behandelt das ganze Gebiet der Musik in allgemein faßlicher Weise, dem Bedürfniß des gebildeten Musikfreundes entsprechend, ohne Pedanterie, wohl aber mit allgemeiner Wissenschaftlichkeit. Das Blatt folgt demnach mit Aufmerksamkeit allen künstlerischen Bestrebungen unserer Zeit, indem es ohne Parteilichkeit das Nennenswerthe auf den Gebieten **der Composition, Theorie, Aesthetik, Geschichte, Texte und Uebersetzungen der Schule** (Conservatorien ꝛc., Compositionslehre, Analytik, Etüden-Werke ꝛc.), **des Instrumentenbaues, des Gesetz- und Vereinswesens, der Musikpflege** (Concert und Oper) einer sorgfältigen Prüfung unterwirft. Ferner bietet es eine genaue **Statistik der Concurse, Ernennungen, Wahlen, Uebersiedelungen, Orden- und Titel-Verleihungen, Geschenke, Stipendien, Todesfälle, Jahrestage, Vacanzen** und endlich unter **Miscellen** und **Notizen** reichen **Stoff aus der Geschichte des Tages** (vanity fair).

„Die Tonkunst" strebt besonders danach in populärer Sprache Belehrung und Unterhaltung **zu verbinden.** Wie weit dies bisher gelungen, überzeugt man sich am besten aus dem erschienenen ersten Quartal, welches durch jede Buch- und Musikalienhandlung auch zur **Ansicht** bezogen werden kann. (Preis 1 *M.* 50 *Sgr.*)

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., Louisenstraße 32.

Redaction, Berlin S.W. Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 17.

Berlin, den 22. April 1876.

Band IX.

AP
30
.G295
v.9
no.17

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ueber die Geschichte der deutschen Preßfreiheit. Von Julius Weil. — Disraelis Kaisergründung. Von Karl Blind. III. IV. — **Literatur und Kunst:** Anastasius Grün. Von Robert Hamerling — Aus einem ungedruckten Briefwechsel von Ludwig Feuerbach. — Die Furcht vor der selbstständigen Entwicklung des Theaters. Von R. Elcho. (Schluß.) — Louis Agassiz, der bestverleumdete unter den Naturforschern. Von Nikolaus Eichhorn. — **Aus der Hauptstadt:** Vom Theater. Von P. L. — Musikalische Aufführungen. Verdis Requiem für Alessandro Manzoni. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Ueber die Geschichte der deutschen Preßfreiheit.

Von Julius Weil.

„Laßt es in Eure Seele geschrieben sein", sagt Junius in seiner Anrede „an das englische Volk", „laßt es Eure Kinder sich einprägen, daß die Freiheit der Presse das Palladium aller bürgerlichen, politischen und socialen Rechte des Engländers ist."

„Die Preßfreiheit", sagt Papst Pius IX. in der Encyklika vom 8. December 1861, „ist ein verderblicher Irrthum und ein Wahnsinn unserer Tage."

Diese beiden Aussprüche kennzeichnen in einem seltsamen Anachronismus den Geist zweier Culturepochen: den Geist des modernen Fortschrittes und den Fanatismus mittelalterlicher Wissens- und Gewissensknechtung. Junius' Wort, vor mehr als hundert Jahren gesprochen, klingt wie das Frühlingslied der Freiheit an unser Ohr, der Fluch des unfehlbarsten Papstes aber tönet wie Uhukrächzen und Grabgeläute.

Das Papstthum hat von Alters her den Henker des freien Wortes gespielt. Es war ein Papst, Alexander VI. (Borgia), den die Censur ihren Vater nennt — eines würdigen Vaters würdiges Kind! — Päpste waren es: Leo X., Gregor XIII., Urban VIII., die durch unzählige Preßbullen die geistige Freiheit in Fesseln schlugen, bis endlich Pius IX. seinen ohnmächtigen Bannstrahl gegen sie schleuderte. Ist es da nicht eine wunderbare Fügung der Dinge, daß Diejenigen, welche die Preßfreiheit am meisten verurtheilen, heutzutage den ausgiebigsten Gebrauch davon machen?

Die Beschränkung der Presse ist so alt wie die Buchdruckerkunst. Sie ist gewissermaßen der Gegendruck, den der Druck erzeugte. Zwar war das freie Wort in Rede und Schrift von jeher ein Dorn im Auge der Mächtigen: Cicero mußte die Kühnheit seiner Reden gegen Antonius mit dem Tode büßen; Ovid mußte im Exil über seine Gedichte, die des Cäsar Augustus Mißfallen erregt hatten, nachdenken; Constantin ließ die auf dem Nicäischen Concil verdammten Bücher des Arius verbrennen; und Justinian verbot, die alten Rechtsbücher mit seinen Pandekten zu vergleichen und neue darüber zu schreiben. Aber was ist Rede und Schrift gegen den Druck, der dem Worte Flügel verleiht? Es ist die Macht des Schwertes gegenüber der Wirkung einer Batterie. Jene tragen den Gedanken auf Baches Welle durch kleine Länderstrecken, der Druck führt ihn über die ganze Erde fort mit Stromesgewalt.

Kein Wunder, daß Diejenigen, die den freien Gedanken am meisten zu fürchten hatten, mit Entsetzen auf die Wirkungen der höllischen Kunst blickten. Sie erkannten sofort, daß sie gegen das Bollwerk ihrer Macht anstürmen mußte: „Wir verbieten", heißt es in der Bulle Alexanders VI. (1501), „allen Buchdruckern ... bei Strafe der Excommunication und bei einer Geldstrafe ernstlich, daß sie in Zukunft Bücher, Abhandlungen oder irgend welche Schriften drucken oder drucken zu lassen irgendwie sich unterstehen, ohne zuvor die Erzbischöfe oder Stellvertreter und Offiziale um Rath zu fragen; ... daß nichts gedruckt werde, was dem strengen Glauben zuwider, gottlos oder Aergerniß erregend ist."

Das war der Anfang der Preßhetze, die Jahrhunderte lang ein Sport der Regierungen war. Die Presse wurde für Alles abgestraft, was der menschliche Geist Gutes und Großes ersann; sie bekam die Schläge, die diesem zugedacht waren. Denn in ihr fand er seinen Verkünder, seinen Vormund; sie führte immer das große Wort, das muß man sagen, sie verschwieg Nichts, sie verzeichnete gewissenhaft Alles, was er hervorbrachte, sie machte sich zur Mitwisserin seiner Handlungen und zur Mitthäterin. Insofern also in ihr das geistige Leben sich abspiegelte, kann man, ein bekanntes Wort Macaulays variirend, sagen: daß die einzig wahre Geschichte eines Landes in seiner Presse zu finden sei.

Damit ist der Rahmen für eine Geschichte der deutschen Preßfreiheit freilich sehr weit gespannt. Wer es unternähme sie zu schreiben, müßte ein wenig mehr als ein Rechtsgelehrter, er müßte vor Allem Geschichtsforscher und Politiker sein. Es ist gewiß keine kleine Mühe, das vorhandene gesetzliche Material zusammenzusuchen, aber es ist bei diesem Werke das Geringste. Diese Gesetze müssen in Zusammenhang gebracht werden mit den Erzeugnissen der Presse, in Rücksicht auf die sie gegeben waren, und diese wiederum müssen aus dem Charakter der Zeit, aus der sie hervorgingen, erklärt und beurtheilt werden. Die Methode der gelehrten Forschung muß sich paaren mit dem großen Blick für das Leben der Völker.

Diese Bedingung glauben wir erfüllt zu sehen in einem Werke, das von dem berühmten Verfasser des „Deutschen Strafrechts" vor kurzer Zeit erschienen ist. Albert Friedrich Berner hat ein „Lehrbuch des Deutschen Preßrechts" (Verlag von Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1876) geschrieben, in welchem er mit einer Darstellung der Rechtsverhältnisse der deutschen Presse nach dem Reichsgesetze vom 7. Mai 1874 eine Geschichte des deutschen Preßrechts verbindet. Berner unterscheidet sich von vielen Gelehrten nicht durch seine Gründlichkeit, wohl aber durch eine edle Plastik

Digitized by Google

des Stils und eine philosophische Freiheit des Gedankens. Bei ihm begegnet man nicht der einseitigen Gelehrtheit, die an den Grenzen des Faches zu Ende ist, sondern überall dem offenen Verständniß für das Ganze, für den Zusammenhang der speciellen Wissenschaft mit dem allgemeinen Wissen, mit dem geistigen Leben überhaupt. Diese Vorzüge finden sich auch in dem letzten Werke wieder, aber noch erhöht durch den Freimuth und die Unerschrockenheit, mit der der Verfasser die modernen Ideen verficht; nicht vom Standpunkt irgend einer Partei, sondern nach allen Seiten hin prüfend und mit kritischer Wage wägend, strenge trennend die Herrschaftsinteressen einer Partei von dem wahren Wohle des Staates, der für ihn der Rechtsstaat im vollen Sinne des Wortes ist. Von diesem Gesichtspunkt des wahren Liberalismus aus sind darin die geltenden Rechtsgrundsätze, die Bedenken, die gegen einzelne erhoben, und die Reformen, die von der Presse gefordert werden, erörtert: die Frage der Zeugnißpflicht, die Stellung des verantwortlichen Redacteurs, die Anonymität, der Berichtigungszwang, die Behandlung wortgetreuer Berichte, die Beschlagnahme, die Pflichtexemplare und die vielen anderen Dinge, die im Leben der Presse eine entscheidende Rolle spielen. Aber da ist keines, was nicht in seiner geschichtlichen Bedeutung und in seinem Zusammenhange mit den Interessen und Bedürfnissen des öffentlichen Wesens in reizvollster Darstellung beleuchtet wäre. Als Beispiel seien die Sätze aufgeführt, mit denen die rechtliche Stellung der „fliegenden Buchhändler" eingeleitet werden (S. 175): „. . . . Anders der fliegende Buchhändler. Der ward alsbald eine fast autochthone Institution. 1848 galt der fliegende Buchhändler für eine straßengefährliche und demokratische Person. Ein Abgeordneter bezeichnete ihn als den geborenen Demokraten. Die fliegenden Scharen hemmten den Verkehr, wimmelten auf den Bahnhöfen und erfüllten die Luft wie die Sperlinge mit ihren Rufen. 1870 erhob sich aber der fliegende Buchhändler zu einer national-liberalen Erscheinung. Die Fenster der Patrioten öffneten sich, sobald der Fliegende vorüberzog mit seinen Ausrufen: Neueste Nachricht vom Kriegsschauplatz! Sieg bei Weißenburg, bei Wörth, — der Kaiser Napoleon mit seinem ganzen Heere bei Sedan gefangen! Der Fliegende wurde ein patriotisches Ferment, begleitete das Vaterland von Sieg zu Sieg, schürte die Begeisterung für die Landesvertheidigung und für das kommende Reich, und die kurzen Beine der Berliner Buben erwiesen sich als eine vortreffliche Schnellpost, welche die überall stürmisch begehrten Nachrichten überall hin mit jugendlicher Siegesfreude und Hoffnung auf ungewöhnlichen Gewinn schleunigst ausstreute. Aber der Fliegende hatte keinen Rechtsboden unter den Füßen, sondern dieses ephemere jugendliche Phänomen wurde von den Behörden nur einstweilen zugelassen. Sollte das neue Reich ihm seine Fortexistenz nicht gesetzlich sichern?"

Das ist freilich eine Behandlung, die in den Augen der notenseligen Gelehrsamkeit ein Gräuel, ein Verrath an der Wissenschaft ist, die den Namen „Lehrbuch" schändet, das an der Stirn des Werkes steht. Aber es will und kann auch seinem Gegenstande nach kein Lehrbuch im gewöhnlichen Sinne, ein Compendium für juristische Lehrlinge sein; denn die Presse ist so tief verwurzelt mit unserem politischen Leben, mit unserer ganzen bürgerlichen und rechtlichen Existenz, daß ihre Angelegenheiten allgemeine Angelegenheiten und daher auch von allgemeinem Interesse sind. Das Berner'sche Werk ist ein Lehrbuch in viel weiterem und höherem Sinne, ein Lehrbuch für alle gebildeten Leute, ein Lehrbuch auch für die Regierungen; denn sie können daraus lernen, daß die Wohlfahrt der Völker nur erblüht unter der Sonne der Freiheit, daß das freie Wort die erste Bedingung ist für die Entwicklung der geistigen und materiellen Kräfte einer Nation.

Die Geschichte des deutschen Preßrechts, welche dem dogmatischen Theile des Buches vorausgeht, ist hiernach in der That ein Gewinn für unsere Literatur; nicht bloß weil sie eine vorhandene Lücke ausfüllt, sondern weil sie ein wenn auch knappes, so doch meisterhaft getroffenes und scharfes Bild von der politisch-rechtlichen Entwicklung Deutschlands gibt. Denn wenn der Verfasser im Vorworte sagte (S. VI): „Ich bin daher eifrig bestrebt gewesen, mich aus der auf das Genaueste von mir durchforschten Masse des gesetzlichen Stoffes zu wahrhaft geschichtlicher Auffassung desselben emporzuarbeiten, Höhen geschichtlicher Aussichtspunkte zu ersteigen, um den Weg zu überblicken, welcher der sich entwickelnde Rechtsgedanke bereits durchlaufen hat, zu periodisiren, zu gruppiren und überall die Gesetze über die Presse aus den Zeitverhältnissen heraus und im Zusammenhange mit den Bewegungen der Presse selbst darzustellen," — so können wir nur hinzufügen, daß dieses Streben von dem schönsten Erfolge gekrönt worden ist.

Es ist kein heiteres Bild, das sich da vor uns aufrollt, aber ein interessantes, bedeutungsvolles Bild, das wir nicht müde werden sollten anzuschauen um der Erweiterung unserer polischen Erkenntniß willen. Es sei mir gestattet, eine kleine Federzeichnung davon zu entwerfen.

Auf Deutschland, wo bereits 1450 sich Spuren einer Censur zeigten, und im Jahre 1486 Erzbischof Berthold von Mainz die erste förmliche Censurcommission einrichtete, hatten es die Päpste mit ihren Preßbullen ganz besonders abgesehen, und die weltliche Macht bemühte sich, das Geschäft der Geistlichkeit mit ungeschwächten Mitteln fortzusetzen oder in Compagnieschaft mit ihr zu betreiben. Der Speierische Reichsabschied (1529) führte die Censur allgemein ein, der Augsburgische (1530) gab genauere Ausführungsbestimmungen, und die Reichspolizeiordnung (1548) verschärfte sie. So verschworen sich Kaiser und Papst gegen die neue Kunst; hinter dem weltlichen Büttel stand die Inquisition mit dem Bannstrahl. Allein Kaiser und Papst konnten wohl das Wort, aber nicht den Geist in Fesseln schlagen, und keine Censur vermochte der Reformation mit ihrem literarischen Drange, den Schriften Huttens und Luthers, Sebastian Brandts und Hans Sachsens den Weg in die Herzen des Volkes zu versperren.

Je mehr aber die Druckereien und das Bildungsbedürfniß wuchsen, desto größer wurde die Angst der Machthaber vor dem Preßungeheuer: ein Reichsgesetz jagte das andere, eines schärfer als das andere, und jedes erfüllt von neuen Klagen über die mangelhafte Befolgung der bisherigen Verordnungen und über die grausigen Folgen der Druckfreiheit. Die Buchdruckereien wurden auf Fürstensitze, ansehnliche Reichs- und Universitätsstädte beschränkt, die Buchdrucker einer Prüfung ihrer Zuverlässigkeit und dem Eideszwange unterworfen, ein kaiserlicher Fiscal zur Verfolgung der Preßüberschreitungen, Büchervisitationen, und endlich in Frankfurt am Main die mit den Befugnissen einer Obercensurbehörde ausgestattete Büchercommission eingeführt; — lauter ohnmächtige Versuche, den immer mächtiger sich heranwälzenden Strom der religiösen und politischen Aufklärung abzudämmen. Es thaten sich hierin namentlich hervor: der Reichsabschied von 1570, die Reichspolizeiordnung von 1577, das kaiserliche Decret von 1715 und das kaiserliche Patent von 1746.

Aber allmälig nahm die Presse eine noch viel gefährlichere Gestalt an: ihr Haupt wuchs wie das Haupt der Hydra, hundertfach, tausendfach, jedes neue eine Macht für sich; jedes einzelne ein denkender Gegner; — es entstand der Journalismus! Der Journalismus entstand, und sofort beherrschte er die Literatur.

„Was ist eine Schrift?" ruft Louis Blanc aus. „Ein Wort, welches dauert. Die Bücher lassen es zehn Jahre, zwanzig Jahre, ein Jahrhundert, zehn Jahrhunderte dauern: sie genügen in den Epochen, wo die Menschheit langsam denkt und nicht das Bedürfniß schnell zu sprechen empfindet. Aber wenn das Gehirn der Menschheit kocht, wenn das Herz eines Jeden mit Heftigkeit schlägt, wenn auf allen Lippen die erregten Leidenschaften sich in brennende Worte übersetzen, wenn in einer schnelllebigen Welt das Heute das Gestern verschlingt, um selbst wieder vom Morgen verschlungen zu werden, dann ist die Aera der Bücher geschlossen: die Aera der Journale öffnet sich!"

Digitized by Google

Buch und Journal verhalten sich zu einander wie Vorbereitung zu Improvisation. Das Buch ist die Methode, das Journal ist die Eingebung. Das Buch erscheint auf einmal, seine Wirkung ist stark, aber nicht stetig; das Journal kommt heute, morgen, alle Tage, es drängt sich auf, es bohrt und bohrt mit dünner Nadel, aber unaufhaltsam, nie rastend, es ist „die Kraft des stets wiederkehrenden Tropfens, der den Stein aushöhlt".

Die Presse in dieser neuen Gestalt wurde nun bald zu einer gewaltigen Macht. Sie redet nicht mehr allein zu den Gebildeten und Wissenden, sondern unmittelbar zur Masse; sie redet auch nicht in der Sprache der Gelehrten, sondern des Volkes; sie redet endlich nicht bloß von gelehrten Dingen, sondern von Allem, was in die Welt der Erscheinungen tritt; und indem sie auf jedem ihrer Blätter ein Samenkorn der Bildung in die Geister trägt, wird sie deren verdienstvollste Priesterin. Ein schreckenvolles Gespenst in den Augen einer mit den Mitteln der Unfreiheit wirthschaftenden Regierung, ist sie einer freiheitlichen Staatslenkung die treueste Bundesgenossin.

(Schluß folgt.)

Disraelis Kaisergründung.

Von **Karl Blind.**

III.

Man sagt von den Engländern gewöhnlich, ihr Sinn sei stark auf das Alterthümliche gerichtet. Allein im vorliegenden Fall hat dasselbe für sie nicht den mindesten Reiz.

Geht man die Geschichte etwas aufmerksam durch, so findet man seit alten Zeiten entsetzlich viel Kaiser und Kaiserinnen, sogar an den unglaublichsten Orten. Die Könige von Castilien nannten sich im elften und zwölften Jahrhundert „Kaiser". Damit wollten sie den römisch-deutschen und griechischen Kaisern Schach bieten. Französische Könige hielten vor Napoleons Zeiten darauf, wenigstens von den Gesandten orientalischer Fürsten mit dem Kaisertitel beehrt zu werden. Die indischen Mogule waren bekanntlich Kaiser. Lange vor der Einnahme von Konstantinopel wurde Sultan Bajazet durch Timur als „Cäsar von Rom" bezeichnet, weil er bereits den größeren Theil des oströmischen Gebietes besaß. Von den alt-englischen Königen vor der Normannenzeit habe ich schon bemerkt, daß sie gelegentlich den Kaisertitel führten. Eduard der Bekenner nannte sich „König der Engländer; Basileus von Britannien; Kaiser und Beherrscher aller Fürsten und Völker, die die Insel bewohnen; Oberherr der Szepter der Kumbrier, Schotten und Briten". Eine Victoria, Frau des Bonosus, wird in alt-britischer Zeit, im dritten Jahrhundert, als „Kaiserin des Westens" genannt, gleichzeitig mit Zenobia, der Kaiserin des Ostens!

Doch wozu diese geschichtlichen Beispiele vervielfältigen? Disraeli hat sich auf den Dichter Spenser bezogen, der die Königin Elisabeth als „Kaiserin" ansang. Wenn Disraeli seinen Spenser etwas gründlicher lesen will, so kann er dort auch die Eva, die Frau des Adam, als Kaiserin bezeichnet finden. Also Kaiserthum sogar im Paradies! Victoria — was will man noch mehr?

Wie wäre es, wenn Herr Disraeli vor dem Unterhause auseinandergesetzt hätte, daß, in Anbetracht des von Spenser unserer biblischen Stammmutter ertheilten Kaisertitels, Ihre Majestät die Königin zum Allermindesten denselben Titel tragen müsse, und daß kein echter bibelgläubiger Christ seine Stimme dafür verweigern dürfe? Leider ging des Premiers Belesenheit in diesem Falle, wie in anderen, nicht sehr weit. Wir sind also in den Berichten über die Parlamentsverhandlungen um eine dichterische Quellenangabe gekommen, die sich neben dem bekannten Brief des klugen Schulmädchens und neben dem Auszug aus dem Kalender sehr stattlich ausgenommen hätte. Das englische Kaiserthum aus der Eva heraus zu entwickeln: das wäre die Krone der neuen Schöpfung Disraelis gewesen. Dies Rippenstückchen der Dichtung hätte gewiß die heiterste Aufnahme gefunden.

Auffallend genug, ist die öffentliche Meinung in England den von Herrn Disraeli ausgelegten Alterthümern diesmal gar nicht auf den geschichtlichen Leim gegangen. Vögel von einiger Erfahrung sind immer schwer zu fangen; und politische Erfahrung haben die Engländer immerhin. „Bedenken wir's ganz genau" — so scholl es immer wieder aus der Presse und aus den Volksversammlungen —, „so brauchen wir gar keinen Kaisertitel. In England wollen wir den Titel nicht, denn hier könnte er nur eine minder freisinnige Wendung in der Verfassung anbahnen sollen. In Indien brauchen wir ihn nicht, denn für die Indier müßte das Wort „„Kaiserin"" oder „„Kaiser"" erst übersetzt werden; und dann frägt es sich ja erst, aus welcher Sprache man eine solche Uebersetzung vornehmen will und wie die Bezeichnung dort lauten soll."

In diesem Kreise dreht sich unaufhörlich die öffentliche Erörterung. Schätzbares Material ist über den Gegenstand bereits unendlich viel aufgehäuft worden. Ein edler Lord im Parlament wollte die neue Kaiserin von Indien allen Ernstes mit dem Namen des ehemaligen Groß-Moguls beehren. Sie hätte somit als „Groß-Mogulina" bezeichnet werden müssen. Ein anderer Schwärmer pflückte für sie einen Titel aus dem Rosenhag der persischen Sprache. Er schlug vor, sie als „Schah-in-Schah-i-Hind Zil-i-Subhani" zu bezeichnen. Dieser Vorschlag wurde jedoch von einem anderen Kenner ganz verächtlich als ein persisches Stück Harem-Mosaik bei Seite geworfen. Manche meinten, es genüge, Ihre Majestät in Indien, nach wie vor, als „Malika muazzamah" anzureden, was auch ganz schön klingt. Professor Max Müller erschien ebenfalls mit einem Vorschlag zur Güte. Er beantragte in der „Times" den Namen Adhiraja oder Adhirajni, oder auch Rajadhiraja. Er erwähnte dabei, der ebenfalls als passend angegebene Name „Schah-in-Schah" sei eigentlich die moderne Form des Titels, den Darius keilschriftlich führte, nämlich: Kshayathiya Kshayathiyanam.

Mir scheint, unmaßgeblich, der Titel „Kshayathiya Kshayathiyanam" der beste Ausweg aus der Schwierigkeit zu sein. Gäbe man den Namen „Empreß" auf, und hieße man Ihre Majestät als Beherrscherin von Indien immer nur „Kshayathiya Kshayathiyanam", so wäre die Gefahr eines allmäligen Einschleichens dieser Titulatur in den diesseitigen Volksgebrauch kaum zu befürchten. Die englische Sprache strebt in ihrer Entwicklung, wie man weiß, sehr stark der Einsilbigkeit zu. Bei der Kürze des Ausdrucks, deren man sich in England im täglichen Verkehr befleißigt, wäre daher der Mann, der von der „Kshayathiya Kshayathiyanam" reden wollte, sofort geliefert — angenommen, daß es ihm überhaupt gelänge, dies Wort über den elfenbeinernen Wall seines Mundes zu bringen.

IV.

Ich habe im Beginn meiner Bemerkungen erwähnt, daß das Hauptblatt der conservativen Partei, als es noch nicht wußte, was das eigentliche Ziel der sog. „Königstitel-Bill" sei, mit großer Schärfe sich gegen die Vermuthung aussprach, als könne Herr Disraeli eine Kaisermache beabsichtigen. Die Zeiten ändern sich jedoch, und sogar ein dem Stillstand ergebenes Blatt muß manchmal eine Schwenkung vollziehen. So geschah es dem „Standard", nachdem das große Geheimniß enthüllt worden, das der Premier zuerst so sorgfältig in den Falten der „Königs"-Titelbill versteckt hatte.

Nun mußte der „Standard", wenn auch zögernd, sich für Annahme der Kaiserwürde durch Ihre Majestät erklären. Er that dies jedoch in so bezeichnenden Worten, daß auch diese seine zweite Aeußerung der Wiederholung werth bleibt. Auf die Angriffe antwortend, die gegen die Hereinziehung kaiserlicher Titel in die englischen Verhältnisse gerichtet worden waren, sagte der „Standard": —

Digitized by Google

„Die Frage ist keineswegs: was gut für uns ist, sondern: was gut ist für das Volk von Indien. Die dortigen Bevölkerungen sind gerade jene „anderen Leute", die einen Kaiser brauchen. Das Volk von Indien behauptet, nicht unter einer verfassungsmäßigen Verwaltung zu stehen. Es wird in einer Weise regiert, die nicht bei uns angewandt werden kann. Dem Oberhaupte der indischen Regierung denselben Titel zu geben, den das Oberhaupt der Regierung in England führt, wäre eine Verkehrung und eine Herabwürdigung des bei uns in England geführten Titels."

Es bedürfte vieler Ausrufungszeichen, um die Thorheit hervorzuheben, die in einem solchen, gegenüber den Indiern gethanen Geständnisse des Blattes liegt, das die Torypartei am einflußreichsten vertritt. Mit anderen Worten ist in Obigem gesagt: man wolle den Indiern einen Kaiser als Strafe aufsalzen. Kaiser sind dazu da, um unterjochte Völker durch Willkür zu beherrschen. „Kaiser" bedeutet die Abwesenheit verfassungsmäßiger Regierung. So lautet die Lehre der toryistischen Hauptzeitung Englands. Beinahe möchte man diese Vertheidigung des indischen Kaisertitels ein Felsstück nennen, mit dem der conservative Bär dem englischen Insulaner die Grille der Abneigung gegen die Titelbill aus dem Kopfe treiben will.

In der angezogenen Stelle des „Standard" ist der despotische Inhalt der Titelbill offen eingestanden. Nun meinen aber Viele, Herr Disraeli schlage mit seiner Bill vorerst nur auf den indischen Sack; eigentlich sei jedoch England gemeint, und an England werde dereinst auch schon die Reihe kommen. Mit Worten läßt sich ja trefflich streiten, aus Worten ein System bereiten. Habe man einmal das Wort, dem der „Standard" selbst einen der verfassungsmäßigen Richtung entgegengesetzten Inhalt zuschreibt, so werde man später aus dem Worte schon auch für England die politische Reaction heraus zu entwickeln suchen.

Das ist nun einmal die Befürchtung. Wie Figura zeigt, hat der „Standard" selbst die Anwendung des Kaisernamens auf England als eine Verkehrung und Herabwürdigung der hiesigen verfassungsmäßigen Form bezeichnet. Trotzdem ist bereits Das geschehen, was voraussichtlich mehr und mehr zur Uebung werden wird, und wogegen sogar der „Standard" in seinem früher angezogenen Aufsatz als gegen eine unverkennbare Gefahr gewarnt hatte. „Heil unserem künftigen Kaiser!" — so lautet bereits eine Inschrift in Portsmouth als Willkomm für den zurückkehrenden Thronfolger.

Eine große Unruhe ist unter diesen Umständen über die freisinnigen und gebildeten Schichten des englischen Bürgerthums gekommen. Bis tief in die conservative Partei hinein erstreckt sich das Gefühl beängstigter Unbehaglichkeit. Man glaubt vorauszusehen, daß das Königthum, wenn ich so sagen darf, zu entgleisen droht. Gerade die gemäßigt liberale Partei ist von dieser Unruhe am heftigsten erfaßt. Wie sie aus Anhänglichkeit an die alten Verfassungseinrichtungen einem modernen Imperialismus abhold ist, dessen Tugend- und Kraftproben sie in einem Nachbarlande so schmählich zu Ende gehen sah, so wünscht sie auch nicht, etwa durch den mißlungenen Versuch einer englischen Kaiserei zu einer Umwälzung in entgegengesetzter Richtung hindurch zu gehen. Die Masse der liberalen Partei in England möchte an den vorhandenen Zuständen bessern, aber jeden gewaltsamen Ruck vermeiden. Insofern sind die 200 Stimmen, die sich gegen die zweite Lesung der Titelbill erklärten, und unter denen eine Reihe ehemaliger Minister sich befand, wirklich „Ihrer Majestät Opposition".

Am Vorabend der Versammlung, die so eben in der City abgehalten wurde, um entschiedenen Einspruch gegen die Titelbill zu erheben, trat einer der bekanntesten Arbeiterführer Englands bei mir vor. Ich nahm Anlaß, ihn zu fragen, ob er bei der Versammlung zu sprechen gedenke.

„Nein", erwiederte er; „ich gestehe, mich läßt der Streit kalt. Das Einzige, was bei mir und meinen Freunden Interesse erweckt, ist die Art und Weise, wie Herr Disraeli dem Volke zeigt, was lange vergessen worden war, daß am Ende das Parlament einen neuen Monarchen machen kann. Kann es ihn machen, so kann es ihn auch abschaffen. (If it can make him, it can unmake him.) Earl Shaftesbury war klug genug, diesen Zusammenhang zu erkennen. Nicht ohne Grund warnte er daher die Regierung, sie möge sich hüten, an diese Dinge zu rühren. Wir Anderen haben solche Warnung nicht zu ertheilen. Hätte ich meine Stimme abzugeben, so würde ich freilich auch gegen den Kaisertitel stimmen. Aber einstweilen schadet uns Herrn Disraelis Verfahren durchaus nicht. Im Gegentheil, es werden dadurch unter den Leuten mancherlei bisher schlafende Gedanken geweckt. Von einem Ende des Landes bis zum anderen rüttelt er die Geister auf. Wahrhaftig, er weiß nicht, was er thut; oder er handelt eben wieder mit seiner bekannten Leichtfertigkeit."

Der Mann, der dies sprach, ist zwar demokratisch gesinnt, aber persönlich jedem gewaltsamen Vorgehen abgeneigt. Seine Kenntniß der Verhältnisse erstreckt sich auch nicht bloß auf den Arbeiterstand; durch vielfachen Verkehr mit liberalen Parlamentsmitgliedern ist ihm der Blick erweitert und geschärft.

Nur leise grollend, und mehr beobachtend, steht die Masse der arbeitenden Stände der Titelbill gegenüber. Ihre Opposition ist aber nicht weniger tief, weil sie vorerst das Bürgerthum gewähren läßt. Der Tag wird kommen, wenn die Bill in Kraft tritt, wo ein um so heftigerer Ausbruch des Volksunwillens gegen „imperialistische" Gelüste und Benennungen erfolgt.

Wohl mag man da fragen: — Ist Disraelis Politik wirklich conservativ?

Literatur und Kunst.

Anastasius Grün.

Bemerkungen über die Dichterfeier des 11. April.

Von **Robert Hamerling.**

„Wohlauf, ihr Schwalben, Finken,
Lenzvögel allzumal,
Schmettert um Bergeszinken,
Weckt das verschlafne Thal!

Die Anemonen sprossen;
Das ist die rechte Zeit:
Den besten Sanggenossen
Zu feiern gilt es heut:

Den Sängerhort des Maien
Mit goldnem Saitenspiel —
Was sag' ich? nicht des Maien,
Des schneidigen April —

Des Monds der Frühlingsstürme,
Der mit der Freiheit Hauch
Den Falter im Gewürme,
Die Knospe weckt am Strauch" —

Ueber Anastasius Grün zu schreiben, bin ich gerne bereit, wenn man nur so freundlich sein will, mir zu gestatten, daß ich hier und da etliche Verse mit einstreue. Der Name und die Individualität Anastasius Grüns haben für mich immer etwas poetisch Anregendes, castalisch Begeisterndes.

In der That, es ist immer eine eigenthümlich gehobene Stimmung, die mich überkommt, wenn ich der hohen, geschmeidigen, bescheiden-würdevollen Gestalt des greisen Sängers in den Straßen der freundlichen Murstadt begegne. „Was hat der noch in Fleisch und Blut unter uns Epigonen umherzuwandeln?" frage ich bei mir selbst. „Der gehört auf eines Marmorsockels lichten Gipfel hinauf, in Stein gehauen oder in Erz gegossen!" — Dabei geht mir aber auch schon das Herz auf, und wenn ich eben gelangweilt oder gedrückt bin, so fühle ich mich plötzlich umgestimmt, und das Blut rollt mir rascher durch die Adern bei dem Gedanken: da wandelt der „letzte Mohikaner" der deutschen Lyrik, der letzte aus dem goldenen Zeitalter, welches die glanzvolle Cohorte Uhland, Rückert, Platen, Heine, Freiligrath, Lenau, Grün vereinigt sah . . .

Digitized by Google

Ich möchte den Sängergreis deshalb immer mit einer rhythmischen Tirade begrüßen, wie einen homerischen Gott. Erst die Nothwendigkeit, ihn mit „Excellenz" anzureden, bringt ihn mir wieder menschlich näher. Eine poetische Apostrophe mit „Eure Excellenz" einzuleiten, ist glücklicherweise nicht gut möglich. —

Immer der Alte — immer frisch, immer aufrecht, stramm ohne Steifheit — immer leutselig, immer liebenswürdig, immer anspruchslos — und, wahrhaftig! nicht bloß ein Rest von Jugend ist diesem Greise geblieben, sondern sogar, ich möchte sagen, ein Rest von Kindlichkeit. Von jener Kindlichkeit, von jener Naivetät, meine ich, die ein nicht ganz seltenes Merkmal „gottgeküßter" Seelen ist. Und doch auch diese wieder verschmolzen mit dem Charakter vollwichtiger Männlichkeit, in welcher der Cavalier sich ebenso wenig verleugnet wie andererseits der Oppositionsredner und unerschrockene Freiheitsapostel.

Was hat ihn doch nur so wohl „conservirt", den alten Herrn, den greisen, aber kaum noch ergrauten Poeten? Ich glaube, der Umstand, daß seine Muse nicht die Leidenschaft war. Durch Anastasius Grüns Dichtungen weht nicht der Hauch verheerender innerer Seelenstürme. Da funkelt Alles von frischen, krystallhellen Gedanken und Bildern — trillernd schwingt die Lerche sich empor und verkündet den Morgen und verspottet die Finsterniß — nichts von Seufzern, gepreßten Wehelauten, die sich losringen aus schwarzumflorten Empfindungstiefen! — Ueberall finden wir

„Den Sänger, den die Schwüle
Des Mittags nicht gebar,
Nein, jene Morgenkühle,
Wie Perlenthau, so klar,

Die seiner Liedergarbe,
Von Primelgold durchstickt,
Die Auferstehungsfarbe
Des Lenzes aufgedrückt.

Von allen Jubelgreisen
Der jugendlichste du,
Noch grün wie deine Weisen,
Frischkräftig immerzu,

Vor'm Schwarm der Zeitgenossen
Stehst du im Tagesstrahl
Wie schon in Erz gegossen,
Dein eignes Ehrenmal!"

Welch' ein Gegensatz zu dem berühmten Freunde und Sanggenossen, der in wilder innerer Zerrissenheit schier grauenhaft unterging! — Gar merkwürdig „polarisirte" sich das deutsche Dichterherz in Oesterreich — und seine beiden Pole nannten sich Anastasius Grün und Nicolaus Lenau! —

Ob A. Grüns Leben wirklich immer ganz so hell dahin geflossen wie sein Lied? Ob nicht in den ersten, that- und sanglosen Jahrzehnten des Nachmärz manchmal etwas wie ein Gefühl der Einsamkeit ihn beschlich auf seinem krainischen Schlosse, die elektrische Kette ihm gerissen schien, die den vormärzlichen Freiheitsänger verknüpft hatte mit seiner Zeit und seinem Volke? Wer weiß es? Aber dergleichen, wenn es bestand, muß ihm nun schon lange zerronnen sein wie Herbstnebel in der klaren Winterpracht eines an neuen Erfolgen reichen, rührigen Alters!

„Wie Morgentraumgesichte
Besucht dich heut was war:
Und flocht auch zwischen lichte
Sich manches öde Jahr —

Was trennt die Zeitenferne,
Rückt in der Ueberschau
Zusammen wie die Sterne
Auf lichter Himmelsau.

Wenn oft dein Jugenpsalter
Stumm, wie verschollen, hing,
Glanzvoll ergänzt dein Alter
Des Ruhmes Kronenring!"

Die Capitale der Steiermark, welche Grün den ihren nennt, weil er seit vielen Jahren in ihren Mauern lebt, war vor allen berufen den 70. Geburtstag des Dichters zu feiern. Und die Grazer Feier verdient auch Erwähnung in weiterem Kreise, weil sie die einzige war, die durch die persönliche Anwesenheit des Jubilars verherrlicht wurde.

Ach, diese Grazer Feier! — Wenn ich sage, daß ich am Tage derselben von 3 Uhr Morgens an kein Auge mehr schließen konnte, so wird dies dem geneigten Leser sehr gleichgültig sein. Aber es hängt zusammen mit einer Sache, die ich bei dieser Gelegenheit im Vorbeigehen andeuten möchte.

Man bedauert bei solchen Festen gewöhnlich den Jubilar, daß er so viel des Aufregenden, Erfreulichen, Rührenden über sich ergehen lassen muß. Man meint, das Uebermaß der Ueberraschungen werde ihn erdrücken und ersticken. Nun, die „Ueberraschungen" werden in dem Maße sich in's Gebiet der Mythe verlieren, als diese Art von Festen überhaupt aufhört neu zu sein. Ein bestimmter Ritus bildet sich heraus — der Jubilar weiß so ungefähr, was Brauch ist, was er zu erwarten hat — er sieht Deputationen und Repräsentanten vor sich, die vielleicht mit der inneren Gleichgültigkeit von Bediensteten einer Entreprise de pompes funèbres an ihr Geschäft gegangen sind. Es muß so weit kommen, daß nichts mehr erfreut, was geschieht, sondern nur noch kränkt, was unterbleibt. Und dies ist wohl das Aufreibendste bei der Sache: mit dankbar lächelndem Munde den Erfreuten, den Ueberraschten, den Gerührten vorstellen müssen, während man vielleicht insgeheim über das Minus an rechter Empfindung hinter der in Scene gesetzten Huldigung erschrickt — mit dem Bewußtsein überdies, daß, wenn man auch selbst über eine Verschiedenheit im Ausmaß der Ovationen, welche man selbst erhalten, und jenen, die Andern zu Theil wurden, hinwegsehen wollte, doch Andere einen solchen Vergleich anstellen werden. Schönes Geburtstagsangebinde für einen Siebzigjährigen! Ein Lampenfieber, das vor der möglichen Beschämung eines „succès d'estime" bangen, vor einem auch nicht unmöglichen „fiasco" zittern muß! —

Diese Betrachtungen waren schuld, daß ich am Tage der Grünfeier — so mächtig ist der Corpsgeist auch unter den Poeten, und das Mitgefühl für einen Mann, den man hochschätzt — von 3 Uhr Morgens an nicht mehr schlafen konnte . . .

Das Grazer Fest bestand in einer Akademie im Stadttheater, und diese wieder aus drei Männergesangsvorträgen, der Declamation dreier Gedichte von A. Grün, und einer Festrede des bekannten Abgeordneten, Herrn Baron Walterskirchen. Diese Rede verbreitete sich über die politische Wirksamkeit des Grafen Auersperg im krainischen Landtage und im Reichstage und über seine Mitwirkung beim Zustandekommen verschiedener freiheitlicher Gesetze in Oesterreich. Um dem Jubilar völlig gerecht zu werden, hätte dieser oder ein anderer Redner auch den Verdiensten des Dichters als solchen einige Worten widmen sollen. Nicht Alle wußten, daß die Festrede des Herrn Barons v. W. ausschießlich die politische Thätigkeit A. Grüns zu feiern bestimmt war; Viele warteten von einem Augenblick zum andern, der Redner werde seinen Fittig zu einem höheren Schwunge entfalten und — wenn dann nach einer kleinen erwartungsvollen Pause der Herr Baron fortfuhr: „Gehen wir jetzt zu den confessionellen und Schulgesetzen über!" so malte sich in den Gesichtern der Damen und anderer Personen, welche dasaßen und gerne warm werden wollten, eine etwas unangenehme Enttäuschung. Durch eine Festcantate konnte die erwünschte Ergänzung auch nicht in entsprechender Weise geboten werden, und so blieb es dem Dichter überlassen, für sich selbst zu sprechen, was er denn auch in seinen drei, von einem Schauspieler gut vorgetragenen Gedichten in glänzender Weise that. Es war für die Empfänglichen ein schöner, Manchem vielleicht unvergeßlicher Moment, als das berühmte Gedicht gesprochen wurde, das nach dem „letzten Dichter" fragt, und die Strophen erklangen:

„So lang' noch Gräber trauern mit den Cypressen dran,
So lang' ein Aug noch weinen, ein Herz noch brechen kann:
So lange wallt auf Erden die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd, wem sie die Weihe lieh!"

— und bei den letzten Worten das Publicum mit stürmischem Händeklatschen dem Dichter sich zuwandte, der mit seiner Familie in einer Loge dem Feste anwohnte, und jetzt in seiner sympathischen Art mit freundlichen Verbeugungen dankte. Dieser Moment war und blieb das „punctum saliens" des Ganzen. Am Schluß wiederholte sich das Händeklatschen und wurde verlängert, in der Erwartung, daß der Gefeierte sprechen werde. Aber eine Theaterloge ist nicht der Ort um Reden zu halten. So fehlte, was Jeder als schönstes Angedenken mit fortnehmen und in der Seele hätte bewahren

können, und was z. B. der Scheffelfeier zu Karlsruhe eine so schöne Weihe und Bedeutung lieh.

Manch' lehrreicher Vergleich wäre zwischen der Scheffelfeier und der Grünfeier anzustellen; doch überlasse ich dies Anderen, und bemerke nur, daß es mir nicht gefiel, bei Gelegenheit der beiderseitigen Feste Scheffel hauptsächlich nur als genialen Kneipliederdichter con amore gefeiert, und Grün mit einer etwas andern Art von Einseitigkeit ganz ausschließlich nur als Freiheitssänger gepriesen zu sehen. Was Grün betrifft, so ist er allerdings vor Allem politischer Dichter, der echteste und treueste Tyrtäus unserer inneren Freiheit:

„Für ihres Kampfs Standarten
Ein leuchtend Immergrün
Aus deinem Sangesgarten
Pflückte die Freiheit kühn.

Und noch — der Partisane
Getreu'ster — hegst du lind,
Die auf des Märzen Fahne
Saß als ein lächelnd Kind!"

Freiligrath und Dingelstedt waren nicht so ausschließlich politische Dichter, und Herwegh hat nichts von so gediegenem Werthe, von so bleibender Wirkung geschrieben, daß es mit dem „Schutt" sich vergleichen könnte, und so werden wir A. Grün als den ersten in der Reihe der deutschen Freiheitsdichter bezeichnen dürfen.

Eben darum aber fand ich es der Würde und dem Verdienste des Jubilars nicht voll entsprechend, immer nur seinen „Liberalismus", seine „Gesinnungstüchtigkeit" u. dgl. gepriesen, oder gar das Hauptgewicht auf seine Thätigkeit in Reichs- und Landtagen gelegt zu sehen.

Man glaube nicht, daß ich die Verdienste Grüns als österreichischen Politikers unterschätze.

Im Gegentheil, ich schätze das Verdienst österreichischer Staatsmänner um so höher, je weniger ich selbst von österreichischer innerer Politik zu verstehen mir anmaßen darf. Die nationale Zusammensetzung der österreichischen Monarchie bringt es mit sich, daß gewisse politische Grundbegriffe, auf welchen anderswo das freie Staatswesen beruht, wie z. B. gleiches Recht für Alle, Entscheidung durch thatsächliche Majoritäten u. dgl., nicht in ihrem einfachen und natürlichen Sinne genommen werden dürfen. Eine um so größere Meinung habe ich vom Scharfsinne der Männer, welche in diesem Labyrinth sich zurecht finden, und von dem Muthe, mit welchem sie ihre Meinungen auf einem so heißen und schwankenden Boden vertreten. Was insbesondere den Grafen Auersperg betrifft, so bewundere ich ihn eben dieses Scharfsinns und eben dieses Muthes wegen. Aber auch um des richtigen Instinctes willen, der ihn immer davon zurückgehalten hat — Minister zu werden. Minister werden heißt: seine Popularität auf's Spiel setzen, heißt: sich abnützen und dann zu den Todten geworfen werden. Oesterreich hat noch ein paar Staatsmänner dieser Art — und es sind nicht eben die schlechtesten — welche mit dem Grafen Auersperg die parlamentarische Rührigkeit, aber auch die Scheu vor der, für das Werthgepräge eines populären Namens gefährlichen Schmelzhitze des Ministercabinetes theilen. —

Eine literarhistorisch-kritische Skizze über A. Grün zu geben, endgültig den Werth seiner dichterischen Begabung zu schätzen, seine Stellung in der deutschen Literatur zu fixiren, die Acten über ihn zu schließen — dazu wird in einigen Monaten der rechte Augenblick gekommen sein. Die von Grün in den letzten 3—4 Decennien geschriebenen Gedichte waren bis jetzt nicht gesammelt; sie sind es jetzt, und die stattliche Sammlung wird demnächst, so viel ich weiß, in einem Berliner Verlage erscheinen. Man kennt viele derselben aus Zeitschriften: Herrliche Perlen! Zur Schnur gereiht, werden sie erst ihre volle Wirkung thun. Die Wirkung wird — ich bin davon überzeugt — eine überraschende sein. Der Dichter Grün wird wieder in den Vordergrund treten, und die deutsche Nation wird erst zum vollen Bewußtsein dessen kommen, was sie an diesem Lyriker besitzt. Den A. Grün der Gegenwart völlig erkennend, wird sie um so geneigter sein, den der Vergangenheit neuerdings zu würdigen, und einzustimmen in die Vorhersagungen des „Frühlingslieds", mit dessen Strophen ich mir erlaubt habe, diese Bemerkungen zu durchflechten, und dessen Schluß, mit des geneigten Lesers Erlaubniß, zur größeren Ehre des Gefeierten vom 11. April, nun auch noch beigefügt sein mögen:

„Dies Grün, so hehr und heiter,
Des schönsten Banners Zier,
Es überlebt die Streiter,
Den Streit und das Panier:

Wie es in frischer Helle
Des Siegers Stirn umlaubt,
So schlingt's als Immortelle
Sich um der Todten Haupt.

Den Thaten geh'n die Lieder
Im Siegeszug voran;
Doch Lieder hallen wieder,
Die That ist abgethan.

Zerspellt ist Priams Lanze,
Achilleus' Heldenspeer;
Noch ragt in goldnem Glanze
Die Harfe des Homer.

Dein Lied, es wär' verklungen,
Wär's nicht ein goldner Klang:
Es lebt, was du gesungen,
Weil es ein Meister sang!

Und wenn dein Köcher spendet
Der letzten Pfeile Bund —
Steh'n werden sie geblendet:
„Wer thut's ihm gleich zur Stund'?"

Viel Blumen stolzer Arten
Wohl blühen und verblüh'n:
Heil dir im Dichtergarten,
Thaufrisches Immergrün!

Grün ist's ja, holde Grüne,
Was dieses Alter braucht:
Ist doch des Lebens Bühne
So fahl nun angehaucht!

Laßt uns, wenn unsern Rasen
Versengte Götterzorn,
Gedenken der Oasen
Rings um der Muse Born:

Dankbar oft wiederkehrend
Zu dem, was rein gedieh:
Nicht nur Poeten ehrend,
Nein, auch die Poesie!"

Aus einem ungedruckten Briefwechsel von Ludwig Feuerbach.

VI.

Ansbach, 16. Mai 34.

Verehrter Freund!

Den Geniestreich, den mir Ihre verehrte Frau Gemahlin zu machen anrieth, habe ich wirklich gemacht. Die beiliegende Schrift*) ist dieser Geniestreich, und ich mache daher von Ihrer gütevollen Einladung, zu Ihnen nach Heidelberg zu kommen in der Art Gebrauch, daß ich zwar nicht in corpore, d. h. in groß Folio, sondern — was viel anständiger ist — in einem kleinen Taschenformat meinen Besuch abstatte, um Ihnen, insbesondere Ihrer Gemahlin damit meine wahre Hochachtung auszudrücken. Heidelberg, der alte Kapp, der junge Kapp, die große Kapp, die kleine Kapp, die holde Johanna und noch dazu die edle Jungfrau von Bruckberg — Nein! das ist zu viel auf einmal für Unser Einen, das paßt nur für einen Weinländer, aber nicht für einen Mann, der täglich Vernunft und Gesundheits halber seine vier Maß kaltes Brunnenwasser in seinen leeren Magen hinabschüttet. Güter, die einzeln genossen schon ein besonderes Gewicht haben, muß man nicht zusammen in Eine Tasche auf einmal stecken wollen. Die Aufnahme, die dem Schriftsteller zu Theil wird, kommt ja überdem auch dem Menschen zu gute. Möge darum nur der erstere eine freundliche bei Ihnen finden! Der letztere bewahrt in dankbarem Gemüthe für andere gelegene Zeiten Ihre Einladung als ein Document Ihrer Güte auf.

Ihren letzten Brief habe ich verlegt und trotz aller angestellter Recherchen noch nicht gefunden. Ich glaube aber Alles im Kopfe zu haben, was darin stand. Ganz vortrefflich war das Bild von Ulysses. Uebrigens bin ich in demselben Zustand als Schriftsteller, wie Sie. Auch ich werde noch in anderen Gestalten auftreten. Das Schwert der Philosophie soll noch blank aus der Scheide gezogen und mit dem Arm eines Herkules geschwungen werden. Uebrigens könnte mich nichts mehr erquicken, als Ihre speculativen Ideen über eigentlich philosophische Gegenstände, in einer solchen trefflichen Sprache, wie die des

*) Es ist hier die kleine Schrift „Abälard und Heloise oder der Schriftsteller und der Mensch", Ansbach 1834, gemeint.

Digitized by Google

Dialogs ist, niedergelegt baldigst lesen zu können. Ueber das Schicksal dieses Dialogs weiß ich übrigens gar nichts. Außer Bekannten habe ich mit Niemanden darüber gesprochen, als mit Carové, der ihn kannte und lobte. Den Verfasser nannte ich natürlich nicht.

Die Schrift, aus der die Anekdoten sind, heißt: „Julii Wilhelm Zincgrefen Teutscher Nation Apophthemata."

Daumer will Ihnen über Caspar Hauser etwas schicken. Ob es sich aber für Ihren Kalender eignet, weiß ich nicht. Wenn ich gerade etwas Kleineres, was für Sie passen könnte, aus meinem Kopf herausbringen werde, so sollen Sie es erhalten. Leider habe ich aber jetzt mit einem Allerlei meinen Kopf toll und voll. Der Lord Stanhope ist ein ganz elender Mensch. In zwei Briefen an Schullehrer Maier und Lieutenant Hinkel, die er als Manuscript drucken ließ, die hier aber durch mehrere Hände cursirten und so auch mir und den Meinigen zugesteckt wurden, bemüht er sich mit sichtbarem Interesse, den Caspar Hauser recht anzuschwärzen und verunglimpft dabei auch meinen Vater auf eine schändliche Weise. Glücklicherweise sind noch infame Briefe von ihm da. Aber es müssen noch mehr Data, namentlich in Nürnberg, gesammelt werden. Er soll seinen Theil hinausbekommen. Dies Geschäft gehört auch zu meinem Allerlei.

Von der Berliner Societät für wissenschaftliche Kritik erhielt ich heute die Einladung Antheil zu nehmen. Die Einladung nehme ich an. Es ist doch eines der achtbarsten, wo nicht das achtbarste wissenschaftliche Institut für seine Zeit. Vor einigen Tagen war Hitzig hier, der von der guten Aufnahme meines Buches in Berlin mit mir sprach und sagte, wenn ich nicht gerade in Berlin dociren wolle, sondern in Bonn, so dürfe ich nur meinen Wunsch äußern, er würde mir ohne Bedenken gewährt und ich könne auf Beförderung dann rechnen. Dieser Tage schreibe ich daher Altenstein. Bonn schlage ich vor. Bonn — und Erlangen! Ein Leben, wie ich es bisher führte, taugt in der Länge nicht für einen Menschen in meinen Jahren. Bern weiß ich noch nicht, ob ich mich melde. Die Schweizer Natur, die Nähe Frankreichs, Italiens anlockend, aber wenn die Universität eine bestimmte liberale Tendenz haben sollte, was ich jedoch noch nicht bestimmt weiß, so möchte ich nicht hin.

Der Ihrige

L. F.

VII.

Bruckberg, 1. August 34.

Verehrter Freund! Meinen Dank für Ihr durch Fräulein Bertha mir Ueberschicktes. Ich bedauerte nur, nicht gleich das Ganze vor mir zu haben, denn die Stellen, die für sich selbst mir verständlich waren, fand ich in jeder Hinsicht vortrefflich und sie machten mich daher begierig auf das Ganze Ihrer Ideen. Großen Dank werde ich Ihnen wissen, wenn ich durch Sie einiges Licht in diesem mir so unbekannten dunklen Felde erhalte. Bis jetzt konnte ich mir aber das Journal nicht verschaffen. Wenn ich wieder nach Erlangen komme, hoffe ich jedoch auf Kastnern. Von meiner Prüfung erwarten Sie aber nichts, denn ich kann nur ein formelles aber kein materielles Urtheil hierüber fällen.

Es thut mir wirklich leid, Ihnen nichts für Ihren Kalender überschicken zu können. Wenn Sie mich auf den Kopf stellen und hin und her schütteln und rütteln, es wird jetzt doch nichts für Sie Taugliches herausfallen. Dergleichen Dinge, die Sie brauchen, liefert bei mir nur der Zufall, die Gelegenheit. Die Wiederlegung Stanhope's würde sich schwerlich für Sie eignen. Durch meinen Bruder und nochmaliges Durchlesen bestimmt, fand ich, einige zu rügende Aeußerungen ausgenommen, Gründe, wenigstens etwas milder über ihn zu urtheilen. Indeß bleibt er in meinen Augen immer ein Elender. Zu einer förmlichen zureichenden Widerlegung fehlen überdies noch mehr zuverlässige Berichtigungen über das erste Auftreten Caspars und seines Gönners.

An sechs Wochen brachte ich in Erlangen zu. Mit welchen Empfindungen ging ich an Ihrer ehemaligen Wohnung vorüber. Keine Worte finde ich, Ihnen den Skandal dieser Universität, die Dreistigkeit, Schamlosigkeit, Unwissenheit der virorum obscurorum neuer Zeit protestantischer Theologie zu schildern. Theologisch satirische, wie Epistolae obscurorum virorum, und dergleichen Waffen sind jetzt nicht mehr nöthig, denn Alles, was der bitterste, übertriebenste Spott und die schmutzigste Verachtung über sie aussprechen kann, das sagen und thun sie jetzt selbst, bekennen es sogar als ihr eigenstes Wesen.

Erlangen, 23. Aug. 34.

Bis hierher geschrieben vor ungefähr 3 Wochen in Bruckberg, wo Sie Alles freundlich grüßt.

Hätte ich doch diese Zeilen nicht liegen lassen! Ihre Frau Gemahlin wäre dann nicht wieder umsonst zu schreiben genöthigt gewesen, denn wie gesagt, ich bin gegenwärtig bettelarm, Materialien zur Geschichte der Philosophie, Collegienhefte, ein paar noch theilweise umzuarbeitende und hie und da zu berichtigende philosophische Abhandlungen und allerlei Excerpte, von denen ich nicht wüßte, was in einen Nationalkalender paßte, das ist Alles was ich an literarischem Vorrath besitze. Wie schon oben gleichfalls gesagt, sind meine bei Daumer eingeholten Erkundigungen so leer und nichtig, daß ich in dieser kritischen Geschichte nicht darauf bauen könnte und möchte. Ein Nationalkalender erschien mir überdem, genau überlegt, hiezu auch ein völlig ungeeignetes Organ. Dahinein gehörten nur allgemeine anthropologische Betrachtungen seiner Invidualität, eine Schilderung von ihm und dergleichen. Aber ein solches Object, wie Caspar Hauser, kann mein sonderbarer Geist nicht fixiren, wenigstens nicht gegenwärtig, wo ich in der Naturphilosophie des Lebens noch nicht einmal in die erste abstracte Kategorie bestimmter Oertlichkeit gekommen bin, sondern noch in dem schlechten ἄπειρον*) des Raumes und der Zeit, wie ein epikuräisches Atom, ein trauriger Spielball der Attractions- und Repulsionskräfte umherschwebe.

Mein Bruder bedauert gleichfalls aufrichtig, wie ich, nichts für Sie in Bereitschaft zu haben. Abgesehen von seinen Collegien, wovon das eine — bisher ihm ganz fremdartige — das Naturrecht, ihn gänzlich in Anspruch nahm, hat er vollauf in allerlei äußerlichen Geschäften an der Universität zu thun. Ich will nicht hoffen, daß Sie bestimmt Rechnung auf uns machten und daher in Verlegenheit gerathen, wenn Sie unsere Taschen beiderseits ganz leer finden. Für mich hat, um es nur offen zugestehen, die Idee eines Nationalkalenders, eines deutschen National? Kalenders schon an und für sich etwas wahrhaft Widerliches, geschweige denn, daß eine Vergleichung mit den Pfennigmagazinen unserer Tage nur zu nahe an der Hand liegt. Jeder arbeite für sich im Stillen fort. Seine Wirkungen kommen schon an den Tag und verflechten sich von selbst in's Ganze. Dieser Apathie und Antipathie schieben Sie übrigens nicht meinen gegenwärtigen Habenichtszustand auf den Hals. Hoffentlich werden Sie indeß in eigenen und Anderer Händen genug Mittel haben, um sich für den Mangel unserer Hülfe schadlos halten zu können.

In dem Sendschreiben Rosenkranz's an Bachmann wird Ihrer ein paar mal unter den Hegelianern gedacht.

Leben Sie wohl! Wie immer mich und meinen Bruder der Frauenhuld empfehlend. Es versteht sich, daß wenn sich aber noch etwas für Sie Taugliches in meinem Kopfe darbietet, ich es sogleich schicken werde. Aber ich selbst zweifle.

Ihr

L. F.

*) Das Unermeßliche.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Die Furcht vor der selbstständigen Entwicklung des Theaters.

Von **R. Elcho.**

(Schluß.)

Eine weitere Gefahr birgt die Hochschule für die Bühne in sich, und diese liegt in der Uniformität, welche durch eine gleichmäßige Bildung erzielt wird. Nichts aber ist schlimmer für eine Kunst, welche so sehr individueller Fähigkeiten bedarf. Es ist zur Genüge bekannt, welchen Einfluß zuweilen das Muster großer Mimen auf die jüngere Generation ausübt. Als Iffland starb, spielten seine Schüler sein Repertoire mit so sklavischer Treue nach, daß das Publicum diesen Stücken scheu aus dem Wege ging, aus Furcht dem Schatten Ifflands zum soundsovielstenmale zu begegnen. Ein Glück für die Nachahmer, daß das Repertoire nun wechselte, dadurch wurde mancher gut veranlagte Schüler aus den Fesseln erlöst und wandelte fortab seine eigene Bahn. Vermag nun das Vorbild eines überlegenen Künstlers den jungen Mimen vom Wege selbstständiger Production abzulenken, so steht mit Gewißheit anzunehmen, daß der dem Noviziat aufgedrückte Schulstempel erst nach langen Jahren verwischt wird.

Fast so wichtig als die Frage: Welchen Nutzen gewährt die Hochschule den Eleven, ist jene: Nach welchem Modus soll bei der Aufnahme verfahren werden? — Soll der Besuch der Theaterakademie für alle Die, welche sich der Bühne widmen wollen, obligatorisch sein? Dürfen nur Die aufgenommen werden, welche die Mittel zur Bestreitung ihrer Studien aufweisen? Kann die Prüfungscommission solche Schüler, welche talentlos erscheinen, oder denen eine höhere Schulbildung versagt ist, ausschließen?

So viele Fragen, so viele Verlegenheiten! — Macht der Staat den Besuch der Theaterakademie zur Bedingung, so fällt ihm auch die Pflicht zu, für die Zukunft der Zöglinge zu sorgen und wir erhalten dann Staatsbeamte im Kunstberuf. Gewährt man nur dem Wohlhabenden die dramatische Vorbildung, so begeht man eine Ungerechtigkeit gegen die Besitzlosen. Die Frage, ob ein Schüler Talent besitze oder nicht, läßt sich bei der Aufnahme gewiß nicht entscheiden. Was aber den letzten Punkt — die Schulbildung betrifft, so gibt es ja weise Männer und Hofschauspieler, welche von Jedem, der den Schauspielerberuf erwählt, die Reife für Secunda oder gar für Prima fordern.

Was wird dann aus den Frauen? — Nun, die müßten wir folgerichtig ganz von der Bühne ausschließen. — Ich kann in diesem Augenblicke — ohne langes Besinnen — drei unserer berühmtesten Schauspielerinnen aufzählen, die keine andere Schule besucht haben als die gewöhnliche Elementarschule, und die genialste unter ihnen war kaum im Stande die erste Rolle, welche ihr der Regisseur zuertheilte, zu lesen.

Eines nur wäre von der Theaterakademie heute schon mit Sicherheit zu erwarten, nämlich das wenig erfreuliche Resultat, daß wir uns eine superkluge Schauspielerkaste erzögen, welche dem regieführenden Empiriker tausend Schwierigkeiten bereitete.

Eine Theaterakademie für solche, welche sich dem Theater widmen wollen, bringt uns wenig Gewinn, weil die Schauspieler, und namentlich die Schauspielerinnen, ihre so wichtigen jungen Jahre an Vorstudien von zweifelhaftem Werth vergeuden, während doch nur die durch die Bühnenpraxis gewonnene Erfahrung das Individuum über das Maß seiner Befähigung belehren kann.

Was uns aber noth thäte, das wäre eine Schule zur Ausbildung des Regisseurs.

Wie der Soldat nur auf dem Exercirplatz, so kann der Schauspieler nur auf der Bühne ausgebildet werden, denn er ist das Glied eines größeren Organismus. Der Kopf und Leiter einer Organisation muß jedoch stark entwickelte intellectuelle Fähigkeiten besitzen. An solchen Capacitäten leidet das deutsche Theater den kläglichsten Mangel.

Es gibt eine ganze Reihe von Theaterdirectoren — und an ihrer Spitze stehen ergraute Häupter aus der Zeit des Concessionswesens, welche den ärgsten Grobian in der Gesellschaft zum Regisseur machen, ganz ohne Rücksicht auf die Befähigung des Mannes. — „Ich muß einen Ressischör haben," erklärte noch vor wenig Jahren ein bekannter Geh. Commissionsrath, „der mir die Bande in der Furcht und Vermahnung zum Herrn erhält; fände ich keinen Schauspieler oder Sänger, der das vermöchte, so engagirte ich mir zu diesem Posten einen ausgedienten Unteroffizier." — Bei manchen Bühnen wird den geschicktesten Speichelleckern und Delatoren die Regie anvertraut und nur in selteneren Fällen kommt der Einsichtsvollste und Tüchtigste zu diesem Amt.

Es ist aber eine bekannte Thatsache, daß eine mittelmäßige Truppe, von einem kenntnißreichen Regisseur geleitet, mehr zu leisten vermag, als die beste, welche einem Ignoranten unterstellt ist. Dieser Umstand erklärt sich dadurch, daß der einsichtsvolle Regisseur jedes Mitglied auf seine Fähigkeiten hin prüft, diese nach Kräften entwickelt und gut verwendet.

Was ein überlegenes Regietalent zu leisten vermag, davon haben wir in jüngster Zeit Proben gehabt, allein selten habe ich das in gleich staunenswerther Weise bemerkt, wie bei der durch ihre Männerrollen berühmt gewordenen Schauspielerin B. Diese Frau verstand die Kunst, Schauspieler aus der Erde zu stampfen. — Auf ihren Gastspielreisen durch den Westen Americas veranstaltete Frl. B. im Verein mit ihrer Cousine an solchen Tagen, wo sie an der englischen Bühne unbeschäftigt war, deutsche Schauspielvorstellungen. Da sie nun keine eigene Truppe besaß, so las sie ihre Mitwirkenden buchstäblich von der Straße auf. Das deutsche Theater hat in den Vereinigten Staaten noch das Aussehen eines verwilderten Gartens, und wenn denselben „verworfnes Unkraut" auch nicht ganz erfüllt, so ist doch vieles darunter. Da nun die Berufsschauspieler nichts Besonderes leisten, so glauben die Mitglieder der geselligen Vereine, solch' eine Komödie brächten sie zur Noth auch zu Wege, und so wird in allen Turngemeinden, Clubs und Gesangvereinen frisch drauf los gemimt. Begegnet ein Fremder in den Straßen Cincinnatis beispielsweise einem Manne mit deutschem Gesicht, so darf er denselben dreist mit der Frage anreden: „Haben Sie in den „Räubern" den Karl oder den Franz gespielt?" — Es wäre in einem solchen Fall die Ausnahme denkbar, daß der Landsmann erröthend gestände, er habe es nur bis zum alten Moor oder dem Ratzmann gebracht, aber gespielt hat er schon in den „Räubern", und schwerlich wird er es leugnen. — Auf diesem classischen Boden verstand es Frl. B. nun vortrefflich, sich für ihre Vorstellungen die geeigneten Dilettanten auszulesen. Nach einigen Proben erkannte ihr scharfer Blick, was aus der geringen Befähigung dieser Leute herauszuschlagen war, und so stellte sie jeden an den geeigneten Posten, hauchte durch ihre gewaltige Energie dem Ensemble Leben und Bewegung ein, und brachte mit diesen schwachen und wenig bildsamen Kräften Shakespearestücke zur Aufführung, die glatt und in der Regel nicht ohne Wirkung über die Scene gingen.

Jeder einsichtsvolle Schauspieler wird es dankbar anerkennen, welchen wohlthätigen Einfluß ein wohlmeinender und erleuchteter Regisseur auf seine schauspielerische Entwicklung ausübte, während es andererseits nicht zu leugnen ist, daß eine schwache Regie seine Ausbildung verkümmern und seine Kräfte verwüsten kann. Endlich übt die Regie einen wesentlichen Einfluß auf die Mitglieder der Bühne aus, sofern es sich um die sittliche Hebung des Standes handelt.

Der Staat, will er in der That die Schauspielkunst thätlich fördern, kann nichts Besseres thun, als ein Institut gründen oder unterstützen, durch welches es dem seiner Ziele und seiner Fähigkeiten vollkommen bewußten Schauspieler (oder Schauspielerin) möglich wird, sich diejenigen Kenntnisse auf dem Gebiete der Geschichte, der Literatur, der dramatischen Technik u. s. w. anzueignen, welche einerseits seine geistige Entwicklung fördern, andererseits ihn zur Bühnenleitung befähigen. Eine solche Hochschule wird von der Talentlosigkeit nicht mißbraucht werden und kann allen strebsamen Schauspielern zu großem Nutzen gereichen.

Digitized by Google

Es gibt unter den Schauspielern viele, welche die Erhaltung der Concessionsschranke um ihrer materiellen Lage willen wünschen. Diese Herren meinen, der Staat könne ja jedem Bühnenleiter, der sich um die Concession bewerbe, die Bedingung auferlegen, daß er erst eine Caution hinterlege, welche im Falle eines Bankerotts die letzten Gageansprüche der Mitglieder decke.

Hierauf muß man in erster Linie antworten, daß der Staat um der Schauspieler willen keine Ausnahmegesetze schaffen kann. So wenig die Behörde von einem Fabrikunternehmer verlangen darf, daß er für alle eingestellten und noch einzustellenden Arbeiter den Betrag eines Wochenlohnes als Caution für etwaige Geschäftscalamitäten hinterlege, so wenig kann man hierzu den Theaterunternehmer verpflichten. Wollte man aber mit Rücksicht auf den „Künstlerberuf" eine solche Garantie für den Schauspieler fordern, so ergäbe sich Folgendes: Zuerst würden zumeist Fachmänner durch diese drückende Bedingung von der Concessionsverleihung ausgeschlossen, während wohlhabende Bierbrauer und andere kundige Thebaner in erste Linie träten. Zum andern würden die Schauspieler vielleicht vor Verlusten in solchen Ausnahmefällen geschützt, allein durch die Beschränkung der Theater erwüchse dem ganzen Schauspielerstand eine merkliche Einbuße und zwar auf Jahrzehnte hinaus, denn das wird jedes Kind begreifen, daß in dem Maße als die Zahl der Theater durch die staatliche Bevormundung zusammenschmilzt, auch das Bedürfniß nach Schauspielkräften abnimmt. Wo es an Nachfrage fehlt, vermindert sich das Angebot.

Fassen wir zum Schluß nochmals den Kernpunkt der Theaterfrage in's Auge, so ergibt sich vor Allem, daß die Bühne nicht der Boden ist, auf welchem das Drama hervorsprießt; diese holde Blume rankt vielmehr aus dem Volksgeist empor. Die Bühne ist nur die Werkstatt, in welcher die Dichtung Gestalt, Glanz und Leben empfängt. Die Zukunft des deutschen Theaters hängt daher einzig und allein von der Zukunft des deutschen Dramas ab. Ein Nationaltheater wird uns erstehen, sobald wir ein nationales Drama besitzen, und mit den Aufgaben, welche dieses zu bieten hat, erstehen uns Schauspieler, deren Kraft jenen gewachsen ist. Die Blüthe der Schauspielkunst fällt immer mit der Blüthe des Dramas zusammen.

Das deutsche Theater wurzelt tief in der Seele des deutschen Volkes und die natürlichsten Pfleger desselben sind die städtischen Communen. Geben wir dem jungen Baume, dessen Schatten uns erquickt und dessen Blüthen uns das Leben schmücken, Licht, Luft und Raum zur freien Entwicklung; noch thut es nicht noth, ihm mit der großen Staatsscheere die Aeste zu beschneiden.

Louis Agassiz,

der bestverleumdete unter den Naturforschern.

Die Nummern 6 und 9 des laufenden Jahrganges der „Gegenwart" brachten unter dem Titel: „Ein Gründer unter den Naturforschern" einen Artikel von Herrn Carus Sterne über Louis Agassiz, der eine so gehässige Entstellung des Charakters dieses um die Wissenschaft hochverdienten Mannes enthält, daß Unterzeichneter die Redaction genannter Wochenschrift ersuchte, den nachstehenden Berichtigungen ebenfalls eine Stelle in dem von ihr geleiteten Blatte einräumen zu wollen. Für die Wahrheit meiner Aussagen berufe ich mich auf die angeführten Quellen und das Zeugniß des urtheilsfähigsten Kenners der Person, des Lebens, der Ansichten und wissenschaftlichen Leistungen Agassizs, auf das seines Freundes und Schwagers, des Professors Alexander Braun zu Berlin.

Auf eine Rechtfertigung oder Entschuldigung der wissenschaftlichen Irrthümer, die Herr Carus Sterne Agassiz zur Last legt, beabsichtige ich nicht mich einzulassen, weil hier nach meiner Ueberzeugung nicht der Ort dazu ist, und weil das größte Verbrechen Agassizs in dieser Hinsicht in den Augen der Bekenner der Descendenztheorie, deren Popularisirung sich Herr Carus Sterne zur Aufgabe gemacht hat, nicht geleugnet werden kann, nämlich das, daß er sich von der Wahrheit der Darwin'schen Lehre nicht überzeugen konnte. Daß dies mit seiner ganzen wissenschaftlichen Richtung zusammenhing und nicht der Wissenschaft fremde Gründe ihn daran verhinderten, davon hoffe ich die Leser dieser Entgegnung zu überzeugen. Herr Carus Sterne freilich ist der Ansicht, daß wer, trotz der Bekanntschaft mit einigen vereinzelten natürlichen Thatsachen, die für die Darwin'sche Theorie zu sprechen scheinen, sich nicht getrieben fühlt, dem neuen Evangelium unbedingten Glauben zu schenken, nur die Wahl hat, für einen „Idioten, Schwätzer, Heuchler oder Spötter" gehalten zu werden, und er thut sich Etwas darauf zu gut, als auf einen Act der Nächstenliebe, daß er Agassiz für aufrichtig, aber beschränkt erklärt. Nichts desto weniger gibt er sich die größte Mühe, ihn im Lichte all' der Eigenschaften erscheinen zu lassen, die ihn zu den übrigen schmeichelhaften Bezeichnungen gleichfalls berechtigen würden. Niemand, der den Fanatismus kennt, mit dem insbesondere der Troß der Kämpfer für die Descendenztheorie gegen die Gegner derselben zu Felde zieht, wird sich hierüber wundern, und Nichts ist unbegründeter als die Furcht, die Häckel in seiner Schrift: „Ziele und Wege der heutigen Entwicklungsgeschichte" äußert, daß Darwin und seinen Jüngern von den Gesinnungsgenossen des Professors Michelis der Scheiterhaufen drohe. Vor den Scheiterhaufen des religiösen Fanatismus, glaube ich, sind wir heut zu Tage viel sicherer, als vor denen der Aufklärungseiferer der verschiedensten Richtungen. Uebrigens müßte ich sehr irren, wenn die erwähnte Schrift von Häckel außer dem Schöpfungsplan von Agassiz nicht die einzige Quelle wäre, aus der Herr Carus Sterne seine Kenntnisse über Agassiz geschöpft hat. Dem erstgenannten Autor verdankt er sogar den Titel und damit wahrscheinlich die ganze Veranlassung zu seinen Artikeln.

Vergleichen wir die Milde und Duldsamkeit, die Agassiz gegenüber fremden Ansichten an den Tag legte, die freudige Anerkennung, die er jeder bedeutenden wissenschaftlichen Leistung zu Theil werden ließ, gleichviel von welcher Seite sie kam, mit dem Gebahren seiner Gegner, so werden wir eingestehen müssen, daß er sich von diesen sehr zu seinem Vortheile unterschied.

Obwohl ihn Herr Carus Sterne der „Mißachtung aller neueren Fortschritte" und der „Unterlassung alles Studiums" zeiht, verfolgte Agassiz nicht nur selbst die Fortschritte der Wissenschaft auf das Eifrigste und nahm Stellung zu denselben, sondern er forderte auch die Studirenden der Anderson-School auf der Insel Penikese — jener Anstalt, die nach Herrn Carus Sternes vollständig aus der Luft gegriffenen Behauptung zu einer „Zuchtanstalt für orthodoxe Naturforscher" bestimmt sein soll — ausdrücklich zum Studium der Darwin'schen Schriften auf. Er that dies, obwohl er im Allgemeinen vor dem Bücherstudium warnte und den höchsten Werth und Nachdruck in das Studium der Natur selbst verlegte. Die Bekanntschaft mit dieser Thatsache verdanke ich einem Auszuge aus dem Collegienhefte eines Studirenden der genannten Anstalt in der „Extra-Tribune", einer wissenschaftlichen Beilage der „New-York-Tribune".

Ich wende mich jetzt zu der unerquicklichen Aufgabe, die Beschuldigungen des Herrn Carus Sterne im Einzelnen einer Betrachtung zu unterziehen. Mit welchem Rechte nennt er, nach Vorangang von Häckel, Agassiz einen „Gründer" unter den Naturforschern in der ehrenrührigen Bedeutung des Wortes?

Agassiz hat allerdings die außerordentliche Fähigkeit besessen, für seine wissenschaftlichen Unternehmungen, die oft so großartig angelegt waren, daß eines Menschen Kraft nicht hinreichte sie zu bewältigen, zunächst die geeignetsten Gehülfen zu gewinnen, und sodann das Interesse eines größeren Publicums für dieselben bis zu dem Grade zu erregen, daß es ihm bereitwilligst die bedeutenden Mittel, deren er zu seinen Zwecken bedurfte, zur Verfügung stellte. Es sind dies zwei Eigenschaften, die, weit entfernt ihn zu verunehren, ihm vielmehr zu hohem Ruhme gereichen, weil sie ebenso selten wie fruchtbringend sind. Sie hatten ihre Wurzel in der reinen und glühenden Begeisterung, die ihn für die Natur und ihre Erforschung beseelte. Daß er es aber verstand, durch seine unermüdliche Thätigkeit als Lehrer und Schrift-

Digitized by Google

steller, diese gänzlich uneigennützige und hingebende Begeisterung nicht nur in dem engeren Kreise seiner Schüler und Fachgenossen, sondern auch bei Fernerstehenden wach zu rufen, ist einer seiner schönsten Vorzüge, dem die Wissenschaft viele ihrer bedeutendsten Erfolge verdankt. Und wenn diese Erfolge nicht immer den hochgespannten Erwartungen ganz entsprachen, die, was nicht zu leugnen, auch von ihm selbst an einzelne seiner Unternehmungen, wie z. B. die Haßler Tiefseeforschungen, geknüpft wurden, so waren sie doch immer bedeutend genug. Ueberhaupt ist ja der Werth einer wissenschaftlichen Untersuchung durchaus nicht allein von der Menge der Resultate abhängig, die sie ergibt. Kein Resultat ist hier oft auch ein Resultat. Die Hauptsache ist, daß die Untersuchung gemacht werde. Es hieße von der Wissenschaft sehr geschäftsmäßig und weit unwürdiger denken, als es von den hochsinnigen americanischen Kaufleuten geschah, welche Agassiz die enormen Summen zu seinen verschiedenen wissenschaftlichen Expeditionen zu Füßen legten, wenn man die ihr gewidmeten Unternehmungen lediglich nach der Menge der Ausbeute schätzen wollte. Je undankbarer sie sich in letzterer Beziehung erweisen, um so dankenswerther waren sie oft. Indessen waren die Agassiz'schen Unternehmungen im Allgemeinen durchaus nicht der Art, sondern im Gegentheil waren ihre Erfolge gemeiniglich sehr augenfällige und glänzende; sonst würden sich auch seine Gegner und Neider gewiß nicht so viel Mühe geben, sie zu verkleinern und zu verdunkeln. Wo das nicht gut möglich ist, suchen sie das Verdienst an denselben von Agassiz ab auf die Häupter seiner Mitarbeiter zu wälzen. Es ist dies ein wohlbekanntes, beliebtes und oft erprobtes Verfahren auch in anderen Zweigen des menschlichen Lebens. —

Ob die Herren C. Vogt, Désor, James Clark und Andere mehr ohne die mächtigen Impulse, die sie von Agassiz empfingen, und ohne das unerschöpfliche Material, das er ihnen zur Verfügung stellte, und welches aus allen Enden der Erde herbeizuschaffen kein Anderer wie er im Stande war, ob sie ohne ihn auf so ebenem Wege und in so kurzer Zeit das geworden wären, was sie sind, ist sehr die Frage. Aus Brauns Munde weiß ich, wie tief anregend und fördernd der Umgang mit Agassiz schon auf Gleichalterige und Studiengenossen wirkte; und aus einem bald nach Agassizs Tode in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichten Aufsatze C. Vogts ist es ebenfalls deutlich herauszufühlen, welchen bedeutenden Eindruck, welchen nachhaltigen Einfluß der an Jahren, Wissen und Erfahrungen gereiftere Mann auf ihn, der eben erst von der Universität kam, ausgeübt hat.

Ist es nicht wenigstens verzeihlich, daß sich Agassiz, der die Leitung, die Verantwortlichkeit, die Herbeischaffung des Materials und die Kosten, die bei dem Umfange und der glänzenden Ausstattung der meisten seiner Werke sehr bedeutend waren und zu denen auch der Unterhalt seiner Mitarbeiter gehörte, allein zu tragen hatte — ist es nicht verzeihlich, daß er unter solchen Umständen auch von Anderen ausgeführte Arbeiten, sofern sie Theile seiner von ihm geplanten und in den Grundrissen genau bestimmten großen Werke bildeten, gewissermaßen als sein Eigenthum betrachtete?

Ich gebe übrigens zu, daß dies Agassiz schwächste Seite, die nicht ganz zu vertheidigen ist.

Jedoch ist dieser Fehler zu weit größeren Dimensionen aufgebauscht worden als er in Wahrheit einnimmt. Jedenfalls ist nicht einzusehen, wozu Häckel in: „Ziele und Wege der heutigen Entwicklungsgeschichte" und nach ihm Herr Carus Sterne es für nöthig befunden haben, für das Autorrecht C. Vogts „Embrylogie des Salmones", in der „Histoire naturelle des poissons d'eau douce" und den Antheil Désors und Valentins an den „Monographies d'Echinodermes vivants et fossiles" in die Schranken zu treten, wenn sie nicht dadurch den Schein erwecken wollten, als habe Agassiz sich diese Arbeiten zugeschrieben.

Wer sich die Mühe nehmen will, möge sich davon überzeugen, daß Vogts Name auf dem Titelblatt des betreffenden Werkes nicht vergessen worden ist. Desgleichen in den „Monographies d'Echinodermes vivants et fossiles" (Neufchâtel 1842) findet sich auf dem Titelblatt der dritten Lieferung bemerkt: „contenant les Galérites et les Dysaster par E. Désor" und auf der vierten Lieferung: „contenant l'Anatomie du genre d'Echinus par G. Valentin". Außerdem erwähnt Agassiz schon in der Vorrede zu der zweiten Lieferung Désor ausdrücklich und mit Anerkennung als seinen Mitarbeiter.*)

Ich wiederhole, daß Agassiz, der damals noch ganz ohne Mittel war, wenn ihm auch von verschiedenen Seiten Zuschüsse zuflossen, für die Kosten der Herausgabe dieser und anderer umfangreicherer Werke allein aufzukommen hatte, was ihm nur dadurch möglich wurde, daß er eine bedeutende Schuldenlast auf sich lud. Hierin lag auch die nächste Veranlassung seiner Uebersiedelung nach America, wo er sich durch Vorlesungen so viel zu erwerben hoffte, um seine Gläubiger befriedigen zu können.

Wie ihm dies gelang, mit welch' unermeßlichem Erfolge er auch in einer fremden Welt und in einer fremden Sprache sein umfassendes Wissen, verbunden mit glänzender Beredsamkeit und meisterhafter Darstellungskunst, zur Geltung brachte, geht daraus hervor, daß ihm in der Folge in America ehrenvolle Anerbietungen zur Niederlassung gemacht wurden, die er, wie bekannt, auch annahm.

Doch wir müssen noch einmal nach Europa zurückkehren, um einem der glänzendsten Momente in dem Leben Agassizs und den Anfeindungen, die sich für ihn daran knüpfen, unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ich meine die Untersuchungen über die Gletscher und die damit zusammenhängende Theorie der Eiszeit.

Herr Carus Sterne wärmt den alten Vorwurf auf, den der „stille, sanfte" (!) Schimper selbst schon in einem Flugblatte „an die in Straßburg zu Ende September 1842 versammelten Naturforscher" mit aller Schärfe gegen Agassiz erhob, daß dieser seine Geschichten über die Natur der Gletscher, die Idee einer Eiszeit und deren wissenschaftliche Begründung, ihm, Schimper, entwendet habe. Ich lasse Agassiz sich gegen diese Anklage selbst vertheidigen. In seiner „Erwiderung auf Dr. Schimpers Angriffe", die im October 1842 in der „Außerordentlichen Beilage der Allgem. Zeitung" erschien, heißt es:

„Durch Venetz und Charpentiers höchst interessante Arbeiten über Gletscher auf diese Erscheinungen aufmerksam gemacht, ging ich im Sommer 1836 nach Bex, wo ich mehrere Monate zubrachte und unter Herrn von Charpentiers Leitung diese merkwürdigen Naturerscheinungen nach und nach kennen lernte. Ich habe dieses in der schon oft erwähnten Rede sowohl, die ich bei der Eröffnung der schweizerischen Naturforscherversammlung in Neufchâtel hielt, als in meinen Untersuchungen über die Gletscher, dankbar anerkannt. Ich wollte die Freude, welche das Studium dieser großartigen Phänomenen gewährte, nicht allein genießen. Mein Freund Schimper sollte sie auch theilen; daher lud ich ihn ein, zu mir nach Bex zu kommen. Er verweilte jedoch daselbst, längere Zeit als ich, in Charpentiers gastfreundlichem Hause. Als ich indeß in Neufchâtel zu Anfange des Novembers 1836 wieder angekommen war, sah ich mich nach Gletscherschuren um, und wurde zuerst von der Identität der Felspolitur im Jura und den Alpen überrascht. Diese Beobachtungen hatte ich allein gemacht und, ehe noch Schimper Bex verlassen und wieder zu mir nach Neufchâtel zurückgekehrt war, vollendet. Diese wichtige Thatsache, deren Entdeckung mir Niemand streitig machen wird, gab der von anderen Seiten schon befestigten Charpentier'schen Theorie des Transportes erratischer Blöcke durch Gletscher von den Alpen durch die ebene Schweiz bis zum Jura nicht nur eine neue Stütze, sondern auch eine unerwartete Erweiterung. Die merkwürdigen Erscheinungen des Diluviums in den Polargegenden führten mich dann, indem ich auf jenen Beobachtungen fortbaute, zur Annahme der schon früher hin und wieder vor-

*) Auch in der Vorrede zu den in Amerika herausgegebenen „Contributions to the natural history of the United States" sind seine Mitarbeiter, Dr. Weinland, James Clark, der Zeichner Sonrel, die beiden Letzteren mit ganz besonderer Anerkennung ihrer Verdienste um das Werk, und Andere dankbar genannt. Von einem Verschweigen und Aneignen ihrer Verdienste kann also auch in diesem Falle keine Rede sein.

Digitized by Google

gebrachten Hypothese einer vorgeschichtlichen Eiszeit. Da ich aber diese Sache, die ich zum Gegenstand öffentlicher Vorlesungen gewählt, während des Winters 1837 mit Schimper öfters besprach, so war es bei meiner Anhänglichkeit an ihn natürlich, daß ich, als ich meine Entdeckungen zuerst öffentlich vortrug, seiner ehrenvoll erwähnte. Allein eben so natürlich wird es Jedermann wohl finden, daß ich später, 1840, als ich meine lange fortgesetzten an den Gletschern der Jetztwelt gemachten Untersuchungen publicirte, zu einer Zeit, da Schimper schon seit Jahren mit mir gebrochen, seiner nicht weiter gedachte, da er auch nicht das Geringste von factischen Beobachtungen über Gletscher oder dahin gehörende Dinge zu den schon gewonnenen empirischen Resultaten hinzugefügt hat. Verhält es sich in dieser Beziehung anders, so trete Schimper damit vor; in wissenschaftlichen Journalen will ich ihm, wenn er als Gelehrter auftritt, Rede und Antwort geben. Hier kann ich nur sein ganzes Betragen der gerechten Würdigung des größeren Publicums anheimstellen." Er führt hierauf einige Stellen aus Goethes Werken an, die beweisen, daß die Priorität des Gedankens einer Eiszeit in erster Linie dem in so vielen Richtungen bahnbrechenden Genius zukommt, und fährt dann fort:

„Trotz diesem Glaubensbekenntniß des großen Dichters würden schwerlich die Geologen die Lehre einer Eiszeit je als wissenschaftlichen Besitz anerkannt haben, und wirklich ist es nirgends geschehen, bis Venetz, Charpentier und ich dieselbe begründeten."

Wir ersehen aus der ausgezogenen Stelle auch, welche Bewandtniß es mit der Behauptung des Herrn Carus Sterne hat, daß „der schlaue Agassiz" den Streit zwischen Schimper und Charpentier über die Priorität der Entdeckung der Eiszeit dadurch geschlichtet habe, „daß er den Zankapfel nahm und in seiner eigenen Tasche verschwinden ließ". Daß er durch Charpentiers Untersuchungen erst zu seinen eigenen veranlaßt, daß er dessen Gedanken nur erweitert und verallgemeinert, hat er nie geleugnet. Mit dem Feuer und der Thatkraft, die ihm eigen, die Herr Carus Sterne „industrielle Rührigkeit" nennt, unternahm er jene kühnen Expeditionen in die Gletscherwelt, die Besteigung der Jungfrau, des Schreckhorns, die noch bis dahin Niemand gewagt, die in mehreren Sommern wiederholten mehrmonatlichen Campagnen auf dem Unteraargletscher in der in übermüthigem Humor „Hôtel des Neufchâtelois" getauften Felsenhöhle. Die Verdienstlichkeit dieser „Gründung" verkennt Herr Carus Sterne, wie er sagt, ebensowenig wie die des Kaiserhofes und der Passage in Berlin. Ein recht würdiger Vergleich! Wenn Herr Carus Sterne aber fortfährt, daß alle diese Unternehmungen das gemeinsam hätten, daß sie auf anderer Leute Kosten ausgeführt worden wären, so ist das in Bezug auf die Agassiz'sche in jeder Beziehung unwahr. Denn wenn es ihm auch nicht an Theilnehmern fehlte, so war doch er es wieder allein, der die ganze Sache angeregt, in's Werk gesetzt, die größte Thätigkeit für dieselbe entwickelt und sämmtliche sehr bedeutende Kosten getragen hat.*) Diese Thatsachen sind so bekannt und unbestreitbar, daß eine geradezu staunenerregende Unbefangenheit und Ruhe dazu gehört, um sie in der Weise des Herrn Carus Sterne zu entstellen.

Es folgt nun die gänzlich falsche Begründung der Uebersiedelung Agassizs nach America, die ich zum Theil schon weiter oben berichtigt habe, und die Anklage, daß er in der neuen Welt „sein altes Raubsystem mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt", und „das und den Verdienst" seiner Mitarbeiter bei der Herausgabe der „Contribution to the Natural History of the United States" eingestrichen habe. Was von der Annahme zu halten, Agassiz möchte gefühlt haben, daß sein Ruhm in Europa nicht länger aufrecht zu erhalten sei, lehrt der Umstand, daß er im Jahre 1855, also 10 Jahre nach seiner Auswanderung, einen Ruf nach Berlin und Edinburgh unter den günstigsten Bedingungen erhielt, und ihm im Jahre 1857 von Napoleon das Directorat des Jardin des Plantes und ein Senatorsessel in Paris angeboten wurden. Er blieb dennoch in America, obwohl seine Stellung dort eine weit bescheidenere war. Er blieb, weil es ihm weder um Ruhm noch um Reichthum zu thun war, sondern lediglich um ein Feld, das seinem rastlosen, unbegrenzten Thätigkeitstrieb angemessen war. Nicht allein die großen Summen, die ihm von Freunden und Verehrern zur Verfügung gestellt waren, auch den größten Theil seiner eigenen Einkünfte verwandte er zu naturwissenschaftlichen, gemeinnützigen Zwecken. Er selbst lebte so einfach wie möglich; ja, damit er ohne Rücksicht auf den Erwerb sich ausschließlich seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen könne, errichteten seine Frau und seine Töchter eine Mädchenschule, die erst wenige Jahre vor seinem Tode geschlossen wurde.

Eine anziehende Schilderung von Agassizs echt republicanischer Uneigennützigkeit und Einfachheit gibt ein Assistent an dem von Agassiz gegründeten und durch seinen unermüdlichen und erfolgreichen Sammeleifer zu einer der reichhaltigsten Anstalten erhobenen Museum für vergleichende Zoologie in Cambridge, Herr Theodore Lehman, in seinen „Recollections of Agassiz" (Atlantic Mouthly, February 1874).

(Schluß folgt.) **Nikolaus Eichhorn.**

*) Siehe Vogts übereinstimmende Darstellung dieses Gegenstandes in der „Augsburger Allgem. Zeitung", vom 10., 11. und 28. October 1841, und in der Frankfurter Zeitung vom 21. Dezember 1873, und A. Braun „Die Eiszeit der Erde", ein Vortrag gehalten in der Singakademie zu Berlin. 2. Auflage 1874.

Aus der Hauptstadt.

Vom Theater.

Wir sind noch im Rückstande mit dem Berichte über verschiedene, mehr oder minder interessante Theaterabende.

Am Wallnertheater steht seit einiger Zeit das neue internationale Schauspiel „die Danischeff" auf dem Repertoire. Als Autor nennt sich ein Herr Peter Nevsky. Der Schleier dieses Pseudonyms ist noch nicht gelüftet worden. Französische Blätter haben seiner Zeit erzählt, daß Alexander Dumas der Jüngere eines Tages den Besuch eines vornehmen Russen empfangen, der ihm das Project zu einem Stücke, oder ein unfertiges Stück mitgetheilt und ihn ersucht habe, sich dafür zu interessiren. Dumas habe an der sehr bühnenwidrigen, aber talentvollen Arbeit innigen Antheil genommen und dem Verfasser verschiedene Rathschläge ertheilt; dieser sei denn auch nach einiger Zeit wieder bei dem französischen Dichter erschienen und habe diesmal ein sehr effectvolles, gut gearbeitetes Stück vorgelegt, das nur noch einer sorgsamen Retouche bedurft hätte, um zur Aufführung reif zu sein. Dieser Arbeit habe sich Dumas mit großer Liebe zur Sache unterzogen; er selbst habe, da der Autor, oder Hauptmitarbeiter, alle möglichen Gründe für sein Incognito geltend gemacht, das Stück unter seine Fittige genommen und es dem Odéon-Théâtre eingereicht. Ob sich die Sachen so verhalten, wie sie hier nacherzählt worden sind, oder ob es sich nur um eine geschickte Speculation auf die Freude des Publicums am Geheimnißvollen gehandelt hat, — das läßt sich schwer feststellen. Daß sich irgend Jemand, der die russischen Verhältnisse sehr genau kennt, an der Arbeit stark betheiligt hat, ist indessen nicht zu bezweifeln. Es weht eine fremdartige Luft in diesem Stücke. Es riecht nach Juchten. Die Sitten und Gebräuche, die uns hier vorgeführt werden, wirken befremdend auf uns, und wir haben keine rechte Fühlung mit den handelnden Personen. Aber gerade diese Fremdartigkeit fesselt uns, und die zwar sonderbare, aber geschickt erfundene Handlung erregt unser Interesse. Es ist ein gutes Theaterstück.

Die schwächste Seite des Schauspiels ist die Tendenz, und dies ist um so störender, als diese Tendenz mit schroffer Absichtlichkeit in den Vordergrund gerückt worden ist. Das Drama ist eine scharfe Polemik gegen die Leibeigenschaft. Da diese abscheuliche Einrichtung aber seit 15 Jahren aufgehoben ist, so kommt zu dem Eindruck des Fremdartigen, den die Dichtung hervorruft, noch der des Veralteten. Spitzer schrieb in seinen „Wiener Spaziergängen" vor einigen Jahren: „Ein Dichter, der

Digitized by Google

den Zuschauer dort kratzen will wo es ihn gerade juckt, muß in unserer schnellen Zeit flink sein und den Zuschauer nicht dort kratzen, wo es ihn vor so und so viel Jahren gejuckt hat." Ganz dasselbe läßt sich von den Verfassern der „Danischeff" sagen. Ihr Stück, das zu Ende der fünfziger Jahre einen tiefen Eindruck hervorzurufen geeignet gewesen wäre, kommt jetzt etwas zu spät; es ist wie „Onkel Toms Hütte" im Jahre 1875. Da die Personen, die die Moden unserer Tage tragen und unsere modernste Sprache sprechen, beständig von Dingen erregt werden, die heutzutage selbst in Rußland unmöglich wären, so wirkt die ganze Geschichte wie ein Anachronismus.

Die Handlung ist bald erzählt. Die Gräfin Danischeff, der nichts auf der Welt am Herzen liegt als ihr Sohn und der Glanz ihres Namens, hat, wie alljährlich, auch heuer beschlossen, einige Heirathen unter ihren Leibeigenen anzuordnen. Sie bekümmert sich dabei wenig um die Neigung der Betreffenden und so kommt es, daß sie diesmal zwei Ehen anbefiehlt, durch welche die vier Betheiligten unglücklich werden. Die Bitten des Intendanten, ihren Befehl zu modificiren, lassen sie ungerührt. Sie will, daß es bei dem einmal Verordneten bewende, erkundigt sich in demselben Athem nach den neuesten Vorgängen im Gestüt und freut sich, daß ein Füllen geworfen ist. Leibeigene und Bestien, — der Unterschied ist ja nicht groß. Aber weit mehr als Versorgung der Leibeigenen und Thierbestand bekümmert die Gräfin die Frage, ob ihr Sohn den erbetenen Nachurlaub erhalten, oder ob er genöthigt sein wird, an demselben Tage zu seiner Garnison nach Moskau zurückzukehren. Das erwartete Schreiben trifft ein, Wladimir muß sofort das Gut seiner Mutter verlassen und sich zu seinem Regimente nach Moskau begeben. Vor seiner Abreise macht er seiner Mutter eine Mittheilung, die diese auf's Tiefste erschüttert. Wladimir, ein Danischeff, hat sich soweit vergessen können, sich allen Ernstes in eine freigelassene Leibeigene zu verlieben! Und nicht nur das; er hat sogar beschlossen, Anna Iwanowna zu heirathen. Anna ist allerdings ein blühendes, schönes, edles und kluges Mädchen. Die alte Gräfin hat das Kind aus der Mitte der Leibeigenen herausgenommen und zu sich emporgehoben, Anna hat eine vortreffliche Erziehung erhalten und hat bisher, solange es nicht störend war, als zum Hausstande, beinahe zur Familie gehörig betrachtet werden können. Aber was hat das Alles zu bedeuten? Sie ist in der Knechtschaft geboren, sie ist aus niedrigster Herkunft und die Verbindung dieses Mädchens mit einem Danischeff muß der alten Aristokratin als die größte der denkbaren Ungeheuerlichkeiten erscheinen. Sie beschwört ihren Sohn, von dem Gedanken abzulassen, sie fleht, sie droht; Alles vergeblich, Wladimir bleibt unerschütterlich. Um das Unglück zu verhüten ersinnt die Gräfin eine List. Sie schließt einen Pact mit ihrem Sohne, der darauf hinausgeht, daß Wladimir die Hochzeit mit Anna wenigstens um ein Jahr verschiebe. Während dieses einen Jahres soll er in Moskau alle Vergnügungen, die sich dem jungen hocharistokratischen Offizier darbieten werden, mitmachen. Er soll die glänzenden Gesellschaften besuchen, er soll namentlich die schöne Prinzessin Lydia so oft wie möglich sehen. Wenn er nach Ablauf des Jahres noch immer bei dem unfaßbaren Gedanken, Anna zu heirathen, beharrt, — nun dann will sie in Gottes Namen ihre Zustimmung geben. Wladimir geht auf das Anerbieten ein. Sobald er indessen abgereist ist, ruft die Gräfin ihren ganzen Hausstand zusammen und befiehlt ihrem Hauscaplan, ungesäumt den Kutscher Osip mit Anna zu vermählen, als Hochzeitsgeschenk bietet sie dem Kutscher die Freiheit. Vergeblich wirft sich Anna, die der Schlag wie der Blitz trifft, zu den Füßen der Unerbittlichen. Die Heirath wird vollzogen. Damit schließt der erste, effectvolle Act.

Im zweiten Act geschieht wenig. Die Handlung spielt in den Salons der Prinzessin Lydia in Moskau. Wladimir hat allen verführerischen Reizen der hohen Dame widerstanden und seiner Braut die Treue bewahrt. Als er erfährt, daß Anna verheirathet ist, bricht er in wilden Zorn aus und verläßt alsbald Moskau, um auf sein Gut zurückzukehren. Er will an Ort und Stelle sein. Was er beginnen soll, weiß er selbst noch nicht. Um für die Dürftigkeit des Inhalts dieses zweiten Actes einen Ersatz zu schaffen, haben die Verfasser den Dialog möglichst geistvoll zu machen gesucht. Es tritt in den Salons ein französischer Attaché auf, der weiter keinen Zweck hat, als eben geistreich zu sein. Er sagt auch einige ganz hübsche und witzige Dinge, aber daneben sind auch viele andere, die lediglich anspruchsvoll und süffisant sind. Eine Art von Parabel, die er zum Besten gibt, und die in Frankreich mit demonstrativem Enthusiasmus begrüßt wurde, ist bei uns natürlich ganz verpufft. Der Attaché erzählt, wie er auf der Jagd von einem Bären überfallen worden sei, und wie ihn ein junger Russe aus der Todesgefahr erlöst habe. Das Pariser Publicum hat darin eine politische Anspielung erblickt. Der Bär, der den Franzosen mit seiner Tatze zu zerschmettern droht, ist unser „Lieb-Vaterland", das durch die russisch-französische Alliance unschädlich gemacht werden wird. Da wir nicht das Bedürfniß fühlen, uns durch eine Parabel zu trösten, so haben wir uns auch gar nicht die Mühe gegeben, sie zu verstehen.

Der dritte Act spielt in der Hütte des Kutschers Osip, der nun mit Anna verheirathet ist. Aus dem zärtlichen poetischen Verhältniß, das zwischen Beiden besteht, erkennt man sofort, daß irgend welche Dinge geschehen oder unterlassen sein müssen, welche den Respect Annas für den edeln Kutscher hervorzurufen geeignet gewesen sind. Sehr amüsant ist die Ehe, wenn man nach den Proben schließen darf, die uns vorgeführt werden, jedenfalls nicht gewesen. Das sentimentale Paar vertreibt sich die Zeit mit Absingen von russischen Volksliedern und Erzählen von sehr langen Geschichten. Im Uebrigen erklärt Osip seinem Herrn, der mit der Knute bewaffnet in die Hütte dringt, daß er mit Anna wie ein guter Bruder mit der guten Schwester gelebt, daß er „Mademoiselle Anna, sa femme", seinem guten Herrn „so reinlich und so Zweifels ohne", wie der Barde Wantrup singt, bewahrt habe. Osip erscheint uns um so bewunderungswürdiger, als er Anna leidenschaftlich liebt. Das Beste, was sich über diese heikle Frage sagen läßt, hat Joseph Oppenheim in seiner witzigen Parodie der „Danischeff" in der „Neuen freien Presse" gesagt. Die Gräfin Danischeff hat, ob so standhafter Liebe und so treuer Ergebenheit, ihren Widerstand aufgegeben. Die Braut ist da, der Bräutigam ist da, die Mutter ist einverstanden; störend ist nur noch Osip, der sich zu guter Stunde dadurch aus dem Wege räumt, daß er in ein Kloster geht, — wir hätten beinahe gesagt: den Schleier nimmt.

Das eigenthümliche Stück hat neben den Fehlern, die in die Augen springen, große Vorzüge. Es ist interessant, namentlich der dritte Act ist von bedeutender dramatischer Wirkung. Seiner ganzen Anlage nach hätte das Stück wohl tragisch endigen müssen; die durch die außerordentliche Entsagung Osips herbeigeführte versöhnliche Lösung — sie mag nach russischen Institutionen möglich sein, auf uns aber macht sie den Eindruck des Gewaltsamen.

Schließlich noch einige Notizen. Am Schauspielhause ist vor einigen Wochen ein kleines einactiges Lustspiel von Joseph Grünstein zur Aufführung gekommen, eine saubere und anspruchslose Arbeit, die recht gefallen hat. Weshalb der Verfasser seine hübsche Bluette „Maidenspeech" genannt hat, ist nicht recht zu begreifen, da das gute deutsche Wort „Jungfernrede" sehr wohl dieselben Dienste geleistet hätte. Gegenwärtig gastirt dort Frl. Clara Ziegler in den bekanntesten Rollen ihres Repertoires, zu denen als neu für Berlin die „Judith" hinzugekommen ist. Wir haben gelegentlich des vorigen Gastspiels dieser Tragödin unsere Meinung über die Eigenart ihres Talentes so eingehend ausgesprochen, daß uns nichts mehr zu sagen übrig bleibt. Sie hat sich ihre imposanten Mittel unversehrt zu erhalten gewußt. — Frau Marie Seebach hat den Versuch gemacht, Goethes „Stella" wieder auf die Bühne zu bringen. Diese interessanten Experimente wiederholen sich mit den von den Brettern verschwundenen Dichtungen unserer Classiker, namentlich mit Lessing's „Miß Sara Sampson" und dem „Misogyn" ziemlich häufig, und der Ausgang ist immer derselbe: man überzeugt sich auf's Neue, daß sie für die Darstellung nicht geeignet sind. — Am Victoriatheater hat „Die Reise nach dem Mond" den gewünschten Erfolg nicht gehabt. Es war auch kein glücklicher Einfall der Direction, auf das überaus erfolgreiche Ausstattungsstück: „Die Reise um die Welt in 80 Tagen" ein ähnliches folgen zu lassen, das zu Vergleichen beständig herausforderte.

F. L.

Musikalische Aufführungen.

Verdis Requiem für Alessandro Manzoni.

Zum ersten Male aufgeführt im königl. Opernhause am 15. April.

Seit Rossini sein „Stabat mater" geschrieben, hatte kein italienischer Componist eine Kirchenmusik zu Stande gebracht, die über die Grenzen seines Vaterlandes gedrungen wäre. Und nach dieser ersten Probe mo-

Digitized by Google

derner italienischer „geistlicher Tonkunst" spürte wohl Niemand in Deutschland besondere Sehnsucht, sich von unsern sonst so liebenswürdigen südlichen Freunden noch weiter „erbauen" zu lassen. Ich erinnere mich einer Anekdote, die zur Zeit als das „Stabat" in die Welt trat, vielfach in den Blättern erzählt ward. Nach dieser hätte der geniale Rossini mit einem spanischen Klosterprior auf irgend einer Reise im Wagen Chocolade gekaut und sie vortrefflich gefunden; der Geistliche hätte behauptet, seine fratres (oder patres, ich habe wahrhaftig den canonischen Ausdruck vergessen) bereiteten noch viel bessere Chocolade — der Componist wollte davon haben, Jener stellte die Bedingung, daß der große Tonmeister ihm dafür eine geistliche Musik für sein Kloster schreibe, die Bedingung ward angenommen, und so entstand das „Stabat". Ich verwahre mich natürlich im voraus gegen jede Verantwortlichkeit für die Authenticität dieser Geschichte; dafür rechne ich aber mit Zuversicht auf die Zustimmung der geneigten Leser, welche das „Stabat" kennen, wenn ich behaupte, daß die meisten, besonders die schönsten Theile dieser Composition, am besten mit vortrefflicher Chocolade zu vergleichen sind. Allerdings haben diese musikalischen Schöpfungen epikuräischer Frömmigkeit italienische und französische Damen gewiß andächtiger gestimmt, als eine Bach'sche Motette es je vermocht, und ich will mich daher gerne dahin bescheiden, daß mein Urtheil ein rein subjectives, beschränkt deutsches sei.

Nicht ohne Furcht, daß auch Verdi eine ganze Kanne des mexicanischen Getränkes, für das ich nie geschwärmt habe, in seinem „Requiem" credenzte, ging ich an die Durchsicht dieses Werkes, und — war sehr angenehm enttäuscht und überrascht. Man kann und soll an die Kirchenmusik eines modernen Italieners nicht den protestantischen Maßstab legen, den man sich nach dem Studium Bachs und Händels selbst geformt; man darf auch nicht vergessen, daß vor diesem Maßstabe selbst manche Messe Haydns und Mozarts nicht ganz tadellos erscheinen, und das Cherubini'sche Requiem — unbeschadet der großen contrapunktischen Kunst — mit seinem recht bedenklichen Effectpomp kaum bestehen würde. Aber wenn man dagegen die Musik eine religiöse nennt, welche im Stande ist, jene ruhige und doch ernste Stimmung zu erzeugen, die als eine Einkehr bezeichnet werden kann, dann muß man dem Verdi'schen Requiem zuerkennen, daß es manche Stellen enthält, welche diesem Begriffe entsprechen. Contrapunkt, großartigen Aufbau der Chöre, Fugen mit Chorälen und dergleichen Attribute des Kirchenstiles, wie die alten Großen (auch die Italiener) sie besaßen, und in unserer Zeit Kiel vor Allen, und Brahms sie besitzen, wird Niemand bei Verdi erwarten; ja, wir rechnen es ihm sogar als Verdienst an, daß er allen diesen Dingen ziemlich fern blieb — der eine Anlauf zu einer Fuge, den er anstellte, und auf den wir noch zurückkommen werden, ist wenig genug gelungen —; denn gerade durch dieses Fernhalten von den höheren Kunstformen, die er zu bilden nicht vermag, konnte er Das, was ihm wirklich eigen, im Requiem zur Geltung bringen, und manches Schöne schaffen.

Daß die dramatische Bewegung vorherrscht, wird wohl Niemanden wundern; aber im Ganzen waltet doch eine würdige Stimmung; und das ist doch schon sehr viel, wenn man bedenkt, daß eben nur das Melodische mit geschickter Harmonisation, durchaus nicht das eigentlich Polyphone die Grundlage des Werkes bildet.

Das Werk zerfällt in sieben Theile, von denen der zweite, das Dies irae, neun kleinere Nummern enthält. Gleich der erste Theil, „Requiem" und „Kyrie" (Soloquartett und Chor), bringt zuerst eine sehr schön erfundene und würdig gehaltene Einleitung, der allerdings beim „Kyrie" eine etwas bedenkliche Wendung zur dramatischen Bewegung folgt; im Ganzen sind jedoch die Grenzen, welche hier gezogen werden dürfen, nicht überschritten; das „Kyrie" ist eben dramatisch und nicht bloß theatralisch. Dies letztere Beiwort ließe sich viel eher auf den Anfang des zweiten Theiles, auf das „Dies irae" anwenden; und doch ist nicht zu leugnen, daß gerade dieser Theil viele ganz überraschende Momente bietet, — Momente, die von einer großartigen Phantasie und einer originellen und nicht unedlen Auffassung Zeugniß geben. Das „Tuba mirum spargens sonum" und das darauf folgende „Mors stupebit" sind Schöpfungen, die zwar in jedem Tacte den dramatischen Componisten verrathen, die aber auf Achtung vollkommen Anspruch haben und die Melodie „Quid sum miser tunc dicturus" ist schön und edel. Allerdings die nun folgenden zwei Abschnitte „Recordare", „Qui Mariam" und das „Lacrymosa dies", die sehr effectvoll klingen, tragen Spuren von Theaterschminke; doch soll hier nicht unerwähnt sein, daß das letztbezeichnete Stück sehr geschickt gearbeitet ist.

Der dritte Theil, Offertorium; „Domine Jesu" ist ein sehr bemerkenswerthes Stück für edlere italienische moderne Auffassung; man kann sich nichts Einschmeichelnderes, Liebenswürdigeres denken, als diese Bitte an den Heiland, daß er die sündigen Seelen befreie. Nachdem die Melodie erst im Orchester anklingt, und der Mezzosopran und Tenor dazwischen so zu sagen nur stammelnd flehen, übernimmt dann eine Stimme nach der anderen die Melodie, die zuletzt wieder im Orchester über dem Sopran in reizender Modulation ertönt; nun folgt das „Quam olim Abrahae" und das Opfer „Hostias", die beide weniger hervorragen; endlich führen alle Stimmen im Octavengange die erste Bittmelodie in pp aus. Einer deutschen Anschauung wäre solche Compositionsweise für diesen Text rein unmöglich; und dennoch darf man der letzteren nicht alle Berechtigung absprechen, und nicht leugnen, daß auch aus diesen Tönen eine wahre religiöse Empfindung spricht. Was das „Sanctus" und „Hosannah" betrifft, so möge man mir erlauben, etwas rasch darüber hinwegzugehen; Verdi wollte seinen Landsleuten zeigen, daß er eine Doppelfuge componiren könne; das hat er ihnen unzweifelhaft bewiesen; dem deutschen Musiker jedoch hat er dabei nichts gesagt.

Da lobe ich mir das „Agnus Dei" — das bewegt sich auch eine Zeit lang recht bequem unisono oder in Octaven; aber die Melodie ist sehr schön, und ein kleiner Begleitungs-Mittelsatz ist mit großem Geschicke erfunden und von reizender Klangwirkung. In dem „Lux aeterna" streiten sich zu Anfang Wagner'sche Reminiscenzen mit Verdi'schen aus dem „Trovatore", zuletzt jedoch tritt wieder ein schönes beruhigendes Chormotiv in den Vordergrund.

Der siebente und letzte Theil „Libera me" beginnt mit einer litaneiähnlichen Weise ohne Zeitmaß, wie sie in katholischen Kirchen oft vernommen wird. Dieser folgen einige ganz dramatisch gehaltene melodische Sätze (Sopransolo) und eine Wiederaufnahme des Chors aus dem zweiten Theile „Dies irae", sowie des ersten „Requiem". Endlich erscheint eine Fuge, deren langathmiges und scharf rhythmisirtes Thema uns sehr imponirt hat; die dramatische Haltung der Begleitung, die nur in einzelnen, seltenen kurzen Accorden hervortritt, paßt zu dem Thema vortrefflich. Die Durchführung der Fuge, die Versuche von Umkehrung des Thema, von Engführung und anderen höheren contrapunktischen Feinheiten sind gewiß sehr achtenswerth, aber über diese Stufe der Anerkennung können wir beim besten Willen der oben angeführten Fuge gegenüber nicht hinauf gehen. Der Schluß des Theiles, der in vollen Accorden einherbraust und dann immer leiser und leiser die Bitte: „Ach befreie mich vom ewigen Tode", ist außerordentlich wirksam erfunden.

Faßt man nun das bisher Gesagte in ein Gesammturtheil, so geht dieses dahin: Verdis Requiem ist ein sehr interessantes Werk, wenn auch nicht annähernd eine hochbedeutende Erscheinung wie etwa Kiels Messe und sein Requiem, und Brahms' deutsches Requiem; es läßt sich mit diesen deutschen Schöpfungen eigentlich gar nicht vergleichen, denn sie stehen auf ganz entgegengesetztem Standpunkte. Auch der deutsche Katholik fühlt sich am frommsten gestimmt in der gothischen Kirche, unter den hohen Bogen, die selbst bei Tage oder bei starker Beleuchtung nur im Halbdunkel erscheinen; der Romane dagegen will prächtige, hellstrahlende Räume für seinen Gottesdienst. Daß Italien einst die Stätte großer Kirchencomponisten a capella war, daß von dort aus die eigentliche Kirchenmusik nach Deutschland kam, wo sie die gewaltigste Umgestaltung erfuhr, ist für die jetzige Geschmacksrichtung nicht maßgebend; die italienische Malerei unserer Zeit trägt auch gar wenige Spuren der großen herrlichen Meister des sechszehnten Jahrhunderts. So muß man denn eben das Beste, was die Lebenden schaffen, anerkennen, ohne zu große Emphase aber auch ohne Vergleiche heranzuziehen, die von vorne herein die Absicht des Verwerfens kundgeben. Daß überhaupt in Italien jetzt eine Kirchencomposition entstehen konnte, wie dieses Verdi'sche Requiem, ist schon ein erfreuliches Zeichen besserer Geschmacksrichtung. Für Deutschland mag das gleichgültig erscheinen, aber es ist doch auch für uns insofern nicht unwichtig, als das Verständniß der großen deutschen Meister am besten angebahnt wird, wenn ein italienischer beliebter Componist eine ernstere Bahn einschlägt.

Die Aufführung trug hie und da die Spuren raschen Einstudirens, war aber im Ganzen eine gelungene zu nennen. Die Solopartien lagen in den besten Händen: in denen der Fräulein Brandt und Lehmann, der Herren Ernst und Betz. Die Chöre und das Orchester hielten sich wacker unter der Führung Radeckes. Die Aufnahme von Seiten des Publicums war eine freundliche, doch keine solche, die auf dauernden Er-

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

folg schließen ließe. Einige Partien wurden beklatscht, am meisten das Agnus Dei. Jedenfalls verdient die Intendanz Dank für die Aufführung dieses Werkes, das die Runde durch Europa gemacht hat, und in Berlin nicht ignorirt werden durfte, selbst wenn es auch den Forderungen des Publicums nicht entspricht.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die Weltausstellung in Philadelphia wirft schon ihre Schatten und Lichter voraus. Zahlreiche Reporter aus aller Herren Ländern rüsten sich zur Reise über den atlantischen Ocean und werden uns hoffentlich interessante Berichte liefern. Die inländische Presse namentlich bedarf deren in hohem Grade. Der Orient wird langweilig und die Frage der Reichsbahnen rückt nur langsam vorwärts. Sonst ist es das alte Treiben und Keifen gegen die Ober- und Unterofficiösen, die feigen Nationalliberalen und das sonstige mehr oder weniger käufliche Federvieh. Es thut Noth, daß den Blättern etwas frischer Stoff zugeführt werde. Vielleicht helfen die Correspondenzen aus America, die wohl nicht gleich unter einander in eine Polemik gerathen werden, die für die Herren Journalisten stets interessanter ist, als für das Publicum. Es ist schon deswegen vortheilhaft, daß wir den Ausstellungen nur von fern zusehen, daß solche in Philadelphia oder Paris stattfinden und nicht etwa in Berlin. Die hiesigen Berichterstatter nach außen hin würden sich bald gegenseitig rectificiren und dementiren, was in den Nachbarländern einen ähnlich zweifelhaften Eindruck wie die gewöhnlichen Berliner Bülletins hervorbringen könnte. Eine Ausstellung in Berlin ist ja auch nach dem Eingeständniß ministerieller Blätter schon aus anderen Gründen nicht thunlich. Wir sind nicht darauf eingerichtet. Die fremden Gäste würden sich unbehaglich fühlen und vor den Segnungen unserer Canalisation, unseres öffentlichen Gefährtes, sowie der theuren Berliner Preise, die alsdann natürlich noch kolossal gesteigert würden, bald davonlaufen. Auch würden sie sehr wahrscheinlich seitens einer gastfreundlichen Presse denselben periodischen Angriffen wie die fremden Gesandten und Diplomaten ausgesetzt sein. Man würde ihnen alle möglichen Missethaten aufbürden und wer mit ihnen umginge, wäre schon halbwegs ein Landesverräther. Es gab eine Zeit, aber sie ist lange verschwunden, wo Berlin sich eines wohlverdienten Rufes urbaner Sitten und Gewohnheiten erfreute. Der neue Ankömmling namentlich, wenn irgendwie gut empfohlen und sonst präsentabel, war einer gemüthlichen Aufnahme versichert. Wie in anderen großen Städten existirten hier neutrale Salons, wo Mitglieder der verschiedensten Parteien harmlos mit einander verkehrten. Man begegnete sich bei dem Museendirector Olfers, bei Varnhagen von Ense, bei Mundts, verplauderte ein paar Abendstunden und fühlte sich für die Arbeit der kommenden Tage erfrischt. Die Bewirthung war angemessen ohne luxuriöse Prätention. Das Alles hat sich bekanntlich von Grund aus verändert. Revolution und Reaction haben die Gesellschaft auseinander gerissen. Ein neues Geschlecht ist erstanden, das, durch unausgesetzten Zuzug von außen stets erneuert, in athemloser Jagd nach Erwerb den Krieg Aller gegen Alle im Kleinen und Kleinlichen als die Aufgabe des Daseins ansieht. Die Parteien befehden sich mit einer bewundernswerthen Ausdauer und lassen an einander kein gutes Haar. Wir haben allerdings, wenn man die Gegenwart mit der vergangenen Zeit zusammenhält, einige Fortschritte in verfassungsmäßiger Freiheit und nationaler Stellung gemacht; aber wir sind gröber, bissiger, misanthropischer geworden. Vielleicht ist die verdrießliche Stimmung nur eine Kinderkrankheit, die sich mit den Jahren verlieren wird. Als wohlbestallte Culturkämpfer werden wir gewiß nach und nach eine der ersten Bedingungen moderner Civilisation, nämlich eine gewisse Höflichkeit, nicht für immer in demselben Umfange vermissen lassen. Jetzt florirt ein pathetischer, angesäuerter Ton, durch den sich auch eine neu erschienene Flugschrift auszeichnet. Zahlreiche Blätter haben sich übrigens durch dieselbe insofern mystificiren lassen, als sie gar nicht merkten, daß es der malitiöse Verfasser auf eine Parodie des hochtrabenden Stils voll moralischen Zornes abgesehen hatte, wie er in gewissen Regionen beliebt ist. Das bekannte Pathos mit entsprechenden Exclamationen und Declamationen ist glücklich caricirt. Die Travestie der landläufigen wohlfeilen Ausfälle gegen die Nationalpartei ist dem Autor vortrefflich gelungen. Wie mögen ihn die Lobeserhebungen Derjenigen, welchen er einen Spiegel vorhalten wollte, im Stillen amüsirt haben. Recht geschickt hat er auch in seine Satire einige Wahrheiten verflochten, die für Niemand verloren sein sollten und den unaufmerksamen Leser über die wirklichen Absichten der Schrift noch mehr irreführen mußten. Sorgsam hat er im Uebrigen jeden guten Witz, jede humoristische Wendung vermieden und in seiner feierlichen Monotonie eine treffende Copie der Politiker geliefert, auf welche es gemünzt war. Natürlich hieß es bei dem Erscheinen der mißverstandenen und von anderweitigen Gegnern eigenthümlich verwertheten Broschüre, sie werde der nationalliberalen Partei den Garaus machen. Aber es gilt auch hier der Spruch:

Les gens que vous tuez, se portent fort bien!

Man ist durch die Erfahrung genugsam darüber belehrt, was hinter derartigen Attaquen steckt und hat sich in den Coulissen genugsam umgesehen, um in solchen Fällen recht gut zu wissen, wo der politische Bartel den Most holt.

* * *

Unter dem Titel: „Nationalliberale Partei, nationalliberale Presse und höheres Gentlemanthum. Von einem Nichtreichsfeinde" (Berlin, Jul. Springer), hat so eben ein drei Bogen starkes Schriftchen die Presse verlassen, welches zur Zeit viel von sich reden macht. Man kann es nicht kürzer charakterisiren, als mit jenen Worten des lateinischen Autors, daß es „verissima mixta falsissimis" d. i. sehr Wahres und sehr Falsches durcheinander enthalte und ein wenig „ab irato", oder wie man heut zu Tage sagt, „im Zustande sittlicher Entrüstung" geschrieben, dabei aber vielleicht von Herzen gut gemeint sei. Es ist offenbar ein Schmerzensschrei. Der Verfasser scheint in der nationalliberalen Presse persönlich unangenehme Erfahrungen gemacht zu haben und macht hier seinem gepreßten Herzen Luft. Aber er hört dabei nicht auf, national und liberal zu sein; obgleich das Meiste, was er sagt, mehr den Clericalen und Radicalen, den Socialdemokraten und den Kreuzzeitungsdeclaranten zum Vergnügen gereichen wird, als den Nationalliberalen, so ist es doch nicht Bosheit, welche ihm die Feder führt, sondern eher das Mißvergnügen eines Liebhabers, welcher mit einer Coquette schmollt, ohne ihr gänzlich entsagen zu können. Sein Zorn gilt vor Allem der Presse, und zwar sowohl der reptilischen und der reptilisch-angekränkelten, deren Abhängigkeit von der Regierung ihm ein Greuel und ein Aergerniß ist, als auch der eigentlich nationalliberalen, welcher er es eben so sehr zum Vorwurf macht, daß sie eine so große Unabhängigkeit von der parlamentarisch-constituirten Partei zeigt.

„Es ist eine heilige und unabweisbare Pflicht der nationalliberalen Partei, sich gegen die Folgen zu verwahren, welche ihr aus dem Gebahren des überwiegenden Theils der nationalliberalen Presse unausbleiblich über kurz oder lang erwachsen müsse. Es ist Gefahr im Verzuge. Die nationalliberale Partei muß es entweder durchsetzen, daß die Presse, welche ihren Namen trägt, eine andere Haltung annimmt, oder sie muß sich offen von ihr lossagen und sich eine eigne wahrhaft nationalliberale Presse schaffen." — Ein kategorisches „Entweder — Oder", welches schwer in Einklang zu bringen ist mit der durch die ganze Broschüre mehr oder weniger deutlich durchzufühlenden Meinung, daß doch eigentlich die Partei nicht viel besser sei als die Presse; oder soll sich Münchhausen an seinem eigenen Zopfe aus dem Sumpfe ziehen?

Wenn Alles so wäre, wie der verehrte Herr Verfasser annimmt, was glücklicher Weise durchaus nicht der Fall ist, was würde es helfen, wenn die Partei ihre Presse und die Presse ihre Partei in Acht und Bann erklärte? Es würde innerhalb der Partei die größte Confusion und Selbstauflösung erzeugen und alle Gegner zu dem Jubelruf vereinigen, daß „ein Esel den andern Langohr schimpfe". Wir halten überhaupt diese ganze Auffassung des Wechselverhältnisses zwischen Partei und Presse für eine grundfalsche und specifisch preußisch-bureaukratische. Ein solches Verhältniß existirt nirgends in der Welt, und am Allerwenigsten in den constitutionellen Staaten Europas. Man weiß in England, daß dieses Journal Beziehungen zu Disraeli und jenes welche zu Gladstone hat, in Frankreich, daß das eine Blatt zuweilen von Gambetta, das

Digitized by Google

andere von Dufaure und das dritte von Rouher inspirirt wird; aber Blätter, welche unter einer Dictatur des Wohlfahrtsausschusses einer parlamentarisch-constituirten Partei stehn und von ihr allein commandirt werden, wie die weiland kaiserliche Armee von dem Wiener Hofkriegsrath —, solche Blätter gibt es glücklicher Weise nicht. Sie würden auch ebenso schädlich sein, wie die rein reptilische Presse, welche der tugendhafte Verfasser, nicht mit Unrecht, zum tiefsten Abgrund der Hölle verdammt. Endlich haben wir große Einwendungen gegen das generelle Verdammungsurtheil, welches der Verfasser über den „deutschen Journalistenstand" im Allgemeinen auf S. 27 ausspricht. Wir glauben aber dies Urtheil hier nicht wiederholen und den Angegriffenen selbst ihre Vertheidigung überlassen zu sollen.

Der Hauptanstoß erregte bei dem Verfasser das Verhältniß zwischen der Partei und der Regierung, wobei er zwischen dem deutschen Reich und dem preußischen Staate nicht unterscheidet, sondern sie promiscue durcheinander behandelt. Er meint, die liberale Partei sei der Regierung gegenüber zu fügsam und nicht genug eingedenk des „höheren Gentlemanthums"; die Regierung erstrebe mit Erfolg den Scheinconstitutionalismus, es genüge, daß Jemand der Majorität der Volksvertretung angehöre, um ihm den Weg in das Ministerium hoffnungslos zu verschließen (gehören und gehörten die Herren Achenbach, Falk und Friedenthal denn nicht der Majorität an?); die Majorität werde von regierungsfreundlichen Blättern mit Beleidigungen überhäuft, mit der Andeutung, daß sie die wahren Interessen des Landes nicht begreife; die officielle Provincialcorrespondenz drohe sogar mit Stockung des parlamentarischen Lebens, wenn sich die Majorität nicht den reactionären Gelüsten der Regierung unterwerfe; und dem gegenüber führe man die Polemik „nur unter der Voraussetzung, daß die Regierung mit ihrer entgegengesetzten Absicht nicht Ernst mache". Der Verfasser verwirft die Compromißtheorie; im Falle einer Meinungsdifferenz zwischen Volksvertretung und Regierung soll die erstere um keines Haares Breite von ihrer Meinung weichen und von der letzteren entweder Nachgiebigkeit oder Rücktritt erzwingen. Kurz, Alles wie in England, in dem Lande des „höheren Gentlemanthums". Immer: Biegen oder Brechen!

Habe ja doch der Reichskanzler, fügt der Verfasser Seite 9 hinzu, unmittelbar nach Vereinbarung der Verfassung des Norddeutschen Bundes (1867) „sich das Vergnügen gemacht, es laut zu erzählen, daß er nicht nur die Diäten sondern noch ganz andere Dinge in den Kauf genommen hätte ꝛc."

Diese Behauptnng ist einfach nicht wahr. Der Reichskanzler hat nie etwas der Art gesagt und sofort lebhaft protestirt, als man seinen Worten diesen Sinn unterlegen wollte. Es verhält sich damit, wie mit „Macht geht vor Recht" und anderen geflügelten Worten, durch welche man den Reichskanzler gegen seinen Willen schon bei lebendem Leibe zu einer mythischen Person zu machen versucht. Ebenso verhält es sich mit dem „hochmüthigen Herabblicken auf die Verirrungen der Conflictszeit", wovon der Verf. Seite 17 spricht. Man vergleiche damit die Erklärung Bismarcks in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 5. April 1876. Doch wir wollen bei solchen argen Unrichtigkeiten, deren leider viele mit unterlaufen, nicht länger verweilen, sondern kurz sagen, warum die englische Schablone, welche der Verf. uns empfiehlt, für Deutschland nicht paßt.

In England regiert die Königin allein; in Deutschland haben wir, außer Preußen, noch zwei Dutzend souveräner Staaten, welche alle regieren. England ist ein Einheits-, Deutschland ein Föderativstaat. Die deutsche Einheit wird nur durch den Reichstag und durch den Reichskanzler repräsentirt. Es gibt in Deutschland zwar mehr als ein halbes Hundert Minister, aber nur einen einzigen deutschen Minister, und das ist Bismarck. Wir haben den schwierigsten Theil unserer Aufgabe, den Theil, den England längst siegreich überwunden, noch vor uns. Wir stehn außerdem mitten im Kampfe gegen die Clericalen, die Socialisten und die Particularisten. In diesem Kampfe sind der Reichskanzler und der Reichstag aufeinander angewiesen. Wie ist nicht in neuester Zeit dem mittelstaatlichen Particularismus plötzlich der Kamm wieder geschwollen, und wodurch? Dadurch, daß man glaubte, der Reichskanzler habe sich mit der Reichstagsmajorität überworfen. Die Anwendung der englischen Schablone, ein ewiger Ministerwechsel (wie in Italien oder Griechenland), schwankende Majoritäten, von welchen der Bestand der Armee und das Gleichgewicht des Budgets abhängt, periodische Auflösungen des Reichstags ꝛc. würden mehr den Gegnern als den Freunden des neuen Reichs zu Gute kommen.

Gewiß, es ist gut, wenn die liberale Partei von Zeit zu Zeit aus ihrer eigenen Mitte heraus kritisirt wird. Dies hat vor etwa einem halben Jahrhundert der Professor Krug in seiner „Geschichtlichen Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit" gethan, und vor etwa zehn Jahren der Professor Baumgarten in seiner „Selbstkritik des Liberalismus", Beide mit heilsamer Wirkung. Die Kritik des Verfassers ist also an und für sich sehr wohl berechtigt. Aber sie ist verfehlt, weil er über das innere Getriebe der deutschen Politik unzureichend unterrichtet ist, weil er sich über Dinge vierter und fünfter Ordnung in einen — wir geben gerne zu: vielfach gerechten — Zorn versetzt, und weil er dabei die Fragen ersten Ranges, die historische Gestaltung, die reale Sachlage und die Schwierigkeiten unseres gegenwärtigen Entwickelungsstadiums, gänzlich aus dem Auge verliert. Dies ist bei dem guten Willen des Verfassers aufrichtig zu bedauern. Ein berühmter Schriftsteller sagt: „Man soll im Zorn keine Gesetze geben." Fast könnte man hinzufügen: „Auch Bücher schreiben soll man im Zorn nicht." Wäre es auch nur, um nicht auf so gesuchte und seltsame Ausdrücke, wie „höheres Gentlemanthum" und „Nichtreichsfeind" zu verfallen.

Wir können dem Herrn Verfasser dieser geharnischten Streitschrift nur einen Rath geben: Möge er sich, wenn er das Zeug dazu hat, an die Spitze einer großen Partei oder einer großen Zeitung emporarbeiten und, da oder dort, zehn Jahre lang zu regieren versuchen; und wenn er dann, nach Ablauf dieser Zeit, denselben Gegenstand noch einmal in Form einer „revue retrospective" behandelt, so wird dieses Buch ebenso bieder und offen, wie die gegenwärtige Flugschrift, aber ganz gewiß viel besser, gerechter und politischer werden. Dann wird er ebenso sehr sine ira et studio schreiben, wie wir es heute schon im Obigen zu thun versuchten. In Erwartung dieser Zukunft nehmen wir für heute Abschied von dem Verfasser mit dem Wunsche, daß sich an ihm die Worte Goethes bewahrheiten mögen: „Ein stiller Geist ist Jahre lang geschäftig; — die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig." L. M.

Offene Briefe und Antworten.

I.

Geehrte Redaction!

In Nr. 13 der Gegenwart (S. 197) wird der Ausspruch:

„die Diplomatie gehört der Vergangenheit, das Consularwesen der Zukunft an"

dem Fürsten Bismarck zugeschrieben. Wo und wann hat der Fürst diesen Ausspruch gethan? Sollte derselbe vielleicht aus der vom Fürsten im Reichstage am 16. November 1871 gehaltenen Rede herausgelesen sein? Andere (z. B. R. Quehl, Consularwesen, Berlin 1863, S. 257) benennen Napoleon III. als Urheber dieses geflügelten Wortes, noch Andere Talleyrand. Ergebenst A. A.

Potsdam, im April 1876.

II.

Auch wir haben sämmtliche Reden des Fürsten Bismarck in den uns zugänglichen Sammlungen durchgelesen, ohne den fraglichen Ausspruch zu entdecken. Nicht minder vergebens haben wir die einschlagenden Werke von Borel, Warden, Steck, Miltitz, Ribeiro dos Santos, Wiquefort, Bynkershoeck, Vattel, Moser, den beiden Martens, Flassan, Liechtenstern, Winter u. A. m., aufmerksam durchgesehen. Sollte uns noch eine Auskunft über das geflügelte Wort zugehen, so würden wir nicht ermangeln, dieselbe mitzutheilen. Sonst müßte Herr Vambéry für sein Citat aufkommen. Fr.

Digitized by Google

Inserate.

Leipziger Theaterschule
Oper und Schauspiel
Cursbeginn: 1. April. — Prospecte gratis.
Hôtel de Pologne. Die Direction.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig**:

König Roderich.
Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen
von
Felix Dahn.
Zweite mit Rücksicht auf die Aufführung veränderte Ausgabe.
8. brosch. n. 4 *M.*, geb. n. 5 *M.*

Früher erschien:
Felix Dahn, Markgraf Rüdeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. brosch. n. 3 *M.* geb. 4 *M.*
—— **Deutsche Treue.** Ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. 8. brosch. n. 3 *M.* geb. 4 *M.*

Die 2. Nr. der „Mittheilungen der Deutschen Warte für Gesundheitspflege, Eisenach", mit Beiträgen von Prof. Dr. Esmarch, Prof. Landerer, Dr. Beck ꝛc. ist soeben erschienen und wird auf Verlangen gratis und franco zugesandt.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Börne's Leben. — Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. — Philosophie der That und des Ereignisses. — Ueber Theaterschulen.
Von
Karl Gutzkow.
8. eleg. broch. Preis 6 *M.*

Verlag von **Heinrich Matthes** in **Leipzig.**
Ferdinand Freiligrath.
Zum Verständniss des Dichters und als Begleitgabe zu seinen Werken
von **August Kippenberg.**
11 Bogen in Farbendruckumschlag mit Portrait des Dichters 1 *M.* 80 *S.*

F. Lanzke & Co.,
SO. Berlin, 3 Schmidtstraße.
Fabrik von
Holz-Jalousien,
dauerhaft und elegant, bester Schutz gegen Sonne und Wetter.
Durch Dampfeinrichtung und Anschaffung neuer, eigens für unsere Zwecke construirter Maschinen sind wir in den Stand gesetzt, nicht blos jeden Auftrag schnellstens auszuführen, sondern auch die Preise billig zu stellen.
Preiscourante mit genauer Beschreibung, auch **Kostenanschläge** gratis. (D. 1334. B.)

Humoristisches.
In meinem Verlage erschien soeben:
Guano-Lied.
Gedicht von Victor Scheffel,
für eine Bariton- oder Bassstimme (und Chor ad libitum) mit Pianoforte componirt von
Vinzenz Lachner.
Op. 56. Preis 1 *M.*
F. E. C Leuckart in **Leipzig.**

Camillo Saint-Saëns.
Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** erschienen soeben:
Saint-Saëns, Camillo, Op. 32. **Sonate** (en ut-mineur) pour Piano et Violoncelle. *M.* 6.50.
Saint-Saëns, Camillo, Op. 41. **Quatuor** (en si-bémol) pour Piano, Violon, Alto et Violoncelle. *M.* 13.50.

Früher erschienen:
Saint-Saëns, Camillo, Op. 14. **Quintett** (in A) für Pianoforte, 2 Violinen, Viola und Violoncell. *M.* 15.—.
Saint-Saëns, Camillo, Op. 16. **Suite** (Präludium; Serenade; Scherzo; Romanze; Finale) für Violoncell u. Pianof. *M.* 7.—.
Saint-Saëns, Camillo, Op. 18. **Trio** (in F) für Pianoforte, Violine und Violoncell. *M.* 10.—.
Saint-Saëns, Camillo, Op. 20. **Concertstück** für Violine mit Begleitung des Orchesters oder des Pianoforte. Partitur in 8. Geheftet. *M.* 8.—.
Orchesterstimmen in Abschrift.
Für Violine mit Pianoforte. *M.* 5.—.

Verlag von **Theodor Stürmer** in **Stuttgart.**
Tägliche Uebungen für die
Violine
von **Edm. Singer.**
Preis 3 *M.* netto.
Die berufene Feder eines Fachmannes schreibt hierüber: „Es ist uns kein Werk bekannt, das in so vorzüglicher Weise die Ausbildung der linken Hand fördert, und zugleich sich dem Anfänger, wie dem fertigem Spieler als nützlich erweist."

Vorräthig in allen Buchhandlungen:
Hauspoesie.
Festspiele und Gelegenheitsgedichte, Fremdes und Eigenes,
gesammelt von **Maria Döring.**
21 Bogen kl. 8. Eleg. broch. 3 *M.*, in eleg. Miniaturband 4 *M.*
Eine Kritik der Köln. Ztg. sagt über das Buch u. a.: Die vorliegenden Spiele und Gedichte, nicht hintereinander erdacht, sondern im Laufe der Jahre erwachsen und schon erprobt, zeigen erstlich, wie dergleichen sinnig und edel gemacht werden kann, und eignen sich ferner großentheils nach geringer Abänderung zur Benutzung in ähnlichen Fällen. Ein bedeutender Theil der Sammlung rührt von der regsamen Herausgeberin selbst her; außerdem begegnen wir andern Mitgliedern und Freunden der hochbegabten Familie Döring, Rauschenbusch und den Namen Arndt Bäßler, Eichendorff, Freiligrath, Geibel, Ganzhorn, Landsermann, Rittershaus, Scheffel, Uhland u. A. So ist für die verschiedenen Anlässe, Geburtstag, Taufe, Verlobung, Polterabend, Hochzeit, silberne Hochzeit und Tod, manch ernstes und heiteres Wort hier glücklich zusammengestellt.
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

Verlag der **Stuhr**'schen Buchhandlung, **Berlin,** Unter den Linden 61.
Die Deutsche Reichsbahn.
Von **Weizmann,** Eisenbahn-Güter-Verwalter. — 1 *M.* 20 *S.*

Soeben erschienen
durch jede Buchhandlung zu beziehen
unter Redaction von Oberkirchenrath **Dr. Mühlhäußer** in Wilferdingen und Professor **Dr. F. Heinr. Geffcken** in Straßburg
Zeitfragen des christlichen Volkslebens.
Heft 1. **Christenthum und Presse.**
„ 2. **Der Socialismus.**
Abonnementspreis für 6 Hefte (1 Band) 5 Mark.
Einzelpreis des Heftes 1 Mark.
durch jede Buchhandlung zu beziehen
Verlag der **Zimmer'schen Buchhandlung** in Frankfurt a. M.

Bad Reinerz
Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken & Bade-Anstalt i. d. Grafschaft Glatz, preuss. Schlesien.
Saison-Eröffnung am 7. Mai.
Angezeigt gegen Catarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. — Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin NW, Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 29. April 1876. Band IX.

AP
30
.G295
v.9
no.18

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Gentleman oder Ehrenmann? Eine objective Betrachtung von H. B. Oppenheim. — Ueber die Geschichte der deutschen Preßfreiheit. Von Julius Weil. (Schluß.) — Ueber Poesie im Handel. Von Hermann Lingg. I. — **Literatur und Kunst:** Zu den Verhandlungen der orthographischen Conferenz. Von Daniel Sanders. — Bismarck-Literatur. Von Karl Braun. III. IV. — Einiges zu Mozarts Leben. Von Graf Maurin Nahuys. — **Aus der Hauptstadt:** Ueber Kleists „Penthesilea". Von P. L. — Notizen. — Inserate.

Gentleman oder Ehrenmann?

Eine objective Betrachtung

von

H. B. Oppenheim.

Nicht bloß aus Freude an allem Fremden, das — dem Sprichworte nach — „kleidet", nicht bloß, weil die sogenannte Ausländerei bei uns noch lange nicht erloschen ist, weil den Einen die höhere Eleganz der romanischen Sitten, den Anderen das breite Rostbeef von Altengland mächtig anzieht, nicht bloß deshalb hört man in Deutschland noch so viele Fremdwörter: die wesentlichste Ursache dieser Untugend liegt vielmehr in unserer Neigung zum Unklaren, Nebelhaften, Unbestimmten. Sobald es sich nämlich um moralische, überhaupt um unmaterielle Vorstellungen handelt, decken sich die Ausdrücke verschiedener Sprachen niemals; ein jeder ist das Resultat verschiedenartig zusammenwirkender historischer Factoren. Dog und Hund, Chat und Katze mögen dasselbe bedeuten, aber Vertu und Tugend, Unschuld und Innocence, Gloire und Ruhm sind nur Synonymen; sie decken sich niemals ganz. Jede Nation hat ihr eigenes Ideal; wo es sich um gesellschaftliche Vollkommenheiten handelt, wie die sind, die wir unter dem Begriff der Ehre zusammenfassen, da ist es schon schwer, auch nur die verschiedenen Classen einer und derselben Nation unter einen Hut zu bringen, geschweige denn verschiedene Völker. Es gibt noch eine Standesehre, — zum Glück nicht mehr Standes-, Zunft- oder Classentugenden, wie im Mittelalter.

Wer das englische Leben aus wirklicher Anschauung kennt, wird mir zugeben, daß der Begriff des Gentleman zu den complicirtesten gehört, daß er nur erklärlich ist aus dem Zusammenhang des ganzen gesellschaftlichen Lebens in England, daß er namentlich gebildet ist aus den Formen der höheren Gesellschaftsclassen. Zum Beispiel: ein Gentleman darf privatim ein ziemlich lasterhaftes Leben führen, aber er darf kein eigentliches Gewerbe treiben, er muß eine unabhängige Stellung besitzen und die äußeren Formen der socialen Bildung inne haben. Wer vor zwanzig Jahren einen Naturbart trug, oder wer seinen Fisch mit dem Messer (notabene: nicht mit einem silbernen) aß, der verwirkte seine Stellung als Gentleman. Die Gesetze der fashion in Tracht, Lebensweise, Reinlichkeit, Eßmethode u. s. w., mit chinesischer Accuratesse wie ein Evangelium befolgt, constituiren den Gentleman. Es ist darin Etwas von der hellenischen Kalokagathia, in das Britische übersetzt. Wir achten eine Nation, welche ihre äußeren Formen so hoch schätzt, daß sie darin einen sittlichen Gehalt zu finden glaubt; aber es liegt ein gut Stück Aristokratismus darin, gleichsam ein Dämpfer, der constitutionellen Freiheit aufgesetzt, der selbst das allgemeine Stimmrecht ungefährlicher machen würde. Zu unserer dualistischen Weltanschauung, darin bestehend, daß eine schöne Seele in einem verwahrlosten Körper wohnen könne, bildet der englische Gentlemanscultus einen wohlthuenden Gegensatz. Wenn der Engländer Jemanden als einen real gentleman bezeichnet, so meint er damit, daß die inneren Eigenschaften der vollendeten äußeren Form entsprechen. Zum Beispiel, ein real gentleman darf nicht lügen, aber nicht, weil das Lügen an sich ein Laster ist, sondern weil es das Laster der Unfreien und Abhängigen ist.

Dies ist die wohlgenährte Ehrenhaftigkeit vermöglicher Leute, die mindestens auf einem schuldenfreien Cottage unter ritterlichen Uebungen und mit einigem Patronage aufwuchsen, — während das deutsche Ideal, schon seit der Reformationszeit, auf den Kampf mit Noth und Entbehrungen, mit polizeilichen Verfolgungen zurückführt und unsere Geisteshelden nur selten in blanker Wäsche prangten. Ob unser ritterlichster Vorkämpfer, ob Ulrich von Hutten wohl in England als Gentleman vollgültig anerkannt würde?! —

Man bleibe uns also mit dem Gentlemanthum als allgemein gültigem Maßstab zur ernsthaften Prüfung ethisch-politischer Verhältnisse vom Leibe, und nun gar mit dem „höheren Gentlemanthum", welches Herr Assessor Reuter in einer viel besprochenen Broschüre gegen die nationalliberale Partei in's Feld führt! Diese Vorstellung verhält sich wohl zum wirklichen Ideal der Ehre, wie Talmi zu Gold, wie ein — da wir gerade englisch reden, — wie ein shabbygenteeler Mensch zu einem wirklich feinen Edelmann. Es ist viel shabby genteelity in dieser Vorstellung!

Doch seien wir billig und plaidiren wir einmal des Gegners Sache! Nicht Mangel an Ehrenhaftigkeit wollte er der nationalliberalen Partei vorwerfen wollen, sondern einen gewissen Mangel an Vornehmheit, der sie dem Reichskanzler gegenüber zu willfährig macht. Hierin liegt aber eben das Bedenkliche der ganzen Anschauungsweise! Herr Reuter hat sich recht oberflächlich in gewisse ausländische, speciell englische Gesichtspunkte verrannt und betrachtet unsere Zustände so, als wenn wir bereits eine parlamentarische Regierung hätten und als ob wir durch einen Mehrheitsbeschluß den Reichskanzler stürzen und Einen der Unsrigen an seine Stelle setzen könnten, falls wir es nämlich wollten, oder wollen sollten. Herr Reuter vergißt, daß wir noch vor wenig Jahren im Absolutismus

Digitized by Google

standen, daß man nicht im Handumdrehen in das entgegengesetzte Extrem umspringt, es sei denn durch eine Revolution, das heißt: durch eine Calamität, welche der wahren Freiheit gefährlicher wäre, als der Herrschaft. Er übersieht oder will verkennen die enormen Fortschritte, welche Preußen und Deutschland mit überwiegender Hülfe der nationalliberalen Partei gemacht haben, und zwar gemacht haben, weil an deren Spitze Männer standen, welche sich mit Bewußtsein dem ausgesetzt haben, für ihre nützliche Arbeit von den Phrasenhelden verlästert zu werden. Den bewußten Phrasenhelden mag dann politische Undankbarkeit sehr gentlemanlike erscheinen. Unsere Methode der politischen Thätigkeit haben wir gerade von den Engländern gelernt, und soweit es bei uns möglich und nützlich sein wird, zu einer rein parlamentarischen Regierung zu gelangen, wird es nur und ausschließlich auf dem von uns betretenen Wege geschehen können. Wir sind keine vornehmen Leute, wir arbeiten mit beschränkten Mitteln. Hätten wir gar keine Compromisse machen sollen oder bessere machen können? Woher weiß aber Herr Reuter, daß wir bessere machen konnten? Zunächst haben wir ja unter unseren eigenen Parteigenossen den Ausgleichspunkt zu suchen, denn selbstverständlich sind in einer so großen Partei die verschiedensten Nüancen vertreten. Wir dürfen uns nicht weit über das Niveau unserer Verhältnisse und des allgemeinen Verständnisses erheben, sondern wir haben unsere Forderungen so zu stellen, daß die Majorität der Nation sie begreifen und mitmachen kann und — daß sie verwirklicht werden können. Für die Zeitungen aber, welche uns loben oder tadeln, voraneilen oder nachhinken, sowohl für die, an welchen Herr Reuter bisher schrieb und die er angreift, als für die, welche er durch sein Schweigen lobt, lehnen wir jede directe Verantwortlichkeit ab. Jeder von uns trägt nur die Last seiner eigenen Thaten, und wenn wir einen persönlichen Angriff ausüben, so halten wir es für gentlemanlike, unseren Namen darunter zu setzen.

Denn einigermaßen läßt sich wohl die Vorstellung des Gentlemanthums auf deutschen Boden verpflanzen und könnte hier in der Politik und der Presse recht förderlich wirken. Ich denke mir, daß ein deutscher Publicist zuvörderst ein Ehrenmann sein müsse und noch darüber hinaus auch den Schein eines unehrenhaften oder nur abhängigen Benehmens zu vermeiden habe. Um in Beispielen zu reden: Ein Ehrenmann kann in die Lage kommen, seine Ueberzeugung zu wechseln, sich etwa von der Theorie des Schutzzolls zum Freihandelsdogma zu bekehren, oder umgekehrt; er bleibt ein Ehrenmann so lange er seine actuelle Ueberzeugung furchtlos vertritt; ist er aber noch dazu ein Gentleman, so wird er den Schein vermeiden, als hätten äußere Umstände ihn bestimmen können, und wird jeden Vortheil ausschlagen, den ihm seine neue Ueberzeugung bieten könnte.

Oder zum Beispiel: Ein Ehrenmann ist besoldeter Redacteur der Nationalzeitung; plötzlich geht ihm ein Licht auf, daß diese Zeitung nicht seinem wahren Ideal von Unabhängigkeit entspricht. Als Ehrenmann wird er seine Stellung aufgeben, als Gentleman wird er solange, als er diese Stellung noch bekleidet, nicht gegen die Zeitung auftreten.

Denn ich verlange überdies von einem Gentleman, daß er den Stand, dem er angehört, selbst in den Gegnern hochachte. Freilich, man liebt den Verrath, wenn man auch den Verräther perhorrescirt. Man verwerthet den Zwist in einer benachbarten Partei, wenn man auch vielleicht nicht große Lust verspürt, den Abtrünnigen bei sich aufzunehmen.

Als Herr Assessor Reuter in der vorigen Wahlcampagne mit einem angesehenen Mitgliede der Fortschrittspartei in bittere persönliche Händel gerieth, da hütete die Vossische Zeitung sich wohl, ihn als den deutschen Junius zu proclamiren, und auch heute möge er sich nicht auf die Zuverlässigkeit seiner neuen politischen Gönner verlassen. Der unglückliche Zufall, daß seine neue Schrift kurz vor der neuen Wahlcampagne erschien, hat ihm das bedenkliche Lob von gegnerischer Seite eingetragen.

Er zählt sich noch immer, wenn ich ihn recht verstehe, zu der nationalliberalen Partei; wenn er denn absolut seine Partei bessern will, so möge er bei dem Mitgliede anfangen, welches ihm am nächsten steht, und demselben namentlich einige Mäßigung, Besonnenheit und Erwägung der Zeitumstände empfehlen. Man sagt, es sei viel Wahres in seiner Broschüre; es wäre schwer, eine Broschüre zu schreiben, in welcher nicht viel Wahres steht; aber die Grundanschauung, von welcher er ausgeht, ist eine irrige; Stimmung und Beleuchtung darin sind falsch, der Stil ist überladen, verworren, die wenigen Thatsachen sind falsch gedeutet oder apokryph, wie selbst sein allzu wohlwollender Kritiker in der vorigen Nummer der „Gegenwart" ihm vorzuhalten nicht umhin konnte. Das Ganze gibt ein Gesammtbild, wie ein Buch von Victor Tissot über die Prussiens, in dem natürlich auch nicht Alles ganz unrichtig ist. Herr Reuter hat eine Pistole abgeschossen und durch den Knall die Aufmerksamkeit erregt, aber er ist deshalb kein guter Schütze, er traf nicht in's Schwarze.

Ueber die Geschichte der deutschen Preßfreiheit.

Von Julius Weil.

(Schluß.)

Man wird es nach den bisher verfolgten preßgesetzlichen Leistungen der Regierungen nicht wunderlich finden, daß dieselben der Tagespresse keine sonderliche Sympathie entgegenbrachten. Es kam vielmehr so, daß die Censur auf sie allein losgelassen wurde. Nach den Gewittern der französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege schien zwar ein freiheitlicher Luftzug durch die deutschen Lande zu gehen. Die Censurfessel wurde ein wenig gelockert, und eine mildere Praxis versöhnte mit dem gesetzlichen Druck. Auch die an Verheißungen so reiche Bundesacte gab sich den Anschein, als wollte sie diesen Frieden nicht stören, indem sie im Artikel 18 lit. d bestimmte: „Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit beschäftigen." Aber es zeigte sich bald, daß der Ausdruck „Preßfreiheit" nur ironisch gebraucht war. Am 20. September 1819 erging als eine Frucht der Karlsbader Conferenzen der Bundesbeschluß, welchen man die reinste Offenbarung des Polizeigeistes genannt hat: „daß diejenigen Schriften, welche in der Form täglicher Blätter oder heftweise erscheinen, sowie solche, welche nicht über zwanzig Bogen im Druck stark sind, in keinem Bundesstaat ohne Vorwissen und vorgängige Genehmigung der Landesbehörde zum Druck befördert werden dürfen." Die hierdurch neu begründete Censur, ursprünglich nur provisorisch auf fünf Jahre eingeführt, wurde 1824 auf unbestimmte Zeit hin festgesetzt und hat bis zum Jahre 1848 der deutschen Presse auf dem Nacken gesessen. „Mit den Karlsbader Beschlüssen," sagt Berner, „trat die Abwendung der deutschen Nation vom Bunde ein. Das deutsche Martyrium beginnt, und Turnvater Jahn ist einer der Ersten, welche als Demagogen auf die Festung geschleppt werden."

Jeder, der die Feder führte, galt jetzt für anrüchig und verdächtig, und die Politik wurde zu einer induscitirbaren Angelegenheit. Auf jedes freisinnige Wort stürzten sich die Schweißhunde der Censur, jedem selbständigen Gedanken wurde der Proceß gemacht. Wie es unter solchen Umständen mit der Tagespresse bestellt war, läßt sich begreifen. Sie durfte ja nur existiren, wenn und soweit sie harmlos war; je nichtssagender, je farbloser sie war, desto besser für sie. So legte sie sich denn nothgedrungen zumeist auf Miscellen, Anekdoten, Reisebeschreibungen und schönwissenschaftliche Dinge, namentlich aber auf das Theater. Das war die schöne Zeit, wo das europäische Gleichgewicht bedroht schien durch die Heiserkeit eines Schauspielers, wo man über den Triller einer berühmten Sängerin spaltenlange Abhandlungen schrieb. Insbesondere in Oesterreich, dessen Polizeiregimente die Beschlüsse von

Digitized by Google

1819 noch zu zahm waren, seufzte die Presse unter dem ungeheuersten Censurdrucke, von dem Gutzkow in seinen „Reiseeindrücken" eine vortreffliche, mit edler Entrüstung geschriebene Schilderung gibt. Aber auch in Preußen hatte sie keine glücklichen Tage. Daß die Regierung Friedrich Wilhelms III. der Preßfreiheit nicht allzu geneigt war, ist bekannt. Die große Zahl ihrer Censurrescripte und Verordnungen sind alle vom Geiste der Metternichtswürdigkeit durchweht und nichts als Ergänzungen und Verschärfungen des Karlsbader Preßukases und der späteren Proscriptionsbeschlüsse der dreißiger Jahre. Eine mildere Sonne schien der Presse zu leuchten, als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte. Das Censuredict von 1841, worin eine freiere und selbstständigere Besprechung der inneren Landesangelegenheiten gewährt wurde, schien ihr eine neue, bessere Aera zu eröffnen. Die Blätter sollten ihr Interesse von den Vorgängen in Afghanistan und Kamschatka, von den heikelsten Untersuchungen über die fernstliegenden Dinge auf die heimischen Verhältnisse, auf die Gesetzgebung und Verwaltung des Vaterlandes richten dürfen. Ein großer Fortschritt allerdings! Aber es zeigte sich bald, daß das freie Wort ohne freies Gesetz nicht möglich ist. So lange die Censur selbst bestehen blieb, und nur ihre Ausübung gemildert wurde, blieb die Presse rechtlos wie zuvor. Denn gegenüber dem Gesetze ist die einzelne moralische Ueberzeugung des Censors, und wenn sie noch so milde ist, eine willkürliche. Das strengste Preßgesetz ist immer besser als die freieste Censur. Wie zu erwarten stand, hielt übrigens die liebenswürdige Stimmung gegen die Presse nicht lange vor. Durch freisinnige Schriften auf religiösem Gebiete und durch politisch-radicale Zeitungen glaubte man die heiligsten und ehrwürdigsten Dinge in den Staub gezogen zu sehen; die Censurvorschriften nahmen daher einen immer schärferen Ton an; je mehr die Ideen des Fortschrittes Progapanda machten, desto strenger und gereizter wurden die Preßverordnungen.

Erst der Märzsturm des Jahres 1848 blies sie sammt und sonders über den Haufen. Unter seinen brausenden Athem stürzte die Censur zusammen. Der Deutsche Bund beschließt am 3. März: „Jedem deutschen Staate wird freigestellt, die Censur aufzuheben, und die Preßfreiheit einzuführen, jedoch unter Garantien, welche die anderen Bundesstaaten und den ganzen Bund gegen Mißbrauch der Presse möglichst sicherstellen." Die Frankfurter Nationalversammlung beseitigt die Garantieclausel und setzte als eines der Grundrechte fest: „Jeder Deutsche hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern. Die Preßfreiheit darf unter keinen Umständen und in keiner Weise durch vorbeugende Maßregeln, namentlich Censur, Concessionen, Sicherheitsstellungen, Staatsauflagen oder andere Hemmungen des freien Verkehrs beschränkt, suspendirt oder aufgehoben werden." Aehnliche Grundsätze gingen in die Verfassungen der Einzelstaaten über. Allein als die Wasser der Freiheitsfluth sich verlaufen hatten, und die Regierungen wieder zu Kräften kamen, da lenkten sie getrost in das alte Fahrwasser ein. Zwar ward die Censur nicht wieder eingeführt, aber der Bundesbeschluß vom 6. Juli 1854 ersetzte sie fürtrefflich durch andere, dem Wesen nach ihr verwandte Maßregeln. Außerdem wurde den Bundesregierungen die Befugniß, nach Bedürfniß eingehende Anordnungen zu treffen, vorbehalten. Dieser Beschluß charakterisirt sein Titel am besten: „Allgemeine Bestimmungen, die Verhältnisse der Presse betreffend." Zwar ist derselbe in Preußen, Baiern und Oesterreich nicht publicirt worden, aber seine Schatten fielen auch auf die Preßgesetze dieser drei mächtigsten deutschen Staaten. Insbesondere zeigt das Gesetz vom 12. Mai 1851, das wie ein Damoklesschwert bis zum Reichspreßgesetz über der preußischen Presse hing, schon ganz das in jenem Zwingbeschluß proclamirte System. Da begegnen wir an seiner Spitze dem Concessionsprincipe, das die Censur der Person an die Stelle der Schriftcensur setzte und deshalb in einem unheilbaren Widerspruch zu jeder Preßfreiheit steht; dann der Caution, endlich der Zeitungsstempelsteuer. Dazu gesellte sich als die höchste Blüthe des Polizeistaates die durch die octroyirte Verordnung vom 1. Juni 1863 eingeführte „Verwarnung", die zweimal wiederholt ausreichte, um einer Zeitung den Garaus zu machen, und über die das Abgeordnetenhaus durch die Erklärung: „Die Verordnung vom 1. Juni 1863 ist ihrem Inhalte nach der Verfassung zuwiderlaufend", den Stab gebrochen hat. Erst das neu erstandene Reich brachte Wandlung und Besserung, es brachte nicht bloß eine einheitliche, sondern auch eine auf weisliche Freiheit gegründete Preßgesetzgebung.

Die ganze bisherige Gesetzgebung ging von dem Gedanken aus: das Preßgewerbe ist ein gemeingefährliches, die Presse ist eine Feindin der bürgerlichen Wohlfahrt; sie muß daher durch die strengsten Vorkehrungen eingeschränkt und unschädlich gemacht, es muß ihr ein Zaum angelegt werden. Dies glaubte man am wirksamsten dadurch zu erreichen, daß man der ihr von dieser Seite drohenden Gefahr durch polizeiliche Maßregeln vorzubeugen suchte, — und hierzu bot sich die Censur mit ihrer vortrefflichen Spürnase an. Nachdem jedoch die Censur allmälig in denselben appetitlichen Geruch gekommen war wie weiland die Tortur, wußte man dasselbe Ziel durch allerlei andere fein ausgedachte Belästigungen und Bedrückungen der Presse, deren Handhabung man der Censur anvertraut hatte, zu erreichen.

Eine wahre Preßfreiheit ist aber nur möglich, wenn man von dem umgekehrten Grundsatze ausgeht: die Presse ist nicht gefährlich, die Presse ist vielmehr ein mächtiger Hebel der Volksbildung. Dieser Grundsatz fordert in seinen Consequenzen auf der einen Seite Beseitigung aller Mittel der Prävention und aller polizeilichen Maßregelungen der Presse und des Preßgewerbes, auf der anderen aber gestattet, ja verlangt er zur Verhütung von Mißbräuchen und zur Ahndung von Ausartungen der Presse die Bestrafung der durch sie begangenen Vergehen, also Repressivmaßregeln.

Daß das neue Preßgesetz unter dem wir leben, das Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874, in diesem Geiste geschaffen worden ist, darf man dreist behaupten. Wenn auch von den Führern der liberalen Parteien bei der Schlußberathung ausgesprochen worden ist, daß das, was man erreicht, tief unter dem stehe, was man erstrebt habe, so ist doch von keiner Seite der große Fortschritt, der sich darin gegen den bisherigen Rechtszustand der Presse bemerklich macht, in Abrede gestellt worden. „Die Freiheit der Presse" sind seine ersten verheißungsvollen Worte. Die Freiheit der Presse, bestimmt § 1, solle die Regel bilden, und Beschränkungen derselben nur soweit sie durch dieses Gesetz selbst begründet würden, zulässig sein. „Damit weiht der Gesetzgeber", wie Berner sich ausdrückt (S. 161), „den Richter in den Geist des Gesetzes ein. Er sagt ihm: denke immer, daß ich die Freiheit will, daß dies mein als heilsam und nothwendig erkanntes Princip ist." Von dieser Tendenz ausgehend verwirft das Gesetz denn auch folgerichtig alle eigentlichen Präventionsmaßregeln und behandelt die Presse lediglich vom Standpunkt des Repressivsystems. Beseitigt hat es das Concessionswesen, aufgehoben die Zeitungscaution, den Zeitungsstempel, die Inseratensteuer und die Untersagung des Betriebes des Preßgewerbes; außerdem regelt es den Berichtigungszwang in angemessenerer Weise und normirt die Strafbestimmungen, dem richterlichen Ermessen einen freieren Spielraum lassend, im Geiste der modernen Strafrechtsprincipien.

Alles das sind Errungenschaften von hohem Werthe, die einzelne Mängel in dem Gesetze weit überragen. An uns wird es sein, diese zu beseitigen und jene uns nicht rauben zu lassen. Schwer ist es, die Freiheit zu erringen, schwerer, sie festzuhalten.

Digitized by Google

Ueber Poesie im Handel.

Aus einem Vortrage, gehalten im Kaufmännischen Verein zu München.

Von **Hermann Lingg.**

I.

Seltsamer Weise bezeichnet die deutsche Sprache jede in's Leben tretende Willensäußerung mit demselben Worte, durch welches sie im Besonderen die auf Verkauf und Kauf gerichtete Thätigkeit ausdrückt. Ich sage seltsam, denn die Deutschen galten bei den alten Völkern, in einer Zeit, als die Sprache ihre Grundformen bildete, weit mehr für ein kriegerisches als für ein handeltreibendes Volk. Wenn wir jedoch die gewaltige Ausdehnung des Handels der Nachkommen des angelsächsischen Stammes in Betracht ziehen, so möchte man doch zu der Annahme geneigt sein, daß dem germanischen Charakter Handelsgeist nach der Richtung der Fähigkeit und Lust zu großen Unternehmungen nicht fern stehe und gestanden habe. Man ist gewöhnt, die Beschäftigung des Kaufmanns eine prosaische zu nennen, und allerdings ist sie zunächst nur eine nützliche, nur auf das Materielle gerichtete, aber dem Bedürfnisse, welches doch ihr Anfang ist, gesellte sich sehr bald der Geschmack und der Aufwand bei und damit schon beginnt eine poetische, eine künstlerische Seite des Handels. An den Eintausch von Naturproducten reihte sich schon früh eine auf den Schönheitssinn bedachte Zurichtung, an die Gewinnung einer Kostbarkeit, die aus der Fremde heimgebracht wurde, schloß sich die Erzählung von fernen Ländern an, von Abenteuern u. dgl., die Sage, das Märchen entstanden, die Uranfänge plastischer sowohl als epischer Darstellung. Karawanen brachten aus dem fernen Osten nicht nur Gold, Gewürze und Perlen, sondern auch die Märchen der „1001 Nacht" in's Abendland. Die Rastorte der Handelszüge sind noch heutzutage ein Sammelplatz der Rhapsoden und Märchenerzähler. Hoffnung auf Gewinn war es, was zuerst die langgefürchtete Scholle des Meeres zu durchfurchen lehrte, den Weg durch die ungeheuren Sandebenen auf dem Schiff der Wüste zurückzulegen, den Gefahren der Stürme, den Ueberfällen der Räuber, der Noth, dem Durst, den äußersten Entbehrungen und Mühseligkeiten Trotz zu bieten, was aber auch den Auf- und Untergang der Sterne zu beobachten, die regelmäßige Wiederkehr der Ebbe und Fluth, der Passatwinde und die Perioden der damit verbundenen meteorologischen Veränderungen festzustellen veranlaßte. Die Seele des Menschen erfüllte sich mit großartigen Eindrücken, mit Wünschen, deren Kühnheit allein schon eine poetische Stimmung hervorrief, sie gab sich in Gesängen kund, in Liedern, welche nach den Klagen um die Entfernten das Wiedersehen und die Freude der Heimgekehrten nach glücklich überstandener Reise feierten. Durch viele verschiedene Länderstrecken war man gekommen, Gebirg, Ebene, Meeresküste waren abwechselnd an den Reisenden vorbeigezogen, jede dieser Gegenden hatte ihnen andere Bewohner, andere Sitten gezeigt, andere Gemüthsstimmungen in ihnen hervorgerufen, je nach der Neuheit der Scenen, die sich ihrem Anblick dargeboten, je nach den Eindrücken, welche eine gewaltige Natur in ihnen zurückgelassen hatte. Handel bringt Gewinn, Gewinn Wetteifer, dieser ruft Reichthum und Macht hervor und so sehen wir denn als erste poetische Momente einmal die Ferne mit ihrem Zauber, dann die Fülle des Wohlstandes und mit Beiden das Glück erscheinen, schließlich als Mittel zur Bewahrung des Gewonnenen, zur Fesselung des Glückes findet sich das Geheimniß ein. Der Kaufmann, der aus weiter Ferne zurückgekehrt war, sprach über die Länder, die er gesehen, sich nur mit geheimnißvoller Zurückhaltung aus, er wußte den Nimbus des Schauerlichen, des äußerst Gefahrvollen um seine Unternehmungen zu verbreiten, es war ihm darum zu thun, Andere davon abzuhalten, Concurrenz zu verhüten, den Werth seiner Waare zu erhöhen und in einem ihm beliebigen Grade des Preises zu erhalten, er verbarg daher auch Anfangs Alles neugierigen Blicken, er ließ nicht wissen, wie viel er besaß, denn eben in der unbekannten Größe des Erworbenen, in dem Unberechenbaren desselben schien ihm sein Besitz gesichert zu sein. Auch hatte er sich vor dem Neide, dem Raube, dem Feuer zu fürchten, er baute daher in den Tiefen, im Verborgensten seines Hauses das feuerfeste Gewölbe, in welchem er seine Schätze aufbewahrte. Labyrinthische Gänge führen darin umher, magisches Dunkel ist über die Truhen und Kisten gebreitet, welche die Juwelen und andere Güter verbergen. Das ist das Geheimniß, das der Phantasie so viel Stoff zu anziehenden Schilderungen darbot. Und nun das Glück! Der Sinnlichrohe wie der Geistigbegabte und Gebildete, Beide streben dem Glücke zu, der Gute wie der Böse, der Träge wie der Leichtfertige, der Träumer wie der Rastlose, jedes Temperament, jeder Stand, jedes Alter, Alles, Alles strebt nach dem Glücke, daher heißt es auch, Dem lacht das Glück, Der ist ein Kind des Glücks, Der jagt nach dem Glücke u. s. w. Und dieses ewig bewegliche Wesen, es lebt beständig mit uns, wir Alle haben es schon ein und das andere Mal gesehen, wen hat es nicht verlockt, wen nicht geneckt und getäuscht? Das Glück ist es, das in die gleichmäßige Gewöhnlichkeit unseres Alltagslebens eine freundliche Unterbrechung bringt, das unsere Hoffnung in Athem hält, die Zukunft in einem rosigen Lichte erscheinen läßt, das mit einem Wort eine Welt voll Poesie in unser sonst allzu einförmiges Dasein schafft. Der Erwerb von Tag zu Tag ist ein so langsamer zum Ziele des Reichthums führender Weg, dem Erringer wird ein so spärlicher Lohn zu Theil; das Glück schüttet an einem Tage, in einer Secunde mehr, tausendmal mehr über seinen Günstling aus, als die fleißigste Hand, der genialste Kopf, der sparsamste Haushalter in Jahren und Jahren kaum erringen kann.

Man nimmt an, daß die Araber das erste Handel treibende Volk gewesen seien und die Lage ihres Landes gibt dieser Ansicht allerdings Recht. Zwischen zwei Welttheilen an einem leicht überfahrbaren Meerbusen gelegen, ein Meer im Süden, eines im Norden, zwischen den alten Culturvölkern Egyptens und Hochasiens mochte es wohl seine Bewohner auf ausgebreiteten Handel hinweisen. Ueberdies hatte Arabien zwar an kostbaren Erzeugnissen, an Gewürzen und edlen Metallen Ueberfluß, Mangel dagegen an unentbehrlichen und nützlichen. Was war natürlicher, als daß sie diese gegen jene einzutauschen suchten und bald auch ihre eigenen Landesproducte durch solche vermehrten, die sie aus dem fernen Orient holten, indem sie auch aus Indien Perlen, Baumwolle, Seide herbeibrachten und sie nach Egypten gegen Getreide eintauschten. In Asien fanden sie bald einen schiffbaren Strom, der ihre Handelszüge begünstigte. Zum Zwecke des Landhandels hatte sich eine Anzahl Theilnehmer mit ihren Lastthieren zusammengefunden, so entstanden die Karawanen. Stellen wir uns das phantastische Gemälde eines solchen Zuges vor, unter dem glänzenden Himmel einer heiteren von Sternen besäeten Tropennacht. Die Karawane lagert in einer der weiten Fluren Chaldäas am Ufer des Euphrat. Der halbnackte Araber, der Babylonier, der sich bei den Gezelten des Reisezuges eingefunden, bilden die bunte Staffage dieses Bildes. Letzterer in weiße fließende Gewänder gehüllt, das Haupt mit einer turbanartigen Binde umwunden, hält in der Hand einen mit geschnitzten Blumen und Thieren verzierten Stock, dort auf prächtigem Pferde sprengt ein Perser heran im enganschließenden Kleide von Leder, mit hoher Kopfbedeckung, den Köcher auf dem Rücken, über die Schulter den Bogen gehängt, in der Faust eine Wurflanze und im Gürtel den Dolch. Die Babylonier haben wunderlich geformte Götzenbilder mitgebracht, die ihnen Symbole der Geister sind, welche die Geburten und Schicksale des Menschen beherrschen. Sie führen eine seltsame Unterhaltung über den Gang der Gestirne, die sie für göttliche Wesen, für Dämonen halten und ihrer Ansicht wagt kaum Einer der in der Astronomie weiter vorgeschrittenen Chaldäer zu widersprechen, oder sie reden in kühnen Bildern von den Schönheiten ihrer Frauen oder berichten von einer, für uns längst im Dunkel vorhistorischer Nacht begrabenen Zeit. Die Araber dagegen lauschen den Tönen musikalischer Instrumente, bei deren Klang sich egyptische Tänzerinnen im Reigen auf- und niederschwingen, kleine Goldplättchen in den Locken und Silberspangen um die Knöchel. Voll Bewunderung sind die Perser von ihren Pferden gestiegen und haben sich dem Kreis

Digitized by Google

der Kaufleute genähert. Denken Sie sich nun diese Scenen, umschlossen von den mit den Dienern der Karawane im hohen Grase rastenden Kameelen, ringsumher die mit Fasern und Blättern des Palmbaumes verpackten Waarenballen und weit hinaus die lodernden Wachtfeuer, welche in der Ferne die Umrisse der Mauern von Babylon erkennen lassen, dazwischen Bewaffnete, deren Schwerter und Schilde bisweilen im Dunkeln hervorblitzen. Bald hernach tiefe Nachtstille und beim ersten Lichtstrahl über dem fernen Gebirg im Süden erhebt sich die Karawane zum Weiterzug, vorüber an dem weltberühmten, riesigen Babylon, denn dahier hatten sie ein gutes Theil ihrer Waaren abgesetzt, prachtvolle Schmuckgegenstände, Arm- und Halsbänder, eingemachte Früchte, Perlen und wilde Thiere, Tiger, Löwen der Wüste für die Zwinger in den Gärten des Königs. — So vermittelten zwar die Araber einen ersten Verkehr unter den Völkern des Morgenlandes, aber innerhalb gewisser Schranken der Einförmigkeit, der alljährlichen Wiederkehr, die durch keine weitere Fortentwicklung durchbrochen wurden. Erst die Phönizier haben das eigentliche Element des Handels gefunden und benützt, nämlich das Meer. Das Meer, das keine Früchte dem Menschen willig darbietet, sondern Alles seinem Unternehmungsgeist, seiner Ausdauer und Thatkraft anheimstellt. Daher war der Phönizier Gottheit jener von den Griechen genannte Herakles, der sein Anrecht auf den Wohnsitz bei den andern Göttern nicht als ein vorberechtigtes antrat, sondern erst sich durch allerlei Mühen und Gefahren erringen mußte. In der That, dem Handel verdankt die Menschheit die ersten Schritte zur Freiheit und Gesittung; Hirten und Acker bauende Völker bleiben stehen, schreiten nicht vorwärts, da sie schon Alles haben, was sie brauchen und die Sorge um Feld und Herde sie ganz und immer auf gleiche Weise in Anspruch nimmt. Die Phönizier bereicherten auch das Fabelbuch der alten Welt durch einige sinnreiche Erfindungen, durch Erzählungen ihrer Reiseabenteuer. Aus dem Osten hörten sie von den seltsamen Sitten und Gebräuchen der Indier und Assyrier, wie sie durch Araber und Juden verbreitet wurden, z. B. die Sage vom Vogel Phönix, der sich selbst verbrennt und aus der Asche wieder aufersteht, und mehreres Andere. Der Wohnsitz dieser phantastischen Thiergestalt ist, nach Jenen, die hohe Gebirgskette, welche Baktrien von Indien scheidet und deren Nordseite zugleich die Wüste Gobi begrenzt und die berühmt war durch Reichthum an Metall und Edelsteinen, ein Gold- und Fabelland, wie es heutzutage in gewissem Sinne auch Californien ist. Jene ungeheuerlichen Thiere jedoch wurden als die Wächter der Schätze, die das Gebirg in sich schloß, angesehen. Da war das Einhorn, von dem es hieß, es fliehe Anfangs ganz langsam vor seinem Verfolger, dann laufe es schneller und immer schneller, bis es endlich geflügelt den Blicken entschwinde. Ferner gab es in diesen fabelhaften Gebirgen Löwen mit Menschenantlitz, mit Pferdefüßen, Flügeln und dem Stachel der Skorpione. Aus dem Westen fügten die Phönizier die Geschichte vom Riesen Atlas hinzu, von den goldenen Aepfeln der Hesperiden, welche von Schlangen gehütet wurden. Aber auch die Stoffe selbst, welche jetzt mehr und mehr Gegenstand des Handels wurden, hatten poetischen Reiz, weckten und mehrten den Schönheitssinn als Schmuck, indem sie die Anmuth und Würde der menschlichen Gestalt erhöhten und damit Gegenstand bilderreicher Beschreibung, schwungvoller Anpreisung wurden. Interessant ist es, daß eines der vorweltlichen Pflanzenproducte, der Bernstein, das Harz der antediluvianischen Tanne, einer der frühesten und gesuchtesten Handelsartikel war, daß seinetwegen der Phönizier die gefahrvolle Reise nach den arktischen Meeren unternahm. So groß war seine Anziehungskraft, so beliebt war er als Schmuck und zu Räucherungen, seiner elektrischen Eigenschaft wegen bewundert und verehrt! Und der Bernstein mußte nicht etwa aus den Tiefen der Gebirge mit Werkzeugen heraufgeholt werden, nein, der Ocean legte ihn gleichsam als Preis der Kühnheit zu den Füßen des Muthigen, der, um ihn zu gewinnen, die stürmische Fahrt nach den mitternächtigen Küsten gewagt hatte, dahin, wo die furchtbarsten Orkane wütheten, Urwälder das Land bedeckten und den größten Theil des Jahres über Kälte und kimmerische Finsterniß herrschten. Gewiß ist übrigens, daß die Phönizier Seeräuberei und Sklavenhandel trieben. Wie manch' trauriges Loos, welch' seltsame an's Wunderbare grenzenden Schicksale der Geraubten mochten sich daran knüpfen; die Dichtung hat darüber nicht geschwiegen und im Homer finden wir eine ergreifende Stelle, die ein solches Geschick der Nachwelt überliefert. Eumäos, ein Hirt des Odysseus, erzählt, wie er, der Sohn des Königs von Ortygia, geraubt worden sei. Der Vater hatte nämlich in seinen Diensten eine Phönizierin, und als nun ihre Landsleute aus Tirus nach Ortygia kamen und dort allerlei Handelsartikel verkauften, versprach ihnen diese phönizische Magd, den Sohn des Königs auf ihr Schiff zu bringen, damit sie dann mit ihm davon fahren und ihn in die Sklaverei verkaufen könnten. Sie hielt auch richtig ihr Wort. Eumaös erzählt:

„Aber ein völliges Jahr verweilten sie (nämlich die Phönizier) dort auf dem Eiland (Ortygia),
Viel des erhandelten Guts im geräumigen Schiffe verbergend;
Als nun schwer sie beladen die Schiffsräume alle zur Heimfahrt,
Sandten sie einen Verkünder, es anzusagen dem Weibe;
Denn ein listiger Mann kam hin zum Palaste des Vaters,
Bringend ein Busengeschmeid und besetzt mit Elektron (Bernstein);
Aber die Mägde im Saale zugleich und die treffliche Mutter
Rings die Händ' es fassend und wohl mit den Augen betrachtend,
Handelten über den Preis und heimlich winkt er dem Weibe,
Als er ihr zugewinkt, da kehrt er zum räumigen Meerschiff:
Jene nahm an der Hand und entführte mich aus der Wohnung.
Vorn jetzt fand sie im Saale die Becher gestellt und die Tische
Für die geladenen Gäste, die Mitarbeiter des Vaters,
Die annoch zum Rath sich gesetzt in des Volkes Versammlung,
Jene, drei der Gefäße sofort im Busen verbergend
Trug sie hinweg und ich folgte zugleich einfältigen Herzens;
Nieder tauchte die Sonn' und schattiger wurden die Pfade,
Bald zu dem trefflichen Hafen gelangten wir eiligen Schrittes,
Wo zu enteilen das Schiff der phönizischen Männer bereit war;
Alle sie stiegen hinein und durchsegelten flüssige Pfade,
Uns in dem Schiff mitnehmend u. s. w."

Allbekannt ist, daß die Phönizier auch den Nimbus der Herrschergewalt erhöhten, sie erfanden den Purpur. Sie bereiteten ferner künstliche Arbeiten aus Elfenbein, Schnitzwerk aus Ebenholz, Zierden der Paläste und Schmuckgegenstände für die egyptischen Königinnen.

Indem wir auf diese Weise große Geschichtsfelder vergangener Völker und ihrer Arbeit überblicken, könnte es scheinen als verabsäumten wir, der vielen hundert und hundert Jahre zu gedenken, während deren Alles sich so nach und nach entwickelte, wie es als historische That vor unsern Augen liegt. Wie viel Glück und Unglück, wie vieler Geschlechtsreihen Leiden und Freuden fällt in diese schweigenden Zeiträume von Tausenden und Tausenden, deren Gräber selbst nicht mehr bestehen, deren Angedenken verwischt ist, verweht wie der Staub über ihren unbekannten Grabstätten. Welche festliche und traurige Ereignisse erfuhren jene Handelsorte von der Zeit an, als an den noch einsamen Ufern, wo sie später entstanden und sich ausbreiteten, ein Fischer seine Netze auswarf, ein Küstenfahrer ankerte, bis zu dem Tage, an welchem das feindliche Schwert, nachdem sich eine blühende Stadt erhoben hatte, ihre brennenden Mauern in Trümmer warf, die Bewohner erschlug oder fortführte und für alle Zeit ihren Wohlstand und ihre Bedeutung vernichtete. Die Gesänge des Propheten sind voll des erhabensten Ausdruckes tiefer Gefühle über diese Schauspiele der Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Größe. So in der Wehklage über Tirus:

Du hast Deinen Handel auf dem Meere gehabt und allerlei Waare, Silber, Eisen, Zinn und Blei auf Deinen Markt gebracht.

Innan, Thubal und Mesach haben mit Dir gehandelt und haben Dir Sklaven und Erz auf Deine Märkte gebracht.

Die von Thegarna haben Dir Pferde und Wagen und Maulthiere auf Deine Märkte gebracht.

Die von Dedan sind Deine Kaufleute gewesen und hast allenthalben in den Inseln gehandelt und die haben Dir Ebenholz und Elfenbein verkauft.

Digitized by Google

Die Syrer haben bei Dir geholt Deine Arbeit, was Du gemacht hast und Rubin, Purpur, Tapeten, Seide und Sammt und Krystalle auf Deine Märkte gebracht.

Juden und das Land Israel haben auch mit Dir gehandelt und haben Dir Weizen von Minnith und Balsam und Honig und Oel und Mastix auf Deine Märkte gebracht.

Dazu hat auch Damaskus von Dir geholt Deine Arbeit und allerlei Waare und starken Wein und köstliche Wolle.

Dan und Jevan und Mechusal haben auch auf Deine Märkte gebracht Eisenwerk, Cosia und Calmus, daß Du damit handelst.

Dedan hat von Dir geholt in Decken, darauf man sitzet.

Arabia und alle Fürsten von Kedar haben mit Dir gehandelt mit Schafen, Widdern und Böcken ꝛc.

Schließlich heißt es:

Aber die Meerschiffe sind die vornehmsten auf Deinen Märkten gewesen. Also bist Du sehr reich und prächtig worden auf dem Meere.

Da Du Deinen Handel triebst, da machtest Du viel Länder reich, ja mit der Menge Deiner Waare und Deiner Kaufmannschaft machtest Du reich die Könige auf Erden.

Nun aber bist vom Meer in die tiefe Fluth gestürzt, daß Dein Handel und all Dein Volk in Dir umgekommen ist.

Wer ist jemals auf dem Meere so still geworden, wie Du, Tirus?

Karthago, die Pflanz- und Tochterstadt von Sidon und Tirus, welche die Erbschaft des Seehandels von dieser übernahm, breitete denselben noch aus und bereicherte die Wissenschaft der Nautik um werthvolle Erfindungen, namentlich im Schiffsbau und in Vervollkommnung der Seekarten. Die stolze Rivalin Roms erlitt das gleiche Schicksal, wie es ihre Mutterstadt durch die großen continentalen Mächte Asiens erfuhr; sie erlag der beginnenden Weltmacht der Römer.

Wahrheit und Dichtung von der verlornen Atlantis, von einem fernen im Westen gelegenen Welttheil, der einst mit dem afrikanischen Festlande zusammenhing und durch eine Erdrevolution von ihm losgerissen wurde, diese Sage entstammt wohl mehr Erfahrungen als Vermuthungen der Karthager. Es war jedenfalls das erste dämmernde Bewußtsein von dem großen Continent America. Eine geheime, nie ganz erloschene Sehnsucht hielt gewissermaßen einen idealen Zusammenhang zwischen den bekannten und noch unbekannten Erdtheilen aufrecht, bis die Stunde kam, da es dem Genie des Columbus gelang, den Schleier von der versunkenen Küste der Atlantis zu heben und damit allen bisherigen Aeußerungen und Einrichtungen neue Antriebe, neue Gesichtspunkte zu geben. Gleichzeitig mit Karthago fiel auch Korinth, die bedeutendste Handelsstadt Griechenlands und ebenfalls durch die Römer. Ohne Zweifel hatte Korinth einen bedeutenden Kunsthandel betrieben. Statuen von Erz und in Marmor, fein und elegant gearbeitete Schmuckgegenstände und Vasen, Schalen und Trinkbecher mochten von der reichen Griechenstadt an die Höfe Asiens und Siciliens ausgeführt worden sein. Die Römer zerstörten Korinth, aber dieses eiserne Volk verstand es nicht, die mit dem Schwert gemachten Eroberungen durch Handel und Seefahrt zu benützen und zu befestigen. Sie liebten das Meer nicht, diese Römer, sie verschmähten den Handel. Ihr berühmtester Dichter Horaz spricht diese Gesinnung des Nationalcharakters in einer Ode aus, in welcher er Denjenigen verwünscht, der zuerst um des leidigen Gewinnes willen ein Schiff zur Seefahrt ausgerüstet habe. Nur das von dem Macedonier gegründete Alexandrien blühte während der Größe Roms unter dessen Schutz und vermittelte noch Handelswege, als mit dem Verfalle und dem Sturze der Cäsarenstadt auch die Kauffahrtei auf dem Mittelmeere versank, als die nordischen Erorberer, welche das zusammenbrechende Weltreich überflutheten, sich an den Nord- und Südküsten des tyrrhenischen Meeres niederließen und besonders an der Küste von Afrika auf den Trümmern Karthagos ein furchtbares Corsarenreich gründeten, als der Vandalenkönig Geiserich sich den Herrn und Gebieter des Meeres nannte und plündernd und verheerend die Inseln und Gestade von Hellas und Italien heimsuchte, der, wenn er aus dem Hafen Karthagos ausfuhr und von dem Steuermanne um die Richtung gefragt wurde, zur Antwort gab: „Dahin in jenes Land, auf welches Gott in seinem Zorne herabsieht.“ Damals zuerst erprobten germanische Stämme ihre Seetüchtigkeit und schlugen römische und byzantinische Flotten in heißer Seeschlacht.

Literatur und Kunst.

Zu den Verhandlungen der orthographischen Conferenz.

Von **Daniel Sanders.**

Einen Aufsatz mit dieser Ueberschrift habe ich in Nr. 16 dieser Zeitschrift angekündigt. Inzwischen ist allgemein bekannt geworden, welche Stellung der preußische Unterrichtsminister zu den Berathungen und Beschlüssen der von ihm berufenen Berliner Orthographieconferenz eingenommen. Und dadurch sind die in weiten Kreisen verbreitet gewesenen Befürchtungen zerstreut und verscheucht, daß aus den Verhandlungen einer „zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Conferenz“ eine Vorschrift für die Schulen hervorgehen könnte, welche einen offenen Zwiespalt zwischen der Schule und dem Leben begründen und, statt die in manchen Punkten unserer Rechtschreibung herrschende Unsicherheit zu beseitigen, sie nur vermehren und vergrößern würde. Die halbamtliche Provinzialcorrespondenz hat es in der höflichsten Form, aber doch sehr klar und deutlich ausgesprochen, daß die Berathungen und Beschlüsse der Conferenz — um mit dem geflügelten Worte des Fürsten Schwarzenberg zu sprechen — „schätzbares Material“ seien, das der Unterrichtsminister aber doch nicht („wie er es ursprünglich in Aussicht genommen“) dazu brauchen könne, „auf Grund desselben als eines sachkundigen Gutachtens sich über die den Schulen zu gebende Vorschrift schlüssig zu machen und durch Mittheilung seiner Absichten an die Bundesregierungen eine gemeinsame Verständigung vorzubereiten“.

Sollte für denselben Zweck später vielleicht eine zweite Versammlung einberufen werden, so wäre, damit sie nicht in den Fehler der ersten verfalle, dringend zu wünschen, daß ein Satz aus jener Mittheilung der Provinzialcorrespondenz in dem Sitzungssaal an hervorragender Stelle angebracht und somit den Berathenden fortwährend vor Augen gehalten würde. Dieser Satz lautet:

> „Es würde dem Zweck der allgemeinen Einigung geradezu widersprechen, wenn in den Schulunterricht eine Rechtschreibung eingeführt würde, welche, sei sie auch noch so zweckmäßig und theoretisch wohl begründet, in dem Schreib- und Druckgebrauche außerhalb der Schule keine oder nur sehr beschränkte Aufnahme fände.“

Die weitere Erörterung und Würdignng des in den Verhandlungen der Berliner Orthographieconferenz enthaltenen „schätzbaren Materials“ kann bei der jetzigen Sachlage füglich den Fachzeitschriften überlassen bleiben und ich komme hier, wie ich es mir in Nr. 16 vorbehalten, auch nur zum Abschluß ganz kurz darauf zurück, nicht um Einzelnes zu erörtern, sondern vielmehr um Allgemeines zur Sprache zu bringen, dessen Erwägung auch fernerhin bei der praktischen Lösung der hoffentlich im Auge behaltenen Aufgabe, eine einheitliche feste Rechtschreibung für Alldeutschland herbeizuführen, nicht ohne Werth sein dürfte.

Unleugbar ist in unserem Volke der Wunsch und das Verlangen nach einer einheitlichen Regelung unserer Rechtschreibung vorhanden und lebendig, aber eben so unleugbar geht die Sehnsucht nicht etwa auf die Einführung einer Idealorthographie und noch weniger auf die starre und einseitige Durchführung des phonetischen Princips mit Hintansetzung des Verdeutlichungsstrebens und der altgewohnten Schriftbilder, sondern vielmehr auf Einheitlichkeit und Sicherheit der Rechtschreibung, also auf Beibehaltung alles im allgemeinen Gebrauch bereits entschieden

Digitized by Google

Feststehenden einerseits und andrerseits auf sichere Feststellung des noch nicht oder nicht mehr entschieden Feststehenden.

Dem Zustande, welcher das Volk für unsere Rechtschreibung ersehnt, waren wir in einer frühern Zeit bereits näher als wir es zur Zeit sind und es ist bekannt, wodurch wir uns von diesem erwünschten und wünschenswerthen Zustande jetzt mehr entfernt haben.

Ich habe mich hierüber in einem kurzen Aufsatze ausgesprochen, der unter dem Titel: „Zur Regelung der deutschen Rechtschreibung" in v. Holtzendorff's „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des deutschen Reichs" (IV 1, 214 ff.) abgedruckt ist. Doch ziehe ich es natürlich vor, hierüber die Worte eines Mannes anzuführen, welcher, der Mehrheit der Conferenz angehörig, die Aufgabe dieser Versammlung nicht „allein in der Regelung der schwankenden und streitigen Punkte" sah, sondern darüber hinausgehende Reformen erstrebte. Die Worte des Heidelberger Professors Hofrath Karl Bartsch in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" Nr. 53 vom 22. Februar lauten:

„Im Allgemeinen war vor 30 bis 40 Jahren das Schwanken in unserer Orthographie nicht so groß wie heute. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Germanisten ein gut Theil der Schuld an diesem Schwanken tragen. Von dem an sich ganz richtigen Gesichtspunkt ausgehend, daß die übeln Gewohnheiten einer spätern Zeit uns nicht hindern dürften, gesündere Grundsätze durchzuführen, die im Einklange mit unserer Sprachgeschichte ständen, ließen sie sich von dem Streben nach Herstellung des Geschichtlichen über die Grenzen des Berechtigten hinauslocken und verfielen damit in den Fehler ihrer Gegner (der reinen Phonetiker): die Nichtanerkennung Dessen, was geworden, also ein Recht hat, zu existiren. Das Schlimmste war, daß sie zum kleinsten Theile nur wagten, wirklich consequent zu sein. Der eine in diesem, der andere in jenem Punkte dem Gebräuchlichen nachgebend und sich fügend, schufen sie einen Zustand der Unsicherheit und des Schwankens, der geradezu unerträglich wurde. Es war so weit gekommen (und ist noch so im gegenwärtigen Augenblick!) daß in der einen Classe eines Gymnasiums der Lehrer für falsche Schreibung erklärt, was in der andern als Regel hingestellt worden war. Dieser Zustand war unhaltbar, dieser Unsicherheit mußte ein Ende gemacht werden."

Hiermit stimmen gewiß Alle überein, aber die Mehrheit der Conferenz hat nach meiner Ansicht darin gefehlt, daß sie ihren Beruf nicht darin erblickte, für alles noch nicht Feststehende oder in's Schwanken Gebrachte bestimmte sichere Feststellungen zu schaffen, sondern vielmehr selbst es versuchte, an dem im allgemeinen Gebrauch Feststehenden zu rütteln und es in's Schwanken zu bringen.

Als Losung der Conferenzmehrheit erscholl dabei räthselhafter- und wunderbarerweise zumeist der Ruf: „Erleichterung des orthographischen Unterrichts für die Schule!" Als ob nur die Schule, und nicht alle Deutsch Lesenden und Schreibenden überhaupt bei der Regelung der deutschen Rechtschreibung betheiligt wären.

„Uebrigens versteht es sich von selbst, daß wir es bei unsern Festsetzungen direct nur mit der Schule zu thun haben. Ob und in wie weit die Erwachsenen von unsern Aufstellungen Gebrauch machen wollen, das wird natürlich, wie wir nicht erst aus einander zu setzen nöthig haben, lediglich ihre eigene Sache sein", heißt es S. 187 in den „Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Conferenz", in dem von R. von Raumer ausgearbeiteten „Anhang".

Man wird sehr leicht begreifen, warum — und es im ganzen deutschen Volke mit Jubel begrüßen, daß der preußische Unterrichtsminister in der amtlichen Ausgabe, die er den deutschen Bundesregierungen mitgetheilt, diesen „Anhang" nicht aufgenommen.

Aber selbst wenn man, so ganz von dem Leben absehend, in dieser Frage nur die Schule in's Auge fassen dürfte und wollte, so bleibt es immer noch räthselhaft und unbegreiflich, wie man sich in dem Wahne wiegen konnte, eine etwaige Erleichterung des orthographischen Unterrichts und des Schreibens durch eine sichere Erschwerung für das Lesen und für das Verständniß erkaufen zu dürfen.

Die Schreibweise Aal für den bekannten Fisch stand bis jetzt im allgemeinen Schreibgebrauch unerschüttert fest. Trotzdem hat die Mehrheit der Conferenz beschlossen, zur Erleichterung des orthographischen Unterrichts in die Schulen die Schreibweise Al und also auch für den Genitiv Als einzuführen. Wir sehen hier davon ab, daß dadurch den Lesenden fremde und befremdende Schriftbilder vor's Auge geführt werden, und fassen hier zunächst nur den Einfluß dieser Neuerung auf den Leseunterricht in's Auge. Bisher haben die Lesen lernenden Kinder mit zweifelloser Sicherheit das Schriftbild Aals mit gedehntem, Als mit geschärftem Vocal ausgesprochen. Jetzt würde es bei dem Schriftbild Als jedes Mal einer Erwägung und Prüfung für die Kinder bedürfen, ob sie den Vocal in der Aussprache dehnen oder schärfen sollen. Hier würde man also die fragliche Erleichterung des orthographischen Unterrichts durch eine unzweifelhafte Erschwerung des Leseunterrichts erkaufen müssen u. s. w. Aber selbst für den orthographischen Unterricht sind derartige Neuerungen keine Erleichterung, sondern eine Erschwerung. Die Sicherheit dieses Unterrichts beruht eben hauptsächlich mit darauf, daß das Schriftbild ein und desselben Wortes dem Lesenden auch möglichst immer und überall gleichmäßig in ein und derselben Gestalt entgegentritt und sich so dem Auge und dem Gedächtniß fest und sicher einprägt. Daraus erklärt sich vollkommen, warum der orthographische Unterricht jetzt schwieriger und minder erfolgreich geworden ist als etwa vor 30 bis 40 Jahren. Danach kann also auch dem orthographischen Unterricht nichts Schlimmeres und Erschwerenderes begegnen, als daß in den Schulen Schreibweisen gelehrt und gefordert würden, die mit dem allgemeinen Schreibgebrauch in Widerspruch stehen.

Wir schließen mit der Hoffnung, daß die praktische Regelung und Feststellung unsrer Rechtschreibung nicht wieder von der Tagesordnung verschwinden und daß man in den maßgebenden Kreisen die mit der Berliner Conferenz gemachten Erfahrungen zu benutzen wissen werde.

Strelitz, am 1. Ostertage.

Bismarck-Literatur.

Von Karl Braun.

III.

Zweite Periode: Gustav Schwetschke.

Ehe ich zu Cherbuliez und Vilbort übergehe, beeile ich mich, einen Fehler einzusehen und wieder gut zu machen.

Ich habe übersehen, daß während der zweiten Periode der Bismarck-Literatur auch ein didaktisch-idyllisch-epischer Dichter aufgetreten ist, welchem nachträglich geziemender Maßen zu huldigen ich mich hiermit beeile.

Es ist Gustav Schwetschke in Halle, auch unter dem Pseudonym Lucilius ab Uva bekannt, ein grotesker Neulateiner voll Humor und Schalkhaftigkeit. Sein berühmtestes Buch sind die „Novae epistolae obscurorum virorum ex Francofurto Moenano, ad Doctorum Arnoldum Rugium philosophum rubrum nec non abstractissimum datae." Sie erschienen zuerst im Februar 1849 in Frankfurt a. M. bei Brönner, erlebten seitdem viele Auflagen und Ende 1874 sogar eine „Jubiläums-Ausgabe", welche der Verfasser, der in Halle eine alte und angesehene Verlagsbuchhandlung besitzt, selber verlegt und Eduard Simson, welcher am 10. December 1848 in Frankfurt zum Präsidenten der Paulskirche gewählt war, am 10. December 1874 zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum als Vorsitzender des höchsten Rathes deutscher Nation überreicht hat. Obgleich ich damit ein wenig von der Tagesordnung ab-

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

schweife, rechne ich doch auf die Indemnität des Lesers, wenn ich ihm ein Büchlein in Erinnerung rufe, das eine nicht unwichtige Quelle für die Geschichte unserer jüngsten Vergangenheit bildet.

Ich glaube, es würde überhaupt der Mühe lohnen, eine Geschichte der politischen Caricaturen und Satyren zu schreiben. Wir haben eine englische Monographie über die Satyren und Caricaturen zweier Jahre, unter dem Titel „A political and satirical history of the years 1756 and 1757“ (London, Morris, 1758). Sie hat auch für uns Deutsche das höchste Interesse, weil es gerade die beiden ersten Jahre des siebenjährigen Krieges sind, von welchen sie handelt und weil sie, obgleich nur der englischen Politik gewidmet, doch ihre Lichter auch auf die Zustände und Ereignisse des Continents und namentlich Preußens wirft, welche Lichter allerdings uns Epigonen jener Zeit nur durch den vortrefflichen Commentar, welchen der Verfasser hinzufügt, verständlich werden. Die Schrift ist sehr selten und wird fast mit Gold aufgewogen. Als ich sie auch auf englischem Boden studirte, habe ich lebhaft an die achtundvierziger Paulskirche und deren merkwürdige Productivität an Carricaturen gedacht. Dieselben hatten, obgleich sie an Zeichnung und Technik meist jämmerlich waren, doch oft sehr viel Witz. Das Beste und bis jetzt, wenigstens in Deutschland Unübertroffene aber war der „Piepmeier“, d. h. eine illustrirte Beschreibung von „Leben, Meinungen und Thaten“ des Reichtagsabgeordneten Piepmeier, eines zwar außerordentlich gesinnungstüchtigen, aber eben so wankelmüthigen, eitlen und bornirten Politikers, welcher unbedingt der wechselnden Stimmung der unverständigen Masse (er nennt das den „Willen des Volkes“) Folge leistet, beständig von rechts nach links und dann wieder, je nachdem der Wind weht, von links nach rechts rückt, bei conservativer Strömung einen untadelhaften Cylinder trägt, bei demokratischer aber demselben Beulen und Löcher beibringt, damit er „wühlhuberisch“ aussieht. Wenn ich nicht irre, war der boshafte, kleine bucklige Detmold von Hannover der Verfasser, und die wohlgerathenen Zeichnungen rührten theils vom Maler Schrödter und theils vom Rittmeister von Boddien her, einem baumlangen und schmalen preußischen Offizier, der auch in der Paulskirche saß. Ich dachte damals (es war 1862 in London) daran, wie schön es wäre, wenn ein deutscher Verleger auch eine solche „satirical history“, mit Reproduction des Besseren von Caricaturen veranstaltete; und ich benutze die Gelegenheit, um in gemeinnütziger Absicht hier diesen Gedanken an den richtigen Mann zu bringen.

Was nun so auf dem Wege der Caricatur zur Verspottung der politischen Gegner geschah, das leistete Gustav Schwetschke auf dem Gebiete der Satyre. Es war Ende 1848 und Anfangs 1849. Die kommende Reaction warf ihre Schatten voraus; aber jemehr die Paulskirche an Macht sank, desto wortreicher und haarspalterischer wurden ihre Mitglieder, desto stürmischer und boshafter ihre Debatten. Fast schien es, als hätten die „Edelsten und Besten“ der Nation nicht den Beruf, die deutsche Verfassung aufzurichten (was bekanntlich nicht gelang), sondern nur den, sich gegenseitig recht schlecht und verächtlich zu machen, und letzteres ist ihnen denn auch leider über Gebühr gelungen. Unter diesen betrübenden Umständen bemächtigte sich Vieler, welche klar in die Zukunft zu sehen begannen, das Gefühl der (um einen Bismarck'schen Ausdruck zu gebrauchen) „absoluten Wurstigkeit“, welches bekanntlich für schlechte Witze empfänglich macht.

Es war die Gunst dieser Umstände, welche einigen in groteskem Latein geschriebenen und an die „Briefe der Dunkelmänner“, mittels deren Ulrich von Hutten seiner Zeit die Pfaffen gezüchtigt, erinnernde Episteln, die zuerst handschriftlich und dann in einem alterthümlichen Druck, mit der Notiz auf der Rückseite, es seien nur 38 Exemplare abgezogen (XXXVIII EXEMPLA SUNT EXCUSA), in dem „hohen Hause“ circulirten, die allgemeine Aufmerksamkeit entgegentrug. Alle diese Briefe waren an Arnold Ruge gerichtet. Die Briefschreiber waren u. A. „Das spaßhafte Karlchen, Professor in Naturalibus“ (Carolus Jocosus, prof. in natur., Carl Vogt, damals Professor in Gießen); Wilhelm Zimmermann, genannt die Liebe und der Abgott des Menschengeschlechts (Guilielmus Lignifaber, cognominatus amor et deliciae generis humani, der durch seine Häßlichkeit berühmte Prof. Zimmermann, der verdienstvolle Geschichtschreiber der Bauernkriege); Friedrich Löffel der gemeine Mann (Fridericus Loeffelius vir communis, Friedrich Schlöffel, der schlesische Volksmann); Adolf von der Wiese (Adolphus Pratensis, der Wiener Wiesner, wegen seiner ausleerenden oder abführenden Reden genannt „das Wiener Tränkchen“); Hugo Schnick-Schnack der große rheinische Jurist (Hugo Schnickschnackius ICtus Rhenanus, Hugo Wesendonk aus Düsseldorf); Apollo mit'm Barte (Apollo Barbatus, der seinen schönen Vollbart mit großer Sorgfalt pflegende Moritz Hartmann aus Leitmeritz in Böhmen, damals berühmt als Dichter der „Reimchronik des Pfaffen Maurizius“); und der dialektische Sachse (Saxo dialecticus, der allzeit schlagfertige sächsische Advokat Schaffrath, welcher heute noch im deutschen Reichstage sitzt). Der Inhalt der Briefe verspottete das doctrinäre und unpraktische, radicale und zugleich spießbürgerliche Gebahren der Linken. Freilich hätte man den Spott der Rechten reichlich zurückgeben können; denn sie war gar zu vertrauensselig; sie hoffte und vertraute; sie traute Allem und Jedem, sogar dem großen Tautologen Ritter Anton von Schmerling aus Wien, und versäumte darüber das Handeln. Aber der Linken fehlte ein guter Lateiner. Der clericale Professor de Lassaulx aus München, in der Paulskirche „der süddeutsche Leo“ genannt, behauptete, Schwetschke's Episteln seien „das Beste in der ganzen Nationalversammlung“.

Als nun Bismarck 1866 und 1867 das große nationale Werk vollbracht und selbst Arnold Ruge, der stets ein braves deutsches Herz in seinem zottigen radicalen Busen getragen, ihm lauten Beifall spendete, da erfreute sich Schwetschke nicht nur jenes Werkes, sondern auch dieses Lobes, welches erschallte:

„Aus dem Mund des Demokraten
Höhern Styls, — des Arnold Ruge,
Mein Epistelfreund von Frankfurt,
Der, wie von dem alten Hofrath
Schütz die Xenien einst sangen,
„„Nicht den Spaß nur liebt, der Weise,
„„Nein, der auch den Spaß versteht.“

Und in seiner Freude bestieg nun der alte Schwetschke wieder einmal seinen ewig jungen Pegasus, um seine „Bismarckias, ein didaktisches Epos“ zu singen, das 1867 erschien und seitdem viele Auflagen erlebt hat; und Anfang 1870 folgte derselben ein in denselben spanisch-trochäischen reimlosen Versen abgefaßtes „didaktisches Idyll“, betitelt „Varcinias oder die kleine Bismarckias“, welches den Landaufenthalt Bismarck's verherrlichte und weitere große Thaten desselben, wie dies die Jahre 1870 und 1871 bestätigten, prophezeite. Für den unzweifelhaften Fall einer neuen Auflage der Varcinias wollen wir dem Verfasser folgende Thatsache nicht vorenthalten:

Das Schloß in Varcin, in welchem jetzt der Fürst Reichskanzler wohnt, ist erbaut von einem Herrn von Zitzewitz, der im siebzehnten Jahrhundert lebte, lange in Italien war, nach Pommern zurückgekehrt, dort entsetzlich fror und sich dies windstille Plätzchen aussuchte, um daselbst ein Schlößchen zu bauen, worin er nicht zu frieren gedachte. Er ahnte nicht, daß er für den Mann baute, gegen welchen sich zwei Jahrhunderte später sechszehn Mann Derer von Zitzewitz in der Kreuzzeitung erklärten. Sic vos non vobis. Ein Dichter, wie Schwetschke, wird aus diesem seltsamen Zusammenhange schon etwas zu machen wissen.

Ueber die Bismarckias und Varcinias Weiteres zu sagen halte ich nicht für nöthig. Diese hübschen Büchlein sind in Jedermanns Händen, und wenn etwa einer meiner verehrten Leser dieselben wider Erwarten noch nicht kennen sollte, dann soll er sich ein Bischen schämen und sich beeilen dieselben zu kaufen.

Ich fasse mich kurz dahin:

Schwetschke gehört zu Bismarck, wie der Schalk zum großen Herrn, wie der Hofnarr zum Fürsten, wie Leporello zum Don Juan.

Digitized by Google

Seine lustigen Gedichte sind das Satyrdrama zu der großen Trilogie: 1864, 1866 und 1870.

IV.

Zweite Periode: Cherbuliez und Vilbort.

Kommen wir nun zu den Franzosen der zweiten Bismarck-Literaturperiode.

Es ist Thatsache, daß Victor Cherbuliez, bevor er seine Aufsätze für die „Revue des deux mondes" schrieb, längere Zeit in Deutschland und namentlich auch in Berlin verweilte, und dort, auch im Umgange mit deutschen Politikern, jedoch nur mit mehr oder wenig schmollenden oder frondirenden, seine Studien machte, welche theils trüben Quellen entstammen, theils durch vorgefaßte Meinungen des Autors beeinflußt sind, aber sich stets in einem gefälligen Gewande darbieten, das zum Lesen reizt und daran erinnert, daß Herr Cherbuliez eigentlich nicht Politiker, sondern Novellist ist.

Bekanntlich hat die Synode in Chalcedon am 9. October 451 den Ausspruch gethan: „Wer zwei Naturen in Einem bekennt, der ist verdammt." Herr Cherbuliez nun kennt entweder dieses Dogma nicht, oder er fürchtet sich nicht vor dem „Anathema"; denn er bekennt zwei Naturen in Einem, indem er den, seiner ganzen Beschaffenheit nach einheitlichen und untheilbaren Fürsten (damals Grafen) Bismarck in verschiedene Personen zerlegt. Er theilt ihn zunächst in den Staatsmann und den Menschen. Aber damit nicht genug, so theilt er auch den Menschen wieder in drei verschiedene, ein wenig mythische Personen, nämlich in den Göttinger Corpsburschen, den preußischen Lieutenant und den märkischen Junker. Hätte er gewußt, daß das Bismarck'sche Wappen den Wahlspruch führt „In trinitate robur" (in der Dreiheit die Kraft), so würde ihn dies offenbar in seiner Dreitheilung noch bestärkt haben.

Herr Cherbuliez geht — es ist im Sommer 1869 — in Berlin im Thiergarten spazieren mit einem „conservateur libéral prussien". Man hat die Wahl, wie man diese Benennung übersetzen will: entweder ein frondirender preußischer Geheimrath, oder ein mißvergnügter Altliberaler, oder wie sonst. Von diesem eigenthümlichen Geschöpfe also läßt sich Herr Cherbuliez Folgendes erzählen:

„Euch Anderen, den Kelten, Romanen und Slawen, ist es unmöglich, eine Natur, wie die des Grafen Bismarck zu begreifen. Nur Preußen konnte einen solchen Mann hervorbringen. Wachsen und groß werden konnte er nur auf dem Pflaster von Berlin. In ihm ist vereinigt ein Stück Corpsbursche von der Hochschule, ein Stück Junker vom Lande, ein Stück Lieutenannt von der Garde, und außerdem der Diplomat, der Autokrat und der Revolutionär; alles Das, gewürzt mit so viel Humor und Phantasie, daß aus ihm manchmal beinahe ein Dichter wird.

„Er ist Aristokrat bis in das Mark seiner Knochen, nicht etwa in so fern, als er in den traditionellen Vorurtheilen einer Kaste befangen wäre, sondern mehr vermöge seines Temperamentes, seines Geschmackes am und seines Talentes zum Befehlen, und vermöge seiner grenzenlosen Geringschätzung der banalen Phrasen einer stabilen Fortschrittsdoctrin. Im Grunde seiner Seele herrscht der Skepticismus; er glaubt an nichts so fest, wie an die Dummheit der Menschen; er hat nie Seifenblasen für leuchtende Meteore gehalten, sondern sie stets ohne Erbarmen zertrümmert. Er respectirt nicht einmal unsere kleinen liberalen Lichter; er pustet schadenfroh die qualmenden Flämmchen aus; in gewisser Beziehung ist er aber auch wieder ein Radicaler, wenigstens in der Methode; oder ist seine geringe Abneigung gegen kräftige und summarische Mittel und seine Methode, in's lebende Fleisch zu schneiden, etwa nicht radical? Aber dieser zugleich skeptische und radicale Aristokrat ist durchaus nicht eine typische Gestalt; er ist auch, das gebe ich bereitwillig zu, nicht eine einheitliche, in sich vollendete Natur, sondern vielmehr eine sehr complicirte physiologische Erscheinung. Man bewundert seinen Muth, man bewundert nicht minder seine geniale, ja mephistophelische Rücksichtslosigkeit; und gewiß hatte Preußen Ursache sich zu freuen, daß ein solcher Mann es nach Außen vertrat; denn auf Preußens Wangen brannte ja noch heiß und roth der Schlag von Olmütz! Seine Rücksichtslosigkeit beruht jedoch weder auf doctrinären Hochmuth, noch auf dilettirenden Leichtsinn. Sie ist bei ihm ein Stück seiner Taktik, seiner Verwaltungsmaxime. Nichts haßt er mehr als den Doctrinarismus. Darin ist er ein richtiger Preuße. Das ist so recht eine Eigenthümlichkeit der preußischen Politik, daß sie sich aus Idealen, Stimmungen, Verstimmungen, Gefühlen, Ueberlieferungen und Traditionen herzlich wenig macht.

„Auf der andern Seite aber ist sein modus vivendi, die Art sich zu geben und scheinbar gehen zu lassen, der unerhörte Triumph seiner Ausdrucksweise und die wahrhaft verblüffende Rückhaltslosigkeit seiner Mittheilungen das diametrale Gegentheil alles Dessen, was in Preußen, und namentlich bei den preußischen Beamten und Diplomaten, bisher Sitte war. Und doch, wie nützlich ist nicht in einem schweigsamen, zugeknöpften, verschlossenen und abgezirkelten Lande und Volke, wie's Preußen ist, sein charakteristisches Sichgehenlassen gewesen, — diese leichtlebige Ungebundenheit des Benehmens und Ausdruckes, worin sich die volle Unbefangenheit und Freiheit dieses an Ideen und Combinationen so reichen Geistes kundgibt; eines Geistes, der, stets im Klaren über sein Ziel, dabei doch immer bereit ist, den Weg zu ändern, nie ausschließlich von einem Systeme beherrscht wird, die Dinge nimmt, wie sie kommen, zuweilen aus der Hand in den Mund zu leben weiß und täglich Neues erfindet nach Maßgabe der jeweiligen Kräfte und Mittel, — eines politischen Virtuosen ersten Ranges, dessen Erfolge auf einer ununterbrochenen Improvisation beruhen. Davon können Sie überzeugt sein, daß unser Ministerpräsident bei Königgrätz mindestens ein Dutzend Pläne im Kopfe hatte und daß sein lebhafter Geist die verschiedenen Eventualitäten, welche man aus dem Siege entwickeln konnte, alle gleichzeitig vor Augen hatte."

So weit Victor Cherbuliez. Man sieht aus jeder Zeile, daß er im Grunde des Herzens Bismarck bewundert. Aber er wagt es kaum, dies seinen französischen Lesern zu sagen. Deshalb gibt er seine Schilderung nur mandatario nomine, als Organ des conservateur libéral prussien. Auch will es uns zuweilen scheinen, als ob die „zwei Naturen" aus zwei Quellen stammten, nämlich der Corpsbursche, Lieutenant und Junker aus Hesekiel, dagegen der Staatsmann aus Bamberger. Doch wir wollen darüber nicht rechten und uns zu J. Vilbort und seinem „Werk des Herrn v. Bismarck" wenden.

Herr Vilbort ist ein aufrichtiger, echt französisch-antibonapartistischer Demokrat und Anhänger der Friedensliga. Er hat den Krieg von 1866 im Hauptquartier des deutschen Kronprinzen mitgemacht; er liebt und lobt den Kronprinzen, aber er haßt den Krieg par principe. Jeden Augenblick unterbricht er seine sachlich-pragmatische Darstellung, um uns Deutschen, oder vielmehr, wie er uns nennt, „Preußen" eine gutgemeinte Vermahnung zur Friedfertigkeit zu ertheilen und uns vor dem „Militarismus" zu warnen. Er ist gerecht genug, seine Warnungen zugleich auch an sein Vaterland Frankreich zu richten. Er sagt den Franzosen, welche nach „Revanche für Sadowa" schreien: „Habt Ihr auch über die Folgen eines solchen Krieges nachgedacht, über die nächstliegenden Folgen? Ein einziger französischer Soldat am deutschen Rhein wird ganz Deutschland um den preußischen Oberfeldherrn schaaren, nicht nur die Contingente des Nordens, sondern auch die des Südens. Er wird Deutschland einigen, den Militarismus verewigen und die Freiheit der Völker in Fesseln schlagen."

Trotz dieser Warnungen stürzte sich Frankreich, nicht bloß Napoleon, sondern auch das Land, nicht nur die Regierung, sondern auch die Nation, 1870 ohne jeden Anlaß kopfüber in den Krieg. Vielleicht weil es einen Irrthum theilte, welcher auch bei Herrn Vilbort überall zu Tage tritt. Während derselbe nämlich die politische Einheit Frankreichs, zu deren Herstellung bekanntlich alle Mittel der List und Gewalt angewandt worden sind, wegen ihrer heilsamen Folgen sehr hoch schätzt, ohne dabei an jenen, ihm wohlbekannten Mitteln Anstoß zu nehmen, ist er für Deutschland Föderalist. Er

Digitized by Google

geht von der Voraussetzung aus, Deutschland sei von verschiedenen „Völkern" bewohnt, und jedes dieser Völker bilde einen Staat. Er weiß nicht, daß die deutsche Nation eine viel einheitlichere ist, als die aus Kelten, Romanen und Germanen (Franken) zusammengesetzte französische. Er weiß nicht, daß die deutschen Territorialgrenzen unserer historisch-politisch-ethnologischen Entwickelung widersprechen und die einzelnen deutschen Stämme willkürlich zerreißen, anstatt daß jeder Staat sich auf je einen Stamm beschränke und erstrecke. Auf Grund dieser irrigen Voraussetzung glaubt er, daß wenn die Deutschen ihr uraltes Kaiserreich wiederherstellen, „die Freiheit dem Despotismus geopfert und den Völkern das militärische Joch der Hohenzollern auferlegt werde".

Obgleich diese falsche Grundauffassung, deren sich die Franzosen nur langsam und allmälig entwöhnen werden — denn sie ist ihnen ja drei Jahrhunderte lang par ordre du moufti eingetrichtert worden — überall zu Tage tritt, hat doch Herr Vilbort das Bestreben, den Thatsachen gerecht zu werden; er weiß die Hergänge lebhaft und anschaulich zu schildern, womit nicht bestritten sein soll, daß im Einzelnen manche Irrthümer und Ungenauigkeiten mit unterlaufen.

Namentlich schildert er sehr gut, wie vor dem bekannten Bundestagsbeschluß vom Juni 1866 die Stimmung theils apathisch, theils friedliebend war; wie trotz des Geräusches der Waffen und der Worte und trotz der rabbiaten Redensarten in Versammlungen und Zeitungen, in Itzehoe die Familie ihren Sonntagsspaziergang hält, und in Altona „alte Biedermänner in stiller Andacht und vergnügter Beschaulichkeit auf der Schwelle ihres Hauses die langen deutschen Pfeifen rauchen", und wie in Frankfurt a. M. nach der Circusversammlung „diese fürchterlichen Revolutionäre und vermeintlichen Erben des Jahres 1793 friedlich nach Hause gehn, um mit Frau und Kindern zu Abend zu speisen und dann in der Brauerei beträchtliche Pfeifen zu rauchen und philosophisch viele Gläser Bier zu leeren"; — wie aber dann, nach dem Bundesbeschluß, sich plötzlich die Scene belebt, der preußische Patriotismus erwacht und auch die Demokratie ruft: „Unser Platz ist da, wo Preußens Fahnen wehen!" (Abg. Ziegler in Breslau.)

Herr Vilbort hatte am 4. Juni 1866 eine lange Audienz bei dem Grafen Bismarck. Sie fand „um und nach Mitternacht" statt, weil der preußische Ministerpräsident sonst keine Zeit hatte. Am Schlusse derselben reichte der Graf dem Franzosen die Hand und lud ihn auf den andern Tag zum Diner en famille ein mit den Worten: „Ich wünsche noch ein wenig mit Ihnen zu plaudern, und dies ist die einzige Stunde bei Tag und bei Nacht, wo ich ein wenig mir selbst angehöre. Jetzt muß ich noch arbeiten, bis die Sonne meine Lampe auslöscht."

Das Capitel, in welchem Vilbort seine Unterhaltung mit Bismarck wiedergiebt, es ist das elfte im ersten Band, bildet die Perle des Buches. Niemals ist die deutsche Sache gegenüber einem Ausländer mit mehr Klugheit und Kühnheit, Offenherzigkeit und Begeisterung vertheidigt worden, als dies damals Graf Bismarck, nach dem Zeugniß Vilborts, gethan hat.

Dabei muß man erwägen, daß die Unterredung stattfand zu einer Zeit, wo die Krisis auf ihrem Gipfel, und der preußische Ministerpräsident auf allen Seiten von Schwierigkeiten umringt war, über welchen jeder Andere geneigt gewesen wäre, eher den Kopf zu verlieren, als sich den Schlaf abzukargen, um mit einem Franzosen zu plaudern, — im vollen Bewußtsein des: „Pro patria est, dum ludere videmur." Man darf nicht vergessen, daß damals Bismarck Alles gegen sich hatte: eine mächtige Strömung bei Hofe, einen Theil der conservativen Partei, fast die ganze liberale Partei, die öffentliche Meinung in Deutschland; und daß damals die Occupation von Holstein, der Einmarsch nach Sachsen und Hannover und der Bruch mit Oesterreich noch nicht erfolgt war, ja vielleicht noch in Frage stand.

„Trotz Alledem", sagt Vilbort, „wußte Herr v. Bismarck die Unterhaltung mit dem feinsten attischen Salze zu würzen. Er war unerschöpflich in witzigen Einfällen. Auf seiner Stirne und in seinen Augen lag keine Spur von Befangenheit. Er sprach mit mir von Frankreich, von Paris, sogar vom „Bal Mabille", als wenn er gestern noch dort gewesen wäre. Es war ein Feuerwerk von feinen und von scharfen Witzen, das unter tausend pittoresken Formen von seinen Lippen sprühte; und dabei lachte er zuweilen aus vollem Herzen. Aber während er sich abwechselnd seiner satyrischen oder seiner humoristischen Laune hingab, verlor er kein Wort von dem, was die Anderen sprachen."

Man muß gestehen, die beiden Franzosen waren keine schlechten Beobachter. Aber ihre Warnungen waren Kassandrarufe „für die Stadt der Ewig-Blinden".

Einiges zu Mozart's Leben.

Mozart. — Josephe Hortense Müller. — von Goecking!.

Das große Interesse, mit welchem wir stets aus jeder sich neu erschließenden Quelle schöpfen, welche über das Leben des deutschen Lieblingscomponisten Aufschluß gibt, veranlaßte mich nachfolgende Zeilen zu schreiben.

Obgleich unter Mozarts zahlreichen Biographen sich Ludwig Nohl durch die Zusammenstellung und Veröffentlichung von 268 Briefen des Meisters ein großes Verdienst erworben hat und hierdurch manches Blatt voll Gemüth und Liebenswürdigkeit den zahlreichen Verehrern übergeben wurde, so dürfte doch noch manches werthvolle Andenken unentdeckt und unbekannt geblieben sein. So besitze auch ich ein theures Kleinod — eine Originalhandschrift des unsterblichen Meisters, die ich dem Wohlwollen meines gelehrten Freundes, des Herrn Dr. J. G. Burmann-Becker in Kopenhagen verdanke und welche, da sie bis jetzt noch nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt ist, ich mich verpflichtet glaube zu veröffentlichen. Die Originalhandschrift besteht in einem Briefe Mozarts an seine Gattin, den ich hier folgen lasse. Wie seine Melodien, so umschwebt auch diese einfachen Zeilen der Duft sprudelnder Lebensfrische — treuherzig in der Schreibweise, enthalten sie ein anmuthendes Bild des zärtlich liebenden Gatten und Familienvaters:

„Liebstes bestes Herzens-Weibchen!

Ich habe Deinen Brief mit dem von Montecuccoli*) richtig erhalten, und daraus mit Vergnügen gesehen, daß Du gesund und wohl bist. — hab mir's wohl eingebildet. Du wirst 2 mal nacheinander baaden, kriegst schon Deine Schläge, wenn ich wieder zu Dir komme! — ich danke für das überschickte Finale und Kleider, kann aber nicht begreifen daß Du keinen Brief dazu geschrieben hast — hab alle Säcke im Rock und Beinkleider durchgesucht — vielleicht daß ihn die Briefträgerinn noch im Sack herumträgt! — mich freuet nur daß Du Dich wohl befindest, liebes Weiberl — und verlasse mich darauf daß Du meinen Rath folgen wirst — dann kann ich doch ein bischen ruhiger seyn! — was meine Gesundheit anbelangt, befinde ich mich recht wohl — meine Geschäfte hoffe ich werden auch so viel möglich gut gehen — ganz ruhig kann ich noch nicht seyn — bis es nicht zu Ende ist — doch hoffe ich es bald zu werden.

Ich hoffe N. N.**) wird nicht vergessen daß was ich ihm

---

*) Wahrscheinlich Pellegrin Graf Montecuccoli-Laderchi, k. k. Kämmerer, geb. 13. Juni 1760, gest. 18. Jan. 1845, verm. 6. Dez. 1797 mit Theresia Frein Loën d'Enschède, oder Franz (Ludwig-Franz) Graf Montecuccoli Marchese di Guiglia e Marano, k. k. Kämmerer und Herr zu Hitterburg, geb. 27. Dez. 1767, gest. 1827, verm. mit Caroline de Franco.

**) Hier ist ein Name ausgestrichen und über denselben sind die Buchstaben N. N. gesetzt. Wir glauben jedenfalls den Namen „Süßmayr" noch daraus lesen zu können. — Süßmayr war Mozart's Schüler; er war am Sterbebette seines vortrefflichen Meisters (5. Dez. 1791) gegenwärtig, als dieser ihm noch in seiner letzten Lebensstunde erklärte, wie

Digitized by Google

herausgelegt, auch gleich zu schreiben — auch hoffe ich mir heute die Stücke von meiner Partitur*) (so ich verlanget) zu erhalten. — aus N. N. S.**) lateinischen Briefe merke ich daß ihr keinen Wein trinkt — das ist mir nicht recht, rede mit dem Thurnermeister — er macht sich gewis ein Vergnügen daraus, Dir ihn auf meine Rechnung zu geben; er ist ein gesunder Wein, und nicht theuer — das Wasser aber ist zu schlecht. — Gestern habe ich mit dem Obristlieutenant gespeist (bey Schikaneder)***), der auch im Antoni Baad ist. — heute speise ich bei Puchberg†) — adieu schatzerl — liebe Stanzi Marini††) ich mus eilends schlüssen — eben höre ich 1 Uhr schlagen — und Du weist daß man bey Puchberg früh ist — adieu — Ewig Dein

Sonntag den 31 Julliy 1791. Mozart."

„Küsse vielmal den Carl†††) und Peitsche den [hier ist ein Name unlesbar gemacht] den Tischnarren."

Diesen Brief schrieb Mozart, während sich seine vielgeliebte Gattin in Baden bei Wien zur Cur aufhielt und zwar fünf Tage nach Entbindung derselben von ihrem jüngsten Sohne, Wolfgang Amadeus (26. Juli 1791). Von diesem Familienereignisse war Mozart, als er den vorstehenden Brief schrieb, jedenfalls noch nichts bekannt, da er dessen darin mit keinem Worte erwähnt.

Dank der Güte meines geehrten Freundes, des Herrn H. A. G. von Goeckingk, Premierlieutenant a. D. in Wiesbaden, bin ich im Stande, einen Auszug aus einem in seinem Besitze befindlichen auf Mozart Bezug habenden Briefe der Schauspielerin Josephe Hortense Müller zu Wien, an den begabten Dichter Leopold Friedrich Günther von Goeckingk, mittheilen zu können.

— — — — — — — — — — — —

„Unser geschickter Capellmeister*†) Mozart hat mir versprochen, wenn ich ein neues interessantes Melodrama von einem berühmten Dichter erhalten könnte, die Musik zu componiren. Ariadne auf Naxos und Medea haben hier gute Wirkung hervorgebracht. Mozart wünscht sich einen ähnlichen Stoff, reich an hohen tragischen Situationen, sanften und heftigen abwechselnden Leidenschaften, mit unsichtbaren gesungenen Chören begleitet und mit einer überraschenden tragischen Katastrophe. Ariadne habe ich bereits 21 mal gespielt. Ich schicke Ihnen hier ein Buch, da Sie vielleicht kein Exemplar davon besitzen, Sie werden daraus ersehen, wie lang das Melodrama ohngefähr sein darf. Wie sehr würde ich mich freuen, wenn unsere deutsche Bühne durch Sie, mein liebster Goeckingk, mit einem Stücke bereichert würde, dessen Darstellung mein Glück dauerhaft gründen könnte.

Lassen Sie nur Ihre Heldin ein junges leidendes, gefühlvolles Mädchen sein, ich will mir alle Mühe geben, mit voller Empfindung zu spielen.

— — — — — — — — — — — —

Und nun leben Sie recht wohl! Sagen Sie mir bald schriftlich, daß Sie nicht böse sind auf Ihre saumselige, doch von ganzem Herzen aufrichtig ergebenste Freundin

Josephe Hortense Müller."

Der Brief ist ohne Datum und ohne Ortsnamen; aber Fräulein Müller nennt sich in demselben eine Wienerin und theilt, sowohl in diesem wie in einem anderen Schreiben, Herrn von Goeckingk mit, daß ihr guter Kaiser ihre Gage wiederholt erhöht habe.

In letzterem Briefe erwähnt sie auch den Tod der vortrefflichen Schauspielerin Madem. Catharina Jacquet, der am 31. Januar, nach einer langen Krankheit erfolgt sei.

Nun finde ich im Theaterlexikon von Blum, Herloßsohn ꝛc., sechster Band, daß Catharina Jacquet, welche 1761 in Wien geboren und das dortige Theater schon 1770 betrat, eine tüchtige Schauspielerin war und seit 1790 verschollen ist. Da nun Fräulein Müller schreibt, daß Fräulein Jacquet am 31. Januar, nach einer langen Krankheit, gestorben sei, so muß der Tod des Fräulein Jacquet wohl im Jahre 1791 erfolgt sein und somit Josephe Hortense Müller auch diesen Brief im Jahre 1791 geschrieben haben. Später kann es nicht gewesen sein, da Mozart am 5. December 1791 starb.

In Beantwortung eines an die k. k. oberste Hoftheater-Direction in Wien gerichteten Schreibens, um gefällige Auskunft über die Schauspielerin Josephe Hortense Müller hat die dortige General-Intendanz des k. k. Hoftheaters mir gütigst folgende Aufzeichnungen gegeben, welche sich aus den zufällig gesammelten Theaterzetteln damaliger Zeit ergeben und wofür ich der General-Intendanz hiermit öffentlich meinen besten Dank ausspreche:

„Eine Mademoiselle Müller (Taufname nicht bekannt) betrat am 11. März 1788 das k. k. Nationalhoftheater, heirathete im November 1791 den damals berühmten Decorationsmaler Füger, von welchem die Vordercourtine des Hofburgtheaters (Apollo und die Musen) ausgeführt wurde und war noch 1794 an dem Kaiserlichen Kunstinstitute thätig. Ihre künstlerische Verwendung war eine vielseitige und bedeutende; sie spielte tragische, sentimentale und muntere Liebhaberrollen, wie z. B.: Julie in Romeo und Julie, Medea, Emilia Galotti u. s. w. —"

Da nun Josephe Hortense Müller gerade die nämlichen leidenschaftlichen Rollen spielte, so glaube ich bestimmt, daß, obwohl kein Taufname auf den Ankündigungen verzeichnet ist, diese Mademoiselle Müller und Fräulein Josephe Hortense Müller dieselbe Person gewesen sein muß.

Im Interesse der Leser lasse ich unten noch einige biographische Mittheilungen bezüglich des Dichters Leopold Friedrich Günther von Goeckingh folgen, der ebenso wie Mozart, Josephe Hortense Müllers Gönner war.

Leopold Friedrich Günther von Goeckingk, Erb- und Gerichtsherr zu Günthersdorf und Dalldorf, Erbgesessener zu Gröningen, geboren am 13. Juli 1748 zu Gröningen bei Halberstadt, besuchte das Pädagogium zu Halberstadt und die Universität zu Halle, wurde schon im 20. Jahre als Referendar bei der Kriegs- und Domänenkammer in Halberstadt und 1770 als Secretär und Canzleidirector bei der zu Ellrich angestellt. Während er als Knabe mit G. A. Bürger die Dichtkunst versuchte und die bekannte Freundschaft für das Leben anknüpfte, während er in Halberstadt, von Gleim und seinen Freunden (Halberstädt'sche Dichterschule) mit offenen Armen empfangen, ein ununterbrochenes Opferfest im Tempel der Musen feierte, lebte er die ersten Jahre in Ellrich wie ein Verlassener, den ein Seesturm an eine unwirthbare Küste verschlagen; und

---

er das bekannte Requiem vollenden solle, welches Mozart unter solch' geheimnißvollen Umständen im Sommer 1791 vom Grafen Walseck auf Stuppach (der es für seine eigene Composition ausgeben wollte) bestellt worden war.

*) Wahrscheinlich ist hier die Partitur der Zauberflöte gemeint, woran Mozart damals eifrig arbeitete und deren erste Aufführung am 30. Sept. 1791 stattfand.

**) Hier ist wieder der Name ausgestrichen und unlesbar gemacht.

***) Impressario, zuerst in Salzburg, dann in Wien und Verfasser des Textes zur Zauberflöte, deren Composition Mozart im Frühjahre 1791 aus Freundschaft für ihn unentgeldlich übernommen hatte.

†) Michael Puchberg war Kaufmann in Wien und Mozarts hülfreicher Freund.

††) Mozart war gewöhnt, seine Gattin mit diesem Namen zu bezeichnen. Vergleiche: Mozarts Briefe vom 6. Juni und 8. Juli 1791 (Nohl, Nr. 263 und 265). Sie hieß Maria Constanza Weber, wie sie als Braut ihren Heirathscontract unterschrieb.

†††) Mozarts ältester Sohn.

*†) Das Zeugniß, welches Mozart dem bekannten Componisten Joseph Eybler, Schüler Albrechtsbergers, den 30. Mai 1790 ausgestellt, dessen Original sich in der Wiener Hofbibliothek befindet und das Nohl in seine Briefe Mozarts aufgenommen hat (siehe die Note unter S. 480—481) trägt die Unterschrift: „Wolfgang Amadé Mozart, Capellmeister in K. Diensten".

Digitized by Google

dennoch datirt aus dieser Zeit der größte Theil seiner schönsten Episteln. Auf seinen Ausflügen in die Umgegend lernte er die Familie Vopel kennen, in dieser befanden sich zwei Töchter, die jüngere Amalie, die ältere Sophie, eine blendende Schönheit. Letztere ward seine Verlobte und 1775 seine Gattin. Ihr Briefwechsel verwandelte sich in einen Wechselgesang: „die Lieder zweier Liebenden".

Jedoch lebte sie nur kurze Zeit für ihn, nachdem sie ihm zwei Söhne geschenkt, starb sie 1781 und ihre treue Pflegerin und Schwester ward 1782 Goeckingks Gattin.

Nach langem, ungeduldigem Warten wurde er endlich 1786 als Kriegs- und Domänenrath nach Magdeburg, 1788 als Land- und Steuerrath nach Wernigerode versetzt und 1793 als Geheimer Oberfinanzrath in das Generaldirectorium nach Berlin berufen, als welcher er die Verwaltung der Preußen zugefallenen Theile des Königreichs Polen zu übernehmen hatte. 1797 wurde er bei der Gesetzcommission angestellt und 1799 mit der Untersuchung des gesammten Polizeiwesens der Stadt Berlin beauftragt.

Durch Elise von der Recke war Goeckingk mit ihrer Schwester der Herzogin von Kurland bekannt geworden und übernahm 1800 die Vormundschaft für die unmündigen Prinzessinnen. Diese Stelle veranlaßte ihn zu einer Reise nach Petersburg, wo sein fester und rechtlicher Charakter derart imponirte, daß er zum correspondirenden Mitglied der Gesetzcommission ernannt wurde.

Im Jahre 1803 übernahm er auf Bitten des Prinzen von Oranien das Organisationsgeschäft des dem Prinzen zugefallenen Bisthums Fulda. Nach einem Jahr voll Beschwerden und Arbeit aber auch voll dankbarer Anerkennung seitens des Fürsten, kehrte er nach Berlin in seine alten Verhältnisse zurück, bis er endlich 1806, um nicht an der verhaßten Verwaltung der Franzosen Theil nehmen zu müssen, wegen Altersschwäche sich nach Schlesien zurückzog.

Nachdem ihm hier seine zweite Gattin durch den Tod entrissen worden war, kehrte er nach Berlin zurück, in die Kreise seiner literarischen Freunde, unter welchen Nicolai obenan stand. Doch auch diese gingen einer nach dem anderen in ein besseres Jenseits und ließen einen 78jährigen Greis einsam und allein mit dem Wunsche zurück, im Schoße seiner Familie seine Tage zu beschließen. 1826 siedelte er nach Deutsch-Wartenberg über und entschlummerte hier am 18. Februar 1828.

Goeckingk stammt aus directer Linie von dem 1587 zu Ober-Spier in der Schwarzburg'schen Grafschaft Sondershausen geborenen Johann Friedrich Günther Goeckingk, der 1667 als Amtmann zu Gröningen starb und war der letzte Eigenthümer ex familia, des von diesem daselbst erworbenen Gutes Goeckingkshof.

Sein Vater, der Kriegs- und Domänenrath zu Halberstadt war, hatte elf Kinder, von denen zwei Söhne (die anderen starben jung) — und zwar der als General der Cavallerie 1813 verstorbene Friedrich Eberhard Sigismund Günther am 2. December 1766 und der Dichter am 22. Juni 1789 — in den Adelstand erhoben wurden. Des ersteren Nachkommen sind ausgestorben, des letzteren blühen noch im Königreich Preußen.

Als Dichter und Schriftsteller gehörte Goeckingks Name zu den gefeiertsten des vorigen Jahrhunderts, bis die classischen Werke der Heroen deutscher Poesie und Literatur mit so vielen anderen auch die seinigen verdunkelten.

Namentlich sind es seine poetischen Episteln, Sinngedichte und die Lieder zweier Liebenden, die von seinen Zeitgenossen gern und allgemein gelesen wurden. Auch war er Mitherausgeber des „Göttinger Musenalmanachs" und des „Journals von und für Deutschland."

Wiesbaden, 14. Mai 1875. **Graf Maurin Nathuys.**

Aus der Hauptstadt.

Ueber Kleists „Penthesilea".

Vor der Aufführung.

Noch vor einem Jahre galt es als ausgemacht, daß Kleists „Hermannsschlacht" trotz aller ihrer dichterischen Vorzüge für die Bühne so gut wie verloren sei. Das Königliche Schauspielhaus und die Meininger haben den Beweis des Gegentheils so siegreich wie nur möglich erbracht. Diesem Umstand mag es zuzuschreiben sein, daß neuerdings verschiedene Bühnen es unternommen haben, andere wenig aufgeführte Kleist'sche Dramen, namentlich die „Schroffenstein", wieder für das Repertoire zu gewinnen; es mag das auch die Anregung dazu gewesen sein, mit dem merkwürdigen Drama „Penthesilea", das, soviel ich weiß, überhaupt noch nicht aufgeführt worden ist, jetzt die Darstellung zu versuchen. Ich schreibe diese Zeilen am Vorabende dieses Versuchs. In der nächsten Nummer werde ich berichten können, wie derselbe ausgefallen ist und welche Veränderungen an der ursprünglichen Bearbeitung vorgenommen worden sind. Für heute will ich mich lediglich mit der Dichtung beschäftigen ohne Rücksicht auf ihre Aufführbarkeit.

Man würde es bezweifeln, vielleicht sogar geradezu verneinen dürfen, ob Kleist die Aufführung dieses Dramas für möglich gehalten hat, wenn nicht aus der Hand des Dichters selbst ein Zeugniß dafür vorläge. Nach einer Richtung hin bietet die Dichtung der Darstellung allerdings gar keine Schwierigkeiten: nach der formalen. Die Einheitlichkeit des Ortes, der Zeit und der Handlung ist durchaus gewahrt: die Einheit des Ortes so vollständig, daß der Vorhang während des ganzen Dramas nicht fällt und daß die Eintheilung in die theaterüblichen „Aufzüge" vom Bearbeiter hat vorgenommen werden müssen. Aber der Stoff ist so eigenthümlicher Natur, so wild und gewaltsam, daß mir die Gründe, welche diese herrliche Dichtung bisher von der Bühne fern gehalten haben, jedenfalls viel einleuchtender sind als die modificirenden Veranstaltungen, die nothwendig erscheinen, um „Penthesilea" mit dem Geschmacke unseres Parkets in Einklang zu bringen. Dabei ist dieser Stoff von Kleist mit einer solchen poetischen Kraft bewältigt worden, daß jeder Bearbeiter mit Scheu und dem Gefühl einer gewissen Unzulänglichkeit diese fertige, machtvolle Gestaltung zur Hand nehmen muß. An seine „Penthesilea" in usum Delphini hat Kleist sicherlich nicht gedacht. Für wahrscheinlicher hat er es gehalten, daß unser ganzes Theater umgeformt, daß ein neues Publicum für dasselbe herangebildet, als daß sein Drama mit unsern Anschauungen in eine wohlgefällige Uebereinstimmung gesetzt werde. „Ob es, (das Stück — er meint „Penthesilea") bei den Forderungen, die das Publicum an die Bühne macht, gegeben werden wird, ist eine Frage, die die Zeit entscheiden muß," schrieb er an eine Freundin. „Ich glaube es nicht, und wünsche es auch nicht, so lange die Kräfte unserer Schauspieler auf nichts geübt werden, als Naturen, wie die Kotzebue'schen und Iffland'schen, nachzuahmen. Wenn man es recht untersucht, so sind zuletzt die Frauen an dem ganzen Verfall unserer Bühne schuld, und sie sollten entweder gar nicht in das Schauspiel gehen, oder es müßten eigene Bühnen für sie abgesondert von den Männern errichtet werden. Ihre Anforderungen an Sittlichkeit und Moral vernichten das Wesen des Dramas, und niemals hätte sich das Wesen der griechischen Bühne entwickelt, wenn sie nicht ganz davon ausgeschlossen gewesen wären." Tröste Dich, Wilbrandt! Dasselbe Programm, das Kleist hier aufstellt, ist neuerdings und in allem Ernste auch von dem jüngeren Dumas entwickelt worden. Auch Dumas plaidirt in mehreren Vorreden zu einigen seiner neuesten Stücke dafür, daß man die jungen Mädchen nicht in's Theater führe; den verheiratheten Frauen will er allenfalls den Zutritt noch gestatten.

Wie man aus dem oben angeführten Ausspruche ersieht, hat sich Kleist in den traurigen Gedanken ergeben, daß seine Dichtung von der Darstellung den belebenden Odem einstweilen nicht, vielleicht niemals empfangen werde. Die Idee, daß er den ganzen fest gefügten Körper seines Dramas nach dem Prokrustesbette des Theaterbedürfnisses zurechtrenken solle, kommt ihm überhaupt nicht. Er hat nur die ungenügende Darstellung im Auge. Er traut den Schauspielern seiner Zeit, die hauptsächlich in der Wiedergabe kleinbürgerlicher Charaktere ihre Stärke finden,

Digitized by Google

nicht zu, die über Menschliches hinausragenden Gestalten einer Penthesilea, einer Prothoe, eines Achilles zu verkörpern.

Es mag ihm hart angekommen sein, sich auch diesmal mit dem unfreundlichen Geschick zurecht zu finden, denn „Penthesilea" lag ihm besonders am Herzen. „Es ist wahr", schreibt er, „mein innerstes Wesen liegt darin: der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele." Er hat Recht! Durch alle Adern dieses Stückes jagt das wilde feurige Blut des gegen die Gewöhnlichkeit, gegen das Festgesetzte sich aufbäumenden trotzigen Genies. Man glaubt den Dichter selbst zu hören, seinen eigensten Schmerzensschrei, wenn Penthesilea spricht:

Das Unglück, sagt man, läutert die Gemüther,
Ich, du Geliebte, ich empfand es nicht;
Erbittert hat es Göttern mich und Menschen
In unbegriffner Leidenschaft empört.
Wie seltsam war auf jedem Antlitz mir,
Wo ich sie traf, der Freude Spur verhaßt;
Das Kind, das in der Mutter Schoße spielte,
Schien mir verschworen wider meinen Schmerz . . .
Wie möcht' ich Alles jetzt, was mich umringt,
Zufrieden gern und glücklich sehn! Ach Freundin!
Der Mensch kann groß, ein Held im Leiden sein,
Doch göttlich ist er, wenn er selig ist!

Als dichterisches Werk gehört „Penthesilea" meines Erachtens mit zu dem Allerbedeutendsten, was Kleist geschaffen hat; und ich finde, daß dieser Dichtung die verdiente Würdigung von Seiten unserer Literarhistoriker nicht zu Theil geworden ist. Anders fällt freilich das Urtheil aus, wenn man „Penthesilea" nicht bloß nach seinem allgemeinen poetischen Werthe würdigt, sondern speciell als dramatische Dichtung in's Auge faßt. Zwischen der Größe der dichterischen Conception, der Kraft und Gesundheit der Empfindung und des Ausdrucks auf der einen Seite und der Unbedeutendheit der sich oft in's Kleinliche verzettelnden Handlung andererseits besteht hier ein offenbares Mißverhältniß. Theatralisch wird diese Handlung vollends ungenügend dadurch, daß sie zum großen Theil hinter die Coulissen verlegt wird.

Um die Einheit des Ortes zu wahren, hat Kleist zu dem mißlichen Hülfsmittel der Tragödie, der „Berichterstattung durch Boten" seine Zuflucht nehmen müssen. Er hat, wie sich nicht leugnen läßt, mit dieser Art von colorirten Berichterstattungen geradezu Mißbrauch getrieben. So wirksam ein solcher Bericht sein kann — man denke an den „lothringischen Ritter" in der „Jungfrau von Orleans" und an den „schwedischen Hauptmann" in „Wallenstein" —, so sehr ermüdet die Häufung dieser Schilderungen interessanter Vorgänge, die wir nicht gesehen haben und so gern gesehen hätten. In der „Penthesilea" befinden sich nicht weniger den acht solcher ausführlicher Meldungen. Gleich zu Beginn erzählt uns Odysseus, wie Penthesilea mit den Amazonen heranrückt und gleichzeitig über die Trojaner und Griechen vernichtend herfällt, sowie über ihr erstes Zusammentreffen mit Achilles. Dann schildert Diomedes, wie das gewaltige Weib den Trojaner Deiphobus, der gegen Achill den tödtlichen Streich führen will, niederschmettert. Später kommt eine große Botschaft des Hauptmanns über die Verfolgung des Achilles durch Penthesilea, wie seine Pferde straucheln und wie Penthesilea vergeblich den steilen Fels erklettern will, um den Todfeind zu erreichen. Dann kommt ein Bericht eines Myrmidonen über eine neue Episode des Kampfes. Achill weicht der ihn verfolgenden Amazone jählings aus, diese stürzt und ihre Mitkämpferinnen stürzen über sie. Alsdann berichtet eines der Rosenmädchen über die nahe Schlacht zwischen den Amazonen und den Trojanern. Nun kommt die Oberstin herbeigestürzt und erzählt athemlos, wie besiegt und zerschlagen das tapfere Amazonenheer und Penthesilea gefangen. Auch die endlose Erzählung Penthesileas über die Begründung und die Verfassung des Amazonenstaates und die Mittel und Wege, denselben trotz seiner nur weiblichen Bevölkerung ungeschwächt zu erhalten, läßt sich hier anfügen. Endlich die grausige Erzählung der Meroe über den entsetzlichen Tod des Achill und die Verstümmelung der Leiche. Was nützt es, daß ein Bericht immer schöner, immer poetischer, immer wunderbarer ist, als der andere! — Diese epischen Perlen gehören nun einmal nicht in die Fassung des Dramas! Und wenn auch das Ohr die Schilderungen über das, was geschehen sein soll, durstig einschlürft, das Auge darbt und verlangt zu sehen, was geschieht.

Aber trotz dieser Mängel zeigt auch „Penthesilea" den ganzen Dramatiker. Es sind Scenen in diesem Drama — liebreizende und entsetzliche Scenen, die den großartigsten Schöpfungen der deutschen Dichtung beigesellt werden müssen. Einschmeichelnder und süßer und wahrer zugleich haben Liebende nie gekost, als in der wundervollen Scene, in der die besiegte Penthesilea, die sich Siegerin wähnt, dem Achill ihr Herz erschließt. Und welche Riesenkraft offenbart sich in dem großartigen 20. Auftritt. Das Schlachtenglück, das Penthesilea zur Gefangenen des Achill gemacht hatte, hat sich gewandt. Achilles hat sich von der Geliebten losreißen und den befreundeten Trojanern anschließen müssen. Aber die Liebe, die Penthesilea in seinem Herzen entzündet, ist stärker als Alles, stärker als der eitle Ruhm, stärker als der Ehrgeiz seines Volkes Tapferster zu sein. Achill ist, wie ihn Kleist so meisterhaft darstellt, ja nicht nur der fürchterliche und göttliche Peleide, er ist auch ein Mensch, ein liebender, schwacher Mensch und jetzt ist er sogar nichts als das. Nur ein Gefühl hat jetzt Raum in seiner Brust: er will der Geliebten nahe sein, sie will er in seine Arme schließen. Drum sendet er ihr den Herold und läßt sie zum Zweikampf herausfordern. Er meintes mit diesem Zweikampf nicht ernst, er will sich gern ergeben, um sich von der süßen Herrin in die lockendste Gefangenschaft führen zu lassen. Penthesilea wird ihn, muß ihn verstehen; sie muß begreifen, daß es eitel Gaukelspiel ist, wenn er die Waffe gegen sie zückt. Aber er irrt sich, Penthesilea mißversteht des Herolds Sendung. Sie glaubt, daß allen Ernstes Achill mit ihr, zu deren Füßen er eben noch gelegen, den tödtlichen Kampf bestehen wolle. Ein unsäglicher Haß, die wildeste Wuth überkommt die Stolze. In wenigen Augenblicken hat der Treulose Alles vergessen können, Alles! Er hat vergessen können den wundervollen Dianatempel unter den rauschenden Wipfeln der Eichen, in dem sie sich willenlos ihm hinzugeben verheißen hat. Er hat die Rosen, mit denen sie sein Haupt bekränzt, das keusche Symbol ihrer Liebe vergessen können!

„Des Tempels unter Wipfeln denkt er nicht,
Ein steinern Bild hat meine Hand bekränzt!"

Verzweiflung und grenzenlose Wuth überwältigen sie. Sie nimmt die Herausforderung an, sie läßt die hungrigen Hunde entkoppeln und die wilden Elephanten herbeiführen.

Ihr Sichelwagen, kommt, ihr blinkenden,
Die ihr des Schlachtfelds Erntefest bestellt,
Kommt, kommt in gräul'gem Schnitterreihn herbei!
Und ihr, die ihr der Menschen Saat zerdrescht,
Daß Halm nnd Korn auf ewig untergehen,
Ihr Meuterscharen, stellt euch um mich her!
Du ganzer Schreckenspomp des Kriegs, dich ruf' ich,
Vernichtender, entsetzlicher, herbei!
Dich Ares ruf ich jetzt, dich Schrecklichen,
Dich, meines Hauses hohen Gründer, an!
Oh! — — deinen erznen Wagen mir herab:
Wo du der Städte Mauern auch und Thore
Zermalmst, Vertilgergott, gekeilt in Straßen,
Der Menschen Reihen jetzt auch niedertrittst;
Oh! — — deinen erznen Wagen mir herab!
Daß ich den Fuß in seine Muschel setze,
Die Zügel greife, durch die Felder rolle,
Und wie ein Donnerkeil aus Wetterwolken,
Auf dieses Griechen Scheitel niederfalle!

Und das ist ihr ernst gemeint. Sie beweist es auf der Stelle. Als ihre edelste Gefährtin, die bis in den Tod getreue Prothoe, der mädchenhafte Patroklos dieses weiblichen Achill, nur den Versuch wagt, mit einem schüchternen Worte die Rasende zu besänftigen, legt Penthesilea den Bogen auf die Treueste an, und Prothoe sinkt in den Staub.

Nicht minder großartig ist die Scene, in welcher Penthesilea, nachdem sie sich ausgerast hat, wieder unter den Ihrigen erscheint. Sie hat Achill getödtet, mit den Hunden hat sie sich auf den Leichnam dessen gestürzt, den sie dereinst geliebt, mit ihren Zähnen zerfleischt sie seine Brust, und nun wankt sie herbei. Es ist vorüber, sie weiß nicht, was geschehen ist. Sie starrt um sich, die Gefährten sprechen zu ihr, sie bewahrt ein fürchterliches Schweigen, sie versteht nicht. Entgeistert und blöde steht sie da. Geängstigt drängen sich die Freundinnen um sie, sie schweigt und schweigt. Nur einmal hebt sie den blutigen Finger auf. Was will sie?

Digitized by Google

„O Anblick, herzzerreißender als Messer!
Sie wischt sich eine Thräne ab.“

Endlich weicht die Nacht von ihren Sinnen, es dämmert das Verständniß allmälig in ihr auf, sie schlägt das Tuch, welches die Leiche Achilles bedeckt, zurück. Wer hat das Uebermenschliche vollbringen, wer diese Leiche verstümmeln und schänden können? Sie will es wissen.

Ich frage nicht, wer den Lebendigen
Erschlug;
Wer mir den Todten tödtete, frag' ich!
Wer, bei diesem Raube
Die offne Pforte ruchlos mied, durch alle
Schneeweißen Alabasterwände mir
In diesen Tempel brach; wer diesen Jüngling,
Das Ebenbild der Götter, so entstellt,
Daß Leben und Verwesung sich nicht streiten,
Wem er gehört, wer ihn so zugerichtet,
Daß ihn das Mitleid nicht beweint, die Liebe
Sich, die unsterbliche, gleich einer Metze,
Im Tod noch untreu, von ihm wenden muß!
Den will ich meiner Rache opfern.

Nicht nur für das Grausige und Entsetzliche, auch für die reizendste Anmuth, das Einfachste und Schlichteste weiß Kleist die wahrsten und tiefsten Accente zu finden. Seine Sprache ist wie das volle Orchester, das jede Klangfarbe hervorzurufen im Stande ist. Man kann sagen, er instrumentirt seine Scenen. Wie lieblich flüstert und säuselt es in der entzückenden Rosenscene (sechster Auftritt), während die Priesterinnen der Diana und die Rosenmädchen die Kränze für die Gefangenen winden. Es ist wirklich Musik in dieser Sprache.

Wollte ich bei allen Schönheiten im Ausdruck, die mir auf jeder Seite der Dichtung begegnen, verweilen, so müßte ich dieser vorläufigen Besprechung den doppelten und dreifachen Umfang geben. Es wird sich ja aber nach der Aufführung die Gelegenheit darbieten, auf Einzelheiten zurückzukommen. **F. L.**

Notizen.

Die Session des Abgeordnetenhauses hat wieder begonnnen und wird sich nach aller menschlichen Voraussicht in den Juni hinein erstrecken. Die Regierung hat durch ihre anerkannten Organe den Herren Deputirten mit dürren Worten sagen lassen, das vorgezeichnete Pensum müsse unter allen Umständen absolvirt werden. Vorher könne von Ferien keine Rede sein. Es kam darüber zu einem sauersüßen Gedankenaustausch zwischen jenen Organen und nationalliberalen Correspondenzen, aber die Abgeordneten müssen sich natürlich fügen. Die Aussicht, erst im Juli von Berlin fortzukommen, ist auch im Uebrigen schon erträglich. Wer nach Karlsbad gehen muß, kann ja um Urlaub nachsuchen. Die Schweiz aber ist im Juni gewöhnlich noch sehr regenreich und für die sogenannten Engadiner, d. h. für diejenigen Reisenden, die im Sommer niedriger als fünftausend Fuß hoch nicht gedeihen können, ganz und gar außer Frage. In St. Moritz, Samaden, Pontresina beginnt die Saison erst Anfang Juli und schließt hoch gerechnet Mitte September, für Viele sogar schon gegen Ende August. Dann geziemt sich die Uebersiedelung nach Le Prese bei Poschiavo, das noch immer fast dreitausend Fuß hoch liegt, aber ungleich milder ist, oder nach dem Bergeller Thal, wo die Luft des Engadin gleichsam in's Italienische übersetzt ist und neuerdings ein großes Hotel eingerichtet werden sollte. An beiden Orten wird der Uebergang nach Italien, bis die Hitze nachläßt, am besten vermittelt. Auch wem ein Aufenthalt an der See befohlen ist, wartet gern noch einige Wochen. Naturforscher können dann am Strand ihren Liebhabereien am besten nachgehen und ihre Sammlungen in aller Muße completiren. Je weniger sie sich dabei übereilen, um so sicherer werden sie vor einem ähnlichen Mißgeschick, wie es einem deutschen Gelehrten im vorigen Jahre passirte, bewahrt bleiben. Einige lose Maler hatten in einem Seebade diesem kenntnißreichen Herrn den Streich gespielt, allerlei auf den Dünen umherliegendes Seegethier mit eigenthümlichen Strichen und Punkten zu verzieren. Der Professor war über den seltenen Fund hocherfreut, docirte darüber sofort im Kreise seiner Bekannten und beeilte sich, die neuerworbenen Exemplare in Spiritus zu legen, wo sie allerdings am anderen Morgen ein ganz anderes, sehr schales und gewöhnliches Gesicht zeigten. Der Gelehrte sprach nie wieder von seiner Entdeckung. Um auf das ministerielle Avis zurückzukommen, nach welchem jedenfalls bis in den Juni hinein weiter gearbeitet werden müßte, so konnte es im Allgemeinen wirklich die Wenigsten beunruhigen. Eine andere Frage ist, wie es in der Welt während des Sommers aussehen wird, und ob der Frieden gesichert bleibt. Man darf aber wohl Angesichts der beruhigenden Verheißungen, mit welchen wir von allen Seiten überschüttet werden, darauf hoffen. Auch hochgestellte Staatsmänner sind ganz wie einfache Sterbliche mit ihren Sommerplänen beschäftigt und werden schon dafür sorgen, daß die Ruhe in Europa in der Zwischenzeit nicht gestört werde. Was sollte auch sonst aus der Wildbader Kur des Fürsten Gortschakow und der Erholung seiner Collegen in den beiden anderen Kaiserreichen werden! Unruhig wird nur die Presse bleiben, deren Amtes es ist und die sich, wenn Alles drunter und drüber geht, am wohlsten fühlt. Entwickelten sich die Dinge nach den Wünschen der Zeitungsschreiber, wäre die orientalische Frage längst wie eine Brandfackel unter die betheiligten Mächte geschleudert. Es hat aber damit gute Wege. Für die Türkei, die sich selbst aufgibt, will Niemand mehr einen Schuß Pulver opfern. England hat seine Nadel aus dem Spiel gezogen, wie die Franzosen sagen, und die ganze Thätigkeit der Cabinette ist nur darauf gerichtet, daß die Raufereien zwischen den Moslems und den Rajahs die Nachbarländer nicht mit ergreifen. Das wird den Regierungen auch wohl gelingen. Was würden aber Lord Palmerston und Macaulay sagen, könnten sie die veränderte Welt sehen. Für den alten Pam war die Türkei stets ein verzogenes Schoßkind und auch Macaulay spricht in seinem Essay über Warren Hastings mit einer gewissen Weihe von dem Heldenmuth, mit welchem die Muselmänner die Heiligthümer ihrer Harems zu vertheidigen wissen. Man wurde in diesen Tagen wieder an Macaulay, mit dessen Schriften die ganze gegenwärtige Generation in der Jugend genährt wurde, durch die schöne bei Tauchnitz erschienene Biographie erinnert, welche sein Neffe, G. O. Trevelyan, herausgegeben hat. Macaulay schrieb 1841 an den Herausgeber der Edingburgh Review, er sei wirklich glücklich, fühle sich unabhängig, sitze ehrenvoll im Parlament, wisse seine Familie gut versorgt und sei wohlhabend genug, um nicht für Geld schreiben zu müssen. Hätte er sich für irgend ein menschliches Loos zu entscheiden, würde er das seinige wählen. Aber vor seinem Tode, Ende 1859, wurde er doch von manchem Mißgeschick heimgesucht. Er mußte sich von geliebten Verwandten trennen, fühlte sich krank, und seine schon erschütterten Nerven erhielten einen schlimmen Stoß, als eines Tages große Stücke der Zimmerdecke auf ihn herabfielen und ihn fast erdrückt hätten. Macaulay ruht in der Westminsterabtei neben Johnson, Goldsmith, Addison und anderen berühmten Männern. Wie er es angefangen hat, keine Feinde zu haben, ist ein psychologisches und ethisches Räthsel. Allerdings lebte er in England, wo der Neid nicht zu den nationalen Eigenschaften gehört, wo ein verdienter Parlamentsredner und Geschichtsschreiber nicht verpönt wird, weil er zufällig ein gemäßigt liberaler Whig ist und weil er, wie es sich unter Gentlemen gebührt, seiner Partei bis in den Tod Treue hält.

* * *

Eine Unterhaltung zwischen Napoleon I. und Sismondi. Vor kurzem ist in Paris (Germer, Baillière & Co.) das erste Heft einer neuen Vierteljahrsschrift erschienen: Revue historique, von G. Monod und G. Fagniez. Die Vorrede gesteht kurzweg ein, daß die Franzosen auf dem Gebiete der Geschichtsforschung aus ihrem frühern Vorrang verdrängt und deshalb frische Anstrengungen geboten seien. Das Unternehmen bezweckt die Veröffentlichung streng gearbeiteter, aber durch Schreibweise und Behandlung auch über den Kreis der Fachleute hinaus verständlicher Aufsätze und weist vor Allem jede Parteirichtung ausdrücklich ab. In der Mitarbeiterliste finden sich Bontaric, Delisle, Littré, Renan, Rozière u. A.

Dies erste Heft enthält unter obigem Titel eine kurze Publication von Pascal Villari, die vielleicht heute, wo interviews mehr als beliebt sind, auch in weiterm Kreis interessirt. Der Gegenstand ist bisher nur zum Theil benutzt; fast die bemerkenswertheren Stücke sind unbekannt, die bekannten bei der frühern Publication im Stil willkürlich umgearbeitet. Villari gibt den wörtlichen Abdruck der von Sismondi selbst entworfenen Schilderung, und zwar auf Grund einer im Besitz der

Digitized by Google

Familie des Verfassers befindlichen, von Frau Sismondi geschriebenen, von ihm selbst corrigirten Copie.

Sismondi kam Anfangs 1815 nach Paris. Bei seiner Abneigung gegen die Restauration sah er — eine Hoffnung, die, gegenüber dem plumpen Verfahren Ludwigs XVIII. und unter dem ersten Eindruck der Lyoner Decrete, Viele mit ihm theilten — in der Rückkehr Napoleons von Elba ein Ereigniß, dem vielleicht Frankreich eine freiere Verfassung zu verdanken haben würde, und veröffentlichte, länger als Andere bei dieser Meinung verharrend, zur Vertheidigung des nach den vielversprechenden anfänglichen Erklärungen des Kaisers mit Recht übel aufgenommenen Verfassungsentwurfs vom 22. April, im Moniteur mehrere Aufsätze, die das Gebotene im Vergleich zur Charte als einen freisinnigen Fortschritt charakterisirten. Am 1. Mai wurde er durch den Marschall Bertrand, der ihm sagte: „Wir haben Ihre Arbeiten*) mit großem Interesse gelesen" — und zwar, wie sich auf Sismondis Frage ergab, nicht erst auf Elba — zu einer Audienz eingeladen, die am 3. im Elysée stattfand.

Der Schriftsteller kam im Frack, den Degen an der Seite. Bertrand rieth, letztern in der Gallerie zu lassen. Nach einigen Bemerkungen über Herkunft und Thätigkeit Sismondis führte ihn Napoleon aus dem mit Officieren gefüllten Empfangssaal in den Garten, wo sie in lebhaftem Gespräch dreiviertel Stunden die große Buchenallee entlang spazierten. Auch der Kaiser beantwortete alle Fragen des Schriftstellers mit Zuvorkommenheit und war schließlich durch Sprechen und Bewegung so erhitzt, daß er den Hut abnahm, um seine in Schweiß gebadete Stirn zu kühlen.

Die Verfassung und ihre Aufnahme war der erste und wiederkehrende Gesprächsgegenstand. Napoleon hofft, es werde sich eine bessere Auffassung Bahn brechen. „Man bestreitet mir das Recht die Versammlungen aufzulösen, und wenn ich sie nachher mit Bajonetten nach Hause schicke, findet man das ganz einfach." Auf die Bemerkung Sismondis, man sehe noch nicht ein, daß schon die Verhältnisse, „die grausame Erfahrung von der Hinfälligkeit königlicher Allianzen" (!), den Kaiser unbedingt an die Revolution als einzige Verbündete knüpfe, meinte dieser: ohne Zweifel, — und er habe praktisch das „System der Revolution" nie verlassen: Gleichheit des Rechts, der Besteuerung, des Zutritts zu allen Stellen; aber wo es sich um Principien handle, übertöne die furia francesi Alles. Die Engländer seien reifer. Die Kunst in einen Salon zu treten, das habe er auf Elba oft gesehen, verständen sie nicht; aber unter dieser Rinde fänden sich nachher „tiefe, gerechte, maßvolle Ideen". Doch kehrt er compensando alsbald und öfter auf's Lob der Franzosen zurück (— „nous autres", heißt es —): „une belle nation, noble, sensible, généreuse, toujours prête à entreprendre tout ce qu'il y a de grand et de beau". „Zum Beispiel," fährt er naiv genug fort, „was kann es Schöneres geben als jetzt meine Rückkehr? Mein Verdienst dabei ist nur, daß ich das Volk errathen habe." Eine vorhergegangene Verschwörung, besonders in der Armee, bestreitet er ausdrücklich: er habe fünfzig Meilen zurückgelegt und keinen Soldaten gesehen. „Aber die Bauern" — deren Anhänglichkeit an ihn er schon früher, gelegentlich seines praktischen Beharrens bei den revolutionären Principien betont hat — „die Bauern kamen mir entgegen und folgten mir singend, mit Weibern und Kindern. Sie hatten mir zu Ehren passende Verse gemacht, gegen den Senat, den sie Verräther nannten. Wenn ich gewollt, hätte ich in Digne hundert Leute können aufhängen lassen."

Zu dem Verfassungsentwurf (in welchem bekanntlich, zur großen Abkühlung seiner Anhänger, das Zweikammersystem beibehalten war) zurückkehrend, betont Napoleon das Bedürfniß eines aristokratischen Körpers. „Regieren heißt ein Schiff lenken. Dies wie jenes fordert zwei Elemente. Man wird nie dazu gelangen, Luftballons zu lenken, weil man bloß in einem Elemente schwimmt und deshalb keinen Stützpunkt hat. Ebenso ist mit der reinen Demokratie keine Regierung möglich; combinirt man sie aber mit der Aristokratie, so setzt man beide einander entgegen und lenkt das Schiff durch widerstrebende Leidenschaften." Sismondi ist mit dieser (etwas akademischen) Ansicht einverstanden, hätte aber einen Wahladel vorgezogen — nach dem bald angenommenen Entwurf ernannte der Kaiser die Pairs —; auf ein Eintreten der alten Aristokratie sei nicht mehr zu rechnen. Napoleon erwartet das wenigstens „nach einigen Jahren".

*) Von den volkswirthschaftlichen Schriften war die erste (De la richesse commerciale) 1803 erschienen; die Nouv. principes d'écon. pol. sind von 1818.

Die Unterhaltung springt zu den verschiedensten Dingen über; aber allenthalben bleiben energische oder pikante Bemerkungen des Kaisers zurück. Ueber Italien: „Das ist auch ein wackeres Volk; das Material zu einer Nation ist da; ich hatte viel für sie gethan: ich hatte ihnen militärischen Geist, den sie noch nicht besaßen, und Nationalgefühl gegeben." Als Soldaten „waren sie gerade so tapfer wie die Franzosen; sie hatten dasselbe Feuer im Gefecht, und dieselbe Zähigkeit". Dann Einiges über Mürats frühern Abfall und seine letzte ungeschickte Schilderhebung. Endlich erkundigt er sich nach der Stimmung der Schweiz und kommt durch J. J. Rousseau zur Literatur.

Auf Rousseau gebe er nicht viel; er finde ihn pretentiös, seinen Stil fortwährend geschraubt (tendu). Sismondi vergleicht Chateaubriands glänzende aber auch unwahre Schreibweise. „Ja, er hascht nach Effect; man fühlt, daß ihn nur seine Phrasen beschäftigen, aber keine Gedankenreihe dahinter steckt. Seinen Geist des Christenthums habe ich nicht ganz gelesen, das ist mein Genre nicht, ich glaube nicht an das System. Aber z. B. was er gegen mich schreibt, darin ist nichts Durchdachtes, Solides — Alles nur auf den Effect. Indeß ist es ohne Zweifel ein Mensch, der Talent hat." — Zuletzt vergißt der Mann, gegen den inzwischen Europa heranzog, die Politik ganz. Er spricht von Romanen, Richardson, Fielding, von Italienern und Spaniern im Geschmack des Lesage und Lebrun — (Sismondi gibt hier nichts Näheres) — und da der Schriftsteller sein Erstaunen über die Belesenheit des Kaisers auf diesem Gebiet ausspricht: „Das kommt daher, daß ich in meiner Jugend viel las. Ich habe viel gearbeitet, aber auch viel Romane gelesen. In meiner Jugend war ich vernünftiger als ich heut bin: bis zu meinem ersten italienischen Feldzug wagte ich keiner Frau in's Gesicht zu sehen; heute möchte ich nicht dasselbe von mir sagen. Auch einen juristischen Cursus habe ich damals durchgemacht, und als wir später am Code civil arbeiteten, waren die Staatsräthe ganz erstaunt, daß ich ihre Sachen kannte; ich antwortete, das komme, weil ich sie studirt hätte."

An dieser Stelle läßt der Berichterstatter zuerst sehen, daß der Kaiser ihm imponirt. Das sei es, meint er, was große Männer mache, den Geist in Allem geübt und Brust an Brust mit Schwierigkeiten gerungen zu haben. Aber gerade Das fehle den Fürsten und drum seien sie nicht im Stande sich aus den gegenwärtigen dornigen Verhältnissen herauszuziehen. Napoleon: „Ah, — das ist der Fehler des Systems, aber er ist incurabel. Nur der Herzog von Orléans ist auf eine solche Probe gestellt worden: im Exil hörte er auf ein Fürst zu sein und wurde ein Mensch, — aber er ist auch der Einzige, der Nutzen aus dem Unglück gezogen hat." Doch dies Thema scheint dem Kaiser wenig sympathisch zu sein; er bricht kurz ab, wie Sismondi sagt, und spricht von den Päpsten, die von jeher Italien gehindert hätten, eine Nation zu werden. Sismondi erinnert an die hochgehenden Erwartungen, die man Anfangs von Pius VII. gehegt, der doch nachher statt den Muth eines großen Mannes nur die Obstination eines Mönchs gezeigt habe. Napoleon: „Ja, seine Festigkeit ist sehr gerühmt worden. Es sah so aus, als verfolgte ich ihn. Er sagte mir selbst, er sei ein Märtyrer des Glaubens und wolle es auch sein, — aber ich erwiderte ihm: Wie? heiliger Vater —, Sie sind wohlgenährt, wohlgekleidet, wohnen in einem Palast und nennen das ein Märtyrthum! Sie sind verwöhnt („mais vous n'êtes pas dégoûté"). Da lachte er."

Napoleon sagt noch Etwas über die Vorzüge der französischen Nation und endet die Unterredung. Einige Tage nachher ließ er Sismondi das Kreuz der Ehrenlegion anbieten. Der Schriftsteller lehnte ab. Eine weitere Verbindung Beider fand nicht statt; sechs Wochen später reiste der Kaiser zum Kriegsschauplatz ab! F.

* * *

Herrn x. Ihre Parodie der ultramontanen „Neuen freien Stimmen" ist sehr amüsant. Wir danken Ihnen bestens für die freundliche Uebersendung.

Herrn Bürgermeister L. Ihre Kritik können wir leider nicht bringen. Da der Name Ihres Wohnortes unleserlich ist, so bitten wir Sie um gütige Angabe Ihrer Adresse, um das Manuscript zurücksenden zu können.

* * *

Im Aufsatze Karl Blinds Nr. 17, S. 259, Sp. I, Z. 15 u. 17 v. u. ist ein Schreibfehler („Spenser" statt „Milton") stehen geblieben, den unsere Leser wohl selbst corrigirt haben werden.

Digitized by Google

Inserate.

In **J. U. Kern's Verlag (Max Müller)** in **Breslau** ist soeben erschienen:

Das Auge

in seinen ästhetischen und kulturgeschichtlichen Beziehungen.

Fünf Vorlesungen von

Dr. Hugo Magnus,

Privatdocent der Augenheilkunde an der Universität Breslau.

Eleg. brosch. Preis 3 *M.*

. . . . Der Herr Verfasser hat sehr Recht, und das Publikum wird es ihm Dank wissen, daß er hierdurch Gelegenheit giebt, das Wissen auf einem höchst interessanten Gebiete zu erweitern. In der That behandeln die Vorlesungen so interessante Gegenstände in einer so geistreichen Weise, die Darstellung ist eine so klare und fesselnde, daß man das Buch nur mit höchster Befriedigung lesen wird. . . . . (Breslauer Zeitung).

Soeben erschien im Verlage von **Adolf Ackermann in München,** Maximilianstr. 2:

Sommerfrische.

Ein Skizzenbuch aus dem Gebirg' von **Louis Braun,** Professor in München. 25 Bleistiftzeichnungen photographirt, in Grösse und Ausstattung wie Hentschel's Skizzenbuch. Preis in eleganter Leinwandmappe, Quart-Format, 40 *M.*

Inhalt: 1. Willkomm. 2. Hoher Besuch. 3. Gemischte Gesellschaft. 4. Malerstudien. 5. Reisefertig. 6. Aussichtspunkte. 7. Rast auf der Höh'. 8. Oberammergau. 9. Engländer. 10. Geistliche Herren. 11. Hundewetter. 12. Weg verloren. 13. Vor Sonnenaufgang. 14. Bergpartie. 15. Schiessstand. 16. Schuhplatte. 17. Kirchweih'. 18. Echte und unechte Bergleute. 19. Durchgerutscht. 20. Brunnenpromenade. 21. Am Dorfbrunnen. 22. Gewerbefreiheit. 23. In Reichenhall. 24. Damen-Schwimmbad. 25. Ganz allein.

Zu beziehen durch alle Buch- u. Kunsthdlgn.

Soeben erschien:

David Friedrich Strauß

und die

Theologie seiner Zeit

von

Dr. A. Hausrath.

Erster Theil.

gr. 8. broschirt 8 *M.*

Diese erste ausführliche Biographie des großen schwäbischen Theologen behandelt auf Grund gedruckter und ungedruckter Quellen Strauzens Entwickelungsgang, sein erstes und berühmtestes Werk, das Leben Jesu, seine Absetzung und den Leben-Jesu-Streit, sowie die Berufung nach Zürich und die Züricher Revolution. Die Käufer des I. Theils verpflichten sich auch zur Abnahme des Ende 1876 erscheinenden II. Theils.

Fr. Bassermann's Verlagsbuchhdlg. in Heidelberg.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Paul Lindau

als

dramatischer Dichter.

Kritische Essays

von

Egmont Hadlich.

Zweite Auflage.

gr. 8. Geh. Preis 1 *M.* 50 *Pf.*

Berlin. **Alfred Weile.**

Verlag der **Stuhr'schen Buchhandlung, Berlin,** Unter den Linden 61.

Die Deutsche Reichsbahn.

Von **Weizmann,** Eisenbahn-Güter-Verwalter. — 1 *M.* 20 *Pf.*

Editionen der Gesellschaft für Musikforschung.

Monatshefte für Musikgeschichte. Jahrgang VIII. Preis 9 *M.*

Publikationen älterer praktischer Musikwerke. Jahrg. I—IV: Ott's Liedersammlung von 1544, 3 Bde., in Folio, in Prachtausstattung mit Senft's Portrait. 4. Band: Einleitung, Biographien, Texte und Melodien. Subscriptions-Preis: 1. und 2. Jahrgang je 15 *M.*, 3. und 4. Jahrgang je 12 *M.*

Verzeichniss neuer Ausgaben alter Musikwerke aus der frühesten Zeit bis zum Jahre 1800. Verfasst von Rob. Eitner. Preis 3 *M.*

Leo Liepmannssohn, Buchhandlung, **Berlin** W., 52. Markgrafenstr.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eine türkische Reise

von

Karl Braun-Wiesbaden.

Erster Band.

Die Donau. — Serbien. — Rumänien.

32 Bogen. 8. Preis 5 *M.*

Inhalts-Verzeichniß.

Widmung.

Erster Abschnitt: Von der schönen blauen Donau.

I. Die große Metropole des Stromes.
II. Wiener Witz und Wiener Blut.
III. Oesterreich-Ungarn und Deutschland.
IV. Ritter Anton von Schmerling.
V. Wien im Sommer 1875.
VI. Oesterreich und der Orient.

Erstes Intermezzo: Von Wien bis Belgrad.

Zweiter Abschnitt: Serbische Skizzen.

I. An der Pforte des heiligen Krieges.
II. Im Kanonier-Thal.
III. Der Schatz von Avala-Gora.
IV. Weltliche und geistliche Gütergemeinschaft in Serbien.
V. Belgrad und Semlin.
VI. Serbische Finanzen.

Zweites Intermezzo: Von Belgrad bis Ruschtschuk-Dschurdschewo.

Dritter Abschnitt: Rumänische Plaudereien.

I. Erste Eindrücke. Die Stadt Bukarest.
II. Die Stadt aus der Vogel-Perspective.
III. Moltke. Die Walachen von 1835. Rumänien i. J. 1875.
IV. Walachisches High-Life.
V. Controversen über die rumänische Sprache.
VI. Das Latein im Orient.
VII. Daco-Romanisches Cultur- und Lager-Leben im zweiten und dritten Jahrhundert.
VIII. Rumänische Sitten und Zustände.
IX. Die Walachen im Banat und in Siebenbürgen.
X. Ein walachisches Märchen.

Verlag von **August Auerbach** in **Stuttgart.**

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Funktionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch die **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs,** namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste. Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.** Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt **Homburg** zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, ½ Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer **Villegiatur.** Skating Rink (Sommerschlittschuhbahn).

Bad Reinerz

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken & Bade-Anstalt i. d. Grafschaft Glatz, preuss. Schlesien.

Saison-Eröffnung am 7. Mai.

Angezeigt gegen Catarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. — Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 6. Mai 1876. Band IX.

AP
30
G275
v. 9
no. 19

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Verleger: Georg Stilke in Berlin. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Aus Holland. Von Th. Wenzelburger. — „Herbart." Rede bei der Enthüllung des Herbartdenkmals in Oldenburg am 4. Mai 1876, gehalten von M. Lazarus. — **Literatur und Kunst:** Vincenzio Tedeschi und sicilianische Bildung in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Von S. Pennisi da Calanna. — Französische Kunst in Rom. Von Günther von Freiberg. — **Aus der Hauptstadt:** „Penthesilea." Von Heinrich von Kleist. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Aus Holland.

Fiscus und todte Hand.

An der Küste der Nordsee, in Katwyk, nicht weit von Leyden, besteht seit längerer Zeit eine von Jesuiten geleitete Erziehungs-, oder vielleicht richtiger gesagt, Dressiranstalt, welche seit einigen Wochen dem zeitunglesenden und zeitungschreibenden Publicum, dem die Verwicklungen im Osten nachgerade langweilig zu werden beginnen, eine angenehme Abwechslung in dem ewigen Einerlei der Ereignisse besorgt hat. Nach dem bekannten Worte des zopf- und perrückenscheuen Americaners Franklin muß Jedermann sterben und — Steuern bezahlen, und wenn bis jetzt die erste dieser beiden Nothwendigkeiten keinen irgendwie in's Gewicht fallenden Widerspruch gefunden hat, so steht die zweite durchaus nicht als unumstößliches, von allen gleichmäßig anerkanntes sociales Axiom fest. Aristoteles hat zwar den Menschen ein ζῶον πολιτικὸν, ein gesellschaftliches Thier genannt und diese Definition scheint allerdings die Nothwendigkeit, die Steuern zu bezahlen, implicite zu enthalten; wenn aber der große Stagirite zweitausend Jahre später gelebt hätte, so würde er gewiß nicht unterlassen haben, nach Art Hegels den Begriff sich dialektisch durch den Widerspruch entwickeln zu lassen und so hätte er dann unfehlbar die Species der Steuerverweigerer entdeckt.

In genanntem Katwyk muß sich die Gemeindeverwaltung, wie sonst überall im Lande, nach den geeigneten Mitteln umsehen, um die allgemeinen Bedürfnisse zu befriedigen, und wenn sie nicht im Besitze eines eigenen rentirenden Vermögens ist, so appellirt sie in Form des Steuerzettels an die Taschen ihrer Einwohner und jeder Bürger weiß dann, was seine Pflicht ist, und ebenso weiß er, daß die Worte „Execution" oder „Einquartierung" nicht des bloßen Luxus halber im Lexikon stehen.

Als der Vorsteher der Erziehungsanstalt in der üblichen Weise an seine Pflicht gemahnt wurde, verweigerte er jedwede Zahlung, weil — er nichts besitze. Der Bürgermeister war nicht gesonnen, sich von dem ehrwürdigen Herrn, der dies dem Stand der Barone angehört, auf der Nase herumtanzen zu lassen, das Executionsverfahren wurde eingeleitet durch Maueranschlag den Bewohnern Katwyks bekannt gemacht, jedoch nicht, ohne daß einer der Patres, ein echter ecclesiae, die betreffenden Zettel verschiedene Male gelesen hätte. Nachdem die fahrende Habe der ehrwürdigen Patres aufgenommen war — wobei sich das komische Intermezzo ereignete, daß man in dem Zimmer eines der Patres Documenten des Ulenspiegel, eines die Jesuiten und die Kirche oft ziemlich derb verhöhnenden Witzblattes, liegen sah — wurde ein Tag für die Zwangsversteigerung festgesetzt. Derselbe erschien, aber es erschien auch ein Notar, der dem Gemeindeempfänger ein Schriftstück vorlegte, das nichts mehr und nichts weniger enthielt, als daß das ganze Institut bis zum Nagel an der Wand das Eigenthum der Firma Villefort und Comp. in Amsterdam sei. Die Gemeindebeamten konnten also mit langer Nase abziehen.

Der Vorfall erregte natürlich, die Ultramontanen und einzelne von ihrer Gnade lebende Conservative ausgenommen, überall Aufsehen und gerechte Entrüstung und man hielt es schon für der Mühe werth, sich diese Firma Villefort und Comp. etwas genauer anzusehen. Man brauchte aber nicht lange zu suchen, denn man brauchte nur auf längst bekannte und Jedermann zugängliche Thatsachen hinzuweisen.

Vor einigen Jahren veröffentlichte der Baron Hugenpoth tot den Beerenklaauw, Rathsherr im Provinzialgerichtshof von Nordbrabant, selbst Katholik, aber ein aufgeklärter, wissenschaftlich gebildeter Mann und deshalb bei den Ultramontanen im schwarzen Register stehend, eine Schrift: „Die Klöster in Niederland", welche neben vielem schätzenswerthen statistischen Material eine genaue Beschreibung der Entstehung und der Wirksamkeit der genannten Firma gibt. Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" gebührt das Verdienst, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hingelenkt zu haben.

Die Firma Villefort und Comp. wurde am 20. August 1852 unter Beobachtung aller vom Gesetze vorgeschriebenen Formen errichtet und die damals registrirten Theilhaber waren acht Geistliche, wovon der größte Theil der Gesellschaft Jesu angehörte. Zweck der Gesellschaft ist „Erziehung und wissenschaftlicher (?) Unterricht junger Leute", ihr Sitz ist Amsterdam, ihr Wirkungskreis erstreckt sich jedoch auch auf Culenborg (Sitz eines katholischen Seminars), Katwyk, Sittart und andere mit ähnlichen Anstalten versehene Orte. Art. 4 bestimmt:

„Herr Andreas Consen (Priester in Amsterdam) wie auch sein Nachfolger hat als Chef der Gesellschaft das Recht, Güter und Eigenthum der Gesellschaft zu veräußern, mit Hypotheken zu belasten und auf jede andere Weise darüber zu verfügen, ohne daß dazu die Mitwirkung der übrigen Theilhaber erforderlich ist; ebenso ist er befugt, Güter für die Gesellschaft zu erwerben, Schenkungen anzunehmen, überhaupt über das Gesammteigenthum der Gesellschaft nach Belieben zu verfügen."

Der sogenannte Erbschleicherartikel (5) lautet:

„Genannter Herr Consen und sein eventueller Nachfolger ist allein befugt und berechtigt, für die Firma dieser

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

Gesellschaft zu zeichnen; ebenso hat er auch die Befugniß, dieses Recht nach eigenem Gutfinden, ganz oder theilweise Andern auf- und zu übertragen, ihnen die temporäre Ausübung desselben zu gestatten, und sie von demselben wieder zu entbinden."

Es versteht sich von selbst, daß die Bestimmungen, wonach weder der Theilhaber, noch dessen Erben irgend welchen Anspruch auf das Eigenthum der Gesellschaft erheben können, sehr deutlich formulirt und umschrieben sind.

Während der langen Zeit ihrer Existenz hat die Firma sehr „segensreich" gewirkt. In Rotterdam hat sie zu Anfang der sechziger Jahre eine Erbschaft im Betrag von etwa 60,000 Gulden „erworben"; die alte Dame, welche auf diese Weise den Himmel zu verdienen glaubte, war während der letzten acht Tage vor ihrem Tode von ihren Anverwandten buchstäblich abgeschlossen und die betrogenen rechtmäßigen Erben, die sich an den päpstlichen Nuntius im Haag und an den Papst selbst wandten, scheinen vollständig übersehen zu haben, daß die Kirche einen guten Magen hat und auch ungerechtes Gut verdauen kann.

Uebrigens ist es nicht zum ersten Male, daß die Firma mit dem Fiscus in Conflict geräth. Das „Vaderland" veröffentlichte dieser Tage einen sehr piquanten Fall, der sich kurz nach der Errichtung der Firma ereignete. Im Jahre 1853 legte der genannte Herr Consen in die Gesellschaft ein — eine Kirche nebst Pfarrerswohnung, wobei also der eigenthümliche Fall eintrat, daß Consen als Privatmann Eigenthum an die Gesellschaft abtrat und derselbe Consen, als Director der Firma Villefort und Comp., das Eigenthum annahm, er schenkte also sein Eigenthum der Gesellschaft, behielt aber doch das freie Verfügungsrecht darüber! Der Grund dieser Manipulation lag klar am Tage: man glaubte auf diese Weise die Entrichtung der Gebühren, welche der Staat bei jedem Eigenthumsübergang fordert, umgehen zu können. Dem damaligen Finanzminister leuchtete die Sache aber doch nicht recht ein, er ließ Consen auffordern, die von ihm vorgenommene Schenkung bei der competenten Behörde anzugeben, wurde aber nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Die vom Finanzministerium darauf gegen Consen angestrengte Steuerdefraudationsklage — die Strafforderung betrug etwa 13,000 Gulden — wurde vom Bezirksgericht in Amsterdam abgewiesen und bald darauf der Spruch vom hohen Rath bestätigt.

Wie man sieht, hat man es also mit einer Gesellschaft zu thun, welche auf Kosten des übrigen steuerzahlenden Publicums die Staatscasse systematisch betrügt. Ob jedoch der öffentlichen Entrüstung, welche der Katwyk'sche Fall hervorgerufen, auch die entsprechenden Thaten folgen werden, ist bei der unbestrittenen Herrschaft, welche der Doctrinarismus hier zu Lande noch ausübt, fraglich. Der Abgeordnete Tack hat vor längerer Zeit auf eine Enquête über den Besitz in der todten Hand angedrungen und es wurde damals der plausible Vorschlag gemacht, den Besitz zur todten Hand alle 30 Jahre der Uebergangssteuer zu unterwerfen, allein derselbe kam über das Stadium der Besprechung in den öffentlichen Blättern nicht hinaus. Deshalb hat auch der Bericht der „Germania", Bismarck habe es durch seine Einschüchterungsversuche dahin gebracht, daß Heemskerk ebenfalls mit der Einführung von Maigesetzen beschäftigt sei, große Heiterkeit hervorgerufen und ein Blatt versicherte zum Ueberfluß, daß an eine Annahme eines solchen Gesetzesentwurfs durch die Kammer nicht zu denken sei. Dennoch aber hat der hier vermeldete Fall wenigstens das Gute, daß er, mehr als andere derartige, vor das Forum der Oeffentlichkeit gebrachte Dinge, das öffentliche Gewissen aufrüttelt und dazu beiträgt, endlich einmal den Grundsatz des laissez faire in die Rumpelkammer veralteter Begriffe zu werfen.

Delft, April 1876. **Th. Wenzelburger.**

„Herbart."

Rede bei der Enthüllung des Herbartdenkmals in Oldenburg am 4. Mai 1876,

gehalten von

M. Lazarus.

Am heutigen Tage schließt sich der weitgespannte Ring eines Jahrhunderts, seit hier in Oldenburg der Mann geboren wurde, welchem dies Denkmal errichtet ist.

Millionen und abermals Millionen Menschen haben vormals und in dieser Zeit das Licht der Welt erblickt; sie vollenden den langen oder kurzen Lauf des Lebens, dann entschwinden sie wieder, in engen Kreisen Spuren ihres Daseins und Wirkens hinterlassend, welche selbst wiederum nach kurzer Dauer verschwinden. Nach dem Maße ihres Wirkens wird ihres Lebens Werth gemessen. Stufenweise, in unendlicher Mannigfaltigkeit steigt der Umfang, die Dauer, der fortwirkende Einfluß und damit auch der Werth der Lebensthat empor. Wenige aber ragen weit hinaus und hinauf; durch Größe der Kraft, Stärke des Wollens, Ausdauer der Arbeit gelingt es ihnen, irgend eine Seite der menschlichen Bestimmung zu höherer Vollkommenheit zu bringen, als die große Masse neben, als die Reihe der Geschlechter vor ihnen erreicht hatte. Sie sind die Wohlthäter, denn sie sind die Bildner der Menschheit. Sei es, daß sie Werke der Kunst schaffen, welche die Zeitgenossen ergötzen und erheben: auch noch in späten und fremden Generationen und selbst aus dem Schutt der Jahrtausende ausgegraben, wirken sie als Norm wie als Zeugniß menschlicher Schöpfungskraft; sei es, daß sie Thaten des Heldenthums vollbringen, Freiheit und Ehre des Vaterlandes erringen und erhalten: auch nach einer langen und wechselvollen Geschichte gedenken die späten Enkel des ruhmbegründenden Ahnen und richten ihm zu Ehren ein Denkmal auf; sei es, daß sie Institutionen schaffen, welche dem vielgestaltigen Getriebe menschlicher Kräfte sichere Bahnen und fruchtbare Bewegung leihen: auch in späten Jahrhunderten bilden sie den festen Grund für reine Sitte, für maßgebendes Gesetz, für bindendes Recht und für spornende, auf edelste Ziele gerichtete Freiheit. Die tiefste Wurzel und die edelste Frucht alles menschlichen Strebens aber ist das Wissen. Verständniß dessen, was da ist; Erkenntniß dessen, was da sein soll; alles Geschaffenen Kraft und Maß und Wirkungsart zu erforschen, der eigenen, menschlichen Schöpfungskraft Gesetz und Regel zu ergründen und von allem Endlichen zum Unendlichen den Weg zu suchen, das ist Weisheit, das ist die unmittelbarste aber auch die nothwendigste Form des geistigen Lebens, ist der Geist selbst und die Keimkraft für jede andere Schöpfungsthat des Menschen.

Der Weisheit Einfluß ist der weiteste, ihre Wirkung ist die dauerndste, denn durch die naturgesetzliche Continuität des Geistes wirkt sie von Generation zu Generation in den Geistern fort; aber auch ihre bleibenden Erzeugnisse selbst werden immer wieder von Neuem ansetzen als bildende Kräfte. Nicht bloß Werke sind es, die sie hervorbringt, sondern Werkzeuge.

Nicht als Einzelne, nicht als Individuen wirken die Heroen des Geistes; sie sind der Ausdruck des Nationalgeistes, das höchste Zeugniß und Erzeugniß der Volksseele; darum wird ein Volk im Verein der Menschheit und im Ablauf der Zeiten geschätzt nach den großen, nach den hohen und schöpfungsreichen Söhnen, welche sein Wirken, seinen Ruhm und seinen Glanz darstellen. Steigt aber ein Volk in der Reihe der Völker durch seine Genien auf, dann ist dieses Jahrhundert das Jahrhundert Deutschlands. Wohl glänzte mancher Stern von gewaltiger Leuchtkraft auch schon in vergangenen Zeiten an seinem Himmel; wer nennt alle ihre Namen, und wer nennt sie ohne edlen Stolz; nur an Kepler und Copernicus will ich erinnern, die der Gestirne harmonische Bahn und gesetzlichen Lauf, an Luther und Melanchton, die den Weg der Sitte und Seligkeit gezeigt, und an Leibnitz, dessen Geist, sich selbst betrachtend, den Gedanken fassen durfte, daß jede Seele das Universum in sich spiegele.

Digitized by Google

Und dennoch wird man, der Geschichte redlich folgend, sagen müssen, daß erst im letzten Jahrhundert, in welchem auch Herbart lebte und wirkte, das deutsche Volk, als das jüngste in die Reihe der Völker ebenbürtig eingetreten, welche jenen höchsten Dienst der Menschheit durch Eigenart und Schöpfungsdrang verrichten.

Seit einem Menschenalter etwa feiert die Gegenwart fast ein Jahr nach dem andern, in einem deutschen Gau und Stamm nach dem andern die Säcularfeier eines jener großen, jener leuchtenden und führenden Geister, welche beides durch Dichtungskraft oder Wahrheitsforschung die Höhen der Menschheit erstiegen.

Als beglückte Enkel sehen wir Deutschen der Gegenwart auch das politische Reich machtvoll gegründet und rechtlich geeinigt nachdem, und ganz gewiß auch weil unsere Väter vorher das Reich, das nicht nur von dieser Welt ist, erstrebt, weil sie für die flüchtige Erscheinung das bleibende Gesetz, neben dem Zeitlichen das Ewige, und vor dem Wirken das Wissen zu erringen sich bemüht; dem Geiste der Realität ist die Realität des Geistes vorangegangen, für welche die Ahnen gelebt, gearbeitet, gerungen, gekämpft und Unsterbliches geschaffen haben.

Nahe bei einander in dieser classischen Zeit der Deutschen, wie vielleicht nie und nirgends in den Blättern der Geschichte, stehen sie zahlreich die schöpfungsfrohen Dichter, aber auch die weltumfassenden, in die innerste Tiefe dringenden Denker. So recht in ihrer Mitte steht auch Herbart. Neben Schelling und Hegel ein Nachfolger Fichtes, greift er besonnen und energisch auf Kant und Leibnitz zurück, um den deutschen Geist vor dem Verfolgen einer einseitigen Bahn zu schützen.

Bald wird die Hülle fallen, die uns das Abbild des verehrungswürdigen Hauptes noch verbirgt, in welchem ein Leben lang die erhabensten Gedanken mit ausdauerndem Eifer erwogen wurden; wir werden die Augen sehen, die „über alle Maßen leuchtend" waren,*) — aus denen das Licht reinen Denkens sich ergoß, die Lippen, denen das gehaltreiche Wort mit einer in Deutschland nie gehörten Anmuth und Vornehmheit entströmte.

Vorher aber lassen Sie uns im Geiste ein inneres Bild des gewaltigen Denkmeisters schauen, seine geistige Lebensthat, ob auch nur in flüchtigen Zügen erwägen.

Das natürliche Streben des Menschen ist auf die Wahrheit gerichtet; aber vielartig und vielverzweigt ist die Erkenntniß derselben. Das Ziel des Wissens, seine höchste Bestimmung und die des Menschen selbst wird erst erreicht, wenn eine harmonische Vereinigung alles Erkennens mit Selbstbewußtsein gefunden wird. Der menschliche Geist als Gesammtheit trägt Widersprüche in sich; die verschiedenen Epochen in der Geschichte, in der gleichen Zeit die verschiedenen Parteien, die Nationen, die Religionen, die Wissenschaften, sie haben verschiedene, oft widersprechende Meinungen; der Philosoph sucht die Wahrheit in Allem und für Alle. Jeder Andere stellt sich auf den Stand der Seinigen mit ihren Voraussetzungen, mit ihren Formen, ihren Schranken des Denkens; der Philosoph sucht die allgemein menschlichen Voraussetzungen, erstrebt alle Formen ohne Schranken des Denkens als die der Wahrheit.

Aber im Geiste selbst, im Einzelnen entspringen aus der Thätigkeit des Denkens Widersprüche, Probleme, welche gelöst sein wollen. Der Mensch empfängt nicht die Wahrheit als ein Geschenk, er muß sie erkämpfen; die Begriffe, die er naturgemäß bildet, sind nicht vollkommen, er muß sie „bearbeiten"; er findet nicht in sich die Harmonie des Denkens, er muß sie erringen; sie ist der höchste Preis, der süßeste Lohn seiner innern Arbeit. Von der Unruhe, von den Zweifeln, aus zwiespältigem aber beiderseitig nothwendigem Denken erzeugt, bleiben die meisten Menschen glücklich befreit; der Philosoph wird von ihnen mit unentrinnbarer Gewalt ergriffen, sie sind die Zug- und Triebkräfte seiner vordringenden Forschung; alle Menschen ersehnen ihr gesondertes Erkennen als einen Gewinn, eine Bereicherung, einen Schmuck des Geistes; der Philosoph aber trägt die Last und das Leid der Probleme. Dies vor Allem sollen wir am Fuße dieses Denkmals uns zu Gemüthe führen: die Sorge des Staatsmannes um das Wohlsein des Landes und seiner Bürger, die Sorge des Propheten und des Apostels um die Seele und Seligkeit der Gläubigen, sie sind nicht so hart und nicht so herb, wie die Sorge des Denkers um die harmonische Wahrheit im Geiste der Menschheit. Und wie hat Herbart sie getragen, diese Last der Probleme! wie hat er sie, mit einem allmenschheitlich erregten Gewissen geschärft und gesteigert die Sorge um die harmonische Wahrheit in der menschlichen Erkenntniß!

Die Wahrheit ist einfach, lautet ein alter Spruch; ja die Wahrheit ist einfach, wenn sie gefunden ist; aber die Wege der Forschung sind vielfach und verschlungen. Diese Wege sicher zu zeigen, sucht Herbart vor Allem klare und feste Methoden. Durch reinliche, vielleicht allzustrenge Sonderung der Forschungsgebiete, durch scharf gestellte Fragen sucht er zu Antworten zu gelangen, welche den strengen Forderungen unerbittlicher Logik und den Thatsachen der Erfahrung gleich sehr genügen.

Die Welt ist voller Wandel und Bewegung; aber die Wahrheit ist ewig, und ewig das reine wandellos Seiende; von allem Schein und dem Wechsel, von der Verneinung und der Vernichtung erlöst, beharrt das ewige Sein.

Des Seienden ist Vieles; aber das Viele ist nicht getrennt und vereinzelt, es lebt und regt sich in wechselnden Verbindungen; die Art wie es sich verbindet und trennt, wie es sich flieht und sich sucht, bestimmt das Bild der Welt; aus den „Beziehungen" der wirklichen Wesen zu einander und für unser Denken gewinnen wir die Erscheinung ihrer Wirklichkeit.

Als eine schöpferische Kraft erscheint der Geist sich selbst mitten in den Erscheinungen der Natur. Daß er kein bloßer Widerschein der Materie, aber auch nicht der Schöpfer ihrer Bestimmungen, daß er ein selbstständiges Sein, aber Schranken in seiner Freiheit hat, bringt Herbart zur Erkenntniß, indem er das wahre von dem scheinbaren Geschehen im Geiste wie in der Natur unterscheidet.

Mannigfaltig sind die Bestrebungen der Menschen, vielgestaltig die Wünsche, die sie hegen, die Befriedigung, welche sie suchen; aber völlig unserer Neigung, unserem Willen, der erfinderischen und zwecksetzenden Phantasie entzogen und berufen, sie alle in den Dienst zu nehmen, stehen dem Menschen die ewigen Ideen als unentrinnbare Forderung gegenüber; in ihnen ist das ursprüngliche, unwillkürliche und ewig gültige Urtheil über jedes Willensverhältniß enthalten.

Die Gestaltung und die Erkenntniß der Ideen ist in den Zeiten und Menschen verschieden; in der Geschichte wechselnd und fortschreitend; aber an sich sind sie ewig, die treibende Kraft aller Erkenntniß, Grund und Ziel alles Fortschritts. Denn „das ewig Schöne, das ewig Gefallende und Genügende sucht der Blick des Edlen".

An die Stelle des Unvollkommenen soll das Vollkommene treten; der Zug und Druck des begehrlichen, abspringenden, widerstreitenden Wollens soll der innern Freiheit des Gemüthes weichen; Streit und Hader soll die Gerechtigkeit schlichten und gedeihliche Ordnung stiften; jede menschliche Handlung soll nicht bloß als Wirkung der Ursache, sondern ihr wiederum soll lohnende und strafende Vergeltung folgen nach dem Gesetz der Billigkeit; Wohlwollen soll den Eigenwillen überwinden, Güte und Liebe soll Eigennutz und Eigensucht besiegen. Diese Lehren hat Herbart in einer wahrhaft classischen, der hohen Würde des Gegenstandes entsprechenden Form verkündet.

Der Mensch aber ist nicht bloß ein beseeltes Individium, er ist dies zugleich als Glied der beseelten Gesellschaft. In dem Aufbau, in der Ordnung und Bewegung, und im geschichtlichen Lauf derselben soll die Macht der Ideen, ihre schaffende und gestaltende Kraft sich bewähren.

Das Heil ist bei Denen allein, welche der sanften Führung der Ideen folgen; der Gesetzmäßigkeit aber sind alle Geister unterworfen.

Diese naturnothwendige Gesetzmäßigkeit alles inneren Lebens zu behaupten, sie im Großen wie im Kleinen, im Ganzen wie im Einzelnen, sie in ihrem Ursprung, in ihrem Fortgang und in ihren Folgen zu erforschen, die Psychologie zu einer strengen

*) Strümpell.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Wissenschaft zu erheben, das war das wichtigste Anliegen, die größte That, die segensreichste Frucht im Leben Herbart's.

Der Triumph des Geistes, des Bewohners der kleinen Erde, ist es zu den Sternen aufzuschauen, fast unendliche Räume auf den Flügeln des Gedankens zu durchdringen, die unendlichen Gesetze, welche das Universum beherrschen, in Gedanken zu fassen; auch in die Tiefe der Erde dringt der Mensch, um ihre Schätze heraufzuholen; der Psycholog aber lehrt die Schätze des Gemüthes kennen, er will die ewigen Gesetze des erkennenden Denkens selbst, er will die Gründe, Normen und Kennzeichen aller Wahrheitsforschung und aller Schöpfungskraft des Geistes enthüllen. In aller Bescheidenheit sieht Herbart den Aufbau dieser Wissenschaft in der Zukunft, aber mit einer wahrhaft heiligen Sehnsucht und mit prophetischer Weihe faßt er das Ziel in's Auge, welches sie zu erstreben hat. „Dem menschlichen Geiste ist es möglich, seine wahre Natur zu erkennen, darum wird er sie erkennen: dann werden die Wege des Lebens sich erhellen; der Mensch wird wissen, was er thut, er wird seine Kräfte nutzen, und nicht mehr blindlings sein Heil zerstören."

Aber nicht auf die allmälige Verbreitung und Wirkung der psychologischen Erkenntniß soll gewartet werden; auf die unmittelbarste, die sicherste, die fruchtbarste Anwendung derselben hat er hingearbeitet. Psychologie ist die Mutter der Pädagogik. Wenn wir die Gesetze des Geschehens, die Normen des Werdens im inneren Leben des Menschen erkennen, dann sind wir auch im Stande, die gegebenen Kräfte zu gedeihlicher Entwickelung zu leiten.

Aber nicht bloß die wirksamsten Mittel, sondern vor Allem den einen, den reinsten und edelsten Zweck der Erziehung einleuchtend zu machen, war Herbarts unermüdlicher und sieggekrönter Kampf. Nicht bloß für den äußeren Nutzen, nicht zum Schein und Schmuck, nicht zur flüchtigen Befriedigung oder herrschenden Ueberlegenheit soll gelernt werden was gelernt wird, sondern aller Unterricht soll einen erziehenden Einfluß üben. Den Charakter zu bilden, den sittlichen Willen zu reinigen und zu befestigen, das Interesse des Menschen zu erweitern und zu erhöhen und von der Enge und Dürre des Eigenlebens zu befreien, dem Geiste edle Nahrung und Regsamkeit zu geben, im Gemüthe Wärme und Tiefe zu erzeugen, jede Menschenseele durch die Erkenntniß ewiger Wahrheit zu veredeln, aber auch durch die Wahrheit des Ewigen, Unendlichen und Heiligen zu weihen und zu erheben, dies Alles hat Herbart als den Gegenstand einer Erziehung erkannt, welche völlig in sich geeinigt, auf die Bildung des ganzen, sittlichen und selbsttreuen Menschen gerichtet sein soll.

Von den besonderen Forschungen, die Herbart angestellt oder angebahnt, von dem rastlosen Eifer, mit dem er gelehrt, von der Zahl seiner Schüler, die zu seinen Füßen gesessen, aus seinen Schriften geschöpft und später selbst die Lehrkanzeln bestiegen, selbst von der Anzahl und den Namen seiner Bücher zu reden ist hier der Ort nicht.

Vom lebendigen Worte Herbarts berichten Viele, die den Segen desselben an sich erfahren, was wir an der bleibenden Schrift beobachten: überall treten seine Gedanken mit logischer Schärfe und Bestimmtheit zu Tage, überall mit ästhetischem Maß und mit Ordnung geschmückt, überall von sittlicher Reinheit und Hoheit durchweht; niemals in seinen Schriften — auch im Kampfe der Meinungen nicht — kommt die Leidenschaft zu Wort, niemals wird sie im Leser erregt.

Fern ist aller formalistische Schein, fern jede sophistische Kunst; nirgends ein hastiges Drängen, selbst zum edelsten Ziel, nirgends eine Uebereilung noch Uebertreibung oder eine Schwärmerei, selbst in der edelsten Absicht. Vielmehr eine wahrhaft olympische Ruhe waltet von der ersten Schrift bis zur letzten; lichte, krystallene Klarheit des Geistes, in sich gefestete stetige Ruhe des Gemüthes stehen nicht nur neben einander, sie erzeugen, sie steigern, sie veredeln sich gegenseitig. Von Gluth wie von Kälte, von Sturm wie von Stille immer gleich weit entfernt, pulsirt in seinem Geiste eine gelind energische und gleichmäßig beherrschte Lebenswärme. Höchst charakteristisch sind die positiven Wissenschaften, denen Herbart für die philosophische Forschung Vorbilder, Gleichnisse und Kategorien entnimmt: die Mathematik, die Mechanik, die Musik.

Ich habe versucht, Ihnen ein Bild von dem geistigen Schaffen Herbarts zu geben; freilich ein Bild so wenig wie etwa der kleine Lichtschein, der in unser Auge fällt, das Bild eines Gestirnes ist. Erst das bewaffnete Auge, der rechnende Verstand und die prüfende Analyse der Strahlen fügen zu jenem Lichtschein die Elemente, um ein wirkliches geistiges Bild des Gestirns zu schaffen. Solches bewaffneten Auges, solcher innern Arbeit bedarf es auch, um von dem Geiste Herbarts eine Anschauung zu gewinnen.

Denn er war ein Stern, ein Stern erster Größe am Himmel menschlichen Denkens.

„Nicht die Zeit, sondern das Unzeitliche ist der eigentliche Gegenstand des Philosophen", und dennoch wird es heute schon wenige Menschen in Deutschland geben, welche nicht, mehr oder minder vermittelt, einen Strahl von dem Lichte dieses Sternes in ihrer Seele empfangen haben. Denn ein Lehrmeister ist Herbart seit einem halben Jahrhundert für alle Erzieher und Lehrer und als solcher in immer weiteren Kreisen und immer freudiger anerkannt.

Wer also irgendwie den Segen der Erziehung, von der höchsten Wissenschaft bis herab zum einfachen Schulunterricht genossen hat, ist ihm zu Dank verpflichtet.

Darum haben wir uns auch nicht genügen lassen, ihn im Geiste zu feiern, liebevoll sein Andenken im Gemüthe zu bewahren, ein Zeugniß der Verehrung haben wir hier aufgerichtet, damit auch die Fernstehenden von dieser Verehrung eine zwingende Kunde erhalten, damit auch die künftigen Geschlechter erfahren, wem wir in unseren Tagen die Ehre gezollt haben.

In der Jugend der menschlichen Cultur galt das Graben eines Brunnens für wohlthätiges, segenspendendes Werk; fernhin sichtbare Zeichen wurden aufgestellt, um den Ort des Brunnens zu künden; erhabene Lieder wurden gedichtet und gesungen, um die neue Quelle des belebenden Wassers zu feiern.

Die Heroen des Geistes aber graben Brunnen der Erkenntniß! und die in dankbarer Begeisterung auffauchzende Seele ruft den Genossen zu: Auf! Stimmet an das Brunnenlied! Ein Brunnen, den ein Fürst des Geistes gegraben, den ein Edelster des Volkes gehöhlt hat.*)

Das Denkmal ist das Brunnenzeichen. Die Jünger ehren sich selbst, indem sie hier dem erhabenen Meister, die Stadt, indem sie ihrem großen Mitbürger, die Nation, indem sie einem ihrer edelsten Söhne dies Monument errichtet. —

Ihnen, Königliche Hoheiten, erlaube ich mir im Namen des Comités unseren tiefgefühlten Dank für Ihre huldvolle Theilnahme an der Aufrichtung wie an der feierlichen Enthüllung dieses Denkmals mit der Zuversicht auszusprechen, daß dasselbe Ihrer Residenz zur Zierde und Ihrer hochedlen Gesinnung zur Befriedigung gereichen möge. —

Ihr Freunde und Genossen aus der Schule Herbarts! Ihr Erben und Sendboten seines lichtvollen Geistes, deren Tagewerk von der Verbreitung und Fortsetzung seiner gewaltigen Gedankenschöpfung erfüllt ist! es ist ein Tag der Freude, es ist ein hohes Fest der Seele, das wir in dieser Stunde feiern. In unserem eigenen Leben nur ein Mal, aber auch in der Geschichte der Menschen nur selten wird ein Gefühl von solcher Eigenart, von solcher idealen Hoheit und Fülle empfunden, wie es in dieser Stunde unser Gemüth bewegt, da wir den Manen unseres Meisters diese Huldigung darbringen und von einer so edlen Versammlung dargebracht sehen.

Und mit uns verbunden sind in der tiefen Bewegung seine Schüler alle, die als Richter, als Lehrer und Prediger oder als Aerzte von der Gesinnung seiner Idealität erfüllt, ihre Lebens-

*) 4. Buch Mosis 21, 16 ff.

Digitized by Google

that vollbringen. Die wir von fern her gekommen sind, wir kehren wieder heim, die Arbeit in seinem Geiste und zu seinem Ruhme fortzusetzen; hier aber bleibt das Andenken fest gegründet.

Ihr Frauen und Männer von Oldenburg! haltet die Ehre dieses Denkmals hoch und werdet froh der beglückenden Gemeinschaft seines Ruhmes. Erinnert Euch, daß die Namen jener Meister des Gedankens, welche vor mehr als zwei Jahrtausenden gelebt und gelehrt haben, heute in der ganzen gebildeten Welt heimisch sind. Selbst wer wenig von der Geschichte Griechenlands weiß und wessen Gedankenkreis nur in seltener und entfernter Berührung mit dem der Philosophie sich befindet: die Namen Sokrates, Plato, Aristoteles schlagen als bekannte Klänge an sein Ohr. So wird künftigen Jahrtausenden und fernen Ländern neben Leibnitz und Kant, mit Fichte und Hegel, der Name Herbart geläufig sein. — Ihr werdet von hinnen und wieder den Geschäften und Freuden des Lebens nachgehen; aber wenn Euer Weg an diesem Denkmal vorüberführt, werde es Eurem Herzen eine Mahnung: der Arbeit des Geistes verehrungsvoll zu huldigen. Auch wer den Gedanken Herbarts in seinen Schriften nicht zu folgen vermag, aus dem bloßen Anblick dieses Denkmals wird die Thatsache in seine Seele dringen, daß ein Mensch sich hoch aufschwingen, daß er die Verehrung der Jahrhunderte gewinnen kann, und die Ueberzeugung von der Macht und dem Adel des Geistes wird den Beschauer selbst veredeln. — Und wenn Euch in Zukunft Eure Kinder fragen: was bedeutet dieser Stein und das Bild darauf? dann saget ihnen: ein Denkmal ist's, daß hier ein großer Geist seine Lebensarbeit begonnen, die er mit unentwegter Selbsttreue und nie verlöschendem Eifer vollendet hat, sich zur Ehre, uns zum Ruhme und der Menschheit zum Heil.

Ja, Ihr Kinder von Oldenburg! für Euch zumeist und in allen folgenden Zeiten für die Kinder sei dies Denkmal gegründet.

Vor Euren eigenen Augen wie vor meinen liegt Eure Zukunft in tiefer Verhüllung; aber damals als Herbart hier noch als Kind, als Schüler lebte, hat auch weder er noch seine Eltern oder Lehrer ahnen können, daß einst ein Denkmal an dieser Stelle von ihm zeugen werde.

Das Ziel ist weit, aber die Bahn ist offen; und kein Schritt ist vergeblich! Niemand von Euch weiß, was Ihr erreichen werdet, aber Jeder weiß und Jedem wird gelehrt, was er erstreben soll. Dem hohen Meister zu gleichen, sind nur Wenige, ihn zu verehren und seiner stolzen Landsmannschaft würdig zu werden, seid Ihr Alle berufen! den Ruhm derselben aber sollt Ihr nicht bloß genießen, sondern durch aufstrebende Gesinnung auch verdienen und befestigen.

Denket daran, daß Euer Landsmann Johann Friedrich Herbart ein großer Lehrer und ein Segen der Menschheit gewesen, weil er uns Alle gelehrt hat, wie wir, Jeder in seinem Kreise schaffensfreudig, mit Fleiß und mit Kraft, rein und frei und edel unser Leben gestalten, wie wir dem Vaterlande ergeben, uns selber treu, dem Heiligen gehorsam sein sollen.

Literatur und Kunst.

Vincenzio Tedeschi und sicilianische Bildung in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts.

Von F. Fennist da Catanna.

Die moderne Physiologie hat durch unbestreitbare Experimente den hauptsächlichsten Zusammenhang festgestellt, der zwischen dem Nervensystem und den verschiedenen Thätigkeiten des menschlichen Denkens besteht. Es bleibt nun zu untersuchen, was für einen Einfluß der Mangel eines unserer Sinne auf unsere geistigen Fähigkeiten ausübt.

Eine derartige Untersuchung nimmt in gleichem Grade den Philosophen, den Sittenlehrer und den Gesetzgeber in Anspruch, und ein Jeder, der in das Wesen dieser Verhältnisse eindringt, wird die Wissenschaft auf das Entschiedenste fördern und dazu beitragen, jene Vorurtheile zu zerstören, die unserm Jahrhundert zur Unehre gereichen und den Sitten gewisser Völker den Charakter unerhörter Grausamkeit geben. Meine Arbeit soll keine rein wissenschaftliche Studie sein, die sich auf abstracte Speculationen gründet, sondern ich will dem Leser eine Reihe von Thatsachen bieten, die gleichzeitig zum Verstande und zum Herzen sprechen.

Was ist denn die Blindheit? In welcher Weise kommt dem Blinden sein Unglück zum Bewußtsein, und was für erhabene Einrichtungen der Natur gestatten ihm, an wissenschaftlicher und socialer Thätigkeit Theil zu nehmen? Das waren die Fragen, die sich mir aufdrängten, als ich mit der Untersuchung der wenigen Urkunden begann, die mir bezüglich Vincenzio Tedeschis, jenes berühmten Philosophen, der im Alter von 10 Jahren blind wurde, zu Gebote standen

Er wurde am 15. December 1786 zu Catania geboren und wirkte später als Lehrer der Philosophie und der Mathematik an der Universität dieser Stadt und dort starb er auch vor wenigen Jahren, beweint von den wenigen Besseren und Edeldenkenden und verspottet von jener traurigen Gesellschaft, die er bei Lebzeiten mit Wort und Schrift zum Schweigen zu bringen wußte.

Schon in zartem Alter besuchte er die öffentlichen Schulen, in denen er wegen seiner vorzüglichen Anlagen für die humanistischen und ganz besonders für die exacten Wissenschaften nicht wenig Anerkennung fand. Ebenso fleißig und ruhig aber; wie er sich in der Schule zeigte, ebenso reizbar war er zu Hause bei jedem Spiel, und nicht selten machten deshalb die Altersgenossen seinen Jähzorn zur Zielscheibe ihrer Epigramme und Witzworte. Unglücklicher Weise wurde, je näher er dem Jünglingsalter kam, sein Gesicht um so schwächer; die Umrisse der Gegenstände wurden immer unbestimmter, und das Licht erschien ihm schwankend, unsicher, verschleiert, so daß er zuletzt nur noch hin und wieder sehen konnte. Mit dem Fortschreiten der Krankheit entwickelte sich in ihm jenes Gefühl, das ich „Durst nach Licht" nennen möchte; ich will damit jenen Zustand des Blinden bezeichnen, in dem die Thätigkeit des Hauptsehnerves eine fieberhaft erregte ist, so daß sie im umgekehrten Verhältniß zu der Unbrauchbarkeit des Sinnes zunimmt. Das Bedürfniß nach Licht war in ihm so groß, daß er Schlaf und Ruhe verlor. In einer Nacht endlich fühlte er sich von ungewohnter Ruhe umfangen, er schlief lange, ohne daß sein Schlaf von jenen Lichtbildern beunruhigt worden wäre, die ihm sonst alle Dinge in feuerrothem Glanze gezeigt hatten. Am Morgen aber, als er erwachte, wandte er den Kopf hin und her, dann tastete er sich nach dem Fenster hin, um es zu öffnen, aber es war bereits offen. Da errieth er das herbe Los, das ihm vom Geschick beschieden war, und noch einmal versuchte er alle seine Kraft im Blick zu concentriren: Sonne, Gestalten, Farbe, Licht, Alles verschwunden. Das äußere Ansehen der Augen ist unverändert geblieben, aber der Nerv ist gelähmt. „O Gott", — sagte er — „vergönnst Du mir nicht noch ein einziges Mal den Strahl der aufgehenden Sonne zu begrüßen?" Dann klagte er nie mehr, und man mußte zu seinen vertrautesten Freunden gehören, wenn man den tiefen Riß gewahren wollte, der durch sein Herz ging. Woher kam denn jenes gezwungene Auflachen, da Alles ihn zur Verzweiflung trieb? Warum denn weinte er nur, wenn Freunde und Eltern ihn nicht sahen? Das will ich gleich auseinandersetzen.

Damals herrschten in Sicilien betreffs der Blindheit harte Vorurtheile. Man glaubte, daß das Unglück des Blinden eine Vergeltung sei für die Sünden der Väter oder auch für die Fehltritte, die er noch selbst in seinem Leben begehen würde; und wenn der Blinde durch die Gaben der Natur mit noch so

Digitized by Google

großem Talente ausgestattet war, man ließ ihn auf das Unbarmherzigste in Unwissenheit aufwachsen; der geringste Fehler seiner Gemüthsart diente dem öffentlichen Urtheile als Beweis und bei jedem seiner Schritte wurden gefühllose Vermuthungen gemacht, als ob der Fluch des Ewigen den Boden versenken müßte, auf dem der Blinde stand. Der Besuch höherer wissenschaftlicher Anstalten, welcher seinen traurigen Zustand wenigstens bis zu einem gewissen Grade hätten lindern können, war ihm versagt. Ein Mensch, der sich durch Hoheit des Geistes und umfassende Kenntnisse auszeichnete, mußte sein Leben unthätig in der Einsamkeit seines Zimmers verbringen, als wenn er das unbrauchbarste Geschöpf wäre, das Gott jemals erschaffen, denn jene Verfolgung klopfte ebensowohl an die Thore der Paläste, als an die Hütten der Armuth. Der Verlust des Sehvermögens schloß von jeglicher Theilnahme an Staatsgeschäften aus, sogar von denen, die mit dem Gebrauche des Gesichts nicht das Geringste zu thun haben. Die Worte des Blinden waren in den Wind gesprochen, und nicht selten verhinderte ihn das Vorurtheil, die süßen Freuden häuslichen Glückes zu kosten. Das heißt also: die Blindheit erniedrigt den Menschen bis zu dem Grade, daß er die bürgerlichen Rechte verliert! Aber hierüber habe ich schon ausführlich in dem „Martyrium meines Willens" gesprochen; es ist das ein Werk, das binnen kurzem erscheinen wird, und in dem ich mich an das Mitgefühl der Italiener wende.

Die Familie Tedeschi war inmitten solcher traurigen Vorurtheile geboren und aufgewachsen, sie theilte die allgemeine Ansicht, und deshalb hatte Vincenzio nach seinem Unglücke unendlich viele Hindernisse zu überwinden, um nur seine Studien wieder aufnehmen und sich die nöthigen Bücher verschaffen zu können. In Folge dessen ging er in seiner wissenschaftlichen Weiterbildung ohne Methode vor und warf seine Kenntnisse in allen Zweigen des Wissens durcheinander, ein Umstand der ihn zwang, gar bald Alles wieder von vorn anzufangen. Die Scherze seiner Gefährten verschärften noch auf das Bitterste den Kummer, den ihm sein Gebrechen ohnehin machte, und im Alter der süßesten Träume mußte er die herbsten Enttäuschungen erleben.

Mit zwanzig Jahren besaß er bereits einen reichen Schatz von Kenntnissen; er liebte das Schöne, das Wahre und das Gute mit aller Gluth einer edlen Seele. Die Schilderung der alten Bürgertugend erfüllte ihn mit Begeisterung; die Treue gegen das Vaterland und gegen das Unglück galt ihm als heilig und unverletzlich; und wenn auch seine Augen jenes Ausdruckes entbehrten, welcher dem Lichte seinen Ursprung verdankt, so schien es doch, als wollten jene ruhigen, heiteren Gesichtszüge, jene Lippen, auf denen sich so wunderbar alle Regungen seiner Seele abzuspiegeln pflegten, das Gebrechen, welches ihm so viel Leid brachte, Lügen strafen. Die Liebe zu den Studien erstickte niemals seine Herzensgüte und die Reinheit seiner Sitten. Seines Werthes war er sich auf das Bescheidenste bewußt und die Resultate so vieler durchwachter Nächte brachte er mit der größten Kürze in die Oeffentlichkeit, da er Schweigen dem Reden vorzog. In Bezug darauf sagte er: „Der höchste Adel der Sitten, den wir in unsern Tagen zeigen können, giebt sich eher in einem maßvollen Schweigen, als in unaufhörlichen Streitreden zu erkennen, und wenn zur Zeit der Alten die Discussion dazu diente, den Verstand zum Wissen zu leiten, so dient sie heute nur noch zur Silbenstecherei und nur zu oft tödtet sie den Gedanken." Durch so hochherzige Sinnesart erwarb er sich die Achtung aller Derer in der Stadt, die auf Bildung Anspruch hatten. Dann gaben der Verkehr mit gebildeten Reisenden, welche die Insel besuchten, und mit Gelehrten, welche das Alterthum und die Reste einer erhabenen Vergangenheit zum Gegenstande ihrer Untersuchungen wählten, seiner Sprache und seinem Auftreten jene vorzügliche Feinheit, die ihn allen Denen, mit welchen er zusammenkam, lieb machte. Den Haupttheil seiner Studien bildete die Erforschung, welchen Einfluß die Blindheit auf das Denkvermögen und die Seelenregungen ausübt. Dabei ließ er sich weder durch die Schwierigkeit der Sache, noch auch durch die Hindernisse abschrecken, die sich ihm hemmend in den Weg stellten. Dann machte er sich daran, den Zusammenhang und den Aufbau unserer moralischen und intellectuellen Kräfte zu untersuchen, da er aber von Jugend auf an exacte Wissenschaften gewöhnt war, konnte er sich schwer mit leeren Speculationen und unbestimmten Abstractionen begnügen. Er brach daher mit den scholastischen Lehren, welche damals in Sicilien den ersten Rang behaupteten, und wandte sich zu den Methoden, welche die neuere Philosophie erfunden hat. Die philosophischen Systeme von Locke, Stuart und ihrer ganzen Schule zogen ihn wohl mächtig zum Studium an, aber sie ließen in seinem Geiste tausend Lücken, die sich nur durch physiologische Studien ausfüllen ließen. Hindernisse kannte seine unbezwingliche Ausdauer nicht, und so faßte er den festen Entschluß, die hauptsächlichsten Eigenschaften unseres Organismus kennen zu lernen. Nachdem der Lehrer, der ihm dabei als Führer diente — ein ruhiger englischer Beobachter —, ihn an Leichnamen seine Studien über die Organe auf das Eingehendste hatte machen lassen, ließ er ihm dieselben auch noch in Wachs nachbilden, um das Gedächtniß Vincenzios immer durch ein entsprechendes Bild zu unterstützen. Um ihm einen annähernden Begriff von dem Gefäßsysteme zu geben, fand jener die Auskunft, Flüssigkeit in die einzelnen Zellen zu spritzen, so daß sie ein fühlbares Bild darstellten. Bei der Untersuchung des Knochengerüstes und der Muskeln konnte das Gefühl ohne Nachtheil das Gesicht ersetzen, wenigstens bei dem, der von der Anatomie nur so viel wissen wollte, als nothwendig ist, um speculativen Studien den Weg zu bahnen. Als aber Tedeschi an das Nervensystem herantrat, wurden die Schwierigkeiten unüberwindlich. Hätte er nun in Frankreich gelebt oder in Deutschland, wo die physiologischen Studien durch die Nachbildung der verschiedensten Theile des menschlichen Körpers in Papiermaché oder Wachs auf außerordentliche Weise erleichtert sind, so würde er seine Wißbegierde, die ihn immerfort beunruhigte, leicht haben befriedigen können. In unserer Zeit ist die Kunst des Experimentirens so einfach geworden, daß ihre hauptsächlichsten Schlußfolgerungen auch für den leicht verständlich sind, dem die Kenntniß der Physik fremd ist. Da Tedeschi aber in einem Lande lebte, in dem die Anatomie und die Physiologie sich in einem derartigen Verfalle befanden, daß selbst die Tartarei und Afrika mit Geringschätzung darauf hinabsehen durften, so mußte er sich, was er so gern von der Natur und durch Versuche gelernt hätte, mühsam aus Büchern erwerben. Die erlangten Kenntnisse ließen ihn den Zusammenhang ahnen, der zwischen den Erscheinungen auf moralischem und intellectuellem Gebiet und unsern Körperfunctionen besteht. Wenn nun auch sein Verständniß der Physiologie unvollständig und ungenau war, so wagte er es doch öffentlich darauf hinzuweisen, daß der Aufschwung einer gesunden Philosophie in Sicilien ohne den der medicinischen Wissenschaften unmöglich sei.

Während dessen hatte das Ungestüm jugendlicher Leidenschaft jenem süßen Sehnen Platz gemacht, welches mit unwiderstehlicher Macht den Menschen zur Gründung der Familie drängt. In einer Gesellschaft zu Catania lernte er eine junge Dame kennen und verehren, die sich sowohl durch Körperschönheit als auch durch Geistesbildung auszeichnete. Sie war aus dem Hause Barcellona, einer alten Familie der Insel. Bald umschlang Tedeschi und die junge Rosalie ein Band, fest genug um jedes Vorurtheil besiegen zu können. Aber auf welche Weise sollten nun die vorgefaßten Ideen und die Abneigung überwunden werden, von der das Haus Barcellona gegen alle die eingenommen war, die das Augenlicht entbehrten? Tedeschi stand ganz allein da und besaß kein Vermögen. Sein stolzer und vornehmer Sinn gestattete ihm nicht, sich ihr zu erklären, so sehr ihn auch der Gedanke, sie zum Weibe zu erhalten, fortwährend beschäftigte. Indeß wahre Liebe kann sich niemals den Augen der Geliebten verbergen. Nach zwei Jahren vergeblicher Bitten und unnützen Wartens griff Rosalie zu dem einzigen Ausweg, der ihr noch blieb: sie verließ eines Abends heimlich das Haus ihrer Eltern, um einem Manne Trost zu bringen, der in seiner traurigen Lage seine einzige irdische Hoffnung auf sie gesetzt hatte.

Graf Barcellona, dem Mitleid unzugänglich und aufgereiz

Digitized by Google

durch das Geschwätz der Müßiggänger, ein eifriger Vertheidiger der Irrthümer seines Standes und der Vorurtheile seines Volkes, verweigerte nicht nur seine Zustimmung zur Heirath seiner Tochter, sondern versuchte auch Tedeschi wegen gewaltsamer Entführung unter Anklage stellen zu lassen. Vor dem Richter benutzte Tedeschi das Vorurtheil, das gegen die Blindheit in Sicilien herrscht, und wies die Anklage mit Hülfe der öffentlichen Meinung, welche den Blinden jeder Handlung, welche Muth und Scharfsinn erfordert, für unfähig hält, leicht zurück. Er schloß mit den Worten: „Nicht ich bin es, der sie entführt hat, sondern sie entführte mich."

Aber selbst nach dieser ersehnten Vereinigung blieb ihm noch ein Hinderniß zu überwinden, gegen welches das Genie allein nicht ausreicht. Die Armuth, fast immer die unzertrennliche Begleiterin wahrhaft großer Seelen, hatte sich an dem häuslichen Herde des jungen Blinden niedergelassen. Es ist unmöglich, alle die fruchtlosen Bemühungen aufzuzählen, die er machte, um sich aus dieser traurigen Lage zu befreien. Er versuchte Unterricht in der Literatur zu geben; die Gegner warfen ihm die Unmöglichkeit vor, die Orthographie zu beurtheilen, als ob es sich dabei um die Anfangsgründe der Grammatik handeln könne. Er wollte Mathematik lehren, in der er Meister war, aber ein Jeder zuckte die Achseln in der Voraussetzung, daß die Blinden zum Berechnen und Beweisen der Figuren unfähig seien. Schließlich als letztes Auskunftsmittel nahm er seine Zuflucht zu den speculativen Wissenschaften, allein jetzt widersetzte sich ihm das hundertjährige Vorurtheil, daß die Blindheit eine Geißel Gottes und Alles, was von einem Blinden herrühre, dem Schöpfer verhaßt sei. Dessen ungeachtet brachte seine Ausdauer den Parteigeist schließlich zum Schweigen und erwarb ihm die Anerkennung, die er verdiente, und gerade Diejenigen, die kurz vorher nicht die geringste Achtung vor ihm gehabt hatten, bahnten ihm jetzt den Weg, indem sie ihm ihre Kinder anvertrauten.

Der Professor der Physik an der Universität zu Catania, der seine Vorlesungen unterbrechen mußte, übertrug Tedeschi seine Vertretung. Und dieser, nachdem er sich wegen seiner Unerfahrenheit auf diesem Gebiete der Wissenschaft entschuldigt, unternahm es, in seinen wenigen Vorlesungen für die physikalischen Studien Propaganda zu machen. Der Enthusiasmus war allen Vorurtheilen und selbst dem Parteigeist zum Trotz so groß, daß die Jugend, immer bereit das Wahre und Gute, von welcher Seite es auch komme, willig aufzunehmen, ihn als einen Vorkämpfer für die sicilianische Bildung anzusehen begann.

Im Jahre 1814, als ein Lehrstuhl der Mathematik frei wurde, trat er unter den Bewerbern darum auf und erhielt den Preis. Es schien nun, daß er auf eine Ermunterung seitens der Regierung Anspruch besitze, aber leider, so sehr die menschliche Gerechtigkeit bereit ist zu strafen, ebenso wenig zeigt sie sich geneigt zu belohnen. Die liberale Presse Sililiens begann jedoch so lebhaft die Ansprüche Tedeschis hervorzuheben, und ertheilte der von ihm geschriebenen Arbeit ein so unparteiisches und wohlverdientes Lob, daß die Regierung im Jahre 1817 gezwungen war, ihm den Lehrstuhl der Philosophie zu übertragen, als ob die Befähigung zur Mathematik auch die für die speculativen Gegenstände des Wissens mit sich bringen müsse. Auf diese Weise wurde der arme Tedeschi, der mit einer wahrhaft wunderbaren Begabung für die exacten Wissenschaften geboren war, gegen seinen Willen auf ein Gebiet gewiesen, vor dem der Gedanke leicht zurückschreckt. Von der Nothwendigkeit gedrängt machte er sich an's Werk und in kurzer Zeit trat er bereits vor das Publicum. Sein an die geometrische Analyse und die strengen Beweise der Algebra gewohnter Geist, seine zu allen edelsten und erhabensten Betrachtungen hinneigende Seele zeichneten ihm bald den Weg vor, den er in dieser neuen Richtung des freien Gedankens verfolgen mußte. Seine lebhaften Disputationen mit dem Baron Galuppi, einem hartnäckigen und unverbesserlichen Anhänger des Alten, die rücksichtslose Freimüthigkeit, mit der er die großen Fragen behandelte, die damals die Welt bewegten, bewirkten, daß die Philosophie, bis zu diesem Zeitpunkte ausschließlich Eigenthum der Priester und Mönche, nun zum Gegenstande der Beschäftigung einer Generation wurde, welche heute die Vereinigung der italienischen Völkerfamilie mit ihrem Beifall begrüßt.

Es ist bekannt, daß die wissenschaftliche und literarische Wiedergeburt der Halbinsel hauptsächlich der neuen Richtung des philosophischen Geistes zu verdanken ist. Sie begann mit Cesarotti, der in seinen Dissertationen über die Werke der Griechen, in seiner Philosophie der Sprachen und besonders in seiner Uebersetzung Ossians durch die Kraft, die er in seine Verse zu legen verstand, einen harten Kampf gegen die literarische Frivolität gewann. Auch Mondi trug hierzu außerordentlich bei, indem er die Aufmerksamkeit der Italiener auf das Studium der göttlichen Komödie lenkte. Dieser neue Zeitabschnitt, in welchem wirkliche Gedanken den arkadischen Unsinn und die unfruchtbare Sucht der Wortbilderei verdrängten, findet hauptsächlich seine Vertretung in Parini und noch besser in Alfieri und seine Fortsetzung in Fuscolo und Leopardi. Diese hoben zu einer Zeit, in welcher in Italien so viele Veränderungen und so viele kleine Herren, denen die schamlosesten Schmeicheleien zu Theil wurden, sich ablösten, die Wissenschaften und namentlich die Poesie zu ihrem erhabenen civilisatorischen Berufe wieder empor. Sie waren es, die den Anstoß zur Wiederbelebung der Literatur gaben, indem sie derselben den eigenthümlichen Ausdruck des Gedankens, des Stiles und des Zweckes verliehen. Hauptsächlich aber zeichnet sich diese Periode aus durch die Verschmelzung der Literatur mit der Philosophie, durch das Uebergewicht, das der Gedanke über die Form und das rein Aeußerliche gewann.

Aber wenn in Italien der Geist rasch seine Bahn zu jener Freiheit des Gedankens zurücklegte, die in den letzten durch Nicolini zu den höchsten Höhen der Ideen und Grundsätze gefördert wurde, so schmachtete Sicilien noch immer unter dem unheilvollen Drucke der alten Knechtschaft. Nichts war damals gefährlicher, als für die Principien der Vernunftphilosophie aufzutreten, die allein im Stande war, zu den Wissenschaften den Pfad zu bahnen. Man hätte ankämpfen müssen gegen Unwissenheit, Irrthümer, alte Gewohnheiten, gegen einen Aberglauben, wie er vielleicht einzig in Europa dastand. Die Priester hatten Alles in ihrer Gewalt, sie verfügten über die öffentlichen Gelder, leiteten nach ihren Zwecken Familie, private und öffentliche Geschäfte, Ehe, Presse und Unterrichtswesen. Niemand durfte ein Wort laut werden lassen. Aber sie sprachen ohne Censur von der Kanzel und vom Katheder, in den Städten und Dörfern, bei Tage und bei Nacht, durch den Mund der Dirnen und der Betschwestern. Die liberale Partei, verfolgt und geschmäht, mußte sich in's Elend und in die Verborgenheit zurückziehen, Jene dagegen drangen durch Geld, Feste und heilige Gesänge in alle Classen der Gesellschaft ein, und hielten in ihrer Hand alle Interessen der Bürgerschaft vereinigt. So stellten sich dem Philosophen Kirchen, Prozessionen, Weihrauch, geweihte Kerzen, heilige Feuer, Orgelspiel, Glockengeläute, Verläumdung, Neid und heimliche Umtriebe feindlich entgegen, während der Priester, gehoben durch die öffentliche Meinung und die ungeheure Majorität, mächtig durch Reichthümer, unterstützt von den geheimen Häschern, protegirt von der Polizei und allen öffentlichen Gewalten, seinen Glaubenslehren durch die doppelte Macht, welche Furcht und Glanz ihm gaben, Eingang verschaffte. Wer es gewagt hätte, im Namen der Vernunft die Freiheit zu proclamiren, hätte verzichten müssen auf sein eigenes Wohlergehen, auf jede gesellschaftliche Stellung, auf Achtung und Verehrung, die er doch verdient zu haben glaubte, auf die Beförderung seiner Söhne und auf die armseligen Belohnungen, welche die Pflege des Geistes mit sich führt. Tedeschi sah die Hindernisse voraus, die sich seiner Amtspflicht in den Weg stellen würden, allein weder seine Blindheit, die ihm schon andere unaufhörliche Ungelegenheiten bereitete, noch seine Armuth, die ihn dazu drängte, sich unter das schmachvolle Joch der Unwissenheit zu beugen, vermochten ihn in seinem Vorhaben wankend zu machen.

Er nahm bis zum Jahre 1848 niemals an den politischen Umtrieben Theil, die damals an der Tagesordnung waren, aber soviel als er trug vielleicht Niemand dazu bei, in den Sicilianern

Digitized by Google

das Gefühl der Unabhängigkeit groß zu ziehen, welches die Ursache zur Vertreibung der Bourbonen wurde.

Die ersten Arbeiten, die er herausgab, behandeln nur philosophische Stoffe und zeichnen sich dadurch aus, daß sie nach der Methode von Descartes und der Analyse von Locke gebildet sind. Auch die sicilianische Literatur verpflichtete er sich um diese Zeit durch eine allgemeine Grammatik, die durch die Genauigkeit der Theorien und durch den Reichthum philosophischer Analyse bemerkenswerth ist. Die von ihm veröffentlichte Arbeit jedoch, welche von unmittelbarem Einfluß auf die reformatorischen Ideen wurde, war eine kurze Dissertation, betitelt: „Von der Richtung der philosophischen Studien in Sicilien." Sowohl in seinen Privatunterrichtsstunden als in den Vorlesungen trachtete er danach, der Jugend richtige Ideen vom öffentlichen Recht und der Staatswirthschaft beizubringen. Er baute weniger Neues auf als er Veraltetes niederriß, weil er vorhersah, daß eine von jenen Revolutionen nicht mehr fern war, die der bürgerlichen Gesellschaft neue Bahnen vorzuzeichnen pflegen. Er ermunterte die Jugend zu geschichtlichen und ethnographischen Studien, die, wenn man von einzelnen wirklichen Gelehrten absieht, vollständig in Vergessenheit gerathen waren, und erforschte die Ursachen, welche die Vorbedingungen der sicilianischen Industrie veränderten, indem er versuchte, die Grundnormen der Landesstatistik aufzusuchen.

Im Jahre 1848 verließ er das rein wissenschaftliche Gebiet, erschien auf dem politischen Kampfplatz und übte in den südlichen Provinzen der Insel durch Rath und That einen Einfluß aus, der ihn wohlverdient um das Vaterland machte. Er brach das Uebergewicht, welches die zerstörenden Ideen der französischen Zuchtlosigkeit zu erlangen begannen, er pflegte in der Jugend die großen Grundsätze der ökonomischen Wissenschaften, indem er sie gleich fern hielt von knechtischer Gesinnung und maßloser Freiheit, die dem Despotismus so nahe kommt, er kämpfte gegen die rein particularistischen Ansichten, die von einer leider nur allzu berühmten Schule in Sicilien genährt wurden, er hielt freimüthige und erhebende Reden, um in der Jugend das Nationalbewußtsein zu wecken, er verspottete kühn die Günstlinge eines Papstes, der Italien segnete, um es nachher in einen Abgrund von Brand und Mord zu stürzen. Als der Zwiespalt sich aller Gemüther bemächtigte und sie vom Pfade der Tugend abführte, blieb er stets der treue Vorkämpfer des Sieges der Revolution.

Doch die Hand des Schicksals, die seit dem frühesten Alter auf seinem Haupte gelastet hatte, bereitete ihm jetzt eine Katastrophe, die sich nur schwer in Worten beschreiben läßt. Es war am Ostersonntag des Jahres 1849. Die Sonne röthete kaum die waldigen Gipfel des Aetna, als man in der Stadt einen ungewöhnlichen Lärm von Waffen und Soldaten vernahm. Das Volk drängte sich auf den größeren Straßen und forderte begierig Aufklärung von den Officieren, die unaufhörlich kamen und gingen. Die Nationalgarde und die Infanterie besetzten alle strategischen Positionen, die Tambours schlugen fortwährend zum Sammeln und die große Glocke der Kathedrale läutete Sturm. In allen Häusern stritten sich bewaffnete Leute um die Plätze auf den Terrassen und Dächern, diejenigen, die keine Waffen hatten, sammelten Steine uud machten Wasser siedend. Der Donner der Kanonen gab diesem Wirrwarr etwas Feierliches und Düsteres. Schon ist der Feind da und der Kampf beginnt an allen Ecken der Stadt. Ungeachtet des Kugelregens dringt eine kühne Volksschaar in die feindlichen Reihen ein, so daß die bourbonischen Milizen zum Rückzug gezwungen sind. Plötzlich aber ertönt, ohne daß man weiß woher, ein Ruf, der im Augenblick die Reihen der Kämpfer durchfliegt. Alles schreit „Verrath" und die Hand, die schon zum Schlage sich hob, wird gelähmt. Die bourbonischen Truppen benutzen dies und bald bricht überall der Brand aus. Die Freunde Tedeschis hatten ihn fast gegen seinen Willen in ein Haus in einem der entferntesten Stadtviertel geführt, aber die Vorsicht war vergebens. Er war von Jemandem, der an der Spitze der Regierung in Neapel stand, für eine besondere Grausamkeit ausersehen und konnte daher dem furchtbaren Verhängniß nicht entfliehen, welches ihn verfolgte. Eine handvoll Soldaten drang in das Zimmer, wo er sich inmitten seiner Familie befand, schändete seine wunderschöne, kaum fünfzehnjährige Tochter, tödtete dann sie, die Mutter und einen blinden Knaben, den sie noch halblebend auf die Spitze einer Lanze spießten, um ihn so vom Balcon der erschreckten Bevölkerung zur Warnung zu zeigen. So verlor Tedeschi im Zeitraum von fünf Minuten eine angebetete Gattin und eine Tochter, der sich Alle, die sie gekannt hatten, nur mit tiefem Bedauern erinnerten. Der einzige Sohn, der ihm geblieben war, hatte eine Wunde an der Hand und eine sehr schwere am Kopf davongetragen. Wer kann die Herzensangst einer durch ewige Finsterniß gebrochenen Seele beschreiben, deren ganzes Wesen in der Liebe zur Familie aufgegangen war? Was sollte nun aus dem armen blinden Manne werden, der zum Spielball des Schicksals geworden, und wie mußten vor seinen Augen Vorsehung und Gerechtigkeit erscheinen?

Die einzige Erholung, die ihm blieb, war die angenehme und gewohnte Gesellschaft der Freunde, und wenn er auch nach langem und herbem Schmerze in den antiken Studien wieder Erleichterung suchte, die Hoffnung auf Ruhm war dahin, und er gefiel sich nur im eigenen Leid.

Ich hatte das Glück, ihn in den letzten Jahren seines arbeitsvollen Lebens zu kennen, und es wird mir stets eine angenehme Erinnerung bleiben, vielleicht dazu beigetragen zu haben, daß seine Gedanken den Wissenschaften sich wieder zuwandten. Als der Krimkrieg ausbrach, hatte er ein instinctives Vorgefühl der großen Veränderungen, denen Italien entgegenging. „Ich hege das Vertrauen," sagte er oft, „daß Piemont durch das gegenwärtige Bündniß einst im Stande sein wird, Sicilien an den Brandstiftern der Städte und den Verräthern der Verfassung zu rächen." Und durch ein derartiges Gefühl bewegt, das in ihm zur unerschütterlichen Ueberzeugung wurde, wandte er sich mit unglaublichem Eifer wieder den Studien zu. Seine hauptsächlichste Beschäftigung war eine sehr genaue Verbesserung seiner Elemente der Philosophie, die er im Jahre 1832 herausgegeben hatte, und die Arbeit war beinahe vollendet, als ein Nervenfieber, das die Aerzte als eine gastrische Gallenkrankheit bezeichneten, ihn in's Grab legte. Zwei Tage bevor er seinen letzten Seufzer aushauchte, sprach er zu den um ihn versammelten Freunden: „Ich habe meine Tage vollendet. Mir bleibt nun kein anderer Wunsch, als in der festen Zuversicht sterben zu können, daß meine Gebeine neben meiner Rosalia und meinen Kindern ruhen werden. Ich vergesse die Beleidigungen meiner Feinde und die Vernachlässigungen meiner Familie. Ich wünsche nur, daß Sicilien in Zukunft Mitleid habe mit dem Unglück und sich von der Tyrannis befreien könne, die es bedrückt."

Mit dem Herannahen des Abends verwirrte sich die letzte Thätigkeit des Lebens und Bewußtseins vollkommen, und nach zwei Tagen des schmerzlichsten Todeskampfes gab er seine Seele dem Schöpfer zurück, unter den Thränen seiner Schüler, die von den entferntesten Städten der Insel herbeigeeilt waren, um noch einmal die Stimme des verehrten Greises zu hören.

Alle Professoren der Universität gaben seinen Ueberresten das Geleit zur Ruhestätte; Mangiere sprach bei der Leichenfeier warme und erhebende Worte. Catania verlor in der Person Tedeschi's einen eifrigen Bürger und die Wissenschaft einen kühnen Streiter.

Französische Kunst in Rom.

In Roms schönster Villa, der Academia di Francia auf dem Pincio, sind augenblicklich vier große Gemälde, eine Statue und Aquarellstudien ausgestellt. Die zeitweiligen Pensionäre des Directors Lenepeu, welche in Folge des prix de Rome drei Jahre in der ewigen Stadt zubringen, scheinen sich einander das Wort gegeben zu haben, die Nerven der Beschauer zu erproben. Herr Toudouze lieferte zu diesem Experimente „Den

Digitized by Google

Schwefelregen zu Sodom"; Morot eine kolossale „Medea", die die im Begriff steht, ihre Kinder zu schlachten; Ferrier copirte einen „Heiligen Georg", der von Schädeln, Gerippen und halbverwesten Cadavern umgeben ist. Besnard allein stellt eine friedliche „Quellnymphe" aus.

Schreiber dieser Zeilen bevorwortet, daß er Respect vor den großen Vorzügen der modernen französischen Malerei besitzt und ihre verschiednen Phasen von jeher mit regster Theilnahme beobachtet hat. Indessen darf nicht verheimlicht werden, daß der Franzmann auf dem Gebiete der Kunst das Grauenhafte, geradezu Haarsträubende mit dem Tragischen verwechselt und nur zu oft seine stupende Begabung an unästhetische Stoffe fortwirft. Diese immer neu auftauchende Thatsache zu erörtern und mit unzähligen Beispielen zu belegen, liegt nicht im Zweck nachstehender Zeilen. Wer seit Horace Vernet bis auf Gustave Doré den Entwicklungsgang der Pariser Schule verfolgte, ist hinlänglich orientirt. Trotzdem können wir unser Staunen nicht unterdrücken, wenn die Auswüchse der gegenwärtigen Geschmacksrichtung uns so kraß entgegen treten, wie in den Sälen der Villa Medicis auf dem Pincio! Und sollten diese weihevollen Räume in idealster Umgebung das künstlerische Gemüth nicht vielmehr harmonisch und versöhnlich stimmen? Wahrlich, beneidenswerth ist der Director dieses von Ludwig XIV. in's Leben gerufenen Kunstinstitutes; die sieben Jahre, während welcher er sein angenehmes Amt in der Akademie verwaltet, pflegen denn auch als die sieben fetten seiner Laufbahn bezeichnet zu werden. Jeder seiner Eleven erhält einen Kiosk im Park angewiesen.

Und welch ein Park von immergrünen Bäumen, schattig und geheimnißvoll wie der „Zauberwald", von dem Tasso singt, den Reghini und Gluck in ihren Tondichtungen verewigten und Poussin malte ... von der Westseite seiner wallförmigen Terrassen blickt man über Roms Häuserchaos hinab ... Michelangelos Riesenkuppel dominirt das großartige Panorama, welches der Monte Mario und die Pinien der Villa Pamphili abschließen. Oestlich: tiefste Einsamkeit ... meilenweite Wiesen, idyllische Meierhöfe der Villa Borghese ... ganz fern am Horizonte die schön geschwungenen Linien der blaßblauen Gebirge.

Hinter der phantastischen Villa, deren Gartenfront über und über mit Basreliefs geschmückt ist, breitet sich inmitten dunkler Steineichen ein freier, weiter Platz aus; Statuen, Rosenbosquets und Springbrunnen geben ihm ein üppig heiteres Ansehn, wie dem „Liebesgarten" des Rubens. Es ist geradezu räthselhaft, wie so hier, in diesem Eldorado, wo die Luft von Poesie gleichsam durchgeistigt, jeder Athemzug Seligkeit ist, wie so hier junge Künstler ihre schönen Mittel nicht besser verwerthen, sondern sich Jahr aus Jahr ein dem genre féroce zuwenden!

Morots „Medea" ist übrigens an Technik und namentlich Farbe von ungewöhnlicher Wirkung. Heine spricht in seinem Pariser Ausstellungsberichte von Ary-Scheffers „todmüden" Farben; im Vergleich zu jenen Morots würden dieselben fast grell erscheinen; das Böklin'sche Colorit — um einen Meister der Gegenwart zu nennen — gibt annähernd einen Begriff so melancholischer und dabei so wollustvoller Nüancen. Delacroixs Medea ist in derselben Situation mit den Kindern dargestellt, doch ist ihre Profilgestalt dramatisch erregter. Minder bekannt als Letztere ist ein pompejanisches Wandgemälde, welches in verjüngtem Maßstabe, doch in erschütterndster Weise, Jasons verlassene Geliebte zeigt. Wir sehen Medea, das Schwert im Arme, zur verzweifelten Blutthat entschlossen, und doch spricht sich ein unüberwindliches Schaudern vor dem Kindermorde in den krampfhaft gerungenen Händen, in jeder scharfmarkirten Falte ihrer Gewandung aus. Diese wahrhaft pathetische Figur steht vereinzelt da und bildet mit dem Hintergrunde einer leicht angegebenen Säulenhalle und dem Prospect auf das Meer ein Gemälde für sich. Wiederholt ist sie auf einem größeren Frescobilde, dessen Composition viel Originalität und feines Gefühl enthält. Die beiden Kinder spielen ahnungslos unter Aufsicht des Pädagogen mit Blumen und Würfeln ... seitwärts tritt Medea mit dem Mordeisen in das Gemach, den verhängnißvollen Augenblick in höchster Seelenqual abpassend ...

Delacroixs Medea ist in einer Felsengrotte, wie auf der Flucht, abgebildet. Bei Morot ist keine örtliche Bestimmung angegeben; auf einem Sitze, den eine nachlässig hingeworfene Tigerhaut bedeckt, erblicken wir die finster brütende Zauberin von Kolchis; in schwarzer Schleiergewandung hebt sich die mächtige Gestalt plastisch von einem fahlgelben, vorsichtig abgetönten Hintergrunde ab; der unheimlich wilde Ton dieser Schwefelfarbe steigert den schwülen, beklemmenden Eindruck des Ganzen. Zwei süße, nackte Kinder, eins brünett, blond das andere, schmiegen sich an die Mutter; der dunkellockige Knabe ist meisterhaft ... welche breite, flotte Farbengebung! Die Züge der Medea haben etwas Versteinertes; die fahlen Lippen sind fest aufeinander gepreßt; die herabgezogenen Mundwinkel erinnern an die stereotype tragische Maske, Melpomenes Attribut. Die Augen haben jene graue Farbe, wie man sie auf der Krim und im Orient häufig findet. Warum aber die Heldin des alten Mythus durch die übertriebene Körperfülle eines römischen Kaisers entstellt werden mußte, bleibt mir unklar. Sollte Gram, Haß, Umherirren nicht eher verzehren, als aufschwemmen? Mögen Michelangelos Sybillen noch so imposant und gewaltig sein, nirgends werden sie durch Fleischerknechtsarme entstellt. Schade, daß der junge Maler seine Mittel nicht einzuschränken verstand. Trotzdem verspricht dieses mit großem Raffinement gemalte Bild Außergewöhnliches für die Zukunft; wer so kühn und selbstständig debütirte, kann immerhin von Glück sagen.

Beim ersten Blick auf die „Salzsäule" von Toudouze ist man geneigt zu glauben, der Künstler habe sich einen schlechten Spaß mit dem Publicum erlaubt, — doch nein! es ist ihm bittrer Ernst damit. Victor Hugo gibt uns l'Année terrible für echte Poesie; Toudouze dieses zur Parodie herausfordernde „Sodom" für „unverfälschten Kunstgenuß". Eine gewisse großartige Mache, imposantes Talent für Verkürzungen springt uns auch hierbei in die Augen — desto schlimmer! wie kann eine solche Geschmacksverirrung mit brillanten Dispositionen Hand in Hand gehn! Man stelle sich ein Dutzend überlebensgroßer kupferfarbner Abyssinier vor, welche sich in Krämpfen auf der Erde wälzen, und als Mittelpunkt dieser Gräuel die beiden Engel (gleichfalls kolossal wie die voradamitischen Erdenbewohner!) mit Schwertern bewaffnet, welche soeben Lots Weib berühren und in eine blendendweiße Statue, resp. Salzsäule verwandeln. Als Carton ließe man sich dergleichen möglicher Weise gefallen; in Farben ausgeführt ist es über alle Beschreibung widerwärtig. Namentlich verfolgt uns das Schreckbild der sterbenden, halbverkohlten Mutter, welche zähneknirschend die Leiche ihres Säuglings mit letzter Kraftanstrengung in beiden Händen emporhält, während Lot mit seinen beiden Töchtern das Hasenpanier ergreift.

Hebbels „Tischlermeister" sagt zum Schlusse der „Maria Magdalena": „Ich verstehe die Welt nicht mehr" ... Angesichts der Toudouze'schen Leistung möchte man ausrufen: „Ich verstehe die Kunst nicht mehr." Grimasse — Fratze — Convulsion — — wo soll dies hinaus!?

Kopfschüttelnd stehn wir auch vor dem „Heiligen Georg", den Ferrier in Venedig copierte. Daß ein Meister Ende des 15. Jahrhunderts den kappadozischen Lindwurmtödter in dieser naiv-gräulichen Weise darstellte, hat seine Berechtigung; aber daß ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, ein enfant du siècle, dieses Bild gewissenhaft nachpinselt, oder aber ein specieller Liebhaber des Monströsen es bei ihm bestellte, das will uns einigermaßen verwundern. Carpaccios Ritter Georg sitzt gestiefelt und gespornt zu Pferde und geht mit der Lanze dem Drachen, einem geflügelten Quadrupeden, zu Leibe. Der blonde Kopf des tapfern Prinzen ist anmuthig wie ein Engelskopf des Gentile Bellini, nur schaut er so phlegmatisch drein, als gelte es einen Karpfen zu angeln. Seitwärts betet die Königstochter Aja, das erlöste Opfer des überwältigten Unthiers. Im Hintergrunde erhebt sich perspectivisch richtig, wenn schon etwas härtlich an Farben und Contouren, ein orientalisches Castell. An allem Diesen wäre nichts auszusetzen. Aber der Drache legte sich auf der blumigen Wiese eine Vorrathskammer von Menschenknochen und zernagten Mädchenleibern an, welche uns nicht eben besonders freundlich anmuthen. Nicht

Digitized by Google

zufrieden mit den scheußlichsten Einzelheiten, welche ich verschweige, läßt der venetianische Biedermann — um sein Werk zu krönen — Schnecken und Eidechsen und etliches Gewürm an den Ueberbleibseln der Lindwurmmahlzeit naschen.

Uebrigens traf Herr Ferrier mit vieler Gewandheit das Colorit Carpaccios, die Durchsichtigkeit gewisser Lasuren, ebenso die Härten, welche ab und zu die Bilder jener Epoche charakterisiren. Die Copie ähnelt täuschend einem alten Gemälde.

Die reizende „Nymphe" Besnards, welche auf einem Felsenabhang sitzt und Wasser aus einer Urne gießt, ist mehr eine Studie des Actsaales, als ein Gemälde; der nackte, knospenhafte Körper ist herrlich gemalt. Um den rechten Fuß der Schönen windet sich ein graues Schlänglein, Symbol des Durstes . . . aufstrebend wendet sich das Reptil dem Wasserstrahle zu . . . hoffentlich sticht es der aus ätherischem Stoffe Geformten nicht in die Ferse, sondern ist ein gefühlvolles Reptil, wie Salambôs sentimentale Hausschlange.

Die Zeichnungen im Gobelinsaal beweisen den außerordentlichen Fleiß, das unermüdliche Studium des französischen Künstlers, — recht im Gegensatze der Italiener, welche nichts lernen mögen, was ihnen nicht angeboren ist.

Die Plastik ist in diesem Jahre schwach vertreten.

Rom, April 1876. **Günther v. Freiberg.**

Aus der Hauptstadt.

„Penthesilea."

Von Heinrich von Kleist.

Nach der Aufführung.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein" — wie anders die „Penthesilea" bei der Aufführung als bei der Lectüre! Die Bedenken, die sich mir während des Lesens der „Penthesilea" in Betreff der Aufführbarkeit dieses Dramas aufdrängten, waren mehr als gerechtfertigte. Darstellung und Bearbeitung haben mir das Kleist'sche Gedicht nahezu entfremdet; und mit der Ueberzeugung, daß wir den von Kleist herbeigesehnten Tagen, die seine Dichtung zur Bühnenreife zeitigen sollen, noch ferne, ferne stehen, habe ich das Schauspielhaus verlassen. Da die vielleicht unüberwindlichen Schwierigkeiten, dieses Stück zur Aufführung zu bringen, in der Dichtung selbst liegen, so wäre es unbillig, die Bearbeitung und die Darstellung in erster Linie verantwortlich zu machen für die ungünstige Aufnahme, die „Penthesilea" gefunden hat; obgleich sich kaum in Abrede stellen läßt, daß man sich einen ernsthafteren und tüchtigeren Bearbeiter als Mosenthal und eine Darstellerin, die das Wesen der „Penthesilea" tiefer als Fräulein Ziegler erfaßt hat, denken kann.

Was Mosenthal, an dessen zweifellos bedeutende dramatische Begabung hier gar nicht erinnert zu werden braucht, dazu veranlaßt hat, sich als Bearbeiter auf dem Zettel zu nennen, ist nicht leicht zu errathen. Seine Betheiligung an der geistigen Arbeit ist verschwindend gering, fast gar nicht wahrnehmbar. Wir wollen ihn nicht darum tadeln, daß er von der sogenannten „nachhelfenden Hand" einen möglichst discreten Gebrauch gemacht hat — einem Dichter wie Kleist das Pensum zu corrigiren, ist immer eine kniffliche Sache —, aber die rein äußerlichen Manipulationen, die Mosenthal vorgenommen hat, geben, wie wir glauben, noch keine Anwartschaft auf das Recht, seinen Namen neben den von Heinrich von Kleist zu stellen.

Die Mosenthal'sche Bearbeitung liegt mir nicht vor; sie ist wohl noch nicht gedruckt worden, und es scheint kein Bedürfniß vorhanden zu sein, daß sie gedruckt werde. So viel ich bei dem raschen Lauf der Aufführung habe erfassen können, beruht dieselbe in den folgenden Punkten: Mosenthal hat das Drama, das Kleist ohne Rücksicht auf das Theatralische in eine durch keinen Actschluß unterbrochenen Kette gefügt, in drei Acte und einige Verwandlungen getheilt, die Einheitlichkeit des Ortes, die Kleist in dem Gedanken an eine Art griechischer Bühne aufrecht erhalten hatte, zerstört und die verschiedenen wechselvollen Ereignisse des Kampfes auf dem Schlachtfelde bei Troja auch auf verschiedene Gebiete dieses Feldes verlegt. Er führt uns sogar, vielleicht blos um dem Auge, das immer den freien Himmel vor sich sieht, eine Abwechselung darzubieten, einmal in das Zelt des Achilles. Er hat starke Striche gemacht, die Reden verschiedener griechischer Soldaten einem einzigen, „Adrast" geheißen, in den Mund gelegt und hat endlich einige energische Ausdrücke durch schwächlichere, unanstößigere, hoftheaterfähige ersetzt. Das Alles würde jeder einigermaßen gebildete Regisseur gerade so gut gemacht haben können wie Mosenthal. Nothwendig erscheinen von diesen Vornehmungen nur die Striche und die Eintheilung in Acte. Man muß anerkennen, daß diese letztere sogar recht geschickt von Mosenthal vorgenommen worden ist.

Der erste Act schließt mit dem fünften Auftritt, mit dem Aufbruch der Penthesilea zum Kampf gegen die Griechen.

„Wohlan, wir kämpfen, siegen miteinander,
Wir beide oder keine, und die Losung
Ist: Rosen für die Scheitel unsrer Helden,
Oder Cypressen für die unsrigen!"

Der zweite Act beginnt dann mit dem stimmungsvollen Bilde der Rosenflechterinnen. Der schöne Gegensatz wie er in der Dichtung wirkt, wird allerdings durch die Pause ganz aufgehoben. Den Schluß des zweiten Actes (Beginn des 19. Auftritts) bildet das Triumphgeschrei der Amazonen, das die aus der Gefangenschaft des Achill befreite Penthesilea begrüßt.

Der Actschluß ist gut aber der folgende Actanfang ist schlecht. Die Worte der Penthesilea:

„Verflucht sei dieser schändliche Triumph mir!"

mit denen dieser dritte Aufzug anhebt, haben eben nur dann einen Sinn, wenn sie sich unmittelbar an den Jubelruf der Amazonen:

„Triumph, Triumph, Triumph! Sie ist gerettet!"

anschließen. Wenn nach diesem Geschrei der Vorhang herunterrauscht und sich nach 10 Minuten wieder hebt, so weiß man kaum noch, von welchem „schändlichen Triumph" Penthesilea spricht, und was sie zu der entsetzlichen Verfluchung veranlaßt. Aber es mag allerdings sehr schwer sein, solche Unzukömmlichkeiten zu vermeiden. Kleist hat eben offenbar nicht daran gedacht, daß ein Stück Tuch sich zwischen die Zuschauer und sein Drama drängen solle.

Weshalb aber Mosenthal innerhalb der Acte noch Verwandlungen angeordnet hat, das ist kaum zu fassen. Die Aufgabe des Bearbeiters hat man bisher gemeiniglich dahin aufgefaßt: die complicirte Arbeit des Dichters, der ohne Rücksicht auf die Gebote der praktischen Bühne schreibt, zu vereinfachen und mit diesen Geboten in Einklang zu bringen; niemals aber so, daß der Bearbeiter die einfache dichterische Schöpfung compliciren und bühnenschwierig machen solle. Wozu also diese Verwandlungen, die nicht nur entbehrlich, sondern zum Theil sogar vollständig widersinnig sind? Gleich im ersten Acte werden wir mit einer solchen begnadigt. Um den Auftritt der Penthesilea auch optisch würdig vorzubereiten, werden ein paar Versatzstücke, Hügel und dergleichen vorgeschoben, ein paar Bäume aus dem Himmel heruntergelassen, mit einem Worte: die Scene wird verwandelt. Dies ist um so scharfsinniger, als Kleist die Nichtverwandlung so deutlich wie möglich in der Dichtung selbst bezeichnet. Ein Grieche kommt mit der Meldung:

„Penthesilea naht sich dir, Pelide! . .
Zu Fuße schreitet sie heran,
Doch ihr zur Seite stampft der Perser schon."

Darauf versetzt Achilles:

„Wohlan! so schafft auch mir ein Roß, ihr Freunde!
Folgt, meine tapfern Myrmidonen, mir!"

und geht mit dem Gefolge ab. Gleich darauf treten die Amazonen mit Penthesilea an der Spitze von links auf. Was hier die Verwandlung bedeuten soll, verstehe ich nicht. Der Bote meldet, daß Penthesilea diesem Ort nahe, darauf verschwindet dieser Ort, und Penthesilea kommt doch.

Digitized by Google

Die Verwandlung nach dem 20. Auftritt scheint keinem andern Bedürfniß zu entsprechen als dem, der Darstellerin der Penthesilea einen oder mehrere Hervorrufe zu ermöglichen. Nach dem besinnungslosen Aufschrei der Penthesilea zur Rache:

„O! deinen erznen Wagen mir herab!
Daß ich den Fuß in seine Muschel setze,
Die Zügel greife, durch die Felder rolle,
Und wie ein Donnerkeil aus Wetterwolken
Auf dieses Griechen Scheitel niederfalle!"

fällt der Zwischenvorhang. Ich bemerke, daß in diesem Falle Mosenthal den Versuch gemacht hat, Kleist noch zu verstärken. Er verändert den letzten Vers:

„Auf dieses Griechen Scheitel schmetternd falle!"

Ich meine, es schmettert schon so genug.

Bei Kleist folgt nun die ergreifende Scene, in der Penthesilea in der Raserei sogar auf ihre treueste Freundin Prothoe den Bogen anlegt. Unter heftigen Gewitterschlägen geht sie mit dem ganzen Kriegstroß ab, und es folgt nun wieder in äußerst wirksamem Gegensatze eine höchst gemüthliche und behagliche Scene zwischen Achill und Diomedes. Diese Scene hat Mosenthal in das Zelt verlegt und ist dadurch gezwungen worden, unmittelbar darauf noch einmal die Scene verwandeln zu lassen. Dadurch wird der eine Aufzug noch in drei Theile zerhackt.

Die Nothwendigkeit, in der Kleist'schen Dichtung mit ihren endlosen Schilderungen zu streichen, leuchtet Jedem ein. Es hätte vielleicht noch Manches gestrichen werden können, was wir von der Bühne herab gehört haben. Aber ob gerade so gestrichen werden mußte, wie Mosenthal es von Zeit zu Zeit gethan hat, das erscheint sehr fraglich. Es sind Schönheiten durch den Rothstift getilgt worden, die unbedingt, wenn man einmal „Penthesilea" aufführen wollte, hätten beibehalten werden müssen. Der Dichter ist oft auf das Empfindlichste gekränkt und geschädigt worden. Wenn einmal der Bericht des Odysseus beibehalten wird, verlange ich und darf verlangen, daß die schönsten Verse desselben unverfälscht und unverwässert bestehen bleiben. Mosenthal läßt, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, Odysseus also berichten:

„Jetzt hebt
Ein Kampf an wie er, seit die Furien walten,
Noch nicht gekämpft ward auf der Erde Rücken.
So viel ich weiß giebt es in der Natur
Kraft blos und ihren Widerstand. Doch hier
Zeigt ein ergrimmter Feind von beiden sich.
Der Trojer wirft', gedrängt von Amazonen,
Sich hinter eines Griechen Schild ꝛc."

Man wird mir zugeben, daß die Bemerkung, es gebe in der Natur blos Kraft und ihren Widerstand, und daß sich ein ergrimmter Feind von beiden hier zeige, in diesem Bericht ziemlich unmotivirt und gleichgültig wirkt. Wie aber sagt Kleist? Wie wundervoll ist das Bild, das er für die Penthesilea wählt, die zugleich auf die Trojer und auf die Feinde der Trojer, die Griechen, feindlich eindringt:

„So viel ich weiß gibt es in der Natur
Kraft blos und ihren Widerstand, nichts Drittes.
Was Gluth des Feuers löscht, löst Wasser siedend
Zu Dampf nicht auf und umgekehrt. Doch hier
Zeigt ein ergrimmter Feind von beiden sich,
Bei dessen Eintritt nicht das Feuer weiß,
Ob's mit dem Wasser rieseln soll, das Wasser,
Ob's mit dem Feuer himmelan soll lecken.
Der Trojer wirft, gedrängt von Amazonen,
Sich hinter eines Griechen Schild ꝛc."

Das lautet denn doch etwas anders! — Gegen viele gewaltsame Striche läßt sich freilich vom theatralischen Standpunkte aus wenig einwenden. Daß in den einzelnen Reden Vieles fortfallen mußte, mag beklagt werden, aber wird wohl nothwendig gewesen sein. Zwei Schilderungen von Episoden des Kampfes, die erste durch die Griechen, die die Hügel erklommen haben, die zweite durch eines der Rosenmädchen, sind theilweise oder ganz beseitigt worden. Der letztere Bericht soll übrigens bei der ersten Vorstellung, der ich nicht beiwohnte, abgestattet worden sein, aber eine unerwünschte Heiterkeit hervorgerufen haben. Bei der zweiten Aufführung fiel er weg und wurde nicht schmerzlich vermißt. Ganz gestrichen ist auch die Scene, in der die Amazonen die Häupter der gefangenen Griechen mit den von den Rosenmädchen gewundenen Kränzen schmücken. Auch das mag eine Nothwendigkeit sein. Aber es thut mir leid, daß dadurch einige wundervolle Schönheiten mit ausgemerzt worden sind. Ein Grieche fragt:

„Wollt ihr geschmückt mit Blumen
Gleich Opferthieren uns zur Schlachtbank führen?"

und die Amazone versetzt:

„Zum Tempel euch der Artemis! Was denkt ihr?
In ihren dunklen Eichenhain, wo eurer
Entzücken ohne Maß und Ordnung wartet."

„Entzücken ohne Maß und Ordnung"! Schon um dieses einen prachtvollen, echt Kleist'schen Wortes wegen bedaure ich das unbarmherzige Walten des Rothstiftes. Ganz dasselbe gilt in Betreff der Erzählung der Penthesilea über die Verstümmelung der Amazonen. Ich gebe zu, daß die Erzählung von der Bühne herab peinlich wirken könnte. Ist es aber nicht ein Jammer, daß dabei so reizende, tief poetische Verse wie die folgenden fallen müssen?

„Die ungeheure Sage wäre wahr?"

fragt Achilles, nachdem ihm Penthesilea bestätigt hat, daß sich die Amazonen, um die Kraft des Bogens zu regieren, der rechten Brust berauben.

„Und alle diese blühenden Gestalten,
Die dich umstehn, die Zierden des Geschlechts, . .
Sie sind beraubt, unmenschlich, frevelhaft?

Penthsilea:
Hast du das nicht gewußt?

Achill:
O Königin!
Der Sitz der jungen lieblichen Gefühle,
Um eines Wahns, barbarisch —

Penthesilea:
Sei ganz ruhig!
Sie retteten in diese Linke sich,
Wo sie dem Herzen um so näher wohnen,
Du wirst mir, hoff' ich, deren keins vermissen."

Ueberhaupt kann man von dieser Bearbeitung — ähnlich wie jener berühmte Clavierspieler, der behauptete, wenn er fünf Concerte gäbe, könnte er von den Noten, die unter den Tisch gefallen wären, ein sechstes veranstalten — kann man von diesen Strichen sagen, daß der in den beseitigten Stellen angehäufte Reichthum an Empfindung und poetischer Kraft genügen würde, um einen Dramatiker unserer Tage für mehrere Stücke recht wohlhabend auszustatten.

Aber auch wenn man der Befugniß des Bearbeiters die weitesten Schranken zieht, zu gewissen Strichen, die er vorgenommen hat, war er nicht berechtigt. Zu den für die Charakteristik der Penthesilea wichtigsten Stellen gehört die folgende: Als der Pelide heran stürmt, wird die Fürstin von ihrem Gefolge gedrängt zu entfliehen; sie weicht und wankt nicht. Die Oberpriesterin kann es nicht fassen. Weshalb bleibt sie wie angewurzelt stehen? Weshalb entflieht sie nicht,

„Da Nichts von außen sie, kein Schicksal hält,
Nichts als ihr thöricht Herz —

Das ist ihr Schicksal!"

versetzt Prothoe.

„Dir scheinen Eisenbanden unzerreißbar,
Nicht wahr? Nun sieh: sie bräche sie vielleicht,
Und das Gefühl doch nicht, das du verspottest.
Was in ihr walten mag, das weiß nur sie,
Und jeder Busen ist, der fühlt, ein Räthsel!"

In diesen Worten gibt der Dichter also zu verstehen, daß er den Aufschluß über manche Unbegreiflichkeiten in dem Handeln seiner Heldin verweigert, daß ihr Walten bestimmt wird durch eine geheimnißvolle und unerklärliche Macht. Das will man aber hören, das muß man hören!

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

Ich habe diese Stelle vermißt und glaube mit Bestimmtheit versichern zu dürfen, daß sie gestrichen ist. Das ist ein Eingriff in die Rechte des Dichters.

Bisweilen hat lediglich die Prüderie den tilgenden Stift geführt. Penthesilea erzählt Achill, wie sie von ihrer sterbenden Mutter aufgefordert wird, sich den Besieger des Hector auf dem Schlachtfelde als Bräutigam zu werben.

„Sie sagte: «Geh mein süßes Kind! Mars ruft dich!
Du wirst den Peleiden dir bekränzen!
Werd' eine Mutter stolz und froh wie ich.» —
Und drückte sanft die Hand mir, und verschied."

Der Vers: „Werd' eine Mutter stolz und froh wie ich", ist gestrichen. Man weiß, wie Kleist den Achill enden läßt; die rasende Penthesilea zieht dem Arglosen mit ihren Hunden und Elephanten entgegen, hetzt die Meute auf ihn, und stürzt sich „gleich einer Hündin Hunden beigesellt" über ihn.

„Penthesilea, meine Braut, was thust du,
Ist dies das Rosenfest, das du versprachst?"

fragt der sterbende Achill. Sie aber —

„Sie schlägt, die Rüstung ihm vom Leibe reißend,
Den Zahn schlägt sie in seine weiße Brust,
Sie und die Hunde . . . . . Als ich erschien,
Troff Blut von Mund und Händen ihr herab."

Das ist entsetzlich, schauderhaft; aber wenn man die „Penthesilea" zur Darstellung bringen will, so läßt sich hier nichts ändern. Was wird aus dieser furchtbaren Schilderung bei Mosenthal? Anstatt den „Zahn" in seine weiße Brust zu schlagen, schlägt sie die „Arme" um seine weiße Brust und besudelt sich in der blutigen Umarmung. Dieselben schüchternen Erwägungen mögen bei Mosenthal obgewaltet haben, um die eben so grausigen wie grandiosen Verse der Penthesilea vor der verstümmelten Leiche des Achill zur Nichtigkeit zusammenzustreichen. Penthesilea fragt: „wer ihr den Todten tödtete?" und fährt dann bei Mosenthal ungefähr so fort:

„Wer diesen Jüngling,
Das Ebenbild der Götter, so entstellt,
Den will ich meiner Rache opfern!"

Ich muß Kleists Dichtung hier noch einmal anführen, um zu zeigen, wie hier der Dichter beraubt worden ist.

„Doch wer, o Prothoe, bei diesem Raube
Die offne Pforte ruchlos mied, durch alle
Schneeweißen Alabasterwände mir
In diesen Tempel brach; wer diesen Jüngling,
Das Ebenbild der Götter, so entstellt,
Daß Leben und Verwesung sich nicht streiten,
Wem er gehört, wer ihn so zugerichtet,
Daß ihn das Mitleid nicht beweint, die Liebe
Sich, die unsterbliche, gleich einer Metze,
Im Tod noch untreu, von ihm wenden muß,
Den will ich meiner Rache opfern!"

Gegen einen solchen Strich darf man doch mit Fug und Recht den entschiedensten Protest erheben.

Um der Betheiligung Mosenthals an dem Bühnenwerke „Penthesilea" vollkommen gerecht zu werden, muß ich noch den einen Punkt berühren: die abwiegelnden Milderungen und versuchten Abelungen des Ausdrucks. Auch in dieser Beziehung erscheint mancherlei recht überflüssig. Wenn Kleist Penthesilea auf einem „Pferde" reiten läßt, so ist es nicht nöthig, daß Mosenthal ihr ein „Roß" zur Verfügung stellt. Sagt Kleist, die Botschaft sei die „ödeste", so ist das wohl auch verständlich und des Ersatzmannes, die Botschaft sei die „traurigste", bedarf es nicht. Spricht Kleist vom „Troß von Weibern", so ist nicht ersichtlich, weshalb bei Mosenthal von einem „Heer von Weibern" die Rede ist. Vermuthlich hat Kleist auch wohl gewußt, daß das Amazonenheer aus Weibern besteht, und die poetische Licenz, daß Penthesilea trotzdem diesen Männinen gegenüber das Masculinum gebraucht, dürfte dem Dichter wohl verstattet werden. Deswegen hätte auch wohl Niemand etwas dagegen einzuwenden gehabt, wenn Penthesilea, obgleich sie zu ihren Amazonen spricht, wie bei Kleist gesagt hätte:

„Der Rache weih' ich den, der für sie fleht!"

während es bei Mosenthal heißt:

„Der Rache weih' ich die, die für sie fleht."

Das erscheint doch recht überflüssig, und diese Anhäufung von I-Lauten („ich die, die für sie") klingt außerdem höchst unangenehm. Daß Mosenthal ein paarmal, wo Kleist „verflucht", bloß „verwünscht", mag hingehen; aber zimperlich ist es, wenn Mosenthal die Penthesilea sich auf die Spitze des auf den Ida gewälzten Ossa ruhig „hinstellen" läßt, während Kleist sie sagen läßt, daß sie sich auf jenem gefahrvollen Punkt „bloß stellen" wolle, — zimperlich, wenn Mosenthal die energischen Verse Kleists:

„Und das gesammte Mordgeschlecht mit Dolchen
In einer Nacht ward es zu Tod gekitzelt!"

in die recht banalen entkräftet:

„. . . mit Dolchen
In einer Nacht ward es dem Tod geweiht!"

Der Aufbruch der Amazonen zum bräutlichen Streifzuge wird von Kleist ganz wundervoll geschildert. Er findet da wieder eines jener treffenden, dem Gewöhnlichen entnommenen Bilder, wie sie ihm in unerschöpflicher Fülle zuströmen. Die Mädchen, die sich aus demselben Bedürfniß, das bei den Römern den Raub der Sabinerinnen veranlaßte, ihre Männer holen sollen, werden als Marsbräute begrüßt:

„Beschenkt mit Waffen von der Mutter Hand,
Mit Pfeil und Dolch, und allen Gliedern fliegt,
Von emsigen Händen rings bedient,
Das erzene Gewand der Hochzeit an. .
Der frohe Tag der Reise wird bestimmt,
Gedämpfter Tuben Klang ertönt, es schwingt
Die Schaar der Mädchen flüsternd sich zu Pferd,
Und still und heimlich, wie auf wollnen Sohlen,
Geht's in der Nächte Glanz durch Thal und Wald."

Ob dem Bearbeiter die „wollnen Sohlen" — ein Bild für dessen Anschaulichkeit und liebenswürdige Natürlichkeit ich meine besondere Vorliebe nicht verhehlen will —, zu trivial erschienen sind? Ich weiß es nicht. Jedenfalls hat er diesen Vers geändert und ich glaube so verstanden zu haben:

„Und still und heimlich, unter leis' Geflüster,
Geht's in der Nächte Glanz ꝛc."

Das ist, abgesehen von allem Anderen, nicht ganz sinnvoll. Kleist läßt die Mädchen leise flüstern, während sie sich zu Pferde schwingen, dann aber schweigen sie — „und still und heimlich, wie auf wollnen Sohlen", geht's auf und davon. Bei Mosenthal sind sie still und heimlich — und flüstern! „Stockdunkel war's, der Mond schien helle."

Daß Mosenthals Arbeit nicht gelungen ist, soll ihm nicht zum besonderen Vorwurf gemacht werden. Es war von vornherein ein vergebliches Bemühen, und das Bewußtsein, für eine verlorne Sache seine besten Kräfte umsonst einzusetzen, mag ihn gelähmt haben. Ein Gleiches läßt sich auch von der Darstellung sagen.

Die Darstellerin, deren imposante Erscheinung und schönen Mittel sicherlich bei der Frage, ob „Penthesilea" aufgeführt werden könne, entscheidend mitgesprochen haben, hat sich uns als Amazonenkönigin in einem neuen Lichte nicht gezeigt. Ihre Auffassung, soweit sich dieselbe aus den Betonungen und dem Stärkegrade, den sie ihren einzelnen Reden gibt, erkennen läßt, weicht von der unsrigen bisweilen durchaus ab. So setzt sie zum Beispiel alle Kraft ein, um den Befehl zu ertheilen:

„Führt aus der Schaar ihr den Gefangenen,
Lykaon den Arkadier, herbei!"

Man muß annehmen, daß es sich um etwas ganz Ungewöhnliches handle, daß dies ein entscheidendes Moment in den Thaten der Penthesilea sei. In Wahrheit hat die Sache aber gar nichts auf sich. Penthesilea höhnt Prothoe, die kriegsunlustige, und gibt spöttisch den Befehl, Lykaon, den sich Prothoe erworben, mit der Liebeschmachtenden zusammenzubringen. Dazu bedarf es eines sehr geringen Aufwandes an Stimmmitteln. Dagegen würde man wohl begreifen, wenn die Schauspielerin die folgenden Verse mit aller Gewalt ihres mächtigen Organs loskonnerte. Wenn einmal geschrien werden soll, hier oder nie ist die

Digitized by Google

Gelegenheit dazu. Es ist eine der stärksten Hyperbeln, die Kleist gebraucht hat. Penthesilea zerhaut die Kränze, die zum hochzeitlichen Rosenfeste für sie und Achill gewunden werden; denn soeben hat sie erfahren, daß der Tag der Hochzeit für sie noch nicht angebrochen ist. — Sie schäumt auf:

„Daß der Frühling
Verdorrte, daß der Stern, auf dem wir athmen,
Geknickt gleich dieser Rosen eine läge,
Und ich den ganzen Kranz der Welten so
Wie dies Geflecht der Blumen lösen könnte!!"

Energischeres, Stärkeres im Ausdruck ist wohl kaum denkbar. Die Darstellerin scheint durch die sanften Worte: „Frühling", „Stern", „Rosen", „Kranz", „Geflecht von Blumen" dazu verleitet worden zu sein, diesen Ausbruch der äußersten Raserei als eine elegisch bukolische Klage aufzufassen. Sie gab dem Vortrage dieser Verse einen ganz eigenthümlich wehmüthig singenden Ton, der in den lang gezogenen Tönen der Hirtenflöte sein geeignetstes Accompagnement gefunden hätte. — Ihre Erscheinung ist gewaltig; aber zur Entfaltung von zwei kleidsamen und schönen Costümen bietet die Rolle der Penthesilea beim besten Willen keine Gelegenheit dar. Die Handlung geht ununterbrochen an einem Schlachttage vor sich. Ein Ereigniß drängt das andere, und an jedem einzelnen ist Penthesilea die Hauptbetheiligte. Wir fragen uns: wann hat diese Amazone Zeit, sich umzuziehen? Im fünftem Auftritt sehen wir sie im blauen Gewande aufbrechen zum Kampf gegen Achilles. Sie trifft den, den sie sucht, sofort. Im siebenten und achten Auftritt wird uns über den Zweikampf berichtet, und im neunten erscheint sie in rother Gewandung. Es sieht zwar sehr schön aus; aber es geht wirklich nicht.

Auch für die Besetzung der Rolle der Prothoe scheint das Aeußerliche der Schauspielerin mitbestimmend gewesen zu sein, denn sonst würde man dieselbe wahrscheinlich Fräulein Clara Mayer gegeben haben, die für die milde und bis in den Tod ergebene Freundin der Königin durchaus geeignet gewesen wäre. Aber man hat ohne Zweifel der Riesengestalt der Penthesilea eine ebenwüchsige an die Seite stellen wollen, und das hat ja viel für sich. In der Rolle der Prothoe, nach der unsere Darstellerin gelernt hat, muß sich übrigens ein unangenehmer Schreibfehler befinden. Prothoe hat zu sagen:

„Eh will ich nie dein Antlitz wiedersehen
Als feig in diesem Augenblick dir eine
Verräthrin schmeichlerisch zur Seite stehn."

Unsre Prothoe aber declamirte mit sehr scharfer Betonung:

„Eh will ich nie Dein Antlitz wiedersehen,
Als feig in diesem Augenblick dir, — mir! —
Verräthrin schmeichlerisch zur Seite stehn."

An ein Versprechen kann man nicht gut denken, da das „dir, mir!" mit großem Nachdruck gleichsam als eine Steigerung betont wurde. Aber richtiger wurde es dadurch natürlich nicht, und verständlicher auch nicht.

Die Vorführung des Amazonenschwarmes bietet übrigens Schwierigkeiten, welche keine Regie zu überwinden im Stande ist. Der große und schwermüthige Dichter der „Penthesilea" selbst würde ein Lächeln mit Mühe unterdrückt haben, wenn er jemals auf irgend einer Bühne seine Amazonen hätte auftreten sehen. Er würde sich überzeugt haben, daß zu einer ernsthaften kriegerischen Verwerthung der Chor der Weiber, den eine heutige Bühne zu stellen vermag, nicht geschickt ist. Nur im Ballet oder nur für die Zwecke der Parodie ist ein Amazonenheer auf unsrer Bühne denkbar. Und ist die Situation auch noch so ernst, und bringt man auch der Dichtung das empfänglichste Gemüth entgegen, — wenn man mit eigenen Augen sieht, wie Odysseus und Diomedes im wilden Schrecken vor dem weiblichen Chorpersonale davonstürzen, so ist es vorbei mit der wahren Stimmung. Man glaubt nicht, daß diese Amazonen in Wahrheit die Lanzen mit der todbringenden Spitze gegen die Brust eines Achilles richten, man denkt vielmehr unwillkürlich an das Jagdgefolge der Lady Harriet in der „Martha", an jene lustigen Dämchen, die mit dem Pächter Plunket ihre Kurzweil treiben und ihn mit den Lanzenspitzen kitzeln („ihn der Lanzenspitze weihen", würde Mosenthal sagen), oder gar an den emancipirten Chorus aus Indigo: „Wir sind nicht mehr schwache Weiber! Wir sind Räuber!" Kleist hat eben gar keine theatralischen Rücksichten genommen. Für die Darstellung der „Penthesilea" hat ihm ein Zukunftstheater vorgeschwebt, etwa wie es Wagner jetzt für seine Zwecke in Baireuth hergerichtet hat, und für dieses Theater würde er wohl auch aus den stärksten Jungfrauen des Landes ein Amazonenheer geworben haben. Er hat sich wegen dieser weitgehenden Forderung auch den ungnädigen Verweis Goethes zugezogen, der an der „Penthesilea" überhaupt keinen Geschmack finden konnte.*)

Unser „jugendlicher Held", der sich mit dem Kleist'schen Hermann so vertraut gemacht und das realistische Menschlich-Gemüthliche in diesem Charakter so richtig erfaßt hatte, vermochte für den Achill nicht den richtigen Ton zu finden, wie mir scheint. Er nahm den Peliden viel zu schwer und zu conventionell und übersah bei der Darstellung, daß Kleist uns auch diesen Göttlichen menschlich so nahe gebracht hat. Wie Kleists Hermann nicht bloß der große und gewaltige Befreier Germaniens, sondern auch der gemüthliche Hausvater ist, der mit seinem Thuschen allerhand Schnickschnack plaudert, so ist auch sein Achill nicht bloß der Pelide, sondern dabei auch ein verliebter Bursche, der, wenn ein schönes Weib auf ihn Eindruck macht, sich seiner göttergleichen Hehrheit schnell entkleidet und recht sterblich verliebt. Kleist hat seinen Achill gezeichnet, wie Adolf Menzel seinen Christus im Tempel, wahr und begreiflich. Wie der Menzel'sche Christus und seine Umgebung nicht jene ideale Ausdruckslosigkeit, die man als den Charakter des Heiligen in der bildlichen Darstellung zu acceptiren sich gewöhnt hat, zeigen, nicht jene stolze, himmlische Hoheit, die es verschmäht, irdisch interessant und verständlich zu sein, wie es in dem Tempel, den unser großer Maler dargestellt hat, wirklich ganz jüdisch zugeht, wie wir da unter wahrhaften Pharisäern und Schriftgelehrten ein wahrhaftes gottbegnadetes Kind erblicken, das durch kluge Fragen und weise Antworten seine Umgebung in Erstaunen setzt, — so ist auch der Achill des Kleist ein wirklich menschliches Wesen, das wir vollständig begreifen können. Als solches tritt er uns vor Allem in der behaglichen Scene entgegen, die unsere Bearbeitung in das Zelt des Achill verlegt hat, in der Unterhaltung zwischen Achill, Diomedes und Odysseus. Kleist, der wie kaum ein zweiter Dichter des schwungvollen Pathos mächtig ist, spricht hier die allereinfachste und gemüthlichste Sprache. Achill beginnt gleich so:

„Hör', thu' mir den Gefallen, Diomed,
Und sag dem Sittenrichter nichts, dem grämlichen
Odyss', von dem, was ich dir anvertraue;
Mir widersteht's, es macht mir Uebelkeiten,
Wenn ich den Zug um seine Lippen sehe."

---

*) Hoffmann von Fallersleben hat in seinen „Findlingen" diesen Brief Goethes (2. Heft, Seite 179 u. f.) aus Meusebachs Sammlung mitgetheilt. Der Brief ist so interessant und bezeichnet die Stellung des vornehmen Dichterfürsten dem zügellosen Revolutionär gegenüber so scharf, daß das Schreiben hier wiedergegeben werden mag:

Des Herren von Kleist

Hochwohlg.

Dresden.

Ew. Hochwohlgebornen

bin ich sehr dankbar für das übersendete Stück des Phöbus. Die prosaischen Aufsätze, wovon mir einige bekannt waren, haben mir viel Vergnügen gemacht. Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht, und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig sein sollte, so wäre es besser, man schwiege gar), daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der auf das neue Jerusalem, und ein Portugiese, der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getrau ich mir, auf Bolen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mein Geradezu: es zeugt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Dergleichen Dinge lassen sich freilich mit freundlicheren Tournüren und gefälliger sagen. Ich bin jetzt schon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen habe. Nächstens mehr.

Weimar den 1. Februar 1808. Goethe.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

In diesem zwanglosen Tone geht es weiter. Unser Darsteller nahm für alle diese Reden die schwersten Accente und entwickelte da, wo lustige Ueberlegenheit am Platze gewesen wäre, eine meiner Meinung nach ungehörige Energie. Unser Achill ist ja gar nicht so böse und kann unter Umständen scherzen wie ein Abbé galant. Wie reizend begegnet er den Amazonen, die ihre Pfeile gegen ihn gerichtet haben:

„Mit euren Augen trefft ihr sicherer!
Bei den Olympischen, ich scherze nicht!
Ich fühle mich im Innersten getroffen,
Und ein Entwaffneter in jedem Sinne,
Leg' ich zu euren kleinen Füßen mich."

St. Evremond könnte es nicht niedlicher sagen. Ja, Achill hat sogar einen Zug von recht vergnüglicher Frivolität; von Penthesilea sprechend sagt er zu Diomed:

„Auf einen Mond blos will ich ihr
In dem, was sie begehrt, zu Willen sein;
Auf einen oder zwei, mehr nicht. Das wird
Euch ja den alten, meerzerfreßnen Isthmus
Nicht gleich zusammen stürzen!"

Und wie Achill, so auch Penthesilea. Die gewaltige Amazone ruft in ihrer Verzweiflung gerade wie das erste beste verliebte Mädchen aus:

„Staub lieber als ein Weib sein, das nicht reizt!"

Wenn Julian Schmidt das einfach komisch findet und als den „Mißbrauch eines Lustspiel-Motivs zu einem tragischen Effect" bezeichnet, so ist das eine Ansicht wie jede andere, — eine Ansicht, die sich hören läßt, ohne daß man sie zu theilen braucht. Aber Julian Schmidt hätte wenigstens richtig citiren sollen. Es heißt nicht bei Kleist, wie er schreibt:

„Lieber gräßlich verwesen als ein Weib sein, das nicht reizt."

Solche Verse hat Kleist nie geschrieben.

Auch Prothoe ist ein echtes Menschenkind, das so einfach spricht, wie es wahr und tief empfindet. Wie rührend spricht sie mit Penthesilea, als sie die mit Staub und Blut bedeckte Königin aus der sprachlosen Erstarrung in das fühlende Leben zurückrufen will:

„Ach wie man dir dein Handwerk ansieht, Liebe!
Nun freilich, Siegen geht so rein nicht ab,
Und jede Werkstatt kleidet ihren Meister ...
Du hast es dir recht sauer werden lassen!"

Das eben ist ja das Freundliche dieser großen Kleist'schen Helden, daß sie wie die Riesentochter von den Bergen zu uns Kleinen herniedersteigen.

Kleist hat von seinem Reichthum an schönen Bildern in der Penthesilea einen geradezu verschwenderischen Gebrauch gemacht. Einige mögen als geschmacklos oder richtiger als unserm Geschmack zuwider verworfen werden, aber die meisten sind doch von einem ganz unbeschreiblichen Zauber.

„Mir diesen Busen zu zerschmetttern, Prothoe!"

ruft Penthesilea aus, als Achill sie verwundet hat.

„— Ist's nicht, als ob ich eine Leier zürnend
Zertreten wollte, weil sie still für sich
Im Zug des Nachtwinds meinen Namen flüstert?"

Ein andermal sagt die Königin:

„O laß mich, Prothoe! O laß dies Herz
Zwei Augenblick' in diesem Strom der Luft
Wie ein besudelt Kind sich untertauchen;
Mit jedem Schlag in seine üpp'gen Wellen
Wäscht sich ein Makel mir vom Busen weg."

Als Penthesilea die blutende Stirn des todten Achill betrachtet, die schrecklichen Wunden, die die Zähne der Doggen geschlagen haben, ruft sie aus:

„O diese blut'gen Rosen!
Ach dieser Kranz von Wunden um sein Haupt!
Ach wie die Knospen, frischen Grabduft streuend,
Zum Fest für die Gewürme niedergehn!"

Kleist findet Ausdrücke von oft wahrhaft biblischer Einfachheit, Größe und Gewalt. Wie schön ist die Ansprache der Penthesilea an Achill:

„Nun denn, so grüß ich dich mit diesem Kuß,
Unbändigster der Menschen, mein!"

„Seht", ruft einer der Griechen aus, auf Penthesilea deutend, die auf ihrem Schecken in wildem Ritte den Peliden verfolgt,

Seht, wie sie mit den Schenkeln,
Des Tigers Leib inbrünstiglich umarmt!

Wie sie, bis auf die Mähn' herabgebeugt,
Hinweg die Luft trinkt lechzend, die sie hemmt."

Unter diesen theils anmuthigen und lieblichen, theils großartigen und gewaltigen Bildern könnte man allerdings, wie ich schon sagte, auch einige anführen, die „Maß und Ordnung" gänzlich vermissen lassen. Die Rasereien der Penthesilea gehen oft an die äußerste Grenze des Möglichen, sie mögen bisweilen sogar darüber hinausgehen. Aber wie rast diese Amazone auch! Kleist gehört eben nicht zu den Dichtern, die das Aeußerste scheuen, und er hat doch dabei wie alle großen Dichter die wirkliche Naivetät. Wir nüchternen Kleinen — wir mögen die Lippen zu einem spöttischen Lächeln kräuseln, wenn Penthesilea, als sie dem zerfleischten Achill gegenüber steht, für ihre kannibalische Lust die tröstende Erklärung findet: sie habe ihn so geliebt, daß sie ihn vor Liebe aufgegessen.

„Wie Manche, die am Hals des Freundes hängt,
Sagt wohl das Wort: sie lieb ihn, o so sehr,
Daß sie vor Liebe gleich ihn essen könnte;
Und hinterher das Wort beprüft die Närrin!
Gesättigt sein zum Ekel ist sie schon.
Nun, du Geliebter, so verfuhr ich nicht.
Sieh her: als ich an deinem Halse hing,
Hab ich's wahrhaftig Wort für Wort gethan;
Ich war nicht so verrückt, als es wohl schien."

Darüber zu spötteln und zu lächeln — es ist verwünscht leicht! Die Lächerlichkeit ist ja immer die nächste Nachbarin des Erhabenen. Aber man kann sich doch auch vorstellen, daß es Leute gibt, denen es Freude macht, willenlos sich ganz dem Dichter anzuvertrauen, ihm überallhin zu folgen, auch dahin, wo sie sich fremd und unheimlich fühlen, selbst dahin, wo sie sich bewußt sind, daß sie sich mit ihrem Führer verirrt haben, — daß es Leute gibt, die dennoch nicht umkehren und lieber auf unwegsamen Pfaden umherschweifen mit ihm, als die breite Straße für harmlose Fußgänger aufsuchen, auf der sie sich nach Herzenslust langweilen können — allein.

Paul Linden.

Notizen.

Der Rücktritt Delbrücks ist vierzehn Tage alt, aber der Streit über die inneren und äußeren Motive, die ihn herbeigeführt, wird noch lange währen, vielleicht erst in etwa fünfzig Jahren durch die Herausgabe irgend eines Tagebuchs seinen zuverlässigen Abschluß erhalten. Diejenigen inzwischen, die sich am meisten skeptisch von wegen der ominösen Gesundheitsrücksichten verhielten, würden in ähnlichen Verhältnissen, wenn ihnen eine mit Ehren und Würden begleitete Muße gegönnt wäre, nicht eine Zeile mehr schreiben, sondern sich auf und davon machen, die Leute aber reden und sich über den brüsken Abschied die Köpfe zerbrechen lassen. Herr Delbrück wird in seiner schlichten Art auf den Pariser Boulevards promeniren und sich Morgens freuen, wenn statt der Actenstücke und geschäftlicher Conferenzen freundliche Einladungen zu einer Abendgesellschaft oder zu einem Ausfluge in die frühlingfrische Umgegend auf ihn warten. Auch wird er endlich einmal wieder ein Buch lesen können, was ihm seit vielen Jahren nicht vergönnt war. Ob ihn die moderne Romanliteratur fesseln dürfte, ist Angesichts der langen Entwöhnung allerdings fraglich. Aber einige neuere gediegene Producte des literarischen Marktes wird er

Digitized by Google

sich jetzt nicht mehr entgehen lassen. Da bietet sich, um ein Beispiel anzuführen, der vor kurzem in vierter, reichlich vermehrter Auflage bei Muquardt in Brüssel erschienene historische und politische Essay des hiesigen belgischen Gesandten, Baron Nothomb, dar.. Es ist ein zuverlässiges Werk, aus dem gelernt werden kann, wie unpolitischer Eigensinn eines Thrones verlustig geht. Die Mächte hätten die vereinten Niederlande als Bollwerk gegen Frankreich gern erhalten. Selbst Palmerston, der später Belgien warm protegirte, aber einer Erfahrung von mehr als fünfundzwanzig Jahren bedurfte, um an die Lebensfähigkeit des jungen vielfach bedrohten Staates zu glauben, sah die September-Revolution zuerst ungern. Die Belgier erwiesen sich indessen conservativ, gemäßigt, und sie wurden nach und nach von den europäischen Höfen, selbst von dem schwierigen Kaiser Nicolaus, in Gnaden aufgenommen. Wäre es nach einigen radicalen Hitzköpfen gegangen, hätte Belgien kaum drei Jahre existirt. Dem Könige von Holland waren ohnehin in der ersten Zeit seitens der Cabinette Bedingungen geboten, die, wenn er sie annahm, dem neuen belgischen Staatswesen die Lebensadern unterbunden hätten. Aber der König aus dem Hause Oranien war hochmüthig, verstockt und schlecht informirt. Man muß in Nothombs interessantem Buche nachlesen, wie er alle Chancen vernachlässigte, ein sibyllinisches Buch nach dem andern verbrennen ließ und endlich die letzte Hoffnung, das verlorene Land wiederzugewinnen, für immer aufgeben mußte. Die Lectüre wäre jetzt auch namentlich empfehlenswerth für den Sultan, der schon Fehler über Fehler gemacht hat und, wenn er so fortfährt, die drohende Katastrophe nur beschleunigen würde. Seine eigenen Unterthanen werden an ihm irre und mit den Vasallenstaaten steht er so schlecht wie möglich. Diese verdienen freilich die Sympathien, welche man ihnen hier und dort entgegenträgt, herzlich wenig. Das erfährt man wieder aus einem anderen jetzt vielgenannten Buche, der türkischen Reise Karl Brauns, die sich in dem ersten vorliegenden Bande in Serbien und Rumänien bewegt und in ihren Wahrnehmungen keine sonderlichen Aussichten auf die baldigen Fortschritte dieser Völkerschaften erwecken kann. Der Reisende erblickte sogar Bucharest noch am Scheidewege zwischen westeuropäischer Arbeit und Wohlfahrt oder orientalischem Nichtsthun und Elend. Braun erzählt, wie immer, lebhaft, amüsant und doch instructiv. Auch über Serbien wird dem Leser ein Licht aufgesteckt. Ein Rumäne erzählte, wenn sich die vorzugsweise schweinezüchtenden Serben begegnen, so grüßen sie sich mit den Worten: Gute Eicheln! was soviel wie anderwärts: Guten Tag! bedeute. Doch wird die Anekdote nicht verbürgt. Soviel scheint sicher, daß sich die Serben, Rumänen und Montenegriner unter einander fast noch gründlicher als sonst Türken und Slaven hassen. Was aus diesen Völkerschaften werden soll, wenn die Moslems einmal wirklich Bankrott machen und vor ihren Gläubigern nach Asien fliehen, wissen die Götter. Zu verwundern ist übrigens, daß man Delbrücks Demission, für deren Gründe soviel krauses Zeug vorgeführt wurde, nicht auch mit der orientalischen Krisis in Verbindung gebracht hat. Wollte man doch schon die angeblich drohenden Wolken am politischen Horizont für die Reichsbahnen verwerthen, die dessen nicht bedurften. Und so möchte Niemand dafür einstehen, daß der Präsident des Kanzleramtes nicht vor der Verantwortlichkeit, welche die Lösung der auf der Balkanhalbinsel schwebenden Probleme auferlegen konnte, zurückgeschreckt ist. Wer etwa glauben sollte, daß sein Ressort damit nichts zu thun hat, möge sich nur an kundige Journalisten wenden; sie werden den Zusammenhang schon zu entdecken wissen.

* * *

Theaternotizen. Die Meininger haben wie in den vergangenen Jahren auch heuer mit dem ersten Mai ihre Berliner Frühjahrscampagne eröffnet — diesmal mit „Käthchen von Heilbronn". Wir kommen auf die Aufführung zurück. Vorläufig wollen wir nur constatiren, daß dieselbe nicht blos durch die künstlerische und echte Ausstattung, sondern auch literarisch durch die Wiederherstellung einiger Scenen, die von allen Bühnenbearbeitern des Kleist'schen Ritterschauspiels gestrichen worden sind, und des alten Kleist'schen Schlusses interessant war und einen bedeutenden Erfolg erzielte. — Seit Ostern dieses Jahres ist Berlin um ein Theater bereichert worden, oder richtiger gesagt: es ist durch die Eröffnung eines schönen neuen, geschmackvollen Saales den Bewohnern der Mitte der Stadt die bequeme Gelegenheit geboten worden, die besten Schauspieler des Wallnertheaters und des Woltersdorftheaters zu sehen, ohne deswegen verreisen zu brauchen. Das „Thaliatheater am Stadtpark", wie der officielle Titel heißt, besitzt kein eignes Personal. Das Repertoire besteht aus einactigen Possen und Operetten, zu deren Repräsentation die beliebtesten Künstler der beiden eben genannten Theater, die Helmerding, Formes, Engels, Fräulein Wegener, die Herren Thomas, Adolfi, Fräulein Preuß ꝛc. recrutirt werden. Die eigentliche Saison für dieses Theater ist noch nicht gekommen; sie wird erst beginnen mit den heißen Tagen, während deren die anderen Theater eine erschreckende Leere aufzuweisen pflegen. Denn dieser Saal ist ein Bestandtheil jenes schönen, von Herrn Geber in's Leben gerufenen Etablissements „Stadtpark", das bestimmt ist, den Berlinern während der heißen Jahreszeit in der Mitte der Stadt ein Fleckchen zu bieten, auf dem sie vom Wagengerassel und Staube möglichst wenig gestört werden und sich mit einiger Phantasie eine Art von Idylle erträumen können. Das neue Theater wird die Anziehungskraft des „Stadtparks" ohne Zweifel wesentlich erhöhen. Man findet nur, wenn man den Stimmen im Publicum glauben darf, daß die Preise etwas zu hoch gegriffen sind. Die Zeiten sind eben schlecht und die meisten Theater haben sich veranlaßt gesehen, die in den Tagen des „wirthschaftlichen Aufschwungs" hochgeschraubten Preise wieder herabzusetzen. Das Schauspielhaus, das schon im vorigen Jahre mit den classischen Vorstellungen den Anfang gemacht hatte, ist jetzt noch einen Schritt weiter gegangen und hat vom ersten Mai an für alle Stücke ohne Unterschied eine Ermäßigung der Preise eintreten lassen; ebenso verschiedene Privatbühnen, namentlich das Wallnertheater. — Am Stadttheater gastirt der lustige Herr Tewele vom Wiener Stadttheater mit vollstem Glück. Sein flotter burschikoser Humor, seine übermüthige Laune haben ihm schnell die Sympathien unseres Publicums erworben. Gleichzeitig gastirt als Salondame Frau von Racovitza an derselben Bühne. — Der große Erfolg, den „Arria und Messalina" von Adolf Wilbrandt am Residenztheater hat, veranlaßte die Direction, für die scheidende Charlotte Wolter eine andere Vertreterin der Titelrolle zu suchen. Fräulein Pauline Ulrich vom Dresdener Hoftheater hat das Wagestück unternommen, nach der Wolter diese Rolle zu übernehmen. Ihr Muth ist belohnt worden; die bedeutende Künstlerin hat in dieser Rolle große Triumphe gefeiert. — In Wien hat Herr Aloys Wohlmuth, ein junger Künstler, von dessen großem Talente wir uns zu überzeugen früher selbst die Gelegenheit gehabt haben, unter reger Betheiligung des Publicums und unter lebhafter Anerkennung der Presse einen sogenannten „Declamationsabend" veranstaltet. Selbst der schärfste der Wiener Kritiker, Ludwig Speidel, ist des Lobes voll und stellt in der „Neuen freien Presse" dem jugendlichen Schauspieler das allergünstigste Zeugniß aus.

* * *

Der eben erschienene 12. Band von Gutzkows Werken (Jena, Costenoble) enthält neben mehreren größeren Aufsätzen (Börnes Leben, Ueber Goethe ꝛc.) einen Dialog über Theaterschulen, aus dem Jahre 1844 stammend, der jetzt von doppeltem Interesse ist. Ein Enthusiast und ein Gegner der Idee entwickeln dialektisch ihre Standpunkte. Alles was für und gegen die Idee gesagt werden kann, ist hier vereint und gewinnt durch die Charaktere der beiden Sprecher an Interesse. Die Streitenden einigen sich endlich, um die Bedeutung der Improvisaton für den werdenden Mimen festzustellen. „Was ist die große Kunst des Mimen? Heraustreten, sich an die Lampen stellen und sagen: Ich! Ob das Ich nun Hamlet oder Richard III. . . ist, er muß sagen: „„Ich, da bin ich!"" Seine Rolle muß er mechanisch wissen, aber spielen muß er sie, als wenn er sie eben erst selbst erfände, eben erst selbst erlebte." Auf diese unbestreitbare Wahrheit, die unsern heutigen Schauspielern so selten vorschwebt, baut Freihart — so heißt der ursprüngliche Gegner der Idee — sein System auf.

Der Lehrer erzählt irgend eine Situation mit verschiedenen Pointen, die nur mimisch dargestellt werden können, und läßt sie zuerst einfach nacherzählen. Dann setzt er sie in Scene und läßt sie abwechselnd von Dem und von Jenem spielen. Da die Schüler die Worte selbst erfinden müssen, ebenso die Mimik, so wird Alles natürlich erscheinen. „Jetzt", fährt Freihart fort, „ziehe ich aus der Tasche ein Packet Rollen. Dieselbe Geschichte ist — ja schon ein altes Lustspiel." Der Gedanke ist der Weiterentwicklung werth.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Julius Springer in Berlin.

Soeben erschien:

Aus und über Amerika.

Thatsachen und Erlebnisse

von

Friedrich Kapp.

2 Bände. — 50 Bogen.

Elegante Ausstattung. — Preis 15 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken:

Schuster Lange.

Störungen. — Ein kleines Bild.

Gesammelte Novellen

von

Ernst Wichert.

2 Bde. 8. eleg. broch. Preis nur 4 M. 50 Pf.

Durch und durch vom sittlichen Geiste getragen, erwecken diese durch eine wahrhaft prächtige Charakterzeichnung und geschickte Veranlagung sich auszeichnenden Novellen des rühmlichst bekannten Dichters jedem Leser das höchste Interesse.

Der Preis ist ein äußerst billiger, um den Privatkreisen die Anschaffung zu erleichtern.

Soeben erschien in Denicke's Verlag (Georg Reinke) Berlin und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands à 4,50 M. zu haben:

Die Päpstin von Siegmey.

Tragikomisches Epos

mit 80 drastischen Bildern

illustrirt von

Guthknecht.

Herrn Adolf Glassbrenner gewidmet.

Das „Neue Wiener Tageblatt" v. 6. April 1876 beurtheilt die allseitig mit Beifall aufgenommene Novität mit folgenden Worten:

„Die Päpstin von Siegmey, illustrirt von Guthknecht, ist ein Buch voll lustiger Schnurren in prachtvoller Ausstattung; der Umschlag allein ist schon sehenswerth. Die Zeichnungen sind ebenso humoristisch gedacht als ausgeführt, überhaupt ist in solcher Gestalt noch kein Buch auf dem Felde der jokosen Literatur in Deutschland erschienen, — es ist eine wahre Musterausgabe! — Dem Inhalt nach ist das Buch nicht minder vortrefflich eine sengende Satyre auf die Pfaffenschaft. Man kann dem Autor kein grösseres Compliment machen, als indem man sagt: „Die Päpstin" könnte füglichweg Wilhelm Busch als sein Product reclamiren."

Verlag von Theodor Stürmer in Stuttgart.

Tägliche Uebungen für die

Violine

von **Edm. Singer.**

Preis 3 M. netto.

Die berufene Feder eines Fachmannes schreibt hierüber: „Es ist uns kein Werk bekannt, das in so vorzüglicher Weise die Ausbildung der linken Hand fördert, und zugleich sich dem Anfänger, wie dem fertigen Spieler als nützlich erweist."

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Unter dem Halbmonde.

Ein Bild des ottomanischen Reiches und seiner Völker.

Nach eigner Anschauung und Erfahrung geschildert von

Amand Freih. v. Schweiger-Lerchenfeld.

gr. 8. in einem eleg. illustr. Umschlag broch. Preis 4 M. 50 Pf.

Verfasser gibt in lebenswahrer Schilderung, die aus eigener, langjährigen Anschauung und Erfahrung geschöpft sind, ein Bild der in allen Grundfesten tief erschütterten Türkei.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Essays

(LETTERS AND SOCIAL AIMS)

von

R. W. Emerson.

Autorisirte Uebersetzung.

Mit einer Einleitung

von

Julian Schmidt.

368 Seiten. 16. Preis: 6 M.

Inhalt:

Poesie und Imagination (Poesie; Imagination; Wahrhaftigkeit; Schöpfungskraft; Melodie; Reime und Form; Barden und Troubadours; Moral; Uebersinnlichkeit). — Gesellschaftliche Ziele. — Beredsamkeit. — Hilfsmittel. — Das Komische. — Citate und Originalität. — Kulturfortschritt. — Persische Poesie. — Inspiration. — Größe. — Unsterblichkeit.

Verlag v. Aug. Berth. Auerbach in Stuttgart.

Neuer Verlag v. Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Franz Liszt.

Aus Richard Wagner's Opern:

Tannhäuser, Lohengrin, Rienzi, Fliegender Holländer, Tristan und Isolde.

Transcriptionen f. d. Pianoforte.

4. Roth cartonn. Preis 7 M. 50 Pf. netto.

. Verlag von Julius Springer in Berlin.

Soeben erschien:

Die Reform

der

Evangelischen Kirche

in

Lehre und Verfassung.

Von

J. H. von Kirchmann.

Preis 1 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Neuer Verlag v. Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Vorschule der Aesthetik

von

G. Th. Fechner.

Erster Theil. gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Dies neueste Werk des berühmten Verfassers enthält eine Reihe auf das allgemeine Verständniss u. Interesse berechneter, zwanglos in Form und Folge gehaltener Aufsätze über die wichtigsten ästhetischen Verhältnisse und Kunstfragen, mit vorzugsweiser Berücksichtigung der Seitens des herrschenden Apriorismus in der Aesthetik bisher wenig beachteten ästhetischen Gesetze.

Verlag der Stuhr'schen Buchhandlung, Berlin, Unter den Linden 61.

Die Deutsche Reichsbahn.

Von Weizmann, Eisenbahn-Güter-Verwalter. — 1 M. 20 Pf.

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Funktionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch die **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs**, namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste. Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.** Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt **Homburg** zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, ½ Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer **Villegiatur.** Skating Rink (Sommerschlittschuhbahn).

Bad Reinerz

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken & Bade-Anstalt i. d. Grafschaft Glatz, preuss. Schlesien.

Saison-Eröffnung am 7. Mai.

Angezeigt gegen Catarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten,** welche daraus entstehen, Folgenzustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. — Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 13. Mai 1876. Band IX.

AP 30 .G2 v. 9 no 20

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Delbrücks Rücktritt. Von Politicus. — Die americanische Säcularfeier. Von Ludwig Bamberger. — **Literatur und Kunst:** Das Stoffgebiet der Musik. Von M. Carriere. — Die Orthographie und D. Sanders. Von J. Mähly. — Bismarck-Literatur. Von Karl Braun. V. VI. — Louis Agassiz, der bestverleumdete unter den Naturforschern. Von Nikolaus Eichhorn. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Gastspiel der Meininger. „Käthchen von Heilbronn" von Heinrich v. Kleist. Besprochen von Paul Lindau. — Musikalische Aufführungen. Die sieben Todsünden. Dichtung von Hamerling. Musik von Adalbert Goldschmidt. Besprochen von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Delbrücks Rücktritt.

Seit der Errichtung des deutschen Reichs ist wohl kein Tag vergangen, an welchem nicht die Frage aufgeworfen und erörtert wurde: was wird ohne Bismarck werden? Wir sind neulich darüber belehrt worden, daß es Männern von selbstständigen, unabhängigen Ansichten nicht zieme, bei einer derartigen Frage und ihrer Erörterung länger zu verweilen. Der, welcher sothanen Verweis aussprach, würde zweifelsohne damit Recht haben, wenn jene Frage etwa in dem Sinne aufgeworfen würde, daß damit Bestand und Gedeihen des deutschen Reiches von dem Verbleiben seines ersten und bis jetzt einzigen Kanzlers im Amte unbedingt abhängig gemacht werden. In solchen Hyperbeln sprechen würde Zeichen eines kleinmüthigen, ja würdelosen Sinnes sein, wie er einem deutschen Manne unserer Tage nimmer ziemt.

Das deutsche Reich ist nicht eine zweifelhafte „Gründung", deren Schicksal auf die zwei Augen eines in kühnen Wagnissen vom Glücke stets begünstigten Geschäftsleiters gestellt ist, so daß mit seinem Scheiden ihr Niedergang und Zusammenkrachen unabwendbar wird, weil sich kein Zweiter findet, der aus dem Wirrsal zahlreich in Angriff genommener Pläne, über deren Ergänzung durch eben erst aufdämmernde Ideen ihm kein Aufschluß wird, sich zu einer klaren Geschäftsübersicht und zu einer sicheren Beherrschung der Verhältnisse hindurchzuarbeiten vermag. Das deutsche Reich, so wie es heute sich darstellt, ist das Ergebniß einer von Geschlecht zu Geschlecht mit immer besserem Verständniß der dabei waltenden Kräfte fortgesetzten Arbeit; es ist langer Mühen endlicher Lohn und nicht eine Gabe des Glücks, die ein Günstling desselben mit kühner Hand zu erraffen sich getraute. Die Saat ward reif; Dank, großen Dank schuldet das deutsche Volk denen, welche, einen sonnenhellen Tag zu ihrer Sicherung im Anzuge ahnend, die Sicheln in Bereitschaft hielten, um die Garben zu schneiden. Den richtigen Zeitpunkt und, wenn man den Erfolg zum Maßstab nimmt, auch die richtigen Mittel zur Nutzung desselben gewählt zu haben, ist des Fürsten Bismarck unsterbliches Verdienst um die nationalen Erfolge des letzten Jahrzehnts. Wir und viele Millionen mit uns halten diese Erfolge, wie groß, ja über Erwarten groß sie auch sind, heute noch nicht für gesichert in dem Sinne, daß das deutsche Reich nun Männern der Routine, wie sie eine hochgebildete, an Berufstreue unübertroffene Bureaukratie aus ihrem Schoße erzeugt, zur weiteren Leitung überlassen werden könnte.

Kein Zweifel besteht daran, daß das deutsche Reich von einem Uebergang seiner Leitung in andere Hände irgend welchen erheblichen, seinen Bestand in Frage stellenden Schaden nicht erleiden würde; eine Hemmung aber, eine vielleicht lang andauernde Unsicherheit der Richtung, die unter der neuen Leitung einzuschlagen wäre, erscheint als die nothwendige Folge eines Personenwechsels in dem höchsten Reichsamte. Früher oder später wird diese Eventualität eintreten; daß sie im Voraus schon zu ernsten Erwägungen Anlaß gibt, kann gewiß nicht zu dem Vorwurf der Abhängigkeit und Unselbstständigkeit Anlaß geben, wird doch heute, wo der zweithöchste Beamte des Reiches, der Präsident des Reichskanzleramts Staatsminister Delbrück, auf sein wiederholtes Andringen vom Kaiser seines Amtes enthoben worden ist, in der Presse vielfach die Frage laut: „Was wird ohne Delbrück werden?" Man kann keine deutsche Zeitung in die Hand nehmen, ohne Betrachtungen über den Rücktritt Delbrücks zu begegnen; ja selbst die ausländischen Blätter widmen diesem Ereigniß die eingehendsten Artikel. Und doch ist Delbrück nur „die rechte Hand Bismarcks", freilich arbeitend mit sechs Ministerkraft, wie von zuständiger Seite aus bezeugt wurde!

Niemand erblickt in den zum Theil recht besorgten Gedanken, die sich in den Organen der öffentlichen Meinung über das, was nun werden mag, kundgeben, irgend welche Entäußerung der Manneswürde; vielmehr wird umgekehrt Denjenigen, die ihr Bedauern über das Ausscheiden einer so vorzüglichen Arbeitskraft aus dem Reichsdienste in etwas kühlen Worten äußern, dies als eine Speculation auf die Begünstigung ihrer besonderen Forderungen durch das „neue Regime", welches sie im Anzuge wähnen, tadelnd verwiesen. Weitaus überwiegend ist die Zahl Derer, die mit Sorge in Delbrück einen Mann aus dem Reichsdienste scheiden sehen, der, ein Phänomen in seiner Arbeitskraft, nicht blos in der Bewältigung einer Last technischer Geschäfte dem Reichskanzler helfend zur Seite stand — hier wird durch eine Theilung der Arbeit sich noch am leichtesten Ersatz schaffen lassen —, sondern der gleichzeitig auch allen durch seine Hand gehenden Sachen den Stempel seines Geistes aufdrückte und dadurch die Reichsverwaltung und Reichsgesetzgebung, soweit sie zu seinem Ressort gehörten, einheitlich gestaltete. Ob es möglich sein wird, Anordnungen zu treffen, welche diese Einheit der Handlung auch bei Zerlegung des Ressorts, dem bisher Staatsminister Delbrück vorstand, sichern, ist fraglich.

Wer auch immer Delbrücks Nachfolger als Präsident des Reichskanzleramts werden mag, so wie er hat Keiner die Fäden in der Hand. Der Nachfolger tritt in Verhältnisse ein, die ihm fremd sind; für Delbrück waren sie nur die mit ihm ge-

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

wachsenen Verkörperungen seiner eigenen Gedanken und Entwürfe. Man kann es schon glauben, daß die mit dem Anschwellen der Geschäfte sich allmählich einstellende Ueberzeugung von der baldigen Unmöglichkeit ihrer Bewältigung durch die einzige eigene Arbeitskraft, daß der längere Zeit hindurch unter höchster geistiger Anspannung fortgesetzte Versuch, ihr Herr und Meister zu bleiben, daß die Abneigung gegen Abzweigungen von seinem Ressort, weil in der Zustimmung zu solchen das Zugeständniß der eigenen Unzulänglichkeit zu liegen schien, Delbrücks Zustand angegriffen und eine hochgradige Nervosität bei ihm erzeugt haben. Wem fort und fort durch die Verhältnisse und die Menschen Zweifel aufgedrängt werden, ob er sich doch nicht zuviel zumuthe, wenn er seinen Pflichtenkreis ohne Einengung oder Zerlegung zu erfüllen strebe, der wird, falls ihm sonst eine solche Wahl frei steht, bei einigem Selbstbewußtsein schließlich in freier Muße ein ganzer Mann zu sein vorziehen, als, im Amte verbleibend, täglich durch an sich unbedeutende Dinge an die Abnahme seiner Kräfte erinnert zu werden. Staatsminister Delbrück braucht darum, weil er nicht mehr ein Reichsamt bekleidet, dem Reiche seine kostbaren Erfahrungen nicht verloren gehen zu lassen. Er hat nur den Wunsch auszusprechen nöthig und eine große Anzahl von Wahlkreisen wird es sich zur Ehre schätzen, ihn zu ihrem Vertreter im Reichstag zu wählen. Oder, wenn er mehr Werth darauf legt, vom Kaiser ein Zeichen des ungeminderten Vertrauens zu empfangen, ist ihm sein Platz unter den Bevollmächtigten Preußens zum Bundesrathe, dem er so oft präsidirt hat, ebenso sicher.

Wir forschen nicht wie ein Untersuchungsrichter nach Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Reichskanzler und dem Präsidenten des Reichskanzleramts als Gründen für den Rücktritt des Letzteren. Gewiß haben solche Differenzen in mehr als einem Punkte bestanden; ebenso gewiß aber ist es, daß durch bloße Vermuthungen darüber, wo nun diese Punkte etwa zu suchen sind, kein erheblicher Nutzen für die Aufklärung irgend einer politischen Frage erzielt wird. Vor Allem wird darnach geforscht, wie Delbrück über das Reichseisenbahnproject gedacht hat, kurz vor dessen erster Berathung im Abgeordnetenhause sein Rücktritt erfolgte. Nach den volkswirthschaftlichen Anschauungen Delbrücks ist anzunehmen, daß er nicht zu den Bewunderern gehört, daß er jedoch auch kein principieller Gegner der Uebertragung des preußischen Staatsbesitzes an Eisenbahnen auf das Reich ist und die politische Bedeutung einer einheitlichen Organisation des Eisenbahnwesens im Reiche ganz so wie Fürst Bismarck beurtheilt. Aus den Verhandlungen her, welche Delbrück zu verschiedenen Zeiten mit deutschen Regierungen geführt hat, rühmt man die meisterhafte Gabe der Darstellung, die er zu entfalten versteht, wenn es gilt, durch die Hervorhebung sachlicher Gründe einen Gegner zu seinem eigenen Standpunkte herüberzuziehen und für Vorschläge zu gewinnen, die Jener zuerst hartnäckig zurückwies. Fürst Bismarck wird daher bei den bevorstehenden Verhandlungen mit den deutschen Regierungen über das Reichseisenbahnproject, und was damit zusammenhängt, die Mitwirkung Delbrücks sehr vermissen.

Weit allgemeiner ist das Bedauern, daß diese erste europäische Autorität auf dem Gebiete der Handelsverträge gerade kurz vor dem Beginn der Verhandlungen über die Erneuerung einiger der für das deutsche Reich wichtigsten Verträge sich aus dem Amte zurückzieht. Es steht zu besorgen, daß die Traditionen, die Delbrück im Reichskanzleramte hinterläßt, nach Oben hin keine so maßgebende Bedeutung mehr sich zu verschaffen vermögen. Delbrücks Nachfolger vermag in dieser, wie in allen anderen Fragen keine selbstständige Stellung einzunehmen; Fürst Bismarck wird ihm nicht, wie er dies in Bezug auf Delbrück that, bezeugen, „daß er oft in Dingen, die dieser besser verstand, seiner besseren Einsicht nachzugeben in der Lage gewesen sei". Hier klafft eine Lücke, durch welche allerlei wunderliche Projecte jetzt offen ihren Flug nehmen werden, die, solange Delbrücks heller Verstand im Reichskanzleramte leuchtete, wie Fledermäuse nur zur Dämmerstunde dem Ohr des Fürsten Bismarck zu nahen sich getrauten. Der Jubel, mit welchem das anerkannte Organ unserer Schutzzöllner Delbrücks Rücktritt begrüßt — es spricht schon von der Beseitigung des „Doppelalp Delbrück-Camphausen", welche die deutsche Industrie wieder frei werde aufathmen lassen — kennzeichnet zur Genüge die Erwartungen, welche man in gewissen Kreisen an die Entfernung der autoritativen Stimme Delbrücks aus dem Cabinete des Reichskanzlers knüpft.

Fürst Bismarck soll einmal Delbrück „unseren Gneisenau der Friedenspolitik" genannt haben; jedenfalls war der Sinn der Worte der nämliche und die Bedeutung Delbrücks damit treffend gezeichnet. Gerade für einen Staatsmann von so hochgespanntem Gedankenfluge und so kühnem Vertrauen zu seinem Glücke, wie es Fürst Bismarck ist, war ein so fein berechnender, so klug alle Chancen abwägender und so entschieden allen unreifen Projecten abholder Geschäftsführer, wie Delbrück, eine unschätzbare Ergänzung. Darum ist auch die Sorge nicht gering, daß gerade das Gebiet, wo Fürst Bismarck der „besseren Einsicht" Delbrücks sich willig unterordnete, das wirthschaftliche Gebiet, ein Tummelplatz ausschweifender Hoffnungen und Ansprüche werden möchte. Um so dringender tritt die Pflicht an die Volksvertretung und die sie unterstützende und ergänzende Presse heran, das Treiben, welches sich demnächst auf dem gedachten Felde entwickeln wird, einer scharfen Aufsicht zu unterziehen. Delbrücks Rücktritt darf nicht eine handelspolitische und wirthschaftliche Reaction eröffnen.

Politicus.

Die americanische Säcularfeier.*)

Von Ludwig Bamberger.

„Gehet hin und saget es denen in der neuen Welt, daß die alte Welt noch jung ist." So schloß er seine Rede unter dem rauschenden Beifall der dreitausend gläubigen Hörer. Als ob es, um denen jenseits des großen Wasser verständnißvoll näher zu rücken, gerade eines besonderen Vorraths jugendlicher Romantik bedürfe! Sollte sich die Sache nicht eher umgekehrt verhalten? Aber man wisse: die Dreitausend waren die Blüthe des radicalen Kleinbürgerthums von Paris, und der Redner war Niemand anders als der alte Musikant Victor Hugo. Er und Louis Blanc gaben eine Vorstellung zum Besten der Arbeiter, die nach Philadelphia zur Ausstellung gehen sollen. Meinem heutigen Vorsatz liegt es ferne, den Hergang zu beschreiben, so sehr auch der Stoff reizt. Ich hatte mir vorgenommen, die Sache nicht als Spötter mit anzusehen, und das gelang mir auch, indem ich meine Aufmerksamkeit auf die theatralische Leistung richtete, mit welcher die beiden Schauspieler ihre Aufgabe durchführten. Einem deutschen Reichsbürger, der von ohngefähr in diese heiligen Hallen gerathen war, klangen die Stichworte so freundlich, wie er nur wünschen konnte. Die Liebe zum Frieden und der Haß gegen das Papstthum ernteten um die Wette mit der „Amnestie" am meisten frohen Applaus. In der That! jung sind sie die lieben Leute, welche den hundertjährigen Bestand des americanischen Freistaates in denselben Tönen besingen, in welchen hundert Jahre früher Jean Jacques die Gleichheit der Geburt besang, und wenn man eine neue Welt an der Stelle zu suchen hätte, wo eine alte Welt hundert Jahre zuvor gestanden hat, sie wären auf dem besten Wege, sie zu finden. Schade nur, daß sie vergessen: eine neue Welt ist eine später gekommene, welche nicht blos im gleichen Schritt neben der alten her, sondern in unendlich beschleunigtem Tempo ihr voraus läuft. Kurz, die neue Welt ist nicht die jüngere, sondern die ältere; ich will nicht sagen, die reifere, damit nicht Einer etwa ironisch hinzusetze: wer weiß ob nicht die überreife?

*) „Aus und über America." Von Friedrich Kapp. 2 Bände. Berlin, Springer, 1876. Gr. Octav.

Digitized by Google

Das Alles hätte ich hier, wo von Kapps eben erschienenem Werk „Aus und über America“ zu reden ist, nicht berührt, hätte sich mir nicht der Gegensatz zwischen der gesunden, sachlichen, freien Auffassung des deutschen Denkers und der kindlich gebundenen Phantasiemalerei der beiden alten französischen Coloristen so dem Sinne aufgedrängt, daß er sich unwiderstehlich in den Vordergrund meiner Betrachtung schob. Ich hatte nämlich eben das deutsche Buch zu Ende gelesen, als am Ostertag der Zufall mich in jene Vorstellung des Théâtre du Château d'eau hineinführte. Und wohlgemerkt: nicht um einen gänzlich unvermittelten Widerspruch handelt es sich hier. Stände dem abstracten Schwärmer der nüchterne Realist gegenüber, was wäre da viel zu sagen? Der Eine sieht weiß, der Andere schwarz, nichts einfacher als dies Ja und Nein, das Jeder kennt. Doch es sind vielmehr die inneren Berührungspunkte, das Gemeinsame und doch so Verschiedenartige in beiden Darstellern, was zum Vergleichen herausfordert. Unser Landsmann ist nichts weniger als ein „nüchterner Duckmäuser“. Auch er ist, mit gleichem Recht wie Hugo und Blanc, ein Achtundvierziger, ein ehemaliger Verbannter, dem das Ideal seiner Jugend nie und nirgends abhanden gekommen. Auch er erglüht in andächtiger Verehrung, wenn er uns die Lebensbilder Franklins und Washingtons entrollt; aber er ruft nicht schließlich aus: „La République c'est la conscience de l'humanité!“ (donnernder Beifall). Auch er entbrennt in heiligem Zorn gegen die Sklavenzüchter und Baumwollbarone, aber er endet seine Periode nicht mit den Worten: „Le vieux monde a Jésus-Christ, le monde nouveau a John Brown!“ (donnernder Beifall). Also mit zwei Idealisten haben wir es zu thun, mit einem französischen und mit einem deutschen, und nichts ist mehr dazu angethan, die Fülle der Gedanken, welche das hundertjährige Erinnerungsfest in uns aufrührt, auf einen Kern zu verdichten, als dieser Gegensatz des falschen und des wahren Idealismus. Hüten wir uns beiläufig, Hugo und Blanc für den dermaligen Ausdruck des französischen Geistes zu nehmen. Haben nicht auch wir Deutsche politische Musikanten dieses Schlages, welche seit schier dreißig Jahren ungestört auf derselben Pauke herumwirbeln, wenn schon nicht mit gleicher Geschicklichkeit und allerdings auch nicht mit gleichem Erfolg? Und wenn man die politische Sinnesweise der Mehrzahl der Franzosen von heute charakterisiren wollte, so müßte man vielleicht von ihnen sagen: nicht theoretische Ueberzeugung, sondern praktische Nothwendigkeit verbindet sie mit der republicanischen Staatsform. Die idealen Congestionen des achtzehnten Jahrhunderts erscheinen wieder am Ende des neunzehnten, aber in Gestalt trockener Niederschläge aus dem großen chemischen Prozesse, den die Welt dies- und jenseits des Oceans durchgemacht hat, mit dem sie vor einem Säculum in hohen Wallungen aufgebraust war.

Denn am Ende, sie läßt sich nicht wegleugnen, so wenig man den Geist der heiligen Allianz in Unruhe versetzen soll, sie läßt sich nicht leugnen, die Thatsache, daß wiederum nach hundert Jahren die Gesichtszüge des alten Europa ganz verteufelt demokratisirt aussehen. A Jove principium: Frankreich, im Herzen Europas, und — was wir auch dagegen thun und sagen — stets von Neuem das Schoßkind aller Zeitungsleser und Schreiber auf dem Erdenrund, Frankreich ist vorerst wieder eine Republik. Ob sie dauern wird, ob nicht, wer vermißt sich zu prophezeihen! Vielleicht mehr als ehedem, aus mehr als einem guten Grunde. Und das alte England mit seiner sehr fortschreitenden Erweiterung des Stimmrechts und der Staatsaufsicht? Und die Schweiz mit dem zur äußersten Folgerichtigkeit durchgeführten Mechanismus der Volkssouveränität, Spanien eine ganz lose auf die Revolution geleimte Monarchie; — uns endlich aber auch nicht zu vergessen, bei denen der genialste aller preußischen Junker einen Bund mit dem allgemeinen Stimmrecht geschlossen hat, den kein Nono und Bebel ihm aus der Hand zu winden suchen, um ihn für ihre Zwecke zu verwerthen!

So, genau besehen, erscheint die Welt an der Neige des Jahrhunderts ungleich mehr demokratisirt als sie es war zur Zeit, da die „Erklärung der Menschenrechte“ das Licht erblickte. Was aber gerade den Geist und die Urheber jener americanischen Erhebung verbindet mit der neuesten Gegenwart, das ist eben, was Victor Hugo nicht entfernt ahnt und was Kapp uns mit Händen greifen lehrt. Den Begründern des americanischen Freistaates war nicht die Republik eine Religion, wie sie es war für die Schüler Jean Jacques, und wie heute noch Hugo sie hinter gemalten Scheiben zeigt. Sie war ihnen ein Resultat trocknen Menschenverstandes; Franklin, der Mann des common sense, Washington, der virginische Junker, waren ihre Pathen. In diesem Geist hat sie sich weiter entwickelt, und wenn die alte Welt in ihren Institutionen der neuen näher gerückt ist, so hängt dies eben damit zusammen, daß immer mehr die Politik auch diesseits aufgehört hat, Religion zu sein. Daß keine Monarchie in Frankreich wieder einziehen konnte, trotzdem allen drei Dynastien fünf Jahre lang die Thore weit offen standen, rührt einfach davon her, daß für kein königliches Haus mehr ein Cultus im Herzen des französischen Volkes lebt, und eine Monarchie ohne praktische Gefühlsverbindung (Religion) zu dem regierenden Hause ist — bei der heutigen Verfassung der Gesellschaft wenigstens — auf die Länge undenkbar. Auf blos rationellem Wege zur Herstellung der Erbmonarchie zu kommen, ist ein widernatürliches Beginnen.

So wenig wie die Religion der Monarchie, so wenig ist die Religion der Republik heute im Wachsen, wenn überhaupt irgend eine Religion. Und an welchem Punkte der Culturentwicklung diese rationalistische Demokratie des gesunden Menschenverstandes in unseren Tagen angekommen sei, darüber nachzudenken ruft kein Moment so sehr uns zu, wie derjenige, welchen nächstens America feierlich begeht. Die ganze große Frage aber auf dem gegebenen Boden an ihren Wurzeln zu untersuchen, gibt es schwerlich ein besseres Instrument, als Kapps zwei eben erschienene Bände „Aus und über America“. Hier haben wir den jungen, aber über unsere alte Entwicklung hinausgediehenen und darum älteren Staat vor Augen wie er leibt und lebt. Damit ist nicht gesagt, daß wir ihn blos von seiner realistischen, man könnte sogar denken, blasirten Seite zu sehen bekommen. Wer überhaupt möchte glauben, daß ein großes blühendes Gemeinwesen existiren kann ohne das mächtige Eingreifen der idealen Liebe? Ein großer Verband, der in seinem Zusammenhalten der höheren Triebfedern entbehren sollte, wäre die abstracteste aller Vorstellungen, widersprüche jeder lebendigen Anschauung der Dinge. Gerade das ist das Interessanteste an dem hundertjährigen Facit dieser großen Republik, daß in ihr die Gegensätze, auf's schärfste ausgebildet, zusammenzuwirken gezwungen sind. Die idealsten Ansprüche der Freiheit und Gleichheit treffen sich mit dem härtesten, nüchternsten Kampf um's Dasein. Rastlos und rücksichtslos drängt sich die äußerste Gewalt nach vorn, da, wo ein von allen Schranken angeborener Vorrechte frei gelegtes Feld ihr ebene Bahn macht. Auf welche Weise kommen die Ansprüche der Menschheit da zur Befriedigung? Steht sich der Schwächere, steht sich der Stärkere besser dabei als in unseren vielfach verschränkten Zuständen? Ist es der Sieg des Zeitlichen über das Ewige oder der Sieg des Ewigen durch das Zeitliche? Und endlich, zuletzt nicht zu mindest! haben wir in dieser Weiterentwicklung einer auf freien Boden übertragenen alten Civilisation, das Spiegelbild unserer eigenen europäischen Zukunft zu erblicken, die ja überall nach denselben Bahnen hindrängt?

Welche Fülle von Fragen! Gewiß werden sie nicht gelöst in Kapps Buch, und es fällt ihm nicht ein, ihre Lösung auch nur zu versuchen. Wir haben es überhaupt nicht mit einem Werke philosophischer Analyse zu thun. Aber die Fülle der Thatsachen bringt zugleich die lebhafteste Anregung zum ernsten Denken entgegen. Beides in fruchtbarster Weise zu verbinden konnte Niemand besser berufen sein, als unser Autor. Zwanzig Jahre der Ansässigkeit in America und zwar in Stellungen, die ebenmäßig in das Getriebe des Erwerbs und in das Staats- und Gemeindeleben mitten hinein mündeten; dazu ernste

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

emsige, quellenmäßige Studien der americanischen Geschichte, öffentliche Aemter, stetige Verbindung mit dem Herde deutscher Bildung, zu Allem ein forschungsfreudiger, beobachtender Geist — das und vieles Andere verbürgt eine Unsumme der schönsten Voraussetzungen zum tiefsten Verständniß von Land und Leuten und ihrem wundersamen Wachsthum. Aber mehr als das: der Grund und Boden der eigenen Persönlichkeit war wie geschaffen, um die beobachtete Welt in der merkwürdigen Zusammensetzung ihrer Elemente zu verstehen und zu würdigen. Friedrich Kapp gehört zu jenen Achtundvierzigern, die, ohne mit dem Ideale ihres ersten politischen Erwachens zu brechen, in nimmer ruhender Continuität die Erfahrungen der Zeit und insbesondere noch die des großstaatlichen Auslandes in sich verwerthet haben. Abstracte Vorstellung von der Unfehlbarkeit einzelner Staatsmaximen lernte er bald Angesichts der republicanischen Wirklichkeit ablegen, aber er lernte auch ermessen, welche Kraft ein in großen Dimensionen auf freier Entfesselung wirthschaftendes Volk aus sich zu entwickeln vermag. Die gute Sache des Nordens gegen den Süden hat nie einen wärmeren Anhänger und Vorkämpfer aufzuweisen gehabt, als Kapp. Der Kampf gegen die Sklaverei, gegen die particularistischen Bestrebungen der Secessionisten wurde von ihm eröffnet, lange ehe wir in Europa den Ausbruch des großen Bruchs ahnten. Die ehrwürdigen Gestalten der Führer, von Franklin bis Lincoln, leben unter seiner Feder in den reinsten Zügen vor uns wieder auf. Das hindert nicht, daß er für die wirklichen Zusammenhänge der ersten Revolution ein von aller herkömmlichen Lyrik freies Urtheil schöpft, die tiefen Schäden der späteren Entwicklung, die cynische Corruption und den rohen Nativismus, in ihrer ganzen Blöße hinstellt. Und wie vieles Andere noch, für Deutschland und America gleichmäßig Wichtiges lernen wir in diesen etwa zwanzig Aufsätzen aus allen Lebensgebieten kennen, in welche die beste Kraft des besten Mannesalters ihre Ernte niedergelegt hat! Die Feier des hundertjährigen Festes der großen Republik wird uns noch Vieles bringen, das verdient Behufs ernster Einkehr in den tiefen Sinn des Tages nachgelesen zu werden. Aber wer begehrt, ohne zu weites Umherschweifen Anfang und Ende des bisherigen Lebensganges der Vereinigten Staaten in bedeutsamer und hoher Ueberschau zusammenzufassen, der nehme wieder einmal Toqueville's mit Recht berühmtes Buch zur Hand und setze dann, den Kreis zu schließen, das Studium der Quellen darauf, die uns die sorgfältige Arbeit des mitlebenden Landsmannes eröffnet hat.

Literatur und Kunst.

Das Stoffgebiet der Musik.

Von **M. Carriere.**

Hanslik ist durch eine geistvolle Schrift über das Musikalisch-Schöne berühmt geworden. Er erklärte sich dagegen, daß die Musik Gefühle darstelle; die seien stets mit Vorstellungen verknüpft, welche die Musik nicht ausdrücken könne; mit bloßen Tönen könne man nicht die Liebe und nicht den Schmerz und die Wonne bezeichnen; tönend bewegte Formen seien einzig und allein Inhalt der Musik. Ich habe mich bei dem Erscheinen der Schrift darüber im „Morgenblatt" ausgesprochen und das bewegte Leben oder die Lebensbewegung als das Stoffgebiet der Musik bezeichnet. Die bildende Kunst gibt uns Anschauungen in bleibenden sichtbaren räumlichen Formen, sie kann die Bewegung selbst, das in der Zeit Fortschreitende als solches nicht darstellen, so wenig wie die Musik in anschaulichen Gestalten das Innere offenbart; aber die Musik tritt da ein, wo die Malerei endet, sie macht uns die Schönheit des Werdens vernehmlich, sie schildert nicht das Gewordene, sondern den Entwicklungsproceß des Seins; das innere Wogen und Drängen der bildenden Lebenskräfte in ihrer Entfaltung, in ihrem Ringen nach Gestaltung stellt sie dar, und erfreut uns mit der Harmonie, die sich fortwährend aus dieser rastlosen Wechselwirkung immer neu entbindet, indem sie die Gegensätze löst und das Vergehende in das Entstehende so hinüberleitet, daß wir die durch den Wandel selbst sich entwickelnde Einheit erkennen. Dies Bild des Werdens, der Bewegung des Gemüths und der Welt, gibt sie in einem selbst werdenden und vorüberrauschenden Werk. Der Ton ist empfundene Bewegung; eine wohlgeordnete Empfindungsreihe erzeugt sich unmittelbar in uns, indem wir eine melodisch entfaltete Tonreihe in uns aufnehmen, die uns den Verlauf einer Gemüthsbewegung, einer Seelenstimmung nachempfinden läßt. Wir selber geben ja unsere Stimmung durch die Stimme kund; wir können mit Worten nicht sagen wie uns zu Muthe ist, aber im Klang der Worte, im Schrei des Schmerzes und im Jubellaute wird es kund. Händel kann uns im Alexanderfest allerdings mit Tönen als solchen nicht klar machen, daß Chierwein getrunken wird, er kann den Sturz der Persermacht nicht erzählen, aber wie Helden beim Becher und bei der Betrachtung eines tragischen Geschicks zu Muthe ist, das kann er darstellen; den Napoleon, die Schlacht von Arcola oder von Marengo konnte Beethoven in der Eroica nicht schildern, wohl aber das Heldenthum als solches, Kampf, Tod, Sieg und Siegesfeier. In allen bestimmten, mit Vorstellungen verknüpften Gefühlen liegt ein Allgemeines und zugleich die hoffenden, sehnenden, liebenden, träumenden, seligen Stimmungen von einander Unterscheidendes, das man mit Worten nicht recht schildern kann, das aber in jeder Liebe, in jedem Leid und Glück wiederklingt; unser Gefühl ist es, durch welches wir des eigenen Seelenzustandes bei den besonderen Erfahrungen und Vorstellungen inne werden, und der Musiker ist der Seher und Künstler, welcher das innerste Wesen des Sehnens, Hoffens, Zürnens, Liebens versteht und dasselbe nicht durch ein Bild veranschaulicht, nicht mit einem Worte benennt, sondern es uns dadurch offenbart, daß er den vom Wesen der Sache bedingten Rhythmus dieser Gemüthszustände entfaltet, ihre auf- und absteigende Bewegung in einer Tonreihe laut werden und sie dadurch mit erleben läßt. Er gibt uns die algebraische Buchstabenformel und aus unsern Erinnerungen und Erfahrungen setzen wir bestimmte Vorstellungen als die Ziffern in das durch jene bezeichnete Verhältniß. Die Musik befriedigt gerade dadurch unsere Sehnsucht nach dem Allgemeinen und Unendlichen, und sie gibt das Ideal der Bewegungen des Herzens und der Welt in reiner Form, wie der Plastiker das Ideal der Gestalt.

Ich habe dann dies in meiner Aesthetik begründet und weiter erörtert, das Wesen der Musik, der Harmonie wie der Melodie entwickelt, und wenn mich damals Liszt und der Philosoph und Literarhistoriker Hillebrand darüber beglückwünschten, so habe ich in der Literatur dies seither wenig beachtet gefunden. Da war es mir denn eine Ueberraschung, als ich bei Siebeck las, die Musik vermöge diejenige Seite der Erscheinungswelt zu idealisiren, deren Charakter nicht in ruhigem Beharren, sondern in fortgesetztem Werden besteht, und als Wahrnehmbares in der Bewegung hervortritt. Das Bewegungsmäßige können wir als abgesonderte Vorstellung festhalten ohne die bestimmten Substrate, welche bewegt werden, und wie wir mit Hülfe der Farben das äußere ruhige Scheinen und Coexistiren der Dinge losgelöst von ihrer realen Körperlichkeit zur Erscheinung bringen, so reproduciren wir vermittelst der Töne den allgemeinen Abdruck des Lebendigen, der in der Beweguug sich kund thut, und zwar lediglich diesen Ausdruck, das Bewegungsmäßige und als solches Lebendige in seiner Eigenthümlichkeit als Successives. Die Art der Bewegung unsres Gemüths schauen wir nicht objectiv an, noch hören wir sie, wir fühlen sie unmitttelbar. Das entsprechende Mittel, sie darzustellen, sind auch hier die Töne und ihre Verhältnisse, weil nur sie das Zugleich- und Ineinandersein einer Vielheit von seelischen Bestimmtheiten sowie das Auf- und

Digitized by Google

Abwogen dieser in Worten bei weitem nicht fixirbaren Massen auf Grund ihrer wesentlichen Eigenthümlichkeit wiedergeben können.

Siebeck bemerkt, daß auch in Köstlins Aesthetik das Gebiet der Bewegung als das der Musik bezeichnet werde. Köstlins Buch ist später als das meinige erschienen, ebenso das Meisterwerk von Helmholtz über die Tonempfindungen, aus dem ich in die zweite Auflage meiner Aesthetik eine längere Stelle über die Abspiegelung der Bewegungen der Natur wie der Gedanken und Stimmungen in den Tonbewegungen einfügen konnte. So wird denn allmählich auch hier das Rechte erkannt werden und sich Bahn brechen. Man wird eines Tages meinen, es sei ja immer so bekannt gewesen.

Ich habe dabei stets beachtet, daß die Idee, die Seele aus der farbigen Fläche des Gemäldes hervorblickt, daß nicht blos der Reiz für's Auge, sondern das Geist und Gemüth Ausdrückende das Wesentliche in der anmuthigen Erscheinung und ebenso in der melodischen Tonfolge ist. In der Bewegung gibt die bewegende Kraft, gibt der innere Lebensgrund sich kund, und die Schönheit des Werdens beruht darauf, daß es organische Entwicklung ist. Goethe nennt einmal dies das große Geheimniß des Lebens: daß nichts entspringt als was schon angekündigt ist, und daß die Ankündigung erst durch das Angekündigte klar wird wie die Weissagung durch die Erfüllung. Dies Wesen der Entwicklung offenbart uns die Musik. Das Lebendige ist in stetiger Veränderung, aber es besteht ein Dauerndes im Wechsel, und dies ist gerade das ihn bestimmende, organisirende Princip. Das bloße Verbinden und Trennen der Stoffe füllt den Begriff des Lebens nicht aus, vielmehr sind die verschiedenen Zustände und der Uebergang von einem zum andern durch eine bleibende Einheit bedingt, die in ihnen nach einander ihr eigenes Sein entfaltet. Alles Leben ist Entwicklung innerer Wesenheit, und so beharrt auch unser Selbst im Wandel der Gefühle, und wenn die Musik das Ideal der Lebensbewegung darstellt, so offenbart sie, daß derselben ein leitender, ordnender Gedanke innewohnt, daß eine Idee den Fluß des Werdens als innewaltende Einheit organisirt. Die Musik entfaltet ihre Formen wie das befruchtete Ei zum vielgliedrigen Leibe des Thieres oder der Keim zur Pflanze wird, im innigen Zusammenhange aller Momente, in der zweckmäßigen Bewegung nach dem Ziele hin, und keine Kunst vermag gleich ihr darzustellen, wie die mannigfaltigen Kräfte der Welt mit einander ringen und doch nach einem Plane zusammenwirken, jetzt gesonderte Bahnen gehen und jetzt sich zu gemeinsamer Melodie verbinden; sind doch die einzelnen Töne der Tonleiter durch die Harmonie bestimmt, und so genießen wir im Tongebäude, wie der Bau der Welt, die Natur und die Geschichte, in beständigem Lebensprocesse mannigfaltiger, auf einander bezogener Kräfte als das ewig Werdende sich harmonisch vollendet. Was die Wirklichkeit soll, was die Aufgabe und das Ziel des Lebens ist, die Kunst stellt es als erreichbar, sie stellt es als vollbracht dar; das ist das Beglückende, Tröstende, Erhebende der Schönheit.

Die Orthographie und D. Sanders.

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzmann leiden, doch seine Weine trinkt er gern" — und verschiedenes Andere, darf man hinzufügen, hätte er gern, was er an jenem beneidet, zum Beispiel ein hochpeinliches Gericht, Akademie oder wie auch immer mit noch nicht erfundenem deutschem Namen genannt, welches über alle an Leib und Leben der Sprache begangene Frevelthat sein unerbittliches Verdict abgäbe. Seinem Forum hätten also auch die Attentäter an der Orthographie sich zu unterziehen. Ein ähnlicher frommer Wunsch liegt nun allerdings unverkennbar in der Luft (wie man hie zu Land zu sagen pflegt), und in neuer und neuester Zeit geht man sogar, officiell, officiös und privatim darauf aus ihm, wenigstens auf orthographischem Gebiet, zu recht sicht- und greifbarer Erfüllung zu verhelfen. Man argumentirt mit der Würde der deutschen Einheit, welche, was sie mit schweren Opfern für das politische Leben errungen, auch für die übrigen Gebiete des deutschen Haushalts verlange. Und dieses Gefühl hat in der That seine Berechtigung, wenn auch vielleicht nicht bis zu den Grenzen der Gleichförmigkeit und der sklavischen Schablone.

Der Leib der Sprache bildete und bildet sich nicht mit exact-mathematischer Regelmäßigkeit, nach dieser oder jener Gleichung, sondern neben der Naturnothwendigkeit, welche allerdings im Bildungsproceß jeder Sprache anzunehmen ist, war von jeher noch ein Plätzchen, vielleicht sogar ein Platz für freie Bewegung; die Grammatik, vollends die Stilistik, beansprucht ihn noch immer in hohem und höchstem Maße, und wollte man versuchen, die letztgenannte in ein unverbrüchliches System zu zwängen, so würde man durch diesen Schnürleib jede originelle Regung ersticken — es gäbe keine schriftstellerische Individualität mehr. Nun ist allerdings die Stilistik himmelweit von der Orthographie entfernt, und was für die eine recht, ist für die andere nicht billig; diese liefert gleichsam das allernothwendigste und unentbehrlichste, den Hausbedarf, oder, wenn man lieber will, die Tasten, auf welchen der Stilist nach seinem Ermessen spielt, und diese müssen doch, so scheint es, nach einem Grundton gestimmt sein; gewiß, und hätten wir dieses Gleichniß anders gewandt und z. B. gesagt, „sie müssen nach streng mathematischen Gesetzen gestimmt sein", so würden die strengen Einheitsapostel sofort unsere ganze Hand nehmen und triumphirend ausrufen: „Gewonnen!" Aber sintemal jedes Gleichniß hinkt, so auch das unsrige: genau genommen bildet ja nicht der einzelne Buchstabe, sondern erst das Wort eine Taste, beziehungsweise einen Ton, und ob innerhalb desselben ein einzelnes Element etwas verschieden klingt oder nicht, macht für den ganzen Ton keinen Unterschied; ja, noch genauer gesprochen, bei der Orthographie kommt es ja, wie schon der Name zeigt, nicht sowohl auf das Wort als Lautbild, denn als Schriftbild an, und dieses Bild wird nicht durch Schatten und Licht erzeugt, sondern es ist nur ein Reflex innerer Vorgänge, ein Conventionelles für die Fleischwerdung des abstracten Gedankenprocesses.

Diese Convention darf nun freilich nicht durch beliebige individuelle Eingriffe gestört werden, aber gefeit ist sie auch nicht wie eine mathematische Formel, und wenn gleich schon das Auge (geschweige die ratio) unangenehm berührt wird, wenn ihm in demselben Worte bald z, bald tz, bald i, bald ie entgegentritt, so wird dennoch dasselbe Auge sanft und ohne den Unterschied zu bemerken, über Göthe und Goethe, Schäfer und Schaefer hinweggleiten. Jedermann weiß, daß die Römer ein großes, und, man darf wohl sagen, in ihrer Art einiges Volk gewesen sind, was aber nicht Jeder weiß, ist, daß diese Einheit keineswegs die Orthographie — recta scribendi ratio — sich unterwarf, sondern daß hier zu allen Zeiten Schwankungen stattfanden und individuelle Gelüste bald mehr bald weniger rationeller Natur sich breit machten; auch hier trieben die etymologischen, die mundartlichen, die sprachgeschichtlichen und ganz besonders die Factoren der Analogie ihr Wesen neben und im Kampfe mit einander.

Wie lange dauerte es, bis sich auch nur die Endungen der Declinationen (i, e, ei der zweiten und dritten) festgesetzt hatten, von geringeren Differenzen, wie pequnia und pecunia, equus oder ecus (auch equos) u. a. zu schweigen. Es gab auch unter den römischen Gelehrten solche, welche in der Verdoppelung der Vocale das Heil der Sprache sahen, andere, die im Gegentheil zäh an ihrer „caussa" hielten und ihren „cassus" (d. h. casus) einzubürgern suchten, ohne zu berücksichtigen, daß dieser höchst fatale „cassus" die „caussa" zu noch größerer Confusion abgeben könnte; wieder andere fanden Wohlgefallen an der rauhen Aspirate und schnarrten ihr „chommodum" mit derselben Befriedigung, wie ein ächtes Berliner Kind seine „jute jebratene" säuselt. Wir haben doch wenigstens allgemein gültige Grundsätze (was die alten Römer nicht hatten), und diese sind natürlich bei einer auf dem phonetischen Princip beruhenden Sprache, wie die unsrige, weit nothwendiger als bei dem etymologischen Charakter des Französischen und Englischen, wenn nicht absolute Willkür einreißen soll. Wir haben überdies (und dies gilt gegenüber dem gleichfalls an orthographischen Schwankungen leidenden Griechischen)

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

eine allgemein angenommene, wenn auch nicht bis in jede Einzelheit genau fixirte und pedantisch ausgemodelte Schriftsprache, während bei den Griechen jeder der Hauptdialekte mit dem Anspruch gleicher Berechtigung auftrat und — man denke an das griechische Drama — selbst die größten Dichter sich mit vollem Bewußtsein der Dialektvermengung als eines ästhetischen Mittels bedienten. Aber auch abgesehen von allem Einfluß der Dialekte — inmitten desselben Volksstammes, heiße er nun attisch oder jonisch, trieb der Wechsel nebeneinander seine üppigen Blüthen.

Der Raum sowohl als der Charakter dieser Zeitschrift verbietet natürlich ein näheres Eingehen auf diesen Gegenstand, aber wem der Begriff der Metathese geläufig ist, wer vom Weglassen oder vom Anwenden der Aspiration, sei es im Anlaut, sei es im Inlaut, weiß, wer die zahlreichen Fälle eines Wegfalls des Anfangslautes, neben dem Beibehalten desselben bedenkt und sich an die noch zahlreicheren Vertauschungen von ss oder z mit tt oder pt, von y und i, von l und r, von e und ei, nn und n, an die Städtenamen Mitylene (oder Mytilene), Ambrakia (oder Amprakia), Pisa (oder Bisa) erinnert — um nur einiger weniger Beispiele zu gedenken — wird gestehen müssen, daß hier auch nicht alles mit der Einheitsscheere zugeschnitten war. — „Wir wollen's aber besser machen." — Gut, ein Jeder wird ja gern bei dem Ding sein wollen, wenn's an's „besser machen" geht, und, nach unserem unmaßgeblichen Dafürhalten, bedarf ja manches, vielleicht sogar vieles der Besserung, aber nicht in der Masse und nicht in dem Maße, wie viele meinen, und eine Radicalcur, d. h. eine Cur mit Schneiden und Brennen, wie sie von mancher Seite beliebt wird, scheint uns eine Verschlimmerung. Wir befinden uns hier glücklicherweise und zu unserer großen Genugthuung in Uebereinstimmung mit einem Manne von der Zunft, einem sehr gelehrten und sehr verdienten Manne, mit D. Sanders, dessen treuem Fleiß unsere deutsche Sprache schon so manches gediegene Werk verdankt. Sein neuestes, die Ausführung und der Abschluß der früher erschienenen „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland" liegt vor uns als „Orthographisches Wörterbuch oder alphabetisches Verzeichnis aller deutschen oder im Deutschen eingebürgerten Wörter mit schwieriger oder fraglicher Schreibweise in endgültiger Feststellung".*)

Man ist heut zu Tage froh, wenn nicht schon auf dem längeren Titel eines der Orthographie gewidmeten Buches uns ein bislang noch nicht legitimirter Buchstabenkobold in's Gesicht springt, wie dies dem Schreiber dieses Aufsatzes vor noch nicht so langer Zeit mit der „Ortografi" (sic!) einer schweizerischen Verbesserungsgesellschaft begegnete. Ueber das einfache s der Endsilbe **nis** (in „Verzeichnis") gehen wir ruhig und ohne Thränen für das verstoßene ſs weg, wohl aber beschleicht uns etwas wie Rührung bei der Erinnerung, daß weiland auf unserer Schule das prächtige Lesebuch von Philipp Wackernagel aus puren orthographischen Gründen, insonderheit wegen der Impietät des Verfassers gegen das schließende ß aberkannt wurde! Wackernagels und Sanders' Vorgehen in diesem Falle ist der Analogie gemäß und insofern rationell, auch (wenn das ein Grund ist!) zeit- und raumersparend, die Cur ist ziemlich schmerzlos, also — „der Mohr kann gehen". Im „Vorwort" treffen wir manchen Wink, dessen Beherzigung vielem Schreiben und „Lärmen um nichts" ein verdientes Ende bereiten würde, so z. B. den Satz, daß „eine möglichst entsprechende Lautbezeichnung einerseits und das Verdeutlichungsstreben andererseits die beiden Richtungen sind, aus denen im Ganzen und Großen sich unsere deutsche Rechtschreibung zusammengesetzt hat" (und, fügen wir bei, sich auch in Zukunft zusammensetzen soll). Sanders gibt zu, daß dieses sein Verdeutlichungsstreben (welches besonders dem Auge zu Hülfe kommen soll), mit dem Maßstabe der vollkommenen Lautschrift gemessen, ein mangelhaftes Resultat zu Tage fördere; aber jene vollkommene Lautschrift ist eben noch nicht entdeckt, und bis dies geschehen sein wird — die Entdeckung kann noch lange auf sich warten lassen — müssen wir zu Ersatzmitteln greifen.

*) Leipzig, 1875. Brockhaus.

Beispiele von der Vernachlässigung jenes Verdeutlichungsstrebens und deren Folgen werden wir unten mittheilen und wollen hier nur bemerken, daß gerade dieser Punkt den eigentlichen Unterschied zwischen dem Sanders'schen Princip und demjenigen R. v. Raumers und seiner Schule bildet. Aber ist denn die Orthographie nicht zuerst für den Leser da? und ist es billig, dem Schreiber einige wenige Buchstaben ersparen zu wollen, deren Wegfall dem Leser das Verständniß verdunkelt oder erschwert? Pedantisch braucht man deswegen auch mit dieser Rücksicht nicht zu verfahren, und wir billigen es deswegen nicht, wenn Sanders den Genitiv von „Buch" mit dem Apostroph versieht („Buch's"), doch wohl nur deswegen, um ihn von dem Nominativ, Dativ oder Accusativ des Pflanzennamens „Buchs" zu unterscheiden. Wir wüßten wenigstens keinen anderen Grund; denn Sanders schreibt selber „des Genitivs" (ohne Apostroph), er schreibt „brauſt" (= brauſet), Bühl (= Bühel), Burſch (= Bursche) ꝛc. — alles ohne Apostroph. Jener Grund aber ist in unseren Augen keiner, denn der Leser kann nie in den Fall kommen, den Genitiv „Buch's" mit dem „Buchs" (buxum; warum überhaupt nicht „Bux"? wie „Jux" von „iocus"?) auch nur einen Augenblick zu verwechseln; dafür sorgt der Artikel und der Sinn. Nicht klar ist es uns aber, warum das Schaf bä't (= bäet), der Bauer aber nur säet, und nicht auch ſä't. Wir würden ruhig beiden die Erlaubniß geben ohne Apostroph zu bäen und zu ſäen, sintemal „quod licet ovi licet et — colono". Ist es nicht auch im Verdeutlichungsstreben zu weit gegangen — um Einzelheiten zu berühren —, wenn Sanders Abend-Mahlzeit (= Abendbrot) und Abendmahl-Zeit (= Zeit des Abendmahls) auf die angegebene Weise graphisch unterscheiden will? Hier wäre viel eher dem Schriftsteller der Rath zu geben (den übrigens jeder Vernünftige sich selber ertheilen wird), das zweitgenannte Compositum einfach zu vermeiden und „Zeit des Abendmahls" zu schreiben. Sonst scheint uns Sanders in der Schreibung der Composita (beziehungsweise Trennung oder Zusammenkoppelung der Bestandtheile), das Richtige getroffen zu haben, welches zugleich das Einfache ist. Danken wir es dem gütigen Geschick, daß der Genius unserer Sprache uns die unbezahlbar goldene und goldenste Möglichkeit und Leichtigkeit der Wortcomposita gegeben hat, und suchen wir diesen Vorzug, um welchen uns außer den Griechen alle Culturvölker ältern und jüngern Datums wohl beneiden dürfen, uns nicht wieder durch peinliches Abstecken und sichtbares Markiren der einzelnen Theile zu verkümmern! Es gab auch bei den Griechen Pedanten, welche lieber Helles-pontos und Megalo-polis und Nea-polis und dakry-cheon, und eury-kreion ꝛc., statt Hellespontos, Megalopolis ꝛc. schreiben wollten, — man ist über sie weg zur Tagesordnung geschritten und hoffentlich, sehr wahrscheinlich, wird es dem Bestreben unserer modernen Separatisten am Ende nicht besser ergehen.

Aber (wir können's nicht verschlucken) gleich auf der ersten Seite neben der „Abendmahlzeit" bekommen wir einen recht ungenießbaren Brocken zu verdauen, eine Kleinigkeit zwar, aber dennoch ärgerlich genug. Da sollen auf einmal in den mit der Vorsilbe ab zusammengesetzten Wörtern, wo „ein folgendes kurzes, unbetontes i aus einem andern stammhaften Vocal (a) hervorgegangen oder zum Stamm ire (gehen) gehört, in der Silbenbrechung so getheilt werden, daß das a der Vorsilbe allein eine Silbe bildet, also: A-biturient, a-bigieren ꝛc. Und warum? warum nur hier die Ausnahme von der sonst allgemein gültigen Regel der Silbenbrechung? Keine Antwort! Und ist denn wirklich in dem Beispiel „Abigeus", das Sanders gleichfalls anführt, das i unbetont?! Dergleichen Haarspaltereien (wie sie glücklicherweise in dem Buche selten sind) könnten die deutsche Gründlichkeit in Mißcredit bringen! Freilich Sanders scheint hie und da wirklich anders zu betonen als die germanische Mitwelt, so „ábseits, mit betonter erster Silbe". Also wohl auch ábwegs? Uns Barbaren im Süden klingt das fürchterlich, vielleicht aber, ja wahrscheinlich nicht nur uns. As, die römische Münze, schreibt S. mit einem einfachen Schluß-s, dagegen die Eins im Karten- und Würfelspiel (und das Apothekergewicht) mit einem doppelten; als ob hier nicht ein und dasselbe Wort vor-

Digitized by Google

läge! Wir würden beidemal ein doppeltes s geschrieben haben, und zwar dem phonetischen Factor zu lieb, wie auch bei „Küras". Zu letzterem kommt noch das etymologische Moment. „Küras" ist so gut die Verdeutschung von cuirasse, als Parnaß die des griechischen Parnassos — und doch hat Sanders (richtig, aber inconsequent) „Parnaß" geschrieben.

Ein paar Worte über die ewige crux der Schriftsteller: ob c oder k in Fremdwörtern. Sanders durchschneidet den Knoten frischweg mit der Regel: „In aufgenommenen" (dürfte deutlicher sein) „Fremdwörtern bezeichne man bei deutscher Schrift regelmäßig den K-laut nicht durch c, sondern durch k." Bald darauf finden wir Cartouche und Calais; Sanders hätte also jedenfalls einfügen sollen: „außer bei Eigennamen". Also die römischen Klaudier sollen mit dem unrömischen K in's deutsche Bürgerrecht aufgenommen werden, während der deutsche Claudius, der Wandsbecker Bote, sich mit dem undeutschen C schreibt? Daß „Klicke" der „Clique" den Vorrang ablaufen soll, scheint uns ganz in der Ordnung, denn das Wort erweckt kaum mehr das Gefühl eines Fremdwortes, es ist deutsch geworden nach Inhalt und Form, aber daß „Klichée", „Kauseur", „Klaqueur", die ihr französisches Habit deutlich genug tragen, nur vorn an der Halsbinde das deutsche Zeichen (K) sich anheften sollen, scheint uns ungehörig und illiberal. Wer von den „Konturen" eines Gegenstandes spricht, schreibe ein K, denn ihm ist das Wort in Klang und Bild deutsch geworden, wer dagegen den „Contours" den Vorzug gibt, der hört und sieht das französische Wort und schreibe sein c, so gut als er im Auslaute sein „ou" schreibt. Das c ist uns ja doch unentbehrlich geworden vor i- und e-Lauten und in Verbindung mit k und h — warum seinen Spielraum beschränken, wo es sein Recht fordern kann? Wir glauben, das große Publicum (das oft gegenüber gelehrten Schrullen einen merkwürdigen bon sens zeigt) geht eher darauf aus, denselben zu erweitern: Bekanntlich ist in der deutschen Schreibschrift der Gebrauch des Minuskel-c (kleinen c) außer vor h und k verpönt, wenigstens bei uns zu Lande; deutsch geschrieben gibt es keine „consequente Medicin", sondern nothgedrungen blos eine „konsequente Medizin", aber das convenirte nun einmal unseren Leuten nicht und sie haben flugs für jene Fälle die Form des französischen c eingeschmuggelt, welches bis auf Weiteres trotz aller Kappala (sit venia verba) an Ort und Stelle verbleiben wird. Uns scheint: wer die fremden Worte annectirt, braucht sich auch des Buchstabens nicht zu schämen. —

Nur noch eine Frage an Herrn Sanders; sie beschlägt wiederum eine kleinste Kleinigkeit, da aber „nil in litteris parvum", so getrauen wir uns, unter besagter Aegide, sie zu stellen: Warum soll das Schicksalswort „Actie", das vielgehörte und vielverdammte, wie „Axje" gesprochen werden? Wir sehen auch keinen Schatten eines Grundes zu dieser seltsamen Vorschrift. Spricht Herr Sanders auch „Axjon" und „Fraxjon" (Action und Fraction)? Er sagt wenigstens nichts davon, das Wort Action hat er überhaupt (warum?) weggelassen. Alle drei Wörter stehen auf derselben Linie; sie sind, wenn auch mit dem Gefühl des fremdländischen französischen Ursprungs behaftet, soviel wie deutsch geworden: Beweis dafür ist die veränderte Endsilbe der „Actie" und die völlig deutsche Aussprache der beiden Endbuchstaben in „Fraction" und „Action". Folglich muß auch diejenige Aussprache für ti eintreten, welche auch sonst im Deutschen bei dergleichen Fremdwörtern (z. B. Nation = Nazion) üblich ist; man hat also zu sprechen „Akzie", „Akzion" ꝛc. Eine andere Aussprache dünkt uns eitel Ziererei; wir werden und wollen in unserem guten Deutsch nicht säuseln. Die Römer haben es bei den oben angeführten Wörtern auch nicht gewollt; sie haben sie höchst wahrscheinlich ganz so wie wir, mit hartem Zusammenprall des c mit z ausgesprochen. So lang wir noch wahrhaft polnische Consonantenreihen in „Angstschweiß, Herbstfrucht" u. a. aufzuweisen haben, wollen wir unsere „Akzien" behalten und unsere orthoepische „Akzion" auf nöthigere Reformen werfen. — Es ist, wenn auch immerhin dankenswerth, doch ein Beiwerk und fällt nicht innerhalb des Rahmens eines orthographischen Wörterbuches, wenn Sanders auf die Orthoepie (d. h. die richtige Aussprache) bezügliche Winke gibt. Dies zugegeben, ist vielleicht die Frage erlaubt, warum der geehrte Verfasser seine Belehrung gerade an solchen Punkten uns vorenthalten hat, wo eine solche sehr erwünscht gewesen wäre. Wir führen beispielsweise die Aussprache des anlautenden st an, welche bekanntlich in den verschiedenen Gegenden Deutschlands sich in ſ—t und ſcht spaltet. Doch, wir wollen, in Anbetracht wichtigerer Dinge, welche uns im Anschluß an die Besprechung und Empfehlung des Sanders'schen Wörterbuchs einer Erörterung würdig scheinen, nicht weiter darüber rechten.

(Schluß folgt.) J. Mähly.

Bismarck-Literatur.

Von **Karl Braun.**

V.

Dritte Periode: Fedor von Köppen und Andre.

Ich schicke ein Verzeichniß derjenigen Schriften voraus, welche, außer dem bereits genannten Prachtwerk von Fedor Köppen, seit 1870 erschienen sind:

1) Georg Bullen, The Story of Count Bismarck's Life, told for Popular Reading (Die Lebensbeschreibung von Graf Bismarck, für das Volk erzählt). London. 1871.
2) Das kleine Buch vom Fürsten Bismarck. Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben unseres großen Staatsmannes. 8. Aufl. Nordhausen. 1872. 16. (72 S.)
3) G. Wunderlich, das Bismarck-Büchlein. Charakterzüge, historische Fragmente, geflügelte Worte u. s. w. aus dem Leben des deutschen Reichskanzlers Fürst Bismarck. Altona. 1872. (63 S.) Mit Porträt.
4) Emil Ohly. Das Büchlein vom großen deutschen Kanzler Bismarck. Stuttgart. kl. 8. (9 Bog.) Mit Porträt des Fürsten Bismarck.
5) A. E. Brachvogel, Fürst Bismarck, deutscher Reichskanzler. Hannover, Rümpler. 1873. (234 S.)
6) K. Bast, Fürst Bismarck, ein Gedenkbüchlein für das deutsche Volk. Langensalza. 1873. (114 S.)
7) Wilh. Görlach, Fürst Bismarck. Eine Lebensbeschreibung. Mit Porträt und Wappen. Stuttgart, Levy und Müller (1873). 4 Aufl. 1875. 16. 2 Bändchen. (IV, 128 S.) — In englischer Uebersetzung unter dem Titel: „Prince Bismarck by Wilhelm Görlach" als 28. Vol. der Collection of German authory. Leipzig, B. Tauchnitz.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die Mehrzahl dieser Bücher aus Süddeutschland oder aus dem Auslande kommt. Der Raum verbietet mir, alle so eingehend zu besprechen, wie sie es verdienen. Ohne dem großen schriftstellerischen Talente von A. E. Brachvogel zu nahe treten zu wollen, muß ich sagen, daß mir nach meinem persönlichen Geschmack die Biographie von Wilhelm Görlach am besten gefallen hat. Ich kenne deren Verfasser nicht persönlich. Man sagt mir, daß er nicht mehr am Leben ist, daß er, Süddeutscher von Geburt, sich als Publicist in Madrid aufgehalten und daselbst auch dieses Buch geschrieben hat, welches sich durch eine große politische Auffassung und eine vollendete Kunst der Darstellung auszeichnet und sowohl in Deutschland (vier Auflagen) als auch in England den verdienten Beifall gefunden hat.

Kommen wir nun zu der neuesten Biographie. Es ist das Buch von Fedor von Köppen in Leipzig, welches einen stattlichen Band von mehr als 700 Seiten bildet und von der rühmlichst bekannten Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer daselbst mit gewohnter (jedoch in Deutschland leider nur ausnahmsweise vorkommender) Eleganz ausgestattet ist. Zu dieser Ausstattung gehören auch ein gutes Stahlstichporträt Bismarcks, acht Tondruckbilder nach gelungenen Zeichnungen von L. Burger, H. Lüders und F. Baumgarten, und etwa 200 Illustrationen in Holzschnitt. Unter den letzteren finden wir einige alte Bekannte, welche vielleicht besser weggeblieben wären, und auch einige mißlungene; in Deutschland besteht leider noch oft zwischen Zeichnung und Holzschnitt eine Kluft, so verhängnißvoll

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

wie die „zwischen Lippe und Becherrand"; in England hat man dieselbe meist überwunden.

Wenden wir uns von den Aeußerlichkeiten zum Kerne der Sache, so müssen wir unsere Empfehlung des Buches des Herrn v. Köppen beginnen mit der Erklärung, daß es absolut unmöglich ist, die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, jetzt schon zu lösen. Mit anderen Worten: Man kann im Jahre 1876 noch keine Biographie des Fürsten Bismarck schreiben. Erstens aus dem einfachen Grunde, weil wir gar nicht wissen, welche Aufgaben entweder er der Zukunft, oder die Zukunft ihm noch stellen, wie er diese Aufgaben lösen, und was er sonst noch vollbringen wird. Erinnern wir uns nur daran, daß der „Culturkampf" noch schwebt, und die Eisenbahnfrage eben erst in Angriff genommen ist, und daß Beides Fragen von größter Tragweite sind. Zweitens stehen wir diesem Koloß, welcher der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sein Gepräge gibt, räumlich und zeitlich zu nahe. Wer weiß, ob Das, was wir sehen, was wir vorzugsweise in's Auge fassen, was uns ärgert und was uns freut, — ob das Alles nicht Nebensachen sind, und ob sich nicht Anderes, was wir gar nicht bemerken, was wir übersehen oder ignoriren, dereinst sich in einer ganz anderen Beleuchtung darstellen wird. Was uns fehlt, das ist nicht nur die Perspective der Zukunft, sondern auch die Perspective der Vergangenheit. Ich meine die jüngste Vergangenheit vor Allem. Diese haben wir selbst, die jetzt lebende Generation, als Gegenwart leidend und handelnd mit durchlebt. Wir sind ihr gegenüber keineswegs unbefangene Zuschauer. Der Eine von uns fühlt sich Bismarck zu Dank verpflichtet, weil er ihn aus den knappen Räumen seines engeren oder allerengsten Vaterlandes befreit hat. Der Andere grollt ihm wegen Depossedirung*) des „Angestammten" (auch wenn dieser Angestammte noch nie auf einem Throne gesessen, wie z. B. der Prinz Augustenburg) oder wegen zu schleuniger Herbeiführung des so oft besprochenen „Endes aller (welfischen) Dinge". Das Alles und noch vieles Andere ist noch zu sehr in Bewegung, um sich historisch fixiren zu lassen. Es muß erst völlig zur Ruhe gekommen und in die nöthige Rückblicksperspective gerückt sein, um das richtige Licht zu empfangen. Was aber die Zukunft anlangt, so prophezeihen zwar sehr Viele, aber trotzdem gibt es nur sehr wenig Propheten: „Multi Thyrsigeri, sed pauci Bacchantes." Wir haben auch nicht eine entfernte Ahnung von den großen welthistorischen Nachwirkungen, welche die Dinge, die wir selber erlebten, haben werden auf die Dinge, die unsere Söhne und Enkel dereinst erleben werden. Wir haben die Ueberzeugung, daß diese Nachwirkungen sehr tief- und weitgehende Kreise ziehen werden, und daß wir in einer ereignißreicheren Zeit gelebt haben, als unsere Väter. Aber der Blick in die Zukunft ist uns versagt; jedenfalls ist Das, was wir nicht sehen, erheblicher als Das, was wir sehen. Endlich drittens, und das ist der Hauptgrund, sehen wir heute nur die äußeren Thaten und Erlebnisse. Der Blick hinter die Coulissen, die Einsicht in das Innere ist uns noch versagt. Das wird uns erst erschlossen, wenn sich die Archive öffnen. Zur Stunde ist dies nur theilweise möglich. Wir Deutsche sind zwar mittheilsam ex officio. Die Franzosen und Italiener dagegen sind es nur par dépit, d. h. hier publiciren einzelne Staatsmänner a. D., Feldherren a. D., Diplomaten a. D. und sonstige a.-D.'s Actenstücke in tendenziöser Absicht, um sich zu rechtfertigen oder Andere anzuklagen. Aber man merkt die Absicht (den „dolus in eligendo") und man wird verstimmt. Gewiß wird z. B. Niemand die verstümmelten und unvollständigen Mittheilungen eines Lamarmora für unzweifelhafte Geschichtsquellen halten; nur Parteileidenschaft vermag sich darauf zu berufen. Glücklicher Weise haben wir in Deutschland keine Lamarmoras.

Also eine politische Lebensbeschreibung des Fürsten Bismarck wird erst in hundert Jahren möglich sein. Ich verstehe darunter eine Biographie, welchen ihren Helden als den Mann seines Jahrhunderts darstellt und uns alle Quellen für seine großen Actionen darlegt. Oder wenigstens eine solche, welche vorzugsweise die politischen Thaten beleuchtet und mit Quellen belegt. Ich erwähnte schon einmal als Beispiel die Biographie Palmerstons von Sir Henry Lytton Bulwer. Sie ist erst nach dem Tode ihres Helden erschienen, und auch sie ist am ergiebigsten gerade für die ältere Zeit von 1810 bis 1841 (die zwei ersten Bände der englischen Ausgabe, den ersten der deutschen von Arnold Ruge).

Soweit Herr von Köppen etwa ein solches Werk erstrebt hätte, wäre seine Aufgabe mißlungen. Allein ich glaube, er hat es nicht erstrebt; er wollte ein Familienbuch für das deutsche Volk schreiben, um demselben seinen Helden näher zu bringen und dessen Bild klar und fest darzustellen, damit es nicht „von der Parteien Haß und Gunst entstellt" werde. Diesen Zweck hat er, soweit dies jetzt schon möglich ist, vollständig erreicht.

Die Ueberlieferungen unseres Glaubens lehren uns, daß Gott die Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen. Wir arme Sterbliche sind keine Götter, aber auch wir schaffen uns unsere Helden und unsere Ungeheuer, unsere irdischen Götter und unsere irdischen Teufel auch nach unserem Bilde und fälschen dadurch die Geschichte. Es ist daher nothwendig, daß bei Zeiten das Material gesammelt und gesichtet werde, um den wirklichen Menschen zu schildern, der später zum mythischen Heros emporwächst. Was wissen wir von Homeros und was von Shakespeare? Nichts, und in diesem leer gelassenen Raume treiben sich jetzt die tollsten Hypothesen umher. Warum hat nicht Homeros einen Hesekiel und Shakespeare einen Köppen gehabt? Diese Frage klingt scherzhaft, aber sie hat auch ihre ernsthafte Seite.

In der That, Fedor Köppen hat mit Fleiß und Geschick gearbeitet. Er hat nicht nur die Biographie bis zur Gegenwart (1875) fortgeführt, sondern auch neue Quellen erschlossen. Offenbar ist ihm auch von Personen, die dem Reichskanzler nahe stehen, Material mitgetheilt worden. Und er hat Alles mit großem Geschick verarbeitet. Seine Methode erinnert an die Kriegsbücher von Theodor Fontane, namentlich an das neueste und beste derselben, den „Krieg gegen Frankreich" (Berlin, Decker, 1873 und ff.), worin Fontane mit gewohnter Meisterschaft den harten und schweren Stoff künstlerisch zu bewältigen und durch Schilderung von Land und Leuten, von Personen und Zuständen, sowie durch interessante Episoden dem Leser schmackhaft und anschaulich zu machen versteht. Freilich ist ein solches Vorbild schwer zu erreichen und man kann vielleicht sagen, daß Fedor Köppen an Gedichten (eins sogar doppelt, einmal S. 434 und dann noch einmal S. 707), Einleitungen, Episoden und Dithyramben zu viel gethan hat. Ueberhaupt wird er bei einer zweiten Auflage wohl daran thun, sich der Lehre der Dichterin Sappho zu erinnern, daß in der Kunst oft die Hälfte besser ist, als das Ganze. Bei dieser Gelegenheit wird er auch eine Anzahl kleiner Irrthümer berichtigen, z. B. Seite 392 wo der Reichstagsabg. von Bethmann-Hollweg als der „Minister der neuen Aera" aufgeführt wird, während er dessen Sohn ist, Seite 394 von Windthorst statt Windthorst ohne von u. s. w.; es lohnt kaum davon zu reden.

In Summa: Es ist ein gutes Buch und verdient allgemeine Verbreitung.

VI.

Dritte Periode: Julian Klaczko, Schluß.

Indem wir die Bemerkung vorausschicken, daß sich in den „Skizzen aus der Petersburger Gesellschaft", welche vor zwei Jahren (bei Duncker und Humblot in Leipzig) anonym erschienen, ein sehr guter Aufsatz über „Bismarck in St. Petersburg" findet, wenden wir uns nunmehr zu Herrn Julian Klaczko und seinen unter dem Titel „Zwei Kanzler" (Deux Chanceliers) in der Revue des deux mondes (15. Juni, 1. Juli, 15. August, 15. September, 15. November 1875 und 15. Januar 1876) erschienenen Aufsätzen. Dieser Tage haben dieselben auch in Buchform das Licht der Welt wieder erblickt unter dem

*) Bekanntlich hatte Napoleon III., auf welchen die Depossedirten ihr Vertrauen setzten, schon am 8. Juli 1866 vorgeschlagen, dieselben nach der Moldau und Walachei zu schicken, um sie dort schadlos zu halten. Da hat es doch Bismarck, welcher sie überreich in Geld entschädigte, besser mit ihnen gemeint.

Digitized by Google

Titel: „Deux Chanceliers. Le prince Gortschakoff et le prince de Bismarck. Par J. Klaczko, ancien député au Parlament de Vienne." (Chez E. Plon, Paris 1876). Das Beste über sich selbst zu sagen hat Herr Klaczko, offenbar aus übergroßer Bescheidenheit, vergessen. Wer sich darüber näher belehren will, den verweise ich auf meine soeben erschienene „Türkische Reise" (Stuttgart, Auerbach) Bd I, Kap.: „Wiener Witz und Wiener Blut", S. 34 u. ff.

Hier beschränke ich mich darauf zu bemerken, daß Herr Klaczko vor Allem k. k. Hofrath im Auswärtigen Amte zu Wien war, von welchem Amte damals D. Spitzer, der berühmte „Spaziergänger", behauptet, diese Anstalt habe keinen anderen Zweck, als unbemittelten Ausländern Gelegenheit zu geben, auf Kosten Oestreichs zu leben und kostspielige Experimente zu machen. Ob D. Spitzer dabei auch an den rheinländischen Fürsten Metternich („Princeps de Media Nocte" sagt Gustav Schwetschke, der Dichter der „Bismarckias") und an den sächsischen Grafen Beust gedacht hat, als er von den „unbemittelten Ausländern" sprach, welche im k. k. Auswärtigen Amte herum experimentiren, das wissen wir nicht. Gewiß ist nur, daß Graf Beust Herrn Julian Klaczko, der Pole von Geburt ist, außerordentlich protegirt, zum k. k. Hofrath gemacht und zur Wahl in den galizischen Landtag empfohlen hat, von wo aus derselbe in den östreichischen Reichstag delegirt wurde. Herr Klaczko schwärmt für die Wiederherstellung Polens. Wir nehmen dies einem Polen nicht übel. Nur verstehen wir nicht recht, wie er gleichzeitig auch für Rußland schwärmen kann, welches bisher noch keinen allzugroßen Eifer für die Wiederherstellung Polens an den Tag gelegt hat. Es war im September 1870, wo Herr Klaczko, damals activer k. k. Hofrath im Auswärtigen Amte, im galizischen Landtage in Lemberg eine Rede gegen Deutschland hielt, in welcher er Oestreich beschwor, seine Armee marschiren zu lassen, um die verthierten deutschen Söldlinge aus dem Lande der Civilisation (Frankreich) hinauszujagen, und Europa die Freiheit und den Frieden wiederzugeben. Diesen Scherzen setzte Spitzer die Krone auf, indem er dazu den Verbesserungsantrag stellte, Oestreich möge nicht seine Armee, sondern seinen Hofrath (Klaczko) marschiren lassen. Ich erinnere an Alles das nicht in feindseliger Absicht, sondern nur, um den Mann und seine Stellung zu Rußland auf der einen Seite und zu Deutschland auf der anderen zu charakterisiren.

Seine „Zwei Kanzler" sind recht hübsch und unterhaltend geschrieben, nur fürchte ich, daß der Wunsch: „Wäre das Wahre nur neu, wäre das Neue nur wahr" einigermaßen Anwendung darauf leidet. Einige Angaben, offenbar entweder aus einer französischen oder aus einer östreichischen Quelle (sollte es hier nicht erlaubt sein, auch an den gegenwärtigen östreichischen Botschafter in London zu denken?), sind zwar neu, aber sie entziehen sich zur Zeit der Controle ihrer Richtigkeit. Andere sind richtig, aber längst bekannt; so ist in den letzten Abschnitten Benedettis „Ma mission en Prusse" vielfach als maßgebend zu Grunde gelegt. Sehr reich und wohl zum Theil auch richtig ist Klaczkows Werk an jenem Anekdotenkram, wie solcher zu circuliren pflegt unter Diplomaten dritter und vierter Ordnung, welche an und für sich mit ernsthaften Geschäften nicht allzusehr überladen und in Folge dessen damit beschäftigt sind, in den oberen Schichten der Gesellschaft jenen häuslichen Neuigkeits-Courierdienst zu versehen, welchen in den unteren die Barbiere und andere dunkele Biedermänner besorgen.

Viele gute Deutsche sind entzückt von den Darstellungen Klaczkos und geben sie in gutem Glauben wieder. Während wir früher gewohnt waren „les bons gros Allemandes, les cervelles tudesques, les têtes carrées felées d'une metaphysique ténébreuses" genannt zu werden, sind wir bei Klaczko plötzlich „la race redoutable des vainqueurs de Sadowa et de Sedan" geworden, — eben so stark in Bescheidenheit wie in Hochmuth, in Nüchternheit wie in Fruchtbarkeit, in der Kunst zuzugreifen und in der festzuhalten, stets geneigt das alte Sprüchwort „ubi bene, ibi patria" zur Anwendung zu bringen und doch immer an dem „alten Vaterland" („à la mère-patrie") festzuhalten; so sagt Herr Klaczko, „sickern die Deutschen in jedes Land ein, dringen in die entferntesten Regionen und verschmähen keinen bewohnbaren Winkel der Erde".

Meines Erachtens dürfen wir uns nicht von diesem zweifelhaften Lobe berauschen lassen, sondern müssen ergänzend hinzufügen, daß Deutschland im Gegensatze zu anderen Staaten Europas keine Scholle Landes außerhalb seines heimathlichen Bodens besitzt, daß es jede Eroberung verschmäht, keine Colonien hat und haben will, und daß seine Auswanderer draußen niemals deutsche Staaten oder deutsche Filiale errichten, sondern dem Heimathlande unwiederbringlich verloren sind, und daß alle ihre geistigen und körperlichen Kräfte und ihre Besitzthümer nur dem neuen Lande der Auswanderung und Niederlassung zum Vortheile gereichen. (Siehe Friedrich Kapp, in der Vorrede zur zweiten und dritten Auflage zur „Geschichte der deutschen Einwanderung in America".)

Herr Klaczko schwärmt zwar auch für den Fürsten Bismarck, aber in einer etwas eigenthümlichen Weise. Er kann denselben nicht loben ohne daß ein Schatten auf „Alexander Michailowitsch" (so nennt er vertraulich den Fürsten Gortschakoff) fällt; und er kann des Einvernehmens, welches seit Jahren zwischen Preußen und Rußland herrscht, nicht gedenken, ohne mit größerer oder geringerer Deutlichkeit zu verstehen zu geben, daß Rußland dabei den Kürzeren ziehe. Er lobt aus allen Tonarten, im Gegensatz zu der „puissance formidable", welche das deutsche Reich jetzt bildet, den alten Frankfurter Bund, diese rein defensive Vereinigung friedfertiger Staaten, welche alle Rußland aufrichtig und von Herzen ergeben waren; er vergißt dabei nur, daß diese „friedfertigen Russenfreunde" 1854 in Folge des Drängens der k. k. Bundespräsidialgewalt gegen Rußland mobil gemacht hatten und nur durch Preußen in Ordnung gehalten wurden; sonst wären sie wohl weiter gegangen.

Klaczkos Aerger nimmt manchmal einen geradezu komischen Charakter an. Bei Gelegenheit des Besuches, den Kaiser Wilhelm 1873 dem Kaiser Alexander in St. Petersburg machte, schreibt er z. B.:

„Nach jenem sinnreichen höfischen Gebrauche, welchen Vater Homeros einführte, indem er die Helden Glaukos und Diomedes ihre glänzenden Waffen tauschen ließ, trug der russische Kanzler die Insignien des Schwarzen-Adler-Ordens und der preußische die des Sanct-Andreas-Ordens, und dieses Durcheinander der Orden erinnert unwillkürlich an die gemeinsamen Bande, welche schon so lange diese beiden großen Diplomaten vereinen."

Noch ein halbes Dutzend solcher kleiner Nadelstiche, und dann rückt der Beust'sche Hofrath mit der Sprache etwas deutlicher heraus, indem er große Worte macht.

„Welche Stunden des Glücks für Europa," ruft der Pole Klaczko, „welche Stunden des Ruhms für die russische Nation und des Glanzes für seinen erhabenen Herrn hat nicht der russische Kanzler verpaßt lediglich aus Liebe für Preußen, damals im Frühjahr 1867, als ihm Frankreich und Oestreich so große Concessionen im Oriente anboten?"

Machen wir hier einen Augenblick Halt!

Es mag wahr sein, daß damals Frankreich und Oestreich die Insel Candia den Russen zu Eigenthum angeboten haben. Die Sache hatte nur zwei kleine „Aber". Die Insel gehörte weder den Franzosen noch den Oestreichern, sondern den Türken; sie war zwar im Aufstand begriffen, aber die Aufständischen strebten nicht zu Rußland, sondern zu Griechenland; Rußland mußte sich also erst die „geschenkte" Insel erobern und mochte dann zusehen, ob es sie behalten könne. In der That, die Herren hätten ihm eben so gut den Mond schenken können!

Graf Beust plante damals den Revanchekrieg gegen Deutschland. Es ist also im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Rußland 1867 als Gegenleistung gegen die „großen Concessionen im Orient" die Verpflichtung übernehmen sollte, mitzuhelfen an dem bekannten „avilir et après démolir la Prusse".

Eine alte französische Idee Das! Sich mit einer europäisch-asiatischen Macht zu vereinigen, um Deutschland oder Oestreich dazwischen zu packen und der französischen Gewalt zu unterwerfen. Nicht blos eine Idee, vielmehr ist das Alles schon dagewesen

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

im siebenzehnten Jahrhundert. Damals waren es die Türken, welche sich dieser französischen Idee opferten. Wenn der französische Hahn krähte, dann brüllten die türkischen Janischari: Al Allah il Allah. Wenn das weiße Banner der Bourbons nach Metz und Straßburg avancirte, dann näherte sich die grüne Fahne des Propheten den Wällen von Ofen und Wien. Dabei wurden aber die Franzosen immer mächtiger und die Türken immer elender und schwächer. Dieser westöstliche Divan ist also wenig geeignet, die Russen zur Nachahmung der Türken zu reizen, namentlich da heute Deutschland, wie Klaczko selber versichert, eine „puissance formidable" ist, was Oestreich im Jahre 1683, wo die Türken Wien belagerten, durchaus nicht war.

Vielleicht erinnerte man sich 1867 in St. Petersburg auch daran, daß so eben erst Frankreich erstens die Polen, zweitens die Dänen und drittens Maximilian von Mexico in blutige Unternehmungen hineingehetzt und sie dann (wie der des Horatius kundige Herr Klaczko sagen würde: „non bene relicto clipeo") schnöde im Stich gelassen hatte, und daß Oestreich sich 1854 so außerordentlich dankbar für 1849 erwiesen.

Herr Klaczko versichert an verschiedenen Stellen seines Buches, sein Alexander Michailowitsch (d. i. Gortschakoff) sei ein guter Lateiner. Wir sind geneigt, dies zu glauben. Wahrscheinlich hat sich Alexander Michailowitsch 1867 an das „Timeo Danaos etc." oder an das weniger bekannte aber eben so richtige: „Tanti poenitere non emo" d. i. so theuer kaufe ich die Reue nicht, erinnert. Vielleicht auch dachte er ein wenig daran, welche Dienste Preußen 1854/55 gegenüber dem Krimkriege, 1862/63 gegenüber dem polnischen Aufstande und 1871 gegenüber dem Pariser Frieden von 1856 und der Frage des Schwarzen Meeres den Russen geleistet; und daß die 1850 von dem Fürsten Schwarzenberg als Staatsraison glorificirte „Undankbarkeit" für Oestreich keineswegs die erwarteten Früchte getragen. Herr Klaczko scheint selber etwas derart zu fühlen. Er läßt das Jahr 1867 fallen und spricht zum Schluß von der Gegenwart. „Welchen Preis", fragt er, „wird Preußen für seine Zustimmung zur Lösung der orientalischen Frage fordern? Wird es Holland sein, oder Jütland, oder Deutschöstreich, oder die Weichsel als Grenze, oder die russischen Ostseeprovinzen?"

Für diese Phantastereien wird er nirgends Gläubige finden. Wer Deutschland kennt, der weiß, was es in seinem eigenen Innern noch Alles zu thun hat, und daß es weit entfernt ist, sich zu behängen und zu belasten mit einem weiteren Elsaß, welches letztere wir lediglich aus militärischen Gründen annectirten, freilich auch annectiren mußten. Der Plan, Deutschöstreich zu annectiren, wird bekanntlich nur von dem bayrischen Abgeordneten Edmund Jörg und anderen Clerikalen betrieben. Dies würde allein schon hinreichen, ihn zu discreditiren. Allein es bedarf dessen gar nicht. Alle vernünftige Menschen, welche es mit dem deutschen Reich und mit Oestreich wohl meinen, sind ohnedies schon dagegen; und der Reichskanzler lacht über solche verrückte Gedanken.

Selbst einem Herrn Klaczko wird es nicht gelingen, den europäischen Frieden zu untergraben, so lange wir Alle eingedenk bleiben des: Aequam memento servare mentem.

Ich schließe mit dem vollen Bewußtsein, daß meine obige Rundschau über die Bismarck-Literatur eine unvollständige ist, was ich mit dem Mißverhältniß zwischen dem engen Raum und dem großen Material zu entschuldigen bitte.

Ich behalte mir vor, auf Einzelnes später einmal wieder zurückzukommen und bei dieser Gelegenheit auch die (deutschen, französischen, englischen und italienischen) Sammlungen der Reden, der Briefe und der „geflügelten Worte" Bismarcks zu erwähnen.

Für heute begnüge ich mich mit diesem ersten Versuch, der den Gegenstand nur anregt, ohne ihn irgendwie zu erschöpfen. Im Uebrigen erinnere ich an die Eingangsstrophen von „Tristan und Isolde". Ich meine hier natürlich nicht die schwer citirbare Oper, sondern das Epos des Meisters Gottfried von Straßburg. Sie lauten:

„Gedächte man der Guten nicht,
Von welchen Gut's der Welt geschicht,
So würd' es also All zu nicht,
Was Gutes in der Welt geschicht.

Es ziemt sich, daß, was man nicht wol
Entbehren kann, man loben soll,
Und lasse sich's gefallen wol,
Dieweil es gelten muß und soll."

Louis Agassiz,

der bestverleumdete unter den Naturforschern.

(Schluß.)

Es bleibt mir noch übrig, den letzten mit besonderer Vorliebe und besonderem Nachdruck gegen Agassiz erhobenen Vorwurf der religiösen Heuchelei zu entkräften. Nicht als ob Herr Carus Sterne irgend welche Gründe für diese Bezichtigung hätte; er weiß deren eben so wenig anzugeben wie Häckel, der auch in diesem Punkte sein Vorbild ist.

Herr Carus Sterne sagt: Agassiz sei ein ausgelernter Tartüffe gewesen.

Herr Carus Sterne sagt: Agassiz gehöre zu den Forschern, denen es nicht auf die Bloßlegung der Wahrheit ankommt, sondern darauf, daß das Gefundene sich mit der religiösen Tradition in einen, wenn auch noch so geschraubten und gezwungenen Zusammenhang bringen lasse.

Herr Carus Sterne sagt: Agassiz habe mit der Kirche ein geheimes Concordat abgeschlossen und sich verpflichtet, nichts zu entdecken, was ihr unangenehm sein könnte.

Dies und noch Anderes mehr sagt Herr Carus Sterne. Er sagt es, wie bereits erwähnt, ohne den geringsten Beweis für irgend eine dieser Aussagen beizubringen.

Herr Carus Sterne ist in der That ein erstaunlich gewissenhafter Mann.

Professor Alexander Braun, Agassizs Studiengenosse, weiß von allem dem nichts; er, der Jahre lang mit Agassiz ein Zimmer bewohnt hat, versichert mir, daß Agassiz schon vor nahezu fünfzig Jahren als Student ähnliche religiöse und wissenschaftliche Ueberzeugungen gehegt und gegen ihn ausgesprochen habe, wie er sie in seinen in America veröffentlichten Arbeiten und Vorlesungen geäußert, und seine in Neuschatel erschienenen Schriften und Reden beweisen dies auch. Z. B. seine Antrittsrede an der Akademie in Neuschatel vom 18. November 1841 enthält nicht nur schon ganz dieselben Gedanken über die Schöpfung wie der unlängst erst erschienene Schöpfungsplan, sondern nimmt auch merkwürdiger Weise schon ganz entschieden Stellung gegen die Idee einer Abstammung der Arten von einander, gegen eine Theorie der Entwickelung mit äußerem, genetischem Zusammenhang. Wie wenig Agassiz von einem Tartüffe hatte, geht ferner aus der allgemeinen Charakterschilderung hervor, die C. Vogt in der „Frankfurter Zeitung" von ihm entwirft. Die Stelle lautet:

„Wie außerordentlich reich er von der Natur ausgestattet war, habe ich schon gesagt und brauche es nicht zu wiederholen. Auch das kann man sagen, daß er im Grunde ein herzensguter Mensch war, begeistert für die Wissenschaft, leicht erregbar für Schönes und Gutes. Der berühmte Gelehrte schmolz im Leben wie weiches Wachs, in welches Jeder seinen Stempel eindrücken konnte, um den Eindruck alsbald wieder von einem durchaus entgegengesetzten verlöscht zu sehen. So wie er einerseits der heiterste, genialste Gesellschafter sein konnte, so flossen ihm andrerseits die Thränen bei der geringsten Gelegenheit."

Dieses Bild liefert gewiß keine Züge zu einem Tartüffe.

Der Thatsache, daß Agassiz seine religiösen Gefühle nicht erst in America angenommen oder gar nur zum Schein zur Schau getragen habe, gibt Vogt in seiner Weise in den Worten Ausdruck, daß man nicht ungestraft der Sohn eines protestan-

Digitized by Google

tischen Pfarrers aus Waadt sei. In Wahrheit hielt Agassiz sein ganzes Leben lang sowohl an gewissen religiösen wie wissenschaftlichen Grundgedanken mit derselben Zähigkeit fest, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob er damit rechts oder links, bei Strenggläubigen oder Atheisten anstieß.

Agassiz erzählt selbst in dem von Herrn Carus Sterne so witzig kritisirten „Schöpfungsplan", wie er als junger Professor vor die Unterrichtsbehörde in Neufchatel geladen wurde, um einen Verweis für seine Verbreitung angeblich ungläubiger Lehren hinzunehmen, weil er nämlich keinen Anstand nahm zu lehren, daß die Geologie annähernd wenigstens das Alter der Erde offenbare und dieselbe uns viel älter erscheinen lasse, als religiöse Glaubensbekenntnisse es erlauben. Agassizs Lehre von der Schöpfung stimmt durchaus nicht mit der Mosaischen überein, ebensowenig seine Annahme von der gesonderten Entstehung der Menschenrassen in verschiedenen Welttheilen, die er immer und überall mit der größten Entschiedenheit verkündigte. Auch die Aeußerung im Schöpfungsplan (S. 99), daß die Thiere in ihren moralischen Verhältnissen ein so scharfes Gefühl für Recht und Unrecht zeigen wie der Mensch, und daß wir hinsichtlich des eigentlichen Wesens unserer geistigen Kräfte keine Berechtigung haben uns eine bevorzugte Stellung in der thierischen Schöpfung anzumaßen, ist mit der kirchlichen Ansicht von der Stellung des Menschen in der Natur nicht zu vereinigen. Ueber sein Verhältniß zu Glauben und Wissenschaft äußerte sich Agassiz noch in der letzten Zeit seines Lebens gelegentlich gegen die Studirenden der Anderson-School nach den Anfangs erwähnen Mittheilungen der „Extra-Tribune" wie folgt:

„Ich bin in Europa verschrieen als Einer, der seine wissenschaftlichen Ideen von der Kirche herleitet; von meinen Freunden, die Kirchgänger sind, werde ich dagegen als ein Ungläubiger betrachtet, weil ich mir nichts vorschreiben lassen will. Ich habe mit überliefertem Glauben und dogmatischer Wissenschaft nichts zu thun, — weg damit! Sind wir schwach, so lasset uns demüthig zu der Stütze der Tradition und des Glaubens zurückkehren; sind wir stark, so lasset uns sehen, was außer dem Bereiche des Glaubens liegt, und uns nichts darum kümmern, was die Welt sagt." Es ließen sich derartige Aeußerungen leicht mehr auffinden, aber eine einzige wie die letzte, öffentlich gethan, zudem vor dem Zuhörerkreis, der von Herrn Carus Sterne sogenannten „Zuchtanstalt für orthodoxe Naturforscher", genügt, um das Gewebe von Unwahrheiten zu zerreißen, mit dem Herr Carus Sterne nach Vorgang seines Meisters, Professor Häckel, a. a. O. S. 84, die mit Agassizs Leben und Schriften nicht näher Vertrauten zu täuschen versucht hat.

Agassiz huldigte allerdings einem ausgesprochenen Theismus. Es ist wahrscheinlich, daß seine erste Erziehung im elterlichen Hause dazu den Grund in ihm gelegt, aber es ist sicher, daß gerade sein ernstes, liebevolles und unabläßiges Studium der Natur diese Geistesrichtung immer mehr in ihm befestigte. Insbesondere waren es seine geologischen und seine bahnbrechenden paläontologischen Forschungen (deren allgemeine Resultate man namentlich im ersten Theile des berühmten Werkes über die fossilen Fische und im ersten Bande seiner „Contributions" niedergelegt und entwickelt findet), die ihm mit Nothwendigkeit auf die Annahme eines planvoll handelnden Schöpfers, einer menschenähnlichen, wenn auch mit höheren Kräften begabten Intelligenz, in der Alles seinen Ursprung hatte, hinzuführen schienen. Wenn man den Fanatikern einer mechanischen Weltanschauung Glauben schenkt, bleibt allerdings nichts übrig, als einen Naturforscher, der solche Ansichten ausspricht, entweder für einen Schwachkopf oder für einen Heuchler zu halten, und je bedeutender seine wissenschaftlichen Leistungen sein werden, um so weniger wird ihm eine solche Beurtheilung erspart bleiben. Herr Carus Sterne behauptet daher auch dreist sowohl, daß Agassiz nie Proben besonderen Scharfsinnes gegeben habe, als auch, daß er ein heuchlerischer Tartüffe gewesen sei.

Was Ersteres betrifft, so urtheilt C. Vogt, der Agassiz etwas besser kannte, folgendermaßen:

„Wenn ich die zahlreichen Naturforscher durchmustere, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, so kann ich wohl sagen, daß Agassiz derjenige war, welcher von der Natur mit den reichsten Anlagen bedacht war, wenigstens für die beschreibende Zoologie. Er besaß einen unglaublich feinen Sinn für Formengestaltungen bis in die kleinsten Einzelheiten hinein und ein riesiges Gedächtniß für dieselben" u. s. w. Welche Bewandniß es mit der religiösen Heuchelei Agassizs hatte, haben wir gesehen. Es gehört heut zu Tage für einen Mann der Wissenschaft viel mehr Muth dazu, in so unverhohlener, ungeschminkter Weise, wie Agassiz es gethan, sich zu einem Gott zu bekennen, der diesen Namen noch verdient, als sich für einen Atheisten auszugeben. Es gibt eine Menge verschämter Theisten unter den Naturforschern, die, aus Furcht von ihren lieben Collegen von der äußersten Linken für Köhlergläubige verschrien zu werden, eine Scheu an den Tag legen, den Namen Gottes auszusprechen, und sich mit allen möglichen und unmöglichen, uneigentlichen und umschreibenden Bezeichnungen herumplagen, die geradezu komisch wirkt. Dieser Schwachheit gegenüber ist der Freimuth und die Wahrheitsliebe, mit der Agassiz seiner Ueberzeugung offenen Ausdruck gibt, auf's höchste anzuerkennen und zu ehren.

Welche von all' den schweren Anschuldigungen, mit denen man Agassizs Bild in den Augen des gebildeten Publicums zu verkleinern und zu entstellen bemüht war, bleibt hiernach noch bestehen? Keine! Nur von einem Fehler, dem jeder sterbliche Mensch unterworfen ist, und der beste oft am meisten, können und wollen wir Agassiz nicht freisprechen. Er war, so gut wie Andere, dem Irrthum unterworfen; er war es bei seinem lebhaften, feurigen Naturell vielleicht sogar in noch etwas höherem Grade als Andere. Deshalb steht er keinem billig Denkenden weniger hoch. Auch J. v. Liebig, der in vieler Beziehung Aehnlichkeit mit Agassiz hatte, hat sich manchmal geirrt und mit Zähigkeit an seinen Irrthümern festgehalten. Er war deshalb nicht minder vielleicht der genialste Chemiker unseres Jahrhunderts.

Agassiz selbst war stets am weitesten davon entfernt, sich für unfehlbar zu halten, viel weiter als ein gewisses ultra-darwinistisches Päpstlein in Jena.

„Wir sollten die Grenzen unseres Wissens eingestehen," äußerte er sich gegen seine Schüler. „Diejenigen, welche eine Antwort auf jede Frage haben, müssen Antworten erfinden. Es ist hart zu sagen: „„ich weiß nicht"", insbesondere für einen Lehrer. Aber ich würde Keinem trauen, der nicht den Muth hat, es zu thun." Und ferner: „Waget unbeständig zu sein. Solange Festigkeit in der Anhänglichkeit an eine falsche Idee eine republicanische Tugend ist, sind wir nicht auf dem Wege des Fortschritts."

Eine heilige Begeisterung für die Wahrheit, hingebendste Liebe zur Natur, das waren die treibenden Kräfte in Agassizs Leben und Wirken. „Die Natur war seine erste und letzte Liebe; mit ihr zu leben und sie zu erforschen, war sein Leben. Seine Hingebung für sie war rückhaltslos. Falsch gegen die Natur zu sein, oder sie zu verkleinern, ihre Lehren zu verhüllen oder bei Seite zu setzen, war eine Beleidigung, die er fast wie eine persönliche empfand. Es war für mich außerordentlich rührend, den großen Naturforscher in Penikese zu sehen, wie er seine letzten Kräfte jener Menge eifriger Schüler widmete, sie auf das ausschließliche Studium des Buches der Natur verweisend und ihnen durch Wort und That zeigend, wie sie zu beobachten und zu lehren sei an lebenden Wesen. Eines seiner letzten Worte (in der Atlantic Mouthly) war: Philosophie und Theologie haben noch zu lernen, daß eine natürliche Thatsache so heilig ist, wie ein moralisches Princip."

So urtheilt sein Freund und Landsmann, der bekannte Physiker und Geograph Arnold Guchot über ihn, und das Zeugniß dieses und so manches andern berühmten und geachteten Mannes, nicht nur seiner Freunde, sondern auch seiner Gegner in wissenschaftlichen Fragen, wie Vogt und Braun*), auf welche ich mich

*) Beide allerdings in sehr verschiedenem Sinne. Ueber des Letzteren Stellung zur Entwicklungslehre siehe dessen Rede über die Bedeutung der Entwicklungsgeschichte in der Natur, gehalten am 2. August 1872 im Friedrich-Wilhelmsinstitut zu Berlin.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

bezogen habe, wird wohl genügen, den Berg von Entstellungen, den Herr Carus Sterne auf den durchaus ehrenhaften Namen Agassizs zu häufen bestrebt war, zu verwehen, wie Spreu vor dem Winde.

Nikolaus Eichhorn.

Der Autor des vorhergehenden Aufsatzes sendet uns folgendes Fragment aus einem Briefe der Frau Agassiz:

„It has pained me much lately to see in a german paper, called the ‚Gegenwart' a notice of a book ‚Der Schöpfungsplan', attributed to your uncle Louis. *This book has been compiled by some one from notes taken of Agassiz's extemporaneous lectures by some newspaper reporter. The notes were never even seen by him. The only courses of lectures revised by himself and published with his authority during his residence in America appeared in two volumes entitled ‚Methods of study' and ‚Geological sketches'. For these alone he is personally responsible.*"

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Gastspiel der Meininger.

„Käthchen von Heilbronn" von Heinrich v. Kleist.

Die Meininger sind nun zum dritten Mal bei uns eingekehrt. Das Interesse an diesem Gesammtgastspiel hat sich zwar durchaus nicht abgestumpft, aber die Gegensätze, die sich in der Kritik beim ersten Erscheinen dieser Künstlergesellschaft aussprachen, haben an Schärfe verloren. Das Für und Wider ist gesagt worden und könnte immer nur auf's Neue wiederholt werden. Die excentrischen Lobeserhebungen sind mit dem übertriebenen Tadel zugleich verstummt, die Meinungen haben sich geklärt. In der Anerkennung der unleugbaren Vorzüge herrscht Einmüthigkeit und die eben so offenbaren Schwächen unserer Gäste springen jetzt auch den von der Meininger Pracht früher ganz Geblendeten in die Augen. Diese Schwächen und Gebrechen beruhen vornehmlich in der ungenügenden Besetzung einiger der wichtigen Fächer, in der Uebertreibung und Absichtlichkeit, die sich sowohl in gewissen schauspielerischen Einzelleistungen und in der Betheiligung der Massen, wie auch in Aeußerlichkeiten der Ausstattung bemerklich macht; die Vorzüge in der sorgfältigen geistvollen Vorbereitung der Schauspiele, in der durch einen wahren Künstler angeordneten Ausstattung in den Costümen, den Decorationen, und dem ganzen äußeren Arrangement, und endlich in dem kunstverständigen Ernste, der über dem Ganzen schwebt und der ein jedes Mitglied dieser Gesellschaft mit dem freudigen Bewußtsein der schönen Aufgabe, die ein jedes zu lösen hat, und mit der echten Lust und Liebe zur Sache erfüllt.

Die Meininger nehmen im Freistaat der Künste eine ganz besondere Stellung ein. Die Bedingungen, unter denen sich diese künstlerische Gesammtheit zu dem herausgebildet hat, was sie jetzt ist, sind einzige; und deshalb ist es auch nicht billig, wenn anderen, auch den ersten Bühnen ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß sie sich in dieser oder jener Beziehung von den Meiningern überflügeln lassen. Allerdings können auch unsere vornehmsten Bühnen von den Meinigern Mancherlei lernen. Aber zum Muster können sie dieselben doch nicht nehmen, sie müßten denn die ganzen Bedingungen ihrer Existenz radical verändern. Es ist z. B. nicht möglich, daß ein größeres Hof- oder Stadttheater auf ein einzelnes Stück diejenige Sorgfalt verwende, welche die Meininger Aufführungen zum höchsten Grade des Erreichbaren heranreift.

Ein Theater, das auf seine eigenen Einnahmen angewiesen ist und der Munificenz eines hochherzigen Kunstfreundes entbehren muß, ist in Deutschland genöthigt, so und so viel Novitäten im Winter zu bringen, so und so viel Stücke, die seit längerer Zeit geruht haben, wieder dem Repertoire einzuverleiben, so und so viel entfremdete Stücke zu den Vorstellungen von Debütanten und Gästen wieder für einige Vorstellungen heimisch zu machen. Um diesem Bedarf zu genügen müssen in dem Theater, das alle Abende spielt, beinahe die sämmtlichen Vormittage zu Proben von ganzen Stücken oder von einzelnen Scenen in Anspruch genommen werden; und für die wichtigste Novität oder neue Einstudirung sind immer nur eine verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl von Vormittagen zu den Proben zur Verfügung. Durch diese leidige Nothwendigkeit hat sich nun ferner allmälig die Praxis herausgebildet, daß dem einzelnen Schauspieler die Detailausarbeitung seiner Rolle im Großen und Ganzen selbst überlassen bleiben muß; nur hie und da kann der Regisseur ihm einen Wink geben, ihm die sogenannte Nüance vorschlagen. Aber in der Hauptsache muß, wie die Dinge nun einmal liegen, der deutsche Schauspieler schon zur ersten Probe mit seiner Rolle ungefähr fertig auf die Bretter kommen und bei der dritten und vierten derselben vollständig Herr sein. Hieraus folgt nun weiter, daß der deutsche Schauspieler eine Selbstständigkeit dem Regisseur gegenüber gewonnen hat, von der auch bei den größten Künstlern in Frankreich nicht im Entferntesten die Rede ist. Unsere bekanntesten Schauspieler, die seit Jahren die ersten Fächer an den bedeutenden Bühnen spielen, würden es als einen Eingriff in ihre künstlerischen Rechte, beinahe als eine Kränkung ihrer Würde betrachten, wenn der Regisseur sie überall da, wo es ihm nothwendig erscheint, auf gewisse Dinge aufmerksam machen, sie „schulmeistern" wollte. Somit ist es sogar fraglich, ob selbst eine größere Anzahl von Proben reifere, durchgeistigtere Vorstellungen zu Stande bringen könnte, als es der Fall ist.

Ganz anders bei den Meiningern, die durch besonders günstige Verhältnisse sich das französische Princip: ein Stück so lange zu probiren, bis es vollständig, bis in die geringfügigste Einzelheit, bühnenreif erscheint, haben zu eigen machen können. Der Leiter der Meininger Hofbühne ist der Fürst, der den Mitgliedern des Theaters gegenüber mit einer Autorität auftreten kann, wie kein anderer Regisseur der Welt. Von Uebelwollen, von Unwillen oder gar von hartnäckiger Opposition bei einzelnen Mitgliedern ist hier nichts zu befürchten. Der Herzog ist nun, wie aus allen Vorstellungen klar hervorgeht, ein wahrer Künstler, der dem Theater nicht nur die oberflächliche Liebhaberei eines gelangweilten hohen Herrn widmet, sondern ihm mit vollstem Ernste seine edelsten geistigen Kräfte zur Verfügung stellt. Er hat es dahin gebracht, daß man von seinen Leistungen wie von denen eines Künstlers spricht und dabei seine hohe Geburt ganz vergessen kann. Man kann ihn loben, ohne deshalb in den Verdacht der Schmeichelei zu gerathen; man kann ihn tadeln, ohne deshalb unehrerbietig zu erscheinen. Der Herzog, der nicht nur einen feinen Sinn für die Dichtung und Darstellung, sondern auch — und vielleicht vor Allem — für die geschmackvolle Verbildlichung das geübte Auge des Malers besitzt, kann sich die Genugthuung bereiten, nach jeder Richtung hin die Aufführung auf den Proben vorzubereiten und auszuarbeiten, bis sie ihm vollkommen reif erscheint. Der unsaubere Gesell, welcher bei den andern Theatern leider den Vorsitz in den Sitzungen führt, in denen das Repertoire bestimmt wird: die Casse, findet bei ihm kein Gehör. Für ihn liegt nicht die Nothwendigkeit vor im Laufe des Jahres dreißig oder vierzig neue Stücke oder Stücke, die so gut wie neu sind, zur Aufführung zu bringen; er beugt sich nur dem sanften künstlerischen Zwange, in dem, was er bietet, den höchstmöglichen Grad der Fertigkeit zu erreichen. Genügen zehn Proben nicht, so werden zwanzig in Anspruch genommen; und reichen zwanzig nicht aus, so bringen es vielleicht dreißig zu Wege. Nicht das Quantum der Leistungen, das eine der traurigen Forderungen ist, die an gewöhnliche Bühnen gestellt werden, sondern nur das Quale kommt für ihn in Betracht. Aus diesen Verhältnissen erklärt sich zur Genüge die unbestreitbare Thatsache, daß die Aufführungen der Meininger zu einer beneidenswerthen Höhe des mit den vorhandenen Mitteln Erreichbaren aufgestiegen sind.

Das vollste Lob gebührt den Meiningern wegen der äußeren Ausstattung ihrer Stücke. In dieser Beziehung haben sie auch den außergewöhnlichen Erfolg zu verzeichnen, daß die sämmtlichen Berliner Bühnen in den letzten drei Jahren auf die Treue und den Geschmack der Aeußerlichkeiten mehr Werth legen als früher. Bisweilen gehen die Meininger, wie ich glaube und auch bereits früher ausgesprochen habe, im Glanz der Ausstattung zu weit. Die Ausstattung des „Fiesco" zum Beispiel schien mir über das richtige Maß hinauszugehen und durch die Aufmerksamkeit, die sie beanspruchte, die volle Freude an der Dichtung zu beeinträchtigen. Ich habe mich trotz der mannigfachen Belehrungen, die mir zu Theil geworden sind, in dieser Beziehung noch immer nicht eines Besseren bekehren können. Dagegen muß ich eben

Digitized by Google

so aufrichtig bekennen, daß mir die Ausstattung des Kleist'schen Ritterschauspiels „das Käthchen von Heilbronn" des uneingeschränktesten Lobes werth erschien. Hier war nicht, wie stellenweise im „Fiesco", die Dichtung das Mittel zum Zweck der Ausstattung, sondern, wie es allein richtig ist, die Ausstattung das Mittel zum Zweck der Dichtung. Durch die Richtigkeit der Costüme, die glückliche Zusammenstellung der Farben, die Treue der Geräthschaften und die künstlerische Ausführung der Decorationen erhielt das ganze Stück den Charakter des Echten und Wahren. Es war ein wirkliches Ritterstück, das wir da sahen. Die Gruppirung der einzelnen Scenen, namentlich der in der Schenke, in der jede Figur eine charakteristische Stellung einnahm, und des Gruppenbildes auf dem Schloßplatz zu Worms mit dem Kaiser in der Gerichtslaube, umgeben von seinen Rittern, und dem Volk, das sich zu dem prächtigen Schauspiele herandrängt, waren von wunderbarer malerischer Wirkung. Es waren lebende Bilder von einer Schönheit, einem Geschmack und einem Kunstverständniß, wie man sie sonst nur auf den Festlichkeiten der Künstler zu sehen bekommt.

Aber auch in literarischer Beziehung bietet die Aufführung des „Käthchen von Heilbronn" des Interessanten viel. Bisher galt es als ausgemacht, daß „Käthchen von Heilbronn", um bühnenfähig zu sein, einer gründlichen Umarbeitung bedürftig wäre. Holbein hatte sich derselben zuerst unterzogen und das Stück dem deutschen Theater allmälig beinahe ganz entfremdet. Laube nahm nach ihm die Arbeit wieder auf, näherte sich dem Original um ein Bedeutendes, behielt indessen die von Tieck vorgeschlagene Veränderung bei, den alten Waffenschmied zum Großvater Käthchens zu machen, „um einen Mißton am Schlusse zu vermeiden, wenn die Liebschaft von Käthchens Mutter mit dem Kaiser zum Vorschein kommt. Ein Vater kann eine Liebschaft leichter verzeihen als ein Gatte." Die Meininger sind nun noch den einen und entscheidenden Schritt weiter gegangen; sie haben das Original nahezu vollständig wieder hergestellt und nur mit Rücksicht auf die Länge des Theaterabends das Entbehrlichste gestrichen. Sie haben Recht gethan. Ihr Verfahren ist nicht nur zu loben als ein Act der Pietät gegen den Dichter, es hat sich auch praktisch durchaus bewährt. In ihrer wahren Gestalt hat die Kleist'sche Dichtung den tiefsten Eindruck gemacht. Die Toilettenscene ist zwar nicht unbedenklich, aber sie ist so charakteristisch, daß ich ihre Wiederherstellung mit Freuden begrüßt habe. Dasselbe gilt von der Scene am Bache, in welcher sich Käthchen die Strümpfe auszieht, um durch das Wasser zu waten und dem Geliebten zu folgen. Diese letztere Scene ist von einem ganz eigenthümlichen schalkhaften Reize.

Die Darstellung gehört zu dem Besten, was die Meininger geboten haben. Die Herren Nesper und Hassel (Graf Wetter vom Strahl und sein Knecht), Herr Hellmuth-Bräm (Theobald Friedeborn) und vor allen Dingen Frau Moser-Sperner (Kunigunde) sind mit der Vertreterin der Titelrolle, Fräulein Pauli, besonders hervorzuheben. Fräulein Pauli war liebenswürdig und natürlich. Eine Darstellerin, welche dem Bilde, das man sich nach der Lectüre der Kleist'schen Dichtung von diesem seltsamen Mädchen macht, ganz gerecht wird, gibt es nicht. Käthchen ist eine so wunderbare Mischung von Natürlichem und Uebernatürlichem, von Wirklichem und Traumhaftem, daß alle Darstellungskunst an dem Beginnen scheidert, diese dichterische Schöpfung zu veranschaulichen. Die eigenthümliche Scene unter dem Hollunderbaum gelang der jugendlichen und talentvollen Künstlerin über alles Erwarten. Es war nicht das unheimliche, man möchte sagen das automatenhafte Sprechen im Schlafe; man erhielt durch die Art und Weise, wie sie sich bisweilen in dem Halbfiebertraum unwillig herumwarf und sich die Antworten abtrotzen ließ, die richtige Vorstellung, daß hier ein willenloses Wesen dem Gebote eines Stärkeren gehorche; etwa so, wie nach der Ansicht der Spiritisten das somnambule Medium dem Willen des Magnetiseurs unterthan ist. — Die Theilnahme des Publicums war außerordentlich lebendig, und die Meininger können zufrieden sein.

Einige Ausstellungen an Einzelheiten möchte ich mir zum Schlusse noch erlauben. Daß die Vehmrichter ihre Stimme verstellen, damit sie später nicht erkannt werden, halte ich für zwecklos. Der Vorzug der möglichen Richtigkeit fällt nicht in's Gewicht gegen den offenbaren Nachtheil, daß dadurch die ganze Gerichtsscene den Eindruck des Schwerfälligen, Gespreizten und Unnatürlichen macht. In derselben Scene kommt, wie ich glaube, ein Versehen vor, das bei einer so genauen Beobachtung aller vom Dichter gegebenen Winke hervorgehoben werden darf. Graf Wetter vom Strahl reicht Käthchen zu verschiedentlichen Malen vertraulich die Hand. Das sollte nicht sein. Kleist betont mit großem Nachdruck, daß Graf Wetter sich niemals zu irgend welcher Vertraulichkeit dem Käthchen gegenüber herbeigelassen habe, und Käthchen hat das wohl bemerkt; sie erinnert ihn ausdrücklich daran:

„Du hast mich niemals bei der Hand genommen!"

sagt sie. Ein Händedruck wäre für das verliebte Kind ein großes Ereigniß; und das sollte nicht so nebenbei als etwas ganz Natürliches mit unterlaufen.

Die Eigenthümlichkeit, daß bei den Vorstellungen der Meininger als unbeholfene Absichtlichkeiten hervortreten, was wohlberechtigte Absichten der Regie sind, zeigt sich auch in diesem Schauspiele. Die ganze Scene zwischen Kunigunde und Rosalie (die zehnte des zweiten Actes), in der Kunigunde sich mit Rosalie über die Fälschung der Papiere, die sie dem Grafen geben will, unterhält und sich gleichzeitig die Leimruthe, an der sie das Finkenhähnchen fangen will, von ihrer Begleiterin reichen läßt, wurde viel zu scharf genommen, viel zu absichtlich markirt. Hier wäre eine Milderung durchaus wünschenswerth. Das Lachen, das nach jedem Worte erfolgt: „Urkunden", — Gelächter, „Briefe", — stärkeres Gelächter, „Zeugnisse" — stärkstes Gelächter, sollte, wenn nicht ganz unterdrückt, doch wenigstens bis zum sanftesten Kichern gemildert werden. Auch die ausdrucksvoll ironische Betonung des unschuldigen Wortes „Hirse" ist ebenfalls viel zu bedeutungsvoll. Kleist schreibt: „Die Hirse will ich, die da steht." Bei den Meiningern heißt es: „Die — — — (ausdrucksvoller Blick, schelmisches Lächeln) Hirse — — — (lebhaftes Gelächter) — — — will ich, die dort steht;" — — (nochmaliges Gelächter).

Das Auge wird durch die vollkommene Correctheit, die in den Meininger Ausstattungen überall sichtbar ist, so geschärft und so verwöhnt, daß es nun auch an den geringfügigsten Unrichtigkeiten ein Aergerniß nimmt. In keiner andern Vorstellung würde ich bemerkt haben, daß auf dem Toilettentisch der Kunigunde in den sehr schönen echten Leuchtern Stearinkerzen stecken; bei den Meiningern habe ich es gesehen, und mich nach der gelblichen Farbe des Wachses gesehnt. Endlich möchte ich noch dagegen plaidiren, daß die Strümpfe, die sich Käthchen, bevor sie durch den Bach watet, ausgezogen, an den Zweigen des Hollunderbaums aufgehängt werden. Weshalb hängen sie da? Sollen sie trocknen? Sie sind ja gar nicht naß geworden. Die Scene unter dem Hollunderbaum bedingt die vollkommenste Sammlung für die Dichtung; durch nichts soll man davon abgezogen werden. Die Strümpfe, die über den Zweigen hängen, erregen zunächst eine komische Wirkung, und dagegen ist nichts zu sagen; aber wenn dieser erste Augenblick vorüber ist, so ärgert man sich über den Anblick. Strümpfe sind ja an sich sehr häßlich, und wenn man die Strümpfe da oben sieht, so arbeitet die Phantasie weiter und sagt: Das arme Mädchen liegt jetzt barfuß da und erkältet sich! Und endlich und hauptsächlich ist die Sache malerisch störend. Den Hollunderbaum soll ich mir plastisch als Körper vorstellen; ich soll glauben, daß die Zweige so und so lang, so und so breit sind. Sehe ich nun aber, wie die Strümpfe darüber gehängt werden, und platt herunterhängend gegen die Leinewand anklatschen, so sträubt sich meine Phantasie gegen die Vorstellung des Plastischen und ich sehe nichts mehr als die bemalte Leinewand, auf die verschiedene Farben gekleckst sind und auf der ein Paar Strümpfe hängen.

Ich würde diese Kleinigkeiten nicht hervorheben, wenn es sich nicht um eine Aufführung handelte, bei der jede Kleinigkeit schon die vollste Beachtung gefunden hat.

Paul Lindau.

Musikalische Aufführungen.

Die sieben Todsünden.

Dichtung von Hamerling. Musik von Adalbert Goldschmidt.

Aufgeführt in den Reichshallen am 3. Mai.

Wenn ein junger Componist sich dem Publicum gleich beim ersten Schritte in die Oeffentlichkeit mit einem Werke von sehr großem Umfange vorstellt, so ist ein solches Unternehmen einerseits immer ein achtenswerthes, anderseits aber auch ein gefährliches, weil selbst das bedeutendste Talent erst langjähriger Uebung, Entwicklung, Läuterung und Erfahrung bedarf, um die für eine große Aufgabe nothwendige Formgewandtheit

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

zu erlangen; wo jene Vorbedingungen nicht erfüllt sind, da treten die Schwächen der Unbeholfenheit so stark hervor, daß sie die Wirkung selbst des Bedeutenden, was die Leistung bietet, bedenklich abschwächen. Herrn Goldschmidt reiche musikalische Anlagen abzusprechen, wäre ungerecht; aber die Aufgabe, die er sich gestellt, ist eine so übermächtige, daß ihn kein directer Vorwurf trifft, wenn er sie jetzt noch nicht vollständig zu bewältigen vermocht, und nur gezeigt hat, daß er allenfalls die Kraft besitzt, ihr mit der Zeit gerechter zu werden.

Die Dichtung Hamerlings ist großartig concipirt und in vielen Theilen genial ausgeführt; sie bietet dem Componisten viele günstige Momente, aber auch manche, welche der musikalischen Behandlung große, fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegensetzen.

Der Fürst der Finsterniß beruft seine sieben Hauptdämonen, welche den Krieg gegen das Licht führen; jeder rühmt sich seiner Thaten, jeder verlangt den Hauptpreis. Dann vertheilen sie sich über die Erde. Der Dämon der Trägheit erschlafft einen Pilgerzug, der nach dem Porte der Vollkommenheit wandelt, und schläfert die Waller ein, daß sie thatlos werden; der Dämon der Hoffart trennt einen liebenden Jüngling von der Braut durch Einflüsterungen von höherem Streben; dann verführt er einen siegreichen Helden, sich die Krone anzueignen und über das Volk tyrannisch zu herrschen; der Dämon der Habsucht erweckt die Gier des Goldes in dem Volke, läßt es dann verarmen, und kauft zuletzt Ehre, Gewissen und Freiheit von den Menschen; der Neid schürt den Haß zwischen Reichen und Armen; der Dämon der Völlerei mischt sich unter eine Gesellschaft heiter Genießender und ladet sie zum Festschmaus, bei welchem sie dem Dämon der bösen Lust und seinen Bacchantinnen zur Beute werden; der Dämon des Zornes wiegelt einerseits das Volk zum Aufruhre gegen Könige und Priester, und reizt anderseits diese zur Anwendung der Gewalt gegen Freiheit und Aufklärung; zuletzt entflammt er die Völker und Stämme der Franken, Germanen und Slaven zum Vernichtungskampfe gegen einander. Die Erde ist wüst, eine Beute der Dämonen; da erscheint der Sänger, mit ihm die Genien der Wahrheit, Freiheit, Schönheit, Güte und Liebe, die Lichtgeister mit ihrer Königin. Die Dämonen entfliehn, die Erde ist den edleren höheren Trieben, die da „ewig erliegen und ewig siegen", wiedergewonnen. Der Inhalt des Textes ist ein solcher, daß dieser eigentlich nur als Cantate behandelt werden kann; aber für eine solche ist der Umfang doch bedeutend zu groß. Dem Walten der sieben Dämonen ist ein so überweites Feld eingeräumt, daß die Musik der ersten beiden Abtheilungen bis zu dem Momente, in welchem der befreiende Sänger erscheint, volle drei Stunden dauert, der Zuhörer abgespannt wird, und zuletzt weder bösen noch guten Geistern mehr ein aufmerksames Ohr zu leihen vermag.

Der Componist documentirt sich in der Melodienbildung, in der Harmonisation und Instrumentirung als entschiedenster Anhänger Wagners. Daß diese Anhänglichkeit ihn öfters zu Reminiscenzen verleitet, welche selbst dem nachsichtigsten Urtheile eine sehr harte Probe auferlegen, erscheint uns fast noch weniger bedenklich, als daß er überhaupt den Stil Wagners nachzuahmen sucht —, denn dieser Stil ist rein dramatisch, und unzertrennlich von der Wagner'schen Textanlage; in ein cantatenartiges Tonwerk gezwängt, verliert er seine Kraft; die Nachahmung kann nur äußerliche Wendungen wiedergeben, und wird zur Manier. Daher hat der junge Componist sein Bestes dort geleistet, wo er, von der ängstlichen Befolgung des Meisters abgehend, seiner eigenen Phantasie freien Lauf ließ; er ist am originellsten, wo er es am wenigsten beabsichtigt. Einige Nummern des Werkes zeugen von schöner Anlage für Melodie, einige andere überraschen durch geistreiche, charakteristische Instrumentation. Unter den erstbezeichneten ist der Pilgerchor hervorzuheben, das Duett des Liebespaares, vorzüglich aber ein Chor von Festgenossen, die in genügsamer Freude den Sommertag am blumigen Ufer genießen wollen, und der Schönheit einen Hymnus singen. Hier hat der Componist deutlich gezeigt, daß seine Natur viel mehr für den Ausdruck des Heitern, Liebenswürdigen angelegt ist, als für die musikalische Wiedergabe dämonisch wilder Leidenschaft. Dieser Chor ist so gut erfunden, so schön durchgeführt und von so wohlthuender Stimmung, daß er unmittelbare Wirkung hervorbringt und allgemeinen lebhaften, wohlverdienten Beifall errang. Zu den charakteristischen Theilen rechnen wir die Scene, in welcher der Dämon der Habsucht Fortunas Kugel rollen läßt, dann die Vorbereitungen zum völlerischen Gelage, bei welchem die kleineren Geister als die bratenden Küchenjungen wirken. In diesen beiden Stücken hat der Componist die richtige Tonfärbung getroffen, ohne sie zu aufdringlich hervortreten zu lassen. Dem wohlwollenden Berichterstatter also bietet das Werk des Herrn Goldschmidt Gelegenheit zur Anerkennung, zur Aufmunterung; denn der Componist hat unbestreitbares Talent, das bei richtiger Selbstführung zu schönen Hoffnungen berechtigt. Aber auch der wohlwollendste Beurtheiler darf Bedenken nicht verschweigen, die der rein objectiv Verfahrende vielleicht nur herber, aber deswegen nicht weniger berechtigt aussprechen würde. Um große Werke in Angriff zu nehmen, wie dieses, muß Herr Goldschmidt sich noch tieferen Studien der verschiedensten Formen widmen, als er hier beweiset; er muß auch vor Allem knappere Formen wählen, in welchen das Können ad hoc eine Hauptbedingung ist, und der etwas zu lebhaft schweifenden Phantasie Zügel anlegen. Auch das Vorbild des jungen talentreichen Componisten, Richard Wagner, hat lange Zeit vorher für kleinere Rahmen gebildet, bevor er mit den großen und größten hervortrat; und daß er die Formen alle handhaben kann, bewies er in den „Meistersingern". Wer gleich einen hohen Berg besteigen will, ohne vorher längere Zeit seine Kräfte an kleineren Höhen geübt zu haben, der kommt niemals hinauf; das ist eine uralte Regel, in der Kunst ebenso maßgebend, wie in der Schweiz. Herr Goldschmidt möge seine tüchtigen Kräfte vorher an Compositionen von kleinerem Umfange versuchen; es läßt sich auch darin noch Schönes genug bieten; er wird dann nach und nach zu der echt künstlerischen Selbstkritik gelangen, ohne welche ein Ganzes, Einheitliches nicht geschaffen werden kann. Und dann dürfte er eines Tages entdecken, daß er ganz gut im Stande ist, mit seiner eigenen Erfindung allein etwas Tüchtiges hervorzubringen, ohne sklavisch einen Meister nachzuahmen, der unter allen großen Meistern am abgesondertsten für sich dasteht, und am wenigsten nachgeahmt werden kann und soll.

Die Aufführung des sehr schwierigen und sehr langen Werkes war eine sehr gute. Der Eichberg'sche Gesangverein und die Brenner'sche Symphoniecapelle widmeten sich gleich den Solisten ihrer Aufgabe mit vollen Kräften. Ein ganz junger Capellmeister aus Wien, Herr Paur, leitete mit vieler Sicherheit und Umsicht. Das Publicum zeigte sich sehr belebt, applaudirte viel, und rief den Componisten nach jeder Abtheilung. Aber auch strengere Beurtheiler sprachen mit Anerkennung von dem Talente des Herrn Goldschmidt. Er kann sich zu dem Erfolge seines ersten Auftretens in Berlin Glück wünschen.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die Berliner Conferenz hat den Blättern seit einiger Zeit viel Nachdenken und Kopfzerbrechen gekostet. Wie beneidenswerth ist doch das Loos der Staatsmänner, die in solchen Fällen wenigstens wissen, was sie nicht wollen und worüber sie nicht verhandelt haben, während Berichterstatter und Zeitungen auch wegen der negativen Ergebnisse möglichst plausible Vermuthungen aufstellen und ihren Lesern mundgerecht machen müssen. Vor bald vier Jahren, September 1872, waren hier viele auswärtige Correspondenten in Verzweiflung darüber, daß sie den Allianztractat zwischen den drei Kaisern, der doch ohne Zweifel in so und so vielen Paragraphen fertig redigirt war, nicht abschreiben und ihren Blättern als frischeste Primeur, wie die Franzosen sagen, telegraphiren konnten. In diesem Blatte wurde damals indiscret genug erzählt, wie die Herren Reporters ihre verschiedenen Gesandten um irgend eine Enthüllung anflehten, die etwas mehr böte als die landläufigen Berichte über Paraden, Galaopern, Diners nebst Menus. Die Gesandten konnten immer nur auf die demonstrative Bedeutung, so lautet ja wohl der Kunstausdruck, und auf die Friedensgarantien hinweisen, welche die Begegnung der drei Potentaten an und für sich darbiete. Aber damit war dem sensationsluftigen Völkchen wenig geholfen. Diesmal waren die Correspondenten von vornherein verhältnißmäßig gewitzigt und sind während der vergangenen Woche in so hellen Haufen nicht wieder erschienen. Die Diplomatie kann ohnehin nur selten mit der Journalistik gleichen Schritt halten. Diese ist in der Regel um Wochen, Monate, ja vorkommenden Falles sogar um Jahre den Ereignissen voraus. Es gibt in Wahrheit eine doppelte Geschichte, eine die passirt und eine andere, die

Digitized by Google

geschrieben wird, nämlich in den Zeitungen. Soll es doch der in steifen Bänden gesammelten Historie nicht besser ergehen. Man will wissen, daß sie nicht selten einen ziemlich unsicheren Boden hat und hin und wieder durch neue Entdeckungen rectificirt wurde. Der hohe Werth der deutschen Wissenschaft kann dadurch sicherlich nicht vermindert werden, wenn auch bei den Trägern derselben eine gewisse Bescheidenheit um so liebenswürdiger erscheinen dürfte. Bekanntlich zeichnen sich unsere Gelehrten dadurch ganz besonders aus und ihr Mangel an Selbstüberschätzung wird nur von ihrer Höflichkeit, namentlich in der Fremde, übertroffen. Wenn ein namhafter Historiker neulich bei einem Römischen Festessen diese sprichwörtlichen Tugenden seines Standes zu vergessen schien, wenn er die anwesenden italienischen und französischen Collegen nahezu faul oder verkommen genannt hat, so ist das gewiß erst beim Dessert geschehen, wo die Zunge leicht durchgeht und eine derartige Offenherzigkeit ihre natürliche Erklärung findet. Man hat bei uns darüber gestritten, ob die Aeußerung ganz tactvoll war und gerade jetzt, wo die Franzosen sich in den Beziehungen zu Deutschland etwas besonnener zu zeigen anfangen, nicht besser unterblieben wäre. Stramme Germanen haben behauptet, man müsse Freund und Feind stets überall die Wahrheit sagen; jene Derbheit, um eine milde Bezeichnung vorzuziehen, gereiche dem deutschen Touristen, der deswegen so viele Anfechtungen erfahren, zu großer Ehre. Wir sind im Ganzen damit einverstanden, aber unter einigen unmaßgeblichen Voraussetzungen. Wer sich den Muth zutraut, auch da wo es sich gesellschaftlich ziemt zu schweigen, überall und gegen Jedermann mit der Thüre in's Haus zu fallen, müßte dieselbe catonische Eigenschaft nicht nur im Verkehr mit harmlosen Gastgebern und Commensalen, sondern auch wenigstens in bestimmten Grenzen den Großen und Mächtigen gegenüber zur Geltung bringen. Ob aber die schnell berühmt gewordene Tischrede mit einem gewissen Brief vom Juni 1866 an den Kaiser Napoleon, der in den Tuilerienpapieren gefunden wurde, in vollen Einklang zu bringen ist, daran werden einige leise Zweifel wohl zulässig sein. Dort wird gerade der internationale Charakter der Wissenschaft gepriesen, dessen Betonung die Zuhörer in Rom einigermaßen vermißt hatten. Die Italiener würden sich über die Schmeicheleien, welche man ihnen gesagt hat, wahrscheinlich weniger geärgert haben, wüßten sie, oder hätten sie in der Erinnerung behalten, mit welcher unbarmherzigen Manier die Herren Professoren zuweilen über einander urtheilen, allerdings nicht immer öffentlich. Wurde doch in denselben abscheulichen Tuilerienpapieren das Billet aus dem Jahre 1865 eines rühmlichst bekannten Forschers der Bonner Universität entdeckt, der das Leben Cäsars, verfaßt von Sr. Majestät Napoleon III., in einer Zuschrift an den Autor mit einer anderen in Deutschland wohlbekannten Römischen Geschichte verglich und behauptete, dieses kleinliche und von Galle erfüllte Exposé (wörtlich) sei durch das Werk des Kaisers, der sich als ein tiefer, weiser, beredter Gelehrter offenbart habe, sofort in den Hintergrund gedrängt worden. Wenn die Herren sich so unter einander tractiren, was Wunder, daß sie sich beim Becherklang auch einmal auf Kosten Anderer Luft machen. Diese kleinen Erinnerungen sind allerdings dem Vorwurf des zweifelhaften Patriotismus ausgesetzt. Aber das Beispiel, wie Freund und Feind die Wahrheit gesagt werden soll, wirkt ersichtlich ansteckend. Vielleicht findet der Leser bei einigem Nachdenken, daß ein humanes, gegenseitig schonendes Verfahren, wie es älteren Culturvölkern eigenthümlich, doch seine relativen Vorzüge hat und, wenn mit Selbstbeherrschung gepflegt, gute Resultate erzielen könnte. Es wäre, sollte man glauben, wenigstens des Versuches werth.

* * *

Herr Dr. Chronik, der Autor des interessanten und originellen Dramas „Ahasver", das der Herausgeber dieses Blattes in der ersten Nummer 1876 gewürdigt hat, sendet uns ein Trinklied aus seinem eben vollendeten Lustspiel „Der Famulus des Sternsehers" mit der Bitte um Veröffentlichung. Wir kommen dem Wunsche nach und hoffen, daß die kleine Dichtung unsere Leser ebenso erheitern wird, wie sie uns erheitert hat.

Musen-Sohns Trinklied.

Musen-Söhne! frisch vom Fasse
Trinkt der Freiheit eine Gasse!
Der Freiheit, ach! der Freiheit o!
Ein Hoch! von Bruder Studio.

Laßt uns biegen oder — brechen;
Schwarz und roth und golden zechen!
Wohl goldig strahlt in schwarzer Nacht
Der rothe Bursch von trunkner Pracht.
:|: Musen-Söhne! :|:

Rother Bursch, hoch hoch! getrunken!
Ist die Nacht auch tief gesunken;
Aurora lieb, der gold'gen Maid,
Eh' Phöbus d'rein schaut, thu' Bescheid.
:|: Musen-Söhne! :|:

Guten Morgen, rother Phöbus!
Just erscheinst in medis rebus,
O, wohl uns! daß wir Enkel sind,
Apoll! dein Musen-Töchter-Kind.
:|: Musen-Söhne! :|:

Und Apoll-voll trinkt das Chörchen,
Und Apoll-toll wird Aurörchen.
Aurörchen liebt die Musen sehr,
Doch in den Söhnen sie noch mehr.
:|: Musen-Söhne! :|:

Phöbus aber mit Auroren
Gönnen's gönn'risch, unverfroren,
Daß um der Zecher Zech-Genie
Die Erd' sich drehe, wie um sie.
:|: Musen-Söhne! :|:

* * *

Im Verlage von Georg Reimer (Berlin) sind in eine Broschüre vereint die zwei Festreden erschienen, die Treitschke und Mommsen zum Gedächtniß der Königin Louise gehalten haben. Das Heft ist mit einer Abbildung des Entwurfes zum Königin-Louisen-Denkmal von Enke, einem der talentvollsten der jüngern Bildhauer Deutschlands geschmückt. Die beiden Festreden sind sehr interessant durch die Individualität der Sprecher, wenn auch die beiderseitigen Auffassungen des Charakters der Fürstin so ziemlich mit einander übereinstimmen. Allerdings kein Wunder bei der schlichten Klarheit dieser Frauennatur. — Der Ertrag dieser Broschüre ist für das in Berlin zu errichtende Louisen-Denkmal bestimmt.

* * *

Goethes Faust, erster und zweiter Theil, mit Musik von Lassen, ist (beide Theile fast vollständig) in Weimar am 6. und 7. d. M. gegeben worden; die Ausführung war vollendet, die Wirkung eine sehr tief gehende, allgemeine. Wir behalten uns eine ausführliche Besprechung für nächste Nummer vor. H. E.

Offene Briefe und Antworten.

In Nr. 17 der „Gegenwart" fragte Herr N.N., wo und wann Fürst Bismarck den in Nr. 13 der „Gegenwart" (S. 197 von Bambéry) erwähnten Ausspruch gethan habe: „Die Diplomatie gehört der Vergangenheit an, das Consularwesen der Zukunft." — Darauf hat Herr Fr. alle Reden Bismarcks, nicht minder viele berühmte und auch einige minder berühmte Werke über Diplomatie nachgelesen, und auch den betr. Ausspruch nirgends gefunden. So wenig wie bei diesen Handlangern der Diplomatie, konnte er bei dem Großmeister derselben einen Gedanken finden, der mit dessen eigenen größten Leistungen in Widerspruch stände. Solch' eine Ansicht entspricht weder einem Mann der politischen Action, noch einer Zeit wie der unsrigen. Wir haben diese Ansicht gefunden und zwar mit einem annähernd gleichen Ausdrucke in einem unscheinbaren Gelehrtenbuche, das ein damaliger Demokrat in der Reactionsepoche der fünfziger Jahre herausgab, nämlich in H. B. Oppenheims „Handbuch der Consulate aller Länder" (1853 bei Enke in Erlangen erschienen), wo der Verf. in § 1 der Einleitung unter Andrem sagt: „Nur als Handelsdiplomatie wird die Diplomatie wieder wichtig für das Volk." F. F.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Julius Springer** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Aus dem Reichslande.

Von

F. von Etzel,

Kaiserl. Forstmeister zu Colmar.

Preis 3 M.

Eine Sammlung historischer, biographischer und naturwissenschaftlicher Aufsätze und Vorträge von allgemeinem Interesse, die wir allen Freunden der Reichslande bestens empfehlen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von **Georg Reimer** in **Berlin,**
zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Königin Luise.

Zwei Festreden

von

Th. Mommsen und **H. v. Treitschke.**

Mit einer Abbildung des Enke'schen Entwurfs z. Königin-Luisen-Denkmal.

Preis: 1 *M.*

Der Ertrag ist für das in Berlin zu errichtende Luisen-Denkmal bestimmt.

Soeben erschien und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Gedanken und Studien

über den

Vulkanismus

mit besonderer Beziehung auf das Erdbeben von Belluno am 29. Juni 1873 und die Eruption des Aetna am 29. Aug. 1874

von

Rudolf Falb.

Mit 13 lithographirten Tafeln.

Preis 4 fl. öst. Währ. = 8 *M.*

Verlagsbuchhandlung Leykam-Josefsthal in Graz.

Fr. Spielhagen

hat soeben einen **neuen** Roman von 3 Bänden unter dem Titel:

„Sturmfluth"

vollendet, und erscheint derselbe vor der Buch-Ausgabe im Laufe des Monats Juni im Feuilleton des

„Berliner Tageblatt"

(Verlag von **Rudolf Mosse**),

worauf die vielen Verehrer des berühmten Dichters besonders aufmerksam gemacht werden.

Für den Monat **Juni** nehmen alle Reichs-Post-Anstalten Abonnements auf das **„Berliner Tageblatt"** mit **Sonntagsblatt** und dem illustr. humor. Wochenblatt **„Ulk"** zum Preise von 1 *M.* 75 ₰ (für alle 3 Blätter zusammen) jederzeit entgegen.

Redacteurstelle-Gesuch.

Ein literarisch gründlich gebildeter erfahrener Redacteur sucht zu baldigem Eintritt eine Stelle am **Feuilleton** eines größeren Blattes oder an einer **illustrirten Zeitung.** — Gefl. Offerten sind zu richten unter **C. 422.** an **Rudolf Mosse, Stuttgart.**

Zweite, neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage:

Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.

Inhalt der 2. Lieferung: Der geographische Gang der Cultur. Die Morgenröthe der Cultur: Entstehung der Sprache. Ursprung der Religion. Die Erfindung des Feuerzündens und ihre Folgen. Der Unsterblichkeitsglaube und die Todtenbestattung. Die Anfänge der Familie. Die Arbeit ein Naturgesetz. Die primitiven Formen des Eigenthums. Jäger- und Fischervölker. Hirtenvölker. Uebergang zum Ackerbau. Europa's vorgeschichtliche Cultur: Begründung der ethnologischen Geschichtsbehandlung. Die vorgeschichtlichen Zeitalter. Paläolitische Epoche. Die neolitische Zeit.

Lieferung 1 à 1 *M.* ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von **Lampart & Comp.** in **Augsburg.**

Soeben erschien:

Deutsches Kyffhäuserbuch.

Natur, Geschichte, Sage u. Volksleben des Kyffhäusergebirges

von

Dr. **J. W. Otto Richter.**

Mit Orientirungskarte und Plan der Barbarossa-Höhle.

Preis: 2 *M.* 70 ₰.

Für alle Vaterlandsfreunde eine anregende und fesselnde Lectüre.

Eisleben. **Otto Maehnert.**

HOMBURG V. D. HÖHE.

Programm für die Sommersaison.

Musik täglich 3 Mal. Städtisches Kurorchester unter Direction des Kapellmeisters Hrn. Gustav Härtel. 7—8½ Uhr Morgens an den Quellen. 3—4½ Uhr Nachmittags und 7½—9½ Uhr Abends im Kurgarten. — **Réunions:** Montags und Donnerstags. — **Theater:** Dienstag und Samstag (Operette und Schauspiel). — **Bälle:** Mittwoch (nach vorheriger Anzeige), sonst Concert im Kurgarten. — **Promenaden-Concerte:** an Ball- und Theaterabenden (nach vorheriger Anzeige); Militairmusik. — **Militair-Concerte:** Freitags (Kapelle des Königl. Preuss. 81. Inf.-Regts., Kapellmeister Wassmann) 3½—5 Uhr Nachmittags. 7½—9½ Uhr Abends. — **Illuminationen:** Freitags (regelmässig grosse Illumination oder bengalische Beleuchtung des Kurgartens) und Sonntags (kleine Illumination.)

Ausserdem Waldfeste, Kinderfeste, Cricket- und Croquet-Spiel, Lawn Tennis, Toupie Hollandaise, Bagatelle, Privatbälle und sonstige Unterhaltungen.

Im Park **Skating-Rink** (Rollschlittschuhbahn).

Die Conversations-, Spiel- und Lesezimmer, letztere mit über 100 der bedeutendsten Zeitungen in allen Sprachen, sind den ganzen Tag über geöffnet.

Table-d'hôte im Kurhause um 1 Uhr (Couvert *M.* 3) und um 5 Uhr (Couvert *M.* 4 ohne Wein).

= Wiesbaden. =

Die Sommersaison ist eröffnet.

Im Herbst: Traubencur.

Städtische Cur-Direction.

Bad Reinerz

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken & Bade-Anstalt i. d. Grafschaft Glatz, preuss. Schlesien.

Saison-Eröffnung am 7. Mai.

Angezeigt gegen Catarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und **Frauen-Krankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. — Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung W. Spemann in Stuttgart.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** **Expedition, Berlin** N.W., Louisenstraße 32.

Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 20. Mai 1876. Band IX.

AP
30
.G295
v. 9
no. 21

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der „Culturkampf" in Frankreich. Von Montanus. — Zur deutschen Doctorfrage. Von Bluntschli. — Die Philadelphier Weltausstellung. Von Udo Brachvogel. — **Literatur und Kunst:** Die Leistungen des Königlichen Schauspielhauses unter der Verwaltung des Herrn v. Hülsen. Von Paul Lindau. — Zur Säcularfeier der Ankunft Goethes in Weimar. Goethes Faust. Zum ersten Male für die Aufführung als Mysterium in zwei Tagewerken eingerichtet von Otto Devrient, Musik von Lassen. Besprochen von H. Ehrlich. — Die Orthographie und D. Sanders. Von J. Mähly. (Schluß.) — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der „Culturkampf" in Frankreich.

Paris, Anfang Mai 1876.

Richtiger wäre es, gleich hinter unsere Ueberschrift ein Fragezeichen zu setzen; denn wir wollen in den nachfolgenden Zeilen gerade die Gründe entwickeln, warum ein Culturkampf in dem der Tagesgeschichte geläufigen Sinne des Wortes, also eine entschlossene, principielle, praktische, allgemeine und definitive Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche unseres Bedünkens in Frankreich wenigstens für die nächste Zeit nicht bevorsteht. Das deutsche Reich wird, meinen wir, weder die Schwierigkeiten noch die Ehre dieses Kampfes mit einem anderen Lande zu theilen haben und es scheint uns ein bedenkliches Mißverständniß, wenn unsere Tagespresse an der Hand zerstreuter Symptome und zusammenhangsloser, auch noch ganz embryonischer Erscheinungen der Auffassung Eingang verschafft, als ob uns für das wichtigste nationale Unternehmen der Zeit gerade bei dem Volke, zu dem wir uns dessen am wenigsten versehen hätten, eine unerbetene und freiwillige Bundesgenossenschaft erblühen sollte. Selbst wenn dies wirklich der Fall wäre, thäten wir gewiß am besten, unserer Befriedigung Zügel anzulegen, da es in Frankreich noch lange Glaubenssatz bleiben wird, hinter jedem Worte der Anerkennung oder Zustimmung, das von jenseits der Vogesen herüberschallt, irgend einen diabolischen Nebengedanken zu vermuthen und davor wie vor einer Danaergabe zurückzuschrecken; allein unser Beifall wäre überdies ein voreiliger und übel angebrachter: der Staat und seine maßgebenden Organe denken in diesem Augenblicke in Frankreich noch gar nicht daran, sich mit der Kirche auf die Gefahr eines vollkommenen Bruchs hin zu messen, sie fühlen sogar das Bedürfniß, einem solchen Entscheidungskampfe so lange als irgend möglich aus dem Wege zu gehen. Ihr Wahlspruch ist: Defensive gegen das Vordringen des Clericalismus unter Vermeidung jedes offenen Conflicts, eine Parole, die noch von allen französischen Regierungen ausgegeben und von jeder auf ihre Art, von keiner mit sichtbarem Erfolge gehandhabt worden ist. Seit dem Concordate von 1801, welches Napoleon I. selbst den größten Fehler seiner Regierung genannt haben soll,*) gab es kein Regime, unter dem diese Formel dem stätigen Fortschritt des Clericalismus Einhalt gethan hätte: wie sollte sie jetzt ein solches Wunder verrichten, da die Macht des Gegners in demselben Maße gewachsen ist, als der abwehrende Theil an Stärke und Consistenz verloren hat?

*) de Pradt, les quatre Concordats.

Man hat gesagt, daß die jüngsten Kammerwahlen in Frankreich in erster Reihe einen anticlericalen Charakter gehabt hätten. Das ist nur in sehr beschränktem Sinne richtig. Wenn man von den großen Städten und Arbeiterdistricten absieht, ist die religiöse Frage in den meisten Wahlprogrammen und Wählerversammlungen gar nicht berührt worden; für das flache Land stand sie so wenig auf der Tagesordnung, daß die Geistlichkeit nur in den alten Domänen des Obscurantismus, in der Bretagne, in Savoyen, in einigen nördlichen Landstrichen, es unternahm, direct in die Wahlbewegung einzugreifen, wohl wissend, daß sie durch vordringliche Initiative ihre Sache nur compromittiren würde. Es lag in ihrem Interesse, so lange als möglich den Schein zu wahren, als ob, wie sie unablässig behauptet, die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung ohne Unterschied ihrer politischen Ueberzeugungen katholisch gesinnt sei; darum konnte sie auch bei den Wahlprüfungen nur kaum für ein Dutzend von mehr als vierhundert Wahlen einer unbefugten Einmischung überführt werden, obgleich es der neuen Kammermajorität an gutem Willen, ihr auf die Finger zu klopfen, nicht gefehlt hat. Denn daß diese vorwiegend anticlericalen Tendenzen huldigt, wollen wir keineswegs verkennen: sie hat davon schon in der kurzen Zeit ihrer bisherigen Wirksamkeit wiederholte Beweise gegeben; nur ist sie zumeist weder wegen noch trotz dieser Tendenzen, sondern von einem Wahlkörper, dem dieselben oft ganz unbekannt oder gleichgültig waren, nach Versailles geschickt worden.

Aber diese anticlericale Majorität, wird man uns einwenden, ist doch nun einmal vorhanden; warum sollte sie ihre Gesinnungen nicht auch durch Thaten bekräftigen? Nun, wir wollen für den Augenblick sogar bei Seite lassen, daß das Abgeordnetenhaus die Staatsgewalt mit einem Senat und einem Präsidenten theilt, welche notorisch nichts weniger als geneigt sind, der Kirche den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Es sei, das Unterhaus reiße die beiden anderen Factoren unwiderstehlich mit sich fort und dictire in voller Souveränetät dem Lande seinen Willen. Wie hat es diesen bisher bekundet? Wie hat es zu der religiösen Frage Stellung genommen? Dafür liegen uns, wenn wir recht gezählt haben, vier charakteristische Acte vor:

1. Der vielgenannte und wenig gekannte Herr Barodet hat mit elf anderen Intransigenten (man heißt sie spöttisch die zwölf Apostel) den radicalen Antrag gestellt, im Cultusbudget den gesammten Voranschlag für den Unterhalt der verschiedenen, vom Staate anerkannten Bekenntnisse zu streichen. Das wäre denn also die absolute Trennung des Staats von der Kirche, wie sie der Convent von 1793 decretirte und wie sie

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

in den Vereinigten Staaten von Nordamerica besteht, es wäre zugleich die einseitige Lösung des im Beginn des Jahrhunderts mit dem heiligen Stuhle geschlossenen Concordats. Jedermann weiß bereits, daß dieser Antrag auf eine Minorität von, wenn es hoch kommt, hundert Stimmen zu rechnen hat: er ist, wie die projectirte Amnestie, ein todtgebornes Kind und, wie diese, von seinen eigenen Urhebern nur par acquit de conscience eingebracht. Die beherztesten Republicaner scheuen vor solch einer offnen Kriegserklarung zurück und sind sogar um principielle Gegengründe nicht verlegen, welche ein Jeder kennt, der an die bestechende Formel von der freien Kirche im freien Staate, sei es als Philosoph oder als praktischer Politiker, etwas näher herangetreten ist.

2. Auf einem weiten Umweg oder, wenn man will, durch eine unansehnliche Hinterthür steuert der Abgeordnete Tirard auf das nämliche Ziel los, indem er zu dem Budget des Ministeriums des Aeußeren den Antrag stellt, den Posten eines französischen Botschafters beim Vatican zu streichen. Die römische Curie würde in diesem Falle ohne Zweifel eine Vertretung niederen Ranges sich verbitten, ihren eigenen Nuntius von Paris zurückziehen und der Bruch wäre thatsächlich vollzogen, um bald auch rechtlich, auf legislativem Wege seinen Ausdruck zu finden. Es ist bekannt, daß das Organ des Führers der neuen Majorität, daß die „République française" selbst diesen Antrag schon unumwunden mißbilligt hat. Hier schützt man wieder Anstands- und Generositätsrücksichten vor, nur um nicht seine hartnäckige Abneigung gegen die Sache selbst, gegen einen offenen und ehrlichen Conflict mit der Macht eingestehen zu müssen, auf die man gleichwohl täglich als auf die gefährlichste Feindin von Staat und Gesellschaft mit Fingern weist. Ja, man ist frivol genug vorzugeben, daß man für das mehr oder weniger nahe bevorstehende Conclave eines Agenten vom Range und Einflusse eines Ambassadeurs bedürfe, als ob ein Legitimist, wie Herr von Corcelle, bei den Cardinälen etwa für die liberale Sache agitirte, als ob nicht überhaupt für Freigeister, wie Gambetta und seine Freunde, die Wahl eines neuen Papstes die gleichgültigste, weil ja doch für ihre Wünsche und Bestrebungen im Vornhinein hoffnungsloseste Sache von der Welt wäre! Was kann und soll einem libre penseur daran gelegen sein, „Einfluß" auf den heiligen Stuhl zu üben? Braucht er etwa eine Bulle zum Besten der Civilbegräbnisse oder eine Breve zur Empfehlung der Freimaurerei? Je absurder der Einwand, desto dringender ist aber der Verdacht, daß man sich eben vor dem „ersten Schritte" scheut, der bekanntlich die meiste Ueberwindung kostet.

3. Bei Gelegenheit der Wahl des ultramontanen Grafen Mun in einem faulen Burgflecken des Morbihan, die zu den erbaulichsten Enthüllungen clericaler Uebergriffe und schließlich zu einer Enquête führte, wurde Angesichts der cynischen Keckheit, mit welcher sich die Geistlichkeit aller Grade dort über die ihr von dem Gesetze gezogenen Schranke hinweggesetzt hat, von liberaler Seite voller Entrüstung die Frage aufgeworfen, ob denn in den Seminarien nicht mehr die Declaration von 1682 gelehrt und eingeprägt würde. Es sind dies die bekannten, von Bossuet aufgesetzten vier Glaubensartikel der gallicanischen Kirche, im Wesentlichen des Inhalts, daß der Papst nur in geistlichen Sachen gebiete, aber in weltliche Angelegenheiten sich nicht einmischen dürfe, und daß selbst seine dogmatischen Entscheidungen der Zustimmung der Kirche bedürften, um für die Gewissen bindende Kraft zu haben. Der Cultusminister, Herr Dufaure, ein in der Advocatur ergrauter Skeptiker, dem nichts ferner liegt, als in dieses Wespennest zu stechen, erwiederte ausweichend und mit einem starken Beisatz von Ironie, er werde deshalb nähere Erkundigungen einziehen. Noch besser hätte er der Linken mit der Gegenfrage antworten können, ob sie denn selber noch jene Declaration von 1682 als Glaubenssatz gelten lasse, mithin den Papst und das Concil als obersten Richter und Gesetzgeber ihres Gewissens anerkenne. Auch hier sehen wir den vermeintlichen Culturkampf im Flügelkleide der rührendsten Unschuld: man beruft sich der Kirche gegenüber auf einen Staatsact, der für den Staat selber schon längst ein todter Buchstabe geworden ist; man will sich der Kirche erwehren und proclamirt die Staatsreligion! — So bleibt uns denn als einzige That nur

4. der Gesetzentwurf des Unterrichtsministers Waddington, durch welchen die katholischen Universitäten nicht etwa aufgelöst, sondern des Rechts der Verleihung der Grade, welches ihnen auch ursprünglich nur partiell (gemischte Jury!) zugestanden worden, wieder verlustig gehen sollen. Wir wollen den Werth dieser Reform oder richtiger dieser Rückkehr zum Alten keineswegs unterschätzen, obgleich es uns trotz des von den Ultramontanen erhobenen Wehgeschreis noch lange nicht erwiesen scheint, daß damit auch schon den katholischen Universitäten der Lebensfaden abgeschnitten wäre: nicht Jeder studirt, um in den Staatsdienst zu treten oder einen Titel zu erwerben; die Kirche hat zudem der Stellen und des Einflusses genug, um ihre Getreuen zu versorgen, und wird endlich auch um Repetitoren, welche ihre Zöglinge für die Staatsprüfungen dressiren, nicht verlegen sein. Auch in der Programmrede, die der neue Unterrichtsminister kürzlich in der Sorbonne gehalten hat, kann man mit gutem Willen einige liberale Anläufe entdecken und es soll überhaupt nicht bestritten werden, daß die schönen Tage für den Ultramontanismus in Frankreich vorüber sind. Die Kammern werden nicht mehr das Land dem Herzen Jesu widmen (ein Scherz, der auch seiner Natur nach nicht leicht wiederholt werden kann); sie werden keine officielle Deputation mehr nach Paray-le-Monial auf Wallfahrt schicken und vielleicht der neu eingeführten Feldgeistlichkeit, die weiter nichts ist als eine organisirte Jesuitenmission in der Armee, ihr Dasein verleiden.

Aber von alledem bis zu einem „Culturkampfe" in unserem Sinne ist der Weg noch weit. Eine Leistung, wie die preußischen Maigesetze oder das deutsche Reichsgesetz von 1872 gegen den Orden der Gesellschaft Jesu, ist von der französischen Legislatur von 1876/80 ganz gewiß nicht zu gewärtigen. In diesen Fragen besteht im Abgeordnetenhause überhaupt keine Majorität: Herr Picard denkt darüber anders als Herr Jules Ferry, dieser anders als Herr von Presseusé, dieser anders als Herr Gambetta, dieser anders als Herr Floquet. Doctrinäre, liberale, katholische, indifferente, jacobinische Ideen kreuzen sich da zu einem Wirrsal, in welchem Keiner mehr den Anderen versteht, und um die Confusion voll zu machen, spuken dazwischen noch immer altererbte Vorstellungen von „der ältesten Tochter der Kirche" und der instinctive Antagonismus gegen Alles, was der verhaßte Nachbarstaat auf seine Fahne schreibt. Dieser bunten, kopflosen Schaar steht nun die geschlossene Armee der Römlinge gegenüber mit ihrer strammen Disciplin, ihren unerschöpflichen materiellen Mitteln und ihrer nicht in die vier Wände eines Parlamentssaals gebannten, sondern über das ganze Land ausgebreiteten, in das tägliche Leben der Nation unmittelbar eingreifenden Macht, begünstigt oder doch willig geduldet von den obersten Trägern der Staatsgewalt selbst, getragen von der nationalen Eifersucht auf das deutsche Reich und dem Mißtrauen, welches die besitzenden Classen der Freigeisterei als der natürlichen Schwester der Revolution entgegenhalten — wie soll da wohl von einem ernstlichen Kampfe die Rede sein? Plänkeleien, ja wohl, meistens Scheingefechte, aber nimmermehr eine offene Feldschlacht. Der Staat wird in Frankreich aufhören, der positive Mitschuldige des Ultramontanismus zu sein, und uns Deutschen kann das vollkommen genügen: mehr wäre sogar vom Uebel, da es immer etwas Unheimliches hat, mit seinem natürlichen Gegner gleiche Bahnen zu wandeln. Daß aber die große Abrechnung zwischen Staat und Kirche, welche das Problem des Jahrhunderts ist, gerade an der Seine vollzogen werden sollte, scheint uns eine Phantasmagorie, vor der wir bei Zeiten gewarnt haben möchten.

Montanus.

Digitized by Google

Zur deutschen Doctorfrage.

Von Bluntschli.

I.

Die Frage der akademischen Grade hat bei unsern Nachbarn, den Franzosen und den Belgiern, in neuester Zeit ernste Kämpfe hervorgerufen. Der in Frankreich und in Belgien geführte Parteistreit hatte in der That ein bedeutendes politisches Interesse. Die in den gesetzgebenden Körpern der beiden Staaten und in der Presse erörterte Frage war zugleich eine Macht- und eine Culturfrage.

Zwar behaupteten die Vorkämpfer und Vertheidiger der neuen Gesetze, welche das Recht, Grade zu verleihen, auch auf die höhern Privatlehranstalten ausdehnten, sie wollten nur die volle Freiheit der Wissenschaft wahren und die freien Universitäten gegen das Monopol der Staatsuniversitäten schützen. Auch als Liberale bekannte Männer, wie mein Freund Laboulaye in Paris und Frère-Orban in Brüssel, ließen sich durch das Zauberwort der Freiheit verlocken und verhalfen den unversöhnlichsten Feinden jeder wissenschaftlichen Freiheit zu dem augenblicklichen Siege. Auch in den katholischen Ländern war die weltliche Wissenschaft doch allmälig von dem Drucke der kirchlichen Hierarchie befreit und säcularisirt worden. Die Pflege der höheren wissenschaftlichen Bildung, die Leitung der Universitäten war Staatssache geworden. Nun unternahmen es die Jesuiten und die Bischöfe, den Staatsanstalten Kirchenanstalten entgegen zu stellen und forderten im Namen der Freiheit, daß auch ihre den Geist knechtenden Anstalten gleich den Staatsuniversitäten Doctoren schaffen dürfen. Auf solchem Wege sollte die höhere Bildung wieder clericalisirt werden. Das ganze Streben ist auf Unterwerfung der Wissenschaft unter die Autorität der Priester gerichtet und die akademischen Grade, welche clericale Anstalten ertheilen, sind nur ein Mittel, durch den Schein der wissenschaftlichen Auszeichnung die wirkliche Wissenschaftlichkeit zu verdrängen und zu ersetzen.

Vor dieser Gefahr sind wir in Deutschland gesichert. Die Bemühungen unserer Bischöfe und der ultramontanen Vereine, eine „katholische" Universität zu gründen, haben keine Aussicht auf Erfolg. Sogar wenn diese clericale Universität zu Stande käme, so würde sie doch niemals von den deutschen weltlichen und staatlichen Universitäten als gleichberechtigt anerkannt werden. Niemand würde einer Anstalt, welche die wissenschaftliche Freiheit im Princip verwirft, die Befugniß einräumen, wissenschaftliche Ehren zu verleihen.

Der deutsche Doctorenstreit hat im Vergleich mit dem französischen und dem belgischen Kampf über die Verleihung der Grade nur eine geringfügige Bedeutung. Er betrifft nur die wirklichen und die vermeintlichen Mißbräuche in der Uebung deutscher Facultäten, die sämmtlich Glieder der staatlichen Universitäten sind. Er ist ein bloßer Haus- und Familienstreit innerhalb des Gelehrtenstandes. Da jedoch erfahrungsmäßig die Streitigkeiten unter Professoren mit einem Aufwand von Geist und Eifer geführt zu werden pflegen, der den Gegenstand des Streites weit überwiegt, und da solcher Streit nicht selten eine heftige persönliche Verbitterung zur Folge hat, so scheint mir ein ruhiges Wort der Aufklärung und Verständigung wohl berechtigt. Da kein Geringerer als Mommsen als Rufer zum Streit öffentlich vorgetreten ist, auf dessen Meinung wir gerne hören, so ist eine Warnung vor einer heftigen Verfolgung dieses Streites und insbesondere vor einer verderblichen Einmischung der Staatsgewalt in denselben nöthig geworden.

Der Doctortitel ist heute noch eine Vorbedingung des akademischen Docentenberufs. Im Uebrigen aber ist er nach alter Sitte nicht ausschließlich für künftige Docenten bestimmt. Nur ein sehr kleiner Theil der Doctoren wendet sich dem Lehrberuf an Universitäten zu. Für die große Mehrzahl hat er nur die Bedeutung einer wissenschaftlichen Ehre und eines Ranges in der gebildeten Welt. Er ist nicht mehr ein Bestandtheil der ständischen Rechtsordnung, sondern nur noch ein Titel, dem die Gesellschaft einen Werth zuschreibt.

Verglichen mit andern Titeln und Auszeichnungen, wie z. B. Orden, hat der Doctortitel den doppelten Vorzug, daß er durch persönliche Anstrengung verdient werden muß und unabhängig ist von der Gunst oder Ungunst der Fürsten und der Völker, die ihn weder geben noch nehmen können. Er beruht auf der Verleihung der Facultäten, welche prüfen, ob der Candidat des Titels würdig sei oder nicht.

Je nach den Unterschieden der Facultäten hat der Doctortitel eine verschiedene Bedeutung und Ausbreitung. In der Stufenreihe der Facultätsdoctoren nimmt das theologische Doctorat den engsten Raum ein. Breiter angelegt ist das juristische Doctorat, deshalb aber in der Sitte nicht geringer geschätzt. Wenn man in der älteren ständischen Verfassung die Doctoren der Rechte dem Ritteradel gleich stellte, so hat auch diese Gleichstellung mit dem Untergang der alten Stände ihre Bedeutung verloren, aber auch heute noch nimmt der Doctor Juris in der Gesellschaft einen ansehnlichen Rang ein, der nicht blos für die Männer, sondern oft auch für die Frauen Werth hat. Vorzugsweise suchen sich junge Männer, welche sich dem Beruf der Anwälte widmen, den Titel zu erwerben. Sie werden dadurch ihren Studiengenossen, welche später in öffentliche Aemter als Richter oder Regierungsräthe eintreten, gesellschaftlich einigermaßen gleich gestellt und finden auch bei dem Publicum leichter Anerkennung.

Zahlreicher sind die Doctoren der Philosophie, die in neuerer Zeit durch die Ausbreitung der Naturwissenschaften eine erhebliche Vermehrung erfahren haben. Aber auch unter den Philosophie Studirenden wie unter den Juristen ist es doch nur eine kleine Minderzahl, welche sich der Doctorprüfung unterzieht. Am breitesten ist die Stufe der medicinischen Doctoren angelegt. Wenngleich der ärztliche Beruf nicht mehr, wie früher, an die Vorbedingung des Doctorats gebunden ist, so bewirkt die hergebrachte Sitte trotz der Aenderung der Gesetze heute noch, daß in der Regel die Medicin Studirenden nach dem Abschluß ihrer Universitätsstudien sich um das Doctorat bewerben. Der Sprachgebrauch des großen Publikums nennt noch jeden wissenschaftlich geprüften Arzt den „Doctor".

Wie unter den Facultäten erhebliche Unterschiede bestehen mit Bezug auf die Zahl der promovirten Doctoren, so gibt es auch unter den Universitäten innerhalb derselben Facultäten mancherlei Verschiedenheiten der Behandlungsweise, ohne daß daraus ein Schaden entsteht. Man weiß sich im Leben recht gut zurecht zu finden und die verschiedenen Doctorate im Durchschnitt richtig zu schätzen.

Wenn man die Schaar sämmtlicher deutschen Doctoren aller Kategorien überschaut, so überzeugt man sich sofort, daß dieselbe durchweg aus höher gebildeten Männern besteht, welche ernste wissenschaftliche Studien mit Erfolg betrieben haben. Es ist entschieden ungerecht, diese Classe, welche der deutschen Nation zur Ehre gereicht, durch einen unwürdigen Verdacht und durch einen ungegründeten Makel zu beleidigen. Ich leugne nicht, daß es nicht einzelne Studirende gibt, welche sich nicht promoviren lassen, obwohl sie an Wissen den besten Doctoren gleich stehen. Eben so wenig bestreite ich, daß ausnahmsweise auch einzelne Candidaten in dem Examen glücklich durchschlüpfen, welche eine strengere Beurtheilung zurückweisen würde. Aber ich behaupte getrost, daß derartige Fälle an dem Gesammtcharakter der Doctorenclasse nichts ändern und die Ehre der ganzen Classe nicht beflecken.

II.

Die deutsche Doctorwürde ist nicht mit einer Summe Geldes zu erkaufen; sie muß durch persönliche Arbeiten und wissenschaftliche Leistungen errungen werden, die von einer Facultät geprüft und für genügend erachtet worden sind. Diesem von allen deutschen Universitäten und Facultäten an-

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

erkannten und geübten Princip widerspricht allerdings die freche Ankündigung schwindelhafter Agenten in England und anderwärts, welche versprechen, gegen einen bestimmten Kaufpreis deutsche Doctordiplome verschaffen zu können. Alle Universitäten haben das nämliche Interesse, einem solchen Betrug, der auch vor der Fälschung von Urkunden sich nicht scheut, wenn er damit reiche und eitle Leute täuschen und ausbeuten kann, entgegen zu treten. Das ist aber kein Gegenstand der Discussion, sondern nur eine Angelegenheit für Polizeibeamte und Strafgerichte.

Dieser infame Schwindel ist vorzüglich für solche Universitäten eine Gefahr, welche gegen Einreichung einer gelehrten Abhandlung den Bewerber in absentia promoviren, denn eine Dissertation kann im Nothfall auch mit Geld erkauft werden und die Controle, welche einen solchen Mißbrauch verhüten soll, ist erfahrungsgemäß nicht immer ausreichend, ebenso wie die Mittel nicht ausreichen, welche man anwendet, um ein Plagiat zu entdecken. Aus diesem Grunde bin ich mit Mommsen darin einverstanden, daß die gänzliche Beseitigung der Promotionen in absentia dringend zu empfehlen sei.

In Heidelberg kommt dieser Mißbrauch nicht vor. Dennoch hat Mommsen in seinem zweiten Artikel auch die Universität Heidelberg wegen ihrer Promotionen angegriffen. Ich kenne die Heidelberger Praxis seit 15 Jahren in der juristischen Facultät genau, und theilweise, so weit auch in der Staatswissenschaft ein philosophisches Doctorat erworben wird, auch in der philosophischen Facultät.

In Heidelberg besteht der alte Gebrauch, daß von den Doctoranden keine Dissertationen gefordert werden. Die mündliche Prüfung der Examinanden gilt als die sicherste Methode, ihre Fähigkeit zu würdigen. Es wird denselben freigestellt, eine Dissertation zu schreiben, aber es wird auch nicht gewünscht, daß das geschehe und daher selten geübt. Die Druckkosten der Dissertation werden durch einen Beitrag an die Universitätsbibliothek ersetzt. Von Doctoren, welche als Privatdocenten die venia legendi nachsuchen, wird auch in Heidelberg eine wissenschaftliche Abhandlung gefordert, welche mit Zustimmung der Facultät veröffentlicht wird. Das mündliche examen rigorosum erstreckt sich auf alle rechtswissenschaftlichen Hauptfächer und der Candidat muß dauernd und ernstlich gearbeitet haben, um in der Prüfung zu bestehen. Ich habe, seitdem ich an diesen Prüfungen Theil nehme, die Erfahrung gemacht, daß die älteren Collegen, insbesondere die berühmten Docenten von Vangerow und Mittermaier, nicht in der Anforderung an die Examinanden, aber in der Beurtheilung ihrer Leistungen milder waren als ihre Nachfolger.

Die Heidelberger Doctoren der Rechte, lassen sich in folgende Kategorien ordnen:

a) Ein Theil derselben hat die Absicht, sich dem akademischen Gelehrtenberufe zu widmen. Dieser Theil steht den Besten nicht nach, welche anderwärts doctoriren. Wenn sie noch ein paar Jahre zuwarten, bis sie ihre Dissertation pro venia legendi schreiben, so ist das weder für sie selber, noch für die Wissenschaft nachtheilig.

b) Ein anderer Theil bereitet sich für den Beruf der Anwälte vor oder erwartet von dem Doctortitel eine Förderung in einem anderen praktischen Wirkungskreise. Diese Candidaten betrachten die Dissertation als eine ganz unnöthige und zwecklose Belästigung.

c) Nicht ganz selten kommt es vor, daß Männer, die bereits in öffentlichen Aemtern stehen als Bürgermeister, Gerichtsactuare, Bankdirectoren, Redactoren von Zeitschriften, Journalisten, deshalb sich um den Doctorgrad bewerben, weil sie ihrer wissenschaftlichen Geltung gemäß in der Gesellschaft „Doctoren" genannt werden und bereit sind, den Beweis zu liefern, daß sie den Titel verdienen und mit Recht führen dürfen, der ihnen zuvor aus Höflichkeit beigelegt worden ist.

d) Ein bedeutender Theil besteht aus jungen Männern, welche ihre Universitätsstudien vollendet haben und zu ihrer eigenen Beruhigung oder sich deshalb der Facultätsprüfung unterziehen, um ihren Eltern oder Vormündern und Patronen ein akademisches Zeugniß darüber mitzubringen, daß sie mit Fleiß und Erfolg studirt haben.

Gewöhnlich arbeiten die Candidaten dieser letzteren Classen längere Zeit vor dem Examen sehr eifrig, um sich auf dasselbe vorzubereiten. Für ihre Studien wäre aber die Beschäftigung mit einer Dissertation so wenig ein Gewinn als für die Wissenschaft. Würde diesen Candidaten der Weg zur Doctorwürde verschlossen, so würden die Universitätsstudien selber und das wissenschaftliche Streben eine bedeutende Einbuße erleiden, für welche die Steigerung des Gelehrtendünkels wahrhaftig keinen Ersatz böte.

Es liegt hier ein wirkliches Bedürfniß vor, das Beachtung verdient. Man könnte daran denken, für die letzteren Classen einen anderen Titel oder verschiedene Grade der Doctorate einzuführen. Man hat das in früheren Zeiten wohl damit versucht. Die Licentiaten und Bacalaurei der Jurisprudenz, die Magister der schönen Künste waren von der Art. Diese geringeren Titel sind aber verschwunden und nicht wieder in's Leben zu rufen. Die alleinigen Unterschiede, die sich erhalten haben, sind die höheren oder geringeren Noten, welche der Doctorand je nach dem Ausgang der mündlichen Prüfung erhält. Das wird auch in Zukunft genügen.

Unverständlich ist es, wie man die Dissertationen für eine werthvolle Garantie der gewissenhaften Prüfung und gar für eine öffentliche Garantie halten kann. Mommsen sagt selber, daß die medicinischen Dissertationen durchweg das Papier nicht werth sind, das zu ihrem Druck verwendet wird. Wenn man von einigen seltenen Ausnahmen absieht, so gilt dasselbe auch von den juristischen Dissertationen. Die Wissenschaft ist durch diese Dissertationenfluth niemals bereichert und befruchtet worden. Wer hat denn heute noch so viel überflüssige Zeit, um solche Dissertationen zu lesen? Und wer wäre so thöricht, um nicht lieber andere bessere Werke zu lesen, wenn er die Muße hätte? Auch wenn die Doctordissertationen genau nach dem Mommsen'schen Recepte in gleichem Format mit dem Namen des Referenten und amtlich veröffentlicht würden, sie würden doch nicht gelesen.

Wir maßen uns nicht an, andere Universitäten, welche noch an dem altüberlieferten Gebrauche festhalten, deshalb zu tadeln. Aber wir behaupten auch unsere Freiheit und unser Recht, eine, wie wir glauben, bessere und zweckmäßere Uebung fortzusetzen. Uns erscheint die Beseitigung der Dissertationen wie die Entfernung eines gelehrten Haarbeutels, und wir fühlen gar keine Neigung, uns denselben von Neuem aufheften zu lassen.

Besteht wirklich ein Mißtrauen gegen die Doctorpromotionen der „südwestdeutschen Universitäten", so gibt es jedenfalls ein viel wirksameres Mittel der Controle als die gedruckten Dissertationen, nämlich die Oeffentlichkeit des mündlichen Examens. Ich habe selber während vieler Jahre in München an Staatsprüfungen von Studirenden Theil genommen, welche öffentlich abgehalten wurden, und ich habe die dortige Einrichtung bewährt gefunden. Aber ich kann auch mit gutem Gewissen erklären: Wir Heidelberger Examinatoren hätten keine Ursache, diese Oeffentlichkeit zu scheuen. Für die Candidaten mag sie zuweilen unangenehm sein, für den Lehrer ist sie meistens nützlich.

Die meisten Studirenden, welche in Heidelberg sich der Doctorprüfung unterwerfen, haben einige Zeit auch in Heidelberg Collegien besucht. Offenbar ist es für solche, die ausschließlich an anderen Universitäten studirt haben, viel schwieriger, das Examen glücklich zu bestehen, da sie mit der Lehrmethode und der Ausdrucksweise der Examinatoren nicht vertraut sind. Deshalb ziehen es die Doctoranden und die Professoren vor, sich vorher während der Collegien näher kennen zu lernen. Ein ausdrückliches Gebot, die Studirenden, die von andern Universitäten sich zur Prüfung melden, wegzuweisen, hätte nur die praktische Folge, daß die Candidaten zu

Digitized by Google

dem durch eine Verordnung gezwungen würden, was sie meistens freiwillig thun, und zweckmäßiger Weise thun.

Ich will auf die für die Universitäten und Facultäten kränkende Form, in welcher die neuesten Reformvorschläge Mommsens veröffentlicht worden sind, Nichts erwiedern; mein College Heinze hat das Nöthige darüber in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" gesagt. Aber zum Schluß darf ich es nicht unterlassen, auf die Verderblichkeit der Mittel hinzuweisen, mit welchen Mommsen seinen Reformplan durchsetzen will. Diese Mittel sind ein sehr viel größeres Uebel als die Mißbräuche, die mit denselben bekämpft werden sollen. Mommsen ruft die Autorität und die Macht des preußischen Cultusministeriums zu Hülfe, und fordert, daß dieses seine Reformen — natürlich ohne eine abweichende Meinung zu dulden oder auch nur zu hören — den kleineren deutschen Bundesregierungen aufnöthige. Er erwartet dann, daß diese hinwieder ihre Universitäten zwingen werden. Wenn das Alles nicht geschehen oder nicht helfen sollte, dann droht er mit einer neuen Excommunication der einen Universitäten wider die andern.

Die Ertheilung wissenschaftlicher Ehren ist der Natur der Sache gemäß und nach der überlieferten Sitte ein Gebiet, in welchem die Universitäten selbstständig walten. Nirgends weniger ist ein Reglementiren und Dirigiren der Staatsgewalt am Platze. So verkommen sind unsere Facultäten nicht, um ein täppisches Eingreifen des Polizeistockes geduldig zu ertragen, selbst dann nicht, wenn die Gewalt den Mantel der höheren Sittlichkeit umhängt und im Namen des Großstaats die Kleinstaaterei zu züchtigen vorgibt. Die Excommunicationen der Pfaffen aber sind mit vollem Recht so verhaßt, daß ihre Nachbildung in neuen Excommunicationen der Professoren sicher in Deutschland keine Billigung und keine Nachbildung finden wird. Durch solche Mittel wird keine Besserung von Mißständen erreicht, wohl aber sehr viel Bitterkeit, Streit und Haß bewirkt. Drohungen schrecken nicht, sie reizen nur, und Beleidigungen verstärken nicht das Gewicht guter Räthe, sondern verhindern die Beachtung derselben.

Die Philadelphier Weltausstellung.

Von **Ado Brachvogel.**

Newyork, Mitte April 1876.

Die Philadelphier Weltausstellung ist eigentlich ein Schmerzenskind. Aber auch Schmerzenskinder sind schon im Handumdrehen zu Riesen erwachsen. Und daß die große americanische Centennialschau ein solcher Riese ist, darüber konnte Angesichts dessen, was allem Hangen und Bangen zum Trotz davon bereits bei Beginn des Jubeljahres fertig dastand, kein Zweifel mehr herrschen. Vollends jetzt am Vorabend des Tages, der den Schleier von Dem lüften wird, was die Americaner, vorzugsweise das Volk des Schauwesens, auf diesem Gebiet auch in internationaler Beziehung zu leisten vermögen. Ein Riese seiner Art — fürwahr! Denn wie immer sich das Werk auch, im Vergleich zu den ähnlichen europäischen Veranstaltungen früherer Jahre, seinem innern Werth nach bewähren möge —, das Eine kann schon jetzt als unantastbare Thatsache hingestellt werden: was Ausdehnung und Vielfältigkeit seiner Räumlichkeiten anbelangt, läßt es jene transatlantischen Vorgänger fast ebensoweit hinter sich, wie in Betreff der natürlichen Vorbedingungen, welche ihm im Fairmount Park zur Verfügung gestellt wurden. Und noch Eines kann gleich hinzugefügt werden: wie weit die Ausstellung an sich am bevorstehenden 10. Mai auch von ihrer thatsächlichen Vollendung noch entfernt sein möge, mit den letzen Wiener und Pariser Unternehmungen verglichen wird sie bereits den Besuchern ihres ersten Tages immerhin eine Art fertigen Bildes und nicht ein Chaos darbieten, wie man es am 1. Mai 1873 im Prater und am 15. April 1867 auf dem Marsfelde zu sehen bekam.

Und doch ist dieser Riese ein Schmerzenskind! Und Niemand weiß besser, wie sehr er das ist, als sein würdiges Elternpaar, der Staat Pennsylvanien und die gute Stadt Philadelphia. Sie und die Männer, auf deren Schultern sie die Last der Ausführung legten, wissen ein Lied davon, wissen einen ganzen Hymnus von jenem Hangen und Bangen zu singen, davon eben die Rede war. Da gab es kein Volk, das dem Unternehmen vom ersten Augenblick an zujauchzte, keine Presse, die nichts als glänzendste Vorhersagungen und Ermunterungen hatte, keine nationale Gesetzgebung, welche im Bewilligen von Geldmitteln nur eine Sorge, die, nicht genug zu geben, zu kennen schien. Und zu dem Allen kam der große Krach, der in Oesterreich wenigstens bis nach der Eröffnung des fertigen Werkes gewartet hatte, der jedoch in America volle zwei Jahre vorher eintrat und seitdem gerade jene Lebenskräfte gebunden hielt und hält, auf welche hier in erster Reihe als Lebensspender gerechnet werden mußte. Schon die bloße Bewilligung, die Ausstellung in ihrer Hauptstadt abhalten zu dürfen, mußte von den Pennsylvaniern dem Congreß mit Nägeln und Zähnen abgekämpft werden, abgekämpft werden gegen den vereinigten Widerstand fast aller andern maßgebenden Staaten, zu deren legislativem Einspruch die großen Städte des Landes den volksthümlichen Entrüstungschor sangen. Und als es ihnen dann endlich doch gelungen war, durch Beschlußnahme der Bundesregierung (die betreffende Acte wurde vom Präsidenten am 3. März 1871 gezeichnet) die Stadt der Bruderliebe auf deren historische Anrechte hin zur officiellen Würde der „Centennialstadt" erhoben zu sehen, mußten sie in derselben Acte eine feierliche Verwahrung seitens der nämlichen Bundesregierung gegen jede ihrerseits dem Unternehmen zu bewilligende Geldhülfe in den Kauf nehmen. Und dann die Befehdung seitens des Handelsstandes, seitens der Zeitungen, seitens der ganzen öffentlichen Meinung jener Großstädte, welche sich auf Kosten der geschichtlichen Erinnerungen Philadelphias zurückgesetzt wähnten. In Newyork war man geradezu toll. Der bloße Gedanke, daß eine Weltausstellung zwischen Atlantic und Pacific wo anders als im Weichbild des gebietenden Gemeinwesens der Empire City abgehalten werden könne, erschien als Lächerlichkeit, als Frevel, als Unding. Entrüstung, Hohn, offne Drohung aller Art war die Antwort, welche die erste Stadt des Landes auf die vom Congreß beschlossene Form der hundertjährigen Republik hatte. Ja, man machte im ersten Augenblick allen Ernstes den Vorschlag, mit einer eignen Ausstellung den Quäkergrößenwahn am Delaware in Grund und Boden zu treten. Nicht viel besser war es in Boston, war es in den großen Städten des Westens, welche alle ihre mehr oder minder heiligen Anrechte auf die Weltausstellung zu haben glaubten. Das Wildeste, auf das die Agitation zu Gunsten des Philadelphier Unternehmens außerhalb Pennsylvaniens stieß. Das Alles ist kein Unglück gewesen. Auf Kampf gestellt leistet der Amerikaner am meisten. Auch das stille, ruhige Philadelphia warf sich plötzlich in die Haltung des Kämpfers. Es bewilligte eine und eine halbe Million. Der Staat Pennsylvanien entsprach dem Beispiel seiner Handelsmetropole durch Zeichnung einer weiteren Million. Und mit diesen verhältnißmäßig unbedeutenden Mitteln — denn mit den Bewilligungen waren die betreffenden Summen noch keineswegs hergezählt während die Privatzeichnungen, auf welche man hoffte, während des ersten Jahres so gut wie ganz ausblieben — wurde das Werk selbst in Angriff genommen und sofort mit einer Großartigkeit und Schnelligkeit gefördert, welche nicht nur die Stimme der Widersacher verstummen machte, sondern schließlich auch das Vertrauen der Gleichgültigen auf beiden Seiten des Oceans in nachdrücklicher Weise eroberte. Erreicht wurde dieses Ziel mit Hilfe einer Verwaltung, einer Sparsamkeit, und sei es nur ruhig zugestanden, einer Ehrlichkeit in der Verwendung der verfügbaren Mittel, wie sie bei öffentlichen Unternehmungen

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

auf dem Boden der neuen Welt nur zu sehr zu den unerhörten Dingen zu zählen begonnen haben. Am 4. Juli 1874 geschah der erste Spatenstich innerhalb des Centennialbezirks — Centennial Grund ist der officielle Name des 250 Acres messenden Tracts, den die Stadt für die Ausstellung von ihrem schönen Fairmount Park dort, wo er am schönsten ist, abzweigte — und von jenem Tage an haben keine Geldebbe, keine Witterungsverhältnisse, kein sonstiges Hinderniß den Fortgang der in gewaltigsten Maßen geplanten und ausgeführten Arbeiten unterbrochen. Schon im vorigen Herbst standen die von der Ausstellungscommission errichteten fünf baulichen Leviathans unter Dach; hatte sich auch außerhalb Pennsylvaniens allmälig eine mehr und mehr ermuthigende Theilnahme angemeldet; schien jede nur denkbare Bürgschaft geleistet, daß das Gespenst eines internationalen Fiascos zu Grabe geschickt sei. Und mit einem derartigen Ergebniß in der Hand konnte es denn auch dem Unternehmen im Bundescongreß nicht länger fehlen. In den beiden vorhergehenden Sitzungen auf das Strengste zurückgewiesen, drangen die Freunde des nationalen Werkes in derjenigen des vorigen Winters endlich durch und erwirkten im Januar zur Fertigstellung des so muthig Begonnenen, so stattlich Gediehenen eine, in Gestalt eines Darlehns verliehene, Bewilligung der Washingtoner Regierung von anderthalb Millionen. Mit dieser Bewilligung hatte die Schmerzenskindperiode des Unternehmens endlich sein Ende erreicht. Der Gesammtrechnungsabschluß, mit welchem der Finanzausschuß soeben seinen letzten Jahresbericht schloß, eröffnet nicht nur den hoffnungsvollsten Ausblick in die Zukunft — das thuen dergleichen Abschlüsse wohl immer —, sondern, und dies ist ungleich mehr werth, er entwirft in kurzen und bündigen Zahlen auch ein Bild von der Vergangenheit des Werkes, welches in jedem seiner Züge lehrt, in welchem Maße die Philadelphier Ausstellungscommission das in sie gesetzte Vertrauen gerechtfertigt hat, in wie hohem Grade die Pennsylvanier und Philadelphier dem Unternehmen das Anrecht, auf den Namen einer „Volksthat" gesichert haben!

Dieser Rechnungsabschluß stellt sich in runden Zahlen wie folgt. Die Einnahmen betrugen:

Bewilligung des Staates Pennsylvanien	$	1,000,000
„ der Stadt Philadelphia .	„	1,500,000
Geschenke, Zinsen 2c.	„	500,000
Actienzeichnungen	„	2,000,000
Bewilligung der Ver. Staaten . . .	„	1,500,000
Summa:	$	7,000,000

Dagegen beläuft sich der Kostenvoranschlag in rund gegriffener Summe auf acht und eine halbe Million, so daß ein aus den Erträgen der Ausstellung selbst zu deckendes Deficit von anderthalb Millionen bleibt.

Mit Recht kann man von einer Finanzverwaltung, die, bei einem Unternehmen wie diesem, mit einem derartigen Ergebniß vor die Oeffentlichkeit treten kann, sagen: daß sie von Anfang eine der wenigen Finanzangelegenheiten des Landes gewesen ist, welche nicht den mindesten Zweifel über ihre Richtigkeit und Tüchtigkeit zuließ. Die Männer, welche an der Spitze des in Folge einer Congreßacte vom 1. Juni 1872 unter dem Namen „Centennial Board of Finances" ins Leben gerufenen Finanzausschusses der Ausstellung stehen, haben nicht nur ihre volle Thätigkeit und Zeit zu opfern gehabt, sondern sehr oft auch den eigenen Credit geltend machen müssen, um die große Angelegenheit, der sie sich seit drei und vier Jahren gewidmet haben, dahin zu bringen, wo sie jetzt ist. Und so ist es auch nur billig, daß ihre Namen, wie diejenigen der andern Männer, welche innerhalb der Ausstellungscommission und ihrer verschiedenen Abtheilungen wirkend, das riesige Werk zu seiner endlichen Vollendung gefördert haben, auch an dieser Stelle ihren Platz erhalten. Die Zusammensetzung der Centennialcommission ist, seit sie in Folge der ersten, das Unternehmen überhaupt betreffenden Congreßacte vom 3. März 1871*) durch den Präsidenten erfolgte, nahezu dieselben geblieben. An ihrer Spitze steht Herr Joseph H. Hawley von Connecticut, hinter dem sich trotz seines officiellen Generaltitels ein ehemaliges Mitglied der Presse seines Heimathstaates verbirgt. Ihm sind sechs Vicepräsidenten, unter ihnen Herr Alfred D. Goshorn von Ohio, der Generaldirector der Ausstellung, und als Secretär Professor John L. Campbell beigegeben, für welch letzteren das Verdienst in Anspruch genommen wird, schon vor Jahren den Gedanken, das hundertjährige Jubelfest der Republik durch eine internationale Ausstellung zu feiern, zuerst öffentlich ausgesprochen und agitirt zu haben. Das Executivcomité hat den bereits genannten Herrn Alfred D. Groshorn als Generaldirector an seiner Spitze und besteht im Ganzen aus vierzehn Mitgliedern, die den verschiedenen der hauptsächlichsten Unionsstaaten angehören. Präsident des Finanzausschusses, mithin nebst Herrn Goshorn der eigentliche Atlas des Unternehmens, ist Herr John Welsh von Philadelphia, dem als Vicepräsidenten die Herren William Sellers von Philadelphia und John Barbour von Virginien zur Seite stehen. Secretär und Schatzmeister des Ausschusses ist Friedrich Fraley von Philadelphia. Die Bau- und Ingenieurabtheilung endlich hat die Herren H. J. Schwarzmann, H. Pettit und J. M. Wilson an ihrer Spitze.

(Schluß folgt.)

*) Vervollständigt ward dieselbe durch eine unter dem 3. Juli 1873 vom Präsidenten Grant erlassene Proclamation, in welcher er dem Lande und den auswärtigen Mächten die beabsichtigte Ausstellung officiell anzeigte. Zugleich wurden die Vertreter der letzteren in Washington durch das Staatsdepartement im Besondern davon in Kenntniß gesetzt und ersucht, durch ihre betreffenden Regierungen die Bürger ihrer Staaten zur Beschickung der Ausstellung einladen zu lassen.

Literatur und Kunst.

Die Leistungen des Königlichen Schauspielhauses unter der Verwaltung des Herrn v. Hülsen.

Statistische Uebersicht.

Am 1. Juni dieses Jahres feiert Herr B. von Hülsen sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Generalintendant der Königlichen Schauspiele. Bei diesem Anlaß wollen wir einen Rückblick werfen auf die hauptsächlichen Vorgänge an unserer ersten norddeutschen Bühne während des letzten Vierteljahrhunderts. Die Oper und das Ballet scheiden wir von vornherein aus unserm Berichte vollkommen aus. Während des ersten Decenniums der Hülsen'schen Verwaltungsperiode sind genaue statistische Angaben über Novitäten, die zur Aufführung gekommen sind, und die Zahl der Wiederholungen, die sie erlebt haben, nicht ausgegeben worden. Es existirt nur eine Tabelle, welche einen statistischen Rückblick auf das erste Jahrzehnt vom 1. Juni 1851 bis zum 1. Juni 1861 gibt. In dieser sind die Novitäten zwar namhaft gemacht worden, aber es ist nicht zu ersehen, wie oft die einzelnen aufgeführt worden sind. Für dieses erste Jahrzehnt müssen wir uns daher auch mit wenigen allgemeinen Angaben begnügen. Dagegen liegen uns ganz genaue Berichte über die verflossenen letzten 15 Jahre vor. Vom 1. Januar 1861 bis zum 31. März 1876 können wir die Zahl der Aufführungen, die jedes einzelne Stück eines jeden Verfassers gehabt hat, genau

Digitized by Google

feststellen.*) Wir haben uns der nicht sehr reizvollen Arbeit unterzogen, das Gesammtergebniß der letzten 15 Jahre (1861 bis 1875) aus den tabellarischen Uebersichten resp. aus den Zeitungen des ersten Quartals 1876 zu ermitteln und wollen versuchen, in dem Folgenden eine objective Chronik des Schauspielhauses unter Herrn von Hülsen zu geben. Sollten kleine Irrthümer mit untergelaufen sein, so bitten wir im Voraus dieselben zu entschuldigen, da eine Controle der massenhaften Additionen und Zerlegung der verschiedenen Posten in so und so viel Einzelposten nicht möglich war.

I.

Veränderungen im Personalbestande der Schauspieler.

Am 31. Mai 1851 legte Herr von Küstner sein Amt als Generalintendant nieder. Herr von Küstner hatte sich große Verdienste erworben. Unter seiner neunjährigen Verwaltung wurde z. B. die Zahlung von Tantiemen an die Autoren und deren Rechtsnachfolger eingeführt; er war der Gründer des deutschen Bühnen-Cartelvereins und er schuf namhafte Reformen in der inneren Administration. Als er 1842 an die Spitze des Berliner Hoftheaters trat, gehörten Seydelmann und Ludwig Devrient noch dem Verbande des Königlichen Schauspielhauses an. Beide waren indessen ihrem Berufe schon nahezu ganz entzogen. Hendrichs, Döring, Hoppe, Dessoir, Liedtke, Clara Stich, Frau Adami, Frl. Viereck, das Ehepaar Hiltl u. s. w. wurden von ihm engagirt. Bei seinem Scheiden waren die namhaftesten Kräfte am Königlichen Schauspielhause vertreten durch folgende Künstler und Künstlerinnen: Döring, Dessoir, Hendrichs, Liedtke, von Lavallade, Franz, Stawinsky, Weiß, Rott, Crüsemann, Grua, Jermann, Gern, Hiltl, und die Damen: Crelinger, Birch-Pfeiffer, Hoppe-Stich (später Frau Liedtke), Viereck, von Lavallade, Komitsch, Werner, Hiltl.

Von diesen Künstlern sind noch heute in Thätigkeit und gleichsam Mitjubilare des Generalintendanten: Döring, Liedtke, Hiltl.

Die Veränderungen im Bestande der Kgl. Schauspielgesellschaft sind innerhalb der letzten 25 Jahre im Wesentlichen die folgenden:

Von Herrn von Hülsen wurden engagirt u. A. die folgenden Mitglieder: Frau Adami, 1851. Fräulein Fuhr, Fräulein Arens (später Frau Formes), 1852. Herr Döringer, Frau Frieb-Blumauer, 1853. Herr Berndal, 1854. Herr Karlowa, 1855. Herr Kaiser, Herr Baumeister, Fräulein Döllinger (später Frau Breitbach), A. Taglioni, 1857. Frau Kierschnet, 1859. Fräulein Pellet, 1861. Frau Jachmann (als Schauspielerin), 1862. Herr Dehnicke, 1863. Herr Landvogt, Fräulein Erhartt, 1864. Herr Dahn, Herr Friedmann, Fräulein Hermine und Lidwina Delia, 1865. Fräulein Keßler, 1866. Herr Fernand (von Strantz) [als Regisseur], von Hoyar, Robert, Fräulein Buska, 1868. Herr Friedr. Haase, Herr Wünzer, 1869. Herr Hein (als Director), Herr Krause, Fräulein Kühle, 1870. Herr Kahle, Herr Oberländer, Fräulein Clara Meyer, 1871. Herr Goritz, Herr Ludwig, Fräulein Schratt, 1872. Herr Deetz, Fräulein Stollberg, Fräulein Wienrich, 1873. Herr Vollmer, 1874. Frau Niemann-Raabe, Herr Schmidt, Fräulein Hofmeister, Fräulein Reichardt, 1875.

Es schieden aus: Frau Komitsch (pens.), Herr Franz (nach Wien), Regisseur Weiß † 1853. Herren Crüsemann, Rott, Stawinsky (pens.), Frau Viereck † 1856. Herr Jermann † 1859. Frau von Lavallade, Fräulein Fuhr (pens.) 1862, Frau Formes (pens.), Frau Hoppe-Liedtke † 1862. Fräulein Pellet † 1863. Herr Hendrichs (pens.) 1864. Frau Crelinger †, Frau Werner, Frau Birch-Pfeiffer (pens.), Herr Landvogt (nach Pest) 1865. Herr von Lavallade (pens.), Fräulein Hermine Delia (nach Schwerin), Stawinsky † 1866. Herr Grua † 1867. Fräulein Lidwina Delia (nach Meiningen) 1868. Herr Kaiser (nach Karlsruhe), Frau Hiltl (pens.) 1869. Herr Haase, Herr Fernand (von Strantz) [beide nach Leipzig], Herr Baumeister, Frau Kierschnet (entsagen der Bühne), Frau Crelinger † 1870. Herr Friedmann (nach Schwerin), Fräulein Buska (nach Petersburg) 1871. Herr Dessoir †, Frau Jachmann-Wagner (pens.) 1872. Herr Dahn (nach Petersburg), Herr Robert, Fräulein Kühle, Fräulein Schratt (nach Wien) 1873, Frau Adami, Fräulein Taglioni (pens.), Herr Wünzer (nach Darmstadt) 1874. Herr von Hoyar (nach Wien) 1875.

Durch diese Veränderungen, durch die neuen Engagements, die Todesfälle, Pensionirungen und Engagements an andern Bühnen, hatte sich zu Anfang dieses Jahres der Personalbestand des Königlichen Schauspielhauses wie folgt gebildet — wir geben die Namen nach der Ancienntetät ihres Engagements am Königlichen Schauspielhause —: Herr Döring, Herr Hiltl, Herr Liedtke, Frau Frieb-Blumauer, Hert Berndal, Herr Karlowa (in den letzten Tagen pensionirt), Frau Breitbach-Döllinger, Herr Dehnicke, Frau Erhartt, Fräulein Keßler, Herr Hein (Director), Herr Krause, Herr Kahle, Herr Oberländer, Fräulein Clara Meyer, Herr Goritz, Herr Ludwig, Herr Deetz, Fräulein Stollberg, Fräulein Wienrich, Herr Vollmer, Frau Niemann-Raabe, Herr Schmidt, Fräulein Hofmeister, Fräulein Reichardt.

II.

Die Novitäten im ersten Jahrzehnt der Verwaltung des Herrn von Hülsen. (Vom 1. Juni 1851 bis zum 31. December 1860.)

Die Novitäten von Bedeutung im ersten Jahrzehnt der Verwaltung des Herrn von Hülsen sind folgende:

Vom 1. Juni bis Ende December 1851: „Der Liebesbrief" und „Das Gefängniß" von Benedix. „Das Preis-Lustspiel" von Mauthner.

1852: „Helene von Seigliere" von Sandeau. „Damenkrieg" von Scribe. „Die Eifersüchtigen" von Benedix. „Der kategorische Imperativ" von Bauernfeld. „Armstrong" von Meißner. „Das Lügen" von Benedix.

1853: „Mathilde" und „Ein Lustspiel" von Benedix. „Lady Tartuffe" von Frau von Girardin. „Rose und Röschen", „Die Waise von Lowood" von Birch-Pfeiffer. „Ernst von Schwaben" von Uhland. „Ein Mann" von Kutnick. „Die Makkabäer" von Ludwig. „Krisen" von Bauernfeld. „Magnetische Kuren" von Hackländer. „Am Klavier" von Barriere.

1854: „Der Sonnenwendhof" von Mosenthal. „Der Fechter von Ravenna" von Fr. Halm.

1855: „Die Verleumdung" von Scribe. „Meister Andrea" von Geibel. „Die Wiener in Paris" von Holtei. „Ein Ring" von Charlotte Birch-Pfeiffer.

1856: „Narciß" und „Adalbert vom Babanberge" von Brachvogel. „Ella Rose", „Lorbeer und Myrthe" von Gutzkow. „Klytämnestra" von Tempelley. „Die Grille" von Charlotte Birch-Pfeiffer. „Essex" von Laube. „Die Diplomaten" von Gottschall.

1857: „König Saul" von Kette. „Die Biedermänner" von Barriere. „Die Fiametta" von Uchard. „Die Journalisten" von Freytag. „Die Dienstboten" von Benedix.

1858: „Das Testament des großen Kurfürsten" von Puttlitz. „Mordecaus" von Brachvogel. „Die Anne Lise" von Hersch.

1859: „Die Wittwe des Agis" von Jordan. „Philippine Welser" von Redwitz. „Maria" von Klein. „Unsre Freunde" von Max Ring. „Des Hauses Ehre" von Karl Hugo.

1860: „Ein Kind des Glücks" von Charlotte Birch-Pfeiffer. „Die Sabinerinnen" und „Elisabeth Charlotte" von Paul Heyse. „Der Usurpator" von Brachvogel. „Der Zunftmeister von Nürnberg" von Redwitz. „Don Juan d'Austria" von Puttlitz. „Mit der Feder" von Schlesinger. „Der Winkelschreiber" von Adolfi.

Eine nicht geringe Anzahl dieser Stücke haben sich, wie man sehen wird, bis auf den heutigen Tag auf dem Repertoire erhalten. Die Zahl der Aufführungen ist aus dem vorliegenden Material nicht ersichtlich. Außer den Stücken von Benedix

*) Unsere Hauptquellen sind: Die von der Generalintendanz alljährlich veröffentlichten „Statistischen Rückblicke auf die Königl. Theater", der Almanach für Freunde der Schauspielkunst von Heinrich, der Bühnenalmanach von Entsch und die Berliner Zeitungen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

und Charlotte Birch-Pfeiffer, welche in Bezug auf den Bühnenerfolg wohl in erster Reihe zu nennen sind, waren es von den modernen namentlich die von Brachvogel, Gustav Freytag und Puttlitz, die in den ersten zehn Jahren der Hülsen'schen Verwaltung das Repertoire beherrschten. Den größten Erfolg errangen „Die Journalisten" von Gustav Freytag und Brachvogels „Narciß".

In demselben Zeitraum von 10 Jahren fanden folgende Vorstellungen classischer Stücke statt:

Lessing	103
Goethe	115
Schiller	253
Kleist	59
Shakespeare	363
Calderon	36
Moreto	23
Molière	31
Racine	2
Gozzi	9
Sophokles	5
In Summa	999 Vorstellungen,

so daß auf ein Jahr durchschnittlich 100 Vorstellungen classischer Werke fallen.

III.

Die Novitäten in den letzten 15 Jahren unter der Verwaltung des Herrn von Hülsen. (Vom 1. Januar 1861 bis zum 31. März 1876.) Die Betheiligung des Auslandes; Aufführungen der classischen Werke.

Vom 1. Januar 1861 an liegen uns genau detaillirte Mittheilungen über das Repertoire vor. Wir können nicht nur feststellen, wie viel Autoren in den letzten 15 Jahren Stücke am Königlichen Schauspielhause zur Darstellung gebracht haben, sondern auch die Zahl der Aufführungen jedes einzelnen Stückes. Wir fahren zunächst in der trocknen Aufzählung fort:

Außer drei anonymen und zwei Autoren, die nur mit Initialen gezeichnet haben: (A. P. und A. P. v. S.) — beide vielleicht identisch —, sind im Ganzen von 162 Autoren 407 Stücke zur Aufführung gelangt. Wir bemerken, daß unter den angegebenen Autoren auch einige Bearbeiter mitgezählt sind. Ueberall da, wo wir die Originaldichter in ihre Rechte haben einsetzen können, ist dies geschehen. Da aber namentlich früher die Unsitte bestand, daß die Bearbeiter und Uebersetzer sich damit begnügten, ihre Namen allein auf die Zettel zu setzen, so ist uns diese Wiedereinsetzung nicht in allen Fällen möglich gewesen. Unter den Bearbeitern haben wir mitgerechnet u. A. Denecke („Partie Piquet"), Fresenius („Ein gefährlicher Freund"), Ida Görner („Unser Alliirten"), Grandjean („Immer zu Haus"), Homburg („Eine Tasse Thee"), Stein („Am Fenster"). Alle diese Stücke sind bekannte französische Blüetten. Die andern von diesen Autoren aufgeführten Stücke haben wir unter den Originalautoren mitgerechnet.

Vom Auslande hat, wenn wir den Engländer Shakespeare ausnehmen, der durch die Uebersetzung von Schlegel-Tieck mit in die Reihen unsrer Classiker gerückt ist, Frankreich das stärkste Contingent von Autoren und Stücken gestellt.

Von Ancelot, Theodor Banville, Barrière, Bayard, Beaumarchais, Delavigne, Dumanoir, Alexander Dumas (Vater), Feuillet, Fournier, Gastinau, Frau von Girardin, Labiche, Legouvé, Mailhac, Melesville, Molière, Musset, Najac, Racine, Sandeau, Sardou, Scribe, Second, Thys und St. Germain, sind am Hoftheater Stücke zur Aufführung gekommen.

Unter diesen nimmt Scribe weitaus die erste Stelle ein. Es mag auffallen, daß von einigen der bedeutendsten und meist genannten französischen Dichter, also namentlich von Augier und dem jüngeren Dumas, kein Stück auf dem Repertoire des Hoftheaters eine Stätte gefunden hat, und daß von anderen, wie von Feuillet, Sardou, Meilhac u. s. w. nur wenige und nicht die bedeutendsten Stücke zur Darstellung gelangt sind. Die Erklärung hierfür ist leicht gegeben. Zunächst wird die Hofbühne aus principiellen Gründen das sogenannte „französische Sittenlustspiel" beinahe ganz ausgeschlossen haben. Ein Widerspruch gegen dieses Princip ist eigentlich nur in der Aufführung des „Montjoye" von Feuillet zu erkennen. Während der letzten Jahre ist den Franzosen beinahe ganz und gar unsere Hofbühne verschlossen geblieben. Dies hat seinen Grund nicht nur in den principiellen Bedenken, welche sich der Aufführung widersetzt haben, sondern auch in den praktischen Schwierigkeiten, die Stücke der Franzosen für die Hofbühne zu erwerben. Die Hofbühne zahlt für Bearbeitungen und Uebersetzungen keine Tantième, sondern nur ein einmaliges relativ nicht sehr bedeutendes Honorar. Die Privatdirectoren aber zahlen den Franzosen nicht nur dieselben Tantièmen, die sie den einheimischen Autoren bewilligen, sondern verpflichten sich diesen, respective deren Agenten gegenüber, zu finanziellen Leistungen, zu denen sie sich einem einheimischen Autor gegenüber schwerlich verstehen würden. Sie bewilligen den beliebten französischen Autoren nicht nur eine hohe Tantième von der täglichen Einnahme, bewilligen ihnen nicht nur nach einer Reihe von Vorstellungen Autorenbenefize, sondern verpflichten sich häufig sogar, ohne daß sie auch nur Kenntniß von dem Manuscript hätten nehmen können, zu einer bestimmten, gewöhnlich ziemlich hoch gegriffnen Summe, die sie selbst für den Fall garantiren, daß das Stück keinen Erfolg haben und wenig Tantièmen einbringen sollte. Es versteht sich von selbst, daß ein königliches Kunstinstitut sich nicht in eine Concurrenz mit diesen Privatspeculationen einlassen kann, und daß es unter der Würde des Hoftheaters wäre, wenn es den fremden Autoren eine bevorzugte Stellung vor den einheimischen einräumte. Vielmehr sind die Bestimmungen, welche an unserer Hofbühne maßgebend sind, für Originalwerke günstigere Bedingungen als für Uebersetzungen zu bewilligen, durchaus gutzuheißen. Die Franzosen haben nun ihrerseits kein besonderes Interesse daran, daß ihre Stücke gerade an unserer Hofbühne zur Aufführung kommen; selbst für den Fall nicht, daß das Schauspielhaus dieselben aufführen wollte. Ehre und Ruhm suchen sie in ihrem Heimatlande, im Auslande haben sie an ihren Stücken kein anderes Interesse als das, möglichst viel herauszuschlagen; und deshalb geben sie lieber dem kleinsten Privattheater, das ihnen eine hohe Prämie zahlt, ihre Stücke, als der königlichen Hofbühne, die sie mit einer einmaligen kleinen Zahlung abspeisen würde.

So kommt es, daß seit Jahren keine französische Novität von Bedeutung auf dem Hoftheater dargestellt worden ist, und daß in neuster Zeit außer den Scribe'schen Stücken eigentlich nur französische Bagatellen von unsern Hofschauspielern aufgeführt worden sind.

Eine andere bemerkenswerthe Erscheinung ist es, daß es den Dichtern, welche die Franzosen ihre Classiker nennen, fast gar nicht gelingen will, auf unserer Bühne festen Fuß zu fassen. Von Corneille ist in den letzten Jahren auch nicht ein Stück aufgeführt worden, Racines Phädra verdankt nur dem Umstande, daß die Ristori hier gastirte, eine Aufführung, Molière ist nur mit drei Stücken vertreten, von denen keins ein wirkliches Repertoirestück ist; auch der Tartüffe ist seit dem Jahre 1866 nicht mehr gegeben worden und scheint nicht vermißt zu werden. Der Versuch, Beaumarchais auf unserer Bühne heimisch zu machen, ist mißlungen. Von Voltaire und Regnier ist kein Stück gegeben worden. Ebenso glänzt die ganze Phalanx der Romantiker durch ihre Abwesenheit. Victor Hugo fehlt ganz; von Dumas sind nur die beiden Lustspiele „Die Fräulein von St. Cyr" und „Mademoiselle de Belle-Isle" dargestellt worden, während gerade seine charakteristischen Dramen — diejenigen, die den Stempel des sogenannten „Romantismus" tragen — nicht aufgeführt worden sind. Dasselbe gilt von den Tragödien des Neoclassikers Ponsard; es gilt auch von den Lustspielen Alfred de Mussets, von dem nur die kleine Causerie „Zwischen Thür und Angel" ein Jahr lang gegeben worden ist. Der einzige repertoireständige Franzose ist Scribe, der zu den wenigen Autoren gehört, die sich seit dem Jahre 1865 alljährlich auf dem Repertoire eingestellt haben. Diese Ehre verdankt er vornehmlich dem „Glas Wasser", das in jedem Jahr ungefähr fünf Mal gegeben wird (64 Mal in den letzten

Digitized by Google

15 Jahren). Außerdem hielt sich längere Zeit auf dem Repertoire (bis 1869) „Die Erzählungen der Königin von Navarra" (21 Vorstellungen). Auffallend ist, daß das reizende Stück „Der Damenkrieg" seit dem Jahre 1863 von dem Repertoire verschwunden ist. Einen guten Erfolg hatte auch „Mein Glücksstern" (28 Vorstellungen, von denen allerdings 21 allein auf das Jahr 1872 fallen), „Der Weg durch's Fenster," „Doctor Robin" bei Gastrollen. Ein kürzeres Leben hatten die folgenden Stücke: „Die Mäntel", „Geliebt oder todt" (derselbe Stoff ist neulich von Hedwig Dohm in dem liebenswürdigen Stücke „Vom Stamm der Asra" mit Geist behandelt worden), „Gönnerschaften", „Feeenhände" und „Yelva".

Im Vergleich zu Frankreich ist die Betheiligung des Auslandes am Repertoire unserer Hofbühne eine außerordentlich geringe.

Spanien ist nur durch Calderon und Moreto vertreten. Italien fehlt ganz. Die zwei italienischen Autoren, deren Stücke durch das Gastspiel der Ristori hier zur Aufführung gelangt sind, können als ganz unmaßgeblich für unser Repertoire nicht in Betracht kommen. Von England hat außer Shakespeares Dramen nur Cumberlands „Jude" sich den Weg auf unser Repertoire gebahnt. Von Polen ist zu nennen Graf Fredro mit einem kleinen Schwank ohne Erfolg. Das alte Griechenland ist nur durch Sophokles vertreten („Antigone" und „König Oedypus"). Von den römischen Classikern wäre etwa noch Terenz zu nennen; indessen ist hier die Bearbeitung eine so starke, daß wir den „Winkelschreiber" den Stücken von Winterfeldt beigezählt haben. Das ist Alles.

Die bevorzugteste Stellung nicht nur unter den Ausländern, sondern überhaupt in unserm ganzen Repertoire nimmt Shakespeare ein, der in Bezug auf die Zahl der Aufführungen seiner Dramen nur um ein Geringes von Benedix übertroffen wird. Von Shakespeare wurden in den letzten 15 Jahren 22 Dramen aufgeführt, die zusammen 520 Vorstellungen erlebten. Von keinem Dichter wurden mehr Stücke gegeben (von Benedix nur 21, von der Birch-Pfeiffer 19) und nur Benedix überragt die Zahl der Aufführungen um eine Kleinigkeit. Von Shakespeare kamen, wie gesagt, an 520 Abenden Stücke zur Aufführung, von Benedix an 527 Abenden. Da aber bei der Zahl der Benedix'schen Aufführungen die kleinen einactigen Stücke mitgerechnet sind, während alle Shakespeare'schen Dramen den Abend füllen, so nimmt Shakespeare in unserm Repertoire thatsächlich den ersten Rang ein.

Der Zahl der Aufführungen nach ordnen sich die Shakespeareschen Dramen wie folgt:

Der Kaufmann von Venedig hatte	54	Vorstellungen
Was ihr wollt	47	"
Romeo	46	"
Sommernachtstraum	45	"
Hamlet	41	"
Die bezähmte Widerspenstige	39	"
Richard III.	36	"
Viel Lärmen um Nichts	36	"
Komödie der Irrungen (Holteis Bearbeitung)	35	"
König Lear	31	"
Heinrich IV., 1. Theil	27	"
Othello	26	"
Macbeth	21	"
Julius Cäsar	8	"
Richard II.	8	"
Coriolan	4	"
König Johann	4	"
Heinrich IV., 2. Theil	3	"
Heinrich V.	3	"
Heinrich VI.	2	"
Timon von Athen	2	"
Antonius und Cleopatra	2	"

Zusammen: 22 Dramen mit 520 Vorstellungen.

Fast jedes Jahr wurden gegeben: „Der Kaufmann von Venedig", „Viel Lärmen um Nichts" und „Romeo". So lange Dessoir in seiner Vollkraft stand, waren auch „Othello", „Hamlet", „Macbeth" ständige Repertoirestücke. Othello ist seit dem Jahre 1868 von unserer Bühne verschwunden. Nur im Jahre 1872 taucht das Drama wieder auf und erlebt 5 Vorstellungen. Dessoir wollte vor seinem Scheiden von der Bühne sich noch einmal in seiner Glanzrolle zeigen, und es wurde der Versuch mit Herrn Karlowa in der Titelrolle gemacht. „Hamlet" ist seit dem Jahre 1872 nicht mehr gegeben worden. „König Lear" kam durch das Engagement des Herrn Kahle zeitweilig wieder auf das Repertoire; seit drei Jahren ruht dies Trauerspiel; „Cäsar" seit dem Jahre 1867. Der Versuch, „Coriolan" wieder für das Repertoire zu gewinnen, ist erst in diesem Jahre gemacht worden, aber mit wenig Aussicht auf einen dauernden Erfolg.

Vom 1. Januar 1861 bis zum 31. März 1876 fanden folgende Vorstellungen classischer Stücke statt:

Autor.	Zahl der Stücke.	Zahl der Aufführungen.
Lessing	4	174
Goethe	8	216
Schiller	13	348
Kleist	4	80
Shakespeare	22	520
Calderon	2	27
Moreto	1	47
Molière	3	23
Racine	1	1
Beaumarchais	1	3
Sophokles	2	24
Zusammen:		1463 Aufführungen.

Das Verhältniß der classischen Vorstellungen zu den übrigen ist also während der letzten 15 Jahre ungefähr dasselbe geblieben wie in dem ersten Decennium. Es kommen auf das Jahr etwa 96 Vorstellungen.

In dem folgenden Artikel werden wir die Betheiligung der deutschen Classiker an dem Repertoire des Schauspielhauses im Einzelnen besprechen und dann uns eingehender mit den ververschiedenen modernen Dichtern, welche zu dem Repertoire beigesteuert haben, beschäftigen.

Zur Säcularfeier der Ankunft Goethes in Weimar.

Goethes Faust.

Zum ersten Male für die Aufführung als Mysterium in zwei Tagewerken eingerichtet von Otto Devrient, Musik von Lassen.

Der Musiker, der neben seiner Kunst noch andere Studien pflegt, fühlt nach verschiedenartigster Beschäftigung mit wissenschaftlichen oder dichterischen Erzeugnissen sich immer wieder zu zwei Werken hingezogen: Dantes Divina commedia und Goethes Faust. Will er sich nun die Gründe dieser Anziehung erklären, so findet er, daß nicht etwa in directen Beziehungen zur Tonkunst, in musikalischen Anregungen, sondern nur in der Großartigkeit jener beiden Schöpfungen die unsichtbare Kraft liegt, die ihn immer wieder zu ihnen zurück führt. Allerdings enthalten beide unendlich Vieles, das die Phantasie anregt, und daher scheinbar dem Musiker Stoff bietet. Wer die Verse liest, mit denen Dante den Eintritt in die Hölle schildert, die Episode der Francesca da Rimini, oder den letzten Gesang des Inferno; oder die himmlische Umschreibung des Vaterunser im Purgartorio; wer da liest, wie Dante selbst die Musik ertönen läßt als Beatrice ihm nahe steht „Una melodia dolce correva per l'aer luminoso", wer je die unendliche Klangschönheit der Verse 85—88 des 3. Gesanges im Paradiese bewundert hat, der kann fast nicht glauben, daß Alles das nicht leicht in Musik zu setzen sei —, daß die lyrischen Theile des Werkes sich nicht noch mehr der Musik anschmiegen als der

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Faust, in dessen Hauptscenen jedes Wort von dramatischem Leben erfüllt ist. Und dennoch sind die wenigen Versuche, welche mit der Divina comedia angestellt wurden, nicht glücklich ausgefallen und unbeachtet geblieben.

Anders war es allerdings mit dem „Faust". Von seinem ersten Erscheinen bis heute hat die Tonkunst sich mit ihm beschäftigt, ja es scheint, als ob unsere Zeit das Wunderwerk Goethes als der Mitwirkung, der Unterstützung durch die Musik bedürftig betrachtete, wenn es zu voller Geltung gelangen soll. Die Doppelnatur Fausts, die „zwei Seelen" in seiner Brust, sein Verhältniß zu Gretchen, ihr Schmerz und Untergang, sein Verkehr mit der Geisterwelt, endlich sein Tod und seine Verklärung, erscheinen bei den ersten Betrachtungen leicht als höchste Anreger musikalischer Empfindungen. Wir werden bei der Besprechung der trefflichen Arbeit Lassens auf diesen Punkt zurückkommen. Jetzt haben wir vor Allem der Hauptsache, der Aufführung in Weimar, einige Betrachtungen zu widmen.

Es war ein ebenso schöner als kühner Gedanke des kunstsinnigen Intendanten, Herrn v. Loën, die oben angedeutete 100jährige Goethefeier durch die Wiedergabe der beiden Theile des „Faust" zu begehen, in der Weise, daß sie zum ersten Male als ein zusammenhängendes Ganze erschienen. Und dieser schöne Gedanke fand eine vortreffliche Ausführung. Die Anordnung der Bühne, sowie die Reihenfolge der Scenen — die besonders im 2. Theile eine schwierige Aufgabe stellten — konnten nicht besser erdacht sein, um ein klares Bild der Entwickelung und des inneren Zusammenhanges zu geben. Gleich die erste Scene brachte die Zuhörer in die günstigste Stimmung. Vor dem Vorhange erschienen der Director, der Theaterdichter (in wohlgelungener Maske Goethes als jungen Mannes) und die lustige Person. Dieses Vorspiel hatte wohl jeder der Anwesenden hundertmal gelesen, wenn auch nie gesehen; als aber die drei Charaktere sich im gesprochenen Worte verkörperten, da war es einem Jeden, als hätte er das Gedicht bisher noch nicht gekannt. Rauschender Beifall belohnte die trefflichen Darsteller, als diese hinter dem Vorhang verschwanden; der öffnete sich nach einem kurzen musikalischen Vorspiele, und das „Mysterium" begann mit dem Prologe im Himmel. Die Bühne war terrassenartig von oben nach unten in drei Theile getheilt, welche an den Seiten durch Stufen mit einander in Verbindung standen. Ueber dem obersten Plane schwebte eine Wolke als Sinnbild Gottes, unter ihr standen die Erzengel; die Engelschaaren waren rechts und links bis zum mittleren Plane vertheilt, der unterste breiteste blieb leer, im Hintergrunde desselben deutete ein nicht sehr glücklich erfundener riesig bezahnter, flammender Mund den Höllenrachen an. Nach dem Dreigesange bestieg Mephisto die untersten Stufen und begann seine Rede. An der Stelle des „Herrn", der nicht erschien, sprach der Erzengel Michael, der statt „Meinen Knecht" „Gottes Knecht" und anstatt „ist mir der Schalk" und „ist Gott" u. s. w. sagte. Die Gegenwart Gottes war nur bei den Worten „es sei" durch aus den Wolken dringendes elektrisches Licht angedeutet. Daß Bedenken gegen die Erscheinung des „Herrn" auf der Bühne vorgewaltet haben mögen, wollen wir gern erklärlich finden; warum aber Mephisto in seinen letzten Worten anstatt „es ist gar hübsch von einem großen Herrn so menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen" „höflich" sagen mußte, vermögen wir mit bestem Willen nicht zu begreifen; uns scheint das gewählte Ersatzwort gerade vom religiösen Standpunkte bedenklicher als das von Goethe gebrauchte, der ja immer das Richtige getroffen hat! Aber diese kleinen Bedenken schwinden vor dem großen Gesammteindrucke, den diese Scene hinterließ. — Nun begann der Faust, wie er auf allen Bühnen gekannt ist; aber mit ganz andern Empfindungen sah der Zuschauer nunmehr auf den einsamen Mann im Studirzimmer, über dessen Schicksal so eben die Vertreter des höchsten Guten und des Bösesten gesprochen hatten. Ueber die Einrichtung dieser Scene bedarf es keiner besonderen Beschreibung; der ungeheuerlich gemalte Krauskopf hinter dem Vorhange, der den Erdgeist bezeichnen sollte, hätte vielleicht in bescheidenern Dimensionen mehr Wirkung erzeugt. Ganz vollendet, von überraschendster Wirkung war die Scene vor dem Thore. Auf der dreigetheilten Bühne, deren Abstufungen mit einander in Verbindung standen, erschienen all die verschiedenen Gruppen von allen Seiten, im bunten Gewühle, im wechselnden Gespräche; oben entfaltete sich dann der Tanz um die Linde, und das Gespräch zwischen Faust und dem Bauer. Die Scene im Studirzimmer mit dem Pudel gewann durch die musikalische Beigabe; die Transparente dagegen, welche während des Geistergesanges über dem einschlummernden Faust erschienen, bedürfen eines Ersatzes. Auerbachs Keller war wieder eine prächtige Scene. Man sah dort einen wirklichen Keller vor sich und unten an der Stiege lag das Faß, auf welchem Mephisto und Faust in der That in die Höhe fuhren. Die Hexenküche und die Transparent-Erscheinung der Helena (ein neben mir stehender berühmter Maler meinte, es wäre die Danneckersche Arbeit ohne den Panther) können wir übergehen, um der vortrefflichen bühnlichen Einrichtung der folgenden Scene eine längere Betrachtung zu widmen. Rechts in der Ecke des obersten Planes befand sich der Eingang zum Dome, aus welchem Gretchen herauskam, diesem gegenüber stand ihr Haus. Dicht neben dem Dome war die Treppe angebracht, welche bis auf den untersten Plan hinabführte; neben der letzten Stufe, nach links vom Zuschauer, stand das Bild der Mater dolorosa, vor dem später Gretchen betet. Hinter diesem Bilde im Hintergrunde stand der Brunnen, an welchem Lieschen mit Gretchen zusammentrifft und ihr Bärbelchens Geschichte erzählt. Den übrigen — allerdings recht kleinen — Raum der Bühne nimmt Frau Marthens Garten ein, der gegen die Straße offen lag, so daß alle Stelldichein Gretchens und Faust eigentlich ganz im Freien stattzufinden schienen. (Unserer Meinung nach würde eine Mauer nicht schwer anzubringen und dem ganzen Verlaufe der Handlung von großem Nutzen sein.) Durch diese Einrichtung war es möglich, alle Scenen, in denen Faust und Gretchen zusammentreffen, bis zur Kerkerscene, ohne Veränderung der Decoration sich entwickeln zu lassen. Faust steht unter der Treppe, als Gretchen an ihm vorübergeht — ihr Zimmer erscheint, indem oben die Fenster am Hause sich senken und einen Einblick in's Innere gewähren. Nicht zu leugnen und nicht zu verschweigen ist, daß die Phantasie sich dort in der Ecke, in welcher Faust und Mephisto und dann Gretchen sich zu bewegen suchen, das Zimmer mehr vorstellen muß, als das Auge in der That sehen kann; aber wir glauben, daß der Besucher, der das Drama und nicht die Ausstattung sehen will, gern mit der Phantasie manches Fehlende ersetzen will, wenn, wie in Weimar, die Einheitlichkeit der Handlung gewahrt bleibt, und die Darstellung eine so vortreffliche ist. Der (selbstverständlich sehr bedeutend gekürzten) Walpurgisnacht kam die Dreitheilung der Bühne ebenfalls sehr zu Statten, und einen bedeutenden Eindruck brachte die Neuerung in der Scenenfolge hervor, daß unmittelbar nachdem Faust Gretchens Gespenst auf dem mittleren Plane vorüberschweben sah, der Hintergrund des obersten sich öffnete und den Rabenstein mit der „Hexenzunft" zeigte, der im Drama selbst erst nach dem (Prosa-) Zwiegespräch Fausts mit Mephisto erscheint. Von großer, der Dichtung ganz entsprechender Wirkung war auch, daß in der letzten Scene nach den Worten „Sie ist gerettet!" die Kerkerthüre sich vor Gretchen schloß, Faust allein blieb, und nunmehr Mephisto ihn an sich herwinkte. Das erste „Tagewerk" hatte von 6 bis ½ nach 12 Uhr gedauert, aber die Zuschauer zeigten nicht die mindeste Ermüdung; und mit noch größerer Spannung und Erwartung ward dem zweiten Theile entgegengesehen. Denn von einer auch nur einigermaßen faßlichen Darstellung des 2. und 3. Actes konnte auch der genaue Kenner und der Bewunderer des zweiten Theils sich keine Vorstellung bilden. Zwar haben die fleißigsten Forscher, Düntzer, und Herr von Loeper, der anerkannt gründlichste und umfassendste Kenner, dessen Ausgabe des Faust einen unerschöpflichen Schatz vortrefflicher Auslegungen und Nachweise bietet, die Behauptung aufgestellt, dieser zweite Theil sei noch einheitlicher, noch mehr aus einem Guße gearbeitet als der erste, und man müsse Alles rein poetisch, nicht allegorisch auffassen. Aber bei dem besten Willen, Alles einheitlich zu finden, stößt der unbefangene Leser auf Stellen, die weder mit dem Faust der Sage, noch mit dem Goethes in irgend welchen Zusammenhang zu bringen sind. Wenn im Mummenschanz, den der Herold als „heiteres Fest" von den „Römerzügen" mitgebracht, ankündigt, die Nacht- und Grabdichter sich entschuldigen lassen, weil sie mit einem frisch erstandenen Vampyre Berathung pflegen; wenn die Gärtnerinnen singen: „Allerlei gefärbten Schnitzeln wird symmetrisch Recht gethan" und der Knabe — Wagenlenker selbst die Erklärung abgibt: „Wir sind Allegorien", so ist wohl ein bescheidener Zweifel an dem Zusammenhange mit dem „Faust" erlaubt. Und wenn in der classischen Walpurgisnacht Mephisto und die Greifen sich „etymologisch" streiten, Mephisto nach reisenden Britten fragt, die Nereiden und Tritonen auf zwei Druckseiten den Streit zwischen Creuzer, Schelling und den Philologen über die Kabiren verspotten, und nun gar der Centaur Chiron dem Faust auf seine Frage nach Helenas Alter antwortet: „Ich seh', die Philologen, sie haben dich, sowie sich selbst betrogen", so kann man wohl behaupten, das Alles ließe sich ebenso gut im Fracke am Theetische sagen, als im altgriechischen Costüme auf dem

Digitized by Google

Pharsalusfelde, und es braucht, wie Horatio im Hamlet meint, „kein Geist vom Grabe herzukommen, um das zu sagen". Ueber den als Dichtung wunderherrlichen dritten Act — den Goethe selbst zuerst als „classisch-romantische Phantasmagorie" herausgegeben hat — ist schon sehr viel geschrieben worden; hier sei nur bemerkt, daß Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann selbst auf die Nothwendigkeit einer Scene hinwies, in welcher Faust die Helena von Proserpina erbäte, daß diese Scene aber von ihm nicht ausgeführt worden ist, und hierdurch eine unleugbare Lücke in der Einheitlichkeit der Handlung sich gebildet hat. — Um so höher ist also das Verdienst des Oberleiters der Weimarischen Bühne zu preisen, daß er eine so einheitliche Darstellung zu Stande brachte.

Die erste Scene — Fausts Erwachen — ward beibehalten, ebenso die am Kaiserhofe (mit Ausnahme der Reden des Astrologen). Der Carneval, bei welchem Mephisto als der Herold erschien, war in einen Maskenzug verwandelt; nur der Knabe = Wagenlenker und Faust-Plutus erschienen als sprechende Personen. Nach einem Tanze wurde die Scene, in welcher die Banknoten-Gründung besprochen wird, das Zwiegespräch zwischen Faust und Mephisto, die Verathung des Letztern durch die Hofdamen, endlich die Berufung der Helena fast ganz nach dem Originale dargestellt, wobei die Dreitheilung der Bühne — besonders bei dem Zauberspiele, wo der Kaiser und seine Umgebung unten mit dem Rücken gegen den Zuschauerraum saß, der Hof auf beiden Treppen links und rechts vertheilt war, und die Zaubergestalten oben hinter einem Gazevorhang erschienen — außerordentlich günstig wirkte. Im zweiten Acte erschien statt des Famulus gleich der Baccalaureus; dann öffnete sich die linke Wand des Studirzimmers (in der rechten Vertiefung lag Faust) und Wagners Laboratorium ward sichtbar; der sonderbare Homunculus präsentirte sich in einer erleuchteten Glasflasche, während eine Kinderstimme hinter den Wänden für ihn sprach. In der Walpurgisnacht erschienen nur die Sirenen (oben im ersten Plane) singend, unten die Greifen, die ebenfalls nur sangen, dann Chiron, mit welchem Faust sich sofort entfernte, und endlich die Phorkyaden. Ein eingelegtes Bacchanale bildete den Aufschluß. Vom dritten Acte waren nur die ersten Reden Helenas beibehalten, die meisten Chöre, so auch das Zwiegespräch der Phorkyade (Mephisto) und des Gefolges fielen weg; die erstere erschien gleich mit den Worten: „Tritt hervor aus flücht'gen Wolken". Von da ab bis zum Erscheinen Euphorions kam das Meiste nach dem Originale zur Darstellung. Mit Helenas Verschwinden und Fausts Emporsteigen endet der Act. Im vierten ward das erste Erscheinen des Kaisers mit dem Feldherrn weggelassen; Mephisto erzählt oben mit Faust auf dem Felsen stehend den Verlauf der Schlacht und nach dieser stellten die Beiden sich dem siegreichen Monarchen als die Abgesandten des Magiers von Norcia dar. In dieser Scene waren einige Verse eingeschaltet, welche bisher noch in keiner Faustausgabe gestanden haben, die von Herrn v. Loeper in seiner neuesten Ausgabe nach einer Handschrift Goethes (im Besitze von Hrn. Rudolf Brockhaus) in einer Anmerkung beigefügt wurden, und eine große Lücke auszufüllen: „Der Kanzler verliest eine Belobung Fausts, dieser kniet vor dem Kaiser, und erhält von ihm den Ritterschlag." Soweit erklärt sich auch die Belehnung mit „des Reiches Strand" an den „argverrufenen Mann", von welcher der Kanzler spricht. Nunmehr hat auch die Intendanz die Erzämterbelehnung mit ruhigem Gemüthe weglassen können. Der letzte Act war bis zur Schlußscene, in welcher einige Anreden wegblieben, vollkommen wiedergegeben. Die Decoration zeigte oben rechts das Gärtchen der beiden Alten, links Fausts Palast mit dem Lynceusthurm, unten die Einfahrt vom Hafen; nach dem Tode Fausts senkte sich eine Wolke herab, nur der vorderste Raum blieb für Mephisto und seine Höllengeister; — Dann erschienen drei Engel an dem Grabe Fausts; — nachdem sie gesungen und Mephisto seine Abwehr versucht hatte, zertheilte sich die Wolke, die Rosen streuenden Engel schwebten herab, immer lichter wurden die Räume, immer mehr Gruppen sichtbar, endlich die drei Büßerinnen und Gretchen, etwas tiefer Faust im verklärten Gewande, dann die höheren Engel, ganz oben in magischem Lichte die Mater gloriosa — ein wunderbar erhebender Anblick!

Bezüglich dieser letzten Scene sind hochachtbare Stimmen laut geworden, welche die ganze Verklärung beseitigt und mit der Zurückweisung Mephistos von der Gruft das Drama beschlossen wissen wollen, und die da behaupten, die Liebe Fausts zu Helena stelle ihn höher als die zu Gretchen. Dem gegenüber ist der Wortlaut der Dichtung entscheidend. Faust spricht unmittelbar nach der Trennung von Helena von dem göttergleichen Frauengebild, das die scheidende Wolke ihm zeigt „Helenen ähnlich" — das aber entschwindet; dann aber sagt er: Täuscht mich ein entzückend Bild, als „jugendlichstes, längstentbehrtes" höchstes Gut? Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf; Aurorens Liebe ꝛc. Diese Stelle zeigt so deutlich, daß Faust von der Schönheit zur wahren Herzensneigung zurücklenkt, daß der Weimarer Regisseur nicht gezaubert hat, statt „Aurorens" Margarethens zu setzen, im Sinne der richtigen Loeper'schen Auslegung (während Düntzer das Wort auf die Morgenröthe bezieht, für welche Faust als Knabe geschwärmt haben soll — als wenn aus irgend einer Rede Fausts eine solche Andeutung zu schöpfen wäre!). Weiter ist die Befreiung der Seele Fausts aus der Gewalt des Teufels nicht ein Werk der direct wirkenden Macht Gottes, sondern der „Liebe", von welcher sich Mephisto — freilich nach seiner Weise — momentan hinreißen und dabei seinen Vortheil, seinen Pact außer Acht läßt. Er sagt nach der Erhebung der Engel mit Faust:

„Ich habe schimpflich mißgehandelt,
Ein großer Aufwand, schmählich! ist verthan!
Gemein Gelüst, absurde Liebschaft wandelt
Den ausgepichten Teufel an."

Er wirft sich vor, daß Liebe ihn bethören konnte, darum hat er seine Wette verloren. Sowie nun die Liebe Faust gerettet hat, so muß sie ihn weiter führen zur Läuterung und zum Höchsten. Wollte man geltend machen, daß nur der reuig Büßende befreit werden, der gute Mensch, von dem der Herr im Prologe sagt: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange, ist sich des Bessern wohl bewußt," dann wäre der ganze Faust von vornherein falsch angelegt; dann wäre auch in der Divina commedia bedenklich, daß Virgil dem im Walde herumirrenden aber nicht reuigen Dante auf Beatricens Bitte befreite, ihn durch Hölle und Fegefeuer führt und endlich der Liebenden übergibt, damit sie ihn in das Paradies führe! Wollte man an Faust den gewöhnlichen ethischen Maßstab anlegen (dessen Berechtigung nicht etwa ganz bestritten werden soll), so gelangt man zu dem Ergebnisse — das ich schon einmal in diesen Blätter angedeutet habe — daß manche Kotzebue'sche Stücke viel moralischer seien, als der Goethe'sche Faust. Ich für meinen Theil will von dieser letzten Scene, von der Erscheinung der glorreichen Mutter ebensowenig ein Jota weggenommen wissen, als von dem Tode der armen Cordelia im Lear, deren jammervolles Ende ethisch gewiß nicht mehr motivirt ist als wie die Befreiung Fausts.

Und nun zur Musik. Es ist schon zu Anfang dieses Artikels angedeutet worden, welche Anziehungskraft „Goethes Faust" auf die Componisten ausübt. Der Grund hierfür liegt in den Ideen, wie in den äußerlichen Vorkommnissen, welche der Dichter schildert; diese sind wohl geeignet, die musikalische Phantasie zu erwärmen, zum Schaffen anzuregen. Was aber die Verse des Goethe'schen Faust betrifft, so habe ich schon in dem Aufsatze über die Musik von Schumann zu den Scenen aus Faust in diesen Blättern ausführlich nachgewiesen, wie sie mit wenigen (auch größtentheils vom Dichter selbst angezeigten) Ausnahmen sich der Verbindung mit Musik entziehen. In ihrer einfachen, schmucklosen Großartigkeit, die ohne Bild, ohne Gleichniß immer für den tiefsten Sinn das richtigste Wort bringt, stehen sie so für sich da, daß sie ebenso wenig ihrem Inhalte nach in Musik zu setzen sind, als die fünfte oder die neunte Symphonie in Worten beschrieben werden kann. Zwar sind ja viele Theile des „Faust" unzählige Male in Musik gesetzt worden, von Componisten jeder Größe; Schubert und Schumann haben unsterbliche Gesänge geschaffen auf Worte aus dem Faust. Aber obwohl dem Verfasser dieser Besprechung „Gretchen am Spinnrade" von Schubert das Lied ist, das ihn ergreift wie kein anderes auf dieser Erde, kann er doch nicht umhin, manchmal nach Lesung der Goethe'schen Verse sich zu fragen: ob der Charakter, den der Dichter an diesen Worten gezeichnet, nicht ein anderer ist, als den der Componist in seinem unbeschreiblichen Liede wiedergibt? Ob die Leidenschaft in den letzten Tacten nicht eine andere ist, als die des guten, einfachen, bei allen Fehltritten unschuldigen Gretchens? Was Schumanns Musik betrifft, so bietet diese neben Schönheiten, die nur dem Herrlichsten in der Musik verglichen werden können, doch auch Schwaches, wie z. B. das Gebet an die Mater doloross, die Scene im Dome und ganz Verfehltes wie der Chorus mysticus. Sollten alle Gründe für und wider das Componiren des „Faust" überhaupt angeführt werden, so wüchse dieser Artikel zur Broschüre an; es ist Zeit vom Allgemeinen zum Besonderen, zum vorliegenden Falle überzugehen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Herr Lassen zählt zu den ersten Capellmeistern Deutschlands; als Componist hat er durch schöne Lieder und durch eine (auch in Berlin mit vielem Erfolge aufgeführte) Symphonie sich einen hochgeachteten Ruf erworben, den seine letzte Arbeit befestigen wird. Er hat die Musik zum „Faust" in der Weise eingerichtet, daß sie manchmal als Gesang, also selbstständig, sehr oft aber nur als melodramatische Begleitung erscheint. Betrachten wir die einzelnen Nummern nach ihrer Reihenfolge, so ergibt sich uns folgendes Ergebniß: Das Vorspiel, das den Prolog im Himmel einleitet, ist edel gehalten wie der erste Chor der Engel; vortrefflich wirkt dann das melodramatische leise Summen der Bässe auf einem Tone während des Gespräches zwischen dem Engel Michael (dem Vertreter des Herrn) und Mephisto. Der Osterchor ist sehr schön; nur störte der immer wiederkehrende Trompetenton, der wohl die Glocken andeuten sollte. Die Scene vor dem Thore bot ein ganz geniales Stück: das Lied „Der Schäfer putzte sich zum Tanz". Auffassung, Ausführung und Wirkung stehen hier auf gleicher Höhe. Das melodramatisch gehaltene Motiv, welches die Erscheinung des schwarzen Pudels anzeigt, der sich später als Mephisto entpuppt, ist sehr geistreich erfunden; aber die zu ofte Wiederholung desselben in der Scene, wo Faust das neue Testament übersetzen will, wirkt zuletzt eher abschwächend auf den Eindruck der Rede, als erhöhend. Der Chor der Geister auf dem Gange ist überaus geschickt. Sehr glücklich erdacht ist der Gesang der betrunkenen lustigen Brüder, welche ihr „Uns ist kannibalisch wohl" im Kanon vortragen. In der Hexenküchenscene ist die Begleitung zu der Beschwörung (Klingen die Gläser ꝛc.) hervorzuheben. Die Scene, in welcher Gretchen erscheint, übergehen wir, weil unserem individuellen Gefühle nach die Dichtung über jeder Musik steht. Mephistos Serenade und das Requiem sind wirksam, ohne besonders Hervorragendes zu bieten. Die Walpurgisnacht hat interessante Momente, ebenso die Kerkerscene. Im zweiten Theile war merkwürdiger Weise der Chor „Wenn sich lau die Lüfte füllen" gar nicht componirt worden, obwohl gerade dieser Text sich mehr als irgend einer zur unmittelbaren Verbindung mit der Musik eignet; nur der Gesang des Ariel ertönte recht anmuthig. Der Aufzug am Kaiserhofe und der Carnevalstanz sind durchaus wirksam. In dem Zwiegespräch zwischen Faust und Mephisto könnte die Stelle, wo Faust vor dem Worte „die Mutter" erschrocken zusammenfährt, vielleicht geheimnißvoller aufgefaßt werden. Die Musik während der Beschwörung des Helena-Geistes ist geistreich. Die Erscheinung des Homunculus wird durch ein fein erfundenes Motiv illustrirt; nur kehrt dasselbe zu oft wieder. In der classischen Walpurgisnacht sind die Gesänge der Sirenen, das recitativartige, getragene Motive der Sphinxe hervorzuheben; das Bacchanale ist sogar bedeutend! Aus dem dritten und vierten Acte heben wir hervor den Chor der Trojanerinnen, den lieblichen Tanz Euphorions, den Kriegsmarsch der Mannen Fausts, das Erscheinen der drei „Gewaltigen". Im letzten Acte erschien uns das Lied des Lynceus „Zum Sehen geboren" das Bedeutendste, auch der Gesang der vier grauen Weiber und der Schlußchor wirken vollkommen. — Eine Composition, die so viel des Schönen und Interessanten bietet, ist immer als ein höchst achtungswerthes Werk zu bezeichnen. Kürzungen und kleine Aenderungen, über die nur das Erproben in der öffentlichen Aufführung entscheiden konnte, werden die Wirkung des Ganzen erhöhen.

Die Aufführung war eine des großen Werkes würdige; sie gab bis in die kleinsten Einzelheiten Zeugniß von hohem Ernste, richtiger Auffassung, künstlerischem Fleiße und dem Streben, ein Ganzes zu bieten. Die Träger der Hauptrollen Herr Brook (Faust) und Herr Otto Devrient (Mephisto) führten ihre anstrengende Aufgabe — täglich sechs Stunden fast ohne Unterbrechung auf der Bühne zu wirken — mit ungeschwächter Kraft und glücklichem Bemühen durch. Bedenken gegen Einzelnes, wie z. B. gegen den zu winselnden Ton des Faust in der vorletzten Scene (vor der Erblindung) müssen zurückweichen vor der Anerkennung der Gesammtleistung. Besonderen Preis verdient Herr Devrient, der mit der Aufgabe des Mimen noch die ungewöhnlich schwere des Regisseurs zu erfüllen hatte! Den beiden Künstlern stand Fräulein Gündel als Gretchen zur Seite. Aber auch die Vertreter der anderen Rollen verdienen ehrendste Anerkennung. Chor und Orchester leisteten unter Lassens ausgezeichneter Leitung fast durchwegs Treffliches. Die Aufnahme von Seiten des Publicums war an beiden Abenden eine begeisterte. Bis zum letzten Momente jeder Vorstellung — und eine jede dauerte nicht weniger als 6 Stunden — blieb der Antheil gleich rege. Zu den stürmischen Ovationen, die nach jedem Acte und besonders am Schlusse den Hauptdarstellern nnd dem Capellmeister und Componisten Lassen gebracht wurden, gesellten sich lauteste Dankesrufe an den Intendanten Herrn von Loën für seine Anregung und den hohen künstlerischen Eifer, mit welchem er das große Werk durchgeführt und die alte Tradition Weimars wieder zu Ehren gebracht hat.

H. Ehrlich.

Die Orthographie und D. Sanders.

(Schluß.)

Sanders hat, wie es recht und billig ist, seine Aufgabe als eine wissenschaftliche gefaßt, immerhin mit Berücksichtigung der praktischen und der patriotischen Seite der Frage. Auf die pädagogische konnte und wollte er keine Rücksicht nehmen, weil diese sich nach der wissenschaftlichen Feststellung zu richten und einzurichten hat. Nicht alle, welche glauben, ihr orthographisches Votum abgeben zu sollen, nehmen diesen Standpunkt ein, und es möge dem Schreiber gestattet sein, hierorts sich über denselben auszusprechen und theilweise zu wiederholen, was er vor einigen Jahren anläßlich einer im Auftrag des schweiz. Lehrervereins erschienenen Broschüre „über Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung" gesagt hat.

Fast sollte man glauben, daß ihr Verfasser die Sache als eine rein pädagogische auffaßte, zu deren Entscheidung keine andere Macht ein Wort zu sprechen habe, als die eine Rücksicht auf die Bequemlichkeit unserer lieben Jugend, die oft auf gar schlimmen orthographischen Pfaden wandelt. Ihr zu Liebe sollte ein großartiges Reinigungsfeuer durch die armen, großen und kleinen Buchstaben lodern und für's erste einmal ein halbes Dutzend derselben wegbrennen — spätere, noch radicalere Feuerauflagen vorbehalten! Das arme h, das lange ſ, das gelehrte ph, das unschuldige q, das vornehme y — weg mit ihnen zu anderem Trödel, — es sind zwar noch nicht alle, aber doch einstweilen fünf von den ägyptischen Plagen, deren die Jugend zu Stadt und Land fürderhin wird enthoben sein. In der That, „den Bauernknaben" ist es sehr gleichgültig, daß Philosoph aus „dem Griechischen stammt" (so hieß es wörtlich); er mag also immerhin „Filoſof" schreiben, auch der Junge in der Stadt wird dem ph keine Thräne nachweinen, wir aber, wir Aelteren und Eltern, wissen, daß die Sprache, auch derjenige Theil, welchen man Orthographie nennt, denn doch nicht um der Schuljugend und der Schulmeister willen vorhanden ist. Wir geben zu, daß die Rechtschreibung, „welche wir Schlechtschreibung nennen sollten", (S. 7), für manchen eine „Marterei" ist; ob „gänzlich nutzlos", müssen wir bezweifeln; es kommt eben darauf an, wer und wie man sie betreibt; wir sind mit dem Verfasser der Broschüre einverstanden — und wer nicht? —, daß manches Verfehlte, Pedantische und Zopfige unserer Orthographie anhänge, und doch haben wir es bei der Umschau unter den europäischen Völkern noch nicht zu dem Gefühl gebracht, daß wir „ob diesem elenden Machwerk rasend oder wenigstens schamroth würden". So arg ist's denn doch nicht. Es mag für viele Dinge gut sein, wenn man sie sucht unter ein Niveau zu bringen, ja selbst über einen Generalleisten zu schlagen — aber die Sprache scheint denn doch eine etwas zartere Rücksicht zu verdienen, zum wenigsten eine äußerst behutsame Behandlung. Wir können uns, mit dem Verfasser, für ein Princip größerer Vereinfachung erwärmen, beispielsweise die Ausmerzung des h, uns in vielen Fällen gefallen lassen (niemals aber in th, wo dieses in Fremdwörtern als gehauchtes erscheint (also nicht in Rhythmus, Mythus, Thymian ꝛc.), nie, wo es ursprünglich und stammlich ist, wie in „rauh", (obschon es die Laune bei „scheu" nicht gewollt hat); mag denn auch, vorausgesetzt, daß unsere deutsche Schrift zum Frommen der „Bauernknaben" der lateinischen (französischen) das Feld räume, das lange ſ in Frieden hinfahren; was dagegen q verschuldet hat, vermögen wir nicht zu entdecken und halten es für eine ganz überflüssige Neuerungssucht

Digitized by Google

es überall durch kw (Kwal, Kwalm, erkwicken ꝛc.) ersetzen zu wollen. Wird etwa dadurch auch „fil raum" und „fer fil zeit" erspart, zwei Argumente, welche der Verfasser alles Ernstes für Empfehlung seiner Vorschläge aufmarschieren läßt? Hat ja doch Elihuh Burrit berechnet, daß das überflüssige u in der englischen Schreibweise „in einem einzigen jare an federn, dinte, papir, saz und druk einen ferlust fon 15,000 pf. St. anrichte". Allerdings, wenn man so calculirt und argumentirt, dann sind wir alle mit einander Thoren, auch der Verfasser unserer Broschüre, auch Elihuh Burrit, alle, — mit einziger Ausnahme der Stenographen; dann ist überhaupt kein Heil mehr in der Buchstabenschrift, dann ist Herr Stolze alleiniger Schriftgott und Gabelsberger sein erster Prophet. —

Auch was ph anbetrifft, so könnten wir die schon längst vorgeschlagene Neuerung (d. h. f) uns unbedenklich gefallen lassen, wenn nur nicht, was vielleicht der Herr Verfasser und seine Neuerungsgenossen nicht bedacht haben, eine andere „Consekwenz" in vielen Fällen nöthig würde. Diese von unserem Herrn Verfasser so stark betonte, dringend empfohlene und hoch und heilig gehaltene „Consekwenz" wird nämlich verlangen, daß beispielsweise „ortografi", „geografi" (mit doppeltem f) geschrieben werde, zum Zeichen, daß a kurz zu sprechen sei; die Gelehrten und Gebildeten wissen das aus dem Griechischen auch bei einfachem ph, aber die „Bauernknaben" müssen doch ein äußeres Zeichen haben! Der Herr Verfasser anerkennt dieses Hausmittel sonst, und wir selber wollen es uns gefallen lassen, wir wollen in Gottesnamen auch mit den Doppelvocalen auskehren und annehmen, daß einfacher Consonant Zeichen der Länge, Doppelconsonant Zeichen der Kürze des voraufgehenden Vocales sei — aber warum schreibt denn der Herr Verfasser in seiner „verbesserten ortografi" stets mit hat ꝛc. und nicht „consekwent" mitt hatt? Ist er ferner „consekwent", wenn er an einem fort „hesslich" (statt „häßlich") schreibt, obwohl das besagte Eigenschaftswort doch sicher mit den Hessen sehr wenig, mit dem Haß dagegen sehr viel zu thun hat? Diese und „enliche" (so steht geschrieben statt „ähnliche") Beispiele scheinen denn doch zu beweisen, daß auch bei dem Herrn Verfasser die „consekwenz" hie und da etwas rappelt und er nicht so „ze" (so unser Orthographiker für — rathe einmal, lieber Leser? für „zäh"!) am System hängt. Ein „hoes ferdinst" (will sagen „hohes Verdienst") ist es gewiß nicht, einem precären Princip (der lautlichen Aehnlichkeit) zu Liebe alle und jede Unterscheidungszüge wegwischen zu wollen. Wenn in und im auch für ihn und ihm gelten sollen, wenn „seen" „sehen" und „Seen" bezeichnet, wenn si = „sie" und „sieh", fil = „fiel" und „viel", wenn „rede" dieses und eine „Rhede", rein unsern „Rhein" und die Eigenschaft des Reinen bezeichnen soll, wenn „Bauernknabe" und Gläser „gelert" (d. h. „gelehrt" und „geleert") werden, wenn der Vater im Zorne „schilt" und wenn er augenkrank ist, erst recht (nämlich „schielt"), so wollen wir denn doch „e wir uns diç gefallen lassen" (so der Verfasser) das gute h oder auch etwa noch, zur besseren Unterscheidung, ein ie nicht ganz von uns stoßen und das Weitere den maßvolleren unter den Germanisten überlassen, welche es gewiß nicht, wie der Herr Verfasser, für einen großen Vorzug unserer Sprache halten werden, wenn möglichst viel Wörter, die einander von Haut und Haaren nichts angehen, in der Schrift als dieselben erscheinen. Wir sind auch in der pädagogischen Anschauung der Sache ganz diametraler Ansicht mit dem Herrn Verfasser, wenn er urtheilt, daß diese neue Orthographie „statt geisttödtend zu sein, zum Denken anrege und die Urtheilskraft bei Zeiten schärfe". Wie dies möglich sein soll, wenn die Unterscheidungszeichen alle verwischt und schablonenmäßig vereinfacht werden, ist uns rein unverständlich, sintemal recte cogitare est recte distinguere. Allerdings gibt diese neue Orthographie hie und da allerliebste Räthselchen auf, was die alte nicht thut, und insofern kann sie auf jenen Ruhm Anspruch machen; z. B.: kannst du gleich errathen, geneigter Leser, was das Wort ferker bezeichnet? Ich will dir auf die Spur helfen. Es ist ein Hauptwort, ist männlichen Geschlechts, es — — „Halt!" wirst du sagen, „ich weiß es jetzt, es soll „Ferger" (so heißen die Fertiger bei Versendung der Stoffwaaren) „heißen und die neue Orthographie hat blos — ich weiß nicht, warum? — aus dem g ein k gemacht". — Fehlgeschossen! Es soll „Verkehr" heißen! Schreibe, wie du, wenn du sprichst, wünschen wirst, gehört zu werden (man verzeihe uns diese kleine Variation eines bekannten Spruchs), so lautet ungefähr die Devise der kühnen Stürmer. Nun will ich dem Herrn Verfasser selbst zu rathen geben, was ich meine, wenn ich schreibe: Vor angst ferge ich —. Er wird sagen: Vor Angst vergeh' ich (er muß nämlich consequenter Weise ferge für vergeh schreiben. — „Halt!" sag' ich, „mein Satz war noch nicht zu Ende, ich wollte sagen: vor angst ferge (= fertige) ich lauter unrechtes zeug. Weiter: In jenem soldatenkor. Meine ich ein Corps oder einen Chor? (Beides muß der Herr Verfasser kor schreiben.) Eine andere Frage: der Herr Verfasser ist ein geschworener Feind des v und des y, jenes ist in allen Fällen durch f, dieses durch einfaches i zu ersetzen. Nehmen wir an, ich sei des Verfassers persönlicher Freund. Nun, wenn er lieber seines Freundes „Ferse" sieht, als dessen „Ferse" (d. h. Verse) liest, so kann ich ihm das nicht übel nehmen; er macht vielleicht, ja wahrscheinlich das Trifolium vollzählig, indem er auch die Kuh mit einer „Färse" (d. h. Färse, so viel als junge Kuh) beschert (denn ä ist ja auch vom Uebel); wenn er ferner Silbe, Stil u. a. (d. h. Wörter, welche ganz und gar in unsere Sprache übergegangen und unser Eigenthum geworden sind; die Römer haben's mit stilus gerade so gehalten) mit bloßem i schreibt, so thut er das sogar zu meiner großen Freude, ja, er mag auch dem y in allen deutschen und deutsch gewordenen Wörtern den Krieg auf's Messer erklären — aber wenn er Ritmus, Mitus ꝛc. neuert, und aus einem frommen Mystiker gar einen Mistiker macht, so ist das eine Barbarei, gegen welche Veto und Referendum in Bewegung gesetzt werden müssen; denn, von allem anderen abgesehen, wird das y hier sogar noch gehört und wäre im Nothfalle eher durch ü zu ersetzen.

Auch hier eine Frage an den Herrn Verfasser und Genossen: in dem Satze „di lider neigten sich —" was meine ich? Rathen Sie einmal! Ich kann meinen: 1) die Lyder neigten sich — zur Flucht. 2) Die Lider neigten sich — zum Schlaf. 3) Die Lieder neigten sich — zu Ende. Kann man jene Gleichschreiberei wirklich für eine Vereinfachung im Interesse der Logik und der Jugend halten? Eine Bemerkung des Herrn Vers. — wir gestehen es ungern — hat uns sogar einige Zweifel an seinem richtigen oder, wenn man lieber will, feinen Ohr eingeflößt. Er will nämlich principiell (also behufs der Vereinfachung) ai als Doppelvocal ausmerzen gegen ei, „da ja ei bekanntlich in reinerer Aussprache immer wie ai gesprochen wird". Wo in aller Welt wird dies so gehalten? In welchem Winkel Deutschlands wird Leib und Laib gleich gesprochen? wo Seite und Saite? Weder ist dies, wenn es Einzelne aus Affectation thun, besonders schön, noch richtig, noch auch (für 99% der Deutschsprechenden) wahr. Thatsache ist nur, daß sehr oft ei wie ai lautet, daß aber beispielsweise zwischen weine und Weine ein hörbarer lautlicher Unterschied stattfindet, während Freund Hein und der Hain sich dem Klang nach durchaus nicht unterscheiden.

In zwei Punkten gehen wir mit dem Herrn Verfasser einig 1) in der Beschränkung der Majuskeln auf den Anfang des Satzes, auf Eigennamen und auf besonders betonte Wörter und 2) in der ausschließlichen Anwendung der lateinischen Schrift (obwohl dies eigentlich nicht zum orthographischen Capitel gehört); letzteres sowohl aus praktischen als auch aus kalligraphischen Gründen; denn die Kalligraphie kann nur dabei gewinnen und die Achtung der europäischen Culturvölker, die ja auf diesem Boden längst geeinigt sind, wird auch nicht abnehmen, wenn wir in ihr Unisonoconcert endlich einmal eintreten. Es scheint zwar nicht consequent, nachdem wir dem Sanders'schen Verdeutlichungsstreben oben das Wort geredet haben, für die Beschränkung des Majuskelreichthums zu plädiren, aber hier ist ein Punkt, wo die Logik und die Geschichte gegenüber der lieben Bequemlichkeit ihr vereintes Votum und Veto abgeben. Ja,

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

wäre man nur einig, was ein Hauptwort ist! Viele und gediegene Gelehrte halten das Zeitwort dafür; der Vorschlag der Majuskelbeschränkung hat also auch den praktischen Vortheil, daß er eine ganze Schaar von Streitfragen, Spitzfindigkeiten und Nergeleien wenigstens für das Auge ein für allemal beseitigt. Im übrigen, so sehr wir auch die Wünschbarkeit eines principiellen Verfahrens in Sachen deutscher Orthographie anerkennen, so möchten wir keineswegs mit dieser Energie in den vom Herrn Verfasser am Schlusse seiner Broschüre erhobenen „manruf“ einstimmen, der sich an alle Stände und Berufsarten wendet, mit einem Feuereifer, als ob das Vaterland in Gefahr stände! Nur maßvoll — möchten wir rufen — auf Gebieten, die auch nicht von einem Tag auf den andern sich gebildet haben. Betrachten wir es noch mit mildem Aug' und Sinn, wenn einer seine „Großmut“ ohne h läßt, wenn er nur nicht seiner „Großmuther“ ein solches als häßlichen Höcker aufbürdet; erkennen wir an, oder anerkennen wir, daß ein kleiner Spielraum hie und da oder hier und da gar nicht so schädlich ist oder sei, daß die Sprache dadurch noch lange nicht mißhandelt oder gemißhandelt wird, wenn wir unseren Lesern, statt unsere Leser, versichern, daß der Buchstab, auch Buchstaben genannt, tödtet, der Geist aber lebendig macht. Es sollte uns freuen, wenn auch Herr Sanders, mit dessen in seinem orthographischen Wörterbuch durchgeführten Principien wir meist einig gehen, diesem Excurs, vielleicht auch der Wünschbarkeit der beiden angedeuteten Punkte seine Billigung nicht versagen sollte.

J. Mähly.

Notizen.

Die großen Staatsactionen der letzteren Zeit sind noch nicht vollendet und haben wie gewöhnlich neben bedeutsamen Erinnerungen eine kleine Nachlese für die aufmerksame Tageschronik zurückgelassen. Bemerkenswerth war während der hiesigen Conferenz inmitten des Kommens und Gehens das stille Behagen derjenigen beiden Botschafter, deren Minister anwesend waren. Die Zufriedenheit derselben war nicht nur durch die Ueberzeugung von der Fortdauer des Dreikaiserbündnisses veranlaßt, sondern auch dadurch, daß sie Dank der persönlichen Gegenwart ihrer Chefs keine Depeschen zu schreiben brauchten. Charakteristisch und lehrreich war andererseits die Haltung mehrerer öffentlicher Organe Angesichts der Mordscenen in Salonichi. Man wußte nicht sogleich, ob und in welchem Maße man sich entrüstet zeigen sollte. Frankreichs Verwerthung des Zwischenfalls, um seinen Wiedereintritt in die europäische Action zu vermitteln, gab zu denken. So wartete man auf eine officiöse Parole und hielt inzwischen vorsichtig den Athem an. Zwei dem muselmännischen Fanatismus geopferte Consuln sind allerdings gespenstische Erscheinungen und ihr Andenken wird dem Sultan wie ein Menetekel an der Wand seines Haremś den Schlaf gestört haben. Auch hier zu Lande war, als die Nachricht eintraf, eine gewisse Bewegung unverkennbar. Aber sich in solchen Fällen öffentlich seinen Gefühlen hinzugeben, kann bedenkliche Folgen haben. So herrschte in den ersten Tagen eine gespannte Erwartung bei den mit Abfassung zeitgenässischer Historien beschäftigten Leuten. Auch in den inneren Fragen überwiegt die Unsicherheit. Niemand weiß recht, welcher Wind mit Rücksicht auf die nächsten Wahlen in der oberen Region weht. Die doch so sehr artige Majorität genügt nicht mehr. Schon wieder wird von neuen Parteiformationen, von Conservativen, Agrariern und ähnlichen Völkerschaften gesprochen. Woher die Agrarier wohl stammen mögen? Das Conversationslexikon gibt keine Auskunft darüber. Ein Professor, der deswegen unter der Hand befragt wurde, meinte, sie kämen wohl aus America's Hinterwäldern, was auch die etwas crude Sprache ihrer Wortführer erklären würde. Die künftige Majorität würde danach einen sonderbaren, schwerlich harmonischen Anblick darbieten. Es wird damit gute Wege haben. Einige Träger der herrschenden Politik gingen aber wieder mit sich in's Gericht und wußten nicht, wodurch sie sich die Gunst an hoher Stelle verscherzt haben sollten. Ungestört ihren Weg zu gehen und sich den Henker um die wetterwendischen Orakel mehr als nöthig zu kümmern, das will den Herren noch immer nicht gelingen. Man würde ihnen nicht alle vier Wochen mit Kündigung des bisherigen Verhältnisses drohen, wenn sie endlich auf eigenen Füßen zu stehen lernen wollten. Jetzt will man wenigstens die nach rechts flankirte Gruppe der Partei in eine Mésalliance mit Reactionären, Zöllnern und Protectionisten pressen, wozu sie doch nicht die Hand bieten kann. Das gegnerische Treiben enthält die bekannte Mahnung: Seid einig, haltet fest zusammen, entsagt der kameradschaftlichen Nachrede, dem Coulissenklatsch und ähnlichen angestammten Neigungen. Die Erbschaft der raisonnirenden Zeit, wo die Parteien keine politische Verantwortlichkeit hatten und sich gehen lassen konnten, muß endlich abgewiesen werden. Das Thema ist ergiebig und es wird sich bei größerer Muße darauf zurückkommen lassen. Wer solche Dinge offen bespricht, setzt sich allerdings biedermännischer Verlästerung aus. Diese hat sich indessen bis jetzt unschädlich erwiesen und wird auch weiterhin wohl nicht gefährlicher werden.

Offene Briefe und Antworten.

Der bestverleumdete Naturforscher.

Daß meine in der Gegenwart abgedruckte Beurtheilung von Agassiz' Werken und Wirken bei seinen Freunden, leiblichen und geistigen Vettern, sowie der großen Schaar seiner Gesinnungsgenossen keine sonderlich freundliche Aufnahme finden konnte, daß man über Lüge und Verleumdung schreien würde, war mir natürlich von vorn herein klar, aber ich hätte nicht geglaubt, daß man so weit gehen würde, einen ausführlichen, in den Hauptpunkten bestätigenden Commentar zu meinen Ausführungen zu geben. Es war dies meines Erachtens der schlechteste Dienst, welcher dem „Bestverleumdeten“ erwiesen werden konnte. Ehe ich genauer auf diesen Rettungsversuch eingehe, muß ich einige äußerlichen Punkte berichtigen. Herr Eichhorn meint, der „Schöpfungsplan“ und Häckels „Ziel und Wege“ seien die einzigen Quellen, aus denen ich meine Darstellung geschöpft habe; er muß die Artikel sehr oberflächlich gelesen haben, sonst würde er darin manches Thatsächliche gefunden haben, was in den genannten beiden Quellen nicht enthalten ist. Die nächste Veranlassung gab allerdings der unglückliche „Schöpfungsplan“ und die demselben vorgedruckte, mehr als übertriebene Preisung unseres Helden. Die ersten Striche waren bereits gethan, ehe die Streitschrift meines stärker als jemals Agassiz angefeindeten Freundes erschienen war, und habe ich dann allerdings die mir freundlichst zur Verfügung gestellten Mittheilungen zur Vervollständigung meiner Charakteristik benutzt. Der Artikel hat den guten Erfolg gehabt, daß, wie uns die geehrte Redaction mitgetheilt hat, jenes komische Machwerk, welches den Anlaß meines Vorgehens gab, durch Agassiz' Gattin für das untergeschobene Werk eines Journalreporters erklärt worden ist, und für die Herbeiführung dieser Erklärung müßten mir die wirklichen Freunde des „Bestverleumdeten“ bei allem ihrem sonstigen Zorne aufrichtig dankbar sein. Leider können sie nicht Alles, was Agassiz sonst geschrieben und gelehrt, für ebenso untergeschoben erklären, sonst stünde er allerdings sehr rein da. Was den vermeintlichen Fanatismus der Darwinianer anbetrifft, so hat Herr Eichhorn ein Scherzwort Häckels für Ernst genommen. Prof. Michelis hat zwar, und im bittern Ernste, alle Universitäten Deutschlands zu einem Ketzerspruch gegen Häckel aufgerufen, aber dieser denkt nicht daran, ihn dafür braten zu lassen. Das mich be-

Digitized by Google

treffende Citat von den „Idioten, Schwätzern u. s. w." ist ein grober Mißbrauch meiner Worte durch gefliſſentliche Verſchweigung des Zuſammenhanges. Ich habe geſagt, wer an die bedingungsloſe Erblichkeit gewiſſer operativer Eingriffe glaube und zugleich die Erblichkeit langſam erworbener, alſo ganz in Fleiſch und Blut übergegangener Natureinwirkungen beſtreite, der müſſe ſich gefallen laſſen, zu einer der genannten Kategorien gerechnet zu werden, und ich glaube kaum, daß ein vernünftiger Menſch in dieſer faſt mathematiſchen Schlußfolge Mangel an Logik oder gar fanatiſche Verblendung entdecken kann, wie dies Herr Eichhorn gleichwohl fertig bringt.

Was nun den Kern der Sache betrifft, die Majeſtäts-„Verleumdung" geſagt zu haben, daß Agaſſiz wiederholentlich das Verdienſt fremder Forſcher für ſein eigenes ausgegeben habe, ſo geſteht der Anwalt nach vielem Hin- und Herreden, daß dieſe Aneignungsſucht, fremdem Eigenthum gegenüber, allerdings zu den ſchwachen Seiten des „Beſtverleumdeten" gehört habe, und ſogar die „ſchwächſte" darunter geweſen ſei. Ich conſtatire, daß wir alſo in dieſem Cardinalpunkte völlig übereinſtimmen. Aber wie es unſere ſehr verſchiedenen Standpunkte erklären, ſieht der Neffe darin einen leicht entſchuldbaren Fehler des Oheims, der Gegner eine des Wahrheitſuchers von Profeſſion beſonders unwürdige Schlechtigkeit, die Jeden mit gerechtem Mißtrauen gegen die übrigen „Seiten" des Gefeierten erfüllen muß. Einen Mann, von dem ſein leiblicher Bruder vor Gericht ausſagte, er ſei ein herzensguter Menſch, nur mit der „kleinen Schwäche" behaftet, Nichts liegen laſſen zu können und Jeden, der ihn bei Befriedigung derſelben ſtöre, niederzuſtoßen, und es ſei eine böswillige Verleumdung, wenn der Staatsanwalt dieſen herzensguten Menſchen Raubmörder ſchelte, würde der Gerichtshof dieſen Mann freiſprechen? Die Art, wie Agaſſiz verfuhr, war doch etwas anders, als ſie der Neffe darſtellt, ſonſt würden Schimper, Déſor, Clark und wer noch ſonſt, keinen Anlaß gehabt haben, öffentlich ſo gegen den wohlwollenden Freund aufzutreten, wie ſie es mußten, wobei ich das Hauptgewicht auf die Wiederholung der Anklagen lege.

Womöglich noch verfehlter als der Entſchuldigungsverſuch, hinſichtlich der Ausbeutung gewonnener Arbeitskräfte, iſt die Belaſtung Schimpers als eines Querulanten, um den Mißbrauch der Freundſchaft zu erklären. Wer hätte gedacht, daß man jene ſchwache Vertheidigungsſchrift, in welcher Agaſſiz mit cyniſcher Offenheit geſteht, die Nennung des früher wenigſtens als Mitentdecker von ihm erwähnten Freundes unterlaſſen zu haben, weil er mit ihm gebrochen, jemals und nun ſogar zu Agaſſiz' Rechtfertigung (!) der wohlverdienten Vergeſſenheit entreißen würde? Niemals iſt das Parteiprogramm: „Niemand darf geſtrichen ſein als wir und unſere Freunde!" ſo ruhig in die Welt geſchleudert worden, als in dieſer ſogenannten Vertheidigung. Eben wegen dieſer notoriſchen Ausbeutung fremder Gedanken und Arbeiten habe ich ihn einen Gründer genannt und ich denke, daß das eine ziemlich milde Beurtheilung war. Ferner habe ich geſagt, daß Agaſſiz nach Amerika ging, weil die Firma in Europa nicht mehr zu halten war; Herr Eichhorn belehrt uns aber, daß es vielmehr geſchah, weil der „Gründer" vor dem Banqueroute ſtand, der Unterſchied iſt in der kaufmänniſchen Sprache nicht erheblich.

Zu dem Vorwurfe übergehend, ich hätte Agaſſiz ohne Grund einen Frömmler und Heuchler geſcholten, bemerke ich, daß dieſer Vorwurf ihm nicht von mir allein, ſondern von aller Welt gemacht worden iſt. Sein Freund John Becker, der zwanzig Jahre lang in den Vereinigten Staaten gelebt hat und wie kein eben erſchienenes Buch: Die hundertjährige Republik beweiſt, überall die Augen offen gehabt hat, beſtätigt mir, daß unter den urtheilsfähigen Leuten Americas nur eine Stimme über den eigentlichen Charakter des frommen Mannes geherrſcht habe. Gerade im Vergleiche dieſer abſichtlich zur Schau getragenen Frömmigkeit, ſogar bis in naturwiſſenſchaftliche Werke, wo ſie nicht hingehörte, mit der bewieſenen Nichtachtung vor dem Rechte der Mitmenſchen, erkenne ich die zweifelloſen Kriterien der Frömmelei; aber ich gebe gern zu, daß Heuchelei ein Vorwurf iſt, den man nicht juriſtiſch beweiſen kann, denn ſelbſt in flagranti ertappt, wird ein rechter Heuchler ſeine Charaktereigenthümlichkeit niemals eingeſtehen, ſondern höchſtens zugeben, der Teufel habe ihn im Augenblicke geritten. Herr Eichhorn hätte ſich alſo auch in dieſem Punkte mir gegenüber nicht zu der Rolle des Schauſpieler Antonius erniedrigen ſollen, er erweiſt mir dadurch viel zu große Ehre, denn ich erhebe keinen Anſpruch auf den Charakter eines Brutus, aber ich habe eine ſtarke Abneigung gegen allen Schein und alle Frömmelei, und glaube, daß man die Wahrheit ſagen ſoll, auch wo ſie verletzt.

Was zum Schluſſe das zähe Feſthalten an längſt widerlegten Irrthümern anbetrifft, ſo ſcheint Herr Eichhorn, wie er verſchämt zugibt, auch darin nicht gar ſo himmelweit von der Anſicht des Unterzeichneten abzuweichen, und die ganze Differenz ſchrumpft immer mehr zuſammen. Des Beſtverleumdeten Verdienſte als beſchreibender Naturforſcher, als Forſchungs-Unternehmer in großem Style, die Herr Eichhorn feiert, habe ich bereitwilligſt anerkannt, und am Schluſſe meiner Charakteriſtik noch beſonders hervorgehoben. Ich theile ferner die Meinung, daß man das Streben eines Naturforſchers nicht nach den erlangten Erfolgen beurtheilen dürfe, und mache es nicht zum Vorwurf, daß Agaſſiz die Wiſſenſchaft direct im Verhältniß zu den in Bewegung geſetzten Mitteln ſo wenig gefördert hat. Ich habe mich über die „Haßler Expedition" auch nicht deshalb luſtig gemacht, weil ſie beziehungsweiſe arm an Ergebniſſen war, ſondern weil ſie mit einem echten Gründer-Proſpecte in die Welt geſetzt wurde. Ich muß es daher Herrn Eichhorn und Genoſſen überlaſſen, Agaſſiz weiter den „beſtverleumdeten" zu nennen, obwohl mir für ſeine Entgegnung der Titel eines „ſchlechtvertheidigten" Naturforſchers paſſender erſchienen wäre.

Carus Sterne.

Inſerate.

Fr. Spielhagen

hat ſoeben einen neuen Roman von 3 Bänden unter dem Titel:

„Sturmfluth"

vollendet, und erſcheint derſelbe vor der Buch-Ausgabe im Laufe des Monats Juni im Feuilleton des

„Berliner Tageblatt"

(Verlag von Rudolf Moſſe),

worauf die vielen Verehrer des berühmten Dichters beſonders aufmerkſam gemacht werden.

Für den Monat Juni nehmen alle Reichs-Poſt-Anſtalten Abonnements auf das „Berliner Tageblatt" mit Sonntagsblatt und dem illuſtr. humor. Wochenblatt „Ulk" zum Preiſe von 1 M. 75 Pf. (für alle 3 Blätter zuſammen) jederzeit entgegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji

in vier Geſängen von

Ferdinand Gregorovius.

Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Immer mehr gelangt dieſe anmuthige Dichtung, ein im altrömiſchen Geiſte geſchaffenes idylliſches Epos, zu verdienter Würdigung und Verbreitung. Auch in der vorliegenden dritten Auflage wird es ihr an erweiterter Theilnahme nicht fehlen.

Das Gedicht liegt außerdem in einer illuſtrirten Prachtausgabe, mit Original-Compoſitionen von Theodor Groſſe, vor (Preis 7 M.), deren artiſtiſche Ausführung dem gewählteſten Büchertiſch zur Zierde gereicht.

In allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken iſt zu haben:

V. Tissot,

Reiſe in das Milliardenreich.

2 Theile in 1 Band. 25 Bogen. Preis 3 M.

Verlag von H. Körber in Bern.

In unſerem Verlage ſind erſchienen:

Aus meinem Bühnenleben.

Erinnerungen von Karoline Bauer.

Herausgegeben von Arnold Wellmer.

Zweite reich vermehrte Auflage.

Erſter Theil.

Inhalt: Karoline Bauer? I. In der Heimath 1808—24. 1) Meine Eltern. 2) Die kleine Komödiantin. 3) Neue Heimath, neues Leben. 4) Die kleine Gouvernante. 5) Die erſte Gage. 6) Das erſte Engagement. II. Berlin 1824. 1) In und an der Königſtadt. 2) Heiße Bretter. 3) Rahel. 4) Eine heitere Kunſtpauſe.

25 Bogen 8. Mit Porträt. Geh. 5 M. 25 Pf. Eleg. geb. 6 M. 75 Pf.

Komödianten-Fahrten.

Erinnerungen und Studien

von Karoline Bauer.

Herausgegeben von Arnold Wellmer.

Inhalt: Karoline Bauer! I. Mannheim; II. Potsdam; III. Hamburg; IV. Königsberg; V. Memel; VI. Leipzig; VII. Braunſchweig; VIII. Lübeck.

20 Bogen 8. Mit Porträt. Geh. 7 M. 50 Pf. Eleg. geb. 9 M.

Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Verlag von Theodor Stürmer in Stuttgart.

Tägliche Uebungen für die

Violine

von **Edm. Singer.**

Preis 3 M. netto.

Die berufene Feder eines Fachmannes schreibt hierüber: „Es ist uns kein Werk bekannt, das in so vorzüglicher Weise die Ausbildung der linken Hand fördert, und zugleich sich dem Anfänger, wie dem fertigen Spieler als nützlich erweist."

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Der 1. Band der III. Serie ist soeben erschienen und an die **Mitglieder des Vereins** versandt worden:

Sittenbilder aus dem Morgenlande

von **H. Vambéry.**

Der Inhalt der weiteren Bände dieser Serie ist: Bodenstedt, Fr., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder. Büchner, L., Aus dem Geistesleben der Thiere. Dingelstedt, Franz, Literaturbilder. Goldbaum, W., Entlegene Culturen. Lindau, Paul, Alfred de Musset. Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Für Nichtvereinsgenossen werden diese Werke nur später und zu erhöhtem Preise abgelassen. Sämmtliche Bände sind elegant in engl. Leinen mit reicher Deckelpressung gebunden.

Statuten und Prospecte des Unternehmens sind durch jede Buchhandlung zu beziehen. Der Preis pro Serie von 7 Bänden ist 30 M.

Berlin, 15. Mai 1876.

Verlagsbuchhdlg. von A. Hofmann & Co., Französ. 17.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Um

Meines Lebenstages Mittag.

„Nel mezzo del cammin di nostra vita."

Terzinen

von

Wilhelm Jensen.

Ein Band kl. 8., sehr eleg. ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 M.

Eleg. in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 M.

Don Juan d'Austria.

Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen

von

Albert Lindner.

Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 M.

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Naturwissenschaftliche

Studien und Kritiken.

Für Gebildete.

Von

Dr. Hermann J. Klein,

Herausgeber der „Gaea".

Preis 3 fl. ö. W. = 3 Mark.

Inhalt: Ueber die Fortschritte der Naturwissenschaften in den letzten Jahren. — Die Verwandtschaft der Naturkräfte. — Die Entstehung der Welt. — Der Bau des Himmels. — Die veränderlichen Sterne. — Die Eiszeit. — Ueber Erdbeben. — Die Urzeugung u. a. m.

Verlagsbuchhandlung Leykam-Josefsthal in Graz.

Nordseebad Helgoland.

Eröffnung der Saison am 1. Juni, Schluß am 9. October.

Die mitten im Meere gelegene Insel bietet durch ihre Lage bei jedem Wetter, bei jedem Winde **die schönsten Bäder und die reinste Seeluft;** wegen letzterer ist Helgoland auch als **klimatischer Curort** sehr besucht. **Neues prachtvolles Schwimmbassin,** verbunden mit russischem Dampfbade. Ausgezeichnet gute Logis, vortreffliche Verpflegung, billige Preise. Stets interessante Abwechselungen durch Bälle, Concerte, Theater, die gewähltesten Zeitungen, durch Meerfahrten in Ruder- und Segelschiffen, Jagd, Fischerei und Hummerfang, **sowie durch die so berühmten Grottenerleuchtungen.**

Telegraphische Verbindung mit dem Festlande.

Regelmäßige Dampfschiffsverbindung von Hamburg durch das der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft gehörende große, mit eleganten Salons und jeglichem Comfort ausgestattete Postdampfschiff

„Cuxhaven", Capitain Röhrs.

Vom **10. bis 24. Juni** jeden Sonnabend. **Vom 25. Juni bis 9. Septmber** jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Vom **10. bis 30. September** jeden Donnerstag und Sonnabend. Vom **1. bis 9. October** jeden Sonnabend. — Von **Helgoland nach Hamburg jeden folgenden Tag, jedoch Sonntags bei Helgoland verweilend. Abfahrt von Hamburg: Bis 31. August Morgens 9 Uhr. Vom 1. September bis 9. October Morgens 8 Uhr.** Billetverkauf an Bord des Schiffes, **desgleichen Zahlung für das Landen und an Bord bringen.** — Von Bremerhaven-Geestemünde nach Helgoland fährt der dem Norddeutschen Lloyd gehörende **Doppelschrauben-Dampfer**

„Nordsee", Capitain Schulken.

Vom 1. Juli bis 30. September jeden Sonnabend nach Helgoland, jeden Montag zurück. Abfahrt von Bremerhafen-Geestemünde nach Ankunft des ersten Bremer Personenzugs; die Rückfahrten werden stets so eingerichtet, daß die Ankunft rechtzeitig mit den durchgehenden Eisenbahnzügen zusammentrifft. Während der Winter- und Frühjahrs-Saison fährt ein schönes, sicheres Dampfschiff **von Mitte October bis Ende Mai regelmäßig**

jeden Montag von Bremerhafen-Geestemünde nach Helgoland,
jeden Dienstag zurück nach dem Continente.

Durch diese neue Einrichtung ist die Verbindung zwischen Helgoland und dem Continent das ganze Jahr hindurch eine ununterbrochene, und ist also die Insel als klimatischer Curort in jeder Jahreszeit bequem zu erreichen. — Bestellungen auf Logis übernimmt die Direction, während die Badeärzte, der Landesphysikus Herr Geh. Rath Dr. v. Aschen und Herr Dr. Zimmermann auf ärztliche Anfragen Auskunft ertheilen.

Helgoland, April 1876. **Die Direction des Seebades.**

= Wiesbaden. =

Die Sommersaison ist eröffnet.

Im Herbst: Traubencur.

Städtische Cur-Direction.

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Funktionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch bei **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs,** namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und Kiefernadelbäder. Molkenkur.

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.** Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt **Homburg** zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, ½ Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer **Villegiatur.**

Im Park **Skating Rink** (Sommerschlittschuhbahn).

Die Berliner Akademie der Wissenschaften

hat die am 3. Juli 1874 gestellte Preisaufgabe in zweierlei Fassung gegeben. Die Monatsberichte stellen die Frage: Ob die Ursachen der Verschiedenheit gehärteten und ungehärteten Stahls physikalische, chemische oder beide seien; die später erschienenen Abhandlungen theilen mit, die Akademie habe die Unterschiede und deren Ursachen selbst der Untersuchung aufgegeben. Die ganze verschämte Fassung dieser Mittheilung (z. B. das Fehlen der üblichen Anführungszeichen) läßt zweifeln, ob dieselbe eine Veränderung, Ergänzung, Correctur der Preisfrage selbst, eine Aenderung ihres Wortlautes ohne sachlichen Unterschied, oder einen nicht-authentischen, etwa aus dem Gedächtniß citirten, Bericht über dieselbe bedeuten sollte. Ob und wie viele Bearbeitungen der Aufgabe eingelaufen sind, wird der verehrten Akademie zur Zeit bekannt sein; sie hat wohl die Güte, bei der Preisertheilung im Juli d. J. anzugeben, welche der Preisschriften die ursprüngliche, die veränderte oder beide Fassungen der Preisfrage verarbeitet haben mögen.

4. Mai 1876. **W. Schlömilch.**

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von F. C. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 52.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 27. Mai 1876. Band IX.

AP 30 .D75 v.9 1876

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Formulirung des Eides in der Reichsjustizcommission. Von Theobald Ziegler. — Eisschifffahrt. Von Julius Payer. — **Literatur und Kunst:** Die Leistungen des Königlichen Schauspielhauses unter der Verwaltung des Herrn v. Hülsen. Von Paul Lindau. IV—VI. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Gastspiel der Meininger. „Der Erbförster" von Otto Ludwig. „Wilhelm Tell" von Schiller. Besprochen von P. L. — Aus dem Verein Berliner Künstler. Von O. v. Leixner. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Ein Leipziger Professor und die „Geschichte des Dramas". Von J. L. Klein. — Inserate.

Die Formulirung des Eides in der Reichsjustizcommission.

Der württembergische Reichstagsabgeordnete Haugg, Mitglied der Reichsjustizcommission, begleitet im „Schwäbischen Merkur" seine Mittheilung, daß am 8. Mai sowohl der Antrag, die Eidesformel auf die Worte: „ich schwöre" zu beschränken, als der Vermittelungsantrag Laskers, wenigstens für solche Personen, welche keiner der in einem Bundesstaate anerkannten Religionsgesellschaften angehören, diese kürzere Eidesformel zuzulassen, wiederum mit großer Mehrheit abgelehnt worden sei, mit Worten lebhaften Bedauerns. Da nun aber dieser Beschluß der Reichsjustizcommission, wiewohl immerhin präjudizirend für die Entscheidung im Reichstage selbst, doch kein unumstößlicher und endgültiger ist, so dürfte Angesichts neuester Vorgänge in Deutschland selbst und Angesichts der Thatsache, daß eben erst im italienischen Parlament die von der Reichsjustizcommission verworfene Formel: „ich schwöre" acceptirt worden ist, eine eingehendere Besprechung dieser Frage wohl angezeigt sein. Mit vollem Recht hat bei der bekannten Breslauer Affaire, wo der Eidverweigerer sich darauf stützte, daß er die Formel des Eides nicht gebrauchen könne, weil er nicht an einen Gott glaube, dieselbe also seiner Ueberzeugung zuwiderlaufe, eine größere Zeitung, ich glaube es war die „Weserzeitung", denselben darauf aufmerksam gemacht, daß seine Weigerung vom staatlichen Standpunkte aus eine durchaus unberechtigte sei; so lange das Gesetz, das diese Formel vorschreibe, zu Recht bestehe, habe sich der Staatsbürger demselben unbedingt zu unterwerfen, und die Berufung auf sein Gewissen müsse unberücksichtigt bleiben; denn das Privatgewissen eines beliebigen X stehe ohne Weiteres unter, nicht über dem Willen des Staates. Zugleich aber wies sie ihn hin auf die Möglichkeit einer Abänderung des Gesetzes als den einzig legalen Weg, seine Anschauung zur Geltung zu bringen. Die Gelegenheit hierzu ist jetzt gegeben.

Die Wahrheit zu reden ist eigentlich Jedermanns Pflicht, allein thatsächlich nicht Jedermanns Sache. Daher hat man seit ältester Zeit verschiedene Formen gewählt, die die Forderung Dessen, der die Wahrheit hören will, ebenso wie die Forderung des Andern, der Glauben finden will, sicher stellen und befriedigen sollen. Die Verfluchung ist hierfür die älteste und nächstliegende Form. Aus ihr geht die factisch mit ihr identische, aber äußerlich abgeschwächte und humanere Form unseres Eides hervor. Am humansten und civilisirtesten ist das Geben des Ehrenworts. Wenn nun der Staat in den Fall kommt, in wichtigen seine eigene Existenz und Wirksamkeit oder das Wohl seiner Angehörigen berührenden Fragen um jeden Preis Wahrheit zu fordern, so hat er die Wahl zwischen den beiden letzteren Formen. Wohl könnte man sagen, eine solche Formulirung sei überhaupt nicht nöthig. Der Staat dürfte ja nur sagen: wenn du in diesem Falle nicht die Wahrheit sagst, wird dein Lügen mit Zuchthaus bis zu so und so viel Jahren bestraft. Allein einmal braucht es schon der Abkürzung halber für diese Willensmeinung des Staates einer äußeren Form, wie bei jedem andern wichtigen und ernsthaften Vorgang im menschlichen Leben, und dann muß eben der Ernst eines solchen Ausspruchs den Leuten, vor Allem den Ungebildeten klar gemacht werden, und dazu ist ein feierlicher auf die äußeren Sinne wirkender Apparat unentbehrlich.

Damit ist eigentlich auch schon die Antwort gegeben auf die Frage: Schwur oder Ehrenwort? Natürlich Schwur. Denn mit dem Ehrenwort nehmen es gar Viele allzu leicht. Ehre ist ja überhaupt ein schwer definirbares Ding; Lessing läßt die Minna von Barnhelm sagen: Die Ehre ist — die Ehre! Und es ist eine lächerliche Fiction z. B. in der Republik, der es die politischen Phrasenmacher nachplappern, daß es nur Eine Ehre gebe. Es gibt nicht nur factisch eine National-, eine Standes- und Amts-, eine Buben- und Mannes-, eine Geschlechtsehre, sondern es gibt geradezu eine individuelle Ehre, die Jeder ganz allein für sich hat und hinsichtlich deren er keinen Andern dreinreden läßt. Ehre ist die Anschauung von dem Werth der öffentlichen Meinung, des Urtheils Anderer über mich, und diese Anschauung wird bei jedem Volk und Stand und Alter eine andere, dieser Werth wird für jeden Einzelnen ein höchst verschiedener sein. Also kann offenbar der Staat ein so variables und individuelles Ding wie die Ehre nicht brauchen, um darauf seinen Anspruch auf Wahrheit zu gründen, so wenig, daß er häufig in den Fall kommen wird, durch die Anwendung des Eides einen falschen Ehrbegriff zu corrigiren, einen richtigen Ehrbegriff zu schützen. Das ist das Eine; und das Andere ist die thatsächlich vorhandene (darin hat Herr Hofmann ganz recht gehabt) Verwilderung unseres Volkes. Der Ungebildete braucht Droh- und Schreckmittel unter Anderem auch dafür, daß er die Wahrheit sagt, und ein solches ist auch für die meisten der Atheismusgläubigen, und für diese erst recht, die Furcht vor einem Strafgericht des Himmels. Also bleibt der Eid das einzig Mögliche und Richtige.

Ist so der Eid für den modernen Staat unentbehrlich, so hat sich Jeder ohne Ausnahme demselben zu unterwerfen, und daher ist die Eidverweigerung als solche schlechthin unstatthaft. Auch gibt es nur Wenige, die aus religiösen Gründen den Eid

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

überhaupt verwerfen. Jesus allerdings hat, trotz aller theologischen Ausflüchte, das Schwören absolut verboten. Die christliche Kirche aber hat in richtiger Würdigung der menschlichen „Herzenshärtigkeit" den Eid acceptirt, um durch diese Inconsequenz staatsfähig zu werden. Eben darum ist aber auch keine Religionsgesellschaft oder Secte berechtigt, den Eid zu verweigern, und der Staat darf hierin keinerlei Concessionen machen.

Nun aber zur Form des Eides. Der Staat bedient sich beim Schwur der Religion und das hat etwas Mißliches für alle Diejenigen, die keine Religion haben oder zu haben behaupten. Allein da eigentlich doch Niemand die Religion als solche leugnet, so ist von dieser Seite her die Gefahr einer Einsprache schwerlich zu fürchten. Erst wenn man einen Schritt weiter geht, beginnen die Differenzen. Ich schwöre bei Gott — da kommen sofort die thatsächlich nun einmal nicht mehr ganz vereinzelten Atheisten und sagen: wir glauben überhaupt an keinen Gott. Ich schwöre, so wahr mir Gott helfe — dagegen erhebt sich die ganze große Schaar der Pantheisten, denn von einem Helfen, einem Eingreifen Gottes ist für sie keine Rede mehr, und ebensowenig können sie schwören bei Gott dem Allwissenden, eher noch bei dem Allmächtigen und Allgegenwärtigen.

Welche dieser Anschauungen hat Recht? Sicherlich ist es nicht Sache des Staates, das zu entscheiden. Wohl aber ist es die Pflicht des modernen Staates, gegen alle berechtigten Meinungen tolerant zu sein. Toleranz aber besteht eben darin, den Glauben eines Jeden, soweit er kein staatsgefährlicher ist, auf's sorgfältigste zu schonen und zu respectiren. Tolerant also, das ergibt sich damit sofort, ist nur die Formel: „ich schwöre". Ihrer können sich Alle bedienen, die den Eid nicht überhaupt verwerfen, d. h. Alle, welche Staatsbürger bleiben wollen. Am intolerantesten ist die Formel: ich schwöre, so wahr mir Gott helfe; denn sie setzt den bestimmten Gottesbegriff des Theismus voraus, und ebenso verhält es sich mit der Anrufung des allwissenden Gottes. Eine Concession nach links, ein Schritt zur Toleranz, freilich nicht diese selber, wäre die Formel: ich schwöre bei Gott, dem Allgegenwärtigen (einem Prädicate, dem ja die Beziehung auf den Eid nicht fehlt).

Ein Beispiel von Toleranz hat nun die italienische Volksvertretung gegeben durch den sie ehrenden Beschluß, sich mit jener kürzesten Schwurform zu begnügen. Die Reichsjustizcommission dagegen hat sich, trotzdem daß nach vorgekommenen Fällen die Toleranz zu einer praktischen Forderung in Deutschland geworden ist, auf die Seite der Unduldsamkeit gestellt, und das ist bedauerlich. Dagegen begrüße ich es, daß dieselbe den Vermittelungsantrag Laskers verworfen hat. Denn das wäre wiederum ein Ausnahmsgesetz, wie sie im Staatsleben zuweilen nothwendig, aber nie erfreulich sind. Und überdies, wenn einmal der Staat eine Formel für seinen Eid festgestellt hat und dieselbe von den verschiedenen Factoren desselben gutgeheißen ist, also die Billigung der Mehrheit hat, so wäre es doch eigenthümlich, wenn die Minderheit sich deswegen, weil sie freier denkt als die Mehrheit ihrer Mitbürger, weigern würde, diese Formel zu acceptiren, wenn sie aus ihrer Freiheit eine Gesetzlichkeit machen wollte. Der wirklich frei denkende Mensch würde, wenn es seinen Mitbürgern Vergnügen machen oder Beruhigung gewähren würde, beim Dalai Lama zu schwören, keinen Anstand nehmen, diese staatlich sanctionirte Formel qua Formel nachzusprechen; denn er schwört seinen Eid ausschließlich nur dem Staate. Eidverweigerung von links beweist nur, daß der Verweigernde auf dem Standpunkte eines geglaubten Unglaubens stehe, und sich im Grunde doch noch vor dem fürchtet, was er leugnet.

So scheint es allerdings fast, als arbeiten wir der intoleranten Reichsjustizcommissions-Mehrheit in die Hände; denn wir geben ja zu, daß die Frage an sich keine geradezu brennende ist: der Reichstag mag beschließen wie er will, der gute Staatsbürger wird den Schwur in der vom Staate verlangten Fassung leisten, ob sie mit seinen theologisch-philosophischen Anschauungen übereinstimmt oder nicht. Und doch ist die Frage von eminent praktischer Bedeutung — und das ist für mich durchschlagender als alles Andere: Wenn der Reichstag diese Concession nach links (man macht im deutschen Reich dem Unglauben deshalb immer noch sehr bescheidene Concessionen) verweigert, so stellt er sich auf die Seite der Intoleranz, die eines aufgeklärten Staates nicht würdig ist, und gibt dadurch den Feinden des Reiches, den inneren sowohl wie den äußeren, eine Waffe in die Hand; mit Recht werden jene sich beklagen, werden diese höhnen über die Unduldsamkeit des Parlamentes, das die Ehre hat, das Volk eines Friedrich des Großen und eines Kant zu vertreten. Darum videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica! Man mildere die Formel für den Eid und verschärfe lieber die Strafe für den Meineid, dann wird gewissenhafter geschworen werden.

Winterthur, im Mai 1876. **Theobald Ziegler.**

Eisschifffahrt.

Von Julius Payer.

Ist es auch nicht möglich, Jemandem, der das Eismeer nicht durch eigene Anschauung kennen gelernt hat, eine völlig klare Vorstellung von seinem Charakter zu geben, so hat wohl Jeder eine Ahnung von den Schwierigkeiten und Gefahren, welchen Schiffe bei Befahrung dieses Meeres ausgesetzt sind.*) Sind die Hemmnisse an sich furchtbar genug, so werden sie oft noch künstlich durch vorgefaßte Theorien und übertriebene Erwartungen vergrößert, welchen gewöhnlich bittere Enttäuschung folgt.

Jahre vergehen oft, bis man das objective Urtheil erringt, welches allen kühnen Schifffahrtsplänen in das Innerste des Polarbeckens Mißtrauen in ihre Ausführbarkeit und den Hinweis auf hunderte von Expeditionen entgegensetzt, welche nach einem mehr oder weniger mäßigen Eindringen in das landferne Eismeer heimgekehrt sind. Jahre vergehen auch mit dem bloßen theoretischen Studium der Polarfrage, d. h. mit der Prüfung alles dessen, was die Vorgänger auf dem betretenen Wege erfahren und verzeichnet haben, dem Vergleich ihrer Aussprüche mit den großen Thatsachen der Natur; unreif bleibt alles Urtheil ohne diesen persönlich geübten Vergleich. Ungemein wichtig ist dieses Studium für den Polarfahrer; Wahrheiten und Erkenntnisse, zu welchen oft die aufreibendste Thätigkeit von jahrelangen Expeditionen gehörte, und die man nur zu leicht als eigene Errungenschaften anzusehen geneigt ist, solche Erfahrungen erblickt man nicht selten schon vor Jahrzehnten, ja vor Jahrhunderten niedergeschrieben.

Die volle Kenntniß der Beobachtungen der Vorgänger, die Würdigung ihrer Aussprüche, die richtige Schätzung persönlicher Entschlossenheit und Umsicht, Objectivität des Urtheils und der Beistand des Glücks sind die Bedingungen des Erfolges einer Expedition; es folgt daraus, daß der Führer einer größeren Nordpolexpedition eine vorbereitende Schule durch eine sogenannte Vorexpedition gemacht haben müsse.

Das wichtigste Moment des Glücks ist die Wahl eines günstigen Eisjahres, ein nothwendiger Act der Selbstüberwindung die Rückkehr einer Expedition, sobald sie von der Ungunst der Schifffahrtszustände sich überzeugt hat; es ist besser, denselben Versuch in einem zweiten und dritten Sommer zu wiederholen, als wissentlich gegen die Uebermacht des Eises anzukämpfen.

Die Eisschifffahrt hat eine natürliche Unterscheidung in die im landfernen Eismeer und in die im sogenannten Küsten-

*) Vor zwei Jahrhunderten schrieb Martens, dem wir die erste rohe, naturhistorische Kunde über die Polarwelt verdanken, obgleich er nur Barbier eines Hamburger Walfischfahrers war: „Man wagt die Schiffe in das Eis hinein, wie man es wagt mit einem Glas, das, ob es wohl auf die Erde fällt, doch zuweilen ganz bleibt."

Digitized by Google

von welch großer Wichtigkeit die Verwendung von Luftballons für die Zwecke der arktischen Schifffahrt wäre, und daß es höchst gewinnbringend sein müßte, mit einem Ballon zur Höhe selbst nur weniger 100 Fuß vom Schiffe aus emporzusteigen. Unzweifelhaft wird das erste Schiff, welches im Stande ist, von diesem Hülfsmittel Gebrauch zu machen, hieraus außerordentliche Vortheile ziehen.

Vom Deck eines Schiffes aus erscheint selbst Treibeis in geringer Entfernung oft von unschiffbarer Dichtigkeit, während man von den Masten aus zur selben Zeit mehr Wasser als Eis erblicken kann. Um diesen Horizont möglichst zu erweitern, befestigte man bisher ein Faß, das „Krähennest", an die Spitze des Vordermastes, in welchem sich unausgesetzt ein wachhabender Officier befindet, und von wo aus alle Operationen des Schiffes geleitet werden. Bei einem Schiffe von der Größe und Höhe des „Tegetthoff" beträgt die Aussichtsweite vom Krähennest 11 Meilen*); aber schon auf 5 Meilen ließ sich die Möglichkeit des Durchdringens nicht mehr genau bestimmen. Dieser Officier beschäftigt sich jedoch nur mit dem Studium der Durchfahrten im Allgemeinen; seine Aufmerksamkeit ist vorzugsweise auf das Entfernte gerichtet, weil dessen Beurtheilung am schwierigsten und nur ihm allein möglich ist. Nicht seine Aufgabe, sondern die einer besonderen Wache des Vorderstevens ist die Aufmerksamkeit auf das unmittelbar Vorliegende, das Vermeiden vereinzelter Eisschollen, deren Zusammenstoß mit dem Schiffe zu verhindern unausgesetzte Sorgfalt erheischt. Der Matrose am Steuer dagegen leitet die Bewegungen des Schiffes nach den Winken und Rufen, welche ihm vom Krähennest aus zukommen, und modificirt sie in kurzen Bögen nach jenen der Wache am Vordersteven. Die übrige Mannschaft entfernt geringere Bruchstücke des Eises mit langen Stangen vom Cours des Fahrzeuges und sorgt namentlich dafür, daß sie die Schraube nicht beschädigen.

Während die Meeresströmungen geschlossene Züge von Eis in constanten Bahnen bewegen, bringen die Winde durchgreifende Störungen in dieselben und öffnen lange Wacken in ihrer Richtung, zwischen welchen oft Streifen des dichtesten Packeises wechseln. Diese Bewegung des Eises ist bei jeder Scholle verschieden; ihre Geschwindigkeit hängt von dem Verhältniß des über das Wasser emporragenden, einem Segel ähnlich wirkenden Theiles, zu der Gesammtmasse der Scholle ab.

Windstille hingegen besitzt erfahrungsgemäß die beachtenswerthe Eigenschaft des Eiszertheilens; es folgt daraus von selbst, wie entscheidend die Kenntniß und Benützung dieser Umstände für den Schiffer ist.

Das Auseinandertreiben des Eises wird vielleicht nicht unwesentlich durch den Dichtigkeitsausgleich des von den Schollen abfließenden Schmelzwassers mit dem dichteren Meerwasser herbeigeführt, indem sich das erstere gegen die offene See hin bewegt, das letztere unter dem abströmenden Schmelzwasser hinweg dem Eise zu. Während nämlich die Dichtigkeit des gewöhnlichen Seewassers an der Oberfläche 1.01—1.028**) beträgt, sinkt sie innerhalb des Eises herab; ihre Abnahme läßt daher auch auf die Nähe des Eises schließen.

Läuft der Cours eines Schiffes quer oder gegen eine Strömung, so erleidet es eine beständige Abtrift, welche wir an der ostgrönländischen Küste z. B. mit 5—10 Meilen binnen 24 Stunden beobachteten; es folgt daraus die Wichtigkeit, Routen nach, nicht gegen den Verlauf der Strömungen zu wählen.

Von der allergrößten Bedeutung für den Verlauf einer arktischen Expedition ist endlich die rechtzeitige Wahl eines geeigneten Winterhafens, entstehend aus der Nothwendigkeit, noch vor Beendigung der Schifffahrtszeit die Nähe einer Küste festzuhalten. Das Aufsuchen eines Winterhafens ist in einem unerforschten arktischen Land mit den größten Schwierigkeiten verbunden*); nur zu oft ist die Beschaffenheit der zu Gebote stehenden Buchten derart, daß das Eis bei Winterstürmen heraustreibt, oder der Hafen ist vor denselben in einer Weise gesichert, daß er auch im folgenden Sommer erst spät oder gar nicht aufbricht. Baien von geringer Tiefe, welche fast bis auf den Grund ausfrieren, die in Lee**) einer Strömung oder im Innern eines buchtenreichen Fjords liegen, sind hierzu die geeignetsten Plätze.

*) Ohne ausdrückliche Unterscheidung ist hier immer von Seemeilen die Rede, deren vier bekanntlich eine geographische Meilen bilden.

**) Nach den Untersuchungen von Maury, Hagen, Wagner und Hermbstädt unter wechselnden Umständen. Im grönländischen Meere wurde sie im August 1870 mit 1.0249 beobachtet.

*) Wie unsicher es sei, einen Winterhafen zu treffen, zeigt die Südpolarexpedition von J. C. Roß, der an der Ostküste von Victorialand überwintern wollte, allein alle Buchten mit einem mächtigen Saum von Landeis und Gletschern versperrt fand. Eine andere Schwierigkeit ist die, einen Hafen nach überstandener Ueberwinterung zu verlassen um wieder in freies Fahrwasser zu gelangen. Dies zeigt die zweite Expedition von J. Roß. Erst am 17. September 1830 wurde sein Schiff aus dem Hafen frei; nachdem er 3 Seemeilen zurückgelegt, wurde er wieder eingeschlossen. Um eine nahe Bucht zu erreichen, sägte seine Mannschaft einen Monat lang, einen 850 Fuß langen Canal im Eise herzustellen. Im folgenden Jahre kam er nur 4 Meilen weiter!

**) Diejenige Direction, nach welcher Wind oder Strömung gerichtet sind.

Litteratur und Kunst.

Die Leistungen des Königlichen Schauspielhauses unter der Verwaltung des Herrn v. Hülsen.

IV.

Die classischen Vorstellungen innerhalb der letzten 15 Jahre.

Unter den deutschen Classikern steht, wie es sich gehört, Schiller oben an. In den letzten 15 Jahren wurden 13 Stücke von ihm aufgeführt, die zusammen 348 Vorstellungen ergaben. Im Einzelnen kommt auf die verschiedenen Dramen die folgende Zahl von Vorstellungen:

Marie Stuart	73	Vorstellungen,
Don Carlos	50	„
Tell	40	„
Kabale und Liebe	36	„
Wallensteins Tod	35	„
Die Jungfrau von Orleans	33	„
Fiesco	27	„
Die Räuber	26	„
Die Braut von Messina	14	„
Die Glocke (als scenische Declamation mit vertheilten Rollen)	6	„
Turandot	3	„
Wallensteins Lager	3	„
Die Piccolomini	2	„

Zusammen 13 Stücke mit 348 Vorstellungen.

Zu den festesten Stücken des Reportoires gehören „Maria Stuart", „Don Carlos", „Wilhelm Tell", „Kabale und Liebe" und „Wallensteins Tod", die fast ohne Ausnahme in jedem Jahre eine Anzahl von Vorstellungen zu verzeichnen haben. „Die Jungfrau von Orleans", die bis zum Jahre 1870 alljährlich gegeben wurde, ist in den letzten sechs Jahren nur zwei Mal, 1872, gegeben worden. Auch „Die Räuber" bleiben bisweilen längere Zeit dem Repertoire fern. So fehlt dieses Drama in den Jahren 1863, 1864, 1867, 1874. „Fiesco" hat während der Jahre 1870 bis 1873 geruht; in der Saison von 1874—75 wurde das Stück in neuer Einstudirung wieder aufgenommen und erzielte in dieser Zeit neun Vorstellungen. „Die

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Braut von Messina" gehört zu den wenigst populären Schiller'schen Stücken; das Trauerspiel bleibt zuweilen Jahre lang liegen und erlebt dann, wenn es wieder aufgenommen wird, immer nur eine geringe Zahl von Aufführungen. Die Schiller'sche Bearbeitung von „Turandot" hat sich auf der Bühne nicht erhalten, sie ist seit dem Jahre 1865 völlig verschwunden. Die ersten beiden Theile der Wallenstein-Trilogie sind bei Gelegenheit der Schillervorstellungen zur Einweihung des Schillerdenkmals im Jahre 1872 zwei Mal aufgeführt, seitdem aber nicht wiederholt worden. Dasselbe gilt von der dramatischen Darstellung der „Glocke", die auch nur als Gelegenheitsstück eine gewisse Berechtigung auf der Bühne hat.

Von Goethe sind 7 Dramen und der Epilog auf Schiller innerhalb der letzten 15 Jahre mit zusammen 216 Aufführungen zu verzeichnen. Im Einzelnen wie folgt:

Faust	mit 69	Vorstellungen,
Iphigenie	„ 38	„
Egmont	„ 38	„
Götz von Berlichingen .	„ 37	„
Torquato Tasso	„ 13	„
Die Geschwister	„ 12	„
Clavigo	„ 7	„
Epilog	„ 2	„
	216	Vorstellungen.

Der „Faust" kann in jedem der letzten 15 Jahrgänge wiederholentlich, bis 7 Mal im Jahre, gegeben werden. Fast alljährlich ist auch „Götz" auf dem Repertoire vertreten, der nur im Jahre 1873 fehlt. „Iphigenie" fehlt in den Jahren 1869, 1873 und 1875, „Egmont" in den Jahren 1862 bis 1865 und im Jahre 1871. „Torquato Tasso" fehlt bis zum Jahre 1873 ganz, erzielt dann aber in den drei Jahren 1873, 1874, 1875 die relativ hohe Zahl von 13 Aufführungen. „Clavigo" ist nur in vier Jahrgängen anzutreffen: im Jahre 1865, 1872, 1873, 1874. Der „Epilog" verdankt derselben Gelegenheit wie die Schiller'sche Glocke die Bühnendarstellung.

Lessing ist mit vier Stücken mit 174 Aufführungen zu verzeichnen und zwar im Einzelnen:

Nathan der Weise . .	mit 71	Vorstellungen,
Minna von Barnhelm .	„ 56	„
Emilia Galotti	„ 45	„
Der Misogyn	„ 2	„
	Zusammen 174	Vorstellungen.

Der im Jahre 1866 unternommene Versuch, den „Misogyn" für die Bühne zu gewinnen, ist gescheitert. Nach zwei Vorstellungen ist das Stück wieder vom Repertoire verschwunden. Dagegen haben sich die drei andern Lessing'schen Dramen, wie schon auf den ersten Blick aus der Zahl der Aufführungen ersichtlich ist, mit seltener Festigkeit auf dem Repertoire behauptet. Mit Ausnahme des Jahres 1865, in welchem „Minna von Barnhelm", wahrscheinlich durch Zufall, nicht gegeben wurde, sind diese drei Dramen in jedem Jahre und gewöhnlich mehrfach aufgeführt worden.

Gegenüber dieser ruhigen Beharrlichkeit, wie sie sich in der Statistik der Lessing'schen Dramen ausspricht, zeigt ganz dem Naturell der beiden Dichter entsprechend die Statistik der Kleist'schen Dramen Sprunghaftigkeit und Unruhe. Vier Dramen mit 80 Aufführungen sind hier zu verzeichnen, nämlich:

Käthchen von Heibronn . .	mit 32	Vorstellungen,
Die Herrmannsschlacht . .	„ 25	„
Der zerbrochne Krug . .	„ 18	„
Der Prinz von Homburg .	„ 5	„
	80	Vorstellungen.

Da wir, um unsere Arbeit noch rechtzeitig abschließen zu können, nur das erste Quartal dieses Jahres berücksichtigen konnten, so haben wir uns um die zufällige Erscheinung der „Penthesilea" nicht zu kümmern. Am meisten Beständigkeit zeigt das „Käthchen von Heilbronn"; es fehlt nur in drei Jahrgängen 1865, 1866, 1871. „Der zerbrochne Krug" fehlt in den Jahren 1862, 1869, 1870, 1872, 1873, und taucht dann wieder plötzlich im Jahre 1874 mit 5 Vorstellungen auf. „Der Prinz von Homburg" verschwindet seit dem Jahre 1864 ganz von unserer Bühne. Das sonderbarste ist das Schicksal der „Herrmannsschlacht", die im Jahre 1875 plötzlich auftaucht und in dem einem Jahre 25 Vorstellungen erzielt.

V.

Die Autoren a) in Bezug auf die Anzahl der von ihnen am Schauspielhause gegebenen Werke, b) in Bezug auf die Anzahl der Vorstellungen, welche ihre Werke am Schauspielhause gehabt haben; die Zahl der Aufführungen der einzelnen Werke.

In Bezug auf die Anzahl der aufgeführten Dramen stellt sich die Reihenfolge der Autoren, deren Werke während der letzten 15 Jahre an der königlichen Bühne zur Darstellung gekommen sind, wie folgt:

Shakespeare . .	mit 22	Werken,
Benedix . . .	„ 21	„
Birch-Pfeiffer . .	„ 19	„
Putlitz	„ 16	„
Schiller . . .	„ 13	„
Scribe	„ 12	„
Bauernfeld . .	„ 9	„
Goethe	„ 8	„
Moser	„ 8	„
Rosen	„ 8	„
Girndt	„ 6	„
Gutzkow . . .	„ 6	„
Lindau	„ 6	„
Schlesinger . .	„ 6	„
Paul Heyse . .	„ 5	„
Kotzebue . . .	„ 5	„
Mosenthal . .	„ 5	„
Raupach . . .	„ 5	„
Louis Schneider .	„ 5	„
Ernst Wichert .	„ 5	„
Wilbrandt . .	„ 5	„

Die Aufführungen der classischen Werke sowie der ausländischen Autoren haben wir bereits oben im Einzelnen besprochen. Einige östreichische Dichter werden an einer andern Stelle erwähnt werden. Wir schließen daher von der nachstehenden Aufzählung hier aus: Shakespeare, Goethe, Schiller, Scribe, Mosenthal und Wilbrandt.*)

Roderich Benedix = 21 Stücke: „Dienstboten" (102), „Eigensinn" (7), „Gefängniß" (13), „Störenfried" (69), „Die Fremden" (2), „Der alte Magister" (6), „Der Vetter" (13), „Sammelwuth" (3), „Gegenüber" (17), „Die Eifersüchtigen" (9), „Doctor Wespe" (8), „Hochzeitsreise" (39), „Ausreden lassen" (11), „Ein Lustspiel" (36), „Die zärtlichen Verwandten" (94), „Das Epigramm" (7), „Zwischenträgerei" (1), „Landwehrmanns Christfest" (6), „Aschenbrödel" (45), „Die relegirten Studenten" (9), „Neujahrsnacht" (30).

Charlotte Birch-Pfeiffer = 19 Stücke: „Goldbauer" (25), „Die Grille" (31), „Die Waise von Lowood" (15), „Graf von Falkenburg" (1), „Dorf und Stadt" (44), „Ein Kind des Glücks" (2), „Die Marquise von Villette" (29), „Königin Bell" (11), „Eine Familie" (18), „Mutter und Sohn" (18), „In der Heimat" (13), „Anna von Oesterreich" (11), „Revanche" (16), „Der Herr Studiosus" (27), „Die Frau in Weiß" (18), „Testament eines Sonderlings" (11), „Wer ist sie?" (5), „Im Oberhof" (2), „Rose und Röschen" (2).

Gustav zu Putlitz = 16 Stücke: „Don Juan d'Austria" (4), „Testament des großen Kurfürsten" (16), „Badecuren" (9), „Wilhelm von

*) Die in Klammern gesetzte Ziffer bedeutet die Zahl der Aufführungen.

Digitized by Google

Oranien" (19), „Waldemar" (6), „Zeichen der Liebe" (14), „Um die Krone" (11), „Spielt nicht mit dem Feuer" (38), „Unerträglich" (8), „Alte Schachtel" (36), „Das Ständchen" (17), „Gut gibt Muth" (7), „Zwei Tassen" (15), „Böse Stiefmutter" (24), „Der Friede" (2), „Doctor Raimond" (4).

Eduard von Bauernfeld = 9 Werke: „Bekenntnisse" (15), „Liebesprotocoll" (14), „Bürgerlich und Romantisch" (25), „Tagebuch" (3), „Letztes Abenteuer" (8), „Landfriede" (6), „Moderne Jugend" (5), „Krisen" (13), „Kategorische Imperativ" (10).

Gustav von Moser = 8 Stücke: „Leiden junger Frauen" (7), „Novize" [mit Schücking] (8), „Kaudels Gardinenpredigten" (56), „Das Stiftungsfest" (60), „Hypothekennoth" (7), „Amerikanisches Duell" (3), „Die Gouvernante" (3), „Der Elephant" (13).

Julius Rosen = 8 Stücke: „Die Compromittirten" (19), „Hohe Politik" (11), „Nullen" (3), „Kanonenfutter" (25), „Des Nächsten Hausfrau" (6), „Ein Engel" (9), „Schwere Zeiten" (4), „Citronen" (11).

Karl Gutzkow = 6 Stücke: „Uriel Acosta" (14), „Urbild des Tartüffe" (20), „Königslieutenant" (20), „Der Gefangene von Metz" (5), „Werner" (8), „Ein weißes Blatt" (6).

Otto Girndt = 7 Stücke: „Letzte Liebe" (3), „Y. 1" (27), „Und" (8), „Selam" (1), „Politische Grundsätze" (11), „Strafrecht" (7).

Paul Lindau = 6 Stücke: „Maria und Magdalena" (50), „Diana" (10), „Ein Erfolg" (19), „In diplomatischer Sendung" (3), „Zankapfel" (4), „Tante Therese" (16).

Sigm. Schlesinger = 6 Stücke: „Mit der Feder" (24), „Gustel von Blasewitz" (20) „Nicht schön" (7), „Der Hausspion" (3), „Lise Lotte" (10), „Das Trauerspiel eines Kindes" (4).

Paul Heyse = 5 Stücke: „Elisabeth Charlotte" (9), „Hans Lange" (26), „Kolberg" (22), „Maria Moroni" (9), „Ehre um Ehre" (2).

August v. Kotzebue = 5 Stücke: „Arme Poeten" (8), „Die Unglücklichen" (48), „Der gerade Weg ist der beste" (6), „Der Verschwiegene wider Willen" (17) „Die beiden Klingsberg" (15).

Ernst Raupach = 5 Stücke: „Der Nasenstüber" (2), „Die Lebensmüden" (45), „Schleichhändler" (4), „Vor 100 Jahren" (14), „Die Schule des Lebens" (6).

Louis Schneider = 5 Stücke: „Die schöne Müllerin" (2), „Der Oberst von 18 Jahren" (2), „Kurmärker und Picarde" (20), „Der Heirathsantrag auf Helgoland" (3), „Ein Pas de deux vor 100 Jahren" (5).

Ernst Wichert = 5 Stücke: „Ihr Taufschein" (6), „Der Narr des Glücks" (7), „Ein Schritt vom Wege" (43), „Die Realisten" (4), „Eine Frau für die Welt" (4).

Die übrigen Autoren hatten weniger als 5 Stücke an der Hofbühne.

In Betreff der Zahl der Aufführungen nehmen die Autoren folgende Rangordnung ein:

Benedix	527	Aufführungen,
Shakespeare	520	„

Daran schließen sich:

Schiller	348	Aufführungen,
Charlotte Birch-Pfeiffer	299	„
Putlitz	230	„
Goethe	216	„
Lessing	174	„
Moser	157	„
Scribe	155	„
Töpfer	110	„
Brachvogel	108	„
Lindau	102	„

Zwischen 50 und 100 Aufführungen hatten:

Bauernfeld	99	Aufführungen,
Kotzebue	94	„
Freytag	90	„
Rosen	88	„
Kleist	80	„
Gutzkow	73	„
Hackländer	73	„
Raupach	71	„
Schlesinger	68	„
Paul Heyse	64	Aufführungen,
Ernst Wichert	64	„
Wilbrandt	58	„
Girndt	57	„
Frohberg	50	„

Von den deutschen Autoren hatten zwischen 25 und 50 Vorstellungen die folgenden:

Laube	40	Vorstellungen,
Iffland	39	„
Leitershofen	39	„
Blum	37	„
Louis Schneider	32	„
Mosenthal	28	„
P. A. Wolff	28	„
G. Conrad	27	„
Müller von Königswinter	27	„

Die Werke der andern Autoren erreichten nicht die Gesammtzahl von 25 Aufführungen innerhalb der letzten fünfzehn Jahre.

In Betreff der Zahl der Aufführungen, welche auf das einzelne Werk kommen, ergibt sich Folgendes:

Ueber 100 Aufführungen hatte nur ein Stück, „Die Dienstboten" von Benedix (102).

Zwischen 50 und 100 Vorstellungen hatten folgende Stücke:

94 Vorstellungen: „Die zärtlichen Verwandten" von Benedix;

79 Vorstellungen: „Rosenmüller und Finke" (Töpfer); 73: „Maria Stuart" (Schiller); 71: „Nathan der Weise" (Lessing).

69 Vorstellungen: „Faust" (Goethe) und „Störenfried" (Benedix); 63: „Die Journalisten" (Freytag); 60: „Das Stiftungsfest" (Moser).

59 Vorstellungen: „Der Kaufmann von Venedig" (Shakespeare); 56: Minna von Barnhelm" (Lessing) und „Kaudels Gardinenpredigten" (Moser); 50: „Don Carlos" (Schiller) und „Maria und Magdalena" (Lindau).

Zwischen 25 und 50 Vorstellungen hatten folgende Stücke:

48 Vorstellungen: „Die Unglücklichen" (Kotzebue); 47: „Donna Diana" (Moreto), „Was Ihr wollt" (Shakespeare), „Narciß"*) (Brachvogel); 46: „Romeo und Julie" (Shakespeare); 45: „Der Sommernachtstraum" (Shakespeare), „Emilia Galotti" (Lessing), „Der geheime Agent" (Hackländer), „Aschenbrödel" (Benedix), „Die Lebensmüden" (Raupach); 44: „Dorf und Stadt" (Birch-Pfeiffer); 43: „Ein Schritt vom Wege" (Wichert); 41: „Hamlet" (Shakespeare); 40: „Wilhelm Tell" (Schiller).

39 Vorstellungen: „Die bezähmte Widerspenstige" (Shakespeare), „Die Hochzeitsreise" (Benedix), „Der Kammerdiener" (Leitershofen); 38: „Iphigenie", „Egmont" (Goethe), „Spielt nicht mit dem Feuer" (Putlitz); 37: „Götz" (Goethe); 36: „Viel Lärmen um Nichts", „Richard III." (Shakespeare), „Kabale und Liebe" (Schiller), „Alte Schachtel" (Putlitz); 35: „Die Komödie der Irrungen" (Shakespeare), „Wallenstein" (Schiller); 33: „Die Jungfrau von Orleans" (Schiller), „Freund und Feind" (Frohberg); 32: „Käthchen von Heilbronn" (Kleist); 31: „König Lear" (Shakespeare), „Die Grille" (Birch-Pfeiffer); 30: „Die Neujahrsnacht" (Benedix).

29 Vorstellungen: „Die Marquise von Villette" (Birch-Pfeiffer); 28: „Preciosa" (P. A. Wolff), „Hans Lange" (Paul Heyse); 27: „Heinrich IV." (Shakespeare), „Fiesco" (Schiller), „Magnetische Curen" (Hackländer), „Der Herr Studiosus" (Birch-Pfeiffer), „Sie hat ihr Herz entdeckt" (Müller von Königswinter), „Y. 1" (Girndt); 26: „Othello" (Shakespeare), „Die Räuber", „Don Carlos" (Schiller); 25: „Die Hermannsschlacht" (Kleist), „Bürgerlich und Romantisch" (Bauernfeld), „Goldbauer" (Birch-Pfeiffer), „Kanonenfutter" (Rosen).

Von den übrigen Stücken, welche innerhalb der letzten 15 Jahre gegeben wurden, brachte es keins auf 25 Vorstellungen. Eine gewisse Willkürlichkeit läßt sich diesen Zahlen nicht absprechen, sie sollen auch nicht einen Gradmesser für das Verdienst der einzelnen Stücke sein, sondern nur für die Gunst, welche ihnen der Augenblick gewährte.

Es findet sich in dieser Zusammenstellung im bunten Durcheinander das Bedeutende neben dem wenig Bedeutenden, das Dauernde neben dem Vergänglichen; und wie überall, so weiß

*) Der Haupterfolg des Stückes fällt noch in die ersten zehn Jahre der Hülsen'schen Administration. Das Schauspiel erlebte im Ganzen über 100 Aufführungen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

auch hier das blos Gefällige dem wirklich Hervorragenden den Rang oft streitig zu machen und bisweilen sogar den Vorrang vor diesem zu gewinnen. Zu verwundern bleibt immerhin, daß einige nicht nur der bedeutendsten sondern auch der populärsten dramatischen Dichter stiefmütterlich behandelt worden sind.

Die Gutzkow'schen Dramen sind von unserm Repertoire nicht sehr begünstigt worden. Nur „Das Urbild der Tartüffe" und „Der Königslieutenant" haben in den 15 Jahren 20 Vorstellungen erlebt; es ist dabei noch in Erinnerung zu bringen, daß eine große Anzahl der Aufführungen des „Königslieutenant" durch das zeitweilige Engagement des Herrn Friedrich Haase veranlaßt worden ist. Das Trauerspiel „Uriel Acosta", das ohne Zweifel zu den hervorragendsten dramatischen Dichtungen der Neuzeit gerechnet werden muß, hat nur 14 Vorstellungen erlebt, und ist zum letzten Male im Jahre 1874 einmal gegeben worden.

Von Laube haben es namentlich die „Karlsschüler" zu einer erheblichen Anzahl von Aufführungen gebracht. „Graf Essex" hat nur 11 Vorstellungen zu verzeichnen. Die neuen Stücke von Laube: „Der Statthalter von Bengalen", „Böse Zungen" fehlen ganz.

Holteis dramatische Dichtungen, die auf den Bühnen in der Provinz noch immer gern gesehen und ziemlich häufig gegeben werden, sind von unserm Repertoire fast ganz verschwunden. In den letzten 15 Jahren kommen auf Holtei nur 8 Vorstellungen. „Sie schreibt an sich selbst", 3 Mal „Wiener in Paris", 3 Mal, und „Leonore" 2 Mal.

Dasselbe gilt von Oscar von Redwitz. Auch die Dramen dieses Dichters halten sich auf den Repertoiren vieler Bühnen; bei uns sind der „Zunftmeister von Nürnberg" und „Philippine Welser" zum letzten Mal im Jahre 1861 aufgeführt worden. Auf Redwitz kommen innerhalb der letzten 15 Jahre nur 4 Vorstellungen.

Otto Ludwig hat in den letzten 15 Jahren auch nicht eine einzige Aufführung zu verzeichnen, während sich seine Dramen am Hoftheater in Wien ständig auf dem Repertoire erhalten. „Der Erbförster", „Die Makkabäer" sind noch auf dem Repertoire des vorigen Jahres am Hofburgtheater aufgeführt. Das erstere Drama hat dort im Ganzen 28, das letztere 30 Vorstellungen erzielt.

VI.

Vergleichung zwischen Berlin und Wien, namentlich an den Werken der sogenannten östreichischen Dichter.

Ueberhaupt ist die Vergleichung der Statistik des Hofburgtheaters mit der des Königlichen Schauspielhauses ein sehr interessanter und lehrreicher Beitrag zur Erkenntniß der Verschiedenheit des Geschmackes in Wien und in Berlin. Die östreichischen Dichter, — man gestatte uns diesen Ausdruck, der nicht dem engherzigen Particularismus entstammt, der nicht einmal auf den Geburtsort des Dichters hinweisen, sondern lediglich diejenigen Dramatiker bezeichnen soll, die zu den Hauptstützen des Repertoires des Hofburgtheaters gehören — würden im Großen und Ganzen bei uns schlecht wegkommen, wenn man das Repertoire des Königlichen Schauspielhauses als maßgebend betrachten wollte.

Am schärfsten zeigt sich dies bei Grillparzer. Grillparzer gehört zu den Dichtern, deren Stücke in Wien ständig auf dem Repertoire stehen und in jedem Jahre häufig wiederholt werden können. „Die Ahnfrau", „Der Traum ein Leben", „Sappho", „Medea", „Esther", „Des Meeres und der Liebe Wellen", zu denen in neuerer Zeit „Der Bruderzwist in Habsburg" hinzugekommen ist, bilden mit den Kern des Hofburgrepertoires. Dazu kommen noch: „König Ottokars Glück und Ende", das bis zum Jahre 1867 37 Mal gegeben werden konnte, „Ein treuer Diener seines Herrn", das zuletzt 1869 auf dem Repertoire stand und im Ganzen 32 Vorstellungen erzielte. „Der Gastfreund" und „Die Argonauten" sind nur bisweilen, um die ganze Vließtrilogie zur Darstellung zu bringen, aufgeführt worden; zum letzten Male im Jahre 1873. Nur drei Stücke sind schnell vom Repertoire verschwunden: „Weh dem, der lügt", „Libussa" und „Die Jüdin von Toledo".

Diesem glänzenden Resultate gegenüber ist die Berliner Ausbeute der Grillparzer'schen Dramen eine sehr klägliche. Jahrzehnte sind vergangen, ohne daß ein einziges Stück von Grillparzer gegeben worden wäre. Im Jahre 1870 taucht „Medea" auf und wird in diesem und den beiden folgenden Jahren zusammen 8 Mal gegeben. Es ist obenein noch zu bemerken, daß die Aufführungen weniger durch die dichterische Qualität des Werkes als durch den zufälligen Umstand des Gastspiels von Fräulein Ziegler veranlaßt worden sind. 1874 wird „Des Meeres und der Liebe Wellen" gegeben und bringt es im Ganzen bis zum 31. März 1876 auf neun Vorstellungen, so daß innerhalb der letzten 15 Jahre auf die Grillparzer'schen Werke nur 17 Vorstellungen kommen.

Ebenso traurig ist es um Halm in Berlin bestellt. Das einzige Stück, das in den letzten 15 Jahren von diesem hervorragenden Dramatiker bei uns zur Aufführung gekommen ist, „Camoens", ist gerade dasjenige, welches vom Repertoire des Burgtheaters gänzlich verschwunden ist. „Camoens" wurde zum letzten Mal am Hofburgtheater im Jahre 1839 aufgeführt, bei uns erzielte es in den Jahren 1870—72 6 Vorstellungen. Sechs Vorstellungen seit 15 Jahren für die gesammten Dramen von Halm! Diese nüchterne Zusammenstellung gibt doch vielleicht der Leitung unseres Hoftheaters einen nützlichen Wink, nach welcher Richtung hin sie bei der Wahl von neuen Einstudirungen ihre Aufmerksamkeit zu lenken hat. Daß seit 15 Jahren die Hauptwerke von Halm auf unserm Repertoire gänzlich fehlen, das sollte doch nicht sein! „Griseldis" wurde in Wien im Jahre 1868 zum letzten Mal gegeben und hatte im Ganzen 68 Vorstellungen. „Der Sohn der Wildniß", mit ebenfalls 68 Vorstellungen, figurirt noch auf dem Repertoire des Hofburgtheaters 1871, „Der Fechter von Ravenna" mit 43 Vorstellungen, auf dem Repertoire von 1873, und „Wildfeuer" konnte in zehn Jahren von 1866—75 48 Mal gegeben werden. Diese stolzen Zahlen beweisen doch immerhin etwas.

Dieselbe Wahrnehmung machen wir, wenn wir die Aufführungen der Hebbel'schen Dramen in Wien und Berlin miteinander vergleichen. „Die Nibelungen", „Judith", „Maria Magdelena" gehören zu den festen Repertoirestücken des Burgtheaters. Jedes dieser Stücke hat dort über 30 Aufführungen zu verzeichnen und findet sich in dem Repertoire der letzten Jahre. In Berlin hat von den Hebbel'schen Dichtungen lediglich das Nibelungendrama einen Repertoireerfolg gehabt; aber auch dieses nicht annähernd wie in Wien. Die Nibelungen konnten hier im Ganzen 17 Mal gegeben werden, und sind seit dem Jahre 1869 von unserer Bühne verschwunden. „Maria Magdelena", die sich in Wien alljährlich auf dem Repertoire einzustellen pflegt, — wir finden das Stück noch im Jahre 1875 verzeichnet — fehlt bei uns ganz. Dagegen hat man hier den Versuch gemacht, „Herodes und Mariamne" desselben Dichters im Jahre 1874 auf die Bühne zu bringen. Ohne Erfolg. Das Stück konnte nur zwei Mal gegeben werden. Auch in Wien hat das Stück auf der Bühne einen vollkommenen Mißerfolg gehabt. Es wurde nur ein einziges Mal im April 1849 aufgeführt. „Judith", ebenfalls ein festes Repertoirestück in Wien, ist vor ganz kurzer Zeit, um Fräulein Ziegler die Gelegenheit zu geben in der Titelrolle aufzutreten, hier gegeben worden, ohne gend welche Aussicht zu haben, sich auf unserm Repertoire zu behaupten. In Summa kommen auf Hebbel in Berlin während der letzten 15 Jahre 21 Vorstellungen, in Wien mehr als das Vierfache.

Auch Mosenthal ist von unserer Bühne fast ganz verschwunden. In den letzten 15 Jahren ist der „Sonnenwendhof" gar nicht gegeben worden. „Deborah", „Die deutschen Komödianten" und „Pietra" treten im Jahre 1864 von unserm Repertoire ab. Die beiden zuletzt genannten Stücke halten sich nur während einer Saison, ebenso „Isabella Orsini" in der Wintersaison von 1870—71 und „Die Sirene" im Winter 1874.

In Wien dagegen finden wir noch im Repertoire des Jahres 1875 nahezu alle Mosenthal'schen Stücke vertreten: „Deborah," „Sonnenwendhof", „Die deutschen Komödianten", „Isabella Orsini" und „Die Sirene". Die Gegenüberstellung der Zahl der Auf-

Digitized by Google

führungen, welche die Mosenthal'schen Stücke in Wien und Berlin in der gleichen Zeit gehabt haben, ist charakteristisch. Es wurden gegeben:

	in Wien:	in Berlin:
Deborah	32 Mal	4 Mal
Die deutschen Komödianten	26 „	5 „
Pietra	13 „	4 „
Isabella Orsini . . .	21 „	11 „
Die Sirene	15 „	4 „

Mit Joseph Weilen ist es nicht anders. Während er am Hofburgtheater in Wien in dem Zeitraum, den wir in's Auge fassen, sechs Dramen zur Aufführung gebracht hat, die die Gesammtzahl von 57 Aufführungen ergeben haben, hat das Schauspielhaus nur zwei aufführen können, und jedes dieser beiden Stücke ist nach den üblichen drei Vorstellungen vom Repertoire verschwunden. Es sind dies: „Edda" und „Der neue Achilles". Ersteres hatte in Wien 11, letzteres 8 Vorstellungen. „Tristan" und „Dolores" haben auch in Wien keine Beständigkeit bewiesen, dagegen hat „Drahomira" mit 13 und „Graf Horn" mit 17 Vorstellungen den Sturm einiger Jahre überdauert. Am Schauspielhause sind diese Stücke gar nicht gegeben worden.

„Gleich und gleich" von Moritz Hartmann, das in Wien Repertoirestück ist, und 21 Mal gegeben werden konnte, ist nach einmaliger Aufführung in Berlin im Jahre 1873 bei Seite gelegt. Die „Eglantine" von Eduard Mauthner, die sich auf dem Wiener Repertoire ebenfalls fest eingebürgert hat, und 39 Mal gegeben werden konnte, fehlt auf dem Repertoire des Schauspielhauses ganz.

Auch in der Aufnahme der Dichtungen von Adolf Wilbrandt, — den wir trotz seiner mecklenburger Landsmannschaft, wie den Hessen Mosenthal und den Schleswig-Holsteiner Hebbel den östreichischen Dichtern beigesellen, weil er wie diese in Wien seine neue Heimat und seinen hauptsächlichsten Wirkungskreis gefunden hat, — zeigt sich deutlich die Verschiedenartigkeit des Geschmackes des Berliner und Wiener Publicums. Bedenken, die wir nicht kritisiren wollen, haben einigen der neuesten Wilbrandt'schen Dichtungen den Weg zum Hoftheater ganz verlegt. Die drei Römertragödien, in Wien bis zum December vorigen Jahres: „Gracchus" (mit 16 Aufführungen), „Aria und Messalina" (mit 25 Aufführungen), „Nero" (mit 7 Aufführungen), sind auf unserer Hofbühne gar nicht gegeben worden.

Den größten Erfolg hatte von den Wilbrandt'schen Stücken bei uns „Graf Hammerstein" mit 18 Aufführungen; und gerade dieses Schauspiel ist am Hofburgtheater nicht zur Aufführung gekommen, — wiederum aus Bedenken, die wir nicht kritisiren wollen. „Die Vermählten", in Wien ein ständiges Reportoirestück (24 Aufführungen), sprachen hier nicht an und verschwanden nach drei Vorstellungen vom Repertoire. „Die Maler", welche in Berlin 14 Mal gegeben wurden, erreichten in Wien an 22 Aufführungen. Die beiden kleinen Lustspiele „Unerreichbar" und „Jugendliebe" hatten das seltene Glück, in Wien wie in Berlin ungefähr gleichen Erfolg zu haben.

Von den östreichischen Dichtern haben vornehmlich Bauernfeld und Schlesinger die Gunst des Berliner Publicums zu erringen gewußt.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Gastspiel der Meininger.

„Der Erbförster" von Otto Ludwig. „Wilhelm Tell" von Schiller.

Die Franzosen haben ein Sprüchwort: Ein guter Schütz muß zu seinem Bogen mehr als einen Strang haben. Fast jeder bedeutende Künstler hat das Bestreben, so ein guter Schütz zu sein. Wie es — um nur ein Beispiel anzuführen — für Niemann, den gebornen Repräsentanten der Wagner'schen Recken, besonders reizvoll ist, die biblische Einfachheit des Joseph in der Mehul'schen Oper durch seinen Gesang und sein Spiel zu versinnlichen, und wie er gerade diese Partie, von der man zunächst voraussetzt, daß sie seiner Eigenart ganz fern liegen müsse, mit der vollsten Freudigkeit erfaßt und bis auf den Grund durchdringt, so haben auch die Meininger zu ihrer zweiten Aufführung in diesem Jahre ein Stück gewählt, das ihnen zur Entfaltung derjenigen Eigenschaften, welche sie als Specialitäten in Anspruch nehmen können, gar keine Gelegenheit bietet, dagegen gerade die Bewährung von solchen Qualitäten erheischt, die ihnen nach dem allgemeinen Urtheil in geringerem Maße zu eigen sind; und sie haben alle Kräfte eingesetzt, um auf dem ungewohnten Terrain zu siegen. Sie haben sich von einer neuen Seite zeigen wollen.

Der „Erbförster" von Otto Ludwig kann nicht reich und überraschend ausgestattet werden. Die Costüme der thüringer Land- und Stadtleute verlangen keine besonderen Studien; und die Stube des Försters, „der heimliche Grund" im Walde und das Bureau des Fabrikanten Stein in der Stadt sind nicht dazu angethan, durch den Zauber der Decorationen irgend welche besondere Wirkung hervorzubringen. Daß die Costüme von den Meiningern gut gewählt waren, daß die Försterstube mit ihren trüben Farben und dem alten Hausgeräth einen stimmungsvollen Hintergrund für die unheimlichen Vorgänge bildete, — das versteht sich bei einer sorgfältigen und verständigen Regie von selbst. Alles das stand aber diesmal hinter der Bedeutung der Darstellung weit zurück. In Herrn Hellmuth-Bräm und Fräulein Pauli besitzt das Meininger Hoftheater für die Rollen des Erbförsters und seiner Tochter treffliche Kräfte, und der Beifall galt diesmal vornehmlich, fast ausschließlich den darstellenden Künstlern. Auch in den andern Rollen war Vieles anzuerkennen.

Ueber das merkwürdige Stück von Otto Ludwig ist längst Alles gesagt. Es besitzt eine ungemüthliche Großartigkeit gleichzeitig mit einer großartigen Ungemüthlichkeit. Der Zuschauer kommt aus der zwiespältigen, folternden Stimmung: aus der Bewunderung der dichterischen Kraft und aus dem Bedauern über die unpraktische Verwerthung derselben nicht heraus. Das Werk macht den Eindruck, als ob Otto Ludwig eine Art wollüstig-diabolischer Reizung empfunden hätte, einmal zu zeigen, bis zu welchem Grade ein wahrer Dichter seine Zuhörer peinigen könne, und wie gering die Veranlassung dazu zu sein brauche. Es ist sicherlich kein dichterischer Fehler, wenigstens kein unbewußter Fehler, sondern so beabsichtigt wie nur möglich, daß der geringfügige Anlaß zu all dem schweren Unheil von Ludwig gewählt worden ist.

Lawinenartig ballen sich um einen Strohhalm, um ein Nichts die Massen des verheerenden Unglücks an und fallen zerschmetternd auf die ganze Familie nieder. Man glaubt die Quelle dieses Unheilstromes wie die der Donau mit dem Fuße verstopfen zu können; aber das kleine dürftige Gewässer bahnt sich sein zunächst bescheidenes Bett, von allen Seiten strömt ihm Nahrung zu und in seinen wilden Wellen reißt es schließlich mit sich fort was immer der unglückliche Zufall ihm in den Weg wirft. Weil der Fabrikant Stein beim Kartenspielen Pech hat, — deswegen wird eine Familie in der entsetzlichsten Weise zu Grunde gerichtet! Die unglückliche „Mariage", die der Erbförster meldet, macht seinen Partner Stein mißlaunig; während der verdrießlichen Stimmung zwischen den beiden Spielern kommt ein Thema zur Sprache, über das ihre Ansichten von einander abweichen — die Frage: ob ein Stück des Waldes durchgeforstet werden soll oder nicht. Stein will Holz schlagen lassen und ist als Eigenthümer unzweifelhaft auch dazu berechtigt; der Förster widersetzt sich im wohlverstandenen Interesse des verblendeten Eigenthümers der Forderung: er kennt den Wald besser als der Herr aus der Stadt und weiß, daß sich Stein, wenn er auf seinem Eigensinn besteht, erheblich schädigt; außerdem ist der Wald des Försters Schoßkind, er hat es groß gezogen, hat es lieb, will und kann es nicht verwahrlosen lassen; darüber entspinnt sich Streit, die projectirte Verlobung zwischen des Erbförsters Tochter und Steins Sohn wird aufgehoben, Stein stützt sich auf sein reelles und der Erbförster auf sein ideelles Recht; der Erbförster wird durch seine Absetzung und die Unwürdigkeit seines Nachfolgers tief gedemüthigt — und so wird ein alter redlicher Mann in seiner Ehre gekränkt, so wird ein liebendes Paar auseinandergerissen, so wird ein anständiger junger Mensch gemißhandelt, so wird ein trunkener Buchjäger von einem Strolch erschossen, so erschießt ein unglücklicher Liebender der Tochter und zu guterletzt sich selbst, — Alles das, weiter engagirt Sie die bewußte „Mariage" melden konnte! Ich bemen Gegenstand nicht Meininger den gewöhnlichen Theaterschluß, nicht dzen Aenderungen noch

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

nachgedichteten genommen haben. Der Erbförster stellt sich danach einfach den Gerichten, der Selbstmord hinter der Scene ist beseitigt. Es wird allerdings schon zur Genüge in diesem marternden Stücke geknallt. Aber dieser gemilderte Schluß hat doch die Unzukömmlichkeit, daß man sich, wenn der Vorhang heruntergelassen ist, sagt, daß des Erbförsters sehnlichster und einziger Wunsch: durch die Gerichte zum erlösenden Tode verurtheilt zu werden, nicht erfüllt werden wird. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Geschwornen den Unglücklichen, gegen den Herr Tessendorf die Anklage wegen Mordversuchs und fahrlässiger Tödtung erheben müßte, freisprechen würden.

Mit dem „Tell" traten die Meininger wieder in ihre eigentlichen Rechte ein. Am Abend der ersten Aufführung waren die Pausen zwischen den verschiedenen Acten zu lang. Das Schiller'sche Drama hatte mehr als ein Dutzend Acte, und dadurch wurde die Wirkung des Ganzen erheblich beeinträchtigt. Es war eine Galerie von stimmungsvollen Bildern, aber kein einheitlich stimmungsvolles Bild. Eine wirklich gute Aufführung soll etwa den Eindruck einer fließenden Rede hervorbringen. Hier kamen durch das lange Ruhen des Zwischenvorhangs auf den Brettern Verlegenheitspausen und Stockungen vor. Die einzelnen Sätze interessirten mehr als die ganze Rede.

Von den einzelnen Bildern erzielte die größte Wirkung das Rütli mit der Fernsicht auf die eisbedeckten Berge, die durch den Mondregenbogen seltsam beleuchtet werden, und zuletzt im glühenden Purpurroth der Frühsonne erstrahlen. Hier war auch die Gruppirung ganz vortrefflich. Die Meininger haben den Actschluß verändert, sie verlegen die wundervolle Ansprache Stauffachers an die Eidgenossen:

„Jetzt gehe Jeder seines Weges still
Zu seiner Freundschaft und Genoßsame",

die mit den Worten endet:

„Bezähme Jeder die gerechte Wuth
Und spare für das Ganze seine Rache;
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache",

vor das feierliche Gelübde, „ein einzig Volk von Brüdern" zu sein, und schließen mit den vollen Accorden dieses herrlichen Eides:

„Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!"

— während bei Schiller der erbaulich rauschende Choral allmälig verklingt, der Dichter die Landleute „in größter Ruhe" abgehen und dann das Orchester einsetzen läßt, dieweil bei leerer Scene die Sonne über den Eisgebirgen aufgeht.

Es ist schon von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht, daß diese Abänderung überflüssig erscheint; und deswegen hätte sie unterbleiben sollen. Gerade bei den Meiningern ist das willkürliche Verfahren zu verwundern; haben doch gerade sie bei den Dichtungen Kleists die Wege der Bearbeiter verlassen, um zu denen des Dichters zurückzukehren. Eine Willkür der Regie, die bis jetzt noch nicht gewagt worden ist, würde sich — um dies hier gleich anzufügen — wie ich glaube, durchaus empfehlen. Niemals sind schönere Verse an einer ungeeigneteren Stelle angebracht worden, als die: „O, eine edle Himmelsgabe ist das Licht des Auges" ꝛc. Wenn da einer unserer resoluten Regisseure, denen man doch sonst nicht zuzureden braucht, einmal etwas eigenmächtig vorginge, und diese tiefpoetischen aber recht übel angebrachten Reflexionen über die Wohlthat des Sehens und die furchtbaren Entbehrungen des Blindseins, die man in jener Situation als Melchthal weder „mit sanfter von Thränen erstickter Stimme", wie es Schiller will, noch mit einer andern Stimme vernünftig sprechen kann, herzhaft beseitigte — es würde der Dichtung wahrlich nicht zum Schaden gereichen! Der Vorschlag ist natürlich ein unmaßgeblicher. Die Pietät für den Dichter rechtfertigt ja vollkommen die Beibehaltung jener Declamation; hat man doch aus denselben Pietätsgründen den grammatischen Fehler beibehalten, und setzt sich doch auch bei den Meiningern Wilhelm Tell mit einer gewissen feierlichen Betonung des Dativs „auf dieser Bank" von Stein!

Von großer Lebendigkeit und Frische war auch die Scene vor dem zur [illegible] im Jahre 18[illegible] arrangirt. Beiläufig bemerkt war dieser Hut nicht der verschwunden: „A[illegible]labreser, den man sonst wohl auf der Stange herumvon Toledo". [illegible] eine reiche prächtige Kopfbedeckung, die an die des [illegible]te; der Riese Goliath war, wie man weiß,

„Ein gar gefährlich Mann;
Er hatte Tressen auf dem Hut
Mit einem Klunker dran."

Die Scene mit Armgart wurde wesentlich dadurch geschädigt, daß Geßler und Rudolph der Harras aus scenischen Gründen, die nicht schwer zu verstehen sind, von der Cavallerie in die Infanterie versetzt worden waren. Es ist ganz richtig, daß unberechenbare Vierfüßler auf der Bühne immer etwas Beängstigendes haben, und daß man sie so viel wie möglich bei Seite lassen soll; aber gerade hier hat der Dichter das beängstigende Gefühl beim Zuschauer beabsichtigt. Armgart muß dem Pferde Geßlers in die Zügel fallen, muß den engen Weg mit ihrem Leibe und den Leibern ihrer Kinder sperren, muß den Vogt dazu zwingen wollen, sie mit den Hufen seines Pferdes zu zertreten. Kommen Geßler und sein Begleiter wie friedliche Spaziergänger zu Fuß daher, so begreift man gar nicht, wie sie sich von dem in ihrer Verzweiflung rasenden Weibe zurückhalten lassen können. Die Tragik schlägt zum unbeabsichtigten Scherze um, wenn Armgart dem starken Soldaten entgegenruft: „Du kommst nicht von der Stelle Vogt, bis du mir Recht gesprochen", und wenn Geßler darauf versetzt: „Weib mach Platz, oder mein Fuß (statt „Roß") geht über dich hinweg!" Theatralisch wirksamer wird die Scene unbedingt, wenn Geßler und sein Begleiter zu Pferde erscheinen und wenn Geßler nach dem tödtlichen Schuß vom Pferde herabgleitet.

Ich übergehe viele Einzelheiten, die noch zu Bemerkungen die Veranlassung geben könnten und will auch über die Darstellung nur wenig Worte sagen; ich könnte im Wesentlichen nur wiederholen, was Karl Frenzel in der „Nationalzeitung" über dieselbe gesagt hat. Ich stimme mit ihm in der Beurtheilung der einzelnen Leistungen vollkommen überein. Herr Barnay bot neben Vortrefflichem auch sehr Verfehltes. Eine sagenhafte Figur kann man eben nicht realistisch darstellen, man geräth da beständig in Widerspruch mit dem Dichter, der an Realismus gar nicht gedacht hat. Wenn Tell in der Wirklichkeit Geßler aufgelauert und ihn in der hohlen Gasse erschossen hätte, dann würde er vielleicht eben so unruhig gewesen sein, wie Herr Barnay es war; aber dann ist hundert gegen eins zu wetten, daß er nicht in fünffüßigen Jamben einen drei Seiten langen Monolog über die Berechtigung des politischen Mordes gehalten hätte. Aber selbst in den Irrthümern erkannte man das ungewöhnliche Darstellungstalent des Herrn Barnay. So irrt eben nur ein origineller selbstdenkender Künstler. Die einheitlichste und beste Leistung war die des Herrn Hellmuth-Bräm als Stauffacher, der sich die des unheimlich reifen kleinen Mädchens, Fräulein Godeck, als Walter Tell eng anschließt. Fräulein Hedwig Dohm, die als Käthchen sehr angesprochen haben soll, — ich habe sie in dieser Rolle leider nicht gesehen — war diesmal an einen ungünstigen Ort gestellt. Die poetische Zartheit ihrer Erscheinung und ihr nicht bedeutendes Organ, das, wenn es nicht angestrengt wird, lieblichen Wohllaut besitzt, verweisen die jugendliche Künstlerin unbedingt auf das Fach der naiven und sentimentalen Liebhaberinnen; für die frische, freie, demokratische Schweizerin bringt sie von Hause aus wenig mit; und alle Bildung, alles Verständniß hilft hier nichts, wenn die Natur sich sträubt. Mit Herrn Tellers Geßler kann ich mich gar nicht befreunden. Herr Teller charakterisirt etwa so wie Offenbach seine Helden vor Troja, die sich gleich mit einem steckbrieflich genauen Signalement introduciren:

„Ich bin Menelaus der gute, — laus der gute, — laus der gute,
Der Mann der Helena."

Kein Mensch kann mehr daran zweifeln, daß Menelaus vor uns steht. So läßt uns auch Herr Teller über die Bosheiten und Schlechtigkeiten seines Geßler nicht einen Augenblick im Unklaren.

„Und was er sinnt ist Schrecken, und was er blickt ist Wuth,
Und was er spricht ist Geißel, und was er schreibt ist Blut."

Wenn er sich den Bart streichelt, so sieht es aus, als ob er das Richtbeil schärfte. Für meinen Geschmack ist mir dieser Geßler gar zu grausig; indessen blickt auch in diese finstere Nacht einmal ein Sonnenstrahl hinein, und zwar da, wo man ihn am wenigsten erwarten würde. Auf Tells verzweiflungsvollen Aufschrei:

„Ruft Eure Reisigen und stoßt mich nieder!"

antwortet Herr Teller als Geßler:

„Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß!"

etwa mit demselben Ausdruck, als ob er sagen wollte: „Können Sie mir

Digitized by Google

etwas Feuer geben? Meine Cigarre ist ausgegangen." Herr Teller hat unbedingt Talent, aber dasselbe bedarf noch einer strengen Schulung und der unnachsichtigsten Selbstkritik. Für den Hauptfehler dieses Darstellers halte ich die Uebertreibung. Wenn er „A" gesagt, sagt er nicht blos „B", sondern er sagt gleich das ganze Alphabet bis zum „z" her. „Irrte Herr Barnay als Tell, so war der Irrthum Geßlers noch — Teller", würde jener imaginäre „Witzbold" sagen, dem die kritischen Kadetten ihre gefährlichsten Scherze unterzuschieben pflegen. Es ist übrigens nicht meine Absicht, einen strebsamen und begabten Künstler durch die abfällige Kritik zu entmuthigen; ich will ihn nur in seinem eigenen Interesse auf seine Irrthümer aufmerksam machen, und das kann allerdings nicht immer in verbindlicher Form geschehen.

Der Beifall des Publicums war sehr lebhaft, bisweilen stürmisch, aber dem Hervorruf sollten die Künstler bei offner Scene nicht mehr Folge leisten, es ist gar zu störend. Auch die Berufung auf die Worte des Dichters: „Dann ruft den Tell; es soll an mir nicht fehlen," kann ich als gerechtfertigt nicht anerkennen. F. L.

Aus dem Verein Berliner Künstler.

Nach längerer Zeit bietet die Kunstausstellung in der Commandantenstraße wieder Interesse und Anregung. Die Stagnation der letzten Monate erklärt sich dadurch, daß ein Theil der Künstler bis jetzt durch größere Werke für Philadelphia beschäftigt war und die Mehrzahl für die diesjährige Berliner Ausstellung arbeitet. So kam denn in den verflossenen Wochen viel Unbedeutendes zusammen, bis günstige Zufälle die Physiognomie der Ausstellung günstig veränderten.

Am meisten wird das Auge durch die ausgestellten Portraits gefesselt, unter denen die drei Kinderportraitskizzen von Gustav Richter durch die vollendete Charakteristik der Bewegung auffallen; besonders gelungen ist die kindlich anmuthige Haltung Giacomos.

Biermann ist durch ein brillantes Damenportrait vertreten, auf dem das malerisch Vollendetste die Toilette und die Nebensachen sind; das Gesicht, zwar liebenswürdig und ansprechend, beherrscht den Beschauer nicht genügend und er kehrt stets wieder zu irgend einer Einzelnheit des Colorits zurück. Nicht ganz glücklich ist das Arrangement der linken Hand. Sehr fein ist das Portrait der alten Dame im grauen Kleide von Gräf; die ruhige Vornehmheit des Ausdrucks stimmt mit dem gehaltenen Colorit gut zusammen.

Ein großes Talent offenbart Fedor Enke. Schon die ersten Arbeiten des jungen Malers aus der Weimarer Schule, die hier ausgestellt waren, „Feldblume" und ein Herrenportrait, erweckten das Interesse durch die feine coloristische Empfindung und durch den energischen, wenn auch noch ungleichmäßig durchgebildeten Vortrag. Auch die ausgestellte „Portraitstudie" hat wieder sehr viel Schönes; die Auffassung des emancipationslustigen Frauenkopfes ist ebenso vortrefflich wie die Haltung des übrigen Körpers. Sehr fein ist die sichtbare Hand; dagegen wirkt der schwarze Hut auf dem hellen Hintergrund wie eine endlose Tiefe ohne Körperlichkeit; ein mattes Grau hätte besseren Eindruck bei dem gelblichen Hintergrund gemacht. Fedor Enke hat, falls er sich von Manier frei hält und energisch weiter arbeitet, eine große Zukunft vor sich.

Von den ausgestellten Landschaften erregt nur eine allgemeine Aufmerksamkeit, „Römische Thermen" von Knab, dem Makart der Landschaftsmalerei. Der Künstler ist in seiner Art ein Talent ersten Ranges und gehört zu einer heut zu Tage sehr seltenen Richtung: er ist ein Maler mit Phantasie, die bekanntlich nicht nothwendig zum modernen Künstlerthum gehört. Die Farben Knabs sind ohne zu schreien so leuchtkräftig, daß sie die Umgebung gänzlich schlagen. Jedenfalls ist der Münchner Künstler eine Erscheinung, die mit vollstem Bewußtsein das erworbene Princip weiter entwickelt, wenn sich auch nicht verschweigen läßt, daß in dem hier ausgestellten Bilde bereits die äußerste Grenze des Strebens nach farbiger Wirkung erreicht ist. Ein Schritt weiter und das Verfallen in Manier ist unvermeidlich und die feste Melodie der Contour versinkt in der Harmonie der Farbenaccorde. Hoffentlich vermeidet der sehr begabte Maler diese gefährliche Klippe.

Eine Sammlung höchst interessanter Aquarelle hat Graf Seckendorff aus Indien mitgebracht. Die verschiedenen Typen der Bevölkerung, — ungefähr zwanzig Blätter — mit scharfem Auge erfaßt und mit sicherer Hand wiedergegeben, streben mehr danach das Allgemeine festzuhalten als das Detail, was der künstlerische Charakter der Skizze von selbst mit sich bringt. Jedenfalls ist Seckendorff über den sogenannten talentvollen Dilettantismus vollständig hinaus und darf auf eine Beurtheilung als Künstler Anspruch erheben. Seine eigentliche Begabung liegt in der Landschaft. Daß er die nöthigen Bedingungen erfüllt ist selbstverständlich, aber heute, wo selbst Maler von Beruf es vernachlässigen, sich mit Kleinigkeiten, wie Zeichnung und Perspective gründlich zu beschäftigen, muß es hervorgehoben werden, daß der Urheber dieser Aquarelle darin auch ernst gearbeitet hat, wie die drei Blätter aus Venedig beweisen (Piazza San Marco, Canale grande und St. Maria della Salute). Die Architektur ist im kleinsten Detail verstanden und nicht nur in der sehr beliebten „malerischen Perspective" gezeichnet. Coloristisch stehen einige der Blätter aus Indien höher, vorerst „Umritzur" und „Tattepore Sekie", letzteres wie mir scheint einen Tempelhof darstellend. Das Colorit ist sehr klar und kräftig, die Behandlung oft an englische Aquarelle gemahnend, leichte Farbenschichten, ohne jede Untermalung, die das Korn des Papiers tödtet. Aus den ausgestellten Blättern spricht ernstes künstlerisches Streben und große Begabung, die für die Zukunft noch viel versprechen.

H. von Leixner.

Notizen.

Das Geheimniß der Berliner Conferenz ist nunmehr seit einigen Tagen enthüllt und Jedermann konnte nach Neigung oder Anlage dazu Stellung nehmen. Man darf das wohl auch bei Denjenigen voraussetzen, die ihre Wahl nicht immer sogleich zu treffen pflegen und nur darin eine ferne Aehnlichkeit mit Herkules haben, daß sie oft längere Zeit rathlos am Scheidewege stehen. Das Geheimniß dessen, was hier verhandelt war, konnte übrigens, wenn auch nur für kurze Zeit, um so leichter bewahrt bleiben, als wirklich nicht sehr viel zu verbergen war. Sonst ist bekanntlich in politischen Dingen Discretion Ehrensache, wie es in gewissen Annoncen heißt. Das stärkere Geschlecht bildet sich indessen auf seine Reserve in der Regel zu viel ein und behauptet mit Unrecht, daß Evas Töchter nicht schweigen könnten. Man hat wunderbare Beispiele vom Gegentheil. Percy Heißsporn war im Irrthum, wenn er seinem reizenden Gespons zuflüsterte, sie werde wie jedes andere Weib gewiß nicht sagen, was sie selber nicht wisse. Beim Blättern in einer älteren englischen Revue fanden wir neulich die beglaubigte Geschichte, wie einmal in London ein Staatsgeheimniß von achtzehn Cabinetsmitgliedern ihren achtzehn Frauen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt wurde, ohne daß auch nur eine geplaudert hätte! Freilich schrieb keine der hohen Damen an Zeitungen; sonst wäre die Qual zu groß gewesen. Ein Journalist, der, was ihm anvertraut wird, nicht drucken läßt, ist ein seltener Vogel auf Erden, wie ein schwarzer Schwan oder ein ähnliches Phänomen der Naturgeschichte. Die Blätter können niemals rasch genug informirt sein und machen die größten Ansprüche an ihre Correspondenten. Sonst riskiren sie auch Leitartikel voll der gediegensten Betrachtungen zu schreiben, welche das nächste Telegramm wieder umwirft. Genug, daß sie sich zuweilen von einem Tage zum andern widersprechen müssen. In einem und demselben Artikel jedoch wird das gern möglichst vermieden. Lieber enthält man sich der Conclusionen, so daß, wenn der Leser mit dem Artikel fertig ist, er vollkommen so klug ist wie vorher. Auch andere Schriftsteller können nicht immer die innere Harmonie ihrer Werke retten. Das Ende entspricht keineswegs überall dem Anfang und man merkt bei einiger Aufmerksamkeit bald, daß der ursprüngliche Plan dem Autor unter den Händen sich eigenthümlich verwandelt hat. Als Lamartine den ersten Theil seiner Girondins fast vollendet hatte, suchte er seinen Verleger auf und theilte ihm den Entwurf der Geschichte mit. Die Girondisten sollten als ideale wenn auch unglückliche Freiheitskämpfer verherrlicht werden. Der Verleger aber sagte erschrocken: Das Buch wird nicht gehen. Dasselbe Thema wurde schon oft ähnlich behandelt. Auch ist die Stimmung in Frankreich jetzt den Süßwasserrevolutionären nicht günstig. Umgekehrt müßten Sie die Leute des Berges verherrlichen! Lamartine meinte kleinlaut, er habe schon den Titel mehreren Freunden mitgetheilt. Thut nichts, entgegnete der Buchhändler, der Titel kann immerhin stehen bleiben. Der engagirt Sie weder für noch wider und der erste Theil wird ja den Gegenstand nicht erschöpft haben. Sie können ihn gewiß mit einigen Aenderungen noch

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

verwerthen. — Gesagt, gethan. Lamartine schrieb weiter und feierte Danton nebst anderen Radicalen der neunziger Jahre weit mehr als Vergniaud und seine Freunde. Auch von Jean Jacques Rousseau wird erzählt, er habe eine von der Akademie zu Dijon ausgeschriebene Preisschrift zuerst in dem Sinne beantworten wollen, daß Bildung und Wissenschaft den Menschen beglücken. Auf Diderots Bemerkung aber, diese Wahrheit sei nicht neu und werde kein Aufsehen erregen, habe Rousseau das bekannte entgegengesetzte Paradoxon mit glänzender Beredtsamkeit aufgestellt und entwickelt. Die Erzählung rührt allerdings, was den Ursprung der Rousseau'schen Theorie angeht, von einem seiner intimen Feinde her und läßt sich daher nicht verbürgen. Wie es sich auch damit verhalten mag, Consequenz ist nicht Jedermanns Sache und die sich am meisten darauf einbilden, sind oft gegen den Wechsel am wenigsten geschützt. Glücklich, wer durch Temperament und Entwickelung frühzeitig in den rechten Weg gerathen ist und wenigstens von seinen privaten Handlungen nichts zu verläugnen braucht. Ob in der Politik der Zusammenhang stets unverbrüchlich gewahrt werden kann, mögen Diejenigen entscheiden, die sich dazu berufen fühlen.

* * *

Autographische Blätter.

Nach manchen Anzeichen läßt sich behaupten, daß in Deutschland weit mehr Verlangen herrsche, die Handschriften als die gedruckten Werke berühmter Dichter zu sammeln. Der Ruhm des Dichternamens ist eine Imagination, wenn man ihn mit Schiller als das höchste „von der Erde Gütern allen" betrachten will. Enthielte das Bewußtsein, Andern ein Gegenstand der Verehrung zu sein, auch ein reelles Glück, so wird dasselbe nach dem Weltlauf keinem Lebenden von Bedeutung ungetrübt zu Theil. Im Gemüth des Bedeutenden ist nämlich zwischen der Eitelkeit und dem Ehrgeiz eine scharfe Grenzlinie gezogen. Die Eitelkeit ist zwar immer hungrig, aber auch für Augenblicke immer wieder recht gesättigt; sie frißt wie eine Ente Alles, was sie nähren kann, bestehe es auch aus den am wenigsten anziehenden Stoffen. Der Löwenrachen des Ehrgeizes spannt sich nur nach dem größten und edelsten Object auf, nach dem Bewußtsein, durch geistige Thätigkeit eine Veränderung, eine Umstimmung, einen Wendepunkt in der Entwicklung der Nation herbeigeführt zu haben.

Wer lebt und stirbt mit diesem Bewußtsein? Ueberall und immer ist der gewöhnliche Lauf der Welt, die gewöhnliche Beschaffenheit der Menschen eifrig damit beschäftigt, den schönen Glauben zu zerstören, daß man fruchtbar gewirkt habe, daß man ein Factor im Proceß der Cultur geworden sei. Neid, Mißgunst, Bosheit und Gleichgültigkeit nagen an den Lorberblättern, die sich um lebendige Häupter schlingen und würden die zu diesen Häuptern gehörigen Herzen vergiften, wenn diese nicht eben aus der Größe ihrer Bedeutung die Verachtung gegen ihre Verkennung schöpfen würden.

Die Verkennung ist oft noch schmerzhafter und bitterer, wenn sie sich in Formen des Lobes kundgibt, weil sie dadurch anzeigt, daß der richtige Instinct, der gute Wille vorhanden war, der für alle Erbärmlichkeiten und Feindseligkeiten der Welt entschädigt haben würde, wenn er nicht durch Mangel an Einsicht sein Ziel verfehlt hätte.

Es ist, als ob die Natur, sonst so völlig theilnahmlos für das Schicksal der Sterblichen, insofern „mit dem Genius im ewigen Bunde wäre," daß sie mit dem Tode den Brennpunkt schafft, in welchem sich alle Verdienste des dahingeschiedenen Geistes sammeln, um fortan der Welt überzeugend in die Augen zu leuchten. Mit Wehmuth liest man darum die Todtenfeste literarischer Art für eben hingegangene Denker oder Dichter. Wie viel Glück wäre ihnen durch ähnliche Feste ihres Lebens bereitet worden! Immer wieder wird man an das Wort d'Alemberts erinnert, das erst Schopenhauer unserer Zeit in's Gedächtniß rief: Der Tempel des Ruhmes wird theils von Leuten bewohnt, welche nicht hinein konnten, so lange sie lebendig waren, theils von Leuten, die hinaus geworfen werden, sobald sie todt sind.

Imaginär wie der Ruhm als höchstes Gut sind auch die Motive, aus denen er verbeitet wird. Denn sie führen auf die menschliche Eitelkeit zurück, die einen Procentsatz des Ruhmes, der Andern zugeschrieben wird, auf den Anerkennenden zurückfallen sieht, nach dem Princip, daß nur der Geist den Geist erkennt. Harmlos und keineswegs zu mißbilligen ist diese kleine Eitelkeit, wenn sie sich in dem Verlangen nach den Handschriften berühmter Dichter Ausdruck schafft. Einem Geschichtschreiber unserer Geselligkeit müßte die Jagd nach Autographen Stoff zu anmuthigen Capiteln geben. Ein Glück, das wenigstens diese Art lebendigen literarischen Interesses vorhanden ist, ein Glück nicht blos für die betreffenden Dichter, auch für manchen Lebenslustigen, der die Mittel, der Frauen Gunst zu erwerben, nicht zahlreich genug zur Verfügung haben kann. Mancher hat ein Herz durch ein Liebesgedicht erobert, das ein anderer Mann für eine andere Frau gedichtet hat. Ich erinnere mich, daß mir einst eine Wiener Celebrität aus der Poetenwelt einen Brief folgenden Inhalts zeigte: „Geehrter Herr! Ich werde von einem Mädchen, das mich sehr unglücklich machen könnte, mit dem Begehren gequält, ich möchte Sie, dem ich ein ganz Fremder bin, um Ihr Autograph bitten. Weit entfernt, die Erfüllung dieses Verlangens zu hoffen, will ich nur dem Mädchen beweisen, daß ich das Meinige gethan habe, und bitte Sie daher, mir eigenhändig zu bestätigen, daß Sie meinen Brief erhielten und meinem Begehren nicht entsprechen können."

Der deutsche Buchhandel beginnt so eben, solchen Liebhabern einigermaßen aus der Verlegenheit zu helfen. Vor einigen Tagen erschien bei Wilhelm Röhl in Leipzig eine Sammlung von Facsimiles: Deutsche Dichterhelden. Handschriftlich dargestellte Originalbeiträge berühmter Autoren der Gegenwart. Nebst einem der letzten Briefe Ferdinand Freiligraths." Herausgegeben von Karl Böttcher.

Zwar ist der Satz, daß die Schrift der Mensch wäre, eben so wenig durch die That bewährt als die Wahrheit des Büffon'schen Ausspruchs, der die gleiche Bedeutung dem Stil zuschreibt. Ach, wie viele häßliche Charakterzüge haben sich schon im schönsten Stile verrathen und welche unsichtbaren Schlangen schlängeln sich durch die sichtbaren Rosenknospen, aus denen, in der Form von Buchstaben, zierliche Schriften zusammengesetzt sein können! Allein, wie es mit dem Geschmack für den äußern Zierrath des Lebens bestellt ist, kann die Schrift wohl verrathen, und da jede doch unbestritten den Ausdruck einer geheimnißvoller Eigenthümlichkeit ist, die geistig zur Erscheinung zu bringen eben den Ruhm des Dichters ausmacht, so ist gerade von einem solchen die Handschrift nicht ohne Bedeutung für seine Verehrer. Was die Schrift auch immer sei — unter allen Umständen ist sie etwas Besonderes, das Siegel der Individualität, das mystische Gepräge der Persönlichkeit.

Unter Andern haben haben sich in dies gedruckte Stammbuch eingeschrieben: Geibel, Lingg, Freiligrath, Bodenstedt, Lindau, Laube, E. v. Hartmann, Bauernfeld, Brachvogel, Frenzel, Anastasius Grün, Paul Heyse, Gutzkow, Hackländer, Klaus Groth, Lindner, Kinkel, Marlitt, v. Kobell, v. Moser, Puttlitz, Meißner, Wilbrandt, Rittershaus, Redwitz, Scheffel, Wehl, Storm und Sturm.

Man möge mit diesem bunten Gemisch von Namen, die das Buch in alphabetischer Reihenfolge unter die Beiträge setzt, keine literarische Rangordnung bezeichnet glauben. Der handschriftliche Charakter des Buches würde jedoch keineswegs gestatten, alle Kritik bei Seite zu setzen, da die Beiträge nicht als vertrauliche Mittheilung, sondern mit dem Bewußtsein ihrer Autoren gegeben wurden, daß sie das Geschriebene dem Herausgeber unter dem Siegel der Oeffentlichkeit anvertrauen. Allein der Umfang jedes einzelnen Stückes ist gering, die Kritik ließe sich nur durch das Citat begründen und mit diesem wäre das Buch gleichsam ausgeraubt, sein wesentlicher Reiz und Inhalt unberechtigter Weise in die Kritik übertragen. Somit bleibt nichts übrig, als an die Glaubensstärke des Lesers zu appelliren, um ihm statt der Begründung die Betheuerung zu bieten, daß das Album reich ist an tiefgefühlten Versen und gedankenvollen Aussprüchen. Es gibt nicht blos Schriftsteller, auch gesellige Kreise, denen das reichliche Citiren eine Lebensbedingung ist. In mancher Banquiersfamilie gewähren schöne Frauen sonst vernachlässigten Dichtern eine stellenweise Unsterblichkeit. In Wien nennt man ein also begeistertes Haus die Familie Citateles. Dieser Art Dichterverehrung fließt in dem genannten Album eine ergiebige und vor Allem neue Quelle.

Hieronymus Lorm.

Offene Briefe und Antworten.

Ein Leipziger Professor und die „Geschichte des Dramas".*)

Die Jenaer Literaturzeitung 1876 Nr. 17 S. 271 f. brachte eine kritische Anzeige des XII. Bandes der „Geschichte des Dramas" (das

*) Wenn wir dem Wunsche des Herrn Dr. J. L. Klein, die obenstehende Entgegnung in die „Gegenwart" aufzunehmen, entsprechen, so

Digitized by Google

englische Drama Bd. I u. s. w.), unterzeichnet von Richard P. Wülcker; für die „Geschichte des Dramas" ein vir obscurissimus, dessen Bekanntschaft sie nun nothgedrungen machen muß.

Die kritische Anzeige geht auf Mord und Todschlag aus, auf Ausrottung der „Gesch. d. Dramas" mit Stumpf und Stiel; sie gipfelt in dem Schlußsatz: „Traurig ist es, daß das Buch in einem so hochgeachteten Verlag erscheint, und dadurch wesentlich zur Verbreitung eines solchen elenden Machwerks beigetragen wird."

Richard P. Wülcker,
Du sprichst ein grobes Wort gelassen aus!

Gelassen, wie jener an sanften Delirien leidende Schneidergesell, der den Mond für einen schief aufgenähten messingenen Knopf an einer blauen Reiterhose erklärte, wofür er die Milchstraße hielt, und diese für eine Pfuscherarbeit seines Concurrenten, eines unzünftigen Bönhasen und Marktverderbers.

Die „Gesch. d. Dramas" hat ihre eigene Lebens- und Tagesgeschichte. Als Bd. V vorlag, bezeichnete der berühmte Maccius-Opuskler, Friedrich Ritschl, das Werk als eine werthlose „Compilation"; der Thatsache in's Gesicht, daß jenes Werk eher durch ein Uebermaß von Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit zu viel that und gegen die hergebrachte Schulform verstieß. Nun muß sich die „Gesch. d. Dramas" vom Beurtheiler ihres XII. Bd., auch einem Leipziger Professor, einem aus der jüngsten Hecke, der noch mit der halben Eierschale der venia docendi auf dem Kopf daherspreizt, ein „elendes Machwerk" schimpfen lassen! Der Thatsache in's Gesicht, daß gleich der erste Band der „Gesch. d. Dramas", des „elenden Machwerks", der die Geschichte des griechischen Dramas enthielt, von Philologen wie Haupt, Boeckh, von einem Historiker wie Mommsen als eine bedeutende Erscheinung begrüßt ward. Der Thatsache in's Gesicht, daß der dritte Bd. des „elenden Machwerks" die Geschichte des indischen Dramas, einen begeisterten Fürsprecher in dem größten Indologen des Zeitalters, in Goldstücker fand. Der Thatsache in's Gesicht, daß jeder der Bände des „elenden Machwerks" von der gesammten deutschen Presse — die Leipziger und deren Filialen natürlich ausgenommen — mit ehrenvoller Auszeichnung, mit Acclamationen empfangen wurde. Der Thatsache in's Gesicht, daß die Geschichte des italienischen Dramas, Bd. IV—VII dieses „elenden Machwerks", den Professoren und Studirenden Italiens als ein literarhistorisches Grundbuch gilt. Fußt doch Englands neueste Geschichte seines Dramas, Ward's History of the English Drama, auf dem „elenden Machwerk", als seinem Quellengebiet. Und eine hochangesehene, englische Zeitschrift, eine Autorität auf dem Gebiete der englischen Tagesliteratur, die sich gegen die „Geschichte des Dramas" bisher am sprödesten, ungastlichsten und abgeschlossensten verhielt, das „Athenäum", pries das „elende Machwerk" doch als eine Fundgrube, einen Vorrathsschatz von Belehrung und Vermuthungskritik: „this huge warehouse of information and conjecture". Ueber alle diese Thatsachen fährt Richard P. Wülcker, eine als Gelehrter und Schriftsteller noch unentdeckte wissenschaftliche Notabilität, fährt Herr Richard P. Wülcker mit dem Wischschwämmchen seiner schwarzen Schultafel und schreibt getrost auf den noch nassen Löschfleck in der zeitgeschichtlichen Gedenktafel: „elendes Machwerk".

Doch ist auch die Thatsache hierbei nicht außer Acht zu lassen, daß in den literarischen Tagesdebatten die Frage: Wer schließlich Recht hat? niemals von der Tagesordnung verschwindet. Hier ist die Infragestellung die permanente Fragestellung. Literarische Gerichtsverhandlungen kennen keine Verjährung. Vor diesem Tribunal muß jede noch so allgemein anerkannte Errungenschaft ihre Rechtstitel immer wieder von Neuem aufweisen; kann jeder in allen Instanzen gewonnene Proceß stets wieder angestrengt werden; muß jede noch so befestigte Autorität, jeder noch so unbestrittene Ruhm sich eine Revision seiner Acten gefallen lassen. Ja selbst das säculare, von Vaterland und Mitwelt auf ewig grüne Lorbern, als sein ehrenvolles Ausruhelager, gebettete Hochverdienst kann erleben, daß es mit denselben Lorberzweigen worauf es ausruht, von seinem Lager, wie von einem Lotterbette, aufgescheucht und fortgepeitscht wird. Um so gebieterischer tritt dann aber auch die Forderung nach vollgültigen, unanfechtbaren Beweisen und Rechtsgründen an den öffentlichen Ankläger heran; nach Belastungsgründen von zermalmendem Gewicht, nach Beweisen, die alle Gegenbeweise zu nichte machen, Beweisen, „so fest wie Plutos Pforte".

Beruht Richard P. Wülckers Leben und Ehre der „Geschichte des Dramas" aberkennender Verdammungsspruch: „elendes Machwerk", beruht er auf Gründen von solcher Stärke? Auf Beweisen von so schlagender Gewalt?

Recapituliren wir in aller Kürze die Anklagepunkte:

„Wüste Anhäufung von Stoff."

Stofffülle, geistig bewältigt und durchdrungen, ist der Triumph großer, umfangreicher Werke. Andere und namhaftere Kritiker haben diese Eigenschaft gerade der „Geschichte des Dramas" zuerkannt. Indessen kann ein noch so geistig durchgearbeiteter und geklärter Inhaltsstoff, wenn er dem Hauptgegenstande und Zwecke des Werkes fremdartig, äußerlich, schlechterdings unassimilirbar ist, als der Pfahl im Fleische und, in Beziehung auf das Grundthema, als Stoffüberwucherung erscheinen. Worin erblickt nun aber Richard P. Wülcker in einer „Geschichte des Dramas" die wüste Stoffanhäufung? Darin „daß die ganze Altwälische und Angelsächsische Literatur behandelt wird; daß die Poesie der Normannen und altenglischen Dichter, wie Chaucer und Gower, besprochen werden".

Man erschrickt förmlich, solcher Dürftigkeit literarhistorischer Gesichtspunkte bei einem deutschen Professor zu begegnen. Welche Beschränktheit des Blickes! Welche enggeistige Auffassung dramatischer Entwicklung! Welche Unkenntniß und Unwissenheit auf diesem Hauptgebiete der ästhetischen Kritik! Eine Geschichte des englischen Dramas deshalb brandmarken, weil sie die Altwälische und Angelsächsische Literatur in ihre Betrachtung mit hereinzieht, deren Grundwesen und Eigenthümlichkeit nachweislich im englischen Drama und auch im Shakespeare-Drama, in Heinrich IV. und V. z. B., durchschimmert, fortlebt und fortwirkt! Eine „Geschichte des Dramas" dafür mit Füßen treten, weil die Poesie Chaucers und Gowers in derselben besprochen wird: Chaucers Poesie, die Mutterbrust des Shakespeare-Dramas! Chaucer, dessen Troilus und Cressida, um von seinen andern Poemen zu schweigen, mit Sh.'s gleichnamigem Drama auf's Innigste verwachsen! Gower, der im „Perikles", was jeder Schulknabe weiß, als „Chorus" eintritt! „Traurig ist es", sehr traurig, daß ein Leipziger Professor der Angelsächsischen Literatur und Grammatik von der allgemeinen Literaturgeschichte Englands und ihrer Einwirkung auf die englische Bühne weniger weiß als ein Classenschüler. Von der „Gesch. d. Dramas" ist kein Punkt so vielfach und so erschöpfend ventilirt worden, als jener unlösliche Zusammenhang der allgemeinen Nationalliteratur mit dem Nationaldrama, und die daraus folgende Nothwendigkeit, die Geschichte in einer Gesammtnationalliteratur mit der Geschichte ihres Dramas zu verschmelzen. In der unverbrüchlichen Durchführung dieser Grundansicht liegt, nächst der kritischen Gründlichkeit der Analysen und der quellenhaften Forschung, — nicht nach „secundären Quellen", wie Richard P. Wülcker unwahr, böswillig und verdächtigend insinuirt, sondern Forschungen, redliche, mühevolle Forschungen aus den Grundquellen — in diesen Vorzügen liegt die Wissenschaftlichkeit der „Gesch. d. Dramas", trotz allem scheinbar Desultorischen und Sprunghaften der Darstellungsform, die jedem Schriftsteller, der nicht nach der Schulschablone arbeitet, freigestellt bleiben muß, und worüber kein einsichtsvoller Kritiker rechten wird, so wenig wie über Physiognomie, Temperament und Eigenart des Stils.

Die Anklage auf „wüste Anhäufung des Stoffs" wäre somit abgethan. Sie erweist sich nicht nur als nichtig und hinfällig: sie fällt auf das Haupt des Anklägers zurück. Auch blinzelt er dabei mit den Augen und thut, als wollt' er ein Auge über den „Wust" zudrücken:

„Doch man würde sich immerhin noch mit einem solchen Sammelsurium aussöhnen, wären nur die einzelnen Abschnitte sorgfältig gearbeitet."

Sammelsurium — optische Täuschung, Herr Professor! Eine Hallucination, die das Sammelsurium aus dem Kopfe des Anklägers auf das

---

haben wir uns dadurch noch nicht mit dem Inhalte und der in unserm Blatte etwas ungewöhnlichen Form identificiren wollen. Wir hielten es aber allerdings für unsere Pflicht, dem mit äußerster Heftigkeit angegriffenen Verfasser der „Geschichte des Dramas" das Wort zu seiner Vertheidigung zu geben; und sobald wir ihm dies Recht einräumten, mußten wir ihm auch die volle Freiheit in Bezug auf die Disposition seiner Vertheidigung und die Wahl seiner Ausdrücke gewähren. Daß der Versuch, den eigenwilligen und ganz originellen Schriftsteller innerhalb der Schranken des Conventionellen festzuhalten, nicht gelingen würde, bedarf für den Kenner der Klein'schen Werke kaum der Erwähnung. Aus diesem Grunde geben wir also den obigen Aufsatz in unveränderter Form wieder — „auf groben Klotz ein grober Keil". D Red.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

verklagte Buch überträgt! Nannte Salmasius nicht den Agamemnon des Aeschylos eine Farrago, ein Sammelsurium? Der kahlmäusernde Schulfuchs, Chaudon, schmähte er nicht Dantes „Göttliche Komödie" ein „Salmigondis", ein Sammelsurium? Und Chaudon verhält sich zu einem Saumaise wie etwa Richard P. Wülcker zu seinem großen Vorbild und Meister, dem ersten jetzt lebenden Maccius-Philologen Ritschl. Bei Phänomenen des Schausinns kommt Alles auf den Bau des Auges, auf Gesichtskreis und Tragweite an. Es müßte mit einem Wunder zugehen, wenn die Sandwespe das ausgestirnte Firmament nicht für einen glitzernden Sandhaufen, nicht für ein Sammelsurium von blinkenden Sandkörnern hielte. „Aux livres colosses il faut des lecteurs athlétes", ein Victor Hugo'scher Gedankenblitz in seinen lichten Intervallen. „Bücher-Kolosse verlangen Leser-Athleten." Der Zwergkrüppel schüttet über den Koloß ganze Säcke voll Staub, Grus, Sand und Schmutz aus und ruft: rudis et indigesta moles!

Nun aber, „Geschichte des Dramas", sieh Dich vor! Nun geht Dir's an Hals und Kragen! Richard P. Wülcker hat sein professorisches, angelsächsisches Fach- und Schulsteckenpferdchen beschritten!

„Wer darf bei einem solchen Vielschreiber wie Klein — Gründlichkeit voraussetzen?"

Ueber die Gründlichkeit der seichten Gründlinge! die, im Schlamm, im Bodensatz verwester Wortformen, in ihrem faulen Grundwasser voll grammatischer Larvenleichen, immerdar schwänzelnd, mit dieser Gründlichkeit um sich werfen und Jedem, der kein Gründling desselben Schlages ist, die Gründlichkeit in's Gesicht spritzen! Der Vielschreiber Klein, er schreibt sich nur zu sehr in die wahre, die echte, die Sach- und Gedankengründlichkeit, nur zu tief hinein; so tief, daß der Vielschreiber oft nicht zu Worte kommen kann. Vielschreiber solchen Calibers sind eo ipso Tiefschreiber. Was sie schreiben, gründlich ausschöpfend, erschöpfend schöpferisch. Wie der Elephant mit dem Rüssel einen Oxhoft bis auf den Grund einschlürft und aufschöpft mit seiner Rüsselfeder; wie jener Ase in der Edda die Ebbe in's Meer trinkt mit einem bis auf Meeresgrund reichenden Trinkhorn als Schreibfeder. Vielschreiben und Vieltrinken bedeutet in beiden Fällen Tiefschöpfen. Nicht auf Seiten der Schriftsteller, wie Klein, sind die Vielschreiber zu suchen. Die Richard P. Wülckers, das sind die Vielschreiber! Diese mögen noch so wenig schreiben, so ist das Wenigste um jeden Buchstaben zu viel.

„Wo man nur das Buch aufschlägt, überall finden sich Versehen und Fehler der gröbsten Art." Wie eben auch in dem besten Buche, das man auf die Versehen und Fehler hin aufschlägt. Schlage Du das Buch nicht als Advocatus Diaboli auf, so wirst Du aus jeder Zeile, wo immer Du das Buch aufschlägst, zu Nutz und Frommen selbst Deines Collegienheftes, Etwas lernen können!

„Nicht zu viel scheint es uns verlangt zu sein, daß wer über Ags (Angels.) schreibt, auch Ags verstehe."

Was? der Literarhistoriker, der das Sprachliche nur als geschichtliches Moment in Betracht zieht, er müßte sich jeden Dialect angeeignet haben, wie ein Fachprofessor, der über dies specielle Studium liest? Wer an einen Literaturgeschichtschreiber solche Forderung stellt, wer von einem Geschichtschreiber des Dramas die Polyglottie eines Mezzofanti verlangt, der beweist nur, daß er die Grenzen beider Gebiete grade so genau kennt, wie die Gebiete selbst. Wie viel treffliche Bücher sind nicht im Wege der Sprach- und Literaturforschung aus zweiter Hand entstanden. Um gleich eines der vorzüglichsten dieser Art zu nennen: Ferdinand Walters classisches Werk „Das alte Wales", das nicht aus der Kenntniß der Altwälischen Sprache und Literatur unmittelbar hervorging und doch zu einer solchen mustergiltigen Lehrschrift erwuchs.

„Bisweilen allerdings wird — die Originalstelle abgedruckt. Doch grade diese Stellen lassen erst recht vermuthen, daß Klein gar nicht versteht, was er schreibt und drucken läßt."

Das sind so die mit Upassaft bestrichenen Phrasenbolzen der philologischen Malaien! Den Vielschreiber Klein zu einem gedankenlosen Schmierer herabgewürdigt, „der gar nicht versteht, was er schreibt und drucken läßt"; den Verfasser der „Gesch. d. Dramas" zu einem gemeinen Lohn- und Frohnscharwerker gelumpt und gehudelt — dann haben wir mit der „Gesch. d. Dramas" gewonnen Spiel; dann fällt uns das „elende Machwerk" von selbst in den Schoß! Und was für Ungeheuerlichkeiten in besagten Stellen, welche philologische Todsünden „lassen erst recht vermuthen, daß Klein gar nicht versteht, was er schreibt und drucken läßt."

Welche? Ei, die haarsträubendsten! Die Druckfehler, „deren der Prof. der angels. Reimstäbe und angelsächsischen Druckfehler an der Leipziger Universität in 5 ags. Kurzzeilen nicht weniger als 4; die Druckfehler zu Dutzenden in den ags. Langzeilen ungerechnet, herausgepickt, wie der Specht die Raupenlarven aus den Schrunden der Baumborke, mit angelsächsisch spitz langzeilig langweiliger Zunge.

„Doch könnte Klein diese Druckfehler auf den Corrector schieben" —

Fällt ihm gar nicht ein! Er nimmt die Druckfehler sämmtlich auf sein Haupt, trotzdem daß dieses mit dem seines Correctors nicht identisch ist, und nimmt auch das sehr bedenkliche Licht, „das seine Uebersetzung der angels. Inschrift: ‚Alfred mec heht gewjrcan': „Alfred hat mich gewirkt (verfertigt)" auf seine ags. Kenntnisse wirft", auf sein von Druckfehlern schwer gebeugtes Haupt, das aber gleichwohl nicht dafür steht, ob es nicht, bezüglich jener Uebersetzung, doch auf seinem Kopf besteht.

„Aber nicht einmal in Uebersetzungen las der Verf. die verschiedenen Schriften der Ags., nein, in vielen Fällen begnügt er sich das oft recht schiefe Urtheil Sharon Turners abzudrucken." —

Begnügt er sich, abzudrucken? So ohne Weiteres? Oder in einer Turners Urtheil ironisirenden Fassung? Und unsere selbeigenen, den Schriften Aldhelms entnommenen Citate, strafen sie den dreisten Lästerer nicht Lügen? Oder glaubt er am Ende gar, daß Aldhelm angelsächsisch geschrieben und nicht lateinisch? Glaubt er das wirklich, — und seine so böswilligen, hämischen Insinuationen gegen den Verf. der „Gesch. d. Dramas" bestärken in dieser Vermuthung, — so hat er sich in seine eigenen Fallstricke verwickelt; so hat Er die Schriften des Aldhelm nicht eingesehen und verdient, daß ihn seine Facultät und seine Studenten vom Professor-Katheder auf den Corrector-Stuhl in einer Leipziger Druckerei relegiren. Dasselbe gilt betreffs Beda, von dessen Schriften wir Kenntniß genommen, wie aus den bezüglichen, aus eigener Lesung geschöpften Citaten (S. 192 f.) erhellt: nicht aber unser Ehrabschneider. Herunter vom Professor-Katheder und auf das Corrector-Stühlchen gesetzt!

„Bei Bonifacius" — schleift der kritische Carnifex die „Gesch. d. Dramas" eine Stufe tiefer über die gemonischen Treppen der 17. Nummer der Jenaer Literaturzeitung —

„Bei Bonifacius werden die Leser eingestandenermaßen mit einem Artikel aus dem Brockhaus'schen Conversationslexikon abgespeist --"

Unsere ergänzende Anmerkung zu dem scherzhaften Citat aus dem Conversationsl. (S. 194 Anm. 1), welche nicht nur die Bonifacius' Schriften betreffende Literatur nach selbsteingesehenen Quellen andeutet, die auch eine Beschäftigung mit Bonifacius' Schriften im Grundtext von Seiten des Verf. der „Gesch. d. Dramas" bekundet — diese Anmerkung verscharrt der Todtengräber unserer Geschichte in Todtschweigen! Diese Anmerkung unterdrückt er, unterschlägt er!

„Nach dem Angeführten wird es nicht wundern, wenn die grammatischen Kenntnisse Kleins noch dürftiger als seine literarischen sind. Von wissenschaftlichen Grammatiken der englischen Sprache, welche in Deutschland erschienen, kennt er nur Koch; Fiedler und besonders Mätzner existiren für ihn nicht."

Als ob der Geschichtschreiber des englischen Dramas in diesen Dingen mit dem ganzen Detail einer Monographie, oder Fachschulschrift, einzugehen die Aufgabe hätte! Koch ist auf diesem speciellen Gebiet eine so anerkannte Autorität, daß die Berufung auf ihn und seine Sprachlehre unserm Zwecke vollständig genügen durfte. Fiedler und Mätzner, die für uns wohl existiren, und so lebenswirklich, wie für den sich vielleicht mehr mit ihnen, als von ihnen wissenden Herrn Richard P. W. — Fiedler und Mätzner, ihre Verdienste in Ehren, wiegen zusammen den Einen Koch nicht auf. Cedant majori, — dachten wir, wenn sie nicht vielleicht doch in einer unserer Anmerkungen latitiren!

Jetzt steht uns bei, ihr himmlischen Mächte! Schwingt die Flügel über uns, ihr Engel und Boten Gottes! Jetzt kommt der Todes-, der Gnadenstoß!

„Wie aber Klein die ihm vorliegenden secundären Quellen —"

für Richard P. Wülcker sind selbst diese noch unerforschte Nilquellen —

„benutzte, dafür nur ein Beispiel. Thomas Wright spricht an einer Stelle, welche Klein selbst S. 231 Anm. abdruckt, über das Alter der Handschrift des Beowulf und einiger anderen ags. Dichtungen. Klein druckt die Stelle aus Wright ab: The manuscripts of Beowulf — are all of the tenth century. Wright führt an der betreffenden Stelle nach Beowulf noch einige andere ags. Dichtungen an, daher ist sein ‚are all' völlig berechtigt. Unser Verfasser aber glaubte offenbar, nachdem er sich obige Notiz gemacht hatte, nachträglich, der Strich be-

Digitized by Google

deute die Auslassung eines dazwischen stehenden Satzes und belehrt uns: Die Dichtung von Beowulf sei in weit früherer Zeit entstanden, „„reichen auch die erhaltenen Manuscripte des Beowulf nicht über das 10. Jahrh. zurück.““ —

Der Strich, der Strich eben in der aus Wright angezogenen Stelle, weist, wie mit Fingern, auf eine durch Versehen unausgefüllte Lücke — Richard P. Wülcker aber flugs darüber her und den laps de plume zu Schanden gebissen, wie ein Giftwiesel sich auf das verirrte Mäuslein stürzt. Aber schon hat Anmerkung 1, S. 256 des XII. Bds. der „Gesch. d. Dramas", wie ein Bussard das Wiesel, Mustela Wülcker, selber beim Kragen gepackt, als er eben in den laps de plume so gierig wie in einen Druckfehler mit wüthendem Zahn, Hohn und Triumph quiekend, sich verbissen:

„Kennt Klein mehr als eine Hs. dieses Heldenliedes? Dann möge er eiligst den Fundort veröffentlichen und er wird sich den Dank aller Germanisten erwerben."

Noch Jubel quiekend zappelt schon Mustela Wülcker in den Fängen des Bussard, der Anm. 1 S. 236 der „Gesch. d. Dramas" — jede Zeile eine zerfleischende Kralle! „Die erste Erwähnung des Beowulf gibt diese Anmerkung S. 236 des XII. Bandes an — findet sich in Wanley's Katalog 1705. Zuerst herausgegeben ward der Beowulf vom Dänen G. T. Thor Kelin nach der einzigen im Jahre 1731 beim Feuer im Cottonhouse beschädigten fehlerhaften Handschrift." „Nach der einzigen" Handschrift — krallt die Anmerkung das bissige Wiesel in's Fleisch. „Der einzigen Handschrift." Wackerer Bussard! scharfklauige Anmerkung! Wahrt Euch vor den Anmerkungen der „Gesch. d. Dramas!" Sie sitzen Euch auf der Haube, Ihr wißt nicht wie!

„Kennt Klein mehr als eine Hs. dieses Heldenliedes? —"

Jetzt merkst Du's, wie gut er die einzige kennt, so gut wie Du und Deine Germanisten. Und merkst wohl auch, daß jener Strich in der Wright'schen Notiz Dir zur Schlinge ward, worin Du Dich verfangen und verstrickt.

Ei was! Geliefert bist Du doch, gemacht für immer! Als Schriftsteller, als Literarhistoriker, als Forscher und Fachgelehrter, geschleift durch den Koth der Jenaer Literaturzeitungsspalten und abgethan! — Nur Eines fehlt noch: die Mißhandlung des Leichnams, des entstellten, bis zur Unkenntlichkeit eines „elenden Machwerks" entstellten Leichnams. Eins fehlt noch: das Conspuiren der Leiche. Und dieses besorgt eine Entladung ästhetisch moralischer Indignation aus voller agl. Wülcker'scher Professorbrust:

„Allein nicht nur der Inhalt des Buches ist durchaus unwissenschaftlich, auch der Ton des Ganzen ist durchaus unwürdig und höchst unziemlich, um uns nicht eines stärkeren Ausdrucks zu bedienen." —

Was Claudia in Lessings Emilia Galotti nicht zu können bejammert, den „Ton" des sterbenden Appiani vor Gericht zu stellen, das vollbringt der Zermalmer der „Geschichte des Dramas" aus freier Faust: Er stellt nicht nur den Ton der „Geschichte des Dramas" vor Gericht; er verdammt ihn zur Vollziehung der nachträglichen, dem Leichnam derselben zuerkannten Conspuirung. Der Ton, der Ton, den selbst dem größten Meister literarischer Darstellung, dem der „Verf. d. Gesch. d. Dramas" nicht würdig ist, den Saum des Prophetenmantels mit den Lippen zu berühren, der Ton, die Schreibart, den selbst einem Lessing die Goetzes aufzumutzen, ihn um dieses Tones willen zu verketzern, zu chicaniren und zu verlästern sich erfrechten, — was hat es mit diesem Ton? Es ist der Ton, den Aristophanes, den Rabelais, den Montaigne, den die Verfasser der Volksbücher und Volksspiele, den der Dichter des Reineke Fuchs, den die Mysterien- und Moralitäten-Dichter, den Hans Sachsens Fastnachtsspiele, den Swift, Sterne, Jean Paul, den Goethes Faust, und um sie allgesammt in Eine Persönlichkeit zu fassen, den der größte Tragiker und Komiker aller Zeiten, den Shakespeare, in verschwenderischster Ueberfülle in seine ewig frischen Farben, und mit zum Theil inkraft dieses Tones ewig frischen Farben, mischte. Es ist der humoristische Ton, der, vor allen Literaturgeschichten, einer „Geschichte des Dramas" gar wohl zu Gesichte steht. Es ist der Ton, dem die wunderbare, gottbegnadete Kraftweihe innewohnt, das an sich und von Natur Häßliche, ja Schmutzige und Ekelerregende, zu verschönern, zu veredeln, kunstwürdig zu scherzen. Gleich Einem jener Götter, die, in schmutzige Bettlerlumpen gehüllt, sich unter die Verworfenen und Elenden des niedrigsten Volkes mischen, und die Erprobten mit „feurigen Armen" in's Lichtreich der Seligen entrücken: verkehrt der Humor mit Schmutz und Wegwurf, um in das Abscheuliche und Anstößige selbst eine lustvoll himmlische Geistesheiterkeit zu lächeln. Im Tone der „Geschichte des Dramas" quillt ein Tröpfchen dieses läuterungskräftigen Kunstgeistes, dieses kathartischen Humors, zum Aerger und Aergerniß der zünftigen Standesehrbarkeit, die ihre keusche Taubenfeder ex professo nur in die officiöse Schultinte der Wohlanständigkeit taucht, allen Schmutz und Koth für sich behaltend, aufgesammelt in den Senkgruben ihres Innern, der freilich dann auch um so unhaltsamer, und in den Schriften der zünftigen Wortklitterer, Wortgelehrten, Wortmacher, Wortzerplacker und „Silbenhenker", wie sie Lessing nennt, am ungestümsten und massenhaftesten hervorbricht, als „Elegantiae latinae": Brutstätten der infamsten Spurcitien und Obscönitäten, ohne ein einziges Salzkörnchen von Humor.

In den Augen jedes kundigen, durch Wülcker'sche, eben so ungeschickte, wie aller Kritik in's Auge schlagende Fechterstreiche unbeirrbaren Lesers hat der Prof. der agl. und neuenglischen Grammatik an der Leipziger Universität sich mit seiner gegen den Ton in der „Gesch. d. Dramas" gerichteten Anklage auf Tod und Leben noch kläglicher blamirt, als durch die in der Kritik derselben an den Tag gelegte Seichtigkeit und Geringhaltigkeit seines einseitigen, auf sein Fachstudium beschränkten Schulwissens; eine Bettelarmuth von Fachgelehrsamkeit, die mit der Hohlheit seiner kritischen Unparteilichkeit, Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe um die Palme ringt. Mag ihm denn auch der am Schluß seiner kritischen Pasquinade zum Besten gegebene Jubeltanz gegönnt sein, den er mit einigen aus den Eingeweiden des XII. Bandes herausgerissenen, und um Hals und Hüfte geschlungenen Citatenstücken so siegfrohlockend ausführt, wie der Karaibe seinen wilden Festtanz mit Stücken von noch rauchenden und zuckenden Menschengedärmen, um Brust und Arme gewunden, feiert.

„Wie mag es" — jauchzt der Siegestänzer mit einem freudetrunkenen Hochsprung auf — „Wie mag es im Kopfe eines Autors aussehen, der solches Zeug schreibt?" —

So abgefächert und abgezirkelt freilich nicht, und nach dem Schnürchen nicht, wie in einem Kopfe, worin nichts als Fächerchen und Schnürchen; wie in einem Kopfe, der nach Nichts aussieht, und worin es gar nicht aussieht.

Doch will der „Verf. d. Gesch. d. Dramas" trotzalledem, beim Abschied von ihrem Vertilger mit Stumpf und Stiel, eine edelmüthige Rache nehmen, indem er, zur Besänftigung der tiefen Trauer, die der Würger der „Gesch. d. Dramas" in den schmerzvollen Schlußseufzer aushaucht,

„daß das Buch in einem so hochgeachteten Verlag erscheint und dadurch zur Verbreitung eines solchen elenden Machwerks beigetragen wird" —

sich mit dem Trosteszuspruch verabschiedet, daß das Buch nach wie vor in dem hochachtbaren Verlag erscheinen wird; daß Band XIII der „Gesch. d. Dramas" unter der Presse zu rascher Fertigstellung, und Band XIV unter der Feder zu ununterbrochener Nachfolge sich befindet, als neueste Belege für die prestidigitatorische Tachygraphie des Vielschreibers Klein, der

„gar nicht versteht, was er schreibt und drucken läßt",

aber recht gut versteht, daß, und warum Euch, was er schreibt und drucken läßt, ein Dorn im Auge ist. Stände es wirklich so um ihn, wie die schwarze Verbrechertafel ihn abschildert, womit Nr. 17 der Jen. Litz. 1876 ihn an den Pranger stellt: Ihr würdet ihm collegialisch beide Bruderhände schütteln und ihn, als zunftwürdig, mit Freuden in Euere Gilde aufnehmen.

Auf Wiedersehen, Herr Prof. Richard P. Wülcker! auf baldiges Wiedersehen!

Dr. J. L. Klein.

* * *

Im Aufsatze „Der bestverleumdete Naturforscher" von N. Eichhorn sind folgende Berichtigungen anzubringen: Nr. 17, S. 267, Sp. 2 vorletzte Zeile „Lyman" statt Lehman, Nr. 20, S. 315, Sp. 2, Z. 4 v. u. „Guyod" statt Guchot.

Wiederholt richten wir an unsere verehrlichen Mitarbeiter und Correspondenten die dringende Bitte, in ihrem eigenen Interesse alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen nicht unter dem Namen eines der Redacteure oder des Verlegers, sondern einfach:

An die Redaction der Gegenwart.

Berlin SW., Lindenstrasse 110,

adressiren zu wollen.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Inserate.

Durch uns allein, sowie durch unsere Depots zu beziehen:

HUNYADI JANOS-Pastillen,

bereitet nach der Analyse von Justus von Liebig aus den Salzen d. Bitterwassers, dessen ausgezeichnete Wirkung gegen Verstopfung, Hämorrhoiden, Fettansammlung, Blutandrang ꝛc. bekannt. Vorzüge vor dem Wasser bei gleichem medicin. Werthe: **Wohlgeschmack** und **Bequemlichkeit** im Mitführen. 3—4 Pastillen = 1 Weinglas Bitterwasser. Preis der Schachtel **80 Pfennig.**

Bei **Orell, Füßli & Co.** in **Zürich** ist soeben erschienen:

Die Geschwister.

Eine Tragödie

von

Max Wolff.

8. brochirt. Preis 3 *M.* 20 *S.*

Eine schöne Sprache voll poetischen Schwunges und wirkungsvolle Darstellung der Handlung sind die Vorzüge des Buches, welches den Leser von Anfang bis zu Ende fesselt und befriedigt. Das Stück wird voraussichtlich auf den Bühnen Eingang und Erfolg finden.

= Wiesbaden. =

Die Sommersaison ist eröffnet.

Im Herbst: Traubencur.

Städtische Cur-Direction.

VERITAS.

(Leipzig.)

Auskunftsbüreau mit Rathertheilung in Fragen der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Gewerbe und des geselligen Verkehrs. Strengste Berschwiegenheit. Pünktliche Besorgung. Empfohlen von der „Illustrirten Zeitung." Jeder Anfrage 1 *M.* in Briefmarken nebst Rückporto beizulegen. Adresse: Auskunftsbüreau Veritas in Leipzig.

Nordseebad Helgoland.

Eröffnung der Saison am 1. Juni, Schluß am 9. October.

Die mitten im Meere gelegene Insel bietet durch ihre Lage bei jedem Wetter, bei jedem Winde **die schönsten Bäder und die reinste Seeluft;** wegen letzterer ist Helgoland auch als **klimatischer Curort** sehr besucht. **Neues prachtvolles Schwimmbassin,** verbunden mit russischem Dampfbade. Ausgezeichnet gute Logis, vortreffliche Verpflegung, billige Preise. Stets interessante Abwechselungen durch Bälle, Concerte, Theater, die gewähltesten Zeitungen, durch Meerfahrten in Ruder- und Segelschiffen, Jagd, Fischerei und Hummerfang, **sowie durch die so berühmten Grottenerleuchtungen.**

Telegraphische Verbindung mit dem Festlande.

Regelmäßige Dampfschiffsverbindung von Hamburg durch das der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft gehörende große, mit eleganten Salons und jeglichem Comfort ausgestattete Postdampfschiff

„Cuxhaven", Capitain Röhrs.

Vom **10. bis 24. Juni** jeden Sonnabend. Vom **25. Juni bis 9. September** jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Vom **10. bis 30. September** jeden Donnerstag und Sonnabend. Vom **1. bis 9. October** jeden Sonnabend. — Von **Helgoland nach Hamburg jeden folgenden Tag, jedoch Sonntags bei Helgoland verweilend. Abfahrt von Hamburg: Bis 31. August Morgens 9 Uhr. Vom 1. September bis 9. October Morgens 8 Uhr.** Billetverkauf an Bord des Schiffes, **desgleichen Zahlung für das Landen und an Bord bringen.** — Von Bremerhaven-Geestemünde nach Helgoland fährt der dem Norddeutschen Lloyd gehörende **Doppelschrauben-Dampfer**

„Nordsee", Capitain Schulken.

Vom **1. Juli bis 30. September jeden Sonnabend nach Helgoland, jeden Montag zurück.** Abfahrt von Bremerhafen-Geestemünde nach Ankunft des ersten Bremer Personenzugs; die Rückfahrten werden stets so eingerichtet, daß die Ankunft rechtzeitig mit den durchgehenden Eisenbahnzügen zusammentrifft. Während der Winter- und Frühjahrs-Saison fährt ein schönes, sicheres Dampfschiff **von Mitte October bis Ende Mai regelmäßig**

jeden Montag von Bremerhafen-Geestemünde nach Helgoland,
jeden Dienstag zurück nach dem Continente.

Durch diese neue Einrichtung ist die Verbindung zwischen Helgoland und dem Continent das ganze Jahr hindurch eine ununterbrochene, und ist also die Insel als klimatischer Curort in jeder Jahreszeit bequem zu erreichen. — Bestellungen auf Logis übernimmt die Direction, während die Badeärzte, der Landesphysikus Herr Geh. Rath Dr. v. Aschen und Herr Dr. Zimmermann auf ärztliche Anfragen Auskunft ertheilen.

Helgoland, April 1876. **Die Direction des Seebades.**

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Funktionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch bei **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs,** namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.** Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt **Homburg** zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, ½ Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer **Villegiatur.**

Im Park **Skating Rink** (Sommerschlittschuhbahn).

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Soeben erschien vollständig:

Karl Gutzkow's gesammelte Werke.

Erste vollständige Gesammtausgabe. Erste Serie.

12 Bde. 8. broch. 51 *M.* eleg. geb. 63 *M.* Einzelpreis pro Band 6 *M.*, eleg. geb. 7 *M.*

Inhalt:

I. Aus der Knabenzeit.
II—IV. Kleine Romane und Erzählungen.
V. VI. Blasedow und seine Söhne. Satyrischer Roman.
VII. Paris und Frankreich in den Jahren 1834—1874.
VIII. Säcularbilder.
IX. Oeffentliche Charaktere.
X. Zur Geschichte unserer Zeit.
XI. Reiseeindrücke aus Deutschland, der Schweiz, Holland und Italien.
XII. Börne's Leben. — Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. — Philosophie der That und des Ereignisses.

Vorstehende Werke eines unserer hervorragendsten Geister sind hierdurch dem deutschen Publikum angelegentlichst empfohlen.

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Hillke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 3. Juni 1876. Band IX.

AP
36
.G27
v.9
no23

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Herkunft und bisherige Entwickelung der Reichseisenbahnidee. Von Wolfgang Eras. — Die Philadelphier Weltausstellung. Von Udo Brachvogel. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Ueber die deutsche Rechtschreibung und meinen Standpunkt zu ihrer Regelung und Feststellung. Von Daniel Sanders. — Im Banne des schwarzen Adlers. Geschichtlicher Roman in vier Büchern von Rudolf Gottschall. Besprochen von Eugen Zabel. — Die Leistungen des Königlichen Schauspielhauses unter der Verwaltung des Herrn von Hülsen. Von Paul Lindau. VII. — Der „Salon" von 1876. Von Albertus. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Von Hermann Uhde. — Inserate.

Herkunft und bisherige Entwickelung der Reichseisenbahnidee.

Es ist eine werthvolle Errungenschaft der Neuzeit, daß sich der katzbuckelnde Ton allerunterthänigster Unterwürfigkeit aus dem Stylus curian, den man bei Eingaben an Behörden zu beobachten hat, allmälig zu verlieren beginnt. In Preußen existirt, wenn wir nicht irren, eine auf Ausmerzung dieser störenden und widerlichen byzantinischen Schnörkeleien abzielende Cabinetsordre. Sie wird leider nur noch nicht allgemein respectirt.

Wenn schon in den Beschwerde- und Bittschriften der „Unterthanen" die repetirende Unterwürfigkeitsversicherung und das kratzfüßelnde Operiren mit „Könnte"-, „Wollte"-, „Dürfte"- und „Möchte"-Wendungen verstimmend wirkt, so muß es noch weit mehr befremden, wenn ein ähnlicher Ton von einer Behörde im schriftlichen Verkehr mit einer andern angeschlagen wird. Aber man hüte sich wohl, das Symptom hier für die Krankheit selbst zu nehmen: es ist keine bloße Aeußerlichkeit, wenn eine männliche, direct auf's Ziel losgehende Ausdrucksweise im Schriftwechsel zwischen zwei Staatsbehörden, zwei Cabinetten, zwei Ministerien oder dergl. nicht zum Durchbruch kommen kann. Man wird nicht fehl gehen, wenn man in solchen Fällen vielmehr annimmt, daß die Vorliebe für's Leisetreten und Reverenzmachen aus einem tieferen organischen Leiden entspringt.

Da liegt vor uns der „Reichs- und Staatsanzeiger" vom 18. April d. J. Er enthält zwei Schreiben des Reichseisenbahnamts an das königlich sächsische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Die bezüglichen Antworten des letzteren sind leider ungedruckt geblieben. Aber aus dem publicirten Material ersehen wir, daß das Reichseisenbahnamt dem „Hochlöblichen Ministerium" seinen „ganz ergebensten Dank" votirt und in Sachen des (projectirten) Leipziger Centralbahnhofes ein weiteres „ganz ergebenstes Ersuchen" an das sächsische Ministerium zu richten hat. Zu „besonderem Danke" würde „Hochdasselbe" das Reichseisenbahnamt durch eine baldgefällige Auskunft auf seine (des Reichseisenbahnamts) „lediglich informatorische" Anfrage verpflichten. So am 2. December 1874. Am 26. Febr. 1875 (die Antwort der Dresdener Regierung ist inzwischen eingetroffen) sendet das Reichseisenbahnamt abermals „seinen ganz ergebensten Dank" für die „sehr gefälligen Mittheilungen" des „Hochlöblichen Ministeriums", dessen Ansichten über die Unzweckmäßigkeit resp. Entbehrlichkeit jener Anlage in Berlin allerdings nicht getheilt werden, und schließlich „gestattet sich das Reichseisenbahnamt, dem Hochlöblichen Ministerium zur geneigten Erwägung anheimzugeben", ob die Ausarbeitung und Prüfung eines bezüglichen Projectes „nicht schon jetzt zu veranlassen sein möchte?"...

Der Reichskanzler klagte in der 42. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 26. April d. J., daß das Reichseisenbahnamt „bittende Behörde" geworden sei. Mit dieser bezeichnenden Contradictio in adjecto hat Fürst Bismarck den werthvollsten Fingerzeig gegeben zur richtigen Beurtheilung der Herkunft des Reichseisenbahnprojects. Nur wäre es irrig, wenn man annehmen wollte, daß aus dem Reichseisenbahnamt irgend etwas Anderes hätte werden können. Und leider scheinen zahlreiche maßgebliche Politiker sich in dieser Hinsicht einer verhängnißvollen Täuschung hingegeben zu haben. Bismarck selbst gestand dies für seine Person ganz unumwunden ein.

Unsere Reichsverfassung trägt, wie wohl alle Staatsrechtslehrer einstimmig bekunden, in vielen Punkten ein höchst primitives Gepräge. Man findet in zahlreichen Artikeln das, was der Physiologe ein unentwickeltes Organ nennt. Das menschliche Herz soll auch zu diesen, von der physiologischen Kritik als zur Zeit noch „ziemlich unentwickelt" befundenen Organen gehören. Der siebente Abschnitt der Reichsverfassung, welcher vom Eisenbahnwesen handelt, hat entschieden das Unglück in einer mehr herzlichen als verständig-nüchternen Weise abgefaßt zu sein, und dadurch ist er für unser politisches Leben eine „böse Sieben" geworden. Es bestimmt Art. 45 u. A., daß die Reichsgewalt auf „thunlichst niedrige" Tarife und „zunächst" auf die „möglichste Einführung des Einpfennigtarifs" für sogenannte Massengüter hinzuwirken habe. Ist das eine formell brauchbare, legislatorisch durchgebildete Verbriefung verfassungsmäßiger Grundrechte? Alle solche unreife Aussprüche in Verfassungsurkunden müssen nothwendig, — das lehrt die Geschichte hundertfältig, — zu Verwickelungen und Verdrießlichkeiten führen.

Wenn man in irgend einem Congreß, einer wirthschaftlichen oder wissenschaftlichen Vereinigung, mit einer großen und schwierigen Frage zu thun hat, die man sich gern, wenigstens momentan, vom Halse schaffen möchte, so bildet man gemeiniglich eine Commission und beauftragt diese mit der „Lösung der Frage".

Und wenn man nicht weiß wie? und wo?
Dann beruft man eine commissio ...

So ähnlich dachten oder handelten die Factoren der Reichsgesetzgebung, als sie das Reichseisenbahnamt schufen. Sie wälzten damit lediglich die Verlegenheiten, die aus der

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Embryonennatur des Verfassungsabschnittes VII mit Nothwendigkeit resultirten, vom Bundesrath resp. Reichstag auf die neugeschaffene Behörde! Die Zusage der „möglichsten" Gleichmäßigkeit und Herabsetzung der Tarife sowie der „thunlichsten" Einführung des Einpfennigtarifs verlor dadurch keinen Zug ihrer verhängnißvollen Familienähnlichkeit mit jenem Huhn, das unter dem Regiment Sullys und Heinrichs des Guten jeder französische Bauer Sonntags in seinem Topf haben sollte.

Sie liegt ja so nahe, die Versuchung, an der Hand der großen Eisenbahnfragen der Gegenwart einen kleinen Ausflug auf das sonst so streng gemiedene socialistische Gebiet zu machen. Man braucht dazu weder Agrarier, noch Schutzzöllner, noch Socialist von Fach zu sein. „Eisenbahn", „chemin de fer", „railway" heißt das verhängnißvolle Ding, und es ist allgemein acceptirter Grundsatz, daß die Straße, der öffentliche Weg, res extra commercium sein soll, sich nicht im Besitze des Einzelnen befinden darf, sondern im Interesse der Gesammtheit vom Staate verwaltet werden muß! . . .

Ein Zugeständniß an diese principielle Auffassung wollte man machen, als man, in England durch die parlamentarische Praxis, bei uns im Eisenbahngesetz, schon vor vierzig Jahren die Zulässigkeit des Nebenbetriebes durch dritte Unternehmer zu constituiren suchte wie einen rocher de bronce. In England gab man keine Concession ohne die betreffende Clausel; das preußische Eisenbahngesetz hat seinen § 27. Aber in Preußen wurde von der betreffenden Gesetzesbestimmung niemals Gebrauch gemacht; dagegen kam die in England 1839—40 tagende parlamentarische Eisenbahncommission schon damals zu dem Resultate, daß der Eisenbahnbetrieb nur gedacht werden könne als einheitlicher Betrieb, der jeden Nebenbetrieb ausschließt. Nichtsdestoweniger wollen noch heute manche deutsche Theoretiker (u. A. der rede- und federgewandte Alexander von Dorn) auf diesem Wege die „Lösung der Eisenbahnfrage" finden. Die Eisenbahn wird öffentliche Straße. Jedermann hält sich eine Privatlocomotive, der Rentier seine Privatsalonwagen, der Kaufmann seine Privatgüterwagen. Man entrichtet ein Bahngeld (nach Analogie des Chausseegeldes) und fährt wie, wo und wann man will. Voilà tout!

Geht's so nicht (und es stellt sich doch mehr und mehr heraus, daß es so nicht geht), dann gibt's nur ein Mittel. Man muß die Spedition von der Traction trennen. Die Eisenbahn darf (wenn die Reform vollendet) nicht mehr selbst Güter zur Beförderung annehmen, sie darf nur Laderaum und Zugkraft gegen eine bestimmte Pauschalmiethe pro Meile den Unternehmern (Kaufleuten und Spediteuren) zur Disposition stellen. Dann könnten die Anhänger der Staatseisenbahn zufrieden sein: — denn wer wollte etwas dagegen haben, wenn die so zugestutzten Verkehrsinstitute sämmtlich in Staatsbesitz und -Verwaltung übergingen? — die Verwaltung wäre ja auf eine elementare Calculaturarbeit reducirt, kaufmännisch nichts mehr zu verderben; — und eben so könnten die Anhänger der „freien Concurrenz" jubeln, denn in der Spedition käme nun die kaufmännische Geschäftskniffologie in ihrer ganzen Leistungsfähigkeit zur vollen Entfaltung.

Auch dieses Recept hat man erprobt — nicht blos „am Phantom", sondern „in corpore vili" — an den Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen. Der Versuch, unsere Staats- und Privatbahnen für die Anwendung des gepriesenen Mittels zu begeistern, ist gescheitert, und die Kaufleute, denen das „natürliche System" aus der Entfernung recht gut gefiel, schlugen drei Kreuze, als es ihnen so nahe auf den Leib rückte, daß sie rechnungsmäßig prüfen konnten, was bei der Tarifumgestaltung heraus kommen mußte! Es wäre ein recht brauchbares System, wenn es nur lauter große Städte von etwa 100,000 Einwohner und darüber gäbe; unter dem Gesichtswinkel der thatsächlichen Verhältnisse betrachtet, bedeutet es die Preisgebung der kaufmännischen Interessen an die Spediteure, welche wohl in den großen Städten unter der Zuchtruthe der Concurrenz stehen, in den kleineren Städten aber immer „Compromiß" machen werden, und auf dem platten Lande überhaupt fehlen.

Was nun?

Das Reichseisenbahnamt war von dem besten Willen beseelt. Es schuf unter Herrn Maybachs Präsidium einen Eisenbahngesetzentwurf, der den großen Vorzug besaß, die Herbeiführung „besserer Zustände" lediglich in die Hand der hohen Reichsaufsichtsbehörden zu legen. Wäre er angenommen worden, so hätte das Reichseisenbahnamt schnell aufgehört „eine begutachtende, berathende, bittende Behörde" zu sein, die „sehr viel schreibt und thut, ohne daß ihr Jemand Folge leistet", und am Kopfe ihrer dienstlichen Erlasse hätte, wie früher an der Spitze kirchlicher Actenstücke das stereotype „Q. D. B. V." die gedruckte Formel prangen dürfen: „Sic volo, sic jubeo".

Eugen Richter hat in seiner Abgeordnetenhausrede vom 26. April diesen Gesetzentwurf hinlänglich charakterisirt. (Stenogr. Ber. über die 42. Sitzung, S. 1024.) Ueberladen mit Material, dessen Fülle nur durch detaillirte legislatorische Arbeiten gründlich zu erledigen gewesen wäre, verwies der Entwurf in fast allen Stücken auf noch zu erlassende „Regulative" und Normativbestimmungen, bewältigte er alle Schwierigkeiten spielend — durch Ausrüstung des Reichseisenbahnamtes mit der Befugniß, im Bedarfsfalle den nöthigen „Ukas" zu erlassen, gegen den es selbstverständlich kein Rechtsmittel geben darf.

Nun ist es ein Unglück, daß unser geehrter Kaufmannsstand, übersättigt mit Literaturstoff noch aus der Zeit der Gründung des Nordbundes und des Reichs, eine unüberwindliche Abneigung gegen Quellenstudien hat. Er nährt sich in der Hauptsache blos noch von Zeitungsnachrichten und kurzen Bücheranzeigen. Nur so ist es erklärlich, wie die Legende entstehen konnte, die preußische Vormacht habe bereits zu zweien Malen im Bundesrath einen prächtigen, allerliebsten „Reichseisenbahngesetzentwurf" den verbündeten Regierungen auf dem Präsentirteller entgegen gebracht, aber der böse Feind „Particularismus" und der böse Golo „finanzielles Einzelstaats- resp. Privatinteresse" habe das Zustandekommen des Gesetzes vereitelt.

Genug, dieser Mythos entstand, und er ebnete der Idee die Wege: man müsse die Bahnen in Reichsbesitz bringen, damit der Feind und der Golo, der politische und der wirthschaftliche Particularismus, das Zustandekommen „des Reichseisenbahngesetzes" nicht länger verhindere.

Als ob es ein Segen für die deutsche Wirthschaft gewesen wäre, wenn der Entwurf des Herrn Maybach angenommen worden wäre; als ob die finanziellen Bedenken, wenn sie vorhanden sind, im Reiche, das auch kein Ducatenmännchen besitzt, in Nichts zerstieben würden?!

Die Reichseisenbahnidee wurde bei einem Diner des Fürsten Bismarck im Herbst vorigen Jahres lebhaft besprochen, und, wie es bei solchen Gelegenheiten mit beinah naturgesetzlicher Sicherheit und Nothwendigkeit zu erwarten ist, so stellte sich auch alsbald häusliche Hülfe für die Beschwörung unserer Reichsfauste ein. In den Spalten der „Nationalzeitung" begannen die gelehrten Berge zu kreisen. Im Handelstagsausschuß setzte Hammacher einen ganz brillanten Antrag durch, der die Nothwendigkeit mindestens eines partiellen Eisenbahnerwerbs durch das Reich auch dem Mindergebildeten und ethisch-volkswirthschaftlich Minderbegeisterten vollständig einleuchtend machen mußte.

Erste Forderung: Der Reichsverfassungsabschnitt VII bedarf einer Declaration mittelst besonderer Reichsgesetze. Zweite Forderung: Principiell ist daran festzuhalten, daß die Eisenbahnen in erster Linie als öffentliche und den wirthschaftlichen Interessen des Landes dienende Anstalten anzusehen sind. Dritte Forderung: „Im Falle des Widerstreits zwischen wohlerworbenem Privateigenthum oder berechtigten Finanzinteressen der einzelnen Bundesstaaten, einerseits, und den zwingenden Anforderungen der Reichswohlfahrt, anderer-

Digitized by Google

seits," ist zu erwägen, ob nicht durch Ankauf und beziehungsweise Enteignung der in solchem Widerstreit begriffenen Eisenbahnen von Seiten des Reichs, eine gedeihliche Entwickelung des Transportwesens anzubahnen sei?

Das war ein duftiger Balsamtropfen auf die Wunden der Besitzer nothleidender Eisenbahnactien, auf die Herzen unserer gekränkten Agrarier und Schutzzöllner. Die unglücklichen Bahnantheilsbesitzer hörten schon das Geld im Kasten klingen, fühlten schon die reinlichen Reichsrententitel zwischen den Fingerspitzen; die Agrarier und die Protectionisten athmeten frei auf, daß künftige kleinliche „finanzielle Bedenken" nicht mehr die nöthigen Tarifmaßregeln zur Förderung und zum Schutze der „nationalen Arbeit" sollten verhindern dürfen.

Aber trotz der Aufforderung des Ausschusses, zu den Thesen vom 22/23. October p. Stellung zu nehmen, biß — unseres Wissens — keiner der deutschen Handelsvorstände darauf an, und Stettin wie Dresden reagirten sogar energisch.

Die Vorlage des preußischen Ministeriums an den Landtag paßte zu dem Hammacher'schen Präludium, welches der Handelstagsausschuß angestimmt, just wie die Faust auf's Auge. Die Privatbahnactienbesitzer und die Privatbahndirectoren hatten Beifall genickt, als es hieß, der Widerstreit zwischen „wohlerworbenen Rechten" und einer gedeihlichen Entwickelung der Bahnen als öffentliche Verkehrsanstalten, müßte durch Erwerb der „betreffenden Eisenbahnen" ausgeglichen werden. Aber die Vorlage an den preußischen Landtag sagte gerade in ihrer ganzen Harmlosigkeit, die man am Ministertische gar nicht genug glaubte betonen zu können, von einem Eingehen auf die „Idee Hammacher" kein Wort. Nach den Motiven zur Vorlage sollte es sich herausgestellt haben, daß eine wirksame Aufsicht durch das Reich nur möglich sei auf der Basis einer gewissen administrativen Machtfülle des Reichs in Eisenbahnsachen. Nach den Motiven sollten zu diesem Behufe zunächst auch lediglich die preußischen Staatsbahnen (also ein Complex ganz gut rentirender Linien) erworben werden. Mit anderen Worten: das officielle Programm läuft darauf hinaus, das Reich zu einer so einflußreichen Eisenbahnmacht zu machen, daß die Absichten des Reichseisenbahnamtes, wenn sie im Wege der Verhandlung nicht gleich durchzusetzen sind, oder bei den Regierungen der Einzelstaaten auf Widerspruch stoßen, einfach mittelst einer mechanischen Pression realisirt werden können.

Dieses Gelüste, nicht aber eine Regung des Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühls à la Ausschußthese 3, liegt überhaupt dem ganzen Reichseisenbahnproject zu Grunde.

Die Verhandlungen des Landtags haben eine befriedigende Ausgleichung dieser Gegensätze nicht herbeigeführt. Von Seiten der Gegner und Zweifler des Projects war die Frage aufgeworfen worden: welches denn nun eigentlich die Principien seien, nach denen das Reich — sobald es die Macht dazu erlange — das deutsche Eisenbahnwesen und insbesondere die Tarifverhältnisse umzugestalten gedenken? Die Befürworter und Enthusiasten hatten auf die bevorstehenden Landtagsverhandlungen verwiesen und auf die Aufklärungen, welche die Herrn Minister bei dieser Gelegenheit geben würden. Aber die Ausbeute war gleich Null. Aus Allem, was über das Project im Landtage gesprochen worden ist, kann man nur zweierlei entnehmen. Und zwar:

1) Die Reichseisenbahnidee ist an sich kein bestimmtes Programm für den Austrag der schwebenden principiellen Eisenbahnfragen, sondern sie bietet lediglich eine Form, unter welcher ein bestimmtes Programm (z. B. dasjenige der Einführung des natürlichen Systems) realisirt werden könnte.

2) Hinsichtlich der Richtung, welche eine Eisenbahnreform resp. eine „gesunde Tarifpolitik" einzuschlagen haben würde, herrscht nicht nur unter denjenigen Abgeordneten, die für die Vorlage stimmten, sondern auch unter den Ministern, die sie vertheidigten, absolute Unschlüssigkeit und Uneinigkeit.

Am populärsten ist die Idee, daß es beim Uebergang der Eisenbahnen an das Reich zu wesentlichen Tarifvereinfachungen und -Ermäßigungen kommen werde. Man vergißt, daß bei dem Rufe nach Tariferhöhung die Staatsbahnverwaltungen Chorführer waren, und daß das preußische Handelsministerium noch in der allerneuesten Zeit solche Anomalien, wie sie z. B. in dem galizisch-rumänischen Ausnahmetarif für Getreidebezüge nach unseren Seeplätzen enthalten sind, feierlich sanctionirt hat. Wenn das Reich die sämmtlichen Bahnen gegen eine vierprocentige Rente zu einem angemessenen Preise heute kaufen würde, so wäre damit de facto eine durchschnittliche Rentabilitätsgarantie in gleicher Höhe für das gesammte Bahngebiet errichtet. Eine Verwaltung aber, die eine bestimmte Rente herauswirthschaften muß, hat weit weniger freie Hand für Tarifermäßigungen, als eine Privatverwaltung, deren Actionäre schlimmsten Falls auch mit weniger als 4 % zufrieden sein müssen.

Minister Friedenthal, der Hauptoptimist unter den Vertheidigern des Projects, eröffnete bei seiner Landtagsrede andere und erfreulichere Perspectiven. „Vom Standpunkte einer Alles übersehenden, von staatlichen Gesichtspunkten aus geleiteten Eisenbahnpolitik", hofft Se. Excellenz sogar, für eine gesunde „Mischung von Landwirthschaft und Industrie", in solchen Landestheilen, die zur Zeit an einem Mangel an Industrie kranken, „unendlich viel" leisten zu können!

Mußte man nach solchen Regungen agrarischer Gefühlspolitik an der Ministerbank parlamentarischer Seits nicht die schwersten Bedenken dagegen hegen, ein Arrangement gut zu heißen, welches die Regierung mit der Fähigkeit ausrüstet, die Schwierigkeiten, die bei einer systematischen Durchbildung unseres Eisenbahnrechts zu überwinden sind, auf rein mechanischem Wege, durch Schaffung einer dominirenden Reichseisenbahnverwaltung zu beseitigen?

In der Politik mag es angemessen sein, den Knoten, dessen Lösung nicht glücken will, einfach zu durchhauen; in der Wirthschaft nimmermehr! Der Ankauf eines großen Eisenbahncomplexes durch das Reich kann wirthschaftlich nicht gutgeheißen werden, so lange über die Reformziele, welche eine Reichseisenbahncentralstelle zu verfolgen haben würde, nicht völlige Klarheit und Einigkeit herrscht. Wäre aber dies erreicht, so dürften auch die Hauptschwierigkeiten überhaupt verschwinden, welche einem Ausbau der Reichsverfassung im Gebiete des Eisenbahnwesens zur Zeit noch entgegenstehen, und der Erwerb der Bahnen durch das Reich würde erübrigen.

Das dermalige Vorgehen ist ein Tappen im Dunkeln. Es hat einen ausgesprochen socialistischen Zug in dem Gottvertrauen, welches dabei auf die Staatsweisheit und Staatsomnipotenz gesetzt wird, wie in seiner Planlosigkeit. Die Socialisten verlangen, daß die jetzige capitalistische Production und die heutige Gesellschaftsordnung beseitigt werde, ohne über das, was an deren Stelle treten soll, befriedigenden Aufschluß geben zu können. In der Regel willigt man nicht eher in den Abbruch des alten Gebäudes, ehe der Baumeister Plan und Kostenanschlag für den Neubau vorgelegt hat. Wie unsere Socialisten entfernen sich auch unsere Reichsbahnenthusiasten von dieser bewährten Praxis!

Breslau. **Wolfgang Eras.**

Die Philadelphier Weltausstellung.

Von **Ado Brachvogel.**

(Schluß.)

Was haben nun diese Männer mit den vom Finanzausschuß im Ganzen veranschlagten acht Millionen geleistet? Die Antwort ist leicht gegeben. Sie haben, von den anmuthigsten Terrainverhältnissen (zwei großen durch eine parkartige Thaleinsenkung geschiedene Plateaus) begünstigt, in räumlicher Beziehung das Kolossalste hergestellt, was im Weltausstellungswesen bisher da war! Es ist nicht gut denkbar, daß darüber

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

hinaus noch ein Schritt möglich sein wird, daß es die Dimensionen sein werden, welche bei den Fortschritten, die die nächsten Weltausstellungen über das Philadelphier Unternehmen hinaus zu machen haben werden, die maßgebende Rolle spielen können. Zwar ist der eigentliche Industriepalast (The Main Bulding) in seiner Gesammtlänge von 1880 Fuß ein Beträchtliches kürzer als der gleiche Bau des Wiener Prater war. Aber bei einer Breite von 464 Fuß bietet das geschlossene Riesenoblong, welches er bildet, einen ungleich größeren Flächenraum — nahezu einundzwanzig Acres! — der ausstellenden Welt dar, als es in dem Wiener Grätenleviathan selbst nach Hinzuziehung seiner zahllosen Zwischenhöfe geschah. In jeder Beziehung jedoch alles in der Art bisher Dagewesene schlagend erhebt sich die Maschinenhalle, welche sich in gleicher Frontlinie mit dem Industriepallast erstreckt und, obgleich von ihm durch einen Zwischenraum von 600 Fuß getrennt, doch mit ihm vereint dem staunenden Blick eine Gesammtfaçade von 3824 Fuß darbietet! Sie wird das wahre Juwel — wenn auf einen Felsen angewendet werden kann, was sonst die Bezeichnung kostbarster aber auch winzigster Gaben der unterirdischen Gnomenwelt zu sein pflegt, — der großen americanischen Centennialschau sein. Wie weit auch der Inhalt des Industriepalastes in seinem Werth hinter den Zaubern der Wiener Ausstellungs-Tausend und eine Nacht zurückbleiben möge: in der Maschinenhalle, auf einem Flächenraum von vierzehn Acres wird die neue Welt ihre wahren, ihre eigentlichen Triumphe feiern, wird sie nicht nur Dasjenige, was sie dem transatlantischen Gast vorführen wird, sondern auch das Wie dieser Vorführung, und namentlich die, lediglich zur Belebung der ausgestellten Maschinen und Vorrichtungen in den Kampf geführten Wasser- und Dampfkräfte, zu einem Wunder an sich zu gestalten wissen. Der Industriepalast, die Maschinenhalle und die, architektonisch nicht besonders glücklich ausgefallene Ackerbauhalle (sie liegt auf der nördlichen Hälfte der Centennialgründe und ist schon jetzt durch die ihr angefügten Anbauten und Erweiterungen gleichfalls zu einem ausgewachsensten Mammuth ihres Geschlechts herangediehen) bilden jene Gruppe der Commissionsbauten, welche nur für die Dauer der Ausstellung errichtet worden sind. Ihre Baumeister sind die Herren Pettit, Wilson und Windrum. Sie haben sich ihrer Aufgaben bestens entledigt. Der Industriepalast sowohl wie die Maschinenhalle präsentiren sich imposant und doch gefällig zugleich, und es sei, um einen Begriff von den mannigfachen Aufgaben zu geben, welche Lösung heischend an die Architekten herantraten, nur noch in Betreff des Industriepalastes erwähnt: daß sein Eisen- und Glasgefüge — blos das Dach ist compact — dadurch ein ganz besonderes Interesse gewinnt, daß es nach Ablauf der Ausstellung auseinandergenommen wird, um in seinen einzelnen Theilen eine Wiederauferstehung in der Gestalt von verschiedenen Bahnhofshallen längs der Strecke der Pennsylvania-Centralbahn zu feiern.

Doch wie ehrenvoll auch immer die Herren Pettit und Wilson sich ihrer Aufgaben entledigt und wie viel Anerkennung und Preis verdientermaßen von allen Seiten auf ihren Häuptern zusammenströmen mag: ein ungleich bevorzugteres Loos noch als ihnen ist dem deutschen Mitglied der Bauabtheilung, dem Architekten Herrmann J. Schwarzmann zugefallen. Er durfte die beiden zu stetigen Zierden des Fairmountparks und der Stadt Philadelphia bestimmten Gebäude entwerfen und ausführen: die monumentale Kunsthalle, oder, wie sie officiell heißt, die Memorial-Hall, und die Gartenbauhalle. Jene ein granitner Massivbau von stattlicher Kuppel überragt, von prächtiger Doppelarkade gestirnt, in sehr schönem Bild- und Statuenschmuck prangend. Diese ein farbenglänzendes, in zierlich aufschießender Glas- und Eisenarchitektur den ewigen Frühling, der in ihr seine Heimstatt zu finden hat, überblühendes maurisches Gefüge. Jede von ihnen auf dem höchsten Punkte eines der beiden Plateaus, welche, durch die bereits erwähnte Thaleinsenkung geschieden, die eigentlichen Ausstellungsgründe bilden. Die Eigenthümerin dieser beiden architektonischen Schätze ist die Stadt Philadelphia. Ihr dauernder Besitz ist in erster Reihe das Aequivalent für die Geldopfer, welche die Stadt in so bereitwilliger Freigebigkeit dem Ausstellungsunternehmen gebracht. Und daß sie ein würdiges Aequivalent sind, und daß sie es schon um ihrer baulichen Vollendung halber verdienen, den edlen Zwecken, denen sie während des kurzen Sommerrausches des Centennialjubels gewidmet sein werden, für alle Zeiten zu gehören: darüber ist das americanische Urtheil schon heute ebenso einstimmig, wie sich zweifelsohne in kurzem auch das der Gäste aus der transatlantischen Welt gestalten wird. Es bedarf keiner landmannschaftlichen Voreingenommenheit, um ihren Schöpfer — er war bis zum Beginn der Ausstellungsarbeiten Ingenieur des Fairmountparks — dazu zu beglückwünschen: daß es ihm vergönnt wurde, den unvergleichlichen Park, an welchem so manches Schöne bereits sein Werk war, nun auch mit zwei dauernden Monumentalschöpfungen zu schmücken, die seinen Namen der Zukunft erhalten.

Um diese fünf baulichen Riesen, die bereits im vorigen Herbst in ihrer rohen äußerlichen Vollendung dastanden und schon in dieser Gestalt das volle, Staunen erweckende Bild dessen, was hier im Werden war, darboten, ist seitdem eine ganze Weltausstellungsstadt emporgewachsen, ein ganzes Heerlager von Sonderbauten und Einzelanlagen aus der Erde geschossen, daneben Das, was nach dieser Seite hin bereits an dem Wiener Unternehmen angestaunt wurde, wie ein Dorf zu einem wirklichen städtischen Riesen emporzusehen hat. Da ist vor allen Dingen die Vereinigte Staatenregierung, welche ihre sämmtlichen Verwaltungszweige in besonderen Ausstellungen dem allgemeinen Studium vorführen wird. Sie hat eine halbe Million bewilligt, um in eigenem Riesenbau — er ist nur um ein Geringes kleiner, als der Paxton'sche Krystallpalast des Jahres 1851 war — der herbeiströmenden Welt auch ihrerseits die gastlichen Ehren zu erweisen. Gleich ihr haben die Regierungen sämmtlicher Einzelstaaten, sowie jene der fremden Länder Americas und Europas ihre eigenen Heimstätten errichtet; bringen Egypten und Japan die ihnen eigenthümlichen Bau- und Lebensweisen in besonderen, nicht wenig stattlichen Anlagen zur Anschauung; veranstalten die americanischen Frauen (sie sind es auch, die das Musikwesen der Centennialfeier unter ihre Fittige genommen, Theodor Thomas und seinem Meisterorchester eine Halle erbaut, und Richard Wagner per Kabel fünftausend Dollars Gold für seinen Festmarsch bezahlt haben!) eine kleine Weltausstellung auf eigne Faust; finden Schulwesen und Presse in verschiedenen Eigenbauten ihre Vertretung; und sind endlich — abgesehen von den zahlreichen für das leibliche Wohl der Besucher zu sorgen bestimmten Etablissements — die americanischen Photographen, die Wagenbauer, die Bierbrauer und Dutzende um Dutzende anderer Industriezweige ehrgeizig und freigebig genug gewesen, sich eigne Schaugründungen innerhalb dieses gigantischen Weltschauweichbildes in's Leben zu rufen.

Indessen — und wie wäre es denkbar, daß auch hier nicht das „Aber" auf dem Fuße folgen sollte? — indessen hat dieses gigantische Ausstellungsweichbild dadurch nur an Großartigkeit und Massenhaftigkeit gewonnen, ist es in erster Reihe doch nur zu einem Tummelplatz americanischen Unternehmungs- und Go ahead-Geistes geworden! An Schönheit und jener eigentlichen Stattlichkeit, welche im Uebermaß stets ihren schlimmsten Schädiger und Gegner besitzt, hat es durch das Alles nicht gewonnen. Vor allen Dingen ist die große Hauptgruppe des südlichen Plateaus — Industriepalast, Maschinenhalle und Kunsthalle — durch diese pilzartige Aufwucherung von Sondergebäulichkeiten in ein Gedränge gerathen, welches sie der mächtigen Wirkung, die sie von vorneherein so wohl geeignet war hervorzubringen, die jedoch zu ihrer vollen Entfaltung gewisser Entfernungen bedarf, fast ganz beraubt. Es kommt dazu, daß auch von der Stadtseite her eine ganze Vorstadt von Hôtels, Speisehäusern, Wirthschaften und verwandten Anlagen gerade dort bis hart an den Ausstellungsbezirk vorgeschoben worden ist, wo der Industriepalast

Digitized by Google

die Südgrenze desselben bildet, mithin auch von dieser Seite her eine freie Annäherung an das eigentliche Herz der Fairmountwelt unmöglich geworden ist. Mit einem Wort: es ist in den letzten Monaten das Chaos an die Stelle des riesigen Gruppenbildes getreten, welches noch im vorigen Herbst so stolz und so einsam die Centennialgründe beherrschte. Und dieses Chaos hat nicht nur etwas Verwirrendes, es hat auch etwas Erschreckendes, Lähmendes zugleich. „Bis hierher und nicht weiter!" ruft es schon jetzt dem Wanderer zu, wo es doch nur erst durch eine Arbeiter- und Beamtenbevölkerung belebt wird. „Hier ist die Grenze des Möglichen erreicht, wie die des Wünschenswerthen längst überschritten ist!" Wie wird das gar erst sein, wenn dieses Bautenwirrsal seinen Inhalt empfangen haben wird und besuchende Myriaden das zwischen ihnen einher- und durch sie hindurchfluthende Leben liefern werden, wie es beispielsweise in den Julitagen der eigentlichen Centennialfeier der Fall sein wird? Und welcher Crösusbesitz von Zeit, Sehfähigkeit, Nervenausdauer werden dazu gehören, das Alles auch wirklich, oder doch wenigstens anders als nur im Fluge gedankenlosen Schauens und Staunens zu durchwandern?

Fürwahr: „Bis hierher und nicht weiter!" Das wird, wie viele andere Lehren diese jüngste, in's Ungeheuerliche erwachsene Weltausstellung auch während ihres Verlaufes noch ertheilen mag, doch die Hauptsache sein und bleiben, welche sie predigen wird. Glücklicherweise ist es America, um welches es sich dabei handelt. Für die Americaner allein liegt in dieser ausschweifenden Massenhaftigkeit, in dieser Ueberfülle des Quantitativen eine Berechtigung. Nur so konnten sie in Philadelphia über Wien hinausgehen, nur durch Streben in's Maßlose ihr Recht darthun, auch auf diesem Gebiet modernster Weltculturbethätigung als vollgiltiges Mitglied des erlauchten Kreises der Culturvölker dieser Zeit angesehen zu werden. Inhaltlich, qualitativ allein hätten sie bei der Jugend der eigenen Entwickelung und bei der Unmöglichkeit einer wirklich erschöpfenden Betheiligung der transatlantischen Nationen (wie sie beispielsweise den Wiener Grätenleviathan zu einer ebenso grandiosen wie vollständigen Schatzkammer moderner Industrieleistungen machte), zu sehr den Kürzeren ziehen müssen, als daß sie den, ihnen von der Natur und der Art des eigenen Landes ertheilten Hinweis auf das Grenzenlose, Groteske nicht hätten berücksichtigen sollen. Und diesen Standpunkt wird denn auch der Europäer, zumal derjenige, der frühere Weltausstellungen gesehen hat, nicht aus den Augen verlieren dürfen, wenn es sich für ihn darum handeln wird, das große americanische Völkerschauspiel zu beurtheilen und demselben an sich, wie im Vergleich den immerhin einzigen Platz anzuweisen, den es unter den sechs bisher in die Blätter der Geschichte verzeichneten Veranstaltungen dieser Art zu beanspruchen hat!

Literatur und Kunst.

Ueber die deutsche Rechtschreibung und meinen Standpunkt zu ihrer Regelung und Feststellung.

Auf die vorstehende Frage in diesen Blättern noch einmal zurückzukommen, veranlasst mich zunächst der hier in Nr. 20 und 21 dasselbe Thema behandelnde Aufsatz des Herrn Professors J. Mähly in Basel; aber um so mehr, als in diesem Aufsatze die bekannte Berliner orthographische Konferenz gar nicht erwähnt und berücksichtigt ist, benutze ich zugleich die Gelegenheit, zwei hergehörige Schriften in das Bereich der Besprechung zu ziehen. Die Titel derselben lauten:

„Die Zukunftsorthographie nach den Vorschlägen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz erläutert und mit Verbesserungsvorschlägen versehen von Gymnasialdirektor Dr. Konrad Duden, Mitglied der Konferenz" (Leipzig, Teubner. 95 S.) — und:

„Die Ergebnisse der zu Berlin vom 4. bis 15. Januar 1876 abgehaltenen orthographischen Konferenz beleuchtet von Prof. Dr. G. Michaelis." (Berlin, Verlag von Barthel & Comp. 107 S.)

Ein drittes Schriftchen:

„Gesprächlein über die Beschlüsse der Berliner orthographischen Konferenz (,) manchen zur Belehrung, andern zum Trost" (Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses)

sei wenigstens noch der Seltsamkeit halber erwähnt, mit der die eigne Verlagsbuchhandlung sich über dasselbe ausspricht.

Auf der vorletzten Seite (21) des Büchleins heißt es: „Werner: Schreib unser Gespräch auf. Laß es drucken. Paulsen: Wer soll das drucken? Ich habe kein Geld. Und umsonst verlegt's mir auch keiner. Ja, wenn ich einen berühmten Namen hätte! wer aber kennt den alten Paulsen. (?)

W. Versuch's doch mal. Schreib's nur auf und schicke es dann an dieselbe Buchhandlung, in der die Verhandlungen der Konferenz gedruckt sind. Sieh hier: Buchhandlung des Waisenhauses in Halle. Vielleicht nimmt sie sich deines Werkes an.

P. Meinst du?

W. Warum denn nicht. (?) Unterstreiche auch die Stelle von den Kindern, die so viel arbeiten müssen; das macht bei einer Waisenhausbuchhandlung vielleicht einen günstigen Eindruck. Aber bei Leibe, laß nichts von deiner Vorliebe für die lateinischen Lettern und die kleinen Anfangsbuchstaben merken; das könnte den ganzen Eindruck bei dem Publikum verderben" u. s. w.

In einer Nachschrift erklärt dann die Verlagsbuchhandlung, sie habe den so vertrauensvoll an sie gerichteten Wunsch nicht abschlagen mögen und habe das Gespräch zum Abdruck gebracht; nur ein paar Blätter habe sie bei Seite gelegt, da der Inhalt theils wenig mit dem Thema zu thun gehabt, theils sich in Ausdrücken bewegt, welche ihr, der Verlagsbuchhandlung, nicht ziemlich erschienen. „Im übrigen" — fährt sie fort — „konnte das Werkchen unverändert bleiben. Augenscheinlich hat der Verfasser die orthographischen Fragen mit Interesse und Verständnis verfolgt, wenngleich ihm die Kenntnis der neuern Literatur in der „Gegenwart", der „Rundschau", dem „Daheim" u. s. w. zu fehlen scheint. Die Schriften waren ihm wohl in seinem kleinen Städtchen nicht zugänglich. Uebrigens ist seine Arbeit auch nur für ganz einfache Leute bestimmt, die ihm diese Unkenntnis wohl nachsehen."

Für die Leser der „Gegenwart" ist also das Büchlein Nichts. Das brauche ich, nachdem es die eigene Verlagsbuchhandlung so unumwunden ausgesprochen, nicht zu wiederholen; aber zur Ergötzung für die Leser halte ich die obige Mittheilung doch geeignet, da das sich darin bekundende Verhältnis zwischen Schriftsteller und Verleger wohl zu den größten Seltenheiten und jedenfalls zu den befremdendsten Seltsamkeiten gehören dürfte.

Doch ich wende mich nun zu dem eigentlichen Gegenstande. Obgleich ich die Leser der „Gegenwart" aus frühern Abhandlungen (s. z. B. die letzte in Nr. 18) mit meiner Stellung zur orthographischen Frage wohl als bekannt voraussetzen darf, so glaube ich doch die hauptsächlichsten Gesichtspunkte hier noch einmal übersichtlich in möglichster Kürze angeben zu sollen:

1) In dem deutschen Volke ist der Wunsch und das Verlangen nach einer möglichst einheitlichen Feststellung unserer Rechtschreibung lebendig.

2) Ueber die meisten, wichtigsten und wesentlichsten Punkte unserer Rechtschreibung herrschen bereits im Volke allgemein anerkannte Feststellungen.

Freilich finden sich auch hier bei Einzelnen, namentlich in den Schriften der Germanisten einerseits und andrerseits der reinen Phonetiker oder (nach der treffenden Bezeichnung von Scherr) der Fi-Orthographen verschiedenartige Abweichungen,

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

hier die eine, dort die andere; aber diese Abweichungen sind so gut wie verschwindend gegenüber dem allgemeinen Gebrauch und gelten der großen Gesammtheit, so weit sie davon überhaupt Kenntnis hat oder nimmt, mehr oder minder als zu belächelnde oder kaum zu beachtende Sonderbarkeiten und Schrullen einzelner Gelehrten, wie denn diese oft auch bereitwillig darauf verzichten in Schriften und Aufsätzen, die für eine größere Gesammtheit berechnet sind (vgl. was Duden in „seiner" Deutschen Rechtschreibung S. 32 ff. über die esoterische Rechtschreibung für die Gelehrten und die „exoterische" für das Volk sagt).

An das, wenn man von diesen einzelnen Abweichungen absieht, im allgemeinen Gebrauch bereits Feststehende sollte durchaus nicht gerüttelt und geschüttelt werden, da dadurch die einheitliche Rechtschreibung nicht gefördert, sondern nur geschädigt werden kann.

3) Manches früher Feststehende ist durch unbefugtes Rütteln und Schütteln von dieser und jener Seite allmählich in's Schwanken gebracht; manches Andere dagegen entbehrt schon von früher her noch der endgültigen Feststellung und eben so manche nachweisliche Lücke in unserer Rechtschreibung einer allgemein anerkannten Ausfüllung.

Hiermit ist das Gebiet angegeben, auf welches nach meiner Ueberzeugung sich die Reform unserer Rechtschreibung zu beschränken hat. Je enger die Feststellungen sich an das Bestehende anschließen, je weniger die Schriftbilder von dem Bisherigen abweichen und fremdartig erscheinen, desto mehr wird man auf allgemeine Annahme rechnen können.

4) Unsere Rechtschreibung beruht nicht auf einem einzigen Princip; das phonetische bildet die Grundlage, aber es ist nicht vollkommen ausgebildet und daher auch nicht streng ausgeführt oder auch nur ausführbar. Dazu würde vor Allem gehören, dass für jeden verschiednen Laut der Sprache auch wirklich ein eignes Zeichen vorhanden wäre und dass umgekehrt auch jedem Zeichen ausschließlich nur ein einziger Laut entspräche. Beides ist bekanntlich nicht der Fall. Zur Ergänzung und Vervollkommnung aber der auf mangelhafter und unvollkommner Grundlage beruhenden Lautschrift tritt nun in unserer Rechtschreibung sehr erkennbar das Verdeutlichungsstreben hervor. Und dies darf nach meiner Anschauung bei allen Feststellungen und Neuerungen neben dem phonetischen Princip nicht außer Augen gesetzt werden. Je deutlicher und unzweideutiger sich ein Schriftbild — ohne zu befremden — dem Auge des Lesers darstellt, je weniger es ihn über die richtige Aussprache und über den damit zu verbindenden Sinn in Zweifel lässt, desto besser und empfehlenswerther erscheint es mir und so scheue ich selbst vor sichern Feststellungen, welche das Lesen und das Verständnis erleichtern, nicht deshalb zurück, weil sie dem Schreibenden Etwas mehr zumuthen; umgekehrt dagegen halte ich jede Aenderung und Neuerung, selbst wenn sie eine Erleichterung und Vereinfachung für die Schreibenden ist, für verwerflich, sobald sie Störungen und Erschwerungen für die Lesenden im Gefolge hat.

Da Dies der Hauptpunkt ist, wodurch ich mich von der Mehrheit der Konferenz und, wie von Duden, auch von Michaelis und Mähly unterscheide und worin ich doch grade die große Gesammtheit des Volkes zu vertreten glaube, so wird es vergönnt sein, hier einige erläuternde Beispiele und Worte anzuführen, obgleich ich Erschöpfendes und Vollständiges hier natürlich weder bieten kann noch will.

Wie man z. B. das Schriftbild Dachs auszusprechen hat, ist nicht ohne Weiteres klar. Ist das bekannte Thier gemeint, so verschmilzt in der allgemein üblichen hochdeutschen Aussprache hier das **ch** mit dem **s** zu dem Laute **x**; stellt aber das Schriftbild den Genitiv von Dach vor, so wird eben so allgemein in der Aussprache der Laut des **ch** von dem des **s** getrennt. Bereits Viele wenden in diesem letztern Falle die verdeutlichende Schreibweise Dach's mit dem Apostroph an. Danach habe ich folgende Feststellung in Vorschlag gebracht:

Da **chs** nach einfachen betonten Vokalen in der Regel wie **x** lautet (nach Doppellautern nur in Deichsel, Weichsel ꝛc.), so hat man vor das Genitiv-**s** bei Substantiven, die auf **ch** nach einfachem betontem Vokal ausgehen, den Apostroph zu setzen (s. das 2. Heft meiner „Vorschläge" S. 69 und mein „Orthogr. Wörterb." S. 24a).

Danach hätte man also z. B. zu setzen: Ach's, Lech's, Stich's, Loch's, Buch's, Geruch's ꝛc. Durch die allgemeine Annahme dieser von Manchen schon seit lange beobachteten Regel würde allerdings den Schreibenden Etwas mehr zugemuthet; aber unverkennbar würde dadurch das Lesen und die richtige Aussprache erleichtert. Ich habe im 2. Heft meiner „Vorschläge ꝛc." S. 91 darauf hingewiesen, dass gegen die allgemein hochdeutsche Aussprache z. B. der Schweizer J. J. Reithard auf Fluch's einmal Fuchs und ein andres Mal Gegluchs reimt, ferner Bach's und Flachs und eben so der biedre Nürnberger Meister Hans Sachs seinen Namen auf Ungemach's. Ich hätte dazu noch auf den Reim bei H. Heine hinweisen können in den Versen:

> Wie in der Kampfbahn der Auerochs
> Erhoben wir unsere Hörner,
> Entledigten uns des fränkischen Joch's
> Und sangen Lieder von Körner.
>
> (Heine's Sämmtl. Werke XVII. 239).

In der Konferenz bin ich mit meinem Vorschlag nicht durchgedrungen; ich habe nur erreicht, daß in den „Verhandlungen der .. Konferenz" S. 150 der § 40e nun lautet:

„Zur gelegentlichen Unterscheidung von sonst gleich aussehenden Wörtern kann der Apostroph verwendet werden, z. B.: Dachs und Dach's ꝛc."

Und Prof. Mähly missbilligt selbst die Scheidung von Buch's und Buchs (s. hier in Nr. 20 S. 310b). Fast möchte ich, da er im Allgemeinen dem von mir hervorgehobenen Verdeutlichungsstreben zustimmt, vermuthen, dass ihn nur seine Schweizer Mundart hindert, den Unterschied beider Wörter in der hochdeutschen Aussprache deutlich wahrzunehmen und anzuerkennen. Wenn er gleich darauf meint, ich ließe vom Schaf die Form bä't (= bäet) gelten, aber nicht vom Bauer die Form sä't (= säet), so beruhet das auf einem Irrthum. Ich habe vielmehr im „Orthogr. Wörterb." S. 120a ausdrücklich gesagt:

„säen v.: ich säe, du säest, er säet ꝛc., säete ꝛc., säend ꝛc., gesäet ꝛc.; beim seltnen Wegfall des **e** mit Apostroph: sä'n, ich sä' ꝛc."

Wenn dagegen Prof. Mähly auch ohne Apostroph zulassen will: bän, sän, sät ꝛc., so verstößt Das meiner Ansicht nach (s. meine „Vorschläge ꝛc." II 69 ff.) gegen das Uebliche und zugleich gegen die sorgsamere Aussprache, die in solchen Formen der Elision noch immer ein — wenn auch sehr schwach, wie das hebräische Sch'wa lautendes — **e** hören lässt. Doch mag Dies, wie so manches Andere hier auf sich beruhen. Dagegen will ich noch erwähnen, dass ich von dem Apostroph bei Eigennamen zur Verdeutlichung einen ausgedehnteren Gebrauch mache als die Mehrheit der Konferenz festgesetzt. Diese will „nach dem Gesetz der Sparsamkeit" (s. Verhandlungen der Konferenz S. 78) den Apostroph nur im Genitiv von Namen anwenden, die nicht die Anhängung eines **s** in diesem Kasus zulassen. Ich dagegen, der ich eine solche „Sparsamkeit" durchaus nicht als „Gesetz" anerkenne, sondern im Gegentheil auf die möglichste Klarheit und Deutlichkeit Nachdruck lege, fordere den Apostroph auch vor dem Genitiv-**s** und vor dem in der Adjektivbildung auftretenden **sch** (s. meine „Vorschläge ꝛc." I 30), also z. B.: **Judas'** Verrath und **Juda's** Leiden; **Jacobs'** Arbeit und **Jacob's** Arbeit; die **Jacobs'sche** Arbeit, die **Jacob'sche** Arbeit; die **A. W. Schlegel'sche** Uebersetzung; das **Schulze'sche** Haus; das **Jakobi'sche** Geschäft u. s. w. Es scheint mir eine übel angebrachte Sparsamkeit, hier die Deutlichkeit zu verringern durch die Weglassung aller Apostrophe außer bei Judas' und Jacobs'.

Aus Rücksicht auf den Raum muss ich darauf verzichten, weitere Beispiele dafür zu geben, wie ich in meinen Vorschlägen überall die Deutlichkeit und Klarheit für die Leser höher stelle als die Ersparung einiger Zeichen für die Schreibenden. Hoffentlich aber genügt auch schon das Angegebene. Ich wende mich nun im Gegensatz dazu zur Darlegung einiger Punkte, in denen

Digitized by Google

mir die Mehrheit der Konferenz nebst Prof. Michaelis und Mähly die Rücksicht auf die Lesenden über Gebühr außer Augen gesetzt zu haben scheinen. Sämmtlich freilich erkennen sie grundsätzlich das von mir hervorgehobene Verdeutlichungsstreben und die Berechtigung des im allgemeinen Gebrauch Feststehenden an, aber bei der Ausführung im Einzelnen sind sie, will es mir scheinen, den anerkannten Grundsätzen nicht ganz treu geblieben.

Prof. Mähly z. B., der sich hier in Nr. 21 ganz besonders gegen die von dem schweizerischen „lererverein" vertretene Fi-Orthographie erklärt, stimmt doch mit demselben (S. 333b) für die „Beschränkung der Majuskeln auf den Anfang des Satzes, auf Eigennamen und auf besonders betonte Wörter", ohne sich zu verhehlen, dass Dies nicht konsequent" scheinen werde, „nachdem er dem Sanders'schen Verdeutlichungsstreben oben das Wort geredet". So weit gehen augenblicklich freilich weder Duden's noch Michaelis' Vorschläge, aber ihre Wünsche für die Zukunft stimmen damit überein, s. des Letztern oben genannte Schrift S. 94 und des Erstern „Deutsche Rechtschreibung" S. 61 § 60, wo es heißt:

„Die Verwendung großer Anfangsbuchstaben für die Substantiva und für alle Wörter, welche substantivische Geltung annehmen, ist aber jetzt so allgemein, dass sie nicht mit einem Schlage abgeschafft werden kann u. s. w. Die von der Mehrheit der Konferenz zunächst beschlossene Beschränkung der Majuskeln ist eben nur ein erster Schritt, den also Diejenigen nicht zu harmlos auffassen dürfen, welche mit uns in dem Großschreiben der substantivischen Wörter eine willkommene Verdeutlichung und einen wesentlichen Vorzug unserer Schrift erblicken und welche nicht mit Duden (s. seine „Rechtschreibung ꝛc." S. 37) „allmählich Eins nach dem Andern in das Bereich des Schwankenden hineinziehen" wollen, sondern eben eine möglichst baldige einheitliche Feststellung erstreben.

In Bezug auf die Dehnungsbuchstaben aber hat bekanntlich die Mehrheit der „zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung" berufenen Konferenz das bisher im allgemeinen Gebrauch unerschüttert Feststehende zu erschüttern begonnen durch den Beschluss, die Dehnungsbuchstaben nach a, o, u und deren Umlauten fast ganz zu beseitigen. Der Erkenntnis, dass ein solcher Umsturz des Bestehenden — der dazu noch nachweislich, selbst vom phonetischen Standpunkt aus, in vielen Fällen keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung unserer Rechtschreibung ist — im Volke auf heftigen Widerspruch stoßen würde und müsste, konnte sich selbst die Mehrheit nicht verschließen und eben deshalb fasste sie dann noch für diesen vorauszusehenden Fall einen andern Beschluss, dem sich freilich Duden mit noch vier Mitgliedern nicht anschloss. Eben so leicht war aber vorauszusehen, dass, wenn der erste Beschluss durchdränge, man auf der abschüssigen Bahn hier nicht stehen bleiben könne und würde. Wer sich über alle zu berücksichtigenden Verhältnisse so weit hinwegsetzen zu können glaubt, dass er künftighin z. B. zu schreiben beschließt: Al statt des bisherigen Aal; ferner: Ale statt Aale und Ahle; Als statt Als und Aals; alt statt alt und aalt; alte statt alte und aalte ꝛc.; ferner: As für Aas und As ꝛc.; ferner z. B.: anst, ant, ante, anden, Andung für: ahnst, ahnt, ahnte, ahnden, Ahndung ꝛc., von Dem muss es fast befremden, dass er in Ahn, Ahnfrau ꝛc. das h bewahrt wissen will und ferner z. B. nach e in Mehl und darum dann auch z. B. in Mühle und mahlen. Warum denn nicht auch gleich Mel und demgemäß dann auch Müle und malen, ohne Unterscheidung für Müller und Maler? Warum denn nicht z. B. auch für Beere und Gehre ohne Dehnungsbuchstaben Bere und Gere? Dass freilich z. B. dann Zusammensetzungen, wie Aalbeere, Aalgehre ꝛc., in der Form Albere, Algere dem Leser sehr befremdlich erscheinen, ihn auch vielleicht zu falscher Aussprache verführen und das Verständnis erschweren werden, über dgl. bisher freilich in unserer Rechtschreibung sorgfältig beachtete Punkte hat man sich ja eben schon hinwegsetzen zu können geglaubt.

In der That laufen die „Verbesserungsvorschläge", mit denen Duden seine „Zukunftsorthographie" versehen hat (s. dort den Anhang S. 85 ff.), darauf hinaus, auch nach dem e die Dehnungsbuchstaben vollständig zu beseitigen und zu einem ähnlichen Ergebnis war Prof. Michaelis schon in seinen „Vorschlägen zur Regelung und Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung" (1874) gelangt (vgl. in seiner neuesten Schrift S. 37 ff.), nur dass er doch etwas behutsamer und vorsichtiger zu Werke geht, indem er das betonte e durch Doppel-e bezeichnet wissen will oder in lateinischer Schrift (warum nicht auch in deutscher?) durch einen darüber gesetzten Cirkumflex im Auslaut (also z. B. Klee, Allee ꝛc.), ferner in Geest, (Galeere), Krakeel, (Kameel), Kaneel, Paneel. Bei Duden vermisse ich hierüber jede Auskunft und ich weiß daher nicht, ob er in der That dem Leser zumuthen will, z. B. bei den Schriftbildern Alle, Arme, Krakel je nach dem Sinne zu entscheiden, ob der Ton auf die erste oder auf die zweite Silbe zu legen sei. Vgl. z. B. das Schriftbild Fels, von dem nach der Michaelis'schen und Duden'schen Schreibweise der Leser, ehe er es richtig ausspricht, wissen muss, ob das altbekannte Wort gemeint sei oder der Genitiv von Fehl ꝛc. und ferner die oben erwähnten Schriftbilder: Albere, Algere u. Aehnl. m. Ich muss wiederholt sagen, dass die bloße Beseitigung der Dehnungsbuchstaben in unserer Rechtschreibung keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung wäre. Anders freilich gestaltete sich die Frage, wenn man für den Ersatz durch ein Dehnungszeichen auf allgemeine Annahme rechnen dürfte, also z. B. (s. o.): Als und Āls; alt und ālt; ānst, ānden, Ānfrau ꝛc.; Alle und Allē; Arme und Armē ꝛc; Fels und Fēls ꝛc.; Albēre, Algēre; entert und entērt, (vgl. beērt, geērt ꝛc.); Hans und Hāns; Hangematte und Hängefecht ꝛc. Die ungewohnten und befremdenden Schriftbilder müsste freilich immer noch auch hier der Leser in den Kauf nehmen, aber die Aussprachebezeichnung würde nicht nur Nichts einbüßen, sondern könnte selbst noch genauer und umfassender sein als die bisherige, vgl. z. B. hart und zārt u. Aehnl. m. Dürfte und könnte man sich, der allgemeinen Zustimmung gewiss, zu einem solchen Auskunftsmittel entschließen, so könnten und müssten natürlich auch beim i die verschiedenen bisherigen Dehnungsbezeichnungen fortfallen. An dem i aber zu rütteln, hat sich Duden nicht entschließen können, wohl aber Michaelis (s. seine „Vorschläge" S. 6 — 9 und seine neueste Schrift S. 29 — 36); doch handelt es sich bei ihm nicht um eine Beseitigung der Dehnungsbuchstaben, sondern nur um eine neue Verwirrung hervorrufende Grenzverschiebung, wonach er z. B. geschrieben wissen will die, aber diser; Kiel des Schiffs, aber Kil der Feder; fiel, aber vil u. Aehnl. m. Auf allgemeine Annahme, glaube ich, wird der Verfasser selbst wohl schwerlich gerechnet haben und ich gehe daher hier nicht weiter darauf ein, wie ich denn überhaupt in diesem Aufsatze nur einzelne Hauptpunkte berühren, Nichts erschöpfen wollte. Doch möchte ich nicht schließen, ohne eine Verbesserung des Prof. Mähly dankend anerkannt zu haben. Die in meinem „Orthographischen Wörterbuch" angegebene Bezeichnung der Aussprache von Aktie durch ákzje ist eben nur eine annähernde; genauer lautet sie allerdings: áktßje oder ákzje.

Altstrelitz. **Daniel Sanders.**

Im Banne des schwarzen Adlers.

Geschichtlicher Roman in vier Büchern von Rudolf Gottschall. Drei Bände. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt, 1876.

Sobald ein neues Werk von Rudolf Gottschall auf dem Büchermarkt erscheint, macht sich immer wieder das Gefühl des Erstaunens über die unglaubliche Thätigkeit geltend, welche dieser Schriftsteller in seiner dreifachen Stellung als Redacteur, Kritiker und Dichter entwickelt. Eine so vielseitige Wirksamkeit würde sich bei jedem Anderen nur durch eine künstliche Ueberreizung erzwingen lassen, die eine desto größere Abspannung zur unausbleiblichen Folge haben müßte. Bei Gottschall scheint jedoch

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

diese verschiedenartige Production durchaus der natürlichen Kraft zu entsprechen, da sie bis jetzt ohne eine bemerkenswerthe schädliche Reaction geblieben ist. Wenn auch manche seiner Leistungen mehr durch technische Virtuosität, als durch künstlerische Originalität ausgezeichnet sind, so weist doch eine so nachhaltige Freudigkeit des Schaffens auf einen unvergleichlichen Fleiß und eine geistige Frische hin, der die Gedanken und Bilder von allen Seiten zuströmen. Gottschall hat in seinen lyrischen Sammlungen, seinen erzählenden Dichtungen, sowie in seinen Dramen gleich Beachtenswerthes geliefert, und es läßt sich kaum nachweisen, auf welchem Gebiete des dichterischen Schaffens sich sein Pegasus am behaglichsten fühlt. Allein diese geistige Beweglichkeit muß, so sehr sie auch dem deutschen Bedürfniß der Vielseitigkeit entspricht, im höheren Sinne als ein Fehler, nämlich als ein Mangel an dichterischer Concentration, bezeichnet werden. Gottschall hat die bestimmte dichterische Form, in welcher seine Weltanschauung zu ihrer vollständigen Ausprägung kommt, nicht gefunden, sondern versucht sich bald auf diesem und bald auf jenem Gebiete, ohne uns jedoch von der inneren Nothwendigkeit für die Wahl der jedesmaligen poetischen Gattung überzeugen zu können. Wir erfreuen uns an seiner glänzenden Phantasie, an der stürmischen Begeisterung seiner Muse für die idealen Interessen der Menschheit, wir wissen, daß er sein Kunstwerk durchaus mit den Mitteln einer rühmenswerthen Technik aufbaut und in der formellen Darstellung oft eine ungewöhnliche Pracht entfaltet, aber wir haben auch stets die Empfindung, daß dieses frische Talent bei größerer Vertiefung in eine einseitige Richtung zu noch größerer Bedeutung, zu einer packenderen Originalität hätte gelangen müssen.

Ein solcher Tadel schließt freilich, ebenso wie jener gegen Hannibal erhobene Vorwurf, daß er nicht Rom erobert habe, zugleich eine reich bemessene Anerkennung ein, und es ist selbstverständlich, daß bei der Zersplitterung eines wirklich bedeutenden Talentes auch im Einzelnen immer noch mehr herauskommen muß, als bei den Versuchen des stümpernden Dilettantismus sich in einer engen Sphäre auszuzeichnen. Aber der Drang nach erschöpfender Allseitigkeit, welcher ein so kostbarer Edelstein in dem Diadem der deutschen Bildung ist, erweist sich für unsere Kunst oft als eine verhängnißvolle Danaergabe und hemmt jenes energische Zusammenraffen, welches mit eiserner Consequenz ein fest gestecktes Ziel verfolgt und von den griechischen Tragikern bis zu dem modernen französischen Theater eine so wesentliche Voraussetzung für jede tonangebende Bedeutung gewesen ist.

Für die dichterische Form des Romans schien Gottschall bisher nur eine geringe Sympathie zu besitzen, offenbar weil hier die Gefahr der prosaischen Versandung, sowohl nach der Seite des stofflich Prickelnden wie des äußerlich Tendenziösen, eine größere ist, als bei denjenigen poetischen Gattungen, die schon wegen ihres formellen Charakters die Dichtung in eine ideale Sphäre versetzen und die Talentlosigkeit abschrecken müssen. Auch unsere besten Romane sind nicht von Ausführungen frei, die in ihrer trockenen Verständigkeit aus der Kunst durchaus herausfallen, und weder die idealen, noch die realen Richtungen des deutschen Romans haben diese Klippe glücklich zu umschiffen gewußt. Wenn wir in einem so vorzüglichen Gedankenepos, wie den „Ritter vom Geist", den kunstvollen Verschlingungen der Gutzkow'schen Dialektik bei der Erörterung von wissenschaftlichen Tagesfragen folgen, so stehen wir ebenso unzweifelhaft nicht am Altar, sondern an der Schwelle des Kunsttempels, wie bei den oft in's Kleinliche gehenden Ausmalungen, in welchen sich die realistische Tüchtigkeit eines Freytag gefällt. In beiden Fällen fehlt der Zauber der dichterischen Stimmung, welcher die Saiten des Gemüths in Schwingungen versetzt. Doch sind dies nur einzelne Stellen, bei denen ein hervorragendes dichterisches Talent schläft, und der Rang eines Kunstwerks bleibt im Uebrigen gewahrt. Schlimmer wird die Sache, wenn die Form des Romans einen Poeten, der uns sonst lieb geworden ist, durchweg zur Flüchtigkeit und zum Verleugnen der dichterischen Ader verführt, wie es z. B. Julius Grosse in seinem Roman „Daponte und Mozart" begegnet ist, der aus zusammengeschweißten Memoiren besteht und den Dichter der „Gundel vom Königssee" kaum noch erkennen läßt. In solchen Fällen sehnt man sich freilich nach den reinen Accorden einer idealen Kunst und möchte mit Gottschall von einer „Poesie im Schlafrocke" sprechen.

Doch bleibt der Roman neben der Bühnendichtung die populärste Form, die dem modernen Autor zu Gebote steht, und es wäre unbillig nur den untergeordneten Talenten eine so unmittelbare Verbindung mit der Leserwelt gestatten zu wollen, wie sie gerade diese Gattung gewährt, obwohl schon Schiller den Romanschriftsteller den Halbbruder des Dichters genannt hat. Immerhin wird der Roman mit Recht das Epos der Neuzeit genannt und kann erst dann von seiner durchgreifenden Wirkung auf das Geistesleben der Gegenwart etwas einbüßen, wenn es gelungen sein wird, für die moderne epische Dichtung eine künstlerische Form von der Strenge zu entdecken, wie sie Wilhelm Jordan für seine Nachbildung der Nibelungensage in so classischer Weise zur Anwendung gebracht hat.

Bei der modernen Richtung, welche sowohl der Aesthetiker wie der Dichter Gottschall einzuschlagen pflegt, konnte man erwarten, daß er den historischen Roman, dessen Gebiet er zum ersten Male betritt, nicht in dem Sinne einer antiquarischen Gelehrsamkeit auffassen werde, welche für den eigenthümlichen Zauber des dichterischen Kunstwerks kein Verständniß besitzt und zwischen den lebensvollen Gestalten der Phantasie und den trüben Schatten der Reflexion nicht zu unterscheiden vermag. Mit Recht durfte man annehmen, daß Gottschall dem Genius der Vergangenheit so weit huldigen werde, als sich in ihm eine geistesverwandte Beziehung zur unmittelbaren Gegenwart ausdrückt. In der That gehört auch „Im Banne des schwarzen Adlers" dem Gebiete des historischen Tendenzromanes an, welchen Heinrich König in so meisterhafter Weise zur künstlerischen Vollendung gebracht hat. Aber wie auch der Verfasser der „Hohen Braut" und der „Klubbisten in Mainz" den Vorwurf einer äußerlichen Tendenz zurückweisen kann, indem er dieselbe nur in dem Sinne einer Wiederspiegelung der Gegenwart durch die Vergangenheit auffaßt, so weiß auch Gottschall durch ähnliche Beziehungen, für welche unsere Zeit von selbst interessante Parallelen bietet, seiner Dichtung eine größere Theilnahme von Seiten des modernen Lesers zuzuwenden, zugleich aber auch die Tendenz in organischer Weise dem Stoffe zu vermählen.

Es ist als eine Grundregel für den historischen Roman zu betrachten, daß derselbe zu seinem Helden keine geschichtliche Figur, sondern eine frei erfundene Person haben muß, die, in eine zurückliegende Epoche versetzt, durch die beglaubigten Vorgänge und die episodisch auftretenden historischen Figuren seine allseitige Beleuchtung empfängt. In Gottschalls Roman, der unmittelbar vor der Thronbesteigung Friedrichs des Großen und zur Zeit des ersten schlesischen Krieges spielt, ist dieser Held der schlesische Landjunker Arthur von Seidlitz. Wir finden seine Familie bei dem Beginn der Dichtung im Processe liegen mit seinen Tanten, den Fräulein von Pogarell, die im Domviertel zu Breslau wohnen, wegen eines zu ihren Gunsten erschlichenen Testamentes über das Besitzthum des verstorbenen Grafen Reichenbach. Seidlitz kehrt nach längerer Abwesenheit auf seinem väterlichen Gute wieder bei den Domtanten ein und findet bei ihnen seine Cousine Isabella von Pogarell, die während der Zeit seines Fernseins aus einer harmlosen Jugendgespielin eine stolze Schönheit geworden ist. Man gibt dem Junker den Rath, seine schöne Cousine frischweg zu heirathen und auf diese Weise die früher befreundeten Familien aus dem gehässigen Zwiespalt zur Versöhnung zu führen. Doch hat er noch kein Zeichen liebevoller Zuneigung von ihr erhalten, und er selbst ist mit seinem freien Sinne verständnißlos für diesen kirchlichen Kreis des Fühlens und Denkens, welcher auch für seine Cousine maßgebend ist. Die Zeit muß es lehren, ob sich diese beiden Herzen verstehen und zu dauerndem Bunde an einander schließen können.

Daß dies nicht geschehe, ist die eifrigste Sorge des Pater Maurus, der in dem Hause der Domtanten einen großen Einfluß ausübt und nicht nur die schöne Isabella für das Kloster

Digitized by Google

zu gewinnen, sondern auch das bedeutende Vermögen der Pogarell dem Orden Jesu zuzuwenden sucht. Zunächst bemüht sich der schlaue Jesuit den Junker zu verdächtigen. Arthur von Seidlitz hatte bei der abendlichen Heimkehr von dem erwähnten Besuche bei den Tanten ein junges Weib sich von der Sandbrücke in die Oberfluthen stürzen sehen und dem feuchten Grabe seine schon gewisse Beute entrissen. Die Gerettete ist die Schauspielerin Marie, eine zarte Mädchenblume, der das Herz brach, als ihr Bräutigam, der Oberamtsassessor Sigismund von Reideburg, ein kalter Egoist, sie verließ und seine Verlobung mit der Nichte des Obersyndikus der Stadt öffentlich erklärte.

Mit brüderlicher Fürsorge nimmt sich unser Held des unglücklichen Mädchens an, gibt die in Folge des Sturzes in den Strom schwer Erkrankte in Pflege und sucht sie mit der Welt wieder zu versöhnen. Diesen hochherzigen Ritterdienst weiß der dämonische Priester seinen Zwecken dienstbar zu machen, indem er Marie als die heimliche Liebe des Junkers ausgibt, der nun natürlich eine ihm unerklärliche Kälte und Zurückhaltung bei seinen Verwandten findet. In dem Hause, welches für Marie ein Zufluchtsort geworden, entdeckte Maurus auch durch die List eines verkommenen Subjectes, das ihm bei seinen jesuitischen Unternehmungen Helfersdienste leistete, einen längst begehrten Ketzer, den Schwenkfelder Pfarrer Emanuel, einen ehrwürdigen Greis. Die Schwenkfeldianer bildeten eine Secte, die die Ideen der Reformation im Sinne einer mystischen Schwärmerei weiterzubilden suchte und nach mannigfachen Verfolgungen in America eine Zufluchtsstätte fand. Auch Emanuel wurde von den jesuitischen Spähern in Böhmen verfolgt und mußte über das Gebirge nach Schlesien fliehen, wo er nun vom Pater Maurus aufgespürt und verhaftet wurde. Marie selbst kann aber auch nach der Genesung den Frieden des Gemüths nicht finden. Sie verläßt den Schutz ihres edelmüthigen Freundes, erscheint als ungeladener Gast auf dem Verlobungsfeste des Assessors und wirft dem verrätherischen Geliebten den treulos gespendeten Ring vor die Füße, um dann wieder, heimatlos und verlassen, ihrem wechselvollen Schicksale entgegenzueilen.

So weit reicht die Erzählung des ersten Buches. Die Einführung der einzelnen Charaktere ist von Gottschall mit geschickter Hand bewirkt worden, und die verschiedenen Fäden der Handlung sind zu einem kunstvollen Gewebe in einander geschlungen. Von den beiden Domtanten steht Ursula mit ihrem mürrischen abgestorbenen Wesen im Gegensatze zu der liebenswürdigen Gutherzigkeit der Sidonie, die mit ihrer drolligen Vorliebe für die Thierwelt wie eine Caricatur des alten Geheimraths von Harder aus den „Rittern vom Geist" erscheint. Isabella ist eine stolze Schönheit von der idealen Strenge der Corneille'schen Frauengestalten, aber die Blüthen fröhlichen Jugendübermuths sind abgefallen, als sich der Mehlthau des dumpfen Katholicismus auf sie herabsenkte, der sich in der Person des Pater Maurus in das Haus der Pogarell einschlich, und mit marmorner Kälte steht sie den süßeren Empfindungen hingebender Liebe gegenüber. Im vollen Gegensatz zu Isabella steht die bleiche unglückliche Marie, die ganz hingebende Schwärmerei ist und ihre überströmende Empfindung an einen Unwürdigen verschwendet hat. Reideburg ist der herzlose Carrieremacher, von anscheinender Biederkeit, hochfahrend gegen die Untergebenen, kriechend gegen die Vorgesetzten, eine gemeine Natur, die ihr Glück schon machen wird, wenn auch die Verlobung mit Hedwig Gutzmar durch jenes unvollkommene Dazwischentreten Mariens zunächst aufgelöst ist. Wie eine ehrwürdige Ruine tritt uns der Schwenkfelder Pfarrer als vorzeitiger Verkünder einer unbegriffenen Humanität entgegen, dessen herzgewinnender Edelsinn von der schnöden Welt als verwerflich gebrandmarkt wird und dem fanatischen Ketzerrichter Maurus Gelegenheit zu beständigen Verfolgungen gibt. Die pantheistische Naturandacht des edlen Greises findet in einer schwungvollen Schilderung der Winterlandschaft des schlesischen Gebirges, über welches der Greis floh, ihren begeisterten Ausdruck. Ein interessanter Typus ist das Factotum des Jesuitenpaters Maurus, Athanasius. Der verschlagene Bursche war von slavisch-deutscher Abstammung und hatte sich durch seinen Fleiß aus einer niederen Bauernhütte zu einem unentbehrlichen Gehülfen des Jesuitenpaters emporgearbeitet. Nicht ganz originell, aber doch von fesselnder Charakteristik ist der dicke Hans Leopold von Schweinichen, der zwar den Dickwanst von Eastcheap als lieben Vetter und unerreichtes Vorbild begrüßen muß, sich aber später durch seine thatkräftige Energie vortheilhaft von Shakespeares Falstaff unterscheidet. Auf dem jesuitisch zerfressenen Boden Schlesiens droht Schweinichen den moralischen Gefahren eines faulen Friedens zu erliegen, aber als später die Kriegstrompete ertönt, tritt er begeistert unter Friedrichs Fahnen, setzt nicht, wie jener Humorist des englischen Dichters, auch auf dem Schlachtfelde seine Scherze fort, sondern nimmt ehrenvollen Antheil an den Lorbern, welche die Stirn des jungen Preußenkönigs zieren. Der Held des Romans, Arthur von Seidlitz, steht allerdings im Mittelpunkte der Dichtung und dient zur Verkörperung der durch die Dichtung verherrlichten Idee des aufstrebenden Preußens; aber er hat nicht den individuellen Reiz und die plastische Bestimmtheit mancher Nebenfiguren. Er ist eine liebenswürdige, trotz aller Idealität männliche Natur, er ist von vornherein fertig und macht keine besondere innere Entwicklung durch.

Der Aufenthalt, welchen Seidlitz in Breslau nimmt, bildet nur eine Zwischenstation auf der Reise nach Rheinsberg, wohin ihn Friedrichs hell aufgehendes Gestirn zieht, und wo er durch seine Tante, die Oberhofmeisterin von Katsch, in das geniale Treiben des preußischen Kronprinzen und seiner Freunde eingeführt zu werden hofft. Das Leben in dem märkischen Tusculum hat Gottschall mit geistreicher Feinheit geschildert, und manches Genrebild ist mit Watteau'scher Eleganz entworfen. Hier herrscht viel Duft und Sonnenschein, ländliche Lust und geselliges Behagen, fröhliches Gelächter und heimliches verliebtes Gekose, während doch zugleich der Ernst des Lebens betont wird, und wir oft fern tönende Trommelwirbel zu hören glauben, als Vorboten einer strengen, dem Dienst der Waffen geweihten Zeit. Um den hochstrebenden Friedrich, welcher der Doppelkrone, als Denker und Dichter, bald das Königsdiadem hinzufügen soll, gruppiren sich im bunten Wechsel anmuthige Paare von Hofdamen und Cavalieren. Selbst ein Hamburger Kaufmannssohn wie Bielefeld vergißt die Canäle und Fleete seiner Vaterstadt und macht im Umgang mit der graziösen Frau von Morien, seiner Lehrerin in der Kunst des geselligen Verkehrs alle Ehre, während der quecksilberne Herr von Keyserling der schwärmerischen, wie aus Mondschein und Blumenduft gewobenen Frau von Brandt seine Ritterdienste leiht. Bei einem ländlichen Feste lernt Arthur, zunächst im verführerischen Maskenkleide als Nymphe der Wasserfälle, Agnes von Walmoden, ein reizendes Hoffräulein, kennen, deren bezauberndes Bild nicht mehr von ihm weicht. So sehr sich auch die Erinnerung an die Jugendgespielin seines schlesischen Heimatlandes zwischen Beide drängt, so fühlt sich doch Arthur von Seidlitz zu dem anmuthigen Mädchen, das mit feinster Bildung eine begeisterte Verehrung für den Kronprinzen verbindet, ungleich stärker hingezogen, als zu der unnahbaren Strenge Isabellens.

Manche Erfindung besitzt den vollen Reiz einer Lustspielscene, so wenn Frau von Morien, dem beständigen Verlangen Bielefelds nach ihren Lippen nachgebend, ihm unter der Bedingung die Gunst eines Kusses gewähren will, daß er den Zweck der abendlichen Sitzungen auskundschaftet, welche der Prinz und andere Mitglieder eines geheimen Bundes im Schlosse zu veranstalten pflegen. Bielefeld erfindet, um an das lang ersehnte Ziel zu gelangen, schnell eine haarsträubende Geschichte von einer furchtbaren Verschwörung, welche den König stürzen und den Kronprinzen an seine Stelle setzen soll. Während Bielefeld den versprochenen Lohn glücklich erhält, eröffnet Frau von Brandt, welche zufällig die Lauscherin gespielt hatte, in einem nächtlichen Stelldichein dem von ihr abgöttisch verehrten Kronprinzen den vermeintlichen Verrath des geheimen Planes, wird aber natürlich von diesem ausgelacht und fällt in dieser Gemüthsstimmung tiefster Beschämung dem Minnewerben des Herrn von Keyserling zum Opfer. Aber auch den Berliner Hof hatten die Sitzun-

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

gen, welche die harmlosen Ritter des Bayardordens abhielten, zur Nachforschung gereizt, und ein gelehrter Kauz, der Doctor Morgenstern, sollte die Rolle eines Spions spielen. Frau von Katsch hatte die Einführung des Doctors in das Schloß übernommen, bediente sich jedoch zu diesem Zweck unseres Helden, dessen Liebe zu Agnes von Walmoden sie nur dann geheim zu halten versprach, wenn Arthur von Seidlitz den Berliner Spion in die Gemächer des Schlosses leiten würde. Bei einer Sitzung des Bayardordens wird der drollige Doctor unter einem Tische entdeckt, muß die hülfreichen Hände, die ihn hierher geführt, bezeichnen und verwickelt dadurch den schlesischen Junker in einen um so schlimmeren Verdacht, als Seidlitz zunächst keine Möglichkeit sieht, sich von demselben zu reinigen. Er vermag es ebenso wenig den sarkastischen Spott des Prinzen, wie den zweifelnden Blick der Geliebten zu ertragen, und mit blutendem Herzen verläßt er Rheinsberg, fest entschlossen, durch Thaten zu beweisen, daß er der Gunst Friedrichs und der Liebe seiner Agnes nicht unwürdig sei.

Die Gelegenheit hierzu sollte ihm früher geboten werden, als es seine freudigsten Hoffnungen möglich erscheinen ließen. Friedrich bestieg den Königsthron und erneuerte die Ansprüche auf die alten schlesischen Besitzthümer. Arthur von Seidlitz war seit seiner Rückkehr von Rheinsberg einige Zeit auf seinem väterlichen Gute gewesen, wo er von seiner Familie beständig bestürmt wurde, dem noch immer nicht entschiedenen Proceß durch eine Verlobung mit Isabella von Pogarell ein Ende zu machen. Nun kehrt er nach Breslau zurück, wo sich die Bevölkerung in wilder Erregung befindet und der Schweidnitzer Keller wiederhallt von den Ausbrüchen der Begeisterung, mit welcher Friedrich als der Befreier erwartet wird. Eine energische Partei — an der Spitze stehen der nunmehr ganz zu Friedrich übergetretene Doctor Morgenstern und ein demagogischer Schuster Döblin — fördert geschickt die preußischen Interessen, für die auch unser Held mannhaft eintritt und selbst vorübergehende Kerkerhaft erduldet. Mit immer größerer Entfremdung steht er der Genossin seiner Jugendspiele gegenüber, die von dem Pater Maurus durch priesterliche Bande ganz und gar gefesselt, zur einseitigen Verehrung des östreichischen Kaiserthums und der katholischen Religion verleitet wird. Auf das Thema des Jesuitismus fällt eine doppelte Beleuchtung durch die in einander greifenden Geschichten des Schwenkfelder Pfarrers und des jesuitischen Paters Nikolaus. Letzterer hatte im Dienste seines Ordens dem ketzerischen Emanuel Weib und Kind geraubt und dem Kloster zugeführt, wurde aber selbst von der Liebe einer Nonne ergriffen, und sein Sohn, der preußischen Werbern in die Hände fiel, mußte in den Dienst eines ketzerischen Königs treten. Emanuels Bekenntnisse legen sich mit etwas zu großer Breite in die Erzählung ein und sind nicht frei von grellen Sensationsmotiven. Die kirchliche Corruption mußte der Dichter allerdings, um ein treues Gemälde jener Zeit zu entwerfen, in individuellen Erlebnissen vorführen, aber gewisse unsympathische Breiten in der Erzählung des Schwenkfelder Pfarrers, namentlich die Geschichte von der türkischen Potiphar, hätten, ohne den Organismus des Ganzen zu beeinträchtigen, wohl fortfallen können. Doch hat es etwas Rührendes, wenn die beiden in Glauben und Fühlen einander so fremden Männer sich im Kerker begegnen und von der Zerstörung ihres Lebensglücks durch dieselbe geistige Tyrannei lebhaft ergriffen werden.

Der Einzug der Preußen in Breslau führt auch Arthur von Seidlitz an das nächste Ziel seiner Wünsche, indem er zu der Ueberzeugung kommt, daß Friedrich die Grundlosigkeit des gegen den Junker erhobenen Verdachtes eingesehen habe. Auf dem Festballe, welchen der König den Breslauern gibt, wird unser Held nicht nur auf's Neue mit der königlichen Gunst beschenkt, deren er sich durch seinen Entschluß, in das preußische Heer zu treten, würdig zeigt, sondern er findet auch die langentbehrte Geliebte, die wie eine gütige Fee in Friedrichs Umgebung für ihn gewirkt hat und sich nun mit Stolz die Braut des Mannes nennt, welcher seine That, seine Ehre und seine Liebe dem schwarzen Adler geweiht hat.

Der Roman macht uns zu Zuschauern in dem Kriegstheater, welches die Muse der Geschichte bei Mollwitz aufschlug, und der Kampf um Mollwitz gibt Gottschall die willkommene Gelegenheit zu einer Scherenberg'schen Schlachtenmalerei von schwungvoller Großartigkeit. Das erste Betreten der historischen Bühne durch Friedrich, der entscheidende Charakter dieses Ringens, der scheinbar unglückliche Ausgang desselben, welcher den König zum Verlassen der Wahlstatt zwang — diese Höhepunkte dramatischer Spannung sind geschickt für den Roman verwerthet und in ihrer Bedeutung hervorgehoben worden. Seidlitz nahm rühmlichen Antheil an der Schlacht, hätte aber seine Tapferkeit leicht mit dem Leben bezahlen müssen, als er schwerverwundet auf dem Leichenfelde lag, wenn ihn nicht die Fürsorge seines Freundes Schweinichen gerettet hätte. Die Abenteuer, welche unser Held, in der Genesung begriffen, auf dem Schloß des „wilden Grafen" erlebt, athmen durchaus eine wüste Romantik, für die wir kein rechtes Empfinden haben, obwohl sich Gottschall hier auf historische Voraussetzungen berufen kann. Aber nicht Alles, was durch die Geschichte beglaubigt wird, ist auch zugleich poetisch verwendbar. Der „wilde Graf" war auf jenem so unglücklich abgelaufenen Verlobungsfeste des Assessors Reideburg anwesend gewesen, wurde von der plötzlich erschienenen Marie sinnlich ergriffen und entführte sie auf sein Schloß, wo er einen vollständigen Harem unterhielt. Arthur von Seidlitz rettet die unglückliche Schauspielerin aus der Hand des räuberischen Wüstlings mit Waffengewalt und erfährt aus der Geschichte ihres Lebens, daß sie die so lange gesuchte Tochter des Schwenkfelder Pfarrers Emanuel sein müsse. Bis zur Befreiung des Letzteren empfiehlt Seidlitz das junge Mädchen seiner Agnes, welche sich jedoch vergeblich bemüht, dieselbe von der Bühne und ihrer früheren Umgebung fern zu halten. Marie stürzt sich trotz der Fürsorge der Freundin wieder dem Zauber des Bühnenlebens in die Arme, dessen bestrickender Reiz für Alle verhängnißvoll wird, die ihm jemals näher standen.

Zu den interessantesten Abschnitten des Romans gehört die Frauenverschwörung, durch welche die von den Preußen besetzt gehaltene Stadt Breslau dem östreichischen Feldmarschall Neipperg überliefert werden soll. Eine Anzahl für die Sache Maria Theresias begeisterter Damen, zu denen auch die Domtanten und Isabella gehörten, suchten unter der Anführung des Pater Maurus und des Stadtsyndicus Gutzmar diesen verrätherischen Plan zur Ausführung zu bringen. Man erwartete zu diesem Zwecke eine fromme Schwester aus dem östreichischen Lager, welche die entsprechenden Anweisungen von Neipperg bringen und einen beständigen Verkehr mit ihm vermitteln sollte. In der That würde die Ueberrumpelung der Stadt gelungen sein, wenn sie nicht durch die patriotische List der hochherzigen Agnes von Walmoden unmöglich gemacht worden wäre, welche ein Gewand, ähnlich jener bereits von den preußischen Vorposten festgenommenen Nonne, anlegte, in das Geheimniß des Verraths eingeweiht wurde und einen für Gutzmar bestimmten Brief an den König von Preußen ablieferte. Wie Agnes von Walmoden nur mit Lebensgefahr ihre Rolle durchführen konnte, wie die Verschwörung durch die Waffen des Hans Leopold von Schweinichen auseinander gesprengt wurde, das wird mit großer Frische und fröhlicher Laune geschildert. Wenn Seidlitz sein Blut vergoß für die Sache Friedrichs und Preußens, so erwies sich Agnes von Walmoden durch die Rettung Breslaus als echte Soldatenbraut, und in die Huldigungsfeierlichkeit, welche zu Ehren des siegreichen Preußenkönigs von der Breslauer Bürgerschaft veranstaltet wird, mischt sich die süße, ein hochherziges Heldenpaar feiernde Hochzeitsmusik.

Isabella verfällt immer mehr der dämonischen Macht, welche der jesuitische Priester für sie besitzt, bis sie ein willenloses Werkzeug in seiner Hand wird und dem feurigen Pater in andächtiger Verzückung nicht nur die Seele, sondern auch den Leib Preis gibt. Als Isabella zur Erkenntniß ihrer Schuld kommt, büßt sie die Verirrungen ihrer Jugend als Oberin in einem Kloster, wo sie sich durch große Frömmigkeit und Pflichttreue auszeichnete, während sich Maurus dem Arm der Gerechtigkeit durch Flucht entzieht.

Digitized by Google

Der endlich befreite Emanuel vermag seine Tochter Marie, welche ihre krankhafte Neigung zu dem unwürdigen Reideburg nicht aus dem Herzen reißen kann und der Ausübung ihres Berufs auf der Bühne erliegt, nur als Leiche in seine Arme zu schließen. Diese Begegnung zwischen Vater und Tochter leidet an der großen Unwahrscheinlichkeit, daß Arthur von Seidlitz Marie nicht sofort ihrem Vater zuführt, sondern den Letzteren seine Tochter erst als Künstlerin bewundern läßt. Abgesehen von der geringen Glaubwürdigkeit dieser Situation, erzeugt dieselbe einen Effect von nur schablonenhafter Bedeutung. Daß Emanuel unter seinen Glaubensgenossen in America seinen wehmüthigen Erinnerungen lebt, stimmt mit der historischen Ueberlieferung. Eine rührende Episode bildet die Erschießung des preußischen Soldaten Pokorny, welchen Pater Nikolaus als seinen der Desertion angeklagten Sohn entdeckt, und dessen Tod die strenge Militairjustiz nicht umgehen kann, indessen Athanasius schon während der Flucht, die er mitmachte, seinen Untergang fand. Nachträglich erfahren wir noch, daß Sigismund von Reideburg und Hedwig von Gutzmar doch Eheleute wurden, und daß das preußische Kammergericht, auf ein neu hinzugekommenes Zeugniß hin, das Breslauer Urtheil cassirte und der Familie Seidlitz die Erbschaft des Grafen Reichenbach zusprach.

Erwägt man die vielseitigen Schwierigkeiten, welche sich dem Entwurf eines größeren Romans, zumal bei einem ersten Versuche, entgegenstellen, so wird man das virtuose Geschick, mit welchem sich Gottschall diese dichterische Gattung erobert hat, bereitwillig anerkennen müssen. Er besitzt nicht nur die kleinen Kunstgriffe der Spannung und Ueberraschung, mit welchen die fabrikmäßig schaffende Talentlosigkeit allein zu arbeiten pflegt, die aber seit Homer für keinen epischen Dichter entbehrlich sind, sondern er erfreut auch durch die kunstvolle Gliederung des Grundplans, die mannigfachen Gruppen meist interessanter Charakterfiguren und den begeisterten Schwung, welcher die Dichtung in wohlthuender Weise belebt. Zuweilen empfängt man allerdings den Eindruck, als ob der Roman weniger der Ursprünglichkeit einer freudig spendenden Natur, als der Berechnung eines trefflich combinirenden Verstandes entstamme, und nicht immer hat Gottschall mit der völligen Selbstvergessenheit des Dichters und in naiver Hingabe an seinen Stoff geschaffen. Manches ist zu bewußt gehalten, mancher Charakter besitzt nicht den frischen Reiz völliger Originalität, wenn er auch dann immer an die besten Vorbilder erinnert. Aber die warme Begeisterung, welche sich in dem Roman für den Beruf Preußens in der deutschen Geschichte ausspricht, gleicht keinem gekünstelten Falset, sondern ist auf den Brustton der Ueberzeugung gestimmt, der in der Seele des Lesers nachklingt. Seitdem sich durch die jüngste Wendung unserer vaterländischen Geschicke die Mission Preußens in so glänzender Weise erfüllt hat, und der Kampf gegen eine die Geister knechtende Hierarchie aufgenommen worden ist, wird eine Dichtung, wie der Roman von Rudolf Gottschall, mit seinen der Gegenwart so verwandten geistigen Tendenzen, die Gebildeten unserer Nation dauernd interessiren können.

Eugen Zabel.

Die Leistungen des Königlichen Schauspielhauses unter der Verwaltung des Herrn v. Hülsen.

VII.

Die succès d'estime. Lyriker und Epiker auf der Hofbühne; mittlere Erfolge im Trauerspiel und Lustspiel. Autoren, von denen nur ein Stück mit Erfolg gegeben worden ist; die jüngsten Autoren am Schauspielhause.

Es erübrigt uns noch über eine Anzahl von dramatischen Dichtern, deren Werke während der letzten 15 Jahre 25 Aufführungen nicht erreicht haben, und die gleichwohl aus diesem oder jenem Grunde ein besonderes Interesse beanspruchen, einige Worte zu sagen. Wir wenden uns zunächst zu der Classe derjenigen Schriftsteller, deren geistige Production nicht in der dramatischen Dichtung ihren Schwerpunkt hat, die sich vielmehr als Lyriker und Epiker ihren Namen gemacht haben.

Da ist zunächst Ludwig Uhland zu nennen. Der Versuch, das Drama „Herzog Ernst von Schwaben" dieses ausgezeichneten Dichters für das Repertoire zu gewinnen, ist auch hier mißglückt. Das Drama erlebte im Jahre 1862 nur zwei Vorstellungen und wurde nicht wiederholt. „Herzog Bernhard von Weimar" des Epikers Mosen hat ebensowenig festen Fuß zu fassen vermocht: es wurde in der Saison von 1866/67 5 Mal gegeben, dann aber bei Seite gelegt. „Herzog Albrecht" des gemüthvollen Erzählers Melchior Meyr wurde 3 Mal im Jahre 1863 gegeben und damit abgethan. „Der Stern von Sevilla", von Zedlitz, brachte es sogar nur auf 2 Vorstellungen im Jahre 1862. Auch Emanuel Geibel hat, obwohl seine dramatischen Dichtungen große Eigenschaften besitzen, in Berlin nur einen ungenügenden Bühnenerfolg gehabt: „Sophonisbe" wurde 3 Mal im Jahre 1869 gegeben, „Brunhild" gelegentlich des Gastspiels von Fräulein Ziegler nur einmal. Von dem Verfasser von „Waldmeisters Brautfahrt", Roquette, brachte das Königliche Schauspielhaus zwei Stücke: im Jahre 1864 den „Deutschen Festkalender" mit 4 Vorstellungen und im vergangenen Winter das Trauerspiel „Der Feind im Hause" mit 5 Vorstellungen.

Glücklicher waren einige der modernen Romanschriftsteller, die auch für die Bühne gedichtet haben, wie Heigel, Hopfen und besonders Spielhagen. Heigels „Marsa" wurde im Jahre 1862 5 Mal gegeben, und die stimmungsvolle Gelegenheitsdichtung „Des Kriegers Frau" gelangte im Kriegsjahre 11 Mal zur Darstellung. Zu derselben Zeit brachte das Schauspielhaus auch das vaterländische Schauspiel „In der Mark" von Hans Hopfen, das 7 Mal gegeben wurde. Von Spielhagen weist das Repertoire auf: „Hans und Grethe" in den Jahren 1870/71 mit 8 Aufführungen und „Liebe für Liebe" 1875/76 mit 11 Aufführungen. Spielhagen ist also von diesen Schriftstellern als Dramatiker der erfolgreichste.

Wir schließen hieran eine kurze Musterung derjenigen Werke, welche der ernsten Richtung angehören, die seitens der Kritik sich oft der wärmsten Anerkennung zu erfreuen hatten, aber auf der Bühne nicht mehr als einen succès d'estime zu erringen vermocht haben. In erster Linie müssen hier die beiden Dichtungen genannt werden, welche von den Preisrichtern, die über die Vergebung des Schillerpreises zu entscheiden haben, ausgezeichnet worden sind: „Brutus und Collatinus" von Lindner und „Die Gräfin" von Kruse. „Brutus und Collatinus" ist nur im Jahre 1867 6 Mal gegeben worden. Lindner hat seitdem zahlreiche andere Dramen geschaffen, das erfolgreichste derselben ist die „Bluthochzeit", aber keine seiner neuen Dichtungen hat sich den Weg auf die Hofbühne zu bahnen gewußt. Kruses „Gräfin" wurde ebenfalls 6 Mal gegeben im Jahre 1871, im folgenden Jahre gelangte das Drama „Wullenwever" desselben Dichters zur Aufführung und wurde 4 Mal wiederholt.

Auch die Gottschall'schen Dramen haben eine Saison nicht überdauert. „Katharina Howard" wurde im Jahre 1872 7 Mal, „Herzog Bernhard" im folgenden Jahre 3 Mal und das Lustspiel „Pitt und Fox" im Jahre 1875 7 Mal gegeben.

Von Koberstein erzielte „Erich XIV" im Jahre 1870 3 und das historische Lustspiel „Um Nancy" im Jahre 1873 5 Aufführungen.

Tempeltеys „Klytämnestra" ist in den letzten 15 Jahren gar nicht gegeben worden; sein „Daheim" erzielte im Jahre 1864 4 Aufführungen. Ebenso ist Hermann Kettes „König Saul" seit langer Zeit vom Repertoire verschwunden. „Carolina Brocchi" brachte es in diesem Jahre auf 4 Aufführungen.

Von Köster sind „Hermann der Cherusker" im Jahre 1862 4 Mal und „Der große Kurfürst" im Winter 1865/66 ebenfalls 4 Mal gegeben worden; seitdem aber nicht wieder.

Eckardts „Sokrates" wurde im Jahre 1862 3 Mal gegeben, ohne Wiederkehr.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Unter den Lustspieldichtern machen wir noch die folgenden namhaft:

Von Rudolph Genée, der sich durch seine Bearbeitung der Kleist'schen „Herrmannsschlacht" große Verdienste um die Hofbühne erworben hat, ist gegeben worden: im Jahre 1868 „Vor den Kanonen" 3 Mal, und im Jahre 1869 die Bearbeitung der Sheridan'schen „Lästerschule" unter dem Titel: „Schleicher und Genossen" 11 Mal. „Eine moderne Million" von Bernhard Scholz — kaum ein Originalstück zu nennen, denn das Feuillet'sche Vorbild ist fast gar nicht aus den Augen gelassen, — wurde im Jahre 1871 6 Mal gegeben.

Von Max Ring erzielte das historische Lustspiel „In Charlottenburg" im Jahre 1874 7 Aufführungen. Das Gelegenheitsstück: „Der verlorne Sohn" wurde zu einer Vorstellung der „Presse" im Jahre 1875 einmal gegeben. Georg Horn erzielte mit seinem Stück: „Unter dem Reichskammergericht" im Jahre 1861 einen ziemlich guten, mit dem Lustspiel: „Was die Welt regiert" in den Jahren 1866—68 einen guten Erfolg. Das erstere Stück wurde 7 Mal, das letztere 16 Mal gegeben. Die entschiedene Ablehnung seines Lustspiels „Mademoiselle Bertin" am Sylvesterabend des Jahres 1868 scheint diesem Schriftsteller die Hofbühne verleidet zu haben. Er ist seitdem nicht wieder dahin zurückgekehrt. Dagegen haben Privattheater später Dichtungen von Horn mit Erfolg zur Aufführung gebracht.

Zu erwähnen sind noch einige Dichter, die nur ein Stück auf dem Hoftheater zur Aufführung gebracht, mit demselben aber einen relativ großen Erfolg erzielt und sich darauf vom Hoftheater gänzlich zurückgezogen haben. Zu diesem gehört vornehmlich Hersch mit seiner „Anne Lise". Das Stück ist bis zum Jahre 1870 ständig auf dem Repertoire geblieben und seit 1861 18 Mal gegeben worden; es würde voraussichtlich auch bei seiner Wiederaufnahme eine Reihe erfolgreicher Aufführungen zu verzeichnen haben. „Sie hat ihr Herz entdeckt", das einzige Lustspiel des verstorbenen Dichters Müller von Königswinter, das bei uns aufgeführt worden ist, ist seit dem Jahre 1870 27 Mal gegeben worden; allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, daß diese große Anzahl von Aufführungen hauptsächlich durch das Gastspiel der Frau Niemann-Raabe und von Naiven, die für das Schauspielhaus gewonnen werden sollen, erzielt ist. Auch Hieronymus Lorm mit seinem Lustspiel: „Die Alten und die Jungen" wäre hier noch anzuführen. Das Stück ist 16 Mal gegeben worden.

Wir wenden uns nun schließlich noch zu denjenigen Autoren, die zu dem neuesten Erwerbe des Schauspielhauses gehören und bisher noch keine Erwähnuug gefunden haben. Wir lassen den beiden Damen den Vortritt.

Wilhelmine von Hillern hat dem Schauspielhause zwei kleine Lustspiele gegeben: „Guten Abend" (11 Aufführungen) und „Der Autographensammler (8 Aufführungen). Von Hedwig Dohm sind zwei einactige Lustspiele aufgeführt worden, „Vom Stamm der Asra" (14 Mal), „Der Seelenretter" (4 Mal).

Einactige Dichtungen haben ferner dem Hoftheater gegeben: Hans Marbach das Drama „Marius in Minturnae" im vergangenen Winter (5 Mal); Lustspiele — Gensichen: „Minnewerben" (4 Mal) und „Was ist eine Plauderei?" (10 Mal bis Ende März), Grünstein „Maidenspeech". (4 Mal).

Den größten Erfolg unter den jüngst erschienenen Dichtern hatte Hugo Bürger, dessen „Frauenadvocat" im vergangenen Winter 10 Mal und dessen „Modelle des Sheridan" 9 Mal wiederholt werden konnten.

Um die langen Aufzählungeu würdig zu beschließen erwähnen wir zuguterletzt noch die beiden Dichter aus fürstlichem Geblüt. Der unter dem Pseudonym Günther schreibende Prinz von Oldenburg brachte am Hoftheater das kleine Lustspiel „Comtesse Dornröschen" 2 Mal zur Aufführung. Seine andern Schwänke, „Ein passionirter Raucher" und „In Hemdsärmeln" sind an Privatbühnen zur Aufführung gekommen. Von G. Conrad, dem Prinzen Georg von Preußen, sind drei dramatische Dichtungen auf der Hofbühne erschienen: „Catharina Voisin" ist nur im Jahre 1869 gegeben (5 Mal), „Phädra" und „Cleopatra" dagegen haben sich auf dem Repertoire behauptet. „Phädra" wurde in den Jahren 1870—72 11 Mal wiederholt und ist neuerdings gelegentlich des Gastspiels des Fräulein Clara Ziegler wieder auf der Hofbühne erschienen. „Cleopatra" hat in den Jahren 1871—75 ebenfalls 11 Vorstellungen erlebt, so daß im Ganzen 27 Aufführungen auf die Werke des Prinzen Georg kommen, und dieser somit zu den vielgespielten Autoren des Berliner Schauspielhauses gehört.

Wir haben es vorgezogen, das Jubiläum des Generalintendanten der königlichen Schauspiele anstatt durch den üblichen Jubelartikel, der stereotyp nach dem Programm des Bürgermeisters von Saardam: „Heil sei dem Tag, an welchem Du bei uns erschienen", abgefaßt wird, durch diese rein thatsächliche Zusammenstellung zu feiern. Diese Zusammenstellung zeigt besser als irgend welche Lobeserhebungen oder als irgend welche unliebsame Kritik, was Herr von Hülsen, seitdem er an der Spitze der Verwaltung unseres Hoftheaters steht, auf dem wichtigsten Gebiet geleistet hat. Sie zeigt, welcher Art seine Bemühungen gewesen sind, um die Lücken, die der Tod, das Alter oder der freie Wille der Künstler gerissen, auszufüllen, in wieweit es ihm gelungen ist, alte bewährte Kerntruppen zu erhalten, junge Kräfte heranzuziehen und auszubilden und das künstlerische Ensemble zusammenzuhalten. Sie zeigt aber auch, wo seine Bemühungen nicht mit Erfolg gekrönt gewesen sind. Diese Zusammenstellung legt ferner klar die Principien, nach welchen Herr von Hülsen das Repertoire gebildet, wie er sich die Pflege der classischen Autoren hat angelegen sein lassen, welchen modernen Autoren er die Pforten des Schauspielhauses geöffnet und welche er durch eine besondere Berücksichtigung für berufen gehalten hat, der Mission der dramatischen Kunst: der Läuterung des Geschmackes, der ernsthaften Anregung und der sittlichenden Belustigung, unter seiner Aegide obzuliegen. Hier sagen Namen und Zahlen Alles. Hier bedarf es keines besonderen Hinweises; die Thatsachen sprechen laut, wo er Recht gehabt und wo er geirrt hat.

Unter den zahlreichen Deputationen, welche beauftragt sind, Herrn von Hülsen zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum ihre Glückwünsche auszusprechen, gehören auch die der „Genossenschaft dramatischer Autoren", und des Vereins „Berliner Presse". Beide Vereinigungen sind dem Generalintendanten in der That zu ernsthaftem Dank verpflichtet: die „Genossenschaft dramatischer Autoren", weil Herr von Hülsen das Verhältniß der dramatischen Autoren zu den seit dem Jahre 1866 seiner Oberleitung unterstellten Hoftheatern in Hannover, Kassel und Wiesbaden in einer den Wünschen der Autoren entsprechenden Weise geregelt, der Verein „Berliner Presse", weil Herr von Hülsen alljährlich mit nicht genug anzuerkennender Bereitwilligkeit für das Zustandekommen der Wohlthätigkeitsvorstellung zu Gunsten der Unterstützungscassen des Vereins gewirkt hat. Schon in seiner doppelten Eigenschaft als Mitglied der beiden genannten Vereine darf sich wohl der Unterzeichnete den Glückwünschen freudig und dankbarst anschließen.

Paul Lindau.

Der „Salon" von 1876.

Paris, Mai.

Wenn die Waffen ruhen, blühen die Künste. Dieses Axiom gewinnt an Geltung, wenn man die erstaunliche Productivität der französischen und überhaupt aller Maler und Bildhauer in den letzten Jahren in vordem nicht gekannten Proportionen zunehmen und den Kunstsinn des Publicums im selben Verhältniß gleichen Schritt halten sieht. Die erwachte Vorliebe für Kunstwerke ist nachweisbar durch das schnelle Absorbiren aller häufiger als je zum Verkauf gestellter Gallerien und zwar zu Preisen, die man noch vor 20 Jahren für fabelhaft erklärt hätte. Man wundert sich nicht, wenn Besitzer von Bildergallerien für Werke berühmter Meister hohe Preise anlegen. Ein Rembrandt, Raphael, Murillo u. s. w. sind unersetzbare Cabinets-

Digitized by Google

stücke, die von reichen Kunstliebhabern und öffentlichen Museen immer gesucht werden, weil sie den Rang einer Gemäldesammlung bestimmen und ihre Abwesenheit als eine empfindliche Lücke betrachtet wird. Wenn aber bei Erwerbung moderner Bilder derselbe Eifer sich offenbart, wie es hier bei Versteigerungen in diesem und dem vergangenen Jahre der Fall war, so ist man berechtigt, den rege gewordenen Kunstsinn im Allgemeinen als die Triebfeder davon anzunehmen. So wurde z. B. dieser Tage beim Verkaufe der Gemäldesammlung von Liebermann in meiner Gegenwart ein kleines Bild von Messonier, einen mittelalterlichen Krieger darstellend, für 28,000 Frc. zugeschlagen. Und der, wie die meisten ihm ebenbürtigen Maler, mit Bestellungen überhäufte Messonier darf nicht etwa als alleinstehende Ausnahme betrachtet werden. Selbst junge Künstler, die erst seit kurzem bekannt geworden sind, haben ihre im vorigen „Salon" ausgestellten Bilder zu 20, 30, 40,000 Frc. verwerthet.

Für die progressive Zunahme der französischen Künstlerkräfte aber liefert der alle Jahre wachsende Zudrang zur Ausstellung im Industriepalaste und mehr noch der unverkennbare Fortschritt in der Leistungsfähigkeit junger Künstler den klarsten Beweis.

Der „Salon" von 1876 ist seit dem 1. Mai eröffnet und bietet einen solchen Reichthum und Mannigfaltigkeit von Kunstwerken, daß der aufmerksamste Beobachter erst nach wiederholten Besuchen im Stande ist, sich eine klare Uebersicht von den einzelnen Kategorien, in welche die gesammte Malerkunst zerfällt, zu verschaffen. Der Totaleindruck des Ganzen muß jeden unbefangenen Kunstfreund erfreuen und selbst den griesgrämigsten Kritiker, der nur nach Mängeln zu forschen gewohnt ist, befriedigen. Namentlich sind es die wackeren jungen Künstler, die ehrgeizigen Preisbewerber, die das lebhafteste Interesse erregen. Welche Fülle von Schöpfungskraft, welche Ueppigkeit der in allen Regionen schwärmenden Phantasie und welchen Gedankenreichthum hat diese Schaar strebsamer Talente entfaltet! Frei von der pedantischen Orthodoxie des akademischen Syllabus verfolgen sie neue Richtungen, erschaffen sogar neue Theorien über Verwandtschaft der Farbetöne, über Zulassung der vollen Sonnenstrahlen in die bisher so sorgfältig verhängten Ateliers. Mit einem Worte, überall wird eine Regsamkeit bemerkbar, die Freude macht; und wenn auch manche der jungen Reformatoren sich überstürzen, so kann doch aus diesem Ringen neuer Ideen mit veralteten Anschauungen nur ein Gewinn für die Kunst hervorgehen.

Die Anordnung, alle Kategorien durcheinander, meistens nach den laufenden Nummern des alphabetisch geordneten Katalogs zu verstreuen, ist eine Annehmlichkeit für die Besucher, denen damit stete Abwechslung geboten wird. Den Reporters erschwert es aber das Zusammenstellen verwandter Genres. Die meisten von ihnen erleichtern sich ihre Aufgabe dadurch, daß sie ihre Berichte nach arithmetischer Reihefolge der Säle eintheilen und im bunten Durcheinander, wie sie der Zufall gepaart hat, historische Genrebilder, Landschaften, Portraits und Stillleben besprechen. Die summarische Uebersicht der gesammten Kunstwerke liefert folgende Anhaltspunkte für die Charakteristik des „Salons" von 1876. Die Hauptmotive für das historische Genre, das diesmal numerisch und qualitativ schwach vertreten ist, sind in der Mehrzahl den Legenden aus dem Leben der Heiligen und der biblischen Geschichte entlehnt. Dieses sogenannte „große Genre", einst der Stolz der akademischen Schule, kommt schon seit einigen Jahren immer mehr in Abnahme, und der Cultus für die Typen der olympischen Gottheiten und der antiken Helden, seiner Zeit die unerschöpfliche Quelle so vieler anerkennungswerther Meisterwerke, scheint nahe am Verscheiden und unfähig zu sein, die ihm treu gebliebenen Künstler für neue großartige Schöpfungen zu begeistern.

Die ausgestellten Bilder dieser Gattung, ein paar Ausnahmen abgerechnet, zeichnen sich durch nichts als durch die Größe ihrer Rahmen aus.

Gustav Doré, der geniale Zeichner, dessen Compositionen für die Illustration der Bibel ihm eine europäische Berühmtheit verschafft hatten, setzt der Consequenz seiner Mißerfolge in der Malerkunst, die Consequenz einer Thätigkeit entgegen, die man bewundern müßte, wenn sie nicht an lauter verfehlte Versuche verschwendet wäre, seinem Malerpinsel zu dem Ehrenrange seines Zeichnenstiftes verhelfen zu wollen. Für die kolossalen Dimensionen seines diesjährigen Bildes: „Christi Einzug in Jerusalem" eignete sich keine andere Stelle, als die Wandbreite des größten Saales, an der im vorigen Jahre seine „Siebente Abtheilung der Dante'schen Hölle" grauenhaften Andenkens hing. Das neue Bild unterscheidet sich von dem vorjährigen nur durch die vom Stoffe bedingten freundlicheren Farbetöne, leidet aber an denselben Mängeln: Ueberladung des Raumes mit zu Klumpen geballten und schablonenartig gemalten Figuren, unter denen nicht ein einziger Kopf mit einem besonderen Charakterausdruck zu finden ist, der Interesse erregen könnte. Selbst der im Mittelpunkte durch die Volksmenge auf einem Esel mühsam über die verschwenderisch den Boden bedeckenden Palmenzweige vorschreitende Christus unterscheidet sich von den meist banalen Figuren seiner Umgebung nur durch seinen höheren Standpunkt und durch die Regelmäßigkeit seiner Gesichtszüge. Nach einem Merkmale des Bewußtseins seiner göttlichen Sendung würde man in dem blonden jugendlichen Kopfe vergebens forschen. Die Anmuth gilt zwar für eine christliche Tugend; der Ausdruck einer fast mädchenhaften Schüchternheit aber in dem Christuskopfe von Doré paßt schlecht zu dem Begriffe, dem man sich von der Erscheinung des Gottes Sohnes in menschlicher Gestalt zu machen gewöhnt hat. Eine Gruppe Pharisäer, die aus der linken Ecke des Vordergrundes mit spöttischem Lächeln auf den etwas theatralischen Aufzug hinweisen, bringt durch ihren Contrast die einzige wohlthuende Abwechslung in die Monotonie des mit nichtssagenden Figuren überschwemmten Bildes. Was dem mühsamen Werke außer dem falschen Colorit den meisten Eintrag thut, das ist seine Verflachung. Vom plastischen Hervorheben und Abrundung der Figuren sowie der Gegenstände ist keine Rede, es macht den Eindruck eines großen illuminirten Bilderbogens. So viel ist gewiß, daß Gustav Doré seinem Ziele, für einen eben so großen Maler zu gelten als er Zeichner ist, mit seinem neuen Bilde um keinen Zoll näher gerückt ist.

Nicht viel bedeutender sind die beiden großen Bilder, die im ehemaligen Ehrensalon einander gegenüber hängen. Die Jeanne d'Arc von Monchablon, dessen Verdienste als Colorist seit seinem ersten Auftreten im Jahre 1863, in welchem er den Preis von Rom erlangte, vielfache Anerkennung gefunden und ihm zwei Medaillen eingetragen haben, ist, strenge genommen, bei aller vom Künstler auf das Beiwerk verwendeten Sorgfalt, nur eine auf momentanen Effect berechnete Theaterfigur. In stattlicher, den Körper eng umschließender Rüstung, mit bloßem Kopfe sprengt sie auf ihrem über verwundete und gefallene englische Streiter galoppirenden Rappen einer Truppe geharnischter Krieger voran, in der Linken eine Fahne mit der Inschrift: „Jesus, Maria" und im erhobenen rechten Arm ein mächtiges Schwert schwingend. Um den Effect zu erhöhen, hat der Künstler über dem schön geformten Kopfe durch eine Wolkenbildung einen geschickt geformten Heiligenschein angebracht und damit der beabsichtigten Heiligsprechung der Heldenjungfrau vorgegriffen. In den sanften Zügen des jugendlichen Gesichtes findet sich keine Spur von Begeisterung oder Kampflust vor, und ihr Schlachtruf: „Dringt kühn vorwärts!" — den ihr der Text in den Mund legt — harmonirt nicht mit dem Ausdruck der Seelenruhe in der friedlichen Miene.

Das andere erwähnte Bild: „Der Einzug Mohammed II. im eroberten Constantinopel im Jahre 1453" von Benjamin Constant, einem jungen Künstler, der im vorigen Jahre für sein Bild: „Markanische Gefangene" eine Medaille erhielt, enthält verschiedene gelungene Einzelheiten, namentlich was die Drapirung der Gewänder und die sorgfältige Ausführung des Rüstzeuges betrifft. Es ist aber kein Leben und keine eigentliche Handlung im ganzen Bilde. Keine von den vielen Figuren drückt ein Wollen oder eine Gemüthsstimmung aus. Ohne Beihülfe des Textbuches wäre man geneigt, in dem eine steife

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Würde affectirenden Reiter eher einen Acteur zu erkennen, der auf seinem bedächtig einherschreitenden und beim Zügel geführten Grauschimmel, umgeben von als Türken costümirten Figuranten, einen Aufzug im Circus halten will, als einen stolzen Sieger. Der Künstler, ein Freund des immer noch tief betrauerten Regnault, scheint dessen Virtuosität in Licht- und Farbeeffecten nachahmen zu wollen, was ihm nicht ganz, aber immer noch etwas besser als die Composition des leblosen Bildes gelungen ist.

Ich könnte noch eine ganze Reihe von eben so mangelhaften Bildern, die auf die Gattung des „großen Genres" Anspruch machen, anführen, um nachzuweisen, daß die historischen Bilder, wie ich schon bemerkte, nicht wie sonst den Glanzpunkt des „Salons" bilden. Zum Troste der Anhänger der akademischen Schule ragen aus dem Mittelgute der diesmaligen Leistungen ein paar Werke von seltenem Werthe hervor, und liefern den Beweis, daß die Tradition der Florentinischen Schule nicht ganz erloschen ist und immer noch Kämpen aufzuweisen hat, die den Vergleich mit ihren glorreichen Vorgängern würdig bestehen können.

Dazu gehören in erster Linie die ausgezeichneten Cartons von Puvis de Chavannes, bestimmt die Decoration der Wände vom Pantheon, womit verschiedene namhafte Künstler beauftragt sind, zu completiren. Bekanntlich ist das unter der großen Republik zum Ruhmestempel für die Ueberreste der verdienstvollsten Celebritäten Frankreichs bestimmte Pantheon in eine Kirche der heiligen Genovefa verwandelt worden. Auf den kahlen Wänden des zum Gottesdienst eingerichteten Raumes soll die Lebensgeschichte der heiligen Patronin von Paris im großen Style nach den architektonischen Dimensionen dargestellt werden. Dem mit Aufträgen dieser Art bisher spärlich bedachten Puvis de Chavannes fiel die Aufgabe zu: die Begebenheiten aus der ersten Jugendzeit der Heiligen zu schildern. Das mittlere Blatt des in drei Felder abgetheilten Cartons stellt die Scene dar, in welcher, nach der Legende, der Bischof St. Germain d'Auxerre in Begleitung des heiligen Souse mit der Bekehrung der englischen Ketzer beauftragt, auf seiner Durchreise in Nanterre die an ihn sich herandrängende Menge segnet. Dabei bemerkt er ein andächtiges Kind, die kleine Genovefa, und weissagt deren Eltern, daß sie zu außerordentlichen Erlebnissen bestimmt sei. Dieses Thema hat der Künstler meisterhaft aufgefaßt. Um die in ihrer Einfachheit imposante Figur des Bischofs gruppiren sich die Einwohner des kleinen Oertchens in der schlichten Tracht der Landleute mit andächtigen Mienen. Die musterhafte Anordnung, mit Weglassung alles unnöthigen Apparates, bringt eine harmonische Einheit in die idyllische Scene, die wohlthuend wirkt und der Handlung im Sinne der Legende eine poetische Färbung verleiht. Obwohl von einer detaillirten Ausführung in einem Carton nicht die Rede sein kann, so sind doch schon charakteristische Nüancen in den einzelnen Köpfen der Anwesenden erkennbar. Vorzüglich gelungen ist die anmuthige Gestalt der kleinen Genovefa. In dem Ausdruck ihres idealisirten Gesichtes spiegelt sich die glaubensfeste Frömmigkeit ab, deren nur ein kindliches Gemüth fähig sein kann. Auf den beiden durch Säulen getrennten Feldern des Cartons wird man Schiffer gewahr, die einen Kranken wahrscheinlich in dem Glauben landen, daß ihn der hl. St. Germain heilen werde. Von der anderen Seite sieht man die Landbewohner ihre Feldarbeiten verlassen und zu dem seltenen Schauspiel eines so hohen Besuches herbeieilen. Was von dem großen Werke als fertiges Wandgemälde zu erwarten ist, deutet Puvis de Chavannes in einer gegenüber hängenden colorirten Skizze an. Darin ist die heilige Genovefa abermals als Kind dargestellt, wie sie, in einer mit frischem Grün geschmückten Frühjahrslandschaft vor einer Gruppe Bäume mit gefalteten Händen knieend, durch ihr inbrünstiges Beten das Staunen eines dort arbeitenden Bauernpaares erregt. Die Farbentöne sind in dieser Skizze absichtlich gedämpft; das zahme Roth und das bescheidene Grün vermählen sich sehr gut miteinander; sie sind darauf berechnet, mit dem Grau der Colonnade der Kirche, in deren Lichtung sie eingerahmt werden, in Harmonie zu treten. Unter solchen gegebenen Bedingungen erhält das Colorit einen kränklichen Schein, wie ein abgeblaßtes Gewebe. Dies könnte bei einem isolirten Gemälde störend erscheinen, entspricht aber hier vollkommen dem beabsichtigten Zwecke.

Ein anderes historisches Bild von dem talentvollen jungen Künstler Sylvester erregt durch die Klarheit in der Darstellung einer geschichtlichen Schauerthat, durch die Correctheit der schwierigen Zeichnung, durch die ausgebildete technische Fertigkeit, mit der er Figuren wie Zuthaten zu behandeln versteht, unter allen Kennern ein wohlverdientes Aufsehen, obwohl es auch nicht an Gegnern fehlt, welche einzelne Mängel, die ich signalisiren werde, strenge rügen. Der junge Künstler hat im vorigen Jahre für seinen sterbenden „Seneca" eine Medaille zweiter Classe erhalten. Die Preisrichter mögen in diesem Bilde viel Vorzüge erkannt haben; auf die Mehrzahl der Besucher des „Salons" aber hat der greise Seneca, der stehend, mit verzerrten Gesichtszügen einer Schaar wißbegieriger Zuhörer seine letzten Weisheitssprüche vorträgt, während das Blut aus den geöffneten Adern an ihm herunterrieselt, einen peinlichen Eindruck gemacht. Durch Schilderung körperlicher Leiden oder Gebrechen kann man allerdings auch Effecte hervorbringen, die aber fast immer verstimmen, wenn man auch deren künstlerische Ausführung lobend anerkennen mag. Eine Folterscene aus der Zeit der Inquisition, ein bratender Heiliger und desgleichen werden sich nie zu der Höhe einer Tragödie erheben; sie sind einfach schaudererregend. Ein so begabter Künstler, wie Sylvester, sollte sich nach anderen ästhetischeren Motiven umsehen, und nicht in der anatomischen Bloslegung physischer Schmerzen seine Specialität suchen. Sein neues Bild zeigt einen überraschenden Fortschritt des strebsamen Talentes, dem man, nach abgelegter Probe, eine rühmliche Zukunft weissagen kann. Das Motiv ist aber nicht viel erquicklicher als das des „Seneca". Der Titel des Bildes lautet nach dem Text des Katalogs: „Locusta erprobt in Gegenwart Neros die Wirkung des für Britannicus bereiteten Giftes." Der Künstler hätte nicht nöthig gehabt, diesen erklärenden Titel vorauszuschicken. Die Handlung ist so klar und verständlich dargestellt, daß sie keines Commentars bedarf. Nero und die scheußliche Giftmischerin Locusta sitzen in dem dämmernd beleuchteten niedrigen Saale eines römischen Palastes, dessen Wände mit Porphyr und grünem Marmor bekleidet sind. Der sinnlich thierische Ausdruck in dem Gesichte des der Megäre mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörenden und die Agonie des auf dem Boden liegenden Sklaven beobachtenden Kaisers ist vortrefflich gelungen. Die Hauptfigur im Bilde aber, auf die der Künstler die größte Sorgfalt verwendete, ist der in schauderhaften Convulsionen sich auf dem Boden windende und vor Schmerz aufschreiende Sklave, eine athletische Gestalt, deren Jugendkraft sich gegen den im Innern wüthenden Zerstörungsproceß wehrt. Die durch den Todeskampf bedingten Verkürzungen in dem vortrefflich modellirten Körper zeugen für ein sorgfältiges Studium der Anatomie. Alles ist in Harmonie und der Körper, man mag ihn in der Nähe oder von der Ferne betrachten, hebt sich von dem Hintergrunde klar ab. Das Mittel aber, wodurch der Künstler das Relief hervorbringt, ist jedenfalls fehlerhaft. Es ist eine Nachahmung der Bologneser Schule aus dem 17. Jahrhundert, welche mit schwarzen Schatten modellirte. Schon jetzt erscheinen einzelne Theile des nackten Körpers wie eine lange Zeit dem Wetter ausgesetzte Marmorstatue. Diese Schatten werden mit der Zeit noch nachdunkeln und dem schönen Bilde großen Eintrag thun.

Das ist so ziemlich Alles, was an bemerkenswerthen Bildern das historische Genre aufzuweisen hat. Sollte ich etwas übergangen haben, so werde ich es in meinem nächsten Berichte nachholen.

Albertus.

Digitized by Google

Notizen.

Die allgemeine Lage ist durch die neueren diplomatischen Friedensbemühungen nicht sonderlich geklärt worden, und es sieht ganz darnach aus, als ob die politische Welt in die Ferien gehen werde, ohne daß die orientalischen Probleme auch nur den Anfang einer Lösung gefunden hätten. Zahlreiche Heilmittel werden vorgeschlagen, aber keines will recht verfangen. Fürst Gortschakoff und andere Minister haben ihr ganzes Arbeitspersonal mit in die Bäder nehmen müssen. Eine rechte Erholung ist unter solchen Umständen für die überarbeiteten Politiker nicht möglich; die Nerven bleiben erregt und es wird dies in dem Ton der Schriftstücke, die aus den Kanzleien in die Welt gehen, zu verspüren sein. Unbegreiflich war denn auch, warum statt eines zweimonatlichen Waffenstillstandes von der Berliner Conferenz nicht lieber eine Vertagung der ganzen Sache bis nach der Rückkehr im Herbst aus den Sommerfrischen proponirt wurde. Hätten sich unterdeß Türken und Insurgenten gegenseitig die Köpfe zerschlagen und sich aufgerieben, würde dies die Schwierigkeit wesentlich vereinfacht haben. Aber auf solche naheliegenden Mittel verfallen die Staatsmänner selten. Die Welt ist zu unruhig, zu ungeduldig geworden. Die goldene Talleyrand'sche Regel: Nicht zu eifrig! kommt mehr und mehr in Verfall. Früher war das anders. Zur Zeit der famosen spanischen Heirathen, gegen Ende der vierziger Jahre, als Louis Philipp seinem englischen Alliirten einen Streich gespielt hatte, der ihm später theuer zu stehen kommen sollte, war Lord Palmerston in großer Aufregung. Er wollte ganz Europa zusammentrommeln, damit auf Grund jenes Artikels des Utrechter Friedens, der die Vereinigung Spaniens und Frankreichs unter einem Könige verbietet, die Kinder des Herzogs von Montpensier und der spanischen Infantin als in Spanien nicht successionsfähig nochmals erklärt werden sollten. Man setzte nämlich voraus, aus welchem Grunde ist gleichgültig, die Königin Isabella werde keine Nachkommen haben. Als die Sache von dem englischen Gesandten in Wien dem Fürsten Metternich vorgetragen wurde, neigte dieser weise das Haupt und sagte: Wollen wir nicht lieber warten, bis die Herzogin von Montpensier Kinder hat? Der Gesandte war auf die Frage nicht gefaßt. Er berichtete darüber nach London. Lord Palmerston lachte und gab sich für den Augenblick wenigstens zufrieden. Heut zu Tage hätte man gleich eine Conferenz berufen und die Verwirrung wäre groß gewesen. Die Leute sollten bedenken, daß all ihr Conferiren und Deliberiren wenig hilft: die Dinge kommen doch in der Regel ganz anders. Wer hätte noch vor einigen Monaten geglaubt, daß sich die französische Republik ruhig entwickeln werde? Da wollte man aus ganz sicheren, hohen und bedeutsamen Quellen wissen, daß die Napoleoniden unaufhaltsam vorwärts dringen und nächstens wieder in die Tuilerien einziehen würden. Wo sind jetzt die Bonapartisten geblieben! Man streitet darüber, wo der rothe Prinz Napoleon in der Kammer sitzen soll. Sonst ist die gewöhnlich so dreiste Partei, Herrn Rouher einbegriffen, kleinlaut geworden. Neulich wurden in Lyon die Rechnungen der Ausgaben entdeckt, welche ein Besuch des Kaisers Napoleon und der Kaiserin Eugenie dort verursacht hatte. Der Fund war sehr lehrreich für die Geheimnisse der verschwundenen Herrschaft. Es waren angesetzt für Ehrenpforten, Decorationen und für das bestellte Ausschmücken der Häuser: 66,000 Franken; für Illuminiren 40,000; für Sand, der auf die Straßen gestreut wurde: 50,000; für Kölnisches Wasser und ähnliche Parfümerien (wahrscheinlich für die Gensdarmen) 21,000; Vertheilungen an die Armen: 30,000, und so weiter. Von besonderem Interesse ist die letztere Summe, denn sie wurde dem kaiserlichen Paare als ein Zeichen der Wohlthätigkeit in den ergebenen Zeitungen nachgerühmt, während der Stadtsäckel sie aufbringen mußte. So ging es damals in Frankreich zu. Und doch war ein guter Theil der deutschen Presse Jahre hindurch bonapartistisch. Diese Blätter haben sich von solcher Verirrung fern gehalten und wer für sein bescheidenes Theil dazu beigetragen hat, ist wenigstens bis jetzt von den Ereignissen nicht dementirt worden.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Je interessanter und dankenswerther die Mittheilungen zu Mozarts Leben in Nr. 18 der „Gegenwart" sind, desto nothwendiger scheinen mir einige Berichtigungen der auf S. 283, Spalte 2 stehenden Data. Catharina Jacquet, geb. am 29. Februar 1760 zu Wien (so nach alten Quellen; Wurzbachs bekanntes Lexikon läßt sie zu Gratz am 1. März 1760 geboren werden), starb zu Wien am 31. Januar 1786 an der Schwindsucht, nachdem sie am 12. Juli 1785 zuletzt gespielt hatte. Bei Lebzeiten hoch gefeiert, auf Befehl des Kaisers Joseph für die Künstlergallerie des Nationaltheaters gemalt, noch vom Wiener Theater-Taschenbuche für 1796 „die Unvergeßliche" genannt, liefert sie einen schlagenden Beleg für Schillers Wort vom „Mimen, dem die Nachwelt keine Kränze flicht", einen anderen aber für die Dürftigkeit des Blum'schen Theaterlexikons, demzufolge sie „seit 1790 verschollen" wäre. Das ist freilich für dieses Stoppelwerk ein trostloses Armuthszeugniß. Die „eine Mademoiselle Müller", deren Taufname der Intendanz des Burgtheaters „nicht bekannt" ist, debütirte am Burgtheater, nicht wie die Intendanz irrig behauptet 1788, sondern 1782; sie war die Tochter des besonders durch seine berühmte theatralische Reise durch Deutschland und den Bericht darüber (man braucht nur Danzels Lessingbiographie zu kennen, um das zu wissen!) noch heute hochwichtigen J. H. F. Müller, langjährigen Regisseurs am Wiener Hoftheater. Er erzählt in seinem „Abschied" (Wien, 1802) S. 341, „seine Tochter Josepha Füger habe am 15. Januar 1799 ihr Pensionsdecret erhalten", während die Intendanz nicht weiß, was nach 1794 aus der Künstlerin geworden ist! Den „unbekannten" Vornamen von Frau Füger-Müller nennt übrigens auch Wurzbachs Lexikon Bd. 19, S. 385. In Müllers „Abschied" steht ferner S. 339 fg. ein Brief des Freiherrn von Braun, der die Pensionirung von Josepha Füger geb. Müller befürwortet. Die Zeitdauer ihrer Bühnenwirksamkeit wird darin auf 16 Jahre angegeben, und das ist auch ganz richtig, denn abgesehen von anderen Quellen (z. B. Wiener Theateralmanachen) ist der erste der allbekannten Reichard'schen Gothaischen Theaterkalender, welcher „Mlle. Müller" nennt, derjenige auf 1784, S. 220, wo es heißt, die Künstlerin spiele: „im Trauerspiel Vertraute des jüngern Alters, im Lustspiel Liebhaberinnen der ernsten und muntern Gattung". Zum Theaterkalender auf 1783 hatte Reichard kein neues Verzeichniß der Wiener Bühne erhalten (S. 255). Bei dieser Gelegenheit kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, wie wünschenswerth es wäre, wenn recht bald eine berufene Hand uns mit einem guten Theaterlexikon beschenken wollte — sie würde dadurch auch der Intendanz des Wiener Burgtheaters zu Hülfe zu kommen.

Veytaux-Chillon am Genfer See, den 11. Mai 1876.

Hermann Uhde.

* * *

In dem Aufsatze über „die Leistungen des Kgl. Schauspielhauses ꝛc." ist in dem Abschnitt I. unter den Schauspielern, welche bei H. v. Küstners Amtsantritt der Hofbühne noch angehört hätten, auch Ludwig Devrient genannt. Das ist ein Irrthum. Es war Eduard Devrient; und nur auf Seydelmann allein darf sich somit die Bemerkung beziehen, daß er zu jener Zeit seinem Berufe nahezu ganz entzogen gewesen sei.

Unter den im Jahre 1870 ausgeschiedenen Mitgliedern der Bühne ist Frau Crelinger, die — wie richtig angegeben — 1865 gestorben ist, nochmals aufgeführt. Es ist dies ein Schreib- oder Druckfehler: statt „Crelinger" ist „Düringer" zu lesen, der im Jahre 1870 gestorben ist.

Wiederholt richten wir an unsere verehrlichen Mitarbeiter und Correspondenten die dringende Bitte, in ihrem eigenen Interesse alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen nicht unter dem Namen eines der Redacteure oder des Verlegers, sondern einfach:

An die Redaction der Gegenwart.

Berlin SW., Lindenstrasse 110,

adressiren zu wollen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Inserate.

Touristen-Apotheke

der deutschen Warte für Gesundheitspflege zu Eisenach. — **Preis 5 Mk.** — In allen Apotheken. — Enthaltend die wichtigsten Mittel gegen die auf Reisen vorkommenden Fälle von Unwohlsein, in Flacons mit Gummiverschluß, eine Verbandtasche mit Pflastern, Schwamm, Scheere ꝛc. nebst kleinem ärztl. Rathgeber. In eleg. bequemen Calico-Etui. Ungefüllt à 4 M. 50 ₰ franco von uns direct zu beziehen.

Deutsche Warte für Gesundheitspflege zu Eisenach.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Friedrichroda.

Wegweiser für Kurgäste und Touristen

von

R. Roth,

mit Vorwort von **Ludwig Storch.**

Fein geb. 2 M. 50 ₰.

Aug. Stadermann jr. in Ohrdruf.

Verlag von **Theodor Stürmer** in **Stuttgart.**

Tägliche Uebungen für die

Violine

von **Edm. Singer.**

Preis 3 M. netto.

Die berufene Feder eines Fachmannes schreibt hierüber: „Es ist uns kein Werk bekannt, das in so vorzüglicher Weise die Ausbildung der linken Hand fördert, und zugleich sich dem Anfänger, wie dem fertigen Spieler als nützlich erweist."

Wilson's Mercantile Directory

Kaufmännisches Weltadressbuch

(auf 3000 Seiten die bedeutenderen Firmen aller Branchen und Länder in leicht übersichtlicher Anordnung und mit sorgfältiger Auswahl zusammengestellt)

liefert, statt für den früheren Ladenpreis von 75 M. und so weit der Vorrath reicht, mit 60 M. baar

A. Twietmeyer (Fr. A. Dürr, Ausl. Sort.) in **Leipzig.**

Import von im Auslande gedruckten Büchern und Zeitschriften.

Lagerkataloge gratis.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Shakespeare's Sonette.

Uebersetzt, eingeleitet und erläutert

von

Otto Gildemeister.

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 ₰. Geb. 3 M.

Die Uebersetzung der Shakespeare-Sonette von Otto Gildemeister, dem berühmten Shakespeare- und Byron-Uebersetzer, zeichnet sich durch treueste Wiedergabe des Originals aus und ist mit allen wünschenswerthen Erläuterungen versehen. Das Buch wird hier bereits in 2. Auflage dargeboten.

Verlag von **B. Schott's Söhne** in **Mainz.**

Der Ring des Nibelungen.

Ein Bühnenfestspiel

von

Richard Wagner.

Das Rheingold. Musik-Drama in 4 Scenen.
Vollständige Orchester-Partitur . . . . . n. M. 63.—.
Vollständiger Clavier-Auszug . . . . . n. M. 16.75.
Vollständiger Clavier-Auszug ohne Text zu 2 Händen . . . . . n. M. 10.50.

Die Walküre. Musik-Drama in 3 Aufzügen.
Vollständige Orchester-Partitur . . . . . n. M. 94.50.
Vollständiger Clavier-Auszug . . . . . n. M. 22.—.
Vollständiger Clavier-Auszug ohne Text zu 2 Händen . . . . . n. M. 14.75.

Siegfried. Musik-Drama in 3 Aufzügen.
Vollständige Orchester-Partitur . . . . . n. M. 94.50.
Vollständiger Clavier-Auszug . . . . . n. M. 25.25.
Vollständiger Clavier-Auszug ohne Text zu 2 Händen . . . . . n. M. 17.75.

Götterdämmerung. Musik-Drama in 3 Aufzügen.
Vollständige Orchester-Partitur . . . . . n. M. 120.—.
Vollständiger Clavier-Auszug . . . . . n. M. 30.—.
Vollständiger Clavier-Auszug ohne Text zu 2 Händen . . . . . n. M. 25.—.

Textbücher hierzu, jedes n. 80 ₰.

Grosser Fest-Marsch von **Richard Wagner.**

Partitur n. M. 15.—. Orchesterstimmen n. M. 15.—. Für das Pianoforte n. M. 3.50.

Nordseebad Helgoland.

Eröffnung der Saison am 1. Juni, Schluß am 9. October.

Die mitten im Meere gelegene Insel bietet durch ihre Lage bei jedem Wetter, bei jedem Winde **die schönsten Bäder und die reinste Seeluft;** wegen letzterer ist Helgoland auch als **klimatischer Curort** sehr besucht. **Neues prachtvolles Schwimmbassin,** verbunden mit russischem Dampfbade. Ausgezeichnet gute Logis, vortreffliche Verpflegung, billige Preise. Stets interessante Abwechselungen durch Bälle, Concerte, Theater, die gewähltesten Zeitungen, durch Meerfahrten in Ruder- und Segelschiffen, Jagd, Fischerei und Hummerfang, **sowie durch die so berühmten Grotteuerleuchtungen.**

Telegraphische Verbindung mit dem Festlande.

Regelmäßige Dampfschiffsverbindnng von Hamburg durch das der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft gehörende große, mit eleganten Salons und jeglichem Comfort ausgestattete Postdampfschiff

„Cuxhaven", Capitain Röhrs.

Vom **10. bis 24. Juni** jeden Sonnabend. Vom **25. Juni bis 9. Septmber** jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Vom **10. bis 30. September** jeden Donnerstag und Sonnabend. Vom **1. bis 9. October** jeden Sonnabend. — Von **Helgoland nach Hamburg jeden folgenden Tag, jedoch Sonntags bei Helgoland verweilend. Abfahrt von Hamburg: Bis 31. August Morgens 9 Uhr. Vom 1. September bis 9. October Morgens 8 Uhr.** Billetverkauf an Bord des Schiffes, **desgleichen Zahlung für das Landen und an Bord bringen.** — Von Bremerhaven-Geestemünde nach Helgoland fährt der dem Norddeutschen Lloyd gehörende **Doppelschrauben-Dampfer**

„Nordsee", Capitain Schulken.

Vom 1. Juli bis 30. September jeden Sonnabend nach Helgoland, jeden Montag zurück. Abfahrt von Bremerhafen-Geestemünde nach Ankunft des ersten Bremer Personenzugs; die Rückfahrten werden stets so eingerichtet, daß die Ankunft rechtzeitig mit den durchgehenden Eisenbahnzügen zusammentrifft Während der Winter- und Frühjahrs-Saison fährt ein schönes, sicheres Dampfschiff **von Mitte October bis Ende Mai regelmäßig**

jeden Montag von Bremerhafen-Geestemünde nach Helgoland,
jeden Dienstag zurück nach dem Continente.

Durch diese neue Einrichtung ist die Verbindung zwischen Helgoland und dem Continent das ganze Jahr hindurch eine ununterbrochene, und ist also die Insel als klimatischer Curort in jeder Jahreszeit bequem zu erreichen. — Bestellungen auf Logis übernimmt die Direction, während die Badeärzte, der Landesphysikus Herr Geh. Rath Dr. v. Aschen und Herr Dr. Zimmermann auf ärztliche Anfragen Auskunft ertheilen.

Helgoland, April 1876. **Die Direction des Seebades.**

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Funktionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch bei **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs,** namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer,** Café mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.** Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt **Homburg** zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, ½ Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer **Villegiatur.**

Im Park **Skating Rink** (Sommerschlittschuhbahn).

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von F. C. Feudner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 10. Juni 1876. Band IX.

AP 30 .G3 v. 9 no 24

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ein Vorläufer der Softas. Von Wilhelm Goldbaum. — Die Chinesenfrage in Californien. Von Theodor Kirchhoff. I. — Ueber Poesie im Handel. Von Hermann Lingg. II. — **Literatur und Kunst:** Heines „Ratcliff" in Neapel. Von Woldemar Kaden. — Die musikalischen Verhältnisse in London. Von Hugo Rosenthal. I. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Gastspiel der Meininger. „Der eingebildete Kranke." Posse in 3 Aufzügen von Molière, deutsch von Wolf Grafen Baudissin. Besprochen von P. L. — Notizen. — Inserate.

Ein Vorläufer der Softas.

Seltsame Dinge ereignen sich am goldenen Horn. Während das ottomanische Reich in allen Fugen kracht und die europäische Diplomatie geschäftig auf Mittel sinnt, um Osmans Thron nicht allzujäh zusammenbrechen zu lassen, erhebt sich die Studentenschaft von Stambul, fünftausend Köpfe stark, von ihren Schulbänken, schleudert, ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen, den Padischah Abdul Aziz in den Staub und setzt dessen Neffen, den blassen, klugäugigen Mehemed Murad als Herren und Gebieter der Moslems ein. Stambul feiert dieses Ereigniß mit Jubelfesten und lärmenden Ovationen, indessen das westländische Europa mit neugierig fragenden Blicken nach dem Palaste von Dolmabagdsche hinüberschaut. Wird Murad, der neue Großherr, glücklichere Wege einschlagen, als sein verlotterter Vorgänger, welcher sinnlos, wie ein spätgeborener Enkel der römischen Imperatoren, im Blut und Schweiß seiner Unterthanen watete? Ist auf der schiefen Ebene, auf welcher seit anderthalb Jahrzehnten das Osmanenthum mit unheimlicher Schnelligkeit zum Abgrunde rollte, durch den Herrscherwechsel für eine Weile Halt gemacht? Kann der Divan sich noch einmal aufraffen und durch Einführung civilisirter Zustände das Damoklesschwert der Vernichtung von seinem Haupte ablenken?

Kraus und wirr drängen sich diese Fragezeichen an dem politischen Horizont; hinter jedem derselben gähnt ein langmächtiger Gedankenstrich als symbolischer Hinweis auf die nächste Zukunft, welche es an Auskunft und Antwort nicht wird fehlen lassen. Sultan Mustapha der Dritte, erzählt Zinkeisen in seiner vortrefflichen Geschichte der Osmanen*), sendete Friedrich dem Großen drei prächtig aufgezäumte Berberrosse zum Geschenk und erbat sich von dem Preußenkönige als Gegengabe drei Astrologen, um mit deren hülfreichem Rathe den Russen ein türkisches Zorndorf bereiten zu können. Friedrich antwortete, er besitze blos zwei Astrologen, die Vernunft und die Gerechtigkeit, welche er jedoch nicht entbehren dürfe, und Mustapha war über diesen Bescheid nicht wenig verstimmt. Als er aber nach dem trübseligen Frieden von Kudschuk-Kainardschi auf das Todtenbett sank, empfahl er seinem Nachfolger Abdul Hamid, die Astrologie des Giaurs von Sanssouci zu seiner Richtschnur zu nehmen. Auch jetzt wird es davon abhängen, wo Mahmud, der neue Padischah, seine Sterne sucht; die Astrologie seines Vorgängers beschleunigte das Verderben; verleugnet er sie, um sich den Gestirnen zuzuwenden, welche über der Cultur des übrigen Europa leuchten, so steht ihm wenigstens die Hoffnung besserer Tage nicht verschlossen.

Inzwischen verlohnt es sich, den Softas, eben jener byzantinischen Studentenschaft, welche die Staatsumwälzung am Bosporus herbeiführte, einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Softa ist kein akademischer Bürger im deutschen Sinne, denn keine exceptionelle Gerichtsbarkeit, kein Facultäts- oder Staatsexamen isolirt ihn inmitten der Gesellschaft. Er hockt in der „Medresse", dem Lehrhause, das an jede Moschee angrenzt, und studirt den Koran sammt dessen Commentaren, wohl auch ein wenig Rechtswissenschaft, Geschichte, Mathematik. Einen kleinen Weisen (von „Sophos") bedeutet sein Name. Er kam vielleicht als flaumbärtiger Bursche erst gestern aus seiner kleinasiatischen oder bulgarischen Heimat in die Metropole und ist heute bereits ein angehender Gelehrter, dem jeder muselmännische Hausherr mit Vergnügen die Erziehung seiner Söhne, die Führung seiner Geschäftsbücher, den Austrag seiner Rechtsangelegenheiten anvertraut. So wird der Softa gleichzeitig auf allen socialen Gebieten zu einem wichtigen Individuum. Wenn er drei Stunden des Tages in der „Medresse" zugebracht, erhebt er sich, um in sein Quartier zurückzukehren und seines Kostherren rechte Hand zu sein. Schnell sind ihm auf diese Weise drei, vier, höchstens fünf Jahre verflossen; dann ambitionirt er das Amt eines Imams, wenn seine Vorliebe der Kanzel zugewendet ist, eines Mollah, wenn er seine Koranstudien fortsetzen, eines Mufti, wenn er den Rechtsparteien Processe gewinnen oder Verträge zwischen ihnen schließen, eines Kadi endlich, wenn er die Satzungen des Koran auslegen und richterlich zur Geltung bringen will.

Nicht viel anders als der Talmudjünger im orthodoxen Judenthume, wurzelt der Softa im socialen und religiösen Leben der Moslems. Neben den Synagogen in Polen und Rußland steht ebenfalls ein meistens einstöckiges Gebäude mit Lehmwänden und Schindeldach, das „Beth Hamidrasch", darin Talmudlehrer freiwillig und für geringe Besoldung Tag und Nacht die Weisheit der „Gemara" lehren. Der „Bachur", zumeist ein blasser Jüngling zwischen zwölf und zwanzig Jahren, mit zierlichen Ringellöckchen und langem Kaftan, lauscht begierig den Syllogismen des Lehrers, opponirt dagegen, wenn es ihm beliebt, pilgert zum Mittagstisch abwechselnd von einem Judenhause in's andere, gibt Unterricht und wird, wenn er ein Dutzend Jahre seinen Studien obgelegen, ohne Examen und Diplom Rabbiner in irgend einer größeren oder kleineren Gemeinde. Dort spricht er Recht, ertheilt er nach Bedarf medicinische und theologische Rathschläge, predigt er, kurzum vereinigt er den Imam, Mollah, Mufti und Kadi in einer

*) A. a. O. VI. Bd. Gotha, Perthes.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Person. Auch Revolutionen macht der „Bachur" in der Judengemeinde, aber freilich nur in der engen localen Begrenzung, welche der Aufenthaltsort ihm auferlegt, und meistens blos wenn es gilt, einen widerhaarigen „Epikur" zur Raison zu bringen. Daß er auch Thronumwälzungen hervorbringe und Herrscher stürze, wie sein muhamedanischer College, der Softa, das verbietet sich bei dem „Bachur" von selbst. Lebte er aber in einem jüdischen Staate, so würde er zu politischen Actionen nicht minder tauglich sein als jener.

Man hat also wenig Anlaß zur Verwunderung über die Rolle, welche seit etlichen Wochen die Softas in Stambul spielen. Eher könnte man darüber staunen, daß dort, wo bis vor fünfzig Jahren das prätorianische Treiben der Janitscharen heimisch war, jetzt plötzlich eine so maßvolle und vernünftige Bewegung zu Tage trete. Indessen sind auch die Softas nicht ohne Vorläufer. Ihr Urbild meine ich in einer alten Scharteke von Anno 1754, welche zu Utrecht gedruckt wurde, aufgestöbert zu haben; sie trägt den Titel: „Projet secret à Sa Majesté le Sultan Mohamed V."

Wie ich auf dieselbe stieß, will ich mit wenigen Worten andeuten. Die Frage ist hundertmal aufgeworfen, aber meines Wissens noch niemals erschöpfend abgethan worden, weshalb Lessing sich gerade einen Sultan ausersehen habe, um an denselben durch Nathans Mund sein Toleranzevangelium von den drei Ringen zu adressiren. Jetzt ist in deutschen Landen so beweglich wie kaum zu Solimans Zeiten von osmanischem Fanatismus, von bedrängten Christenseelen und türkischen Blutbädern die Rede, und da wird diese Frage gleichsam von selbst actuell. Sollte Lessings sonnenhaftes Auge erkundet haben, daß an den Thronen christlicher Scepterhalter das religiöse Vorurtheil mächtiger, der duldsame Geist der Gewissensfreiheit spärlicher gewesen sei als in den prachtschweren Gemächern der Khalifen? Das ist kaum anzunehmen. Aber allerdings saßen auf dem Throne Osmans zu wiederholten Malen Herrscher, an deren Duldsamkeit westländische Kronenträger sich ein Muster hätten nehmen können, ja, es thronte sogar zu Lessings Zeiten in Stambul ein Padischah, der die Wahrheit ohne Groll und Beschämung zu hören vermochte. Eben jener Mohamed V. war es, von welchem meine Utrechter Scharteke erzählt. Ist es nicht glaubhaft, daß die Kunde von ihm zu dem deutschen Dichter gedrungen? Ich prätendire nicht, einen Beitrag zur Lessingliteratur zu liefern, obschon es mir mindestens nicht unmöglich dünkt, daß mein Utrechter Büchlein dem großen Bibliothekar von Wolfenbüttel zu Händen gewesen sei und sein unsterbliches Toleranzgedicht gefördert habe. Mein Zweck ist nur, von einem episodischen Vorläufer der Softas zu berichten und darzuthun, daß auch in Mohameds Reiche das politische und religiöse Reformbedürfniß nicht erst von heute datirt. Für die Beurtheilung der türkischen Verhältnisse ist diese Erkenntniß nicht ohne dringliche Wichtigkeit. Man wähnte nämlich allezeit in Europa, daß das Regiment der Moslems in der fanatischen Observanz des Koran ersticken müsse, da es niemals von dem Bedürfnisse civilisirten Fortschreitens durchweht worden sei. Und bis zu einem gewissen Grade ist diese Annahme nicht ohne einige Berechtigung. Aber sie verträgt auch andererseits eine sehr beträchtliche Einschränkung. Ich rede nicht von den constitutionellen Spielereien, welche der Großvezier Raschid Pascha in den Vierziger Jahren arrangirte, sondern von latenten Strömungen, welche sehr erkennbar westwärts strebten. Faßt man diese in's Auge — und mein „Vorläufer der Softas" repräsentirt eine solche — so kann man sich höchstens darüber verwundern, daß die Rechts- und Koranbeflissenen von Stambul nicht schon längst sich wider das Schandregiment des Abdul Aziz erhoben, sie, die nicht allein die Jugend, sondern auch die Summe der gesammten türkischen Intelligenz darstellen. Wie der entthronte Großherr selbst ein Idiot war, der auf seinen Reisen durch Europa nicht einmal etliche französische Brocken an die Conversation mit den Souveränen des Occidents aufzuwenden hatte, so bilden alle Alttürken der älteren Generation eine rudis moles ohne Bildung, Kenntniß und höheres Streben. Was unter den Moslems von Stambul intelligent und wißbegierig ist, das concentrirt sich eben in der „Medresse" und unter den „Softas".

Ein Softa im eigentlichen Sinne war nun zwar der Reformprediger, von dem ich erzählen will, nicht, denn er lebte als Pascha zu Kairo, wo mit seinem Namen Ali Ben Abdallah die Vorstellung eines politischen und theologischen Revolutionärs sich schier bis zum heutigen Tage verknüpft zeigt. Aber was er in dem „Projet secret", das er zu Stambul überreichte, von seinem Souverän begehrte, das hört sich kaum viel anders an, als dasjenige, was die fünftausend Candidaten der Rechts- und Gottesgelahrtheit von Abdul Aziz heischten. Und das kann auch im Grunde Niemand überraschen, denn der Divan hat sich seit Ali Ben Abdallahs Tagen zu seinem verhängnißschweren Unheil nicht verjüngt; was damals die Macht und Autorität der Hohen Pforte unterwühlte, das besteht auch jetzt noch; die Ulemas und der alleinseligmachende Koran, das persönliche Willkürregiment und die Corruption des Beamtenthums zerrten das Staatsgebilde Osmans gewaltsam in den Abgrund. Deswegen sprach schon Ali Ben Abdallah zu dem Großherrn: „Souveräner Herr des Welttalls, der du immer siegreich bist! Nichts wagt sich deiner höchsten Macht zu widersetzen, als der Koran und Diejenigen, welche ihn durch ihre Autorität aufrecht erhalten wollen, der Mufti, die Imams und die Derwische. Deine Gewalt und deine Weisheit halten dich freilich auf dem Throne und sichern dir das Gelingen der meisten deiner Pläne; aber unsere abergläubische Religion ist und bleibt für immer ein Hinderniß für das Glück deines Reiches." Dann zählte er die Irrlehren des Koran auf und geißelte den kostspieligen Müßiggang der Geistlichkeit, welche dreißig Millionen Menschen für drei Monate des Jahres durch nutzlose Religionsübungen von gedeihlicher Arbeit abhalte. „Mit Einem Worte", rief er dem Herrscher zu, „das Glück und der Wohlstand der Muselmänner können nicht zu ihrer Höhe gelangen, der Schatz des Reiches ist einer ergiebigen Quelle beraubt und der Ruhm seines Oberhauptes wird auf seiner Bahn aufgehalten werden, so lange der Koran den Unterthanen des ersten Monarchen der Welt Gesetze vorzuschreiben wagt!" Man müsse, rieth er, die christlichen wie die jüdischen Religionsbücher übersetzen und unter dem Volke verbreiten, damit es die Schwächen des Koran beurtheilen lerne, müsse die Bet- und Festtage beschränken, die Priester außerhalb ihres Berufs des Ornates entkleiden und ihnen anstatt ihres Gehaltes in baarem Gelde Ländereien zur Bestellung anweisen, um sie von der übertriebenen Sorge für die Erhaltung ihrer Macht abzuziehen. Den Lehrern des Gesetzes will er ferner die Weihe des Ehebundes entzogen und weltlichen Beamten überlassen wissen, wie andererseits der Unterricht der Jugend von den Philosophen, nicht von den Interpreten des Koran besorgt werden soll. Ganze Staaten christlicher Confession hätten bereits unter Führung ihrer Fürsten das lästige Joch des Mufti von Rom abgeschüttelt, warum sollte nicht der mächtige Sultan die Regeneration seines Volkes anstreben dürfen, während ein armer Jude die christliche, ein verschlagener Kaufmann die islamitische Religion in's Leben gerufen habe? „Fege fort, o Herr, den verderblichen Aberglauben, welcher bereits länger als tausend Jahre gedauert hat; alle Muselmänner werden dir den Anfang einer Glückseligkeit zu verdanken haben, welche nichts mehr stören kann, und dein Name wird von der fernsten Nachwelt bewundert werden!"

So sprach Ali Ben Abdallah, der Pascha von Kairo, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu dem Sultan, und dieser — sendete ihm nicht die seidene Schnur. Er legte sie freilich auch den Ulemas und dem Koran nicht um den Hals, sondern ließ den Aberglauben, die Lethargie, den Müßiggang unbehelligt gewähren, bis nordwärts der zähe moskowitische Feind herangeschlichen kam und in blutigen Schlachten die Moslems zu Paaren trieb.

In wunderlichen Sprüngen bewegen sich die Geschicke der Völker. Wenn der Geschichtsphilosoph mit seinem weit-

Digitized by Google

läufigen speculativen Apparat, mit Induction und Analogie, die Menschen und Ereignisse in ein wohlgefügtes Rechenexempel aufgereiht hat, daß anscheinend ein unzerreißbarer Faden zwischen Ursache und Wirkung besteht, so ereignet sich ein Zwischenfall, ein Impromptü, eine Ueberraschung, durch welche seine ganze Rechnung über den Haufen stürzt. Dann greift er sich an seine Stirne und zweifelt an Ben Akibas unwidersprechlichem Wahrspruche, daß Alles schon einmal dagewesen. Aber nicht lange kann dieser Zweifel währen, denn Ben Akiba hat nun einmal nicht minder recht als König Salomo, für den es ebenfalls nichts Neues unter der Sonne gab. Nur bleibt für die verständige Weltbetrachtung auch jenes Wort des Dichters im Rechte, daß nicht Das, was wir schauen, sondern die Art, wie wir schauen, unsere Erkenntniß bestimmt. Ali Ben Abdallah war für seine Zeit, was die Softas für die Gegenwart des Osmanenreiches sind. Er begriff den Mißbrauch und begehrte dessen Abstellung, vielleicht schon im Hinblicke auf den nahenden moskowitischen Wolkenzug, der bei Chocim verderbnißschwanger niederging. Ein constitutionelles Regiment konnte er freilich nicht anstreben, denn er kannte es nicht; so formulirte er seine Wünsche innerhalb des Rahmens, welche die Zeit ihnen aufzwang, ausschließlich aus den culturellen, nicht aus den politischen Bedürfnissen heraus. Heute käme ja auch ein Luther mit seinen Reformen zu spät. Ali Ben Abdallah wurde nicht erhört, und so blieb die Ursache seines Begehrens bestehen, ja mehr noch, sie wuchs ohne Widerstand, anstatt sich zu mindern, und vergrößerte das Unheil. Nun, nach hundertundzwanzig Jahren, stehen von neuem ungestüme Mahner auf, aber was sie verlangen, das ist inzwischen weit über Ben Abdallahs Ansinnen hinausgewachsen, in dem nämlichen Verhältnisse, wie auch die Ursache des Verderbens um sich griff. Und das ist der Pragmatismus der Geschichtsphilosophie. Was jener kühne Pascha von Kairo als den Krebsschaden des Osmanenreiches denuncirte, die starre, todbringende Observanz des Koran, das Laster des Müßigganges und der Völlerei, den Pesthauch des unduldsamen Pfaffenthums und die schamlose Corruption der ottomanischen Behörden, das verdammen auch die heutigen Softas. Aber sie fordern mehr, wie es der Geist ihrer Zeit von selbst gebietet. Das persönliche Willkürregiment ist ihnen ein Greuel, die Freiheit des Volkswillens eine Gewähr der Besserung. Und das eben stempelt sie zu echten Kindern der Gegenwart, unterscheidet sie von jenem alten Himmelsstürmer, der, ein Rufer in der Wüste, sich bescheiden mußte, zwar gehört, aber nicht erhört zu werden.

Aber noch andere Züge machen die geschichtliche Physiognomie dieser Softas so interessant, welche, um ein Gleichniß anzuwenden, die osmanische Burschenschaft repräsentiren. Verschieden sind die Bilder, mittelst welcher die Dichter den Fortschrittsdrang der Völker verkörpern. Bei Schiller ist es ein Hinaufgreifen zum Himmel, an welchem unveräußerlich die Güter der Menschheit hangen; bei einem neueren Poeten — ich verzichte darauf, seines Namens mich zu entsinnen — ist es ein Hinablangen in den Schoß der Erde, „wenn es oben faul geworden". Aber ob über sich hinauf oder unter sich hinab, es bleibt immer die tapfere Nothwehr, welche gegen einen unerträglichen Druck, gegen gewaltthätige Einschränkung, mit Einem Worte gegen die Reaction sich bäumt. Und zu solcher Nothwehr ist ihrer Natur nach die Jugend am geeignetsten, nicht blos, weil sie die größte Spannkraft besitzt, sondern vornehmlich, weil ihr der Zwang am verhaßtesten, das Joch am drückendsten ist. Wenn dann die Kette zertrümmert ist, so lächelt wohl „die Rücksicht, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen", über das Freiheitsspiel der Jugend, über Bändertand und Liederlust; die Thatsache aber läßt sich nicht auslöschen, daß der Despotismus, die Tyrannei und Reaction keinen gefährlicheren Feind besitzen, als eben diese idealische, unbiegsame, himmelanstrebende Jugend. Als nach den Befreiungskriegen zu Beginn unseres Jahrhunderts das Gespenst der Reaction, von Rußland herkommend, mit langen Beinen über den Continent lief und die Hände der mächtigsten Monarchen zur heiligen Allianz in einander legte, da thaten sich stracks die Jünglinge Deutschlands zur Abwehr zusammen; es ist wahr, daß sie ihren Jahren gemäß sich an farbigem Tand, an schwarz-roth-goldenen Bändern und Kappen und Schärpen, über Gebühr erfreuten; aber sie waren dennoch das Herz des Volkes, leidend für die Freiheit, als der perfide Russensöldling Stourdza sie den Machthabern denuncirte, aufschnellend gegen die Sklaverei, welche eine reactionäre Staatskunst über die Nationen verhängte. „Das Haus ist zerfallen; was hat's denn für Noth?" Am Ende war es doch nur sie allein, diese goldene akademische Jugend, welche den Strick gelockert hatte, der den Völkern um den Hals geschlungen war.

Im Westen und im Centrum des Welttheils ist für die moskowitische Reaction nichts mehr zu holen. Wenn der zweite Alexander als „Ange blanc" über die abendlichen Grenzen seines Staates tritt, so vergißt er es niemals, mit sonorem Friedensgruße die Reinheit seiner Gesinnungen zu verkündigen. Aber russische Staatskunst ohne Reaction ist Brot ohne Salz, Tabak ohne Aroma, Feuer ohne Rauch. Nur daß sie ihren tödtlichen Schatten südwärts wirft, ist der Unterschied zwischen heute und dem zweiten Decennium unseres Jahrhunderts; daß nicht mehr deutsche, sondern mahomedanische Jünglinge wider ihn zum Kampfe stehen, ist die Signatur des gegenwärtigen Augenblicks.

Und nun zweifle man noch an dem Pragmatismus der Weltgeschichte! Um das Jahr 1750 legt sich, unversehens emporwachsend, der Schatten des moskowitischen Kolosses über die Türkei, und Ali Ben Abdallah, ihn gewahrend, mahnt seinen Herrscher, den Sultan Mohamed, auf der Hut zu sein, damit sein Reich, innerlich zernagt und angefault, nicht zur Beute des Feindes werde. Siebzig Jahre später macht dieser nämliche gespenstische Schatten eine Schwenkung und fällt auf die deutschen Lande, deren Jugend sich insgeheim zusammenthut, um ihn zu verscheuchen. Und wieder nach sechzig Jahren hat er die alte Richtung eingeschlagen und schwebt gleich einer unheilschwangeren Wolke über der Aja Sophia, während die Softas, die akademische Jugend der Muselmanen, gegen ihn ankämpfen. Reifer, zweckbewußter als weiland die deutschen ziehen die Jünglinge von Stambul gegen das feindliche Gespenst, denn sie sind nicht ausschließlich flaumbärtige Burschen in der ersten Jugendblüthe, wie es jene waren, sondern zum guten Theil schon einsichtige Männer, welche zwanzig Jahre und darüber an dem Koran ihren Scharfsinn und ihre Skepsis übten. Sie bringen einen wohldurchdachten Kriegsplan in den Kampf mit, wie ihn einst der alleinstehende Ben Abdallah besaß, die germanische Jugend aber entbehrte. Und die Welt staunt ob dieses wundersamen Schauspiels, denn sie hatte sich entwöhnt, unter dem Bahrtuche des Korans die Keime einer gesunden nationalen Willenskraft zu vermuthen. Die Welt vergißt eben leicht das eherne Gesetz der Ursächlichkeit; dem Forscher aber bieten diese Softas einen erquicklichen Anblick, denn sie lehren ihn, seinen Glauben an die Unsterblichkeit der Jugend festzuhalten, und ob die Studenten von Stambul nun erreichen, was sie anstreben, oder ob sie an dem Fatum scheitern, das über dem Palast von Dolmabagdsche hängt, in der Völkergeschichte ist ihnen ein Ehrenplatz und in den Annalen der Freiheitsentwicklung der Ruhm gesichert, gegen die russische Allmacht zu einer Zeit gekämpft zu haben, als ganz Europa vor ihr sich beugte.

Wien, Anfangs Juni.

Wilhelm Goldbaum.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Die Chinesenfrage in Californien.

Von Theodor Kirchhoff.

San Francisco, im April 1876.

I.

Neben der aus geborenen Americanern und fast allen Nationen Europas zusammengesetzten außerordentlich zunehmenden weißen Bevölkerung der westlichen Küstenländer Nordamericas, welche im Allgemeinen auf's Beste mit einander harmonirt und sich schnell zu einer speciell californischen assimilirt, bilden die Chinesen, wie allgemein bekannt, einen bedeutenden Bruchtheil der Gesammtbevölkerung dieses Landes, der, ganz getrennt von dem Reste derselben, eine, einer tausendjährigen Ueberlieferung treu gebliebene Kaste für sich ausmacht. Viel ist schon über den Vortheil und Nachtheil der Chineseneinwanderung nach Californien gesagt und geschrieben worden; aber man ließ die Sache im Allgemeinen gehen wie sie wollte, und hoffte, daß sich die praktische Seite derselben im Laufe der Zeit von selbst lösen würde. Neuerdings ist diese heikliche Frage wieder ganz in den Vordergrund getreten und nimmt so ernste Verhältnisse an, daß es wohl gerechtfertigt erscheint, sich eingehender mit ihr zu beschäftigen.

In früheren Jahren wurde die chinesische Einwanderung nach Californien von der Mehrzahl der weißen Bewohner dieses Landes als ein nothwendiges Uebel und von Manchen als ein wünschenswerther Zuwachs unserer Bevölkerung betrachtet, während Viele schon damals eine warnende Stimme gegen das Ueberhandnehmen dieses der europäisch-americanischen Civilisation ganz fremden Volkselements erhoben. Unsere Brüder im Osten der Union dagegen, welche den Chinesen meistens nur aus Bilderbüchern kennen, und von seiner Frugalität und von seinem bienenartigen Fleiße die extravagantesten Begriffe, von seiner moralischen Verkommenheit aber gar keine Idee haben, sahen den Mongolen von jeher als einen uns speciell vom Himmel zugesandten Segen an, um den sie uns von Herzen beneideten. Obgleich nun wohl im Allgemeinen anzunehmen sein sollte, daß wir Californier, die wir die Chinesen seit beinahe einem Vierteljahrhundert aus persönlicher Anschauung kennen gelernt haben, über den Nutzen, den sie der Entwickelung unserer engeren Heimat bringen, besser als unsere Freunde im Osten der Union unterrichtet sein müßten, zucken diese doch über unsere Voreingenommenheit betreffs der so nützlichen Asiaten mitleidig die Achseln; pochen darauf, daß ein Mensch so gut als der andere und der Chinese unser Bruder sei, den man nicht von der Thür fortweisen dürfe; daß es als ein Armuthszeugniß für die Americaner angesehen werden müsse, wenn sie vor der asiatischen Concurrenz zurückschreckten; suchen uns mit der Bemerkung, ob wir vielleicht eine chinesische Mauer um Californien ziehen wollten, lächerlich zu machen und behaupten, daß billige Arbeitskraft der Segen sine qua non jedes aufstrebenden Gemeinwesens sein müsse.

Die früher getrennte Anschauungsweise der Californier über den Nutzen und Nachtheil der Chineseneinwanderung hat sich, durch Erfahrung gewitzigt, mit jedem Jahre mehr und mehr gegen die Anwesenheit der Asiaten unter uns erklärt, und heute möchte, mit Ausnahme der großen Fabrikbesitzer, der die Kulis importirenden Schiffsrheder und der anderweitig an der Chineseneinfuhr Interessirten, kaum Einer unter hundert hier zu Lande zu finden sein, der die fernere unbeschränkte Einwanderung von Chinesen befürwortet. Alle Tagesblätter in Californien, Oregon und Nevada, ohne Unterschied ihrer politischen Parteistellung und der Sprache, in welcher sie erscheinen, sind einmüthig in dieser Frage, und es ist die offen ausgesprochene Meinung eines jeden Denkenden an dieser Küste, daß dem Influx der Asiaten ein Damm entgegengesetzt werden muß, wenn es hier nicht in Kürze „blutig tagen" soll. Es ist nicht mehr eine Frage von billiger Arbeit allein, von Dollars und Cents, sondern eine Lebensfrage für die Culturentwickelung dieses gesegneten Erdstrichs geworden; soll sich dessen glänzende Aussicht, eins der schönsten Culturländer dieser Erde in den Händen einer progressiven, thatkräftigen weißen Bevölkerung zu werden, verwirklichen, oder soll derselbe einer stagnirenden asiatischen Barbarei anheimfallen?

Die sentimentalen Ideen der Yankees — und leider auch vieler unserer Landsleute im Osten der Vereinigten Staaten — über die Gleichbefähigung und Gleichberechtigung aller Racen in Bezug auf neuere Cultur, fallen in der Praxis sehr elend zusammen. Sklavisch gesinnte Mongolen zu Brüdern frei denkender Kaukasier machen zu wollen, sind utopische Wünsche, die sich nie verwirklichen können; man vermöchte gerade so gut Feuer und Wasser mit einander zu verbinden, als das Antagonistische in der ganzen Geistesanlage dieser zwei Racen friedlich zu versöhnen. Daß der weißen Race dieses herrliche Land als Erbtheil zufiel, ist eine glückliche Fügung des Schicksals gewesen. Die Asiaten sind zu spät hierher gekommen, um dies glänzende Erbe, worauf ihr Auge jetzt lüstern ruht, den Kaukasiern, falls diese ihre Schuldigkeit thun, heimtückisch aus den Händen spielen zu können. Erkennt die Regierung in Washington heute die Tragweite der Chinesenfrage an und handelt demgemäß mit Entschlossenheit, thut das Volk von Californien in erster Linie selbst seine Schuldigkeit, so wird sich das Chinesenproblem friedlich lösen; in einem Decennium wäre es dazu vielleicht schon zu spät. Am westlichen Horizonte dieses Continentes steigt eine drohende dunkle Wolke empor, welche der Vorbote eines Sturmes ist, der sich bald, wie die Sklavenfrage in den Südstaaten es gethan hat, zu einem tobenden Orkan entfalten kann. Noch ist es Zeit, die Segel einzureffen und, das Steuer in festen Händen, dies Unwetter ruhig an uns vorüber ziehen zu lassen. Mögen deshalb die Worte der Warnung nicht ungehört und unverstanden verklingen! — Die Völker und Bewohner der civilisirten Welt sind heutzutage so innig mit einander verbunden, daß ein Capitalunglück, welches eins derselben betrifft, seinen Rückschlag auf alle anderen in betrübendster Weise äußern muß. Unmöglich kann das Wohl und Wehe der pacifischen Küste Nordamericas, welches Land sich auf eine in der Culturgeschichte der Menschheit beispiellos rasche Weise entwickelt hat, der großen kaukasischen Völkerfamilie gleichgültig sein. Um nun das uns bedrohende Unheil auch in Deutschland, welches vielleicht mehr als man denken möchte von dem entlegenen Goldlande und seiner enormen Production an Edelmetallen und Cerealien beeinflußt wird, mehr und mehr zum Verständniß zu bringen, ist der Zweck dieses Culturbildes vom Strande des fernen Pacific.

Ehe ich auf die Mittel, welche uns zu Gebote stehen, die Einwanderung der Asiaten nach Californien auf ein Maß des Erträglichen zu beschränken, eingehe, will ich zu schildern versuchen, wie sich das chinesische Volkselement heutzutage in San Francisco eingebürgert hat. Ein treffendes Gegenstück findet man dazu in kleineren Verhältnissen in jedem Orte an dieser Küste; aber hier in der großen californischen Handelsmetropole, wo die Asiaten massenweise zusammenströmen, ist der Focus der Chinesenfrage, die hier endgültig ihre Entscheidung finden muß.

Die chinesische Einwanderung nach Californien, welche zuerst durch die Entdeckung des Goldes an dieser Küste in's Leben gerufen wurde, steht ganz unter der Controle von sechs großen chinesischen Handelsgesellschaften, welche die Namen Sam Yup-, Yung Wo-, Bong Chow-, Wing Yung-, Hop Wo- und Yan Wo-Compagnie führen. Die Art und Weise, wie die genannten sechs Corporationen die Einwanderung ihrer Landsleute — früher aus Macao, jetzt aus Hongkong — vermitteln, ist in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, welches zu lüften selbst dem vom Staatssenat des Staates Californien in jüngster Zeit zur möglichst genauen Erforschung der Chineseneinwanderung eingesetzten Comité nur theilweise gelungen ist. Doch sind durch die Bemühungen jenes Comités manche neue Einblicke in die dunklen Wege der fast mit souveräner Gewalt über ihre Landsleute herrschenden Compagnien

Digitized by Google

gewonnen worden, wodurch sich Schlüsse auf den Thatbestand mit ziemlicher Genauigkeit machen lassen.

Die Chinesen, welche nach Californien auswandern, kommen fast alle aus der Provinz Canton und gehören zu den niedrigsten Volksclassen der Bewohner des himmlischen Reiches. Die Annahme, daß die sechs Compagnien den Auswandernden das Reisegeld vorschössen, um diese dadurch in eine abhängige Stellung zu sich zu bringen, wird von den Compagnien entschieden in Abrede gestellt. Sie behaupten, daß, fast ohne Ausnahme, die Angehörigen der Auswanderer das Reisegeld in China aufbringen, um es einem ihrer Verwandten zu ermöglichen, in Californien ein Vermögen zu machen (in China vermag Jemand mit 500 Dollars als Rentier zu leben!) und dereinst als reicher Mann in ihre Mitte zurückzukehren. Jede Compagnie vertrete einen District von der Provinz Canton, und jeder hier einwandernde Chinese stelle sich sofort nach seiner Ankunft in Californien freiwillig unter die Botmäßigkeit derjenigen Compagnie, welche den District seiner engeren Heimat repräsentire. Sie, die sechs Compagnien, wären weiter nichts als die Rathgeber ihrer armen einwandernden Landsleute, denen sie zugleich eine hülfreiche Hand reichten, um hier ein Fortkommen zu finden. Ohne irgend einen Zwang ausüben zu wollen, wäre ihnen doch die Schlichtung aller Streitigkeiten unter ihren Landsleuten einmüthig von diesen übertragen worden; eine Entscheidung, welche das Siegel der sechs Compagnien trüge, würde allemal als endgültig angenommen.

Hiergegen läßt sich einwenden, daß das erforderliche Reisegeld von 43 Dollars Gold im Zwischendeck für einen armen Chinesen eine fast unerschwingliche Summe ausmacht, daß der ganze Raum in den Dampfern oft auf Monate im Voraus für chinesische Auswanderer belegt ist, und daß die servile Abhängigkeit von den nach Californien einwandernden Chinesen gegen die Compagnien während der ersten Jahre eine solche ist, daß sie einer Pronage vollständig gleichkommt. Auch verweigert die Pacificdampfschifffahrtsgesellschaft, in Folge eines erst vor kurzem bekannt gewordenen Vertrags mit den sechs Compagnien, jedem Chinesen, selbst gegen das Anerbieten eines erhöhten Reisegelds, die Rückfahrt nach China, wenn derselbe nicht zuvor einen Erlaubnißschein mit dem Siegel der Compagnie, zu welcher er gehört, vorweist, und durch ein solches Schriftstück den Beweis liefert, daß er alle seine Schulden bezahlt hat. Ein solcher Erlaubnißschein kostet dem Zurückwandernden fünf Dollars Gold. Hiervon machen nur solche Chinesen eine Ausnahme, welche zum Christenthum übergetreten sind, wie Reverend Gibson, der als chinesischer Missionär und Prediger in San Francisco fungirt, selbst eingestanden hat. Es gibt etwa tausend Chinesen in San Francisco, welche dem Namen nach Christen sind.

Nach Angabe der Präsidenten der sechs Compagnien befinden sich gegenwärtig 148,600 Chinesen in den Vereinigten Staaten, welche wie folgt, als von den Compagnien abhängig, in die Bücher derselben eingetragen sind:

Sam Yup-Compagnie		10,000
Yung Wo-	„	10,200
Bong Chow-	„	15,000
Wing Yung-	„	75,000
Hop Wo-	„	34,000
Yan Wo-	„	4,300.

Die Zahl der in San Francisco lebenden Chinesen wird von den Compagnien auf 30,000, der im Staate Californien, außerhalb von San Francisco wohnenden, auf ebenfalls 30,000 angegeben. Diese Zahlenangabe ist, soweit sie Californien betrifft, entschieden falsch, da mindestens 100,000 Chinesen in diesem Staate leben. Erst vor einigen Wochen gaben die Compagnien in einer Petition an das Postdepartement in Washington, worin sie um einen chinesischen Briefwechsler in der hiesigen Postanstalt baten, die Zahl der an dieser Küste wohnenden Chinesen auf 210,000, der in San Francisco lebenden auf 90,000 an, unter denen sich nur tausend befänden, die nicht unter ihrer Controle ständen. Nach den statistischen Einwanderungsberichten sind bis jetzt 190,000 Chinesen nach den Vereinigten Staaten eingewandert und 50,000 nach China zurückgekehrt; also 140,000 im Lande. Da die von Südamerica und von anderen nicht chinesischen Häfen kommenden Chinesen hierbei nicht mitgerechnet sind, so kann jene Statistik aber auf Genauigkeit keinen Anspruch machen. Eine Volkszählung im hiesigen Chinesenviertel gehört leider zu den Unmöglichkeiten, wie Jeder, der das dortige Treiben und Menschengewoge mit angesehen hat, zugeben muß. In der von hier nach Washington gesandten Beschwerdeklage wird die Zahl der gegenwärtig in San Francisco lebenden Chinesen auf 75,000 (gewiß viel zu hoch gegriffen!), die der gesammten chinesischen Bevölkerung an dieser Küste auf circa 200,000 angegeben. Das Senatscomité gibt nach ungefährem Ueberschlag die Zahl der in fünf Häuserquadraten in San Francisco lebenden Chinesen auf circa 30,000 an, was wohl ziemlich richtig ist. Ich möchte, im Vergleich zu der etwa 250,000 Seelen zählenden weißen Bevölkerung von San Francisco, die Zahl der hier lebenden Chinesen auf höchstens 40,000 schätzen. Die Unzuverlässigkeit der statistischen Einwanderungsberichte läßt sich am leichtesten dadurch erklären, daß die Angabe der einwandernden Chinesen von der Pacificdampfschifffahrtsgesellschaft stets zu niedrig angegeben worden ist.

Alle Thatsachen sprechen gegen eine freie Chineseneinwanderung, so sehr die Pronage auch von den sechs Compagnien bestritten wird. In San Francisco werden die Neuankömmlinge so lange von jenen unterhalten, bis sie Arbeit finden. Dadurch gerathen sie immer tiefer in Schulden, werden von den Compagnien, die den ganzen Arbeitslohn einziehen, ausgemiethet und sind jahrelang weiter nichts als Sklaven. Sterben die Kulis im Auslande, so sind die Compagnien verpflichtet, deren Gebeine zur Beerdigung nach China zurückzusenden. Nachdem die Leichen im temporären Grabe verwest sind, werden die Knochen wieder hervorgeholt, hübsch abgeputzt und in Bündeln, mit dem Namen des Betreffenden darauf, zusammengebunden nach China zurückbefördert. Den Arbeitsmarkt controliren die Compagnien vollständig, so daß es eine schwierige Aufgabe ist, einen chinesischen Arbeiter anders als durch ihre Vermittlung zu bekommen. Sie liefern auf Verlangen jede beliebige Zahl von Fabrik- oder Minenarbeitern, Köchen, Hausdienern u. s. w. und geben einer größeren Abtheilung allemal einen Aufseher mit, der alles Geschäftliche besorgt und die Kulis unter Aufsicht hält. Langt ein Dampfer von China an, so sendet jede von den sechs Compagnien sofort einen Agenten an Bord, der die Einwanderer nach dem Chinesenviertel befördert, wo sie ein Unterkommen finden. Tausende werden in großen Karavanserais — namentlich im berüchtigten, über alle Beschreibung schmutzigen Globe Hotel, wo in jedem der acht bis zehn Fuß großen Zimmer acht bis fünfzehn Chinesen logiren — untergebracht und dort auf Kosten der respectiven Compagnien so lange unterhalten, bis sie Beschäftigung finden.

Die californischen Behörden sind mit Recht von jeher der Ansicht gewesen, daß die hier einwandernden Chinesen als eine Art Kulis von den sechs Compagnien importirt werden und daß jene eine absolute Gewalt über die Immigration ausüben. In Folge dessen wird den chinesischen Einwanderern bei ihrer Ankunft in San Francisco durch einen Dollmetscher erklärt, daß alle etwa in China von ihnen eingegangenen Contracte hier durchaus rechtlos seien. Diese Bekanntmachung hat jedoch nie den geringsten Einfluß ausgeübt, indem die Einwanderer sich stets gleich nach ihrer Ankunft unter die Botmäßigkeit von einer der sechs Compagnien stellen. Selbst solche, welche sich im Laufe der Zeit eine selbstständige Stellung erringen und für eigene Rechnung Geschäfte machen, sind stets der Oberhoheit der chinesischen Gerichte unterthan geblieben.

Die nach Californien kommenden chinesischen Frauen werden dagegen ganz offen als Sklaven betrachtet. Man kauft und verkauft sie gleich nach ihrer Ankunft, für 400 bis 600 Dollars auf eine Reihe von Jahren, zu den schamlosesten

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Handelszwecken, und die Chinesen finden dies so natürlich, als ob sich das von selbst verstünde. Ist ihre Zeit abgelaufen, so sind sie doch immer noch der Gefahr ausgesetzt, aus irgend einem nichtigen Grunde auf's Neue verkauft zu werden. Die Frauen lassen diesen schändlichen Handel mit ihrer Person mit einem stoischen Gleichmuth über sich ergehen und beanspruchen nur in ganz seltenen Ausnahmsfällen den Schutz der americanischen Gerichte. Ein Familienleben existirt unter den hiesigen Chinesen fast gar nicht. Höchstens hundert verheirathete Chinesen befinden sich in San Francisco; alle Anderen sind Prostituirte, unter denen die furchtbarsten Krankheiten in einer Menge und in einer Verderbniß vorherrschen, die grauenerregend sind. Man muß diese Geschöpfe gesehen haben, um einen Begriff von der grenzenlosen sittlichen und körperlichen Verkommenheit zu bekommen, deren ein menschliches Wesen fähig ist! Werden sie alt, krank oder hülflos, so werden sie von ihren Herren einfach auf die Straße geworfen, damit die Polizeibehörde sie in's Spital bringe; oder man schafft sie in ein abgelegenes Zimmer, stellt eine Schale voll Reis neben ihr Schmerzenslager und verläßt sie dann, um sie dort sterben zu lassen.

Die sechs chinesischen Compagnien von San Francisco bilden im buchstäblichen Sinne des Wortes einen Staat im Staate. Sie haben hier ihre eigenen Gesetze und Gerichte, erheben Steuern, strafen u. s. w., wie es ihnen beliebt, und die americanischen Behörden sind, theils aus Unkenntniß der fremden Sprache, theils weil die große Masse der Asiaten ihre Oberhoheit gar nicht anerkennt, ganz machtlos dagegen. Es ist hier schon öfters vorgekommen, daß, im Falle sich ein Chinese geweigert hat, den Mandaten der Compagnien nachzukommen, an allen Straßenecken im Chinesenviertel Mordplacate in chinesischer Sprache im Namen der geheimen Vehme des „Hip Yee Tong" angeschlagen worden sind, worin so und so viele hundert Dollars für die Tödtung des Betreffenden geboten wurden. Von den professionellen chinesischen Spielern werden häufig ähnliche Placate angeschlagen, worin Jeder, der es wagen sollte, vor Gericht gegen sie zu zeugen, mit dem Tode bedroht wird! Die reichen Chinesen sind sonst in Vergleich mit ihren Unterthanen die wahren Gentlemen; ihre Höflichkeit und ihre feinen Manieren lassen nichts zu wünschen übrig; sie sind die liebenswürdigsten Wirthe und dabei ausgezeichnete Geschäftsleute. Bei einer Unterhaltung mit ihnen fühlt man sofort, daß sie sich uns Weißen als vollständig ebenbürtig dünken. Daß sie ihre Herrschaft über ihre armen Landsleute inmitten des ihnen feindlichen weißen Elements bis jetzt so trefflich bewahrt haben, ist unseren Behörden gegenüber gewiß ein Meisterstück!

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Poesie im Handel.

Aus einem Vortrage, gehalten im Kaufmännischen Verein zu München.

Von **Hermann Lingg.**

II.

Gehen wir einen Schritt zurück und verfolgen wir die uralten Land- und Handelsstraßen, die schon früher zwischen dem Norden und Süden Europas bestanden haben. Gräber und Ruinen sind die Wegweiser. Ein diesseits der Alpen in der Erde aufgefundener Krug von antiker Arbeit, eine Vase, ein Metallspiegel bezeugten, daß Kunstwerke italienischer Völkerschaften über die Alpen herüber gebracht worden waren und zwar in einer sehr frühen Zeit. Anfangs nahm man an, es wären vielleicht Einrichtungsgegenstände gewesen, von römischen Eroberern mitgenommen, bald aber überzeugte man sich durch die häufiger vorkommenden Funde solcher etruskischer Arbeiten, daß sie auf dem Wege der Cultur hierher gekommen, daß sie Gegenstände eines Tauschhandels gewesen seien und daß Straßen über die Alpen nicht nur nach Gallien und Süddeutschland, sondern noch weiter bis an die Nord- und Ostsee geführt haben und zwar lange vorher, ehe noch der römische Staat eine erobernde Macht geworden war. Die Beschaffenheit der erwähnten Funde deutet auf eine uralte Culturepoche im Süden und Norden Italiens, auf Verbindungen Unteritaliens mit Egypten, Phönizien und Carthago und die bei uns ausgegrabenen zeigen eine solche Aehnlichkeit mit den jenseits der Alpen aufgebrachten, daß kein Zweifel über den gleichen Ursprung Beider stattfindet. Diese Funde bestehen hauptsächlich aus Waffen, Sensen, Beilen, Sägen, Hämmern, aus Kannen, Schalen, Fischergeräthen, Pferdegeschirren, Knöpfen u. dergl. Ferner hat man in den Alpenübergängen der Schweiz und Tirols abseits von den bekannten Heerstraßen der Römer in die Felsen eingehauene Wege gefunden, unzweifelhaft jene Wege, auf welchen die etruskischen Handelsleute aus Italien zu uns auf niederen schmalräderigen Wagen mit kleinen Pferden herüberkamen. Gefahrvoll im höchsten Grade mochten diese Reisen gewesen sein durch die Rauhheit der Natur, die oft plötzlich einfallenden Schneestürme, gefahrvoll durch die Unwirthsamkeit der Gegend, die Wildheit der Bewohner. Man hat unter Felsblöcken noch Waarenladungen, zusammengepackte Waffen und Geräthschaften entdeckt, welche vermuthen lassen, daß sie hier ein Handelsmann verborgen haben mochte, der nie wieder zurückkehrte, um sein aufbewahrtes Gut zu holen; mag es nun sein, daß er verunglückt oder erschlagen oder in ferne Gegenden als Gefangener weggeschleppt worden. Denken Sie sich nun diese fremden Südländer, wie sie zu bestimmten Zeiten des Jahres, nachdem die eingetretene milde Witterung die Ueberfahrt gestattete, mit ihren kleinen Wagen und Pferden in die Thäler Germaniens herüberkamen, ihre Buden aufschlugen, wie dann von den Anhöhen herab aus den Seitenthälern die Männer und Frauen der Gaue sich einfanden, erst einzeln, dann mehr und mehrere, je weiter sich der Ruf von den Ankömmlingen verbreitete, wie sie nun die feilgebotenen Gegenstände mit Neugierde und Bewunderung betrachteten, wie die Männer Waffen und Werkzeuge erproben, die Frauen den Schmuck anlegen oder die zum Hausgebrauche nützlichen Gegenstände prüfen, wie ferner das Alles die italienischen Männer erklären, anpreisen und wie nun der gegenseitige Austausch beginnt mit jenen Waaren, welche die Nordländer aus ihren Bergen und Wäldern hervorgebracht haben, stellen Sie sich das Alles recht lebhaft vor und sie haben ein Bild unserer ältesten Messen und Jahrmärkte, wie es zum Theil noch in unseren Tagen nach mehr als 2000 Jahren in den Jahrmärkten kleiner Grenzorte zu finden ist.

Es breiteten also auch die Deutschen vor den Augen des schlauen Fremdlings ihre Herrlichkeiten aus, die Felle und Pelze, die sie auf der Jagd vom Auerochsen, vom Wolfe, Bären, Luchs u. s. w. erbeutet hatten. Aber auch Erzeugnisse ihrer Landwirthschaft fehlen nicht, Harz, Wachs, Käse, eingesalzene Fische. Es wiederholten sich diese Märkte alljährlich, jedesmal ehe die rauheren Monate eintraten oder bald nachdem die Berge von der Schneelast befreit waren und die beschwerliche Reise stattfinden konnte.

Erfinderischer zeigten sich die Südländer, Kinder einer älteren Bildung, einer reicheren Natur, die ihren Sinnen mehr Anregendes zur Nachahmung darbot, zur Anfertigung von schönen und nutzbaren Gegenständen. Daher brachten sie dem Nordländer, der in seinen langen Winternächten in finsterer Waldung hausend weniger Kunsttrieb besaß, die ersten Keime der Verfeinerung, sie erweckten in ihm eine Vorstellung von jenen Ländern, in welchem so hübsche Arbeiten gefertigt wurden, wo die Natur ein Garten schien und süßere Früchte, reichere Ernten eintrug, lauter Anlockungen, mit denen bekannt zu werden einen unwiderstehlichen Reiz ausübte und damit den Nordländern die Aussicht in eine schönere Aera des Daseins eröffnete. Die Italier haben aber auch noch etwas Wichtigeres gebracht, die Buchstabenschrift und Kenntnisse anderer Sprachen, die ersten Ansätze höherer Cultur. Es ist interessant, auf jene frühen, niedrigen Bildungszustände zurückzublicken, fast wie auf die in Felsen bewahrten

Digitized by Google

Anfangsgebilde der organischen Schöpfung, deren Geschichte wir auch noch aus den Steintafeln der Gebirge herauslesen. Dieser älteste Handel zwischen Deutschland und Italien wurde in den nächstfolgenden Jahrhunderten voller Krieg und Barbarei größtentheils unterbrochen und erst in seiner ganzen Bedeutung aber umfassender wieder aufgenommen, als Venedig emporblühte.

Diese Betrachtung führt uns zunächst auf die merkwürdigste aller Handelsstädte, aller Städte überhaupt. Nie hat sich der Genius des Merkantilen vollständiger gezeigt, als in dem aus Meere, dem eigentlichen Elemente des Handels gebornen Freistaate. Venedigs Ruhm, der Ruf seiner Prachtliebe, der Großartigkeit seiner Unternehmungen war über die Welt verbreitet und fast keinen bedeutenden Dichter gab es, dessen Genius nicht von solchem Zauber begeistert worden wäre. Schon die Gründung der Stadt ist eigen und märchenhaft. Auf einer der Inseln, auf welche die heutige Stadt gebaut ist, hatten die Paduaner Hafen und Niederlassung. Während der Einfälle Alarichs und seiner Gothen, die bis Rom drangen, flüchteten die Bewohner der auf dem Festland gelegenen Städte mit ihren Habseligkeiten nach der Insel. Nachdem die Mauern dieser Stadt niedergerissen, ihre Wohnungen verbrannt und während der folgenden Verheerungszüge völlig zerfallen waren, blieb ein großer Theil der Geflüchteten da, wohin sie schon vorher ihr Hab und Gut gebracht hatten und kehrte nicht mehr in die Vaterstadt zurück. Die durch gemeinschaftliches Unglück vereinigten Bewohner der Insel gründeten ein Gemeinwesen, das in seinem Anfange rein demokratischer Natur war. Erst im Laufe der Zeiten erlangten die reicher Gewordenen Privilegien, begründeten den Vorrang einzelner Geschlechter und damit die aristokratische Staatsform, durch welche die Republik Venedig ihre eigenthümliche Gestaltung gewonnen hat. Ihre welthistorische Aufgabe war die Vermittelung des Orients mit dem Occident durch den Handel und dieser Aufgabe blieb sie getreu in ihren Eroberungen, ihrer Politik. Venedig brachte die Waaren des Morgenlandes nach dem Westen und damit auch viel orientalische Pracht, jene äußere Würde und die rücksichtslose Gewalt des Despotismus, der in seinem Staatswesen mehr und mehr herrschend wurde. Es erweckte auch Kleinasien und Griechenland wieder zu einem regeren Leben, verwandelte seine Handelsflotte in eine Kriegsflotte, nahm die Ueberfahrt der Heere in den Kreuzzügen in Accord und war in allen europäischen Händeln von bedeutendem Gewicht in der politischen Wagschale. Wie das Meer selbst in seiner Tiefe mit seinen Ungeheuern, verborgenen Klippen und Abgründen ein schauerliches Geheimniß ist, so auch die Stadt, welche sich die Königin des Meeres nannte. Da sind die Meuchelmorde zu Hause und die heimlichen Anklagen an der Tagesordnung, die geheimen Hinrichtungen, das Verschwinden eines Schuldigen oder nur Gefürchteten, der Argwohn, die Verschwörung. Ueberall hat Venedig seine Spione und diese selbst werden wieder von anderen bewacht, das Oberhaupt des Staates selbst ist von ihren Späherblicken beaufsichtigt, Niemand ist sicher in seinem eigenen Hause, Niemand vor seinen nächsten Verwandten und Freunden. Nirgends aber wurde der Carneval toller gefeiert, lustiger durchjubelt, als in Venedig. Man maskirte sich, um seiner Dame eine Artigkeit zu sagen, man maskirte sich, um den Dolch in die Brust eines verhaßten Feindes zu stoßen. Die schwarzumhangene Gondel trägt hier einen Bräutigam, dort eine Leiche. Das Meer nimmt alle diese schauerlichen Geheimnisse, diese blutigen Erinnerungen in sich auf und spielt und glitzert um die Schritte seines Vasallen Tag und Nacht im lachenden Blau seiner Welle. Venedigs Handel zerfiel, wie der seines stolzen Nebenbuhlers in Genua, mit der Umsegelung der Südspitze Afrikas. Ein größerer Ocean, das Weltmeer, rief nun die Flaggen kühner Seefahrer zu Handelsfahrten und Abenteuern in größerem Umfange zu sich. Auf Deutschland hatte Venedig einen großen Einfluß ausgeübt. Deutsche Kaufleute hatten eine der reichsten Niederlassungen in Venedig und standen in besonderer Achtung. Kunstsinn, vorzugsweise für schöne Bauwerke, verbreitete sich von der glänzenden Seestadt aus in die ihr nacheifernden Reichsstädte, die nach jener Vorbild eine immer größere Unabhängigkeit und Selbstverwaltung anstrebten. Auch die deutsche Hansa verdankt ihr zum Theil die Entstehung. Nun ist es freilich nur noch ein Schatten der alten Größe und sein Anblick erweckt eine Wehmuth in der Seele, die kein Dichter so ergreifend zu schildern wußte wie Lord Byron.

Nicht tönt mehr Tassos Stanze durch Venedig
Und nicht mehr singt sein Lied der Gondolier,
Gebeugt am Strand ruh'n die Paläste ledig
Und durch die Luft schallt nicht mehr Musik hier,
Nur Schönheit blieb, der Staat der Künste Zier
Sank hin, Natur sank nicht mit im Verfall,
Nein, noch nicht alles Holde starb an ihr,
Noch immer gibt sie Raum für muntern Schall,
Europas Festgelag, Italiens Carneval.

Auf ihrem Namen schwebt im Buch der Zeiten
Ein Zauber und ein Zug von Schatten wacht,
Gestalten, die voll Schmerz vorüberschreiten
An ihrer Dogenstadt versunkner Macht.
Doch nicht versinkt, wie des Rialto Pracht,
Pierro, Shylok und das Bild des Mohren,
Siegszeichen, die nicht untergeh'n in Nacht,
Der Bogen Schlußstein! Alles, wenn verloren
Und todt es wär', die bleiben ewig jung den Horen.

Wir können übrigens von Italien nicht scheiden, ohne vorher einer Familie zu gedenken, deren erstes Haupt ein schlichter Kaufmann gewesen und der sein Haus zu einer Höhe brachte, die seinen Namen bald darauf unter seinen Nachfolgern auf immer mit dem höchsten Blüthenalter der Kunst verwebt hat, wie seit Perikles und Hadrian nicht mehr gesehen worden. Es ist das Haus der Medicäer, unzertrennlich mit dem Andenken an alles Herrliche und Großartige, was die Renaissance hervorgebracht hat.

Venedig war wohl nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des Hansabundes. In den rauhen Zeiten des Mittelalters genoß der Reisende in fremden Gebieten nur eines geringen Schutzes, sein Gut, wenn er strandete, fiel dem Herrn des Landes anheim, an dessen Küsten es getrieben wurde, daher sein Erbe, wenn er in der Fremde starb, nicht seinen Angehörigen, sondern ebenfalls jenem. Wurde er beraubt, ermordet, so ward der Schuldige nur selten zur Strafe gezogen, verging der Ausländer selbst sich gegen einen der Einheimischen, so wurde er auf's Härteste gestraft. Es waren daher die Kaufleute, welche fremde Reiche besuchten, darauf bedacht, sich in Vereinigungen zusammen zu schließen, damit sie wirksamer Unbillen entgegentreten, leichter gewisse Rechte und Privilegien erreichen könnten. Die Hansa nun, deren Kauffahrt meist nach England, Schweden, Rußland ging, erhielt schon im 13. Jahrhundert Freibriefe vom König von England, errichtete in London ein eigenes Kaufhaus und wählte einen Vorstand — Aldermann — aus ihrer Mitte. An den Küsten, welche die Hanseaten befuhren, trafen sie mit Kaufleuten aus Norwegen zusammen und mit Männern aus Julin, der versunkenen Stadt. So die Sage von diesen beiden Städten; sie ist ein Nachhall des großen Rufes von den Reichthümern, deren sich jene Handelsorte des Nordens erfreuten. Die politische Vereinigung derselben hatte auch einen gemeinschaftlichen Hort, den Ueberschuß an Geld, der sich aus den Landeseinnahmen ergab und der zu Gothland in der Marienkirche der Deutschen, zu Nowgorod in St. Peters, des deutschen Schutzheiligen Kasten niedergelegt war und zu welchem vier Schlüssel gehörten, deren je einer von den Aldermännern zu Gothland, Lübeck, Soest und Dortmund aufbewahrt wurde. Eine aufrecht stehende Lilie mit gewundenen Blüthenzweigen war das älteste Wappen im Segel des Hansabundes.

Hansa soll ursprünglich eine Menge, einen Haufen bedeuten; später verstand man darunter eine Genossenschaft. Zur Abwehr der Seeräuber verpflichteten sich die Mitglieder, zum Schutz der Ströme und Mündungen, zur Schlichtung von Streitigkeiten untereinander und Auswärtigen gegenüber, überhaupt aber gegen

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

jeden Angriff, besonders von Seiten der Burgvögte benachbarter Herren und Fürsten. Kein Mitglied des Bundes durfte ohne Einwilligung der anderen eine Fehde beginnen. Alle sollten zur Hülfe wie zum Ersatz für einander einstehen, wie auch die Auslagen des Krieges gemeinschaftlich tragen. Die Seestädte übten eine Präponderanz, eine Art Hegemonie über die Binnenstädte aus, wie mächtig auch sonst diese waren. Man sieht wohl, wie durch solche Gesetze ein mächtiges Gefühl der Zusammengehörigkeit, ein tüchtiger Gemeinsinn in den Betheiligten erwachen mußte und dem Bunde jene Kraft und Stärke gab, mittelst deren er es kühnlich mit den Königen des Nordens, mit den Herrschern Schwedens und Dänemarks aufzunehmen vermochte, sie gar oft bezwang und von sich abhängig machte. Mit Klugheit und Muth lenkten diese Bürger ihre Angelegenheiten und sie wußten in den ihnen gefährlichen Nachbarreichen die Großen und Mächtigen bald zu Zwistigkeiten gegen einander aufzureizen, bald sie durch große Darlehen gegen Verpfändung von Kronjuwelen für sich zu gewinnen. Auch sonst wußten sie trefflich für die Sicherheit und den Schutz ihrer Angehörigen zu sorgen. Sie hatten in den Städten des Nordens ihre Höfe, so z. B. in Nowgorod eine eigene Kirche und Wohngebäude, mit Mauern umschlossen, woselbst die deutschen Seefahrer überwinterten, wenn die rauhen Stürme in den nördlichen Meeren die Seefahrt einstellten. Da gab es dann wieder besondere Bestimmungen. Ein solcher Hof und dessen Wohngebäude mit der Kirche inmitten durfte, außer zu gewissen Zeiten, kein Russe betreten, eigene Wächter waren aufgestellt, darauf Acht zugeben, auch hatte ein eigener Priester die Aufsicht über die Waagen und Gewichte, welche in der Kirche aufbewahrt wurden, denn in und um dieselbe waren die Ballen, Tücher und andere Waaren gelagert.

Doch auch für Kurzweil und Vergnügen war gesorgt; es gab eine Zechstube in dem deutschen Hofe zu Groß-Nowgorod und in manch sturmvoller Winternacht, oder wenn das Nordlicht in die hohen Fenster hereinleuchtete, mag da der Becher, gefüllt mit südlichen Weinen, oder eines Harfners Lied von dem fernen Heimatlande erklungen haben, während draußen an den finstern Ringmauern der Wächter beim Scheine der Fackeln umging und den Herren drinnen die Stunden rief. Wohl auch von mancher Seeschlacht mochten sie mit ihren Rittern und Reisigen in den Hof zurückgekehrt sein, der Wunden zu pflegen, die Helme und Harnische auszubessern und ihre guten Schwerter und Hellebarden für neue Kämpfe zu schärfen.

Mit dem Zeitalter nach der Reformation sank der Stern der Hansa. Die ihr feindlich gesinnten Fürsten wurden mächtiger, England, die wetteifernde Seemacht, kam mehr und mehr empor, der Bund verlor an Einigkeit und damit an Stärke und Einfluß. Selten aber geht etwas Großes zu Grabe, ohne daß es zuvor die Kraftfülle der ihm innewohnenden Seele in einer Persönlichkeit noch vorher dargestellt hätte. So stand in Wullenweber, dem hochherzigen Bürgermeister Lübecks, der von der alten Größe seiner Vaterstadt und des Bundes durchdrungen war, der ganze Gedanke der Hansa verkörpert auf, leider in einer Zeit, die diesem Gedankenaufschwung nicht mehr gewachsen war. Der tapfere unglückliche Mann erlag, wurde verrathen, seinen Feinden überliefert und enthauptet. Sein Schicksal ist das letzte Aufflackern jener Glanzepoche, die Tragödie seines Endes ihr blutiger Schlußstein.

Mit dem erwähnten Emporkommen des Handels von England treten wir in die neue Zeit über, in die des Welthandels, des Verkehrs mit der neuen Welt, der zwar schon angebahnt, aber fortwährend und bis auf den heutigen Tag an Bedeutung gewinnt, seit mit dem Freiheitskampfe der englischen Colonien in America die Vereinigten Staaten entstanden sind. Es wäre hier der Ort auch Hollands und der tapferen Geusen, des portugiesischen, spanischen und französischen Handels zu gedenken, die so viele Züge der Kühnheit und des Heldenmuthes aufzuweisen haben, ferner des Importes aus Westindien, der Minen Perus, der Producte des neuen Continents, worunter besonders die Chinarinde und ihr Einfluß erwähnt werden müßte, der Gründung der ostindischen Handelscompagnie; doch ich setze dies Alles als bekannt voraus und daran vorübergehend hebe ich nur, und zwar als ein welthistorisches Merkmal, hervor, daß die große Revolution, welche die Freistaaten Americas begründete, ihre Entstehung einem Handelsacte, bekanntlich der Theeeinfuhr zu verdanken hat. Die Hansa ging unter, die Union entstand, ein Bund löste den andern ab und der jüngere erwuchs mächtiger als der ältere, ein Ergebniß der wachsenden Erkenntniß von dem Bedürfnisse gegenseitiger Hülfeleistung und Einigkeit.

Wir stünden nun auf dem Boden der modernen Welt, unserer Welt, unserer Zeitepoche. Lassen Sie uns aber am Schlusse noch einen Blick zurückwerfen auf die Urstätten der Cultur, auf Asiens Länder. Dort ist seit Jahrhunderten im Verkehr der Völker keine Veränderung, keine Erneuerung eingetreten. Die alten Völker selbst sind vom Erdboden verschwunden, neue Staaten, neue Religionen sind entstanden, die ungeheuren Stürme der Verheerung eines Timur und Dschingischan sind über die Länder hinweggebraust, Millionen und Millionen von Menschen sind unter den Trümmern der Städte, auf den Schlachtfeldern begraben worden, aber das Klingeln der Karawanen tönt noch wie in den Jahrhunderten vorher, die Thiere und ihre Treiber halten Rast bei den Ruinen derjenigen Städte, wo ihre Vorgänger einst reichlichen Absatz und belebte Märkte gefunden hatten. Jetzt schleicht da der Schakal umher und in den einstigen Palästen hausen Raubvögel. Aber auch im Orient bricht ein neuer Tag an und es werden auf den Schienenwegen bald brausende Locomotiven den einförmigen Handel der Karawanen überholt haben. Dann ist auch diese älteste Poesie des Handels aus der Welt verschwunden. Was aber frühere Zeiten an Farbe, Glanz, Neuheit in dieser Beziehung voraus hatten, die Gegenwart ersetzt es durch die Großartigkeit, durch die den ganzen Erdball umspannende Thätigkeit des Verkehrs, durch das Ungeheure des in stetem Umsatz befindlichen Metallwerthes, durch die Rastlosigkeit, mit welcher täglich die Millionen und Millionen das geflügelte Wort: „Zeit ist Geld" verwirklichen. Die Europa und America umspannenden Eisenbahnnetze, die Dienste des Telegraphen, die Tausende von Dampfern, welche alle Meere befahren, sind ein beredtes Zeugniß von der Macht des menschlichen Geistes und in diesem Gedanken liegt etwas Erhabenes, wahre Poesie! So im Großen und Ganzen, aber auch dem Leben des Einzelnen bietet die Geschäftswelt Manches, was Phantasie und Gemüth anregt.

Wenn wir am Anfang unserer Betrachtung die Ferne, das Glück und das Geheimniß als die Hauptfactoren des Poetischen im Handel bezeichnet haben, so muß allerdings zugestanden werden, daß die Ferne von ihrem Nimbus verloren hat, das Glück im Ganzen einer auf verständigem Calcul basirten Speculation das Feld geräumt habe. Von dem Geheimnißvollen ist auch nicht viel mehr übrig geblieben, es wäre denn die Börsensprache, deren Idiom allerdings so manches für den Laien Mysteriöse enthält. Von den Fabelthieren hat nur der Phönix sich erhalten, der als Emblem von Feuerversicherungsanstalten seine unzerstörbare Natur bewahrheitet. Die Seltenheiten in den Läden der Materialisten sind ebenfalls ausgestorben, bis auf einige Schildkröten oder kleine Krokodile. Eine weitere Eigenthümlichkeit des Vergangenen ist ebenfalls zum großen Theile verschwunden, ich meine die stattlichen Frachtwagen mit dem Sechs- und Achtgespann und den lustigen Fuhrmannsleuten, ehedem die ständige Passage der Landstraßen und Gasthöfe. Für alle diese Verluste entschädigen uns aber im großen Maßstabe die ganz nur der neuesten Zeit angehörenden Weltausstellungen, wo Kunst- und Naturproducte aus allen Himmelsgegenden wetteifernd herbeigebracht werden, um den großen Gedanken der Arbeitstheilung an den Tag zu legen. Nicht unerwähnt als wahrhaft poetisch dürfen auch die Auslagefenster unserer Bazare bleiben, die Aller Augen anziehen und entzücken. Und welch' einen Vorzug erst haben wir vor allen früheren Zeiten gewonnen durch den Comfort unserer Lebensweise. Comfort und Eleganz sind es, die ganz vorzugsweise den Bildungsgrad unseres Zeitalters bezeichnen und die, durch Handel und Wohlstand vermittelt, den feineren Sitten entsprechen, eine Gleichberechtigung Aller beurkunden und eine

Digitized by Google

beständige und lebhafte Protestation sind gegen Rohheit, Rechtlosigkeit und Barbarei. Heutzutage stehen dem Fleiße und Talent keine hemmenden Schranken mehr entgegen und Jedem steht es frei, je nach dem Maße seines Erwerbes und Verdienstes sich sein Leben einzurichten. Blicken wir zurück, welche Fortschritte die Menschheit seit Jahrhunderten und Jahrtausenden errungen hat, ja selbst seit wenigen Decennien schon, und blicken wir vorwärts in die Zukunft — zu welch' neuen Errungenschaften des Wissens auf allen Gebieten der humanen Achtung, der Erhebung über das Gemeine, zu welchen Höhen des Erkenntnisses werden wir gelangen, wenn jetzt schon eigens zu wissenschaftlichen Zwecken Schiffe ausgerüstet, an allen Punkten des Erdtheils Observatorien zur Beobachtung astronomischer Phänomene aufgestellt werden?

Wahrlich, wir dürfen sagen, der Fortschritt des menschlichen Geistes ist ein unendlicher, nicht mehr abzuleugnender, nicht mehr aufzuhaltender. Daß auch dem Kaufmannsstande ein wichtiger Antheil in dem Entwicklungsgange der Menschheit angewiesen, dafür glaube ich Ihnen Beweise aus der mit den Wegen der Civilisation eng verbundenen Geschichte des Handels aufgeführt zu haben.

Literatur und Kunst.

Heines „Ratcliff" in Neapel.

Von **Woldemar Kaden.**

Die goldenen Zeiten neutestamentlicher Verheißung sind angebrochen: die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Todten stehen auf — und wer bei all dieser Heilsbewegung keine Beschäftigung findet, der predigt alsdann den Armen und Aermsten das Evangelium. Wie viele Kranke, die länger als achtunddreißig Jahre auf ihren Erlöser hofften, wie viele Halb- und Ganzlahme stellt man heutzutage auf die Füße, um sie für einen oder einige Abende auf den Krücken der Reclame über die Bühne marschiren zu lassen; wie viele Mohren wäscht man mit gelehrter Tinte ab, und wer kann wissen, wie viel Hände augenblicklich in den Grüften alter Büchereien nach Todten wühlen, um irgend einen literarischen armen Lazarus zur Auferstehung zu zwingen, an dessen Grabgewande sie dann schlau ihre Geschäftsanzeige hängen. Der Hans Sachs ist heraus, nun wird der Ayrer und der Bellinkhausen, der Mauritius und wie die alten „Parnaßbrüder oder Emporiumssassen" alle heißen an die Reihe kommen. Schwerer mag so eine Auferstehung auf Norddeutschlands Boden vor sich gehen, in dem Citronenlande, wo der Lorbeer schon lange nicht mehr so hoch steht, macht sich die Sache leichter, und ein ausländischer, noch dazu ein deutscher Todter muß auch allemal gleichzeitig ein Heiliger sein.

So ergings dem „Ratcliff" unseres Heine, den Andrea Maffei, der vorzügliche Uebersetzer unserer Classiker, mit Achille Torellis Hülfe in Mailand zum Auferstehen brachte, und der sein Wunder am verflossenen 24. Mai hier am Golf wiederholen mußte. Er that es in dem altberühmten, vorzüglichsten Hause der Stadt, dem Teatro de' Fiorentini, vor einem zahlreichen, auserwählten Publicum, das nur etwas zu wundersüchtig war.

Lazare, exi foras! Und er kam. Wir haben ihn gesehen! Ossian'sche, sehr bleiche Nebel kündeten sein Kommen an, sehr bleich war auch er. Rock und Zunge hatte er von Carl Moor, die Waffen und die Geberden von Robin Hood entlehnt, die Staffage war ganz 24. Februar. Und dann ging es los, das Unmöglich-Mögliche in schönsten italienischen Hendekasyllaben, eine urpessimistische, weltverbummelte Schicksals- und Höllenbreughelei, die mit ungekämmten Haaren, ein Pistol in der Hand auf Stelzen den Parnaß ersteigt, sich einen Lorbeer- oder Jungfernkranz von der Stange zu schießen, oder mit einer überschwänglichen communistischen Phrase auf den Lippen sich großmüthig auf dem Seidensopha des gräflichen Herrn Nachbars den Tod gibt.

Heine, der der erste und vielleicht einzige Bewunderer seiner beiden Tragödien war und blieb, täuschte sich hier gewaltig. Er glaubte seinen Schwerpunkt, gerade wie Goethe lange Zeit meinte, zum Maler geboren zu sein, in seine schwächste Seite verlegt, und rühmte sich seiner „unsterblichen" Tragödien kurz nach ihrer Geburt, wie Gott-Vater sich seiner Schöpfung schon am siebenten Tage rühmte. Damals war das Werk noch sehr jung, der Nimbus der für einen Lyriker immerhin harten Arbeit schwebte darob, und man verzeiht ihm, wenn er 1823 mit der Uebersendung des Ratcliff an Rud. Christiani voll studentischen Stolzes in die von Fama entliehene Trompete stößt:

. . . . . .

„Ich und mein Name werden untergehen,
Doch dieses Lied muß ewiglich bestehen!"

Wenn er aber fast dreißig Jahre später, 1851, noch immer diesem Wahne lebt, so ist das schwer zu fassen, oder ist es ein höhnischer Trotz, wenn er sagt: „Ich schrieb den William Ratcliff zu Berlin ꝛc. . . . Während dem Schreiben war es mir, als hörte ich über meinem Haupte ein Rauschen, wie der Flügelschlag eines Vogels. Als ich meinen Freunden, den jungen Berliner Dichtern, davon erzählte, sahen sie sich einander an mit einer sonderbaren Miene, und versicherten mir einstimmig, daß ihnen nie dergleichen beim Dichten passirt sei."

Aber auch Heine täuschte sich mit diesem Rauschen und es war nicht Jupiters Vogel, es rauschten die an Drähten gehenden Flügel eines mit romantischen Papierschnitzeln ausgestopften, meinetwegen schottischen Fischadlers, wenn es nicht gar blos das Rauschen seiner Schreib-, einer dem Tieck'schen Phantasus ausgerissenen Pfauenfeder war. Er beklagte sich, schon fünfzig Jahre alt, noch bitter darüber, daß sein „Ratcliff" nur wenig bekannt wurde, und findet den Sündenbock, wenn er sagt: „In der That, der Name seines Verlegers war Dümmler." Heute vielleicht würde er mit dem höflichen Ersuchen, bei Leibe keine neue Auflage zu veranstalten, diesem Verleger dankend die Hand drücken.

Im „Ratcliff" meint der fünfzigjährige Dichter, im Gegensatz zu den ersten lyrischen Gedichten, „eine wache, mündige Sprache und unverhohlen sein letztes Wort gesprochen" zu haben, und „dieses Wort", vermeint er, „wurde seitdem ein Lösungswort, bei dessen Ruf die fahlen Gesichter des Elendes wie Purpur aufflammen und die rothbäckigen Söhne des Glückes zu Kalk erbleichen". Ich aber meine, daß heutzutage dieses „Wort", auf Hamburger, Berliner oder Wiener Brettern zu „Fleisch" geworden, einem ergrimmten Clown ähnlicher sieht als einem Prometheus. Es gibt Spiegel, in denen die Gesichter der Hineinschauenden grausam verzerrt werden, daß sie fratzenhaft über Menschliches hinaus- oder in bestialischer Verkürzung unter dieses hinabgedrückt werden: solchen Spiegel hält Heine allen seinen Figuren vor, und sie lachen in ihn hinein, weinen in ihn hinein, meinen dann, wo sie sich selbst nicht mehr kennen, Gespenster vor sich zu haben, laufen vor sich selbst davon und rennen voll Angst in's eigene Schwert, wenn ihnen an gebrochenem Herzen zu sterben zu bürgerlich anständisch erscheinen will. Ich gestehe, der „unsterbliche" Ratcliff mag seine Vorzüge haben, aber meiner Anschauung von Menschen und Dingen auch in der allerdramatischsten Potenz sind sie fremd geblieben. Und wenn ich diesen sich abzappelnden Gestalten, diesen „schellenlauten" Figuren auch zugerufen hätte: „Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind" — so wüßte ich ihnen den Weg zu diesen doch nicht zu zeigen, sie müssen am besten wieder in ihre löschpapierene Gruft zurück.

Wen könnten Verse wie die folgenden heut noch bewegen, — auch damals konnten sie gewiß nur auf die Gallerie wirken — heute, wo die „Hungerleiderei" an wohlbesetzten Tafeln schwelgt, die Herren spielt, und die „rothbäckigen Söhne des Glücks" oft recht bleich auf dem Sorgenstuhle sitzen? Wie auch könnten sie unserm verbesserten Geschmack zusagen?

. . . . und einen Mann ergreift der Zorn,
Wenn er betrachtet, wie die Pfennigseelen,
Die Buben, oft im Ueberflusse schwelgen,

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

In Sammt und Seide schimmern, Austern schlürfen,
Sich in Champagner baden, in dem Bette
Des Doctor Graham's ihre Kurzweil treiben,
In goldnem Wagen durch die Straßen rasseln
Und stolz herabsehn auf den Hungerleider,
Der mit dem letzten Hemde unterm Arm
Langsam und seufzend nach dem Leihhaus wandert."

Wer fände die Polterei der mit Hufnägeln beschlagenen Verse schön

Verdammte Hexen, lacht nicht so entsetzlich,
Reibt nicht verhöhnend euern Zeigefinger!
Ich werfe Felsen auf eu'r scheußlich Haupt,
Ich reiße Schottlands Tannenwälder aus,
Und geißle euch damit den gelben Rücken ꝛc."

die in Italienisch, gleichzeitig als Uebersetzungsprobe, so klingen:

„Malnate
Maliarde! smettete il vostro riso
Spaventaso, e coll' indice maligno
Non mi schernite; sul lurido capo
Vo' le rupi scagliarvi, i pini io voglio
Svellere della Scozia, e i vostri scialbi
Omeri flagellar; vo' col mio calcio
Spremer dagli scarnati aridi corpi,
Maladetti dal ciclo, il negro tosco.
Borea, scatena le tue furie, e il mondo
Struggi, dissolvi! Squarciati e mi schiaccia,
Immensa eterca vôlta! e tu m' ingaja
Ne' tuoi baratri, o terra!"

Nein, das geht nicht! Ich saß den ganzen Abend wie auf Kohlen und verwünschte in geheimer Seele den guten Maffei, der unserm deutschen Geiste durch die Lebendigmachung dieses Todten einen herzlich schlechten Dienst erwiesen. Das erfuhr ich zur Genüge aus den Aeußerungen meiner Umgebung. Ein verwunderliches „Gesù!" oder „è possibile?" und „impossibile!", „che Bizzaria!" ward über das andere laut. „Was sind die Deutschen doch für curiose Leute, das ist keine Tragödie, das ist eine Commedia pazza." Einer nannte es bescheiden genug: „un romanzo comico-fantastico-tragico." Und die alte Meinung, daß das aufgeklärte, das gelehrte Deutschland es in seinen Dichtungen so sehr mit Hexen- und Zauberglauben habe, fand neue Nahrung. Deutsche und — finnländische Dichtung beschäftigt sich nach italienischer Literarhistoriker Ansicht mit Religion, Aberglauben, Helden- und Zaubergeschichten, und Cantu findet überhaupt im ganzen Norden diesen abergläubischen Charakter, dieses Aufgehen der Wirklichkeit in Phantasie, der positiven Handlung in das mysteriöse Symbol, als ob dort die große dunkle, mehr verschleierte Natur, in der die Menschen leben, ihnen jene instinctive Furcht erwecke, aus der der Aberglaube entspringt.

Gewiß zeugt es von wenig lebhaftem Schönheitssinn unseres Volkes, dieses Ausbilden der Lehre von Hexen und Teufel, von verbuckelten Gnomen und anderm mitternächtigen Spuk, und das gewaltige Hereinragen dieser düstern Welt in sein Singen und Sagen. Uns fällt das allerdings nur wenig mehr auf, wir werden mit diesen Geschichten groß gefüttert und schon früh wird uns gelehrt, vor der Mitternachtsstunde, als einer ganz besondern, gewaltigen Respect zu haben, denn da wird nach altem Kinder- und Ammenrecht die graue, schleichende Märchengeisterwelt lebendig, der Spuk in allen Gängen und Winkeln der Häuser und Kirchen beginnt. Dem Italiener hingegen sagt diese Stunde gar nichts, sie ist ihm eine Stunde wie alle übrigen, und auch das märchenerzählende Volk der Calabresen läßt seine Feen zumeist am hellen Mittag auftreten. Wir Deutsche haben das Gruseln gründlich gelernt, es gehört zu unsern angenehmen Empfindungen, das wußte schon unsere Großmama, und auch die spätgeborenen Geschlechter werden mit diesem Nerv auf die Welt kommen. Die Thurmspitze auf diesem verschnörkelten und verwinkelten gothischen Baue des Wunderglaubens ist bei oberflächlichem Blicke unser „Faust", den, ich wage es zu behaupten, der Italiener wohl im Einzelnen aber nimmer im Ganzen zu verstehen vermag. Wo uns bereits ahnungsvolle Schauer erfassen, wo ein Wort genügt, unsere poetische Gänsehaut zu erregen, hört der Sohn italienischer Erde nur mit dem Verstand und läßt seinen kritischen Geist zu Rathe sitzen. Ihm scheint die Sonne, uns der Mond. Bei ihm ist Alles Ueberlegung, bei uns Gefühl. Weihnachtsfeier, Osterglocken, Pfingstfest — welche Fülle des Lebens regt sich in unserer Brust! Der Mann glaubt darüber hinaus zu sein —

„Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbatstille" —

Unmöglich versteht der Italiener diese Verse, und auch ein Lied wie das Goethe'sche: „Fülleſt wieder Busch und Thal", wobei uns eine ganze Welt aufgeht, ist auch die beste Uebersetzung nicht im Stande, ihm nur einigermaßen nahe zu bringen. Darüber können wir nicht zürnen, müssen uns nur hüten, ihm mit Dichtungen zu kommen, die auf solchen Gefühlsvoraussetzungen gebaut sind.

Aus allen diesen Gründen ist „Ratcliff" ein für Italien unmögliches Stück. In Mailand zwar soll es gefallen haben, Mailand aber liegt um etliche Grade nördlicher und hat bereits Schnee und Winterstürme. Wenn er hier von dem gebildeten Publicum mit Lächeln aufgenommen wurde, so traf die Schuld nicht die Darsteller und nicht den Arrangeur. Die Darstellung war eine vorzügliche, das Arrangement ein äußerst verständiges und geschmackvolles. Vor der Erscheinung der zwei Nebelgestalten, die ein halbes Dutzend Mal aufzutreten, die Arme auszubreiten und zu verschwinden haben, und die unbedingt komisch wirken mußten, hatte ich mich am meisten gefürchtet: Gottlob! sie blieben weg, und der Darsteller des Ratcliff sah sie nur vor seinem geistigen Auge wie im Fieberwahn vorüberziehen. Das war verständig. Einen kolossal lächerlichen Eindruck machte der Name des „Schwarzenstein" im Walde, wo das Gefecht vor sich geht, im Italienischen „Negro-sasso", und es wurde mir später von verschiedenen Seiten bestätigt, daß dies im Italienischen assai brutto laute.

Heine hat Einen Act mit vierfachem Scenenwechsel vorgeschrieben, hier war das Stück in drei getheilt: 1. Act, Auftritt 1—4. 2. Act, Auftr. 5—13. 3. Act, Auftr. 14 bis Schluß. Im zweiten Act war die Bühne zweigetheilt, so daß der „Schwarzenstein" nicht weit von der „Diebsherberge" zu liegen kam.

Dem „Ratcliff" soll sein ebenso unsterblicher Zwillingsbruder „Almanser" folgen, aber diese orientalische Frage auf der Bühne wird auch sehr fraglich bleiben.

Neapel, im Mai 1876.

Die musikalischen Verhältnisse in London.

Von **Hugo Rosenthal.**

I.

Die Royal Italian Opera Covent Garden wird am 28. März mit Rossini's „Tell" wieder eröffnet. Das Repertoire umfaßt 52 verschiedene Opern und schließt nach Aufzählung derselben noch mit einem viel verheißenden „ꝛc. ꝛc."! Unter den genannten Opern befinden sich 8 von Verdi, 7 von Donizetti 6 von Meyerbeer, 5 von Rossini, 4 von Auber, je 3 von Mozart und Bellini, und ferner von Beethoven, Wagner, Gounod, Gluck, Weber u. A. je 2 oder 1 Werk. Außer Lohengrin, welcher in voriger season bereits hier eingeführt wurde, soll „Wagner's celebrated Opera Tannhäuser" mit Mdlle. Albani als Elisabeth seinen Einzug in London halten — spät kommt er, doch er kommt —, und es ist ferner eine erste Aufführung von Verdi's „Aïda" mit Madame Adelina Patti in der Titelrolle angekündigt.

Außer den bereits genannten beiden Primadonnen, Emma Albani und Adelina Patti, glänzen als Sterne zweiter Größe Mdlles. Zare-

Digitized by Google

Thalberg, Bianchi (Frl. Schwarz) Marimon, d'Angeri, Scalchi, die Tenore Nicolini und Capoul ꝛc. ꝛc., und wenn auch wohl Jeder, der ihn nur ein Mal gehört hat, mit Schmerz den Namen des großen französischen Baritonisten Faure auf der Liste vermißt, so scheinen doch all die andern genannten Data darauf hinzudeuten, daß wir am Vorabende großer Ereignisse stehen. Wie weit sich diese Voraussetzung erfüllen soll, bleibt natürlich abzuwarten, und ich werde nach Eröffnung der Oper berichten, ob meine Erwartungen, die — ich will es nur gleich gestehen — nicht zu hoch geschraubt sind, übertroffen worden sind. Wenn man sich indessen heute schon ein ungefähres Bild von dem machen will, was sich während der nun stark heranrückenden „season 1876" hier an musikalischen wirklichen Genüssen bieten wird, so muß man auf die musikalischen Verhältnisse Londons in der Vergangenheit und Gegenwart etwas näher eingehen, um hieraus dann einen Schluß für die Musik der Zukunft zu ziehen.

Ueber Concert und Oper in London ist genau dasselbe zu sagen, was in einem früheren Aufsatze der „Gegenwart" über das Schauspiel als erster Hauptfactor hervorgehoben wurde, daß nämlich alle derartige Unternehmungen nicht aus musikalischen, künstlerischen Rücksichten, sondern aus pecuniären begonnen und durchgeführt werden; dieser Stempel steht fast allen Schöpfungen zu klar auf der Stirn, als daß er selbst dem oberflächlichen Beobachter entgehen könnte, und bewirkt natürlich von vorn herein eine gewisse Unbehaglichkeit, um nicht zu sagen Mißstimmung. Andrerseits allerdings sind die Resultate der Geldspeculation auf dem Gebiete der Musik weit fruchtbarer für das Publicum, als diejenigen im Schauspiele, denn während sich letzteres nothgedrungen mit seinen Recrutirungen auf die englisch sprechenden Völker beschränken muß, und nur ganz ausnahmsweise einen Virtuosen fremder Nation, wie den Italiener Salvini, lohnend zur Geltung bringen kann, ist die Sprache der Musik ja allen Völkern gemein, und fast alle Künstler der Welt sind gern bereit, dahin zu gehen, wo sie gut bezahlt werden. Und da man hier eben gut bezahlt, weil man gefunden hat, daß sich das Geschäft gut rentirt, so haben wir hier eben „vorübergehend" fast alle musikalischen Größen der Welt; „vorübergehend" nur, weil eine Ankündigung „Nur 3 maliges oder 6 maliges Auftreten" oder „Nur während dieses Monats" (je nach Ruf des betreffenden Künstlers) sicherere, höhere und schnellere pecuniäre Resultate ergibt, als wenn das Publicum sich bewußt ist, daß ihm der Genuß nicht davonläuft.

Wenngleich es ja keinem Künstler zu verargen ist, daß er pecuniäre Vortheile wahrnimmt, so kann ich hier doch nicht die Bemerkung unterdrücken, daß ihnen doch ihr künstlerischer Stolz höher als das Geld stehen sollte, und es hat mich mit Staunen erfüllt, Virtuosen allerersten Ranges auf einer ihrer so unwürdigen Scene, wie es die der „Promenade concerts" im Coventgardentheater ist, auftreten zu sehen. Um das zu erklären, ist es nöthig, auf die genannten Concerte, welche überdies hier eine hervorragende Stellung einnehmen, näher einzugehen. Nach Schluß der italienischen Oper, Mitte Juli, werden Bühne und Parquet des Coventgardentheaters zu einem Saale vereinigt, in dessen Mitte ein mächtiges Orchester mit seiner Oeffnung nach den Rängen des Zuschauerraumes hin errichtet wird. Auf der Bühne, die durch Gruppen, Wasserfälle ꝛc. prachtvoll decorirt ist — etwa nach Art des Berliner Opernhauses zu den Subscriptionsbällen — sind lange Buffets aufgestellt, und Stühle und Tische bieten die nöthige Bequemlichkeit zur Verzehrung der Erfrischungen. (Keine Getränke — kein Stuhl, da letztere Eigenthum des Buffetinhabers sind.) Im Parquet ist ein Raum unmittelbar am Orchester abgegrenzt und mit Stühlen besetzt (stalls), während der übrige große Raum leer und zur Promenade bestimmt ist. Hier gibt nun ein großes Orchester, das durch eine Militärcapelle noch verstärkt ist, unter Leitung des bekannten italienischen Walzercomponisten Arditi jeden Abend während der bereits genannten Monate Concerte mit gar buntem Programm; da habe ich unter Anderm ein Potpourri aus Lohengrin gehört, „eigens für diese Concerte von Arditi arrangirt", ein Gemisch von Wagnerschen Melodien mit Arditi'schen Modulationen und Uebergängen, und hinterher kam eine ebenfalls eigens für diese Concerte componirte Quadrille, in denen die neuesten Gassenhauer Londons verarbeitet waren, zum Jubel des Publicums, das den zwar etwas mißhandelten, aber doch noch tiefes, inniges Leben athmenden Lohengrin soeben mit einem „succès d'estime" abgespeist hatte. Und wer ist dieses Publicum? In den stalls und Rängen sitzen die Familien, die gekommen sind, sich einen angenehmen musikalischen Abend zu bereiten, so wie die guten Berliner etwa zu Bilse wandern. Dieses ist indessen der bei weitem geringste und außerdem der passive Theil des Publicums, obgleich es die eigentlichen „Zuhörer" sind, während sich die Masse des tonangebenden Publicums unten an den Buffets und auf der Promenade befindet. Dieser größte Theil setzt sich zusammen aus Damen der Demimonde und unverheiratheten Herren (oder solchen, die es sein wollen) aller Stufen und Stände. Ehepaare sieht man sehr selten, und diese wenigen sind wohl ausschließlich Fremde; Ladies, oder die auch nur den geringsten Anspruch machen wollen, es zu sein, natürlich nie. Und in diesen Concerten und vor diesem Publicum treten nun auch Künstler und Künstlerinnen von Ruf auf, um ihre oft kostbaren Perlen vor die Säue zu werfen! Wie weit sich ein so zusammengesetztes Publicum für Kunst interessiren kann, ist wohl leicht zu beurtheilen. Sie kommen, um sich zu unterhalten und zu scherzen, und das geht viel ungezwungener unter den Klängen der Musik, mögen dieselben nun aus Lohengrin oder Troubadour sein, möge da das Weber'sche Clavierconcert von einer deutschen Künstlerin ersten Ranges gespielt werden, oder möge eine direct verschriebene Italienerin Arditi's „Il Baccio" abtrillern: das ist im Grunde Alles ganz egal. Da darf man sich schließlich nicht wundern über Scenen, wie die folgende, welcher ich im jüngsten Herbste dort beigewohnt habe. Ich hatte mich möglichst nahe an die Barriere gedrängt, welche die stalls einschließt, und die stets — der Wahrheit die Ehre — von einer Schaar meist Deutscher nud Franzosen besetzt wird, welche gekommen sind, um den oder jenen Künstler billig zu hören. (Promenade kostet 1 Sh. Entrée.) Ich lauschte mit Jenen den herrlichen Klängen des Mendelssohn'schen Violinonconcerts, welches Meister Wilhelmi mit bekannter Würde und Virtuosität vortrug, und gab mir die möglichste Mühe, das Gewoge der Menge hinter mir nicht zu hören. Da, wie der Künstler gerade einen Ton vom zartesten Pianissimo zum Forte langsam anschwellen läßt, reißt ein Engländer dicht hinter mir seinen Mund gewaltig auf und begleitet den Ton der Violine mit einem herzhaften tiefen Gähnen! Darauf dreht er sich kurz um und kneift einem gerade vorbeigehenden Mädchen in die Backen, das Publicum lacht und amüsirt sich über den „guten Witz", Herr Wilhelmi spielt mit der ihm ja stets eigenen Ruhe weiter, aber um meine Andacht war's geschehen! Ich bin übrigens noch zweimal Zeuge grober Excesse dort gewesen, welche nur durch Entfernung der Betheiligten aus dem Saale geschlichtet werden konnten. Die nöthige Anzahl Polizisten ist stets in Uniform da, und Signor Arditi hat, als ihm der Lärm zu laut wurde, mit stoischer Ruhe zweimal im Stücke aufhören und wieder anfangen lassen. — Das ist nicht der Ort, wo Künstler von Gottes Gnaden auftreten sollen, weil sie gut bezahlt werden! Da bietet sich ihnen doch auch in London passendere und würdigere Gelegenheit, den Theil des Publicums, welcher wirklich Musik hören will, mit ihren Talenten erfreuen zu können. Und hier komme ich nun auf die Concerte, welche wohl mit Recht als der Centralpunkt alles wirklich künstlerischen Schaffens in London bezeichnet werden dürfen, ich meine die Monday & Saturday popular concerts in der St. James Hall.

Die Monday (& Saturday) popular concerts dauern von Mitte October bis zum Juni und werden von Sir Julius Benedict mit künstlerischem Geschicke geleitet. Sie sind wohl die einzigen Concerte, auf denen die Weihe einer Berliner Singakademie liegt, und sie vermögen es denn auch oft, den Zuhörer in einer vollkommen harmonischen Stimmung und in jener Befriedigung scheiden zu lassen, mit der man etwa eine Joachim'sche Quartettsoirée zu verlassen pflegt. Das Programm ist meist ein classisches. Es besteht gewöhnlich aus zwei Trios oder Quartetts von Beethoven, Mozart, Mendelssohn, Haydn, Schubert ꝛc., denen sich Solovorträge Einzelner der ausführenden Künstler und Gesangvorträge anschließen. Den Letzteren wird vom Leiter weniger Sorgfalt zugewendet, da dieselben — meist von Damen ausgeführt — wohl mehr eine angenehme Erholung zwischen den einzelnen anderen Nummern des Programms, als eine selbstständige künstlerische Gabe sein sollen. Der instrumentale und Hauptheil der Concerte dagegen bietet viel des Guten, in der Wahl der Stücke sowohl wie in deren Ausführung, welche stets eine gediegene ist, und oft sogar den allerhöchsten Anforderungen vollkommen entspricht. Um solche Resultate zu erreichen, muß Herr Benedict natürlich in die Ferne schweifen, da London oder England keine musikalischen Größen zu geben vermag. Und wir sehen denn auch, daß das Programm, wie es einerseits nur nichtenglische Componisten aufweist, anderseits auch fast ausschließlich fremde Künstler nennt. So wirkten vor Kurzen ein aus den Herren Joachim, L. Rieß, Zerbini und Piatti zusammengesetztes Quartett, Frau Clara Schumann und Frl. Marie Krebs, und ich hatte

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Gelegenheit, im Laufe des Winters dort u. A. Herrn Wilhelmi und Frl. Anna Mehlig zu hören, alles Namen, die wohl genügend klar machen, was in diesen Concerten geboten wird. Ich will hier eine besondere Einrichtung erwähnen, die der Nachahmung in Deutschland werth ist, ich meine die Art der Programme. Diese bestehen nämlich aus Büchern, in denen die zur Aufführung gelangenden Stücke einzeln besprochen werden. Jeder solcher Aufsatz bringt zuerst Geschichte und Daten der Entstehung eines Werkes und gibt nachher in recht klarem Drucke die einzelnen Themata jedes Theils, so daß auch Derjenige, welcher das betreffende Stück nicht genügend oder gar nicht kennt, mit Hülfe seines Programms (der Melodie) gut folgen kann. Ein derartiger Leitfaden ist besonders zum sofortigen Verständnisse von Trios und Quartetts, die dem Hörer neu sind, nicht zu unterschätzen, und zeugt von dem auch auf musikalischem Gebiete stets praktischen Sinne der Engländer. Ob aber trotz eines solchen Programmes alle Zuhörer das ihnen Gebotene verstehen, ist eine Frage, die der Besucher und Beobachter dieser Concerte schwer zu beantworten vermag. Jedenfalls thun sie Alle so, und das ist ja genügend, um den Genuß des Nachbars nicht zu stören. Ein Schließen der Thüren während der einzelnen Theile ist allerdings noch nicht eingeführt, und was ferner das so sehr störende Toilettemachen und sogar Fortgehen vor Schluß betrifft, so ist ja ein großer Theil unseres musikalisch hochgebildeten deutschen Publicums darüber auch noch nicht hinaus.

Die Zuhörerschaft der Monday popular concerts ist mit derjenigen der Promenade concerts nicht zu vergleichen, und wird hauptsächlich schon dadurch eine wesentlich andere, daß hier jeder Einzelne wirklich des Concertes wegen kommt, und sich dessen auch bewußt ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß von den London bewohnenden Engländern eine nur ganz verschwindend geringe Anzahl reif ist, das in den Monday popular concerts Gebotene wirklich zu verstehen, während andrerseits der Einfluß nicht zu unterschätzen ist, den diese Concerte auf den Geschmack und so auf die musikalische Bildung des englischen Publicums ausüben. Der Engländer weiß seit langer Zeit, daß er auf dem Felde der Musik weit, weit hinter den Völkern des Continents zurück ist, und hat die Werke und Meister Italiens und Deutschlands, die den Weg nach England fanden, Anfangs einfach mit Gleichgültigkeit angestaunt und sich darüber amüsirt. Wozu sich auch selbst quälen und Musik studiren, um das zu erreichen, was wir so bequem und so willig von Andern haben können? Sind wir doch die Beherrscher des Handels und damit des Reichthums, und für unser Geld können wir uns ja musikalische Genüsse aus Italien und Deutschland verschreiben, mehr als wir verdauen können! — Diese frühere Ansicht des stolzen Englands hat indessen in neuerer Zeit einer ganz anderen, grundverschiedenen Platz gemacht. Der Engländer ist sich endlich bewußt geworden, daß die Musik nicht nur Eigenthum weniger auserlesener Künstler, sondern Eigenthum der Nation sein soll, und bemüht sich mit der ihm eigenen Energie, von dieser Erkenntniß zu profitiren. Da werden denn Akademien zur Förderung des Unterrichts eingerichtet und die Lehrer aus den musikalischen Landen des Continents verschrieben; es werden Gesang- und Musikvereine gebildet, und auswärtige Musiker mit deren Leitung betraut; deutsche und italienische Lehrbücher werden in's Englische übersetzt und in den Musikschulen eingeführt; man läßt fremde Künstler kommen, nicht nur, um sich durch dieselben zu amüsiren, sondern um ihnen nachzuahmen, von ihnen zu lernen; und so herrscht jetzt auf musikalischem Gebiete eine rege Thätigkeit, deren wohlthätiger Einfluß auf die Gesammtheit schon heute keineswegs zu verkennen ist. Jeder Vater, der es irgend im Stande ist, hält es bereits für seine Pflicht, den Kindern Musikunterricht ertheilen zu lassen, und man findet hier in London fast in jedem Hause das Clavier als nicht zu entbehrendes Möbel. Allerdings darf man nach der Art der meisten dieser Instrumente nicht fragen, denn die Zahl derer, welche mehr den Namen „Klapperkasten" als „Clavier" verdienen, ist unendlich. Aber sie sind doch da, und die Kinder nehmen Clavierunterricht. (Violine oder gar Violoncello wird in Privathäusern noch äußerst selten gelehrt.) Die Resultate des Unterrichts sind im Großen und Ganzen noch recht mangelhafte; theils weil den Kindern die nöthige richtige Anregung von Seiten der Eltern fehlt, welche letzteren sich noch nicht recht klar sind, wie sie das Ding eigentlich zu packen haben; zur Hauptsache aber, weil es noch sehr an tüchtigen Lehrern gebricht. Diesem Mangel wird indessen durch die in den Akademien von guten Lehrern Ausgebildeten immer mehr und mehr abgeholfen, und so ist nicht zu bezweifeln, daß die musikalische Bildung des englischen Volkes schnell weitere erfreuliche Fortschritte machen wird. Das in Manchem heimlich schlummernde Talent muß eben geweckt werden, um nicht unerkannt zu verkümmern, und da man auf dem besten Wege ist, die Musik zum Gemeingute Aller zu machen, so dürfte der Tag nicht zu fern sein, wo sich England aus seinen eignen Söhnen und Töchtern tüchtige Musiker bilden wird, und so activ auf einem Gebiete auftreten wird, auf dem es bis jetzt nur passiv dasteht. Eine Nation musikalisch zu bilden, dazu gehören viele Menschenalter; aber England wird es durchsetzen, denn es hat den Willen, die Energie und — das Geld dazu! — Wie es mit der Zeit schon ganz selbstverständlich geworden ist, daß jeder Gebildete auch Musikfreund sein muß, so gehört es für die wohlhabenderen Stände mit zum guten Ton, die bedeutenderen Concerte, unter denen die Monday popular concerts den ersten Platz einnehmen, öfter zu besuchen; und da findet es sich denn gar manchmal, daß Diejenigen, welche Anfangs nur durch die Pflicht hingetrieben wurden, später wirklich aus Liebe zur Kunst hingehen. Ein überaus großer Theil der Concertbesucher recrutirt sich übrigens aus den hier lebenden 120,000 Deutschen und aus der gleichfalls bedeutenden Menge hier wohnender Franzosen.

Neben den Monday popular concerts müssen die stark besuchten Sonnabend-Concerte des gut geschulten Mann'schen Orchesters, des besten in London, im Krystall-Palast genannt werden, welche sich ebenfalls zur Aufgabe gestellt haben, classische und gute neuere Musik einzuführen. Neben den Orchesteraufführungen treten gewöhnlich auch die sich hier gerade aufhaltenden Künstler in Solovorträgen auf, und verleihen den Concerten dadurch einen doppelten Reiz. —

Außer den von mir beschriebenen Arten findet man in den Zeitungen natürlich täglich einige Concerte angezeigt, welche theils von einzelnen Künstlern, theils von Vereinen arrangirt werden. Da sind die Concerte der Philharmonic society, die London Ballad concerts, die Concerte des Dilettanten-Orchestervereins, welche durch die stete Mitwirkung des Herzogs von Edinburg als ersten Violinisten besonderen Reiz erhalten, und einige andere, in denen oft manches Interessante geboten wird. Doch brauche ich auf dieselben hier nicht näher einzugehen, da sie zur Vervollständigung des Gesammtbildes der hiesigen Concertverhältnisse nichts Neues beitragen. Von besonderem Interesse sind noch die Aufführungen der Sacred harmonic society in der Exeter-Hall und diejenigen der Royal Albert Hall choral society in der Royal-Albert-Hall. Diese Gesellschaften pflegen, gewöhnlich durch einige andere Gesangvereine noch verstärkt, Aufführungen von Oratorien zu veranstalten, mit besonderer Bevorzugung derjenigen von Händel, den die Engländer in Ermangelung eines anderen als ihren Nationalcomponisten betrachten. Diese Concerte werden auch von dem wenig wohlhabenden Mittelstande stark besucht. Bei den Einen hat sich dadurch, daß sie von frühester Jugend zum häufigen Kirchengehen angehalten werden, ein gewisses Interesse für Kirchenmusik entwickelt, das durch den Musikunterricht, der hier auf die „sacres music" großes Gewicht legt, noch verstärkt wird. Andere sind entweder selbst Mitglieder irgend eines Gesangvereins, oder sie haben doch einen nahen Verwandten darin, der vielleicht gar an dem betreffenden Abende selbst mitwirkt. — Wenn sich bei diesen Monstreaufführungen auch Vieles über ungleichmäßige Einsätze oder Unreinheiten sagen läßt, so muß doch andrerseits das oft harmonische Zusammenwirken der Massen bewundert und anerkannt werden; und wenn die erhabenen Händel'schen Chöre von 1000 bis 2000 Sängern unter Begleitung eines Orchesters und der gewaltigen Orgel in dem gigantischen Prachtbau der Albert-Hall so mächtig wiederhallen, wird der musikalisch Gebildete wie der weniger Gebildete wohl gleichmäßig bis in's Innerste gepackt.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Gastspiel der Meininger.

„Der eingebildete Kranke." Posse in 3 Aufzügen von Molière, deutsch von Wolf Grafen Baudissin.

„Der eingebildete Kranke" ist das zweite Molière'sche Stück, das wir von den Meiningern gesehen haben. Die Aufführung gehört zu dem Vorzüglichsten, was die Meininger bieten. Herr Weilenbeck zeigt in der

Digitized by Google

allerdings außerordentlich dankbaren Hauptrolle des Argan liebenswürdigen, herzlichen und discreten Humor, und Frau von Moser-Sperner ist eine so ausgelassene dralle Toinette, wie man sie nur wünschen kann. Unter den Rollen, welche in zweiter Reihe stehen, sind als ergötzliche Chargen besonders hervorzuheben der Doctor Diafoirus Vater des Herrn Hassel und vor Allem der junge Thomas Diafoirus des Herrn Chronegk. Wollte man den Verdiensten oder zum mindesten den Wünschen jedes Einzelnen gerecht werden, so müßte man nach der beliebten Manier den Theaterzettel von Anfang bis zu Ende abschreiben und den Namen jedes Darstellers mit einem freundlichen Prädicate schmücken. Das ist ein so mittelmäßiges Vergnügen, daß man es mir hoffentlich verzeihen wird, wenn ich es weder den Anderen noch mir bereite. Ich wende mich daher ohne Weiteres von den Einzelleistungen zu allgemeineren Bemerkungen über die Aufführung, namentlich über die Decoration und die Costüme, die bei den Meiningern immer eine besondere Aufmerksamkeit beanspruchen.

Das Krankenzimmer, in welchem die Handlung vor sich geht, ist von der deutschen Regie mit viel größerer Beobachtung aller möglichen kleinlichen Details ausgestattet worden, als von dem Théâtre français. Das Pariser Haupttheater begnügt sich mit einer ganz einfachen und wirkungslosen Decoration, die, wie ich mich überzeugt habe, in den letzten fünfzehn Jahren nicht verändert worden ist; sie ist daher auch ziemlich schäbig und reizlos. Man beachtet sie gar nicht. Gleichwohl muß ich gestehen, daß mich diese äußerste Einfachheit in der decorativen Ausstattung niemals gestört hat, daß sie mir sogar nicht einmal aufgefallen ist. Ueber dem unvergleichlichen Spiel der französischen Darsteller und der Lustigkeit des Molière'schen Schwankes konnte man das Aeußerliche allerdings leicht vergessen. Ein paar einfache Stühle, darunter der alte wurmstichige Sessel mit zerrissenem Lederpolster, den die Leichtgläubigen als den „Lehnsessel Molières" bezeichnen, und der hochbeinige Kinderstuhl für die kleine Louison, ein einfacher Tisch, — das ist das ganze Mobiliar, dessen der französische Argan bedarf. Der Franzose braucht auch keinen besonderen Rahmen für ein Bild aus Molière'scher Zeit; er bringt schon von vorn herein die richtige Stimmung mit in's Theater. Die Meininger haben sich bemüht, diese Stimmung bei den Deutschen durch eine minutiöse Ausstattung hervorzurufen. Dem Zuschauer soll, nach ihren Absichten, schon auf den ersten Blick hin klar werden, daß er vom Dichter versetzt wird in die Häuslichkeit eines vermögenden Pariser Bürgers aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, der krank ist oder sich einbildet, krank zu sein. Für die Wohlhabenheit des Herrn Argan zeugt die ganze Einrichtung, der behäbige Luxus, den er sogar in seinem Krankenzimmer aufgehäuft hat. Prachtvolle Gobelins bedecken die Wände; die Möbel sind reich geschnitzt und so zahlreich, daß sie nicht nur mit Hinsicht auf die unmittelbar praktische Verwerthung, sondern auch durch den künstlerischen Sinn ihres Besitzers gewählt sind. Bei der Zusammenstellung ist die Zeit scharf beobachtet worden, und man gewinnt sofort die Ueberzeugung, daß man sich nicht in einem modernen Zimmer befindet. Das durch Gardinen verhängte Bett und die große Anzahl von Medicinflaschen und Mixturen, die auf einer Etagère terrassenartig aufgestellt sind, lassen endlich erkennen, daß der Inhaber dieses Zimmers ein wirklicher oder vermeintlicher Patient ist.

Die Costüme gehören ohne Ausnahme dem Zeitalter Ludwigs XIV. an. Sie sind also, wenn man will, richtig; aber die Meininger Regie hat bei der Wahl derselben mehr darauf Bedacht genommen, kleidsame und reiche Trachten zu wählen als diejenigen, die der Dichter vorgeschrieben hat, und die in Paris noch heute getragen werden. Es läßt sich dagegen wenig sagen; denn es ist wirklich ziemlich gleichgültig, ob das Costüm mehr oder weniger reich ist; nur in Betreff des Berald bin ich mit der Meininger Wahl nicht einverstanden. Berald erscheint bei den Meiningern in dem kurzen jupe-artigen Rocke, den die Stutzer zu Beginn der Regierung Ludwigs XIV. zu tragen pflegten. Vernünftige, gesetzte Männer haben diese Kleidung überhaupt nicht angelegt. Nun ist Berald ein ganz verständiger, ruhiger, ernsthafter Mann, gerade der Vertreter des Correcten gegenüber der Extravaganz, des Nüchternen und Verständigen gegenüber der unverständigen Ausschreitung. Ein solcher Mann macht die Tollheiten der Mode nicht mit; nud Molière hat es überdies selbst bestimmt und ausdrücklich ein schlichtes Costüm vorgezeichnet. Berald trägt nach der Angabe des Dichters „das Kleid eines bescheidenen Cavaliers" (en habit de cavalier modeste).

Da wir gerade von den Costümen sprechen, so will ich die Angaben, welche sich in der ersten Elzevir-Ausgabe, Amsterdam 1674, über diese Einzelheit vorfinden, hier wiedergeben. Argan soll als Kranker gekleidet sein mit dicken Strümpfen, Morgenschuhen, enganliegender Kniehose, einer rothen Jacke mit etwas Spitzen besetzt, das Tuch mit breiter Borde um den Hals geschlungen, und einer mit Spitzen besetzten Nachtmütze. Die drei Aerzte, Purgon, Diafoirus und sein Sohn Thomas sollen schwarz gekleidet sein, die beiden ersteren in dem gewöhnlichen Anzuge der Aerzte, der letztere mit einem großen, breiten Halskragen und einem langen Mantel, der ihm bis über's Knie reicht. Auch für den Apotheker Fleurant ist die schwarze Kleidung vorgeschrieben mit einer kurzen Schürze; „er hat eine Klystierspritze in der Hand und trägt keinen Hut".

Die Meininger geben das Stück, wie die Franzosen, ohne Fallen des Vorhangs. Die Franzosen sind an diese Art von Vorstellungen ohne Unterbrechung gewöhnt; die drei bekannten Schläge mit dem Holzhammer auf die Bretter bezeichnen bei ihnen den Beginn eines neuen Actes. Für uns ist das etwas Ungewohntes, und die Meininger haben daher die Pausen durch stummes Spiel sehr witzig und wirkungsvoll ausgefüllt.

Nach dem ersten Acte tritt Toinette auf und nimmt die verschiedenen Kissen, die von dem lächerlichen Kissenbombardement zwischen ihr und ihrem Herrn noch verstreut am Boden umherliegen, auf, glättet sie, legt sie sorgfältig auf's Bett, faltet die Tischtücher zusammen, rückt die Stühle und geht dann ab. Dieses stumme Spiel wirkt sehr komisch, und Frau von Moser-Sperner wurde lebhaft beklatscht. Nach dem zweiten Acte, der hier mit der 11. Scene endigt, während die 12. Scene zum dritten Acte herübergezogen ist, erscheint ein Diener, der das Zimmer ausräuchert.

Noch eine Kleinigkeit in Betreff der Aussprache hätte ich zu bemerken. Der sehr häufig wiederkehrende Name des „Dr. Diafoirus" wird von den Meiningern beständig „Diafoarüh" ausgesprochen; das ist nicht richtig; es ist kein stummes s; die Franzosen sprechen das s in den lateinischen Endungen ebenso aus wie wir. Die allerdings nicht sehr kostspielige Komik, welche dieser Eigenname im Französischen besitzt, geht, wie auch bei dem Namen Purgon, durch Beibehaltung der französischen Eigennamen uns verloren. Es ist kein Unglück, daß Baudissin auf diese Geschmacklosigkeit der Molière'schen Zeit verzichtet und statt uns mit einem Dr. Laxirius und Dr. Clystirius zu begnadigen — Dr. Purgon und Diafoirus beibehalten hat. Die Uebersetzung ist eine anerkannt vorzügliche. Zum Glück für uns hat Molière das Stück in Prosa geschrieben, nnd unser Ohr wird also nicht durch die holperigen, schlechten und mühseligen Verse, die wir in den „Gelehrten Frauen" zu hören bekamen, gemartert.

Die Meininger lassen sich durch die Beseitigung der burlesken Doktorpromotion eine große komische Wirkung entgehen. Die Ceremonie ist eine der gelungensten Parodien, die je geschrieben sind. Es würde für die Regie eine Kleinigkeit sein, sich die Pariser Einrichtung mit der alten Musik zu verschaffen, und die Meininger könnten uns dann ein ebenso lustiges wie charakteristisches Schauspiel aus dem XVII. Jahrhundert bieten. Ich empfehle ihnen daher auf das Angelegentlichste das Nachspiel, welches den allein richtigen Schluß des Lustspiels bildet, mit aufzuführen. Es verlohnt der Mühe.

Beiläufig mag noch bemerkt werden, daß das auch bei uns heimisch gewordene geflügelte Wort „Apothekerrechnung" seinen Ursprung in der ersten Scene dieses Lustspiels hat.

Die Molière'sche Posse ist nach unserem Geschmack in vielen Punkten ohne Zweifel veraltet. Einige ihrer Derbheiten erscheinen uns geradezu anstößig; aber es ist in dem Ganzen eine solche Fülle unverwüstlicher Laune, und selbst die Zoten — es gibt keinen anderen Ausdruck — sind zum Theil so überaus belustigend, daß die Meininger sehr recht daran gethan haben, dieses Stück auch bei uns bekannt und beliebt zu machen. Das Publicum amüsirte sich denn auch vom Anfang bis zu Ende köstlich und, ohne allen kritischen Verdruß, fröhlich und guter Dinge nahm es mit breitem Lachen sogar die verwegensten Scherze auf — Scherze, denen nur ihr ehrwürdiges Alter auf der Bühne die Berechtigung zugestehen konnte und die, wenn sich ein Moderner vermessen wollte, dergleichen loszulassen, unzweifelhaft das entsetzte „Au" der kritischen Ablehnung oder das überzeugte „Pfui" der sittlichen Entrüstung hervorrufen würden.

Vom Standpunkte der Bühnentechnik aus gehört „Der eingebildete Kranke" mit zu dem Vorzüglichsten, was Molière geschrieben hat. Dieser Ansicht ist auch Goethe, der namentlich für die allerliebste Scene zwischen Argan und seinem Töchterchen Louison die Gefühle höchster Bewunderung

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

empfindet. Er nennt diese Scene das „Symbol einer vollkommenen Bretterkenntniß". „Ich meine die Scene", sagte er zu Eckermann, „wo der eingebildete Kranke seine kleine Tochter Louison befragt, ob nicht in dem Zimmer ihrer älteren Schwester ein junger Mann gewesen. Nun hätte ein Anderer, der das Metier nicht so gut verstand wie Molière, die kleine Louison das Factum sogleich ganz einfach erzählen lassen, und es wäre gethan gewesen. Was bringt aber Molière durch allerlei retardirende Motive in diese Examination für Leben und für Wirkung, indem er die kleine Louison zuerst thun läßt, als verstehe sie ihren Vater nicht; dann leugnet, daß sie Alles wisse,*) dann, von der Ruthe bedroht, wie todt hinfällt, dann, als der Vater in Verzweiflung ausbricht, aus ihrer fingirten Ohnmacht wieder schelmisch dem Vater entgegenspringt und zuletzt nach und nach Alles gesteht. Diese meine Andeutung gibt Ihnen von dem Leben dieses Auftritts nur den allermagersten Begriff, aber lesen Sie die Scene selbst und durchdringen Sie sich von ihrem theatralischen Werthe; Sie werden gestehen, daß darin mehr praktische Lehre enthalten ist, als in sämmtlichen Theorien."

Ich habe schon früher ohne Rücksicht auf die Meininger Aufführung, die ich bisher nicht kannte, über das letzte Molière'sche Lustspiel in diesen Blättern eingehend geschrieben. Ich will auf die Einzelheiten nicht zurückkommen; nur das Eine möchte ich bemerken, weil es sich mir auch jetzt bei der jüngsten Aufführung, die ich hier von den Meiningern gesehen, immer wieder und wieder aufgedrängt hat: wie auf einen Jeden, der Molières Leben kennt und weiß, unter welchen Umständen dieses Stück geschrieben ist, die übermüthige Posse gerade in ihren tollsten Scenen wie ein Trauerspiel wirkt. Als Molière dieses Stück schrieb, war er dem Tode nahe; er selbst spielte die Hauptrolle als Sterbender und verlor auf der Bühne bei der vierten Vorstellung dieses Stückes gegen den Schluß desselben die Besinnung. Er wurde nach Hause getragen und starb noch an demselben Abend. Denkt man daran, so kann man unmöglich lachen, wenn man Argan, den Molière spielte, von seinem eingebildeten Leiden sprechen hört; und das Zwiegespräch zwischen ihm und Beralb kann unmöglich eine komische Wirkung hervorbringen. „Dieser Molière," sagt Argan, sagte also Molière selbst, „das wäre mir gerade der Rechte mit seinen unverschämten Komödien! Als ob er der Mann darnach wäre, die Arzneiwissenschaft zu meistern. Wie darf solch ein dreister, vorwitziger Faselhans sich erlauben, über Consultation und Recepte sich aufzuhalten, an der ganzen Facultät sich zu vergreifen und so ehrwürdige Personen wie unsere Doctoren auf sein Theater zu bringen. Wenn ich wie die Aerzte wäre, ich rächte mich an ihm für seine Frechheit, und wenn er krank wäre, ich ließe ihn ohne Hülfe sterben. Dann möchte er thun und lassen, was er wollte, ich verordnete ihm nicht den kleinsten Aderlaß, nicht das kleinste Klystier und spräche zu ihm: Fahre du nur ab; das wird dich lehren, ein ander Mal deinen Witz an der Facultät auszulassen!" Baudissin hat hier noch gemildert. Es heißt im Original „und würde ihm sagen, crepire nur, crepire!" Molière hat richtig prophezeit; der erste Arzt, zu dem geschickt wurde, als sich der Blutsturz bei ihm einstellte, weigerte sich, zu dem Spötter zu kommen und hat ihn wirklich „crepiren" lassen! Der tragische Tod des Dichters war den Zeitgenossen aber noch nicht tragisch genug. Sie haben ihn dadurch noch theatralischer zu machen gesucht, daß sie sagten, Molière wäre in der Scene, in der er sich todt stellt, plötzlich gestorben. Darauf beziehen sich verschiedene Epitaphe, die aus jener Zeit stammen, so das lateinische:

Dum ludit mortem, Mors indignata jocantem
Corripit et mimum fingere saeva negat;

und die französische Umschreibung:

Cy-git qui parut sur la scène
Le singe de la vie humaine,
Qui n'aura jamais son égal,
Qui, voulant de la mort ainsi que de la vie
Etre l'imitateur dans une comédie,
Pour trop bien réussir, y réussit fort mal;
Car la mort en étant ravie,
Trouva si belle la copie
Qu'elle en fit un original.

F. L.

*) Eckermann fällt hier in dem Berichte über die Goethe'sche Auseinandersetzung aus der Construction.

Notizen.

Der Thronwechsel in Constantinopel ist von größtem Interesse, hat außerordentliches Aufsehen gemacht, wird unübersehbare Folgen haben, eröffnet für die orientalische Frage ganz neue Perspectiven, läßt alle bisherigen Combinationen in den Hintergrund treten und so weiter, und so weiter. Sollte der Leser finden, daß er sich das Alles selbst sagen konnte, so wäre man zu wissen begierig, was er Anderes seit der letzten Zeit zu Gesicht bekommen hat. Es versteht sich, daß Niemand überrascht war, alle Zeitungen vielmehr das Ereigniß vorhergesehen und an dem und dem Tage deutlich prophezeit hatten. Auch unsere Wochennotiz, die vor der Kunde des Thronwechsels nach Leipzig expedirt war, ist in diesem Punkt nicht zurückgeblieben, hat sich vielmehr in der vorigen Nummer die Frage erlaubt, wozu all das Conferiren und Deliberiren der Mächte nützen solle, es käme ja doch immer anders! Mehr durften wir nicht sagen, aber wer aufmerksam unsere Worte studirte, wird schon errathen haben, was gemeint war. Jemand, dem bei dieser Gelegenheit der Weitblick der modernen Journalistik gepriesen wurde, bemerkte freilich, wenn die Herren nach dem Ereigniß stets so vortrefflich wüßten, daß es so kommen mußte, und sie es auch bestimmt vorhergesagt, wie schade wäre es da, daß sie nicht die Freundlichkeit hätten, anzugeben, was sich nun jetzt ereignen werde! Die Türkei hat jedenfalls Luft bekommen. Man gab ihr zuerst die Note Andrassy als ein vortreffliches Recept gegen die Schäden, an welchen sie laborire. Die Pforte machte ein saures Gesicht, verschluckte aber die fünf Pillen nach einigem Sträuben. Noch ehe sie dieselben verdaut hatte, wurde ihr von Rußland ein neues Medicament verschrieben, mit der Versicherung, es sei ihr heilsam und schmecke sogar vortrefflich. Diesmal indessen war die Türkei widerspänstig und wollte es darauf ankommen lassen, daß man ihr noch wirksamere Mittel in Aussicht stellte. Während die Mächte indessen mit der definitiven Präparation der Arznei beschäftigt waren, welche man dem Sultan wider dessen Willen administriren wollte, verschwand dieser in einer Versenkung des Welttheaters und Kaiser Murad erschien auf der Scene, umgeben von dem Glorienschein liberaler Reformen, die hoffentlich nicht am Tageslicht zu rasch verbleichen werden. Es ist Sitte, daß jeder neue Herrscher seinem Volke und der Mitwelt solche freisinnige Morgengaben widmet und man begreift nicht, warum der Sultan und die verjüngte Türkei nicht ebenfalls ihre Flitterwochen feiern sollten. Es sind da allerdings die Insurgenten und hinter ihnen die Serben, Montenegriner und andere angebliche Christen. Diese wollten zum Polterabend des in Constantinopel neuvermählten Paares eine Katzenmusik aufführen, die für Europas Ruhe störend ausfallen konnte. So stand wenigstens, wie russische Stimmen unter dem ersten Eindruck insinuirten, zu besorgen, und, wenn es nach Rußlands Wunsch ging, würden Sultan und Türkei ihre Hochzeitsreise nach Asien angetreten haben. Dazu schienen sie jedoch wenig geneigt und man konnte ihre Unlust begreiflich finden. So dunkel indessen auch die Vorgänge am goldenen Horn erscheinen mochten, darüber war kein Zweifel, daß der russische Botschafter Ignatieff bei dem Intriguenspiel in Stambul den Kürzeren gezogen hat. Europa jedoch dürfte den kühnen Diplomaten, der sich in seine eigenen vielfach verschlungenen Projecte verstrickt hatte, aus der Klemme zu ziehen kein dringendes Bedürfniß empfinden. Während des ganzen Verlaufs der orientalischen Krisis, namentlich seit Jahresfrist, waren offenes Spiel und kleinbürgerliche Aufrichtigkeit so sehr in die Brüche gegangen, daß, wenn auch einmal die kluge russische Diplomatie sich verrechnet haben sollte, Heulen und Wehklagen darüber nicht gerade unumgänglich erscheinen. Eine Regierung, die über achtzig Millionen Seelen verfügt, hat deswegen noch nicht immer gleich die geistigen Gaben dieser ungeheuren Menschenmenge potenzirt in sich vereinigt. Auch sie kann irren; und wenn ihr ein solcher Fehler politischen Calculs passirt, so sollte, möchte man glauben, ganz Europa nicht immer dafür aufkommen müssen. Das Alles unbeschadet der friedlichen Nothwenigkeit des Dreikaiserbundes, wovon Jedermann nach wie vor überzeugt ist. Aber einige Selbstständigkeit des Denkens und Fühlens seitens der Presse ist damit selbst dem besten Alliirten gegenüber wohl nicht ganz ausgeschlossen. War doch vorherzusehen, daß man in Petersburg selbst die Sache nach einiger Zeit ungleich kühler ansehen werde. Besonnene Leute waren denn auch der unmaßgeblichen Meinung, man solle der Türkei etwas Zeit lassen, daß die neue Regierung zeige, was sie zu leisten vermag. Die gegenwärtigen türkischen

Digitized by Google

Machthaber bedürfen vor Allem zweier wichtiger Dinge: Geld und Ideen. Die letzteren sind fast das wichtigste Element, denn sie können zuweilen das erstere, nämlich das fehlende Geld, herbeischaffen. Bis diese Requisiten ausreichend vorhanden, möchte allerdings Niemand für den dauernden Erfolg des neuen Regime einstehen. Man muß immer vorsichtig sein und dem Unbekannten eine Thür oder wenigstens eine Spalte offen halten. Hat sich doch gerade jetzt wieder im Orient der von tiefer Staatsweisheit getragene Spruch bewährt, daß Alles möglich ist und Niemand weiß, was kommen kann.

* * *

Vom Büchertisch.

Eduard Engel, „Lord Byron". Eine Autobiographie nach Tagebüchern und Briefen. Mit Einleitung und Erläuterungen. (Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung.) Das Buch nennt sich einen „Ergänzungsband zu Byrons Werken" und hat dazu die vollste Berechtigung. Der leitende Gedanke des Herausgebers war, eine Charakterschilderung des englischen Poeten zu geben, die ganz von diesem selbst herrührt und zugleich den Zweck haben soll, die ungerechte Beurtheilung, unter welcher der Mensch Byron auch in Deutschland leidet, zu beseitigen. Die Einleitung ist von enthusiastischer Liebe zu dem Titanen des Weltschmerzes erfüllt, und auch die Ueberschriften, mit denen Engel die einzelnen Bruchstücke aus Tagebüchern und Briefen versehen hat, beweisen, daß er seinen Heros in das beste Licht stellen will. Aber nicht nur das; er versucht es, den Leser in den inneren Entwickelungsgang des Dichters einzuführen und bietet wirklich viel Interessantes. Daß die strenge Objectivität in diesem Falle nicht gefordert werden kann, ist selbstverständlich; gar manche Anschauung ist schief, aber stets für Byron im höchsten Grade charakteristisch. Eine Lücke hat das Buch in Bezug auf den ehelichen Zwist; man gewinnt wohl die moralische Ueberzeugung, daß der Dichter den kleinsten Theil der Schuld getragen hat, aber die factische Gewißheit über die Art des Zerwürfnisses wird nicht einmal durch das „Fragment einer Novelle" (S. 122) geboten.

Sehr rückhaltlos ist eine Bemerkung über Schlegel, der in seinen Vorlesungen bemerkt: „Dennoch bedurfte es (Dantes Gedicht) auch für sie (die Italiener) eines Commentars, und so ist es denn gekommen, daß der größte und nationalste aller italienischen Dichter im Ganzen doch nicht der Dichter seiner Nation geworden ist." (Fr. Schlegels sämmtl. Werke II. B. S. 17.) Diese Stelle hatte Byron, der deutschen Sprache unkundig, wahrscheinlich in irgend einer Uebersetzung gelesen, die des deutschen Kritikers Ausspruch, der vollständig wahr ist, etwas verändert wiedergab. „Dante war nie sehr beliebt bei seinen Landsleuten." Dazu hatte Byron noch irgendwo — wir können uns der betreffenden Stelle zwar nicht mehr entsinnen — die Bemerkung entdeckt, daß man auf dem Arno mit Gondeln fahre. „Aehnlich spricht dieser gute Deutsche auch von Gondeln auf dem Arno! — und solch ein Kerl wagt es, über Italien zu schreiben!"

Sehr interessant sind die Briefe des Lords an seinen Verleger Murray, in denen er sich mit der vollsten Offenheit einer freiheitstolzen Natur über die Gesellschaft, besonders die englische, über Dichter und Dichterwerke und über Privatangelegenheiten ausspricht.

Man darf dem Autor des Buches für seine Arbeit dankbar sein, und nur Eins scheint uns unnöthig gewesen zu sein, die Polemik gegen Grabbe, — „dessen poetische Producte sich zwischen geistiger Impotenz und bombastischen Delirien bewegen." Ein, wenig objectives Urtheil!

Von Lieferungswerken liegen uns folgende vor:

„Lehrbuch der praktischen Pflanzenkunde in Wort und Bild für Schule und Haus, für Gebildete aller Stände." Herausgegeben von Carl Hoffmann (Stuttgart, Carl Hoffmann). Das Werk ist auf 40 Bogen in Folio in 20 Lieferungen berechnet, von denen uns zwölf vorliegen. Die vortreffliche Ausstattung, der Reichthum an Holzschnitten und colorirten Tafeln und die Billigkeit, $1\frac{1}{2}$ Mk. pro Heft, sichern dem Unternehmen den Erfolg. Ueber den wissenschaftlichen Werth bringen wir nach Vollendung des Werkes eine Besprechung.

„Die Rheinfahrt" in Schilderungen von Karl Stiebr, Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer (Stuttgart, A. Kröner), liegt bis zur 15. Lieferung vor. Das Werk ist bisher stets auf der gleichen Höhe geblieben, der Text ist anmuthend und anschaulich und die Illustrationen von Seite der Künstler, wie des Holzschneiders Adolf Cloß, kleine Cabinetsstücke. Besonders gelungen sind die Tondruckbilder der letzten Lieferungen „Der Rodensteiner" von G. Franz, und „Am Scheveninger Strand nach Sonnenuntergang" von A. Achenbach, ein meisterhaftes Stimmungsbild. Das Werk wird, wenn vollendet, einen bleibenden Werth haben und ein ehrenvolles Zeugniß für die deutsche Kunst ablegen.

Als ebenbürtig steht der „Rheinfahrt" „Das Schweizerland" (Stuttgart, J. Engelhorn) zur Seite, dessen fünfte Lieferung fast durchgängig vorzügliche Schnitte bringt; für die Güte des Textes bietet der Name Woldemar Kaden vollste Gewähr.

„Die Classiker der Malerei" (Stuttgart, Paul Neff), herausgegeben von Krell und Eisenmann, sind bereits zur achten Lieferung vorgeschritten, die Peruginos „Sibyllen und Prophetengruppe aus dem Cambis zu Perugia" und Rafaels „Madonna Franz des Ersten" (Louvre) bringt. Das Werk gereicht dem Verlag zur größten Ehre, nicht nur wegen der Vollendung der einzelnen Blätter in Phototypie, sondern noch viel mehr wegen des Muthes, der sich in der Uebernahme eines so theuren Verlagartikels ausspricht. Bei dem reger werdenden Kunstsinn unseres Volkes ist eine große Verbreitung zu hoffen, die in diesem Falle sehr verdient ist.

Wiederholt machen wir auf die illustrirte Monatsschrift „Deutsche Jugend" aufmerksam, herausgegeben von J. Lohmeier, unter künstlerischer Leitung von Oscar Pletsch (Leipzig, Alphons Dürr). Diese Blätter sind unbestreitbar das Beste, was man Kindern in die Hand geben kann. Fern von jenem läppischen Ton, der manche derartige Zeitschrift kennzeichnet, ist doch der ganze Text auf das kindliche Verständniß berechnet, und so edel und rein, wie Alles sein soll, was die Jugend zu lesen bekommt. Die Illustrationen, fast durchaus von Künstlern ersten Ranges herrührend, sind vortrefflich ausgeführt und recht geeignet, die werdende Phantasie auf gute Bahnen zu leiten. Die „Deutsche Jugend" sollte in keiner Familie fehlen. **O. v. L.**

* * *

Schöne Literatur.

Friedrich von Bärenbach, Vom Baume der Erkenntniß. Novellen. (Wien, Carl Gerold.)

August Hagen, Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. 5. Aufl. (Leipzig, J. J. Weber.)

Josephine Gräfin Schwerin, Drei Jahre. Roman. (Wolfenbüttel, Jul. Zwißler.)

Albert Jänich, Lieb und Leid. Vier Novellen. 2 Bde. (Berlin, Wedekind und Schwieger.)

Hermann Schmid, Der Bauernrebell. Roman aus der Tyrolergeschichte. 2 Bde. (Stuttgart, Hallberger.)

Hans Blum, Aus unseren Tagen. Roman. 2 Bde. (Magdeburg, A. & R. Faber.)

Levin Schücking, Der Doppelgänger. (Stuttgart, C. E. Simon.)

M. Widdern, Im Doctorhause. 28. Bd. der Biblioth. für Haus und Reise. (Berlin, Albert Goldschmidt.)

Heinrich Laube, Französische Lustschlösser. Erzählungen. 2 Bde. Der gesammelten Schriften Band 4. 5. (Wien, Braumüller.)

Friedr. Gerstäcker, Gesammelte Schriften. Volksausgabe. 25. Bd. Sennor Aguila. (Jena, Costenoble.)

Berth. Auerbach, Waldfried. A family story from the Fatherland. Translated by S. A. Stern. (Stuttgart, Aug. Berth. Auerbach.)

Trois-Etoiles (Grenville Murray), Der Abgeordnete für Paris zur Zeit des zweiten Kaiserreichs. Aus d. Engl. von Helene Lobedan. 3 Bde. (Leipzig, Bernhard Schlicke.)

Edward Bulwer, Pausanias der Spartaner. Nachgel. hist. Roman. Uebersetzt von Emil Lehmann. 2 Bde. (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.)

Wiederholt richten wir an unsere verehrlichen Mitarbeiter und Correspondenten die dringende Bitte, in ihrem eigenen Interesse alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen nicht unter dem Namen eines der Redacteure oder des Verlegers, sondern einfach:

An die Redaction der Gegenwart.

Berlin SW., Lindenstrasse 110,

adressiren zu wollen.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Inserate.

Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ebenbürtig.
Roman in Versen
von
Adolf Friedrich von Schack.

brosch. *M.* 3. — Elegant gebunden *M.* 4. —

Reiche komische Erfindung und scharfe Satyre, durch welche doch oft ein voller Klang höherer Poesie hindurchtönt, zeichnen diese humoristische Dichtung aus.

Stuttgart, Mai 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Johann Heinrich Pott.
Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitalters der
Phlogistontheorie
von
Dr. Robert Pott,
Privatdocent an der Universät Jena
Preis: 1 *M.*

Jena, Mai 1876. **Hermann Dufft.**

Im Verlag der Unterzeichneten sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Streitfragen und Erinnerungen
von
Hans Hopfen.
8. Brosch. 7 *M.*

In kaleidoscopischer Manier bietet der bekannte Verfasser Skizzen, in liebevollster Weise der Erinnerung an verstorbene und noch lebende Berühmtheiten geweiht, und ebenso Betrachtungen über literarische und Tagesereignisse, die in jüngster Zeit das Interesse der gesammten gebildeten Welt in Anspruch nahmen. Der Stil und die Art und Weise der Behandlung gegebener Stoffe Seitens Hans Hopfens ist bekannt und zumal bei den Streitfragen weiß er die Beweisführung in die witzigste und eleganteste Form zu kleiden.

Stuttgart, Mai 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlag von **Eduard Trewendt**, Breslau.

Soeben erschien:

Die Vagabunden.
Roman
von
Karl von Holtei.
Fünfte Auflage.
Drei Theile in einem Bande.
In illustrirtem Umschlag sauber geheftet.
Preis 4 *M.* 50 *S.*

Dass **Karl von Holtei's „Vagabunden"** in unserer Literatur einen hervorragenden Platz sich errungen haben, beweist das Erscheinen dieser **fünften** Auflage des Werkes, — ein Erfolg, der nur den vorzüglichsten Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Romanliteratur zu Theil zu werden pflegt.

Die Ausstattung dieser neuen Auflage ist eine sehr elegante.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **B. Schott's Söhne** in **Mainz.**

Der Ring des Nibelungen.
Ein Bühnenfestspiel
von
Richard Wagner.

Das Rheingold. Musik-Drama in 4 Scenen.
Vollständige Orchester-Partitur . . . . . n. *M.* 63.—.
Vollständiger Clavier-Auszug . . . . . n. *M.* 16.75.
Vollständiger Clavier-Auszug ohne Text zu 2 Händen . . . . . n. *M.* 10.50.
Die Walküre. Musik-Drama in 3 Aufzügen.
Vollständige Orchester-Partitur . . . . . n. *M.* 94.50.
Vollständiger Clavier-Auszug . . . . . n. *M.* 22.—.
Vollständiger Clavier-Auszug ohne Text zu 2 Händen . . . . . n. *M.* 14.75.
Siegfried. Musik-Drama in 3 Aufzügen.
Vollständige Orchester-Partitur . . . . . n. *M.* 94.50.
Vollständiger Clavier-Auszug . . . . . n. *M.* 25.25.
Vollständiger Clavier-Auszug ohne Text zu 2 Händen . . . . . n. *M.* 17.75.
Götterdämmerung. Musik-Drama in 3 Aufzügen.
Vollständige Orchester-Partitur . . . . . n. *M.* 120.—.
Vollständiger Clavier-Auszug . . . . . n. *M.* 30.—.
Vollständiger Clavier-Auszug ohne Text zu 2 Händen . . . . . n. *M.* 25.—.
Textbücher hierzu, jedes n. 80 *S.*

Grosser Fest-Marsch von **Richard Wagner.**
Partitur n. *M.* 15.—. Orchesterstimmen n. *M.* 15.—. Für das Pianoforte n. *M.* 3.50.

Soeben ist in unterzeichnetem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus den Papieren
des
Ministers und Burggrafen von Marienburg
Theodor von Schön.
Zweiter Theil. Dritter Band.
gr. 8. eleg. geb. Preis 15 *M.*

Der vorliegende, 35 Druckbogen starke dritte Band dieses hochinteressanten Werkes bietet ein für die Geschichte **der ersten vier Jahrzehnte unseres Jahrhunderts** geradezu **unschätzbares** Material. Aus bisher zum größten Theil noch nicht zur Veröffentlichung gelangten Briefen und Aktenstücken bestehend, liefert derselbe für das Verständniß einer der bewegtesten Entwickelungsperioden unseres Vaterlandes eine Fülle neuer Beiträge, die für die Kenntniß jener Zeit, ihrer maßgebenden Persönlichkeiten, ihrer mannigfachen Strömungen und Kämpfe für den Geschichtsforscher wie den Politiker als geradezu unentbehrlich betrachtet werden müssen, die aber zugleich dazu angethan sind, das Interesse der weitesten Kreise zu fesseln. Als Beilage eines Schreibens Schön's an Friedrich Wilhelm IV. erscheint hier auch das Facsimile des **Originalconceptes von dem berühmten Stein'schen politischen Testament vom 24. November 1808**, wie es von Schön entworfen und von seine Hand niedergeschrieben worden.

Berlin. W. Potsdamerstraße 20. **Franz Duncker.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eine türkische Reise
von **Karl Braun-Wiesbaden.**
Erster Band. **Die Donau. — Serbien. — Rumänien.**
32 Bogen. 8. Preis 5 *M.*

Inhalts-Verzeichniß.

Widmung.
Erster Abschnitt: Von der schönen blauen Donau.
I. Die große Metropole des Stromes.
II. Wiener Witz und Wiener Blut.
III. Oesterreich-Ungarn und Deutschland.
IV. Ritter Anton von Schmerling.
V. Wien im Sommer 1875.
VI. Oesterreich und der Orient.
Erstes Intermezzo: Von Wien bis Belgrad.
Zweiter Abschnitt: Serbische Skizzen.
I. An der Pforte des heiligen Krieges.
II. Im Kanonier-Thal.
III. Der Schatz von Avala-Gora.
IV. Weltliche und geistliche Gütergemeinschaft in Serbien.
V. Belgrad und Semlin.
VI. Serbische Finanzen.
Zweites Intermezzo: Von Belgrad bis Ruschtschuk-Dschurdschewo.
Dritter Abschnitt: Rumänische Plaudereien.
I. Erste Eindrücke. Die Stadt Bukarest.
II. Die Stadt aus der Vogel-Perspective.
III. Moltke. Die Walachen von 1835. Rumänien i. J. 1875.
IV. Walachisches High-Life.
V. Controversen über die rumänische Sprache.
VI. Das Latein im Orient.
VII. Daco-Romanisches Cultur- und Lager-Leben im zweiten und dritten Jahrhundert.
VIII. Rumänische Sitten und Zustände.
IX. Die Walachen im Banat und in Siebenbürgen.
X. Ein walachisches Märchen.

Verlag von **August Auerbach** in **Stuttgart.**

Hierzu eine Beilage.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition**, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Beilage zur Gegenwart.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

24. Ausgegeben am 10. Juni 1876. Band IX.

Dr. Oercher

im gegenseitigen Interesse ersucht, igen Aufenthalt seinen Verwandten rnstraße resp. Oderstraße) bekannt ben, da wichtige aber erwünschte chten vorliegen.

11988.) **Conrad.**

Allgemeiner Verein für

eutsche Literatur.

1. Band der III. Serie ist soeben er- n und an die **Mitglieder des Vereins** dt worden:

enbilder aus dem Morgenlande

von

H. Vambéry.

r Inhalt der weiteren Bände dieser ist:

nstedt, Fr., Der Sänger von iras, Hafisische Lieder.
ner, L., Aus dem Geistesleben Thiere.
elstedt, Franz, Literaturbilder.
baum, W., Entlegene Culturen.
au, Paul, Alfred de Musset.
, Hieronymus, Philosophie der hreszeiten.

Nichtvereinsgenossen werden diese Werke päter und zu erhöhtem Preise abgelassen. ntliche Bände sind elegant in engl. Lei- mit reicher Deckelpressung gebunden.

tuten und Prospecte des Unternehmens urch jede Buchhandlung zu beziehen. Der pro Serie von 7 Bänden ist 30 *M*.

:lin, 15. Mai 1876.

Verlagsbuchhdlg. von A. Hofmann & Co., Frauenstr. 17.

lag von **Georg Stilke** in Berlin.

Kurzem erschien und ist durch alle ndlungen zu haben:

swirthschaftlicher Katechismus.

Ein Abc- und Lesebuch

für

irthe u. solche, die es werden wollen,

von

H. V. von Unruh.

: Von den Zöllen. — Von den Vor- n und Nachtheilen der Fabrik-In- e und den Schutzzöllen. — Von der wirthschaftlichen Theorie und Praxis ler Handelsbilanz. — Von den Han- erträgen.

gen. 8. Geheftet. — Preis: 1 *M*.

olkswirthschaftliche Reaction.

Von

H. V. von Unruh.

1. Volkswirthschaftliche Bildung Zollexperimente. — 2. Volkswirth- liche Erfahrungen. — 3. Volkswirth- liche Theorien und Parteien. — 4. Der n der Industrie.

en. 8. Geheftet. — Preis: 75 *A*.

Schandau an der Elbe.

Der am schönsten Punkt der **sächsischen Schweiz** gelegene Ort bietet zu den **lohnendsten Partien** die bequemste Gelegenheit, ist zur **längeren Sommerfrische** vorzüglich geeignet und vereinigt mit allen anderen Vorzügen den der **bequemsten Postverbindung mit Wien sowohl wie Berlin.**

Von Berlin in 4 Stunden zu erreichen.

Sendig's Hotel und Pension

„Villa Königin Carola",

nebst den Dependenzen „Villa Rosa" und „Villa Bellevue" **liegen am schönsten Punkt von Schandau, gegenüber der Station Krippen, mit Aussicht auf die Elbe, den Winterberg und Lilienstein.**

Das von schönsten Gärten umgebene Hotel ist ganz neu eingerichtet, mit allem Comfort eines Hotels ersten Ranges, Reitpferde, Equipagen und Bäder im Hause. Bei längerem Aufenthalte **Pension** nach Schweizer Art. **Rudolf Sendig.**

Nordseebad Helgoland.

Eröffnung der Saison am 1. Juni, Schluß am 9. October.

Die mitten im Meere gelegene Insel bietet durch ihre Lage bei jedem Wetter, bei jedem Winde **die schönsten Bäder und die reinste** Seeluft; wegen letzterer ist Helgoland auch als **klimatischer Curort** sehr besucht. **Neues prachtvolles Schwimmbassin,** verbunden mit russischem Dampfbade. Ausgezeichnet gute Logis, vortreffliche Verpflegung, billige Preise. Stets interessante Abwechselungen durch Bälle, Concerte, Theater, die gewähltesten Zeitungen, durch Meerfahrten in Ruder- und Segelschiffen, Jagd, Fischerei und Hummerfang, **sowie durch die so berühmten Grottenerleuchtungen.**

Telegraphische Verbindung mit dem Festlande.

Regelmäßige Dampfschiffsverbindnng von Hamburg durch das der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft gehörende große, mit eleganten Salons und jeglichem Comfort ausgestattete Postdampfschiff

„Cuxhaven", Capitain Röhrs.

Vom **10. bis 24. Juni** jeden Sonnabend. Vom **25. Juni bis 9. Septmember** jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Vom **10. bis 30. September** jeden Donnerstag und Sonnabend. Vom **1. bis 9. October** jeden Sonnabend. — Von **Helgoland nach Hamburg jeden folgenden Tag, jedoch Sonntags bei Helgoland verweilend. Abfahrt von Hamburg: Bis 31. August Morgens 9 Uhr. Vom 1. September bis 9. October Morgens 8 Uhr.** Billetverkauf an Bord des Schiffes, **desgleichen Zahlung für das Landen und an Bord bringen.** — Von Bremerhaven-Geestemünde nach Helgoland fährt der dem Norddeutschen Lloyd gehörende **Doppelschrauben-Dampfer**

„Nordsee", Capitain Schulken.

Vom 1. Juli bis 30. September jeden Sonnabend nach Helgoland, jeden Montag zurück. Abfahrt von Bremerhafen-Geestemünde nach Ankunft des ersten Bremer Personenzugs; die Rückfahrten werden stets so eingerichtet, daß die Ankunft rechtzeitig mit den durchgehenden Eisenbahnzügen zusammentrifft. Während der Winter- und Frühjahrs-Saison fährt ein schönes, sicheres Dampfschiff **von Mitte October bis Ende Mai regelmäßig**

jeden Montag von Bremerhafen-Geestemünde nach Helgoland,
jeden Dienstag zurück nach dem Continente.

Durch diese neue Einrichtung ist die Verbindung zwischen Helgoland und dem Continent das ganze Jahr hindurch eine ununterbrochene, und ist also die Insel als klimatischer Curort in jeder Jahreszeit bequem zu erreichen. — Bestellungen auf Logis übernimmt die Direction, während die Badeärzte, der Landesphysikus Herr Geh. Rath Dr. v. Aschen und Herr Dr. Zimmermann auf ärztliche Anfragen Auskunft ertheilen.

Helgoland, April 1876. **Die Direction des Seebades.**

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Funktionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch bei **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs,** namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.**

Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.** Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt **Homburg** zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, ½ Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer **Villegiatur.**

Im Park **Skating Rink** (Sommerschlittschuhbahn).

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pariser Zustände

während der

Revolutionszeit von 1789—1800.

Von

Adolf Schmidt,

ord. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Dritter Theil

(Schluss des Werkes).

Preis: 5 *M.*

Jena, Mai 1876. **Hermann Dufft.**

Neuer Verlag v. **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Der

griechische Roman und seine Vorläufer

von

Erwin Rohde,

ord. Prof. der class. Philologie an der Universität Jena.

gr. 8. XII, 552 S. br. Preis n. 11 *M.*

Inhalt:

I. Die erotische Erzählung der hellenistischen Dichter.
II. Ethnographische Utopien, Fabeln und Romane.
III. Die griechische Sophistik der Kaiserzeit.
IV. Die einzelnen sophistischen Liebesromane.

Auf die sorgfältigste philologische Durcharbeitung des gesammten Stoffes begründet, stellt die Darstellung, vielfach auch auf verwandte Gebiete orientalischer und moderner Litteratur ausblickend, ihren Gegenstand durchaus in einen weiteren Zusammenhang der allgemeinen Culturgeschichte; so dass das Werk sich, nach Gegenstand und Behandlungsweise, der Beachtung nicht ausschliesslich der Philologen, sondern auch der Erforscher allgemeiner Cultur- und Litteraturgeschichte, ja eines jeden unzünftigen aber ernstlich theilnehmenden Freundes des Alterthums empfiehlt.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur

Geschichte der Rechtswissenschaft

und der

Universitäten in Deutschland.

Gesammelte Aufsätze

von

Dr. Theodor Muther.

Preis: 8 *M.*

Jena, Mai 1876. **Hermann Dufft.**

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Um

Meines Lebenstages Mittag.

„Nel mezzo del cammin di nostra vita."

Terzinen

von

Wilhelm Jensen.

Ein Band kl. 8., sehr eleg. ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 *M.*

Eleg. in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 *M.*

Vor Kurzem erschien:

Ut min

Jungsparadies.

Dree Vertelln

von

Klaus Groth.

Ein Bd. 8. brosch. 2 *M.* 70 *Pf.*, sehr eleg. geb. 4 *M.*

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Wem es Bedürfniss ist, sich auf dem Gebiete des Wissens und Neuesten durch Wort und Bild zu orientiren und sich auf der Höhe der Zeit zu erhalten, dem sei **Otto Spamer's**

Illustrirtes Konversations-Lexikon

zur Anschaffung empfohlen. Dasselbe erscheint in Lieferungen zu 50 Pf. und liegen von diesem Unternehmen bereits fünf vollständige, bis zu dem Buchstaben L. reichende Bände vor, die sowol geheftet als auch elegant gebunden durch jede Buchhandlung bezogen werden können. Alle Abonnenten auf dieses Lexikon erhalten einen geschichtlich-statistischen Atlas gratis.

Von denjenigen Orten, in denen sich keine Buchhandlungen befinden, wollen sich Bücherfreunde unter Franco-Einsendung des Betrags an die Verlagsbuchhandlung von **Otto Spamer** in Leipzig wenden, wogegen die Uebermittelung des gewünschten Werkes umgehend erfolgen wird.

VERITAS.

(Leipzig.)

Auskunftsbüreau mit Rathertheilung in Fragen der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Gewerbe und des geselligen Verkehrs. Strengste Verschwiegenheit. Pünktliche Besorgung. Empfohlen von der „Illustrirten Zeitung." Jeder Anfrage 1 *M.* in Briefmarken nebst Rückporto beizulegen. Adresse: Auskunftsbüreau **Veritas** in **Leipzig.**

Einladung zum Abonnement auf

Die Tonkunst.

Wochenschrift für den Fortschritt in der Musik.

Herausgegeben

im Verein mit den hervorragendsten Autoritäten der Musik-Literatur von

Albert Hahn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1—1½ Bogen groß Lexikon-8. in guter Ausstattung.

Das II. Quartal hat mit Nr. 10 am 1. April begonnen und kostet 2 Mark. Alle Buch- und Musikalienhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Nr. **10** ist auch **gratis** daselbst **als Probe** zu haben.

„Die Tonkunst" behandelt das ganze Gebiet der Musik in allgemein faßlicher Weise, dem Bedürfniß des gebildeten Musikfreundes entsprechend, ohne Pedanterie, wohl aber mit allgemeiner Wissenschaftlichkeit. Das Blatt folgt demnach mit Aufmerksamkeit allen künstlerischen Bestrebungen unserer Zeit, indem es ohne Parteilichkeit das Rennenswerthe auf den Gebieten **der Composition, Theorie, Aesthetik, Geschichte, Texte und Uebersetzungen der Schule** (Conservatorien ꝛc., Compositionslehre, Analytik, Etüden-Werke ꝛc.), **des Instrumentenbaues, des Gesetz- und Vereinswesens, der Musikpflege** (Concert und Oper) einer sorgfältigen Prüfung unterwirft. Ferner bietet es eine genaue **Statistik der Concurse, Ernennungen, Wahlen, Uebersiedelungen, Orden- und Titel-Verleihungen, Geschenke, Stipendien, Todesfälle, Jahrestage, Vacanzen** und endlich unter **Miscellen und Notizen** reichen **Stoff aus der Geschichte des Tages** (vanity fair).

„Die Tonkunst" strebt besonders danach in populärer Sprache Belehrung und Unterhaltung **zu verbinden.** Wie weit dies bisher gelungen, überzeugt man sich am besten aus den erschienenen ersten Quartal, welches durch jede Buch- und Musikalienhandlung auch **zur Ansicht** bezogen werden kann. (Preis 1 *M.* 50 *Pf.*)

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., Louisenstraße 32.

Im Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Philosophie in der Gegenwart.

Realismus und Idealismus.

Kritisch und gemeinfaßlich dargestellt

von

Karl Grün.

Preis: 6 Mark.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Kunstlehre des Aristoteles.

Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie

von **Dr. A. Döring,**

Director des Gymnasiums und der Realschule I. Ordnung in Dortmund.

Preis: 6 *M.*

Jena, Mai 1876. **Hermann Dufft.**

Bei uns erschien soeben:

Wiel, J., Dr.,

Verfasser des „Tisch für Magenkranke",

Diätetisches Koch-Buch

mit besonderer Rücksicht auf den Tisch für **Magenkranke.** Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 4 *M.* 80 *Pf.* in Leinwand gebunden 5 *M.* 80 *Pf.*

Ueber dieses einzig in seiner Art dastehende Buch, welches in kurzer Zeit 3 Auflagen erlebte, haben sich die ersten medicinischen Zeitschriften, als **Schmidt's Jahrbücher, Prager Vierteljahrschrift, Zeitschrift für practische Medicin, Correspondenzblatt der Schweizer Aerzte** u. s. w., die Professoren **Bock** in Leipzig, **Kussmaul** in Freiburg, **Luschka** in Tübingen, sowie eine grössere Anzahl anderer Zeitschriften und Zeitungen in der anerkennenswerthesten Weise ausgesprochen.

Freiburg i. Breisgau.

Fr. Wagner'sche Buchhandlung.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 17. Juni 1876. Band IX.

-P
3
.5275
v. 9
no 25

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Orientalische Angelegenheiten und Deutschlands Stellung. Von Karl Blind. — Die Chinesenfrage in Californien. Von Theodor Kirchhoff. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** George Sand †. Von Paul Lindau. — Freiligrath und Bret Harte. Von Hermann Kindt. — Der „Salon" von 1876. Von Albertus. II. — Die musikalischen Verhältnisse in London. Von Hugo Rosenthal. II. — Notizen. — Inserate.

Orientalische Angelegenheiten und Deutschlands Stellung.

Von **Karl Blind.**

Mit Einem Ruck ist England in der türkischen Frage zu seinen überlieferten Grundsätzen zurückgekehrt. So lange es sein Reich in Asien aufrecht halten, so lange es das Mittelmeer, durch welches der kürzeste Weg für seine Truppensendungen nach Indien geht, nicht von russischen Geschwadern erfüllt sehen will, wird England im entscheidenden Augenblick stets so handeln müssen, wie es eben jetzt wieder gehandelt hat. Diese seine Staatskunst steht innerlich fest, weil sie auf das Wesen der Dinge gegründet ist. Jeder Abgang von derselben beschwört für Englands Machtstellung die furchtbarsten Gefahren herauf.

Aus Rücksicht auf die innere Parteilage, und von dem Wunsche beseelt, so lange wie möglich eine Entscheidung hinauszuschieben, die zu einem Weltkriege führen kann, mögen die englischen Staatsmänner zeitweise in ihrer orientalischen Politik zu schwanken scheinen. Sobald jedoch der Drang der Verhältnisse an sie herantritt, dürfen sie nicht zaudern — denn ein Reich steht auf dem Spiel.

Lord Derby war unter den conservativen Führern bisher der gefügigste gegenüber der Petersburger Regierung gewesen. Auf ihn schien ganz besonders das bekannte Wort M'Neil's anwendbar, daß „die europäischen Kabinete die Werkzeuge sind, mit denen Rußland arbeitet". Gleichwohl hat das Ministerium Disraeli-Derby die Welt durch das Suezgeschäft überrascht und dieser Ueberraschung eine zweite hinzugefügt, indem es sich plötzlich von den anderen Großmächten losriß, den Beitritt zu der Berliner Denkschrift verweigerte, und mit seiner Flotte neben der Türkei Stellung nahm.

Wer da glaubt, England dürfte je leichten Kaufes den Bestand des Ottomanischen Reiches preisgeben, etwa um Egypten bei der allgemeinen Rappuse für sich zu erlangen, der mißkennt die Lage von Grund aus. Daß Egypten nicht in französische Hand falle, ist für die Engländer ein politisches Gebot. Aber Rußland nicht die Ringmauer durchbrechen zu lassen, die den Suezkanal vom Czarenreiche scheidet, ist ihnen sogar noch von ungleich höherer Wichtigkeit. Die Türkei bildet diese Ringmauer, diesen schützenden Wall. Sie also muß erhalten werden — um so mehr, da Rußland, nicht länger durch Polen von Europa getrennt, mit aller Wucht nach dem Mittelmeere hindrängt.

Türkische Mißverwaltung mag es einem Londoner Kabinete, je nach der parlamentarischen Lage, manchmal erschweren, den Inhalt seiner orientalischen Staatskunst offen einzugestehen. Sobald jedoch der Ernst der Verhältnisse sich zeigt, muß alle Rücksicht schwinden. Unser Auge mag beleidigt sein durch die unschöne Gestalt einer Mauer, die unseren Grund und Boden vor dem Eindringen eines verwüstenden Flugsandes, oder uns selbst vor dem drohenden Einbruche der Wasserwogen schützt. Aber so lange diese Gefahr droht, werden wir nicht so thöricht sein, die Mauer abzubrechen, ehe nicht vor ihr eine andere aufgeführt ist.

Bricht die Türkei zusammen, ohne daß Rußland, mit General Fadejeff zu sprechen, mittlerweile „hinter den Dnieper zurückgegangen" ist, so liegt auf England eine kaum mehr zu ertragende Last der Selbstvertheidigung. Im Vergleich zur Ausdehnung seines Reiches auf alle fünf Welttheile ist sein Heer winzig klein. Die Sipoyempörung hat gelehrt, daß einheimische Truppen in Indien nicht verläßlich sind. Rußland aber stürmt in Mittelasien durch ein Khanat der ehemals unabhängigen Tatarei nach dem anderen, sucht den Weg entlang des Attrek — mit anderen Worten: steht im Begriff, an den Thoren Indiens zu pochen. Bei solchen Verhältnissen ist es für die Engländer nicht gleichgültig, ob der kurze Weg durch den Suezkanal mittelst des im Halbkreise gegen Rußland hin liegenden Ottomanischen Reiches gedeckt bleibt, oder ob die Russen am Goldenen Horn und an den Dardanellen in Zukunft mit ihren Truppen und Flotten lauern.

Czar Nikolaus suchte bekanntlich England für seinen Plan der Zerstörung der Türkei zu ködern, indem er ihm Egypten anbot. Heute ist Egypten allerdings für England von zehnfach erhöhter Bedeutung. Aber auch um das Zehnfache ist seit Eröffnung des Suezkanals die Nothwendigkeit gestiegen, Rußland nicht näher an diese Wasserstraße heranzulassen, deren Bau zu verhindern die englische Regierung sich so beharrlich bemüht hatte.

Aus allen diesen Gründen erklärt sich zur Genüge die feste Wiederaufnahme einer orientalischen Politik von Seiten Englands. Unter der liberalen Partei des Landes herrscht zwar, oder herrschte wenigstens bis vor Kurzem, die Neigung vor, innerhalb des Rahmens der Türkei die Bildung von Halbstaaten zu befördern, durch die der ottomanische Stamm allmälig zurückgedrängt, und zugleich ein Gegengewicht wider das Czarenreich geschaffen werden sollte. Auch die Gläubigsten sind indessen an der Vortrefflichkeit dieses Mittels neuerdings stark irre geworden. Sie haben gesehen, wie der Häuptling von Montenegro, der mit 8000 Dukaten Jahresgehalt im Solde des Czaren steht, gleich einer Drahtpuppe von den

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Petersburger Befehlen abhängt. Sie haben gesehen, wie der moskowitische Einfluß den Aufstand in der Herzegowina je nach Bedürfniß hebt, und legt, und wiederum hebt. Sie haben zu ihrem größten Erstaunen gesehen, daß das sogenannte „radikale" Kabinet Ristich in Belgrad den General Tschernaïeff, aus den Kriegen in Turkestan bekannt, nebst einem Dutzend anderer russischer Offiziere zur Leitung des serbischen Heeres berufen und eine gleiche Einladung an den General Fadejeff gerichtet hat, dessen vielgenannte Schriften die Eroberung nicht blos der Türkei und Griechenlands, sondern sogar Ungarns und unserer ehemaligen Bundesländer Böhmen und Mähren predigen.

Auch unter der liberalen Partei Englands sind daher schwere Bedenken aufgetaucht, ob es in jetziger Lage besonders rathsam sei, die von Rußland betriebene Zerstückelung der Türkei noch weiter zu fördern. Konnte irgend etwas dazu beitragen, diese Bedenken zu stärken, und die liberale Meinung wieder zu der früheren orientalischen Politik Englands zurückzuleiten, so war es die seither erfolgte Umwälzung in Konstantinopel. Vor Allem sind die Engländer ein Volk des unmittelbar praktischen Verfahrens. Sie lassen nicht leicht den Sperling aus der Hand, um die Taube auf dem Dach zu kriegen. In der Bewegung der Softas und der Jungtürken, in der Entthronung des Abdul-Aziz, in den Kundgebungen für Einführung der parlamentarischen Verfassungsform erblicken sie Anzeichen einer Wiedergeburt des Ottomanischen Reiches von Innen heraus. Ohne sich in allzu großen Hoffnungen zu wiegen, benutzen sie diesen so unerwarteten Umschwung gern als eine Waffe gegen Rußland. Für die spätere Zukunft lassen sie die Zukunft sorgen.

II.

Ich habe oben des Generals Fadejeff erwähnt, dessen Schriften zwar viel genannt, aber nicht nach Gebühr in ihrem Inhalte bekannt sind. Ein paar genauere Hinweise mögen gerade jetzt, wo dieser Prediger der russischen Weltherrschaft zwischen Kairo, Petersburg und der europäischen Türkei hin und her eine Rolle spielt, von Nutzen sein.

Mit anerkennenswerther Offenheit gibt Fadejeff das Ziel der von ihm vertretenen Kriegspartei an. Es lautet auf Zertrümmerung der Türkei, Zertrümmerung Oesterreichs, Vorschiebung der russischen Herrschaft bis an's goldene Horn und die Dardanellen — bis an die Südspitze Griechenlands — bis an's adriatische Meer — bis nach Böhmen und Sachsen hinein!

Mit einem nicht mehr ungewöhnlichen Kunstgriffe zählt Fadejeff zu den „Familienmitgliedern Rußlands" nicht blos alle slavischen Stämme, sondern auch alle sog. rechtgläubigen Bevölkerungen des Ostens. Auf diese Weise wird es ihm leicht, vierzig Millionen Menschen zusammenzurechnen, die den das Russische Reich bewohnenden fünfundsiebzig Millionen hinzugefügt werden sollen. „Jeder Russe, jeder Slave und jeder rechtgläubige Christ muß," zufolge Fadejeff, „den Wunsch hegen, daß das regierende Haus Rußlands den befreiten Boden von Osteuropa mit seinen Zweigen bedecke, daß die Oberherrschaft und die Führung dort dem Czaren von Rußland zufalle, der längst in der Erwartung des Volkes als der unmittelbare Erbe Constantins des Großen anerkannt ist".

Ueber die „Erwartung des russischen Volkes" wollen wir kein Wort verlieren. Sie erinnert uns an die Aeußerung Alexander Herzens, daß Konstantinopel zur Hauptstadt der Vereinigten Gräko-Slaven gemacht werden müsse, weil der Mujik, der rechtgläubige russische Bauer, seinen Sinn darauf gerichtet habe! — Genug, daß General Fadejeff dem Czaren die Erbschaft Constantins des Großen zuweist, daß die Kriegspartei, für die er das Wort führt, das Vordringen Rußlands nach der Donau und den Dardanellen als das Mittel betrachtet, auch Ungarn dem Moskowiterreiche einzuverleiben, durch Böhmen in's Herz Deutschlands vorzudringen, und so die Vorherrschaft des Czarenthums in Europa zu gründen.

Was als störend zwischen Rußland und seinen Zielpunkten liegt, wird nach Fadejeffs Plan einfach mit Gewalt umklammert und erdrückt. Die Polen sind ein solches störendes Hinderniß. Gerade deswegen müssen die Süd- und die äußersten Westslaven mit Rußland vereinigt werden, um die Polen in die Mitte zu nehmen, einzumauern, zu zerquetschen. Dasselbe Mittel ist auf die Rumänen und die Magyaren anzuwenden. „Die Rumänen müssen mit uns, oder untergehen." General Fadejeff meint in einer seiner Schriften*): Viele hielten wohl seine Pläne für Poesie! Er ist mit dieser Ansicht sehr rücksichtsvoll gegen sich selbst. Viele werden seine Pläne vielmehr für eine Anempfehlung des massenhaften Völkermordes halten.

Daß Fadejeff von der Unmöglichkeit des Gedankens überzeugt ist, etwa die Deutschen, die Holländer, die skandinavischen Völker und die Engländer als Germanen in einen Bund zu sammeln, versteht sich von selbst. Er sieht sogar merkwürdig genau, was England und Irland noch innerlich scheidet; und was im Neapolitanischen an Gegensätzen wider die errungene italienische Einheit fortbesteht. Auch erzählt er von der „Opposition der höheren Stände in Hannover und Frankfurt". Diese seine sachlichen Andeutungen hängen vielleicht mit einem, bei einem Prediger der russischen Weltherrschaft erklärlichen Wunsche zusammen. Man muß der Gerechtigkeit halber anerkennen, daß General Fadejeff auch über die Schäden, an denen Rußland leidet, kein Blatt vor den Mund nimmt. Er weiß zum Beispiel, daß „die polnische Frage noch keineswegs für Rußland in Ordnung gebracht ist". Er hegt die feste Ueberzeugung, daß Oesterreich, und vollends Oesterreich-Ungarn im Verein mit Deutschland, eine Trumpfkarte gegen Rußland mit jener Frage ausspielen könnten. Das Alles erhöht jedoch bei ihm den dringenden Wunsch, Oesterreich-Ungarn sowohl, wie die Türkei zu zertrümmern.

„In Bezug auf Rußland," sagt Fadejeff, „kann die europäische Türkei mit einer starken Schatzkiste verglichen werden, zu der Oesterreich den Deckel bildet. Ohne den Deckel zu heben, kann man aus der Kiste nichts herausnehmen". Möglicherweise ist dies der Grund, warum Rußland neuerdings sich bemüht hat, die Türkei durch Oesterreich selbst anzubohren. Diese Art der politischen Schatzgräberei dürfte jedoch eben so wenig Oesterreich-Ungarn, wie Europa im Großen und Ganzen zuträglich sein.

Uebrigens ist das Bild, das General Fadejeff für die von ihm empfohlene Politik gebraucht, eben so bezeichnend, wie einige andere seiner Feder entflossenen Andeutungen. Er erklärt z. B. mit rührender Einfachheit, man müsse auf die völlige Verrussung der westlichen Reichsländer „einige zehn Millionen Rubel" verwenden, denn jede zehn Million, die man rechtzeitig zu solchem Zweck jenseits des Dnieper verausgabe, erspare hundert Millionen im Falle eines ausbrechenden Krieges. Diese Rubelpolitik ist auch kaum neu.

Böhmen ist dem General Fadejeff ganz besonders an's Herz gewachsen. „Ohne Böhmen," schreibt er**), „ist die slavische Frage auf immer verloren. Böhmen ist der Kopf, der erste Posten aller Slaven; es ist jener Eisbrecher, an welchem sich bis jetzt der Einfluß der Deutschen auf die Südslaven gebrochen hat. Sobald dieser Eisbrecher für das Slaventhum verloren geht und verdeutscht wird, wird er selbst Germanien aufbauen helfen". Fadejeffs rednerische Bilder sind zwar meist

*) „Meinung über die orientalische Frage."

**) S. General R. Fadejeffs „Neueste Schriften". Ich will hier bemerken, daß die in Leipzig (1871) erschienene Uebersetzung derselben, anscheinend von einem Nicht-Deutschen besorgt, auffällige Fehler hat. Die Gesinnung des Uebersetzers mag, wie sich aus der Vorrede ergibt, eine gute sein. Aber wenn er, nach dem russischen Texte, von „Kanningam" (Canning) und „Arni Marten" (Henri Martin) spricht, so verräth dies doch eine bedenkliche Unkenntniß und macht auch der Sorgfalt der Verlagsbuchhandlung wenig Ehre.

Digitized by Google

sonderbar; aber verständlich bleibt er bei alledem. Ganz verständlich spricht er auch, wenn er rund heraus erklärt, es handle sich darum, welches Volk in der nächsten Zukunft das erste in der alten Welt sein solle: das russische oder das deutsche.

Ich glaube nicht, daß viele Deutsche beanspruchen, das erste Volk in der alten Welt zu sein. Es genügt den meisten wohl, daß Deutschland sich selbst wiederfindet. General Fadejeff aber will Rußland an die Spitze von ganz Europa stellen. Er ist nur so gütig, die russische Herrschaft nicht auf den ganzen Erdball ausdehnen zu wollen. „Heißt denn die Errichtung eines Slavenreiches" — so fragt er wörtlich — „die Beherrschung der ganzen Welt? Durchaus nicht; aber sie bedeutet das Recht des Vorranges in der alten Welt". Gleich darauf prophezeit er, daß der Tag kommen werde, wo das nicht-russische Europa „gleich einer Treibhaus-Pflanze eingeengt" nur noch die Bedeutung haben werde, die gegenwärtig etwa Holland oder der Schweiz eigen ist, oder die Venedig früher besaß.

Wer aus den Schriften der russischen Propaganda weiß, wie diese seit bald dreißig Jahren unter den verschiedensten politischen Aushängeschildern betrieben wird, kann sich kaum wundern, daß auch der Weltverjünger Fadejeff Europa für „krank und mit dem kalten Fieber kämpfend" erklärt, ihm Tage zuschreibt, wo es im Todesschauer zu liegen scheint, dagegen Rußland für kerngesund ausgibt — was ein wenig im Widerspruch steht mit seinen anderen Ausführungen. Dieß Gerede von der russischen Jugendkraft und der Erkrankung Europas ist übrigens wiederum nicht neu. Es steht schon in dem gefälschten letztwilligen Vermächtniß Peters I.; und wir haben es seitdem aus allen Tonarten wiederholen hören — auch aus einer scheinbar revolutionären.

III.

General Fadejeff will bekanntlich*) die Besiegung des altersschwachen Europa dadurch bewerkstelligen, daß er den russischen Heerschaaren „Brust- und Kopfpanzer von Filzstoff" anzieht und sie mit dem Bajonett voranstürmen läßt, da nach ihm die kalte Waffe vorzugsweise die russische ist. Man darf über diesen Vorschlag lächeln. Doch wird es gut sein, deßhalb die politischen Zukunftsträume dieses Herolds der russischen Weltherrschaft nicht unbeachtet zu lassen. Er spricht offenbar nicht bloß in seinem eigenen Namen. Man kann daher aus seinen Schriften immerhin Einiges lernen.

Der Zweck der gegenwärtigen russischen Staatskunst ist es, Ungarn nicht zum festen Ausbau seiner Verfassungszustände gelangen zu lassen. Ein in seiner Verfassung gefestigtes Ungarn verstärkt nämlich den Deckel, der auf der orientalischen Schatzkiste liegt. An Ungarn zu rütteln, ist für die von Rußland verfolgte Politik eine Nothwendigkeit. Darum wäre man in Petersburg wohl geneigt gewesen, dem Wiener Hofe ein Stück Bosnien-Herzegowina zu überlassen, dessen slavische Bevölkerung gewissermaßen das trojanische Pferd bilden sollte, mit dessen Hülfe Rußland selbst eines Tages nach Ungarn einzusteigen gedachte.

Die Umwälzung in Conftantinopel hat nun augenblicklich die Lage geändert. An Rußlands Wünschen, Zielen und Zwecken ändert sie nichts. Bei der Stellung aber, die England jetzt wieder eingenommen hat, wird Oesterreich-Ungarn, sofern es nicht dereinst doch noch den russischen Machtgelüsten zum Opfer fallen will, gut daran thun, seinerseits feste Stellung zu nehmen. Das deutsche Volk, dessen großer südlicher Fluß nach Osten geht, dessen alte Ostmark, obwohl seit zehn Jahren von ihm losgerissen, nimmermehr in fremde Hand fallen kann, ohne daß ihm dadurch ein Lebensnerv unterbunden wird — das deutsche Volk ist naturgemäß der Gegner der Bestrebungen, die auf die moskowitische Vorherrschaft in Europa gerichtet sind.

Nicht unnöthig wird zwar Deutschland, das eben mit dem Feinde im Westen erfolgreich gerungen, in einen Kampf im Osten eintreten. Allein eine rechtzeitige Erklärung, daß Deutschland, nach den in der Türkei eingetretenen Ereignissen, mit England in der orientalischen Frage zusammengeht, wäre das beste Mittel, den Weltfrieden zu wahren. General Fadejeff selbst gesteht, daß nichts geeigneter wäre, dem weiteren Vordringen Rußlands Halt zu gebieten, als ein solches Zusammenstehen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands mit England. Er hält dies für „gefährlicher noch, als ein Bündniß der Westmächte". In dieser Beziehung mag er als Prophet gelten; und möge Deutschland sich aus seinem Geständnisse eine Lehre ziehen!

*) S. sein Werk: „Ueber Rußlands Kriegsmacht".

Die Chinesenfrage in Californien.

Von Theodor Kirchhoff.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir jetzt das chinesische Volkselement in seiner engeren hiesigen Heimat, dem Chinesenviertel der californischen Handelsmetropole, etwas genauer, und wir werden ein Bild finden, wie etwas Aehnliches in keiner zweiten vorwiegend von Weißen bewohnten größeren Stadt auf dieser Erde anzutreffen ist.

Ein Spaziergang durch das Chinesenviertel in San Francisco ist genügend, um Jeden, der für chinesische Auswanderung geschwärmt hat, zum energischsten Widersacher derselben zu machen. Unsere Freunde im Osten, welche gelegentlich einmal ein paar Dutzend Chinesen zu sehen bekommen, die dort in Fabriken angestellt sind, begreifen nicht, was wir Californier an jenen charmanten Arbeitern auszusetzen haben, die so fleißig und so sauber sind! Könnten Jene dieselben Asiaten an Plätzen sehen, wo sie wie hier in Menge zusammengepfercht wohnen, so würde ihnen unsere Abneigung gegen die Herren Zopfträger wohl ohne weiteren Commentar begreiflich werden! — Der Schmutz in den Wohnungen, den düsteren Kellerlöchern mit ihrer verpesteten Luft, wo oft ein halbes Hundert und mehr Chinesen in einem Raume zusammen leben, der den bescheidensten Ansprüchen einer einzigen weißen Familie nicht genügen würde (die Lagerstätten sind weiter nichts als übereinander an den Wänden festgenagelte Bretter, und es befinden sich unter den Straßen und Trottoirs Löcher von 6 Quadratfuß Bodenraum, in welchen sechs Asiaten ein gemüthliches Unterkommen finden); die mit betäubendem Dunst angefüllten Zimmer mit den rußigen Wänden und schmierigen Fußböden, wo die ganz verthierten Opiumraucher auf den Pritschen daliegen und im Genusse der narkotischen Pfeife das Elend der Gegenwart zu vergessen trachten; die 200, sage zweihundert scheußlichen Locale, mit zwei bis vier und mehr Prostituirten in jeder schmutzigen Kammer, die kaum groß genug sind, um sich darin umdrehen zu können; die Spielspelunken, in denen die Geldgier allnächtlich ihre wüsten Orgien feiert, und das ganze Ensemble der unsauberen Gassen und Wohnungen ist genug, um jedem civilisirten Weißen die Nerven erschüttern zu können. Das Hazardspiel ist namentlich ein chinesisches Nationallaster. Nach Angabe eines hiesigen Geheimpolizisten gibt es, mit Einschluß der chinesischen Waschhäuser, wo überall Lotterieloose feilgeboten werden, nicht weniger als 500 chinesische Spielhöllen in San Francisco. Im Chinesenviertel befinden sich nach Angabe des Senatscomités wenigstens 150 öffentliche chinesische Spielhäuser, über deren Thüren die Worte „Friede und Glückseligkeit" — „Reichthum und Zufriedenheit" in tartarischer Schrift paradiren, und in deren Räumlichkeiten Tag und Nacht Hazard gespielt wird. Allnächtlich versammeln sich die Chinesen aus allen Theilen der Stadt in jenen Spielspelunken, in denen alsdann ein ganz unbeschreiblicher Bedlamsskandal herrscht.

Das Getriebe in den Gassen und Gängen ist echt asiatisch. Wer aus der eleganten Kearnystraße in die Jackson- und andere Straßen des Chinesenviertels geräth, möchte wähnen, er sei plötzlich aus San Francisco nach Canton versetzt. Ein ganz unbeschreiblicher Geruch liegt dort stets in der Luft —

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

eine Art Kelleratmosphäre, mit dem Dunste von verwesenden Fischen und verfaultem Obst geschwängert! — Das Chinesenquartier ist eine fortwährende Drohung von Epidemien für diese Stadt, und wir haben das Glück, bis jetzt davon verschont gewesen zu sein, nur den beständigen atmosphärischen Strömungen zu verdanken, welche hier die Luft das ganze Jahr hindurch reinigen. — Schwärme von bezopften Asiaten wandern die Gehwege, wo vor fast allen Thüren Lebensbedürfnisse für die Himmlischen ausgeboten werden, auf und ab und schnattern ihr Kauderwälsch; fast alle sind sie in vaterländischer Tracht, mit Holzpantoffeln, Zopf und blusenartigem Gewand — nur der Filzhut und hier und da eine Hose oder ein Paar Stiefel sind von solchen Chinesen, die längere Zeit hier gelebt haben, als bequeme Neuerung adoptirt worden —; die Frauen tragen große Porzellanringe an Knöcheln und Handgelenken, und nehmen sich in den oft fein gestickten Gewändern, den Pauschhosen, dem zusammengekleisterten Schmetterlings-Haarputz ꝛc., höchst seltsam aus.

Die Häuser sind bunt von rothen und goldenen chinesischen Schriftzeichen und Schildern; in den Läden sitzen die Bezopften an jedem Fenster, schieben mit ernster Miene die Knöpfe auf den Rechenbrettern hin und her, lesen, oder malen ihre Correspondenzen; aus den Theatern, wo dasselbe Stück mit Fortsetzung Wochen lang spielt, schallt der betäubende Lärm von Gongs und Tantams; vor den Joschhäusern (Tempeln) brennen bunte Wachskerzen, und drinnen sitzen die dickleibigen Götzen, in ihrem Staat von Pfauenfedern und vergoldetem Krimskram, unter Drachen- und Ungeheuerköpfen, und schauen gar grimmig mit den schiefen Augen aus den rothen mit riesigen Schnurrbärten gezierten Gesichtern den „Barbaren" (nämlich Weißen) an, der etwa die Frechheit hat, im Heiligthume herumzubummeln und dort (was öfters vorkommt) ungenirt seine Cigarre weiter zu rauchen. Und dann diese Schlachthäuser mit ihren in toto gebratenen, mit braunem Firniß überzogenen Schweinen, den Haufen von daumenlangen Fischen und unappetitlichen regenwurmähnlichen Würsten, dem oft halb verfaulten Gemüse und Obst, den schmierigen hellgelben Kuchen, die Torten vorstellen sollen, und allerlei unbeschreiblichen Gerichten, die den Gedanken an Rattenschwänze und Hundefricassées wach rufen! — Die Kellerlöcher, in denen ein chinesischer Barbierkünstler die Köpfe seiner Kunden bis zum Scheitel glatt rasirt und ihnen elegant die Ohren ausspritzt; die Waschhäuser mit ihren fleißigen weißgekleideten Hemdenbügelnden; die unterirdischen Gewölbe, wo Schaaren von Cigarren- und Pantoffelmachern thätig sind, und andere, wo an Hunderten von Nähmaschinen das Anfertigen von Kleidern fabrikmäßig betrieben wird: — das wogt und arbeitet und schnattert durcheinander und drängt sich in den schmutzigen Straßen und Gängen; die Johns mit stets grinsendem Lächeln, die Frauenzimmer mit den bemalten Gesichtern jeden ihnen begegnenden Weißen mit den Mandelaugen verschmitzt anblinzelnd. — Interessant ist es, nach dem Landen eines Dampfers den Transport der Neuankömmlinge nach dem Chinesenviertel zu beobachten. Durch die Hauptstraßen der Stadt fährt ein offener Wagen nach dem anderen, jedes Gefährt mit einem Dutzend bis zu zwanzig Chinesen voll gepackt, die zwischen und auf den Bündeln, Bambusrohren und unnennbaren Gepäckstücken hocken und erstaunt die ihnen fremde Umgebung anstieren. Diese Neuimportirten haben alle den tartarischen Champignonstrohhut oder Zeugkappen, die den Studentenmützen auffallend ähnlich sind, auf, tragen hellblaue, an den Knöcheln zusammengebundene Beinkleider aus Baumwollenzeug und sind von den hier Einheimischen leicht zu unterscheiden. Stundenlang passirt fast in jeder Woche einmal eine solche mit Chinesen bepackte Wagenkarawane die Stadt, wird von den weißen Einwohnern mit verhaltener Wuth betrachtet und bildet einen Gegenstand des Erstaunens für jeden Fremden.

Inmitten der Stadt liegt das Chinesenviertel und breitet sich nach allen Richtungen fortwährend, wenn auch langsam, aus. Keiner anständigen weißen Familie ist es zu verargen, wenn sie nicht in unmittelbarer Nähe einer Chinesenwohnung leben mag. Sobald als möglich wird sie die unliebsame Nachbarschaft verlassen, und der Hauseigenthümer wird gezwungen sein, sein Eigenthum an Asiaten zu vermiethen, oder es leer stehen zu lassen. Sobald der schlaue Mongole eingezogen ist, der aus je einem Zimmer sofort vier, mit mehreren Etagen darin, macht, worin statt einer Familie an fünfzig Bezopfte ein Unterkommen finden, die nie ausfegen oder die Farbe der Wände renoviren, die auf offenen Eisenschalen auf den Corridors kochen und eine Aversion gegen Licht, Reinlichkeit und Schornsteine zu haben scheinen, — wird sein nächster weißer Nachbar, dem der Gestank und der Schmutz und der kreischende Lärm von chinesischen Geigen und das Geschnatter nebenan bald ganz unleidlich werden, Reißaus nehmen; und so wiederholt sich dies, und die Chinesen drängen die Weißen Haus bei Haus zurück. Ganze Straßen, in denen früher gar keine Chinesen wohnten, haben diese gleichsam erbbert und dringen bereits in die Hauptstraßen der Stadt vor. Ein ganzer Stadtdistrict (der nördlich gelegene) ist durch das ekelhafte Chinesenquartier von den Hauptstraßen abgeschlossen worden. Anständige Familien, denen es nicht zuzumuthen ist, durch das Chinesenviertel zu gehen, um nach den Geschäftsstraßen der Stadt zu gelangen, verlassen täglich ihre Wohnungen und siedeln nach anderen Stadttheilen über, wo sie von der mongolischen Nachbarschaft vorläufig befreit sind.

Betrachten wir jetzt die Kehrseite dieses Bildes. Man gehe in die Privatwohnungen der wohlhabenderen Weißen, und man wird dort vielfach Chinesen als Hausarbeiter angestellt finden. Sie sind sauber gekleidet. Fleißig, ohne Widerrede und ohne viel Worte zu verlieren, kommen sie ihren Pflichten pünktlich nach. Was ihnen einmal gezeigt worden, verrichten sie mit ängstlicher Genauigkeit. In der Küche dienen sie als Köche, bei Tisch warten sie auf, sie putzen und reinigen Haus und Hof, und sind mit einem Worte ganz vorzügliche Dienstboten. Geht man durch die verschiedenen Stadttheile, so wird man fast in jedem Häusergeviert ein chinesisches Waschhaus finden. Man mag dort vorbeigehen wenn man will, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein sieht man die Chinesen fleißig beim Bügeln beschäftigt. In diesen Localen sieht es sauber und nett aus, und es ist unbegreiflich, daß dies dieselben Menschen sind, die im Chinesenviertel, wo sie massenweise zusammenhocken, in Schmutz und Unrath fast verkommen. In den Fabriken, namentlich in den Wollenwaaren-, Cigarren-, Schuh- und Stiefel-, Kleider- ꝛc. Fabriken, überall, wo leichte Arbeit im Großen gethan wird, sind sie zu Tausenden thätig und als fleißige, zuverlässige und namentlich billige Arbeiter geschätzt. In den Agriculturdistricten ist es ebenso. Zur Erntezeit sieht man die Chinesen schaarenweise auf allen Feldern thätig, und viele Landwirthe erklären, ebenso wie die Fabrikbesitzer, daß sie ohne die billige und zuverlässige Chinesenarbeit gar nicht fertig werden könnten. Beim Eisenbahnbau, in den Goldwäschereien findet man die Asiaten überall an dieser Küste in vorwiegender Zahl als fleißige Arbeiter thätig.

Aber es ist nicht Alles Gold, was glänzt! Niemand traue der Ehrlichkeit der Chinesen zu viel zu! — Es ist eine traurige Erfahrung, daß der scheinbar ehrlichste Chinese, nachdem derselbe jahrelang treu in einer Familie gedient hat, plötzlich mit den silbernen Löffeln, mit Geschmeide u. s. w. verschwindet. Die Fabrikbesitzer machen wo möglich noch unangenehmere Erfahrungen. Mancher von diesen, der für Chinesenarbeit schwärmte, hat es bitter bereut, die Asiaten beschäftigt zu haben. Sobald diese nämlich ein Handwerk erlernt haben, verlassen sie ihre Arbeitgeber und fangen dasselbe Geschäft erst im Kleinen, dann im Großen (in Genossenschaften) an, hausiren ihre Waaren von Thür zu Thür, verkaufen billiger als es den Weißen möglich ist und ruiniren die Preise. Schritt vor Schritt erobern sie so das Land und monopolisiren einen Handelszweig nach dem andern. Die Fabrikation von Cigarren, die Waschanstalten, das Herstellen von Schuhen und Pan-

Digitized by Google

toffeln und von billigen Kleidungsstücken, das Anfertigen von Kisten, von Blechwaaren, Drechslerarbeit, Verfertigen von Tauen, Fußmatten, Frauen- und Kinderkleidern, Unterzeug u. s. w. sind ganz in ihren Händen. Fast alle leichte Handarbeit haben sie monopolisirt. Dagegen scheinen sie sich vor harter Arbeit zu scheuen, welche hier zu Lande meistens die Irländer versehen. Beim Häuserbau, in Quarzminen ꝛc. finden die Chinesen noch keine Beschäftigung. Vor Pferden haben sie namentlich eine kindische Furcht, so daß die Kutscher und Fuhrleute vor der Concurrenz der Asiaten ziemlich sicher sind. Ihr im Allgemeinen schwächlicher Körperbau verhindert sie, es bei harter Arbeit den kräftigen Irländern gleich zu thun. Besäße der Chinese die physische Kraft des Weißen, so könnte hier überhaupt kein weißer Arbeiter mehr Beschäftigung finden.

In den Landdistricten sind die Mongolen in Schaaren beim Pflücken der Erdbeeren, beim Einheimsen von Obst, beim Weinbau u. s. w. beschäftigt. Aber auch hier verstehen sie es, ihren Vortheil zum Schaden ihrer Arbeitgeber wahrzunehmen. Erst machen sie sich unentbehrlich und drängen dann die Farmer aus ihrem Besitzthum. Im Santa Clara-Thale haben sie z. B. das profitable Erdbeerengeschäft selbst in die Hand genommen. Sie ziehen die Beeren gegen Abgabe des halben Gewinns an die Bodeneigenthümer und überschwemmen den Markt mit billigem Obst, und bereits kann kein Weißer dort mehr mit ihnen concurriren.

In den Placerminen waschen die Chinesen das Gold aus, wovon ein großer Theil nach China geht — sie haben uns in 25 Jahren an hundert Millionen dorthin entführt, wovon nur ein Minimumantheil hierher zurückgekehrt ist! — In feinen Netzen fangen sie die jungen Fische aus den Baien und Strömen weg und verhindern den Nachwuchs der jungen Brut (wird doch der Werth der von ihnen im vergangenen Jahre nach China gesandten Fische, die dort meistens als Dünger verwandt werden, allein auf fast eine Million Dollars geschätzt). — Ihren ganzen Erwerb senden sie nach China. Alles, was sie zum Lebensbedarf nöthig haben, beziehen sie von dort. Ihre Kleidungsstücke, Reis ꝛc., Alles importiren sie selbst und kaufen von den Weißen fast gar nichts. Die geringen Abgaben, welche man ihnen abzwingen muß, belaufen sich nicht einmal auf so viel, um die Polizei, die sie unter Controle halten soll, damit besolden zu können. Nach Angabe des Steuereinnehmers der Stadt San Francisco haben sämmtliche hier wohnende Chinesen kaum 600,000 Dollars Eigenthum zu versteuern, worunter nur 100,000 Dollars Grundbesitz, während das gesammte Steuercapital unserer Stadt 300 Millionen beträgt. Für das allgemeine Wohl, für öffentliche und wohlthätige Anstalten, für Verbesserungen und Verschönerungen in Stadt und Land, für alle höheren Zweige der Wissenschaft, Kunst und Industrie thun die Chinesen factisch gar nichts. Sie setzen kein Geld hier in Circulation, fast ihr ganzer Verdienst kommt China zugut, wohin sie den Ueberschuß ihres Baargeldes entsenden. Allerdings empfängt Californien den Nutzen ihrer billigen Arbeit; aber der ganze Verdienst der Arbeitenden bleibt diesem Lande auf immer verloren.

Und hier komme ich auf den Kern der Chinesenfrage, auf ihre ernsteste Seite — die Concurrenz der freien weißen und der asiatischen Massen- und Sklavenarbeit: denn weiter als dies ist die Chinesenarbeit im Großen und Ganzen in den pacifischen Staaten Nordamericas nichts. Die freie Arbeit als solche wird durch die Mitbewerbung der Kuliarbeit degradirt, und der Verdienst so weit herabgedrückt, daß der Arbeiter nach und nach allen höheren Ansprüchen auf das Leben entsagen muß. Die europäische Immigration der asiatischen gleichstellen zu wollen, ist absurd. Die europäischen Einwanderer sind von derselben Race und haben dieselben Lebensbedürfnisse wie der Americaner, und dieser fürchtet nicht ihre Concurrenz; im Gegentheil, er befürwortet die europäische Immigration aus ganzem Herzen, weil dieselbe sich hier ganz einbürgert. Die africanische Sklavenwirthschaft im Süden der Union war gewiß schlimm genug; aber zehn Mal besser für dies Land, als die jetzige Kulieinfuhr; denn was die Neger erwarben — für sich oder für ihre Herren — blieb im Lande und mehrte den Nationalreichthum, wogegen bei den Kulis gerade das Gegentheil der Fall ist, — ganz abgesehen davon, daß die Neger Familien erziehen und America als ihre Heimat betrachten, wogegen die Chinesen dieses nur als eine fette fremde Weide ansehen, die sie abzugrasen hergekommen sind.

Wie schon bemerkt wurde, vermögen die weißen Arbeiter, die als freie Menschen leben wollen, nicht mit den Chinesen, deren Lebensbedürfnisse lächerlich gering sind, zu concurriren; die Frauen und Kinder finden aus demselben Grunde nur mit Mühe Arbeit in den Fabriken; unsere Jugend, die keine ehrenhafte Beschäftigung finden kann, wächst im Müßiggang auf und wird noch obendrein durch das Beispiel der ihr tagtäglich vor die Augen tretenden sittlichen Verkommniß der Asiaten verderbt, und viele Hunderte von Frauen, denen von den Mongolen die Möglichkeit der ehrlichen Arbeit genommen worden ist, werden der Schande in die Arme getrieben. Ein Chinese lebt splendid von sage fünfzehn Cents pro Tag und führt ein behagliches Dasein von denselben Mitteln, bei denen ein Weißer umkommen müßte. Jener ist im Stande, drei und vier Mal so billig als ein Weißer zu arbeiten, weil er lebt, wie es kein weißer Arbeiter thun kann; er befriedigt seine Bedürfnisse mit ein paar Händen voll Reis und einigen Tassen Thee, betrachtet getrocknete Fische und halb verfaultes Obst und Gemüse als Luxusartikel, unterzieht sich ohne Murren Entbehrungen, die einen Weißen zum Selbstmord bringen würden, und lebt, ohne Anspruch auf Familie und Häuslichkeit, mit hundert anderen in Löchern zusammengepfercht.

Man rühmt es den Chinesen nach, daß sie die Centralpacificbahn gebaut haben; zugegeben! — wären aber 10,000 weiße Arbeiter anstatt der Chinesen, die mit ihrem Erwerb wieder fortgezogen sind, beim Eisenbahnbau beschäftigt gewesen, so hätte das Land so viele permanente Ansiedler gewonnen. Befänden sich an Stelle der 200,000 Chinesen (etwa ein Fünftel der weißen Bevölkerung an der pacifischen Küste) so viele Weiße im Lande, so würden dafür zehntausende von Familien hier ein behagliches Dasein führen und ihre ganze Arbeitskraft und ihr ganzer Erwerb käme diesem zugut. Würde die Stelle der in unserer Stadt lebenden Chinesen durch so viele Weiße eingenommen, so hätten diese hübsche Wohnungen und zahlreiche Familien, wogegen wir jetzt am Chinesenquartier einen Stadttheil besitzen, der allem Familienleben Hohn spricht und an Unsauberkeit und Verderbniß aller Art kaum ein Seitenstück in der civilisirten Welt findet. Die Asiaten haben Tausende von nützlichen weißen Arbeitern aus den östlichen Staaten von hier fern gehalten. In einem Lande wie Peru, wo keine einheimische zuverlässige Arbeiterclasse existirt, mögen die Asiaten ein nicht zu unterschätzendes nützliches Volkselement sein; hier in Californien liegen die Verhältnisse aber ganz anders. Die weiße Arbeit hier durch Concurrenz mit der chinesischen auf den Standpunkt eines Paria herabdrücken zu wollen, ist ein Verbrechen an der Menschheit!

Es wäre Thorheit, zu glauben, daß sich die Chinesen in America je auf die Bildungsstufe der freien weißen Arbeiterclasse emporschwingen, oder daß sie hier je eine ebenbürtige Stellung mit den Weißen einnehmen werden. Sie wollen dies auch gar nicht und haben weder Zuneigung noch Achtung vor unserem Lande und vor unseren Sitten und Gebräuchen. Die tausend Chinesen, welche sich in San Francisco dem Namen nach zum Christenthum bekehrt haben, sind moralisch nicht um einen Deut besser als ihre heidnischen Landsleute; diese ganze Chinesenbekehrung ist ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand! — Die Idee, die Chinesen uns assimiliren zu wollen, ist ein barer Unsinn. Selbst solche von ihnen, die bereits seit zwei Decennien hier leben, sind fast ganz und gar der Kleidung, den Sitten, der Lebensanschauung ihrer Väter treu geblieben und pflegen mit den Weißen gar keinen Umgang. Ihre heidnischen Lebensanschauungen und Gebräuche sind ein sittlicher Skandal in einem Lande christlicher Cultur:

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

sie kennen nicht die Heiligkeit des Eides und benutzen den Meineid bei jeder passenden Gelegenheit, um sich der Strafe der Gerichte zu entziehen; sie haben nicht die geringste Ehrfurcht vor dem Gesetz, und die Gefängnisse sind stets von ihnen überfüllt. Ihre Grausamkeit gegen Kranke und Altersschwache ist entsetzlich und ein Seitenstück zu dem in China bekanntlich tolerirten Kindesmord. Einen Todkranken werfen sie herzlos vor die Thür und überlassen der Polizei die Sorge für denselben.

Die ganze europäisch-americanische Civilisation wird durch die uns bedrohende Masseneinwanderung der Asiaten aus dem 400 Millionenreiche in Frage gestellt, deren Anschauung von Recht und Moral der unserigen schnurstracks entgegenläuft. Die Chinesen denken auch gar nicht daran, unsere Civilisation zu adoptiren; sie bemühen sich nicht im geringsten, die Landessprache zu erlernen und radebrechen davon, mit geringen Ausnahmen, nur so viel, als zum Verständniß unumgänglich nothwendig ist. Dabei bilden sie einen Staat im Staate, der mit den americanischen Gesetzen fortwährend in Conflict liegt. Ihre Nationaltugenden, Fleiß und Frugalität, sollen hiermit gewiß nicht unterschätzt werden; aber ihre sittliche Verderbtheit überwiegt jene derartig, daß die Befürwortung einer fortgesetzten Masseneinwanderung dieses entarteten Volkes in das freie America, die noch dazu mit der Zeit nur Reiche und Sklavenarbeiter hier bestehen lassen könnte, sich blos durch eine gänzliche Unkenntniß der Sachlage entschuldigen läßt.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

George Sand †.

In George Sand, die am 8. Juni auf ihrem Besitzthum zu Nohant im Alter von 72 Jahren gestorben ist, verliert Frankreich seine größte Dichterin, verlieren wir alle das hervorragendste schriftstellernde Weib, das je gelebt hat.

Bis in ihr hohes Alter hat sich die Dichterin in ihren dichterischen Werken das schöne künstlerische Maß, die natürliche Frische und Einfachheit der Erfindung und den unwiderstehlichen Zauber des Stils zu bewahren gewußt. Ihre letzten Romane sind zwar ruhiger und weniger auffällig als die Dichtungen aus der Zeit ihrer stürmischen Jugend, aber sie verrathen nirgends Ermattung und Abnahme der ungewöhnlichen geistigen Fähigkeiten.

Noch in den zuletzt erschienenen findet man Seiten, die zu dem Besten gehören, was George Sand überhaupt geschrieben hat. Ihre Arbeitskraft war bis zum Tode der Dichterin eine so unverminderte, daß sich die Phantasie des Lesers die Schriftstellerin noch immer jugendlich vorstellte, und daß man jetzt, bei der Meldung ihres Todes, von ihrem hohen Alter gleichsam überrascht wird. Sie erschien uns wie eine Art geistiger Ninon de Lenclos, der selbst das grausame Alter nichts von ihrem jugendlichen Schmelze, von ihrer heiteren Frische zu rauben vermocht hat.

So hat sie rastlos geschaffen bis zu ihrem letzten Athemzuge — rastlos seit nahezu einem halben Jahrhundert. Ihre Production ist daher auch quantitativ eine sehr bedeutende; ihre Romane allein füllen mehr denn 70 Bände. Es bedarf nur der Anführung dieser einen Thatsache, um diesen flüchtigen Zeilen jede Prätension zu nehmen. Es kann hier nicht auf die Würdigung eines so reichen dichterischen Schaffens abgesehen sein. Die schriftstellerische Individualität der Sand gehört eben nicht zu denen, die sich mit wenigen Worten abfertigen lassen. Jedes ihrer charakteristischen Werke fordert zu einem längeren Verweilen: zum Widerspruch, zur Polemik, zum mindesten zur Discussion und Auseinandersetzung auf. Diese charakteristischen Werke — merkwürdiger Weise sind es nicht die bedeutenderen — gehören fast sammt und sonders der ersten Epoche ihrer dichterischen Production an. Sie bekunden einen bis aufs Aeußerste verwegenen, bisweilen geradezu halsbrecherischen Radicalismus in der sittlichen, religiösen und politischen Auffassung der Verfasserin. In ihnen tritt die Tendenz mit jenem übermüthigen und siegesgewissen Selbstvertrauen auf, das nur der Jugendlichkeit eigen ist. Je älter die feurige Schülerin Jean Jacques' wird, desto mehr erblaßt die Tendenz, ohne daß ihre schriftstellerischen Eigenschaften im mindesten darunter zu leiden hätten. Ihr Geist bewahrt seine durchdringende Schärfe, ihre Empfindung die Herzlichkeit und Tiefe, ihr Stil seine köstliche Harmonie, seinen Wohllaut und seine Glockenreinheit. Aber sie fühlt eben augenscheinlich in den vorgerückteren Jahren nicht mehr das Bedürfniß, so viel zu beweisen wie in ihrer Jugend. Sie ist nun eine ruhige, gesetzte Frau geworden, die sich in ihrem ländlichen Aufenthalt zu Nohant in einem kleinen Kreise auserwählter Freunde wohl fühlt und an den Aufregungen der großen Stadt nicht mehr directen Antheil nimmt. Sie lebt einfach und correct und braucht daher auch nicht mehr zu demonstriren, daß sie einfach und correct lebt.

Ihrer Freude am Landleben verdanken wir die vorzüglichsten Meisterwerke dieser großen Dichterin, unter denen die Dorfgeschichten „François le Champi, la mare au diable, la petite Fadette" obenan stehen. Es sind Dichterwerke allerersten Ranges, von einer wahrhaft entzückenden Frische und Wärme, und in der Form vollendet. Die Naturschilderungen der Sand gehören zu dem Allerbesten, was in französischer Prosa überhaupt geschrieben worden ist. „La petite Fadette" ist, wie man weiß, von unserer Birch-Pfeiffer unter dem Titel „Die Grille" sehr geschickt für die Bühne bearbeitet worden, „François le Champi" von der Sand selbst; und dieses Bühnenstück wie „Claudie" und „Le Marquis de Villemer", der ebenfalls von ihr nach einem ihrer Romane bearbeitet worden ist, errangen als Schauspiele großen Erfolg. Im Uebrigen war George Sand in ihren Versuchen, für das Theater zu schreiben, nicht glücklich; außer den eben genannten hat keines ihrer Stücke irgend welchen Eindruck hervorzubringen vermocht.

Von ihrer politischen Thätigkeit soll hier gar nicht die Rede sein, obgleich dieselbe früher nicht ohne Bedeutung war. Sie stellte der Republik ihre mächtige Feder zur Verfügung und redigirte einige der wichtigsten Actenstücke für das Ministerium von 1848. Sie gründete auch zu jener Zeit ein Wochenblatt: „Die Sache des Volks", um für die neuen Ideen Propaganda zu machen. Nach den bewegten Zeiten zog sie sich von den Tageskämpfen zurück, um sich wieder ganz der Dichtung zuzuwenden. Der Krieg von 1870 veranlaßte sie zu einer neuen Serie von „Briefen eines Reisenden", in denen sie als gute Patriotin uns Deutschen das Unverbindlichste nachsagte. Aber sonst verhielt sie sich in den letzten 20 Jahren sehr ruhig und war eifrig bemüht, die öffentliche Aufmerksamkeit möglichst von sich abzulenken. Sie kam fast nie mehr nach Paris. Sie blieb allem Lärm und allem Skandal fern. Ihr ganzes Leben gehörte der einsamen, redlichen, ernsten Arbeit an.

Anders war es in ihrer Jugend, in den dreißiger Jahren. Da wiesen ihre Handlungen Mancherlei auf, was ein nüchterner Beurtheiler mit dem Hergebrachten und als richtig Anerkannten nicht ohne Weiteres vereinbaren konnte. Die Schriften aus dieser ersten Zeit haben daher eigentlich keinen anderen Zweck als den, nachzuweisen, daß jener nüchterne Beurtheiler Unrecht hat, daß sie aber im Rechte sei. Es sind, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, individuelle Tendenzschriften; wunderbar geschickte

Digitized by Google

und hochpoetische Plaidoyers für die Berechtigung ihrer Auffassungen und ihrer Handlungen gegenüber denen der Uebrigen, die sie als Engherzigkeiten und Kleinlichkeiten einer überwundenen Zeit bekämpft. Unter allen Umständen hält sie ihre Eigenthümlichkeiten für berechtigte, und nie und nimmer wollte sie zugeben, daß sie absonderlich oder gar leichtsinnig gehandelt habe. Sie begnügte sich nicht blos damit, das in ihrem Wesen Auffällige und von der Norm Abweichende als gerechtfertigt darzustellen, sie ging noch weiter: gerade in dem, was die Alltagsmoral und Dutzendweisheit verurtheilte, erblickte sie den Ausdruck einer Art von höherer Mission. Knüpfte sie ein inniges Verhältniß mit diesem oder jenem bedeutenden Manne an, so war dies nicht die gewöhnliche Liebschaft, die zur Sittenstrenge im Widerspruch stehen könnte, — nein, sie hatte eine feierliche Sendung zu erfüllen, die der vulgäre Kleingeist vielleicht nicht zu fassen vermochte, die ihr aber das stolze Bewußtsein geben durfte, vor dem Richterstuhl einer höheren Moral doch Recht zu behalten!

Das äußerste Zugeständniß, zu dem sie sich herbeiließ, war: daß sie eine ungewöhnliche Natur besitze. Aber auch dafür wußte sie triftige Gründe anzugeben. Ihr umfangreiches Werk, „Die Geschichte meines Lebens" ist eigentlich nichts Anderes als der versuchte Nachweis, daß ihre Ungewöhnlichkeiten lediglich das Vermächtniß ihrer Voreltern seien. Sie beruft sich auf ein System von der Erblichkeit der Eigenart (hérédité des organisations) und führt aus, daß das Blut ihrer Ahnen sie genau zu dem habe machen müssen, was sie geworden ist: zu der hochbedeutenden, aber seltsamen Frau, die sich nicht nach dem Maßstabe des Gewöhnlichen bemessen läßt. Diesem Nachweis zu Liebe ist die „Lebensgeschichte" der George Sand etwas ganz Anderes geworden, als das, was man allgemein erwartet hatte. Alle diejenigen, die in diesen Memoiren irgend welche Mittheilungen über das interessante Leben der Dichterin und ihre Beziehungen zu den bedeutendsten Zeitgenossen, irgend welche pikanten Aufschlüsse zu finden hofften, wurden bitter enttäuscht. Mit äußerster Discretion vermied es die Dichterin das zu geben, was der Titel vermuthen ließ. Sie beschränkte sich vielmehr darauf, in allen Einzelheiten den physiologischen und psychologischen Ursachen, als deren Product sie sich betrachtete, nachzuforschen und sich aus den Bedingungen heraus, unter denen sie geboren, aufgewachsen, erzogen und gereift war, zu erklären. Als Anhängerin des eben erwähnten Systems von der „Erblichkeit der Eigenart" mußte sie sich also zunächst die Aufgabe stellen, ihre Voreltern zu charakterisiren; und sie hat dies mit einer Objectivität gethan, die ihr seiner Zeit sehr verübelt worden ist und an deren Stelle man lieber etwas weniger historische Treue und etwas mehr schönfärbende Pietät gesehen hätte. Die ersten sechs Bände dieser „Memoiren" bezeugen und sollen nur bezeugen, daß die Unehelichkeiten ihrer Familie zu den Eigenarten gehören, für die sie das System von der Erblichkeit anruft. Erst am Ende des sechsten Bandes wird die Heldin geboren.

George Sand leitet mit einem gewissen Gefühle des Stolzes ihren Stammbaum auf August den Starken zurück. Der uneheliche Sohn Augusts und seiner Geliebten, Aurora von Königsmark, Moritz von Sachsen, knüpfte mit einer Dame vom Theater, die auf dem Zettel Mademoiselle Verrières genannt wurde, ein intimes Verhältniß an und die Tochter des Herzogs Moritz und dieser Mademoiselle Verrières verheirathete sich mit einem Herrn Dupin. Aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, der den Namen seines Großvaters Moritz führte, und dieser Moritz Dupin verliebte sich in ein „echtes Pariser Kind", wie George Sand von ihrer Mutter sagt, in Sophie Delaborde, die in ihrer Jugend ein sehr leichtes Leben geführt hatte (livrée dans la jeunesse à des hasards effrayants), und einen Monat vor der Geburt ihrer Tochter Aurora — das ist George Sand — von Dupin geheirathet wurde: „Cet accident de quitter le sein de ma mère m'arriva à Paris, le 16 messidor an XII (5 juillet 1804), un mois juste après le jour où mes parents s'engagèrent irrévocablement l'un à l'autre".

Diese Genealogie, welche George Sand in den ersten sechs Bänden ihrer Lebensgeschichte mit einem „Luxus von Informationen" ausstattet, von denen Pontmartin in seinen „Causeries littéraires" sagt: „es gehe ihm der Sinn für deren Nothwendigkeit und Decenz ab," ist eben offenbar darauf berechnet, dem genialen Sproß jener Familie durch das Geburtsrecht gewisse Privilegien einzuräumen, die das erste beste legitime Product der spießbürgerlichen Ehrbarkeit auf keinen Fall beanspruchen dürfe. Die große Schriftstellerin hätte sich deswegen sicherlich nicht so viel Mühe zu geben brauchen! Bei einem Dichter, wie sie es war, kommt es auf das Urtheil der Zeitgenossen über diese oder jene Privatsache schließlich gar nicht an. Kommt es zu guterletzt sogar auf die Privatsachen selbst kaum an. Die Nachwelt ist allen denen gegenüber, die Unsterbliches geschaffen, mit Recht von einer wunderbaren Milde und Toleranz. Die Zeit verweht die Spuren aller Fehltritte, und das Werk des Dichters, das ewig bleibt, steht keusch und makellos vor der Bewunderung der dankbaren Nachwelt.

Wer fragt denn heutzutage schon den Dichter von „Indiana", „Lelia", „Mauprat", „Consuelo", „Jacques" ꝛc. nach dem „Systeme von der Erblichkeit der Eigenart" oder nach sonst einem Systeme? Wer wird gar in 50 Jahren danach fragen wollen? Schon heute sind die Werke der George Sand durch ihre große poetische Bedeutung den persönlichen Einflüssen, unter denen sie entstanden sind, entrückt. Schon heute läßt man sich willig von dem wunderbaren Zauber, der in den ersten „Briefen eines Reisenden" waltet, umgarnen und gibt sich der reinen Freude am Schönen widerstandslos hin, ohne sich darum zu kümmern, ob George Sand mit diesen leidenschaftlichen und beredten Seelenschilderungen ihre Trennung von Alfred de Musset genügend gerechtfertigt hat oder nicht. Schon jetzt hat in ihren monumentalen Werken die dichterische Fiction das Wirkliche gänzlich verdrängt, und schon jetzt gestaltet die zeitgenössische Legende aus den Romanen der George Sand eine phantastische Persönlichkeit, die mit der wahren Aurora Dudevant, gebornen Dupin, kaum noch einen ähnlichen Zug aufweist.

Das Werk des Dichters oder Künstlers trägt fast immer in mehr oder minder scharfer Prägung den charakteristischen Stempel seines Schöpfers; und aus diesen charakteristischen Eigenschaften des Werkes drängt es den Leser oder Zuschauer, einen Rückschluß auf den Urheber zu machen, sich die Individualität gleichsam aus der Schöpfung herauszulesen, herauszuschauen: denn die Vorstellung von der Art des Verfassers belebt die Theilnahme und erhöht den Genuß an den Werken desselben.

Nun müßte es aber ein ganz sonderbarer Zufall sein, wenn aus diesem umständlichen und mühevollen Proceß die Identität zwischen der dichterischen und der wirklichen Persönlichkeit ganz unversehrt hervorginge. Der Dichter legt doch nur einen Theil von seinem eigensten Wesen in das Werk, aus diesem Theil aber construirt sich die Phantasie des Lesers ein Ganzes. Da ist es denn natürlich, daß die auf diese Weise aus dem Werke hergestellte Persönlichkeit des Dichters von der wahren oft eine bis zur Unkenntlichkeit verschiedene wird. So ist es auch George Sand ergangen. Man hat sie selbst für eine der leidenschaftlichen, wilden, regellosen Naturen gehalten, mit denen sie ihre Heldinnen auszustatten liebt, während sie in Wahrheit mit diesen nichts weiter gemein hat, als den Mangel an Beständigkeit. Aber trotz des Wechsels, der sie in ihren Zuneigungen beglückte, dessen sie bedurfte, war sie vielmehr eine ruhige, verständige, reflectirende und beinahe kühle Natur, die sich niemals auf den Rausch der Sinne, auf den Taumel der Leidenschaft berufen mochte, und die

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

für alle ihre Herzensangelegenheiten correctere, ich möchte sagen salonfähigere Motive geltend machte.

Ist es nicht charakteristisch, daß gerade ihren beiden berühmtesten Verhältnissen, nach ihren eigenen Aussagen, die eigentliche Liebe fehlte? Daß sie, wie sie sagte, an den ungestümen, zügellosen Alfred de Musset nur gefesselt wurde durch die Gefühle der Mütterlichkeit, der Schwesterlichkeit? Und an den kränklichen, schwachen Chopin nur durch Mitleid und samaritische Barmherzigkeit? Alles wollte sie gelten lassen, nur nicht die Liebe sans phrases. Sie selbst bezeichnet ihr Verhältniß zu Alfred de Musset als eine „Aufgabe, die sie sich auferlegt, als eine Pflicht, die sie kalt erfüllte". (Un devoir qu'elle accomplissait froidement.)

Sie erzählt, wie ihre Zuneigung zu Alfred de Musset entstanden sei, in folgender Weise: Unter ihrem ruhigen und überlegenen Aeußeren habe sie eine enthusiastische Künstlernatur verborgen und dem jungen Musset, oder vielmehr dem Dichter, der Musset hätte sein können, wenn er es hätte werden wollen, eine Art von Cultus geweiht. Sie habe für ihn Mitleid empfunden und ihn verhätscheln wollen wie ein kleines Kind und habe doch das Genie des Jünglings, der auf Irrwegen taumelte, bewundert und respectirt. Sie habe ihn streicheln und verzärteln wollen wie einen Sohn und oft — schon zu einer Zeit, als sie noch nicht im vertrautesten Verkehr mit einander lebten — ernstliche Mühe gehabt, sich des vertraulichen „Du" in der Unterhaltung mit ihm zu erwehren. Sie habe für ihn die Gefühle einer Mutter empfunden und niemals an sich selbst gedacht. Es habe ihr genügt, zu wissen, daß Musset bei ihr die Ruhe und den Frieden seiner Seele finde. So konnte sie auch lange Zeit den Bestürmungen des ganz verliebten Musset widerstehen, und als sie sich ihm hingab, geschah es nicht in leidenschaftlicher Aufwallung; es geschah ruhig, nach reiflicher Ueberlegung, mit klarer Erkenntniß und nüchterner Erwägung aller zu berücksichtigenden Momente (ce fut par un acte de ma volonté, après des nuits de méditations douloureuses). „Jetzt will ich wie Du willst," sagte sie zu ihm, „weil wir jetzt dahin gelangt sind, wo der Fehler, der begangen werden soll, eine Reihe von Fehlern, die wir schon begangen haben, wieder gut machen muß. Du bist meiner Freundschaft überdrüssig geworden; solltest Du je auch meiner Liebe überdrüssig werden, so vergiß nicht, daß nicht ein Augenblick von weltentrücktem Wahnsinn mich in Deine Arme geworfen hat, sondern eine edlere Regung meines Herzens und ein zärtlicheres und dauernderes Gefühl als der wollüstige Rausch. Ich bin nicht stärker als andere Frauen und maße mir nicht das Recht an, unverwundbar zu sein; aber ich habe Dich so innig und so heilig lieb, daß ich mit Dir nie gefehlt haben würde, wenn Du durch meine Kraft hättest gerettet werden können. Auch Du glaubtest einst, daß meine Kraft Dir von Nutzen sein könnte, daß sie dazu dienen würde, Dir das Bewußtsein der Deinigen wiederzugeben und Dich von einer schlechten Vergangenheit zu läutern. Jetzt bist Du vom Gegentheil überzeugt, und nun geschieht auch das Gegentheil. Du wirst bitter, und wenn ich Dir länger widerstehe, so fürchte ich, daß Du mich hassen und wieder in Dein Leben voll Ausschweifungen zurückfallen wirst, unsere arme Freundschaft verfluchend. Nun, für Dich bringe ich das Opfer meines Lebens. Habe ich unter Deiner Natur und unter Deiner Vergangenheit zu leiden, wohlan, es sei! Ich bin belohnt genug durch den Gedanken, Dich von dem Selbstmord errettet zu haben, den Du im Begriff warst zu begehen, als ich Dich kennen lernte. Gelingt es mir nicht, so habe ich wenigstens das Meinige gethan, und Gott wird mir eine Ergebenheit verzeihen, die freilich unnütz, aber von der er weiß, wie aufrichtig sie war."

Von dem himmlischen Egoismus der thörichten, der wahren Liebe sind, wie man sieht, die Gefühle der George Sand weit entfernt. Ein bedeutender Schriftsteller hat von ihrer Liebe gesagt, sie stelle sich dar „geschmückt mit allen Reizen einer Arznei und ausgestattet mit den Annehmlichkeiten einer medicinischen Cur".

Auch die Vorstellung, die man sich nach ihren geistsprühenden Werken von ihrer Unterhaltung im intimen Verkehr und in der Gesellschaft machen müßte, wäre unberechtigt. George Sand sprach wenig und was sie sagte, zeichnete sich nicht durch etwas Besonderes aus. Das Beste behielt sie für sich und ihre Werke. In ihren eigenen Schriften, in denen sie von sich selbst redet, und in den Schriften der Zeitgenossen, welche von ihr reden, finden sich zahlreiche Hinweise auf diese Eigenthümlichkeit.

„Eine Tischunterhaltung, wo es des Witzes und der Leichtigkeit bedarf, das ist nicht Deine Sache," sagte ein Freund zu ihr*). „Dein Geist arbeitet langsam; kommt in der Unterhaltung zufällig ein ernsthaftes Thema zur Sprache, eine Frage, die ein tieferes Eingehen bedingt, so ist es schon möglich, daß Du einen sinnreichen Gedanken aussprichst und einen neuen Gesichtspunkt aufstellst; geschieht das nicht, so wirst Du nur durch den Reiz, die Toilette und die Bescheidenheit Deines Geschlechts glänzen."

Alfred de Musset sagte zu ihr: „Nimm es mir nicht übel, aber Du hast gar keinen Witz! Du bist ganz aus einem Stück, monoton und auf Deine angebliche „Mäßigung" eitel bis zum Excess! Ich bin verrückt, unbeständig, undankbar, alles Mögliche! Aber ich bin wenigstens aufrichtig, ich rechne nicht, ich gebe mich hin ohne Hintergedanken, und das reißt mich immer wieder heraus".

Sie selbst schildert sich in ihrem Verhältniß zu Musset in folgender Weise: „Die Lustigkeit Mussets war strahlend von Farbe und Geist wie sein Talent und um so natürlicher, als sie ganz ursprünglich war. George Sand aber hatte weniger Witz als er, sie neigte mehr zur Träumerei hin und war träge im Sprechen; sie bedurfte gerade der Lustigkeit anderer, um sich zu beleben. Dann freilich war ihre Fröhlichkeit nicht ganz ohne Reiz, wenn sie auch keinen eigenen Glanz besaß".

Ganz dasselbe sagt auch Heine von ihr: „Das Organ der George Sand ist ebensowenig glänzend, als das, was sie sagt. Sie hat durchaus nichts von dem sprudelnden Esprit ihrer Landsmänninnen, aber auch nichts von ihrer Geschwätzigkeit. Ihrer Schweigsamkeit liegt aber weder Bescheidenheit noch sympathetisches Versenken in die Rede eines Andern zu Grunde. Sie ist einsilbig vielmehr aus Hochmuth, weil sie Dich nicht werth hält, ihren Geist an Dir zu vergeuden, oder gar aus Selbstsucht, weil sie das Beste Deiner Rede in sich aufzunehmen trachtet, um es später in ihren Büchern zu verarbeiten. Daß George Sand im Gespräch nichts zu geben und immer etwas zu nehmen versteht, ist ein Zug, auf den mich Alfred de Musset einst aufmerksam machte. Sie hat dadurch einen großen Vortheil vor uns anderen, sagte Musset, der die beste Gelegenheit hatte, sie gründlich kennen zu lernen. Nie sagt George Sand etwas Witziges, wie sie überhaupt eine der unwitzigsten Französinnen ist, die ich kenne. Mit einem liebenswürdigen, oft sonderbaren Lächeln hört sie zu, wenn Andere reden und die fremden Gedanken, die sie in sich aufgenommen und verarbeitet hat, gehen aus dem Alambik ihres Geistes weit kostbarer hervor. Sie ist eine sehr feine Horcherin".

In einem Briefe, den ich von George Sand besitze, klagt sie ebenfalls über ihr täppisches, ungelenkes Benehmen. „Namentlich wenn ich eine Person zum ersten Male sehe, bin ich so ungeschickt und dumm wie nur möglich," schreibt sie.

*) Lui et elle. Pag. 30.

Digitized by Google

George Sand war eine schöne Frau; in ihrer schönsten Zeit hat Couture sie gezeichnet, und dieses Portrait ist das beste, das von ihr existirt. Es zeigt die regelmäßig geschnittenen Züge von einem ganz seltsam wehmüthigen Ausdruck, die nicht hohe aber gedankenvolle Stirn, das träumerisch matte Auge, den schön geformten Mund mit den starken Lippen — „die etwas hängende Unterlippe verräth ermüdete Sinnlichkeit", sagt Heine. George Sand war eher klein als groß und von etwas gedrungener Gestalt. Die Schönheit ihrer Hände und Füße war in Paris sprüchwörtlich.

George Sand hinterläßt zwei Kinder aus ihrer Ehe mit Dudevant. Ihr Sohn Moritz, der den durch seine Mutter berühmt gewordenen Dichternamen Sand angenommen hat, ist ein talentvoller Maler und Schriftsteller. Er hat ein sehr tüchtiges Werk über die Anfänge der italienischen Komödie geschrieben und mit Zeichnungen von seiner Hand ausgestattet. Ihre Tochter Solange ist mit dem Bildhauer Clesinger verheirathet.

Mit George Sand ist eine der größten Dichterinnen aus unserer Mitte geschieden, eine Künstlerin von erstaunlichem Wollen und von erstaunlichem Vermögen. Die glänzende Schaar von Dichtern, die in den dreißiger Jahren in Frankreich auftauchten und den literarischen Ruhm ihres Landes in diesem Jahrhundert begründeten, ist jetzt bis auf einen Einzigen zusammengeschmolzen: bis auf den großen Dichter des „Hernani", der „Orientales" und der „Misérables", bis auf den 74jährigen Victor Hugo, der wohl kaum daran gedacht hat, daß sein bekannter Vers:

Et s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là,

eine solche Anwendung auf ihn finden würde. In George Sand betrauert Victor Hugo die letzte Genossin seiner größeren Zeit, und er allein ist übrig geblieben:

Nur eine hohe Säule zeugt von verschwundener Pracht.

Paul Lindau.

Freiligrath und Bret Harte.

„Der neue americanische Dichter, den ich in diesen Blättern als den „Goldgräber" oder den „Californier" beim deutschen Publicum eingeführt habe, heißt Francis Bret Harte, ist gegenwärtig in der Mitte der Dreißiger und lebte (oder lebte wenigstens vor kurzem noch) als Herausgeber der Zeitschrift „Overland Monthly" zu San Francisco. Gleich vielen seiner Landsleute, die es in der Literatur oder in der Politik zu etwas gebracht haben, ist er aus engen und bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen und hat das Ziel, an welchem wir ihn jetzt angelangt sehen, eine Popularität, die von den Gestaden des Stillen Meeres bis zu den englischen Ufern der Nordsee reicht, nur auf Umwegen und unter Hindernissen gewonnen. Auf Umwegen und unter Hindernissen freilich, welche der Eigenartigkeit seines Talents nicht ungünstig gewesen sind, oder richtiger, welche diese Eigenartigkeit erst zur Erscheinung und Reife gebracht haben." Mit diesen Worten leitete in dieser Zeitschrift („Gegenwart", 27. Juli 1872) vor beinahe vier Jahren Ferdinand Freiligrath einen „Der Goldgräber" betitelten, warmempfundenen Aufsatz über den seit jener Zeit auch in Deutschland allgemein bekannt gewordenen Verfasser der westamericanischen Sittenschilderungen ein und nimmt so das Recht in Anspruch, Bret Harte zuerst in Deutschland eingeführt und das Lesepublicum auf die eigenartige literarische Erscheinung aufmerksam gemacht zu haben. Grade das Eigenartige in der Wahl der Stoffe und das in der Behandlung des Gegenstandes mitunter gemeinsame Empfinden mit dem deutschen Dichter selbst, zog diesen an, der ursprünglichen Wald- und Wildnißjournalistik eine so warme Begeisterung zu zeigen. „Mein Lob (wie immer, wenn mich etwas „packt", um mit meinem alten Meister Chamisso zu reden) klingt vielleicht überschwänglich. Ich muß es also wohl, um nicht der Kritiklosigkeit beschuldigt zu werden, ein wenig modificiren. Und gebe darum willig zu, daß, wenn wir strengere Maßstäbe anlegen, nicht Alles, was Bret Harte geschrieben, als Kunstwerk Probe hält. Sein Realismus, immer herzhaft und derb, wird zuweilen unschön; der californische Slang und die abgerissene Sprechweise in einigen seiner Gedichte machen ihn manchmal dunkel und „nicht Jedwedem genießbar"; zuletzt sei noch gestanden, daß, wie eigenthümlich auch in der Wahl seiner Stoffe und in der Behandlung derselben, er dennoch, besonders in Bezug auf die Form, fremde Einwirkungen keineswegs verleugnet. — — — Aber er bleibt darum dennoch, der er ist! Der „Californier" und der „Goldgräber"!" Und schön schließt der deutsche Dichter das Lob des fernen Dichters, der ihn „gepackt": „Das Gold aber, nach dem er gegraben und das er gefunden hat, ist nicht das Gold in den Rinnsalen der Flüsse, nicht das Gold in den Schachten der Berge: es ist das Gold der Liebe, der Güte, der Treue, der Menschlichkeit, das selbst in harten und wilden Herzen, das selbst unter dem Schutte von Laster und Sünde ewig unvertilgbar ruht!" Die Freunde der westamericanischen Literatur haben dieses warme Lob unbedingt unterschrieben, wenn auch die Geschmacksrichtung hinsichtlich der literarischen Verdienste Bret Hartes eine getheilte ist. Wie fast bei jedem neueren englisch schreibenden Schriftsteller, so ist auch Bret Harte mit Charles Dickens verglichen worden, allein comparisons are odious sagt das englische Sprüchwort. Auch fehlt dem californischen Dichter — und so mögen wir ihn noch gern nennen, obwohl er seine angenommene westliche Heimat längst mit dem Osten der Staaten vertauscht hat — der zarte, wenn auch oft etwas carikirende Humor des unerreichbaren englischen Dichters. Bret Hartes Portrait, das uns, wie auch den letzten größeren Roman des Verfassers, „Gabriel Conroy", das von Ferdinand Freiligrath so schön geleitete „Hallberger's Magazine" bringt, zeigt uns ein kräftiges, männliches Gesicht mit klaren Augen und kräftiger, bedeutender Nase, ein Gesicht, dem selbst der verrufene Dundrearybart nichts schadet. In „Gabriel Conroy" sind die Naturschilderungen des fernen Westens besonders schön und herrlich. Selbst der Schneesturm — ein modernes Element des englischen Romans scheint es — hält Probe mit den so überaus herrlichen Schneesturmschilderungen in Blackmores „Lorna Doone" und „Alice Lorraine" und in Farjeons „Bread and Cheese and Kisses", Schriftsteller, denen bis jetzt ebenfalls die Würdigung und Kenntniß des nur deutsch lesenden Publicums durch gute Uebersetzungen fehlt.

Obiges schwebte mir vor, als ich einen Brief Freiligraths zur Hand nahm — und jetzt, wo die lieben frischen Zeichen seiner Güte fehlen, da beschäftigt sich die trauernde Erinnerung gern mit dem, was seine treue Hand einst in so reichem Maße für den Einzelnen aufzeichnete. Der Brief datirt aus der Zeit des Entstehens des benannten Aufsatzes über den „Goldgräber" und das Herz des Schreibers ist voll des Gedenkens an ihn. Was er derzeit — Anfang October 1872 — schrieb, und seine Bemerkungen über zwei andere americanische Dichter (von denen Walt Whitman ebenfalls ein Schützling Freiligraths ist) dürfte jetzt auch den Freunden und Lesern beider Dichter — Freiligraths und Bret Hartes — von Interesse sein.

„Herzlich freut es mich," heißt es in dem Briefe, „daß Sie fortfahren, an meinem Bret Harte Theil zu nehmen. Ich sage „meinen", denn ich nehme wirklich das Verdienst in Anspruch, den originellen Mann bei uns eingeführt und die Augen des Publicums auf ihn und seine Dichtung gelenkt zu haben. Die „Rheinische Zeitung" brachte ohnlängst zwei seiner Prosaskizzen in nur mittelmäßiger Uebersetzung, und jetzt kündigt auch Tauchnitz im Buchhändler-Börsenblatte an, daß er diesen „jetzt populärsten americanischen Dichter" seiner „Collection" einverleiben werde. Beides Resultate (wenn mich nicht Alles täuscht) meines dreisten Vorgehens! Denn Bret Harte ist bei uns nicht Jedem genießbar; er ist zu eigenthümlich, um Allen gefallen zu können, und es gehört darum schon eine Art von Kühnheit dazu, als sein Apostel aufzutreten. Allein seine in rascher Folge uns gegebenen Skizzen, Erzählungen, Gedichte sind bald durch kecken Humor

Digitized by Google

unwiderstehlich hinreißende, bald durch einfaches aber nicht minder wirksames Pathos tief ergreifende Schöpfungen. Seelengemälde von überraschender Feinheit und Schärfe; Charakterbilder, wie nur ein Dichter, ein echter rechter Dichter sie zu entwerfen im Stande ist! Ich arbeite nun in der Stille weiter, und hoffe zunächst mit einer Auswahl Bret Harte'scher Gedichte in einem besonderen Bändchen hervorzutreten. Meine Uebersetzung von „Dickens in Camp"*), deren Verlust Sie beklagen, erfolgt hierbei. Die dieses Gedicht betreffende Stelle in Forsters „Life of Dickens" ist mir ebenfalls nicht entgangen, und ich las sie mit doppeltem Vergnügen, als ich erst darauf stieß, nachdem ich die herzigen Strophen Bret Hartes übersetzt hatte. Die Stelle war mir eine willkommene Bestätigung meines eigenen Urtheils. Wie ich aus Ihrem Briefe zu schließen glaube, lesen Sie die „Gegenwart" nicht regelmäßig, und mein Versuch einer Charakteristik des „Goldgräbers" ist Ihnen vielleicht fremd geblieben. Ich möchte aber gern, daß Sie sie kennten, und schicke Ihnen darum heute die betreffende Nummer, mit noch ein paar andern Blättern, unter besonderem Streifband. Dank auch für Ihre Notizen über Bret Harte, die mir freilich nicht alle neu waren, da ich kürzlich durch eine junge Dame aus Boston, Miß Charlotte Dana (Tochter des Verfassers von „Two Years before the Mast", Enkelin des Dichters von „The Dying Raven") Mancherlei über Bret Harte und seine Uebersiedelung in die östlichen Staaten gehört hatte. Die „Revue des deux Mondes" sehe ich nur ab und zu, und der von Ihnen erwähnte Artikel darin über Walt Whitman ist mir entgangen. Man sagte mir jüngst auch, daß ein Artikel über Bret Harte darin gestanden habe. Ist dem wirklich so, oder hat mein Berichterstatter die beiden Poeten mit einander verwechselt?

„Joaquin Miller, über dessen neuestes Gedicht Sie mir den interessanten Ausschnitt aus dem „San Francisco Weekly Bulletin" schickten, war mir durch seine „Songs of the Sierras" bereits bekannt. Er ist ein großes Talent. Gluthvolle, farbensprühende Bilder wildbewegten Abenteurerlebens in Urwald und Steppen, — darin ist er stark, das ist seine Specialität.**) Wilde Fahrten und wilde Herzen, er versteht sie beide zu schildern. Ist übrigens nicht selten kraß und outrirt, wo er er einfach „powerful" sein könnte. Aber, wie gesagt, ein großes Talent, vor dem man Respect haben muß! Eine Buchhandlung forderte mich jüngst auf, die „Songs of the Sierras" für sie zu übersetzen: ich habe aber abgelehnt, weil ich, ohnehin mit Bret Hart und Anderem beschäftigt, nicht ganz und gar in Uebersetzen aufgehen mag, und vor allen Dingen, weil ich dergleichen nicht *auf Bestellung* machen kann." — In einem späteren Briefe heißt es über Joaquin Miller, der zu der Zeit durch ein Reisebuch, seinen Besuch in England und seine Scheidung viel von sich reden machte: — „Die freundlichst gesandten Ausschnitte aus dem „Overland Monthly" haben mich in hohem Grade interessirt. Joaquin Miller ist gewiß ein höchst talentvoller Dichter, das beweisen wieder die von O. M. mitgetheilten Proben aus „The Isles of the Amazons". Daß dennoch etwas *Ungesundes* in seinem Wesen ist, beweist der Bericht über die gar wunderliche Vorlesung seiner von ihm verlassenen Frau. Welche Thorheit, welche Unnatur — in *ihm* wie in *ihr*! Genialität à tout prix! Als ob die größte Genialität nicht mit der größten Einfachheit und dem schlichtesten Lebenswandel Hand in Hand gehen könnte! Nicht jeder geniale Dichter braucht, im Leben, ein Lord Byron zu sein! Es ist in der That mehr zum Weinen als zum Lachen, wenn man diese arme Mrs. Minnie Miller über ihr durch den genialen Herrn Gemahl zerstörtes Lebensglück *auf öffentlicher Platform* peroriren und den Mann noch dazu rechtfertigen sieht. „Joaquin Miller is not my property; he belongs to the world of poetry and letters!" — All very well, aber er könnte der *Welt* gehören und *ihr* dazu! Es gibt ein Ding, das *Pflicht* heißt, — auch für den Genius! Bret Harte, höre ich, hat ein ganzes Nest voll kleiner Kinder, and works hard for them! So ist's recht! Der Genius vergesse nie den Menschen!"

Hermann Kindt.

*) Tauchnitz ed. Vol. pp. 270—272. Freiligraths Uebersetzung des schönen Gedichts erschien in der „Gegenwart".

**) Wir bringen nächstens die Uebersetzung eines Gedichtes dieses Poeten, das dessen Eigenart im glänzendsten Lichte zeigt. D. Red.

Der „Salon" von 1876.

II. Paris, Mai.

Sylvester, mit dessen „Nero und Locusta" ich meinen ersten Bericht schloß und der seitdem dafür mit einer Medaille erster Classe mehr als hinreichend, und mit dem „Salonpreise" überschwänglich belohnt wurde, findet zahlreiche Concurrenten, die sich bemühen bei nervenschwachen Zuschauern durch Darstellung physischer Leiden eine Gänsehaut hervorzubringen, wie es ehedem den Erzählern von schauderhaften Mordthaten und greulichen Gespenstergeschichten bei den Abonnenten der Leihbibliotheken gelungen ist. Ich weiß nicht, was die jungen Künstler und darunter viele talentvolle verführt, dieses klägliche Genre zu cultiviren, wenn ihnen eine reiche Auswahl von freundlicheren Stoffen zu Gebote steht, worin sie auch ihre in anatomischen Studien erlangte Kunstfertigkeit zeigen könnten. Sollte sie vielleicht der heute noch unbegreifliche Erfolg des jungen Eleven Cabanels, Pierre Lehom verleitet haben, der vor zwei Jahren durch die mächtige Protection seines Lehrers, des einflußreichen Präsidenten der Prüfungscommission, den „Salonpreis" für seinen auf dem Roste bratenden heiligen Lorenz erhalten hat, was ihm eine fünfjährige Pension in der römischen Akademie eintrug. Unklugerweise hat er der Jury mit der Einsendung seines total verfehlten Machwerkes, „Samson" betitelt, im vorigen Jahre einen bösen Streich gespielt. Wer noch daran gezweifelt hatte, erlangte die Ueberzeugung, daß die Protestationen seiner Zeit gegen die Ertheilung des bedeutenden Preises gegründet waren, und daß der hohe Rath der Akademie sich in seiner Beurtheilung der Leistungen junger Künstler öfters *wissentlich* irrt.

Wie dem nun auch sein mag, wir sind mit Leichen, Vergiftungen, Marterscenen aller Art förmlich überschwemmt. Der Saal IX ist damit angefüllt und wird deshalb vom Publicum die „Morgue" genannt.

Ein junger Künstler, Aublet, Schüler von Gérôme, hat denselben Stoff wie Sylvester auf dieselbe Weise und in fast gleichen Dimensionen behandelt; der ganze Unterschied besteht darin, daß die Giftmischerin Locusta nicht in so traulichem Verhältnisse zum Nero wie beim Sylvester dargestellt ist, der auch dafür stark getadelt wird, und daß das Vergiftungsexperiment nicht an einem weißen Sklaven, sondern an einem am Boden sich in Krämpfen windenden Negerknaben gemacht wurde. Einige im Hintergrunde liegenden Negerleichen deuten an, daß Nero von den ersten Proben der Locusta nicht ganz zufrieden gestellt war. Wenn auch die Auffassung in beiden Bildern identisch ist, so steht in künstlerischer Ausführung das Aublet'sche Bild dem des Sylvester allerdings nach. Der Abstand zwischen beiden ist aber nicht so schreiend als die Cabanelianer behaupten wollen.

Die Künstler scheinen sich verabredet zu haben, das moralische Ungeheuer, die Locusta, zu verewigen. Es ist abermals ein Schüler von Cabanel, der unter dem Titel: „Zerstreuung einer Courtisane" die Locusta in ihrer Glanzperiode, als junge Hetäre in einem luxuriösen Gemache, reichgeschmückt mit sichtbarem Vergnügen die von ihr vergifteten Sklaven auf dem schwellenden Fußteppich sich im Todeskampf windend betrachten läßt. Man hat nicht Zeit, das künstlerische Verdienst des Autors in der Behandlung der Figuren und der Ausstattung des schimmernden Beiwerkes zu prüfen; man wendet sich rasch hinweg, um den peinlichen Eindruck einer solchen bestialischen Verkommenheit so schnell als möglich los zu werden.

Einen womöglich noch grauenhafteren Eindruck macht die entsetzliche Marter des „Ixion" in der Unterwelt von Delaunay. In einer vom Feuer gerötheten Atmosphäre sieht man den vom Jupiter zur ewigen Agonie verurtheilten unglücklichen Liebhaber

Digitized by Google

der Juno an ein blutiges, sich fortwährend drehendes Rad mit nach rückwärts hängendem Kopfe von scheußlichen Schlangen festgebunden, die an ihm nagen. Die Schilderung der christlichen Höllenstrafen sind im Grausenhaften von der Mythologie überboten. Man fragt sich, wie Delaunay, ein Künstler von Ruf, der schon so viele große Erfolge namentlich mit seiner „Pest in Rom" erlangt hatte, einen so widerwärtigen Stoff zum Gegenstande einer übrigens gelungenen Kunstleistung wählen konnte. Man muß annehmen, daß er ihn für eine anatomische Studie geeignet fand, die er etwas forcirt, aber, abgesehen von dem mühsam studirten Effect, in Zeichnung und Colorit regelrecht durchgeführt hat.

Nach dem unheimlichen Eindruck, den „Ixion" hinterläßt, wirkt das auch nicht besonders freundliche Bild von Jean Paul Laurense „François Borgia vor dem Sarge der Isabella von Portugal" beinahe wie eine Erholung. Laurense hat längst den Ruf eines der ausgezeichnetsten lebenden Historienmaler. Seine Collegen nennen ihn den „Benedictiner", weil er mit Vorliebe halb vergessene Stoffe aus alten Kirchenhistorien hervorstöbert, denen er die Bedeutung eines Dramas abzugewinnen versteht. Sein vor zwei Jahren ausgestelltes Bild: „Der heilige Bruno die kostbaren Geschenke des Grafen Roger von Calabrien zurückweisend", wurde, obwohl allgemein als ein Meisterwerk anerkannt, von seinen beiden vorjährigen Bildern: „Der über Robert den Frommen verhängte Bannfluch" und dessen Pendant: „Der Kirchenbann" noch übertroffen. Wer eine lebhafte Erinnerung an diese ergreifenden Gemälde sich bewahrt hat, wird von dem diesjährigen Bilde des Meisters weniger befriedigt sein. Das Sujet wird im Texte folgenderweise erklärt: Der junge François Borgia, Grand von Spanien, Stallmeister der Kaiserin, nachmaliger General der Jesuiten, und nach seinem Tode heilig gesprochen, erhielt von Karl V. den Auftrag, die Leiche seiner Gebieterin Isabella von Portugal nach Granada zu begleiten. Gewissenhaft in der Erfüllung seiner Mission, wollte er sich überzeugen, daß der Sarg auch wirklich die Ueberreste Isabellens enthalte. Er ließ ihn öffnen, und man sieht im festlichen Gewande, geschmückt mit Juwelen, das erdfahle Gesicht der Kaiserin. Der Kopf ruht auf einem rothsammetnen Kissen; das kostbare Diadem, das er trägt, die heiteren Farbentöne von Rosa und Grün im Anzug bilden einen unheimlichen Contrast mit der in Verwesung übergehenden Leiche und sollen wahrscheinlich eine schneidende Ironie auf die eingebildeten Herrlichkeiten der vergänglichen Machthaber sein. In Borgias Gesichte malt sich keine Gemüthsbewegung, nichts als ein finsterer Ernst. Unwillkürlich entblößt er seinen Kopf und verbeugt sich vor seiner ehemaligen Souveränin. Der moralische Effect, den der Künstler gesucht hat, ist vollständig erreicht und theilt sich der Stimmung der Zuschauer mit. Dicht am Sarge liegt eine Krone und im Hintergrunde brennt eine mit Wappen versehene mächtige Wachskerze; im Vordergrunde zeugen die einem Rauchfaße entsteigenden Wölkchen für die Vorsicht, mit der man sich vor der Ausströmung des Sarges bewahren wollte. Neben Borgia steht die Hofdame der Kaiserin, Eleonora de Castro, und ein Bischof in sehr würdevoller Haltung. Die Gruppirung der Personen, die architektonischen Verzierungen, kurz alle Details sind, wie bei allen Bildern von Laurense, vortrefflich entworfen und ausgeführt. Wenn das Bild nicht dieselbe Sensation erregt, wie dessen Vorgänger, so ist das unerquickliche Sujet schuld daran, dem wohl eine moralische Reflexion, aber keine dramatische Wirkung abzugewinnen war. Außer diesem Bilde stellt Laurense sein eigenes Portrait aus, daß für die vom ehemaligen Großherzog begonnene und von der italienischen Regierung fortgesetzte Gallerie der Künstlerportraits in Florenz bestimmt ist. Das Interesse der Florentiner an diesem mit seltener Präcision und sicherer Hand ausgeführtem Porträt wird durch dessen frappante Aehnlichkeit mit ihrem großen Landsmanne Michel Angelo erhöht. Man kann die Sorgfalt für individuelle Charakterisirung bei einem Porträt nicht weiter treiben.

Wenn ich das ganze Inventarium der gewaltsamen Effecte in dem Saale IX (der sogenannten Morgue) die Revue passiren lassen wollte, so könnte ich ein langes Register anlegen. Ich übergehe deshalb die Mehrzahl dieser mittelmäßigen Bilder und erwähne davon nur einige, die über dem Niveau des Gewöhnlichen stehen.

Toudouze ist 1871 beim Concurs um den Preis von Rom Sieger geblieben, und hat mit seinem vor zwei Jahren eingesandten Bilde: „Eros und Aphrodite" die von seinem Debut angeregten Erwartungen nicht gerechtfertigt. Er versucht sich diesmal, nach der Gewohnheit der römischen Pensionäre, im ernsten Genre. Er hat aber kein Zeug zum Tragischen in sich, und seine „Klytämnestra", wofür ihm die Jury eine Medaille dritter Classe zuerkannt hat, kann keinen Anspruch auf die Bedeutung eines Dramas machen, obwohl Toudouze mit großer Sorgfalt alle Einzelheiten behandelt hat. Die Leiche des ermordeten Agamemnon, der, man weiß nicht warum, grünliche Spuren von vorgeschrittener Verwesung an sich trägt, während eine Blutlache deutlich zeigt, daß die Missethat soeben vollbracht wurde, liegt am Rande des Weihers. Klytämnestra sitzt finster aussehend, aber anscheinend theilnahmslos, gestützt auf das blutige Beil, wie ein Scharfrichter, der sein Tagewerk vollbracht hat und sich ausruht. Die auf lebhaften Effect berechnete Scene ist kalt und schwülstig.

Bedeutender in Composition und Colorit ist die „Steinigung des heil. Stephan" von dem talentvollen Elsässer Maler Wencker. Das Bild verräth einen denkenden Künstler mit lebhafter Phantasie, der die Handlung klar darzulegen und die handelnden Personen gut zu gruppiren versteht. Er hätte mehr verdient als die „mention honorable", eine für den „Salon" neu eingeführte Auszeichnung, die ihm die Jury ertheilte.

Um die Serie der Greuelthaten abzuschließen, muß ich noch ein Bild anführen, dessen Autor, Motte, ein Schüler von Gérôme, sich vor zwei Jahren mit seinem gigantischen „Trojanischen Pferde" bemerkbar gemacht hat. Motte sucht mit Vorliebe Stoffe aus der grauen Vorzeit auf, wofür weder Bilderwerke noch Sculpturen Vorbilder hinterlassen haben. Seine Compositionen sind die Kinder seiner Phantasie, deren archäologische Genauigkeit Niemand controliren kann. Seine Wahl ist gewöhnlich glücklich, und er stattet seine Bilder mit so raffinirtem Anstrich der Wirklichkeit aus, daß sie selbst die nicht in der alten Geschichte bewanderten Laien interessiren. Er hat diesmal zum Stoff gewählt: „Baal verschlingt die Kriegsgefangenen in Babylon". Der scheußliche, mit Menschenopfern gefütterte Götze hat im Hintergrunde seinen glühenden Rachen, einem Hochofen ähnlich, aufgesperrt. Sklaven treiben mit Peitschenhieben die gefesselten Gefangenen zu der begonnenen Opferceremonie an. Trotz der schaurigen Idee, die dem Motive zu Grunde liegt, erscheint die Scene nicht so widerwärtig als die abscheulichen Vergiftungsscenen. Der rohe Fanatismus ist nicht so empörend wie die berechnete Grausamkeit. Wäre Motte ein Schüler von Cabanel, so hätte er sicher für das gut ausgeführte Bild eine Medaille erhalten.

Im ehemaligen Ehrensalon hängt ein Bild von ziemlich umfangreicher Dimension, zu dem sich Alles drängt und das namentlich von Damen förmlich belagert wird. Es ist die mit einem unendlichen Fleiße ausgeführte panoramaartige Ansicht des „Blumenmarkt am Quai" von Firmin Girard. Was man an dieser colorirten Photographie, welche den Anspruch auf ein Genrebild macht, bewundert, das ist die minutiöse Sorgfalt, mit der jedes einzelne der Tausende von in Bündeln, in Sträußchen und in Blumentöpfen zum Verkaufe ausgestellten Blümchen bis auf deren Staubfäden ausgeführt ist. Diese Geduldsmalerei, auf einzelne Gegenstände, wie Bouquets, Möbel, Schmucksachen ꝛc. beschränkt, hat ihre Berechtigung und kann den Werth einer wahren Kunstleistung erreichen. Auf solche Massen aber in tausend Wiederholungen angewendet, wird sie zur Spielerei und rangirt als Kunstwerk mit den chinesischen Filigranarbeiten von Elfenbein. Außerdem ist der optische Effect des Ganzen unwahr. Wenn man eine so ausgedehnte Fläche, wie sie der „Blumenmarkt" repräsentirt, überschaut, so können die entfernteren Objecte in der Wirklichkeit nicht so klar in's Auge springen wie die nahe stehenden. In diesem „Blumenmarkte" sind aber die unzähligen Vergißmeinnicht, Maiblumen, Aurikeln, Röschen ꝛc., in welche Perspective sie auch placirt sind, so ausgeführt, daß man sie zäh-

Digitized by Google

len könnte. Es ist derselbe Fehler, den man Meissonier in seinem an den Americaner Stewart für 300,000 Frcs. verkauften Bilde mit Recht vorwarf. Bei einer Cavalleriecharge kann man unmöglich jeden Gamaschenknopf, jede Schnalle bei jedem einzelnen Reiter so klar in's Auge fassen, wie es Meissonier auf Kosten der Wahrheit in seinem Bilde mit übertriebener Genauigkeit dargestellt hat. Was die Mehrzahl der Besucher des „Salons", welche den „Blumenmarkt" in's Herz geschlossen haben, verführt, das ist der heitere Anblick des mit einem Lichtstrome übergossenen Bildes, und ein paar anmuthige Käuferinnen in eleganter Toilette, begleitet von einem schmucken Dandy. Firmin Girard hat nicht seine Zeit und Mühe verloren. Sein Bild reizt die Kauflust vieler Liebhaber. Der bekannte Kunsthändler Goupil hat ihm 40,000 Frcs. dafür geboten; Girard will aber einen americanischen Käufer, einen zweiten Stewart abwarten.

Während diese Augenweide, die alles Denken ausschließt, sich die Gunst des Publicums erworben hat, bleibt merkwürdigerweise ein Bild von entschiedenem Kunstwerth, dem eine Idee von bedeutender moralischer Tragweite zu Grunde liegt, gänzlich unbeachtet, was viele Ihrer Leser befremden wird. „Der Morgenanbruch" von Herrmans hat, ehe er in den Pariser „Salon" gelangt ist, auf seiner Rundreise durch mehrere Hauptstädte ziemliches Aufsehen erregt und die Federn aller deutschen Kunstkritiker in Bewegung gesetzt. Die meisten Ihrer Leser werden dies auch in Berlin ausgestellt gewesene Bild gesehen haben, und ich kann deshalb dessen Beschreibung sparen. Diese Gleichgültigkeit ließe sich vielleicht durch die Blasirtheit der Pariser erklären, die solche Scenen so oft am Ausgange des Maison Dorée, Café Anglais und anderer für nächtliche Orgien bis zur Morgenstunde offen gehaltener Restaurants zu sehen Gelegenheit hatten. Es ist aber dabei scheinbar eine Art nationaler Eifersucht im Spiele, die den Franzosen nicht erlaubt, sich für ein Kunstproduct zu interessiren, das, von Deutschland kommend, von den dortigen Journalen enthusiastisch gepriesen wurde. Die Berichterstatter der Journale scheinen es absichtlich todtschweigen zu wollen, und die Wenigen, die davon Notiz nehmen, finden daran zu tadeln, daß der Autor mit zu großer Prätension eine so einfache, schon so oft ausgenützte Idee: „den Contrast zwischen der Schwelgerei der Reichen und den Entbehrungen der Arbeiter" zum Gegenstand eines großen Bildes gemacht habe, während derselbe Stoff von französischen Künstlern viel draftischer im bescheidenen Format behandelt wurde. Als Beispiel führen sie eine Lithographie von Gavarni an, die seiner Zeit unter dem Titel: „Wenn Peter aufsteht, legt sich Paul zu Bette", sehr verbreitet war. In der Zeichnung Gavarnis kehrt ein Dandy in weinseligem Zustande mit allen Zeichen einer durchschwelgten Nacht heim und begegnet an der Hausthüre einem munter aussehenden Arbeiter, der mit heiterer Miene in der frühen Morgenstunde mit seinem Handwerkszeuge zu seinem Tagewerke eilt. Dieser Vorwurf sieht aus wie eine gewaltsame Chicane. Das Verdienst der einen Auffassung vermindert nicht den Werth der anderen. Es handelt sich hier darum, ob das Bild Herrmans, vom künstlerischen Standpunkte beurtheilt, so bedeutungslos ist, daß man es keiner Aufmerksamkeit würdigt. Auf die Beantwortung dieser Frage haben die verknurrten Kritiker wohlweise sich nicht eingelassen. **Albertus.**

Die musikalischen Verhältnisse in London.

Von **Hugo Rosenthal.**

II.

Nachdem ich so gezeigt habe, wie — obgleich die englische Bevölkerung Londons im Allgemeinen noch auf einer niedrigen Stufe musikalischer Bildung steht — in den Concerten doch oft Großes und Bedeutendes geleistet wird, komme ich jetzt zu dem anderen nicht minder wichtigen Theile des musikalischen Lebens, welches hier noch arg darniederliegt, ich meine zur Oper.

Opernaufführungen finden in dem jetzt ca. 4¼ Million Einwohner zählenden London nur in den drei Monaten April, Mai und Juni statt, während welcher Zeit zwei Impressarii mit ihren aus allen Welttheilen zusammengesuchten Gesellschaften im Coventgarden- und Drurylanetheater Vorstellungen, und zwar in italienischer Sprache geben. Eine stehende Oper, wie sie in Deutschland fast jede größere Provinzialstadt hat, besitzt London nicht! — Hierin liegen viele der Ursachen, aus denen die traurigsten Folgen für das Wohl der Oper entspringen. Es ist ganz natürlich, daß bei einem Personale, welches aus Künstlern aller Länder gebildet wird, um für drei Monate in den verschiedensten Opern aufzutreten — ich habe bereits früher erwähnt, daß das Repertoire der Coventgardengesellschaft dieses Mal 52 Werke umfaßt — von einem guten Zusammenspiele nicht die Rede sein kann. Jeder Künstler macht deshalb aus seiner Rolle, was er machen kann, und kehrt sich dabei an die Mitwirkenden nur soviel wie nöthig ist, um dem Fortgange der Handlung nicht geradezu störend zu sein. So kommt es denn, daß die Oper in ihre einzelnen Arien zerrissen wird, welche letzteren allerdings oft vorzüglich vorgetragen werden, während das Recitativ wie ein überflüssiger Ballast behandelt wird, von dem man sich auf möglichst bequeme Weise loszumachen sucht. Die Solosänger, welche für die bestimmten Rollen engagirt sind, wissen nun wenigstens ihre Partien zu singen, Jeder, so gut er es vermag. Wie soll es aber möglich sein, einen guten Chor zu bilden, der nach dreimonatlicher Thätigkeit auf neun Monate auseinandergeht? Es ist eben einfach unmöglich, und die oft geradezu ungenügenden Leistungen des Chors geben hierfür den Beweis. Aehnlich verhält es sich mit dem Orchester, welches der Begleitung italienischer Polka- und Walzermelodien wohl gewachsen ist, indessen nur Unvollkommenes leistet oder gar ganz versagt, sobald höhere Anforderungen an dasselbe gestellt werden.

Den größten Theil des Repertoires nehmen, wie meine frühere Aufstellung zeigt, italienische Componisten ein. Dem großen Publicum ist die leichte italienische Oper höchstes Ideal, und der Impressario kommt den Wünschen des Publicums gern entgegen, da er so die vollsten Häuser und das meiste Geld erzielt. Und daß die italienische Oper den ersten Platz behauptet, ist noch ein Glück, weil in ihr alle die großen Mängel am wenigsten zu Tage treten. Sie stellt die geringsten Ansprüche an Chor und Orchester, und in ihr ist es am wenigsten störend, wenn jeder Sänger, an den die Reihe kommt, vor an die Rampe tritt, um seine Bravourarie, gewöhnlich mit einem da capo, vorzutragen. Wie wird es nun aber unter solchen Verhältnissen in den Gounod'schen und Meyerbeer'schen, wie gar in den Wagner'schen Opern? Ich will zur Beantwortung dieser Frage die erste Lohengrinaufführung, welche im Drurylanetheater während der Season 1875 stattfand, skizziren.

Die häufigen schreienden Annoncen, daß Richard Wagners berühmte Oper Lohengrin mit Christine Nilsson als Elsa zum ersten Male, und zwar mit ganz neuen Decorationen und Costümen, aufgeführt werden solle, hatten stalls und untere Ränge des Theaters mit einem Theile des englischen Opernpublicums gefüllt, während die oberen Ränge von einer dicht geschlossenen Phalanx Deutscher besetzt waren, die fest entschlossen schienen, der deutschen Freundin einen glorreichen Empfang zu bereiten, und dabei in ihrem Eifer für die gerechte Sache oft etwas zu weit gingen. — Signor Costa, der Capellmeister, erscheint in weißen Handschuhen an seinem Pult und wird, wie gewöhnlich, mit starkem Klatschen von den unteren Reihen begrüßt. Nun hebt das Vorspiel an und wird recht mittelmäßig durchgeführt. Doch kaum ist der letzte Ton desselben eingesetzt, als auch schon der Beifallssturm der oberen Reihen losbricht und nicht eher ruht, bis das Vorspiel wiederholt wird. Die Capelle arbeitet sich auch das zweite Mal glücklich durch, unter den einleitenden Accorden hebt sich der Vorhang und, — o Wunder! fünfzig Ritter in ganz nagelneuen, blanken Costümen stehen auf der Bühne. Da können sich die unteren Reihen kaum vor Entzücken halten, und sie klatschen so wacker, daß die Musik aufhören muß. Nachdem die erste Ueberraschung vorbei ist, beginnt das Orchester noch einmal, und die Handlung geht nun ohne Unterbrechung vor sich, bis Telramund auf die unglückliche Idee kommt, dem Könige sein Weib Ortrud-Titiens vorzustellen, und die unteren Reihen hierdurch veranlaßt werden, der Frau Titiens, sowie sie sich von ihrem Sitze erhebt, die Begrüßung zu klatschen. Auf diese Weise bleibt die Stimmung eine recht animirte. Sobald eine neue Hauptperson auftritt, oder sich sonst etwas von Bedeutung ereignet, wie z. B. beim Erscheinen des Schwans, beginnen die unteren Reihen zu klatschen, und die oberen Reihen, denen es heute ganz gleichgültig ist,

Digitized by Google

warum applaudirt wird, fallen freudig ein; und sobald eine Arie oder Episode beendigt ist, bricht der Beifall in den oberen Reihen aus und zieht die unteren Reihen mit sich. Bei diesem fortwährenden Lärm und den Unterbrechungen wird ein aufmerksames Folgen der Oper zur Unmöglichkeit. Aber auch der unaufmerksame Zuhörer mit nur etwas geübtem Ohre kann die unreinen und oft falschen Chorgesänge nicht überhören, welche sich manchmal, unbekümmert um das ebenfalls nicht standhafte Orchester, im allgemeinen Wohlgefallen aufzulösen scheinen, bis sich plötzlich Alles wie durch ein Wunder wieder im geraden Geleise befindet. Signor Costa arbeitet und telegraphirt genug von seinem Pulte aus; an ihm liegt die Schuld hierfür gewiß nur zum geringsten Theile. Aber es ist eben nicht so einfach, einem Chore, der bisher fast nur italienische Melodien mittelmäßig gesungen hat, eine Wagner'sche Oper einzustudiren. Wohl jedoch ist es ein Fehler des Herrn Costa, wenn die meisten Tempos zu langsam genommen werden, und sich jeder Sänger ganz willkürliche Aenderungen der Partitur erlauben darf. Es liegt nicht im Zwecke dieser Abhandlung, auf die Einzelleistungen einzugehen, und ich will deshalb nur über den Träger der Titelrolle sprechen, weil dieses zur Charakteristik der Ganzen beitragen soll. Herr Campanini-Lohengrin hat in seiner Figur, seinen Manieren und auch seinem Gesichte große Aehnlichkeit mit Herrn Pander vom Berliner Residenztheater, dem Darsteller des Hühneraugenoperateur im „Heinrich Heine". Wenn so sein Auftreten schon wenig vertrauenerweckend ist, kann man nach den ersten Worten, die er gesungen, bereits vollkommen beurtheilen, was man von diesem Lohengrin zu erwarten hat. Mit süßem, sanft durch die Lüfte säuselndem Schmelztenore, der mir stets wie der Klang eines einsaitig bespannten Klavieres vorkam, hebt der Ritter des Graal, der kleine Campanini, im langsamen Tempo sein „Heil, König Heinrich" an, und setzt gleich auf das folgende „Heil Dir" eine lange Fermate. Wie liliputanerhaft mußte der winzige Italiener Jedem erscheinen, der den gewaltigen Hünen Niemann als Lohengrin gehört hat! Schleppende Tempos und Fermaten gehörten zu den Regelmäßigkeiten; ich erinnere mich u. A., daß beim ersten Acte die Worte „Elsa, ich liebe Dich", deren erste Silbe „El" von Herrn Campanini so lange ausgehalten wurde, wie sein Athem reichte, dem Sänger einen donnernden Applaus einbrachten, und man hätte über diesen italienisirten Lohengrin manchmal empört werden können, wenn er nicht so gar komisch gewesen wäre. — Ich habe auch in der vorigen Season einer denkwürdigen Vorstellung der „Afrikanerin" im Coventgardentheater beigewohnt, die zu Ehren des hier seiner Zeit anwesenden Sultans von Zanzibar gegeben wurde. Nach einem quasi-Vorspiel, in dem die einzelnen Personen eingeführt wurden — es war ein kurzer Auszug aus dem ersten Acte — begann der dritte Act, oder vielmehr es wurden Evolutionen auf Strickleitern ausgeführt, denen ein Ueberfall der Indianer folgte: Gruppen, bengalische Flammen, und der Vorhang fiel. Der vierte Act bestand aus einem wilden Potpourri von Tänzen, zu denen die Musik aus allen möglichen anderen Opern zusammengestohlen war, und mit einer abermaligen Gruppe und unter bengalischer Beleuchtung schloß der vierte Act. Der Sultan nnd sein Gefolge verließen das Haus, während der größte Theil des Publicums seinen Platz behielt und wohl noch so etwas wie eine Scene unter dem Manzanillobaum zu erwarten schien. Da zeigte sich in dem bereits leeren Orchester ein Herr und erzählte den in den ersten Reihen Sitzenden, daß die Oper (?) zu Ende sei, und unter Lärmen und Pfeifen leerte sich das Theater allmählich. Die Vorstellung hatte etwa zwei Stunden gedauert. — Man baut jetzt rüstig an einem neuen Opernhause, das womöglich noch diese Season eröffnet werden soll und in dem man eine stehende Operngesellschaft während des ganzen Jahres zu halten gedenkt. Falls sich diese Absicht verwirklicht, dürfte dadurch vielen Uebelständen abgeholfen werden, und es würde damit ein bedeutender Schritt vorwärts gethan.

Man darf annehmen, daß mit dem Wachsen der allgemeinen musikalischen Bildung auch die Zustände im Opernwesen allmählich geändert und verbessert werden. Nur muß man sich dabei nicht zu sanguinischen Hoffnungen hingeben. Denn wenn London auch auf musikalischem Gebiete rüstig vorwärts schreitet und gewiß noch gute Erfolge erringen wird, so, fürchte ich, wird ihm doch durch sein eigenstes Wesen auf dieser Bahn ein Ziel gesteckt werden, über das es nicht hinauszukommen vermag. Der junge Engländer genießt einen genügenden Musikunterricht, und es scheinen sich in ihm recht gute Keime zu entwickeln, da muß er hinaus in's Leben, zur City! Er wird Advocat oder Kaufmann, kurz er ergreift einen Beruf, und nun ist er so ganz Advocat, so ganz Geschäftsmann, daß sein ganzes „Ich" in dem Beruf aufgeht und er, wenn das tägliche Jagen nach dem Gelde und der City zu Ende ist, Abends zu abgespannt und zu unlustig ist, um noch Musik zu pflegen. Seine gesellschaftliche Bildung ist mit seinem Eintritte in die City vollendet; sein Sinn steht jetzt nach Höherem, nach Gewinn! Und so wird jener Factor, welcher der musikalischen Bildung zu ihrem Eintritte die Thür öffnete, das Geld, zugleich der Grenzstein, über den hinaus jene Bildung nicht zu kommen vermag! —

Sehr vortheilhaft zeichnete sich gegenüber dieser Darstellung des Lohengrin die erste Tannhäuser-Aufführung aus, der ich einige Wochen später beiwohnte.

Das große und schöne Coventgarden-Theater war dicht besetzt von einer Versammlung, die sowohl ihrem Erscheinen als auch ihrer musikalischen Bildung nach würdig schien, die für England neue Oper Richard Wagners in London zu begrüßen, wie solches einerseits die glänzenden Toiletten, andererseits die zahlreichen Clavierauszüge in den Händen des Publicums auf den ersten Blick zeigten. Doch kann die Zuhörerschaft kaum als eine Empfangsdeputation Englands betrachtet werden, da das deutsche Element in ihr so stark vertreten war; und dieses machte einen wohlthuenden Einfluß auf das Verhalten des Gesammtpublicums geltend, weniger dadurch, daß es zur Zeit das Zeichen zum Applaudiren gab, als dadurch, daß es die wiederholten Versuche der Menge, die Handlung durch unzeitgemäßes Klatschen zu unterbrechen, stets energisch und erfolgreich unterdrückte. — Die Darstellung ihrerseits hatte sowohl in musikalischer als in decorativer Beziehung Alles aufgeboten, um dem Werke so gerecht wie möglich zu werden, und so darf die erste Aufführung des Tannhäuser in jeder Beziehung ein Erfolg genannt werden. — Vor Allem muß hervorgehoben werden, daß auf die Einstudirung des Orchesters und der Chöre außergewöhnliche Sorgfalt verwandt ist; und wenn im Orchester auch besonders die Blechinstrumente Vieles zu wünschen übrig lassen, und die Chöre auch oft unrein sind, namentlich sobald sie hinter der Scene zu singen haben, so muß man hierbei doch das berücksichtigen, was ich früher über die Organisation der hiesigen Oper gesagt habe; und von diesem Standpunkte aus betrachtet, waren die Leistungen über Erwarten gut und verdienen volle Anerkennung. Der erste Preis des Abends gebührt der Darstellerin der Elisabeth, Frl. Albani! Trotzdem ihre Stimme noch manchmal zum Tremoliren neigt, ist sie doch eine Sängerin und Künstlerin allerersten Ranges, welche schon im vorigen Jahre durch ihre musterhafte Wiedergabe der Elsa im Lohengrin erhöhtes Interesse nnd allgemeine Bewunderung erregt hat, und zu deren Lob bei dieser Gelegenheit nicht mehr gesagt werden kann, als daß ihre Elisabeth ihrer Elsa würdig zur Seite gestellt werden darf. Der Wolfram des Herrn Manuel steht ihr zunächst, und auch der Tannhäuser des Herrn Carpi ist eine ziemlich befriedigende Leistung, bei der nur sein so sehr steifes Spiel oft störend wirkt. Wenn er es ferner nicht vermag, seinen Worten jene wilde Leidenschaft aufzuprägen, welche das Lied an die Königin der Liebe und die Erzählung im dritten Acte verlangen, so reicht hierzu weder seine Stimme, noch seine schauspielerische Fähigkeit aus. Er kann eben nie aus sich heraus! — Die übrigen kleineren Rollen sind auch recht gut besetzt. — Das Publicum war, wie ich schon andeutete, nicht so rücksichtslos stürmisch, wie im vorigen Jahre bei der ersten Lohengrin-Aufführung, kargte indessen bei passender Gelegenheit mit seinem Beifalle keineswegs. So wurde gleich die Ouvertüre unter ununterbrochenem donnerndem Applause da capo verlangt und auch in ihrer ganzen Länge wiederholt. Das Interesse ermattete gegen Schluß des ersten Actes etwas, wurde indessen mit Beginn des zweiten Actes wieder sehr rege, und steigerte sich dann anhaltend bis zum Enthusiasmus; und wer den stürmischen Beifallsdonner nach dem dritten Acte gehört hat, konnte unmöglich vermuthen, daß solcher von nur etwa noch halbbesetztem Hause gespendet wurde. Es war nämlich inzwischen drei Viertel auf Eins geworden, und da ist es kaum zu verwundern, wenn ein Theil des so schwere Kost nicht gewöhnten Publicums das Theater vor Schluß verließ. Viele mögen wohl auch aus Scheu, den Sonntag zu entheiligen, vor Mitternacht entflohen sein, da die Vorstellung am Sonnabend stattfand. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß Tannhäuser demnächst viele Wiederholungen erleben wird, und auch fernerhin neben Lohengrin eine stete Zierde und ein Hauptanziehungspunkt des Repertoires bleiben wird! —

Die Vorstellungen der anderen italienischen Operngesellschaft haben

Digitized by Google

auch wieder begonnen, und zwar im alten Drurylane-Theater statt wie erwartet im neuen „National-Opernhause“, da die Ausrüstung des letzteren nicht fertig geworden ist. Das Repertoire bringt keine neue Oper. Die ersten Sängerinnen, Christine Nilsson, Trebelli-Bettini, Titiens, sind bereits in der Eröffnungswoche aufgetreten. Als noch zu erwartende Sterne sind Faure, der bisher am Conventgarden-Theater sang, angekündigt, und ein Fräulein „Mila Rodano from Milano“. Ueber Letztere bemerkt die „Times“ in ihrer Besprechung des Prospects, daß „in sie große Erwartungen gesetzt werden, welche, wie wir hören, auch berechtigt sind“. — Die Vermuthung liegt nahe, daß Milano dieses Mal am grünen Strand der Spree liegt, und daß es das kleine Schönröschen gekitzelt hat, ihr Glück in London zu versuchen. Ob die „Times“ in diesem Falle als gut unterrichtet bezeichnet werden darf?

Notizen.

Die Bildung neuer Parteien in inneren Angelegenheiten wird während des Sommers und bis zu den Wahlen wohl ein stehendes Thema der öffentlichen Discussion bleiben. Wer Lust und Zeit hat, für oder wider eine Lanze zu brechen, mag an dem Windmühlenkrieg theilnehmen. Ohne Zank und Streit kann die Politik nicht bestehen, und wo die natürlichen Angriffsobjecte fehlen, müssen sie erfunden werden. In auswärtigen Fragen geht es nicht besser zu. Selbst der Tod des letzten Sultans hat eine heftige Polemik hervorgerufen. Wer die Möglichkeit des Selbstmordes zuließ, galt für leichtgläubig und die Zweifler kamen sich wie sehr gewiegte, scharfblickende Leute vor. Der Verdacht ist nach Lamartine von jeher die unumgängliche Waffe der Parteien gewesen. Neulich bemerkte Jemand, es habe ihn stets gewundert, daß man Robespierre nicht beschuldigt, er hätte Ludwig XVI. auf das Schaffot gebracht, um dessen Wittwe Marie Antoinette ungestört heirathen zu können, und diese alsdann aus dem Wege geschafft, weil sie ihm nicht zu Willen sein wollte. Das Urtheil über den todten Abdul Aziz hat die gewöhnlichen Wandlungen erlitten. So lange er existirte, hieß es überall, er sei verrückt. Als die Nachricht eintraf, er habe seinen jähen Sturz nicht überleben können und in einem letzten Anfall von Wahnsinn sich selbst entleibt, galt das wieder für undenkbar. Die Luft von Stambul ist in Wahrheit dem Gleichgewicht der geistigen Fähigkeiten seiner Bewohner niemals förderlich gewesen. Hat doch ein Kenner behauptet, Botschafter und Gesandte, wenn sie nach Constantinopel kämen, verlören nach einiger Zeit regelmäßig den Kopf. Ja noch mehr. Man sollte oft glauben, daß schon die Beschäftigung mit orientalischen Dingen auch an anderen Orten die Leute toll macht. Größere Thorheiten, als während der letzten Zeit in einer erheblichen Zahl von Blättern zu Tage gebracht wurde, waren seit Decennien nicht zu lesen gewesen. Rußland und England waren auf dem Punkt, sich in die Haare zu gerathen, und es bedurfte des Aufwandes aller Mittel bald Deutschlands, bald Frankreichs, um den Ausbruch der Feindseligkeiten wenigstens für einige Zeit hinzuhalten, wobei der Erfolg der Friedensstiftung noch obendrein sehr zweifelhaft war. Wie viel krauses, verworrenes Zeug die Behandlung sogenannter hoher Politik entstehen lassen kann, davon haben wir seit vierzehn Tagen Erstaunliches erlebt. Die haarsträubendsten Enten schwirrten umher und wurden von neuigkeitshungrigen Personen wie gebratene Tauben unbesehen verschluckt. Die Gazette de France in Paris hatte vor 1880 eine eigene Rubrik eingerichtet, unter dem Titel: Mensonges du jour! Obgleich von einem legitimistischen Blatt angewendet, verdiente die Methode vielleicht jetzt bei uns Nachahmung. Die Schwierigkeit besteht nur darin, daß, wenn unsere Blätter alle journalistischen Erfindungen, handgreiflichen Widersprüche, hirnlosen Conjecturen und, um es einfach auszudrücken, den ganzen literarischen Unsinn sammeln wollten, ihre Spalten dafür nicht ausreichen würden. Auch die angeblichen officiösen Parolen würden ein erkleckliches Contingent liefern. Unsägliche Verwirrung wird dadurch gestiftet, daß dieselben Federn, die gewöhnlich damit beschäftigt sind, tiefsinnig auszumalen, was wohl Fürst Bismarck möglicher Weise beabsichtigen könnte, vorkommenden Falles sich auch in unendlichen Betrachtungen darüber ergehen, von welchen Intentionen Rußland geleitet sein dürfte! Die Erfahrung lehrt, wie sie in der Regel neben der Wahrheit bleiben und in ihren Vermuthungen durchweg fehlgreifen. Die Hoffnung aber, daß es doch einmal besser gelingen werde, schwindet ihnen niemals. Buchstäblich schlagen sie sich, wie ein bezeichnender französischer Ausdruck lautet, in der leeren Luft umher und überschlagen sich gelegentlich selber, ohne daß ihre Gemüthsruhe dadurch sonderlich gestört scheint. In Summa läßt sich nach den letzten Wahrnehmungen wieder feststellen, daß Deutschland nicht nur das Land der Wissenschaft ist, sondern auch der ergiebigste Boden für politische Kannegießerei. Möglich, daß sich das ändert, wenn einmal die Parteien regierungsfähig geworden sind und die Verantwortlichkeit für ihre Aeußerungen übernehmen müssen. Das kann indessen nach jüngster ministerieller Versicherung noch lange währen. Und so wird sich das Publicum in Geduld fassen müssen.

* * *

Das neue holländische Theater.

Die gewaltige Bewegung, die sich in diesen Tagen in der holländischen Theaterwelt kund gibt, beabsichtigt — und verspricht auch — eine so durchgreifende Verbesserung nicht nur in der Verwaltung der Theater der beiden Hauptstädte Amsterdam und Haag, sondern auch in der künstlerischen Leitung und Formung, in ihrem Wirkungskreise und Zweck, daß sie der Aufmerksamkeit aller Theaterfreunde im hohen Grade werth ist, und wohl verdient, auch außerhalb des Gebiets des kleinen Staatenbruders Jan, den der große deutsche Michel an der linken Hand hält, in ausführlicher Behandlung bekannt zu werden. Vorläufig dürfte jedoch für die allgemeine Kenntnißnahme deutscher Leser der folgende Umriß genügen.

Bis zur Stunde war das Amsterdamer Theater — ich will dies bei meinem kleinen Versuch hauptsächlich in's Auge fassen — Unternehmern überlassen worden. Es war somit eine rein gewerbliche Geschäftssache, und die am Ruder stehende Verwaltung, gleichgültig ob sie als ein Triumvirat, eine Monarchie oder ein Dinumvirat auftrat, blieb sich zu allen Zeiten darin gleich, daß sie das bekannte selbstsüchtige Kinderdictum: „Erst ich, und dann ihr noch lange nicht“, in ausgedehntester Weise zur Anwendung brachte. Geld zu machen war die Hauptsache, und um dies zu erreichen, gab man selbstverständlich meist „packende“ Stücke, die das Haus und die Casse füllten. Um den dramatischen Werth derselben kümmerte sich Niemand, und so kam es, daß das Verzeichniß der Stücke, welche auf dem Amsterdamer Stadttheater gespielt wurden, einen trostlosen Anblick gewährte. Schauerdramen, große Spectakelstücke, mordreiche Trauerspiele, altfränkische Mantel- und Degenstücke, noch dazu meist Uebersetzungen, waren darin hauptsächlich vertreten. — Dieser Zustand war nicht länger haltbar, und bald erhoben sich denn auch bedeutende und geachtete Stimmen in der Presse für die Hebung des Theaters. In Folge dessen wurde auf der literarischen Zusammenkunft in Löwen im Jahre 1869 ein Ausschuß ernannt, dem es oblag, Mittel zur Verbesserung der Schaubühne zu finden, und dieser fing auch das große Werk mit Kraft und Eifer an. Sein Wirken offenbarte sich denn auch bald in zwei großen und weittragenden Unternehmungen, und zwar geistig in der Errichtung des Theaterbundes (tooneelverbond), aus welchem bald nachher die Theaterschule und die Gesellschaft zur Hebung und Förderung des Schauspielwesens als unmittelbarer Leiter hervorging, und stofflich in dem Um- und Neubau des Stadttheaters in Amsterdam. Statt des alten Schauspielhauses, welches im Jahre 1772 durch eine Feuersbrunst zerstört worden, war nämlich vorläufig ein hölzernes Hülfsgebäude errichtet worden, gemeinhin „de houten Kast“ genannt, und erst nach einem vollen Jahrhundert fühlte man die dringende Nothwendigkeit eines besseren Theatergebäudes. Da die Stadt dazu ungefähr 250,000 Gulden bewilligte, so wurde denn auch der Bau den Stadtbaumeistern de Greef und Springer übertragen, und derselbe gegen Ende des Jahres 1873 beendet. Das neue Schauspielhaus, im sogenanten Renaissancestil gebaut, ist jetzt in jeder Beziehung ein der Hauptstadt würdiges Gebäude mit 982 Sitzplätzen, geräumigen Gängen, nebst allem sonstigen Comfort, und wurde am 2. Februar 1872 festlich eingeweiht. — Der Theaterbund steht unter der Leitung des bekannten dramatischen Dichters H. J. Schimmel, welcher von noch fünf Mitgliedern, die die oberste Verwaltung bilden, unterstützt wird. Schon am 15. Januar 1875 zählte der Bund 11 Abtheilungen mit ungefähr 680 Mitgliedern, die jährlich 5 Gulden Beitrag bezahlen. Seine wichtigste Arbeit war die Errichtung einer Theaterschule in Amsterdam, welche am 1. December 1874 unter der fähigen Leitung J. H. Rennefelds, dem ein Ausschuß von tüchtigen Männern zur Seite steht, eröffnet wurde.

Digitized by Google

Der Unterricht dauert 3 Jahre, das Schulgeld beträgt für alle Fächer nur 50 Gulden jährlich und müssen die aufzunehmenden Schüler das Alter von dreizehn Jahren erreicht haben.

Somit war schon ein großer Schritt vorwärts gethan, aber als sich durch den Ablauf der Pacht der letzten Verwaltung des Stadttheaters (des Duumvirats Albrecht und van Olleſen) eine günstige Gelegenheit darbot, unmittelbar auf das Theater zu wirken, so durfte diese nicht unbenutzt gelassen werden. Einige Mitglieder des Theaterbundes traten mit kunstfreundlichen Capitalisten zusammen, brachten ein Vermögen von 100,000 Gulden zusammen, engagirten eine Gesellschaft der besten Künstler Hollands und bewarben sich selbst um die Leitung der Stadttheater in Amsterdam und Haag, welche ihnen auch bereitwillig verliehen wurde. Obgleich der Wunsch vorlag, auch Rotterdam zu erwerben, so mußte doch dieser Plan aus verschiedenen Gründen vorläufig aufgegeben werden. Der Verein trägt den Namen: Het Hollandsche tooneel, und wird den Verwaltungsrath ein Ausschuß von Literaten, dramatischen Schriftstellern und Künstlern bei seiner Aufgabe unterstützen.

So wird denn am 1. September d. J. eine neue und, wie zu hoffen, bessere Aera in der holländischen Theaterwelt anfangen, denn die Männer, welche an der Spitze des Unternehmens stehen, bürgen dafür. Wie ich höre, wird die neue Verwaltung einen classischen Anlauf nehmen, und die Reihe der Vorstellungen mit der „Antigone" eröffnen. Eben wie bei uns die literaturgeschichtlichen Theaterabende und die Aufführung griechischer und römischer Stücke, wird dies als Seltsamkeit bei der gebildeten Welt allgemein Beifall finden, es ist jedoch zu hoffen, daß die blinden Verehrer der Classiker, deren Stücke, gleichgültig ob es steife französische Perrückentrauerspiele, veraltete griechische Tragödien mit den unmöglichen Chören, oder zerrissene und zerhackte Shakespeare'sche Dramen sind, nicht mehr auf die heutige Bühne gehören, und von denen Rückert mit Recht sagt:

. . . wer sie heut noch gelten
Machen will, den muß ich schelten,
Wo sie stehen auf den Brettern
Wird die Zeit herab sie schmettern,

nicht die Oberhand gewinnen. Eine solche Verkennung der Jetztzeit wäre umsomehr zu beklagen, da sich unter den neuern dramatischen Dichtern Hollands ein frisches und kräftiges Leben kund gibt, das schon manche Perle zu Tage gefördert hat. Möge man darum des Spruchs eingedenk sein: In our time, for our time!

Sonsbeek bei Arnhem. **Albert Jäger.**

* * *

Schöne Literatur.

Von Walter Scotts Romanausgabe des Verlags von G. Grote, Berlin, liegt jetzt Quentin Durward vollendet vor.

Maurus Jokai, die Komödianten des Lebens. Roman. 5 Thle. in 3 Bdn. (Berlin, Otto Janke.)

Bohrmann-Riegen, Verlorne Ehre. Charakterbild in 3 Acten. (Preßburg.)

F. v. Heinemann, Der Waffenschmied von Braunschweig Drama in 5 Aufz. (Braunschweig, O. Häring & Co.)

Alfred Offermann, Ariadne. Tragödie in 5 Aufz. (Wien, Verl. d. Verf.)

E. Wertheimer, „Cromwell". Tragödie in 5 Aufzügen. (Leipzig, E. J. Günther.)

Wiederholt richten wir an unsere verehrlichen Mitarbeiter und Correspondenten die dringende Bitte, in ihrem eigenen Interesse alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen nicht unter dem Namen eines der Redacteure oder des Verlegers, sondern einfach:

An die Redaction der Gegenwart.

Berlin NW., Louisenstrasse 32,

adressiren zu wollen.

ABONNEMENT DER „Gegenwart" PRO III. QUARTAL 1876.

Unsere geehrten Abonnenten, besonders diejenigen, welche unsere Wochenschrift *durch die Post* erhalten, erinnern wir hierdurch *an die Erneuerung ihres Abonnements pro III. Quartal 1876*, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Uebersendung entsteht.

Original-Einbanddecken in Leinwand

zu dem mit No. 26 geschlossenen *IX. Bande* der *„Gegenwart"*, sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von *1 Mk. 50 Pf. durch jede Buchhandlung* bezogen werden.

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. EXPEDITION UND VERLAG DER „GEGENWART".

Inserate.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.
Der 1. Band der III. Serie ist soeben erschienen und an die Mitglieder des Vereins versandt worden:

Bilderbuch aus dem Morgenlande
von
G. Bamberg.

Der Inhalt der weiteren Bände dieser Serie ist:
Rodenstedt, Fr., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.
Büchner, L., Aus dem Geistesleben der Thiere.
Hugenfeldt, Franz, Literaturbilder.
Goldbaum, W., Entlegene Erdteile.
Lindau, Paul, Alfred de Musset.
Lorm, Hieronymus, Philosophie des Jahrhunderts.

Für Mitgliedsvereinsgenossen werden diese Werke zum Preise von 2 Mk. und zu erhöhtem Preise abgelassen. Sämmtliche Bände sind elegant in engl. Leinen mit reicher Deckelpressung gebunden. Statuten und Prospecte des Unternehmens sind durch jede Buchhandlung zu beziehen. Der Preis pro Serie von 7 Bänden ist 30 M.

Berlin, 15. Mai 1876.
Leipzig, 1876, bei A. Hofmann & Co., Hamburg 11.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

VIONVILLE.
Ein Heldenlied in drei Gesängen
von
E. von Wildenbruch.
Zweite Auflage.
gr. 8. Eleg. brosch. Preis 1 M. 50 S.,
gebd. m. Goldschn. 2 M. 50 S.

Tokaj und Jókai.
Bilder aus Ungarn
von
Karl Braun-Wiesbaden.
8. brosch. 436 Seiten mit einer Illustration.
Preis 5 M. 60 S.

Inhalt: Eine Entdeckungsreise in das Tokajer-Land. — Jókai Mór. Ein magyarischer Dichter. — Ein Ungar in Frankreich, 1870/71. (Nach dem „Blutigen Brod" des Jókai Mór.) — Ein Strangore in Ungarn 1860/61. (Nach den „Geographischen Plauderein" des Malers Lancelot.) — Unterhaltungen über den Deutschenhaß in Ungarn. — Minister Schäffle. (Ein Lebenslauf in auf- und absteigender Linie.)

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARY

Digitized by Google

Verlag von
Duncker & Humblot in **Leipzig.**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus Halb-Asien.

Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrussland und Rumänien.

Von

Karl Emil Franzos.

2 Bände. 8. 44 Bogen in elegantester Ausstattung.

Geheftet 10 *M.* (6 fl. ö. W.); in 2 Calicobänden 12 *M.* (7 fl. 20 kr. ö. W.)

Inhalt:

I. Band. „Aus Halb-Asien" (Einleitung). — Der Aufstand von Wolowce. — Jüdische Polen. — Schiller in Barnow. — Von Wien nach Czernowitz. — Zwischen Dniester und Bistrizza. — Ein Culturfest (Das Jubiläum der Bukowina; die Gründung der Universität Czernowitz). — Rumänische Frauen. — Jancu der Richter. — Gouvernanten und Gespielen. — Todte Seelen. — Ein jüdisches Volksgericht. — Der schwarze Abraham. — Nur ein Ei.

II. Band. Kossuth-Jagden. — Auch ein Hochverräther. — Der lateinische Kanonier. — Der Schnapsgraf. — Am Altare. — Wladislaw und Wladislawa. — Im Hafen von Odessa. — Die Leute vom „wahren Glauben". — Der Richter von Biala. — Nikolaj Pawloff.

Der bekannte Sittenschilderer des Ostens bietet hier ein Werk, welches bedeutenden culturhistorischen Werth mit farbenfrischer und anziehender Darstellung verbindet. Mit den Verhältnissen der geschilderten Länder auf das Innigste vertraut, von grösster Unbefangenheit und strenger Wahrheitsliebe geleitet, mit seltenem Schilderungstalent ausgestattet, hat er ein Buch geschaffen, dessen Werth als orientirende und unterhaltende Lectüre ein bleibender sein dürfte. Wir empfehlen das Werk allen Freunden ethnographischer und culturhistorischer Literatur. [H. 32809]

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Dramaturgische Blätter.

Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich

von **Paul Lindau.**

2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 9 *M.*

Vergnügungsreisen.

Gelegentliche Aufzeichnungen

von **Paul Lindau.**

Elegant geheftet. Preis 2 *M.* 50 *A.*

Inhalt: **Am Rhein! Am Rhein!** — Rolandseck, Ems, Stolzenfels. Eine Pfingstreise. (Mai 1864.) **In Coblenz.** — Begegnung des Königs Wilhelm von Preußen mit dem Sultan Abdul Aziz. (Juli 1867.) **In Eisenach.** — Bei Fritz Reuter zu Gast. (September 1869.) **Auf Wilhelmshöhe.** — Ankunft des gefangenen Kaisers Napoleon. (September 1870.) **Schandau.** — Sommerferien. (Mai 1872.) **In Bremen und Wilhelmshafen.** — Mit den Gesetzgebern des Deutschen Reichs. (Juni 1873.) **In Versailles.** — Gambetta in der Nationalversammlung. (Juli 1873.) **In Wien.** — Bei Hans Makart und Johann Strauß. (November 1874.) **Am Plötzensee.** — Bei einem Wirthe wundermild. (März 1875.)

Nordseebad Helgoland.

Eröffnung der Saison am 1. Juni, Schluß am 9. October.

Die mitten im Meere gelegene Insel bietet durch ihre Lage bei jedem Wetter, bei jedem Winde **die schönsten Bäder und die reinste Seeluft;** wegen letzterer ist Helgoland auch als **klimatischer Curort** sehr besucht. **Neues prachtvolles Schwimmbassin,** verbunden mit russischem Dampfbade. Ausgezeichnet gute Logis, vortreffliche Verpflegung, billige Preise. Stets interessante Abwechselungen durch Bälle, Concerte, Theater, die gewähltesten Zeitungen, durch Meerfahrten in Ruder- und Segelschiffen, Jagd, Fischerei und Hummerfang, **sowie durch die so berühmten Grottenerleuchtungen.**

Telegraphische Verbindung mit dem Festlande.

Regelmäßige Dampfschiffsverbindung von Hamburg durch das der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft gehörende große, mit eleganten Salons und jeglichem Comfort ausgestattete Postdampfschiff

„Cuxhaven", Capitain Röhrs.

Vom **10. bis 24. Juni** jeden Sonnabend. Vom **25. Juni bis 9. September** jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Vom **10. bis 30. September** jeden Donnerstag und Sonnabend. Vom **1. bis 9. October** jeden Sonnabend. — Von **Helgoland nach Hamburg jeden folgenden Tag, jedoch Sonntags bei Helgoland verweilend. Abfahrt von Hamburg: Bis 31. August Morgens 9 Uhr. Vom 1. September bis 9. October Morgens 8 Uhr.** Billetverkauf an Bord des Schiffes, **desgleichen Zahlung für das Landen und an Bord bringen.** — Von Bremerhaven-Geestemünde nach Helgoland fährt der dem Norddeutschen Lloyd gehörende **Doppelschrauben-Dampfer**

„Nordsee", Capitain Schulken.

Vom **1. Juli bis 30. September jeden Sonnabend nach Helgoland, jeden Montag zurück.** Abfahrt von Bremerhaven-Geestemünde nach Ankunft des ersten Bremer Personenzugs; die Rückfahrten werden stets so eingerichtet, daß die Ankunft rechtzeitig mit den durchgehenden Eisenbahnzügen zusammentrifft. Während der Winter- und Frühjahrs-Saison fährt ein schönes, sicheres Dampfschiff **von Mitte October bis Ende Mai regelmäßig**

jeden Montag von Bremerhaven-Geestemünde nach Helgoland, jeden Dienstag zurück nach dem Continente.

Durch diese neue Einrichtung ist die Verbindung zwischen Helgoland und dem Continent das ganze Jahr hindurch eine ununterbrochene, und ist also die Insel als klimatischer Curort in jeder Jahreszeit bequem zu erreichen. — Bestellungen auf Logis übernimmt die Direction, während die Badeärzte, der Landesphysikus Herr Geh. Rath Dr. v. Aschen und Herr Dr. Zimmermann auf ärztliche Anfragen Auskunft ertheilen.

Helgoland, April 1876. **Die Direction des Seebades.**

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Funktionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch bei **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs,** namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.** Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt **Homburg** zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, ½ Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer **Villegiatur.**

Im Park **Skating Rink** (Sommerschlittschuhbahn).

Schandau an der Elbe.

Der am schönsten Punkt der **sächsischen Schweiz** gelegene Ort bietet zu den **lohnendsten Partien** die bequemste Gelegenheit, ist zur **längeren Sommerfrische** vorzüglich geeignet und vereinigt mit allen anderen Vorzügen den der **bequemsten Postverbindung mit Wien sowohl wie Berlin.**

Von Berlin in 4 Stunden zu erreichen.

Sendig's Hotel und Pension

„Villa Königin Carola",

nebst den Dependenzen **„Villa Rosa"** und **„Villa Bellevue" liegen am schönsten Punkt von Schandau, gegenüber der Station Krippen, mit Aussicht auf die Elbe, den Winterberg und Lilienstein.**

Das von schönsten Gärten umgebene Hotel ist ganz neu eingerichtet, mit allem Comfort eines Hotels ersten Ranges, Reitpferde, Equipagen und Bäder im Hause. Bei längerem Aufenthalte **Pension** nach Schweizer Art.

Rudolf Sendig.

Soeben erschien: **„Die Antwort".** Eine apologetische und historische Zeitschrift, herausgegeben von D **Paulus Cassel,** P. P. 27 S. 50 *A.* Inhalt: Einleitung. **Antikritik** gegen Prof. Conrad Bursian. Das Stachelschwein (Name und Symbol). Durch die Post, durch **Calvary & Comp.** in **Berlin** und den Herausgeber zu beziehen.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilcke** in **Berlin.** Druck von **A. H. Fenner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 24. Juni 1876. Band IX.

AP 30 .D295 v.9 no 26

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf

Inhalt: Die Chinesenfrage in Californien. Von Theodor Kirchhoff. II. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Opt Feld alleen. Von Klaus Groth. — Ueber George Sand. Von P. L. — Macaulay als Schriftsteller. — Das Leben der Seele. Von A. Horwicz. — Karl Braun-Wiesbaden. Von Friedrich Kapp. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Von M. Carriere, C. Walcker und Gerhard von Amyntor. — Inserate.

Die Chinesenfrage in Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

(Schluß.)

II.

Der Leser wird mit Erstaunen fragen: wie ist es möglich gewesen, daß ihr Californier diese Chinesenwirthschaft so lange in eurem Lande geduldet habt? — Leider muß den weißen Bewohnern des gesegneten Goldstaats selbst der größte Theil der Schuld für die Ueberhandnahme der Chineseneinwanderung zugeschrieben werden, denn es liegt klar auf der Hand, daß diese nie solche Verhältnisse hätte annehmen können, wäre sie nicht von hier aus ermuthigt worden. Man fand in den Asiaten bequeme und billige Arbeiter, Hausdiener u. s. w., die man ohne Gewissensscrupel anstellte, und kümmerte sich wenig um den Schaden, den das Gemeinwohl durch die alle Moralität verpestende Nähe des Chinesenviertels in dieser Stadt erleiden mußte; das Capital, welches stets die billigste Arbeit sucht, war nur auf eigenen Vortheil bedacht; die Sanitätsbehörden der Stadt drückten bereitwillig ein Auge zu, wenn es sich um die mit jedem Jahre schwieriger werdende Reinigung des Augiasstalles im Chinesenviertel handelte; unserer hochlöblichen Polizei waren die Dollars der reichen sechs Compagnien von jeher ein Heilpflaster auf ihr Gewissen und auf ihre Pflicht, wenn die Municipalgesetze gegen chinesische Spielhöllenlocale, überfüllte Logirhäuser, geheime Gerichte, Frauenverkauf und anderen himmelschreienden Unfug ausgeführt werden sollten. Wurde es zu arg damit, so schleppte man allenfalls eine Zeit lang täglich ein paar Dutzend Himmlische bei den Zöpfen zur Belustigung des Publicums in's Gefängniß und schlug einen gewaltigen Lärm in den Zeitungen über die „Chinesenpest"; aber bald war wieder Alles beim Alten. Die größten Schreihälse gegen die Kulieinfuhr beschäftigten selbst die Asiaten; das Publicum kaufte die Waaren dort, wo sie am billigsten feil geboten wurden, und Niemand frug darnach, ob sie von Weißen oder von Chinesen fabricirt seien. Die Chinesen machten sich selbstverständlich nichts aus den Fußtritten und dem Bewerfen mit Schmutz und Steinen, womit unsere „Hoodlums" (Straßengesindel) sie in diesem gelobten Lande empfingen, so lange ihnen nur der Eintritt in dasselbe frei stand; sie wußten, daß hier Geld zu verdienen sei und daß die Weißen sie trotz aller Schmähungen dennoch beschäftigen würden. Die Versuchung für chinesische Arbeiter, welche daheim zehn Cents pro Tag verdienten, in Californien einen Tagelohn von fünfzig Cents bis zu anderthalb Dollars erhalten zu können, war zu verlockend, als daß die Furcht vor unseren „Hoodlums" Jene von hier fortgehalten hätte; sie ließen sich bereitwillig von den Compagnien als Kulis hierher schaffen, mit der Aussicht, nach einigen Jahren selbstständig und vermögende Leute zu werden. Nun, da die Chinesen, welche wir selbst hergelockt haben, das ganze Land zu überschwemmen drohen, sollen die Unterlassungssünden auf einmal wieder gut gemacht werden. Aber der pfiffige John kennt seinen Vortheil, und es wird schwer halten, ihn, ohne zu Gewaltmaßregeln zu greifen, von diesen Küsten fern zu halten. Diejenigen Chinesen, welche einmal hier sind, werden sich so wie so nicht abschütteln lassen, zumal sie sich zum größten Theil unentbehrlich gemacht haben; es handelt sich jetzt nur darum, die fernere Massenimportation von Asiaten zu verhindern.

Leider haben sich die californischen Staatsgesetze als ganz unzureichend gegen den Influx der Mongolen bewiesen. Die Vereinigten Staaten haben nämlich seit Jahren einen Vertrag mit China, den sogenannten „Burlingame treaty" (der durch den chinesischen Gesandten Burlingame, einen geborenen Americaner, vermittelt wurde), und den einzelnen Unionsstaaten ist nach der Constitution einem Vertrage mit dem Auslande gegenüber nicht das Recht der Souveränetät eingeräumt worden. Nach jenem Vertrage ist es den Americanern gestattet, nach China zu gehen, dort zu wohnen und Geschäfte zu betreiben, und den Chinesen ist dasselbe Recht in America eingeräumt worden. Kulieinwanderung nach den Vereinigten Staaten ist aber ausdrücklich darin untersagt worden.

Die sechs großen chinesischen Compagnien in San Francisco, welche das ganze Menschenimportgeschäft in Händen haben, verstanden es aber von jeher, den hiesigen Behörden ein X für ein V zu machen; sie haben die Einwanderung nach Californien so eingeleitet, daß die Importation von Kulis ihnen nicht bewiesen werden kann, obgleich kein Vernünftiger daran zweifelt, daß dies der Fall ist. Dabei sind sie reich — sehr reich! — und Meister im Lügen und Bestechen. — Obgleich nun den wenigen in China ansässigen Americanern dort gar nicht das Recht der Freizügigkeit nach allen Theilen des himmlischen Reiches eingeräumt worden ist, und es lächerlich wäre, zu behaupten, Jene hätten dort dieselben Rechte, wie hier die Chinesen, hat die Regierung in Washington doch bis jetzt die Gültigkeit des Vertrags, der längst von den Chinesen gebrochen worden ist, aufrecht erhalten. Man scheint dort zu glauben, daß die Handelsverbindung mit China diesem Lande von unendlichem Nutzen sei, daß die Chineseneinwanderung nach Californien uns Californiern speciell einen immensen

Digitized by Google

Vortheil bringe. Die gänzliche Unkenntniß des chinesischen Nationalcharakters und der hiesigen Zustände entschuldigt die Regierung zum Theil; aber nachgerade scheint ihr doch die Ueberzeugung aufzudämmern, daß die Chineseneinwanderung nach Californien ihre sehr schlimmen Seiten haben muß, da die gesammte weiße Bevölkerung der pacifischen Küste so energisch dagegen protestirt. Was die Handelsvortheile für America anbetrifft, so sind diese, mit Ausnahme des Nutzens, den die Pacificdampfschifffahrtsgesellschaft von der chinesischen Einwanderung erzielt und des Verdienstes, den die Pacificbahn durch den Theetransport gewinnt, ziemlich problematisch. Der directe Handel zwischen San Francisco und China ist, außer der Einfuhr von Thee und von solchen chinesischen Producten, welche die Compagnien zum Bedarf der hiesigen Chinesen selbst importiren, nicht von besonderer Bedeutung; der Export besteht meistens aus Silber.

Als vor nun drei Jahren die Chineseneinwanderung ganz bedenkliche Verhältnisse annahm, ging man in San Francisco zum ersten Male energisch zu Werke, dieselbe auf ein Maß des Erträglichen einzuschränken. Ohne an die Regierung der Vereinigten Staaten um Abhülfe zu appelliren, versuchten es unsere Stadt- und Staatsbehörden, die Mongolenimmigration durch Antichinesengesetze zurückzuhalten und unseren unbeliebten asiatischen Gästen den Aufenthalt hier möglichst unbequem zu machen. Unter diesen Erlassen erregte das sogenannte Kubikfußgesetz, wonach jedem schlafenden Chinesen 500 Kubikfuß Raum gegeben werden mußte, bei den Weißen die meiste Zufriedenheit und bei den Chinesen die größte Bestürzung. Wäre das Edict in seiner ganzen Strenge durchgeführt worden, so würde damit das Zusammenhocken der Asiaten in ihren Kellerlöchern verhindert, und dem ekelhaften Chinesenquartier eine seiner widerwärtigsten Institutionen genommen worden sein. Die Polizei schien zuerst wie besessen in der Ausübung ihrer Amtspflicht; man riß die Mongolen Nachts aus ihren Höhlen, band sie mit ihren Zöpfen zusammen und schleppte sie schaarenweise in die Gefängnisse. Die neuerlassenen Municipalgesetze gegen die chinesischen Spielhöllen ꝛc., eine Taxe auf Waschhäuser ꝛc. wurden gleichfalls mit äußerster Strenge gehandhabt. (Die Specialia jener ersten Antichinesenbewegung habe ich im „Globus“ 1873, Band XXIV, Nr. 15, 16 und 17 ausführlich behandelt.)

Die sechs Compagnien, welchen damals der Schrecken in die Glieder ging, beschränkten zeitweilig die Einwanderung ihrer Landsleute; aber bald war es wieder beim Alten. Die hochlöbliche Polizei wurde täglich lässiger. Was nützte es, den Asiaten einzusperren? Ein Quartier im Gefängniß war diesem ein Luxus, und er freute sich darauf, einmal ein paar Tage auf Staatsunkosten faullenzen zu können! Alle Uebelthäter einzusperren, ging nicht, denn es fehlte dazu an Platz in den Gefängnissen. Genug, man sah die Unmöglichkeit ein, das Chinesenquartier auf solche Weise zu civilisiren — und die im Geheimen an der richtigen Quelle gespendeten Dollars der Compagnien gaben schließlich die annehmbarsten Ueberzeugungsgründe.

Nach einer Zwischenpause von etwa drittehalb Jahren, während welcher Zeit sich der Strom der chinesischen Einwanderung hierher stetig vermehrte, ermannte sich die californische Staatsregierung von neuem und erließ ein Gesetz gegen die Importation von chinesischen Dirnen, sowie andere speciell gegen die Chinesen gerichtete Anordnungen, um diesen das Hierherkommen gründlich zu verleiden. Die sechs Compagnien appellirten gegen diese Gesetze, als gegen den Burlingamevertrag verstoßend, und das hochweise Obergericht der Vereinigten Staaten zu Washington annullirte im März 1876 alle gegen chinesische Einwanderung und speciell die gegen liederliche Frauenzimmer gerichteten Gesetze des Staates Californien als unconstitutionell. Gleichzeitig mit dieser unsere Menschenrechte gleichsam verhöhnenden Entscheidung des Oberbundesgerichts, welche uns der asiatischen Ueberschwemmung hülflos überlieferte, meldete der Telegraph, daß alle chinesischen Dampfer während der Sommermonate zur vollen Capacität für den Transport von Kulis nach San Francisco im voraus gechartert seien, daß extra Dampfer und Segelschiffe für den Transport von chinesischen Auswanderern gemiethet wären und bereits 500 von diesen Hongkong verlassen hätten. Diese Nachricht warf gleichsam den Funken in's Pulverfaß, und jeder Vernünftige in San Francisco sah ein, daß sofort Mittel ergriffen werden müßten, um die uns bedrohende asiatische Masseneinwanderung zurückzuweisen.

Die diesmalige Antichinesenbewegung hatte etwas Imposantes in der kalten Ruhe, dem furchtbaren Ernste in allen Schichten der Bevölkerung, mit der sie in's Werk gesetzt wurde. Die Behörden gehen einmüthig mit dem Volke zusammen systematisch auf dem Wege des Gesetzes vor. Die sich gegenwärtig im Lande befindenden Chinesen sollen nicht belästigt oder gar vertrieben werden; aber die Völkerwanderung neuer asiatischer Horden nach Californien soll und muß aufhören: gesetzlich, wenn irgend möglich — sonst mit Gewalt!

Literatur und Kunst.

Opt Feld alleen.

Von

Klaus Groth.

Ik hör de Abendklocken gan,
As ik der gah op't stille Feld.
Eerst säben Släg' — denn fangt se an —
Un um mi liggt en anner Welt.

Twars Böm un Blöm un Gras un Korn
Se blivt desülwen as tovör,
Un öwer'n Ort hin winkt de Thorn,
Un achter't Land weg blinkt dat Meer.

Doch in min Ogen as en Schin,
Un in min Hart rin as Gesang —
So treckt wat öwer't Feld darhin,
As Morgenlicht un Osterklang.

De Olen se sünd dar un hört,
De lewen Frünn — ik seh se all —
De Dag weer ut, to Hus war kehrt —
Wa selig klung de Klockenschall!

Dree korte Släg' — de Schall vertreckt —
As in en Newel dukt de Schin.
Un grön un schön un eensam streckt
Dat wide Feld sik um mi hin.

Ueber George Sand.

Aus ihrem Leben.

Der Redactionssecretär des Pariser „Figaro“, Herr A. Périvier — einer der gewandtesten und tüchtigsten französischen Journalisten, der gelegentlich der Verhandlungen des Processes Arnim sich längere Zeit in Berlin aufhielt, und über das, was er in Deutschland gesehen und gehört hatte, eine Reihe von Aufsätzen im „Figaro“ veröffentlichte, die sich durch Unbefangenheit, Objectivität und guten Witz sehr vortheilhaft vor den geistlosen Schmähartikeln der meisten anderen Correspondenten französischer Blätter auszeichneten, und die daher auch in Deutschland

Digitized by Google

die wohlverdiente Beachtung fanden — hat die Sonntagsbeilage des „Figaro" diesmal ausschließlich dem Leben der George Sand gewidmet. Er hat aus den Werken der großen Schriftstellerin die auf ihre interessantesten Erlebnisse bezüglichen Stellen excerpirt und aus ihren Briefen an eine Freundin, die ihm zugänglich gemacht worden sind, längere Auszüge mitgetheilt. Im Anschluß an unsern in der vorigen Nummer erschienenen Aufsatz, in dem wir über das Leben der George Sand wenig oder garnichts sagen konnten, und nur an der Hand ihrer eigenen Mittheilungen, oder Mittheilungen der ihr Nächststehenden eine Charakteristik derselben versuchten, wollen wir hier nach dem Material, welches der „Figaro" bietet, nun noch einige Nachträge geben, von denen wir voraussetzen, daß sie das Interesse unserer Leser hervorzurufen geeignet sind.

Es ist bekannt, daß George Sand als Kind wie die meisten kleinen Französinnen zunächst der klösterlichen Erziehung überwiesen wurde. Das Kind, das bis dahin sich nur in der freien Luft auf dem elterlichen Gute zu Nohant herumgetummelt hatte, wollte sich in die Einsamkeit des Klosters nicht recht schicken.

„Das Klosterleben sagte mir ganz und gar nicht zu. Das Essen war zwar ziemlich gut, aber darum habe ich mich immer am wenigsten bekümmert. Auf das grausamste hatten wir indessen von der Kälte zu leiden, und gerade in jenem Jahr war der Winter ungewöhnlich streng. Die festgesetzten Stunden zum Aufstehen und zum Zubettgehen waren mir eben so nachtheilig wie unangenehm. Ich bin immer gern spät aufgeblieben und bin nie gern früh aufgestanden. Zu Hause, in Nohant, hatte man mich frei schalten und walten lassen. Abends las oder schrieb ich in meinem Zimmer, und man zwang mich nicht, der Frühkälte zu trotzen. Mein Blutumlauf ist träge, und das Wort „Kaltblütigkeit" gibt, physisch wie moralisch, eine richtige Vorstellung von meinem Wesen. Ich gehörte zu den ungezogenen Mädchen, ich war außer Rand und Band. Aber die tollsten Streiche vollführte ich mit einem Ernste, der meine kleinen Mitschuldigen höchlich ergötzte. Die Kälte lähmte mich förmlich, namentlich während der ersten Hälfte des Tages. Die Schlafzimmer, die unter dem mansardirten Dache lagen, waren so eisig kalt, daß ich nicht einschlafen konnte und eine Stunde der Nacht um die andere traurig vom Kirchthurm abschlagen hörte. Um sechs Uhr Morgens wurden wir von den beiden Mägden unbarmherzig aus dem Schlafe gerüttelt. Es ist mir immer als etwas sehr trauriges erschienen, bei Licht aufstehen und sich anziehen zu müssen. Man wusch sich in Wasser, dessen Eiskruste zerschlagen werden mußte, und das gar nicht wusch. Man bekam Frostanschwellungen, und die Füße bluteten in den zu engen Schuhen. Bei Kerzenbeleuchtung ging man zur Messe; der Frost schüttelte Einen durch und durch, wenn man auf der Bank saß, oder man schlief knieend ein in der Haltung der andächtigen Sammlung. Um 7 Uhr Morgens wurde gefrühstückt: ein Stück Brod und eine Tasse Thee. Endlich, wenn man in die Schule kam, sah man zuerst einen hellen Schein am Himmel und ein Bischen Feuer im Ofen. Ich thaute erst gegen Mittag auf; ich hatte furchtbaren Schnupfen und in allen Gliedern heftige Schmerzen. Ich habe über 15 Jahre daran gelitten. Ich sah gelb aus, war apathisch und stumm; und man hielt mich in der Schule für das ruhigste und folgsamste Kind. Ich war nie vorlaut, ich gab keine Antwort, ich brauste niemals auf. Selbst in den Tagen, in denen ich die tollsten Streiche ausführte, wurde ich allgemein geliebt, sowohl von den griesgrämigsten Mitschülerinnen, als auch von den strengsten Lehrerinnen und Nonnen. Die Oberin sagte zu meiner Großmutter, daß ich ein „stilles Wasser" sei. Das Kloster hatte in mir den fieberhaften Drang nach Bewegung, dem ich in Nohant nachgegeben hatte, erstarrt. Das verhinderte aber nicht, daß ich im Monat December auf den Dächern entlang lief, und lange Abende ohne Kopfbedeckung mitten im Winter im Garten zubrachte. Waren die Thüren geschlossen, so kletterten wir aus dem Fenster in den Garten. In diesen Stunden lebten wir nur durch das Gehirn, und ich merkte gar nicht, daß ich noch einen Körper mitzuschleppen hatte. Trotz meines bleichen Gesichts und meines eingefrornen Aussehens war ich innerlich fröhlich. Ich selbst lachte sehr wenig, aber das Lachen der Anderen erfreute meine Ohren und mein Herz. Bei einem tollen Streiche sprang ich nicht vor Lust in die Höhe; aber ich setzte noch einen tolleren darauf."

Im Kloster hatte George Sand auch eine gläubige Epoche. Ueber das, was sie ihre „Bekehrung" nennt, spricht sie sich folgendermaßen aus:

„Meine plötzliche Bekehrung ließ mich gar nicht zu Athem kommen. Ich hatte mich meiner neuen Liebe ganz und gar hingegeben und wollte alle Freuden derselben kosten. Ich suchte meinen Beichtvater auf und bat ihn, mich officiell mit dem Himmel auszusöhnen. Es war ein alter Priester, väterlich, einfach, aufrichtig, keusch, wie nur einer, und es war doch ein Jesuit. Aber er hatte einen geraden Sinn und Barmherzigkeit. Am 15. August, Mariä Himmelfahrt, nahm ich das Abendmahl. Ich war 15 Jahre alt. Am Abend des 4. August hatte ich jenen unbekannten Drang, jene geheimen Regungen in mir empfunden, die ich meine Bekehrung nannte. Man sieht, ich ging gerades Wegs auf mein Ziel zu und verlor keine Zeit, um meinen Glauben zu bethätigen und, wie man sagt, vor dem Herrn Zeugniß zu geben. Dieser Tag, an dem ich das Abendmahl nahm, erschien mir als der schönste Tag meines Lebens. Das Herz war mir voll zum Ueberströmen, und ich fühlte in meiner Zuversicht Kraft.

Wie ich es angefangen habe, um zu beten, — ich weiß es nicht mehr! Die von Alters her festgesetzten Formeln genügten mir nicht; ich las sie freilich aus meinem Gebetbuch ab, um den Vorschriften der katholischen Kirche zu genügen, aber darauf verbrachte ich lange Stunden, während deren ich allein in der Kirche betete, aus dem Vollen heraus, meine Seele ausgoß zu den Füßen des Ewigen und mit meiner Seele meine Thränen, meine Erinnerung an die Vergangenheit, mein schwungvolles Streben in die Zukunft, meine Liebe, meine Ergebenheit, alle Schätze der von Gluth ergriffenen Jugend, die sich weiht und sich rückhaltslos hingab einer Idee, einer unerreichbaren Herrlichkeit, einem Traume inniger Liebe.

Der Sommer ging für mich vorüber in der vollkommensten Seelenfreudigkeit. Ich ging alle Sonntage in die Messe und zuweilen zwei Tage hintereinander. Seitdem bin ich von der verkörperten Idee, das Fleisch eines Gottes zu essen und sein Blut zu trinken, zurückgekommen und finde sie fabelhaft und unerhört; aber damals — was machte ich mir damals daraus?! Ich dachte gar nicht daran. Ich stand unter dem Einfluß eines Fiebers, das nicht nach Vernunftgründen suchte, und ich fand meine Freude darin, nicht zu vernünfteln. Man sagte mir: „Gott ist in Dir, er schlägt in Deinem Herzen und erfüllt Dein ganzes Wesen mit seiner Göttlichkeit; die Gnade läuft in Dir durch das Blut Deiner Adern".

Diese vollständige Identificirung mit dem Göttlichen fühlte ich wie ein Wunder in mir. Ich brannte, wörtlich, wie die heilige Therese! Ich schlief nicht mehr, ich aß nicht mehr, ich ging, ohne die Bewegung meines Körpers zu bemerken. Ich legte mir Kasteiungen auf, die ohne besonderes Verdienst waren, da ich nichts mehr in mir zu opfern, preiszugeben, zu zerstören hatte. Die Länge des Fastens bemerkte ich nicht. Ich schlang mir als Bußgürtel einen Rosenkranz aus Draht um den Hals, der mir die Haut zerriß. Ich fühlte die warme Frische meiner Blutstropfen; anstatt des Schmerzes aber, empfand ich eine angenehme Reizung dabei. Mit einem Worte, ich lebte in der Ekstase. Mein Körper war unempfindlich, er war gar nicht mehr vorhanden. Meine Gedanken schweiften auf ungewöhnlichen und unmöglichen Gebieten umher. Waren es immer dieselben? Nein! Die Mystiker denken nicht; sie träumen ohne Unterlaß, sie leben in Beschaulichkeit, sie sinnen, streben und trachten; sie brennen und verzehren sich wie die Kerze; sie legen sich selbst keine Rechenschaft von diesem Dasein ab, das ein ganz besonderes ist und sich mit nichts vergleichen läßt."

Ueber die ersten Tage ihrer Selbständigkeit in Paris und über die Gründe, die sie veranlaßt haben, Männerkleider zu tragen, gibt George Sand folgenden Aufschluß:

„Ich fand auf dem Quai St. Michel eine Wohnung, die ungefähr 300 Francs jährlich Miethe kostete; ich hatte drei kleine reinliche Zimmer mit einem Balkon, von dem aus ich die Seine und vor mir die riesenhaften Denkmäler von Notre Dame, St. Jacques und die Sainte-Chapelle sehen konnte. Die fünf hohen Treppen waren mir sehr beschwerlich; ich bin nie ein guter Treppensteiger gewesen. Aber da half nichts! Ich mußte eben hinauf, und oft sogar mit meiner wohlgenährten Tochter im Arme! Ich hatte kein Dienstmädchen. Die Portierfrau, die sehr sauber, sehr treu und sehr gut war, unterstützte mich im Haushalte gegen eine Entschädigung von 15 Francs

Digitized by Google

monatlich. Das Essen ließ ich mir von einem kleinen Garkoch in's Haus bringen; es kostete mich täglich zwei Francs. Meine feine Wäsche wusch und plättete ich selbst. Ich bemerkte, daß ich innerhalb der Grenzen meiner Pension ungefähr auskommen konnte. Die größte Schwierigkeit war die Anschaffung von Möbeln. Ich entfaltete keinen Luxus, wie man mir glauben wird; man schenkte mir Credit und allmählich trug ich meine Schulden ab. Aber so bescheiden meine Einrichtung auch war, sie ließ sich doch nicht von einem Tage zum andern bewerkstelligen. Es vergingen mehrere Monate, bevor ich meine Tochter Solange aus ihrem „Palaste" zu Nohant — es war verhältnißmäßig ein Palast zu nennen — in meine Dürftigkeit bringen konnte, ohne daß sie darunter zu leiden hätte, ohne daß sie es überhaupt nur bemerkte. Mit der Zeit ordnete sich Alles, und sobald ich sie bei mir hatte, konnte ich mein Leben zu einem ganz stabilen machen; ich ging nur bei Tage aus, um sie im Garten des Luxembourg spazieren zu führen, und verbrachte alle Abende am Schreibtische bei ihr. Der Himmel kam mir zu Hülfe. Während ich auf meinem Balcon einen Resedatopf pflegte, machte ich die Bekanntschaft meiner Nachbarin, die sich den größeren Luxus, die Pflege eines Orangentopfes auf ihrem Balcon, verstatten durfte. Ihr Mann war Elementarlehrer; sie hatte eine reizende Tochter von 15 Jahren, die sanft und bescheiden war, mit blonden Haaren und niedergeschlagenen Augen, und die mein Kind von Herzen liebte. Diese liebenswürdige Familie bot mir an, meine Kleine mit andern Kindern, die beim Lehrer Unterricht nahmen, spielen zu lassen, wenn sie sich in meinem Dachstübchen langweilen sollte oder der Gleichartigkeit derselben Vergnügungen überdrüssig würde . . .

Bis dahin, das heißt, bis zu dem Augenblick, wo meine Tochter mit mir in Paris war, hatte ich ein weniger bequemes und sogar sehr ungewöhnliches Leben geführt, das aber schnurgerade auf mein Ziel zuging. Ich wollte mein Budget nicht überschreiten, ich wollte mir kein Geld leihen. Meine Schuld von 500 Francs, die einzige, die ich in meinem Leben gehabt habe, hatte mich genug gequält! Und wenn Herr Dudevant*) die Zahlung verweigert hätte! Er zahlte übrigens ohne den geringsten Anstand, aber ich habe sie ihm doch erst in dem Augenblick zu entdecken gewagt, als ich sehr krank war, und fürchten mußte, „insolvent" zu sterben. Ich suchte Arbeit, ich fand sie nicht. Ein kleines Portrait von mir war im Schaufenster des Kaffeehauses in demselben Hause, in dem ich wohnte, ausgestellt; aber es kamen keine Käufer. Ich hatte die Portierfrau portraitirt, aber die Aehnlichkeit war verpfuscht, und das konnte mir in der Nachbarschaft schaden!

Ich hatte Lust zu lesen, aber ich hatte keine tüchtigen Bücher. Außerdem war es Winter, und es ist nicht sehr ökonomisch zu Hause zu bleiben, wenn man die Holzscheite zählen muß . . . Ich hatte den sehnlichen Drang, den Provinzialen abzustreifen und mich von den Dingen, den Ideen und den Formen meiner Zeit zu unterrichten; ich fühlte die Nothwendigkeit heraus, ich hatte die Wißbegierde dazu. Von den modernen Künsten kannte ich außer den hervorragendsten Werken so gut wie nichts. Besonders lebhaft war in mir der Wunsch, das Theater kennen zu lernen. Ich wußte sehr wohl, daß eine unvermögende Frau in Paris sich diese Vergnügungen nicht gestatten konnte. Balzac hat gesagt: „Wenn man nicht 25,000 Francs Rente hat, hat man nicht das Recht in Paris eine Frau zu sein". Dieses elegante Paradoxon wurde für ein Weib, das eine Künstlerin sein wollte, zur Wahrheit. Doch sah ich, wie meine Landsleute, meine Jugendfreunde in Paris mit eben so wenig auskamen, wie ich hatte, und dennoch von Allem, was vorging und was die gebildete Jugend interessiren kann, Kenntniß nehmen konnten. Die Vorgänge auf literarischem und politischem Gebiete, die Aufregungen des Theaters und der Museen, der Clubs und der Straße, — sie sahen Alles, sie waren überall. Ich hatte eben so gute Beine wie sie; hatte jene guten kleinen Füße aus dem Berry, die auf schlechten Wegen zu gehen, und in dicken Holzschuhen die Balance zu halten verstanden. Aber auf dem Pflaster von Paris war ich wie ein Schiff auf dem Eise. Die feinen Schühchen platzten mir in zwei Tagen auf; die Absätze machten mich stolpern; ich verstand es nicht, das lange Kleid aufzuraffen. Ich beschmutzte mich, ermüdete mich, erkältete mich und sah, wie meine Schuhe und meine Kleider, — von den kleinen Sammthütchen, die von den Dachrinnen begossen wurden, gar nicht zu reden, — mit einer entsetzlichen Geschwindigkeit in Stücke gingen. Diese Beobachtung und Erfahrung hatte ich schon gemacht, bevor ich noch daran gedacht hatte, mich in Paris niederzulassen, und ich hatte meiner Mutter dies Problem vorgelegt, da diese ein ganz behagliches und elegantes Leben mit einer Pension von 3500 Francs geführt hatte. Wie kann man in diesem abscheulichen Klima die Ansprüche der bescheidensten Toilette befriedigen, wenn man nicht von acht Tagen sieben in seinen vier Pfählen eingeschlossen bleiben will? Meine Mutter hatte mir geantwortet: „Das ist sehr leicht möglich, wenn man mein Alter und meine Gewohnheiten hat. Als ich aber jung war, und dein Vater kein Geld hatte, war er auf den Gedanken gekommen, mir Knabenkleider anzulegen. Meine Schwester machte es ebenso, und nun gingen wir zu Fuß überall hin, mit unsern Männern in's Theater, auf alle Plätze.*) Dabei machten wir in unserm Haushalt eine Ersparniß von 50 Procent". Das erschien mir zuerst lustig und dann geradezu sinnreich! Ich hatte schon in meiner Kindheit Knabenkleider getragen, war in Blouse und Gamaschen auf die Jagd gegangen und fand gar nichts Außerordentliches dabei, eine Kleidung wieder anzulegen, die mir nicht neu war. Zu jener Zeit unterstützte überdies die Mode eine solche Verkleidung in ungewöhnlicher Weise. Die Männer trugen lange Ueberröcke, die bis zum Hacken hinabgingen und die die Form der Hüfte so wenig zeigten, daß mein Bruder, als er in Nohant seinen modernen Rock anzog, mir lachend gesagt hatte: „Nicht wahr, das ist doch sehr hübsch? Es ist modern und genirt nicht! Der Schneider nimmt sein Maß nach einem Schilderhaus und es paßt dann dem ganzen Regiment!" Ich ließ mir also so einen „Ueberrock à la Schilderhaus" machen — aus grauem Tuch; und aus demselben Stoff Hose und Weste. Mit meinem grauen Hut auf dem Kopfe und meinem dicken wollenen Halstuch sah ich genau aus wie ein junger Student im ersten Semester. Ich kann gar nicht beschreiben, welches Vergnügen mir meine Stiefel bereiteten! Ich hätte am liebsten damit geschlafen, wie es mein Bruder in seiner Jugend gethan hatte, als er das erste Paar bekommen hatte. Mit den eisenbeschlagenen kleinen Absätzen stand ich fest auf dem Pariser Pflaster. Ich durchstreifte Paris von einem Ende bis zum andern; ich glaube, ich hätte so eine Fußpartie durch die Welt machen können! Meine Kleider brauchten nicht geschont zu werden, ich konnte bei jeder Witterung ausgehen, und konnte zu jeder beliebigen Stunde nach Hause kommen, konnte in's Parterre aller Theater gehen, kein Mensch beachtete mich und keiner hatte eine Ahnung von meiner Verkleidung. Abgesehen davon, daß ich mich ganz behaglich darin fühlte, beseitigte auch der Mangel aller Koketterie in der Kleidung wie in der Physiognomie jeden Verdacht. Ich war zu schlecht angezogen und sah zu einfach aus, — zerstreut, beinahe verdutzt, wie gewöhnlich, — um die Blicke auf mich zu lenken oder an mich zu fesseln. Gewöhnlich verstehen die Weiber es nicht, sich zu verkleiden, nicht einmal auf der Bühne. Sie wollen die schlanke Feinheit ihrer Taille nicht opfern, nicht die Niedlichkeit ihrer Füße, die Anmuth ihrer Bewegungen und den Glanz ihrer Augen. Es gibt aber eine Art und Weise überall unterzuschlüpfen, ohne daß irgend Jemand darauf achtet, und mit leiser und gedämpfter Stimme zu sprechen, die nicht wie eine Flöte in die Ohren der Nachbarn schallt. Wenn man als Mann nicht auffallen will, muß man allerdings schon die Gewohnheit angenommen haben, auch als Weib nicht auffällig gewesen zu sein.

Ich ging übrigens nicht allein in's Parterre, nicht weil ich dort unhöflichere Menschen gefunden hätte als wo anders, aber wegen der bezahlten und unbezahlten Claque, die damals sehr streitsüchtig war. Namentlich bei den ersten Vorstellungen gab es Stöße und Püffe, und ich war nicht kräftig genug, um gegen die Menge zu ringen. Ich stellte mich immer in die Mitte eines kleinen Bataillons mir befreundeter Landsleute, die eine Art Schutzmauer um mich bildeten. Eines Tages aber, als wir sehr nahe dem Platze unter dem Kronleuchter standen,**) und ich ohne Ziererei, aber ganz treuherzig und unbefangen gähnen mußte, hätte nicht viel gefehlt, daß ich mit den Claqueurs Skandal bekommen hätte. Sie nannten mich einen Friseurgehülfen. Bei der Gelegenheit bemerkte ich, daß ich auch zornig werden konnte, und wenn meine Freunde nicht zahlreich genug gewesen wären, um die Claque zum Schweigen zu bringen, so glaube ich, daß ich mich hätte todtschlagen lassen."

*) Der geschiedene Gatte der George Sand.

*) Es ist zu bemerken, daß früher in den Pariser Theatern die Damen zum Parquet und Parterre nicht zugelassen wurden; diese Einrichtung besteht zum Theil noch.

**) Die Claque befindet sich bekanntlich in den Pariser Theatern gerade unter dem Kronleuchter; die Mitglieder dieser edlen Zunft werden daher die „Ritter vom Kronleuchter" genannt (Chevaliers du lustre).

Digitized by Google

Wir schließen unsere Auszüge mit einer kurzen Charakteristik Gambettas von George Sand, die sich in den letzten „Briefen eines Reisenden" befindet. Diese Briefe wurden während der Kriegszeit 1870/71 geschrieben. Die Charakteristik hat deswegen Bedeutung, weil sie aus einer Zeit datirt, in der der Dictator noch auf der Höhe seiner Macht stand. Es heißt da:

„Gambetta hat eine zweideutige und heftige Art und Weise, die Dinge zu sagen, welche billig denkende Gemüther nicht ohne Weiteres überzeugt. Ich habe sehr schöne und gute Reden von dem Redner gelesen; aber der Publicist ist bejammernswürdig. Er ist wortreich und dunkel, sein Enthusiasmus hat einen gewöhnlichen Ausdruck, es ist der pathetische Wortschwall in seiner ganzen Plattheit. Ein Mann wie er, der mit einer großartigen und verzweifelten Mission betraut ist, sollte originell, klar, bewegt sein. Gambetta scheint bei der Sucht, sich populär zu machen, seine ganze Individualität preisgegeben zu haben . . . Die Enttäuschung, die mich seit einigen Tagen ergriffen hat, — seit ich seine Circulare, die man so sehnsüchtig erwartet und so furchtbar bewundert, gelesen habe, — diese Enttäuschung wälzt auf meine Traurigkeit und auf meine Besorgniß eine neue ungeheure Last! Heute Morgen (2. Januar 1871) wurde eine neue Depesche von Gambetta, die sich schon im Druck befinde, angekündigt, und von der man sagte, daß sie sehr wichtige Nachrichten enthielte. Wir warteten mit Ungeduld darauf und hätten ihm alle Gemeinplätze gern geschenkt, wenn er uns nur einen Sieg oder nützliche Reformen hätte melden können. Aber ach, es ist die Rede, die er in Bordeaux gehalten hat, und die er uns als Neujahrsgeschenk verehrt! Die Rede ist inhaltsleer und kalt. Nur sehr wenige Redner können die Lectüre vertragen. Advocaten haben mit den Komödianten das gemein, daß sie uns sogar mit einem banalen Gedanken in banaler Form rühren und bis auf's Aeußerste bewegen können. Gambetta ist vermuthlich ein großer Schauspieler, denn er ist ein sehr mittelmäßiger Schriftsteller."

Am 10. Juni fand das Begräbniß der George Sand in Nohant statt. Von bedeutenden Persönlichkeiten waren Renan, Flaubert, Alexander Dumas und Prinz Napoleon erschienen. Bei strömendem Regen bewegte sich der Zug nach dem kleinen Dorfkirchhofe. Der Generalrath des Departements hielt eine herzliche Leichenrede und Victor Hugo ließ durch einen seiner Anverwandten eine von ihm aufgesetzte Rede verlesen, die indessen keinen guten Eindruck machte.

Während der letzten Tage ihres Lebens hatte ihr der Arzt verboten, viel zu rauchen und angestrengt zu arbeiten. Um sich die Zeit zu vertreiben, fing sie wieder an zu malen; und so endete die große Schriftstellerin, wie sie begonnen hatte, — mit dem Pinsel in der Hand. Ihre letzten Skizzen sollen außerordentlich originell und talentvoll gewesen sein. „Etwas Gewöhnliches zu leisten, war diese erstaunliche Frau außer Stande," sagt Adrian Marx, „diese Frau, die in der Vergangenheit ihresgleichen nicht gehabt hat, und wahrscheinlich auch in der Zukunft ihresgleichen nicht haben wird". F. L.

Macaulay als Schriftsteller.

Hat jemals ein Schriftsteller größeren Erfolg gehabt, als Macaulay? Man darf es bezweifeln. Gleich der erste Aufsatz, welchen er für das „Edinburgh Review" schrieb, der über Milton, stellte ihn in den Augen seiner Nation auf einen Vorderplatz und er war damals doch erst fünfundzwanzig Jahre alt. Diese berühmteste aller Zeitschriften der Welt — wenn man etwa die „Revue des deux Mondes" ausnimmt — hing dann in dem Absatz ihrer einzelnen Vierteljahreshefte Jahre lang geradezu von seinen Beiträgen ab. Er bekam das Gefühl, für seine schriftstellerischen Arbeiten jeden Preis fordern zu können. Sie gesammelt wieder herauszugeben trug er gleichwohl lange Bedenken; sie däuchten ihm hastige und unvollkommene Leistungen, nach denen er, namentlich als er schon mit seinem großen Geschichtswerk beschäftigt war, sich nicht gern beurtheilen lassen wollte. Verunglückte Sammlungen ähnlicher Art von gefeierten Tagesschriftstellern, wie z. B. Foublanque, schreckten ihn, und er verglich ein solches Unternehmen mit demjenigen eines Malers der Gegenwart, der sein Bild von der Kunstausstellung, auf welcher es eine leidliche Figur macht, wegnimmt und in die Nationalgallerie hängt unter so gefährliche Nachbarn wie die Rafaels, Rembrandts und Claude Lorrains. Als er zuletzt aber durch die wachsende Unverschämtheit americanischer Nachdrucker dennoch genöthigt ward, dem Drängen seines Verlegers zu weichen, überstieg der Absatz rasch die kühnste Erwartung. Seine Essays waren bei der siebenten Auflage zu einer Zeit, in welcher seine berühmtesten beiden Vorgänger in der Edinburger Zeitschrift Jeffrey zwei und Sydney Smith vier Auflagen erlebt hatten. Longmans allein setzten 120,000 Exemplare ab; die „Reisebibliothek" gleichzeitig von einzelnen dafür ausgesuchten Artikeln 130,000. Dabei ist der Verkauf bis heute von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gestiegen: zwischen 1843 und 53 ging die Gesammtausgabe durchschnittlich in 1230 Exemplaren jährlich, zwischen 1853 nnd 64 in 4700, seit 1864 in mehr als 6000 Exemplaren. Aber selbst dieser außerordentliche buchhändlerische Erfolg wurde noch durch den der „Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Jakobs des Zweiten" überboten. Die gefeiertsten Romane Walter Scotts, die Modenovellen des Tages fanden sich durch dieses Werk ernster Wissenschaft in die zweite Linie gedrängt. Ein einziger Band ging 1858 in 12,024, 1864 in 22,925 Exemplaren ab. Der americanische Staatsmann Everett schrieb dem Verfasser, außer der Bibel und einem oder zwei Schulbüchern sei in den Vereinigten Staaten kein Buch je zu gleicher Verbreitung gelangt. Auf dem europäischen Continent hatte Tauchnitz in einem halben Jahre nach dem Erscheinen des dritten und vierten (bei ihm des fünften bis achten) Bandes fast 10,000 Abdrücke verkauft. Zu einer und derselben Zeit waren sechs Uebersetzer in's Deutsche damit beschäftigt. In mindestens elf andere Sprachen ist das Geschichtswerk ebenfalls übertragen worden. Sein Verfasser fand auf diese Art zu seinem Verdruß, daß er nicht nöthig gehabt hätte sich nach Ostindien zu verbannen, um ein reicher Mann zu werden. Er wurde es durch seine Schriftstellerei noch einmal. Wie die Leser aber, so die Kritik. Ein politischer Gegner, den Macaulay vorlängst literarisch vernichtet hatte, war fast die einzige Stimme, welche sich abfällig vernehmen ließ. Sonst wetteiferten, wie einst bei Addisson, die Tories mit den Whigs, den Musterschriftsteller der letzteren in den Himmel zu heben. Wer ihm in England noch allenfalls am wenigsten wohlwollte, schrieb seinen unerhörten nationalen Erfolg auf eine geschickte Anpassung an die Stimmung seiner Landsleute und Zeitgenossen. Aber auch diese Begrenzung greift fehl. In einer und derselben Woche des Herbstes 1849 kamen ihm einmal beifällige Anzeigen des ersten und zweiten Bandes aus Heidelberg, Charleston und Paris zu. Während er allerdings seinen nächsten Lesern nicht blos Belehrung darzubieten, sondern vor Allem auch Vergnügen zu bereiten wünschte, schrieb er doch zugleich, wie er in seinem Tagebuch erklärt, mit einer weit zurückliegenden Vergangenheit und mit einer fernen Zukunft beständig vor Augen; und wofern nicht alle Anzeichen trügen, wird in der That sein Ruhm als Schriftsteller und Geschichtschreiber dauern.

Einem Meister von solcher Bedeutung blickt man gern einmal in die Werkstatt. Dort läßt sich, wenn auch nicht hinter Geheimnisse kommen, dergleichen gerade die höchste Kunst ja selten hat, so doch einigermaßen das Verfahren ermitteln, aus welchem die Schöpfungen, welche uns entzücken und zur Bewunderung hinreißen, hervorgegangen sind. Die Lebensbeschreibung Lord Macaulays von seinem Neffen Trevelyan, die seit kurzem auch in der Tauchnitz-Ausgabe erschienen ist, gewährt durch Briefe, Tagebuchsblätter und andere Mittheilungen gerade für die Würdigung der literarischen Art und Größe ihres Gegenstandes reichlichen Stoff, von dem eine kleine Auswahl den Lesern vielleicht willkommen sein wird.

Macaulay besaß im höchsten Grade, wie er selbst von Burke sagt, jene edle Gabe, die den Menschen befähigt in dem Vergangenen und dem Zukünftigen, in dem Entfernten und in dem Wesenlosen zu leben. Aber seine Phantasie schweifte nicht ziellos im Blauen umher; ein zäh festhaltendes, reich angefülltes Ge-

Digitized by Google

dächtniß nährte und ein klarer, gesunder, höchst entwickelter Verstand beherrschte sie. Er liebte es sein lebelang Luftschlösser zu bauen. Allein woraus bestanden sie? Aus endlosen Unterhaltungen mit den großen Männern der Geschichte über die Fragen, welche ihnen in ihrer Zeit zu schaffen gemacht hatten; aus genauen Vergegenwärtigungen des Lebens, das einst über die Stätten dahingegangen war, welche er gerade besuchte. Dies zog ihn mehr an als die todte Natur, selbst in der reizendsten Landschaft oder der erhabensten Wildniß. Mindestens ebensosehr wie die politische hält die literarische Geschichte seinen Sinn gefangen; denn es waren die Höhen menschlicher Culturentwickelung, um die sein Geist zu schweifen liebte, nicht die graue Dämmerung der ersten Anfänge oder halberleuchtete, wirre Jahrhunderte. In der sogenannten antiken Welt und in der Geschichte Englands seit der Republik war er zu Hause wie kaum ein zweiter Sterblicher. Die Kraft seines Gedächtnisses grenzte an's Unbegreifliche. Er konnte beispielshalber alle Päpste hersagen, alle Erzbischöfe von Canterbury, alle Senior-Wranglers oder Primusse der Universität Cambridge. Wenn die häusliche Unterhaltung einmal stockte, so pflegte er ihr einen neuen Antrieb zu geben, indem er etwa nach den sämmtlichen Staaten der Union, oder den Ministerpräsidenten von England, oder den hauptsächlichsten Schriftstellern und Künstlern eines beliebigen Landes fragte. Zwei Jahre vor seinem Tode lernte er zur bloßen Abwechselung vom Schreiben den vierten Act des „Kaufmanns von Venedig" auswendig, die Stelle im Lucrez über den Untergang aller Dinge, alles Beste aus dem Catull und 360 Verse von Martial. Was er einmal im Kopfe besaß, wollte er auch nicht wieder verlieren. Als ihm sein Deutsch zu entschwinden drohte, las er jeden Tag hundert Seiten Schiller. Er hatte es gelernt, als er im Jahre 1838 aus Ostindien heimkehrte, mit zehn Stunden täglich ein halbes Jahr hindurch. Der romanischen Sprachen hatte er sich schon vorher bemächtigt. Anzufangen pflegte er mit dem Neuen Testament, das er ungefähr auswendig wußte, und das ja leicht in jeder Sprache gedruckt zu haben ist.

An den Spielen von Gedächtniß und Einbildungskraft zugleich, wie Macaulay sie über Alles liebte, nahm eine seiner Schwestern, die spätere Lady Trevelyan, eifrigen Antheil, — was vielleicht, beiläufig bemerkt, erklärt, weshalb er sich nicht verheirathete. Ihrem Manne fiel die Art von Verkehr, welche zwischen Bruder und Schwester herrschte, Anfangs nicht wenig auf. Sie sprachen über Pepys, Horace Walpole, Dr. Johnson, Frau von Genlis, den Herzog von St. Simon und die Umgebungen, in denen diese Herrschaften gelebt hatten, als wären sie ihre eigene Welt und Zeit. Bald benahmen sie sich wie einer der Charaktere von Miß Austens Novellen, bald redeten sie in den Phrasen des „Sir Charles Grandison" von Richardson oder der „Evelina" von Franciska Burney. In Ermangelung seiner Schwester oder eines andern Gefährten unterhielt sich Macaulay mit seinen Lieblingsbüchern; aber nicht etwa blos so, daß er sie gelesen und wieder gelesen hätte, sondern er füllte jeden weißen Fleck in ihnen aus mit Bemerkungen und Ausrufen von einer Lebhaftigkeit, wie man sie sonst nur im Gespräche braucht. Gespräch war überhaupt seine Leidenschaft; die stärkste, wo nicht die einzige. Schon als junger Mann erwarb er sich den Ruhm, einer der geistreichsten, unterrichtetsten und unterhaltendsten Gesellschafter Londons zu sein. Lady Holland, deren Salon damals am meisten gesucht und gefeiert war, wollte ihn deshalb durchaus nicht nach Calcutta ziehen lassen. Andere beredte Männer fanden ihn allerdings erklärlicher Weise redselig, und Sydney Smith, der zu diesen gehörte, freute sich nach seiner Rückkehr von Indien, daß er nun doch auch zuweilen den glänzenden Einfall zu schweigen habe. In Deutschland sind wir bis jetzt nicht gewohnt, auf gute Unterhaltung so hohen Werth zu legen, wie das in England und Frankreich schon seit geraumer Zeit und insbesondere auch in Macaulays Schriften geschieht. Es könnte aber wohl nicht schaden, wenn unsere Cultur sich darin der englisch-französischen näherte. Es würde am Ende auch der nationalen Literatur zu Statten kommen.

Als Jeffrey den ersten Beitrag Macaulay's für das „Edinburgh Review" empfing, war es ihm ein unlösbares Räthsel, woher der junge Mensch seinen Stil genommen habe. Wir können daraus entnehmen, daß dieser Stil schon beim Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn eine nachdrücklich ausgeprägte Eigenthümlichkeit besessen haben muß. In gewissem Sinne war er mit fünfundzwanzig Jahren als Schriftsteller fertig und reif. Zwischen dem letzten Bande der Geschichte Englands und dem „Milton" oder „Macchiavelli" ist die handgreiflichste Verwandtschaft. An Entwickelung hat es Macaulays Stil natürlich auch nicht gefehlt; und zwar war es bis zuletzt ein Fortschritt, in welchem sie sich bewegte, eine Abstreifung jugendlicher Gewaltsamkeit und Uebertreibungslust zu Gunsten classischen Maßes inmitten der unverändert fortdauernden Fülle. Aber so stetig ist selten ein Fortschritt gewesen, so nahe liegt kaum jemals das der Vollendung nahe Ende einer literarischen Laufbahn dem glänzenden Anfang.

Macaulay spricht in einem seiner Essays beiläufig von einer Invasion deutschen Stils, die auf die frühere Herrschaft französischer Wendungen und Gedankenformen in England gefolgt sei. Es könnte wohl sein, daß es theilweis ein ziemlich bewußter Gegensatz wider das Eindringen Goethe'schen oder Jean-Paul'schen Periodenbaues war, was ihn auf seine kurzen Sätze, seine starken Beiwörter, seine harten und grellen Antithesen brachte. Die Poesie Wordsworths, den unsere romantische Schule hauptsächlich angeregt hatte, war ihm gründlich zuwider. Er deutet auch bei der uns jetzt mitgetheilten brieflichen Erwähnung des Entschlusses Deutsch zu lernen darauf hin, daß er gegen „gewisse Deutsche" einen fast leidenschaftlichen Widerspruch in sich empfand. Statt oder neben dem militärischen Despotismus Friedrichs des Großen sind dies möglicher Weise einige unserer berühmtesten Schriftsteller gewesen. Lessing freilich gewiß nicht; dessen „Laokoon" erfüllte ihn mit der größten Bewunderung. Auch wohl nicht Schiller, dessen Dramen er gleich hinter Shakespeare stellte und zu dessen Geschichtschreibung er wiederholt mit Genuß zurückgriff.

Der Gefahr Manier zu werden, die in Macaulays Stile liegt, war er sich bewußt. Er hatte natürlich bei soviel Erfolg keinen Grund ihn nicht für gut zu halten; aber es sei ein Stil, sagte er doch selbst, der leicht ausarten und dann sehr schlecht werden könne. Im Allgemeinen, denke ich, hat er immerhin mehr gelungene als ausgeartete Nachfolge hervorgerufen. Die Leitartikel und Correspondenzen der englischen Presse tragen von ihm eine deutliche Spur. Auch der eine oder andere unserer schriftstellernden Landsleute schreibt ein wenig Macaulayisch, und die gesammte deutsche Schriftstellerei, soweit sie dem öffentlichen Leben dient, ist knapper, gedrängter, kräftiger und klarer geworden, seitdem sie die fünf Bände Essays in der Tauchnitz-Ausgabe unter ihre regelmäßigen Nahrungsmittel aufgenommen hat.

Aus der Literatur allein ist diese Stilreform überhaupt nicht zu verstehen. Sie verdankt ihren Impuls dem Interesse, die breiten Schichten des mit einigem Wohlstand, einiger Muße und einiger Bildung gesegneten Bürgerthums zu ständigen Lesern heranzuziehen. Macaulay, müssen wir uns gegenwärtig halten, schloß sich der Whigpartei zu der Zeit an, als ihr Kampf gegen das ganz reactionär gewordene lange Toryregiment seine heftigste Form annahm. Es galt die Reihen der liberalen Opposition zu erweitern und in sie den Geist feurigen und entschlossenen Angriffs zu gießen. Mit gedehnten Perioden, abgegriffenen Wendungen und matter, halbdunkler Ausdrucksweise war da nichts zu machen. Die energischen Töne Burkes und Mirabeaus mußten wieder erklingen. Addisons Witz und Grazie waren gut, aber noch besser angebracht die Gewalt, mit welcher Junius einst seine Invectiven gegen die Minister und den Hof geschleudert hatte.

Nachdem dann die Wahlreform von 1831 durchgesetzt war, an der Macaulay nicht allein als Redner im Unterhause, sondern vor Allem als Regenerator des öffentlichen Stils seinen Antheil hatte, trat für seine schriftstellerische Bedeutung der äußerst günstige Umstand ein, daß er für vier volle Jahre von der Hauptbühne des öffentlichen Lebens auf eine Nebenbühne zurücktrat. In Calcutta ließen ihm die Geschäfte seines Amtes, so bedeutungsvoll sie an sich waren, Muße genug zu einer Lectüre von kolossalem Umfang. Er nahm zu ihrem wesentlichen Gegen-

Digitized by Google

ſtande die alten Claſſiker. In welchem faſt erſchöpfenden Umfange er ſie las, und zwar zum guten Theil zweimal, dreimal und noch öfter, zeigen die gelegentlichen Ueberſichten ſeines Tagebuchs. Daß er Zeit dazu hatte, rechnet er ohne Zweifel mit Recht zu den höchſten Segnungen ſeines überhaupt ſo glücklichen Lebens; und da es das indiſche Amt war, welchem er ſo viel zuſammenhängende Muße verdankte, ſo iſt es ihm mit dieſem am Ende auch gegangen wie Saul, der ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen ausging und ein Königreich fand. Er übernahm es, um ein zur Unabhängigkeit ausreichendes Vermögen zu erwerben, das er ſeinem Geiſte nicht verdanken wollte. Es trug ihm aber mehr als ein Vermögen ein, nämlich eine Erhöhung ſeiner ſchaffenden Kraft zu wahrer und voller Claſſicität. Die meiſten Menſchen geben ſich mit den großen alten Autoren nur allenfalls noch als weltunkundige junge Leute oder als ſatte und müde Greiſe ab; und diejenigen, welche aus der Beſchäftigung mit ihnen einen Lebensberuf machen, die Philologen von Fach, entbehren meiſt des umfaſſenden hiſtoriſchen Studiums, entbehren ſo gut wie immer der praktiſchen Kenntniß politiſcher Geſchäfte und des öffentlichen Lebens, ohne welche man den Cäſar oder Cicero nur halb genießt und den Thucydides höchſt unvollkommen würdigt. In Letzterem, und in ihm eigentlich allein, ſah Macaulay ſein hiſtoriographiſches Vorbild. Er nahm ihn wieder vor, ſo oft er einen Abſchnitt ſeines eigenen Geſchichtswerkes fertig hatte, um dann zu finden, daß das Muſter noch immer unerreicht über ihm ſtehe, und ſich ſo von Neuem gegen die berauſchende Wirkung eines Erfolgs ohne Gleichen zu ſtählen. Aber nicht blos zu Hellenen und Römern, auch zu den anderen Meiſterwerken der Literaturgeſchichte kehrte er beſtändig zurück. Damit erhielt er ſeinen Geſchmack rein und ſeine Darſtellungsweiſe mannigfaltig. Da jedoch ſelbſt für ſeine fabelhaft geſchwinde Leſeweiſe und die Unermüdlichkeit ſeiner ſelbſt auf dem Spaziergang regelmäßig gebüßten, bis zum letzten Athemzuge vorhaltenden Leſeluſt die Aufnahme eine Grenze hatte, ſo kam der Stoff, welchen jeder Tag friſch aus dem Nichts heranbringt und meiſtens auch ſofort wieder in's Nichts hinabſtürzt, über dem, welcher ein für allemal vorhanden iſt und bleibt, natürlich zu kurz. Er konnte der zeitgenöſſiſchen Literatur nur in ziemlich beſchränktem Maße folgen. Wir erfahren aus der Lebensbeſchreibung, daß er in Buckle kaum, in Carlyle und Ruskin gar nicht hineingeſehen hat. Von ſeinen deutſchen Fachgenoſſen ſcheint er außer Schiller nichts als Niebuhrs römiſche Geſchichte und Rankes „Päpſte" kennen gelernt zu haben. Dahlmann, Mommſen und H. v. Sybel hätten ihm ſonſt doch auch wohl gelegentlich ein Wort des Beifalls abgelockt.

Immerhin iſt es beſſer, nach dieſer als nach jener Seite hin des Guten zu wenig zu thun, wenn man ſich auf der Höhe des geiſtigen Standpunktes behaupten will. Macaulay war durch den Beginn ſeiner ſchriftſtelleriſchen und politiſchen Laufbahn tief in Tagesintereſſen heruntergezogen worden. Klar und gemeinfaßlich zu ſchreiben, auf die Durchſichtigkeit des Gedankens die äußerſte Mühe zu verwenden, war ihm deshalb das erſte aller Stilgebote; das zweite aber, den Leſer lebendig anzuziehen, ihn gut zu unterhalten, ihm die Lectüre zum reichſten und feinſten Genuſſe zu machen. Im Tagebuch finden wir ihn einmal ſeine Verwunderung darüber ausſprechen, daß ſo wenige Autoren ſich Sorge machten um eine vollkommen durchſichtige und genaue Ueberlieferung ihrer Meinung. Daher komme es — oder komme es umgekehrt daher? — daß den Leſern für tief gelte, was lediglich dunkel ſei, und nur was dunkel ſei. Aber er ruft ſich dann Muth zu: „Ums Jahr 2850, wo werden da eure Emerſons ſein? Den Herodot wird man auch dann noch leſen!" Vielleicht ſchreiben wir für die „Emerſons" von 1850 heute ſchon ſoviel wie 2850.

Da er ſo glücklich geſtellt war, nicht um des Erwerbes willen ſchreiben zu müſſen, ſo ſchrieb er nur, wenn die goldene Ader ſeines Geiſtes willig floß. „Wie kann ein Schriftſteller hoffen, daß Andere zu leſen amüſiren wird, was ihm kein Vergnügen iſt zu ſchreiben?" An Rouſſeau — den er eigentlich haßte, obgleich er ſeine Büſte im Arbeitszimmer ſtehen hatte, als ein Geſchenk aus dem Nachlaſſe des guten alten Lord Holland — erkannte er zwar die Geiſteskraft und Beredtſamkeit an, ſprach ihm aber doch „den wichtigſten aller Reize" ab, nämlich ſeinen Leſer angenehm zu unterhalten. Halb im Scherze, halb im Ernſte gelobte er ſich, ſeine Geſchichte ſo zu ſchreiben, daß ſie für ein paar Tage wenigſtens auf den Tiſchen der jungen Damen den neueſten Roman verdränge. Der Werth, welchen er ſelbſt und die ihn umgebende Welt auf gute geiſtreiche Unterhaltung legte, das Bewußtſein ſeines hohen Talents zu erzählen, daß ihm aus dem wohlgefüllten Schatze des Gedächtniſſes und der zu jedem Dienſte bereiten zauberkräftigen Phantaſie floß, dazu die Gewöhnung an ausharrenden Fleiß und die Verfügung über die reichſten Mittel, um auf jede wünſchenswerthe Hülfsquelle die Hand zu legen, — das Alles mußte ihn vorwärts treiben in der Richtung nach einer Kunſt, der es auf nichts weiter ankam, als auf Blenden, Gefallen, Feſſeln für ſo viele Leſer wie nur immer möglich. Da ſorgte denn das nie verblaſſende Bild der großen alten Meiſter dafür, daß über dem Tage, für den er zunächſt ſchrieb, das Bild der Zukunft vor ſeinen Augen blieb, in die er ſich wünſchte an der Seite jener Unſterblichen hinauszuwandern, und die nur das Völlig-Echte erlebt.

Macaulay war zu früh berühmt geworden und hatte ſeinen Ruhm ſich treu genug bleiben ſehen, als daß es ihm je hätte einfallen können, demſelben künſtlich nachzuhelfen. Er durfte gewiß in einiger Sorge ſein, als er ſich mit den altrömiſchen Volksballaden — Lays of ancient Rome — auf einem ſchwierigen Felde in einer ihm neuen Kunſtgattung, die eigentlich über ſeine Kräfte hinauslag, verſuchte. Trotzdem verbat er es ſich auf das Beſtimmteſte von dem Verleger wie von ſeinen Freunden, das Buch irgendwie zu puffen. Das „Edinburgh Review" durfte, ſo lange er ihm Beiträge lieferte, weder ſeines Namens noch ſeiner Sachen gedenken. Es war ſeine feſte Ueberzeugung, daß jedes Buch ſich ſeinen richtigen Platz in der Schätzung der Menſchen ſelbſt erobere, und daß die gehäſſigſte, geringſchätzigſte Kritik keinem Buche je ſoviel Schaden gethan habe, wie ſein eigener Inhalt.

Er nahm überhaupt inmitten des Standes, welchem er angehörte, eine ungewöhnlich einſame und vornehme Stellung ein. Für die Tagespreſſe hat er allem Anſchein nach niemals eine Zeile geſchrieben; für Zeitſchriften vom erſten Augenblick an nur auf ſeine eigenen Bedingungen hin, ſo daß er ſchrieb, was er wollte, nicht was Andere bei ihm beſtellten, und Alles aufgenommen wurde, was er anbot, und mit geringer Ausnahme ganz ſo, wie er es übergab. Bulwer wollte ihn einmal bewegen, einem Schriftſtellerverein beizutreten; er lehnte es entſchieden ab. Die „Fehler des Standes", deren er in den Eſſays wiederholt gedenkt, Empfindlichkeit, Eiferſüchtelei, Eitelkeit u. ſ. f. ſchreckten ihn zu ſehr. Gegen die Abhängigkeit des Schriftſtellers vom Buchhändler, des ſchöpferiſchen vom handeltreibenden Factor der Literatur, war er in ſeinem reizbaren und wachſamen perſönlichen Stolze ſo ängſtlich auf ſeiner Hut, daß er deshalb hauptſächlich nach Indien in die „Verbannung" ging, und Mißtrauen ſetzte in die Selbſterhaltungsfähigkeit der glänzendſten und geſuchteſten Feder, von welcher die literariſche Geſchichte aller Völker weiß. Aber wenn er ihr auch die Patronage einer politiſchen Partei vorzog, ſo wahrte er andererſeits dieſer gegenüber unbedingt ſeine Würde und blieb in ſeinem Bewußtſein immer Schriftſteller. Er hat nie den Schatten eines Gedankens aufkommen laſſen, als ſeien die einträglichſten, ihn ernährenden und zuletzt reich machenden Aemter, welche er den Führern der Whigs verdankte, im entfernteſten mehr als die angemeſſene Vergütung für Dienſte, welche er ihnen und dem Lande leiſtete. In Lord Lansdowne verehrte er den Mann, welchem er unter allen Menſchen am meiſten zu danken habe; man leſe Macaulays Briefe an ihn, ob da die Spur einer andern Unterordnung iſt, als der des jüngeren gegen den älteren Mann, ob er ſich ihm nicht vollſtändig gleichſtellt! Wenn man den rechten Eindruck erhalten will, wie hoch er den Schriftſtellerſtand achtete und geachtet zu ſehen verlangte, ſo muß man in dem „Eſſay" über Madame d'Arblays Tagebuch die Zorn und Verachtung ſprühende Stelle leſen, in welcher er den Eintritt der hoffnungsvollen jungen

Digitized by Google

Romandichterin Franciska Burney in ein untergeordnetes Hofamt bespricht, oder in dem wundervollen Aufsatz über Addison die Schilderung des politischen Werthes guter Stilisten und Lebensdarsteller. Macaulay war als gefeierter Parlamentsredner wie als Staatsbeamter in den höchsten Stellen bis zur Cabinetsmitgliedschaft hinauf der höchsten politischen Ehren seiner Nation theilhaftig geworden, die ihn dann schließlich auch noch unter ihren gesetzgebenden Adel im Oberhause aufnahm, aber für seinen dauerhaftesten Anspruch auf Bedeutung und Ruhm hat er stets gehalten, was er als Schriftsteller geleistet, — als Schriftsteller über wissenschaftliche Gegenstände zwar, aber nicht als Gelehrter im engeren und älteren Sinne des Wortes. Die Schriftstellergilde braucht deshalb keiner anderen Zunft, nicht der der Gelehrten und nicht der der Staatsmänner diesen, ihren erfolgreichsten Genossen zu überlassen.

Das Leben der Seele.

Ein gutes und wichtiges Buch, ein Buch, das bei strengem wissenschaftlichem Ernst und großem Tiefgehalt ein im besten Sinne des Wortes populäres genannt zu werden verdient, Lazarus' Leben der Seele, hat in zweiter stark erweiterter Auflage vor kurzem die Presse verlassen. Das Buch, welches in dem bescheidenen Gewande seiner ersten Auflage in weiten Kreisen fruchtbar und anregend gewirkt und Allen, die es kennen gelernt, lieb und werth geworden ist, liegt jetzt in ungleich stattlicherem Gewande vor uns da. Was Verfasser S. VII des Vorworts zur 1. Auflage mit als Zweck desselben bezeichnet, durch „eine freiere, von dem Schulzwang entfesselte und der gebildeten Welt zugängliche Form" — — „einen Beitrag zur Förderung höherer Bildung" zu liefern: das darf als im Wesentlichen von ihm erreicht bezeichnet werden. Zwar, was er uns gibt, ist keine umfassende, systematische Darstellung des Ganzen des seelischen Lebens, es sind eben Monographien, d. h. Darstellungen einzelner Theilgebiete. Wenn das Demjenigen als Mangel erscheinen mag, der par tout auf's Ganze gehen will und über alle seelischen Fragen rasche und sichere Belehrung verlangt (ein solcher mag z. B. den Lindner in die Hand nehmen), so ist es für die Gründlichkeit und Tiefe der Behandlung der einzelnen ausgewählten Stoffe vom entschiedensten Vortheil. Denn gerade durch diese Beschränkung vermag Verfasser uns in seine Stoffe so tief hinabzuführen, als es ein Compendium der Psychologie nimmermehr vermöchte. Ueberhaupt dürfte die Zeit der Compendien, d. h. der systematischen auf Alles prompte und bestimmte Antwort gebenden Lehrbücher für die Psychologie auf eine ganze Weile vorbei sein. Es gibt des Neuen so viel, das Ansehen des Alten ist so tief erschüttert, die Meinungen wirbeln so bunt und widerspruchsvoll durch einander, daß der Weg der Einzelforschung noch für lange Zeit als der weitaus lohnendere und aussichtsvollere erscheint.

Auch das rechnen wir dem Herrn Verfasser zu nicht geringem Verdienste an, daß er sich „von dem Schulzwang entfesselte". Zwar wenn man (S. VI) liest, daß Herbart der Psychologie „ein unerschütterliches Fundament bereitet, die Bahn verzeichnet, auf welcher allein sie fortschreiten — kann", wenn man hört, daß seine „Statik und Mechanik des Geistes" „der Mechanik des Himmels" nicht nur an die Seite zu setzen, sondern „weit vorzuziehen — sei", dann muß man sich darauf gefaßt machen, nicht viel Anderes als eine Wiederholung jenes aus Drobisch, Zimmermann, Lindner, Schilling, Waitz u. A. zur Genüge bekannten Schemas zu erhalten. Indessen dazu kommt es doch nicht. Wie anderen Orthodoxien geht es auch dieser so, daß, wenn erst dem Bedürfniß des Zeugnißablegens kräftig Genüge geschehen, Jeder mit seinen kleineren oder größeren Privatketzereien zum Vorschein kommt. Bei unserem Verfasser vollends tritt das Zeugnißablegen ganz in den Hintergrund. Statt in verba magistri zu schwören, zieht er es vor, den Spuren der Meisterin Natur, der einzigen Autorität, die wir anerkennen, nachzugehen. Er ist freien unbefangenen Geistes genug, von dem neueren, ganz anders gearteten Aufschwunge unserer Wissenschaft wenigstens in ihren hauptsächlichsten Vertretern Kenntniß zu nehmen. Er sondert z. B. in einer Bemerkung gegenüber Wundts Physiol. Psychologie seine Sache ausdrücklich von der der Herbart'schen Psychologie (S. 286) und S. 232 lesen wir: „die Psychologie ist noch zu jung, um schon als Führer dienen zu können", ein Satz, den ein richtiger Vollblut-Herbartianer schwerlich unterschreiben würde. So finden wir die schroffsten Einseitigkeiten und Härten der Herbartianischen Psychologie vom Verfasser überall glücklichst vermieden, er tritt nirgend auf als dogmatischer Schulphilosoph, sondern mehr als heuristischer Analytiker, d. h. als suchender Zergliederer.

Freilich muß man auch nach der analytischen Seite seine Anforderungen an den Verfasser sofort begrenzen. Wie er nirgend das Ganze des Seelenlebens zu behandeln unternimmt, so will er auch im Einzelnen mit der untersuchenden Sonde niemals so tief hinabreichen, daß er das dunkle zwischen Leib und Seele gelegene Zwischengebiet der primitiven Entwicklungen und Processe, ein Gebiet, das noch so wenig aufgeschlossen ist und so viel der berunruhigenden Zweifel und Streitigkeiten in sich schließt, zu berühren genöthigt wäre. Damit fällt es uns nicht ein, den wissenschaftlichen Werth seiner Untersuchungen herabzusetzen. Das Princip der Theilung der Arbeit, dessen Nothwendigkeit und Begrenzung Verfasser S. 38 und 71 ff. so geistvoll behandelt, erstreckt seine Geltung nicht blos über die verschiedenen Theile einer Wissenschaft, sondern läßt auch eine Anwendung auf die verschiedenen Behandlungsweisen zu. So bleibt in der Psychologie für die rein begriffliche Analyse noch gerade genug und sogar mehr zu thun, als wir Aussicht haben in der nächsten Zeit aufzuarbeiten, und es ist daher nicht blos zulässig, sondern nothwendig, daß ein Theil der Psychologen auf diesen Theil der Arbeit sich beschränkt, während ein anderer Theil der Arbeit allerdings darin bestehen muß, die psychologischen Begriffe, wie Vorstellen, Denken, Erinnern, Begehren, die als solche einfach, an sich aber noch höchst zusammengesetzt sind, auf einfache Elementarprocesse zurückzuführen und möglichst aus der zu Grunde liegenden physiologischen Function zu erklären. Beide Theile bedingen sich gegenseitig und werden in der Psychologie der Zukunft sich zur Einheit ergänzen. Wenn hier von einem Früher oder Später die Rede sein soll, so werden wir nicht Anstand nehmen, die psychische Begriffsanalyse für eine nothwendige Voraussetzung der physiologischen zu erklären. Wenigstens wird Niemand mit letzterer allein in dem Wirrsal der primitiven Entwicklungen Ordnung zu schaffen hoffen dürfen, bevor er sich nicht in der Technik der höher entwickelten Begriffe, die eben durch ihre Entwicklung nun als selbständige Naturproducte gegeben sind, sattelfest gemacht und an ihnen feste Zielpunkte und Leitfäden für die primitivere Analyse gewonnen hat.

Wenn wir nach diesen einleitenden Bemerkungen auf den speciellen Inhalt des Werkes übergehen, so finden wir den Plan der ersten Auflage im Wesentlichen beibehalten. Der vorliegende erste Band enthält wiederum wie früher die drei Monographien: „Bildung und Wissenschaft", „Ehre und Ruhm" und „Der Humor". Neu hinzugefügt ist: „Ueber das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit". Der zweite Band soll wiederum wie bisher „Geist und Sprache", „Ueber den Tact" und „Die Vermischung und die Zusammenwirkung der Künste" und die neue Abhandlung „Ueber den Ursprung der Sitten" enthalten. Ein dritter Band, der diesen beiden unmittelbar nachfolgen soll, wird „Vom Gedächtniß", über „Die Freundschaft" und „Die Spiele", und noch ein Capitel aus der Lehre vom Gesammtgeist enthalten. Das Werk hat also eine erhebliche Erweiterung im Ganzen erfahren, abgesehen davon, daß bei den einzelnen Abhandlungen mehrfache Zusätze und Aenderungen vorgekommen sind.

Da eine gründliche Besprechung aller Abhandlungen zu viel Raum erforderte, so übergehen wir die erste „Bildung und Wissenschaft" mit kurzer Erwähnung, nicht weil sie uns weniger gefällt oder weniger werthvoll als die andern erscheint, sondern weil sie an eigentlichem psychologischen Gehalt am wenigsten enthält und

Digitized by Google

in den Rahmen dieses Buches nicht recht hinein zu passen scheint. Die Arbeit soll die Stelle einer Einleitung vertreten, und in der That wird uns in derselben u. A. auch der Plan zu dem Werke mitgetheilt. Ueberhaupt ist sie nach Form und Inhalt der Art, daß sie eher für ein Stück aus einer Einleitung in die Philosophie als für ein ausgewähltes Capitel der Psychologie gelten kann. Dem Leser gewöhnlichen Schlages, der nicht gerade auf Psychologie versessen ist, geschieht damit kein Schade, er erhält, ob psychologisch oder nicht, jedenfalls etwas sehr Gutes. Die Begriffe Bildung, Wissenschaft, Polyhistorie, Philosophie werden sorgfältig fixirt, gegen einander abgegrenzt und die Gegenstände selbst in ihrem Wesen, Werth und gegenseitigen Verhalten bestimmt, und Alles das in einer so vortrefflichen populären Darstellung, daß wir jedem Gebildeten, der über das Wesen dessen, was seinen werthvollsten Besitz ausmacht, die Bildung, zu voller Klarheit zu gelangen wünscht, kaum etwas Geeigneteres und in jeder Hinsicht Förderlicheres zu empfehlen wüßten.

Den psychologisch interessantesten Theil des Buches bildet die zweite Monographie „Ehre und Ruhm", während die dritte sich mehr auf ästhetischem, die vierte auf dem uns gleichfalls ferner liegenden völkerpsychologischen Gebiete bewegt. Wir glauben dem Leser keine bessere Vorstellung von dem Buche und keine dringlichere Anregung zu eigner Lectüre geben zu können, als wenn wir uns mit unserem Referat ausschließlich auf diese eine Abhandlung beschränken.

Die Ehre ist eins der wichtigsten Phänomene, interessant, denn sie ist wissenschaftlich noch so sehr dunkel und scheint wie ein lustiges Phantom jedes ernstlichen Versuches der Zergliederung zu spotten, wichtig, denn die stärksten ethischen, pädagogischen, politischen ꝛc. Interessen zeigen sich ganz eng mit ihr verknüpft. Sie ist so lustig, so unwägbar wie ein elektrisches Fluidum, aber auch ganz so stark und mächtig als dieses. „Ehre hat Städte gegründet und zerstört, Kriege erweckt und geführt, Bündnisse der Völker geschlossen und gelöst, Fürsten und Staaten erhoben und gestürzt." Es nützt deshalb auch gar nichts, vom hohen Throne der Vernunft, Religion oder Moralität auf die Ehre als auf eine Art von moralischem Aberglauben herabzusehen. Die Ehre ist ein Ding eigner Art, sie hört nicht auf Vernunftgründe, sondern nur auf Ehrengründe. Man muß durchaus suchen, sie aus ihrem eignen Wesen zu verstehen, ehe man dazu übergehen darf, in pädagogischer oder ethischer Beziehung mit ihr das Mindeste anzufangen.

Man pflegt darüber zu streiten, ob das Wesen der Ehre zu den Gefühlen, Vorstellungen oder zu den Begierden gehört. Diese Controverse hält Verfasser für durchaus unwesentlich (S. 137). Darin möchten wir ihm nicht ganz beistimmen. Denn wenn es auch ganz richtig ist, daß, wie er bemerkt, die Ehre sowohl als Ehrgefühl wie auch als Ehrbewußtsein und Ehrbegierde auftritt, so wird doch Eins von diesen Dreien das Frühere sein müssen; und zwar wird dies wohl das Ehrgefühl sein, indem das sog. Ehrbewußtsein nur ein Bewußtsein von Ehrgefühl und die Ehrbegierde nur eine vom Ehrgefühl geweckte Begierde sein dürfte. Und thatsächlich geht auch unser Verfasser im definirenden Theil seiner Abhandlung überwiegend vom Ehrgefühl aus.

Das Ehrgefühl führt Verfasser nicht weiter als auf die beiden Begriffe des Selbstgefühls und des Selbstbewußtseins zurück (S. 131). „Diese beiden, Selbstgefühl und Selbstbewußtsein, zwar für den Psychologen die schwersten Begriffe, sind doch rein thatsächlich für jeden Einzelnen durch die innere Erfahrung die sichersten und festesten." Das „Selbst" ist hier nicht das reine Ich (als Fichte'sches Subject-Object), sondern das sog. empirische Ich. „Ich muß dies und das thun, unterlassen und dgl. heißt in Wahrheit: ich, der ich diese Bildung besitze, diesem Stande, dieser Familie angehöre, diese Pflichten, Plane zu erfüllen habe, ꝛc." Das Selbstgefühl — oder Selbstbewußtsein — enthält außer dem Fühlen, inneren Wahrnehmen und Erfassen seines Selbstinhaltes noch eine Schätzung desselben. Zugleich haben alle psychischen Acte die wesentliche Eigenschaft, unsere Vorstellungen und Gedanken zu sein, den Inhalt unseres Selbstbewußtseins zu bilden, dasselbe gewissermaßen zu erfüllen und zu erweitern.

„Ehre und Ehrgefühl ist nun eine solche Erweiterung des Selbstgefühls in Andern und durch sie. Daß ich auch in dem Vorstellungskreise eines Andern und nicht blos in meinem eignen Existenz habe, daß meine Handlungen nicht nur von mir, sondern auch von Andern gedacht und geschätzt werden, ist das Wesen der Ehre."

Es werden nun mehrere Formen und Stufen des Ehrgefühls unterschieden. Die wichtigste und durchgreifendste Unterscheidung ist diejenige der subjectiven und objectiven Ehre. Das Selbstbewußtsein als Selbstvorstellung und Selbstschätzung beruht gewissermaßen auf einer Verdoppelung des Ich, indem dasselbe sich als ein zwiefaches unterscheidet, nämlich als ein solches, welches anschaut und schätzt, und als ein solches, welches angeschaut und geschätzt wird. Die Erweiterung des Selbstgefühls in Andern und durch sie kann nun sowohl die subjective Persönlichkeit betreffen als auch die objective; „jenes, indem die Andern, wie wir selbst uns denken und schätzen, dieses, indem unsere Gedanken und Thaten von Andern nachgedacht und nachgethan, zu deren objectiver Persönlichkeit werden". (S. 136.) Einigermaßen mit dieser verwandt, wenn auch nicht ganz mit ihr zusammenfallend ist die Unterscheidung in Individual- und Gesammt-Ehre (Standes-, Volks-, Staats-Ehre), insofern die Ehre, die unserem Stand erwiesen wird, unsere objective Persönlichkeit betrifft.

Wie sich zu diesen Unterscheidungen die nun zu besprechende Stufenfolge der Ehre verhält, ist mir nicht völlig klar geworden; irre ich nicht, so sollen die niederen Stufen mehr der subjectiven, die höheren der objectiven Ehre entsprechen und scheint zwischen beiden ein fließender Uebergang angenommen zu werden.

„Die erste Stufe ist das im Selbstgefühl keimende Streben, auch im Andern als ein Selbst gedacht zu werden, der Wunsch von den Andern beachtet, überhaupt eine Person und ein Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit für sie zu sein" (S. 138). Diese Stufe, auf der es beruht, wenn dem Soldaten es schmeichelhaft ist von seinem Feldherrn beim Namen genannt zu werden, und wenn es für höchst ehrenrührig gilt, von dem Andern einfach ignorirt zu werden, wird als die des Kindes dem Erwachsenen gegenüber charakterisirt, wenngleich sie, wie angegeben ist, in allen Lebensverhältnissen vorkommt. Während diese auf der einfachen Selbsterfassung und Selbstwahrnehmung beruht, entspringt die zweite Stufe dem Selbstgefühl als Selbstschätzung. „Der Mensch will von dem Andern nicht blos erkannt sondern anerkannt, nicht blos beachtet, sondern geachtet sein." (S. 140.) Diese Stufe ist vorwiegend dem Jugendalter eigen und sie wird am meisten durch das Verhältniß des Schülers zu seinem Lehrer charakterisirt. Die dritte Stufe der Ehre ist die des Mannes unter Männern (S. 142); sie ist ihren Gründen und ihrem Wesen nach von der vorigen nicht verschieden, wie diese beruht sie auf der Selbstschätzung, welche der mittlere und durchschnittliche Begriff der Ehre ist, sie ist vorwiegend Selbstehre, nur sind ihre Wirkungen entsprechend der Altersverschiedenheit etwas andere, sie ist nicht mehr so heftig und reizbar, mehr in dem Kreise der eignen Handlungen begrenzt und gesättigt, dafür aber treten auch dem idealen Moment der Ehre vielfach äußere materielle und praktische Triebfedern hinzu; — „zur Ehre sollen die Ehren, zur Würde Würden, zur Anerkennung Geltung und Einfluß kommen". (S. 143.)

Im Anschluß hieran wird nun das besonders stark ausgebildete Ehrgefühl der geschlossenen Kreise: Studenten, Officiere, Adel und das damit eng zusammenhängende Duell, in ruhiger, objectiver Weise besprochen, und wie uns dünkt, völlig zutreffend charakterisirt. Ideale Momente, der Einfluß des festen, gesellschaftlichen Gefüges, die Geschlossenheit dieser Stände, die Gleichartigkeit und Einfachheit der Lebensbeziehungen (denn mit Recht bemerkt Verfasser, daß die Meinung der uns Gleichen uns noch wichtiger ist als selbst diejenige der Höherstehenden) wir-

Digitized by Google

ken mit Gewohnheit, Ueberlieferung u. A. zusammen, dem Ehrgefühl innerhalb jener Stände eine besondere Macht und Bedeutung zu verleihen.

Die Standesehre bildet bereits den Uebergang zur objectiven Ehre d. i. zur Erweiterung meiner objectiven Persönlichkeit, „indem nicht blos mein individuelles Selbst, sondern zugleich die Gesammtheit, zu welcher ich gehöre, in mir geschätzt und geehrt wird". Auch diese Form der Ehre hat verschiedene Abstufungen. Die höchste Stufe derselben ist, „wenn der Einzelne die Ehre der Gesammtheit selbst bildet, schafft" — „indem er der Gesammtheit den Charakter und die Vorzüge erst selbst verleiht" (S. 192). Dieser höchste und wahrhafteste Sinn des Wortes, in welchem auch von der „Ehre Gottes" die Rede sein darf, kommt der Hauptsache nach nur dem höchsten Adel der Menschheit, der erlesensten Geistesaristokratie, den Stiftern von Gemeinschaften, den großen Dichtern, Denkern, Entdeckern und Erfindern zu. „Jeder große Denker und Lehrer, Staatsmann oder Künstler lebt so in seiner Nation, denn seine Gedanken und Thaten werden Gedanken und Thaten der Nation" (S. 195). Hierher gehört auch die Ehre des Fürsten, der, wie Verfasser meint, allerdings in gewissem Sinne die Nation ist, „wenn er wirklich die gesammte Lebenskraft des Staates in Bewegung setzt und wenn er — es nicht sagt, wie Ludwig XIV.".

Diese höchste Stufe der Ehre führt zum Ruhm, welcher wie die Ehre eine Erweiterung des eignen Selbstgefühls in Andern ist und von ihr sich nur durch den Umfang des Kreises Derjenigen, bei denen man ihn sucht, unterscheidet, indem der Ruhm die Grenzen der Zeit und des Raumes überschreitet (S. 197) und auch bei Fernstehenden, Unbekannten Ehre sucht, während die einfache Ehre nur die Bekannten und Gegenwärtigen im Auge hat.

Nachdem auch noch dem Gegenpart der Ehre, der Schande, eine kurze ergreifende Darstellung gewidmet worden, wendet Verfasser sich zur sittlichen Würdigung des Ehrgefühls. Es kann natürlich nicht die Rede davon sein, das Ehrgefühl bekämpfen und verwerfen zu wollen, was nur blödem Rigorismus und verkehrter Kirchlichkeit beifallen kann. Das Streben nach objectiver Ehre „ist selbst nur der Ausdruck der höchsten sittlichen Aufgabe des Menschen" (S. 207). Man braucht nicht eben ein Genie, eine Luther oder Goethe zu sein, um an dieser höchsten Ehrenstufe seinen Theil zu haben. Ein Stück, einen Abglanz von diesem höchsten Ehrenkleinod kann Jeder erringen, wenn er danach strebt eine Zierde seines Standes zu sein, demselben Ehre zu machen. Aber auch die subjective Ehre darf ihren sittlichen Werth, ihre moralische Berechtigung beanspruchen. „Der Erwerb der Ehre ist nicht blos ein Recht, sondern eine Pflicht des Menschen" (S. 209). „Wer das Urtheil aller Menschen verachtet ist selbst verächtlich" (S. 210). Solcher goldenen Worte könnten wir manche ausziehen. Doch wir müssen zum Schlusse eilen.

Vor den sittlichen Verirrungen des Ehrtriebes sollen uns zwei Principien schützen. „Auch die Ehre, dies scheinbar Allerpersönlichste, soll aus einem höheren Gesichtspunkte als aus dem des Egoismus gesehen werden" (S. 208). Natürlich, denn die Ehre kann verlangt und erlangt werden von dem Einzelnen nicht im Gegensatz zur Gesammtheit, sondern nur als Glied der Gesammtheit. Und zweitens der wahre Schwerpunkt, der Compaß und das Richtmaß aller Ehre ist die Selbstschätzung, die Selbstehre. Nur wer „das Steuer seines Lebensfahrzeuges allezeit scharf und einzig in der Richtung" dieses festen Punktes lenkt, wird die klippenreiche Scylla (ehrlose Demuth) und die Charybdis falschen Ehrgeizes aller Art (Anmaßung, Eitelkeit ꝛc.) glücklich durchschiffen (S. 224).

Wir können zum Schlusse nicht umhin, diesen eben so tief als wahr, eben so sittlich hoch als menschlich natürlich gedachten Grundsätzen recht weite Verbreitung und volle Beachtung in unserem Volke zu wünschen. Den germanischen Völkern ist die Ehre von jeher „eine Art von eigner Religion" gewesen. Darin wurzelt ihre Kraft und ihr Adel, darin ihre Stärke und ihr Gedeihen. Das deutsche Volk hat insbesondere in dem nahen sprachlichen und historischen Zusammenhange der Begriffe „Ehre" und „ehrlich" ein feines und tiefes Verständniß, ein ahnungsvolles Zartgefühl in Sachen der wahren Ehre an den Tag gelegt. Gott verhüte, daß uns das jemals abhanden komme, daß dieser blanke Spiegel unserer Ehre sich zu trüben, diese feine und starke Triebfeder unseres sittlichen Handelns zu rosten beginne, daß uns das Wort „Ehre" identisch werde mit dem falschen, hohlen und kahlen Flitterstaat äußerlicher Scheinehre.

A. Horwicz.

Karl Braun-Wiesbaden.

1. Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei von Karl Braun (Wiesbaden). Fünf Bände, zweite, genau durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Hannover 1876, Karl Rümpler.
2. Reisebilder von Karl Braun-Wiesbaden. Stuttgart 1875, August Auerbach.
3. Reisestudien von demselben und daselbst, beide Bände unter dem gemeinschaftlichen Titel: Skizzenbuch.

Brauns Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei haben schon bei ihrem ersten Erscheinen (1869) den unbedingten Beifall der politisch denkenden Kreise unseres Volkes gefunden und den besten Beweis für ihre allgemeine Verbreitung dadurch geliefert, daß nach verhältnißmäß kurzer Zeit eine neue Auflage und theilweise Umarbeitung des verdienstvollen Werkes nöthig geworden ist.

Es ist darum auch jeden Falls viel zu spät, diese neue Auflage in ausführlicher Besprechung der deutschen Leserwelt empfehlen zu wollen. Dagegen scheint es mir, angesichts der neuerdings sich wieder heftig geltend machenden politischen Strömungen, eine Pflicht der Selbsterkenntniß und Selbstkritik, den eigentlichen Charakter und die bleibende Bedeutung dieses Braun'schen Hauptwerkes gerade für unser heutiges politisches Leben näher hervorzuheben.

Braun hat durch seine Kleinstaaterei ein neues literarisches Genre geschaffen. Mag es auch nicht groß sein, so ist es zum Verständniß unserer nationalen Entwicklung doch unerläßlich, und es läßt sich voraussehen, daß es Dutzende von mehr oder minder glücklichen Nachfolgern und Nachahmern finden wird. Erst seit der Willkür und den schlimmen Leidenschaften des politischen Raubbaus ein fester Staatsgedanke entgegengetreten ist, erweitert sich auch der geschichtliche Blick, welcher vom neu gewonnenen Standpunkte aus zurückschauend, scharf zwischen dem Schein und dem Wesen der Dinge unterscheidet und eine höhere Anschauung von den Pflichten und Aufgaben des Staates sowie der Staatsbürger gewinnt. — So wird unwillkürlich die Freude an der Gegenwart zur Kritik unserer Vergangenheit, und die willkommenen Materialien zu dieser Kritik, die gründliche Kenntniß dieser Vergangenheit liefern uns culturgeschichtliche Arbeiten wie die Braun'schen. Schon vor ihm haben Chronikenschreiber, Localhistoriker oder Reisende manche Thatsachen aufbewahrt, welche zu kennen für uns vom größten Interesse ist; aber keiner von ihnen beherrscht dieses Gebiet wie Braun, keiner hat bewußt wie er, diese an sich oft heiteren und düsteren Bilder unter einen größern Focus gebracht, keiner sie einer höhern Idee dienstbar gemacht. „Mir ist es — sagt Braun zur Bezeichnung seines Standpunktes, Band I, S. 206 — gar nicht darum zu thun, ein Buch zu schreiben, sondern einen politischen Act zu vollbringen, um dadurch auf das gegenwärtig lebende Geschlecht einzuwirken zu dem Zwecke, daß es rascher und entschlossener an die Bewältigung der ihm in der nächsten Zukunft bevorstehenden Aufgaben herantritt. Wird dieser Zweck erreicht, dann kommt es mir gar nicht darauf an, ob meine bescheidenen Aufzeichnungen, was ich kaum zu hoffen wage, auf die Nachwelt kommen. Möge der volle Tag nur recht bald anbrechen! Was liegt daran, wenn bei seinem Anbruch die Fackel, welche durch Nacht und Dämmerung den Weg zeigte, gelöscht und weggeworfen wird. Vorwärts!"

Braun ist übrigens ein ebenso guter Darsteller und Erzähler als Volkswirth und Rechtshistoriker. Er erkennt alle

Digitized by Google

nicht allein, was die Welt im Innersten zusammenhält, sondern weiß bei der reichen Fülle seiner Kenntnisse und der durch sie bedingten Vielseitigkeit seiner Vergleichs- und Gesichtspunkte in den Kern der Dinge einzudringen, ohne je den Leser zu ermüden oder gar ungeduldig zu machen. Dieser mag irgend einen Aufsatz aus den vorliegenden Bänden herausgreifen, er wird in jedem reiche Belehrung finden und seinen geistigen Horizont erweitern. Ja ich sage nicht zu viel, wenn ich den Satz aufstelle, daß der general reader — man verzeihe den fremden aber bezeichnenden Ausdruck! — d. h. der nicht gelehrte, der nach Bildung strebende Leser aus Brauns Büchern mehr deutsche Rechts- und politische Geschichte, mehr Volkswirthschaft und namentlich die Wechselwirkung zwischen den politischen Systemen und der wirthschaftlichen Entwicklung oder auch umgekehrt besser lernen kann, als aus einem Dutzend gelehrter Compendien. Zöge Braun den gelehrten Schein und Zopf der Frische und Unmittelbarkeit der Darstellung vor, so würde er seine Arbeiten mit Citaten spicken und Anmerkung zu Anmerkung fügen, um mit seiner Quellenforschung und Belesenheit zu prunken. Er gibt sich aber einfach und natürlich wie er ist, und hält es für seine Pflicht, zu seinen Lesern zu sprechen, wie ein gebildeter Mann zu seines Gleichen, so daß ihn also auch Jedermann leicht versteht. Stillschweigend oder laut verlangend zieht sich aber durch jeden Aufsatz der Ruf nach der Größe und Freiheit des Vaterlandes, der höhern Einheit, welche erst in unseren Tagen so manche schrille Dissonanz versöhnt hat. So finden wir uns überall, auch den ferner gelegenen Jahrhunderten gegenüber, mitten in den Strömungen der Gegenwart, so gewinnen wir erst durch das Studium dieser trostlosen vergangenen Zeit das richtige Verständniß für unsere nächsten politischen Aufgaben. Dann aber, last not least, schildert Braun uns meistens mit ursprünglichem Behagen seine eigenen Erlebnisse, denn er ist groß geworden und hat selbst gelitten unter allen den Auswüchsen und dem Unfug dieser Kleinstaaterei, er hat von Jugend an nur zu reiche Gelegenheit gehabt, sie in ihren sonst unbelauschten Augenblicken sowohl als in ihren Haupt- und Staatsactionen zu beobachten, zu verachten und zu hassen. Braun liefert zu dem Bismarck'schen geflügelten Worte vom „ganz unhistorischen, gott- und rechtlosen Souveränetätsschwindel deutscher Fürsten" den erläuternden Text und Commentar, ja er läßt dem kleinstaatlichen Dünkel keinen Schlupfwinkel mehr, in welchem er seine Schande verbergen könnte.

Ich weiß, man belächelt heutzutage in manchen Kreisen diese Kleinstaaterei vornehm als einen längst überwundenen Standpunkt und thut, als ob mit der äußeren Constituirung des Reichs ein Rückfall in die alte Verkümmerung ganz unmöglich geworden sei. Als ob es keine Mittelstaaten, kein Bayern, Württemberg und Sachsen gäbe, als ob die Reichsverfassung, welche durch einen mühsamen Compromiß die ideale Grenzlinie zwischen dem Rechte des großen Ganzen und dem Anspruche der Theile zog, nicht noch täglich von diesen Theilen in Frage gestellt oder bestritten würde? Heine sagt einmal, jeder Deutsche habe den Gensdarmen in seiner Brust. Ich möchte seinen Ausspruch heutzutage dahin beschränken, daß die große Mehrzahl der Deutschen den Particularisten in ihrer Brust hat, und daß der Particularist im Berliner ebenso mächtig ist als im Boblinger oder Frankfurter. Oder haben wir's denn wirklich schon so herrlich weit gebracht, daß wir alle Lehren der Vergangenheit in den Wind schlagen können, welche uns Braun mit so beredten Worten zu Herzen führt? Gewiß nicht! Wir brauchen uns nur im heutigen Reiche umzusehen, um uns zu gestehen, daß wir sehr wenig Ursache zur Ueberhebung haben. Vorgestern noch wurde der Kampf der Raubbanken und des ungedeckten Papiergeldes gegen das Reich geführt, gestern war es das Gelüste der Kleinstaatlichen und Junkersouveränetät oder die Frechheit der Klerisei, welche einige der verlorenen Rechte (?) wieder gewinnen zu können wähnten, und heute ist es die mittelstaatliche Eifersucht, welche den zur nothwendigen Reform des Eisenbahnwesens vom Reiche geplanten Ankauf der preußischen Eisenbahnen zu vereiteln sucht, nachdem sie zur Erhaltung ihres Monopols ein wirksames Reichseisenbahngesetz verhindert hatte. Morgen wird es wieder eine andere Competenzfrage sein, die sich stets wiederholen wird, so lange der Bundesstaat überhaupt dauert. Unsere biederen Landsleute aber lassen sich im Norden und Süden, im Osten und Westen haufenweise von dem bedrängten Particularismus mit seinem Geschrei nach Centralisation fangen! Die fortschrittlichen Particularisten in Sachsen und die nationalliberalen Föderalisten in Württemberg reichen einander die Hände, weil sie über ihre engen Kirchthurmsinteressen noch nicht hinausgedrungen sind, weil sie noch inmitten im engherzigsten confessionellen, landesväterlichen und provinziellen Philisterthum stecken, ja sie kriechen in der Angst ihres Herzens bei denen unter, welche sie durch ihre bewußte Feindschaft gegen die Consolidirung des Reiches längst als ihre geborenen Feinde erkannt haben sollten. Der Mensch kann eben nicht im Handumdrehen aus seinem alten Adam heraus, dieser muß ihm vielmehr durch die Gewalt der Ereignisse, durch die Schläge des Schicksals allmählich hinausgejagt werden, und wie tief die Kleinstaaterei nicht blos im politischen, sondern auch im angeblich gebildetsten, wissenschaftlichen Deutschen steckt, das beweist z. B., um hier nur ein neuestes klägliches Beispiel zu nennen, der Unfug der Doctorpromotion in absentia, mit welcher die kleinen Universitäten zum Hohn der deutschen Wissenschaft noch heute ungestraft ihren schnöden Handel zu treiben wagen. Mögen immerhin die Klein- und Mittelstaaten, seit ihnen der Giftzahn der absoluten Souveränetät ausgebrochen ist, uns nicht mehr dem Spott und Hohn des Auslandes preisgeben können, so ist doch der unpolitische Sondergeist seit Jahrhunderten zu tief, zu mächtig in das deutsche Volk eingedrungen, als daß wir nicht heute noch trotz der Einheit nach Außen wohl oder übel mit dem Particularismus zu rechnen hätten. Dieser muß vermöge seiner centrifugalen Naturanlage stets mit der consequenten Entwicklung der Reichspolitik zusammenstoßen und sucht ihr schon jetzt die Grenzen vorzuzeichnen, innerhalb deren sie sich zu bewegen hat. Die Kleinstaaterei ist aber unvereinbar mit der fortschreitenden Entwicklung, mit der Ehre und Größe unseres Volkes; sie ist heute in ihrem Wesen noch unverändert dieselbe, welche sie vor hundert Jahren war; höchstens sind die Gewänder, in welche sie sich hüllt, andere geworden. Wer das nicht weiß und wer erkennen will, daß der Particularismus vernichtet werden muß, damit das große deutsche Volk mächtig blühe und gedeihe, der möge Brauns Kleinstaaterei lesen und wieder lesen, um aus ihr Energie, Trost und Siegesgewißheit zu schöpfen und um an sich den alten englischen Spruch zu bewahrheiten, daß Geschichte die Philosophie ist, welche durch Beispiele lehrt.

Was ich hier biete, sagt Braun in der Vorrede, ist weder Politik noch Poesie, weder eigentliche Geschichtsschreibung, noch Memoirenwerk. Es sind Culturbilder, deren einziges Verdienst darin besteht, daß der Verfasser Gelegenheit hatte, Dinge zweiter und dritter Ordnung in der Nähe genau zu beobachten, ohne darüber die Ideen erster Ordnung aus dem Auge zu verlieren, und daß er bemüht war, die Figuren und die Zustände, die er gesehen hat, möglichst lebendig und anschaulich zu machen oder wenigstens ein Bild von photographischer Treue zu liefern, wobei man natürlich nichts dazu kann, wenn es nicht schön wird ... Obgleich wir heute Manches aus einem andern Gesichtswinkel ansehen, so haben doch die Thatsachen, welche ich referire, für die Gegenwart durchaus nicht ihre Geltung und Bedeutung verloren. Ich war vor allem bemüht, in dem ersten Band einen umfassenden Rückblick auf die deutschen Zustände während der letzten drei Jahrhunderte zu eröffnen, um so die Schilderungen aus der Gegenwart in dem Lichte der Vergangenheit zeigen zu können".

So schildern denn die beiden Aufsätze: „So war es vor dreihundert Jahren" und „Der Rhein", welche mir die besten und lehrreichsten der Sammlung zu sein scheinen, in anschaulichen Bildern und Beispielen die allmähliche Entstehung des Territorialsystems mit seinem natürlichen Gegensatz der Absperrungspolitik und der Unterbindung der wirthschaftlichen Freiheit, zeigen seine Unverträglichkeit mit einer gesunden Nationalökonomie

Digitized by Google

und weisen die furchtbaren Verheerungen und Schäden nach, welche es für die Culturentwicklung des Volkes nach sich zieht. So sehr nun auch des Verfassers Sorgfalt und Umsicht in Herbeischaffung der oft seltenen Quellen anzuerkennen ist, so wenig kann ich mich doch damit einverstanden erklären, daß er größere, wenn auch äußerst werthvolle Aufsätze, wie den Artikel Hüpedens über die Rheinzölle (S. 167—195) aus Schloezers Staatsanzeiger wörtlich abdruckt. Dadurch wird einerseits der Raum unnöthig ausgedehnt, während anderseits die Darstellung selbst durch Benutzung der Hauptstellen entschieden gewonnen haben würde. Einer der representative men des ganzen fluchwürdigen Systems ist der kleine Nassauische Jammerprinz Hyazinth mit seiner geistigen Impotenz und seinem frechen Dynastendünkel, der Bettler bei Louis XIV. und der Mörder seiner Unterthanen, die classische Verkörperung all des Elends und Unglücks, welches in Folge des Territorialfürstenthums über Deutschland hereingebrochen ist. Die drei folgenden Bände wurzeln in der Gegenwart und gruppiren sich um das große Jahr des Umschwungs 1866 als ihren natürlichen Mittelpunkt. Wenn sie auch nicht mehr neu sind, so bringen sie in ihrer theilweise veränderten Reihenfolge doch die geschichtlich nothwendig gewordene Lösung der alten Mißstände und Zweifel zum klaren Verständniß. Die Einzelheiten aus dem Kampf der Kleinen gegen Preußen und ihr Unterkriechen bei Oesterreich, kurhessische und bayrische berechtigte oder vielmehr unberechtigte Eigenthümlichkeiten, Kriegs- und Parlamentsbilder wechseln in bunter Reihenfolge und schlagen, wenn auch verschiedenen Zeiten angehörend, in ihrer Auffassung und Durchführung doch denselben patriotischen Grundton an. Der fünfte und letzte Band faßt die Geschichte unsrer nationalen Wiedergeburt und der Hemmnisse, welche sich derselben entgegenstellten, in einem versöhnenden Gesammtbilde zusammen. So ist der Kreislauf vollendet, und das Ganze kann mit der Ruhmeshalle schließen, in welcher die Wiederhersteller des Reiches verdienter Maßen im Vordergrund prangen, wie denn das Märchen vom Herrn Kaiser und Frau Reich schon 1869 prophetisch die zwei Jahre später erfolgende Einsetzung des Kaiserthums im voraus verkündigt und allegorisch geschichtlich begründet.

Das Skizzenbuch ist von leichterem Caliber als die Kleinstaatereien, erfüllt indessen mehr als es verspricht, indem es in einer Reihe gefälliger, mit großer Liebe ausgearbeiteter Reisebilder (erster Band) und Reisestudien (zweiter Band) dem Leser nicht allein einzelne interessante deutsche Punkte, wie Wilhelmshöhe, Karlsbad, die Bernsteinküste und den Frankenwald als wohlunterrichteter Führer zeigt, sondern ihn auch über unsere Grenzen hinaus, nach Ungarn, Siebenbürgen und Lothringen führt. Am wenigsten gefielen mir die Zigeunerstudien, die ich zu breit ausgesponnen und kaum etwas Neues bietend finde. Dagegen sind Brauns eigene Beobachtungen stets sachgemäß, unterhaltend und belehrend. Seine ethnographischen Schilderungen bieten die mannichfachste Anregung und Erfrischung. Sie empfehlen sich deshalb auch als eine vortreffliche Reiselectüre, zumal sie ebensowohl praktische Winke über den Nutzen und die Kunst des Reisens geben, als auch eine reiche Fundgrube für die politischen, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der verschiedenen Landschaften und Volksstämme bilden.

Friedrich Kapp.

Notizen.

Der Erwerb der Insel Helgoland durch Deutschland ist auf die Tagesordnung der öffentlichen Debatte gesetzt und kein Blatt, das Anspruch auf Information und politisches Urtheil macht, kann sich dieser hochwichtigen Annexionsfrage entziehen. Die Behauptung, daß darüber seit geraumer Zeit Verhandlungen geschwebt haben und dem Abschlusse nahe sind, hat sich zwar als unbegründet erwiesen, aber das schadet nichts. Es kommt gar nicht darauf an, ob eine Nachricht wahr ist oder nicht. Wenn sie nur Aufsehen erregt und eine Zeitlang von sich reden macht, ist der Zweck schon erreicht. Vollkommen gleichgültig ist dabei, was die Helgoländer selbst dazu sagen. Schon die leiseste Vermuthung, daß sie am Ende mit ihrem gegenwärtigen Loose leidlich zufrieden wären und, wenn auch sympathisch für Deutschland gestimmt, sich doch nicht krank vor Sehnsucht nach dem Heimfall an das benachbarte große Reich fühlten, würde ein halber Landesverrath sein. Die Abwägung der Vortheile und Verluste, welche die Aenderung für die Einwohner der Insel haben könnte, darf daher nur ganz akademisch stattfinden und auf den Entscheid in der Sache keinen Einfluß ausüben wollen. Wenn die Helgoländer englisch bleiben, so entbehren sie erstens die Segnungen des Dreikaiserbündnisses und stecken nach wie vor in der westmächtlichen Allianz. Auch werden sie der günstigen Ergebnisse des Culturkampfes nicht sobald theilhaftig werden. Die deutsche Presse mit ihrer Zuverlässigkeit, ihrer selbstständigen Haltung, ihrer unverbrüchlichen Consequenz, ihren friedlichen Gefühlen, ihrer gegenseitigen Toleranz, ihrem absoluten Mangel an collegialischem Neid und gehässiger Verlästerung: diese Presse ist nicht die ihrige und die fraglichen Nordseeinsulaner können nicht stolz darauf sein. Das sind die Verluste. Ob diese dadurch aufgewogen werden, daß die Helgoländer jetzt so gut wie keine Steuern zahlen und vom Militärdienst befreit sind, mag dahingestellt bleiben. Im Uebrigen gehören sie ja doch zu Deutschland, ob die Insel für englisch gilt oder wirklich an Deutschland fällt. Man lese nur das Handbuch der Erdkunde von Hummel, der von Dünkirchen durch Antwerpen, Amsterdam und Kopenhagen bis zu den Ufern des Niemen, vom Montblanc bis zu den Karpathen, Alles zu Deutschland rechnet; der in Languedoc und dem französischen Burgund überall deutliche Spuren germanischen Blutes entdeckt hat und nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Normalfranzosen bestehen läßt. Die Revue des deux Mondes hat sich neulich über diesen wissenschaftlichen Chauvinismus nicht wenig moquirt. Aber die Widerlegung jener ethnographischen Thesen ist ihr schlecht gelungen. Die Franzosen mögen sagen was sie wollen, sie werden doch ihre geistige und sittliche Inferiorität niemals verleugnen können. Ein anderer deutscher Geograph hat schon vor zwei Jahren drucken lassen, die Deutschen wären das denkende, die Franzmänner das sprechende Volk; womit der intellectuelle Gegensatz erschöpft war. Was die soliden Charaktereigenschaften und die sogenannte Moralität angeht, so weiß ja Jedermann, daß wir keine Gründerprocesse, keine flüchtigen Cassirer haben, und unsere Kaufleute die verkörperte Biederkeit sind. Wenn die Elsaßlothringer sich beklagen, sie hätten im früheren Verkehr mit ihren Kunden in Paris pünktliche Zahlung und ehrliche Behandlung sicherer gewärtigen dürfen als jetzt, wo sie auf stammverwandte Firmen diesseits der Vogesen angewiesen sind, so ist das trotz zahlreicher ähnlicher Zeugnisse selbst von deutscher Seite doch gewiß Verleumdung und darf wenigstens öffentlich nicht zugegeben werden. Eines aber müssen den Franzosen selbst ihre erbittertsten Gegner zuerkennen; sie haben ein, wenn auch oft auf Irrwege gerathenes, hohes Nationalgefühl. Die französische Presse wird stets die Tugenden und Fehler des eigenen Landes widerspiegeln: sie wird nicht fremden Interessen dienen, nicht russenfreundlicher oder englischer sein, als sie mit dem eigenen Vortheil für vereinbar hält. Wir Deutsche bilden uns seit der Gründung des Reiches auf unser nationales Selbstbewußtsein nicht wenig ein, haben jedoch in praktischer Bewährung desselben noch Fortschritte zu machen. Die letzten Monate haben dafür handgreifliche Beweise geliefert. Es ist ein alter Schaden, dessen Heilung von der Zukunft erwartet werden muß.

* * *

Ein gewisser Hintze, der an der städtischen höheren Töchterschule in Charlottenburg auf dreimonatliche Kündigung vom Magistrat angestellt war, hat von dem sogenannten „Züchtigungsrechte der Lehrer" den erwachsenen Mädchen der höheren Töchterschule gegenüber einen so gewaltsamen Gebrauch gemacht, — er hat eines der jungen Mädchen mit dem Rohrstock über den Rücken geschlagen und einem anderen eine Ohrfeige gegeben, daß diesem die Backe dick angeschwollen ist, — daß der Magistrat in ganz richtiger Würdigung der Verhältnisse diesem Herrn Pädagogen das Handwerk gelegt und ihn Knall und Fall entlassen hat. Herr Hintze hat aber für seine gedeihliche Thätigkeit noch den Bezug seines Gehaltes auf drei fernere Monate beansprucht und den Magistrat deswegen verklagt. In erster wie in zweiter Instanz ist der Magistrat zur Auszahlung der vom Kläger beanspruchten Summe verurtheilt worden. Die Gerichte sind also der Ansicht, daß ein junges Mädchen mit Stockprügeln und Ohrfeigen vom Lehrer tractirt werden darf, und

Digitized by Google

daß dem Lehrer ein Recht zusteht, welches viele Eltern sich ihren Kindern und namentlich den Töchtern gegenüber willig versagen. Wir werden anknüpfend an diesen besonderen Fall die Frage über die Zulässigkeit dieses sogenannten „Züchtigungsrechtes" der Lehrer namentlich in den Mädchenschulen gelegentlich von einem unserer Mitarbeiter eingehender besprechen lassen.

* * *

Neue Zeitschriften. Es ist eine seltsame Erscheinung, daß trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse stets neue Journale auftauchen. Bezeichnend für den Geist unserer Tage ist, daß auch auf diesem Gebiete das Princip der Arbeitstheilung stets zu größerer Geltung gelangt, und die Mehrzahl der neuen Blätter sich an bestimmte engere Kreise wendet. Unter der Redaction des Herrn Dr. W. Zenker, des Leiters unseres Berliner mikroskopischen Aquariums, erscheint seit einigen Wochen „Der Polyp". Das Interesse für jene Welt zu fördern, die uns erst durch das Mikroskop zum Bewußtsein gelangte, ist der Zweck der Zeitschrift, die monatlich zweimal erscheint. Uebrigens sind naturwissenschaftliche Aufsätze von allgemeinem Interesse nicht ausgeschlossen. Die Billigkeit des Journals, 4 Mark jährlich, erleichtert die Anschaffung, für welche wir aus Ueberzeugung der rühmenswerthen Absicht plädiren können.

Ein guter Gedanke liegt der „Isis" zu Grunde, die Dr. Karl Ruß und Bruno Dürigen herausgeben und zwar als „Verkehrsblatt für naturgeschichtlichen Kauf und Tausch". Der Inhalt ist sehr reich und besteht neben kleineren interessanten Skizzen aus praktischen Anweisungen, gibt Winke über Anlage, Förderung und Erhaltung naturwissenschaftlicher Sammlungen, über Ausstopfen höherer Thiere, über Cultur der Zimmerpflanzen ꝛc. Sehr verwendbar ist der „Naturkalender", der anzeigt, welche Pflanzen in dem betreffenden Monat blühen, und wo ihre Fundstätten sind, welche Vögel zu der Zeit nisten, welche Schmetterlinge fliegen ꝛc. Die Anlage des Blattes scheint Bürgschaft für den guten Erfolg zu bieten. Auch dieses Journal zeichnet sich durch die Billigkeit aus (6 Mark jährlich).

Unter Redaction von R. Proelß erscheint jetzt in Dresden ein neues belletristisches Journal, „Dresdner Salonblatt". Neben Novellen bekannter Autoren, wie Waldmüller-Duboc, Lorm ꝛc. bringt es eine große Zahl von anregenden Aufsätzen verschiedenen Inhalts, über Theater, bildende Künste, feuilletonistische Skizzen, Gedichte ꝛc. Die Ausstattung ist die des „Wiener Salonblattes", einfach, aber geschmackvoll. Das Arrangement der uns vorliegenden drei Nummern zeigt eine kundige Hand, und läßt erkennen, daß das „Salonblatt" danach strebt, eine selbstständige Erscheinung auf dem Gebiete der Belletristik zu werden.

Eine höchst originelle Zeitung erscheint jetzt in Paris, ein arabisches Tagblatt „Saba", dessen Herausgeber der einstige Dollmetsch der französischen Armee in Afrika, Herr Florian Pharaon ist. Der Inhalt ist sehr vielseitig, politische Artikel, Belehrungen über europäische Verhältnisse, über Gesundheitslehre, Handelsnachrichten. Das Interessanteste an der „Saba" ist ihr Ton, der nach möglichster Verständlichkeit strebt und sich dem geistigen Bildungsgrade der Leser anschließt. Um bei unseren Lesern nicht die falsche Ansicht zu erwecken, als verständen wir Arabisch, bemerken wir, daß uns der Inhalt durch eine französische Uebersetzung zugänglich gemacht wurde.

* * *

A. Hartleben (Wien, Pest Leipzig) gibt jetzt eine „Sammlung gemeinnütziger populär-wissenschaftlicher Vorträge" heraus, von der uns bis jetzt zwei Hefte vorliegen: Karl Weyprecht „Die Nordpolexpeditionen der Zukunft" und Dr. Joseph Rauth „Die geistigen Verrichtungen des Centralnervensystems". Beide Broschüren sind vortrefflich geschrieben.

In gleichem Verlage erscheint das Lieferungswerk „Reise Sr. Maj. Corvette Helgoland" 1873—75 von Leopold von Jedina, das auf 12 Hefte berechnet ist. Die Ausstattung ist, besonders was die Illustrationen anbelangt, ganz vorzüglich. Die Darstellung ist lebendig und durch das Genrehafte der Schilderungen unterhaltend.

Ein Werk von höchstem Interesse verspricht „Die Erde und ihre Völker" von Friedr. von Hellwald (W. Spemann, Stuttgart) zu werden, von dem bis jetzt zwei Lieferungen vorliegen und auf welches wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

* * *

Kleinere Schriften von Karl Blind.

„Armin or Hermann, the liberator of Germany." 1875. — „Fire-burial among our germanic Forefathers." 1875. — „The Flemings and the Walloons of Belgium." 1876. — „The life and labours of Francis Deák." 1876. London.

Bekanntlich ist Karl Blind nicht nur ein rühriger Freiheitsapostel, sondern auch ein unermüdlicher Verbreiter von „mehr Licht" über deutsche und ungarische Zustände im englischen Publicum. Bei jeder Gelegenheit ist er bemüht, den wenig kosmopolitischen John Bull über das Wesen und die Verhältnisse des Auslandes bekannt zu machen. Die Blätter, die ihm in dieser Beziehung zum Sprachrohr dienen, sind unseres Wissens hauptsächlich der hochliberale wöchentliche „Examiner" und die Monatsschrift „Fraser's Magazine", dasselbe, welches, wie die Leser der „Gegenwart" aus der „Correspondenz" in Nr. 10 ersehen haben, kürzlich erst eine Reihe von Aufsätzen über sociale Sitten Deutschlands aus der Feder von „a lady" brachte, deren Naivetäten . . . ., doch damit haben wir's ja hier nicht zu thun, sondern wir wollen auf die obigen Schriften Blinds aufmerksam machen. Dieselben sind ursprünglich im „Fraser" erschienen, wurden aber (mit Ausnahme des Artikels über Deák) in den letzten Monaten separat als Broschüren publicirt.*) Dieselben verdienen in's Deutsche übersetzt zu werden und in der Heimat des Verfassers recht viele Leser zu finden. Besonders interessant ist Nr. 2. Dieser Aufsatz behandelt die Poesie und Geschichte altdeutscher Leichenverbrennung eingehend und mit der Karl Blind als gelehrtem Forscher altdeutscher Mythologie eigenen Gründlichkeit. In „Armin oder Hermann, der Befreier Deutschlands" sehen wir eine interessante Schilderung jener alten Geschichtsepoche; dieser Artikel wurde anläßlich der vorjährigen Enthüllung des Hermannndenkmals geschrieben, um die Herren Briten mit dem deutschen Nationalhelden besser bekannt zu machen. „Die Blämen und die Wallonen in Belgien" knüpft an die Benedetti'schen Annexionsenthüllungen an und beleuchtet die Verhältnisse der beiden Belgien bewohnenden Stämme in politischer und sprachlicher Hinsicht. Einige darin ausgesprochene Meinungen dürften der deutschen Tagespresse Anlaß geben, sich mit dieser Broschüre näher zu beschäftigen. Was endlich „Franz Deák" betrifft, so hätten wir uns bei dieser neuesten Arbeit Blinds gerne länger aufgehalten, hätte nicht die „Gegenwart" bereits einen Aufsatz über Deák gebracht. Daher nur soviel, daß der Verfasser ein anziehendes, selbst für Eingeweihte ganz interessantes Bild von dem großen magyarischen Patrioten und seiner Zeit bietet.

* * *

Schöne Literatur.

Johan Bibe, Alexander Mollers Erindringer. (Kristiania, Forlagt af Albert Cammermeyer.)

Eduard Jost, Christlich oder Päpstlich? Histor. Erzählung. (Landau, E. Jost.)

Tagebuch eines Vaters, Das Kind. 2. vermehrte Auflage. (Leipzig, H. Hartung & Sohn.)

Richard Schmidt-Cabanis, Wenn Frauen lächeln. Humorist. Noveletten und Skizzen. (Berlin, Denicke.)

A. Knitterscheid, Freyr und Gerda. Ein lyrisch-dramatisches Spiel. (Eupen, Selbstverlag.)

Ernst Otto Kopp, Transatlantische Stimmen. Ein Liedercyklus aus America. (Stuttgart, Cotta.)

Emma Brauns, Wildröschen. Idylle. (Halle, Pfeffer.)

Wilhelm Röseler. Nordische Fahrten. Meiner Heimath Chronik. (Berlin, Alfred Weile.)

J. Weiß-Szégal, Hofluft. Lustspiel in 5 Act. (Budapest, Vereinsbuchdruckerei.)

Eduard und Otto Devrient, Deutscher Bühnen- und Familien-Shakspeare. 6. Bd. (Leipzig, J. J. Weber.)

Otto Gildemeister, Shakspeares Sonette. 2. Aufl. (Leipzig, Brockhaus.)

Percy Bysshe Shelley, Der entfesselte Prometheus. Lyrisches Drama, übersetzt von Albrecht Graf Wickenburg. (Wien, Rosner.)

M. W. Götzinger, Deutsche Dichter. 12. Lief. (Aarau, Sauerländer.)

A. Reißig, J. Bapt. Molière's Leben und Schriften. (Leipzig, Siegismund & Volkening.)

*) Verlag von Longmans, Green & Co.

Digitized by Google

Bunte Bilder ut min' Kinnerjohren von Eenen, der sinen Namen wol för sich behallen möcht. (Neu-Strelitz, G. Barnewitz.)
Jos. R. Ehrlich, Fabeln und Aphorismen. (Wien, Faesy & Frick.)
Heinr. Ende, Mississippi und Rhein. Centennial-Phantasie. (Milwaukee, C. Dörflinger.)

Zur Geschichte der Literatur und der Kunst ꝛc.

Heinrich Düntzer, Charlotte von Stein und Corona Schröter. Eine Vertheidigung. (Stuttgart, Cotta.)
Erwin Rohde (Prof. d. cl. Phil. in Jena), Der griechische Roman und seine Vorläufer. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.)
Hans Hopfen, Streitfragen und Erinnerungen. (Stuttgart, Cotta.)
E. Bely, Herzog Karl von Würtemberg und Franzisca von Hohenheim. 2. verm. Aufl. (Stuttgart, C. F. Simon.)
Rud. Gottschall, Der neue Plutarch. Biogr. hervorrag. Charakt. d. Gesch., Lit. u. Kunst. 3 Thle. (Leipzig, Brockhaus.)
F. Schnorr v. Karolsfeld, Archiv für Literaturgeschichte. Bd. V. Heft 4. (Leipzig, B. G. Teubner.)
Adolf Silberstein, Dichtkunst des Aristoteles. Versuch eines Systems der „Poetik". Bd. I. (Pest, Wien, Leipzig, S. Zilahy.)
R. W. Emerson, Neue Essays. (Lettres and social aims.) Uebersetzt und eingel. von Julian Schmidt. (Stuttgart, A. B. Auerbach.)
Hermann Riegel, Gesch. d. deutsch. Kunst seit Carstens und Gottfried Schadow. Heft IV. (Hannover, Karl Rümpler.)
M. Hammerich, Thorwaldsen und seine Kunst. Aus dem Dänischen. (Gotha, Gust. Schlößmann.)
Müller u. Mothes, Illust. Archäol. Wörterbuch der Kunst des germ. Alterth., des Mittelalt. und der Renaiss. (Leipzig, Otto Spamer.)

Geschichte und Politik.

Constantin v. Höfler, Der Aufstand der castillanischen Städte. (Prag, F. Tempsky.)
Ernst Ranke, Schlacht im Teutoburger Walde. 2. Aufl. (Marburg, Elwert.)
Otto Meltzer, Papst Gregor VII. und die Bischofswahlen. 2. ganz umgeänd. Aufl. (Dresden, G. Schönfeldt.)
Karl von Gebler, Galileo Galilei und die Römische Curie. (Stuttgart, Cotta.)
Heinrich Käbdebo, Bibliographie zur Gesch. d. beid. Türkenbelagerungen Wiens. (Mit lithog. Tafel und 50 Holzschn.) (Wien, Faesy & Frick.)
Albert Forbiger, Hellas und Rom. Populäre Darstellung des öffentl. u. häusl. Lebens. 1. Abth.: Rom im Zeitalter der Antonine. 2. Bd. (Leipzig, Fues' Verlag.)
John Miltons Politische Hauptschriften. Uebers. und mit Anmerk. vers. von Wilhelm Bernhardi. 2. Bd. (Leipzig, Erich Koschny.)
Charles A. Salmond, M. A., Fürst Bismarck und die Ultramontanen. Erläuterung der röm. Frage. Autor. deutsche Ausg. (Berlin, Carl Duncker.)
Victor Hugo, Thaten und Worte. Gesammelte Reden. 1. Bd. Vor dem Exil 1841—51. Aut. deutsch. Ausg. (Stuttgart, A. Auerbach.)
Fr. v. Weech, Die Deutschen seit der Reformation. Lief. 3 u. 4. (Leipzig, Ferd. Lange.)

Vermischtes.

Friedr. Freihold, Die Lebensgeschichte der Menschheit. Culturgeschichtl. Forschungen und Betrachtungen. 1. Bd.: „Das erste Leben der Menschheit oder die sinnliche Richtung." (Jena, H. Costenoble.)
C. Wiß, Die Arbeiter und die Strafbarkeit des Contractbruchs. (Berlin, C. Heymann.)
H. Fischer, Die Reform der höheren Schulen. Ein Versuch zur Verständigung.
Ottomar Wachs, Erinnerungen eines Civilarztes an die französischen Kriegsgefangenen 1870—71. (Leipzig, Otto Wigand.)

Offene Briefe und Antworten.

In Sachen Fausts.

Herrn Professor Ehrlich!

Ich verdanke Ihnen so manche Aufklärung in musikalischen Dingen, daß ich in einer literaturgeschichtlichen und philosophischen Frage mich gern mit Ihnen verständigen möchte. Sie stellen („Gegenwart" S. 331) Goethes Faust mit Dantes göttlicher Komödie zusammen, einem Werke, das ganz und fest auf religiös-sittlicher Grundlage und Lebensansicht ruht, sagen aber vom Faust: daß „manche Kotzebue'sche Stücke viel moralischer seien"; sie sagen, die Errettung Fausts, seine Befreiung vom Teufel sei „ethisch nicht motivirt", sei ein Werk jener „Liebe", die den Mephistopheles schließlich anwandelt. Damit ist für jede tiefere ästhetische Auffassung der Stab über Goethes Dichtung nach Form und Inhalt gebrochen.

Das Unmoralische sieht man gewöhnlich im Verhältniß von Faust und Gretchen; ich bewundere hier gerade die sittliche Führung des Gedichtes, und wenn den Dichter ein Vorwurf treffen dürfte, so wär' es der einer harten Strenge; wie er denn auch einmal gelegentlich der Wahlverwandtschaften daran erinnerte, daß er, der sonst die Dinge so läßlich nehme, in Sachen der Ehe so strenge Grundsätze bekenne. Der Keim von Sünde und Verderben wird in das schöne Verhältniß der Liebenden schon anfänglich dadurch hineingelegt, daß Gretchen sich durch Martha zum Verheimlichen des zweiten Kästchens, zum Betrug der Mutter, Faust sich durch Mephistopheles zu falschem Zeugniß verleiten läßt; das ist die Art, wie das Böse edlen Naturen naht, daß sie zur Erreichung eines Lieblingswunsches, zur Erlangung eines großen Gutes auch ein schlechtes Mittel anwenden. Ferner: die echte Liebe soll das ganze Leben durchdauern, in ihm feste Gestalt gewinnen; sie soll zu völliger Hingabe der Persönlichkeiten führen; da hierauf die Erhaltung der Menschheit, die Familie und auf deren Reinheit das Wohl des Staates beruht, so verlangt der Herzensbund die öffentliche und gesetzliche Form der Ehe, und die Hingabe des Weibes außer der Ehe dürfen wir darum als eine Verletzung des Heiligthums der Familie bezeichnen, in der das Weib seine Bestimmung erreicht; so nimmt es wenigstens Goethe und knüpft daran den nicht gewollten, aber auch nicht unverschuldeten Untergang von Gretchens Familie; und Gretchen nimmt Leid und Strafe als Buße auf sich, sie will nicht fliehen, sie will durch den Tod die Schuld sühnen, und wie durch ihre sinnverwirrten Reden in der Kerkerscene doch der unverdorbene Adel ihrer Seele hindurchklingt, so ergibt sie sich dem Willen Gottes und ist gerettet! Hier ist Alles ethisch, tief und klar. Faust ist des Unheils inne geworden, das sein ungebundener Freiheitsdrang angerichtet; er ist entschlossen, die Geliebte zu retten, sein Loos an das ihre zu knüpfen; der Menschheit ganzer Jammer faßt ihn an, — aber er geht als Mann nicht zur duldenden, sondern zur werkthätigen Buße, durch Thaten zum Wohl des Ganzen gut zu machen, was er an dem Einzelnen verschuldet. In der Anschauung der Schönheit (Helenas) gewinnt er Maß und Klarheit auch für sein sittliches Handeln; zweckloses Treiben ist ihm zuwider, er gewinnt den Meereswellen den Boden für ein freies Volk ab, und im Bewußtsein einer fruchtbringenden guten That für's Gemeinwohl preist er den Augenblick, der nun ihm, dem Vertrag gemäß, den Tod bringt. Aber es handelte sich darum, ob ihn Mephistopheles von seinem Urquell abziehen könne, und das ist offenbar nicht geschehen, vielmehr hat das ideale Streben Fausts eine reale Erfüllung gefunden, er hat sich mit seinem Willen der sittlichen Weltordnung angeschlossen und dadurch, durch Vollbringen des Guten, sich die Erlösung verdient, welche die göttliche Liebe Jedem gewährt, der sie ernstlich verlangt, und so drückt der Epilog im Himmel das Siegel darauf. So ist das Ende allerdings „ethisch motivirt" und die Dichtung der göttlichen Komödie ebenbürtig.

Zu weiterer Verhandlung gern erbötig
hochachtungsvoll ergebenst
M. Carriere.

München, 25. Mai 1876.

* * *

Digitized by Google

Carlsruhe, den 29. Mai 1876.

Geehrte Redacton!

Das pseudo-Bismarck'sche Wort über die Aufgabe der Diplomatie ist viel älter, als Oppenheims Völkerrecht: es befindet sich bereits, wie ich mich ganz bestimmt erinnere, in J. B. Say's Cours d'écon. polit. 1828 (etwa VII Sect. 3. VIII), oder in seinem Traité d'écon. polit. 1803 (etwa III, ch. 6 — 9). Mir sind diese beiden Werke im Augenblick nicht zur Hand; es dürfte sich indeß lohnen, die betreffende Stelle aufzusuchen.

Dr. **E. Walcker.**

* * *

Zur Formulirung des Eides.

Es ist der in Nr. 22 der „Gegenwart" (1876) unter der Ueberschrift „Die Formulirung des Eides in der Reichsjustizcommission" veröffentlichte Artikel, der mich zu einigen Bemerkungen veranlaßt.

Der Autor jenes Artikels scheint die neuerdings vom italienischen Parlamente angenommene, auf die Worte „ich schwöre" beschränkte Eidesformel auch für unsern Fall als mustergültig empfehlen zu wollen, da diese Eidesformel, welche den Namen Gottes gewissermaßen als unzeitgemäß, als inopportun bei Seite läßt, auch für den Unglauben des Atheisten mundrecht gemacht ist. So sehr ich mit Herrn Theobald Ziegler übereinstimme, wenn er sagt:

„Eidverweigerung von links beweist nur, daß der Verweigernde auf dem Standpunkte eines geglaubten Unglaubens stehe, und sich im Grunde doch noch vor dem fürchtet, was er leugnet" —

so lebhaft ich mit ihm wünsche, daß sich der Reichstag nicht auf die Seite der Intoleranz stelle,

„die eines aufgeklärten Staates nicht würdig ist", und die „den „Feinden des Reiches, den inneren sowohl wie den äußeren, eine „Waffe in die Hand" geben würde —

so glaube ich doch, daß durch die Annahme der bloßen Worte: „ich schwöre" (nichts mehr, und nichts weniger) als Eidesformel, die schwebende Frage nicht gelöst, sondern nur für die Kurzsichtigkeit überkleistert wird.

Die empfohlene Formel kann nur der affectirten Prüderie eines mit Ostentation zur Schau getragenen Atheismus Genüge leisten, der absichtlich gegen die Thatsache die Augen verschließt, daß von dem landläufigen Begriffe des Eides, des jus jurandum, der Begriff Gottes unzertrennlich ist, da der Eid einfach die Bekräftigung der Wahrheit unter Anrufung des Namens Gottes ist. Ein Eid, aus welchem, wenn auch stillschweigend, der Gottesbegriff eliminirt worden ist, ist kein Eid mehr; er kann immerhin noch die feierliche Bekräftigung der Wahrheit sein, nimmt er aber die Miene an, noch etwas mehr bedeuten zu wollen und die Eigenschaften des jus jurandum noch voll zu enthalten, so ist er eine Farce und eine contradictio in adjecto.

Ich kann mich daher der Ansicht des Verfassers jenes Artikels nicht anschließen, wenn er sagt:

„Tolerant also, das ergibt sich damit sofort, ist nur die Formel: ich schwöre" —

indem ich meinerseits eine Toleranz gegen den atheistischen Unglauben in der Beibehaltung des Eidschwurs, seine Formel mag lauten wie sie will, nicht finde. Anerkennende Duldung des Gottesleugners kann mit der Aufrechthaltung des Eides, als solchen, nicht zusammen bestehen, und will der Staat mit dem Atheisten als einem zurechnungsfähigen Factor rechnen und auch ihm gerecht werden, so muß er den Eid fallen lassen, und die Bekräftigung durch das Ehrenwort demselben substituiren.

Freilich sind dann die Bedenken, welche auch Herr Ziegler gegen diese Form der Betheuerung mit Recht anführt, nicht beseitigt; aber unter den gegebenen Voraussetzungen vor die Wahl gestellt, handelt man nur logisch, wenn man das Ehrenwort als die allein mögliche und nach keiner Seite hin anstößige Formel der Wahrheitsbekräftigung zuläßt.

Ob Herr Ziegler Recht hat, wenn er behauptet:

„Jesus allerdings hat, trotz aller theologischen Ausflüchte, das Schwören absolut verboten",

darüber würden denn doch auch die Theologen erst gehört werden müssen; mir, dem theologischen Laien, will es scheinen, als ob die bekannte Stelle im Evangelium des Matthäus, Capitel 5, Vers 33 und ff., nur das dem Morgenländer geläufige, ausschweifende Anrufen Gottes als Betheuerung perhorrescirt, ohne sich auf das Gebiet juristischer Fragen, des Zeugeneides, des Schiedseides, des Reinigungseides, zu begeben und über dasselbe abzuurtheilen.

Der gelehrte Herr Verfasser wolle diese meine Bemerkungen freundlichst entschuldigen, welche nur den Bedenken Ausdruck geben sollen, die gewiß von vielen Tausenden mit mir getheilt werden, ohne daß ich damit den äußerst humanen Ausführungen desselben entgegen treten will, die meine volle Sympathie besitzen und zu denen mich überzeugt und freudig bekennen zu dürfen ich mir zur Ehre rechne. Aus vollem Herzen unterschreibe ich seinen Ausspruch:

„Der wirklich frei denkende Mensch würde, wenn es seinen Mitbürgern Vergnügen machen oder Beruhigung gewähren würde, beim Dalai Lama zu schwören, keinen Anstand nehmen, diese staatlich sanctionirte Formel qua Formel nachzusprechen; denn er schwört seinen Eid ausschließlich nur dem Staate;"

wobei ich mir allerdings den Vorbehalt gestatte, daß der frei und redlich denkende Bekenner eines Gottes bei Ausspruch dieser Formel unter dem Dalai Lama das von ihm verehrte höchste Wesen zu verstehen und seinem Eide dieselbe heilige Kraft und Bedeutung beizumessen haben würde, als wenn er den Namen des Allmächtigen und Allwissenden ausdrücklich genannt hätte.

Gerhard von Amyntor.

Wiederholt richten wir an unsere verehrlichen Mitarbeiten und Correspondenten die dringende Bitte, in ihrem eigenen Interesse alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglicher Postsendungen nicht unter dem Namen eines der Redacteure oder des Verlegers, sondern einfach:

An die Redaction der Gegenwart.

Berlin NW., Louisenstrasse 32,

adressiren zu wollen.

Abonnement der „Gegenwart" pro III. Quartal 1876.

Mit der vorliegenden Nummer 26 schliesst das II. Quartal der *„Gegenwart"*. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um *baldigste Erneuerung* desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. *Abonnements auf das III. Quartal 1876 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten and Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.*

Original-Einbanddecken in Leinwand

zu dem mit der vorliegenden Nr. geschlossenen *IX. Bande* der *„Gegenwart"*, sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von *1 Mk. 50 Pf. durch jede Buchhandlung* bezogen werden.

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Für Badereisende nach
HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag v. **Otto Meissner** in Hamburg:

HELGOLAND.
Nordseestudien
von **E. HALLIER.**
Preis 3 *M.*

Die
NORDFRIESISCHEN INSELN
vormals und jetzt.
Von **G. WEIGELT.**
2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 *M.*

Verlag von **C. F. Simon** in Stuttgart.

Dramaturgische Blätter.
Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich
von **Paul Lindau.**
2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 9 *M.*

Vergnügungsreisen.
Gelegentliche Aufzeichnungen
von **Paul Lindau.**
Elegant geheftet. Preis 2 *M.* 50 *A.*

Inhalt: **Am Rhein! Am Rhein!** — Rolandseck, Ems, Stolzenfels. Eine Pfingstreise. (Mai 1864.) **In Coblenz.** — Begegnung des Königs Wilhelm von Preußen mit dem Sultan Abdul Aziz. (Juli 1867.) **In Eisenach.** — Bei Fritz Reuter zu Gast. (September 1869.) **Auf Wilhelmshöhe.** — Ankunft des gefangenen Kaisers Napoleon. (September 1870.) **Schandau.** — Sommerferien. (Mai 1872.) **In Bremen und Wilhelmshafen.** — Mit den Gesetzgebern des Deutschen Reichs. (Juni 1873.) **In Versailles.** — Gambetta in der Nationalversammlung. (Juli 1873.) **In Wien.** — Bei Hans Makart und Johann Strauß. (November 1874.) **Am Plötzensee.** — Bei einem Wirthe wundermild. (März 1875.)

Allgemeiner Verein
für
Deutsche Literatur.

Der 1. Band der III. Serie ist soeben erschienen und an die **Mitglieder des Vereins** versandt worden:

Sittenbilder aus dem Morgenlande
von
H. Bambéry.

Der Inhalt der weiteren Bände dieser Serie ist:
Bodenstedt, Fr., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.
Büchner, L., Aus dem Geistesleben der Thiere.
Dingelstedt, Franz, Literaturbilder.
Goldbaum, W., Entlegene Culturen.
Lindau, Paul, Alfred de Musset.
Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Für Nichtvereinsgenossen werden diese Werke nur später und zu erhöhtem Preise abgelassen. Sämmtliche Bände sind elegant in engl. Leinen mit reicher Deckelpressung gebunden.
Statuten und Prospecte des Unternehmens sind durch jede Buchhandlung zu beziehen. Der Preis pro Serie von 7 Bänden ist 30 *M.*
Berlin, 15. Mai 1876.
Verlagsbuchhdlg. von A. Hofmann & Co., Zimmerstr. 17.

Im Verlage von **S. Hartung & Sohn** in Leipzig erschien soeben:
Filippo Dr. Filippi,
Richard Wagner.
Eine musikalische Reise in das Reich der Zukunft.
Aus dem Italienischen von **F. Furchheim.**
Autorisirte Uebersetzung. 8. Sehr eleg. geheftet. Preis 2 *M.*

Inhalt von Band 1—3:
Otto Glagau,
Fritz Reuter u. seine Dichtungen. 2. Aufl.
Julius Wolff,
Till Eulenspiegel redivivus. 4. Aufl.
Julius Wolff,
Der Rattenfänger von Hameln. 3. Aufl.
Preis pro Band 3 Mark.

Wer es liebt, in die Sommerfrische eine anregende Unterhaltung mitzunehmen, dem können diese Bände angelegentlichst empfohlen werden.
Berlin. **G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.**

Ein neues Werk von Johannes Scherr.

Soeben erschien bei **Ernst Julius Günther** in Leipzig und ist in jeder Buchhandlung vorräthig:

Größenwahn.
Vier Kapitel aus der Geschichte menschlicher Narrheit.
Mit Zwischensätzen.
Von
Johannes Scherr.
Ein starker Band von 30 Bogen groß 8. Preis 7 *M.* 50 *A.*; elegant gebunden 9 *M.*

Inhalt:
Präludium. — Mutter Eva. — Jan Bockelson, der Schneiderkönig. — Die Gekreuzigte. Geschichte einer Heilandin. — Das rothe Quartal.
Zwischensätze: Die Geschichte von Ambrosius Gigax, dem Ordnungsfanatiker. — Die frohe Botschaft aus Zora-Zitze. — Ein literarischer Dialog.

In unserem Verlag erschien soeben:
Schweden und Norwegen
nebst Führer durch Kopenhagen.
Ein praktisches Handbuch für Reisende
von
Yngvar Nielsen,
Assistent am Kgl. Norweg. Reichsarchive in Christiania.
Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage von Nielsen's Norwegen. — Mit 7 Karten und Plan von Stockholm.
Preis gebunden 7 *M.*

Aus vorstehendem Handbuch apart:

Schweden
nebst Führer durch Kopenhagen.
Wegweiser
von
Yngvar Nielsen.
Mit Karte und einem Plan von Stockholm.
Preis eleg. cart. 2 *M.* 50 *A.*

Norwegen
nebst Führer durch Kopenhagen.
Von
Yngvar Nielsen.
Dritte gänzlich umgearbeitete Aufl.
Mit 6 Karten.
Preis gebunden 6 *M.*

Das Nielsen'sche Reisehandbuch hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens so sehr die Gunst des Scandinavien bereisenden Publicums gewonnen, dass schon jetzt eine dritte Auflage des Buches nothwendig wurde. Dieselbe ist wesentlich umgearbeitet und vermehrt, sowie verbessert durch Hinzufügung von Karten.
Hamburg, Juni 1876. **W. Mauke Söhne,** vormals: Perthes, Besser & Mauke.

Hierzu eine Beilage.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Beilage zur Gegenwart.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

№ 26. Ausgegeben am 24. Juni 1876. Band IX.

Im Verlage von H. Hartung & Sohn in Leipzig erschien soeben:

Das Kind.

Tagebuch eines Vaters.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

8. Geheftet 3 M. Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 M.

In wenigen Monaten wurde die erste sehr starke Auflage dieses Buches abgesetzt.

Herr Dr. **Friedrich Hofmann**, das bekannte Redaktionsmitglied der „Gartenlaube" schreibt über das Werkchen u. A.: Ich gab das Buch einer kinderfrohen Mutter, und siehe: sie legte es nicht eher wieder aus der Hand, bis sie die 223 Seiten desselben durchgelesen hatte. Und wie lautete ihr Urtheil? — „Hätte ich dieses herrliche Buch doch früher, hätte ich es schon als Braut bekommen, um wie viele Freuden der Beobachtung des Aufblühens der Kinderblumen wäre ich reicher! Wie viele wichtige Augenblicke der geistigen Entfaltung des kleinen Wesens gingen unbemerkt vorüber! Und wie viele sind zwar freudig bemerkt, aber ebenso rasch wieder vergessen worden. Dennoch danke ich dem Verfasser auch jetzt noch, denn er hat mir eine ganze Reihe von Erinnerungen an solche unschätzbare Augenblicke im Kinderkreise zurückgerufen; ich habe sie alle noch einmal erlebt und genossen. Wahrlich, jede Mutter kann diese Tagebuchsätze nur mit steigender Wonne lesen. Bräuten aber sollte man kein anderes Buch in die Hand geben, bis sie in diesem den Himmel gesehen haben, in den sie „das Kind" einst erheben wird." Dieses Urtheil einer Mutter unterschreibe ich Wort für Wort. Ich wüßte kein Buch, das über Familie, Eltern und Kinder handelt, in unserer ganzen Literatur zu nennen, das ich über dieses „Tagebuch eines Vaters" stellen möchte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege.

Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813 von

Wilhelm Oncken.

Erster Band.

29 Bogen. gr. 8°. Preis brochirt 9 M.

Der Verfasser hat in diesem Werke unternommen, die bisher geheim gebliebene Geschichte der deutschen Politik des Jahres 1813, von welcher Gneisenau schrieb: „Die Nachwelt wird erstaunen, wenn dereinst die geheime Geschichte dieses Krieges erscheinen kann"; aus den Urkunden darzustellen. Seine Quellen sind die Akten des königlichen geheimen Staatsarchivs Berlin und des kaiserlich-königlichen Haus-, und Staatsarchivs zu Wien. Die ersteren [illegible] nur zum kleinsten Theil, die letzteren gar nicht benutzt, und gerade diese boten der Forschung ebenso überraschende als [illegible]. Aufschlüsse in ganz ungeahntem [illegible] dar. Ein Anhang enthält den Wortlaut gewählter Akten des österreichischen [illegible] wie im Texte benutzt sind.

[illegible]eite (Schluß-) Band wird baldigst

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Für die Jugend.

Musikwerke in eleganten blauen Bänden kl. 4. (Lieblings-Format).

Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung.

Jungbrunnen, Sammlung der schönsten Kinderlieder mit Klavierbegleitung, herausgegeben von Carl Reinecke . . . . . M. 3.—.
Hey, Jul., Leichte Kinderlieder mit Klavierbegleitung . . . . . M. 2.50.
Reinecke, Carl, 35 Kinderlieder mit Klavierbegleitung . . . . . M. 3.—.
Schumann, Rob., Lieder-Album für die Jugend (Op. 78.) . . . . . M. 4.—.
Taubert, W., 20 Kinderlieder mit Klavierbegleitung . . . . . M. 3.—.
Wohlfahrt, H., Kinderlieder mit Klavierbegleitung. (Gelb.) . . . . . M. 1.50.

Für Klavier zu zwei Händen.

Unsere Lieblinge, die schönsten Melodien alter und neuer Zeit in leichter Bearbeitung von C. Reinecke. 3 Hefte . . . . . à M. 3.—.
Förster, Alb., Musikalisches Bilderbuch. Kleine Klavierstücke f. d. Jugend (Op. 9.) M. 2.—.
Helm, E. F., 20 Kinderstücke (Op. 9.) . . . . . M. 2.50.
Sachs, M. E., Aus der Jugendzeit. 18 Stücke. (Grau.) Heft 1. . . . . M. 2.50.
—— 12 kleine Stücke. (Grün.) Heft 2. . . . . M. 3.—.
Wohlfahrt, H., Kleine Leute. Erstes Melodien-Album f. junge Klavier-Anfänger. (Op. 86.) . . . . . M. 1.50.

Förster, A., Zur Aufmunterung f. Schüler. Für Klavier z. 4 Händen. 3 Hefte à M. 2.50.
Unsere Lieblinge, die schönsten Melodien aus alter und neuer Zeit f. d. Violine (in der ersten Lage) mit Begleitung einer 2. Violine, herausgegeben von F. David. 3 Hefte. (Grün.) . . . . . à M. 3.—.
—— Dieselben für Pianoforte und Violine mit einem Vorworte von Carl Reinecke. 3 Hefte . . . . . à M. 5.—.

Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Der neueste, große (dreibändige) Roman

von

Friedrich Spielhagen

unter dem Titel: **Sturmfluth**

erscheint gegenwärtig

im täglichen Feuilleton des

„Berliner Tageblatt"

(Verlag von **Rudolf Mosse** in Berlin).

Den mit dem **1. Juli neuhinzutretenden Abonnenten** wird der **Anfang** dieses hochinteressanten Romans, welcher in allen gebildeten Kreisen gerechtes Aufsehen erregt, gegen Einsendung der Abonnements-Quittung

gratis und franco nachgeliefert.

Alle Reichs-Postanstalten nehmen jederzeit Abonnements entgegen.

Gegenwärtige Auflage 39300 Exemplare.

Schandau an der Elbe.

Der am schönsten Punkt der **sächsischen Schweiz** gelegene Ort bietet zu den **lohnendsten Partien** die bequemste Gelegenheit, ist zur **längeren Sommerfrische** vorzüglich geeignet und vereinigt mit allen anderen Vorzügen den der **bequemsten Postverbindung mit Wien sowohl wie Berlin.**

Von Berlin in 4 Stunden zu erreichen.

Sendig's Hotel und Pension „Villa Königin Carola",

nebst den Dependenzen „Villa Rosa" und „Villa Bellevue" **liegen am schönsten Punkt von Schandau, gegenüber der Station Krippen, mit Aussicht auf die Elbe, den Winterberg und Lilienstein.**

Das von schönsten Gärten umgebene Hotel ist ganz neu eingerichtet, mit allem Comfort eines Hotels ersten Ranges, Reitpferde, Equipagen und Bäder im Hause. Bei längerem Aufenthalte **Pension** nach Schweizer Art.

Rudolf Sendig.

Digitized by Google

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Friedrich Chrysander

in seinen Clavierauszügen z. deutschen Händel-Ausgabe,

beleuchtet von

Julius Schäffer.

Mit vielen Notenbeispielen. Geh. 1 *M.* 50 ₰.

Die Ausführung des Verfassers gipfelt in dem Satze:

„Die Chrysander'schen Clavierauszüge sind „ein Schandfleck in der deutschen Händel-„Ausgabe, eine Schmach f. deutsche Kunst."

Im Verlage von **H. Hartung & Sohn** in **Leipzig** erschienen soeben:

Das Notenrecht der Reichsbank. Ein Beitrag zur Interpretation und Kritik der §§ 9 und 14 des Reichs-Bankgesetzes. Von Dr. **C. Slevogt.** Preis 1 *M.* 50 ₰.

Zur Manchester-Schule. Streiflichter auf die gegenwärtige Lage der deutschen Industrie. Von Dr. **Carl Schrader.** Preis 60 ₰.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die Verlagshandlung, welche gegen Francoeinsendung des Betrages franco per Post expedirt.

Bei **G. Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Preußen

am Abschlusse der ersten Hälfte

des neunzehnten Jahrhunderts.

Geschichtliche, culturhistorische, politische und statistische

Rückblicke auf das Jahr 1849.

Von

Ferdinand Fischer.

Preis: 11 *M.*

Verlag von **Alfred Weile** in **Berlin.**

Nordische Eichen.

Meiner Heimath Chronik in Dichtungen

von

Wilhelm Röseler.

gr. 8. Eleg. geh. Preis 5 *M.*

Diese Dichtungen behandeln die Kämpfe der alten Holsten und Dithmarschen im 14—17. Jahrhundert.

Novellen

namhafter Autoren

im Umfange von mindestens 12 bis höchstens 14 Octav-Druckbogen werden für das Feuilleton der „Berliner Gerichts-Zeitung" so wie zum gleichzeitigen Buchverlage gesucht. Gefl. Anerbietungen direct erbeten.

E. Behrend (H. Foerstner), Verlagsbuchhandlung in Berlin, W., Charlottenstraße Nr. 27.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint demnächst:

Die Idee der Entwickelung.

Eine social-philosophische Darstellung. II. Thl.

Von

Leopold Jacoby.

E. Neuenhahn, Berlin, Kommandantenstr. 77/79.

Joseph Krauss in Hamburg

empfiehlt sein reichhaltiges

Cigarren-Lager

in 84 verschiedenen Sorten von

68 bis 550 Mark pr. Mille.

Preis-Courant franco gratis.

Wiederverkäufern besondere Vortheile.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Theater von Paul Lindau.

Erster Theil.

(Zweite Auflage.)

Marion. — In diplomatischer Sendung.

Maria und Magdalena.

Zweiter Theil.

Diana, Schauspiel in fünf Acten.

Ein Erfolg, Lustspiel in vier Acten.

Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Adolf Sonnenthal in Wien.

Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 *M.* 50 ₰.

Meyers Reisebücher.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

***Führer** (braun gebunden).*

Nord-Deutschland, 9 M. — Süd-Deutschland, 7 M. 50 Pf. — Rheinlande, 8 M. — Thüringen, 6 M. — Wien, 5 M. 50 Pf. — Schweiz, 9 M. — Suisse, 9 M. — Süd-Frankreich, 9 M. — London, 7 M. 50 Pf. — Rom und Mittel-Italien, 18 M. — Ober-Italien, 12 M. — Unter-Italien, 7 M. — Italien in 50 Tagen, 9 M.

***Wegweiser** (roth kartonnirt).*

Thüringen, 2 M. — Harz, 2 M. — Riesengebirge, 2 M. — Schweiz, 3 M.

Nordseebad Helgoland.

Eröffnung der Saison am 1. Juni, Schluß am 9. October.

Die mitten im Meere gelegene Insel bietet durch ihre Lage bei jedem Wetter, bei jedem Winde **die schönsten Bäder und die reinste Seeluft;** wegen letzterer ist Helgoland auch als **klimatischer Curort** sehr besucht. **Neues prachtvolles Schwimmbassin,** verbunden mit russischem Dampfbade. Ausgezeichnet gute Logis, vortreffliche Verpflegung, billige Preise. Stets interessante Abwechselungen durch Bälle, Concerte, Theater, die gewähltesten Zeitungen, durch Meerfahrten in Ruder- und Segelschiffen, Jagd, Fischerei und Hummerfang, **sowie durch die so berühmten Grottenerleuchtungen.**

Telegraphische Verbindung mit dem Festlande.

Regelmäßige Dampfschiffsverbindung von Hamburg durch das der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft gehörende große, mit eleganten Salons und jeglichem Comfort ausgestattete **Postdampfschiff**

„Cuxhaven", Capitain **Röhrs.**

Vom **10. bis 24. Juni** jeden Sonnabend. Vom **25. Juni bis 9. September** jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Vom **10. bis 30. September** jeden Donnerstag und Sonnabend. Vom **1. bis 9. October** jeden Sonnabend. — Von **Helgoland nach Hamburg jeden folgenden Tag, jedoch Sonntags bei Helgoland verweilend. Abfahrt von Hamburg: Bis 31. August Morgens 9 Uhr. Vom 1. September bis 9. October Morgens 8 Uhr.** Billetverkauf an Bord des Schiffes, **desgleichen Zahlung für das Landen und an Bord bringen.** — Von Bremerhaven-Geestemünde nach Helgoland fährt der dem Norddeutschen Lloyd gehörende **Doppelschrauben-Dampfer**

„Nordsee", Capitain **Schulken.**

Vom 1. Juli bis 30. September jeden Sonnabend nach Helgoland, jeden Montag zurück. Abfahrt von Bremerhaven-Geestemünde nach Ankunft des ersten Bremer Personenzugs; die Rückfahrten werden stets so eingerichtet, daß die Ankunft rechtzeitig mit den durchgehenden Eisenbahnzügen zusammentrifft. Während der Winter- und Frühjahrs-Saison fährt ein schönes, sicheres Dampfschiff **von Mitte October bis Ende Mai regelmäßig**

jeden Montag von Bremerhaven-Geestemünde nach Helgoland,
jeden Dienstag zurück nach dem Continente.

Durch diese neue Einrichtung ist die Verbindung zwischen Helgoland und dem Continent das ganze Jahr hindurch eine ununterbrochene, und ist also die Insel als klimatischer Curort in jeder Jahreszeit bequem zu erreichen. — Bestellungen auf Logis übernimmt die Direction, während die Badeärzte, der Landesphysikus Herr Geh. Rath Dr. v. Aschen und Herr Dr. Zimmermann auf ärztliche Anfragen Auskunft ertheilen.

Helgoland, April 1876.

Die Direction des Seebades.

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Funktionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch bei **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs,** namentlich der Leber und Milz, [illegible] der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und [illegible] **Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit [illegible] Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und [illegible] **haus. Die Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt **Homburg** zu stärkender [illegible] für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, ½ Stunde [illegible] a. M. zu angenehmer **Villegiatur.**

Im Park **Skating Rink** (Sommerschlittschuhbahn).

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von [illegible]

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

AP
30
.G2 15
v.10

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zehnter Band.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

32 Louisen-Straße.

Digitized by Google

-AP
30
.G295
V.10

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Register.

Zehnter Band.

1. Politische Aufsätze.

Allgemeines.

Seite

Ueber Wahlbewegung und Interessenvertretung. Von H. B. Oppenheim 1
Russisch-byzantinische Wechselwirkungen. Von Borealis 241. 307. 340
Die Betheiligung Deutschlands an der Pariser Weltausstellung. Von *** 321
Völkerrechtliche Briefe. Von Bluntschli 377. 422

Inland.

Zu den Wahlen. Von Politicus 129
Die liberalen Parteien und die bevorstehenden Wahlen. Von einem Fortschrittsmann 161
Die preußischen Landtagswahlen vom 27. October 1876. Von Wilhelm Wackernagel 289
Deutschlands Haltung in der gegenwärtigen europäischen Krisis. Von Rhenanus 225
Altbayrische Skizzen. Von Martin Schleich . . . 213. 305. 400

Ausland.

Die Lage in Frankreich. Von Leopold Richter 49
Die Entwickelung der Demokratie in Frankreich. Von Ferdinand Lotheißen 81
Frankreich und die orientalische Frage. Von *** 421
Gladstones Schrift. Von Karl Blind 259. 275. 291
Der neueste Umschlag in England. Von demselben 293
Ein groß-serbisches Zukunftsbild. Von demselben 357
Die Consulargerichtsbarkeit in der Türkei. Von Karl Braun . 177
Das höhere Unterrichtsgesetz in Holland. Von Th. Wenzelburger 17
Die Selbsthülfe San Franciscos gegenüber seinen chinesischen Arbeitern. Von Theodor Kirchhoff 67
Ueber den Wahlkampf in den Vereinigten Staaten. Von Joh. H. Becker 379

2. Volkswirthschaftliche Aufsätze.

Der gegenwärtige Stand der Arbeiterbewegung in Europa. Von R. D. 99
Zur Charakteristik der Arbeiterparteien. Von demselben 145
Die Arbeiterverhältnisse in Frankreich. Von demselben 273
Die Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter in den größeren gewerblichen Anlagen Preußens. Von Immanuel Rosenstein 397. 439
Die Börsensteuer vor dem Richterstuhl der Wissenschaft. Von Jos. Landgraf 65
Die Begründung eines deutschen Patentrechtes. Von Wolfgang Eras 193
Das Depecorationsgesetz, seine Wahrheiten und seine Irrthümer. Von Max Bauer 33
Zur Orientirung über die Frage der militärischen Jugenderziehung. Von K. Walcker 437

3. Vermischte Aufsätze.

Zu Hermann Immanuel Fichtes achtzigstem Geburtstag am 18. Juli 1876. Von M. Carriere 39
August Wilhelm Ambros. Von Fritz Mauthner 46
Die Mutter eines Kronprätendenten. Von Moritz Meyer . . . 102
J. L. Klein. Von Eugen Zabel 123
Barthold Georg Niebuhr. Von Carl Schulz 168
L. Napoleon Bonapartes erstes Auftreten. Von Karl Hillebrand 209
Graf Anton Auersperg. Von H. M. Richter 229
Giacomo Antonelli. Von C. Müller-Fürstenwalde 337
Zum Andenken an Louis Traube. Von Dr. J. H. Ritter. . . 425
Autobiographisches. Von Gottfried Keller 402
Sommerliche Briefe. 1) Ein Zeitbild. 2) Wie Hagen den Siegfried erschlug. 3) „Der Dichter." 4) „Bayreuth." Von Paul Lindau 21. 72. 88. 153
Wimmerle und Wusele oder der Ring des Saturn. Ein Ferienabenteuer von Johannes Scherr 180
Afrikaforschung und die internationale Conferenz zur Erforschung und Civilisirung Centralafrikas zu Brüssel. Von Gustav Nachtigal 243
Der Fall Bauffremont-Bibesco. Von Bluntschli 257
Ein Rundschreiben, welches der Präsident des Reichseisenbahnamtes an die deutschen Bahnverwaltungen erlassen sollte. Von L. Bamberger 97
In Betreff der orthographischen Reform. Von Daniel Sanders 24
Aus Oberöstreich. Ein Touristenblatt von Julius Duboc . . . 226
Wallfahrt nach Marpingen. Von Franz Woas 427
Gulyás und Halászlé. Plaudereien aus Ungarn. Von Karl Braun 262
Die Ruine von Canossa. Von Erich Altjung 358
Aus dem Lande der Sphinx. Von B. B. Schwarzbach. . . . 446
Die americanische Doctorfabrik. Der Nassauer Gemeinschaden. Americanische Gesellschaftsskizze von Eduard Wollny 195

4. Literarische Aufsätze.

a. Gedichte.

Neugriechischer Mythus. Von Emanuel Geibel 6
Stimmungsbilder. Nach Fr. Coppée von demselben . . . 265. 342
Legende vom Hinterhäuser. Von Friedrich Hornfeck 21
Kit Carsons Ritt. Von Jaaquin Miller. Deutsch von J. H. Becker 87
Vorgänge. Von Hermann Lingg 104
Einem jungen Freunde. Von Anastasius Grün 216
Zum 10. October 1876. (Heinrich von Kleists 100jährigem Geburtstage.) Von E. v. Wildenbruch 228
Der Dichter und die Amsel. Von Martin Greif 309
Drei Sonette. Von Otto von Leixner 325
Die Uhren. Ein Sylvestercarmen von Wilhelm Busch 441

b. Essais.

Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart. Von Eduard von Hartmann 18. 51. 84
Freiheit und Gleichheit. Von demselben. . .247. 268. 283. 296. 315
Der Unglaube in unserer Zeit. Eine Betrachtung von Jürgen Bona Meyer. 3. 35
Der Fortschritt der anthropologischen Wissenschaft. Von Friedrich von Hellwald 100
Das Theaterschulwesen. Ansichten und Entwürfe aus dem Nachlasse von Heinrich Marr. 231. 253
Maria Magdalena. Eine ästhetische Studie von Fr. Helbig . . 150
Goethes Beziehungen zur Geologie. Von A. Callenberg . 104. 134
Schwäbische Volkslieder. Von Schmidt-Weißenfels 147
Eine Erinnerung auf dem Gebiete der politischen Lyrik. Von W. Marr 106
Ein politisches Manifest von Heinrich von Kleist. Von Paul Lindau 294
1830. Von demselben 248
Die Literatur der Neuprovenzalen. Von M. von Szeliski 142. 156. 170. 188. 202
Der moderne französische Roman. Von G. H. 312
Macaulay als Redner und Staatsmann. Von A. Lammers . . 163
Lord Byron als Prosaiker. Von Eduard Engel 185
Das Pfaffenthum in der neueren holländischen Dichtkunst. Von Albert Haeger 197
Ueber die Iphisdichtung und die derselben zu Grunde liegenden Thatsachen. Von Carus Sterne 217
Ueber Pariser Argot. Von Paul Lindau 119
Neuerfundene Sprachen. Pigeon-English. Von Hermann Kindt 200

Digitized by Google

-AP
30
.G295
V.10

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Register.

Zehnter Band.

1. Politische Aufsätze.

Allgemeines.

Seite

Ueber Wahlbewegung und Interessenvertretung. Von H. B. Oppenheim 1
Russisch-byzantinische Wechselwirkungen. Von Borealis 241. 307. 340
Die Betheiligung Deutschlands an der Pariser Weltausstellung. Von *** 321
Völkerrechtliche Briefe. Von Bluntschli 377. 422

Inland.

Zu den Wahlen. Von Politicus 129
Die liberalen Parteien und die bevorstehenden Wahlen. Von einem Fortschrittsmann 161
Die preußischen Landtagswahlen vom 27. October 1876. Von Wilhelm Wackernagel 289
Deutschlands Haltung in der gegenwärtigen europäischen Krisis. Von Rhenanus 225
Altbayrische Skizzen. Von Martin Schleich . . . 213. 305. 400

Ausland.

Die Lage in Frankreich. Von Leopold Richter 49
Die Entwickelung der Demokratie in Frankreich. Von Ferdinand Lotheißen 81
Frankreich und die orientalische Frage. Von *** 421
Gladstones Schrift. Von Karl Blind 259. 275. 291
Der neueste Umschlag in England. Von demselben 293
Ein groß-serbisches Zukunftsbild. Von demselben 357
Die Consulargerichtsbarkeit in der Türkei. Von Karl Braun . 177
Das höhere Unterrichtsgesetz in Holland. Von Th. Wenzelburger 17
Die Selbsthülfe San Franciscos gegenüber seinen chinesischen Arbeitern. Von Theodor Kirchhoff 67
Ueber den Wahlkampf in den Vereinigten Staaten. Von Joh. H. Becker 379

2. Volkswirthschaftliche Aufsätze.

Der gegenwärtige Stand der Arbeiterbewegung in Europa. Von R. D. 99
Zur Charakteristik der Arbeiterparteien. Von demselben 145
Die Arbeiterverhältnisse in Frankreich. Von demselben 273
Die Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter in den größeren gewerblichen Anlagen Preußens. Von Immanuel Rosenstein 397. 439
Die Börsensteuer vor dem Richterstuhl der Wissenschaft. Von Jos. Landgraf 65
Die Begründung eines deutschen Patentrechtes. Von Wolfgang Eras 193
Das Depecorationsgesetz, seine Wahrheiten und seine Irrthümer. Von Max Bauer 33
Zur Orientirung über die Frage der militärischen Jugenderziehung. Von K. Walcker 437

3. Vermischte Aufsätze.

Zu Hermann Immanuel Fichtes achtzigstem Geburtstag am 18. Juli 1876. Von M. Carriere 39
August Wilhelm Ambros. Von Fritz Mauthner 46
Die Mutter eines Kronprätendenten. Von Moritz Meyer . . . 102
J. L. Klein. Von Eugen Zabel 123
Barthold Georg Niebuhr. Von Carl Schulz 168
L. Napoleon Bonapartes erstes Auftreten. Von Karl Hillebrand 209
Graf Anton Auersperg. Von H. M. Richter 229
Giacomo Antonelli. Von C. Müller-Fürstenwalde 337
Zum Andenken an Louis Traube. Von Dr. J. H. Ritter. . . 425
Autobiographisches. Von Gottfried Keller 402
Sommerliche Briefe. 1) Ein Zeitbild. 2) Wie Hagen den Siegfried erschlug. 3) „Der Dichter." 4) „Bayreuth." Von Paul Lindau 21. 72. 88. 153
Wimmerle und Wusele oder der Ring des Saturn. Ein Ferienabenteuer von Johannes Scherr 180
Afrikaforschung und die internationale Conferenz zur Erforschung und Civilisirung Centralafrikas zu Brüssel. Von Gustav Nachtigal 243
Der Fall Bauffremont-Bibesco. Von Bluntschli 257
Ein Rundschreiben, welches der Präsident des Reichseisenbahnamtes an die deutschen Bahnverwaltungen erlassen sollte. Von L. Bamberger 97
In Betreff der orthographischen Reform. Von Daniel Sanders 24
Aus Oberöstreich. Ein Touristenblatt von Julius Duboc . . . 226
Wallfahrt nach Marpingen. Von Franz Woas 427
Gulyás und Halászlé. Plaudereien aus Ungarn. Von Karl Braun 262
Die Ruine von Canossa. Von Erich Altjung 358
Aus dem Lande der Sphinx. Von B. B. Schwarzbach. . . . 446
Die americanische Doctorfabrik. Der Nassauer Gemeinschaden. Americanische Gesellschaftsskizze von Eduard Wollny 195

4. Literarische Aufsätze.

a. Gedichte.

Neugriechischer Mythus. Von Emanuel Geibel 6
Stimmungsbilder. Nach Fr. Coppée von demselben . . . 265. 342
Legende vom Hinterhäuser. Von Friedrich Hornfeck 21
Kit Carsons Ritt. Von Jaaquin Miller. Deutsch von J. H. Becker 87
Vorgänge. Von Hermann Lingg 104
Einem jungen Freunde. Von Anastasius Grün 216
Zum 10. October 1876. (Heinrich von Kleists 100jährigem Geburtstage.) Von E. v. Wildenbruch 228
Der Dichter und die Amsel. Von Martin Greif 309
Drei Sonette. Von Otto von Leixner 325
Die Uhren. Ein Sylvestercarmen von Wilhelm Busch 441

b. Essais.

Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart. Von Eduard von Hartmann 18. 51. 84
Freiheit und Gleichheit. Von demselben. . . 247. 268. 283. 296. 315
Der Unglaube in unserer Zeit. Eine Betrachtung von Jürgen Bona Meyer. 3. 35
Der Fortschritt der anthropologischen Wissenschaft. Von Friedrich von Hellwald 100
Das Theaterschulwesen. Ansichten und Entwürfe aus dem Nachlasse von Heinrich Marr. 231. 253
Maria Magdalena. Eine ästhetische Studie von Fr. Helbig . . 150
Goethes Beziehungen zur Geologie. Von A. Callenberg . 104. 134
Schwäbische Volkslieder. Von Schmidt-Weißenfels 147
Eine Erinnerung auf dem Gebiete der politischen Lyrik. Von W. Marr 106
Ein politisches Manifest von Heinrich von Kleist. Von Paul Lindau 294
1830. Von demselben 248
Die Literatur der Neuprovenzalen. Von M. von Szeliski 142. 156. 170. 188. 202
Der moderne französische Roman. Von G. H. 312
Macaulay als Redner und Staatsmann. Von A. Lammers . . 163
Lord Byron als Prosaiker. Von Eduard Engel 185
Das Pfaffenthum in der neueren holländischen Dichtkunst. Von Albert Haeger 197
Ueber die Iphisdichtung und die derselben zu Grunde liegenden Thatsachen. Von Carus Sterne 217
Ueber Pariser Argot. Von Paul Lindau 119
Neuerfundene Sprachen. Pigeon-English. Von Hermann Kindt 200

Digitized by Google

c. Literarische Kritik.

Seite

Ueber Bret Harte. Von Paul Lindau 6. 41. 54
Nach 30 Jahren. Neue Dorfgeschichten von Berthold Auerbach. Besprochen von demselben 266
Marcus König. Von Gustav Freytag. Besprochen von demselben 403
Ferdinand Kürnberger: „Literarische Herzenssachen." Reflexionen und Kritiken. Besprochen von demselben 382
Ludolf Parisius und die Altmark. Von Karl Braun 9
Ein Kampf um Rom. Von Felix Dahn. Besprochen von Carl Schulz 69
Hamerlings „Aspasia". Von Fritz Mauthner 166
Barthenia. Roman von Wilhelm Jensen. Besprochen von Konrad Telmann 277
Georg Jenatsch. Besprochen von Hermann Lingg 329
Sleswig-Holsteener Buerngeschichen. Bun Angelius Beuthien. Besprochen von F. G. B. Avé-Lallemant 363
Verfehlte Liebe. Roman von Hans Hopfen. Besprochen von R. L. 362
Einkehr und Umschau. Neueste Gedichte von Friedrich Bodenstedt. Besprochen von M. Carriere 343
Neue Poesien. Von O. von Leixner 121
„Aus Halbasien" von K. E. Franzos. Von demselben 136
Historische Revue. Von W. Pierson 138
Zur Geschichte der Juden in Wien. Von Walter Rogge . . . 113
Die Hundertjährige Republik. Von E. L. 155
Culturhistorische Bilder aus der alten Mark Brandenburg. Von O. Schwebel. Besprochen von Th. Fontane 427
Ein Musterlehrbuch für Elementarschulen. Besprochen von Fr. Bauer 445
Allgemeine deutsche Biographie. Von K. Th. Heigel 59
Eine neue Biographie von D. F. Strauß. Von S. Hammerschlag 250
Gesammelte Schriften von David Friedrich Strauß. Besprochen von Theobald Ziegler. 326
Zum alten und neuen Glauben. Von Wilhelm Bolin. . . . 27
Zum Bildungskampfe unserer Zeit. Von Jürgen Bona Meyer. Besprochen von Emil Lehmann 310
Max Müllers Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Von J. Mähly 116
Naturwissenschaftliche Revue. Von Carus Sterne. 140
Volksseele oder Bücherseele. Von demselben 11
Die österreichisch-ungarische Polarexpedition von 1872—1874. Von Jul. Payer. Besprochen von M. Lindeman 75
Du Bois-Reymond über den Darwinismus. Von Otto Zacharias 345
Mehemet Ali, Vicekönig von Egypten. Aus meinem Tagebuche 1826—1841. Vom Grafen Prokesch-Osten. Besprochen von Walter Rogge 322
„Ferien in England." Von Julius Rodenberg. Besprochen von R. L. 328
Vom übergeschnappten Touristenkauz. Von Woldemar Kaden . 279
Jenseits der Alpen. Von Ernst Lehmann 183
Ferdinand Hiller der Tonkünstler als Schriftsteller. Von Albert Hahn 44
Von Ferdinand Hiller. Von Berthold Auerbach 406
Italienische Tondichter von Palestrina bis auf die Gegenwart. Von Dr. E. Naumann. Besprochen von H. E. 426
Zur Kunstgeschichte. „Abhandlungen zur Kunstgeschichte als angewandte Aesthetik." Von Hermann Ulrici. — „Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts." Von Friedrich Pecht. Besprochen von M. Carriere 442

d. Bühnenkritik.

Eine neue Posse. (Drei Monat nach dato.) Von Paul Lindau 205
Dramatische Aufführungen. „Fatinitza", „Die Irrfahrten des Odysseus" und „Caprice." Besprochen von demselben 220
Die hohe Schule." Lustspiel in 4 Aufzügen von G. v. Moser und Julius Rosen. Besprochen von demselben 174
„Die beiden Waisen." Von A. D'Ennery und Comron. Besprochen von demselben 189
„Die Fremde." Schauspiel in 5 Acten von Dumas. Besprochen von Paul Lindau 234
„Der große Wurf." Lustspiel in 4 Aufzügen von Julius Rosen. Besprochen von demselben 281
Die neuen Stücke am Königl. Schauspielhause:
I. „Deutsche Treue." Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen von F. Dahn 348
II. „Rose und Distel." Schauspiel in einem Act von H. v. Schmid. Die „Augen der Liebe." Lustspiel in 3 Acten von W. von Hillern. Besprochen von demselben 364
III. „Marino Faliero." Trauerspiel in 5 Acten von Heinrich Kruse. Besprochen von demselben 448
Eine Wohlthätigkeitsvorstellung. Delegirtenversammlung der Bühnenangehörigen. Von demselben 430
„Gudrun." Schauspiel in 5 Aufzügen von Karl Caro. Besprochen von O. v. Leixner 350
„Unsere Freunde." Lustspiel in 5 Acten von Max Ring. Besprochen von demselben 406
„Hôtel Godelot". Komödie von Sardou und Crisafulli. Besprochen von demselben 431
„Der Löwe des Tages." Posse in 3 Acten von H. Wilken. Besprochen von demselben 450

5. Musik und bildende Künste.

Richard Wagners „Rheingold". Von H. Ehrlich 13
— „Walküre". Von demselben. 59
— „Siegfried" und „Götterdämmerung". Vorstudie. Von demselben 93
Das Bayreuther Festspiel. Von demselben 131
Ein Brief von Richard Wagner. Von Eduard Hanslick . . . 219
Von der Musiksaison. Von H. Ehrlich 268. 365. 432
Die Folkunger. Große Oper in 5 Acten von H. Mosenthal. Musik von Eduard Kretschmer. Besprochen von demselben 301
Der „Salon" von 1876. Von Albertus 29. 91
Die deutsche Kunstindustrieausstellung in München. Von M. Carriere 53 108. 125
Die 50. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke 236. 269. 284. 299. 316. 330. 346. 367. 388
Aus Europa. Aus Afrika. Hildebrandts Aquarellen. Dr. Falkensteins Loangoküste. Besprochen von Ludwig Pietsch . . . 384
Das königliche Schloß in Berlin. Von Alfred Woltmann. . . 386
Zwei Bilder in der Commandantenstraße. Von Theodor Fontane 406

6. Offene Briefe und Antworten.

In Bezug auf das Wort „Wag". Von August Grabow . . . 47
In Sachen der Agrarier. Von M. B. 68
Eine Berichtigung Lindemanns. Von einem Deutsch-Oestreicher . 111
Zu dem Sommerlichen Brief „der Dichter". Von A. R. . . . 143
Zu „Pariser Angot". Von Antiquarius 159
Zu demselben. Von M. O. 159
Nachtrag zu „Neuerfundene Sprachen". Von H. Kindt . . . 271
Zur Feststellung des Geburtstages von Kleist. Von Prorector Schwarze 287
Zu Pigeon-English. Von Rothmann 303
Melodie des Liedes die „Schlacht bei Pavia". Von Avé-Lallemant 319
Ein Brief des Bauernphilosophen Deubler an Zschokke, mitgetheilt von dem Sohne des letztern 411
Eine stilistische Unart. Von Carl Weitbrecht 411
In Bezug auf „Freiheit und Gleichheit". Von Adolf Horwicz 435

7. Notizen.

15. 31. 60. 78. 111. 127. 143. 206. 223. 238. 270. 303. 318. 331. 369. 389. 408. 434. 451.

8. Bibliographie.

62. 79. 95. 111. 159. 239. 255. 319. 335. 351. 370. 390. 409. 412. 451.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 1. Juli 1876. Band X.

AP
30
G295
v.10
no.27

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Verleger: Georg Stilke in Berlin. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ueber Wahlbewegung und Interessenvertretung. Von H. B. Oppenheim. — Der Unglaube in unserer Zeit. Eine Betrachtung von Jürgen Bona Meyer. — Literatur und Kunst: Neugriechischer Mythus. Von Emanuel Geibel. — Ueber Bret Harte. Von Paul Lindau. — Ludolf Parisius und die Altmark. Von Karl Braun. — Volksseele oder Bücherseele? Von Carus Sterne. — „Das Rheingold" von Richard Wagner. Vorstudie. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Ueber Wahlbewegung und Interessenvertretung.

Von H. B. Oppenheim.

Ob eine allgemeine Wahlcampagne eine Schule der politischen Intelligenz sei, ob aus dem großen Durcheinander von Wahlprogrammen, Verheißungen, Demonstrationen ꝛc. sich sichere Ueberzeugungen abklären, oder die abgeklärten Ueberzeugungen tiefer in die Massen dringen, darüber ließe sich wohl discutiren; gewiß aber ist eine allgemeine Wahlbewegung keine Schule der Moral. Wenn wir früher mit einem etwas voreiligen „Gott sei Dank, daß wir nicht sind, wie Jene", einen selbstzufriedenen Seitenblick auf die heftigeren Wahlkämpfe in Amerika, Ungarn oder England warfen, so, fürchte ich, werden wir jetzt allmählich zu der demüthigen Erkenntniß gedrängt, daß einem gesteigerten öffentlichen Leben auch die entsprechenden Nachtheile und Mißstände nicht erspart bleiben, und daß auch in dem blonden Germanien an Corruption, Verleumdungssucht und Gewaltthätigkeit bei gewissen Parteien durchaus kein absoluter Mangel ist. Allerdings richten sich der Grad und selbst die Qualität dieser moralischen Schäden nach dem allgemeinen Niveau der rauheren oder milderen Sitten. Dolch und Todtschläger spielen bei unseren Wahlacten keine Rolle; gewöhnliche Prügeleien finden höchstens in den Vorbereitungsstadien gelegentlich einmal statt. Die Wahllocale sind keine Beinhäuser für die Anatomie, wie z. B. im edlen Magyarenlande. Die persönliche Verleumdung wird nicht ganz so grob betrieben, wie in dem nordamerikanischen „Gleichheitsstall, der bewohnt von Freiheitsflegeln", aber die feinere Perfidie einerseits, die größere Leichtgläubigkeit andererseits und — rühmlicherweise — auch die höhere Empfindlichkeit für moralische Unzulänglichkeit gleichen die Wirkungen aus. Am wenigsten haben wir unter der baaren Bestechung zu leiden, mit welcher die Engländer trotz vieler legislatorischen Versuche noch immer nicht ganz fertig geworden sind. Es war ihnen nicht immer so sehr Ernst gewesen mit der Beseitigung dieses Schandflecks; es gab eine Zeit, wo die Engländer bei der teleologischen Betrachtung ihres constitutionellen Organismus der Bestechung einen Platz angewiesen glaubten, ungefähr wie in der Oekonomie der Natur dem unangenehmen, aber nützlichen Ungeziefer. Möglicherweise hat die organisirte Bestechung eine Zeit lang nicht blos wie eine Art von Wahlcensus gewirkt, sondern auch dem Einbrechen roher Gewalt oder anderer undisciplinirter Einflüsse vorgebeugt, zumal die beiden großen Parteien sich ziemlich gleichmäßig dieser Wahlmaschinerie bedienten.

Aus der gleichwerthigen Stellung dieser beiden großen, im Wesentlichen auf analogen Voraussetzungen beruhenden und beiderseits regierungsfähigen Parteien ging überhaupt allmählich ein Cartell und ein Wahlcomment hervor, welche bis zu einem gewissen Punkte Loyalität und Anstand über die Gesammtheit der Wahlhandlungen verbreiteten, was um so leichter Platz greifen konnte, als der Kreis der Wahlberechtigten enge war und sich nur nach langen Zwischenräumen schrittweise erweiterte. So weit sind wir aber in Deutschland noch lange nicht, daß wir mit festen Parteien als gegebenen Factoren zu rechnen hätten, so daß diese einander durchweg Achtung zollten und Rücksicht bewahrten. Daneben hapert es bei uns vielfach mit der Klarheit und Durchsichtigkeit, mit der Ehrlichkeit der Programme; denn in diesem, wie in manchem anderen Falle sind Klarheit und Ehrlichkeit dasselbe. Oefter noch als die Dummheit verbirgt sich die Unredlichkeit hinter der Confusion, welcher dann von der anderen Seite die Neuheit der Zustände, die noch weit verbreitete Unerfahrenheit, ein gewisser unpraktischer Sinn und die Mannichfaltigkeit der Theorien Vorschub leisten. Der Deutsche hat einen natürlichen Zug zu kleinen, machtlosen Parteiungen, gerade wie zu kleinen, einflußlosen Zeitungen, die sich gegenseitig das Gras unter den Füßen abmähen. Wir brauchen große Parteien ohne Detailquergeleien und dem entsprechend große Parteiorgane, — nicht aber, daß jede kleine Clique eine selbstständige journalistische Vertretung beanspruche, und jeder Journalist gleichsam „ein Narr auf eigene Faust" sei.

Ob es unter den gegebenen Umständen ein uneingeschränkter Vorzug ist, daß das deutsche Volk alle drei Jahre — und zwar mehrmals, für die verschiedenen gesetzgebenden Versammlungen — in corpore an die Wahlurne treten muß, das läßt sich wohl anzweifeln. Unleugbar ist das System der häufigen Wahl ein demokratisches, aber damit ist noch nicht gesagt, daß es ein zweckmäßiges sei. Die Principien lassen sich nicht in Zahlen ausdrücken; denn wenn man auf dem Wege der Entfaltung demokratischer Herrlichkeit zu immer kürzeren Wahlperioden vorrücken wollte, so hörte schließlich das Repräsentativsystem ganz auf, und selbst das Mandat impératif der französischen Radicalen, wie das schweizerische Referendum mit seinen Volksabstimmungen würden kaum der consequenten Durchführung des abstract gereinigten Demokratismus Genüge leisten. Die kurzen Wahlperioden haben vor Allem den Nachtheil, daß sie diejenigen Abgeordneten, welche sich noch nicht eine überwiegende Autorität erworben haben, nicht zur rechten Selbstständigkeit und kaum zur vollen Thätigkeit kommen lassen, und daß sie den populären Strömungen

Digitized by Google

leichtlich den Sieg über die reifere Ueberlegung gewähren. Wenn zwar dem System der kürzeren Wahlperioden der Vorzug nicht abgestritten werden soll, daß es einen lebhafteren Gedankenaustausch zwischen den Wählerschaften und den Abgeordneten fördert und die letzteren nöthigt, sich stets im Einklang oder doch in Verbindung mit jenen zu halten, so erschwert dieses System doch — wenigstens indirect — die Bildung eines festen Stammes parlamentarischer Kräfte und die Begründung großer und existenzberechtigter Parteien.

Wir sehen auch wirklich in Deutschland den Schwerpunkt der Parteibildungen viel zu sehr in die Wählerschaften verlegt, während bei der verhältnißmäßig noch bedeutenden politischen Unreife eines beträchtlichen Theiles der Nation es ersprießlicher wäre, wenn jede Partei erst die Probe parlamentarischer Thätigkeit zu bestehen hätte.

Gerade jetzt bleibt uns der Anblick solcher verwirrender Parteibildungen nicht erspart, welche auf parlamentarischem Boden ihrer inneren Widersprüche oder ihres verfassungswidrigen Charakters wegen kaum bis zu dem Stadium des Versuches gelangen könnten und schon um ihres naiv rohen Inhalts willen unter allgemeinem Gelächter zu Boden fallen würden. Ich gebe gern zu und habe früher selbst bei verschiedenen Anlässen ausgeführt, daß eine Partei neben den Parlamenten auch in der Nation wurzeln, daß sie noch etwas anderes, etwas mehr sein müsse, als eine bloße Kammerfraction. Dies ist ein Mehr der Forderungen, das Mindeste aber ist, daß eine Partei befähigt sei, innerhalb der natürlichen Gegensätze des Parlamentarismus Stellung zu nehmen. Was sich nicht einmal eignet, Fraction zu werden, hat nicht das Zeug in sich, eine Partei zu sein.

Selbst von dem Socialismus kann man behaupten, daß er wohl eine Secte, nicht aber eine Partei zu stiften im Stande sei. Zwischen der sogenannten Socialdemokratie und der wirklichen politischen Demokratie ist, trotz der klangvollen Namensverwandtschaft, eine nicht zu überbrückende Kluft. Von den rein kirchlichen Parteien gilt ungefähr dasselbe, und es ist darum ganz selbstverständlich, daß die eigentlichen politischen Parteien weder die Socialdemokratie, noch den Ultramontanismus als ebenbürtige und gleichberechtigte Glieder des politischen Organismus ansehen; sie stehen mit denselben nicht auf demselben Boden und finden bei ihnen nicht die nöthigen Voraussetzungen und Berührungspunkte zur Unterhandlung und Ausgleichung. Die Phrase von der Reichsfeindlichkeit dieser Verbindungen mag ja oft von erhitzten Widersachern gegen einzelne ihrer Mitglieder mißbräuchlich und übertrieben angewendet worden sein; allein unleugbar tragen die wahren Programme derselben einen allgemein staatswidrigen Charakter an sich. Freilich behaupten die Ultramontanen immer, und sogar die Socialdemokraten zuweilen, daß sie nur einem bestimmten Nothstande gegenüber sich vereinigt haben, und daß sie nur zu einer bestimmten Gesellschaftsclasse oder zu gewissen Gesetzen sich negirend verhalten. Dies ist aber nicht das Wesen ihrer Programme, deren eigentlicher Kern und Inhalt in der Negation des ganzen modernen Staates liegt. Es soll Niemandem verwehrt sein, in der Gegenwart einen theokratischen Staat zu träumen oder eine neue gesellschaftliche Form des Eigenthums und der Familie zu suchen; unstatthaft ist nur, sich mit solchen Phantasien und Problemen den politisch wirkenden Parteien anzureihen oder auf demselben Felde des parlamentarischen Wirkens gegenüber zu stellen.

Nicht ganz so grell tritt das Mißverhältniß des constitutionellen Staates zu den reinen Interessenparteien hervor, aber immer noch grell genug. Diese Interessenparteien, die man füglich nur als Interessengruppen betrachten dürfte, negiren nicht den Staat an sich, sie verlangen ja Hilfe von demselben, nur zu viel Hilfe; — aber sie widerstreiten den Grundbegriffen des constitutionellen Rechtsstaates. Gleich den Socialisten, haben sie nur materielle Interessen im Auge, und zwar speciell nur die Interessen eines Standes. Wenn die Socialdemokraten allerdings den Interessen des Arbeiterstandes ihre ausschließliche Aufmerksamkeit widmen, so wollen sie doch eben die ganze übrige Menschheit dem Arbeiterstande assimiliren; allein die Agrarier wollen blos die Interessen der Landwirthschaft (sogar nur der Großgrundbesitzer), die Schutzzöllner die der Fabrikindustrie (oder nur gewisser Industriezweige), die Zünftler die Interessen des Handwerks (eigentlich nur der Handwerksmeister) wahren und regeln.

Artikel 83 der preußischen Verfassung lautet: „Die Mitglieder beider Kammern sind Vertreter des ganzen Volkes. Sie stimmen nach ihrer freien Ueberzeugung und sind an Aufträge und Instructionen nicht gebunden".

Artikel 29 der Reichsverfassung sagt übereinstimmend: „Die Mitglieder des Reichstages sind Vertreter des gesammten Volkes und an Aufträge und Instructionen nicht gebunden".

Fast alle neueren Verfassungen enthalten eine ähnliche Verkündigung. Wenn solch ein Satz auch kein klagbares Recht enthält, so liegt doch unendlich viel mehr darin, als eine bloße Sittenlehre oder moralische Instruction. Es ist der Grundbegriff des Verfassungsrechtes, es ist der ganze Fortschritt vom altständischen zum constitutionellen Staatsrecht, welcher darin ausgesprochen ist. Wer durch die berechnete Aufstachelung roher Instincte, niedriger Leidenschaften und durch die täuschende Vorspiegelung einseitiger materieller Vortheile die Absonderung besonderer Interessengruppen erzielt, der sucht in der That die Verfassung zu untergraben. Jedes derartige Unternehmen trägt von Haus aus ein reactionäres Gepräge, so daß heuer ein halbwegs gebildeter Zeitungsleser gleich den versteckten Geheimerath Wagener dahinter wittert. Dieser mythisch gewordene Geheimerath, der von einem anderen Fabelwesen die Tarnkappe geerbt zu haben scheint, so daß weder die Justiz, noch die Polemik ihn greifen kann, — er ist ja der Vater oder Großvater des deutschen Socialconservatismus, der freilich auch gewissermaßen latitirt, und stand zu derselben Zeit, als er an dieser Mixtur braute, wohl auch Gevatter an dem homunculus der Schuster Panse und Genossen. Von den Arbeitern gingen nur Wenige auf den conservativen Leim; an den Zunftleuten war, selbst wenn man sie gewann, noch keine zahlreiche und keinenfalls eine sehr mobile Armee gewonnen. Um die Bauern für die reactionäre Fahne zu werben, schob man die Agrarier, neuerdings als sogenannte „Steuer- und Wirthschaftsreformer", vor, und um die zersprengten Malcontenten von einiger Halbbildung zu sammeln, wurde nebenbei die „organische Wirthschaftslehre" erfunden, welche eigentlich eine reactionäre Spielart des Kathedersocialismus ist und allerlei unklare Reminiscenzen aus der speculativen Philosophie enthält. Zur rechten Consistenz hat es das neue Wirthschaftssystem, dessen eigentlichen Inhalt mir noch Niemand sagen konnte, natürlich nicht gebracht; es spukt hier und da in gewissen abonnentenbedürftigen Zeitungen und wird manchmal sogar von einem Pseudo-Radicalismus gegen die liberale Wirthschaftsgesetzgebung ins Feld geführt.

Zwischen den Agrariern und den Zünftlern ist eine nahe Verwandtschaft; sie gehen beide von der Ansicht aus, daß sie es früher besser hatten, als jetzt, daß folglich der jetzige Zustand ein unsittlicher sei. Wer wird auch leugnen, daß die Zunftgenossen innerhalb der Zunft recht viele Vortheile genossen haben, deren sie durch die gesetzliche Gleichstellung der Classen und die Emanzipation des vierten Standes verlustig gingen; aber sie waren eben eine aristokratische Minderheit, und als die außerhalb der Zunft stehenden an Zahl, Kraft, Bildung und Bewußtsein hinreichend gewachsen waren, mußte die Zunft weichen. Auch dem Großgrundbesitzer verdenke ich es nicht, daß ihm die Zeit der Grundsteuerbefreiungen und der geschlossenen Landgemeinden als die goldene Zeit erscheint; aber er versuche nicht, dem befreiten Bauernstande und dem ländlichen Arbeiter von heute einreden zu wollen, daß dieser es besser hatten, als der Bauer die Last der Grundsteuer allein trug, und als der Grundherr noch den Preis der ländlichen

Digitized by Google

Arbeit beliebig bestimmen konnte. In Preußen sind die Grundsteuerexemtionen sogar den Privilegirten mit deren Zustimmung abgekauft und reichlich bezahlt worden; Mancher hat dabei ein gutes Geschäft gemacht, es ist noch gar nicht lange her. Wie kommen die Herren nun dazu, nach kaum drei Lustren das Geschäft rückgängig machen zu wollen, ohne den Kaufpreis herauszubezahlen, und eine Last abzuschütteln, die längst zur Reallast geworden ist, und um deren vollen Betrag sie ihre Rittergüter billiger erworben oder ererbt haben! — Um diese in die Augen springende Ungerechtigkeit zu maskiren, predigen sie gegen die sogenannte „Doppelbesteuerung" überhaupt und wollen von directen Steuern im Wesentlichen nur noch die Einkommensteuer bestehen lassen. Das soll so recht loyal klingen, daß sie auch die Gebäudesteuer und die Gewerbesteuer abschaffen wollen, welche ja vorzugsweise auf den Städten lasten. Gar zu gütig, meine Herren! Will man die Doppelbesteuerung in dieser Weise beseitigen, so kommt man allerdings zu der einen, hohen und progressiven Einkommensteuer, von welcher die Socialisten faseln, welche aber wenig einbringen und nur das Capital aus dem Lande treiben würde. Einstweilen also wollen uns die Agrarier durch die Erfindung von neuen Steuern für 75 Millionen Mark (so viel betrüge nämlich der Ausfall für Preußen, worauf es zunächst gemünzt ist) glücklich machen. Zu ihrer Vorliebe für die Einkommensteuer mag es nicht wenig beitragen, daß der Grundbesitz, besonders der große, noch eine ganz eigene Art hat, sein Einkommen zu berechnen.

Seit jeher war in Preußen die altconservative Partei die Partei des großen Grundbesitzes, der ritterlichen Latifundien. Und obgleich keine andere politische Partei jemals rücksichtsloser und rückhaltloser die materiellen Interessen ihres Standes vertrat, wußten sich ihre Wortführer doch stets das Ansehen zu geben, als wären sie ganz und gar von religiösen Principien durchdrungen, als thäten sie Alles nur um Gotteswillen, für Thron und Altar, als wären sie so recht eigentlich berufen, dieser sündigen Welt ein Beispiel von Sittenreinheit und Entsagung aufzustellen. Daneben verschmähten sie die Erträgnisse und Genüsse dieser schlechten Erde keineswegs und belegten alle glänzenden und einträglichen Positionen gleichsam von Rechtswegen als den gebührenden Lohn ihrer Tugend und Frömmigkeit, wie ihrer Herkunft. Jedes Gesetz, jede Neuerung wurde von ihnen in der engherzigsten, aber auch in der kurzsichtigsten Weise nur an ihrem Sonderinteresse gemessen: z. B. die Wucher-, Credit-, Bank- oder Actiengesetze an deren Einflüssen auf den Realcredit, wobei sie sich, beiläufig gesagt, eben aus Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit über die pragmatisch-ökonomischen Wirkungen der Gesetze vielfach zu ihrem Nachtheile täuschten. Bei dem ganzen Complex unserer Freizügigkeits-, Coalitions- und Gewerbefreiheitsgesetze drehte sich Alles für sie um die Gefahr, daß der Tagelohn des ländlichen Arbeiters dadurch gesteigert werde. Ihr Verhältniß zu den Eisenbahnfragen ist dahin zu bezeichnen, daß sie auf Kosten der steuerzahlenden Gesammtheit die Transportmittel für ihre Producte unter dem Preise benutzen, die concurrirenden Producte aber möglichst fern halten möchten.

Und so in allen Dingen! Ist es da zu verwundern, daß die Partei, einen wie zahlreichen und mächtigen Stand sie auch vertrete, eben weil sie nichts Anderes vertrat, bei den vorigen allgemeinen Wahlen nur noch ein geringes Contingent von Mandaten behielt. Darum fühlt sie jetzt das Bedürfniß, unter fremder Flagge, d. h., wie ein Piratenschiff unter falscher Flagge zu segeln. Denn die Heuchelei des agrarischen Organs, daß die politischen Parteiunterschiede für sein Programm indifferent seien, verdient keine andere Bezeichnung.

Unangenehm können diese Manöver werden und sie gereichen unserem politischen Charakter nicht zur Ehre, aber sehr gefährlich sind sie nicht; vor den versammelten Wahlkörperschaften zeigen sie sich in ihrer Blöße und verschwinden in ihrer Kleinlichkeit. Schlimmer ist es, daß überhaupt in Deutschland so häufig noch an eine besondere Interessenvertretung gedacht wird, daß fast jede Gewerbsclasse meint, nur ihre Genossen verstünden, wo sie der Schuh drückt, ihr sei nur durch besondere Gesetze zu helfen und das allgemeine Gesetz schädige sie. Haben doch selbst die Schullehrer, welche der liberalen Partei so viel verdanken, einen „Tag" gehalten, um einen eigenen Vertreter zur Wahl zu bringen! Als ob es so schwer wäre, ihre Angelegenheiten zu verstehen, oder als ob es an Theilnahme für sie fehlte! — Es geht mit dieser Mannigfaltigkeit der Interessenvertretung überall, wie auf dem Gebiete des Schutzzolls: Die Sonderinteressen (der einzelnen Producenten) machen sich auf Kosten der Gesammtheit (der Consumenten) breit. Löst man die Gesammtheit derartig in ihre Bestandtheile auf, so hat man keine Gesammtvertretung mehr, sondern einen polnischen Reichstag. 400 Abgeordnete würden noch lange nicht hinreichen, um alle begehrlichen Interessengruppen einzeln darzustellen, und wer sollte den Ausschlag geben? — Es wäre ein Zustand, daß man sich den Absolutismus zurückwünschen müßte, um die Staatseinheit zu retten.

Der Unglaube in unserer Zeit.

Eine Betrachtung

von

Jürgen Bona Meyer.

Von Aberglauben ist Unglauben stets begleitet,
Und Aberglauben hat zum Glauben oft geleitet.
So im Unglauben ist der Glaube schon enthalten;
Durch Gottes Kraft gewendet, wird er sich daraus entfalten.

Diese Worte aus Rückerts Weisheit des Brahmanen möchte ich zum Motto dieser Betrachtung nehmen. Es sind ernste Worte, die auch für wichtige Geistesströmungen unserer Zeit passen werden, und eben diese lebendige Zeitbeziehung läßt mich hoffen, daß eine ernste Betrachtung darüber auch in diesem der Gegenwart gewidmeten Blatte am rechten Platze sein wird.

In meinem Buch „Zum Bildungskampf unserer Zeit" habe ich beiläufig schon einige Betrachtungen über den Aberglauben und den Unglauben unserer Zeit angestellt, den Faden dieser Erörterung möchte ich nun hier wieder aufnehmen und weiter spinnen, gewissermaßen zur Ergänzung des dort Gesagten nun einmal einen eingehenderen Blick auf diejenige Zeitkrankheit werfen, die gewöhnlich in Verbindung mit dem Aberglauben auftritt und meist auch in einem bemerkenswerthen Wechselverhältniß zu demselben steht. Wo der Aberglaube blüht, fehlt gewöhnlich auch sein Zwillingsbruder der Unglaube nicht, und es ist schwer zu sagen, wer von beiden auf den andern die größere Zugkraft ausübt, ob mehr der Aberglaube dem Unglauben oder der Unglaube dem Aberglauben die Wucherstätte bereitet.

Am Ende der Betrachtung will ich auf diese für unsere Zeit wichtige Culturfrage zurückkommen, zuvor aber genau bestimmen, was Unglaube genannt werden muß und welche Bedeutung der also bestimmte Unglaube in unserer Zeit thatsächlich einnimmt.

Wie aller Aberglaube offenbar ein Ueberglaube ist, bei dem zu viel geglaubt wird, so ist ebenso klar aller Unglaube ein Glaubensmangel. Aber wie es schwer ist, allgemein gültig zu sagen, wann so viel zu viel geglaubt wird, daß Aberglaube vorliegt, ebenso wenig leicht ist es, allgemein gültig denjenigen Glaubensmangel zu bezeichnen, der den Namen des Unglaubens unbedingt verdient. Der Muhamedaner schilt die Christen Ungläubige, und nicht alle Christen sind tolerant genug, nicht ebenso den Muhamedaner als Ungläubigen zu verdammen. Betrachten sich doch die Christen unter einander selbst noch vielfach wechselseitig als ungläubige Ketzer. Gäbe es keine andere Norm für die Bestimmung des Unglaubens als die jeweilige Meinung der verschiedenen Gläubigen, so ließe sich nichts weiter sagen, als daß ein Jeder Denjenigen für einen Ungläubigen erklärt, der

Digitized by Google

nicht glaubt, was er selbst glaubt, wie ein Jeder geneigt ist, Demjenigen einen Aberglauben zuzuschreiben, der mehr glaubt, als er selbst für glaubensmöglich hält. Zur Erfassung des Wesens des Aberglaubens habe ich versucht, über diese Relativität hinauszukommen und gemeint dies zu erreichen, wenn man bestimme, Aberglaube sei derjenige Glaube, der im Widerspruch mit festgestellten Thatsachen unseres Wissens von der natürlichen und geistigen Weltordnung angenommen und festgehalten werde. Sollten wir nun nicht ebenso zu einer festeren Bestimmung des Unglaubens gelangen können, um das Recht der wechselseitigen relativen Zuschiebung dieses Beinamens einigermaßen zu begrenzen? — Ich meine, daß dies in diesem Fall noch leichter ist als bei der Bestimmung des Aberglaubens. Der wahre, volle Unglaube schließt jeden Zweifel über das zu viel oder zu wenig Glauben vollständig aus, er will eben Nichtglaube sein. Der grundsätzlich Ungläubige will Nichts glauben, er will Alles erkennen und wissen, und was er nicht erkennt und nicht weiß, das eben will er auch nicht glauben. Der wahrhaft Ungläubige will nichts sein als ein Bürger der irdischen Sinnenwelt; er nimmt nur an, was er sieht und hört, oder was ihm von zuverlässigen Augen- und Ohrenzeugen als thatsächlich geschehen überliefert wird. Sein Unglaube gilt Allem, was über die Sinnenwelt hinausgeht, er leugnet alles Uebersinnliche, er kennt keine über den Stoff erhabene und den Stoff überdauernde Seele, er kennt keinen über die Sinnenwelt herrschenden, von ihr unterschiedenen Weltgeist, er hat keinen überweltlichen Gott. In dieser unbedingten Leugnung alles Uebersinnlichen also liegt das Wesen des wahren Unglaubens. Er verwirft in Wissenszuversicht jegliches Glauben, das mehr sein will als ein im praktischen Sinnenleben zulässiges Fürwahrhalten aus wahrscheinlichen Gründen. Der übersinnlichen Welt gegenüber ist seiner Meinung nach ein solches Fürwahrhalten unberechtigt, weil das Wissen darthut, daß es eine übersinnliche Welt überhaupt nicht gibt. Dieses Nichtglauben ist — Unglaube.

Daß nun dieser Unglaube gegenwärtig fast überall in den Ländern unserer Cultur eine große noch immer wachsende Verbreitung gefunden hat, ist unbestreitbar. „Die Menschheit wächst die Religion aus, wie ein Kinderkleid" sagt Schopenhauer in seinen „Parerga und Paralipomena" (II, 419). „Und — fügt er hinzu — es ist augenscheinlich, daß nachgerade die Völker schon damit umgehen, das Joch des Glaubens abzuschütteln; die Symptome davon zeigen sich überall, wiewohl in jedem Lande anders modificirt. Die Ursache ist das zu viele Wissen, welches unter sie gekommen ist. Die sich täglich vermehrenden und nach allen Richtungen sich immer weiter verbreitenden Kenntnisse jeder Art erweitern den Horizont eines Jeden, so daß der Mythenglaube schwinden muß."

Je nach der Natur der Länder steht dieser Umschwung neuesten Datums mehr oder weniger mit den Umgestaltungen des praktisch-socialen Lebens oder mit den Fortschritten des Wissens in engerem Zusammenhang, man kann sagen, in den romanischen und slavischen Ländern ursprünglich mehr mit socialen, in den germanischen Ländern mehr mit wissenschaftlichen Zeitbewegungen.

Frankreich kann in dieser Beziehung wirklich den zweifelhaften Ruhm in Anspruch nehmen, an der Spitze dieser allerneuesten Civilisation voranzuschreiten. Der Unglaube hat hier schon früh in den socialistischen Reformbewegungen einen fruchtbaren Boden gefunden. Ursprünglich waren allerdings die französischen Socialbewegungen nicht gegen jeden Religionsglauben gerichtet. St. Simon, Fourier, P. Enfantin, Cabet und Andere wollten keineswegs alle Religion abthun, sondern nur eine neue gründen, und der Priester Lamennais glaubte sogar seine socialen Forderungen mit dem Geiste des wahrhaft katholischen Christenthums in bestem Einklange zu wissen. Aber aus der Schule St. Simons entsprang eine neue Schulrichtung, deren Theorie wenigstens mit allem Glauben gründlich aufzuräumen trachtete, es war dies die philosophische Richtung des vor etwa einem Decennium gestorbenen A. Comte. Dieser Mann, der von den zwanziger Jahren an bis 1848 als Lehrer der polytechnischen Schule zu Paris gewirkt hat, ist der Begründer einer eigenen Weltanschauung geworden, Positivismus genannt. Nach dieser Weltansicht hat die Geistesgeschichte der Menschheit folgenden Verlauf. Ursprünglich vermag der nachsinnende Mensch sich die Natur nur abhängig zu denken von ihm ähnlichen persönlichen Wesen, die mit ihrem Verstand und ihrem Willen überall in die Weltgeschicke eingreifen. Es ist dies die theologische Auffassung des Weltzusammenhanges, sie kennzeichnet das Kindheitsalter menschlichen Nachdenkens. Bei fortschreitender Erkenntniß werden dann an die Stelle der Götter von der Natur unterschiedene Kräfte und Ideen als wirkende Mächte gesetzt, es ist dies die philosophische metaphysische Ansicht der Dinge, sie kennzeichnet das Jugendalter der Menschheit. Endlich wird auch dieses Hinausgehen über die Natur überwunden, der menschliche Geist begnügt sich zu wissen, was er sinnlich in der Welt erkennt, er beschränkt sich darauf, im positiv Wahrnehmbaren das Gewisse, die Thatsache und das Gesetz festzustellen und zu erkennen. Diese Auffassung kennzeichnet das gereifte Mannesalter der Menschheit. Zu diesem arbeiten wir uns jetzt auf allen Gebieten des Wissens mehr und mehr so empor, wie dies auf einigen Gebieten wie z. B. der Astronomie, Physik und Mathematik schon länger der Fall war. Das Zeitalter des vollen Wissens beginnt nun, die Zeiten des Glaubens und Speculirens sind vorüber. Wer noch in ihren Anschauungen lebt, steht nicht auf der Höhe seiner Zeit.

Daß Comte selbst trotz dieser positivistischen Theorie den Plan zu einem neuen Religionscultus entworfen hat, davon sehen wir vorläufig ab. Gewirkt hat er besonders durch diesen positiven Ausschluß jeglichen Glaubens, durch die Betonung der Alleinherrschaft des Wissens. Gerade dies hat in Frankreich einen der namhaftesten Gelehrten, den Akademiker Littré, zu seinem entschiedensten Schüler gemacht und hat ihm später auch bedeutende Anhänger besonders in England und Nordamerika, aber auch bei uns in Deutschland erworben. — Der Goethebiograph Lewes, der Culturhistoriker Buckle sind Positivisten, auch der Philosoph Mill steht ihm nicht fern, und bei uns hat der leider zu früh verstorbene Abgeordnete Twesten sich öffentlich zu der positivistischen Grundanschauung Comtes bekannt.

In Frankreich bietet dieses System den wissenschaftlichen Rückhalt des in den Stürmen der Commune offen zu Tage getretenen Unglaubens, der auf Vernichtung allen Glaubens ausgehenden fanatischen Gottlosigkeit. „Le bon Dieu a fait son temps, en voilà assez" sagte Varlin, das Haupt der Internationale zu Paris.

Daß Neigungen zu solchem Unglauben auch in anderen Kreisen als denen der Communards verbreitet sind, trat in den letzten Jahren mehrfach zu Tage. Selbst im Schoße der Freimaurerlogen kamen solche Ansichten zur Sprache. Ein Freimaurer Henri Martin, Mitglied der Nationalversammlung, hatte im October 1866 im „Siècle" geschrieben: „Die Freimaurerei sei eine theistische Gesellschaft, welche Männer von jeglichem religiösen Bekenntniß in ihre Mitte aufnehme, jedoch unter der Bedingung, daß sie das Princip der religiösen Freiheit bekennten. Ihr Zweck sei das Wohl der Menschen und der Fortschritt der Welt; und ihre Theilnehmer seien die Gehülfen Gottes bei dieser wichtigen Arbeit. Die Rechtgläubigen der Freimaurer seien vollkommen in ihrem Recht, wenn sie Denjenigen den Titel Freimaurer entzögen, welche den Weltenbaumeister verwürfen und die Tempel niederrissen." — Gegen diese Worte erhoben sich andere Freimaurer, die nicht dulden wollten, die Freimaurerei als eine Gesellschaft darzustellen, die das Dasein Gottes festhalte und an einen Baumeister des Universums glaube. Es erfolgten Proteste von verschiedenen Seiten. Henri Martin konnte sich darauf berufen, daß die Frage ein Jahr zuvor auf dem großen Freimaurerconvent zur Erörterung gestellt und zu Gunsten des Theismus entschieden war. Dieser Convent hatte über eine neue Constitution für die französische Maurerei zu beschließen. Dabei kam zur Sprache, ob auch in Zukunft der alte Freimaurerspruch „zur Ehre des großen Baumeisters des Universums" an der Spitze aller Erlasse beibehalten

Digitized by Google

werden sollte. Von 151 bei dem großen Orient in Paris eingelaufenen Constitutionsprojecten hatten 60 verlangt, daß alle Formeln, welche das Dasein Gottes bestätigten, vollständig abgeschafft werden sollten. Nach hitzigen Debatten war die Beibehaltung beschlossen worden.

Infolge der eingegangenen Proteste kam nun die Angelegenheit in der Generalversammlung des großen Orient vom Juni 1867 noch einmal zur Sprache und wurde noch heftiger erörtert. Es waren 269 Delegirte anwesend, die 183 Logen repräsentirten. Die Gegner der Formel behaupteten, die Freimaurerei müsse eine Definition von Gott geben oder gar nicht mehr von Gott sprechen. Denn alle Götter zulassen, sei so viel wie Gott leugnen. Die Moral brauche man nicht auf Gott zu stützen. Nehme die Maurerei die Gottesidee an, so werde sie aus einer freien Vereinigung eine Kirche. — Pelletan wies darauf hin, daß man ja schon jetzt bei dem Freimaurer nach der Art seines Gottesglaubens gar nicht frage. Und ein anderer Bruder Garisson erinnerte, daß selbst Proudhon als Freimaurer aufgenommen worden sei, der gesagt habe: „Gott sei das Uebel", und auf die Frage: „Was ist man Gott schuldig?" geantwortet habe: „Den Krieg". — Trotz alledem siegten in der Versammlung Diejenigen, welche behaupteten, die Freimaurerei sei die älteste Tochter des Theismus, und welche deshalb die Erinnerung an den Gottesglauben in der Formel nicht missen wollten.

Sieht man nun auch aus diesen Verhandlungen, daß die Mehrheit des über ganz Frankreich verbreiteten Maurerthums noch an dem Gottesglauben festhalten will, und sieht man auch nicht ganz klar, daß die Opposition auf jenen Versammlungstagen ihn unbedingt verwerfen, sondern nur, daß sie ihn nicht als eine Logenformel bestätigen will, so nimmt man doch gewiß nicht zu viel an, wenn man denkt, daß diese Opposition wenigstens zum Theil aus dem Unglauben entsprungen ist. Die gegnerische „Monde-Maçonnique" vom Juli 1867 konnte nach dieser Abstimmung noch schreiben: „Unsere Gegner haben nur das Recht erreicht intolerant zu sein. Die Freimaurerei wird aber vor wie nach bleiben der allgemeine Tempel, welcher für ewige Zeiten ebensowohl den Atheisten, wie auch den Pantheisten geöffnet ist".

Daß wirklich so weit gehende Ansichten des Unglaubens unter den Freimaurern Anhang gefunden haben, trat allerdings auf der Versammlung der Loge zu Lüttich im Jahre 1865 zu Tage. Dort bekannte ein Maurer die Meinung, der Name Gottes sei ein leeres Wort ohne Sinn, nur die Schwachköpfe sprächen und träumten noch von einem Gott. „Es ist nicht nur nothwendig, daß wir uns über die verschiedenen Religionen stellen, sondern wir müssen jeden Glauben an irgend welchen Gott verwerfen." — In Belgien überhaupt scheint der Unglaube einen fast noch günstigeren Boden gefunden zu haben als in Frankreich; ich erinnere an die jungen Leute, welche vor einigen Jahren auf einem Congreß zu Lüttich die fanatischen Worte ausstießen: „Haß gegen Gott! Krieg gegen Gott! Man muß den Himmel wie ein papiernes Dach zusammenreißen!" Hier war es auch, wo im Jahre 1868 Dupont vom Generalrath der Internationalen den Brüsseler Congreß mit den Worten schloß: „wir wollen keine Religion mehr, denn die Religion erstickt den Verstand".

Ganz erfüllt nun von diesem modernen Glaubenshaß ist zur Zeit die nihilistische Jugend Rußlands. Einer der ersten Verbreiter dieser Richtung war Tschernischewski mit seinem vielgelesenen Roman: „Was thun?" — Derselbe galt als Evangelium der neuen russischen Demokratie. Eine höchst lebendige Schilderung dieses Nihilismus gab Turgenieff in seinem Roman „Väter und Söhne". „Wir handeln in Rücksicht auf das, was wir für nützlich halten," sagte der junge nihilistische Bazanof zum Altrussen Kirsanof. „Heut scheint es uns nützlich zu verneinen und wir verneinen." — „Alles?" — „Unbedingt Alles." — „Erlaubt — sagt Kirsanof — Ihr leugnet Alles oder vielmehr Ihr zerstört Alles; indessen, man muß auch wieder aufbauen." — „Das geht uns nichts an, man muß vor Allem den Platz räumen." — In dieser Gesinnung verneint die nihilistische Jugend einstweilen Alles — Eigenthum und Ehe, Kunst, Philosophie und Religion — kurz jedes Ideal, das über die nackte Sinnenwelt hinausführt.

Diese nihilistische Gesinnung hat der russische Flüchtling Bakunin zunächst in die Flüchtlingskreise der Schweiz und von hier auch in die Volksbewegung Spaniens hineingetragen. Als im Jahre 1868 der Freiheitscongreß in Bern ihm nicht weit genug ging, gründete er getrennt von der Internationalen die „Alliance internationale de la démocratie socialiste", mit dem Programm: „Die Allianz erklärt sich für atheistisch. Sie will die Abschaffung aller Culte, die Ersetzung des Glaubens durch das Wissen, der göttlichen Gerechtigkeit durch die menschliche".

Hängt nun somit in diesen Ländern der Unglaube offenbar enger zusammen mit socialen Reformbewegungen der Zeit, so zeigte er sich in England und Deutschland ursprünglich in gewissen Kreisen wissenschaftlichen Fortschritts, behielt daher zuerst eine gewisse Zurückhaltung, einen Anflug von Luft der Gelehrtenstube — möchte ich sagen —, den die Masse scheute. Die freigeisterische Philosophie Feuerbachs aus den vierziger Jahren stand der Masse doch zu fern, um sie unmittelbar zu ergreifen. Auch von Czolbes mit sittlicher Wärme dargelegtem Atheismus haben wohl nur gelehrte Kreise Notiz genommen. Das vierbändige zusammengelesene Sammelsurium alter und neuer Ansichten, welches der Ingenieur Radenhausen unter dem Titel „Isis" seiner Mitwelt dargeboten hat, ist weiter verbreitet worden, aber nicht ein Jeder wird wissen, wie er sich in diesem Wald mitgetheilter Ansichten zurecht finden soll. Auch das liebenswürdige Buch von Duboc, in welchem derselbe neuerdings „Das Leben ohne Gott" gemüthlich und sittlich annehmbar darzustellen sich bemüht, wird schwerlich eine große Zukunft in unserm lesenden Volke haben. Noch weniger Verbreitung wird das dicke Buch von Philipp Mainländer finden, in welchem derselbe unter dem Titel einer „Philosophie der Erlösung" den auf Wissen gegründet sein sollenden Atheismus als erlösende Zukunftsansicht darbietet. Von Seiten der Philosophie hat neuerdings unzweifelhaft David Strauß' „Alter und neuer Glaube" am meisten zur Verbreitung modernen Unglaubens beigetragen. Er hat dem geflügelten Wort Nachdruck gegeben, daß das Gebiet der Religion stetig zusammenschrumpfe, wie das Gebiet der Rothhäute in Nordamerika.

Mehr aber noch als diese Philosophen haben unstreitig einige naturhistorische Schriftsteller zur Ausbreitung der Meinung beigetragen, daß es nunmehr zu Ende sei mit dem Glauben, und daß das Reich des Wissens nun bald zur Alleinherrschaft gelangt sein werde. Was Haeckels Schöpfungsgeschichte in dieser Hinsicht durch die Zuthat scheinbar wissenschaftlicher Gründlichkeit erreicht, hat Büchners Kraft und Stoff durch die leichtere Form pikanterer Verständlichkeit für Jedermann in noch weitere Kreise unseres Volkes getragen. Neuerdings ist Büchner auch mit einem Vortrag über oder vielmehr gegen „den Gottesbegriff und dessen Bedeutung in der Gegenwart" in der Tasche durch Nordamerika, England und Deutschland gezogen, um überall den fruchtbaren Saamen seiner Weisheit auf dem offenen Lebensmarkte auszustreuen. In diesem zuguterletzt auch gedruckten Vortrag behauptet er am Schluß, der Theismus oder der persönliche Gottesglaube führe, wie die Geschichte unwidersprechlich zeige, zum Monarchismus und zur Priesterherrschaft, — der Pantheismus oder der Glaube an den Allgott führe, wo er herrschend werde, zur Verachtung des Sinnlichen, zur Verneinung des Ich, zur Stabilität oder zum Stillstand. Dagegen der Atheismus oder der philosophische Monismus (die Einheitsphilosophie, wie er den Materialismus getauft wissen will, weil derselbe den Gegensatz von Stoff und Kraft in der Einheit der Materie aufgehen läßt) allein führe zur Freiheit, zur Vernunft, zum Fortschritt, zur Anerkennung des Menschen und des echten Menschenthums — mit einem Worte zum Humanismus. „Dieser Humanismus strebt — nach Büchner — die volle, freie Menschheit an und sucht die Motive seines Ethos oder seiner Sittlichkeit nicht in äußerlichen Beziehungen zu einem außer-

Digitized by Google

weltlichen Gott, sondern in sich selbst und in dem Glücke der Menschheit! Denn zahllose Erscheinungen haben ihn darüber belehrt, daß Tugend und Sittlichkeit unabhängig sind von religiösen Vorstellungen, und daß es beinahe ebenso viele Religionen wie Menschenköpfe gibt, während der Mangel an Zufriedenheit und Wohlergehen auf Erden durch keine Religion ersetzt werden kann."

Der Gottesglaube wird nach Büchners Meinung nur dadurch gehalten, daß man ihn als unentbehrliche Grundlage aller gesellschaftlichen Ordnung darstellt, ohne welche die Menschen nothwendig in Barbarei und Anarchie versinken müßten. Gott spiele dabei gewissermaßen die Rolle eines Popanzes oder Polizeibüttels, welcher stets mit aufgehobener Ruthe vor den Menschen stehe und ihnen wie bösen Kindern drohe: Wenn Ihr nicht artig seid, so werde ich Euch an mich denken lehren! — Auf diesem Polizeistandpunkt stehe noch durchweg das Princip unserer europäischen Staatsreligionen, die eine Art von moralischem Zuchthaussystem darstellten. Hartnäckig und eigensinnig halte man an diesem Principe fest, obgleich die Erfahrung in anderen freien Ländern längst die Entbehrlichkeit eines solchen Zuchthaussystems zur Evidenz bewiesen habe. Zahllose Erfahrungen der Geschichte und des täglichen Lebens bewiesen die Falschheit dieses Polizeistandpunktes. Seiner festen Ueberzeugung nach habe der Gottesglaube als solcher noch niemals Jemanden ernstlich von Verbrechen zurückgehalten, während andererseits zahllose Greuel der Geschichte durch ihn verschuldet worden seien. Die gottesgläubigsten Länder und Zeiten seien in der Regel auch die unmoralischsten und schlimmsten gewesen. Er brauche nur an Spanien, Italien, Irland, an die traurigen Zeiten des Mittelalters zu erinnern. Daß es von jeher unter den Gottesgläubigen unzählige Bösewichter und zwar der raffinirtesten Sorte gegeben habe, sei ebenso bekannt, als daß ungläubige Menschen oft, ja in der Regel sich durch moralischen Lebenswandel auszeichneten. In Wirklichkeit seien — könne man wohl sagen — die meisten Menschen in der Theorie (d. h. in ihrem Glauben, ihren Ansichten, ihren Gebeten) Theisten, aber Atheisten in ihrem Handeln. Von je hätten die Handlungen der Menschen sich nicht nach ihrem religiösen Glauben bestimmt, sondern nach den mannichfaltigen und wechselnden Einflüssen von Stand, von Beruf, von Gewohnheit, von Sitte, von Bildung, von Furcht vor Gesetz oder Strafe, von Rücksicht auf guten Ruf und Schande, auf Glück oder Unglück. Recht deutlich zeige sich das auch an unserem staatlichen Leben. Unser gesammtes Rechtswesen und damit auch unser Rechtsbewußtsein habe gar keine Beziehung zum christlichen Gottesbegriff, sei zumeist heidnischen Ursprungs.

Was also jetzt gewonnen wird, kann nach Büchner nichts anderes sein, als das Bewußtsein dieser Gottlosigkeit, das klare und bestimmte Erfassen dieses Unglaubens als des allein berechtigten Standpunktes geistiger Bildung. Es bleibt für Büchner in unserer Welt nur die menschliche Vernunft als geistige Potenz übrig. „Diese Vernunft steht daher ganz allein auf sich selbst, und sie allein ist Richterin über sich und die Wahrheit! Alle Wahrheit liegt daher lediglich in uns selbst und in unserm freien Denken, welches unverträglich ist mit jeder Art von Autoritätsglauben, und welchem Niemand (und sei er der Gelehrtesten Einer) wagen darf, bestimmte Grenzen setzen zu wollen. — Nicht Gott erschafft die Welt, sondern der Theist erschafft den Gott und damit auch alle aus diesem Glauben entspringenden nachtheiligen Consequenzen."

Durch solche oft wiederholte Auslassungen hat offenbar Büchner mehr als irgend Einer sonst in Deutschland dazu beigetragen, die Saat des Unglaubens, die zuerst in den Studirstuben von Philosophen und Naturforschern zu keimen anfing, über die breite Masse des Volkes auszustreuen. Nun ist auch hier die Saat üppig aufgegangen und bildet jetzt auch bei uns ein wesentliches Moment des socialen Culturkampfes.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Neugriechischer Mythus.

Hoch auf Suniums Felsenklippe
An zerborst'ner Tempelwand
Zwischen Schutt und Dorngestrippe
Lehnt' ich, als der Abend schwand.

Um die Säulenknäufe flogen
Möwenschwärme kreischend her,
Und im endlos weiten Bogen
Mir zu Füßen lag das Meer.

Und indeß im Spätrothscheine
Fern den Blick ich schweifen ließ,
Plauderte die braune Kleine,
Die vom Thal den Pfad mir wies.

Vieles wußte sie zu melden
Von der großen Perserschlacht,
Von Themistokles, dem Helden,
Welcher Hellas frei gemacht;

Wie er klug den Sieg erworben,
Durch geweihten Spruch belehrt,
Wie er drauf verbannt gestorben
Und im Tod erst heimgekehrt.

Dort an jener Felsenecke,
Sprach sie, glänzt an stillem Tag
Durch die grüne Wasserdecke
Ein versunkner Sarkophag.

Drinnen lag der Held begraben,
Doch das Meer hat ihn erwählt,
Und die großen Wogen haben
Sein Gebein hinweggespült.

Aber einst, hab' ich vernommen,
Wird der Retter Griechenlands
Aus der Tiefe wiederkommen
Und uns führen gen Byzanz;

Wird uns dort das Reich bestät'gen
Und erhöhn das Kreuzpanier! —
Also sprach das Hirtenmädchen,
Und die Augen glänzten ihr.

Fern vergingen Luft und Welle
In azurner Finsterniß,
Und des Mondes erste Helle
Dämmert' über Salamis.

Emanuel Geibel.

Ueber Bret Harte.

Man braucht kein besonders aufmerksamer Beobachter zu sein, man braucht sich nur Augen und Ohren nicht geflissentlich zu verschließen, um die Wahrnehmung zu machen, wie sich in jüngster Zeit im Westen, in dem interessanten, tüchtigen und uns so sympathischen Amerika, eine Literatur herausgebildet hat und sich weiter zu entwickeln trachtet, welche ihre Wurzeln in den heimatlichen Boden geschlagen hat, aus ihm heraus ihre Lebenskraft zieht und in ihren Früchten die Eigenart dieses heimatlichen Bodens erkennen läßt — eine nationale Literatur.

Noch bis vor wenigen Jahren waren es eigentlich nur die

Digitized by Google

Werke zweier in Amerika gebornen Dichter, welche die ihnen innewohnende Kraft bis über den Ocean zu uns herübergetragen hatte. Es waren die Dichtungen Longfellows und die phantastisch aufgeregten Gebilde Edgar Poes. Longfellow hat sich mit der Literatur der alten Welt sehr vertraut gemacht, dieselbe während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Europa gründlich studirt, namentlich auch viele unserer deutschen Gedichte ins Englische übersetzt, und seinen eigenen Poesien merkt man es an, daß sich der amerikanische Dichter an den großen Dichtern Europas gebildet hat. Die innere Nothwendigkeit, welche gerade auf die neue Welt als auf den Ort ihrer Entstehung hinweist, ist nicht vorhanden. In weit höherem Maße haben die großartigen Absonderlichkeiten Edgar Poes einen heimatlichen Zug. Für den Kenner braucht nicht gesagt zu werden, wie sehr sich die grausig unheimlichen Phantastereien Poes zum Beispiel von den Nachtgeschichten unseres E. T. A. Hoffmann unterscheiden. In Poes dichterischen Werken werden wir, außer von den schriftstellerischen Qualitäten, noch von etwas Anderem berührt: wir empfangen den Eindruck des Fremdartigen, des uns Unbekannten; wir fühlen, es ist der Ausdruck von Empfindungen, die wir nie gehabt haben, die wir unter den Bedingungen unseres modernen Lebens, unter unsern feststehenden Verhältnissen, bei unserm socialen Verkehre auch wohl niemals haben könnten. Es ist die Aeußerung einer andern Cultur — einer andern, wir sagen damit nicht: einer geringeren. Gleichwohl mochten wir zunächst Anstand nehmen, Edgar Poe als den Repräsentanten der neuen amerikanischen Literatur hinzustellen. Der Dichter des „Raben" und des „house Usher" ist eben vor Allem ein phantastischer Sonderling, hüben wie drüben — und das, was auf uns die Wirkung des uns Fremdartigen ausübte, war vielleicht nicht auf die nationale, sondern auf die rein individuelle Eigenheit des Dichters zurückzuführen. Den Poe'schen Dichtungen konnte man wegen ihrer krankhaften Ausschweifungen und genialen Zügellosigkeiten eine Sonderstellung anweisen; auch sie brauchten nicht nothwendiger Weise neuweltlich zu sein. Das gebrannte Wasser ist kosmopolitisch; und der Duft von Spirituosen, der die oft wunderbar poetische Würze der Poe'schen Dichtungen siegreich durchkämpfte, brauchte nicht gerade amerikanisch zu sein.

Da sind nun aber in jüngster Zeit in demselben Amerika Dichter aufgetaucht, deren Charakter und Bedeutung leichter festzustellen ist. Ihre Werke sind ruhiger, gemessener, von verwirrenden Sonderheiten des schöpferischen Individuums nicht beeinflußt. Diese Werke sind objectiver. Bei der Lectüre werden wir nicht beständig an den Dichter, der sie geschaffen hatte, erinnert. Und vergegenwärtigen wir uns die dichterische Persönlichkeit, so sehen wir nicht, wie bei Poe, das elende, von Schicksalsschlägen zertrümmerte und zerrüttete Wesen vor uns, das sich überreizt und betäubt und der gefährlichen Wollust am Schauerlichen rückhaltslos sich hingibt; wir sehen normale, reich begabte Individuen, ausgestattet mit einer seltenen Gabe der Beobachtung, mit tiefem Empfinden für die wunderbare Schönheit ihrer Natur, für die guten und schlechten Eigenschaften, besonders für die Wunderlichkeiten der Leute, mit denen sie in ihrer Heimat zusammengetroffen sind; und mit der Gabe, für das Beobachtete und Empfundene den Ausdruck zu finden, den sie für den richtigen halten. Hier haben wir also keine krankhaften Verschiebungen und Verzerrungen, sondern das Correcte und Gesunde. Aber auch hier — ich habe vornehmlich die Werke von Bret Harte vor Augen — haben wir dasselbe Gefühl, das sich unser bei der Lectüre der Poe'schen Dichtungen bemächtigt: das Gefühl, daß diese Werke aus den Anschauungen und Empfindungen, aus den Erfahrungen und Kenntnissen unserer alten Welt, mit einem Wort aus jenem Complex geistiger Arbeit, den wir schlechthin als unsere „Cultur" zu bezeichnen pflegen, heraus nicht so geschrieben werden konnten.

Die Werke Bret Hartes sind wirklich national, sie sind vom Amerikanismus ganz durchtränkt. Der Dichter hat sich in seinem Vaterlande von Jugend auf mit Dingen vertraut gemacht, von denen wir keine Ahnung haben. Er geht von Voraussetzungen aus, die wir nicht kennen. Es bleibt uns daher Vieles von dem, was er sagt, unklar, sogar unverständlich. Was aber aus diesen Werken und selbst aus ihren dunkelsten Stellen immer sieghaft hervorleuchtet, das ist die ungewöhnliche, unverfälschte und unverkümmerte dichterische Gewalt. Sie trifft unser Auge um so sicherer, als sie in ihrem eigenen Lichte strahlt, und nicht in dem von einer andern Sonne erborgten Scheine. „Man merkt diesen Leuten an," sagte mir Dingelstedt einmal in einer Unterhaltung, die wir über die neuen amerikanischen Dichter hatten, „daß sie weder Schiller noch Goethe gehabt haben". Dieses geistreiche und wahre Wort erklärt in der That vor Allem den Zauber, den diese transatlantischen Dichter auf uns ausüben. Wissen wir Mancherlei nicht von dem, was Bret Harte in Fleisch und Blut übergegangen ist, so scheint er dagegen auch so Manches von dem nicht zu wissen, was uns angeboren und anerzogen ist; und wenn er es weiß, so ist er wenigstens im Stande, es zu ignoriren.

In einem Alter, in dem das eigene Empfinden noch viel zu schwach ist, um den starken fremden Einflüssen gegenüber seine Selbstständigkeit zu bewahren, wird uns — man nennt das „Bildung" — von außen her so viel Bewunderungswürdiges zugeführt, so viel Nachahmungswerthes hingestellt, daß wir Mühe genug haben, dies Fremde in uns aufzunehmen, und daß den eigenen Keimen der Raum, dessen sie zu ihrer Entwicklung bedürfen würden, durch das, was wir in uns aufnehmen, sehr beschränkt wird. Bei schwächlichen Naturen werden diese Keime ganz erstickt, bei stärkeren ranken sie sich an den zugeführten mächtigeren Stoff an, aber nur bei den bevorzugtesten und stärksten schießen sie über dieses Fremde auf, entwickeln sich selbstständig und frei und finden in dem, was die schwachen erdrückt, eine solide Basis, einen festen Stützpunkt.

Für das Gesammtgebiet unserer geistigen Production sind die Rahmen von unsern Classikern festgestellt, und man achtet sorgfältig darauf, daß wir genaue Kenntniß davon erhalten, ehe wir noch selbst an das geistige Produciren denken können. Wir haben in Allem und für Alles unsere Muster; und wir wachsen in der Ueberzeugung auf, daß es unser höchstes Ideal sei, ihnen nachzustreben, und daß wir nie hoffen dürfen, sie zu erreichen. Beginnen wir mit dem Produciren, so ist unsere erste Sorge nicht etwa die, so zu produciren, wie wir es möchten, sondern so, wie es die großen Muster gethan haben. Durch unsere „Bildung" wird uns von vorn herein die Nachahmung beinahe zur Pflicht gemacht. Durch sie werden die Selbstempfinder nahezu ausgerottet, und ein Heer von jenen geistigen Arbeitern zweiter Klasse, von Nachempfindern und, um das schöne Goethe'sche Wort zu gebrauchen, von „Anempfindern" wird künstlich herangezogen. Da ist es denn leicht erklärlich, daß unsern Dichtern das starke Selbstvertrauen, die getroste Zuversicht des eigenen Könnens, die rechte Schaffensfreudigkeit abhanden kommt; daß sie das lähmende Bewußtsein, Alles, was sie machen könnten, wäre schon dagewesen und sogar schon besser dagewesen, mit Unlust und Verdruß erfüllt. Der begabte Dichter Adolph Böttger, mit dem ich während seines letzten Lebensjahres in Leipzig einige Male zusammentraf, und dem ich in freundlicher Form Vorwürfe darüber machte, daß er seit langer Zeit seine Feder habe rosten lassen, antwortete mir: „Wozu soll man überhaupt dichten? Es steht ja Alles im „Faust". Die Leute wissen's blos nicht. Es steht Alles im „Faust". Alles!"

Nun diese Amerikaner haben noch keinen „Faust", sie haben noch keine Classiker. Sie fürchten sich nicht vor dem Dagewesenen, sie schreiben lustig, flott, tollkühn darauf los. Sie sind weniger erfahren, aber ungleich ursprünglicher und frischer. In ihrer Literatur gibt es noch keine sinnreich angelegten und sorgsam gepflegten Chausseen, keine

Digitized by Google

Vicinalwege. Sie ist noch wie einer ihrer Urwälder, durch den sie sich selbst den Weg mit kräftigen Axtschlägen hauen müssen. Unter denen, die diese geistige Pionierarbeit verrichten, steht wohl Bret Harte oben an. Ich kenne von diesem, wie ich höre, sehr fruchtbaren Schriftsteller, nur etwa zwanzig Gedichte, ein halbes Dutzend californischer Geschichten und den vor Kurzem erschienenen Roman „Gabriel Conroy". Aber jede dieser Dichtungen hat mich durch die starke Originalität, die Frische und Wahrheit der Empfindung mächtig gepackt. Einzelnes ist mir wegen meiner ungenügenden Kenntniß der amerikanischen Verhältnisse unklar geblieben, Anderes hat mich unangenehm berührt; aber die wohlthätige Empfindung, einem Dichter, der wahr und getrost ist, gegenüber zu stehen, hat mich niemals verlassen. Er schreibt aus dem Vollen heraus, genau so, wie er es für richtig hält. Sein Ausdruck ist von einer ganz eigenthümlichen Schärfe, er funkelt in dem deutlichen Gepräge, wie er frisch aus der Münze der Gedanken hervorgeht. Er verabscheut das Kleingeld der Gedankenlosigkeit und Phrasenhaftigkeit: alle die landläufigen Redensarten, die feststehenden Prädicate, die fix und fertigen Redewendungen, die in einem Lande, das auf seine Classiker stolz sein darf, im täglichen Gebrauch von Hand zu Hand gehen und so abgegriffen werden, daß die sinnliche Bedeutung der Prägung kaum noch zu erkennen ist. Seine Bilder sind von der liebenswürdigsten Einfachheit und der mächtigsten Anschaulichkeit. Er mag keine andern Regeln anerkennen als diejenigen, die sein eigener Geschmack, seine eigene Erkenntniß aufstellt. Ob er unsere Regeln überhaupt wohl kennt? Vielleicht; aber dann sagt er — und er beweist es durch seine Production —: diese Regeln mögen gut sein für Euch Europäer, aber für uns taugen sie nicht. Wir wollen wenigstens einstweilen einmal den Versuch machen, uns so zu behelfen. Wir Wilden sind eben andere, ja vielleicht sagt er mit Seumes Canadier, „der Europens übertünchte Höflichkeit" nicht kennt und nicht kennen lernen will, und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben, von Cultur noch frei im Busen fühlt: „Seht, wir Wilden sind doch beff're Menschen!" Und er schlägt sich seitwärts in die Büsche.

Er versucht's also auf eigene Faust, und siehe da, es geht. Verlangt von seinem Roman „Gabriel Conroy" keine weise Oekonomie in der Vertheilung des Stoffes, keine kunstgerechte Composition, keinen Aufbau nach so oft bewährter Methode! Verlangt von ihm keine geschickte Führung der handelnden Personen, keine sinnvolle Knüpfung der Fäden, keine überraschende Lösung! Wenn Ihr so zu ihm sprächet, würde er Euch kaum verstehen, und verständen er Euch, ich fürchte, er würde Euch auslachen.

Wie soll man nun gar dem Regellosen und Regelwidrigen mit einer regelrechten Kritik zu Leibe gehen? Das ganze glänzende kritische Rüstzeug, mit dem man sonst so hübsch parabiren kann, versagt; es versagt sogar das so beliebte „Secirmesser" — wieder einer jener verwünschten Ausdrücke, von deren anspruchsvoller Bedeutung man sich durch den beständigen Gebrauch gar nicht mehr Rechenschaft ablegt! Nehmt nur einmal das große Messer, das Euch so blinkend und so schneidig erscheint, und versucht Eure Secirkunst an Bret Harte — da werden Euch die Augen aufgehen über die Vorzüglichkeit Eures Instrumentes! Ihr werdet merken, daß Ihr einen alten, wackligen, stumpfen, schartigen Schusterkneif in den Händen habt, mit dem Ihr kaum ein Stück alter Sohle absäbeln, geschweige denn ein Stück warmes Fleisch aus dem lebendigen Körper herausschneiden könnt, um es dann anatomisch zu untersuchen.

Bret Hartes „Gabriel Conroy" — ich glaube, es ist sein erster großer Roman — ist kein einheitlich abgestimmtes Gemälde. Man darf daher auch keine Perspective und keine zweckmäßige Vertheilung der Lichter und Schatten erwarten. Es ist überhaupt von der Composition eigentlich nicht die Rede; denn das ziemlich willkürliche Aneinanderreihen von verschiedenen Schilderungen, von rührenden und ergreifenden Scenen, die sich allerdings innerhalb eines bestimmten Kreises von Individuen abspielen, kann man doch füglich nicht als Composition bezeichnen. Das Buch läßt Maß und Ordnung vermissen. Es hat ganz den Charakter einer Skizzenmappe, hat deren uneingeschränkte Willkür, aber auch den Reiz und das Interessante des bei aller Unfertigkeit Vielverheißenden. So und so viel Blätter verschiedenen Formates, die einen mehr, die anderen minder ausgeführt, die einen unsere Theilnahme durch sich selbst erweckend, die anderen als eine Ergänzung zu einem Blatte, das wir schon gesehen haben, einzelne lose, andere zusammenhängend, aber alle das kräftige Talent, den kecken Strich, die Manier desselben hochbegabten Urhebers verrathend. Nichts Gesuchtes, überall Gefundenes. Immer haben wir die volle Freude an der Wahrheit, und auch da verläßt uns dieses beruhigende Gefühl nicht, wo wir nicht im Stande sind, die Schilderung mit dem Original zu vergleichen, weil wir eben das Original nicht kennen.

So seltsam uns die Figuren, die wir da vor uns sehen, erscheinen, so seltsam die Natur auf uns wirkt, in welche diese Figuren gestellt sind, wir empfangen stets den Eindruck: Das ist so, gerade so! Das ist nicht das Product des Angelernten und Gehörten, des Ueberkommenen, des allgemein Acceptirten, das ist dem lebendigen Leben nachgeschrieben, Zug um Zug. So wild und lieblich, so großartig und gewöhnlich, so üppig und öde ist die Natur Californiens. Und das sind wirklich die eigenthümlichen Wesen, die das Schicksal dorthin verschlagen hat, die sich dort durch den Gesellschaftstrieb des Menschen zusammengethan, ihre Eigenschaften mit einander und gegen einander erprobt und ausgetauscht und nun eine neue menschliche Gemeinsamkeit, eine neue Gesellschaft gebildet haben, die eben einzig ist. Es liegt in dieser Gesellschaft, zu der die Glücksjäger, Beutelschneider, Spieler und Abenteurer aller Art das stärkste Contingent gestellt haben, etwas Brutal-Elementarisches, das imponirt. Es ist zwar viel Böses, Rohes und Gemeines darin, aber das Edle und Gute in der menschlichen Natur gibt auch dort den Kampf nicht auf. Es ringt und ringt, und wenn es öfter unterliegt, so siegt es doch zuweilen. Bret Harte hat gerade diesen Kampf des instinctiv Guten und Edlen gegen die Verderbtheit und das Böse mehrfach meisterhaft in poetischer Form ausgedrückt. Ich erinnere mich, eine unendlich rührende Novelle von ihm gelesen zu haben, wie ein ganzes Lager von vorher jeder Schandthat fähigen Goldsuchern durch die Pflege eines unbeholfenen Säuglings auf eine gewisse Zeit civilisirt und gesittet wird. Er hat in dem herrlichen Gedichte: „Dickens im Lager", das Freiligrath unübertrefflich übersetzt hat, die zauberhafte Wirkung der edlen Dichtung sogar auf diese verlotterte und verhärtete Bande in wahrhaft ergreifender Weise geschildert. Er erzählt uns, wie in der hellen Mondnacht die Goldsucher von des Tages Arbeit ausruhen und Karten spielen, einer der Jüngsten aus seinem Ranzen einen Band von Dickens hervorholt und die Geschichte von der kleinen Nell vorliest. Die Spieler lassen die Karten aus der Hand fallen, rücken ans Lagerfeuer heran und hören zu. Sie hören die Geschichte von der kleinen Nell und denken nicht mehr an die Partie, die sie unterbrochen haben, denken nicht mehr an die Mine, die sie nach Gold durchsuchen, sie lassen sich von der rührenden Geschichte rühren.

„So in den Oeden, wie von einem Banne
Göttlicher Art bewegt,
Warf ihre Brust die Sorg' ab, wie die Tanne
Die Nadeln, sturmdurchfegt."

In „Gabriel Conroy" versetzt uns der Dichter in dieselbe Welt, und er läßt uns demselben Kampf des Edlen gegen das Unedle beiwohnen. Wie dieser Kampf geführt wird, welche interessanten Episoden wir dabei kennen lernen, und welchen Ausgang

Digitized by Google

er nimmt, das wird man aus dem Inhalt dieses merkwürdigen Buches ersehen, über den wir in dem folgenden Aufsatze noch einige Worte sagen werden. Paul Lindau.

Ludolf Parisius und die Altmark.

Von Karl Braun.

Wir Deutsche spotten immer über die mangelhaften geographischen Kenntnisse der Franzosen. Gäbe Gott, die unseren wären besser. Ich fuhr vor einiger Zeit mit fünf sehr gebildeten deutschen Reichsbürgern auf der Eisenbahn. Da kam die Rede auf die Altmark. Alle waren darüber einig, erstens daß dieselbe das preußische Stammland und die Heimath Bismarcks sei, zweitens daß sie zur Provinz Brandenburg gehöre und östlich von der Elbe liege. Das „Erstens" ist unzweifelhaft richtig; das „Zweitens" ist falsch; die Altmark bildet den nördlichen Zipfel der Provinz Sachsen und liegt, mit Ausnahme zweier Orte, welche zum Kreise Jerichow gehören, auf dem linken Ufer der Elbe. So belehrte ich die Gesellschaft.

„Aber woher wollen Sie denn das besser wissen, als wir? Sie sind ja nicht einmal ein geborner Preuße, sondern erst vor Kurzem vom Mittelrheine gekommen?"

„Will Euch sagen, woher ich das weiß. Theils aus eigener Anschauung, denn auch in der Altmark habe ich mich ein wenig umgesehen, theils aus den altmärkischen Erzählungen und Geschichten von Ludolf Parisius, die ich Euch Allen bestens empfehle."

„Parisius? Ist das der schneidige Fortschrittsmann? Der über das Genossenschaftsrecht geschrieben? Der den Herrn von Mühler so angegriffen, als er noch Minister war? Der mit Schulze-Delitzsch die Vorschußvereine dirigirt? Der — der —"

So schwirrte das durcheinander.

„Immer derselbe," sagte ich, „Ihr wundert Euch, daß er auch dichtet? Oh, das kenne ich, da kommt wieder der Zunftschuster zum Vorschein, der uns Allen in den Knochen steckt. Ich meine: uns Deutschen. Denn in England ist es anders. Da nimmt kein Mensch Anstoß daran, daß Lord Derby den Homer übersetzt, und daß Sir Benjamin Disraeli eine ganze Reihe von Romanen geschrieben hat, was man ihnen bei uns in jeder Parlamentsdebatte höhnisch vorhalten würde. Was wollt Ihr? Das ist überschüssige Kraft. Wie macht es ein guter Reiter? Wenn er sich auf dem einen Pferde müde geritten, besteigt er das andere, um sich wieder zu erholen. Warum soll also der Abg. Parisius nicht Erholung von den Strapazen der Politik in der poetischen Schilderung und Verklärung von Land und Leuten seiner Heimath suchen?"

Doch ich will auf eine Wiedergabe unserer Eisenbahnunterhaltung verzichten, und statt dessen in aller Ordnung zuerst von der Altmark und dann von ihrem Novellisten sprechen.

* * *

Es ist ein hübsches Ländchen, diese Altmark, norddeutsche Tiefebene, unterbrochen durch wellenförmige Hügel, mit beständiger Abwechslung zwischen Wald und Wiese, Haide und Feld, und dadurch in gewisse Formen und Farben gebracht. Sie producirt Butter und Käse, Holz und Vieh, Getreide und Kartoffeln, Fisch und Wild. Aber das Beste, was sie hervorgebracht, das sind zwei Männer, von welchen der Eine uns die Vergangenheit der Anderen, und der Andere unsere eigene Zukunft aufgeschlossen hat.

Die Vorfahren des Einen waren elende Proletarier und die des Anderen hochfahrende Patricier, beide in der uralten Stadt Stendal an der Ucht, welche von einer starken Mauer mit fünf Thoren umschlossen und von „eitel Tuchmachern und Gewandschneidern" bewohnt war. Der Sohn des Flickschusters wurde 1717, und der Nachkomme der Patricier 1815 geboren. Jener in Stendal, dieser in Schönhausen an der Elbe. Im Jahre 1345 hatten nämlich die demokratischen Zünfte die Patricier aus Stendal vertrieben. Vielleicht haben damals die Vorfahren des Einen gegen die Vorfahren des Andern gestanden. Wer weiß das? Es ist auch gleichgültig. Der Sohn des Flickschusters, dessen Genie das achtzehnte Jahrhundert erleuchtete, hieß Johann Joachim Winckelmann, er wurde am 8. Juni 1768 von einem Italiener meuchlings ermordet. Der Nachkomme des alten Adelsgeschlechts heißt Otto von Bismarck-Schönhausen. Er ist den Meuchelmördern entgangen.

Die Bismarcks waren ursprünglich Burgherren auf Bismarck. Das Dorf Bismarck hatte seinen Namen wohl von Bischofs-Mark oder Bis(cops)-Mark, weil es ein vorgeschobener fester Posten des Bisthums Halberstadt war. Heute ist die Burg, sammt den Wällen und Mauern des alten Fleckens, verschwunden. Es steht nur noch eine alte hohe Wand mit zwei Giebeln, — der Rest einer Wallfahrtskirche, welche Wand „Bismarcks Laus" genannt wird. Dieses Wort ist der letzte Rest einer vormaligen Inschrift der Kirche, welche begann mit den Worten: Laus Deo (Gott sei gelobt). Von Bismarck kam das Geschlecht nach Stendal; hier wurde 1335 das Haupt der Familie, Rudolf von Bismarck, von dem Bischof in den Bann gethan, weil er, als Oberhaupt der Stadt, etwas mehr als ein halbes Jahrtausend zu früh, das von dem jetzigen Haupt der Familie durchgesetzte preußische Schulgesetz anticipirt, d. h. weil er eine Communalschule gestiftet und dem Klerus deren Leitung verweigert hatte.

Von den Winckelmanns weiß die Geschichte gar nichts. Die elende Lehmhütte, in einer Vorstadt Stendals, wo Johann Joachim geboren wurde und das Hungern erlernte, ist wohl längst von der Erde verschwunden. Auch hat er sich nicht weiter darum gekümmert. Ihn zog es nach Rom. Kein Opfer war ihm zu schwer, dorthin zu gelangen. Dort ging ihm der lichte Schönheitsstrahl der alten Kunst auf. Seine „Geschichte der Kunst des Alterthums" hat uns wieder sehen und empfinden gelehrt. Sie hat eine Wissenschaft aufgebaut an der Stelle, wo bis dahin der Sumpf seichter Schwätzerei und das Dickicht abgeschmackten Curiositäten- und Antiquitätenkrams wucherte.

Den Geburtstag Bismarcks, den 1. April, feiert heute ganz Deutschland, und den Winckelmanns, den 9. December wenigstens jede Universität, jedes archäologische Institut, jeder Kunst- oder Alterthumsverein und jeder Philologe bis zum jüngsten Conrector und Collaborator herunter. Das Alles verdanken wir der Altmark, von welcher heute viele deutsche Reichsbürger nicht einmal wissen, wo sie liegt.

Hier in der Altmark wüthete vor mehr als tausend Jahren der Kampf zwischen Germanen und Slaven. Die letzteren waren damals schon weit über die Elbe nach Westen gedrungen. Man findet auch heute noch in der Altmark zahlreiche Spuren der Wenden, in dem Bau der Dörfer, in der Auftheilung der Flur und der sonstigen Agrarverfassung, in den Namen der Orte und der Menschen, in Sitten und Gebräuchen ꝛc. Noch mehr ist dies in dem benachbarten Hannover'schen der Fall.

Zur Zeit Karls des Großen, so erzählt uns dessen Staatssecretär und Biograph Eginhard, war es die Saale, welche die Grenze bildet zwischen den Germanen und den Wenden, zwischen den Franken und den Sorben. Dort legte zuerst Karl der Große seine Burgen zur Vertheidigung des Deutschthums an. Dann schritt er weiter vor nach dem Norden. Auch die Altmark, damals vorwiegend wendisch, verwandelte er in eine mit Burgen gespickte Militärgrenze. Er erbaute hier die Burg Salzwedel (Soltwedel) auf einem schwer zugänglichen Hügel mitten im Sumpfland. Der Thurm, welcher noch dort steht und als die Burg Albrechts des Bären bezeichnet wird, ist vielleicht, wenigstens in seinen Substructionen, noch ein Ueberbleibsel jener aus dem achten Jahrhundert stammenden Befestigungen des großen fränkischen Kaisers, der zuerst der von Osten drohenden slavischen Invasion Dämme entgegengesetzt hat. Der Kampf mit den Slaven währte sehr lange. Als später die kaiserliche Gewalt in Verfall gerieth, waren es tapfere Landesherren, welche hier das Deutschthum aufrecht erhielten. Dann folgte ein langer Kampf zwischen den Landesherren und dem Grundadel, d. h.

Digitized by Google

den „Schloßgesessenen", welche in den eigenthümlichen oder pfandweisen Besitz der Burgen gekommen waren, und den „Zaunjunkern", welche sich in ihren Blockhäusern und hinter Palisaden der Haut wehrten. Desto enger verbündeten sich die Landesherren mit den Städten.

Ein anderer deutscher Kaiser, der denselben Namen führte, Karl IV., welcher zugleich König von Böhmen war und die Lausitz, Schlesien und Brandenburg mit der böhmischen Krone vereinigte, — „auf ewig untrennbar" — was ist ewig? — Kaiser Karl IV., ein schlechter „Mehrer des Reichs", denn seine „Goldene Bulle" gab die Souveränetät der Kaiserkrone den Kurfürsten preis, war ein guter und sorgsamer Landesherr, auch für die Altmark. In Tangermünde, das auf dem linken Ufer der Elbe hoch gelegen, den Strom und den Uebergang über denselben beherrscht, baute er seine Burg und seine Kapelle, nach dem unerreichbaren Vorbilde des Hradschin und der Wenzelskapelle in Prag. In der Kapelle schleppte er alle möglichen „Heiligen Leiber" und sonstige Reliquien zusammen, und in der Burg hielt er fröhlichen Hof, um den rauhen altmärkischen Adel die feinen Sitten des Westens, und namentlich den bisher unbekannten Gesellschaftsverkehr mit Damen zu lehren, worüber man viel Ergötzliches in dem ersten Bande der „Quitzows und ihre Zeit" von Karl Friedrich von Klöden nachlesen kann.

Auch die kurze und glänzende Periode Karls IV. ging bald vorüber, und am 20. December 1640 verbrannten schwedische Mordbrenner seine Burg und die Kapelle. Heute steht nichts mehr davon als ein dicker viereckiger Thurm, der Kapitelsthurm geheißen.

Der dritte deutsche Kaiser, der in die Altmark gekommen, ist unser jetziger Kaiser Wilhelm. Er hält in Letzlingen seine Jagden, liebt die Altmark sehr und wird dafür sorgen, daß da nicht wieder Fremde sengen und brennen.

* * *

Im Gegensatz zu den professionellen Aesthetikern bin ich von jeher der Meinung gewesen, daß das charakteristische Moment des modernen Romans in der culturhistorisch-ethnologischen Schilderung, in der Darstellung von Land und Leuten einer bestimmten maßgebenden Zeit und Gegend liegt. Wir haben drei große Romane, welche drei Jahrhunderten den Spiegel vorhalten; das ist der Don Quixote von Cervantes für das 16., der Simplicissimus von Grimmelshausen für das 17. und Tom Jones von Fielding für das 18. Jahrhundert. Sie zeigen uns Spanien, Deutschland und England. Karl Hillebrand möchte gern noch den „Wilhelm Meister" von Goethe hinzufügen. Aber es geht nicht. Goethe hatte keinen Humor; und der ist nöthig, um einen Wilhelm Meister richtig zu behandeln. Denn Wilhelm Meister ist eigentlich auch ein Don Quixote in seiner Art; aber er kommt als solcher nicht recht zur Erscheinung. Wer den typischen deutschen Roman für das 19. Jahrhundert schreibt, weiß ich nicht. Vielleicht ist er auch schon geschrieben, und wir haben es in unserer Befangenheit nur noch nicht gemerkt, weil wir zu viel durcheinander lesen und zu wenig verdauen.

So viel aber scheint mir unbestreitbar, daß unsere deutschen Romandichter und Novellisten desto bedeutender sind, je mehr sie sich in provinzielle oder locale Eigenthümlichkeiten vertiefen und in denselben die Erscheinungsformen für ihre Ideale suchen. In ihnen gewinnt die Idee erst ihren Körper. Da sind die starken Wurzeln ihrer Kraft. So hat sich Berthold Auerbach in Schwaben, Karl Immermann in Westphalen, Gustav Freytag in Schlesien und in Sachsen, Spielhagen in Pommern, Melchior Meyr im Ries in Bayern, Fritz Reuter in Mecklenburg, Franz Ziegler in Brandenburg, Albert Oppermann in Niedersachsen, Otto Ludwig in Thüringen die besten Bausteine zu seinem Ruhmestempel geholt; und ich glaube, daß auch Ludolf Parisius ganz den rechten Weg gegangen ist, wenn er seine beiden Romane „Pflicht und Schuldigkeit. Eine altmärkische Geschichte" (3 Bde., Hannover, C. Rümpler 1873) und „Im Wald und auf der Haide" (2 Bde., Berlin, Duncker 1876) in seiner speciellen Heimath spielen läßt, in der Altmark, wo er auch geboren ist, nämlich am 15. October 1827 in Gardelegen, als Sohn des Oberpredigers Friedrich Parisius, dem er seinen ersten Roman in dankbarer Liebe gewidmet hat.

Hier kennt Parisius Land und Leute, jeden Hügel und jeden Baum, jeden Bach und jeden See, jeden Weg und jeden Steg, ja ich möchte sagen jeden Hund und jede Katze. Und er kennt das Alles nicht blos äußerlich, vom bloßen Ansehn; er kennt auch die Geschichte der Personen und Zustände, die er als Jurist und Volkswirth erkundet. Er sieht den Menschen in das Herz und Gehirn. Er weiß, was sie denken und sinnen, was sie sagen und singen. Besonderen Dank verdient die Aufmerksamkeit, welche er dem Volksliede widmet. Er hat sich auf diesem Gebiete schon früher bewährt und sogar die Anerkennung eines Ludwig Uhland gefunden für die ihm gelungene Ergänzung einer Lücke in dem bis dahin bekannten Texte des schönen Volkslieds: „Es steht eine Lind' im tiefen Thal — Ist oben breit und unten schmal". (Siehe „Volkslieder aus der Altmark und dem Herzogthum Magdeburg, mitgetheilt von Ludolf Parisius", in Prutz' Museum, 1857, Nr. 19 S. 699 u. ff., Ludwig Uhland, „Alte Hoch- und Niederdeutsche Volkslieder" Bd. II, Abhandlung, S. 122.) Eine solche Entdeckung ist schwer. Um sie zu machen, muß man das Vertrauen der ältesten Mütterchen des Dorfes erwerben, damit sie sich herablassen, uns die Lieder vorzusingen, die sie in ihrer frühesten Jugend in der Spinnstube gelernt haben. Solche alte Volkslieder, welche leider auch im Munde des Volks immer seltener werden, sind ein wahres Heiligthum und mit unseren modernen Bänkelsängereien und Gassenhauern nicht zu verwechseln.

Die Förster und Gensdarmen, die Bauern und Kleinbürger, die Reitknechte, Kutscher und Kutschenke (der „Kutschenke" ist auf altmärkisch der Unterkutscher oder der Kutscherjunge) sind keineswegs blos maskirte „Gebildete", sondern wirkliche Männer des Volks, die auch demgemäß denken, fühlen, sprechen und handeln. Ebenso ist es mit deren Frauen und Töchtern, wenn auch nicht in derselben Vollkommenheit. Auch die Aristokratie, die in der Altmark und folglich auch in den altmärkischen Geschichten ihre Rolle spielt, ist gut gezeichnet. Nur ist es ein wenig seltsam, daß die Personen bürgerlicher Abkunft fast alle Tugendbolde und die von Adel fast alle Bösewichter. Bei A. von Sternberg, der vor dreißig Jahren der Löwe des Tages war, war es umgekehrt. Das Eine ist so gut ein Fehler als das Andere. Solche specifische Unterschiede bestehen nicht, und es ziemt nicht dem Dichter, sie tendenziös zu erfinden.

Als das gräfliche Gut in Grabstedt sequestrirt wird, unterhält sich die Dienerschaft über diesen Zwischenfall. Der alte Kutscher Christian ist das Orakel; er versteht es in seiner Art, nicht nur in die Natur der Rechtsverhältnisse einzudringen, sondern auch sich fremde technische Ausdrücke zurechtzulegen.

„Ja, ein Lehngut, Kinder," sagt er, „ein richtiges Lehngut, das ist ein Gut, worauf man sich etwas lehnen möchte, aber für gewöhnlich nichts gelehnt bekommt. Aber manchmal bekommt man doch Geld darauf, nämlich wenn alle Vettern ‚Ja' dazu sagen. Und derowegen heißen diese Vettern auch Lehnsvettern. Und was man ohne die Vettern schuldig bleibt, das braucht man nicht zu bezahlen, wenn man ein Lehnsgut hat. Mit den Vettern aber, da wird so passirt (subhastirt), wenn man die Lehnschulden nicht bezahlen kann. Vor Zeiten wohnten hier Dorf bei Dorf Edelleute mit Lehngütern. Und wer ein Lehngut hatte, wollte gut leben und brauchte Geld, und die märkischen Lehnsvettern waren immer gutwillig — von wegen Wurst wider Wurst. Und so lebte sich's lustig, bis die Zinsen nicht mehr herauskamen. Dann ging's im Trab: Erst sequestrirt und dann so passirt (subhastirt) und zuletzt unter die Bauern dismembrirt, — und futsch war Alles!"

Beide Romane drehen sich um Criminalfälle. Dadurch wird dem Verfasser die Gelegenheit geboten, auf unsere Rechtspflege sachliche und persönliche Lichter fallen zu lassen. Auch die Frage der Beschlagnahme der Löhne, die inzwischen im Reichstage in verneinendem Sinne entschieden worden ist, wird illustrirt in

Digitized by Google

einer höchst interessanten Episode des zweiten Romans. Die reformatorische Absicht tritt jedoch nie in einer abstract-tendenziösen Weise hervor, sondern wird ähnlich, wie in den Romanen von Charles Dickens, durch streng realistische Figuren getragen. Die Richter, die Gerichtsdiener, die Gefängnißdiener, die Hauswirthin, die immer von „ihrem Herrn Assessor" erzählt, — das Alles sind ebenfalls durchaus lebenswahre Figuren, die Einem schon einmal irgendwo im Leben im Original vorgekommen zu sein scheinen.

Der erste Roman „Pflicht und Schuldigkeit" spielt während des großen Kriegs 1870—1871 und führt uns u. A. auch auf französischen Boden. Er ist etwas lose geschürzt und besteht eigentlich aus einer Reihe von aneinander gereihten Bildern und Episoden, welche jedoch alle großes Interesse gewähren. Der Roman scheint für ein Feuilleton geschrieben zu sein und zeigt noch ein wenig die Spuren, daß er blattweise von Tag zu Tage gewachsen, wie dies z. B. auch bei den ungarischen Romanen von Moriz Jókai immer deutlich hervortritt.

Der zweite „Im Wald und auf der Haide" zeigt einen großen Fortschritt in technisch-künstlerischer Beziehung. Er ist streng einheitlich gedacht und ausgeführt. Die einzelnen Scenen entwickeln sich folgerichtig und rasch aus einander, und der Abschluß wirkt wohlthuend. Spannung und Lösung sind geschickt vertheilt.

Ein Hauptvorzug aber ist beiden Romanen gemeinsam, nämlich der, daß sie auf das Anschaulichste ein gesundes Stück deutschen Volksthums mit realistischer Treue und doch mit dichterischer Verklärung darstellen und uns Land und Leute der Altmark, eines, wie ich mit ein paar andeutenden Strichen darzuthun versuchte, für die deutsche Vergangenheit und Gegenwart hochinteressanten Ländchens, in einer Weise schildern, daß mancher bisher Unkundige wird sagen können und müssen: „Für mich hat erst Parisius die Altmark entdeckt".

Volksseele oder Bücherseele?

Von **Carus Sterne.**

Während die Gelehrten ihren sechstausendjährigen Streit, ob der Mensch so einen Vogel, den man Seele nennt, wirklich beherberge oder nicht, noch immer nicht zu allseitiger Befriedigung beigelegt haben, hat der legale Director der leopoldinisch-karolinischen Akademie, Doctor der Medicin und Mitglied gelehrter Gesellschaften, Herr Eduard Reich, in seinem Bibliothekssaale entdeckt, daß nicht allein der Einzelne, sondern auch das Volk als Ganzes über eine ganz eigenartige Seelenspecies verfügt*). Aus einem, dem Buche, welches uns diese Entdeckung verkündet, vorgehefteten Blatte erfahren wir bewundernd, daß der Verfasser den Grundsatz des trefflichen Tiraqueau: „Alle Jahre eine neue Orgelpfeife und ein neues Buch!" zu Gunsten seiner Bibliothek ebensoweit überschritten hat, wie er ihm zu Gunsten seiner Kinderstube vermuthlich nachgeblieben ist, und vernehmen dann weiter zu unserem theilnehmenden Bedauern in der Vorrede, daß man die bisher geleisteten fünfundzwanzig Bände von nahezu zehntausend Druckseiten größten Formates und schwersten Kalibers, von denen der erste 1857 die Presse verlassen, wahrscheinlich nicht so aufgenommen hat, wie unser Volksbeglücker erwartete, ja daß die Kritik sie „verachtet und todtgeschwiegen habe". Denn es wird uns aus den schlechten Gewohnheiten der zehnten Muse und ihrer Vertreter erklärt, woher es kommt, „daß die wichtigsten Dinge verkannt, verdreht, verketzert, verachtet, ja todtgeschwiegen werden, wogegen die richtigsten Narrenspäße oft als großartige Ausflüsse des Genius der Menschheit gelten und Jahrzehnte, Jahrhunderte lang mit Ehre und Lob überhäuft, bewundert und vergöttert werden". Warum nicht Jahrtausende? Denn so lange ist es her, daß Aristophanes den Sokrates schlecht recensirte, und noch immer lacht man darüber. Soviel ist aber richtig, die Welt ist böse von Jugend auf, und die Recensenten verdienen in corpore den Staupbesen. Es soll wirklich vorgekommen sein, daß, wie wir in dieser Hausrede nochmals lesen müssen, „Genien in den Staub getreten, aufgetriebene, leere Mohnköpfe als die großen Meister der Zeit verehrt, ja vergöttert wurden". Aber es hat uns immer geschienen, als ob Recensionen — sie mögen nun günstig oder ungünstig ausfallen — ziemlich gleichgültig für den Erfolg von Geisteserzeugnissen sind, daß sich diese vielmehr, wenn sie Werth haben, oder dem Zeitbedürfniß entgegenkommen, durcharbeiten, oft um so sicherer, je mehr sie getadelt, oder je vollkommner sie todtgeschwiegen wurden. Wir wollen uns dieser Todsünde des Todtschweigens nicht wieder und am wenigsten gegen dieses Buch schuldig machen, sonst mahnt es vielleicht als nächtlicher Spuk alle seine Todtschweiger an den Unterlassungsmord und mir für meinen Theil war diese Volksseele schon bei ihrer körperlichen Erscheinung gruselig genug, ich setze mich der spukhaften nicht aus.

Als erste Ursache, daß Bücher von der Art des vorliegenden kaum von dem dafür bezahlten Vorkostpublicum, geschweige dem freiwilligen zu Ende gelesen werden, glaube ich einen den wenigsten Menschen appetitlichen Bibliotheksduft, der uns aus demselben entgegenströmt, haftbar machen zu müssen. Von dem vorletzten Buche des Verfassers, den „Studien über die Frauen", sagte mir ein hochcompetenter Freund, dessen Lebenslust der Umgang mit dem schönen Geschlechte ist, der Autor scheine dasselbe nur vom Hörensagen und aus Büchern zu kennen, er müsse seit seinen Kinderjahren niemals wieder mit einer Frau Umgang gehabt haben. Ich habe das Buch nicht selbst gelesen und unterschreibe darum dieses Urtheil nicht, soviel Vertrauen ich auch in meinen Gewährsmann setze, aber daß der Entdecker der Volksseele die Völker wirklich nur aus Büchern kennt, die er, wie die Hausrede sagt, alle selbst kauft, weil er das Bücherausleihen im höchsten Grade unmoralisch findet, beweist eben dieses Buch auf das schlagendste. Es besteht nämlich im Wesentlichen aus einigen hundert meist wörtlich in den Text aufgenommenen, durchschnittlich halbseitigen Citaten aus medicinischen, physiologischen, psychologischen, anthropologischen, ethnologischen, culturhistorischen, allgemein naturwissenschaftlichen und statistischen Werken mit verbindendem Zwischentext, der meistens in einer etwas ausführlicheren Wiederholung und Umschreibung des bereits zwischen den Gänsefüßen Gesagten besteht. In dieser reichhaltigen Zusammenstellung des Materials beruht der Hauptwerth der Arbeit, denn in der Zwischenactsmusik des Componisten haben wir, obwohl er sein Buch mit einem melodischen

Ich habe gesprochen!

schließt, trotz des allerbesten Willens nicht viel Welterschütterndes angetroffen.

Was zunächst den Extrait-double-Begriff der Volksseele anbetrifft, so deckt er sich so ziemlich mit dem, was man sonst verständiger Nationalcharakter nannte, doch wollen wir um den Namen nicht rechten und uns lediglich an die Sache halten. Der Verfasser sucht nach einigen wenigen allgemeinen Bemerkungen nachzuweisen, wie seine Volksseele sich bildet, zum Guten und Schlechten bestimmt und geleitet wird durch die Verhältnisse, unter denen sie sich entwickelt. Hatten wir uns aber vorgestellt, daß, um die Volksseele recht entschieden zur Ausprägung kommen zu lassen, möglichste Inzucht von vortheilhaftestem Einflusse sein müßte, so erfahren wir im Gegentheile § 89, daß Kreuzung der Stämme, ja sogar der Rassen „eine unerläßliche Bedingung für das Entstehen und Erwachsen der Volksseele sei". Auch uns Deutschen kann einzig noch durch eine richtig geleitete Kreuzung geholfen werden. Während der Verfasser die Franzosen und Dänen unter allen Völkern allein mit uneingeschränktem Lobe ihrer Seelengüte bedacht hat, sagt er im § 42 im Style Ludwig des Ersten: „Die Deutschen sind ein viele Einzelheiten wissendes, nur ausnahmsweise die Leute entzückendes, schwer bewegliches, träumendes oder allzu materialistisches, linkisches oder allzu raffinirtes Volk, welches dicke Unmäßigkeit nicht verachtet,

*) Studien über die Volksseele. Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten. Jena 1876, Hermann Costenoble.

Digitized by Google

langweiligen Angewohnheiten vielfach verfallen ist, durch große Umständlichkeit sich auszeichnet, und den Urtypus aller Philisterhaftigkeit als unanfechtbares Erbtheil besitzt". Der Abgrund der deutschen Schlechtigkeit und Aftergesittung liegt für den Doctor Reich in Deutsch-Oesterreich, wo mitten zwischen den edlen Ungarn und noch edleren Tschechen eine Volksseele mit den „Brandzeichen der Geistessklaverei und Sittenlosigkeit" sich entwickelt hat.

Aber sei getrost, Du krankes Deutschland, der Doctor Reich wird Dich curiren und sein § 84 mitgetheiltes Recept lautet: Kreuzung mit der ebenfalls hochedlen polnischen Rasse. „Der praktisch-materialistische, grobe oder süßliche Deutsche bekommt durch Kreuzung mit der polnischen Rasse etwas sehr zum Vortheile ihm gereichendes Ritterliches und Gewandtes." Das haben nun Deutsche und Russen längst gemerkt, und darum assimiliren sie theils mit bewunderungswürdiger Klugheit, theils mit raffinirter Grausamkeit darauf los. „Die Volksseele der Borusso-Germanen und der Moskowiter, sie gewinnt durch den Geist der Polen." Blos dem Oesterreicher ist nicht mehr zu helfen. Womit sich die herzigen Wiener und die doch vielleicht nicht aller und jeder guten Seite entbehrenden Norddeutschen diesen schweren Zorn zugezogen haben, weiß Referent natürlich nicht zu sagen, aber wie ihm scheint, genügt bereits eine kleine Reiseunbequemlichkeit, eine durch Gasthauslärm gestörte Nachtruhe für den cholerischen Doctor, um die ganze Stadt, ja das Land um des Häufleins der Ungerechten willen zu einem Sodom und Gomorrha zu machen. Ich kann mir wenigstens den entsetzlichen Wetterstrahl, der im § 202 eine uns allen theure Stadt Süddeutschlands trifft, nicht anders erklären. Die Stelle lautet — denn man muß es selber lesen, um es zu glauben — folgendermaßen: „Wer die Eisenbahnfahrt von Eisenach nach Lissenfels macht, nimmt links vom Wagen ausblickend, die herrlich gelegene Residenz eines Herzogs wahr, die wegen ihrer malerischen Lage weltbekannt ist. Der Fremde schließt, wenn er überhaupt an Inneres denkt, von dem Aeußeren auf das Innere und tritt freudig von der Station in die Stadt. Er glaubt unter normalen Menschen zu wandeln; welche Täuschung! — er befindet sich inmitten einer vollkommen entarteten, über alle Maßen gemeinen Gesellschaft, die kein höheres Interesse kennt, als Biertrinken, Tabaksqualmen, alles Edle mit dem Geifer der Infamie beflecken, alles Erhabene in den Schmutz der Straße ziehen, alle Persönlichkeiten besserer Art auf das unerhörteste lästern; eine Gesellschaft, die so versimpelt ist, daß der Fremde mit dem Gefühle der Verachtung im Herzen, dem Lande den Rücken kehrt". Schrecklich, entsetzlich, fürchterlich!

Nach dem Angeführten, was für sich selber spricht, bedarf es keiner weitern Ausführung, daß der Doctor, mehr als es einem Forscher gestattet ist, von Sympathieen und Antipathieen beherrscht wird, daß er leicht vorgefaßten Meinungen und sehr ungerechtfertigten Verallgemeinerungen Raum gibt und sich trotzdessen für nahezu unfehlbar hält, denn die Volksseele wird paragraphenweise wie ein mathematisches Lehrbuch tractirt und die Behauptung so schwerer und schwankender Dinge, wie die Allgemeinbeurtheilung fremder Völker mit der Sicherheit von Axiomen hingestellt. Einen köstlichen Belag für den privaten Charakter dieser naiven Meinungsablagerungen gibt die Behauptung des in Dobberan wohnhaften Doctors, daß Küstenbewohner unter sonst guten Verhältnissen nicht allein kräftiger, sondern auch besser und klüger als alle andern Menschen werden, und daß ihr Gemüthszustand „für möglichst correcte Weltanschauung eine immerfließende Quelle sei". Nun, daß die Gemüthsverfassung des Herrn Doctor trotzdem nicht die allerfreundlichste ist, beweist nach dem Angeführten schon der Umstand, daß er die Menschen mit Vorliebe „Zweihänder" nennt, was gelehrt klingen soll, aber, wie der Verfasser aus den von ihm citirten Zeugnissen Huxleys hätte entnehmen können, völlig nichtssagend und falsch ist, wenn damit die Menschen zoologisch bezeichnet werden sollten.

Die Darlegungen von § 1 bis § 378 enthalten im Uebrigen wesentlich eine Ausdehnung des alten Spruches mens sana in corpore sano von dem einzelnen Individuum auf die Mehrheit. Dagegen ist nicht viel einzuwenden; der Spruch ist, auf das Volk angewendet, weniger falsch als beim Einzelnen. Denn in Bezug auf diesen wissen wir allerdings, daß eine kränkliche Körperconstitution und Naturgebrechen gar häufig die Innerlichkeit fördern. Der größte Volksdichter der Deutschen war ein durch und durch kranker Mensch, Kant und Mendelssohn bucklicht, Sokrates häßlich wie ein Thier ꝛc. Jedenfalls soll man sehr vorsichtig das Für und Wider prüfen, ehe man sich so unbedingt zum Muskelchristenthum bekennt, und ganz unbestreitbar dürfte wohl hier nur feststehen, daß zu einer gesunden Menschenseele ein gesundes, vollentwickeltes Gehirn gehört. Wir kommen darauf zurück.

Lassen wir also diese alten Geschichten, daß die Chokolade den Fanatismus und die Goldgier der Spanier belebt habe, und daß Schnaps und Cichorie die eigentlichen Quellen der socialen Frage seien, und sehen uns dafür die Beweisführung des Verfassers einmal etwas genauer an. Wir lesen in § 253 von dem gewaltigen Einfluß, den der Luftdruck auf die Volksseele ausüben soll, und erfahren dazu aus den Versuchen des Herrn Paul Bert, der sich unter die Glocke einer Luftpumpe gesetzt hatte, daß er bei fortgesetzter Verdünnung die Abmattung und nervöse Erschlaffung des zu hoch gestiegenen Luftschiffers empfand. An diese doch wahrlich für das Völkerleben gar nichts beweisenden Versuche knüpft Verfasser die durch nichts anderes gestützten Schlüsse: „Denken wir uns eine ganze Bevölkerung, welche seit Jahrhunderten unter beziehungsweise sehr niedrigem Luftdrucke lebt. Wir werden bei diesen Menschen unter keiner Bedingung die angeführten Erscheinungen in irgend welcher Ausprägung wahrnehmen; aber sicher (!) werden wir Andeutungen derselben bemerken in den Aeußerungen der geistigen Functionen. Man darf behaupten, daß in sehr verdünnter Luft lebende Menschen auf dem Gebiete des Denkens Hervorragendes nicht leisten, und daß die Denkkraft im Allgemeinen mit dem Luftdrucke sich vermehre". Man weiß über diese Punkte gar nichts sicher, und man darf gar nichts behaupten, wenn man es mit der Erforschung der Wahrheit ernst nimmt. Viel eher könnte man aus dem Zusammenbrechen und der äußersten Schwäche der in luftverdünnte Räume gelangenden Menschen schließen, daß in entsprechenden Bergregionen die Muskelkraft einer geringeren Entfaltung fähig sein sollte, und doch erzählt uns Humboldt, daß die zartesten Mädchen einer Gegend der Anden, die eben so hoch liegt, wie der Gipfel des Mont-Blanc, unter einem Luftdruck also, bei welchem Herr Bert zusammenbrach, die ganze Nacht hindurch ohne Erschöpfung tanzten, gerade wie in Dobberan, und daß bei Pinchincha in der Höhe des Monterosa eine große Schlacht ausgekämpft worden ist. So verrannt ist der Doctor in seine Hypothese, daß hoher Luftdruck dem Menschen besser zusagen müsse als geringer, daß er lieber die allgemein bestätigte Erfahrung, nach welcher bei hohem Luftdruck mehr Menschen sterben als bei niederem, anzweifelt, als von seiner zärtlich geliebten fixen Idee zu lassen, die offenbar wieder von dem vorherrschend hohen Barometerstande in Dobberan abgeleitet ist. Es gibt nicht blos eine Kirchthurms-Politik, sondern auch eine Kirchthurms-Forschung, die nicht über die eigene Nase hinaussieht.

Dieses Beispiel mag statt vieler anderer, die sich wählen ließen, zeigen, wie es mit der Begründung der fast immer als sichere Thatsachen hingestellten Phantasieen dieses Stubengelehrten sich verhält, und damit wäre der Hauptzweck dieser durch die anmaßende Vorrede des Buches förmlich herausgeforderten Polemik erfüllt. Nur etwas ganz Charakteristisches will ich noch erwähnen. Jeder einigermaßen vernünftige Mensch würde, dünkt mich, unter den vielen Factoren, die auf die sogenannte Volksseele einwirken, Schule und Erziehung obenan stellen. Denn die menschliche Seele ist doch zum überwiegend großen Theile ein Product von Lehre und Beispiel, und ich habe nie gehört, daß Menschen, die gut erzogen waren, wenn sie einige Zeit schlecht zu essen bekamen oder ungewaschen herumliefen, darum gleich schlechter gedacht und gehandelt hätten. Diesem Hauptfactor, dem Volksunterrichtswesen, sind nun von den nahezu vierhundert Paragraphen zweie (344 und 345) gewidmet, die aber beide

Digitized by Google

nur an ein anderthalb Seiten langes Citat von Ziller anknüpfen, nach welchem die Schule oft mehr schadet als nützt. Die Ueberbürdung des Geistes, — der wir ja keinenfalls das Wort reden wollen, — soll nämlich unmittelbar die Neigung erwecken, „sich durch Aufnahme genügender Mengen von Bier und Wurst, sowie durch tüchtiges Tabakrauchen angemessen zu entschädigen". Gleichwohl scheinen sich bei dem Verfasser Verstandesbildung und Moral völlig zu decken, denn er sagt beispielsweise: „Mit der innern Reinheit der Sprache nimmt die Reinheit der Sitten zu; ein wahrhaft sittliches Volk spricht sittlich, ein unsittliches Volk aber unsittlich. Der innern Reinheit schließt stets auch äußere Reinheit der Mundart sich an, so daß wir Menschen, deren Sprache sittlich ist, in der Regel auch wohlsprechend finden". Ich glaube, daß häufiger das Umgekehrte richtig ist, daß sich öfter die besten Herzen im schlechtesten Dialekte und die unsittlichsten Menschen in den gewähltesten Ausdrücken aussprechen, daß Reinheit der Sprache und Reinheit der Sitten nur darin zusammentreffen, daß beide durch dieselbe Erziehungsmethode in der Regel gepflegt worden sind. Als letztes Hilfsmittel der Sittlichkeit wird an eine „Kirche der Menschheit" appellirt, wie sie Dr. Reich in einem besondern Buche aufgebaut hat. Wir verspüren keine Neigung, diese Dobberaner Musterkirche kennen zu lernen.

Unter den zweifellos höchst werthvollen politischen und administrativen Ausblicken will ich zum Schlusse wenigstens des Verfassers Gedanken über die Ursachen der im Allgemeinen schlechten Gesetzgebung zum Besten geben, da dieselben für den in Aussicht genommenen Bau des Parlamentshauses für das Deutsche Reich von Wichtigkeit zu sein scheinen, sofern sie den billigsten Platz als den besten erweisen. „Man klagt so häufig und mit Recht," sagt Dr. Reich im § 228, „über unpassende und darum drückende, die freie, naturgemäße Entwicklung beeinträchtigende Gesetze und Einrichtungen, und bezeichnet den Mangel an Verständniß des täglichen Lebens als Ursache dieser Erscheinung. Thatsächlich kommt man bei genauerer Erforschung der Leibesverhältnisse der Legislatoren und Directoren zu der Erkenntniß, daß diese Menschenart zumeist Alles, was Muskelübung ist, vernachlässigt, dabei zu gleicher Zeit den Verdauungswerkzeugen allzuviel von Eiweißkörpern, Gewürzen, schweren Weinen und Bieren darbietet. Durch solche Lebensweise wird das Verständniß der Dinge, die außerhalb der gewöhnten Kreise liegen, sehr erschwert."

„Wenn die Gesetzgeber Jahr aus Jahr ein systematische Leibesbewegung unterlassen, wenn somit der Stoffwechsel, die Wärmebildung ꝛc. — — — so muß Verrückung der Gesichtspunkte, falsche Auffassung der äußern Welt, und schließlich unrichtige Maßnahmen die Folge sein." Demnach wäre Krolls Etablissement für das Reichtagsgebäude noch viel zu nahe, man sollte es im hintersten Theile des Thiergartens anlegen und dorthin neben einem ausgezeichneten Fußwege nur noch einen äußerst holprigen Fahrweg anlegen, damit der Gesetzgeber unter allen Umständen, mag er nun gehen wollen oder nicht, sein dem Volkswohle unbedingt erforderliches Quantum von Leibesbewegung empfange. Auch die Diäten muß man ihm vorenthalten oder doch so knapp bemessen, wie möglich, damit er nicht in Eiweißnahrung schwelgen kann. Also sei auf deiner Hut, Volksseele, ER, der Reichs-Arzt, Dr. Reich hat gesprochen.

„Das Rheingold" von Richard Wagner.

Vorstudie.

Wer die vier umfangreichen, an 1700 enggedruckte Seiten fassenden Partituren überblickt, deren jede zu gleicher Zeit ein abgeschlossenes Ganze für sich, und einen Theil jenes großen „Musikdramen"-Cyklus: „Der Ring des Nibelungen" bildet; wer unbefangenen Auges Dichtung und Musik betrachtet und prüft und, ohne die Schwächen zu übersehen, doch die vielen sehr interessanten Momente, die großartige Conception und die vielen Schönheiten erkennen will; wer sich dann vergegenwärtigt: wie diese Schöpfung ganz allein um des Selbstzweckes willen entstanden ist, um die Principien des Dichter-Tonsetzers zur völligen Durchführung zu bringen: wie dieser sein Werk begonnen, gestaltet und vollendet hat, ohne irgend welche Rücksicht auf vorhandene maßgebende Verhältnisse, ohne Aussicht, mit den vorhandenen Mitteln eine Einführung in die Oeffentlichkeit zu ermöglichen und ohne den geringsten Anhaltspunkt der Hoffnung, die kolossalen erst ganz neu zu schaffenden Mittel für eine Aufführung je zu erlangen:*) der wird Bewunderung empfinden für solch kolossale Begabung, für solche Thatkraft, Ausdauer und Selbstvertrauen. Diese Bewunderung wird ja auch nur das ganze Große umfassen, ohne jeder Einzelheit unbedingt gleichen Zoll zu leisten; und sie wird auch gerade in der Entstehungsgeschichte die richtige Erklärung für manches Seltsame, Absonderliche, Ungeheuerliche finden, das in dem Werke keineswegs fehlt: Wer einmal bei der Schaffung eines Kunstwerkes von allen gegebenen Verhältnissen absehen und nur die eigenen Phantasiegebilde als Gesetz anerkennen will, wer jede Anknüpfung als seinen Idealen widersprechend verwirft, der wird neben Großem — wenn er dazu die Fähigkeiten besitzt — auch manches hervorbringen, das vielleicht im äußerlichen Zusammenhange mit seinen Ideen, aber nicht im inneren zu dem Kunstwerke steht; wer die Nothwendigkeit des Tages, der Zeit, in welcher er lebt, nicht sehen will, der hängt mehr als er glaubt von den Launen des Tages ab, und widmet gar oft gerade den schwächeren Theilen seines Werkes die genaueste, ins Breiteste gehende Sorgfalt, weil auch diese schwächeren Theile meistens die nach der Absicht (nicht nach der künstlerischen That) eigenthümlichsten sind.

Im Laufe der Besprechung der einzelnen Theile wird sich Gelegenheit bieten, diesen Punkt näher zu beleuchten. —

Wagner hat schon im „Tannhäuser", „Lohengrin" und „Tristan" durch die That selbst am besten angedeutet, daß ihm die nicht-historischen, der Mythe entnommenen Vorgänge die allein seinem Ideale eines Musikdramas entsprechenden sind. So hat er denn in diesem letzten Werke mit kühnem und glücklichem Griffe den ganzen Kreis der nordischen Götter- und Heldensage in den Bereich seiner Dichtung gezogen und in Töne gesetzt. Aber er verwendet die Sagen nicht der Ueberlieferung gemäß, nicht wie die alten scandinavischen Gedichte sie erzählen; er drückt ihnen den Stempel seiner Weltauffassung auf und schafft sich neue Gestalten unter alten Namen. Ihm sind die Götter und die Helden nicht die volksthümliche Symbolisirung der Naturgewalten, und des geistigen Kampfes mit ihnen, nicht Götterglaube (nach Grimms deutscher Mythologie), nicht Erkenntniß der Welt und der göttlichen Dinge, wie sie der Volksgeist zuerst faßte (Simrock), nicht „die erste Offenbarungsform der Schönheitsidee im menschlichen Geiste" „natürliche Aesthetik" (Wiborg), nicht allegorische Figuren für Natur- und Geistesleben (Bratuschek); sondern das Bild des „von allem Conventionellen losgelösten rein Menschlichen"; und was die Mythen erzählen, das ist ihm Walten des Willens (der Urwillkür), wie ihn die Schopenhauer'sche Lehre als ersten Grund alles Daseins und aller Handlung darstellt. Sichtung des Wahren von dem Falschen, der richtigen dichterischen spontanen Auffassung vom Erkünstelten, Reflectirten, würde ein Buch für sich verlangen. Dem Zwecke der vorliegenden Besprechung muß die thatsächliche Darstellung des Principes genügen. Sowie Wagner den Stoff seiner Dichtung der vorgeschichtlichen Zeit entnimmt, so geht er auch — folgerichtig — von dem Reime und den Versmaßen, den Erzeugnissen der neueren Kunst, zu dem Stabreime, der Alliteration zurück, in welchen die alten Dichtungen sich bewegen. Als natürliche Folge eines solchen Zurückgreifens auf alte entwöhnte Formen und des vollständigen alleinigen Gebrauches derselben in vier großen Dichtungen erscheinen nun manche veraltete Wort- und Satz-

*) Wagner hat den Entwurf zum Ring des Nibelungen im J. 1852 verfaßt, und seine „Freunde" in einem öffentlichen Schreiben davon benachrichtigt; im J. 1862 war das Gedicht und ein großer Theil der Musik vollendet.

Digitized by Google

bildungen (Archaismen), manche neue gezwungene Wortbildungen; dunkle Satzstellungen, Wortspiele und Witze, nur um die Wirkung des Anreimes zu erzielen. Auch hat der Umstand, daß Wagner die Dramen in nach rückwärts schreitender Folge dichtete — Siegfrieds Tod (Götterdämmerung) kam zuerst, dann Siegfried und Walkyre — den großen Uebelstand nach sich gezogen, daß in den später geschriebenen gethan wird, was er früher blos erzählen ließ, und daß nunmehr umgekehrt ganz weitläufig erzählt wird, was im Theile vorher sich schon in der That begeben hat. Das sind nun die Gebrechen der Welt, die Wagner sich geschaffen hat, die wir nicht verschweigen dürfen, wie wir denn auch von den großen Schönheiten, die sie erschließt, gewissenhaft erzählen wollen. Wir werden zu diesem Zwecke den Text nicht von der Musik getrennt prüfen, sondern Beides zu gleicher Zeit im Auge behalten.

Ein ziemlich langes Vorspiel in Es-dur leitet „Das Rheingold" ein; Contrabässe und tief liegende Fagotte bilden den Grundbaß, über welchem acht Hörner nach einander folgend den reinen Es-dur-Dreiklang von unten nach oben im $^6/_8$-Tacte erklingen lassen. Die Violoncelli beginnen eine wogende Figur, die einige Aehnlichkeit mit dem Anfange von Mendelssohns Melusine-Ouvertüre zeigt. Ueber dieser Figur ertönt von den Blasinstrumenten das erste „Leitmotiv", das wie viele andere im Laufe des Cyklus öfters wiederkehrt, das Rheingold- und Erda-Motiv. Die beiden Phrasen schwellen immer mehr an — dann werden sie sanfter; die Scene zeigt den Grund des Rheinstroms, die Gewässer oben dicht und dunkel im Morgengrauen, der unterste Raum weniger bedeckt. Die drei Rheintöchter, Woglinde, Wellgunde, Floßhilde erscheinen; die ersten beiden singen einen munteren Reigen, die dritte ermahnt sie, den Schatz wohl zu hüten. Aus der Tiefe steigt der Zwerg Alberich hervor, der Nibelung mit einem sehr charakteristischen Motive; wohlgefällig betrachtet er die „Nicker"; Floßhilde warnt die Schwestern vor ihm; er bittet um ihre Gunst; neckend fordern sie ihn auf, zu ihnen hinauf zu steigen; er folgt dem Rufe und klettert über die Riffe, das Wasser dringt ihm in die Nase, er prustet und niesst — ein ganz origineller Instrumentaleffect — und schimpft „garstig, glatter, glitschriger Glimmer" und auf das schlecke (!) Geschlüpfer (!). Es entspinnt sich ein Gespräch zwischen ihm und den drei Mädchen, die ihn eine nach der andern necken und verhöhnen. Die melodische Phrase, nach welcher Floßhilde den Alberich ihre Gunst hoffen läßt, um ihn nur noch mehr zu verlachen, als ihre Schwestern, ist sehr lieblich, fast zu lieblich, wo offenbar eine Ironie — der Gegengedanke von dem, was die Worte sagen — ausgedrückt werden soll. Der Zwerg wüthet und schimpft die Mädchen (die schon früher ihn „schwarzes schwieliges Schwefelgezwerg" nannten); diese schwimmen wieder hin und her, und freuen sich, wie er sie verfolgt, und überall von den Felsen abgleitet. Die Sonne geht auf, Harfenklang und leises Tremolo der Streichinstrumente begleitet ihren Glanz, der sich im Rheingolde widerspiegelt, und von diesem aus den ganzen Fluß durchschimmert. Die Nixen begrüßen die „Weckerin" Sonne und das Rheingold. „Glühender Glanz entgleißt Dir weihlich im Wag" (Wag ist ein Seeausdruck, bedeutet die kleinen Wellen einer Sandbank; das Wort ist also nicht blos ganz fremdartig, sondern hier auch falsch angewendet). Alberichs Blick weilt unverwandt auf dem Scheine; er fragt die Mädchen nach dem Glanze, in lieblichster Phrase ertönt zuerst die Antwort; als er weiter forscht nach der Bedeutung des Goldes, antwortet ihm Wellgunde: „Der Welt Erbe gewönne zu eigen, wer aus dem Rheingolde schüfe den Ring, der maßlose Macht ihm verliehe!" Hier erklingt das Leitmotiv vom Nibelungenring, das ebenfalls den ganzen Dramen-Cyklus durchzieht. Floßhilde mahnt sie, das Geheimniß zu bewahren; aber die Schwestern antworten: Kann doch nur Der das Gold gewinnen und den Ring schmieden, der die Liebe und die Minne verschmäht, was haben wir von dem lüsternen Zwerge zu fürchten? Der Zwerg, der diesen Worten aufmerksam gelauscht hat, springt auf das Riff, wo das Gold liegt, schwört die Minne ab, flucht der Liebe, reißt den Schatz aus der Spalte und entflieht, unter dem Wehrufe der Rheintöchter. Dichte Nacht bricht herein, die Wogen verwandeln sich in Gewölk, das nach und nach heller wird, bis endlich im Hintergrunde die Burg Wotans in lichtem Glanze erscheint. Während dieser Aenderung der Decoration führt ein außerordentlich wirksam instrumentirtes Zwischenspiel aus dem Sturme der Wogen in das Nibelungenmotiv und dann in das Walhallamotiv. Dieses scheint nun fast aus dem vorhergehenden entsprungen zu sein, denn die rhythmische Bewegung und die Intervallenfolge der oberen Noten der melodischen Phrase sind einander ganz ähnlich — und doch wie verschieden klingt es! Dieses Walhallamotiv ist wieder so ein echt Wagner'scher Gedanke, ganz sein eigen in der Conception und in der Ausführung durch tiefe Posaunen und Trompeten (im Piano und ganz weich). Wotan und Fricka seine Gattin liegen vorne auf blumigem Grunde, schlafend. Fricka erwacht zuerst, sie ruft dem Gemahl, doch dieser träumt von Macht und Ehre, während das Orchester leise die beiden Motive (Ring und Walhalla) weiterspielt; endlich erweckt ihn die erneute Mahnung; sein Blick fällt auf die Burg, die ihn erfreut; sie erinnert ihn an den schlimmen Vertrag, den er um des Baues willen geschlossen (hier ertönt wieder ein Leitmotiv, das Wotans Erscheinung in den späteren Dramen öfters begleitet). Den Riesen hat er ihn anvertraut und dafür den Besitz Freias, der Jugendgöttin, zugesagt. Wotan tröstet sie; ihre (wie die Folge lehrt) sehr gerechtfertigte Eifersucht beschwichtigt er durch die Bemerkung, sie tadle ihn ungerecht; habe er doch ein Auge daran gesetzt, sie zum Weibe zu gewinnen! Hier hat Wagner eine der schönsten Sagen der nordischen Mythe in sehr bedenklicher Weise umgewandelt. Wotan hat dies Auge geopfert, um aus Mimirs, des uralten Riesen, Brunnen ewige Weisheit und Erkenntniß trinken zu können. Kleinlich erscheint dagegen die Deutung Wagners, der noch dazu gleich hinterdrein Wotan sagen läßt: „Ehr' ich die Frauen doch mehr als dich freut!" Freia erscheint und bittet Fricka, die Schwester, um Schutz gegen die Riesen, die sich nahen, um sie als Lohn zu fordern. Wotan beruhigt sie; Loge, der Verschlagene, der ihm zu dem Vertrage mit den Riesen gerathen, hat ihm auch versprochen, Freia zu lösen. Die Riesen erscheinen (prachtvoll rhythmisch wirkendes Motiv), sie weisen auf die vollendete Burg, erinnern Wotan an den Vertrag; dieser antwortet ihnen sehr ungöttlich: „Seid Ihr bei Trost mit Eurem Vertrag?" und als sie ihn an die Heiligkeit des gegebenen Wortes mahnen, meinte er (er der Allvater, Herrvater ꝛc.): Sie sollten nicht für Ernst nehmen, was er zum Scherze nur beschlossen: „Die liebliche Göttin, was taugt Euch Tölpeln ihr Reiz?" Die Riesen werden zuletzt ungeduldig und reißen Freia an sich, um sie wegzuführen; die Göttin ruft ihre Brüder Donner und Froh zu Hülfe, doch Wotan wehrt diesen mit dem Speer, daß sie nicht die Verträge brechen, (die er selbst doch nicht halten will). Loge erscheint endlich (mit einem neuen, dem Feuermotiv). Er leugnet, daß er je versprach, Freia zu lösen; nur Ersatz zu suchen habe er sich verpflichtet, und treulich erfüllt, aber ohne Erfolg; denn überall wo er gefragt, ward ihm die Antwort, daß es für „Weibes Wonne und Werth" keinen Ersatz gebe. Nur Einer habe diesen Werth verworfen, der Niblung, der sich in solcher Weise das Rheingold und die damit verbundene Macht erwarb. Loge erweckt in den Göttern und den Riesen die Lust nach dem Golde, und beweist, daß die Besitznahme durch List gelingen könne. Die Riesen stellen nun Wotan das Anerbieten, mit dem Golde, das er leicht gewinnen könne, Freia zu lösen. Der Gott antwortet ihnen sehr grob, und sie entführen nunmehr Freia als Pfand; bis zum Abend wollen sie warten, daß Wotan das Gold beschaffe, oder die Göttin bleibt ihnen verfallen. Als Freia den Göttern entrissen ist, altern diese plötzlich, denn sie haben noch nicht von den goldnen, erneute Jugend verleihenden Aepfeln genossen, die jene allein pflegte und spendete, und ohne die Frucht müssen sie hinwelken. Wotan entschließt sich mit Loge nach Nibelheim zu fahren, um von Alberich das Gold zu erlisten. Ein tobendes Orchestervorspiel, bei dem 18 Ambosse hinter der Scene mitwirken, leitet das Erscheinen der Niblungenwerkstätte ein. Alberich herrscht, nachdem er den alle Macht verleihenden Ring gefertigt, als Tyrann über

Digitized by Google

die Niblungen und hat sich von seinem Bruder Mime, den er mißhandelt, die Tarnkappe flechten lassen, durch welche er jede Gestalt annehmen, auch sich unsichtbar machen kann. Wotan und Loge erscheinen. Während das Orchester abwechselnd die Motive des Ringes, des Feuers, der Niblungenschmiede erklingen läßt, sprechen sie mit Alberich; dieser verkündet, er werde mit seinem Golde sich ein Heer schaffen, das den Göttersitz stürmt. Der listige Loge beredet ihn, den Zauber des Tarnhelms zu zeigen. Alberich erscheint zuerst als Riesenschlange; Loge stellt sich furchtbar erschreckt und fragt, ob wohl der Tarnhelm auch eine ganz kleine Gestalt verleihen könne (man erinnert sich unwillkürlich an den gestiefelten Kater). Alberich verwandelt sich in eine Kröte, diese packen die Götter, entreißen ihr den Tarnhelm, binden den in seiner natürlichen Gestalt wieder erscheinenden Alberich und führen ihn mit sich fort, während im Orchester in jäher Hast alle Motive durcheinander tönen. Auf die Bergspitze, wo Walhalla steht, bringen die Beiden den Gebundenen, der sich nun lösen muß. Er opfert den ganzen Nibelungenschatz, die Zwerge bringen ihm unter den Klängen des Amboßmotives selbst den Tarnhelm; nur den Ring, der ihm alles wieder ersetzen kann, gedenkt er zu behalten; aber Wotan entreißt ihm dieses letzte kostbarste Gut. Und nun erhebt sich Alberich mit einem machtvollen Gesange und verflucht den Ring: wer ihn besitze, sei dem Tode verfallen; jeder wünsche ihn zu gewinnen, aber der Gewinnende werde dessen nicht froh; und so dauere der Fluch fort, bis der Ring wieder zu ihm zurückkehrt, der ihn verfertigte. Dieser Fluch ist ein hohes Meisterstück in Declamation, Steigerung und kunstvoller Instrumentation. Die Riesen erscheinen, um den Bescheid zu holen; Wotan bietet ihnen den Nibelungenschatz für Freia; sie stellen Freia zwischen zwei Pfähle und häufen den Schatz vor ihr auf; nur wenn er sie ganz verdeckt, daß nichts von ihr gesehen werden kann, ist sie frei. Die Götter häufen Geschmeide auf Geschmeide, die Riesen drücken es zu Hauf; jene schimpfen ziemlich gröblich, diese verlangen, daß jede Lücke verstopft, jede „Klinze verklemmt" sei. So geht der ganze Schatz auf, sogar der Tarnhelm; durch eine kleine Ritze erspäht Fasolt der Riese noch Freias Auge — um diese zu füllen, soll Wotan den Ring hergeben. Er verweigert es, und will Freia opfern trotz ihrer Bitte, trotz des Drängens aller Götter; da ertönen die ersten Klänge des Rheinmotivs geheimnißvoll, und aus dem Boden steigt ein Weib, den Göttern unbekannt; Erda ist's, die Ur-Wissende, die Mutter der Nornen; sie warnt Wotan, daß er den Ring nicht behalte, den Fluch meide. Schrill klingt wohl der Accord (drei Hoboen, englisches Horn, 2 Clarinetten und Baßclarinette), über welchem sie dreimal „Höre!" ruft, aber wenn er schon auf dem Clavier mächtig wirkt, wie mag er es auf der Bühne mit dem Orchester? Wotan ruft die Riesen zurück, er opfert auch den Ring. Die Götter schaaren sich um Freia, im Orchester ertönt allmählich das Nibelungenmotiv, während Fafner, der ältere der Riesen, den Schatz einsackt. Fasolt, der jüngere Bruder, verlangt seinen Antheil — Loge der Listige flüstert ihm zu, er möge sich nur den Ring sichern — es beginnt Streit, dann Kampf und Fafner erschlägt den Bruder um des Ringes willen — die erste Wirkung des Fluches, den der Nibelung ausgesprochen. Donner und Froh zertheilen die Wolken, welche noch Walhalla, die Burg, umgeben, durch Blitze und Winde, unter den Klängen eines feierlichen breiten Thema, mit mächtigster Instrumentation, und den Accorden von sechs Harfen bauen sie die Regenbogenbrücke, und mit dem ersten nun volltönenden Walhallamotiv ziehen die Götter in die Burg; da zuckt das Feuermotiv im Orchester: Loge zaudert fast, mit den Anderen zu gehen, er sieht in den erlebten Vorgängen die ersten Anzeichen des Verderbens: aber zuletzt schließt er sich doch an, indem er sich die Freiheit seines Handelns vorbehält. Aus der Tiefe tönen die Klagen der Rheintöchter um das verlorne Gut, das selbst Wotan listig behalten wollte und ihnen nicht wiedererstattete — doch die Klagen verhallen im brausenden Einzug der Götter, und mit ihnen schließt dieser erste Theil.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die „Gesellschaft für vervielfältigende Künste" in Wien hat seit einiger Zeit einen Vertreter in Berlin, den Kunsthändler Paul Bette, Taubenstraße 10. Das Unternehmen besteht seit dem Jahre 1871 und hat bis jetzt glänzende Erfolge aufzuweisen. Es ist nicht auf Speculation begründet, sondern hat sich als Hauptziel gesetzt, künstlerisch vollendete Reproductionen von bedeutenden Kunstwerken alter und neuer Zeit zu liefern und zwar für einen verhältnißmäßig geringen Betrag. Man kann der Gesellschaft mit 100 Mark jährlich als Gründer; mit 30 Mark jährlich als Mitglied beitreten, im ersten Falle erhält man die Blätter vor der Schrift auf chinesischem Papier, im zweiten Abdrucke mit der Schrift. Jedes Jahr erscheinen 2 Hefte à 6 Blätter, in fast durchweg vorzüglichen Radirungen und Stichen, für deren Güte die Namen von Unger, Sonnenleiter, Gauermann, Laufberger, Doris Raab ꝛc. vollste Gewähr leisten. Unter den bis jetzt publicirten Blättern sind fast alle Künstler von Ruf vertreten: Defregger, Makart, Passini, Kurzbauer, Bautier, Rahl, Lenbach, Knaus, Rethel (mit dem Hannibalzug, in vorzüglichen Holzschnitten von Bürkner), Ramberg, Camphausen, Menzel, Angeli ꝛc. Von den Alten: Rembrandt, Rubens, Murillo, Wouwermann, Poussin, Metsu, van Dyck. Die bis jetzt vorliegenden Publicationen bilden einen praktischen Cursus der Kunstgeschichte, in einer Anzahl von ca. 60 Blättern. Neben den regelmäßigen Jahresheften erscheinen noch außerordentliche, wie die „Nationalgallerie in Buda-Pest" (früher Esterhazy in Wien). Wir empfehlen das Unternehmen den Lesern der „Gegenwart" auf das wärmste.

* * *

Der Vortrag „Calderons «Wunderthätiger Magus» und Goethes «Faust»", den unser Mitarbeiter, Dr. Moriz Carriere, im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehalten hat, ist jetzt bei Westermann in Braunschweig in einer Separatausgabe erschienen, auf die wir unsere Leser aufmerksam machen.

* * *

Das provisorische Statut der Königlichen Akademie der Künste in Berlin, beurtheilt von Heinr. Dorn. Nebst einem Anhange „letztes Wort".

Der hochachtbare Professor Dorn, lange Jahre Hofcapellmeister an der Königlichen Oper, und seit 1849 ordentliches Mitglied der Berliner Königl. Akademie hat eine Reihe von Artikeln zuerst in der „Bürgerzeitung", dann als selbstständige Broschüre veröffentlicht, in welcher er manche sehr wichtige Bedenken gegen das provisorische Statut der Akademie ausspricht, welches vor anderthalb Jahren vom Cultusministerium (resp. Geheimrath Schöne) dem Abgeordnetenhause vorgelegt worden und von diesem nach kurzer Prüfung angenommen worden ist. Eine eingehende Besprechung der Broschüre würde vielleicht mehr Raum als diese selbst einnehmen, denn die Fragen sind sehr tief eingreifender Natur; ihre gründliche Erörterung erfordert Zurückgehen auf frühere Thatsachen und Beleuchten mancher Vorgänge neuester Zeit, also eine zugleich sehr ausgedehnte und concentrirte Prüfung. Darum wollen wir hier nur bemerken, daß die meisten der von Prof. Dorn ausgesprochenen Bedenken wohlbegründet erscheinen; die Sprache ist zwar energisch, doch überschreitet sie nirgends die Grenzen der berechtigten Beurtheilung künstlerischer Angelegenheiten.

S. E.

* * *

Berichtigung.

Bei dem Aufsatze in Nr. 26 d. „Ggwrt." ist durch ein Versehen der Name des Autors „A. Lammers" weggeblieben.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Friedrichroda.

Wegweiser für Kurgäste und Touristen

von

R. Roth,

mit Vorwort von **Ludwig Storch.**

Fein geb. 2 *M.* 50 *S.*

Aug. Stadermann jr. in Ohrdruf.

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erschien:

Stilleben auf Sylt.

Von

Julius Rodenberg.

Eleganteste Ausstattung. Preis 4 *M.*

Eleg. geb. 5 *M.*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von **C. F. Simon** in Stuttgart.

Dramaturgische Blätter.

Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich

von **Paul Lindau.**

2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 9 *M.*

Vergnügungsreisen.

Gelegentliche Aufzeichnungen

von **Paul Lindau.**

Elegant geheftet. Preis 2 *M.* 50 *S.*

Inhalt: **Am Rhein! Am Rhein!** — Rolandseck, **Ems**, Stolzenfels. Eine Pfingstreise. (Mai 1864.) **In Coblenz.** — Begegnung des Königs Wilhelm von Preußen mit dem Sultan Abdul Aziz. (Juli 1867.) **In Eisenach.** — Bei Fritz Reuter zu Gast. (September 1869.) **Auf Wilhelmshöhe.** — Ankunft des gefangenen Kaisers Napoleon. (September 1870.) **Schandau.** — Sommerferien. (Mai 1872.) **In Bremen und Wilhelmshafen.** — Mit den Gesetzgebern des Deutschen Reichs. (Juni 1873.) **In Versailles.** — Gambetta in der Nationalversammlung. (Juli 1873.) **In Wien.** — Bei Hans Makart und Johann Strauß. (November 1874.) **Am Plötzensee.** — Bei einem Wirthe wundermild. (März 1875.)

Für Badereisende nach

HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag v. **Otto Meissner** in Hamburg:

HELGOLAND.

Nordseestudien

von **E. HALLIER.**

Preis 3 *M.*

Die

NORDFRIESISCHEN INSELN

vormals und jetzt.

Von **G. WEIGELT.**

2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 *M.*

Novellen

namhafter Autoren

im Umfange von mindestens 12 bis höchstens 14 Octav-Druckbogen werden für das Feuilleton der „Berliner Gerichts-Zeitung" so wie zum gleichzeitigen Buchverlage gesucht. Gefl. Anerbietungen direct erbeten.

G. Behrend (H. Foerstner), Verlagsbuchhandlung in Berlin, W., Charlottenstraße Nr. 27.

Bühnenfestspielhaus in Bayreuth.

Aufführungen am 13.—16., 20.—23. und 27.—30. August.

Richard Wagner's Tetralogie:

Der Ring des Nibelungen.

1. Abend: Rheingold.

Personen:

Wotan, Donner, Froh, Loge,	Götter	Hr. Betz von Berlin. Hr. Elmblad von Berlin. Hr. Unger von Bayreuth. Hr. Vogl von München.
Fasolt, Fafner,	Riesen	Hr. Eilers von Coburg. Hr. Reichenberg v. Stettin.
Alberich, Mime,	Nibelungen	Hr. Hill von Schwerin. Hr. Schlosser v. München.
Fricka, Freia, Erda,	Göttinnen	Fr. Grün von Coburg. Frl. Haupt von Kassel. Fr. Jaide von Darmstadt.
Woglinde, Wellgunde, Flosshilde,	Rheintöchter	Frl. Lehmann I v. Berlin. Frl. Lehmann II v. Köln. Frl. Lammert von Berlin.

Nibelungen.

Ort der Handlung: 1. In der Tiefe des Rheines. 2. Freie Gegend auf Bergeshöhen am Rhein. 3. Die unterirdischen Klüfte Nibelheims.

2. Abend: Walküre.

Personen:

Siegmund	Hr. Niemann von Berlin.
Hunding	Hr. Niering von Darmstadt.
Wotan	Hr. Betz von Berlin.
Sieglinde	Frl. Scheffzky von München.
Brunhilde	Fr. Materna von Wien.
Fricka	Fr. Grün von Coburg.

Acht Walküren.

Ort der Handlung: 1. Das Innere der Wohnung Hunding's. 2. Wildes Felsengebirge. 3. Auf dem Brunhildenstein.

3. Abend: Siegfried.

Personen:

Siegfried	Hr. Unger von Bayreuth.
Mime	Hr. Schlosser von München.
Der Wanderer.	
Alberich	Hr. Hill von Schwerin.
Fafner	Hr. Reichenberg von Stettin.
Erda	Fr. Jaide von Darmstadt.
Brunhilde	Fr. Materna von Wien.

Ort der Handlung: 1. Eine Felsenhöhle im Walde. 2. Tiefer Wald. 3. Wilde Gegend am Felsenberg.

4. Abend: Götterdämmerung.

Personen:

Siegfried	Hr. Unger von Bayreuth.
Gunther	Hr. Gura von Leipzig.
Hagen	Hr. Kögl von Hamburg.
Alberich	Hr. Hill von Schwerin.
Brunhilde	Fr. Materna von Wien.
Gutrune	Frl. Weckerlin von München.
Waltraute	Fr. Jaide von Darmstadt.

Die Nornen.

Die Rheintöchter.

Mannen. Frauen.

Ort der Handlung: 1. Auf dem Felsen der Walküren. 2. Gunther's Hofhalle am Rhein. Der Walkürenfelsen. 3. Vor Gunther's Halle. 4. Waldige Gegend am Rhein. Gunther's Halle.

1/3-Patronatsschein als Eintrittskarte zur 2. und 3. Aufführung à 300 *M.* liefert der

Kölner Richard Wagner-Verein.

(Adr.: August Lesimple.)

Meyers Reisebücher.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Führer *(braun gebunden).*

Nord-Deutschland, 9 M. — Süd-Deutschland, 7 M. 50 Pf. — Rheinlande, 8 M. — Thüringen, 6 M. — Wien, 5 M. 50 Pf. — Schweiz, 9 M. — Suisse, 9 M. — Süd-Frankreich, 9 M. — London, 7 M. 50 Pf. — Rom und Mittel-Italien, 18 M. — Ober-Italien, 12 M. — Unter-Italien, 7 M. — Italien in 50 Tagen, 9 M.

Wegweiser *(roth kartonnirt).*

Thüringen, 2 M. — Harz, 2 M. — Riesengebirge, 2 M. — Schweiz, 2 M.

Schandau an der Elbe.

Der am schönsten Punkt der **sächsischen Schweiz** gelegene Ort bietet zu den **lohnendsten Partien** die bequemste Gelegenheit, ist zur **längeren Sommerfrische** vorzüglich geeignet und vereinigt mit allen anderen Vorzügen den der **bequemsten Postverbindung mit Wien sowohl wie Berlin.**

Von Berlin in 4 Stunden zu erreichen.

Sendig's Hotel und Pension

„Villa Königin Carola",

nebst den Dependenzen **„Villa Rosa"** und **„Villa Bellevue" liegen am schönsten Punkt von Schandau, gegenüber der Station Krippen, mit Aussicht auf die Elbe, den Winterberg und Lilienstein.**

Das von schönsten Gärten umgebene Hotel ist ganz neu eingerichtet, mit allem Comfort eines Hotels ersten Ranges, Reitpferde, Equipagen und Bäder im Hause. Bei längerem Aufenthalte **Pension** nach Schweizer Art.

Rudolf Sendig.

Berühmte Liebespaare. Neue Folge. Von Fr. von Hohenhausen. Leipzig, Schlicke.

Diese interessanten Essays machen in der gebildeten Lesewelt Sensation, sie enthalten eine Fülle neuer Gedanken und anmuthiger Schilderungen. Eine vollständige Lebensgeschichte von George Sand ist darin enthalten. Zu haben bei

Stuhr, Berlin 61, U. d. Linden.

Hierzu eine Beilage von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Hilke in Berlin. Druck von A. H. Fenner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 8. Juli 1876. Band X.

HP 30 .G2 v.10 no.28

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das höhere Unterrichtsgesetz in Holland. Von Th. Wenzelburger. — Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart. Von Eduard von Hartmann. — Literatur und Kunst: Legende vom Hinterhäuser. Von Friedrich Hornfeck. — Sommerliche Briefe. Ein „Zeitbild". Von Paul Lindau. — In Betreff der orthographischen Reform. Von Daniel Sanders. — Zum alten und neuen Glauben. Von Wilhelm Bolin. — Der „Salon" von 1876. Von Albertus. — Notizen. — Inserate.

Das höhere Unterrichtsgesetz in Holland.

Es ist eine eigenthümliche Fügung im Laufe der Culturgeschichte unserer Tage, daß kaum ein halbes Jahr, nachdem in Frankreich das höhere Unterrichtsgesetz als Pathenkind der römischen Jesuitenkirche ein hoffentlich eintägiges Fliegenleben begonnen, auch in zwei kleineren Staaten Europas, in Belgien und Holland, dieselbe Frage die Gemüther beschäftigte und aufregte. Während ersterer Staat hierbei in gewohnter Weise sich als Reutlinger Nachdruck Frankreichs präsentirte und demgemäß ebenfalls die „Freiheit" des höheren Unterrichts nach Broglie-Buffet'schem Recept zu organisiren beginnt, bei welcher Gelegenheit Frère-Orban, der Superlativ des impotentesten Doctrinarismus, sich zum Heil und Glück Belgiens für immer unmöglich zu machen wußte, — hat man in Holland die Sache gründlicher angepackt und eine gesetzgeberische Arbeit geliefert, die, wenn auch in manchen Punkten noch lückenhaft, doch im Allgemeinen allen modernen Zeitanforderungen entsprechen dürfte.

Die Geschichte des höheren Unterrichts in Holland bildet einen Theil der Geschichte des Verfassungslebens dieses Staates und wie der Naturforscher aus einem kleinen Knochen eines Thieres auf die Art und Species desselben zu schließen im Stande ist, so hat man gewissermaßen in der höheren Unterrichtsfrage ein kleines, leicht zu ergänzendes und auszufüllendes Gemälde des dortigen constitutionellen Verfassungslebens. Seit der Verfassungsrevision vom Jahre 1849 nämlich harrte der höhere Unterricht seiner definitiven Organisation, man mußte sich mit dem durch königlichen Beschluß vom Jahre 1815 festgestellten Zustande begnügen. Verschiedene Male wurde ein vielversprechender Anlauf genommen: unter dem Vorsitz des Utrechter Professors Ostzoomer trat im Jahre 1840 eine Commission zusammen, deren Elaborat zwar der Kammer vorgelegt wurde, aber nicht in's Stadium der Berathung kam. Dann hörte man nichts mehr bis zum Jahr 1866, wo Heemskerk einen betreffenden Gesetzesentwurf ausarbeitete; als er abtrat, nahm er seinen Entwurf mit, um seinen Nachfolger Fock die ganze Arbeit noch einmal von vorne beginnen zu lassen. Auch er theilte das damalige Loos holländischer Minister, denen kaum eine längere Existenz zugemessen war, als ihren griechischen und wallachischen Collegen. Thorbeck wagte sich in seinem dritten Ministerium nicht mehr an die Frage, und so machte sich denn sein Nachfolger Geertsema frisch an's Werk und brachte es wirklich so weit, daß sein Elaborat in den Secionen der Kammer wenigstens untersucht wurde. Heemskerk trat zum zweiten Male auf die Bühne, aber statt wie seine Vorgänger die Penelopearbeit wieder von vorne an zu beginnen, legte er den Geertsema'schen Entwurf, nur theilweise modificirt, der Kammer vor. Nach langen, sich manchmal in's Unendliche ziehenden Debatten wurde das Gesetz mit der zweiten Kammer vereinbart und der Heemskerk'sche Entwurf erhielt dann, freilich in bedeutender Veränderung und Umgestaltung, nachdem auch die erste Kammer Ja und Amen gesagt, am 28. April die königliche Bestätigung.

Der Schwerpunkt der Debatte drehte sich um die Frage, ob dem Amsterdamer Athenäum das jus promovendi ertheilt, d. h. ob diese Anstalt zum Range einer Universität erhoben werden sollte und dann, ob die theologischen Facultäten an den Universitäten beibehalten werden sollten oder nicht.

Was Amsterdam betrifft, so stand man vor der schwerwiegenden Frage, ob der Staat das Recht, Grade zu ertheilen, aus der Hand geben dürfe? Denn was man dieser Stadt zugestand, konnte man einer anderen, wenn sie den vom Gesetze vorgeschriebenen Bedingungen gerecht wurde, füglich nicht verweigern. Dagegen konnte sich Amsterdam mit Recht auf die Thatsache berufen, daß sein Athenäum factisch einer Universität gleich stand, und daß seine Facultäten in jeder Beziehung den Vergleich mit den der übrigen Universitäten aushalten konnten. Nach einer langen Debatte erhielt endlich Amsterdam mit 41 gegen 32 Stimmen die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches. Die ultramontane Partei ließ übrigens diese Gelegenheit nicht vorbeigehen, um aus diesem Falle in präjudicieller Weise für sich Capital zu schlagen und einer ihrer Wortführer sprach es unumwunden aus, daß, wenn einmal in Herzogenbusch oder anderswo im Süden des Landes eine katholische Universität errichtet werden sollte, auch diese dasselbe Recht erhalten müsse. Das klerikalerseits eingebrachte Amendement wurde aber mit starker Stimmenmehrheit verworfen, denn die Mehrheit der zweiten Kammer begriff deutlich, daß man damit nur den ersten Schritt auf der verhängnißvollen Bahn mache, auf der, wie in Belgien, die Dressur an die Stelle freier wissenschaftlicher Forschung tritt. Durch die weitere Bestimmung, daß ein im Auslande erworbener Titel in keiner Weise zur Ausübung des höheren Unterrichts genüge, hat man der Gefahr, von auswärtigen tonsurirten „Gelehrten" überschwemmt zu werden, einen heilsamen Riegel vorgeschoben, da in Nordbrabant und Limburg nicht nur die Geistlichkeit, sondern fast die ganze Bevölkerung auf den Befehl des Bischofs „marschirt" und die Gymnasiallehrer — die Gymnasien sind nämlich höhere Unterrichtsanstalten — von den dem Klerus meist blind ergebenen Gemeinderäthen ernannt werden.

Digitized by Google

Eine andere Frage wird freilich die sein, ob die drei Landesuniversitäten, Leiden, Utrecht und Groningen, die Concurrenz Amsterdams auf die Länge mit Erfolg aushalten werden. In Leiden scheint man sich derartigen Befürchtungen in der That hingegeben zu haben, da der Senat der dortigen Universität noch in der elften Stunde die erste Kammer beschwor, dem Amsterdamer Athenäum das Promotionsrecht nicht zu ertheilen, ein Schritt, der im Interesse der eigenen Würde vielleicht besser unterblieben wäre.

Die interessanteste Partie bildete aber unbestreitbar die Frage über Beibehaltung oder Abschaffung der theologischen Facultäten.

Seit Kant hat bekanntlich der Zahn der Zeit an der Lebenswurzel der theologischen Facultäten rastlos genagt, aber solche Keulenschläge, wie in Holland, haben sie noch nirgens erschüttert. Schon am 8. Februar 1875 beim dreihundertjährigen Jubiläum Leidens sprach der damalige Rector Heynsius in seiner in der Peterskirche gehaltenen Festrede die bedeutungsvollen Worte: „Unsere Akademie war wie beinahe alle anderen die einseitige Tochter der Theologie und in Uebereinstimmung damit wurde der theologischen Facultät auch stets der Vorrang zuerkannt. So wurde vor 300 Jahren in diesem Gebäude die Universität mit einer Rede „De sacrosanctae theologiae laudibus“ eingeweiht. Aber welche Veränderung! Sie, die einst als Fürstin unter ihren Schwestern gefeiert wurde und herrschte, sieht in unseren Tagen nicht nur ihren Thron einstürzen, sondern sie läuft selbst Gefahr, demnächst als unnütze Dienstmagd vor die Thür gesetzt zu werden. In der alten Haushaltung wird sie noch geduldet, aber sobald in dieser aufgeräumt wird, ist ihr Schicksal nicht mehr zweifelhaft, das große Princip der Trennung von Staat und Kirche, das in unserem Vaterlande zu vollkommener Reife kam, verlangt mit unerbittlicher Strenge ihren Fall.“

Allerdings, wo absolute Trennung von Staat und Kirche besteht, ist die Unterhaltung theologischer Facultäten, namentlich wenn dieselben ausschließlich im Dienste einer Kirche sind, eine contradictio in adjecto. Eine solche Trennung besteht nun aber bekanntlich in Holland nicht oder wenigstens in sehr einseitiger Art, da der Staat die Geistlichen aus der Staatscasse bezahlt, hinsichtlich ihrer Ausbildung, ihrer Ernennung und ihrer Wirkung aber nicht das Geringste zu sagen hat. Ueberdies leuchtet es von selbst ein, daß man den historischen Zusammenhang einer bestimmten Kirche mit einer Universität nicht so ohne Weiteres durch ein parlamentarisches Machtwort, wie den Faden mit der Scheere, durchschneiden kann. Der Regierungsentwurf beabsichtigte die vollständige Entfernung und Aufhebung der protestantischen Facultäten — katholische gibt es natürlich nicht — und wollte die Ausbildung der Geistlichen jeder Kirchengenossenschaft, natürlich mit finanzieller Unterstützung seitens des Staates, überlassen. Die Meinungen über diese Frage waren in der Kammer sehr getheilt, und man einigte sich schließlich mit dem vermittelnden Vorschlage, daß die theologischen Facultäten zwar beibehalten, aber Dogmatik und praktische Theologie aus dem Jahrprogramm gestrichen wurden.

Einen Augenblick schien es, als ob man in Holland denjenigen Zustand herbeiführen wollte, dessen Gegentheil in Preußen der katholischen Kirche gegenüber angestrebt wird. Gerade in Holland nimmt der Stand der evangelischen Prediger seiner gediegenen wissenschaftlichen Bildung wegen eine sehr angesehene Stellung ein, während die katholische Theologie — sofern es erlaubt ist, von den Früchten auf den Baum zu schließen — auf derselben Stufe mit ihrer Genossin in Spanien und Südamerica steht. Die verschiedenen Richtungen, welche in Utrecht, Leiden und Groningen vertreten sind, haben auf das kirchlich-protestantische Wesen bis jetzt nur günstig gewirkt, und die Befürchtung, daß durch den Wegfall der theologischen Facultät wenn auch nicht, wie bei der katholischen Kirche, ein Heer vaterlandsloser Fanatiker, aber doch eine rohe Bande kirchlicher Eiferer vom Schlage Knacks großgezogen würde, wäre jedenfalls keine ungegründete gewesen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die ultramontane Partei das ministerielle Project mit großer Sympathie begrüßte, denn die Erfüllung ihres Programms: „hereditatem patrum revindicamus“ wäre dann sicher einen bedeutenden Schritt vorwärts gerückt. Uebrigens boten die Kammerdebatten gerade über diese Frage, namentlich über Zweck, Begriff und Aufgabe der Theologie, so viel des Unterhaltenden und Ueberraschenden, wie der Leser der Tagblätter seit langer Zeit in den Kammerverhandlungen nicht mehr gefunden hatte.

Uebrigens ist die Gesetzesbestimmung, wonach in Zukunft der Unterricht der Dogmatik und praktischen Theologie wegzufallen hat, weiter nichts als ein Lufthieb, da Dogmengeschichte und Exegese ausdrücklich beibehalten sind und es ja jedem Theologieprofessor frei steht, dem geistigen Nahrungsmittel, das er seinen Zuhörern verabfolgt, einen beliebigen Namen zu geben.

Unbegreiflich ist es jedoch, wie in ein einen so praktischen Geist athmendes Gesetz die Bestimmung sich einschmuggeln konnte, daß der Regierung über höhere Privatunterrichtsanstalten kein Aufsichtsrecht zusteht. Daß diese Bestimmung ultramontanerseits natürlich nach Kräften verwerthet werden wird, läßt sich denken, um so mehr, als es ja nur geringe Mühe kostet, eine Anstalt, die bis jetzt den Charakter einer Mittelschule trug und als solche unter staatlicher Beaufsichtigung steht, über Nacht in die Rubrik des höheren Unterrichts vorwärts zu schieben. Verschiedene Abgeordnete machten auch auf das Gefährliche, ja Verfassungswidrige dieser Bestimmung aufmerksam, allein Heemskerk setzte der Kammer die Pistole auf die Brust, indem er im Falle der Nichtannahme mit der Zurückziehung des ganzen eben in sein letztes Berathungsstadium gelangten Gesetzes drohte. Die Kammer nahm diese Drohung für baare Münze an, obwohl der Minister gerade bei diesem Gesetze in verschiedenen Fragen von weit principiellerer Beschaffenheit sich dem Willen der Volksvertretung untergeordnet hatte. Uebrigens hat der Abgeordnete Lenting bereits sein Vorhaben zu erkennen gegeben, in der nächsten Session einen diese Unterlassungssünde von Kammer und Regierung wieder gutmachenden Antrag einzubringen.

In der Wuth der ultramontanen und dem Mißmuth der orthodox-protestantischen Presse darf man übrigens ein sicheres Kriterium finden, daß das neue Universitätsgesetz trotz einiger Lücken eine wohlgelungene Arbeit ist; erstere ging mit den katholischen Deputirten, welche am Schlusse für das ganze Gesetz gestimmt hatten, nicht gar glimpflich um und ein Journal dieser Richtung konnte seinen Lesern die Thatsache mittheilen, daß alle katholischen Jamänner mehr oder weniger zu der Regierung in der Beziehung stehen, gestanden haben oder zu stehen wünschen, und daß die Gesinnungstüchtigkeit dieses Mal allein auf Seiten der Gläubigen gesucht werden müsse, welche mit der Regierung überhaupt nichts zu thun haben und mit leeren Knopflöchern herumlaufen. Die zweite Kammer aber darf mit Befriedigung auf diese Legislaturperiode zurückblicken, denn sie hat sich in glänzender Weise von dem ihr eine Zeit lang nicht mit Unrecht gemachten Vorwurfe legislatorischer Unfähigkeit gereinigt.

Delft, Mai 1876. **Th. Wenzelburger.**

Schopenhauerianismus und Hegelianismus

in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart.

Von Eduard von Hartmann.

Die Leser dieser Zeitschrift erinnern sich vielleicht aus Nr. 20 und 21 des vorigen Jahrganges eines Aufsatzes von mir, welcher die Ueberschrift trug: „Zur Orientirung in der Philosophie der letzten hundert Jahre.“ Dort hatte ich versucht, die philosophischen Aufgaben der Gegenwart durch einen geschichtlichen

Digitized by Google

Rückblick zu ermitteln, und hatte dieselben dahin präcisirt: erstens sich Rechenschaft zu geben von der speculativen Entwickelung des deutschen Denkens seit Kant als einer einheitlichen Totalität, und zweitens die Resultate dieser größten Epoche in der Geschichte der Philosophie mit den Resultaten der größten Epoche in der Geschichte der Naturwissenschaften in Verbindung und Einklang zu bringen, um so eine allen Seiten der modernen Wissenschaft Rechnung tragende einheitliche Weltanschauung zu gewinnen. Heute nun wollen wir in Betrachtung ziehen, was zur Lösung dieser Aufgabe neuerdings geschehen ist. Dieses Thema erscheint zunächst so weit, als ob es die ganze philosophische Literatur der letzten Decennien in sich befassen wollte; indessen bei näherer Betrachtung ergibt sich, daß obige Präcisirung der philosophischen Aufgaben der Gegenwart bereits eng bemessene Grenzen in sich trägt.

Ausgeschlossen von der Betrachtung sind nämlich von vornherein alle diejenigen Philosophirenden, welche die Entwickelung der deutschen Philosophie seit Kant völlig ignoriren, oder doch, statt sie als einheitliche Totalität zu erkennen, nur einzelne Specialresultate derselben eklektisch herausgreifen, und im Uebrigen ohne alle Rücksicht auf Geschichte der Philosophie, oder doch nur mit Berücksichtigung der Philosophen bis Kant einschließlich, auf eigne Hand weiter philosophiren. Diese Classe von Philosophen bedarf keiner Entschuldigung, insofern es sich um Ausländer handelt, die nicht in der Lage waren, sich die Resultate der letzten philosophischen Epoche anzueignen; so weit es sich aber um Deutsche handelt, sind sie — auch wenn es die gelehrtesten Philosophieprofessoren sind — als *Dilettanten* zu bezeichnen, die mit ihren anachronistischen Bestrebungen außerhalb der lebendigen Continuität ihrer Wissenschaft stehen. Daß hierher auch diejenigen gehören, welche von dem Gebiete der Naturwissenschaft aus ohne genügende philosophische Vorbildung eine zeitgemäße philosophische Weltanschauung zu gewinnen bemüht sind, bedarf kaum eines besonderen Hinweises.

Ausgeschlossen bleiben aber zweitens auch diejenigen, welche nur eine bestimmte Seite der nachkantischen Philosophie gelten lassen, und in dieser die absolute Wahrheit sehen, *über* welche nicht mehr hinausgegangen werden könne, wenngleich eine weitere Ausbildung des Wissens *innerhalb* ihres Standpunkts möglich sei. Hierher gehören die stricten Hegelianer und Herbartianer; ihr Verhältniß zu den oben präcisirten philosophischen Aufgaben der Gegenwart kann nur ein *negatives* sein, d. h. sie müssen die Möglichkeit bestreiten, die ganze nachkantische Philosophie in ihren einander entgegengesetzten Hauptzweigen als organische Entfaltung eines Keimes, als einheitlichen Organismus aufzufassen. Die stricten Hegelianer müssen ferner die Möglichkeit leugnen, daß die moderne Naturwissenschaft berufen sei, der Philosophie nicht nur wichtige neue Grundlagen, sondern auch neue Probleme zu liefern und reformirend auf sie einzuwirken.

Die Herbartianer können zwar die Fühlung mit der Naturwissenschaft leichter herstellen, aber dafür ist auch der philosophische Gehalt ihres Standpunkts um so dürftiger und um so ferner von der Befähigung zur Lösung der im engeren Sinne *philosophischen* Aufgaben der Gegenwart. Ihre Rehabilitation muß wesentlich mit einer speculativen Vertiefung der Lehre Herbarts beginnen, die zunächst nur zu dem zurückführt, was Leibniz bereits erreicht hatte; dieser allein förderliche Weg für den Herbartianismus ist z. B. mit Erfolg von Maximilian Drobisch eingeschlagen worden. Daraus, daß der Weg, der von Herbart zu den Aufgaben der Gegenwart führt, über Leibniz geht, mag man ermessen, wie fern eigentlich Herbart diesen Aufgaben steht; denn von Leibniz bis zu uns ist doch immer noch eine gute Strecke Weges.

Schopenhauer entbehrt einer eigentlichen Schule, wie nur die dauernde akademische Wirksamkeit eines Philosophen sie heranziehen kann. Daß es übrigens auch Schopenhauerianer gibt, die sich zu den Aufgaben der Gegenwart rein negativ verhalten, ist nicht zu bezweifeln, nur entfalten dieselben keine öffentliche Wirksamkeit, sondern pflegen in der Stille den Cultus ihres Meisters. Fichte und Schelling haben weder öffentlich wirksame noch stille Anhänger aufzuweisen, die auf des Meisters Worte schwören; ihre Schüler sind theils todt, theils zählen sie in der Hegel'schen Schule mit und bilden nur besondere Nüancen und Schattirungen innerhalb der letzteren.

Thatsächlich liegen also die Verhältnisse so, daß von den Philosophen der verschiedensten Standpunkte nur diejenigen überhaupt im Stande waren, zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart Stellung zu nehmen, welche durch die Schule eines oder mehrerer der hervorragenden nachkantischen Philosophen gegangen waren, daß aber nur aus den speciellen Kreisen der Anhänger Schopenhauers und Hegels wirklich der Versuch gemacht worden ist, diesen Aufgaben näher zu treten. Darum kann unsere Betrachtung sich auf die Stellungnahme des Schopenhauerianismus und Hegelianismus beschränken, ohne Besorgniß, hiermit eine wesentliche Unvollständigkeit sich zu Schulden kommen zu lassen. Innerhalb der angegebenen Kreise aber betrifft unsere Untersuchung wiederum nicht die in den Systemen ihrer Meister conservativ Verharrenden, sondern die aus denselben herausstrebenden Geister, und von diesen endlich haben wir es nicht mit jenen zu thun, welche die Wissenschaft in bestimmten *Specialgebieten* gefördert haben (z. B. A. E. Biedermann in der Religionsphilosophie, Vischer, Schasler, Carriere in der Aesthetik und Geschichte der Aesthetik und Kunst, Zeller, Kuno Fischer und Erdmann in der Geschichte der Philosophie), sondern nur mit solchen, welche die philosophische Weltanschauung im Allgemeinen zu fördern und durch namhafte Umbildung des Ueberlieferten mit der Anforderungen der Gegenwart in Einklang zu bringen gesucht haben.

Nach dieser Einschränkung des Themas bleiben im Wesentlichen nur drei Personen übrig, mit deren Arbeiten wir uns hier zu beschäftigen haben: Julius Frauenstädt, Julius Bahnsen und Johannes Volkelt. Erstere beiden gehen von Schopenhauer, letzterer von Hegel aus. Da ich selbst von den Standpunkten Schopenhauers und Hegels zugleich (unter Hinzunahme derjenigen von Schelling und Leibniz) den Aufgaben der Gegenwart gerecht zu werden mich bemüht habe, so ist es unvermeidlich, daß Andere, die demselben Ziele zustreben, sich theils zustimmend, theils gegnerisch mit meinen Ansichten berühren. Zugleich aber bildet die relative Gegnerschaft des Schopenhauerianismus gegen mich ein derartiges Gegenstück zu derjenigen des Hegelianismus gegen mich, daß die Opposition beider in ihrer Gegenüberstellung sich aufhebt, und als Resultat ihres Widerstreits eben die Wahrheit des von mir ergriffenen Standpunkts deutlich hervorleuchten läßt. Jeder der beiden Gegnerpole bestreitet dem andern *alle* Wahrheit und bekämpft mich insoweit, als ich Elemente des entgegengesetzten Gedankenkreises in mich aufgenommen habe. In dieser Aufnahme vermeintlich heterogener und wahrheitsloser Gedankenelemente sieht er meine Verschlechterung des Standpunkts des von ihm vertretenen Meisters; auf der andern Seite aber erkennt er auch an, daß ich in gewissem Sinne über seinen Meister hinaus einen Fortschritt begründet habe. So erachtet jeder es für ein Verdienst von mir, daß ich die Anhänger des entgegengesetzten Meisters in den Gedankenkreis des ihrigen herüberzuziehen gestrebt, und mit Erfolg gestrebt habe; jeder aber verkennt das umgekehrte Verdienst, daß ich auch die Anhänger seines Standpunkts dem bisher entgegengesetzten und scheinbar unvereinbaren Gedankenkreise näher zu bringen gewußt habe, und daß ich beides *nur dadurch* vermocht habe, weil mein zugestandener positiver Fortschritt zu einem höheren Princip *beide Pole gleichzeitig und in gleichem Sinne* betrifft, d. h. weil in meinem höheren Princip beide entgegengesetzte Principien auf gleiche Weise *aufgehoben* sind.

Bevor wir in eine nähere Erörterung der philosophischen Standpunkte von Frauenstädt, Bahnsen und Volkelt und deren Verhältniß zu einander so wie zu dem meinigen eintreten, dürfte es denjenigen Lesern, die noch nicht Gelegenheit gehabt haben, sich über die hier besprochenen Autoren ein eigenes Urtheil zu bilden, nicht unerwünscht sein, wenn ich sie durch eine kurze Skizze dieser schriftstellerischen Individualitäten mit denselben vertrauter mache.

Julius Frauenstädt hat es sich zur Hauptlebensaufgabe gemacht, für die Verbreitung, Erläuterung und Vertheidigung der Schopenhauerschen Philosophie zu wirken; daneben hat er selbst-

Digitized by Google

ständige Arbeiten von weniger metaphysischem und speculativem als populärphilosophischem Inhalt veröffentlicht. Zu der ersteren Reihe von Arbeiten gehört die Herausgabe neuer Auflagen der Schopenhauer'schen Schriften so wie der Gesammtausgabe seiner Werke, ferner: 1) Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie; 2) Arthur Schopenhauer, Lichtstrahlen aus seinen Werken;*) 3) Arthur Schopenhauer, von ihm, über ihn, ein Wort der Vertheidigung von Ernst Otto Lindner, und Memorabilien, Briefe und Nachlaßstücke von Julius Frauenstädt (Berlin bei Hayn); 4) Schopenhauerlexikon in 2 Bänden, und endlich 5) Neue Briefe über die Schop. Phil. (1866). Die zweite der genannten Reihen besteht aus folgenden Schriften: 1) Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie; 2) Der Materialismus, seine Wahrheit und sein Irrthum, eine Erwiderung auf Büchners „Kraft und Stoff"; 3) Briefe über die natürliche Religion; 4) Das sittliche Leben, ethische Studien; 5) Blicke in die intellectuelle, physische und moralische Welt.**) Hierzu treten noch zahllose Journalartikel (hauptsächlich in der „Vossischen Zeitung" und den „Blättern für literarische Unterhaltung"), welche bald der einen, bald der andern Richtung dienen, meist aber beide zu vereinigen suchen. In seiner journalistischen Thätigkeit hat Frauenstädt unermüdlich die Aufgabe verfolgt, die neu erscheinende philosophische und verwandte Literatur aus Schopenhauer'schem Gesichtspunkt zu beleuchten, und damit dem Journalpublicum die reale Existenz dieses Gesichtspunktes immer neu zum Bewußtsein zu bringen und mit seiner Eigenthümlichkeit vertraut zu machen. Auch diejenigen Anhänger Schopenhauers, welche mit Frauenstädts Auffassung desselben nicht einverstanden sind, müssen doch seine Verdienste um die Schopenhauer'sche Philosophie anerkennen, und diese Verdienste sind um so größer, als er der Einzige war, der seine volle Kraft dauernd dieser Aufgabe gewidmet hat. Wenn es viele thätige Kantianer, Hegelianer und Herbartianer gegeben hat und noch gibt, so gibt es doch nur einen eigentlichen Schopenhauerianer in diesem Sinne. Da ihm kein akademischer Lehrstuhl zu Gebote stand, so mußte er seinen Zweck mit andern Mitteln verfolgen, aber sein Zweck ist ein analoger wie der jener anderweitigen —aner auf dem Katheder, und auch das Niveau dieses —anerthums ist in beiden Fällen ungefähr das gleiche.

Hiermit ist schon gesagt, daß Frauenstädt kein origineller Denker ist; ein solcher hält es gar nicht aus, Jahrzehnte lang in der Lehre eines Dritten die Wahrheit (unbeschadet gewisser Vorbehalte) zu sehen und im Dienste fremder Gedanken sein philosophisches Tagewerk zu verrichten. Er schöpft nicht aus eigenen Mitteln, sondern wirthschaftet als treuer und sorgsamer Haushalter mit dem Erbe seines Meisters, in dessen Gedankensystem er sich ganz hineingelebt hat. Das Ergänzungsmaterial entlehnt er nicht sowohl der eigenen Anschauung und Beobachtung als andern Büchern, aus denen er mit gesundem Blick das Gute wählt. Sein Denken ist schlicht, klar, wohlgeordnet, nüchtern und sachlich, also ganz geeignet, die Aufgabe der Popularisirung eines Meisters bis zur Durchsichtigkeit für das Verständniß zu lösen. Daß es dabei ohne Verflachung abginge, kann man freilich nicht behaupten; alle Popularisirung ist ihrer Natur nach mehr oder minder Trivialisirung, denn sie installirt den gemeinen Menschenverstand als den Dauphin, zu dessen Gebrauch das Originelle hergerichtet wird. Frauenstädt selbst repräsentirt den common sense auf Basis der Pietät vor der Schopenhauer'schen Autorität. Er entbehrt ebenso sehr der speculativen Befähigung wie der Phantasie, der Tiefe wie des Schwunges, Eigenschaften, welche allerdings seinem Lebenszweck mehr hinderlich als förderlich gewesen wären. Von seinen selbstständigen Arbeiten verdienen wohl die ethischen Studien die meiste Beachtung. Aber auch hier ist ein Ton der Populärphilosophie angeschlagen, der wohl viele schätzenswerthe Einzelheiten zur Geltung gelangen läßt, jedoch jede principielle Förderung der Moral, jede Vertiefung der ethischen Grundprobleme ausschließt.

Die früheren Veröffentlichungen Frauenstädts ließen seine Vorbehalte gegen die Lehren des Meisters nur in vereinzelten Andeutungen erkennen, aus denen er weit entfernt war, die Consequenz der Nothwendigkeit einer vollständigen Umbildung des Schopenhauer'schen Systems von Grund aus zu ziehen. Ziemlich spät erst gelangt er dazu, einem „seit längerer Zeit für sich selbst gefühlten Bedürfniß" Genüge zu thun, nämlich sich „Rechenschaft abzulegen über die Einheits- und Differenzpunkte zwischen ihm und Schopenhauer" (Neue Briefe S. 2). Als „ehrlicher Wahrheitsforscher" verhehlt er nicht, daß er „jetzt (1875) als ein Andrer zur Schopenhauer'schen Philosophie zurückkehre, als er 1854 bei der Herausgabe seiner ersten Briefe über dieselbe war" (ebd.), da „die Zeit auf Keinen ohne Einfluß bleibt", und inzwischen „in der philosophischen Literatur Manches vorgegangen" ist. „Hierher gehören nicht blos die ausdrücklich auf die Schopenhauer'sche Philosophie, sei es im Ganzen oder auf einzelne Theile derselben sich beziehenden Schriften, sondern auch neue Systeme, die eine Fortbildung und Verbesserung derselben sein wollen, wie die Hartmann'sche Phil. d. Unb., oder Systeme, die, wie die Darwin'sche Entwickelungstheorie, Grundlehren der Schopenhauer'schen Philosophie umzustoßen scheinen" (ebd.). Der Darwinismus berührt sich nur in dem einzigen Problem der teleologischen Naturentwicklung mit dem Schopenhauerianismus; der Standpunkt der Phil. d. Unb. dagegen berührt sich mit demselben fast auf allen Punkten und in noch höherem Grade mit dem Frauenstädt'schen Umbildungsstandpunkt. Als je enger die Verwandtschaft zwischen den beiden letzteren sich bei näherer Betrachtung herausstellt, desto mehr muß man bedauern, daß Frauenstädt mit seinem Umbildungsversuch nicht um sieben Jahre früher hervorgetreten ist, wo derselbe unstreitig einen noch größeren geschichtlichen Werth gehabt hätte.

Immerhin ist auch jetzt die Bedeutung dieser Kundgebung nicht zu unterschätzen. Wenn der treueste Anhänger und langjährige Vertheidiger eines bestimmten Systems sich endlich zu dem unumwundenen Geständniß genöthigt sieht, daß dieses System, um ferner lebensfähig zu bleiben, einer vollständigen Umbildung bedürfe, so darf man überzeugt sein, daß dies ein mit schwerem Herzen der Pietät abgerungenes Opfer auf dem Altar der Wahrheit ist. Jede einzelne Concession, daß eine bestimmte Seite des Systems mit anderen im Widerspruch stehe und vor der Kritik unhaltbar sei, hat in dem Munde eines so genauen Sachkenners und eines so warmen Fürsprechers ein ganz anderes Gewicht, als die Kritik eines Draußenstehenden, und man wird es der Vergangenheit eines solchen Jüngers zu Gute halten dürfen, wenn er durch künstliche und gewaltsame Interpretationen des Meisters seinen eigenen Umbildungsstandpunkt als einen mit der eigentlichen und innersten Meinung des Meisters möglichst übereinstimmenden darzustellen bemüht ist. Einer von Pietät und Impietät gleich unbeirrten historischen Kritik wird sich freilich das Bild der ursprünglichen und wahren Schopenhauer'schen Lehre anders darstellen müssen, als es durch die Brille der Frauenstädt'schen Pietät erscheint, und es wird nicht unnütz sein, durch einen entschiedenen Hinweis auf diese Discrepanz den Mißständnissen vorzubeugen, zu welchen jüngere Studirende durch dieselbe verleitet werden könnten. Möge aber das Hervortreten Frauenstädts mit seinen „Neuen Briefen" wenigstens das Gute stiften, daß es einen Merkstein bezeichnet, mit welchem ebenso die einseitige Verherrlichung wie die einseitige Verketzerung Schopenhauers aufhört, und eine Zeit der objectiven historischen Würdigung sine ira et studio beginnt, bei welcher die reichen Gedankenkeime des großen Denkers erst ihre rechten und echten Früchte zeitigen werden. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Die hieran sich anschließenden Lichtstrahlen aus Kant fallen außerhalb beider Serien.

**) Wo der Verlag nicht anders angegeben, ist es der von Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Legende vom Hinterhäuser.*)

Von Friedrich Hornseck.

Da liegt er, wie ein Vagabund,
Gott laß' ihn baß gedeihen! —
Bei Tag und Nacht, zu jeglicher Stund'
Auf halbverwittertem Schiefergrund
Ganz obdachlos im Freien!

Wir weilen hinter Dach und Fach,
Den Weltschmerz im Gemüthe,
Er kennt kein weichlich Weh und Ach,
Des Wetters wechselnd Ungemach
Treibt ihn zu Kraft und Blüthe!

Da machen Sorgen ihm allein
Die kühlen Wisperwinde ...
„Muß ich so lang gestreckt auch sein,"
So seufzt er, „daß ich kein Schneiderlein
Für Wamms und Mantel finde!"

Eh' uns der Hahn noch weckt und ruft ...
Trinkt schon in vollen Zügen
Er längst den Morgenröthenduft;
Doch bei der scharfen Frühlingsluft
Kann das ihm kaum genügen!

Bei Tag dann all den Sonnenstrahl,
Nachts Mond- und Sternenschimmer,
Von Wald und Berg, aus Flur und Thal
Die Blumendüfte allzumal
Verschmäht er nun und nimmer!

Kommt ein Komet von Ungefähr
Und reicht den Strahlenbecher
Zum Gruß ihm hoch vom Himmel her,
Auch den trinkt auf den Grund er leer
Zum Wohl der Rheinweinzecher!

Und drohen Wetter wolkenschwer
Mit Blitz und Donnerrollen ...
Nie kann, ob brausend um ihn her
Die Schloßen fallen kreuz und quer,
Natur, mit Dir er grollen!

Bist seine Mutter treu und gut,
An Wundern reich und Gnaden; —
Dem Sohne darf das edle Blut,
Wenn Mütterchen selbst zornig thut,
In Wallung nie gerathen.

Und wie beim wilden Regenguß
Verschmäht nebst andern Dingen
Der Erz- und Ur-Lumpacius
Auch gegen die Gluthen des Sirius
'Nen Schirm sich zu erschwingen.

Selbst spät im Herbst der Nebel kann
Den Gleichmuth ihm nicht rauben;
Trotz Reif und Frost aushält er dann,
Ein pflichtgetreuer, ganzer Mann,
Im Schutz bei seinen Trauben!

Doch fällt bereift das letzte Blatt,
Dann zieh'n mit Faß und Wagen
Die biedern Bürger herauf aus der Stadt
Und seiner goldnen Freiheit hat
Das Stündlein rasch geschlagen.

Mit Sang und Klang und Farbenpracht
Ins Kelterhaus gefahren,
In dumpfige Keller schnöd' verbracht,
Verträumt er, ach! wie in ewiger Nacht
Den Rest von seinen Jahren!

Doch fern am Pol' sowie daheim
Berühmt wie kaum ein Kaiser
Ertönt sein Lob in Lied und Reim!
Wer kennt wohl nicht von Rüdesheim
Den edlen Hinterhäuser?

*) Hinterhaus heißt eine der vorzüglichsten Weinbergslagen in der Gemarkung von Rüdesheim; sie zieht sich „langgestreckt", aber leider zu schmal hinter der Stadtmauer von Rüdesheim her. Das zum näheren Verständniß der dritten Strophe. Die darin erwähnten „Wisperwinde" sind als die gefährlichsten Feinde der Weinblüthe wohl auch außerhalb der Grenzen des Rheingaus allgemein bekannt — wenigstens den Rheinweinverehrern!

Sommerliche Briefe.

Ein „Zeitbild".

Wo stecken Sie denn eigentlich, meine verehrteste Freundin? Seit kurzem sind Sie eine der verschwundensten Personen, die ich seit längerer Zeit gesehen habe. Vergeblich habe ich Ihre Spuren gesucht; Sie waren nicht einmal in Leipzig anzutreffen, wo jetzt die Begeisterung des Publicums am Wagen des scheidenden Directors ihre Spannkraft übt. Ich müßte mich aber auch sehr in Ihnen irren, wenn Sie sich nicht nach einer andern Ausspannung sehnten. Hat Ihnen Ihr Hausarzt dasjenige Bad verordnet, in dem Sie Ihre Toilette am vortheilhaftesten zeigen können? Oder haben Sie sich auch diesmal wie in jenen unfreundlichen Wintertagen, in denen ich zum ersten Male Ihnen schrieb, wirklich in die ländliche Ruhe zurückgezogen, um für die Wintercampagne neue Kräfte zu sammeln? Gleichviel, ich schreibe Ihnen und hoffe, daß dieser Brief Sie erreichen wird.

Als Sie mir zum Abschied die Hand reichten, sagten Sie mir: „Geben Sie mir von Zeit zu Zeit ein Lebenszeichen, und sagen Sie mir namentlich, welche Bücher Sie gelesen haben und was Sie darüber denken. Ich gebe zwar auf Ihr Urtheil nicht viel, denn Sie lassen Sich zu sehr von gewissen Einzelheiten bestimmen; aber ich merke Ihren Aeußerungen doch immer an, ob ich das Buch lesen muß oder nicht."

Ich wollte Ihnen damals etwas antworten; ich weiß nicht mehr genau was. Sehr bedeutend muß es übrigens nicht gewesen sein, denn als Sie mich mit der eigenthümlichen Sicherheit Ihres schönen Auges, von dem die Einen behaupten, daß es dunkelblau, die Andern, daß es braun sei, und das ich für grau halte, gerade ansahen, behielt ich die Antwort für mich und nahm zu jenem liebenswürdigen Lächeln meine Zuflucht, das man für vielsagend halten kann, obgleich es eigentlich nur beweist, daß man nichts zu sagen hat.

Sie ersehen aber aus diesem Brief, daß Ihr Wunsch mir Befehl ist. Ich habe mir einen ganzen Stoß dünner Bücher — denn ich gestehe meine Vorliebe für Druckwerke geringeren Umfangs — zur Stärkung und Erfrischung für die heißen Tage mit auf's Land genommen: Dramen, Gedichte, ästhetische Abhandlungen — allerhand. Eine Auswahl habe ich natürlich nicht getroffen, da ich die Werke nicht kannte und nichts von ihnen kannte. Ich habe den gütigen Zufall walten lassen; und er ist mir, wie ich meine, auch diesmal gewogen gewesen. Ich verdanke meiner Sommerlectüre manche heitere Anregung, und ich

Digitized by Google

will Sie also mit dem Einen und dem Andern von dem, was ich gelesen habe, bekannt machen.

Sind Sie nicht mit mir der Ansicht, daß der sinnende Mensch sich mancherlei zu fragen pflegt? Und glauben Sie nicht, daß der Denker im Staatsanwalt nicht blos den Beamten sieht, der nur ein Amt und keine Meinung hat, sondern daß dieser Denker auch das Bedürfniß fühlt, im Staatsanwalt den Menschen kennen und lieben zu lernen?

Ich erwarte, daß Sie nun die Frage an mich stellen werden, wie ich auf diese tiefen Gedanken komme? Ich erwarte das, um Ihnen darauf antworten zu können, daß mich die Lectüre eines ergreifenden Dramas dazu veranlaßt hat. Dieses Drama führt den Titel: „Der Genius der Liebe", bezeichnet sich als: „Zeitbild in 3 Acten", verwahrt sich durch die Bemerkung: „als Manuscript gedruckt" gegen unbefugte Aufführungen — eine Vorsichtsmaßregel, deren gebietende Nothwendigkeit mir nicht ganz einleuchtet —, ist in Huchs Buchdruckerei in Neiße im Jahre 1876 gedruckt und gibt sich aus als ein Kind der Muse des Herrn A. Ephren. Hinter diesem ganz undurchsichtigen Pseudonym hat sich der bescheidene Verfasser keusch zu verbergen gewußt. Weshalb diese Bescheidenheit? Weshalb sich der bewundernden Dankbarkeit der Mitwelt entziehen? Wenn der knausrige Spender einer milden Gabe auf dem Gabenverzeichniß bemerkt: „X. X. 5 Silbergroschen", so begreift man die Namenlosigkeit. Ein Wohlthäter der Menschheit aber, ein Peabody, der Tausende beglückt, — einen solchen will man in seinem wahren Namen verehren können! Und was anders ist der gottgeweihte Dichter, der uns vermöge der Gaben seines Geistes alle Mühsal und alle Beschwerden des Tages abnimmt und uns, so lange wir uns mit ihm beschäftigen, sein läßt wie die Kinder, froh und heiter, besonders, wenn er ganz ernsthaft sein will. Zu diesen Begnadeten gehört der Verfasser des „Genius der Liebe".

Kennen Sie Wilhelm Petzinger? Sie kennen ihn nicht! Und doch ist Wilhelm Petzinger der anspruchslose Name des Helden unseres Dramas. Petzinger ist einer jener ganz verwerflichen Verwaltungsräthe, gegen die in den neuesten Tagen unserer moralisch entrüsteten Zeit zur Freude aller Guten und unter dem Stichwort: „Sultan, pack an!" die sittliche Hetzjagd eröffnet worden ist. Wir machen die Bekanntschaft des Herrn Petzinger in seinem Bureau, in welchem nach der Angabe des Dichters ein großer eiserner „Geldschranken" sich befindet. Aber ach! dieser große „Schranken" ist ein Blender! Und als Petzinger die Cassette geräuschvoll in den Schranken setzt, ruft er aus: „Fatal, keine 300 Mark in der Kasse!"

Keine dreihundert Mark und doch Verwaltungsrath! Dabei sind, wie wir sofort erfahren, schon in den nächsten Tagen bedeutende Wechsel fällig, für die keine Deckung zu finden ist. Aber wie hat dieser Petzinger auch gelebt! Aus einer Rechnung, die ihm präsentirt wird, ersehen wir, daß er am 3. April 20 Flaschen Veuve Cliquot und am 12. Juni 12 Flaschen Steinberger Cabinet verjubelt hat! Ja, ja, man kennt diese Verwaltungsräthe! Steinberger Cabinet und Veuve Cliquot — anders thun sie's nicht! Und in welcher Gesellschaft ist dieser Consum bewerkstelligt worden? Die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben. Am dritten April war der Geburtstag der Balleteuse vom Theater français, „aus welchem Anlaß wir, etwa acht Mann die Sinn für höhere Kunst und Wissenschaft hatten, uns bei ihr amüsirten". Pfui! kann ich da nur sagen. Acht Mann und eine Dame! Und 20 Flaschen Sect! Sie wissen, ich bin tolerant, aber das geht mir denn doch über die Hutschnur.

Während Petzinger darüber nachgrübelt, wie er das Mißverhältniß zwischen den fälligen Tratten und der ungeheuren Weinrechnung auf der einen Seite und den 300 Mark im Schranken auf der andern Seite beseitigen soll, wird ihm von einer gefälligen Dame, die geschäftsmäßig das Familienglück begründet und Heirathen vermittelt, eine Partie vorgeschlagen. „Aha", denkt der gewissenlose Verwaltungsrath, „das wäre am Ende etwas!" Er kennt die Zukünftige zwar nicht; aber er erfährt, daß sie doch einiges Geld hat, und das genügt so einem ruchlosen Menschen, um gleich drauflos zu heirathen. Er nimmt also die letzten 300 Mark aus dem Schranken, wirft sich in seinen Gallaanzug und bewirbt sich um die Tochter des geheimen Commissionsrathes Forberger, die Friederike heißt. Friederike ist ganz in den modernen Anschauungen erzogen; deshalb hat sie auch dem jungen Juristen, der sie früher einmal liebte, und für den sie sich sehr interessirte, einen Korb gegeben, und deshalb nimmt sie die Werbung des Verwaltungsrathes ohne Weiteres an. Sie wird seine Frau. Im zweiten Akt sehen wir sie bereits als Frau Petzinger.

Bei den jungen Petzingers geht's hoch her! Der Verfasser schildert die Scene, der wir beiwohnen, so: „Herren und Damen schäkern unverständlich durcheinander. Gespräche, Champagnerknallen, Gläserklirren." Nachdem eine Weile durcheinandergeschäkert worden ist, tritt die Gesellschaft ein und der Hausarzt, Doctor Kirchfeld, fragt die liebenswürdige Wirthin: „Was haben Sie da für einen schönen Brillantknopf?" Frau Petzinger erwidert darauf anmuthig: „Den hat mir mein Mann gestern Abend für den heutigen Ball geschenkt, er kostet 800 Thaler."

Bewundern Sie nicht mit mir die Feinheit der dichterischen Inspiration? Ein Anderer hätte eine ganze Scene gebraucht, um auseinanderzusetzen, daß Frau Petzinger eine gebildete, junge Frau mit den liebenswürdigsten Manieren ist, daß ihr Mann sie verwöhnt, daß sie in Saus und Braus lebt, daß sie glücklich ist. Unser Dichter schreibt: „Er kostet 800 Thaler", und wir wissen Alles das.

Gleich darauf rangiren sich die Paare zur Polonaise und wieder findet der Dichter Gelegenheit, mit einem Worte uns die Gesellschaft so treffend wie möglich zu charakterisiren. Ein Anderer hätte wiederum wenigstens ein Paar Sätze gebraucht, um unklar zu machen, daß in Petzingers Salon die Confessionslosigkeit herrscht. Der Dichter braucht dazu blos zwei Worte, — wirklich zwei Worte. „Polonaise!" ruft der Maître de plaisir, „Isaak Christel!" Und nun wissen wir, daß Semiten und Germanen freundnachbarlich hier bei einander weilen; denn ich müßte mich sehr irren, wenn Isaak kein Jude, und Christel kein Christ wäre.

Fröhliches Treiben, wonnevolle Ungezwungenheit herrscht in den traulichen Räumen des Verwaltungsrathes Petzinger. Der Hausarzt Dr. Kirchfeld, der schon seit seiner Schulzeit für Petzingers Frau schwärmt, trägt viel zur Erheiterung des Abends bei. Petzinger, der die treuen Gesinnungen seiner Gattin kennt, hat nichts dagegen einzuwenden, daß diese mit dem Hausarzt ihren Spaß treibt. „Meine Frau", sagt Petzinger, „macht sich immer blos einen Jocus aus ihm, indem sie unter allerlei Scherzen seine Begierde nach einem Kuß von ihr mit allem Fleiß nährt und steigert, ohne sie zu befriedigen." Um die Gesellschaft zu belustigen wird der Jocus sofort ausgeführt und die Begierde des Dr. Kirchfeld nach einem Kuß von Frau Petzinger mit allem Fleiß genährt und gesteigert, ohne daß dieselbe jedoch befriedigt würde. Dr. Kirchfeld bringt es zu nichts weiter, als daß er, nach der Angabe des Verfassers, „schlürfend und innig mit komischer Grazie die behandschuhte Hand küßt, wobei ihn Alle mit einem die Seligkeit des Kusses ausdrückenden Laut begleiten."

Das wäre so etwas für die Meininger! Denken Sie sich die Statisten, welche Laute ausstoßen, die die Seligkeit des Kusses ausdrücken! Ich habe es zehnmal probirt, ich bringe es nicht fertig.

Der Doctor hält darauf eine lange Rede und er sagt: „Die physische Bedeutung brauche ich Ihnen nicht erst zu erklären." Er setzt bei seinen Zuhörern ein größeres Verständniß voraus, als ich zu besitzen mir schmeicheln darf. Ich hätte gern etwas Näheres über die „physische Bedeutung des Kusses" gehört, um dann für die Seligkeit desselben den entsprechenden Laut zu ermitteln.

Aber wie so oft im Leben folgt auf den Sonnenschein der Regen. In die muntere und geistvolle Gesellschaft greift urplötzlich roh und kalt der Arm der Gerechtigkeit hinein. Ein Polizist erscheint mit dem Befehl, den Kaufmann Petzinger zu verhaften. Der Polizist pfeift, die Frau fällt in Ohnmacht und wird von den Umstehenden fortgetragen, die Schwiegermutter ruft: „Friederikchen!" „Die Gäste kleiden sich alle zum Fortgehen an."

Digitized by Google

Das denke ich mir auf der Bühne von großartiger Wirkung! Nichts Dramatisch-Bewegteres als Verwechselungen der Ueberzieher, als die heimlich in die Hand der erwartungsvollen Hausmädchen gesteckten polnischen Achtgroschenstücke.

Petzinger wird alsbald gepackt und muß seine Sachen abliefern: Eine goldene Ankeruhr, ein Portemonnaie mit 120 Mark, eine Brieftasche und drei Photographien!

Sie sind neugierig, liebe Freundin, und Sie möchten gewiß gern wissen, was diese Photographien darstellen. Ich kann es Ihnen leider nicht verrathen; aber es muß etwas Schreckliches sein. Petzinger bittet weder um seine goldene Ankeruhr, noch um sein Portemonnaie, noch um seine Brieftasche, aber die Photographien will er, muß er wieder haben. Der pflichtgetreue Polizist jedoch bemerkt weiter nichts als: „Schlimm genug, daß Sie als verheiratheter Mann so etwas bei sich tragen!"

So schließt das bewegte Bild.

Die Personen, die wir bis jetzt kennen gelernt haben, sind zwar charakteristisch, aber sie scheinen des Liebreizes und der Anmuth gewissermaßen zu ermangeln. Was mache ich mir aus einem Verwaltungsrath, der Photographien bei sich hat, von denen ich nicht einmal weiß, was sie darstellen? Was mache ich mir aus einem Hausarzt, der schlürfend küßt? Was mache ich mir aus einer Mutter, die „Riekchen" schreit? Und was mache ich mir aus einer jungen Frau, die sich ihrerseits aus ihrem Hausarzt einen Jocus macht? Aber seien Sie nur nicht ungeduldig! Das Beste kommt, und das Vorhandene veredelt sich noch. Der Autor führt uns nämlich im nächsten Act in ein „gewöhnliches Zimmer". Sie errathen sofort, daß wir uns beim Staatsanwalt befinden.

Er heißt Willi Grewitz und sie heißt Clarilla, ebenfalls Grewitz, geborne? weiß ich nicht. Die „Frau Staatsanwältin" ist so recht der Gegensatz zu jener Weltdame, die sich auf die Handschuh schlürfen läßt. Sie sagt selbst von sich, daß sie nicht „für das große Geräusch inclinire". Das ist — wie Sie wissen, denn Sie kennen meinen Geschmack — das ist so eine Frau nach meinem Sinne! Die Frau macht keine großen Ansprüche. Sie bedarf keines Salons, nicht einmal eines Zimmers, nicht einmal einer Stube, nicht einmal einer Kammer. „Wir leben", sagt sie, „ein solides Leben, — mein Mann in mir und ich in ihm." Das nennt die Frau solide! „Wenn mir nur ein wenig der Kopf weh thut," fährt sie fort, „geht er schon ohne Kopf herum." Und in diesem Zustande muß der Arme plaidiren! Ob die Kopflosigkeit des Staatsanwaltes übrigens den Angeklagten zu Gute kommt oder nicht, ist eine Frage, die der Dichter mit seiner Discretion unentschieden läßt.

Heute — ich meine den Tag, an dem wir seine Bekanntschaft machen — hat die Frau Staatsanwältin zwar keinen Kopfschmerz, aber Willi, der Staatsanwalt, tritt trotzdem „gedämpft" in das Zimmer. Clarilla fragt ihn theilnehmend, was ihm fehle? „Hast Du gegen einen Unglücklichen die Härte der Gesetze anwenden müssen?"

Der Staatsanwalt seufzt: „Das wäre das Wenigste!" Wie fein ist diese Antwort der Natur abgelauscht! Ueberhaupt ist Willi ein Staatsanwalt, wie man sich ihn nicht realistischer vorstellen kann. Auch bei ihm vermißt man die Höflichkeit. „Du kennst, Clarilla," sagt er zu seiner Frau, „den Urgrund meiner Liebe zu Dir. Was mich zu Dir so mächtig hinzog, war nicht Reichthum, denn den besaßest Du nicht, nicht die hohe Bildung, denn die hast Du Dir erst nachträglich angeeignet!" Sie werden mir zugeben, daß das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Nach dieser galanten Einleitung fährt der Staatsanwalt fort zu erzählen, was ihn so tief bewegt, und wir erfahren schaudernd, daß derjenige junge Jurist, dem Friederike Forberger, jetzige Petzingerin, ehedem einen Korb gegeben, Niemand anders ist als Willi Grewitz selbst. Sie sehen den Conflict: Willi muß gegen den Mann seiner früheren Liebe plaidiren, Willi hat sich seitdem verheirathet, seine Frau „lebt nur in ihm und er in ihr". Einer seiner wenigen Ausgänge gilt der Haussuchung bei Petzinger. Bei der Gelegenheit erkennt er in der unglücklichen Frau des Hauses seine alte Geliebte, diese erkennt ihn und bricht ohnmächtig zusammen. Man weiß gar nicht, was daraus werden soll! Die Situation complicirt sich noch dadurch, daß Dr. Kirchfeld, der Hausarzt mit dem Schlürfen, zu Staatsanwalts kommt und ihnen in der größten Unbefangenheit berichtet, Frau Petzinger müsse geisteskrank geworden sein, denn obwohl ihr Mann Wilhelm heiße, rufe sie auf ihrem Schmerzenslager doch keinen andern Namen als „Willi! Willi!" Wie das nun Willi, der Staatsanwalt, und Clarilla, die Staatsanwältin, vernehmen, platzt die Bombe, wie man zu sagen pflegt. Der Staatsanwalt ruft: „Weh mir!"

„Er will vom Stuhl herunterfallen und wird von der Frau mit dem Geschrei: „mein Willi!" aufgefangen."

Sehen Sie, das ist ein Actschluß, oder ich verstehe nichts von der Sache! Das ist originell, das ist ergreifend; so ein Actschluß ist noch nicht geschrieben worden! Ich habe überhaupt auf der Bühne noch nie gesehen, wie ein Staatsanwalt vom Stuhle herunterfallen will; wie denn überhaupt der Vorsatz, vom Stuhle zu fallen, zu den Seltenheiten gehört.

Aber der Höhepunkt des Ganzen ist der dritte Act. Friederike, die wir im ersten Act als junges Mädchen, im zweiten als junge Frau kennen gelernt haben, ist in diesem folgerichtig junge Wittwe. Ihr Mann hat sich im Kerker geabdulazizt; sie aber hat sich eine Nähmaschine gekauft, wohnt in einer ärmlich möblirten Stube, ist, wie der Verfasser schreibt, „schwarz gekleidet und sieht vollständig reducirt aus. Nach Aufzug des Vorhangs läßt sie die Nähmaschine noch einen Augenblick klappern." Darauf hält sie einen längeren Monolog; und wieder kommt der Doctor, der sie jetzt „gutes Frauchen" nennt. Sie erhebt sich von der Nähmaschine und der Doctor fragt sie: „Wollen Sie ausgehen?" Worauf Frau Petzinger antwortet: „Ja Herr Doctor, ich wollte mir etwas in der Nähe besorgen." Sie geht also, besorgt etwas „in der Nähe", dieweil der Doctor bei der Nähmaschine allein bleibt. Nun hält wieder der Doctor einen Monolog, der voll der treffendsten Bemerkungen ist, z. B.: „Es ist ein Malheur, wenn man verliebt ist und nicht genug Geschick besitzt, um das so anzudeuten, daß man in keinem Falle blamirt ist." Und so jagt ein Scherz den andern.

Sie haben schon errathen, daß er Friederiken liebt. Er findet ihr Tagebuch und er erkennt daraus, daß auch sie ihn liebt. Er verriegelt die Thür, um sich der aufregenden Lectüre ohne Besorgniß hingeben zu können. Da klopft es; er verbirgt das Buch und ruft: „Herein!" Er hat in der Aufregung vergessen, daß er den Riegel zugeschoben hat; es wird also noch einmal geklopft, er schiebt den Riegel zurück und Staatsanwalts kommen.

Die Scene, die sich nun entwickelt, ist so neckisch, so reizend, so hold, daß ich sie ganz abschreiben möchte. Da weht deutsche Luft, das ist germanische Sitte, das ist heimische Schalkhaftigkeit! Auf die Frage der Staatsanwältin, weshalb er sich einriegele, antwortet der Doctor in großer Verlegenheit: „Sie verzeihen, Frauchen" — er hat das „Frauchen" so an sich —, „ich habe mir einen Westenknopf angenäht und da es mich genirte, während ich in derangirter Toilette mit offner Weste dastand, Jemanden hereinzulassen, so habe ich zugeriegelt."

Wenn Ihnen, meine Verehrteste, ein Herr und namentlich ein Arzt so etwas von einem Westenknopfe sagte, ich wette, Sie würden sich zufrieden geben. Aber Sie haben auch oft zugegeben, daß Sie für weibliche Handarbeiten nicht die volle Theilnahme besitzen. Wie anders die Frau Staatsanwältin! Sie fährt fort: „Das ist wohl der Knopf, den Sie angenäht haben?" Und der Doctor versetzt schamroth: „Ja." Worauf die Frau Staatsanwältin erwidert: „Das sieht Ihnen auch ganz ähnlich!"

„Sie reißt ihn ab und zeigt ihn ihm."

„Ich habe Ihnen ja schon oft gesagt, wenn Sie eine Kleinigkeit auszubessern haben, mögen Sie es mir sagen! Anstatt so unordentlich herumzugehen, hätten Sie mir doch gestern Abend, als Sie bei uns zum Thee waren, die kleine Arbeit anvertrauen können."

„Dr. K. Sie sind sehr freundlich, Frauchen, aber es genirte mich, vor einer Dame mit offener Weste zu stehen.

Digitized by Google

„Frau Staatsanwältin (die noch den Knopf in der Hand hält). Geben Sie 'mal die Nähnadel her. Wo haben Sie sie denn hingelegt?

„Dr. K. Ich glaube hier. (Er sucht auf dem Sitz des Sophas, auf dem der Staatsanwalt sich gesetzt hat.)"

Sie können sich denken, welchen Schreck die arme Frau bekommt. „Hier legt man eine Nähnadel her?" fragt sie entsetzt. „Willi, steh' auf! Das größte Unglück kann Einem ja passiren, wenn die Nähnadel hier herein gesteckt wird!"

Willi steht auf.

Wir Alle fühlen mit der guten Frau, und es wird uns ein Alp von der Brust gewälzt, wenn der Doctor sein „Ehrenwort" gibt, daß die Nadel nicht im Sopha steckt: „Seien Sie ganz ruhig darüber und Du, Willi, setze Dich wieder ganz unbesorgt!"

Willi setzt sich unbesorgt.

Der Doctor öffnet die Weste und die Näherei beginnt. Die Nähnadel thut ihre Schuldigkeit, sie verletzt weder den Staatsanwalt da, wo es die sorgende Gattin befürchtet hatte, noch den Doctor auf der Brust. „So wäre der Knopf angenäht!" ruft die Staatsanwältin triumphirend aus. „Sie hält dem Doctor einen Spiegel vor" und fügt schelmisch hinzu: „Hat die Schneiderprocedur mit der offenen Weste Ihre Keuschheit beeinträchtigt?"

Ich denke mir das auf der Bühne ganz außerordentlich. Die Angst der Gattin und des Staatsanwaltes vor unangenehmen Placirungen von spitzigen Gegenständen, der Doctor mit der offenen Weste, die Frau, die dem Doctor den Spiegel nicht vor das Gesicht hält — Alles das muß von einer erschütternden Wirkung sein! — Schließlich heirathet also Frau Petzinger, die noch einmal gramumdüstert und schmerzerfüllt die Bühne betritt, den Doctor und damit ist die Sache aus.

Wenn die Handlungsweise der Frau Staatsanwältin Ihren Sinn für das Häusliche stärkt, wenn Sie das Beispiel nachahmungswerth finden und mit zarter Aufmerksamkeit darüber wachen, daß man sich getrost auf Ihre Chaiselongue setzen kann, so ist der Zweck dieses Briefes durchaus erfüllt. Inzwischen leben Sie wohl! Wenn Sie nichts dagegen haben, schreibe ich Ihnen während des Sommers noch einen oder den andern Brief.

Ihr

Paul Lindau.

In Betreff der orthographischen Reform.

Zunächst für den Journalistentag.

Daß die durch die Berufung der Berliner Konferenz lebhaft angeregte, aber durch die Verhandlungen und die Beschlüsse dieser Versammlung nicht zur Erledigung gelangte orthographische Frage fürs erste nicht wieder aus der Debatte verschwinden könne und werde, ließ sich mit Sicherheit voraussehen, und es ist sehr erfreulich, daß nun auch der diesjährige Journalistentag die Stellung der Zeitungspresse zur orthographischen Reform auf seine Tagesordnung gesetzt hat, um so erfreulicher, ja eigentlich gradezu eine Nothwendigkeit, da der doch mit in erster Reihe bei dieser Frage betheiligte und zur praktischen Regelung und Lösung derselben durchaus unentbehrliche Stand der Schriftsteller in der Berliner Konferenz ganz unvertreten geblieben war. Bekanntlich gehörten die dazu Berufenen ausschließlich der Klasse der höhern Schulmänner und der Sprachgelehrten an, und hinzugekommen waren nur je ein Delegierter des deutschen Buchhändler-Verbandes und des deutschen Buchdrucker-Vereins. Aus dieser Art der Zusammensetzung erklärt es sich denn auch, daß der preußische Unterrichtsminister die Beschlüsse der Konferenz nicht seiner ursprünglichen Absicht gemäß hat verwenden können, da — wie eine halbamtliche Veröffentlichung sehr richtig hervorhebt — „es dem Zweck der allgemeinen Einigung geradezu widersprechen würde, wenn in den Schulunterricht eine Rechtschreibung eingeführt würde, welche, sei sie auch noch so zweckmäßig und theoretisch wohl begründet, in dem Schreib- und Druckgebrauche außerhalb der Schule keine oder nur sehr beschränkte Aufnahme fände". Und so wird es denn Pflicht und Aufgabe auch mit des Journalistentages sein, die Konferenzbeschlüsse nach den berechtigten Forderungen und Ansprüchen des deutschen Volkes auch außerhalb der Schule zu berichtigen und zu ergänzen.

Der Gesichtspunkt freilich, daß für die Regelung unserer Rechtschreibung die einheitliche sichere Feststellung für Alldeutschland das Maßgebende sein müsse, wurde auch von der Mehrheit der Konferenz entschieden fest gehalten, selbst bei der den hauptsächlichsten Anlaß zum Zwiespalt gebenden Frage über die Dehnungsbuchstaben, wie die eventuelle Zurücknahme eines früher gefaßten Beschlusses bewies. Auch die bei diesem Beschluß beharrende Minderheit wollte natürlich ebenfalls die einheitliche Rechtschreibung als Ziel erreichen. Der Unterschied war eben nur der, daß die Mehrheit anerkannte, die Schule habe sich nach der Gesammtheit des deutschen Volkes zu richten, daß dagegen die Minderheit meinte, die Konferenzbeschlüsse würden von dem Unterrichtsminister ohne Weiteres in die Schulen eingeführt werden und das gesammte deutsche Volk werde sich dann nach der Schule richten müssen. Dazu kam denn noch, daß man mit diesen Beschlüssen, die offenbar zu weit gingen, um nicht allgemeinen Anstoß zu erregen, und doch nicht weit genug, um einen wirklichen Abschluß zu bilden, keineswegs zu einer eigentlichen Feststellung gelangte, sondern nur zu einer einzigen Position, um von da aus zu weitern Angriffen und Erschütterungen des Bestehenden überzugehen. „So gewö(h)nt sich das Auge allmä(h)lich zunächst an einzelne noch ungewo(h)nte Wortbilder, die inmitten von lauter bekannten von diesen ihr Licht empfangen und das Verständnis nicht beeinträchtigen; allmä(h)lich wird ein Wort nach dem andern in das Bereich des Schwankenden hereingezogen und demnächst seine richtige Schreibung festgestellt und, je me(h)r sich dabei die Einsicht in das Richtige verbreitet, um so unangene(h)mer wird die von der Uebergangsperiode unzertrennliche Inkonsequenz empfunden und um so me(h)r die Durchfü(h)rung der Verbesserung in allen gleichartigen Fällen beschleunigt werden." So hat sich Duden schon 1872 in seiner „deutschen Rechtschreibung" ausgesprochen; wir haben uns nur erlaubt, die von ihm damals noch gesetzten Dehnungs-h, so weit er sie jetzt schon ausmerzen will, hier wenigstens einzuklammern.

Die Voraussagung, daß man — selbst wenn man es wollte — bei den Konferenzbeschlüssen auf der abschüssigen Ebene nicht würde stehen bleiben können, ist denn auch schon jetzt in Erfüllung gegangen. Wenn einmal von Dem, was im allgemeinen Gebrauch unserer Rechtschreibung bisher unerschüttert fest gestanden, das Eine ohne Rücksicht auf das Befremdende der ungewohnten Schriftbilder und auf die Deutlichkeit und das leichte Verständnis für den Lesenden „nach dem phonetischen Princip vereinfacht" werden soll: so ist eben nicht abzusehen, warum denn nicht auch das Andere? Da giebt es denn eben keinen Halt, bis man in einseitiger oder — wie es heißt — „foller durchführung des fonetischen prinzips in der ortografi" auf den von Scherer so schlagend bezeichneten Standpunkt der „fi-Orthographen" gelangt, d. h. Derer, die durch die rein phonetische Folgerichtigkeit sich zu der Schreibweise fi (statt Vieh) gedrängt sehen, bei welcher der „schweizer lererferein" wirklich bereits angelangt ist.

Wir nennen zunächst einige Schriften und Aufsätze von Verfassern, denen die weitest gehenden Beschlüsse der Konferenz doch noch nicht weit genug gehen und die nun dieselben zum Ausgangspunkt weiter gehender Forderungen der reinen Phonetik wählen, von wo aus später sie selbst oder ihre Nachfolger wieder weiter gehen können und werden, bis das oben angegebene Ziel endlich erreicht sein wird, — zunächst:

Die Zukunftsorthographie nach den Vorschlägen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz erläutert und mit Verbesserungsvorschlägen versehen von Gymnasialdirektor Dr. Konrad Duden, Mitglied der Konferenz. (Leipzig); dann ferner:

Die Ergebnisse der zu Berlin vom 4. bis 15. Januar 1876 abgehaltenen orthographischen Konferenz beleuchtet von Professor Dr. G. Michaelis. (Berlin.)

Die deutsche Rechtschreibungsconferenz von Wilhelm

Digitized by Google

Buchner (in Heft 11 „Unserer Zeit", herausgegeben von Rud. Gottschall).

Randbemerkungen zu den von der Berliner Konferenz aufgestellten Regeln für die deutsche Orthographie von H. E. Bezzenberger. (Halle.)

Es ist durchaus nicht meine Absicht und kann es nicht sein, diese Erläuterungen, Beleuchtungen und Randbemerkungen meinerseits wieder zu erläutern, zu beleuchten und zu glossieren,

„Daß auch Andere wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze."

Ich will vielmehr hier nur nachdrücklich an den Zweck erinnern, zu welchem, unter der freudigen Zustimmung Alldeutschlands, die Berliner Konferenz berufen wurde, und welcher amtlich angegeben war in den Worten: „Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung", und dann will ich nicht minder nachdrücklich meine oft ausgesprochne Ueberzeugung hier wiederholen, dass dieser praktische Zweck nur durch den engsten und innigsten Anschluss an das in der allgemeinen Praxis unerschüttert Feststehende erreicht werden kann, indem man sich darauf beschränkt, das Schwankende festzustellen und anerkannte oder nachweisliche Lücken im Geist des Feststehenden auszufüllen, auch für die Schule, die sich nach dem gesammten Volke zu richten hat, nicht umgekehrt; dass dagegen, wenn man ohne Rücksicht auf das Bestehende einseitigen Theorieen zu Liebe unsere Orthographie für die Schule „vereinfachen" will, man statt der bezweckten größern Einigung vielmehr nur einen größern Zwiespalt in unserer Rechtschreibung bewirken wird und dass daher die Freunde einer einheitlichen sichern Feststellung bei jeder vorgeschlagenen Aenderung auch zu beachten und zu erwägen haben werden, ob sie nicht, an und für sich geringfügig erscheinend, doch als Angriffspunkt zur Erschütterung des Bestehenden benutzt werden kann und soll.

Die nachfolgenden Anführungen aus den vorgenannten Schriften, wie die daran geknüpften Bemerkungen sollen einzig zur Erläuterung des eben Gesagten dienen.

Der Mehrheitsbeschluss der Konferenz, wonach, um den Uebergang vom deutschen zum lateinischen Alphabet anzubahnen, dieses im Elementarunterricht zu gleicher Geläufigkeit des Lesens und Schreibens eingeübt und der Gebrauch desselben in den höheren Schulen überall gestattet werden soll, geht Herrn Bezzenberger noch nicht weit genug. Er sagt S. 4 buchstäblich:

nein, mit solchem allmälichen anbanen ists nicht getan, sondern one alle zaghaftigkeit muss ein herzhafter entschluss gefasst werden. der aber kann nur lauten: von dem jare x (nemen wir 1878 oder 1880 an) darf nur noch die antiqua (rund-, lat. schrift) in allen schulen zum schreiben eingeübt und verwendet werden; fraktur (eckige, deut. schrift) wird einstweilen nur noch zum lesen eingeübt u. s. w.

Daran schließen wir gleich, was er auf S. 29 sagt:

Wird die rundschrift eingefürt, dann ist das gebiet der majuskel ser einzuschränken, und bleibt von dem ganzen § [28] nicht viel stehen, indem großer anfangsbuchstabe nur gefordert wird für anfänge grösserer abschnitte, namen und titel und für die pron. der anrede in bestimmten fällen.

Das wäre denn eine sehr tief einschneidende Umgestaltung unserer Rechtschreibung, die auch von den andern oben Genannten, nur nicht in so ganz naher Zukunft erstrebt wird. In seiner „Zukunftsorthographie" spricht sich Duden nicht darüber aus, aber in seiner „deutschen Rechtschreibung" S. 61, § 59 u. 60 nennt er die jetzige Verwendung der großen Anfangsbuchstaben „zweckwidrig", aber „jetzt so allgemein, dass sie nicht mit einem Schlage abgeschafft werden könne" und Prof. Michaelis sagt in seiner oben genannten Schrift S. 94:

Wenn auch die Großschreibung des Substantiva vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus an sich kaum zu rechtfertigen ist, so spricht doch vom praktischen Standpunkte aus manches für dieselben, und so lange wir noch so viles an der eigentlichen Wortschreibung zu bessern und zu berichtigen haben, möge man die Substantivmajuskeln immer ruhig lassen etc.

Nein, wenn sie denn doch einmal abgeschafft werden sollen, dann lieber gleich „mit einem Schlage", zumal das „Ungewonte der Wortbilder", nachdem man sich zu Formen, wie Jar, Ror, Hun entschlossen hat, nicht mehr als Schreckgespenst gelten darf (s. Duden 42). Nur begreife ich nicht recht, warum Hr. Bezzenberger nicht der reinen Phonetik gemäß die Majuskeln überhaupt beseitigen will. Dann brauchten ja künftig die Kinder nur noch ein einziges Druck- und Schreibalphabet zu lernen. „welcher vorteil liegt darin! wie viel zeit wird erspart, die besser angewant werden kann! und wird ja auch das rasche verständnis hin und wider erschwert, so achte ich das eher für vorteil als nachteil, denn lerer und schüler werden schärfer auf den zusammenhang achten, und man wird seine gedanken mer zusammen nemen müssen; je mer aber in der schule die denkkraft geweckt und genärt wird, desto gröser ist der gewinn" (Bezzenberger S. 6).

Man vergleiche hiermit in W. Buchner's Aufsatz folgende Stelle (S. 842): „Wozu aus ängstlicher Sorge um die möglichen Lesefehler der A-b-c-Schützen oder der Ausländer alle diejenigen, die deutsch schreiben und lesen können, mit überflüssigen Lesezeichen heimsuchen . . . . ? Wozu überhaupt die stete Sorge um die Armen am Geiste? Die allzu bereitwillige Berücksichtigung einer alle Möglichkeiten des Misverstehens erwägenden Gelehrsamkeit hat auch hier meines Erachtens nicht vortheilhaft eingewirkt."

Herr Bezzenberger sagt ferner auf S. 16 noch ausdrücklich: schreiben wir jetzt: das meer hat mehr wasser, so künftig: das mer hat mer wasser, und jeder wird dies eben so gut verstehen als jenes. So möchten wir denn für ihn in seiner eigenen Schreibweise eine Strophe von Felicia Hemans in der Uebersetzung unseres jüngst dahingeschiednen trefflichen Freiligrath hersetzen:

wo die wracke liegen, wo das blei nicht gründet,
erstehn die toten dort auch? — selig sie,
denen ein hügel hoffnungsgrün verkündet:
„hier einst erhebt der staub sich!" — spät und früh
kann ire hand des grabes blumen pflegen,
können sie kränze auf den rasen legen,
und in sein mos hinsinken auf die knie!
doch — welche gruft nur dunkelt um dich her?
o träume! — bist du nicht, wo nicht mer ist das mer?

Da werden nun Herr Bezzenberger und seine Schüler bei der letzten Zeile ihre Gedanken sehr zusammennehmen müssen, um zu entscheiden, ob hier träume! der Imperativ des Verbums oder der Plural des Substantivs und ob mer hier beide Mal das Substantiv, oder wo es das Adverb sein soll. Freilich, wie der Vers jetzt in Freiligrath's „sämmtlichen Werken" (Newyork 1858, Bd. 2, S. 68) dasteht:

O Träume! — bist du nicht, wo nicht mehr ist das Meer?

würde Alles sofort klar und in Ordnung sein und ein Vorlesender würde nicht einen Augenblick schwanken, wie er in richtiger Aussprache und Betonung das dem Auge Klare auch dem Ohr sofort deutlich zu sprechen habe. Sicher würde der Dichter sich einen Umdruck seiner Werke in diese „die denkkraft weckende und närende" Orthographie entschieden verbeten haben und so werden es wohl auch die lebenden Schriftsteller halten wollen, wenn sie nur — NB. nach der Ansicht der Herrn Bezzenberger, Buchner u. s. w. — gegen die durch den Staat und die Verleger zu übende Diktatur überhaupt noch irgend ein Wort mitzusprechen hätten. Hr. Wilh. Buchner sagt in seinem Aufsatze S. 829 ff. wörtlich:

„Nur für zwei Berufe, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist auch unter den Erwachsenen der Zwang zur Anwendung einer neuen Rechtschreibung vorhanden: dem Lehrerstande kann und wird der Staat die Pflicht auferlegen, dieselbe sich selbst anzulernen und weiter zu lehren; den Schriftsteller andererseits kann der Verleger nöthigen zum Gebrauche oder doch zur Duldung von Wortbildern, welche den ältern Zeitgenossen fremdartig erscheinen mögen. . . . . Die Schriftsteller werden, wollen sie über-

Digitized by Google

haupt von dem nachwachsenden Geschlecht gelesen werden, oder richtiger, wollen sie überhaupt einen Verleger finden, sich dem Rothstift des Correctors fügen müssen." Und etwas weiter heißt es dann:

„Daß es überhaupt gar keinen Zweck hat, bei einer derartigen Reform unserer gründlich verderbten deutschen Rechtschreibung «auf weitere Kreise, Publikum und Schriftsteller, Presse und Literatur Rücksicht zu nehmen», die Neuordnung «auf den Durchschnitt der Menschen zu berechnen», wie die Rechte der Berliner Conferenz es gewünscht hat. Nein, auf diejenigen, die bereits die Schule hinter sich haben, Rücksicht zu nehmen, wäre verlorene Zeit und Mühe; der Punkt, wo ich den Hebel einsetzen muß, um die Erde zu bewegen, liegt ganz wo anders, er liegt in der Schule und nur in der Schule."

Lässt sich eine grellere Illustration denken zu Dem, was Prof. Scherer's Bericht über die Mehrheit der Konferenz gesagt:

„Die Rücksicht auf die Schule überwog; das Machtgefühl des Lehrers, der seinen Schülern befehlen kann, was er will, schien die Konferenz in ihrer überwiegenden Majorität zu leiten. Man schien sich der Ungerechtigkeit nicht bewusst zu werden, welche darin lag, dass man die ganz überwiegende Mehrheit aller Lesenden nnd Schreibenden im deutschen Volke durch die Schule, alle Erwachsenen durch die Kinder, die gegenwärtige Generation durch die künftige zu majorisieren unternahm. Und so fasste man Beschlüsse, welche meiner innigsten Ueberzeugung nach nicht geeignet sind, die herrschende Verwirrung zu vermindern, welche im Gegentheil dazu beitragen müssen, dieselbe zu vermehren und welche überdies, wenn ich nicht irre, ohne theoretische Berechtigung sind."

Und dabei war noch nicht einmal Herr Wilh. Buchner in der Versammlung, der — wie er in seinem Aufsatz S. 831 schreibt — „falls er die Ehre gehabt hätte, der Konferenz beizuwohnen, auf der Linken, sogar auf der äußersten Linken derselben gestanden hätte". Doch was nicht war, kann ja noch werden. „Hoffen wir" — schließt er seinen Aufsatz — „dass bei einer nochmaligen Berathung die Konferenz als zunächst zu einer Umgestaltung der Schulorthographie berufen, mehr aus praktischen Schulmännern als aus Sprachgelehrten bestehe, dass man alle Gründe der Aengstlichkeit und Gemüthlichkeit, alle Vorliebe für schriftliche Unterscheidungen und historische Ruinen fahren lasse, nur den Grundsatz der einfachsten folgerichtigsten Wiedergabe des gesprochenen Lautes wahre und nicht meine, jenem Manne gleichen zu müssen, welcher aus Zartgefühl seinem Hunde den Schwanz stückweise abschnitt, statt auf einmal." Bis dahin, wo Herr Wilh. Buchner seinen Platz in der künftigen Konferenz auf der äußersten Linken eingenommen haben wird, findet er auch wohl noch Zeit zur Auffindung der Mittel und Wege, wodurch er die Verleger zwingen kann und wird, den gewünschten Zwang auf die Schriftsteller auszuüben, denn — leider! für ihn — bei der Konferenz dieses Jahres gehörte der Vertreter des Buchhandels nicht der Linken, sondern der Rechten an.

Nun möge im Anschluss an die obige Strophe Freiligrath's noch ein kurzer Satz in der Konferenzorthographie folgen: Die Fischer fischen mit zerstückten Sandalen nach Dorschen. Es sollte mir um Herrn Bezzenberger's willen leid thun, wenn man nicht erkennen wollte, welch' „groser gewinn" hier in der Erschwerung des raschen Verständnisses für die Leser liegt, die ihre Denkkraft gehörig anzustrengen haben werden, um richtig herauszubekommen, dass die Fischer sich nicht der zerstückten Sandalen oder Riemenschuhe, sondern vielmehr der zerstückten Sand-Aale oder Tobiasfische als Köder für die Dorsche bedienen.*)

Doch nun zurück zu der Frage über den Ersatz der deutschen Schrift durch die lateinische! Auch Professor Michaelis ist, wie gesagt, für diesen Ersatz; doch in seiner sorgfältigen, bedächtigen Weise will er zuvor „die Schreibung der S-Laute für die lateinische Schrift in einer den Bedürfnissen unserer Sprache entsprechenden Weise geregelt" wissen (s. seine Schrift S. 72 ff., vgl. Duden 60 ff., besonders 66 ff.).

Herr Bezzenberger weiß sich hierüber kürzer zu fassen. Er sagt S. 24 von dem ß: man lasse es ganz fallen, schreibe fus wie mus, heise wie leise u. s. w. und lasse es in der rundschrift bei dem einen *s*, da wir *ſ* in dieser gar nicht bedürfen u. s. w. Beachtenswerth bleibt es immerhin, dass dieser Phonetiker die vollständige Gleichheit des S-Lautes in gieße und Wiese behauptet und höchstens die Möglichkeit einer mundartlichen Unterscheidung zugesteht. So reicht er denn nach seiner Phonetik auch gleichmäßig aus mit den Formen: weise; reisen; heiser; fliese; niesen und geniese; asen ꝛc., wo wir Andern in der Schrift, wie in der Aussprache unterscheiden müssen: Weise und Weiße; reisen und reißen; heiser und heißer; Fliese und fließe; niesen und genießen; aasen und aßen u. s. w., ganz zu schweigen von Formen wie kreischen, für die wir je nach der Aussprache und dem Sinn zwei Schreibweisen brauchen: kreischen und Kreischen u. s. w.

Worin die Rechte und die Linke namentlich auseinander gingen, Das war bekanntlich, wie auch hier schon gesagt, die Frage von den Dehnungsbuchstaben. Jene wollte und will dieselben, wo sie bisher unerschüttert im allgemeinen Gebrauch fest standen, auch fernerhin bewahren; diese hat versucht, sie bis auf einige Ausnahmen nach den dunkeln Vokalen und deren Umlauten zu tilgen, während sie nach den hellen Vokalen e und i unangetastet bleiben sollten. Dass damit kein Halt gewonnen sei und gewonnen werden konnte, war von der Rechten vorausgesehen und vorausgesagt. Sämmtliche vier vorgenannte Schriften wollen nun auch in der That weiter vorgehen und, wenn sie trotzdem nicht übereinstimmen, so liegt Das darin, dass sie alle noch nicht wagen, gleich bis ans Ziel vorzugehen und der Eine hier und der Andre da rüttelt. Ziemlich einig sind sie in der Tilgung der Dehnungsbuchstaben nach a, o, u in den Fällen, wo die Konferenzmehrheit sie noch hat bewahren wollen. Das Schriftbild fanden z. B. soll gleichmäßig gelten, ob nun das Imperfekt von finden gemeint sei (mit geschärftem a) oder das Verbum fahnden (mit gedehntem a); nur der vorsichtige, bedächtige Michaelis will hier den Wegfall des Dehnungsbuchstabens durch ein Dehnungszeichen über dem Vokal ersetzt wissen (s. seine „Vorschläge" ꝛc. S. 9 § 19), eben so wie bei a(h)nden ꝛc., während Herrn Bezzenberger und Herrn Buchner dagegen Accente ein Gräuel sind. So soll ferner z. B. gleichmäßig geschrieben werden: Sie erwarteten Nachricht mit den zurückkehrenden Boten, ob nun das hervorgehobene Wort der Dativ Pluralis von dem Maskulinum Bote oder von dem Neutrum Boot sei u. s. w.

Ferner sind die vier genannten Herren darin einig, wenigstens im Allgemeinen, die Dehnungsbuchstaben auch beim e zu beseitigen, Duden und Buchner, wie es scheint, ausnahmslos; der letztere sagt hierüber (S. 835): „Der Grammatiker mag im Nachtrab der reinigenden Bewegung bleiben; das orthographische Parlament" — auf dessen äußerster Linken er sich wohl schon im Geiste sieht — „hat die Pflicht, an der Spitze derselben zu gehen." Der bedächtige Michaelis dagegen (s. seine Vorschläge § 12), dem sich hierin zum Theil auch Bezzenberger anschließt, will wenigstens das Doppel-e bewahren in Wörtern, wie See, Klee, Lee ꝛc., Idee, Allee, Armee ꝛc., Kraftel ꝛc., Geest ꝛc. und in lateinischer Schrift den Doppelvokal durch ein e mit dem Cirkumflex ersetzen, wie denn Duden (s. seine Zukunftsorthographie S. 91) bei Formen, wie entert für entehrt von dem Accent Gebrauch machen will (entêrt).

*) Soeben geht mir von befreundeter Seite der Aushängebogen einer demnächst erscheinenden kleinen Schrift zu, worin ein Brief von Goethe's Freund Heinrich Mayer an Karl Ruckstuhl (s. Goethe's Werke, Ausg. in 40 Bdn., 32, 217) abgedruckt ist. Da heißt es denn buchstäblich: Soll ich aufrichtig reden, so scheint es mir fast, die Herren da im Salathen geben zwar gute Worte, mögen aber nicht gern viel mit unser einem zu schaffen haben u. s. w. Welcher Gewinn durch Weckung und Nährung der Denkkraft entginge hier den Lesern, wenn in gewohnter Weise mit Berücksichtigung des verachteten Deutlichkeitsprincips statt Salathen gesetzt wäre: Saal-Athen oder Saal-Athen. Da wüßten sie ja gleich ohne alles Kopfzerbrechen, dass Jena, das Athen an der Saale, gemeint ist.

Digitized by Google

Weiter noch als bei dem e gehen die Ansichten der Genannten bei dem i auseinander. Duden (s. seine Schrift S. 49) stimmt zur Zeit mit den Beschlüssen der Konferenz überein, wonach hier im Allgemeinen die Dehnungsbuchstaben unangetastet bleiben sollen, indem er einzelne Beschlüsse (wider für wider und wieder; Mine für Mine und Miene ꝛc.) „als Fingerzeig genügen" lassen will für „eine weitere Verbesserung der Orthographie". Buchner dagegen schreibt (S. 836): „Es wird die Aufgabe einer Schlussrevision, sagen wir, einer dritten Lesung sein, mit diesen historischen Denksteinen, diesen funkelneuen Neuerungen" [d. h. den Dehnungsbuchstaben] „bei e und i ebenso gründlich aufzuräumen, wie man es im großen und ganzen bei a, o und u gethan hat." Michaelis (s. seine Ergebnisse 32 ff.) will das Dehnungs-h in ihn und ihm beibehalten oder in lateinischer Schrift durch einen Cirkumflex ersetzen zur Unterscheidung von in und im, dagegen z. B. schreiben inen, ir, irig ꝛc.; ferner will er „eine gründliche durchgreifende Sichtung zwischen den Wörtern mit i und ie vornehmen" (vgl. seine Vorschläge § 14—16, wonach z. B. geschrieben werden soll: geschriben, geschwigen ꝛc., aber z. B. biegen ꝛc., fiel, aber vil, schri, spi ꝛc., aber Knie, die ꝛc., aber bise ꝛc., Kiel des Schiffes, aber Kil der Feder u. A. m.); wenn man sich aber dazu nicht entschließen könne, so will er wenigstens „ein allmähliches Beseitigen der entbehrlichsten ie anbahnen". Bezzenberger (s. sein Schriftchen S. 16) endlich will das Dehnungs-h hinter i ausnahmslos und ohne Ersatz beseitigt wissen selbst in ihn und ihm (also z. B.: ir setzt in in vertrauen = in ihn — und: er setzt in in kentnis = ihn in ꝛc.). Dann fährt er fort:

Auch gegen die denung des *i* durch *e* möchte ich mich gern erklären, da sie so vielfach ganz unberechtigt eingedrungen ist . . . . allein in vielen wörtern ist *e* (aus altem *a, o* oder *u*) doch zu berechtigt . . . . so kommt es, dass gegen diese denungsbezeichnung sich am wenigsten widerspruch erhebt, und selbst konsequente phonetiker ir das leben wenigstens fristen wollen u. s. w.

Man sieht also aus diesen verschiedenen Vorschlägen „zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung", dass es, wenn man auf dem von der Konferenzmehrheit besonders in Betreff der Dehnungsbuchstaben eröffneten Wege der phonetischen Vereinfachung weiter gehen will, an der buntesten Musterkarte zur Auswahl nicht fehlen wird, anderer Einzelheiten zu geschweigen, wie z. B. dass für Accent Duden Akzent, Bezzenberger akcent geschrieben wissen will u. Aehnl. m.

Vielleicht schreckt die Aussicht auf den Wirrwarr und Zwiespalt, wohin man zunächst auf dem Wege der bloßen phonetischen Vereinfachung gelangen wird, doch davon ab, diesen Weg zu betreten und man entschließt sich, die Einheitlichkeit auf dem durch die Geschichte unserer neuhochdeutschen Rechtschreibung selbst vorgezeichneten Wege zu erstreben, wonach man neben der phonetischen Grundlage auch das Verdeutlichungsstreben zu berücksichtigen, an dem im allgemeinen Gebrauch Anerkannten fest zu halten und nur das Schwankende in einheitlicher Weise fest zu stellen hat.

Schließlich möchte ich noch darauf aufmerksam machen, dass die Tilgung der Dehnungsbuchstaben (ohne Ersatz durch ein Dehnungszeichen) auch wohl auf die — ohnehin in Deutschland noch durch keine anerkannte Autorität allgemein und vollständig geregelte — Aussprache nicht ohne nachtheiligen Einfluss bleiben würde, zumal selbst die auf Reinheit der Reime achtsamsten Dichter den Unterschied zwischen geschärften und gedehnten Vokalen noch immer nicht zu voller Genüge beachten.

Altstrelitz, 24. Juni. **Daniel Sanders.**

Zum alten und neuen Glauben.

Das Leben ohne Gott, Untersuchungen über den ethischen Gehalt des Atheismus von Dr. Julius Duboc. Hannover, C. Rümpler. 1875.

Als Dav. Friedr. Strauß seinem vielbesprochenen letzten Werk ein „Nachwort" folgen ließ, fand er sich veranlaßt, in diesem Abschiedsgruß darauf hinzudeuten, daß es bei der von ihm unternommenen Arbeit nicht nur darauf abgesehen gewesen, „den Gleichgesinnten zum Bewußtsein zu bringen, was wir haben, sondern auch was wir nicht haben". Unter den Punkten, wo es noch fehlt und wobei es ihm erwünscht schien, zum Vermehren der dazu nöthigen Mittel anzutreiben, erklärte er namentlich den Bau unserer Pflichten- und Tugendlehre als höchst rückständig, indem er selbst, weit entfernt im Stande gewesen zu sein, „auf etwas Ausgeführtes und Fertiges hinzuweisen, nur auf die Stellen habe hindeuten können, wo die Grundsteine zu legen sind".

Seit dieser Aufforderung sind drei Jahre und mehr verstrichen. An Einwänden gegen die im Buche über den alten und neuen Glauben dargelegten Resultate hat es indessen nicht gefehlt, hingegen wohl an einer Weiterführung der von Strauß gelieferten Arbeit. Die Zahl der ihm von Herzen zustimmenden „Wir" hat mit den wiederholten Neuauflagen seines Buches sich offenbar als eine im Zunehmen begriffene erwiesen; aber mit dem bloßen Aufnehmen des von ihm Geleisteten und mit zeitweiliger Abwehr der wider ihn ergangenen Angriffe ist der Wahrheit selbst wenig gedient, welche die unsichtbare Gemeinde der „Wir" zu pflegen hat. Aus ihrer Mitte ist kürzlich der Versuch geschehen, über die bisherige Haltung hinauszugehen. An die Strauß'sche Mahnung bezüglich des ethischen Gehaltes der für alle „Wir" gemeinsamen Ueberzeugung anknüpfend, hat Dr. Jul. Duboc seine kürzlich veröffentlichte Arbeit unternommen.

Es ist höchst bezeichnend für das Wesen des neuen Glaubens, daß er den ersten Ansatz zur Fortentwicklung seiner Lehre gerade von der ethischen Seite her getrieben. Sein Unterschied von verwandten Weltanschauungen in früherer Zeit besteht darin, daß er nicht nur Sache des Kopfes, nicht nur das Erzeugniß eines übermüthigen Zweifels, wie im vorigen Jahrhundert, oder einer Uebersättigung und Verekelung im Taumel zügelloser Genüsse entstammt, wie es bei den vornehmern Ständen in der römischen Imperatorenzeit der Fall gewesen war, sondern Sache des Herzens geworden ist und damit zu einer Macht, die im Leben zur Geltung gelangt. Im Bereiche des Menschlichen kann dies aber nur auf eine Weise geschehen: durch die Bewährung im Sittlichen. Der neue Glaube ist vor Allem von der Gewißheit durchdrungen, daß er durch gediegene, ernste Lebensführung sich in seinem Werthe zu erweisen habe. Durch ein derartiges Verhalten zum Alltäglichen hat der neue Glaube nicht nur seine Kraft in sich selbst, sondern gerade vermittelst seiner Beziehungen zum Leben als solchem breitet er seine Wurzeln auf dem Boden aus, worauf sein Vorgänger bisher allein sein Gedeihen gehabt.

Nicht minder bezeichnend wie die Wendung zum Ethisch-Lebensgültigen, ist auch die Art, wie die von Strauß bezeichneten Probleme in dem neuen Buche aufgenommen werden. Es schreitet nicht an den Bau einer neuen Pflichten- und Tugendlehre, denn sittliches Fordern und Gewähren sind bei „uns" dem Ziele nach durchaus identisch mit denjenigen, die bisher in rein menschlichen Beziehungen bestimmend waren. Auch eine neue Lehre über das Wesen und die Bedeutung dieser Beziehungen wird keineswegs angestrebt. Die Untersuchung beschränkt sich lediglich auf eine eingehende Prüfung dessen, was Strauß zum Behuf der nöthigen Grundsteinlegung blos angedeutet hatte. Es gilt nämlich, die unter dem Einflusse der Bildung unseres Zeitalters erworbene Ueberzeugung in ihrer Innenwirkung auf das sittliche Fühlen und Wollen darzulegen, und zwar mit Hinblick darauf, „das was ist und sein kann festzustellen", keineswegs aber das was sein soll zu construiren. Die Fassung der Aufgabe geschieht mithin in einem durchaus naturwissenschaftlichen Sinne, und in der That handelt es sich ja um einen Fall von naturhistorischer Beschaffenheit auf geistigem Gebiete.

Ohne in dem von Strauß vertretenen Fache selbst bisher eigentlich thätig gewesen zu sein, hat doch der Verfasser*), in einer unmittelbar vor der hier vorliegenden Arbeit veröffentlichten

*) Nicht zu verwechseln mit seinem ältern Bruder, Eduard Duboc, dem gegenwärtigen Präsidenten der Schillerstiftung zu Dresden, durch seine belletristische Thätigkeit unter dem Namen Robert Waldmüller bekannt.

Digitized by Google

Schrift, gewisse ihm für die Lösung der danach vorgenommenen Aufgabe vortheilhaft zu statten kommende Eigenschaften bekundet. Seine, auch in der „Gegenwart" (VII, Nr. 15, 1875) berücksichtigte „Psychologie der Liebe"*) wird dem kundigen Leser, zumal in dem äußerst beachtenswerthen Capitel über die Freundschaft, einen umsichtigen und mit dem Ernst des Lebens wohl vertrauten Sinn offenbart haben, den man um so höher schätzt, als eine männliche, sittlich tüchtige Gesinnung und ein wissenschaftlich geschultes Denkverfahren ihm zur Seite stehen. Auf dem bei der Untersuchung des ethischen Gehaltes unserer Ueberzeugung gegebenen Boden selbst ist der Verf. also völlig heimisch, und daß er es auch nicht an der nöthigen Unbefangenheit und Genauigkeit im Fixiren seines Gegenstandes fehlen lassen würde, dafür bürgte schon das Geschick, womit er die unter der Bezeichnung Liebe einbegriffenen seelischen Processe analysirt hatte. Wie er hier die den meisten Gemüthern schon bei der bloßen Namennennung ein gewisses überschwängliches Verzücken verursachenden Erscheinungen mit einer Gelassenheit prüft, als handle es sich um meteorologische oder statistische Berechnungen, so ist er auch in seinem neuen Buch vor allen Dingen bestrebt, seinen Gegenstand begrifflich genau zu fassen und daran seine Erörterungen zu knüpfen.

Der Verf. liebt es, seine Darstellung gleichsam um einen Begriffskern krystallisiren zu lassen, auf dessen Klarlegung es ihm besonders ankommt. Wenn er so im ersten Cap. den religiösen Charakter der die Annahme einer Gottheit ablehnenden Ueberzeugung entwickelt, so liegt das Hauptgewicht seiner Leistung weniger in dem gelieferten Nachweise seiner auf allgemeine wissenschaftliche Ergebnisse gestützten Behauptung, als in der talentvollen Untersuchung über den Gehalt und die Bedeutung des Begriffes Ehrfurcht**). Ebenso behandelt das zweite Cap. den Begriff der Würde und schätzt danach den ethischen Werth des Unsterblichkeitsglaubens ab. Aehnlich bringt der folgende Abschnitt eine Beleuchtung des Begriffes Egoismus, während der letzte den Sinn festzustellen sucht, den man mit dem Ausdruck „sittliche Weltordnung" und mit dem Worte „Materialismus" als Form einer Lebensgesinnung zu verbinden habe. Es geschieht dies alles in einer ebenso gedanken- und kenntnißreichen als einleuchtenden Weise, fern von all dem hohlen Wortkram, wie ihn die in Begriffsspielerei sich ergehende Zunftspeculation cultivirt und auch nicht minder erhaben über die sehr üblichen Cirkelerklärungen, deren Typus Molière in seiner köstlichen Definition des Opiums bei der ergötzlichen Doctorpromotion im „Malade imaginaire" verewigt hat. Jul. Duboc bietet wirkliche Sacherklärungen, indem er jene meist sehr verschwommen behandelten Verhältnisse und Ausdrücke in scharfen Umrissen fixirt. Die von ihm gelieferten einfachen logischen Entfaltungen dieser Thatsachen des Seelenlebens sind für die bessere Einsicht auf dem schwierigen und bisher wenig gepflegten Gebiete ethischen Wissens überaus verdienstlich. Nicht minder beachtenswerth und belehrend ist die Beschreibung psychologischer Processe, die der vierte Abschnitt rücksichtlich der Einwirkung theistischer Vorstellungen und kirchlicher Dogmen auf das kindliche Gemüth zu verwerthen verstanden.

Empfiehlt sich das Buch schon durch seinen rein begrifflichen Theil, so verdient es ebenfalls Beachtung wegen seines Bemühens, die praktische Bedeutung des neuen Glaubens fester in's Auge zu fassen. Dieser Aufgabe gehören namentlich die drei letzten Abschnitte an. Nachdem die Einleitung an den thatsächlichen Bestand des neuen Glaubens erinnert, und dieser im ersten Abschnitt dem alten Glauben als religiös-ebenbürtig nachgewiesen, im zweiten nach seinem wesentlichen Unterschied von diesem beleuchtet worden, kommt der dritte Abschnitt dazu, die Vortheile des alten und neuen Glaubens in ethischer Beziehung gegen einander abzuwägen. Unverkennbar liegt dem Verf. eine gewissenhafte Gerechtigkeit gegen beide Richtungen am Herzen. Am wenigsten dürften die Bekenner des alten Glaubens Ursache haben, über Parteilichkeit zu klagen. In dem Bestreben, den Segen abzuschätzen, der in diesem Bekenntniß als solchem liegen kann und in den classischen Zeiten seiner Geltung thatsächlich bestanden, zeigt der Verf. so viel Rücksicht und Anerkennung, daß weit eher die entgegengesetzte Partei ein Recht hätte, sich als benachtheiligt anzusehen. Der Verf. gibt dem alten Glauben das Zeugniß einer Einheitlichkeit seines Ueberzeugungsgehaltes. Nach dem Wortlaute der Darstellung könnte es fast scheinen, als ginge dieser Vorzug dem neuen Glauben ab, der an der betreffenden Stelle als „zwischen zwei Welten" schwankend bezeichnet wird. Offenbar ist diese Behauptung durch eine Ungenauigkeit in der formellen Behandlung der Frage herbeigeführt, indem der Verf. den Kreis der Bekenner des neuen Glaubens hier weiter faßt, als er es in den beiden ersten Capiteln dem Sachverhältnisse gemäß gethan hat. Ebenso wenig wie der neue Glaube auf die Eigenschaft einer religiösen Natur verzichtet, darf er seinem Wesen nach als „zwischen zwei Welten" schwebend bezeichnet werden. Alle Wir, die vollbewußt aus dem Banne der alten Vorstellungen getreten, sind, wenn auch nicht lückenfrei in unseren Einsichten, doch völlig frei vom Zwiespalte einer doppelten Weltanschauung. Diese kann füglich nur bei denen obwalten, die mit uns die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung bereitwillig annehmen, dabei aber eine diesen angepaßte Umgestaltung des alten Glaubens für möglich halten. Auf diese außer dem alten Glauben stehenden Bildungsgenossen unserer Zeit findet Alles vom Verf. über das Schweben zwischen zwei Welten geäußerte seine völlige Anwendung. Leider hat der Verf. Solches ausdrücklich hervorzuheben unterlassen, und dadurch den Schein eines Zugeständnisses an den alten Glauben herbeigeführt, der einen gar bedenklichen Schluß über den Werth des neuen zuließe. Größere Genauigkeit wäre hier schon zum Vermeiden von Mißverständnissen räthlich gewesen, zumal der Verf. dabei eine günstige Gelegenheit gefunden hätte, den von ihm in Sicht genommenen Zustand „zwischen zwei Welten" nach dessen psychologischer Seite mehr zu vertiefen. Hier liegt unzweifelhaft eine ebenso wichtige wie lohnende Aufgabe vor, die bei einer späteren Bearbeitung durchaus berücksichtigt werden müßte. Freilich wird der nämliche Punkt sowohl im vierten wie fünften Abschnitt wieder berührt; doch würde diese mehr beiläufige Erwähnung größeres Gewicht bekommen, wenn sie auf eine den Gegenstand erschöpfende Auseinandersetzung sich beziehen könnte.

Zu der soeben ausgesprochenen Forderung ist man durch den Verf. selbst ermächtigt auf Grund des in jeglicher Beziehung höchst gelungenen und die vollste Befriedigung gewährenden vierten Abschnitts, „Gott in der Erziehung". Sowohl die Ausführung im Ganzen wie auch die Behandlung gewisser Einzelheiten gehört unstreitig zu dem Besten, was über diesen bedeutsamen Punkt jemals geschrieben worden. Wahrhaft bewunderungswürdig ist das kindliche Denken in ethischer Beziehung und hinsichtlich der ihm in unseren Culturverhältnissen gewöhnlich zugeführten religiösen Vorstellungen gekennzeichnet. Etwas so Vorzügliches wie die Beobachtung über die Unangemessenheit, den Begriff der göttlichen Allgüte ethisch und logisch in der Erziehung zu verwerthen, ist nur der classischen Analyse an die Seite zu setzen, welche Rousseau an einigen häufig im Kinderunterricht benutzten Thierfabeln entwickelt. Mit Recht hat der Verf. auf diese hochwichtige Angelegenheit das Augenmerk seiner Zeitgenossen zu lenken gesucht. Denn wie allgemein auch die Ueberzeugung sein mag von der Untauglichkeit des religiös-traditionellen Vorstellungsvorrathes für die Erziehung, sicher hat die Mehrzahl ihre Kinder wehrlos den ihres Erachtens nachtheiligen Einwirkungen dieser Anschauungsform preisgegeben, ohne sich der Folgen deutlicher bewußt zu sein. Unstreitig hat wohl Jeder, für den die alten Religionsvorstellungen den Wahrheitswerth eingebüßt, die Pflicht sie von denen fernzuhalten, deren Entwicklung seiner Obhut anvertraut ist. Indem der Verf. hier das Wort ergriffen und ohne Scheu die Sachlage in ihrer ganzen Bedenklichkeit bloßgelegt, hat er sich den ungetheilten Dank sämmtlicher Gesinnungsgenossen

*) Hannover 1874, C. Rümpler.

**) Ausführlicher hat der Verf. den nämlichen Stoff in einer, in dem von Guido Weiß herausgegebenen Wochenblatt „Die Wage" (1875, Nr. 27) aufgenommenen Studie behandelt.

Digitized by Google

verdient. Die Mißlichkeit des gebräuchlichen Religionsunterrichts kann nicht treffender veranschaulicht werden, als es in diesem musterhaften Abschnitt geschehen.

Der letzte Abschnitt untersucht den Ueberzeugungszustand im Bereiche der heutigen allgemeinen Bildung in ihrer denklich weitesten Ausdehnung. Den hier vorsichgehenden Zersetzungsproceß als eine Thatsache fassend, sucht er dessen ethischen Charakter zu formuliren und kommt so auf die Erörterung der Gesinnungserscheinung, die mit dem Schlagworte Materialismus gemeint ist. Diese enthüllt sich dem Verf. als mangelnde Ueberzeugungstreue, wie sie namentlich das Haschen nach äußerem Glückserfolg begleitet. Im Zusammenhang hiermit bespricht der Verf. auch den Pessimismus, der ihm als eine nur dem Scheine nach den Namen einer Ueberzeugung verdienende Denkweise gilt. Ueber diese unzweifelhaft überaus bedeutsame Gesinnungsform unserer Zeit mag man nun denken wie man will, so wird man doch angesichts der vom Verf. gelieferten Beweisführung zugestehen müssen, daß dieselbe allen bisherigen Angriffen gegen den Pessimismus in jeglicher Beziehung überlegen ist. Weder handelt es sich um verhimmelndes Posaphrasengedresch, noch um sophistische Kartenhäuser, deren auch eine bescheidenere Denkkraft Meister werden kann. Hat der Pessimismus solchen Protesten gegenüber seine vielverbreitete Geltung vielleicht gar zu wohlfeilen Kaufes behauptet, so ist es wohl als befugt anzusehen, wenn ein gewichtvoller Einspruch gegen ihn geschieht, und wenn derselbe mit Besonnenheit und Einsicht gepaart ist, darf ein derartiges Mahnwort mit vollem Recht Gehör beanspruchen. Ihm dies zu gewähren wird zur unabweisbaren Pflicht, falls das Ansehen der bekämpften Lebensanschauung ein usurpirtes ist, die wiederum aus der Ueberwindung eines derartigen Gegners den Vortheil ziehen kann, sich dauernd in der Stellung zu befestigen, zu der sie sich durch das Geschick hochbegabter Vertreter emporgeschwungen.

Dem Verf. ist es vor Allem um eine aufrichtige Versöhnung mit dem Leben zu thun. Dazu ist ihm eine Würde der Lebensauffassung erforderlich, die ihm nur bei einem überzeugten und lebendigem Bewußtsein von der Größe, Schönheit und Hoheit des Lebens, bei ernster Hingabe an die Wahrheit und einem besonnenen und liebevollen Wollen den Dingen und Menschen gegenüber möglich ist. Es handelt sich mithin, wie der einsichtige Leser leicht finden wird, um eine Läuterung und Hebung des Gemüthes selbst, die, von Glücksgütern und äußerem Weltglanz durchaus unabhängig, in jeder Lebensstellung erreichbar ist, die, durch den Segen eines Berufs geadelt, die Befriedigung einer sittlich und geistig werthvollen Thätigkeit gewährt. Hierbei sind die Leiden, wie sie dem Dasein im Alltäglichen unvermeidlich bescheert sind, wie sie auf die Dauer auch ganze Zeit- und Gesellschaftsschichten heimsuchen können, keineswegs übersehen. Der Aufruf, das Leben trotz allem darin vorkommenden Ungemach in seinem Werth nicht zu unterschätzen, hat nicht nur den Umständen Rechnung getragen, die zu einem Verzweifeln an demselben einigen Anlaß geben können, sondern entstammt zugleich einer individuellen Erfahrung, der es keineswegs an den schwersten Prüfungen gefehlt. Des Verf. eigenes Leben hat sich unter harten Drangsalen entfaltet, und daran ausdrücklich zu erinnern darf wohl nicht unstatthaft sein zu einer Zeit, wo es einigen Bekennern der mit dem Leben zerfallenen Weltanschauung beliebt hat, jeden Angriff auf dieselbe aus einem Uebermaß von Gesundheit und Wohlstand ableiten zu wollen, dem die eigene Leidenslosigkeit den Sinn und das Verständniß für die Leiden Anderer und der Welt überhaupt abgestumpft haben soll.

Reich an höchst beachtenswerthen und jedenfalls äußerst anregenden Erörterungen hat das Buch nur einen bemessenen Umfang, doch wohl geeignet für Alle, die eigenes Nachdenken im Verkehr mit einem geistvollen Schriftsteller gern üben. Für Leser, die nur erheitert und über den ihnen vorgelegten Gegenstand möglichst rasch orientirt sein möchten, ist es nicht geschrieben. Sogar der polemische Ton, der in der freien Forschung über religiöse Fragen beinahe stehend geworden, klingt darin nur ausnahmsweise an. Es gestattet sich keine Abschweifungen zur bloßen Unterhaltung und verzichtet auf alle Reize rhetorischer Pracht. Durchaus unbillig wäre, das Buch wegen der Schlichtheit seiner Darstellungsart zu verschmähn. Daß diese sich auf das Wesentliche allein beschränkt und vielfacher Stoff, der zum Vortheil der Arbeit hätte mit herangezogen werden können, unbenutzt geblieben, gereicht ihr — bis auf den einen vorhin erwähnten Punkt — nicht zum Nachtheil. Im Ganzen ist die mit Gelassenheit geführte Untersuchung immer ansprechend, stellenweise sogar ergreifend. Wer über die vom Verfasser behandelten Gegenstände sich völlig klar ist, wird die hier gebotene Verständigung mit dem Gesinnungsgenossen willkommen heißen. Wer erst im Begriff ist, sich eine von der Heerstraße überkommener Vorstellungen abzweigende Ueberzeugung zu bilden, findet in dem Buche eine werthvolle und fruchtbare Belehrung, an deren Faden er die natürlichen Ergebnisse leicht selbst ziehen kann. Ohne durch Formatwucht und Darstellungsglanz zu imponiren, fesselt es um so mehr durch feine, sinnige Züge und durch die Wärme und Redlichkeit der Ueberzeugung, die nicht nur ihre eigene Sache energisch führt, sondern auch dem Widerpart gerecht, der Schwäche auf der eigenen Seite bewußt zu werden sucht.

Wie es gar häufig mit den besten Menschen zutrifft, daß sie erst durch dauernden Verkehr wahrhaft für sich einnehmen, so gewinnt das Buch von Jul. Duboc bei mehrfachem Lesen. Die Mühe des Eindringens und Vertrauterwerdens lohnt es reichlich. Bei aller Fülle des Dargebotenen gewinnt man es besonders lieb wegen der es beseelenden Ueberzeugungstreue, die den Werth und die Würde des Lebens kühn und gewissenhaft hervorzuheben bestrebt ist. Man hat es mit einer Gesinnung zu thun, auf welche das Losungswort eines wahlverwandten Streiters aus einem früheren Jahrhundert der Lossagung von traditionellen Vorstellungsgewalten seine volle Anwendung findet: „redlich und ohne Prunk".

Helsingfors, im December 1875. **Wilhelm Bolin.**

Der „Salon" von 1876.

Seit der Preisvertheilung ist die Aufmerksamkeit des Publicums auf einige Bilder gelenkt worden, die bis dahin ganz unbeachtet geblieben sind. Daß der berühmte Bildhauer Paul Dubois, dem für seine beiden merkwürdigen Statuen die große Ehrenmedaille zuerkannt wurde, für zwei Portraits die Medaille erster Classe erhalten hat, ist begreiflich und wird von Jedermann gebilligt. Dubois debütirt zum ersten Male als Maler und überrascht alle Welt durch die Virtuosität seiner Technik, die Niemand an ihm ahnte und die man nur nach langer Uebung und nach jahrelangem Experimentiren erlangen kann. Noch merkwürdiger ist die Originalität seiner Methode in der Abstufung der Farbentöne, womit er ein Relief, eine plastische Abrundung aller einzelnen Theile hervorbringt, deren optischer Effect in der Nähe wie in der Entfernung gleich wirksam bleibt. Dadurch erlangen seine beiden Bilder: „Portrait meiner Kinder" und ein „Frauenportrait" eine Lebenswahrheit, die sie, im Verein mit dem charakteristischen Ausdruck in den Physiognomien, zu wahren Meisterwerken stempelt. Es fehlt nicht an vorzüglichen Portraits im „Salon", ich wüßte aber außer dem Altmeister der Protraitisten, Henner, keinen, der mit so wenig äußerem Apparat und mit anscheinend so einfachen Mitteln seinen Köpfen neben der naturwüchsigen Lebensfrische, einen geistigen Ausdruck, eine moralische Physiognomie zu geben versteht, aus denen man sogleich deren Temperament und psychische Eigenthümlichkeiten errathen kann. Die beiden nebeneinanderstehenden Knaben, welche Dubois als „Portrait meiner Kinder" ausstellt, sind wahre Studienmodelle, deren Betrachtung jungen Künstlern nicht genug empfohlen werden kann. Mit diesem Werke, dem hoffentlich größere nachfolgen werden, tritt der gestern noch als Maler ganz unbekannte Debütant gleich als Professor auf. Er hat gezeigt, was die beiden verwandten Kunstzweige, die Malerei und Sculptur zu schaffen vermögen, wenn sich sich die Hand reichen, statt sich wie eifersüchtige Rivalen um gegenseitige Erfolge zu

Digitized by Google

beneiden. So mancher Maler läßt durch die Vorliebe für plastische Formen seine Befähigung für die Sculptur errathen und würde darin ohne Zweifel viel Verdienstliches schaffen, wenn er sich entschließen könnte, die zur Aneignung des technischen Verfahrens nöthige Lehrzeit durchzumachen. Léon Bonnat z. B. verdankt seine außerordentliche Popularität hauptsächlich der ausgezeichneten Modellirung seiner Figuren und besonders nackter Körper, so daß sie als ein in Farben ausgeführtes Bildhauerwerk erscheinen. Sein vor zwei Jahren ausgestellter berühmter „Christus am Kreuze" erzeugte den optischen Effect einer auf Leinwand übertragenen marmornen Bildsäule. Die akademischen Kunstkritiker nennen das Verfahren Bonnats „Effecthascherei"; wenn aber der gesuchte Effect auf die Annäherung zum Natürlichen, auf die wahrheitstreue Wiedergabe der Wirklichkeit berechnet ist, so ist die Methode, die solche Effecte hervorbringt, jedenfalls richtiger als die für Armuth an Erfindung zeugenden Nachahmungen antiker Werke, welche als Ideale des Schönen nach conventionellen Begriffen bei selbstständigen Schöpfungen benützt, aber nicht als Abschluß der bildenden Kunst betrachtet werden sollten.

Bonnat hat diesmal ein Bild ausgestellt, wofür er nicht allein von den idealisirenden Akademikern, sondern auch von den Theologen als profanirender Ketzer verschrieen wird. Das Bild stellt den „Kampf Jakobs mit einem Engel" dar. Bonnat hat sich im Grunde strenge an die bekannte Legende der biblischen Geschichte gehalten, wenn er die beiden Ringer mit gleich robusten Gliedern und mit gleichbrüstiger Muskulatur ausgestattet hat. Jakob hat den Engel über den Hüften mit seinen sehnigen Armen umschlungen und droht ihn niederzuwerfen. Der Engel strengt sich sichtbar an, wie das Austreten seiner Muskeln an beiden Armen andeutet, sich von dem gewaltigen Angreifer loszumachen. Es ist ein vollständiges Ringen, wie in der Arena; und wenn die entfalteten Flügel den Gegner Jakobs nicht als einen Himmelsbewohner bezeichneten, so könnte man schwer errathen, welcher von den beiden Kämpfern Sieger bleiben wird. Diese Darstellung stimmt freilich nicht mit den traditionellen Begriffen von der Ueberlegenheit der Engel über die Menschen. Wenn diese Anomalie aber als eine Profanation der christlichen Mythe betrachtet wird, so hat sie zuerst die sonderbare Legende verschuldet, und der Künstler war berechtigt den bizzaren Stoff zu behandeln, wie er es gethan hat. Wahrscheinlich hat er keine Tendenz in seine Composition legen wollen, sondern nur eine Veranlassung gesucht, seine Geschicklichkeit im Modelliren nackter Körper zu zeigen; dies ist ihm auch vollständig gelungen. Den künstlerischen Werth des Bildes müssen Alle anerkennen, wenn sie auch die Wahl des Stoffes mißbilligen.

Es ist schon so oft bemerkt worden, daß sich in den Producten der bildenden Künste die Zustände der Zeitperiode, in der sie geschaffen wurden, wiederspiegeln. Das Treffende dieser Beobachtung findet eine Bestätigung in der auffallenden Abnahme der Schlachtenbilder und Militärscenen. Unter dem Kaiserreiche übte diese reich vertretene Kategorie in allen Jahrgängen des „Salon" einen mächtigen Einfluß auf die Phantasie der patriotischen Bourgeois aus und trug nicht wenig zu der Feststelluug der Idee bei ihnen von der Unbesiegbarkeit der französischen Kriegsmacht bei. Die eclatanten Mißerfolge der „glorreichen Armee" im letzten Kriege mußten nothwendigerweise einen Umschlag in der allgemeinen Stimmung hervorbringen, und die Schlachtenmaler waren gezwungen sich nach anderen Stoffen umzusehen, da sie keine Siege zu illustriren hatten. Die Wenigen, welche diesem Genre treu geblieben sind, haben mit richtigem Tacte begriffen, daß den Kriegsscenen viel gehaltvollere Motive abzugewinnen sind als die Darstellungen der Ruhmesthaten in den massenhaften Schlächtereien. Sie schildern einzelne Episoden, die durch ihre moralische Wirkung sich zu vollständigen Dramen erheben und gleichzeitig eine heilsame Scheu vor den Greueln des Krieges einflößen. Der geniale Neuville hat schon vor drei Jahren diese Richtung eingeschlagen und in seinem famosen Bilde: „Die letzte Patrone" ein ergreifendes Drama von nachhaltiger Wirkung geliefert. Mit diesem denkwürdigen Kunstwerke rivalisirt in dem diesjährigen „Salon" „Die Recognoscirung" von Detaille. Detaille, einer der bedeutendsten Schüler Meissoniers, hat durch seine „Batterie im Schnee" und seinen „Cuirassier-Angriff im Dorfe Morsbronn am 6. August 1870" einen bedeutenden Ruf als Componist und gewandter Techniker erlangt. In seinem diesjährigen Bilde tritt hauptsächlich der denkende, ich möchte sagen, der dichtende Künstler hervor, der mit einfachen Mitteln den Beschauer zu weittragenden Reflexionen anzuregen versteht, so daß man über dem Gesammteindruck vergißt, auf die wundervolle Ausführung der Details zu achten. In der Phantasiescene, die uns Detaille vorführt, steht man in der Mitte der Straße eines Dorfes ungefähr 12 Mann französischer Jäger. Sie bilden den Vortrab eines Jägerbataillons, dessen Colonnenspitzen man an dem Haupteingange und an den Ecken zweier Seitengäßchen erblickt. Die Straße muß soeben der Schauplatz eines blutigen Gefechtes gewesen sein. Ein verwundeter Jäger ist an der Mauer eines Hauses zusammengesunken, dessen Bewohner sich mit ihm theilnehmend beschäftigen. Im Vordergrunde liegt ein gefallener preußischer Uhlan neben seinem todten Pferde. Etwas weiter im Hintergrunde haben einige Bauern die Köpfe aus den Fenstern und über die Gartenmauer gestreckt und begrüßen mit freudigem Winken die nahenden Befreier. An der jenseitigen Mauer ducken sich zwei erschrockene Kinder hinter einem Laternenpfahl; sie sind wahrscheinlich unfreiwillige Augenzeugen der blutigen Affäre gewesen. Ein junger Bauernbursch in Holzschuhen deutet mit lebhafter Geberde dem ihn ausfragenden Führer des Vortrabs die Richtung an, welche der Feind eingeschlagen hat. Dieser muß, nach der Angabe des Burschen, ganz nahe sein, denn der Offizier hält mit einer bedeutsamen Handbewegung seinen Trupp vom Vordringen ab. Dies ist die ganze Scenirung der an sich so einfachen Handlung; wie gewinnt sie aber an dramatischer Bedeutung durch die Haltung und meisterhafte Charakterisirung der handelnden Personen. Alle im Vortrabe sind sich der Nähe der lauernden Gefahr bewußt und strengen Ohr und Auge an, um zu erspähen, aus welchem Verstecke sie die unsichtbaren Geschosse treffen werden. Aeußerst interessant ist die Verschiedenheit der Gemüthsbewegung in der Physiognomie jedes einzelnen Jägers zu beobachten. Die Ruhe des graubärtigen Sappeurs, der mit so gefahrvollen Situationen schon seit lange vertraut ist und sein Gewehr nachlässig im Arme hält, contrastirt mit der Ungeduld seines jungen Nebenmannes, der sich schußfertig hält, um dem Feinde, auf dessen Nahen er mit vorgebeugtem Kopfe horcht, seine Kugel entgegen zu schicken. Ein dritter kann das Commando zum Vorwärtsgehen kaum abwarten und heftet fragende Blicke auf den Offizier. In den von der Sonne gebräunten Gesichtern ist eine männliche Energie lesbar, die sich wahrscheinlich, wenn der Tanz losgeht, in brutale Wildheit verwandelt, bis der innere Aufruhr durch eine tödtliche Kugel zum Stillstand gebracht wird, oder in einen Schmerzensschrei unter dem Messer des Chirurgen der Ambulanz sich auflöst. Ein Bild, das zu solchen Betrachtungen anregt, hat nicht blos einen ästhetischen Werth, sondern auch einen moralischen Gehalt und enthält reichen Stoff zu einem Drama.

Wenn man alle Producte der Malerphantasien in Kategorien mit bestimmten Bezeichnungen eintheilen wollte, müßte man ein endloses Register anlegen, das obendrein lückenhaft bliebe, indem viele Bilder in keine Rubrik einer abgesonderten Kategorie passen, weil sie mehreren davon zugleich angehören. Die Systematiker haben ein Mittel gefunden, sich aus der Verlegenheit zu helfen, und versehen mit der Etiquette „Amüsantes Genre" Alles, was nicht tragische oder geschichtliche Stoffe behandelt. Die Auswahl ist groß, wie man sieht, und umfaßt mindestens die Hälfte aller ausgestellten Bilder.

Adrien Moreau cultivirt mit vielem Geschick das amüsante Genre und hat schon im vorigen Jahre mit seiner „Japanesischen Theatervorstellung" viele Besucher amüsirt. Einen gleichen Effect hat sein diesjähriges Bild nicht nur auf das Publicum, sondern, wie es scheint, auch auf die Jury hervorgebracht, da sie ihn dafür mit der Medaille 2. Classe belohnte. Sein Bild ist betitelt: „Eine Kirchweihe im Mittelalter" und stellt einen

Digitized by Google

lustigen Reigen junger Paare in einer spinatgrünen Landschaft dar, wofür die Humoristiker unter den alten holländischen Meistern so viele Vorbilder geliefert hatten. Es herrscht viel Bewegung in dem geschickt gruppirten Bilde. Den Physiognomien der seelenvergnügten Tänzer und Trinker in der Umgebung des Reigens fehlt es auch nicht an Ausdruck, der sich aber zu oft gleichartig wiederholt und dadurch in das Ganze eine Monotonie bringt, die den beabsichtigten Humor abschwächt. Das Hauptverdienst des Bildes besteht in der gewissenhaften Ausführung der Kleiderstoffe, worin Moreau eine große Routine erlangt hat. Dies rechtfertigt aber noch lange keine Medaille 2. Classe.

Unter den sechs „Moreaus", die im Katalog als Aussteller aufgeführt sind, ist unstreitig der bekannte Gustave Moreau, dessen ersten Erfolge vom Jahre 1855 her datiren, der bedeutendste. Seine beiden Bilder von diesem Jahre machen ein gewisses Aufsehen, wohl nur deshalb, weil der rühmlichst bekannte Colorist sich schon seit mehreren Jahren vom Salon fern gehalten hatte. In seinem Bilde: „Herkules und die Hydra" wird die Harmonie der Farbentöne, das Raffinement in der Ausführung aller Details mit Recht gerühmt. Moreau sucht seine Effecte in der optischen Wirkung des Colorits und bekümmert sich wenig um das, was die Farbe ausdrücken soll, d. h. um die Wahrheit der Handlung. Daher kommt es, daß dies viel besprochene Bild, dem ernsten Sujet zum Trotz, eine fast komische Wirkung hervorbringt. Der fabelhaften Schlange gegenüber, die sich wie ein mächtiger Baumstamm, an dem die sieben zischenden Köpfe die Aeste bilden, schnurgerade aufgerichtet hat, steht der verhältnißmäßig winzige Herkules. In seinem zarten Gliederbau würde man eher einen liebesschmachtenden Adonis als den gewaltigen Vertilger von Drachen und Ungeheuern vermuthen. Man begreift nicht, daß dieser schlanke Jüngling mit dem mädchenhaften Kopfe sich in einen Kampf mit dem riesenhaften Ungethüm einlassen soll, für den er nur mit einem keulenförmigen Knüppel ausgerüstet ist. Die Verehrer von Moreaus unbestreitbarem Talente behaupten, der Künstler habe durch dieses Mißverhältniß die Ueberlegenheit der intellectuellen über die brutale Kraft als These aufstellen wollen. Die Idee wäre subtil, die Ausführung verhilft ihr aber nicht zum Verständniß.

Die Handlung im 2. Bilde von Moreau bedarf gleichfalls einen Commentar, um verständlich zu werden. Es ist „Salome" betitelt. In einem phantastischen Tempel, dessen Architektur ein Gemisch aller möglichen Baustile bildet, sitzt auf einem altarähnlichen Throne Herodes; zu seiner Rechten steht ein sonderbar ausstaffirter Mann mit einem breiten Schlachtschwert, der wahrscheinlich den Scharfrichter vorstellen soll. Links hüpft auf den Fußzehen eine phantastisch aufgeputzte weibliche Gestalt herein, mit zwei phantomartigen Tänzerinnen im Gefolge. Dies soll die Salome repräsentiren, die für ihre Tanzkunststücke mit dem Kopfe des Johannes bezahlt sein will. Die Handlung muß man errathen; aus dem Bilde selbst wird dem Beschauer nichts klar, als daß der Künstler seine Gewandtheit im Colorit und in der Delicatesse der Behandlung alles Beiwerks hat zeigen wollen. An das Werk eines Gustave Moreau ist man berechtigt höhere Anforderungen zu stellen.

Die junge Schule der neuen Lichttheorie hat, durch die Erfolge von Regnault, Fortuny, Carolus Durand ꝛc. angefeuert, wieder eine bedeutende Vermehrung Neubekehrter aufzuweisen, die den aus der alten Bologneser Schule herstammenden schwarzen Schatten den Krieg erklärt haben. Die verhängten, halbdunklen Ateliers fangen an, sich dem vollen Tageslicht zu öffnen, nachdem man sich überzeugt hat, daß die lichtvollen Bilder eben so gut, oder vielmehr noch besser, weil natürlicher, ohne Beihülfe der dunklen Schlagschatten durch combinirte Reflexe eine Abrundung und plastisches Vortreten der Formen erzielen. Der bekannte Elsässer Maler Hundt liefert dafür in einer einfachen aber reizenden Idylle, „Maiblumen" betitelt, einen neuen Beleg. Das von Licht überfluthete Bild stellt eine freundliche Landschaft an dem Saum eines Waldes dar. Eine junge Elsasserin in dem Costüme der dortigen Landbewohner hat sich in dem üppigen Graswuchs eine blumenreiche Stelle ausgesucht und ist sitzend emsig beschäftigt, die um sie herum sprossenden Feldblumen in einen Strauß zu binden. Das ist der ganze Inhalt. Das Bild übt aber eine eigenthümliche Anziehungskraft auf den Beschauer aus. Man möchte sich auch in diesem saftigen Grün lagern, womöglich an der Seite der anmuthigen Elsasserin und ihr duftende Blumen zu ihrem Sträußchen reichen. Das Bild scheint im Freien gemalt zu sein; das Sonnenlicht ist doch ein vortrefflicher Mitarbeiter.

Niemand hat dies besser begriffen und zu benutzen verstanstanden, als der Matador der neuen Schule, der geniale de Nittis. In seiner „Landstraße von Castellamare" sendet die Sonne ihre versengenden Strahlen nach allen Richtungen. Alles, die Bäume, halbverdorrte Gesträuche und Reisende sind mit Staub bedeckt. Einige schweißtriefende Bauern, die sich bei ihrer Begegnung etwas zu sagen haben, sind stehen geblieben und werfen bläuliche Schatten auf den gelben Staub der Heerstraße. Die Ausführung ist von solcher Naturwahrheit, daß man sich lebhaft in den Zustand der glühenden Atmosphäre versetzt fühlt.

Sein zweites Bild „Der Pyramidenplatz" zeigt uns, wie Nittis alle Abstufungen der hellen Beleuchtung zu behandeln versteht. In der auf dem kleinen Platz der Rue Rivoli, mehr an den Tuilerien sich abspielenden Scene ist man in die regnerische Jahreszeit des Spätherbstes versetzt. Im Centrum erblickt man die von feinem Regen benetzte bronzene Reiterstatue der Jeanne d'Arc, ein mißlungenes Werk von Fremiot; im Hintergrunde das vom Wetter geschwärzte Baugerüste am Pavillon Marsane, links grau angestrichene Häuser und auf dem feuchten Asphalt ein dichtes Gewimmel von eilenden Passanten aller Art. Elegante Frauen in aufgeschürzten Kleidern, schwere Karren schiebende Orangenverkäufer, von der Last ihres Korbes gekrümmte Wäscherinnen, Kindermädchen, die ihre Pfleglinge zur Eile antreiben, kurz alle erdenklichen Exemplare der Pariser Bevölkerung, selbst die vagabundirenden Hunde nicht vergessen. Dies Bild gehört unstreitig zum amüsanten Genre; es enthält aber auch Vorzüge, die manchem renommirten Historienmaler abgehen, namentlich das Verständniß, jedem Gegenstande den ihm gehörenden Platz anzuweisen, die Details dem Ensemble unterzuordnen, vor Allem aber die Lichteffecte perspectivisch abzustufen und überall einathembare Luft sehen zu lassen. Wer auf die Zukunft der Bilder von Nittis speculirt, hat sein Capital nicht schlecht angelegt.

Albertus.

Notizen.

Der Aufsatz von Bluntschli in der „Gegenwart", „Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes", der in der Presse des Auslandes vielfach besprochen und vom Reichsanzeiger abgedruckt wurde, ist jetzt bei Beck in Nördlingen als Broschüre erschienen.

* * *

Literaturgeschichte.

Felix Bobertag, Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland. Abth. I. Bd. I. Hlfte 1. Bis zum Anf. d. XVIII. Jahrh. (Breslau, A. Gosohorsky.)

Reinhold Bechstein, Tristan und Isolt in deutschen Dichtungen der Neuzeit. (Leipzig, B. G. Teubner.)

Medicin.

Marie Simon, Die Krankenpflege. Theoretische und praktische Anweisungen. Mit 25 Abbildungen. 7 Mk. (Leipzig, J. J. Weber.)

Moriz Hemmer, Hygienische Studien a) Ueber Assanirung der großen Städte, b) Ueber Leichenbeschau. (München, J. A. Finsterlin.)

Friedrich Wilhelm Müller, Leben und Tod. Aerztliche Betrachtungen über das Greisenalter. (München, J. A. Finsterlin.)

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

Für Badereisende nach
HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag v. Otto Meissner in Hamburg:
HELGOLAND.
Nordseestudien
von **E. HALLIER.**
Preis 3 M.
Die
NORDFRIESISCHEN INSELN
vormals und jetzt.
Von **G. WEIGELT.**
2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 M.

Neuer Verlag von **Theobald Grieben** in **Berlin:**
Die Philosophie der Erlösung.
Von
Philipp Mainländer.
Ein starker Band. 40 Bogen. gr. 8. 10 M.
Das von der Kritik als ein höchst geistvolles bezeichnete Werk bildet die Fortsetzung der Lehren Kant's und Schopenhauer's, sowie die Bestätigung des Budhaismus und des reinen Christenthums. Jene philosophischen Systeme werden berichtigt und ergänzt, diese Religionen mit der Wissenschaft versöhnt. Es gründet den Atheismus nicht auf irgend einen Glauben wie diese, sondern auf das Wissen, und ist deshalb der Atheismus hier zum ersten Male wissenschaftlich begründet.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**
Soeben erschien:
Die Kinder des Vaterlandes.
Roman in sechs Bänden
von
Friedrich Wernau.
I. Band. 8. Geheftet Preis 3 M.
Dieser umfangreiche und spannende Zeitroman wird bandweise in Bänden à 3 M. ausgegeben. Alle 14 Tage erscheint ein Band, so dass das Werk bis Mitte September vollständig in den Händen der Subscribenten ist.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**
Soeben erschien:
Friedrich Chrysander
in seinen Clavierauszügen z. deutschen
Händel-Ausgabe,
beleuchtet von
Julius Schäffer.
Mit vielen Notenbeispielen. Geh. 1 M. 50 Pf.
Die Ausführung des Verfassers gipfelt in dem Satze:
„Die Chrysander'schen Clavierauszüge sind „ein **Schandfleck** in der deutschen Händel-„Ausgabe, eine **Schmach** f. deutsche Kunst."

Vor Kurzem ist erschienen:
Die Leute von Seldwyla.
Erzählungen von
Gottfried Keller.
3. Auflage. kl. 8. 2 Bände. Preis broch. 6 M., geb. 7 M. 30 Pf.
Keller's Erzählungen sind von der Kritik als Schöpfungen von unvergänglichem Werthe anerkannt. Haben dieselben schon in den theureren Ausgaben große Verbreitung gefunden, so ist mit der vorliegenden wohlfeilen Ausgabe auch weiteren Kreisen die Gelegenheit geboten, ihren literarischen Hausschatz mit einem wirklich classischen Werke zu bereichern.
Stuttgart, Juni 1876.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Verlag von **Rich. Skrzeczek, Löbau** W/Pr.
Soeben erschienen:
Die sociale Stellung der Juden
in Deutschland
und das Civilehegesetz
von
Dr. **M. Maaß,**
Prorector der Universität Breslau.
Mit Bezug auf die Schrift des Herrn Dr. J. Kolkmann.
Preis 1 M.
Bei Einsendung d. Betrags erfolgt frco. Zusendung.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**
Dramaturgische Blätter.
Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich
von **Paul Lindau.**
2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 9 M.

Vergnügungsreisen.
Gelegentliche Aufzeichnungen
von **Paul Lindau.**
Elegant geheftet. Preis 2 M. 50 Pf.
Inhalt: **Am Rhein! Am Rhein!** — Rolandseck, Ems, Stolzenfels. Eine Pfingstreise. (Mai 1864.) **In Coblenz.** — Begegnung des Königs Wilhelm von Preußen mit dem Sultan Abdul Aziz. (Juli 1867.) **In Eisenach.** — Bei Fritz Reuter zu Gast. (September 1869.) **Auf Wilhelmshöhe.** — Ankunft des gefangenen Kaisers Napoleon. (September 1870.) **Schandau.** — Sommerferien. (Mai 1872.) **In Bremen und Wilhelmshafen.** — Mit den Gesetzgebern des Deutschen Reichs. (Juni 1873.) **In Versailles.** — Gambetta in der Nationalversammlung. (Juli 1873.) **In Wien.** — Bei Hans Makart und Johann Strauß. (November 1874.) **Am Plötzensee.** — Bei einem Wirthe wundermild. (März 1875.)

VERITAS.
(Leipzig.)
Auskunftsbüreau mit Rathertheilung in Fragen der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Gewerbe und des geselligen Verkehrs. Strengste Verschwiegenheit. Pünktliche Besorgung. Empfohlen von der „Illustrirten Zeitung." Jeder Anfrage 1 M. in Briefmarken nebst Rückporto beizulegen. Adresse: Auskunftsbüreau **Veritas** in **Leipzig.**

Meyers Reisebücher.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.
Führer *(braun gebunden).*
Nord-Deutschland, 9 M. — Süd-Deutschland, 7 M. 50 Pf. — Rheinlande, 8 M. — Thüringen, 6 M. — Wien, 5 M. 50 Pf. — Schweiz, 9 M. — Suisse, 9 M. — Süd-Frankreich, 9 M. — London, 7 M. 50 Pf. — Rom und Mittel-Italien, 18 M. — Ober-Italien, 12 M. — Unter-Italien, 7 M. — Italien in 50 Tagen, 9 M.
Wegweiser *(roth kartonnirt).*
Thüringen, 2 M. — Harz, 2 M. — Riesengebirge, 2 M. — Schweiz, 3 M.

Schandau an der Elbe.
Der am schönsten Punkt der **sächsischen Schweiz** gelegene Ort bietet zu den **lohnendsten Partien** die bequemste Gelegenheit, ist zur **längeren Sommerfrische** vorzüglich geeignet und vereinigt mit allen anderen Vorzügen den der **bequemsten Postverbindung mit Wien sowohl wie Berlin.**
Von Berlin in 4 Stunden zu erreichen.
Sendig's Hotel und Pension
„Villa Königin Carola",
nebst den Dependenzen „Villa Rosa" und „Villa Bellevue" **liegen am schönsten Punkt von Schandau, gegenüber der Station Krippen, mit Aussicht auf die Elbe, den Winterberg und Lilienstein.**
Das von schönsten Gärten umgebene Hotel ist ganz neu eingerichtet, mit allem Comfort eines Hotels ersten Ranges, Reitpferde, Equipagen und Bäder im Hause. Bei längerem Aufenthalte **Pension** nach Schweizer Art.
Rudolf Sendig.

Einbanddecken zum 9. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.
VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 15. Juli 1876. Band X.

AP
30
.G295
v. 10
no. 29

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Depecorationsgesetz, seine Wahrheiten und seine Irrthümer. Von Max Bauer. — Der Unglaube in unserer Zeit. Eine Betrachtung von Jürgen Bona Meyer. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Zu Hermann Immanuel Fichtes achtzigstem Geburtstag am 18. Juli 1876. Von M. Carriere. — Ueber Bret Harte. Von Paul Lindau. — Ferdinand Hiller der Tonkünstler als Schriftsteller. Von Albert Hahn. — August Wilhelm Ambros. Von Fritz Mauthner. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Das Depecorationsgesetz, seine Wahrheiten und seine Irrthümer.

Von **Max Bauer.**

In den Kreisen denkender Landwirthe und Volkswirthe ist die Krisis unserer wirthschaftlichen Lage als Hauptthema an der Tagesordnung. Auf einer Seite wird nachgewiesen, daß die Productivität der Landwirthschaft durch den Abfluß des Nationalcapitals nach der Industrie und durch dessen Betheiligung an großen capitalistischen Transactionen des Weltmarktes schwer geschädigt werde. Auf anderer Seite bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß die jetzige Krisis wohl billigere Arbeitskräfte, schwerlich aber billigeres Capital schaffen werde. Zu denjenigen Schriften, die der Sache ernst und erschöpfend auf den Grund gehen, gehört eine Arbeit des Prof. Dr. Lambl über die Viehabnahme (Depecoration), veranlaßt durch den Menschenzuwachs, ein Thema, dessen Bedeutung unabweisbar auch über die Kreise der Land- und Volkswirthe hinaus ein hohes Interesse beanspruchen darf.

Die Lehre Dr. Lambls von einer statistisch nachgewiesenen Abnahme von Wirthschaftsthieren ist das Resultat wissenschaftlicher Studien und geht in ihren Erörterungen geistvoll nicht allein auf die Ursachen der um sich greifenden Depecoration ein, sondern weist auch die Mittel nach, die geeignet scheinen, dem Uebel zu steuern. Ob der Wiener Herr Professor in diesen Mitteln nicht zuweilen über das Ziel hinaus schießt, werden wir zu untersuchen haben. In der Lehre und dem Gesetz liegt unabweisbare Wahrheit, — in den praktischen Consequenzen ist der Irrthum und der Ausgangspunkt berechtigter Angriffe zu finden.

Nach Lambl ist die Viehvermehrung das anzustrebende Ziel, nach seinen Gegnern das Mittel zur Hebung der Landwirthschaft. Wird der Kostenpunkt mit in Betracht gezogen — was selbstredend geboten —, so neigt sich die Wage entschieden zu den Anschauungen Lambls, die für sich unwiderlegliche, agricultur-chemische Wahrheiten in's Treffen führen und in großen Bildern mühsam zusammengestellter Tafeln veranschaulichen, daß mit Ausnahme Preußens und Rußlands 14 Staaten Europas eine Abnahme von 1,761,446 Rindern und 8,736,286 Schafen seit der letzten Zählung constatiren. Dieser Abnahme von Thieren steht eine Menschenzunahme von 12 Millionen in demselben Zeitraume gegenüber und auf die Frage: „Wieviel Procente des Zuwachses entfallen auf Menschen und wieviel auf Thiere?" folgt die Antwort, daß überall auf ein Steigen der Procente der Menschenbevölkerung, ein Rückgang der Procente des Viehstandes sich kundgiebt! . . . .

Bedeutsam ist, daß Dr. Lambl dies nicht nach Stückzahl und Quadratmeilen berechnet, sondern nach der Fläche ökonomischen Landes, welche Nahrungsmittel erzeugt, indem er das Gewicht der Menschen jeden Landes auf 50 Kilogramm festsetzt und nach diesem Gewicht jenes des gesammten Viehstandes ermittelt. Er nimmt für den letzteren Durchschnittszahlen, die üblich sind und die es ermöglichen, daß man Thiere, d. h. ungleichnamige Größen, zusammenaddiren kann. Er repartirt nun die Gewichte per Hectar und findet so natürlich den Maßstab der Zu- oder Abnahme des Menschen- oder Thiergewichts pro Hectare.

Interessant für fernerstehende Kreise ist dabei das Resultat, daß selbst in Staaten musterhafter Wirthschaft und hochveredelter Viehzucht (Sachsen, Belgien, England, Frankreich) die Depecoration zunimmt; noch interessanter vielleicht, daß die Staaten, die viel Getreide und Vieh exportiren (Oestreich, Württemberg, Baiern, die Schweiz) scharf depecorirt erscheinen, während die Menschenbevölkerung rasch steigt, und daß endlich die preußische Monarchie und das Czarenreich allein einen stetigen Zuwachs an Menschen- und Thiergewicht manifestiren.

Die Anwendung der Dr. Lambl'schen Lehre auf die ökonomische Praxis wurzelt in dem Grundsatz, daß Menschen und Thiere von einer Quelle, dem Boden, ernährt werden, — beide aber nicht gleichmäßig diesem Boden das Genossene wieder vergelten, sondern nur einseitig. Dr. Lambl warnt deshalb davor, den Viehstand in der Absicht zu vermehren, um die Bodenproduction und Bodenkraft dadurch zu steigern. Er hält solche Vermehrung nur dann für richtig, wenn und wo neben den einheimisch erzeugten Producten fremde hinzugekauft werden; wo aber das Vieh dem Boden nur denjenigen Dung gibt, der ein Resultat des auf ihm selbst erzeugten Products repräsentirt, da will Dr. Lambl sogar eine gewisse Bodenkraftverminderung nachweisen, denn es ginge dem Boden dasjenige verloren, was an animalischen Producten verzehrt und in Form von Fäcalien nicht wiedergekehrt ist. Wenn Dr. Lambl an Beispielen beweist, daß in wohlorganisirten Wirthschaften ein Dritttheil der gesammten Bodenproducte durch die Kosten der Düngererzeugung absorbirt werden, — mit andern Worten, daß man zu genügendem Stalldünger ein Dritttheil seiner Ernte verfüttern müsse, so muß man ihm, da leider die beiden andern Dritttheile der Ernte durch die Kosten von Handarbeit, durch Zinsen, Steuern, Versicherungen, Inventaranschaffungen u. s. w. meist in Anspruch genommen werden, in seinen Grundsätzen Recht geben. Ob auch in den Consequenzen derselben, — wollen wir untersuchen.

Digitized by Google

Den Viehstand nach seinem Areale einzurichten, hält Dr. Lambl für einen argen Verstoß gegen die natürliche und wirthschaftliche Ordnung der Dinge. Der Viehstand habe überall nur die Bestimmung: dem Menschen durch Zugkraft und seine Producte zu dienen, die dem Menschen Ernährung und Bekleidung gewähren; Dünger sei ein Nebenerzeugniß und dürfe nie Hauptzweck der Thierhaltung sein und es sei sogar gefährlich, den Viehstand nach dem Düngerbedarf zu bemessen, weil man sich damit hinsichtlich der nachhaltigen Kraft seines Bodens einer argen Selbsttäuschung hingäbe! — Hier beginnt unser erstes Bedenken!

Die Aufmerksamkeit, welche Dr. Lambl den menschlichen Fäcalien widmet, und die Berechnung der Bodenkraft, die er in den nutzlos verwüsteten Auswurfsstoffen finden will, — ist ein in unserer Canalisations- und Rieselfelderliteratur sattsam erörtertes Thema. Wir wollen die Leser dieser Blätter mit den Zahlenbildern und den, oft in der Luft schwebenden Concepturen dieser Gleichungen mit x unbekannten Größen nicht behelligen! Wir dürfen aber nicht verschweigen, daß Herr Dr. Lambl, wie ihm dies in einem Vortrag des Herrn Director Jechl, seines erbittertsten Gegners, im landwirthschaftlichen Club zu Prag nachgewiesen ist, in seinen begeisterten Lobsprüchen für die Chinesen und deren auf die Verwendung von Fäcalien gestützte Hochcultur, durchaus am Ziele vorbeischießt. Diese chinesische Mustergültigkeit ist eine höchst zweifelhafte. Herr Dr. Lambl vergißt, daß die enorme Menge von Canälen, welche eine Schlammdüngung unberechenbarsten Werthes alljährlich durch das ganze Land künstlich hindurchtragen, in erster Stelle dem Reichthum und Werth der dortigen Cultur zu Gute kommen. Er vergißt, daß die gepriesenen Chinesen seit Jahrhunderten eine großartige Gründüngung kennen, deren Bedeutung bei uns erst neueren Datums ist. Er vergißt endlich, daß Dr. Maron uns in seinen interessanten Reisebildern erzählt, daß die bleichen, sterbensmüden Menschen dort, gefragt: „worin ihr Elend bestehe?" traurig lächelnd antworteten: „sie gingen an einer Schwierigkeit im Reisgeschäft zu Grunde!" und doch war das nichts Anderes, als eine schamhafte Verschleierung der Wahrheit: „Wir sterben einfach den Hungertod."

Die Fäcaldüngung thut es nicht allein. Die Fäcalien sind reich an mineralischen, arm aber an denjenigen Stoffen, die man als die physikalischen Motoren bezeichnen muß; sie entbehren der Humus bildenden Körper und gerade darum haben die Chinesen der Gründüngung von jeher die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Wir können daher Herrn Dr. Lambl in seiner Geringschätzung des Stallmistes nicht folgen und unterschreiben die Untersuchungen Dr. Birnbaums, daß mit der Zunahme des Viehstandes die meisten Körner, das meiste Fleisch, die meiste Milch, die meiste Wolle von derselben Bodenfläche erwachsen. Wir sagen mit Prof. Kühns: „Viel Futter — viel Vieh, viel Dünger — viel Getreide, viel Geld!" Herrn Dr. Lambls praktische Consequenzen und Rathschläge verdienen es, daß wir ihnen in einer zweiten Skizze noch ein wenig schärfer in's Gesicht sehen.

Wir haben dem Grundsatz des Prof. Dr. Lambl: „daß mit der Zunahme des Lebendgewichts der Bevölkerung eines Districts sich das Lebendgewicht des Viehstandes vermindere," im Großen und Ganzen zugestimmt. Wir dürfen aber nicht verschweigen, daß z. B. Maurice Block in den Untersuchungen seines berühmten Buches: „Statistique de la France, comparée avec les autre états de l'Europe" zu einem fast entgegengesetztem Resultat gelangt. Wir haben weiter den praktischen Folgerungen dieser Depecorationsfrage, welche übrigens vor Lambl schon von Viebahn, Harstein und Schmoller angeregt war, nach Seite der alleinseligmachenden Theorie der Anwendung und Ausnutzung von Fäcalien nicht zustimmen können. Wir würden auch den oben aufgestellten Lehrsatz, gegen den sich übrigens in anderweiter Benutzung der Statistik schroff, aber überzeugungstreu gegnerische Stimmen erhoben haben, ungleich treffender finden, wenn die Verminderung des Lebendgewichts des Viehstandes als im Verhältniß zu dem Lebendgewicht der Bevölkerung präcisirt worden wäre.

Der Generalsecretär des Landesculturraths für das Königreich Sachsen, Herr v. Langsdorff, hat, indem er sich in ähnlicher Weise ausspricht, für sein Heimatland die Lambl'sche Lehre auch nur nach Maßgabe dieses Zusatzes anerkannt und er urtheilt richtig, wenn er ausspricht, daß diese Erscheinungen weniger die Landwirthe, als die Angehörigen anderer Berufsclassen bedenklich machen dürften. Die naturgemäße Folge derselben sei die Zunahme des Imports von Vieh und Viehproducten und eine Preissteigerung von Fleisch, Milch, Butter und Käse. Aehnlich wie in Sachsen wird die Lage der beklagten wirthschaftlichen Zustände in anderen Ländern mehr auf die zunehmende Bevölkernng, mehr auf die zunehmende Consumtion zurückzuführen sein. Die Mittel der Abhülfe aber liegen wahrlich mehr in einer gründlichen Umgestaltung tief einschneidender Bodenculturverhältnisse, als in jener Hülfsleistung der Fäcalien, von denen allein Herr Dr. Lambl das Heil erwartet! Gern geben wir zu, daß eine weisere und umsichtigere Benutzung der Auswurfsstoffe unter Zuhülfenahme von Knochenmehl, Superphosphat, Guano, Holzasche und ähnlichen Handelsdungstoffen das Gleichgewicht zwischen Erschöpfung und Ersatz des Bodens leichter und schneller herstellen möchte, als es jetzt geschieht. Eine überlegtere Ausnutzung aller Reste und Ueberbleibsel des ländlichen Haushalts, die Sammlung thierischer Abfälle, wie Knochen, Blut, die Compostirung von Teichschlamm, Straßenkehricht ꝛc. würden zweifellos einen bedeutenden Beitrag zum Ausgleich des Saldo der Erschöpfungstabellen bieten, und auch wir sind davon durchdrungen, daß die leidige Indifferenz, ja Mißachtung flüssiger und fester Abfallstoffe, in Metzen Weizen umgesetzt, jährlich in größeren Mengen den Flüssen und den Meeren zuströmen, als diese Flüsse und Meere Weizenladungen tragen!*) Aber diese alte Lehre Liebigs und die neue, wenn auch wohl einseitige Parenthese des Herrn Prof. Dr. Lambl dazu, wird doch weder den Krebsschaden des Indifferentismus und des stetigen Verlustes ganz heilen, noch den Schlüssel zur erschöpfenden Erklärung der Depecoration geben. Die Bodenkraft zu steigern, wird immer in erster Linie Mittel eines reichen Futterbaues und besserer Viehernährung sein. Die Viehvermehrung brevi manu als etwas zu Kostspieliges zu verwerfen, ist doch ein Urtheil, das am grünen Tisch der Studirstube, nicht aber an dem der Natur und der Praxis groß geworden ist. Künstliche Düngmittel fressen zwar kein Futter, sind keinen Seuchen unterworfen, erfordern keine opulenten Stallgebäude ꝛc., bleiben aber doch auch zuweilen das ausgelegte Capital und die Zinsen schuldig. Soll man nach Dr. Lambl „Behufs Steigerung der Ernten" dem Boden mehr geben als ihm entzogen wird, so möchte leicht, wie beim jahrelangen Mergeln und bei der zu oft wiederholten Gründüngung der Lupinen das alte Sprüchwort „von den reichen Vätern und den armen Söhnen" einen modernen und ziemlich trostlosen Beitrag erhalten! Falsch ist es, wenn Herr Dr. Lambl im Tiefpflügen allein einen Erfolg und eine Ersparung für kostspielige Bodenkraftsteigerungen mittelst Stallmist und Viehvermehrung findet. Der Praktiker antwortet ihm erfahrungsgemäß, daß man, wo man tief pflügt, auch tief düngen muß!

Die bedenklichste Version der sonst mit Geist geschriebenen Lambl'schen Theorien finden wir in seinen finanziellen Schluß-

*) Da sich die Herren am grünen Tisch bei Behandlung der Abfuhrfragen vom landwirthschaftlichen Gesichtspunkt, als von dem bedeutungsvollsten, leider oft nicht leiten lassen, ist eben so häufig als vergeblich kritisirt und beklagt. Welche enormen Mengen dieser werthvollen Pflanzennährstoffe jährlich dem Meere oder dem Untergrund der Städte zugeführt werden, erhellt daraus, daß nach Wolff und Lehmann per Jahr und Kopf der Bevölkerung 9 Pfd. Stickstoff, 2 Pfd. Kali und 3 Pfd. Phosphorsäure verloren gehen. Girardin berechnet, daß die jährlich von einer Person gelieferten Excremente den zur Production von 400 Kilo Weizen erforderlichen Dünger hergeben würden! Liebig endlich hat vor 20 Jahren bereits gepredigt: „Von der Entscheidung der Cloakenfrage der Städte sind die Erhaltung des Reichthums, die Wohlfahrt der Staaten und die Fortschritte der Cultur und Civilisation abhängig, indem unsern Feldern durch das Fortspülen städtischer Abfälle ein unersetzlicher Verlust erwächst!"

Digitized by Google

folgerungen, die sich zu Ende seines Vortrags und seiner Broschüre mit dem Thema des „Schuldenmachens" beschäftigen. Der Herr Professor meint, „Schuldenmachen werde gar leicht zur gefährlichen Gewohnheit und wenn man darin Uebung habe, könne man es kaum mehr lassen; viel gesunder sei es in der Oekonomie, Geld durch Arbeit und Sparsamkeit zu erwerben und man brauche den Boden nur tüchtig zu bearbeiten, um die vermeintliche Bodenkraftsteigerung mittelst Viehvermehrung zu ersetzen."

Diese freundlichen und äußerst billigen Rathschläge gehören doch zumeist in die Kategorie jener Phrasen, die uns auf industriellem und landwirthschaftlichem Gebiete auch anderweitig in der beliebten Form der „billigeren Production" ꝛc. gemacht werden. Wie weit, wie berechtigt ihnen gegenüber die Praxis die Achseln zucken darf und muß, — das ist ein sehr verhängnißvolles, sehr umfangreiches und wahrlich den Kreis dieser Skizzen weit überschreitendes Thema. „Grün ist des Lebens goldner Baum" — aber die Früchte der Erkenntniß dieses Baumes sind wahrlich nicht so leicht zu pflücken, als sich die Herren von der theoretischen Doctrin der wirthschaftlichen Lehren es träumen lassen. Vom Katheder und in dem Rahmen der Zahlentabellen angeschaut, erscheinen die Aepfel reif und rothbäckig — beißt man herzhaft hinein, dann sind gar manche wurmstichig!! Das nebenbei. — Es wäre aber mindestens unberechtigt, den Werth der Lambl'schen Anregungen mit vornehmem Achselzucken zurückweisen zu wollen. In der Frage, daß der Landwirth im Großen und Ganzen nicht mehr animalische Producte züchten oder gar mästen soll, als er mit Vortheil abzusetzen im Stande ist, unterschreiben wir die Folgerungen der Depecorationstheorie im vollsten Einverständniß. Kann ein Oekonom auf diesen lucrativen Absatz nicht rechnen, dann wird er in der Verminderung seiner Rente sehr bald den Divisor finden, mit dem er in seinen etwa zu großen Viehstand zu dividiren hat, oder die Quote, um welche er den Zukauf an Kunstdünger zur Vermehrung seiner Bodenkraft zu vergrößern habe. Wir unterschreiben die Lambl'sche Ansicht, daß die von Ritter v. Komers aufgestellte Schablone der „drei bis vier Centner thierischen Lebendgewicht per Joch" eine nicht zutreffende ist und geben den Heißspornen unter den Anhängern der Depecorationslehre sowohl, als den erbitterten Gegnern derselben zu bedenken, daß es keine Universalmedicin für kranke land- und volkswirthschaftliche Verhältnisse nach dieser Seite hin gibt, sondern jeder einzelne denkende Wirth auf dem ihm zu Gebote stehenden Terrain seine Studien machen und seine Arzeneien selbstthätig finden muß. Versäumt er dies, so wird sehr bald Goethes Wort von „dem Mann, der speculirt" auf ihn eine unheilvolle Anwendung finden. Der Autoritätsglaube und die — höchst bequeme — Methode, in verba cujus vis magistri zu schwören — das hat in der Landwirthschaft nur so weit eine Berechtigung, als das Katheder uns unzweifelhaft anerkannte und bewiesene agricultur-chemische Wahrheiten lehrt, als die Statistik unabweisbare, übereinstimmende Fundamentalsätze hinstellt, als endlich die unumstößlichen Naturgesetze ewige Wahrheiten predigen . . . . alle praktischen Folgerungen sind Sache des Einzelstudiums, der Rechnung mit benannten Factoren, der erprobten Erfahrung, des vom Streit der Parteien unbeirrten Fleißes!!

Der Unglaube in unserer Zeit.

Eine Betrachtung

von

Jürgen Bona Meyer.

(Schluß.)

Wer sich davon lebendig überzeugen will, wie stark dieser Unglaube heut zu Tage unser Volk durchdringt, braucht nur einmal einige Jahrgänge socialdemokratischer Blätter, des Volksstaats oder des Neuen Socialdemokraten zu durchblättern.

„Atheist zu sein ist heut zu Tage glücklicherweise keine Kunst mehr — schreibt F. Engels aus London im Volksstaat Nr. 73 vom J. 1874 —, der Atheismus ist so ziemlich selbstverständlich bei der europäischen Arbeiterpartei, obwohl er in gewissen Ländern oft genug seltsam beschaffen sein mag, wie der jenes spanischen Bakunisten, der sich dahin erklärte: an Gott zu glauben, das sei gegen allen Socialismus, aber an die Jungfrau Maria, das sei ganz was anderes, an die müßte ein ordentlicher Socialist natürlich glauben. Von den deutschen socialdemokratischen Arbeitern kann man sogar sagen, daß der Atheismus bei ihnen sich überlebt hat; dies rein negative Wort hat auf sie keine Anwendung mehr, indem sie nicht mehr in einem theoretischen, sondern nur noch in einem praktischen Gegensatz zum Gottesglauben stehen; sie sind mit Gott einfach fertig, sie leben und denken in der wirklichen Welt und sind daher Materialisten."

Als Materialisten bekennen sich die Schriftsteller des Volksstaats wiederholt mit Stolz: „Die materialistische Weltanschauung — so schreibt ein solcher eifriger Mitarbeiter, J. Dietzgen, in einem Artikel „Die Religion der Socialdemokratie" Nr. 80 des Volksstaats vom J. 1874 — ist ganz so alt wie der religiöse Unglaube. Beide haben sich in unserm Jahrhundert aus dem Rohen heraus zu wissenschaftlicher Prägnanz durchgearbeitet." Und in einem andern Artikel „die Wissenschaft der Socialdemokratie" schreibt eben derselbe Dietzgen (Nr. 25, 1873): „Was die religiöse Confession am Dogma hat, einen festen Untergrund, das besitzt die Wissenschaft des inductiven Socialismus an den materiellen Thatsachen. Der Fundamentalsatz der socialistischen Induction lautet: kein ideales Prineip, keine Offenbarung, keine nationale Begeisterung, keine Schwärmerei, weder die Idee des Göttlichen, des Gerechten, noch die des Freien, sondern materielles Interesse regiert die Menschenwelt. — Weit entfernt, dieses Factum zu bejammern, erkennen wir es vielmehr als absolut vernünftig und nothwendig an." — Und gegen Dr. Jaeger, der behauptete, die Hauptursache, warum der Socialismus keine Zukunft habe, liege in dem materialistischen Geiste desselben, stellt der Volksstaat Nr. 32, 1873 vielmehr die Gegenbehauptung auf, gerade in der specifisch materialistischen Seite des Socialismus liege seine Stärke, es sei dies die vernünftige Einsicht, daß jeder Einzelne ein Interesse daran habe, daß der Andere glücklich sei, weil, wenn des Einen Glück gefährdet, auch das des Anderen nicht gesichert sei.

Der Socialist will jetzt durch Wissen ganz aufgeklärt darüber sein, daß der Materialismus die volle Wahrheit enthält. Die Wissenschaft hat ja klar nachgewiesen, daß alles Denken nichts ist als Function des Gehirnbreis, daß demgemäß auch die Seele keinen von der Stoffbeschaffenheit des Gehirns freien Willen hat, und daß auch die Seele aufhört, wenn das Gehirn im Grabe modert. Um eine Weltseele anzunehmen, müßte — nach einem bekannten Ausspruch von Dubois-Reymond — erst „irgendwo in der Welt, in Neuroglia gebettet und mit warmem arteriellem Blut unter richtigem Druck gespeist, ein dem geistigen Vermögen solcher Seele an Umfang entsprechendes Convolut von Ganglienkugeln und Nervenröhren" gezeigt werden. Sagt dies ein Mann der Wissenschaft, obschon er weiß, daß Tausende von Insekten ohne arterielle Blutspeise der Ganglienkugeln denken, und daß wir gar nicht wissen, ob wir vermittelst der Ganglienkugeln denken, so schwört der materialistische Socialist sofort auf diese Worte der Wissenschaft und verweigert den Glauben an den göttlichen Geist, weil die Ganglienkugel noch nicht aufgefunden ist, in der er sitzt. Gegen den Gottesglauben insbesondere eifern die Socialisten des Volksstaats mit Gründen und mit Spott. „Es gebe noch sehr Viele — sagt ein Artikel des Volksstaats, überschrieben Abc des Wissens für Denkende, Nr. 109, 1874 — welche den Glauben an Gott festhalten zu müssen glauben, obschon sie mit den bestehenden Kirchen und Glaubensbekenntnissen gebrochen haben. — Mit diesen sei noch ein Wort zu reden. Wir müssen sie zuerst fragen: ist es Recht, kann es Pflicht sein, ein höchstes Wesen zu verehren, welches durchaus nicht verehrt sein will? welches dafür gesorgt hat, daß wir es nie erkennen und seines Willens uns nicht vergewissern können? —

Digitized by Google

Ja dafür nicht nur nicht gesorgt hat, sondern wenn vorhanden — durch die entsetzlichen Religionsstreitigkeiten und die Glaubensentzweiung allenthalben genügend für die Warnung gesorgt hat, daß wir uns gar nicht um ihn kümmern sollen."

Und mit Hohn ergeht sich der Volksstaat über den Gottesglauben in einem Gedicht, „Socialisten-Gebet", das im Beiblatt Nr. 6 des Jahres 1874 steht:

Was Gott thut, das ist wohlgethan!
Nur scheint er nichts zu thuen
Und seit dem ersten Schöpfungsplan
Gemüthlich auszuruhen.
Drum beten wir auch für und für
Trotz Micheln und trotz Matzen:
„Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen!"

Das große Heer der schwarzen Brut,
Die Gottesstellvertreter,
Erheben drum in grimmer Wuth
Ein Höllenmordgezeter.
Schreit nur, von uns erhaltet ihr
Nicht einen rothen Batzen:
„Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen!"

Es hat die Wissenschaft mit Macht
Das Himmelreich entgöttert,
Und eures Glaubens blinden Schacht
Ein Donnerschlag zerschmettert.
Wahrheit heißt unser Kampfpanier
Und nicht ein thöricht Schwatzen:
„Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen."

Wir Armen, die mit Blut und Schweiß
Die Pfaffen einst gefüttert,
Ihr macht uns nicht die Hölle heiß,
Vor der kein Weiser zittert.
Kommt ihr, wir weisen euch die Thür,
Mögt ihr vor Aerger platzen:
„Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen!"

Diese Denker des Volksstaats verwerfen also nicht blos den herrschenden Kirchenglauben des Katholicismus oder Protestantismus, nicht blos das Christenthum als die Religion der Knechtseligkeit, sondern — wie sie ausdrücklich bekennen (Nr. 24, 1874) — die Religion überhaupt; weil nach ihrer Ueberzeugung die Religion nur da Geltung haben kann, wo Unwissenheit über die menschliche Entwickelung, wie Unbekanntschaft mit den Forschungen der Geschichte und der Naturwissenschaft herrscht.

„Der wahre Mensch — heißt es im Abc des Wissens für Denkende Nr. 108, 1874 — soll gar nicht glauben, wenigstens nicht Dinge, wovon etwas abhängt, er soll wissen, je mehr, desto besser, wenigstens Alles, was ihm unentbehrlich ist."

„Der Kampf zwischen Wissen und Glauben, Welt und Gott, Natürlichkeit und Uebernatürlichkeit — heißt es in den Neuen Stunden der Andacht von Becker in Genf, welche der Volksstaat seinen Lesern empfiehlt — ist der Kampf zwischen Vernünftigkeit und Dummheit, Sittlichkeit und Schlechtigkeit, Wahrheit und Falschheit zur Ueberwindung jedweder gewaltherrlichen Autorität, deren Grundprincip auf der Gottheit, und deren Gottheit auf der Unwissenheit, Dummheit und Heuchelei, d. h. auf persönlichen Zweckmäßigkeitsgründen beruht." — „Erst wenn der Dualismus von Gott und Welt, Uebernatürlichkeit und Natürlichkeit, Himmel und Erde, Seele und Leib, Kirche und Staat, Papst und Kaiser im Volksbewußtsein völlig überwunden ist, können Einheitlichkeit und Naturgemäßheit, Vernünftigkeit und Gerechtigkeit, Freiheit und Gleichberechtigung sicher und segensreich ihre Herrschaft aufrichten und ausbreiten." — „Der Glaube an Gott und Halbgötter, an Moses und die Propheten, der Glaube an den Papst, an die Bibel, an den Kaiser, seinen Bismarck und seine Regierung, kurz der Autoritätsglaube — sagt Dietzgen in der Religion des Socialdemokraten Nr. 90, 1874 — findet seine endgültige Erledigung in der Wissenschaft des Geistes." Und in komischer von ihm schwerlich bemerkter Selbstironie schreibt er: „Wie der liebe Gott seine Antipoden im Teufel, so hat der Katheder-Pfaff seinen Gegenfüßler im Materialisten." Der Materialist selbst also stellt sich in der Gleichung an die Stelle des Teufels.

Das ist der breite Strom des Unglaubens, der sich heut zu Tage durch die socialdemokratische Presse über unser Volk ergießt.

Und leider ist dies nicht der einzige Sumpf, aus welchem jetzt dies faule Wasser abfließt. Haben wir es doch unlängst selbst erleben müssen, daß ein von der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung angestellter Wanderlehrer Dr. Lindwurm in ganz ähnlichen Ausfällen gegen den Gottesglauben im Volke zu Felde zog und dieses sein rohes Geschimpfe in einem Buch „praktische Philosophie" vor aller Welt Augen feil bot. Die Gesellschaft konnte natürlich seiner persönlichen Ueberzeugungsfreiheit nicht zu nahe treten wollen, aber sie konnte doch nicht dulden, daß auf ihre Kosten solche Ansichten durch ganz Deutschland vertrieben wurden, wenn sie nicht ihre allgemeinen Bildungszwecke mit diesen Ideen des Unglaubens identificiren oder von Andern identificirt sehen wollte. Sie entließ den Wanderlehrer, und ist dies nach einigem Geschrei über Ketzerrichterei von der Mehrheit der Gesellschaftsgenossen gebilligt worden, aber es fehlte doch hie und da nicht an Sympathien für den gemaßregelten Wanderlehrer, und es zeigte sich dabei, daß seine Ansichten des Unglaubens auch in diesen Kreisen nicht ganz ohne Anklang geblieben waren.

Damit mag die Umsicht über den Thatbestand des Unglaubens in unserer Zeit abgeschlossen sein, es wäre leicht, das Bild zu vervollständigen, aber das Geschilderte wird genügen, um sich zu vergegenwärtigen, in wie großem Umfang der grundsätzliche Unglaube gegenüber allem Uebersinnlichen bereits die Geister der Culturvölker unserer Zeit gefangen genommen hat. Es kommt mir nun vor Allem darauf an, den rechten Grund dieser Culturanschauung zu erkennen, um darnach das richtige Verhalten zu derselben zu bestimmen.

Die Gegner des Liberalismus unserer Zeit werden ohne Zweifel nach solcher Schilderung des Unglaubens sofort mit der Behauptung bei der Hand sein, das eben sei die Folge des falschen Strebens, wissenschaftliche Erkenntnisse über das ganze Volk auszubreiten. Die klericalen Pfaffen und starrgläubigen Pfarrer namentlich lassen nicht ab dafür die gottlosen Philosophen und Naturforscher der deutschen Universitäten in erster Linie für verantwortlich zu erklären.

Ich bin keineswegs gewillt eine gewisse Mitschuld einiger Träger der Wissenschaft unserer Zeit und unseres Landes an dem geschilderten Zustand in Abrede zu stellen. Es hat allerdings auch bei uns nicht an Philosophen und Naturforschern gefehlt, welche in ihren Schlußfolgerungen die Grenzen ihres Wissens überschossen und dem materialistischen Unglauben Vorschub geleistet haben. Ueber der durchaus nothwendigen Freiheit der Wissenschaft haben Manche vergessen, daß der Besitz von Freiheitsrechten als Gegenleistung die gewissenhafte Uebernahme von Freiheitspflichten fordert. Die Erforschung der Wahrheit soll gewiß keine äußeren Grenzen kennen und was als Wahrheit erkannt ist, das soll auch Wahrheit für Jedermann sein. Wir verwerfen daher nicht minder entschieden, wie der eifrigste Socialdemokrat, die hochmüthige Ansicht derer, welche meinen, die freie Wahrheitsforschung sei nur für den kleineren Kreis der sogenannten Gebildeten, für die Volksmasse tauge nur der blinde Glaube. Wir sind nicht so thöricht zu meinen, daß solche Scheidung der Geister sich heut zu Tage noch aufrichten läßt oder jemals wird wieder aufrichten lassen.

Aber wir können diese Grundüberzeugung nicht trennen von dem Bewußtsein der Pflicht, um so gewissenhafter zu forschen, was Wahrheit ist und uns zu hüten, ein noch nicht ausgemachtes Wissen für ein schon festgestelltes, ein mögliches oder wahrscheinliches Wissen für ein schon gewisses, erwiesenes auszugeben. Ge-

Digitized by Google

wiß muß die Wissenschaft Freiheit haben, Hypothesen zu erfinnen, die Hypothese ist ein Versuch zur Erklärung und ohne solche Versuche kann die Wissenschaft nicht fortschreiten; aber wer als Mann der Wissenschaft einen solchen Versuch wagt, darf den Versuch nicht mit dem errungenen Ergebniß verwechseln, muß den Schein vermeiden, als sei schon erwiesen, was sich vielleicht einmal erweisen lassen möchte. Und vor allem muß der Mann der Wissenschaft diesen Schein vermeiden, wenn er die Ergebnisse seines Wissens popularisirt. Dann vor allem muß er der vollen Wahrheit die Ehre geben und offen unterscheiden zwischen dem, was er weiß er und was er nicht weiß.

Das nun ist auch nach meiner Ueberzeugung eine Schuld, welche manche Gelehrte unserer Zeit auf sich geladen haben und noch auf sich laden, daß sie in ihrem Wissenseifer diese feine Grenzlinie nicht strenge inne halten. Wir müssen zugeben, daß Philosophen und Naturforscher unserer Zeit in dieser Hinsicht ihre Gewissenspflicht nicht immer streng genug genommen haben und nehmen.

Aber so allgemein wie die Gegner behaupten, ist denn doch dieser Fehler unter den Männern der Wissenschaft, unter den Lehrern besonders unserer deutschen Hochschulen nicht. Die Koryphäen der Wissenschaft sind zu allermeist zurückhaltender in ihren Behauptungen, die populären Wortführer des materialistischen und atheistischen Unglaubens sind mit wenigen Ausnahmen nicht Führer der Wissenschaft, sondern verführte Renommisten des Wissens.

Im Großen und Ganzen ist gewiß nicht der wahre Fortschritt der Wissenschaft verantwortlich zu machen für den Unglauben der Zeit, sondern viel eher der Rückschritt des Religionsglaubens selbst.

Von einem solchen Rückschritt kann man in gar mancher Hinsicht reden. Die Aufklärungszeit des vorigen Jahrhunderts hatte an wahrer Religion vor unserer Zeit Wesentliches voraus; sie besaß Duldsamkeit. Katholische und protestantische Geistliche selbst betheiligten sich damals wetteifernd an dem gemeinsamen Werke der aufklärenden Volksbildung und blieben dadurch oft die naturgemäß besten Führer des Volkes auf dem Wege der geistigen Befreiung von Unwissenheit, Aberglauben und Rohheit. Nun mag allerdings der Rationalismus dieser Aufklärungszeit vielfach zu hoch getrieben sein, so daß in den reinen aber kalten Lüften der Vernunft das religiöse Empfinden seine volle Rechnung nicht mehr fand. Das hätte gewiß eine Einschränkung und Ergänzung nach dieser Seite vollauf gerechtfertigt; aber die Pendelschwingungen des Culturfortschritts schlagen lange Zeit immer zu weit aus nach der einen oder nach der andern Richtung. So folgte der rationalistischen Aufklärungszeit in unserm Jahrhundert eine Zeit derartiger Ueberspannung des Glaubens, daß derselbe sich nicht mehr in vollem Einklang hielt mit den Forschritten des Wissens. Das aber hat noch allemal dem Glauben selbst den größesten Schaden gebracht, denn gegen Vernunft und Wissen vermag auf die Dauer doch kein Glaube Stand zu halten. Ein Glaube, der dies versucht, verfällt über kurz oder lang sicher dem Aberglauben. Der Fortschritt des Glaubens besteht eben darin, daß durch zunehmendes Wissen vom Aber des Glaubens immer mehr und mehr abgestreift wird. Aller Religionsglaube glaubt anfangs etwas zu viel, etwas Falsches und bedarf daher einer beständigen Abschneidung des falschen Anwuchses durch Vernunft und Wissen. Daran ändert auch die Ueberzeugung der Gläubigen, daß ihr Glaube auf göttlicher Offenbarung beruhe, gar nichts. Eine göttliche Offenbarung könnte freilich nicht selbst einer Vervollkommnung durch menschlichen Wissensfortschritt bedürfen, aber der Mensch kann unmöglich dauernd für göttliche Offenbarung halten, was seiner Vernunft und seinem Wissen entschieden widerspricht. Er kann Uebervernünftiges, aber nicht Widervernünftiges glauben. Daher bedarf es einer beständig erneuerten Prüfung, um zu bestimmen, was nach dem Stande errungenen Wissens als Offenbarungsglaube gelten kann oder nicht. Ein Glaube, der diese fortgesetzte Reinigung durch Vernunft und Wissen von sich fern hält, verfällt mit der Zeit dem Aberglauben, denn alles Glauben, das gegen Vernunft und Wissen festgehalten wird, ist Aberglaube. Es gab eine Zeit, da man mit der Bibel glauben durfte, daß die Erde still stehe, als man aber durch den Fortschritt der Wissenschaft das Bessere wußte, und die katholische Kirche doch die Lehre vom Stillstand der Erde als biblische Wahrheit festhalten wollte, da war dieser ihr Glaube Aberglaube geworden.

Die Zeit geht über solchen Aberglauben zur Tagesordnung über, dem Fortschritt des Wissens kann derselbe ein Hemmschuh sein, aber die Fortbewegung selbst hebt er nicht auf, vielmehr steigert er nur die Anstrengung, sie zu sichern, und ist daher für das Wissen kaum ein Schaden zu nennen. Unbedingt schlimme Folgen hat aber dieser nutzlose Widerstand für den Religionsglauben selber. Dieser büßt durch sein jähes Festhalten des erkannt Falschen an allgemeiner Glaubwürdigkeit Wesentliches ein; er verliert das allgemeine Vertrauen, auf dem allein er ruht, und die Menge wird nun glaubenslos.

Um sich aus diesem allgemeinen Schiffbruch zu retten macht dann gewöhnlich der falsche Religionsglaube äußerste Kraftanstrengungen, überspannt seine noch übrig gebliebenen äußeren Machtmittel, übertreibt insbesondere zur inneren Unterjochung der Geister die Herrschmittel des Aberglaubens. Der Ekel an diesem Geisteszwang sowohl wie an dem Spiel des Aberglaubens stürzt weiter immer mehr Seelen des Volks in das Chaos des dunkelsten Unglaubens, aus dem die unbefriedigten Geister sich dann gar bald zu neuen Glaubensversuchen aufraffen, bei denen sie in der Regel wiederum neuem Aberglauben oft der täppischsten Art in die Arme sinken.

Solchen Gang des Auf- und Abwogens von Glauben, Aberglauben und Unglauben zeigt uns die Culturgeschichte der Menschheit überall.

Die chinesische Weltreligion bot in ihrer nüchternen Verständigkeit und irdischen Beschränkung auf die sichtbare Welt wenig von dem, was das religiöse Empfinden der Menschen sonst verlangt, sie blieb daher auch nur eine Religion der Gelehrten, und das Volk ergänzte den Glaubensmangel durch abgöttischen Aberglauben in der Verehrung des Kaisers als des Repräsentanten der göttlichen Himmelsmacht und in dem noch zugänglicheren Ahnencultus. — Der Buddhismus war ursprünglich ein dem Uebersinnlichen abwendiger gottloser Weltglaube, aber das Volk vermochte an der allerdings herrlichen Moral dieses Unglaubens kein volles Genüge zu finden, nahm daher der Aberglauben der brahmanischen Seelenwanderungslehre wieder auf und vergötterte den Buddha selbst. — Als in Rom der alte Heidenglaube zusammenbrach, die Priester über ihren eigenen Firlefanz lachten und die Gebildeten sich gleichgültig von der Religion der Väter abwandten oder dem entschiedensten Unglauben in die Arme warfen, da füllte die Lücke im Glaubensleben des Volkes der crasseste Aberglaube der Zeichendeutung, Wahrsagerei und schwärmerischer Gottesschau. Ebenso stand im vorigen Jahrhundert dem französischen Unglauben der Encyklopädisten und Materialisten der Aberglaube des Magnetismus und Somnambulismus zur Seite. Und heutzutage wieder hat der weit verbreitete Unglaube sein Gegenstück an dem Aberglauben der Tischrückerei und des Spiritismus, des verzückten Blutschwitzens gottbegnadigter Mädchen und des übrigen Heiligenschwindels.

Zu derselben Ergänzung wird der glaubenslose Socialismus in Theorie und Praxis gedrängt.

Höchst merkwürdig ist in dieser Hinsicht die Entwickelung der Ansicht Comtes selbst. Nach seiner Geschichtsphilosophie sollte ja das Reich des Glaubens nun für immer vorüber sein, das Reich des Wissens begonnen haben. Trotzdem hat auch Comte nicht unterlassen können eine Zukunftsreligion zu erdenken, die Religion der Humanität, in welcher die Genien der Menschheit nach Art des chinesischen Ahnencultus verehrt werden sollen. Comte hat zu diesem Zukunftscultus einen vollständigen Ritus ausgedacht; der Tempel von Paris mit seiner das ganze geistige Leben der Nationen beherrschenden Priesterschaar wird das gebietende Centrum dieser Zukunftsreligion. — Die Priesterschaar dieser glaubenslosen Zukunftsreligion wird man — denke ich — noch mehr scheuen als den unfehlbaren Papst in Rom und seine Satelliten, denn so ungemessen auch des letzteren Wollen sein mag, sein Können ist Gottlob gesetzlich beschränkt, sein wahrster

Digitized by Google

Wahlspruch das non possumus. Der glaubenslose Positivismus aber begründet eine durch das Staatsgesetz gesicherte Beherrschung der Geister durch seine Zukunftspriester. Sein Cultus schafft eine neue Abgötterei; der herrschende Gottesmensch tritt an die Stelle des geglaubten Gottes.

Eine in der Richtung ganz ähnliche Wendung zeigt sich bereits bei der Glaubenslosigkeit unserer Socialdemokratie. Auch hier führt das Wegwerfen aller übersinnlichen Autorität zum irdischen Personencultus. „Jesus von Nazareth ist todt! Es lebe Ferdinand Lassalle" — schließt ein Artikel „Tod und Auferstehung" im Socialdemokraten Nr. 43 vom Jahre 1873. — Die Klügeren dieser Richtung erkennen selbst diese natürliche Folge und beklagen sie. So eiferte z. B. im Volksstaate Nr. 47 vom Jahre 1874 der Präsident des deutschen Tabakarbeitervereins, Fritsche, gegen den Personencultus der Partei. Im allgemeinen deutschen Arbeiterverein — meinte er — kenne man nur einen Heiligen, in der socialdemokratischen Arbeiterpartei verehre man viele Heilige. Hier herrsche Polytheismus, dort Monotheismus. Er begreife dies wohl, obschon er Atheist sei. Denn so lange es Menschen gebe, die an Geist eine Kopfeslänge über Andere hervorragten, würden sie von der Menge angestaunt und verehrt werden. Allerdings sei das schlimm, denn von allen Heiligen seien die lebendigen Heiligen die allerschlimmsten.

Das ist gewiß eine klare Erkenntniß des übeln Thatbestandes, nur die eben so klare Erkenntuiß des ursächlichen Zusammenhangs fehlt. Die Culturgeschichte der Menschheit offenbart aber auch diesen klar genug. Wo der Glaube an Gott fehlt, füllt der Glaube an Götzen die Lücke aus; wer dem Glauben an die übersinnliche Welt entsagt, verfällt irgend einer abgöttischen Verherrlichung der Dinge oder Wesen dieser Erdenwelt.

In diesem Wechselverhältniß von Unglauben und Aberglauben liegen nun offenbar große Gefahren für das gesammte Culturleben einer Zeit, das auf vielen Seiten von diesem Streit entgegengesetzter Weltanschauungen tief ergriffen wird. Deshalb ist und bleibt es wichtig, daß Niemand der an Geist höher Gestellten sich gleichgültig verhält gegen das Glaubensleben seiner Zeit. Es ist eine große Thorheit zu meinen, die Religion habe sich überlebt, mit dem Glauben sei es nun vorbei, das Wissen gelange nun zur Alleinherrschaft, der jetzige Kampf entspringe nur aus den letzten Kraftanstrengungen des absterbenden Religionslebens der Vorzeit. Etwas unbestreitbar Großes an der gegenwärtigen religiösen Erregung unserer Zeit liegt gerade darin, daß sie darthut, in wie hohem Maße und in wie weitem Umfang die Religion noch eine Bedeutung in der Menschenbrust hat. Das Widerstreben der Strenggläubigen ,verschiedenen Bekenntnisses gegen den Strom des zeitweiligen Unglaubens hat daher gar wohl eine Seite, die selbst dem Achtung abnöthigen sollte, der die Art dieses Widerstrebens und besonders die nicht mehr religiöse, sondern nur von Parteiherrschsucht geleitete Ausnutzung desselben durch verblendete Führer auf's Lebhafteste beklagen und verurtheilen muß. Es gilt sich mit vollem Ernst klar zu machen, was man solcher falschen Glaubensmacht gegenüber zu thun hat. Man besiegt sie sicher nicht durch ungläubige Gleichgültigkeit, auch nicht durch äußerlichen Zwang, sondern nur durch wahrhafte und gerechte Befriedigung des zum Wesen des Menschen gehörenden Glaubendürfnisses.

Demnach erscheint es mir als eine Hauptsache, unablässig den Grundirrthum des Unglaubens zu bekämpfen, den Wahn nämlich, als sei es überhaupt möglich nur zu wissen und nichts zu glauben. Es muß der grundsätzlich Ungläubige immer wieder auf die philosophisch erwiesene Wahrheit hingeführt werden, daß all unser Wissen schließlich doch auf irgend einem Glauben beruht. Schon das Dasein der Sinnenwelt nimmt auch der Materialist auf Glauben an. Ein unmittelbares Wissen von der Sinnenwelt besitzt er nicht, unmittelbar gewiß ist ihm nur die Vorstellung von ihr, die er in seinem Geiste hat; er glaubt, daß dieser seiner Vorstellung das vorgestellte Etwas entspricht, daß die vorgestellte Welt so ist wie er sie vorstellt; er glaubt also an die sinnliche Außenwelt auf Grund der Aussage seines Geistes. Sein Glaube an die Sinnenwelt ist zunächst ein Glaube an den eigenen Geist. Und warum glaubt er, daß die vorgestellte Außenwelt so sein wird, wie der Menschengeist sie vorstellt oder vorstellen muß? — doch nur, weil es ihm als ein zweckwidriges Mißverhältniß erscheinen würde, wenn wir annehmen müssen, der Menschengeist, der den Trieb und die Kraft besitzt, sich die Außenwelt vorzustellen, werde in Ausübung dieser Kraft nothwendig getäuscht, sei innerlich gezwungen, sich die Welt anders vorzustellen, als sie in Wahrheit ist. So ist sein Sinnenglaube also im letzten Grunde ein geistiger Zweckglaube. Die gläubige Voraussetzung von der Zweckmäßigkeit der Welt bildet somit die letzte Grundlage auch der materialistischen Weltanschauung. Auf derselben Grundlage ruht auch der Glaube des Materialisten an die Ewigkeit des Stoffs und der Naturgesetze. Die Sätze: aus Nichts wird Nichts und — was wahrhaft ist kann nicht vergehen — sind keine Erfahrungssätze, weil sich etwas unendlich Allgemeines nicht erfahren läßt; es sind vielmehr innerlich nothwendige Denkgrundsätze unseres menschlichen Geistes, an deren objective Gültigkeit wir wiederum nur glauben auf Grund des allgemeineren Glaubens an eine zweckmäßige Weltordnung.

Nur einen Schritt weiter als der Materialist auf demselben Boden dieses allgemeinen Zweckglaubens geht der Idealist, geht der Gottesgläubige, wenn er annimmt, daß diese Welt mehr ist als das Ergebniß einer zufälligen Stoffbewegung, wenn er glaubt, daß ein bewußt wirkender Geist der wahre Grund der wahrgenommenen Weltordnung ist. Daß dieser Glaube als Glaube keinem Wissen zuwider ist, daß er als solcher vor der strengsten Wissenschaft sich rechtfertigen läßt, ist nicht nur von strenggläubigen Pfaffen, sondern von freidenkenden Philosophen, denen die geistige und religiöse Aufklärung seit Jahrtausenden Vieles zu verdanken hat, so oft und so unzweifelheit nachgewiesen, daß nur Unwissenheit und parteisüchtige Verblendung darüber wegsehen kann. Wer unbefangen die Wahrheit sehen will, für den liegt diese Wahrheit offen zu Tage. Kurz — der idealistische Gottesglaube ist sicherlich kein Wissen und wird es auch niemals werden, aber ebenso gewiß ist auch die materialistische Gottlosigkeit kein Wissen, sondern nichts Anderes als ein materialistischer Glaube, der ebensowenig jemals ein Wissen werden kann. Es handelt sich also immer nur um einen Glaubensunterschied auf der Grundlage einer für Alle gemeinsamen Zweckbetrachtung der Welt.

Wer nun zu dieser Einsicht gelangt, daß all unser Wissen nothwendig auf solchem Glaubensgrunde ruht, der begreift, daß der religiöse Glaube leicht eine verschiedene Gestalt annimmt, daß die Klarheit des Wissens in den Regionen des Glaubens naturgemäß aufhören muß, und daß Symbole für das Gefühl an die Stelle scharf gedachter Begriffe treten werden. Wer diese Einsicht gewonnen hat, der wird duldsam gegen Andersgläubige und versucht nicht mehr den natürlichen Mangel an Gründen auf diesem Gebiete durch leidenschaftlichen Eifer zu ersetzen. Auf diesem Standpunkte kann der Idealist auch dem materialistischen Weltglauben gerecht werden, wenn derselbe sich bescheiden will, sich nicht für ein allein berechtigtes Wissen zu halten. Aber an diese Bedingung zur Anbahnung einer gerechteren Würdigung der auch in ihm verborgenen Wahrheit erinnert zu werden, bedarf der materialistische Unglaube unserer Tage nur allzu sehr. Im vorigen Jahrhundert konnten die wenigen wirklichen Atheisten, die es gab, in Wahrheit als ihren Vorzug vor den Gläubigen geltend machen, daß sie friedfertig und duldsam gegen anders Denkende seien. Gegenwärtig aber herrscht auch in den Seelen der Ungläubigen ein Fanatismus, der an Rohheit und Unduldsamkeit den Fanatismus des Glaubens fast noch übertrifft. Das aber vergiftet in großen Kreisen unseres Volkes jetzt die menschliche Gesinnung, die uns zusammenhalten soll, damit wir unbekümmert um die Unterschiede des Glaubens in menschenwürdiger Gemeinschaft die großen Aufgaben zu erfüllen trachten, welche unsere Zeit uns stellt. Und wir Deutsche wahrlich wären zu solcher echten Toleranz vor Allen berufen!

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Zu Hermann Immanuel Fichtes achtzigstem Geburtstag am 18. Juli 1876.

Man sagt, daß Rauch und Cornelius, Schinkel und Klenze durch ihre monumentalen Werke sich selbst das beste Denkmal in Berlin und München gesetzt; so hat auch Fichte den schönsten Glückwunsch zum achtzigsten Geburtstag sich selbst verfaßt, indem er in dem eben erschienenen Sendschreiben an Zeller in Bezug auf dessen Geschichte der deutschen Philosophie die eigene Stellung innerhalb derselben auf so edle und ehrenvolle Weise bezeichnen, so hoch betagt noch so frisch und kräftig sich über Gang und Ziel der geistigen Bewegung unseres Jahrhunderts aussprechen konnte. Und er blickt auf ein erfahrungs- und thatenreiches Leben zurück! Geboren in Jena zu der Glanzzeit der Universität, als sein Vater und Schiller derselben angehörten, verlebte er die Frühjugend im elterlichen Hause zu Berlin, und in der Knabenseele konnten sich die Eindrücke einprägen, wie sein Vater die Reden an die deutsche Nation hielt, wie die Universität zu Aufrichtung des deutschen Geistes, zur Erhebung und Befreiung des Vaterlandes auf dem Wege einer innerlichen Widergeburt gegründet ward; er konnte dem sterbenden Vater mit der Kunde von Blüchers Rheinübergang die letzte Freude machen. So athmete er in einer idealen Atmosphäre; strenges Pflichtgefühl, Opfermuth und Vertrauen auf die sittliche Weltordnung, wie sie im elterlichen Hause herrschten, wiesen ihn auf das Ethische hin, und wenn er später die philosophische Lehre von Recht, Staat und Sitte auf dem Katheder vortrug oder in einem umfassenden Buch darlegte, so war das Auszeichnende ein Hauch von Lebenswärme, ein Ausdruck der eigenen Erfahrung und Gesinnung im Reiche der Freiheit und der Liebe.

In seiner Bildungszeit begegneten sich die Kühnheit der speculativen Construction in den Systemen von Schelling und Hegel mit dem erwachenden geschichtlichen Sinn, den Wolf und Savigny in Berlin vertraten, und so war Fichtes Thätigkeit zunächst eine historische auf dem philosophischen Gebiet; er verfaßte seine Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie, er schrieb das Leben seines Vaters, ein vortreffliches Buch, auf das hinblickend Varnhagen glaubte, daß der Beruf des jungen Freundes in der Geschichtsdarstellung liege; er behielt es als Behandlungsweise philosophischer Gegenstände bei, daß er gern eine Geschichte der Sache, die Kritik der seitherigen Standpunkte der Auffassung voraussandte und an diese die eigenen Erörterungen knüpfte; er erstrebte stets ein strenges Innehalten der historischen Continuität. Fichte hatte Philologie studirt, eine Lehrstelle in Saarbrücken, eine Gymnasialprofessur in Düsseldorf bekleidet, als ihm seine Schriften den Ruf auf den philosophischen Lehrstuhl in Bonn (1836) und dann in Tübingen (1842) verschafften. In einem dreibändigen Werke (Erkenntnißlehre, Ontologie, Theologie) vollzog er den Aufbau seines Systems; in der Anthropologie, die in dritter, in der Psychologie, die in zweiter Auflage erschien, ergänzte er dasselbe durch eine Betrachtung des Menschen auf der Grundlage der Naturforschung wie der Selbstbeobachtung. Die Unsterblichkeitsfrage hat ihn wiederholt zu Arbeiten angeregt; der „Idee der Persönlichkeit und individuellen Fortdauer" (1835) schloß 1867 die „Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen" sich an. Seit 1837 ist er Herausgeber einer Zeitschrift für Philosophie mit Weiße, dann mit Ulrici und Wirth, und hier begleitete er mit seiner Kritik die wichtigsten Erscheinungen der Literatur.

Im dritten Sendschreiben an Zeller sagt Fichte: „Ein jeder Forscher darf am Schlusse einer langen Laufbahn dem Wunsche Raum geben, der Mit- und Nachwelt ein klares authentisches Bild seines eigentlichen Strebens und Leistens zu hinterlassen, gegenüber den mancherlei theils unvollständigen, theils irreführenden Urtheilen, welche die verschiedenen Parteien über ihn gefällt. Er hat wenigstens Anspruch darauf, bei dem Endurtheil über ihn selber gehört zu werden, ohne daß dies als Anmaßung ausgedeutet werden könnte. Denn es läßt sich erwarten, daß bei einiger Besonnenheit er selbst über das eigentliche Ziel seines Strebens klarer gewesen sei als die neben ihm Stehenden und mit fremdem Blick ihn Beobachtenden. Indeß kann schlechthin keiner dabei sich dem Bekenntniß entziehen, daß ein bedeutender Rückstand bleibe zwischen dem, was er eigentlich wollte und dem, was er wirklich vollbrachte. Das Bewußtsein dieser Differenz, die größer oder kleiner sein kann, die aber niemals unserem Gefühle sich unbezeugt läßt, ist eben der nothwendige Ausdruck der Bedingtheit und der Schranke, in welche jede eigenthümliche Begabung, gerade darum, weil sie dies ist, sich eingeschlossen fühlt. Sie bedarf deshalb der Ergänzung durch Andere; dies stimmt zugleich für Selbstbescheidung und Demuth. Und doch ist eben dies Gefühl der Eigenthümlichkeit zugleich das Einzige, was unserem Streben Werth und Befriedigung verleiht, dessen klare Erkenntniß den zugewiesenen Beruf uns ergreifen und energisch behaupten läßt. Beides daher, Eigenthümlichkeit und Ergänzung, gehört unzertrennlich zusammen; und wer dies tief erkannt, wird ohne Selbstüberhebung kaum irre gehen in der Stellung, die er sich anzuweisen hat."

„Es liegt etwas tief Charakteristisches, ja Entscheidendes in dem, was zuerst den Einzelnen zur philosophischen Forschung treibt, sie ihm sogar als Bedürfniß aufnöthigt. Was für mich das Treibende und Nöthigende war, ist auf's Einfachste ausgedrückt als Forderung wie als erreichtes Ziel, die Harmonie geistigen Lebens und Wirkens, die völlige Eintracht zwischen Gemüth und Erkenntniß wie zwischen dem Gesollten und Gewollten. Gar sehr hatte ich Gelegenheit, das unselige Loos Derjenigen kennen zu lernen, die nach einem berühmten Worte F. H. Jacobis in stetem Schwanken zwischen zwei Wassern schwimmen, dem des Glaubens und dem des Verstandes, und welche gleich ihm diesen Zwiespalt durch ihr Leben zu tragen verurtheilt sind. Mir selbst stand es fest, wenn auch zunächst nur als Forderung, daß er ausgeglichen werden müsse, somit es auch könne."

Der Zwiespalt ist zu einer Kluft geworden; wir haben heute vorwiegend ein Wissen, das sich auf die Naturforschung, auf den Naturmechanismus stützt, und unter seinen Jüngern viele zählt, die Alles leugnen und verwerfen, was sich nicht materialistisch erklären läßt; Gott, Unsterblichkeit, Freiheit, diese Ideen, an welchen die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts festhielt, sie werden vom jetzigen vielfach in's Fabelbuch geschrieben, und die Sache ist nur darum unter uns noch nicht so furchtbar geworden wie in Frankreich zu den Tagen der Commune, weil die Menschen vielfach besser sind als ihr System, und sie neben dem theoretischen Materialismus einem praktischen Idealismus huldigen, während die strenge Folgerung auch Pflicht und Verantwortlichkeit leugnet, sobald Alles rein mechanisch durch Druck, Stoß und Stoffwechsel selbstloser Atome sich vollzieht. Auf der andern Seite aber steht der Dogmatismus der Ultramontanen wie der protestantischen Orthodoxie, die in der Geistlichkeit die Herrschaft führen und so lange vom Staat begünstigt wurden; sie wollen, daß die Forschung sich nach dem Syllabus richte, sie setzen die Unfehlbarkeit eines fleischernen oder papierenen Papstes dem freien Denken entgegen, sie fordern das Opfer des Verstandes im Glauben an das den Naturgesetzen wie der Vernunft Widersprechende, sie predigen die Gebildeten aus der Kirche hinaus, und drohen mit dem Fanatismus der rohen gegängelten Masse unserer Cultur den Untergang. Ob uns die Inquisition verbrennen oder die atheistische Revolution füsiliren wird, das macht so viel nicht aus. Vielleicht gibt es aber doch ein Drittes, die Rettung der Gegenwart und der Aufbau einer schöneren Zukunft durch den Einklang von Kopf und Herz, durch eine Erkenntniß, die den Forderungen des Gemüthes und des Verstandes zugleich gerecht wird, die den Mechanismus der Natur anerkennt und ihn nicht durch Wunder unterbrechen läßt, aber ihn zur Grundlage und zur Bedingung eines Reiches der Freiheit und Sittlichkeit macht, indem sie im System der Kräfte neben den selbstlosen, den Atomen, auch selbstseiende, die Seelen, erkennt, die als reale Principien der Organisation das Leben verwirklichen und die Träger einer Idealwelt sind. Wir halten uns an das That-

Digitized by Google

sächliche, aber da zunächst ja Alles uns unmittelbar nur in unserem Bewußtsein gewiß ist, und wir aus unseren Empfindungen und Vorstellungen auf eine Welt außer uns und auf eine Wesenheit in uns schließen, so sind uns die Thatsachen des Bewußtseins, der Freiheit, der Liebe, der Gottesidee ebenso bedeutend als die des Sonnensystems, des Dampfes und elektrischen Stromes. Wir wollen die ganze Wirklichkeit, und wollen ein Princip des Seins, das den Thatsachen der Natur und der Geschichte gleich gewachsen ist, aus dem der Mechanismus der Außenwelt wie das Empfinden, das logische Denken und die sittliche Selbstbestimmung in der Innenwelt auch wirklich erklärt werden kann. Und in diesem Sinne behauptet Fichte, „daß der menschliche Geist auch in selbstbewußter Erkenntniß muß besitzen können, woran zu glauben, d. h. dem zu vertrauen, er durch ein unwiderstehliches Begehren hingedrängt wird." Er setzt hinzu: „Gerade dies und nur dies ist das Ziel meiner wissenschaftlichen Bestrebungen. Und da einmal von „„Ganzen"" und von „„Halben"" im Kreise der Wissenschaft die Rede war, so kann ich nur den Ganzen, Entschiedenen zugesprochen werden; aber nicht blos den Halben, Unentschiedenen gegenüber, sondern weit mehr noch im Kampfe gegen diejenigen angeblich Ganzen, welche in trauriger Selbstverstümmelung der Halbheit, der Negation sich in die Arme warfen und mit Verzicht auf den besten Geistesgehalt des Menschen, welchen allein zu erforschen der Mühe lohnt, als ganze und kühne Denker sich begrüßen lassen." Mit anderen Worten: Fichte hält an der Ueberzeugung von der Persönlichkeit des Menschen und Gottes fest, er sieht weder im Menschen ein bloßes Spiel selbstloser Atome, noch in Gott den bloßen Namen für das Universum, sondern betont in beiden den realen Kern der Einheit und Wesenheit, die allerdings nicht außer dem Leibe, nicht außer der Welt steht, sondern in und durch beide sich offenbart, sich lebendig erweist und sich selber weiß und selber bestimmt. Wenn aber Fichte seine „theistische Weltansicht" an die Religion, an das Christenthum anknüpft, so ist er fern von aller dogmatischen Befangenheit, so hält er sich nicht an die Lehrsätze der Theologen, sondern an die innere Erfahrung des religiösen Gemüthes, an das Abhängigkeitsgefühl vom Unendlichen, an den Zug der Liebe, an das Vertrauen auf eine sittliche Weltordnung. Dogmen, die den Naturgesetzen oder der Vernunft widersprechen, haben ihm keine bindende Kraft der Wahrheit. Hier reicht er der reformatorischen Bewegung innerhalb des Protestantismus die Hand, hier schließt er seinem Lehrer Schleiermacher, seinem Vater sich an, und bekennt Kants und Lessings Christenthum der Vernunft. Andererseits erbaut sich seine Anthropologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage, und steht in keinem Widerspruche zu dem, was Johannes Müller, Justus Liebig, Helmholtz und Duboys-Reymand in Bezug auf Stoff, Form und Bewegung des natürlichen Lebens erforscht und festgestellt haben; aber sie betont auch die Gesetze des Denkens und Wollens, welche im Wesen des Geistes liegen, und welche sowohl die Erfahrung der Welt wie das sittliche Handeln bedingen, und darum selber etwas Apriorisches, Ewiges sind, wie das namentlich Kants Vernunftkritik dargethan.

Ich lade die Leser ein, das Nähere hierüber in der eigenen Selbstschilderung Fichtes zu betrachten und kann Jedem, der sich nicht bereits in eine fertige Dogmatik des Glaubens oder Unglaubens eingesponnen hat, jedenfalls viele und erquickliche Anregung davon verheißen. Er hat übrigens ein Sendschreiben mit „rückschauenden Rettungen" vorangeschickt, und da für Herbart, für Fries, für Baader und Krause das Wort erhoben, indem er sie höher stellt und ihnen neben Schelling und Hegel eine größere Bedeutung zuspricht, sie für die Fortbildung der Philosophie für wichtiger hält als Zeller in seiner Geschichte der deutschen Philosophie ihnen eingeräumt. In der That haben ja auch nicht blos treu anhangende Schüler derselben bis auf die Gegenwart fortgewirkt, sondern eine eigenthümliche Fortbildung ist ebenso von Herbart und seinem Realismus aus durch Lotze, Steinthal, Lazarus nicht blos versucht, sondern auch vollzogen worden, wie von Seiten des Idealismus Fichte selbst mit Weiße, Ulrici, Wirth, Sengler und Anderen selbstständig vorangegangen sind. Man liebt es neuerdings, sich zu Kant zurückzuwenden, die Einseitigkeiten zu meiden, denen seine Nachfolger in verschiedenen Richtungen verfallen sind, den Wahrheitsgehalt zu sichern, der durch sie zu Tage gefördert worden ist. Fichte hat das von Anfang an gethan. Und wenn der jugendliche Schelling und dann Hegel den Spinozismus wieder aufnahmen und weiter bildeten, so hat er gleich Herbart sich auf die Seite von Leibniz gestellt. Wie Leibniz sieht er im All ein System von Kräften, die in durchgehender Wechselbeziehung auf einander geordnet sind, so daß auch die einzelnen Naturgesetze in einander greifen und ein zusammenhängendes Ganzes darstellen. Daß dies ein Werk des Zufalls oder der blinden Nothwendigkeit sei, dünkt ihm sehr unglaublich; daß es auf ein intelligentes Urprincip hindeute, viel einleuchtender. Aber der Ausdruck, daß der Pantheismus sich ausgelebt habe, scheint mir nicht glücklich. „Was könnte nach Hegels in dieser Richtung abschließenden Leistungen noch Höheres versucht werden?" Auf diese seine Frage werden die Hegelianer antworten: „Also lasse man ihm die Palme, die ihm gebührt, und arbeite innerhalb der von ihm gezogenen Grundlinien weiter!" Fichte selbst erkennt im Pantheismus ein großes Princip, eine hohe Berechtigung gegenüber einem Gott und Welt trennenden Deismus, einem Geist und Natur scheidenden Dualismus; aber ist nicht das der große Mangel auch bei Leibniz, daß er Gott und die besonderen Lebenskräfte, die Monaden, aus einander hält, neben einander stellt, statt Gott sich in ihnen entfalten zu lassen? Leibniz hebt alle Wechselwirkung auf, die Monaden spielen sich ab wie aufgezogene gleichgestellte Uhren; das ist die Folge davon, weil er sie nicht in der Urmonade erstehen oder bestehen läßt. Die alldurchwaltende, alldurchdringende Einheit, das Göttliche als die Substanz aller Dinge, die Wahrheit Spinozas und des Pantheismus überhaupt können und wollen wir nicht wieder aufgeben; es gilt aber das Unendliche als sich selbst erfassende Einheit, damit in und über Allem, es gilt die Substanz zugleich als Subject, als Naturkraft wie als selbstbewußten Willen zu fassen, und streng genommen ist ja Wille die bei sich selbstseiende, sich selbst bestimmende, damit bewußte Kraft. Im Wesentlichen ist das auch Fichtes Ansicht. Denn nur so, wenn das Göttliche uns einwohnt und wir in ihm weben und sind, erklärt sich die Begeisterung zu geschichtlichen Thaten, die dichterische Eingebung wie die im Gewissen sich offenbarende sittliche Weltordnung, — Thatsachen des Lebens, der Kunst, der Religion, auf welche Fichte großen Nachdruck legt. Denn in alledem ist keine mechanische Mittheilung von außen, sondern ein Aufleuchten im innersten eigenen Wesen, aus dem gemeinsamen Lebensgrunde, in welchem wir mit allen Dingen wurzeln, aus welchem wir uns erheben und als Selbst erfassen, aber in welchem wir eingeschlossen bleiben, eingegliedert mit allen Wesen. So wirkt in allem Großen Göttliches und Menschliches zusammen, und weil sein Gott nicht außer der Welt steht, darum kann Fichte von einer das Göttliche erfassenden Empirie reden, die in den Naturgesetzen und namentlich in der aufsteigenden Entwicklungsreihe alles Lebendigen göttliche Gedanken und Beschlüsse, in den organischen Formen die schöpferische Urphantasie erkennt, die auch im Künstler mächtig wird, wenn er organische Werke hervorbringt. Aber Fichte bleibt im Unterschiede von dem späteren Schelling und von Baader auf dem menschlichen Standpunkte; er zieht Schlüsse von den Thatsachen der Natur und Geschichte auf den Urgrund aller Dinge, aber er unternimmt es nicht, jene innergöttlichen Lebensprocesse zu schildern, von denen jene beiden Denker Ueberschwängliches zu sagen wissen, was sie von der besonnenen Forschung scheidet, der unsere Zeit mit Recht huldigt.

Zeller sagt ganz vortrefflich gegen Ende seines Buches: „Die Zukunft der deutschen Philosophie in erster Stelle wird davon abhängen, in welchem Grade es ihr gelingt, sich das Auge für die thatsächliche Beschaffenheit und den tieferliegenden Zusammenhang der Dinge, für die subjectiven und die objectiven Elemente der Vorstellungen, für die natürlichen Ursachen und die idealen Gründe der Erscheinungen gleich offen zu erhalten." Den Idealismus durch einen gesunden Realismus zu ergänzen, das Reale als Grundlage und Bedingung des Idealen zu würdigen, den Mechanismus der Natur wie die Freiheit des

Digitized by Google

Geistes und ihre Bethätigung in Geschichte, Kunst, Religion verstehen zu lernen — das ist und bleibt unsere Aufgabe. Fichte darf sagen, daß er redlich an ihrer Lösung gearbeitet, daß er Ergebnisse gefunden hat, die Verstand und Herz zugleich befriedigen können. Er war berechtigt dagegen zu protestiren, daß er sammt seinen Mitstrebenden in die Ecke zu den Althegelianern der rechten Seite gestellt werde, von wo keine Aussicht in die Zukunft offen steht. Indem ich ihm zu seinem achtzigsten Geburtstage diesen öffentlichen Glückwunsch darbringe, thue ich es in der Hoffnung, daß er steigender Anerkennung an seinem Lebensabende sich erfreuen möge. Wie es ihm vergönnt war, ein Ziel auch seines Strebens in der Gründung des deutschen Reiches verwirklicht zu sehen, so möge ihm beschieden sein noch zu gewahren, wie das Volk auf der Bahn der Freiheit voranschreitet im Lichte der Ideale, die er wissenschaftlich für das politische wie für das religiöse Leben in seinen Schriften aufgestellt hat.

M. Carriere.

Ueber Bret Harte.

Gabriel Conroy.*)

Der erzählende Dichter läßt sich mit einem Reiseunternehmer vergleichen, dessen Reisegesellschaft das gesammte Publicum bildet. Der Titel seines Buchs ist der kurzgefaßte Prospectus; wir müssen uns ihm willenlos anvertrauen, müssen ihm folgen, wohin er uns führt. Zum Glück bleibt uns aber das Recht unbenommen, die Reise zu unterbrechen, wenn sie uns langweilig oder beschwerlich erscheint — das Recht, das Buch bei Seite zu werfen.

Unsere beliebtesten Führer sorgen daher dafür, daß wir nicht überanstrengt werden, und machen es uns so behaglich wie möglich. Lassen sie uns auch den aufregendsten Schauspielen beiwohnen, so treffen sie doch zum mindesten alle Veranstaltungen, daß unsere Bequemlichkeit darunter nicht zu leiden hat, daß wir den Comfort, an den sich unser verhätscheltes Geschlecht gewöhnt hat, nirgends vermissen. Mühelos gelangen wir mit ihnen an die entlegensten Punkte, ohne auch nur daran erinnert zu werden, welche Strecke Weges wir zurückgelegt haben. Ohne Anstrengung bewältigen wir die ernsthaftesten Schwierigkeiten und ahnungslos schlüpfen wir über tödtliche Gefahren dahin. Ueber den gähnenden Abgrund schlagen sie sichere Brücken und führen zu den unnahbarsten Höhen wohlgepflegte Straßen hinauf, die wir zu Pferde oder zu Wagen oder im Tragsessel passiren können.

Sie lassen es sich außerdem angelegen sein, uns über Alles, was sie vor unserem Geiste geschehen lassen, genau zu orientiren. Sie legen die Motive klar, aus denen die Ereignisse hervorgehen. Sie bereiten die Folgen vor, die sich daraus ergeben. Das Maß von Spannung, das sie uns bewilligen, genügt bescheidenen Anforderungen; aber die Spannung darf nie eine übermäßige sein, nicht gesundheitswidrig wirken, nicht die Behaglichkeit des Tages und nicht die Ruhe der Nacht stören. Ja, es gilt sogar als halbwegs unliterarisch und als eines vornehmen Dichters nicht einmal würdig, den Leser zu behandeln wie eine Art Renner, ihn unter den Schenkeln gewaltsam festzuhalten, ihm die Sporen unbeharmherzig in die Weichen zu drücken und beständig in ihm den Trieb: das Ziel zu erreichen, wenn auch keuchend, schnaufend und schwitzend — dieses ungeduldige athemlose Hasten nach dem „Schluß" zu erwecken und rege zu erhalten.

So ungefähr ist das auch meine Auffassung. Sie hat sich, wie ich glaube, aus der Wahrnehmung herausgebildet: daß bei uns wirklich nur solche Schriftsteller, die in den hinteren Reihen stehen, vor Allem darauf bedacht sind, den Leser zu „spannen". Die Spannung im deutschen Romane hat dadurch einen etwas verdächtigen Beigeschmack bekommen, der an die Bedürfnisse der Unterhaltungsblätter verwerflichsten Schlages und der niedrigsten Leihbibliotheken gemahnt. Wir haben uns daran gewöhnt, nicht das Ueberraschende und Aufregende der Erfindung, sondern nur noch das Einfache und Natürliche für künstlerisch werthvoll zu halten.

Es berührt uns daher ganz eigenthümlich, wenn wir in dem Roman „Gabriel Conroy" von Bret Harte ein Werk kennen lernen, in welchem die hervorragenden Eigenschaften eines Dichters aus vornehmstem Geschlechte mit jenen eigenthümlichen Neigungen unserer literarischen Plebejer vermengt sind: die Gabe der scharfen Beobachtung, der präcisen Zeichnung, des stimmungsvollen Colorits mit der, ich möchte beinahe sagen, frivolen Lust, den Leser nirgends wohlig rasten zu lassen, ihm ein geheimnißvolles Wort in's Ohr zu tuscheln, das seine Neugier reizt und dessen Sinn ihm einstweilen verborgen bleibt; das ihn auch dann zum Aufbruch aufrüttelt und vorwärtstreibt, wenn er ermattet der Ruhe pflegen möchte.

Ah, Bret Harte gehört nicht zu den bequemen Reiseführern, von denen ich eben sprach! Ihm zu folgen ist kein Kinderspiel. Er schiert sich nicht um das körperliche und geistige Wohlbehagen der Gesellschaft, die sich ihm anvertraut, fragt auch nichts danach, ob der Eine oder der Andere zurückbleibt; er stürmt voran, folge, wer mag und wer's kann! Da gibt's keine wohlgeebneten Wege und keine comfortabeln Transportmittel. Da heißt es: keine Anstrengung scheuen, selbst klettern, sich ducken, kriechen, schwimmen, rudern — mit eigener Kraft. Da heißt es: aufpassen, um die Spur nicht zu verlieren, das Auge offen halten für jeden Fußstapfen, der sich zeigt, das Ohr für jeden unbestimmten Laut, der von fern her dringt; denn sonst werden wir bald in der Irre schweifen, werden bald nicht mehr wissen, wo ein und wo aus, werden nur die Beschwerlichkeit, aber nicht die Freude, nur die Strapazen, aber nicht den Genuß der wunderlichen Fahrt haben.

Bret Harte ist kein bequemer Dichter. Er hat eine ganz eigenthümliche, launische, abgebrochene und ungeordnete Art, die Dinge, die er zu sagen hat, zu erzählen — etwas Unruhiges, Stockendes, Abschweifendes, das aber viel zu kunstvoll und viel zu systematisch durchgearbeitet ist, als daß es nicht beabsichtigt sein sollte. Er gönnt dem Leser nicht den frohen Genuß an der fertigen, dichterischen Arbeit; er wirft sie ihm skizzenhaft unfertig vor, er betheiligt ihn an derselben.

Zum Glück kann man nie vergessen, daß er ein bedeutender Dichter ist; denn der dichterische Funke sprüht aus jeder Zeile, die er schreibt, hervor. Aber würden wir nicht durch die Macht eines ungewöhnlichen Talentes gefesselt, wir würden uns bald mit Geringschätzung von ihm abwenden. Muthet er uns doch, neben den anregendsten geistigen Aufgaben, auch eine Art von kopfbrecherischer Beschäftigung zu, die dem gebildeten Geschmack zuwider ist — Vergnüglichkeiten, die wir füglich den Köchinnen in der Stadt und den Sonntagsheiligern auf dem Lande überlassen: Rebus, Logogryphe und Räthsel zu entziffern.

Einige Dutzend Male überkommt Einen die Lust, den Dichter in der derben, mit „Teufel", „Donner", „Blitz" und sonstigen Kraftworten reich versetzten Sprache seiner Californier anzufahren: „Zum Teufel, Herr! Was fällt Ihnen ein? Sind wir dazu da, uns von Ihnen an der Nase herumführen zu lassen? Was wollen Sie? Heraus mit der Sprache! Es ist eine verwünschte Geschmacklosigkeit und hundsföttische Unsitte, in der Gesellschaft von donnermäßig gebildeten Menschen auf Dinge anzuspielen, die offenbar interessant sind, von denen aber diese ehrenwerthe Gesellschaft bisher nichts weiß. Wenn Sie das Thema einmal berühren, so spielen Sie es auch bis zu Ende und machen Sie keine unbefriedigenden Ausweichungen! Deuten Sie nicht blos an, sondern sprechen Sie sich aus! Es ist wohlfeil die Neugier zu reizen — verwünscht wohlfeil und verteufelt ungebildet! Was wollen Sie mit dieser Andeutung gesagt haben? Bitte, erklären Sie sich! Nun schweigen Sie wieder, lassen die Sache

*) S. Nr. 27 der „Gegenwart".

Digitized by Google

in suspenso und kommen auf einen andern Gegenstand zu sprechen. Man könnte wüthend werden, wüthend — verstehen Sie mich? — wenn Sie nicht bei alledem ein Mordskerl wären, der so niederträchtig gut zu erzählen weiß! Wenn man nicht fühlte, daß Sie bei allen Unarten doch ein ganzer Mensch sind, der mit Seneca von sich sagen kann, daß Alles, was menschlich ist, ihm nahe geht, der ein reiches Herz und tiefes Empfinden besitzt, ein empfängliches Gemüth für das Zarteste und Gewaltigste, für alles Freudige und Leidige: Liebe und Bewunderung für das Edle im Menschen, wahre, verständnißvolle Freude an der Schönheit der Natur, ein gesundes satirisches Lächeln für das Alberne, Verachtung gegen das Gemeine und Haß gegen das Böse."

Und so habe ich mit Grobheiten angefangen und mit dem Zoll meiner aufrichtigsten Bewunderung geschlossen. So habe ich, ohne besonders nachzudenken, genau die Empfindungen ausgesprochen, die mich während der Lectüre in wohlthuender Abwechslung beherrscht haben.

Die Mängel in der Bret Harte'schen Dichtung, die diesen Unwillen in mir hervorgerufen haben, lassen sich leicht erklären. Auch zeitlich gesprochen ist Bret Harte einer der ersten Romandichter seines Vaterlandes. Den californischen Roman, der durch dies eine Werk schon eine Specialität geworden ist, hat er geradezu geschaffen. Er hat — ich habe darauf schon früher hingewiesen — kein leuchtendes Vorbild gehabt, nnd das ist ein Glück für ihn, aber auch kein warnendes, upd das ist ein Unglück. Wäre vor ihm ein Leibrock gewandelt oder ein Galen, oder eine Gräfin Ida Hahn-Hahn — diese willkürliche Zusammenstellung soll keine literarische Coordination bedeuten — hätte er sich, um noch ein bischen tiefer zu steigen, auch nur oberflächlich mit der gangbarsten Waare unserer Colportageliteratur vertraut gemacht und aus ihr den gesunden Abscheu gesogen, die gründliche Verachtung der handwerksmäßigen Folterung der Leser mit den gemeinsten Mitteln — er würde Manches anders gemacht haben. Er würde sorglich darauf geachtet haben, daß er diesen Leuten auf seinem Wege nicht begegnet. Er hat das nicht gewußt, und so ist das Wunderbare geschehen: die frohe Naivetät eines jugendfrischen Dichters ist mit der matten Routine literaturwidriger Effecthascher zusammengetroffen.

In dem rein Aeußerlichen, in dem, was wir gewöhnlich Factur oder, wenn wir uns verächtlicher ausdrücken wollen, „Mache" nennen — nimmt der Bret Harte'sche Roman also keine hervorragende Stellung ein, sondern steht sogar auf einer ziemlich niedrigen Stufe. Bret Harte arbeitet noch getrost mit dem gewöhnlichsten Romanhandwerkszeuge, das bei uns kein rechtschaffner Baumeister mehr in die Hand nimmt. Er arbeitet mit Verwechselungen des Namens und der Personen, mit Unkenntlichmachungen und Verunstaltungen, mit Todtsagungen und Wiederbelebungen, mit Lebensrettungeu und Ermordungen ꝛc. ꝛc. Auch nicht eine einzige der wesentlichen Personen behält in diesem Roman ihren Namen consequent bei.

Gabriel Conroy, der „Held", wie wir ihn einstweilen nennen wollen, verwirrt uns und den Gerichtshof, der über sein Leben zu urtheilen hat, in dem entscheidenden Augenblick dadurch, daß er auf die Frage: „Welches ist Ihr Name?" nach einigem Zögern antwortet: „Mein eigentlicher, richtiger Name ist Johnny Dumbledee." Diese Mystification von Seiten des treuherzigen, guten, keiner Unwahrheit fähigen Menschen macht auch den nicht mehr naiven Leser im ersten Augenblick ganz verdutzt, und man hat förmlich Angst, daß nun noch eine lange Aufklärung über diese unerwartete Personalverschiebung folgen werde. Das ist zum Glück nicht der Fall. Wir werden wenige Seiten später vollkommen beruhigt, und erfahren, daß es sich wirklich nur um eine Mystification gehandelt hat.

Gabriel ist zu einer Frau gekommen, er weiß selbst nicht recht, wie. Die Erzählung seiner seltsamen Brautwerbung und seiner Vermählung gehört zu den liebenswürdigsten Seiten dieses sonderbaren Buches. Seine Frau ist die Wittwe des Doctor Devarges, eines bedeutenden Gelehrten, der wissenschaftlich festgestellt hat, daß in der Mine von „One Horse Gulch" unermeßliche Reichthümer verborgen sein müssen. Diese Mine ist es, welche Gabriel bisher resultatlos durcharbeitet hat. Doctor Devarges hat von seiner Entdeckung für sich keinen Nutzen mehr ziehen können; er hat zu dem sogenannten „Hungerlager" gehört, das im März 1849 in den unendlichen Schneegefilden von Californien sich verirrt hat und von denen die Meisten verhungert sind. Von seinen Leidensgefährten sind nur wenige gerettet; zu diesen gehören: Gabriel Conroy und seine beiden Schwestern, ein gewisser Peter Dumphy und ein Mann, den wir als Philip Ashley kennen lernen. Die Wittwe dieses verhungerten Doctor Devarges hat aber Kenntniß von der Entdeckung ihres Mannes erhalten. Sie ist eine Abenteurerin gefährlichsten Schlages, und sie verbündet sich mit einem ebenso abenteuernden, leidenschaftlichen und ausgemergelten Mexicaner, einem gewissen Ramirez, um Gabriel Conroy zu verdrängen und die Mine an sich zu reißen. Ausgestattet mit massenhaft gefälschten Besitztiteln — wir erfahren, daß für diese Specialität von Fälschungen wohlorganisirte Fabriken in San Francisco bestehen — hält sie sich für stark genug, um den einfältigen Gabriel Conroy als einen Betrüger bloszustellen und sich als die Schwester von Gabriel, als Grace Conroy auszugeben, die Doctor Devarges sterbend als Eigenthümerin der Mine eingesetzt hat.

Wir haben hier also die zweite Namensverwechselung: die Wittwe Devarges gilt einstweilen für Grace Conroy.

Um ihren Plan durchzusetzen, begibt sie sich selbst an Ort und Stelle. Sie lernt Gabriel kennen, und wunderbar! dies verschlagene herzlose Weib wird durch den einfältigen Riesen — Gabriel ist ein Hüne von Gestalt und ein Kind von Charakter — unwillkürlich gefesselt. Der blonde, schlichte, beschränkte, unverdorbene starke Mensch behagt diesem Weibe mehr, als der kraftlose, feige Mexicaner, der wie ein jämmerliches wildes Thier bei jeder Gelegenheit auffährt, die Zähne fletscht, in ohnmächtige Wuth verfällt, in der ersten leidenschaftlichen Aufwallung vielleicht fähig wäre, die Waffe, die er stets bei sich trägt, anzuwenden, aber sich heulend verkriecht, sobald ihm die Besinnung wiederkehrt. Sie sagt sich überdies, daß sie nun auf einfachere Weise zum Ziele kommen könne, wenn sie den Besitzer, wenn sie Gabriel heirathe. Gabriel läßt's natürlich geschehen, ohne in seiner täppischen Verlegenheit zu begreifen, wie die schöne Dame dazu kommt, einen Tölpel wie ihn zu nehmen.

Grace Conroy selbst, die Heldin der Nebenhandlung, wird unserm Gesichtskreis in dem Augenblick entrückt, da wir uns für sie zu interessiren beginnen. Nachdem sie mit ihrem Geliebten Philip Ashley dem Hungertode in den unabsehbaren Schneesteppen entkommen, und ihr Geliebter nach der Unglücksstätte zurückgekehrt ist, um den hoffnungslosen Versuch zu machen, den einen oder andern der Unglücklichen zu retten, scheidet sie von uns. Es wird uns nur angedeutet, daß ihre Liebe zu Philip sich nicht blos in Worten ausgedrückt hat. Das Unglück hat die Beiden ganz verbunden, und Grace wird Mutter eines Kindes, das bald nach der Geburt stirbt. Amtlich wird constatirt, daß Grace zu den Opfern gehört, welche im Schnee umgekommen sind. Wir wissen aber, daß dies nicht der Fall ist, wissen, daß sie ihre Kleider der Frau Dumphy hinterlassen hat, und daß die mit Graces Kleidern aufgefundene und durch nichts Anderes mehr zu identificirende Leiche die der Mrs. Dumphy ist, deren Name in der amtlichen Todtenliste natürlich fehlt. Was ist aus Grace geworden?

Digitized by Google

Es taucht da später in der Nähe von San Francisco, in der Mission von San Antonio, eine räthselhafte Schöne auf, die der verstorbene Gouverneur adoptirt hat und die dessen Namen trägt: Donna Dolores Salvatierra. Diese Dolores gilt als das Kind des Gouverneurs und einer Indianerin, gilt also als Halbblut. Nach dem wilden Brauche ihres Stammes ist sie als Kind mit einer barbarischen unauslöschlichen Beize gefärbt worden, und sie hat dadurch eine helle Kupferfarbe bekommen, die das schöne Gesicht entstellt. Deswegen zeigt sie sich auch nicht, geht nicht in Gesellschaft und führt ein wahres Klausnerleben. Dieses wunderbare Geschöpf, das fast immer im Hintergrunde bleibt, ist aber Niemand anders als Grace Conroy, die hülfesuchend allerdings von dem Gouverneur Salvatierra adoptirt worden ist, die sich nun, — vielleicht aus Scham, vielleicht aus andern Motiven, die mir entgangen sind, — Jahre lang verborgen gehalten hat und, um ihr Versteck zu sichern, sich jeden Morgen kupferfarben geschminkt hat.

Da haben wir also, um beim Zählen zu bleiben, die dritte Namensverwechselung und die erste Verunstaltung und Unkenntlichmachung.

Philip Ashley tritt schon früher wieder in unsern Gesichtskreis hinein, aber ebenfalls unter einem andern Namen — Namensverwechselung Nr. 4! Der Mann, der in dem Augenblick, da er Hungers zu sterben befürchten muß, noch eine kurze, ergreifend beredte Schilderung des Unglücks des „Hungerlagers" den Ueberlebenden zukommen lassen will, der die Namen der Elenden auf einem Segeltuchstreifen aufschreibt und diesen Streifen am Baum fest nagelt, der sich dort Philip Ashley nennt, — dieser Mann heißt Arthur Poinsett; unter diesem, seinem wahren Namen lernen wir ihn später kennen. Nun, ich will zugeben, daß in einem Lande wie Californien Namensablegungen und Namensaneignungen zu den gewöhnlicheren Dingen gehören als in unserm civilstandsregistrirten Europa; aber im Angesicht des Todes schweigt eine solche Lüge, wie ich glaube, und es ist unerklärlich, daß Arthur Poinsett die lächerliche Vermummung, zu der gar kein ernsthafter Grund vorliegt, in diesem tragischen Augenblicke aufrecht erhält.

Alles das dünkt mich roh und unkünstlerisch. Dieser Wechsel des Namens ist ein bequemes, aber von jedem hochstehenden Schriftsteller mit Aufmerksamkeit zu vermeidendes Mittel, um die sogenannte „Spannung" hervorzurufen. Es ist ein bequemes Mittel; denn mit dem Namen verschwindet die Person, und die umgetaufte Person narrt uns Leser, wie sie ihre Umgebung narrt. Daher denn, wenn sie sich demaskirt, Ueberraschung hüben und drüben, entsetzter Aufschrei und Frohlocken, mit einem Worte: Effect! Wir freuen uns aufrichtig, daß unsere deutsche Romandichtung, soweit sie literarische Ansprüche erhebt, dieses Stadium des fortwährenden Mummenschanzes glücklich überwunden hat; und jeden seiner gebildeten Leser verstimmt und verdrießt dieses grobe Faschingsspiel.

Unser Unwille wird noch gesteigert dadurch, daß der americanische Künstler — man kann zum Glück nie vergessen, daß er ein Dichter, ein Künstler ist — sich mit uns dieselben Scherze erlaubt, mit denen die elenden Handlanger in der Literatur ihre Wirkung in den Barbierstuben zu erzielen pflegen.

Immer in der unverkennbaren Absicht „Spannung" hervorzurufen, gibt er eine geheimnißvolle Andeutung und läßt es einstweilen dabei bewenden. Den natürlichen Wunsch des Lesers, den Schlüssel des ihm aufgegebenen Räthsels zu erlangen, läßt er vorderhand unbefriedigt. Es macht ihm Freude, uns zappeln zu lassen. Da wirft er eine Frage auf, deren Lösung die Phantasie des Lesers unwillkürlich in Anspruch nimmt. Wir wollen die Antwort; er läßt die Frage offen! Da läßt er einer Person einen Brief übergeben, der auf diese den tiefsten Eindruck hervorbringt; wir sehen die betreffende Person erbleichen oder erröthen, in Ohnmacht fallen und dergleichen, — diese Person interessirt uns, und es ist ganz natürlich, daß wir den Grund ihrer ungewöhnlichen Erregung erfahren, daß wir den Inhalt des Briefes kennen lernen möchten; wir erfahren es einstweilen nicht. Wir erfahren es erst, nachdem die Spannung genügend lange angehalten hat und die Abspannung eintritt. Da läßt er eine andere Person unter wunderbaren Umständen eine verschlossene Kapsel finden, und wir ahnen sofort, daß deren Inhalt von größter Bedeutung sein muß und alle die Wirrnisse, die sich zusammengeballt haben, schleunig klären würde; aber diese Person ist discret oder dumm; sie öffnet die Kapsel nicht und wir haben wieder das Nachsehen.

Mit einem Wort: anstatt uns zu interessiren, wie uns ein so geistvoller und ungewöhnlich begabter Schriftsteller zu interessiren vermöchte, beschränkt sich Bret Harte darauf, uns zu intriguiren, wie ein Mensch, der nicht ausspricht.

Es sind die alten Schläuche — ja! Aber zum Glück sind sie nicht gefüllt mit jenem traurigen, verdummenden Fusel, den die Fabrikanten der sogenannten „Volksliteratur" dem Plebs verzapfen; sie sind gefüllt mit dem gesundesten, feurigsten und edelsten Wein. Das Aeußerliche ist gewöhnlich und verbraucht, der Inhalt aber ist köstlich und bedeutend.

Selbst da, wo der Dichter in seiner Arglosigkeit zu unserm Bedauern die gewöhnlichen Handwerkskniffe anwendet, auch da zeigt sich seine überlegene Natur, und bisweilen sind die Verschleierungen des Thatbestandes und die Entschleierungen desselben geradezu künstlerisch meisterhaft und von einer packenden Wirkung. Ich will hier nur an zwei Einzelheiten erinnern.

Zu Beginn des ersten Bandes schildert uns der Dichter den entsetzlichen Jammer des Hungerlagers im Schnee. Die Unglücklichen sind auf der tiefsten Stufe des menschlichen Elends angelangt: „Sie waren kindisch, ohne den Ehrgeiz und den Drang nach Selbstständigwerden des Kindes; sie waren Männer und Weiber, ohne die Würde und Einfalt des Mannes und Weibes. Alles, was sie über das Thier erhoben hatte, war ihnen im Schnee abhanden gekommen; selbst das Charakteristische des Geschlechts hatten sie verloren." Sie hungern. Die Heruntergekommensten, Peter Dumphy und die wahnsinnige Frau Brackett, sprechen schon den Gedanken aus, den Einen oder Andern zu erstechen, „zu erwürgen und — —" „die Schlußworte dieser letzten Phrase gingen den Anderen verloren in dem vertraulichen Gezischel zwischen Frau Brackett und Dumphy". „Und zu fressen!" ergänzt unwillkürlich der Leser.

Es wird uns nun erzählt, daß einer der Unglücklichen in einer der improvisirten Hütten einem entsetzlichen Schauspiel beiwohnt. „Was er dort gesehen, ist ihm nie über die Lippen gekommen. Doch als er sich den Weg nach seiner eigenen Hütte zurücktastete, war sein Gesicht fahl und blutlos und seine Augen waren wild und verstört. Nur ein einziger Trieb wohnte in ihm, die fluchwürdige Stätte auf ewig zu fliehen. Mit einem lautem Schrei zu Gott stürzte er hinaus und war in der Finsterniß verschwunden."

So schließt das dritte Capitel des ersten Bandes. Wir ahnen wohl, welcher entsetzliche Anblick sich diesem einzigen Zeugen dargeboten hat; aber wir wissen doch nichts Bestimmtes. Wir lesen weiter und immer taucht uns von Zeit zu Zeit die Frage auf: was mag in jener Schreckensnacht im „Hungerlager" geschehen sein? Aber unsere Aufmerksamkeit wird durch andere Dinge gefesselt, und im dritten Bande ist uns die Erinnerung an diesen geheimnißvollen Vorgang nicht mehr gegenwärtig. Wir haben inzwischen Peter Dumphy in einer ganz andern Gestalt kennen gelernt. Er ist einer der ersten Geschäftsleute in San Francisco, er ist ein König an der Börse; die beste Gesellschaft

Digitized by Google

von San Francisco verkehrt mit ihm, er gibt festliche Diners und veranstaltet Vergnügungspartien — er ist nicht mehr das verkümmerte Halbthier, das wir zu Beginn der Geschichte kennen gelernt haben. Er ist ein großer Mann. So finden wir ihn im dritten Bande, als er seinen Gästen aus den „Staaten", die er gründlich zu übertölpeln sucht und von der Vortrefflichkeit der californischen Einrichtungen überzeugen will, ein verschwenderisches Diner vorsetzt. Eine Episode bei diesem Diner erinnert uns plötzlich an die schauerliche Scene im Hungerlager. Es heißt da: „Dumphy hielt plötzlich inne, denn er begegnete Arthur Poinsetts Blicke. Herr Dumphy aß wenig in der Oeffentlichkeit, aber er war eben beschäftigt von dem Flügelstück eines Birkhuhns mit seinen Zähnen das Fleisch herunterzureißen, und in der Art dies zu thun, lag etwas so Eigenthümliches und Charakteristisches, daß Arthur mit einer plötzlichen Erinnerung in seinem Blick auffah. Dumphy legte das Flügelstück bei Seite."

Einer weiteren Aufklärung bedürfen wir nicht; und Bret Harte geht auch, ohne die Sache mit irgend welchem besonderen Nachdruck zu behandeln, in seiner Erzählung ruhig weiter.

Die andere Entschleierung betrifft den eigentlichen Kern der Geschichte. Ich habe schon erwähnt, daß sich alle Intriguen, alle Machinationen, über die hier in diesem Roman berichtet wird, um den Besitz einer Mine drehen, die für sehr werthvoll gehalten wird. Sie wird der Gegenstand eines riesenhaften Schwindels, den Peter Dumphy in San Francisco leitet und der die ganze dortige Geschäftswelt in Mitleidenschaft zieht. Auch in der nahe San Francisco gelegenen Mission San Antonio spielt die Frage der Erwerbung dieser Mine eine wesentliche Rolle. Der verstorbene Gouverneur Salvatierra hat Ansprüche daran und hat diese Ansprüche testamentarisch seiner Pflegetochter Dolores vermacht. Gabriel Conroy wird an Ort und Stelle, in „One Horse Gulch", durch den thatsächlichen augenblicklichen Besitz dieser Mine, der Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, wird dadurch gleichzeitig der Mittelpunkt des ganzen Romans. Da gibt es, lediglich dieser Mine wegen, Aufregungen ohne Ende, da steigen und fallen die Course, da werden alte Geschäftshäuser ruinirt, da gibt es Mord und Todtschlag, da wird gelyncht, — mit einem Worte, nichts bleibt von den verschiedenen Parteien unversucht, um die Mine an sich zu bringen. Wir sehen die Aufregungen, sehen die Gewaltthätigkeiten, wir interessiren uns dafür, aber wir haben immer das Gefühl: wozu das Alles? Da fehlt ein Mittelglied! Da steckt ein Etwas im Hintergrunde, das wir noch nicht kennen. Und richtig! Unmittelbar vor dem Schluß des Romans ersehen wir aus einer beiläufigen Andeutung, wer diese Intriguen schürt, wer diese Parteien aneinanderhetzt, wer den Einen nach dem Andern unschädlich zu machen sucht, um das Ganze schließlich einzustecken. Es ist eine episodisch behandelte Person, ein milder, gutmüthiger Priester von liebenswürdigstem Wesen, Padre Felipe, der Beichtvater der schönen Donna Dolores, der dieser die Besitztitel abgeschwindelt hat und die werthvolle Mine für die heilige Kirche erwerben will.

Das ist mit einer solchen Zartheit und Discretion durchgeführt, daß die Bewunderung für diese vollendete künstlerische Ausführung den stärksten Ausdruck nicht zu scheuen braucht. Es ist meisterhaft.

Auch hier ist also das Aeußerliche, das Material, grob und gewöhnlich, die Behandlung aber künstlerisch vollkommen. Die Kirche als Erbschleicherin! — das ist eine Erfindung, die nicht einmal mehr auf das Prädicat „trivial" Anspruch machen kann; aber die Behandlung dieses Rohmaterials ist vollkommen. Auch hier zeigt sich also der Widerspruch, auf den schon hingewiesen wurde: die Bearbeitung des gemeinen handwerksmäßigen Stoffes durch die Hand eines wahren Künstlers.

(Der Schlußaufsatz in der folgenden Nummer.)

Paul Lindau.

Ferdinand Hiller der Tonkünstler als Schriftsteller.

Erschien dieser Artikel in einer westdeutschen, belgischen oder holländischen Zeitung, so bedürfte es keines einleitenden Wortes über Hiller; denn dort ist der an der rheinischen Metropole (Cöln) wirkende städtische „Capellmeister" — so lautet wohl der Titel — der Ehren-Doctor und der nun vielfach mit Orden beehrte Componist der „Zerstörung Jerusalems" bekannt genug. Für die Leser der „Gegenwart", welche diesem Kreise ferner wohnen, sei bemerkt, daß unser Titelheld am 24. October 1811 zu Frankfurt a. M. geboren wurde, 14 Jahre alt in Weimar durch Hummel die letzte Feile seiner pianistischen Ausbildung erhielt und dort zu Goethe noch in Beziehung trat, wie in Wien demnächst zu Beethoven. Paris, welches Hiller „die Hauptstadt von Deutschland" nannte — das war freilich 1864, aber auch jetzt würde er sich nicht genieren —, fesselte ihn dann in seinen besten Jahren über ein halbes Decennium, von 1829 an. Dort lebte er im intimen Verkehr mit Rossini, Berlioz, Chopin, Liszt, dem durchreisenden Mendelssohn, Heine, Börne ꝛc., erfreute sich der reichen, künstlerischen Genüsse der Stadt und wußte sich als Componist, Dirigent und Pianist zu nachhaltiger Geltung zu bringen. Die folgenden 10 Jahre waren für ihn eine Zeit des Wanderns. Schelble ersetzte er in Frankfurt als Dirigent der Cäcilia, Mendelssohn, als dieser auf den Ruf König Friedrich Wilhelm IV. für kurze Zeit nach Berlin ging, in gleicher Stellung bei den Gewandhausconcerten in Leipzig, und in Dresden leitete er ebenfalls Interesse erregende Aufführungen guter, ernster Richtung. Dazwischen war er in Italien und führte dort wie in Dresden eine Oper auf. — Doch ich bin auf dem besten Wege einen lexikalischen Artikel zu schreiben — also schnell zum Schluß: 1847 wurde Hiller städtischer Musikdirector (oder Capellmeister? — die musikalischen Aemter und Würden harren noch ihrer definitiven Eintragung) in Düsseldorf und 1850 ging er, Schumann als Nachfolger zurücklassend, nach Cöln, wo er nun bereits 26 Jahre wirkt, durch viele Scheffel verspeisten Salzes populär geworden ist und sich so fest eingelebt hat, daß er schwerlich einen andern Wirkungskreis mehr aufsuchen wird.

Warum aber ein Artikel über Hiller den Schriftsteller, wenn über Hiller den Tonkünstler eine Einleitung nicht überflüssig? Wäre über Hillers Hauptfunction etwas zu lesen nicht näher liegend? — Offen gestanden ist Musaget die zufällige Begegnung mit Hillers neuesten Editionen: „Musikalisches und Persönliches" und „Briefe von Moritz Hauptmann an Spohr u. A." (Leipzig, Breitkopf und Härtel 1876); allein dieser Zufall hätte nicht das Recht erhalten, dem Schriftsteller vor dem Tonkünstler den Vortritt zuzudictiren, wenn er nicht zufällig auch Recht hätte dabei. Hiller ist eine der schwer verständlichsten Persönlichkeiten unserer tonkünstlerischen Zeitgenossen und darum mehr mißverstanden als verstanden worden. Fortuna warf ihm nicht ein Glücksloos, sondern nur einen jener Scheingewinne zu, welche die reelle Niete nur um ein unendlich Kleines übertreffen. Hiller ist durchaus nicht nach Gebühr geschätzt, man thut ihm im Guten und Schlimmen zumeist zu viel, man lobt und tadelt ihn mit dem schnellen Worte, wie es kömmt; gibt sich aber nicht die Mühe ihn zu charakterisiren, wozu es allerdings nöthig ist den Punkt aufzusuchen, in welchem alle Strahlen seines offenbar genialen Künstlerthums zusammentreffen.

Ein Hauptzug Hillers ist der der eigenen Unterschätzung, was das geniale „Sein oder nicht Sein" anbetrifft, und da Knigge in seinen bekannten „Weltmanns-Evangelium" sagt, die Welt achtet nur den, der sich selber achtet, so hat Hiller darin außerordentlich anerkennende Seelen gefunden, die ganz bereitwillig mit ihm — an ihm zweifelten. Wenn Mendelssohn, siehe „Felix M.-B. Briefe und Erinnerungen von F. Hiller" (Cöln, Du-Mont Schauberg 1874) S. 153 bei Gelegenheit melodramatischer Improvisationen sagte: „ich begreife nicht, wie Du je an Deiner musikalischen Begabung einen Augenblick zweifeln kannst", so möge das hier Zeugniß ablegen gegen die Ebenbilder Gottes der Knigge'schen Confession. Bei so reichem Schaffen wie dem Hillers mußte natürlich Manches unterlaufen, das dem

Digitized by Google

flüchtigen Augenblicke entsprossen vielleicht auch diesem nur genügt. Bei welchem Componisten ist das aber nicht der Fall? Vor dem kritischen Zugwinde halten selbst Bach, Mozart und Beethoven nicht Stich — manche Spreuhülse fliegt auf, wenn er hindurchgetrieben wird! Scheidet man dieses aus, so bleibt aber auch bei Hiller als größerer Bruchtheil eine so bedeutende Masse bedeutender Schöpfungen über, daß er ruhig das Gericht der Zeit abwarten mag.

Wie ist das aber möglich, wird man mir entgegnen? Hiller ist der Musikkönig des Niederrheins, das vornehme Orakel der Cölnischen Zeitung, die höchsten Souveräne, Akademien, Universitäten zeichnen ihn aus, hier spielt er, dort hält er einen Vortrag — kann einem Manne mehr Gelegenheit geboten werden, sich zur Geltung zu bringen? —

Daß er Geltung hat beweist ja all' das Angeführte. — Nein, muß er nicht sogar seine volle Geltung finden und schon gefunden haben in dieser vielseitigen Berührung mit seiner (nicht „dieser") Gegenwart? —

Sicher, so lautet die Antwort, wenn Hiller nicht — Hiller wäre. Und diese Eigenartigkeit zu erkennen bieten seine Schriften natürlich besseren Anhalt als seine Noten. — Darum werde Hiller dem Leser als Schriftsteller vorgestellt.

Es liegen von ihm bis jetzt 6 Bände vor: „Aus dem Tonleben unserer Zeit. Gelegentliches", 2 Bände (Leipzig, Mendelssohn), erschienen 1868, also noch nicht vor 10 Jahren und da der Verf. bereits der Sechzig zuschritt, was sein Lebensalter angeht. Nach 5 Jahren erschien eine „Neue Folge" desselben Titels (Leipzig, Leuckart). Das folgende Jahr, 1874, das schon citirte Mendelssohn-Buch und nun soeben die gleichfalls bereits genannten Sammlungen von Aufsätzen und Briefen. — Der Inhalt derselben ist ein äußerst mannigfacher.

In Hauptmanns Briefen tritt Hiller am wenigsten in den Vordergrund und es bleibt dem Spürsinne des Lesers überlassen, in dem, was er ausgewählt und in dem, was er übergangen hat, seine Absicht herauszuerkennen. Man sieht seine Hand mit tendenziösem Stifte bewaffnet darüber schweben, und ahnt sein Walten noch mehr in dem, was er Partei nehmend wegließ.

Ganz anders verhalten sich dazu Mendelssohns Briefe, welche, mit Erinnerungen an ihm verbunden, werthvolles Material theils für Hillers, theils Mendelssohns Lebensbeschreibung liefern, und es muß dieses Werkchen zuerst lesen, wer ihn richtig kennen lernen will. Mendelssohn hatte es an sich, denjenigen, welche etwas Gutes componirt hatten, wenn er es kennen lernte, mehr noch, wenn er es selbst aufführte, seinen persönlichen Dank wiederholt auszusprechen. Mir erscheint das immer ein ganz klein wenig eitel und hochmüthig — man verzeihe diese zu scharfen Ausdrücke, mir fallen augenblicklich keine bessern ein; allein Hillers Freunde können Hiller wirklich dankbar sein für dieses Buch; denn keiner von ihnen konnte in seiner Freundschaft so schön und so gut für ihn plädiren, als er es (ohne es zu wollen) für sich selbst darin gethan. In den bekannten Sammlungen von Mendelssohns Briefen steht mal groß und breit eine wahrlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Kritik einer Hiller'schen Ouvertüre, welche allen Zweiflern an Hillers Schaffenskraft Wasser auf die Mühle schüttete. Hiller wollte es so — doch nicht genug, 10 und mehr Jahre später erst schien es ihm erlaubt, auch andere Briefe, welche doch ganz Anderes sagen, uns zur Lectüre drucken zu lassen. Das that er, um „auch nicht der leisesten Anklage Gelegenheit zu geben, mit seiner Freundschaft für mich irgend etwas der Oeffentlichkeit gegenüber erreichen zu wollen." (S. XII.) Das Gegentheil dürfte jetzt vielleicht erlaubt sein; denn der Grund für die Publication im Jahre 1874, weil Mendelssohn „von dem Unverstande, der Urtheilslosigkeit und dem Neide Angriffe erfährt", trifft nicht zu. Die eben benannten drei Gr—ößen sind ewig. Sie werden nie todt zu machen sein, auch durch dieses Buch nicht. Die Publication jenes Briefes aber ohne die gleichzeitige aller derer, welche jetzt nun zu lesen sind, war nicht nur Hiller schädlich — daran hatte er aber seine stille Freude, das gönnte er dem Publicum —, sie warf auch auf Mendelssohn ein falsches Licht In Hiller steckt ein kleiner Zug des Geistes, der da stets verneint, eine übertriebene Ehrenhaftigkeit trotziger Selbstständigkeit, welche Burns in seinem Liede „Ich hab mein Weib allein und theil es traun mit Niemand" so fest zeichnete, eine selbstfeindliche Lust daran, nichts für sich zu thun. Lesen wir nun, wie Mendelssohn sich auch äußerlich im Tone eine bewußte Suprematie über Hiller beilegte und erst mit der Zeit immer mehr aufthaut, erfahren wir, daß er fünf Wochen vor seinem Tode am 1. Oct. 1847 an Prof. Hildebrandt in Düsseldorf einen Brief schrieb, den Hiller nicht mittheilen kann, weil das dem stärksten Selbstlobe zu ähnlich sehen würde, und sehen wir Hiller gleichzeitig nur anerkennend zu jenem emporblicken, Alles unterdrücken oder nur nothgedrungen ganz obenhin berühren, was ihm auch daneben zum Postamente dienen könnte, so hat er sich dadurch einen passe-partout für Alles gelöst, wozu ihn sein eigenthümliches, unpraktisches, nonchalantes, indifferentes, abstoßendes ꝛc. Wesen auch in der Schriftstellerei (mehr noch im wirklichen Leben) verführte.

Solch' einen unpraktischen Zug möchte ich seine Stellung als Hort der Wagner'schen Gegner, seine Parteitaktik gegen die neudeutsche Schule und die damit zusammenhängende übertriebene Hochstellung — Hauptmanns z. B. nennen. Hauptmann war einer der Nachfolger J. S. Bachs in Leipzig und hielt sich für gemüßigt, seinem Vorgänger gelegentlich auch ganz gehörig die kritischen Leviten zu lesen. Er war auch sicher ein tüchtiger Musiker, seinen Freunden ein guter Freund, ein Theoretiker, der mehr gelobt als gelesen worden, kurz, gewiß eine ganz respectable Persönlichkeit; allein er gilt mehr als Gegenkönig und seine Legitimität wird trotz aller Bemühungen und Protection in der geistigen und geschäftlichen Kunstwelt wohl auf sich warten lassen müssen. — Doch das nur nebenher!

Besser und vollständiger lernt man Hillers Art natürlich erst in den 3 Bänden „Aus dem Tonleben unserer Zeit" und dem jüngst erschienen neuesten Bande „Musikalisches und Persönliches" kennen, wo Aufsätze der verschiedensten Art ihm Gelegenheit geben, sich von überall her zu zeigen. Es sind biographische Skizzen wie: Luigi Cherubini, Josephine Lang, die Liedercomponistin, Erinnerungen wie: Beim Prinzen Napoleon, Plaudereien mit Rossini, Erinnerungen an den Abbate Baini, Ludwig van Beethoven ꝛc., Charakterisirungen localer und ähnlicher Begrenzung wie: 14 Tage in und Briefe aus Paris, die Chopinfeier l'abbaye-aux-Bois, Nachrufe an: Robert Schumann, Grunwald, Klingemann, Hauptmann, Rossini, Soubre, Hartmann, Bennett, Berichte über Musikfeste ꝛc., Reden, Allgemeines, wie: Zu viel Musik, Dramen als Opern, die Musik und das Publicum ꝛc., endlich auch ganz Belletristisches, Memoirenhaftes wie: Nach Skandinavien.

Es entstanden die zahlreichen Arbeiten sehr verschiedenen Umfanges — von 3 bis 100 Seiten lang — eine jede für sich selbstständig, und trägt eine jede den Anlaß ihrer Entstehung auch als charakteristisches Gepräge an sich. Mit Rossini plaudernd wird er so behaglich Rossinisch, wie ein gewisser canonischer Ernst beim Abbate Baini über ihn kommt. Von Paris erzählend wird er zum esprit reichen Pariser, nach Skandinavien reisend (und von dort zurückkehrend) überkommt ihn die echte Behaglichkeit des in den Tag hinein lebenden Touristen. Berichtet er von Festen, so scheint er selbst von Festesfreude zu strahlen, gemessener eröffnet er das neue Local für das Cölner Conservatorium und tief ergreifend sind seine Nachrufe.

An ihnen dürfen wir nicht ohne Weiteres vorbeigehen! Der schönste ist nach meinem Gefühle der an R. Schumann. Zum dritten Male las ich ihn nun, und ebenso wehmuthsvoll durchschauerte es mich jetzt, wie damals, als er eben erschien. Er gehört zu dem Besten, was je in dieser Art geschrieben ist, Schumann hat in der Kirchhofsscene seiner Rose Pilgerfahrt ein Pendant dazu gegeben. Was er über die Genannten anführt ist so charakteristisch, so aus dem Augenblicke herausgewachsen und so herzlich empfunden! Es sind Lichtskizzen, die sich von selbst aus den Gluthen zu bilden scheinen, welche reinste Theilnahme auf Traueraltären anfachte. Sie schweben mit rein geistiger Schöne im Aether. Hier ist Hiller ganz frei von dem übermüthigen Kobold, der ihm sonst zuweilen auf dem Nacken sitzt.

Digitized by Google

Der raunt ihm Spott auf Hohe und Niedere, Künstler und Publicum, Liebende und Gläubige, kurz auf Alles, sich selbst, seine Größe, Beleibtheit, Glatze sogar nicht ausgenommen, ein. Mochte und mag ihm dieser böse Geist im Leben manchen Schaden bereiten, indem er ihm zuflüsterte, was er dann getrost und rückhaltslos weiter sagte, so ist das im Buche etwas Anderes. Im Leben bezieht ein Jeder Alles auf sich, im Buche auf die Anderen. Das Verletzende wird nicht empfunden. Recht hat Hiller, wenigstens ebensoviel wie Unrecht; er fühlt sich dabei aber so behaglich — das fühlt und genießt man mit. Kurz — hier scheint dieser Ton am rechten Orte.

Hiller ist kein classischer aber ein vortrefflicher Stilist voller Originalität und Klarheit. Er „macht zwar in Partei", aber nur an wenigen Stellen in übertriebener Weise, und mehr pro, wogegen weniger einzuwenden, als contra. Er ist offen gesagt manchmal ungerecht in seinen Sarkasmen; allein man braucht es ja nicht auf sich zu beziehen, ganz ohne Grund sind sie nie. Er plaudert unendlich kurzweilig, er berichtet plastisch und objectiv (wo er nicht Partei ist) und, wo es ihn selbst ergreift, was bei seiner spottgepanzerten Natur allerdings nicht oft geschieht, da zeigt er jeder Zeit, daß er sich sehr irrt, wenn er meint, er wäre kein Schriftsteller.

Die Sprache ist die Kunst, die wir Alle ohne Unterlaß (selbst im Traume) pflegen, deshalb bildet sich ein Jeder in einem gewissen Sinne mit der Zeit zum Schriftsteller. Ein Jeder aber weiß sich selbst zu schreiben und — Hiller, den Tonkünstler kennen zu lernen lese man, was er als Schriftsteller uns gespendet. „Gelegentliches" nennt Hiller seine Schriftstellereien, nun — ein Jeder kennt Goethes Wort! Auch hier bewahrheitet es sich.

Albert Hahn.

August Wilhelm Ambros.

Am 28. Juni starb zu Wien ein Mann, der als Musikgelehrter unter allen Fachgenossen Europas gekannt und geschätzt ist, als Mensch aber durch seine liebenswürdige, oft wunderliche, stets interessante Persönlichkeit etwa so viele Verehrer besaß, als Menschen mit ihm in nähere Berührung gekommen waren; die ganze musikalische und literarische Welt wußte, daß August Wilhelm Ambros Verfasser einer grundgelehrten Geschichte der Musik ist, man kannte ihn als Musikkritiker von unglaublicher musikalischer Belesenheit und seltener Wärme für oder gegen seinen Gegenstand, als Componisten von strenger Schule und feinstem Geschmacke, als einen Kunsthistoriker von enthusiastischem Forschertrieb und erstaunlicher Raritätenkenntniß, doch nur seine Bekannten wußten, daß dieser merkwürdige Kopf mit seinen überfüllten Speichern voll der gründlichsten juristischen, philologischen, historischen und vor Allem musikalischen Kenntnisse, beherrscht wurde von einem der besten Herzen, die je für menschliche Ideale geschlagen haben. Wäre Jean Paul auch nicht einer seiner Lieblingsschriftsteller gewesen, man wäre doch im Gespräche mit Ambros die Erinnerung an Jean Paul'sche Helden nicht leicht los geworden.

Eine ruhig abwägende Würdigung seiner fachmännischen Thätigkeit, ein Obductionsprotokoll über den vorliegenden geistigen Leichnam, müßte der Feder eines Fachmannes für ein Fachblatt vorbehalten bleiben; als Mensch jedoch fordert Ambros die allgemeine Theilnahme, welche ja glücklicherweise und zur Förderung idealen Strebens bei besondern Gelegenheiten, bei Jahresfeiern und Todesfällen, ohne die lästigen Dämpfer der zurückhaltenden Alltagssprache sich äußern darf. Diese haarscharfe, abgeschliffene, darum aber auch dünne, allzu biegsame Sprache unserer werkeltäglichen Zeit möchte man bei der Erinnerung an die rührende Gestalt des jüngst Verstorbenen vertauschen gegen den überschwänglichen Redefluß der schönen Seelen des „Titan", oder gegen den stachellosen Witz des Armenadvocaten Siebenkäs. Wie gesagt, man wird die Erinnerung an Jean Paul nicht los, wenn man an Ambros denkt, vielleicht den letzten Jünger Jean Paul'schen Stils, vielleicht den letzten Hüter von Jean Pauls wärmender Geistesflamme.

Ambros war ein Alleswisser von stupender Gelehrsamkeit und doch kein moderner Gelehrter, ein Enthusiast für alle menschlichen Ideale und doch kein moderner Culturkämpfer, er war ein beinahe nationalitätsloser Humanist und doch kein moderner Kosmopolit; er war eben — und dies sei das erste und letzte verkleinernde Wort — kein moderner Mensch, sondern mit seinen sechzig Jahren ein Vertreter der alten Zeit, welche den Namen der „guten" alten Zeit verdiente, wäre sie von vielen solchen Leuten vertreten. Wie sich diese scheinbaren Gegensätze in demselben Manne verbinden konnten, das mag ein kurzer Blick auf die wichtigsten Momente seines Entwickelungsganges erklären.

August Wilhelm Ambros wurde (am 16. November 1816) zu Mauth, einem kleinen böhmischen Städtchen, geboren; Böhmen war damals und noch viele Jahre später ein Land ohne Nationalitätsbewußtsein, ein Land, dessen beide jetzt einander so feindlichen Volksstämme sich nur dadurch unterschieden, daß die Deutschen das Tschechische noch schlechter als das Deutsche sprachen, die Tschechen das Deutsche noch schlechter als das Tschechische. Erst das Jahr 1848 hat in Böhmen die Frage nach der Nationalität ernsthaft und allgemein auftauchen lassen, erst damals begann sich die Bevölkerung allmälig in zwei gegnerische Lager zu trennen, und dabei mochte es oft vorkommen, daß selbst hervorragenden Persönlichkeiten in dem einen Lager nicht nur die Kampflust gegen die Brüder von vorgestern im andern Lager, sondern geradezu das Bewußtsein von dem Nationalitätsbegriff abging; noch heute gibt es in Prag mehr als einen tüchtigen Mann aus älterer Schule, der zur deutschen Sache geschworen hat, weil die Quellen aller Bildung in Böhmen deutsch sind, der aber diesem Schwure nur insofern die Treue hält, als er in deutscher Sprache denkt, spricht und schreibt. Ein Deutscher in diesem Sinne, ein platonischer Deutscher ohne politisches Bedürfniß, ohne die kleinste politische Ader, ein deutsch sprechender Europäer war Ambros.

Die Studien, welche er an östreichischen Anstalten zurücklegte und die ihm 1839 die juridische Doctorwürde erwarben, konnten unmöglich einen andern Geist in dem jungen Manne wecken; der Unterricht lag in den Händen von Geistlichen oder geistlich erzogenen Männern, welche dem Schüler wohl ihr nicht selten bedeutendes Detailwissen übermitteln konnten, die aber selbst gewöhnlich zu wenig Bildung besaßen, um den Geist der jungen Generation zu freier Beherrschung des Wissensmaterials zu schulen. Ueberdieß mußte Ambros seine Lieblingsfächer lebenslang neben einem Berufe treiben, der damals in Oestreich — „das sind jetzt überwundene Zeiten" würden die Officiösen sagen — dem geistigen Streben nicht eben freundlich gegenüber stand; Ambros trat nämlich nach kurzer Thätigkeit bei der Finanzprocuratur zu der Staatsanwaltschaft über, wo er es bis zu der Bedeutung eines Oberstaatsanwalts-Substituten brachte. Charakteristisch für sein Wesen, charakteristisch für die Unmöglichkeit eines Zusammengehens von Staatsanwalt und Schriftsteller ist es, daß Ambros bald nach 1848 als Substitut des Generalprocurators gegen den Redacteur des „Constitutionellen Blattes" mit einer Klage auftreten mußte, obwohl er selbst als Musikschriftsteller Feuilletonist dieses Blattes war. Nur eine Natur wie Ambros, der im Reiche der Kunst bei fast kindlicher Unkenntniß der Verhältnisse irdischer Reiche lebte, dessen Milch frommer Denkungsart von keinem Tropfen politisirenden Drachengiftes in Gährung gebracht werden konnte, nur eine solche Natur konnte in Oestreich Staatsanwalt und Tagesschriftsteller zugleich sein ohne Schädigung des eigenen Charakters; seine harmonische Künstlerseele sah keinen Zwiespalt in der Beamtenstellung eines östreichischen Schriftstellers, während ein Grillparzer in ähnlichen Verhältnissen sich im Kampfe verbitterte.

Trotz dieser berufsmäßigen Zersplitterung der Geisteskräfte, gelang es dem universellen Kopfe, sich zu einem großen Werke zu sammeln, zu seiner vierbändigen, leider unvollendet gebliebenen „Geschichte der Musik", die mit deutschem Sammelfleiß die Entwickelung der Musik so ungefähr von der vorweltlichen Harmonie

Digitized by Google

der Sphären an verfolgt; in den Augen von Musikgelehrten hat dieses Buch vielleicht nur den einen Fehler, daß es auch für Laien lesbar nnd fesselnd ist. Von seinen Monographien musikologischen und überhaupt kunsthistorischen Inhalts ragt durch liebevolle Darstellung und erschöpfende Behandlung die Arbeit über den „Dom zu Prag" hervor, ein werthvoller Beitrag zu der Geschichte der gothischen Baukunst und ihrer Blüthe in Böhmen zur Zeit der luxemburgischen Kaiser; eine solche kunsthistorische Abhandlung würde von einem Jünger der jetzt herrschenden Schule vielleicht objectiver verfaßt werden, kritischer, — kälter, aber Niemand könnte für sein Thema lebhafter interessiren, Niemand so persönlich für jeden Strebepfeiler, jeden Grabstein, jede Fiale eintreten, wie der warmblütige Ambros.

Seine wahrhaft edle Wärme für den jeweilig vorliegenden Gegenstand — und ihn beschäftigte nur, was erwärmen konnte — machte ihn als Docenten zu einem sans phrase unvergeßlichen Ausnahmsmenschen der Katheder für die Wenigen, welche ihn als Universitätsprofessor kannten; saubere Collegienhefte freilich, in denen man Schwarz anf Weiß nach Hause tragen kann, was schon im Buche steht, wissenschaftliche Repertorien, Herbarien des Wissens waren seine Sache nicht, sondern frische, freudige Mittheilung alles Dessen, was ihm an erläuternden Thatsachen und Citaten im Augenblicke einfiel. Aber was fiel diesem Universalkopfe nicht alles ein! Wenn er seinen Vortrag begann, suchte er jedesmal, offenbar mit großer Selbstüberwindung, den gemessenen Ton eines würdigen Katheberveteranen anzuschlagen; doch schon nach wenigen Worten blickten die kleinen, von hundert Fältchen umspielten klugen Augen von seinem Manuscripte auf, Ambros war wieder er selbst und das Feuerwerk seiner Rede begann aus dem Stegreif zu prasseln. Sein seltener Fleiß hatte alles Bedeutende gesehen oder gelesen, sein erstaunliches Gedächtniß hatte Alles behalten; seitenlange Citate in alten und neuen Sprachen, plastische Schilderungen nach einem vor Jahren empfangenen Eindruck und historische Notizen in erdrückender Fülle fuhren scheinbar wirr durch einander, bis der Gegenstand des Vortrages wie der Mittelpunkt eines Coreggio'schen Bildes immer heller aus dem Chaos hervortrat. Wenn dann die Glocke den Schluß der Stunde verkündete, wenn Ambros schneller und schneller sein Material los zu werden trachtete, wenn er mit dem Hute in der Hand, wenn er zwischen Thür und Angel noch weiter sprach, weiter sprach, wenn ihm seine Hörer das Geleite auf die Straße gaben, dann konnte wohl ein vorüberwandelnder kuhmelkender Amtsgenosse über den Feuereifer des ewig jugendlichen Ambros lächeln, — dessen kleiner Hörerkreis hing doch mit unwandelbarer Treue an dem merkwürdigen Lehrer. Ich erinnere mich besonders lebhaft an eine Scene, die Ambros als Meister der Kunst des Improvisirens erscheinen läßt. Wilhelm Jordan, der ambulante Nibelungenrhapsode, war in Prag anwesend und trat einmal kurz nach Beginn der Vorlesung in den Hörsaal ein; Ambros mühte sich eben damit ab, das System einer vorchristlichen Harmonielehre wohl oder übel aufzubauen und unterbrach seinen Redestrom nicht im mindesten. Doch unmerklich bog er von seinem Ziele ab und schon sprach er von der Einfachheit der Harmonie in homerischer Zeit, und ehe man sich dessen versah, hielt er in glänzenden Hypothesen einen abgerundeten Vortrag über die Kunst und die Kunstmittel der griechischen Rhapsoden.

Dem Berufe der Professur konnte Ambros nur kurze Zeit treu bleiben; man war in Wien bei Hofe auf den gründlichen Kunstkenner, den amüsantesten Gesellschafter, den gläubigen Christen, den durch und durch östreichischen Menschen aufmerksam geworden und nach einer flüchtigen Ciceronenrolle, welche Ambros beim östreichischen Kronprinzen auf einer Reise nach der alten Kaiserburgruine Karlsstein übernommen hatte, wurde er nach Wien berufen, um dem Kronprinzen Unterricht in der Kunstgeschichte zu ertheilen. Mit stolzen Hoffnungen betrat Ambros seine neue Heimat. Der Unterstützung von Seite des Hofes sicher, gedachte er auf wiederholten italienischen Reisen die Quellenforschungen zu seinem großen Geschichtswerke zu vervollständigen; auch konnte er jetzt in behaglicherer Stellung ganz der Schriftstellerei leben, und hat als Musikkritiker in großen Wiener und Berliner Blättern den seltenen Ruhm erworben, durch seine hohe Bedeutung die Achtung aller Collegen, durch sein unversiegbares Wohlwollen die Liebe der ausübenden Musiker gewonnen zu haben. Die Nachricht von dem Tode des Mannes hat die große Gemeinde seiner Verehrer um so schmerzlicher getroffen, als das jugendliche Gemüth und die körperliche Frische des Sechzigers niemals den Gedanken eines so frühen Verlustes aufkommen ließen. —

An der Stätte, wo Ambros beinahe sein ganzes Leben lang wirkte, in dem durch Nationalitätenhader zersetzten Prag, wo schon die Kinder zu politisiren anfangen, um sich frühzeitig an Reibungen zu gewöhnen, welche dann bis an's Ende nicht mehr aufhören, in Prag mußte eine solche Natur eigenthümlich befremden; vielleicht ist es aber gerade der Ekel an dem auf die Spitze getriebenen Parteienzwist in Böhmeu, der dort einen hellenischen Menschen die freiwillige Lostrennung von der häßlichen, streitsüchtigen Gegenwart, die Flucht zu der schönen Welt des künstlerischen Scheines lehrte, vielleicht konnte gerade das von politischem Gezänke meist zerrissene Land in Ambros das Höchste heranbilden, was der einzelne Mensch zu werden vermag: ein harmonisches Ganzes.

Fritz Mauthner.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

In der Kritik des „Rheingold" (Gegenwart Nr. 27 vom 1. Juli) wird gegen Wagner wegen der Stelle: „Glühender Glanz entgleißt dir weihlich im Wag" der Vorwurf erhoben, das Wort Wag sei nicht nur ganz fremdartig, sondern sei auch, da es die kleinen Wellen einer Sandbank bedeute, von Wagner in falscher Bedeutung gebraucht. „Der Wag" ist ein gutes altes deutsches Wort mit der Bedeutung bewegtes Wasser, Flut, See; unser jetziges weniger gut vocalisirtes „Woge" ist davon abgeleitet. (Vergl. Graffs ahd. Sprachsch. I. 662.) Mit Wag hängt auch das in Norddeutschland sehr gebräuchliche Wachten zusammen, das sogar in der Umgegend von Berlin für hochgehende Wellen gebraucht wird. Nach Schmellers bayr. Wörterb. IV. 38 ist das Wort keineswegs vollkommen ungebräuchlich, sondern kommt in der für die Wagner'schen Verse passenden Bedeutung „Flut" noch heute am Rhein vor, namentlich in geographischen Namen, z. B. der Queidersbacher Wag, und der Dichter des „Rheingold" kann wohl das Recht in Anspruch nehmen, ein zwar wenig gebräuchliches, aber vollkommen klares Wort, dessen Sinn dem Sprachgefühl aller Deutschen nahe liegt, an passender Stelle verwenden zu dürfen. Die Bedeutung kleine Wellen einer Sandbank würde, falls sie sich überhaupt sicher nachweisen läßt, was ich bezweifle, immer nur eine abgeleitete sein können, hergenommen von den wogenartigen Erhebungen des Sandes.

Aug. Grabow.

* * *

In Betreff des Wortes Wag.

In einer Broschüre des Professor Dollhopf: „Der Ring des Nibelungen. Sachliche und sprachliche Erörterungen. München, Kön. Druckerei 1870, stehen folgende Worte: „Wag, ein Seeausdruck" = den aus der Tiefe her auf der Höhe des Strandes einer Sandbank nach fortlaufenden Wellen." Das ist die Quelle, aus der ich schöpfte.

S. Ehrlich.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

Für Badereisende nach
HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag v. Otto Meissner in Hamburg:

HELGOLAND.
Nordseestudien
von **E. HALLIER.**
Preis 3 *M.*

Die
NORDFRIESISCHEN INSELN
vormals und jetzt.
Von **G. WEIGELT.**
2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 *M.*

Vor Kurzem ist erschienen:

Die Leute von Seldwyla.
Erzählungen von
Gottfried Keller.
3. Auflage. kl. 8. 2 Bände. Preis broch. 6 *M.*, geb. 7 *M.* 30 *Pf.*

Keller's Erzählungen sind von der Kritik als Schöpfungen von unvergänglichem Werthe anerkannt. Haben dieselben schon in den theureren Ausgaben große Verbreitung gefunden, so ist mit der vorliegenden wohlfeilen Ausgabe auch weiteren Kreisen die Gelegenheit geboten, ihren literarischen Hausschatz mit einem wirklich classischen Werke zu bereichern.

Stuttgart, Juni 1876.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Neuer Verlag v. Breitkopf & Härtel in Leipzig:

Les instruments à archet. Les feseurs, les joueurs d'instruments, leur histoire sur les continent européen suivi d'un catalogue général de la musique de chambre par **A. Vidal.** Orné de planches gravées à l'eau-forte par F. Hillemacher. (Trois vol. in 4° carré.) Vol. I. Pr. n. 40 *M.*

Ein interessantes Buch.

Im Commissions-Verlage von **Fr. Foerster** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Christlich oder Päpstlich?
Historische Erzählung.
Von **Eduard Jost.**
Eleg. geh., 204 Seiten stark. Preis 1 *M.* 50 *Pf.*

Der Verfasser, durch zahlreiche Novellen und Erzählungen auch in weiteren Kreisen bekannt, hat in dem obigen Buche eine der interessantesten Episoden aus der Geschichte einer ehemaligen Reichsstadt, den **Abfall derselben von Rom**, novellistisch bearbeitet. Sämmtliche Figuren sind scharf gezeichnet. Von Seite zu Seite wächst die Spannung und höchst befriedigend ist die Lösung des geschürzten Knotens. Eine große Anzahl der bedeutendsten deutschen Journale, z. B. die „Augsb. Allg. Ztg.", die „Norddeutsche Allg. Ztg.", das „Frankfurter Journal (Didaskalia)", die „Neue Hannöv. Ztg." u. s. w. haben dem Buche sehr günstige Besprechungen gewidmet.

Joseph Krauss in Hamburg
empfiehlt sein reichhaltiges
Cigarren-Lager
in 84 verschiedenen Sorten von
68 bis 550 Mark pr. Mille.
Preis-Courant franco gratis.
Wiederverkäufern besondere Vortheile.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen:

Die Idee der Entwickelung.
II. Theil.
Eine social-philosophische Darstellung von
Leopold Jacoby.
10 Bogen. 8. Preis 4 *M.*

Das Buch stellt den philosophischen Zusammenhang des Darwinismus und Socialismus dar und bildet in der Kunstform eines Vortrages den ersten Versuch einer Fortführung der socialen Idee auf wissenschaftlicher Grundlage.

E. Neuenhahn, Buchhandlung,
Berlin, Kommandantenstraße 77/79.

Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefwechsel
zwischen
Schiller und Cotta.
Herausgegeben von
Wilhelm Vollmer.
Mit dem Porträt J. F. Cotta's.
gr. 8. 12 *M.* In hochelegantem „Einband für Bücherliebhaber" 18 *M.*

An die großen Schiller'schen Briefwechsel, mit Goethe und Körner, reiht sich der zwischen Schiller und Cotta als dritter an, zugleich das Denkmal eines seltenen Freundschaftsverhältnisses zwischen Schriftsteller und Verleger. Das Werk, welches neben den 467, zwischen den Hauptpersonen gewechselten Briefen, noch eine größere Anzahl von Buchhändler- und Autorenbriefen enthält und mit zahlreichen Noten und Erläuterungen versehen ist, bildet, außer dem Interesse, das sich an Schiller knüpft, einen unentbehrlichen Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels und wirft, bei der politischen Bedeutung Cotta's, höchst merkwürdige Streiflichter auf die politische Entwickelung Deutschlands im Wendepunkt zweier Jahrhunderte.

Der Einband für Bücherliebhaber ist auf das Sorgfältigste und Geschmackvollste in der hiesigen bekannten Buchbinderei des Herrn **Heinrich Koch** hergestellt worden: weißer Saffianrücken mit rothem und schwarzem Schild, Saffianecken; rother Schnitt und auf der Vorderdecke das Monogramm der Handlung in Golddruck.

Stuttgart, Juni 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig** erscheint:

Bibliothek
indogermanischer Grammatiken.

Bd. I. **Grundzüge der Lautphysiologie** zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen von E. Sievers. 8. X, S. 150. 1876. Brosch. Pr. n. 3 *M.*
„ II. **Indische Grammatik** v. W. D. Whitney.
„ III. **Iranische Grammatik** v. H. Hübschmann.
„ IV. **Griechische Grammatik** v. G. Meyer.
„ V. **Italische Grammatik** v. F. Bücheler.
„ VI. **Deutsche Grammatik** v. E. Sievers.
„ VII. **Irische Grammatik** v. E. Windisch.
„ VIII. **Litauische Grammatik** v. A. Leskien.
„ IX. **Slavische Grammatik** v. A. Leskien.

Diese indogermanischen Grammatiken sollen, auf den Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft fussend, strengwissenschaftlich, jedoch in compendiöser Fassung (ca. 30 Bogen nicht übersteigend) und ohne allzugrosse Voraussetzungen in den Stand der grammatischen Wissenschaft in den einzelnen Sprachen einführen. Die Sammlung wird nach gleichmässigem Plan in rascher Folge erscheinen.

Es wird Subscription auf die ganze Sammlung angenommen, doch wird jeder Band auch einzeln verkäuflich sein.

Die Verlagshandlung.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Emil Naumann,
Prof., Dr. u. Kgl. Hofkirchenmusikdirektor.
Italienische Tondichter von Palästrina bis auf die Gegenwart. 8. 36 Bgn. Preis geh. 8 *M.*, fein geb. 10 *M.*
Früher erschienen:
Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. 2. Aufl. 8. 26 Bgn. Preis geh. 5 *M.*, geb. 6 *M.*
—— 3. Aufl. gr. 8. Pracht-Ausgabe mit 6 Photographien. Preis geh. 12 *M.*, fein in Goldschnitt geb. 15 *M.*
Berlin. Verlag von **Robert Oppenheim.**

Meyers Reisebücher.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.
Führer (braun gebunden).
Nord-Deutschland, 9 M. — Süd-Deutschland, 7 M. 50 Pf. — Rheinlande, 8 M. — Thüringen, 6 M. — Wien, 5 M. 50 Pf. — Schweiz, 9 M. — Suisse, 9 M. — Süd-Frankreich, 9 M. — London, 7 M. 50 Pf. — Rom und Mittel-Italien, 18 M. — Ober-Italien, 12 M. — Unter-Italien, 7 M. — Italien in 50 Tagen, 9 M.
Wegweiser (roth kartonnirt).
Thüringen, 2 M. — Harz, 2 M. — Riesengebirge, 2 M. — Schweiz, 2 M.

Schandau an der Elbe.

Der am schönsten Punkt der **sächsischen Schweiz** gelegene Ort bietet zu den **lohnendsten Partien** die bequemste Gelegenheit, ist zur **längeren Sommerfrische** vorzüglich geeignet und vereinigt mit allen anderen Vorzügen den der **bequemsten Postverbindung mit Wien sowohl wie Berlin.**

Von Berlin in 4 Stunden zu erreichen.

Sendig's Hotel und Pension
„Villa Königin Carola",
nebst den Dependenzen „Villa Rosa" und „Villa Bellevue" liegen am schönsten Punkt **von Schandau, gegenüber der Station Krippen, mit Aussicht auf die Elbe, den Winterberg und Lilienstein.**

Das von schönsten Gärten umgebene Hotel ist ganz neu eingerichtet, mit allem Comfort eines Hotels ersten Ranges, Reitpferde, Equipagen und Bäder im Hause. Bei längerem Aufenthalte **Pension** nach Schweizer Art.

Rudolf Sendig.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 22. Juli 1876. Band X.

AP
30
.G295
v. 10
no. 30

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Lage in Frankreich. Von Leopold Richter. — Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart. Von Eduard von Hartmann. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** Die deutsche Kunstindustrieausstellung in München. Von Technophilos. — Ueber Bret Harte. Von Paul Lindau. III. — Richard Wagners „Walkyre". Vorstudie. Von H. Ehrlich. — Allgemeine deutsche Biographie. Von Karl Theodor Heigel. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Lage in Frankreich.

Von Leopold Richter.

Die deutschen Zeitungen haben, leider nicht selten genug, Gelegenheit von Vorfällen in der Heimat zu sprechen, die uns nicht gerade zur Ehre gereichen. Die deutschfeindlichen Blätter, an denen zu Hause kein Mangel ist und die im Auslande die große Majorität bilden, verfehlen niemals, aus solch' vereinzelten Fällen allgemeine und keineswegs schmeichelhafte Schlußfolgerungen über den deutschen Charakter herzuleiten. — Es ist dies eine Unehrlichkeit, die wir constatiren dürfen und die wir uns gefallen lassen müssen. — Aber gerade, weil wir die Ungerechtigkeit des gegen uns angewandten Verfahrens schmerzlich empfinden, wollen wir keine Repressalien ausüben, und nicht dem ganzen französischen Volke Fehler zur Last legen, die von einem bestimmten kleinen Theile desselben begangen werden. Doch liegt die Versuchung nahe, ein Volk, oder wenigstens die Majorität desselben, für das Gebahren seiner Vertreter verantwortlich zu machen. Ganz Frankreich ist mit gutem Rechte stolz auf die großen parlamentarischen Redner, die es hervorgebracht hat; und deshalb wäre es auch in der Ordnung, daß sich alle Franzosen der beispiellosen Unschicklichkeiten, die heutzutage in der Kammer zu Versailles an der Tagesordnung sind, schämen sollten.

Die französische Nationalversammlung, welche den Frieden mit Deutschland geschlossen hatte und vor einigen Monaten aufgelöst worden ist, genoß des Rufes, in ihrer Mehrheit aus leidenschaftlichen Männern zu bestehen, die bei vielen Gelegenheiten gänzliche Nichtachtung für parlamentarische Ordnung und Gebräuche an den Tag gelegt hatten und deshalb wenig geeignet erschienen, tüchtige Mitglieder eines gesetzgebenden oder constituirenden Körpers zu sein. Tumultarische Sitzungen in Versailles waren etwas so Alltägliches, daß der Fremde, der zu seinem Vergnügen nach Paris kam, den Besuch der Nationalversammlung als eine aufregende oder amüsante Zerstreuung auf sein Programm zu setzen pflegte. Wollte der Zufall, daß er einer ruhigen Sitzung beiwohnte, in der nur geschäftliche Fragen in nüchterner, sachlicher Weise verhandelt wurden, so glaubte er klagen zu dürfen, daß er kein Glück gehabt und seinen Tag verloren habe. Dies war nicht gerade schmeichelhaft für die französischen Volksvertreter, die doch wohl schwerlich von ihren Wählern nach Versailles geschickt worden waren, um zur Erheiterung der in Paris anwesenden Fremden beizutragen; — jedoch war auch Mancherlei zu Ehren der Nationalversammlung zu sagen, und im Allgemeinen erkannte dies jeder Unparteiische willig an. Die Nationalversammlung hatte verschiedene und peinliche Aufgaben unter den schwierigsten Verhältnissen gelöst; sie bestand aus warmherzigen Patrioten, die man zur Zeit des größten Unglücks Frankreichs nach Bordeaux geschickt hatte, nicht etwa weil sie als parlamentarische oder politische Capacitäten viel zu leisten versprachen, sondern weil man sie als sichere Freunde des Vaterlandes kannte. Es war erklärlich, daß sie sich bei gewissen Parteifragen erbittert gegenüberstanden; man entschuldigte dies, weil sie stets einig erschienen, wenn es sich um das Wohl Frankreichs handelte. Für Beschönigung der Fehler dagegen, welche in jüngster Zeit in der zweiten Kammer zu Versailles begangen sind, läßt sich, augenblicklich wenigstens, noch nichts sagen.

Die heutigen Vertreter des französischen Volkes sind in ruhigen, regelmäßigen Zeiten, in ruhiger, regelmäßiger Weise gewählt worden. Man dürfte deshalb erwarten, in ihnen sachverständige, besonnene Männer zu finden, deren Hauptbestreben dahin gehen sollte, die ihnen vom Lande gestellte Aufgabe in bestmöglichster Weise zu lösen, d. h. Gesetze und Verordnungen zu decretiren, welche den Wohlstand und den innern Frieden sowie die Würde und das Ansehn Frankreichs zu wahren geeignet wären. Aber die Bestrebungen der heutigen Kammer sind — darüber kann kein Zweifel sein — ganz anderer Art.

Die Franzosen haben sich seit dem Sturze Napoleons noch immer nicht daran gewöhnt, den Zustand der Dinge, der dem Kaiserreich gefolgt ist, als einen lebensfähigen, definitiven zu betrachten. Die heutige Regierung erscheint den Franzosen als eine provisorische und genießt in Frankreich nur desjenigen Grades der Achtung, der einem vorübergehenden Zustande gezollt werden kann. Die Persönlichkeit des Präsidenten der Republik mag vielen seiner Landsleute Vertrauen und loyale Ergebenheit einflößen; die Regierung, an deren Spitze er steht, hat keine Anhänger; — ja der Marschall selbst ist kein Freund und Verehrer derselben.

Der Herzog von Magenta hat nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß er keine Sympathien für die Republik hege. Die Energie, mit der er sich bei verschiedenen Gelegenheiten zu Gunsten einer von ihm als conservativ bezeichneten, in Wahrheit aber vollständig reactionären Politik, und gegen alle republicanischen und liberalen Reformen ausgesprochen hat, beweist deutlich, daß eine republicanische Regierung, sei es die eines Thiers oder die eines Gambetta, ihn unter allen Umständen unter ihren überzeugtesten Gegnern zählen müßte. Die Männer, mit denen sich der Marschall, sobald er seinen eignen Neigungen folgen konnte, umringt hat und denen allein er sein Vertrauen geschenkt zu haben scheint, die Broglie, Batbie,

Digitized by Google

Buffet, Chabaud-Latour, Fourton und ähnliche, sind sämmtlich entschiedene Gegner der Republik, d. h. der heutigen Regierung von Frankreich. Mit offen ausgesprochenem Bedauern hat sich der Marschall von ihnen getrennt, und nur widerstrebend, von den Verhältnissen gezwungen, erst in dem Augenblicke, wo ihm nur noch die Wahl blieb — abzudanken, einen Staatsstreich auszuführen oder mit einem gemäßigt liberalen Ministerium zu regieren, — erst in dem Augenblicke hat sich der Herzog von Magenta entschlossen, sich der Bildung eines freisinnigen Cabinets ferner nicht mehr zu widersetzen. Daß er nicht Zuflucht zu einem Staatsstreich genommen hat, um seine Politik zur Geltung zu bringen, gereicht seiner Klugheit ebenso wie seinem Charakter zur Ehre; daß er nicht abgedankt hat, ist aus verschiedenen Gründen zu erklären. Die maßgebenden Motive seiner Handlungsweise dürften zweifacher Natur gewesen sein: er wollte einer hohen Machtstellung nicht entsagen, auf deren Besitz er begreiflicherweise großen Werth legt, und er durfte, um dies persönliche Motiv vor sich und Andern zu beschönigen, der Wahrheit gemäß anführen, daß sein Zurücktreten die Befestigung der von ihm und seinen Freunden ebenso gehaßten wie gefürchteten Republik zur Folge haben würde.

Es ist nicht zu verwundern, daß eine Regierung, die von ihrem allerersten Beamten nur geduldet, keineswegs verehrt wird, auf enthusiastische oder auch nur auf aufrichtige Anhänger im Lande verzichten muß. Die Orleanisten, Legitimisten und Bonapartisten können sich selbstverständlich nicht mit der heutigen Lage der Dinge befreunden. Die Republik, so zahm und wenig republicanisch sie auch sein mag, ist ihnen immer noch nicht monarchisch genug; die Republicaner auf der andern Seite werfen der Regierung des Marschalls Mac Mahon oder vielmehr dem Präsidenten der Republik vor, antirepublicanischen Tendenzen zu huldigen, sich an die Spitze einer Republik ohne Republicaner stellen zu wollen. Unter diesen Umständen ist es ganz natürlich, daß die Kammer von Versailles, in der sich die politischen Sympathien und Aspirationen von ganz Frankreich concentriren, ihre Bestrebungen hauptsächlich dahin richtet, die bestehende Regierung zu schwächen, den Status quo zu verändern. Das geringe Interesse für alle rein geschäftlichen Fragen und die Leidenschaftlichkeit, mit der die politischen Discussionen geführt werden, haben in den letzten Monaten zahlreiche und deutliche Beweise geliefert, daß die große Majorität der heutigen französischen Volksvertreter keineswegs geneigt ist, die Regierung des Marschall Mac Mahon auch nur im geringsten zu befestigen. Die Monarchisten haben sich augenscheinlich zur Aufgabe gestellt, die Autorität der Republik systematisch zu ruiniren; währenddem die Republicaner die Persönlichkeit des Präsidenten selbst oder seiner Minister angreifen und dadurch, in anderer Weise aber mit nicht weniger Erfolg, dazu beitragen, die Regierung zu schwächen. Man muß sich in der That klar machen, daß die Republik mit dem Marschall Mac Mahon an der Spitze unpopulär ist und das wissen, um begreifen zu können, daß ein Deputirter, Herr Paul de Cassagnac, es ungestraft wagen durfte, in einer öffentlichen Kammersitzung die Republik, d. h. die Regierung seines Landes, als einen „fumier" — Misthaufen — zu bezeichnen. Eine solche Unschicklichkeit steht wohl in den Annalen des Parlamentarismus beispiellos da. Sie zeugt von großer Schwäche und von Principienlosigkeit der Regierung, die sich einen solchen Angriff gefallen lassen konnte, sowie von der unscrupulösen Verwegenheit ihrer Gegner.

Man nimmt in Frankreich ganz allgemein an, daß die unparlamentarische Haltung mehrerer bonapartistischer Deputirter das Resultat einer wohlüberlegten Taktik sei. Die Bonapartisten sollen durch die tumultuarischen Scenen, die sie fortwährend heraufbeschwören, bezwecken, die heutige Regierung in den Augen der Franzosen selbst herabzusetzen.

Es ist sehr zweifelhaft, daß dieser Versuch in der von den Bonapartisten gehofften Weise gelingen werde. Die Regierung des Marschalls ist durch den heftigen Ausfall des Herrn de Cassagnac keineswegs geschwächt worden; das Ansehen der Kammer allein dürfte darunter gelitten haben. Nichts destoweniger sind die Provocationen der bonapartistischen Abgeordneten und die Thatsachen, daß dieselben ungerügt und ungestraft vorübergehen konnten, treffende Beweise für den Mangel an Selbstgefühl der heutigen französischen Regierung. — Rochefort und Gambetta, die dem Kaiserthum gewiß feindlich gegenüber standen und denen es an persönlichem Muthe ebenso wenig fehlte, wie dem Herrn de Cassagnac, würden zur Zeit der Regierung des Kaisers Napoleon niemals gewagt haben, das Kaiserthum als einen „fumier" zu bezeichnen. Hätten sie es gethan, so würden sie ihre Kühnheit jedenfalls im Gefängniß oder im Exil bereut haben.

Es läßt sich augenblicklich schwer beurtheilen, welchen Einfluß die Schwäche der heutigen Regierung auf die Entwicklung der Dinge in Frankreich haben wird. Ausnahmsweise nehmen auswärtige Angelegenheiten die Aufmerksamkeit der Franzosen jetzt mehr in Anspruch, als die Lösung innerer Fragen. Die Unruhen in der Türkei, die daraus entstehende Gefahr einer Störung des europäischen Friedens, der allgemeine und aufrichtige Wunsch, Frankreich von allen Complicationen fern zu halten; gleichzeitig jedoch auch die Hoffnung, daß ein großer Krieg den Franzosen Alliirte verschaffen könnte, die es ihnen ermöglichen würden, ihre Ansprüche gegen Deutschland geltend zu machen — alles dies trägt dazu bei, das Interesse für die Vorgänge in Versailles abzuschwächen. Das große Publicum verlangt jetzt nach Nachrichten aus Constantinopel, Belgrad, Wien, Petersburg, Berlin und London; es ist beinahe vollständig gleichgültig für die Berichte des Senats und der Kammer. Ein Ministerwechsel, eine Regierungskrisis würde augenscheinlich in ganz Frankreich mit Befürchtung gesehen werden. Diejenige Partei, welche ein solches Ereigniß heraufbeschworen hätte, würde sich sicher zahlreiche Feinde im Lande machen und dort als egoistisch und unpatriotisch verurtheilt werden.

Aus diesen Gründen erscheinen die ununterbrochen fortdauernden Parteikämpfe, deren Bedeutsamkeit nicht unterschätzt werden kann, wenn man bedenkt, daß sie genügt haben, um den ersten Präsidenten der Republik, Herrn Thiers, zu stürzen, den Marschall Mac Mahon an seine Stelle zu setzen, und Monate lang die Wiederherstellung der Monarchie zu einem Dinge der Möglichkeit zu machen, — erscheinen diese Kämpfe augenblicklich ohne Interesse, da sie nicht von unmittelbaren Resultaten gefolgt werden. In Wirklichkeit haben sie jedoch eine große Wichtigkeit, da sie den Marschall Mac Mahon immer mehr in die Enge treiben und ihn, sobald das Interesse für äußere Politik nachgelassen hat, zwingen können, Entschlüsse zu fassen und Maßregeln zu treffen, von denen die Consolidirung der Republik in Frankreich oder die Wiederherstellung der Monarchie abhängig sein wird. Bei den bekannten politischen Sympathien des Marschalls ist anzunehmen, daß er lieber für die Wiederherstellung einer Monarchie als für die Befestigung der Republik wirken würde. Zu Gunsten der Aufrechterhaltung des Status quo oder sogar liberaler Zugeständnisse seitens der Regierung spricht jedoch die Thatsache, daß der Marschall Mac Mahon eben nur in der Eigenschaft eines republicanischen Präsidenten Haupt der französischen Regierung bleiben kann; daß er nur ungern auf eine Machtstellung, die ihn und seine Freunde vollständig befriedigt, verzichten würde, und daß der Restauration einer Monarchie die Abdankung des Präsidenten der Republik vorangehen müßte.

Unter Berücksichtigung der zuletzt angeführten Umstände, die bei jedem entscheidenden Entschlusse, den der Marschall fassen wird, gewiß schwer in die Wagschale fallen werden, erscheint die Existenz der Republik in Frankreich wenigstens bis zum Ende des Septennats gesichert; und wenn die Republicaner dies nicht ausbeuten, so lassen sie, mit eigenthümlicher Kurzsichtigkeit, eine seltene Gelegenheit vorübergehen, die Republik in Frankreich sicher und fest herzustellen.

Digitized by Google

Schopenhauerianismus und Hegelianismus

in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart.

Von Eduard von Hartmann.

(Fortsetzung.)

Julius Bahnsen ist eine der eben besprochenen ganz entgegengesetzte Persönlichkeit. Er ist ein durchaus origineller Philosoph, und die Originalität ist bei ihm so scharf ausgeprägt, daß sie hart an die Grenze des Bizarren streift, nicht selten sogar dieselbe überschreitet. Ein speculatives Talent, das sich mit Vorliebe grade in die dunkelsten Untiefen der Probleme des Kopfes und des Herzens versenkt, und eine üppig wuchernde Phantasie, welche die dialectischen Speculationen unter einem tropischen Bilderreichthum fast zu verschütten droht, vereinigen sich, um eine ganz ungewöhnliche Erscheinung hervorzubringen. Fügt man hinzu, daß Bahnsens Dichten und Trachten mit dem edelsten Herzblut des deutschen Idealismus getränkt ist, so ergibt sich eine Mischung von Eigenschaften, die zur Lösung der höchsten Aufgaben berufen schiene, wenn ein klarer, logischer Verstand hinzukäme, um der dialectischen Entwickelung Ziel und Wege zu weisen, Regel und Ordnung in die trübe Gährung der Probleme zu bringen, und den Antheil der Phantasie auf das ihr in der Wissenschaft gebührende Maaß zurückzuführen. Es ist mit einem Wort die Nüchternheit, die diesem Denken fehlt, und deshalb vermag es nicht gradlinig und unentwegt auf ein in's Auge gefaßtes Ziel loszugehen, sondern taumelt wie trunken nach rechts und links und bleibt zuletzt wohl auf halbem Wege stecken.

Bahnsen selbst sagt*): „Es mag sich nämlich ein Leser, der mich bis hierher geleitet hat, gesagt sein lassen, daß nicht weniger als ihm dem Schreibenden selber in diesem Abschnitt oft zu Muthe gewesen ist, als müßten wir uns auf einem sumpfigen Terrain bewegen, wo jeder Schritt vorwärts die Gefahr mit sich führt, tiefer in's Bodenlose zu gerathen. Da entsteht von selber eine Zickzackbewegung, die in zielllosen Kreuz- und Quergängen eigne wie fremde Kraft vergebens abzumartern scheint, und mit der Geradlinigkeit des Fortschreitens scheint jede feste Disposition aus der Erwägung za verschwinden — so sehr, daß selbst die Ueberschriften dieser letzten Capitel zum Theil hinter Unbestimmtheiten sich flüchten mußten. Dennoch glaube ich, im Hin und Her dialectischer Thesen und Antithesen dem intelligenti i. e. inter lineas legenti auch die Synthesen nicht vorenthalten zu haben." Dies Geständniß für einen speciellen Abschnitt ist charakteristisch für Alles was Bahnsen schreibt: die Hauptsache muß man zwischen den Zeilen lesen. Er kann keine noch so einfache Behauptung hinschreiben, ohne sie gewissenhaft durch entgegengesetzte einzuschränken und diese wieder einzuschränken u. s. f. Was nun bei diesem Hin und Her seine eigentliche Meinung ist, läßt er absichtlich möglichst unklar in der Schwebe, um nur nicht in dogmatische Einseitigkeit zu verfallen. Nimmt man hinzu, daß dieses Gedankenzickzack meist nicht in deutlicher Begriffssprache sondern in vieldeutiger bildlicher Redeweise ausgedrückt, und in bandwurmartige Perioden gepfropft ist, die durch zahllose (oft nur mit Gedankenstrichen angedeutete) Parenthesen zerhackt sind, so wird es begreiflich, daß Bahnsens Stil und Darstellung trotz aller Anschaulichkeit und alles Gedankenreichthums gradezu abschreckend wirken, und das Haupthinderniß für eine Beachtung seiner Schriften in weiteren Kreisen bilden.

Dabei ist trotz aller Gespreiztheit des Gebahrens in Ernst und Humor, trotz aller Forcirtheit des Effects nichts künstlich Gemachtes in diesem Stil; Bahnsen kann wirklich nicht anders schreiben, weil er genau so denkt wie er schreibt — und deshalb ist das Uebel hoffnungslos. Der Mangel an Klarheit, Nüchternheit und logischer Gradlinigkeit des Denkens, der jede Präcisirung bestimmter Resultate verhindert, verurtheilt sein Philosophiren in formeller Hinsicht ganz ebenso zu einer fragmentarischen Beschaffenheit, wie der von ihm ergriffene principielle Standpunkt des pluralistischen Individualismus in sachlicher Beziehung thut, und es ist nur zu bedauern, daß Bahnsen nicht Muße findet, seine Gedankenarbeit fortzuführen, da grade dann dieser ihr zwiefach innewohnende fragmentarische Charakter erst recht zweifellos sich offenbaren würde. Bei alledem sind die vorangestellten Vorzüge Bahnsens so hervorragend, daß er das einzige Talent der Schopenhauer'schen Schule genannt werden muß. Die wirklich philosophischen Köpfe sind eben auch im Lande der Denker eine solche Rarität, daß der Freund der Wissenschaft aufrichtig erfreut sein muß, einem solchen unter den Mitlebenden zu begegnen, und nur mit tiefem Bedauern sehen kann, daß man eine solche Kraft im hintersten Theile von Hinterpommern verkümmern läßt.

Wer es noch über sich gewinnt, Jean Paul zu lesen, der wird auch an Bahnsen, welcher von ersterem stark beeinflußt ist, nicht scheitern, und wird von seinen Schriften nicht ohne tiefere Belehrung, vielseitige Anregung und reichen Genuß scheiden. Seine Stärke liegt wie diejenige Schopenhauers im Aperçü, in der geistvollen Auffassung und anschaulichen Wiedergabe des Wirklichen, namentlich in der Beobachtung und Analyse der feineren psychologischen Verschlingungen der Gefühle und Begehrungen. Er ist hierbei eben so geschickt in der Distinction der feinsten Nüancen, wie er es versteht, den Leser mit der Kraft gewaltiger, fast poetischer Imagination in die tiefsten Abgründe des menschlichen Herzens, seines Jammers wie seiner Zerknirschung hinabzuführen.

Hier aber kommen wir an einen zweiten wunden Punkt, der nicht mehr blos die Form sondern den Inhalt betrifft. Wir werden sehen, daß Bahnsen eigentlich nur einen unlogischen Zweck der Erscheinungswelt gelten läßt, nämlich denjenigen, der Selbstentzweiung und Selbstzerfleischung des Willens einen möglichst günstigen Tummelplatz zu gewähren. Die Selbstquälerei wird zum Selbstzweck, der eben in seiner logischen Widersinnigkeit die Bestätigung für seine realdialectische Wahrheit und Wirklichkeit finden soll. Das Elend des Daseins ist hoffnungslos; weder das Individuum noch das All-Eine kann je einen Ausgang aus der Hölle der Selbstzerfleischung finden. Aus der bei Schopenhauer nur für einen gelegentlichen Einfall zu nehmenden Bemerkung, daß die Welt die schlechteste von allen möglichen sei, macht Bahnsen bittern Ernst (Zur Phil. d. Gesch. S. 52—53); der Pessimismus hört bei ihm auf, tragisch erhebend zu wirken, und sinkt zur deprimirenden Desperation herab. Mit der vorgefaßten Meinung, daß überall nicht das Logische, sondern das Dialectische bestimmend sei für die Wirklichkeit, kann er gar nicht umhin, überall nach der empirischen Bestätigung dafür zu suchen, daß das Wesen der Welt die Selbstquälerei sei; nichts darf hiervon unberührt bleiben, und kein Object ist zu winzig um nicht als Beleg für diese Grundansicht zu dienen.

Hieraus entsteht nun ein Zwiefaches: erstens ein „kleinmeisterliches Herumkritteln" und -Mäkeln an allem Wirklichen*), das nur zu leicht in grillige, grollende und grämliche Nörgelei ausartet, und zweitens eine Tendenz, die Selbstquälerei, welche durchaus in Allem gefunden werden soll, durch dieses grämliche und nörgelnde Suchen erst heraufzubeschwören. In ersterer Hinsicht verdient der desperate Pessimismus die zu andern Zwecken erfundene Bezeichnung „Miserabilismus", in letzterer Hinsicht entartet er zu einer hypochondrischen, um nicht zu sagen hysterischen Weltbetrachtung. Dieser hypochondrische Miserabilismus nun drückt der ganzen Physiognomie des Bahnsen'schen Philosophirens einen unzweideutig pathologischen Zug auf, der das Gewicht seiner Anschauungen und die Wirksamkeit seiner Argumente durch Verdächtigung ihrer Unbefangenheit zu beeinträchtigen geeignet ist, ja sogar den Humor mit Galle tränkt und seiner befreienden Kraft beraubt. Bahnsen selbst verräth durch einen überall hervorbrechenden Groll gegen die „Gesunden", daß er sich

*) Beiträge zur Charakterologie. Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen. Leipzig bei Brockhaus. 2 Bände 1867. S. 271—272.

*) Zur Philosophie der Geschichte. Eine kritische Besprechung des Hegel-Hartmann'schen Evolutionismus aus Schopenhauer'schen Principien. Berlin bei Carl Duncker, 1872. (S. 58.)

Digitized by Google

dieses pathologischen Zuges bewußt ist, durch den er auf dem Gebiete der Philosophie in eine ähnliche Stellung gerückt wird, wie Heinrich Heine auf dem Gebiete der Poesie und Robert Schumann auf demjenigen der Musik. —

Johannes Volkelt ist der jüngste der hier besprochenen Autoren, und der glücklichen Mischung seiner Anlagen nach derjenige, der die größten Hoffnungen für die Zukunft erweckt. Seine speculative Befähigung kommt derjenigen Bahnsens, die Klarheit und Nüchternheit seines Verstandes derjenigen Frauenstädts mindestens gleich, an philosophischer Schulung, an Objectivität des Urtheils, an Weite des Gesichtskreises und an logischer Schärfe ist er beiden überlegen; in der Feinheit der Beobachtung und in geistvollen Aperçüs kann er sich freilich mit Bahnsen ebenso wenig messen wie in der Originalität der Auffassung. Gleichwohl fehlt es ihm keineswegs an Frische und Unmittelbarkeit der Anschauung, und die Summe seiner Eigenschaften erzeugt nicht nur eine große Leichtigkeit der wissenschaftlichen Behandlung, sondern auch eine bedeutende schriftstellerische Gewandtheit, wie sie besonders in seinen journalistischen Essay's *) hervortritt. Ein solcher Schriftsteller erweckt die Erwartung, daß er in jedem Sattel gerecht sein werde, und es bleibt nur zu wünschen, daß er die rege gemachten Erwartungen nicht unerfüllt lassen möge. Denn allerdings sind die bisher veröffentlichten historisch-kritischen Studien**), Monographien***) und Vorträge†) weniger als positive Leistungen wie als Proben der Leistungsfähigkeit zu betrachten, wenn sie auch die Leistungen manchen wohlbestallten Professors an Umfang und Inhalt weit überragen.

Es ist kaum anzunehmen, daß Volkelt in seinem Vaterlande Oestreich von dem dort herrschenden Herbartianismus zu einer akademischen Verwerthung seiner Kraft zugelassen werden sollte; die Herbartianer kennen zu wohl die Grenzen ihres eigenen geistlosen Formalismus, um sich nicht von Allem, woraus Geist hervorleuchtet, unheimlich berührt und bedroht zu fühlen.††) Im deutschen Reich dürften dagegen bei Volkelt selbst diejenigen Bedenken dahinfallen, welche einer akademischen Verwendung Bahnsens etwa im Wege stehen könnten. Grade Volkelt dürfte der berufene Vertreter eines zeitgemäß umgebildeten Hegelianismus für die nächste Generation werden, wenn die bisherigen älteren Vertreter des ursprünglichen Hegelianismus vom Schauplatz abgetreten sein werden. Der Hegelianismus ist als Schule des speculativen Denkens und als nothwendiger Durchgangspunkt für die Entwickelung der deutschen Philosophie viel zu wichtig, und seine Ueberlieferung durch das gesprochene Wort zur Gewinnung neuer Schüler zu unentbehrlich, um nicht mit Bedauern den für das nächste Jahrzehnt in Aussicht stehenden Verfall der Hegelschen Schule in's Auge zu fassen, und der jüngere Nachwuchs in dieser Richtung ist so spärlich, daß ein Talent wie Volkelt als ein wirklicher Gewinn für die Zukunft des philosophischen Studiums begrüßt werden muß. Der Schopenhauerianismus ist in einer weit günstigeren Lage, weil die Originalwerke des Meisters fortfahren, für sich selber Propaganda zu machen, was von denen Hegels wohl Niemand behaupten wird. Bei Bahnsen handelt es sich in erster Reihe darum, dem Talent die materielle Möglichkeit und Muße zu schriftstellerischer Entfaltung zu gewähren, was durch eine Beurlaubung mit Pension noch wirksamer als durch ein akademisches Lehramt zu erreichen wäre; bei Volkelt hingegen handelt es sich in erster Reihe um eine Verwerthung als Apostel im Dienste eines mit der Zeit fortgeschrittenen Hegelianismus vom Katheder herab und erst in zweiter Reihe um Beförderung seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

Wir gehen nunmehr zu einer Betrachtung der philosophischen Standpunkte der besprochenen drei Autoren über. Frauenstädt bezeichnet in seiner Kritik der ersten Auflage der Phil. d. Unb.*) die Lehren Fichtes, Schellings und Hegels in Schopenhauer'scher Manier ohne Weiteres als eine falsche Philosophie, die mit Recht in Verfall sei, und stellt derselben die Schopenhauer'sche Philosophie als die **wahre** gegenüber. Er erklärt ebendaselbst, mir keinen Vorwurf daraus machen zu können, daß ich mich durch den scheinbaren Widerspruch des Begriffes „unbewußte Vorstellung" nicht habe abhalten lassen, jenen Begriff aufzunehmen und dessen Bedeutung nachzuweisen. Er zeigt, daß die Verallgemeinerung der Vorstellungsfähigkeit und die Anerkennung einer hellsehenden, über Raum und Zeit erhabenen unbewußten Naturweisheit nicht von der Hand zu weisende Consequenzen des Schopenhauer'schen Systems seien**) und verwahrt sich nur dagegen, daß ich mit Schelling die Stellung der Principien Wille und Vorstellung als eine **coordinirte**, anstatt mit Schopenhauer als eine **subordinirte** auffasse.

Es scheint als ob Frauenstädt sich durch weiteres Nachdenken überzeugt habe, daß die Stellung einer vor aller Organisation vorhergehenden, unbewußten, überbewußten und höchst weisen Intuition doch nicht füglich als eine dem blinden Naturwillen subordinirte festzuhalten sei, und daß er aus diesem Grunde in seinen „Neuen Briefen" diese unbewußte Weisheit des Naturwillens, wie er sie selbst als bei Schopenhauer gefordert nachgewiesen hatte, ignorirt, den angeblichen inneren Widerspruch einer absolut unbewußten Vorstellung nun seinerseits betont und sich mit der Generalisirung des Bewußtwerdens oder Empfindens für alle Stufen der Willensobjectivation begnügt, — eine Form der Vorstellung, für welche selbstverständlich die **Subordination** unter den Naturwillen nicht zweifelhaft sein kann. Frauenstädt hat mithin vor seinem eigenen Zugeständniß an mich Angst bekommen und dasselbe, wenn auch nicht ausdrücklich, so doch stillschweigend zurückzunehmen versucht.

Dieser Versuch mußte aber so lange ein vergeblicher bleiben, als er die metaphysischen Grundlagen des Schopenhauer'schen Systems bestehen ließ, aus welchen die unbewußte, überbewußte Intuition als nothwendige Consequenz hervorging, und als er an der Erklärung der Entstehung der zweckmäßigen Organismen aus einer „Idee" festhielt. Dadurch wird der Standpunkt, den er in seiner letzten Schrift einzunehmen bemüht ist, ein in sich haltloser und zerfahrener, der nur durch Wiederaufnahme seines früheren Zugeständnisses Geschlossenheit und Consequenz erhalten kann. Eine unabweisliche Folgerung aus der Einräumung der unbewußten intuitiven Weisheit des Naturwillens ist aber wiederum der Verzicht auf die Behauptung der Subordination dieser Idee unter den blinden Willen und die Anerkennung ihrer **Coordination**, d. h. aber der vollständige Uebertritt auf den Standpunkt der Phil. d. Unbewußten. Mit dieser Anerkennung der „Idee" als der „absolut unbewußten Vorstellung" im Schopenhauer'schen System, und mit der Anerkennung, daß das Subordinationsverhältniß des **bewußten discursiven Gehirnintellects** zu dem concreten (d. h. ideeerfüllten) Naturwillen nicht auf das Verhältniß der absoluten **Idee** zum Allwillen übertragen werden darf, werden aber die beiden Hauptvorwürfe, die Frauenstädt in seiner neuesten Schrift (S. 38) gegen mich erhebt, hinfällig, und damit schwindet auch der Grund, weshalb er meinen Fortbildungsversuch der Schopenhauer'schen Philosophie im Vergleich mit dem seinigen als eine „Verschlechterung" der-

*) Die Entwicklung des modernen Pessimismus („Im neuen Reich" 1872, Nr. 25). Zur Geschichte der Philosophie der Liebe (ebd. 1873 Nr. 27). Der moderne Gehalt in Hamerlings Dichtungen (ebd. 1874 Nr. 24 und 26).

**) Das Unbewußte und der Pessimismus. Studien zur modernen Geistesbewegung (Berlin bei Henschel, 1873). — Ferner „Kants Stellung zum unbewußt Logischen" („Philos. Monatshefte" Bd. IX, Heft 2 und 3). Pantheismus und Individualismus im Systeme Spinozas. Ein Beitrag zum Verständnisse des Geistes im Spinozismus. (Leipzig bei Fritzsche, 1872).

***) Die Traumphantasie, Stuttgart bei Meyer und Zeller, 1876.

†) Kants kategorischer Imperativ und die Gegenwart. Vortrag, gehalten im Leseverein der deutschen Studenten Wiens. Wien, bei Czermak, 1875.

††) In Wien ist sein Habilitationsgesuch in der Weise zurückgewiesen worden, daß ihm sogar die Zulassung zum Colloquium verweigert wurde.

*) Vossische Zeitung, 1870, Sonntagsbeilage Nr. 8 u. 9.

**) Vgl. auch Frauenstädts Abhandlung „Schopenhauer und seine Gegner" („Unsere Zeit" 1869, Heft 21, S. 705).

Digitized by Google

selben verwerfen zu sollen glaubt (ebenda im Vorwort S. VI). Den Nachweis im Einzelnen darüber beizubringen, daß Frauenstädt bei dem von ihm principiell eingeschlagenen Wege sich nur durch logische Inconsequenzen vor dem Aufgehen in den Standpunkt der Phil. d. Unb. zu retten weiß, würde hier zu weit führen.*) Es würde sich dabei sogar zeigen, daß er durch Verwerfen des negativen Endzwecks Schopenhauers und Annahme eines Weltenplans für die Weltentwickelung im positiven Sinne dem Hegelianismus, ohne es zu wissen, noch näher gerückt ist als ich. —

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Die deutsche Kunstindustrieausstellung in München.

I.

Bis vor kurzem war die Kunst bei uns das Mädchen aus der Fremde; hier und dort, ganz vereinzelt begegnete uns ein Bauwerk, ein Denkmal, ein Kirchenbild, das ihr Gepräge trug, und dann erschien es gewöhnlich in Formen, die nicht auf unserer Flur gewachsen waren, und die größten Meister, ein Schinkel, ein Cornelius, standen als Reformatoren mit einer Würde, einer Höhe ihren Zeitgenossen gegenüber, welche die Vertraulichkeit verbannte. Vom Ideal aus, zum Ideal hin sollte das Volk erzogen werden. Um das Jahr 1500 war es anders, da stand bei uns wie in Italien die Kunst mitten im Leben, alles Handwerkliche zeigte den Stempel der Schönheit, des Stils, und große freie Schöpfungen waren nur die vollentfaltete Blüthe des allgemein verbreiteten Sinnes. Aber Deutschland verarmte in den Kriegen der Gegenreformation, die der Jesuitismus anschürte, und wenn dann die Formen nicht schnörkelhafte Nachklänge des französischen Rococo wurden, so erschienen sie kahl, dürftig, farblos, und das galt für geschmackvoll. Als die Carstens, die Cornelius geboren wurden, stellten sie wie Kant den kategorischen Imperativ des Gedankens einer Wirklichkeit gegenüber, der sie nicht schmeicheln wollten, die ihnen keine Vorbilder, keine Anhaltspunkte bot; Griechenland und die italienischen Meister waren ihre Muster, das Alterthum, das uns fremd gewordene Mittelalter boten Formen und Stoffe; die Zeichnung, die Composition, also der Ausdruck einer Idee, nicht das Colorit oder das sinnlich Reizende, nicht die Lebenswirklichkeit ward angestrebt, ja mit falscher Enthaltsamkeit, bei Nachfolgern oft mit einem Unvermögen, das sich für Keuschheit ausgab, wurde die Farbe, die harmonische Stimmung wie die volle Durchbildung der Modellirung verschmäht, als ob sie vom geistigen Gehalt der Sache abzögen. Stolz und vornehm standen die meisten Künstler dem Handwerk gegenüber, sie hungerten lieber als daß sie, wie in Frankreich, einem Fabrikanten Musterblätter oder Zierrath entworfen und ausgearbeitet hätten; und wo war der deutsche Fabrikant, der ohne ein Musterschutzgesetz sie dazu aufgefordert hätte? Man ahmte lieber die Pariser nach.

Das war Frankreichs Vorsprung, daß dort Kunst und Handwerk sich nie getrennt hatten, daß der freischöpferische Meister das Handwerk seiner Kunst gründlich gelernt hat und sich nicht für zu gut hält, der Industrie mit Rath und That zur Seite zu stehen; dadurch ist der auf das Neue, Modischwechselnde gerichtete gallische Sinn, welcher der Vermischung mit den Romanen sein Formgefühl verdankt, in Sachen des Geschmacks für Europa tonangebend geworden und beherrscht demzufolge den Weltmarkt, da das der menschlichen Natur eingeborene Schönheitsgefühl nach Befriedigung verlangt, nicht blos in seltnen Weihestunden, sondern in seiner alltäglichen Umgebung. Der Sieg, den Frankreich vor fünfundzwanzig Jahren auf der Londoner Weltausstellung errang, öffnete den Engländern die Augen; sie errichteten das Kensingtonmuseum sammt Schulen für Kunstgewerbe, und einer der größten Künstler und ästhetischen Denker unserer Zeit, Semper, kam als deutscher Flüchtling ihnen dabei leitend und berathend zu Hülfe; sein künstlerisches Können ergänzte er durch die Einsicht des Zusammenhangs von Stoff und Form; er lehrte, wie Sinn und Zweck eines Geräths seine Gestalt bedingen und wie das rechte Ornament beide veranschaulicht, verdeutlicht; wie jedes Material seine Vorzüge hat, die verwerthet sein wollen, und wie der Stil auf diesem sich Anschmiegen an die Bedingungen des Stoffes und in dieser zweckmäßig klaren Gestaltung der Sache seine Grundlage hat. So setzte Semper glänzend fort, was Schinkel und Böttticher in Berlin begonnen, er in der Schweiz und in Wien wirkend. An vielen Orten sind Sammlungen und Kunstschulen entstanden, und schon begrüßen wir ihre Ergebnisse.

Aber auch die Plastiker und Maler kommen dem aufstrebenden Gewerbe entgegen. Denn bei ihnen ist der vorwaltenden Richtung auf monumentale Composition und tiefe Gedanken eine mehr coloristische, auf das Genremäßige, auf die lebensfrohe Spiegelung der Erscheinungswelt gerichtete Weise gefolgt. Die Kirche und der Staat zogen die Kunst zu wenig in ihren Dienst, da wandte sie sich dem Hause zu, dem Privatleben, mit beweglichen und wohlgefälligen kleinen Bildern zum Schmuck der Stube an Stelle der großräumigen, der Oeffentlichkeit gewidmeten Wandgemälde.

Die Ausstellung, welche der Münchener Kunstgewerbeverein zur Feier seines 25jährigen Bestehens veranstaltet hat, bezeichnet den Umschwung, der bei uns in der Kunst und im Handwerk eingetreten ist; sie haben den alten Bund wieder geschlossen, sie wirken einträchtig zusammen, sie schicken sich ineinander, sie stellen nicht nach und neben einander, sondern gemeinsam aus, so daß Bilder und Statuen mit Tapeten und Möbeln und allerhand Ziergeräthen in demselben Raume verbunden sind, und wenn auch hier das Gewerbliche, dort das Freikünstlerische seine bevorzugten Gelasse hat, so finden wir wieder andere, in die wir wie in ein Zimmer hineinschauen, in welchem Tisch und Ofen, Wand und Decke unter einander und mit Büsten und Gemälden im Einklang stehen, und namentlich der Farbensinn sich endlich entschieden geltend macht. Dies ist das Auszeichnende der Münchener Ausstellung. Wiener, Berliner, Münchener Industrielle haben sich unter einander und mit Künstlern verbunden, um auf diese Weise die Kunst im Hause vorbildlich zur Erscheinung zu bringen. Für das Studium und die Beurtheilung des Einzelnen mag es sehr erleichternd sein, wenn das Verwandte aus verschiedenen Werkstätten von Nord und Süd zusammengestellt wird; nach dem Münchener Princip hat man mehr Genuß und keine Ermüdung.

Das neue Kunsthandwerk erwächst unter dem Einfluß der Schule; man erkennt ihn, wenn man die Arbeiten mit den Vorlagemustern vergleicht, die seit einigen Jahren in Zeitschriften und Lieferungswerken veröffentlicht werden, bald Vorzügliches aus der Vorzeit, bald frische Entwürfe bietend. Das neue Kunsthandwerk sucht seinen Weg, indem es dorthin geht, wo seine Blüthe war, indem es von da aus im Anschluß an die Renaissance oder an gothische und romanische Formen für besondere Zwecke und mit Verständniß des Wesentlichen voranstrebt. Da lag der Gedanke nahe, eine Sammlung vorzüglicher Meisterwerke aus früheren Jahrhunderten zu veranstalten, und dies ist in so ausgedehnter wie vollendet geschmackvoller Weise geschehen. Der Eindruck ist überwältigend, hie und da demüthigend oder beschämend für die Gegenwart, aber ruhmvoll für unser Volk. Die frühere deutsche Kunstindustrie erscheint hier den andern Culturnationen nicht nachstehend, sie tritt an die italienische heran, die allerdings in formalem Schönheitssinn und harmonischer Vollendung die erste Stelle behauptet, wie sie in der Renaissance ja auch den Ton angab; aber Reichthum der Phantasie, Frische der Empfin-

*) Ich verweise in dieser Hinsicht auf meine Abhandlung: „Frauenstädts Umbildung der Schopenhauer'schen Philosophie" („Unsere Zeit" 1876, Heft 4 u. 5).

Digitized by Google

dung, Sinn für das Charakteristische zeigt sich in Deutschland ebenbürtig, und Arbeiten, die man Italienern oder Franzosen zuschrieb, werden deutschen Meistern zurückgegeben.

Schon diese Abtheilung der „Werke unserer Väter" genügt, um München für dieses Jahr zum besonders lohnenden Reiseziel zu machen; denn wir sehen das Beste vereinigt, was diese Stadt sammt Berlin, Wien, Dresden und andere Kunstkammern enthalten, und freigebig hat das Kensingtonmuseum mitgetheilt, was es Vorzügliches von deutschen Meistern besitzt.

Wir werden in einigen Berichten einen Blick auf diese alten Schätze werfen, dann die neueren Werke des Gewerbes und der Kunst nach Hauptrichtungen und einzelnen hervorragenden oder besonders charakteristischen Werken besprechen. Hier gedenken wir noch einiger der Männer, denen wir die vielseitige Belehrung und den reichen Genuß verdanken. An der Spitze des Unternehmens steht ein Mann, der in seiner Persönlichkeit die Verbindung von Kunst und Industrie repräsentirt, der Erzgießer Miller; und er konnte wahrlich keine schönere Antwort auf jene parlamentarische Aeußerung des ultramontanen Führers Jörg geben, für die mir ein parlamentarischer Ausdruck gebricht: „die Partei habe die wurmstichigen Aepfel abgeschüttelt", das heißt die Wiederwahl der Männer hintertrieben, die im Jahre 1870 und 1871 das Vaterland über die Partei gestellt und im entscheidenden Augenblick für die Gewährung der Kriegsmittel und für den Eintritt in das deutsche Reich gestimmt. Während die früheren Genossen in der Kammer nichts leisten, als Bayern und sich in Mißcredit bringen, hat Miller zur Ehre Bayerns und Münchens und zu materiellem Gewinn für beide durch liebenswürdige Energie Treffliches gethan. Für das Ineinander von Kunst und Gewerbe trat Piloty entscheidend ein. Die Einrichtung des Glaspalastes besorgte der Architekt Schmädel, die Aufstellung leiteten Maler Seitz und Bildhauer Gedon, die ein großes decoratives Talent schon oft bewährten. Für die Beschaffuug der älteren Meisterwerke wirkte besonders der hervorragende Kenner derselben, Hefner-Alteneck, der Vorstand des Nationalmuseums; er zeigt auch in besonderen Abtheilungen, wie die Kunst sich an einzelne Erfindungen, z. B. des Buchdrucks, der Uhren, knüpfte und wie sie an die Heraldik, an die Waffenschmiede sich anschloß. Er erwartet von der Ausstellung, daß die Meisterwerke des späteren Mittelalters und der Renaissance nicht blos fördernd auf die Leistungen der Gegenwart wirken, sondern die Ueberzeugung allgemein machen werden: unser Vaterland glänzte in jenen Tagen auf dem Felde der Kunstindustrie in erster Reihe, und hat das Zeug dazu, diese Stelle wieder zu erobern.

Technophilos.

Ueber Bret Harte.

III.

Aus der Zwiespältigkeit dieses Werkes ergibt sich von selbst die Unmöglichkeit, dasselbe durch eine Nacherzählung der „Geschichte" dem Verständniß des Lesers nahe zu bringen, denn gerade die Geschichte ist das Rohe und Grobe am Werke; und die Erzählung, die nur diese, nur das plump zugehauene Gerüst in's Auge fassen könnte, würde zu einer unbeabsichtigten Parodie des ganzen Dichtwerks werden. Schon aus diesem Grunde soll die Wiedergabe der Fabel nicht einmal versucht werden; sie würde den Dichter in ganz unverdienter Weise schädigen, abgesehen von der kaum zu bewältigenden Schwierigkeit, innerhalb eines karg bemessenen Raumes eine so verzweigte und verwickelte Complication von Begebenheiten und Ereignissen, an denen die Vertreter nahezu aller Berufsclassen und aller gesellschaftlichen Schattirungen eines uns wildfremden Landes — Californiens — betheiligt sind, zu veranschaulichen.

Die Nacherzählung soll, sage ich, nicht einmal versucht werden. Ich habe mir lediglich die Aufgabe gestellt, die Dichtung ungefähr zu charakterisiren. Es ist, um die Eigenart des Bret Harte'schen Romans zu bezeichnen, noch ein Punkt hervorzuheben: das Werk hat, obschon es einen Eigennamen als Titel führt, keinen Helden im Sinne unserer Romane.

Die beiden Existenzbedingungen unseres Romanhelden sind: der Held muß lieben und er muß handeln. Gewöhnlich werden diese beiden Requisite sine quibus non miteinander derart verbunden, daß der Held handelt um seiner Liebe willen, um den Widerstand zu brechen, der sich dem Besitz des geliebten Weibes entgegenstellt, oder um diesen Besitz gegen alle Anfechtungen zu vertheidigen, sich denselben zu sichern. Je nach dem glücklichen oder unglücklichen Verlauf des Kampfes erhält unser Roman das, was man einen „befriedigenden Schluß" nennt, oder nicht. Immer aber muß der Held die Entscheidung des Kampfes versinnlichen, muß triumphiren oder untergehen. Von alledem ist bei Gabriel Conroy nicht die Rede.

Die Liebe, die sein treues, gutes Herz erfüllt, ist die allerunin teressanteste, weil die von der Natur selbst, schon bei der Geburt des Menschen gepflanzte und das ganze Menschenleben hindurch gepflegte: die Geschwisterliebe. Er liebt nur seine verschollene Schwester Grace, von der er überzeugt ist, daß er sie wiederfinden wird, und die viel jüngere selbstständige kleine Olly, die ihn, den breitschultrigen Hünen, in der reizendsten liebevollsten Weise beständig schulmeistert. Daß er auch ein anderes Wesen, das nicht durch die Bande der Blutsverwandtschaft an ihn gefesselt wird, lieben könnte, — dafür fehlt ihm jedes Verständniß. Er ist allerdings verheirathet worden, und er behandelt seine Frau mit jenem natürlichen Zartgefühl, das den guten und kräftigen Naturen eigen ist, aber er liebt sie nicht; und wie er sie ohne Kampf gewonnen, würde er sie ohne Schmerz verlieren. Er hat nichts dafür gethan, er handelt überhaupt nicht, er ist ein durchaus passiver Mensch, der ganz wider seinen Willen, lediglich durch die Ereignisse, die er nicht herbeigeführt hat, die er nicht einmal durchschaut, in den Mittelpunkt des Romans geschoben wird. Er weiß selbst nicht, wie er zu der Ehre kommt; und er bittet durch jedes seiner Worte gleichsam um Entschuldigung, die Aufmerksamkeit so vieler Menschen auf sich zu ziehen. Er ist schüchtern, linkisch, tölpelhaft, an sich recht uninteressant, einfältig und, wenn er pfiffig zu sein glaubt, gewöhnlich sogar dumm; aber Alles das wird durch seine unendliche Herzensgüte wie von einem goldenen Schimmer überstrahlt. Und wenn derjenige, der — wir vermögen uns selbst kaum zu erklären, weshalb, — trotz aller seiner Schwächen, seiner Unbeholfenheiten und Lächerlichkeiten unsere vollste Sympathie zu gewinnen und sich zu erhalten, unsere regste Theilnahme, ohne daß er etwas dafür thut, sich zu sichern versteht, — wenn der ein „Held" genannt werden darf, dann ist allerdings dieser große, lange, starke Mensch mit dem einfältigen Kinderherzen, dann ist Gabriel Conroy wahr und wahrhaftig der Held dieses Romans.

Der Dichter selbst soll uns das Aeußere dieses weniger interessanten, als unser liebevolles Mitgefühl erweckenden Menschen mit einigen Strichen deutlicher zeichnen.

„Gabriel besaß ein instinctartiges, weniger seiner Geistesbildung als seinen Naturanlagen entstammendes Mitfühlen für Kindesschmerz und Bedrängniß. Er besaß alle physischen Erfordernisse für eine Kindswärterin: ein weiches, zartes Berühren, eine tiefe überzeugende Stimme, sich anschmiegende, nachgebende Gliedmaßen und breite, weichfleischige Flächen.

. . . . Er trug den von den Goldgräbern aus den südlichen Gräbereien gewöhnlich getragenen Anzug, vielleicht ein wenig sauberer und eleganter in Folge seines besseren Geschmackes, als es die Goldgräber durchschnittlich gewöhnt sind, sicher aber malerischer, zufolge seiner statuenhaften, mächtig schönen Gestalt. Er trug ein Paar weißer Beinkleider von Segeltuch, eine Jacke oder offene Blouse von demselben Stoff mit einem heruntergeschlagenen Matrosenkragen und einem nach der Art der Seeleute geknüpften Halstuch, welches mit einer, den Mann hinreichend kennzeichnenden Unbewußtheit die volle muskulöse Säule seines Halses zeigte, ausgenom-

Digitized by Google

men, wo dieser durch einen mächtigen, tiefblonden Bart verdeckt wurde. Seine langen sandfarbenen Locken fielen natürlich und gleichmäßig über beide Seiten des mittleren Theils seiner niedrigen, breiten Stirn. Seine Gesichtsfarbe war lebhaft gebräunt von Luft und Sonne, seine Augen waren zur Erde gesenkt und blickten, wenn er sie erhob, so scheu und ängstlich, als ob sie jedem prüfenden Blick ausweichen wollten."

So sieht der Mann aus; und wer ihn noch näher in seinem ganzen ehrlichen Wesen beobachtet, wer ihn belauscht, wie er mit der kleinen selbstständigen Olly verkehrt, wie er ihre Zurechtweisungen bewundernd entgegennimmt, wie er sich durch feige Flucht den Umgarnungen der schmucken, liebebedürftigen Wirthin von „One Horse Gulch" entzieht und nachher seiner kleinen Schwester gegenüber falstaffartig mit seinen Abenteuern renommirt, wie er sich von der ihm an Geist unendlich überlegenen Wittwe Devarges geduldig einfangen läßt, wie er den Richter, der ihn unschuldig wegen eines Capitalverbrechens verhaftet, demüthig um Verzeihung bittet, daß er ihm so viel Unannehmlichkeiten bereitet habe, mit welcher Gleichgültigkeit er den Wechsel von drückender Armuth zum Wohlstand oder vom Reichthum zum Jammer durchmacht, wie er, der Athlet, der Angesichts des drohenden Todes nicht mit der Wimper zuckt, der mit der vollkommensten Seelenruhe der Gerichtsverhandlung, die über sein Leben entscheidet, beiwohnt, bei der unerwarteten Nachricht, daß er Vater ist, von Rührung übermannt ohnmächtig zusammenbricht — wer diesen Gabriel Conroy in der liebevollen Schilderung, die ihm ein großer Dichter gewidmet hat, kennen lernt, der wird und muß ihn lieb gewinnen.

Der geistig ungleich bedeutendere Nebenheld Arthur Poinsett, der unter dem angenommenen Namen Philip Ashley das Herz von Grace Conroy gewonnen, macht auf den Leser trotz seiner hervorragenden Eigenschaften einen weniger freundlichen Eindruck. Arthur Poinsett ist zu realistisch wahr, um ganz sympathisch zu sein; es ist eine Figur, wie sie namentlich Balzac in seine Romane einzuführen pflegt. Es ist ein Mensch, der uns durch die Gaben seines Geistes bestrickt, hochgebildet und nicht ohne Herz, durchaus nicht schlecht, unter Umständen beinahe hochherziger Regungen und sogar edler Handlungen fähig; aber dabei doch „als Ganzes nicht harmonisch gerundet", wie Platen sagt. Er hat etwas Kaltes, Berechnendes, Selbstbewußtes, Egoistisches, das uns den intimen Umgang mit ihm verleidet; es ist ein Mensch, mit dem wir sehr gern oberflächlich verkehren, den wir aber nicht zum Freunde gewinnen möchten. Auch dieser Charakter ist mit großer Kunst vom Dichter durchgeführt.

Am wenigsten originell ist die liebreizende Grace. Ihre seelische Schönheit ist etwas ausdruckslos und conventionell und erinnert an die blond gelockten Mädchen, die wir auf den englischen Stichen zu sehen bekommen; aber mit dieser einzigen Ausnahme sind alle Figuren, die Bret Hart hinstellt, mit einer erstaunlichen Plastik und einem oft wagehalsigen Realismus gebildet. Wir brauchen nur hinzuweisen auf den Mexicaner Ramirez mit seinen fletschenden Zähnen, die Wittwe Devarges, den brutalen Geldmacher Dumphy mit dem bellenden Lachen, und vor Allem auf den Spieler Jack Hamlin, die in der zweiten Reihe der Handlung stehen; wir brauchen nur die Namen der im Hintergrunde ganz flüchtig skizzirten Episoden anzugeben: die Wirthin des „Grand Conroy Hotels" und deren Wirthschafterin, die verliebte Jungfrau Sarah Clark, den prächtigen Advocaten Maxwell, den pflichttreuen Sheriff Joe Hall, den Winkeladvocaten Starbottle, die Alles bewundernden Gäste Dumphys, den schmunzelnden Padre Felipe, den Diener Hamlins: den Nigger Pete, den prachtvollen Chinesen Ah-Ri ꝛc. Ein Strich und so ein ganzer Kerl ist da, leibhaftig, Fleisch und Blut!

Wie drastisch ist z. B. der Messerverkäufer in San Francisco, bei dem Ramirez eine Bowiekliuge kauft, geschildert:

„Mein eigenes Fabrikat", sagte der Verkäufer mit professionellem Stolz seinen breiten mit Hornhaut bedeckten Daumen über die scharfe Schneide der Klinge streichend, „es schneid't ein Halbdollarstück entzwei. . . . . Aber Ihre Nerven sind aufgeregt und Sie sind zu sehr erpicht", sagte der Mann ruhig . . . . . „Ich würde das heut Morgen nicht mehr versuchen. Es ist früh am Tag und ich hab' die Erfahrung gemacht, daß Herren, welche die ganze Nacht flott gelebt haben, am Morgen ihre Geschicklichkeit nicht immer in der Gewalt haben. Versuchen Sie's mal ruhig ganz für sich diesen Nachmittag; denken Sie sich nicht dabei, daß Sie etwas Großes ausführten, — und es wird Ihnen sicher gelingen!"

Schon aus diesen Zeilen und aus einigen Bemerkungen, zu denen ich früher die Veranlassung fand, wird man ersehen haben, daß in dem Dichter Bret Harte auch ein bitterböser Satiriker steckt. Seine Verhöhnung der californischen Zeitungen und des californischen Gerichtsverfahrens sind ganz köstlich. Wenn es mir der Raum gestattete, würde ich das ganze Plaidoyer gegen und für Gabriel Conroy und das wunderbare Gutachten des sachverständigen Gerichtsarztes Doctor Preßnitz hier wiedergeben, — jenes wissenschaftliche Gutachten, das mit dem gewichtigen Satze schließt: „Doctor Preßnitz habe die völlig sichere Ueberzeugung, daß ein todter Mann nicht schwitze."

Wie Bret Harte Seelenzustände, Ereignisse und Landschaften zu schildern versteht, das mögen die folgenden Beispiele zeigen:

Jack Hamlin, der Spieler, ist vom heftigsten Fieber befallen, das der Auflösung unmittelbar vorangeht. Er ist für einen Augenblick unbewacht, das Bett ist ihm widerwärtig, er erhebt sich mühsam und kleidet sich theilweise an. Von Schwäche und heftigem Schwindel übermannt, taumelt er zum offenen Fenster und fällt auf den Stuhl, der am Fenster steht, nieder.

„Der kühle Windhauch belebte ihn für einen Augenblick, und er versuchte wieder aufzustehen, fand aber, daß dies unmöglich war. Dann kehrte die Schwäche und der Schwindel wieder, und es war ihm, als würde er leicht hinweggeführt irgend wohin — nicht unlustig indessen, noch gegen seinen Willen — an einen Ort, wo es dunkel und still und ruhig war.

Und dann wurde er wieder zurückgeführt, beinahe im selben Augenblicke wie es ihm schien, in einen Raum, der angefüllt war mit aufgeregten und unruhig harrenden Menschen, alle überspannt und, wie es ihm schien, lächerlich in Schmerz und Kummer über ihn selbst. Er versuchte ihnen die Versicherung zu geben, daß er ganz wohlauf und munter sei und sich keineswegs schlechter fühle durch seine Anstrengung, aber er war nicht fähig, sich ihnen verständlich zu machen.

Dann folgte die Nacht, voll von Schmerz und Leid und erfüllt von vertrauten Stimmen, die unverständlich sprachen, — und dann der Tag, gewidmet der eintönigen Wiederholung des letzten Wortes oder Satzes, den der Doctor oder Pete oder Olly gebraucht hatte, oder das endlose Flattern von Ollys blaßrothen Bändern und die zitternde Bewegung eines Fenstervorhanges, oder das dunkle sphynxartige Räthsel eines Musters auf der Bettdecke oder auf der Zimmertapete.

Dann kam der Schlaf, der quälend war und bewußtvoll, und schlaflosses Wachen, das lethargisch war und stumpf, und dann endlose Müdigkeit, und dann Stellen von gänzlicher Leere, — das zeitweise vorbedeutende Winken des Todesschattens."

Von dieser Fieberphantasie zu etwas Wirklichem, zu einer halb grausigen, halb lächerlichen Begebenheit. Arthur Poinsett streift durch die öden Landschaften von Californien, auf der ungeheure Herden von Rindvieh weiden. Er achtet zuerst nicht darauf.

„Während des scharfen Ganges hatte er die ungeheuren Herden des plan- und ziellos umherwimmelnden Rindviehs wie einen zufälligen, durchaus keine weitere Beachtung verdienenden Charakterzug des düsteren Landschaftsbildes wahrgenommen.

Jetzt bildete sich ein vollständig neuer und klarer Eindruck in seinem Geiste, nämlich, daß die Herden nicht mehr unstät ohne Ziel umherirrten, sondern, daß sie in Wirklichkeit einem gewissen, bestimmten Anziehungs-

Digitized by Google

gesetz gehorchten, und mit Ueberlegung einem gleicherweise bestimmten Gegenstande sich zu bewegten. Und dieser Gegenstand war er selbst!

Er mochte den Blick wenden wohin er wollte; vor ihm, hinter ihm, auf jeder Seite, — nördlich, östlich, südlich, westlich, — nach den kahlen Hügelkuppen hinüber, nach dem Abhange der falda (Vorhügel), über den ausgedorrten arroyo (Bach) hin: allüberall die nämlichen auf einen einzigen Punkt — ihn selbst — convergirenden Linien sich langsam bewegender Gegenstände.

Obgleich er rasch und in sicherer Klarheit über seine Absicht vorwärts schritt, war er augenscheinlich der einzige, sich nicht ändernde, fixirte und begrenzte Punkt in der jetzt thätigen Landschaft. Alles was über der erstorbenen, erschlafften Fläche emporragte, war in langsamer, unwiderstehlicher und unwillkürlicher, doch nicht mißzudeutender Bewegung nach dem einen gemeinsamen Mittelpunkte — ihm selbst! — hin begriffen. Allein und ohne jede Stütze, sah er sich als den hülflosen unfreiwilligen Kernpunkt einer sich mehr und mehr ansammelnden, in ihrer ungeheuren Größe und Macht unberechenbaren Kraftmenge. . . . . .

Die nämliche geheimnißvolle Anziehungskraft hatte er im gleichen Maß nach rückwärts ausgeübt und als er sich umkehrte, um seine Schritte nach der Mission zurückzulenken, sah er sich auch hier, in einer Entfernung von hundert Yards, den glotzenden Augen von mehr als hundert Stieren gegenüber. Als er denselben mit festem Blick entgegensah, machten die vordersten Kehrt, die nächste Reihe folgte ihrem Beispiel, die dieser folgende that das Gleiche, die nächste machte es ebenso, bis er in der Entfernung das Manöver mit militärischer Präcision und Ordnung wiederholt sehen konnte.

Mit einem Gefühl der Erleichterung, das er jedoch ebenso rasch abstreifte wie das der Furcht, beschleunigte er seinen Lauf, bis die vordersten Stiere in einen gelinden Trab verfielen, der Reihe um Reihe von dem Vieh nachgeahmt wurde, so daß die gesammte Herde endlich gleich einem ungeheuer monotonen Meer vor' ihm entlang fluthete. . . .

Ein dumpfes Wiederhallen in der ganzen Ebene — ein Ton, den man im ersten Augenblick einem stattfindenden Erdbeben hätte zuschreiben können — wurde jetzt so deutlich vernehmbar, daß er auf's Neue umkehrte. Keine zwanzig Yards hinter ihm brauste die Vormauer eines anderen endlosen wild aufgeregten Meeres stoßender Hörner und fluthender Rücken, das dem Zurückweichenden langsam gefolgt war, näher und näher heran. Er hatte vergessen, daß er umringt war.

Die vordersten der Stiere waren ihm jetzt so nahe gerückt, daß er sie einzeln zu unterscheiden vermochte. Sie waren weder groß, kraftvoll, feindselig, noch wüthend. Im Gegentheil, sie waren kleine, abgezehrte, verkommene, scheue Thiere — die man aus ökonomischen Rücksichten frei auf der Ebene herumlaufen ließ, das Beste, um eine sechsmonatliche Trockenheit, den hie und da eintretenden Futtermangel und den in unaufhörlicher Heftigkeit stürmenden Wind zu überstehen — wilde, ungezähmte Bestien, deren glotzende Augen und nervöse Gliedmaßen aber lediglich Verwunderung und Neugierde zeigten. . . .

Mit der Raschheit eines lebhaften Auffassungs- und schnell fertigen Denkvermögens erkannte Arthur das unvermeidliche Resultat und die gänzliche Hoffnungslosigkeit seiner Lage. Das all' diesem unausbleiblich folgende Ende war nur noch eine Frage der Zeit — einer kurzen Spanne Zeit. Würde sie ausreichen um in die casa (Haus) gelangen zu können? Nein! Würde es möglich sein, den corral wieder zu gewinnen? Vielleicht. Zwischen diesem und ihm befanden sich schon gegen tausend Stiere. Würden sie, wenn er gegen sie vordrang, ihren Rückzug wieder fortsetzen? Möglich. Aber würde er nicht inzwischen von denen, die ihm dann im Rücken waren, überholt und niedergerannt werden?

Er beantwortete sich die Frage damit, daß er die einzige Waffe, welche er bei sich trug, — einen kleinen „Döringer", aus seiner Westentasche riß und auf den vordersten Stier richtete. Der Schuß traf das Thier in die Schulter; es brach in die Knie zusammen. Wie Arthur erwartet hatte, blieben seine nächsten Kameraden stehen und beschnüffelten ihren hülflos daliegenden Gefährten. Aber wie Arthur nicht erwartet hatte, die wild hinterherdrängende Masse überrannte sie und ihren verwundeten Bruder, und im nächsten Augenblick war das unglückliche Thier zermalmt und zertreten und sein Leben verhauchte unter den stampfenden Hufen der keinen Widerstand duldenden, in blinder Hast und wildem Ungestüm daherbrausender Massen.

Mit einem entsetzlichen Vorgefühl des entsetzlichen Schicksals, das ihm selbst bevorstand, schlug Arthur in wildem Laufe die Richtung nach dem corral ein und rannte um sein eigen Leben!

Während seines rasenden Laufes wurde sich Arthur bewußt, daß diese Handlung die unvermeidliche Katastrophe beschleunigte — aber er war nicht im Stande Besseres zu erdenken. Während seines rasenden Laufes fühlte er an dem Erbeben des Erdbodens unter seinen Füßen, daß in Folge seiner Handlung die ganze Herde in der gleichen wilden Hast hinter ihm herraste. Während seines rasenden Laufes gewahrte er, daß die Heerde vor ihm in der nämlichen rasenden Eile, wie er selbst, dahinjagte. Aber während seines rasenden Laufes dachte er an nichts, als an das fürchterliche Geschick, das ihm auf den Fersen folgte, und dieser Gedanke spornte ihn zu nahezu wahnsinniger Anstrengung.

Das Opfer eines zufälligen Ereignisses zu sein; das beklagenswerthe Object einer logischen Folge von motiv- und zwecklos ineinandergreifenden Zufälligkeiten zu sein, hingeopfert zu werden für nichts — ohne dadurch etwas zu beweisen oder zu widerlegen; zu Tode getrampelt zu werden durch blödsinnige Bestien, denen nicht einmal der Trieb der Leidenschaft oder Rache innewohnte, mit dem man ihre Handlungsweise hätte rechtfertigen können; den Tod eines ignoranten Landstreichers oder fahrlässigen Clowns zu sterben — einen Tod, der so entsetzlich lächerlich in seiner Art und Weise war, einen Tod, der seinen Körper als einen formlosen, unkenntlichen Klumpen, den weder Liebe idealisiren, noch Freundschaft ehren konnte, zurücklassen würde, — alle diese Gedanken stürmten mit einem so schneidenden, ausgesuchten und peinigenden Entsetzen durch sein Hirn, daß das wählerische, stolze, intelligente Wesen, das wahnwitzig hier floh, der niederträchtigste Feigling hätte sein können, der je einer Gefahr den Rücken gewandt hat.

Und dann erschlaffte mit einem Male seine Kraft. Seine Sinne begannen sich zu verwirren. Sein Athem, der mit dem wilden Pochen seines Herzens gleichen Schritt gehalten hatte, stockte — blieb ganz aus: Ueber den heranrollenden Donner von Hufen hinter ihm dünkte es ihm, als höre er eines Weibes Stimme. — Er wußte jetzt, daß er auf dem Punkte stand, seinen Verstand zu verlieren; er schrie wild auf und brach zusammen, raffte sich wieder empor und taumelte einige Schritte voran, und brach wieder zusammen. Es war vorüber jetzt: Mit dem plötzlichen Geruch eines fremdartigen scharfen Duftes, der den schmerzhaft beißenden, ihm Mund und Augen füllenden Staub der Ebene durchdrang, überkam ihn die Ohnmacht. — Und dann folgte wohlthuende Bewußtlosigkeit, wohlthuender Frieden! — —"

Zum Schluß noch die Schilderung einer Landschaft, und zwar, um nicht lange zu suchen, — denn sie sind alle gleich schön, — die erste:

„Schnee. Weit und breit. Ueberall wohin das Auge reichen konnte, — fünfzig Meilen weit, vom höchsten schneebedeckten Gipfel aus südwärts blickend . . . . Schnee, weit und breit lagernd über Californiens Sierras am 15. Märztage des Jahres 1848 und noch immer fallend.

Zehn Tage lang hatte es geschneit, geschneit in feinem körnigen Pulver, in feuchten schwammigen Flocken, in dünnen federigen Flaumen; geschneit vom blaugrauen Himmel herab, ununterbrochen und grimmig; wie ausgeschüttet aus violett-dunkeln Wolken in weiße flockende Massen; wie herabstürzend in langen, schnurgeraden, weißen Lanzen gleichenden Linien aus geborstenem, Einsturz drohendem Himmel . . . . Doch immer ruhig, ruhig: die Wälder waren so erstickt mit Schnee; die Zweige so überladen mit Schnee; der Schnee hatte Erd' und Himmel so durchdrungen und erfüllt und so gänzlich von ihm Besitz genommen; der Schnee hatte die echotönenden Felsen und Hügel so weich gepolstert, und über und über verhüllt: daß jedweder Laut erstorben war. Der stärkste Sturm, der jäheste Windstoß erweckten weder Seufzer noch Klage aus den schneebepackten Wälderreihen . . . Da war kein Krachen der Aeste, kein Brechen des Unterholzes zu hören; die überladenen Tannen- und Fichtenzweige bogen sich und brachen ohne einen Laut . . . Das Schweigen war unendlich, unbegrenzt, vollständig . . .

Jeden Morgen erschien die Einsamkeit jungfräulich und unberührt."

Von dem Roman „Gabriel Conroy" sind gleichzeitig mehrere Uebersetzungen erschienen. Die „einzig autorisirte" rührt von unserm americanischen Mitarbeiter, Udo Brachvogel her und ist bei Eduard Hallberger in Stuttgart erschienen. Eine andere hat Hartlebens Verlag in Wien und Leipzig herausgegeben.

Digitized by Google

Diese letztere ist von Mary Eichner-Cullimore verfaßt. Beide Arbeiten sind ganz vortrefflich und es würde schwer fallen, zu entscheiden, welche die bessere ist. In den stimmungsvollen Schilderungen scheint die letztere Uebersetzung bisweilen noch glücklicher im Ausdruck gewesen zu sein. Dagegen hat Brachvogel bei der Wiedergabe des Dialogs gewöhnlich das kräftigere, energischere Wort getroffen. Die Uebersetzung von Mary Eichner-Cullimore wird durch eine kurze biographische Notiz über Bret Harte eingeleitet, während Brachvogel der seinigen eine eingehende Schilderung des Lebens und Schaffens Bret Hartes vorangeschickt hat. Brachvogel hat seine Uebersetzung dem americanischen Dichter gewidmet. Die Ausstattung dieser bei Hallberger erschienenen Uebersetzung ist reicher und eleganter als die Hartleben'sche. Der deutsche Leser wird bei der Lectüre des americanischen Romans nur durch den Stoff und die uns fremdartige Behandlung desselben, nicht aber durch den Stil daran erinnert, daß er eine Uebersetzung liest. Keine Unbeholfenheit im Ausdrucke, nichts Holpriges und Unsicheres. Die Uebersetzer sind sich der Bedeutung ihrer Aufgabe bewußt gewesen.

Paul Lindau.

Richard Wagners „Walkyre".

Vorstudie.

Nach Wagners Bezeichnung ist die Walkyre der erste Theil des Festspieles, thatsächlich aber der zweite; denn man kann das „Rheingold", das einen ganzen Abend füllt, nicht als Vorspiel betrachten; sonst erschienen die anderen Theile zu kurz, und diesen Fehler vermöchte auch ein entschiedenster Gegner nicht zu beweisen.

Das Musikdrama ist dem Könige Ludwig von Bayern gewidmet, der bekanntlich gleich nach seiner Thronbesteigung den Dichtercomponisten zu sich berief, und ihm, der jede Hoffnung, sein großes Werk zu vollenden und aufzuführen, aufgegeben hatte, die Mittel und die Muße bot, der Kunst allein zu leben. In einem Gedichte, „Dem Königlichen Freunde", spricht er nun seinen Dank aus; und keine Beschreibung eines Andern charakterisirt ihn so, wie dieses sein Gedicht. Er beginnt mit schwunghaften, von tiefer Empfindung zeugenden Versen: „O König, holder Schirmherr meines Lebens, Du höchster Güte wonnereicher Hort, Wie ring' ich nun am Ziele meines Strebens, Nach jenem, deiner Huld gerechten Wort" u. s. w. Die folgenden Strophen schildern die Prüfungen des Künstlerlebens, und im wirklich hochpoetischem Vergleiche: wie der Gott, „Der einst mit frischem Grüne sich hieß belauben, Den dürren Stab in seines Priesters Hand", als jede Hoffnung schwand, seinen Glauben, sein Selbstvertrauen stärkte, und nun den dürren Stab auf's Neue schmückt. Sehr schön ist auch der Hinweis auf die Gleichheit der Gefühle: „Was schmerzlich tief des Mannes Geist erregte, Erfüllt ein Jünglingsherz mit heil'ger Lust", das Lob des Königs, dessen „hehrer Segensgruß" ihn entzückte; wie prächtig klingt das frohe Wort des Künstlers: „So wandl' ich stolz beglückt nun neue Pfade Im sommerlichen Königreich der Gnade". Sollte man nun glauben, daß der Mann, der Das gedichtet hat, Verse schreiben konnte wie die in der darauf folgenden Strophe: „Nenn' ich kaum, was ich bin, mein dürftig Eigen, Bist König du nach Alles, was du hast" (selbst wenn man statt „nach" „noch" liest, als Gegensatz zu „kaum", gelangt man nicht zu einem Verständnisse) — und dann noch die zwei Verse: „Und hast du mir die Sorge ganz genommen, Bin hold ich um mein Hoffen auch gekommen". Das „hold" erinnert fast an ein österreichisch-bayerisches „halt". Zum Schlusse wird der König belehrt: „So gibst du nur die Kraft mir, dir zu danken, Durch königlichen Glauben ohne Wanken". Wir haben dieses Gedicht mit Absicht ausführlich beleuchtet, weil wir in der weiteren Besprechung der Walkyre von manchen Stellen der Dichtung mit Bewunderung sprechen werden, und den unbefangenen Leser vollkommen überzeugen wollen, daß uns bei jeder Aeußerung vorgefaßte Parteinahme ebenso fern liegt, als wir es von ihm erwarten.

Ein stürmisches Vorspiel ($\frac{3}{4}$ Tact) leitet den ersten Act ein, die Violinen und Bratschen im Octaventremolo, während die Celli und Bässe erst unisono, dann in der Octave eine äußerst wirksame, unruhige Phrase ausführen; nach und nach treten immer mehr Blasinstrumente hinzu, die Phrase der Bässe wird in der Nachahmung von den andern Streichinstrumenten aufgenommen, bis das ganze Orchester in tosenden und heulenden Sturm ausbricht, der bald wieder abnimmt, bis die erste Phrase wieder allein dumpf nachklingt; das kleine Vorspiel ist ein großes Meisterstück!

Die Scene stellt das aus Holz um einen starken Eschenbaum gebaute Haus Hundings (nach der Sage trug ein ganzer Stamm aus dem Riesengeschlechte, Feinde der Wälsungen oder Wölfinge, diesen Namen) vor. In diesem Hause erscheint Siegmund, der Wälsung, als ein Flüchtender, und stürzt am Herde ohnmächtig nieder. So findet ihn Sieglinde, Hundings Frau. Sie labet den Fremden erst mit Wasser, dann mit „seimigem Methe". Die Beiden fühlen sich zu einander hingezogen, doch kein Wort verräth die Neigung — nur ihre Blicke sprechen. Die melodischen Phrasen im Orchester und die instrumentale Behandlung derselben sind von großer Schönheit; in ihnen tönt das später wiederkehrende Liebesmotiv Sieglindens. Siegmund will sich entfernen, weil seine Gegenwart überall nur „Mißwende" bringt; die Frau hält ihn zurück: er kann nicht Unheil dorthin bringen, wo es schon weilt; er enschließt sich zu bleiben. Während die Beiden sich stumm betrachten, wiederholen die Bässe die schöne Liebesphrase — da erschallen draußen Tritte; ein prächtiges, scharf rhythmisirtes, ganz originelles Motiv der tiefen Posaunen und Tuben begleitet Hundings Erscheinen, und auch fernerhin die meisten seiner Reden. Rauh und herrisch ist sein Wesen, aber würdig die Rede und Haltung. Gastlich begrüßt er den Fremden: „Heilig ist mein Herd, heilig sei dir mein Haus"; dunkel ahnt er die Gefühle, welche seine Frau und den Fremden bewegen; auch fällt ihm auf, daß sie einander so ähnlich sehen; doch er sagt kein Wort darüber. Nur als Siegmund, der sich selbst „Wehwalt den Wölfing" nennt, weil er „Frohwalt" nicht heißen kann, seine Jugendschicksale erzählt, meint Jener: „Die dir so leidig Loos beschied, nicht liebte dich die Norn; Froh nicht grüßt dich der Mann, dem fremd als Gast du nahst". Siegmund erzählt dann noch, durch welche Verkettung des Schicksals er als Flüchtling ohne Waffen in Hundings Haus gekommen, und nun erkennt dieser, daß er den Mann beherbergt, der seine nächsten Verwandten (allerdings in der Nothwehr) getödtet hat, und den zu bestrafen er ausgezogen war; „Mein Haus hütet dich heut, aber morgen wehre dich mit starker Waffe; zum Kampfe kies ich den Tag; für Todte zahlst du mir Zoll." Die Musik dieses Zwiegesprächs, der Erzählung Siegmunds und der letzten Erklärung Hundings, entfaltet sich in immerwährender Steigerung der Erfindung und Ausführung. Als Siegmund seine Erzählung beendet, läßt Wagner ein Thema (Leitmotiv) ertönen, das jeder Großmeister der Musik mit beiden Händen unterschreiben kann.

Siegmund ist allein zurückgeblieben, er erinnert sich einer Weissagung seines Vaters, daß er in höchster Noth ein sicheres Schwert finden werde (hier erscheint das Schwertmotiv, das durch alle folgenden Theile zieht); waffenlos muß er nächster Tage dem Feinde unterliegen. Mit diesem Gedanken schlummert er ein. Sieglinde weckt ihn; sie hat Hunding einen Schlaftrunk gegeben und will den fremden Gast retten. Sie zeigt ihm ein Schwert in dem Stamme der Esche und erzählt: als sie traurig beim Hochzeitsmahle saß, da war ein fremder Mann in den Saal getreten (hier erklingt das Walhallamotiv aus dem „Rheingold" im Orchester) als Wanderer gekleidet, das eine Auge vom Hute verdeckt; er stieß ein Schwert in den Stamm der Esche; dem sollte es gehören, der es herauszöge. Alle Männer versuchten sich daran, doch keiner besaß die Kraft. Nun sollte er

Digitized by Google

doch versuchen, die Waffe zu gewinnen, und sie rächen an all' der Schmach und der Schande, die sie gelitten (worin diese bestand, deutet sie nur durch die Worte an, daß sie ungefragt an Hunding vermählt worden; das aber ward in den alten Zeiten weder zur Schande gerechnet, noch als solche gefühlt). Siegmund erklärt ihr seine Liebe; die Thüre des Hauses springt von selbst auf; Sieglinde erschrickt, doch Jener beruhigt sie: draußen ist Frühling geworden, und ihm hat sich das Thor geöffnet. Und nun singt er das so schön gedichtete und so herrlich componirte Liebeslied:

„Winterstürme wichen dem Wonnemond,
In mildem Lichte leuchtet der Lenz;
Auf linden Lüften, leicht und lieblich
Wunder webend er sich wiegt" u. s. w.

Hier fallen der Stabreim und die Musik so in einander, und verschmelzen sich so wunderbar, daß man dieses Liebeslied wohl als eine ganz neue, Wagner allein gehörende Schöpfung bezeichnen kann. Und wohlgemerkt! Dieses Liebeslied befriedigt trotz seiner ganz neuen Gestaltung auch alle rein musikalischen Forderungen der Melodie und ihrer Entwicklung!

Sieglinde erkennt in Siegmund ihren Zwillingsbruder, er reißt das Schwert aus dem Stamme und die Beiden entfliehen. Das Liebesverhältniß der beiden Geschwister hat zu vielen Entrüstungen Anlaß gegeben, ist aber nicht von Wagner erfunden, sondern ganz aus der Sage geschöpft. Nur ist es in dieser noch schrecklicher, aber auch ethisch großartiger.

Sieglinde (Siegny) ist des Wälsungenkönigs einzige Tochter; dieser vermählt sie an den König Siggeir, aus Furcht vor dem mächtigen Werber; bei ihrer Hochzeit erschien Wotan als Wandrer mit dem Schwerte, das keiner aus dem Baume ziehen konnte, als der Zwillingsbruder der Neuvermählten. Der König Siggeir erschlug ihren Vater und zehn Brüder, nur Siegmund blieb am Leben und floh in den Wald. Nun sann Sieglinde auf Rache für die Gemordeten, und daß der herrliche Wälsungenstamm nicht aussterbe. Sie tauschte ihre Gestalt mit einem Zauberweibe und besuchte den Bruder, ihm unerkannt. Als endlich nach vielen Jahren der Tag der Rache erschienen ist, als Siegmund und ihr Sohn nach vielen Gefahren und Widerwärtigkeiten dem Tode entrinnen und Siggeirs Haus von allen Seiten in Brand stecken, in welchem er umkommen muß, da erst entdeckt Sieglinde dem Bruder das furchtbare Geheimniß. Dann aber springt sie freiwillig in die Flammen, um mit dem Manne zu sterben, dem sie gezwungen vermählt worden war. Furchtbarste Rache hat sie geübt, aber sie bringt auch ihr Leben als Sühne. Wahrhaftig, alle die antiken Frauengestalten, Medea und Klytämnestra, schwinden zu Schattenbildern vor dieser Riesin in Verbrechen und Heldenmuth!

Der zweite Act beginnt mit einem sehr wirksamen Orchestervorspiel, in dem sich verschiedene Motive kreuzen. Dann erscheint Wotan mit Brünnhilden der Walkyre. Er beauftragt sie, dem Wälsungen Siegmund (seinem Sohn) im Kampfe gegen Hunding den Sieg zu geben. Wild jauchzt sie auf im Walkyrenleitmotiv. Da sieht sie Fricka, Wotans Gattin, von ferne kommen; sie warnt den Vater und verschwindet; dieser beklagt sich: „der alte Sturm, die alte Müh', doch Stand muß ich halten." Er lebt gewöhnlich allein, fern von der Gattin; daher die Klage. Nun tritt sie vor ihn und fordert Strafe für das verbrecherische Geschwisterpaar; Hunding hat zu ihr, der Hüterin des heiligen Eides der Ehe, um Rache für seine Ehre gefleht, und sie hat ihm die Bitte zugestanden. Wotan sucht sie zu beruhigen. Er achtet den Eid nicht heilig, „der Unliebende eint"; Fricka weist auf das unnatürliche, unerhörte Verhältniß hin; er meint, sie solle sich darein fügen; „höre redlichen Rath; soll süße Lust deinen Segen dir lohnen so segne, lachend der Liebe, Siegmund und Sieglindes Bund." Wir können es von einem gewissen Standpunkte aus begreiflich finden, daß Wotan, dem ja die ganze Weltordnung nicht paßt, auch an der Liebe der Geschwister Gefallen findet, weil sie eben als etwas ganz Seltsames ihn anmuthet; er sagt selbst von sich zur Gattin: „Stets Gewohntes nur magst du verstehn, doch was noch nie sich traf, danach trachtet mein Sinn"; seine Vorliebe für jene Beiden (und sie sind ja auch seine Kinder) ist erklärlich, daß er aber seiner Gattin, der Beschützerin der Ehe, zumuthet, den Bund zu segnen, wahrlich darüber muß sich Byrons Manfred im Grabe umdrehen! Und ist es nicht sehr merkwürdig und bezeichnend, daß die Klage Frickas auch dichterisch wie musikalisch viel schöner ist als Wotans Bemerkungen und Wünsche, welche des Dichtercomponisten Ansichten vertreten? Nur dort, wo der Gott auf das Schicksal hinweist, das einen Helden verlangt, der ohne Gottesschutz, aus eigener Kraft den Nibelungenring gewänne, und das Verderben von den Göttern wende, erhebt sich Sprache und Musik wieder zu hoher Bedeutung; und Frickas Mahnung ist großartig. Unmuthig leistet endlich der Gott den Eid, daß er den Wälsunger ihrer Ehre opfern werde, und sie entfernt sich. Brünnhilde erscheint wieder; ihr erzählt Wotan weitläufig, was er Fricka bereits angedeutet hat, daß Siegmund den Ring hätte erringen sollen. Auch theilt er ihr mit, was Erda ihm verkündigt hat: daß Alberich der Nibelunge, der einst der Liebe geflucht hatte, um den Schatz zu erwerben, durch Gold, ohne Liebe, ein Weib gewonnen habe. Der Sohn, der diesem Bunde entsproß, werde nun den Ring erlangen, wenn nicht der wahre Held ihn zuvor für sich errang.

Unserem Gefühle nach brauchte Wotan, der Gott, seinem geliebten Kinde nicht Das und noch manches Andere so erschöpfend darzulegen; zwischen göttlichen Wesen ersetzte ein Andeuten und Verstehen wohl den langen Nachweis. Die Mittheilung gipfelt in der Weisung an Brünnhilde, nunmehr dem Siegmund in seinem Kampfe gegen Hunding Tod zu kiesen — und als die erschrockene Walkyre den Vater bittet, ihr doch keinen Befehl zu geben, der seinen früheren wie seinen tiefsten Gefühlen so entschieden widerspricht, da droht er ihr mit härtester Strafe wenn sie widerspräche, und stürmt fort. Eine Phrase von Siegmunds Liebeslied, im grellsten Moll ertönend, kündigt seine und Sieglindens Erscheinen an. Sie ist in Verzweiflung, quält sich mit den fürchterlichsten Selbstvorwürfen — von ferne erschallt Hundings Horn, und Hundegebell (sehr effectvolle instrumentale Assonanz) — sie sinkt ohnmächtig nieder. Zu dem angstvollen Siegfried tritt Brünnhilde, ihn zum Tode vorzubereiten. In einem herrlichen Duette fragt er, wo sie ihn wohl hinführen wolle, ob er in Walhalla den Vater finden werde? Als sie dann auf seine letzte Frage, „ob Sieglinde dort an seiner Seite wandeln dürfte", verneinend antwortet, da meint er, sie möge Wotan, den Vater, und die Helden grüßen, er ziehe nicht in Walhalla ein; als ihm dann klar wird, daß sein Tod unvermeidlich sei durch Wotans Beschluß, da will er (die noch immer bewußtlose) Sieglinde tödten, damit sie vereint sterben. Brünnhilde, auf's Höchste ergriffen, hält ihn zurück, und verspricht ihm ihre Hülfe und Sieg, gegen des Vaters Gebot.

Als nach einer Weile Hunding oben auf dem Felsen sich zeigt, Siegmund ihm entgegen stürmt, Sieglinde plötzlich erwacht, und der Kampf beginnt, da tritt Brünnhilde hinter den Wälsung und schirmt ihn mit dem Schilde. — Im selben Augenblicke aber erscheint Wotan im Gewölke über Hunding, erschrocken weicht die Walkyre vor dem Gotte zurück; dieser streckt seinen Speer gegen Siegmunds Schwert, das sofort in Stücken bricht, den Wehrlosen sticht Hunding nieder. Doch nicht lange erfreut er sich des Sieges, Wotan sagt ihm: gehe nun zu Fricka und danke ihr, und „auf seinen verächtlichen Handwink sinkt Jener todt zu Boden". (!) — Gleich nach Siegmunds Fall hat Brünnhilde Sieglinden auf ihr Pferd gehoben und ist fort gesprengt, ihr stürmt Wotan nach, um die Ungehorsame zu strafen.

Der dritte Act beginnt mit der Scene, die, in der musikalischen Welt unter dem Namen „der Ritt der Walkyre" bekannt, zu den merkwürdigsten Tonschöpfungen gehört. Da ist ein Thema, das nur aus gebrochenen Dreiklängen gebildet, in wuchtigsten Rhythmen von den tiefen Blasinstrumenten ausgeführt wird; über, unter, zwischen diesem Thema braust und wogt ein Tonmeer von rollenden Passagen aller andern Instrumente, die einander kreuzen, verfolgen, über einander stürzen. Wir haben

Digitized by Google

diesen Walkyrenritt nur einmal in Berlin (vom Hoforchester unter Eckerts Leitung) in einem Concerte gehört, und erinnern uns noch des gewaltigen Eindruckes, den das Tonbild allenthalben erzeugte. Die Bewunderung, welche der Composition gezollt werden muß, ist so groß, daß man darüber wohl vergessen darf, wie während des ruhigeren Zwischenspieles die acht Walkyren, Töchter Wotans, welche todte Helden nach Walhalla bringen, sich über die Sym- und Antipathien ihrer Rosse unterhalten. (Der braune Hengst der sonst „gern mit der grauen Stute graste", will sie mit einem Male nicht neben sich dulden; „der Recken Zwist entzweit noch die Rosse!") Brünnhilde stürmt mit Sieglinden herbei, sie flieht vor Wotan und bittet die Schwestern, sie und Sieglinden zu schützen; aber jene wagen nicht dem Zorne des Vaters zu trotzen. Brünnhilde rathet nun ihrem Schützling, in den Wald zu fliehen, wo Fafner in Lindwurmgestalt den Nibelungenschatz bewacht; dorthin scheut Wotan zu gehen; auch gibt sie ihr die Stücke des Schwertes, welches an des Gottes Speer zerschellt war; der Sohn, dem sie das Leben geben wird, soll einst die neu geschmiedete Waffe schwingen, der hehrste Held sein, und den Namen Sigfried tragen. Hier ertönt schon das Sigfriedmotiv, das in den spätern Theilen vorherrscht. Sieglinde entflieht, Brünnhilde erwartet, ängstlich zwischen den Schwestern verborgen, den herbeistürmenden Vater, furchtbar zürnt er, vergebens suchen die Walkyren ihn zu besänftigen.

Die ganze Scene, in welcher der Chor der acht weiblichen Stimmen und die Antwort Wotans abwechselnd ertönen, ist prachtvoll erfunden und ausgeführt. Brünnhilde tritt nun freiwillig vor und erwartet demüthig die Strafe. Wotan enthebt sie ihres Amtes als Walkyre, sie soll ein sterblich Weib werden und dem herrschenden Manne folgen, am Herde sitzen und spinnen; die bittenden Schwestern verjagt er mit furchtbarem Drohen und bleibt allein zurück mit der Verbannten. Der nun folgende Zweigesang entfaltet immer herrlichere Schönheiten. Die rührende Bitte Brünnhildens, daß sie nicht einem Manne gewöhnlichen Schlages folgen müsse, daß nur ein hehrster Held sie gewinnen dürfe; Wotans Widerstreben und endliche Gewährung, bei welcher das Sigfriedmotiv bedeutungsvoll ertönt; die ganz wundervolle Stelle, als er ihr die Augen küßt und sie in Schlaf senkt; seine Berufung des Feuers, das den Felsen umlodere, auf dem Brünnhilde nunmehr schlummernd ruht, bis der richtige Held sie erwecket; das gleichzeitige Zusammenwirken verschiedener Motive, unter deren Klängen Wotan von dem geliebtesten Kinde scheidet, Alles das ist Werk höchster Meisterschaft und wird bleiben.

H. Hirlich.

Allgemeine deutsche Biographie.

In die oft und von Vielen erhobene Klage über die Fülle encyklopädischer Werke, die der deutsche Buchhandel auf den Markt bringt, vermag Referent nicht einzustimmen. Denn nicht die Verflachung, sondern ein Vorzug, die Universalität des deutschen Geistes liegt dem Bestreben zu Grunde, diejenigen Wahrheiten, welche der Gelehrte mit angeborenem Talent und erworbener Beobachtungsgabe, mit genauer Kenntniß der Hülfsquellen und mit Anwendung aller Methoden der inductiven und deductiven Schlußfolgerung gefunden hat, zum Allgemeingut zu machen. Nicht aus Bequemlichkeit verzichtet der Bildungsbedürftige auf die Feinheiten der Untersuchung und begnügt sich mit den Resultaten, sondern weil die Summe der Thatsachen, welche eine Wissenschaft ausmachen, zu groß ist; nicht die Eitelkeit, sich mit fremden Federn zu schmücken, heißt ihn zu den Büchern über wissenschaftliche Materien, Kunst und Literatur greifen, sondern die Freude an Wissenschaften, Kunst und Literatur. Ich bin nicht blind für die Mängel dieses sich Unterrichtens aus Encyklopädien. Aber sie sind nicht beim Schüler, sondern im Führer zu suchen. Die Darstellung eines Gegenstandes für das „Publicum" braucht nicht erschöpfend, unter allen Umständen aber muß sie gründlich sein. Leider ist es Gründlichkeit, mit der es die Verfasser derartiger Compendien oft am wenigsten gründlich nehmen. So haben wir zahlreiche Conversationslexika, welche neben Artikeln von gediegenem Werth eine große Mehrheit von solchen bieten, welche an Genauigkeit der Daten Alles zu wünschen übrig lassen und sich auf Compilation aus älteren Handbüchern beschränken. Dadurch, daß der Eine immer wieder den Andern ausschreibt, ohne auf die wirklichen Quellen zurückzugreifen, pflanzen sich Irrthümer von Buch zu Buch, von Auflage zu Auflage fort. Davon wird sich Jeder überzeugt haben, der in irgend einem Gebiete selbst eingehendere Studien gemacht hat und nun eine Encyklopädie aufschlägt, — wie fehler- und lückenhaft findet er den einschlägigen Gegenstand behandelt! Dieser Vorwurf trifft vorzugsweise die biographischen Artikel, die weder für den Laien zur gesuchten allgemeineren Belehrung, noch für den Fachmann zu rascher Orientierung über einzelne Data, über Quellen- und Hülfsliteratur ꝛc. genügen können.

Deshalb stellte Altmeister Ranke bei Gründung der von König Maximilian II. von Baiern in's Leben gerufenen historischen Commission den Antrag, es möchte unter den Auspicien dieser gelehrten Gesellschaft ein Werk geschaffen werden, das kurze Biographien aller Männer und Frauen Deutschlands enthalte, welche auf irgend einem Gebiet menschlicher Thätigkeit ihren Namen in einem Grade zur Geltung brachten, daß ihr Andenken auch noch für die Nachwelt von Interesse ist. Nach Durchführung dringenderer Aufgaben trat denn auch die Commission im Jahre 1868 an die Realisirung des großartigen Unternehmens, das für Deutschland ungefähr das werden soll, was die Biographie universelle für Frankreich, die Biographie nationale für Belgien, Wurzbachs biographisches Lexikon für Oestreich ꝛc. sind, und legte die Redaction in die Hände des durch die Sammlung der historischen Volkslieder Deutschlands hochverdienten R. Freiherrn von Liliencron; später bei zunehmender Geschäftsbürde übernahm Professor Wegele in Würzburg für die rein geschichtlichen Artikel die Leitung.

In großartigem Maßstab wurde nun das Princip: Theilung der Arbeit! zur Anwendung gebracht. Das Unternehmen zählt nicht weniger als 400 Mitarbeiter, darunter die ersten Autoritäten in Kunst, Wissenschaft und Technik. Jeder Artikel rührt von einem Autor her, der sich im einschlägigen Gebiet als selbstständiger Forscher oder Praktiker bereits bewährte; die Biographie eines Augenarztes behandelt mithin der zur Beurtheilung seiner Verdienste, wie seiner Fehler befähigte Fachcollege, die eines Musikers der Musikkenner ꝛc., und eine der allgemeinen Geschichte angehörende Persönlichkeit zeichnet der mit dem einschlägigen Geschichtsabschnitt vertrauteste Historiker.

Die Schwierigkeit, eine so complicirte Maschine in Gang zu bringen, die Arbeit von 400 Gelehrten einheitlich zu organisiren und harmonisch in ihrer Entwickelung zu fördern, liegt auf der Hand. Auch hätte sie trotz der Versatilität der Redaction nicht überwunden werden können, ohne die Begeisterung, womit die gelehrte Welt das echt nationale Werk begrüßte, ohne den uneigennützigen Eifer, womit sie die Bausteine zu diesem Denkmal deutscher Ehre zusammentrug.

Nun liegen 3 Bände vor, die mehrere tausend Biographien von Aa bis Carlowitz umfassen; sie gestatten ein erschöpfendes Urtheil über Anlage und Werth des riesigen Unternehmens. Die Artikel sind freilich nach Umfang und Form sehr verschieden. Die Porträts der wichtigeren Persönlichkeiten sind mit fetteren Farben gemalt und mehr in den Vordergrund gerückt, so daß wir Zug für Zug unterscheiden können, während die vorübergehenden Gestalten nur in ihrem Umriß gefaßt sind. Aber selbst bei diesen in knapper Form gehaltenen Lebensbeschreibungen läßt sich zumeist eine Sicherheit und Bestimmtheit der Behandlung erkennen, wie sie eben nur vollkommene Beherrschung des Quellenmaterials zuläßt. Bei den ausgeführteren Artikeln ist auf Eleganz der Form ebenso das Augenmerk gerichtet, wie auf Gründlichkeit des Inhalts, manche entrollen uns — es sei nur auf Scherer's Artikel über mehrere Humanisten und Literaten hingewiesen — in engem Rahmen doch ein höchst charakteristisches Zeitgemälde. Jeder Artikel ist mit dem Namen des Verfassers

Digitized by Google

unterzeichnet, so daß dieser für seine Leistung unmittelbar verantwortlich in die Oeffentlichkeit tritt; dadurch wird der Ehrgeiz des Einzelnen ein für das Ganze nützlich mitwirkender Factor. Schmeichelei und Polemik sind gleichmäßig ausgeschlossen, es ist deshalb auch nur zu billigen, daß Biographien von Lebenden principiell ausgeschlossen sind. Diese nothwendig gebotene Objectivität verhindert aber nicht, daß ein gewisser besonnener Freisinn, der stets gründlicher und unbefangener Forschung Frucht ist, in allen Theilen sich geltend macht und dem ganzen Werk eine höhere ideale Einheit verleiht.

Bei Beginn eines Unternehmens, das voraussichtlich in's Große wächst, lag die Besorgniß vor allzu breiter Ausdehnung nahe, es wurden daher namentlich im ersten Bande einige Namen allzu spärlich bedacht, sogar bedeutende Historiker konnten nicht sogleich das richtige Verhältniß finden und beschränkten sich zu ängstlich auf das rein Thatsächliche. Dagegen haben insbesondere manche Philosophen und Theologen — nach meiner Ansicht — den Begriff des „allgemein Wissenswürdigen" hie und da etwas ausgedehnt erfaßt: der Artikel Baader beansprucht 13 Seiten, während Adam von Bremen sich mit einer begnügen muß. Nicht wenige Artikel sind aber in jeder Weise vollkommene und jedem Leser hohes Interesse bietende Essays, es sei nur auf den von Liliencron und Riehl gemeinsam bearbeiteten „Bach" hingewiesen.

Es wurde die Frage aufgeworfen, ob es nicht opportuner gewesen wäre, anstatt einfach die alphabetische Ordnung zu Grunde zu legen, eine Eintheilung nach den verschiedenen Zweigen menschlichen Wirkens vorzunehmen, aber ich glaube, daß die einfachste Ordnung in der That die beste, da bei jeder anderen Gruppirung Wiederholungen oder Lücken unvermeidlich gewesen wären.

Daß das Unternehmen einem wirklichen Bedürfniß entgegenkam, beweist nicht blos die allgemeine Anerkennung seitens aller öffentlichen Organe,, sondern auch die für Deutschland überraschend schnelle Verbreitung des Werkes: es sind, wie ich höre, bereits 2000 Exemplare abgesetzt. Und so ist dieser schönsten deutschen Ruhmeshalle nicht nur der Ausbau, sondern auch die Theilnahme des Publicums gesichert. Der Nation zum Gewinn, denn von allen Erziehungsmitteln das mächtigste ist das Beispiel.

München. **Karl Theodor Heigel.**

Notizen.

Vom Büchertisch.

Gelegentlich des Jubiläums des Generalintendanten von Hülsen ist ein „statistischer Rückblick auf die königlichen Theater von Berlin" während des fünfundzwanzigjährigen Zeitraumes, vom 1. Juni 1851 bis zum 31. Mai 1876, erschienen. Die Verfasser — die Herren v. Lavallade, A. E. Brachvogel und C. Hahn — haben dem „statistischen Rückblick" eine Einleitung vorangeschickt, in welcher die ziffermäßigen Ergebnisse recapitulirt und die Leistungen des Generalintendanten in warmer und verdienter Weise anerkannt werden. Es heißt in dieser Vorrede unter Anderem: „Nur der einen Reform, weil sie gleich wichtig für das Publicum, für die Dichtung wie die Darstellung geworden ist, erwähnen wir: der Einführung des Zwischenactsvorhanges! Der künstlerische Vortheil desselben für Dichter, Darsteller und das technische Bühnenpersonal liegt auf der Hand; für das Publicum besteht er aber darin, bei dem Scenenwechsel innerhalb des Actes der ernüchternden Anschauung enthoben zu sein, wie der Ortswechsel auf der Bühne selbst bewirkt wird."

Mit diesem Ausspruch bin ich ganz und gar nicht einverstanden, und es ist sehr zu bedauern, daß die drei Herren Verfasser es nicht einmal versucht haben nachzuweisen, worin der „künstlerische Vortheil" dieses Zwischenactsvorhanges besteht. „Er liegt auf der Hand", sagen sie. Mit demselben Rechte sage ich: „Das Unkünstlerische, die Dichtung Zerstörende, den Schlendrian Fördernde dieses Zwischenvorhanges liegt auf der Hand."

Schon die Zusammenstellung von Dichtern, Darstellern und dem technischen Bühnenpersonal ist bezeichnend; denn thatsächlich hat nur das technische Bühnenpersonal, haben nur die Coulissenschieber und Aufräumer einen Vortheil von diesem traurigen Dinge. Sie brauchen sich nicht zu beeilen; sie können hübsch gemüthlich, wie es ihnen paßt, die Möbel abräumen und neue auf die Bühne schleppen, dieweil der Zuschauer vor dem heruntergelassenen Vorhang sitzt und seinerseits die willkommene Veranlassung findet, sich mit dem Nachbar über den neuesten Gründerproceß, über das neueste Fallissement, über den neuesten Skandal zu unterhalten, sich gründlich zu zerstreuen und seine Aufmerksamkeit von der Bühne innerhalb des Actes selbst abzulenken. Der Zwischenact ist verderblich für die Wirkung der theatralischen Dichtung, denn er hebt den gewaltigen Unterschied zwischen der bloßen Verwandlung und dem Actschluß auf. Ob die Gardine, die heruntergelassen wird, grün oder weiß ist, das ist gleichgültig. Wird der Anblick der Bühne dem Auge des Zuschauers auf längere Zeit entzogen, so ist die Wirkung des Zwischenactes da; und wir sehen auf diese Weise jetzt Dramen nicht in fünf Acten, sondern in zehn, zwölf und mehr Acten. Der Zwischenactsvorhang ist verderblich für die Dichter selbst; namentlich für die jüngeren. Er reißt die Composition auseinander und enthebt den Dichter der Nothwendigkeit, innerhalb des Actes ein organisch geschlossenes Ganzes zu schaffen. Wenn der Dichter sich sagen darf: „da lassen wir die Gardine herunter", so kann er in jedem Augenblick, der ihm wünschenswerth erscheint, eine Verwandlung eintreten lassen; er braucht nicht darauf zu achten, daß die Bühne leer wird, er braucht nicht darauf zu achten, daß in der folgenden Scene die Leute aus den Coulissen auf die Bühne kommen; er kann eine Verwandlung mit einer Gruppe schließen lassen und über einer andern Gruppirung den Vorhang wieder aufgehen lassen; er kann mit einem Worte die Vortheile des Actschlusses und des Actanfanges bei jeder neuen Scene benutzen, wie er will. Durch diese ihm gewährte Freiheit wird die Strenge und Nothwendigkeit in der Eintheilung der Composition so gut wie aufgehoben; und man brauchte nicht lange nach Beispielen zu suchen, um zu dem traurigen Schlusse zu gelangen, daß diese Freiheit zur Zügellosigkeit führt.

Die Aufhebung dieser „Reform" und die Wiedereinführung der guten alten Sitte, die Verwandlung bei offener Scene vor sich gehen zu lassen und den Vorhang nur am Ende eines wirklichen Actes zu benutzen, die nebenbei bemerkt manchen Theaterabend um eine viertel oder halbe Stunde kürzen würde, könnte nur mit Freuden begrüßt werden. Weg damit!

Der „statistische Rückblick" selbst ist in Bezug auf die persönlichen Nachrichten vollständig. Wir lernen den Personalbestand bis zu den Theaterdienern kennen, beim Antritt des Generalintendanten und am Tage seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums. Wir erhalten ein genaues Verzeichniß aller Gäste, die in den 25 Jahren im Schauspiel, der Oper und dem Ballet aufgetreten sind, und werden von dem Personalwechsel durch ein Verzeichniß der ausgeschiedenen und neu engagirten Mitglieder unterrichtet. Das ist ohne Zweifel sehr interessant; aber dieser Ueberblick ist doch ziemlich mühelos aus den statistischen Tableaus, respective den Theateralmanachs zusammenzustellen. Ebenso das Verzeichniß der zum ersten Male aufgeführten Schauspiele, Opern und Ballets.

Größere Mühe würde es bereitet haben die Uebersichten, welche die Herren Verfasser nur in Betreff der classischen Werke aufzustellen für nothwendig erachtet haben, für sämmtliche auf den königlichen Bühnen aufgeführten dramatischen, musikalischen und choreographischen Werke zusammenzustellen. Daß dies unterblieben ist, ist eine sehr bedauerliche und starke Lücke. So interessant es sein mag zu erfahren, welche Werke von den Classikern zur Aufführung gekommen sind, und wieviel Vorstellungen ein jedes derselben erlebt hat, so lehrreich würde es sein, aus den statistischen Ergebnissen zu erfahren, welche nichtclassischen Werke sich der besondern Gunst des Publicums zu erfreuen gehabt haben. Ein solcher vollständiger Ueberblick würde der Broschüre wirklichen Werth gegeben haben; dann hätte man sie als einen Beitrag zur Theatergeschichte consultiren können, während sie sich jetzt nur darstellt als die einem verdienstvollen Theaterleiter dargebrachte Huldigung.

Außerdem dürfte vielleicht auch in Betreff derjenigen Dichter, die hier zu den Classikern gezählt werden, ein bescheidener Zweifel geltend gemacht werden können. Uhlands „Herzog Ernst von Schwaben" wird zum Beispiel zu den classischen Werken gerechnet. Ich weiß nicht, was

Digitized by Google

diesem mangelhaft ergötzlichen und sehr unwirksamen Drama des großen Lyrikers diese Ehre verschafft. Wenn man der verstorbenen Bühnendichter gedenkt, dann hätten doch viel eher als Uhland Anspruch auf eine solche Berücksichtigung Iffland, Kotzebue, Benedix und Charlotte Birch-Pfeiffer, oder wenn bei den eben Genannten die rein literarischen Qualitäten als nicht genügend geschätzt werden sollten, doch zum Mindesten Hebbel und Otto Ludwig.

* * *

R. L. Stab's „Touristenfahrten", die in Berlin in Denickes Verlag (Georg Reinke) erschienen sind, sind ganz dazu geeignet, dem unbegründeten Vorurtheil, dem die Berliner auf Reisen so oft ausgesetzt sind: daß sie furchtbar blasirt seien und über alles Nichtberlinische ihre schlechten Witze machen, wirksam entgegenzutreten. R. L. Stab, den Lesern des „Berliner Fremdenblattes" als Feuilletonist wohl bekannt, ist ein echter Berliner; seine Aufzeichnungen aber während der kurzen heiteren Ferientage, die er dem journalistischen Frohndienst mühsam abringt, sind frei von jener unerträglichen Unart des Besserwissens, Herumnörgelns und der gefühlslosen Spöttelei. Es liegt vielmehr in der Genußfähigkeit dieses fahrenden Journalisten, in seiner ungewöhnlichen Empfänglichkeit für Alles, was er außerhalb der Bannmeile seiner Vaterstadt erblickt, und in dem liebenswürdigen Bestreben, allem Neuen, das ihm begegnet, eine charakteristische und fesselnde Eigenschaft abzugewinnen, eine frische unverdorbene Naivetät, die sehr angenehm berührt. R. L. Stab ist der Typus des Vergnügungszüglers. Er reist lediglich, um sich zu amüsiren und um seinen Lesern nachher zu erzählen, daß er sich gut amüsirt hat. So hat er denn während des letzten Jahrzehntes — die ersten Aufzeichnungen stammen aus dem Jahre 1867, die letzten aus dem vergangenen — systematisch die bekanntesten und beliebtesten Punkte unseres Vaterlandes durchstreift — von Hamburg bis nach Wien, die falschen Schweizerländer in Miniaturausgabe: die märkische und die sächsische Schweiz, den Harz, Thüringen, die schlesischen Gebirge, den Rheingau und den Spreewald, die Weser und die Nordsee — kurz er ist überall gewesen, hat Alles mit offnen Augen gesehen und mit offnen Ohren gehört, und seine Eindrücke frisch, wie er sie empfangen, mit behender Hand niedergeschrieben, ohne lange zu prüfen oder zu wählen. Diese Reiseskizzen sind durchaus anspruchslos, sie wollen den Leser nichts Neues lehren, sie wollen ihm nur sagen: „so habe ich, ein fahrender Zeitungsschreiber, die Sachen gesehen, und vielleicht macht es Euch Vergnügen, meinem Geplauder zuzuhören. Kennt Ihr die Dinge nicht, von denen ich spreche, so wird's Euch vielleicht interessiren, darüber etwas von einem Menschen zu hören, der sich schmeicheln darf, einiges Talent zum Reisen zu besitzen; und kennt Ihr sie, so werden Euch die Erinnerungen, die ich wachrufe, Freude bereiten". Die Darstellung ist gewandt, ungekünstelt und lebendig; es ist nicht eintönige Schilderung und Beschreibung; durch den Dialog, den unser Vergnügungszügler häufig anwendet, durch Rede und Gegenrede kommt Bewegung und Lebendigkeit hinein. Es ist ein liebenswürdiges, muntres Buch.

In demselben Verlage ist eine Sammlung von beinahe ernsten und ganz lustigen Novelletten und Skizzen erschienen unter dem Titel: „Wenn Frauen lächeln." Der Verfasser derselben ist Richard Schmidt-Cabanis, dessen humoristische Schriften sich in jüngster Zeit zahlreiche Freunde erworben haben. Auch durch diese neueste Schrift geht ein erfrischender Zug gesunden Humors, und in literarischer Beziehung überragt dieselbe ihre Vorgänger. Das Buch ist mit großer Sorgfalt geschrieben, ohne daß dadurch die gute Laune der Erfindung und des Ausdruckes im Mindesten beeinträchtigt würde. Schmidt-Cabanis beherrscht die humoristische Form vollkommen, einige der kleinen Skizzen sind in dieser Beziehung geradezu Virtuosenstückchen. Wir brauchen nur auf die Wörtertreibjagd: „Herz und Hand", auf die „lückenhafte" Betrachtung „Vom ersten Zahn und noch einigen anderen Zähnen" und auf den „Reim- und Trinkspruch" zum Schluß hinzuweisen. Wer ein so ausgesprochenes Talent zum Wortwitz hat, wie unser Humorist, der thut wohl daran, es zu cultiviren, unbekümmert um die verächtliche Bezeichnung „Kalauer", mit denen die Witzlosen die guten Witze der Witzigen zu discreditiren suchen. Gibt doch auch Julius Stettenheim durch jede Nummer der „Wespen" den Beweis, daß man auf dem Gebiete des Wortwitzes ein Meister sein kann. Am Angenehmsten berührt bei der Lectüre dieser lustigen Seiten die Ungezwungenheit des Humors. Es herrscht in dem kleinen Buche, das nebenbei bemerkt, sehr hübsch ausgestattet und mit zum Theil vortrefflichen Holzschnitten geschmückt ist, eine fidele Stimmung, die fortzeugend Heiterkeit gebiert. Eine eingehendere Besprechung dieses Buches würde zwecklos sein, da sich dessen liebenswürdige Eigenschaften doch erst aus der Lectüre erkennen lassen. Dieser sei es denn auch zur Erfrischung und Belustigung in diesen heißen und traurigen Tagen empfohlen. F. L.

* * *

Von Lessings Werken liegt jetzt eine neue Gesammtausgabe vollendet vor, die aus dem Verlage von G. Grote hervorgegangen ist. Die Firma gehört in jeder Beziehung zu den strebsamsten, denn ihr ist es nicht nur darum zu thun, einen neuen Verlagsartikel auf den Markt zu werfen, um durch besondere Billigkeit die Concurrenten zu schlagen. Die vorliegende Ausgabe kann, was die Sichtung und Ordnung des Materials, die Erläuterungen und Nachweise betrifft, auf die rückhaltloseste Anerkennung der Fachmänner Anspruch erheben. Richard Gosche und Robert Boxberger haben sich in die Herausgabe getheilt. Es ist nicht möglich, in einer kurzen Anzeige auf alle Vorzüge und Bereicherungen den früheren Ausgaben gegenüber einzugehen und wir heben deshalb nur einiges Verdienstvolle hervor. Bekanntlich hat der Licenziat Wittenberg zuerst gegen Lessing wegen der Epigramme den Vorwurf des Plagiats erhoben. Haug wiederholte den Vorwurf im „Teutschen Mercur" 1793 und gab Cordus als Quelle der Lessing'schen Sinngedichte an. Boxberger, der diesen Theil bearbeitet hat, weist mit Fußnoten stets auf die von Haug und Anderen bezeichneten Quellen und vertheidigt den Dichter. Ich glaube, daß dies gar nicht nöthig ist, indem gerade auf diesem Gebiete sich dieselben Gedanken mit ähnlichen Pointen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert immer wiederholen und besonders Martial vielfach nachgeahmt worden ist. Nebenbei sei bemerkt, daß die Grote'sche Ausgabe 198 Epigramme enthält, also 32 mehr als die am meisten verbreitete Lessingedition (Göschen), außerdem noch 21 lateinische, die in derselben ganz fehlen.

Ebenso dankenswerth sind die Nachweise und Erläuterungen zu den Liedern, Fabeln, Dramen und die Auswahl aus den theologischen und literarischen Recensionen der „Vossischen Zeitung" (1751—55), in deren Art und Weise man bereits den Autor der Literaturbriefe erkennt.

Vortrefflich ist die Wahl der Briefe, unter denen die an Eschenburg, der die Collectaneen Lessings (Chr. Fr. Voß. Berlin 1790. 2 B.) herausgegeben hat, zum ersten Male vollständig erscheinen.

Eine nicht zu unterschätzende Beigabe sind die Illustrationen, und daß sie vortrefflich sind, dafür bürgt der Name des Verlegers. Watter, Wold. Friedrich, Lossow 2c. haben die Zeichnungen geliefert, die fast durchweg in vortrefflichen Schnitten wiedergegeben sind. Die ganze übrige Ausstattung ist des Dichters würdig. —x—

* * *

Setzerstrike und Setzmaschine.

Der Setzerstrike der Residenz ist als beendet zu betrachten. Es gelüstet uns nichts weniger, als auf die abgedroschenen socialdemokratischen Phrasen noch einmal zurück zu kommen und das propter hoc und post hoc zu entwickeln. Bedeutungsloser und — in des Wortes bösester Tragweite — „brodloser" ist selten ein Streit zu Grabe getragen — und so wird es jedem ergehen, dem es, wie diesem, so durchaus an socialer und sittlicher Berechtigung gebricht! Ein Gutes hat aber auch diese Incommodität gehabt. „Der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", kehrt der Verführte von seinem Wahn in des Schaffens ruhiges und solides Geleise zurück; mit bitterer Lehre vielleicht — vielleicht auch nicht gerade liebenswürdig an der Stätte der gewohnten Thätigkeit empfangen .... aber doch zu lohnender, redlicher Arbeit — fern von dem wüsten Treiben der Skandalisirenden!

Aber noch ein zweites „Gutes" ist mit Freude und Genugthuung zu verzeichnen. Die Technik wird gezwungen, auf Mittel zu sinnen, die Handarbeit zu vereinfachen, zu erbilligen, sie im Fall der Noth zu ersetzen, und Alle, die auf Guttenbergs Erfindung ihren Erwerb basiren, sind veranlaßt, Mittel zu finden, diesen sich so häufig wiederholenden Störungen ihres Gewerbes wirksam entgegenzutreten. Gerade die Natur der Tagespresse, die bis auf die Minute pünktlich zu erscheinen verpflichtet ist, gibt den Setzern eine leider nur zu scharfe Waffe gegen ihre Principale in die Hand, da schon die kürzeste Dienstverweigerung diesen enorme Einbußen verursacht und ein Abwarten bis zur Erschöpfung der Strikenden den Ruin des Zeitungsgewerbes zur Folge haben müßte.

Digitized by Google

Die Berathungen der so bedrängten Principale konnten sich demnach nicht nur auf Beseitigung des gegenwärtigen Strikes erstrecken, sie mußten vielmehr auch auf eine dauernde Abhülfe und Beseitigung ihrer gefährlichen Position gerichtet sein. Selbst jedem Laien muß es auffallen, daß, während die Handarbeit von der Mechanik in allen Gewerben abgelöst ist, und auch in der Druckerei die alten Schraubenhandpressen durch die sinnreichsten Dampfschnellpressen verdrängt sind, das Zusammensetzen der Druckschrift noch heute mit verschwindenden Ausnahmen durch die Hand vollzogen wird. Täglich werden auf dem Erdenrund Milliarden von Buchstaben durch eben so viel Griffe der Hand zusammengefügt, um an demselben Tage oder doch nicht viel später wiederum zerstreut zu werden. Es ist eine sehr mechanische Arbeit, dieses Setzen und Ablegen der Druckschrift nach einem vorliegenden Manuscript, und weil sie dieses ist, sollte man um so mehr den Wunsch hegen, die damit beschäftigten Menschen auf eine geringe Zahl reducirt zu sehen und sollte glauben, daß die technische Aufgabe, eine Maschine zu construiren, welche das Setzen ausführt, nicht so schwierig wäre!

Dem scheint jedoch nicht so zu sein, denn fast auf allen Weltausstellungen sind Setzmaschinen producirt worden, ohne daß eine im Stande gewesen ist, sich in der Praxis einzubürgern.

Diese Maschinen machten es sich zur Aufgabe, Typen aus einer Bleicomposition, die am Kopfende das Bild des Buchstaben tragen, und zwar ähnliche, wie sie gegenwärtig bei der Handsetzerei Verwendung finden, aneinander zu reihen, indem der sie dirigirende Arbeiter ein Tastwerk behandelt, bei welchem jede Taste dem hervorzubringenden Buchstaben entspricht.

Diese Anordnung zeigte sich jedoch nicht verwendbar, weil zunächst schon speciell geformte Typen nothwendig waren und weil die Typenreservoirs in der Maschine, wenn ihres Inhaltes entleert, durch zeitraubende Arbeit gefüllt werden mußten, mithin eine zeitweise Unterbrechung der Leistung eintrat, dann aber auch weil jede Maschine nur für eine Schriftsorte verwendbar war.

Diese Uebelstände sind bis heute noch nicht gehoben und nur bei wenigen sehr großen Zeitungsunternehmungen findet diese Maschine eine und zwar auch nur beschränkte Verwendung.

Es ist selbstverständlich, daß sich die Besprechungen der Berliner Druckereibesitzer auch in dieser Richtung ergingen und das Interesse für eine Erfindung auf diesem Gebiete wachriefen, an welcher der Berliner Ingenieur G. Hambruch schon seit zwei Jahren arbeitete! Die Hambruchsche Erfindung umfaßt eine Setzmaschine, die sich die Lösung der Aufgabe des Setzers in vollständig anderer Weise unterzieht, als die vorhin erwähnte Maschine.

Während jene aus Bleimasse gegossene Buchstaben aneinanderreiht und somit die Methode der Handarbeit beibehält, wird von dieser die Schrift in eine plastische Masse vertieft und vermittelst Schriftgutsabgüssen die Druckplatte hergestellt. Die Maschine ist so construirt, daß gleichzeitig die verschiedensten Schriftarten zur Verwendung kommen können und daß die Länge der zu setzenden Zeilen beliebig verändert werden kann. Es ist nicht zu leugnen, daß, wenn es gelingt, diese Methode einzuführen, große Vortheile gegenüber der bisherigen Handsetzerei errungen werden, denn

1. arbeitet die Maschine wesentlich schneller als ein gewöhnlicher Setzer, da sie in 10 Stunden mindestens 40,000 Zeichen zu machen im Stande ist, und das Ablegen der Schrift nicht nöthig macht.

2. Zu ihrer Handhabung gehört sehr wenig Uebung und genügen zur Erlernung derselben wenige Tage! Ein großer Vortheil gerade in Bezug auf die Strikeliebe der Setzer.

3. Das todte Anlagekapital, welches die beweglichen Typen in einer Druckerei absorbiren, wird wesentlich reducirt.

4. Die Abnutzung dieser beweglichen Typen fällt vollständig fort.

5. Der Raum zum Betrieb der Druckerei kann sehr viel kleiner sein, da die Maschine nur geringen Umfang hat (ungefähr die Größe einer Nähmaschine).

6. Es können von den gesetzten Schriftplatten mehrere Abgüsse gemacht und somit gleichzeitig mehrere Druckplatten hergestellt werden.

Dieses dürften die wesentlichsten Vortheile der neuen Maschine sein, von denen jeder groß genug ist, ihre Einführung rentabel zu machen, wenn sie im Uebrigen den Ansprüchen der Druckerei zu genügen im Stande ist.

Die Herstellung der Maschine hat die lange Zeit von zwei Jahren gebraucht, da eine große Zahl von Aufgaben in ihr zu lösen sind. Hierunter war nicht die kleinste Aufgabe die Beschaffung correcter Typenbilder, die erst nach vielen Versuchen in Stahl und Messing dadurch gelöst wurden, daß nunmehr dieselben Typen, welche bei der Handsetzerei verwendet werden, in der Maschine zur Anwendung gelangen und somit das ganze vorhandene Schriftmaterial benutzt werden kann. Hierbei sei noch erwähnt, daß die Maschine von jeder Schrift nur ein Alphabet erfordert, dessen Anschaffungskosten gar nicht in Betracht kommen. Die Maschine ist bis heute noch gar nicht an die Oeffentlichkeit gekommen, vielmehr nur einigen Sachverständigen vorgezeigt, doch beabsichtigt der Erfinder, dieselbe in kurzer Zeit der Praxis zur Prüfung zu übergeben*).

Endlich soll auch zu Professor Reuleaux herber Strafpredigt an die vaterländische Industrie und deren Schäden diese neue Setzmaschine eine kleine Parenthese bieten. Die Sentenz des Herrn Professors mag inhaltsvoll sein — an dem eigentlichen Centrumspunkt der Scheibe schießt sie arg vorbei. Wir wollen nicht untersuchen, ob das Quos ego! von Philadelphia her grade vom feinsten Takt dictirt ist, — jedenfalls ist der Vorwurf von „Byzantinismus und Chauvinismus“ etwas einseitige Katheder-weisheit! Wenn der Herr Akademiedirector und Hunderte seines Gleichen an bevorzugter Stelle des grünen Tisches ernst und überzeugungstreu dafür eintreten wollten, daß neue, gute, gediegene und gewissenhaft construirte Erfindungen des Deutschen frisch und poussirt in's wogende Getriebe eintreten dürften und nicht immer erst ein englisches oder americanisches Parfüm dazu gehörte, ihnen eine freie Gasse zu brechen, — dann würden sie Erfolgreicheres und Erquicklicheres leisten, als mit dem lauten Vorwurf von jenseits des Oceans. „Der Mangel an Fortschritt im rein Technischen“ mag zu beklagen sein, aber das Mißtrauen, das alle Kreise durchzittert, sobald eine einfache und solide Neuerung die Kühnheit hat, im heimischen Gewande prunklos hinzutreten und zu sagen: „ich bitte, behandelt mich mit gleicher Liebenswürdigkeit, mit gleichem Entgegenkommen, wie jene importirten Geistesblüthen“ .... dies Mißtrauen muß, als böser Krebsschaden, zuerst gebrochen werden. So mag man denn der neuen Setzmaschine auch nur Vertrauen entgegenbringen, das sie positiv verdient! Wünschen wir, daß diese Maschine zu denen gehöre, die jenes herbe Urtheil entkräften, — wünschen wir es grade aus dem Grunde, weil sie einem Gewerbe angehört, das vornehmlich im Dienste des Handels, der Industrie und Wissenschaft steht**).

Max Bauer.

* * *

Bibliographie.

Philosophie.

Theobald Ziegler, Lehrbuch der Logik. Mit 18 Holzschn. (Schaffhausen, C. Baader.)

J. H. v. Kirchmann, Die Bedeutung der Philosophie. Ein Vortrag. (Leipzig, Erich Koschny.)

F. Maier, Versuch einer monistischen Begründung der Sittlichkeitsidee. Ein Beitrag zum Culturkampf. (Stuttgart, Conrad Wittwer.)

Georg v. Gizicki, Philos. Consequenzen der Lamarck-Darwinschen Entwicklungstheorie. Ein Versuch. (Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter.)

Alfred Resch, Das Formalprincip des Protestantismus. (Berlin, Berggold.)

John Tyndall, Der Materialismus in England. Vortrag. Uebers. von Emil Lehmann. 2. Aufl. (Berlin, Jul. Springer.)

---

*) Aus den Angaben unsres Mitarbeiters läßt sich leider nicht erkennen, auf welche Weise der Erfinder der großen Schwierigkeit, die Correcturen schnell und mühelos herzustellen, Herr geworden ist.

**) In diesem Punkte stimmen wir mit Dr. Max Bauer nicht überein. Reuleaux allerdings unangenehme, aber leider sehr gerechtfertigte Polemik gegen deutschen Plunder und Schund auf der Philadelphiaer Blößstellung, halten wir für einen wahren Segen. Durch schmunzelndes Liebäugeln mit der „vaterländischen Industrie“ wird dem kläglichen Geklängel nicht abgeholfen werden, und es ist gut, daß ein Mann, auf dessen Worte man hört, den Muth gehabt hat, diese unpopulären Wahrheiten auszusprechen.

D. R.

Digitized by Google

A. Horwicz, Zur Naturgeschichte der Gefühle. XI. Ser. 249. Hft. der „Sammlung gemeinverst. Vorträge von Virchow u. Holtzendorff". (Berlin, Carl Habel.)

Vermischtes.

Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg, Theodor v. Schön. Bd. 3, II. Th. Inhalt: Selbstbiographie II. Briefe vom 8. Juni 1840 — 22. Juni 1842. (Berlin, Franz Duncker.)

Friedrich Ratzel, Städte und Culturbilder aus Nordamerika. 2 Bände. (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

M. v. Süßmilch, Oberstlieutenant z. D., Katechismus für den Einjährig-Freiwilligen. Mit 51 Abb. (Leipzig, J. J. Weber.)

Richard Roth, Friedrichsroda und seine Umgebung. Wegweiser und Gedenkbuch. Mit Vorwort und Gedicht von Ludwig Storch. (Ohrdruf, Stadermann jr.)

Daniel Sanders, Deutsche Sprachlehre für Volks- und Bürgerschulen. 1 Mk. (Berlin, G. Langenscheidt).

Karl Gustav Andresen, Ueber deutsche Volksetymologie. (Heilbronn, Gebr. Henninger.)

Carl Schrader, Zur Manchesterschule, Streiflichter auf die gegenwärtige Lage der deutschen Industrie. (Leipzig, Hartung & Sohn.)

C. Slevogt, Das Notenrecht der Reichsbank. Ein Beitrag zur Interpretation und Kritik der §§ 9 und 14 des Reichsbankgesetzes. (In demselben Verlag.)

Ein Fachmann, Die Verkehrsstraßen in Beziehungen zur Volkswirthschaft und Verwaltung. (Berlin, J. Klönne & G. Müller.)

M. Joël, Religiös-philosophische Zeitfragen. (Breslau, Schletters Buchhandlung.)

H. C. Carey, Briefe an die „Times". Uebersetzt von W. v. Kardorff-Wabnitz. (Berlin, Springer.)

Weltgeistlicher im Münsterlande, Staat oder Papst? Herausg. von A. Ruge. (Elberfeld, Ed. Loll.)

Hugo Magnus, Das Auge in seinen ästhetischen und culturgeschichtlichen Beziehungen. 5. Vorles. (Breslau, J. A. Kern.)

Thiels Landwirthschaftl. Lexicon. Hft. I. Aadl — Abtriebsfläche. Wird in ca. 60 Lief. à 1 ℳ bestehen. (Straßburg, Fr. Thiel.)

Pierer, Conversationslexikon. 6. Aufl. Bd. IV. 2. Hft. Bd. V. 1. 2. Heft. Von „Calvisiana aetio" — Decennium. (Leipzig, Spaarmann.)

Offene Briefe und Antworten.

In Sachen der „Agrarier".

Verehrte Redaction!

Gestatten Sie mir zu dem Aufsatze des Herrn Dr. Oppenheim folgende nur ergänzende, nicht polemische Bemerkungen. In einer geschichtlichen Darstellung des Verhältnisses der Landwirthschaft der hervorragenden Culturvölker zum Staate, würde es ein ganz eigenthümliches Capitel sein, das den Nachweis enthielte, wie sich neben dem politischen Gebiet, neben der Reorganisation des Heerwesens, der Verwaltung und Rechtspflege, die materiellen und wirthschaftlichen Fragen langsamer und gewissermaßen hinter jenen einherschleichend entwickelt haben. Sieht man heute in die politischen Blätter und in die land- und volkswirthschaftlichen Fachjournale, so möchte es scheinen, als ob wir einer früheren Stagnation jetzt im Sturmschritt nacheilten und lange Zeit Versäumtes endlich nachholen wollten. Aber es scheint auch nur so! Die berechtigten Streitpunkte in der Wirthschafts- und Finanzpolitik — die Frage, ob Schutzzoll, ob Freihandel — die Frage, ob Privat- oder Reichseisenbahn — die Frage nach zweckmäßigen und gerechten Reformen des Steuer- und Eisenbahntarifwesens und dergl. mehr, gehen in den gesetzgebenden Körperschaften nur langsam, zögernd und auf hindernißreichen Pfaden den allseitig angestrebten Wünschen entgegen, ja sie bilden leider die Ausgangspunkte neuer Parteigruppen! Es fragt sich hierbei, ob in solchen Parteigruppen ihre Erörterung zu einem gründlichen und nicht einseitigen Resultate führt? . . Die Triebkräfte des Parteiwesens, deren relative Berechtigung Niemand verkennen wird, bergen die Gefahr in ihrem Schoße, daß die idealeren Aufgaben des Staatslebens von dem Kampf materieller Interessen überflügelt werden. Und wenn in der neuesten Interessengruppe, die den Kampf auf dem parlamentarischen Schauplatz sucht, fast lediglich die Brennpunkte des gefährdeten materiellen Vortheiles betont werden, ohne Rücksicht — wie es wenigstens so heißt — auf die politischen Ansichten, so liegt schon in dem Grundgedanken einer solchen Verbindung ein Bedenken, und eine Gefahr für diese selbst und für die von ihr zu vertretenden Interessen!

Ob die Partei der Agrarier, oder — wie sie sich selbst nennen — der Steuer- und Wirthschaftsreformer, dem großen, zur Ausgleichung aller Sonderinteressen, berufenen Staatsgedanken die nöthige volkswirthschaftliche und politische Einsicht entgegenbringt, muß fraglich erscheinen. Der gute Wille, von einem politischen Parteistandpunkte absehen zu wollen, gehört meist in die Kategorie jener Vorsätze, mit denen bekanntlich die Hölle gepflastert ist.

Die Frage, ob das „Können" dem „Wollen" folgt — folgen kann —, ist ebenso zu bezweifeln, wenn man leidenschaftslos und von jeder vorgefaßten Meinung frei die Namen der Träger der heutigen Agrarierpartei durchliest. Im Auslande sowohl, wie in den reichsfreundlichen Richtungen des Inlandes, wirft man im Großen und Ganzen die Partei der Agrarier mit jener der Kreuzzeitung in ein und dieselbe Schale, und wenn die Wirthschaftsreformer — treu ihrem Programm — sich auch eine außerordentliche Selbstbeschränkung auferlegen wollten, so wird es doch für sie doppelt und dreifach schwer werden, der dominirenden Oberhand jener Partei, aus der sie sich doch meist recrutirt haben, sich zu entziehen. Hier herrscht eine Disciplin, die streng und orthodox waltet! Wollen sie aber als selbstständige Partei bei den Wahlen, und dabei Viele unter ihnen aus dem bisherigen politischen Schmollwinkel heraus auftreten, so werden sie (und die Beweise dafür sind schon geliefert) mit jenen anderen Gruppirungen, die sich im Lager der Schutzzöllner rüsten, die aus gewissen städtischen Kreisen hervorgehen und die communalen Rechte als Wahlparole ausgeben, endlich mit den Mächten des Centrums, die dem Staat gegenüber eine negirende Position einnehmen, in einen Kampf zu treten haben, dem sie durchaus nicht gewachsen sind. Daß ein wesentlicher Theil der bekannt gewordenen Namen jener extremen Richtung angehört, die gegen die verurtheilenden Worte des Reichskanzlers bezüglich der Haltung der Kreuzzeitung offen Front gemacht hat — ist wahrlich wenig geeignet, ihr im Kreise des mittleren und kleinen Grundbesitzes Sympathien zu erwerben!

Die Hoffnungen der Landwirthschaft, ihre berechtigten Ziele bald und im Interesse sämmtlicher Staatsbürger zu erreichen, scheinen uns durch die Art und Weise, wie die Herren der Agrarpartei sowohl in der Presse als in den öffentlichen Versammlungen aufzutreten pflegen, nicht gerade begünstigt zu werden. Nur wenn der intelligente, leidenschaftslose und bescheidene Theil des ältesten Standes und Gewerbes aller Staaten damit fortfährt, in Versammlungen, Vereinen und durch die Presse jene Kenntnisse zum Allgemeingut zu machen, die das Vertrauen in die eigene Kraft und damit das Vertrauen Anderer stärken, gewinnen und erhalten lassen, nur dann wird sich in Congressen, Wanderversammlungen und schließlich im Parlament eine Majorität finden, die der Entwickelung des angebahnten Fortschritts gedeihlichen Boden bereitet und Festigkeit gibt! Eine Partei, die nur dann und nur darum ihre sonstige Exclusivität aufgibt, weil ihr das Feuer ein wenig hart auf den eigenen Nägeln brennt, die ihre Geringschätzung, ja ihre offene Opposition gegen jeden freieren Athemzug in der Entwickelung unseres landwirthschaftlichen Lebens und Treibens nach Seite der staatlichen Berechtigung stets sonst so unumwunden betont hat, ist wenig zu einer Vertretung von Interessen berufen und angethan, die aus diesem freien und fördernden Athemzuge ihr Leben, ihr Gedeihen schöpfen sollen! **M. H.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

Ein Mann, der mehrere Jahre eine **große illustrirte Zeitung** selbstständig geleitet hat, wünscht in **Berlin** die Leitung oder Mitleitung einer größeren Zeitung zu übernehmen. Ist die gebotene Stellung angenehm, so wird ein größeres Gehalt nicht beansprucht. Adressen befördert sub **U. 1431** das **Central-Annoncen-Bureau, Mohrenstraße 45.**

Für Badereisende nach
HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag v. **Otto Meissner** in Hamburg:

HELGOLAND.
Nordseestudien
von **E. HALLIER.**
Preis 3 *M.*

Die
NORDFRIESISCHEN INSELN
vormals und jetzt.
Von **G. WEIGELT.**
2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 *M.*

Ein interessantes Buch.

Im Commissions-Verlage von **Fr. Foerster** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Christlich oder Päpstlich?
Historische Erzählung.
Von **Eduard Jost.**
Eleg. geh., 204 Seiten stark. Preis 1 *M.* 50 *Pf.*

Der Verfasser, durch zahlreiche Novellen und Erzählungen auch in weiteren Kreisen bekannt, hat in dem obigen Buche eine der interessantesten Episoden aus der Geschichte einer ehemaligen Reichsstadt, den **Abfall derselben von Rom,** novellistisch bearbeitet. Sämmtliche Figuren sind scharf gezeichnet. Von Seite zu Seite wächst die Spannung und höchst befriedigend ist die Lösung des geschürzten Knotens. Eine große Anzahl der bedeutendsten deutschen Journale, z. B. die „Augsb. Allg. Ztg.", die „Norddeutsche Allg. Ztg.", das „Frankfurter Journal (Didaskalia)", die „Neue Hannöv. Ztg." u. s. w. haben dem Buche sehr günstige Besprechungen gewidmet.

Die Philosophie des Unbewussten
vor
Gericht.
Verlag von **Leo Liepmannsohn** in **Berlin,**
Behrenstrasse 34.
Zu beziehen d. alle Buchhdlgn. Preis 50 *Sgr.*

Soeben erschien im Verlage von **J. Baermeister** in **Eisenach** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Simultanschule.
Ihr Wesen, ihre Aufgabe, ihre Bedeutung für die Kultur und ihre Organisation. Nebst ausführlichem Lehrplane und detaillirter Schulordnung für mehrklassige Simultanschulen. Gekrönte Preisschrift. Von Dr. **G. Fröhlich,** Kreisschulinsp. in St. Johann.
Preis: 1 *M.* 50 *Pf.*

Die enorme Bedeutung dieser Schrift, gleich werthvoll für Pädagogen, Schulbehörden und Gemeindevorstände, liegt in der vollen Beherrschung des schwierigen Stoffes, die dem Verfasser es ermöglichte, diese brennende Frage über eine bloße Besprechung empor zu heben und der Simultanschule, als vollberechtigtes Glied im Organismus der deutschen Schule, ihre Stellung fest und dauernd anzuweisen.

Gegen Einsendung des Betrages sendet die Verlagshandlung franco per Post.

Mendelssohn's Werke.
Erste kritisch durchgesehene Gesammtausgabe.

		Part. *M.* *Pf.*	Stimmen *M.* *Pf.*	Kl.-Ausz. *M.* *Pf.*
Op. 46.	**Psalm 95** für Chor, Solo und Orchester. (Ser. 14. A. Nr. 90.)	5.70.		3.—.
Op. 51.	**Psalm 114** für 8stimmigen Chor und Orchester. (Ser. 14. A. Nr. 91.)	4.20.	17.70.	2.40.
Op. 91.	**Psalm 98** für 8stimmigen Chor, Solo u. Orchester. (Ser. 14. A. Nr. 92.)	2.10.		1.20.
Geistliche Gesangwerke für Solostimmen, Chor und Orgel (oder Pfte.). Op. 23. 39. 112. 121. 3 geistliche Lieder, Hymne, Te Deum. (Ser. 14. B. Nr. 98/104.)		7.50.	9.60.	—.—.

Breitkopf & Härtel in **Leipzig.**

VERITAS.
(Leipzig.)

Auskunftsbüreau mit Rathertheilung in Fragen der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Gewerbe und des geselligen Verkehrs. Strengste Verschwiegenheit. Pünktliche Besorgung. Empfohlen von der „Illustrirten Zeitung." Jeder allgemeinen Frage ist 1 *M.*, Personalerkundigungen aber 2 *M.* nebst der Vergütung für das Porto beizulegen. Adresse: **Auskunftsbüreau Veritas in Leipzig.** Vorsteher: Dr. **O. Henne-am Rhyn.**

Soeben erschien bei **Duncker & Humblot** in **Leipzig:**

Allgemeine Deutsche
BIOGRAPHIE.
Herausgegeben von
R. Freiherrn **von Liliencron** und Professor **F. X. Wegele.**

Das Werk erscheint in Lieferungen von je 10 Bogen; der Preis einer Lieferung beträgt 2 *M.* 40 *Sgr.*; fünf Lieferungen bilden einen Band. Bis jetzt erschienen Band 1 (van der Aa — Baldamus) und Band 2 (Balde — Bode). Der 3. Band wird Anfang April ausgegeben.

Die **Allgemeine Deutsche Biographie** gewährt ausführliche und zuverlässige Kunde über alle verstorbenen Deutschen, sofern sie in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst, in Handel und Gewerbe — kurz auf irgend einem Zweige öffentlichen Lebens Hervorragendes geleistet haben.

Sie wird in 20 Bänden circa 30,000 Artikel enthalten, bearbeitet von mehr als 400 Männern, deren Namen auf dem Umschlag der ersten Lieferung abgedruckt sind.

Diese Lebensgeschichte der Nation in ihren grössten Söhnen wurde auf Anregung Leopold von Ranke's und Ignaz von Döllinger's von der Historischen Commission in München in's Leben gerufen.

Die erste Lieferung sowie ausführliche Prospecte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Schandau an der Elbe.

Der am schönsten Punkt der **sächsischen Schweiz** gelegene Ort bietet zu den **lohnendsten Partien** die bequemste Gelegenheit, ist zur **längeren Sommerfrische** vorzüglich geeignet und vereinigt mit allen anderen Vorzügen den der **bequemsten Postverbindung mit Wien sowohl wie Berlin.**

Von Berlin in 4 Stunden zu erreichen.

Sendig's Hotel und Pension
„Villa Königin Carola",

nebst den Dependenzen „Villa Rosa" und „Villa Bellevue" **liegen am schönsten Punkt von Schandau, gegenüber der Station Krippen, mit Aussicht auf die Elbe, den Winterberg und Lilienstein.**

Das von schönsten Gärten umgebene Hotel ist ganz neu eingerichtet, mit allem Comfort eines Hotels ersten Ranges, Reitpferde, Equipagen und Bäder im Hause. Bei längerem Aufenthalte **Pension** nach Schweizer Art.

Rudolf Sendig.

Im Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte
der
Deutschen Frauenwelt.
In drei Büchern nach den Quellen.
Von
Johannes Scherr.
Dritte, durchgesehene Auflage.
1873. 2 Bde. Preis brosch. 9 *M.*
Geb. 10 *M.* 50 *Pf.*

F. Lanzke & Co.,
S.O. Berlin, 3. Schmidtstraße.
Fabrik von
Holz-Jalousien,
dauerhaft und elegant, bester Schutz gegen Sonne und Wetter.

Durch Dampfeinrichtung und Anschaffung neuer, eigens für unsere Zwecke construirter Maschinen sind wir in den Stand gesetzt, nicht blos jeden Auftrag schnellstens auszuführen, sondern auch die Preise billig zu stellen.

Preiscourante mit genauer Beschreibung, auch **Kostenanschläge** gratis.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Paul Neff in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Hiltke** in **Berlin.** Druck von **F. L. Herbig** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 29. Juli 1876. Band X.

AP
30
.G295
v.10
no 31

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Börsensteuer vor dem Richterstuhl der Wissenschaft. Von Jos. Landgraf. — Die Selbsthülfe San Franciscos gegenüber seinen chinesischen Arbeitern. Von Theodor Kirchhoff. — **Literatur und Kunst:** Ein Kampf um Rom. Von Carl Schulz. — Sommerliche Briefe. Von Paul Lindau. — Die österreichisch-ungarische Polarexpedition von 1872 — 74. Von Jul. Payer. Besprochen von M. Lindeman. — Notizen. — Inserate.

Die Börsensteuer vor dem Richterstuhl der Wissenschaft.*)

Von **Jos. Landgraf.**

„Selten habe ich es erlebt," spöttelte bekanntlich jüngster Tage Bamberger im Reichstage, „daß mehr vierundzwanzigpfündige Kanonen aufgefahren worden sind, um einen armen Sperling todt zu schießen." Wer die stenographischen Verhandlungen der zehnten Sitzung der laufenden Session in die Hand nimmt und vielleicht neben sich zufällig den neuen Reichshaushaltsetat mit seinem Gesammterforderniß von 481,6 Millionen M. und auf der andern Seite die Börsensteuereinnahmequelle, auf 6 Millionen Mark Ergiebigkeit geschätzt, liegen hat, dem können wir es nicht verübeln, wenn er obiges Jagdstück auf den magern Börsensteuersperling gemünzt erachten sollte.

Doch ist es, wie schon der Titel dieser Skizze sagt, unsere Absicht nicht, unserm Reichssteuerquellenfinder auf diesem Pfade weiter zu folgen; wir bezwecken vielmehr hier kürzestens darüber Rechenschaft zu stellen, was speciell die Träger der Wissenschaft über diese Steuernovität denken und schreiben. Ist und kann die desfallsige Ausbeute auch keine besonders reiche sein, so ist sie doch deshalb keine irgendwie zu unterschätzende.

Wir begegnen dieser neuen Steuer erstmals in dem Artikel „Das Reichsfinanzwesen" im III. Jahrgang für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege von v. Holtzendorff. Es kann nicht überraschen, daß Prof. Adolf Wagner in der Börsensteuer „einen mitwirkenden Factor zur Zügelung des Börsenspiels und der maßlosen Speculation" sieht; es sei dieses, meint unser Referent über das Reichsfinanzwesen, „ein ähnlicher Gesichtspunkt, wie er auch sonst schon in der Steuergesetzgebung anerkannt sei, z. B. in hohen, absichtlich den Consum beschränkenden Branntweinsteuern (Rußland, England)". „Sie ist," fährt er an andrer Stelle fort, „mit Recht sehr populär, wie bei den unter vielen indirecten Steuern umgekehrt progressiv belasteten untern Classen, so auch bei allen unparteiischen (!) Leuten, welche die heutige — es ist freilich 1873 geschrieben — Börsenwirthschaft und das Effectengeschäft nicht als höchsten Glanzpunkt moderner Volkswirthschaft panegyrisch verherrlichen, noch sich über die Natur und die volkswirthschaftlich nützlichen Folgen der Börsenspeculation Illusionen hingeben, wie sie bei der deutschen Freihandelspartei noch immer nicht ganz verschwunden sind." Es ist nun gerade von höchstem Interesse, Wagner in der Verfolgung des hier angedeuteten „socialpolitischen" Momentes einer Börsensteuer weiter zu begleiten, wozu seine neulich erschienene Ausgabe des Rau'schen Lehrbuchs der Nationalökonomie, Bd. I. (Leipzig u. Heidelberg, 1876) ausreichendes Material entgegenbringt.

Wagner hat sich nun zweifellos ein bleibendes Verdienst um die Wissenschaft und um die tiefere Erkenntniß und Betrachtung von tausenden von wirthschaftlichen Vorgängen erworben, daß er in dem gedachten Werke der von Außen, durch äußere Acte hervorgerufenen Aenderungen des Güterkreises einer Wirthschaft durch Ein- und Ausgänge, durch Substanzwechsel und durch Ein- und Ausgaben die bisher weniger beachtete innere, ohne menschliches Zuthun erfolgende Veränderung auf dem Wege des Werthwechsels gegenüberstellt und methodisch ausbaut. Er denkt dabei einmal an die natürliche Veränderung der Qualität der Güter selbst (z. B. besser Werden des Weins, der Cigarren durch Lagerung in gewisser Zeit) —, sodann an die Aenderung der menschlichen Kenntnisse über die Eigenschaften der Güter, die, wie die Trichine beweist, auch eine Werthsminderung involviren kann — endlich an die Veränderung, welche die ewige Oscillation von Angebot und Nachfrage auf die künftige Güterproduction nicht nur, sondern insbesondere auch auf die bereits producirten Güter, wie sie in den einzelnen Wirthschaften sich vorfinden, übt, die Conjunctur. Man kann Wagner nun gewiß beitreten, wenn er eingehendst betont, daß das volkswirthschaftlich Mißliche an der Conjunctur die Beobachtung ist, daß sie äußerst launisch ist, heute diesem ein bedeutendes Plus, morgen Jenem ein vielleicht noch größeres Minus an dem Gebrauchs- und in regelmäßiger Folge an dem Tauschwerth bescheert, ohne daß in bestimmt abgegrenzten Zeitabschnitten von einer Ausgleichung ernstlich die Rede sein könne; es ist ebenso zuzugeben, daß keineswegs in den meisten Fällen derartige Conjuncturalgewinne

*) Dieser bereits vor einiger Zeit geschriebene Artikel mußte wegen Mangel an Raum wieder zurückgelegt werden. Die eben erschienene Broschüre (man sagt von Dr. Wehrenpfennig): „Die Agrarier, was sie versprechen und was sie sind", hat aber neuerdings gezeigt, wie ängstlich man in den liberalen Kreisen an der Börsensteuer hängt: „Gegen die sogen. Börsensteuer ist principiell kein Liberaler." Nun fragt es sich freilich, ob diese Börsensteuer sich mit dem zweiten Satze in Einklang bringen lasse: „Die nationalliberale Partei am Wenigsten bestreitet den Satz, daß die Steuern gerecht und gleichmäßig auf alle Werthe gelegt werden sollen." Es liegen viele Jahresberichte deutscher Handelskammern vor, die durchaus vom liberalsten wirthschaftspolitischen Geiste getragen sind, ohne jenes „principielle" Einverständniß anders aufzufassen, als ich: eine Börsensteuer, die wirklich die Gründer und Börsenspeculanten trifft, für sie trete ich ein. Daß das aber schwerlich mit der sogen. Börsensteuer erreichbar sei, das zu beweisen können die obigen Ausführungen auch heute noch vielleicht beanspruchen. D. V.

Digitized by Google

auf besondere Intelligenz und Arbeit zurückzuführen seien. „Das offene Anerkenntniß," meint er dann u. E. sehr richtig, „daß in der Volkswirthschaft zahlreiche persönlich ökonomisch unverdiente, bez. unverschuldete Gewinne und Verluste oder Vermehrungen und Verminderungen des Vermögens einer Person unter dem Einflusse der Conjunctur vorkommen, schließt keineswegs nothwendig die Forderung in sich, daß dieses Verhältniß unbedingt zu beseitigen sei. Denn dies setzt die klar constatirte Möglichkeit einer solchen Beseitigung voraus." Aber — und hier unterliegt offenbar der zwischen Ursache und Wirkung so klar sehende Volkswirth dem unwiderstehlichen Reize der Volkswirthschafts-Politik — ohne auch nur eine Correctur sollte man an einer solchen socialen Wunde vorübergehen? Wagner ist ja nicht blos Volks-, er ist auch Staatswirth, das Steuerrecht soll die Wunde heilen, die von L. Stein erfundene Verkehrssteuer soll das rettende Beschneidungswerkzeug für unverschuldete Conjuncturengewinne sein. Wer aber, fragt da gewiß mit vollem Recht jeder unbefangene Zuschauer dieses volkswirthschaftlich-chirurgischen Dramas, welches äquivalente Instrument äquiparirt die ebenso unverschuldeten Verluste auf der andern Seite; wo ist hier die sociale Gerechtigkeit?

Wer garantirt uns aber auch überhaupt dafür, daß die hier vor Allem gemeinte Börsensteuer wirklich nur jene zufälligen Gewinne treffe. „Steuertechnisch bieten sich," gesteht Wagner selbst zu, „für eine solche Reform der Verkehrssteuern freilich erhebliche, m. E. aber nicht unüberwindliche Schwierigkeiten." Es ist zu bedauern, daß der Verfasser zu diesem Zwecke auf seine Nachweise hierzu in dem II. Bande seiner Finanzwissenschaft verweist, den er selbst nicht vor dem Jahre 1877 in Aussicht stellt, d. h. zu einer Zeit, wo die Börsensteuerfrage entweder längst eingeführt oder hoffentlich für immer begraben sein wird.

Doch nein, Wagner hat uns auf eine Monographie über die Börsensteuer verwiesen, die Dr. Robert Friedberg (Berlin 1875, Puttkammer & Mühlbrecht), wenn wir recht berichtet, ein Schüler von ihm und junger Privatdocent in Berlin, neulich herausgegeben hat. Wohlthuend berührt uns vor Allem in dieser kleinen Schrift die Unterdrückung jedes socialpolitischen Anklanges, und wo, wie am Schlusse, eine leise Bemerkung auftritt, verclausulirt sie sich in ein vorwiegend moralisches Präventiv: es ist durchaus der Staats- und Volkswirth, der an sein Object herantritt. Die Steuerquelle, welche die Mittel zur Bestreitung des Staatshaushalts liefern soll, ist ihm, gewiß mit Recht, „der Reinertrag der volkswirthschaftlichen Production, welcher sich auflöst in die besonderen Einkommen der einzelnen Staatsbürger." Die Betrachtung der heutigen Steuersysteme der einzelnen Länder zeigen ihm, daß sie das Einkommen nicht im Ganzen, sondern in einzelnen Theilen zu erfassen suchen, und zwar entweder dann, wenn es als Consumtion aus dem Vermögen des Einzelnen heraustritt, oder dann, wenn es als Ertrag einer productiven Thätigkeit in dasselbe hineinfließt, d. h. als Ertrag von Grund und Boden (Grundrente), der Arbeit (Arbeitslohn), des an Andere überlassenen Capitals (Capitalrente), der Verbindung von Arbeit und Capital (des Unternehmergewinnes). Wie aber bei denjenigen einzelnen Erträgen, die unter keine der letzteren Kategorien zählen? Hier tritt ihm die Verkehrssteuer in ihr Recht. Dazu zählen I) Erwerbsgeschäfte unter lucrativem Titel (Leistung ohne Gegenleistung: Schenkung, Erbschaft) — wir brauchen nicht zu erinnern, daß an diesen beiden Verkehrsacten die legislative Correctur schon überall angesetzt hat; — II) außergewöhnliche Erwerbsgeschäfte unter onerosem Titel (Leistung gegen Gegenleistung) und zwar a) außergewöhnlich durch das Subject: Wenn Jemand einen einzelnen Erwerb macht, der überhaupt kein Gewerbe betreibt, oder ein anderes, als das, dem dieser Erwerb angehört. b) Außergewöhnlich durch das Object: Uebertragung von Gütern, die ihrer Natur nach nicht Gegenstand eines regelmäßigen Gewerbebetriebs sein können, und zwar erstlich Uebertragung der Güter selbst, zweitens Uebertragung einzelner ideeller Theile derselben. III) Wertherwerb durch Inumlaufsetzen einer noch erst zu erfüllenden Obligation. Von diesem Standpunkte aus kommt unser Autor interessanter Weise zunächst zu der, wie er sich höchst vorsichtig ausdrückt, nicht völligen Unanfechtbarkeit der Wechselstempelsteuer: „Denn einmal kann man wohl bei unsern entwickelten Creditverhältnissen kaum sagen, daß das Inumlaufsetzen eines Wechsels ein außergewöhnliches, zufälliges Erwerbsgeschäft wäre, zweitens haben viele Wechsel, namentlich die kurzen, gar nicht den Zweck des Creditgebens oder -nehmens, sondern dienen nur zur bequemern Regulirung der kaufmännischen Zahlungen. Daß auch der Handel mit Wechseln von jeder Verkehrssteuer befreit bleiben muß, versteht sich nach unserer Auffassung von selbst, da er für den kaufmännischen Verkehr nothwendig ist und sein Ertrag bereits der Gewerbesteuer der Bankgeschäfte unterliegt."

Aber auch der Börsensteuerentwurf — es lag ihm nur der von 1873 vor, wir werden hier die neueste Vorlage natürlich substituiren — konnte seine Beurtheilung nicht sehr günstig ausfallen machen. „Um es kurz zu sagen," meint er, „stehe der Entwurf nicht auf dem wissenschaftlichen Standpunkt der Verkehrssteuern, sondern auf dem des alten fiscalischen Stempels." So geht ihm die Besteuerung der Schlußscheine nicht weit genug: es kämen bei dem regelmäßigen Effectengeschäft täglich Nebenspesen vor, die nach Procenten vom Umsatz berechnet werden, wie die Courtage des Maklers, die Provision des Banquiers, „warum sollten sie die Börsengeschäfte mehr erschweren, als die eben genannten Unkosten?" Man fragt sich da freilich, wo ist die Grenze, besonders wenn man Effecten- und reine Speculationsgeschäfte um der Speculation willen in Vergleich zieht; bei den letzteren bilden die Börsensteuern und die Nebenspesen in der Regel nur einen winzigen Procenttheil des erhofften Gewinnes des auf's Spiel gesetzten Verlustes und doch scheert sie der Steuerpercipient beide über den gleichen Kamm! — „Wenn der Entwurf," fährt dann Friedberg fort, „nicht nur die Schlußnoten des Effectenhandels, sondern auch die des Waarenhandels besteuert, so liegt darin eine Verkennung des tiefgreifenden Unterschiedes beider. Im Handel mit Waaren macht nur der Producent und der Zwischenhändler ein wirkliches Geschäft, nicht der letzte Abnehmer, der Consument. Das Effect wird überhaupt nicht consumirt, es ist ein Theil fixen Capitals, in dessen Uebertragung ein Erwerbsgeschäft liegt, das man eben deswegen mit Recht besteuert, während eine nochmalige Besteuerung eines Waarengeschäfts neben dem schon von der Gewerbesteuer erfaßten Gesammtertrage des ganzen Unternehmens eine nicht zu rechtfertigende Doppelbesteuerung enthält. Auch die Besteuerung der Lombarddarlehen verwirft er dann, insoweit nicht der Lombardschein von seinem Inhaber schon vor dem Termine seiner Fälligkeit zum Zwecke einer Zahlung cedirt wird, da nur in diesem Falle ein Werthgewinn entsteht. In dem Lombardiren selbst liegt für den Darlehensempfänger sicher sonst kein Gewinn, während der Ertrag, den es dem Darleiher abwirft, schon in der Gewerbesteuer der Bankgeschäfte getroffen ist." Daß die Emissionssteuer für Friedberg berechtigt ist, brauchen wir nicht mehr beizufügen. Ist es aber hier anders, zahlen die Emissionsbanken, die Creditinstitute nicht auch ihre Gewerbesteuer?

Ziehen wir die Conclusion aus der versuchten Darstellung, so ist die Börsensteuer für Wagner ein socialpolitischer Missionär gegen zufällige Gewinne, neben welchen wir die justitia distributiva für die Conjuncturalverluste schwer vermissen — für Friedberg eine im Ganzen noch unergiebigere Steuerquelle, als das Reich wünscht, wenn sie den Anforderungen der Wissenschaft, d. h. also den Grundsätzen inducirt aus den Lehren langer historischer Erfahrung gerecht werden will, eine Steuer, die noch überall mit der Gewerbesteuer in's engste Gedränge kommt. Wie sehr übrigens Friedberg dem Erfolge dieser Steuer mißtraut — „complicirte Strafbestimmungen haben meistens den Erfolg, daß einige Uebertreter hart be-

Digitized by Google

straft werden, während die große Mehrzahl derselben gar nicht zur Cognition der Behörden gelangt" —, beweist das von ihm vorgeschlagene Radicalmittel der Obligatorität der Anwendung von Schlußscheinen und der Beweislosigkeit ungestempelter Documente. Dazu kommt noch die weitere Klage: „Leider fehlt bis jetzt eine jede Durchführung dieser (oben vorgetragenen) Principien in der Praxis, da keine einzige Gesetzgebung eine rationelle Börsensteuer aufweist. Wo überhaupt eine Besteuerung des Effectenhandels besteht, erhebt sie sich nirgends über das Niveau eines fixen Stempels auf Schlußnoten, wie z. B. in England, wo sie zu den Pennysteuern gehört." Die Nutzanwendung aus dem Allen möge sich Jeder selbst machen!

Die Selbsthülfe San Franciscos gegenüber seinen chinesischen Arbeitern.

Von Theodor Kirchhoff.

In einem früheren Artikel haben wir die Gründe der Antichinesenbewegung in Californien klargelegt. Wir bringen hier nachträglich Einiges über die Culmination dieser Bewegung, über die großartige Demonstration der Stadt San Francisco. Vor Allem anzuerkennen ist hier die Ruhe der Volksmassen in der Krisis selbst. Eine Demonstration wie die hiesige würde in einer Stadt des Ostens ohne Zweifel Massenmord und Aufruhr im Gefolge gehabt haben. Man denke sich 50,000 Chinesen nach dem frommen Boston versetzt, wo dieselben alle Frauen und Knaben, die jetzt dort in Fabriken beschäftigt sind, brotlos machten; wo die weißen Tagelöhner fortan nach Arbeit betteln gehen müßten u. s. w. — man würde die Zopfträger dort gewiß längst zur Stadt hinausgejagt haben, — oder todtschlagen! — Nichts spricht mehr für die enormen natürlichen Hülfsquellen Californiens als die Thatsache, daß die Concurrenz von fast 200,000 chinesischen Arbeitern — alle im besten Mannesalter! — die einheimische Arbeiterbevölkerung dieses Landes, das unter kaum einer Million Einwohnern (Nevada und Oregon mitgerechnet) nicht viel mehr arbeitsfähige Männer als die Zahl der hier wohnenden Asiaten aufzuweisen vermag, nicht längst ganz ruinirt und an den Bettelstab gebracht hat. In den östlichen oder in europäischen Fabrikdistricten hätte man unter ähnlichen Verhältnissen längst die rothe Internationale und das Petroleum als Radicalcur angewendet! In San Francisco kamen während der ganzen Zeit der gegenwärtigen Antichinesenaufregung durchaus keine Excesse vor. Alle Tageszeitungen waren einmüthig im ernsten Abrathen jedweder Gewaltmaßregeln. Man beschloß, sich an den Congreß zu wenden und dort eine Aenderung des Burlingamevertrags in einen bloßen Handelsvertrag, oder eine anderweitige Abhülfe gegen die chinesische Masseneinwanderung zu verlangen, und zwar auf eine Weise, die den Ernst der Sachlage nicht mißverstehen ließ.

Die Antichinesenbewegung gipfelte in einer Massenversammlung, bei welcher sämmtliche städtische Behörden San Franciscos zugegen waren und der Gouverneur des Staates Californien präsidirte; gewiß die imposanteste Volksdemonstration, welche je hier stattgefunden hat! — Die Chinesen waren, wie sich denken läßt, in furchtbarer Aufregung und Angst; aber Niemand belästigte sie in ihrem Viertel, wo an jenem Abende die Ruhe des Todes herrschte. Nur wenige wagen es seitdem, sich außerhalb ihres Quartiers in der Stadt zu zeigen, — eine müßige Vorsicht, da ihnen Niemand ein Haar krümmen würde! — Die sechs Compagnien erließen ein Manifest an das americanische Volk, pochten auf den Burlingamevertrag und stellten an die hiesigen Stadtbehörden die originelle Anfrage, was ihnen das Recht gebe, so feindlich gegen ihre ehrenwerthen Corporationen aufzutreten? Sie beschuldigten zugleich auf heimtückische Weise die Deutschen und die Irländer, die Urheber der Antichinesenbewegung zu sein, ein wohlgeplanter Schachzug, der jedoch als offenbare Lüge bei den Americanern alle Wirkung verfehlte. In demselben Schriftstück erklärten jene Biedermänner, daß die Chineseneinwanderung nach Californien eine freie sei, daß sie, die sechs Compagnien, von jeher versucht hätten, dieselbe auf alle nur mögliche Weise zurückzuhalten, daß sie hier nur die Stellung barmherziger Samariter einnehmen, um ihren armen Landsleuten, die gegen ihren Rath dennoch hierher kämen, zu helfen; und am selbigen Tage sandten sie eine Depesche nach Hongkong, worin sie die Chinesenauswanderung nach San Francisco, als zu gefährlich, bis auf Weiteres verboten. Dieses Telegramm allein — vor drei Jahren erließen die Compagnien auch ein solches Manifest an ihre Landsleute in China — würde beweisen, daß wir es hier mit einer Kulieinwanderung zu thun haben!

Bis die Entscheidung vom Congreß, — wohin eine Deputation der besten hiesigen Bürger, unterstützt von den Antichinesenbeschlüssen der letzten Massenversammlung und ähnlichen Kundgebungen aus jeder Stadt an dieser Küste, mit einer knapp formulirten Auseinandersetzung der Uebel der Chineseneinwanderung im Namen der gesammten weißen Bevölkerung dieses Landes gegangen ist, — erhalten werden kann, werden sich die städtischen Behörden San Franciscos auf die Ausübung ihrer unbestreitbaren Rechte beschränken. Welcher Art die vom Congreß der Vereinigten Staaten zu gewährende Abhülfe sein wird, läßt sich schwer voraussagen. Das Chinesenproblem hat mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, deren Lösung unseren Solons in Washington noch genug Kopfschmerzen verursachen mag! Vorläufig ist dort bereits der Antrag gestellt worden, den Burlingamevertrag zu kündigen, welcher Vorschlag beifällig aufgenommen worden ist; — man wartet jetzt in der Bundeshauptstadt auf die Ankunft der San Francisco-Delegationen, um sich über diese heiklige Frage näher zu informiren. — Die Einwanderung nach America, das allen Nationen der Welt offen steht, einem bestimmten Volke allein zu verbieten, ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Eine hohe Kopfsteuer, wodurch sich unsere australischen Freunde, denen die Chinesenwirthschaft in ihrem Lande ebenfalls zu arg wurde, die Zopfträger jetzt vom Leibe halten (wie ich glaube, beträgt die Steuer 10 Pfund Sterling pro Kopf), läßt sich in America nicht gut anwenden, weil hier nach der Constitution keine Ausnahmsgesetze Gültigkeit haben; man wäre gezwungen, eine solche Kopfsteuer gleichmäßig von allen Einwanderern, einerlei ob Europäern oder Asiaten, zu erheben, was ganz unpraktisch ist. Die Umänderung des Bulingamevertrags in einen bloßen Handelsvertrag würde die Einwanderung aus China auch nicht radical verhindern. Beschränkung der Zahl von Passagieren auf einem Auswanderungsschiffe, ein mit äußerster Strenge gegen Kulicontracte erlassenes Gesetz, verschärftes Verbot der Importation von Paupers, Verbrechern und Prostituirten, ein Druck auf die Regierung in Peking, um diese zu bestimmen, die Auswanderung nach Californien zu beschränken, erhöhte Machtbefugniß der americanischen Consuln in chinesischen Häfen, unnachsichtliche Strenge gegen die sechs Compagnien in San Francisco u. s. w. brächten mehr oder minder Abhülfe.

Aber den Californiern selbst liegt die Hauptpflicht ob, durch Bevorzugung der freien weißen vor der Chinesenarbeit dieser ihr Feld zum Erwerb nach und nach zu beschränken und durch strenge Ausführung der Municipalgesetze den Asiaten und namentlich den Mitgliedern der großen Compagnien den Aufenthalt hier gründlich zu verleiden. Einige dieser chinesischen Machthaber bei passender Gelegenheit einzusperren, möchte Wunder wirken! — Kein Vernünftiger befürwortet eine gewaltsame Austreibung der Chinesen, die einmal hier sind, denen man vielmehr jeglichen gesetzlichen Schutz angedeihen lassen wird. Jedermann in Californien weiß, daß eine beschränkte Anzahl von Chinesen hier von großem Nutzen ist, daß der Uebergang von chinesischer zu weißer Arbeitskraft ein

Digitized by Google

allmäliger sein sollte. Eine Vertreibung der Chinesen wäre gleichbedeutend mit dem Stillstand unserer Fabriken, dem Ruin unserer Agriculturbezirke und der Schädigung vieler Minenunternehmungen. Kommen aber keine oder nur wenige Asiaten mehr nach dieser Küste, so würde sich der Uebergang ohne eine finanzielle und sociale Katastrophe leichter als Mancher denken möchte, vollziehen, die hier wohnenden Chinesen werden allmälig nach ihrer Heimat zurückkehren und Weiße werden ihre Stelle einnehmen. Verschiedene große Fabriken in San Francisco haben angezeigt, daß sie weiße Arbeiter statt Chinesen zu beschäftigen wünschen, und die Revolution der freien weißen gegen die Kuliarbeit ist in vollem Gange.

Aber mit schönen Reden und fulminanten Zeitungsartikeln allein wird dem Uebel nicht abgeholfen werden. Solche von unseren Frauen und Knaben, deren Lebensstellung sie in die Arbeiterclasse verweist, müssen jetzt durch die That zeigen, daß sie auch wirklich arbeiten wollen und die Chinesen ersetzen können. Es ist eine bedauernswerthe Thatsache, daß bis jetzt, obgleich die Antichinesenbewegung bereits vor zwei Wochen inaugurirt wurde, noch keine Arbeiterorganisation in San Francisco in's Leben getreten ist, um der männlichen und weiblichen Jugend als Nachweisungsbüreau für Arbeit zu dienen. In der Schuh- und Cigarrenfabrikation sind allein in jeder Branche 6000 Arbeiter nöthig, außer mehreren tausend Dienstboten, die aber nicht zur Verfügung stehen, wenn unsere Antikulivereine nicht systematisch an's Werk gehen, und alle Eltern, die arbeitsfähige Kinder haben, zur Mitwirkung auffordern, um die nöthige weiße Arbeitskraft zu beschaffen. Es sollten sofort in den Hauptfabrikbranchen einige tausend Lehrlinge angestellt werden, um das Material zu beschaffen, aus dem die Chinesen ersetzt werden können. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß der Uebergang ein allmäliger sein muß, da vorerst noch viele Weiße, bei denen die Arbeit durch die Massenbeschäftigung der verkommenen Asiaten in Mißcredit gerathen ist, unlustig dazu sind, gerade so wie es im Süden nach Aufhebung der Sklaverei der Fall war. Sobald die Einwanderung von Kulis aufhört, wird sich das ändern. Man stelle die Würde der freien Arbeit wieder her und freie Thätigkeit wird sich bald nach allen Richtungen hin entfalten! Den Fabrikbesitzern ist es natürlicher Weise nicht zu verargen, daß sie ihre zuverlässige Arbeitskraft nicht eher verabschieden wollen, bis sich ein Ersatz dafür gefunden hat. — Den Municipalbehörden der Stadt aber liegt die Pflicht ob, mit äußerster Strenge zu verfahren und das Chinesenquartier zu säubern, die Spielhöllen, Opiumhöhlen und den ganzen Augiasstall der sich dort breit machenden Verderbniß mit dem eisernen Besen des Gesetzes auszukehren, und namentlich die auf ihre Macht pochenden unverschämten reichen sechs Compagnien nicht mehr mit Glacéhandschuhen anzufassen, sondern die Regierung ihres Staates im Staate ein für alle Mal zu brechen. Es muß den Herren Asiaten durch rechtlichen Amtseifer der Glauben genommen werden, daß jeder Beamte bestechlich sei, daß die Strafgelder gemüthlich zwischen Richtern und Polizisten vertheilt werden, und daß es selbstverständlich sei, einen Diener des Gesetzes erkaufen zu können.

Interessant, obgleich wenig zufriedenstellend, sind die Enthüllungen, welche das schon erwähnte Senatscomité während der letzten Wochen gemacht hat, wodurch alle bereits von mir gemachten Angaben über die Chinesenwirthschaft im vollsten Umfange bekräftigt worden sind. Täglich wurden Chinesen, Polizisten, städtische Beamte, Aerzte, chinesische Missionäre, Reisende und andere, in die Geheimnisse des Chinesenvolks Eingeweihte, unter Eid vernommen. Der Weiberhandel wurde namentlich in allen seinen abstoßenden Einzelnheiten bestätigt. Hierin zeigten sich die Chinesen überhaupt gar nicht penibel in ihren Mittheilungen! Die Mittheilungen der Aerzte über den schädlichen Einfluß, den das öffentliche zur Schau tragen der chinesischen Prostitution auf unsere Jugend ausübt, entziehen sich erklärlicher Weise einer eingehenderen Besprechung. Beachtenswerth ist noch, daß nach der Aussage des Districtsanwalts volle sieben Zehntel aller hier lebenden Chinesen sich des Meineids schuldig gemacht haben. Die Präsidenten der sechs Compagnien wurden auch verhört und waren selbstverständlich Muster von Rechtlichkeit und Tugend. Einer derselben erklärte z. B. mit sittlicher Entrüstung und unter Eid, daß er nie eine chinesische Prostituirte oder eine chinesische Spielhölle in San Francisco gesehen habe! Der Polizeichef proponirte, sämmtliche Chinesen aus der Stadt zu entfernen und in einer Art von Vorstadt einzuquartieren, welchen freundschaftlichen Vorschlag die ehrenwerthen Präsidenten der sechs Compagnien jedoch höflichst abgelehnt haben, und der sich auch wohl schwerlich ausführen läßt, da die Kerle in alle americanischen Rechtskniffe so gut wie irgend ein Yankee eingeweiht sind. Eine derartige Maßregel wäre so wie so nur eine halbe, und das Uebel würde dadurch nur minder sichtbar gemacht, nicht aber ausgerottet werden.

Zum Schluß will ich hier noch die Botschaft des City-mayor Bryant von San Francisco an die sechs Compagnien, als Antwort auf eine unverschämte Eingabe von diesen, daß bei Gelegenheit der letzten Massenversammlung ein Aufruhr gegen sie geplant werde, mittheilen, ein Document, daß die Sachlage trefflich kennzeichnet. Darin heißt es wörtlich:

„Ihr habt euch selbst überzeugt, daß eure Anklage eine ganz unbegründete gewesen ist. Niemand dachte an einen Aufruhr. Ich, als der erste Beamte dieser Stadt, werde stets allen ungesetzlichen Vorgängen energisch entgegentreten und deren Urheber zur Strafe ziehen. Ich werde Ordnung und Ruhe erhalten und Jeder, welcher einen eurer Landsleute mißhandelt, wird unnachsichtlich bestraft werden. Ihr stellt euch als die Vertreter der chinesischen Regierung hin und behauptet, daß es keine tausend Chinesen in dieser Stadt gebe, die euch nicht unterthan seien. Ich mache daher durch euch den Chinesen gewisse Mittheilungen, die sie wissen müssen. Unsere Verträge mit China lassen arbeitsame, geschäfttreibende Chinesen in unserem Lande zu, aber keine, die unheilbar krank oder Paupers sind und den Verbrecherclassen angehören. Die fleißigen Elemente unter euch achten wir. Eure Compagnien haben aber massenweis männliche und weibliche Verbrecher importirt, welche keinen anderen Lebensunterhalt haben als den offenen Kampf gegen das Gesetz. Ihr habt eine große Menge von professionellen Spielern, die sich durch alle Mittel vor der Polizei schützen. Die Weiber, die ihr importirt, gehören der niedrigsten Prostitution an. Es gibt unter euren Landsleuten hier mehr als tausend Desperados, die lediglich von Verbrechen und Gewalt leben und offen Krieg gegen unsere Gesetze führen. Ihr kauft und verkauft die Dienste von Arbeitern und schließt Arbeitscontracte auf Jahre hinaus ab. Ihr verkauft Weiber, stellt Kaufbriefe über den Verkauf derselben aus und behandelt sie als Sklavinnen. Ihr habt geheime Tribunale, in denen ihr willkürliche, gesetzwidrige Strafen, bis zur Todesstrafe hinaus, verhängt. Ihr lebt in offenem Trotze gegen unsere Sanitätsgesetze und verweigert den Municipalgesetzen den Gehorsam. Alles dies macht, daß dem Volke eure Gegenwart nicht länger wünschenswerth scheint und daß es auf Abänderung der bestehenden Verträge dringt.

„Ich habe euch versichert, daß es meine Pflicht ist, euch gegen jede Gewaltthätigkeit zu schützen. Aber es ist ebenfalls meine Pflicht, gegen eure Gesetzübertreter einzuschreiten. Sagt daher euren Landsleuten, daß es mein fester Entschluß ist, gegen ihr gesetzwidriges Treiben einzuschreiten und die Verbrecher zur Strafe zu ziehen. Das Spiel muß aufhören, selbst wenn ich einen Polizisten in jedes eurer Schlupflöcher stellen müßte. Eure Dirnen müssen ihr ehrloses Gewerbe aufgeben, und ich werde ihnen zeigen, daß die Gesetze noch Macht haben. Es wird euch nichts mehr nützen, wenn ihr Geld an Specialpolizisten zahlt, denn diese werden euch nicht länger beschützen können. Eure Pflicht wäre es, wenn ihr, wie ihr vorgebt, die Macht dazu habt, den Behörden bei Ausführung der Gesetze beizustehen, den Gerichten die nöthigen Beweise zu liefern, damit diese im Stande sind, die Gesetze auszuführen. Das

Digitized by Google

wäre viel passender, als daß ihr durch eure eigenen geheimen Tribunale Gesetze durchführt, die im Widerspruche mit den Gesetzen dieses Landes stehen. Es ist nun eure Pflicht, die von euch importirten Prostituirten auf eigene Kosten nach China zurückzuschicken. Ihr brachtet sie hierher, wohl wissend, daß ihr dadurch die Gesetze dieses Landes verletzt. Thut ihr dies nicht, so müßt ihr erwarten, daß wir diese Weiber in's Gefängniß stecken. Ihr müßt euch unseren Sanitätsvorschriften fügen und eure Wohnungen und Geschäftslocale in Einklang damit bringen. Ihr müßt dafür sorgen, daß Arbeitscontracte, die in China abgeschlossen wurden, hier nicht mit Gewalt durchgeführt werden können. Fügt euch unseren Gesetzen und ein großer Theil der Vorurtheile wird verschwinden, die euch einen Aufruhr befürchten lassen. Unterrichtet eure Landsleute in China über die gegenwärtige Stimmung in unserem Staate und rathet ihnen, zu Hause zu bleiben. Wenn ihr meinem Rathe folgen und die Verbrecher und Weiber zurückschicken wollt, so laßt es mich wissen, und ihr könnt dann meiner vollen Mitwirkung versichert sein. Ihr würdet dadurch der hiesigen chinesischen Bevölkerung einen großen Dienst erweisen und den Behörden eine große Last abnehmen. Diese Vorschläge mache ich euch im Interesse der hiesigen Chinesen. Ihre Annahme würde gegenwärtige Verwickelungen erleichtern und zukünftigen Uebeln vorbeugen."

Literatur und Kunst.

Ein Kampf um Rom.

Historischer Roman von Felix Dahn, 4 Bände (Leipzig, Breitkopf und Härtel 1876).

„Bilder aus dem sechsten Jahrhundert, gekleidet in Gestalt eines Romans," so charakterisirt der Verfasser im Vorwort selbst sein Werk. Und in der That, als ein historischer Roman im eigentlichen Sinne des Wortes kann es wohl auch nicht angesehen werden. Dazu fehlt ihm das ganz unerläßliche Haupterforderniß: Die Haupthandlung ist nicht freie Erfindung, sondern die Geschichte bildet die eigentliche Substanz der Erzählung. Ein historischer Roman ist nicht romanhaft ausgemalte und umgestaltete Geschichte, sondern eine freie Dichtung, die uns auf geschichtlichen Boden versetzt. Die geschichtlichen Ereignisse sind in die frei erfundene Haupthandlung verwebt, in dieser kann sich der Geist der betreffenden Zeit scharf ausprägen, aber sie kann in ihren Grundzügen nicht identisch mit dem Gange der geschichtlichen Ereignisse sein.

Die eigentliche Substanz der Erzählung im vorliegenden Werke ist die Geschichte der Ostgothen, von den letzten Tagen Theoderichs an bis zum Untergange des Reiches. Diese Geschichte ist nicht hineinverwebt in einen Vorgang, der in sich selbst ein Gesetz der Entwicklung trüge, sondern die Hauptmomente jener Geschichte bilden eben die Entwickelungsmomente in der Erzählung, und die freie Erfindung, das ist nur hineingewebt in die geschichtliche Darstellung.

Die Erzählung beginnt im Jahre 526 und umfaßt einen Zeitraum von fast dreißig Jahren, der, wie der Verfasser bemerkt, „aus naheliegenden Gründen abgekürzt oder doch in seiner Dauer verschleiert werden mußte". Nach des großen Theoderichs Tode führte seine Tochter Amalaswintha für ihren unmündigen Sohn Athalarich die Herrschaft, bei ihrer Vorliebe für römische Bildung und Sitte wird aber ihre Stellung gegenüber ihrem eigenen Volke immer schwieriger, so daß sie sich in den Schutz des griechischen Kaisers begeben will. Ehe es dazu noch wirklich kommt, treibt sie nach dem Tode Athalarichs die Sorge um ihr Leben, ihren Vetter Theodahat, den letzten Mann aus dem königlichen Hause, zum Mitregenten anzunehmen, der sie aber treulos gefangen setzt und endlich ermorden läßt. Dieser Mord dient dem Kaiser Justinian zum Vorwande, den Gothen den Krieg zu erklären. Das klägliche und landesverrätherische Benehmen des Königs veranlaßt die Gothen, ihn abzusetzen und Witichis an seine Stelle zu wählen. Dieser kämpft den bekannten unglücklichen Kampf mit Belisar, dessen Gefangener er schließlich wird. Ihm folgt Totila, der ganz Italien wiedererobert, aber endlich von Narses bei Taginä geschlagen wird und fällt. Unter Teja erliegen die letzten Gothen am Vesuv der Uebermacht, und die Ueberreste erhalten freien Abzug. Das ganze Werk besteht aus 7 Büchern, welche die Ueberschriften tragen: Theoderich, Athalarich, Amalaswintha, Theodahat, Witichis, Totila, Teja, was gleichsam das Siegel ist, daß der Untergang der Ostgothen der eigentliche Gegenstand der Erzählung ist.

Diese Geschichte wird nun mit einer in hohem Maße fesselnden Anschaulichkeit auf das Lebendigste vergegenwärtigt. Wir werden dadurch vollkommen heimisch in jener uns an sich so fremden Welt. Gothen, Römer, Byzantiner treten uns in einer Reihe von scharf ausgeprägten Gestalten in ihrer charakteristischen Eigenart entgegen. Daneben erhalten wir eine deutliche Vorstellung von dem bunten Gemisch der Völker, welche der byzantinischen List dazu dienen müssen, um mit ihrer rohen Naturkraft die Kraft des edlen Gothenvolkes zu brechen, darunter neben Thrakiern, Bulgaren, Avaren, Armeniern, Isauriern, Sarazenen, Mauren, Massageten, Hunnen, auch die Germanischen Gepiden, Heruler, Franken und Longobarden. Wir erhalten einen klaren Einblick in das innere Getriebe jener Zeit, in die Bestrebungen, Berechnungen, Leidenschaften, die mit einander in Conflict kommen und den Gang der Ereignisse bestimmen. Uns wird der Boden, auf dem sich der gewaltige Kampf vollzieht, Italien mit seinem schönen Himmel und seinen entzückenden Landschaften, seinen Städten und Palästen, mit den Zeugen der ehemaligen römischen Macht und Herrlichkeit und des gegenwärtigen feinen Cultus, und wird das Zusammenleben der gothischen Eroberer mit den sie als Eindringlinge hassenden Italiern, kurz Alles, was dazu dienen kann, jene Zeit für uns lebendige Gegenwart gewinnen zu lassen, in ein klares, helles Licht gestellt. Hier schöpft der Verfasser aus der reichen Fülle seiner umfassenden Studien. Und wenn das Werk auch weiter keinen andern Werth hätte, als daß es nach dieser Seite hin in hohem Maße belehrend wäre, so wäre es doch eine sehr verdienstliche und anerkennenswerthe Leistung, und es verdiente auf jeden Fall eifrig gelesen zu werden.

Zugleich ist aber auch die Behandlung eine so fesselnde, daß der Leser auch einen hohen Genuß findet. So langsam auch die Handlung im Ganzen fortschreitet, und so wenig man in die Spannung versetzt werden kann, in die man sonst durch einen Roman versetzt wird, da der Geschichtskundige ja schon im Voraus weiß, wie Alles kommen muß, so üben doch einerseits die einzelnen, so gelungenen Gemälde einen hohen Reiz aus, daß unser Interesse immer rege bleibt, andererseits wird auch ein warmer inniger Herzensantheil an dem Geschick der Gothen in uns wach gerufen.

Dieser Reiz der Darstellung wird nun erhöht durch die eingewebten romanhaften Zuthaten. Es ist dafür gesorgt, daß die geschichtlichen Ereignisse uns nicht in der Starrheit und Sprödigkeit vor die Augen treten, die sie auch bei der eingehendsten pragmatischen historischen Darstellung für uns behalten würden. Sie sind uns so nahe als möglich gerückt. Sie werden uns aus persönlichen Motiven mit einer Klarheit hergeleitet, die kaum etwas zu wünschen übrig läßt.

Ein hervorragender Antheil an der Herbeiführung der Ereignisse, welche die eigentlichen Wendepunkte in den Geschicken der Gothen bilden, ist dem Römer Cethegus verliehen. Seine Gestalt ist, wie der Verfasser selbst sagt, „völlig frei erfunden" und zwar offenbar zu dem Zwecke, um möglichste Einheit der Motivirung zu schaffen. Ihm wird es zugeschrieben, daß Amalaswinthas Herrschaft überhaupt möglich ist. Er, das Haupt der Katakombenverschwörung zum Sturze der Gothenherrschaft, verhütet den Ausbruch der Verschwörung, weil er die Gothen durch ihre eigene Königin zu verderben hofft. Die Herrschaft einer Frau, die zugleich eine eifrige Römerfreundin ist und in ihren Volksgenossen

Digitized by Google

nur Barbaren sieht, soll im Gothenvolke Unzufriedenheit und Parteiungen dauernd machen und seine Kraft lähmen. Auf Cethegus werden auch alle Maßregeln der Königin zurückgeführt, wodurch sie die Kluft zwischen sich und ihrem Volke erweitert. Er weiß sie so zu umgarnen, daß sie ihm ihr ganzes Vertrauen schenkt, und allen seinen verderblichen Rathschlägen Gehör leiht. Und wenn unter ihr, die ihr eigenes Volk immer mehr von sich abwendig macht,. zugleich auch die römische Bevölkerung immer schwieriger und unzuverlässiger wird, so ist auch dies wiederum des Cethegus Werk. In der ihm übertragenen Stellung eines Präfecten von Rom organisirt er in aller Stille den bewaffneten Widerstand, der im richtigen Augenblicke die Gothen mit geringer Nachhülfe der Byzantiner aus Italien vertreiben soll, das er dann auch gegen die Byzantiner als Kaiser des Abendlandes zu behaupten gedenkt.

Sein Werk ist ferner der Tod des Athalarich. Während er in Wirklichkeit an einer tödtlichen Krankheit gestorben ist, in die er in Folge seiner Ausschweifung verfallen, stirbt er hier an Gift, das ihm Cethegus beibringt, weil er seinen Plänen im Wege ist. In seinem Kopfe entspringt ferner der Plan der Königin, ihr Leben durch Flucht in Sicherheit zu bringen. Er ist es auch, auf dessen Rath sie die drei Führer der gegen sie gerichteten gothischen Bewegung erst an die Grenzen des Reiches entsendet und sie dann ermorden läßt. Auf seine Veranlassung endlich beruft sie den Theodahat, man kann nicht sagen zum Mitregenten, wie es geschichtlich ist, sondern auf den von ihr selbst aufgegebenen Thron. Und daß Theodahat sie ermorden zu lassen wagt, geschieht, weil Cethegus, mit dem sowohl jener als die Byzantiner sich verständigen müssen, um zu ihren Zielen zu gelangen, die Königin preisgibt. Kurz er behält lange Zeit die Fäden der Ereignisse in seiner Hand, wenn sie ihm daraus auch einmal zu entschwinden drohen. Die Landung Belisars, die nach des Cethegus' Berechnung erst erfolgen sollte, nachdem an einem Tage in ganz Italien alle gothischen Besatzungen niedergemacht, und dadurch alle Festungen in den Besitz der Italier gelangt wären, erfolgt allerdings zu früh. Italien hatte sich noch nicht aus eigner Kraft erhoben, und die Mitwirkung der Griechen konnte nicht als eine bloße Nebensache erscheinen, die sich etwa mit der Anerkennung einer losen Oberhoheit des griechischen Kaisers ablohnen ließ. Aber es gelingt dem Cethegus doch, den Belisar zu umgarnen und zu leiten. Es würde zu weit führen, dies im Einzelnen noch weiter zu verfolgen. Genug, sein Werk ist es, daß Belisar zuletzt die ihm angebotene Gothenkrone zum Schein annimmt, um in Ravenna eindringen zu können und Witichis gefangen zu nehmen. Cethegus hat inzwischen auch den Belisar bei Kaiser Justinian verdächtigt, daß auch dessen Abberufung wiederum sein Werk ist. Er ist es ferner, der nach Totilas Siegen, nach dem völligen Scheitern von Belisars zweitem Feldzuge und nach dem Fall von Rom das Zustandekommen eines Friedens verhindert, da er bei der Kaiserin Theodora, die ihren Gemahl Justinian vollkommen beherrscht, die Geneigtheit zum Frieden in das Gegentheil umzuwandeln weiß. Er ist es auch, der, um an der Spitze eines kaiserlichen Heeres in Italien erscheinen zu können, den Belisar in den Verdacht bringt, der ihm fast die Strafe der Blendung zugezogen hätte, daß er an einer Verschwörung gegen den Kaiser theilgenommen habe. Erst von dem Augenblicke an, wo dem Kaiser die Augen aufgehen, daß er von Cethegus hintergangen ist, und er dem Narses die Führung des Krieges gegen die Gothen überträgt, verliert Cethegus die Fäden der Ereignisse aus der Hand und treibt ahnungslos der ihm drohenden Nemesis für alle die von ihm begangenen Frevelthaten entgegen.

Neben diesen dem Cethegus geltenden Ausschmückungen finden wir noch viele andere romanhafte Zuthaten, welche der Darstellung der großen geschichtlichen Ereignisse reiche Würze geben. Athalarich liebt Camilla, die Tochter des von Theoderich hingerichteten Boethius, gewinnt die Liebe der zuerst von Rachegefühlen Erfüllten und stirbt mit ihr zugleich an dem Gift, was, nur für ihn bestimmt, von Camillas Mutter auf des Cethegus Veranlassung gemischt war, und von dem auch Camilla ahnungslos getrunken hatte. Mataswintha ferner, Amalaswinthas Tochter, die geschichtlich Witichis haßt, weil er sie nach seiner Erhebung zum Könige gezwungen hat, sein Weib zu werden, glüht in unserer Erzählung für Witichis und ist hoch beglückt, als sie dessen Weib wird. Ihre Liebe schlägt erst dann in Haß um, als sie sich nicht wiedergeliebt sieht, und dieser Haß treibt sie zum Aeußersten, ja zum Verrath an ihrem Volke, als sie erfährt, daß Witichis schon vermählt ist, und daß sein Herz dieser ersten Gattin angehört, der zu entsagen man ihn gezwungen hat, um durch Verheirathung mit Mataswintha einem ausgebrochenen Streit um die Gothenkrone ein schnelles Ende zu machen. Dem Reiz des Romanhaften zu Liebe läßt die Erzählung den Witichis nicht nach Byzanz geführt werden, sondern auf der Flucht aus seinem Kerker mit seiner ersten Gattin Rauthgundis sterben. Sie werden durch nachgesendete Pfeile erlegt, als sie zusammen auf einem Rosse durch den Po schwimmen. König Totila ferner gewinnt als Seegraf von Neapolis die Liebe der Römerin Valeria. Die Vereinigung mit ihr gilt ihm als Sinnbild und Unterpfand der Verschmelzug von Gothen und Italiern zu einem einzigen Volke. Lange müssen die Liebenden getrennt von einander bleiben. Erst als Totila auf der Höhe seines Glückes steht, werden sie vereint, aber doch nur, um bald durch Totilas Tod für immer getrennt zu werden. Glücklicher sind Adalgoth und Gotho, die mit einander aufgewachsen sind und für Geschwister gegolten haben, bis es sich herausstellt, daß Adalgoth der Sohn eines durch Cethegus verleumdeten Balthen Alarich, des Herzogs von Apulien, ist. Beide werden nun vermählt, da sie sich innig lieben, und sie überleben den Untergang des Gothenreiches.

Aus alle diesem wird sich ergeben haben, daß wir es in dem vorliegenden Werke auch nicht mit eigentlichen Bildern aus der Geschichte zu thun haben. Wie für den Zweck eines historischen Romans uns zu wenig Roman und zu viel Geschichte geboten wäre, so haben wir für den anderen Zweck wieder zu viel Roman. Bei Bildern aus der Geschichte ist überhaupt jede romanhafte Ausschmückung schon zu viel. Sie sollen uns die Geschichte nur möglichst individualisiren und in höchster Anschaulichkeit und Lebendigkeit uns vor Augen treten lassen. Aber sie sollen ganz dem Reich der Wirklichkeit angehören und nichts mit dem Gebiete der Phantasie zu schaffen haben. Wir wollen durch dieselben unsere geschichtlichen Kenntnisse bereichert, wollen unsere geschichtlichen Anschauungen erweitert und vertieft sehen, wollen uns dabei aber auf dem festen Boden sicherer Thatsachen bewegen, nicht kommt es uns hier auf den Genuß an, den es gewährt, dem kühnen Fluge dichterischen Schaffens zu folgen. Von dieser Art sind die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" von Gustav Freytag, die sich in der angedeuteten Beziehung klar und scharf von Ingo und Ingraban und den darauf folgenden historischen Romanen unterscheiden.

Was Dahn uns bietet, ist eine romanhafte Behandlung der Geschichte. Das trifft die Sache wohl besser, als wenn er sagt, er habe Bilder aus dem sechsten Jahrhundert „in Gestalt eines historischen Romans gekleidet". Unsere Erzählung hat eben gerade nicht die „Gestalt" eines historischen Romans. Ihre Gestalt ist die einer in's Speciellste eingehenden Geschichtsdarstellung, während das romanhafte Element nur darin verwebt ist. Geschichte läßt sich überhaupt nicht in „Gestalt" eines historischen Romans „kleiden". Sie läßt sich nur darin verweben, wenn die Gestalt des Romans in den Vordergrund treten soll.

Sollte jene Unklarheit im Ausdruck nun vielleicht ein Zeichen sein, daß sich Dahn nicht klar genug Rechenschaft gegeben hat, ob der von ihm betretene Weg auch wohl der richtige sein möge? Doch das kann dahingestellt bleiben. Die Hauptfrage ist, ob eine romanhafte Behandlung der Geschichte zu rechtfertigen ist.

Es kann so scheinen, da ja doch auch dem Dramatiker eine große Freiheit in Ausgestaltung, ja Umformung des historischen Materials allgemein zugestanden wird. Man ist darin ja vielfach sogar noch toleranter als Lessing, der zwar die historischen Facta preisgeben, aber die geschichtlichen Charaktere heilig gehalten wissen will. Und in der That scheint Dahn das Drama

Digitized by Google

im Auge gehabt zu haben. Denn er schaltet mit dem historischen Stoff ganz so, wie es zur Erzielung eines dramatischen Effectes nöthig sein würde. Indessen ist hier doch zu beachten, daß die Illusion, welche das Drama beim unmittelbaren Anschauen einer Handlung hervorzurufen im Stande ist, eine durchaus wirksamere ist, als diejenige, in welche uns die Lectüre eines erzählenden Buches versetzt. Darum wird eine Abweichung von den geschichtlich festgestellten Ereignissen in letzterem Falle bei weitem leichter als störend empfunden. Daher ist es auch durchaus nichts Willkürliches, sondern es liegt im Wesen der Sache begründet, wenn es als eine Grundregel für den historischen Roman gilt, daß er sich nicht auf der großen Heerstraße der geschichtlichen Ereignisse zu halten, sondern die Nebenwege aufzusuchen hat. Die geschichtlichen Ereignisse tragen sich zu, ohne daß dabei auf ihre Verwendbarkeit zu ästhetischen Zwecken Rücksicht genommen ist. Wer sie dazu verwenden will, muß sie darnach umformen. Eine Umformung einmal feststehender geschichtlicher Ereignisse aber setzt die Darstellung immer der Gefahr aus, auf Widerspruch zu stoßen und an Ueberzeugungskraft einzubüßen.

Es sind oben bei Gelegenheit der Inhaltsangabe schon einige Abweichungen von der Geschichte angedeutet worden. Bei einigen derselben könnte man freilich sagen, daß die geschichtliche Ueberlieferung nur gleichsam ergänzt, nicht aber eigentlich umgestaltet ist. Daß Athalarich nach unserer Erzählung an Gift stirbt, verträgt sich in gewissem Sinne mit der historischen Ueberlieferung, die seine Krankheit als die Ursache seines Todes ansieht. Man kann zwar nicht zugleich an einer Krankheit und an Gift sterben. Man kann aber eine tödtliche Krankheit haben, aber, noch ehe sie tödtet, durch Gift weggerafft werden. Die historische Ueberlieferung, so kann man nun also sagen, weiß nur von einer tödtlichen Krankheit. Unsere Erzählung läßt gleichfalls alle Welt an einen natürlichen Tod glauben, und nur wenige Eingeweihte die wahre Ursache des Todes kennen. Da die Ueberlieferung sehr wohl auf einer Täuschung beruhen kann, so ist dieser Umstand geschickt benutzt, um eine andere Todesursache wahrscheinlich zu machen. Noch entschiedener tritt dies Verhältniß zwischen Ueberlieferung und Erfindnng in dem Verhältniß zwischen Mataswintha und Witichis hervor. Der überlieferte Grund, warum jene diesen haßt, kann auf einer willkürlichen, jeder Thatsächlichkeit entbehrenden Annahme beruhen, während der erfundene gar nicht unwahrscheinlich ist.

Gewiß darf die Geschichte nicht mit der historischen Ueberlieferung identificirt werden, und nicht jede Emancipation von der letzteren ist ein Abweichen von der Geschichte. Auch eine ganz streng geschichtliche Darstellung wird dem Berichte des Prokop, der Hauptquelle unserer Kenntniß des Gothenkrieges, sich nicht rückhaltslos anvertrauen dürfen. Prokopius, der Freund und Begleiter Belisars, ist bei aller Gerechtigkeitsliebe und Objectivität doch außer Stande, den „Barbaren" gegenüber von seiner Nationalität und seiner geistigen Welt völlig abzusehen und sich ganz in der ihm von Hause aus fremden Welt heimisch zu machen. So wenig ein Franzose, auch wenn er die Gerechtigkeitsliebe selber wäre, im Stande sein wird, uns den wahren Charakter des Krieges von 1870 und 1871 ganz und voll zur Anschauung zu bringen, so wenig kann der Bericht eines byzantinischen Geschichtsschreibers über den Kampf der Ostgothen um ihre Existenz uns mehr sein als ein zwar werthvolles Material, das aber zum vollen Verständniß der Sache der Ergänzung bedürftig ist. Es ist daher ein ganz feiner Zug in der Behandlung der Sache, wenn die Abweichungen von der Ueberlieferung in unserer Erzählung mehrfach gerade da eintreten, wo der Bericht des Prokop entweder ganz offenbar unzuverlässig ist, oder wo er sich doch bei genauerer Betrachtung als zweifelhaft herausstellt. So bekennt Prokop in seiner Geheimgeschichte selbst, daß er in seiner Geschichte des Gothenkrieges aus Furcht vor der Kaiserin Theodora nicht gewagt habe, den wahren Hergang der Ermordung Amalaswinthas zu erzählen. Aber auch die Angaben der Geheimgeschichte klären den näheren Sachverhalt nicht genügend auf, um ihn verständlich erscheinen zu lassen. Wenn Dahn nun diesen Sachverhalt in seiner Weise erzählt, so kann man ihm wenigstens nicht den Vorwurf machen, daß er eine feststehende Thatsache umgeformt habe. Aehnlich verhält es sich mit seiner Schilderung der Schlacht bei Taginä. Zwar weiß Prokop nicht das Geringste von den genialen Dispositionen, die Dahn König Totila machen, und die er durch den Verrath eines Corsen vereitelt werden läßt, er deutet vielmehr sogar mangelhafte Dispositionen an. Aber er gibt uns zwei Relationen, die einander geradezu widersprechen, wobei es sehr zweifelhaft bleiben kann, ob überhaupt eine von beiden richtig ist. Nach der einen kämpft Totilas in goldener Rüstung, und die Schlacht geht in Folge eines schlecht geleiteten Angriffs der gothischen Reiter verloren, die auf ihrem ungeordneten Rückzuge sich auf ihr eigenes Fußvolk werfen und dies mit sich fortreißen. Nach der andern Relation kämpft Totilas in einer Rüstung, die ihn durchaus nicht von einem andern Krieger unterscheidet, und daß trotzdem gerade er von einem Geschoß tödtlich getroffen wird, gilt den Gothen als eine göttliche Manifestation und bringt einen so panischen Schrecken bei ihnen hervor, daß dadurch die Schlacht verloren geht.

Doch nicht alle Abweichungen von der geschichtlichen Ueberlieferung, die in unserer Erzählung vorkommen, stehen zu jener in dem angegebenen Verhältniß. Unter den vielen Fällen, die sich hier aufzählen ließen, muß es genügen, einen als besonders auffällig hervorzuheben. Es ist dies die Schilderung der Schlacht am Vesuv. Sie ist ein wirklich merkwürdiger Belag, wie Dahn gelegentlich die Geschichte umformt. Es genügt ihm nicht, sich die Stellung der Heere und den Verlauf der Schlacht in völlig eigener Weise auszumalen, er macht sich auch das Vergnügen, zum Belag dafür eine Stelle des Prokop, die man vergeblich dort suchen wird, zu citiren. Es soll, so wird erzählt, dem Narses nach heftigen Kämpfen gelungen sein, die Gothen von dem Berge Bactarius auf die rechte Seite des Flusses Drako zu drängen. Dort sollen sie sich nahe an einem Nebenkrater des Vesuv hinter einem Engpaß gelagert haben. Und nun soll Prokop sagen: „Den einzigen Zugang zu dieser Lagerung bildete ein enger Felsenpaß, an seiner Südöffnung so schmal, daß ihn ein Mann mit dem Schilde bequem ausfüllen konnte." Von allen dem kann Prokop einfach schon darum keine Silbe sagen, weil nach ihm der Verlauf folgender ist. Die Gothen stehen an dem Südufer des Drakon zwei Monate lang unbehelligt, weil sie im Besitz der Brücke sind, die sie mit hölzernen Thürmen und Ballisten und anderen Maschinen vertheidigen, und weil die steilen Ufer ein Passiren des Flusses völlig unmöglich machen. Dann geht ihnen die Flotte, die Dahn schon vor der Schlacht bei Taginä durch einen Bruch des Waffenstillstandes von den Byzantinern vernichtet werden läßt, durch den Verrath eines Gothen verloren, und sie fangen an, Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Sie ziehen sich in Folge dessen auf den Bactarius zurück, wohin ihnen die Römer wegen der Ungunst der Oertlichkeit nicht folgen können. Auf dem Berge aber nimmt der Mangel an Lebensmitteln zu, und die Gothen bereuen es sofort, sich dahin zurückgezogen zu haben. Sie halten es daher für besser, in der Schlacht zu sterben, als vom Hunger weggerafft zu werden, und brechen unvermuthet auf die Feinde los, so daß diese sich zuerst gar nicht in Schlachtordnung aufstellen können. In diese Schlacht kämpft Teja in der von Prokop ausführlich geschilderten Weise — auch diese Stelle wird, beiläufig gesagt, von Dahn citirt und dabei der Schein aufrecht erhalten, als gelte diese Schilderung dem Kampfe vor der fingirten „Gothenschlucht" — und fällt, worauf der Kampf noch am nächsten Tage fortgesetzt wird. Wo soll nun Prokop jene „Gothenschlucht" auf dem rechten Ufer des Drako am Fuße des Vesuv schildern können? Nein, hier ist Dahn in der romanhaften Behandlung der Geschichte so weit gegangen, daß er seinen Ausschmückungen durch ein erfundenes Citat den Anstrich des Historischen zu geben sucht.

Es ist dies kein ganz vereinzelter Fall. Es kommt Aehnliches noch einmal vor. Im 3. Bande S. 303 heißt es, Prokop habe mit den Worten: „Da liegt das Reich der Gothen!" eines

Digitized by Google

Abends die Aufzeichnungen in sein Tagebuch begonnen, und dann Folgendes geschrieben: „Ein wichtig Stück Weltgeschichte habe ich heut bei Tage machen helfen und zeichne ich nun Nachts hier ein.“ Das soll er nun freilich nur in sein „Tagebuch“ geschrieben haben, woraus ja nicht Alles in das Werk vom Gothenkriege übergegangen zu sein braucht. Es folgt nun aber eine Stelle, die wirklich im Prokop steht (2. Buch, 29. Cap.), und die im Ganzen auch genau wiedergegeben ist. Sie lautet: „Als ich heute das römische Heer seinen Einzug halten sah in die Thore und Königsburg von Ravenna, kam mir abermals der Gedanke: nicht Tugend oder Zahl oder Verdienst entscheidet den Erfolg in der Geschichte.“ Prokop schreibt allerdings etwas einfacher. Doch darauf kommt's hier nicht an. Wichtig schon ist, daß Dahn ihn darauf sagen läßt: „Es gibt eine höhere Gewalt, die unentrinnbare Nothwendigkeit,“ wofür bei Prokop von etwas Göttlichem die Rede ist, welches immer die Gedanken der Menschen lenkt und nach seinen Zwecken leitet. Die Hauptsache ist, daß nach einer Bemerkung über das Verhalten der gothischen Frauen beim Anblick der kleinen Gestalten und der geringen Zahl der einrückenden Truppen folgende Betrachtung folgt, die Prokopius gemacht haben soll, woran er eben nicht gedacht hat: „Summa: in gerechtester Weise, in heldenmüthigster Anstrengung kann ein Mann, kann ein Volk doch erliegen, wenn übermächtige Gewalten entgegentreten, welche durchaus nicht immer das bessere Recht für sich haben. Mir schlug das Herz im Bewußtsein des Unrechts, als ich das Gothenbanner heute niederriß und den Golddrachen Justinians an seine Stelle setzte, die Fahne des Unrechts erhob über das Banner des Rechts. Nicht die Gerechtigkeit, eine unserm Denken undurchdringbare Nothwendigkeit beherrscht die Geschicke der Menschen und der Völker. Aber den rechten Mann macht das nicht irre. Denn nicht *was* wir ertragen, erleben und erleiden — *wie* wir es tragen, das macht den Mann zum Helden.“ Das ist nun Dahns ureigenste Reflexion. Und solche Gedanken dem Prokop in den Mund legen und sie ihn zugleich mit dem, was er wirklich gesagt hat, aussprechen lassen, das gehört mit zu der „Gestalt des historischen Romans“, in die Dahn seine Bilder aus dem sechsten Jahrhundert hat kleiden wollen.

Mag sich nun eine solche Verarbeitung der Geschichte noch so gut lesen, namentlich wenn man mit den historischen Thatsachen wenig vertraut ist, mag auch sehr viel Lehrreiches darin enthalten sein, so kann doch eine solche Vermischung von Geschichte und Roman schon an sich nicht gutgeheißen werden, geschweige wenn sich, wie soeben, herausstellt, daß die Geschichte zurecht gemacht ist, um gewisse Lieblingsanschauungen zur Geltung zu bringen. Es fordert geradezu den Widerspruch heraus, und man kann ihn beim besten Willen nicht unterdrücken, wenn Dahn die Geschichte vom Untergange der Ostgothen, die so, wie sie wirklich verlaufen ist, eben gerade nicht ein Ausfluß einer unbegreiflichen Nothwendigkeit ist, einer Weltanschauung zu Liebe umformt. Man kann dann nicht umhin, zu fordern, daß der wahre Sachverhalt unverfälscht zur Darstellung hätte kommen sollen. Die Gothen waren bei allen ihren im germanischen Charakter liegenden Vorzügen doch der Aufgabe nicht gewachsen, ihre Eroberung zu behaupten. Sie vermochten nicht, aus ihrer Isolirung im Lande herauszutreten und die Bewohner Italiens mit ihrer Herrschaft auszusöhnen. Sie waren auch nicht zahlreich genug, um sie in kritischen Zeiten gewaltsam niederzuhalten. Sie unterlagen theils wirklicher Uebermacht, theils einem ausgebildeteren Staatswesen und überlegener Kriegskunst. Und das geschah um so mehr, als sie nach Theoderichs Tode in sich selbst in viele Parteien zerissen waren, und das Nationalgefühl in ihnen stark untergraben war; daß es nicht allgemein und zäh genug war, nachdem es bei der Erhebung des Witichis mächtig aufgeflammt, daraus leitet Dahn selbst in seinen „Königen der Germanen“ ihr endliches Unterliegen her, ein Moment, das in unserer Erzählung ganz besonders verdunkelt ist.

Ein anderes Motiv für die Abweichungen von der Geschichte ist die Erzielung einer effectvollen Darstellung. Wir danken dem viele Partien, die von ausgezeichneter Wirkung sind. Und wenn man keine principiellen Bedenken gegen die Vermischung von Geschichte und Roman hat, so wird man dem Verfasser das Recht auch nicht bestreiten können, von der ihm zugestandenen Freiheit den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Doch wird man auch von diesem Standpunkte aus fordern dürfen, daß das Bestreben, auf den Effect zu wirken, nicht zu sehr hervortrete. Dies scheint aber mitunter doch der Fall zu sein. Namentlich gilt das von der Figur des Cethegus, die fast einen theatralischen Anstrich hat, was um so mehr hätte vermieden werden sollen, als sie mit so viel Vorliebe und innerem Antheil behandelt ist und wir in diesem „letzten Roman“ einen großen Mann erkennen sollen. Das Streben nach Effect ist zum Glück auf die Sprache ohne wesentlichen Einfluß geblieben. Sie ist besonders frei von der archaisirenden Künstelei der Freytag'schen Romane. Die Personen sprechen im Wesentlichen unsere Sprache, wenn auch mit charakteristischen Unterschieden. Dafür bringt das Streben, pikant zu schreiben, allerdings mitunter zu moderne Wendungen zu Tage. Um nur ein Beispiel anzuführen, so macht es einen wunderlichen Eindruck, wenn König Totila den dichtenden Römer Piso Adalgoths „Collegen in Apoll“ nennt, ähnlich wie einst in der Zeit der wiederauflebenden classischen Studien ein Verehrer Platos seine Gesinnungsgenossen, unter Anlehnung an die apostolischen „Brüder in Christo“, „Brüder in Plato“ genannt hatte. Doch sind derartige Erscheinungen nicht gerade sehr häufig, und im Ganzen macht die Sprache den Eindruck großer Formvollendung. Störend ist uns eine Aeußerlichkeit, die ungemein vielen Absätze, die mitunter nicht mehr als einen einzigen aus drei Wörtern bestehenden Satz umfassen..

Carl Schuh.

Sommerliche Briefe.

Wie Hagen den Siegfried erschlug.

Wenn Sie, meine verehrteste Freundin, einen Stuhl sehen, so werden Sie sich sagen: das ist ein Stuhl! Und wenn Sie ein Uebriges thun wollen, so fügen Sie noch hinzu: es ist ein bequemer Stuhl, es ist ein schöner Stuhl. Viel tiefer aber dringt Ihre Anschauung nicht.

Wie anders der methodische Denker! Er gibt sich beim Anblick dieses unscheinbaren und alltäglichen Möbels zunächst allgemeineren Betrachtungen hin, wie sich das dem Menschen innewohnende Bedürfniß: nach einer gewissen einseitigen Beschäftigung einiger seiner Gliedmaßen diese zeitweilig ruhen zu lassen und dafür andere Körpertheile zur Thätigkeit heranzuziehen, zunächst ohne Beanspruchung von organischen oder anorganischen Hülfsmitteln, Befriedigung verschafft, und wie es in Folge der fortschreitenden Verweichlichung unseres Geschlechts zu besonderen Erleichterungen und Verwöhnungen gegriffen habe.

Haben Sie verstanden? Wahrscheinlich nicht. Ich will mich daher etwas deutlicher ausdrücken. Früher legten sich die Menschen, wenn sie müde waren, vermuthlich auf die nackte Erde; später aber ersannen sie, um weicher zu liegen, künstliche Lagerstätten. Sie trugen zusammen allerlei Gräser und Halme und sonstige Liebhabereien der Vegetarianer; sie breiteten darüber ein Fell und, siehe da, sie lagen weicher! Aus diesem rohen Bette entwickelte sich allmälig — es würde zu weit führen, in die Einzelheiten einzugehen, — die Seegras- und Indiafaser-Matratze, das Sopha, das Lotterbett, die Chaiselongue, der Fauteuil und der Stuhl.

Und so ist für den Denker der Stuhl zunächst das Sinnbild der Cultur in ihrer fortschreitenden Verzärtlichung.

Wie aber, fragt der Denker weiter, kam der Mensch aus dem unschuldigen Drange, sich bisweilen zu setzen, gerade auf die Gestalt des Stuhles?

Hier müssen wir uns zunächst der philosophischen Feststellung erinnern: daß alles Menschengebilde aus der Anschauung und Beobachtung der Natur selbst hervorgegangen ist. Halten wir das fest, so ist die Erklärung dafür leicht gegeben. Der Mensch hatte das wilde Roß gebändigt und die Wahrnehmung

Digitized by Google

gemacht, daß er, wenn er einige Reitstunden genommen, rittlings auf demselben eine ebenso bequeme, wie die Gesundheit fördernde Stellung einzunehmen vermöchte. Es konnte sich also für ihn nur darum handeln, für das lebende Geschöpf ein lebloses Analogon herzustellen. Der Kopf als Inbegriff der Lebenskraft und als Gefäß des Intellects mußte bei dieser Nachbildung des Lebendigen im Leblosen selbstverständlich unberücksichtigt bleiben. Es blieben also nur noch die Beine, der Rücken und der Hals. Und da das Pferd vier Beine hatte, so wurden alsbald vier Holzbeine aufgestellt, ein Rücken wurde darauf genagelt und am oberen Ende der Hals in schräger Richtung darüber befestigt, so daß der Hals mit den Hinterbeinen einen stumpfen Winkel bildete. So setzte man sich also rittlings auf dieses Gestell.

Jahrtausende mögen vergangen sein.

Da kam irgend ein Weiser auf den Einfall, daß es nicht gerade nöthig sei, rittlings auf dem Rücken dieses Holzpferdes zu sitzen und den Hals vor der Brust zu haben; man könne die Geschichte ja einfach herumdrehen und den Hals des Stuhles als Stütze für den Rücken mitverwerthen. Das geschah; und so wurde aus dem Halse des Urstuhls die Rücklehne und aus dem Rücken des Urstuhls der Sitz.

Der Stuhl lehrt somit den Denker, daß die verkehrte Anwendung eines an sich richtigen Princips unter Umständen auch von Vortheil sein kann.

Aber was veranschaulicht uns der Stuhl weiter? Er ist nicht mehr und nicht minder als die Versinnbildlichung der Grundlagen unserer politischen und nationalökonomischen Lehre. In seiner Vereinigung der heterogenen Elemente aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche, vertreten durch den Lederüberzug, das Holzgestell und die messingnen Rollen, versinnbildlicht er den Drang nach Einheit und ist eine beständige Polemik gegen den gegenwärtigen Particularismus. Welch eine ernste Mahnung für unsere Politiker!

Und so geht die Geschichte noch lange weiter, denn Sie merken doch, daß ich eben erst anfangen will; daß ich den Stuhl in seinen Beziehungen zur Gemüthsstimmung (als Sorgenstuhl), in seiner Beziehung zur Familie (als Großvaterstuhl), zur Kirche (als heiliger Stuhl), in seinen Beziehungen zu den Stunden des Tages und der Nacht ꝛc. ganz unberücksichtigt gelassen habe. Aber mein Zweck ist einstweilen erfüllt, denn ich wollte Ihnen nur andeuten, nach welcher Methode Herr Edmund von Hagen verfährt, der vor kurzem „über die Dichtung der ersten Scene des Rheingold von Richard Wagner" eine umfangreiche Studie veröffentlicht hat.*)

Wir haben oft und viel über Richard Wagner gesprochen; und es freute mich immer, daß unsere Anschauungen über diesen seltenen Mann vollkommen übereinstimmten. Wir waren einig in dem Erstaunen über die Macht seiner Persönlichkeit, über die titanenhafte Willenskraft, die wahrhaft dämonische Gewalt, die er auf Alle übt, welche ihm nahe treten, die Alle zur Begeisterung hinreißt, jede selbstständige Regung, die ihm unbequem sein könnte, bricht, jede mißliebige Erinnerung erstickt, den Spott verstummen und den Trotzigsten gefügig macht. Wir waren auch einig in der Bewunderung des Künstlers. Wir gestanden uns freudig und ohne alle classisch geschulte Prüderie, daß wir diesem Manne einige der erhebendsten Freuden und die vollsten, die beinahe ausschweifenden Genüsse, die ein modernes Kunstwerk hervorbringen kann, zu verdanken haben. Dafür zeigten wir uns dankbar und erklärten das, was uns in seiner Musik unverständlich, seltsam, befremdend, unter Umständen sogar unangenehm war, aus dem Gefühle unserer Unzulänglichkeit heraus. Wir nahmen sogar die wohlberechneten Extravaganzen in den Einzelheiten seines Textes mit in den Kauf; wenngleich es uns hier, wo wir uns einbilden durften einigermaßen zu verstehen, bisweilen Mühe kostete, das Lächeln zu unterdrücken. Aber wir verschlossen uns deswegen doch nicht der Bewunderung der großen Anlage seiner musikalisch-dramatischen Dichtung, der mächtigen, energischen Zerlegung und Zusammensetzung des Stoffes, der klaren Exposition, der kunstvollen Steigerung bis zur Katastrophe und der energischen Lösung — verkannten nicht die Bedeutung des dichterischen Motivs und seiner Bearbeitung. Mit einem Worte, wir glaubten, wenn auch gerade nicht Wagnerianer zu sein — Sie haben immer eine gewisse Antipathie gegen alle Arten von „ianern" gehabt, — so doch zu den aufrichtigen Verehrern dieses großen Künstlers uns zählen zu dürfen.

Sie als „Patronatsscheinheilige," um das reizende Wort von Julius Stettenheim zu gebrauchen, haben diesem Gefühl obenein noch einen Ausdruck gegeben, dessen freundliche Beredtsamkeit selbst dem Genius einleuchtet.

Aber ach, meine Verehrteste, wir, die wir uns schmeichelten, der wahrscheinlich mächtigsten künstlerischen Kraft unserer Zeit einiges Verständniß entgegen zu bringen, — wir verstehen von Wagner und seiner Künstlerschaft auch nicht das Geringste! Unsere Bewunderung ist nicht einmal Stückwerk, sie ist gar nichts. Das ist mir aus der Lectüre der Hagen'schen Schrift klar geworden, die ich aufmerksam gelesen und zu verstehen versucht habe. Wenn ich trotzdem nicht Alles begriffen habe, so darf ich einen Theil der Schuld wohl dem Verfasser zuschreiben, der leider, wie er selbst andeutet, der klaren Ausdrucksweise gewöhnlicher Schriftsteller eine vornehme Geringschätzung entgegenbringt. Er hat sich einen Stil zurecht gemacht, der mehr den eigenen Bedürfnissen des Verfassers, als denen des Lesers zu entsprechen bemüht ist. Gleich der erste Satz mag das beweisen.

Er lautet:

„Zum Genius die Liebe hat der gegenwärtigen Schrift, welche vermöge dieser Liebe lange in mir schlief und träumte, das Leben erweckt."

Man muß den Satz mehrmals lesen; es ging mir zuerst wie dem braven Manne, der vor dem bekannten Bilde, welches den die Leyer spielenden Orpheus inmitten der gebändigten Thiere darstellt und die Unterschrift trägt: „Die Macht der Musik", nach langem Kopfschütteln ausrief: „Wie so, Die Macht Der Musik? Der macht die Musik!" „Zum Genius die Liebe", die der gegenwärtigen Schrift das Leben erweckte, soll wahrscheinlich heißen: „Die Liebe zum Genius". Aber auch dann ist die Sache schwer verständlich; denn wenn die Schrift vermöge dieser Liebe lange in dem Verfasser schlief und träumte, wie kommt denn gerade diese selbe Liebe dazu, die Schrift zu wecken? Aber weiter:

„Diese Schrift war dem Verfasser eine Nothwendigkeit ..... außerhalb des Wahnes der Welt verfolgt die Schrift keinen Zweck, sie ist zwecklos und das ist ihr genug."

Es ist unmöglich, den Verfasser der Unbescheidenheit zu zeihen. Die Schrift ist zwecklos und das ist ihr genug!

Wer würde sich da nicht des rührenden Bekenntnisses jenes schlichten Kindes vom Lande erinnern, das da sagte: „Reich bin ich nicht, aber häßlich, und das ist mein Stolz!" Mit großer Mißachtung spricht Herr von Hagen von berühmten Literarhistorikern, Aesthetikern und Kunstkritikern. Herr von Hagen erklärt auch, weshalb die gelehrten Herren von Wagner nichts verstehen. Um Wagner zu verstehen, muß man etwas besitzen, was Herrn von Hagen eigen ist, und was vielen Anderen fehlt. Er nennt das „jene wahnvolle, metaphysische Stimmung". Vielleicht vermissen Sie auch hier jene durchdringende Klarheit im Ausdruck, die selbst innerhalb des Wahnes der Welt angenehm berührt. Aber Herr von Hagen legt darauf eben keinen Werth; er hat Redewendungen eigenster Art. Wissen Sie zum Beispiel, was „zur Kür gewählte Bedingungen" sind? Verstehen Sie die folgende außerordentlich klare Definition des Schönheitsbegriffes?

„Tiefer von den metaphysischen und ethischen Mächten der Menschheit durchdrungener Gehalt in congruenter Form der ästhetisch organischen Einheit."

Das ist Schönheitsbegriff.

*) Ueber die Dichtung der ersten Scene des „Rheingold" von Richard Wagner. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Dichters von Edmund v. Hagen. München. Christian Kaiser 1876. Preis 4 Mark.

Digitized by Google

Ich sagte vorhin, wir verstünden nichts von Wagner; ich will Ihnen klar machen, was Wagner ist.

„Wagners Werke mit naturbestimmter Nothwendigkeit seinem Innersten entquollen, athmen eine Beseelung, eine Begeisterung, welche bisher nirgends und zu keiner Zeit gekannt ist; es ist der Athem des Weltgeistes selbst, der die Jahrtausende überdauert. Solche Himmelsweisen, wie zum Beispiel die des Tristan, — sind vor Wagner auf unserm Erdplaneten nicht gesungen!"

„Wagner ist in den Lichtgefilden zu Höhen aufgestiegen, auf die sich vor ihm Niemand wagte; der Menschheit hat er damit ein unvergängliches Vermächtniß, seinem deutschen Volke aber zuerst eine wahrhaft originale deutsche Kunst gegeben."

„Wagner ist erhaben und großartig, die Zeit liebt mehr das Anmuthige und Zierliche; Wagner ist tragisch, die Zeit ist komisch; Wagner ist hocherhebend, die niederträchtige Zeit nivellirt; Wagner ist ernst, die Zeit ist witzelnd; Wagner ist tief, die Zeit oberflächlich; Wagner hat Originalität, die Zeit ist ein Affe; Wagner ist wahnvoll, die Zeit nüchtern; Wagner ist wahr, die Zeit lügnerisch; Wagner ist überirdisch, die Zeit im Irdischen versunken."

„Wagners bedeutende Eigenart bannt allgewaltig allen wahrhaft werthvollen Wahn des Weltwesens in ihre Sphäre, drückt den Stempel des Genius darauf, und schenkt ihn schön gestaltet hochherzig der Mit- und Nachwelt."

Wenn Sie nach diesen wahn- und tiefsinnigen Aussprüchen, die ich mir in der Hagen'schen Schrift gemerkt habe, das wahnvolle Wallen, Wogen und Wirken weltstürmender Wonnen und wahrer weicher Wehungen, wie sie in Wagners Werken weben, willig würdigen, so werden Sie als winziger Wauwau wedelnd zum wonnigen Wesen Wagners emporwallen.

Vielleicht werden Sie mit Ihrem gewöhnlichen Scharfsinn schon bemerkt haben, daß ich in diesem letzteren Satze mich mit einer gewissen Vorliebe auf dem „W" herumgewälzt habe. Man nennt das Alliteration. Und Sie haben gar keinen Begriff, wie wichtig so ein Buchstabe ist. Herr von Hagen führt siegreich den Beweis, „daß in der der Handlung und den Charakteren angemessenen vollendet schönen Sprache überall — ja selbst in den einzelnen Buchstaben — die Grundidee des Ganzen durchleuchtet".

Ehe wir diesem Nachweise folgen, möchte ich den Versuch machen, Ihnen einige positive Angaben über die in der ersten Scene des „Rheingold" verborgenen schönen Geheimnisse, wie sie in dem Hagen'schen Buche enthüllt werden, zu übermitteln.

Wagners „Rheingold" beginnt, wie Sie wissen, unter dem Wasser; man hat die Scene deswegen die „Aquariumsscene" genannt. Die drei Rheinmädchen: Woglinde, Wellgunde und Floßhilde plätschern um ein Riff und amüsiren sich, so gut es die feuchten Verhältnisse gestatten. Woglinde beginnt:

Woglinde.
Weia! Waga!
Woge, die Welle,
walle zur Wiege!
Wagalaweia!
Wallala weiala weia!

Wellgundes
(Stimme von oben).
Woglinde, wach'st du allein?

Woglinde.
Mit Wellgunde wär' ich zu zwei.

Wellgunde
(taucht aus der Fluth zum Riff herab).
Laß sehen wie du wach'st.
(Sie sucht Woglinde zu erhaschen.)

Woglinde
(entweicht ihr schwimmend).
Sicher vor dir.
(Sie necken sich und suchen sich spielend zu fangen.)

Floßhildes
(Stimme von oben).
Heiala weia!
Wildes Geschwister!

Wellgunde.
Floßhilde schwimm'!
Woglinde flieht:
Hilf mir die fliehende fangen!

Floßhilde
(taucht herab und fährt zwischen die Spielenden).
Des Goldes Schlaf
hütet ihr schlecht;
besser bewacht
des Schlummerden Bett,
sonst büß't ihr beide das Spiel!

Herr Edmund von Hagen stellt fest, daß wir aus diesen Eingangsworten dreierlei erfahren: „nämlich daß die Rheintöchter wachen, daß es das Gold ist, welches bewacht wird, und daß dieses, wie Floßhilde sagt, besser bewacht werden muß, wenn die Rheintöchter ihr Spiel nicht büßen sollen. So ist die Situation in schlagender Kürze prägnant gezeichnet." Herr von Hagen hat hier doch Einiges übersehen; wir erfahren noch viel mehr aus dieser Scene, wir erfahren namentlich auch, daß zweimal eins gleich zwei ist. („Woglinde wachst du allein?" Woglinde: „Mit Wellgunde wär ich zu zwei.")

Das größte Entzücken empfindet der Commentator über die Eingangsworte: „Weia, Waga, Wagalaweia" und citirt zunächst aus einem Briefe Richard Wagners vom 12. Juli 1872 die darauf bezügliche Stelle:

„Dem Studium J. Grimms entnahm ich . . . ein altdeutsches „„Heilawac"", formte es mir, um für meinen Zweck es noch geschmeidiger zu machen, zu einem „„Weiawaga"" (einer Form, welche wir heute noch in „„Weihwasser"" wiedererkennen), leitete hiervon in die verwandten Sprachwurzeln „„wogen"" und „„wiegen"", endlich „„wellen"" und „„wallen"" über und bildete mir so, nach der Analogie das „„Eia popeia"" unserer Kinderstubenlieder, eine wurzelhaft syllabische Melodie für meine Wassermädchen."

Hagen führt nun aus, daß sich über diese ganze Scene eine Stimmung verbreitet, „wie sie aus dem Chaotischen, dem Unentwickelten hervorgeht" und dies wäre dann gleich in jenen ersten unbestimmten „Weia, Weigalaweia" Lauten fühlbar. Das „Weia Waga" sei eine „Ueberleitung aus dem unklaren Rauschen des Rheines zu den klareren Tönen der Rheintöchter"; aber dieses „Weia Waga" schließe auch ein culturhistorisches Element in sich.

Aus der Voranstellung der begrifflosen Naturlaute vor die bestimmte Begriffe ausdrückenden Worte könne man nämlich über die Sprache Belehrung schöpfen. Das heißt also, wie sich die Sprache selbst aus den Naturlauten heraus gebildet hat, so entwickelt sich hier der verständliche Text aus dem Begrifflosen. Wir hören erst Laute, welche etwas Unbestimmt-Flüssiges vorstellen sollen und wenn das unverständlich eine Weile an unserm Ohr vorübergerauscht ist, dann lernen wir verstehen, was die Mädchen sagen wollen.

Aber abgesehen von dem culturhistorischen Momente ist noch das ästhetische zu berücksichtigen; und Herr von Hagen führt aus, daß diese Naturlaute „Weia, Waga, Wagalaweia" ganz geeignet sind, „uns gleich zu Anfang wie mit einem Schlage aus dem Kreise des realen Lebens in das Reich des Idealen zu erheben."

„Diese so frohsinnigen heiteren Worte umfängt der eigenthümliche Zauber der Kunst und aus diesen begrifflosen Naturlauten spricht uns eine geniale Heiterkeit an."

Das Alles liegt in den Worten „Weia, Waga, Wagalaweia"; das Alles und noch viel mehr, denn ich habe nur einige Zeilen angeführt, während Herr von Hagen sechs große Seiten damit füllt, seinen Gefühlen über diese Naturlaute Ausdruck zu geben. Außer Richard Wagner hat noch ein großer Dichter unserer Zeit diese Naturlaute mit dichterischer Vollendung behandelt; ich

Digitized by Google

meine Wilhelm Busch. Kann man sich etwas mächtiger Ergreifendes denken, als die poetisch prägnante Schilderung der vom Sims herabstürzenden Statue, welche in Scherben geht:

„Ach die Venus ist perdü —
Klickeradombs! von Medici."

Die Interpretation der sechs Worte: „Woge zu Welle, walle zur Wiege" wird auf knapperem Raum, nämlich nur auf fünf Seiten bewältigt. Ich muß aber leider darauf verzichten, dem Dichter in seinen sinnigen Ausführungen noch weiter zu folgen.

Nur einen Punkt möchte ich noch berühren, die schon erwähnte Bedeutung des einzelnen Buchstabens in der Wagner'schen Dichtung. Herr von Hagen hat in dieser Beziehung die tiefstgehendsten Studien gemacht. Er hat namentlich zwei Werke: C. L. Merkel, Physiologie der menschlichen Sprache, und J. G. Kohl, Ueber Klangmalerei in der deutschen Sprache, studirt und die gelehrten Ergebnisse dieser Studien an der Wagner'schen Dichtung geprüft. Er nimmt als Beispiel aus dem Rheingold die erste Anrede des Nibelungen an die Mädchen:

He he! Ihr Nicker!
Wie seid ihr niedlich,
neidliches Volk!
Aus Nibelheims Nacht
naht ich euch gern,
neigtet ihr euch zu mir."

Vielleicht bemerken Sie wiederum, wenn Sie recht genau aufpassen, daß hier das „N" mehrfach vorkommt. Aber wissen Sie, was ein „N" ist? Sie wissen es nicht! Sie können vielleicht nicht einmal ein „N" bilden!

„Das „N" wird gebildet, wenn die Zunge eine der für das „T" gültigen Lagen annimmt, d. h. wenn die Zungenspitze abwärts gebogen und an die unteren Schneidezähne gestemmt wird, während der Rücken des vorderen Zungentheils gegen die Hinterfläche der oberen Schneidezähne und den vorderen Theil des Gaumens sich anlegt und die Seitenränder der Zunge den Raum zwischen beiden Zahnreihen, oder wo diese fehlen, Kieferrändern ausfüllen, und die dabei in der Glottis zum Tönen gebrachte Luft bei herabhängendem Gaumensegel durch die Nasenkanäle strömt. (Merkel, S. 164. 239. Hagen, S. 99.)"

Nun denken Sie sich blos, was Alles geschehen muß, um Sie zu dem einfachen Ausruf: „Nanu!" zu veranlassen.

„Das Charakteristische des „N" besteht in einer Verstopfung des Vordertheils des Mundes. Der tönenden Luft wird durch dasselbe der Ausgang verweigert, sie fängt sich in der Mundhöhle, wird zum Rückzug gezwungen und muß sich am Ende durch die Nase einen Ausweg suchen. Das „N" stellt also, so zu sagen, selbst eine Verweigerung oder eine Verneinung dar und erscheint demzufolge in den verneinenden Worten fast aller Sprachen. Das „N" bringt uns durch den Mundverschluß die Luft . . . in's Innere, man könnte auch sagen, zu uns heran. Die Luft bleibt gleichsam an und bei uns, wird nicht ausgeströmt und entfernt, wie bei anderen Lauten. Es liegt darin eine Annäherung und daher der Gebrauch des „N" in den Worten: an, nahe, nähern. Vielleicht daher auch das „N" in: nehmen, hinnehmen (Kohl, S. 47, Hagen, S. 99)."

Hagen zieht aus diesen gelehrten Feststellungen den Schluß, daß, weil das „N" sich auf das Abgegrenzte bezieht, weil die Luft gleichsam bei uns bleibt und nicht ausgeströmt wird, das „N" auch der Buchstabe des Egoismus sei. Ferner sei das „N" der Buchstabe des Annäherns und Hinneigens und drittens sei das „N" der Buchstabe des Wegnehmens und Zerstörens. Also sei das „N" der Buchstabe des Nibelungen, der egoistisch sich den Mädchen zu „nähern" suche und sich zu dem Golde „hinneige" und es „nehmen" will. Mit einem Worte, es wird Einem klar, daß der Nibelunge Alberich absolut keinen andern Buchstaben gebrauchen durfte als das „N", um seinen Charakter zu veranschaulichen.

Es ließen sich übrigens noch viel Beispiele für die Richtigkeit dieser Definition finden. Das egoistische „Hinnehmen" mit der Negirung des Bezahlens erzeugt naturgemäß den „Nassauer". „Das negirende Moment des „N"", sagt Hagen auf Seite 100, „zeigt sich unserm Auge in dem Worte „Nonne"". Unsere Sprache hat dies noch weiter durchgeführt und wo das negirende Moment der „Nonne" gemildert wird, erscheint logischer Weise die „Bonne". Das negirendste aller Mädchen würde demnach wohl „Nanni aus Ninive" sein. Auch der unschuldige Name „Neumann" scheint auf perverse Instincte hinzudeuten und mit weiser Berechnung hat der Dichter D. Kalisch den traurigen Helden eines seiner ergreifendsten Gedichte „Neumann" genannt.

„Dieser Mann war Kutscher und hieß Neumann,
Und sein Name sagt genug wohl schon, —
Außerdem bezog auch dieser Neumann
Eine königliche Pension. . . .

Neumann, ein geborner Kannibale,
Kehrt von dieser Stund nicht mehr zu Haus!
Aus dem neuen Schifffahrtsbaucanale
Zog als Leiche man ihn gänzlich 'raus!"

Von Rührung übermannt, nehme ich Abschied von Ihnen, neidlich niedliche Nixe, und wenn mir auch manch glühender Glanz willig im Wag entglissen und Sie auch bei meinem schlecken Geschlüpfer einschlafen, so bin und bleibe ich doch

Ihr
ganz ergebener
Paul Lindau.

Die österreichisch-ungarische Polarexpedition von 1872—74.

Von Jul. Payer.

Besprochen von **M. Lindeman.**

Seit dem Jahre 1866, dem Beginne der Neugestaltung Deutschlands, ist auch ein frischer thatkräftiger Zug in viele Bestrebungen unserer Nation gekommen, welche, abgewandt von der Politik, die Erreichung humaner und im Reiche der Wissenschaft liegender Aufgaben verfolgten. Zur Erkenntniß von der Beschaffenheit unseres Erdballs hat auch Deutschland in hohem Maße beigetragen, eine Reihe berühmter deutscher Namen, unter denen vor Allem Humboldt und Karl Ritter glänzen, beweisen das. Besonders ist es die Afrikaforschung, welche durch Dentsche in reichem Maße gefördert wurde. Aber erst in den letzten zehn Jahren fließen die freiwilligen Spenden aus der Nation für die praktische Förderung der Erdkunde reichlicher. Auch hat sich die Reichsregierung in manchen Fällen bereit gezeigt, durch Zuschüsse die Unternehmungen von Gesellschaften, welche sich die Veranstaltung von Entdeckungs- und geographischen Forschungsreisen angelegen sein lassen, zu sichern, und auf eine breitere Basis zu stellen. Letzteres gilt namentlich für die von der deutschen Afrikagesellschaft in Angriff genommene Erforschung Centralafrikas. Ein anderes großes geographisches Problem der Gegenwart, welchem sich das Interesse der Nation thatkräftig zuwandte, ist die Polarforschung. Es ist bekannt, daß Deutschland in den Jahren 1868—70 zwei Expeditionen nach dem Polarmeere aussandte, von welchen namentlich die zweite mancherlei reiche Ergebnisse und Entdeckungen heimbrachte. Die Früchte dieser Reise, für welche die Initiative Dr. Petermann gebührt, während die Sorge für die Mittel zur Ausführung und für eine würdige Veröffentlichung der Ergebnisse vorzugsweise einem in Bremen gebildeten Comité, dem jetzigen Polarverein zufiel, liegen in einem großen Werke und in einer Volksausgabe desselben vor. Die Fortsetzung der Forschungen erforderte entsprechend größere Mittel, und es erschien daher gerechtfertigt, nunmehr das Reich zur Gewährung derselben anzugehen. Eine von dem Reichskanzler niedergesetzte Sachverständigen-Commission entschied sich indessen in einem ausführlichen Gutachten gegen die Fortsetzung der Polarforschungsreisen „in bisheriger Weise", und schlug statt dessen zunächst die Errichtung wissenschaftlicher Beobachtungsstationen vor. Es schwebte ihr dabei eine internationale Verein-

Digitized by Google

barung vor, kraft welcher für einige Jahre an einer Reihe von Punkten um die arktische Centralregion herum solche Stationen errichtet werden sollten. Für Deutschland schlug die Commission drei Punkte (auf Spitzbergen, Ostgrönland und Jan Mayen) vor, und war dabei der Meinung, daß das deutsche Reich, auch wenn andere Nationen zögern sollten, selbstständig in dieser Richtung vorgehen müsse. Die Commission entwickelte übereinstimmend mit den auf der Grazer Naturforscher-Versammlung vor 2 Jahren dargelegten Ansichten Weyprechts, daß die Ergebnisse der Thätigkeit dieser Stationen auf den Gebieten der Hydrographie, der Meteorologie, der Physik ꝛc. erst die bis jetzt noch entbehrte zuverlässige Grundlage für eine allseitige systematische Erforschung jenes bis jetzt noch unbekannten Theils unseres Erdballes liefern werde. Wir lassen es dahin gestellt, ob die Vorschläge der Commission das richtige Mittel zur praktischen Förderung der Polarforschung waren, und referiren einfach, daß der Bundesrath die positive Seite dieser Anträge, nämlich die Errichtung von Beobachtungsstationen, vorläufig auf sich beruhen ließ, den negativen Theil jedoch sich aneignete, und auf Grund desselben das Gesuch des Bremer Polarvereins um Gewährung von Mitteln zu einer neuen Expedition abwies. So blicken denn jetzt die Geographen auf die im vorigen Sommer ausgesandte englische Polarexpedition mit der Hoffnung, daß sie, großartig angelegt, mit trefflichen Mitteln ausgerüstet und von erfahrenen Männern geleitet, Bedeutendes leisten und den Anreiz auch für eine Wiederaufnahme der deutschen geographischen Forschungen im Polargebiet gewähren werde. Inzwischen liegen nun auch die Ergebnisse der letzten österreichischen Polarexpedition (1872—74) in einem von Julius Payer veröffentlichten großen Werke (Wien 1875/76 bei Alfred Hölder, k. k. Universitätsbuchhandlung) vollständig vor. Das Werk ist 800 Seiten stark und enthält außer dem Reisebericht der Expedition von 1872—74 ausführliche Mittheilungen über die Sommerexpedition 1871 nach dem Nowaja Semlja Meere, deren Resultate die Hauptexpedition der beiden folgenden Jahre veranlaßten, sowie über Payers Theilnahme an der deutschen Expedition nach Ostgrönland in den Jahren 1869—70. Es ist gewiß hoch erfreulich, daß bei vielen Entdeckungsexpeditionen der nationale Gedanke nicht in der Weise einseitig und unverständig zur Geltung gebracht wurde, daß man die Theilnahme besonders geeigneter und tüchtiger Persönlichkeiten deshalb, weil sie zufällig der betreffenden Nation resp. dem Staatenverbande nicht angehörten, ausschloß. Die Americaner und selbst die Russen haben uns darin gute Beispiele gegeben. So sahen wir unter dem wissenschaftlichen Personal der deutschen Expedition nach Ostgrönland einen englischen Gelehrten und einen österreichischen Offizier. So wurde auch zur Theilnahme an der deutschen Venusexpedition, welcher sich später eine Forschungsreise der „Gazelle" in der Südsee anschloß, ein Schweizer, Dr. Studer, berufen. In erster Linie bei derartigen Unternehmungen gilt doch der wissenschaftliche Zweck. Ihm zu dienen muß man sich der besten Kräfte versichern, gleichviel welcher Nation sie angehören. Payer war nun überdem ein Deutscher, wenn auch kein Angehöriger des Norddeutschen Bundes. Gerade er, der durch seine langjährigen Forschungen, Messungen und kartographischen Studien in den österreichischen Alpen seine Befähigung für eins der wichtigsten Fächer, die Orographie, bewiesen hatte, war vorzugsweise berufen, an der Expedition, welche die bis dahin völlig unbekannte Alpen- und Gletscherwelt Ostgrönlands der wissenschaftlichen Kunde erschloß, theilzunehmen. In dem oben citirten, von dem Verein für die deutsche Nordpolarfahrt veröffentlichten Werke sind die Verdienste, welche sich Payer auf jener Expedition erworben hat, zur Genüge niedergelegt, und sie erhellen auch wieder aus den ergänzenden Mittheilungen von jener Expedition, welche in dem jetzt veröffentlichten Werke über die österreichische Expedition enthalten sind.

Wenden wir uns nun dieser Letzteren zu, so ist zunächst als Hauptvorzug und als eine wahrhafte Bereicherung der Polarliteratur, soweit das gesammte gebildete Publicum dafür Interesse hat, die durch Payers außerordentliches Zeichentalent erreichte Veranschaulichung der Polarnatur, mit ihren wunderbaren Eisgebilden, Landschaften und Lichteffecten, hervorzuheben. Obermüllers Gemälde, welche nach den Skizzen Payers ausgeführt wurden, sind durch ganz Deutschland gewandert, und haben überall das lebhafteste Interesse erregt. Das vorliegende Werk gibt sie uns in Holzschnitten wieder, vermehrt durch eine Menge anderer, und man muß den künstlerischen Scharfblick Payers bewundern, mit Hülfe dessen er dem oft spröden und einförmigen Stoffe immer neue Seiten abzugewinnen weiß. Einförmig sagen wir, denn im Großen und Ganzen sind die Natur- und namentlich das Thierleben, bedingt durch dieselben klimatischen Einwirkungen in der Polarregion, überall gleich. Indessen war Payer das Glück beschieden, ein bis dahin völlig unbekanntes Land, welches die österreichische Expedition entdeckte, und zwar in einer Zeit, wo die völlige Erfolglosigkeit der ganzen Expedition entschieden schien, das Franzjosephsland, uns in seinen Hauptzügen darstellen zu können. Es kommt hinzu, daß das Werk alle drei Polarreisen Payers umfaßt, somit ein Gebiet von etwa 40 Längengraden. Der Bericht über die 71er Vorexpedition veranschaulicht uns durch Skizzen manche Küstenstrecken und Inseln von Ostspitzbergen, die durch ihre Formation interessant, doch bisher weder in dem Scoresby'schen Werke noch in dem an landschaftlichen Skizzen überhaupt armen Heuglin'schen Reisebuch zur Darstellung kamen. Durch Payers Theilnahme an der deutschen Expedition wurde Oesterreich in das Interesse für die Polarforschung hineingezogen. Das Glück wollte, daß ein reicher ungarischer Magnat, ähnlich wie einst Booth in England und Grinnell in Amerika, in edelmüthiger Weise eine bedeutende Summe (40,000 Gulden) zur Fortsetzung der Polarforschung von österreichischer Seite zur Verfügung stellte. Die Ergebnisse der deutschen Expedition 1869—70 ließen es nicht als rathsam erscheinen, den Weg in die arktische Centralregion von Neuem längs der Ostküste von Grönland zu suchen. Der Polarstrom führt gerade dorthin allsommerlich Massen von Treibeis, welche, da das Meer vielfach eine geringe Tiefe hat und überdem Island den Abfluß nach Süden hindert, die berüchtigte Banquise, jene immerwährende Eisbarrière bilden, in welcher zahlreiche Walfängerfahrzeuge früherer Zeit und noch vor 43 Jahren das französische Entdeckungsschiff „Lilloise" zerdrückt wurden. Die Aufmerksamkeit richtete sich nun auf das Meer zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja, dessen Zugänglichkeit für Schiffe weit hinauf nach Norden unter den fortwirkenden Einflüssen des Golfstromes man vermuthete. Auf die Initiative Dr. Petermanns hin wurde die Recognoscirungsexpedition von Payer und Weyprecht zur Untersuchung der klimatischen und Eisverhältnisse jenes Meeres in's Werk gesetzt. In Tromsoe miethete man ein Segelschiff von 50 Tons, den Isbjörn, welcher am 20. Juni 1871 jenen norwegischen Fischerhafen verließ. Das Ergebniß dieser Fahrt war für eine größere Unternehmung in dieser Richtung ermuthigend. Am 1. Septbr. Morgens befand sich der Isbjörn auf 78° 30′ nördl. Breite, in etwa 42° östl. Länge, während beispielsweise die deutsche Expedition in Ostgrönland im März 1870 nur mit größter Mühe den 77° zu Schlitten zu erreichen vermochte, das Schiff konnte dort im Sommer nur bis zum 75½° vordringen. Bemerkenswerth war ferner, daß je weiter der Isbjörn nach Osten vordrang, destomehr sich das Eis nach Norden zurückzog. Im Sommer vorher war es einem norwegischen Walroßjäger gelungen, die Insel Nowaja Semlja im Norden zu umfahren. Auf diese Resultate wurde der Plan der großen österreichischen Expedition der Jahre 1872—74 begründet. Es sollte versucht werden, nunmehr die in früheren Jahrhunderten von den Engländern und Holländern vergeblich erstrebte Nordostdurchfahrt, d. h. die Fahrt um die europäischen Nordküsten herum in's Eismeer Sibiriens, womöglich bis zur Beringstraße zu finden. Es war den Oesterreichern nicht beschieden, diese Aufgabe zu lösen, der Schwede Nordenskjöld dagegen gelangte im vorigen Sommer mit seinem kleinen Fahrzeug glücklich bis zur Jenisseimündung.

Rühmend muß hervorgehoben werden, daß die nach jener großherzigen Spende des Grafen Wilczek noch immer erforderlichen bedeutenden Mittel rasch zusammen kamen. Der Adel und die hohe Finanz Wiens interessirten sich für die Sache, und so war denn das Unternehmen bald pecuniär gesichert. Auf einer

Digitized by Google

Bremerhavener Werft wurde das neue österreichische Polarentdeckungsschiff, welches den Namen des Siegers in der Seeschlacht von Lissa, des österreichischen Seehelden Tegetthoff, erhielt, gebaut. 220 Tons groß, für $2\frac{1}{2}$ bis 3 Jahr ausgerüstet und in jeder Beziehung für seine schwierige Reise gut ausgestattet, verließ es am 13. Juni 1872 die Weser. Die Bemannung bestand im Ganzen aus 23 Personen. Den Oberbefehl über die Schiffsexpedition hatte der Marinelieutenant Weyprecht, während die Reisen zu Lande der Leitung Payers unterstellt waren. Auch die beiden Schiffsofficiere waren von der österreichischen Kriegsflotte, die Bemannung aber bestand aus Dalmatiner und Fiumaner Seeleuten, welche zum ersten Male ihre seemännischen Eigenschaften im Polarmeer erproben sollten. Zu den Bergexcursionen hatte Payer zwei bewährte Alpensteiger aus Tyrol mitgenommen. Der Arzt war ein Ungar. Nach langer 19tägiger Fahrt (von Bremerhaven aus) kam der Tegetthoff am 3. Juli in Tromsoe an, wo die Mannschaft noch durch einen Eismeister und Harpunier vermehrt wurde. Am 3. August hatte sich der Tegetthoff durch das Eis bis zur bergigen Küste der Nordhälfte Nowaja Selmjas durchgearbeitet. Weiter nördlich erfolgte das letzte Zusammentreffen mit österreichischen Landsleuten. Es war der Isbjörn, welcher von Spitzbergen kommend mit dem Grafen Wilczek, dem Commodore Sterneck und zwei Gelehrten an Bord, bei Cap Nassau ein Lebensmitteldepot für die österreichische Expedition errichtet hatte. Wegen Nebel und stürmischen Wetters ankerten die Schiffe einige Tage bei den Barentzinseln, flachen von Klippen umringten Eilanden, deren Kalkfelsen mit ihren Pflanzenabdrücken die unabweisbaren Zeugnisse eines milderen Klimas in einem der frühesten Zeitalter der Erdbildung lieferten. Am 20. August schied der Isbjörn, um schließlich an der Petschoramündung zu landen; der Tegetthoff aber wurde schon Ende August für immer vom Eise eingeschlossen. Als Ersatz für die unmöglich gewordene Fahrt nach Osten wurde den österreichischen Polarfahrern das Glück, ein neues Land, das Franzjosephland, zu entdecken. Nach einem langen von Payer in allen seinen Erlebnissen anschaulich geschilderten Winter zeigte sich am 19. Februar 1873 zum ersten Male die Sonne wieder. Mit ihr kehrten Gesundheit und Frohsinn zurück. Am 30. August 1873, nachdem das Schiff öfter im Eise hin- und hergetrieben, und seine Bemannung durch Eispressungen vielfacher Gefahr ausgesetzt gewesen war, kam das neue Land zum ersten Male in Sicht. „Es war um die Mittagszeit, da wir, über die Bordwand gelehnt, in die flüchtigen Nebel starrten, durch welche dann und wann das Sonnenlicht brach, als eine vorüberziehende Dunstwand plötzlich rauhe Felszüge fern im Nordwest enthüllte, die sich binnen wenigen Minuten zu dem Anblicke eines strahlenden Alpenlandes entwickelten! Im ersten Momente standen wir Alle gebannt und voll Unglauben da; dann brachen wir, hingerissen von der unverscheuchbaren Wahrhaftigkeit unseres Glückes, in den stürmischen Jubelruf aus: „Land, Land, endlich Land!" Keine Kranke gab es mehr im Schiffe, im Nu hatte sich die Nachricht von der Entdeckung verbreitet; Alles war auf Deck geeilt, um sich mit eigenen Augen Gewißheit zu verschaffen, daß ein unentreißbares Resultat der Expedition erreicht war."

Die folgenden Blätter des Werkes bis zum Verlassen des Schiffes und zu der auf Böten bewirkten gefahrvollen und drangsalreichen Rückkehr und glücklichen Rettung durch ein russisches Fischerfahrzeug, bilden den geographischen Kern, der auf drei Schlittenreisen eroberten Kunde von dem neuen Lande. Aber auch abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Werth fesseln sie uns durch Darstellung und Inhalt. Was Payer und seine Gefährten auf diesen Schlittenreisen geleistet, gehört unstreitig zu den bedeutendsten Thaten in der polaren Entdeckungsgeschichte. Man bedenke, daß diese Schlittenreisen nach einer zweimaligen Ueberwinterung angetreten wurden! Jeder erfahrene Polarreisende — das bestätigt jetzt wiederum das Programm der englischen Expedition — ist der Meinung, daß nach einer zweimaligen Ueberwinterung im Polarmeere neue bedeutende Anstrengungen zu weiterem Vordringen nach Norden weder verlangt, noch erwartet werden können. Die Losung pflegt dann: Rückkehr! zu sein, und nur an die Namen der größten Entdecker, wie Parry und die Roß, knüpfen sich Ausnahmen von dieser Regel. Auch lag der Tegetthoff, als Payer diese Schlittenreisen unternahm, nicht etwa in einer Bucht geschützt vor den Pressungen des Eises, welche im Frühjahr einzutreten pflegen, vielmehr war die Chance entschieden vorhanden, daß Payer, während er seine gefahrvollen Reisen nach Norden unternahm, von der Rettung dadurch abgeschnitten werden konnte, daß Weyprecht und seine beim Schiff zurückgebliebenen Gefährten, bedrängt durch das Eis, ihre Zuflucht zu den Böten nehmen mußten, um südwärts treibend für immer aus der Nähe des Landes, auf welchem noch die Gefährten verweilten, verschlagen zu werden. Am 10. März 1874 trat Payer seine erste Schlittenreise an; sie hatte den Zweck der vorläufigen Orientirung in dem geheimnißvollen Lande. Nur fünf Tage währte sie, und während dieser kurzen Zeit der größten Anstrengungen — an einem Tage zeigte der Weingeistthermometer 39° R. unter Null — wurden große Entfernungen zurückgelegt. Die zweite Schlittenreise war dem Vordringen nach Norden gewidmet. Von vornherein machte Payer seinen Gefährten die Möglichkeit klar, bei der Rückkehr das Schiff nicht mehr vorzufinden. Dennoch zogen sie aus: es waren Payer und der Schiffsfähnrich Orel, die beiden Tyroler und drei Matrosen. Die Reise währte vier Wochen, und wurde dabei der nördlichste Punkt auf 82° 5' am 12. April 1874 erreicht. Eine dritte Schlittenreise galt der Erforschung der westlichen Theile der entdeckten Inselgruppe des Franzjosephslandes. Sie währte nur wenige Tage, die Rückkehr zum Schiff erfolgte am 3. Mai. Das Franzjosephsland besteht zunächst aus drei größeren und einer Menge kleinerer Inseln. Jene erhielten die Namen Wilczekland (östlich), Zichyland (westlich) und Kronprinz Rudolphland (nördlich). Zichyland wird von Wilczekland und verschiedenen kleinern Inseln zunächst durch den Markhamsund, sodann durch den Austriasund, der wiederum von einer Menge Inseln durchsetzt ist, getrennt. Charakteristisch für das neuentdeckte Polarland, dessen Berge sich im Mittel bis zur Höhe von 3—5000' erheben, ist seine ungeheure Begletscherung. Fast alle Gletscher reichen bis zum Meere hinab. Die vorherrschende Felsart ist krystallinisches Massengestein. Die Vegetation ist im Vergleich zu derjenigen Nordostgrönlands eine äußerst dürftige. Auch das Thierleben war arm, aber das Schleppnetz lieferte reiche Ergebnisse und die Bestätigung der Erfahrung, welche die schwedische Expedition machte, daß die niedere Thierwelt des Meeres in den Polargegenden massenhaft, aber an Arten arm ist. Ein Glanzmoment der Expedition war der Tag, an welchem die höchste nördliche Breite erreicht wurde. Es war der 12. April. Von einem 1000' hohen Cap aus schaute man nach Norden hin offenes Wasser. Die Temperatur war um 13° R. wärmer, als in dem über zwei Grad südlicher liegenden Schiffe. Tausende von Vögeln flatterten von den Felsen auf, und am Lande zeigten sich zahlreiche Spuren von Vierfüßlern. Dennoch ist aus dieser nach Payers Meinung localen Erscheinung nicht auf ein offenes Polarmeer zu schließen. Was diese große Frage anlangt, so bespricht sie Payer in einem eigenen Capitel seines Werkes ausführlich, und für den, welchem sie durch Studium oder nautische Erfahrung nahe liegt, wird die Lectüre dieses Abschnittes nicht minder interessant sein, wie die Erzählung von dem Rückzuge der Männer des Tegetthoff in Böten durch das Eismeer bis zum rettenden Schiffe die menschliche Theilnahme herausfordert. Unsäglich waren die Entbehrungen und Enttäuschungen dieses Rückzuges. Beispielsweise war die Entfernung der Böte und Schlitten vom Schiff nach zweimonatlicher Arbeit des Auf- und Abziehens mit 70 Centnern von Scholle zu Scholle nur erst zwei deutsche Meilen! Am 15. Mai wurde das Schiff verlassen und erst am 14. August Nachts war der letzte Saum des Eises erreicht und lag das offene Meer „die heilige Fluth, der allumfassende Ocean" vor ihnen. Am 23. August Mittags, der Proviant reichte nur noch für zehn Tage, wurde der rettende Schooner Nicolai erreicht.

Die Ausstattung des Werkes zeichnet sich, wie bemerkt, vor anderen Polarreisewerken durch die Fülle von Illustrationen aus, deren wissenschaftlich werthvollste diejenigen sind, welche uns die neuentdeckten Länder veranschaulichen. Außerdem orientiren uns

Digitized by Google

drei Karten über Franzjosephsland, das Nowaja Semlja Meer und Nordostgrönland. Die Art und Weise, wie sich Payer in der Vorrede ausspricht, ehrt ihn nicht minder, wie seinen Collegen Schiffslieutenant Weyprecht, dessen Verdiensten er rückhaltslose Anerkennung ausdrückt. Das Werk ist dem Kaiser Franz Joseph gewidmet.

Notizen.

Freiligrath über Grimme.

Seit dem Tode des verehrten Dichters hat schon so Mancher, der ihm näher gestanden, nach den verschiedensten Richtungen hin Mittheilungen über ihn gebracht, daß es vielleicht auch angezeigt sein dürfte, durch Wiedergabe eines Briefes von ihm anzudeuten, wie warm er sich für die einheimische Literatur seiner alten Heimat Westfalen interessirte. Ich hatte ihm von Zeit zu Zeit von den Versuchen aus den verschiedensten Theilen Westfalens, in plattdeutscher Mundart zu dichten und zu schreiben, namentlich von den gelungenen Gedichten meines Freundes Ferd. Zumbrock in Münster und den höchst humoristischen Sachen des sauerländischen Dichters F. W. Grimme erzählt, und ihm dann einige neuere Hefte von letzterem zugesandt. Hierauf erhielt ich von ihm unterm 30. December 1874 folgende Empfangsanzeige:

„Und nun habe vor Allem herzlichen Dank für die große Freude, die Du mir mit dem trefflichen Humoristen Grimme bereitet hast; ich habe mich an dem längst von mir verehrten Manne wieder einmal auferbaut. Die Heftchen, welche Du die Güte hattest mir zu schicken, waren mir durchaus neu (nur die früheren Sachen: „Grain Tuig" und „Sprickeln und Spöne" kannte ich schon in London), und ich kann Dir gar nicht sagen, welch' heitern Genuß sie mir gewährt und wie lebhaft sie Menschen und Zustände der alten Heimat in mir aufgefrischt haben. Welch' gemüthliche lustige Sorte sind doch z. B. diese geistlichen Saufausse, diese katholischen Dorfpfaffen des Sauerlandes, wo einer dem andern die Taufthaler aus der Hosentasche stiehlt und damit der Köchin den Wein bezahlt, den sie, ohne die List des Schlaumeyers zu ahnen, aus dem Keller des Bestohlenen (der unterdessen schon ruhig schnarcht) zu später Stunde noch heraufholen muß. Es ist wieder eine ganz andre Welt, es sind wieder ganz andre Menschen und Lebenskreise, als die von Reuter geschilderten, und dadurch sind Grimmes Sittenbilder, abgesehen von dem sprachlichen Interesse, neben den Reuter'schen auch von specifischer, culturhistorischer Bedeutung. Wie wunderbar verschieden zeigen sich doch das deutsche Gemüth und der deutsche Humor je nach der Landschaft, worin sie zum Ausdruck gelangen! Groth, Reuter, Hebel, Grimme — überall dasselbe ehrliche treue Volksgesicht, und dennoch, wie anders Blick und Geberde! Wie verschieden der in seine engen Flußthäler eingekeilte Katholik des Sauerlandes von dem protestantischen Flachländer Mecklenburgs! Es wirken da eine Menge von Factoren! Grimme hat trefflich im Volke herumgelauscht, seine Bilder haben die Treue von Photographien. In den kleinen, mehr anekdotenartigen Geschichten, die er uns gegeben hat, ist er Reuter in der That ebenbürtig, es fragt sich nur, ob seine Begabung auch für größere Schöpfungen ausreicht. Ich möchte daran zweifeln, doch soll mein Zweifel keinen Tadel aussprechen. Jeder gibt, was er hat und geben kann, und ist das etwas Gutes, so sollen wir ihm dankbar und mit dem Gegebenen zufrieden sein! Ein Humor, wie Grimme ihn besitzt, ist etwas Herrliches und Kostbares! Möge er uns noch oft und lange damit erfreuen!"

Ich glaube, ganz im Sinne meines verewigten Freundes zu handeln, wenn ich an die Mittheilung dieses Briefes den Wunsch knüpfe, die Grimme'schen Sachen möchten in dem Maße bekannt werden, wie sie es verdienen. Bei der allseitigen Liebhaberei, namentlich in Norddeutschland und am Rheine, Sachen im Volksdialekt zu lesen — eine Liebhaberei, die zwar vorzugsweise, aber nicht ausschließlich, in der Lectüre Reuters Befriedigung findet — ist Grimme selbst in seiner Westfälischen Heimat nicht genügend bekannt, obgleich er uns seit etwa 20 Jahren mit einer Reihe der köstlichsten Sachen beschenkt hat. In der Sprache seiner Heimat, des Kölnischen Sauerlandes, des nach dem Sturze Heinrichs des Löwen an Kurköln gekommenen, etwa die Hälfte des Regierungsbezirks Arnsberg umfassenden, Herzogthums Westfalen, brachte Grimme, jetzt Gymnasialdirector in Heiligenstadt, unter dem Namen „Sprickeln und Spöne", „Spargitzen", „Grain Tuig", „Galantereiwaar" Sammlungen von Erzählungen in Vers und Prosa, Sinnsprüchen ꝛc., die das Köstlichste enthalten, was je dem Volkshumor abgelauscht ist. Die Sprache ist correct in leicht verständlicher Schrift wiedergegeben, an sprachlich einleitenden Erläuterungen und Vocabularien fehlt es ebenfalls nicht. Hieran knüpfen sich verschiedene Lustspiele in derselben Mundart, deren beste Perle „Die Musterung" (Aushebung) häufig auf Liebhabertheatern in Westfalen zu hellster Ergötzung zur Aufführung gekommen.

Aber auch in hochdeutscher Sprache hat Grimme reizende Sachen geschrieben, so verschiedene Dorfgeschichten, deren eine „Menschen machen's selten gut, besser, was Gott selber thut", sich den besten Dorfgeschichten von Gottfried Keller, Berthold Auerbach und Otto Ludwig würdig anreiht. Neben einem Aufsatze Grimmes über Immermanns Münchhausen, soweit er in der Soester Börde spielt, in der Zeitschrift „Daheim", möchte ich schließlich noch eines kleinen Heftes von ihm gedenken, „Das Sauerland und seine Bewohner", in dem er über Land und Leute, Sitten und Bräuche, Schnurren und Schnacken dieses wunderschönen Ländchens die wahrsten und lebendigsten Schilderungen bringt. Dieses Ländchen mit den schönen Thälern der oberen Ruhr und Lenne, der Möhne, Bigge und Hönne ist ja neuerdings neben der Ruhrsiegbahn auch durch die vom Rheine über Arnsberg nach Cassel führende Ruhrthalbahn erschlossen, und der Besuch desselben wird Jedem, dem es um wahren Naturgenuß zu thun ist, die reinste Befriedigung gewähren. Leider sind die Worte Freiligraths an einer andern Stelle des oben theilweise mitgetheilten Briefes: „ich gebe die Hoffnung nicht auf, die alte Heimat noch einmal an Deiner Seite zu durchstreifen", nicht zur Wahrheit geworden.

Hamm, Juli 1876. **Wilhelm Rauschenbusch.**

* * *

Wie das „Athenäum" mittheilt, hat das Britisch Museum vor einiger Zeit eine sehr interessante Acquisition gemacht und dieselbe seit kurzem unter Glas und Rahmen ausgestellt. Es handelt sich nämlich um einen der berühmten, oder wenn man will berüchtigten Tetzel'schen Ablaßbriefe. Wenn man eine solche Notiz liest, so ist eine gewisse Neugierde wohl gerechtfertigt, und so mag es auch mir nicht übel ausgelegt werden, wenn ich noch am nämlichen Tage mit einiger Hast die ehrwürdigen Hallen des British Museum betrat und bald in der Bibliothek den werthvollen Pergamentstreifen entdeckte, der mit seines Gleichen (es ist nämlich ein gedrucktes Formular) den Anstoß zu so gewaltigen Umwälzungen in Deutschland gab. Mit sehr lobenswerthem historischem Tact hat die Museumsverwaltung den Ablaßbrief mit einem Exemplar der Luther'schen Appellation an „ein zu berufendes allgemeines Concil" zusammengestellt.

Das interessante Actenstück ist auf Großquart mit den im Beginn des 16. Jahrhunderts üblichen gothischen Typen, deren Größe im vorliegenden Falle etwa unserm jetzigen „Halbfett" entspricht, gedruckt. Das Zeichen für „et" gleicht auf ein Haar der Ziffer 7; die Silbe „con" ist fast durchwegs durch ein Sigel ersetzt, welches etwa als ein umgekehrtes ç (c mit Cédille) bezeichnet werden könnte: ɔ. Das auf q folgende e ist in der Regel in umgekehrter Form dem q angehängt. Die Genetivendung um ist durch eine dem vorhergehenden r angehängte Schleife angedeutet. Im Uebrigen sind die Abbreviaturen die in jener Zeit üblichen.

Folgendes ist der Wortlaut des mit dem Namen des ehrsamen „pbd" (praebendarii?) Philippus Reffel ausgefüllten Ablaßbriefes:

1) **Albertus,** dei 7 apl'ice[1]) sedis gr̄a **Moguntinen̄** sedis ac **Magdeburgen̄** . eccl'e **Archiep̄s** . p'mas[2]) . 7 sacri **Ro** : imperij in **germania** ar
2) **chicācellarius** . p'nceps : elector ac **administrator Halberstatten̄** . **Marchio Brandenburgen̄** . **Stettinen̄** . **Pomeranie** : **Cassubor9** : **Slavorūq3 dux**
3) **Burggravius Nurenbergen̄** . **Rugieq3 princeps** . Et **guardianus fratrum ordinis minor9 de obseruantia ꝓuentus**[3]) **Moguntini** . **Per sanctissimū**

[1]) apostolicae. [2]) primas. [3]) conventus.

Digitized by Google

4) dñm noſtrū Leonem Papam decimū . per prouincias Moguntinen̄ . ac Magdeburgen̄ . acillarū . 7 Halberſtatten̄ . ciuitates 7 dioceſ . necnō terras
5) 7 loca illuſtriſſimi 7 illuſtrm̄ Principū dn̄orum Marchionū Brandenburgen̄ . temporali dominio mediate vel immediate ſubiecta nuncij 7 com-
6) miſſarij : ad infraſcripta ſpecialiter deputati . Vniuerſis 7 ſingulis pūtes[4]) literas inſpecturis Salutem in dn̄o . Notū facimus q ſanctiſſimus dn̄s
7) noſter Leo diuina providentia Papa decimus modernus : omnibus 7 ſingulis' vtriuſq; ſexus chriſtifidelibus : ad reparatōem fabrice baſilice prin-
8) cipis apl'orꝝ ſancti Petri de vrbe : iuxta ordinatōem nr̄am manus prorigentibus adiutrices: vltra pleniſſimas indulgentias ac alias gr̄as 7 faculta-
9) tes q̄s chriſtifideles ipſi obtinere poſſunt : iuxta literarꝝ apl'icarꝝ deſuper ꝑfectarꝝ ꝓtinentiā miſcd'iter[5]) etiā in dn̄o indulſit atq; ꝓceſſit : vt idoneū poſſint
10) eligere ꝓfeſſorem pſbr̄m[6]) ſecularem . vel cuiuſuis etiā mendicantiū ordinis regularem . qui eorꝝ ꝓfeſſione diligenter audita . pro cōmiſſis per eūgentem
11) delictis 7 exceſſibus : ac pctīs[7]) quibuſlibet: quantum cūq; grauibus 7 enormibus : etiā indicte ſedi reſeruatis caſibus : ac cenſuris eccl'aſticis : etiam ab
12) hoīe . ad alicuius inſtantiā latis . de ꝓſenſu partiū . etiā rōne[8]) interdicti incurſis . 7 quarꝝ abſolutio eidem eſſet ſpecial'r reſeruata . Preter q̄; machina-
13) tionis in perſonā ſummi pontificis : occiſionis ep̄orꝝ[9]) aut aliorꝝ ſuperiorꝝ p̄latorꝝ[10]) : 7 iniectionis manuū violentarꝝ in illos aut alios p̄latos . falſificatōis
14) literarꝝ apl'icarꝝ . delationis armorꝝ . 7 aliorꝝ prohibitorꝝ ad partes infideliū : ac ſententiarꝝ 7 cenſurarū occaſione aluminūtulfe apl'ice de partibus infi-
15) delium ad fideles ꝓtra phibitōem apl'icam delatorꝝ incurſarꝝ . ſemel in vita 7 in mortis articulo quotiens ille iminebit . licet mors tunc nō ſubſequat
16) Et in nō reſeruatis caſibus totiens q̄tiens id petierint plenarie abſoluere 7 eis pn̄am[11]) ſalutarem iniungere . necnō ſemel in vita 7 in dicto mortis arti-
17) culo : plenariam oīm[12]) peccatorꝝ indulgentiā 7 remiſſionem impendere . Necnō per eos emiſſa pro tempora vota quecūq; (vltramarino : viſitationis
18) liminū apoſtolorꝝ : ſancti Jacobi in compoſtella : religionis 7 caſtitatis votis dūtaxat exceptis) in alia pietatis opera cōmutare auctoritate apl'ica
19) poſſit 7 valeat . Indulſit quoq; idem ſanctiſſimus dn̄s noſter p̄fatos[13]) benefactores : eorūq; parentes defunctos qui cū charitate deceſſerūt in p̄cibus :[14])
20) ſuffragijs : elemoſynis : ieiunijs : orationibus : missis : horis canonicis : diſciplinis : ꝑgrinationibus : 7 ceteris omnibus ſpūalibus bonis que fiunt
21) 7 fieri poterunt in tota vniuerſali ſacroſancta eccl'a militante : 7 in omnibus membris eiuſdem in perpetuum participes fieri . Et quia deuot [mit Tinte: us] . . .
22) [mit Tinte: Philippus Reffel pbd ſ ſ ſ] ad ipſam fabricam 7 neceſſariā inſtauratiōem
23) ſupradicte baſilice p'ncipis apoſtolorꝝ iuxta ſanctiſſimi dn̄i noſtri Pape intentionem 7 noſtram ordinatōem de bonis ſuis ꝓtribuendo ſe grat [mit Tinte: um]
24) exhibu [mit Tinte: it ſ] . In cuius rei ſignum pūtes literas a nobis accep [mit Tinte: it ſ] Ideo eadem auctate apl'ica nobis cōmiſſa : 7 qua fungimur in hac parte
25) ipſ . . . . qꝰdictis[15]) gratijs 7 indulgentijs vti 7 eiſdem gaudere poſſit 7 valeat per preſentas concedimus 7 largimur . Datum [Tinte: Auguſte]
26) ſub ſigillo per nos ad hec ordinato . Die [Tinte: XV] Mensis [Tinte: Aprilis] anno domini MDxvii
27) ℭ **Forma abſolutionis totiens quotiens in vita**
28) **Misereatur tui** .)(. Dn̄s noſter Jeſus chriſtus per meritum ſue paſſionis te abſoluat : auctate cuius 7 apl'ica mihi in hac parte commiſſa : 7
29) tibi conceſſa : ego te abſoluo ab omnibus peccatis tuis . In nomine patris 7 filij 7 ſpiritus ſancti . Amen
30) **Forma abſolutionis et pleniſſime remiſſionis : ſemel in vita et in mortis articulo.**
31) **Misereatur tui**)(. Dn̄s nr̄ Jeſus chriſtus p meritū ſue paſſionis te abſoluat : 7 ego auctate ipſius 7 apl'ica mihi in hac parte cōmiſſa : 7 tibi
32) ꝓceſſa te abſoluo . p̄ mo ab oīi ſentētia excōicationis maioris vel minoris ſi quā incurriſti . deinde ab oībus[16]) pctīs[17]) tuis : ꝓferendo tibi pleniſſimā oīm
33) pctōrꝝ tuorꝝ remiſſionem , remittendo tibi etiā penas purgatorij in quantūſe claves ſctē matris eccl'e extendūt . In noīe p̄ris 7 filij 7 ſpūſſancti . Amen.

Wie man aus dem Vordruck der Verbalformen 'exhibu . . . .' 'accep . . .' erſieht, konnte der Ablaß Mehreren zugleich, z. B. einer ganzen Familie übertragen werden. Ueberhaupt iſt aus der ganzen Faſſung erſichtlich, daß dieſelbe für jedes bezügliche Bedürfniß der ſündigen Menſchheit vortrefflich dehnbar eingerichtet war.

* * *

Bibliographie.

Philoſophie.

Alb. Herm. Poſt, Der Urſprung des Rechts. Prolegomena zu einer vergleichenden Rechtswiſſenſchaft. (Oldenburg, C. Berndt & A. Schwartz.)

A. Hausrath, David Friedr. Strauß und die Theologie ſeiner Zeit. I. Thl. (Heidelberg, Baſſermann.)

Schöne Literatur.

Ernſt Eckſtein, Exercitium Salamandris! Neue humoriſtiſche Gedichte. (Leipzig, Hartknoch.) 1 Mark.

Eduard Gervais, Der neue Bruder aus dem Elſaß. Luſtſpiel in 5 Acten.

— Valerius Publicola. Schauſpiel in 5 Acten.

— Ingiald der Skalde. Drama in 5 Acten. (Sämmtlich Leipzig, J. C. Webel.)

M. W. Götzinger, Deutſche Dichter. 5. Auflage. 13. 14. Lieferung. (Aarau, Sauerländer.)

Jean Bernard, Iſidore von Lohma. Epiſche Dichtung. 3. Auflage. (Kaiſerslautern, Muſchi.)

Adelbert von Keller, Alte gute Schwänke. 2. Auflage. (Heilbronn, Gebr. Henninger.)

Max Wolff, Die Geſchwiſter. Eine Tragödie. (Zürich, Orell, Füßli & Co.)

Ein bayriſcher College des Ulr. Schartenmayer. Die Adreßdebatte im bayriſchen Landtag. (Nürnberg, Wilh. Tümmel.)

Bertha Auguſti (Schoeler), Licht und Schatten. Novellen 3 Bde. (Bremen, Kühtmann.)

Dr. Hermann Dunger, Rundâs und Reimſprüche aus dem Vogtlande. Mit 22 vogtländiſchen Schnadahüpfl-Melodien. (Plauen, E. Neupert.)

Friedrich Thaner, Die Sprüche Walthers von der Vogelweide über Kirche und Staat. (Nördlingen, C. H. Beck.)

---

[4]) praesentes. [5]) misericorditer. [6]) presbyterum. [7]) peccatis. [8]) ratione. [9]) episcoporum. [10]) praelatorum. [11]) pecuniam. [12]) omnium. [13]) praefatos. [14]) peccatibus. [15]) praedictis; das p iſt umgekehrt und hat hinten eine Schleife, die das r andeutet.

[16]) omnibus. [17]) peccatis.

Alle auf den Inhalt dieſer Zeitſchrift bezüglichen Poſtſendungen ſind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart“.

Berlin, NW., Louiſenſtraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

In dem unterzeichneten Verlage erschien soeben:

Geschichte des Romans

und

der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland

von

Dr. phil. Felix Bobertag,

Docenten der Universität Breslau.

Erste Abtheilung:

Bis zum Anfange des XIII. Jahrhunderts.

Erster Band. — Erste Hälfte.

Preis 5 *M.*

A. Hoffmann's Buchhandlung

(Adolf Kiepert, Hofbuchhändler) in **Breslau,**

Albrechtsstraße Nr. 3.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Friedrich Chrysander

in seinen Clavierauszügen z. deutschen Händel-Ausgabe,

beleuchtet von

Julius Schäffer.

Mit vielen Notenbeispielen. Geh. 1 *M.* 50 *Pf.*

Die Ausführung des Verfassers gipfelt in dem Satze:

„Die Chrysander'schen Clavierauszüge sind „ein **Schandfleck** in der deutschen Händel-„Ausgabe, eine **Schmach** f. deutsche Kunst."

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Don Juan d'Austria.

Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen

von

Albert Lindner.

Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 *M.*

Feldflüchters.

Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort

von **Eduard Hobein.**

Miniatur-Ausgabe. Elegant geh. 2 *M.*

Geb. mit Goldschnitt 3 *M.*

F. Lanzke & Co.,

S.O. Berlin, 3. Schmidtstraße.

Fabrik von

Holz-Jalousien,

dauerhaft und elegant, bester Schutz gegen Sonne und Wetter.

Durch Dampfeinrichtung und Anschaffung neuer, eigens für unsere Zwecke construirter Maschinen sind wir in den Stand gesetzt, nicht blos jeden Auftrag schnellstens auszuführen, sondern auch die Preise billig zu stellen.

Preiscourante mit genauer Beschreibung, auch **Kostenanschläge** gratis.

Schandau an der Elbe.

Der am schönsten Punkt der **sächsischen Schweiz** gelegene Ort bietet zu den **lohnendsten Partien** die bequemste Gelegenheit, ist zur **längeren Sommerfrische** vorzüglich geeignet und vereinigt mit allen anderen Vorzügen den der **bequemsten Postverbindung mit Wien sowohl wie Berlin.**

Von Berlin in 4 Stunden zu erreichen.

Sendig's Hotel und Pension

„Villa Königin Carola",

nebst den Dependenzen „Villa Rosa" und „Villa Bellevue" **liegen am schönsten Punkt von Schandau, gegenüber der Station Krippen, mit Aussicht auf die Elbe, den Winterberg und Lilienstein.**

Das von schönsten Gärten umgebene Hotel ist ganz neu eingerichtet, mit allem Comfort eines Hotels ersten Ranges, Reitpferde, Equipagen und Bäder im Hause. Bei längerem Aufenthalte **Pension** nach Schweizer Art. **Rudolf Sendig.**

Die Gartenlaube

1 Mark 60 Pf.

bringt in dem mit 1. Juli begonnenen **dritten** Quartal die bereits früher angezeigte Erzählung:

„Vineta" von **E. Werner,** Verfasser von „Glück auf" — „Am Altar",

welcher dann Novellen von **Hermann Schmid, Rudolf Gottschall, A. Godin** ꝛc. folgen werden. Außerdem eine Reihe belehrender und unterhaltender Artikel.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Einladung zum Abonnement auf

Die Tonkunst.

Wochenschrift für den Fortschritt in der Musik.

Herausgegeben

im Verein mit den hervorragendsten Autoritäten der Musik-Literatur von

Albert Hahn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1—1½ Bogen groß Lexikon-8. in guter Ausstattung.

Das III. Quartal hat mit Nr. 23 am 1. Juli begonnen und kostet 2 Mark.

Alle Buch- und Musikalienhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Nr. **23** ist auch **gratis** daselbst **als Probe** zu haben.

„Die Tonkunst" behandelt das ganze Gebiet der Musik in allgemein faßlicher Weise, dem Bedürfniß des gebildeten Musikfreundes entsprechend, ohne Pedanterie, wohl aber mit allgemeiner Wissenschaftlichkeit. Das Blatt folgt demnach mit Aufmerksamkeit allen künstlerischen Bestrebungen unserer Zeit, indem es ohne Parteilichkeit das Nennenswerthe auf den Gebieten **der Composition, Theorie, Aesthetik, Geschichte, Texte und Uebersetzungen der Schule** (Conservatorien ꝛc., Compositionslehre, Analytik, Etüden-Werke ꝛc.), **des Instrumentenbaues, des Gesetz- und Vereinswesens, der Musikpflege** (Concert und Oper) einer sorgfältigen Prüfung unterwirft. Ferner bietet es eine genaue **Statistik der Concurse, Ernennungen, Wahlen, Uebersiedelungen, Orden- und Titel-Verleihungen, Geschenke, Stipendien, Todesfälle, Jahrestage, Vacanzen** und endlich unter **Miscellen** und **Notizen** reichen **Stoff aus der Geschichte des Tages** (vanity fair).

„Die Tonkunst" strebt besonders danach in populärer Sprache Belehrung und Unterhaltung **zu verbinden.** Wie weit dies bisher gelungen, überzeugt man sich am besten aus dem erschienenen ersten Bande, welcher durch jede Buch- und Musikalienhandlung zur Ansicht bezogen werden kann. (Preis 3 *M.* 50 *Pf.*)

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin N.W.,** Louisenstraße 32.

Einbanddecken zum 9. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".

Georg Stilke.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 5. August 1876. Band X.

9P
30
v. 10
№ 32

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Entwickelung der Demokratie in Frankreich. Von Ferdinand Lotheißen. — Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart. Von Eduard Hartmann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Kit Carsons Ritt. Von Joaquin Miller. Deutsch von Joh. H. Becker. — Sommerliche Briefe. Der Dichter. Von Paul Lindau. — Der „Salon" von 1876. Von Albertus. Schlußbetrachtung. — Richard Wagners „Siegfried" und „Götterdämmerung". Vorstudie. Von H. Ehrlich. — Inserate.

Die Entwickelung der Demokratie in Frankreich.

Von Ferdinand Lotheißen.

Mehr und mehr scheint sich die Republik in Frankreich zu befestigen, und die demokratischen Ideen gewinnen täglich mehr an Macht. Ob sie auf die Dauer die Herrschaft erlangen werden, ist schwer vorauszusagen. Schon Jahrhunderte lang währt in Frankreich wie in andern Ländern Europas der Kampf um größere Gleichstellung der Staatsangehörigen; doch nur langsam war der Fortschritt, und gar oft mochte es scheinen, als sei jede Arbeit vergeblich gewesen.

Man ist gewöhnt, die politischen Bestrebungen unserer Zeit von dem großen Umschwung abzuleiten, welchen das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich abschloß. Die modernen Ideen von den Menschenrechten, von der Gleichberechtigung Aller, von der Souverainetät des Volkes, kurz alle jene Ideen, welche die demokratische Gestaltung der modernen Welt in Politik und Gesellschaft angebahnt haben, sollen von der ersten französischen Revolution, wenn auch nicht gerade zum ersten Mal, so doch zum ersten Mal mit Nachdruck ausgesprochen, und — was mehr ist — zum großen Theil auch verwirklicht worden sein. Die französischen Schriftsteller und Redner betrachten den Satz von den unsterblichen Principien von 1789 fast als einen Glaubensartikel, und gewiß ist, daß die Revolution, in Ausführung der Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, eine neue folgenreiche Entwickelung des öffentlichen Lebens veranlaßt hat.

Man kann das zugeben, ohne deshalb schon in der französischen Revolution ein Ereigniß zu sehen, welches ganz neue Ideen zur Herrschaft gebracht habe. In der Geschichte gibt es so wenig wie in der Natur unmotivirte Uebergänge oder Sprünge. Auch hier ist langsame Entwickelung das allgemein gültige Gesetz. Die Menschheit muß erst lange Zeit immer wieder die nämlichen Leiden erdulden, muß wiederholt dieselben Erfahrungen machen, bevor sie langsam zur Erkenntniß gelangt, daß etwas zu bessern ist. Einzelne große Denker mögen mit ihren Ideen vorauseilen, eine neue Welt herrlicher Entwickelung in ihrem Geist voraussehen, — der Masse werden sie unverständlich bleiben, und nur sehr langsam und fast widerwillig folgt ihnen dieselbe. Wie lange schon mühen sich die europäischen Völker an der Aufgabe ab, die sich, immer ungelöst, immer auf's Neue stellt. Wie es oft der Jahrhunderte bedarf, um eine Idee zu klären und sie zum Gemeingut Aller zu machen, so ist oft nicht weniger Zeit erforderlich, eine große politische Wandelung im Leben der Völker vorzubereiten und durchzuführen. Auch die französische Revolution ist nur eine Phase in dem langen Kampf des Volkes um sein Recht gewesen.

Sobald die Völker im Mittelalter nach den Stürmen der ersten barbarischen Jahrhunderte ein wenig aufathmen, beginnt das Ringen der Unterdrückten nach größerer Selbstständigkeit. Sie streben darnach, den unerträglichen Zustand völliger Abhängigkeit und Rechtlosigkeit, in den sie vielfach gerathen sind, endlich abzuschütteln. So lange freilich in den Ländern, welche durch germanische Völkerstämme erobert worden waren, der Gegensatz zwischen Siegern und Besiegten noch erkennbar bestand, so lange sich in demselben Land noch zwei Raçen gegenüber sahen, so lange war an ein Aufkommen des niederen Volkes, an die Bildung eines Bürgerstandes, nicht zu denken. Allein diese Gegensätze verschwanden mit der Zeit; aus den fremden Siegern wurden Landsleute, gewaltthätig und herrisch gebietend, aber doch nicht mehr fremd. Der Wunsch, Theil zu nehmen an der Regierung des Landes, wurde damit wieder lebendig im Volke, in dem sich alte Traditionen von ähnlichem Recht in früherer Zeit erhalten hatten.

Die Kreuzzüge, welche die mächtigen Herren auf lange Zeit in die Ferne führten und deren Vermögen gar oft zerrütteten, gewährte dem jungen Bürgerstand Gelegenheit sich zu stärken, sich freier hinzustellen. Die wachsende Bekanntschaft mit dem lateinischen Alterthum that das Ihrige, indem sie bis dahin ungeahnte Ideen verbreitete.

Vom vierzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert dreht sich die Geschichte der europäischen Völker wesentlich um den Kampf zwischen Bügerthum und Adel, um die Herrschaft und den entscheidenden Einfluß.

Schon im vierzehnten Jahrhundert lehrte Marsilius von Padua, Professor der Theologie zu Paris und später zu Heidelberg, daß die Gesetzgebung, d. h. die Souverainetät bei der Allgemeinheit oder einem von ihr bestimmten Theil wohne. Dachte Marsilius dabei an eine Vertretung, so war dies eine neue Idee, denn das griechische und römische Alterthum kannte dies Princip kaum in seinen ersten Anfängen. Bald war der sogenannte dritte Stand so stark, daß die Fürsten sich häufig auf ihn stützten, wenn sie die Macht ihrer Barone brechen wollten. So erhob sich das Bürgerthum frühzeitig in England zur Bedeutung, so gründete es in Flandern und Holland mächtige reiche Republiken, so schwang sich der Hansabund, eine Vereinigung bürgerlicher Städte, zur Beherrscherin der Nordmeere auf.

Auch in Frankreich erstarkte das Bürgerthum. Aber derselbe Zug, der das französische Volk noch heute kennzeichnet, findet sich schon damals. Indem sie ihren Sinn weniger auf

Digitized by Google

das Naheliegende, Erreichbare richten, sondern gleich an allgemein gültige Principien denken, gehen die Franzosen in der Theorie sehr weit, bleiben aber um so leichter in der Ausführung zurück. Es beruht dies auf einem schönen Zug ihres Charakters, der sie aber leicht irre führt. Die praktischen Yankees verkündeten im Beginn ihrer Unabhängigkeitserklärung 1776 die einem jeden americanischen Bürger unveräußerlich gehörigen Rechte; die Franzosen, von dieser Erklärung begeistert, proclamirten bald darauf die „Menschenrechte". Aehnliches findet sich auch schon früher. Als es z. B. bei ihnen galt, die Leibeigenschaft zu beschränken, stellten sich zeitweise die Könige an die Spitze der Bewegung. Die königliche Verordnung vom Jahre 1311 beginnt mit einer allgemeinen Phrase: „Da jede menschliche Creatur, die nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, frei sein soll, und diese Freiheit in manchen Gegenden durch die Vorliebe für die hassenswerthe Knechtschaft so verwischt ist, daß die Männer und Frauen daselbst schon bei ihren Lebzeiten für todt galten, und am Ende ihres elenden und erbärmlichen Lebens nicht einmal über ihren Besitz verfügen können, so . . . u. s. w." Ebenso hieß es in der Charte, welche Philipp der Lange 1315 der Normandie verlieh: „Da ein Jeder nach dem Recht der Natur frei sein soll, und viele Personen unseres niederen Volkes durch gewisse Gebräuche, Gewohnheiten, Abenteuer und Gewaltthaten in den Stand der Leibeigenschaft herabgesunken sind, was uns sehr mißfällt, da unser Reich das Reich der Franken heißt, . . . so befehlen wir, daß einem Jeden seine Freiheit unter billigen und verständigen Bedingungen gegeben werde."

Klingen aus diesen Worten des Königs, der sich auf das Naturrecht beruft, nicht schon die „Menschenrechte" der Revolution, die vierhundert Jahre später ausbrach?

Daß diese Anordnungen des Königs in der Ausführung eine andere Gestalt annahmen und auf eine Finanzspeculation hinausliefen, welche von den armen Leuten eine beträchtliche Summe für ihre Freisprechung erheben wollte, thut hier nichts zur Sache. Jedenfalls verbreiteten sich die Ideen von dem Recht des Volkes in immer weiteren Kreisen.

Auch die Reichsstände, welche von den Königen in ihrer Bedrängniß berufen wurden, gingen unter dem Druck des dritten Standes ähnliche Bahnen, wie die Nationalversammlung des Jahres 1789. Die einst stark gefugte Gesellschaft der Feudalzeit mit ihren scharf geschiedenen Classen war im Verfall; schon hatten Angehörige des Bürgerstandes alle Staatsstellen inne, zu welchen etwas Wissen gehörte; kein Wunder, wenn sie auch nach politischer Gleichberechtigung mit dem Adel und dem Clerus strebten.

Die Geschichte dieses Jahrhunderte währenden Kampfes ist höchst lehrreich; man sieht, wie die Demokratie in Frankreich nicht erst ein Kind der neuesten Zeit ist, sondern schon seit lange an dem Siege arbeitet. Immer zurückgeschlagen, bringt sie immer wieder vor, und langsam zwar, aber stetig, gewinnt sie an Boden. Eine Darstellung dieser Bestrebungen hat neuerdings F. T. Perrens in seinem Werke über die französische Demokratie im Mittelalter gegeben. Wer das politische Leben Frankreichs und seine Zukunft beurtheilen will, wird in diesem historischen Rückblick Anlaß zu manchem sicheren Urtheil finden*).

So sehen wir auf der Versammlung der Reichsstände im Jahre 1355 und 1356 die modernen Ideen schon zu bedeutender Macht gelangt. Zum ersten Mal erschienen dabei gewählte Vertreter, während der König früher die Mitglieder dieser Reichsversammlungen einfach ernannt hatte. Damit begann der Einfluß des gesprochenen Wortes, die Herrschaft der Beredtsamkeit. Hielt es doch damals ein Dauphin nicht unter seiner Würde, öffentlich in den Markthallen zum Volk zu reden, um es gegen die Bestrebungen der Bourgeoisie aufzureizen. Denn schon war diese so gewachsen, daß sie dem Königthum bedenklich erschien. Die drei Stände hatten bis dahin getrennt berathen; im Jahre 1355 verlangen sie, nur eine einzige Versammlung zu bilden, wie einige Jahrhunderte später die Nationalversammlung zu Versailles. Es war damals eine wirre Zeit über Frankreich hereingebrochen. König Johann schmachtete in englischer Gefangenschaft, englische Heere bedrohten das zerrüttete und verarmte Land. Das Volk erlag fast unter dem Druck der Steuern. Da verlangten die Reichsstände, unter der Führung des dritten Standes eine Reform der Staatsverwaltung; sie drangen vor Allem auf eine gleichmäßige Vertheilung der Steuern, auf die Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer, und bewilligten die Abgaben nur auf ein Jahr, um die Macht in der Hand zu behalten.

Doch diese demokratische, oder vielmehr constitutionelle Strömung verlor bald ihre Gewalt. Das Volk war noch nicht reif für das Verständniß dieser Bestrebungen; es fühlte sich so gedrückt und elend, daß Kämpfe dieser Art ihm unverständlich waren. Selbst das Bürgerthum der einzelnen Städte, das der Träger dieser freieren Ideen war, konnte sich nicht einigen. Die Entfernungen waren damals gar groß, die einzelnen Städte standen sich fremd, ja oft feindlich gegenüber. So wurde es dem Dauphin leicht, eine gewaltsame Reaction siegreich durchzuführen. Der furchtbare Bauernaufstand, der damals in den nördlichen Provinzen ausbrach, trug ebenfalls dazu bei, den ängstlichen Bürger zu erschrecken und jeder Neuerung abhold zu machen. Man meint, die Geschichte der neuesten Zeit zu lesen. Das rothe Gespenst war schon vor Jahrhunderten die beste Waffe der Reaction. Paris allein widerstand dem Dauphin. Unter der Führung des thatkräftigen Marcel, des Hauptes der Kaufmannschaft, erhob es sich zu bewaffnetem Widerstand gegen die Regierung, weil dieselbe die von den Reichsständen beschlossenen Reformen nicht durchführte. Marcel plante einen französischen Städtebund, wobei ihm das Bild der Hansa vorschweben mochte, und mehr als ein Mal, zuletzt im Jahre 1871, tauchte diese Idee wieder auf. Das königliche Heer schloß Paris ein und belagerte es; Marcel wehrte sich mit Muth. Schon dachte er daran, dem König von Navarra die Krone anzubieten, da fiel er von Mörderhand, und mit ihm fiel auch Paris.

Damit waren die demokratischen Bestrebungen in Frankreich für längere Zeit beseitigt. Das Bürgerthum hatte den Kampf versucht und war zu schwach erfunden worden. Die Bildung und das Aufsteigen eines neuen Standes in einem politisch fest gegliederten Staate ist schwierig, und bedeutende Aenderungen mußten in Frankreich erst stattfinden, bevor ein neuer Versuch nur möglich erschien.

Unbehelligt von der niedergeworfenen Demokratie erhob sich das Königthum um so mächtiger. Ludwig XI. begründete eine starke monarchische Gewalt, und mußte zu diesem Zwecke dem Adel die Herrschaft über das niedere Volk entreißen. Darum wurde nun zur Wahrheit, was Philipp der Lange in seinen Proclamationen früher nur versprochen hatte, — die Leibeigenschaft verschwand, und aus den Hörigen erwuchs allmälig ein freies Volk. Eine solche sociale Entwickelung war nothwendig, bevor auf dem politischen Gebiete ein Fortschritt gemacht werden konnte. In aller Stille, aber mächtig, schritt diese Neugestaltung voran. Das zeigte sich deutlich, als im Jahre 1484 unter der Regentschaft Annas von Bretagne die Reichsstände wieder zusammentraten.

Selbst die Bauern betheiligten sich damals an der Wahl der Abgeordneten. Die Reichsstände theilten sich in sechs Ausschüsse, den sechs Regionen Frankreichs entsprechend, und stimmten nach Köpfen ab, was dem bürgerlichen Elemente ein bedeutendes Uebergewicht gab. Wieder hörte man, wie früher, die Erblichkeit der Krone bestreiten, denn die königliche Gewalt sei nur ein Amt, welches das souveräne Volk verleihe.

Die erwachende demokratische Bewegung zu unterdrücken, griffen die Machthaber zu dem Mittel, das bis auf die neuesten Zeiten immer wieder, wenn auch nicht immer mit Erfolg, versucht worden ist. Die Valois führten das Volk zum Krieg

*) F. T. Perrens, la démocratie en France au moyen âge. 2me édition. 2 vols. Paris, Didier & Cie. 1875.

Digitized by Google

über die Alpen nach Italien, berauschten es mit Kriegsruhm und ließen Ländererwerb und reiche Beute verführerisch vor seinen Augen glänzen. Der wetterwendische, leichtsinnige, lebensfrohe König Franz I. eröffnete in Frankreich die pracht- und kunstliebende Zeit der Renaissance. Allein aller Glanz des Hofes, alle verführerischen Künste einer neuen reizvollen Geselligkeit, wie Italien sie lehrte, vermochten nicht, die immer mächtiger sich gestaltende Bewegung der Geister zu hemmen. Denn im sechszehnten Jahrhundert verband sich mit den demokratischen Ideen auch noch der Ruf nach kirchlicher Reform.

Während die Reformation in Deutschland die Fürstengewalt in den einzelnen Ländern, freilich auf Kosten der kaiserlichen Macht, stärkte, war sie in Frankreich von Anfang an demokratischen Geistes. Sie fand sich dort fortwährend in Opposition gegen das Königthum, gegen die herrschenden Gewalten, und so ist es natürlich, daß sie bald republicanischen Grundsätzen sich zuneigte.

Kaum mag in der langen Reihe der Jahrhunderte, die wir seit dem Sturze der alten Welt zählen, eins größer und bedeutsamer gewesen sein, als das sechszehnte Jahrhundert.

Mit ihm begann eine neue Phase in der geistigen Entwickelung der Menschheit; es ist die neue Zeit, die sich mit ihm erhob, mit den neuen Fragen und Bestrebungen, welche seitdem die Menschheit bewegen. Das Ziel, das früher nur geahnt wurde, sah man jetzt klar. Wir kämpfen heute noch denselben Kampf, den das sechszehnte Jahrhundert begonnen hat. Der Geschichtschreiber soll freilich noch kommen, der so reichen Geist und umfassende Kenntnisse hätte, daß er in einem großen Gesammtbild die Arbeit des sechszehnten Jahrhunderts in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, in Religion und Philosophie, in Kunst und Wissenschaft, auf dem staatlichen wie dem socialen Felde zusammenfassen könnte. Ein Blick auf Frankreichs Verhältnisse im Beginn des sechszehnten Jahrhunderts genügt, das rasche Aufblühen des Landes zu erkennen. Der Handel gewann an Ausdehnung, neben genialen Künstlern erhoben sich große Gelehrte, und die französischen Universitäten versammelten die Jugend von Europa. Lehrten doch an ihnen Männer wie Cujacius, der Rechtsgelehrte, Muretus und Lambinus, die Kenner des classischen Alterthums, während noch über diese hinaus der Ruhm eines Henricus Stephanus strahlte.

Die Reformation, welche das Recht der Gemeinde betonte, setzte einem festen, unabhängigen Bürgerstand voraus. Die Bekanntschaft mit dem Alterthume nährte die republicanischen Ideen, und auch die Literatur zeigte theilweise republicanische Gesinnung. La Boetie gab in der Schrift „von der freiwilligen Knechtschaft" seiner Verwunderung Ausdruck, daß so Viele sich dem Willen eines Einzigen unterwürfen, und sein Wort machte großen Eindruck. Als dann unter dem letzten Valois die Bürger- und Religionskriege mit blutigster Wildheit geführt wurden, ging man noch weiter. François Hotman erklärte in seinem Buche „Franco-Gallia", die Königswürde sei von Alters her in Frankreich durch Wahl verliehen worden; die allgemeine Versammlung der Nation stehe über dem König, sie allein sei befugt, neue Gesetze zu geben, Steuern auszuschreiben und über Krieg und Frieden zu entscheiden. Die alten Ideen der Reichsstände von 1484 fanden somit bei ihm einen erneuten Ausdruck. Als Heinrich III. im Jahre 1561 nothgedrungen die Reichsstände nach Blois berief, verlangte der dritte Stand, daß die Geistlichen, selbst die höchsten, vom Clerus und vom Volke gemeinsam gewählt werden sollten, daß man die Einkünfte der Kirche zum Theil für Schulen und Hospitäler verwende. Er verlangte ferner die Beseitigung der Zollschranken im Innern, Befreiung des Handelsverkehrs mit dem Ausland, Einführuug gleichen Maßes und Gewichtes für ganz Frankreich, sowie Minderung der feudalen Vorrechte. Und der dritte Stand, der solche Wünsche aussprach, war nur von katholischen Abgeordneten gebildet, denn die Hugenotten hatten sich von Blois ferngehalten. Der König aber hatte die Reichsstände nur berufen, um Geld für den Krieg zu erhalten, und entließ dieselben in Ungnade. Noch in demselben Jahre traten dann die Delegirten der dreizehn großen Gouvernements in Pontoise zusammen, und auch dort betonte der dritte Stand seine Forderungen nach durchgreifenden Maßregeln, indem er insbesondere Gewissensfreiheit, Finanzreformen, Verkauf der Kirchengüter und Besoldung der Geistlichen durch den Staat verlangte.

Auf der Versammlung der Generalstaaten von Blois (1576) widerstanden die Abgeordneten des dritten Standes unter der klugen und energischen Führung des gelehrten Jean Bodin, des Verfassers eines wichtigen Werkes über die Natur des Staates, jeder Lockung und jeder Drohung des Königs, und bei der Lage der Dinge schien der schließliche Erfolg dieser Ideen unzweifelhaft.

Allein das war noch im Beginn des Krieges, und die Führer wußten, warum sie die Leidenschaften entflammten. Bald war bei dem allgemeinen Elend jede Reform vereitelt. Das Bürgerthum, das sich geistig so hochstehend erwiesen hatte und auch materiell kräftig und reich war, das die ganze Bewegung des Jahrhunderts getragen hatte, es wurde, nahe am Ziel, noch einmal niedergeworfen.

Das siebzehnte Jahrhundert ist im Wesentlichen nur eine Reaction gegen die Bestrebungen der früheren Zeit, und zum Verständniß der Epoche Ludwigs XII. ist diese Beobachtung von Werth. Sie erklärt aber auch, warum das siebzehnte Jahrhundert in seinen Bestrebungen scheiterte und scheitern mußte. Das Bürgerthum brauchte ein Jahrhundert, um wieder zu dem Punkte zu gelangen, auf dem es zur Zeit der ersten Religionskriege gestanden hatte. Das achtzehnte Jahrhundert nahm darum die Arbeit des sechszehnten wieder auf, um so energischer und stürmischer, je stärker die Hindernisse waren, welche sich der Entwickelung entgegengestellt hatten, und um so durchgreifender, je mehr die oberen Stände in der Reactionszeit an Kraft eingebüßt hatten. So wird es klar, daß die französische Revolution gewaltsam realisirt, was die Bürger des sechszehnten Jahrhunderts auf friedlichem und langsamem Wege hatten erreichen wollen. Die „Franco-Gallia" des François Hotman wird zum „Contrat social", die Versammlung der ehrenfesten Abgesandten des dritten Standes zum Convent. Politische Anschauungen, die vergessen und beseitigt erscheinen, erhalten sich oft lange in geheimer Strömung unter der Oberfläche des öffentlichen Lebens, bis sie plötzlich mit neuer Kraft emportauchen und den Sieg erringen.

Wer so den Gang der demokratisch-republicanischen Ideen in Frankreich während der letzten Jahrhunderte verfolgt, kann sich nicht wundern, wenn auch in unserer Zeit mehrmals daselbst der Versuch gemacht wurde, die Republik zu begründen, und wenn derselbe gerade jetzt auf längere Zeit gelungen erscheint, nachdem das Kaiserthum in so furchtbaren Zusammenbruch verschwunden ist. Allein mit der Begründung der Republik in Frankreich ist nur ein Ruhepunkt erreicht, die Arbeit ist nicht zu Ende, und muß weiter geführt werden. So verlangt es die Natur der Verhältnisse. Neue Gestaltungen werden sich bilden, neue Forderungen sich erheben, und es wäre kurzsichtig, über dieselben ohne weiteres den Stab zu brechen, weil sie in das System der heutigen Gesellschaft sich nicht recht einfügen wollen. Ein Idee geht oft langsam voran, aber sie kommt mit der Zeit zum Ziel, wenn sie in sich gesund ist.

Digitized by Google

Schopenhauerianismus und Hegelianismus

in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Bahnsen gelangt in der letzten von ihm veröffentlichten Schrift („Zur Philosophie der Geschichte") zu folgendem Endurtheil: „Wer also auf der Seite Schopenhauers steht und stehen bleiben will, der wird dem System Hartmanns auch nur so weit folgen, als er mit der inductiven Klarheit des Urhebers der Willensmataphysik der eigenen, in der That imposanten, weil von keinerlei irgendwie subjectivistischen Anwandlungen beirrten, Nüchternheit getreu bleibt, und als Prophet des faßbarsten und gesundesten Verstandes jedes unbefangene Denken mit sich fortreißt; während alsobald seine Sprache eine andere wird, sowie sein Fuß den Boden betritt, auf welchem er zur speculativen Abrundung seines Baus die Rotunde seines Schlußcapitels errichtet — ein auch architektonisch durch und durch trockenes Campanile neben den Prachtkuppeln seines Marcusdoms" (S. 84). Und auf der Seite vorher wirft er mir vor, „Schopenhauers Manen gekränkt" zu haben, indem ich „bei Hegel eine Bettelanleihe zu Flickmaterial aufnahm, um in einem consequenteren Ausbau zu Ende zu führen, was mit gutem Fug als ein Lückenhaftes vom Meister uns hinterlassen worden." Bahnsen verzichtet allerdings auf systematischen Ausbau und behält „mit gutem Fug" jene Lückenhaftigkeit bei, welche keineswegs dem Schopenhauer'schen System, wie es vom Meister hinterlassen worden, vorzuwerfen ist, sondern welche erst durch jene kritischen Amputationen und Eliminationen herbeigeführt worden, in deren Unabweislichkeit Bahnsen mit Frauenstädt und mir zum Theil übereinstimmt. Nichts desto weniger aber fühlt Bahnsen sich trotz seines Verzichts auf consequenten Ausbau doch auch noch veranlaßt, die Manen seines Meisters durch eine Bettelanleihe bei Hegel zu kränken. Er sagt selbst darüber Folgendes: „Vielleicht könnte ein kritischer Betrachter meiner Gedanken in Mit- oder Nachwelt geneigt sein, mir die Ehre einer historischen Einreihung in der Weise anzuthun, daß er mich als die dialectisch correlativ geforderte Ergänzung E. v. Hartmanns bezeichnete. — Immer wieder aber wird sich dies an unsere beiderseitige Position je zu Schopenhauer und Hegel anzulehnen haben und kaum vermieden werden können, unser Verhalten zu den mit diesen Namen gekennzeichneten Weltanschauungen ein in wesentlichen Beziehungen diametral entgegengesetztes zu nennen; indem ich nämlich einerseits an dem festhalte, was für Hartmann das an Beiden zu Ueberwindende ist, und andrerseits eben das perhorrescire, was er jedem von diesen beiden Heroen am wärmsten nachrühmt, um so den von ihm angestrebten Synkretismus zu vermitteln. Gewissermaßen habe ja auch ich es auf eine Concrescenz dieser beiden feindlichen Lehrsysteme abgesehen und angelegt — nur eben in gerade umgekehrter Richtung wie Hartmann („Zur Phil. d. Gesch." S. 1). Hartmann perhorrescirt an Hegel das Dialectische, ich das Logische, und zwar dergestalt, daß mir der reale Weltproceß durch und durch dialectischer Natur zu sein scheint, während das Logische seinen Bereich nur innerhalb des (psychologisch-) subjectiven Denkens behält, wogegen Hartmann dem Weltproceß einen von Grund aus logischen Charakter vindiciren möchte, und die dialectische „„Bewegung"" höchstens für die völlig objectivitätslosen, eigentlich fieberphantasieartigen Spielereien einer gänzlich uncontrolirten, von der intuitiven Grundlage der Anschauungswelt radical losgerissenen Abstraction discursiven Denkens gelten lassen will." (S. 2.)

Bahnsen perhorrescirt also die Hegel'sche Begriffsdialectik, und bekämpft Hegels Behauptung, durch dialectische Denkprocesse die Wirklichkeit nachconstruiren zu können; in dieser Hinsicht billigt er meine Kritik der Hegel'schen Dialectik. Aber er geht nicht mit mir zu dem Schlusse weiter, daß die logischen Gesetze in ihrer Integrität wiederhergestellt und ihre Gültigkeit nicht blos für das Denken, sondern auch für das Sein behauptet werden müsse. Vielmehr hält er die Wirklichkeit, nicht blos der Form ihrer Existenz nach, sondern auch ihrem Inhalt nach, für unlogisch, und sieht demnach grade in der Aufhebung der logischen Gesetze für das Sein die Großthat Hegels. Nicht im Denken, sondern in der Realität findet er dialectische Processe, und spricht deshalb auch nur von „Realdialectik". „So gipfelt die Realdialectik in dem Aufdrängen des Satzes, daß das logisch Unmögliche zugleich das dialectisch factisch Mögliche, und das logisch nicht blos Mögliche, sondern Nothwendige (das vom Zwange des logischen Denkens postulirte Wiederspruchslose) für den factischen Bestand des dialectisch Wirklichen ein Unmögliches ist, d. h. daß die (ideal abstrahirte) Idee sich ewig nicht realisiren kann" (ebenda S. 53—54).

Daß dies in der Consequenz des einseitigen Schopenhauerschen Willensprincips gedacht ist, ist nicht zu leugnen. Denn ist der Wille, der blinde vernunftlose Trieb, das Alles Seiende, so muß auch alles Wirkliche vernunftlos sein. Nur entsteht die Schwierigkeit, daß doch das Logische nicht ganz wegzuleugnen ist, zunächst als Subjectives, wo es doch auch erklärt sein will, und dann auch in der überall trotz Bahnsens Verwahrung hervortretenden Harmonie des wahrgenommenen Wirklichen mit dem subjectiv Logischen. Dieses Logische, diese auch von Bahnsen nicht bestrittene „partielle Weltvernunft" (S. 44), muß, wenn der Wille das einzige Princip sein soll, aus diesem Willen, d. h. aus dem Unlogischen abgeleitet werden (S. 38). Hiermit tritt Bahnsen in eine Antithese — nicht mehr zu mir — sondern zu Volkelt; dieser nämlich ist sich der Consequenz bewußt geworden, daß wenn nach Hegel das Logische das einzige Princip ist, dann auch das unleugbar vorhandene Unlogische aus dem Logischen selbst müsse hervorgegangen sein.

Ich halte Beides für gleich unmöglich. Wenn das Logische in den Objectivationen des Willens zu finden ist, so muß es als Logisches schon in dem Willen dringesteckt haben, d. h. dann muß eben der Weltwille nicht blos das Unlogische, sondern auch das Logische in sich schließen, und da die Form des Wollens ganz unlogisch ist, so kann er das Logische nicht in sich (als Function des Wollens) sondern nur in dem Inhalt seiner selbst (d. h. in der Idee) getragen haben. Umgekehrt: wenn das Resultat des logischen Processes in der Idee das ist, daß ihre logische Idealität in den unlogischen Trieb der Selbstentäußerung und Selbstverwirklichung umschlägt, dann muß dieser unlogische Trieb schon immer neben der logischen Idee bestanden haben, und das Sollicitirende schon für den ersten Anfang jenes angeblichen idealen Processes gewesen sein, der in ein so unlogisches Resultat ausmündet. Deshalb stehe ich zwischen Schopenhauer und Hegel, zwischen Bahnsen und Volkelt in der Mitte, und vermeide beider Ungeheuerlichkeiten, wenn ich das Logische und das Unlogische, die Idee und den Trieb ihrer Realisirung, die Weisheit und die Macht, den Weltenplan und die Weltkraft, den Willensinhalt und den Willen als zwei gleich ursprüngliche Seiten des Absoluten ansehe, von denen keine sein könnte ohne die andre, von denen aber noch weniger eine aus der andern abgeleitet oder erzeugt werden kann.

Insofern Bahnsen und Volkelt beide die Nothwendigkeit beider Seiten anerkennen, unterscheide ich mich von beiden nur dadurch, daß ich auf die Anmaßung einer scheinbaren Ableitung der einen Seite aus der andern bescheiden verzichte, und mich nicht vermesse, eine als gegeben hinzunehmende Zweiheit entgegengesetzter, aber von einander untrennbarer Pole durch eine Herabdrückung des einen derselben zu einem Appendix des andern erklären zu wollen. Ich erkenne an, daß das All-Eine gar nicht zu einem Proceß gelangen könnte, wenn es nicht in sich zwiespältig wäre; aber ich hüte mich vor dem Fehler, die eine Seite dieses inneren Zwiespalts auf den Thron des Einen Ganzen zu erheben, und hernach die andre Seite als etwas Subordinirtes aus ihr ableiten zu wollen.

Der letzte Grund dieses Fehlers ist wohl darin zu suchen, daß der Schopenhauerianer wie der Hegelianer gewöhnt sind, ein bloßes Attribut als Substanz zu betrachten; da es nun selbstverständlich zwei Substanzen nicht geben kann, so erscheint jedem von ihnen der Gegenpol als bloßes Accidenz an seiner

Digitized by Google

vermeintlichen Substanz. Nun kann aber weder die Idee oder Vorstellung, noch der Wille eine Substanz sein; sowohl Vorstellen wie Wollen sind bloße Functionen, die ein Subject als substantionellen Träger voraussetzen. Ist diese von Schopenhauer wie von Hegel verabsäumte Wahrheit erst wieder in ihr Recht gesetzt, so ergibt es sich von selbst, daß Wille und Vorstellung nur zwei Functionen oder zwei Attribute des All-Einen Seienden, der absoluten Substanz sind. Dann aber verschwindet auch jeder Grund, dem einen von beiden einen Vorzug vor dem andern zuzugestehen; vereinzelt gedacht sind sie gleich nichtig, aber in ihrer Vereinigung sind sie einander gleichwerthig trotz oder grade wegen ihrer attributiven Gegensätzlichkeit.

Neben diesem Gegensatz in der Stellung des Logischen zum Unlogischen läuft ein zweiter fast noch wichtigerer Gegensatz bei Bahnsen einher, dieser aber ist ein solcher, der ihn mit Schopenhauer, Hegel und mir in gleicher Weise in Opposition versetzt, und ihn Herbart annähert. Bahnsen ist nämlich in erster Reihe Individualist, und da er klar genug denkt, um die Unvereinbarkeit substantiell-selbstständiger Individuen mit einem Absoluten zu erkennen, so opfert er in diesem Dilemma lieber das Sein des Absoluten als die substantielle Selbstständigkeit des Individuums. Das All-Eine zerfällt ihm in ein Aggregat von Individuen, in „eine — allerdings in sich zusammenhangende und zusammengehörige, geschlossene und in dieser ihrer Geschlossenheit mit constanten Kräften sich in sich selber wechselseitig bedingende — Summe von Individuallebensfactoren" (S. 64). Dabei aber verhält er sich durchaus antipathisch gegen das Herbart'sche Philisophiren und unterscheidet sich von Herbart wie von Leibniz in gleicher Weise nicht blos durch seine antilogische Realdialectik, sondern auch durch seinen schroffen Atheismus, der jedes gleichviel wie bestimmte einheitliche Absolute negirt. Eine solche unbeirrte Consequenz verdient jedenfalls mehr Achtung als die durchweg unhaltbaren Vermittelungsversuche zwischen der Annahme einer wirklich absoluten Substanz und vieler von dieser geschaffenen quasi-absoluter Substänzchen, mit welchen die christliche Theologie sich von jeher quält; die reinliche Entscheidung, auch wenn sie nach der verkehrten Seite fällt, lehrt wenigstens das Problem präcis erkennen und schärft das Denken für die nachmalige Erfassung der richtigen Lösung, während die Unklarheit schiefer Vermittelungen den Verstand für die wahre Erkenntniß untüchtig macht, indem sie ihn mit Scheinlösungen benebelt und einlullt.

Außerdem aber hat der Individualismus als zeitweilige Reaction überall da einen geschichtlichen Werth, wo der Monismus den Bogen allzustraff gespannt hat. Dies nun war in der Schelling-Hegel'schen Philosophie ohne Zweifel der Fall; bei Schopenhauer war zwar der Bedeutung des Individuums ein größerer Spielraum eingeräumt, aber dieses Zugeständniß war mit dem principiellen Monismus nicht organisch vermittelt, sondern stand als eine widerspruchsvolle Inconsequenz im System. Unter solchen Umständen erschien eine Reaction von Seiten einer consequenten Umbildung des Schopenhauer'schen Systems aus individualistischem Gesichtspunkte als nicht unberechtigt, wie Bahnsen sie in seiner Charakterologie zu geben beabsichtigte. Als dann bald nachher die „Philosophie des Unbewußten" erschien, konnte der von mir festgehaltene principielle Monismus natürlich dem einmal gewählten Standpunkte Bahnsens nicht Genüge thun, wenngleich hier zum ersten Mal versucht war, dem Individuum trotz seiner Phänomenalität eine würdigere Stellung als bisher in monistischen Systemen gegenüber dem Absoluten oder All-Einen zu wahren, ohne doch dadurch einer Inconsequenz in das System Eingang zu gewähren. Bahnsen stellt mir das Zeugniß aus: „Mag ihm das All-Eine noch so souverän das Universum durchwalten: er behält doch das Auge zugleich offen für die Unersetzlichkeit und Unentbehrlichkeit des — auch in seiner Herrlichkeit — nur sich selber gleichen Individuellen" (S. 3). Wenn die individualistische Reaction die monistische Philosophie vor einer Unterschätzung und Ignorirung des Individuellen warnt und zu einer würdigen Einordnung desselben in das System zurückführt, so hat sie meines Erachtens ihre geschichtliche Aufgabe erfüllt. Ein individualistischer Pluralismus als solcher kann aber gar nicht danach streben, ein consequentes philosophisches System auszubauen; er wird sich „mit gutem Fug" darauf beschränken, den Nachkommen „ein Lückenhaftes zu hinterlassen" (S. 83). Erst wenn der Individualismus sich selbst untreu wird, und sein Gewölbe durch einen monistischen Schlußstein zu vollenden unternimmt, wie Leibniz und Herbart gethan haben, erst dann kann er aus der Form des fragmentarischen Philosophirens heraustreten und sich zu einem System abrunden.

Ein Willensindividualismus, der ein zweites Princip neben dem Willen leugnen möchte, dafür aber die Aseität und Ewigkeit des Individualwillens behauptet, wird seinen Schwerpunkt in der Betrachtung des Individualcharakters finden müssen, daher Bahnsens Hinwendung zur Charakterologie ganz natürlich ist. Zugleich wird er bemüht sein müssen, den Motivationsproceß auf eine Weise zu deuten, welche das Fehlen des zweiten Princips möglichst wenig vermissen läßt, und diesem Zwecke dient Bahnsens erste, zur Auseinandersetzung mit der Philosophie des Unbewußten bestimmte Broschüre.*) Endlich wird er mit Schopenhauer eine universelle Entwickelung der Welt leugnen müssen, aus dem doppelten Grunde, weil er ein einheitliches Weltwesen als Träger, und weil er die Herrschaft des Logischen als Formalprincip einer solchen Entwickelung leugnet. Er kann von seinem Standpunkte nur eine Individualentwickelung zugeben, aber auch nicht in dem Sinne, als ob das Wesen des Individuums von derselben berührt und verändert würde, sondern nur als eine der vielen Einzelphasen seines sich Auslebens von der phänomenalen Geburt bis zum phänomenalen Tode. Fragt man aber, was diese Entwickelungswellen des ewigen Individuums für Bahnsen eigentlich bedeuten, so ergibt sich, daß sie nichts andres sind, als die vom Willen gesuchten Gelegenheiten, seine ewige Selbstentzweiung und Selbstzerfleischung zu actualisiren und zum potenzirten Ausdruck zu bringen. Man kann diese raffinirte und doch blinde Selbstquälerei des Willens das Surrogat des Weltzwecks bei Bahnsen nennen, nur daß derselbe sich in einer zusammenhangslosen Vielheit von Einzelprocessen realisirt. Dieser Weltzweck wäre der Gegensatz aller logischen Zwecke, ein positiv unlogischer Zweck, und der Widerspruch, der in dieser Wortverbindung liegt, muß Bahnsen selbst als der real-dialectische Stempel der Wahrheit gelten. Dieser positiv unlogische Zweck Bahnsens tritt dem positiv logischen Weltzweck Hegels entgegen (der auch von Volkelt und Frauenstädt acceptirt wird), während ich den ersteren wegen seiner Widersinnigkeit und seines inneren Widerspruchs, den letzteren wegen seiner Unangebbarkeit und Unmöglichkeit verwerfen, und für den Weltzweck ebenso sehr auf der reinen Logicität der Form wie auf der allein möglichen Negativität des Inhalts (als Negation des Unlogischen) bestehen muß. Ich nehme also auch in dieser Frage eine mittlere Stellung zwischen Bahnsen und Volkelt ein, die sich als unmittelbare Consequenz aus meiner Mittelstellung in Betreff des Verhältnisses des Logischen und Unlogischen zu einander ergibt, und — wenn man Schelling außer Acht läßt — in vieler Hinsicht Schopenhauer am nächsten steht.

Ueberhaupt kann man sagen, daß dem Standpunkt Schopenhauers derjenige der Philosophie des Unbewußten näher steht, als der des Bahnsen'schen Individualismus; ich habe nämlich die systematischen Principien der Schopenhauer'schen Metaphysik weiter ausgebaut, Bahnsen hingegen die Inconsequenzen dieses Systems. Alle Wunderlichkeiten des Bahnsen'schen Standpunkts entspringen daraus, daß er in einer dem Theismus wie dem Materialismus gleich feindlichen Weise, zum ersten Mal in der Geschichte der Philosophie, mit dem individualistischen Pluralismus Ernst macht. Dadurch begibt er sich aber auch gleichzeitig in eine ganz isolirte Stellung, der gegenüber Hegel, Schopenhauer und ich eine geschlossene Phalanx bilden. In dieser Hinsicht ist er für mich entschieden der ungefährlichste

*) Zum Verhältniß zwischen Wille und Motiv. Eine metaphysische Voruntersuchung zur Charakterologie. Stolp und Lauenburg i. P. bei Eschenhagen, 1870.

Digitized by Google

der drei hier behandelten Gegner. — Nur in einem Hauptpunkte stimmt seine Umbildung der Schopenhauer'schen Philosophie mit den Tendenzen von Frauenstädt und mir völlig überein, nämlich in der Verwerfung des subjectiven Idealismus. Er hat dieser wichtigen Opposition gegen die Grundlagen des Schopenhauer'schen Systems nicht nur gelegentlich in seinen angeführten Schriften, sondern auch in einem besonderen, diesem Gegenstande gewidmeten Aufsatz*) Ausdruck gegeben, der zwar an Entschiedenheit in der Darlegung seines Standpunkts nichts zu wünschen, desto mehr aber eine Begründung desselben vermissen läßt.**)

Was endlich den dritten der genannten Autoren betrifft, so hat Volkelt seinen Standpunkt mir gegenüber in seinem Hauptwerk so klar bezeichnet, daß ich am besten thue, ihm selbst das Wort zu lassen. Er sagt („Das Unbewußte und der Pessimismus" S. 237—238): „Wenn wir also zeigten, daß das Hartmann'sche System durch seine inneren Widersprüche zersetzt werde, so ist dies kein Beweis gegen den Fortschritt, den wir im Hartmann'schen Systeme — und zwar nach dieser seiner mit Schopenhauer zusammenhängenden Seite — fanden. Zwischen Schopenhauer und Hegel war eine klaffende Lücke; zwar kann man die positive Philosophie Schellings als eine Ausfüllung dieses Vacuum bezeichnen, allein als keine rationelle: denn sie verräth überall ihre Gefangenschaft in den Ketten des christlichen Dogmas. Jene Lücke mußte rein philosophisch ausgefüllt werden. Ehe die Wahrheit sich in den Hegel'schen Principien, welche Hegel selbst in jenem Wettkampfe der Geister, in jenem Sturmlaufe des philosophischen Zeitgeistes, in kühner, noch allzu mystischer, und darum vielfach unvollkommener, den Keim zu Inconsequenzen in sich tragender Weise antecipirte, ein gesichertes festes Bestehen erkämpfen kann, muß sie sich in allen möglichen Vermittelungen der einseitigen Standpunkte mit den Hegel'schen Principien ausleben und gleichsam erschöpfen. Es müssen Annäherungen an Hegel, Verbindungsglieder geschaffen werden, um so das Hinübertreten der Geister in den Hegel'schen Gedankenkreis zu ermöglichen. Ein solches Verbindungsglied ist nun, wie wir zur Genüge dargethan haben, das Hartmann'sche System. Seine Widersprüche stammen daher, daß Hartmann dem specifisch Schopenhauer'schen Princip, dem alogischen Willen, gleichsam die Hälfte der Welt einräumt, ihm neben der unbewußten logischen Idee eine selbstständige Stellung zuerkennt. Und das Product, das aus der Zersetzung und inneren Nichtigkeit dieser Widersprüche hervorgeht, das Resultat also der bewußten Erfassung der Widersprüche, ist — wie wir an vielen Punkten gezeigt haben — die dialectische unbewußte Idee Hegels. — Wir können diesen Fortschritt Hartmanns einen relativen nennen, zum Unterschiede von dem absoluten, welchen er, wie der erste Theil gezeigt, in der Klarstellung und Präcisirung des Begriffes des unbewußt Logischen und in dem inductiven Nachweise der bedeutungsvollen Rolle, die er auf allen Gebieten der Natur und des Geistes spielt, vollzogen hat."

Volkelt declarirt sich mithin als einen Hegelianer, der in der Lehre Hegels zwar einerseits die Wahrheit enthalten findet, andrerseits aber auch die Nothwendigkeit eines Hinausgehens über den Hegelianismus in seiner geschichtlich gegebenen Form einsieht, und in der Philosophie des Unbewußten einen wirklichen Fortschritt in der geforderten Richtung als vollzogen anerkennt. In ersterer Hinsicht sieht er in dem Gegenpol des Hegelianismus, in der Philosophie Schopenhauers durchaus nur eine wahrheitslose Verirrung, und findet die angeblichen Widersprüche meines Standpunktes durch die Aufnahme Schopenhauer'scher Gedankenelemente bedingt. In letzterer Hinsicht dagegen erscheint der Standpunkt Volkelts als der Versuch einer zeitgemäßen Fortbildung des Hegelianismus vermittelst einer Synthese zwischen Hegelianismus und Philosophie des Unbewußten. In ersterer Hinsicht verhält er sich ungeschichtlich und reactionär, weil der Schopenhauerianismus heute nicht mehr als eine bloße wahrheitslose Verirrung bei Seite geschoben werden kann und darf; in letzterer Hinsicht aber nimmt er kräftig Theil an der Lösung der philosophischen Aufgaben der Gegenwart, indem er unbewußter Weise so viel Schopenhauerianismus, wie dazu unerläßlich ist, aus der Philosophie des Unbewußten mit einsaugt, grade so wie Frauenstädt gegen seinen Willen die unentbehrliche Zuthat von Hegelianismus in sich aufgenommen hat. Von besonderem Werth sind Volkelts Beiträge zur Geschichte des Begriffs des Unbewußt-Logischen (D. Unb. u. d. Pess. S. 1—101), insbesondere seine Darlegungen über Kant (in den Phil. Monatsheften), und über Hegels unbewußtes System des unbewußt Logischen (S. 62—78) so wie auch über des Letzteren Stellung zum Pessimismus (S. 246—255). Dagegen beruhen seine vermeintlichen Nachweise von Widersprüchen in der Phil. d. Unb. theils auf Mißverständniß, theils auf mitgebrachten Hegelianischen Vorurtheilen und irrthümlichen Voraussetzungen seiner Kritik, wie ich dies in meinen „Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewußten mit besonderer Rücksicht auf den Panlogismus"*) dargethan zu haben glaube.

Das Resultat dieser kurzen Uebersicht über die nach verschiedenen Seiten von dem meinigen abweichenden Versuche zur Lösung der philosophischen Aufgaben der Gegenwart dürfte sich etwa dahin zusammenfassen lassen: Jede der beiden mir entgegentretenden Hauptparteien hat Recht darin, daß sie für ihr Princip eine dem entgegengesetzten subordinirte Stellung zurückweist, Unrecht aber darin, daß sie das Princip der entgegengesetzten Partei auf eine subordinirte Stellung herabzudrücken unternimmt. Ist keines der beiden Principien entbehrlich, darf aber auch keines dem andern subordinirt werden, so folgt daraus, daß sie coordinirt gedacht werden müssen.

Daß die Widersprüche, welche nach Ansicht der Gegner aus dieser Coordination hervorgehen und dieselbe verbieten sollen, falscher Schein sind, glaube ich in den angeführten kritisch-apologetischen Abhandlungen hinlänglich gezeigt zu haben. Die Grundprincipien Hegels und Schopenhauers sind so wenig mit einander unvereinbar, daß vielmehr in dem System eines jeden der Beiden das Princip des Andern schon unvermerkt mit eingeschlossen und als nothwendige Ergänzung des eignen stillschweigend vorausgesetzt ist, wie in den neueren Vertretern dieser Richtungen mit verdoppelter Deutlichkeit hervortritt. Man sieht, daß ich mich gleichsam in der günstigen Lage eines Ministers vor dem Parlament befinde, der, von der Rechten wie von der Linken wegen der nämlichen Maßregel angegriffen, sein Verhalten in der Hauptsache schon durch den Hinweis auf den sich gegenseitig aufhebenden Einspruch der entgegengesetzten Seiten des Hauses rechtfertigen kann, zumal beide etwas Gutes in derselben anerkennen, und nur über die darin enthaltenen Concessionen an die Gegenpartei sich ereifern. Möge ein künftiges Parlament mir die Indemnität und die Anerkennung nicht versagen, daß der von mir präcisirte Standpunkt, wenigstens für die gegenwärtige Entwickelungsstufe der philosophischen Probleme, im Ganzen kein Fehlgriff war, so sehr er auch wie alles Menschenwerk der Ueberwindung im weiteren Entwickelungsgange der Wissenschaft bedürfen wird.

*) Zur Kritik des Kriticismus. („Philosophische Monatshefte", 1871, Februarheft.)

**) Eine genauere Auseinandersetzung mit dem individualistischen Standpunkt Bahnsens habe ich in einer Kritik seines Hauptwerkes und seiner ersten Broschüre versucht in den „Philosophischen Monatsheften" Bd. IV, Heft 5, S. 378—408; ein weiterer Essay, der sich speciell mit seiner Schrift „Zur Philosophie der Geschichte" beschäftigt, wird gegen Ende dieses Jahres in „Unsere Zeit" erscheinen.

*) Berlin bei Carl Duncker, 1874.

Digitized by Google

Scharfblick wird diesem Briefe die Denkfaulheit und Schreibträgheit des Verfassers anmerken, und Ihre Nachsicht wird diese unheimliche Wirkung der Hundstagsschwüle verzeihen.

Wie immer

Ihr

Paul Lindau.

Der „Salon" von 1876.

Schlußbetrachtung.

Seit meinem letzten Berichte ist der „Salon" geschlossen worden, viel zu früh nach der Meinung der Kunstliebhaber und Reporters, die sich mit der Prüfung des gewaltigen Materials hetzen mußten, ohne es ganz bewältigen zu können. Es geht mit den Bildern und Sculpturen wie mit den Erzeugnissen der dramatischen Literatur und der Musikcomposition. Das einmalige Anhören einer Oper oder eines Schauspiels genügt nicht, um über deren inneren Werth in's Klare zu kommen. In den meisten Fällen ist der erste Eindruck nicht stichhaltig. Bilder und Sculpturen muß man ebenfalls öfters gesehen und geprüft haben, ehe man zu einem endgültigen Urtheil gelangt. Bei jedem Besuche des „Salons" wird man gewahr, daß man ein vorzügliches über ein mittelmäßiges Werk übersehen hat, welches uns durch lebhaftes Colorit oder durch die Macht eines interessanten Sujets bestochen hatte.

Ich hätte demnach meinen vorangegangenen Berichten noch Vieles nachzutragen; muß mich jedoch, aus Rücksicht auf den mir gestatteten Raum, auf eine Auswahl der vorzüglicheren oder vielbesprochene Werken in meinen gesammelten Notizen beschränken. Zu den letzteren gehört das von clericalen Blättern als Meisterwerk ausposaunte Bild von Maignan: „Friedrich Rothbart zu den Füßen des Papstes". Diese Gunst verdankt das mittelmäßige Werk nur der Wahl des Stoffes, dem sich leicht eine politische Tendenz und Anspielung auf die gespannten Beziehungen des deutschen Kaiserreiches zum päpstlichen Stuhle unterstellen läßt. Ich kann nicht glauben, daß dieselben Rücksichten die Jury bestimmt hatten, dem Autor eine Medaille 3. Klasse zu ertheilen, wie von vielen Seiten behauptet wird; auffallend ist aber eine solche Auszeichnung jedenfalls, die eine Menge leer ausgegangener Bilder besser verdient hätten. Die historische Episode, die der Autor schildern wollte, gestaltet sich in der von ihm beliebten Auffassung zu einer pomphaften Theaterscene, in welcher die Comparsen das große Wort führen. Von den beiden Hauptpersonen bekommt man nichts zu sehen als den gekrümmten Rücken und ein Stück rothen Bartes des auf dem Steinpflaster vor der Aufgangstreppe zu der Kirche des hl. Marcus in Venedig in demüthiger Stellung knieenden Kaisers. Vom Pabst Alexander III., der oben im Hintergrunde des großen Portales thront, kann man nur nebelhafte Umrisse wahrnehmen. Das Hauptinteresse, welches das Bild bieten konnte, geht also verloren. Man kann weder den Ausdruck von der Gemüthsstimmung des im Innern durch die ihm auferlegte Demüthigung grollenden Kaisers, noch die triumphirende Miene des Statthalters Christi wahrnehmen. Maignan ist der Schwierigkeit einer charakteristischen Darstellung, der er sich vielleicht nicht gewachsen fühlte, ans dem Wege gegangen. Er hilft sich mit einem Citat, welches die Bedeutung der Scene zum Verständniß bringen soll. Es lautet: „Der Papst erwartete den Kaiser unter dem Thore der Kirche St. Marcus. Der Kaiser fiel vor ihm auf die Knie und der Papst sprach: „„Gott hat gewollt, daß ein Greis und Priester über einen mächtigen und fürchterlichen Kaiser triumphire"". Zu beiden Seiten der Aufgangstreppe sind, ein Spalier bildend, geharnischte Ritter mit Fahnen und Krieger mit Hellebarden aufgestellt. Von der Geistlichkeit ist nur ein Mönch mit brennender Wachskerze bemerkbar. Die nichts sagenden Gesichter der ganzen Umgebung verrathen auch nicht die mindeste Spur von Theilnahme an der Handlung. Die Anwesenheit des Mönches mit der brennenden Kerze ist nicht erklärbar, folglich überflüssig. Seine passiv stupide Physiognomie stempelt ihn zu einem bloßen Figuranten, der auch durch einen Candelaber recht gut hätte ersetzt werden können. An dem ganzen Bilde, das weder dramatische noch charakteristische Elemente aufzuweisen hat, ist nichts hervorzuheben als die geschickte Behandlung der grandiosen Architektur vom Kirchenportal, und allenfalls die Darstellung der glänzenden Waffen, Rüstungen und die bunten Standarten der Ritter. Es ist eine Decorationsmalerei, die auf die Bedeutung des historischen Genres Anspruch machen will. Das Publicum theilte auf keinen Fall die Ansichten der Geistlichkeit und der Jury über das tendenziöse Bild; es blieb ganz unbeachtet.

Tony Robert-Fleury wird seit lange schon zu den Koryphäen der französischen Maler gerechnet und hat fast eben so viel Auszeichnungen wie sein berühmter Vater erhalten. Er versteht sich auf dramatische Effecte und besitzt eine ausgezeichnete technische Fertigkeit; vom Colorit aber hat er kein Verständniß und scheint die Beredtsamkeit der Farbe nie begriffen zu haben. Die Scala seiner Abstufungen in der Farbe ist sehr beschränkt und bewegt sich zwischen Grau, Gelb und Braun. Dies bringt eine Monotonie in seine Bilder, was sehr zu bedauern ist, denn er ist ein vortrefflicher Componist und versteht seinen Figuren einen mit der Handlung analogen Charakter zu geben. Wenn er seine Cartons — seine Bilder stellen überhaupt nichts anderes vor — von einem geschickten Coloristen ausführen ließe, so würde er deren Werth verzehnfachen. Er hat diesmal ein ergreifendes Melodrama in großem Format vorgeführt, das beim großen Publicum einen außergewöhnlichen Erfolg errang. Dem Commentar im Katalog zufolge ist das Motiv der Periode aus der großen Revolution entlehnt. Bis zum Jahre 1795 herrschte noch der barbarische Gebrauch in den Irrenhäusern, die Kranken, ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit ihres Leidens, zu fesseln und mit eisernen Gürteln an die Pfosten ihrer Zellen anzuschmieden. Es war die sicherste Methode sie zur Raserei zu bringen. Als der menschenfreundliche Pinel zum Oberarzt in der Salpetrière vom Directorium ernannt wurde, erwirkte er sich eine Bevollmächtigung, die Irrsinnigen nach seiner Methode und unter seiner Verantwortlichkeit behandeln zu dürfen. Der Autor stellt die Scene dar, in welcher Pinel die Befreiung der Märtyrer von Ketten und Banden anordnete. Diese Operation wird im Vordergrunde im Beisein Pinels an einem jungen anmuthigen Mädchen vollzogen. Die Haltung und Geberde der Kranken drücken eine willenlose Resignation aus. Die Unglückliche, der soeben der eiserne Gürtel gelöst wird, scheint die Bedeutung der Procedur nicht begriffen zu haben, sie starrt theilnahmslos vor sich hin. Ein anderes junges Mädchen ist ihrer Ketten schon entledigt und hat die Wohlthat der Befreiung recht gut begriffen. Sie drückt ihre Dankbarkeit dafür dem Doctor knieend aus, indem sie seine Hand erfaßt und mit Küssen und Thränen bedeckt. Die Scene ist genial arrangirt und voll dramatischen Effects; sie würde auch für sich allein hinreichen ein interessantes Genrebild auszufüllen. Robert Fleury hat aber die Scene nicht zum Vortheil des Bildes ausgedehnt. Von beiden Seiten des Hofes sieht man angeschmiedete alte und junge Weiber mit verzerrten Gesichtern, deren Geistesstörung auf verschiedene Weise vortrefflich zum Ausdruck gelangt. Der Totaleindruck ist nicht erquicklich; einige davon gebärden sich ganz toll, während andere eine ungeheure Angst verrathen; man sieht lachende und zornige Gesichter, die zusammen ein wahres Höllenconcert aufgeführt haben mögen. Die Effecte sind nur zu sehr gehäuft und beeinträchtigen die Stimmung, indem sie die Aufmerksamkeit des Beschauers auf viele Details zersplittern. So wie es ist, kann das Bild mit allen seinen Mängeln zu den vorzüglicheren Schöpfungen des „Salons" gerechnet werden.

An Landschaften, diesem mit besonderer Vorliebe von den französischen Malern cultivirten Kunstzweige, hat es nicht gefehlt. Leider ist aber seit dem Tode Corots, Rousseaus, Millets und Theintreuils kein wesentlicher Fortschritt bemerkbar. Die meisten Landschaften enthalten nur Variationen über längst bekannte, ausgeleierte Themas; viele geschickte Nachahmungstalente, aber

Digitized by Google

wenig neue schöpferische Ideen sind zum Vorschein gekommen. Selbst die beste mit einer Medaille 1. Classe prämiirte Landschaft: „Der Holzschlag im Walde von Sanlisse" von Leon Pelouse kann nur als eine glückliche Nachahmung der vortrefflichen Landschaft: „Buchenwald in Durehaven bei Kopenhagen" von dem schwedischen Maler Wahlberg, dem sie im vorigen „Salon" das Kreuz der Ehrenlegion eingetragen hatte, betrachtet werden. Pelouse konnte sich kein besseres Vorbild wählen. Er hat sich endlich aus seinen dornigen, mit Brombeersträuchen verwachsenen Gebüschen losgemacht, worin er eine gewisse Virtuosität erlangt hatte. Es war eine Ueberraschung für die Salonbesucher und seine Collegen, ihn mit einer lichten Waldlandschaft auftreten zu sehen. Die Landschaft, ohne auf Originalität Anspruch zu machen, ist richtig empfunden und übertrifft in Anlage und Ausführung Alles, was in diesem Jahre an Waldlandschaften geliefert wurde. Im Vordergrund sieht man einen Bauer mit dem Abästen eines gefällten Stammes beschäftigt. Der Waldessaum im Hintergrund ist mit kräftigen, schlanken Bäumen garnirt, deren Stämme und Gipfel eine freie Durchsicht auf eine anmuthige, von Hügeln begrenzte Landschaft gestatten. Die Silhouetten der Bäume heben sich von dem pupurnen Abendhimmel plastisch ab. Das Ensemble ist einfach und dennoch großartig durch die Stimmung, die darin herrscht. Dem jungen Künstler ist die Medaille 1. Classe wohl zu gönnen.

Ich glaube keine Unterlassungssünde zu begehen, wenn ich über den „Waldanflug" von dem einst so gefeierten Daubigny rasch hinweggehe. Diese übermäßig breite, monotone Fläche von grünem Gezweige, durch das weder ein Lichtstrahl noch ein Luftzug dringen kann, ist kaum eine Landschaft zu nennen und gehört in das Genre der Tapetenmalerei. Es ist hart, ein solches Urtheil über ein Werk von Daubigny fällen zu müssen; er hat sich aber offenbar überlebt.

Neu auftauchende junge Talente, wenn sie mit einem fertigen Kunstwerk auftreten, sind ihrer Seltenheit wegen besonders beachtenswerth. Zu diesen gehört ein junger Debutant August Pointelin, der es verstanden hat, seiner „Hochebene auf dem Juragebirge im Herbst" eine originelle Auffassung zu geben, was immer ein großes Verdienst unter den vielen Compositionen gleicher Gattung ist. Man wird sentimental gestimmt bei dem Anblicke dieser trostlosen Fläche, in der man nichts als verkrüppelte Bäume, verdorrte Sträucher und einzelne Haidekrautbüschel erblickt, die sich mühsam durch das Steingerölle an das Tageslicht durchgearbeitet haben. Das Ganze ist kühn entworfen, poetisch gedacht und in der Ausführung erkennt man die routinirte Gewandtheit, die man einem Debutanten kaum zutrauen sollte.

Ich kann mich ebenso wenig mit der Aufzählung der vorzüglicheren Portraits befassen, deren Zahl nicht zu erschöpfen wäre. „Das Portrait" ist kaum noch als eine Specialität der Malerei zu betrachten. Die renommirtesten Meister der Historienmalerei, sowie die vorzüglichsten Genremaler liefern Portraits, weshalb es für einen speciellen Portraitisten so schwer wird, mit deren Leistungen zu concurriren und sich bemerkbar zu machen. Einem jungen Künstler Emil Renard ist es jedoch gelungen, mit einem Portrait, betitelt „Die Großmutter", die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das Aufsehen, das er erregt, ist um so größer, als er sich einen Schüler von dem orthodoxen Akademiker Cabanel nennt. „Die Großmutter" ist nämlich eine vollständige Negation der akademischen Theorien vom Ideal. Das Bild stellt eine alte, ärmlich gekleidete Bäuerin in sitzender Stellung vor. Wenn die Gesichtsrunzeln, die eingefallenen, roth geränderten Augen und die abgemagerten Hände ihre Lebensgeschichte erzählen könnten, welche Summe von Drangsalen und Entbehrungen würde da zum Vorschein kommen. Sie scheint jedoch mit ihrem Schicksale ausgesöhnt zu sein; sie würde also auch nicht begreifen können, warum man sie mit so viel Theilnahme und Mitleid betrachtet. Der vorherrschende Zug in ihrem faltenreichen Gesichte ist eine unendliche Gutmüthigkeit. Die kleine ovale Schnupftabaksdose von Birkenrinde in ihrer Hand deutet darauf hin, daß sie noch nicht allen Lebensgenüssen entsagt hat. Die technische Ausführung steht mit der geistigen Auffassung auf gleicher Höhe. Und wenn nur eine Medaille zu vertheilen gewesen wäre, so mußte sie dem vielversprechenden jungen Künstler zufallen; er ist mit einer Medaille 3. Classe, wahrscheinlich zur Strafe für seine Abtrünnigkeit, abgefertigt worden.

Ich bedauere, daß mir für die Besprechung der besonders interessanten Bildhauerwerke des „Salons" so wenig Raum übrig bleibt. Die Maler mögen sich dagegen wehren wie sie wollen, es ist aber eine unbestreitbare Thatsache, daß die Sculptur in den letzten drei Jahren die Malerei an glänzenden Erfolgen überholt hat. Die jetzt in Erz ausgeführte und auf dem Platz Montholon aufgestellte „Gloria victis" von Mercier und die für das dem Andenken Reignaults und seiner im letzten Kriege gefallenen Kunstgenossen in der Ecole des beaux arts zu errichtende Denkmal bestimmte Statue der „Jugend" von Chapu sind so großartige Schöpfungen, daß man sie für Vorläufer einer neuen Kunstperiode, ähnlich der Renaissance, ansehen kann. Die beiden Statuen von Paul Dubois, wofür er die große Ehrenmedaille erhalten hat, stehen an Kunstwerth den beiden angeführten Werken nicht nach, und legen Zeugniß dafür ab, daß die neue französische Schule wacker fortgeschritten ist und keine Concurrenz zu scheuen hat. Dem großen Publicum imponiren die beiden Schöpfungen Dubois' vielleicht weniger als die vorhergenannten, weil sie keine Handlung, sondern nur allegorische Symbole repräsentiren. Paul Dubois war beauftragt, für das dem General Lamoricière in der Kathedrale von Nantes zu errichtende Denkmal vier Statuen in sitzender Stellung anzufertigen. Die beiden ersten sind, in Gyps ausgeführt, im „Salon" aufgestellt worden. Die eine davon symbolisirt den „kriegerischen Muth" und ist durch einen jungen Krieger in antiker Waffenrüstung dargestellt. Der junge Held, in dessen Zügen Entschlossenheit und Energie ausgedrückt sind, sitzt mit gekreuzten Beinen in einer erwartenden Stellung, eine Hand auf ein gewaltiges breites Schwert gestützt, während die andere auf dem Knie ruht. Er ist kampfbereit und wartet nur auf ein Signal, oder auf das Erscheinen des jedenfalls nahen Feindes, den sein spähendes Auge zu entdecken sucht. In der ganzen Haltung ist nichts Herausforderndes; in dem schön geformten Kopfe liest man klar das Selbstbewußtsein der inneren Kraft. So zeigt sich der echte männliche Muth im Zustande der Ruhe, den psychologisch darzustellen gewiß keine kleine Aufgabe war. Daß die Figur vortrefflich modellirt und alle Details mit vollkommener technischer Fertigkeit ausgeführt sind, braucht man bei einem Werke von Dubois nicht hervorzuheben. Die zweite Statue, oder vielmehr Gruppe, symbolisirt die „Mildthätigkeit" (charité) in einer jungen Bäuerin, die zwei Säuglinge auf dem Schoße hält und mit vorgebeugtem Kopfe und dem Ausdruck mütterlicher Zärtlichkeit betrachtet. Während das eine der Kinder an der keusch verhüllten Brust seinen Durst stillt, ist das andere in seliger Ruhe eingeschlafen und schmiegt sein Köpfchen an seine Pflegerin an. Es ist ein eigener poetischer Zauber über diese idyllische Gruppe ausgegossen. Paul Dubois hat sich nie zu solcher Höhe aufgeschwungen und endlich das Ideal erreicht, das er angestrebt hatte. Bei diesem denkenden Künstler ist die Form nur das Gewand seines Gedankens, während bei der Mehrzahl der bisherigen Bildhauerwerke keine psychische Idee zum Durchbruch kommt und es nur auf die Darstellung der mehr oder minder gelungenen plastischen Form abgesehen ist. Man braucht nur die Collection der alljährlich wiederkehrenden Nymphen, Amazonen, Göttinnen aller Art und verschiedener allegorischer Figuren zu überschauen, um gewahr zu werden, daß Alles auf die Nachahmung der antiken Modelle hinausläuft. Man sieht nichts als lauter emporgehobene Arme, theatralische Attitüden, wie sie den Tänzerinnen im Ballet einstudirt werden. Daran sieht man sich bald satt und das ist eben der Vorzug der neuen Richtung, daß sie den plastischen Gestaltungen eine ästhetische oder psychische Idee zu Grunde legt. Die correcte Modellirung, die Grazie der Haltung werden nur noch als nothwendige Elemente eines geistig durchdachten Werkes betrachtet.

In dieser Hinsicht verdient eine Gruppe unter dem Titel „Die Versuchung" eine besondere Beachtung. Allar erzählt de-

Digitized by Google

ersten Sündenfall nach seiner eigenen phantastischen Auffassung. Der Versucher ist nicht in der Gestalt einer Schlange, sondern in der eines jungen Dämons in Engelsgestalt dargestellt, der, wie es scheint, nicht viel Mühe hatte, die naive, vom Autor körperlich idealisirte Eva zu verführen. Sie nimmt den ihr dargereichten Apfel ohne Widerstreben und gleichsam unbewußt an. Dies widerspricht der biblischen Legende, denn es wäre hart, anzunehmen, daß uns wegen der unbedachten That das Paradies für immer verschlossen sein sollte.

Ich übergehe mit leichtem Herzen die Menge religiöser Statuen, denn keine einzige hat eine neue Idee zum Vorschein gebracht, und beschränke mich nur noch auf die Erwähnung der colossalen Statue von Lamartine von Falguière, die von der Stadt Mâcon bestellt worden ist. Der Kopf ist vortrefflich modellirt und man erkennt auf den ersten Blick den träumerischen Poeten, dessen Erlebnisse fast ebenso interessant waren, wie seine Werke. Ich weiß nicht, wie sich die Statue auf einem großen Platze ausnehmen wird, im „Salon" aber erscheint sie zu luftig und man glaubt, daß sie trotz der hohen Reiterstiefel davon fliegen werde. Ein Falguière hat zu größeren Erwartungen berechtigt.

Wenn ein Rückblick auf den „Salon" von 1876 einen erfreulichen Aufschwung in der Sculptur constatirt, so können die Kunstfreunde auch mit den Leistungen der Malerei zufrieden sein. Hat sie auch keine Sensationswerke aufzuweisen, so führt das Resultat des Ensembles zu der Ueberzeugung, daß der Genius der Kunst in Frankreich nicht schlummert, sondern immer frische jugendliche Kräfte zum Cultus des wahren Schönen anwirbt und aneifert. **Albertus.**

Richard Wagners „Siegfried" und „Götterdämmerung".

(2. und 3. Theil des Festspieles.)

Vorstudie.

Unsere Besprechung des „Siegfried" wird wohl eine kürzere sein, als die vorhergehenden, und als die, welche der „Götterdämmerung" zu widmen ist. Der Grund hiefür liegt vielleicht mehr in unserer rein individuellen Anschauung; aber dieser, wie sie nun einmal beschaffen ist, bietet der „Siegfried" bei allen interessanten und schönen Einzelheiten doch im Ganzen nicht so viel Hochbedeutendes, um einen ganzen Artikel allein mit der Darlegung füllen zu können. Der erste Act spielt in der Schmiede des Nibelungzwerges Mime, Bruder jenes Alberich, der den Rheingoldring zuerst besaß. Dieser Mime wohnt nahe dem Walde, wo Fafner, der Riese in Lindwurmgestalt, den Hort bewacht; er hat einst ein flüchtiges krankes Weib gefunden und beherbergt, sie gebar einen Knaben; diesen und die Stücke eines zerbrochenen Schwertes übergab sie ihm — und starb. Das Weib war Sieglinde, der Knabe ist Siegfried, der als Heldenknabe aufwächst und eben so viel Kraft im Schimpfen wie im Arme entwickelt, während Mime als der denkbar tückischeste und dümmste Zwerg vom Dichter geschildert ist. Die Beiden unterhalten sich während des halben ersten Actes in wenig angenehmer Weise; Mime vermag die Schwertstücke nicht zusammen zu schweißen, und was er dem jungen Recken an Waffen geschmiedet hat, das zerschellt dieser mit einem Hiebe auf dem Amboß; und doch hegt er die Hoffnung, ihn zur Tödtung des Fafner zu benutzen und den Ring zu erbeuten. Siegmund dagegen hetzt einen Bären, den er gefangen, auf ihn und treibt sonst grausamen Spaß.

Manche charakteristische Momente enthält dieses erste Duett; die Phrase, in welcher Mime erzählt, wie er Siegfried als „zullendes Kind" gewartet hat, ist höchst originell; Siegfrieds Frage über seine Mutter, dann sein Entschluß in die Welt zu ziehen, sind höchst wirksam; aber es dünkt mir doch Alles zu weit ausgesponnen; ebenso die darauf folgende Scene zwischen Wotan, der als Wanderer erscheint, und ein seltsames Frage- und Antwortspiel beginnt, worin Jeder dem Anderen seinen Kopf zum Pfande setzt, wenn er dessen Fragen nicht ganz richtig beantwortet. Der Zwerg zieht den Kürzeren, denn er vermag nichts zu erwiedern, als Wotan ihn prüft: „Wer wird Nothung (das zerbrochene Schwert) neu löthen?" Dem Verzweifelten gibt der Gott selbst Bescheid: „Nur wer das Fürchten nicht kennt", vermag das Wunder zu vollbringen, und entfernt sich. Siegfried kommt wieder aus dem Walde; aus den verworrenen Reden und Fragen Mimes erräth er das Geheimniß des Schwertes, und er, der das Fürchten nicht kennt, unternimmt nun die Stücke zu schweißen. Hiebei singt er ein Schmiedelied von eigenthümlicher Wildheit und scharfer Rhythmik.

Im zweiten Acte führt Mime den Siegfried vor die Höhle Fafners, der als Lindwurm den Schatz bewahrt. Siegfried tödtet ihn, dann Mime, der ihn vergiften wollte, und geht, von einem Vogel geleitet, um Brünhilden zu suchen. Der Leser enthebe mich jeder genaueren Darlegung. Ich möchte nicht den Gegnern des Meisters willkommenen Stoff liefern, andererseits war es mir ganz unmöglich, mich in die Welt, die in diesem Acte musikalisch belebt wird, hineinzufinden. Nicht verschweigen darf ich, daß das Duett zwischen Wotan und Alberich schöne Momente hat und daß die „Vogelstimme" außerordentlich geistreich erfunden und instrumentirt ist. Der dritte Act bringt zuerst ein Duett zwischen Wotan und Erda, das dramatisch ganz unmotivirt ist. Der Gott beruft die Urwissende, daß sie ihm Antwort gebe; sie aber weiß nichts, ihr ist nicht einmal bekannt, daß Brünhilde, ihr und Wotans Kind, auf dem Felsen schlafend gebannt weilt. Nun theilt ihr Wotan mit, welches Schicksal den Göttern beschieden ist, daß er es sogar herbeiwünscht, dann sendet er sie zurück nach dem Schoße der Erde und stellt sich vor den Felsen, um Siegfrieds Ankunft abzuwarten. Dieser erscheint auch alsbald, und zwischen ihm und dem Gotte entspinnt sich ein Gespräch, worin dieser um das fragt, was er schon genau weiß, und jener erzählt, was so eben vor den Augen des Hörers vorgegangen war, das aber vom musikalischen Standpunkte als ein Meisterstück zu bezeichnen ist. Wotan will den jungen Recken aufhalten und streckt ihm den Speer entgegen, dieser spaltet ihn mit demselben Schwerte, das einst in Siegmunds Hand daran zersprungen war; ein schöner hochpoetischer Gedanke Wagners, daß der schuldlose Siegfried vollbringt, was seinem schuldbeladenen Vater nicht gelingen durfte, und daß er zu gleicher Zeit der unbewußte Bestrafer der Schuld ist, welche Wotan bei dem Raube des Nibelungenringes durch Treulosigkeit und Habgier auf sich und die Götter geladen hatte.

Im dritten Acte dringt der Held durch das Feuer auf den Felsen, findet und erweckt Brünhilden. Die Klänge, unter denen sie erwacht und mit denen sie das Licht des Tages begrüßt, sind von großartiger Pracht; die Instrumentation trägt in jedem Tacte den Stempel eines Meisters, der jedem Tongebilde seine eigene, ihm ganz eigenthümliche Färbung gibt. Das Schlußduett der Walkyre und Siegfrieds ist vielleicht etwas zu lang (hierüber kann nur nach der Aufführung geurtheilt werden) und enthält auch manche Stellen im Texte, an welchen jedes Urtheil irre wird („Göttliche Ruhe ras't mir in Wogen"), aber die Musik bietet eine Fülle von Schönheiten, von glutherfüllter Melodien und großartiger Instrumentaleffecte.

Wir kommen nun zum letzten Theile, zur „Götterdämmerung", in welcher Wagner seine reichsten Schätze entfaltet hat. Der Text ist in Erfindung und Ausführung der beste, einheitlichste der ganzen Trilogie, der Stabreim erscheint fast überall ungezwungen und wirksam, und nur sehr selten stößt man auf Satz- und Wortbildungen, für die keine andere Erklärung existirt als die Wotans in der Walkyre: „Was noch nie sich traf, danach trachtet mein Sinn." Die Charaktere sind edel und kräftig gezeichnet, die Helden schimpfen fast gar nicht, und die tragischen Conflicte sind mit fester Hand durchgeführt. Die Musik aber geht in immerwährender aufsteigender Linie. Der erste Act beginnt mit einem Vorspiele, dem Gesange der drei Nornen, mit dem ersten (Rheingold-) Motiv; am Fuße des brennenden Felsens spinnen sie das Schicksalsseil und erzählen dabei die Geschichte vergangener Zeiten und das Loos der Zukunft. Merkwürdigerweise wird hier die Mythe von dem Opfer des einen Auges,

Digitized by Google

das Wotan hingab, um aus dem Quelle zu trinken, der Sage gemäß erzählt, während im Rheingolde Wotan selbst einen ganz andern Grund angab. Schön lautet der Stabreim vom Quell: „Weisheit raunend rann sein Gewell." Als sie an die letzten Vorgänge gelangen, an die Zersplitterung des Speeres, da reißt das Seil des Wissens — die Nornen versinken. Der Tag bricht an, Siegfried und Brünhilde erscheinen. Der Held zieht auf neue Thaten aus und nimmt Abschied von der Geliebten. Brünhildens Mahnung ihrer zu gedenken und Siegfrieds Antwort — um beides schlingt sich ein Leitmotiv aus dem Schlußduett von „Siegfried" — sind reizvoll und von echt dramatischem Leben erfüllt. Sie gibt ihm ihr Walkyrenroß, auf daß es ihn zu steten Siegen trage (Walkyrenmotiv), er steckt den Nibelungenring an ihren Finger als Pfand seiner Treue (selbstverständlich erklingen auch hier die entsprechenden Motive wieder). Als er von ihr scheidet, ertönt ein prächtiges Nachspiel, das zum eigentlichen ersten Acte führt. Die Scene zeigt die Halle der Gibichungen. Gunther, seine Schwester und ihr Halbbruder sitzen im Gespräche. Dieser letztere ist ein Sohn des Nibelungen Alberich, der die Königin Grimhild durch Geld gewann, um jenen, der Minne fremden, Sproß zu finden, der ihm den Ring wiedergewänne.

Ein außerordentlich markiges Thema begleitet dies Gespräch der beiden Männer; Gunther fragt Hagen, ob er ihn wohl Preises werth halte? Der antwortet: das Höchste zu gewinnen, müsse jener und die Schwester ihrer würdige Ehen schließen, er Brünhilden, sie Siegfried gewinnen; und als die Erregten ihn fragen, wie das gelingen könne, weiset er auf den Zauberliebestrank in Gutrunes Besitz; mit diesem würde sie Siegfrieds Liebe erlangen, Gunther dann den um die Schwester Werbenden bald dahin bringen, daß er ihm mit seiner Kraft und durch die Macht, die der Besitz der Tarnkappe verleiht, bei Brünhilden beistehe. Er erweckt in Beiden die Lust zu unredlichen Thaten.

In diesem Augenblicke ertönen vom Rheine das Hornmotiv mit dem Nibelungenmotiv abwechselnd. Siegfried kommt und bietet Gunthern Kampf oder Freundschaft. Dieser begrüßt ihn herzlich. Ein ganz prächtiger Orchestersatz begleitet seine Anrede; in lieblichen Tönen bietet Gutrune dem Helden den Willkomm- (Zauber-) Trank, zu dem Hagen gerathen. Siegfried, der noch im Augenblicke, wo er den Becher an die Lippen setzt, Brünhildens gedachte, verfällt dem Zauber, vergißt alles Vergangene und entbrennt für Gutrunen. Er wirbt um sie, und leicht fällt es Gunthern, von Siegfried, der selbst den Namen Brünhild vergessen hat, Alles zu erreichen, wozu Hagen gerathen. Sie trinken Brüderschaft, wobei sie ihr Blut in dasselbe Trinkhorn laufen lassen; großartig ertönt der Schwur, und mit genialem Geschicke läßt Wagner im Orchester alle Nibelungenmotive leise ertönen, als Siegfried Hagen fragt, warum er an dem Schwure nicht Theil nehme, und dieser ihm antwortet: „Mein Blut ist nicht so edel wie Eures, störrig und kalt fließt's mir in den Adern." Der nach dem Besitze Gutrunes ungeduldige Held treibt, ohne sich Rast zu gönnen, Gunther an, daß er ihn nach den Felsen führt, wo jenes hehre Weib von Feuer umgeben wohnt. Die Beiden schiffen fort; Hagen bleibt zurück im düstern Brüten über dem Plane, wie er den Ring an sich bringe.

Die zweite Scene zeigt Brünhilden auf dem Felsen allein; zu ihr kommt plötzlich Waltraute, die Schwesterwalkyre; sie hat sich heimlich aus Walhalla entfernt, um Brünhilden aufzusuchen, um durch sie das Verderben von den Göttern abzuwenden. Denn stumm sitzt Wotan da inmitten der Asen und hält die Splitter des von Sigfried zerhauenen Speeres in der Hand — er hat die Weltesche fällen, ihre Scheite um den Saal schichten lassen, und erwartet nun, daß das Loos sich erfülle; nur Eines kann noch Alles zum Guten wenden: wenn der Ring der Nibelungen vom Besitzer freiwillig dem Rheine zurückgegeben wird; um der Schwester das zu verkünden, um von ihr die Rettung der Götter zu erflehen, ist sie gekommen. Aber Brünhilde weiset sie ab; der Ring ist ihr ja Siegfrieds Liebespfand, und eher möge die Welt untergehen, als daß sie dieses Pfand aus ihren Händen lasse. In Verzweiflung stürmt Waltraute fort, jene bleibt allein. Sie hört den Hornruf Siegfrieds und eilt dem Geliebten entgegen, doch aus den Flammen tritt die Gestalt Gunthers (Siegfried mit der Tarnkappe) und verlangt, sie solle ihm als Weib folgen; sie ringen mit einander, er entreißt ihr den Ring, kraftlos bricht sie zusammen und geht in das Brautgemach, er aber zieht das Schwert und ruft es als Zeugen an, daß er Gunthern die geschworne Treue wahrt. Mir scheint es bedenklich, Kraftproben zwischen Mann und Weib auf die Scene zu bringen, — die Phantasie kann dem Leser ein übermenschliches Weib mit übermenschlichen Kräften vorspiegeln, aber das Auge kann dem Zuschauer nichts Anderes zeigen, als eben die Gestalt der Darstellerin oben auf der Bühne, und wenn Siegfried mit einem Rucke und mit voller Gewalt der Brünhilde den Ring entreißt, so wird meiner Meinung nach die Phantasie viel mehr angeregt, als wenn man erst die Beiden mit einander ringen sehen muß. Daß bei all den erzählten Scenen die Musik fortwährend, ohne Unterlaß, in aufgeregtester Bewegung bleibt, ist wohl selbstverständlich.

Der zweite Act bringt gleich zu Anfang ein echt Wagnersches Meisterstück; Hagen lehnt schlafend an einem Pfosten der Halle Gunther's; zu ihm tritt Alberich der Nibelunge, sein Vater; er mahnt ihn, des Ringes nicht zu vergessen, den Siegfried besitzt, und durch welchen sie Macht über die Götter erlangen können; im Traume antwortet Jener und schwört es sich selbst, er werde das Kleinod erbeuten. Diese ganze Scene ist in Text und Musik von grandioser Wirkung. Alberich verschwindet. Ein prachtvolles Vorspiel, zuerst von der Baßclarinette allein, dann nach und nach von acht Hörnern ausgeführt, begleitet den Sonnenaufgang am Rhein. Siegfried erscheint; er ist Gunther und Brünhilden vorausgeeilt um Gutrune wiederzusehen. Hagen beruft die Gibichungen, damit sie den Herrn und seine Frau empfangen und das Hochzeitsfest würdig feiern. In diesem Zwiegespräch des Chors mit dem trüben „Hochzeitrufer", das in immerwährender Steigerung bis zum Heilruf an die Ankommenden einherbrauset, hat Wagner hohe Meisterschaft in der Stimmführung und Charakteristik entfaltet. Und nun folgt eine Scene von gewaltiger dichterischer Erfindung. Brünhilde erblickt Siegfried, und an seinem Finger steckt der Ring, den ihr doch Gunther entrissen hatte. Diesen fragt sie, wo er denn jenen Ring hingethan habe; er muß schweigen; Siegfried aber weiß sich nur zu erinnern, daß er den Ring durch den Kampf mit einem Lindwurm erbeutet habe. Listig reizet Hagen Brünhilden, und diese in Verzweiflung erklärt vor dem ganzen Volke, Siegfried habe sie gefreit, nicht Gunther. Jener schwört auf die Spitze von Hagens Speer, daß er Gunther die Treue gewahrt habe, Brünhilde reißt den Speer an sich und schwört, daß Siegfried meineidig sei. Nun allerdings schimpft der Held in ziemlich grober Weise — wenn er von „schamlos Schande lügen", von „frecher Wuth" spricht, und die Mannen auffordert, vom Weibergekeif sich abzuwenden, so mag das vielleicht realistisch sein und im Epos seinen Platz haben, aber im ernsten Drama erscheint solch Gebahren ganz würdelos — die griechischen Tragiker, auf die so gern hingewiesen wird (dem Vergleiche zwischen Siegfried und Achill begegnet man oft), lassen ihre Helden anders sprechen als Homer die seinen, sie wußten genau, daß es ein Anderes ist zu erzählen, und ein Anderes darstellen zu lassen. Die musikalische Behandlung zeigt überall den Stempel großartiger Conception. Siegfried geht mit Gutrunen zur Hochzeit — Gunther, Brünhilde und Hagen bleiben allein zurück. Die Stunde für den Albensohn und seine Pläne ist nun gekommen; er tritt zur verzweifelten Frau, flüstert, daß sie sich rächen muß, und erfährt von ihr, daß der Held, dem Niemand im Kampfe bestehen kann, im Rücken getroffen werden muß. Gunthern reizt er durch den Hinweis auf den Nibelungenring, der ihm als dem Schwager zufallen muß. Die Drei beschließen den Tod Siegfrieds; die Tonfarben, welche dieses Terzett zeigt, sind Wagners Eigenthum. Der Act schließt mit einem hoch wirksamen Gegensatze: Siegfried erscheint mit Gutrunen in froher Lust, sie und der Chor jauchzen, während Gunther und Brü

Digitized by Google

hilde, mit Verzweiflung und furchtbarstem Grimme im Herzen, auf den Schild gehoben werden.

Der dritte Act zeigt zuerst eine wilde Waldgegend am Rheine; die drei Rheintöchter schwimmen auf und ab und sehnen sich nach dem Rheingolde — zauberisch tönt ihr Gesang —, sie wünschen, daß die Frau Sonne den Helden sende, der jetzt den Ring besitzt, und daß er das Kleinod freiwillig zurückgebe — und siehe da! der Held erscheint; schnell tauchen sie unter, um zu berathen. Siegfried hat einen Eber verfolgt, der ist verschwunden, unmuthig lauschend steht er am Ufer — da erscheinen die Nixen; neckisch fragen sie, ob er ihnen den Ring gebe, wenn sie die Fährte des Wildes wiesen; ebenso neckisch antwortet er ihnen, seine Frau möchte zürnen, wenn er das Gut so verschleuderte; sie spotten seiner Furcht vor der Frau, schelten ihn geizig und schwimmen weg; er ruft sie zurück und will ihnen den Ring schenken, da mit einem Male (unbegreiflich!) werden sie ganz ernsthaft und meinen: „Behalt ihn, Held, und wahr' ihn wohl, bis Du das Unheil erräth'st, das in dem Ringe Du hegst" und erzählen ihm nun die ganze Geschichte von Alberichs Fluche. So schön erdacht nun die folgende Wendung ist, die Wirkung wird abgeschwächt durch die sich aufdrängende Frage: Warum nehmen die Töchter nicht den so leichten Kaufes gebotenen Ring? oder vielmehr, warum wandten sie sich nicht gleich mit ernster Mahnung an den Helden? Dieser hört ihre Erzählung an und sagt dann: „Um Euch zu gefallen, vielleicht um Eure Minne zu gewinnen, hätte ich den Ring gegeben — aber jetzt, wo Ihr mir rathet, Unheil zu vermeiden, halte ich ihn fest. Ich habe den Wurm getödtet, den Speer der Weltesche zerschellt, nun werde ich auch das Seil der Nornen zerhauen." Die Rheinnixen weissagen ihm den Tod in nächster Stunde und verschwinden. Von ferne erschallen die Hörner der Jagdgenossen Siegfrieds, er antwortet und ruft sie herab in das kühle Thal; lachend theilt er ihnen mit, wie eben der Tod für die nächste Stunde ihm verkündigt worden sei, und lagert sich zwischen Hagen und Gunther; dem Dürstenden reicht jener einen Trank, der alles Vergangene wieder in's Gedächtniß ruft. Und nun erzählt der Held seine ganze Geschichte, wie sie bereits auf der Bühne gesehen worden ist. Als er eben von der Erweckung Brünhildens spricht, fliegen mit einem Male zwei Raben auf, er blickt ihnen heftig erregt nach, im selben Augenblick stößt ihm Hagen den Speer in die Schulter; er sinkt zurück; in höchster Bestürzung fragen die Mannen: „Hagen, was thust Du?" er antwortet ruhig: „Ich räche Meineid," und schreitet unbehelligt von dannen. Noch einmal erwacht Siegfried zum Leben, aber in höchster Verzückung, welche die Musik in wunderbar schönen Klängen andeutet, denkt er nur mehr an die verklärte „heilige Braut" Brünhilde. Ihr gelten seine letzten Worte und Seufzer; so stirbt er. Die Mannen erheben den todten Helden auf seinen Schild und tragen ihn nach der Halle. Und während sie über die Höhe ziehen und Nebel aufsteigen, welche nach und nach Alles verhüllen, läßt Wagner einen Trauermarsch ertönen, ebenso einzig in seiner Art als großartig; eine Lebensgeschichte in Tönen. Zuerst erklingt das Rachemotiv Hagens, verbunden mit dem, unter dessen Klängen Siegmund der Wälsung, des Erschlagenen Vater, sich in der Walkyre als „Wehwalt" bezeichnet hatte; dann Sieglindens Liebestöne, dann kommt das Schwert-Nothung-Motiv; endlich schmettern die Trompeten das Heldenmotiv Siegfrieds und seines Auszugs zu kühnen Thaten — leise erklingen zuletzt die Liebesseufzer Brünhildens — die Nebel sind zerflossen, die Halle Gunthers zeigt sich wieder. Eine unbeschreiblich schöne und großartige Schöpfung! Lange harret Gutrune der Rückkehr des Gatten, böse Träume haben ihren Schlaf gestört, auch sah sie Brünhilden dem Rheine zuschreiten. Da kommt der Zug, mit ihm Gunther und Hagen, und dieser kündigt der Bangen das Loos des Helden. Gutrune klagt den Bruder des Mordes an, dieser lastet die Schuld auf Hagen und der gesteht trotzig, er habe den Siegfried erschlagen für den Meineid und verlangt nun den Ring als heiliges Beuterecht; Gunther verwehrt ihm „das Erbe Gutrunens" — es entbrennt ein Kampf, und Hagen erschlägt den Bruder. Als er aber den Ring von Siegfrieds Finger ziehen will, erhebt sich die Hand dräuend gegen den Mörder. Zu gleicher Zeit erscheint Brünhild. Sie weiset Gutrunen von der Leiche des Mannes, an den sie kein Recht hat — dann läßt sie einen Scheiterhaufen errichten und den todten Helden darauf legen; leicht wird es ihr den Ring an sich zu nehmen, der ihr ja gehört; aber sie will ihn nicht behalten — die weisen Rheintöchter hat sie gesehen, von ihnen erfahren, welcher Fluch an dem Kleinode haftet, aus ihrer Hand soll es zurückkehren nach seiner Heimat. Sie wirft den Feuerbrand in den Scheiterhaufen, läßt ihr Roß Grane herbeiführen, schwingt sich darauf und sprengt in die Flammen. Diese prasseln weit auf und drohen die ganze Halle zu ergreifen. Aber der Rhein tritt aus seinen Ufern, um den Ring, sein Eigenthum, zu holen. Seine Töchter schwimmen herbei; Hagen, der bisher allen den Vorgängen zugesehen hat, springt in die Fluthen, um den Ring zu erbeuten, wird aber von den Nixen hinabgezogen. Zu gleicher Zeit erscheint in der Ferne die Walhalla mit den Göttern, in röthlichem Feuerschein; die „Götterdämmerung" beginnt — das Festspiel ist zu Ende. Ueber die Wirkung des Ganzen, sowie über manche Einzelheiten, läßt sich erst nach der Aufführung endgültig urtheilen.

H. Ehrlich.

* * *

Bibliographie.

Schöne Literatur.

Friedrich Bodenstedt, Alexander in Korinth. Schauspiel in 3 Acten. (Hannover, Helbing.)

Ferd. Wilferth, Ein deutscher Kaiser. Schauspiel in 5 Acten. (Leipzig, Mutze.)

Walter Scotts Romane. Illustrirte Ausgabe. Lieferung 8—11. Schluß von „Ivanhoe". (Berlin, Grote.)

Ashers Collection of engl. aut. Vol. 114. Miss Molly by Beatrice May Butt. — Vol. 115. Artemus Ward: His book. His travers. (Berlin, Jul. Engelmann.)

Vermischtes.

Samuel Smiles, Die Sparsamkeit. Uebersetzt von Dr. Mor. Busch. (Leipzig, J. J. Weber.)

Wilhelm Vollmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Mit Cottas Portrait. Gr.-8. 720 S. Pr. 12 Mark. (Stuttgart, J. G. Cotta.)

Carl Fr. Glasenapp, Richard Wagners Leben und Wirken. In 6 Büchern. 1. Bd. (1.—3. Buch). (Cassel und Leipzig, Carl Maurer.)

Jul. Eckardt, Livland im 18. Jahrhundert. Umrisse zu einer livländischen Geschichte. Bd. I. Bis 1766. (Leipzig, Brockhaus.)

Die Zertrümmerung des Siebenbürgischen Sachsenlandes. (Nach den Debatten des ungarischen Landtages 22.—27. März 1876.) (München, Theodor Ackermann.)

Emil von Laveleye, Die religiöse Zukunft der civilisirten Völker. (Nördlingen, Beck.)

Michael Baumgarten, Mitglied des deutschen Reichstags. Protestantische Antwort an Herrn Pet. Reichensperger. (Berlin, Carl Heymann.)

Otto Jung, Aus der Provinz. (Politische und volkswirthschaftliche Betrachtungen.) (Berlin, Theobald Grieben.)

Wilhelm Schmitz, Schriftsteller und Buchhändler in Athen und im übrigen Griechenland. (Heidelberg, Carl Winter.)

Emil du Bois-Reymond, Ueber die Grenzen des Naturerkennens. Ein Vortrag. 4. vermehrte und verbesserte Auflage. (Leipzig, Veit & Co.)

Ludwig von Sybel, Das Bild des Zeus. Mit 2 Tafeln. Ein Vortrag. (Marburg, Elwert.)

K. Janslin, Die Murtenschlachtfeier am 22. Juni 1876. Der Festzug. Nach den Originalcostüm-Zeichnungen. (Bern, J. Dalp.)

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erscheint:

Gründerprocesse.

Eine criminalpolitische Studie

von

Justinus Moeller.

Mit einem Anhang

enthaltend die wichtigsten in jüngster Zeit ergangenen strafrechtlichen Entscheidungen preussischer Gerichtshöfe über die hier einschlägige Materie.

Preis 1 M. 60 S.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien im Verlag von **Joh. Friedr. Hartknoch** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Jungfrau vom Stuhl.

Ein komisches Heldengedicht.

Motto: Ueber allem Zauber Liebe.

Preis eleg. geh. 1½ M. Eleg geb. 3 M.

„Eine drollige Liebesgeschichte, worin namentlich ein Ereigniß echt komisch überrascht. Sie ist von poesiedustigsten Arabesken geistreicher Reflexionen und Excurse umwoben, in denen der Humor und die Grazien holdverwegen mit dem Tiefsinn spielen." (Neue Züricher Zeitung.)

Für Badereisende nach

HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag v. **Otto Meissner** in Hamburg:

HELGOLAND.

Nordseestudien

von **E. HALLIER.**

Preis 3 M.

Die

NORDFRIESISCHEN INSELN

vormals und jetzt.

Von **G. WEIGELT.**

2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 M.

Im Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte

der

Deutschen Frauenwelt.

In drei Büchern nach den Quellen.

Von

Johannes Scherr.

Dritte, durchgesehene Auflage.

1873. 2 Bde. Preis brosch. 9 M.

Geb. 10 M. 50 S.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Um

Meines Lebenstages Mittag.

„Nel mezzo del cammin di nostra vita."

Terzinen

von

Wilhelm Jensen.

Ein Band kl. 8., sehr eleg. ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 M.

Eleg. in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 M.

Ut min Jungsparadies.

Dree Vertelln

von

Klaus Groth.

Inhalt: I. Min Jungsparadies. II. Bun den Lüttenheid. III. De Höder Mael.

Ein Band von 12 Bogen 8. broch. 2 M. 70 S., eleg. in engl. Leinen, Relief-Einband mit Goldpressung 4 M.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theater von Hugo Bürger

(**Der Frauenadvocat,** Lustspiel in 3 Acten — **Die Modelle des Sheridan,** Lustspiel in 4 Acten).

1 Band 8. eleg. geheftet. Preis 4 M. 50 S., in Leinwandband m. Goldschn. 6 M.

Berlin.

Leo Liepmannssohn.

Soeben erschien bei **Hermann Grüning** in **Hamburg** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder auch direct gegen Einsendung des Betrages in Freimarken:

Carl Moritz Hoefft, Sichere Heilung der Diphtheritis. Ein therapeutischer Festgruß an die Aerzte der Naturforscher-Versammlung im September 1876 zu Hamburg. Eleg. geh. 50 S.

☞ Nicht allein für die Adressaten, sondern für jeden Familienvater und Menschenfreund von dringendstem Interesse. Tausende sind hier in Hamburg durch die Hoefft'sche Methode, welche leicht anzuwenden ist, vor raschem Tode bewahrt geblieben.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Thematischer Leitfaden

durch die Musik zu Wagner's Festspiel

„Der Ring der Nibelungen"

von

Hans von Wolzogen.

9 Bogen gr. 8. mit (Notenbeispielen) geheftet 2 M., eleg. gebunden 2 M. 50 S.

Gleichzeitig erschien als neuer Beitrag zur Beurtheilung der Wagner'schen Dichtung:

Poetische Lautsymbolik.

Psychische Wirkungen d. Sprachlaute im Stabreime a. R. Wagner's „Ring der Nibelungen" versuchsweise bestimmt

von

Hans von Wolzogen.

3 Bog. 8. geh. 1 M.

Verlag von Edwin Schloemp in Leipzig.

Königliche Rheinisch-Westphälische

Polytechnische Schule zu Aachen.

Beginn der Vorlesungen Anfang October ds. Jahres. Programme, Aufnahme-Bedingungen &c. von dem Director, Baurath **v. Kaven,** franco gegen 8 Sgr. in Briefmarken.

VERITAS.

(Leipzig.)

Auskunftsbüreau mit Rathertheilung in Fragen der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Gewerbe und des geselligen Verkehrs. Strengste Verschwiegenheit. Pünktliche Besorgung. Empfohlen von der „Illustrirten Zeitung." Jeder allgemeinen Frage ist 1 M., Personalerkundigungen aber 2 M. nebst der Vergütung für das Porto beizulegen. Adresse: Auskunftsbüreau Veritas in Leipzig. Vorsteher: Dr. O. Henne-am Rhyn.

Einbanddecken zum 9. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".

Georg Stilke.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 12. August 1876. Band X.

AP 30 .G375 v.10 no.33

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ein Rundschreiben, welches der Präsident des Reichs-Eisenbahn-Amtes an die deutschen Bahnverwaltungen erlassen sollte. Von L. Bamberger. — Der gegenwärtige Stand der Arbeiterbewegung in Europa. Von R. D. — Die Fortschritte der anthropologischen Wissenschaft. Von Friedrich von Hellwald. — Die Mutter eines Kronprätendenten. Von Moritz Meyer. — **Literatur und Kunst:** Vorgänge. Von Hermann Lingg. — Goethes Beziehungen zur Geologie. Von A. Callenberg. — Eine Erinnerung auf dem Gebiete der politischen Lyrik. Von W. Marr. — Die Kunstindustrieausstellung in München. II. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Ein Rundschreiben, welches der Präsident des Reichs-Eisenbahn-Amtes an die deutschen Bahnverwaltungen erlassen sollte.

An den Herrn Vorsitzenden des Verwaltungsraths der X'schen Eisenbahn.

Berlin, den . . . .

Ew. Wohlgeboren

beehrt sich der Unterzeichnete im Interesse des unter seinen Schutz gestellten reisenden Publicums in Erwägung zu geben, ob nicht die Ueberwachung der auf Ihren Stationen bestehenden Bewirthungsanstalten (Büffets, Restaurationen oder wie sonst genannt) mehr als bisher Gegenstand der Sorgfalt seitens der obersten Bahnverwaltung zu sein verdient.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Ermahnung zur aufmerksamen Behandlung dieser Anstalten unter diejenigen Pflichten zu rechnen ist, welche die höchste Reichs-Aufsichtsbehörde gegenüber den einzelnen Eisenbahnen im Interesse der Gesammtheit wahrzunehmen berufen ist. Die Darreichung von Speise und Trank während der Reise bildet, so gut wie die Beförderung der Reisenden, ein Monopol des Transport-Unternehmers, dem sich die Passagiere, namentlich bei größeren Fahrten, ebenso bei starker Kälte oder Hitze, nur unvollkommen durch Mitführen von Mundvorrath entziehen können, ganz abgesehen davon, daß in diesem Fall das Auskramen und Verspeisen umfangreicher, oft übelriechender Eßwaaren, das Hantieren mit Knochen, Hülsen, Schalen und sonstigen Abfällen, beziehungsweise deren Beseitigung, dem mitreisenden Wagengenossen oft mit Recht Anstoß und Widerwärtigkeit bereitet. Es ist die Aufgabe einer guten Verwaltung, dafür zu sorgen, daß das Mitschleppen solcher Verzehrsartikel dem Publicum erspart werden kann. Die reglementären Aufenthalte, welche für alle, selbst die schnellsten Züge fahrplanmäßig zu bestimmten Pausen vorgesehen sind, enthalten bereits das Anerkenntniß, daß die Stillung von Hunger und Durst von Amtswegen möglichste Berücksichtigung zu finden hat. Sind doch in dieser Beziehung die Gesichtspunkte der Annehmlichkeit nicht nur, sondern die höheren der Gesundheitspflege mit in Betracht zu nehmen!

Der Unterzeichnete wählt mit Vorbedacht den gegenwärtigen Augenblick, in welchem der Strom der Reisenden seinen höchsten Stand erreicht, auf daß Ew. Hochwohlgeboren Aufmerksamkeit um so besser für alle in das Gebiet gehörenden Einzelheiten gewonnen werde. Wie viele unserer mit Arbeit überlasteten Beamten, Lehrer, Geschäftsleute, suchen während der nächsten Monate in wenigen Wochen Erholung von den Anstrengungen des ganzen Jahres, Genesung von dem Schaden, welchen der Aufenthalt in der schlechten Luft der Amts- und Geschäftsräumlichkeiten ihrer Leibesbeschaffenheit zugefügt hat. Gleichzeitig durchziehen Fremde aller Nationen unser Land, und gerade die Eindrücke, welche sie auf ihren Fahrten selbst empfangen, bilden den Kern des Urtheils, das sie über Sitten und Charakter unseres Volkes mit nach Hause nehmen. Von allen diesen Seiten betrachtet ist rubricirte Angelegenheit der aufmerksamsten Behandlung würdig.

Bevor der Unterzeichnete dazu übergeht, Ew. Hochwohlgeboren die Ergebnisse fortgesetzter Beobachtungen zu unterbreiten, beziehungsweise Abstellung einzelner Mißbräuche zu beantragen, hält er es für angezeigt, einen allgemeinen Grundsatz hervorzukehren, mit dem Gutes und Uebeles auf diesem Gebiete zunächst innig verwachsen ist. Es muß nämlich ein ganz falscher Grundsatz darin erkannt werden, daß der Eisenbahnbetrieb aus der Einrichtung der Speiselocale in den Stationen eine Quelle von Einnahmen macht. Was würde man sagen, wenn die Bahnverwaltungen von den Fabrikanten, welche die Polsterwaaren oder Fensterscheiben zu den Waggons liefern, eine besondere Abgabe erheischten, wogegen sie gestatten würden, schlechtere Sitze oder trübes Glas anzubringen? Und doch bildet jene mißbräuchliche Verpachtung der Bahnrestaurationen eine beinahe ausnahmslose Regel. Es springt in die Augen, daß der auf diese Weise erzielte Pachtzins entweder durch einen Abzug auf die Güte der gelieferten Verzehrungsmittel, also eine wahre Blutsteuer zu Lasten der Gespeisten, oder durch einen Zuschlag auf die Preise, d. h. eine mittelbare Erhöhung des Fahrtarifs, wieder eingebracht wird. Auch begibt sich die Bahnverwaltung offenbar jedes Rechts der Einsprache gegen die schlechte Bedienung des Publicums, indem sie einen solchen Pachtschilling erhebt; denn es wird jedem Tadel durch die Pächter der Einwand entgegengehalten werden, daß sie bei besserer Bedienung des Publicums eine solche Abgabe nicht erschwingen können. Ganz eng mit diesem Verfahren hängt ein anderes zusammen, das leider in Deutschland immer mehr um sich greift: das Zuschlagen von Bewerbungen auf dem Wege der öffentlichen Submission. Man kann, ohne fehl zu gehen, die Behauptung aufstellen, daß alle öffentlichen Dienstleistungen bei uns durch diese Methode geschädigt werden, welche nur scheinbar im Interesse der Gesammtheit auf einem plump mechanischen Wege die Aufgabe guter Ausführung zu lösen sucht. Es ist thatsächlich dahin gekommen, daß leistungsfähige Unternehmer bei solchen Ausschreiben an den Meist-

Digitized by Google

bietenden oder Wenigstnehmenden sich gar nicht mehr mit bewerben, weil sie im Voraus wissen, daß der, welcher um den niedrigsten Preis das Schlechteste liefert, den Sieg davon trägt; wie denn auch unsere besten Künstler verschmähen, bei den nicht minder übel angebrachten Concurrenz-Ausschreiben zu Plänen für Werke der schönen Kunst mit zu thun, weil ein sich und seine Arbeit achtender Meister nicht darauf eingehen kann, in neunundneunzig Fällen von hundert vergebliche Mühe aufgewendet zu haben.

Nachdem ich mir erlaubt, die Beachtung auch dieser Erwägungen Ew. Hochwohlgeboren zu empfehlen, gehe ich nunmehr in aller Kürze zur Kennzeichnung der auffälligsten Unzukömmlichkeiten über, mit welchen der Dienst der Bahnrestaurationen in zahlreichen Fällen behaftet ist. Zunächst erwähne ich der äußeren Erscheinung des aufwartenden Personals. Ist es schon sehr fraglich, ob die aus den Speisehallen der englischen Schlösser herstammende Sitte, die Lakaien in das Festkleid der vornehmen Welt zu stecken, für die Diener unserer bürgerlichen Gesellschaft und gar der Gasthäuser nachahmungswerth sei, so kann meines Erachtens der gute Geschmack nicht einen Moment im Zweifel darüber sein, ob für den Kellner einer am Staub und Rauch der Eisenstraße liegenden, zu hastiger und einfacher Bedienung berufenen Anstalt sich der feierliche schwarze Frack gezieme. Ich würde aber diese Lächerlichkeit nicht erwähnen, wenn sie nicht einen wahren Mißstand im Gefolge hätte, nämlich das unsaubere, oft Ekel erregende Aussehen des Personals. Es ist von diesem gar nicht zu verlangen, daß es, im Tumult der Passagiere hantierend, sich stets eleganter Anzüge befleiße, und es wird nur zu erklärlich, daß der im schäbigen und schmutzigen Galaanzug herumjagende Aufwärter sehr häufig aussieht wie ein Candidat der Theologie, welcher aus einem Oelfaß auf einen Kehrichthaufen gefallen wäre. Wie viel schicklicher, appetitlicher und praktischer ist der Anzug der Kellner auf französischen Stationen: ein rundes Wamms und eine weiße Schürze, die ohne unerschwingliche Kosten täglich erneuert wird; an dem Schenk- und Vorschneidetisch der Gastgeber oder sein Vertreter in dem blanken Habit eines Kochs, mit weißer Mütze und weißer Jacke, Alles frisch und sauber, ein Bild der Reinlichkeit, die in Speise- und Geräthkammer herrschen soll.

Wie das Aussehen des Personals läßt das der Localitäten selbst nicht selten viel zu wünschen. Manchmal liegt dies von vornherein an der baulichen Einrichtung. Die Speisesäle sollten geräumig und hoch, gut erleuchtet sein und dicht am Perron liegen. Vor Allem aber sollten sie auf's Sorgfältigste gelüftet und gereinigt werden. Aber vieler Orten sind die Fußbodendielen so schwarz und holperig, wie die der armseligsten Dorfschule, die Tische sind nackt und schmierig statt mit reinlichen Linnen bedeckt zu sein. Nichts trauriger und öder als eines jener langen, dumpfen, düstern Gemächer, in deren Hintergrund als einzigen Auf- und Gegensatz der Schenktisch eine Batterie aller möglichen und unmöglichen mit bunten Etiquetten beklebten Schnapsfiolen neben einigen Tellern versteinerten Backwerks aufzuweisen hat. Und erst der Gang des Dienstes selbst! Man kann es beobachten, daß im Augenblick wo ein Zug ankommt, der seit Jahren täglich um dieselbe Minute mit der gleichen Durchschnittszahl von das Gleiche begehrenden Reisenden eintrifft, das Personal der Wirthe und Kellner kopflos durcheinander rennt, als wenn diese Begebenheit sich heute zum allerersten Mal ereignete; daß beispielsweise der Korkzieher oder das Vorlegemesser erst nach Poltern und Harren herbeigeschafft wird.

In's Einzelne über die schlechte Beschaffenheit der Speisen und Getränke selbst einzugehen, würde, obwohl dies die Hauptaufgabe wäre, eine allzu weite Ausdehnung dieses Schreibens verlangen. Ueber das Bahnhofscotelett allein, jenen braunen Lappen in einer schwarzen, am ersten noch der Wagenschmiere ähnlichen Brühe schwimmend, jenes Urbild culinarischer Scheußlichkeit, ließe sich eine ganze Abhandlung schreiben. Wenn wir von der Qualität des Fleisches in einigen nördlichen Seeufer-Distrieten und von den Mastspeisen der alemannischen Provinzen absehen, hat Deutschland bekanntlich in den Leistungen der Küche nichts Höheres aufzuweisen, als was seine Industrie eben noch in Philadelphia zur Schau gestellt hat. Wir sind hierin nicht zurückgegangen, sondern zurückgeblieben, und das Gleiche dürfte von allen meisten gewerblichen Fächern zu sagen sein. Wir sind nur mehr als ehedem ausgesetzt, uns mit Anderen zu vergleichen und mit Anderen verglichen zu werden. Ist auch zuzugeben, daß manchen Streifen unseres Vaterlandes nicht das Rohmaterial der Küche zu Gebote steht wie gesegneteren Ländern, so haben doch gerade die Bahnanstalten jede denkbare Leichtigkeit im Bezug von anderwärts her, und die Verwaltungen sollten von Rechtswegen solchen Bezug im Tarif begünstigen. Jedenfalls besteht nirgends die Nothwendigkeit, mit einer zum Himmel stinkenden Butter zu schmelzen, deren Geruch einen Gast mit ausgebildeten Sinnesorganen schon von der Schwelle des Locals zurückscheucht. Ebensowenig zwingen die Verhältnisse, einen Kaffee (nebst dem Biere das Lieblingsgetränk der Reisenden) zu reichen, welcher entweder spärlich aus schlechter Bohne gebrannt ist, oder seit zwölf Stunden über der Gasflamme gebrodelt hat. Drei dürftige Bröcklein Zucker erhöhen den kläglichen Eindruck für den, welcher, vom Westen zureisend, an das anständige Vertrauen gewöhnt ist, mit welchem man einen reichlichen Vorrath der Discretion der Consumenten anheimstellt. Man mache nicht ein Argument daraus, daß unsere Nation an Reichthum hinter ihren westlichen und südlichen Nachbarn zurückstehe. Zucker beispielsweise produciren wir wenigstens so viel und so billig, wie irgend einer von jenen. Und wenn behauptet wird, daß unser Publicum verlange, schlecht und billig bedient zu werden, so möchte eine Vergleichung der Preise zeigen, daß die Billigkeit, welche verlangt wird, längst dahin und nur die Schlechtigkeit, auf welche man gern verzichtete, geblieben ist. Eine Untersuchung der Tarife auf französischen und deutschen Bahnhöfen würde dies mit Evidenz erweisen. Wer von Paris über Lüttich oder über Straßburg nach Deutschland reist wird jenseits der Grenze nicht weniger zahlen als diesseits; aber man suche auch in den größten rheinischen oder süddeutschen Bahnhöfen mit dem kolossalsten Verkehr eine Restauration, wie sie das kleine Tergnier auf der französischen Nordbahn, oder Tabled'hoten wie sie Epernay und Chalons bieten.

Hier wie auf so vielen anderen Gebieten ist es vor Allem die Gewissenhaftigkeit und die Liebe zum Fach, welche bei unseren gewerblichen Leistungen fehlt.

Der Unterzeichnete begnügt sich für heute, mit diesen wenigen und nur das Hervorstechende berührenden Andeutungen. Er wünscht vor Allem, daß das System der Verpachtung, und wenn nicht dieses, doch jedenfalls das System der Vergebung an den Meistbietenden wegfalle. Er empfiehlt ferner zeitweise Inspectionen durch unangemeldet erscheinende Revisoren und behält sich vor, solche von Reichswegen ebenfalls zu entsenden.

Ew. Hochwohlgeboren theilen gewiß die Ueberzeugung, daß die Sorge für eine gesunde und liebliche Verköstigung nicht als etwas der strengen Gesittung Unwürdiges zu behandeln ist, daß vielmehr der höheren Erziehung des Leibes, der wir im Turnen vor allen anderen Nationen gehuldigt haben, consequenter Weise eine Art der Ernährung zu entsprechen hat, welche den unter Mitbetheiligung der feinsten Sinnesorgane dem Körper zuzuführenden Stoff dem Sinn für das Nützliche und für das Schöne angepaßt wissen will. Auch darin liegt ein Stück Volkserziehung und nicht das schlechteste.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren ꝛc.

Interlaken, 27. Juli 1876. L. Bamberger.

Digitized by Google

Der gegenwärtige Stand der Arbeiterbewegung in Europa.

Die großen staatlichen Veränderungen, welche sich in Europa vollziehen, haben scheinbar den rein socialen Classenkampf in den Hintergrund gedrängt. Die Presse wendet derzeit den Fragen, welche die Arbeiterwelt bewegen, nur eine geringe Aufmerksamkeit zu. Man würde aber sehr irren, wenn man aus diesem Umstande schließen wollte, die Bedeutung der modernen socialen Bewegung habe eine Abschwächung erfahren.

Dagegen kann gesagt werden, daß die Arbeiterbewegung an einem Punkte angelangt ist, wo ihre treibenden Kräfte selbst die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es auf die Dauer nichts hilft, die Macht einer Partei durch marktschreierische Declamationen zu übertreiben. Mehr und mehr bricht sich die Einsicht Bahn, daß es nothwendig ist, durch Ausdauer und mühevolles Ringen eine Stellung zu erreichen, der es vor Allem nicht an einer soliden Basis fehlt.

Die „Internationale", mit der die Socialisten der alten Schulen die auf nationaler Grundlage beruhende Schöpfung Ferdinand Lassales zu übertrumpfen glaubten, hat die Erfahrung gemacht, daß, gleich wie die anderen Classen der Gesellschaft, auch das Proletariat der verschiedenen Nationen sich dem bestimmenden Einflusse jener Verhältnisse nicht entziehen kann, die, je nach Lage und Entwicklungsstufe des Landes, den Geist einer Nation beherrschen.

Nachdem auf den Congressen zu Haag (1872) und Genf (1873) die Spaltung der „Internationalen Arbeiterassociation" in „Autoritäre" und „Anarchisten" oder „Collectivisten", „Centralisten" und „Föderalisten" perfect geworden ist, hat diese Gesellschaft keine Generalcongresse mehr zu Stande gebracht. Am Sitze des Generalraths in Nordamerica erklärte eine Section eine andere für „ausgeschlossen", der Generalrath selbst ging gleichzeitig auseinander.

Die einzelnen Gruppen gehen nun wieder auf verschiedenen Bahnen, die sie früher gewandelt. Die Internationalisten in Deutschland haben sich dem Anhange Lassalles angeschlossen. Die Bewegung macht hier bei der Ungunst der wirthschaftlichen Verhältnisse rapide Fortschritte, die nur dadurch Abbruch erleiden, daß die bedeutendsten geistigen Kräfte vom Schauplatze verschwunden sind. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die socialistische Presse Deutschlands mehr und mehr verflacht, indem sie der sachlichen Discussion aus dem Wege geht, dem Geschmacke der Unbildung fröhnt und eine höchst einseitige Polemik gegen Personen zum ausschließlichen Gegenstande ihres Wirkens erhebt. Dieser Standpunkt bringt häufig die deutschen Socialisten in eine Linie mit den Particularisten und Clericalen.

In Oesterreich konnte die Arbeiterbewegung nur in der Periode des wirthschaftlichen Aufschwungs eine Entfaltung ihrer Kräfte versuchen, sie blieb aber auch in dieser Zeit auf die industriellen deutschen Provinzen angewiesen. Der wirthschaftliche Rückgang hat aber fast alle Errungenschaften dieser Bewegung wieder illusorisch gemacht und das gesammte Staatswesen erscheint dabei noch durch nationale Spaltungen so erschüttert, daß die Staatsgewalt es für gut erachtet, jede ernstere Bewegung der Arbeiterkreise im Keime zu erdrücken. Die Internationalisten haben ihren Sitz in eine kleine Provinzstadt verlegt und der zu Wien domicilirende allgemeine österreichische Arbeiterverein muß sich damit begnügen, diplomatisch abgefaßte Resolutionen der Oeffentlichkeit zu unterbreiten.

In gleichem Sinne wie die Arbeiterpartei Deutschlands wirkt der zumeist aus deutschen Arbeitervereinen bestehende schweizerische Arbeiterbund. Daneben vegetiren noch einige von französischen Flüchtlingen geleitete Clubbs „für die social-revolutionäre Propaganda" und die sogenannte „Jurassische Föderation" der „Internationale", welche an dem Evangelium des nunmehr hingeschiedenen Michael Bakunin festhält. Die in ähnlicher Richtung thätig gewesenen Vereinigungen von Arbeitern in Süditalien und Spanien sind fast sämmtlich verschollen.

Die große Mehrzahl der italienischen Arbeitervereine huldigt den Prinzipien Mazzinis.

In England haben die Arbeiter einen schwachen Anlauf genommen, die chartistischen Traditionen wieder aufzunehmen und in die politische Action einzutreten; seitdem aber auch die englischen Internationalisten in Streit gerathen sind, begnügt man sich wieder mit der rein gewerkschaftlichen Thätigkeit, die gegenwärtig großen Kraftaufwand erfordert, weil auch in England die Lohnreductionen täglich mehr Industriezweige ergreifen und zahlreiche Etablissements nur noch vier Tage in der Woche arbeiten lassen.

Die große Mehrzahl der belgischen Socialisten erblickt nach wie vor in der politischen Abstention und in der Organisirung von Strikes die besten Mittel zur erfolgreichen Durchführung des socialen Kriegs. Sie triumphiren, wenn in irgend einer kleinen Gemeinde wegen Indifferenz der Wähler eine zweite Wahl ausgeschrieben werden muß. Die Civilbegräbnisse betrachten sie als die weittragendsten Manifestationen gegen die Clericalen. In Holland herrschen in dieser Beziehung die gleichen Verhältnisse. Das kleine Land, welches in der Versteinerung begriffen erscheint, hat überhaupt keine lebhaften Parteikämpfe in der Jetztzeit zu verzeichnen.

Wie sieht es aber in Frankreich aus?

Hier müssen zunächst folgende Thatsachen in's Auge gefaßt werden.

Die Existenzverhältnisse der französischen Arbeiter sind schlechter als die der Arbeiter irgend eines anderen modernen Staates. Dies bestätigt sogar der schön gefärbte Bericht der Parlamentscommission, die vor einigen Jahren von der Nationalversammlung gewählt wurde. Insbesondere sind die Daten über den Rückgang und die Verkrüppelung der Bevölkerung, sowie über deren Bildungszustände, in einer großen Anzahl von Departements sehr bezeichnend.

Nichtsdestoweniger hat es die Verwaltung bis jetzt nur zu einem sehr mangelhaften Gesetze über die Kinderarbeit — das bezügliche deutsche Gesetz gewährt weit mehr Schutz — gebracht. Aber selbst dieses kaum erlassene Gesetz wollte man in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 25. Juli schon wieder modificiren; der Glasfabrikant Renard erklärte sogar, das Gesetz werde nicht überall zur Durchführung gelangen, auch wenn es bestehen bleibe, da man bei der Glas- und Zuckerindustrie, sowie beim Sardinenfang, die Nachtarbeit der Kinder nicht entbehren könne.

Institutionen zu Gunsten der Arbeiter sind wohl hier und da von humanen und verständigen Arbeitsgebern in's Leben gerufen worden, doch sind es im Ganzen nur sehr wenige. Dagegen existiren in einzelnen Bezirken Fabriksordnungen, wie sie in solcher Strenge nirgends in anderen Ländern bestehen.

Die gewerblichen Schiedsgerichte sollen erst reformirt, das Associationsrecht der Arbeiter erst gesetzlich gewährleistet werden. Die reactionären Parteien werden aber mindestens eine Verschleppung der betreffenden Vorlagen durchsetzen.

Das sind die Verhältnisse, welche bewirkt haben, daß die socialistische Bewegung sich rascher von der Niederlage des Jahres 1871 als von der des Juni 1848 erholt hat.

Die Gewerkvereine, deren Paris heute allein wieder sechszig mit etwa 40,000 ständigen Mitgliedern zählt, stehen sämmtlich wieder im socialistischen Lager, wenn sie auch das praktische Gebiet nicht vernachlässigen und in ihrer Mitte Consum- und Cooperativgesellschaften gründen.

Ihre publicistischen Organe sind hauptsächlich „La Tribune" und „Les Droits de l'homme", deren Leiter noch immer den Staat in eine Masse von selbstständigen Communen auflösen wollen.

Im September wird der erste allgemeine französische Arbeitercongreß in Paris stattfinden und dürfte derselbe einen interessanten Einblick in die geistigen Strömungen der Arbeiterschaft gewähren.

Paris, Anfang August. A. P.

Digitized by Google

Die Fortschritte der anthropologischen Wissenschaft.

Von Friedrich von Hellwald.

In der lieblichen thüringer Universität Jena wird binnen wenigen Wochen, vom 9. bis 11. August d. J., die siebente allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte tagen. Vielleicht ist es aus diesem Anlasse nicht unpassend, dem noch jungen Wissenszweige, welchen diese Gesellschaft vertritt, an dieser Stelle einige Worte zu spenden. Ich setze als bekannt voraus, daß man unter Anthropologie das Studium vom Menschen, unter Ethnologie jenes der Völker versteht, während das Wort Urgeschichte seine Bedeutung klar und deutlich in sich selbst trägt und auf die frühesten Epochen des menschlichen Geschlechtes auf Erden hinweist. Jedermann weiß, daß seit einer Reihe von Jahren Fundobjecte dem Schoße der Erde entstiegen, welche die Ansicht wachriefen, es müsse der Mensch ein weit älterer Bewohner unseres Planeten sein, als die gewöhnliche Annahme, im Einklange mit den biblischen Vorstellungen, zuließ, eine Ansicht, welche sich allmälig in immer weiteren Kreisen Bahn brach und dermalen als die allgemein herrschende betrachtet werden darf. Wohl beging man den Fehler, anfänglich das Alter der so unerwarteten Funde beträchtlich zu überschätzen nnd daran Folgerungen zu knüpfen, die bei späterer genauerer Prüfung keine oder nur wenig Bestätigung fanden, allein nach erfolgter Klärung der Meinungen ist es wohl ein feststehendes Resultat der Wissenschaft, daß, wenn es auch bisher nicht möglich ist, den Zeitpunkt für das Erscheinen des Menschen auf Erden zu bestimmen, dieses doch in Epochen stattgefunden haben müsse, welche sich jeder Berechnung entziehen. Denn es ist klar erstens, daß, zugegeben selbst, dem gemachten Funde käme nur ein relativ geringes Alter zu, diese immerhin jener Vergangenheit angehören, welche hinter den Grenzen der beglaubigten Geschichte liegt, zweitens aber, daß es jedenfalls einer sehr langen Periode der Entwicklung bedurfte, ehe unsere Vorfahren dahin gelangen konnten, solche Zeugnisse ihrer Werkthätigkeit zu schaffen und uns zu hinterlassen. Diese Zeugnisse sind nun von der mannigfaltigsten Gattung, theils Werkzeuge und Instrumente aller Art sowie Gegenstände des körperlichen Schmuckes, theils Reste von Wohn- und Grabbauten, theils endlich Ueberreste des menschlichen Körpers selbst. Es ist nun oft keine geringe Schwierigkeit, einen dieser primitivsten Gegenstände, deren Material nebst Knochen der Stein ist, als Product der Menschenhand zu erkennen und bedarf es hierzu alles Scharfsinnes der Wissenschaft. Wiederholt ist der menschliche Ursprung solcher Steingeräthe bezweifelt oder sogar bestritten worden und nur fortgesetzte Beobachtung und sorgfältigste Vergleichung vermochten die gewünschte Gewißheit zu verschaffen, daß hier kein einfaches Naturspiel vorliege. Weitaus die meisten Reste dieser vorgeschichtlichen Vergangenheit unseres Geschlechtes zählen zur Kategorie der Werkzeuge und Geräthe, und ihnen wendet sich demnach mit Recht die Aufmerksamkeit der Anthropologen in erster Linie zu, weil sie mehr denn alle anderen geeignet sind, uns einen Einblick in die Culturzustände jener dunklen Zeiten zu gestatten. Bald stellte sich auch heraus, daß an der Hand der Funde sich mehrere deutlich wahrnehmbare Entwicklungsphasen, vom Niedrigen zum Höheren aufsteigend, unterscheiden lassen. Man erkannte, daß hinsichtlich des verwendeten Materials die Priorität überall und ausnahmslos dem Steine gebühre, dem erst bei höherer Entwicklung der Gebrauch der Metalle folgt. Die weitaus geschicktere Verwendbarkeit der letzteren läßt es nicht denkbar erscheinen, daß vernunftbegabte Wesen, wenn sie die Zubereitung der Metalle einmal kannten, dieselbe jemals wieder aufgegeben hätten zu Gunsten des weit weniger zweckdienlichen Steines. Deshalb stellten die scandinavischen Alterthumsforscher, auf Grund der in ihrem Vaterlande vorgefundenen Zeugnisse, eine bisher allgemein als gültig angenomme Eintheilung der vor- oder urgeschichtlichen Zeiten in drei Abschnitte auf, die sie nach der Reihenfolge ihres Auftretens Stein-, Bronce- und Eisenzeit nannten. Die älteste Epoche, das Steinalter, kann man wieder in mehrere Unterabtheilungen zerlegen, hauptsächlich aber in eine ältere und eine jüngere Steinzeit, in welch letzterer die Steingeräthe schon polirt erscheinen, weshalb man auch von einer Epoche des polirten und des unpolirten Steines spricht. Nun hat man sich alle diese Zeiträume aber nicht derart von einander gesondert zu denken, daß nicht Einzelnes aus der einen in die andere hinübergegangen oder, daß nicht Manches schon bekannt gewesen wäre, ehe es in allgemeinen Gebrauch kam. So finden wir Metallwerkzeuge auch schon in der sogenannten Steinzeit, nur war deren Herstellung noch zu mühevoll und kostspielig, um den allgemeinen Bedarf damit zu decken, und die fast unzerstörbaren Steininstrumente konnten deshalb nicht bei Seite gelegt werden. So behelfen wir uns in der Gegenwart noch in überwiegender Mehrzahl mit dem gewöhnlichen Ackerpfluge trotz der weitaus größeren Vortheile, welche der Dampfpflug bietet; eben so wenig vermochten die Hinterladergewehre sofort alle Vorderlader zu verdrängen. Endlich knüpfen sich an gewisse Stoffe rasch Vorurtheile, meist religiöser Natur, welche zu deren Erhaltung beitragen. Aus dem nämlichen Grunde, aus dem die katholische Kirche sich noch der längst nicht mehr gebräuchlichen Wachskerzen bedient, fuhren auch unsere Voreltern fort Steingeräthe bei gewissen feierlichen Gelegenheiten zu verwenden und in Ehren zu halten. Alles dieses zeigt, daß die verschiedenen Perioden in einander verschmolzen und eine strenge Trennung derselben wenigstens nicht überall durchführbar ist. Noch viel weniger als zwischen Stein- und Metallzeit ist dies innerhalb der letzteren selbst thunlich. Die bisherige Ansicht, wonach die künstlich aus Kupfer und Zinn dargestellte Bronce dem Gebrauche des Eisens vorangegangen sei, scheint gerade heute einer gegentheiligen Meinung weichen zu sollen. Französische Gelehrte haben an der immerhin schwer erklärlichen Priorität der Bronce nicht ungegründete Zweifel erhoben, zumal wir von Völkern der Gegenwart wissen, welche, wie die Neger Afrikas, sich trefflich auf die Bereitung des Eisens verstehen, ohne je von der Bronce eine Ahnung besessen zu haben. Zum mindesten ist also, soweit deutsche Verhältnisse der Urzeit in Betracht kommen, die strenge Unterscheidung zwischen Bronce- und Eisenzeit fallen zu lassen und wäre es vielleicht vorsichtiger, wie Prof. Ecker vorgeschlagen hat, im Allgemeinen nur von einer vormetallischen und einer Metallzeit zu sprechen.

Nicht geringere Aufmerksamkeit seitens der Anthropologen erheischen die antiken Baureste, die sich in verschiedenen Formen, als Pfahlbauten, als megalithische Denkmäler, ja selbst als Höhlen uns präsentiren. Auch hier greifen oft Zweifel Platz, welche zu bannen eine Aufgabe der Forschung ist. Die umfassenden Untersuchungen der Pfahlbauten, als der jüngsten dieser merkwürdigen Ueberbleibsel, haben die anfänglich stark übertriebenen Ansichten von deren hohem Alter auf ein viel bescheideneres Maß herabgedrückt, zugleich aber gezeigt, daß sie durchaus nicht alle der nämlichen Culturepoche angehören, sondern aus der sogenannten jüngeren Steinzeit bis in das Eisenalter reichen. Was die megalithischen Steindenkmäler anbelangt, die wir als Dolmen, Stonehays, Hunenbetten u. dgl. kennen, so herrscht dermalen kein Zweifel mehr, daß sie insgesammt Grabmonumente sind, positiv von Menschenhand errichtet. Dagegen erheischen die Höhlen, diese ältesten menschlichen Wohnstätten, noch große Vorsicht in der Feststellung ihres Inhaltes, eine Vorsicht, welche naturgemäß wachsen muß, je mehr man sich dem menschlichen Urzustande nähert, in welchem die Kunstproducte nur wenig von jenen der Natur sich unterscheiden. In den Höhlen begegnen wir auch den meisten Funden an menschlichen Knochen aus jener uns so ferne liegenden Epoche und man ahnt, von welch hohem Interesse dieselben für die Wissenschaft sein müssen. War es bisher vorwiegend der Alterthumsforscher, der zu einem Urtheile in vorderster Reihe berufen war, so tritt jetzt der Anatom in seine Rechte. Bis jetzt sind die Funde menschlicher Skelette und Gebeine noch spärlich genug, besonders solcher, welche genügend erhalten sind, um von dem Baue des damaligen Menschen ein richtiges Bild zu gewinnen; und doch interessirt uns dieses gerade am meisten und zwar in zwiefacher Richtung. Zunächst handelt es sich zu e

Digitized by Google

mitteln, in wie ferne der Mensch der Urzeit von dem heutigen Erdenbewohner abweicht, um daraus zu entnehmen, ob wir ihn etwa auf eine tiefere Stufe geistiger Entwicklung zu versetzen haben; Anhaltspunkte hierfür bringt natürlich hauptsächlich die Betrachtung der Schädel; dann aber verlangt unsere Neugierde zu wissen, welcher Race die Bewohner der Höhlen, die Errichter der Dolmen, Cromlachs und der Kjökkenmöddinger, ja selbst der Pfahlbauten und Terramaren angehört haben mögen. Die Fortschritte zur Lösung dieser Fragen sind bis nun noch ziemlich gering; wohl stehen wir ihnen gegenüber nicht mehr so ganz rathlos da wie früher, im Allgemeinen ist man jedoch kaum weiter als bis zu negativen Ergebnissen gelangt, die sich in Folgendem zusammenfassen lassen. Die ältesten, dermalen bekannten Knochenreste zeigen uns den Menschen schon in seiner heutigen Gestalt, d. h. als wirklichen Menschen. Die vielgesuchte Zwischenstufe zwischen Mensch und Thier ist bis nun noch nicht zum Vorscheine gekommen, womit freilich Niemand berechtigt ist, dieselbe voreiligerweise in Abrede zu stellen; andererseits kann man deren Existenz auch nicht apodiktisch behaupten. Sicherer ist die Thatsache, daß das, was wir der Kürze halber die Urmenschen nennen, keineswegs einer und derselben Race angehörten, sondern daß Europa schon in den ältesten Zeiten von Menschen sehr verschiedenen Schlages bevölkert war. Die Leute in der Höhle zu Cromagnon in der Dordogne — die Wissenschaft bezeichnet sie als Rennthierfranzosen — waren von athletischem Körperbaue, jene von Furfooz in Belgien dagegen wohl gleichfalls kräftig, aber sehr klein. Um jedoch die Verbreitung dieser verschiedenen Racen gehörig zu bestimmen, fehlt leider noch die nothwendige Zahl von Skeletten. Die Funde beschränken sich eben auf einzelne Punkte, breiten sich aber nicht, wie es nöthig wäre, über weite Strecken. Vieles ist daher auf diesem dunklen Gebiete noch Sache der Speculation, der individuellen Anschauung. Da wir nun aus der Geschichte sichere Kunde davon haben, daß andere Völker vor uns den Boden besaßen, auf dem wir leben, so wäre es wohl eine der wichtigsten Fragen, darüber in's Klare zu kommen, ob und in welchem Zusammenhange diese vom Halbdunkel der Geschichte beschatteten Nationen, wie Ligurer, Iberer und Kelten, mit den untergegangenen Geschlechtern stehen, von welchen die Funde berichten. Lange hielt man an dem Satze fest, und zum großen Theile geschieht es jetzt noch, daß es unmöglich sei, den Menschen der Quaternärzeit mit irgend welchen später bekannten Racen zu identificiren; in allerneuester Zeit hat indeß der hochverdiente englische Forscher Boyd Dawkins in seinem auch in deutscher Sprache erschienenen Buche über die Höhlen Europas das Eis gebrochen, indem er die Resultate seiner Untersuchungen mit bestimmten Völkernamen in Verbindung brachte. Sogar für den Fall, als fernere Forschungen die Richtigkeit seiner Aufstellungen nicht erweisen sollten, bliebe ihm jedenfalls das Verdienst, zu ähnlichen Versuchen angeregt zu haben, und vielleicht ist es eine, wenngleich nur mittelbare Folge dieser Anregung, daß der heurige Jenaer Congreß die für Deutschland so wichtige Keltenfrage auf die Tagesordnung gesetzt hat. Die Kelten sind ein historisch vollkommen bekanntes Volk, ihre Geschichte leidet aber dennoch an Unsicherheiten, welche Schuld daran sind, daß die Existenz von Kelten auf altdeutschem Boden sowohl behauptet als bestritten wird. Auch fragt es sich bei bejahender Antwort, wo, d. h. an welchen Stellen des heutigen Deutschland dieselben zu suchen sind. Nachdem man weiß, daß jede Race, indem sie mit einer anderen in Blutsverbindung tritt, unverkennbare Spuren ihrer einstigen Existenz in den Nachkommen hinterläßt, so fordert dies an der heute lebenden Bevölkerung Deutschlands zu einer Untersuchung jener Merkmale heraus, welche über etwa eingetretene Mischungen mit fremden Elementen Aufschluß zu geben vermögen. Hierher gehört hauptsächlich die Gestalt des Schädels, ob Lang- oder Kurzkopf (dochilocephal oder brachycephal), dann die Farbe der Haare und Augen, welche beide sich am zähesten zu vererben pflegen. Auf Anregung der deutschen anthropologischen Gesellschaft ist auch eine solche Untersuchung in ausgedehntem Maßstabe zu Stande gekommen und werden wir zu Jena eine genaue Berichterstattung über dieselbe vernehmen.

So verschlingt sich, wie der geneigte Leser sieht, das Gebiet der Alterthumsforschung mit jenem der Menschenkunde zu einem untrennbaren Ganzen, welches wir eben kurzweg als Anthropologie bezeichnen. Noch aber fehlt diesem ein drittes, unentbehrliches Element, welches in sehr vielen, wenn nicht den meisten Fällen, die Lösung zu den schwierigsten Problemen bietet. Es ist dies die Ethnologie oder Völkerkunde. Wenn wir im Gegensatze zu den Culturnationen von Naturvölkern sprechen, so machen wir uns eigentlich einer falschen Auffassung schuldig, denn es ist längst erwiesen, daß es wahre Naturvölker, d. h. solche, deren Mitglieder im Naturzustande leben, überhaupt gar nicht gibt; vielmehr haben sie alle schon mehr oder minder hohe Gesittungsstufen erklommen, die uns berechtigen, sie höchstens als Halbculturvölker gelten zu lassen. Nun offenbart die Betrachtung dieser Stämme und ihrer sehr verschiedenen Entwicklungsstadien, von den niedrigsten bis zu den höchsten, bei ihnen eine Reihe von Erscheinungen des socialen und materiellen Lebens, die uns zum Theile aus der Geschichte sogar der europäischen Nationen bekannt sind. Es lag daher der Schluß ziemlich nahe, und ist derselbe jetzt ein wohl unangefochtener Satz der Wissenschaft, daß das Leben der sogenannten Naturvölker der Gegenwart die älteren Culturperioden fortgeschrittenerer Völker wiederspiegelt. Man erräth wohl sofort, welchen hohen Werth demnach das Studium der Ethnologie für die anthropologische Wissenschaft gewinnen muß, denn indem wir aufmersam beobachten, was in abgeschiedenen Erdenwinkeln Brauch und Sitte ist, können wir uns eine Vorstellung von dem Leben der vorgeschichtlichen Menschen im Allgemeinen machen. In der That hat die vergleichende Völkerkunde schon mehr denn einmal den Schlüssel zu mitunter ganz räthselhaften Phänomenen geliefert.

Was nun die Fortschritte des also umrahmten Wissenszweiges der Anthropologie betrifft, so sind dieselben nicht nach jeder Richtung hin gleich. Für manchen Sanguiniker sind sie vielleicht gar nicht rasch genug, weil greifbare Resultate erst in beschränktem Maße vorliegen. In wissenschaftlicher Hinsicht kann jedoch dieses ernste, besonnene Vorschreiten, welches ohne wiederholte Prüfung keinen neuen Satz dem großen allgemeinen Wissensgebäude einfügt, der Anthropologie nur zum Lobe gereichen und eine Gewähr bieten für die Verläßlichkeit und Behutsamkeit ihrer Forschungen. Die bisher erzielten Fortschritte aber, deren ich einige in den vorstehenden Zeilen angedeutet, verdanken wir zunächst dem harmonischen Zusammenwirken größerer Kreise, wie es in Deutschland die 1870 in's Leben gerufene anthropologische Gesellschaft mit ihren Zweigvereinen ermöglicht. Einen wahren Sammelpunkt für dieselben gewährt das schon 1865 gegründete „Archiv für Anthropologie", welches der treffliche Hofrath Dr. A. Ecker in Freiburg i. B. leitet. Wer die Leistungen dieses gediegenen Organs seit dessen Bestehen aufmerksamen Auges verfolgt hat, dem wird nicht entgehen, daß, abgesehen von der Bereicherung der Wissenschaft, wie sie die Beobachtung neuer Thatsachen mit sich bringt, in der Klärung der Geschichte und der immer strengeren Ausscheidung alles Hypothetischen der Hauptfortschritt der jungen Disciplin zu suchen ist. Zu solcher Klärung tragen nun wesentlich auch die Jahresversammlungen der Gesellschaft bei, wo die jeweils an der Tagesordnung stehenden Fragen einer eingehenden Discussion unterzogen werden, und in der That hat noch beinahe jeder dieser Congresse einen positiven Gewinn zu verzeichnen gehabt. Wir dürfen uns demnach der gegründeten Hoffnung hingeben, daß auch die heuer in Jena tagende siebente Jahresversammlung der deutschen Anthropologen einen neuen Schritt nach Vorwärts auf dem noch so schwierigen aber hochbedeutsamen Gebiete markiren werde.

Digitized by Google

Die Mutter eines Kronprätendenten.

Von Moritz Meyer.

Die Ruhe, der Frankreich durch die Besiegung Napoleons I. und die Wiedereinsetzung der Bourbonen endlich entgegen zu gehen schien, sollte nach wenigen Jahren durch die Leidenschaft der Parteien wieder erschüttert werden. Die von Ludwig XVIII. eingeleitete Restauration des alten Königthums trat sofort in heftigen Zwiespalt mit dem herrschenden Volksgeist, der durch die Revolutionsepoche genährt und groß gezogen worden war. Schon unter dem einsichtigen Regiment dieses Königs kam es zu einer heftigen Reibung der Parteien; ein allgemeiner Widerwillen herrschte gegen die Bourbonen, die nur durch die Waffen der fremden Mächte auf Frankreichs Thron zurückkehren konnten. Man hielt sie für ruhmlos, schwächlich, sah sie für Schützlinge der Feinde Frankreichs an, bei denen die Dynastie Jahre lang Hülfe gesucht hatte. Man vergaß nicht, daß sie erst durch die Demüthigung der Nation die Krone zurückgewonnen hatten. So ging bereits in den ersten Regierungsjahren des 18. Ludwig eine tiefe Gährung durch die Gemüther; die Literatur und Tagespresse thaten das Ihrige, um die Erhaltung der Dynastie für unvereinbar mit den Rechten des Volks darzustellen.

Es hat bekanntlich zu allen Zeiten fanatische Menschen gegeben, die sich zum Werkzeuge einer leidenschaftlich bewegten politischen Partei hergaben. Ein Pariser Sattlergehülfe mit Namen Louvel, ein Schwärmer, voller Bewunderung für Napoleon und voller Trauer über seinen Sturz, hielt sich von der Vorsehung für ausersehen, Frankreich von dem Geschlechte der älteren Linie der Bourbonen zu befreien, die er als Ursache aller Demüthigungen Frankreichs ansah. Die Folge dieses fanatischen Entschlusses war die Ermordung des Herzogs von Berry, des Neffens Ludwig XVIII., am 13. Februar 1820, auf dem allein die Hoffnung auf Erhaltung der Dynastie beruhte. Die Mordthat sollte indeß nicht den gewünschten Erfolg haben. Nach im Sterben hatte der Herzog seiner Gemahlin Marie Caroline, Enkeltochter des Königs beider Sicilien, die außer sich vor Schmerz mit abgeschnittenem Haare und blutbefleckt neben ihrem Gemahl niedergesunken war, leise die Mahnung zugeflüstert: Schone dich um des Kindes willen, das du unter deinem Herzen trägst — und schon einige Monate später sollte die Geburt des kleinen Herzogs von Bordeaux den Balsam des Trostes in die Herzen der Legitimisten gießen. Selbst das Volk freute sich des Ereignisses, indem man die Hoffnung hegte, daß dieser junge Sproß des alten Stammes von den Ideen der neuen Zeit genährt und in ganz anderm Geiste als seine Vorfahren erzogen werden würde.

Das Kind, an dem damals die Erwartung Frankreichs hing, ist niemals auf den Thron seiner Väter gekommen. Vielleicht aber kann die Zukunft noch die späte Frucht reifen. Denn der Sohn des ermordeten Herzogs und der sicilischen Königstochter ist der jetzt noch lebende Kronprätendent, der legitimistische „Heinrich V."

Es ist wunderbar, wie viel Hoffnungen und Enttäuschungen das Leben Heinrichs V. aufzuweisen hat. Als Karl X., durch die Julirevolution gedrängt, den Entschluß faßte, für sich und seinen Sohn der Krone zu entsagen, übertrug er die Rechte seines Hauses auf seinen Enkelsohn Heinrich. Aber es war zu spät. Der Bruch zwischen den Bourbonen und der Nation war durch Ludwigs Unentschlossenheit unheilbar geworden; die Orleans, die jüngere Linie, traten in die Rechte der älteren ein und Heinrich mußte mit seinem königlichen Großvater und seiner Mutter die Reise nach England in's Exil antreten.

Gleichwohl blieb er die Hoffnung der Legitimisten, die mit Recht auf die außerordentliche Beweglichkeit des französischen Nationalcharakters, auf den Eintritt unvorhergesehener Ereignisse hofften. Auch Karl X. selbst glaubte an eine dritte Restauration der Bourbonen; er war jedoch durch Unglück, Alter und Erfahrung vorsichtiger geworden und allem voreiligen Handeln abgeneigt. Er hatte bei seiner Abdankung sich nicht entschließen können, der Herzogin von Berry den Titel einer Regentin von Frankreich zu bewilligen, da er fürchtete, die Oberleitung in der Erziehung des jungen Prinzen zu verlieren.

Ganz anders urtheilte die Herzogin selbst, die sanguinischen Temperaments, jung und feurig und von dem Drange erfüllt war, eine Rolle zu spielen. Sie erachtete es für ihre Mutterpflicht, ihrem Sohne die verlorene Krone wieder zu gewinnen. Bald gab sie ihre Absicht kund, ihre Familie und Edinburg zu verlassen und in ihre Heimat zurückzukehren. Nun erst gab Karl X., der sich noch immer als König fühlte, der Herzogin ein Schreiben mit, worin er die Royalisten Frankreichs aufforderte, sie als Regentin anzuerkennen. Am 17. Juni 1831 verließ die Prinzessin England, ging nach Savoyen, woselbst sie sich als Gräfin v. Sagana zu Sestri bei Genua niederließ, mit einem kleinen ihr treu gebliebenen Hofe. Sie begann nun ein abenteuerliches Leben, dem wir den Reiz des Interessanten nicht absprechen können.

Der General Dermoncourt, Oberbefehlshaber in der Vendée während des späteren Aufenthalts der Herzogin daselbst, hat uns eine Aufzeichnung hinterlassen, die bereits im Jahre 1832 im Auszuge in's Deutsche übertragen wurde, jedoch wenig bekannt geworden zu sein scheint. Man darf ihr volle Glaubwürdigkeit beimessen und die Schrift verdient mit ihren Details, die wir in den einschlägigen Geschichtswerken vergebens suchen, jetzt wieder eine erhöhte Aufmerksamkeit.

Marie Caroline hatte zwar ein Incognito in Sestri angenommen, aber da sie es nicht auch auf ihre Begleiter ausdehnte, so verbreitete sich bald die Nachricht ihrer Anwesenheit in Italien, so daß die Royalisten Frankreichs bald die Straßen der Lombardei und Piemonts belebten und alle Gasthöfe in ihrer Nähe füllten. Kein Wunder, daß die französische Regierung Verdacht schöpfte und sich bei Carl Albert beklagte, daß er seine Staaten einer Verschwörung gegen Frankreich öffne. Der König mußte es für geboten erachten, die Herzogin höflichst zum Verlassen Piemonts aufzufordern; jedoch könne sie dahin zurückkehren, wann sie wolle, nur müsse sie dann ein solch' strenges Incognito bewahren, daß er jederzeit ihre Anwesenheit leugnen könne.

Dies Schreiben erbitterte die Herzogin, deren Stolz nicht vergessen konnte, daß sie einst Karl Albert in Achselklappen von rother Wolle gesehen hatte, als er im spanischen Kriege zur Armee zog. Sie äußerte ihren Landsleuten gegenüber, mit dem Königthum sei es aus; ihr Urgroßvater habe Paläste bauen lassen, ihr Großvater Häuser, ihr Vater Hütten, ihr Bruder aber Rattennester; will's Gott, pflegte sie zu schließen, so fängt mein Sohn wieder an Paläste zu bauen.

Ehe die Prinzessin Piemont verließ, verpflichtete sie die Royalisten, auf ihren ersten Ruf zu ihrer Hülfe bereit zu sein. Sie ging dann nach Rom. Inzwischen versuchte ihre Umgebung, die bei der zukünftigen Regentin ihre Vortheile zu finden hoffte, Alles, um die Herzogin in ihrem Unternehmen sicher zu machen. Sie ließ ihr vor allen Dingen nur solche Briefe und Botschaften zukommen, die das Gelingen einer Insurrection als möglich darstellten, obwohl dieselbe jedem Verständigen problematisch erscheinen mußte. Nur in einem Falle, wenn der Süden Frankreichs von Ludwig Philipp abfiel, konnten die Pläne der Herzogin einer Verwirklichung entgegengeführt werden. Ihre Umgebung stellte ihr daher das Mißvergnügen des Südens als eine entschiedene Insurrection, die Treue der Vendée als organisirten Aufstand, jede republicanische Bewegung als eine Emeute dar. So ward sie auf's Vollständigste getäuscht. Es liegen Briefe vor, die mit ihren Versprechungen die Herzogin in vollständige Sicherheit einwiegten. So schrieb ihr unter anderen ein Pair von Frankreich, dessen Entscheidung sehr in's Gewicht fiel, in drastischer Weise: „Eure königliche Hoheit kommen nach der Vendée, und da sollen Sie sehen, daß mein Bauch, obgleich seinem Umfang nach ein europäischer, mich nicht verhindern wird, weder über Hecken noch über Gräben zu springen." So nahm es Marie Caroline als eine ausgemachte Sache an, daß Frankreich ein großes

Digitized by Google

Pulverfaß sei, das sie nur anzuzünden brauche, um Regierung und Thron in die Luft zu sprengen.

Endlich schien der zum Handeln geeignete Zeitpunkt gekommen. Man benachrichtigte die Royalisten des Südens und Westens, die Waffen jeden Moment bereit zu halten. Marie Caroline schrieb ihnen mit sympathetischer Tinte und in Chiffern: „Ich werde zu Nantes, Rennes und Lyon bekannt machen, daß ich in Frankreich bin. Sorgen Sie nach Empfang dieses Schreibens dafür, daß die Waffen ergriffen werden. Sie werden dasselbe am 2. und 3. Mai erhalten und sollten die Couriere nicht durchkommen können, so wird das öffentliche Gerücht sie über meinen Aufenthalt belehren und Sie werden ohne Verzug die Waffen ergreifen lassen." Sie versprach im voraus, alle ihrem Sohn geleisteten Dienste zu belohnen, sie beförderte schon jetzt Militärpersonen zu höheren Chargen.

Die Herzogin ging nun zu Schiffe und langte am 29. April 1832 auf der Höhe von Marseille an. Da das Meer sehr hoch ging, so daß man nicht landen konnte, verlangte Marie Caroline in einer kleinen Schaluppe an's Land gebracht zu werden. Ein äußerst gefährliches Wagniß, dem sich der Capitän so lange energisch widersetzte, bis die Herzogin Befehl gab. Sie dürfe nicht fehlen, sagte sie, in einer solch' heiligen Stunde, die das Schicksal ihres Sohnes entscheiden solle.

Nach mehrstündiger Fahrt auf dem wildtobenden Meere, in dunkler Nacht, wo jede Welle das leichte Fahrzeug zu verschlingen drohte, landete die Herzogin mit ihren beiden Begleitern, einem Herrn v. Menard und dem General Bourmont, an dem fremden Gestade. Da man nicht wagte, ein Haus zu betreten, so übernachtete man im Freien, die Prinzessin in einen Mantel eingehüllt, unter einem Felsen liegend.

In der That, als die Morgenröthe anbrach, erblickte man die weiße Fahne statt der dreifarbigen auf dem Thurm von St. Lorenz und zugleich ward ein heftiges Sturmläuten vernommen. Nun war die Herzogin kaum noch zurückzuhalten. Sie wollte sogleich Marseille betreten. Ihre Stimmung ward jedoch eine andere, als bereits um 9 Uhr die weiße Fahne wieder entfernt und die dreifarbige wieder aufgezogen wurde. Zugleich lief aus dem Hafen eine bewaffnete Fregatte aus, um das Dampfboot zu nehmen, das schleunigst verschwand. Die Herzogin zog sich nunmehr in eine der Hütten am Strande zurück, um daselbst nähere Nachrichten über die Vorgänge in der Stadt von dem ausgesandten Herrn von Bourmont abzuwarten. Dieser kehrte um 4 Uhr zurück. Er berichtete: Die ganze Nacht haben legitimistische Schwärme die Stadt durchzogen, eine weiße Fahne getragen und immerfort geschrieen: Es lebe Heinrich V.! Sie bemächtigten sich dann der Schlüssel von St. Lorenz und pflanzten die Fahne dort auf. Nun zogen sie vor den Justizpalast, wurden aber hier von dem wachthabenden Unterlieutenant aufgefordert, auseinander zu gehen. Da dem Befehle keine Folge geleistet wurde, faßte der Secondelieutenant den Anführer der Bande — es war der Oberst Lachaud — beim Kragen und schleppte ihn in die Wache. Ein allgemeines sauve qui peut erscholl und Alles stob auseinander.

So endigte der erste Act des großen Schauspiels, in dem sich die Herzogin eine solch hervorragende Rolle zugedacht hatte. Gewiß keine günstige Exposition. Der folgende Act läßt denn auch die dramatische Steigerung vermissen und verliert sich in eine Reihe abenteuerlicher Episoden. Da das Verschwinden des Dampfbootes der Herzogin den Rückzug abgeschnitten hatte, so blieb ihr nichts anderes übrig als der Versuch, die bereits vom Bürgerkriege aufgewühlte Vendée zu erreichen. Es war abermals ein großes Wagniß, und so Grund vorhanden, daß Marie Caroline es versuchen würde. Sie benutzte noch die Dunkelheit der Nacht zum Aufbruch, ein Kohlenbrenner — Grau in Grau — sollte den Führer machen. Die Nacht war sehr finster; man erkannte Marseille am andern Ende des Golfs nur an seinen tausend Lichtern, die Sterne zu sein schienen. Von Zeit zu Zeit erhob sich Lärm in der beunruhigten Stadt und ein niedrig gehender und feuchter Wind brachte das Getöse zu den Ohren der Reisenden. Die Herzogin wendete sich von Zeit zu Zeit um und warf dann einen letzten Blick auf ihre entschwundenen Hoffnungen. Mit einem tiefen Seufzer setzte sie ihre beharrliche Wanderung fort. Bald indeß schien sie Alles vergessen zu haben; sie lachte und schien guten Muthes zu sein. Fünf Stunden dauerte die Wanderung, da konnte man nicht weiter, man war gänzlich vom rechten Wege abgeirrt. Noch einmal mußte die Regentin von Frankreich das Bivouacleben versuchen. Am andern Morgen entdeckte man ein Landhaus, das nach der Aussage des Führers einem Erzrepublicaner gehörte, der zugleich der Maire der Gemeinde war. Zu diesem verlangte die Herzogin geführt zu werden. „Mein Herr," sagte sie zu ihm, „Sie sind ein Republicaner, ich weiß es; doch für eine Geächtete gibt es keine Meinung. Ich bin die Herzogin von Berry und bitte Sie um ein Asyl."

Mein Haus steht Ihnen zu Diensten, gnädige Frau.

„Ihre Lage setzt Sie in den Stand, mir einen Paß zu verschaffen und ich habe in dieser Beziehung auf Sie gerechnet."

Ich werde Ihnen einen solchen verschaffen.

„Morgen muß ich mich in die Umgegend von Montpellier begeben, werden Sie mir dazu behülflich sein?"

Ich selbst werde Sie dahin bringen.

„Jetzt, mein Herr," fuhr die Herzogin fort, indem sie ihm die Hand reichte, „lassen Sie mir ein Bett anweisen und Sie werden sehen, daß die Herzogin von Berry ruhig in dem Hause eines Republicaners schläft."

Am folgenden Tage Abends war die Prinzessin in der Nähe von Montpellier; sie hatte die Reise auf dem Bankwagen des Maires gemacht, dicht neben ihm sitzend. Nachdem ihr Gefolge wieder zu ihr gestoßen war, gelangte man nach Toulouse, woselbst viele Legitimisten ihrer Ankunft harrten. Hier hielt sie einige Tage lang offenen Empfang und setzte dann ihren Weg nach der Vendée fort. Eine Proclamation an die Vendéer, Bretagner „aus der königlichen Druckerei Heinrichs V." verkündete „den treuen Provinzen des Westens", daß Marie Caroline sich „ihrem Glück geweiht habe", daß eines Tages Heinrich V. ihr Waffengefährte sein werde, wenn der Feind diese Länder bedrohen sollte. Natürlich hatten die bedächtigen Landleute gar keine Eile, die Waffen zu ergreifen, nur in einigen Ortschaften erhoben sie sich später. Dann setzte die Herzogin ihren Weg in der Verkleidung eines jungen Bauern fort. Mehr als einmal gerieth sie in Gefahr entdeckt zu werden, einmal in Lebensgefahr, als sie einen Fluß mittelst eines Baumstammes überschreiten mußte und dabei in's Wasser fiel. Endlich langte sie in der Vendée an.

Es ist bekannt, welch klägliches Ende der dann in Scene gesetzte Aufstand fand. Kaum 14 Tage dauerte der Krieg, in welchem die Truppen des Königs so sehr die Oberhand behielten, daß die Herzogin Tag und Nacht vor den verfolgenden Gensdarmen fliehen mußte. Um nicht durch die Feinheit ihrer Haut Verdacht zu erregen, vertrieb sie die aristokratische Weiße ihrer Füße durch Bestreichen mit Straßenschmutz, sie, die noch vor zwei Jahren in den Tuilerien den Sitz einer Königin-Mutter einnahm, Chambord und Bagatelle besaß, nicht anders als mit Sechsen fuhr, Garde du Corps zur Seite hatte, die von Gold strotzten —, eine Frau, welche sich von Läufern mit Fackeln begleitet in Schauspiele begab, die von ihr selbst bestellt waren. Endlich gelangte sie nach Nantes, wo sie sich verborgen hielt, bis die Spürkraft eines Verräthers und Regierungsagenten sie, seine frühere Wohlthäterin, ausfindig machte. Es war dies ein elendes Subject, Deutz mit Namen, der die Herzogin durch Vorspiegelungen und Täuschungen so sicher zu machen wußte, daß sie trotz aller Warnungen ihr ganzes Vertrauen ihm schenkte.

Als sie schließlich sich verrathen und das ganze Haus von Wachen umringt sah, versteckte sie sich mit ihren Getreuen in einem engen Raume hinter dem Kamine und wäre beinahe abermals den sie vergebens suchenden Häschern entgangen, wenn es nicht zum Unglück so kaltes Wetter gewesen wäre, daß die Wachen auf den Gedanken kamen, Feuer in dem Kamine an-

Digitized by Google

zuzünden. So wurden die Gefangenen buchstäblich ausgeräuchert und mußten sich ergeben, nachdem sie sechszehn Stunden lang in Hitze und Rauch, dem Ersticken nahe, ausgehalten hatten. Am folgenden Tage wurde die Herzogin nach dem festen Schlosse Blaye bei Bordeaux eingeschifft, wo sie einstweilen in Gewahrsam bleiben sollte.

Der dritte Act dieses romantischen Schauspiels spielt einige Monate später; er ist von unglaublicher Prosa erfüllt. Er beginnt mit einer Erklärung der Herzogin an den Befehlshaber der Citadelle, daß sie zum zweiten Male sich heimlich verheirathet habe und — ihrer Entbindung entgegen sehe. Die Bedeutung dieser Erklärung war nicht mißzuverstehen. Die Regierungspartei frohlockte, die Legitimisten schäumten vor Wuth. Marie Caroline erhielt ihre Freiheit zurück; am 9. Mai 1833 gebar sie ihrem Gemahl, einem sicilianischen Grafen, Namens Lucheſi-Palli, eine Tochter. Vier Wochen später reiste sie nach Palermo; ihre politische Rolle war ein für alle Mal ausgespielt. Wenn nicht alle Zeichen trügen, ist es auch die ihres Sohnes, Heinrich V.

Literatur und Kunst.

Vorgänge.

Aus weiter Ferne tost der Föhn,
Man hört es auch, wenn von den Höh'n
Sich loslöst die Lawine,
Erdbeben spürte man voraus;
Man hört vom Werk des Gegenbau's
Das Pochen in der Mine.

Doch wenn sich löst was lang bestand,
Sich unter Geistern löst ein Band
Und zwischen Nationen,
Wer hört wohl da die Schicksalsmacht,
Ihr stilles Schaffen Tag und Nacht,
Ihr Weben um die Kronen?

Dort deckt und schließt sie und zerbricht,
Dort weckt und winkt sie und bringt Licht;
Wer aber sieht die Schaaren
Von Todten zieh'n den Strom hinab,
Und sieht die müde Zeit am Stab
Mit Charon überfahren?

Hermann Lingg.

Goethes Beziehungen zur Geologie.

Goethe hatte sich die Aufgabe gestellt, Kunst und Wissenschaft selbstschöpferisch zu fördern, eine Aufgabe, welcher eben nur ein Genie wie das unsers großen Dichters gewachsen war, der mit gleichem Interesse, gleichem Geschick und zum großen Theil auch gleichem Erfolge beide Gebiete umfaßte, ohne von dem einen zu Ungunsten des andern beherrscht zu werden.

Vornehmlich der Naturwissenschaft brachte Goethe ein warmes Interesse entgegen; mit großem Eifer warf er sich auf die Erforschung der Natur, in welcher „das Weben und Walten der Gottheit" ja ohnedies sein künstlerisches Gefühl anregen mußte. Gerade dieser künstlerische Standpunkt der Natur gegenüber, gepaart mit einem seltenen Scharfsinn und einer trefflichen Vorbildung, sowie unterstützt durch den Verkehr mit den Koryphäen der Wissenschaft, hielt ihn fern von den Vorurtheilen und Parteilichkeiten der Forscher vom Fach und führte ihn fast stets zum Richtigen, obgleich seine Manier, die Gegenstände der Natur zu betrachten, wie er selbst sagt, nicht die eigentlich wissenschaftliche war.

„Um manches Mißverständniß zu vermeiden," sagt er nämlich, „sollte ich freilich vor allen Dingen erklären, daß meine Art, die Gegenstände in der Natur anzusehn und zu behandeln, von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Totaleindruck zur Beobachtung der Theile fortschreitet, und daß ich mir dabei recht wohl bewußt bin, wie diese Art der Naturforschung so gut als die entgegengesetzte, gewissen Eigenheiten, ja wohl gar gewissen Vorurtheilen unterworfen ist."

Daß er bei dieser Anschauungsweise zuweilen am Ziele vorbeischoß, beweist unter anderem seine Farbentheorie, welche ihm mehr der Künstler als der Forscher dictirt hat; im Allgemeinen jedoch hat er das große Glück gehabt, seine Entdeckungen fast stets als richtig hingestellt zu sehen.

Unter den Naturwissenschaften sprach ihn wieder die Geologie am meisten an, weil ihm diese als Inbegriff aller Zweige der Naturwissenschaft erschien und weil die Geologie und die andern Naturwissenschaften wechselseitig aus einander Nutzen ziehen, sich wechselseitig fördern.

So führte ihn seine Beschäftigung mit den geologischen Gebilden naturgemäß zur Betrachtung fossiler Knochen, aus welchen er den Bau des einstigen Eigenthümers zusammensetzte, diese mit noch jetzt vorkommenden, augenscheinlich verwandten Thiergattungen verglich und hieran sogar culturgeschichtliche Folgerungen knüpfte. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Goethe durch seine Beschäftigung mit der Geologie auf den Gedanken gekommen ist, eine Urpflanze anzunehmen und sich der später von Darwin deutlicher ausgesprochenen und begründeten Theorie von der Entstehung höher organisirter Wesen aus niederen zuzuneigen.

Besonders der Umgang mit Humboldt scheint Goethes Neigung zur Geologie Nahrung und Halt gegeben und ihm die Richtung vorgezeichnet zu haben, auf welcher er in der Erforschung der Natur vorwärts schreiten müsse. Sonderbarerweise und nicht zu seinem Vortheile hat Humboldt selbst später diese Richtung verlassen, während Goethe sich nach und nach in der Geologie eine Anschauung erwarb, welche damals zwar ziemlich einzelstehend, aber doch die einzig richtige war, indem sie zwischen den heftig aneinanderplatzenden Geistern der streitenden Parteien die goldene Mitte hielt, die Theorien einer jeden Partei sorgsam abwog und unparteiisch jede Schwäche hervorhob. Denn obgleich die Geologie als Wissenschaft erst ein Kind dieses Jahrhunderts ist, so haben doch schon auf dem Gebiete derselben die erbittertsten Kämpfe stattgefunden, da die wissenschaftlichen Begriffe hier noch nicht genügend geklärt waren, und die alten Mystiker und Astrologen gerade hier Schutz und Rettung für ihr durch die Errungenschaften der Physik und Chemie bereits in's Schwanken gebrachtes Gebäude zu finden hofften. Die Geologie spaltete sich daher von vornherein in das Heerlager der Plutonisten oder Vulkanisten und das der Neptunisten, je nachdem das Feuer oder das Wasser, als Ueberrest alles Werdens, Ausgangspunkt der Anschauungen war.

Daß die Neptunisten in diesem Kampf einen harten Stand hatten, lag auf der Hand, da sie die jüngere beider Parteien bildeten und sich nur auf wissenschaffentliche Thatsachen stützten. Nichts destoweniger schlugen sie die Plutonisten nach und nach auf fast allen Punkten aus dem Felde, dadurch, daß glückliche Entdeckungen ihnen zu Hülfe kamen.

Der Ausgangspunkt für sämmtliche Streitfragen war der Zustand des Erdinnern, welchen die Plutonisten, gestützt auf die Theorie von La Place, als feuer-flüssig annahmen. Obgleich die Existenz eines solchen Zustandes im Erdinnern von den Neptunisten durchaus für möglich gehalten wird, so betrachten sie doch einen Streit um diesen Punkt der mangelnden wissen-

Digitized by Google

schaftlichen Beweise halber als fruchtlos und wenden sich deshalb nur gegen die auf obige Prämisse gegründeten Folgerungen der Plutonisten, welche sie wissenschaftlich und thatsächlich widerlegen können.

Diese Folgerungen sind: die vulkanische, auf gewaltsamen Umwälzungen beruhende Entstehung von Gebirgen, Erdbeben und Vulkanen, die pyrotype Bildung des Basalts und der Steinkohle, sowie die Theorie von der fortdauernden Erniedrigung der Erdtemperatur, hervorgebracht durch das Fortschreiten der Erstarrung des feurig-flüssigen Erdkernes nach seinem Mittelpunkte zu.

Die detaillirte Auseinandersetzung dieser Streitfragen, welche ein höchst interessantes Studium darbieten, würde hier zu weit vom Thema abführen; daher werden nur diejenigen Punkte, um deren Aufklärung Goethe sich besonders bemüht hat, an der betreffenden Stelle etwas eingehender erörtert werden.

Fragt man sich nun, welcher der beiden Parteien Goethe angehörte, so wird, selbst bei flüchtiger Betrachtung seines Entwicklungsganges, die Antwort sich sofort ergeben:

Im väterlichen Hause, fern von allen jugendlichen Gespielen erzogen und unterrichtet, hatte sich Goethe in eine Ruhe eingehüllt, aus welcher er sich nur sehr ungern aufschrecken ließ. Deshalb unterdrückte er mit aller Macht eines eisernen Willens jede Aufregung des Schmerzes; deshalb war er allen gewaltsamen Umwälzungen, wie der französischen Revolution, durchaus abhold. Diese ruhige, ungestörte Entwicklung, welche er seinem Körper wie seinem Geiste angedeihen ließ, hat jedenfalls zur Folge gehabt, daß Goethe sich nicht den Plutonisten anschloß, welche die Natur geheimnißvoll und durch tumultuarische Umwälzungen erstanden erklären, sondern daß er sich den Neptunisten zuwandte, welche die Natur auf ruhige Weise durch Aufbau aus sich selbst entstehen lassen.

Durch seine Liebe zur Natur, den Umgang mit Humboldt und seine Neigung zum Flötzbergbau auf das Gebiet der Geologie geführt, schloß sich Goethe den neptunistischen Ideen Werners an, ohne jedoch alle Theorien desselben zu billigen. Er schuf sich vielmehr selbst eine Ansicht von der Entstehung der Erde, und behauptete, daß die Natur sich aus sich selbst aufbaue, und zwar im ruhigen Fortschritte, ohne tumultuarische Revolutionen durch den fortgesetzten Einfluß des Wassers oder einer dichten Luftatmosphäre. Er konnte sich nie mit den raschen, heftigen Entstehungsweisen der Plutonisten befreunden und sagt hierüber:

„Die Sache mag sein wie sie will, so muß geschrieben stehn, daß ich die vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung verfluche."

Und an einer andern Stelle sagt er:

„Die Sicherheit, womit dieser treffliche Mann (Glenk) zu Werke ging ... vermehrte meinen Unglauben in Betreff des Hebens und Drängens, Aufwälzens und Quetschens, Schleuderns und Schmeißens, welches mir durchaus widerwärtig von jeher erscheinen mußte."

Kam er je in die Verlegenheit, sich ein anscheinend plutonisches Phänomen nicht auf nassem Wege erklären zu können, so begnügte er sich mit der Aeußerung:

„Indem wir hier von erhitzten Naturoperationen sprechen, so bemerken wir, daß wir uns auch an einer heißen theoretischen Stelle befinden, der nämlich, wo der Streit zwischen Vulkanisten und Neptunisten sich noch nicht ganz abgekühlt hat."

Seine Entwicklungstheorie war, wie die der Neptunisten, auf der Grundlage des Granits aufgebaut; doch hat er sich hierbei das große Verdienst erworben, die Geologen auf die genaue Untersuchung der Uebergänge dieser äußerst wichtigen Gesteinsart aufmerksam zu machen, da nur diese für die Art der Entstehung späterer Gesteine Aufklärung verschaffen.

Eine seiner wichtigeren positiven Untersuchungen ist die über die Entstehung der Carlsbader heißen Quellen, welche den Plutonisten einen willkommenen Beweis für die Aufrechterhaltung ihrer Theorie vom feurig-flüssigen Kern der Erde gaben, indem sie diese Quellen unverkühlt aus dem Erdinnern hervorsprudeln ließen.

Gegen diese Ansicht trat Goethe im Jahre 1820 auf. Bei Untersuchung des die Quellen umgebenden Gesteins fand er nämlich einen „differenziirten Granit", welcher sich jedoch dergestalt verändert hatte, daß die Einheit seiner Theile zerstört war. Leider konnte er die unmittelbare Umgebung der Hauptquelle nicht untersuchen, weil die ganze Nachbarschaft verbaut war. Da er jedoch auch jenseits des Tepelflusses heiße Quellen und differenziirten Granit fand, so zog er daraus den Schluß, daß die Tepel über derartiges Gestein hinfließe, welches eben nur der Berührung des Wassers bedürfe, um als galvanische Säule „irdisch-salinische Substanzen, besonders den Kalkantheil der Gebirgsart aufzulösen und siedend an den Tag zu fördern". Diese Ansicht unterstützt er noch durch die wichtige Thatsache, daß der Strudel weniger Heftigkeit äußere bei trockenem Wetter als bei angeschwollenem Fluß, und daß an einer andern Stelle der Tepel diese fortwährend mit Bläschen bedeckt sei, ein Beweis, daß sich auch hier ein galvanischer Strom entwickelt habe.

Im Jahre 1824 tritt er schärfer gegen die Plutonisten auf, und zwar eben in Rücksicht auf die Entstehung des Strudels. Er führt ein Phänomen an, welches sich in Rio Dauro ereignete, wo nach einem heftigen Regen in einem Garten sich plötzlich ein großer Fleck Landes erhob, worauf mit furchtbarem Getöse eine Wassersäule zum Vorschein kam, deren gewaltiger Ausbruch umliegende Pflanzungen und Gebäude zertrümmerte. Nachdem das Wasser sich verlaufen hatte, fand man eine große stark rauchende Oeffnung von außerordentlicher Tiefe.

Dasselbe Schauspiel hatte sich noch an drei Orten der Nachbarschaft ereignet.

Zu dieser Erscheinung gibt Goethe den Schlüssel, wenn er sagt:

„Häufig niedergegangenes Regenwasser sammelt sich in Gebirgshöhlen; es senkt sich in Schluchten tief hinab und sucht sich endlich in der benachbarten Ebene einen möglichen Weg zu gewaltsamer Entladung durch leichten fruchtbaren Boden. Dort steigt und wirkt es nach Verhältniß seiner Masse, seines Falles und Druckes. Sollte hierdurch das Phänomen nicht genugsam aufgeklärt sein? sollte man auch hier Vulkane und Erdbeben zu Hülfe rufen?"

Wie er sich der Theorie der Plutonisten entgegensetzte, daß heiße Quellen aus dem Erdinnern hervorsprudelten, geht auch aus seiner Polemik gegen den Pater Kircher hervor, welcher aus einem im Innern des Erdballs angelegten Pyrophylakium und daneben herum eingerichteten Hydrophylakium alle Erscheinungen handlich und einfach, natürlich aber verkehrt erklärt.

Doch nicht immer glückte es ihm, Naturerscheinungen auf neptunistische Weise zu erklären, und er sah sich daher auch manchmal genöthigt, den vulkanistischen Weg einzuschlagen.

So fand er sich im Jahre 1808 in der unangenehmen Lage, den Kammerberg vulkanischen Ursprungs zu erklären wegen der daselbst vorgefundenen Schlacken und einer nach unten ungemein innig aggregirten, nach oben aber porösen Felsart, welche mit Lava große Aehnlichkeit hatte. Er erklärte nun die Entstehung des Kammerbergs so, daß derselbe sich an seiner Stelle gehoben habe, weil die Grundlage, der flötzartig gelagerte Glimmerschiefer, nirgend anderswoher dorthin geschwemmt sein könne, da in der Nachbarschaft nichts dergleichen vorkomme. Dieser Glimmerschieferhügel habe noch lange unter Wasser gestanden als schon die andern höheren Berghäupter aus demselben hervorragten. Nach und nach sei das Wasser soviel zurückgetreten, daß nur noch der untere Theil des Berges davon bespült wurde. Jetzt sei die vulkanische Eruption erfolgt; die in das Wasser niedersinkenden Gesteine, Lava und Schlacken, hätten sich in flachen Schichten nach der Seite hin ausgebreitet und seien sogleich erstarrt, was die scharfen Kanten der Schlacken und der unveränderte Glimmerschiefer beweise. Noch im Jahre 1820 ist er dieser Meinung; ja, um so fester als man offenbare Lava daselbst gefunden hatte. Deshalb betrieb er eifrig den Plan, einen Stollen durch den Berg zu legen, um sich von den darin vorkommenden Gesteinen zu überzeugen. Er berieth sich hierüber mit dem Grafen Sternberg, mit Berzelius, Grüner und Pohl,

Digitized by Google

wurde aber noch vor Ausführung dieser Idee, im Jahre 1823, von einem jungen Naturforscher in seiner Meinung schwanken gemacht.

„Mit bescheidener Höflichkeit", sagt Goethe, „trug er mir seine Meinung vor, die da hinausging, hier sei auch, wie in dem übrigen Böhmen, ein Pseudovulkan zu schauen. Man müsse sich, meint er, beim ersten Anblick der Stratification überzeugen, daß die Gleichheit der Lagen nicht einer Folge von Eruptionen zugeschrieben werden könne, sondern in solchem Falle alles viel tumultuarischer und wilder aussehen würde. Es seien aber Kohlen und Glimmerschiefer, zu gehörigen Theilen vermischt, niedergelegt und alsdann die ganze Schichtung entzündet worden. Nun lasse sich schon eher denken, daß nach dem Ausbrennen die sämmtlichen Schichten so ruhig konnten liegen bleiben, wie man ja auch bei andern Pseudovulkanen, sobald man einen Durchschnitt wie hier im Großen übersehen könne, die frühere Schichtung gar wohl bemerke."

Goethe konnte sich jedoch nicht so leicht von der einmal gefaßten Meinung abbringen lassen. Nach und nach sah er aber doch ein, daß er seine Ansicht nicht aufrecht erhalten könne. Als daher auch das Werk seines Freundes Humboldt: „Ueber den Bau uud die Wirkungsart der Vulkane in verschiedenen Erdstrichen" ihm die gewünschte Klarheit nicht brachte, so überzeugte er sich endlich von der Richtigkeit der Ansicht jenes jungen Geologiefreundes und ermangelte nicht, dieselbe durch eigene Forschungen zu unterstützen. Ja, er ging sogar so weit, daß er sagte:

„Bedenke man, daß solche Erscheinungen in Böhmen, denen man ihre pyrotypische Eigenschaft nicht absprechen kann, auf den Ausgehenden der Steinkohlen- und Braunkohlenlager sich befinden, so wäre man am Ende wohl gar geneigt, diese sämmtliche Phänomene für pseudovulkanisch anzusprechen."

Ebenso wie die Entstehung des Kammerbergs erklärt er auch die Bildung der in Böhmen häufig vorkommenden Stellen früherer Erdbrände, wobei er sich auf die daselbst massenhaft aufgefundene Kohle stützte, die einen starken Schwefelgeruch zeigte, also ein deutliches Zeugniß abgab, daß hier eine Selbstentzündung stattgefunden hatte.

In jenen Erdbrandstätten fand Goethe sogenannte Lettenkohle, von welcher er auch in der Nähe Weimars nicht unbeträchtliche Lager entdeckte und, durch den Anschein verführt, den Herzog bewog, diese Kohle seinen Unterthanen zu verkaufen. Dies geschah denn auch, zum nicht geringen Schaden der letzteren, da jene Lettenkohle, ihres gewaltigen Gehalts an Thon halber, durchaus nicht zu verwerthen war.

Die Untersuchungen dieser pyrotypen Erscheinungen führten ihn auch zu der wichtigen Untersuchung über die Entstehungsart des Basalts, welchen die Plutonisten, seiner großen Aehnlichkeit mit der Lava wegen, einfach für vulkanischen Ursprungs erklärten. Goethe, welcher die Gesteinsarten, aus denen der Basalt sich gebildet und diejenigen, in welche er übergegangen war, genau untersuchte und hierbei den Basalt der verschiedensten Gegenden zu Hülfe nahm, fand, daß demselben zwar ein pyrotyper Charakter nicht abzusprechen wäre, daß der Basalt aber zweifelsohne auf nassem Wege entstanden sei; denn eine so große Aehnlichkeit im Bau der Basalte aus den verschiedensten Klimaten lasse sicher auf einerlei Entstehungsursache schließen. „Und", sagt Goethe sarkastisch, „wie sollten Basalte vulkanisch an allen Orten nnd Enden völlig gleichartig entsprungen sein, da das unterirdische Feuer verschiedenartige Grundlagen zu verkohlen hätte."

In den letzten der früher erwähnten Cardinalpunkte des geologischen Streites mischte sich Goethe bei Gelegenheit der Erklärung vom Ursprung der am Genfer See aufgefundenen scharfkantigen Granitblöcke. Die Plutonisten meinten nämlich, diese Granitblöcke seien durch einen tumultuarischen Aufstand der weiter nach Norden liegenden Gebirge dorthin geschleudert worden. Hiergegen tritt Goethe schroff auf, indem er behauptet, diese Granitblöcke seien in einer Epoche großer Kälte, wo das Meer das Festland noch etwa 1000 Fuß bedeckte, vom Savoyer Gebirg durch die thauenden Gletscher und Eisberge mit bis zu den Stellen hinabgerissen worden, an denen sie jetzt liegen.

Soviel von Goethes positiven Forschungen auf dem Gebiete der Geologie.

(Schluß folgt.)

A. Laskenberg.

Eine Erinnerung auf dem Gebiete der politischen Lyrik.

Von W. Marr.

Nachdem der Tod Georg Herweghs in der deutschen Presse ein ziemlich kühles Leidtragen zu Wege gebracht hatte, regte das Ableben Ferdinand Freiligraths einen wahren Trauersturm auf und der ganze deutsche „Dichterwald" schien aus Palmen und Cypressen zu bestehen, in deren Zweigen es wie aus Aeolsharfen rauschte. Das sind gar trübe und melancholische Töne. Man glaubt ein Lied zu vernehmen, und mitten darin zerreißt der melodiöse Zusammenhang, wie der Faden eines Menschenlebens zerreißt. Vielleicht ausnahmslos hat Alles, was dichtet und Verse macht, dem todten Freiligrath gereimte Thränen nachgeweint, unter welchen möglicherweise auch manche „Krokodilthräne" heimlichen Ruhmesneides geflossen sein mag. Viele wirklich schöne Gedichte, aber dazwischen auch Verse zum Steinerbarmen, zum Grabesruhestören, zum Todtenerwecken, wenn die Todten nicht kalt blieben gegen schlechte Verse. Doch es war ein großes Trauerereigniß und man soll dabei mit schlechten Versen, welche aus guten Herzen kommen, nicht in's Gericht gehen.

Aber schier vergessen ist eine Episode aus dem Leben der genannten Dichter, wo beider Geister seiner Zeit wahrhaft epochemachend auf einander platzten und die gesammte politische Lyrik in der ersten Hälfte der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts sich plötzlich in zwei große, einander spinnenfeindliche Lager spaltete. Die Heine'schen „Tendenzbären" auf der einen, die Schaar des „Mohrenkönigs" auf der andern Seite. Zwei Dichter, zwei Antagonisten. Wie man die Bilder und Büsten heterogener Charaktere: Cäsar und Brutus, Voltaire und Rousseau, Napoleon I. und Friedrich der Große, Schiller und Goethe, Heine und Börne u. s. w. neben einander stellt, wie man ihre Namen gleichzeitig zu nennen liebt, so wurden auch eine geraume Zeit lang Herwegh und Freiligrath als zwei schroffe Gegensätze zusammen genannt und jeder der beiden Namen war ein „Schiboleth" geworden.

Das ist jetzt 35, sage fünfunddreißig Jahre her! Die Zeit geht rasch, fast zu rasch zum Leben und Sterben. Wir lernen in ihr Vieles und vergessen noch mehr, und was wir am schnellsten vergessen, das sind die Impulse neuer Zeitströmungen.

Die „Gedichte eines Lebendigen" von Herwegh hatten in den Jahren 1840—42 einen solchen Sturm von Begeisterung in Deutschland hervorgerufen, daß eine Reise des Dichters durch Deutschland fast den Triumphen des Philosophen von Fernay in Paris gleichkam, bis ihm durch seine, — man darf wohl sagen „Naseweisheit" gegen den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen der Standpunkt der Poetenetikette klar gemacht wurde. Die politische Lyrik war in der Literatur geradezu zu einer Epidemie geworden und neben Dichtern wie Prutz, Gottschall u. A. zwitscherte, piepste und schrie es auf dem deutschen Parnassus in allen möglichen und unmöglichen revolutionären, oder doch mindestens oppositionellen Tonarten. Der „Frühling" war dem Strick der Verachtung verfallen, die „Liebe" beugte sich vor dem Fallbeil des Hasses. Tendenz, Tendenz und noch einmal Tendenz! Aber es wurde so laut versificirt von den Tendenzlyrikern der Revolution und Opposition, daß andere, zahmere Leute gegen diese Dichterwilden gar nicht zu Worte kommen konnten. Was war auch zu machen, als Herwegh unter stürmischem Beifall sonettiren durfte:

Digitized by Google

„Die Losung ist jetzt Dante und nicht Tasso;
Was sollen uns noch Schiller oder Goethe?"

Kurz, es war eine gar erbauliche Zeit. Habe mich selber ebenfalls in ihren Strom gestürzt und Wellenschlag zu machen versucht, und meine Wellen waren Verse, — recht, recht herzlich schlechte Verse, deren Collectivtitel zu beichten der Leser nicht so grausam sein wird, nach dieser Buße der Selbstironie, von mir zu verlangen.

Wie gesagt, der Spektakel der revolutionären Lyrik war so groß, daß kein David sich an den vielköpfigen großen Goliath heranwagte, bis der „Wüsten- und Mohrenkönig" Freiligrath das Wort und zwar das Schlagwort fand, welches wie ein neptunisches „Quos ego!" erbrauste und die Runde durch die Welt machte, soweit die deutsche Zunge Gedichte las und deutschen Rheinwein trank. Und es war nicht einmal eine schmetternde Fanfare, welche das neue Wort verkündete, das zum Theil zu einem Dichterevangelium geworden ist. Es war sogar, wenn man will, im Gegensatz zu der politischen Modelyrik ziemlich gesetzt und würdevoll. Aber es war eben das richtige Wort, welches instinctiv bisher vermißt worden war.

Am 7. October 1841 setzte Diego Leon in Madrid zu Gunsten der Exkönigin Christine, welche sich in Paris sehr angenehm mit dem Herzog von Rianzares, alias Corporal Muñoz, vielleicht auch mit einem Andern amüsirte, einen Aufstand in Scene. Das Unternehmen mißglückte, Don Diego wurde erschossen. Auf diesen in Spanien nicht ungewöhnlichen Tod des „Christino" machte Freiligrath ein Gedicht, welches im „Morgenblatt" Nr. 286, Jahrgang 1841 erschien und den Zorn des damals in Paris anwesenden Herwegh erregte. Dieser veröffentlichte zuerst im „Schweizerischen Republikaner" sein Gedicht „Die Partei. An Ferdinand Freiligrath" und von da ab trat die Spaltung in der politischen Lyrik schroff zu Tage. Es entstanden conservative und reactionäre Poeten. Die bisher schweigsamen Gegner hatten Courage bekommen und ein starkes Justemilieu bildete sich, welches die Devise Freiligraths zu der ihrigen machte und die revolutionären Lyriker in die Enge trieb.

Die bezügliche Strophe aus dem Freiligrath'schen Gedichte lautete:

„Die ihr gehört — frei hab' ich sie verkündigt;
Ob jedem recht: — schiert ein Poet sich drum?
Seit Priam's Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium.
Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte,
Und hört mit Zürnen D'Enghien's Todesschrei:
Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei."

Das war ernst und gemessen, aber es war poetisch schön; es verfehlte seine Wirkung nicht und die Wirkung war ungeheuer.

„— — Auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei."

Dieser Satz, meinetwegen diese „Phrase", ist bis auf den heutigen Tag eine gang und gäbe rhetorische und literarische Redewendung geblieben. Sie imponirte, oder sie frappirte schon zur Zeit ihres Entstehens. Der Phrase der politischen Parteilyrik wurde eine Phrase der Parteilosigkeit entgegengestellt. Es gab Stoff zum Nachdenken. Sind die Dichter praktische Politiker? Dürfen sie „Propheten" sein, wie Herwegh behauptete, im Sinne eines speciellen Parteiprogrammes? Ist die Muse der Dichtkunst eine Théorigne von Mericourt mit der phrygischen Mütze, auf der Kanone reitend, umtanzt von den Bachanten und Bachantinnen der Revolution, den ehrenvollen Sansculottes und Dames de la Halles, von Poissards und Poissardes? Ja. — Nein. — Nein. — Ja. —

Der damals gänzlich gute und sehr zahme Freiligrath, der vom Könige von Preußen eine belletristische Pension von 300 Thalern bezog, warf eine Bombe, die mit einem dichterischem Princip gefüllt war, in die gedrängten Reihen der politischen Parteilyrik. Die Bombe platzte. Das Princip, die „höhere Warte" erschien so neu, so schön und rein, so ganz und gar nicht vom Zukunftspulverdampf und Barricadenstaub geschwärzt, daß es sofort seine zahlreichen Verehrer fand. Der „überwundene Standpunkt" (beliebte junghegelianische Redensart) machte dem erhabenen Standpunkte Platz und der joviale, gutmüthige Freiligrath hatte auf die politische Lyrik gewirkt, wie der Donner auf die Schafe.

Aber der „Bock" Herwegh wetzte seine Hörner und die Gerechtigkeit erfordert, einzugestehen, daß er mit einem brillanten Stoß auf den unbewußten Donnerer Freiligrath losfuhr.

„Du drückst den Kranz auf eines Mannes Stirne,
Der wie ein Schächer jüngst sein Blut vergoß,
Indessen hier die königliche Dirne
Die Sündenhefe ihrer Lust genoß;
Ich will ihm den Cypressenkranz gewähren,
Düngt auch sein Blut die Saat der Tyrannei —
Für ihn den milden Regen Deiner Zähren!
Doch gegen sie die Blitze der Partei!"

Das war eine brillante, wie poetisch eben so schöne Einleitung. Tendenz, Sitte und Tugend wurden unter die Waffen gerufen. Die Humanität entrollte ihr Parteibanner. Man wird perplex. Dem Dichter wachsen die Flügel der Begeisterung. Er fährt fort:

„Partei! Partei! Wer wollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?"

Das ist culturgeschichtlich ganz richtig. Aus dem Parteikampfe und seinen Illusionen bilden sich die Actionen und die Actionen machen die Weltgeschichte. NB.! wenn sie zur That geworden sind. Aber das „Wort" des Dichters ist doch nur eine abstracte Phrase, ein abstracter Donner, der außergewöhnlich, dem concreten Blitze vorhergeht, und die poetische Uebersetzung der Dichterbibel mußte aus dem „logos" die That machen. Das konnte Bock-Herwegh nicht in Reime bringen und er kehrt daher den Spieß der Freiligrath'schen poetischen Bilder vom trojanischen Kriege um.

„Nur offen wie ein Mann: Für oder Wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei!"

Wenn die „Götter" das vor „Ilium" thaten, können wir es auch. „Quod licet Jovi non licet bovi" existirt ja für die Dichter nicht. Doch ist dem Dichter an der alleräußersten Linken nicht recht geheuer geworden und er legt sich gleichsam auf's Bitten als Ueberzeugungsmittel:

„Sieh hin! Dein Volk will neue Bahnen wandeln,
Nur des Signales harrt ein stattlich Heer;"

Ferner:

„Das Gestern ist, wie eine welkte Blume —
Man legt sie wohl als Zeichen in ein Buch —"

Und:

„Der Menschheit gilt's ein Opfer darzubringen,
Der Menschheit auf dem Altar der Partei!"

So wie der Ruf:

„Für Eures Volkes Zukunft nehmt Partei!"

Und zum Schluß wird Bitte und Befehl eins:

„Ihr müßt das Herz an eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt Euch nicht;
Ihr müßt Euch mit in diesem Kampfe schlagen,
Ein Schwert in Eurer Hand ist das Gedicht.
O wählt ein Banner und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres denn das meine sei;

Digitized by Google

Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!"

Solche Ereignisse der Lyrik wurden in jener Zeit so wichtig ernsthaft aufgenommen, wie die Programme von Reichskanzlern heut zu Tage. Der Tirailleur Ludwig Börne hatte vorgearbeitet; Heinrich Heine nasenstüberte die romantische Schule, die Junghegelianer hatten die Parallelen eröffnet und gruben die Laufgräben, um den Himmel zu stürmen. Ein Wettrennen der Abstractionen herrschte überall und — die Völker und Menschen wurden noch mehr idealisirt als die Heiligen der Kirche. Jeder Dichter hatte das Zeug zu einem Kriegsminister, jeder Philosoph konnte das Portefeuille der Finanzen übernehmen. (Viele hätten es gerne gethan.) In jedem liberalen Schulmeister steckte ein Minister für Alles. Trotz ihres crassen abstracten Unglaubens war es eine gewaltig selbstgläubige Zeit. Vor einem communistischen Schneidergesellen (W. Weitling) schauderten Professoren der Nationalökonomie auf dem Katheder. Es war das Säuseln vor dem Sturme von 1848 und trotz ihrer Komik waren die Vierziger Jahre bedeutungsvoll. Wir glaubten, ja! wir glaubten, daß Trauben auf Disteln wachsen könnten. Wir weltschmerzelten und waren glücklich dabei und auch glücklich in unseren Illusionen. —

Die gehässige Weise, in welcher Herwegh in einem späteren Gedichte „Duett der Pensionirten" Freiligrath und Geibel angriff, trug nur dazu bei, die Zahl seiner lyrischen Feinde zu vermehren. Ein preußischer Major a. D. Namens Benecke verstieg sich sogar zu den pathetischen Worten:

„Du lachst der Alten, zürnest wohl dem Mahner,
Weil er in Zornesklängen zu Dir spricht;
Kennst Du die Republik, Republicaner?!
Nein, junger Thor, o nein! Du kennst sie nicht!"

Dennoch aber muß zugegeben werden, daß auf Freiligrath selbst das Herwegh'sche Gedicht „Die Partei" nicht ohne Eindruck geblieben ist. Die Dichtung war in Form und Gedanken schön und dem Schönen verschließt sich ein Dichterherz nie. Ist es nicht der Beruf des Poeten, ein praktischer Parteichef zu sein, so ist die Stellung über den Wolken, die „höhere Warte", praktisch eben so unhaltbar. — So ungefähr sagte mir Freiligrath selbst, als ich ihn 1845 in Rapperswyl am Zürichersee besuchte.

Ferdinand Freiligrath lebte im Exil. — Er hatte dem Könige seine Pension zurück geschickt. Herwegh war von der Züricher Regierung 1842 bereits Landes verwiesen. Beide Antagonisten in der Verbannung. Der eine, Herwegh, grollend und verbissen, der andere, Freiligrath, vollbewußt den Bruch mit der Vergangenheit vollziehend, aber dabei Dichter bleibend. Die politische Parteilyrik hatte wieder gesiegt.

Freiligraths Wirken auf diesem Gebiet ist bekannt. Es ist in ihm, wie dies leider bei Herwegh der Fall war, der ideale Poet nie untergegangen. Nicht in Galle tauchte er die Feder, sondern in revolutionäre Begeisterung. Das Gute erkannte er stets an, wenn es auch nicht das Beste war, das die Abstraction träumte. Die schöne Gabe, rein menschlich zu fühlen und zu dichten, hat er nie verloren.

Wer hat nun Recht, was die „Zinnen der Partei" anbetrifft?

Ich glaube, so wenig man dem Dichter verbieten kann, die Zeit auf sich wirken zu lassen, so wenig hat er das Recht, der Zeit Gesetze vorzuschreiben. Der Dichter reflectirt. Die Inspiration überkommt ihn. Die „höhere Warte" ist eine Illusion, wie die „Partei". Die „höhere Warte" im öffentlichen Leben kann nur einer beanspruchen: — der Culturhistoriker, der das ganze Menschenleben und Treiben studirt, seine Sitten und Moden, und aus Allem ein einiges Naturgesetz erklärt. Der politische Lyriker ist nur angeregt von dem Augenblick. Er kann nur subjectiv sein. Ja, ich gehe noch weiter. Wenn Gedichte die Fundamente eines Staates erschüttern können, so ist der Staat faul, er ist — pardon für den Ausdruck! — ein Mistbeet, auf dem die poetischen Melonen gedeihen.

Man hat in unsern Tagen eine Restauration der politischen Lyrik versucht in der Gedichtesammlung: „Gegen Rom!", der eine tendenziös entgegengesetzte Sammlung: „Für Rom!" folgte. Beide stießen auf ein skeptisches Lächeln der Kritik und des Publicums und registriren als Curiosa. Nur wer die Irrthümer der Zeitströmungen getheilt hat, wer von ihren Illusionen durchglüht war, kann sich zurückversetzen in die Zeit der Herrschaft der politischen Lyrik, wie sie in Herwegh und Freiligrath gipfelte.

Heine sagte einmal vom alten Lafayette, wenn er, ich entsinne mich nicht genau, welchen republicanischen Redner in der Kammer höre, so spitze er die Ohren, wie ein alter Husarenschimmel, wenn die Trompete geblasen wird.

So geht es auch mir. Die „Gedichte eines Lebendigen", welche man noch immer als Dichtungen „wunderschön" findet, — aber auch nicht mehr als dieses, — zaubern mir meine ganze illusions- und irrthumsreiche Jugend wieder vor. Ich sehe dann den schönen Zürichersee vor mir, die Albiskette, den Retliberg, auf dem ich einst mit Herwegh das Alpenglühen anschaute.

„Welch' ein Glühen! Ha! so stand
Ilion einst in Flammen!"

Die Fata-Morgana des „Völkerfriedens" nach dem „letzten heiligen Krieg" leuchtet mir wieder entgegen, aber ach! es ist ein Traumbild des Weltschmerzes, der jetzt hors de saison geworden ist.

„Und an Euern Alpen meßt
Euere Gedanken!"

Die armen Gedanken! sie haben sich den harten Schädel daran eingestoßen und die Illusionen sind versprüht. Und die Firnriesen lächeln mitleidsvoll auf uns nieder. Auf „welke Rosenblätter" fällt der Strahl des Mondes. Die Zeiten sind anders geworden, die Menschen ebenfalls. Ein berechtigter Realismus schreitet über unsere Träumereien hinweg und es ist vorbei, sowohl mit der „höhern Warte" als mit der „Zinne der Partei" in der politischen Lyrik.

Requiescant in pace.

Die Kunstindustrieausstellung in München.

II.

Wenn es wahr ist, daß in München die Scharte ausgewetzt wird, die Deutschland in Philadelphia sich selbst geschlagen, so hat das unter anderen zwei Gründe. Einmal die geschmackvolle Anordnung, die man nicht, wie das gewöhnlich ist, in die Hände von Bureaukraten gelegt, sondern der sich gerade die dafür geeignetsten Künstler mit Lust und Liebe unterzogen haben: ein Fingerzeig, daß man künftighin solche mit ähnlicher Arbeit betrauen möge. Aber wird der Fingerzeig beachtet werden? Vielleicht, nachdem man durch Schaden klug geworden. Der Schaden war zu verhüten. Als die Beschickung der americanischen Weltausstellung durch die deutsche Kunst angeregt war, da ist an die Behörden eine Denkschrift ergangen — ich weiß es, denn ich habe sie selbst mit Freunden berathen und geschrieben — des Inhalts: daß Frankreich seine Triumphe feiere, weil der Staat die Sache in die Hand nehme und es nicht dem Zufall überlasse, ob und welche Künstler für sich ausstellen, sondern vielmehr eine Reihe hervorragender Werke aus öffentlichem und Privatbesitz zusammenstelle und damit den festen Kern bilde, an den nun Anderes sich anschließen kann. So möge man von Reichswegen eine Anzahl von Kunstwerken nach Philadelphia in der Art senden, daß weder die Künstler noch die Besitzer damit Kosten oder Mühe hätten; Künstler und Kenner sollten aus dem, was in den jüngstverflossenen Jahren geschaffen worden, das Gute

Digitized by Google

und Charakteristische auswählen; nur solches sollte aufgenommen, von dazu geeigneten Künstlern aufgestellt und als vom Reich eingesandt bezeichnet werden. Diese Auszeichnung würde die Meister wie die Besitzer veranlassen, die Werke gerne zu geben, die dadurch ja im Preise steigen müßten, und die noch unverkauften oder verkäuflichen würden gewiß in America vor anderen einen Herrn finden. Wollten dann Künstler oder Kunsthändler noch andere Bilder oder Werke hinschicken, so würden sie das auf eigene Kosten thun. — Statt einer Antwort erfolgte die Anordnung: Von Bremen aus wird alles dort von Kunstwerken Abgelieferte frei hin nach Philadelphia und zurück befördert, die Verpackung, die Fracht in Deutschland 2c. hat der Künstler zu tragen. Der Erfolg war vorauszusehen. Die besten Arbeiten der verflossenen Jahre hatten ihre Eigenthümer gefunden, die sich hüteten, solche wegzuschicken, und so wanderten die Laden- und Atelierhüter nach America, und ich frage: Wer von unseren hervorragenden Meistern hat dort ausgestellt? Wir haben weder ideellen noch materiellen Gewinn, nicht an Ehre, nicht an Geld, während auf dem vorgeschlagenen Wege der Weltmarkt zu erobern und die Anerkennung des Auslandes zu erringen war. In München aber ist man für München thätig gewesen; Kenner und Künstler haben zusammengewirkt, um von den Werken unserer Väter nicht dies und jenes, sondern Vorzüglichstes zusammenzubringen; sie haben an eine Reihe von Meistern Einladungen erlassen und wieder und wieder gedrängt, daß sie Gutes empfingen, und über Alles, was nach allgemeiner Aufforderung von künstlerischen und kunstgewerblichen Arbeiten erschien, haben sie ein strenges Gericht gehalten, indem sie nichts Schlechtes zuließen, nicht durch die Masse des Mittelmäßigen ermüden, sondern durch Tüchtiges und Schönes erfreuen wollten.

Bilder und Statuen haben einige Säle, in welchen sie vorwiegen, zumeist aber sind sie durch die Räume vertheilt, welche das Kunstgewerbe einnimmt. Ich kann nun nicht mit dem Berichterstatter der „Allgemeinen Zeitung" sagen, daß es ja Zweck der Kunst sei, zu decoriren; sie soll das Leben schmücken, sie soll gefallen, ja, aber ihre eigentliche Bestimmung ist doch die Erhebung der Seele zur Anschauung des Ideals, ist die Verwirklichung dessen, was in Geist und Gemüth des Volkes, der Menschheit lebt, in großen schönen Formen; dann wird sie nicht blos dem Privatluxus dienen, sondern dem öffentlichen Leben geweiht sein und die Weihe geben. Und hier muß ich bekennen: die in der Gegenwart eingetretene Wendung hat auch ihre Schattenseite. Das Decorative waltet vor, Geist und Gedanke treten vor dem Sinnenschein etwas zurück, der Reiz des Coloristischen macht sich einseitig geltend. Es pflegt in der Geschichte so zu gehen; Vernachlässigtes bricht durch und will allein herrschen, und die besten Kräfte wirken in der neuen Richtung zusammen. Unsere jungen Leute sehen viel malerischer als das frühere Geschlecht, sie empfinden die Farben in der Natur feiner und lernen sie in der Kunst viel leichter handhaben. Das ist der Fortschritt, — aber wenn Cornelius, der in Formen dachte, durch die coloristische Ausführung mit ganz wenig Ausnahmen seine Compositionen beeinträchtigte, indem er auf den Carton, die Zeichnung, das Gewicht legte, um eine Farbenskizze sich nicht bemühte und Stimmung wie Colorit oft den Schülerhänden überließ, — so hat man bei Makart den Eindruck, als ob ihm zuerst eine Phantasmagorie von Farben vorschwebte, die ihn bezaubert und für die er nun nach Trägern sucht in menschlichen Leibern, in Gewändern, in Wasser, Land und Himmel; und er ist gar nicht in dem Sinne realistisch oder naturalistisch, daß er sich um die Localfarbe der Dinge in der Wirklichkeit kümmert, er ist Idealist in der Freude an einem vielstimmigen Farbenaccord, dem das Besondere sich fügen muß; ein Farbenbouquet entzückt das Auge, und allmälig sieht man, was es bedeutet, was es darstellt. Eine braune Schattenmasse im Vordergrund, umfangen und überragt von sonnigem Glanz, dort einzelne hervorfunkelnde helle, hier dämpfende tiefere Töne, das ist sein neuestes Gemälde: Aegyptierinnen auf dem Nil mit einem Krokodil kämpfend, nach Vögeln schießend. Empfindung, Handlung, Linienschönheit, Beseelung der Charaktere, das Alles steht zurück hinter der coloristischen Wirkung. So sehr war es bei früheren Werken Makarts lange nicht der Fall, und wenn sich Kaulbach eifrig bestrebte, in einem halben Dutzend von Farbenskizzen der Zeichnung seiner Schlacht bei Salamis gerecht zu werden, so wird auch der geniale jugendliche Meister wohlthun, wenn er auf der in der Catharina Cornaro eingeschlagenen Bahn weitergeht und auf Gedanken, Auffassung und Zeichnung, auf Seelenempfindung und Formenschönheit seine Aufmerksamkeit richtet. Ich bekämpfe die Nazarenische Enthaltsamkeit, welche meint, die malerische Durchbildung beeinträchtige die Wirkung auf das Gemüth und setze den sinnlichen Reiz über den Sinn des Gemäldes; — die bildende Kunst wirkt auf die Anschauung und soll das Auge erfreuen, soll Wahrheit und Lebenswirklichkeit in innigster Vermählung sein. Eben darum soll aber auch bei Glanz und Wohlklang der Farbe der denkende Geist keineswegs leer ausgehen.

Die prächtigste Decoration ist der farbige Entwurf zum Bilde Werners um den Fuß der Siegessäule in Berlin; wie das Bild hier als großer Fries über der Eingangspforte prangt, kommt es zu viel besserer Wirkung als in der Mosaikausführung, wo man ihm innerhalb des Baues zu nahe ist und dem außerhalb Stehenden die Säulen es durchschneiden. Der frische Zug und Schwung einer großen Zeit geht durch das Ganze; die geniale Rücksichtslosigkeit in der Vermischung der Uniformen und der bürgerlichen Tracht unserer Tage mit ritterlichen Phantasiecostümen, die Verwerthung symbolischer Gestalten, der Germania oder Borussia, des Rheines neben den Bildnissen der Helden, die Erscheinungen Barbarossas und Napoleons I., das Alles erfreut mich durch das Spiel künstlerischer Phantasie, die sich durch die trockenen Theorien der Realisten ihr ideales Recht nicht verkümmern läßt. Wirst doch auch im Liede Freiligraths Germania die Sichel weg und greift zum Schwerte! Wie steif erscheint dagegen die Parade Krügers, diese treue Copie der Wirklichkeit! Doch fragt es sich, ob nicht im Ganzen bei Werner das decorativ Effektvolle für den Augenblick stärker ist, als der monumentale Stil für dauernde Wirkung erheischt. — Auch Feuerbachs Amazonenschlacht ist zur Decoration des Transeptes verwandt; eine Sammlung von Attituden nackter, meist weiblicher Körper, von denen einige empfindungsvoll und großartig erscheinen, aber keine bestimmte Handlung in klarer Motivirung. Feuerbachs Meisterhand und Geistesblick zeigt sich mehr in dem Studienkopf einer Italienerin als in den umfangreichen Darstellungen aus der alten Welt. — Lindenschmits Venus bei der Leiche des Adonis ist zu wenig Göttin oder zu wenig liebendes Weib; aber die malerische Haltung des Ganzen ist voll Kraft und stimmungsvoll. Bei einem Künstler ähnlichen Ranges wäre das vor dreißig Jahren gerade umgekehrt gewesen.

Von unseren Farbenkünstlern Böcklin, Max, Thoma und ihren oft gelungenen, oft unerquicklichen Experimenten hört' ich einmal den Spruch: Wärt ihr nicht wunderlich, so wärt ihr wunderbar! Der erstere ist das letztere mit seiner stimmungsvollen Landschaft an einem italienischen See aus Schacks Galerie. Der Wirthin Töchterlein von Marx steht etwa in der Mitte; von Thoma hat man das Erträglichste zugelassen. Von älteren idealistischen Coloristen sind Riedel in Rom und Heinrich Hofmann in Dresden erschienen. Die Sakuntala des ersteren stellt mehr den plastisch trefflich modellirten zarten Leib als Träger von Beleuchtungseffecten hin, die Desdemona des anderen hat mehr Seele.

Es war naturgemäß, daß die Richtung auf Stimmung und Beleuchtung in der Malerei, die unsere älteren Historienmaler vernachlässigten, sich den Landschaftsmalern zuerst aufdrängte; und so sind denn von den bahnbrechenden Coloristen neben dem lebenden Achenbach die verstorbenen Hildebrand und Schleich mit Recht vertreten. Wenn sie zu der paysage intime führen, der das Gewöhnliche und Unscheinbare in der Natur genügt, wie einem Burnitz oder Ditscheiner, dessen Wasserspiegel im Abendschatten ganz vortrefflich ist, so stehen auf der anderen Seite die Darstellungen bedeutender Gegenden von Heinlein, Bamberger, Willroider, während die griechischen Landschaften von Hoffmann in Wien den Reigen des Decorativen auch auf diesem Gebiet anführen. Durch das wohlthuende Zusammenstimmen von Land-

Digitized by Google

schaft und Thieren behauptet F. Voltz seinen Rang; Braith und der Schweizer Koller zeigen diesmal mehr Energie in der Composition, während Voltz das Idyllische als solches zu seiner Domäne hat.

Blicken wir zurück, was zur Zeit der Idealisten im Porträt geleistet ward, so wird der Fortschritt nicht zu verkennen sein, den die Kunst hier in individueller Auffassung wie in malerischer Durchbildung gemacht hat; mit Lenbach in München wetteifert Canon in Wien, mit Gräfle und Biermann in Berlin der junge Friedrich Kaulbach, der Sohn des gleichnamigen Vaters, den das Bild eines Mädchens in der bürgerlichen Tracht deutscher Renaissance nach dem Münchener Costümefest im vorigen Winter in den Künstlerkreisen mit einem Schlag berühmt machte, gerade weil Alles so sinnig, so bescheiden behandelt war.

Unter den Genrebildern verdient Defreggers Rückkehr siegreicher tyrolischer Jugend aus dem Kampf den Preis, wenn das Gemälde auch seinem Stoffe nach nicht zu der tragisch packenden Gewalt erhoben werden konnte, die den Auszug des letzten Aufgebots, sein Gegenstück, zu dem Bedeutendsten machte, was der frisch aufstrebende Meister bis jetzt geschaffen. Man erkennt in beiden Bildern, wie der Hauch der großen Zeit, die wir durchlebten, auch seine Seele durchzogen; sie zeigen die charakteristische Wahrheit des Tyroler Bauern- und Bürgerthums in erhöhten Momenten; sie bieten nichts Müßiges, alle Personen, die handelnden wie die zuschauenden, sind bei der Sache; jede Gestalt ist individuell und das Ganze wieder durch den Reichthum von besonderen Beziehungen unter den Einzelnen nicht gestört, sondern belebt. Vautiers „Vor der Sitzung" mußte dem Stoffe nach mehr Gewicht auf die besonderen Charaktere als auf einen gemeinsamen Stimmungsausdruck in einer gemeinsamen Handlung legen, und das ist immer ein Mangel, denn die Wahl eines prägnanten Momentes ist etwas Großes für den Künstler; das Bild ist darum etwas trocken, aber der Meister entschädigt uns durch Figuren, die ebenso individuell als typisch sind. Ein Maler der feinen Gesellschaft war Ramberg in München und ist Becker in Berlin; Adelheid, die mit dem Bischof von Bamberg Schach spielt, hat all die sinnliche Schönheit, die Goethe ihr leiht, aber schwerlich erkennt man in ihr das Dämonische des Weibes, bei dessen Schöpfung „Gott und der Teufel um's Meisterstück gewettet." Sonst ist die Scene für sich reizend und ansprechend. Von älteren Meistern erfreut uns der Wiener Waldmüller, auch wenn sein Colorit etwas dintig ist, von jüngeren der Darmstädter Löffz durch die liebevolle Auffassung und Durchbildung des orgelspielenden Cardinals der Renaissancezeit, an die auch die Behandlung erinnert, ohne irgend in jene äußerliche Nachahmung zu verfallen, durch die der Belgier Leys manchmal recht unerquicklich werden konnte, so vortrefflich er war, wenn er sich freier bewegte. Hermann, der Sohn Wilhelm Kaulbachs, bringt Friedrich den Großen in einer Gesellschaft, die dem Orgelspiele Sebastian Bachs lauscht; eine glückliche Composition, die viel Schönes bietet, nur leider zu sehr den alten Fritz statt des jugendliches Mannes gibt; indeß ist der König so für das Publicum kenntlicher.

Wilhelm Kaulbach mit seinem bekannten Carton der Selbstvergötterung Neros im Contraste der Christenverfolgung, und Fischer mit dem Carton eines Glasgemäldes für den Kölner Dom vertreten würdig die weltliche wie die religiöse Historienmalerei der verflossenen Münchener Epoche. Rethel ist wenigstens in den Holzschnitten seiner Werke da, und wenn man mit den Todtentänzen, Hannibals Alpenzug und das Leben Karls des Großen zusammennimmt, so steht er doch endgültig als der größte Geschichtsmaler der Düsseldorfer Schule da, energisch in ausdrucksvoller Zeichnung und phantasievoller, wohlabgewogener Composition, deutsche Kraft in schöner Form.

Von Karl Piloty ist leider nichts Neues da; Wallenstein und Seni aus der Pinakothek lassen aber erkennen, wie er, der Begründer der realistischen und coloristischen Schule in München, niemals über der Farbe die Zeichnung und über dem Aeußern das Innere, den Ausdruck der Seele vergißt. Auch von Adolf Menzel fehlen historische Gemälde und ungern vermissen wir seine modernen Kyklopen, das ergreifende Genrebild der Metallarbeiter, das für unsere Zeit so charakteristisch ist. Dafür lernen wir ihn in seinen Aquarellen auch von der Seite des Schönen kennen. Er wetteifert nicht blos mit dem rühmlich bewährten Wiener Alt in architektonischen Innenansichten; die kränzewerfenden Ehrenjungfrauen wie die muthigen Krieger auf dem Albumblatt, das den Siegeseinzug von 1866 in Berlin schildert, sind so reich an Anmuth wie an innerem Leben, und die Maurer, die wir auf dem Gerüst eines oberen Stockwerks arbeiten und disputiren sehen, sind so treu dem Leben abgelauscht wie glücklich in die Baumgruppen hineincomponirt, die wir mit ihnen von ihrer Höhe im Garten sehen. Und dazu hier wie dort der köstliche Humor! Wir haben hier Arbeiten vor uns, die in ihrer Art vom ersten Range sind.

Endlich mögen die Zeichnungen Liezenmayers und die Randverzierungen von Rudolf Seitz zu Goethes Faust noch einmal auf die Anfänge der Cornelianischen Epoche hinweisen. Cornelius wie Seitz wetteifern in der Arabeske erfolgreich mit Albrecht Dürer. Cornelius war damals in den Formen herb und streng, aber es galt ihm, vor Allem typische Charaktere zu schaffen, und das ist ihm in Faust und Mephistopheles gelungen. Er gab wenige Scenen. Liezenmayer gibt deren viele. Sein Faust ist als solcher nicht genügend, sein Gretchen besser als das von Kreling und Kaulbach, aber immer noch nicht das Goethe'sche. Liezenmayers Stärke liegt in der malerischen Auffassung, in einer stimmungsvollen Wirkung des Tons jeder Scene, woran Cornelius nicht dachte; sie liegt in den genrehaften Scenen von Auerbachs Keller, vom Spaziergang, von den Weibern am Brunnen, von der Blocksbergfahrt, die Vorzügliches bieten. Er zeigt uns und mit vollem Rechte Vieles, was wir bei der Bühnenaufführung nicht sehen, Mephistopheles, wie er an Fausts Thür anklopft, den Pfaffen, der das erste Schmuckkästchen heimträgt, Gretchen, wie sie nach dem Geliebten zum Fenster hinausschaut, und wie sie Morgens in allem Jammer auf dem Bette sitzt; und gerade hier, wo er den oft unmöglichen Wettkampf mit den Worten des Dichters nicht nöthig hat, wo er vor Augen stellt, was dieser der Phantasie des Lesers überließ, hat der Maler sich als echter Künstler bewährt. Ergreifend ist die ruhig dastehende Erscheinung Gretchens auf dem Brocken, ungenügend aber das Bild ihres Wahnsinns im Kerker, wo Faust neben ihr sich hingeworfen hat. Sie ist ja nicht verrückt, die gesteigerte Phantasie zeigt ihr nur alles innerlich Wahre in äußerer Gegenwart; und in dieser Zerrüttung der Seele bleibt der Adel derselben bewahrt und erhebt sich am Ende zum sittlichen Bewußtsein. Wollte uns Liezenmayer die rettende Stimme von oben nicht wie Cornelius durch eine Engelsgestalt veranschaulichen, so mußte ihr Wiederhall im Herzen uns aus den Augen Gretchens entgegenleuchten. Hier ist mit einem neuen Blatte noch zu helfen.

Meine Absicht konnte es nicht sein, die Bilder alle anzuzählen; es galt nur einzelne Spitzen zu berühren und den Eindruck des Ganzen zu gewinnen. Für die Plastik der Gegenwart ist der Augenblick kein günstiger. Dresden und Berlin sind wenig vertreten. Und es scheint, diese Kunst selbst liegt in einer Krise. Auf religiösem Gebiet sehen wir die überlieferte Schablone mit süßlichen Empfindungen verbunden, hie und da eine ansprechende Milde, oder den ruhigen Ton der Würde, wie bei einer in Holz geschnitzten und nicht gefärbten Kanzel, meist aber so viel bunten Flitter und so viel Goldgeglitzer, daß wir an den Handel nach den romanischen Katholiken in Südamerica denken. Eine Arbeit wie sie Knabl vor Jahren für den Hochaltar der Frauenkirche schuf, suchen wir vergebens. Auf der anderen Seite zeigen Marmorarbeiten das Studium der Antike, aber nicht die Erfassung des eignen deutschen Lebens in gleich großem Sinne. Manches Elegante ist da, nichts Hinreißendes. Das Anziehendste sind Porträtbüsten von Wagmüller in München, Begas in Berlin, Tilgner in Wien. Die frischen Talente folgen auch hier dem realistischen und malerischen Zug der Zeit; sie wirken nicht allein durch die Form an sich, sondern mittels des Eindrucks, den Erhöhungen und Vertiefungen durch Licht und Schatten auf unser Auge machen. Sie stilisiren nicht plastisch, um den Charakter in sein eignes Ideal zu erhöhen, sie geben die natürliche Erscheinung

Digitized by Google

des gegenwärtigen Moments frisch und kräftig wieder. Bismarcks metallne Statue von Manger ist wuchtvoll, aber plump, stramm, aber steif; das Erz verlangt einen andern Stil als grobkörnigen Sandstein! — Ein glücklicher Gedanke war es, Modelle für einen Brunnen in Cincinati, die Kreling und F. Miller entworfen, um die Fontaine in der Mitte des Glaspalastes herumzustellen; geistvoll erfunden und ausgeführt machen sie einen guten Eindruck. Solchen erhält der Kommende wie der Scheidende durch sie und durch Werners Gemälde von der sieghaften Wiedererstehung des deutschen Reichs.

Notizen.

Zur Frage der „Setzmaschine" vermißt die geehrte Redaction die Angabe, auf welche Weise der Erfinder der großen Schwierigkeit, die Correctur schnell und mühelos herzustellen, Herr geworden ist? Ich wollte nicht zu breit technisch werden, füge aber nur hinzu: „Die Ausführung einer schnellen Correctur bietet allerdings bei Hambruchs System größere Schwierigkeiten, als bei dem der beweglichen Typen und kann in den Fällen, in denen eine umfangreiche Correctur nicht zu umgehen ist, nur dadurch möglich gemacht werden, daß man die Schrift nicht in Platten, sondern in Zeilen gießt, aus denen alsdann beliebige Stücke entfernt werden, was außerordentlich schnell geht. Die Geschwindigkeit, mit welcher die Matrize gesetzt wird, ist übrigens groß genug, und zwar durch Combination von verschiedenen, häufig nebeneinander erscheinenden Buchstaben, als en, er, ei, bedeutend größer, als in dem Referat angegeben, um, trotz der Verwerfung einiger Platten, die Geschwindigkeit der Handsetzerei wesentlich zu übertreffen!" M. M.

Offene Briefe und Antworten.

Löbliche Redaction!

In seiner sympathischen Besprechung des, bei Hölder (Wien) in nahezu 50,000 Exemplaren verlegten Werkes: „Die österreichisch-ungarische Polarexpedition von 1872—74", nennt Herr M. Lindemann den Grafen Hans Wilczek, dessen großmüthige Spende diese Expedition ermöglichte, einen „ungarischen Magnaten!"

Erlauben Sie mir, diesen Irrthum dahin zu berichtigen, daß Graf Hans Wilczek Deutsch-Oesterreicher im besten, patriotischsten Sinne des Wortes, nebenbei erbliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses ist, und als solcher der Verfassungspartei des Hauses angehört!

Es sei beigefügt, daß Graf Hans Wilczek, welcher, wie es damals hieß, 50,000 und nicht 40,000 Fl. ö. W. dem Zwecke erwähnter Polarfahrt widmete, gleichzeitig auch den „Isbjörn", jenen Schooner, mit dessen Ladung er am Cap Nassau ein Lebensmitteldepot für die österreichische Expedition errichtete, auf eigene Kosten gemiethet und ausgerüstet hat.

Wien, 30. Juli 1876.

Ein Deutsch-Oesterreicher.

* * *

Bibliographie.

Vermischtes.

Adolf Mayer, Professor in Heidelberg, Die Quellen der wirthschaftlichen Arbeit in der Natur. Ein Vortrag. (Carl Winter, Heidelberg.)

Ernst von Seidlitz, Schul-Geographie. (Größere Ausgabe.) 16. Auflage. 80 Kartenskizzen und 18 Abbildungen. (Breslau, Ferd. Hirt.)

D. Janne Damm, Praktische Pasigraphie. (Leipzig, Léon Douffet.)

Theodor Prüfer, Der Todtentanz in der Marienkirche zu Berlin und Geschichte und Idee der Todtentanzbilder überhaupt. Mit 6 Tafeln. (Berlin, R. v. Decker.)

Lieferungswerke.

Carl Wolffs historischer Atlas. 19 Karten, zur mittleren und neuen Geschichte. Lieferung II. 3 Mark. (Berlin, Dietrich Reimer.)

Franz Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon. Biographien und Bibliographien. Mittheilungen über deutsche Dichter aller Zeiten. 1—4. Lieferung. (Bis Gaudy.) (Eichstädt und Stuttgart, Krüll.)

Friedr. von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. (2. vermehrte Auflage.) 3.—6. Lieferung. (Augsburg, Lampart & Co.)

Brockhaus' Conversationslexikon. 12. Auflage. Heft 48—50. (Leipzig, Brockhaus.)

Pierers Conversationslexikon. 6. Aufl. Bd. VI. Decent — Eckstein. (Spaarmann, Leipzig.)

Dr. F. Katter, Entomologische Nachrichten. 2. Jahrgang 1876. Heft 1—7. (Quedlinburg, Ch. Fr. Vieweg.)

Müller & Mothes, Archäologisches Lexikon. Lieferung 12—15. Galiläa—Krone. (Leipzig, Otto Spamer.)

Carl Stieler, Bilder aus Elsaß-Lothringen. Originalzeichnungen von Robert Aßmus. Schnitte von Cloß und Brend'amour. (Stuttgart, Paul Neff.)

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Inserate.

Soeben erschien bei **Hermann Grüning** in **Hamburg** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder auch direct gegen Einsendung des Betrages in Freimarken:

Carl Moritz Hoefft, Sichere Heilung der Diphtheritis. Ein therapeutischer Festgruß an die Aerzte der Naturforscher-Versammlung im September 1876 zu Hamburg. Eleg. geh. 50 ₰.

☞ Nicht allein für die Adressaten, sondern für jeden Familienvater und Menschenfreund von dringendstem Interesse. Tausende sind hier in Hamburg durch die Hoefft'sche Methode, welche leicht anzuwenden ist, vor raschem Tode bewahrt geblieben.

Werke von Klaus Groth.

Quickborn.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von **Otto Speckter.** Preis: broch. 7 *M.* 50 ₰, eleg. geb. mit Goldschn. 9 *M.*

Pracht-Ausgabe davon auf feinstem Velinpapier. Preis: eleg. geb. mit Goldschn. 17 *M.*

Miniatur-Ausgabe. Preis: broch. 4 *M.*, geb. 5 *M.* 25 ₰.

Octav-Ausgabe mit hochdeutscher Uebersetzung. Preis: brochirt 2 *M.* 25 ₰.

Klaus Groth, Rothgeter, Meister Lamp un sin Dochder. Plattdeutsches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Preis broch 2 *M.*, geb. 2 *M.* 70 ₰.

— — **Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn. Preis geb. 3 *M.***

— — **Trina, zweiter Theil der Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen.** Preis geh. 2 *M.* 25 ₰, geb. 3 *M.*

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Digitized by Google

Ein Schriftsteller,

vielseitig gebildet, sucht unter bescheidenen Ansprüchen die Redaktion eines belletristischen Journals zu übernehmen oder in die Redaktion eines größeren derartigen Blattes einzutreten. Auch würde derselbe den feuilletonistischen Theil einer politischen Zeitung übernehmen. Gefl. Off. sub **X. R. 7.** an die Exped. d. Bl.

In **J. U. Kern's** Verlag (Max Müller) in **Breslau** ist soeben erschienen:

Die chinesische Auswanderung.

Ein Beitrag zur Cultur- und Handelsgeographie

von

Dr. Friedrich Ratzel,

Docent an der Königl. Polytechnischen Schule in München.

17¾ Bog. gr. 8. Preis 5 *M.*

Der Verfasser schildert, theils auf Grund eigener Anschauung, theils auf die zuverlässigsten Quellen gestützt, eingehend die Stellung, den Charakter und das Leben und Treiben der Chinesen im Auslande, und bietet dadurch einen wichtigen Beitrag zu der jetzt auf der Tagesordnung stehenden Chinesenfrage.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** erschienen:

Richard Wagner

und die

Musik der Zukunft

von

Franz Hüffer.

Elegant geheftet. Preis 3 *M.*

Richard Wagner

und sein Bühnenfestspiel

Der Ring des Nibelungen.

Eine kritische Studie

von

Otto Gumprecht.

In illustrirten Umschlag geh. 1 *M.* 50 *Pf.*

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erscheint:

Gründerprocesse.

Eine criminalpolitische Studie

von

Justinus Moeller.

Mit einem Anhang

enthaltend die wichtigsten in jüngster Zeit ergangenen strafrechtlichen Entscheidungen preussischer Gerichtshöfe über die hier einschlägige Materie.

Preis 1 *M.* 60 *Pf.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Grimmelshausen-Feier.

Am **17. August d. J.** sind es 200 Jahre, daß

Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen

als Schultheiß der damals bischöflich Straßburgischen und nunmehr badischen **Stadt Renchen** starb und daselbst begraben wurde.

Grimmelshausen darf mit Recht der erste deutsche Romanschriftsteller des 17. Jahrhunderts genannt werden. Sein Hauptwerk, **„Der Simplicissimus"**, schildert uns Land und Leute aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges so treu und trefflich, ist so künstlerisch angelegt, von solch' köstlichem Humor durchweht und so tief aus dem Volke heraus für dasselbe geschrieben, daß das Buch für alle Zeiten als ein kostbarer Schatz der deutschen Literatur gelten wird.

Grimmelshausen hat in seinen Schriften dem deutschen Volk nicht allein einen Spiegel vorgehalten, wie es ist, sondern ihm auch tapfer, mannhaft und als ächter Fortschrittsmann gezeigt, wie es sein solle. Ehren wir daher das Andenken dieses Mannes durch eine **Gedächtnißfeier**, die am

17. August d. J. in Renchen

stattfinden wird, wozu die Unterzeichneten Vorbereitung getroffen haben und hiemit ergebenst einladen.

Renchen, den 28. Juli 1876.

Stecher, Bürgermeister von Renchen. **L. Eichrodt** in Lahr.
Amand Goegg in Renchen. **Fr. Geßler** in Lahr.

N. S. Die auswärtigen Gäste werden nach den ankommenden Zügen zwischen 8 und 10 Uhr Morgens in der Graf'schen Halle (unmittelbar am Bahnhof) empfangen. Die Gedächtnißfeier findet um 11 Uhr und das Festessen Nachmittags 2 Uhr statt. **Der Ausschuß.**

Bühnenfestspielhaus in Bayreuth.

Aufführungen am 13.—16., 20.—23. und 27.—30. August.

Richard Wagner's Tetralogie:

Der Ring des Nibelungen.

1. Abend: Rheingold.

Personen:

Wotan, Donner, Froh, Loge,	Götter	Hr. Betz von Berlin. Hr. Elmblad von Berlin. Hr. Unger von Bayreuth. Hr. Vogl von München.
Fasolt, Fafner,	Riesen	Hr. Eilers von Coburg. Hr. Reichenberg v. Stettin.
Alberich, Mime,	Nibelungen	Hr. Hill von Schwerin. Hr. Schlosser v. München.
Fricka, Freia, Erda,	Göttinnen	Fr. Grün von Coburg. Frl. Haupt von Kassel. Fr. Jaide von Darmstadt.
Woglinde, Wellgunde, Flosshilde,	Rheintöchter	Frl. Lehmann I v. Berlin. Frl. Lehmann II v. Köln. Frl. Lammert von Berlin.

Nibelungen.

Ort der Handlung: 1. In der Tiefe des Rheines. 2. Freie Gegend auf Bergeshöhen am Rhein. 3. Die unterirdischen Klüfte Nibelheims.

2. Abend: Walküre.

Personen:

Siegmund	Hr. Niemann von Berlin.
Hunding	Hr. Niering von Darmstadt.
Wotan	Hr. Betz von Berlin.
Sieglinde	Frl. Scheffzky von München.
Brunhilde	Fr. Materna von Wien.
Fricka	Fr. Grün von Coburg.

Acht Walküren.

Ort der Handlung: 1. Das Innere der Wohnung Hunding's. 2. Wildes Felsengebirge. 3. Auf dem Brunhildenstein.

3. Abend: Siegfried.

Personen:

Siegfried	Hr. Unger von Bayreuth.
Mime	Hr. Schlosser von München.
Der Wanderer.	
Alberich	Hr. Hill von Schwerin.
Fafner	Hr. Reichenberg von Stettin.
Erda	Fr. Jaide von Darmstadt.
Brunhilde	Fr. Materna von Wien.

Ort der Handlung: 1. Eine Felsenhöhle im Walde. 2. Tiefer Wald. 3. Wilde Gegend am Felsenberg.

4. Abend: Götterdämmerung.

Personen:

Siegfried	Hr. Unger von Bayreuth.
Gunther	Hr. Gura von Leipzig.
Hagen	Hr. Kögl von Hamburg.
Alberich	Hr. Hill von Schwerin.
Brunhilde	Fr. Materna von Wien.
Gutrune	Frl. Weckerlin von München.
Waltraute	Fr. Jaide von Darmstadt.

Die Nornen.

Die Rheintöchter.

Mannen. Frauen.

Ort der Handlung: 1. Auf dem Felsen der Walküren. 2. Gunther's Hofhalle am Rhein. Der Walkürenfelsen. 3. Vor Gunther's Halle. 4. Waldige Gegend am Rhein. Gunther's Halle.

⅛-Patronatsschein als Eintrittskarte zur 2. und 3. Aufführung à 300 *M.* liefert der

Kölner Richard Wagner-Verein.

(Adr.: August Lesimple.)

Einbanddecken

zum 9. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck

№ 34. Berlin, den 19. August 1876. Band X.

AK 30 .S875 v.10 no 34

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt Zur Geschichte der Juden in Wien. Von Walter Rogge. — **Literatur und Kunst:** Max Müllers Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Von J. Mähly. — Ueber Pariser Argot. Von P. L. — Neue Poesien. Von O. von Leixner. — J. L. Klein. Von Eugen Zabel. — Die Kunstindustrieausstellung in München. Von M. Carriere. III. — Notizen. — Inserate.

Zur Geschichte der Juden in Wien.*)

(1156 bis 1876.)

Von **Walter Rogge.**

Lassen wir die Sage, der zufolge 108 Jahre nach dem Auszuge der Israeliten aus Egypten phönicische Juden nach Wien gekommen sein sollen, oder gar ein reckenhafter Jude Mardoch Wien gegründet hat! Vertiefen wir uns auch nicht weiter in die Untersuchungen Canensinas, des gründlichsten Kenners der Topographie Wiens, der genau nachweisen zu können glaubt, wo in der Römerzeit, durch den Graben vom Castell getrennt, die Judenstadt längs der damaligen Reichshauptstraße, der heutigen Wipplinger Straße, in der die Väter der Stadt tagen, sich hingezogen! So ist und bleibt das erste historische Actenstück für die Geschichte der Juden in Wien das Privilegium aus Regensburg vom 17. September 1156, das Friedrich der Rothbart dem Babenberger Heinrich Jasomirgott ausstellte: „und kann der Herzog von Oestreich (die Markgrafschaft war eben in ein erbliches Herzogthum verwandelt worden) in allen seinen Ländern Juden und öffentliche Wucherer, die das Volk Gawertschin nennt, halten, ohne das Reich dadurch zu schädigen oder zu kränken". Sinn und Meinung des Privilegiums sind klar genug, wenngleich die Glossarien darüber streiten, ob „Gawertschin" Geldwechsler oder Juden bedeutet. Das Recht ward den späteren Herzögen immer von den jeweiligen Kaisern bestätigt, vermehrt um das schöne Privilegium, die Schuldbriefe der Juden zu „tödten", d. h. ungültig zu erklären; wofür die Juden die Verpflichtung auf sich nehmen mußten, den Herzögen ihre Betten zu liefern. Uebrigens war im zwölften Jahrhundert die Zahl der Juden in Oestreich und besonders in Wien nicht groß, die Gemeinden, nicht nur in Prag, sondern auch in Krems, Wiener Neustadt ꝛc. waren viel früher bedeutend. Schon der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare, mußte den Wiener Bürgern zu Liebe verordnen, daß kein Jude ein öffentliches Amt in ihrer Stadt bekleiden dürfe. Allein er brauchte gleich darauf Israeliten als „Kammergrafen" zur Linderung seiner Finanznoth, und so erließ er im August 1238 während der Belagerung von Brescia von dort aus eine Ordnung für die Juden in Wien, die ihn bei Gregor IX. und Innocenz VI. so wie bei der Kirchenversammlung von Lyon in den Ruf brachte, er wolle zu den Moslim oder zu den Israeliten übertreten. Dies Decret stellte die Wiener Juden als „Kammerknechte" in des Kaisers Schutz; schirmte sie gegen Proselytenmacherei und gewaltsame Taufen, so zwar, daß jeder getaufte Jude das Erbrecht verlor; befreite sie von der Feuer- und Wasserprobe und verwies alle wichtigen Anklagen gegen sie vor das Forum des Kaisers; die Rechtsstreitigkeiten der Juden untereinander wurden vor ihre eigenen Glaubensbehörden gewiesen; statt dem Gottesgerichte unterzogen zu werden, sollten sie nach ihrem mosaischen Gesetze schwören. Das Judenstatut Friedrichs des Streitbaren, d. d. Starkenberg 1. Juli 1244, enthielt außerdem noch die Bestimmungen, daß schwere Anklagen gegen Person oder Leben eines Juden nicht durch christliche Zeugen allein erhärtet werden können, wenn nicht ein Jude das Verbrechen bestätigt. Dieses Statut war das erste Gesetz, das die Länder der Wenzels- und der Stephanskrone mit dem eigentlichen Oestreich gemeinsam hatten, denn Bela IV. führte es 1251 in Ungarn, und Ottokar VI. drei Jahre darauf in Böhmen und Mähren ein.

Doch schon unter Papst Clemens IV. trübten sich die Verhältnisse. Der als Legat entsendete Cistercienser Cardinal Guido berief im Mai 1267 ein Concilium, dem 16 Bischöfe und infulirte Prälaten beiwohnten, nach St. Stephan in Wien zusammen, wo 14 scharfe Punkte gegen die Juden beschlossen wurden. Jedweder Umgang zwischen ihnen und den Christen, selbst in den Verhältnissen von Herren zu Dienstboten oder von Aerzten zu Patienten, ja der Besuch gemeinsamer Bäder und Gasthäuser, jeder Verkehr bei Hochzeiten und Festen, eventuell sogar der Handelsverkehr war bei hohen Geld- und Leibesstrafen auf's Strengste verboten. Desgleichen war kein Neubau von oder an Synagogen gestattet, den Juden jede Fähigkeit ein öffentliches Amt zu bekleiden abgesprochen und ihnen eine kennzeichnende Kleidung nebst gehörntem Hute vorgeschrieben. Den Pfarrer, in dessen Bezirk sie sich aufhielten, mußten die Juden durch ungeschmälerte Entrichtung des Zehnten von den Aeckern oder den sonstigen Abgaben dafür entschädigen, daß eigentlich Christen dort wohnen sollten. Bei diesem letzten Punkte blieb es theilweise bis zum Jahre 1865, in welchem erst die Wiener Cultusgemeinde der Erlegung einer Jahressteuer von 160 fl. von dem fürsterzbischöflichen Consistorium enthoben wurde. Im Uebrigen waren die Verhältnisse auch hier mächtiger als die Gesetze. Denn obwohl das Concil ausdrücklich verordnete, daß diese Satzungen alljährlich in den Synoden und Provinzialcollegien, sowie von den Kanzeln aller Pfarrkirchen verlesen und den Laien zu genauer Befolgung eingeschärft würden, klagt schon im October 1274 der Erzbischof von Salzburg, daß die Decrete, die unter dem Cardinal Guido festgestellt, „in dissuetudinem transierunt", außer Uebung gekommen. Ja bereits im Jahre vorher sandte der Bischof von Olmütz einen Bericht über den Zustand der Kirche in Böhmen, Mähren und Oestreich an Gregor X., worin er sich bitter über die ausgedehnten Freiheiten der

*) Nach G. Wolffs „Geschichte der Juden in Wien". (Wien 1876, Hölder.)

Digitized by Google

Juden beschwert: „sie halten sich christliche Ammen, treiben öffentlich Wuchergeschäfte, bekleiden öffentliche Aemter, sind Zolleinnehmer und Münzmeister". Hieran ward auch nichts geändert, als zwei Jahre später der geldbedürftige Rudolph von Habsburg in den Besitz von Oestreich gelangte und Amsche Oppenheimer sein Hauptgläubiger wurde. Erst 1349 brach eine fürchterliche Verfolgung über die Israliten herein, die aber vom Pöbel, nicht von den regierenden Gewalten ausging. Der schwarze Tod wüthete mit so schrecklicher Gewalt, daß an einem Tage 1200 Menschen starben, und die Menge beschuldigte die Juden, die Brunnen vergiftet zu haben. In Krems wurden die Juden von dem Plebs überfallen, so daß sie sich in ihren Häusern verbrannten; in Wien entleibte sich die ganze Gemeinde auf Anrathen des Rabbiners in der Synagoge. Indessen aus dem Jahre 1351 datiren schon wieder Schuldscheine und Hypothekenbriefe der Wiener Israeliten. Ungleich gräßlicher war die Verfolgung im Jahre 1421, weil sich zu dieser der Brodneid eines die Concurrenz hassenden Bürgerthums, die fiscalischen Bedürfnisse der Herrscher und die Geldbedürfnisse des sich für die Hussitenkriege rüstenden Clerus die Hände reichten. Schon seit 1305 waren Juden, wegen angeblichem Unfuge mit heiligen Hostien, in Korneuburg und Klosterneuburg, dann in anderen Städten Niederöstreichs, in Kärnthen, Steiermark und anderwärts verbannt und verjagt worden. Unter gleicher Beschuldigung ließ nun Herzog Albrecht II. am 23. Mai 1420 die armen Juden Niederöstreichs ausweisen, die reichen aber nach Confiscirung ihres Vermögens in's Gefängniß werfen. Hier retteten sich einige durch die Taufe das Leben; die Muthigen entleibten sich mitsammt ihren Angehörigen, die Kinder wurden in Klöster gesteckt, die Ueberlebenden am 12. März 1421 auf der Gänseweide am Erdberg verbrannt. Die Synagoge ward niedergerissen und die Steine wurden zum Universitätsbau verwendet. Jetzt blieben die Juden wirklich einige Zeit aus Wien fern, erst durch die Bulle Nicolaus V. ließ Friedrich III. sich Ende 1451 wieder ausdrücklich ermächtigen, Juden zu halten. Auf diese Bulle berief sich der Kaiser, als nach anderthalb Decennien die niederöstreichischen Stände sofort wieder die Vertreibung der Juden verlangten, wie denn überhaupt seit jener Zeit die Ausweisungsmandate, die sich immer mit chronischen Regelmäßigkeiten in kurzen Fristen wiederholten, Jahrhunderte hindurch eigentlich nur als Schreckschüsse und Gelderpressungsmittel dienten.

Wie alle diese Unterdrückungsversuche an den endlosen Geldcalamitäten des Hofes scheitern mußten, zeigte erst ein derartiger Vorgang unter Maximilian II. Seit 1571 arbeitete dieser Kaiser an der Purificirung des Landes von den Juden. Erst verordnete er, daß alle Wiener Juden in Einem Hause der Himmelpfortgasse untergebracht werden sollten — angeblich waren es nur sieben Familien, was aber nicht so stricte wörtlich zu nehmen ist. Das Haus solle nur Einen Eingang haben; Thür und Fenster müßten wohl verwahrt sein, damit nächtlicher Weile Niemand aus- noch eingehen könne; auch müsse im Hause ein Zuseher sein, der Tag und Nacht beobachte, was die Juden thun und treiben. Ende 1572 ward die Ausweisung verfügt, der aber immer neue Fristenstreckungen folgten. Selbst die wirkliche Aufforderung, das Land zu räumen, wurde um Weihnachten 1575 noch mit dem Zusatze begleitet, ja vorher die Steuern vollständig zu berichtigen: der reiche Jude Kayusun sollte die Schulden der Verstorbenen zahlen. Dazu bemerkte selbst der Kammerpräsident Graf Solm: „iech bin den Juden als lesterer vnseres Heilandes nie genaigt vnd nimm iech ier nie gern an, aber der Jud hat wenig guets, darumb bin iech, es wollen die Herren darob sein, damit die unmündigen Khinder bedacht wehren". Die Juden verschwanden damals auch nicht alle und nur auf ganz kurze Zeit aus Wien; erfahren wir doch aus einem Schreiben des Hofkammer-Präsidenten vom Februar 1581, daß das Silbergeschirr des Hofes für 2000 Thaler, mit 25 Procent verzinslich, an den Juden Veith versetzt war und die seit dem 23. Mai 1578 rückständigen Zinsen auf 1416 fl. aufgelaufen waren.

In dieser Weise ging es weiter fort mit theilweise ausgeführten, aber immer wieder gegen Baarzahlung zurückgenommenen Ausweisungen. Wie die Christen klagten, daß die Juden „ihnen Schweiß und Blut durch unleidliche partiten, Wucher und Finanzerei abnehmen", so beschwerten sich die Stände von Niederöstreich, daß die Juden Niederöstreichs, in Blutsverwandtschaft mit ihren Glaubensgenossen von Pesth und Ofen, der türkischen Herrschaft allen erdenklichen Vorschub leisten. Einmal resolvirte indessen auch die Hofkammer unter dem 27. September 1612 auf diese Verdächtigungen: „Dannenhero und wie diess land mit vorhabender Ausschaffung der Juden in totum und an Discretion schwerlich zu purgiren sein wirdt, sintemalen und ob zwar so die Juden allerhandt Wuchers beschränkt seien, doch danach erscheind, das wir offt denselben in khauff und verkhauff vill nüzlicher als eben unsern Mitchristen genießen khann. Wie denn offen am Tage, daß unter den bürgerlichen Handelsleuten und Cramern eine solche überaus wucherliche große schinderei eingerissen, dass hierdurch fast männiglich Hoch und niederen Standes von ihnen prawiert und beschwert wird." Ueberhaupt hatten merkwürdiger Weise die Juden Wiens gerade in der bigotten Ferdinandinischen Aera in Bezug auf religiöse Verfolgungen die meiste Ruhe. Während des dreißigjährigen Krieges hatten die Katholiken zu viel damit zu thun, die Protestanten todtzuschlagen, als daß sie sich viel um die Israeliten kümmern konnten; und dann brauchte man, eben zum Kriegführen, ihr Geld zu nothwendig, als daß man nicht sich hätte begnügen sollen, sie wie Citronen auszupressen. In Einem Jahre (1623) schröpfte man sie um 50,000 fl. außerordentlicher Contribution, mit der Androhung, sonst müßten sie wieder „das gelbe Hütel oder Paretl" (Diminutiv von Barett) tragen. Waren die Bürger empört, daß man den Juden gestatte, eine neue Synagoge, so reich „wie ein förmlichen Tempel" zu bauen, so ging Ferdinand II. über diese Klage zur Tagesordnung über, nachdem die Israeliten 17,000 fl. gezahlt. Wenn selbst der allmächtige Erzbischof Cardinal Khlesel ihre Ausweisung forderte, so begnügte der Kaiser sich 1630 zu befehlen, daß alle Juden in Wien wie in Prag wöchentlich einmal in die Kirche gehen mußten; leisteten sie passiven Widerstand und schliefen während der Predigt ein, so hatten die Kirchendiener den Auftrag, sie durch sanfte Rippenstöße aufzuwecken. Wohl klagten sie daher: „Es ist eine solche Armuth unter uns, daß es einen Stein erbarmen möchte", doch im Uebrigen hatten sie sich kaum zu beschweren. Anfangs 1625 wurden sie nach dem „unterm Wert", der heute unbedingt von den Juden beherrschten Leopoldstadt übersiedelt, selbst gegen Mißhandlungen von Seiten der Kriegsvölker nahmen kaiserliche Verordnungen sie in Schutz. Als am 16. Februar 1637 Ferdinand II. starb, mußten sie seiner Wittwe ein Leibgedinge von 2500 fl. aussetzen; dafür ward die Petition der Wiener Bürgerschaft vom April 1637 um Ausweisung der „vermaledeiten" Juden, die in ihren „viehischen synagogischen Spelunken" den Heiland lästern, ad acta gelegt. Ihre Steuern, hieß es in der Bittschrift, entrichten sie nur vom Schweiße der Christen; durch den Handel mit alten Kleidern verbreiten sie Seuchen; ihr Reich, das sie durch harte Strafen verloren, wollen sie in Wien auf's Neue errichten; sie verschlechtern die Münze, betrügen als Schwärzer den Fiscus und Zoll und Mauth; — früher habe man sie verbannt, weil sie die Brunnen vergiftet, jetzt belohne man sie dafür durch Ertheilung von Aemtern. Das Hauptärgerniß für die Bürger war damals, daß die Juden, die in der fast unbewohnten Leopoldstadt nicht handeln konnten, sich Verkaufsgewölbe in der Stadt anlegten. Der Bürgermeister von Wien nahm sie deshalb in harte Pön; Ferdinand II. aber entschied wenige Monate vor seinem Tode, Weihnachten 1656, die Juden in Wien und Niederöstreich ständen unter seinem Schutze; sie könnten en gros und en détail handeln, ohne Judenzeichen aus- und eingehen, nur dürften sie in den Stadtgewölben nicht wohnen, — dafür hätten sie 35,000 fl. Toleranzsteuer, wovon sie 15,000 fl. in Tuch liefern können, und 4000 fl. jährlichen Tribut zu zahlen.

Digitized by Google

Diese Situation gestaltete sich gründlich zum Schlimmen um, als 1657 der bigotte Leopold I., ein 17jähriger Prinz, der schon von weitem vor jedem Geistlichen das Barett abzog, auf den Thron kam. Nach Erdrückung des Protestantismus ging es über die Juden her. Die Hofkammer, das heutige Finanzministerium, mochte sich wehren so viel sie wollte, die clerikalen Einflüsse, auf deren Seiten die Kaiserin, eine spanische Prinzessin stand, waren zu mächtig. Bischof Kollonitsch von Wiener-Neustadt und die Inquisitions-Hofcommission traten jetzt den Bürgern bei, und am 28. Februar 1670 erschien der kaiserliche Befehl, daß bis Frohnleichnam alle Juden Wien und Niederöstreich verlassen haben müßten. Man zählte damals 477 jüdische Familien auf dem Lande und etwa 3000 Juden in Wien. Gewöhnt an derartige Edicte, glaubten die Juden auch dieses rückgängig machen zu können; allein Geldangebote blieben ebenso wirkungslos wie die nachgesuchte diplomatische Verwendung. Am 28. Juli 1670 war kein Jude mehr in Wien. Die Synagoge ward in eine Kirche, das Talmudhaus in eine Schule verwandelt; die Häuser der Juden wurden um Spottpreise verkauft. Jung und Alt, Männer und Frauen, Kranke und Gebrechliche, Alle mußten zum Wanderstab greifen. Sie zerstreuten sich nach allen Richtungen der Windrose, mehrere zogen nach Berlin, wo der große Kurfürst sie aufnahm. Diese, Hirschel Lazarus, Benedikt Veit und Abraham Rieß waren es, die den Grundstein zu einer jüdischen Gemeinde in Berlin legten. Ihre Häuser in Wien wurden um 110,000 fl. verkauft; doch wurden davon 100,535 fl. für Schulden zurückbehalten. Bischof Kollonitsch ward mit Ordnung dieser ihrer Geldangelegenheiten betraut!

Der Jubel in Wien schien keine Grenzen zu kennen, den heiligen Vater aus Rom wollte die Bürgerschaft sich zur Einweihung der Synagogen-Kirche kommen lassen. Doch dauerte die Freude nicht lange, bis man erkannte, daß man einen Ast abgesägt, auf dem Stadt und Staat gesessen. Es fehlte an arbeitenden Händen, die Consumtion nahm ab, das Leben ward theuer. Die Bürger, welche versprochen hatten, den Ausfall der 14,000 fl. jährlicher Judensteuer zu ersetzen, konnten kaum die eigenen Steuern aufbringen; die Hofkammer sprach dem Kaiser gegenüber die Besorgniß aus, sie wisse nicht mehr, wie sie die kaiserliche Küche und den kaiserlichen Keller versorgen solle. Schon im September 1673 wurden zu Wischau in Mähren Conferenzen zwischen Regierungs-Commissären und Vertretern der Juden eröffnet. Die letzteren verpflichteten sich, für die Wiederaufnahme 300,000 fl. zu erlegen, und sofort wurde wieder die Erlaubniß ertheilt, daß 250 israelitische Familien sich in Wien ansiedeln dürften, von welcher Concession jedoch Anfangs nur sehr spärlich Gebrauch gemacht ward. Wie kurz aber auch ihre Abwesenheit gedauert, es war gewissermaßen ein durchaus neuer Boden, den sie betraten, wie denn schon äußerlich ihr früheres Asyl, die Leopoldstadt, sich jetzt durch eine Jahresabgabe von 10,000 fl., dann durch 6000 fl. das Privilegium erkaufte, daß daselbst keine Israeliten wohnen durften. Politische Rechte, die sie bis dahin unangefochten besessen, wurden ihnen nunmehr streitig gemacht, insbesondere aber jene Autonomie, die sie früher unangetastet besessen, erlangten sie erst nach fast zwei Jahrhunderten wieder. Erst 1815 kamen die Verhandlungen wegen Erlegung der Judensteuern mit dem Wiener Magistrate zum Abschlusse und erst die Staatsgrundgesetze vom December 1867 proclamirten jene Glaubens- und Gewissensfreiheit, sowie die vollständige Gleichberechtigung aller Religionen, die der Wiener Cultusgemeinde gestattete, sich ihre eigenen definitiven Statuten zu geben. An Petitionen der Bürger um Ausweisung der Juden fehlte es auch unter Carl VI. nicht; „es schleichen sich viele Juden ein", berichtete 1725 der Bürgermeister Sr. Majestät, „sie tragen Rosenkränze in der Hand, damit man sie für Christen halte." Andere kommen in die Stadt, angeblich um sich taufen zu lassen. Der Kaiser resolvirte, die letzteren seien durch geschickte Geistliche zu prüfen und sofort abzufassen, wenn sie nicht wirklich Christen werden wollten. Auch an dem guten Willen, dem Concurrenzneide der Bürger gerecht zu werden, fehlte es bei Hofe nicht, wenn nur nicht die ewigen Geldverlegenheiten gewesen wären. So nahm die Regierung einerseits die Juden in Schutz gegen Pöbelaufstände, namentlich im Juli 1700 bei den Excessen gegen Oppenheims Haus und bei den noch bedeutenderen Tumulten vom Januar 1706. Es wurden Truppen zum Einschreiten beordert und die Rädelsführer hingerichtet, auch ward das Standrecht proclamirt. Andrerseits aber wurde auch wieder versucht, die Juden auf den Aussterbeetat zu setzen, indem 1726 ein Gesetz erschien, daß mit Ausnahme des Erstgeborenen alle Judensöhne Cölibatäre bleiben müßten. Gleich darauf indessen, als man ein großes Anlehen bei den Juden ausschrieb, erhielt Löw Wertheimer für die 75,000 fl., die er zahlen mußte, die Erlaubniß in den Kauf, daß sein Buchhalter und sein Cassier heirathen dürften. Als 1703 nach Oppenheims Tode sein Haus bankrott ward, hieß es, daß seine Wittwe ausgewiesen werden solle, worauf die Judenschaft sich an die Regierung mit einer Bitte wendete, der wir folgende charakteristische Stelle entnehmen: „weillen wir ein Geschrey in der Stadt vernohmen, daß sogar dessentwegen ein ordentlicher Ruff durch Trompetenschall und assignirenden getruckten Patenten öffentlich solle vorgenohmen werden und wie es die exemple geben, daß man jederzeit, sonderlich in denen Zeitungen mehr hineinsetzt, als in der Wahrheit besteht." Also schon in den Tagen des „Wiener Diariums" das seitdem so beliebt gewordene Geschrei über die Unwahrhaftigkeit der Zeitungen! Alle solche Gewitter verzogen sich übrigens immer wieder, ohne Schaden anzurichten; so oft die Regierung nämlich bei dem Magistrate anfragte, was denn die Bürgerschaft für die Ausweisung der Juden zahlen wolle, fand sie immer, daß sie sich bei dem Verbleiben derselben in Wien besser stehe.

Im Wesentlichen war bis zur Märzrevolution das Toleranzpatent Josephs II. vom 2. Juni 1782 die Rechtsbasis für die Lage der Juden in Wien. Seine 25 Punkte besagten in der Hauptsache: „Die Juden dürfen weder öffentlichen Gottesdienst noch jüdische Druckereien halten; ihre Zahl soll nicht vermehrt werden; fremde Juden bedürfen der Erlaubniß, um sich gegen Errichtung des Toleranzgeldes, das von Fall zu Fall bestimmt wird, in Wien anzusiedeln; die Toleranz geht nicht auf verheirathete Kinder über; auf dem Lande in Niederöstreich dürfen sie nur wohnen, wenn sie Fabriken errichten; sie dürfen alle Schulen besuchen und alle Gewerbe erlernen, können aber nie Meister und Bürger, dagegen allerdings Großhändler werden; auf Immobilien können sie leihen, jedoch dieselben nicht erstehen; nach zwei Jahren dürfen sie keine Geschäftsbücher in hebräischer Sprache mehr führen; Dienstleute können sie nach Belieben halten; die tolerirten Juden können in der Stadt und allen Vorstädten wohnen; die fremden Juden sind den tolerirten nicht gleich zu halten, dürfen nicht hausiren und nur zur Jahrmarktszeit alle Waaren feil haben, auch sie sind von der Leibmauth befreit und können wohnen, essen, ihre Magazine halten wo sie wollen, aber sie erhalten nur zur Abwicklung ihrer Geschäfte Erlaubniß, sich in Wien aufzuhalten; aufgehoben sind die doppelten Gerichts- und Canzleikosten, alle unterscheidenden Merkmale in der Tracht, das Verbot an Sonn- und Feiertagen Vormittags auszugehen, öffentliche Belustigungsörter nicht zu besuchen u. s. w.; den Großhändlern und Honoratioren so wie ihren Söhnen ist es erlaubt, Degen zu tragen." Wie diese Gesetze umgangen wurden, dafür nur zwei Beispiele. Juden, die nicht in Wien wohnen durften, stellten sich, da Christen keine israelitischen Bediensteten halten durften, unter den Schutz der Tolerirten, die sie, oft gegen hohes Honorar, als Diener, Hofmeister, Lehrer, Erzieher, Buchhalter, Gouvernanten, Kammerjungfern, eintragen ließen. Ein Tolerirter, der einen Herrn sammt Frau als Hofmeister und Gouvernante angemeldet, ließ dieselben später, da seine Kinder zu alt geworden, so daß jener Titel nicht länger aufrecht zu erhalten war, als „Mesusotanschläger" und „Fleischausalzer" einschreiben, und das Juden-

amt ließ sich den Humbug gefallen. Fremde Juden aber erhielten zuerst nur die Erlaubniß, zweimal 24 Stunden in Wien zu bleiben; dann ward der Schein bis zu einer Woche, darauf gegen Zahlung von je 2 fl. auf je dreimal 14 Tage verlängert, sodann aber mußte der Betreffende abreisen. Diejenigen aber, die in Wien mit ihren Familien lebten, gingen einfach zu einer Linie hinaus und zur anderen hinein, oder sie kehrten auch gleich an demselben Thore nach ein paar Schritten wieder um und meldeten sich bei dem Polizeimanne als neu angekommen, der gegen ein Douceur gern ein Auge zudrückte. Der technische Ausdruck für diese Procedur hieß „sich kaschern gehen". Spitzer, jetzt Professor der Mathematik, erzählt noch heute mit großem Hochgenusse, wie sein Vater, der unter diesen Verhältnissen und zwar mit einer Familie von acht Kindern in Wien lebte, ihn einmal als achtjährigen Burschen an die Linie schickte, um sich statt seiner zu „kaschern", weil er selber keine Zeit hatte. Der Knabe ging zur Linie hinaus, kehrte um, drückte dem Polizeimanne gravitätisch sein Trinkgeld in die Hand und erhielt den nothwendigen Schein, nachdem er, ohne Anstand und ohne Anstoß zu erregen, die üblichen Fragen mit würdevollem Ernste dahin beantwortet: „Wie alt?" — „54 Jahre." — „Verheirathet oder ledig?" — „Verheirathet." — „Wie viele Kinder?" — „Acht."

Literatur und Kunst.

Max Müllers Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft.

(Straßburg, Trübner 1876.)

Vergleichen! und wieder vergleichen! Auf jedem Universitätskatalog prangt nun das stolze Wort und jede Facultät kennt seinen Zauber. Was sich nicht vergleichen läßt, ist bald keine Wissenschaft mehr, und wer nicht bis an den Hals im Rüstzeug der Vergleichung steckt und die „vergleichenden" Waffen schwingt, gilt kaum mehr für einen zünftigen Jünger seines Faches, für einen Meister auf keinen Fall. Dasselbe Jahrhundert, das von der Theilung der Arbeit predigt, bringt in dieses Arbeitsfeld ein Element hinein, das die „getheilte" sofort wieder multiplicirt und zu einem riesenhaften Ganzen ausdehnt. Wenn die Naturforscher, beispielsweise die Anatomen, Zoologen, Physiologen, ihre specielle Wissenschaft, und zwar schon ziemlich frühe, mit der Fackel der Vergleichung beleuchteten, so fand man das ganz in der Ordnung; auch die Sprachen boten, besonders seit der epochemachenden Entdeckung einer großartigen, vorher nicht geahnten Verwandtschaft, selbst dem beschränkten Laienverstande hinlängliches Material zur Vergleichung, und es war für ihn nicht nur be-, es war handgreiflich, wie jene unter diesem Gesichtspunkt konnten aufgefaßt werden, er hörte das Wort von der Vergleichung nicht nur, sondern er hatte auch den Glauben daran; als aber vor zwei Jahrzehnten der Begriff von der vergleichenden Mythologie an sein Ohr drang, und zwar von einer das große Gebiet jener indogermanischen Sprachen mathematisch genau deckenden Mythologie, da fing es ihm doch an ein wenig curios und ungläubig zu Muthe zu werden, etwa wie Faust, als er den Ostergesang vernimmt. Aber bei den Gelehrten machte die Sache sofort entschieden Glück. Das neue Evangelium hatte sich auch, man muß es gestehen, mit möglichster Zuversichtlichkeit angekündigt; nicht jungfräulich schüchtern, sondern mit männlich keckem Bewußtsein begann es seinen Siegeslauf, mit jedem Schritt mehrte sich das Geleite begeisterter Thyrsusschwinger, und die Zahl der Kränze und Kränzchen, die nach und nach als „Beisteuer" an den Bogen des Triumphwagens aufgehängt wurden, ist bereits Legion. Evoe, Bacche! Wer nicht mitjubelt, wen seines Nichts durchbohrendes Gefühl in die Ferne bannt, den trifft, wenn nicht mehr, so doch das achselzuckende Mitleid der Schwärmenden. Denn wie kann man seinen Blick der Sonne verschließen wollen, besonders der Sonne, die in jener Mythologie eine so überwältigende Rolle spielt? Wie kann man ungerührt und ungeblendet jene stattliche Schaar jugendschöner Sonnenhelden, einen Karna, Achilleus, Rostem, Suhrab, Sigurd und den „herrlichen Dulder Odysseus" an seinem philisterhaften Blick vorbeiziehen lassen? Wie kann man dem Tosen und Krachen des Donners, dem majestätischen Gebrüll der Gewitterkühe sein Ohr verschließen wollen? Mögen die „Blitzschlangen" auf ein so ungläubig frevelndes Haupt herniederzucken, oder der große „Welt- und Wetterbaum" den Zweifler erschlagen, oder Simson redivivus (denn auch er ist ja ein Sonnenheld mit wallendem Sonnenstrahlenhaar) unter die modernen Philister fahren! . . . Einig sind zwar die verschiedenen vergleichenden Mythologen auch noch nicht (ja, es fehlt viel dazu, so viel, daß ein Nichteingeweihter zu der Vermuthung kommen dürfte, es fehle die Uebereinstimmung sogar in den allerersten Principien) — aber einig doch in dem einen Punkte, daß ihre Wissenschaft eine wahre und wirkliche, daß deren Berechtigung sonnenklar und ihr Stoff gerade so reich sei, wie der der vergleichenden Sprachkunde; der Streit, ob Sonne, ob Morgenröthe, ob Gewitter als primitiver Stoff für mythologische Bildungen anzunehmen sei, beschlage ja eigentlich blos die Quantität, nicht aber die Qualität, das Princip selber, und werde in Minne geschlichtet werden; wie denn Steinthal diese Vermittelung bereits versucht hat. Dieser Gelehrte nimmt nämlich drei Hauptgruppen mythologischer Anschauung an, unter welche sich sämmtliche Götter und göttliche Wesen einreihen lassen. Die erste Gruppe bilden, wie billig, die Lichterscheinungen der Sonne (zu welcher Eros, Aphrodite, die Chariten, die Dioskuren, Helena u. s. w., zu rechnen sind), die zweite umfaßt die Phänomene des Blitzes und Regens (!) (hieher gehört Dionysus, der eigentliche Regengott), die dritte Gruppe reiht sich um die Sonne in ihrer Eigenschaft als ein gegen die Finsterniß kämpfender Held, also die Gewittererscheinungen (Zeus, Apollo, Athene u. s. w.). Und Hermes, der gute Hermes, dessen Urbild bei den Indern als Saramejas wieder aufgefunden sein sollte (eine Entdeckung, die der eigentliche Schöpfer der vergleichenden Mythologie, Adalbert Kuhn, zu den sichersten Ergebnissen der neuen Disciplin zählte), der gute, arme Hermes muß noch zudem, daß von einem großen Sprachgelehrten (G. Curtius) sein legitimer Zusammenhang mit Saramejas angezweifelt wird, eine solche Fülle von Figuren liefern, daß diese allein ein Wachscabinet zu füllen im Stande wären; denn er ist nicht nur der Hund des Windes, sondern auch der Doppelhund Schlaf und Tod, er ist, nach dem einen, Regengott, nach einem andern eine Macht des Lichtes, bei einem dritten „zeugender Naturgeist", ferner „der Kreislauf und Umschwung des Himmels", dann „Zwielicht" und endlich „Sturm". — An dieser Raritätensammlung sind nun allerdings auch die Philologen, nicht blos die vergleichenden Mythologen schuld, aber jene sind durch diese auf die schlüpfrige Bahn gelenkt worden, und bei solchen Resultaten — es gibt deren noch massenhafte, kaum weniger frappante —, wo das gleiche Wesen (wie Friedländer in Königsberg gesagt hat) das Schicksal der bekannten Wolke im „Hamlet" theilt, nämlich bald Kameel, bald Wiesel und bald Walfisch wird, darf man sich allerdings weder wundern, noch ärgern, wenn die classischen Philologen einstweilen lieber keine Poloniusse sein wollen und sich eher abwehrend, zum mindesten kühl gegen die neuen Wissenschaft verhalten wollen. Das gewöhnliche Loos einer solchen ist es nun allerdings auch, ihren Flug anfänglich ein wenig hoch zu nehmen, und, wenn's ihr mit dem ersten Versuch glänzend gelungen ist, sich mehr, als gerade nothwendig wäre, zu fühlen. Jener glänzende Versuch war bekanntlich Prometheus, der Feuererfinder, der aus einem griechischen Titanensohn und Wohlthäter seines Volkes in der vergleichenden Retorte zu einem kosmischen Wesen zurückdestillirt wurde, das eigentlich das Instrument für die Butterbereitung oder die „quirlende Bewegung" derselben und dann, in natürlicher Uebertragung und mythologischer Analogie, den Feuerbereiter und so weiter bedeute. Aber nach und nach stellten sich bei den nüchternen unter den Adepten ein-

Digitized by Google

Zweifel ein, und diese scheinen dermalen die Siegesgewißheit in Betreff des Prometheus bedeutend herabgestimmt zu haben.

Es ist wieder ein wenig stiller geworden um den Titanensohn herum. Unmöglich wäre es indessen nicht, daß A. Kuhn mit seiner Deutung dennoch Recht hätte, und es ist von Seite der Skeptiker keineswegs wohl gethan ohne Weiteres zu spotten — denn die Acten sind noch lange nicht geschlossen, und die ethische Gestalt des Prometheus, wie sie uns bei den Griechen entgegentritt, würde keineswegs an und für sich schon die Annahme ausschließen, daß demselben Wesen in einer früheren Zeit der Mythenbildung eine Naturſymbolik zu Grunde lag. Das ist ja der gewöhnliche Proceß, das der Fortschritt in der Bewegung des Mythus. Denn die Mythologie durchläuft eine Reihe von Entwicklungen wie die Sprache, und nicht nur wie diese, sondern parallel mit ihr; ja, es ist dieselbe treibende Kraft, welche Mythus und Sprache gestaltet und weiter bildet; beider Entwicklungsgesetze sind dieselben. Schon früher ahnte man diesen Zusammenhang und vermochte ihn sogar an einzelnen Erscheinungen und Analogien nachzuweisen, aber eigentlich wissenschaftliche Gestalt hat ihm erst der Mythologe gegeben, zu dessen neuester Schrift wir uns nun wenden wollen, Max Müller in Oxford. Der berühmte Sprachforscher ist deshalb Mythолog geworden, weil für ihn beide Gebiete, das sprachliche und das mythologische, so zu sagen identisch sind. Es ist eines seiner größten Verdienste, diesen Satz mit den verschiedensten Thatsachen illustrirt und durch eine Menge der ansprechendsten Variationen hindurchgeführt zu haben. Müller geht in seinen mythologisch-vergleichenden Anschauungen sehr weit, oft weiter, als die nüchterne Kritik vielleicht billigen kann; manche seiner Behauptungen überrascht durch geniale Kühnheit — und dennoch ist er einer der maßvollsten seiner Fachgenossen, jedenfalls der, dem man am willigsten und liebsten folgt. Allerdings liegt das auch an seiner Darstellung. Er gebietet gleichsam spielend über alle Mittel einer eben so zwingenden, als, man möchte sagen, einschmeichelnden Logik, seine Methode täuscht uns durch allerlei anmuthige Zugaben aus den Gebieten der Erfahrung, des Beispiels u. a. über die Strenge des Schlußverfahrens hinweg, und selbst wo die Philosophie ihr entscheidendes Wort zu sprechen hat, äußert sie sich in so angenehmer Weise, daß man ihr mit wahrem Vergnügen zuhört. Die Aufgabe einer edlen Popularisirung der Wissenschaft ist hier mit wahrhaft glänzender Virtuosität gelöst. Und ob es nur Virtuosität ist? Vielleicht, wahrscheinlich mehr.

Diese Sprache wenigstens kann durch bloße Kunst nicht nachgeahmt werden; wodurch sie fesselt ist ein Geheimniß und darum ist sie eben mehr als ein Erzeugniß bloßer Kunstfertigkeit: man kann sagen, sie sei einfach, durchsichtig, plastisch, sie gebe nie mehr und nie weniger, als der Gedanke verlange, sie sei reich an glücklich gewählten Bildern und was sonst noch, aber damit ist das Geheimniß nicht ausgesprochen und der Zauber, der über dieser Darstellung schwebt, nicht erklärt. Man sollte es kaum für möglich halten: eine „Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft" scheint, dem Material nach, nicht gerade Gewähr für fesselnde Behandlung zu bieten. Und doch bürgt selbst der äußere Erfolg dafür. „Zweite unveränderte Auflage" — und zwar in Deutschland; ursprünglich sind diese „Vorlesungen" in England und englisch gehalten worden. Ob die angehängten zwei Essays „über falsche Analogien" und „über Philosophie der Mythologie" ursprünglich und zunächst auch für England bestimmt waren, bleibt dahingestellt. Hätte der Verfasser seine Schrift eine „Einleitung in die vergleichende Mythologie" genannt, so hätte er vielleicht auf eine noch größere Verbreitung hoffen können — denn „Religionswissenschaft" klingt sehr gelehrt, hat einen specifisch theologischen Beigeschmack und scheint für Popularisirung ein wahres „noli me tangere" zu sein. Aber er durfte, nicht nur aus Rücksicht auf das puncto Glaubenssachen difficile englische Publicum, er durfte auch Angesichts der Thatsachen, die er bespricht, nicht von eigentlicher „Mythologie" (im landläufigen Sinn des Wortes), er mußte von „Religionswissenschaft" reden, da er von noch vorhandenen, heutigen Glaubenssystemen spricht. Wer, wie er, nachweisen will (und auch nachgewiesen hat), „daß eine genealogische, mit den Sprachen parallel laufende Classification der Religionen möglich ist", hat es eben nicht mehr mit „Mythologien" zu thun, sonst müßte auch die „christliche Mythologie" als solche figuriren.

Nun wissen wir ja wohl, und auch Müller weiß es und gibt es seinen englischen Zuhörern mit einem zwar vorsichtigen Freimuth, aber immerhin deutlich genug zu verstehen, daß jeder Religion, auch der monotheistischen, eine Dosis von Mythologie — bald mehr, bald minder groß — beigemischt ist, aber bei unseren modernen Religionen ist das mythologische Element, welches eine Mehrzahl göttlicher oder gottähnlicher Wesen zur Voraussetzung hat, zum mindesten sehr zusammengeschrumpft. Müller spricht also auch von dem, was man nicht unpassend „Begriffsreligion" im Gegensatz zur Phantasiereligion genannt hat. Diese drückt den religiösen Inhalt in symbolischen Vorstellungen aus und verleiht gewöhnlich der sinnlichen Anschauung auch durch die Kunst eine gewisse Stetigkeit, während die Begriffsreligion die Producte der Phantasie der Kritik des Verstandes unterwirft und den Glauben wissenschaftlich prüft; der hierdurch entstehende Kampf ist der schwerste, den die Menschheit zu kämpfen hat. Sogar die griechische Mythologie, sonst das Muster für jenen Begriff, kann gewissermaßen als Begriffsreligion gefaßt werden. Bekanntlich wurde durchaus nicht von Allen Alles geglaubt was die Dichter, voran Homer und Hesiod, mit vollster Anwendung dichterischer Licenz, von den griechischen Göttern sagten und sangen: die Philosophen traten mit den Waffen der heftigsten, oft ingrimmigsten Opposition auf die Seite der Vernunft und der Moral im Kampfe gegen den alles Göttliche entwürdigenden Aberglauben, welchen jene „Lehrer des Volkes" zu predigen schienen, und Müller hat vollständig Recht, wenn er der Philosophie einen mächtigen Einfluß auf die Gestaltung der griechischen Volksreligion zuschreibt. Daß dies geschehen konnte, daran war die völlige Abwesenheit einer Priesterkaste Schuld: keine Spur einer Priesterreligion bei den Griechen (ganz anders als bei den Römern) und in Folge davon schon mehrfache Versuche rationeller Mythendeutung (Anaxagoras); ja sogar eine Ahnung vergleichender Mythologie kann einem Aristoteles nicht abgesprochen werden. Er erkannte, daß die Mythen aus ferner Vorzeit stammen, daß darin die ältesten Ideen des Volkes von Gott und Natur niedergelegt seien und daß hinsichtlich jener Vorstellungen die verschiedenen Völker übereinstimmen. Freilich hat er darunter nicht die Glieder einer großen Völkerfamile verstanden, wie die vergleichenden Mythologen unserer Tage; aber gerade darum könnte ihnen sein Ausspruch zur Warnung dienen. Denn wie oft sehen wir unsere Vergleicher ganz unnöthiger Weise bei dieser oder jener Erscheinung einem mythologischen Phantom ursprünglicher Stammesverwandschaft nachjagen und im Schweiß ihres Angesichts seine etymologische Identität bei den verschiedenen Völkern rückconstruiren — während nichts anderes als ein Stück allgemein menschlichen Gutes vorliegt. Da wird die etymologische Schraube, invita Minerva, angelegt, als ob der Satz gar nicht zu Recht bestände, daß der religiöse Proceß, wie er aus dem Bewußtsein und der Freiheit der Menschen entspringt, überall und zu allen Zeiten derselbe ist! Diese Cautel wird auch noch von einer andern Seite her vernachlässigt. Es gibt nämlich noch eine zweite Art vergleichender Mythologie; ihre Jünger schauen weiter aus, sie kennen nicht und wollen nicht kennen die Grenzen der Stammesgemeinschaft; sie sind zu dieser Verallgemeinerung auch vollständig berechtigt, nicht berechtigt sind sie aber, wenn sie bei den verschiedensten Völkern auf ähnliche Einrichtungen, Sitten, Mythen gestoßen sind, dies aus Colportage erklären zu wollen; in erster Linie gilt auch hier das Gesetz, der Productivität des Geistes zuzutrauen, daß er unter ähnlichen Bedingungen aus seiner Gesetzmäßigkeit heraus auch Aehnliches hervorbringen werde. Dies Mittel reicht allerdings nicht für alle Fälle aus: die Sage vom Cyklopen zum Beispiel (Polyphem), welche seiner Zeit W. Grimm bei den verschiedensten Völkern und Racen des Erdkreises nachgewiesen hat, zeigt, bei aller ihr zu Theil gewordenen Variation, ein so bestimmtes charakteristisches Gepräge, daß man hier schlechterdings an nicht anderes als an

Digitized by Google

Colportage wird denken dürfen. Aber es bedarf allerdings eines Vereins geistiger Vorzüge, insbesondere einer vorurtheilsfreien Kritik, um das gefundene Gemeingut richtig zu vertheilen.

Man kann M. Müller nicht vorwerfen, daß er versäumt habe, auf diese Cautelen aufmerksam zu machen, es kommt uns sogar vor, als sei er in seiner neuesten Schrift etwas nüchterner und behutsamer zu Werke gegangen als in seinen (1866 erschienenen) „Essays über vergleichende Religionswissenschaft, Mythologie und Ethologie". Hier fand sich noch die famose Symbolik der Belagerung Trojas als der Belagerung des Ostens durch die Streitkräfte des Westens, das heißt der Sonne, die im Westen täglich ihrer schönsten Schätze beraubt wird! Aehnliche Kühnheiten haben wir in der vorliegenden Schrift nicht entdecken können, wenn auch die solare Theorie (neben der morgenröthlichen) immer noch eine große Rolle spielt, eine größere sogar als man wünscht. So z. B. (vgl. S. 327) „kann (!!) Daphne" wie Müller schon anderswo „gezeigt" hat, „auf das Sanskrit Ahana zurückgeleitet werden und Ahanâ bezeichnet im Sanskrit die Morgenröthe. Sobald wir dieses wissen, wird Alles klar" (? doch nicht sonnenklar? dazu fehlt viel, sehr viel!). „Die Geschichte von Phoibos und Daphne ist nichts weiter als eine Beschreibung dessen, was man jeden Tag sehen kann: zuerst das Erscheinen der Morgenröthe, dann das Aufgehen des Sonnengottes, der seiner Braut nacheilt, dann das allmälige Erbleichen der hellen Morgenröthe bei der Berührung mit den feurigen Sonnenstrahlen, und zuletzt ihr Tod oder Verschwinden in dem Schoß ihrer Mutter, der Erde" ... Und wenn man in der Nüchternheit seines Verstandes nach der Kleinigkeit fragt, was denn in dieser Deutung dem Lorbeer für eine Rolle zufalle, dem Lorbeer, in welchen die fliehende Daphne verwandelt werde, so erhält man die trockene Antwort: der Lorbeer habe ein wo möglich noch trockeneres, leicht brennendes Holz, verbrannt werden sei aber = vernichtet werden! — Da zupft einen denn doch der alte Epicharm (übrigens selber ein radicaler Mythendeuter) am Ohr und raunt sein: *νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν.* Und ähnlich ergeht es uns (das heißt den Philologen) mit der Deutung der Pallas Athene „als Morgenröthe, Tochter des Himmels (Zeus), die aus dem Urquell des Lichtes hervorsteigt". Hephästos, der mit der Axt den Kopf des Zeus spaltet, ist bei dieser Operation der „junge, noch nicht ganz aufgegangene Sonnengott", und Athene ist nun entweder die homerische „*γλαυκῶπις*", denn „die Eule ist der Vogel der Morgenröthe" (?) oder sie ist, unter anderm, die *ἀλέα*, „die liebliche Wärme des Morgens" u. s. w. Sonst hört man überall nur von der lieblichen Frische des Morgens; der indogermanischen Mythologie war es vorbehalten „de corriger un peu la nature". Mit dieser Jungfrau haben die Mythologen überhaupt kein Glück, sie benimmt sich mit herbster Jungfräulichkeit gegen alle Versuche ihr nahe zu treten. Man denke an den Abstand dieser Müller'schen Deutung von der Theodor Bergks, in welcher man beständig das Wasser rieseln und rauschen hört! Und doch hat Bergks Erklärung die größere Wahrscheinlichkeit für sich; denn mag nun der Schlüssel zu dem Namen der Athene auch im Sanskrit liegen und hier der Morgenröthe näher liegen als dem Wasser — auf griechischem Boden und unter griechischem Himmel hat jedenfalls die Jungfrau eine ganz andere Gestalt angenommen, und hier sind wir bei dem Fleck angekommen, wo die vergleichende Mythologie sterblich, sehr sterblich ist. Es ist ja nicht blos wahrscheinlich, es ist so viel als gewiß, und Erfahrung, Forschung, Philosophie geben vereint ihr Urtheil dahin ab, daß die frühesten Götter der indogermanischen Völkerfamilie (und nicht blos die ihrigen) einer Symbolik, beziehungsweise Personification natürlicher Vorgänge ihre Entstehung verdanken, und daß sie erst später ethische Begriffe repräsentiren; der Proceß des Uebergangs aus der ersten in die zweite Sphäre kann, wie M. Müller selber behauptet, in den indischen Veden noch verfolgt werden: in der griechischen Mythologie tritt er uns aber bereits als durchgemacht entgegen, die Götterfiguren haben in dem Schmelztigel der Vergeistigung ihr rohes Wesen abgestreift, und nur einzelne Schlacken sind als Spuren und Zeichen des Urzustandes hängen geblieben. Und mit diesen Schlacken, aber auch nur mit ihnen, hat sich die nominalistisch vergleichende Mythologie (d. h. diejenige, die mit dem Rüstzeug der Etymologie operirt) zu befassen. Will man aber einem göttlichen Wesen auf den Grund kommen und seine ursprünglichste Bedeutung kennen lernen, so genügt die Etymologie nicht einmal, nicht blos weil sie unsicher, sondern auch weil sie, wenn auch richtig, vieldeutig ist; das ist ja eben die innere Eigenthümlichkeit der Sprachwurzeln, und einer der Punkte, wo Sprache und Mythologie zusammenhängen.

Es ist möglich, daß das Volk, welches sich selber später Hellenen nannte, einige (schwerlich viele) Götternamen von dem gemeinsamen arischen Stammgute nach Europa herüberbrachte, also so und so viele Namen für Naturmächte, aber es hat den Namen nach und nach auch griechischen Inhalt gegeben, griechisches Blut eingegossen und auch ihre äußere Form bis auf den Namen herab gräcisirt. Als die ethische Metamorphose vollzogen war, da war bei den wenigsten der alte Name geblieben. Wenn nun selbst M. Müller zugibt, daß die arischen Völker aus der Zeit vor ihrer Trennung die Namen einiger ihrer Gottheiten, einige Sagen über ihre Götter u. s. w. bewahrt haben, so dürfen wir doch mit Fug und Recht annehmen, daß das Inventar des Gemeinsamen ein sehr bescheidenes werde gewesen sein und sich blos auf die ersten Grundanschauungen des Göttlichen, keineswegs aber auf die Fülle des Götterdetails, das ja z. B. die griechische Mythologie recht eigentlich ausmacht, werde erstreckt haben. So ist gleich der erste der griechischen Götter, Zeus, unbestritten arisches Eigenthum, aber auch er mehr nur dem Namen nach, denn sein Inhalt ist doch schon bei Homer (und drüber hinaus kennen wir den griechischen Zeus nicht) überwiegend ethischer Natur. Oder wie viele inhaltliche Beziehungspunkte hat denn dieser griechische Zeus mit seinem Namensvetter Djaus bei den Indern? Muß er inhaltlich nicht eher mit Indra verglichen werden? Aber wo bleibt dann die etymologische Identität?

Auch des Zeus Großvater (welche Großvaterschaft allerdings auf einer falschen Systematik beruht), auch Uranus findet sich im Indischen wieder als Varunas, das ist unbestritten; aber selbst bei diesem Ur- und Grundbegriff steht doch ein großes Notabene: Bei den Indern ist Varunas entschiedener Himmelsgott, ein persönlich gedachtes, allgemein verehrtes Wesen (was man doch von dem griechischen Uranus nicht sagen kann), dann aber ist Varunas auch der Meergott (die Wolken des Himmels = Wellen des Meeres?) und davon ist an dem griechischen Uranus auch keine Spur hängen geblieben! Die Lustveränderung bewirkt Wunder, nicht nur bei den Menschen, auch bei den Göttern; aus Hochasien nach Europa verpflanzt sind diese, so viel oder wenig ihrer waren, radical verändert worden. Man darf alle die Aehnlichkeiten, Analogien und Identitäten in der Entwicklung der Sprache und der Mythologie, wie sie M. Müller und Andere eben so geistreich als überzeugend nachgewiesen haben, zugeben — jene Behauptung bleibt dennoch zu Recht bestehen. Denn für's erste erstreckt sich jene Identität blos auf den Körper der Sprache, auf das etymologische Element, dann aber hört sie mit Ablauf der sprachlichen Periode, welche M. Müller selber die mythologische genannt hat, auf, und drittens sind, bei großen localen Veränderungen, die Formen des religiösen Bewußtseins mannigfaltiger und wandelbarer, als die Gesetze der Sprache. Natürlich; denn Klima und Boden bestimmen ja den ganzen Volkscharakter, und machen nicht gerade Sprache und Religion, mehr als alles andere, ein Volk als solches aus? Ja, selbst die Sprache, das weniger Wandelbare, wie ungeheuer verändert tritt sie uns auf griechischem Boden entgegen? Was ist aus diesem ursprünglich gleichen Körper geworden? Seine geistige Physiognomie und nicht blos sie, auch seine physiologischen Functionen haben sich dergestalt verwandelt, daß nur der gelehrte Anatom mit bewaffnetem Auge die identischen Grundbestandtheile herauszufinden vermag. Wir denken bei der geistigen Physiognomie vor allem an die Syntax, wie sie sich, im Gegensatz zum Sanskrit, in den pelasgischen Sprachen, vorab im Griechischen, entwickelt hat, und zwar ver-

Digitized by Google

hältnißmäßig sehr früh. Schon bei Homer tritt sie uns in einer Vollkommenheit entgegen, deren Anfang um mehrere Jahrhunderte früher gesetzt werden muß. Wie ärmlich nimmt sich dagegen das an Wucht und Fülle der Flexionsformen so überlegene Sanskrit aus! Man darf wohl sagen, die pelasgische Syntax sei das Eigenthum, die geistige Errungenschaft der pelasgischen Völker; sollte es ihre Mythologie zum größeren und größten Theile nicht auch sein? Der Rest wenigstens, der in eine frühere, in die arische Periode fällt, scheint, arithmetisch genommen, dagegen kaum in Betracht kommen zu können. Und wenn nun sogar die italischen Völker (der eine große Theil dieses pelasgischen Stammes) nach dem Urtheil competentester Kenner eine Mythologie besaßen, welche von der des griechischen Brudervolkes total verschieden war — denn das theilweise, auf künstliche Art bewirkte Zusammenfallen der römischen und griechischen Götterlehre beweist natürlich nichts dagegen — wie steht es dann mit der Berechtigung der vergleichenden arischen Mythologie? Selbst M. Müllers neueste Schrift macht auf uns den Eindruck, daß ihr gelehrter Verfasser seinen in den „Essays" zu lesenden Ausspruch, daß „alle jene Mythengeschichten, welche wir finden auf indischem, griechischem, teutonischem, slavischem Boden, in Form und Charakter identisch seien", jetzt nicht mehr unterschreiben würde; und Jacob Grimms Hoffnung, daß „auch in der Mythologie jenes urgemeinschaftliche Maß der arischen Völkerfamilie werde ausfindig gemacht werden, wie in der Sprache" wird und kann nie in Erfüllung gehen. Im Uebrigen hat Müller seine schon früher ausgesprochenen Ansichten vom Verhältniß der Mythologie zur Sprache nicht nur (und mit Recht) beibehalten, sondern auch theils illustrirt, theils vertieft, nnd diese Auseinandersetzungen gehören zu den schönsten seines an neuen und interessanten Gesichtspunkten so reichen Buches.

Die Mythologie als unvermeidliche Katastrophe im Leben der Sprache, als deren Kinderkrankheit gleichsam, dargethan als „dunkler Schatten, den die Sprache auf den Gedanken wirft", der Nachweis von dem Einflusse der Geschlechtsbezeichnung (des Genus), der Metapher, der Polyonyma und Synonyma auf mythologische Bildungen — das sind Erörterungen, um deren Feinheit und Wahrheit jeder Forscher den Verfasser beneiden kann. Einzelnes ist allerdings auch auf die Spitze gestellt, so daß es nur, cum grano salis verstanden, auf Wahrheit Anspruch machen darf, so die Behauptung, daß „die ganze Geschichte der Philosophie nur ein Kampf gegen die Mythologie, ein Protest der Gedanken gegen die Sprache sei". Und warum? Weil gewisse Begriffe, um die sich allerdings manche der wichtigsten Streitfragen der Philosophie drehen, sich erst nach und nach aus ihrer ursprünglich materiellen Bedeutung zu einer geistigen entpuppt haben. Es wird das nachgewiesen an dem griechischen Wort ψυχὴ und dem deutschen „Athem". Mit der Entwicklung jener ψυχὴ — welche im ersten Stadium den „Athem", im zweiten die „Lebenskraft", im dritten die „Seele" bedeutete — seien zugleich zwei diametrale philosophische Systeme gegeben: der Materialismus und der Spiritualismus. Nun ist so viel wahr, daß allerdings der Begriff „Seele" eine wahre Kriegsfackel in philosophisch gestimmten Ländern ist; daß er sich aus einem materiellen und greifbaren vergeistigte, liegt in den Entwicklungsgesetzen, ja man darf sagen, in der Naturnothwendigkeit der Sprachgeschichte, aber auch, wenn dies zufällig anders geworden wäre, so hätte das philosophische Denken für den Begriff ψυχὴ ein anderes Wort schaffen müssen, und der Streit wäre somit dennoch ausgebrochen, der Begriff der (unmateriellen, unsterblichen) Seele ist nicht geboren worden aus dem Haupte der Sprache, sondern des Gedankens; dieser behalf sich nur, statt ein neues Wort zu erfinden, mit einem schon vorhandenen. Und er hatte höchst wahrscheinlich Recht; denn hätte er ein neues Wort erfunden, so wäre dieses wieder mit anderen Mängeln behaftet gewesen, wie denn die ganze Sprachentwicklung ein beständiges Ringen des Ausdrucks mit dem Gedanken ist und beide sich im Grunde nie, auch in der vorgeschrittensten Periode nicht, decken.

Wie sollte auch die Sprache Meister werden da, wo nicht einmal der Gedanke, das heißt die geflügelte Sprachpsyche, sich zum Höchsten emporzuschwingen vermag? M. Müller nennt es die „Achillesferse" der Kant'schen Philosophie, daß sie „dem menschlichen Geist das Recht versagte, die Grenzen der Sinnlichkeit zu überschreiten und das Göttliche wahrzunehmen" — welche Philosophie krankt aber nicht an jener Ferse? Wir fürchten sehr, diese „männliche Krankheit" werde der Philosophie eben noch lange und zwar so nothwendig anhaften, als der Sprache die „Kinderkrankheit", genannt Mythologie, die ja auch unser jetziges Sprachalter noch nicht überwunden hat. Ja, jene „männliche" Krankheit wird sehr wahrscheinlich noch über das Mannesalter der Philosophie hinaus, das heißt, so lange dauern, als wir nur durch die trübe Atmosphäre unserer Sinne hindurch in den Aether des reinen Seins schauen dürfen und mittelst unserer substantiellen Gehirnmasse die Welt des Uebersinnlichen reproduciren müssen.

Noch bliebe so Vieles, und so vieles Rühmliche von dem Buche zu sagen übrig, dessen Inhalt wir nicht einmal nothdürftig skizzirt, geschweige denn einläßlich dargelegt haben. Aber der Raum (insbesondere einer Zeitschrift) ist auch ein Gott, und zwar leider kein mythologischer, sondern ein wirklicher und grausamer, ein Moloch, dem wir armen Literaten unsere noch ungeborenen Geisteskinder opfern müssen.

Basel. J. Mähly.

Ueber Pariser Argot.

Das Gebiet der sprachlichen Excentricitäten, das die Sprachforscher in früheren Zeiten nicht genügend beachtet haben, ist neuerdings vielfach zum Gegenstande der ernsthaften wissenschaftlichen Untersuchung gemacht worden. Und mit Recht. Denn in der „Bummelsprache", wie wir einstweilen jene Abart nennen wollen, die gebildete Menschen in gebildeter Gesellschaft aufmerksam vermeiden und die in der Literatur keine berechtigte Stätte hat, — spiegelt sich in gewisser Beziehung der Charakter des Volkes und ist ein großer Schatz guten gesunden Humors und oft bittrer Satire verborgen. Vor nicht langer Zeit hat Dr. Traschel in einem „Glossarium der Berlinischen Wörter und Redensarten" den ersten Versuch gemacht, die sprachlichen Excentricitäten der Hauptstadt des deutschen Reiches zu sammeln; und unser Mitarbeiter und Freund Max von Szeliski hat in der „Gegenwart" (III. Band, Nr. 6 und 7) zahlreiche und sehr interessante Nachträge dazu gegeben. Derselben Arbeit hat sich Lorédan Larchey unterzogen, der in seinem „Dictionnaire de l'argot Parisien"*) alle jene Wörter und Phrasen zusammengestellt hat, denen die Akademie einstweilen die Aufnahme in das Heiligthum der correcten französischen Sprache noch verweigert, die aber nichtsdestoweniger im gewöhnlichen Verkehr sehr gebräuchlich sind und selbst von den Mitgliedern der guten gesellschaftlichen Kreise verstanden, in der Ungezwungenheit bisweilen sogar angewandt werden. Dieses „Argot" wird, wie gesagt, einstweilen noch nicht als vollgültiges Französisch angesehen; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß viele, sehr viele der jetzt noch von der Vornehmheit verpönten Wörter mit der Zeit in die Reihen des akademischen und guten Französisch vorrücken werden. Das „Argot", das sich aus den verschiedensten Berufs- und Gesellschaftsclassen recrutirt, zu dem aus den Ateliers der Künstler, aus den Kneipen der Studenten, den Läden, den Casernen und aus den Diebshöhlen der Gauner beständig neue Mannschaften zuströmen, bildet gleichsam die Ersatzreserve der regulären sprachlichen Armee; für das alternde, aussterbende gute Wort tritt ein Wort des Argot ein und nach verhältnißmäßig kurzer Zeit accomodirt sich dasselbe so vollständig der regulären Sprache, daß man die Unebenbürtigkeit gar nicht mehr bemerkt.

*) Dictionnaire de l'argot Parisien. Paris, F. Polo, libraire-éditeur. 16, rue du Croissant.

Digitized by Google

Gerade bei der französischen Sprache, über welche die Gelehrten des Landes stets mit scharfem Auge gewacht haben, läßt sich das mit besonderer Leichtigkeit feststellen. Molière verhöhnt in den „précieuses ridicules" noch eine ganze Reihe von unfranzösischen Redensarten, welche die „Precieusen" einzuführen suchen. Diese Verspottung ist uns heutzutage ganz unverständlich, weil diese verhöhnten Redensarten seit langen, langen Jahren sich in der französischen Sprache eingebürgert und nichts Auffälliges mehr haben. Im Jahre 1683 waren die jetzt allgemein gebräuchlichen Adjectiva haineux, respectable und das Hauptwort impolitesse noch sprachwidrig und lächerlich, wie bei uns etwa das Wort „Trunkenboldenhaftigkeit". Im Jahre 1726 standen noch Wörter, wie: détresse, encourageant, érudit, inattaquable, improbable, entente ꝛc. auf dem Index. Im Jahre 1803 mußte noch Mercier mit großer Energie dafür plaidiren, daß das heutzutage so gebräuchliche Wort „fusion" von der Akademie acceptirt würde.

So werden aus dem, was unserem Geschlechte noch als Argot gilt, mit der Zeit ohne Frage eine ganze Reihe von Wörtern und Redensarten zum Grade eines regulären, auch in der Schriftsprache stichhaltigen Wortes vorrücken.

Larchey theilt die Bestandtheile des Argot in 7 Gruppen: in die Gruppe der alten Wörter, der Substitutionen, der Veränderungen vorhandener Wörter, der Nachahmungen, der Wortspiele, der Erinnerungen und der importirten Wörter.

Am interessantesten sind die Substitutionen: die Anwendung eines Wortes für ein anderes, z. B. die Vertauschung des Wortes, welches die Wirkung ausdrückt, mit dem der Ursache. Für ein Tanzvergnügen heißt es im Argot „Huteintreiber" oder „Kopfzerschlager". Die Zwiebel heißt die „Thränenreiche". Ferner gibt es die Substitution der Verrichtung: die Kehle heißt der „Schlucker", das Herz der „Puckerer", der Faßbinder der „Herumläufer". Außerdem die Substitution der Erscheinung: die Spitzen werden die „Löchrigen", der Kaffee wie in Wien der „Schwarze", der Wein der „Blaue", der Bischof wegen seiner violetten Farbe die „Pflaume" genannt.

Die Substitutionen aus dem Thier- und Pflanzenreiche haben fast immer eine satirische Färbung. Gerade wie wir im Deutschen einen einfältigen Menschen einen „Gimpel" nennen, hat der Franzose für denselben Begriff das Wort „serin", also „Kanarienvogel". Der Wankelmüthige heißt wie bei uns „Schmetterling" (papillon); der Menschenscheue heißt ebenfalls wie bei uns der „Bär". Für einen Menschen mit mangelhaft entwickeltem Gehirn hat der Pariser die Bezeichnung „Auster"; für eine leichtlebige Dame: „Hirschkuh" (biche), oder „Henne" (cocotte); eine jugendliche Tänzerin heißt „Ratte"; die Erklärung, welche Larchey gibt: „Anspielung auf ihre kleinen behenden Schritte und ihre niedliche Figur", scheint uns nicht erschöpfend zu sein. Auch das zerstörende Element des Nagethiers wird bei der Wahl dieses Wortes mitbestimmend gewesen sein.

Ein hohler Zahn heißt eine „Gewürznelke"; die Perrücke ein „Rasen"; ein unbeständiger Mensch besitzt ein „Artischockenherz". Wie wir für die scharfe Ladung die Umschreibung „blaue Bohne" haben, so haben die Franzosen dafür „Pflaume". Für die Nase haben wir „Gurke" oder „Kartoffel", die Franzosen „Runkelrübe" oder „Trüffel".

Viele andere Substitutionen aus dem gewöhnlichen Leben haben wir mit den Franzosen gemein. Der Hut heißt „Ofenröhre", die Höhlung über dem Schlüsselbeine „Salzfäßchen", das graue Haar „Pfeffer und Salz", angestrengtes Arbeiten, das wir „schanzen" oder „ochsen" nennen, heißt bei ihnen „hacken", „mit der Hacke arbeiten". Die Hand bezeichnen sie mit „Gabel", die Beine mit „Zange" und die Arme mit „Henkel".

Die Veränderungen, welche einige Wörter erleiden um sich dem Argot zu accomodiren, haben offenbar den Zweck, deren Unverständlichkeit für die Profanen herbeizuführen, so daß diese Wörter in ihrer Umgestaltung nur den Eingeweihten sofort zugänglich sind. Gewöhnlich sind es die Endungen der Wörter, welche die Veränderung erleiden. So wird aus dem „épicier" ein „épicemar", aus dem „orfèvre" ein „orphelin", aus „Versailles" „Versigo"; aus dem Gefängniß „Pélagie" „Pelago". Eins der auf diese Weise corrumpirten Wörter ist schon längst in die Reihen der gebildeten Sprachen übergegangen: „rococo" ist auf diese Weise aus „rocaille" entstanden. Aehnliche Willkürlichkeiten haben wir auch in unserer Sprache; in vielen Gymnasien heißt bei uns der oberste Leiter der „Direx" ꝛc.

Sehr scherzhaft sind zum Theil die Wortspiele des Argot. Das Schwein heißt z. B. im Französischen „l'habillé de soie", der „Seidengekleidete", aber auch der „Borstenbekleidete", da „soie" sowohl „Seide" wie „Borste" bedeutet. Für den Portier hat man den Namen „cloporte", das heißt also wörtlich „Kellerassel"; gleichzeitig aber ist es ein Kalauer und „clôt-porte" bedeutet „Thürschließer". Der Theaterregisseur, der die Strafgelder (amendes) einzuziehen hat, heißt scherzhaft „l'amandier fleuri", eigentlich der „blühende Mandelbaum". Für den „Dietrich" hat man den Namen „Bischof", dem alle Thüren offen stehen. Eines der complicirtesten dieser Wortspiele ist die Bezeichnung „Violine" (violon) für „Arrestlocal". Diese Bezeichnung ist daher entstanden, daß der Häscher, der Scharwächter, in früheren Zeiten „archer" hieß; „archet" ist aber bekanntlich der Streichbogen; und deshalb hat man das Gefängniß, zu welchem der „archer" führt, wie das zum „archet" gehörige Instrument die „Violine" genannt.

Eine andere Kategorie von Argot-Wörtern sind die, welche Larchey unter den Titel „Erinnerungen" stellt. Aus Algier haben die französischen Soldaten zahlreiche Ausdrücke mitgebracht, die zunächst im Argot sich festgesetzt haben und von da aus wiederum in die gebildete und anerkannte Sprache vorgedrungen sind. Der Ausdruck „Smalah" für Hausstand und Familie — wir würden etwa sagen „die ganze Bagage" — ist Argot geblieben. „Dagegen ist „razzia" und „mazagran" (schwarzer Kaffee, der aus dem Glase getrunken wird) jetzt schon gutes Schriftfranzösisch.

Die Bühnendichtungen haben ebenfalls ein starkes Contingent gestellt. Der junge weltschmerzliche Romantiker hat von dem Helden des bekannten Dumas'schen Dramas den Namen „Antony" erhalten; der abgefeimte Gauner heißt „Robert Macaire", wie der typische Dieb in dem Drama „L'Auberge des Adrets". Der jüngere Dumas hat die „demi-monde" geschaffen, Sardou den „Benoiton", Victor Hugo den „Gavroche", den frechen Straßenjungen aus den „Misérables". Der „Chauvin", der lächerliche Patriot, ist durch die Charlet'schen Caricaturen typisch geworden. Die Reminiscenzen reichen bis zur Bibel hinauf: der „Philister" scheint aber den Weg über Deutschland nach Frankreich genommen zu haben; ein drolliger Ausdruck ist „potipharbiren" für „Gewalt anthun".

Aus dem Dictionnaire, welches 250 doppelspaltige Seiten füllt, wollen wir hier auf's Gerathewohl einige Wörter des Argot, die uns charakteristisch zu sein scheinen, mit ihren Erklärungen wiedergeben. „Einen Papageien erdrosseln" heißt so viel wie: ein Glas Absynth trinken. Dieses Lieblingsgetränk vieler Pariser erhält bekanntlich durch die Mischung mit Wasser die grünliche Färbung, welche allerdings mit dem Gefieder eines Papageien einige Aehnlichkeit hat. Für die kleinen Löckchen an den Schläfen, die im Deutschen den nicht sehr appetitlichen Namen „Spucklocken" oder auch „Schmachtlocken" führen, in Mädchenpensionaten drastischer mit „Kadettenfänger" bezeichnet und von den erwachseneren Fräuleins „Herrenwinker" genannt werden, haben die Franzosen den ungleich innigeren Ausdruck „Herzensangler" (accroche-coeurs). Für das Entweichen haben die Gefangenen den hochpoetischen Ausdruck gefunden „die Tochter der Luft spielen". Für unsere Redewendung „bei dem rappelts im Oberstübchen", haben die Franzosen eine ganz analoge: „il a une araignée dans le plafond". Die in den Volksküchen vorgesetzte Speise, die aus den verschiedensten Bestandtheilen bunt zusammengewürfelt wird, heißt „arlequin".

Zahllose Ausdrücke gibt es natürlich für den Zustand des Betrunkenseins, für das Sterben und sonstige Unvermeidlichkeiten. Einige Redewendungen wiederholen sich wörtlich oder fast wörtlich in beiden Sprachen, z. B. „benebelt sein", „être dans les brouillards", „einen Stich haben", „avoir une pointe".

Digitized by Google

Sehr ähnlich, zum Theil identisch sind im Deutschen und im Französischen Argot ferner Redensarten wie: „sich einen Buckel lachen", „se donner une bosse de rire"; „Gänsewein" für Wasser, „bouillon de canard"; „böse mit der Bank sein" für „kein Geld haben" (être brouillé avec le directeur de la Monnaie); „das ist starker Toback" (c'est un peu fort de chicorée); die „schönere Hälfte" für das weibliche Geschlecht (la plus belle moitié); „hereinfallen lassen" (le mettre à quelqu'un); „mit langer Nase abziehen" (avoir le nez long) ꝛc.

Die Umschreibungen für das Sterben sind geradezu zahllos. Die gewöhnlichsten sind: „Seine Pfeife zerbrechen" (casser sa pipe) und „seine Gabel verschlucken" (avaler sa fourchette); es kommen aber noch viel abenteuerlichere Varianten vor, z. B. „sein Billard auseinanderschrauben", „sein Gas ausdrehen" ꝛc.

Bisweilen aber zeigt sich auch ein tieferer Sinn; die Bezeichnung des Gehirns als „Compaß" ist gewiß bedeutend; „seinen Compaß verlieren" heißt „verrückt werden". „Ein Parterrebillet nehmen" heißt „an die Erde fallen"; für den Teufel tritt die Bezeichnung „der Bäcker" ein, wegen des Schiebens in den Ofen. Von Jemandem, der sich täuscht, sagt das Argot: „Er steckt sich den Finger bis an den Ellenbogen in das Auge."

Die Namen der Verwandten und Familienmitglieder erhalten im Argot zum Theil eine ganz absonderliche Bedeutung. Die „Mutter" ist die Spelunke, in welcher sich der verfolgte Verbrecher den Augen der Polizei zu entziehen weiß, die „Schwester" ist die Geliebte, — eine ironische Bezeichnung, die diejenigen verhöhnen soll, welche ihre Liebesverhältnisse unter dem Deckmantel einer fingirten Verwandtschaft zu verbergen suchen. Der „Onkel" ist der Wucherer und „meine Tante" das Leihhaus. Die „Wittwe" ist die Guillotine; ein grausiger Humor liegt in der Umschreibung für „guillotinirt werden": „den Kopf durch's Fenster stecken", oder „niesen"; ebenso wie in der Bezeichnung „es riecht nach Tannen" für „sterbenskrank sein", eine Anspielung auf den Geruch des Sarges, und in der Wendung „mit den Beinen voran das Haus verlassen", für „begraben werden".

Im Dictionnaire des Argot finden wir auch eine Erklärung des Wortes „Ente" für falsche Zeitungsnachrichten, die, so viel wir wissen, noch nicht bekannt ist. Das im Jahre 1776 in Paris bei Lacombe erschienene „Industrielle Lexikon" theilt folgende Anekdote mit:

„Die „„Landwirthschaftliche Zeitung"" veröffentlicht ein eigenthümliches Verfahren um wilde Enten zu fangen. Man kocht eine starke und lange Eichel in einem Absud von Sennesblättern und Jalape. Die so zubereitete Eichel bindet man an einen dünnen aber starken Faden in der Mitte fest und wirft sie darauf in's Wasser. Das Ende des Fadens behält man in der Hand und verbirgt sich. Die Ente schwimmt heran und verschluckt die Eichel; diese hat aber in ihrer Zubereitung eine starke purgative Wirkung und kommt sofort wieder zum Vorschein; darauf kommt eine andere Ente und verschluckt diese wiederum, eine dritte, eine vierte und so fort. So reihen sich alle an demselben Faden auf. Man berichtet bei dieser Gelegenheit, daß ein Huissier in der Nähe von Gué-de-Chaussée 20 Enten auf diese Weise aufgereiht habe. Darauf flogen die Enten auf und nahmen den Huissier mit; der Strick riß und der unglückliche Jäger brach ein Bein."

Diese plumpe Erfindung, die mit einigen Modificationen auch in unsern „Münchhausen" übergegangen ist, und den bösen Buben Max und Moritz von Wilhelm Busch bekannt gewesen zu sein scheint, wäre also zum Typus der Zeitungslügen erhoben worden und aus dem Wildentenfang wäre schließlich die gewöhnliche Zeitungsente geworden.

Direct aus dem Deutschen entnommen sind: „Kaiserlick" für Oestreicher. „Les Kaiserlicks ont été étourdis du coup." (Balzac); „Youte" (Jude) mannequin (Männeken), ein verächtlicher Mensch, „le spec", der Speck; „le stuc", das Stück, welches beim gemeinsam verübten Diebstahl dem Einzelnen zufällt; davon „stuquer": theilen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die Tausende von Wörtern und Redensarten auch nur in ihren interessantesten und charakteristischsten Repräsentanten zu mustern. Wir haben nur auf's Gerathewohl einige herausgegriffen und waren darauf angewiesen, diejenigen Redewendungen vor Allem in's Auge zu fassen, die durch ihre Uebertragung in's Deutsche ihren eigenthümlichen Charakter möglichst wenig einbüßen. Schon dadurch und durch die Rücksicht auf die Empfindlichkeit unserer Leser sind wir in unserer Auswahl sehr beschränkt worden; denn die meisten der Ausdrücke im Argot sind von einer wahrhaft entsetzlichen Derbheit und Deutlichkeit. Wir haben daher das Gebiet des Argot nur flüchtig durchstreift; derjenige, der länger auf diesen Seitenpfaden der Sprache verweilen und sie aufmerksam durchforschen will, wird von der Fülle des Humors und der Satire, die sich ihm hier darbietet, überrascht sein.

F. L.

Neue Poesien.

Jordan, Wagner und Freytag haben in unserer modernen Literatur eine neue Erscheinung heraufbeschworen, das Gespenst der Teutomanie, die unseren Tagen fremd und oft feindlich entgegensteht. Die beiden Erstgenannten griffen mit ihren Stoffen in eine gestorbene Welt zurück, die uns, trotz aller Bemühungen sie zu vermenschlichen, ein Räthsel bleiben wird. Das Christenthum, die Zeit der Renaissance und die classische Periode deutschen Schriftthums haben den Strom unseres Geisteslebens in ein neues Bett geleitet, in welchem er nach manchem überwundenen Hemmniß weiter fließen wird. Der Versuch, demselben ein neues Bett zu graben, ist trotz der bedeutendsten schöpferischen Kraft der einzelnen Dichter ein vergebener und nichts mehr als ein interessantes Experiment. Die alte Göttermythe, deren Bibel Sämunds „Edda" ist, gehört zu den tiefsinnigsten Schöpfungen der menschlichen Phantasie und erfaßt, ebenso wie die indische Rigveda, durch den ernsten Geist, der sie beherrscht. Aber vergebens ist das Streben, durch sie die jetzige nationale Denkweise zu unterbrechen und sie zur Grundlage einer neuen Poesie zu machen, die bis in die tiefsten Schichten des Volkes dringen soll. Dennoch hat sich bereits eine Gruppe von Dichtern gebildet, die nach diesem Ziele strebt und die Erscheinungen dieser Art mehren sich, ohne indeß großen Erfolg zu haben. Wie Freytags „Ahnen", deren poetischer Werth unangetastet bleibt, mehrere endlose Romane erweckten, die spurlos vorübergegangen sind, so wurden Jordans und Wagners Schöpfungen die Stammväter eines neuen Geschlechtes.

Marie Hanstein veröffentlichte vor einigen Jahren „Des Knappen Siegwart goldnes Buch" und läßt demselben jetzt „Die Aslaug-Sage" *) folgen. In beiden Werken zwingt uns die Virtuosität, mit der die Dame die alterthümliche Sprache gebraucht, vollste Achtung ab; wir erkennen den Fleiß, den sie angewendet hat, um die Herrschaft über den Sagenstoff zu gewinnen, aber dem Ganzen klebt, trotz mancher poetischer Scene, der gelehrte Bücherstaub an. Das Talent soll die Sprache seiner Zeit schreiben, die Gedanken und Gefühle seiner Zeit denken und fühlen, nur das allein sichert ihm das Verständniß der Mitlebenden. Sollen wir jetzt auf einmal vergessen, was Goethe und Schiller, was Herder und Lessing für die Sprache gethan, sollen wir die Formen, in denen sich unser Geist bewegt hat, auf einmal abwerfen, um ihn in ein fremdes Gewand, das überall klafft, zu zwingen? Soll sich die Poesie ganz von Leben loslösen? Fast jede Blüthe der Literatur stand im innigsten Zusammenhang mit dem ganzen Fühlen und Denken der Zeit, es war in Spanien, in Italien, es war in Frankreich — und vorher in Griechenland und noch früher in Indien so. Sollte dieses Gesetz auf einmal seine Geltung verloren haben? Der moderne Dichter soll seine Zeit nicht mit Achselzucken übersehen, denn gerade weil sie gährt, weil sich überall Extreme gegenüberstehen, vermag er mit seiner Dichtung der Wahrheit zu dienen, ohne deshalb die Schönheit verletzen zu müssen.

„Ein Götter Mährchen Alter Sage neuer Sang" (1. Th. „Das Goldalter", 2. Th. „Das Schuldalter") betitelt sich ein

*) (Berlin, Neuenhahn.)

Digitized by Google

Buch von Wilhelm Paul Graff. „Als Manuscript gedruckt für meine Freunde und Alle, die ich mir als solche wünsche."

Der Autor sendet seinem Buche eine Widmung an Prof. Karl Bartsch voraus, deren bescheidener und liebenswürdiger Ton für ihn einnimmt.

Das Werk, dessen Grundidee einem der ältesten und jedenfalls großartigsten Eddaliede, der „Völuspa" entnommen ist, besteht aus drei Theilen, deren zwei erste vorliegen. Es soll die ganze Göttergeschichte des Nordens umfassen, bis zur Götterdämmerung und zur Wiedergeburt des Allvaters als „Widar" als neuer Gott, der den Fenrirwolf tödtet und nach dem Untergang der alten Welt eine neue schafft. Das Buch ist unbestreitbar die Schöpfung eines echten Poeten, wofür die Schilderung des Wettkampfes zwischen den Zwergen „Blast" und „Loke" oder „Puck" in der zweiten Märe, und die ganze zwölfte: „Der Raben Gesang" ein lebendiges Zeugniß abgeben. Aber zwei Dinge sind es, die den reinen poetischen Genuß schmälern und die im Stoffe selbst begründet sind. Zuerst der Nebel, der über dem Ganzen liegt. Daß die Gottheiten und ihre Geschicke großartige Allegorien oder Symbole sind, die ursprünglich als Reflexe der elementaren Ereignisse in der Phantasie entstanden und erst im Laufe der weiteren Entwicklung sich zu ethischen Personificationen vertieften, das läßt sich mit einer gewissen Sicherheit annehmen. Aber zwischen der Phantasie jener Menschen, die diese Sagen ersonnen haben und der unserigen liegen Jahrtausende; was damals klar war, ist uns verschwommen, was damals unmittelbar gewirkt hat, das wird uns erst durch die Reflexion verständlich.

Der groteske Humor, der in vielen Gestalten und Episoden liegt, berührt uns selten anmuthend. Unser Schönheitssinn ist noch heute das Resultat des Antiken und Nationalen, das Kind von Faust und Helena, und wir Deutschen werden wohl kaum jemals diese Schule, durch die unsere größten Dichter und Denker gegangen sind, vergessen.

So bleibt denn auch das „Göttermährchen" ein rühmenswerther Versuch, der uns Achtung für den Autor einflößt, aber uns doch nie und nimmer überzeugen kann, daß der Quell, in welchem sich die moderne Poesie gesund baden kann, in jenen Liederresten einer verschwundenen Cultur gesucht werden müsse.

Von den vielen Bänden lyrischer Gedichte, die uns die letzte Zeit beschеert hat, können wir nur einige erwähnen. Die schlechten Poeten zu besprechen ist eine zu wenig lockende Aufgabe. „Sang und Drang" nennt sich eine Liedersammlung von Friedrich Volker (Aarau, Sauerländer). Die besten der Gedichte entstammen einer feinen Nachempfindung des Volksliedes. Der Autor hat sich etwas bewahrt, was dem Culturmenschen des 19. Jahrh. leider fast immer zu früh verloren geht, das Bewußtsein des Zusammenhanges mit der Natur. Seine Gedichte sind kein Mosaik literarischer Reminiscenzen, sondern tragen den Stempel eigenen Schaffens. Die Form ist meistens gelungen und zeichnet sich durch ihre Einfachheit aus. Der Kreis der Gedanken und Gefühle ist kein neuer und kein großer, aber der Autor strebt nach Vertiefung und vermeidet die klingende Phrase. Viele Lieder zeugen für echte tiefe Religiosität, ohne jemals durch pietistischen Anstrich abzustoßen, — die Empfindung ist schlicht und flößt nie einen Zweifel an ihrer Wahrheit ein. Als die gelungensten Schöpfungen heben wir hervor „Böse Zeit" (S. 14), „Am Meer", „Im Norden" (S. 30. 31), „Dahin" (S. 38), „Noch einmal Röslein und Wandern". Manches Lied leidet an Unklarheiten, wie „Heisterbach", andere an seltsamen Reimen, wie „Höchstes Glück", dessen letzte Strophe heißt:

„Und freudig mache kund
Der armen Erden,
Das Glück zu lieben — und
Geliebt zu werden.

„Und" als Reimwort ist nicht besonders hübsch.

Einen sehr originellen Gedanken hatte ein Autor, Carl Schultz (Schwerin, Stiller), der ein Heft „Liederproben" unter folgendem Motto in die Welt sendet:

„Proben! Weiter nichts als Proben?
Höchst verwunderlich!"
Sind die Proben nur zu loben,
Warum schmält ihr mich?
Schickt alltäglich doch der Kaufmann
Proben in die Welt,
Heimlich hoffend, daß darauf man
Waare nachbestellt.

Die 58 Seiten des bescheidenen Büchleins enthalten manches formschöne und auch gedankenreiche Gedicht, besonders in der letzten Abtheilung „Natur", aus der ich auf „Aus dem unscheinbaren Keime" hinweise. Sangbarkeit fehlt durchweg, die Reflexion überwiegt.

Von Georg von Oertzen liegt wieder eine Sammlung von Liedern vor: „Stimmen des Lebens" (Wien, Carl Gerolds Sohn). Der Autor hat einen Fehler, seine Fruchtbarkeit. Der Grund dazu ist in seinem Improvisationstalente zu suchen, dem sich ein an Rückert erinnerndes Reimgenie gesellt. Oft weckt bekanntlich der gleiche Ausklang der Worte einen schlummernden Gedanken, aber sehr oft muß der Reim den Mangel einer Idee verbergen, und das ist bei Oertzen der Fall. In „Klage der Priester" (S. 193) heißt es:

„Spenden die Seelen, durstig gehoben,
Widmen ein Leben zum Blühen bereit,
Aus dem gefühllosen Aether droben
Strahlt kein Gruß, der die Knospe befreit."

Abgesehen von der unsichern Metrik, klingt das Ganze nach etwas, aber „die durstig gehobenen Seelen" sind mir ein Räthsel. Die „Apologie des Satirikers" (S. 136) zeichnet sich durch originelle Reime aus, „Daseins, Papaseins", „Bosheit, los seid", „Art ist, offenbart ist". Das ganze Gedicht ist aber sehr flach.

S. 130 finden wir eine Strophe, die lautet:

„Sieht dich ein Unkraut giftig an,
Greif zu und reiß es aus,
Doch wer kein Unkraut leiden kann,
Der bindet keinen Strauß."

Das „Doch" der dritten Zeile ist entweder ein vollkommenes Räthsel oder eine Gedankenlosigkeit.

Derartige Plattheiten könnten hunderte citirt werden, oft sehr schön klingend und brillant gereimt. Doch mitten unter dem vielen Werthlosen begegnet man einzelnen vorzüglichen Gedichten, die einen schönen Gedanken in edler Form aussprechen, besonders zwei S. 108 „Lange Jahre sind es" und S. 163 „Der Tod kommt zweimal". Herr von Oertzen kennt gewiß die Erzählung von dem persischen Herrscher, der stets eine Bibliothek mitführte, bis daraus ein kleines Büchlein, das Beste enthaltend, wurde. Aus den vier oder fünf Bänden seiner Gedichte ließe sich ein niedliches Büchlein machen, das sich bleibende Geltung verschaffen könnte.

„Liebesgürtel" ist die Sammlung hochdeutscher Gedichte des verstorbenen Franz Stelzhammer betitelt (2. Aufl., Leipzig, Heckenast). Die Bedeutung dieses östreichischen Poeten liegt in seinen Dichtungen in obderennsischer Mundart, obwohl viele derselben für uns zu weich und sentimental sind: Empfindungen des Culturmenschen in der Sprache des Dialekts. Aber in andern ist es dem Dichter gelungen, echte Volkslieder zu schaffen, einfach und naiv im Gedanken, klar und plastisch im bildlichen Ausdruck. — Die vorliegende Sammlung hat etwas Veraltetes für uns, wie ein Bild unserer Eltern aus den Zwanziger Jahren. Trotz des Menschlichen, das in den Zügen liegt und das wir ja verstehen müssen, muthet uns das Ganze fremd an. Die Empfindung hat etwas Weichliches und wird im Schmerz oft sauertöpfisch*). Nur wenige Lieder sind in der Form streng, wie „Ach könnt' ich mir indessen" (S. 101), „Für mein suchend Auge" (176) und besonders „Nur einmal noch", dessen erste Strophe ich hier anführe.

*) Die Ironie, in die Heine z. B. echten Humor und Anmuth legt, treffen wir auch hier, aber sie tritt in einer philisterhaften Weise auf.

Digitized by Google

Nur einmal noch möcht' ich empfinden
So heiß, wie ich empfunden habe,
Nur einmal noch ein Herz mir binden,
Wie ich sie einst gebunden habe;
Nur einmal noch möcht' ich erleben
So einen Tag, wie einst vielhundert,
Wo ich im Nehmen und im Geben
Des eignen Herzens Kraft bewundert.

Den vielen Verehrern der Dialektpoesien Stelzhammers wird das Buch interessant und willkommen sein.

Echt frauenmäßig im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind die Gedichte von Anna Stirn geb. Nivière, sehr unglücklich, wehmüthig, naturschwärmend, sentimental. (Haide-Blumen, 2. Aufl., Kassel, Ernst Hühn.) Das Bändchen kann jungen Damen von 15—17 Jahren unbedenklich in die Hände gegeben werden. Der Grund der mittelmäßigen Leistung findet sich sehr klar in einem äußerst zierlichen Bändchen, das den interessanten Titel „Meeresstille und glückliche Fahrt" trägt und Julius Gräfe zum Autor hat (Leipzig, Hartknoch). Der Dichter sagt in seinen Aphorismen (S. 111):

Es gibt so manche Dichterkraft,
Die nie etwas Vollkommnes schafft.
Warum?

Man ist natürlich sehr gespannt und erhält die befriedigende Auskunft

— Es fehlt ihr die Gelegenheit
Und auch nicht selten an der Zeit.

Wir wünschen dem Autor Gelegenheit.

Der Humor und die Satire sind seltene Gäste bei den deutschen Dichtern. Unsere ernsten Talente, und das zu sein ist die erste Bedingung für einen Humoristen, werden pathetisch und sagen die Weisheit mit gerunzelter Stirne; was wir „Humorist" nennen, ist meist ein Mittelding zwischen Harlekin und Flachkopf, und unsere Satiriker sind selten „ungezogene Lieblinge der Grazien", deren stärkste Hiebe mit einer solchen Anmuth und Eleganz geführt werden, daß man sie mit Bewunderung fürchtet. Unseren Satirikern fehlt mit geringer Ausnahme die weltmännische Bildung und der sittliche Muth; ihre Angriffe sind plump und ihr poetisches Talent meist Null.

Ein „Tannhäuser der Aeltere" hat ein Spottgedicht in 18 Capiteln, „Pilgerfahrt", veröffentlicht (Zürich, Verlags-Magazin), das gegen Papst, Papstthum, gegen Bischöfe und Cardinäle und einiges Andere zu Felde zieht, aber abgesehen davon, daß der Witz meistens matt ist, fehlt dem Ton des Ganzen jeder Schliff. Diese Satire ist ein hölzernes Schwert, das zerbricht, wenn es geschwungen wird, und höchstens blaue Flecke, aber keine Wunden verursacht, und eine Satire, die das nicht thut, die nicht tödtlich wirkt, ist überhaupt ein sehr unnützes Ding.

Einen freundlichen Empfang von Seite der Leserwelt verdienen „Durstige Lieder" von Julius Meyer (2. Aufl. Leipzig, Bidder). In diesen Sängen liegt der echte, tolle Kneiphumor, der mit vollstem Bewußtsein göttlichen Blödsinn schwatzt, aber uns empfinden läßt, daß der Autor ein Mann von Geist und eine echte Dichternatur ist.

Der Charakter der Lieder erinnert bald an Hafis, bald an Scheffel, bald an W. Busch, ohne daß sie als Nachahmungen bezeichnet werden könnten.

In der ersten Abtheilung „Durstiges an sich" imponirt die „Philosophisch-geschichtliche Studie" (S. 13), aus der ich einige Verse citire.

Hauptphilosophieerfinder
War ein arbeitsscheuer Inder:
„Diese Welt ist schlecht", sprach Buddha,
„Alles ist faul und kaput da,
„Eins ist Noth, daran gebricht's:
„Nichts und nichts und wieder Nichts."
Sprach's und saß in einer Wüste,
Dankte nicht, wenn man ihn grüßte,
Ganz verloren in Beschauung,
Schlaf und Essen und Verdauung.
Da er Nichts als Ziel genommen,
Hat er gar nichts 'rausbekommen.

So entwickelt der Autor in Kürze sämmtliche Philosophien bis auf Schopenhauer.

S. 17 zeigt er „die gräulichen Folgen mangelhafter Grundsätze" an historischen Beispielen, wie:

Belsazzer, Fürst von Babylon,
Ging stets zu Bett um elfe schon,
Drum ward er auch um Mitternacht
Im Schlafe heimlich umgebracht.
Hätt' er gekneipt ein Stündchen noch,
Der Esel lebte heute noch.

In der Abtheilung „Geschichtliches" ist „Vercingetorix" (S. 30) vortrefflich, ebenso die Schilderung der Völkerwanderung, deren Grund der Durst war:

Und so in steter Regung
Die Sache weiter gung,
Und diese Suffbewegung
Heißt Völkerwanderung.

Die besten der Lieder können sich Scheffels Dichtungen dieser Art getrost zur Seite stellen.

H. von Leixner.

J. L. Klein.

Der Tod, welcher am 2. August dieses Jahres im israelischen Krankenhause zu Berlin Julius Leopold Klein dahinraffte, hat der deutschen Wissenschaft einen Gelehrten von ungewöhnlicher Vielseitigkeit des Wissens, der deutschen Poesie einen Dichter von origineller Schöpferkraft der Phantasie entrissen. Wohl stand das schriftstellerische Wirken des Verstorbenen auf jener einsamen Höhe, bis zu welcher die Gunst der Menge nicht hinanreicht, aber die deutsche Literatur ist durch ihn mit bleibenden und durchaus eigenartigen Erzeugnissen bereichert worden. Eigentlich populär ist Klein nur vorübergehend durch die Theaterrecensionen geworden, welche er seit den vierziger Jahren für einzelne Berliner Blätter schrieb. Doch wenn auch diese Berichte glänzende Virtuosenstücke des Geistes waren, so sind sie doch naturgemäß verschwindende Leistungen, sobald man sie mit den dramatischen Werken und der großen, leider nicht einmal bis zur Hälfte vollendeten Geschichte des Dramas vergleicht, welche wir dem Verewigten verdanken. Diese Schriften verleihen Klein eine hervorragende Bedeutung, indem wir aus ihnen einen Mann bewundern lernen, der ein Dramatiker von der Genialität Grabbes und Hebbels und zugleich ein Literarhistoriker und Kritiker ersten Ranges war. Die Eigenthümlichkeit seines Wesens machte es unmöglich, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sein originelles Wirken hinzulenken, und er mußte sich mit den Anerkennungen einer verhältnißmäßig kleinen Schaar von Kennern und Fachmännern begnügen. Aber diese werden sich keinen Augenblick bedenken, ihm in der deutschen Walhalla, wenn auch keine Statue in Lebensgröße, wie sie den Koryphäen unserer Nationalliteratur gebührt, so doch eine Büste an bevorzugter Stelle zu errichten.

Klein war vor Allem dasjenige, was Goethe in seinem Alter mit Vorliebe eine „Natur" nannte, d. h. eine feste, in sich abgeschlossene Persönlichkeit, die sich aus der Gleichartigkeit unserer modernen Literatur und Kunst als charakteristische Ausnahmserscheinung erhob und schon in Folge dessen eine größere Beachtung verdient hätte, als ihr in der That zu Theil wurde. Seine ganze Art und Weise, die Dinge zu betrachten, sein unnachahmlicher Stil, ja jede seiner witzigen und sarkastischen Bemerkungen trug ein so eigenthümliches Gepräge, daß man in unserer Zeit der schablonenhaften Nachahmung an diesen unmit-

Digitized by Google

telbaren Offenbarungen einer ebenso reich wie tief angelegten Natur seine herzliche Freude haben mußte. Freilich schlug diese Originalität nicht selten in Bizarrerie um. Wo man eine ruhige Erörterung erwartete, da improvisirte Klein oft ein humoristisches Fangballspielen und gefiel sich in allen möglichen Abschweifungen und Uebertreibungen. Aber vielleicht hat sich der Reichthum seines Geistes niemals glänzender, als in diesen köstlichen Capriccios gezeigt. Wenigstens wußte er in solchen Momenten, wenn ihn die Begeisterung für seine Ideale erfaßte, und ihm die Gedanken und Bilder von allen Seiten zuströmten, durch seine hinreißende Beredtsamkeit jeden Leser zu seinem Gesinnungsgenossen zu machen. Aber wie seine gelehrten Arbeiten im schrankenlosen Erguß von der Hauptsache abschweiften und wegen ihres maßlosen Umfangs die Gebildeten zurückschreckten, so verschmähten seine Dramen jede Rücksichtnahme auf die vorhandenen theatralischen Zustände und setzten eine ideale Bühne voraus, für welche es in allen Zeiten an Schauspielern und Publicum fehlen wird.

J. L. Klein wurde im Jahre 1810 zu Wiskolz in Ungarn geboren. Einer sorgfältigen Erziehung hatte er seine frühe Bekanntschaft mit der deutschen Literatur, namentlich mit Schiller, zu verdanken. Mit 15 Jahren bezog er die Universität zu Wien, wo er sich mit philologischen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Studien beschäftigte. Plötzlich ging er nach Berlin, um Medicin zu studiren. Hier promovirte er und legte auch seine Staatsprüfung ab, ohne indeß jemals zu prakticiren. Von größeren Reisen ist namentlich ein einjähriger Aufenthalt in Italien und ein Ausflug nach Griechenland für seinen Bildungsgang von Bedeutung gewesen.

Die „Geschichte des Dramas" ist ein in der Bücherwelt vielleicht ohne Beispiel dastehendes Werk. Ursprünglich auf vier Bände angelegt, erweiterte sich der Stoff unter den Händen des Verfassers in so riesenhafter Weise, daß die drei ersten Bände allein das griechische, römische, indische und chinesische Drama behandelten, während das italienische Drama den vierten bis siebenten, das spanische den achten bis elften Band umfaßt. Der zuletzt erschienene zwölfte Band gelangt nach einer ausführlichen historischen Einleitung nicht einmal bis zu den eigentlichen Vorgängern Shakespeares. Tief zu bedauern bleibt es, daß es dem rüstigen Forscher nicht vergönnt war, sein Werk bis zur Betrachtung des Shakespearedramas zu fördern, auf welche alle früheren Erörterungen bereits hinwiesen. Es dürfte kaum zu viel gesagt sein, wenn man behauptet, daß Klein der größte lebende Kenner des unvergleichlichen Britten war, und daß die von ihm in Aussicht gestellte Analyse der Werke des süßen „Schwans von Avon" unsere Aesthetik um eine Fülle der feinsten Bemerkungen reicher gemacht hätte. Kleins glühende Verehrung für Shakespeare entsprang aus keinem lediglich philologischen, philosophischen oder sachlichen Verständniß, sondern aus einem außerordentlichen Talente des dichterischen Anempfindens, aus einer geistigen Verwandtschaft, wie sie bei einem gelehrten Forscher vielleicht niemals wieder vorhanden gewesen ist. Einzelne gelegentlich eingestreute Bemerkungen über das Drama Shakespeares sind ein wahrer Triumph der ästhetischen Kritik und lassen den Verlust in seiner Schwere schmerzlich empfinden. Aber auch ohne diese Krönung ist das Ganze ein ehrfurchtgebietender Bau. Akt für Akt, Scene für Scene geht Klein die einzelnen Dramen durch und setzt auf diese Weise seine Leser in den Stand, die Berechtigung seiner jedesmaligen Kritik zu prüfen. Dies ist allerdings um so nothwendiger, als Klein nicht selten zu Ansichten kommt, welche die traditionelle Forschung theilweise auf den Kopf stellen. Seine Behauptung, daß Aeschylus eine höhere dramatische Bedeutung für sich in Anspruch zu nehmen habe, als Sophokles, erregte einen Sturm in der philologischen Welt, wurde jedoch so glänzend begründet, daß ausgezeichnete Forscher wie Boeckh dieselbe als richtig anerkannten. Ebenso originell ist der Versuch Kleins, dem Buddhismus einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung des indischen Theaters zuerkennen zu wollen. Eine wahre Fundgrube literar-historischer Forschung bildet die Geschichte des italienischen Dramas, namentlich in der älteren Periode, welche Klein in den allerengsten Zusammenhang mit Shakespeare zu bringen weiß. War die Betrachtung des spanischen Dramas nicht so bahnbrechend, wie diejenige des italienischen, so lag dies an der trefflichen Vorarbeit, welche A. F. v. Schack in seinem classischen Werke über diesen Gegenstand geboten hatte. Es galt hier weniger, neue Entdeckungen zu machen, als die überlieferten Resultate zu prüfen, zu berichtigen und zu vervollständigen. Von ganz besonderem Werth ist das umfassende Werk für Fachmänner endlich dadurch geworden, daß Klein bei seiner Wanderung durch die verschiedenen Dramengebiete eine Menge ästhetischer Fragen aufwirft, deren Beantwortung eine vortreffliche angewandte Poetik und Dramaturgie bildet. Durch den gewaltigen Umfang verlor das ganze Unternehmen allerdings den ursprünglichen Charakter eines handlichen Nationalwerkes und wurde zu einem literar-historischen Archiv, welches fast nur von Denjenigen, die wieder Bücher schreiben, benutzt wird, das aber den Kreisen der allgemeinen Bildung höchstens dem Namen nach bekannt ist. Ein schwerer Uebelstand für die Benutzung des Werkes sind namentlich die Extrablätter, welche Klein nach dem keineswegs nachahmenswerthen Vorgange Jean Pauls in den Text einlegt, sobald ihm eine beliebige Tagesfrage durch den Kopf schießt. Diese seitenlangen Auseinandersetzungen, welche nicht im geringsten Zusammenhang mit dem eigentlich behandelten Thema stehen, sprühen allerdings alle von Geist, ermüden jedoch auf die Dauer in so außerordentlicher Weise, daß der Leser das Buch abgespannt aus der Hand legt. Es ist nicht Jedermanns Sache, sich bei der Betrachtung des spanischen Dramas eine längere Vorlesung über deutsche Sprache halten, oder sich bei der Analyse der Alfieri'schen Dramen von dem preußischen Zündnadelgewehr allerlei schöne Dinge erzählen zu lassen. Leider vermochte es Klein im Verlaufe seiner Arbeit immer weniger, dergleichen überflüssige Einlagen zu unterdrücken, welche wesentlich zu der übermäßigen Anschwellung des Werkes beigetragen haben. Ungetheilte Bewunderung wird man jedoch neben der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinn des Verfassers auch seinem Bienenfleiße entgegenbringen, der es ermöglichte, die zwölf Bände seines Werkes in dem verhältnißmäßig so kurzen Zeitraum seit 1865 herauszugeben. Schon allein die mechanische Arbeit des Schreibens muß in Erstaunen setzen.

Die dramatischen Werke, welche in den Jahren 1871—74 in acht Bänden erschienen, zeigen Klein auf der Bahn jener Kraftdramatiker, welche sich von Lenz und Klinger bis Hebbel und Grabbe durch unsere Literatur ziehen. Ohne Frage hat unsere öffentliche Kritik, wie die Gesammtheit unserer Nation, über dieses dichterische Vermächtniß Kleins noch nicht das letzte Wort gesprochen. Im wunderlichen Gegensatze zu dem außerordentlichen Lobe, welches Kritiker, wie Frenzel und Honegger, diesen Dichtungen gezollt haben, sind die Versuche der Bühnenaufführung einzelner Dramen, wie der „Zenobia" in Berlin und der „Herzogin" in München, als gescheitert zu betrachten. Doch ist die Wahl dieser Stücke zum Zweck der Einführung des genialen Dichters in unser Bühnenrepertoire mit Recht eine unglückliche genannt worden. Mit dem neuesten und besten Drama von Klein „Heliodora", welches am meisten einheitlich und den Anforderungen der Bühne entsprechend componirt ist, hat noch keine Bühne einen Versuch gemacht, ebenso wenig mit dem geistreichen Lustspiele „Voltaire", dessen Titelheld in einen interessanten Gegensatz zu Shakespeare gebracht ist. Kaum dem Namen nach ist den Literaturfreunden Kleins Trilogie „Maria von Medici" (1841), „Guines" (1842) und „Richelieu" (1874) bekannt, die ein so fesselndes Bild aus der Zeit des ancien régime entwirft, oder das Trauerspiel „Moreto", welches die drei größten spanischen Dramatiker, Calderon, Lope und Moreto, zusammenführt. Daß sich Klein in einzelnen Dramen zu sehr auf das Vorbild der Shakespeare'schen Historien stützt, wie in „Strafford", „Herzog Albrecht" und „Maria" oder sich auch einmal ein krasses Tendenzstück, wie „Cavalier und Arbeiter" erlaubt, kann uns in der Erkenntniß nicht irre machen, daß hier von einem außerordentlichen Talente ein bis jetzt noch nicht gehobener dichterischer Schatz hinterlassen worden sei. Steht seine Muse nicht selten auf der äußersten Grenze des Erhabenen, und will sie den Ose-

Digitized by Google

auf den Olymp thürmen, so erweist sie sich doch noch häufiger als eine echte Herzenskündigerin, die das funkelnde Gold der Poesie in verschwenderischer Weise ausstreuet. Unsere Zeit, welche eine bedenkliche Vorliebe für das Süßliche und Schwächliche hat, kann das Studium einer so herkulischen Dichternatur, wie sie Klein besaß, nur von Nutzen sein. Der Schwulst und die Uebertreibungen in seinen Dramen waren nicht künstlich gemacht, sondern nur die nothwendige Kehrseite einer seltenen Begabung, die in einer unruhig bewegten Welt der Leidenschaft lebte und eine Phantasie von außerordentlicher Fruchtbarkeit besaß.

Erst spät wurden dem Dichter, dessen Leben, nach dem biblischen Worte zu urtheilen, schön gewesen sein muß, da es aus Mühe und Arbeit bestand, öffentliche Anerkennungen zu Theil. König Ludwig von Bayern trat in eine Correspondenz mit ihm und ermunterte ihn zur Vollendung jener erwähnten Trilogie aus der französischen Rococcozeit, während ihm die Schillerstiftung eine Pension gewährte. In unermüdlicher Hingabe an sein großes Werk, dessen Beendigung er nicht erleben sollte, wirkte er still und abgeschlossen, sein Arbeitszimmer fast nur mit der königlichen Bibliothek vertauschend, wo der greise Forscher eine Act enfant terrible war. Hoffentlich wird der kritische Unverstand, welcher dem Verstorbenen so manche Stunde verbittert hat, nunmehr einsehen, daß wir in Klein, trotz aller seiner Fehler, einen ausgezeichneten Gelehrten und Dichter verloren haben, von dem wir mit Stolz sagen können: Er war unser!

Eugen Zabel.

Die Kunstindustrieausstellung in München.

III.

Der behagliche Bayer, der leichtlebige Wiener, der gemüthliche Schwabe, der verständige Franke und Sachse, der witzige Berliner, der überhaupt straffere Norddeutsche, sie gehören zusammen um ein reiches Culturleben zu führen. So hat Wien die Musik gepflegt, und Haydn, Mozart, Beethoven stehn wahrlich den Dichtern und Philosophen wie Lessing, Herder, Kant und Fichte nicht nach; Schiller und Goethe vermitteln Nord und Süd. Und so können wir in der Ausstellung wohl sagen, daß Preußen an kriegerischer Energie wie an Pflege der Wissenschaft und Schulbildung den Bayern und Oestreichern vorangegangen, daß diese aber durch Kunstsinn und Geschmack sich auszeichnen und dadurch hier den Preis davontragen. Die Schönheit ist aber auch ein sittigendes Element des Lebens, und das „Billig und schlecht" muß aufhören wo sie erstrebt wird, eher tritt da das „Kostbare" ein, und das dominirt in München. Es hängt damit zusammen, daß von idealer Höhe aus die Kunst bei uns in's Leben trat, statt wie früher aus dem Volksboden hervorzuwachsen. Wenn künstlerische und industrielle Kräfte sich verbinden, so erzeugen sie bereits Prachtstücke, die es mit gar vielen aus den guten Zeiten aufnehmen können, aber es sind Luxusgegenstände oder die Werke stehn doch nur dem Reichthum zu Gebot; das Rechte ist, wenn zugleich Alles, was zum Gebrauch des täglichen Lebens gehört und den Hausrath des Mittelstandes bildet, das Zweckmäßige mit dem Wohlgefälligen verbindet, wie wir das durch die Ausgrabungen einer antiken Provinzialstadt am Vesuv kennen gelernt. Das müssen wir anstreben, das Stilvolle und Gediegne im Alltäglichen!

Ein Rückgang in Deutschland nach dem Sieg, während das geschlagne Frankreich sich aufraffte, um durch fleißige, geschmackvolle Arbeit die Milliarden wieder zu gewinnen und in zwei Jahren seinen Triumph auf dem Felde friedlicher Gewerbthätigkeit zu feiern, ist wohl erklärlich, wenn auch bedauerlich. Das Glück hat immer seine Gefahren. Wir haben nicht zuerst von fremder Obmacht überwältigt uns dann siegreich erhoben, der Krieg ward sogleich in das Land des Angreifers übertragen, die Schlachten wurden gewonnen, die Kosten wurden reichlich erstattet, und das Reich ward aufgerichtet. In geistiger Hinsicht ließ uns der Kampf mit Rom nicht zur Ruhe und zu der damit leicht verbundenen Erschlaffung kommen; auf wirthschaftlichem Gebiet aber reizte das Glück zu schwindelhaften Unternehmungen; über Nacht ohne Arbeit reich zu werden gelüstete nun Tausende, die Börsengründer hätten bei einer soliden Volksstimmung keine Geschäfte gemacht, aber die Menge ließ sich gern bethören und Jeder meinte so klug zu sein, daß er vor dem großen Krach das Seine in's Trockne bringen werde. Aber der Krach kam wie ein Dieb in der Nacht. Der Socialismus hatte die Umstände benutzt, er hatte die Arbeiter zu Lohnsteigerungen getrieben und vom Sparen abgerathen; Alles ist theurer geworden und die Arbeiter haben nichts gewonnen, sondern verloren: denn der Schneider muß ja was er mehr einnimmt auch dem mehr fordernden Schuster, Fleischer, Bierwirth wieder zahlen, und so produciren wir schlechter und zu höherem Preis als Frankreich, das die Schwindelperiode nicht hatte, das aber auf seiner Tradition solider und geschmackvoller Arbeit fußt, und wir haben Mühe und Noth um die Concurrenz auf dem Weltmarkt auszuhalten, Verlornes wieder zu gewinnen. Dazu gehört auch, daß die Irrlehre der Selbstsucht und des Materialismus überwunden wird. Es ist wirklich gut, daß wir sobald inne werden, wie faul und bitter ihre Früchte sind. Sagt nur, daß der Kampf um's Dasein die einzige Moral sei, und ihr rechtfertigt nicht blos die Ausbeutung des Schwachen durch den Starken, der Arbeiter durch das Capital, sondern auch den betrügerischen Schein, die Beschwindelung durch Gaunerei wie die schlechte Production, die sich für gut ausgibt. Sagt nur, das sinnliche Leben sei das nur allein wirkliche, das ideale eine Täuschung, und verschwenderische Genußsucht in den oberen und unteren Ständen, Mißgunst, Groll, Verstimmung wo sie versagt ist, und damit die drohende Gefahr eines Classenkampfes, zu dem die Commune in Paris das Vorspiel war, pocht an die Pforte Deutschlands. Gewissen, Religion, sittliche Weltordnung hat die neumodische Afterweisheit ja in's Fabelbuch geschrieben; es gibt ja nur die Materie und ihren Mechanismus, sehe Jeder wie er möglichst wenig arbeite und möglichst viel genieße! Merkt man es, daß dieser Weg zur Verwesung oder zur Selbstzerfleischung des Volkes führt, nun so biete man ihm statt der Dogmatik des Aberglaubens und des Unglaubens die Kopf und Herz befriedigende und befreiende Wahrheit, und gehe Jeder in seinem Kreis mit dem Beispiel tüchtiger Arbeit und hülfreicher Liebe voran!

Solid und geschmackvoll! Darin liegt auch was wir Stil nennen. Die Form eines Geräthes soll seinem Zweck entsprechen und ihn aussprechen, Schönheit ist angeschaute Zweckmäßigkeit in gefälliger Form. Diese aber soll dem Material gemäß sein, nicht dem Holz oder Thon zumuthen was die Leistungsfähigkeit des Goldes ist, das Gold nicht wie Leder oder Stein behandeln. Endlich die Verzierung verwerthe die eigenthümlichen Vorzüge des Materials, sie überlade und verhülle die Grundform nicht, noch störe sie den Gebrauch, sie diene dazu, Sinn und Bedeutung des Gegenstandes, den sie schmückt, klar zu veranschaulichen. Von diesem Gesichtspunkte aus will ich einige Winke in die Ausstellung werfen; eine Aufzählung vieler Dinge kann ja den auswärtigen Leser nur ermüden, und es bleibt mein Refrain: Ausstellungen soll man sehen, Musik hören, Wein trinken; — schreiben, sich etwas sagen lassen, das sind traurige Nothbehelfe.

Stil ist Zusammenstimmung des Mannigfaltigen zur Einheit; so definirt man auch das Schöne. Nur darum heimeln die Gelasse uns an, die förmlich als Zimmer eingerichtet sind, von Bembe und Pallenbach in Mainz und Cöln, von Bamberger und Schanzel in Wien, von Pösenbacher und Steinmetz in München, von Opler in Hannover, von Thompson, Pohl und Vogts in Berlin. Nicht blos die Prachtgemächer des Kaisers und der Kaiserin von Oestreich kommen hier in Betracht, die Storck für die Wiener Weltausstellung durch das dortige Kunstgewerbe hergerichtet; das des Kaisers voll ernster Würde, das der Kaiserin voll anmuthiger Heiterkeit, indem Tapeten, Möbel, Kamin, Plafond zu einem Gesammtton sich verbinden; — nur der Spiegel im Salon des Kaisers fällt aus der Rolle; — auch das bürgerliche Stübchen von Steinmetz in München übt seine Anziehungskraft. Und die kahle weiße Wand ist nicht einmal schön, das

Digitized by Google

Holzgetäfel unverziert, Tisch und Gedecke schlicht; aber es harmonirt Alles mit einander. Hier wie in Renaissance- und Rococoboudoirs liegt manchmal die Eierschale der Nachahmung noch auf den Köpfen der Werkmeister; zu den kleinen runden Fensterglaspatzen wieder zu greifen, nachdem wir billige große Glasscheiben haben, kommt mir dürftig vor. Im Ganzen aber nehmen Hunderte und aber Hunderte hier den Eindruck mit, worauf es für eine ordentliche Zimmereinrichtung im vermöglichen Hause ankommt: daß Form und Farbe der mannigfaltigen Gegenstände aus Einem Gusse, daß Vorhänge und Tapeten, Sophaüberzüge und Schreine nicht eintönig, nicht zufällig verschieden, sondern wohlgefällig übereinstimmend seien.

Betrachten wir Einzelnes, so sind wir in der Beleuchtung den Alten weit voraus, aber vor ihren Candelabern und Lampen müssen wir immer noch die Segel streichen. Viele Lampen sind ausgestellt, aber gerade die Vielfältigkeit der Gestalt beweist das unsichere Tasten, welches das Rechte noch nicht gefunden hat. Am widerwärtigsten ist die dickbäuchige Urnenform des Fußes, vollends wenn man sie aus Porzellan macht und dann das Metall darauf setzt. Der Fuß soll tragen, also schaft- oder säulenartig sein, er soll für's Tragen handlich und beweglich erscheinen; auf ihm wie die Blume auf dem Stengel ruhe der Flüssigkeitsbehälter und blühe die Flamme empor!

Nehmen wir das Material, z. B. Leder, Porzellan, Gold, Glas. Das Leder ist Decke, ist Fläche. Einen Schreibtisch damit zu überziehen, als ob er ganz von Leder wäre, hat keinen Sinn, aber vor dem Schreibenden auf der Platte ist es am Ort; Tintenfässer macht man nicht aus Leder; ledern ist es sie so scheinen zu lassen. Als Büchereinband läßt es sich pressen, läßt es sich farbig zusammenfügen, aber da soll es herrschen, und gar viele Aussteller überladen es mit Metallschmuck. Ein „Deutsches Reichsalbum" (!) derb wie ein feuerfester Geldschrank, ein „Rembrandt-Album" eisenbeschlagen wie ein Reisekoffer, ich weiß nicht was sie sollen. Aber die Buchbinderarbeit wo sie Maß hält und den guten Mustern der Renaissance den Lederstil abgelernt hat, bietet viel Erfreuliches. — Das Porzellan ist nicht blos für den Arbeiter ein geschmeidiger Stoff, der zu leichter, duftiger Behandlung reizt, und in derberer Masse geht ja seine halbe Durchsichtigkeit verloren; während des Brennens verziehn und werfen sich auch die Formen, und es ist sehr schwer, die regelmäßige gerade oder krumme Linie herzustellen. Indem also der Arbeiter den Bedingungen des Materials sich fügt, gelangt er dazu den einfachen Zug der Linien zu gliedern, Ausbiegungen, geschweifte, wellige Formen zu wählen, die dem zuvorkommen, was der Thon im Ofen leidet; und etwas Vergoldung, eine leichte Bemalung, die dem Figürlichen einen Farbenschimmer des Lebens gibt, oder die Fläche schmückt ohne den Porzellanton als solchen zu überdecken, ist hier am Ort und kann kleine Schäden des Brennens verdecken. So übt man den Porzellanstil in Sevres wie in Meißen, ja Semper hat das Rococo in Bauten und Möbeln mit ihm in eine ursprüngliche Verbindung gesetzt. Die Arbeiten der Berliner Porzellanfabrik wollen durch eine kalte Größe imponiren und lassen kalt; sie imitiren hie und da den Marmor, wie der im Rococo das Porzellan nachahmte. Ich füge hier an, daß Mettlach mit seinen Töpfergeräthen sich bewährt, aber auch gegen frühere Ausstellungen nicht viel Neues geboten hat. Hier ist ein Feld, wo bis zum gewöhnlichen Hafner herab das Zweckmäßige in wohlgefälliger Form auch für die Hütte des Armen bereitet werden soll.

Noch viel leichter ist das Glas, und den Glasstil in Form und Schliff hat vor Allen Lobmayer in Wien wiedergefunden. Er kann mit den alten Venetianern in die Schranken treten. Das Derbe, Schwere ist überwunden, man schneidet sich nicht mehr in die dem Weinglas eingeschliffenen Kanten, es lädt zum Trinken ein, und die Gestalt wie die Ornamente der Becher und Schalen verkünden ihren Zweck und erfreuen das Auge; das meine am meisten, wenn sie ganz klar sind; doch auch die schwarzen, farbigen Streifen, auch der purpurne oder grüne Farbenton behaupten ihr Recht, und neuerdings ist es gelungen, jenes Lichtspiel des Perlmutterglanzes oder der Seifenblasen, das antike Gläser im Lauf der Jahrhunderte angenommen, auch dem neuen Gefäß zu geben. Offenbar stehen dem Fabrikanten tüchtige künstlerische Kräfte zur Seite. Anderwärts finden wir so vorzügliche Architekten wie Hansen in Wien, Egle in Stuttgart als die Zeichner der Möbel erwähnt; Bildhauer und Maler sind neben den Baumeistern bei Wiener und Münchner Arbeiten als die Erfinder genannt; es ist ein großer Fortschritt, daß sie eine Ehre darin finden und einen Erwerb zugleich. Als die Nymphenburger Porzellanfabrik noch königlich war, verdankte sie ihre Vorzüge den Entwürfen von E. Neureuther und Moritz Schwind; ein Jagdservice des ersteren und als Schmuckhalterin die Nixe mit dem Goldhaar und dem Goldfadennetze des anderen waren in jeder Beziehung stilgemäß.

Von den Goldfeldern Australiens und Californiens hatte man eine Entwerthung seiner Münzen gefürchtet, aber das Gegentheil, die des Silbers ist eingetreten, des Goldes hat sich die Industrie in ausgedehntestem Maße bemächtigt. Und ich muß gestehn, daß die Vergolder mit Rahmen und Blumentischen einen größern Luxus treiben als eigentlich schön ist; und gar dieses goldstrotzende Schnitzwerk einiger Pianinos ist doch nur das Wohlgefallen der Protzenhaftigkeit. Der Goldschmuck will nicht mehr mit Massenhaftigkeit prunken, sondern durch die zierliche Feinheit des Metalls und seine Farbe, die gleichmäßig zur Geltung kommen, durch die Kunst der Arbeit werthvoll erscheinen; Edelsteine und Email beleben seinen Glanz, wo es selber herrscht, und herrschen sie, so gibt es ihnen die beste Fassung. Das Riemen- und Schnallenzeug, zu dem unsere Goldschmiede so lang das edle Metall herabwürdigten, ist auf der Ausstellung verschwunden; die Antike ist wieder in ihr Recht eingetreten, Hanau und München üben in ihrem Geiste wieder den Goldstil, aber auch hier steht Wien und in Wien Bacher voran. In Silber prangen Berliner Tafelaufsätze. Doch will mich bedünken, daß man auch da im figürlichen Schmuck des Guten zu viel thut, wenn z. B. ein Candelaberfuß sich in ein Figurengewimmel auflöst. Die silbernen Prachtschilde würden gewonnen haben, wenn sie statt des bloßen Metallglanzes und der plastischen Behandlung auch den matten Ton, die Gravirung, das Email herangezogen hätten, wie der rheinische von Wagner und Fischer es gethan. Auch die Bronce kann von der Polychromie größern Gebrauch machen.

Schmiedekunst, Kunstschlosserei wachen wieder auf; Thore, Gitter, Beschläge zeigen sich wieder im Formenspiel der Renaissance und verwerthen die Natur des Eisens; auch der Eisenguß in der Ofenglocke wie der Veranda und den Treppen, die von ihr in den Garten führen, und in kleinen Geräthen. Die Breslauer Baubank, die Werkstätten von Lauchhammer, Wasseralfingen, Ilsenburg, von Milde in Wien zeichnen sich aus.

Weberei und Stickerei haben wieder gelernt, daß sie Flächen flächenhaft verzieren, daß wir beim Teppich nicht auf plastisch in Licht und Schatten modellirte Blumen und Früchte treten, noch auf dem Kissen uns einem Menschen in's Gesicht oder einem Hunde auf den Schwanz setzen wollen. Ein anmuthiges Linienspiel in mannigfaltigen Farben soll uns anlocken seinen Verschlingungen zu folgen, soll uns durch seine Harmonie erfreuen. Die Teppiche von Haas in Wien, von Leisler in Hanau zeigen, daß die Muster der Orientalen nicht vergeblich betrachtet werden, die in diesen Dingen mit Farbensinn und Materialverständniß begabt und in der Ueberlieferung der Jahrtausende geschult sind.

Wie in Wien das Kunstmuseum und theoretisch arbeitende Männer, ein Falke, Teirich, Eitelsberger mit schöpferischen Künstlern auf die Fabrikanten, die Handwerker ihren segensreichen Einfluß üben, so nenne ich für Nürnberg den Bildhauer und Maler August Kreling, der zwanzig Jahre lang der dortigen Kunstschule vorgestanden und das heranwachsende Geschlecht für die Aufgaben der Gegenwart erzogen hat. Sein silberner Tafelaufsatz für Cramer-Klett kann sich neben Jamnitzer, dem Nürnberger Meister des 16. Jahrhunderts, sehen lassen; phantasiereich erfunden und zierlich ausgeführt, nirgends leer und nirgends überladen muthet er dem Material nichts Falsches zu und ent-

Digitized by Google

faltet das in ihm liegende Vermögen. Ein großes Büffet für den König von Bayern wird ebenso dem Holze gerecht, verwendet im wohlgegliederten Aufbau Schnitzerei und eingelegte Verzierung zu tüchtiger Wirkung. Von Münchnern in der Kleinkunst zeichnen sich die metallnen Kästchen, die Schreibtischgeräthe von F. Miller aus. Hier war auch Fortner ein berühmter Meister im Ciseliren.

Unter den Arbeiten überhaupt, die von Künstlern entworfen und mit künstlerisch gebildeten Kräften ausgeführt, stehen die von Seitz oben an. Man stelle das Album, welches die bayrische Armee ihrem Führer, dem Prinzen Karl verehrt hat, zu den „Werken unserer Väter", in die beste Kunstkammer und es wird Stand halten. Auf dem goldschimmernden Grunde die Waffen von Stahl, die Arabeskeneinfassung von Elfenbein, die Schlachtbilder, das Email in der Mitte, das Alles macht einen prachtvoll harmonischen Eindruck. Tafelaufsätze, Schmuckkästchen, Pocale reihen sich an; nur bei einem der letztern stört die Ueberladung; er wird dadurch unhandlich und der dicke Kranz weißer Rosen erschwert das Trinken. Auch ältere Meister haben den Elfenbeinbecher mit Figuren überladen, und ein Rehbock auf den Hinterfüßen in Dornen, dem man den Kopf abnehmen und den Leib mit Wein füllen soll, ist stillos, wiewohl er zu den kostbarsten Schaustücken der Vorzeit gehört; die Kernform muß zweckentsprechend anschaulich sein, die verzierende Kunst ihr sich anschmiegen.

Die in einer Prachthalle und in anstoßenden Sälen und Cabinetten aufgestellten „Werke unserer Väter" zu besprechen hieße eine deutsche Kunstgeschichte schreiben, und was die Kleinkünste betrifft, so wird man nicht leicht wieder eine solche geordnete Fülle des Mannigfaltigen zusammen sehn. Der vortreffliche Katalog von Professor Kühn dient zum Führer und gibt hie und da auch dem flüchtigen Besucher gute Winke, ohne aufdringlich zu sein; er wird auch für sich als ein Repertorium für das in Deutschland auf diesem Gebiet Geleistete gelten können. Ich erwähne daher nur einiges Wenige. Die Sammlung beginnt mit mir zweifelhaften Sachen. Das eine Stück ist die Berliner Pyxis (runde elfenbeinerne Hostienbüchse) mit dem Relief von Christus und den Aposteln; der Heiland jugendlich apollinisch, Alles noch ganz antik gehalten, wohl aus dem 5. Jahrhundert, aber darum schwerlich deutschen, sondern griechischen Ursprungs. Das andere ist ein Block mit drei Gesichtern; daß sie die drei Nornen „Anibet, Vorbat, Vilbet" als ältestes bajuwarisches Bildwerk darstellen, ist doch die Ansicht von Freund Sepp, der sie in einer Kirchenmauer bei seinem Gut Wessobrunn fand, und wohl des Wessobrunner Gebets gedachte, das auch Heidnisches christlich verwerthet. Sliemann würde in der einen seine eulenköpfige Athene sehen. Aber dann stellt uns ein Reliquiar aus fossilem Bein mit nordischen Linienverzierungen und phantastischen Thierköpfen auf heimisch geschichtlichen Boden, und Tassilo's Kelch repräsentirt die Karolingerzeit. Wir durchwandern die Periode des romanischen und gothischen Stils mit den mannigfaltigsten Kirchengeräthen, auch dem Salzburger gehenkelten Kelch sammt den Saugeröhrchen, knittelst deren auch die Laien den Abendmahlswein tranken. Wir kommen zur Renaissance und zur Herrschaft der weltlichen Richtung, und finden hier in Prachtharnischen und Gewehren, in Tafelaufsätzen und Schmucksachen, in Porzellan und Elfenbein, in Holzschnitzereien, Buchdruck und Büchereinbänden, in Möbeln und Gobelins eine so reiche Fülle des Interessanten, daß jeder Besuch uns neue Reize erschließt. Und da will ich denn nur den Münchner Meister nennen, der hier zu einem der ersten auf seinem Gebiet emporsteigt, Hans Mielich. Man hatte Zeichnungen von seiner Hand, welche die besten Schmucksachen des bayrischen Fürstenhauses als gemaltes Inventar abbilden; man sagte: die Originalarbeiten seien von Benvenuto Cellini; sie sind aber nach Hans Mielichs Entwürfen in München gearbeitet. Becher, Krystallschalen in edelster Fassung; das Kleinod des großen Schrankes, ein silbernes monstranzartiges Reliquiarium mit Emailverzierung von höchster Feinheit, all' das weist auf ihn und seine Schule. In Paris, in Madrid zeigt man Prachtharnische der Könige als die unübertrefflichen Werke französischer und spanischer Renaissance; sie sind aber in Augsburger Werkstätten gearbeitet; und eine dort von Colman ausgeführte derartige Rüstung ist von Dresden aus hier aufgestellt. Ein besonderer Schrank aber enthält aus unserem Kupferstichcabinet die Originalzeichnungen von Hans Mielichs Hand zu einem der französischen Königsharnische sammt dem Helm. Mielich malte auch die Illustrationen zu den vier Foliobänden, welche die stattliche Handschrift von Orlando di Lassos Bußpsalmen enthalten; er verstand durch phantasievolle Form und harmonische Farbe gleichmäßig zu wirken. Er ist seit Jahren den Kennern vertraut, Bayern und Deutschland können stolz auf ihn sein. **M. Carriere.**

Notizen.

„Richard Wagner." Eine musikalische Reise in das Reich der Zukunft von Filippo Dr. Filippi hat F. Furchheim übertragen (Leipzig, H. Hartung & Sohn, 1876) und daran hat er Recht gethan; denn die sechs, im Ganzen nur 113 Seiten zählenden Briefe des gelehrten Kritikers der sehr mächtigen Mailänder Perseveranza sind wohl dazu angethan, auch als Buch zu interessiren. Der Kritiker der Tagespresse muß mit dem Tagespublicum in Beziehung bleiben, und zwar kann er das auf zweifache, sehr verschiedene Weise. Entweder nivellisirt er sich mit demselben und nimmt nur einen vornehmen, gelehrten (oder poetischen) Ton an — das ist der gewöhnliche Fall, oder er befleißigt sich im Gegentheil des ungenierten Alltagstons seines Leserdurchschnittes und versucht es, als schlichter Werkeltagsmann seine aristokratischen Gesinnungen einzuschmuggeln — das ist der seltenere Fall. In ihm befand sich z. B. Heine, als er jene Aufsätze für die Augsburger Allgemeine schrieb, welche man noch immer wieder mit Vergnügen in dessen „Salon" durchläuft. Mehr noch träfe das Beispiel von Hektor Berlioz als Berichterstatter der Débats zu. Dr. Filippi gehört auch zu dieser Classe, nur wolle man ihn nicht gleich mit Heine und Berlioz vergleichen! Eine der verdienstvollsten literarischen Erscheinungen Italiens auf dem Gebiete des musikalischen Feuilletons ist er ohne Zweifel, und es ist das Buch ein Symptom der musikalischen Annäherung Italiens und Deutschlands, der beiden bevorzugtesten Musiknationen der Erde. Nach 50 Jahren unbeschränktem Schmähens auf die italienische Musik, zu dem Schindler, der ami de Beethoven, sein faustischer Wagner, durch seine Tiraden den Ton angegeben hatte, reichen die Gescholtenen uns von allen Seiten die Hände. Verdi, Boito, Pennisi da Calanna sprechen durch Compositionen und sonst es offen aus, daß sie uns freudig anerkennen. Der gelehrte Dr. Filippi versteht sich auf den Unterhaltungston ausgezeichnet. Alles weiß er hineinzuziehen, was ihm begegnet, stets überrascht er durch Wechsel und Laune, nirgends erscheint er etwa steif oder langweilig. Dabei aber verfolgt er seine bestimmten Ziele und weiß uns diesen zuzuführen, ohne daß wir es merken. In der That ist es erstaunlich, auf was alles Filippi kommt! Auf seine Unterhaltungen mit den Billetverkäufern der Bahnen, auf die runden deutschen Frauengesichter, den weimarischen Leibhusaren, die beiden unvermeidlichen Damen zur Rechten und Linken Liszts, die preußischen Pickelhauben, die weißen Cravatten zu den weniger weißen Hemden und dicken Stiefeln der Geschmückten ꝛc. ꝛc.; immer zu rechter Zeit und am passenden Orte. Man legt das Buch nicht aus der Hand, hat man es erst in die Hand genommen; und ist man damit zu Ende, so wirft man es nicht gesättigt bei Seite, sondern hat seine Freude daran, wie inmitten eines fremden, der deutschen Musik abholden und auf ihre eigene so fanatisch stolzen Volkes eine Feder so objectiv empfänglich für jene bleiben konnte. Filippi erzählt, daß er als Student Verdi's Rigoletto gegen zahlreiche Feinde vertheidigt habe, jetzt erzählt das Buch, wie er für Wagner Partei ergreift. Als 1870 nämlich in Weimar der fliegende Holländer, Lohegrin, Tannhäuser und die Meistersinger vom 19. bis 29. Juni aufgeführt wurden (mit Frau Mallinger, Fräulein Brandt, Gunz, Nachbauer, Nieman, Milde, Scaria und unter Leitung Lassens), da reiste er dorthin und was er hier hörte, sah und erlebte, das berichtet er. Seine Analysen sind so meisterhaft unterhaltend, daß sie sich gar nicht überschlagen lassen. **A. S.**

Digitized by Google

Inserate.

Ein Schriftsteller,
vielseitig gebildet, sucht unter bescheidenen Ansprüchen die Redaktion eines belletristischen Journals zu übernehmen oder in die Redaktion eines größeren derartigen Blattes einzutreten. Auch würde derselbe den feuilletonistischen Theil einer politischen Zeitung übernehmen. Gefl. Off. sub X. R. 7. an die Exped. d. Bl.

Für Badereisende nach
HELGOLAND, FÖHR & SYLT.
Verlag v. Otto Meissner in Hamburg:
HELGOLAND.
Nordseestudien
von **E. HALLIER.**
Preis 3 M.
Die
NORDFRIESISCHEN INSELN
vormals und jetzt.
Von **G. WEIGELT.**
2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 M.

Verlag von C. F. Simon in Stuttgart.
Dramaturgische Blätter.
Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich
von **Paul Lindau.**
2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 9 M.

Vergnügungsreisen.
Gelegentliche Aufzeichnungen
von **Paul Lindau.**
Elegant geheftet. Preis 2 M. 50 Pf.
Inhalt: **Am Rhein! Am Rhein!** — Rolandseck, Ems, Stolzenfels. Eine Pfingstreise. (Mai 1864.) **In Coblenz.** — Begegnung des Königs Wilhelm von Preußen mit dem Sultan Abdul Aziz. (Juli 1867.) **In Eisenach.** — Bei Fritz Reuter zu Gast. (September 1869.) **Auf Wilhelmshöhe.** — Ankunft des gefangenen Kaisers Napoleon. (September 1870.) **Schandau.** — Sommerferien. (Mai 1872.) **In Bremen und Wilhelmshafen.** — Mit den Gesetzgebern des Deutschen Reichs. (Juni 1873.) **In Versailles.** — Gambetta in der Nationalversammlung. (Juli 1873.) **In Wien.** — Bei Hans Makart und Johann Strauß. (November 1874.) **Am Plötzensee.** — Bei einem Wirthe wundermild. (März 1875.)

„Trichinen."
Lustspiel
von
Leo von Nantikow.
Vorräthig bei L. Mau in Posen.
Gegen 30 Pf. (Briefmarken) erfolgt freie Zusendung.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:
Theater von Paul Lindau.
Erster Theil.
(Zweite Auflage.)
Marion. — In diplomatischer Sendung. Maria und Magdalena.
Zweiter Theil.
Diana, Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg, Lustspiel in vier Acten.
Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Adolf Sonnenthal in Wien.
Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Feldflüchters.
Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort
von **Eduard Hobein.**
Miniatur-Ausgabe. Elegant geh. 2 M.
Geb. mit Goldschnitt 3 M.

Don Juan d'Austria.
Ein
geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 M.

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER.
Belgien und **Holland.** 13. Aufl. **1875.** 5 M. — **Mittel-** und **Nord-Deutschland.** 17. Aufl. **1876.** 6 M. — **Süd-Deutschland** und **Oesterreich.** 17. Aufl. **1876.** 7 M. — **Deutschland** und **Oesterreich** complet in einem Bande. 15. Aufl. **1872.** 10 M. — **Oesterreich-Ungarn.** 16. Aufl. **1873.** 4 M. — **Südbaiern** und die **oesterr. Alpenländer: Tirol, Salzburg** etc. 17. Aufl. **1876.** 5 M. — **Ober-Italien.** 7. Aufl. **1874.** 6 M. — **Mittel-Italien.** 4. Aufl. **1874.** 6 M. — **Unter-Italien.** 5. Aufl. **1876.** 6 M. — **London.** 5. Aufl. **1875.** 5 M. — **Palaestina** und **Syrien.** **1875.** 15 M. — **Paris.** 8. Aufl. **1876.** 5 M. — **Rheinlande.** 19. Aufl. **1876.** 5 M. — **Schweiz.** 16. Aufl. **1875.** 6 M. — **Conversations-Buch** in 4 Sprachen. 22. Aufl. 3 M.

Verlag von Julius Springer in Berlin N.
Soeben erschien:
Stilleben auf Sylt.
Von
Julius Rodenberg.
Eleganteste Ausstattung. Preis 4 M.
Eleg. geb. 5 M.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig.
Richard Wagner
und sein Bühnenfestspiel
„Der Ring des Nibelungen."
Eine kritische Studie
von
Otto Gumprecht.
In illustrirtem Umschlag geheftet.
Preis 1 M. 50 Pf.

Richard Wagner
und
die Musik der Zukunft
von
Franz Hüffer.
Elegant geheftet. Preis 3 M.

Soeben erschien:
Oesterreich und Preußen
im
Befreiungskriege.
Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813
von
Wilhelm Oncken.
Erster Band.
29 Bogen. gr. 8. Preis brochirt 9 M.
Der Verfasser hat in diesem Werke unternommen, die bisher geheim gebliebene Geschichte der deutschen Politik des Jahres 1813, von welcher Gneisenau schrieb: „Die Nachwelt wird erstaunen, wenn dereinst die geheime Geschichte dieses Krieges erscheinen kann"; aus den Urkunden darzustellen. Seine Quellen sind die Akten des königlichen geheimen Staatsarchives zu Berlin und des kaiserlich-königlichen Haus-, Hof- und Staatsarchivs zu Wien. Die ersteren waren bisher nur zum kleinsten Theil, die letzteren noch gar nicht benutzt, und gerade diese boten nach jeder Richtung ebenso überraschende als erschöpfende Aufschlüsse in ganz ungeahntem Reichthum dar. Ein Anhang enthält den Wortlaut ausgewählter Akten des österreichischen Archivs, die im Texte benutzt sind.
Der zweite (Schluß-) Band wird baldigst nachfolgen.
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Einbanddecken zum 9. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.
VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 26. August 1876. Band X.

AP 30 G22 v.10 no.35

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zu den Wahlen. Von Politicus. — **Literatur und Kunst:** Das Bayreuther Festspiel. Von H. Ehrlich. — Goethes Beziehungen zur Geologie. Von A. Callenberg. (Schluß.) — „Aus Halbasien." Von O. v. Leixner. — Historische Revue. Von W. Pierson. — Naturwissenschaftliche Revue. Von Carus Sterne. — Die Literatur der Neuprovenzalen. Von M. von Szeliski. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Zu den Wahlen.

Preußen und bald darauf das deutsche Reich stehen vor allgemeinen Neuwahlen für ihre Volksvertretungen, denen die Verfassungen beider eine dreijährige Mandatsdauer beigelegt haben. Wenn das preußische Abgeordnetenhaus und der deutsche Reichstag nicht bis zum letzten Augenblicke ihrer verfassungsmäßigen Existenz bestehen bleiben, sondern eine Auflösung des einen wie des andern vor Ablauf der ihnen zugemessenen drei Jahre in den Absichten der Regierung liegt, so handelt es sich dabei nur um einen formalen Act ohne politische Bedeutung: es soll dadurch lediglich eine frühere Anberaumung des Termines für die Neuwahlen und eine solche Zeitlage der Sessionen beider Körperschaften ermöglicht werden, wie sie um der Erfüllung bekannter Verfassungsbestimmungen wegen diesmal noch nothwendig ist. Man ist übrigens bei uns schon hinreichend vertraut mit dem Formenwesen des constitutionellen Lebens, um bei solchem Formenzwang an dem Worte „Auflösung" selbst dann keinen Anstand zu nehmen, wenn zwischen der Regierung und der parlamentarischen Mehrheit eine nicht ganz oberflächliche Verstimmung Platz gegriffen hat. Darum, weil den Neuwahlen zum preußischen Abgeordnetenhause und deutschen Reichstage eine „Auflösung" beider Körperschaften vorhergehen wird, steht die Wahlbewegung nirgendwo unter einem erhöhten Drucke; sie vollzieht sich vielmehr überall in der ruhigsten Weise; ja eher läßt sich über ein zu langsames Schwinden der Gleichgültigkeit der Wählerschaft bei dem schnellen Herannahen des ersten Wahltermins Klage führen.

In unserer raschlebigen Zeit, wo es sich ereignen kann, daß ein Krieg, der für die Geschicke einer großen Nation eine in saecula saeculorum maßgebende Entscheidung herbeiführt, in zwei Sommermonaten begonnen und beendigt wird, darf Niemand zu sagen sich vermessen, ob nach zwei oder gar vier Monaten Europa noch mit demselben Vertrauen wie heute zu dem Friedensbogen emporblicken wird, den das gute Einvernehmen der drei Kaisermächte, bald matter bald satter gefärbt, am politischen Himmel aufgerichtet hat, oder ob das in dem Wetterloche zwischen dem adriatischen und schwarzen Meere brauende Kriegsgewölk, von welchem sich lösend schon jetzt einige Fetzen ab und zu ihre Schatten über uns dahinhuschen lassen, einen größeren Abschnitt des Horizonts überzogen haben wird. Indessen für die Vorbereitung der Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause und zum deutschen Reichstage scheint ein Ausblick auf die „hohe Politik" kein weiteres Interesse zu haben; wenigstens sind wir nirgendwo weder in den Besprechungen der Wählerschaften noch in den Wahlartikeln der Presse, der Annahme begegnet, als ob das Wahlgeschäft von irgend welchen Vorkommnissen auf dem Gebiet der äußeren Politik im geringsten beeinflußt werden möchte. Diese Ruhe kann dem leitenden Staatsmanne in seiner sommerlichen Muße nur zur Erquickung gereichen; sie beweist, daß das preußische und deutsche Volk nach irgend welcher „Action" seiner Regierung in der großen Frage der Zeit kein Verlangen trägt, sondern sich zufriedenen Sinnes dessen bescheidet, wenn die Macht des deutschen Reiches voll und rückhaltslos für die Erhaltung des europäischen Friedens eingesetzt wird. Da keine gegentheiligen Informationen vorliegen, muß man bis auf Weiteres annehmen, daß diese Auffassung des deutschen Reiches als der „Friedensmacht" im eminenten Sinne des Wortes auch die des deutschen Kaisers und seines Kanzlers ist.

Scheidet somit jede Bezugnahme auf Fragen der äußeren Politik bei der Vorbereitung der Wahlen aus, insofern es nicht gerade um solche Wahlkreise sich handelt, wo „fremde Nationalitäten", oder was sich dafür hält, ihre Lösung vom deutschen Reiche heischen, so bleibt nach wie vor als die erste aller Fragen, nach deren grundsätzlicher Beantwortung die tiefgehendste Scheidung innerhalb der preußischen und der deutschen Volksvertretung stattfindet, das Verhältniß von Staat und Kirche bestehen. Fast ein Drittheil der Volksvertretung wird durch die Fortdauer des „Culturkampfes" der Regierung gegenüber in eine geschlossene Opposition gedrängt, wie man wohl sagen kann, da innerhalb der Centrumsfraction genau dieselben weitschichtigen Unterschiede in der Auffassung innerer Fragen, die unter die Antinomie: Staat und Kirche sich nicht begreifen lassen, wie im Schoße jeder „Kampfpartei" vertreten sind, welche sich zur Vertheidigung oder Eroberung eines „Rechtsbodens" zusammenschart, währenddessen die Auseinandersetzung über sonstige brennende Fragen bis zum Ausgange des Kampfes vertagt wird. Dieses Verhältniß hat sich im Laufe der letzten Legislaturperiode nicht verändert. Der „Culturkampf" hat nur den acuten Charakter, den er in seinem ersten Stadium trug, allmälig verloren und einen chronischen angenommen. Der unversöhnliche Gegensatz, in welchem der Ultramontanismus mit seinem Anspruch auf Beherrschung der Welt durch die Machtmittel der Kirche, gegenüber einem nach nationaler Entwickelung, d. h. nach freier Gestaltung seiner eigenthümlichen Anlagen, drängenden Volksthum sich befindet, kann nicht innerhalb eines einzelnen Staatswesens, noch durch Staatsgesetze bewältigt, er kann nur innerhalb der gesammten

Digitized by Google

Culturentwickelung der Menschheit überwunden werden, da er ja nicht blos innerhalb des einzelnen Staates und Volkes Wirrsal und Zerrissenheit, sondern auch zwischen den einzelnen Staaten und Völkern Verwickelungen und Kriege anstiftet. Innerhalb des deutschen Reiches verharren die vom Ultramontanismus beherrschten Massen der nationalen Entwickelung gegenüber fortwährend in starrer Kälte; sie liegen ihm wie Blei in den Gliedern und, wo sie überwiegen, da tritt dann auch in dem betreffenden Theile Gliederstarre ein und stockt der gesunde Umlauf der Ideen, von welchem das Volksleben frisch erhalten wird. Es ist zum Wohle des Vaterlandes nicht genug, daß diese, obgleich Söhne derselben Mutter, doch als „Fremdlinge in unserem Hause" sich fühlenden Ultramontanen sich äußerlich ruhig verhalten; es ist ein Ziel, des Schweißes der Edlen werth, sie von dem geistigen Banne zu erlösen, der den freien Aufschwung ihrer Seele hemmt. Und hier haben Erziehung und Unterricht eine hohe Aufgabe im Dienste der Nation und des Staates zu erfüllen. Was soll dazu aber jenes aus tactischen Erwägungen hervorgegangene, an der Stelle, die ihm allein Verwirklichung verschaffen könnte, übrigens gutem Vernehmen nach abgelehnte Project, durch einige Zugeständnisse an die römisch-katholische Kirche zwischen den deutschen Ultramontanen und dem preußischen Staate einen Modus vivendi herbeizuführen? Daß die Ultramontanen, wo sie zu schwach sind, einen Abgeordneten ihrer eigenen Partei durchzusetzen, ihre Stimmen am liebsten einem Gesinnungsgenossen des Herrn v. Kleist-Retzow zuwenden werden, versteht sich ohnehin von selbst. Um den Zuwachs, welchen die „Deutschconservativen" durch derartige Unterstützung erhalten, sind sie nicht zu beneiden, da ihnen dadurch ihre Position einer Regierung gegenüber nur verschlechtert wird, an deren Spitze ein Staatsmann steht, welcher das berühmte Wort: „nach Canossa gehen wir nicht", aussprach. Zu den Hauptaufgaben der nächsten Legislaturperiode in Preußen gehört das Unterrichtsgesetz. Dieser Umstand allein schon würde genügen, um den Gedanken ad absurdum zu führen, daß eine preußische Regierung, die durch den steten Hinblick auf das Reich angewiesen wird, mit den lebendigen Kräften der Nation in Fühlung zu bleiben, weil aus ihnen allein das Reich selber seine Macht schöpft, gerade bei der Berathung des Unterrichtsgesetzes eine clerikal-conservative Majorität an ihrer Seite haben soll.

Daß Fürst Bismarck am liebsten mit einer conservativ-liberalen Majorität arbeiten möchte, weil diese bequemer als die gegenwärtige Majorität ist, die nur durch Compromisse mit solchen Liberalen erzielt werden kann, welche aus spröderem Stoff geformt sind, begreift sich leicht. Die Verhandlungen, die zur Erzielung solcher Compromisse geführt werden müssen, sagen dem in großen Linien sich bewegenden Reichskanzler nicht zu; sie mögen ihm für seine Person oft langweilig und verdrießlich sein; darum kann aber doch noch nicht behauptet werden, daß irgend ein berechtigtes Staats- oder Reichsinteresse darunter Schaden gelitten hätte. Die Zustimmung der Mehrheit der Volksvertretung zu einer Regierungsvorlage hat doch nicht blos den Zweck, daß damit einer formalen Bestimmung der Verfassungsurkunde genügt wird; die Volksvertretung ist bei uns mehr als das Corps legislatif einer cäsarischen Scheinconstitution; sie soll bei der Gesetzgebung den Volkswillen zum Ausdruck bringen; sie soll die Volksstimme sein, welche sich erhebt, um bei der höchsten Staatsleitung einseitigen Regierungsinteressen gegenüber, die oft nur in Bequemlichkeitsmaximen untergeordneter Organe bestehen, das Volksinteresse zur Geltung zu bringen. Das preußische Abgeordnetenhaus und der deutsche Reichstag sind seit nunmehr zehn Jahren selbst bei einem nur mäßigen Entgegenkommen von Seiten der Regierung stets bereit gewesen, dieselbe bei allen Werken der Gesetzgebung zu unterstützen, welche auf die Förderung der nationalen und staatlichen Entwicklung oder auf die Abwehr ihr feindlicher Einflüsse gerichtet waren; sie haben sich nur dann ablehnend verhalten, wenn die Annahme begründet erschien, daß die Regierung auf Grund einseitiger Information oder in übertriebener Begünstigung von Regierungs- oder Standesinteressen für sie „unannehmbare" Forderungen erhob. Die Ablehnung derartiger Forderungen bei der Strafgesetznovelle hat während der letzten Reichstagssession bekanntlich zu einer Spannung zwischen dem Reichskanzler und der Mehrheit des Reichstags Anlaß gegeben, die alsbald in heftigen Angriffen sogenannter officiöser Blätter gegen diese Mehrheit ihren publicistischen Ausdruck fand. Die Session schloß dann freilich unter freundlichen Worten des Reichskanzlers, die indessen sich auch so deuten lassen, als ob nur, um ein gedeihliches Zusammenwirken auf legislativem Gebiete für die Dauer des gegenwärtigen Reichstages nicht zu gefährden, im Parlament jede weitere Verwickelung vermieden werden, daß für die Wahlen dagegen Alles vorbehalten bleiben sollte. Wenn im Abgeordnetenhause zu verschiedenen Malen heftige Auseinandersetzungen zwischen dem Minister des Innern und Rednern der Fortschrittspartei stattgefunden haben, so hätte dem doch kaum eine besondere Tragweite beigelegt werden können, wären nicht jene Differenzen aus der Reichstagssession der Hintergrund gewesen, vor welchem im Abgeordnetenhause agirt wurde. Daß die Candidaten der Fortschrittspartei es sich auch bei den nächsten Wahlen werden gefallen lassen müssen, von conservativen Candidaten, die sich als der Regierung „genehm" oder „erwünscht" den Wählern vorstellen, bekämpft zu werden, darüber sind die Mitglieder dieser Fraction noch keinen Augenblick im Zweifel gewesen. Die Fortschrittsfraction sollte aber nur darum vor dem ganzen Lande am Schlusse der Session den Stempel der Regierungsfeindlichkeit aufgedrückt erhalten, damit die Nationalliberalen sich scheuen möchten, mit so bösen Leuten bei den nächsten Wahlen gemeinsame Sache zu machen und dafür nach rechts hin bei den Frei- und Neuconservativen Fühlung suchen, mit diesen über Compromißwahlen sich verständigen möchten. Es ist müßig darüber zu streiten, ob dieser Plan geglückt wäre, wenn nicht zwischen den streitenden Parteien die „Deutschconservativen" ihr Banner aufgepflanzt und alle ehrlichen Conservativen zur Sammlung aufgefordert hätten, wenn nicht — trotz der die Kirchengesetze betreffenden Revisionsklausel des „deutsch-conservativen Programms" — Blätter, welche der Regierung nahe stehen, für diese Partei Stimmung zu machen gesucht, wenn nicht schließlich die „Provinzialcorrespondenz" der Fortschrittspartei einen Sündenspiegel vorgehalten hätte, in welchem zu ihrem großen Erstaunen nicht wenige Nationalliberale ihr politisches Vorleben als ein höchst verkehrtes und verwerfliches dargestellt fanden.

Man sollte doch meinen, daß die Indemnität, welche im Jahre 1866 die preußische Regierung für die budgetlose Verwaltung der Vorjahre nachgesucht hat, beweist, auf welcher Seite in dem Streite, der die „Conflictszeit" erfüllte, das Recht, auf welcher das Unrecht gewesen ist. Wer die Männer, die damals für das Recht des Landes gelitten und gestritten haben, heute deswegen dem Volke als unwerth, von ihm zu Vertretern gewählt zu werden, kennzeichnet, der hat damit am allerwenigsten der Regierung einen guten Dienst geleistet. Die schärfsten Aeußerungen in jenen erregten Zeiten sind von einem preußischen Abgeordneten gefallen, der heute zum rechten Flügel der Nationalliberalen zählt und von der Regierung zu hohen Vertrauensstellungen berufen worden ist. Und wollte man über die Nationalliberalen aus den „neuen Provinzen" die schwarzen Bücher einsehen, die bei ihren verflossenen Regierungen geführt worden sind, so würden dieselben, träte die preußische Regierung auch hier als Rechtsnachfolgerin der hannoverschen, kurhessischen, nassauischen ein, wohl mit dem Merkmal ganz besonderer Staatsgefährlichkeit auszuzeichnen sein. Man unterlasse es doch, Erinnerungen aus einer Zeit heraufzubeschwören, die wenn irgend eine das deutsche Volk mit Freude zu den überwundenen zählt.

Was bleibt denn nun aber von neuerdings Vorgekommenem übrig, das die nationalliberale Fraction bewegen könnte, sich als eine „Kampfpartei" gegen die Fortschrittsfraction zu

Digitized by Google

organisiren: lediglich das mehrmalige Verharren der letzteren in der Negation, wo die nationalliberale Fraction mit den Conservativen für die Regierung stimmte. Genau derselbe Umstand des abweichenden Votums würde aber auch gegen ein Zusammengehen mit den Conservativen sprechen, die doch außerdem noch eine ganz andere politische Ahnenreihe zählen! Ausschlag geben könnte ceteris paribus daher nur der Wunsch der Regierung, eine conservativ-liberale Mehrheit an ihrer Seite zu sehen. Welche persönliche Berechtigung dieser Wunsch für den leitenden Staatsmann auch haben mag, es würde seine Erfüllung doch keinen nennenswerthen Vortheil für das Volksinteresse mit sich führen und diesem müssen, wo wie bei uns Regierungs- und Standesinteressen von oben her schon so ausgiebige Berücksichtigung finden, liberale Volksvertreter, die diesen Namen nicht blos als Decoration betrachten, vor Allem sich widmen. Von irgend welcher Gegenleistung der Regierung ist ja nicht im entferntesten die Rede. Wenn ein Theil der liberalen Partei aufgefordert wird, seine Selbstständigkeit daran zu geben und sich zum Bestandtheil einer „Regierungsmajorität" zu machen, so wird im Namen der Regierung durchaus nicht verheißen, sie werde fortan ihre Vorlagen so formuliren, daß diese Liberalen ihre eigene Auffassung darin bethätigt finden können. Die Verheißung wendet sich nur an die Person des einzelnen Abgeordneten, der zur Regierungsmehrheit sich anmeldet, daß seine Wahl nämlich von Seiten der Regierung nicht bekämpft, sondern unterstützt werden würde. Man wird einräumen müssen, daß kaum eine Tactik hätte ersonnen werden können, die mehr Abstoßung und weniger Anziehung auf die zu Gewinnenden geübt hätte.

Die verschiedenen Schattirungen, welche die liberale Partei im Lande aufweist, schließen in keiner Weise aus, daß sich dieselbe als ein zielverwandtes, großes Ganzes fühlt, welches zudem in einem gemeinsamen Boden wurzelt. Man hat als solchen das deutsche Bürgerthum bezeichnet und in der That ist dieses der Hauptträger der liberalen Ideen, wobei natürlich niemals ausgeschlossen war, daß sich unter den Vorkämpfern derselben Träger altadeliger Namen befunden haben, wie andererseits unter den Conservativen ja auch Meyer, Müller und Schulze mit und ohne „von" eine mehr oder minder hervorragende Rolle spielen. Wir möchten die liberale Partei indessen lieber als die große Gemeinschaft Derjenigen bezeichnen, welche fordern, daß der Staat so regiert werde, wie es dem allgemeinen Wohle am besten entspricht, und welche deswegen von irgend welcher vorzugsweisen Berücksichtigung der Interessen eines Standes oder einer Berufsclasse nichts wissen wollen. Der Gegensatz zu den Conservativen tritt dabei gut hervor, denn diese „conserviren" die überlieferten Zustände nur darum und insoweit, als sie ihren Berufs- oder Standesinteressen eine vorzugsweise Berücksichtigung sichern. Wer für Privilegien schwärmt, auf den wird auch die Werbetrommel der Conservativen einen lockenden Reiz üben.

Die liberale Partei im Lande hat keinen Grund, die meist blos tactischen Gesichtspunkte, welche für die verschiedene Haltung der beiden liberalen Fractionen in der einen oder andern Frage maßgebend gewesen sind, durch eine nachträgliche erhitzte Polemik zu trennenden Programmpunkten zu vertiefen; sie ist ja überhaupt nicht in zwei „Fractionen" getheilt, sondern besteht aus so zahlreichen, ganz unmerklich ineinander übergehenden und sich über einander lagernden Schattirungen, daß man sie nur als ein Ganzes betrachten kann, welches je nach dem Thema der Discussion bald so, bald so sich innerlich gruppirt. Für die nächsten Wahlen liegt nun kein dominirendes Thema vor, nach welchem die liberale Partei im Lande sich fractionsweise nach rechts und nach links sondern könnte; vielmehr besteht allseitig der Wunsch nach einem geschlossenen Zusammengehen, um den gemeinsamen politischen Besitzstand zu erhalten und womöglich zu vermehren. Treten nicht noch ganz besondere Umstände dazwischen, so wird daher, wie bei den Wahlen des Jahres 1873 auch diesmal, zunächst zum preußischen Abgeordnetenhause, in denjenigen Wahlbezirken, wo die liberale Partei für sich die Mehrheit hat, die Aufstellung gemeinsamer Candidaten stattfinden, wobei je nach dem localen Stimmenverhältniß die Auswahl nach der Farbe zu treffen ist. Wo es nur unter Verbindung mit den Conservativen möglich ist, die Wahl eines Polen, Ultramontanen oder Socialdemokraten zu verhindern, wird natürlich auch mit den conservativen Wählern ein Compromiß zu vereinbaren gesucht werden. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß die Zusammensetzung des preußischen Abgeordnetenhauses eine erhebliche Veränderung in Bezug auf das Stimmenverhältniß der Parteien erleiden wird. Und dasselbe darf, worüber schon ein interessantes Prognostikon von Seiten des Herrn Cultusminister Dr. Falk gestellt worden ist, auch vom deutschen Reichstage gelten. Vorausgesetzt ist dabei natürlich, daß bei den Liberalen Jedermann seine Schuldigkeit thue, mit welcher Mahnung zu schließen gestattet sein mag.

Politicus.

Literatur und Kunst.

Das Bayreuther Festspiel.

Von **H. Ehrlich.**

Ein kunstweltgeschichtliches Ereigniß hat stattgefunden, das muß man anerkennen; aber ein einheitliches Gesammturtheil über das Werk auszusprechen ist fast unmöglich für Jeden, der nicht mit voraus bestimmter Bewunderung oder Verwerfung nach Bayreuth gekommen ist. Denn wie soll man ein solches einheitliches Urtheil bilden, wenn die Erinnerung im Geiste die verschiedenartigsten, sich geradezu bekämpfenden Eindrücke wach ruft, Eindrücke des Großen, Erhabenen, Hochkünstlerischen, und wieder des Kleinlichen, Verkehrten, ja Kunstfeindlichen, und wenn sie noch dazu zeigt, daß gerade dieses, nicht jenes von der Schule als das Richtige, als die Grundlage der neuen Kunst verkündigt und gepriesen wird, und ohne daß der Schöpfer des Großen und Erhabenen solche Auffassung zurückweist? Wir müssen diese Eindrücke hier alle schildern, um unsere Ueberzeugung, unser Urtheil zu begründen, klar und fest auszusprechen. Wagner hat durch das „Festspiel" die Nothwendigkeit der Umwälzung des ganzen Theater- und Opernwesens unwiderleglich erweisen wollen. Hierzu mußte er vor Allem ein Gebäude nach seinen eigenen Ideen und Angaben ausführen, ein Gebäude, das da beweisen sollte, wie das Kunstwerk nur dann vollständig aufgefaßt werden kann, wenn durch die ganze Einrichtung des Schauplatzes die Aufmerksamkeit der Hörer auf die Darstellung concentrirt bleiben muß, wenn Alles, was störend wirkte, oder nur wirken könnte, von vornherein ganz ausgeschlossen bleibt. Der Grundsatz ist vollkommen richtig, wenn auch der wahrhaft kunstbegeisterte Hörer sich nicht so leicht durch Aeußerlichkeiten stören läßt (das bewies die weihevolle Aufnahme des „Tristan" in Berlin), und anderseits der nicht Begeisterte durch den Gedanken, daß er nunmehr nur bewundern soll, sich doch nur in eine künstliche Stimmung versetzt. Doch solche Nebenbetrachtungen dürfen die Bewunderung für die höchst geniale Schöpfung des Wagner-Theaters nicht beeinträchtigen.

Der Zuschauerraum besteht aus 30 ganz amphitheatralisch geordneten Bänken mit etwa 1400 Sitzen; hinter diesen erhebt sich die Fürstengalerie, welche die ganze Breite des Hintergrundes einnimmt, über dieser befindet sich noch eine kleine Galerie für die Freibillete.

Digitized by Google

Vortrefflich ist die Einrichtung des Orchesters; dieses befindet sich in einem tiefer liegenden Raume zwischen der Bühne und den Zuschauern, diesen ganz verborgen vermittelst einer sinnreichen einfachen halb gebogenen Schall- und Schirmwand. Der Vortheil dieser Einrichtung ist ein dreifacher. Die Klangwirkung ist auch bei der starken Besetzung des Orchesters keine lärmende, immer eine sonore; der Zuschauer kann seine Blicke immer ganz ungehemmt auf die Bühne richten; die Stimme der Sänger bringt von allen Seiten in gleicher Stärke nach dem Zuhörerraume.

Die Bühne mit ihren Decorationen, Maschinen und sonstigen Apparaten ist ein merkwürdiges Werk für sich. Sie ist eingerichtet, jedes kleinste Ereigniß, fast jedes Wort der Darstellung mit decorativen Nüancen zu begleiten. Natürliche Wasserdämpfe in einem eigenen Maschinenhause erzeugt, und durch Röhren geleitet, stellen den dichten Rauch der Nibelungenschmiede und das Schnaufen des Lindwurmes im „Siegfried" dar; den brennenden Felsen der Brunhilde umlodern natürliche Flammen; die Rheintöchter schwimmen auf — durch ihre langen Kleider verdeckten — Gestellen natürlich auf und ab, schießen in die Höhe und Tiefe, ohne daß man irgend eine Maschinerie bemerkt. Und doch haben alle die großen Vorrichtungen die gespannten Erwartungen nicht erfüllt, nicht weil sie etwa nicht ausgezeichnet ausgeführt waren, sondern weil das an sich richtige Princip der Nachahmung der Natur in der absoluten Durchführung das Gegentheil des beabsichtigten Resultats herbeiführte. Diese strenge Nachahmung zeigte erst recht deutlich, daß die Natur nicht ganz nachzuahmen ist, daß überall der Phantasie des Beschauers ein gewisser Spielraum gewahrt bleiben muß, und daß, wo dieser zu sehr eingeengt wird, nur die Sinne thätig bleiben, bis auch sie zuletzt ermüden und immer neuer Reizmittel des Schaugepränges bedürfen.

Wenn jede Gemüthsbewegung der Darsteller in der Decoration wiedergegeben werden soll, so wird die Aufmerksamkeit des Beschauers gar leicht auf Nebendinge abgeleitet; die Phantasie muß die da oben hängende Wolke noch dunkler, die Flammen noch blendender sehen, als sie in der That sind; kein Maler wird jene grauer darstellen, und die eigens zur Erhaltung der Flamme angeschafften Blasebälge werden doch nie das ersetzen, was unsere Einbildungskraft hinzuthut, wenn nur die Anregung zur richtigen Anschauung gegeben ist; dagegen wird bei solchen peinlich sorgfältigen Anordnungen für jedes einzelne Nebending die mindeste Störung immer den Genuß des Kunstwerks mehr beeinträchtigen, als ihn das vollendetste Gelingen solcher Kleinigkeiten befördern kann. Und selbst dieses Gelingen übt manchmal eine zweifelhafte Wirkung. Der große Lindwurm mit seinem Dampfschnauben und seinem fürchterlichen Schweife, aus welchem zuerst Fafner mit einem Sprachrohre sang, und der, nachdem ihn Siegfried getödtet, eine halbe Stunde lang ganz natürlich mit heraushängender Zunge und verdrehten Augen dalag, konnte eigentlich nur schaubudenartig erscheinen. Auch die letzte Scene der Götterdämmerung, in welcher Brunhilde mit (nicht auf) ihrem Rosse in die Flammen sprang, die Wogen des Rheines die Ufer überfluthen, den Brand löschend, Hagen in den Rhein stürzt, um den Ring zu holen, von den Nixen hinabgezogen wird, während im Hintergrunde die Walhalla in der Götterdämmerung erscheint, wird niemals bei der Darstellung den künstlerischen Eindruck hervorbringen, den sie beim Lesen erzeugt. Die Wogen des Rheines werden immer gemalte, von Menschen und Maschinen in Bewegung gesetzte Leinwand bleiben, und die Hagen-Puppe, welche die Nixen vor sich hertreiben, könnte ganz wegbleiben; es genügt, daß der Mörder in die Fluth springt. Auch der Aufwand von charakteristischer Beleuchtung, die bei jeder einzelnen Scene auf die Darsteller fällt, wirkt zuletzt abspannend.

Soviel von der inneren, der künstlerischen Einrichtung des Theaters, jetzt noch einige Worte von der äußeren, rein mechanischen, insoweit sie für Menschen unserer Zeit berechnet ist, welche menschlichen Zuständen unterworfen sind. Es liegt auf einem freien Platze, von welchem man durch überall offene und oben gedeckte Gänge direct in den Zuschauerraum gelangt. Es ist also nur bei schlechtem Wetter oder im Winter unnahbar. Hätte es während der Vorstellungen nur Ein Mal stark geregnet, so mußten die Besucher von 4—10 Uhr auf ihren Sitzen verharren; haben sie doch selbst bei dem herrlichen Wetter, sobald die kühlere Abendluft zu wehen begann, nur in der Restauration Zuflucht finden können. Zuletzt nahm auch jeder seinen Oberrock mit auf den Platz. Mich dünkt, ein wahrer Kunsttempel müßte heute dem Besucher die Möglichkeit bieten, in seinen Räumen zu verweilen. Das Wagnertheater ist (für mich wenigstens) als Bauwerk ein Abbild der Dichtungen und musikalischen Schöpfungen des Meisters: Genial in der Idee, großartig und vielfach neu in den Entwürfen, in der Ausführung eine seltsame Vereinigung von Wunderbarem und Wunderlichem, Herrlichem und Unerträglichem.

Ueber den Inhalt des Textes und über das Musikalische habe ich in den „Vorstudien" ausführlich gesprochen. Hier will ich nur vor Allem zu meiner großen Freude in Bezug auf „Siegfried" bekennen, daß ich im Irrthum war, als mir dieses Musikdrama beim Studium der Partitur weniger bedeutend erschien, daß die Aufführung mir außerordentliche Schönheiten geoffenbart und mir wieder gezeigt hat, welch kolossales Genie in einem Manne steckt, der das, was auf dem Papier befremdlich erscheint, schon in seinem Innern so genau hört, wie es dann später dem erstaunten Hörer klingt. Die beiden Schwertlieder Siegfrieds sind von einer wahrhaft Händel'schen Großheit und Macht; und wie Wagner die geheimnißvollen Naturlaute, das Rauschen und Wehen des Waldes, die in einander fallenden Vogelstimmen musikalisch wiedergibt, das ist sein Eigen! Die Schönheiten des Duetts zwischen Siegfried und Brunhilde überwiegen bei weitem die Längen, welche das Lesen der Partitur bietet. Von den Herrlichkeiten der „Götterdämmerung" habe ich bereits gesprochen.

Sowie nun mein Urtheil über all' das Große am Festspiele sich während der Vorstellungen nur bestätigt hat, so muß ich jetzt anderseits noch stärker betonen, wie Vieles in dem Werke sehr bedenklich ist, wie in manchen Scenen die dramatische Anlage unhaltbar, die Musik unerträglich ist. Dieser Wotan, der die Verträge nie halten will, die er nicht brechen darf; der Versprechen mit Hintergedanken ertheilt, und dann die anfährt, welche seinem Versprechen trauten; der sich zu allen Listen hergibt und dann ganz unglücklich ist, wenn man ihn darauf ertappt, (der selbst gesteht: „leicht entriß mir Fricka das Geständniß meines Trugs"); der nur immer wüthet oder jammert, dieser Wotan ist ein Zerrbild, den nur Betz' herrlicher Gesang und maßvolle Darstellung erträglich gestalten konnte. Und die Rolle, welche die andern Götter im „Rheingold" spielen, ist auch eine recht sonderbare; sie drohen erst den Riesen; dann stehen sie eine halbe Stunde stumm da, während Loge sich mit den Riesen berät, dann lassen sie (und Wotan) von diesen Riesen Freia und ihre Mutter entführen, ohne ein Wort zu sagen; sie benehmen sich doch gar zu puppenartig! — Aber die stärkste Zumuthung an alle die Gefühle, die noch jedem gebildeten Menschen als die wahren und natürlichen galten — und wenn er auch noch so frei dachte über die conventionelle Moral — und die stärksten Faustschläge auf alle dramatischen Gesetze bringt der erste Act der „Götterdämmerung". Siegfried verläßt Brunhilde mit allen Betheuerungen wahrster Liebe, und läßt ihr den Nibelungenring als Pfand seiner Treue. In der nächsten Scene bietet ihm Gutrune einen Zaubertrank, er setzt ihn an die Lippen mit dem Gedanken an die ferne Geliebte. Kaum hat er getrunken, da vergißt er Alles, geberdet sich wie ein Toller gegenüber Gutrunen (von etwaiger Uebertreibung des Darstellers kann keine Rede sein, da dieser ein Jahr und Tag unter der unmittelbaren Leitung des Meisters studirt) und verspricht ihrem Bruder, die Jungfrau auf der brennenden Felsen für ihn zu gewinnen. Er eilt auch zu dieser in Gunthers Gestalt; als sie sich gegen sein Verlangen sträubt, faßt er sie hart, sie wehrt sich, entflieht, er folgt ihr, faßt sie wieder und entreißt ihr zuletzt den Ring; sie sinkt mit einem furchtbaren Schrei zu Boden. Etwas Widerwärtigeres als diese Scene kann nicht geboten werden. Wohl weiß ich, daß manche Wagner-Jünger auch das wunderschön finden; für sie geht ja

Digitized by Google

auf der Bühne noch lange nicht genug vor. Ich aber sage: Nie und nimmer darf die Entfaltung roher Kraft, die rein physische Ueberlegenheit des Mannes über das Weib, Gegenstand dramatischer Darstellung sein, wenn die Bühne nicht eine Stätte der Verwilderung werden soll. Man rede ja nicht etwa von übernatürlichen Gestalten und deren Gebahren! Da oben auf der Bühne stehen nur natürliche Menschen; unsere Augen sehen nur diese; und je größer ihre Leiber, um desto widerwärtiger erscheinen solche Kraftübungen. Gegenüber diesen verschwindet fast die sehr sonderbare Verwicklung, daß Siegfried erst dem Hagen erzählt, wie er oben auf dem Flammenfelsen gewesen sei, und daß er gleich darauf Brunhilde bestreitet, den Ring ihr genommen zu haben, und sich nur an den Kampf mit dem Lindwurm erinnert! — Der Wahrheit gemäß muß nunmehr auch bekannt werden, daß von dieser Scene ab das Drama in edlerer Weise weiter schreitet, und daß der dritte Act ergreifend wirkt, bis zur letzten Scene, die immer beim Lesen, wo die Phantasie des Lesers sich alle Gebilde hervorzaubert, schöner erscheinen wird, als bei der Darstellung.

Was diese letztere betrifft, so kann man sie als eine fast durchwegs ausgezeichnete bezeichnen; es gehört wahrlich eine nicht genug zu preisende Hingebung der Künstler dazu, um solche Partien, welche die denkbar höchsten Anforderungen an die Stimme und physische Ausdauer stellen, zu studiren und durchzuführen.

Im „Rheingold" erfreuten zuerst die Damen Fräulein Lilli und Marie Lehmann und Fräulein Lammert als Rheintöchter durch ihren lieblichen Gesang; Frau Grün als Fricka vertrat ihre Rolle vortrefflich, die andern Partien sind an sich weniger hervortretend; unter den Künstlern glänzten in diesem Drama Herr Vogl (aus München) als Loge, der wirklich ganz Ausgezeichnetes leistete, dann die Herren Hill (Alberich) und Schlosser (Mime). Herr Hill bot eine ganz vollendete Leistung in Gesang und Spiel; von Herrn Schlosser werden wir noch später mit der gebührenden Hochachtung reden. Herr Eilers gestaltete seine Tolle des Riesen Fasolt zu einer wirksamen und dankbaren. Herr Betz (Wotan) und die Herren Gura (Donner), Unger (Froh) und Reichenberg (Fasner) trugen endlich das Ihre bei zum Gelingen des Ganzen. In der Walkyre traten vor Allem Niemann (Siegmund) und Betz (Wotan) in den Vordergrund. Wie der erstere an dem Abende sang und darstellte, das wird jedem Hörer unvergeßlich bleiben. Ihnen standen Frau Materna (Brunhilde), Fräulein Scheffsky (Sieglinde) und Frau Grün (Fricka) würdig zur Seite. Der Chor der acht Walkyren, unter dem sich die drei Rheintöchter-Damen und Frau Jachmann-Wagner befanden, klang prachtvoll. Im „Siegfried" glänzte Herr Unger in der Titelrolle. Der noch junge Künstler gebietet über sehr schöne Mittel, seine Darstellung wird sich bei größerer Bühnengewohnheit gewiß noch vervollkommen; immerhin hat er Bedeutendes geleistet. Ein Unicum in seiner Art war der „Mime" des Herrn Schlosser; der Künstler gab diesem verwachsenen tückisch-dummen Zwerge ein wahrhaft poetisches Gepräge; der krumme schleifende Gang, der lauernde Blick, die Hinterlist in seinen Reden, die Exaltation, als er sich schon als Herr des Ringes und Beherrscher der Nibelungen sieht, während Siegfried noch an dem Schwerte schmiedet, mit welchem der Lindwurm erlegt werden soll; Alles das war mit einer dämonischen Wahrheit gegeben, ohne die mindeste Uebertreibung. Von jenem Abende an wird Herr Schlosser zu den allerbedeutensten Künstlern gezählt werden.

Frau Haide aus Darmstadt als „Erda" entwickelte eine sehr schöne Stimme mit vortrefflicher Declamation. Herr Reichenberg bekundete in der sehr kleinen Rolle des Fasner, der mit einem Sprachrohr aus dem Bauche des Drachen singt, lobenswerthes Maßhalten. In der „Götterdämmerung" zeigte sich Frau Materna im vollsten Glanze ihrer großartigen unverwüstlichen Mittel; Herr Unger als Siegfried war vortrefflich, Herr Gura (Gunther) und Herr Siehr (Hagen) führten ihre Partien mit Geschick und Sicherheit aus. Die drei Nornen fanden in Frau Jachmann-Wagner, Fräulein Scheffsky und Frau Grim vortreffliche Darstellerinnen, und die drei Rheintöchter sangen wieder lieblich und frisch. Herr Hill hatte zwar nur ein kleines (prachtvolles) Duett mit Hagen; aber aus jeder Note war der denkende, echt dramatische Sänger zu erkennen. Das Orchester unter Hans Richters, des Wiener Hofcapellmeisters, Leitung war über alles Lob erhaben. Was der Dirigent im Einstudiren dieser Musikdramen und in der Leitung an den vier Abenden geleistet hat, das zeugt ebenso von großer Künstlerschaft wie von stählernen Nerven; ihm und den Mitgliedern des Orchesters gebührt der wärmste Dank aller Hörer! Ohne ihre Aufopferung und Leistung war solch ein Erfolg nicht möglich. —

Und großartig war dieser Erfolg, das ist nicht wegzuleugnen; großartig, aber auch eigenthümlich bezeichnend! Die Versammlung bestand zu neun Zehntheilen aus entschiedenen Verehrern Wagners, unter ihnen alle die Jünger, welche Alles, was der Meister dichtet, componirt, schreibt, redet oder sonst von sich gibt, ganz unfehlbar und allein schön finden. Nun! wann war der Beifall am stärksten? Etwa bei den Stellen, wo alle Harmonie und Melodie sich in jenen Tönen auflöste, die manchmal fast klingen, als improvisirte Jeder auf der Bühne und im Orchester für sich und die den Commentaristen am meisten Schwelgen verursachen? am meisten Wagnerisch erscheinen? Nein! sondern dort, wo der Meister unwillkürlich mit einer Zehe wenigstens in der Tradition steckt. Zuerst im „Rheingold" bei der wunderschönen melodischen Erzählung Loges, wie Alles auf Erden Weibes Schönheit und Liebe am höchsten stellt. Dann mit allgemeinem Entzücken nach dem ersten Acte der „Walkyre", in welchem das himmlische Liebeslied und das herrliche Duett ertönt waren; dagegen war dieser Beifall nach dem zweiten Acte des Walkyre mit seinem niederdrückenden Wotan-Gejammer, trotz aller Versuche der Erhitzung, nur ein kühler, um dann nach dem dritten Acte, nach dem prachtvollen Walkyrenchor, und dem noch herrlicheren Feuerzauber wieder stürmisch loszubrechen. Donnernd brauste er durch den Saal nach dem ersten Acte des Siegfried, das war eine Huldigung an den Componisten, die hoch stand über jeder Parteinahme! Auch am Schlusse der „Götterdämmerung," in welcher Siegfrieds Tod und der Trauermarsch als unvergängliche Kleinodien glänzen. Also überall, wo das sogenannt absolut Musikalische, die Form, doch noch ein wenig mitwirkte, war der Enthusiasmus am höchsten, nicht wo philosophische Prinzipien und Betrachtungen in Musik gesetzt waren.

Das Publicum bot außerordentliches Interesse; und noch keinem Menschen ist es wohl je gelungen, und wird es wohl je mehr gelingen, einen solchen Zusammenfluß hervorragender Vertreter aller Classen und Stände, die nur um seines Werkes willen kamen, um sich zu concentriren. Neben Sr. Maj. dem Deutschen Kaiser, der während der ersten zwei Tage hier verweilte und überall mit herzlichstem Jubel begrüßt ward, beehrten viele regierenden Fürsten die Vorstellungen. Ferner waren viele östreichische Cavaliere und Finanzbarone anwesend, auch die preußische Aristokratie hatte ihre Vertreter gesendet. Alle Hof-Intendanten und -Capellmeister, zahllose Musiker aller Schattirungen, wogten umher. Von den Schwesterkünsten war die Malerei ziemlich stark, die Dichtkunst nur sehr spärlich vertreten. Die anwesenden Schriftsteller waren meistens so zu sagen ex officio gekommen. Alle Besucher aber (mit verschwindenden Ausnahmen) stimmten dahin überein, daß eine großartige kunstweltgeschichtliche Schöpfung vor uns getreten sei. — Soviel vom Festspiele selbst; jetzt muß ich der Nachspiele gedenken, weil diese nicht etwa so nebenher gingen, daß man sie mit Stillschweigen übergehen dürfte, sondern vielmehr in der Weise hervortreten, und von der entschiedenen Jüngerpartei zu Demonstrationen benützt wurden, als müßten sie dem Kunstwerke erst die rechte Weihe geben. Nach dem letzten Acte der „Götterdämmerung" erhob sich der Redacteur eines Berliner Börsenblattes, und forderte die Versammlung auf, dem Meister als Dank ein dreifaches Hoch zu bringen, was auch geschah. Dann trat Richard Wagner hervor und hielt eine kurze Rede, die zu Mißverständnissen Anlaß gab, weil sie, abgesehen von dem Inhalte, in einem Tone gesprochen ward, dem man nichts von jener Gemüthsbe-

Digitized by Google

wegung anhörte, die bei einem Künstler, der nach 25jährigem Ringen, durch Aufopferung der Anhänger und Freunde, seine höchsten Ziele erreicht hat, vorausgesetzt werden durfte. Am andern Abend fand ein Festbankett in der Restauration statt, bei welchem der Meister erklärte, mißverstanden worden zu sein; er habe nicht gemeint, von ihm erst ginge die Kunst aus, wohl aber glaube er, eine neue Kunst angeregt oder geschaffen zu haben, eine deutsche nationale; die Franzosen haben nur eine französische nationale, die Italiener in ihrer Oper nur eine italienische, nur die Deutschen hätten eine aus allen Nationalitäten zusammengesetzte, die meistens auf übersetzten Texten beruhte. Meister Wagner hat vergessen, daß in Paris die Zauberflöte und Figaros Hochzeit vor 8 oder 10 Jahren die größten Einnahmen erzielten, daß wir ohne Uebersetzung weder Don Juan, noch Glucks Opern geben könnten, und daß der Freischütz und Fidelio auch einigermaßen zu den deutschen Kunstwerken gerechnet werden dürften. Auch hat Meister Wagner ganz vergessen, daß wenn die Italiener gar so national dächten, der Lohengrin nicht in Bologna zur Aufführung kommen und enthusiastisch aufgenommen werden konnte. Doch solch kleine Excentritäten muß man beim Dichtercomponisten des Tristan und des Festspiels mit in den Kauf nehmen. Ein Anderes jedoch ist es, wenn seine Parteigänger unter seinen Augen auftreten und Reden halten dürfen, worin sie das Wagner'sche Drama als Richtschnur der künftigen Tragödie, Sieglinde als das höchste Weib, als den Inbegriff aller wahren Liebe preisen. Das Geschrei und Gejohle der Jünger im Saale bei dieser Rede des Herrn Professor Nohl lieferte zwar den Beweis, daß er für sie das Richtige getroffen, daß ihre Tendenzen in seinen Worten gipfelten: Nicht der Künstler, nicht der Gebildete können das Kunstwerk erfassen, sondern der „Mensch" (wörtlich!), das ist des Jünger-Pudels Kern! Nicht die große Kunst im Tristan und im Nibelungen, nicht das, was man vom Meister lernen kann durch Fleiß, Studium, im Schweiße künstlerischer Arbeit zieht die meisten dieser johlenden Jünger an (die Ausnahmen bestätigen die Regel), sondern die socialen Theorien, die sie aus seinen Dramen ziehen, und zu deren Befolgung es keiner Kunstleistung, keines Genies, nur der Abwesenheit jedes sittlichen Bewußtseins bedarf. Es ist gar so hübsch, bei jeder Frau als eine Art von verfolgter Wälsung zu paradiren, auf Sieglinden hinzuweisen, die freie Liebe als Grundlage der Kunst darzustellen. Und es gibt ja auch Frauen genug, welche diese Kunst verstehen. Nur ist sie nicht neu, nicht erst in Wagner'schen Schöpfungen zu suchen. In längst verschollenen Ablegern der Romantiker, in Schlegels Lucinde, auch theilweise in Heinses Ardinghello, und in sonstigen Allotriis jener Zeit waren die Principien schon lange ausgeführt. Ja, Einer von der Schule, an dessen verschollenen Namen ich mich hier in Bayreuth nicht erinnern kann, von dem aber Haym in seiner Geschichte der romantischen Schule und Schasler in seiner Aesthetik erzählen, hat eine ästhetische „Lebenskunst" auf Grundlage solcher Principien geschrieben. Auch Byron vertrat ja diese Kunst, mit welchem Genie dichtete er! und welche Gestalten schuf er mitunter! In seinem Corsaren Conrad, in der Gülnare, welche Kraft, welche Leidenschaft! Die Verirrungen eines großen Genies haben vollkommenes Recht, mit anderem Maßstabe gemessen zu werden, als die gewöhnlicher Menschen. Aber wohlgemerkt! Der gewaltige Unterschied zwischen diesen Verirrungen der Genies und den Nachäffungen der Genielosigkeit muß scharf aufrecht gehalten werden! Nie und nimmer darf der Conflict mit der Moral, die Schuld als das Moralische hingestellt werden, die Befreiung des sinnlichen „Willens" vom „Conventionellen" als ethisches Kunstgesetz gelten. Wie hätte der alte Schopenhauer die Faust geballt und geschimpft, wenn er erlebte, was unreife Jungen alles aus ihm herauslesen wollen! Doch genug, ich will mit einem offenen Glaubensbekenntnisse schließen: So lange ich schreiben kann, werde ich meine Ueberzeugung verfechten: daß Wagner eine große Erscheinung ist, daß nur ein Gewaltiger den ersten Act vom „Siegfried" und den letzten Act der „Götterdämmerung" erdenken und ausführen konnte; seine Schöpfungen sind für mich keine Wegweiser in der Kunst, aber Markſteine eines Mächtigen. Aber die Folgerungen, welche die Partei aus seinen Dramen ziehen will, die Grundsätze für Kunst und Leben, die man leider aus manchen seiner Schriften schöpfen könnte, werde ich mit aller Kraft bekämpfen bis zum letzten Federstrich.

Goethes Beziehungen zur Geologie.

(Schluß.)

Das Interesse, welches Goethe an dem wissenschaftlichen Streite der Geologen nahm, regte jedoch nicht nur die nach wissenschaftlicher Wahrheit strebende Seite seines Geistes an, sondern brachte sogar auch sein dichterisches Blut in Wallung. In der Zeit seiner größten Aufregung gegen die Plutonisten dichtete er einige Scenen von der „classischen Walpurgisnacht" (II. Th. Faust), in welchen er die Ansichten und Hypothesen der Vulkanisten auf allegorische Weise verspottet, aber auch den Neptunisten für ihre schroffsten Anschauungen einige wohlgemeinte Rathschläge ertheilt.

Goethe sagt selbst von diesem Kunstproducte:

„Was darin von Piquen vorkommt, habe ich von den besonderen Gegenständen abgelöst und in's allgemeine gespielt, daß es zwar dem Leser nicht an Beziehungen fehlen, aber niemand wissen wird, worauf es eigentlich gemeint ist."

Jetzt, wo einem das ganze Material des geologischen Streites zu Gebote steht, dürfte dies doch der Fall sein. Wir finden am oberen Peneios dieselben abenteuerlichen Gestalten wie in den pharsalischen Feldern. Wir treffen hier die unbeweglichen Sphinxe, welche sich in der Folge als Vertreter des Stillstands erweisen; neben ihnen gelagert die schnarrenden Greife mit ihren Arbeitern und Schatzsammlern, den Ameisen. Doch es sind auch höher begabte Kunstgebilde da, die Sirenen, welche sich sofort als treue Verehrer des Neptunismus zu erkennen geben: denn freudetrunken wollen sie sich in des Peneios schäumende Fluthen stürzen und dem unseligen Volke, worunter die Vulkanisten zu verstehen sind, ein hohes Lied des Wassers anstimmen.

Da plötzlich wird die vulkanische Thätigkeit durch ein Erdbeben eingeführt und, zu Tode erschrocken, fordern daher die Sirenen ihre Kameraden zu eiliger Flucht auf mit den Worten:

„Schäumend kehrt die Welle wieder,
Fließt nicht mehr im Bett darnieder;
Grund erbebt, das Wasser straucht,
Kies und Ufer berstend raucht.
Flüchten wir! kommt alle, kommt!
Niemand, dem das Wunder frommt".

In dem letzten Vers ist offenbar auf das unterirdische Feuer angespielt, dessen verheerende, wunderbare Thätigkeit niemandem zum Nutzen gereicht, ebensowenig wie seine Einführung in die Wissenschaft.

Es erhebt sich nun in der Folge ein Berg, über dessen vulkanischen Ursprung der Dichter sich lustig macht. Er führt nämlich einen eignen Gott des Erdbebens ein, den Seismos, einen griesgrämigen Alten, der in der Tiefe brummt und poltert und der sich nun mit großem Getöse und dem mürrischen aber siegesgewissen Ausrufe nach oben durchbricht:

„Einmal noch mit Kraft geschoben,
Mit den Schultern brav gehoben,
So gelangen wir nach oben,
Wo uns alles weichen muß".

Und nun entwickelt er seine vulkanische Theorie von der Entstehung der Welt. Er sagt:

Digitized by Google

„Das hab ich ganz allein vermittelt,
Man wird mir's endlich zugestehn:
Und hätt' ich nicht gerüttelt und geschüttelt,
Wie wäre diese Welt so schön? . . .
Wie ständen Eure Berge droben
In prächtig reinem Aetherblau,
Hätt' ich sie nicht hervorgeschoben
Zu malerisch entzückter Schau?"

Trotz dieser selbstgefälligen Erklärung, und obgleich die Sphinxe die vulkanische Erhebung nicht leugnen können, deuten sie doch durch ihr hartnäckiges Verweilen an, daß sie sich daran nicht kehren, sondern derartige Erscheinungen als einzelstehende Spätlingsbildungen erklären, welche durchaus nicht dazu berechtigten, die ganze Entstehung der Erdoberfläche auf vulkanische Weise zu deuten.

Jetzt bemerken die Greife im Innern des Berges Gänge Goldes und überall eingesprengte Goldblättchen, die natürlich auch plutonischen Ursprungs sind, wie Goethe spottet. Daher befehlen sie ihren Dienern, den Schatz zu sammeln; und die Worte:

„Allemsig müßt ihr sein, Nur mit dem Gold herein!
Ihr Wimmelschaaren! Den Berg laßt fahren."

deuten auf die abenteuerliche und wenig wissenschaftliche Zwecke verfolgende Richtung gewisser Naturforscher hin.

Auf Wunsch des nun, bei Schließung des Berges, wieder verschwindenden Seismos, seinen Berg auch belebt und bewohnt zu sehen, kommen aus den Spalten der Felsen kleine Pygmäen und die ihnen dienstbaren Daktylen lebenslustig hervor und vertreten in dem sich nun entspinnenden Kampfe mit den Reihern die Vorkämpfer des Vulkanismus, während diese, als Wasservögel, die Vertheidiger des Neptunismus sind. Im Pygmäenstaate herrscht ein patriarchalischer Despotismus, es befehlen hier die ältesten, erfahrensten Häupter, wie die Autoritäten in der Wissenschaft, wo ja auch die herrschende Lehre mit äußerster Strenge die abweichenden Meinungen unterdrückt. Diesen Druck sprechen auch die Daktylen aus, nachdem sich die Pygmäen, ihre Herren, mit den von ihnen, den Dienern, herbeigeschafften Waffen entfernt haben, um die Reiher zu bekämpfen. Sie sagen nämlich:

„Wer wird uns retten! Sie schmieden Ketten.
Wir schaffen's Eisen, Uns loszureißen
Ist noch nicht zeitig.
Drum seid geschmeidig!"

Ebenso wagen auch nicht alle Naturforscher, trotzdem sie durch wichtige Entdeckungen das Material zur Bekämpfung der Gegner herbeigeschafft, gefangen und befangen durch die von Autoritäten sanctionirten Lehren, gegen diese aufzutreten oder sich doch wenigstens von der Knechtschaft derselben loszureißen.

Die Pygmäen haben unterdessen wirklich die Reiher erschlagen und sich ihrer Zierde bemächtigt, wodurch also angedeutet wird, daß die Neptunisten von den Plutonisten zu Boden geworfen und ihres Kopfschmuckes beraubt worden sind. Mit dieser Zierde dürften vielleicht Alexander von Humboldt und Leopold von Buch gemeint sein, welche, wie bekannt, in das plutonistische Heerlager hinübergezogen wurden und wodurch den Neptunisten ein schwerer Schlag beigebracht wurde. Wie dem auch sei, der Rachegesang der vorbeiziehenden Kraniche des Ibikus verkündet schon, daß die Neptunisten die Niederlage ihrer Gefährten furchtbar rächen werden.

Der Fortschritt der Handlung wird hier durch das Auftreten Mephistos unterbrochen, welcher sich in dem zerklüfteten Gestein des neu entstandenen Berges verirrt hat und nun seinen Unwillen über diese vulkanische Spätlingsbildung in den Worten äußert:

„So toll hätt' ich mir's nicht gedacht.
Ein solch' Gebirg' in einer Nacht!
Das heiß' ich frischen Hexenritt;
Die bringen ihren Blocksberg mit!"

Der Aerger Mephistos, der hier sehr treffend dem Hohn Goethes über jede rasche, gewaltsame Entstehung von Gebilden der Natur Ausdruck gibt, wird jedoch sogleich gestillt durch die Bergnymphe Oreas, welche auf dem auf nassem Wege entstandenen Felsen des Pindus thronend, ihm ermuthigend zuruft:

„Schon stand ich unerschüttert so,
Als über mich Pompejus floh.
Daneben das Gebild des Wahns
Verschwindet schon beim Kräh'n des Hahns.
Dergleichen Märchen sah ich oft entstehn
Und plötzlich wieder untergehn".

Die Oreas, welche den ruhigen Aufbau der Natur aus sich selbst vertritt, widerlegt also hier die Entstehungsmethode der Vulkanisten als Hirngespinnst der Phantasie.

In den Gebüschen des Naturfelsens trifft Mephisto auf Homunkulus, welchen der Dichter als auf nassem Wege entstehend einführt, und welcher jetzt, in seinem Drange, „wirklich zu entstehn", zwei Naturphilosophen auf der Spur ist, in deren Reden Goethe seinen Widerwillen gegen alle Naturspeculationen zu erkennen gibt.

Diese beiden, nun auftretenden Philosophen sind Thales als Vertreter des Neptunismus und Anaxagores als Vulkanist.

Der letztere beklagt sich über die Hartnäckigkeit des Thales, welcher sich durch die angeführten Gründe nicht von der Richtigkeit seiner, des Anaxagores, Theorie überzeugen könne. So ruft er vorwurfsvoll aus:

„Dein starrer Sinn will sich nicht beugen".

worauf ihm Thales sinnbildlich erwidert:

„Die Welle beugt sich jedem Winde gern,
Doch hält sie sich von schroffen Felsen fern."

Er möchte wohl, Anaxagores zu Liebe, der Lehre desselben Glauben schenken, wenn sie nur nicht gar zu schroff seiner Ansicht gegenüber stände. Hierin sieht man deutlich die Anschauung Goethes wieder, wie er sie in seinem „geologischen Bekenntnisse" ausspricht, wo er sagt:

„Ich kann meine Sinnesart nicht ändern zu Lieb einer Lehre, die von einer entgegengesetzten Anschauung ausgeht, wo von nichts Festem und Regelmäßigen mehr die Rede ist, sondern von zufälligen unzusammenhängenden Ereignissen."

Nun begründet Anaxagores seine Ansicht, indem er sagt, daß Thales nie im Stande sein würde, solch' einen Berg, wie der eben entstandene, in einer Nacht hervorzubringen, worauf ihn Thales sofort mit der treffenden Antwort schlägt:

„Nie war Natur und ihr lebend'ges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen;
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt."

Doch Anaxagores läßt sich so leichten Kaufs nicht aus dem Felde schlagen; er behauptet, solch' gewaltige Erscheinungen könnten nur durch „plutonisch" grimmig' Feuer, durch „äolischer Dünste Knallkraft" erzeugt werden. Dann ergötzt er sich an dem lustigen Gewimmel der Myrmidonen und trägt dem Homunkulus, den er dem Anschein nach für einen Feuergeist hält, die Herrschaft über dies Völkchen an. Homunkulus, der wohl weiß, daß er auf die den Plutonisten eigene tumultuarische Weise nicht zum Entstehen gelangen kann, und der sich ohnedies als auf nassem Wege entstehendes Wesen zu Thales hingezogen fühlt, fragt diesen, was er thun solle. Thales gibt ihm den Rath, sich in keine Verbindung mit den Pygmäen einzulassen, da deren Untergang bevorstände. Wirklich nahen jetzt die Kraniche des Ibykus in hellen Haufen, stürzen sich mit spitzen Schnäbeln und scharfen Krallen auf das Pygmäenvolk und vernichten dieses vollständig.

Digitized by Google

Dies bedeutet die Rache und den endlichen Sieg der ruhigen, allmälig vor sich gehenden Entwicklung der Natur über die revolutionistische Entstehungstheorie der Vulkanisten.

Um aber den letzteren noch eine vollkommenere Verspottung zu Theil werden zu lassen und seiner eignen Ansicht plastisch Ausdruck zu geben, führt Goethe die von den Vulkanisten eifrig angenommene und auf ihre Weise erklärte Erscheinung der Meteorsteine ein, von welchen dieselben glaubten, sie würden aus den Mondvulkanen herabgeschleudert.

Anaxagores, den schmählichen Untergang der Pygmäen bejammernd, wendet sich um Schutz flehend znr Mondgöttin. In seiner fieberhaften Aufregung wähnt er, der Mond steige zu ihm herab, und so bittet er ihn dringend, doch einzuhalten, damit er nicht Land nud Meer durch seine Berührung vernichte. Doch der Mond kommt, wie er meint, immer näher; er steigt zur Erde herab, und mit dem Ausrufe:

„Das lichte Schild hat sich verdunkelt,
Auf einmal reißt's und blitzt und funkelt!
Welch' ein Gerassel! welch' ein Zischen!
Ein Donnern, Windsgethüm dazwischen! —
Demüthig zu des Thrones Stufen
Verzeiht! ich hab's hervorgerufen."

stürzt Anaxagores auf's Antlitz.

In diesem Paroxismus soll auf die Art hingewiesen werden, wie viele in der Wissenschaft die Erscheinungen mit aufgeregter Phantasie anblicken und ihnen so einen abenteuerlichen Ursprung verleihen. Auch Thales hat etwas Absonderliches verspürt, doch kann er sich kein klares Bild davon machen, wie ja auch die Neptunisten den Ursprung der Meteorsteine nicht zu erklären vermögen, mithin vorläufig diese Frage offen lassen. Soviel aber weiß Thales, daß Anaxagores gefaselt hat, und daß der Mond noch an seinem alten Platze steht. Da reißt ihn Homunkulus, welcher der ganzen Sache unparteiisch beigewohnt hat, aus seiner Ungewißheit, indem er ihm zuruft:

„Schaut hin nach der Pygmäen Sitz!
Der Berg war rund, jetzt ist er spitz.
Ich spürt ein ungeheures Prallen.
Der Fels war aus dem Mond gefallen.
Gleich hat er, ohne nachzufragen,
So Freund und Feind gequetscht, erschlagen."

Hierin spricht Goethe seine endgültige Ansicht aus:

Indem er nochmals durch das Fallen des Berges aus dem Monde den Vulkanisten gezeigt hat, daß die Erdoberfläche ebensogut aus Meteorsteinfällen als durch das von unten wirkende Feuer gebildet sein könne, drückt er durch den Tod der Pygmäen und der Kraniche, d. h. den Untergang der Plutonisten und der Neptunisten, aus, daß, obgleich er sich der rationellsten Lehre, dem Neptunismns, angeschlossen habe, er dennoch glaube, daß auch diese nicht die absolut richtige sei, sondern daß beide Theorien in ihrer augenblicklichen Gestalt untergehen und einem neuen besseren System Platz machen würden.

A. Laskenberg.

„Aus Halbasien."

Die Weltkenntniß des gebildeten Europäers, des Deutschen und Italieners, des Franzosen und Engländers nimmt von Westen nach Osten hin ab. Je näher ein Volk der Grenze Asiens liegt, desto unklarer und verworrener sind die Begriffe über dasselbe, und meistens werden einige Wahrheiten von einer Fülle der abenteuerlichsten Anschauungen erstickt. Wenn dann in der Presse oder in Parlamenten die Lage jener östlichen Völker zur Sprache kommt, wenn man von dem Elend und der sittlichen Verrottung der polnischen Landbewohner, von den Judenmassacres aus Rumänien hört, so schüttelt man den Kopf und begreift oft die Möglichkeit solcher Ereignisse und Zustände nicht. Kein Land ist so sehr zur Hochschule ethnographischer Studien geworden, als Oestreich. Die hohe Austria ist ja die „Völkeramme", wie Hamerling sie nennt und hat sich „mit vielen Vätern" eingelassen. Je weiter östlich man in dieses Land eindringt, desto größer wird das Gewirre von Völkern und Völkchen, und oft leben mehrere Stämme in buntem Gemisch, durch Sprache, Sitte und Erscheinung streng geschieden, auf demselben Boden zusammen oder eigentlich nebeneinander, denn nicht selten scheidet sie noch eine Feindschaft, die, von der Väter Zeiten als Erbe überkommen, wenig von der alten Herbheit verloren hat. Der östreichische Russine haßt den Polen — das Sprichwort hat diese Empfindung in ein geflügeltes Wort gebannt, „Tscho lach to vrach", „was Pole, das Feind", und beide haben Abneigung gegen den Magyaren, und vereinigen sich doch wieder mit ihm gegen den Deutschen. Und dennoch ist nur dieser das Blut in Austrias Körper, denn er führt Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft in alle Theile des polyglotten Landes, aber daneben auch die Bureaukratie, die oft in Bezug auf Unzuverlässigkeit, hochfahriges Wesen und Unverstand für die wirklichen Bedürfnisse der Bewohner Ostöstreichs sogar heute noch Unglaubliches leistet. Galizien, Bukowina, die rumänischen und serbischen Landstriche Oestreichs haben mit den Stammesbrüdern außerhalb der Grenzen Eines gemein, die Halbcultur. Neben Erinnerungen an eine bessere Zeit eine traurige Gegenwart, Luxus oben, Elend unten; Mangel an dem Bürgerthum, dem Träger einer sich ruhig entwickelnden Cultur; dazu einen tiefen Stand der Volksbildung und der Landwirthschaft. Neben Städten, deren Hauptstraßen den Stempel des Großstädtischen tragen, wie in Warschau und Lemberg, unsägliches Elend, und unbeschreiblicher Schmutz auf dem flachen Lande — kurz die Barbarei neben dem Raffinement.

Carl Emil Franzos hat bei Duncker und Humblot in Leipzig ein Werk unter dem Titel „Aus Halbasien" erscheinen lassen, zwei Bände Culturschilderungen aus Galizien, der Bukowina, aus Südrußland und Rumänien. Die Aufsätze haben schon bei ihrem Erscheinen in verschiedenen Zeitungen die öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Der junge Autor trat in die litterarische Welt nicht mit dem gewohnten Erröthen ein, sondern mit einem starken Selbstgefühl. Die fremdartige Scenerie der geschilderten Ereignisse, die Bestimmtheit mit der einzelne Gestalten gezeichnet waren, und das Gepräge der Wahrscheinlichkeit, alles das erregte lebhaftestes Interesse. Aber erst jetzt ist ein Urtheil über Franzos möglich.

Der Titel des Buches zeigt Geist; die Bezeichnung „Halbasien" ist ebenso kurz als schlagend und wird in der Einleitung (Bd. I S. I—XXIII) begründet. Die Stoffe der Schilderungen sind die verschiedensten. Wir begleiten den Autor auf einer Fahrt von Wien nach Czernowitz, und feiern mit ihm das Fest der Gründung der jüngsten Etappe deutschen Geistes. Dann schildert er uns die rumänischen Frauen, das Weib des armen Bauers, auf deren Schultern die Last der schwersten Arbeit ruht und die mit 40 Jahren eine häßliche verschrumpfte Greisin ist, voll von Aberglauben und dumpfer Bigotterie und voll Liebe zu Spirituosen; dann die vornehme Bojarin, gehüllt in die kostbarsten Kleider aus Paris, in jeder Beziehung das Ideal der Halbbildung, nur für die Gesellschaft und nie für das Haus und die Familie geschaffen, von krankhafter Sucht nach Vergnügungen gepeitscht, ohne jede Ahnung von ehelicher Treue und Pflicht, die übrigens der Herr Gemahl gar nicht fordert. Es sind erschreckliche Bilder, die leider auch wahr sind — und als bezeichnende Charakteristica eines absterbenden Volkes gelten können.

Und dennoch leben auch dort Menschen, und daß sie es sind, daß sie noch nicht ganz verthiert sind, das ist oft ihr Unglück. Einen solchen Fall schildert Franzos in „Jancu, der Richter" auf ergreifende Weise. Jancu war zweiter Sohn eines nicht ganz unvermögenden Bauers, mußte aber als solcher

Digitized by Google

sein Brod als Knecht verdienen und ging nach dem Tode des Vaters in die Stadt, wo er Diener bei einem Fürsten wurde, mit dem er auch Deutschland und Frankreich bereiste. Treu und ehrlich diente er seinem Herrn, und als er heimkam fand er den Bruder todt und erbte nun das große Gut. „Ein Hauswesen ohne Frau ist wie eine Schenke ohne Schnaps", sagt ein rumänisches Sprichwort. Jancu heirathet die Xenia, ein stilles, fleißiges Mädchen, die er heiß liebte. Sie arbeitete und stand ihm wacker zur Seite, pflichtgetreu, aber nie besonders zärtlich. Ein Kind setzte seinem Glück die Krone auf. Und er wurde immer wohlhabender und man wählte ihn zum Richter, trotz seiner jungen Jahre. Auf einmal aber stürzt Alles zusammen. Sein Weib liebt einen Knecht, Alexa; dieser kauft Gift von der alten Zigeunerin, der Mariula, und Xenia mischt es in eine Speise. Jancu aber hatte keinen Hunger und nur das Kind ißt davon und stirbt in Krämpfen. Er erfährt Alles durch das Zigeunerweib. Noch zweifelt er. „Ich gehe heim," so läßt ihn Franzos vor den Richtern sprechen, „lade meine Pistolen, lasse den zweiten Knecht einspannen und sage meinem Weibe: „„Ich komme erst zur Bestattung wieder."" Aber beim nächsten Feldwirthshaus lasse ich halten und gehe dann heim durch die Sturmnacht. Das Fenster der Schlafkammer ist matt erleuchtet, ich trete heran, es ist nur der Lichtschein, der vom Katafalk durch die offene Thüre fällt. Und" — der Erzähler stockt, dann schreit er mit entsetzlich heiserer Stimme auf — „fünf Schritte von der Leiche sind die Beiden beisammen gewesen! — Ich seh's, drücke die Scheibe ein, ziele und schieße, erst sie, dann er, — blitzschnell — Beide verröcheln in ihrem Blute. Dann gehe ich hinein, zerre seine Leiche fort, damit Niemand den ungeheuren Frevel dieser Beiden gewahrt. Und dann stehe ich lange und starre auf die Leichen Da kichert's neben mir: „„Brav, Jancu, brav."" Die Mariula hatte sich hereingeschlichen. Da habe ich sie erwürgt, weil auch sie schuldig war. Dann bin ich zum Thodika (einem Freunde) gegangen. — Und nun bitte ich, wäre es nicht möglich, daß mir aus Gnade die Todesstrafe wird?" Es war nicht möglich. Jancu wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in Okna verurtheilt.

Solche Stoffe, wo in tief verletzten Menschen wilde Leidenschaften losbrechen, um unerhörte Frevel zu strafen, sind die eigentliche Domäne von Franzos. Er bestrebt sich großer Einfachheit im Stile und zeichnet mit wenigen aber energischen Strichen den Conflict. Dabei versteht er es durch seine Schilderung der Staffage, den Leser langsam in jene Stimmung zu bringen, die er für das Mitleben seiner Stoffe als nothwendig erkennt. Am besten ist es im „Richter von Biala" gelungen, der in jeder Beziehung vorzüglichsten Arbeit der beiden vorliegenden Bände. Diese Skizze entrollt ein so merkwürdig phantastisches Lebensbild, daß man an dessen Wahrheit zweifeln würde, hätte es der Autor nicht verstanden, Alles durch seine realistische Züge zu beleben. Iwon — so heißt der Held der Erzählung — schildert, wie er Richter geworden ist. Abgesehen von dem fesselnden Inhalt ist die Selbstdarstellung des Berichterstatters von jener scharf umgrenzten Charakteristik, die nur ein wirkliches Talent in seine Gestalten zu legen im Stande ist.

Für die östreichischen Verhältnisse vor zwei Jahrzehnten sind die beiden Skizzen „Auch ein Hochverräther" und „Kossuth Jagden" höchst bezeichnend. Ebenso „Der lateinische Kanonier". Bekanntlich wurden Hunderte von jungen Achtundvierzigern, oft Menschen von feinster Bildung und bester Geburt, zur Strafe dafür, daß sie jung waren und Ideale hatten, „unter das Fuhrwesen gesteckt" — wie der in Oestreich gebräuchliche Ausdruck lautet — eine der niedrigsten Truppengattungen. „Der lateinische Kanonier" gehört zu diesen armen Menschenkindern, die sich in langsamen Kampfe aufzehrten, aber in der rohesten Umgebung noch den geretteten Idealen treu blieben und die Reste ihrer zertrümmerten Bildung als einzigen Trost bewahrten. Diese Gestalt trägt ganz das Gepräge der Echtheit, denn auch der Schreiber dieser Zeilen hat als Knabe mehrere dieser Unglücklichen kennen gelernt, die im geistigen Cayenne zu Grunde gegangen sind.

In einer Kritik über Franzos entsinne ich mich die Behauptung gelesen zu haben, er sei ein Ethnograph, dem der Novellist hülfreich zur Seite stehe. Dem ist nicht so. Franzos ist in erster Linie Novellist, dem der Ethnograph die Localfarben leiht. Sein Auge ist das des Dichters und obwohl er die meisten Verhältnisse, die er schildert, — die meisten, nicht alle — kennt, so hat er sie doch nie mit dem kalten Auge des Forschers, sondern stets mit dem phantasiebegabten Blick des Poeten betrachtet. Schon daß er die Landschaft eine so große Rolle spielen läßt, und sie in künstlerischer Weise als stimmungsvolle Decoration verwendet, spricht dafür. — Franzos ist einer der begabtesten jüngeren Erzähler Deutschlands — der Osten hat seine Phantasie belebt, aber dem Westen, zuerst Deutschland, verdankt er seine Bildung. Er ist nicht unbeeinflußt durch die Schule, die sich um Sacher-Masoch gebildet hat und der Byr, Vacano und theilweise Schlägl angehören, aber er ist tiefer angelegt als die zwei letztern und hat das Zeug zu einem ernsten Poeten, nicht nur formell, sondern auch inhaltlich. Aber es ist zu viel, wenn man Franzos als eine absolut originelle Erscheinung hinstellt. Das unbedeutende Talent kann man aus Wohlwollen loben, dem wirklichen gegenüber wird der ehrlich gemeinte Tadel zur Pflicht, und aus diesem Grunde verschweigen wir auch unsere Bedenken nicht. Der Autor hätte eine strengere Sichtung vornehmen sollen; wenn er die von uns genannten Novellen und novellistischen Skizzen vereint hätte, ohne zu fordern, daß man sein Buch als ethnographische Quelle betrachte, würde er die Literatur mit einem Buche von poetischem Werthe bereichert haben. So aber ist in den zwei Bänden gar Vieles, was als Feuilleton vortrefflich, aber eben nur als solches im Zusammenhang mit der Tagesgeschichte seinen Werth besaß. Zu diesem Mangel an scharfer Selbstkritik gesellt sich ein Zug, der damit in psychologischen Zusammenhange steht. Jedes Talent hat das Recht der Selbstachtung und des Selbstbewußtseins. Aber dieses Recht hat eine scharfgezogene Grenze, ist diese überschritten, so tritt die Coquetterie mit sich selbst ein, die gefährlichste Krankheit für den geistigen Organismus eines werdenden Talentes. Das „Vorwort" und die „Vorrede" haben Stellen, die einer liebenswürdigen Verbeugung gleichen, die der Autor mit verbindlichem Lächeln seinem eigenen Spiegelbilde macht. Das wirkt auf den Leser nicht angenehm und fordert energischen Widerspruch heraus.

Abhängig von dieser Schwäche und beeinflußt durch die Art der Production, die auf Vergeßlichkeit des Lesers berechnet ist, erscheint uns ein weiterer Zug. Franzos hat die Gabe, hübsche Pointen zu finden. Man freut sich an diesen witzigen Bemerkungen, so lange sie absichtslos eingestreut erscheinen. Aber der Autor wiederholt sie und spielt mit ihnen mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, und bringt sie so oft an als möglich, wodurch sie für den Leser des Buches jenen Werth verlieren, den sie für den Leser des Feuilletons hatten. Dieses Verfahren streift an Manier, von der Franzos auch im Stil nicht freizusprechen ist. Sein „Richter von Biala", der die Vorzüge des Dichters im besten Lichte erscheinen läßt, beginnt mit den Worten: „Er ist todt. Todt ist er. Nämlich mein Freund Iwon Megaga." Solche Züge wirken wie eine Runzel in einem jugendfrischen Gesichte.

Jedes Talent hat ernste Pflichten gegen sich und die erste ist, alle Auswüchse unbarmherzig zu beschneiden, damit die belebenden Säfte nicht unnütz vergeudet werden. Wenn sich Franzos von diesen Fehlern befreit und wenn es ihm gelingt zu vergessen, daß er mit seinem ersten Buche großen Erfolg gehabt hat, so sind wir überzeugt, daß er uns noch mit schönen Gaben seines Talentes erfreuen wird.

O. v. Leixner.

Digitized by Google

Historische Revue.

Von **W. Pierson.**

Max Duncker. „Aus der Zeit Friedrichs des Gr. und Friedr. Wilhelms III." (Leipzig. Duncker und Humblot, 1876. 579 S. 8°.)

Ferdinand Fischer. Preußen am Abschlusse der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Rückblicke auf das Jahr 1849. (Berlin. G. Reimer, 1876. 833 S. Großoct.)

Das alte Wort, die Geschichte sei eine „fable convenue", ist ganz so ungerecht nicht, wie zu wünschen wäre. Wie erschrecklich groß ist doch die Zahl der historischen Thatsachen, welche Jahrhunderte lang für richtig galten und die dann eines schönen Tages als Irrthümer dargethan wurden; wie groß ist diese Zahl, wenn wir nur an die Ergebnisse der Forschung in den letztverflossenen Decennien denken! Und wie viel Falsches mag noch unenthüllt sein! In den Familienarchiven, zumal der fürstlichen Häuser, liegt ohne Zweifel so manches Zeugniß begraben, das uns, wenn es reden dürfte, von Personen oder Ereignissen der Vergangenheit ein weit anderes Bild, als das überlieferte, geben würde. Und leider in den meisten Fällen wohl ein weniger vortheilhaftes.

Die Staatsarchive sind leichter zugänglich; aber es fehlt viel daran, daß all' das historische Material, welches sie bergen, von der Forschung bereits gehörig ausgebeutet wäre. Dazu ist die Masse des Stoffes zu groß und die Zeit, seitdem er freigegeben worden, zu kurz. Ueberdies herrscht bei den verschiedenen Regierungen ein verschiedenes Maß von Liberalität auch in diesem Punkte; die einen sind mehr, die anderen sind weniger lichtfreundlich.

Die preußische Regierung ist es glücklicherweise in hinreichendem Maße, und so dürfen wir hoffen, daß der berühmte Geschichtsforscher, der jetzt an der Spitze der preußischen Archivverwaltung steht, noch gar Manches an den Tag fördern wird, was dazu dienen kann, unsere Kenntnisse und Vorstellungen von Dingen preußischer Vergangenheit erheblich zu erweitern oder zu berichtigen.

Auch was Sybels nicht minder berühmter Vorgänger im Amte auf diesem Gebiete geleistet, ist dankenswerth. In einer Reihe von Abhandlungen — gesammelt unter dem Titel: „Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III." — erörtert Max Duncker Gegenstände, die zum Theil nicht blos den Fachgelehrten, sondern auch weitere Kreise interessiren und gelangt zu Resultaten, von denen einige bedeutend genug sind, vermerkt zu werden.

Dies gilt am meisten von der Abhandlung, in welcher die Größe des Kriegsschadens, den Preußen in dem Zeitraum von 1806 bis 13 durch Frankreich erlitt, untersucht wird. Duncker weist nach, daß Napoleon bis zum Frühjahr 1813 aus Preußen einen Betrag an Geld und Geldeswerth gezogen hat, den man mindestens auf zwei Milliarden Francs schätzen muß.

Auch die einzelnen Posten, aus denen diese Summe erwächst, haben ihr Bemerkenswerthes. Sie kennzeichnen die Rücksichtslosigkeit des französischen Raubsystems, und wenn man hinzunimmt, daß Preußen damals ein Staat von ca. 2800 Quadratmeilen mit fünf Millionen Einwohnern war, nicht den siebenten Theil der Bevölkerung und schwerlich den zwölften Theil des Wohlstandes des Frankreich v. J. 1870 besaß, so wird man die Beschädigung, welche die Deutschen im letzten Kriege den Franzosen angethan, vergleichsweise geringfügig nennen müssen.

Die Rechnung lautet so:

Vom October 1806 bis zum November 1808 hat Preußen durch Frankreich eingebüßt:

	Frcs. Cent.
an Lieferungen und Leistungen	813,527,422. 50.
an baargezahlten Contributionen . . .	141,270,222. 82.
an Staatseinkünften, die in französische Cassen flossen	59,064,796. 92.
Latus	1,013,862,442. 24.

	Frcs. Cent.
Transport	1,013,862,442. 24.
an Gehalten für preußische Beamte, die Napoleon vertragsmäßig zahlen sollte, aber nicht zahlte	14,321,097. 19.
durch schlechtere Ausbringung der Münzen von Seiten der französischen Verwaltung	6,430,870. —.
durch Confiscation des Eigenthums preußischer Staatsinstitute	87,221,171. 18.
an confiscirten Waisenhaus- und Pupillengeldern	7,538,636. 89.
	1,129,374,217. 50.
Dazu vom November 1808 bis zum Frühjahr 1813:	
an Contribution	103,914,318. 58.
an Lieferungen	94,628,574. —.
Kosten des Durchzugs und Rückzugs der französischen Armee i. J. 1812 . .	309,430,000. —.
Insgesammt:	1,175,321,061. 8.

Es sind aber die vorhandenen Nachweisungen keineswegs vollständig; erhebliche Leistungen sind überhaupt nicht zum Ansatz gebracht worden; auch hat Duncker für die vorstehende Berechnung unter den überlieferten Angaben durchgängig die niedrigsten angenommen. Er durfte also jenen gesammten Kriegsschaden mit vollem Rechte auf rund zwei Milliarden schätzen. Wohl gemerkt, den directen!

Auch die diplomatischen Verhältnisse Preußens während der französischen Occupation werden mit ungemeiner Gründlichkeit behandelt und vermittelst neuen Materials in volleres und richtigeres Licht gestellt. Es bleibt nun kein Zweifel mehr, daß Friedrich Wilhelm III. durchaus Recht hatte, wenn er bis zur York'schen Convention alle Anträge der Kriegspartei, mit seinem Ueberwinder zu brechen, ablehnte und sein Joch geduldig trug. Er hätte sich und Preußen unfehlbar vollends in's Verderben gestürzt, wenn er 1809 oder 1811 gegen Napoleon aufgestanden wäre; an Lust und Muth gebrach es ihm nicht, aber es fehlte sowohl in Wien wie in Petersburg der gute Wille zu seiner Unterstützung.

Neues enthält ferner der Aufsatz über „die Mission des Obersten von dem Knesebeck nach Petersburg" i. J. 1812. Es wird dargethan, daß Knesebecks spätere Erzählung, er habe dem Zaren jenen Feldzugsplan angerathen, der dann mit so großem Glücke ausgeführt wurde, der Wahrheit geradezu in's Gesicht schlägt. Genau das Gegentheil ist der Fall gewesen. Knesebeck hat — wozu er auch beauftragt war — dem Zaren auf's Eifrigste vom Kriege abgeredet, weil Preußen dann in der traurigen Nothwendigkeit war, sich mit Frankreich gegen Rußland zu verbinden. Und nicht er, sondern der Kaiser Alexander hat den (von Pinel und andern Deutschen entworfenen) Plan, durch Zurückweichen die feindliche Armee tief in's Innere Rußlands zu locken, zur Sprache gebracht und vertheidigt. Knesebeck war, als er diese grobe Unwahrheit niederschrieb, bereits ein hoher Siebziger; nehmen wir zur Ehre des Generalfeldmarschalls an, daß er damals schon kindisch geworden war.

Soviel von den Forschungen, die sich auf die Zeit Friedrich Wilhelms III. richten. Was Duncker aus der Zeit Friedrichs d. Gr. Neues ermittelt hat, ist von geringerem Belang. Die Schlacht bei Kollin wird beschrieben und die Frage erörtert: Wer war an ihrem Verluste schuld? Die Antwort lautete bis jetzt: Einigermaßen Friedrich selbst. Und anders wird sie auch in Zukunft nicht lauten. Nur wird man den Antheil der Schuld, der auf einige der Generäle fällt, hinfort gerechter vertheilen.

Endlich der Aufsatz über „die Besitzergreifung von Westpreußen". Es soll darin gezeigt werden, daß Friedrich dieser Erwerbung nicht nachgetrachtet, daß, wie hoch er auch deren Werth für seinen Staat anschlug, er dennoch die Hände nicht darnach gestreckt hat. Mir scheint, Duncker hat hier allzuviel beweisen wollen. Was er wirklich beweist, ist, daß Friedrich mit größter Vorsicht und Umsicht zu Werke ging, und daß Rußland nur sehr

Digitized by Google

ungern, und zuletzt eben nur der Noth gehorchend, sich entschloß, Polen, welches es schon als seine ausschließliche Beute betrachtet hatte, mit Andern zu theilen. Wir wußten dies bereits früher, aber wir wußten es nicht so genau, wie jetzt nach Duncker's Ausführungen.

Wir sind gespannt darauf, was nächstens aus seiner Feder kommen wird. Möchte es die Zeit nach 1815 betreffen! Diese genauer zu kennen, thut uns am meisten noth. —

Ich bin kein grundsätzlicher Feind von dicken Büchern; es gibt welche, die mir gar nicht dick genug sein können. Das sind solche, wie man sie hin und wieder in schlecht verwalteten Büchereien und Archiven findet, in Schweinsleder oder Holz, oder gar in beschriebenes Pergament gebunden, in's Fach schlagend und doch noch von keinem Fachgenossen aufgestöbert. Auch Urkundenwerke, Wörterbücher, überhaupt wissenschaftliche Sammlungen mögen dickleibig sein, obgleich handliche Form sich mit gelehrtem Inhalt ganz gut verträgt. Aber Bücher unserer Zeit und für's große Publicum der gebildeten Laien geschrieben, dürfen nicht dickleibig sein, wenn ich sie nicht von vornherein mit ungünstigem Auge betrachten soll. Ich habe zu oft die Erfahrung gemacht, daß sie mehr oder weniger langweilig sind.

Wer mit einem fünfzig und mehr Bogen starken Bande das große Publicum angeht, muß indeß wohl überzeugt sein, daß das, was er bietet, wirklich sehr lesenswerth sei. Bereitet seine Arbeit uns wenig Vergnügen, so bringt sie uns vielleicht doch viel Nutzen. Bei Ferdinand Fischers neuestem Buche — Preußen im Jahre 1849 — ist dies in der That der Fall. Der Verfasser hat jene Zeit als reifer Mann mit erlebt und an ihren Ereignissen politisch handelnd theilgenommen; so ist er für Manches, was er erzählt, Augenzeuge gewesen. Dann hat er mit großem Fleiße die politische Literatur des Jahres 1849, soweit sie Preußen betrifft, und die meisten anderen Drucksachen, die zu seinem Gegenstande in Beziehung stehen, durchforscht, und verfügt so über einen sehr ansehnlichen Vorrath von Detailwissen. Die Acten, die er sich in langjährigem Sammeln angelegt, hat er jetzt veröffentlicht; will Jemand über die politischen Verhältnisse und Begebenheiten in Preußen um die genannte Zeit, über das Parteiwesen, die Stimmungen bei Hofe und in den verschiedenen Volksclassen, auch über die hervorragendsten Persönlichkeiten auf der politischen Bühne jener Zeit Auskunft und Belehrung haben, ohne selbst auf die Quellen — Landtagsacten, Gesetzsammlungen, Flugschriften, diplomatische Berichte u. s. w. — zurückgehen zu mögen, hier findet er, was er sucht.

Aber sehr erquicklich ist die Lectüre freilich nicht. Schon der Stoff hat wenig Anziehendes; Widerwärtiges hat er desto mehr. Diese klägliche Politik Friedrich Wilhelms IV. von dem Umzuge und der Proclamation am 21. März 1848 bis zur Teplitzer Reise im September 1849, und auf Seiten des Volkes erst die Excesse nach links, dann die Excesse nach rechts, nirgends ein großartiger Charakter; das Meiste grotesk oder kleinlich, überspannt oder dürftig, erfreulich im Grunde nur die Haltung der Armee und des Prinzen von Preußen.

Es hätte großer historiographischer Kunst bedurft, um einen solchen Stoff recht genießbar zu machen. Diese Kunst besitzt Ferdinand Fischer nicht. In oft ermüdender Breite zieht sich seine Darstellung hin, und die Gruppirung ist nicht eben vortheilhaft.

Eher ist es ihm gelungen, was schwer genug hält, möglichst objectiv zu schildern. Sein Standpunkt ist der liberale, doch übersieht oder beschönigt er darum nicht die Fehler und Mängel seiner Partei; im Ganzen kommt die Wahrheit bei ihm zu ihrem Rechte. Ausgenommen in einem Punkte, der allerdings sehr wichtig ist, in dem Urtheil über Friedrich Wilhelm IV. Der Charakter dieses Fürsten steht bei ihm in viel zu günstigem Lichte. Pietät ist gewiß eine hohe Tugend, aber rücksichtslose Wahrheitsliebe bleibt immer die erste Pflicht des Historikers; er soll sie mit jener zu vereinigen suchen, allein wo dies nicht möglich, da muß er den Muth haben, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Doch vielleicht glaubt Herr Fischer es wirklich, wenn er z. B. sagt: „Nicht Schwäche war es, sondern religiöser Sinn, was den König am 19. März 1848 zum Zurückziehen der Truppen veranlaßte."

Als einen Hauptgrund, weshalb er seine Arbeit veröffentliche, gibt der Verfasser im Vorwort den Wunsch an, Manches, was schon jetzt dem Gedächtnisse der Gegenwart entschwunden sei, in der Erinnerung wieder herzustellen. In der That bringt er Vieles, was des Aufbewahrens werth ist, z. B. einige Notizen über die Teplitzer Reise (auf S. 771). Auch das Ritual des Treubundes (auf S. 175) war wenigstens mir neu; diese Stelle interessirt wohl auch Andere, ich setze sie deshalb her: „Das Ritual der Arbeit und der Aufnahme war dem des Freimaurerordens sehr ähnlich. Bei der Aufnahme war in der festlich geschmückten Bundeshalle hinter dem Altare die Wand mit schwarzweißen Fahnen geziert. Auf dem Altare standen drei Armleuchter mit Kerzen, an seinem Fuße befand sich ein ruhender Löwe. Hinter dem Altare an der Wand war eine Rose befestigt, welche mit ihren Blättern ein Herz umgab, darüber schwebte der preußische Adler, der in seinen Fängen ein Band hielt, worauf die Worte: „„Mit Gott für König und Vaterland"" standen. Der Vorsitzende saß hinter dem Altare. Nachdem er die Sitzung mit feierlichen Worten, welche die Anwesenden nachsprachen, eröffnet hatte, forderte er den Wachthabenden auf, den künftigen Mitgliedern zu verkünden, daß der Augenblick ihrer Aufnahme gekommen sei. Die Aufzunehmenden ordneten sich in der Vorhalle zwei und zwei, zum Zeichen der Eintracht. Der Wachthabende klopfte demnächst an die Pforte und der Vorsitzende rief: „„In Ordnung, meine Freunde und Bundesgenossen!"" Alle Anwesenden erhoben sich und der Vorsitzende forderte den Wachthabenden auf, nachzusehen, wer da sei. Der Ceremonienmeister erwiederte: „„Es sind Treue, die um Einlaß und Aufnahme bitten."" Die Pforten wurden nun geöffnet und unter Gesang traten die Aufzunehmenden ein und wurden zum Altare geführt. Nachdem ihnen von den Bundesmitgliedern ein dumpfes „„Willkommen"" zugerufen worden war, redete sie der Vorsitzende an. Seine Worte waren im Ritual vorgeschrieben. Zugleich las er ihnen das abzulegende Gelübde vor, worin der constitutionellen Monarchie unter der erblichen Regierungsfolge des Hauses Hohenzollern unverbrüchliche Treue versprochen wurde und worin man sich verpflichtete, auf des Königs Ruf als treuer Preuße das Vaterland mit Gut und Blut zu vertheidigen und dessen Selbstständigkeit und Wohlfahrt zu schützen. Nachdem das Gelübde abgelegt und abermaliger Gesang und Zuruf der Bundesmitglieder erfolgt war, wurden die Symbole, die Rose und der Löwe, erklärt und darauf mit Gebet und Gesang die Arbeit geschlossen."

Auf S. 725 wird ein Gedicht aus jener Zeit mitgetheilt, welches die philiströse Gesinnung eines großen Theiles des Mittelstandes bezeichnet; es ist noch heute treffend, wie Jedermann bei den Landtagswahlen wird bemerken können:

„Da soll ich nun am Wahltermine,
Nachdem mein Name laut genannt,
Den Wahlmann wählen mit entschloßner Miene,
Und Allen gleich wird meine Wahl bekannt.
Das ist gefährlich, raubt mir manchen Kunden,
Und mein Verdienst ist schon gering.
Wer hat den dummen Modus doch erfunden?
Solch' Wählen ist ein böses Ding.

Der Nachbar links kauft bei mir seinen Braten,
Von dem zur Rechten hol' ich Wein und Rum,
Und Jener, weiß ich, geht mit Demokraten,
Der Andre mit Reactionären um.
Wähl' ich nun rechts, behalt' ich meine Waare,
Und wähl' ich links, bekomm' ich schlechten Wein;
Wer dacht' es, daß von unserm Freiheitsjahre
Das die Errungenschaften sollten sein?

Mit keinem Nachbar möcht' ich's gern verderben,
Ich trank mit beiden manches Fläschchen leer,
Und beide, wünsch' ich, muß ich einmal sterben,
Erzeigten mir vereint die letzte Ehr'.

Digitized by Google

Drum laſſ' ich Andre lieber heute wählen
Und melde zum Termin mich krank;
Die Nachbarn können mir's hernach erzählen,
Ob rechts, ob links die Wage ſank."

Es ſind noch mehr intereſſante Stellen in dem Buche, die theils zu denken, theils zu lachen geben. Aber weit öfter gähnt man oder ärgert ſich. Doch das Gähnen und der Aerger ſind unter Umſtänden geſund und heilſam. Man muß nicht blos die Geſchichte ſeiner Triumphe, ſondern auch die Geſchichte ſeiner Mißerfolge im Kopfe haben.

Naturwiſſenſchaftliche Revue.

Von **Carus Sterne.**

Ein Verſuch, uns über die letzten Urſachen der Dinge aufzuklären, verdient ohne Zweifel in einer Ueberſicht der neuerſchienenen und für weitere Kreiſe berechneten naturwiſſenſchaftlichen Bücher an erſter Stelle erwähnt zu werden. Einen ſolchen Verſuch ſtellt das Buch des Profeſſor Philipp Spiller: Die Urkraft des Weltalls nach ihrem Weſen und Wirken auf allen Naturgebieten (Berlin 1876, Stuhr'ſche Buchhandlung) dar. Wir dürfen annehmen, daß der Verfaſſer den Titel nicht ohne einiges Bedenken niedergeſchrieben haben wird, denn was er Urkraft nennt, iſt eigentlich das Gegentheil von dem, was die Phyſiker ſonſt als Kraft bezeichnen, nämlich das Daſein des ſogenannten Weltäthers, eines überaus feinen Stoffes, mit welchem die ganze Welt, auch die anſcheinend leeren Weltzwiſchenräume durchſättigt ſind, ſo daß die Sonnen, Planeten und Nebelflecke, mit Allem was darin und darum iſt, im Aether ſchwimmen, wie die Infuſorien in einem Waſſertropfen. In dieſem Aether, von dem man nicht viel mehr ſagen kann, als daß „er iſt", weil ohne ihn nichts zu denken und zu erklären möglich ſcheint, haben die Phyſiker längſt das eigentliche „Nervenfluidum" des Weltalls erkannt, durch welches die Sonnen ihre Planeten erleuchten und wärmen und das Leben auf ihnen wecken und erhalten, ſo daß das Wort der Bibel: „In ihm leben und weben und ſind wir" darauf paßt. Der Verfaſſer geht aber ferner darauf aus, zu zeigen, daß man die Bedeutung dieſes Allerweltsſtoffes bedeutend unterſchätze, wenn man ihn nur ſo als Zwiſchenträger und Medium betrachte, da in ihm vielmehr der letzte Grund aller Bewegungen, aller Formbildungen und alles Werdens in der Natur liege. Der Weltäther ſei das langgeſuchte, unſichtbare X der Welt, die Weltſeele, Gott, wie das ſchon die alten indiſchen und einige bei ihnen in die Schule gegangene griechiſche Philoſophen geahnt haben, ohne es näher begründen oder gar beweiſen zu können. Beweiſen, ja da liegt der Stein des Anſtoßes, denn da die Exiſtenz des Weltäthers ſelbſt nur eine unbeweisbare Hypotheſe iſt, etwa wie die Exiſtenz der Atome und Molecüle, ohne welche auch kein moderner Naturforſcher mehr rechnen kann, ſo ſcheint die Abſicht, auf dieſe Hypotheſe eine zweite zu thürmen, doch ſehr gewagt. Aber es iſt ſchon ein großer Gewinn, einen ſolchen Gedankenbau ausgeführt zu ſehen, um ihn nachdenken zu können, beſonders wenn uns aus in der Sache liegenden Gründen klar wird, daß ein unmittelbares Wahrnehmen dieſes ätheriſchen Stoffes mit den Sinnen ein Ding der Unmöglichkeit iſt. Wir empfinden ſeine Bewegungen im Lichte, wir fühlen ſie als Wärme, vielleicht als Schmerz, ihn ſelbſt ruhend ſehen zu wollen, lernen wir als widerſinnig kennen.

In der Allerfüllung des Raumes mit dieſem feinen Stoffe ſieht nun Prof. Spiller die Grundkraft der ſogenannten allgemeinen Schwere gegeben und behauptet, ein auf die gröbere Materie geübter Aetherdruck ſei die Urſache, welche die formlos im Raum geſtreuete Maſſe zu Kugeln geballt und dadurch heiß und leuchtend gemacht habe, um die damit in ihren kleinſten Theilchen erzeugten Schwingungen dann ſelbſt durch das All zu verbreiten und auf entfernten, früher ebenſo entſtandenen Welten beſondere Prozeſſe anzuregen. Die ſogenannte allgemeine Anziehungskraft, die Centrifugalkraft, chemiſche, elektriſche, magnetiſche Wirkungen werden uns als Aetherprozeſſe gedeutet; das Leben iſt eine zeitweiſe incarnirte Aetherthätigkeit, die Seele ein im Organismus abgegrenzter, gefangen gehaltener Theil der großen Weltſeele, wie ſchon Heraklit gelehrt hatte. Es iſt dringend zu wünſchen, daß des Verfaſſers Aufſtellungen und Rechnungen von Phyſikern, Mathematikern und Philoſophen ſtichhaltig befunden werden möchten, denn dann würden wir mit einem Male wiſſen, was die Welt im Innerſten zuſammenhält.

Welch' ein Palladium jenes Buch alsdann werden würde, kann wohl Niemand beſſer würdigen, als Ihr Berichterſtatter in dieſem Augenblicke, ſofern er nämlich zweitens über eine Broſchüre des Profeſſor Dr. Friedrich Pfaff „Ueber die Entſtehung der Welt und der Naturgeſetze" (Frankfurt a/M. 1876, Zimmer'ſche Buchhandlung) berichten ſoll. Herr Prof. Pfaff ſetzt darin die Naturforſcher auf die äußerſte, in den Abgrund des Nichts hinausragende Klippe der Forſchung, er jagt ſie geradenwegs an den Anfang der Welt und des Lebens und verlangt erbarmungslos hic Rhodus, hic salta: hier ſage uns haarklein, wie es zugegangen, und wenn du das nicht vermagſt, dann kniee nieder und bete an. Das Manöver iſt wohl berechnet, um wie in einem nach den Kunſtregeln ausgeführten Keſſeltreiben den Haufen in den Schoß einer alleinſeligmachenden Kirche zu drängen, aber wozu ſolche Gewaltmaßregeln? Wenn die Welt und das Leben jetzt ohne übernatürliche Einwirkung fortdauern können, wie der Herr Prof. Pfaff zuzugeben ſcheint, da er ſo eilig darüber hinweggeht und auf den Anfang losſtürmt, ſo könnten beide doch am Ende auf dieſelbe Weiſe entſtanden ſein, wie wir ſie noch heute, die Welten durch das Fernrohr, die Organismen durch das Mikroſkop entſtehen ſehen. Da erſcheint mir Prof. Spillers Lehre doch unvergleichbar ehrlicher, wenn ſie ſagt: in dieſem Lichtſtrahl, in jenem elektriſchen Funken, in jedem Nervenzucken äußert ſich die Weltſeele, hier bete an, denn wir ſind in ihrem Schoße, ſie in uns. Freilich ſtrengt es viel weniger den Kopf an, zu glauben, die Welt ſei aus Nichts und die Menſchen aus jener Lehmſorte erſchaffen, die man dem Pauſanias bei Panope in Phokis mit der Erläuterung vorwies, daß ſie ſchon vorher nach Menſchenfleiſch rieche, ſo daß die Transſubſtantiation nicht gar ſo gewaltig ſchwer geweſen wäre.

Ueber das in dieſen Schriften nur obenhin berührte Räthſel des Lebens und über das „geheime Geſetz", auf welches die Aehnlichkeiten der einzelnen Geſtalten hindeuten, will uns eine neue proviſoriſche Hypotheſe Aufſchluß geben, welche der Philoſoph unter den deutſchen Zoologen, Profeſſor Ernſt Häckel, an Stelle der ihm nicht genügenden Theorie Darwins (der Pangeneſis) aufſtellt und in einer kürzlich erſchienenen Broſchüre (Die Perigeneſis der Plaſtidule oder die Weltenzeugung der Lebenstheilchen. Mit einer Tafel. Berlin 1876, Georg Reimer) begründet hat. Darwin legt zur Erklärung der Erblichkeit urſprünglicher, wie erworbener Körpereigenthümlichkeiten das Gewicht darauf, daß jedesmal eine Quinteſſenz der geſammten Organiſation bei den Eltern materiell auf das Eichen übertragen werde; Häckel will lieber den geſammten Lebensprozeß als eine complicirte Wellenbewegung, die durch äußere Einwirkungen übertragbare, formelle Abänderungen erfährt, auffaſſen, ſo daß der Stammbaum des Lebens ſich bildlich als eine verzweigte Wellenbewegung darſtellen ließe, die fortſchreitend immer complicirter ausfällt. Es würde ſich fragen, ob dieſe fortſchreitende Veränderung des urſprünglichen Rhythmus bei der individuellen Entwicklung ſich treu wiederholend gedacht werden müßte; wenn dem ſo wäre, fürchte ich, daß dieſe ſcharfſinnige Hypotheſe dem allgemeineren Verſtändniß größere Schwierigkeiten bereiten würde, als die vielleicht etwas zu grobſinnlich von Darwin dargelegte Pangeneſis. Es ſcheint in der Sache zu liegen, daß die eigenartige Molecularbewegung der lebenden Materie mit ihrer chemiſchen Zuſammenſetzung genau Schritt halten müßte und in dieſem Sinne würden beide Hypotheſen eng zuſammengehen; andernfalls würde die allerdings wohl irrige Meinung entſtehen können,

Digitized by Google

Häckel wolle die aufgegebene Lebenskraft aus morphologischen Gründen neu beleben. Jedenfalls liefert das kleine, tausend Gedanken wachrufende Schriftchen wieder einen glänzenden Beleg von der nie rastenden Arbeit ihres Urhebers an den großen Räthseln der Welt und des Lebens, wie alle seine Werke, den gewaltigen Unterschied vor Augen bringend, der da besteht, zwischen dem Naturforscher und dem Naturaliensammler, dessen Lebensziel die Entdeckung neuer Curiositäten und dessen Stolz eine gute Diagnose ist.

Wenn Häckel in Folge der glänzenden Bestätigungen, die sein biogenetisches Grundgesetz und seine Gasträa-Theorie von einem Tage zum andern, selbst bei den widerwilligsten Beobachtern finden, nunmehr längst auf seine Neider lächelnd herabblicken kann, so macht uns der Verfasser der „Gedanken und Studien über den Vulcanismus" (mit dreizehn lithographischen Tafeln. Graz, Leykam-Josephsthal), Rudolph Falb, leider immer noch den Eindruck eines „Predigers in der Wüste", und diesem Umstande müssen wir das sehr bittere Vorwort zu Gute halten, mit welchem wir empfangen werden. Referent gehört nicht zu den Schuldbewußten, die es sich zu Herzen nehmen sollen, er hat im Gegentheile die Falb'sche Erdbeben-Theorie bald nach ihrer Aufstellung (1869) in einer ausführlichen Darlegung hoffnungsvoll begrüßt und kann sich mithin aufrichtig freuen, daß die junge Lehre in den letzten Jahren mehrere Feuerproben bestens bestanden hat. Falb hatte nämlich, wie einst Empedokles, auf Grund seiner Theorie mehrere Erschütterungen und Vulcanergüsse glücklich voraussagen können, so im Juni 1873 bei dem Erdbeben von Belluno in Oberitalien und einen Ausbruch des Aetna für die letzten Tage des August 1874, und die „Neue freie Presse" in Wien hat ihn beauftragt, den letzteren von ihm vorausgesagten Ausbruch an Ort und Stelle zu beobachten und feuilletonistisch zu schildern. Die von dort unter dem unmittelbaren Eindrucke der bedeutenden Lavaausbrüche und neuen Kraterbildungen, geschriebenen Artikel, die hier mit farbigen Aufnahmen des ganzen Schauplatzes und Schauspiels begleitet werden konnten und die Schilderung des Erdbebens von Belluno, dessen Wiederholungsvoraussage ihm nach dem Eintreffen ein huldigendes Sonett eintrug, bilden den epischen Theil des Buches, der Jedermann interessiren dürfte, während der didaktische und polemische Theil nur den Fachgenossen ausreichende Befriedigung gewähren möchte. Der Verfasser hat sich nämlich nicht nur seiner directen Gegner zu erwehren, sondern auch Anderer, welche seine Vulcanentheorie für eine Nachahmung der etwas früher von dem französischen Naturforscher Perrey aufgestellten, ausgeben möchten. Den Grundgedanken, daß die Anziehung von Sonne und Mond bei den periodischen Erdbeben betheiligt sein möchten, hat mehr als ein Naturforscher gehabt, unter andern Prof. Spiller, aber keiner hat diese Theorie consequent durchgearbeitet, wie Falb, dessen Ansichten außerdem in vielen Punkten der Perrey'schen diametral gegenüberstehen. Falbs Erklärung der vulcanischen Vorgänge lautet: „Gas- und Lava-Emissionen in Spalten der mindestens zehn Meilen dicken Kruste, hervorgerufen durch die Abkühlung des Erdkerns, periodisch beeinflußt durch die Anziehung von Sonne und Mond — — — erschüttern durch Explosionen und Durchbruch die überlagernden Schichten (Erdbeben) und werden, wo sich Wasser findet, derartig verstärkt, daß sie bis an die Oberfläche der Erde gelangen (Vulcan-Ausbrüche)." In diesen wenigen Worten scheint in der That die wahrscheinlichste Erklärung des ziemlich verwickelten Phänomens gegeben zu sein, und können wir nur wünschen, daß sie recht viele Leser verlocken mögen, die weitere Begründung der, durch die gefährlichsten aller Experimente, durch Prophezeiungen eintretender Paroxysmen gestützten Theorie an den Originalquellen zu studiren.

Wenn uns Falbs Studien tief in die Eingeweide der Erde zu blicken einladen, so empfangen wir in einem andern neuen Buche (Die Höhlen und die Ureinwohner Europas. Von Professor W. Boyd Dawkins. Aus dem Englischen von Dr. J. W. Spengel. Mit farbigem Titelbild und 129 Holzschnitten. Leipzig und Heidelberg 1876, O. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung) einen Führer für die kleineren Grübchen und Risse der Erdoberfläche, die wir Höhlen nennen, so weit sich in denselben ein Theil der Urgeschichte Europas abgespielt und dort seine Spuren zurückgelassen hat. Der sehr verdienstvolle Uebersetzer hat dem durchgehend wissenschaftlichen Charakter des Werkes gemäß, den Originaltitel Cavehunting durch den obigen ersetzen zu sollen geglaubt, und doch hatte auch der Originaltitel seine gute Berechtigung, denn es handelt sich hier nicht nur wirklich um eine mit der Leidenschaft des Sportsman geübte Jagd auf vorgeschichtliche Thiere und Menschen, auch ein zu der höchsten Virtuosität entwickeltes Spurendeuten und Ausgraben, wenn nicht der Füchse, so doch der alten Horste von Hyänen und anderem Raubzeuge, sondern auch noch ganz besonders um Ermittelung des Ansehens, welches Jagd und Jägerei ehemals gehabt haben. Die Höhlenuntersuchung liefert die Anfänge der europäischen Geschichte im Allgemeinen und die Urgeschichte des edlen Waidwerks im Besondern, so daß der Titel Höhlenjagd eigentlich zu beziehungsreich war, um ersetzt werden zu können. Zur Anempfehlung und Charakteristik des Buches könnten wir auf das Vorwort des Professor O. Fraas, der ja selber ein großer Höhlenjäger „vor dem Herrn" ist, verweisen, und können in der That auch nur wiederholen, daß das Buch den Rang einer classischen Leistung auf diesem Felde einnimmt, und sich sehr vortheilhaft durch die nüchterne und gewissenhafte Prüfung der Funde von den oft phantastisch ausgeputzten Berichten der französischen und belgischen Höhlenjäger unterscheidet. Auf der einen Seite kann es wie ein zuverlässiges Lehrbuch dieses sich glücklicherweise immer mehr ausbreitenden Forschungszweiges betrachtet werden, weil es ausführliche Rathschläge über das bei solchen Nachgrabungen einzuschlagende Verfahren, über die Beobachtung der Factoren, auf die es vorzugsweise ankommt, Beispiele zur Deutung schwieriger Fälle, Anleitung zur Conservation der Funde u. s. w. enthält. Andrerseits bietet es anziehende Schilderungen der wichtigsten von dem Verfasser selbst gemachten Untersuchungen, wie besonders die des Helle-Pott, der Feenkammer von Caldy, der bis in's sechste Jahrhundert unsrer Zeitrechnung bewohnten Viktoria-Höhle bei Settle, der sonst interessanten Hyänenhorste in der Wookey-Höhle und vieler andern. In der Hauptsache kommt der Verfasser zu demselben Schlusse, wie die meisten Forscher, daß wir es bei den älteren Höhlenbewohnern mit einem brachycephalen Volke zu thun haben, welches erst später von den mit Hausthieren und Ackerbau nach Europa kommenden dolichocephalen Ariern nach Westen und Norden gedrängt wurde, und wahrscheinlich in Südwesteuropa und im nördlichen Eismeer noch fortlebt. Uebersetzer und Verleger haben sich durch Veranstaltung der deutschen Ausgabe dieses zeitgemäßen Werkes in hohem Grade verdient gemacht, denn wenn auch den eigentlichen Interessenten meist das Orginal verständlich sein dürfte, so bietet doch immerhin auch das prähistorische „Jägerlatein" seine Schwierigkeiten, welche zu überwinden doch Manchem schwer fallen würde.

Die meisten der hierher gehörigen Werke aus dem Englischen und Schwedischen sind uns durch weibliche Dolmetscher (A. Passow, J. Mestorf) in mustergültiger Weise zugänglich gemacht worden und einem weiblichen Interpreten auf einem andern, ebenfalls die Naturwissenschaften nur berührenden Felde möchte ich heute noch einige Worte der Sympathie und Bewunderung widmen, der Leiterin des Albert-Vereins für Krankenpflege, die unsere Literatur um ein Buch bereichert hat, welches ich höher schätze, als Predigtsammlungen und Gesangbücher. Es sind die Erfahrungen ihres selbstgewählten Berufes der Entsagung zum Wohl leidender Mitmenschen, welche die Verfasserin als Lehrgang für angehende Krankenpflegerinnen in dem Buche: Die Krankenpflege. Theoretische und praktische Anweisungen. Mit 25 Abbildurgen. (Leipzig 1876, J. J. Weber) niedergelegt hat. Sie hat wohl in ihrer Praxis die Bemerkung machen müssen, daß die von Aerzten verfaßten Werke dieser Richtung nicht immer dem Verständniß junger Mädchen genügend angepaßt sind, und daß überhaupt Niemand die Unterrichts-Bedürfnisse der angehenden Krankenpflegerin so gut beurtheilen kann, als Jemand, der diesen Beruf selbst erwählt hat. Die Verfasserin gibt daher nach einer Einleitung über den „Dienst" am Kran-

Digitized by Google

kenbette und im Krankenhause einen wohlgelungenen Abriß der Anatomie und Physiologie des Menschenkörpers, soweit dessen Kenntniß unumgänglich erscheint, dann eine Anleitung zu den erforderlichen Beobachtungen für den Gebrauch des Arztes und zu den technischen, medicinischen und chirurgischen Hülfsleistungen, endlich im Anhange nähere Nachrichten über den Albert-Verein, der sich die hochverdienstliche Aufgabe gestellt, Pflegerinnen praktisch und theoretisch auszubilden, und für welche dieses Buch zunächst als Lehrcursus dienen solle. Solche dem Dienste der selbstlosesten Menschenliebe gewidmeten Werke haben, wie auch Gutes fortzeugend Gutes gebiert, die unbeabsichtigte Nebenwirkung, an dem Fortschreiten der Menschheit verzweifelnde Pessimisten wieder mit derselben auszusöhnen.

Die Literatur der Neuprovenzalen.

Von M. von Szeliski.

Man erinnert sich vielleicht in Deutschland noch der Feste, welche in den sechziger Jahren bald in Nordspanien, bald in Südfrankreich gefeiert wurden: der Verbrüderungsfeste der Catalanen und der Provenzalen. Durch sie erfuhr die Welt, daß in Europa noch eine Nation existire, welche seit dem 15. Jahrhundert von der Karte verschwunden gewesen war und die man einst die provenzalische oder richtiger die Nation der Langue d'Oc genannt hatte. Es war das eine Entdeckung, welche um so größeres Interesse erwecken mußte, als sie in dem uniformirten und centralisirten kaiserlichen Frankreich gemacht wurde.

Wortführer jener neuerstandenen provenzalischen Nation war Frédéric Mistral, der Dichter des von der französischen Akademie gekrönten provenzalischen Gedichtes „Mirèio" und des gleichfalls in provenzalischer Sprache geschriebenen „Calendau".

Was auf jenen Festen gesprochen und gesungen wurde, tönte damals kaum über die Grenzen der Festversammlungsorte hinaus. Wenn auch vereinzelte französische Schriftsteller Lärm schlugen und das Haupt jener neuprovenzalischen Renaissance, Frédéric Mistral, mehr oder weniger direct des Mangels an Patriotismus oder des Verraths an Frankreich anklagten, so sah doch das große Publicum, wie heute noch, die ganze Bewegung als eine unbedeutende, als eine träumerisch ungefährliche an. Es wußte und weiß im Allgemeinen noch nicht recht, um was es sich handelt, wenn man von der neuprovenzalischen Renaissance, von dem dieselbe tragenden Felibrige, den Felibre und ihrem Capoulié Mistral, von den Jo Flourau, dem Armana Prouvençau und ähnlichen mit unfranzösischen Namen bezeichneten Dingen spricht.

Die „Revue des deux mondes" hat allerdings in zwanzig Jahren einmal ausführlich und zweimal beiläufig Gelegenheit genommen, in vorsichtiger Weise von den provenzalischen Dichtern und Strudelköpfen zu sprechen. Sie hat, indem sie — wie recht und billig — dem Auslande gegenüber den Schein der schönsten Eintracht im Hause Frankreichs möglichst zu wahren suchte, jene jungen Leute ermahnt, es nicht zu arg zu treiben, immer hübsch an die gemeinsame Mutter, die „grande France" zu denken und nie das große Vaterland über dem kleinen zu vergessen. Der Verfasser dieser vorsichtigen und, wie anzuerkennen ist, politisch geschickt componirten Artikel, Saint-René Taillandier, hat neuerdings (Revue des deux mondes, Dezember 1875) nach dem Erscheinen von Frédéric Mistral's jüngstem Buch: „Lis Isclo d'Or" das früher Gesagte recapitulirt und den immer kecker werdenden Provenzalen nochmals väterlich an's Herz gelegt.

Freilich mit wenig Erfolg, wie es scheint, da er von einem Wortführer der Felibre, dem Grafen Ch.(rétien) de B.(illeneuve)-E.(sclapon) in einem der angesehensten Blätter des Südens, dem in Montpellier erscheinenden „Messager du Midi" (Nummern vom 5. und 6. Januar 1876) unbarmherzig heruntergemacht wird.

Wir Deutsche besitzen eine vortreffliche kleine Broschüre: „Die provenzalische Poesie der Gegenwart" von Dr. Eduard Boehmer*), Professor der romanischen Sprachen an der Universität Straßburg, — in welcher Alles, was an neuprovenzalischer Literatur im Jahre 1869 vorhanden war, gewissenhaft benutzt und vermerkt ist. Diese fleißige kleine Arbeit ist, soviel mir bekannt, die beste, welche bis jetzt über diesen Gegenstand in deutscher Sprache veröffentlicht worden ist.

Sie hat in Folge dessen, wie ich nebenbei bemerke, das Geschick gehabt, von einem Franzosen übersetzt zu werden, der zwar der Sache der Felibre wohlmeinend und auch gerecht gegen die Verdienste deutscher Forscher auf dem Gebiete provenzalischer Dichtung ist, aber leider aus mangelhafter Kenntniß der deutschen Sprache den wackern Professor Boehmer Dinge sagen läßt, die derselbe nicht einmal geträumt haben kann. Noch mehr, — man gibt ihm auch noch die übliche Einleitung mit auf den Weg, durch die der französische Leser in aller Geschwindigkeit über die schwarze Seele dieses „agent de la Prusse" orientirt wird.

Boehmer hatte nämlich vor dem Kriege den Auftrag erhalten, — so verräth die Redaction der „Revue**) der preußischen Regierung — die Provence und den ganzen Süden zu bereisen, die dortige literarische Bewegung zu studiren und zu sehen, ob nicht Deutschland irgend einen Nutzen daraus ziehen könnte. Aber — „le patriotisme à toute épreuve des Felibres réduisit à néant ces misérables manoeuvres" und der „envoyé prussien" mußte sich begnügen eine Broschüre zu veröffentlichen, welcher die schlaue Redaction das bedeutungsvolle Attribut ertheilt: „renfermant une partie de ses observations".

Seit Veröffentlichung dieser sehr knapp gehaltenen Broschüre, deren Bekanntwerden in weiteren Kreisen durch den bald darauf ausbrechenden Krieg beeinträchtigt wurde, hat meines Wissens in Deutschland nur noch ein Jesuit, der Pater W. Kreiten in den „Stimmen aus Maria-Laach" (Jahrgang 1875, Heft 1—10) die Bewegung und Literatur der Felibre einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Und zwar geschieht dies vom „katholischen Standpunkte" aus, einem Standpunkte also, der nicht geeignet sein dürfte dem großen Publicum der Gebildeten einen vollen Begriff von jener Literatur zu geben.

Die französischen Journale beschäftigen sich absichtlich oder unabsichtlich nicht mit ihr oder hängen ihr wenigstens ein Mäntelchen um; wie dies speciell seitens der ausgesprochenen Freunde der jungen Literatur, z. B. Michel Bréal (im „Temps") und Gaston Paris (im „Journal des Débats") geschehen ist.

In den letzten fünf Jahren hat nun die provenzalische Renaissance an Kraft und Umfang gewonnen und ihren Charakter derartig ausgebildet, daß sie einer neuen und eingehenderen Betrachtung werth erscheint.

Suchen wir zunächst die Geschichte der äußeren Entwicklung in kurzen Zügen darzulegen; die eingehendere Charakteristik der Dichter, und die Würdigung ihrer Werke bleibt einem andern Aufsatze vorbehalten.

I.

Die Provence, deren Sprache zur Zeit der Troubadours die Sprache des ganzen gebildeten Europa werden zu wollen schien, bildete bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts einen staatlichen Verband von vielen edlen Herren und freien Städten unter dem mehr oder minder autoritätvollen Regiment eines Grafen der Provence, der meistens zu Arles Hof hielt, und zuweilen auch den Königstitel führte. Nach dem Erlöschen des Mannsstammes der Grafen von Barcelona und der Provence, unter denen sich die provenzalische Dichtkunst zu ihrer höchsten Blüthe entwickelt, aber freilich auch durch die Albigenserkriege den Todesstoß erhalten hatte, kam durch die Vermählung der Tochter Raimund Berengar's des Großen mit Karl von Anjou die Grafschaft an das Haus Anjou. Es folgte die Epoche der Päpste in Avignon, der Königin Johanna und darauf das Regiment der zweiten

*) Halle, E. Barthel 1870.

**) Revue de Marseille et de Provence; Februar, März 1875.

Digitized by Google

Familie Anjou, an welche Johanna die Provence legirt hatte. Der letzte Fürst aus dieser Familie war der gute König René, dessen Andenken noch heute im Herzen des Volks lebt und dem 1823 in seiner einstigen Hauptstadt Aix eine Bildsäule errichtet worden ist. Nach seinem Tode ging der Besitz der Provence auf kurze Zeit an seinen Neffen Charles du Maine und von diesem an Ludwig XI., König von Frankreich, über.

„Einst waren wir ein Volk; in Aix der König saß,
Von uns kam das Gesetz, das Recht und Unrecht maß,
Die Sprache wahrten wir, die uns Natur gegeben.
Der Sonntag Nachmittag sah leicht dahin uns schweben
Im Farandolenreih'n: es klingt das Tambourin,
Es schlägt der Fuß den Tact, der Frauen Augen glühn.
Doch eines Tages schien das stille Glück langweilig.
„„Gehn wir in Frankreich auf!"" so wünscht man. „Vorwärts!"
Eilig
Packt man als Hauptfranzos die alten Sitten ein
Und schiebt sie allesammt in den Kamin hinein.
Fahrt wohl, auf ewig wohl der Ahnenschar Gedächtniß,
Die Liebe froher Kunst, der Troubadours Vermächtniß,
Der Consuln Federhut, der freien Städte Macht,
Du Rechtlichkeit, die nie den Freund um's Geld gebracht,
Du Tugendglück von einst — fahrt wohl! Ihr seid nun Mythen;
Statt Grafen sieht jetzt Aix den Souspräfect gebieten." *) —

Die Provence behielt in dieser durch ihre Generalstaaten gebilligten Vereinigung eine große Selbstständigkeit; und so oft einer der französischen Könige dieselbe antastete, entbrannten die wildesten Aufstände und Kämpfe, in denen nicht immer die freiheitliebenden Provenzalen den Kürzeren zogen. Zwar unterjochte Ludwig XIV. eine der stolzen Städte nach der andern und zog durch ihre Mauerbreschen wie ein Sieger in Feindesland ein; aber der Unabhängigkeitsgeist der Kinder des Südens beugte sich nicht. Sie verachteten und haßten die Francimands und stießen den aus ihrer Gemeinschaft, der mit jenen eine Verbindung einging.

Ein vor kurzem verstorbener provenzalischer Historiker**) charakterisirt die Provinz, wie sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts war, in folgender Weise:

„Obwohl drei Jahrhunderte vergangen waren seit der Vereinigung der Provence mit der französischen Monarchie, so betrachtete sich doch diese Provinz noch als unabhängig und als geschieden von dem übrigen Frankreich. Sie fuhr fort, sich wie ein freies Land zu benehmen. Das französische Idiom war zwar das einzige officielle, das einzige, das man vor den Gerichten, in der öffentlichen Verwaltung, bei Notariatsacten, in allen bürgerlichen Documenten anwenden durfte; aber außerhalb dieses Bereichs fand es sich so gut wie gar nicht vor und war in den Flecken und auf dem Lande fast gänzlich unbekannt. Die provenzalische Sprache herrschte von Alters her unumschränkt in dem Familienleben und hatte keine Nebenbuhlerin in den Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens. Fast immer wandten selbst die hochgestelltesten Leute in den Beziehungen zu ihresgleichen oder zu ihren Untergebenen nur eine Sprache an: die provenzalische. So wahr ist es, daß die Sprache eines Volkes, welches lange Zeit unabhängig gewesen, von allen Werken der Menschen dasjenige ist, welches am längsten lebt."

1789 noch sprach der große Provenzale Mirabeau von der „Nation provencale"; er verlangte in der Sitzung der „Etats de Provence", daß diese états nicht willkürlich durch den König und seine Minister, sondern nach dem Willen der provenzalischen Nation zusammengesetzt werden sollten. Denn diese dürfe mit Recht verlangen gehört zu werden und frei zu wählen:

„Man citire nicht jenes Testament" (von Charles du Maine), so rief der Redner, „welches Menschen wie ein Stück Erbgut vermachte. In nichts Anderem sehe ich den Rechtstitel für unsere Verbindung mit der Krone Frankreichs als in freier Wahl, ausgeübt durch ein Volk, das von seinen Rechten Gebrauch macht."

Man kennt die dem großen Revolutionsherde Paris feindliche Rolle, welche der Süden Frankreichs am Ende des vorigen Jahrhunderts spielte; man kennt die entsetzlichen Episoden jener Zeit, als Collaut d'Herbois, Barras und andere Helden des Schreckens, Marseille, Lyon, Nimes, Toulon wegen ihres Widerstandes gegen Paris zu bändigen und zu strafen unternahmen. Toulons Bürger riefen die Engländer; der alte Racenhaß, der in den Albigenserkriegen sich so blutig bethätigt hatte, schien wieder erwacht.

In dem großen Fieber des Kaiserreichs traten diese Regungen der Abneigung gegen den Norden in den Hintergrund; sie verschwanden aber nicht völlig, sondern zuckten von Zeit zu Zeit immer wieder empor: zunächst zur Zeit des „weißen Schreckens", dann unter dem letzten Bourbonenkönig, unter Louis Philipp und endlich zur neusten Zeit, — wenn auch heute nur in abgeschwächtester Form.

Das Bewußtsein, einst einen national-provenzalischen Staat gebildet zu haben, war dem Volke der Provence seit der großen Revolution fast ganz entschwunden. Der Epoche des so gerne kosmopolitische Ideen in den Vordergrund stellenden zweiten Kaiserreichs war es vorbehalten, dieses Bewußtsein auf's Neue erweckt zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) F. Mistral, Lis Isclo d'Or, Avignon 1876: Lou Roucas de Sisife p. 131.

**) Augustin Fabre: Histoire de Provence, Tome IV, p. 340 sq.

Notizen.

Zu Budapest tagt vom 3.—12. Sept. der achte internationale „Congreß vorhistorischer Anthropologie und Archäologie" — zu gleicher Zeit mit dem „Statistischen Congreß". Ersterer hält seine Sitzungen im Prunksaale des Nationalmuseums. Ihm zu Ehren haben Generaldirector Franz von Pulßky und Abt Dr. Florian Römer eine Ausstellung der prähistorischen Schätze Ungarns veranstaltet, die sehr reich ausfiel. Besonders die Kupferperiode — im übrigen Europa durch kaum 50 Stücke — ist hier durch mehr als 120 Stücke vertreten. Auch Graf Edmund Zichy Sohn hat Interessantes beigesteuert, z. B. ein halb Dutzend Höhlenbärenschädel. Die Anmeldungen erfolgen schon zahlreich aus Deutschland, England, Frankreich, nicht minder aus America. Den Katalog redigirt der Museumsbeamte J. Hampel.

Offene Briefe und Antworten.

Hochgeehrte Redaction!

Gestatten Sie mir einen kleinen Irrthum Ihres geschätzten Blattes zu berichtigen. Der wunderliche Dichter, welchem in dem letzten der „Sommerlichen Briefe" Beachtung geschenkt wird, ist nicht königlich preußischer Seminarlehrer, sondern Pastor. Es dürfte für die Leser der „Gegenwart" gewiß nicht ohne Interesse sein zu erfahren, daß Herr G. A. B. Schmidt-Sommerfeld bereits in dem ersten Jahre des jetzigen Cultusministeriums nach etwa zweijähriger Amtsthätigkeit am Seminar zu M. aus dem Stande der Seminarlehrer auszuscheiden veranlaßt worden ist.

Mit der ergebensten Bitte, diese Zeilen in der „Gegenwart" zum Abdruck bringen zu lassen, zeichnet mit der vorzüglichsten Hochachtung

Oranienburg, den 8. August 1876. A. M.
Seminarlehrer.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

Für Gelehrte und Buchhändler!

Gegen mäßiges Honorar ertheilt literarische u. bibliographische Auskunft über das **gesammte Gebiet der schönen Literatur,** besonders der ältern deutschen,

Antiquar H. Hayn,
Breslau, alte Sandstr. 8,

auf Grund seiner großen Collectionen, welche allein an **100,000 genaue Titelaufnahmen seltener und kostbarer Bücher** (meist mit Preisen), ferner das vollständige bibliographische Material aller deutschen belletrist. Schriftsteller seit **Seb. Brandt** enthalten.

Leipziger Theaterschule.

Oper u. Schauspiel: Theorie u. Praxis.
Neue Curse:
1. October. — Prospecte gratis.
Aufnahme auch zu jeder Zeit.
Bureau: Reichstr. 13. **Die Direction.**

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Wanderstudien aus der Schweiz

von **Ed. Osenbrüggen.** Fünfter Band. 8. in eleg. Umschlag. br. 4 *M.*

Inhalt: I. Thun und seine Excursionsgebiete; II. Freiburg; III. Aemter und Titel; IV. Das Schächenthal; V. Eine Landsgemeinde; VI. Die Rosenstadt (Rapperswyl); VII. Der moderne Rigi.

Verlag von **C. Baader** in **Schaffhausen.**

Im Verlage von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Felix Dahn,

Ein Kampf um Rom.

Historischer Roman
aus der Zeit der Völkerwanderung.

Band 2. Preis 5 *M.* Band 3 ist unter der Presse.

Selten hat wohl ein Roman so großes Aufsehen erregt, und in allen Kreisen so vollen Beifall gefunden als dieser. In vollendeter Form gewährt er ein ebenso ansprechendes als vollständiges und treues Bild jener hochinteressanten Zeit der Berührung des Germanenthums mit dem sinkenden Römerreich; zeichnet in scharfen Umrissen die Charaktere der Männer und Frauen, die in ihr die bedeutendsten Rollen spielten, und giebt in poesievoller farbenprächtiger Weise eine Darstellung der germanischen Alterthümer und des Culturlebens der römisch-byzantinischen Zeit. So gewährt er neben spannender Unterhaltung einen reichen Bildungsstoff.

In Zeit von wenig Wochen wurde bereits eine zweite Auflage des ersten Bandes nöthig.

Im Verlage der **Vereinsbuchdruckerei** in **Graz** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Byzantinische Geschichten

von
Aug. Fr. Gfrörer.
Aus seinem Nachlasse herausgegeben, ergänzt und fortgesetzt
von
Dr. J. B. Weiß,
Univ.-Prof. in Graz.

Band I. II. III.

Preis des einzelnen Bandes 8°, elegant broschirt 9 *M.*

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Um

Meines Lebenstages Mittag.

„Nel mezzo del cammin di nostra vita."

Terzinen
von
Wilhelm Jensen.

Ein Band kl. 8., sehr eleg. ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 *M.*

Eleg. in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 *M.*

Richard Wagner's Musikwerke
für Orchester und Pianoforte.

Eine Faustouverture f. gr. Orch. Part. *M.* 6.—, Stimmen . . . . . *M.* 9.—.
Arrang. f. 2 Pianoforte zu 8 Hdn. von H. Hauser . . . . . *M.* 5.—.
Arrang. f. Pianoforte von H. v. Bülow . . . . . *M.* 2.50.

Polonaise f. Pianoforte z. 4 Hdn. D-dur. N. A. . . . . *M.* 1.—.
Sonate f. Pianoforte. B-dur. N. A. . . . . *M.* 2.50.
Menuett aus der Sonate B-dur (Perles musicales. No. 84) . . . . . *M.* —.50.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Deutsche Warte für Gesundheitspflege Eisenach.

Auf vielfache Anfragen in Betreff *unseres neuen Mehles:*

„Kraft und Stoff"

machen wir hiermit bekannt, daß für dauernde **gewissenhafte** Zusammenstellung der Name des Herrn **Stadt-Apothekers C. Kanoldt** in **Gotha** bürgt, dem die Zubereitung obliegt. In diesem **Hülsenfrüchte-Mehle** in Verbindung mit Weizen sind die stickstofffreien und stickstoffhaltigen Bestandtheile **nach dem Procentverhältnisse im Blute sorgfältig gemischt;** so führt es dem Körper die zum Gedeihen nothwendigen Eiweißstoffe zu, wie sie wenige Nahrungsmittel aufweisen. Der **hohe Nährwerth der Hülsenfrüchte-Mehle** ist neuerdings von einer wissenschaftlichen Autorität in der „Gartenlaube" in eingehender Weise dargelegt worden. — Von dem unangenehmen Beigeschmack der rohen Hülsenfrüchte vollständig befreit, **zubereitet in ¼ Stunde,** läßt **Kraft und Stoff** in **Schmackhaftigkeit** und **Verdaulichkeit** nichts zu wünschen übrig, sodaß wir es wegen seines **hohen Nährwerthes** nicht nur jedem Gesunden, sondern auch **dem Genesenden, den Bleichsüchtigen und allen Kindern vom ersten Alter an** warm empfehlen können. Gerade in letzter Hinsicht dürfen wir uns auf das Zeugniß des Herrn **Medicinalrath Dr. Carl Hassenstein** in **Gotha** und auf die Anerkennung des Herrn **Sanitätsrath Dr. Bruch** in **Cöln** berufen. — Den Preis haben wir so billig als nur möglich gestellt **(1 *M.* 30 ₰ für 1 Pfund = 36 Portionen),** um dieses ausgezeichnete Präparat als ein **Volks-Nahrungsmittel** verdienter Maßen zu verbreiten, **gegenüber der 4 mal so theuern und lange nicht so sorgfältig zubereiteten Revalenta arabica.**

Wir sind bereit, zu seiner Kenntnißnahme gegen Einsendung von 1 *M.* 50 ₰ ein Pfund-Packet **an Jedermann franco** zu übersenden. Ausführliche Prospecte, enthaltend die leichte und mannigfache Zubereitungsweise, geben wir gratis aus. — **Verkaufsstellen unserer diätetischen Nahrungsmittel** werden in allen größern Städten errichtet.

Die erste Nummer der **„Mittheilungen der Deutschen Warte für Gesundheitspflege"** gibt ausführlichen Bericht über unsere weitern Unternehmungen; dieselbe steht gratis und franco zu Diensten.

Deutsche Warte für Gesundheitspflege zu Eisenach.

Einbanddecken

zum 9. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Veit & Comp. in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke in Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 2. September 1876. Band X.

A1
3
v. 10
n 36

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Charakteristik der Arbeiterparteien. I. Von R. D. — Literatur und Kunst: Schwäbische Volkslieder. Von Schmidt-Weißenfels. — Maria Magdalena. Eine ästhetische Studie von Fr. Helbig. — Sommerliche Briefe. Bayreuth. Von Paul Lindau. — Die hundertjährige Republik. Von E. L. — Die Literatur der Neuprovenzalen. Von M. von Szeliski. II. (Fortsetzung.) — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Zur Charakteristik der Arbeiterparteien.

I.

Deutschland.

Wir haben uns bereits im Allgemeinen über den gegenwärtigen Stand der socialen Bewegung in Europa ausgesprochen. Schreiten wir nun dazu, die charakteristischen Merkmale der einzelnen großen Gruppen zu beleuchten.

Deutschland ist derjenige Staat, wo die Arbeiterbewegung an Bedeutung und Umfang am weitesten vorgeschritten ist. Die Ursachen dieser Thatsache lassen sich nur erkennen, wenn man einen prüfenden Blick auf die Geschichte der Entwicklung der deutschen Arbeiterparteien wirft.

Die socialistischen Nachklänge der Bewegung des Jahres 1848, jener Epoche, welche nicht einmal alle, den Aufschwung der modernen bürgerlichen Gesellschaft hemmenden Schranken beseitigen konnte, sind bei unserer Darstellung von keinem Interesse. Auch die in die Zeit des Wiedererwachens des deutschen Volksgeistes oder vielmehr der Wiederaufnahme der durch die Reaction unterbrochenen nationalen Bestrebungen fallende Periode der Arbeiterfortbildungsvereine hatte wenig gemein mit der die Massen ergreifenden Arbeiteragitation. Denn in keinem dieser Vereine war eine Thätigkeit zu bemerken, die auf ein selbstständiges Handeln der Arbeiter oder gar auf einen Gegensatz zwischen Capital und Arbeit hätte schließen lassen.

Die eigentliche Arbeiterbewegung in Deutschland beginnt daher erst mit dem Auftreten Ferdinand Lassalles. Dieser außerordentliche Mensch sollte der Bewegung eine Richtung und ein Gepräge geben, das sie, im Vergleiche zu den Arbeiterparteien anderer Länder, noch heute vortheilhaft auszeichnet, wenn auch die Elemente, welche sich später geltend machten, die ursprüngliche Richtung zuweilen veränderten und dadurch schädlichen Einflüssen Raum gaben.

Ludwig Büchner sagte im Mai 1863 über die deutsche Arbeiterbewegung: Der wichtigste Charakterzug derselben besteht darin, daß sie weniger an die Phantasie und an das Gefühl, als an den Verstand und das Denken appellirt und daß sie ihre Agitation mit trockenen Ziffern einleitet.

Damals machten sich allerdings noch nicht jene Dutzendführer breit, welche der Unbildung schmeicheln, die niedrigen Leidenschaften aufstacheln und die sich einbilden für das Wohl der Menschheit zu kämpfen und zu leiden, wenn sie wegen gewöhnlicher Schimpfereien oder wegen persönlicher Beleidigung der obersten Träger der Staatsgewalt zur Verantwortung gezogen werden.

Folgende Erscheinungen kennzeichnen den Grundzug der Arbeiterbewegung in Deutschland:

Wir sehen die Arbeiter von vornherein losgelöst von dem Sectenwesen, das den ersten Abschnitt der socialen Bewegung in Frankreich ausfüllt. (Die Irrfahrten einer emancipirten Gräfin und ihrer Getreuen, die aus Lassalle einen neuen Heiligen machen wollten, können wohl nicht ernst genommen werden.)

Der Boden der abstracten Doctrinen ist verlassen. Die gegebenen Verhältnisse dienen als Basis aller Aufstellungen, welche dadurch den Keim der Entwicklung in sich tragen. Die politische Agitation ist von dem Gedanken getragen, daß die gesellschaftlichen Elemente und Fragen das politische Leben beherrschen.

Heinrich Heine hatte in einem Briefe an Varnhagen von Lassalle gesagt, daß er eine neue Zeit, eine Welt repräsentire, die sich geltend machen wolle und die mit den Träumen und Illusionen der Vergangenheit gebrochen habe.

Der Einfluß einer solchen Persönlichkeit auf die Arbeiterbewegung war in jedem Falle günstiger als die Einwirkungen jener Demokraten, die, abgesehen von ihrer Verbissenheit und Voreingenommenheit, sich von ihren particularistischen Traditionen und Verschrobenheiten nicht losmachen können und — insbesondere, wenn sie im Exil gewesen sind — zumeist kein Verständniß für die Gegenwart besitzen und mit denselben Phrasen paradiren, mit denen sie vor einigen Jahrzehnten die Welt zu erlösen glaubten.

Einer jener wenigen Freunde Lassalles, die denselben nicht nachträglich verunglimpft haben, hat die agitatorische Thätigkeit des Schöpfers der deutschen Arbeiterpartei mit nachstehenden Sätzen geschildert:

„Es lag Lassalle daran, Schritt zu halten mit der Entwicklung der socialen Thatsachen. ... Seine positive That war die Anregung zur Gründung eines Vereines, der in seinem ganzen Wesen das Prinzip der Solidarität der Interessen darstellen sollte. Daher die Empfehlung einer einheitlichen Organisation und einer strammen Disciplin, wo der Einzelne im Ganzen aufgeht und die localen Interessen verschwinden. Die zeitraubenden Vereinsspielereien, die Nergeleien des indiviuellen Meinens und Besserwissens, die Wichtigthuereien und die davon untrennbare Erziehung von zahlreichen, untereinander rivalisirenden und sich gegenseitig befehdenden Halb-, Viertel- und Achtelgrößen, alle jene in den heutigen Gesellschaftszuständen wurzelnden Erscheinungen sollten in der großen Organisation der arbeitenden Classe möglichst ausgemerzt werden, da bei dem Kampf für die Verwirklichung des Prinzips der Solidarität die Träger desselben mit gutem Beispiele vorangehen müssen.

Digitized by Google

Diese selbstständige Partei sollte, so lange der Kampf zwischen der bürgerlichen Gesellschaft und den Vertretern des Feudalismus und Particularismus noch nicht beendigt sei, die Liberalen in solchen Fragen unterstützen, wo ein gemeinsames Interesse vorliege. —

In socialer Beziehung knüpfte Lassalle ebenfalls an die bestehende Entwicklung an, die dem Associationswesen immer größere Bahnen eröffnet. Wenn aber allen Arbeitern durch die Association geholfen werden solle, so müsse die Möglichkeit geboten werden, die ganzen Gewerke in Associationen aufzunehmen.

Nichts lag ihm ferner als die Erregung von Classenhaß. Er hatte gesagt: „„Alle tüchtigen Elemente der Bourgeoisie müssen sich zu uns halten, sie selbst muß ihre Intelligenz dazu hergeben, Euch die Fesseln von den Füßen zu feilen. Ihr dürft die Bourgeoisie nicht hassen, sie ist das Product der Zustände. Ihr selbst würdet an deren Stelle nicht anders handeln. Haltet Euch nicht an die Personen, sondern an die Dinge und sucht diese zu ändern. Ich will die friedliche Entwicklung ermöglichen und wilden proletarischen Aufständen vorbeugen.““

Es muß erwähnt werden, daß zu derselben Zeit, wo die Arbeiterbewegung in Deutschland in Fluß kam, der Drang nach nationaler Einigung einen intensiven Charakter angenommen hatte. Ueber die Art und Weise der Durchführung der nationalen Einigung war man indessen vielfach im Unklaren. Es gab damals sehr populäre Volksmänner, welche die an ihren eigenen Widersprüchen zu Grunde gegangene Reichsverfassung des Jahres 1849 wieder von den Todten auferwecken wollten. Die Jugend sehnte sich nach Thaten, sie war enttäuscht, als sie nichts als Resolutionen zu hören bekam. Viele von diesen Enttäuschten gehörten nun zu den ersten Parteigängern Lassalles.

Man weiß, daß dieser seine Mitwirkung an der Gründung der Arbeiterpartei davon abhängig machte, daß sein Programm in Frankfurt a. M. acceptirt werde.

Lassalle hätte kein schlechteres Terrain für seine Entscheidungsschlacht wählen können. Er durfte ein Verständniß für seine Ideen weder erwarten von dem verknöcherten Spießbürgerthum der alten Bundeshauptstadt, die soeben nur mit schwerem Herzen sich dazu entschlossen hatte, die Gewerbefreiheit einzuführen, noch von den in den Anschauungen des Kleinmeisterthums aufgewachsenen Arbeitern. In der geschlossenen Versammlung der Arbeitervereine des Maingaues wurde Lassalles Stimme im Tumult erstickt. Wenige Tage später beendigte er seine Rede in einer öffentlichen Versammlung, die sich mit großer Majorität für ihn aussprach. Wer hatte nun diese Entscheidung herbeigeführt? Keineswegs die „Reife“ der Arbeiter, wie sich Lassalle wenigstens damals noch einbildete. Es waren die mißvergnügten Turner, zumeist junge Kaufleute und Beamte. Sie hatten vergebens „Thaten“ von den Liberalen erwartet und sie stimmten nun für jenen Mann, der ihnen begreiflich machte, daß die politische Freiheit nur erkämpft werde, wenn ein Classeninteresse dahinter stehe. Die Blätter jener Tage haben über die damaligen Vorgänge viel Unrichtiges gemeldet, aber die Thatsache haben sie richtig referirt, daß beim Siege Lassalles die Mitglieder der Frankfurter Turngemeinde den Saal strategisch besetzt hatten und die Gegner einschüchterten.

Der Allgemeine deutsche Arbeiterverein repräsentirte sich zunächst als politische Partei in den Resolutionen über den Aufstand in Polen und die schleswig-holsteinische Frage. Diese Resolutionen waren von den Schlagworten, mit denen man früher und auch jetzt noch häufig die Massen ködert, frei. Sie waren mehr eine kritische Erörterung, als eine Manifestation des Parteigeistes. Besonders in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit zeigte Lassalle viel politischen Scharfblick. Er war fast der Einzige, der damals den Gang der Dinge mit voller Bestimmtheit voraussagte und sich von den Tiraden des Sechsunddreißigerausschusses und den Proclamationen des Augustenburgers auch nicht einen Augenblick irre machen ließ. Lassalle machte daraus kein Hehl, daß Preußen Schleswig-Holstein werde annectiren müssen, was den Demokraten der alten Schule, die sich ihm angeschlossen hatten, keineswegs gefiel. Ihr Dogma von dem „Selbstbestimmungsrechte der Völker“ wurde durch solche Manifestationen erschüttert, oder mindestens wesentlichen Modificationen unterworfen. Hatte doch Lassalle früher bereits ausgesprochen, daß ein Culturstaat das Recht habe, sich Ländergebiete zu assimiliren, die auf einer geringeren Stufe der Entwicklung ständen.

Lassalles Tod verhinderte den Ausbruch des Conflictes von dieser Seite. Denn andererseits hatte bereits sein föderalistischer Secretär gegen den „Dictator“ die Fahne der Rebellion erhoben. —

Bis dahin hatte die Partei wohl eine sehr eifrige, aber dafür sehr geringe Anhängerzahl. Sie sollte jetzt größere Dimensionen erlangen, nahm aber dabei gleichzeitig Elemente auf, die sie nothwendig von der ursprünglichen Richtung abbringen mußten.

Der kühne und nnermüdliche Lassalle war vom Schauplatze verschwunden und die privilegirten Demokraten präsentirten sich sofort als die eigentlichen Urheber der Arbeiterbewegung und machten Versuche, derselben eine „demokratische“ Basis zu geben. Unumwunden wurde gesagt, Lassalle habe die Bewegung gefälscht und borussificirt. Dies sei nur deshalb nicht früher erklärt worden, weil Lassalle sich im Kampfe mit den herrschenden Classen befunden.

Der Krieg im Inneren des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins begann; Marx, Engels, Liebknecht und Genossen erklärten alsbald Dr. v. Schweitzer zum „Verräther“, weil er schrieb: „Preußische Bajonette oder deutsche Proletarierfäuste werden die deutsche Frage lösen.“ Der harmlose testamentarische Nachfolger Ferdinand Lassalles, B. Becker, wurde in Berlin in Anklagezustand versetzt. Er hatte im Kampfgewühle sich des Ausdrucks bedient: „Marx soll sich mit seinen internationalen Associationen einbalsamiren und als toll gewordener Häring in den Schornstein hängen lassen.“ Liebknecht stellte nun in Berlin den Antrag: „Die Gemeinde beschließt, Becker als Lügner, infamen Verleumder und hoffnungslos unheilbaren Idioten aus dem Vereine auszuschließen.“ Becker konnte sich nur kurze Zeit an der Spitze der Partei erhalten. Der thätigere und geistvollere Schweitzer überwand mehrere Jahre hindurch die gegen ihn gerichteten Angriffe; sein agitatorisches Talent führte einen Aufschwung der Partei herbei, und er hielt bis zu seinem Ausscheiden fest an den Grundlagen und der Richtung, welche sich der Verein vorgezeichnet hatte.

In der ersten Zeit des Kampfes gegen den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein waren die Anhänger von Marx nur ein Generalstab ohne Armee. Liebknecht bekehrte daher die sächsischen Volksparteiler zum Socialismus. Bebel, ehemals Anhänger von Schultze-Delitzsch, machte sich an die Bekehrung der sächsischen und süddeutschen Arbeitervereine, die dem alten Verbande der deutschen Arbeiterbildungsvereine angehörten. Dieselben zögerten auch nicht länger als die Blätter die Kunde brachten, daß die Wiener Arbeiterschaft für die Socialdemokratie gewonnen worden sei.

In Nürnberg und Eisenach constituirte sich die zweite Fraction der deutschen Arbeiterpartei. Sie verschärfte den Conflict im Allgemeinen deutschen Arbeiterverein, führte aber gleichzeitig dem Socialismus frische Massen in die Arme.

Der Gegensatz gegen den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein und die von ihm verfolgte Richtung kam sofort zur Geltung in Organisation, Taktik und Ausdrucksweise. Die Organisation wurde eine föderalistische, indem sie den einzelnen Vereinen die volle Autonomie sicherte. Mit den Particularisten wurde dadurch Fühlung behalten, daß man fortwährend gegen Preußen loszog. In socialer Beziehung erklärte man sich für das am kürzesten formulirte Programm der „Internationale“, das indessen nur einige allgemeine Sätze enthielt. Nur in den Congreßresolutionen der „Internationale“

figuriren die Abschaffung des Erbrechts, des Privateigenthums an Grund und Boden ꝛc.

Carl Marx wurde gewissermaßen der Protector der neuen Partei. Er hatte soeben den ersten Theil seines Werkes „das Capital" erscheinen lassen und darin den Smith'schen Satz, daß Capital aufgehäufte Arbeit sei, in die socialistische Anschauungsweise übertragen. Was Smith im Hinblicke auf die entstehende moderne Gesellschaft sagte, das brachte Marx in Anwendung im Hinblicke auf den Gegensatz von Capital und Arbeit, der nach den Lehren des Socialismus sich aus der entwickelten modernen Gesellschaft erzeugt hat.

Als Organisator und Agitator erlangte Marx keine Bedeutung.

Der Kampf, den nun beide Fractionen gegen einander führten, hatte zunächst das eine Resultat, daß beide Theile sich anstrengten, neue Anhänger zu werben. Der Allgemeine deutsche Arbeiterverein hatte dabei stets einen bedeutenden Vorsprung. Das Ziffernverhältniß blieb auch dasselbe, als Schweitzer weniger durch seine Fehler als durch die Rivalität und den Egoismus seiner Unterführer verdrängt worden war. Aber in anderer Beziehung ging allmälig eine Aenderung vor. Beide Theile fingen an, sich an Derbheit in der Ausdrucksweise zu überbieten. Der Allgemeine deutsche Arbeiterverein wollte an Radicalismus nicht hinter den Internationalen bleiben. Die Sprache der socialistischen Presse wurde immer roher. Es gab eine Zeit, wo der „Volksstaat" den Wohlerzogenen spielte und dem „Socialdemokraten" in Berlin Anstand lernen wollte.

Beide Parteien hatten sich für die Organisirung von Gewerkschaften ausgesprochen. In diesen finden sich zunächst die Massen zusammen, da nur naheliegende Fragen und Interessen berührt werden, indem man bessere Arbeitsbedingungen zu erringen sucht. Die „internationale" Fraction that es nun nicht anders, als daß sie auch „internationale" Gewerkschaften gründete, ein Unternehmen, das jämmerlich scheiterte und scheitern mußte.

Die letzten Reichstagswahlen hatten die Stärke der socialdemokratischen Parteien klar gelegt. Das große Publicum und ebenso die Behörden des Staates machten von diesem Augenblicke an keinen Unterschied mehr zwischen den beiden Fractionen.

Die Agitation der verschrobenen demokratischen und particularistischen Elemente der „Eisenacher" hatte der Gesammtbewegung einen reichsfeindlichen Stempel aufgedrückt, wenn auch die im Jahre 1870 bei den deutschen Socialisten aufgetauchte Franzosenleckerei im eigenen Lager auf Widerstand gestoßen war.

Die nicht aufklärende, sondern maßlos aufreizende, mit den früher ausgesprochenen Prinzipien in Widerspruch stehende Sprachweise der socialistischen Presse brachte zwar die Massen rascher in Bewegung, verhinderte aber den Zufluß an geistigen Kräften und provocirte das Eingreifen der Behörden. Jedoch darf bei diesem Anlasse nicht unerwähnt bleiben, daß die plumpen Hände, deren sich in vielen Fällen die Staatsgewalt bei ihren Maßnahmen bediente, nur dazu beigetragen haben, den Charakter der socialistischen Bewegung zu verschärfen.

Diese Verhältnisse und der Umstand, daß bei den letzten Reichstagswahlen die bedeutenderen Wortführer beider Fractionen der Arbeiterpartei in's Parlament gewählt wurden, somit an der ersten Grenze ihres persönlichen Ehrgeizes anlangten (für weitere Candidaturen mußte man schon zu halben „Bourgeois" oder sehr untergeordneten Worthelden greifen), haben die Einigung der socialistischen Partei und damit eine Erhöhung ihrer Expansivkraft herbeigeführt. Der in Hamburg bestehende oppositionelle Verein ist viel zu klein, um diese Thatsache abschwächen zu können. Er hat noch keinen Führer gefunden und seine Opposition beschränkt sich auch lediglich auf Fragen der Parteitaktik und der Organisation. Die sogenannten Hirsch-Duncker'schen Gewerkschaften entwickeln keine lebendige Action, daher ihre gänzliche Ohnmacht gegenüber der socialistischen Bewegung. Wir glauben deren Charakter nun zur Genüge gekennzeichnet zu haben und wagen es nur noch die Hoffnung auszusprechen, daß die Gesetzgebung auf socialem Gebiete Alles thun möge, was dazu dienen kann, die sociale Bewegung in Deutschland in Bahnen zu lenken, in denen sie an der Fortentwicklung des Reiches in gedeihlicher Weise mitwirken kann.

R. Y.

Literatur und Kunst.

Schwäbische Volkslieder.

Von **Schmidt-Weißenfels.**

In Süddeutschland ist das Liedersingen eine viel stärkere und mehr charakteristische Eigenthümlichkeit des Volks als in Norddeutschland; es ist geradezu Bedürfniß der großen Masse, welche sich von den Rücksichten auf städtisch-gesellschaftliche Anstandsvorschriften wenig berührt fühlt und sich in ihrem Empfinden und Gebahren giebt wie sie ist. Gern thuen sich die Männer auf dem Lande — und um speciell von Württemberg zu reden, so ist dort Alles außerhalb Stuttgarts, und selbst hier noch vielfach, im Charakter des Ländlichen — zu einem Gesangverein zusammen und ziehen dann Sonn- und Feiertags in ein benachbartes Dorf, um sich bei Aepfel- und Birnenmost harmlos an den einstudirten Chorgesängen schwäbischer Volkslieder zu vergnügen. Es sind dieselben freilich in diesen Vorträgen, namentlich durch Silchers Compositionen, aus ihrer ursprünglichen melodiösen Einfachheit schon zu einer mehr künstlerischen Vervollkommnung gebracht worden. Aber die Burschen machen nicht leicht einen der beliebten Ausflüge in die schöne Natur des Landes, ohne solche echte Volkslieder in der schwäbischen Mundart und ungeschult in ununterbrochener Folge, mit wie ohne „Zopf", loszulassen. Nichts Ungewöhnliches auch, im Eisenbahnwagen den württembergischen Soldaten, der auf Urlaub geht, die Zeit der Fahrt durch ungenirtesten Sologesang solcher Lieder sich vertreiben zu hören. Man kann nicht behaupten, daß das Eine wie das Andere zu den Genüssen zu rechnen sei für denjenigen, der unfreiwillig diesen Ausbrüchen voller Herzen oder Köpfe beiwohnen muß; denn der Volksgesang ist an sich überall eintönig und wird in diesen Fällen gewöhnlich ohne Ansprüche auf Wohlklang und Kunst nur zur eigenen Beglückung geleistet. Reizvoller ist es schon, Sonntags oder Abends nach der Arbeit die Bauermädel zu belauschen, wenn sie Arm in Arm den Rain im Felde, nahe beim Dorfe, abwandeln und sich dabei bescheiden, mit heller Stimme und natürlichem Sinn für das Schöne, der auch der einfachsten Weiblichkeit eigen ist, ihre Lieder zu singen. Verlegen fallen sie in ein Piano, wenn der Fremdling ihnen neugierig in die Gesichter guckt, um wie im Lerchenschlag aufzujubeln, wenn die Gefahr wieder vorüber ist.

Von hohem Interesse ist es, bei einem Volke, wie dem schwäbischen, welches so viele noch unverfälschte Eigenthümlichkeiten gegenüber der sonstigen und sich erweiternden Verflachung deutschen Volksthums aufzuweisen vermag, seine Lieder zum Vergleich mit seinem Charakter und seiner Innenwelt zu nehmen. In ihnen, insoweit sie echte Perlen sind, die nicht nachträglich von der Kunst ihre Fassung erhielten oder für den Salongebrauch fälschlich in den Mund der Bauern gelegt wurden, spiegeln sich Empfindungen und Denkweise eines so urwüchsig gebliebenen Stammes in einfachen und doch farbenreichen Bildern.

In seinen Grundzügen hat natürlich das schwäbische Volkslied die Eigenschaften gemein mit der Volksdichtung überhaupt. Immer ist dieselbe einfach und ungesucht im Inhalt, wie in der Form und in der Sangweise. Sie hält sich an das Nächste und Natürliche, an den Ausdruck der alten Sitten, vermeidet die Reflexion und empfindsame Naturschilderungen, erzählt die Be-

Digitized by Google

gebenheit schlicht und eigentlich sehr prosaisch, und schildert die Personen in durchaus realistischer Art. Die Pointe liegt in dem seelenvollen Klang, der aus der Tiefe des Volksgemüths vernehmbar wird, in der dramatischen Entwickelung einer Darstellung und in der Art, wie sich die Moral die Tonart in den einzelnen Liedern sucht. Häufig wird die Pointe auch gar nicht ausgesprochen, sondern ergibt sich von selbst aus dem Gedankengange der Dichtung, oder aber wird durch Wiederholung einer besonderen Verszeile markirt. Die Sprache ist diejenige, wie sie im Munde geführt wird, und einfachster Art sind die Verse, oft völlig regellos und willkürlich gebaut. Irgend ein geweckter Kopf oder ein lebhaft angeregtes Gemüth hat das Lied erdacht und gereimt; es ist hier und da zum Vortrag gebracht worden und hat gefallen, weil es der Anschauungs- und Bildungsweise der besonderen Genossen, engerer Kreise oder der Gesammtheit entsprach, die dann wohl Einzelnes darin nach ihrem Geschmack abänderten, das Bild faßlicher, die Ausdrücke mundgerechter machten. So pflanzte sich immer weiter das Lied im Volksmunde fort, ohne daß sein Autor jemals genannt und gekannt wurde, ja ohne daß er selber von der Zukunft seines Werkes, und wie es sich nach und nach weitergestaltete, meist etwas erfuhr. Sehr häufig mahnen aber besondere Strophen an den Ursprung, z. B. „Wer hat denn dieses Lied erdacht? Zwei Grenadiere auf der Wacht", oder „Ein Waidmann in der Nacht". Ferner findet man verschiedene Texte desselben Sinnes in verschiedenen Gegenden des Landes, die von diesem unmittelbaren Antheil des Volks an seinen Dichtungen Zeugniß geben. In den Sammlungen von Brentano (Wunderhorn), von Simrock, Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Fiedler, und besonders interessant in derjenigen blos schwäbischer Volkslieder von Ernst Meier sind solche Veränderungen und Textverschiedenheiten vieler Volkslieder sorgfältig verzeichnet. Ja, dieselben werden dann auch oft in die höhere Gesellschaftsregion importirt und nach deren Ansprüchen durch Kunstdichter umgeformt. So liegt Hauffs bekanntem Liede „Morgenroth, Morgenroth — Leuchtest mir zu frühem Tod", das in Schwaben volksthümliche Original: „Ach wie bald, ach wie bald — Verliert die Schönheit ihr Gestalt" zu Grunde, und ähnliche Verfeinerungen sind mit vielen anderen Volksliedern vorgegangen. Umgekehrt sind dann auch Versuche gemacht worden, Kunstdichtungen durch Anpassen an den einfacheren Geschmack der Menge und in deren Mundart in das Volk zu bringen, ohne daß ihnen jedoch der Charakter wirklicher Volkslieder auch im günstigen Falle zuzusprechen wäre.

Bringt man die schwäbischen Volkslieder in nähere Beziehung zum schwäbischen Volkscharakter, so geben sie zunächst durch ihren Inhalt zu erkennen, wie wenig Sentimentalität und Verdüsterung, wie überwiegend Heiterkeit, gemüthvolle Beschaulichkeit und Schalkhaftigkeit den Grundzug dieses Charakters bilden. Selbst in den ernsten Balladen, in denen der Tod eine Rolle spielt, wird der tragische Fall durchweg als ein natürliches Vorkommniß im Menschenleben behandelt, über welches man sich weiter nicht in Jammer ausläßt. Die fromme Legende mahnt daran, daß im Volke ein tiefer religiöser Sinn vorherrschend ist. Als die romantische Person erscheint in den älteren Dichtungen vorzugsweise der Ritter und der Graf in einer Liebesgeschichte; das Ringlein wird darin mit Vorliebe in seiner symbolischen Bedeutung behandelt. Auch der Jägersmann tritt gern noch in einem Schimmer der Romantik auf, wogegen der Soldat, der Knabe, der Bauernbursch, der Knecht und die Mädchen sich zumeist nur den realen Verhältnissen des Lebens gegenüber befinden und im vollen Licht der Wirklichkeit ihre Handlungen begehen und ihre Empfindungen austönen. Eifersucht, Verführung, Untreue, Liebesleid ist der Hauptinhalt der Lieder. Auffällig ist aber die Armuth an historischen Liedern und Sagen, trotzdem Schwaben doch gerade für Beides ungemein reichen Boden bietet. Während sonach das Volk in seiner Innenwelt davon sehr wenig berührt sein muß, hat gerade die Kunstdichtung sich mit Glück und Eifer dieses Stoffes bemächtigt. Daß auch, z. B. im Gegensatz zu Preußen, zu Oestreich, selbst zu Bayern, ein localer Patriotismus politischer Richtung nur unbedeutend das Gemüth des schwäbischen Volks von jeher bewegt hat — obwohl namentlich der Altwürttemberger einen großen Stammesstolz besaß und besitzt — dies beweisen die Soldatenlieder, die doch am ehesten die Formen für derartigen Inhalt hätten darbieten müssen. Kaum eine Spur von specifisch württembergischen Ehrgeiz oder militärischem Selbstbewußtsein tritt in diesen Gedichten zu Tage, die doch Soldaten gemacht haben und die noch heute von den Soldaten des Landes gesungen werden — Beweis genug, wie wenig volksthümlich der particularistische Militarismus des deutschen Kleinstaats und dessen nur dynastische Politik gewesen. Entsprechend dem schwäbischen Volksgefühl im vorigen Jahrhundert drückt sich in den Soldatenliedern aus jener Zeit vielmehr Respect und Sympathie für den alten Fritz und seine preußische Armee aus. Farbenreicher sind dieselben dann aus der Napoleonischen Zeit, namentlich aus dem russischen Feldzug, in dem auch die Württemberger zu Tausenden hingeopfert wurden. Doch der Protector des von ihm geschaffenen württembergischen Königreichs wird darin immer nur als strafwürdiger Erbfeind behandelt:

Hochmuth wird von Gott bestraft,
Denn es steht geschrieben:
Kaiser der Napoleon
Der muß unterliegen.
Engeland und Spanien
Thun Victoria singen.
Frankreich muß verrissen sein,
Sonst gibt's keinen Frieden.

Unter dem jungen württembergischen Kronprinzen Wilhelm die Franzosen besiegen zu helfen, mit allen andern Deutschen zusammen, dies gewährt dann auch den Württembergern Genugthuung. Sie fühlen sich durchaus immer nur als Deutsche:

Der General schickt seinen Trompeter hinein, (nach Paris)
Was Napoleon sich bildet ein,
Ob er nicht Frankreich wolle ergeben?
Er soll sich resolviren.
Wir Deutsche stehen so stark davor,
Wir wollen's bombardiren.

Eine viel ausgeprägtere nationale Tendenz tragen die neueren Lieder an sich, die gegen Napoleon III. und auf die deutschen Hoffnungen während des Krieges von 1870 gedichtet wurden. Im Uebrigen sieht der Schwabe den Soldatenstand zumeist als einen Rückzug aus einer Verzweiflung über unglückliche Liebe an, oder er begrüßt ihn auch wohl als ein Mittel, dem feudalen Bauernthum zu entrinnen, welches ihn noch heute im Oberlande und Schwarzwald als jüngeren Sohn des Gutshofes eigenthumslos läßt:

Sollt ich einem Bauern dienen
Und mein Brod im Schweiß verdienen,
Bruder, nein, das will ich nicht!
Lieber will ich bei Kanonen,
Im Gezelt und Lager wohnen,
Wo das Stück wie Donner kracht,
Liebe Brüder, gute Nacht!

Ermunternde Abschiedslieder bei der in einzelnen Theilen Württembergs sehr stark betriebenen Auswanderung nach America sind dort nicht minder verbreitet. Der Grund dazu ist nicht verhehlt:

Denn die Freiheit ist verloren
In dem ganzen Europa,
Darum, Brüder, laßt uns reisen
Nach America, la la la.

oder:

Hier hat man täglich seine Noth
Und kaum ein Stücklein schwarzes Brot;
Vollauf zu leben hat man da
Im schönen Land America.

Digitized by Google

Im Handwerkerstand wieder bietet die Wanderzeit mit ihren Abenteuern und Freuden den Inhalt zahlreicher Lieder. Dem Leben entspricht es, daß ein Handwerk das andere verspottet. Der Jäger preist so seinen Stand, aber auch der Wilderer seine Lust, sich den Rehbock verbotener Weise zu erlegen. Humorvoll werden Leid und Sorge im Ehestand behandelt, die Zanksucht der Frau und die Lüderlichkeit des Mannes; mit Vorliebe auch häusliche Scenen, die aus der Untreue des Weibes entspringen. Der Bauer kommt z. B. vom Feld nach Haus, ei, ei! Im Hofe da stehen Pferde eins, zwei, drei; „Gelt", ruft er sein Weib, „Du Luder, jetzt kommst herfür!" — Lieber Mann, sagt sie, was willst von mir? Das sind ja meine Milchkü, die Mutter schickt sie Dir. — „Milchkühe mit Sattelgeschirr? O Wind, Wind, Wind!

Ich bin ein armer Ehemann
Wie's viele andere sind."

So findet der Bauer dann ferner Säbel in der Stube — Bratspieß, meint sie, wären's; auch Mäntel — für Grastücher gibt sie sie aus; Stiefel — Milchhäfen, behauptet sie; endlich die Reiter selbst im Bett — Milchmägde sollen es nach ihren Worten sein. Da nimmt der Bauer das Ellenmaß, ei, ei! Und gab der Bäurin Prügel eins, zwei, drei.

„Gelt, Du Luder, jetzt kommst herfür!"
Lieber Mann, was willst von mir?
Und gab der Bäurin Prügel
Drei oder vier.

Lange nicht so jähzornig wie der Bayer, ist der Schwabe doch schnell erbittert und schimpft alsdann seine Flüche hervor; thut als wolle er alles „verschlagen", wenn's nicht nach seinem Kopf gehen soll, bis er sich bald darauf doch wieder beruhigt. Auch in den Volksliedern bringt er in seinem Zorn gleich Alles um. Oder als Freund von viel Essen und viel Trinken — Saufen, heißt's nur im Volksmund — lobt er sich Schweinefleisch, Kraut und Salat und seinen Landwein, und malt sich den Himmel mit den Genüssen solcher Mahlzeiten und Schoppen. Denn viel essen und trinken können ist ihm Ehre, ein Rausch keine Schande:

Und wenn i gestorben bin,
Woll mir der Herr Meßner singa:
Du bist der Sauf-aus,
Mit Dir ist's jetzt aus,
Du liegst in deinem Grabe darinna!

oder:

Mit dem Hanswurstel will i au no raufa;
Er sait: er könn' besser saufa.
Wir wöllen's probira
Beim Wein und beim Bier,
Wem es besser schmeckt, mir oder dir.

Dann wieder zeigt er Reue über sein verschwendetes Leben, oder lobt seine Zufriedenheit mit sich und sein Gottvertrauen.

Die Liebe zur Natur und die zum andern Geschlecht bildet natürlich in unzähligen Stimmungen den Gegenstand der meisten Volkslieder und so herzig und schlicht tönt sie sich in ihnen aus, daß sie den Grundcharakter eines Volkes, welches ein lebhaft und gern bewegtes Gemüthsleben führt, reich illustriren. Eine gesunde Sinnlichkeit, die sich auch in heuchlerischer Prüderie nicht zu maskiren sucht, kennzeichnet die Jugend und ihre Liebesverhältnisse und das Ziel der Wünsche wird in falscher Scham nicht verheimlicht. Auch darin sind die Volkslieder charakteristisch. Sie geben die Innigkeit der Geständnisse, die Neckerei und das Schmollen, die Versöhnung und die Eifersucht wieder, wie sie in diesen Verhältnissen zum Ausdruck gelangen; aber ungescheut und ungeschminkt auch die sinnliche Lust, welche das Liebesleben begleitet.

Der Mann hat oftmals durch üble Erfahrungen in der Liebe oder aus Sorge um's Brod das Lieben und Heirathen abgeschworen, verachtet die Mädchen und fühlt sich glücklich im Junggesellendasein; aber das Mädchen ohne Schatz und ohne Aussichten auf die Ehe macht sich argen Kummer darüber. Ist es auf der Kirmeß gewesen und hat es dort sein Verlassensein schmerzlich empfunden, so singt es wohl:

Mei Muoter mag mi net
Und kein Schatz han i net,
Ei, warum stirb i net?
Was thu-r i da?

Noch die alte Jungfer kann ihre Sehnsucht nach einem Manne nicht unterdrücken. Die jungen Mädel aber, die im Hause sitzen, wählen in Gedanken den Mann, bei dem sie sich einmal das angenehmste Leben wünschen, oder träumen überhaupt davon, unter die Haube zu kommen. Spinn, mahnt die Mutter im Schwarzwald, damit sie ihrer Tochter durch den Verkauf des Linnens Schuh oder Kleid, Strümpfe oder Schürze kaufen könne. Das ist dem Töchterchen wohl ganz lieb; aber es geht ihm mit der Arbeit doch nicht gut vom Fleck, als bis ihm die Mutter endlich sagt:

Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
Dann kauf i Dir en Mann . . . .

da ruft sie freudig aus:

Ja, ja, liebe Muoter,
Da bist Du recht dran.
Dann kann ich spinna, dann mag ich spinna,
Dann thut mir mein Finger ja nimmer so weh.
Dann kann ich spinna, dann mag ich spinna,
Dann g'schieht mir kein Arbeit mehr schwer!

Kürzer, treffender, aber auch derber, drücken sich alle diese verschiedenen Stimmungen des Volksgemüths, alle diese Wünsche, Hoffnungen und Neigungen, in den sogenannten „Schelmeliedle" aus, ein mit den bayrischen Schnaderhüpfeln verwandtes, viel verbreitetes, in immer neuen Improvisationen sich vermehrendes Geschlecht. Frisch und stark klingt sich darin der Naturlaut aus und in diesen kurzen Verslein ohne Kunst spiegeln sich Denkweise und Sitten des schwäbischen Volks in der mannigfaltigsten und ergötzlichsten Art. Da macht sich der Saufaus Luft:

Wann i lüderlich bin,
Was geht's ander' Leut an?
Frau Wirthin, schenk sie ein,
Daß i austrinka kann.

Die Gewerksstände necken sich:

Und dreizehnt halb Schneider
Wiegen vierzehnt halb Pfund,
Und wenn sie's net wägen,
So sind sie net g'sund.

Altbeliebt ist die Beziehung handwerksmäßiger Verrichtungen zum Liebesleben und die Erotik macht sich darin oft am allerderbsten Luft:

Mei Vater ist a Jäger
Und a Jäger der bin i,
Mei Vater schießt dia Hirsche
Und dia Mädle dia schieß i.

Die Mädel mit ihren Mängeln und Untugenden zu necken, sind die Schelmeliedle besonders bestimmt; sie sind die Xenien, die sich das Volk zuwirft:

Ei Mädle, Deine Wade,
Dia g'fallet mir so — Heidildum,
Ei Mädle, Deine Wade,
Dia gefallet mir so wohl.

Digitized by Google

Wenn i Deine Wade sieh,
Moin i, i sieh en Besestiel;
Ei Mädle, Deine Wade,
Dia g'fallet mir so wohl.

Oder:

Du hoffährtigs Mädle
Was bild'st Du Dir ein?
Du hast a paar Batza
Und dia sind net Dein.

Verliebte Wünsche umschwirren fort und fort die Bauernmädchen; aber auch der boshafte Spott verfolgt sie, wenn sie in diesen Kämpfen zu deutlich den Kürzeren gezogen haben:

Gestern Abend hat a Mädle
So jämmerlich g'weint:
Sia sei koine Jungfer mehr
Hat sia gemeint.
Aber Du lieb's Mädle,
Des ist mir nix neu's,
Solche gibt's mehr als wie
Ratten und Mäus.

Man wird natürlich aus all solchen erotischen Auslassungen, die ja echt volksthümlich sind, keinen falschen Schluß auf die Sittlichkeit der Gesammtheit der schwäbischen Mädchen ziehen dürfen. Wie sie durchweg ja in hohem Maße durch ihr bescheidenes, natürliches Wesen dem Bilde echter deutscher Sittsamkeit entsprechen, so charakterisirt das Volkslied in seiner Naivetät unverfälscht den Sinn für Liebe, der dem südlicheren Volksstamm lebhaftes Bedürfniß ist, und der sich in einzelnen Personen, wie überall, bis zur Selbstvergessenheit mächtig zeigt. Auf dem Lande gelten, wie schon erwähnt, überhaupt nicht die prüden Begriffe von Tugend, ohne daß deshalb die Tugend an sich nicht ebenso rein und keusch inmitten ihrer Kämpfe mit der sinnlichen Begehrlichkeit bliebe. Sie unterliegt aber auch, und das Volkslied läßt sich nicht nehmen auszusprechen, wie das Volk darüber denkt und fühlt. Es lobt weniger die guten, die inneren Eigenschaften, als daß es die sinnlich wahrnehmbaren sich zum Gegenstand nimmt. Im Volke ist nur diese Auffassung die verständlichste; vom Realismus fort erhebt sich der Sinn in die Region natürlicher Ideen. Wenn das Volkslied dabei die ganze Scala des Liebelebens bis zu den Verirrungen und Enttäuschungen durchläuft, so knüpft es eben nur an Fälle an, die überall vorkommen und in den Augen des Volks als Einzelerscheinungen auffielen, indessen zur Beurtheilung der allgemeinen Sittlichkeit an und für sich nicht als Maßstab dienen können.

In dieser Auffassung erscheint auch die Erotik der einfachen Mädchen des Volks lediglich als natürlicher Ausdruck des Volksthums. Sie nehmen die Liebe nicht als unverständliches platonisches Herzensbedürfniß, sondern als sinnliche Vermittlung zum inneren und äußeren Glück.

Das Mädchen erinnert sich des letzten Tanzes mit dem „Schätzle" und beglückt sich mit der Versicherung, daß er sie am besten im Kreise geschwenkt; er hat ihr einen Kuß gegeben „und der hat mi geschmeckt", so sehr, daß sie nach dem nächsten sehnsüchtig begehrt.

In alledem spricht sich nur unverfälscht aus, was Empfinden und Gedanken des Volks in allen Kreisen sind. Wie es sich ausspricht, das gibt aber die Charakteristik eines bestimmten Volksthums und in dieser Beziehung muß der Werth geschätzt werden, den der Schatz der echten schwäbischen Volksdichtung darstellt.

Maria Magdalena.

Eine ästhetische Studie.

Die Frau, welcher bekanntlich Goethe beim Wettritt nach des Bösen Haus einen Vorsprung von tausend Schritten gibt, hat schon um dieser liebenswürdigen Schwäche ihrer Natur willen stets ein größeres Anrecht auf Gnade sich erworben. Es war vor Allem die christliche Kirche, welche ihr dieses Vorrecht im reichen Maße verschaffte. Großmüthig öffnete sie der Gefallenen Beichtstuhl und Kloster. Und sie gewann dabei, denn sie eroberte sich an diesen Frauen „mit schmerzvollen Herzen" und zermartertem Gewissen ihre gläubigsten Anhänger. Sie waren der Demuth, dem Glauben, der Askese in gleicher Weise wie der unternehmenden Liebe weit zugängiger und zugethaner als die gewöhnlichen Durchschnittsnaturen, die ängstlich sich auf geradem Wege hielten. Warum also sie nicht aufnehmen unter den Mantel der christlichen Liebe? War ihnen doch Gnade von Anfang an verhießen. „Gehe hin und sündige nicht wieder; Dein Glaube hat Dir geholfen!" Dies Wort des Herrn hat ihnen denn auch die Kirche in verschwenderischer Weise zu Gute kommen lassen. Selbst ihre Heiligen waren vordem oft arge Sünderinnen gewesen. Der große Glaube hatte die große Sünde ausgeglichen, tiefe Reue, harte Buße, fromme Worte hatten das Uebrige noch dazu gethan und am Herdfeuer der christlichen Liebe wandt sich um das geläuterte Haupt der Strahlenschein geheiligten Märtyrthums. Das Vor- und Musterbild dieser reingewaschenen Sünderinnen ist die biblische Figur der Maria Magdalena.

Sie ist jedoch zu dieser typischen Bedeutung erst im Wege der kirchlichen, nachbiblischen Legendenbildung gekommen. In den Evangelien findet sich ihre Erscheinung nicht in einheitlicher Gestalt vorgezeichnet. Das für den ihr geweihten Kalendertag bestimmte Evangelium ist das Capitel sieben des Evangeliums Lucas. Dort heißt es nun: „Es war ein Weib in der Stadt, die war eine Sünderin. Da die vernahm, daß er (Jesus) zu Tische saß in des Pharisäers Haus, brachte sie ein Glas mit Salbe und trat hinten zu seinen Füßen und weinete und fing an seine Füße zu netzen mit Thränen und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen und küssete sie und salbte sie mit Salben." Als dann der Hauswirth, Simon der Pharisäer, sich darüber verwundert, daß er dies Weib zu sich lasse, von der er als Prophet doch wissen müsse, daß sie eine Sünderin sei, antwortete ihm Jesus mit dem Gleichniß von dem Wucherer, der seinen Schuldnern die Schulden erläßt und unter diesen doch naturgemäß die größere Liebe da zu erwarten habe, wo er am meisten verschenkt hat. Das sei denn auch der Fall bei dem Weibe, die ihm weit mehr dargereicht habe als er, Simon. Denn er habe ihm noch nicht einmal Wasser gegeben zu seinen Füßen, jene aber habe seine Füße mit ihren Thränen genetzt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet; er habe noch nicht einmal sein Haupt mit Oel gesalbt, diese sogar seine Füße mit köstlicher Narde. „Derohalben", fährt dann der Meister fort, „sage ich Dir: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt; welchem aber wenig vergeben wird, der liebet wenig." Dann wendet er sich zu der Sünderin selbst und spricht: „Dir sind deine Sünden vergeben. Dein Glaube hat dir geholfen. Gehe hin mit Frieden!" Den Namen dieses Weibes verschweigt der Evangelist. Erst im darauffolgenden Capitel wird erzählt, daß unter etlichen Weibern, die Jesus auf der Weiterreise im Lande von bösen Geistern und Krankheiten geheilt habe, sich auch Maria, die da heißt Magdalena, befunden habe. Aus ihr seien sieben Teufel ausgefahren. Diese Maria Magdalena ist mit jenem salbenspendenden Weibe nicht für identisch erklärt. Während nun Matthäus auch von einer Maria Magdalena berichtet, aus der sieben Teufel ausgetrieben worden seien, erzählt er übereinstimmend mit Marcus weiter von einem Weibe, die im Hause Simonis des Aussätzigen die Salbung des Herrn vorgenommen habe. Dieses von den genannten Evangelisten ebenfalls nicht mit Namen bezeichnete Weib salbte aber nicht wie jene Sünderin bei Matthäus die

Digitized by Google

Füße, sondern goß die Salbe auf das Haupt. Sie verrichtet diese Handlung auch nicht um ihrer Sünden willen, sondern aus Verehrung für den Meister, deshalb ruft ihre That auch nicht die Gnade verkündende Rede des Meisters hervor, sondern nur das Murren der Jünger über die Verschwendung der kostbaren Narde. Erst Johannes gibt diesem Weibe einen Namen, indem er sie als die Schwester des Lazarus und der Martha, Namens Maria bezeichnet und bei der Erzählung die Lucas'sche Variante des Füßewaschens und Haarabtrocknens einmischt.

Die christliche Legende hat nun diese von verschiedenen Personen getragenen Einzelhandlungen zusammengefaßt und auf eine Person übertragen, eben jene Schwester des Lazarus. Sie erscheint ihr als jene Sünderin, die dem Herrn die Füße salbt, sie mit ihren Thränen benetzt und mit ihren Haaren wieder trocknet, die er dann wegen ihrer Reue und gläubigen Verehrung als entsühnt entläßt und von ihr dann später die sieben Teufel, welche in der christlichen Ethik als die sieben Todsünden figuriren, austreiben läßt. Sie ist dann wieder dieselbe Maria Magdalena, welche Jesus auf seinem letzten Gange begleitet, mit den beiden anderen Marien, der Mutter Christi und deren Schwester, unter dem Kreuze steht und die dann weiter Spezereien kauft, um den Leichnam des Herrn zu salben, das Grab geöffnet und leer findet, weinend von zwei Engeln, dann von Jesus selbst begrüßt wird und dessen Auferstehung den Jüngern verkündet.

Die Legende verfolgt dann ihre Spur noch weiter. Sie läßt sie in Ephesus als Märtyrerin sterben, dort begraben werden und ihre Gebeine unter Kaiser Leo im Jahre 890 (!) nach Constantinopel übersiedeln.

In den geistlichen Schauspielen des Mittelalters wird die Sinnlichkeit, die üppige Weltlust als charakteristisches Moment der Magdalenenfigur festgehalten und dabei in einen drastischen Gegensatz zu dem einfach stillen, tugendhaften Wesen ihrer Schwester Martha gebracht. In Begleitung gleichgearteter Genossinnen singt sie ein „üppig" Lied auf die Freuden der Welt. „Ihre Genüsse," heißt es darin, „sind süß und angenehm; ich will ihnen huldigen, unbesorgt um alles Uebrige; ich will meines Leibes pflegen und ihn schmücken." Sie kauft sich bei den Krämern Schminke, die „ihre Wänglein röthe" und wohlriechende Salbe für ihren Leib. Der Refrain des Liedes ist eine dreiste Herausforderung: „Seht mich an, junger Mann, laßt mich Euch gefallen." Dann erscheint ein Engel und verkündet das Nahen des Meisters, der die Sünden der Welt vergebe. Magdalena hört nicht auf die Botschaft, sondern beginnt immer wieder von Neuem ihr üppiges Weltlied; selbst noch als der Bote des Himmels zum zweiten und dritten Male wiederkehrt. In einem anderen Stücke übernimmt ihre Schwester Martha das Amt der Warnerin, erfährt aber dabei eine ziemlich schnöde Abfertigung. Ich weiß wohl, sagt ihr die im frivolen Tanze sich bewegende Schwester, das ist Dein größtes Leid, daß Du einst nicht so fröhlich gewesen bist wie ich. Nun bist Du alt und grau; Dein Leib ward Dir von Alter kalt. „Geh hin, spinn Deinen Rocken, daß Dich der Teufel pocke."

Auf die dritte Warnung folgt dann immer die innre Umkehr der Magdalene in rascher und ziemlich unvermittelter Weise. Sie erhebt bittre Klagen über ihr vergangenes sündenvolles Leben, scheucht die herbeigelockten Liebhaber, legt Trauerkleider an und kauft jetzt köstliches Salböl nicht mehr für sich, sondern für den Meister und Herrn, von dem ihr der Engel gesagt, daß er sie erlösen werde von ihren Sünden. Sie wirft sich dem Nahenden zu Füßen. „Jesus, Trost der Seele mein," ruft sie ihn an, „laß mich Dir empfohlen sein. Ich bin eine große Sünderin. Ich habe gesündigt allzuviel, über alles Maß und Ziel. Es thut mir das aber innerlich leid; erzeige mir Deine Barmherzigkeit und löse mich von der Missethat, dazu mich die Welt gebracht hat. Ich will fortan die Sünde lassen und in Deiner Lehre bestehn." Hierauf folgt die Sündenvergebung in den Worten der evangelischen Ueberlieferung.

Es ist selbstverständlich, daß in der eigentlich antiken Welt ein solcher Charakter nicht denkbar ist. Das Leben in der Sinnlichkeit war hier noch naturgemäß. Der Zustand war kein sündiger, er war naiv. Der Magdalenencharakter verdankt vielmehr seine Entstehung erst dem Christenthume. So war es auch die christliche Kunst, die seinen Cult wesentlich mit förderte. Es wimmelt in der Malerei von „büßenden Magdalenen". Aber gerade auf dem bekanntesten und berühmtesten aller Magdalenenbilder, dem Correggios, kommt eigentlich das Charakteristische der Figur am wenigsten zur Erscheinung. Zwar ist dieser üppig volle Leib der in einem stillen Waldthale vor einem aufgeschlagenen Buche liegenden Schönen „zum Sündigen" wie geschaffen, aber die Merkmale eines solchen, wenn auch bereits der Vergangenheit angehörigen Zustandes, treten nirgends hervor. In diesem sanften Gesicht prägt sich weder sinnliche Erregtheit, noch Reue und Zerknirschung aus. Alles darauf und rings umher athmet Ruhe und Frieden. Wenn die Sünde in dieser Seele wirklich einmal Eingang fand, so ist sie auch bereits überwunden, auch über das Stadium der Reue hinaus überwunden und in das letzte einer ruhigen innern Beschaulichkeit übergetreten. Und doch erinnert das neben der Figur stehende Salbengefäß daran, daß wir es in der That mit der biblischen Maria Magdalena zu thun haben.

Auf dem ebenfalls in der Dresdner Gallerie befindlichen Bilde von Batoni prägt sich das Magdalenenhafte weit stärker aus. An die Stelle der Harmonie, Ruhe und Ordnung tritt hier eine für die Sündhaftigkeit charakteristische Unordnung, Lotterigkeit und Unruhe der Contraste. In der ganzen Coquetterie der Lage, in dem schlotternden Busen, den scharf contourirten Gliedmaßen des immer noch reizenden Körpers treten die Spuren der Sünde lebhaft zu Tage. Dazu stimmt auch die äußere Scenerie. Es ist kein stilles einsames Waldthal, in dem die Sünderin ihre Buße vollzieht, sondern eine mit ausgedörrten Schädeln und Knochen ornamentirte Todtenhöhle. Auch hier wie auf einem ähnlichen Bilde von Adrian Werfft ergibt sich die Sünderin der rettenden Lectüre. Der spanische Maler Ribera, ein Liebhaber gräßlicher Motive, versetzt die Sünderin an den Rand ihres eigenen offenen Grabes, wie sie knieend das weiße Todtenhemd aus der Hand eines Engels empfängt. Bei Anderen, wie bei Rubens und Franciscini, treffen wir sie auf der Grenzscheide zwischen ihrem alten und neuen Leben, bei der Einkehr ihrer innern Umkehr. Sie hat ihren Schmuck von sich geworfen; Perlen und Geschmeide sammt dem Sinnenschmeichler, dem Spiegel, liegen verstreut oder zertrümmert am Boden; das thränenfeuchte Auge richtet sich nach oben.

Daß das Magdalenenthum denn auch in der Profandichtung sich eingebürgert hat, darf uns wohl kein Wunder nehmen. Es erscheint in den verschiedenartigsten Metamorphosen. Da entäußert sich eine Lady Milford ihres mit der Sünde eroberten Schmuckes und zieht von der Erkenntniß wahrer Liebe geläutert in die selbstgewählte Entbehrung. „In deine Arme werf ich mich, Tugend; nimm sie auf deine reuige Tochter — Nichts als mein Herz begleite mich in die stolze Verweisung." Da klammert sich Gretchen im Faust an den Glauben, sucht Erbarmen und Gnade in ihrer Noth bei der Mater dolorosa und wird — gerettet. Und wieviel Thränendrüsen setzte einst nicht jene Kotzebue'sche Eulalia (in „Menschenhaß und Reue") sammt ihren vielfachen Nachbildern in Bewegung, die sich durch Reue, selbstgeschaffene Entbehrung und werkthätige Barmherzigkeit die Verzeihung und das abgewendete Herz des betrogenen Gatten wieder eroberte. Während diese Alle noch in den Fußtapfen ihres biblischen Vorbilds stehen, verzichtete die romantische Schule mit dem Prototyp der Schlegel'schen Lucinde schon auf die Auflösung des Magdalenenproblems. Sie setzte an die Stelle der gemeinen oder christlichen eine rein ästhetische Ethik, und feierte mit dithyrambischer Begeisterung die künstlerisch drapirte „schöne Situation". Indem sie in der Liebe die harmonische Verschmelzung des Geistigen und Sinnlichen, die Einheit des ganzen Menschen erkannte, konnte sie natürlich eine Ertödtung des Sinnlichen durch die Ueberhebung des Geistes nicht zulassen. Und als dann der hinzutretende Mysticismus daraus gar die „himmlische Venus" gebar, war nunmehr eine sittliche Rettung gar nicht mehr vonnöthen. Auch die „Emancipirten des Fleisches" kamen leicht über

Digitized by Google

die sittliche Klippe hinweg. Diese Magdalenen der Emancipation, welche die ganze neuere Literatur, namentlich soweit sie von Frauenhänden getragen wird, durchirren, entsühnen sich selbst, indem sie den Fluch von sich ab und auf die unnatürlichen Verhältnisse des modernen Culturlebens wälzen. Mit bittrer Ironie verfolgt Hebbel in seinem Drama „Maria Magdalena" die Consequenzen dieses Gedankens. Obwohl es den Namen der biblischen Magdalena auf dem Titel führt, erscheint es dennoch eher wie eine Satire auf die altbiblische Trägerin dieses Namens. Es ist nicht die Kränkung des innern sittlichen Bewußtseins, es ist vielmehr die Kränkung des äußern bürgerlichen Ehrbegriffs, um welche sich die bewegenden Angeln des Stücks drehen. Diese Ehre, die gute Meinung der Welt sich zu retten, wenn auch nur dem Scheine nach sich zu retten, da in Wirklichkeit ja das Verlorene nicht wieder zurückgebracht werden kann, das ist der leitende Gedankenträger, den diese Hebbel'sche Clara-Magdalena, die Tischlerstochter, ebenso beherrscht, wie die Personen ihrer ganze Umgebung. Auch nachdem sich die Unmöglichkeit herausgestellt hat, diesen Schein zu retten, ist es wiederum nicht der Magdalenische Gedanke der innern Buße und Reue, welcher nunmehr eintritt, sondern eben nur eine neue That der Scheinrettung — der Selbstmord.

In der That kann aber auch unsere moderne Zeit das Problem des Magdalenenthums nicht mehr wohl in der Weise wie früher lösen. Klöster und Beichtstuhl sind wenigstens der protestantischen Welt entrückt, aber auch in der katholischen haben sie an Macht verloren. So sind es fast nur noch die Geisteskinder der frommen Gräfin Hahn-Hahn, die an der Hand ihrer schwärmerischen Mutter nach einem wildbewegten Leben zuletzt in der entsühnenden Luft stiller Kreuzgänge sich regeneriren. Selbst der frommgläubige Sänger der einst so gefeierten Amaranth hat für die sündige Ghismonda, die freilich mit der Wollust noch den Unglauben verband, nur ein unversöhnliches Anathem.

Zwar scheint uns A. Meißner in seinen „Pariser Elegien" wenigstens in Bezug auf die dortigen Gesellschaftszustände eines Andern zu belehren, aber wenn er da auch singt:

Sünderinnen von Fach', wie Magdalena und Andre,
Stürmten den Himmel dereinst, wär' es jetzt minder der Fall?
Unter erotischem Pfühle liegt schön das sammt'ne Gebetbuch
Und ein blinkendes Kreuz ziert eine schneeige Brust.
Tanz sogar und Gebet sind nicht so entsetzlich geschieden,
Wie ein Philister vielleicht, ein oberflächlicher, meint;

so besteht doch ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen alten und neuen Magdalenen, indem hier zwischen Sünde und Reugebet nicht wie bei jenen ein Nacheinander, sondern ein höchst eigenthümliches Nebeneinander besteht.

Auf dem Boden derselben Gesellschaftszustände entsprangen auch jene Cameliendamen nach dem Muster von A. Dumas Sohn, die bei aller Frivolität und sittlichen Verwilderung doch ein „gutes Herz" besitzen und sich bewahrt haben, das sie zur Resignation auf ein seitheriges schuldiges Leben im Großen gegen ein unschuldiges Leben im Kleinen befähigt und sie in den Stand setzt, ihre weit verzettelte Liebe auch einmal zu concentriren. Auf sie findet in der That jenes biblische: „Sie hat viel geliebt, darum wird ihr viel vergeben" seine wirklich treue Anwendung. Vor ihnen schreitet nicht das Gespenst der Reue händeringend einher, vielmehr bewegen sie sich mit der Naivetät der Unschuld auf dem schlüpfrigen Boden ihres schuldvollen Lebens, und nicht der Glaube ist es, der die sittliche Einrenkung der aus den Fugen gegangenen Seele übernimmt, sondern wieder nur die Liebe. „Sie liebt Dich sehr, Armand, das gute Mädchen", heißt es am Schlusse jenes ebenso berühmt als berüchtigt gewordenen Dumas'schen Dramas. „Schlummre in Frieden, Marguerita, Dir wird verziehen, denn Du hast viel geliebt." Daß diese modernen Magdalenen schließlich fast sämmtlich am gebrochenen Herzen, oder medicinisch genauer ausgedrückt, an der Schwindsucht sterben, scheint dabei doch wohl mehr eine Folge ihres frühern ausschweifenden Lebens zu sein, als eine Folge ihrer letzten Entsagung.

Daß eine andere Species dieser Gattung statt in's Kloster in die Ehe tritt, um dort ihre sittliche Wiedergeburt zu feiern, darf uns sicher da nicht auffallen, wo die Ehe selbst als eine sittliche Fessel, als eine widerrechtliche Beschränkung der persönlichen Freiheit begriffen wird.

Deutsche, von einem tiefern Sittengesetz geleitete Dichter, wie z. B. Berthold Auerbach in seinem Romane „Auf der Höhe", suchen ihren schönen Sünderinnen den verlorenen sittlichen Halt im Wege der innern Beschaulichkeit, durch philosophische Reflexion und seelische Selbstbekenntnisse wieder zu erobern. Sie suchen dazu für ihre Heldinnen stille entlegene Alpenthäler, einsame Sommerfrischen auf und kommen darin ihrem biblischen Vorbilde wieder ziemlich nahe. Sie verflüchtigen sich dabei ganz in's Absolute, sie gehen zuletzt ganz auf in dem von ihrem geistigen Vater bevorzugten philosophischen Systeme. So gipfeln bei Auerbach-Spinoza die Reflexionen seiner Gräfin Irma in den Worten: „Ich fühl's, ich lebe in der Ewigkeit. Ich bin in Gott." — —

Indeß hat die neuere deutsche Literatur auch eine poetische Wiedergeburt des alten Magdalenenoriginals selbst wiederholt unternommen. So taucht sie namentlich in verschiedenen Dramen der Neuzeit auf, welche sich die Figur des Judas Ischarioth zum Helden erkoren haben. Sie steht hier gemeiniglich in intimen Beziehungen zu diesem Sündesverwandten. Er ist ihr Verführer gewesen. Nach dem harten Gesetz Judas soll sie — wie wir das in einem Drama von Genschen lesen — um dieser Versündigung willen gesteinigt werden, wird aber durch Christi Vermittlung gerettet. Ihm wendet sich nun fortan ihr Herz in schwärmerischer Verehrung zu. Sie will nun ihren Leib, der sich „von Natur der Hölle eignet", zum Tempel Gottes weihen. Vergebens sucht ihr Judas diesen „unglückseligen Wahn" wieder auszureden. Sie verschmäht ihn und es ist ganz im Stile moderner Emancipationstheoretiker, wenn er dabei ausruft: „Manch schöner jungfräulicher Mädchenleib wird solcher Schwärmerei zum Opfer fallen und Du, die erste aller Schwärmerinnen, wirst als ein unerreichtes Ideal gepriesen werden, als Vorbild gelten, wie man methodisch sich ermorden soll."

Auch in dem Drama „Ischarioth" von Elise Schmidt, das seiner Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangte, haben neben der Armuth die Liebe des Judas und seine weltverachtenden, stets materialistisch-atheistisch gefärbten Lehren Magdalena zur Hetäre gestempelt. Sie geht auf des Judas eignes Geheiß zu Pilatus, dem allmächtigen Herrn in Juda, und wird dessen Geliebte in der Nebenabsicht, ihn zu beherrschen und damit Gewinn für ihr Volk zu erzielen. Sie erreicht dies nicht, fühlt Reue, wendet sich zu dem neuen Propheten, der eben unter dem Hosiannahrufen des Volkes in Jerusalem seinen Einzug hält, und wird in Folge dessen von Pilatus verstoßen. Sie flieht in die Wildniß, dort kommt über sie die Erkenntniß und die Reue. Sie ist voll Verzweiflung. Da naht ihr der neue Messias mit Worten des Trostes. Sie gewinnt tiefe ideale Verehrung für ihn, bezwingt durch ehrliche Arbeit die sündigen Gedanken und „umklammert in nächtigem Gebet und Händeringen den ewigen Gott". So innerlich geläutert hat sie Kraft gewonnen, den erneuten Andrängen des Judas Trotz zu bieten. Eine begeisterte Anhängerin des neuen Propheten zieht sie nach dessen Kreuzestode in die Wüste. „Laß meine übrige Zeit ein Dankgebet sein," ruft sie der Schwester Martha scheidend zu, „ein reiner Ton, herausgerissen aus der verstimmten Melodie des Menschenlebens."

Luise von Plönnies läßt in ihrem mehr von Ideen als realen Figuren getragenen „geistlichen" Drama Maria Magdalena die Genannte sich sogar zur griechischen Helena wandeln. Das Kind einer griechischen Mutter und eines jüdischen Vaters empfindet sie, Wittwe eines ungeliebten Mannes geworden, einen tiefen Sehnsuchtsdrang nach der mütterlichen Heimat, wo nicht beschränkt von starren Satzungen der freie Cultus der Schönheitsgöttin blüht. Sie wirft den Wittwenschleier ab und folgt unter den Verwünschungen ihrer Familie einem schönen Griechen in das Land ihrer Mutter. Dort richtet sie, zur „Helena" umgewandelt, mit ihrer Alle bezaubernden Schönheit gewaltiges Unheil an. Dadurch in dem Glauben an die Wahrheit dieses Schön-

Digitized by Google

heitscultus beirrt, geht sie in Folge eines Ausspruches des von ihr befragten Orakels wieder zurück nach Judäa. Dort gewinnt sie den wahren Glauben und wird von Christus, dessen Träger, entsühnt. Sie harrt bei ihm aus bis zur letzten Stunde, wird Zeugin seiner Auferstehung und zieht als „Lebensbotin" hinaus in die Welt.

Gerade die neueste Zeit hat uns eine der bedeutendsten Bearbeitungen der Magdalenenlegende gebracht. Es ist dies das Drama „Maria von Magdala" von Julius Löwe*), der schon in seinem Drama „Ruth" einen biblischen Stoff mit Glück bearbeitet hatte. Das Stück ist etwas zu breit veranlagt, führt zu viel Personal in die Scene und vertieft sich in zu viel abseits der eigentlichen Handlung liegendes Detail, ist aber durchgehends von großer, poetisch verklärter, vornehmer Auffassung und es ist namentlich auch mit die Absicht dieser Skizze, auf dasselbe aufmerksam zu machen.

Wir erfahren da, daß Maria, die wunderschöne Tochter einer armen Hirtenfamilie in Galiläa von dem Griechen Ptolemäus, dem Hauptmann der fürstlichen Leibwache am Hofe des Herodes Antipas, der ihr die Welt seiner Wunder erschloß und sie mit allem Zauber heidnischer Schönheit berauschte, verführt und verlassen worden ist. Als die Verstoßene arm und elend in die elterliche Hütte zurückkehrt, trifft sie der Fluch des Vaters, nur die Mutter nimmt sie verzeihend auf in ihrem Herzen und schützt sie auch wider den Bruder, einen strenggläubigen Hebräer, der die Unreine aus dem Vaterhause verstoßen will. „Zeige mir Bruder", ruft die Geächtete, „eine Buße. Es muß Gnade sein für eine Menschenseele, die zu Gott will." Der Bruder weist sie nach der Wüste, die Mutter aber lenkt ihr Hoffen auf den verheißenen Messias, den sie einst als Kind in der Krippe zu Bethlehem geschaut.

Sie vergräbt sich in die Einsamkeit. Da trifft auf die an sich und ihrem alten Gotte Verzweifelnde, die eben ihren Verführer schnöde entließ, Johannes der Täufer und verkündet ihr das Nahen des Herrn. Als sie dann mit jenem zugleich sich am lastervollen Hofe des Antipas gefangen befindet — ihre Gefangennahme ist ein Act der Eifersucht der ehebrecherischen Herodias, der Gemahlin des Antipas, welche dem Ptolemäus nachstellt — sucht sie die verbuhlte Fürstin zu bekehren und bietet zuletzt ihr eigen Haupt für das des Täufers. „Tödtest Du ihn", ruft sie, nachdem ihre Lehre vergeblich war, ihr zu, „stirbt doch die Wahrheit nicht. Hundert Häupter wachsen nach."

Aber mit dem Tode des Johannes bricht auch rasch das Verhängniß über das in Sünden vergrabene Herrscherhaus herein. Herodes Antipas, der Brudermörder, flucht der eigenen Gattin als der Anstifterin des Mordes. Diese selbst verliert die Selbstbeherrschung. Jenes Kind, um dessentwillen ihr früherer Gatte Herodes einst die furchtbare Blutschuld des bethlehemitischen Kindermordes über sein Geschlecht gebracht, lebt noch und ist zum wunderwirkenden Messias geworden. Es pocht vernichtend an des Hauses Pforte. Auch Ptolemäus bekennt jetzt offen sich zu ihm. Er lernte „durch Magdalena die Gottheit ahnen". Johannes, der Jünger, bringt der Mutter Mariens die Botschaft, daß Christus, dessen Füße diese in Demuth gesalbt und sie mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet, ihr die Sünde ihres einstigen Wandels um ihres Glaubens willen vergeben habe. Auch der Verführer Ptolemäus naht der wieder Freigewordenen schamvoll, gebeugten Hauptes, Entsühnung suchend. Maria reicht ihm versöhnt die Hand. Auch sie ist mit ersehen zur Trägerin des christlichen Erlösungswerkes — ein fast zertrümmertes Gefäß hat Er mit neuer Kraft erfüllt. Das ganze hohe Wesen seiner die Menschheit bräutlich umfassenden Lehre ist ihrem Geiste in tiefem Verständnisse aufgegangen. Sie gibt derselben einen prophetischen Ausdruck: „Gott ist uns Bruder worden, Allmacht Schwester — die Weisheit spielt mit uns — ein stilles Meer der Liebe — alle Sterne spiegeln sein Bild — in ihm versunken ruh' ich."

Wir sind hier gewissermaßen wieder bei Auerbach angekommen. Auch diese Löwe'sche Fassung hat, wenn sie auch noch den christlichen Namen nnd Rahmen trägt, etwas Pantheistisches.

Diese Lösung des Magdalenenproblems ist nicht blos die modernste, sie ist, so däucht es uns, auch wohl die poetisch höchste. In dem Aufgehen in dem großen welterlösenden Liebesgedanken, in dem Einswerden mit der Gottheit verflüchtigt sich die kleine menschliche Sinnenschuld. Der einzelne disharmonische Klang löst sich auf in der Harmonie des Weltalls.

Fr. Helbig.

*) Gotha, Perthes 1876.

Sommerliche Briefe.

Bayreuth.

Ihr Wunsch, meine Verehrteste, ist mir Befehl. Sie sind ja so bescheiden! Was verlangen Sie denn von mir? „Da Sie den Bayreuther Aufführungen mit Aufmerksamkeit beigewohnt haben" — schreiben Sie — „so wird es Ihnen eine Kleinigkeit sein, mir auf die folgenden Fragen, deren Beantwortung mich interessirt, Bescheid zu geben: Wie war es in Bayreuth? Ich meine, wie war die Gesellschaft, die sich dort zusammengefunden hatte? Merkte man, daß viel bedeutende Menschen vereinigt waren? War die Temperatur geistreicher als wo anders? Platzten — ich hasse das Wort „platzen", aber es geht ja doch nicht anders — platzten also die Geister auf einander, hörte man viel treffende Urtheile, schlagfertige Witze, tiefsinnige Bemerkungen? Wurde gesprüht? Und wie waren die Toiletten? Hatten sich die Damen für Sonne oder für Gasbeleuchtung gepudert? Welche Damen waren die schönsten und die geschmackvollsten? Waren die Confessionen gleich vertheilt, dominirte das christliche Germanenthum oder that sich das Judenthum in der Musik hervor? Um welche Zeit pflegte man sich die Seidel an den Kopf zu werfen? Und welchen Eindruck haben Sie von dem Kunstwerke empfangen? Billigen Sie die philosophische Idee, die dem Ganzen zu Grunde liegt? Was halten Sie überhaupt von der Verneinung des Willens? Sind Sie der Ansicht, daß die Auflösung der alten Opernform in den recitirenden dramatischen Gesang mit orchestraler stimmunggebender Begleitung wirklich zukunftsreich ist? Glauben Sie, daß nun wirklich eine neue nationale Kunst geschaffen ist? Welchen Rang wird der „Ring der Nibelungen" unter den deutschen Kunstwerken einnehmen? Und wie denken Sie sich das Verhältniß Wagners zu Beethoven, Alexander dem Großen, dem Papst Gregor und Bismarck? Was finden Sie überhaupt bedeutender, Bayreuth oder Sedan? Auf der beifolgenden Postkarte bitte ich Sie mir zu antworten und bin einstweilen mit freundlichem Gruße ꝛc. ꝛc."

Mit wahrem Vergnügen versuche ich Ihren gütigen Befehlen zu folgen und werde also in diesem Briefe mich ausschließlich mit Bayreuth in seiner culturhistorischen, philosophischen und künstlerischen Bedeutung befassen. Die Postkarte sende ich Ihnen daher beifolgend zurück, da ich Postkarten nur sehr selten und ungern benutze.

Ich will damit gegen die Einrichtung selbst durchaus nichts einwenden. Zu geschäftlichen Notizen, zu Bestellungen an Handwerker ꝛc. sind diese Karten ja sehr praktisch. Ueberhaupt sind die Verbesserungen im Postverkehr ganz unvergleichlich, und Stephan gehört zu den wenigen wunderthätigen Heiligen, an die ich wirklich glaube. Aber nichts ist vollkommen auf dieser Welt, klagt schon Heine.

„Am Fuß verwundbar war der Sohn der Thetis
Und Alexander Dumas ist ein Metis."

Also auch Stephan ist nicht vollkommen. Die Hetzjagd, die er z. B. gegen gute, allgemein verständliche, längst eingebürgerte Fremdwörter eröffnet hat, ist mir nicht recht begreiflich. Ich be-

Digitized by Google

trachte die Bereicherung der deutschen Sprache durch das Wort „Einschreibbrief" als einen mäßigen Gewinn. Aber was hat das auf sich, wenn man bedenkt, welche segensreichen Reformen der Mann durchgesetzt hat! Da verzeiht man ihm auch manche Absonderlichkeit und manche Schwäche.

Für segensreich halte ich auch die Postkarte — aber ebenfalls nur unter gewissen Beschränkungen.

Ich könnte Ihnen da gleich eine schöne Geschichte von einer Postkarte erzählen, um Ihnen den Beweis zu geben, daß derartige Dinge doch nur mit Vorsicht zu gebrauchen sind, daß glückliche Ehen dadurch gesprengt, Väter entehrt, Mütter verlassen, Nachkommenschaften vermindert werden, aber das würde mich, — da ich, wie gesagt und wie Sie auch schon bemerkt haben werden, ausschließlich mit Bayreuth mich beschäftigen will — zu weit führen.

Ueberhaupt mit dem „zu weit führen" ist es so eine Sache. Da hatte ich einen Freund. Er war Beamter, Lehrer — Schwimmlehrer, wenn Sie nichts dagegen haben. Du lieber Gott, jedes Handwerk nährt seinen Mann; und wenn man an einen Schwimmlehrer denkt, braucht man ja nicht gleich an allerhand Entkleidungen zu denken. Ueberdies ist Ihnen ja nicht unbekannt, welche wichtige Rolle das Nackte in der Kunst spielt. „Alles hienieden ist nackt," sagt Musset, „Alles — nur nicht die Heuchelei." Sie brauchen also die Augen nicht gleich niederzuschlagen, obwohl Sie das, wie Sie wissen, ganz vortrefflich kleidet.

Ich werde nie vergessen, wie Sie zum erstenmale die Lider senkten. Sie schenkten mir aus Ihrem großen Bouquet eine kleine Theerose und den Dank, denn ich stammeln wollte, wehrten Sie, indem Sie verschämt zu Boden blickten, mit den schüchternen Worten ab: „Danken Sie mir lieber öffentlich! Es würde den Meinigen Spaß machen, wenn sie von mir in der Zeitung etwas lesen könnten." Und als ich Ihnen sagte, daß ich rechtschaffene Familien zu erfreuen für eine der Hauptaufgaben des Schriftstellers hielte, schenkten Sie mir zur Belohnung noch eine kleine Theerose, und ich nannte Sie deshalb „Tante Theeröschen", denn wir waren ganz unter uns.

„Au!" versetzten Sie mit der Ihnen innewohnenden Anmuth.

Bei diesem Aufschrei Ihres tödtlich verletzten ästhetischen Gewissens vergegenwärtigte sich mir mit einer unheimlichen Deutlichkeit eine Situation, in der ich denselben Schmerzensruf dem Publicum einer ersten Vorstellung entlockt hatte. Das „Au" mit dem langgezogenen „u" ging mir durch Mark und Bein; und ich bin die Angst nicht los geworden, diesen fürchterlichen Laut noch einmal hören zu müssen. Sie machen sich keine Vorstellung davon, wie viel schlechte Witze Ihnen durch diese Angst erspart worden sind.

In dieser Beziehung sind die Musiker besser daran; selbst bei den gefährlichsten musikalischen Kalauern hat man niemals „Au" schreien hören. In der Musik macht sich das auch ganz anders. Da nennt man es nicht „Kalauer", sondern „Reminiscenz", „Assonanz", „Leitmotiv" oder so ähnlich. Wissen Sie denn überhaupt, was ein Leitmotiv ist? Ein Leitmotiv ist der musikalische Ausdruck irgend einer häufig wiederkehrenden individuellen Schrulle, einer sich beständig wiederholenden auffälligen Eigenheit oder Angewöhnung. Wenn Sie sich das klar machen wollen, brauchen Sie die Sache aus dem musikalischen blos auf ein anderes Gebiet zu übertragen. Der humpelnde Schloßverwalter in „Preciosa" hat z. B. auch sein Leitmotiv: „Donnerwetter, Parapluie! Seit der letzten Retirade ꝛc.", gerade wie der Papst das seinige: „anathema sit", „der sei verflucht!"

So ein kleines Donnerwetter würde uns bei der unerträglichen Hitze der letzten Tage übrigens sehr wohl gethan haben. Es war furchtbar drückend und schwül, und als ich in dem überheißen finsteren Raume den musikalisch verdunkelten Zwiegesprächen zwischen Wotan und anderen Leuten, die ich nicht kenne, lauschen mußte, ging mir zum erstenmal das Verständniß für den etwas sonderbaren Wunsch auf, den der verstorbene Aquarellist Eduard Hildebrandt dereinst einem meiner Freunde gegenüber geäußert hatte. Es war in Japan, zur heißesten Zeit des Jahres. Die Beiden, Hildebrandt und unser gemeinschaftlicher Freund, saßen in halb bewußtloser Trägheit schweigsam rauchend auf der Veranda, widerstandsunfähig gegen den gleichmäßig beharrlichen Angriff der unerbittlichen Sonnenstrahlen. Seit einer halben Stunde hatten sie kein Wort gewechselt. Da seufzte Hildebrandt tief auf, und Alles, was er empfand, die Qualen, die er erduldete, die Sehnsucht, die er fühlte — Alles das drängte er zusammen in den einen Satz: „was gäbe ich jetzt wohl für ein paar gesunde norddeutsche Frostbeulen!"

Jetzt leuchtet mir die tiefe Wahrheit dieses bescheidenen Wortes ein. Es ist erstaunlich, wie sehr sich in der völligen Entbehrung die Ansprüche vermindern. Ich habe Situationen kennen gelernt, in denen mir der von einem Berliner Schusterjungen gepfiffene Gassenhauer: „An der Magd, an der Frau, an der Bank vorbei" eine wahre Erfrischung gewesen wäre. „Auf die Prämisse kommt's an", sagt der kluge Narciß. So weiß ich, daß ich, als ich einst nach einer langen Fußwanderung genöthigt war in einem Heuschober zu übernachten, auf dem wenig comfortablen Lager vom Paradiese des Mahomet träumte, während ich neulich in einem guten, anständigen Bette einen fürchterlichen Traum hatte.

Um nicht von dem Thema, das ich mir gestellt habe, abzuweichen, will ich Ihnen denselben erzählen. Ich träumte also: Ich befand mich in einer trostlosen Gegend. Es war eine ganz eigenthümliche Landschaft. Betrachtete man sie genauer, so gewahrte man mächtig imponirende Schönheiten: stolze Berge, herrliche Bäume, rauschende Wasser. Aber trotz alledem war das Ganze unerfreulich, unharmonisch, unheimlich trübe. An dem glühend gräulich gelben Himmel, von dem aller Farbenreiz abgestrichen war, stand uninteressant und träge die große heiße Sonne. Die Luft war so dick, daß der feurige Ball nicht mehr blendete und wie eine Waggonlaterne erster Classe aussah. Es war schwül und drückend und langweilig. Eine unsagbare Ungemüthlichkeit beherrschte Alles.

In dieser freudlosen Umgebung war außer mir, dem Träumenden, nur Ein lebendes Wesen: ein großer, ungemüthlicher Mann. Er schien einen großen Monolog zu halten. Da ich zum Glück ziemlich weit von ihm entfernt war, so konnte ich das, was er sich erzählte, nicht verstehen; ich vernahm nur verschiedene Arten eines eigenthümlichen Gelächters, mit denen er abwechselnd seinen Vortrag begleitete: „haha!" oder „hehe!" oder „hihi!" oder „hoho". Ich hatte in den letzten Tagen allerhand über „Leitmotive" gehört und gelesen, und die Eindrücke, die ich im wachen Zustande gehabt, machten sich in meinem Traume geltend. Ich sagte mir: der Mann lacht Leitmotive. Außerdem begleitete er seine Rede mit einem sehr lebhaften Geberdenspiel, während die Rede selbst ohne alle Betonung, ohne Pause, ohne Gliederung dahinlief. Aha! sagte ich mir, das ist das neue System! Der Mann verlegt den Ausdruck aus dem Tone des Wortes in die Falten des Gesichts!

Und der Sonderling kam näher und näher. Ich wollte mich abwenden, aber er packte mich, schob mich in eine Ecke der Landschaft, placirte sich vor mir, so daß ich mich nicht vom Flecke rühren konnte, stellte mich mit einem Worte wie ein Jagdhund ein Stück Wild und sprach zu mir: „Jetzt halte ich Sie jeder Fluchtversuch wäre überflüssig ich muß Ihnen erst meine Geschichte — hoho! — auserzählen nachdem also den drei Mädchen — haha! — der Ring — hehe! — abgenommen ist gelangt dieser Ring — hehe! — in unrechte Hände und auch der neue Besitzer — hihi! — desselben soll seiner — hehe! — nicht froh werden denn unrecht Gut gedeiht nicht aber wozu soll ich Ihnen die ganze Geschichte — hoho! — noch erzählen vom neuen Besitzer — hihi! — geht der Ring — hehe! — wieder in andere Hände über bis ihn schließlich die drei Mädchen — haha! — wiedererhalten unterbrechen Sie mich nicht ich weiß was Sie sagen wollen Sie scheinen die Interpunction in meiner Rede zu vermissen aber es war die höchste Zeit daß mit diesem Zopf aufgeräumt wurde die Auflösung des bisherigen Satzbaus in den neuen unendlichen Satz das ist der Stil der Zukunft Sie haben gesehen was ich kann denn bemerken Sie wohl daß ich noch nicht

ein einziges mal Athem geschöpft habe an Ihnen ist es jetzt zu wollen und wenn Sie wollen so haben wir jetzt einen Stil . . ."

Da wachte ich mit einem Angstschrei auf. Der Schweiß stand mir auf der Stirn. Mein erster Blick fiel auf einen Band Lessing, in dem ich am Abende noch gelesen hatte. Ich war vom Alpe befreit. Einstweilen, sagte ich mir, wollen wir es doch noch bei diesem Stile bewenden lassen, wollen uns noch an diesem Vorbilde der Wahrheit und Klarheit zu bilden suchen und den unendlichen Satz später Geborenen überlassen. Einstweilen —

Aber da fällt mir ein, daß ich Ihnen nur von Bayreuth erzählen wollte. Nun, meine Verehrteste, wenn Sie zwischen den Zeilen lesen können, so werden Sie bemerken, daß ich Ihre Wünsche schon erfüllt, und daß ich die in Bayreuth empfangenen Eindrücke vollständig wiedergegeben habe. Fassen Sie das Ganze nicht in dem lieblosen Worte zusammen: „eine unbefriedigende Mystification" — das wäre, ernsthaft gesprochen, viel zu grausam, wäre geradezu ungerecht. Von den wunderbaren Schönheiten hat Sie schon unser musikalischer Berichterstatter unterrichtet. Ich brauche darauf nicht zurückzukommen. Außerdem ist es jetzt 10 Uhr Abends. Ich habe vor einer Stunde soupirt, muß morgen wieder frühstücken, und der Arzt hat mir verboten, zwischen meinen Mahlzeiten zu arbeiten.

Ihr

Paul Lindau.

Die hundertjährige Republik.

Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's von John H. Becker. Mit einer Einleitung von Friedrich v. Hellwald. Augsburg, Lampart & Co., 1876.

Der Heiligenschein, welchen in Deutschland Jahrzehnte lang die Begeisterung der Unwissenheit und die politische Phrase um die Vereinigten Staaten gewoben hatten, ist von der Entwicklung der letzten Jahre gar grausam und rasch zerstört worden. Die neuerdings sich häufenden Enthüllungen von Bestechlichkeit und Corruption, selbst in den allerhöchsten Beamtenkreisen, haben sogar dem bisher gläubigsten und urtheilslosesten Republicaner den Glauben an die Unübertrefflichkeit der „großen Musterrepublik", an „das Land der Freiheit", „den jungen transatlantischen Riesen" geraubt, und zur Zeit denkt der „geknechtete Europäer" weniger als je daran, sein Heil unter dem Sternenbanner, in der „Heimat der Freien und Braven" zu suchen.

Wenn auch schon seit einem Menschenalter nüchterne Kritiker und ernste Geschichtforscher die inneren Gebrechen des americanischen politischen und socialen Lebens nachzuweisen bemüht waren, das deutsche Volk, welches drüben jene Uebelstände nicht erblickte, unter welchen es hier lebt oder leidet, glaubte einfach nicht an die Wahrheit und Berechtigung solcher Kritik und schwatzte gedankenlos die geistlosen Tiraden deutscher Conjecturalpolitiker und americanischer Zeitungsschreiber nach, welche sich bei jedem unabhängigen Urtheil darüber beschweren, daß der Verfasser zu sehr die Schattenseiten in den Vordergrund stelle, während er die Lichtseiten geflissentlich übersehe. Wie sehr dieser Gemeinplatz Cours gewonnen hat, und wie wenig er in seiner Hohlheit selbst in den gebildetsten Kreisen empfunden wird, zeigt sogar das Beispiel eines so bedeutenden und wohlunterrichteten Staatsmannes wie Carl Schurz, der am 8. Juni 1875 in einer in Berlin gehaltenen Rede für eine ähnliche Aeußerung gläubige Zuhörer fand, indem er diesem Licht- resp. Schattenspiel die täglich mehr sinkende Achtung des Auslandes vor den Vereinigten Staaten zuschreibt.

Der gegenwärtige Augenblick eignet sich vorzüglich zum Rückblick und zur Berichtigung der einseitigen Urtheile über America. Auch der gläubigsten Seele beginnt die Erkenntniß zu tagen, daß es mit der freien Form allein nicht gethan ist, daß ihr ein freier Inhalt, ein tüchtiger Kern entsprechen muß, um sie zu erhalten, und daß man in Deutschland trotz aller wirklichen oder übertriebenen Uebelstände wenigstens nicht hinter der sittlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten und hinter der Theilnahme am öffentlichen Leben zurücksteht. Das oben angezeigte Buch trifft deshalb auf eine ihm günstige Stimmung. Es hat sich vorgenommen, von dem selbstgemachten Götzen den falschen Heiligenschein herunter zu reißen und thut das namentlich für die jüngste Vergangenheit, den Winter 1874 auf 75, in gründlicher Weise. Der Verfasser kennt Land und Leute aus persönlicher Anschauung und langjähriger Erfahrung; der Muth und die Offenheit, mit welchen er für seine Ansichten eintritt, verdienen, gegenüber den Verdächtigungen und der Verketzerungssucht namentlich seiner americanischen Landsleute, gerechte Anerkennung; die von ihm berichteten Thatsachen sind wahr, soweit seine Beobachtung und Beurtheilung geht, und seine Schlußfolgerungen sind nirgends übertrieben.

Den werthvollsten Theil des Buches bilden die ausführlichen Schilderungen über die gegenwärtigen Arbeitsverhältnisse, die materiellen Zustände und die Ursachen der Verschlechterung der Lage des kleinen Mannes, die Unbeständigkeit der Arbeit sowie die Lage der Agricultur- und Montandistricte. Alle diese Verhältnisse sind mit dem Auge eines alten Praktikers beobachtet und geschildert und deshalb für den deutschen Leser von ganz besonderem Interesse, weil sie ihm die Mittel an die Hand geben, selbst Vergleiche anzustellen und sich namentlich für die Zuträglichkeit oder Unzuträglichkeit der Einwanderung zu entscheiden. Was der Verfasser über den Raubbau der Americaner, die leichtsinnige Ausrodung der Wälder, überhaupt die Discontirung der reichen natürlichen Hülfsquellen des Landes auf Jahrzehnte hinaus sagt, ist für jeden Volks- und Landwirth beherzigenswerth und verdient namentlich in den betreffenden deutschen Kreisen näher bekannt nnd beherzigt zu werden. Wenn der Verfasser auch darin Recht hat, daß die Wohlthaten der Heimstättebill für den deutschen Einwanderer nur auf dem Papiere stehen, so ist das Land doch verhältnißmäßig noch sehr billig und deshalb die Begründung einer Existenz für einen gesunden Mann lange nicht so schwer, als der Verfasser sie (für die Gegenwart wenigstens) darstellt. In der Zusammenfassung der verschiedenen Farben und Töne zu einem Gesammtbilde liegt Herrn Beckers größtes Verdienst auf diesem Gebiete, und gerade daß er keinen der maßgebenden Factoren ausgelassen, sondern in das richtige Verhältniß zum Ganzen gebracht hat, zeichnet ihn von seinen Vorgängern aus. Schutzzoll und Freihandel in ihren Wirkungen auf die ländliche Arbeit, Producenten und Consumenten in ihren verschiedenen Interessenkreisen, Eisenbahnen und Grangers, die europäische und chinesische Einwanderung in ihrer Rückäußerung auf die ältere Bevölkerung finden die ihrer Bedeutung entsprechende Würdigung.

Was der Verfasser dagegen über die geschichtliche Entwicklung des Landes, die Corruption und die Lage des Südens sagt, ist schon lange vor ihm von Anderen, z. B. Kapp und Holst, viel besser, sachlicher, eingehender und überzeugender begründet worden. Er bringt zwar manche neue Materialien bei, welche das Quantum unserer Kenntnisse über die Vereinigten Staaten bereichern; allein neue Gesichtspunkte, neue Thatsachen, welche unsern Standpunkt in der Beurtheilung der americanischen Politik beeinflussen oder erweitern könnten, gibt er nicht. Die Bedeutung der Baumwolle und der Cotton gin für die Sklaverei und den Aufschwung des Südens hat M. Kapp schon 1854 viel packender und übersichtlicher dargestellt, und die Fundamente des constitutionellen americanischen Lebens sind von Holst bereits 1872 so eingehend und verständlich charakterisirt worden, daß man Beckers Excurse auf diesem Gebiet, ohne irgend etwas zu verlieren, füglich überschlagen kann. Ueberhaupt scheint es diesem ganz unbekannt zu sein, daß wir, selbst abgesehen von diesen Arbeiten, seit Anfang der fünfziger Jahre eine ganze Literatur über die Vereinigten Staaten besitzen, welche im Gegensatz zu den Tendenzlügen und Schönfärbereien, namentlich der Auswanderungsinteressenten und der politisch Unzufriedenen, zuerst

Digitized by Google

anfing, eine nüchterne Kritik an die politischen und socialen Zustände der Vereinigten Staaten zu legen. Ich nenne hier u. A. die „Atlantischen Studien", 8 Bände, frühere Jahrgänge des „Ausland", G. A. Wislicenus „Aus Amerika", Julius Fröbel „Aus Amerika", A. Douais „Land und Leute in der Union" und die zahlreichen geschichtlichen Werke der bereits erwähnten Historiker Kapp und Holst.

Was der Verfasser endlich über das häusliche Leben, die Erziehung der Kinder, die Schulen und die gegenseitige Stellung der Geschlechter sagt, ist zwar an sich nicht unrichtig und kommt alle Tage und überall vor; allein es erschöpft das Thema nicht und veranlaßt durch diese seine Unvollständigkeit nur zu falschen Schlüssen. Wir lernen hier blos das auf der Oberfläche sich umhertreibende Element der Bevölkerung, die Bewohner des Boardinghauses, die gewöhnlichen Besucher der Kirchen und Pikniks kennen, aber von den gebildeten, geistig und sittlich hochstehenden Classen der Gesellschaft erzählt das vorliegende Buch nichts. Gerade diese auf die nördlichen und mittleren Staaten vertheilten Classen nehmen mit der ganzen Welt und auch mit Deutschland den Kampf auf, in ihrer Durchschnittsbildung, Bürgertugend und Rechtschaffenheit, in Wohlstand und häuslichem Glück, kurz in allen Elementen staatlicher und socialer Größe. Sie thun mehr für Bildungszwecke und Veredelung des Lebens, für Kunst, Wissenschaft und höhere Geselligkeit, als die Angehörigen irgend einer anderen Nation — und haben sich bei jeder Gelegenheit durch einen uneigennützigen Patriotismus ausgezeichnet. Bei der Corruption der öffentlichen Beamten und dem niedrigen Niveau des politischen Lebens würde der verhältnißmäßig große Fortschritt des Landes gar nicht erklärlich sein, wenn der nationale Gedanke nicht von den besseren Classen des Volkes selbst hoch gehalten würde. Dieser nationale Gedanke aber ist die vom Puritanismus aus England über's Meer getragene geistige und wirthschaftliche Autonomie des Individuums, welche, man mag gegen einige ihrer unangenehmen Auswüchse auch noch so mißgestimmt sein, in genau einem Jahrhundert einen ganzen Continent der Civilisation erobert hat. Eine solche grandiose Leistung sollte kein Beurtheiler der Vereinigten Staaten außer Acht lassen, wenn er ihren bisherigen Entwickelungsgang die Revue passiren läßt und daran Schlußfolgerungen für die Zukunft knüpft. So Recht darum auch Herr Becker in seiner Zeichnung der Zustände des Winters 1874 auf 75 haben mag, so läßt er doch die richtige historische Perspective außer Acht, wenn er nach ihrer Vergangenheit und Zukunft construirt. Ist es denn reiner Zufall, daß gerade im Norden Americas ein neuer, mächtiger Staat entstanden ist, welcher den Künsten des Friedens in erster Linie dient? Die Länder am La Plata und in anderen Theilen Südamericas sind von der Natur viel mehr bevorzugt, als die meisten Theile der Union, und doch beschränken sie sich auf einen verhältnißmäßig nur schmalen Küstensaum. In den Vereinigten Staaten ist die Aufgabe ihres ersten Säculums mit der Unterwerfung der Natur, der Besitznahme des ganzen Landes glänzend gelöst. Ihr zweites Jahrhundert stellt ihnen ein schwereres Ziel: die geistige Durchdringung, Behauptung und Veredelung des also Gewonnenen. Ob sie es zu erreichen im Stande sein werden, ist heut zu Tage allerdings wohl fraglich, indessen darf man die Hoffnung endlichen Gelingens nicht aufgeben, da gerade die besseren und unabhängigen Volksclassen, von dem zu ihren Füßen sich ausdehnenden Abgrund erschreckt, in sich gehen und in und aus sich die Heilung des Uebels zu suchen anfangen. Nur soviel ist jetzt schon sicher, daß, wenn die Besserung eintritt, sie nicht von unten, aus dem Volke, sondern von oben, aus den besseren und gebildeteren Kreisen kommen wird. Bei dem Ueberwiegen der centrifugalen Kraft ist es schwer, dort einen Mittelpunkt, den Boden zu finden, auf welchem man steht; ist dieser aber erst gewonnen, arbeiten die verschiedenen Geister erst in einer Richtung, auf ein und dasselbe Ziel los, so ist auch das Schlimmste überwunden und begründete Aussicht auf Heilung der inneren Schäden vorhanden.

Doch wie dem auch sei, und wie wenig man auch mit Herrn Beckers Abstractionen der Philosophie und Conjecturalpolitik übereinstimmen mag, sein Buch ist äußerst lehrreich und anregend, weshalb es dem wißbegierigen deutschen Leser, wenn es einen solchen in americanischen Dingen überhaupt gibt, nicht warm genug empfohlen werden kann. Von einzelnen kleinen Fehlern sei nur auf den einen hingewiesen, daß es „Vereinigte Staaten von America", nicht von Nordamerika heißt und daß der Sklavenhandel gesetzlich 1808, nicht 1810 aufhörte.

Warum Herr v. Hellwald eine vierzig Seiten lange Einleitung zu dem Buche geschrieben hat, wird nicht recht klar und zudem ist das, was er sagt, mit großer Vorsicht aufzunehmen. Der allgemeinen Angabe z B., daß Deutsche, welche sich während ihres Aufenthalts drüben zu einer politischen Bedeutung aufgeschwungen, hier durch Wort und Schrift das falsche Bild von den Vereinigten Staaten befestigt und vermehrt hätten, steht die Thatsache gegenüber, daß, um hier nur die hervorragenderen zu nennen die Herren Böhme, Löwe, Wislicenus, Kapp, Holst, Riatte und Wiß gerade das Gegentheil von dem gethan haben, dessen sie Herr v. Hellwald beschuldigt. Wenn Poltrons à la Hecker hier den gläubigen Demokraten den Rücken volllügen von den americanischen Herrlichkeiten, so kann sie Herr v. Hellwald doch schon deshalb nicht gemeint haben, weil sie nach kurzem Gastspiel wieder zurückgekehrt sind. Die Bemerkungen über Presse und Deutschthum in Nordamerica sind äußerst oberflächlich zusammengestellt und geben durchaus kein Bild von der eigentlichen Sachlage. Wenn nun Herr v. Hellwald ein untergeordnetes deutsches Blättchen, das „Washingtoner Journal", als Muster einer americanischen den deutschen Zeitungen gegenüberstellt, so begeht er einfach eine Ungerechtigkeit. Dies Washingtoner Journal steht kaum auf der Stufe des kleinsten Käseblättchens, des entlegendsten Wochenblattes einer unbedeutenden Landstadt. Was aber Reichthum des Inhalts, Neuigkeit der Mittheilungen und den Fleiß der Redaction betrifft, so können die größeren deutsch-americanischen Zeitungen, wie „Westliche Post", „Illinois Staatszeitung" und „New-Yorker Staatszeitung" (die übrigens nicht 16—17,000, wie Herr v. Hellwald behauptet, sondern mehr als 40,000 Abonnenten hat) und das „Belletristische Journal" (gleichfalls nicht 135,000 Abonnenten, Herr v. Hellwald, sondern höchstens 40,000!) kühn mit den größeren deutschen Zeitungen wetteifern. Hier wäre ein Vergleich am Platze gewesen! Und was soll man erst zu den S. XVI abgedruckten Anzeigen der in den neuen Niederlassungen des Westens vegetirenden Presse sagen? Sie sind gemein, würdelos, ja ekelhaft; aber unsere Revolverpresse, die in den großen Städten veröffentlicht wird, ist leider noch bedeutend gemeiner und niederträchtiger. Jedenfalls aber sind die americanischen Zeitungen strebsamer, reichhaltiger und weniger knapp und knickerig redigirt. Natürlich ist das Zeitungswesen in America ein Geschäft (S. XVII); aber wo ist es dieses nicht? Herr v. Hellwald muß viel freie Zeit haben, daß er die albernen Schnurrpfeifereien einzelner kleiner Winkelblättchen wörtlich wieder abdruckt. Hat denn jeder kleine Pinscher, der Einen auf der Straße anbellt, das Recht darauf, der öffentlichen Aufmerksamkeit anempfohlen zu werden? Solche untergeordnete und geistlose Persönlichkeiten gehören denn doch nicht in ein ernstes Buch.

L. F.

Die Literatur der Neuprovenzalen.

Von **M. von Szeliski.**

(Fortsetzung.)

II.

Das Gebiet welches die Provenzalen bewohnen, das Sprachgebiet der Langue d'Oc in Frankreich würde von dem der Franzosen im eigentlichen Sinne des Worts durch eine Linie zu trennen sein, welche von der Girondemündung über den Puy de Dôme nach Grenoble liefe; der Armanau Prouvençau von 186

Digitized by Google

(S. 29) gibt die Bevölkerung dieses Gebiets als 10,191,554 Köpfe stark an. Das stimmt ungefähr mit der Schätzung der „occitanischen Nation", welche B. Böckh in seiner Abhandlung: „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten"*) aufstellt. Französische zuverlässige Quellen existiren hierüber nicht, da die französische Regierung es bis vor kurzem vermieden hat, irgend welche Ermittelungen über die Sprachstatistik Frankreichs machen zu lassen. Doch sind neuerdings zwei verdienstvolle Forscher auf dem Gebiete der catalanischen und provenzalischen Literatur und Geschichte, Charles de Tourtoulon und O. Bringuier,**) beauftragt worden, die Sprachgrenzen zwischen Langue d'Oc und Langue d'Oil festzustellen.

Die Resultate, welche man hierbei gewinnen wird, dürften wesentlich von der Anschauung abweichen, welche noch 1860 der Vertreter Frankreichs auf dem statistischen Congresse zu London äußerte: „Wir nehmen nicht an, daß man in Frankreich nicht französisch spreche."***) Die deutsche Sprache genirt zwar jetzt das französische Gouvernement nicht mehr; es bleiben aber noch als nicht ausschließlich französisch sprechende Gebiete: die Bretagne, die Provence und das Gebiet der Basken.

Die competenten Sprachforscher sind darüber einig, daß das Provenzalische ebensowenig wie das Spanische und Italienische ein französisches Patois, sondern vielmehr eine selbstständige Sprache sei, deren moderne Form zum Altprovenzalischen in demselben Verhältniß stehe wie das Neu- zu dem Altfranzösischen. Provenzalisch und Catalanisch sind Dialecte einer einzigen Sprache, der Langue d'Oc, und die Gebiete dieser beiden Dialecte bildeten einstmals ein politisch zusammengehöriges Reich. Die in diesem Reiche zu hoher Blüthe gelangte Poesie sank seit den Zeiten der Albigenserkriege mehr und mehr herab; die Italiener, die Spanier und dann die Franzosen übernahmen der Reihe nach an Stelle der Troubadours die Führung in der romanischen Dichtkunst.

Die Poesie der Provenzalen war wie in Todesschlaf versunken. Im 16. Jahrhundert erst trat wieder ein wahrer Nachkomme der Troubadours auf, Louis Bellaud de la Bellaudière, gleichsam um zu zeigen, daß die provenzalische Muse noch nicht gestorben sei. Nach ihm herrschte wieder zwei Jahrhunderte Schweigen, bis Saboly durch seine kindlich poetischen Weihnachtslieder von neuem die Herzen der Provenzalen für ihre Sprache und Literatur erwärmte. Was half es ihm aber, daß jedes Kind in der Provence seine Gesänge auswendig kannte und kennt? Er, wie mancher andere treffliche Dichter konnte froh sein, wenn sie in ihrer Provinz zur Geltung kamen; ihren inzwischen zu immer höheren Stufen des Ruhmes emporsteigenden französischen Kunstgenossen konnten sie den Rang nicht streitig machen. —

Wie es im ersten Viertel dieses Jahrhunderts mit dem Verhältniß der französischen zur provenzalischen Sprache bestellt war, davon gibt ein anonymer Grammatiker, der im Jahre 1826 eine „Grammaire Française expliquée au moyen de la langue provencale"†) erscheinen ließ, in seiner Vorrede ein ebenso absichtsloses als glaubwürdiges Zeugniß. Er will versuchen, seinen Landsleuten, den Provenzalen, das Erlernen der französischen Sprache zu erleichtern und macht dieselben darauf aufmerksam, wie schmählich es sei, nicht die Sprache seines Landes zu kennen. Doch gleichzeitig entschuldigt er sie, indem er bemerkt: „Frankreich, ein einiges Ganzes in politischer Beziehung, ist weit davon entfernt, dieselbe Einheit bezüglich der Sitten und besonders der Sprache zu haben. Mit Ausnahme von 15 oder 16 Departements, in denen die französische Sprache wirklich die gebräuchliche ist, ist sie in allen andern nicht viel mehr als die Sprache der Salons, oder wie man meines Erachtens sehr richtig bemerkt hat, die Sprache der „„Herren"" und der „„Damen"". — Obgleich das Französische sich von Tag zu Tag mehr in Marseille verbreitet und obgleich dieselbe Erscheinung in Aix, in Toulon und in anderen Städten der Provence beobachtet werden kann, so ist es darum doch nicht weniger wahr, daß das Provenzalische die Sprache der ungeheueren Mehrheit der Bewohner dieser Provinz ist und noch sehr lange Zeit sein wird. Man kann leicht von dieser Wahrheit sich in Marseille überführen, ohne Widerspruch derjenigen provenzalischen Stadt, wo die französische Sprache am meisten gesprochen wird. Verläßt man Marseilles Stadtbezirk, so hört man nur noch provenzalisch sprechen. Und in der Stadt selbst, mit Ausnahme der von den höheren Classen bewohnten Quartiere, ist es dieselbe Sprache, die wir allenthalben vernehmen."

Diese Bemerkungen sind heute noch fast ebenso zutreffend, wie vor 50 Jahren. —

Um dieselbe Zeit, um welche dieser Grammatiker schrieb, gab der Coiffeur Jansemin zu Agen, seine „Papillotos" im Gascogner Dialect heraus und damit einen neuen Anstoß zum literarischen Wiedererwachen Südfrankreichs. Im Jahr 1852 ertheilte die französische Akademie dem Volksdichter den großen Preis und eine für ihn geschlagene Medaille; im Mai des Jahres 1870 (er starb 1864) wurde ihm in seiner Vaterstadt Agen eine Bildsäule errichtet, bei deren Enthüllung das Haupt des provenzalischen Dichterbundes der Felibre eine begeisterte Ode sprach.

„Dank euch," so ruft Mistral den Gascognern zu, „Dank euch, die ihr zuerst eure alte edle Sprache wieder zu Ehren gebracht habt! Abgestumpft, unserer Individualität beraubt durch die freche, gleichmacherische Elle von Paris (despersouna per la toueso insoulento de Paris) und untergehend in der wehklagenden Menge, riefen wir euch an: „„Helft uns!"". Und von Bordeaux bis Marseille hat Agen uns einen solchen Strom von Poesie ausgegossen, daß wir Alle von ihm mit Licht erfüllt sind."*)

Auf Jansemin folgte, wenn auch äußerlich ohne Zusammenhang mit ihm, so doch wohl indirect durch ihn angeregt, die speciell provenzalische Literaturbewegung. Gleich jenem ging der Urheber derselben, Joseph Roumanille, aus dem niedern Volke hervor. Sein Vater war Gärtner in Saint-Remy; er selbst erst Lehrer, dann Buchdrucker, und endlich Buchhändler, als welcher er noch jetzt ein blühendes Geschäft, dessen Specialität die neuprovenzalische Literatur ist, in Avignon betreibt.

Saint-René Taillandier erzählt in seinem Wahrheit und Dichtung mischenden Essay über Roumanille, Mistral und Aubanel,**) ersterer sei auf den Gedanken, provenzalisch zu dichten, durch den Umstand gebracht worden, daß seine alte Mutter nicht französisch verstand, der Sohn aber ihr an den langen Winterabenden gern etwas vorlesen und ihr auch das verständlich machen wollte, was er selbst schuf. Was zu jener Zeit in provenzalischer Sprache geschrieben wurde, war zum größten Theil niedrig, ausgelassen, wenn nicht zotig. Roumanille faßte also den Plan, seine Muttersprache zu läutern und zu heben, um denen, die in ihr dachten und sprachen, den unteren Volksclassen, eine gesunde und reine Lectüre bieten zu können. Er betrachtete mithin — nach Saint-René Taillandier — seine Mission mehr als eine moralische denn als eine literarische.

Mit dem Erscheinen der ersten Gedichtsammlung Roumanille's: „li Margarideto" (die Tausendschönchen, 1847) begann es sich in der Provence zu regen; es war als ob tausende gefesselte Zungen gelöst worden seien durch Jenen, der zum ersten Mal seit langer Zeit wieder die verachtete Muttersprache zum Ausdruck reiner Gefühle und wahrhaft poetischer Gedanken angewandt hatte. Mit einem Schlage sah sich Roumanille als Lehrer und Führer in den Mittelpunkt eines Poetenschwarms versetzt, in dem sich Männer aller Classen, jedes Alters tummelten. Im Jahre 1852 konnte er eine vortreffliche Auswahl der ihm inzwischen zugeflogenen provenzalischen Gedichte unter dem Titel: „Li Prouvençalo" erscheinen lassen.

Saint-René Taillandier, der zu dieser Sammlung eine programmartige Vorrede schrieb, vergleicht die literarische Erregung, welche sich der provenzalischen Geister bemächtigt hatte, mit dem

*) Berlin, 1869.

**) Ist vor kurzem verstorben.

***) Vergl. darüber Boehmer: „Provenzalische Poesie der Gegenwart" S. 1, 2 und Anmerkungen.

†) Marseille 1826, Camoin.

*) Lis Isclo d'Or: En l'ounour de Jansemin, p. 110.

**) Revue des deux Mondes 1859: „La nouvelle poésie provencale."

Digitized by Google

ansteckenden Taumel des Farandolenreihens; Alt und Jung, Hoch und Niedrig scharen sich, wie von einem Zauber beherrscht, tanzend und singend zu einander.

Moritz Hartmann, der zu jener Zeit in der Provence weilte, hat zwei Gedichte aus „Li Prouvençalo" übersetzt und in seinem „Tagebuch aus Languedoc und Provence" mitgetheilt. Er meinte damals: „Eine große Productionskraft könnte dem aussterbenden Romano-Provenzalischen vielleicht für einige Zeit das Leben fristen — aber diese fehlt."

Unter den Dichtern der Sammlung „Li Prouvençalo" hatten sich besonders bemerklich gemacht: Theodor Aubanel und Frédéric Mistral. Mit ihnen und noch einigen andern gründete Roumanille im Jahre 1854 auf dem Schloß zu Fontségugne den Bund der Felibre, das Felibrige.*) Zweck desselben war: der Miéjour, dem ganzen Süden Frankreichs seine Sprache, seine Sitten, seine nationale Ehre und seinen Rang auf dem Gebiete der Intelligenz und Kunst zu wahren.

Die Mitglieder, Anfangs 50, alle Classen der Gesellschaft und alle politischen Parteien repräsentirend, theilen sich in 7 Abtheilungen; ihr Haupt (capoulié) ist Frédéric Mistral.

Die Felibre — ein Wort, das etwa den Sinn von maître-ès arts, Meister der freien Künste hat und von dem alten griechischen φλαβρος, Freund des Schönen, herkommen soll — vereinigen sich von Zeit zu Zeit zu den Jou Flourau, einer Art literarischer Festkämpfe, bei welchen über die Angelegenheiten des Bundes, über das Erreichte und das zu Erreichende berathen wird, wo man Gedichte vorliest, Preise vertheilt und viel von der provenzalischen Nation und den Brüdern von Catalonien spricht.

Beiläufig bemerke ich, daß diese provenzalischen Jo Flourau nichts mit den französischen Jeux Floraux zu thun haben, die in Toulouse abgehalten werden. Zwar sind letztere ihrer Entstehungsgeschichte und ihrem ursprünglichen Charakter nach rein provenzalisch; augenblicklich aber hat nur französische Poesie, trotz der lebhaften Recriminationen der Neuprovenzalen, zu ihnen Zutritt.

Das Felibrige in seiner Gesammtheit gibt seit 1855 eine kleine jährlich in Kalenderform erscheinende Revue, den „Armana Prouvençau" heraus, welche Beiträge aller Art und die ausführliche Chronik der Bundesbestrebungen enthält.

Nachdem die jungen Dichter einige Zeit nach Gründung des Felibriges sich um ihre Heimath durch eine neue vermehrte Ausgabe der von Jedermann in der Provence gesungenen Sabolyschen „Nouve" (Weihnachtslieder) verdient gemacht hatten, erschien im Jahr 1859 ihres Anführers Mistral herrliches erzählendes Gedicht „Mirèio". Es würde seinen Verfasser unter die bedeutendsten Dichter Frankreichs erhoben haben, auch wenn es nicht von der Akademie als „ouvrage utile aux moeurs" gekrönt worden wäre. Der neuprovenzalischen Renaissance wurde erst durch „Mirèio" die eigentliche Grundlage gegeben. Gounod hat den Stoff des Gedichts zu einer Oper benutzt, deren Partitur dem ehemaligen König Georg V. von Hannover gewidmet ist. Diese Oper hat freilich das Geschick des Königs getheilt: sie ist fast ganz von der Bühne verschwunden.

Da es sich hier zunächst nur um die äußere Entwicklungsgeschichte der neuprovenzalischen Literatur handelt, so habe ich an dieser Stelle von Mistrals Werk nur das hervorzuheben, was die Bahnen charakterisirt, auf denen die durch den großartigen Erfolg Mirèios mächtig geförderte Bewegung der Felibre vorwärts schritt.

Die Noten, welche der ersten Ausgabe des Gedichtes beigegeben waren, enthielten eine offene Kriegserklärung an die französische Sprache. Mistral schrieb:

„Wenn wir die literarische Vergangenheit bei Seite lassen, welche die provenzalische Sprache der Aufmerksamkeit der Geschichte und der Dankbarkeit der Civilisation würdig gemacht hat, so will es uns doch als im höchsten Grade ungerecht erscheinen, daß man ein Idiom als Patois behandelt und als solches verachtet, welches von zahlreichen, in hohem Grade ehrenwerthen, intelligenten und dichterisch beanlagten Völkerschaften gesprochen wird; und das unter dem Vorwande, daß über diesem Idiom eine höhere Sprache der Verwaltung, des Handels, der Wissenschaft existire. So obenhin die provenzalische Sprache als Patois behandeln, ist wie die Beschimpfung, welche der schlechte Reiche dem armen Lazarus, welche der Sieger dem Besiegten anthut ... Aber was besagt eine Beschimpfung? Ist sie ein Beweis? Wenn das wäre, so könnte die schöne Sprache Italiens sich unverzüglich darauf gefaßt machen, von den Oestreichern zu einem Patois decretirt zu werden. — Ein anderes — in Paris wenigstens — nicht weniger verbreitetes Vorurtheil ist der Glaube an ein nahe bevorstehendes Erlöschen der verschiedenen Idiome der Provinz. Diejenigen, die nicht im Süden und vor Allem nicht in der Mitte unserer Landbevölkerung gelebt haben, können sich keine Vorstellung machen von der Unvereinbarlichkeit, der Unzulänglichkeit, der Armuth der Sprache des Nordens gegenüber den Sitten, den Bedürfnissen und der Beanlagung der Kinder des Südens. Die französische Sprache, in die Provence verpflanzt, macht einen Eindruck, wie ihn abgelegte Kleidungsstücke eines Pariser Stutzers machen würden, welche man für die robusten Schultern eines sonnverbrannten Schnitters zurecht gestutzt hätte.

„Geboren unter einem regnerischen Klimat, affectirt ernsthaft, zugesteift für die Etiquette der Höfe, vor Allem gemodelt für den Gebrauch der gebildeten Classen — ist diese Sprache ganz natürlich den freien Manieren, der überschäumenden Natur, den ländlichen Sitten, der lebhaften und bilderreichen Ausdrucksweise der Provenzalen antipathisch, und wird es immer sein."

Dieses noch weiter ausgeführte Armuthszeugniß, das Mistral der französischen Sprache ertheilte, war ein keckes Unterfangen, welches nicht verfehlte, den entsprechenden Zorn auf Seiten der „Francimands", der Männer des Nordens, hervorzurufen.

Saint-René Taillandier schrieb im Hinblick hierauf und auf die analogen Bestrebungen der andern Felibre, er müsse trotz seiner Sympathie für die wiederhergestellte Poesie der Provence, dem Hauptvertreter dieser Poesie die ernstesten Vorhaltungen machen: die Entwicklung der neuen Schule sei auf offenbare Irrwege gerathen. Er habe, als die Bewegung begann, sie ermuthigt und nur die Hoffnung ausgesprochen, daß das kleine Vaterland nicht das große vergessen lassen werde. „Doch heute läßt allerdings das kleine Vaterland das große vergessen, und um den Dialect einiger Cantone zu verherrlichen, behandelt man die Sprache unseres edlen Landes, die durch so viel Meisterwerke zum höchsten Ansehen gebracht worden ist, mit Verachtung."

Mistral hat, wahrscheinlich in der Freude über den Triumph, den ihm Paris bereitete, bei der in kurzer Zeit erfolgenden zweiten Auflage der „Mirèio" jenen allzuheftigen Ausfall gegen die französische Sprache fortgelassen; was Taillandier in seinem letzten Artikel über die neuprovenzalische Poesie*) mit Befriedigung constatirt. Aber der Dichter scheint an seinem Kritiker in der bereits oben erwähnten, vor dem Standbilde Jansemins gesprochenen Ode eine kleine Revanche genommen zu haben. Den patriotischen Jansemin schildernd, spricht er: „Wenn irgend so ein Einschläferer, der eintönigen Mode zu Gefallen, zu ihm sprach: „„Dichter, dein Ton ist heute mißtönend, höre auf zu gasconniren. Die große Sache des Fortschritts verlangt es,"" — dann antwortete er: „„Das kleine Vaterland kommt wohl vor dem großen! Franzos? (Francimand?) Niemals!""

Der „Einschläferer" (marchand d'endormo, frz. endormeur) dürfte wohl Saint-René Taillandier sein, da seine Worte vom kleinen und großen Vaterlande citirt sind; und Mistral ist's, der in Jansemin spricht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Armana Prouvençau 1863, p. 108: estatut dóu felibrige.

*) Revue des deux Mondes, 1. December 1875.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

An den Herausgeber der „Gegenwart".

C. 19. August 1876.

Wenn der gelehrte Verfasser des „Dictionnaire de l'argot Parisien" den Umstand, daß man das Gefängniß als violon (Violine) bezeichnete, daraus ableiten will, daß der Häscher oder Scharwächter, welcher die Leute arretirt, früher „archer" hieß und „archet" den Fidelbogen bedeutet (siehe „Gegenwart" Nummer 34, S. 120, Sp. 2), so befindet er sich hierbei meiner unmaßgeblichen Meinung nach im Irrthum. Dies geht schon daraus hervor, daß auch im Deutschen und in anderen europäischen Sprachen „Violine" Gefängniß bedeutet, während hier die Verbindung mit den französischen archet und archer nicht hergestellt werden kann.

Die „Violine" war, so lange Folter und Leibesstrafen bestanden, ein bekanntes strafrechtliches Instrument. Sie bestand aus einem Brett, in welchem sich mehrere Löcher befanden, wie ja das obere Brett auch bei der musikalischen Violine deren hat. Man konnte das Brett auseinander nehmen, um durch diese Löcher den Kopf, die Arme oder die Beine des Deliquenten zu stecken, und dann das Ganze wieder zuschrauben, so daß dann der Deliquent mit Hals, Hand und Fußgelenken gepackt war und der Kopf, die Hände und die Füße auf der dem Publicum zugewandten Außenseite des Brettes herausſahen. In dieser Verfassung wurde der Missethäter auch öffentlich ausgestellt. Dies geschah auf dem Pranger, welcher in Frankreich „Pilori", in Niederdeutschland „Kaak" und am Rhein „Drilles" genannt wird. Mit fortschreitender Cultur wurde die „Violine" und der „Kaak" abgeschafft, (letzterer steht noch z. B. auf dem Marktplatz der alten Hansestadt Lübeck); an die Stelle der „Violine" trat das Gefängniß, und der Name übertrug sich von der Hauptsache auf das Surrogat. In den ostasiatischen Ländern, namentlich in China, ist noch ein Marterinstrument im Gebrauch, welches der vormals in Europa allgemein üblichen Violine sehr ähnlich ist; und in Tyrol malt man heimlich den Leuten, welche ihr Vieh schlecht halten, zum Spott und Schabernack eine Violine auf die Stallwand.

Genehmigen Sie ꝛc.

Antiquarius.

* * *

Hochgeehrte Redaktion!

Im dem Artikel „Pariser Argot" in Nr. 34 Ihres geschätzten Blattes theilten Sie mit, daß Larchey im „Dictionnaire de l'argot Parisien" die Entstehung des Ausdrucks canard, Ente = falsche Nachricht, erfundene Geschichte, aus einer Anekdote des „Industriellen Lexikons" von 1776 herleitet. Dazu möchte ich bemerken, daß diese Bedeutung des Wortes „Ente" doch wohl erheblich älter ist. Denn schon in dem 1696 zu Hamburg erschienenen Roman „Schelmuffsky's Wahrhafftige, Kuriöse und sehr Gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande, in hochdeutscher Frau Muttersprache eigenhändig und sehr artig an den Tag gegeben von E. S. Schelmerode 1696 (Nachdruck Leipzig 1848)" liest man auf Seite 11: „So wußte ich allemalen so eine artige Lug-Ente vorzubringen."

Berlin, 25. August 1876. **M. H.**

Bibliographie.

Schöne Literatur.

Wernher der Gärtner, Maier Helmbrecht. Die älteste deutsche Dorfgeschichte. Aus dem Mittelhochdeutschen von Carl Pannier. (Cöthen, Otto Schulze.)

Carl Neumann-Strela, Bunte Reihe. Novelletten und Humoresken. (Berlin, Liebel.)

Georg von Dyherrn, Tang und Algen. Aus der Flut des Lebens. Erzählungen. (Leipzig, Alfred Krüger.)

Hans Hopfen, Verfehlte Liebe. Roman in 2 Bänden. (Stuttgart, Hallberger.)

Charlotte Ernst, Das Bild der Gouvernante. Erzählung. (Norden, Dietr. Soltau.)

Lebensbild der heimgegangenen Maria Nathusius, geb. Scheele. 2. Auflage. 3 Bände. (Halle, Jul. Fricke.)

H. Blumenthal, Liederkranz. (Moskau, A. Lang.)

Wilhelm Henzen, Die Lügen des Herzens. Schauspiel in 4 Acten. (München.)

Victor Mock, Der türkische Generalconsul. Lustspiel in 3 Aufzügen. (Leizig, Oswald Mutze.)

Thomas Moores Lalla Rukh. Uebersetzt von Alexander Schmidt. (Berlin, R. v. Decker.)

Vermischtes.

Heinrich von Hurter, „Friedrich von Hurter, k. k. Hofrath und Reichshistoriograph, und seine Zeit 1787—1844." Band I. (Graz, Vereinsbuchdruckerei.)

H. Scheube, Die Frauen des 18. Jahrhunderts. Culturgeschichtliche Zeit- und Lebensbilder. Band I. Von Ludwig XIV. bis Friedrich des Großen. (Berlin, Wedekind und Schwieger.)

Dr. Joseph Kuhl, Die Anfänge des Menschengeschlechts und sein einheitlicher Ursprung. 2. Theil. Die Farbigen. (Leipzig, Lesimple.)

Dr. Friedrich Ratzel, Die chinesische Auswanderung. Ein Beitrag zur Cultur- und Handelsgeographie. (Breslau, J. U. Kern.)

Eduard Osenbrüggen, Wanderstudien aus der Schweiz. V. Bd. (Schaffhausen, C Baader.)

Ludovicus Pfeiffer, Monographia pneumonopomorum viventium. (Cassel, Theodor Fischer.)

Georg v. Widdern, Hauptmann à la suite, Befehlsorganisation, Befehlsführung, Armee-Aufklärungsdienst. Mit 3 Karten. (Gera, Reisewitz.)

Wilhelm Fielitz, Studien zu Schillers Dramen. (Leipzig, B. G. Teubner.)

Rudolf Medem, Grundzüge einer exacten Psychologie. Heft I. Die Mechanik des Empfindens. (Leipzig, Erich Koschny.)

Adolf Horwicz, Zur Entwicklungsgeschichte des Willens. Ein Vortrag. (Magdeburg, Faber.)

Bruno Bucher, Geschichte der technischen Künste. Lieferung IX: Kupferstich. (Stuttgart, Spemann.)

Joh. Most, Die Bastille am Plötzensee. Blätter aus meinem Gefängnißtagebuch. (Braunschweig, W. Bracke jr.)

Emil König, Schwarze Kabinette. (Ebda.)

Hans von Wolzogen, Thematischer Leitfaden durch die Musik zu Rich. Wagners Festspiel. (Leipzig, Edwin Schlömp.)

Dr. C. Mehlis, Götterglaube und Nibelungenring. Festgabe zu Wagners Festspiel. (Dürkheim u. Leipzig, G. L. Lang.)

Berichtigung.

S. 132. Sp. 1. Z. 1. v. u. ist das Wort „nur" wegzulassen.

„ „ „ 2. „ 23. v. u. ist zu lesen „aus ihrer Mitte" statt „und ihre Mutter".

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

Zur Sedan-Feier
als
patriotisches Festgeschenk
empfohlen:

VIONVILLE.

Ein Heldengedicht in drei Gesängen
von
E. v. Wildenbruch.
II. Auflage.

8. Eleg. broch. 1 *M.* 50 ₰, geb. mit Goldschnitt 2 *M.* 25 ₰.

Dies Gedicht, **dessen Widmung Se. Maj. der Kaiser und König, nach Anhörung desselben vom Verfasser selbst, entgegengenommen hat,** feiert in drei, den drei Episoden des grossen Tages möglichst historisch treu nacherzählten Gesängen (I. Kampf der Brandenburger, II. Reiterschlacht von Mars la Tour, III. Kampf der Westphalen) die siegreichen Träger der blutigen Handlung mit vaterländischer und dichterischer Begeisterung.

Wildenbruch's Vionville gehört zu den wenigen patriotischen Gesängen über die grossen Ereignisse von 1870 u. 1871, welche sich einer vorzüglichen Aufnahme von Seiten des Publikums und der Presse zu erfreuen hatten.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin,
NW., 32. Louisenstrasse.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer in Leipzig** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paul Lindau,
Kleine Geschichten.

2 Bände. broch. 8 *M.* — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 *M.*

Inhalt:

I. **Band.** Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. **Band.** Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Im unterzeichneten Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen u. Leihbibliotheken vorräthig:

Schlag zwölf Uhr.

Roman
von
Hans Wachenhusen.

2 Bde. 8. Eleg. brosch. Preis 9 *M.*

Verlags-Buchhandlung
von
S. Schottlaender in Breslau.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist eben erschienen:

Führer
durch das
Museum vaterländischer Alterthümer
in Stockholm.
Im Auftrage d. k. Akademie ausgearbeitet von
Oscar Montelius.
Uebersetzt von **J. Mestorf.**
Mit 162 Holzschnitten. 3 *M.*

Soeben erschien und ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes:

Aus Italien.

Sieben Monate in Kunst u. Natur
von
Alfred Graf Adelmann.

Gr. 8. Eleganteste Ausstattung. 5 *M.*

Was ein junges, frisches Gemüth in dem herrlichen Lande Schönes in Kunst und Natur genossen, erlebt, begeistert gefühlt hat, ist in dem Werke, durch das der warme Hauch freudigen Geniessens zieht, in lebendiger, schöner und edler Sprache wiedergegeben. Es wird Jeden fesseln, sei es nun, dass er die Reize dieses einzigen Landes schon kenne, oder sie zu schauen beabsichtige.

Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

VERITAS.
(Leipzig.)

Auskunftsbüreau mit Rathertheilung in Fragen der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Gewerbe und des geselligen Verkehrs. Strengste Verschwiegenheit. Pünktliche Besorgung. Empfohlen von der „Illustrirten Zeitung." Jeder allgemeinen Frage ist 1 *M.*, Personalerkundigungen aber 2 *M.* nebst der Vergütung für das Porto beizulegen. Adresse: Auskunftsbüreau Veritas in Leipzig. Vorsteher: Dr. **O. Henne-am Rhyn.**

Ein neues Werk von Johannes Scherr.

Soeben erschien bei **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** und ist in jeder Buchhandlung vorräthig:

Größenwahn.

Vier Kapitel aus der Geschichte menschlicher Narrheit.
Mit Zwischensätzen.
Von
Johannes Scherr.

Ein starker Band von 30 Bogen groß 8. Preis 7 *M.* 50 ₰; elegant gebunden 9 *M.*

Inhalt:

Präludium. — Mutter Eva. — Jan Bockelson, der Schneiderkönig. — Die Gekreuzigte. Geschichte einer Heilandin. — Das rothe Quartal.

Zwischensätze: Die Geschichte von Ambrosius Gigax, dem Ordnungsfanatiker. — Die frohe Botschaft aus Zora-Zitze. — Ein literarischer Dialog.

Feierabendhaus für Lehrerinnen und Erzieherinnen.

BAZAR.

Der **Bazar** zur Errichtung eines **Feierabendhauses** wird am 19. **Oktober** in den städtischen Behörden bewilligten **Festsaale des Rathhauses** eröffnet werden.

Das Unternehmen, zu dessen Förderung der Bazar bestimmt ist, geht dahin, [illegible] Lehrerinnen eine sichere Zufluchtsstätte für das Alter zu bereiten; ansehnliche Mittel [illegible] lich, um dieses Werk zur Ausführung zu bringen.

Gestützt auf die allseitige lebhafte Theilnahme, welche unserm Unternehmen [illegible] worden ist, gestatten wir uns, die herzliche Bitte auszusprechen, uns durch recht reich[illegible] und Zusendung von Geschenken baldmöglichst erfreuen zu wollen, damit wir in [illegible] werden, den schönen Saal des Rathhauses, dem Zweck entsprechend, in würdiger We[illegible]

Die Unterzeichneten sind gern bereit, Gaben in Empfang zu nehmen, und [illegible] Spende, auch für die kleinste, aufrichtig dankbar sein.

Berlin, im August 1876.

Fr. Geh. Rath **Angelstein**, Oranienburgerstr. 67.
Fr. **Guthilde Axander**, Dorotheenstr. 54.
Fr. Geh. Medizinalrath **Bardeleben**, Matthäikirchstr. 29.
Fr. Professor **Reinhold Begas**, Stülerstr. 4.
Fr. **George Beer**, Alsenstr. 8.
Fr. Dr. **Caspary**, Charlottenstr. 84.
Fr. **Elise Engel**, Linkstr. 27.
Fr. Stadtbaurath **Gerstenberg**, Köpnickerstr. 29.
Fr. Direktor **Heyl**, Bismarckstr. 2.
Fr. Justizrath **Heilborn**, Breitestr. 28.
Frl. **Elisabeth Heilborn**, Kurfürstenstr. 164.
Fr. Commerzienrath **Heckmann**, Schlesischestr. 20. 21.
Frl. **Cäcilie Itzinger**, Potsdamerstr. 11.
Frl. **Renate Itzinger**, Potsdamerstr. 11.
Fr. **Eva von Krause**, Wilhelmstr. 66.
Fr. Stadtgerichtsrath **Kramer**, Kurfürstenstr. 164.
Frl. **Marie Kramer**, Schöneberger Ufer 16.
Fr. Professor **Kaselowsky**, Schönebergerstr. 9.
Fr. Geh. Rath **Kiesling**, Sigismundstr. 2.
Fr. Stadtrath **Löwe**, Victoriastr. 18.

Fr. Rechtsanwalt **Lewald**, [illegible]
Fr. **Betty Leo**, geb. **Reinecke**, [illegible]
Fr. **Levi**, geb. **Radziejewska**, [illegible]
Fr. Rechtsanwalt **Levin**, [illegible]
Fr. **Caroline Meyer**, [illegible]
Fr. **Sophie Molenaar**, [illegible]
Fr. Commerzienrath **Manheim**, [illegible]
Fr. **Anna Meyer**, [illegible]
Fr. **Poschmann**, Kurfürstenstr. [illegible]
Fr. **Clara Seligmann**, [illegible]
Fr. **Cäcilie Salomon**, [illegible]
Fr. **Friedrich Spielhagen**, [illegible]
Fr. Hofrath **Spielhagen**, [illegible]
Fr. **Anna Valentin**, [illegible]
Fr. **Anna Wallich**, [illegible]
Fr. **Wawarsky**, [illegible]
Hr. Dr. **Straßmann**, [illegible]
Wallnerstr. [illegible]
Hr. Stadtbaurath [illegible]
Hr. Direktor [illegible]
Hr. E. [illegible]
Hr. [illegible]

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 9. September 1876. Band X.

P
2
G295
v. 10
№ 37

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die liberalen Parteien und die bevorstehenden Wahlen. Von einem Fortschrittsmann. — Literatur und Kunst: Macaulay als Redner und Staatsmann. Von A. Lammers. — Hamerlings „Aspasia". Von Fritz Mauthner. — Barthold Georg Niebuhr. Von Carl Schulz. — Die Literatur der Neuprovenzalen. Von M. von Szeliski. III. IV. (Fortsetzung.) — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Die hohe Schule. Lustspiel in 4 Aufzügen von Gustav von Moser und Julius Rosen. Besprochen von Paul Lindau. — Inserate.

Die liberalen Parteien und die bevorstehenden Wahlen.

Von einem Fortschrittsmann.

Angesichts der großen Wahlbewegung, in deren Mitte das preußische Volk und die deutsche Nation augenblicklich sich befindet und welcher ein „Politikus" in einer der letzten Nummern der „Gegenwart" eine längere Besprechung gewidmet, dürfte es gewiß nicht unangemessen sein, an das Wesen und den Ursprung der Fortschrittspartei zu erinnern, deren bisherige anerkannt maßvolle Opposition von dem Organe des preußischen Ministeriums, oder um nicht über das Ziel hinauszuschießen, des Ministers des Innern in weit heftigerer Weise bekämpft wird als selbst die staats- und gesellschaftsfeindlichen Parteien des Ultramontanismus und des Socialismus. Namentlich die Angriffe, welche die „Provinzialcorrespondenz" gegen die Fortschrittspartei in die Welt geschleudert hat und die in dem Vorwurf des mangelnden Patriotismus gipfelten, haben die gute Folge gehabt, die beiden großen Flügel der liberalen Partei auf ihren gemeinsamen Ursprung zurückzuweisen, auf das von der fortschrittlichen Wahlcorrespondenz jüngst wieder zum Abdruck gebrachte Wahlprogramm vom 9. Juni 1861, das nach dem Abschluß der Vincke'schen Aera das Fundament für eine neue Parteibildung zu legen bestimmt war. Die Initiative zu diesem Programm der Fortschrittspartei ging bekanntlich von der kleinen Fraction Jung-Litthauen aus, etwa 20 Mitglieder des damaligen Abgeordnetenhauses, die sich aus Veranlassung einer Abstimmung in der deutschen Frage von der Fraction Vincke getrennt hatten, und einigen nicht zur Volksvertretung gehörigen Einwohnern Berlins von bewährter Freisinnigkeit, darunter Virchow und Twesten. Das „Programm der deutschen Forschrittspartei" hatte, wie Waldeck in einer von ihm theilweise dictirten Vorrede zu einer einige Jahre später erschienenen Broschüre über die Militärfrage auseinandersetzte, „nicht die Bestimmung, die demokratische Partei aufzuheben, oder deren Grundsätze zu verlassen, was ja nicht in der Möglichkeit gelegen haben würde, sondern nur die nächsten Zielpunkte der neuen Sitzung für alle entschiedenen Liberalen festzustellen, natürlich basirt auf das damalige constitutionell-liberale System, und ohne irgendwie einen vollständigen Abschluß zu geben, ohne aber auch die in politischen Dingen unzulässige Principienlosigkeit und Unentschiedenheit begünstigen zu wollen. Im Gegentheil sprach der Tadel der bisherigen liberalen Mehrheit und die Forderung einer Reform des Herrenhauses deutlich genug die Entschiedenheit dieser Partei aus".

In der That kann man auch heute noch den Charakter der Fortschrittspartei dahin definiren, daß sie diejenige Partei ist, welche in erster Linie die Entwicklung und Durchführung des Verfassungs- und Rechtsstaats im deutschen Reiche verlangt und dieser Forderung selbst die sogenannten nationalen Rücksichten untergeordnet wissen will. Daß übrigens auch die deutsche Fortschrittspartei auf nationalem Boden steht, geht schon aus ihrem Namen und aus ihrem Ursprunge deutlich hervor. Aber allerdings ist diese Partei, die in directester Weise einerseits an die Traditionen der alten parlamentarischen Demokratie des Revolutionsjahres 1848 anknüpft, andererseits an die Tendenzen des Nationalvereins, vorzugsweise eine Rechts- und Freiheitspartei, welche den Scheinconstitutionalismus, d. h. den mit Verantwortlichkeit der Volksrepräsentanten und der Beobachtung äußerer constitutionellen Formen gedeckten Absolutismus, entschieden perhorrescirt und ausreichende Garantien für die politische und religiöse Freiheit aller Bürger in der Verfassung und in den Gesetzen niedergelegt, in der Verwaltung durchgeführt haben will.

Waldeck schloß sich nicht sofort der durch das Programm vom 9. Juni 1861 eingeleiteten neuen Parteibildung an, weil der Passus über die deutsche Frage seiner Meinung nach unklar gefaßt war und ihm nicht unbedenklich erschien. Es ist gewiß nicht ohne Interesse denselben in der Erinnerung der Zeitgenossen aufzufrischen, da er gewissermaßen eine Rechtfertigung für die Bildung der nationalliberalen Partei enthält. In wesentlicher Uebereinstimmung mit dem Programm des Nationalvereins erklärte nämlich das Programm der Fortschrittspartei:

„Bei den großen und tiefgreifenden Umwälzungen in dem Staatensysteme Europas haben wir aber nicht minder die klare Einsicht gewonnen, daß die Existenz und die Größe Preußens abhängt von einer festen Einigung Deutschlands, die ohne eine starke Centralgewalt in den Händen Preußens und ohne gemeinsame deutsche Volksvertretung nicht gedacht werden kann."

Erst später trat der Veteran der preußischen Demokratie der neuen Partei bei, deren Programm für den Ausbau des Verfassungsstaates im Wesentlichen alle jene Forderungen sich aneignete, die er selbst unmittelbar nach der Märzrevolution vor den Berliner Wählern als die Lebensbedingungen einer aufrichtig durchgeführten constitutionellen Verfassung hingestellt hatte. Freilich trug das neue Parteiprogramm von vornherein den Charakter eines Compromisses an sich, wie schon die Weglassung der alten demokratischen Forderung des allgemeinen gleichen Stimmrechts bewies, da der Kampf für die Fortentwicklung der Verfassung nur auf dem Boden des bestehenden Staatsrechtes sich bewegen sollte und mußte.

Einer der ersten Unterzeichner des fortschrittlichen Pro-

Digitized by Google

gramms, der Abgeordnete Hoppe — gegenwärtig Geschäftsführer des Centralwahlcomités der Fortschrittspartei — läßt sich in einer Skizze über die denkwürdige Session des Abgeordnetenhauses im August und September des Jahres 1866 über den Charakter dieses Programms in nachstehender bemerkenswerther Weise aus:

„... Aber schon dieses Programm war unter dem von verschiedenen Standpunkten ausgehenden Widerspruch oder der Enthaltung mehrerer bedeutender Männer der Opposition zu Stande gekommen; es war aus vielfachen Nachgiebigkeiten entstanden, und hatte zum Zweck einer Wahlagitation erst nach und nach immer mehr Unterschriften gefunden und Stimmen in sich vereinigt, welche damals noch nicht ahnten, bis zu welcher Schärfe des Conflicts sie mit einander würden ausharren müssen. Ein solches Programm hatte nicht länger als fünf Jahre vorhalten können, auch wenn sich die Zustände so entwickelt hätten, wie man sie 1861 dachte, denn schon bei Ausführung mehrerer der darin erwähnten Reformen hätten sich die Gesichtspunkte und Parteien verschieben müssen."

Die durch die Ereignisse bedingte Parteientwicklung deutet der genannte Abgeordnete ebenfalls bereits an, indem er fortfährt: „Aber auch dieses Glück der verhältnißmäßig ruhigen Reformgesetzgebung war weder dem Lande noch dem Fortschrittsprogramm gegönnt, schneller und schneller in immer steigenden Verhältnissen entwickelte sich der große Streit um die Verfassung und aller in ihr niedergelegten Grundsätze des Rechtsstaates, und als im Februar d. J. (1866) die dritte Session der achten Legislaturperiode zu Ende ging, war die Fortschrittspartei des preußischen Abgeordnetenhauses nicht mehr, was sie nach den Wahlen von 1861 gewesen war."

Hatte schon während der sogenannten Conflictszeit das Programm der Fortschrittspartei eigentlich nur als Sammelpunkt für die Fortschrittspartei gelten können, als ein allgemeines Feldzeichen, welches nicht einmal für alle Parteigenossen dieselbe Bedeutung hatte, so verlor es unter dem Eindruck der Ereignisse von 1866 naturgemäß sogar den Werth eines die liberalen Parteien umschließenden Bandes und fast nur noch der Name, welchen den treu bleibende Stamm zum Unterschiede von den austretenden Genossen festhielt, erinnerte an den Ursprung der unter einem liberalen Ministerium unternommenen neuen Parteibildung. Wenn indeß die Anfänge der nationalliberalen Partei in jene Session von 1866 — oder vielleicht noch früher bis zu den Forkenbeck'schen Amendements zum Militärgesetze — zurückreichen, die eigentliche Trennung der großen liberalen Partei, welche in den sechziger Jahren fast die gesammte Volksvertretung umfaßte, vollzog sich erst im constituirenden Reichstage, und es zeugt von der bodenlosen Ungeschicktheit der Graf Eulenburg'schen literarischen Dienstmannen, daß in den Hetzartikeln gegen die Fortschrittspartei dieser Umstand gänzlich ignorirt wird. Erst der Streit um die Norddeutsche Bundesverfassung rief die strenge Scheidung zwischen Fortschrittspartei und nationalliberale Partei hervor, die später in dem sogenannten Antrage der Abgeordneten Waldeck, Virchow, Hoverbeck auch einen programmmäßig formulirten Ausdruck fand.

Es liegt außerhalb des Bereichs der Aufgabe, die wir uns gestellt, die Bedeutung und Tragweite dieser Scheidung, die im preußischen Abgeordnetenhause durch den Hinzutritt der Abgeordneten aus den neuen Provinzen, im Reichstage durch die Mitglieder aus den andern deutschen Staaten bis zu einem prinzipiellen Gegensatz verschärft wurde, hier näher zu entwickeln und weiter zu verfolgen. Für das Ziel, das wir uns gesteckt, genügt der Nachweis, daß das Programm der Fortschrittspartei, wie es schon in der Conflictszeit seine ursprüngliche Bedeutung nicht beibehielt, heute kaum noch den Rahmen mehr abgibt für die alte, unter diesem Namen fortbestehende Partei, deren Zusammenhang lediglich in ihren alten Traditionen wurzelt. Freilich sind diese Traditionen nicht immer mächtig genug gewesen, um die äußere Lockerung — die Ausscheidung einer Anzahl von Mitgliedern — und die innere Trennung — die verschiedene Abstimmung bei Prinzipienfragen — zu verhüten, im Allgemeinen aber wird der Fortschrittspartei das Zeugniß gegeben werden müssen, daß sie auch ohne streng formulirtes Programm mit Würde und Entschiedenheit die Forderungen des Rechts- und Freiheitsstaates stets vertreten hat. Auch in der nationalliberalen Partei sind Männer genug vorhanden, welche die Forderungen des Rechts und der Volksfreiheit als wesentliche Complemente für die nationale Einheit betrachten, aber nicht immer waren sie einsichtig genug, um die Grenze zwischen den Anforderungen des Verfassungsstaats und den Rücksichten auf den leitenden Staatsmann, bezw. des Ministeriums innezuhalten, oder sie waren nicht im Stande, die große Schaar von Genossen aus den verschiedensten Lagern, die sich unter der nationalen Flagge um sie versammelt, zusammenzuhalten. Wir unterschätzen auch keineswegs die Verdienste, die sich namentlich in der letzten Reichstagssession die nationalliberale Partei erworben hat, um die reactionären Zumuthungen mit Erfolg abzuwehren.

Nicht zu verkennen ist aber, daß beide Flügel der großen liberalen Partei, welche als der Kern, d. h. die große Mehrheit des deutschen Bürgerthums, zu welchem wir recht eigentlich die fleißige Arbeiterbevölkerung unseres Vaterlandes rechnen, betrachtet werden müssen, eine große Unterlassungssünde begangen haben, indem sie versäumten, das ursprünglich gemeinsame Programm, welches unter ganz anderen Voraussetzungen und Verhältnissen ergangen war, zu erweitern und zu präcisiren. Unter dem Eindruck der großen Ereignisse des Jahres 1870 genügte allerdings noch die Berufung auf das allgemeine Programm, um die Mehrheit der deutschen Nation und des preußischen Volkes in den alten Lagern zu sammeln und liberale Majoritäten in die Volksvertretungen zu entsenden, und 1873 bildete bekanntlich der sogenannte Culturkampf die Signatur der Wahlen, der in seiner ferneren Entwicklung die große Masse der katholischen Bevölkerung, die sich früher ebenfalls in Demokraten oder Liberale und Conservative gesondert, von den übrigen Parteien gleichsam ausschied.

Die Verschiedenheit der Anschauungen innerhalb der liberalen Partei kam immerhin in den Parlamenten noch zum Ausdruck, drang aber durchaus nicht in das Bewußtsein der Wähler. Unter diesen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, wenn den liberalen Parteien sowohl im Abgeordnetenhause wie im Reichstage allmälig die Initiative ganz abhanden gekommen ist; wenn ihr höchster Triumph darin gipfelt, allzu reactionäre Regierungsvorlagen — Strafgesetznovelle — zu verwerfen. Mit einem gewissen Triumph verkündigen nicht selten nationalliberale Organe, daß im Lande ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Fortschrittspartei und Nationalliberalismus nicht bekannt sei; sie übersehen, daß dieser grundsatzlose Liberalismus, zu dem sie sich Glück wünschen, nur dazu dient, dem politischen Indifferentismus Vorschub zu leisten, so daß schließlich die politischen Wahlen um bloße Personenfragen sich drehen. Durch ihre vornehme Behandlung der socialen Frage, indem sie gegenüber der mächtigen Arbeiterbewegung unserer Zeit eine ignorirende oder gar ablehnende Haltung beobachteten, haben die liberalen Parteien einen großen Theil der arbeitenden Bevölkerung sich entfremdet und in das socialistische, d. h. staatsfeindliche Lager gedrängt, in welchem die Classengegensätze systematisch groß gezogen werden. Der socialistischen Organisation, welche auf die scharfe aus Wahrheit und Dichtung geschickt zusammengefaßte Kritik der gegenwärtigen staatlichen Zustände ein utopistisches Staatsideal aufbaut, schließt sich in noch größerer Geschlossenheit die ultramontane Organisation an, welche die im Culturkampfe seitens der Staatsregierung und der sie bedingungslos unterstützenden liberalen Parteien begangenen Mißgriffe benutzt, um die katholische Bevölkerung fast ohne Unterschied besonderer politischen Meinungen in den Dienst der römischen Hierarchie zu bannen, also für den Ausbau des constitutionellen Staats vorübergehend ganz unfruchtbar zu machen. Die Unklarheit vieler im Grunde des Herzens liberalen Wähler über die Grundbedingungen des Rechts- und

Digitized by Google

Freiheitsstaats, den politischen Indifferentismus, der dadurch in weiten Kreisen begünstigt wird, benutzen die unter den verschiedensten Namen auftretenden Interessentengruppen, zu denen nicht blos die sogenannten Agrarier, die Steuer- und Wirthschaftsreformer, sondern auch die neu gebildeten „Deutsch-Conservativen" gehören, um unter Aneignung liberal klingender Formeln in die von den liberalen Parteien selbstgeschaffenen Lücken sich einzuschleichen und bei den Wahlen eine möglichst zahlreiche Vertretung ihrer Sonderinteressen zu gewinnen. Daß die ihrem innersten Wesen nach streng conservative Regierung solche Bestrebungen, die nur in unmittelbarer Abhängigkeit von ihr selbst gedeihen können, unterstützt, ist schon aus dem natürlichen Grunde erklärlich, daß jede Regierung naturgemäß danach strebt, sich auf eine solche Majorität zu stützen, von der sie keine Bedingungen anzunehmen braucht.

Es ist überaus bezeichnend, wenn gegenüber der Ankündigungen der Parteien Bismarck sans und avec phrase, welche in den Organen der Regierung ganz offen angegriffen werden und welche den bisherigen Gang der Gesetzgebung aufzuhalten drohen, in der liberalen Presse und zwar sowohl in den Organen der Fortschrittspartei als in denen der nationalliberalen Partei das Zusammengehen der beiden Flügel der nationalliberalen Partei auf's Eindringlichste empfohlen wird, um zu verhindern, daß bei den bevorstehenden Wahlen die bisherige liberale Majorität erschüttert werde, was z. B. im Reichstage schon bei dem Verlust von neun liberalen Mandaten der Fall sein würde. Das Selbstbewußtsein ist selbst in fortschrittlichen Kreisen so weit gesunken, daß an eine Eroberung über den gegenwärtigen Besitzstand hinaus kaum noch gedacht wird.

Die Bildung einer compacten, d. h. selbstbewußten, grundsätzlich liberalen Majorität ist aber unerläßlich, wenn die Fortentwicklung unserer Verfassungsinstitutionen und Gesetzgebung im freiheitlichen Sinne, wenn die Ausbildung des Verfassungsstaates im deutschen Reiche und damit die Existenz des Reiches selbst nicht in ernstester Weise gefährdet werden sollen. In der Hand der liberalen Partei aber liegt es allein, dieser sonst unvermeidlichen Gefahr vorzubeugen, und sich eine ununterbrochene Vertretung in dem Parlamente zu sichern. Die liberalen Parteien bedürfen einer geschlossenen Organisation, die vor Beginn einer jeden Wahlperiode innerhalb der Grenzen des allgemeinen Parteiprogrammes in einer der Situation entsprechenden Platform ihren Ausdruck finden muß. In dieser Platform, die vor allen Dingen in knappster Form und in durchsichtig klarer Weise zu allen brennenden Fragen des Tages Stellung zu nehmen hat, ist der Rahmen für die Parteiorganisation gefunden; nur darf dieselbe nicht von den Führern der parlamentarischen Partei einseitig festgestellt werden. Eine wirkliche lebendige, bewußte Theilnahme der Parteigenossen wird nur dann erzielt, wenn alle denkenden, bewußten Anhänger der Partei aufgerufen werden, an der Feststellung der „Platform" mitzuwirken, was am besten durch Berufung einer allgemeinen Delegirtenversammlung an einen bestimmten Ort — wir denken durchaus nicht an Berlin — geschieht. Man wende nicht ein, daß der Zusammentritt einer solchen Delegirtenversammlung, welche allerdings die Bildung localer Wahlvereine voraussetzt, mit allzugroßen Schwierigkeiten, mit Opfern an Geld und Zeit verbunden ist. Was die ultramontane Partei, was die Socialisten, die in diesem Jahre in Gotha wieder einen Congreß abgehalten haben, zu leisten vermögen, werden die liberalen Parteien, die legitimen Vertreter des deutschen Bürgerthums, wohl auch zu Stande bringen können. Die Delegirten, die Apostel der liberalen Platform, werden naturgemäß die Träger der Wahlbewegung werden, die dadurch von ihrer bisherigen Unklarheit und Verschwommenheit verlieren und am meisten dazu beitragen wird, die große Masse der indifferenten Wähler aus ihrer Lethargie aufzurütteln und zur Theilnahme am öffentlichen Leben, zunächst an den Wahlen zu spornen. Der Verfasser dieses Aufsatzes, obgleich dem linken Flügel der Fortschrittspartei angehörend, ist einem Zusammengehen mit der nationalliberalen Partei durchaus nicht abgeneigt; er würde sich aber erst dann von einem solchen Früchte versprechen können, wenn beide Flügel der liberalen Partei auf Grund einer bestimmten, der Situation angemessenen Platform sich organisiren würden, deren Grundsätze in das Bewußtsein der Anhänger eingedrungen sind. Wenn dies erst der Fall sein wird — und auf das Ziel hinzuwirken scheint uns die Hauptaufgabe der bevorstehenden Wahlen — dann werden die vereinigten Liberalen nie mehr den Ansturm und Widerstand der vereinigten Socialisten, Ultramontanen, Ministeriellen und Reactionäre aller Nüancen zu fürchten haben; sie werden, durch die Erkenntniß und das Bewußtsein der großen Mehrheit der Nation getragen, auch in den Volksvertretungen über eine unerschütterliche, compacte Mehrheit gebieten, die im Stande ist, aus der bloßen Abwehr reactionärer Zumuthungen und der Geltendmachung unberechtigter Sonderinteressen zu zu einer thatkräftigen Initiative im freiheitlichen Sinne überzugehen und in erster Linie das nächste Ziel zu erstreben: die Einsetzung einer solchen Regierung, welche mit der Mehrheit der Volksvertretung in principiellem Einvernehmen sich befindet.

Literatur und Kunst.

Macaulay als Redner und Staatsmann.*)

Die Höhe, auf welcher wir den Schriftsteller Macaulay sehen, hat er als Redner nicht ganz erreicht. In letzterer Hinsicht gestand er selbst seinem Zeitgenossen Brougham den Vortritt zu, dessen großer Aerger es doch war, daß Macaulay ihn unter den Mitarbeitern der „Edinburgh Review" ausstach, sobald er sich nur zeigte. Ebenso konnte der Letztere als Staatsmann wohl schon deshalb nicht bis zum ersten Range vordringen, weil der politische Ehrgeiz in ihm von dem literarischen überwältigt und niedergehalten wurde. Gleichwohl hat er sich auch in der praktischen Politik und in der Parlamentsberedtsamkeit hinlänglich hervorgethan, um einen Versuch zu lohnen, aus dem reichen Stoffe seiner Lebensbeschreibung durch George Otto Trevelyan die dahin gehörigen Aufschlüsse kurz zusammenzustellen.

Beim Redner spielt das Aeußere bekanntlich eine Rolle, die es beim Staatsmann in weit geringerem Grade und beim Schriftsteller gar nicht spielt. Schicken wir daher etwas über Macaulays Erscheinung voran. Sein Neffe meint, er sei nie besser beschrieben worden als in der Einleitung zu einer ephemeren Zeitschrift, welche er mit andern Studenten zu Cambridge herausgab. „Herein trat ein junger Mensch von kurzer männlicher Figur, wunderbar aufrecht, ein schlechtes Halstuch um und eine Hand in der Westentasche. Regelmäßiger Schönheit konnte er sich kaum rühmen; aber man pflegt ihre Abwesenheit ja eben nicht zu beklagen in einem Gesicht, das viel Geist oder Humor oder beide zugleich ausspricht." Macaulay hatte ein massives Haupt und ziemlich grobgeschnittene starke Züge, aber so ständig erhellt von jeder frohen oder edlen Erregung, daß wenig darauf ankam, wenn sein Antlitz in der Ruhe auch mehr ansprechend als hübsch erschien. Wer ihn an einem Tische sitzend sich unterhalten sah, dem gefiel er gewiß vollkommen; stand er auf so zeigte sich, daß seine Statur zu kurz und dick war. Als Lady Lyndhurst ihm in Holland House zum ersten Mal begegnete, im September 1831, sagte sie: „Mr. Macaulay, Sie sehen so ganz anders aus, als ich erwartete. Ich dachte, Sie wären dunkel und schlank, aber Sie sind ja hell, und wirklich, Mr. Macaulay, Sie sind fett." Er saß und stand jederzeit strack, voll und breit;

*) Siehe Nr. 26, 1876 „Macaulay als Schriftsteller".

Digitized by Google

der Bildhauer Woolner, von dem die Statue in Cambridge ist, hat nach dieser Seite hin leider den hervorstechendsten Zug seiner äußeren Erscheinung verfehlt. Er kleidete sich nachlässig, aber nicht schlecht. Sein Zeug saß übel, aber es war von gutem Stoff, und seine Garderobe stets enorm überfüllt. In seinen späteren Jahren legte er sich eine unerschöpfliche Sammlung hübscher gestickter Westen zu, die er mit viel Wohlgefallen zu betrachten pflegte. Alle äußeren Dinge behandelte er mit merkwürdigem Ungeschick. Als er einmal wegen einer verletzten Hand zum Barbier schicken mußte, und dieser auf die Frage nach der Bezahlung antwortete, er möge ihm geben was er immer dem gebe, der ihn rasire, sagte Macaulay: „Dann müßte ich Ihnen eine große Schramme über jede Backe ziehen." Körperlich war überhaupt wohl kaum einer seiner Landsleute in gleich günstiger Lage so unentwickelt wie er. Er konnte weder schwimmen, noch rudern, noch fahren, noch Schlittschuh laufen, noch schießen, und empfand darüber nicht das leiseste Bedauern. Selten bestieg er ein Pferd und niemals von freien Stücken. Zu der Zeit, wo er als Mitglied des Cabinets in Windsor bei der Königin zu thun hatte, erfuhr er, daß ein Reitpferd zu seiner Verfügung stehe. „Wenn Ihre Majestät mich reiten zu sehen wünscht," war seine Antwort, „so muß sie einen Elephanten vorführen lassen." Der Prinz von Wales könnte ihn jetzt damit beim Worte nehmen. Die einzige Leibesübung, von der man behaupten kann, daß er sich in ihr auszeichnete, war das Wandeln durch dichtes Straßengedränge mit den Augen auf ein Buch geheftet. Man konnte ihn erblicken, wie er über Oxford Street und Cheapside spazierte, beinahe so schnell gehend wie andere Leute gehen, und bedeutend schneller lesend als irgend ein Anderer konnte. Als Fußgänger war er in der That über dem Durchschnitt. So lange er seine volle Kraft behielt, war er zu Hause so gut wie draußen stets auf den Beinen. Seine Gewohnheit beständig herumzulaufen entwickelte in ihm eine solche Fähigkeit das Material zu unterscheiden, auf welches seine Füße traten, daß er es durch doppelte Matten und einen dicken Teppich heraus erkannte.

Macaulays Persönlichkeit hatte demnach weder etwas Imponierendes noch etwas besonders Anziehendes oder Pikantes. Sie stand seiner Wirksamkeit als Redner höchstens nicht geradezu im Wege; unterstützen konnte sie dieselbe nicht.

Was dann ferner seine Mittheilungsgabe betrifft, das was die Engländer mit einem nicht völlig übersetzbaren Worte the delivery nennen, so war es damit eher umgekehrt. Ein unendliches Bedürfniß mündlicher Mittheilung beherrschte ihn von Jugend auf dergestalt, daß er seine Laufbahn mit der Redseligkeit begann, in welche die der meisten Menschen ausläuft, wenn die concentrirte innere Arbeit des Geistes mit dem Alter aufhört. Sprechen war die einzige nicht hinlänglich in Schranken gehaltene Leidenschaft, welche wir an ihm kennen. Aber sie befriedigte sich schon im häuslichen Kreise reichlich; er brauchte nicht einmal eine Frau zu nehmen, um ein stets williges Opfer für seine Gesprächsergüsse zur Hand zu haben, da seine Schwestern sich nur zu gern von ihm vorerzählen ließen; und wie ihn dann die ersten Beiträge zur „Edinburgh Review" berühmt gemacht hatten, öffneten sich ihm die Salons von Holland House, Bowood und manchem anderen Sitze der auserlesensten damaligen Gesellschaft, um ihn bald zu ihren anziehendsten Besuchern zu zählen. Sein Ruf als „Sprecher" stieg eben so hoch wie sein Ruf als Schriftsteller. Dies hat, möchte ich glauben, das Verlangen nach eigentlich rednerischen Lorbeern schon vorab in ihm abgestumpft. Das Bewußtsein einer etwas gewöhnlichen äußern Erscheinung, verbunden mit einem nicht geringen Stolze, trieb ihn, seine Triumphe am liebsten im Schoße seiner Familie zu suchen, wo er nicht erst aufzufallen brauchte, um zu gefallen. Was dann noch an Erfolgshunger übrig blieb, sättigte die halb politische, halb literarische Geselligkeit seines Kreises. Empfänglich wie er ohne Zweifel für sociale Beliebtheit war, gab er doch früh dem häuslichen Verkehr den Vorzug vor jedem anderen, und es ist charakteristisch, wie er schon in seinen zwanziger Jahren an den gefeiertsten Schöngeistern seiner Zeit, Jeffrey und Sidney Smith, nichts höher zu rühmen fand, als daß sie ihre Unterhaltungsgabe auch den Ihrigen daheim verschwenderisch zugute kommen ließen.

Ohne diese Abstumpfung des vorwärts drängenden Triebes hätte ein Mann von Macaulays Anlagen und Eigenschaften es als Redner weiter bringen müssen. Weit genug brachte er es ja auch so. Sein erstes zweimaliges Auftreten im Unterhause während der Session von 1830 rief allerdings noch keinen erheblicheren Eindruck hervor. Aber als er am 2. März 1831 für die Tags vorher von Lord John Russell eingebrachte Reformbill gesprochen hatte, ließ der Präsident ihn zu sich rufen und versicherte ihm, er habe das Haus noch nie in solcher Aufregung gesehen. Das will denn doch etwas sagen! Wie Macaulay selbst damals die Aussichten auf rhetorischen Erfolg im Hause der Gemeinen ansah, hatte er einen Monat früher seinem Freunde Whewell auseinander gesetzt: „Ich bin ungeduldig auf Praeds Debüt. Das Unterhaus ist eine Stätte, auf der ich Niemanden im Voraus Erfolg garantiren möchte. Ich zweifle sogar hinsichtlich Jeffreys. Es ist die eigenthümlichste Hörerschaft der Welt. Wenn ein Mann gut schreibt, vor Gericht gut redet, oder in Volksversammlungen oder in einem Debattirclub, so wird er im Hause der Gemeinen deshalb eher Unglück haben als Glück. Ein Platz, auf welchem es Walpole glückte und Addison durchfiel, Dundas Erfolg hatte und Burke Mißerfolg, wo Peel jetzt sich geltend zu machen weiß, aber Mackintosh nicht, wo Erskine und Scarlett die Mitglieder in die Speiseräume jagten, wo Lawrence und Jekyll, so ziemlich die witzigsten Leute ihrer Zeit, für langweilig gelten, — das ist gewiß ein sonderbarer Platz. Und doch fühle ich den Geist des Hauses Gewalt über mich gewinnen. Ich fange an gern zu haben, was den Andern um mich herum gefällt, und zu mißbilligen was ihnen mißfällt. Canning pflegte zu sagen, daß das Haus als ein Ganzes mehr Geschmack habe als irgend eines seiner Mitglieder, und ich bin sehr geneigt ihm Recht zu geben."

Drei Jahre lang tauchte Macaulay in der That vollkommen unter in dem Element, das ihn aufgenommen hatte, war vor Allem Parlamentsmitglied und in zweiter Linie Whig. Wäre es so geblieben, so kann man kaum an seiner Erringung der höchsten parlamentarischen Macht zweifeln. Der strenge und überaus urtheilsfähige Jeffrey äußerte sich über eine Nacht aus der zweiten Lesung der Reformbill so: „Keine sehr eindrucksvolle Debatte; mit einer einzigen Ausnahme, aber freilich einer glänzenden. Ich meine Macaulay, der seine früheren Leistungen in Gedrungenheit, Feuer und Kraft überbot, und die Wirkung wesentlich erhöhte durch einen stetigeren und anmuthenderen Vortrag. Die Rede wurde ungeheuer beklatscht, wie sie verdiente, und stellt ihn, denke ich, an die Spitze der großen Redner, wenn nicht der Debatter des Hauses." Ein anderes Mal fand er ihn dann wiederum noch besser. Lord Cockburn nannte Macaulays Rede nicht minder die beste während der drei letzten Abende der zweiten Lesung, und Sir James Mackintosh schrieb aus dem Büchersaal des Unterhauses: „Macaulay und Stanley haben die beiden besten Reden gehalten, die im Parlament je vorgekommen sind", indem er hinzufügte, man müsse in ihnen die Führer der nächsten Generation erkennen, wo nicht schon der gegenwärtigen.

Dieses Ziel sollte der erstgenannte von den beiden jedoch nicht erreichen. Es zog ihn so weit an, daß er verschmähte sich durch seine Feder ein unabhängig machendes Einkommen und Vermögen zu erwerben, und lieber zuerst von einem ihm wohlwollenden Toryminister ein kleineres Amt annahm, dann von der Whigregierung der früheren dreißiger Jahre erst einen Posten in einem Ministerium, darauf einen Sitz im Hohen Rath von Indien zu Calcutta; — hiermit aber trat auch schon die entscheidende Wendung ein, welche ihn von der Politik in die Literatur zurückwarf. In der gedanken- und studienreichen Muße seines vierjährigen Aufenthalts unter den Tropen erblaßte der Glanz, der die Führerschaft im Unterhause und den Platz an der Spitze der Regierung in den Augen des jungen Whigpolitikers umgab, und jener dauerhaftere Nimbus, welchen schriftstellerische Unsterblichkeit um's Haupt webt, trug in seiner Seele den Sieg davon. Als er im Jahre 1838 nach Europa zurück-

Digitized by Google

kehrte, war er so gut wie entschlossen, seine Ansprüche auf Ruhm durch ein großes Geschichtswerk zu begründen und nicht durch den Wettlauf mit Brougham, Palmerston und Russell.

Mit der Politik und dem Parlamentsleben war es deshalb noch nicht gleich völlig vorbei. Er trat noch zwei Mal sogar in's Cabinet, 1839 als Kriegsminister, 1846 als Generalzahlmeister. Aber wie beidemale die Whigregierung nicht lange dauerte, war Macaulay fast froher als die triumphirenden Tories. Das dritte Mal, im Januar 1852, ließ er sich nicht wieder verlocken. Auch dem Unterhause gehörte er seit seiner Rückkehr aus Ostindien nicht mehr ununterbrochen an. Edinburg hatte ihm einen seiner Sitze anvertraut, entzog ihm denselben aber bei den Neuwahlen von 1847. Als es fünf Jahre später sein Unrecht an dem berühmtesten zeitgenössischen Träger eines schottischen Namens wieder gutmachte, konnte es nur noch für ein paar Jahre und für seltene Anwesenheit im Hause sein, da eben zu derselben Zeit das Herzleiden ausbrach, welches Macaulay nach achtehalb Jahren überwiegender Kränklichkeit Ende 1859 hinwegraffte. Einzelne bedeutende rednerische Erfolge werden uns auch aus dieser Zeit noch von ihm berichtet; so namentlich der vom 1. Juni 1853, wo eine Rede von ihm noch in der dritten Lesung den schon so gut wie durchgegangenen Toryantrag auf Ausschließung des Master of the Roles vom Unterhause umwarf, — ein sehr gewöhnlicher Gegenstand, aber ein äußerst ungewöhnlicher Triumph parlamentarischer Redekraft. Im August 1857 verpflanzte Lord Palmerston ihn in's Oberhaus. Zum Sprechen ist Lord Macaulay dort indessen nicht mehr gekommen; ein paarmal war er dazu gerüstet, aber die Gelegenheit entschlüpfte dem geschwächten Selbstvertrauen des Greises.

Trevelyan hat einige Zeitungsberichterstatter aus jener Zeit veranlaßt, sich über seines Oheims rednerische Eigenthümlichkeit zu äußern. Am besten hat sie vielleicht Einer, der nicht erst befragt zu werden brauchte, in einer Schilderung jenes denkwürdigen Ereignisses vom 1. Juni 1853 charakterisirt: „Ein Wasserfall von Worten, — das ist die einzig richtige Beschreibung von Macaulays Stil, wenn er einmal warm geworden ist. Und was für Worte! Es war noch nicht vier Uhr Nachmittags; das Mittagsfrühstück kaum verdaut; und die ruhigen, zurückhaltenden Gentlemen vor Vergnügen so wild, wie ein Opernhaus nach der Grisi um zehn. Ihr zweifelt? Seht die Abstimmung: 224 Stimmen gegen 123; und doch hättet ihr, ehe Macaulay gesprochen hatte, fünfzig gegen eins wetten mögen, Lord Hotham werde seinen Antrag durchsetzen. Nach jener Rede flog derselbe so zu sagen kopfüber zur Thür hinaus."

Anziehenden äußern Manieren, darüber sind die von Trevelyan vernommenen Kenner einig, dankte Macaulays Reputation und Autorität im Hause der Gemeinen nichts; was er von Gesten gebrauchte war gerade nicht gewinnend. Seine Stimme war voll und laut, aber ohne die Modulation, das Anschwellen und Sinken durchgebildeter Sprecher. Dagegen waren die Reden meist sorgsam vorbereitet und kamen ohne Weglassung eines einzigen Wortes heraus. Sie waren jedoch durchaus nicht etwa auswendig gelernt; er sprach ebenso fließend und correct in Improvisationen des Augenblicks. Was ihn beredt machte, war die Fülle seines auf Mittheilung angelegten, wohlausgerüsteten Geistes. „Gewalt des Gedankens, der Sprache und der Manier", sagt ein Reporter der „Daily News", „war sein Hauptcharakterzug. Der Zuhörer hatte das Gefühl, als höre er Vorstellungen und Worte in des Redners Schlund gurgelnd um den Vorrang kämpfen. In seinen Reden gab es keine Abstufungen oder Wellen. Er stürzte sich Hals über Kopf mitten in die Sache hinein und hielt seinen lauten, hallenden Schritt bis an's Ende inne ohne Halt und Pause. Diese Vehemenz und Fülle machte Maculay zum Schrecken der Berichterstatter; wenn er einen Gegenstand behandelte, mit dem sie nicht bereits vertraut waren, so rauschten die Namen, Daten und Titel unaufhaltsam über sie hinweg. Er sprach nie gedehnt; er besaß die Gabe jedes großen Redners, in kurzer Zeit viel vorzubringen."

Es wird hiernach keines weiteren Beweises bedürfen, wenn ich sage, daß Macaulay die specifische Größe des Redners nicht besaß, sondern daß sein großer Geist, sein unvergleichliches Formtalent sich nur auch in der parlamentarischen Arena nicht ganz verleugnen konnte. Was der Schriftsteller mit dem Redner gemein hat, besaß er in einer Vollkommenheit wie nur wenige Menschen überhaupt jemals. Wo die Auszeichnung des einen sich von der des andern trennt, hatte er mit zu entschiedener Vorliebe immer auf's Neue den Weg der schriftlichen Mittheilung eingeschlagen, als daß er gleichzeitig die Bahn der mündlichen Mittheilung unter den Ersten am Ziel hätte durchmessen können.

Parallel mit der Rückkehr zu schriftstellerischer Thätigkeit ging bei ihm die Abwendung von der praktischen Politik, aus der er sich in die Historie zurückzog. Er war durchaus nicht ohne Geschmack und Talent für den Betrieb öffentlicher Verwaltungsgeschäfte. Als Bankerottrichter, womit er unter Lord Lyndhursts Patronage seine etwas desultorische amtliche Laufbahn begann, floß ihm die Arbeit flott genug von der Hand, wiewohl gerade die juristische Praxis ihm am wenigsten behagte. Als Kriegsminister besorgte er, was seines Amtes war, mit unzweifelhaftem Geschick und Erfolg. Die hervorragendsten Dienste aber leistete er dem Gemeinwesen wohl in Calcutta. Dort fielen ihm namentlich zwei Aufgaben zu: ein Strafgesetzbuch zu schaffen, und das Erziehungssystem des Landes zu reformiren. Der ersteren entledigte er sich mit Hülfe einiger tüchtiger Fachmänner so ausgezeichnet, daß kundige Kritik das Werk noch über eins der jüngsten und muthmaßlich vollkommensten Strafgesetzbücher stellt, daß des Norddeutschen Bundes nämlich. Ebenso wichtig war seine Entscheidung zu Gunsten eines umfassenden Unterrichts junger Hindus in der englischen Sprache als dem Schlüssel alles modernen Wissens, im Gegensatz zu der Unterstützung einer weit kleineren Zahl beim Studium der orientalischen Sprachen und Literaturen. Was seine Geschäftsbegabung unleugbar belegt, ist die sorgfältige Fernhaltung alles schriftstellerischen Schmucks aus den amtlichen Aufsätzen oder Depeschen, welche er anzufertigen hatte. Es kostete ihm keine Mühe jenen nüchternen und ernsten rein sachlichen Ton anzuschlagen, der im amtlichen Verkehr allein am Platze ist und allein volle Wirkung thut.

Indessen hat Macaulay sich kaum jemals auch nur wochenweise auf Amtsgeschäfte beschränkt. Während der früheren Jahre in England schrieb er nebenher alljährlich mehrere große Aufsätze für die „Edinburgh Review"; in seinem Garten zu Calcutta brachte er Tag für Tag mehrere Stunden, die ihm ohne Zweifel nicht blos die schönsten, sondern auch die wichtigsten des Tages dünkten, mit seinen geliebten Classikern zu; und nur als er nach der Heimkehr einige Zeit den Kriegsminister spielte, mag er die gleichzeitige Arbeit an einem volle Concentration erheischenden großen Geschichtswerk zu schwer gefunden haben. Darum mied er ja eben je länger desto mehr Amt und Parlamentssitz. In der Klarheit über sich selbst, welche der vierjährige ostindische Aufenthalt ihm gab, vergegenwärtigte er sich die streitenden Reize von Politik und Literatur folgendermaßen:

„Ich wundere mich oft," schrieb er seinem Freunde Ellis, „welche sonderbare Berückung Menschen, die etwas Besseres thun könnten, verleitet, ihre Gesundheit, ihren Verstand, ihre Thatkraft an solche Zwecke zu verschwenden, wie die meisten Politiker sie verfolgen. Ich verstehe vollkommen, wenn ein Mann, der sich auf's Debattiren versteht, aber der als Mitarbeiter einer Zeitschrift keine irgend hervorragende Rolle spielen würde, Stanley zum Beispiel, den einzigen Weg einschlägt, auf welchem er zur Auszeichnung gelangen kann. Aber daß ein Mann, vor welchem die Pfade der Literatur und der Politik gleichmäßig offen liegen, der auf jedem der beiden hoffen mag sich hervorzuthun, die Politik wählen und die Literatur aufgeben sollte, däucht mir Tollheit. Auf dieser Seite ist Gesundheit, Muße, Seelenfrieden, das Suchen nach Wahrheit, alle Genüsse der Freundschaft und des Geistesverkehrs; auf jener beinahe sicherer Ruin der Constitution, beständige Arbeit, beständige Sorge. Jedes Freundschaftsverhältniß wird precär, sobald ein Mann sich in die Politik mischt. Er wird zwar gegen die Schmähungen, welche sein Loos sind, am Ende abgehärtet, aber nur durch eine sehr rauhe Zucht.

Digitized by Google

Und wofür läßt sich Einer, der aufstehen und zu Bette gehen könnte nach seinem Wohlgefallen, jedem Studium sich widmen, jeden Genuß sich verschaffen, jeden Platz der Welt besuchen, — wofür läßt er sich zum Gefangenen machen, als ob er im Schuldthurm säße? elf Monate im Jahr in eine Viertelstunde Umkreis von Charingcroß bannen? Nacht um Nacht zehn bis zwölf Stunden festhalten in einer verpesteten Luft, um Reden anzuhören, von denen neun Zehntel unter dem Werthe des ersten besten Zeitungsartikels sind? Wofür bequemt er sich, Tag auf Tag den Morgen über der Themse anbrechen zu sehen, und dann mit brennenden Schläfen heimzuschwanken in sein Bett? Ist es für Ruhm? Wer wollte den Ruhm von Charles Townshend nicht gern hingeben für denjenigen David Humes, den Ruhm von Lord Nord für denjenigen Gibbons, den Ruhm Lord Chathams für denjenigen von Samuel Johnson? Wer kann auf Burkes Leben blicken und das Bedauern unterdrücken, daß er in politischen Bestrebungen Gesundheit und Stimmung verlor, anstatt irgend ein großes dauerhaftes Buch zu schreiben? Wer kann die Briefe an Atticus lesen ohne zu fühlen, daß Cicero ein unendlich glücklicherer und besserer Mensch und um nichts weniger berühmt geworden sein würde, hätte er uns nicht so viele Reden, aber mehr „akademische Fragen" und „tusculanische Erörterungen" hinterlassen, — hätte er die Zeit, welche er im Zanke mit Vatinius und Clodius verbrachte, benutzt um eine Geschichte Roms zu schreiben, welche die des Livius in den Schatten schob?"

Die Einseitigkeit dieser Betrachtung ist dem, der sie anstellte, selbst nicht entgangen; in London, fügte er hinzu, möchten seine Empfindungen wohl auch etwas andere sein, als die hier ausgesprochenen in Calcutta. Allein daß er auch in Calcutta wirklich so empfand, daß der Grundton nachher in London durchaus kein wesentlich verschiedener wurde, spricht eben für die überwiegende Richtung seines Geistes auf Literatur und Historie. Das Pathos des praktischen Politikers fehlte ihm. Sein Ehrgeiz ging nicht dahin, Ideen von Menschenglück oder öffentlicher Ordnung zu realisiren. Er verkehrte nicht ungern mit einer Mehrzahl geistreicher und bedeutender Leute, aber unentbehrlich war ihm nur der bewundernd und liebevoll an ihm hangende eigne häusliche Kreis, und völlig fremd war ihm das Vergnügen, das minder aristokratische Naturen in dem öffentlichen Umgang mit Vielen finden, auf die sie nicht blos wirken, von denen sie auch lernen und ihrerseits sich anregen lassen wollen. Macaulay ist ein erfolgreicher Parlamentsredner und ist Minister gewesen, aber es läßt sich keine einzige Maßregel herausgreifen, welche er hauptsächlich vorgeschlagen oder betrieben hätte. Er ließ in dieser Beziehung die Dinge an sich herankommen, stets bereit seinen Mann zu stehen, wenn es sich nur nicht um eigentliche Initiative handelte. Daher lag ihm auch der Kleinbetrieb des öffentlichen Lebens so ausnehmend fern, der doch ganz unentbehrlich ist für die Durchsetzung selbst der größten und einleuchtendsten Pläne. Es fiel ihm niemals ein, in eine Zeitung zu schreiben oder einen anderen Vortrag zu praktischen Zwecken zu halten als auf den feierlichsten nationalen Stätten bei völlig regelrechtem Anlaß und Hergang, oder seine Bekannten und Anhänger in Bewegung zu setzen, daß sie ihm dies oder das zu Stande bringen helfen. Im Mittelpunkt der Whigpartei, umgeben von den großen Kämpfern für Unterhausreform, für freihändlerische Zölle, für friedfertige äußere Politik, hielt er sich kühl und vornehm fern von jeder directen Theilnahme an der Werbung um die Gunst der Massen. Er vertheidigte das gute Recht der Agitation in einem freien volksthümlichen Staatswesen schlagender als Cobden oder Bright, aber er verschmähte ebenso spröde es zu benutzen wie der steifste alte Toryjurist. Er hatte eben keinen Werth für die Leistungen, an welche er seine Kräfte zu setzen gewohnt war. Er war lebenslang ein Einzelkämpfer; ein literarisch-politischer Achilles, kein moderner Feldherr oder Generalstabschef auf dem Felde der Politik.

Nur wenn Macaulay die Kunst des wirksamen Schreibens niemals in sich entdeckt hätte, wenn der Zufall ihn gleich an der Schwelle des Erwerbs- und Berufslebens gepackt hätte, um ihn Hals über Kopf in die parlamentarische Praxis zu schleudern, ohne daß dann auch eine länger dauernde Entfernung von London ihn zum Bewußtsein seiner eigentlichen Bestimmung gebracht haben würde; oder in dem anderen Falle, daß zu seiner Zeit der literarische Erwerb noch ebenso unsicher und niedrig geschätzt gewesen wäre wie in den Tagen Burkes, möchte die Politik ihr ganz oder vorzugsweise haben hinnehmen und festhalten können. Wie hoch er dann bei seiner ebenso gewaltigen als zu harmonischer Entwicklung angelegten Geisteskraft gestiegen wäre, läßt sich nur ahnen. Vielleicht ist den Engländern in ihren praktischen Interessen damit etwas verloren gegangen, Aber in ihrem Besitzstand an unverlierbaren Geistesschätzen sind sie hierfür mehr als entschädigt worden, und der übrigen Welt und Nachwelt ist es sogar reiner Gewinn.

A. Lammers.

Hamerlings „Aspasia".

Dieser Roman erschien als Festgabe zu Weihnachten 1875.

Wir saßen in dem eleganten Salon einer der Heldin wohlverwandten Dame, welche mit einschmeichelnder Stimme das letzte Capitel vorlas; nebenan sangen die Kinder mittelloser Eltern, denen ein fröhlicher Christabend bereitet worden war, alterthümliche Weihnachtslieder mit slavischen Texten. Die Vorleserin lehnte in einem unbequemen Fauteuil von reinsten Renaissanceformen unter einem Gaslüstre in egyptischem Stil; rechts von ihr blickte unsere liebe Frau von Milo verwundert nach dem widerwillig betenden Knaben von Guarnerio, links prangte an der Wand unsere liebe Frau di san Sisto neben Kaulbach-Arbues über blühenden Blumen, deren Heimat in den Thälern des Himalaya und auf den Höhen der Alpen zu suchen wäre. Die Vorlesung nahte ihrem Ende; die schöne Vorleserin sprach noch mit ungeduldiger Hast die Schlußworte der personificirten Akropolis: „Erhaben bin ich über das wechselnde Loos der Menschen und ihr kleinliches Elend. Ich leuchte durch die Jahrhunderte. Ich bin immer wieder da. Ich bin wie das zaubervolle Licht über den Bergen von Hellas, und wie der ewige Glanz der Gewässer in seinen Golfen!" — — Dann warf sie das Buch auf den Flügel, wo schon in gefälliger Unordnung Overbecks „Pompeji", das „Journal amusant" und Schopenhauers „Vierfache Wurzel des zureichenden Grundes" über einem Haufen von Noten lagen, von deren Titeln nur ein Lied von Sebastian Bach und ein neuer Wiener Walzer sichtbar waren. Dieser Wirrwarr von Jahrhunderten und Gegensätzen mochte durch das Gefällige seiner Unordnung noch so anmuthig berühren, bei der Erinnerung an das Zeitalter der Parthenonbauer, der Antigonedichter, der Zeusbildner schrumpfte dennoch das freundliche Bild der weitumfassenden Lexikoncultur unserer Gegenwart zu seiner wahren Kleinheit zusammen.

So zersplittert, so formlos ist unsere eitle Lexikonbildung geworden, daß wir kaum mehr den Mangel eines modernen Ideals fühlen, daß wir bald mehr bei der Lampe historischen Wissens als bei dem Sonnenlichte unseres Tages sehen, daß unsere größten Talente mit kühler Unbefangenheit ihre Stoffe und Formen aus fremden Gräbern der Geschichte holen dürfen, wenn sie ihrem Volke eine neue Dichtung schenken. Darum wird auch dessen Urtheil über ein neues Geschenk seiner dichterischen Freunde niemals einstimmig klingen, denn unsere Gelehrtendichter schaffen emsig mit oder ohne Bewußtsein an einem gefährlichen Werke, an einer exclusiven Literatur für Literatoren und solche, die es werden wollen, sie setzen dem Volke anstatt des Brotes Caviar, nichts als Caviar und immer wieder Caviar vor, sie dürfen sich darum nicht wundern, wenn wir, die ungelehrten Deutschen, endlich müde werden, wenn wir unbefriedigt einfache Nahrung fordern.

So denken wir; freilich aber gibt es viele Tausende gebildeterer Menschen, Tausende Bücherleser, Bücherkäufer und „Töchter höherer Stände", welche mit Erfolg ein Dutzend von gelehrten Schulclassen absolvirt haben, Leute, in deren lexikalisch

Digitized by Google

überfülltem, mehr oder weniger geräumigem Kopfe nun bunte Bildungsreminiscenzen ihren Spuk treiben, kurz es lebt außer uns noch das ehrenwerthe Geschlecht der Bildungsphilister. Der Bildungsphilister ist der würdigste und verständnißinnigste Leser unserer Literatorenliteratur, zugleich der dankbarste, denn es freut ihn, daß wir's so herrlich weit gebracht; er findet die gelehrte Dichtung schon deshalb schön, weil er stolz darauf ist, ihre Sprache zu verstehen; er weiß sehr wohl die griechischen Worte zu deuten, welche mit edelmännischer Würde den „gemeinen Mann", d. h. die Allgemeinheit von einer „Aspasia" zurückschrecken, er labt sich mit lächelnder Ueberlegenheit an so vertrauten Worten wie: Daduch, Symposiarch, Chorage, Asphodilos und — Ithyphaller.' Der Bildungsphilister geräth in freudige Aufregung, wenn er in der fortlaufenden Erzählung eines deutschen Romans auf wohlbekannte Stellen aus Sophokles, aus Aristophanes, aus Thukydides, aus Plato und Plutarch stößt, und diese Stellen mit der Fertigkeit eines Mosaikkünstlers zu Verzierung des Bildes benutzt wurden; und wenn er gar den großen Dichter bei der Schöpfungsarbeit der Antigone belauschen darf, wenn die Entstehung des unsterblichen Erosgesanges in so moderner Weise vor sich geht, daß Sophokles das hingeworfene Wort einer Freundin durch schelmische Aufnahme in den Chorgesang vor dem versammelten Griechenland wiederhallen läßt; wenn die technischen Baugeheimnisse des Parthenon uns in kunsthistorischen Gesprächen mit der vollen Detailkenntniß der heutigen Wissenschaft mitgetheilt werden; wenn der alte Baumeister Iktinos schon im fünften Jahrhunderte vor Christi Geburt mit dem sarkastischen Wort: „Also Säulen von Lehm, von Teig oder Butter?" — die späteren, landläufigen Erklärungen der jonischen Capitälsform abfertigt, wenn die überlieferte liebenswürdige Fabel von der Erfindung des „epochemachenden" korinthischen Capitäls vor seinen Augen zur schönen lebendigen Wirklichkeit wird: dann schwelgt der Bildungsphilister in der Fülle seiner mühsam erworbenen Gymnasialweisheit und dankt dem Dichter für so distinguirten Genuß.

Wir Andern freilich, die wir keine Veranlassung fühlen uns so hoher „Gebildetheit" zu rühmen, wir sind blind für derartige Vorzüge und hofften mit Recht auf eine voraussetzungslose Dichtung, auf eine neue poetische That unseres verehrten Robert Hamerling; unsere Hoffnung wurde nicht vollständig erfüllt. Waren wir aber auch durch den eingestandenen Mangel an historischer Bildung verhindert, den Roman mit uneingeschränkter Freude zu begrüßen, so verlangt doch die Persönlichkeit des Dichters, daß wir uns im Urtheil auf seinen Standpunkt zu versetzen suchen; der Autor des „Ahasver in Rom", der Sänger der „Venus im Exil" hat ein zu dauerndes Recht auf unsere Dankbarkeit, als daß wir nicht ihm zu Liebe einige Lectionen über griechisches Alterthum sollten vertragen können.

Nun verdient er neuen Dank für die Wahl seiner Heldin; Aspasia, eine der idealsten Frauenerscheinungen der Menschengeschichte, ein geniales Weib von unantastbarem Lebenslauf, steht bei Hamerling zum ersten Male auf dem gebührenden Marmorpiedestal, während sie bisher als eine der zweideutigsten Heroinen, bald von feindlichen, bald von faunisch bewundernden Schriftstellern immer im Lichte einer vererbten Geschichtsfälschung erschienen war. Um den Enthusiasmus zu begreifen, den dieses unvergleichliche Weib noch heute durch die Entfernung von Jahrtausenden auszuüben vermag, müßte man bedenken, daß unser ganzes hochmüthiges Geschlecht seit der Renaissance immer bewußter und ehrfurchtsvoller vor der hoheitsvollen Harmonie sich beugt, welche als sogenanntes perikleisches Zeitalter einst Athen zum ewigen Lehrer von Wort und Bild geformt hat, daß dieses sogenannte perikleische Zeitalter keinem glücklichen Zufalle, sondern einer planvollen Leitung seine Existenz verdankt, daß diese Leitung direct von Einem Menschen, dem „Olympier" Perikles, indirect von dessen „Hera", von dem „Salon" der wahrhaft göttlichen Aspasia ausging. Die grenzenlose Ungezogenheit, mit welcher zeitgenössische politische Gegner — worauf der „ungezogene Liebling der Grazien" Aristophanes — die hohe Frau behandelten; die kritiklosen Fraubasereien, mit welchen die Geschichtsanekdotensammler der Kaiserzeit ihr reines Bild besudelten, das waren die Fundamente, auf denen später eine christianisirte, schönheitsscheue Geschichtsschreibung einen Pranger für die angebliche Hetäre Aspasia aufbaute. Umsonst hat einmal der alte, liebe Wieland eine Lanze für sie gebrochen; man kannte ihn und sein Faible für schöne Sünderinnen, man blieb bei dem alten Vorurtheil, bis in unsern Tagen der Historiker (Adolf Schmidt) und der Dichter gleichzeitig für die bestverleumdete Griechin eintraten. Eine unbeachtete Thatsache sei hier nebenbei erwähnt, die bezeichnend ist für die Lieblingsmaterie menschlicher Klatschsucht. Es war ja dieselbe Clique, eine Bande von altgriechischen Junkern, Oberpriestern und Radicalen, welche ihre Pfeile gegen Aspasia, gegen Perikles und ihre Freunde richtete. Dieselbe Clique beschuldigte den Perikles des Diebstahls, den Phidias des Diebstahls, den Sokrates der Verführung, dieselbe Clique, welche die Aspasia der Hetärie und Kuppelei angeklagt hat. Machtlos prallten aber die Beschuldigungen von den Männern ab, man hält es kaum der Mühe werth, sie zu vertheidigen, nur das Weib, Aspasia, ist trotz einer feierlichen Freisprechung durch die Geschworenen des hellenischen Volkes noch heute auf der Anklagebank der Alterthumsforscher.

Die Ehrenrettung seiner Heldin wäre an sich kein dichterisches Verdienst Hamerlings, wenn es ihm nicht gelungen wäre, seinen Stoff mit einer einfachen Elasticität zu componiren, die den höchsten Maßstab, den seines Stoffes selbst, aushält. „Durfte hellenisches Leben anders dargestellt werden als mit hellenischer Einfachheit?" In dieser überflüssigen Frage des überflüssigen Vorwortes liegt die Absicht des Dichters deutlich ausgesprochen und seine Absicht hat er in der Composition, aber auch nur in dieser, vollständig erreicht.

Im geistigen Mittelpunkte des athenischen Volkes, im Atelier des Phidias*), treffen die beiden echtesten Griechenseelen, Perikles und Aspasia, zum ersten Male zusammen; es ist der entscheidende Augenblick, in welchem die sieghafte Erscheinung des schönsten Weibes den Plan ihres Lebens beginnen darf, den Cultus der Schönheit zum Ziele der Menschheit zu machen. Einen Bruch mit dem Ueberlieferten, die Unterwerfung unter ihr Ideal fordert und erlangt Aspasia von Allen, die ihr nahen; Perikles, bald ihr Geliebter und endlich ihr Gatte, wird Athen nicht mehr durch Waffengewalt zur Herrschaft über Griechenland erheben, er wird Athen zu der schönsten, und so zu der ersten Stadt machen. Phidias und seine Schüler lassen ab von der übermenschlichen Strenge ihrer Gebilde, sie schaffen ihre Götter menschlicher, damit die Menschen göttlicher werden; die großartigen alten Formen der Tragödie des Aeschylos werden durchbrochen und Sophokles wird etwas Neues auf die Bühne bringen, das Leid des Menschen und die Liebe des Weibes; sogar der häßliche grillenhafte Sokrates — die gelungenste Figur des Romans, eine Quelle feinsten Ergötzens für den Kenner griechischer Philosophie — sogar der verbummelte Wahrheitssucher bringt in täppischer Weise den Charitinnen sein Opfer. Athen blüht auf; keine romantischen kühlen Ritter des Geistes sind die großen Förderer seiner Blüthe, auch nicht orgiastische Prediger einer Emancipation des Fleisches, — nein, harmonisch soll die Freiheit herrschen, das rein Menschliche mit hoher Liebe umfassen, das Dunkle, das Uebermenschliche wie das Thierische mit gleichem Hasse verfolgen. Schon rühren sich die Beschützer des Dunklen, des Barbarischen; die alten Priester der formlosen Fetischgötter können den neuen Tempeln und den neuen Menschengöttern ihre Schönheit und die Gunst des Volkes nicht verzeihen, die gemeinen, sklavischen Griechenweiber, die bisherige Frau des Perikles, die leidige Telesippe, und ihre Freundin, die altjungferliche Elpinike,

*) Hamerling nennt ihn Pheidias, wie er überhaupt nach dem Vorgange der Philologen die griechische Form der Namen restaurirt; ob aber das Volk dabei gewinnt, wenn es an Stelle der eingebürgerten latinisirten Form der griechischen, hebräischen, persischen Eigennamen nun griechische, hebräische und persische Lautverbindungen neulernen muß, das wäre eine wohl aufzuwerfende Frage. Der Bildungsphilister ist auf Seite der Philologen.

Digitized by Google

beneiden die „Ausländerin", die „Modedame", die „Coquette" um den Zauber, mit welchem Aspasia die Männer in ihrem Dienste zwingt; die graubärtigen „Marathonkämpfer", die säbelrasselnde Militärpartei und ihre Generäle wühlen gegen die neue Aera des Genusses, weil sie nur bei Manövern (den gymnischen Spielen) und im Kriege zu brauchen sind; in geheimen Conventikeln agitiren, in Schmähgedichten witzeln, von den Rednerbühnen donnern die vereinigten Reactionäre gegen den Bund der Stürmer und Dränger. Umsonst! Zu fest steht die Herrschaft des Olympiers Perikles über die Athener, zu willig beugt sich der Olympier unter den Geist seiner Aspasia. Die Schönheit siegt; und während in Athen zur Freude von Hellas und zur Bewunderung aller Nachwelt das Symbol des vollendet Schönen, die Akropolis, ihre schwungvolle Säulenordnung emporstreckt, erreicht auch der Schöpfer des Schönsten, Perikles, vollendetes Menschenglück in den Armen des vollendetsten Weibes. Die Menschheit hat — zur stilistischen Qual des Berichters — ihren Superlativ erreicht.

Aber die Sonne duldet kein Weißes! Die Größe des Paares ist nicht frei von menschlichen Zügen; Aspasia ist von zwei Städten Griechenlands beleidigt worden und Perikles läßt die Athener Kriege beginnen, um seinem Weibe eine kleinliche Genugthuung zu verschaffen. Wenig würden die Folgen solcher Thaten den Perikles kümmern; aber die Entwickelung ihrer Charaktere treibt sie bald von einander hinweg. Aspasia schreitet weiter auf ihrer Bahn nach dem Ziele rücksichtsloser Anmuth; Perikles steht zu treu zu ihr, um Manches nicht zu verzeihen, was dem Manne zu vergessen schwer fällt. Daß Aspasia dem Bildhauer den Anblick ihres Leibes gönnt, um ihn nach der Natur formen zu lehren, daß sie in Männerkleidung die Turnschule der Knaben besucht, daß sie in heimlichem Einverständniß mit Sophokles sich hinter den Coulissen herumtreibt und öffentlich — ein Weib in Griechenland! — Komödie spielt, — das Alles hat Perikles auf sich genommen, als er eine Aspasia liebte. Sie jedoch geht zu weit, und er ist ein Anderer geworden. Sie wendet sich von Sophokles bald ab und findet Gefallen an Euripides, sie führt die Kunst der Ueberfeinerung, d. h. dem Verfall entgegen. Und so wie Euripides an Stelle des Größeren, so tritt der Schwätzer Protagoras an Stelle des Sokrates, und die geschickten Bildner der Nippes werden die Schule des Phidias verdrängen. Perikles ahnt den Verfall und wird ernst und immer ernster; noch liebt er Aspasien, aber in seine Seele ist der melancholische Geist einer neuen Zeit eingezogen, er ist ein Wahrheitsucher geworden gleich seinem häßlichen Freunde, er genießt die Liebe nicht mehr unbefangen wie ein Grieche, er fragt wie ein christgermanischer Ingomar nach ihrer Definition.

Eines Tages sah er die neue Liebe eines jungen Barbarenpaares, die sentimentale Liebe der künftigen Geschlechter. Da spricht Perikles: „Es ist als ob dieses Paar sagen wollte: Tretet ab, ihr Beide, von der Bühne, und räumet uns den Platz!" — Noch einmal blickte Aspasia dem Perikles eine Zeit lang in's nachdenklich-ernste Gesicht. Dann sagte sie: „Du bist kein Grieche mehr!" —

Und der schönste Traum der Menschheit ist ausgeträumt; die Priester und die Pest siegen, Phidias stirbt, Perikles stirbt, „einsam saß beim Todtenlager des großen Hellenen, regungslos und marmorbleich, Aspasia." —

Hamerling ist weit entfernt von jener Ruhe der Stimmung, welche Goethe zu dem letzten hellenischen Dichter gemacht hat; er wird zum berufenen Sänger des Hellenismus durch das Unhellenischeste, durch Sehnsucht, durch classisch geformte Sehnsucht nach den alten Göttern. Um so größer erscheint seine Kunst, das Todte zu neuem Leben zu beschwören, die philologischen Schatten mit Fleisch und Blut auszustatten. Selten wohl ist es einem modernen Dichter gelungen, so fremde Geschicke mit dem ganzen Scheine des Lebens vorüberziehen zu lassen; in großen einfachen Gruppen, wie die Gestalten des Parthenonfrieses, schreiten die Menschen seines perikleischen Zeitalters einher, und wenn uns der allzureiche Dichter hier und dort in eine Sackgasse führt, die wir bald wieder in der Richtung des großen Zuges verlassen müssen, so danken wir ihm noch dafür in Erinnerung an die verborgene Pracht, die wir dort erschauten. Noch einmal, selten sind einem modernen Dichter so lebende Bilder gelungen, wie z. B. das zehnte, zwölfte, das dreiundzwanzigste Capitel, die „Trinkkönigin", der „jonische Honigmond" und das „Dionysosfest". Und wohl niemals noch hat ein moderner Dichter die bedenklichsten Situationen mit so keuscher Nacktheit zu schildern vermocht; wie die Broncestatue des „betenden Knaben" im Berliner Museum keusch ist, weil sie von ihrer Nacktheit nichts weiß, die mediceische Venus aber frivol, weil sie durch die Stellung der Hände ein fehlendes Gewand ersetzen will, so ist Hamerlings Poesie gewandlos und keusch. Sie verdeckt nichts, — wenn nicht etwa durch das durchsichtige Gewand der Fremdworte.

Und so wären wir ja pedantisch wieder bei diesem Zuge von gelehrter Fremdheit angelangt, dem einzigen bedeutenden Moment, das uns die Freude an einem neuen Dichterwerk verkümmerte; ein Etwas wie populär gefaßte Noten und Excurse zieht steif mitten durch die Sprache des Dichters und erinnert von Blatt zu Blatt an jenes erste unruhige Gefühl der Zuhörer, als in dem erwähnten Salon vom Geschmacke unserer Uebercultur die Dame den damals neuen Roman uns vorlas. Die schöne Vorleserin ist ein empfindliches Thermometer für die natürliche Wärme einer dichterischen Wirkung; sonst mochte sie nach einem Kunstgenuß den Eindruck sich nie durch Debatten trüben lassen, heute forderte sie zur Urtheilsfällung selbst heraus. Und als der Professor und wir Ungelehrte immer heftiger zu streiten begannen, da legte sie uns lächelnd einen Ring mit geschnittenem Stein zur Betrachtung vor. Mit unglaublicher, mühevoller Fertigkeit hatte der Künstler in einen Sardonyx das Bild einer hundertblättrigen Rose eingegraben, der Professor konnte sich vor Entzücken nicht fassen. Die schöne Vorleserin aber schritt zu ihrem Blumentisch, der zur Weihnachtszeit einen blühenden Rosenstock tragen mußte, und brach mit ihrem feinsten Lächeln eine volle duftende Rose und fragte: „Stein oder Blume? Welche Rose von beiden ist Ihnen lieber?"

Fritz Mauthner.

Barthold Georg Niebuhr.

Der 27. August d. J. war der hundertjährige Geburtstag Niebuhrs. Ein Mann, der sich so hervorragende Verdienste um die Wissenschaft erworben hat, und von dem ein so tiefgreifender und nachhaltiger Einfluß ausgegangen ist, wie das bei Niebuhr der Fall gewesen, wird zwar in der wissenschaftlichen Welt nie der Vergessenheit anheimfallen. Und wer, wie er, zugleich als Staatsmann in einer ewig denkwürdigen Zeit seinen Namen in so ehrenvoller Weise verflochten hat mit den Geschicken unseres Vaterlandes, der wird auch in der Geschichte fortleben, und sein Name wird stets zugleich mit denen der Besten der Nation genannt werden. Dennoch ist es nicht allein nicht überflüssig, den hundertjährigen Gedenktag seiner Geburt zum Anlaß zu nehmen, um die Bedeutung dieses ausgezeichneten Mannes in möglichst weiten Kreisen wieder in Erinnerung zu bringen, es ist vielmehr auch eine heilige Pflicht der Pietät, an einem Tage, der uns wie ein Gedenkstein zum Stillestehen auffordert, nicht vorüber zu gehen, ohne uns lebendig zu vergegenwärtigen, was der Mann uns gewesen ist, und was wir ihm zu danken haben.

In diesem Sinne mögen auch die nachfolgenden Zeilen aufgenommen werden. Sie sollen nicht eine erschöpfende und abschließende Würdigung der Persönlichkeit und der Verdienste Niebuhrs geben, so wenig wie sie durch neue Aufschlüsse glänzen sollen. Es ist vielmehr blos darauf abgesehen, Wohlbekanntes und allgemein Feststehendes kurz zusammenzufassen und dadurch wieder in der Erinnerung aufzufrischen.

Niebuhr gehört nicht durch Geburt unserem Vaterlande an. Geboren am 27. August 1776 zu Kopenhagen, trat er, nachdem er von 1794 an in Kiel studirt, dann als Secretär in verschie-

Digitized by Google

denen Stellungen fungirt und endlich zu seiner weiteren Ausbildung sich zwei Jahre in London und Edinburg aufgehalten hatte, im Jahre 1800 in den dänischen Staatsdienst und avancirte im Jahre 1804 zum ersten Director der königlichen Bank.

Bald zog er die Aufmerksamkeit der preußischen Regierung auf sich. Ihren andauernden Bemühungen gelang es endlich im Jahre 1806, ihn zur Annahme des ehrenvollen Rufes nach Preußen zu bewegen, obgleich er sich nur sehr schwer von seinem Vaterlande trennen konnte.

Im September 1806 verließ er Kopenhagen und kam am 5. October in Berlin an, um vorläufig als Mitdirector der ersten Bank und zugleich bei der Seehandlung Verwendung zu finden. Von dem Augenblicke an hat er dem neuen Vaterlande seine ganze Kraft zugewendet und ist ihm auch unter den schwierigsten Verhältnissen treu geblieben. Gleich von vorn herein sollte er Gelegenheit erhalten, seine selbstlose Hingabe in glänzendem Lichte zu zeigen. Kaum eingetreten in seine neue Stellung, mußte er in Folge der Schlacht bei Jena und Auerstädt mit den Behörden die Flucht antreten, die zuletzt bis Memel fortgesetzt wurde. Nach der Schlacht bei Friedland, in Folge deren man die Cassen nach Riga abzugehen beorderte, und es den Beamten frei stellte, zu bleiben oder sich einzuschiffen, glaubte Niebuhr keine Möglichkeit mehr zu sehen, dem unglücklichen Lande ferner nützen zu können, und bat um seine Entlassung, war aber sofort bereit, bis zuletzt auszuhalten, als er sich überzeugte, wie werth seine Dienste gehalten wurden.

Das in ihn gesetzte hohe Vertrauen hat er in der Folge glänzend zu rechtfertigen gewußt. In wie hohem Maße nach dem Tilsiter Frieden, wo die Finanzsachen für den zur Zahlung wahrhaft unerschwinglicher Kriegskosten verpflichteten preußischen Staat geradezu eine Existenzfrage bildeten, seine Geschäftstüchtigkeit anerkannt und geschätzt wurde, beweisen die Anstrengungen, die gemacht wurden, um ihn trotz seiner wiederholten Anträge auf Entlassung aus dem Staatsdienst darin festzuhalten, und das aufrichtige Bedauern, mit dem ihm diese Entlassung endlich im im Jahre 1810 bewilligt wurde, als sich die Unmöglichkeit herausstellte, ihn in dieser Sache anderen Sinnes zu machen. Namentlich mußte man auch anerkennen, daß die Gründe seines Austrittes aus dem Staatsdienste höchst ehrenwerthe seien.

Es war nämlich Niebuhr nach seinem ganzen Charakter absolut unmöglich, sich zum Werkzeug von Plänen herzugeben, die er nicht billigen konnte. Nun erschienen ihm aber die finanziellen Grundsätze der damaligen Administration für das Land verderblich zu sein. Worauf sich das bezog, und ob er dabei im Rechte war, kann hierbei unerörtert bleiben. Worauf es hier allein ankommt, ist der Charakterzug, daß er sich nicht entschließen konnte, etwas ausführen zu helfen, was gegen seine Ueberzeugung war. Er äußerte damals, er fühle in sich eine doppelte Fähigkeit, die eine, leiten zu können, die andere, Pläne auszuführen, welche mit seinen Ansichten übereinstimmten; aber er tauge nicht dazu, etwas auszuführen, was nicht mit seiner Ueberzeugung übereinstimme.

Er erhielt die Stelle eines Historiographen an Johannes v. Müllers Stelle, und zwar mit der ehrenwerthen Weisung, daß er dem Minister Hardenberg und dem Finanzministerium mit Rath und Gutachten wenn nöthig an die Hand gehen werde.

Er hatte nun volle Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten, und damit war ihm einer der sehnlichsten Wünsche seiner Jugend erfüllt. Wissenschaftlichen Arbeiten hatte er schon von frühster Zeit her mit großem Eifer obgelegen, und sein Riesengedächtniß, das nie etwas vergaß, was er einmal gelesen, war ihm hierbei in ausgezeichneter Weise zu Hülfe gekommen. Nachdem er schon in dänische Staatsdienste getreten, wurde ihm noch eine Professur an der Universität Kiel angeboten, und er wäre wohl befähigt gewesen, sie zu versehen. Er betrachtete aber diese Berufung als eine Bevorzugung, die er in seiner Bescheidenheit damals noch ablehnen zu müssen glaubte, um einem namhaften Gelehrten in seiner Laufbahn nicht hinderlich zu sein. So blieb er zunächst Geschäftsmann, blieb aber immer zugleich Mann der Wissenschaft und fand in der regen Beschäftigung mit derselben seine beste Erholung und Erfrischung von geistiger und körperlicher Abspannung.

In demselben Jahre nun, wo er volle Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten erhalten, wurde die Berliner Universität eröffnet, und es erging an ihn die Aufforderung, sich mit Vorlesungen an derselben zu betheiligen. Er las über römische Geschichte. Die Zeit, in welcher er sich zu den Vorlesungen vorbereitete, sie ausarbeitete, vor einem zahlreichen und zugleich höchst gewählten Publicum hielt, und sie nachher zum Druck fertig machte, war der Anfang einer der glücklichsten Epochen seines Lebens. Aus diesen Vorlesungen erwuchs das epochemachende Geschichtswerk, dessen Vollendung er bald als die Hauptaufgabe seines Lebens ansah.

Es war ihm nicht beschieden, dieses Ziel zu erreichen. Zunächst wurde ihm seine Muße bald wieder gestört. Als die Freiheitskriege ausbrachen, ließ es ihn nicht daheim. Er wollte als Freiwilliger in ein Regiment eintreten, folgte dann aber einem Rufe in's Hauptquartier der Verbündeten zu erneuter politischer Thätigkeit. Nach dem Kriege verlor er im Jahre 1815 seine Frau, was ihn so erschütterte, daß er längere Zeit zur Arbeit unfähig war. In den Jahren 1816 bis 1823 war er Gesandter in Rom. Der Aufenthalt in Italien und die unmittelbare Anschauung der Ueberreste des Alterthums war für die Läuterung seiner wissenschaftlichen Ansichten zwar äußerst fruchtbar, doch wurde der Fortschritt seines Werkes insofern äußerlich aufgehalten, als ihm dadurch die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Umarbeitung der noch als unfertig erkannten Erstlingsarbeit zum Bewußtsein kam. Im Vollgefühle der eminenten Schwierigkeit dieser Arbeit, durch welche ziemlich dunkle Gebiete aufgehellt werden sollten, hat er das Werk zwar nie aus den Augen verloren, doch erst als Professor in Bonn sich entschließen können, es ernstlich in Angriff zu nehmen. Nachdem er den ersten Band völlig umarbeitet herausgegeben, so daß von der ursprünglichen Arbeit nur noch wenig erhalten geblieben war, wurde das Manuscript des zweiten Bandes durch einen in seinem Hause ausgebrochenen Brand zerstört und mußte auf Grund der erhaltenen Vorarbeiten erneuert werden, was, Dank dem ihm trefflich zu Statten kommenden seltenen Gedächtniß, binnen sieben Wochen geschah. An der Vollendung des Werkes verhinderte ihn ein frühzeitiger Tod, der ihn am 2. Januar 1831 ereilte. Der dritte Band seiner römischen Geschichte ist aus dem Nachlasse des Verewigten von J. Classen herausgegeben.

Die Wirkung, die Niebuhr sowohl durch seine mündlichen Vorträge, als durch sein schriftliches Werk ausgeübt hat, war eine ganz außerordentliche. Bei Beginn seiner Vorlesungen im Jahre 1810 rechnete er nur auf einen Zuhörerkreis von Studenten. Sehr bald aber gesellten sich demselben die angesehensten Männer Berlins hinzu, von denen man nur Schleiermacher und Savigny zu nennen braucht, um diese Thatsache im rechten Lichte erscheinen zu lassen. Es war, als ob die römische Geschichte mit einem Zauberstabe berührt worden wäre, so viel des Todten war lebendig gemacht, so viel Neues war an das Licht gezogen worden, ja so sehr war überhaupt eine neue Vorstellung erweckt worden, was Geschichtsforschung sei.

Niebuhr selbst äußert über die Geschichtsschreibung früherer Zeiten, daß die Unterwerfung des Geistes und Urtheils unter den überlieferten Buchstaben der alten Schriftsteller es als eine ruchlose Vermessenheit mit Entsetzen betrachtet haben würde, die Glaublichkeit der alten Schriftsteller und den Werth ihrer Zeugnisse prüfen zu wollen. Er hat nun zwar nicht zuerst den Muth gehabt, in dieser Beziehung zu verneinen und zu zerstören, wohl aber ist er es gewesen, der zuerst mit der kritischen Arbeit zugleich das Aufbauen zu verbinden gewußt hat. Indem er sich die Aufgabe gestellt, im Unterschiede von Gibbon die römische Geschichte von ihren dunkelsten Zeiten an darzustellen und diese Darstellung bis in die hellen Zeiten fortzuführen, war es sein Ziel, die ältesten Zustände in ihrer lebendigen Wahrheit zu erkennen. Seine Geschichtsdarstellung sollte sich zu der antiken Welt nicht verhalten wie eine Landkarte zu einem Lande, auch nicht einmal wie eine gezeichnete Landschaft zu einer wirklichen,

Digitized by Google

sie sollte uns vielmehr die antike Zeit gleichsam in voller Gegenständlichkeit vor die Seele stellen, so daß sie an Klarheit und Bestimmtheit der Gegenwart nicht nachstünde. Das war das hohe Ziel, das er sich steckte, und ihm ist er mit allen Mitteln des Scharfsinnes und der umfassendsten, reichsten Gelehrsamkeit nachgezogen.

Demgemäß machte er auch eine höchst folgenreiche und fruchtbare Unterscheidung hinsichtlich der Quellenschriftsteller, denen wir unsere Kunde von der älteren römischen Geschichte verdanken. Er unterschied zwischen dem Gehalt der geschichtlichen Wahrheit, die sie aus den sogenannten Annalisten geschöpft, und dem Firniß unechter Ausschmückung, mit dem jene Wahrheit von ihnen überzogen und verdeckt sei. Diesen Firniß zu erkennen und zu beseitigen, meinte er, müsse dem geübten Auge des Kritikers gelingen. Dazu müsse es sich in Bezug auf die ältesten Zeiten wie das des Gefangenen im Kerker an das Dunkel gewöhnen und sich dadurch in Stand setzen, Dinge zu erkennen und zu unterscheiden, die dem gewöhnlichen Beobachter verborgen blieben.

So hat er denn zur Begründung einer ganz neuen Methode der historischen Forschung und Geschichtsschreibung sehr wesentlich beigetragen. In Bezug auf die römische Geschichte hat man sich bis auf Mommsen fast ausschließlich darauf beschränkt, die von Niebuhr gelieferten Ergebnisse zu prüfen, zu sichten und weiter auszubilden oder auch zu variiren. Seine Ansichten bildeten für die zahlreichen Untersuchungen dieser Art den Ausgangspunkt.

Erst durch Mommsen ist, wie Peter in seinen „Studien zur römischen Geschichte" sagt, jener Zauberstab von Neuem in Bewegung gesetzt und durch ihm die Geschichte wieder etwas Neues geworden. Es sind ihr eine Menge neuer Gebiete oder doch Gebietsstrecken gewonnen, und es ist ihr ein neuer Geist und damit eine neue Gestalt verliehen worden. Namentlich hat er in Inschriften und in der Sprachforschung, von welcher Niebuhr, obgleich selbst ein bedeutender Sprachkenner, doch nach dem damaligen Stande der Wissenschaft noch keinen auch nur annähernd ähnlichen Gebrauch machen konnte, neue Quellen der Erkenntniß entdeckt und flüssig gemacht, ebenso in Denkmälern aller Art, aber auch in den allgemein benutzten Schriftstellern, von denen er bisher übersehene Stellen an's Licht gezogen, am meisten aber dadurch, wie er diesen außerordentlichen Reichthum an Material in Zusammenhang zu bringen und fruchtbar zu machen gewußt hat. Dazu gesellt sich bei ihm eine wahrhaft glänzende Darstellung, die neben allen andern Vorzügen ganz besonders den einer Klarheit und Plastik hat, durch welche die römische Geschichte auf wahrhaft bewunderungswürdige Weise in das Licht der Gegenwart gerückt wird.

Gerade in letzter Beziehung nun ist ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen Niebuhr und Mommsen hervorzuheben. Niebuhr hat den erzählenden Abschnitten untersuchende und begründende zur Seite gestellt, Mommsen hat diese Trennung zwischen Erzählung und Vermittlung derselben mit den Forderungen der Wissenschaft beseitigt und so den Stoff vollständig verinnerlicht und mit dem geistigen Erwerb der Gegenwart durchdrungen, wodurch erst ein der Wissenschaft der Gegenwart entsprechendes Ganze geschaffen worden ist.

Wie nun aber die so überaus glänzende Darstellung Mommsens doch auch ihre Kehrseite hat, wo sie sich weniger als ein Muster historischen Stils von classischer Läuterung ausnimmt, als vielmehr an die Erzeugnisse der Tagesliteratur erinnert, wie sie in Zeiten politischer Leidenschaften mit leicht hingeworfenen Kraftausdrücken Effecte zu erzielen suchen, so haben umgekehrt die Mängel der Niebuhr'schen Darstellung wieder ihre lichte Kehrseite. Bei ihm ist jedes Wort der Ausdruck einer im Läuterungsfeuer sittlicher Auffassung so vollkommen gereinigten Ueberzeugung, daß er ohne Bedenken hat sagen können, er sei bereit, für jedes seiner Worte den Kopf auf den Block zu legen. Dieser tiefe sittliche Ernst, von welchem alle seine Anschauungen auf das Vollkommenste durchdrungen waren, verlieh auch seinen akademischen Vorträgen eine Weihe, daß sich seine Zuhörer gestehen mußten, nicht blos einen großen Maßstab für die Würde wissenschaftlicher Leistungen erhalten zu haben, sondern auch in ihrem sittlichen Wesen gehoben und geläutert worden zu sein.

Daß seine schriftstellerische Thätigkeit einen verhältnißmäßig doch nur geringen Umfang gehabt hat, hängt nicht blos damit zusammen, daß sein Leben nicht ausschließlich gelehrten Studien gewidmet sein konnte, sondern auch sehr wesentlich damit, daß sich Vieles in seinem Geiste ohne jede Unterstützung der Feder zu einem Ganzen ausbaute, was ihm bis in alle Einzelheiten jederzeit völlig gegenwärtig war, und daß er darum weniger als Andere das Bedürfniß fühlte, es sich durch schriftliche Aufzeichnung präsent zu erhalten. So ist es denn gekommen, daß er reiche Schätze des Wissens, welche für die Welt von ungemeinem Werth gewesen sein würden, mit sich in's Grab genommen hat.

Carl Schul.

Die Literatur der Neuprovenzalen.

Von **M. von Sielski.**

(Fortsetzung.)

III.

Im Jahre 1867 suchten spanische Politiker und Schriftsteller, die durch den Bürgerkrieg aus ihrer Heimat vertrieben worden waren, Zuflucht in Avignon. Einer von ihnen, der Catalane Victor Balaguer, der in den Cortes eine Rolle gespielt hat, zur Zeit des Königs Amadeus Minister gewesen ist, und in allerneuester Zeit als hervorragender Führer der catalonischen Föderalisten wieder hat von sich reden machen, hatte in seinem Lande ähnliche Bestrebungen vertreten, wie sie in der Provence von Roumanille, Mistral und Aubanel befördert wurden, und so war die Freundschaft bald geknüpft. Man erinnerte sich der alten staatlichen, der sprachlichen Zusammengehörigkeit, und der Freude über das erneute brüderliche Verhältniß wurde von beiden Seiten lebhaft Ausdruck gegeben.

Dem Dichter Victor Balaguer widmete Mistral sein Gedicht „la Coumtesso" (die Gräfin), welches zuerst im „Armana" für 1867 erschien und bei den Gegnern der provenzalischen Bewegung den heftigsten Anstoß erregte.

Mag hier ein Uebersetzungsversuch seinen Platz finden; das Gedicht ist das schönste und prägnanteste von denen, die Mistrals provenzalisch-patriotischen Gefühlen Ausdruck geben:

Die Gräfin.*)

I.

Eine Gräfin kenn' ich; keine
Gleicht an Schönheit ihr und Muth,
Denn es stammt die Edle, Reine
Her aus kaiserlichem Blut.
Doch verhüllt von feuchtem Scheine
Ist jetzt ihrer Augen Gluth.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Hatte hundert starke Städte,
Zwanzig Häfen wohl am Meer,
Vor den Thoren Olivete
Silberblättrig, segenschwer;
Nimmer wurden ihre Beete
Von der Erde Früchten leer.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

*) Die erste Strophe des Originals lautet:

Sabe, iéu, uno Coumtesso
Qu'es dóu sang emperiau
En bèuta coume en autesso
Cren degun, ni liuen ni aut;
E pamens uno tristesso
De sis iue nèblo l'uiau.
Ah! se me sabien entèndre!
Ah! se me voulien segui!

Digitized by Google

Hatte wohl für Pflug und Spaten
Gottgesegnetes Gefild,
Schnee'ge Berg', aus deren Schatten
Wonn'ge Kühlung Sommers quillt,
Einen Strom für ihre Matten,
Einen Wind, der weht so wild.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Und sie kränzt' auf ihrem Schlosse
Sich mit Oelzweig, Aehren, Wein;
Wilde Färsen, edle Rosse
Grasten ihr am Wiesenrain.
Nichts wollt' sie vom Nachbartrosse,
Stolz genügt' sie sich allein.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Froh sang sie auf dem Balcone
Bis die Sonne niederging,
Und ein Jeder an dem Tone
Ihrer süßen Stimme hing.
Keiner lauscht dem Singen, ohne
Daß vor Liebe er verging.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Dichter ließen da nicht warten,
Schaarten sich zu reichem Kreis,
Schmachtend schon Bewerber harrten
Wenn die Flur vom Reif noch weiß.
Doch dem Demant gleich, dem harten,
Schätzt sie sich zu hohem Preis.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

In ein Kleid von Sonnenstrahlen
War die Schöne leicht verhüllt,
War wie Frühroth, das den fahlen
Himmel rings mit Glanz erfüllt.
Aber dunkle Schatten stahlen
Uns der hohen Fürstin Bild!
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

II.

Denn die Schwester, böse Schwester
Deren Gier das Erb' erregt,
Schließt sie in ein Kloster. Fester
Ist kein Kasten zugehegt:
Dumpf die Klag' verhallen läßt er,
Die an seine Wände schlägt.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Schwarz gewandet sind dort drinnen
Alle gleich, ob jung, ob alt.
Von dem Haupte weißes Linnen
Langer Schleier niederwallt;
Glockenschlag lenkt Thun und Sinnen,
Der für alle gleich erschallt.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Dort gibt's keine Wettgesänge,
Nur das Messeglöckchen schellt.
Keiner frischen Stimme Klänge
Hallen: Stumm ist alle Welt.
Heuchler, Alte sind in Menge,
Denen kaum ein Zahn noch hält.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Wahre, goldne Weizenähre,
Vor der Sichel dich! Hab' Acht! —
Und als läge schon die Hehre
Tiefversenkt in Todesnacht,
Singt man Vespern; mit der Scheere
Raubt man ihr der Haare Pracht.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Doch die Schwester läßt sie klagen;
Sie ist jetzt die Herrscherin.
Die Barbarin hat zerschlagen
Ihr voll Neid das Tambourin,
Nimmt ihr, was die Gärten tragen,
Nimmt des Weingelands Gewinn.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Hat für todt sie ausgegeben.
Hoffend bleibt der Ritter Herz,
Die noch der Gefangnen leben,
Wenn zersprengt auch allerwärts.
Nichts hat sie, den Muth zu heben,
Thränen nur für ihren Schmerz.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

III.

Die, die noch Erinn'rung wahren,
Denen Muth im Herzen haust,
Die, um deren Hütte Sparren
Der Mistral verheerend saust,
Denen Ruhm werth und Gefahren,
Volkserste, stark an Faust. —
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Rufend: „Fort! Macht Platz, ihr Schergen!"
Stürmten an wir, Jung und Alt!
In den Thälern, auf den Bergen
Banner wehten, Schlachtruf hallt'!
Nichts könnt' vor dem Sturmwind bergen,
Ha! das Kloster sänke bald!
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Nieder rissen wir die Wände,
Wo die Nonne Tag und Nacht,
Tag und Nacht ringt ihre Hände
Und verweint der Augen Pracht;
Trotz der Schwester Grimm zum Ende
Würden erdgleich sie gemacht!
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Würden hängen, uns zu rächen,
Die Aebtissin an das Thor,
Würden dann zur Gräfin sprechen:
Alter Glanz, o komm hervor!
Mit der Trauer laßt uns brechen,
Frohsinn, Frohsinn steig empor.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Als die politischen Ereignisse Victor Balaguer gestattet hatten in sein Vaterland zurückzukehren, drückten seine catalanischen Freunde und Parteigenossen den Felibre ihren Dank für die ihm gewährte Gastfreundschaft durch Uebersendung einer silbernen Schaale aus. Diese Schaale, von antiker Form, wird getragen von einem Palmenstamm, an welchem zwei jugendschöne Frauengestalten — Catalanien und die Provence — mit verschlungenen Händen stehen. Um die Schaale herum läuft die

Digitized by Google

catalanische Inschrift: Record ofert per patricis Catalans als felibres Provenzals per la hospitalitat donada al poeta catala Victor Balaguer 1867.

Auf dem Fuße liest man zwei Verse von Balaguer:

Morta diuhen qu'es
Mès jo la crech viva
(Sie sagen, sie sei gestorben
Ich aber glaube an ihr Leben)

und den Refrain des soeben mitgetheilten Mistral'schen Gedichtes:

Ah! se me sabien entèndre
Ah! se me voulien segui.

Wie einst bei unsern Burschenschaften das Trinkhorn unter dem Gesange:

„Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus",

so geht bei den Versammlungen der Felibre diese Schaale unter dem Absingen eines von Mistral gedichteten Liedes im Kreise herum. Da auch Saint-René Taillandier dieses Gedicht als „Chant devenu populaire en Proveme" anerkennt, so sei es gleichfalls in einem Uebersetzungsversuch mitgetheilt. Es lautet:

„Die Bundesschaale." *)

Provencalen, seht den Becher:
Catalanien sandt' ihn her!
Füllt mit Heimatswein ihn, Zecher
Trinkt ihn nacheinander leer.
Heil'ge Schaale,
Schäume, strahle
Aus in deiner Fluth
Alle Gluth,
Die in dir ruht,
Gib uns der Starken Muth!

Wir sind stolzen Volkes Glieder,
Doch vielleicht die Letzten schon;
Sinken die Felibre nieder,
Sinkt auch unsere Nation.
Heil'ge Schaale u. s. w.

Sind vielleicht am alten Holze
Neue Triebe, frisch bezweigt,
Sind die Pfeiler, dem der stolze
Vaterlandesbau entsteigt.
Heil'ge Schaale u. s. w.

Gib uns Hoffnung, Jugendträume,
Gib, daß uns Erinn'rung frommt
Des Vergangnen! Goldig säume
Uns den Blick in's Jahr, das kommt!
Heilge Schaale u. s. w.

Gib uns, daß wir nie vergessen,
Was das Wahre, Gute werth;
Laß uns jenes Glück ermessen
Das des Grabes spotten lehrt.
Heil'ge Schaale u. s. w.

Gib uns, daß mit süßer Weise
Wir besingen was da lebt;
Dichtkunst ist die Götterspeise,
Die uns auf zum Himmel hebt.
Heil'ge Schaale u. s. w.

Auf den Ruhm des Vaterlandes,
Catalanen, trinkt von fern,
Eingedenk des Bruderbandes,
Mit uns wie am Tisch des Herrn;
Heil'ge Schaale,
Schäume, strahle
Aus in deiner Fluth
Alle Gluth,
Die in dir ruht,
Gib uns der Starken Muth!

Im Mai des Jahres 1868 sandte das Felibrige eine Deputation zu den Blumenspielen in Barcelona; und im September kamen die Catalanen nach der Provence, um in Saint-Rémy ihre Bruderschaft von Neuem zu feiern. In dem Hoch, das Mistral hier ausbrachte, bezeichnete er die Aufgabe der provenzalischen Bewegung mit folgenden Worten*):

„Wir wollen, daß unser Volk lerne, daß unsere Väter sich immer als eine besondere Race betrachtet haben. Wissen soll es, daß unsere Vorfahren sich frei und mit Würde an das edle Frankreich angeschlossen haben; mit Würde, das heißt: seine Sprache wahrend, seine Sitten und Gebräuche und seinen nationalen Namen. Es soll wissen, unser Volk, daß, als es gewollt hat, die Sprache die es spricht, die poetische und literarische Sprache Europas gewesen, die Sprache der Liebe, der heitern Kunst, der municipalen Freiheit, der Civilisation. Das ist es, braves Volk, was wir dich lehren wollen: nicht zu erröthen vor irgend wem wie ein Besiegter, dich nicht zu schämen deiner Geschichte, nicht zu schämen deines Vaterlandes, deinen Rang wieder einzunehmen, deinen ersten Rang unter den Völkern des Südens. Und wenn jeder Provenzale und jeder Catalane auf diese Art seine Ehre wieder gewonnen hat, dann werdet ihr sehen, wie unsere Dörfer wieder Städte werden; und wo jetzt nur der Staub der Provinz liegt, werdet ihr die Künste sich aufschwingen, die Literatur wachsen, große Männer erstehen, eine Nation in Blüthe sehn!"

In der Ode an die catalanischen Sänger, in welcher er erklärt, daß die Provenzalen nach dem Willen der göttlichen Vorsehung „einmüthig, offen und ehrlich" zum „großen Frankreich" gehörten, wie die Catalanen „mit Freuden" zum „hochherzigen Spanien", — in derselben bei jenen Festen gesprochenen Ode singt er bereits:

„Es kehrt, ich sag' es euch, dereinst der Tag zurück,
Der auch der kleinsten Stadt gibt alter Freiheit Glück;
In Lieb' die Stämme einig bleiben.
Streckt jemals ein Tyrann die schwarze Kralle vor,
Die Stämme schnellen all' empor
Den frechen Räuber zu vertreiben."

Also eine förderative Vereinigung der verschiedenen Stämme innerhalb und unter dem Namen Frankreichs.

Die „Revue des deux mondes" mußte von jenen Festen zu Saint-Rémy, zu welchen Napoleon III. eine goldene Medaille sandte, anerkennen, daß sie mehr als eine bloße Vereinigung von Freunden der Dichtkunst und Wissenschaft, die Complimente und Toaste austauschen, gewesen seien; daß sie eine volksthümliche Feier waren, an der vor Allem auch die Kirche, wie bei den Festlichkeiten des Mittelalters, mit all' ihrem Pomp theilgenommen habe.

Im Jahre 1868 schrieb Saint-René Taillandier: „Dieses Fest zu Saint-Rémy zeigt in der That, daß die provenzalische Renaissance nicht eine eitle Spielerei ist, da sie solche Echos jen-

*) Erste Strophe des Originals:

Prouvençau, veici la coupo
Que nous vèn di Catalan:
A-de-rèng beguen en troupo
Lou vin pur de noste plant.
Coupo santo
E versanto
Vuejo à plen bord,
Vuejo abord
Lis estrambord
E l'enavans di fort!

*) Boehmer, a. a. O. S. 24. Armana 1869, p. 84.

Digitized by Google

seits der Pyrenäen erweckt; es zeigt aber auch, wie sehr die provenzalische Renaissance unseres Südens von der provenzalischen Renaissance Cataloniens verschieden ist." Catalanien habe politische Zwecke, es sei föderalistisch gesonnen und wolle sich von Spanien ablösen. Die Provence habe nie dergleichen im Auge gehabt und werde es aus tausend Gründen auch nie im Auge haben.

Von diesen tausend Gründen einige gute anzuführen hält der Kritiker für überflüssig. Der einzige Grund, den er anführt, ist schlecht. Er sagt: „Man spricht nicht so von Massillon, von Vauvenargues, von Mirabeau, Thiers, Guizot und Mignet, wenn man im Geheimen das hegt, was unsere deutschen Nachbarn particularistische Ideen nennen."

Die angeführten Geistesheroen stammen nun aber sämmtlich aus dem Süden und werden von den Provenzalen als ebensoviele personificirte Beweise für den geistigen und moralischen Werth des Südens in Anspruch genommen; die Chronik des Armana sowie andere Schriften der Felibre geben hierüber hinreichenden Aufschluß.

IV.

Im Jahre 1867 veröffentlichte Mistral ein zweites Gedicht in 12 Gesängen: „Calendau". Es ist das eine große Allegorie, über deren dichterischen Werth man hier und da streiten kann, deren hohe Schönheiten — vorzüglich in allen das Leben der Provence betreffenden Schilderungen — jedoch zahlreich genug sind, um auch diese Schöpfung zu einem Werke von Bedeutung zu machen.

Im „Calendau" werden die Erlebnisse eines jungen provenzalischen Fischers (Calendau) und der letzten Prinzessin aus dem altedlen Geschlechte der Fürsten von Baux erzählt. Calendau befreit seine Prinzessin von der Gemeinschaft mit einem Räuberhauptmann, in die sie, durch Betrug verlockt, hineingerathen ist. Man kann nicht umhin, diese Composition als Allegorie zu betrachten, da die ganze Fabel auf unwirklichen Grundlagen aufgebaut, die handelnden Personen nicht Menschen von Fleisch und Blut, sondern nur Schattenrisse sind, in denen Epochen, Bestrebungen und Ideale sich gleichsam personificiren. Da nun hierbei die Deutung des Fischers Calendau auf das Volk des Südens, und die der Prinzessin Esterelle auf die glänzende Provence der Vergangenheit zu nahe liegt, um von der Hand gewiesen zu werden, so ist man geneigt, in dem Grafen Sévéran, dem Räuber, die allegorische Personification Frankreichs zu sehen, zumal da für eine solche Annahme außer den Anspielungen im Gedichte auch der Geist spricht, der aus den Anmerkungen weht.

In einer längeren Note zum 1. Gesange des „Calendau" sucht Mistral nachzuweisen, daß der Albigenserkrieg weniger ein religiöser als ein Racekampf des Nordens gegen den Süden gewesen sei. Der Süden habe das instinctiv richtig aufgefaßt und daher, obwohl gut katholisch, sich einmüthig gegen den von der Kirche bewaffneten Norden erhoben.

Freilich sei er Mangels guter Führung erlegen. „Es scheint," sagt der Dichter, „daß das so kommen mußte, damit das alte Gallien zum modernen Frankreich werde. Nur hätten die Völker des Südens vorgezogen, daß das in einer freundlicheren Weise geschehen und hätten gewünscht, daß die Fusion nicht über den Föderativstaat hinausgegangen wäre. Es ist immer ein großes Unglück, wenn in Folge von Ueberrumpelung die Civilisation der Barbarei weichen muß; und der Triumph der Francimands verzögerte den Fortschritt um zwei Jahrhunderte .... 1486 schloß sich unser Vaterland frei an Frankreich an, nicht wie ein untergeordneter Theil an den Hauptkörper, sondern wie ein Hauptkörper an den andern .... So kommt es denn — obgleich die französischen Historiker gemeinhin unsere Sache verdammen, daß, wenn wir in den provenzalischen Chroniken die trauervollen Schilderungen von diesem ungleichen Kampfe lesen, wenn wir lesen, wie unsere Ländereien verwüstet, unsere Städte geplündert, wie das Volk in den Kirchen niedergemetzelt, der glänzende Adel des Landes, der treffliche Graf von Toulouse beraubt und erniedrigt wurden, wenn wir lesen, wie mannhaft unsere Väter unter dem begeisterten Schlachtrufe: Tolosa! Marselha, Avinhon, Provensa! Widerstand leisteten, — daß dann es uns unmöglich ist, nicht in unserem Blut bewegt zu sein und nicht mit Lucian zu wiederholen: „Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni!" —

All' diesen Unzweideutigkeiten gegenüber verliert — geschickt genug — die französische Presse kein Wort. Man lobt das Gedicht und thut so, als ob man von der Allegorie keine Ahnung hätte. Bezeichnend hierfür ist die Notiz in der „Revue des deux mondes":

„Auf der einen Seite das Mittelalter und das 18. Jahrhundert, auf der andern die Corruption der hohen Classen und die gesunde Kraft des Volks der Provinz einander gegenüberzustellen, ist die doppelte Absicht des Autors." Damit ist „Calendau' abgethan.

Es bedurfte provenzalischer Rücksichtslosigkeit oder Freimuths, um einen streitbaren Kämpen aus dieser Reservirtheit der französischen Kritik heraustreten zu lassen. Eugen Garcin, Provenzale, Felibre und einst Freund Mistrals, ließ 1868 sein Buch: „Les Français du Nord et du Midi"*) erscheinen, in welchem er den Führer der provenzalischen Literaturbewegung, Frédéric Mistral, offen des Hochverraths an der Einheit Frankreichs anklagte. Zwar verspottet er die „nationalité inattendue" der Provenzalen und meint, Mistral wolle nur aus Eitelkeit diese Nationalität und ihre Sprache wieder aufleben lassen, weil seine Schmeichler ihn mit den Sprachschaffern Homer und Dante verglichen hätten; zwar erklärt er dies provenzalische Idiom mit Elie Reclus für unfähig der Reflexion, also unbrauchbar für die Wissenschaft. Aber dennoch sieht er in diesen Bestrebungen eine drohende Gefahr, welche er andeutet durch den Hinweis auf die Worte eines französischen Historikers: „Wenn jemals die Einheit Frankreichs vermindert werden könnte, so würden es die Provinzen der Langue d'Oc und die Gegenden um Bordeaux sein, in welchen die darauf zielende Bewegung begänne."

In seiner späteren Schrift „Croisade du Provençal contre le Français" erklärt Garcin rundweg: „Mistrals Theorien machen den Legitimisten Hoffnung, denn sie streiten für die alten Provinzialzustände; sie haben andrerseits viel Verführerisches für die Republicaner, da sie den Bundesstaat anzustreben scheinen. Deshalb schlägt sein System in der Provence, in Catalanien, Wurzel, selbst in den Cirkeln von Paris. Seine Gedanken werden Legion, und aus diesem Grunde treten wir auf, ihn zu bekämpfen."

Immer mehr Boden gewann die Bewegung in der Provence.

Die junge Dichterschule, welche zunächst, dem Hange der Provenzalen zur Lyrik folgend, gleich den alten Troubadours nur Lieder und immer wieder Lieder in die Welt gesandt, hatte begonnen, sich zu ernster Arbeit zu sammeln. Man warf sich mit Eifer auf das Studium der romanischen Sprachen, auf die Geschichte der Provence und Cataloniens, auf die Literatur dieser Länder, auf das Studium ihrer Sitten, Gebräuche und Ueberlieferungen — kurzum, man organisirte sich.

Bald liefen von allen Seiten historische Arbeiten, Sammlungen alter Dialectdichtungen, Wörterbücher und Grammatiken, Localstudien aller Art ein — ihrer größeren Anzahl nach freilich in französischer Sprache, wenn auch in provenzalischem Sinne geschrieben.

Doch allmälig begann man sich auch in der Anwendung des Idioms für die Prosa zu üben, und Mistral, Roumanille, Roumieux, Vidal u. A. bewiesen, daß ihre Sprache ebenso biegsam und melodisch in Prosa wie in Versen sei.

Der Krieg von 1870 kam und der Patriotismus „à toute épreuve" der Felibre und Felibressen — auch Frauen gehören zum Bunde — ließ es an mannhaften Gesängen gegen die wilden Völkerschaften der „Houlans" und der „Prussiens" nicht fehlen. Und auch im Uebrigen thaten sie wohl ebenso gut ihre Pflicht wie die andern Bürger Frankreichs.

*) Paris, Didier 1868.

Digitized by Google

Aber selbst in die Aeußerungen des patriotischen Zornes gegen die das Land überströmende Invasion, in die Klänge des Schmerzes über das unendliche Wehe, das wie eine Strafe des Himmels über das stolze Frankreich hereingebrochen war — selbst in sie mischt sich hie und da ein Ton, der französischen Ohren nicht angenehm erklingen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die hohe Schule.

Lustspiel in 4 Aufzügen von Gustav von Moser und Julius Rosen.

Das Publicum, das sich bei vielen Einzelheiten des neuen Lustspiels vortrefflich unterhalten hat, von dem Ganzen aber wenig befriedigt gewesen ist, hat, wie ich glaube, das richtige Urtheil gesprochen. Die Verfasser haben Goethes ironischen Rath: „Gebt Ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken" ernsthaft genommen und wörtlich befolgt. Es macht den Eindruck, als ob das Ganze nur der Einzelheiten wegen da sei, als ob man hier nur nach einem Rahmen für eine Anzahl gelungener Kleinigkeiten und guter Einfälle gesucht habe, als ob die Geschichte nur ersonnen sei, um ein Asyl für obdachlose Späße, von denen man sich eine gute Theaterwirkung versprechen durfte, herzustellen. Man merkt beständig, daß die Verfasser das Bedürfniß haben, etwas unterzubringen; sie sind gleichsam nur die Quartiermacher. Die komischen Scenen ergeben sich nicht aus der Handlung, sondern es ist umgekehrt zu den schon vorhandenen Scenen und Situationen das Nothdach einer Handlung construirt worden. Daher denn auch die Wirkung des Einzelnen und die Wirkungslosigkeit des Ganzen.

Um nun die einzelnen Scherze, die vermuthlich zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Stimmungen und aus verschiedenen Anlässen entstanden sind, ungefähr einheitlich mit einander abzustimmen und in den gemeinsamen Rahmen eines Stückes einzuspannen, sind oft mühselige Vorbereitungen erforderlich geworden. Wir müssen daher, um bis zur Pointe vorzudringen, oft einen halben Act und mehr über uns ergehen lassen; die Pointe kommt dann allerdings, aber die vorbereitende Geschichte ist viel zu lang. Sie würde geradezu langweilig sein, wenn man ihr sofort anmerkte, daß sie weiter nichts bezweckt, als jene Pointe herbeizuführen. Das haben die Verfasser auch gefühlt; sie haben daher alles Mögliche gethan, um die Vorbereitungen zu verdecken, um sie pikant zu machen und ihnen anscheinend eine Wichtigkeit beizulegen, die denselben ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach gar nicht gebührt. Da wird Zuflucht genommen zu dem Geheimnißvollen und Räthselhaften, das einstweilen nur spannen, nur interessiren soll. Thut man aber den Verfassern den Gefallen und interessirt man sich wirklich dafür, so folgt bald die Enttäuschung; denn schließlich kommt die nüchterne Wahrheit doch heraus: wir merken, daß das Geheimnißvolle gar keinen Zweck hatte, daß es sich für die Verfasser nur darum handelte, uns unbemerkt zu der Situation hinüberzuführen, von welcher sie sich bei ihrer Kenntniß des Theaters mit Sicherheit eine Wirkung versprechen durften; das Geheimnißvolle wird sofort wieder abgethan und die Aufklärung ist ganz unbefriedigend und gleichgültig. Die Lösung entspricht nicht im Entferntesten dem Pathos und der Feierlichkeit, mit der das Räthsel aufgegeben wurde. Es ist nichts dahinter. Das mysteriöse Brimborium war eben nur ein Kunstgriff, um das Publicum über die Vorbereitungen hinwegzutäuschen.

Die Zauberkünstler, die sich „Professoren der höheren Magie" zu nennen pflegen, haben die Eigenthümlichkeit, mehrere Kunststücke gleichzeitig anzufangen und, während sie ihre Künste ausüben, das Publicum durch einen zwar nicht ganz correcten, aber für einen Liebhaber der deutschen Sprache immerhin höchst amüsanten Dialog beständig zu unterhalten. Sie erreichen durch ihr fehlerhaftes Deutsch und durch ihre abgetragenen Scherze, daß die Aufmerksamkeit des Publicums von den Vorbereitungen zu dem Kunststück, das uns alsbald überraschen soll, abgelenkt wird; und während man über die Frage: „hat einer von die geehrten Herrschaften vielleicht eine gefüllte Astrallampe bei sich?" lächelt, wird das Taschentuch, das vorher verlangt war, in das Brödchen praktizirt, aus dem es der Künstler eine Minute später herausschneiden wird. Moser und Rosen mögen mir es nicht verübeln, wenn ich während der „hohen Schule" an diesen bekannten Kunstgriff der Tausendkünstler öfter gedacht habe.

Aber die Ansprüche des Publicums, das einem Lustspiel beiwohnt, sind denn doch andere als die der Zuschauer, welche der Prestidigitateur vor sich versammelt. Im Lustspiel läßt sich das Publikum auf die Dauer nicht narren. Für den Augenblick gibt es sich allerdings gefangen, wenn man es zur rechten Zeit immer wieder zum Lachen zu bringen weiß. Aber nur für den Augenblick! Wenn es in ruhigerer Stimmung nach dem Schluß der Vorstellung das Haus verläßt und das Facit des Abends zieht, — dann kommt die durch das momentane Lachen immer in den Hintergrund gedrängte Verstimmung zum Vorschein, und sie rächt sich. Dann hört man die grausame Verurtheilung: „Es war ja Manches ganz hübsch, ja; aber es ist doch nichts an dem Ganzen."

Aus der Art und Weise, wie ich mir die Entstehung der „hohen Schule" denke, aus der Zusammenfügung verschiedener wirkungsvoller Scenen zu dem Zwecke einen Theaterabend zu füllen, erkläre ich mir auch die Zerfahrenheit der Handlung. Jede einzelne Scene besitzt ihre kleine, nicht eben angenehme Selbstständigkeit für sich, führt ihr kleines Dasein aus der Hand in den Mund. Von einem organischen Bande, an das sich die Scenen reihen sollen, ist gar nicht die Rede. Die Scenen werden durch winzige Fädchen miteinander verbunden. Es ist keine Composition, es ist Apposition.

Aus demselben Grundübel, an dem das Stück krankt, folgt ferner die Aufopferung der Charaktere zu Gunsten der einzelnen Situationen. Wie schon die ganze Handlung den Situationen dienstbar gemacht wurde und sich nach diesen recken und strecken mußte, so und noch in erhöhtem Maße die einzelnen Factoren der Situation: die in der Situation erscheinenden Figuren, die kaum Charaktere genannt werden können.

Wenn also der Vorhang zum letzten Male fällt, so bleibt im Gemüth des Zuschauers nicht viel mehr haften als die Erinnerung an einige vergnügliche Einzelheiten. Mir ist es daher auch selten so schwer geworden, die Geschichte eines Lustspiels nachzuerzählen, wie diesmal. Das Stück heißt: „die hohe Schule" — und dieser Ausdruck ist genau in demselben Sinne gebraucht, wie die französischen Lustspieldichter des 17. und 18. Jahrhunderts auf den Titeln vieler ihrer Stücke das Wort „école" angewandt haben. (L'école des maris, l'école des femmes, etc.)

Wenn ich das Motiv recht verstanden habe, so wollen die Verfasser nachweisen, daß die schulgerechten Principien, nach denen man im voraus sein Leben und den Umgang mit den Menschen sich zurechtlegen will, Nichtigkeit und Thorheit seien. Das wäre eigentlich nur dann zutreffend, wenn diese Principien an sich nichtige und thörichte sind, wenn sie bei der Uebertragung in die Wirklichkeit mißverstanden, verkehrt angewandt oder übertrieben werden, wie dies hier allerdings der Fall ist. Die Professoren der hohen Schule in dem Moser-Rosen'schen Stück haben ihre bestimmten Normen, nach denen sie sich nicht nur selbst richten, sondern die sie überhaupt als maßgebend hinstellen, mit denen sie ihre Freunde vertraut machen, deren Befolgung sie diesen anempfehlen.

Da ist z. B. der beschränkte Commerzienrath Achilles Zimmer, der sich auf seine Lebenserfahrung Gott weiß was einbildet und in der That ein so kurzsichtiger Narr ist wie nur einer. Was er in der hohen Schule des Lebens gelernt hat ist: die Frau muß zu dem Manne in Bewunderung aufblicken.

Seine Frau Constanze ist ihm nun aber geistig weit überlegen und sieht ihm über den Kopf hinweg. Es ist pure Gutmüthigkeit der Verfasser, wenn sie diesem einfältigen Kopfe die Protuberanzen der ominösen Hörner zuguterletzt noch ersparen. Hätte das Stück nur noch ein paar Scenen mehr, der Commerzienrath würde dem Geschick des Königs

Digitized by Google

Marke schwerlich entgehen. Auch diese Frau hat in der „hohen Schule" mancherlei gelernt: sie docirt, daß die Frau den Mann tyranniſiren muß, daß der Hausfreund dagegen die Verpflichtung habe, dem Ehegatten in allem Möglichen zu Diensten zu sein, mit ihm Schach zu spielen, ihm allerhand kleine Gefälligkeiten zu erweisen und sich bei Jedermann im Hause beliebt zu machen. Constanze hat unbedingt Molière gelesen und weiß, was Henriette in den „gelehrten Frauen" sagt:

Un amant fait sa cour où s'attache son coeur:
Il veut de tout le monde y gagner la faveur;
Et, pour n'avoir personne à sa flamme contraire,
Jusqu'au chien du logis il s'efforce de plaire.

Die Probe auf diese Lebensregeln wird nun von Anderen gemacht. Ein junger Ehemann behandelt seine Frau, wie der Commerzienrath es wünscht, die junge Frau behandelt ihren Mann nach den Vorschriften von Constanze; und die Folge davon ist, daß die jungen Leute, die sich sehr lieb haben, sich entzweien, und daß das Glück der jungen Ehe ernsthaft gefährdet wird. Der Hausfreund, der Constanzes guten Rath befolgen will, brauchte bei der Geneigtheit der Gattin und bei der unglaublichen Beschränktheit des Gatten eigentlich nicht viel Umstände zu machen, um zum Ziele zu gelangen. Die Rücksicht auf die Empfindlichkeit des deutschen Publicums hat die Verfasser überdies veranlaßt, den Hausfreund, der gerade auf sein Ziel losgeht, unmittelbar bevor er es erreicht, rechts abschwenken zu lassen zum Pfade der Tugend.

Man muß sich Mühe geben, um diesen Kern der Handlung aus dem Lustspiel herauszuschälen. Was die Verfasser gewollt haben, ersieht man eigentlich nur aus dem Titel. In dem Stück selbst verschwindet das Motiv vollständig inmitten der hübschen Ueberflüssigkeiten, die vor Allem die Theilnahme des Zuschauers beanspruchen. Man freut sich eben nur noch über das Nebensächliche; eine Hauptsache ist gar nicht mehr da. Man könnte nur Act für Act und Scene für Scene erzählen, was vorfällt, um den Bericht über die Handlung zu erstatten.

Wozu die Wichtigthuerei und das geheimnißvolle Auftreten des Fremden? Weshalb wird uns erzählt, daß er am Tage nicht ausgeht, daß dagegen am Abend sein Haus in heller Beleuchtung strahlt, daß dann zauberische Töne erklingen, daß er mitten in der Nacht einsame Spaziergänge macht? Wozu das Alles? Lediglich um Spannung hervorzurufen? Und wozu das Duell? Lediglich um einige Male das Lachen zu erzwingen? Wozu die plötzliche Heirathswuth der verschrobenen Alten? Wozu das Alles? Des Fragens wäre kein Ende. Es hat mit der „hohen Schule" auch nicht das Geringste zu schaffen.

Es gehörte das ganze Geschick der beiden erfahrenen und gewandten Theaterdichter Moser und Rosen dazu, um trotz der Fehler im Hauptsächlichen dennoch nicht mit Unehren den Kampfplatz zu verlassen. In der Technik ist die „hohe Schule" trotz alledem eine geschickte Arbeit, und es ist erstaunlich, wie viel noch mit dem Wenigen hat erreicht werden können.

Die ersten Acte sind der Natur der Sache nach die besten. Moser ist überhaupt im Einführen glücklicher als im Ausführen. So lange das Publikum in dem Glauben sich befindet, daß die hübschen Situationen, über die es lacht, ihm den Weg zu einer Handlung bahnen, die sich später offenbaren wird, so lange ist der Erfolg gesichert; die Verstimmung tritt erst dann ein, wenn man nachträglich bemerkt, daß die Situationen keinen andern Zweck hatten, als das augenblickliche Lachen hervorzubringen, daß sie nicht Wege sind, sondern schon Ziele.

Mosers Dialog ist auch in diesem Stücke wie in seinen früheren lustig, aber nicht eben geistvoll; wir müssen sogar eine beträchtliche Portion von Gemeinplätzen mit in den Kauf nehmen. In Summa haben Moser und Rosen jeder für sich schon bessere Sachen geliefert, als hier beide zusammen Und dieses nicht eben erfreuliche Resultat gibt mir die Veranlassung, die Frage der Mitarbeiterschaft noch kurz zu berühren. Vielleicht nimmt mein Freund Gustav von Moser die Gelegenheit wahr, sich über diese interessante Frage selbst in der „Gegenwart" auszusprechen, wozu ich ihn hiermit ausdrücklich provocirt haben will.

Die geistigen Compagniegeschäfte blühen und gedeihen seit langen Jahren in Frankreich. Dort sind aber auch die Bedingungen dafür ungleich günstiger als hier. In Frankreich leben fast alle schaffenden Künstler und Schriftsteller in derselben Stadt; sie haben daher Gelegenheit, gesellschaftlich miteinander zusammenzutreffen und der Austausch von Ideen ergibt sich da von selbst. Die Franzosen neigen ihrer ganzen Natur nach mehr zum Specialisten als wir. Es kommt dazu, daß, um beim Theater zu bleiben, das Mißverhältniß zwischen den Dichtern, welche Stücke schreiben und denen, die nicht nur Stücke schreiben, sondern dieselben auch zur Aufführung zu bringen vermögen, ein noch stärkeres ist als bei uns. Thatsächlich wird das französische Repertoire nur von einer verschwindend geringen Anzahl von Schriftstellern beherrscht, und das, was diese wenigen schreiben, genügt dem Bedürfniß der Theater nahezu vollständig. Die talentvollen unbekannten Dichter haben daher nur sehr wenig Chance, mit ihren Productionen schnell auf die Bühne zu gelangen und das, was sie als Anfänger allein kaum erreichen würden, suchen sie dadurch durchzusetzen, daß sie sich mit einem schon bekannten repertoireständigen Dichter verbünden. So hat namentlich Scribe einer ganzen Reihe von Dichtern den Weg zur Bühne gebahnt.

Bei uns in Deutschland ist aber kein Ueberfluß an dramatischen Schriftstellern, die brauchbare Stücke schreiben können; und wenn noch ein paar Dutzend neuer guter Stücke jedes Jahr kämen, es würde noch immer Platz sein. Der deutsche Schriftsteller ist nicht wie der französische auf den einen Mittelpunkt angewiesen; unsere Dichter leben zerstreut in allen vier Himmelsgegenden. Außerdem haben wir Alle den vielleicht unberechtigten aber nicht weg zu leugnenden Ehrgeiz, unsere Arbeiten allein zu erledigen und zwar genau so, wie sie unserm Geschmacke behagen. Ein Erfolg macht uns nur dann die volle Freude, wenn wir uns mit gutem Gewissen sagen dürfen, daß wir denselben uns allein zu verdanken haben; und für den Mißerfolg tröstet uns das Bewußtsein, daß ein Anderer mit darunter zu leiden hat, nur mäßig. Eine Association erscheint uns nur möglich etwa bei der Posse, die ihrem ganzen Wesen nach die Negation der einheitlichen Kunstschöpfung ist. Es kann Jemand ein ausgesprochenes Talent für burleske Situationen, für possenhafte Charaktere, für derben Witz haben und doch nicht im Stande sein, auch nur ein mittelmäßiges Couplet fertig zu bringen; und umgekehrt kann ein Schriftsteller ausgezeichnete Couplets schreiben, ohne die geringste Begabung für die Bühne zu besitzen. Sobald aber das Kunstwerk Anspruch auf Einheitlichkeit, auf Geschlossenheit in der Composition, auf Durchführung der Charaktere, auf Sorgfalt und Eigenart im Dialoge macht, hört für uns das Verständniß für getheilte Arbeit auf. Wir begreifen gar nicht, wie zwei Leute gemeinsam an einem dichterischen Werke arbeiten können, wenn die Betheiligung der Beiden an der geistigen Arbeit eine ungefähr gleiche sein soll. Es müssen sich, so meine ich, bei jedem Anlaß erhebliche Differenzen, die sich aus der Verschiedenheit der Individualitäten ergeben, zwischen den Beiden geltend machen; das, was diesem wirkungsvoll erscheint, mag jener als geschmacklos verurtheilen. Kurz und gut, ich habe keine rechte Vorstellung davon, wie sich die Arbeit an einem Lustspiele zwischen zwei verschiedenen Schriftstellern vertheilen läßt; und ich denke mir, daß man bei einer solchen getheilten Arbeit während des Arbeitens nicht die volle Freude am Schaffen, die Unbefangenheit und Vertrauensseligkeit haben kann. Ein winziges Gewächs, das man auf seinem eigenen Beete zieht, macht mehr Freude als die schönste Camelie, die man kauft oder zum Geschenk erhält. Es liegt mir sehr fern, die Frage der Mitarbeiterschaft hier eingehend zu besprechen, ich habe sie eben nur aufwerfen wollen, um einem Competenteren, Gustav von Moser, die Veranlassung zu bieten, uns mit den Geheimnissen seiner Werkstatt vertraut zu machen.

Einen Vortheil hat die Mitarbeiterschaft allerdings. Alles, was das Publicum und die Kritik am Stücke rügen, kann der Eine der Betheiligten dem Andern in die Schuhe schieben; und so mögen auch Moser und Rosen, jeder für sich, davon überzeugt sein, daß das Unangenehme, was ich dem Stück nachgesagt, immer nur dem Andern gelten soll, daß an dem Guten aber, das ich ihrer Arbeit nachrühmen durfte, die Beiden ihr volles Theil haben.

Paul Lindau.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

Feuilletonisten, welche spannende, kurze Novellen, Humoresken, sowie flotte Feuilletons **druckfertig** haben, belieben ihre Adresse mit **kurzer** Angabe des Inhalts, sowie ihre Bedingungen gegen baar sub **J. V. 5182** an **Rudolf Mosse, Berlin** S.W. zu senden.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paul Lindau,

Kleine Geschichten.

2 Bände. broch. 8 *M.* — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 *M.*

Inhalt:

I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen:

Die Idee der Entwickelung.

II. Theil.

Eine social-philosophische Darstellung von

Leopold Jacoby.

10 Bogen. 8. Preis 4 *M.*

Das Buch stellt den philosophischen Zusammenhang des Darwinismus und Socialismus dar und bildet in der Kunstform eines Vortrages den ersten Versuch einer Fortführung der socialen Idee auf wissenschaftlicher Grundlage.

E. Neuenhahn, Buchhandlung, Berlin, Kommandantenstraße 77/79.

In einigen Tagen erscheint und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen entgegen:

Nüchterne

Briefe aus Bayreuth

von

Paul Lindau.

Elegant broschirt. Preis: 1 *M.*

Verlags-Buchhandlung

von

S. Schottlaender in **Breslau.**

Die

Fabrik von **Heinrich Lemcke**

in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**

(Zollvereinsgebiet)

empfiehlt ihre feinen und hochfeinen, sowie

importirten Havanna- etc. Cigarren

in den Preisen von 36 bis 1000 M. pro Mille.

Preiscourante gratis und franco.

Verkauf an Private von 1/10 an.

Im Verlage von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig** erscheint:

Bibliothek

indogermanischer Grammatiken.

Bd. I. **Grundzüge der Lautphysiologie** zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen von E. Sievers. 8. X, S. 150. 1876. Brosch. Pr. n. 3 *M.*
„ II. **Indische Grammatik** v. W. D. Whitney.
„ III. **Iranische Grammatik** v. H. Hübschmann.
„ IV. **Griechische Grammatik** v. G. Meyer.
„ V. **Italische Grammatik** v. F. Bücheler.
„ VI. **Deutsche Grammatik** v. E. Sievers.
„ VII. **Irische Grammatik** v. E. Windisch.
„ VIII. **Litauische Grammatik** v. A. Leskien.
„ IX. **Slavische Grammatik** v. A. Leskien.

Diese indogermanischen Grammatiken sollen, auf den Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft fussend, strengwissenschaftlich, jedoch in compendiöser Fassung (ca. 30 Bogen nicht überschreitend) und ohne allzugrosse Voraussetzungen in den Stand der grammatischen Wissenschaft in den einzelnen Sprachen einführen. Die Sammlung wird nach gleichmässigem Plan in rascher Folge erscheinen.

Es wird Subscription auf die ganze Sammlung angenommen, doch wird jeder Band auch einzeln verkäuflich sein.

Die Verlagshandlung.

Binnen Kurzem erscheint in unserm Verlage:

Das Bühnenfestspiel in Bayreuth.

Kritische Studie

von

Gustav Engel.

Preis 1 *M.*

E. A. Schallier & Co. in **Berlin.**

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Emil Naumann,

Prof., Dr. u. Kgl. Hofkirchenmusikdirektor.

Italienische Tondichter von Palästrina bis auf die Gegenwart. 8. 36 Bgn. Preis geh. 8 *M.*, fein geb. 10 *M.*

Früher erschienen:

Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. 2. Aufl. 8. 26 Bgn. Preis geh. 5 *M.*, geb. 6 *M.*

—— 3. Aufl. gr. 8. Pracht-Ausgabe mit 6 Photographien. Preis geh. 12 *M.*, fein in Goldschnitt geb. 15 *M.*

Berlin. Verlag von **Robert Oppenheim.**

Im Verlag der Unterzeichneten sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Streitfragen und Erinnerungen

von

Hans Hopfen.

8. Brosch. 7 *M.*

In kaleidoscopischer Manier bietet der bekannte Verfasser Skizzen, in liebevollster Weise der Erinnerung an verstorbene und noch lebende Berühmtheiten geweiht, und ebenso Betrachtungen über literarische und Tagesereignisse, die in jüngster Zeit das Interesse der gesammten gebildeten Welt in Anspruch nahmen. Der Stil und die Art und Weise der Behandlung gegebener Stoffe Seitens Hans Hopfens ist bekannt und zumal bei den Streitfragen weiß er die Beweisführung in die witzigste und eleganteste Form zu kleiden.

Stuttgart, Mai 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Unter der Presse befindet sich und erscheint Ende September:

Dr. Strousberg

und sein Wirken

von ihm selbst geschildert.

1 Band. 8. ca. 30 Bogen. Preis 6 *M.*

Berlin, den 31. August 1876.

Die Verlagsbuchhandlung von J. Guttentag (D. Collin).

Bestellungen werden von jeder Buchhandlung schon jetzt entgegengenommen.

Die Kunst und die Wissenschaft.

Zwei Statuen

von hervorragender Schönheit

vom

Bildhauer **A. Tendeur**

sind in zwei Größen neu erschienen.

Die großen Statuen

sind fast lebensgroß (145 ctm. hoch) und werden von Elfenbeinmasse, von Gyps und auch mit Wachsfarbeanstrich für's Freie geliefert.

Die kleinen Statuen

sind 46 ctm. hoch, sehr hübsch für den Schreibtisch und werden nur von Elfenbeinmasse geliefert (nicht von Gyps).

Vollständiges Preisverzeichniß der ausgewähltesten Bildwerke der Gyps- u. Elfenbeinmasse-Kunstgießerei, mit Abbildungen, auf Verlangen gratis.

Gebrüder Michaeli, Berlin,

Unter den Linden 12.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 33. Für die Redaction verantwortlich: Georg Hirth in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 16. September 1876. Band X.

v. 10
no 38

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Verleger: Georg Stilke in Berlin. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Consulargerichtsbarkeit in der Türkei. Von Karl Braun. — **Literatur und Kunst:** Wimmerle und Wusele oder der Ring des Saturn. Ein Ferienabenteuer von Johannes Scherr. — Jenseits der Alpen. Von Ernst Lehmann. — Lord Byron als Prosaiker. Von Eduard Engel. — Die Literatur der Neuprovenzalen. Von M. von Szeliski. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Die beiden Waisen." Von A. D'Ennery und Cormon. Besprochen von Paul Lindau. — Inserate.

Die Konsulargerichtsbarkeit in der Türkei.

Von **Karl Braun.**

Während in allen andern europäischen Staaten der Fremde dem Rechte und dem Richter des Landes, in welchem er sich aufhält, unterworfen ist, herrscht in der Türkei, vermöge des Herkommens und der mit den europäischen Mächten (und den Vereinigten Staaten von America) abgeschlossenen Capitulationen und Handels- und Friedensverträge, der entgegengesetzte Grundsatz.

Die Unterthanen der sogen. „befreundeten Mächte" — so nennt man diejenigen, mit welchen solche Verträge oder Capitulationen in Kraft stehen — sind sowohl im Civil- als auch im Criminalverfahren bis zu einem gewissen Grade dem türkischen Richter entzogen; nicht blos, wenn Unterthanen einer und derselben Macht unter einander streiten, sondern auch in den sogenannten „gemischten Prozessen", d. h. wenn der Streit zwischen den Unterthanen verschiedener Mächte geführt wird, gehört die Sache nicht vor die türkischen Orts- und Landgerichte, sondern vor das betreffende Consulat, und zwar, wenn die streitenden Theile zwei verschiedenen Nationen angehören, vor den Consul des Angeschuldigten oder des Verklagten. In Strafsachen aber hat außerdem, wenn ein türkischer Richter gegen einen Unterthan der Mächte wegen Verbrechens gegen den türkischen Staat oder türkische Unterthanen einschreitet, der Gesandte, oder der Consul der gedachten Macht, oder die von einem derselben committirte Person weitgehende Assistenz- und Einmischungsrechte. Zeitweise hat man den letzteren sogar Betheiligung bei Fällung des Erkenntnisses vindicirt. Jedenfalls aber sind sie befugt, dem Verfahren beizuwohnen, den ordnungsmäßigen Gang desselben zu überwachen, Bemerkungen zu machen, Anträge zu stellen ꝛc. In der Praxis aber hat man dieses Recht activer Assistenz, welches sich nach dem Wortlaute der Capitulationen auf Untersuchungen gegen einen Ausländer wegen Verbrechen und Vergehen zum Nachtheile eines türkischen Unterthanen beschränkt, vielfach auf alle Fälle ausgedehnt, in welchem ein Ausländer irgendwie betheiligt ist, also auch auf Untersuchungen gegen einen türkischen Unterthanen wegen eines Verbrechens gegen einen Ausländer; auch in diesem Falle pflegt man den Consul, welchem der Geschädigte zugehört, zu den Verhandlungen einzuladen, wenn er es wünscht, und thatsächlich pflegen die Consuln auch in denjenigen Sachen, in welchen ihnen zwar die Gerichtsbarkeit nicht zusteht, aber ein Angehöriger ihrer Nation betheiligt ist, einen erheblichen Einfluß auf den türkischen Richter zu üben.

In Egypten war die Praxis noch viel weiter gegangen. Dort konnte ein Angehöriger der Capitulationsmächte überhaupt nicht vor den türkischen Richter geladen werden; vielmehr hing die Zuständigkeit der Consulargerichte sowohl in Straf- wie in Civilsachen lediglich von der Nationalität des Verklagten oder des Angeschuldigten ab, mochte der Beschädigte oder der Kläger ein Ausländer sein, oder ein Inländer. Dies hat jedoch, was Egypten anlangt, mit dem 1. Januar 1876 aufgehört. Seitdem gehören nur noch diejenigen Prozesse, in welchen beide Parteien der betreffenden einen Nation angehören, vor den Consul; gehören sie aber verschiedenen Nationen an, so geht die Sache an die neu constituirten und auch mit europäischen Richtern besetzten egyptischen Landesgerichte, welchen auch ein Theil der bisher den Consulargerichten zugehörigen Straffachen überwiesen ist.

Sodann genießen in der Türkei die Consuln zwar nicht das volle Recht der Exterritorialität, aber doch Vorrechte und Privilegien, welche ihnen, wenn blos die allgemeinen Regeln des Völkerrechts maßgebend wären, nicht zustehen würden. Sie sind nicht den Ortsgerichten unterworfen, sondern stehen unmittelbar unter der Hohen Pforte. Ihre Person ist von der Schuldhaft, ihr Vermögen von der Beschlagnahme ausgenommen u. s. w.

Endlich sprechen die Consuln Recht nicht nach den Gesetzen des Landes, bei welchen sie accreditirt sind, sondern nach den Gesetzen des Landes, das sie ernannt hat, und die Berufung von ihren Erkenntnissen geht nicht an irgend ein in der Türkei eingesetztes Gericht, sondern an ein heimisches Obergericht.

Neben dem ausländischen Rechte gilt auch die ausländische Prozeßordnung, welche natürlich auf Personen und Zustände in der Türkei passen, wie die Faust auf das Auge.

Es ist jedoch noch immer als ein Vorzug zu betrachten, wenn der betreffende christliche Staat seine Consulate angewiesen hat, nach welchen Gesetzen und Prozeßvorschriften sie zu erkennen haben, und wenn der Instanzenzug in irgend einer Weise geregelt ist. Es gibt auch Staaten, bei welchen dies durchaus nicht der Fall ist. Rußland z. B. hat es bis jetzt nicht für nöthig erachtet, solche Vorschriften zu erlassen. Es existirt keinerlei russisches Gesetz über die Befugnisse und Pflichten des rechtsprechenden Consuls in der Türkei, über die Formen, welche derselbe in dem Straf- und Civilverfahren zu beobachten, und über die Gesetze, welche er seinen Erkenntnissen zu Grunde zu legen hat. Unter diesen Umständen ist es be-

Digitized by Google

greiflich, wenn die Angehörigen anderer Staaten gerade gegen die russische Consular-Jurisdiction die lebhaftesten Beschwerden führen. „Es ist", sagte mir ein französischer Kaufmann in Constantinopel, „gegen einen Russen in der Türkei überhaupt kein Recht zu bekommen; und wenn ich, was ich nicht gerne sagen möchte, behauptete, der russische Consul richte nach Willkür, so könnte man mir daraus keinen Vorwurf machen, so lange man mir verheimlicht, nach welchen Gesetzen er procedirt und richtet, und so lange man mir damit die Möglichkeit entzieht, zu controliren oder controliren zu lassen, ob er diese seine Gesetze richtig auslegt und anwendet, und zu appelliren, wenn er sie unrichtig anwendet." Ich habe mich bei einem russischen Beamten über diese Beschwerde informirt. Er gab zu, daß solche Vorschriften und Gesetze für die russischen Consuln in der Türkei nicht existiren. Zur Entschuldigung gleichsam führte er jedoch an, es existire ein Consular-Reglement für Persien, und das pflege man, jedoch ohne daß dies befohlen sei, auch in der Türkei utiliter anzuwenden.

Dies sind die gegenwärtigen Zustände in der Türkei. Ich glaube, es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß dieselben weder dem Interesse der Mächte und ihrer Angehörigen, noch dem der Türkei, noch endlich den Anforderungen der Civilisation entsprechen.

Außer der Türkei selbst sind es heute noch 14 Staaten, welche auf türkischem Boden Prozesse und Untersuchungen instruiren und Recht sprechen, nämlich 1. Deutschland, 2. Oestreich, 3. England, 4. Frankreich, 5. Italien, 6. Dänemark, 7. die Niederlande, 8. Belgien, 9. Spanien, 10. Griechenland, 11. Portugal, 12. Rußland, 13. Schweden und Norwegen, 14. die Vereinigten Staaten von America. Statt einer einheitlichen Justizhoheit, haben wir also fünfzehn verschiedene Jurisdictionen, welche entweder nach den verschiedensten, fast allen dortigen Einwohnern unbekannten und sogar unverständlichen Gesetzen, oder ohne alles Gesetz, d. h. nach eigenem subjectiven Gutdünken, oder, wenn man es etwas härter ausdrücken will, nach Willkür verfahren und erkennen. Dagegen ist die durch Reichsgesetze auf eine gewisse Ordnung und Gegenseitigkeit reducirte Buntscheckigkeit der deutschen Territorialgesetzgebung und Territorialrechtsprechung ein wahrhaft mustergültiger und einheitlicher Zustand. In der Türkei wird nicht Recht gesprochen Namens der einheitlichen, einheimischen Staatsgewalt, sondern Namens vierzehn verschiedener auswärtigen Mächte. Diese vierzehn verschiedenen Rechtsprechungen sind weder unter sich, noch mit der türkischen (der fünfzehnten) durch irgend ein gemeinsames Band verbunden. Sie stehen in keinerlei organischen Zusammenhang miteinander. Sie sind einander nicht coordinirt und nicht subordinirt. Sie kümmern sich nicht um einander. Eine jede operirt auf ihrer Insel für sich. Und diese Insel ist noch dazu eine Fiction. Sie ist nicht von einem Meere umgeben, sie ist nicht territorial oder geographisch umschrieben. Sie hat keine Grenzen, oder vielmehr ihre Grenzen wechseln alltäglich; denn an die Stelle der Einwohnerschaft eines bestimmten Gerichtssprengels ist die bloße Nationalangehörigkeit getreten; und da man die Menschen noch nicht je nach ihrer Staatszugehörigkeit mit verschiedenen Farben angestrichen hat, so sind diese ewig wechselnden Grenzen auch im einzelnen gegebenen Augenblick kaum zu erkennen. Namentlich in der Türkei, wo die verschiedenen Nationen so sehr durcheinander fluthen, ist es schwer, prima vista von einem Menschen zu sagen, ob er ein Unterthan des Padischah ist oder nicht, und wenn nicht, welchem der vierzehn andern Staaten er denn zugehört. Die wenigsten dieser Leute pflegen sich bei ihrem Consul anzumelden, oder eintragen zu lassen. Wollen sie Klage erheben, dann behaupten sie, werden sie verklagt, dann leugnen sie, dem Lande des Consuls anzugehören. Oft haben sie gar keine Papiere, oft verleugnen sie dieselben. Standesbeamte gibt es dort auch nicht. Da kann es denn an positiven und an negativen Competenzconflicten nicht fehlen.

Ich will nur ein paar Beispiele anführen.

Der Kaufmann S. in S. soll Schulden halber belangt oder exequirt werden. Es steht nur fest, daß er kein türkischer Unterthan ist; der Klang seines Namens ist kosmopolitisch. Der Kläger, ein Deutscher, hat deutsch mit ihm unterhandelt. Er klagt also beim deutschen Consul. Allein hier sagt S., er sei Oestreicher, und der Kläger kann nicht beweisen, daß S. ein „deutscher Reichsangehöriger oder Schutzbefohlener" sei. Er wendet sich daher mit seiner Klage an den östreichischen Consul. Dieser Consul kennt den S., aber nicht von der vortheilhaftesten Seite. Er hat nie anders gehört, als derselbe sei Italiener. Er spricht das Italienische, wie wenigstens der Consul glaubt, der kein Italienisch versteht, richtiger als das Deutsche, welches bei ihm mit einem russischen Odeur behaftet ist. Der östreichische Consul erklärt sich für incompetent. Entscheidnngsgründe: „Lassen's mich aus mit diesem italienischen Zigeuner, mit dem will ich nichts zu schaffen haben; a Lump is er, aber kan Oestreicher u. s. w." So geht die Sache weiter, so lange bis es der Kläger müde wird und es vorzieht, auf seine Forderung zu verzichten. Denn bekanntlich ist nichts schwieriger, als einen Vagabunden an seinem Domicil zu verklagen.

Das ist der negative Competenzconflict.

Und nun der positive: Beide Consuln, sagen wir etwa der deutsche und der östreichische Consul, wollen gleichzeitig Herrn Wühlhuber einstecken, weil derselbe Herrn Heulmeier angeschossen hat und weil ihn der deutsche Consul für einen Deutschen und der östreichische für einen Oestreicher hält. Während die Consuln sich zu verständigen suchen, zieht es Herr Wühlhuber vor zu verschwinden, und von Wiederfinden ist in der Türkei keine Rede.

Aber auch wenn die Nationalität vollkommen außer Zweifel steht, welche Schwierigkeiten, welche Verwickelungen, welche Verzögerung und welche Verwirrung, in Civil- sowohl wie in Criminalsachen, namentlich wenn der Thäter oder der Debitoren mehrere sind!

Man stelle sich vor: Es ist in Pera bei einem italienischen Juwelier eingebrochen worden, wie dies in neuerer Zeit vorkommt, seitdem der Krieg die Unordnung und Verwirrung auch bis zur Hauptstadt getragen. Als die Thäter werden ein türkischer, ein russischer und ein französischer Unterthan bezeichnet. Der türkische Richter, der russische und der französische Consul vertragen sich vielleicht in der Hauptstadt besser miteinander als in der Provinz. Sie conferiren unter sich, wer zugreifen soll. Man entscheidet sich für den französischen Consul. Dieser steckt seinen Landsmann ein. Allein der französische Inculpat beweist ein glänzendes Alibi. Nun sieht man sich nach dem russischen und dem türkischen Unterthan um. Beide sind inzwischen verschwunden. Der Eine hat in einem tatarischen Dorfe Unterkunft gefunden, wo ihn kein Mensch sucht. Der Andere ist nach Armenien zurückgekehrt, wo er Alexi heißt, während er in Constantinopel Gregorio gerufen wurde, und kein Mensch weiß, wie er wirklich heißt.

Werden aber wirklich, was nicht wahrscheinlich, alle drei gleichzeitig gegriffen, so gibt es drei Untersuchungen, welche einander gegenseitig behindern, und drei verschiedene Richter fällen in einer Sache drei verschiedene Erkenntnisse, welche schwerlich miteinander stimmen.

Fassen wir einen civilrechtlichen Fall in das Auge: Ein Preuße, ein Sachse, ein Franzose und ein Engländer haben ein gemeinschaftliches Geschäft mit einem Russen entrirt. Der Russe glaubt sich benachtheiligt und klagt gegen die Andern. Er muß drei verschiedene Klagen anstellen, beim deutschen, beim französischen und beim englischen Consul; und bei jedem Verklagten wird ein anderes Recht angewandt. Der Eine wird nach Common Law, der Andere nach dem Code civil, der Dritte nach preußischem Allgemeinen Landrechte und der Vierte nach dem am 2. Januar 1863 für das Königreich Sachsen publicirten bürgerlichen Gesetzbuch gerichtet. Wenn der Vertrag, um gültig zu sein, nach preußischem Recht der schriftlichen Form bedurfte und nach sächsischem nicht, so wird die Klage gegen den preußischen Verklagten abgewiesen werden; die gegen

Digitized by Google

den sächsischen Verklagteu wird vielleicht zu einer Verurtheilung führen; und der russische Kläger wird Gelegenheit haben, über die Unergründlichkeit solcher Rechtsprechung nachzudenken.

Jedenfalls ist die Möglichkeit, daß in derselben Sache ganz verschiedene Erkenntnisse ergehen, nicht ausgeschlossen, sondern sehr nahe liegend, und vielleicht trifft kein einziges das Richtige. Denn die Vorschriften der westeuropäischen Gesetzbücher passen nicht für die türkischen Zustände; und der Gesetzgeber hat schwerlich daran gedacht, diese zunächst für das Inland berechneten Gesetze auch in der Türkei zur Anwendung gelangen zu lassen. Niemand, welcher in der Türkei einen Vertrag abschließt, kann wissen, nach welchem Gesetz er von dem Richter beurtheilt wird. Denn diese Frage hängt davon ab, wem die Rolle des Verklagten zu Theil wird. Niemand weiß im voraus, nach welcher Prozeßordnung verfahren, nach welcher Beweistheorie erkannt wird.

Hat aber der Kläger ein obsiegliches Urtheil, z. B. auf Räumung eines Hauses, erstritten, im Laufe des Prozesses ist aber z. B. der Besitz des Hauses von dem deutschen Wühlhuber auf den Franzosen Jolivet übergegangen, so hilft das Erkenntniß gar nichts; vielmehr muß dann der Kläger bei dem französischen Consul eine neue Klage gegen Jolivet anstrengen, und vielleicht wird er damit abgewiesen, weil die Sache in der That nach dem Code Napoleon einer andern rechtlichen Beurtheilung unterliegt.

Wenn überhaupt eine Berufung von dem Erkenntniß des Consuls statthaft ist, so geht dieselbe an irgend ein Obergericht des einheimischen Landes. Von dem deutschen Consul appellirt man nach Stettin, von dem französischen nach Aix, von dem italienischen nach Ancona. Man kann aber doch schwerlich von den betreffenden heimischen Richtern, welche die Türkei niemals gesehen haben, verlangen, daß sie der dortigen Zustände kundig genug sind, um über Thatfragen richtig zu entscheiden. Das sind mannigfache Mißstände.

Aber immer wieder wird man auf den Hauptmißstand zurückgeführt, und dieser liegt in der Vielköpfigkeit der Justizhoheit, welche sich in der Türkei auf fünfzehn Häupter vertheilt, die so wenig miteinander stimmen, wie die bekannten Uhren Kaiser Karls V. Diese Vielköpfigkeit muß nothwendig ohne Aufhören Wirrwarr, Reibung, Conflicte erzeugen. Ist ja doch der Krimkrieg zunächst daraus entstanden, daß zwei verschiedenen Mächten, Rußland und Frankreich, capitulations- und tractatmäßige Rechte an den heiligen Stätten in Jerusalem und Bethlehem zustanden. Für ein und dasselbe Object zwei Patrone, welche natürlich in diametral entgegengesetztem Interesse verfuhren!

Endlich aber wird es auch nicht überflüssig sein, nach der Stellung und Befähigung der Richter zu fragen. Es ist möglich, daß an irgend einem Orte die richterlichen Functionen thatsächlich am meisten die Wirksamkeit des Consuls in Anspruch nehmen. Principiell aber ist der Consul in erster Linie nicht Richter, sondern Beistand und Berather, Schützer und Anwalt seiner Landsleute. Diese Stellung ist ihm namentlich auch in den Capitulationen zugetheilt hinsichtlich der Prozesse zwischen seinen Schutzbefohlenen und Unterthanen des Sultans, in welchen er bei dem türkischen Gerichte für die ersteren auftritt.

Der spanische Rechtsgelehrte Ribeira dos Santos sagt in seinem Werke über das Consulat: „Der Consul ist der Berather, Vertheidiger und Beschützer seiner Landsleute; er ist die letzte Zuflucht für den Unglücklichen, der im fremden Lande verweilet.“ Wenn er das aber ist und sein soll, kann er dann auch der Richter dieser Landsleute sein? Ist die Rolle der Partei, des Anwalts in Civil- und des Vertheidigers in Criminalsachen vereinbar mit der eines Richters?

Ich habe mich in der Türkei mit dort wohnenden Angehörigen der verschiedensten europäischen Nationen unterhalten über die Frage der Consulargerichtsbarkeit. Alle ohne Ausnahme waren der Meinung, daß in sog. „gemischten Prozessen“, in welchen der Verklagte ein Schutzbefohlener des Consuls und der Kläger der Unterthan einer andern Macht ist, ausnahmsweise die Rolle des Verklagten oder des Angeschuldigten eine dankbarere sei, als die des Klägers oder des Denuncianten. Deutsche und Franzosen wetteifern miteinander in solchen Beschwerden wider den Consul der andern Nation, und die Einen, wie die Andern sagen: „Natürlich ist bei Dem seit 1870 kein Recht mehr zu bekommen.“ Sie sagen das beide geradezu mit den nämlichen Worten. Vielleicht haben sie unrecht. Aber es ist die herrschende Meinung, und die letztere ist eine Folge der Zwitterstellung des mit Gerichtsbarkeit ausgestatteten Consuls, eine Folge der Eifersucht zwischen den Nationen.

Der Abg. Dr. Friedrich Kapp, welcher auf diesem Gebiete reiche Erfahrungen und gründliche Studien gemacht hat, sagte bei Berathung des Gesetzes vom 30. März 1874 über die Consularjurisdiction in Egypten, falschverstandener Patriotismus, landsmannschaftliche Kameraderie und Mangel an juristischer Bildung pflegen auf die Rechtsprechung der Consuln einen verderblichen Einfluß auszuüben.

Was die juristische Bildung anlangt, so finden wir dieselbe im vollsten Maße bei den Berufsconsuln (consules missi) des deutschen Reiches in der Türkei. Ich nenne unsern Generalconsul in Constantinopel als glänzendes Beispiel.

Anders steht es mit den kaufmännischen Consuln in der Türkei, mit den consules electi. Ich lernte den deutschen Consul in S. kennen. Er war ein trefflicher Mann, nur verstand er von der deutschen Sprache wenig und vom deutschen Recht gar nichts. Von dem Consul in A. sagten mir dort wohnende glaubhafte Deutsche, er bediene sich nur der französischen Sprache und sei der deutschen Gesetze vollkommen unkundig. Wie es da mit der Rechtsprechung steht, ist leicht zu ermessen. Dem auswärtigen Amt ist deshalb kein Vorwurf zu machen. So lange ihm nicht genügende Mittel für Bestellung von Berufsconsuln zur Verfügung gestellt sind, muß es sich, wie man zu sagen pflegt, „nach der Decke strecken“.

In Egypten hat man, wie gesagt, den Versuch gemacht, für einen Theil der Strafsachen und für die sog. „gemischten Prozesse“ die Consulargerichtsbarkeit durch Landesgerichte mit internationaler Besetzung zu ersetzen. Die drei Gerichte erster Instanz (in Alexandria, in Cairo und in Zagaziz) sind mit je drei egyptischen und je vier europäischen Richtern besetzt, der Appellhof in Alexandria mit vier egyptischen und sieben europäischen Richtern. Es ist, während diese Einrichtung in Berathung war, namentlich in den Jahren 1874 und 1875, von den betreffenden europäischen Regierungen und Volksvertretungen allgemein anerkannt worden, daß die bisherige Consulargerichtsbarkeit, welche in Egypten thatsächlich eine noch weit ausgedehntere Competenz hatte, als in der Türkei, weder dem europäischen noch dem egyptischen Interesse und am allerwenigsten den wahren Zwecken der Rechtspflege entspreche. Man hat daher den Versuch gemacht, an deren Stelle Landesgerichte treten zu lassen, welche theils mit eingeborenen, theils mit europäischen Richtern besetzt sind, und zwar in der Art, daß die letzteren die Majorität bilden. Diese Institution ist vorläufig nur auf die Dauer von fünf Jahren geschaffen; nach Ablauf dieser Zeit steht es den europäischen Mächten frei, zu der früheren Einrichtung zurückzukehren. Das Ganze charakterisirt sich also als ein Versuch, der die Probe bestehen muß, widrigenfalls man ihn wieder fallen läßt. Die Probe zu bestehen ist allerdings schwierig, wenigstens nach einer Richtung. Egypten befindet sich in Finanznöthen, fast eben so stark, wie die Türkei. Indessen macht es energische Anstrengungen, sich aus denselben zu retten, und es wird darin durch den Reichthum des Landes unterstützt. Vorläufig aber hat die Finanznoth einen bedauerlichen Rückschlag auf die neu und einheitlich geregelte Gerichtsbarkeit gehabt.

Nach Art. 10 des zwischen der Regierung von Egypten und den Capitulationsmächten vereinbarten Reglements von 1873, welches die Grundlage der Gerichtsorganisation für sog. „gemischte Prozesse“ bildet, sind die Regierung,

Digitized by Google

die einzelnen Administrationszweige, die Dairas (Domänen) Seiner Hoheit des Khedive und selbst die Mitglieder seiner Familie in Prozessen, welche sie, sei es als Kläger oder als Verklagte, gegen fremde Unterthanen führen, der Competenz dieser Gerichte unterworfen. Auf Grund dessen ist kürzlich eine Verurtheilung gegen den Khedive oder vielmehr gegen dessen Dairas ergangen, welche er anzufechten versucht und deren Vollstreckung er durch einen sog. „Act der Gesetzgebung", welcher in wohlerworbene Rechte eingreift, zu vereiteln bestrebt ist. Alles das geschieht wahrscheinlich, weil es an Geld fehlt. Ist letzteres wieder vorhanden, so wird es wohl gelingen, die Störung zu beseitigen und Garantien gegen deren Wiederkehr zu errichten. So wird die Finanzreform durch die Justizreform nothwendig gemacht, und umgekehrt die letztere durch die erstere gekräftigt werden. Soweit bis jetzt die Nachrichten reichen, hat im Uebrigen die Rechtsprechung in Egypten unendlich gewonnen; namentlich erkennen dies auch die dort wohnhaften Westeuropäer an.

Ich bin nun der Meinung, daß die Einführung solcher internationalen Gerichte auch in der Türkei außerordentlich heilsam wäre. Sie würde einen Theil der Ursachen beseitigen, welche dieses von der Natur so gut und von den Menschen so schlecht behandelte Land der Zerrüttung und dem Untergange nahe bringen. Sie würde zugleich die rechtliche Gleichstellung der Rajah vorbereiten, indem sie, woran es vor Allem fehlt, das Grundeigenthum sicher stellt und die Osmanli zwingt, mit den Europäern zu cooperiren.

Bei der Vereinbarung mit Egypten ist es gelungen, den neuen Landesgerichten die Entscheidung der gemischten Prozesse auch in Grundeigenthumsfragen zu vindiciren. Leider nur mit einigen sehr bedenklichen Ausnahmen, so z. B. zu Gunsten der Wakufs, d. i. der Güter der Moscheen, der Stiftungen, der todten Hand.

In der Türkei müßte man, wenn man die Hauptquelle der rechtlichen und wirthschaftlichen Zerrüttung dieses Landes verstopfen will, diesen neuen Landesgerichten alle Streitigkeiten über Fragen des Grundeigenthums zuweisen, einerlei welcher Nation, welcher Religion und welcher Rasse die streitenden Theile angehören, einerlei, ob es sich um Privateigenthum, oder um Güter des Fiscus oder des Wakuf handelt. Natürlich müßte eine trigonometrische Vermessung des Landes und eine mit westeuropäischer Sorgfalt durchgeführte Katastrirung des Grundeigenthums vorgenommen und an die Stelle des Zehnten und sonstiger unsinniger Abgaben, welche die Landwirthschaft ruiniren, eine mäßige und unabänderlich fixirte Grundsteuer gesetzt werden. Ebenso müßte man Grund- und Hypothekenbücher einrichten und deren Führung den genannten neuen Landesgerichten anvertrauen.

In der Türkei fehlt es nicht an Christen, aber es fehlt an Bauern, d. h. an freien selbstbewußten Bauern mit freiem geschützten Grundeigenthum. Die Rajah wird nicht an ihrem Glauben, sondern an ihrer Landwirthschaft geschädigt. Ihr Eigenthum genießt keinen Rechtsschutz, und die Früchte ihres Fleißes werden durch Zehnten und sonstige feudale Abgaben verschlungen. In Folge dessen will Niemand mehr arbeiten und die fruchtbarsten Thäler verwandeln sich in Wüsten und Weiden, in Einöden und Sümpfe. Ist das Grundeigenthum entlastet und gesichert, sind Richter da, die es schützen: dann werden sich schon die Ansiedler finden, sowohl unter den Einheimischen als unter den Fremden. Der Ackerbau wird dem Nasen- und Ohrenabschneiden vorgezogen werden. Das Land wird sich wieder bevölkern. Um die zahlreichen Eisenbahnstationen, welche jetzt in der Wildniß liegen, werden sich Ackerbaucolonien bilden. Die Bahn, welche jetzt nicht die Betriebskosten aufbringt, wird sich rentiren. Die Staatsfinanzen werden sich bessern. Die todte Hand wird verschwinden. Der stolze und träge Sohn Osmans wird sich mit der Arbeit befreunden. Alle die Mißstände, welche jetzt mit der Consulargerichtsbarkeit verbunden sind, werden beseitigt.

Wollte man aber die Consulargerichtsbarkeit beibehalten, dann müßte man lauter Berufsconsuln anstellen und ihnen Privilegien im Sinne der Exterritorialität erwirken. Sonst geht's nicht. Also, man wähle!

Ich weiß, daß mein Vorschlag Widerspruch findet. Allein ich glaube, es lohnt der Mühe, denselben zu discutiren. Bei einer solchen Discussion würde sich auch vielleicht zeigen, wer wirklich der Türkei und ihrer Rajah-Bevölkerung helfen will, und wer solche blos als Spielball politischer Intriguen mißbraucht, während er von „Christenthum" und „Humanität" spricht.

Literatur und Kunst.

Wimmerle und Wusele
oder
Der Ring des Saturn.

Ein Ferienabenteuer
von
Johannes Scherr.

Es regnete mit christlich-germanischer Innigkeit, wie sich unser hochverehrter Mitcurgast, der Herr Hofoberprediger, ausgedrückt haben würde. Ich meinestheils schreibe nur: es regnete so wässerig, daß ich besagten Herrn leibhaft vor mir zu sehen glaubte, wie er seinen hochwürdigen Karpfenmund — ein weniger höflicher Mensch als ich würde geradezu sagen: sein Karpfenmaul — auseinanderfaltete, um in Homilienform uns zu belehren, daß in der langweiligst aus allen Zeitungen herausgähnenden orientalischen Frage die Interessen Deutschlands und Rußlands identisch und untrennbar seien. Als resignirter Curist schloß ich das Fenster, ließ regnen, was da regnen mochte, und warf mich wieder mit Entschlossenheit in Dahns vierbändigen „Kampf um Rom", um den ich weiß nicht mehr wievielten Gothenkönig zu Tode tödten zu sehen. Einer unserer großen Kritiker von heute, denen nur unmaßgeblich zu rathen wäre, daß sie sich etwas besser hinter den Ohren abtrocknen möchten, bevor sie zu orakeln beginnen — hat decretirt, besagter Vierbänder sei der beste aller historischen Romane. Demzufolge hab' ich pflichtschuldig durch alle vier Bände mich durchgehauen, denn mit simpelm Lesen reicht man in diesem Waffengetümmel nicht aus. Im Uebrigen war es eine recht freundliche Ueberraschung für mich, mitten unter allen den Lanzen und Schwertern einen lieben alten Bekannten aus Scotts Ivanhoe zu begegnen, der schönen Rebekka, so beim Spindler Esther, beim Dahn dagegen Miriam heißt. Ohne diese schwarzhaarige, gluthaugige, von Edelmuth und Entsagungsheroismus förmlich strotzende Tochter des Löwen vom Stamme Juda geht es nun einmal in einem richtigen historischen Roman nicht ab und vollends in dem „besten aller historischen Romane" mußte sie nothwendig mitaufmarschiren, um sich gelegentlich für den geliebten Christenjüngling, welcher diesmal nicht Wilfried oder Dagobert, sondern zur Abwechselung Totila heißt, umbringen zu lassen.

Ich schickte mich an, über das Bedenkliche und Gefährliche typischer Figuren sogar für wirkliche Poeten — denn ein solcher ist ja doch wohl Dahn — in etlichen Dutzenden von Paragraphen zu ästhetisiren, als die Thüre meines Zimmers aufging und zwei absonderliche Gestalten hereintraten.

In der vorderen erkannte ich meinen Landsmann und Jugendfreund Wimmerle, von Handwerk ein königlich württembergischer Ober-Ober, nämlich Oberpräceptor, von Wuchs ein exotisches Knollgewächs, von Gesinnung ein „Bettelpreuße", wie er jedem, der es hören wollte, mit Stolz zu erklären liebte. Denn er ging in seinem Heimatlande gegen alle „Reichsfeinde" tapfer an, betete täglich dreimal den nationalliberalen Rosenkranz, hatte eine heimliche, bereits auf 48 Gesänge angeschwollene Bismarckias

Digitized by Google

geherametrisirt und reiste sichtbar der Reichstagsmitgliedschaft entgegen. Er ist ein zwar kleiner, aber desto breiterer Mann, und maßen er, seit 30 und mehr Jahren beständig auf Freiersfüßen wandelnd, sich immer modisch trägt, so hatte er heute auf seinem gewaltigen Globus von Kopf ein unendlich langes und dünnes Stück Ofenrohr von Seidefilz sitzen, wie es die neueste Herrenmode verlangt. Als Ganzes genommen, glich er auf und eben einer wandelnden Riesenkartoffel, welcher man einen schwarzen Trichter aufgestülpt hat. Sein Sprechen ist ein Wimmern. Addirt man die Stimmen von drei ausgewachsenen Mäusen zusammen, so ergibt sich als Facit das Sprachorgan meines ober-oberlichen Freundes.

Repräsentirte der gute Wimmerle die Kugelform, so stellte sein Begleiter die gerade Linie dar. Eine richtige Hopfenstange von Mensch. Er mußte sich, um den Thürrahmen zu passiren, etwas bücken, was er augenscheinlich nur widerwillig that. Denn in der ganzen Erscheinung des jungen Mannes sprach sich ein Größebewußtsein aus, ein Größebewußtsein, das um keine Linie kleiner war, als er selbst, also sieben Fuß lang. Wenn man ihn zu seiner vollen Höhe aufgerichtet dastehen sah, mußte man ihn sofort für einen kecken Mann halten, weil er es wagte, auf so dünnen Beinen zu stehen und zu gehen. Er war comme il faut in einen hellen Sommeranzug gekleidet, aber „genial-nachlässig", d. h. etwas schmierfinkisch. Auf seinem kleinen, auf langem Halse weit aus den Schultern ragenden Kopfe trug er ein wahres Ungeheuer von schwarzem Schlapphut, dessen Krämpe die rechte Seite seines nicht unschönen Gesichtes völlig beschattete, während in der hochaufragenden Kipfe noch mindestens ein Halbdutzend Köpfe Platz gehabt hätte.

Auf den ersten Blick hatte ich in dem Fremdling das Zukunftsgenie erkannt. Der märchenhafte Hut vollends stimmte mich, der ich in den letzten Tagen so viel vom Bayreuther Bühnenfestspiel hatte hören müssen, ganz urzeitlich und germanisch-gebrüder-grimmig, ja völlig stabreimerlich, daß es mir nur so herausschoß: „Von wannen, o Wanderer, im Wodanshut wallst Du? Aus Walhall oder Wahnfried, wabernd in Wonnsal? Willst Du wirken mir Wissen, ob Wagner wohlauf, der Wagalawaier?"

„Was Wagner?" entgegnete der Fremde schneidend, und, im wörtlichen Sinne, hoch herab: „Wagner? Bah! Ueberwundener Standpunkt, verschüttetes Bier, ausgetretener Schuh .... bin Woselli!"

Sprach's, schritt an mir vorüber, warf sich auf das Sopha wie einer, so von seinem Eigenthum Besitz nimmt, reckte und streckte sich und versank in die unergründliche Tiefe seiner Gedanken.

Ich sah den Wimmerle fragend an. Er stellte sich auf die Zehenspitzen und flüsterte mir an den Ellbogen: „Eigentlich heißt er Wusele und ist ein Landsmann von uns, in Sindelfingen bei Böblingen geboren, glaub' ich. Im Uebrigen ein „hinausgeschmissener" Stiftler, also von Haus aus etwas Bedeutendes."

(NB. Der Ober-Ober war selber ein „hinausgeschmissener".)

„Ist der Kerl aus der Anstalt droben in Pirminsberg entsprungen?" fragt' ich.

„Behüte! Wo denken Sie hin? Ein Mann von solcher Zukunft! Reines Weltgenie! Er dichtet, tonsetzt, zimmert, meiselt, malt, maschinenbaut, beleuchtungskünstelt und feuerwerkt an einem Ewigkeitskunstkoloß, an einer Universalmusiktragödie, betitelt: Der Ring des Saturnus. Er selbst hat es mir gesagt."

„Einer der in Bayreuth Uebergeschnappten also? Wo haben Sie ihn denn aufgegabelt?"

„Hinten in der Quellschlucht. Aber Sie thun dem herrlichen Jüngling bitteres Unrecht. Er ist kein Narr, herrentgegen — (bei diesem Worte fühlte ich mich heimatlichst angeschwabt und angeschwäbelt) — herrentgegen ein Genius, ein Dämon, wenn Sie wollen, der den großen Wagner weit überwagnern wird."

„Kommen denn auch Sie kerzengerade aus Bayreuths Biergau, will sagen aus Nibel- und Narrenheim?"

„Wie so? Sie wissen ja, daß ich seit Wochen hinten in Pfäfers bade. Vorgestern langte unser Titan Wusele dort an, um in der Quellschlucht Naturlautestudien zu machen. Das Wüthen der durch den gigantesken Felsspalt brausenden Tamina sollte ihm das Leitmotiv" ....

„Leitmotiv?" schrie Don Woselli, aus dem Abgrund seiner Schöpfungsgedanken auftauchend — „Leitmotiv? Miserable Wagnerei! Ich werde Hau- und Stoßmotive, Zerr- und Zwickmotive finden, ich!"

Schrie's und tauchte wieder unter.

Das Abenteuer fing an mich zu belustigen.

„Also ein Zerr- oder Zwickmotiv," sagte der begeisterte Wimmerle beschwichtigend — „für die kolossale Weltuntergangsschlußscene, allwo der alte Saturn seinen Ring abschüttelt."

„Sollte er so rabiat sein?"

„Gewiß, der Wusele wird ihn schon dazu bringen. Aber was ich sagen wollte, ja, sehen Sie, in der erhöhten Stimmung, in welche mich gestern mein epochemachender Fund versetzt hatte, war ich so recht willig und fähig, den ungeheuren Plan, in welchen unser großer Landsmann mich einen Einblick thun ließ, zu verstehen. Reines Weltgenie, sag' ich Ihnen. O, Tübinger Stift, was will es heißen, daß Schelling und Hegel und Strauß aus dir hervorgegangen sind, verglichen mit der Thatsache, daß der Wusele aus dir herausgeschmissen worden ist!"

„Tausend Contrabässe, fünfhundert Baßtuben, ebenso viele Contrafagotte und zweihundert Pauken rasaunen los," rollte es dumpf unter dem Wodanshut hervor. „Dazu die Entladung von zwölf Batterien Vierunddreißigpfünder, Glockengestürme von allen verfügbaren Thürmen, Wehgeheul der Menschheit, Gedonner des Vesuves, des Aetna, Stromboli und Hekla —"

„Um Gotteswillen, wozu das Alles?" fragte ich entsetzt.

„Wozu, Sterblicher? Gürte Deine Lenden, ich will Dich fragen und Du antworte mir."

„Immer zugefragt, edler Don."

Aber das Weltgenie war wieder zusammengeklappt wie ein Taschenmesser und in den mehrbesagten Abgrund versunken.

Derweil hatte Herr Wimmerle ein Packet, welches er unter dem Arme getragen, auf einen Stuhl gelegt und auseinandergeschlagen. Mit einer gewissen Feierlichkeit entzog er der Papierhülle einen Gegenstand, welcher sich bei näherem Zusehen als ein um und über verrosteter Eisensporn darstellte, wie die Reiter im 15. oder 16. Jahrhundert solche getragen haben.

„Rathen Sie mal, was das ist?" fragte Wimmerle wichtig, mir das alte Ding darreichend.

„Nun — versetzte ich, indem ich vergeblich versuchte, das eingerostete Spornrad mit seinen bedrohlich langen Stacheln zum Drehen zu bringen — was anders, als ein alter Reitersporn?"

„Erlauben Sie, doch noch etwas anderes, etwas viel anderes."

„Was denn?"

„Ein Sporn Ulrichs von Hutten."

„Warum nicht gar?"

„Sie glauben nicht an die Echtheit der Reliquie?"

„Fällt mir nicht ein."

„Wollen Sie leugnen, daß der Hutten im Juli des Jahres 1523 die Bäder von Pfäfers, welche sich dazumal in der Quellschlucht selbst befanden, gebraucht habe?"

„Warum sollt' ich das leugnen?"

„Gut, also die Prämisse ist festgestellt, wie ja auch daran kein Zweifel sein kann, daß dieser Sporn da ganz entschieden die Sporenform jener Zeit trägt. Ferner: der Sporn ist ganz nahe bei der Stelle, wo der arme Ulrich vor Zeiten gebadet hat, aufgefunden worden, so zu sagen durch mich selbst oder wenigstens in meiner Anwesenheit, und zwar im Bette der Tamina, welche man dieser Tage theilweise abgeleitet hatte, um eine Reparatur an der Fassung der Therme vorzunehmen. Weiter: Sie wissen, daß anno 1523 die Curgäste von Pfäfers auf senkrecht hängenden Leitern in die Badschlucht hinabsteigen mußten. So mußte auch Hutten thun, und bei dieser Gelegenheit oder auch beim Wiederhinaufklettern ist ihm ein Sporn losgegangen und in die Tamina gefallen. Ergo" —

„Elendes, wässeriges Element," schnob der wiederaufgetauchte Titan — „Wasser-Wagner, Wagner-Wasser. Ich werde in und

Digitized by Google

mit der Luft arbeiten, dem reinidealischen, ätherischen Element. Wellenmädchen auf Schwingen rüsten, pfui, gemeiner Puppentheaterapparat. Meine Lufthuldinnen werden fliegen."

„Aber wie wollen Sie denn das machen, Don Woselli?" fragte ich. „Denken Sie doch an unser schwäbisches Volkslied, worin gesungen ist:

„Der Schneider von Ulm
Hat's Fliegen probirt,
Da hat ihn der Teufel
In d' Donau nei gführt."

Der Pluralis majestaticus in Person hätte nicht majestätischer auf mich herabsehen können, als es der Wusele that, indem er entgegnete: „Wir werden Unsere Luftmädchen fliegen lassen. Schon seh' ich Luftblase, Windhose und Sturmtrude vogelleicht den Kulm umkreisen. Doch, ha, ließe sich in den Töchtern der Luft nicht noch ein tieferer und zugleich aus dem vollen, tollen Leben der Gegenwart herausgegriffener Tiefsinn zur Erscheinung bringen? Könnte nicht Hausse und Baisse, Mine und Contremine den das Vor-Vorspiel einleitenden Lufttanz fliegen, wie?"

„Grandiose Idee!" schrie Herr Wimmerle, den Huttensporn auf den Stuhl legend, um die Hände zum Klatschen frei zu haben. Dann, bemerkend, daß das Weltgenie wieder in's Schöpfungschaos hinabgestiegen, führte er seinen vorhin abgebrochenen Satz zu Ende: „Ergo und Summa Summarum, ich habe einen Sporn Ulrichs von Hutten aufgefunden und bin stolz auf diesen Fund."

„Die gründlichste Beweisführung von der Welt, lieber Freund. Ich denke, Sie stiften Ihren Huttensporn nach Berlin, damit er neben den berühmten moabitischen und etruskischen Alterthümern einen seiner würdigen Platz finde."

„Nach Berlin soll diese edle Reliquie allerdings und ich selber werde sie hinbringen. Aber Moab und Etruskien sind keine ihrer würdigen Nachbarn. Ich habe ihr eine viel höhere Bestimmung zugedacht."

„Was, eine noch höhere als diese, im Bunde mit den moabitischen und etruskischen Töpfen ein glänzendes Zeugniß für die untrügliche Gründlichkeit deutscher Forschung abzugeben?"

„In der That, eine noch höhere. Errathen Sie?"

„Nein."

„Su—su—su—surreli, si—si—si—surrelei!" rief Woselli aus, mit den Armen wabernd, wedelnd, wuselnd. „Ich hab's! Von allen Lautzeichen der Sprache entspricht am vollständigsten der S-Laut dem Luftelement. Ich setze das S auf den musicalischen Weltthron, Säuseln, summen, surren, sausen! Phänomenales Motiv! Surrelei, surreli, sauseso, säuselum!"

Herr Wimmerle blickte mit dem Ausdruck jüngerhaftester Bewunderung auf seinen großen Fund und sagte: „Sehen Sie, er ist mitten drin in seinen riesigen Schöpfungsthaten. Was jedennoch meinen Freund angeht, so muß ich Ihnen schon sagen, wohin ich damit will, da Sie es nicht verrathen können."

„Wohin denn, Sie Ritter vom verrosteten Sporn, mit dem alten Eisen?"

„Wohin anders als zu Sr. Durchlaucht dem Fürsten Reichskanzler?"

„O, Wimmerle!"

„Was ist daran Verwunderliches? Ich meine denn doch, jeder reichstreue Deutsche müßte sich darüber freuen, so der große Kanzler in seiner das wehrhafte Reich so schön symbolisirenden Kürassiruniform fürder mit dem Huttensporn an der Ferse in den Culturkampf reitet."

„Aber, Liebster, man kann dem Reichskanzler doch wohl nicht zumuthen, mit einem Sporn aufzutreten oder aufzureiten. Der Schwarzalb von Meppen würde den einfersig bespornten Culturkämpfer nicht übel bewitzeln."

„Herrgott, das ist wahr. Daran hab' ich nicht gedacht", sagte der Spornfinder ganz verblüfft, und niedergeschlagen fügte er hinzu: „Meine Absicht war eine so warmpatriotische, mein Wollen ein so ganz nationalliberales. Unser Phrasenwörterbuch wäre um ein reichstreues Wort bereichert worden. Und dann — wir sind ja Sünder allzumal — durfte ich auch die Hoffnung hegen, daß, wenn Se. Durchlaucht den Huttensporn angeschnallt hätte, der Name des Finders Wimmerle an einem der Zacken des Spornrades hängen geblieben und mit in die Weltgeschichte hinübergetragen worden wäre. Das Alles ist nun dahin, unwiderbringlich verloren."

„Ei, wenn Ihnen nur an der Berühmtheit gelegen ist, Bester, so weiß ich einen Ausweg aus Ihrer Klemme. Schicken Sie den Huttensporn sammt der Geschichte seiner Findung an die Gelehrten des Kladderadatsch und Sie können sicher sein, daß diese Herren ein phänomenales Zwickmotiv daraus zu machen verstehen werden. Säuselum, surrelei"....

„Schofle Bayreuther Schwindelbude!" grollte es aus der Sophaecke. „In's Urnichts schwindest du dahin vor dem Riesentempel, den die Natur höchstselbst aufgeführt hat, um Meiner Schöpfung zur Darstellungsbühne zu dienen."

„Horch auf, Israel, es ergeht eine Offenbarung", sagte der Wimmerle andächtig.

Der Meister drehte wüthend seinen Wotanshut und schleuderte Lapidarworte zwischen dem Doppelgatter seiner Zähne hervor: —

„Der Rigi die Bühne — der Halbkreis der Alpen vom Glärnisch bis zum Pilatus der Zuschauerraum. — Die Berner Kolosse vom Finsteraarhorn bis zur Jungfrau die Fürstengalerie. — Der Bürgistock das Dirigentenpult — der Vierwaldstätterse die Orchestra."

„Ist diese nicht ein Bißchen zu naß?" wagte ich einzuwerfen.

„Ich lege sie trocken."

„In der That, ein Riesentheater! Neu und groß ganz und gar. Die Ausrüstung der Bühne und die Inscenirung des Stückes werden freilich etzliches kosten."

„Meinen Sie, Ich, welcher nicht wie der bereits in Verstoß gekommene Wagner eine blos deutsche Kunst zu schaffen vermag, sondern die Weltkunst, die Harmonie der Sphären schafft, Ich werde keinen Louisd'or finden?"

„O, gewiß. Wenn und wo hätte es Ihresgleichen an Louisd'ors gefehlt? Auch könnte sich ja das berühmte Dreikaiserbündniß, von welchem es bislang heißen könnte „Viel Lärm um nichts!" bei dieser Gelegenheit einmal wirklich nützlich machen. Endlich wissen Sie ja wohl, daß die reiche Judenheit, wenn man ihr ein recht unverschämtes Hepp-Hepp-Pamphlet in's Gesicht wirft, ihre Geldschränke eilends aufthut, um Massen von Patronatsscheinen zu kaufen. Probiren Sie das auch, mit der Juden- sowohl als mit der Christenheit. Der deutsche Philister will geprügelt sein, wenn er in die Tasche greifen soll."

„Ich werde ihn hauen."

„Thun Sie das, Don Woselli. Je frecher der Schwindel auftritt, desto mehr imponirt er der Menge bis hoch, bis zu allerhöchst hinauf. Davon wußten unsere Mozart und Beethoven, unsere Lessing und Schiller in ihrer dummen Ehrlichkeit und Einfachheit leider nichts und darum ist es ihnen auch so elend ergangen im Leben. Sie haben keine fürstlichen Freunde gefunden auf ihren rauhen Wegen. Nur nicht sparsam mit äußersten Zumuthungen, edler Don! Dehnen Sie den Kautschuk Ihrer Folterworte und Marterweisen zu drei-, vier- und fünfstündigen Acten und Sie werden hinlänglich viele Narren finden, die das aushalten und nachher so thun, als raseten sie im Entzücken über den endlich glücklich abgetriebenen Kunstbandwurm."

„Sie wollten wohl Lindwurm sagen," bemerkte Herr Wimmerle.

„Meinetwegen auch Lindwurm. Aber nun wissen wir immer noch nichts von dem Inhalt und dem Verlaufe der Weltmusiktragödie, an welcher unser gigantischer junger Meister schafft. Wie ist es denn damit? Was soll es mit dem Ring des Saturn?"

„Ha!" schnaubte der Gigant, sprang auf und fuhr wie ein Kreisel im Zimmer herum. „Ha, kann ich das Chaos gestalten, das mir im Hirne wogt und wallt, kann ich den Urnebel ballen, den Urschleim gerinnen machen, Ewiges in die Zeitlichkeit, U

Digitized by Google

endliches in die Endlichkeit zwingen, kann ich schaffen, bevor ich mir das richtige Stimmungshaus, die richtige Stimmungsvilla, die richtigen Stimmungsgemächer, die richtigen Stimmungsmöbel, und die richtigen Stimmungscostüme angeschafft habe?"

„Du lieber Gott, ich erinnere mich, daß der Mozart in seiner Schlichtheit einmal sagte: „„Meine besten musikalischen Gedanken hab' ich beim Kegelschieben gehabt.""

„Mozart? Bah! Ich verbitt' es mir entschieden, daß so ein ordinärer Kirchweihgeiger in meiner Gegenwart genannt werde."

„Edler Don, wären Sie nicht so zu sagen mein Gast, so würde ich Ihnen so etwas wie eine entschiedene Ohrfeige verabreichen, woraus Sie dann eines der Hau- und Stoßmotive Ihrer Riesenoper machen könnten."

Er überhörte diese landsmännische Gemüthlichkeitsbezeugung oder schien sie zu überhören, indem er noch rascher durch das Zimmer stürmte, die Arme verwerfend und die Augen in Schöpferwahnsinn rollend.

„Ich sage der Welt, Ich Woselli," schrie er, „eine eigene Equipage, ein eigenes Dampfroß, ein eigenes Dampfschiff muß der Künstler haben, der auf der Höhe von des Dampfjahrhunderts Dampfkessel stehen will — sauseso, susesum."

„Aber der Ring des Saturnus?" fragte Herr Wimmerle in bescheiden bittendem Tone.

„Anfang und Ende stehen fest, aere perennius. Was dazwischen liegt, werde ich, sobald mir ein beliebiger König oder Kaiser die namhaft gemachten Stimmungsmittel gegeben haben wird, mit dem Zauberstab meines Genies aus dem Nirwana in das Sansara herüberwinken. Das Vor-Vorspiel hebt an mit dem Flug der Luftmädchen um den Rigikulm. Ihr Gesang wird die Idee der Luftigkeit zur höchsten Tonerscheinung bringen — säuselum, surresaus. Die Schlußkatastrophe wird ein Spektakel sein, von dessen Wildheit und Wuth ein weichlicher Wagner selbst bei seinen wahnwitzigsten Wagnernissen kein Wähnen hatte. Das Weltall tanzt einen Wirbeltanz. Sonne, Mond und Sterne verfallen in Epilepsie. Das Meer röchelt in Todesängsten und speit die bekannte Seeschlange gen Himmel. Der Ring des Saturn löst sich von den Planeten. Langsam, feierlich, majestätisch, so — (er veranschaulichte mit der Bewegung seiner Arme die des Saturnringes) — senkt er sich herab, immer tiefer, immer schwerer — (er machte die Senkung nach) — und, quatsch! quetscht er die Erde mit Allem, was darauf, zu einem ungeheuren" —

„Heiliges Donnerwetter, mein Hut!" wimmerte der Ober-Ober in schneidendem Fistelton.

Der Meister fuhr von dem zu einer Unform zusammengequetschen Ofenrohr, auf welches er sich langsam, feierlich, majestätisch niedergesenkt hatte, empor und ließ sich in Schrecken auf den nebenan stehenden Stuhl fallen. Aber mit einem erzcharakteristischen Naturschrei sprang er schleunigst wieder auf und zwirbelte im Zimmer herum, die linke Hand auf jene Stelle pressend, in welche sich nicht langsam und feierlich, sondern rasch und schmerzhaft der Huttensporn emporgesenkt hatte.

Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hell hinauslachen. Der Wimmerle versuchte zuerst eine mitleidige Miene aufzusetzen, konnte sich aber doch des Kicherns nicht erwehren.

Der Meister schoß uns einen Blick zu, welcher uns von rechtswegen hätte versteinern sollen. Maßen er das aber nicht that, sahen wir, wie der große Woselli sich zur Thür hinausdrehte, die Linke noch immer an der verletzten Körperstelle und mit der erhobenen Rechten die Drohung uns zuwinkend, der Ring des Saturns werde uns seiner Zeit schon finden und zerquetschen — surrelei, sausesum.

Jenseits der Alpen.

Transalpinische Studien von Wilhelm Lang; Erinnerungen an Italien von Emilio Castelar, deutsch von Julius Schanz. Leipzig 1875.

Emilio Castelars Erinnerungen an Italien und Wilhelm Langs Transalpinische Studien regen besonders bei vergleichsweisem Lesen auf das Mannichfaltigste an, und das nicht nur durch die Verschiedenheit der Behandlung, die den großen spanischen Politiker von dem deutschen Publicisten unterscheidet, sondern noch mehr durch die weitgehenden Gesichtspunkte, die sich bei näherem Nachdenken über den Inhalt der bezeichneten Bände unwillkürlich aufdrängen. Der in der Uebersetzung von Julius Schanz recht gut wiedergegebene grotesk anschauliche Stil Emilo Castelars gruppirt in bunt kaleidoskopischen Bildern um die Zustände der Gegenwart alle jene denkwürdigen Ereignisse einer Jahrtausend reichen Vergangenheit, die Italiens Hauptstadt noch heute als Mittelpunkt der Welt erscheinen und Rom als die ewige Roma von sterblichen Lippen preisen lassen. Vor Castelars glühender Phantasie erstehen die verfallenen Ruinen wieder zu prächtigen Palästen; die öde Campagna, die verwilderten Gärten des Sallust schaut er in alter Schönheit; Neapels Straßen und Gestade füllen sich ihm mit den herrlichen Menschen des alten Hellas, von denen die griechischen Künstler das bewundernswerthe Ebenmaß ihrer Gestalten entlehnten. Endlich erscheint seinem geistigen Auge der gewaltigste aller Italiener, Michelangelo, wie er „den Genius des Capitols, nachdem er, eingewiegt von den Bußgesängen des Mittelalters, tausend Jahre im Staube gelegen, wieder aufrichtet und die Ruinen auf die Schultern nimmt, um ihnen den Athem seines Geistes einzuhauchen und auf die Mauern des katholischen Roms die kolossalen Bilder des antiken Roms zu malen."

Man würde in Langs Studien vergeblich nach einem gleich plastischen Bilde oder gar nach einem ganzen Abschnitte, wie dem Castelars über die Sixtinische Capelle suchen. Der nüchterne Deutsche malt die Dinge nicht, er secirt sie. Die Aufsätze über die Petrussage, Dante, Savonarola und die Gedichte Michelangelos machen dem Scharfsinn des Verf. in gleicher Weise Ehre wie die Charakteristik der Dichter Manzoni und Niccolini, während die Artikel über den Politiker La Farina und den italienischen Nationalverein, Cavour und die deutsche und italienische Einheit durch neue in weiteren Kreisen kaum bekannte Thatsachen überraschen werden. All' diese Arbeiten suchen dem Werden der Dinge auf die Spur zu kommen; es sind treffliche Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der italienischen Cultur, nur verrathen sie leider denselben Mangel in der Auffassung des inneren geschichtlichen Zusammenhangs, der, meiner bescheidenen Meinung nach, die bei weitem größere Mehrzahl, ja fast alle über Italien geschriebenen Werke kennzeichnet.

Es versteht sich von selbst, daß von einer Reihe einzelner, die verschiedensten Gegenstände behandelnder Studien niemals die Composition eines in sich geschlossenen schriftstellerischen Werkes erwartet werden darf; allein nicht den inneren Zusammenhang der verschiedenen Abschnitte vermisse ich in Langs Untersuchungen, sondern den richtigen, geistigen Mittelpunkt, die Aufzeigung der Quellen, in der die Macht der gesammten italienischen Cultur ihren Ursprung findet.

Man gestatte eine nähere Erklärung.

Bei Betrachtung der europäischen Cultur pflegen wir die Begriffe „Antik und Modern" als scharfe Gegensätze gegenüberzustellen; zwischen beide tritt der Begriff des „Mittelalterlichen" als drittes am wenigsten berücksichtigtes Mittelglied. Mit diesen drei Bezeichnungen vertheilen wir die geschichtlichen Begebenheiten nach den Zeiträumen, in denen sie sich zugetragen, ohne jedoch jedem einzelnen der drei Ausdrücke eine klare, in sich abgeschlossene Anschauung unterlegen zu können. Vielmehr gehen bei näherer Untersuchung der culturgeschichtlichen Daten die genannten Zeitbegriffe ganz allmälig in einander über, weil die Ereignisse eine bis auf die Gegenwart fortlaufende ununterbrochene Kette bilden,

Digitized by Google

deren innerer Zusammenhang nur aus dem Mangel an Aufmerksamkeit oder durch lückenhafte Kenntniß übersehen werden kann. Der einzige Goethe hat in seinem „Antik und Modern" überschriebenen Aufsatze zum wenigsten einen sachlichen Unterschied festzuhalten versucht: nach ihm verdient alles das den Namen „Antik", was aus einem natürlichen Bedürfnisse mit Leichtigkeit hervorgebracht wird, während „Modern" alles das geheißen werden sollte, dem ein Zwang oder irgend eine nicht durch den Gegenstand unbedingt geforderte Reflexion vorhergeht. In diesem Sinne ist ihm Shakespeare eben so sehr ein Grieche wie Raphael, und er würde jeden, auch den Menschen der Zukunft, so nennen, der sich frei und wahr seiner Natur gemäß nach allen Seiten hin zu entwickeln vermöchte. Aus dem hier Angedeuteten ersieht man schon: der Goethe'sche Begriff des Antiken hat mit dem gleichnamigen Zeitbegriffe unserer Geschichtsschreiber nichts gemein; denn für sie heißt nur das Antik, was vor dem Eintritt des Christenthums in die europäische Welt geschah, während dem Dichter der Iphigenie und des Tasso das Griechenthum als einziges geschichtliches Beispiel für die Verwirklichung harmonisch entwickelter Menschheit zugleich Maßstab des für die Zukunft Erreichbaren wurde. Allerdings liegt dieser Goethe'schen Auffassung ein großer Irrthum nahe genug: auch hat man nicht versäumt, ihn nach Möglichkeit auszubreiten; dieser Irrthum besteht in dem durch die kosmopolitische Anschauung des achtzehnten Jahrhunderts arg unterschätzten Gewichte des nationalen Elementes. Bei dem Studium und der Bewunderung der altgriechischen Welt vergaß man ganz und gar, daß der seinen natürlichen Anlagen und Lebensbedingungen gemäß entwickelte Nordländer von dem unter ganz anderen klimatischen und geschichtlichen Verhältnissen erzogenen Südländer in jeder Beziehung verschieden sei. Fast gewaltsam sollte der Deutsche nach italischem und griechischem Muster umgewandelt werden, während der Italiener, ich möchte beinahe sagen, von Romulus bis auf den heutigen Tag sich selbst getreu blieb und niemals etwas anderes sein wollte als eben ein Italiener. So verschieden die im Laufe der Jahrtausende auf die italischen Länder einstürmenden Ereignisse auch gewesen sind, ihre Bewohner haben sich dennoch von ihnen nur so weit beeinflussen lassen, als ihre Eigenart es gestattete, und niemals haben sie ihr angeborenes Wesen für ein fremdes einzutauschen auch nur versucht. Dadurch entwickelte sich Italien naturgemäß weiter; man kann es mit einem Baume vergleichen, dem mancherlei Früchte eincoulirt wurden, dessen Wurzel und Stamm aber niemals in einer sein Dasein gefährdenden Weise angegriffen ward. Selbst das Christenthum, was war es bei seinem Erscheinen in Europa? Lang erzählt in seinem Aufsatze über die Petrussage: die christliche Urgemeinde zu Jerusalem gründete durch die Anhänger des Paulus eine Tochtergemeinde zu Rom; dieser neuen Kirche gegenüber trat der ursprüngliche Mittelpunkt des Christenthums sehr bald in den Hintergrund. Ich frage: worin hatte das seine Ursache? In nichts anderem als in der staunenswerth schnellen Romanisirung der neuen Religion. Aus der christlichen Gemeinde zu Rom wurde fast im Umdrehen die römische Kirche; aus dem römischen Bischof der Papst. Die christliche Priesterschaft zu Rom übernahm als Erbtheil Macht und Ideen der römischen Imperatorenherrschaft; ihr Oberhaupt prunkte mit dem Cäsarentitel „Pontifex Maximus".

Mag dieses christliche Cäsarenthum immerhin die Sorgen weltlicher Gewalt den irdischen Machthabern überlassen haben; deshalb hörte es nicht auf, die irdischen Dinge von einer durch ihr göttliches Richteramt unnahbar gewordenen Stelle zu beherrschen. Die deutschen Könige, mit deren Führerschaft sich im Bewußtsein germanischen Volksthums die Sage der alten Götter Wodan und Donar verband, wurden die Willensvollstrecker des als einziger Hort national-italienischer Cultur dastehenden Papstes in ihren eigenen deutschen Landen. Selbst wer Jakob Grimms bedeutsamem Urtheile, daß zur Zeit christlicher Bekehrung der altgermanische Glaube bereits lebensunfähig gewesen sei, rückhaltlos beistimmt, wird doch das Eine nicht verkennen können: die Folgen des sich verbreitenden Christenthums hätten, wenn es etwa anstatt vom Süden vom Norden her eingedrungen wäre, eine bei weitem von der jetzigen verschiedene Gestalt angenommen. Die auf alle Gebiete des Lebens ausgedehnte Ausrottung germanischer Art und Sitte hatte mit der Religion Jesu durchaus nichts gemein, vielmehr war die letztere nur der Vorwand, unter dem, oft mit Feuer und Schwert, die römisch-italische Civilisation von deutschen Landen Besitz nahm. So hatte denn die deutsche Natur mit zwei gewaltigen Feinden zu ringen, bevor sie wieder ihrer selbst froh werden konnte: mit dem überirdischen, jeder gesunden Sinnlichkeit abholden Elemente des judäischen Christenthumes und mit dem auf ganz andere klimatische, geschichtliche und sociale Verhältnisse beruhenden Romanismus; die Auflehnung gegen das erstere ist das Werk Luthers und der Reformation; eine Befreiung von der Herrschaft des letzteren ist die Aufgabe des lebenden deutschen Geschlechtes. Wer die Entwicklung deutscher Kunst und Literatur verfolgt, wird etwa von der Zeit Karls des Großen bis in die erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in all ihren Productionen etwas Gequältes, Unnatürliches finden; die ganze Epoche vergegenwärtigt uns bereits das, was gewöhnlich nur den folgenden Zeiträumen zugeschrieben zu werden pflegt: kurz und gut das, was wir eben modern nennen. Dieses Moderne, unserer Natur Widersprechende, ist uns nach einer kurzen echt deutschen durch Dürer und Hans Sachs bezeichneten Culturblüthe, wenn auch in dem zweiten fremdländischen Elemente, dem Romanischen, bis auf unsere Tage geblieben. Das Bewußtsein von seiner Existenz veranlaßte Goethe zu dem merkwürdigen Ausspruche: die von Lessing, Schiller und seiner eigenen erhabenen Persönlichkeit vertretene Kunst sei nur eine Vorstufe zu jener echt deutschvolksthümlichen, die nach den vorher nothwendigen Umwälzungen unseres staatlichen Lebens mit Sicherheit zu erwarten sei. Goethe erkannte sehr wohl, was ihn nach Italien trieb: nicht sein vermeintliches südliches Naturell, sondern seine echt deutsche Wahrheitsliebe. Er hatte das Bewußtsein, daß er jenseits der Alpen das finden würde, was uns fehlte und theilweise noch bis auf den heutigen Tag fehlt: eine in sich geschlossene, folgerichtige und naturgemäße volksthümliche Entwicklung.

Italien wußte im Gegensatze zu Deutschland durchaus nichts von jenem inneren Bruche der menschlichen Natur, den die Geschichtsschreiber als besonderes Kennzeichen des Modernen zu betrachten pflegen. Das überirdische christliche Element, dessen wir oben erwähnten, hatte dort zwar zu einer seelischen Vertiefung beigetragen, deren die Kunst allerdings erst nach Jahrhunderten vollkommen mächtig wurde, allein der Fortgang einer gesunden, volksthümlichen Entwicklung war durch die römische Kirche vollkommen unberührt geblieben. Dante, Michelangelo und Raphael knüpften nicht, gleich den Heroen der deutschen Geistesepoche des achtzehnten Jahrhunderts, an durchaus fremde und unvolksthümliche Muster an, als sie von den Meisterwerken des alten Hellas und Roms ausgingen: nein, diese Italiener setzten nur eine Cultur fort, die von ähnlichen Anschauungen und klimatischen Bedingungen ausgegangen war. Die unter dem Schutze des Papstthums entstandenen Madonnen Raphaels sind im Grunde genommen nicht weniger heidnisch als die Götterbilder des griechischen Phidias, und Michelangelo führte nur das zur großartigsten Vollendung, was altrömische Bildhauer, auf hellenische Muster fortbauend, in Folge der mangelhaften ästhetisch-römischen Bildung vergebens erstrebt hatten. Im Süden besteht der Unterschied zwischen Antik und Modern nicht. Die Blüthe der italienischen Cultur heißt nicht Virgil und Horaz, sondern sie zeigt sich in den großen Italienern des sechszehnten Jahrhunderts; zu ihnen verhalten sich die altrömischen Größen, wie zu Schiller und Goethe die deutschen Gedichte des Mittelalters.

Der mit den Worten „Antik und Modern" bezeichnete Gegensatz ist also nicht der einer vorchristlichen und nachchristlichen Cultur, sondern der des germanischen und romanischen Lebens während eines langen Zeitabschnittes, in welchem die von Rom ausgehende Bildung so vollkommen die europäische Welt beherrschte, daß sie durch Unterdrückung germanischer Eigenart die geistig unterjochte germanische Menschheit mit sich selbst in Zwiespalt versetzte. Die Geschichtsschreibung der Zukunft, die nicht, wie die der Ver-

Digitized by Google

gangenheit, nur die Thatsachen festzustellen, sondern die eine aus der andern abzuleiten und zu entwickeln haben wird, wird demgemäß die bisherige Eintheilung der europäischen Menschheitsgeschichte (nicht „Weltgeschichte", denn dieser Titel trifft nach den neueren ethnographischen Entdeckungen nicht mehr zu und klingt anmaßend) in „Alterthum", „Mittelalter" und „Neuzeit" gegen eine Eintheilung in eine Geschichte der „griechischen", „romanischen" und „germanischen" Cultur vertauschen müssen. Freilich wird bis zur Ausführung einer solchen die geschichtlichen Entwicklungen wahrhaft folgerichtig schildernden Culturgeschichte wohl noch mehr als ein halbes Jahrhundert vergehen. Noch mancherlei Einzeluntersuchungen, wie die Langs und Castelars, werden als Vorarbeiten dafür nothwendig sein. Hoffen wir, daß für die Folge solche Monographien mehr im Geiste der zukünftigen als der vergangenen Geschichtsbetrachtung unternommen werden mögen. Ziemt es doch vor allem der strebsam forschungsreichen Gegenwart an Stelle inhaltslos gewordener Begriffe die vorurtheilslose Betrachtung für eine erkenntnißreiche Zukunft zu eröffnen.

Ernst Lehmann.

Lord Byron der Prosaiker.*)

Von Eduard Engel.

Wer von Lord Byron spricht, meint selbstverständlich nur den großen Dichter, den Schöpfer des weltschmerzlichen Childe Harold, des Corsaren, des Kain und des Don Juan. Schon aus Schülerchrestomathien ist man bekannt mit dem schmerzlichen Abschiedsliede des Frühgereiften an sein trotz allem zur Schau getragenen Hasse geliebtes Vaterland:

— „Adieu, adieu! my native shore
Fades o'er the waters blue —"

oder mit dem thränenvollen Lebewohl an seine Gattin:

— „Fare thee well! and if for ever, —
Still for ever, fare thee well! —"

Wem vollends trotz der schwierigen Sprache des Don Juan die ganze Schönheit dieses unerschöpflichen Sprühfeuers aufgegangen ist, der wird Goethes Urtheil gern unterschreiben, welcher diesem einzig dastehenden Epos gegenüber sagte: „Lord Byrons Talent ist incommensurabel .... Mit einer Zeile des Don Juan kann man das ganze Befreite Jerusalem vergiften."

Ein ähnliches Interesse, wie es sich bei Byrons größtem und verständnißvollstem Bewunderer so unverhohlen zeigte, ward dem britischen Dichter von der ganzen gebildeten Welt seit seinem ersten literarischen Versuche in nie zuvor bei einem Sterblichen gesehener Weise entgegengetragen. War es Anfangs die reine Freude an der Melodie seiner Sprache, die Bewunderung der Großartigkeit seiner Ideen und der Zauber seiner blendenden Phantasie, so gesellte sich bald, theils mit theils ohne Zuthun Byrons, zu dieser objectiven Begeisterung für den Dichter auch das lebhafteste Interesse für das äußere Wesen des Menschen. Wer so farbenreich und unmittelbar die geheimnißvollen Schrecknisse des orientalischen Lebens zu schildern verstanden, so tief in die schaurigsten Abgründe menschlicher Verzweiflung hinabgetaucht, mußte an sich selbst Erfahrungen gemacht haben, die nicht umhin konnten, zuerst Theilnahme, dann frivole Neugierde hervorzurufen. Daher schreibt sich jene reichlich mit Lügen versetzte, legendenhafte Tradition von den Thaten des unstät auf der Erde wandernden Dichters, zu welcher auch von deutschen Literarhistorikern nicht unwesentliche Beiträge geliefert worden sind.

Noch heute schwankt sein Charakterbild in allen Literaturgeschichten, und es gewährt wirklich den Anschein, als ob den Verfassern die einzig lautere Quelle zu Byrons Biographie unzugänglich gewesen sei. Diese Quelle besteht in seiner überaus reichhaltigen Prosa, niedergelegt in Tagebuchblättern, abgerissenen Notizen und Betrachtungen, sowie besonders in einer Briefsammlung, wie sie umfassender kaum von einem zweiten großen Dichter vorliegen möchte.

Wenn auch Hermann Grimm in seinem bekannten Essay „Lord Byron und Leigh Hunt" den Werth der biographischen Prosa Lord Byrons herabzusetzen geneigt ist, so wird doch schwerlich Jemand, der ohne vorgefaßte Meinung einmal die zwei stattlichen Folianten der „Letters and Journals of Lord Byron by Thomas Moore" gelesen hat, bezüglich dieses Werkes in Grimms Urtheil über Briefwechsel von Dichtern im Allgemeinen mit einstimmen: „Niemals, auch wo die interessantesten Facta mitgetheilt wurden, wo ich mit der größten Begierde weiter las, habe ich am Schlusse das Buch anders als mit dem Gefühle der Verstimmung niedergelegt." — Ich glaube übrigens nicht, daß Grimm dieses Gefühl, welches er selbst als kein normales bezeichnet, auch nach der Lectüre der beiden Bände von Byrons Prosa gehabt habe; denn sie enthalten nur wenig von dem tadelnswerthen Genus des überflüssigen, literarischen „Klatsches" und sind namentlich himmelweit verschieden von den Arbeiten der modernen deutschen Alexandriner, die unsern größten geistigen Heroen bis in ihre kleinsten, intimsten Angelegenheiten nachspüren und dann als Resultat — Wäschezettel an's Licht fördern.

Lord Byrons Prosa ist, ganz abgesehen von ihrem bleibenden literarischen Werthe, die einzige Quelle für des Dichters wahrheitsgetreue Biographie, sie ist eine vollständige Autobiographie, die von den Universitätstagen zu Cambridge und der Entstehungszeit der schüchternen Erstlingsgedichte „Hours of Idleness" — bis zum April des Jahres 1824 reicht, in welchem Byron auf fremder Erde ein frühes, aber ruhmreiches Ende fand.

Das Bild, welches der Leser der dichterischen Schöpfungen Byrons sich von ihrem Verfasser auszumalen nur zu leicht geneigt ist, kann natürlich kein wahres sein, da gerade die eigenthümlichsten Werke Byrons, seine poetischen Erzählungen Giaour, Corsair, Lara, Bride of Abydos, Parisina alles Andere sind, nur nicht Spiegelbilder des Lebens des Dichters selber. Die Zeit, in der Byron diese wildromantischen Geschichten schrieb, 1813—1815, war gerade die, in welcher er als der gefeierte Held des Tages, der Verfasser des zur blitzschnellen Berühmtheit gelangten Childe Harold's Pilgrimage und als der angestaunte „Löwe" aller fashionablen Salons von London dastand und wahrlich am allerwenigsten Aehnlichkeit mit den Helden jener Werke bot.

Die Biographien, welche bald nach des Dichters Tode in großer Anzahl erschienen, wie die von Lake, Brydges, Galt, Trelawney u. s. w., enthalten ein so buntes Durcheinander von Wahrem und Falschem, daß daraus ein höchst trübes Bild von dem Dichter hervorgeht. Leider hatten diese Biographien lange genug Gelegenheit, in England wie in Deutschland Meinung zu machen, — und das, was heute die gebildete Welt von Byron weiß oder zu wissen glaubt, stammt aus denselben unlauteren Quellen des Klatsches, aus denen selbst Goethe seiner Zeit die Ueberzeugung von einem durch Byron in Florenz verübten Morde und ähnliche Schaudergeschichtchen geschöpft hat.

Erst im Jahre 1830 erschien das erwähnte Buch von Thomas Moore, von welchem man hätte erwarten sollen, daß es alle jene Ammenmärchen, die sich an die Gestalt Byrons geheftet hatten, verscheuchen würde. Aber seine überaus voluminöse, wenig übersichtliche Form machte das Bekanntwerden in weiteren Kreisen, besonders in denen der festländischen Leser, beinahe zur Unmöglichkeit. So nahm die Byronlegende ihren ungestörten Fortgang, nur noch übertrieben durch ungescheut hervortretende böswillige Verleumdung und die immer größer werdende zeitliche Entfernung. Wer aber ein Interesse daran nimmt, den wahren Charakter des unbestritten größten Dichters des Jahrhunderts in reinem Lichte zu erblicken, muß nothwendig zu der eigenen Biographie Byrons, zu seiner Prosa die Zuflucht nehmen.

Bewundert man mit vollem Recht die geradezu unerreichte Herrschaft Byrons über die Sprache in seinen poetischen Werken,

*) Siehe E. Engel: Lord Byron, Eine Autobiographie. (Berlin 1876, Stuhr'sche Buchhandlung.)

Digitized by Google

die souveräne Nichtachtung aller Schwierigkeiten von Metrum, Reimverschlingung und Tonfall, so wächst jene Bewunderung, wenn man sieht, mit welcher graziösen Leichtigkeit, mit welcher Schärfe des Ausdrucks und Anmuth des Periodenbaues er in seinen Briefen wie Tagebüchern die Prosa bemeistert. Gute englische Prosa zu schreiben wird von den Engländern selbst noch höher geschätzt als der kunstvollste Versbau, und ein Macaulay steht darum in sprachlicher Beziehung kaum den besten Dichtern in der Achtung seiner Landsleute nach.

Was am meisten bei Lord Byrons Briefen auffällt, ist die vollendete Form des allerersten, sonst nur als Brouillon verwendeten Entwurfs. Zum mühsamen Revidiren fand der rastlos Schaffende, von dem Ringen seines dichterischen Genius und vom heißbewegten Leben unaufhörlich in Anspruch Genommene keine Muße. Byron hat einmal, übrigens auch in einem Briefe, von seiner dichterischen Thätigkeit gesagt: „Ich bin wie der Tiger; wie der nach einem vergeblichen Sprunge auf sein Opfer sich scheu wieder in seine Dschungeln zurückzieht, so geht's auch mir mit meinen Versuchen." — Dasselbe gilt auch von seiner Prosa: alle rifacciamenti, alles geistreichelnde Flickwerk war ihm verhaßt, und darum gewinnen seine Tagebücher und Briefe an innerlicher Authenticität, an unmittelbarer, ungesuchter Lebenswahrheit. Glücklicherweise übrigens hat ihn die kühne Manier seiner Prosa nicht verhindert, den ersten Entwürfen seiner poetischen Werke die peinlichste, feilende Sorgfalt angedeihen zu lassen, bevor er sie an seinen Verleger Murray schickte.

Die Briefe Lord Byrons und seine Tagebücher aus den Jahren 1814—1822 verdienen allgemein bekannt zu werden, nicht nur wegen der Reichhaltigkeit an feinen Beobachtungen über die geistige Bewegung seiner Zeit, cujus pars magna fuit, — sondern namentlich auch wegen des hellen Tageslichtes, welches sie auf manche von seinen geistigen Erben absichtlich verdunkelte Seite seines stürmischen Lebens werfen. Liest man doch in jeder Literaturgeschichte z. B. von dem schlechten Verhältniß des Dichters zu seiner Mutter, von seiner Härte und Kälte gegen sie, seiner Gleichgültigkeit noch nach ihrem Tode, — und doch lehrt ein Blick auf seine ersten Briefe, besonders aus den Jahren 1809—1811, wie er nicht nur sorgfältig die strengsten Formen der kindlichen Achtung erfüllte, sondern auch eine tiefe Zärtlichkeit für die ihn an Leidenschaftlichkeit des Temperaments noch übertreffende Mutter an den Tag legte.

Man darf sich natürlich nicht daran stoßen, daß er die Mutter unterweilen mit „Madam" oder „Dear Madam" anredet; das war bei ihm nichts als ein etwas burschikoser „fun", oder auch der damals herrschende „gute Ton", herübergenommen aus der vornapoleonischen Zeit, wie er ja auch in continentalen Ländern durchaus nichts Seltenes war, — jedenfalls nichts Schlechteres als das „Sie", mit welchem bei uns noch heute viele Eltern von den Kindern sich anreden lassen.

Von der Reise im Orient schrieb Byron an seine Mutter häufiger als an alle Freunde zusammengenommen; seine Reisebriefe fangen übrigens größtentheils mit „My dear mother" an und sind sichtlich bemüht, die um das Schicksal des noch blutjungen Sohnes besorgte Mutter zu beruhigen.

Auch in den wenigen Briefen des jungen Lord an seine Freunde und Nachbarsleute aus jener Zeit kehrt wiederholt die Bitte wieder, sie möchten der Mutter nur die Angriffe der Kritik auf seine ersten Gedichte sowie den literarischen Sturm verhehlen, oder in dem richtigen Lichte darstellen, den seine Satire English bards etc. auf die ganze englische Federwelt erregt hatte.

Die letzten Worte Lord Byrons an seine Mutter nach seiner Rückkehr aus Griechenland waren das liebevolle Postscriptum seines Briefes aus London vom 23. Juli 1811: „Du wirst jedenfalls Newstead-Abbey als Dein Haus betrachten, nicht als meins, und mich nur als einen Gast." — Wenige Tage darauf starb Mrs. Gordon-Byron und der verwaiste Sohn schrieb an einen Studienfreund: „Ich fühle, wie wahr der alte Gemeinplatz, daß wir nur eine Mutter haben."

Von höchstem Interesse sind natürlich diejenigen Stellen seiner Briefe und Tagebücher, in denen der Dichter die Geschichte seiner unglücklichen Ehe mit Annabella Milbanke schildert. Nur wer Byrons Prosa aus den Jahren 1815 und 1816 gelesen hat, kann den furchtbaren Umschwung in seinem Gemüth begreifen, der ihn noch in den ersten Tagen, nachdem Lady Byron ihn verlassen, unter überströmenden Thränen das berühmte „Fare thee well! and if for ever — —" aber wenige Monate darauf die vernichtenden Verse schreiben ließ, in denen er seine frühere Gattin, die Mutter seines eben geborenen Töchterchens, nennt:

„The moral Clytaemnestra of thy lord!"

„Moralische Klytämnestra Deines Gatten."

Noch viele Jahre später, während seines beglückten Aufenthalts in Italien, kommt Lord Byron des Oefters auf jene schmerzlichen Stunden seines Lebens in seiner Prosa zu sprechen, und an mehreren Stellen der Tagebücher finden sich die tieferen Motive zu den schönsten Stanzen des III. und IV. Canto des Childe Harold. Wie wunderbar berühren sich z. B. die Worte seines geheimen Tagebuches:

„Man wird mir einst Gerechtigkeit widerfahren lassen, — aber erst dann, wann die Hand, die diese Zeilen schreibt, so kalt sein wird wie die Herzen, die mich im Leben verwundeten!" —

mit seinen vielcitirten Versen: „But I have lived and have not lived in vain!" ff.

Die nicht direct zur Veröffentlichung bestimmte Prosa Byrons zeigt, wie ernst ihm jener treffende Vergleich seiner Gattin mit einer „moralischen Klytämnestra" gewesen; — nennt er doch seine Tochter einmal in einem Briefe „die kleine Elektra meines Mycene".

Auch viele andere der schneidigsten Vorwürfe gegen die Gattin, mit denen er spricht von dem „bezeichnenden, studirten, boshaften Stillschweigen", den „Janus-spirit with the significant eye — Which learns to lie with silence" — finden sich fast wörtlich in seiner Tagebuchprosa vorgezeichnet.

Da über keine Phase in Lord Byrons Leben die traditionellen Erzählungen weiter auseinander gehen als über seine ehelichen Verhältnisse, so ist es gerade für diese verhängnißvolle Epoche doppelt wichtig bei dem Fehlen jeder andern beglaubigten Quelle, auf des Dichters eigene Aufzeichnungen zurückzugehen. Manches wird der scharfsinnige Leser auch aus dem ersten Canto des Don Juan, aus dem Skandal zwischen Don José und Donna Ines, herausfinden, aber da sich hier Wahrheit und Dichtung seltsam durchdringen, dürfte die unten folgende Episode einer Novelle in Prosa von Lord Byron von Werth sein. Jedenfalls ist dieselbe unvergleichlich zuverlässiger als das jeder Begründung entbehrende, ekelhafte Geschwätz einer Beecher-Stowe (der Schwester des berüchtigten Seelenbräutigams Henry Ward Beecher), welches jenseits wie diesseits des Ozeans eine Unzahl von Lügen über Lord Byron in Umlauf gesetzt hat.

Die Novelle ist im jokosen Stil der spanischen Picaro-Erzählungen gehalten. Unter erfundenen Namen berichtet Lord Byron über die Hergänge bei seiner Ehescheidung mit beißendem, ingrimmigem Humor. Das Manuscript schickte er an Thomas Moore aus Ravenna unter dem 3. September 1821, — also in einer durch den Zwischenraum von $5\frac{1}{2}$ Jahren sehr beruhigten, zu objectivem Urtheil befähigten Stimmung. Das Begleitschreiben enthält die bemerkenswerthen Worte: „— — Es ist eine kurze und getreue Chronik über einen Monat oder darüber, — zum Theil nicht sehr discret, aber doch hinlänglich offenherzig."

Diese einzige zusammenhängende Probe von Lord Byrons novellistischer Prosa lautet:

— — „Wenige Stunden nachher waren wir wieder sehr gute Freunde, und einige Tage darauf reiste sie mit meinem Söhnchen nach Aragonien, um ihren Eltern einen Besuch abzustatten. Ich begleitetete sie nicht unmittelbar, da ich kurz zuvor in Aragonien gewesen war, sondern verabredete mit ihr, in wenigen Wochen mich bei der Familie auf deren maurischem Landsitz einzustellen.

„Während ihrer Reise empfing ich einen sehr zärtlichen Brief von Donna Josefa, worin sie mich über ihre und meines Sohnes Gesundheit beruhigte. Nach ihrer Ankunft auf jenem Landsitz schrieb sie mir einen noch zärtlicheren Brief und drang

Digitized by Google

in den innigsten, beinahe närrischen*) Ausdrücken in mich, unverzüglich zu mir zu eilen.

„Eben war ich im Begriff, mich zur Reise nach Sevilla anzuschicken, — da erhielt ich einen dritten Brief und zwar diesmal von ihrem Vater, Don José de Cardozo, worin er mich auf die höflichste Weise von der Welt aufforderte, — meine Ehe aufzulösen. — Ich antwortete mit gleicher Höflichkeit, daß ich an dergleichen gar nicht dächte.

„Ein vierter Brief — von Donna Josefa, in dem sie mir mittheilte, daß ihres Vaters Brief auf ihr ausdrückliches Verlangen geschrieben sei. Mit umgehender Post fragte ich nach den Gründen. Sie antwortete per Expreßboten, daß Gründe mit der ganzen Sache nichts zu thun hätten, sie mir also auch keine anzugeben brauchte, — übrigens sei sie ein ausgezeichnetes, tiefgekränktes Weib.

„Ich fragte nun, warum sie mir denn jene beiden vorhergehenden, zärtlichen Briefe geschrieben und mich gebeten hätte, nach Aragonien zu kommen. Die Antwort lautete, das habe sie gethan, weil sie mich für verrückt hielte. Da ich demnach nicht fähig wäre, mir die nöthige Sorgfalt angedeihen zu lassen, so möchte ich getrost mich auf den Weg zu ihr machen; Don José de Cardozo würde mir ohne Schwierigkeit den Zutritt gestatten und ich könnte sicher darauf rechnen, die zärtlichste Gattin und — eine Zwangsjacke vorzufinden.**)

„Auf diese Probe ihrer Zärtlichkeit hatte ich weiter keine Antwort, als daß ich nochmals um Aufklärung über ihren Entschluß bat. Die Erwiderung lautete, Aufklärung werde man nur der heiligen Inquisition geben.

„Mittlerweile war unser häuslicher Zwist zum Gegenstand des allgemeinen Gespräches geworden; und die Welt, welche ja immer höchst gerecht urtheilt, nicht nur in Aragonien, sondern desgleichen auch in Andalusien, entschied dahin, daß ich nicht allein zu tadeln sei, — nein, daß in ganz Spanien Keiner so viel Tadel verdiene wie ich. Man nahm an, daß ich alle möglichen und unmöglichen Verbrechen begangen hätte, und kaum eine geringere Strafe als ein Auto-da-fé stände mir bevor.

„Daß aber ja Niemand sich beikommen lasse, zu sagen, daß Freunde im Unglück uns verlassen, — ganz das Gegentheil trat ein. Meine Freunde bestürmten mich mit ihrer Mißbilligung, trösteten und beriethen mich mit ihrer Verurtheilung, — sie sagten mir Alles, was man gesagt hatte oder sagen könnte, — sie schüttelten die Köpfe, — ermahnten mich, — beklagten mich mit Thränen in den Augen und — gingen Mittag essen." — —

Thomas Moore, der Mitvollstrecker des Testamentes des Dichters, fügt in seiner ihn selbst anklagenden Naivetät hinzu: „Es handelte sich um ein Manuscript von ungefähr hundert Seiten." — Mag man nun auch über die discretionäre Gewalt, die sich Moore bei der Veröffentlichung von Byrons Prosa herausnahm, noch so milde urtheilen; mag man, wie z. B. Hermann Grimm, betheuern, man würde im gegebenen Falle ebenso wie Moore gehandelt haben, — so viel steht jedenfalls fest, daß die willkürliche Unterdrückung des Manuscripts einer längeren Prosanovelle Byrons ein wahrer Frevel an des Dichters Genius ist.

Da Thomas Moore in seinen zwei mächtigen Bänden so manches weniger Werthvolle aus Byrons Prosa mit reichen Händen spendet, namentlich alle die Briefe ausführlichst gibt, in denen Lord Byron ihm artige Dinge gesagt hat, — da er außerdem verschiedene Stellen aus Tagebüchern und Briefen über Lord Byrons Eheverhältnisse beibringt, die uns durch die Halbheit, mit der der Herausgeber dabei verfährt, gerade da im Dunkeln lassen, wo es auf die größte Klarheit ankommt, — so kann man mit Recht aus dem Verbrennen dieser biographisch wie literarisch unschätzbaren Novelle dem kleinlichen Freunde des großen Dichters einen brennenden Vorwurf machen. Abgesehen von den Aufschlüssen über die einzig wahren Motive zu Byrons Ehescheidung, an denen am letzten Ende weniger gelegen sein könnte, hätte jene Novelle die kostbare Gelegenheit geboten, des Dichters Vielseitigkeit auch auf einem sonst nicht mit der Absicht der Veröffentlichung cultivirten Gebiete zu bewundern. Die Verbrennung solcher und ähnlicher Manuscripte mit Byrons Prosa bleibt eine Heliogabalusthat, die durch alle Schönrednerei des früheren Anakreontikers und späteren Kryptokatholiken Moore nicht entschuldigt werden kann!

Während der Zeit seines Aufenthaltes in Italien ließ Lord Byron sich am ungenirtesten in seinen prosaischen Aufzeichnungen über innerste Stimmungen und Ansichten aus. Für uns Deutsche sind namentlich werthvoll seine Tagebuchnotizen über die zeitgenössische deutsche Literatur, von deren Erscheinungen in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts ihn vornehmlich Grillparzers Dramen anzogen. Er stellte dem östreichischen Dichter ein glänzendes Prognostikon und meinte, die Nachwelt werde sich schon daran gewöhnen müssen, diesen schwierigen Namen auszusprechen. Grillparzers Sappho weiß er gar nicht genug zu bewundern und gesteht zu seiner geheimen Beschämung, daß er kein Deutsch verstehe, um dieses Werk oder Goethes Dichtungen im Urtext zu lesen. Dagegen gratulirt er bei der Dedication seines „Sardanapalus", in einem launigen Briefe an Goethe, dem „Dichterfürsten", wie auch er ihn nennt, zu seinem melodiösen Namen, der ihm die Unsterblichkeit erleichtere.

Byrons Briefe an die Gräfin Guiccioli liegen noch nicht vor. Nur wenige Bruchstücke in italienischer Sprache, welcher er vollkommen, auch im eleganten schriftlichen Ausdruck, mächtig war, zeugen von der tiefen Leidenschaft, die die letzten Lebensjahre des Dichters zu seinen bewegtesten machte.*) Kaum glaubt man denselben feurigen, für Rücksichten unzugänglichen Mann zu hören, wenn man die milden, weichherzigen Worte in der Sprache seiner Teresa an diese liest:

„Tu sei, e sarai sempre mio primo pensier. — — Ti prego, ti supplico calmarti, e credere che non posso cessare ad amarti che colla vita. — — Io parto, per salvarti, e lascio un paese divenuto insopportabile senza di te. — — Tu parli del dolor — io lo sento, ma mi mancano le parole. Non basta lasciarti, — non basta partire dall' Italia col cuore lacerato, dopo aver passato tutti i giorni dopo la tua partenza nella solitudine, ammalato di corpo e di anima, — ma ho anche a sopportare i tuoi rimproveri, senza replicarti e senza meritarli. — Addio, — in quella parola è compresa la morte della mia felicità."

Aber er kann seinen Entschluß, Italien zu verlassen, nicht ausführen, ohne die Heißgeliebte noch einmal zu sehen: „Io non ho potuto trovare forza di anima per lasciare il paese dove tu sei, senza vederti almeno un' altra volta, — forse dipenderà da te, se mai ti lascio più. — Io sono cittadino del mondo — tutti i paesi sono iguali per me. Tu sei stata sempre (dopo che ci siamo conosciuti) l' unico oggetto dei miei pensieri. — — Hai deciso che io debbo ritornare a Ravenna — tornarò — e farò — e sarò ciò che tu vuoi. Non posso dirti di più." —

Wenn ein Dichter wie Lord Byron, wohl in dem Bewußtsein des frühen Todes, welches häufig genug aus seinen Briefen und Tagebüchern hervorklingt, mehr als je ein Anderer bemüht war, der Nachwelt Klarheit über seinen Lebensgang zu hinterlassen, so sollte man meinen, die Biographen und Kritiker würden es sich angelegen sein lassen, solche Mitwirkung für ihre Zwecke freudigst anzunehmen. Leider aber wird intra muros extraque gar viel darin gesündigt, daß man den Menschen Byron lediglich aus seinen poetischen Werken oder aus den sich widersprechenden Nachrichten unglaubwürdiger Zeitgenossen zu schildern versucht, — statt sich geradeswegs an seine eigenen Prosanotizen zu

*) Lady Byrons Brief an ihren Gemahl unter den oben geschilderten Verhältnissen begann in der That mit den Worten: „My dear duck!" und schloß: „Your pippin."

**) Lady Byron ließ ihren Gemahl von zwei Aerzten — auf Wahnsinn untersuchen.

*) Byrons letzte Worte waren: „Io lascio qualche cosa cara nel mondo."

Digitized by Google

halten, in denen so reiche Aufschlüsse über das Seelenleben und die äußern Schicksale des seltenen Mannes zu finden sind.

Vielleicht tragen diese Blätter dazu bei, die Blicke wieder auf die vernachlässigte oder unbekannte Prosa Lord Byrons zu lenken, welche neben der interessantesten Lectüre rein literarisch betrachtet, und neben der besten Belehrung über die innere Entwicklung der poetischen Werke des Dichters — auch zugleich in fast ununterbrochener chronologischer Reihenfolge die wahrste Schilderung dieses so wenig begriffenen Charakters enthält, — eine an historischem Werthe von Goethes „Wahrheit und Dichtung" nicht übertroffene Autobiographie.

Die Literatur der Neuprovenzalen.

Von M. von Szeliski.

(Fortsetzung.)

Eines der schönsten Gedichte Mistrals und auch wohl eines der schönsten in der ganzen durch den Krieg hervorgerufenen poetischen Literatur Frankreichs ist der „Bußpsalm".*)

Er hebt patriotisch genug an:

Herr, deines Grimmes Blitze lenken
Sich uns auf's Haupt!
Des Kiels beraubt
Will unser Schifflein schon sich senken
Im Sturme, Nachts,
Am Fels zerkracht's.**)

Herr, durch das Eisen der Barbaren
Läßt du uns mäh'n,
Kein Halm bleibt steh'n!
Die Wichte, deren Hort wir waren,
Sehn zu von weit
Bei unsrem Leid!

O Herr, du beugst uns wie die Weide!
Wie sprödes Holz
Bricht unser Stolz!
Nicht einer ist, der uns beneide,
Die gestern doch
Sich blähten noch!

O Herr, im Kriege muß verarmen
Das Vaterland!
Zwietrachtentbrannt
Ist Alles. Ohne dein Erbarmen
Schlägt auf sich los
Bald Klein und Groß.

O Herr, du hast uns schwer geschlagen!
Verwirrt, voll Graun
Wir um uns schaun.
Du heißt uns unsrer Macht entsagen
Und eingestehn
Unsre Vergehn!

Nun folgt das Sündenbekenntniß: Wir haben deine Gebote mißachtet, haben alle Tugenden vernichtet; wir haben deine Tempel geschlossen und über deinen heiligen Christus gespottet. Nicht an dich, nur an das brutale Interesse, an den „Fortschritt" wollten wir glauben. Wir haben mit den falschen Weisen deine Bibel verlacht, allen Respect unter die Füße getreten und uns selbst als Götter aufgerichtet.

Auf den ergreifend schönen dritten Theil, in welchem der Dichter Gott um Gnade anruft im Namen Derer, die für das Vaterland gefallen, im Namen der Mütter, die nie wieder ihre Söhne sehen werden, im Namen der Wittwen, die weinend ein Kind unter dem Herzen tragen, im Namen der Armen, der Elenden — auf diesen Theil, in welchem der Dichter nur Mensch und Franzose ist, folgt nun aber der letzte Theil, in welchem der Provenzale spricht:

O Herr, halt' ein mit deinem Schlagen!
Vom Zorn laß ab;
Blick' hier herab,
Und hör' doch endlich wie sie klagen,
Die blutbedeckt
Sind hingestreckt!

Herr, wenn der freche Häuserhaufen*),
Der stets uns lenkt,
In Fesseln zwängt,
Dein Zornesmaß macht überlaufen
Und freventlich
Verleugnet dich,

O Herr, dann die Provence schone!
Was sie verbricht
Ist Bosheit nicht.
Voll Reue nahn wir deinem Throne,
Verzeih' in Huld
Uns früh're Schuld.

Herr, mach' zu Menschen uns, wir flehen,
Von Sklaverei
Mach' du uns frei!
Denn wir sind Söhne Roms und gehen
Mit frommem Sinn
Durch's Leben hin.

O Herr, nicht wir zuerst sind schuldvoll,
Send' uns in's Thal
Des Friedens Strahl.
O Herr, sei unsrer Sache huldvoll,
Dann leben wir
Voll Lieb' zu dir!

Dieses Gedicht ist im November 1870 geschrieben; die Commune hatte also noch nicht einmal dazu beigetragen, den Zorn des Dichters gegen die „Babilouno umeliado" („das gedemüthigte Babylon"), wie er Paris an einer andern Stelle nennt, zu entflammen.

Der Armana für 1870 schrieb bereits: „Der ganze Süden beginnt zu murren: „„Decentralisation!"" Das kraftvolle Catalanien, allen seinen Schwestern vorauseilend, ruft laut: „„Föderation"". — „Aber Alles kommt zu seiner Zeit und an seinem Ort," setzt der provenzalische Moniteur beruhigend hinzu, und erzählt zunächst nur von der Begründung einer „Société pour l'étude des langues romanes" und der Publication der „Revue des langues romanes".

Der während des Krieges erscheinende Armana für 1871 zieht aus den Niederlagen die Lehre, daß man Frankreich durch Befreiung der Provinzen aus dem Pariser Joch wieder erheben müsse; die gleiche, noch etwas verschärfte Forderung erhebt der Dichter Arnavielle im Armana für 1873, indem er neben der provinziellen Selbstverwaltung vor Allem die Befreiung der provenzalischen Sprache, d. h. ihre Einführung in die Schule und daraus sich ergebende Wiedereinführung in das öffentliche Leben, verlangt.

In dieser Weise geht es weiter, meistens Variationen über das Wort Mistrals: „Und läge auch ein Volk in Sklaverei

*) Lou Saume de la Penitènci; Lis Isclo d'Or p. 116 sq.

**) Erste Strophe des Originals:

Segnour, à la fin ta coulèro
Largo si tron
Sus nòsti front;
E dins la niue nosto galèro
Pico d'à pro
Contro li ro.

*) Im Original: „la ciéuta rebello".

Digitized by Google

niedergestreckt: hat es seine Sprache, so hat es den Schlüssel, der es von seinen Ketten befreit."

Se tèn sa lengo, tèn la clau
Que di cadeno lou delièro.

V.

Die letzten Jahre 1874 und 1875 haben, wenn es dessen noch bedürfte, jeden Zweifel daran getilgt, daß die Felibre durchaus nicht blos provenzalische Verse machen und von dem historischen Ruhme der Provence schwärmen, sondern auch praktische Ziele erreichen wollen.

In geschickter Weise benutzte man die Feier zu Ehren Petrarcas am 18. Juli 1874, an der Franzosen, Spanier und Italiener — unter diesen der Ritter Nigra — theilnahmen, die Feier zu Ehren Sabolys, die Feste zu Montpellier und Forcalquier, um die Idee des Felibrige zu verherrlichen und ihr immer mehr Boden in der großen Masse zu gewinnen.

Man erhebt sich allenthalben gegen die „oupressioun toujour que mai cressènto dóu centre parisen (die immer mehr wachsende Bedrückung seitens des Pariser Centrums); man kämpft mit Unterstützung französischer Gelehrten wie Michel Bréal, für die Einführung der provenzalischen Sprache in den Primärunterricht; man überreicht der Nationalversammlung Petitionen, in welchen man die Errichtung von Lehrstühlen der romanischen Sprachen verlangt, man fordert Zulassung der provenzalischen Sprache als Prüfungsgegenstand (fremde Sprache) zum Baccalaureatsexamen, man sucht auf die Geistlichkeit und die Lehrer zu Gunsten des provenzalischen Idioms einzuwirken, — kurzum man versäumt nichts, um das Umsichgreifen der französischen Sprache zu beschränken und das der provenzalischen zu befördern. Mistral hebt in seiner in Montpellier gehaltenen Rede*) hervor, daß die Fortschritte, welche die Felibre-Bewegung in den gebildeten Kreisen mache, über alle Erwartung groß seien, daß man aber die volle Kraft einsetzen müsse, um in den, allen modernen und unruhigen Einflüssen ausgesetzten Städten die provenzalische Sprache bei den niederen Ständen zu erhalten.

Der Erfolg wächst und mit ihm steigert sich die Kühnheit und Offenheit des Ausdruckes bei den Kundgebungen der Felibre.

Bei den Festen zu Forcalquier richtete Theodor Aubanel, der Dichter der „Miougrano entreduberto" (die aufbrechende Granate), neben Mistral und Roumanille unstreitig der bedeutendste neuprovenzalische Dichter, folgende Apostrophe an die Franzosen des Nordens**):

„Merket auf, Ihr Regierenden, Ihr, die Ihr Herren der Schule und Herren der Menschen seid! Merket auf, Ihr Regierenden und wisset, daß, so hochstehend und so mächtig Ihr auch sein mögt, die provenzalische Sprache doch noch über euch ist! Wisset, daß wir ein großes Volk sind und daß es nicht mehr an der Zeit ist, uns zu verachten. 30 Departements sprechen unsere Sprache; von einem Meere zum andern, von den Pyrenäen bis zu den Alpen, von den Ebenen der Crau bis zu denen des Limousin läßt dieselbe Liebe unser Herz höher schlagen, die Liebe zu dem Boden, auf dem wir geboren sind, die Liebe zu unserer Muttersprache. Wisset, daß Ihr eher den Mistral anhalten werdet, wenn er braust, und die Durance, wenn sie aus ihrem Bette tritt, als die provenzalische Sprache in ihrem Triumph; wisset, daß Ihr längst versunken sein werdet, wenn die ewig junge provenzalische Sprache noch von Euch mit Mitleiden sprechen wird."

„Delirium!" sagt Saint-René Taillandier.

„Ihr habt vielleicht Furcht, o Ihr Regierer," so fährt Aubanel fort, „Furcht vor diesem Phantom, das die Einfältigen und die Böswilligen von Zeit zu Zeit vor Euren geblendeten Augen emporsteigen lassen. Ihr habt Furcht, nicht wahr, daß wir Separatisten seien? Wir Separatisten! Nicht doch, die Anklage würde mich lächeln lassen, wenn sie mich nicht erzittern ließe! Nein! Die Provenzalen — habe ich noch nöthig, es zu versichern — gehören dem großen Frankreich an und werden ihm stets angehören! Und weil wir es lieben, dieses gesegnete Frankreich, so wie die Jahrhunderte und Gott es gestaltet haben, so wollen wir, daß in Erinnerung an die Vorfahren und an die glorreiche Vergangenheit der Bretone frei die bretonische, der Baske die baskische, der Provenzale die provenzalische Sprache spreche."

Diesen Absatz hat Saint-René Taillandier seinen Lesern nicht mitgetheilt.

(Schluß folgt.)

*) Armana 1876.

**) Discours de Teodor Aubanel, président di Jo flourau tengu dins la vilo coumtalo de Fourcauquié per li festo de Nosto-Damo de Prouvènco. 1875, Avignoun.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die beiden Waisen."

Von A. D'Ennery und Cormon.

Ein grämlicher grauer Herbsttag im Zwielicht, eine Fahrt über den Mühlendamm und der unerfreuliche Anblick eines leeren Theaters — es gibt kaum günstigere Vorbedingungen für die Verstimmung, mit welcher die traurige Geschichte von den „beiden Waisen" gehört sein will.

Es ist eine außerordentlich traurige Geschichte, die uns mit obligater Orchesterbegleitung vorgetragen wird. Richard Wagners Lehre von der Bedeutung des Orchesters für die Stimmung ist nicht unbemerkt verhallt. Jedesmal, wenn ein guter Mensch auftritt, erklingen die sanftesten Töne; erscheint aber einer von den Bösewichtern, so lassen die Contrabässe ihr unangenehmstes Schrumschrum ertönen. In Augenblicken der Erwartung vernimmt man das spannende Tremolo, bei zärtlichen Gefühlen wird die Sourdine auf die Saiten gelegt und das Horn wird gestopft. Es ist sehr schön. Da die musikalische Illustrirung gewöhnlich nicht als Begleitung, sondern als Vorbereitung verwerthet wird, so gewährt sie den Vorzug, uns vor unangenehmen Ueberraschungen zu bewahren. Hören wir, wie auf einmal im Orchester inmitten einer ruhigen Situation ein schriller Accord losgelassen wird, und sich ein unheimliches Gebrumm erhebt, so sagen wir uns: „Aha, jetzt kommt etwas Unangenehmes." Und richtig, es kommt dann auch etwas Unangenehmes. Ach, zu oft läßt das Orchester seinen Wehruf erschallen, denn ach, die armen Waisen haben zu viel Pech! Man höre:

Zwei junge Mädchen, Henriette und Louise geheißen, die ihre sämmtlichen Eltern verloren haben, wollen sich im Jahre 1789 „unmittelbar vor Ausbruch der Revolution" — die Zeit der Handlung ist von den Verfassern ganz genau bestimmt — nach Paris zu einem Anverwandten begeben, welcher Martin heißt und Piquet spielt. Die eine der beiden Waisen ist nicht nur Waise, sondern auch blind, wogegen die andere sehr schöne Augen hat; und dies wird von einem Marquis de Presles wohlgefällig bemerkt. Ein Marquis unmittelbar vor Ausbruch der Revolution — man kann sich das Scheusal vorstellen! Von der Sittenlosigkeit dieser Leute macht man sich heutzutage ja gar keine Vorstellung mehr. Ein junges Mädchen sehen, das unlautere Verlangen hegen, sie zu besitzen, die unanständigsten Mittel anwenden, um in den Besitz zu gelangen, — das war diesen Edelleuten unmittelbar vor Ausbruch der Revolution ein Kinderspiel. Mit Abscheu erfüllt sich unser Herz, und eine Zeit wird kommen — aber ich will den Ereignissen nicht vorgreifen.

Also mein Marquis sagt zu seinem verruchten Kammerdiener: „Es werden zwei junge Damen ankommen, die eine ist blind, die andere ist es nicht. Diese Andere wirst Du mir aufgreifen und in mein wonniges Lusthaus schleppen. Vergreif Dich nicht." Der verruchte Kammerdiener begibt sich also an Ort und Stelle, findet den Bürger Martin, der seine Verwandten erwartet und schlägt ihm eine Partie Piquet vor. Dieser

Digitized by Google

Lockung vermag der schwache Mann nicht zu widerstehen; sie gehen in die naheliegende Schenke, und unter dem Vorwande Piquet zu spielen, wird Martin betrunken gemacht. Diese Schenke wird von sehr unangenehmen Menschen frequentirt. Namentlich auch von der Familie Frochart, die aus zwei höchst abscheulichen Mitgliedern und aus einem anständigen Menschen besteht, der aber leider ein Krüppel ist.

Jetzt fängt die Sache an sich zu compliciren und ich bitte dringend um Aufmerksamkeit. Die Wittwe Frochart ist ihres Zeichens Bettlerin. Man kann dies auf der Stelle erkennen, denn sie ist sehr häßlich angezogen, sehr schmutzig geschminkt und ihre struppigen Haare fallen über die Stirn bis zu den Mundwinkeln herab. So frisiren sich nur die Bettlerinnen. Durch die lichten Stellen gewahrt man zwei großgeschminkte funkelnde Augen, die auf nichts Gutes deuten. Diese peinliche Mutter hat also zwei Söhne; der älteste schlachtet ganz nach der Mutter, er ist so eine Art Bauernfänger unmittelbar vor Ausbruch der Revolution. Er faulenzt, trinkt sehr viel, stiehlt theils selbst, theils durch Andere, und prügelt, wenn er nichts Besseres zu thun hat, seinen Bruder. Vor einigen Jahren hat er sich diesem Vergnügen so rückhaltslos hingegeben, daß der Bruder, Pierre, dabei das Bein gebrochen hat, in Folge dessen er beständig „Krüppel" genannt wird. Krüppelchen scheint ein sehr guter Mensch zu sein, denn er arbeitet und schleift Messer.

Selten habe ich mich über meinen Scharfsinn mehr gefreut, als bei dieser Vorstellung. Als ich nämlich die großen Messer erblickte, die der Mann schliff, sagte ich mir gleich: „Mit einem dieser geschliffenen Messer wird noch irgend eine große Sache gemacht werden." Und richtig, in dem Augenblicke — aber ich will den Ereignissen nicht vorgreifen.

Während also Frau Frochart, ihr böser Sohn Jacques und der Bürger Martin mit dem verruchten Kammerdiener in der Schenke zechen und spielen, verkündet ein lärmendes Zwischenspiel die Ankunft der Post mit den beiden Waisen und die eintretende Dunkelheit. Sie erzählen sich etwas, ich weiß nicht mehr genau, was, aber es muß wohl rührend gewesen sein, denn meine Nachbarin fühlte nach ihrem Taschentuch. Während dem betritt noch ein anderes Mädchen die Bühne; es ist Marianne.

Marianne ist sehr aufgeregt. „Wohin soll ich flüchten? Ich bin die Geliebte von Jacques, von dem bösen Jacques Frochart; er hat mich dazu verleitet, meine Herrschaft zu bestehlen, man ist mir auf der Spur, es gibt keinen Gott, ich werde mich in die Fluthen stürzen."

Das hören die beiden Waisen. Eine von ihnen sagt zu Mariannen: „Es gibt doch einen Gott"; und das gläubige Orchester bestätigt dies.

Da kommt Jacques, der Mariannen den höchsten Widerwillen einflößt. Dieses Gefühl wird leider von Jacques nicht getheilt, im Gegentheil, er will sie mit sich nehmen; aber Marianne richtet sich auf und ruft: „Ich werde die Fesseln brechen." Didel didel, dum dum, schrum schrum, versetzt das Orchester mit solcher Bestimmtheit, daß es thöricht wäre, an der Energie des jungen Mädchens fürder noch zu zweifeln. Die Patrouille erscheint und Marianne bricht die Fesseln. Um sich der unehrenhaften Umarmung zu entziehen, denuncirt sie sich als Diebin und wird verhaftet. Tief erschüttert von diesem Schauspiel, das meine Nachbarin veranlaßte, den Zipfel ihres Tuches aus der Tasche hervorzuziehen, stehen die beiden Waisen da. Nicht lange, denn der verruchte Kammerdiener kommt alsbald mit seinen Spießgesellen, und vertrauensvoll geht Henriette ihm entgegen und fragt: „Sind Sie vielleicht Herr Martin?" „Jawohl", versetzt der boshafte Mensch. „Aber Sie haben sich sehr verändert", und ehe sie sich's versehen, — tadam! tadam! —, wird ihr ein ganz schwarzes Tuch über den Kopf geworfen und sie wird fortgeschleppt. Trararara tra!

Die Blinde bleibt ihrem Schmerze allein überlassen, bis sie in der alten bösen Frochart eine bedenkliche Gesellschaft erhält. Louise, die, weil sie blind ist, die verdächtig herabfallenden Haare und die darunter hervorlugenden unheimlichen Augen nicht sehen kann, hält die Frau Frochart für eine ganz gute Frau und erzählt ihr ihre Leiden. Aber wie nun erst die Augen der garstigen Dame zu blinzeln anfangen! „Eine Waise, unbekannt, hübsch und blind," sagt sie, „das habe ich mir ja immer für mein Geschäft gewünscht", und nun heuchelt sie Theilnahme, verspricht Louisen, ihr behülflich zu sein, die Schwester wiederzufinden und sagt, sie wäre eine ehrliche „Wittwee". Krüppelchen freut sich: „Mir ist, als wäre ich nun nicht mehr so allein auf der Welt." Damit schließt das erste Bild unmittelbar vor Ausbruch der Revolution.

Die Verfasser sind gebildete und unterrichtete Leute; sie verlangen zu constatiren, daß sie ganz genau Bescheid wissen, wie es in Frankreich damals aussah und so wird uns denn im zweiten Tableau ein culturhistorisches Bild entrollt. Ein Nachtfest in Neuilly. Der Sect fließt nur so in Strömen, aber von Moral keine Spur. Die Herren mit weißen Perrücken und schwarzen Schnurrbärtchen, in hellblauen und rosaseidenen Gewändern mit Schnallenschuhen und Galanteriedegen an der Seite, die Damen mit Schleppkleidern und Reifröcken, ebenfalls gepudert, das Schönpflästerchen auf der rosigen Wange — aber ach, keine Grundsätze! Ja, die Verfasser kennen die Geschichte ihres Vaterlandes, sie kennen sie bis in die geringfügigsten Details; denn es tritt ein Chevalier auf, der eben aus dem Theater gekommen ist, wo man Beaumarchais' „tollen Tag" (Figaros Hochzeit) gegeben hat. So versetzen uns die gelehrten Verfasser mit kleinen geistvollen Zügen sofort in die Zeit unmittelbar vor der Revolution. Der Chevalier Roger gehört noch zu den Besseren; er sagt, daß der Boden unter den Füßen schwanke, daß sich große Ereignisse vorbereiten; aber eine der leichten Damen überrascht uns durch den geistvollen Gedanken: „Einstweilen wollen wir auf dem Vulkan tanzen; mag nach uns die Welt untergehen." Die Welt geht nicht unter, aber getanzt wird allerdings. Kaum hat sich das Corps de Ballet zurückgezogen, so wird von den Dienern ein längliches schwarzes Packet angebracht, in dem wir mit Recht die ohnmächtige Waise vermuthen. Das Orchester spielt wehmüthig: Duda, duda, duda, duda. Das schwarze Tuch wird abgenommen, Henriette erwacht und schlägt die Augen auf. Hadi hada, hadi hada! „Wo bin ich? Ha, ich errathe Alles! Schämt Euch! Unter all diesen Edelleuten nicht ein einziger Mann von Ehre." Traderidera. „O doch," sagt der Chevalier, „ich schütze Dich." „Das wollen wir mal sehen", sagt der Marquis und — Tradra! — sie ziehen die Degen, der Chevalier ersticht den Marquis und nimmt Henrietten mit sich.

Der zweite Act spielt drei Monate später. Wir machen die Bekanntschaft des neu ernannten Polizeiministers. Es ist ein energischer Mann, der eine Frau hat, welche an einem geheimen Kummer leidet; sie hat nämlich — aber ich will den Ereignissen nicht vorgreifen.

Dieser Polizeiminister ist ein Verwandter des Chevalier und hat für diesen auch eine gute Partie gefunden; aber der Chevalier will nicht nur glücklich scheinen, sondern er will auch glücklich sein, und da er das Mädchen aus dem Volke, die Waise, die er zu sich genommen hat, liebt, so will er keine andere heirathen. Darauf wird der Polizeiminister sehr grob und geht ab. Er wird durch seine Frau mit dem geheimen Kummer vortheilhaft ersetzt. Wir erfahren nun auch die Ursachen des geheimen Kummers. Sie hat ein kaum gebornes Wesen gehabt, hat es aussetzen müssen auf den Stufen von Notredame und fragt sich beständig: „Lebt es? Flucht es?" Dies kaum geborne Wesen nämlich. Dabei regt sie sich so auf, daß ihr Gatte, als er wieder die Bühne betritt, Verdacht schöpft. „Chevalier," sagt er zu seinem Verwandten, nachdem die Polizeiministerin sich entfernt hat, „hier stimmt etwas nicht. Was ist mit meiner Frau vorgefallen?"

„I wie soll ich denn das wissen?" sagt der Chevalier.

„Vergeblich suchen Sie mir die Wahrheit vorzuenthalten," sagt der Polizeiminister, „denn ich habe ein großes Buch, wo Alles drin steht." Er klingelt und sagt zu dem Beamten: „Holen Sie mir die geheimen Archive." Das Buch wird gebracht, der Polizeiminister, der Linières heißt, blättert unter dem Buchstaben „L"; und richtig, da steht es, „Diana de Linières". „Jetzt hab ich's," sagt er zum Chevalier: „Sehen Sie, hier steht die ganze Sache."

„Wo denn?" fragt der Chevalier, und ehe der Polizeiminister sich's versehen, reißt der Chevalier das verdächtige Blatt aus dem Archive heraus. Nun weiß er wieder nichts. „Was haben Sie gethan?" ruft der Minister. „Ich vertheidigte Ihre eigne Ehre", versetzt der Chevalier. Tradela, tradela, tradelidelideli. Der Vorhang fällt.

Das vierte Bild führt uns auf den Platz vor der Kirche St. Sulpice. Es ist Winter, die Glocken läuten, die Gläubigen betreten das Gotteshaus. Da kommt die böse Bettlerin an mit der armen Blinden. Ach du lieber Himmel, hat sich das arme Kind verändert! Ihre langen blonden falschen Haare fallen in üppigen Wellen bis zur Hüfte herab. Sie sieht furchtbar reducirt aus und muß in den Straßen singen, um für die Alte Geld zu verdienen. Wie die Wagner'schen Helden ihr Leitmotiv, so hat auch sie nur ihr einziges Lied, das sie übrigens mit gutem Erfolge vorträgt, denn das Geschäft blüht. Die Bettlerin verdient in dem einen Acte schlecht gerechnet 8—10 Thaler. Jeder Vorübergehende schenkt dem jungen unglücklichen Mädchen größere oder geringere Summen. Die Frau Polizeiministerin, die wie die geborne Lerche jeden

Digitized by Google

zweimal in die Kirche geht, spendet ihr ein Goldstück; der Arzt, der sie auf der Straße untersucht und ihr sagt: „Ich werde Dich wahrscheinlich heilen", schenkt ihr einen harten Thaler. Alles das nimmt die Wittwe Frochart ihr in garstiger Weise ab und verjubelt es mit dem Bösewicht Jacques.

Inzwischen hat sich zwischen dem Krüppel und Louisen ein etwas zärtliches Verhältniß herausgebildet. Jacques bemerkt das und sagt zum Krüppel: „Das Mädel gefällt mir, ich verbiete Dir, an sie zu denken."

„Weshalb?" sagt der Krüppel.

„Weil ich Dir sonst die Rippen zerbrechen werde." Er geht.

Der Krüppel sagt: „Tödte mich, Jacques, aber sie zu lieben verbieten kannst Du mir nicht!" worauf das Orchester einsetzt und der Vorhang fällt.

Sehr bewegt ist das fünfte Bild. Der Chevalier hat Henrietten eingemiethet. In allen Ehren. Er will sie heirathen, aber Henriette will nicht, denn sie hat noch eine Aufgabe zu erfüllen, nämlich die, ihre Schwester aufzufinden. Das sagt sie auch der Frau Polizeiministerin, die die Waise aufsucht.

„Wie heißt Ihre Schwester?"

„Sie heißt Louise."

„O wie theuer ist mir dieser Name."

„Das mag sein. Ich bin nämlich gar nicht ihre Schwester, mein Vater war ein rechtschaffner Mann, hatte aber gar kein Geld und da er mich als Kind nicht hungern lassen wollte, beschloß er mich auszusetzen. (Hier zog meine Nachbarin ihr Tuch ganz hervor.) Es war eine harte Winternacht; mein Vater trug mich auf die Stufen von Notredame und siehe da — als er mich hinsetzen wollte, bemerkte er, daß vor ihm schon Jemand da gewesen war und dasselbe Geschäft verrichtet hatte. Er fand ein kleines Kind, das man in einen Korb gelegt hatte, und das rührte ihn. Er nahm mich also wieder mit nach Hause und nahm auch das fremde Kind mit sich; und anstatt mich los zu werden, bekam meine Mutter Zwillinge. Als das Kind aufgewickelt wurde, hatte es einige Rollen Gold bei sich."

„O Gott! O Gott! Louise, Louise, sie ist es!" ruft die Polizeiministerin aus.

In dem Augenblicke ertönt auf der Straße das Leitmotiv der Blinden.

„Ja sie ist es," ruft Henriette, „die da singt, das ist meine geliebte Schwester." Sie reißt das Fenster auf, schließt es wieder, da sie bemerkt, daß sie doch nicht auf diesem Wege zu ihr gelangen kann und stürzt zur Thür. In diesem Augenblick tritt der Polizeiminister ein und läßt Henrietten verhaften, während die Polizeiministerin gegen eine der zahlreichen Ohnmachten kämpft.

„Sie bleiben, Madame", ruft der grimmige Beamte.

„Gatte, Mann, Mensch, ich beschwöre Dich, laß mich — fort zu ihr!"

„Zu wem?"

Der Vorhang will den Ereignissen nicht vorgreifen und fällt. Meine Nachbarin trocknet sich die Augen.

Nach all diesen Schrecknissen fühlen die Verfasser das Bedürfniß, die Handlung nach einem angenehmeren Ort zu verlegen nnd sie führen uns nach der Salpetrière, dem Asyl für Wahnsinnige und dem Gefängniß für ehrlose Mädchen. Hier ist Henriette untergebracht und in diesem Gefängniß befindet sich auch Marianne, die sich damals das Leben nehmen wollte. Sie hat sich inzwischen sehr gut aufgeführt, und die Oberin hat es durchgesetzt, daß sie begnadigt worden ist; in wenigen Stunden wird sie auf freien Fuß gesetzt werden. Die unglückliche Henriette befindet sich unter denen, die nach der Strafcolonie deportirt werden sollen. In dem Hospital finden wir ferner einen alten Bekannten wieder', den Doctor mit dem harten Thaler, der die Consultation auf der Straße abgehalten hatte. Diesem Doctor erzählt Henriette, daß sie eine blinde Schwester hat, und der Doctor erräth mit Feinheit instinctiv, daß dies jedenfalls das junge Mädchen sei, welches die Wittwe Frochart mit sich herumschleppe. Aber ach, die beiden Schwestern sollen noch immer nicht miteinander zusammenkommen, denn inzwischen treten die Beamten auf, welche die zur Deportation bestimmten Mädchen abholen sollen. Diese werden einzeln bei ihren Namen aufgerufen; eine fehlt, Henriette Gerard. Der Beamte sieht sich um. Henriette windet sich vor Verzweiflung. „Wo ist Henriette Gerard?" fragt er. Da tritt die begnadigte Marianne hervor und sagt: „Ich bin es." (Meine Nachbarin schluchzt immer mehr.) Nun kommt aber die Oberin, welche die Sache controliren soll; als die falsche Henriette ihr vorgeführt wird, stutzt sie natürlich. Ich möchte überhaupt den Menschen kennen lernen, der in einer solchen Situation nicht stutzte. Schließlich siegt die Tugend und die Oberin lügt. „Ja", sagt sie, „Marianne ist die richtige Henriette", und sich zu dem Doctor neigend, haucht sie: „Doctor, Doctor, das war meine erste Lüge."

„Die Ihnen der Himmel vergeben wird", versetzt der Doctor gerührt; und der Vorhang fällt, während das Orchester feierlich: braderadera, braderadera, braderadera anstimmt. Ich betrachte meine Nachbarin, „und ihre Thränen fließen, wie Bächlein auf den Wiesen".

Das vorletzte Bild führt uns in die intimen Gemächer der Frau Frochart. Da steht in der Ecke der Schleifkarren des Krüppels und wieder sehen wir die beiden großen Messer. Louise will nicht mehr betteln, sie will lieber hungern; aber der böse Jacques beschließt sie zu heirathen, um sie solchergestalt zum Betteln zwingen zu können. Trotzig zieht sich Louise in ihre Privatspelunke zurück, mit dem Vorhaben, während der Nacht zu entfliehen. Inzwischen kommt Henriette, welche Nachforschungen wegen ihrer Schwester bei Frau Frochart halten will. Es passirt irgend etwas, das Henriette veranlaßt, die Besinnung zu verlieren, und während diese ohnmächtig daliegt, kriecht Louise aus ihrem Schlupfwinkel hervor, um zu entfliehen. Bei dieser Gelegenheit stolpert sie über die ohnmächtig daliegende Schwester. Henriette kommt aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich, sie will mit Louisen entfliehen, aber die Frocharts, die zurückgekommen sind, vertreten ihr den Weg.

„Henriette bleibt bei uns", sagt Jacques.

„Nein," ruft der Krüppel, der sich nun zu einer männlichen That aufrafft, „es ist eine Erbärmlichkeit, ein Mädchen, das sich nicht wehren kann, zurückzuhalten."

„Mach keine dummen Sachen," versetzt Jacques, „es gibt in unserer Familie Mörder", und Jacques stößt seinem Bruder eines von den großen blanken Messern in den Rücken.

Das andere Messer nimmt nun der Krüppel und sagt: „Du hättest besser treffen sollen, so", worauf er ihm dieses blanke Messer in die Brust stößt. Jacques fällt nach rechts, der Krüppel nach links, beide hauchen ihr Leben aus.

„Zur Rechten sah man wie zur Linken
Je einen Frochart herunterſinken."

Was meine Nachbarin an Thränen vergossen, es ist nicht zu sagen; sie ließ das Tuch auch während des Zwischenactes gar nicht mehr von den Augen.

Im letzten Bilde löst sich nun Alles auf. Der Minister erfährt, daß seine Frau vor der Verheirathung eine kleine Unannehmlichkeit gehabt hat und daß diese in Gestalt des blinden Mädchens sich noch unter den Lebenden befindet. Darauf verheirathet er die eine Waise mit dem Chevalier und nimmt unmittelbar vor Ausbruch der Revolution die andere an Kindesstatt an.

„Und deswegen hat man nun so geweint", sagte meine Nachbarin, indem sie das thränenbefeuchtete Tuch auswrang.

Das ist also die Geschichte der beiden Waisen. Der sehr talentvolle D'Ennery, einer der beiden Verfasser, von dem etwa dreihundert große Dramen mit Erfolg auf den Pariser Theatern zur Aufführung gekommen sind, unter anderen auch das durch die Birch-Pfeiffer'sche Bearbeitung in Deutschland allgemein bekannte „Muttersegen, oder die neue Fanchon", hat, wenn mich nicht Alles täuscht, sich mit diesem Schauerdrama einen kleinen Scherz erlaubt. Er hat einmal sehen wollen, was man an Ungeheuerlichkeiten, an schroffen Effecten und brutalen Wirkungen innerhalb des knappen Raumes eines Theaterabends zusammenhäufen kann, und wie weit die Naivetät des Publicums geht. Der Scherz ist gelungen; ob aber eine genügende Veranlassung vorlag, uns denselben mit den Prätensionen eines ernsthaften Stückes darzubieten, — das erlaube ich mir zu bezweifeln.

Paul Lindau.

R. H. in W. Ueber die Kunstausstellung wird für unser Blatt Herr Professor Gustav Floerke aus Weimar berichten. Seine Aufsätze haben bei Gelegenheit der vorigen Ausstellung so ungetheilten Beifall gefunden, daß wir uns veranlaßt gesehen haben, uns diesen liebenswürdigen Mitarbeiter wiederum zu sichern.

O. L. in R. Manuscripte und Alles, was die Redaction angeht, können sie ruhig Lindenstr. 110 adressiren, es geht dann sogar rascher. Die Expedition ist Louisenstr. 32.

Digitized by Google

Inserate.

Ein Schriftsteller,

vielseitig gebildet, sucht unter bescheidenen Ansprüchen die Redaktion eines belletristischen Journals zu übernehmen oder in die Redaktion eines größeren derartigen Blattes einzutreten. Auch würde derselbe den feuilletonistischen Theil einer politischen Zeitung übernehmen. Gefl. Off. sub **X. R. 7.** an die Exped. d. Bl.

Als Konfirmationsgabe

der edelsten und sinnigsten Art erschien soeben in **Julius Imme's Verlag (E. Bichteler) Hofbuchhandlung** in Berlin, Königgrätzerstr. 30, und ist direkt sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Der Führer auf dem Lebenswege

von

Dr. Fr. Reiche.

Zwölfte (Pracht-) Auflage. In Prachtbd. mit Goldschnitt und Titelbild Preis 6 *M.*

Elfte (Miniatur-) Auflage.

Elegant geb. mit Goldschnitt. Preis 3 *M.*

In **Julius Imme's Verlag (E. Bichteler) Hofbuchhandlung** in Berlin, Königgrätzerstraße 30, soeben erschienen und direkt sowie durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lie, der Geisterseher, Bilder aus Nordland (Norwegen). Aus dem Norweg. übersetzt von **Emil J. Jonas.** Mit Porträt des Verfassers. 8 Bg. Preis *M.* 2. 50. Eleg. geb. *M.* 3. 50. mit Goldschn. *M.* 3. 70.

Diese höchst spannende Novelle hat in Dänemark und Norwegen ungemeines Aufsehen gemacht und in kurzer Zeit **fünf Auflagen** erlebt.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paul Lindau,

Kleine Geschichten.

2 Bände. broch. 8 *M.* — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 *M.*

Inhalt:

I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Nüchterne

Briefe aus Bayreuth

von

Paul Lindau.

Motto:

Laie: Ich bin kein Kenner und ich will
Von der Musik nur Freude und Vergnügen.
Bezaubert sie mich nicht, so bin ich still.
Rufe von allen Seiten: Sie werden gleich die schönsten Keile kriegen.

Julius Stettenheim, „Berliner Wespen".

Elegant broschirt. Preis: 1 *M.*

Verlags-Buchhandlung

von

S. Schottlaender in Breslau.

Die Kunst und die Wissenschaft.

Zwei Statuen

von hervorragender Schönheit

vom

Bildhauer **A. Tondeur**

sind in zwei Größen neu erschienen.

Die großen Statuen

sind fast lebensgroß (145 ctm. hoch) und werden von Elfenbeinmasse, von Gyps und auch mit Wachsfarbeanstrich für's Freie geliefert.

Die kleinen Statuen

sind 46 ctm. hoch, sehr hübsch für den Schreibtisch und werden nur von Elfenbeinmasse geliefert (nicht von Gyps).

Vollständiges Preisverzeichniß der ausgewähltesten Bildwerke der Gyps- u. Elfenbeinmasse-Kunstgießerei, mit Abbildungen, auf Verlangen gratis.

Gebrüder Micheli, Berlin,

Unter den Linden 12.

Feierabendhaus für Lehrerinnen und Erzieherinnen.

BAZAR.

Der **Bazar** zur Errichtung eines **Feierabendhauses** wird am 19. Oktober in dem von den städtischen Behörden bewilligten **Festsaale des Rathhauses** eröffnet werden.

Das Unternehmen, zu dessen Förderung der Bazar bestimmt ist, geht dahin, hilfsbedürftigen Lehrerinnen eine sichere Zufluchtsstätte für das Alter zu bereiten; ansehnliche Mittel sind erforderlich, um dieses Werk zur Ausführung zu bringen.

Gestützt auf die allseitige lebhafte Theilnahme, welche unserm Unternehmen schon jetzt bewiesen worden ist, gestatten wir uns, die herzliche Bitte auszusprechen, uns durch recht reichliche Anmeldung und Zusendung von Geschenken baldmöglichst erfreuen zu wollen, damit wir in den Stand gesetzt werden, den schönen Saal des Rathhauses, dem Zweck entsprechend, in würdiger Weise auszustatten.

Die Unterzeichneten sind gern bereit, Gaben in Empfang zu nehmen, und werden für jede Spende, auch für die kleinste, aufrichtig dankbar sein.

Berlin, im August 1876.

Fr. Geh. Rath **Angelstein,** Oranienburgerstr. 67.
Fr. **Guthilde Axrander,** Dorotheenstr. 54.
Fr. Geh. Medizinalrath **Bardeleben,** Matthäikirchstr. 29.
Fr. Professor **Reinhold Begas,** Stülerstr. 4.
Fr. **George Beer,** Alsenstr. 8.
Fr. Dr. **Caspary,** Charlottenstr. 84.
Fr. **Elise Engel,** Linkstr. 27.
Fr. Stadtbaurath **Gerstenberg,** Köpnickerstr. 29.
Fr. Direktor **Heyl,** Bismarckstr. 2.
Fr. Justizrath **Heilborn,** Breitestr. 28.
Frl. **Elisabeth Heilborn,** Kurfürstenstr. 164.
Fr. Commerzienrath **Heckmann,** Schlesischestr. 20. 21.
Frl. **Cäcilie Itzinger,** Potsdamerstr. 11.
Frl. **Renate Itzinger,** Potsdamerstr. 11.
Fr. **Eva von Krause,** Wilhelmstr. 66.
Fr. Stadtgerichtsrath **Kramer,** Kurfürstenstr. 164.
Frl. **Marie Kramer,** Schöneberger Ufer 16.
Fr. Professor **Kaselowsky,** Schönebergerstr. 9.
Fr. Geh. Rath **Kießling,** Sigismundstr. 2.
Fr. Stadtrath **Löwe,** Victoriastr. 13.
Fr. Rechtsanwalt **Lewald,** Matthäikirchstr. 28.
Fr. **Betty Leo,** geb. **Reinecke,** Leipzigerplatz 16. 17.
Fr. **Levi,** geb. **Radziejewska,** Unterwasserstr. 6.
Fr. Rechtsanwalt **Levin,** Unter den Linden 15.
Fr. **Caroline Meyer,** Margarethenstr. 18.
Fr. **Sophie Molenaar,** Königin-Augustastr. 38.
Fr. Commerzienrath **Manheimer,** Bellevuestr. 8.
Fr. **Anna Meyer,** geb. **Gerson,** Leipzigerplatz 8.
Fr. **Poschmann,** Kurfürstenstr. 168.
Fr. **Clara Seligmann,** Victoriastr. 4a.
Fr. **Cäcilie Salomon,** Roonstr. 4.
Fr. **Friedrich Spielhagen,** Hohenzollernstr. 12.
Fr. Hofrath **Spielhagen,** Michaelkirchstr. 3.
Fr. **Anna Valentin,** Chausseestr. 99.
Fr. **Anna Wallich,** Burgstr. 29.
Fr. **Waworsky,** Victoriastr. 25.
Hr. Dr. **Straßmann,** Stadtverordneten-Vorsteher, Wallner-Theaterstr. 39.
Hr. Stadtbaurath **Gerstenberg,** Köpnickerstr. 29.
Hr. Direktor **Heyl,** Bismarckstr. 2.
Hr. **E. F. Oppermann,** Anhaltstr. 2.
Hr. **Hoppenworth** sen., Kurstr. 39.

VERITAS.

(Leipzig.)

Auskunftsbüreau mit Rathertheilung in Fragen der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Gewerbe und des geselligen Verkehrs. Strengste Verschwiegenheit. Pünktliche Besorgung. Empfohlen von der „Illustrirten Zeitung." Jeder allgemeinen Frage ist 1 *M.*, Personalerkundigungen aber 2 *M.* nebst der Vergütung für das Porto beizulegen. Adresse: Auskunftsbüreau **Veritas** in **Leipzig.** Vorsteher: Dr. **O. Henne-am Rhyn.**

Soeben erschien:

Das deutsche Schulwesen

nach seiner historischen Entwickelung und den Forderungen der Gegenwart. Vom Standpunkte der Staats- und Gemeindeverwaltung sowie der Nationalökonomie dargestellt und beleuchtet. Von Bürgermeister Dr. H. A. Mascher. Preis 4 *M.*

Inhalt: I. Gestaltung des deutschen Schulwesens bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. II. Gestaltung des Preußischen Schulwesens bis zur Gegenwart. III. Forderungen der Zeit an die Weitergestaltung des deutschen Schulwesens. IV. Gestaltung des Preußischen Real- und Bürgerschulwesens. V. Das bürgerliche Leben der Gegenwart. VI. Unterrichtsgegenstände, Ziele, Leiter, Lehrer u. Kosten der deutschen Bürgerschule.

Gegen Einsendung des Betrages expedirt die Verlagshandlung franco per Post.

Eisenach. Verlag von J. Bacmeister.

Commissions-Verlag

übernimmt und vertreibt thätigst

Carl Minde in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung Paul Neff in Stuttgart.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 23. September 1876. Band X.

AP 30 G29 v.10 no.39

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Begründung eines deutschen Patentrechtes. Von Wolfgang Eras. — Die americanische Doctorfabrik. Der Nassauer Gemeinschaden. Americanische Gesellschaftsskizze von Eduard Wollny. — **Literatur und Kunst:** Das Pfaffenthum in der neuern holländischen Dichtkunst. Von Albert Haeger. — Neuerfundene Sprachen. Pigeon-English. Von Hermann Kindt. — Die Literatur der Neuprovenzalen. Von M. von Szeliski. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Neue Aufführungen. Eine neue Posse. Besprochen von P. L. — Notizen. — Inserate.

Die Begründung eines deutschen Patentrechts.

Von **Wolfgang Eras.**

I.

Durch vielfaches Wiederholen einer und derselben irrigen Behauptung erreicht man schließlich, daß sie geglaubt wird, — wenn nicht von anderer Seite ein eben so kräftiger Protest mit gleicher Zähigkeit erfolgt. Da klagen die Schutzzöllner, die Zünftler, die Agrarier und mit ihnen der größte Theil aller mißvergnügten Politiker seit Jahr und Tag: „unsere deutsche Wirthschaftsgesetzgebung sei durch den überwiegenden Einfluß der radicalen Freihändler verpfuscht worden", und diese Phrase wird mit einer Sicherheit, Energie und Betriebsamkeit wiederholt, daß sie sich zum Dogma zu verknöchern droht! . . .

Wenn man die Schutzzöllner hört, so möchte man glauben, unser Zolltarif sei ein reiner Finanztarif, bestehend aus einzelnen wenigen einträglichen Positionen — ein Abklatsch des englischen, — und unsere „Freihändler" hätten ihn seit der Gründung des Nordbundes so traurig verunstaltet. Thatsächlich enthält aber der, seit Abschluß des deutsch-französischen Vertrages nur wenig veränderte Tarif nahezu zweihundert hauptsächlich nach protectionistischen Rücksichten bemessene Zölle. — Wenn man die Zünftler klagen hört, so sollte man meinen, in Deutschland sei jede „gewerbliche Ordnung" überhaupt durch die bösen Freihändler abgeschafft, und doch kann sich Jedermann leicht davon überzeugen, daß die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 noch immer ein Gesetz von recht ansehnlichem Umfange ist. — Die Agrarier endlich werden nicht müde, die Freihändler haftbar zu machen für alle Mißbräuche, die mit der sogenannten „Actienfreiheit" getrieben worden sind; das Gesetz vom 11. Juni 1870 aber, an dessen Zustandekommen die „Freihändler" durchaus keinen hervorragenden Antheil haben, unterscheidet sich nur sehr wenig von den Gesetzgebungsacten anderer Culturstaaten über die Actiengesellschaften und Commanditgesellschaften auf Actien; es ist kein Ausbund von Freisinnigkeit; aber ein wirklich „gutes" Actiengesetz, ein solches, das Mißbräuchen vorbeugt, ohne der Capitalsassociation schwere Fesseln anzulegen, soll eben noch erdacht und gemacht werden: — bei uns, wie in England und Frankreich.

Mögen unsere Wirthschaftsgesetze noch so reformbedürftig sein, mögen sich in der That bei deren Anwendung in den letzten Jahren arge Uebelstände herausgestellt haben: die Freihandelspartei muß unbedingt freigesprochen werden von der Anklage, den hier vorzugsweise in Betracht kommenden gesetzlichen Bestimmungen ihren Stempel aufgedrückt zu haben.

Ach, die guten Freihändler der alten Schule waren weder im norddeutschen Parlament noch im deutschen Reichstag die Ausschlag gebenden Leute, welche sie nach der Eingangs erwähnten Beschuldigung unserer wirthschaftlich-reactionären Parteien gewesen zu sein scheinen! Das zeigt sich am besten an den Gesetzen, die in den letzten Jahren behufs Begründung eines sogenannten „geistigen Eigenthumsschutzes" ergangen sind. Im Jahre 1870 bereits (am gleichen Tage mit dem viel berufenen Actiengesetze) erschien das Gesetz über das Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Compositionen und dramatischen Werken. Durch die Reichsgesetze vom 9., 10. und 11. Januar wurde die Codification des Urheberrechts weiter geführt in Bezug auf Muster, Modelle und Photographien. Alle diese Gesetze sind ganz und gar nicht nach dem Herzen der alten Freihändler; wären diese im Reichstage in der Majorität gewesen, so würden die betreffenden Gesetzgebungsacte entweder gar nicht zu Stande gekommen sein, oder doch eine wesentlich andere Gestalt angenommen haben; daß sie zu Stande gekommen sind, zeigt zur Evidenz, daß die Freihändler überhaupt nicht in der Lage waren, im Reichstage eine Dictatur auszuüben, und beim Ausbau der Reichsverfassung nur in so weit ihre Grundsätze Terrain gewinnen sahen, als dieselben schon längst Gemeingut aller liberalen Politiker geworden waren. Ein besonderes Verschulden der Freihändler anzunehmen, wie es heute so vielfach beliebt wird, ist also völlig unzulässig. Quod erat demonstrandum.

II.

Das überschriftlich bezeichnete Thema, oder richtiger die Frage: bedarf es überhaupt eines Patentschutzes zur Anregung von Erfindungen? bildete lange Zeit einen Lieblingsgegenstand der Erörterung im Kreise liberaler Volkswirthe. Eine große Anzahl tüchtiger Gelehrten hatte sich gegen Erfindungspatente ausgesprochen. Michel Chevalier sagt: „Patente sind Fesseln für die Freiheit eines freien Volkes, selten Belohnungen für Erfindungen, meist Vorwände für Erpressungen und Quälereien." Bolley und Kronauer, die Professoren der chemischen und mechanischen Technologie an der polytechnischen Hochschule zu Zürich, sprachen sich in ihren Gutachten 1861 und 1869 gegen den Patentschutz aus. Von 47 preußischen Handelskammern votirten noch 1862 31 gegen die Beibehaltung eines Patentschutzes für Erfindungen, und die preußische Regierung lehnte 1863 beim Bundestage in Frankfurt a. M. ihre Betheiligung an der Vorbereitung eines deutschen Patentgesetzes ab, so lange

Digitized by Google

die „Principienfrage" unentschieden sei. Auch im Nordbunde zielte eine Vorlage des Bundeskanzlers an den Bundesrath zunächst auf gänzliche Verwerfung der Erfinderpatente ab. (Die Verfassung erklärte in Art. 4 unter Nr. 5 die Bundesgesetzgebung lediglich für competent in Betreff der Erfindungspatente, verhieß aber keineswegs, wie manchmal angenommen wird, grundrechtlich einen Patentschutz für Erfindungen). Erst durch den Gang, den die legislotorische Bearbeitung des Rechts an geistigem Eigenthum in anderen Disciplinen nahm, wurde der Erlaß eines deutschen Patentgesetzes zur Nothwendigkeit.

Das Capitel vom geistigen Eigenthume ist in der That in vielen Partien ein höchst dunkeles und strittiges. Die begriffliche Feststellung schon bereitet Schwierigkeiten. Wenn Jemand zu einem wissenschaftlichen Forschungsresultat oder zu einer brauchbaren Idee gelangt ist, so fällt der Moment der Nutzbarmachung mit der „Enteignung" zusammen, während das dingliche Eigenthum nutzbar bleibt eben nur so lange, als man es zu eigen besitzt. Einen geschäftlichen Nutzen zieht der geistige Eigenthümer gewissermaßen erst dann aus seinem Eigenthum, wenn er Andere in den Besitz oder Mitbesitz desselben einsetzt. Der Schutz des „geistigen" Eigenthums (solches als ein factisches Rechtsinstitut vorausgesetzt) bereitet daher dem Gesetzgeber weit größere Schwierigkeiten, als der Schutz des dinglichen Eigenthums. Wenn einem in Frankreich reisenden Engländer Objecte seines dinglichen Eigenthums beschädigt oder geraubt werden, so ist der Prozeß ein sehr einfacher. Wenn dem französischen Componisten durch einen deutschen Verleger Melodien gestohlen worden, so setzt das Klagbarwerden des Beschädigten die Existenz besonderer internationaler Schutzverträge voraus.

An Stelle des Besitznachweises tritt der Beweis der Urheberschaft (Autorschaft) und dieser ist in vielen Fällen selbst dann schwer zu führen, wenn der Gesetzgeber behufs ihrer Beurkundung besondere Vorkehrungen und Formeln geschaffen hat. „Dies ist meine Taschenuhr", sagt der Bestohlene zum Polizeicommissarius oder zum Untersuchungsrichter, „Silbergehäuse, Cylinderwerk, Fabrikzeichen G. E. 4962; ich habe sie bei Gebr. Eppner gekauft." Das ist ein leicht zu führender Nachweis. Nicht viel schwieriger ist die Entscheidung der Frage, ob ein Nachdruck, eine unbefugte Aufführung vorliegt; schon schwieriger die Prüfung der Originalität eines Musters; am schwierigsten die Feststellung der Neuheit und Eigenthümkeit oder der Nachahmung einer technischen Erfindung.

Beim Erfindungs-Patentwesen kommt vorzugsweise in Betracht, was die Principienfrage überhaupt zu einer so kritischen macht: die Thatsache nämlich, daß an der bedeutendsten Entdeckung des menschlichen Geistes stets Mehrere arbeiten, und daß Einer sich auf die Schultern des Andern stellt. Bolley ist so unbefangen, wörtlich zu erklären: „Was das Anrecht betrifft, welches ein Individuum an einer Erfindung hat, so bin ich durch meine technischen Untersuchungen zu dem Resultate gekommen: keine Erfindung hat einen Erfinder."

Goethe hatte nichts dagegen zu erinnern, daß Walter Scott eine Scene aus seinem „Egmont" und den Charakter seiner Mignon nachbildete, vulgo „stahl". „Sofern es mit Verstand geschah", wollte er ihn sogar darum loben.

Wenn man die Diebstahltheorie auf geistigem Gebiete streng nehmen wollte, so wäre unser ganzes geistiges Eigenthum — geistiger Diebstahl. Es haben, um mit Goethe zu reden, seit den Jahrtausenden, daß die Welt steht, schon gar zu viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht.

Nun, wir führen diese Einwürfe gegen des Rechtsinstitut geistigen Eigenthumsschutzes hier nicht an, um gegen den Erlaß eines Patentgesetzes anzukämpfen, sondern lediglich um zu zeigen, daß das geistige Eigenthum sich hinsichtlich seiner begrifflichen Klarheit mit dem „dinglichen Eigenthum" nicht messen kann. Und dieses Bewußtsein ist vorhanden und macht sich geltend selbst bei den eifrigsten Anhängern des Patentschutzes, — wenn sie's auch nicht Wort haben wollen. Während das Sacheigenthum — der Rechtstheorie nach — selbstverständlich als ein ewig währendes betrachtet werden muß — so daß naturrechtlich von einer „Verjährung" gar nicht die Rede sein kann —, geben fast alle Vertheidiger der Rechtsinstitution des geistigen Eigenthums zu, daß der Schutz gegen Nachdruck von Werken, Nachahmung von Mustern, Modellen, Erfindungen, nur auf eine knapp bemessene Reihe von Jahren zu verleihen sei. (Nur in Frankreich haben einige Rechtslehrer versucht, ein Monautopol, d. i. ein ewig währendes Recht an Erfindungen nachzuweisen.) In diesem Maßhalten liegt das Zugeständniß, daß die Mitwelt, als natürliche Erbin der Gesammtheit der früheren Forscher, ein Anrecht auf die neuen Erfindungen hat, welches nicht ignorirt werden darf.

Die hauptsächlichsten Einwendungen, welche von der Freihandelsschule gegen Erfindungspatente früher erhoben wurden, geben wir hier in einigen von Böhmert formulirten Sätzen wieder. 1. „Die Erfindungspatente sind Hemmnisse des industriellen Fortschritts." — Watt konnte z. B. für seine Dampfmaschine Anfangs kein Patent erhalten, weil sich an derselben eine Kurbel befand, die einem Anderen patentirt war. 2. „Der Patentschutz erzieht eine Classe von Erfinderlingen, die ohne positive Kenntnisse gern durch Zufall reich werden möchten, während er den wirklichen Erfindern nur selten nützt." Es liegt ein Zauber in dem Wort „Patent", welcher viele Leute verlockt, Phantomen nachzujagen. Dafür gab u. A. Armstrong bei der englischen Patentenquête von 1861 viele praktische Beispiele an. 3. „Jede große Erfindung ist das Werk vieler Erfinder und es verdient niemals Einer allein den durch die Patente zugedachten Monopolgewinn." — „Nicht der glückliche Gedanke eines Einzelnen, sondern das Ergebniß einer wissenschaftlichen Fortschrittsperiode ist die Dampfmaschine", bekennt der eifrige Patentanhänger Prof. Reuleaux. 4. „Der Patentschutz ist unnöthig, weil praktische Erfindungen in der Regel im freien Verkehr genügend belohnt werden". 5. „Die Geheimhaltung der Erfindungen erfolgt trotz der Patentirung." — Von der Richtigkeit dieser Behauptung kann man sich allerdings in England alle Tage überzeugen. 6. „Die praktische Durchführung des Patentschutzes stößt von Jahr zu Jahr auf größere Schwierigkeiten." In England hat man mit dem bloßen Anmeldeverfahren, in Preußen mit dem Vorprüfungssystem ungünstige Erfahrungen gemacht. Die Büreaukratie schiebt der Industrie und die Industrie der Büreaukratie die Lösung eines unlösbaren Problems, die Feststellung der Neuheit zu. (Michaelis.) Allseitig befriedigende Patentzustände sind noch in keinem Patentlande erzielt worden. Die industrielle Schweiz hat niemals Erfindungspatente gekannt, in Holland hat man sie erst neuerdings abgeschafft.

III.

Die Zusammensetzung der Enquêtecommission zur Berathung der Patentfrage zeigt zur Genüge, daß der Bundesrath bereits vor Berufung der Experten sich darüber klar war, welche Regelung des Patentwesens im deutschen Reich nach Erlaß der übrigen, das geistige Eigenthum betreffenden Gesetze, die einzig mögliche geworden war. Es war eine reine Formalität, daß man dieser Commission noch die Vorfrage vorlegte: „Empfiehlt sich ein gesetzlicher Schutz für Erfindungen?" — Mit allen gegen Eine Stimme wurde die Principfrage im bejahenden Sinne entschieden. Auch über die sonstigen der Commission unterbreiteten Specialfragen verlautet bereits Näheres. Ausgeschlossen soll die Patentirung solcher Erfindungen sein, die den Gesetzen oder den guten Sitten zuwider sind, — ferner die Patentirung von Arcana, Schönheitsmitteln und Nahrungsmitteln. Der Ausschluß von Giften und Explosivstoffen wurde einstimmig, derjenige von Arzneistoffen von allen gegen Eine Stimme ausgesprochen. Es wurde allseitig anerkannt, daß keine Patente zu ertheilen seien in solchen Fällen, wo der Eintritt des beabsichtigten Erfolgs durch die Naturgesetze unmöglich gemacht ist. Auch darüber herrschte,

Digitized by Google

— nach dem Communiqué des „Staatsanzeigers" — sachliche Uebereinstimmung, daß bloße Formveränderungen nicht zu patentiren seien.

Der Inhaber eines Patents soll, nach einstimmiger Ansicht, das ausschließliche Recht der Herstellung und des Handels haben. Er soll ferner, nach fast einstimmiger Ansicht, das Recht der ausschließlichen Benutzung haben; dagegen soll die Benutzung der patentirten Gegenstände zu anderen als gewerblichen Zwecken nach Ansicht der Majorität Jedermann freistehen.

Von ganz besonderem Interesse ist die Entscheidung der Commission über das sogenannte Licenzprincip. Man versteht unter dem sogenannten „Licenzzwang" die Einrichtung, daß der Patentinhaber verpflichtet ist, gegen eine angemessene, event. vom „Patentgerichtshof" festzusetzende Entschädigung die Benutzung der patentirten Erfindung Jedermann zu überlassen.

Der deutsche Patentschutzverein hatte diesen Grundsatz zunächst ganz allgemein, der internationale Patentcongreß (1873 in Wien) die gleiche Forderung mit der Einschränkung acceptirt, daß die zwangsweise Licenz nur dann stattfinden solle, wenn das gemeine Wohl in Frage komme. Der deutsche Patentschutzverein hatte seinen ersten Patentgesetz-Entwurf nachmals dahin abgeändert, daß die Licenzertheilung erst nach Ablauf von 5 Jahren (vom Datum der Patentertheilung an) erstreitbar sein sollte. Auch gegen diese gemäßigte Façon der Licenzidee erhob sich ein wahrer Sturm der wurzelechten Patentvertheidiger. Namentlich declarirte der Patentagent Herr Ingenieur Heinrich Simon zu Manchester, in einem von ihm selbstverlegten „Briefe" über die deutsche Patentfrage, daß das Licenzprincip einfach die „Aufhebung" des Patentrechts sei.

In unserer Patentcommission waren für den unbedingten Licenzzwang sechs Stimmen. Für den bedingten oder indirecten Licenzzwang (im Sinne der Wiener Beschlüsse) sprachen sich zehn Stimmen aus. Gegen jeden Licenzzwang entschieden sich nur sechs Stimmen.

John Stuart Mill, der bekanntlich aus verschiedenen Gründen für Patentschutz votirt, spricht sich in seiner „Politischen Oekonomie" dahin aus:

„Im Allgemeinen ist ein exclusives Privilegium von kurzer Dauer der Aufhebung des Erfindungspatentschutzes und der Einführung sogenanter Nationalbelohnungen für Erfinder vorzuziehen:

1. weil es Nichts der Entscheidung irgend einer Person anheimstellt (?);

2. weil die durch das Privilegium erhältliche Belohnung davon abhängt, daß die Erfindung sich als nützlich erweist;

3. weil je größer die Nützlichkeit, desto größer auch die Belohnung, und

4. weil dieselbe gerade von denjenigen Personen gezahlt wird, denen der Dienst geleistet wird, nämlich von den Consumenten des Bedarfsgegenstandes.

„So entschieden sind diese Gründe," — mit diesen Worten resumirt sich J. St. Mill — „daß, wenn der Patentschutz verlassen und dafür eine Staatsbelohnung eingeführt werden sollte, letztere keine bessere Form annehmen könnte, als eine, auf beschränkte Zeit, vom Erfinder (Patentinhaber) von allen Personen, die seine Erfindung benutzen, zu erhebende Steuer."

Nun, diese „Patentsteuer", welche Mill vorschwebte, und die „Licenzgebühr" sind ein und dasselbe. Mit der Einführung des unbedingten Licenzzwanges würde das Patentrecht eingerückt sein in die Kategorie des einfachen „Aufführungsrechts", wie wir es bei dramatischen und musikalischen Werken schon haben.

Der deutsche „Patentschutzverein" hat sich mit dieser Beschränkung einverstanden erklärt; warum sollen wir päpstlicher sein als der Papst??

Breslau, im September 1876.

Die americanische Doctorfabrik. Der Nassauer Gemeinschaden.

Americanische Gesellschaftsskizze von Eduard Bolley.

So haben wir mit höllischen Latwergen,
In diesen Thälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest gehaust.

Eine der ausgezeichnetsten Quellen der Information ist in einem Artikel des bekannten Bostoner Arztes Dr. Scudder über die Harward'sche Universität enthalten; er betrifft die Revolution, welche in der medicinischen Abtheilung jener Anstalt stattgefunden hat. So weit die betreffende Geschichte reicht, steht der Stand der medicinisch-ärztlichen Erziehung in den Vereinigten Staaten von Nordamerica schmachvoll niedrig. In den alten Tagen der Dorfschulen wurden Hunderte von Männern jedes Jahr Aerzte auf eine sehr geringfügige Provocation hin: Ein junger Mann von bescheidener Intelligenz, der ein wenig Latein oder Griechisch wußte, ließ seinen Namen in dem Bureau irgend einen prakticirenden Arztes eintragen und hörte zwei Cyklus Vorlesungen. Wenn er, nachdem er seines Unterrichters Zeugniß, daß er drei Jahre lang Student der Medicin gewesen, einschließlich der beiden Vorlesungen-Cyclusse vorwies, und noch mit heilen Augen durch eine höchst oberflächliche und incompetente Prüfung ging, erhielt er sein Diplom. Alsdann stand es ihm frei, sich irgendwo niederzulassen und jeden Zweig der Medicin und Chirurgie zu treiben. Um wie viel besser der Stand der Dinge jetzt in den medicinischen Facultäten in New-York und Philadelphia ist, dies zu bestimmen, fehlen uns bis jetzt die Anhaltspunkte. Die städtischen Schulen genießen gewisse Vortheile klinischer Belehrung, welche die Landschulen nie besaßen, aber darüber hinaus ist, unserer Ansicht nach, äußerst wenig zu ihren Gunsten zu sagen. Die jungen Leute kommen und gehen in Schwärmen, und es ist sehr selten, daß es Einen glückt. Die kleine homöopathische Schule in der Stadt New-York ist viel gründlicher und genauer, auch gewissenhafter, als die sogenannten „regular"-Schulen, die sich gegenseitig eine sehr heftige, erbitterte Concurrenz machen. Von den Dreißig und einigen bestanden, nach einer sehr strengen Prüfung, Neun, oder gegen 27 Procent, während von einer Classe über Hundert in einer der regelmäßigen Schulen nur Zwei das Fegefeuer aushielten, — noch nicht einmal zwei Procent! —

Es scheint, daß in Boston seit mehr als funfzig Jahren das alte System der Belehrung und Prüfung vorgewaltet hat, bis die Behörden, obgleich die Schule überaus blühend gedieh, unzufrieden wurden und eine Revolution in Scene setzten. Getreulich hatten sie auf dem alten Wege gearbeitet mit so guten Resultaten, wie sie auf jenem eben zu erzielen waren. Als Dr. Holmes den Ueberblick der ärztlichen Lehrthätigkeit schloß, sagte er: „Der Student wurde zu einem Fest vieler Course eingeladen; aber man begann mit Allem auf einmal, was weder für den geistigen Appetit noch für die Verdauung ersprießlich und zuträglich war." Mit anderen Worten, der americanische Student der Medicin kam zwei Wintersemester nach Boston, stopfte sich mit Gelehrsamkeit und Vorlesungen voll bis zum Ersticken und ging dann in seine Heimat. Die begonnene Aenderung widmet das ganze akademische Jahr der ärztlichen Belehrung. Die beiden Semester beginnen beziehungsweise im September und Februar und enden im Februar und Juni. Jedes dieser Semester ist länger an Zeit als das frühere Wintersemester. Der Unterricht ist ein fortschreitender, die Studenten sind in drei Classen getheilt, entsprechend den verschiedenen Zweigen ihrer natürlichen Folge,

Digitized by Google

anstatt, wie bisher, die gesammte Last ihnen aufzubürden. Die frühere alte mündliche, übereilte und gänzlich unzuträgliche Prüfung zur Erlangung des Grades, die ehemals im Schwange war, hat aufgehört, und an deren Stelle ist eine schriftliche Prüfung getreten, welche in jedem Zweige drei Stunden währt; der Student muß sich zu vollkommener Zufriedenheit seiner Examinatoren zeigen, ehe ihm das Diplom eingehändigt wird.

Es gibt vielleicht nichts in all' den vielen Verbesserungen, welche das Harward-College während der Geschichte seines so überaus bemerkenswerthen Fortschrittes gemacht hat, für welchen ein nur zu lange leidendes Volk ihm so viel Dank schuldet, als gerade diese Verbesserung. Es ist in den Vereinigten Staaten immer viel zu leicht gewesen, ein medicinisches Diplom zu erringen. Medicinische Schulen rissen sich um die Studenten, und in Folge dessen entstand die Versuchung, den Stand so niedrig als möglich zu halten und die größtmögliche Zahl von jugendlichen Jüngern Aeskulaps zu „graduiren". Niemand als intelligente Aerzte wissen besser, daß es Mengen von sogenannten prakticirenden „Dactors" (Doctoren), wie sie der Volksmund nennt, gibt, die nie hätten zur Ausübung des so hochwichtigen ärztlichen Berufes zugelassen werden sollen, Männer, deren medicinische und wissenschaftliche Erziehung schamlos vernachlässigt war und gräßlich klaffende Lücken zeigte, Männer, die ihre Diplome nicht Kraft des Rechtes der Wissenschaft und ihrer Kenntnisse oder Geistesbildung noch irgend einer Art von Fähigkeit erhielten.

Wohl, was war das Resultat des Wechsels im Harward-College? „Eine größere Prosperität", theilt Dr. Scudder uns mit, als unter dem alten Systeme. Aber es ist nicht nothwendig, Herrn Scudder um Belehrung anzugehen. Es wird tagtäglich offenkundiger, daß ein Harward'sches Diplom das allerwerthvollste, welches in diesem Lande zu verlangen ist. Die Folge ist, daß die bessere Classe von Studenten es zu erringen sucht, bis die anderen Schulen nach demselben Plane lehren und auf ewige Zeiten den jetzigen billigen und unwirksamen abschaffen. Ein Diplom eines Doctor medicinae et chirurgiae, von der Universität in Harward ausgestellt, hat etwas zu bedeuten; das gewöhnliche Diplom hat sehr wenig, selbst für Diejenigen, welche im Besitz desselben sind, zu sagen. Ein Harward'sches Diplom bedeutet Arbeit, That, Gelehrsamkeit, Ehre, Erfolg; und das beste in Vorbereitung begriffene Studentenmaterial wird es, koste es was es wolle, um jeden Preis zu erringen streben. Die medicinischen Schulen von New-York und Philadelphia müssen Boston folgen oder weit hinten zurück bleiben, wo sie auch bleiben sollten. Für den ärztlichen Beruf oder die Welt kann durch einen andern Weg nichts gewonnen werden und, mit der Zeit, erst recht nicht für die medicinischen Schulen.

Die Angelegenheiten der Gesundheit und Krankheit, des Lebens und Todes sind sehr ernste, und es gibt wenig traurigere Dinge — schrecklichere fürwahr — als einen kranken oder verletzten Mann der Behandlung eines gänzlich impotenten ärztlichen Pfuschers preisgegeben, geopfert zu sehen! Die Wahrheit ist, daß ein Arzt stets ein Mann erster Classe sein sollte, ein Mann erster Classe in seiner Moral, seinem Charakter, seinen Kenntnissen, seinem Anstande. Keine Lehrmethode kann zu gründlich, keine Vorbereitung für die ernste Arbeit seines Lebens zu sorgfältig sein. Studenten der Medicin sind nicht fähig, darüber nachzudenken, dies zu erwägen. Die allmälige Bekanntschaft mit Krankheit und Tod macht sie geneigt, gedankenlos zu werden, und die Kostbarkeit jenes Besitzes, den zu vertheidigen ihre heiligste Pflicht, zu vergessen. Sie werden sicherlich erst gar nicht daran denken, wenn ihre Lehrmeister es ihnen leicht machen, ihren Beruf zu lernen. Die Zulassung eines einzigen unwürdigen Mannes zur medicinischen Praxis ist ein directes Mittel zur Demoralisation, deren sich schuldig zu machen keine Facultät wagen darf. Laßt uns keine Doctoren mehr fabriciren, laßt sie uns vielmehr heranziehen!

Bekanntlich blüht das Geschäft der Doctorenfabrik am üppigsten in der Stadt der Bruderliebe — Philadelphia, der glorreichen Centennialstadt der riesigen Weltausstellung auf dem prachtvollen Fairmountpark am Schuylkillflusse, wo mit den Philadelphiaer Doctoren gleichzeitig der americanische Mustersonntag und die americanische Lady par excellence, wie sie leider! ist, exponirt werden.

Man hört und liest in den Vereinigten Staaten Jahr aus, Jahr ein und Sommer und Winter viel von dem Vagabonden- und Bettlerunwesen, die früher zu den ganz unbekannten Dingen gehörten. America schreitet eben in der Civilisation mit Riesenschritten vor. Der Vagabondengemeinschaden beschränkt sich größtentheils auf das Land, obwohl es in den Städten, besonders in den großen östlichen Fabrikstädten, an Bettlern und Schwindlern nicht fehlt. Außer Arbeit befindliche Männer ohne sie an einen bestimmten Platz fesselnde Familienbande, durch wüstes Kriegs- und Tages- oder nur einfaches Armenleben demoralisirte Leute, die nicht arbeiten würden, selbst wenn sie könnten, hinzugefügt zu der großen Classe von Paupers, die zu allen Zeiten vorhanden ist, wandern von Stadt zu Stadt, betteln und stehlen, wie's kommt — je nach dem Grade ihrer Erniedrigung —, um ihr elendes, bedeutungsloses Leben zu führen. Es gibt aber einen ganz besonders auf die Städte beschränkten Gemeinschaden, von welchem das Land nur wenig weiß, der mit jedem vorübergehenden Monat steigernder Geschäftsmisère immer größer und größer wird. Der dead-beat oder dead-head — unser deutscher Nassauer — ist das Erzeugniß der Stadt, und schwerer zu behandeln und zu heilen als der Vagabond.

Die Processe, durch welche der „dead-beat" entsteht, sind überaus mannigfach. Ein junger Mann von schlechten Sitten fällt und sinkt, bis das Geschäft flau wird, und er seine Entlassung enthält. Von diesem Tage fangen seine Gewänder an, einen ominösen fadenscheinigen Schimmer zu bekommen. Er beginnt Diejenigen, welche ihn in bessern Tagen kannten, die mit ihm kneipten und jubilirten, und für die er häufig genug die Zeche bezahlen mußte, anzupumpen mit dem Versprechen, und Anfangs vielleicht auch mit der wirklich guten festen Absicht, die Schuld in gehöriger Zeit mit Dank zurückzuerstatten; aber schließlich wird er seinen ehemaligen Freunden zum Ekel, und die Gesellschaft im Großen und Ganzen ist nun das Feld seiner Thätigkeit. Seine einzige Hülfsquelle ist der Pump — der Pump auf Grundlage irgend einer Historie, die seine äußerst fruchtbare Phantasie erfindet. Er braucht Geld, um sein innig geliebtes, in der Jugend schönster, üppigster Blüthe dahingerafftes Weib zu begraben; sechs hungernde, nackte, unglückliche Kinder schreien um Brod; die hungernde Familie eines Freundes oder ein verunglückter Arbeiter mit großer Familie ist zu unterstützen, er braucht nur einige wenige hundert Dollars, um ein Geschäft mit glänzenden Aussichten zu eröffnen, das ihm untrüglich tausendfältigen Segen einbringen muß; er hat eine Erfindung gemacht, Epoche machend, die Welt umwälzend, die Mechanik und Industrie auf den Kopf stellend, aus den gewohnten Bahnen treibend. Viele sind aus dem Süden und wollen nur das Reisegeld zur Rückreise erscharren. Viele, sich in New-York Aufhaltende, wo diese saubere Classe von Vögeln naturgemäß am zahlreichsten vertreten ist, sind soeben von Süden in der Empirecity angelangt; auf der Herreise wurde ihnen das Geld gestohlen oder sie haben es wahrscheinlich verloren, sie haben bereits ihren Kofferzettel verpfändet und müssen nach Boston zu reisen. Einige sind

Digitized by Google

soeben aus dem Hospital entlassen worden, wo sie elend lange Zeit krank darnieder lagen; ohne Geld wurden die Aermsten entlassen und wünschen nun, zu ihren Freunden oder Verwandten zu gelangen. Die ingeniösen Lügen, die tagtäglich von solchen Menschen über das Leben in New-York verbreitet werden, durch wohlgekleidete Männer und Frauen jeden Alters, vom blondlockigen Straßenbuben bis zum Greis am Krückenstabe — nach des Tages Last und Hitze nimmt er seine Krücken kreuzfidel unter den Arm und verkneipt den Erlös in der Gienschenke — bezwecken, von mitfühlenden und wohlthätigen Personen Summen von einem Dollar bis zu 25 herauszulocken. Wollte man alle diese Geschichten zusammenstellen, man hätte Material genug für mehrere Folianten moderner Gesellschaftsnovellistik. Diese Erzählungen werden häufig mit einem solchen Ernst und einer solchen Ausdauer erzählt, daß es fast unmöglich ist, sie nicht zu glauben; dennoch ist wohl anzunehmen, daß die Erfahrungen des allgemeinen Publicums, gleich all' den Studien, die man privatim macht, beweisen, in 99 unter 100 Fällen seien sie reine Erfindungen.

Der gefährlichste ist der gentile weibliche „dead beat". Er setzt Airs auf und steift sich auf seine Würden. Er spricht von vergangenem Glück, großem früheren durch unverschuldete, unvorhergesehene Umstände verlorenen Vermögen, und ganz besonders von seinen berechtigten Erwartungen, seinen Hoffnungen. Seine Einnahmequellen sind gerade nur für diesen Augenblick gänzlich verstopft, werden aber sicherlich sehr bald in Hülle und Fülle fließen. Oder er hat ein kleines Einkommen, schrecklich klein, aber es ist noch nicht fällig, er kann's vor der Hand noch nicht bekommen. Er wünscht etwas, um die gähnende Kluft zu überbrücken, welche den letzten Dollar vom nächsten trennt. Bisweilen bethaut sie ihre Rede mit salzigen Thränen, aber Würde, große Selbstachtung und ein herrlich Vertrauen auf Gott und Menschheit im Allgemeinen und den Mann im ganz Besonderen sind seine hauptsächlichsten Instrumente; und dieser weibliche Nassauer nimmt eine Börse voll Greenbacks, die wie eine Stahlfalle ihre Bitten schließt. Einige dieser Frauen bleiben selbstisch zu Hause — se keep house sagt der Americaner — oder in einem hübschen Boardinghause und schicken ihre Kinder auf den Bettel, ja selbst ihre hübschen, jungen und bisweilen wohlerzogenen Töchter, um das Geldaufbringen à tout prix für sie zu besorgen. Eine, die wir sehr gut kennen — eingestandenermaßen nicht Mitglied einer kirchlichen Gemeinschaft — beschwert sich bei der Kirchenverwaltung, daß man sie in Elend, Noth und Hunger verkommen lasse.

In dem Augenblicke, in welchem ein Mann lügt, um Geld zu erhalten oder der Nichtzahlung einer verfallenen Schuld halber, in diesem Augenblicke metamorphosirt dieser Mann sich in ein „dead-beat". So haben wir „dead-beat" sowohl in als auch außerhalb der Geschäftsmänner, die ihr Leben von Tag zu hinschleppen, die am Morgen nie wissen, wie sie den Tag über durchkommen, wo sie in nächster Nacht ihr müdes Haupt hinlegen sollen. Sie leben beständig durch Zufälle. Natürlich dauert es nicht lange, und sie sind zu „dead-beats" der schmachvollsten Sorte reducirt.

Es gibt in der Stadt New-York ein Haus, welches den professionellen „dead-beat" beherbergt und ihn sogar mit Erfindungen und Erdichtungen versieht, um das Geschäft erfolgreich betreiben und sein Board regelmäßig bezahlen zu können. In diesem Hause wird ein Buch gehalten, in welchem die Namen der wohlthätigen Männer und Frauen mit all' ihren Geschichten, Zügen, Schwächen u. s. w. genau aufgeführt werden. Diese Remarquen und diese Wissenschaft wird in einem gewissen Procentsatze zu dem Gelde, welches durch die Benutzung und Ausbeutung jener Historien eingeht, dem Betreffenden mitgetheilt. Es ist also eine Hochschule des Schnorrerthums; ob man das organisirte Bettelei oder organisirte Räuberei nennt, ist im Grunde einerlei. Die Thatsache selbst genügt wohl sicherlich, um vor jedem Mann und jeder Frau auf der Hut sein und sie abweisen zu lassen, wenn diese mit einer fertigen Passionsgeschichte und ausgestreckter hohler Rechten kommen. In 99 von 100 Fällen ist die Erzählung erlogen und der Erzähler ein Lügner, ein gewerbsmäßiger „dead-beat". Persönlich haben wir nie in der Stadt New-York einen Fall von dieser Art von Bettelei erlebt, der nicht ein regelrecht, fein geplanter Betrug war. Das geliehene Geld kommt nie zurück, oder der Bettler kommt in seiner Vergeßlichkeit nochmals vor dieselbe Thüre.

Der einzige sichere Weg, um die unverschämten und pfiffigen Hallunken los zu werden, ist, sie entweder der Obhut oder der Untersuchung irgend einer Gesellschaft zu übergeben oder einen Polizisten zu rufen, welchem die professionellen Strolche bekannt sind und von denen im Polizeihauptquartier, ebenso wie von den Dieben, Spitzbuben, Taschendieben, Mördern, Betrügern, Einbrechern, Brandstiftern ꝛc. eine photographische Galerie vorhanden ist. Dieses Kunstinstitut der Verbrecher und der Hermandad heißt sehr passend roques gallery (Galerie der Schufte). Glücklicherweise befindet sich fast in jedem, jedenfalls in jedem anständigen Hause der über die ganze Stadt nebst Umgegend verbreitete Bezirkstelegraph (Districtstelegraph), vermittelst dessen ein Polizist in ein oder zwei Minuten, ohne des Besuchers Kenntniß, herbeigerufen werden kann. In vielen Fällen erkennt der Polizist den Burschen auf den ersten Blick. Jeder diesen Blutegeln vom Gesellschaftskörper geschenkte Dollar ist eine directe Ermunterung zur Zunahme der Armenbevölkerung der Stadt und des ganzen Landes; und wenn diese hochwichtige Angelegenheit so sorglos gehen gelassen wird, wie bisher, so werden wir in 20 Jahren dieselben unseligen Zustände zu beklagen haben, an denen Großbritannien schon seit einem halben Jahrhundert und mehr leidet. Es scheint, als müßte Vetter Jonathan dem Vetter John Bull alle Nichtsnutzigkeiten ablernen. Was man gibt, wird vertrunken, das ist eine Regel; und man hegt und pflegt und fördert nicht nur die Trägheit, sondern auch so, da sie bekanntlich aller Laster Anfang, Verbrechen und Sünden. Es ist nicht nöthig, Razzias gegen die tramps auf dem Lande und die „dead-beats" in der Stadt zu machen — wie es leider nach schlecht americanischer Sitte so häufig, natürlich ganz erfolglos, geschieht —, wenn wir unsere Kinder von einer Herrschaft des Pauperismus, die nur weniger zerstörend und verderbend für die Wohlfahrt und die besten Interessen des Landes ist als die Kriegsherrschaft, zu befreien wünschen.

Literatur und Kunst.

Das Pfaffenthum in der neuern holländischen Dichtkunst.

Von **Albert Haeger.**

Es ist für die Partei der Aufklärung eine keineswegs erfreuliche Erscheinung, daß sich beim Studium der neuern Literatur eines Landes, welches hinsichtlich seiner freisinnigen gottesdienstlichen Einrichtungen stets einen guten Klang gehabt hat, die Thatsache herausstellt, daß ein bedeutender, wenn nicht der überwiegende Theil derselben in den Händen der Pfaffen und orthodoxen Laien ist. Der Gesammteinfluß dieser Männer — gleich-

Digitized by Google

gültig in welchem größeren oder geringeren Maße er durch die Einzelnen erfolgt — kann nur hemmend und hindernd auf die freie Meinung wirken, und dieser ist um so mehr zu fürchten, wenn er sich, wie hier, in das bunte schillernde Gewand der Poesie gehüllt, schlangenartig in die jungen oder schwachen und schwankenden Gemüther schleicht und sich dort einnistet. — Wenn nun auch einige dieser Dichter einer bessern Richtung folgen, so ist doch im Allgemeinen der Ausspruch unumstößlich wahr, daß Junker und Pfaffen zu allen Zeiten die größten Hemmnisse im Entwickelungsgange der Menschheit gewesen sind. Der Geist — um mit dem wackeren Dänen Brandes zu sprechen —, der sich im Kampf wider Lüge, Gewalt und Vorurtheil unhemmbar einen Weg bahnt, um Freiheit, Glück und Wahrheit zu verbreiten, liegt doch zu wenig in ihnen, und schon der alte Euripides nennt die Priester „eine schlimme Menschenart".

So tritt uns denn gleich im Anfang unseres Jahrhunderts der Schüler, Freund und wahrhaft widerliche Lobredner des finstern, altgläubigen Reactionärs und Fürstenschmeichlers Bilderdyk, der bekehrte Israelit Isaak da Costa (geb. 1798, gest. 1860) entgegen, der in seinen Dichtungen unausgesetzt den aberwitzigen alttestamentarischen Bibelglauben „wie ein Küchlein seine Eierschale" hinter sich herschleppt, und dessen Richtung als Dichter und Denker schlagend durch einen einzigen seiner Aussprüche, der mich eigentlich alles Weitern überhebt, gekennzeichnet wird. Er lautet:

„Die beste Seife (!!!) ist des Heilands Blut,
Es wäscht uns rein von allen Sünden."

Denkt man da nicht unwillkürlich an die americanischen Betbrüder Moody und Sankey?

Doch ich gebe noch das Höchste, was da Costa in mystisch-poetischem Unsinn geleistet hat:

„Den sieben Geistern vor dem Thron,
Sei mit dem Vater und dem Sohn
Anbetung, Lob und Ehr'!
Die Sieben sind jedoch vereint; (!)
Wenn jeder auch verschieden scheint,
Ist's doch ein Geist, ein Herr! (!)
Und unter Donner und Gebraus
Schießt er in sieben Strahlen aus
Auf die vereinten Schaaren.
Von ihm ist jenes flüss'ge Gold,
Das Licht den „sieben Leuchtern" zollt,
Das viel wird offenbaren." —

Einem viel gesundern und aufgeräumtern (wenn auch später mehr und mehr in starrer Altgläubigkeit versunkenen) Geist begegnen wir in dem Utrechter Hochschullehrer Nicolaas Beets. Als Verfasser der unter dem Namen Hildebrand schon als Student unter dem Titel Camera obscura herausgegebenen Sammlung von holländischen, frisch aus dem Leben gegriffenen Genrebildern, steht er hier zu Land als Prosaist sehr hoch angeschrieben, doch klammert er sich in seinen zahlreichen spätern Gedichten mit der Zähigkeit des Alters an das Buch an

„worin sich Gott erklärt,
Worin sein Nam' mit heller Feuerschrift
Geschrieben steht, und das mit frommem Geist
In tiefster Ehrfurcht seine Allmacht preist." —

Noch viel anhaltender als aus den Versen von Beets klingt der salbungsvolle, bebende Predigtton aus den gottesdienstlichen Novellen und Erzählungen des Pfarrers C. E. Koetsveld heraus, der sich zuerst durch seinen Roman: „Das Pfarrhaus von Mastland" bekannt machte. Die Bibel unter dem Arm, und das dreieckige Hütchen auf dem Kopf, führt uns in denselben der fromme Bruder in Christo unverdrossen durch schmutzige Stadttheile, in Gefängnisse, in Spitäler, in Schenken, ja selbst — risum teneatis! — in berüchtigte Häuser, um für die innere Mission thätig zu sein, und die unruhigen Kinder des Elends mit honigsüßen Bibelsprüchlein und geistlichen Liedern zu trösten und in den Schlaf zu lullen. Gepredigt wird in seinen Schriften nach Herzenslust, aber sein Schreiben und Predigen hat wenigstens einen bestimmten praktischen und löblichen Zweck. Koetsveld ist Menschenfreund; er will das Laster entlarven und das Verbrechen an den Pranger stellen, und da seine Novellen für die Welt, in der sie spielen, geschrieben sind, und von dieser gelesen werden, so sind sie hoffentlich auch nicht ohne einen gewissen Nutzen geblieben.

Einen ungleich höhern aber ganz zwecklosen Flug nimmt als etwas verspäteter Nachfolger Miltons, Dantes oder Klopstocks, der geschmeidige glatte Verskünstler im Talar J. J. L. ten Kate, welcher, das Koetsveld'sche Jammerthal gänzlich verlassend und auf den Weihrauchwolken des Bibelphantasmus einherwandelnd, das alberne Märchen von der Schöpfung auf's Neue episch bereimt hat. Jeder wahren und wirklichen Gestalt gänzlich entbehrend, wimmelt das Gedicht von nebelhaften alttestamentlichen Fabelwesen, von Seraphim und Cherubim, von singenden Engelschaaren und sonstigem halbvermodertem theologischem Apparat. Den dritten Schöpfungstag beschreibt er im Eingange also:

„Da klingt
Aufs Neu' die Stimme Gott's, die nun gebietend dringt
Bis zu der Erde Kern: daß sich die flüss'gen Massen
Versammeln und fortan den festen Grund verlassen,
Und dieser sichtbar sei! — Und kaum erklang das Wort,
So war's geschehn. Die Erd' erstarrt; wohl hier und dort
Noch feucht, doch scheidet sich das Harte von dem Weichen —
Und mag das Kleine mit dem Großen man vergleichen —
Wie Spalten in dem Eis. — Und weiter Krach auf Krach
Ertönt. Riß kommt zum Riß, und wird zur offnen Lach',
Draus Lavaströme sich in Flammenwogen drängen,
Der Erd' entpreßt. Die See — denn noch nicht fest umzwängen
Die Ufer sie — dringt in des Erdkerns Feuergluth,
Die Steine und Erze schmelzt in glühend heißem Sud."

Man sieht, die Bibel ist recht malerisch paraphrasirt. Spaßhaft ist es jedoch, daß er an demselben Tage seinem Herrgott den Schöpfungszauberstab plötzlich einmal aus den Händen reißt und das Werk sehr natürlich verrichten läßt. Denn eine Seite weiter steigen bei ihm aus dem Chaos Riffe auf,

„woran das Seegewürm
Aeonen schon gebaut."

Also Jahrhunderte vor dem fünften Schöpfungstage, an dem nach der hier behandelten Mythologie bekanntlich erst alles Gethier erschaffen wurde!?! Oder sollte Gott seiner Hochehrwürden zu Gefallen schon früher eine kleine Schöpfungsprobe blos mit Zoophyten und Crustaceen gemacht haben?

Noch geistvoller klingt folgende Apostrophe an Jesus:

„Die schärfsten Dornen unsrer Sünden
Flichst Du zu Deiner Schmerzenskron',
Du küßt — mag sie auch Tod verkünden —
Noch Gottes Hand und — bleibst sein Sohn.
Du läßt das Schwert im Streit nicht fahren,
Dir winkt der Kranz beim Siegesmahl.
„Versöhnung!" jauchzen Engelschaaren
Anbetend bei dem Leidenspfahl."

Und „in a fair phrenzij" geräth er in folgendem Hymnus:

„Singt, Erschaffne, des Herren Ruhm
Im Heiligthum!
Im Heiligthum!
Bis sich der Oberpriester zeigt,
Um ewig nun bei Euch zu wohnen,
Mit Amen Euer Lied zu lohnen,
Bei dem aus Ehrfurcht Alles schweigt."

Digitized by Google

Ich schweige auch, jedoch keineswegs aus Ehrfurcht vor dieser „gottgeweihten" Poesie. Schade, daß der alte fromme holländische Literaturhistoriker van Kampen, welcher den „Sänger der Messiade" dictatorisch für den größten deutschen Dichter erklärte, nicht mehr lebt, wie würde er seinen bibelfesten Landsmann erst gepriesen haben! Dieser suchte inzwischen seinen idealen Epen: „Die Schöpfung" und „Die Planeten" auf realistischerem Wege Eingang zu verschaffen, und zog, wie unser Jordan in America, in Holland als Rhetor umher, um sie vorzulesen, zweifelsohne zu großer Erbauung der „Erweckten" und zu seinem klingenden Vortheil. —

Aus den hohen Himmeln ten Kate'scher Epik kehren wir mit dem geistreichen remonstrantischen Prediger P. A. de Genestet wieder auf festen Grund und Boden, und zwar in den engen Kreis des alltäglichen Familienlebens zurück. De Genestet, der kaum dreißig Jahr alt starb, greift frisch und kräftig, namentlich mit seinen „Laiengedichten", in das, wenn auch etwas beschränkte Menschenleben seines Gesichtskreises hinein, doch verleugnet er bei allem Witz und aller Munterkeit den Pfaffen nicht ganz, und die verdächtigen Bäffchen gucken hier und da heraus. Zuweilen verfällt er selbst ganz in den salbenden Predigerton und „dem Gott des Lebens" klingt dann sein Lied:

„Ihr Brüder, laßt vereint uns seinen Namen preisen,
Macht, Freunde, jetzt mit mir den Gott des Lebens groß!"

Im vollen Ornat erscheint er ferner in folgendem Bruchstück:

„Such ernstlich, Sünder, Dich dem Herren zuzuwenden,
Und alles Andre fällt von selbst Dir in den Schoß; (!!!)
Wer seiner Pforte naht, kehrt nicht mit leeren Händen,
Macht er auch Jeden nicht hienieden reich und groß.
Er schenkt in Fülle uns des Himmels besten Segen,
Er weiß den Sterblichen die Ruh' in's Herz zu legen,
Doch Himmelsruh' mit Lebenslust;
Er bindet an die Erd' das Herz mit ird'schen Banden,
Die er einst selber löst, um dort in Lichtgewanden
Zu ruhn als Engel (!) an Gott's Brust."

Da haben wir also das alte verbrauchte Eiapopeia vom Himmel in bester Form. Natürlich! Es kostet ja den geistlichen Herren so wenig, die armen Seelchen mit solchen Himmels- und Engelsfreuden bis auf Weiteres zu vertrösten, und leider! gibt es noch so viele, die sich mit diesem zuckersüßen christlich-phantastischen Brei als Seelenspeise genügen lassen.

Auch an die Allmacht des Gebets glaubt de Genestet, wie aus folgendem vierzeiligen Sinngedicht erhellt:

Probirstein.

Was man auch allhier begehrt,
Erst das Herz zum Herrn gekehrt!
Denn durch brünstiges Gebet
Gottes Meinung man erräth.

Aber, wo endigen, wollte ich alle dunkeln Poeten, wäre es auch nur mit wenigen markigen Strichen, gebührend kennzeichnen, und sie in den engen Rahmen eines Aufsatzes, bestimmt für eine literarische Wochenschrift, zusammenfassen?

Da haben wir weiter den strengkatholischen Unfehlbarkeitsverkünder Schaepmann in Utrecht, dessen süßliche Herzjesulieder uns gar widerlich in die Ohren klingen, und der nur selten einen weltlichen Accord ertönen läßt. Hier von den Verzückungen des frommen „Lämmleinbruders", welcher „das ewige Loblied des Opfers von Golgatha" bis zum Ueberdruß psalmodirt, einige Proben:

„König, König, König bist Du, Petrus, Statthalter
Des menschgewordenen Gottes!
Voll sind die Himmel und die Erde von dem Wort Deiner Bekenntniß!
Bei Dir ist die Glorie der Apostelschaar,
Bei Dir die Weisheit der Propheten," ꝛc.

Den armen Luther nennt er einen Geist

„benebelt
Von grauen Dünsten, an der Erde Koth geknebelt,
Der sank in der Verthierung (!!!) Höllennacht."

Gar possirlich schimpft und flucht er auf unser Jahrhundert:

„auf seinem Schädel
Da ruht der Fluch von Allem, was noch edel
Und groß, ihm zugeschleudert ist mit diesem Weh.
Die Stimm' der Liebe flucht (!) aus Pius' Mund: Vergeh!
Vergeh, du Scheusal, das mit blutbefleckten Händen
Gewagt das Heiligthum des ew'gen Gott's zu schänden,
Das er gestiftet zwischen Gattin, Mann und Kind;
Erröthend (!) kehrt sich weg, was fromm noch ist gesinnt."

Das Fluchen der Liebe und das Erröthen bei dem Gedanken an die Civilehe sind sehr charakteristisch.

Zum Schluß noch einige Verse, zur Ehre des „wahren Priesters" gesungen:

„Priester! — Gibt es einen Nam',
Dessen Klang in frommen Chören
Lieblicher ist anzuhören,
Der aus höhern Himmeln kam?
Ueber Nacht und Tod im Leben
Ueber Trug und Lug der Höll' (!)
Strahlt, von ew'gem Glanz umgeben,
Dieser Name flammenhell."

„Wer gibt Antwort rings im Land?
Er, der Priester, kann sie geben,
Wahrheit, Freiheit, Licht und Leben, (sic!!!)
Alles ist in seiner Hand.
Denn die Sonne läßt er tagen, (!)
Alle Wunden heilt sein Wort, (!)
Durch die Opfer, wie ertragen
Sie einst Jesus, unser Hort."

Weiter finden wir den reformirten Emeritus ter Haar, welcher sich durch sein Gedicht: „Der St. Paulsfelsen" einen guten Namen in der neuern Literatur erworben, doch zu seinem Nachtheil einen machtlosen poetischen Bannfluch gegen unseren ihm zehnmal an Geist überlegenen Strauß schleuderte; den in seinen Gedichten zu wenig selbstständigen und zu weichlichen „Domine" Hasebroek, der indeß in seinen humoristischen Umrissen, wenn auch wieder nachahmend, jedoch gesunder und kräftiger auftrat; den Freund de Genestets, den ebenfalls früh verstorbenen Theologen A. des Amorie van der Hoeven, den Haag'schen Prediger Bennink Janssonius, welcher, wie der Professor van Vloten, der holländische Johannes Scherr, sich ausdrückt, „recht kirchlich-gemüthlich" versificirt und dessen Dichterflug nie ultra crepidam geht:

„Doch mich laff' stets mit frommem Ton
Den Streit mit Welt und Sünde führen!
Kein Paukenschall, kein Trommelrühren,
Die Mavors heldenkühnem Sohn
Die Nerven und den Busen rühren! —
Nicht so, Herr, will ich streiten hier,
Nur das allein bitt' ich von Dir," ꝛc.

Doch

„Immer mehr noch! — Nimmt der Zug kein Ende?"

Da kommt ferner der Romanzendichter Staring, welcher sich jedoch erst später in seinen „Kirchengesängen" als treuer Diener des Herrn dichterisch entpuppte, der Amsterdamer Seelenhirte E. Laurillard, der Verfasser von „Kein Tag ohne Gott" und von anderen erbaulichen Büchlein in gebundener und ungebundener Rede; die früheren Gottesgelehrten Büsken Hüet, Gorter und de Veer, der orthodoxe Katholik Alberdingk Thym, dieser

Digitized by Google

heftige Gegner des Zeitgeistes, von ihm „der Geist der Finsterniß" genannt, dieser Strebepfeiler des „alten, ehrwürdigen Glaubens" der Papisten, und andere. Nehmen wir dazu noch die belgischen Talardichter, so wird man mir zugestehen, daß das schwarze Element in der neuern holländischen Dichtkunst verhältnißmäßig viel stärker vertreten ist, als in der unsern, und daß der Einfluß dieser Männer — deren Verdienste als Dichter proprement dit ich hier keineswegs habe schmälern wollen — durch ihren, dem gesunden Menschenverstand und allen Wissenschaften hohnsprechenden Bibelglauben, und ihre frömmelnd-orthodoxe Richtung, gefährlich genug ist für die im Befreiungskampfe gegen Pfaffenlug und Trug ringende Menschheit, um unseren Nachbarn bald einen literarischen Bismarck zu wünschen, der die jungen Ritter vom freien Geist — und es sind gar wackere Kämpen hier — um sich versammelte, um ihn zu brechen, und seiner Schaar mit Goethe zuzurufen:

„. . . nicht gewichen! Frisch!
Hart an mich an, wie ich Euch führe!
Heraus mit Eurem Federwisch!
Nur zugestoßen, ich parire!"

•

Neuerfundene Sprachen.

Pigeon-English.

Von **Hermann Kindt.**

Voltaire sagt irgendwie in seinem Artikel über Geschichte im Dict. philos.: Keine Nation ist mit ihrem eigenen Ursprunge bekannt; alle ursprüngliche Geschichte ist also nothwendigerweise Erfindung. („C'est l'imagination seule qui a écrit les premières histoires. Non seulement chaque peuple inventu son origine, mais il inventu aussi l'origine du monde entier.") Was Voltaire hier von der Geschichte sagt, gilt in demselben Grade von der Sprache: der Ursprung ist unbekannt; jedes Volk erfand seine Sprache, getrieben durch die unumstößlichen Gesetze der Nothwendigkeit. Ist es aber nicht auch Erfindung, dem Bestehenden, schon Geschaffenen, durch jahrhundertlangen Gebrauch Geheiligten plötzlich, aus reiner Laune, aus Scherz, aus Verdrehung, einen ganz anderen Sinn, eine neue Bedeutung unterzubreiten und zu verleihen, oder durch Endungen, Vor- oder Nachsilben aus dem Vorhandenen eine neue Form zu schaffen, die dies bewerkstelligt? Diese „Erfindung" ist ebenfalls unbekannten Ursprungs und so alt wie die Sprachen selbst. Wir sprechen von Kunstsprache, Gaunersprache, Diebessprache, Spitzbubensprache, Geheimsprache, Rothwelsch, Kauderwelsch, Gedibber, Jargon, Argot, Kalauer oder Slang, wie der Engländer diese Sprache nennt und durch die Presse sanctionirt. Uns Deutschen fehlt ein gutes Wort für diese Sprache in der Sprache, die natürlich längst nicht mehr die Geheimsprache der Gauner und Diebe ist. Und nicht nur der technische Ausdruck selbst fehlt uns, dessen Ursprung auch bei den Engländern im Dunkel der Zeit verloren gegangen ist (Webster meint, das Wort Slang stamme von den Zigeunern her, die darunter ihr eigenes Gedibber verstehen), sondern auch die Literatur desselben, während der praktische, nicht wie der Deutsche philologisch-geneigte Engländer dieselbe seit länger als drei Jahrhunderten gesammelt, commentirt und glossirt hat*). Diebe, Landstreicher, Zigeuner, Geheimnißschwindler sind die ursprünglichen Erfinder; aber der Humor, der Witz, die Metapher, die Zote haben sich des Wechselbalges angenommen und den willkürlichsten Despoten daraus erzogen. Keine Sphäre, keine gesellschaftliche Stellung, keine Kunst, keine Wissenschaft ist ihm heilig. Die Bühne und die Kanzel, die Schule und die Kneipe, den Laden und den Salon, das Ministercabinet und das Atelier: alles beherrscht er. Er hat seine Mode wie jedes Ding, aber er bleibt derselbe. Er borgt von allen Sprachen und basirt auf keiner. Eine Proteusnatur, eine Schmetterlingsnatur. „Alles Slang", sagt Dr. Hoppe in seinem vortrefflichen „Supplementlexicon" (zu allen bis jetzt erschienenen englisch-deutschen Wörterbüchern), „hat seine Haupteigenthümlichkeit darin, daß es für die einzelnen Begriffe nicht die von der regelmäßigen Sprache festgesetzten Wörter und Wendungen setzt, sondern andere, entweder willkürlich erfundene, oder auch solche, die in der anerkannten Sprache wirklich vorhanden sind, denen aber nach Aehnlichkeit, Analogie, Gegensatz und dergl. eine Beziehung zu dem zu bezeichnenden Begriff gegeben wird. In letzterer Beziehung eröffnet sich also dem Witz, dem Humor, ja einer gewissen Poesie ein weites Feld im Slang, und hierin liegt der Grund, daß die zahlreichen humoristischen Schriftsteller (der englischen Literatur) von jeher im Slang ein wirksames Mittel der Darstellung gefunden haben. Es ist natürlich, daß diejenigen Stände und Kreise der Gesellschaft, welche entweder naturgemäß von dem allgemeinen Verkehr abgesondert sind, oder willkürlich danach streben, sich von ihm abzuschließen, am meisten Veranlassung haben, sich eine Sprache zu bilden, welche von den Mitgliedern der großen Gesellschaft nicht verstanden wird. So haben namentlich Diebe und Landstreicher in England wie in allen Ländern sich ihre Geheimsprache seit langer Zeit gebildet . . . Indeß nicht blos die von der Gesellschaft Gebrandmarkten bilden sich so ihre eigene Sprache, sondern jede in sich abgeschlossene Gemeinschaft, ja jeder Stand hat die Neigung dazu. Die deutschen Studenten, Jäger und Bergleute haben ihr altes und ausgebildetes Slang wie die englischen; die Briefe unserer Kaufleute und die Börsenberichte wimmeln von Ausdrücken, die sich dem allgemeinen Verständniß gänzlich verschließen. Beispiele von juristischem, parlamentarischem, militärischem, seemännischem, Schul- und Studenten-, literarischem und Theater-, ja von Damen- und Kinder-Slang finden sich fast auf jeder Seite dieses Buches." (Supplementlexikon, S. 381. 382.) Der geistvollste Historiker der Neuzeit findet sogar, daß die deutschen Gelehrten, Philosophen und überhaupt Schriftsteller durch ihren gelehrten Slang einen Dialekt geschaffen, der die deutsche Nation im Großen und Ganzen von ihren Werken trennt und dem allgemeinen geistigen Fortschritt des deutschen Volkes hemmend entgegentritt. „Ihre großen Schriftsteller schreiben für einander, nicht für ihr Land. Sie sind einer ausgewählten und gelehrten Zuhörerschaft sicher und bedienen sich einer Sprache, die in Wahrheit eine Gelehrtensprache ist. Sie verwandeln ihre Muttersprache in einen Dialekt, der beredt und sehr mächtig ist, aber so schwierig, so fein und so voll verwickelter Wendungen, daß er den niederen Classen ihres eigenen Landes gänzlich unverständlich ist." (Buckle, „Geschichte der Civilisation in England": Einfluß der Religion, Literatur und Staatsregierung.) Sieht der große Forscher hierin ein Hemmen, eine Trennung, so tritt uns umgekehrt in dem geschaffenen „Dialekt" — um diesen Ausdruck hier zu gebrauchen — einer anderen großen Nation ein Annäherungsmittel, ein Medium entgegen, das ein solches Hemmen, eine solche Trennung aufhebt. Eine erfundene (d. h. aus vorhandenem Material „erfundene" und weniger durch Aehnlichkeit, Analogie oder Gegensatz wirkende) Sprache tritt auf, um als Communicationsmittel vermittelnd zwischen zwei gänzlich verschiedenen Sprachen und Völkern zu handeln. In der pikanten „Reise um die Welt" von Eduard Hildebrandt (2. Aufl., Berlin 1870) schreibt der Verfasser: „Mich begrüßte die Chinesin mit den Worten: Good morning, Sir, me washi you master! in jenem gräßlichen Kauderwelsch (pidjen-English), in dem sich die Landeskinder mit den Fremden zu verständigen suchen." (II, 1.) Und an anderen Stellen heißt es: „Er (ein chinesischer Maler) hob die Rechte, streckte den magern Daumen aus und schrie: Numbel one hansum (number one handsome) . . . und wiederholte die Worte numbel one in Crescendo mehrere Male. Anfangs ver-

*) Das erste Wörterbuch der Art ist Harman's „Caveat or Warening for Common Cursetors, vulgarly called Vagabones" (erste Ausgabe 1566), das letzte das vortreffliche „Slang Dictionary" (letzte Ausgabe 1874).

Digitized by Google

stand ich ihn nicht gleich; dann erinnerte ich mich, daß die Chinesen das R nicht auszusprechen vermögen, und begriff, was er sagen wollte: er sei der erste Maler im Lande China." (II, 28.) — „Er titulirte ihn (den englischen Consul) dabei: Polusse mandalin pidjen-man numbel one (preußischer Mandarin Geschäftsmann Nr. 1)." (II, 81.) — „Den christlichen Gottesdienst nennen die Chinesen: Jesus-Pidjen; eine Heirath Love-Pidjen." (II, 232.) Im dritten Theile (S. 51) sind noch folgende Beispiele dieser anmuthigen Sprache gegeben: „Missis no can see, hab got cowchilow — hab got master topside" (Sie können Madame nicht sehen, sie hat ein kleines Mädchen — wörtlich Kuhkind — bekommen; aber der Herr ist oben!), und „Katchi fatchi that maki luksi" (die Verben to catch, to fetch, to make, to look, to see — Hol' mir das Fernrohr!). Mr. Simpson in seinem Reisebuch „Meeting the Sun" (London 1874) geht noch einen Schritt weiter und gibt eine Pigeon-English Uebersetzung von Longfellows wohlbekanntem „Excelsior". Witzig fügt er hinzu, daß augenblicklich die Sprache wohl noch kaum anmuthig genannt werden könne, und daß man mit Vergnügen auf eine Uebersetzung Shakespeares in diesen köstlichen Dialekt warte! Die im Text gegebenen Wörter maskey bedeuten „dem ungeachtet", und galow (unübersetzbar als solches) in Verbindung mit topside (oberste Spitze, Seite) soll dem Ausdruck Excelsior entsprechen. Beispielsweise:

That migthy time begin chop — chop,
One young man walkey — no can stop —
Maskey snow — maskey ice!
He carry flag with chop so nice —
Topside — galow!

Him muchee sorry! one piecey eye
Lookee sharp — so — all same my —
Him talkey largey, talkey strong,
Too muchee curio — all same gong,
Topside — galow!

Joss — pidgeon man he soon begin
Morning time that joss chin — chin;
He no man see, him plenty fear
Cos some man talkey — him can hear,
Topside — galow!

Daß die Chinesen übrigens in ihrer eigenen Sprache ein reiches Slang besitzen, geht aus dem Bericht eines in China Ansässigen im „Globus" (1874, Nr. 17) hervor: „Selbst die Spiele der Kinder sind vom Handelsgeiste gleichsam durchschwängert; ihr liebster Zeitvertreib besteht darin, daß sie offene Buden oder ein Pfandhaus halten, und bald nachdem sie laufen können, gewöhnen sie sich die Handelssprache und Schacherausdrücke an, und an solchem Gedibber ist die chinesische Sprache sehr reich." Allein die hier erwähnte Sprache, das sogenannte Pigeon-, Pidjen- oder Pidgin-English, ist weniger dem chinesischen als dem englischen Sprachelement für seine Lebensfähigkeit verpflichtet. Webster, in seinem ganz vorzüglichen „Illustrated English Dictionary" und das erwähnte „Slang Dictionary" schreiben Pigeon-English und das ist wohl die verbreitetste Schreibart, obwohl natürlicherweise pigeon durchaus nichts mit pigeon, Taube, zu thun hat, sondern nur den corrumpirten Laut des Wortes business (sprich bißneß, Geschäft — also Geschäfts-Englisch) wiedergeben soll. Mr. Simpson in seinem oben erwähnten Reisebuche „Meeting the Sun" sagt, daß diese Sprache sich mit großer Schnelligkeit namentlich über den Theil von China verbreite, der mit den Engländern in Handelsverbindungen steht, und nicht nur dies allein; er ist der Meinung, daß dieses Kauderwelsch möglicherweise bestimmt ist, um als Vermittlungssprache derjenigen Eingeborenen aufzutreten, die verschiedene und sonst unter einander nicht verständliche chinesische Dialekte sprechen. Hier tritt also, als absoluter Gegensatz zu der durch die höchste Potenz der geistigen Verfeinerung hervorgebrachten Trennung, die Mr. Buckle an uns Deutschen tadelt, eine höchst armselige Nachahmungs-Lautsprache auf, die in ihrer Häßlichkeit fast noch schroffer und anstößiger sich zeigt, als die von den eingewanderten Deutschen der Vereinigten Staaten gebrauchten Wortverdrehungen, von denen jede schlecht redigirte deutsche Zeitung Nordamericas und jeder Brief ungebildeter Eingewanderter wimmelt, und die zu beseitigen das Bestreben jedes auch nur auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehenden deutschgeborenen Bürgers der Vereinigten Staaten sein sollte*).

Um mir nun über Mr. Simpsons Ausspruch, der auch in maßgebenden englischen Zeitungen und Zeitschriften Nachdruck gefunden, eine Art Gewißheit zu verschaffen, da Mr. Simpson eben nur als Wandervogel beobachtet, schrieb ich an einen in China seit längeren Jahren ansässigen jungen deutschen Gelehrten, der eine hervorragende Stellung dort einnimmt, und erhielt wesentlich die folgenden Mittheilungen.

„Also Pidgin-English. Sie bemerken, daß ich nicht Pigeon schreibe, und mit Absicht, denn da es sich einfach um eine Wiedergabe chinesischer Laute handelt, deren Sinn mit dem von pigeon absolut nichts zu thun hat, so ist es nur mißleitend, eine andere als die einfach lautliche Schreibweise zu wählen; außerdem ist pidgin und nicht pigeon die hier allgemein gebräuchliche Form. Was ist nun der Sinn des Wortes? Die glaubwürdigste Erklärung scheint mir diese zu sein: pidgin ist business (bißneß) von Kantonesen schlecht ausgesprochen, von Engländern nach dieser schlechten Aussprache wieder aufgeschrieben. Ich habe mir das Wort business von einem Kantonesen vorsprechen lassen, und habe mir so die Natürlichkeit dieser Umwandlung ad aures demonstriren lassen. Wir haben also business-English — Englisch, das zu geschäftlichen Zwecken gesprochen wird — als die Bedeutung des obigen vorliegenden Ausdruckes. Was für eine Species Englisch ist denn nun das und von wem wird dasselbe gesprochen? Suchen wir uns ein wenig über seine Entstehung Rechenschaft zu geben. Als die ostindische Compagnie in Kanton Fuß gefaßt hatte und dort einen bedeutenden Handel betrieb, war natürlich ein Medium der sprachlichen Communication ein sehr wichtiges Bedürfniß. An europäischen Dolmetschern war in jener Zeit großer Mangel, protestantische Missionäre begannen erst später ihre Thätigkeit, die Kaufleute selbst hatten weder Zeit noch Neigung, sich dem für so ungemein schwer gehaltenen Studium der Sprache zu unterziehen, und so waren natürlich Chinesen, die sich auf Englisch verständlich machen konnten, at a premium. Die Söhne Hams haben nie irgendwelche Mühe gescheut, wenn sicherer Gewinn in Aussicht stand; so fanden sich bald unter den Eingebornen, die mit den Fremden in Verkehr standen, eine Anzahl, die Englisch radebrechten in des Wortes verwegenster Bedeutung. Natürlich dachten diese Leute nicht daran über das Allernothwendigste hinauszugehen — man verstand sich und man war befriedigt. Einige hundert Wörter, in eben erkennbarer Aussprache, war für diese Chinesen, alle aus den niedern Classen, ein Schatz bei der Vermittlung der Kaufgeschäfte; mehr zu lernen hatten sie weder die Mittel noch die Veranlassung. Natürlich sprachen sie chinesisches Englisch, d. h. Ausdrucksweise, Satzbau, Interjectionen, Alles blieb chinesisch, nur die englischen Wörter wurden besser oder schlechter

*) Beispielsweise erwähne ich nur stoppen (anhalten; bleiben: to stop), backen (to back, bekräftigen, unterstützen, vertheidigen), putten (to put, legen, setzen, stellen, stecken; ganz allgemein wie mettre), fenzen (to fence, einhägen, einzäunen), storen (to store; the store, der Laden, der Vorrathsraum), gessen (to guess, rathen, vermuthen. Eingefleischter Americanismus), Lots, Lotte, Lotten (lot, vorzüglich in der Bedeutung von Bauplatz, Baustelle; überhaupt ein zu einem Zwecke angewiesenes, zuertheiltes Stück Land), die Bell ringen (to ring the bell, die Glocke, die Klingel ziehn, läuten), fetschen (to fetch, holen), u. dgl. Ihr „Englisch" ist bis jetzt noch nicht ein eigener „Dialekt" geworden, sagt der geistvolle Uebersetzer Heines und Scheffels, Mr. Charles Leland, dem wir in dem sogenannten Hans Breitmanns Ballads eine höchst gelungene und effectvolle Satire und Geißelung dieser „Sprache" verdanken. Möge ein solcher Dialekt des Englischen nie die Sprache Shakespeares, Popes und Tennysons beflecken und beschimpfen!

Digitized by Google

(namentlich das letztere) nachgeahmt. Look-see für see, bring-come für bring, good, no good für is it good, will it do? sind gute Beispiele des Resultats dieser chinesischen Sprachstudien.

„Die Fremden ihrerseits waren gezwungen, wenn sie sich verständlich machen wollten, dieses chinesische Englisch nachzuahmen. Mancher versuchte wohl the Queens English (or the King's) zu sprechen, aber Nothwendigkeit zwang ihn bald, alle solche Versuche aufzugeben, und, da er nicht Kantonesisch lernen mochte, mußte er sich bequemen, dies schauderhafte Kauderwelsch nachzusprechen. Umgangssprache wurde es schon einfach deswegen nicht, weil von Umgang zwischen den Bewohnern des Reichs der Mitte und den Barbaren keine Rede war. Man sprach nur über business, um business zu machen; hierfür genügende Kenntniß war ein gutes business für die Chinesen. Sie sehen also businesspidgin-English ist kein schlechter Name dafür. Wer spricht nun Pidgin? wie man kurzweg sagt. Ein Theil unserer Dienstboten, besonders die sogenannten boys, die Bedienten, die dann für den Rest Dolmetscherdienste thun müssen, die chinesischen Gehülfen der fremden Kaufleute, die Compradors, und einige Andere, die von den Fremden leben — et voilà tout, also selbst in den 14 offnen Häfen nur ein ganz verschwindend kleiner Bruchtheil. Es gibt hingegen eine Anzahl Chinesen, die Englisch schulmäßig erlernt haben (meistens in Hong-Kong oder in englischen Missionsschulen) und diese würden es für eine Beleidigung halten, wollte man Pidgin mit ihnen sprechen. Das Gesagte wird genügen, um die von Ihnen angeführten Beurtheilungen und Definitionen zu berichtigen. Sie citiren aus dem Slang Dictionary: „Pigeon-English, the English spoken by the natives of Canton and other parts of China." Ich würde hierfür vorschlagen: Pidgin-English, the broken and very imperfectly spoken English, which most of the native servants and employés in foreign employ at the fourteen open ports use when addressing their master and vice versa. Its peculiarity consists in this, that the Chinese idiom is faithfully retained; the Chinese (majority, Cantonese) speaking it only number a few thousand. The English words, they command are in most cases merely a few hundred. (Pidgin-Englisch, das gebrochene und sehr unvollkommen gesprochene Englisch, dessen sich die meisten der eingeborenen Diener und Angestellten in fremdem Dienst in den 14 offnen Häfen bedienen, wenn sie ihre Herrschaft anreden und umgekehrt. Seine Eigenthümlichkeit besteht darin, daß das chinesische Idiom treu beibehalten ist; die Chinesen (hauptsächlich Kantonesen), die es sprechen, umfassen nur einige Tausend. Die englischen Wörter, über die sie gebieten, sind in den meisten Fällen nur einige Hundert.) Von diesem Pidgin-English nun als eine „Sprache" (language) oder als einen „Dialekt" zu sprechen, ist, Sie sehen, einfach lächerlich. Die Wiedergabe des Longfellow'schen Gedichtes ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Spielerei eines Fremden. Um Himmelswillen daraus keine Schlüsse ziehen! Es kommt wohl einmal vor, daß zwei Chinesen (boys, Bedienstete) sich begegnen, welche sich nicht verstehen und sich dann mit Pidgin behelfen, aber dieser scheußliche Jargon ist ganz gewiß nicht bestimmt „to establish itself permanently as a means of communication even between the natives who speak mutually unintelligible dialects", wie Mr. Simpson schreibt. Es ist dies weiter nichts als eine hingeworfene globe-trotter (Erdkugel-Bummler!) Bemerkung, die mit dem Unsinn des Hildebrandt'schen Buches auf einer Stufe steht. In Reiseerzählungen, am Biertisch — nur muß Niemand dergleichen für Ernst nehmen wollen. Die Behauptung Mr. Simpsons, Pidgin-English verbreite sich mit großer Schnelligkeit (is spreading with great rapidity) ist nicht mehr werth. Im Gegentheil: immer mehr Fremde erlernen jetzt Chinesisch und können deshalb das fast von allen verabscheute Pidgin entbehren. Die Beamten der Consulate, der Zollverwaltung, die Missionäre, alle sprechen Chinesisch, und selbst die Kaufleute fangen an, einige Kenntniß der Sprache des Landes als ein Bedürfniß zu erkennen und wissen, daß irgend welchen chinesischen Dialekt sprechen zu lernen nicht schwer ist. Die ganz China gemeinsame, wirklich schwere Schriftsprache, läßt man dabei bei Seite. Ich bedaure, daß ich nicht den Raum habe, auf die allgemeinen Sprach- und Sprechverhältnisse Chinas hier einzugehen; wir würden auch von dieser Seite her finden, wie ganz unmöglich eine weitere Ausbreitung des Pidgin-English ist. Man halte aber fest, daß nur die Diener der Fremden (etwa 4000) oder wenigstens nur die von Fremden abhängigen Chinesen dies Kauderwelsch erlernen und sprechen; andere, nur wenig mehr gebildete Eingeborene lernen correctes Englisch. Die Fremden, und namentlich die Engländer, bedienen sich nur sehr unwillig dieser häßlichen Verzerrung des Englischen. Was die Erlernung des Pidgin anbetrifft, so lernt man für die geringen Conversationsbedürfnisse mit den Dienstboten bald und leicht genug von diesen selbst; man spricht meist nicht in Sätzen, sondern in abgerissenen Worten. Pidgin ist den Fremden überhaupt nachtheilig, denn die Chinesen bilden sich oft ein, daß sie Englisch sprechen, und was muß das für eine Sprache sein, die jeder Kuli so leicht erlernen kann! denken die gebildeten Chinesen. Außerdem sind die Mißverständnisse zahllos, die daraus entspringen, daß man sich Chinesen als Dolmetscher anvertraut, die einige hundert englische Wörter aufgelesen haben. Doch haec hactenus!" —

Gewiß wird man aus obigen von competenter Seite gegebenen Nachrichten mit einer gewissen Genugthuung lesen, daß ein solches Ungeheuer schon im Keime erstickt wird. Möchte man doch dasselbe von der schrecklichen Mischmasch-Sprache der ungebildeten Eingewanderten der Vereinigten Staaten sagen können, auf welchen anderen werdenden „Dialekt" des Englischen ich oben hingewiesen habe!

Die Literatur der Neuprovenzalen.

Von **M. von Szeliski.**

(Schluß.)

Fast stärker noch an Vorwürfen und Drohungen gegen die „jenseits der Loire Wohnenden" ist die gleichfalls in Forcalquier gehaltene Rede des legitimistischen Felibre und Grafen de Ville-Neuve; doch es würde zu weit führen, auf alle diese Einzelheiten noch näher einzugehen.

Das, was aus diesen Kundgebungen hervorleuchtet, ist zweierlei:

einerseits, daß die Felibre gute Franzosen sind und zumal dem Auslande gegenüber stets sein werden,

und andrerseits, daß in der auf die Wiederbelebung der provenzalischen Sprache und Literatur gerichteten Agitation ein stark politisches Element ist, welches in dem Streben nach einer föderativen Staatsordnung zum Ausdruck kommt.

Welches ist nun der Stand und welches die Zukunft der Bewegung?

Die Felibre zählen zu ihrem Bunde und zu ihren Freunden Männer aller Stände: Adlige, hohe und niedere Geistliche, hohe und niedere Beamte, Juristen, Mediciner, Literaten und Gewerbtreibende. Zu den Mitarbeitern ihrer wissenschaftlichen Revuen gehören bedeutende Gelehrte und Schriftsteller — wie Gaston Paris und Paul Meyer in Paris, Charles de Tourtolon u. a. m. —; der „Armana Prouvençau" hat 40—50,000 Leser. Nicht blos in der eigentlichen Provence*), sondern auch im Languedoc und in der Gascogne, wie jenseits der Pyrenäen in Catalonien erscheinen Zeitschriften, bilden sich in allen Städten Vereine, die sich unter Mistrals Ehrenpräsidium stellen und dem Streben der Felibre anschließen. Man gründet Cassen, um den Druck provenzalischer Werke zu befördern; man errichtet Druckereien, setzt

*) Zu der die Departements Bouches-du-Rhône, du Var, des Basses-Alpes und des Alpes maritimes gehören.

Digitized by Google

Preise aus und bemüht sich vor Allem, die Prosaschriftstellerei zu befördern *).

Die Vertreter der verschiedenen Dialecte haben sich über eine gemeinsame Schriftsprache und Orthographie geeinigt, und Mistral arbeitet schon seit 10 Jahren an einem Wörterbuch der Sprache des Südens, das, wie er in der Vorrede zu den Isclo d'Or verheißt, demnächst erscheinen soll.

Bedenkt man, daß die provenzalische Sprache mehrere Jahrhunderte lang fast nur eine gesprochene gewesen ist, so muß man staunen über die reiche und achtungswerthe Literatur, welche sie in den 20 Jahren seit ihrer Wiedergeburt an's Licht gerufen hat.

Selbstbewußtsein ist in Folge dessen freilich diejenige Eigenschaft, welche den Felibre am wenigsten fehlt. Der Nordländer, der ihre Reden hört oder liest, muß, um nicht falsch zu urtheilen, sich bei dem zuweilen kolossal werdenden Selbstlob stets gegenwärtig halten, daß er es mit Südländern der lebhaftesten Gattung zu thun hat. Man darf sie nicht immer ernst nehmen, wenn sie auch ernsthaft thun. Ernsthaft z. B. macht einer dieser Neuprovenzalen den Vorschlag, das provenzalische Idiom als Universalsprache für sämmtliche Völker einzuführen. Höchst ernsthaft gemeint ist auch der Schritt, den man gewissermaßen zur Anbahnung dieser Völkervereinigung bereits gethan hat: der Concurs, welcher von der Société des langues romanes in Montpellier zum Jahre 1878 für einen „Gesang der latinischen Race" ausgeschrieben worden ist. Dieser Gesang, der in irgend einer vom Latinischen abstammenden Sprache abgefaßt sein muß, soll unter Beibehaltung des ursprünglichen Rhythmus in die andern verwandten Idiome übersetzt und so bei allen latinischen Völkern als „Racenlied" eingebürgert werden.

Doch zurück zu der Frage nach der Zukunft der Bewegung.

So bunt, wie die Stände in den Reihen der Felibre vertreten sind, so bunt die politischen Anschauungen. Republicaner und Legitimisten schwärmen friedlich neben einander für das provenzalische Vaterland. Der Atheist veröffentlicht seine Verse in demselben Armana, in welchem der Anhänger der Unfehlbarkeit des Papstes diesen oder die Jungfrau Maria besingt. Das, was sie alle mit einander vereint, ist die Liebe zur Provence, die Begeisterung für die herrliche Natur, in welcher sie leben, der fröhliche, leichte Sinn, das frische, freie Wesen, das allen Kindern der Provence eigen ist.

Was wollen sie? — Zunächst in ihrer schönen Sprache singen und sagen nach Herzenslust und darum sie befreit haben von dem Joch, welches das Französische ihr auferlegt hat.

Weil sie dieses der Spracheinheit entgegen strebende Ziel nicht erreichen können in der centralisirten und uniformirenden Verwaltungsform, wie sie in Frankreich den Wünschen der Regierenden entsprechend herrscht, so wollen sie Decentralisation; und in diesem Wunsche gesellen sich den provenzalisch-literarischen Gesichtspunkten die politischen. Sie gesellen sich einander in Eintracht, weil fast alle Parteien der Provinz über die politische Nothwendigkeit der Decentralisation einig sind.

Diese Decentralisation wird nun aber ganz natürlich Föderalismus, da man in ihr die nationale Grenze für jeden der in Frankreich vertretenen größeren Stämme festhalten will.

Welcher Art man sich diesen Bund der Stämme unter dem Namen Frankreich denkt, läßt sich vorläufig noch nicht genau feststellen; man hält wohl mit gutem Grund eine jede Aeußerung darüber für verfrüht. Es ist somit dem Freunde des Kaiserreichs unbenommen, sich einen Staatenbund nach Art des deutschen zu denken; der Republicaner darf sich eine europäische Ausgabe der Vereinigten Staaten erträumen, der Anhänger des constitutionellen Königthums eine Nachahmung des Oestreichisch-Ungarisch-Böhmisch-Galizischen Staatensystems; — sie alle können noch lange in Eintracht mit einander demselben Ziele zu arbeiten.

Man muß übrigens anerkennen, daß eine große Zahl derer, welche sich den Bestrebungen der Felibre angeschlossen haben, vorläufig an nichts Anderes denkt, als an die Verse, die sie drucken lassen will. Die politischen Endconsequenzen zu ziehen, fällt diesen Anhängern persönlich nicht ein — das ist Sache der Führer —, sie selbst aber wirken so, wenn auch unbewußt, für die Verwirklichung der Pläne der letzteren.

Eine Partei ist da, welche vielleicht eines Tages alle andern verschlingt, oder wenigstens das, was alle in gemeinschaftlicher Arbeit erstrebt haben, für sich allein ausnutzt, bevor die andern zur Besinnung kommen. Diese Partei ist die der Legitimisten oder, wenn man will, der Ultramontanen.

Die Provenzalen sind der überwiegenden Mehrzahl nach gute Katholiken, denen es ganz ungemein gleichgültig ist, ob der Papst sich für infallibel oder fallibel erklärt: sie bleiben seine gehorsamen Kinder. Wie im Allgemeinen in den katholischen Ländern, so ist im Besonderen in der Provence nichts leichter als guter Katholik sein. Man arbeitet seine Messen, Rosenkränze und Prozessionen herunter — wobei möglichst für amüsantes Schaugepränge gesorgt ist —, man dedicirt von Zeit zu Zeit seinem Lieblingsheiligen ein paar Wachslichter, und ist im Uebrigen in der herrlichen lachenden Natur stets guter Laune. Der Nichtsbesitzende hat Arbeit, wenn er arbeiten will, und zu essen selbst wenn er faullenzt, — der Reiche ist lebenslustig und denkt nicht daran, sich in seinem Vergnügen durch religiöse Skrupel oder Grübeleien zu stören; sie Alle stehen daher mit dem lieben Gott und seinen Stellvertretern auf dem besten Fuße. Als Katholiken sind sie das, wozu sie ihr Curé machen will.

Die Felibre sind also auch gute Katholiken; und die zahllosen Prozessionslieder und Hymnen an den Papst dürfen nicht weiter befremden. Noch weniger die noch zahlreicheren an die Jungfrau Maria gerichteten Gedichte. Die alte Erscheinung der katholischen Minnesingerei wiederholt sich hier nur: der Zug zum andern Geschlechte weist die kirchlich sittsamen Dichter auf die Jungfrau Maria als höchsten Gegenstand ihrer Verehrung. Außerdem ist Maria die besondere Schutzpatronin der Provence. Alle Mädchen heißen Maria, alle Jungen Marius; nicht etwa weil der blinde Heide Marius bei Aix die Cimbernschlacht geschlagen hat, sondern weil der Cultus jener römischen Personificirung der Gottheit in der Provence der höchststehende ist.

Die historische Basis, auf der die Felibre fußen, ist das Mittelalter, die Zeit der kleinen Grafen und Könige, der freien Städte, die Zeit der Troubadours und Liebeshöfe. Nur jene Zeit läßt die provenzalische Nation als solche in hellem Glanze strahlend erscheinen, und mit aller Kraft suchen daher Mistral und seine Freunde das Andenken an jene goldene Vergangenheit und ihre Institutionen im Volke wieder zu beleben.

Daß eine solche katholische Romantik unfehlbar zum „Rückwärtserthum" führt, haben wir an unseren verflossenen deutschen Romantikern gesehen; und die Wege, welche von den Führern der neu-provenzalischen Renaissance dem äußeren Anschein nach eingeschlagen werden, sind nicht dazu angethan, jene Erfahrung Lügen zu strafen.

Die Legitimisten, welche stets in der Provence eine große Rolle gespielt haben, sind in Folge dessen auch unter den Felibre die am zahlreichsten vertretene politische Partei.

Mistral, der freilich in seiner Jugend Republicaner gewesen sein soll, dann Ehrenlegionär und Imperialist wurde, ist jetzt Legitimist, wie seine Hymne an die berüchtigte spanische Bourbonin Donna Blanca, die Gemahlin Don Alphonsos, zur Genüge beweist *). Derjenige, der diese Hymne im Auftrage des Dichters an jene edle Dame überbrachte, Graf Christian de Villeneuve, ist der schon erwähnte Felibre, welcher speciell bei den Festen von Forcalquier durch eine Rede Aufsehen erregte, in der er ebenso scharf gegen Paris und die Centralisation ausfiel, wie er schwärmerisch der neuerstandenen provenzalischen Poesie den Kampf für Gott und die Unsterblichkeit gegen den Materialismus des 19. Jahrhunderts als Aufgabe vindicirte.

*) Dom Pedro II., Kaiser von Brasilien, der an der provenzalischen Renaissance ein lebhaftes Interesse nimmt, hatte im Februar 1872 in Marseille eine Unterredung mit Mistral, dem er den Rath gab, die provenzalische Sprache zur Stärkung ihrer Lebenskraft soviel als möglich in der Form der Prosa, besonders in historischen Arbeiten zu üben.

*) Lis Isclo d'Or 134 ff.

Digitized by Google

Welcher Partei Roumanille angehört, mag man aus folgendem Vorgang entnehmen: Gelegentlich der Petrarcafeier zu Avignon im Jahre 1874 bot der Ritter Nigra dem provenzalischen Dichter einen italienischen Orden an. Roumanille jedoch lehnte die Decoration ab, weil er als katholischer Christ und Franzose eine Auszeichnung von dem Bedränger des heiligen Vaters nicht annehmen könne. Vierzehn Tage später erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion. Doch ist das, wie man versichert, ein rein zufälliges Zusammentreffen.

Aubanel, der bereits einen italienischen Orden angenommen hatte, sah sich wahrscheinlich durch den Vorgang Roumanilles veranlaßt, die Decoration der italienischen Regierung wieder zurückzuschicken. Im Uebrigen ist er zwar Legitimist, aber den Frommen nicht immer kirchlich und sittig genug.

Wenn man die Listen Derjenigen durchblättert, welche sich an den dichterischen Wettkämpfen betheiligten, so staunt man über die große Zahl der Geistlichen, die unter den mit Preisen oder ehrenvollen Erwähnungen Belohnten figuriren. Desgleichen sieht man aus der Chronik, daß die höhere wie die niedere Geistlichkeit nicht versäumt hat, zu allen jenen Festen ihre officiellen Vertreter zu entsenden; hier und da wurden sogar die Festpredigten in provenzalischer Sprache abgehalten.

Man weiß endlich, mit welchem accentuirten Wohlwollen die ultramontanen und legitimistischen Preßorgane die Sache der Felibre behandeln. Und wenn man z. B. die Rede liest, mit welcher Mistral von dem Präsidenten eines legitimistischen Cercle in Aix bewillkommnet wurde*), so erfährt man gar, daß das Streben der ultramontan-conservativen Cercles mit dem der Felibre völlig eines sei.

Die Aufrichtigen unter den Felibre geben zu, daß die legitimistische und kirchliche Richtung präponderire. Man hört dabei aber zuweilen bemerken, daß kirchliche Moral und katholische Frömmigkeit für jetzt noch in den Vordergrund gestellt werden müsse, um vergessen zu machen, daß in der provenzalischen Sprache bis vor kurzem fast nur Zoten und niedrige Späße gereimt wurden, welche das anständige Publicum von der Anwendung des Idioms allmälig abschreckten.

Man hört weiter bemerken, daß bei der Wichtigkeit, welche die Conservirung der Sprache im niederen Volke und ihre Einführung in die Schule für die Sache der Felibre hat, es für die letzteren von größtem Interesse ist, mit der Geistlichkeit wenigstens so lange auf bestem Fuße zu stehen, bis jene Ziele erreicht und das niedere Volk wieder für die nationale Sache angefeuert ist.

Das ist ein Gesichtspunkt, über den sich sprechen läßt, wenn man die Mittel zum Zweck nicht weiter untersucht. Wenn erst die Geistlichkeit, und vor Allem der niedere, aus der Provence gebürtige Clerus, welcher sich schon jetzt in auffälliger Proportion an den Bestrebungen der Felibre betheiligt, wirklich und ernstlich will, oder wenn zu gegebener Stunde von Rom der Befehl zum Wollen eintrifft, so wird es nicht schwer werden, bald eine so lebhafte Interessenahme des Volkes an der Sache der Felibre hervorzurufen, daß die Regierenden nolens volens dieser mit etwas mehr Wohlwollen als bisher würden näher treten müssen.

Glauben dann aber diejenigen Felibre, welche sich dem Culturzustande des 19. Jahrhunderts nicht ganz entfremden wollen, ihre Bundesgenossen bei Seite schieben zu können?

Wie männiglich bekannt, haben sich die Herren Pfaffen schon im grauesten Mittelalter des Teufels als Baumeisters bedient und ihn dann regelmäßig über's Ohr gehauen. Gewitzigt wie sie in unserm Jahrhundert sind, werden sie sicherlich keine Neigung verspüren, jetzt zu Gunsten der neuprovenzalischen Literatur jene undankbare Rolle des Teufels zu übernehmen.

Welches Interesse die Bewegung in weiteren ultramontanen Kreisen erweckt hat, mag auch jene bereits erwähnte Studie des Pater Kreiten in den „Stimmen aus Maria-Laach" darthun. Er kritisirt die junge provenzalische Bewegung nicht vom ästhetischen oder politischen, sondern „vom katholischen Standpunkte" aus und macht die Dichter immer wieder darauf aufmerksam, daß nur treuer Anschluß, inniges Festhalten an der lebenskräftigen und regenerirenden Moral des Christenthums die junge Schule zu erhalten und zu retten vermöge. „Wehe ihr, wenn sie die Wege des Fleisches ihrer älteren Schwester wandeln sollte." Doch Gott sei Dank, diese Gefahr scheint nicht zu drohen; und „die Aufmerksamkeit, welche endlich auch der höhere und Pfarrclerus der Sprachbewegung schenken, läßt eine immer tiefere Befestigung und volle Zuwendung zum Guten hoffen".

Der Jesuitenpater glaubt ferner auf Grund eigner, bei Ausübung seines Berufs gemachter Beobachtungen versichern zu können, daß die Neuprovenzalen im ganzen Volk unterhalb der Loire einen soliden Boden haben, eben weil dieses Volk zum größeren Theil der französischen Sprache unkundig sei. Auf dem Lande könne man nicht als Priester angestellt werden, wenn man nicht die Volkssprache wenigstens so weit beherrsche, um in ihr predigen und Beichte hören zu können. Uebrigens empfiehlt auch Pater Kreiten auf's Wärmste die allgemeine Einführung der provenzalischen Sprache in den Schul- und Religionsunterricht; sie habe wie ein Wall das Volk in vielen Gegenden vor den „infamen, neueren Ideen" bewahrt, „wie sie in französisch geschriebenen Schandblättern verkündet werden".

Der Mann hat von seinem Standpunkt aus ganz Recht.

Uebrigens kann man diesen Beobachtungen noch die Bemerkung hinzufügen, daß nicht nur auf dem flachen Lande, sondern auch in den Vorstädten, ja sogar in einigen Stadtkirchen größerer Städte in provenzalischer Sprache gepredigt wird. Die Glosse Hartmanns, daß die Provenzalen sich beleidigt fühlten, wenn man ihnen in provenzalischer Sprache predige, mag durch einen einzelnen Vorfall hervorgerufen sein; denn der Francihots — Derer die um Alles in der Welt ihre provenzalische Abstammung durch sklavische Nachäffung französischen Wesens vergessen machen wollen —, gibt es eine ziemliche Anzahl. Aber im Allgemeinen paßt jene Glosse nicht, da diejenigen Provenzalen, welche gewöhnlich Französisch sprechen, deshalb noch nicht durchgängig Feinde ihrer Muttersprache sind.

Der Boden für eine gedeihliche Entwicklung der neuprovenzalischen Literatur ist also vorhanden. Ob es gelingen wird, ihn einer geregelten literarischen Cultur dienstbar zu machen, ist eine andere Frage.

Grassirt die Herz-Jesusingerei, das Andichten von Kreuzen und Muttergottesbildern in derselben Proportion weiter wie von 1870 bis zum heutigen Tag, so werden bald die zarten Blumen wirklicher Poesie, welche durch die von Mistral heraufgeführte Sonne der Renaissance dem provenzalischen Boden entlockt wurden, von den Schmarotzerpflanzen der Prozessionslieder und ähnlicher Machwerke überwuchert und erstickt sein.

Dann würde die Bewegung aufhören, literarisches Interesse, sie würde nur noch im Stande sein, politisches Interesse zu bieten.

Das Geschick der jungen Literatur liegt in den Händen ihres bedeutendsten Vertreters.

Mistral, wenn auch gläubiger Katholik und Legitimist, ist doch zuerst Poet und Freund des Schönen, wo er es findet. Das beweisen die warmen Vorreden, die er zu den Gedichten seiner Freunde geschrieben hat, selbst wenn diese Gedichte auch ganz und gar keine Gnade in den Augen der Frommen fanden; das beweisen vor Allem seine eignen Werke.

Von ihm und seinem Einfluß hängt es ab, ob die junge Literatur wachsen und in der Reihe ihrer europäischen Schwestern einen dauernden Platz erringen, oder ob sie nach kurzem Leben wieder zum Niveau des ultramontanen Bildungsideals herabsinken soll.

Er aber, der nicht glühende Worte genug findet, um den Fall der alten provenzalischen Poesie zu beklagen, sollte am wenigsten die Hand dazu bieten, um die Wiedererstehende zum zweitenmal von Rom zu Falle bringen zu lassen. —

Für uns Deutsche hat diese provenzalische Renaissance einen besonderen Reiz; gehört sie doch dem gelobten Lande unserer Minnesinger und Romantiker, dem Lande der Troubadours an. Wie könnten wir die pietätvollsten Verehrer jener alten Sanges-

*) Gazette du Midi, vom 11. März 1875.

Digitized by Google

helden, jener dichtenden Vorläufer unserer Reformation sein, wenn wir nicht auch voll Interesse hinlauschten nach den Klängen, welche die wiedererwachte Muse der Provence ihren Saiten entlockt.

Es ist wahr: für uns will sie am wenigsten singen; und schmollend gleich einer echten Nordfranzösin kehrt sie uns den Rücken. Aber — o Ironie! Mit der einen Hand wehrt sie uns ab, und mit der andern zieht sie die Früchte deutscher Geistesarbeit an sich, deutscher Forschungen auf dem Gebiete romanischer Sprachen, provenzalischer Literatur.

Und wenn sie klagt über die Vernachlässigung, die ihr im eignen Hause widerfährt, so weiß sie nichts Härteres den unfreundlichen Gewalthabern zu sagen, als daß ihr bei uns, in Deutschland, an allen Universitäten eine freundliche und ehrenvolle Stätte bereitet sei, — in Frankreich aber nur an einer.

Strebt die junge Literatur, sich auf den Bahnen wahrer Bildung und Kunst fortzuentwickeln, so möge ein guter Genius sie kräftigen und emporheben; wird sie ultramontan-legitimistische Bänkelsängerei, so braucht man ihr den Untergang nicht mehr zu wünschen.

Aus der Hauptstadt.

Neue Aufführungen.

Eine neue Posse.

Unter den Vergnügungsanstalten, welche von der Ungunst der Zeiten empfindlich betroffen worden sind, hat das Wallnertheater am meisten zu leiden gehabt; und nicht allein das, was man gewöhnlich die „schlechten Zeiten" zu nennen pflegt, hat diese Leiden verursacht, sondern auch, und sogar vor Allem, die ungenügende dramatische Production. Eine alte Erfahrung hat gelehrt, daß auf das Berliner Publicum ein einzelner hervorragender Künstler oder selbst ein bedeutenderes künstlerisches Ensemble an sich eine dauernde Anziehungskraft auszuüben nicht vermag. Denn der beliebteste Künstler, der in einem Stück auftritt, das dem Geschmack nicht behagt, spielt nach wenig Abenden vor leeren Bänken. Wir brauchen nur an das Geschick des nach dem Englischen bearbeiteten Stückes „Unsre Jungen" am Woltersdorftheater zu erinnern, um zu beweisen, wie bald eine Künstlerin wie Josephine Gallmeyer, der man die größte Zugkraft nachrühmte, im Stich gelassen wurde, sobald sie sich unter Bedingungen, die dem Publicum nicht zusagten, auf den Brettern zeigte.

Zugstücke — das ist die Losung! Ja wohl, aber woher Zugstücke nehmen? Ja sogar, woher sie stehlen? Hier ist die Nachfrage entschieden größer als das Angebot und der Consum erheblicher als die Production. Das Wallnertheater ist nun durch einen charakteristischen Theil seines Personals, durch Helmerding, Formes, Engels, Fräulein Wegener ꝛc. auf die Specialität der Posse angewiesen. Und gerade um diese ist es in jüngster Zeit am schlechtesten bestellt. Man ist ihrer überdrüssig geworden und verlangt doch nach ihr, man will sie loswerden und doch nicht lassen. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Berliner Posse ihre Verve und Frische verloren zu haben scheint. Nachdem sie durch Jahrzehnte — von „Einmalhunderttausend Thaler" an bis zu den „Mottenburgern" — eine fast ununterbrochne Reihe von glänzenden Erfolgen gefeiert hat, scheint ihr neuerdings der Athem ausgegangen zu sein; und die Possen, welche in den letzten Jahren wirklich durchgeschlagen haben, lassen sich nur zu schnell an den Fingern abzählen. Am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater haben „Lucinde vom Theater" und neuerdings die „Reise durch Berlin in 80 Stunden" entschiedene Erfolge gehabt. Am Wallnertheater die stark mit Schauspielelementen versetzten Volksstücke: „Von Stufe zu Stufe", „Spitzenkönigin" und vor Allen „Mein Leopold". Dieses letztere Stück kann als der gelungenste Versuch gelten, der Posse neue Wege zu erschließen, oder richtiger, die Posse auf die Bahnen des Schauspiels zurückzuführen. Denn wenn man die drastischen Extravaganzen im Dialog, die Couplets und die Gesangsnummern ausscheidet, so bleibt von „Mein Leopold" der Stoff zu einem wirklichen Schauspiel übrig. Das Motiv: die Undankbarkeit des Kindes gegen einen verblendeten Vater und die Bestrafung dieses letzteren für seine Blindheit, ist sogar tieftragisch. Man denke nur an „König Lear" und Balzacs „Vater Goriot". Aber fruchtbar hat sich diese Vereinigung des tiefen Ernstes mit der übermüthigen Laune für unsere neueren Possendichter doch nicht erweisen wollen. Die zahlreichen Nachahmungen, die „Mein Leopold" gefunden hat, haben wenig oder gar nicht angesprochen.

Noch immer spähen die Theaterdirectoren nach einer die Posse verjüngenden Kraft. Einen höheren Flug hat die Posse bis jetzt nicht zu nehmen vermocht, zur politischen und socialen Satire hat sie sich nicht aufschwingen wollen. Sie, die von rechtswegen dazu berufen wäre, einen heilsamen Schrecken zu verbreiten, hat es sich immer nur genügen lassen, die Heiterkeit zu erregen, und anstatt die Geister zu beherrschen, hat sie nur der Belustigung dienen wollen. So ist es auch um die neue Posse von Moser und Jacobson bestellt, die diesmal „Drei Monat nach dato" heißt und in allen ihren Zügen eine frappante Familienähnlichkeit mit ihren älteren Geschwistern aufweist.

Der durch redliche Arbeit reich gewordene Kleinstädter, der nach Berlin kommt, dort in die Hand von gewissenlosen Subjecten geräth, die ihn prellen, der um sein Hab und Gut betrogen wird, in Armuth zurückfällt, schließlich aber durch einen besonderen Glücksfall doch noch einen genügenden Theil seines Besitzthums wieder rettet, um den Zuschauer zuletzt über das Schicksal des ihm sympathisch gewordenen Mannes zu beruhigen — diese typisch gewordene Persönlichkeit will doch gewiß keinen Anspruch auf Originalität der Erfindung machen.

Wir kennen den Braven längst, — wir haben ihn im „Actienbudiker" gesehen, in „Mein Leopold", in „Wenn Leute Geld haben", in dem jetzt noch allabendlich im Woltersdorftheater Emil Thomas eine ganz meisterhafte Charge gibt — wir haben ihn überall gesehen; Helmerding allein wäre im Stande zu sagen, wie oft er diese Rolle hat spielen müssen.

Die Handlung ergibt sich da von selbst: die unsinnige Freude am Erwerben, die noch unsinnigere Verwendung des Erworbenen, die Reue nach dem Verlust u. s. w. — das Alles kann als feststehend angenommen werden. Und dazu gibt dann der Tag die erforderlichen Ausschmückungen und Zusätze, die sich in der Form von Couplets und in dialogischen Wendungen darstellen. Daß diesmal Tessendorf als Verfolger der Gründer, des Cri-Cri, der Skating Ring, Reuleaux' geflügeltes Wort „schlecht und billig", Bayreuth und Richard Wagners vornehme Schlußworte: „Sie haben nun gesehen, was wir können", — berücksichtigt werden würden, hat wohl Niemand in Erstaunen versetzt.

Aber was thut's? Gegenüber der Posse, anspruchslos, wie sie ist, wäre es unbillig, ernsthafte kritische Ansprüche zu erheben. So wie sie sich gibt handelt es sich nur um die Frage, ob sie zum Lachen reizt oder nicht, und diese Frage kann diesmal mit gutem Gewissen bejaht werden. Helmerding, der seinen Reichthum an einem unnahbaren Ort am Herzen unter der Unterjacke verborgen hält, der, wenn er einen Theil seiner Baarschaft in Umlauf setzen will, zunächst unbedacht den Rock aufknöpft, sich dann aber besinnt, einen verschämten Blick auf seine Nachbarin wirft und die Bühne verläßt; der sich im Telegraphenbureau zu seiner Jauer'schen Wurst vom Inspector Mostrich ausbittet, im Skating Rink stolpert und die Zuschauer niederreißt; Engels als Erfinder von Streichhölzern ohne Feuersgefahr, da sie überhaupt nicht brennen, als Erfinder einer neuen Art von Reclame, mit der Garantie, daß dieselbe gelesen wird, und die darin besteht, daß man das Plakat auf die Bänke in den öffentlichen Anlagen festklebt und unter den Sitz einen Nagel so einschlägt, daß dessen Spitze hervorsieht, sodaß die Person, die sich hinsetzen will, gewaltsam aufgeschreckt wird, unwillkürlich nach dem störenden Motiv forscht und dabei genöthigt ist, die Annonce zu lesen; Fräulein Wegener in ihrer liebenswürdigen Nachahmung der Wolter und der Komiker Neumann und Helmerding — alle diese Künstler sind wirklich außerordentlich komisch, und es ist verdienstlicher und schwieriger, als man wohl wähnt, diesen vorzüglichen Kräften die reiche Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Komik und ihrer übermüthigen Laune gegeben zu haben. Kurz und gut, man hat seit langer Zeit nicht so einmüthig, so viel und so herzlich gelacht, wie bei der Aufführung dieser neuesten Posse, und wir können den sämmtlichen Betheiligten dazu Glück wünschen: den Verfassern, den vorzüglichen Darstellern und der Direction.

F. L.

Digitized by Google

Notizen.

Der Umschwung in der öffentlichen Meinung Englands, welche durch eine großartige und merkwürdige Volksbewegung den Türken sehr nachdrücklich bekundet worden ist, hat die äußere Form, wenn nicht die innere Natur der orientalischen Frage plötzlich verändert. Man fordert nicht mehr eine Sonderstellung und eine Sonderpolitik der großen insularischen Macht, man tadelt die Ablehnung des Berliner Memorandums. Eine sichtbare Annäherung an Rußland erleichtert die Aufgabe der Diplomatie; ja Herr Gladstone verlangt sogar ein festes und wirksames Bündniß mit den Regierungen von Berlin nnd St. Petersburg. Nur das englische Cabinet bleibt isolirt und unbeugsam, und hält tapfer aufrecht — ein Epigramm Disraelis. In der That ein theures und fatales Vergnügen! Das Ministerium hätte sich und seinen Ruf im Juni retten können, als die „Daily News" die erste Nachricht über die türkischen Gräuelthaten brachten, wenn es damals seine Entrüstung offen und rücksichtslos ausgesprochen hätte; allein dem Premier gefiel es, die Fertigkeit seines Witzes noch einmal zu beweisen, und die unbeschreibbaren Leiden der Bulgaren zum Gegenstand eines Wortspiels zu machen. „Kaffeehausgeschwätz" nannte er die Berichte der „Daily News", und meinte, die Türken könnten die Verbrechen gar nicht begangen haben, „da orientalische Völker über schnellere Mittel verfügten, um sich ihrer Feinde zu entledigen!" Disraeli verkannte sowohl das englische Volk wie den modernen Journalismus. Die „Daily News" unternahmen es daher, durch Entsendung eines Correspondenten nicht blos die Richtigkeit ihrer Angaben festzustellen, sondern auch die englische Nation über die Nachlässigkeit seines Botschafters in Constantinopel und die lässige Gleichgültigkeit seiner Regierung aufzuklären, vor Europa aber gleichzeitig eine der traurigsten Seiten der türkischen Wirthschaft bloszulegen. In diesem Auftrage bereiste der Correspondent im Juli und August den Schauplatz der Gräuel. Die jetzige Aufregung Englands, mit allen Manifestationen, ist eine unmittelbare Folge jener Briefe in den „Daily News". Eine Sammlung dieser letzteren ist soeben als Broschüre, „The Turkish Atrocities in Bulgaria", in London herausgegeben worden. Der Band enthält auch den vorbereitenden Bericht des Herrn Schuylers, americanischen Gesandtschaftssecretärs, in dessen Begleitung der Correspondent gereist ist; und dieser, alle schriftstellerischen Ausschmückungen sorgfältig vermeidend, gibt die nackte Statistik der Heldenthaten der Baschi-Bozuks. Die Lectüre dieser Seiten wird zu der Nachtruhe der englischen Minister wenig beitragen, sicher ist im Gegentheil, daß von Seiten eines einzigen Journals ein glänzenderer und würdigerer Sieg über den Vertreter der Regierung kaum jemals erfochten worden ist. T.

* * *

Deutsche Uebersetzungen.

„Hand in Hand mit der Gleichgültigkeit gegen die formale Seite der Sprache geht bei den Deutschen die Vernachlässigung des Stils. Wenn ich hier von Stil rede, meine ich nur dessen grundlegende Eigenschaften, die bei einem gewissen Maße von Begabung ein Jeder durch Schulung sich aneignen kann. Es ist nicht von Jedem zu verlangen, daß er geistreich, fein, schwunghaft schreibe, daß er mit sinnvollen Wendungen den Leser gewinne, mit treffenden Gleichnissen ihn erfreue, durch Leidenschaft ihn fortreiße. Dagegen ist von Jedem zu verlangen, daß er in gutem Deutsch seine Meinung bündig, kurz und klar mittheile."

Diese Worte, in denen ein Meister-Redner seinen Unwillen über die Vernachlässigung des Stils bei den Deutschen Luft gemacht, treten mir eben recht lebhaft wieder in die Erinnerung, da ich in dem von Paul Heyse herausgegebenen „Novellenschatz des Auslandes", im elften Bande, eine Uebersetzung einer Louis Ulbach'schen Novelle „Die beiden Aerzte" gelesen. Ich würde in diesem Blatt die Sache nicht zur Sprache bringen, wenn es sich um eins der Dutzend-Erzeugnisse aus einer unserer vielen Uebersetzungsfabriken handelte; denn es ist wohl zur Genüge bekannt, wie derartige Machwerke nur zu häufig beschaffen sind. Aber in eine Sammlung von Musternovellen, die von einem Meister wie Paul Heyse herausgegeben wird, dürfen solcherlei Machwerke nicht eingeschmuggelt werden. Le pavillon couvre la marchandise darf hier nicht die Freiheit bedeuten, unter des Meisters guter Flagge Schund einzuschwärzen, sondern muß vielmehr der Leserwelt volle Bürgschaft für die Güte des Dargebotenen gewähren.

Hierbei sehe ich ganz von der, wohl einer Erörterung bedürfenden Frage ab, ob Louis Ulbach's Erzählung „Die beiden Aerzte" mit Recht einen Platz in einer Sammlung von Musternovellen beanspruchen darf und beschränke mich einzig auf die Arbeit des Uebersetzers (oder der Uebersetzerin) C. F., indem ich an diese Leistung selbst noch einen weit geringeren Maßstab anlege, als den oben für die grundlegenden Eigenschaften des Stils angedeuteten. Volles Verständniß der Urschrift aber und Wiedergabe derselben, wenn auch nicht in gutem, doch wenigstens in verständlichem und richtigem Deutsch sind doch wohl das Mindeste, was man hier verlangen kann und muß.

S. 6 aber heißt es nun z. B.: „Des Doctors Bläße, sein zudringlicher Blick, so wie sein vorsichtiges Benehmen erklärte man sich mit dem einzigen Wort: Geiz."

So viel Kenntniß der Grammatik darf man doch sicher von dem Uebersetzer verlangen, daß er wisse, das Objekt ist in den Accusativ zu setzen und daß er also hier zu schreiben habe: „seinen zudringlichen Blick". Wie es unmittelbar vorher heißt: „Er bemüht sich, dieses Laster (den Geiz) recht augenfällig herauszubilden, damit denkfaule Menschenkinder sich daran anklammern möchten", — so sollte für das hervorgehobene Verb sinngemäßer etwa stehen: „hervortreten zu lassen"; aber Feinheiten, wie die Wahl des treffenden Ausdrucks wollen wir, wie gesagt, hier gar nicht einmal beanspruchen.

Zwei Seiten vorher (S. 4) heißt es:

„Zur Zeit unserer Erzählung hatte Louis Céret aber in Paris seine ersten Rigorosen abgelegt." Hier stand füglich das Fremdwort, wenn es einmal nicht durch das deutsche Staatsprüfung ersetzt werden sollte, wenigstens dem Sprachgebrauch gemäß im Singular und Aehnliches gilt für das hervorgehobene Wort auf S. 13, wo es heißt:

„Doctor, als ich Sie vorhin erblickte, habe ich mir geschworen, die genauesten, bestimmtesten Auskünfte über das Befinden meiner lieben Cousine von ihnen zu erlangen; und bevor Sie mich dazu bringen, diesen Schwur zu brechen, müssen Sie über meine Leiche gehen. Ich habe nun einmal das Wort Cambronne's ausgesprochen und solche Worte nimmt man nicht zurück."

Allerdings habe ich den Plural von Auskunft, welchen Adelung und Campe als ungewöhnlich bezeichnen und über welchen Jak. Grimm schweigt, in meinem Wörterbuch als vorkommend nachgewiesen, im Sinne von „Auskunftmittel" bei Herder und, wie hier, im Sinne von „Nachricht" bei Lessing; aber trotzdem ist für das zusammenfassende Abstractum der Singular im Deutschen doch immer das Sprachübliche und hier im vorliegenden Falle die Anwendung des ungewöhnlichen Plurals durch Nichts gerechtfertigt. In dem letzten Satz der angeführten Stelle aber hätte für deutsche Leser le mot de Cambronne statt einer wörtlichen Uebersetzung einer wirklich den Sinn wiedergebenden Verdeutschung oder sonst mindestens einer erklärenden Anmerkung bedurft, da bei uns der Ausdruck in dieser Form nicht zum „fliegenden Wort" geworden, obgleich auch in Deutschland noch immer die Sage von dem stolzen Ausruf forspukt, mit welchem der General Cambronne in der Schlacht bei Waterloo die Aufforderung, sich zu ergeben, beantwortet habe. Nur durfte freilich eine erklärende Anmerkung nicht für den des Französischen unkundigen deutschen Leser so räthselhaft ausfallen, wie auf S. 80, wo es heißt:

Vorwärts! rief der Doktor beim Anblick seines Sohnes, „mein Freund Pierrot," öffne mir das Thor, — im Namen der Facultät!

mit der Fußnote zu den in Anführungszeichen eingeschlossenen Worten:

Au clair de la lune,
Mon ami Pierrot etc.

Was soll ferner z. B. der deutsche Leser bei der Uebersetzung (S. 66 denken. „Neige dein Haupt, Sikambrier!" da ja bei uns dieser Volksname nicht, wie im Französischen, in übertragnem Sinne einen stolzen Recken ꝛc. bezeichnet?

Auf S. 70 fragt der junge Cérel:

„Sie bestehen also auf dieser strengen Lebensweise und dieser barmherzigen Diät?"

und wenn nun der Vater erwiedert:

„Lieber wollte ich meinen Namen verlieren!" —,

welcher Deutsche soll daraus entnehmen, daß der Vater allerdings auf seiner Vorschrift besteht und — Hans heißen will, ehe er davon abgeht ꝛc.

Der von Paul Heyse und Hermann Kurz herausgegebene „Deutsche Novellenschatz" ist ein höchst zweckmäßiges, verdienstliches und empfehlenswerthes Unternehmen. Soll sich aber der „Novellenschatz des Auslandes" ihm ebenbürtig anschließen, so bedarf er nicht blos wie jener der strengsten Auswahl in dem Aufzunehmenden, sondern auch für das Aufgenommene vor Allem guter Uebersetzungen. Daniel Sanders.

Digitized by Google

Wie man kritisirt.

Unsre Unparteilichkeit zwang uns zur Aufnahme des folgenden wegen Mangel an Raum mehrmals zurückgestellten Briefes, wozu wir uns nur die eine Bemerkung erlauben, daß Herr O. Buchholz keineswegs eine Kritik der Broschüre des Herrn Prof. Pfleiderer beabsichtigt hat, sondern nur gegen die falschen Citate gesprochen und, wie selbst der Kritisirte zugibt, mit Recht. Es wird weder durch den Aufsatz „Wie citirt wird" das Buch des Hrn. Pfl., noch durch den folgenden Aufsatz der Artikel des Hrn. O. B. in seinem Werthe geschmälert.

In Nummer 11 der „Gegenwart" hat mir ein Herr O. Buchholz aus Fürstenwalde die Ehre einer höchst eingehenden Lection über die Gesetze des Citirens, verbunden mit freundschaftlichen Rathschlägen über Bücheranschaffung u. dgl., erwiesen. Ich habe leider nicht das Vergnügen, dem genannten Herrn persönlich oder sachlich irgend schon begegnet zu sein, schließe aber aus Gründen innerer Kritik, daß er wohl ein nebendraußensitzender Gymnasiallehrer oder etwas Aehnliches ist. Denn ich glaube aus seinen Zeilen den Baculus und die rothe Correcturtinte des begeisterten Schulmannes hervorblicken zu sehen, der aus seinen literaturgeschichtlichen Unterrichtsstunden die Mission eines profanen Zionswächters im Gebrauch der poetischen Literatur überkommen zu haben und allenthalben belehrungsbedürftige Gymnasiasten vor sich zu sehen glaubt. Denn sonst könnte ich als ihm völlig Unbekannter die fast beichtväterliche, bis zu Apostrophen sich versteigende Dringlichkeit seiner pädagogischen Ermahnungen mir doch kaum erklären. Was die von ihm gerügte Sache selbst betrifft, so hat Herr B. theilweise allerdings Recht, wie ich nachträglich, aber lange vor seinem Unterricht, selbst eingesehen habe. Wenn man oft und namentlich längere Stellen citirt, so erwächst damit steigend die Pflicht größerer Peinlichkeit und Worttreue der Anführungen; man muß sich nolens volens der philologischen „Wortverehrung" anbequemen, obgleich wahrhaftig nicht zu fürchten steht, daß die Gymnasiastenjugend aus philosophischen Untersuchungen über die schwersten Weltfragen ihre literaturgeschichtliche Kenntniß holen, also bei mangelnder Genauigkeit aus unlautrer Quelle schöpfen und damit die mühsam eingelernte Weisheit ihrer Lehrer wieder verlieren werde. Dies Zugeständniß will ich herzlich gerne machen und in reuigem Pater peccavi meinem gestrengen Censor möglichste Besserung versprechen, von der er demnächst eine Probe in einer ähnlichen Schrift sehen soll, wenn es ihn freut. Es fließt freilich nicht in Jedem scholastisches Blut; an mir z. B. ist gewiß kein Philolog verloren gegangen, da mir von jeher das Wortklauben so widrig war als das Wortglauben. Wem die Gedanken die dominirende Hauptsache sind, der wird allerdings wenig geneigt sein, jeden Augenblick ihren Fluß durch penibles Blättern im literarischen Handwerkszeug zu unterbrechen, wie Diejenigen, welche aus 20 alten Büchern ein 21tes neues zusammenlesen und dabei freilich Zeit und Lust zum literarischen Gamaschenknopf haben. — Wenn der Herr Kritiker in seiner piquanten Einleitung meint, die reichliche Einstreuung dichterischer Citate solle ein „sich Brüsten" mit literarischen Notizen sein, so widerspricht er sich freilich selbst, indem er am Schluß seiner Ermahnungen die weltbekannte Fundgrube der „geflügelten Worte" mir zum Kaufe anpreisen zu müssen glaubt. Damit deutet er ja selbst darauf hin, wie spottwohlfeil jenes Vergnügen und sogar in originaler Fassung sei: die Sache einer Viertelstunde, die sehr leicht fertige Arbeit für den hohlsten literarischen Flickschuster. Meinen Grund jenes Verfahrens, das ich den wenigstens formell ausgezeichneten Pessimisten in derartigen Schriften nachmache, will ich ihm deshalb mit einem zu seiner Beruhigung diesmal collationirten Goethe'schen Wort angeben: „Warum sagst Du uns das in Versen? Die Verse sind wirksam. Spricht man in Prosa zu Euch, stopft ihr die Ohren Euch zu." Ich denke, um dieses guten Zweckes willen würden unsere großen Dichter sogar eine, immerhin zu vermeidende, Benutzung à la Balthorn günstiger ansehen, als ihr gestrenger Schatzhüter in Fürstenwalde. — Da derselbe für meine Ehre beim Citiren so väterlich besorgt ist, so will ich ihm schließlich zum Dank auch meinerseits eine brüderliche Ermahnung hinsichtlich des Kritisirens geben. Wer eine nach allen bisherigen Stimmen sachlich doch ziemlich gehaltreiche Schrift so eingehend liest, daß er sie wie eine Schülerarbeit durchcorrigirt, aber auch nicht Eine Silbe inhaltlich dawider oder dafür zu sagen weiß, der bringt sich in den dringenden Verdacht eines verknöcherten Pedanten, welcher überhaupt in der Welt überall nur die Schalen sieht und von einem Gedankenkern nichts weiß. Oder aber kommt er in den Ruf eines formalistischen Zänkers, der fremde Sachen nur liest, um sich an ihnen reiben zu können und dadurch seinem Witz einige dürftige Funken zu entlocken. Auch das ist ein trauriges Metier, wenn gleich mit offenem Visir betrieben, immer noch weit besser, als die anderwärts beliebte Mode des maskirten, d. h. anonymen literarischen Buschkleppertums, welchem die einzig gelesene Vorrede zum Schlechtmachen eines Buches genügt. Oder soll ich gar noch weiter greifen und die offenbare Malice und höhnische Gehässigkeit meines mir total fremden Herrn Censors in der „Gegenwart" aus allgemeinen Gründen ableiten? Ich kann es aus aufrichtiger Bescheidenheit nicht wohl thun. Aber immerhin wurde ich an eine Bemerkung wenigstens erinnert, die mein hochgeachteter Gegner Hartmann mir nach Erscheinen der Schrift brieflich machte und die ich bei seinem mannhaften Charakter ohne Indiscretion glaube mittheilen zu können: „Ich zweifle nicht, daß Ihre Arbeit manchem Optimisten und manchem selbstgefälligen Nationalliberalen sehr ungelegen kommen und einige Köpfe wirksamer zum Nachdenken aufrütteln wird, als alle Kundgebungen aus dem pessimistischen Lager selbst es vermöchten." Das ist nun freilich viel zu viel Ehre und müßte erst durch eine Reihe ganz anderer Arbeiten verdient werden.

Kiel. E. Pfleiderer.

* * *

Vom ersten October an erscheint in Graz eine neue Zeitschrift unter dem Titel: „Grazer Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben" im Verlage von J. Eyller, die sich, nach dem Prospect zu urtheilen, eine ähnliche Aufgabe gestellt zu haben scheint wie unser Blatt. Der Redacteur ist Herr A. Mels, der sich als Feuilletonist und Dramatiker den Ruf eines begabten und gewandten Schriftstellers erworben hat. Von seinen dramatischen Arbeiten ist namentlich das Lustspiel „Heinrich Heines junge Leiden" hier wie anderwärts mit großem Erfolg zur Aufführung gekommen. Unsere besten Glückwünsche begleiten das neue Unternehmen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Abonnement der „Gegenwart" pro IV. Quartal 1876.

Mit der nächsten Nummer schliesst das III. Quartal der *„Gegenwart"*. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um *baldigste Erneuerung* desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. *Abonnements auf das IV. Quartal 1876 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.*

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paul Lindau,

Kleine Geschichten.

2 Bände. broch. 8 *M.* — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 *M.*

Inhalt:

I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Die

Fabrik von **Heinrich Lemcke**

in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**

(Zollvereinsgebiet)

empfiehlt ihre **feinen** und **hochfeinen**, sowie

importirten Havanna- etc. Cigarren

in den Preisen von **36** bis **1000 M.** pro Mille.

Preiscourante gratis und franco.

Verkauf an Private von $^1/_{10}$ an.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Tristan und Isolt

in

deutschen Dichtungen der Neuzeit.

Von

Reinhold Bechstein.

8. geheftet. Preis: 4 *M.*

Studien

zu

Schillers Dramen.

Von

Wilhelm Fielitz.

gr. 8. geheftet. Preis: 2 *M.* 50 *S.*

Die Götter und Heroen

des classischen Alterthums.

Populäre Mythologie der Griechen und Römer

von

H. W. Stoll,

Professor in Weilburg.

Fünfte Auflage.

I. Band: Die Götter. II. Band: Die Heroen.

Mit 42 Abbildungen nach antiken Kunstwerken.

Preis für beide Bände: geheftet 4 *M.* 50 *S.*, eleg. gebunden 6 *M.*

Diese bereits in 4 starken Auflagen verbreitete Mythologie zeichnet sich vor ähnlichen Büchern dadurch aus, daß sie mit populärer Darstellung wissenschaftlichen Gehalt verbindet und in Text und Bildern so gehalten ist, daß sie unbedenklich auch der Jugend in die Hand gegeben werden kann.

Commissions-Verlag

übernimmt und vertreibt thätigst

Carl Rinde in Leipzig.

Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefwechsel

zwischen

Schiller und Cotta.

Herausgegeben von

Wilhelm Vollmer.

Mit dem Porträt J. F. Cotta's.

gr. 8. 12 *M.* In hochelegantem „Einband für Bücherliebhaber" 18 *M.*

An die großen Schiller'schen Briefwechsel, mit Goethe und Körner, reiht sich der zwischen Schiller und Cotta als dritter an, zugleich das Denkmal eines seltenen Freundschaftsverhältnisses zwischen Schriftsteller und Verleger. Das Werk, welches neben den 467, zwischen den Hauptpersonen gewechselten Briefen, noch eine größere Anzahl von Buchhändler- und Autorenbriefen enthält und mit zahlreichen Noten und Erläuterungen versehen ist, bildet, außer dem Interesse, das sich an Schiller knüpft, einen unentbehrlichen Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels und wirft, bei der politischen Bedeutung Cotta's, höchst merkwürdige Streiflichter auf die politische Entwickelung Deutschlands im Wendepunkt zweier Jahrhunderte.

Der Einband für Bücherliebhaber ist auf das Sorgfältigste und Geschmackvollste in der hiesigen bekannten Buchbinderei des Herrn **Heinrich Roth** hergestellt worden: weißer Saffianrücken mit rothem und schwarzem Schild, Saffianecken; rother Schnitt und auf der Vorderdecke das Monogramm der Handlung in Golddruck.

Stuttgart, Juni 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gutzkow's neuester Roman:

„Die neuen Serapionsbrüder" erscheint im Laufe des Monats **October** im täglichen Feuilleton des

Auflage: 41,800, wovon ca. 16,000 Ex. außerhalb Berlins abonnirt sind.

Berliner Tageblatt.

Auflage: 41,800, wovon ca. 16,000 Ex. außerhalb Berlins abonnirt sind.

Die große Abonnentenzahl des „Berliner Tageblatt", welche bisher von **keiner anderen** Zeitung Deutschlands erreicht wurde, beweist am deutlichsten, daß das „Berliner Tageblatt" durch die **Reichhaltigkeit** und **Gediegenheit** seines Inhalts **allen Anforderungen**, welche an eine **große deutsche Zeitung** gestellt werden, in vollem Maße entspricht.

Abonnements pro IV. Quartal

auf das **„Berliner Tageblatt"** nebst der illustrirten humoristisch-satirischen Wochenschrift **„ULK"**, redigirt von Siegmund Haber, und der belletristischen Zeitschrift **„Berliner Sonntagsblatt"**, redigirt von Oscar Blumenthal, zum Preise von **5 Mark 25 Pf. incl.** Postprovision (für alle 3 Blätter zusammen), nehmen alle Reichs-Postanstalten jederzeit entgegen. Um recht frühzeitige Anmeldung ersucht höflichst

Die Expedition des „Berliner Tageblatt"

Rudolf Mosse.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Karl Scholtze in Leipzig.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Hilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 30. September 1876. Band X.

cf
30
v. 10
no. 40

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: L. Napoleon Bonapartes erstes Auftreten. Von Karl Hillebrand. — Altbayrische Skizzen. Von Martin Schleich. — **Literatur und Kunst:** Einem jungen Freunde. Von Anastasius Grün. — Ueber die Iphis-Dichtung und die derselben zu Grunde liegenden Thatsachen. Von Carus Sterne. — Ein Brief von Richard Wagner. Von Eduard Hanslick. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Fatinitza", „Die Irrfahrten des Odysseus" und „Caprice". Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

L. Napoleon Bonapartes erstes Auftreten.

Von **Karl Hillebrand.**

Keine Sache war volksthümlicher als die des Kaiserreiches unter der Restauration und der Juliregierung. Die Republik war das abstracte Ideal weniger Literaten und Verschwörer vom Handwerk, die keine Wurzeln in der Nation hatten; die Legitimität, nachdem sie aufgehört hatte eine Thatsache zu sein, die, von Außen herangebracht, mit Resignation aufgenommen worden war, nur noch die Ehrensache eines Adels, der sich der Nation entfremdet hatte; der Orleanismus war die Intrigue einiger Politiker gewesen, die es verstanden, diese ihre Lösung der Nation im rechten Augenblicke, wo die höchste Stelle unbesetzt schien, anzubieten und aufzureden: das Kaiserthum war die Sache Frankreichs selber.

Es ist schwer heutzutage sich von der Tiefe und Allgemeinheit dieses Nationalcultus einen Begriff zu machen.*) Allabendlich bieten Theater und Panorama dem nie ermüdeten, schaulustigen Volke Auftritte aus dem Heldenleben des „kleinen Corporals". Lithographien und Kupferstiche bringen in hundertfacher Zusammensetzung die Gestalten des großen Nationalepos; ja selbst die angesehensten Künstler wählen mit Vorliebe die Gegenstände ihrer Gemälde aus jener glorreichen Zeit, und der gefeiertste Dichter des Geschlechtes besingt den kaiserlichen Ruhm in Liedern, deren Refrain in allen Winkeln des Landes wiederklingt.

On parlera de sa gloire
Dans le chaume bien longtemps;
L'humble toit dans cinquante ans
Ne connaitra pas d'autre histoire.

In der Presse, auf der Tribüne wird ohne Unterlaß der große Kaiser angerufen, nicht nur als unerreichter Feldherr und edelster Patriot, sondern auch als Gesetzgeber und Staatsmann, von dessen Weisheit keine Berufung mehr ist. Die neue Regierung selber glaubt nicht besser um die Volksgunst buhlen zu können, als indem sie das Andenken des Nationalhelden verherrlicht, seinen Veteranen schmeichelt, die großen Namen seiner Umgebung an sich zieht, ihm selber riesenhafte Triumphbogen errichtet und mit den Bildern seiner Thaten schmückt, Plätze, Straßen und Brücken nach seinen Siegen benennt, sein Standbild auf der Ruhmessäule wiederaufrichtet, endlich auch seine Asche aus der fernen Insel, die sein Grab gewesen, zurückführt unter den Invalidendom Ludwigs XIV. Wäre der Imperialismus eine Partei gewesen, statt einer Nationalreligion, so wäre unzweifelhaft das Kaiserreich schon im Juli 1830 unter dem Jubel des Landes wiederhergestellt worden; aber er war keine Partei.

„Sagen Sie dem Prinzen", ließ General Excelmans dem jungen Louis Napoleon Bonaparte antworten, der sich um Rath und Beistand an ihn gewandt hatte, „er täusche sich, wenn er glaube eine Partei in Frankreich zu haben. Es herrscht eine große Verehrung für das Andenken des Kaisers, das ist Alles."*) Er hätte hinzufügen können, daß diese Verehrung sich auch auf die Schöpfungen des Kaisers erstreckte, die dem demokratischen Instinkte und dem Ordnungsbedürfniß der Nation ebenso sehr genug thaten, als die Person und die Thaten des Kaisers ihre Phantasie anregten und ihrer Eitelkeit schmeichelten. Aber eine bonapartistische Partei bestand nicht, konnte nicht bestehen, weil es die Natur der Sache und die Natur ihrer Anhänger nicht zuließ. Die Zahl derselben war Legion; aber die Bauern, die Bürger der kleinen Städte, die niedern Beamten, welche nur beim Kaiser schwuren, waren weder Leute eine Verschwörung anzuzetteln, noch eine politische Intrigue durchzuführen. Auf den hohen napoleonischen Militär- und Civiladel hatte die wohlverdiente Strafe, welche den Verrath Marschall Neys erreicht, ihre Wirkung nicht verfehlt. Er beschied sich größtentheils die im Glücksspiele des Kaiserreiches gewonnenen Reichthümer und hohe gesellschaftliche Stellung in sicherer Ruhe zu genießen. Von der Juliregierung aber mit Aemtern und Würden überhäuft, hatten die Marschälle und Präfecten Napoleons wenig oder nichts von einer Herstellung des Kaiserreichs zu erwarten.**) Selbst die wenigen Diener

*) Wer keine französischen Bücher jener Zeit zur Hand hat, der öffne die Pariser Briefe Börnes, dessen Geist freilich zu sehr in den Schranken der Partei liegt, um das Schauspiel, das er schildert, auch zu begreifen, oder die Correspondenz H. Heines, der mit des Dichters Seherblick sofort die ganze Bedeutung der Thatsache und ihre Zukunft erschaut. S. namentlich die bedeutsamen und ausgedehnten Stellen in de la France (ich citire nach der französischen Ausgabe, da mir die deutsche nicht zur Hand ist) S. 46 u. ff., S. 117 u. ff., S. 229 u. ff. in den Briefen vom 19. Januar, 25. März und 20. August 1832. Bei Börne s. u. A. im ersten Theile die Briefe vom 19. October, 8. December 1830 und 13. Januar 1831.

*) Zeugenaussage des Generals vor den Straßburger Assisen in der Sitzung vom 9. Januar 1837. S. A. Fermé, Les grands procés politiques. Strasbourg. D'après les documents authentiques (Paris 1868) S. 78.

**) Louis Philipp selbst entschuldigte sich bei den Vertretern der Mächte über diese massenhafte Zuziehung der Männer des Kaiserreichs: es sei, um die Republicaner abzuhalten. S. Dep. Werthers vom 17. August 1830. A. B.

Digitized by Google

des Kaisers, denen eine unfreiwillige Muße erlaubte ihrem Mißvergnügen durch Verschwörungen Luft zu machen und die entweder nichts dabei zu verlieren hatten oder leidenschaftlich und kühn genug waren, was sie besessen auf's Spiel zu setzen, conspirirten nicht für die aussichtslose Sache des Kaiserreiches. Die Verschwörungen von Grenoble und Lafère zielten auf einen Wechsel der Dynastie zu Gunsten der Familie Orleans.

In der That mußte die kaiserliche Sache eine aussichtslose erscheinen, denn keine konnte weniger einer Persönlichkeit entrathen als sie, die auf der Persönlichkeit beruhte, und sie besaß keine, seit Napoleon in unerreichbare Fernen versetzt war, und so lange, nach seinem Tode, der Erbe seines Namens und seiner Ansprüche, noch nicht dem Knabenalter entwachsen, unter östreichischer Aufsicht heranwuchs. Doch wandten sich alle Augen nach Wien, als die Julirevolution plötzlich die Nachfolge eröffnete, und nur die rasche Besitzergreifung durch das Haupt des Hauses Orleans, das auf dem Platze war und dem eine Gruppe einflußreicher Männer den Weg bahnte, verhinderte, daß der junge Chef des Hauses Bonaparte, der ferne war und nur über die Sympathie der Massen, nicht über den Beistand der Führer verfügte, angerufen wurde. Doch fragten schon eifrige Bonapartisten, wie der Herzog von Padua (Arrighi), beim östreichischen Gesandten an, ob Kaiser Franz seinem Enkel nicht erlauben wolle, nach Paris zu kommen. Andere, kühnere, gingen selbst nach Wien in der Hoffnung den jungen Prätendenten zu entführen.*) Auch war man in Wien und Paris noch keineswegs so fest von der Haltbarkeit der Julidynastie überzeugt, daß man nicht schon an eine Benutzung des großen Namens gedacht hätte, den der Enkel des Kaiser Franz, wie's scheint, mit hohem Bewußtsein trug.**) Schon Ende Februar 1831 drohte der Staatskanzler dem König der Franzosen „die Macht seiner starken Stellung gegen dessen schwache Stellung zu gebrauchen und ihm den Herzog von Reichstadt entgegenzustellen", wenn er den Carbonari der Romagna Vorschub leiste. Damals hatte Louis Philipp nachgegeben. Aber der junge Prätendent war einmal nahe an die Scene herangetreten. Es bildete sich um ihn und für ihn eine kleine provisorische Regierung, die Fürst Metternich gewähren ließ, weil er sich die Freiheit wahren wollte, auch diese Karte im Nothfalle auszuspielen. In der ersten Hälfte des Jahres 1832 gewannen diese Entwürfe immer mehr Gestalt und Metternich stand nicht an, den östreichischen Gesandten in der Schweiz, Graf Bombelle, mit den Verhandlungen zu betrauen, bis ihn die Befestigung des Julikönigthums und die Erfolge der gemäßigten Politik C. Periers plötzlich umstimmten: er theilte den ganzen Plan und den schon bereit gehaltenen Verfassungsentwurf der Bonapartisten nicht nur den Cabinetten in Berlin und Petersburg, sondern auch dem Agenten des Legitimismus in Wien mit, doch ohne zu verbergen, daß er vorkommenden Falles doch noch einmal zu dieser Waffe greifen könnte.***)

Da ereilte ein früher Tod den Sohn des großen Kaisers (22. Juli 1832). „In allen Hütten hängt das Bild des Kaisers", schreibt Heine als die Nachricht nach Frankreich kömmt aus der Normandie an die „Allgemeine Zeitung". „Ueberall ist es mit Immortellen geschmückt wie die Bilder des Heilands in der Charwoche. Viele alte Soldaten tragen einen Flor... Selbst junge Republicaner habe ich weinen sehen ... Ein altes Holzbein reichte mir schmerzlich die Hand und sagte: „„Jetzt ist Alles aus"". „Jawohl", fügte der deutsche Dichter prophetisch hinzu, „für die Bonapartisten, welche an die Auferstehung im Fleische des kriegerischen Imperialismus glauben, ist Alles aus ... Aber die Bonapartisten, welche an eine Auferstehung im napoleonischen Geiste glauben, haben jetzt eine glänzende Zukunft vor sich ... Ihr Bonapartismus ... ist die Idee einer Monarchie von höchster Macht, angewandt zum Nutzen des Volkes, und wer diese Macht haben und sie so anwenden wird, den werden sie Napoleon II. nennen." Der, dem dieß Ideal vorschwebte, plante schon seine Verwirklichung als der Dichter schrieb; aber Frankreich wußte kaum von seinem Dasein.

Louis Napoleon Bonaparte, geboren 1808 in den Tuilerien, war der zweite Sohn der Königin Hortense und Königs Ludwigs von Holland, dessen Nachkommen der Kaiser, im Falle des Aussterbens seiner eigenen Linie, zu seinen Nachfolgern eingesetzt hatte. Noch ehe der frühe Tod des älteren Bruders der in Forli der Krankheit und den Strapatzen des revolutionären Feldzuges von 1831 gegen die weltliche Macht des Papstes erlegen war, ihn zum Erben und Träger des Kaiserthums gemacht, hatte der schweigsame Jüngling von der Wiederherstellung des kaiserlichen Thrones geträumt und dafür gekämpft: jener Aufstand in der Romagna sollte seinem Vetter dem „König von Rom", sein italienisches Königreich verschaffen**), bis die Gelegenheit sich bieten würde, ihm auch sein französisches Kaiserreich wiederzuerobern. Nach dem Mißerfolge dieser Schilderhebung und dem Tode des Bruders war es ihm, dem selbst Erkrankten, gelungen, unter großen Gefahren und mit Hülfe der Mutter, der leichtfertigen und gewandten Tochter Josephinens, aus Ancona zu entkommen und über Pisa und Nizza nach Paris zu gelangen. Der König hatte sie dort mit Vorsicht, aber mit freundlichster Theilnahme empfangen und ihnen Aussicht auf einen bleibenden Aufenthalt in Frankreich, ja auf Eintritt des Prinzen in die königliche Armee gemacht, wenn er nur seinen Namen ablegen wollte.***) Der junge Prinz kannte zu wohl den Werth dieses fast einzigen ihm übrigen Capitals, um es aus der Hand zu geben; und das Schauspiel, das sich ihm am Vorabende seiner Abreise aus Paris in seinem eignen Gasthause auf dem Vendômeplatz darbot, als am Todestage seines Oheims (5. Mai 1831) die Menge zur Ruhmessäule strömte, um ihre Immortellenkränze an dem Fuße derselben niederzulegen, mochte ihm beweisen, daß er sich in seiner Werthschätzung nicht geirrt habe. Der König selbst aber und seine Schwester Adelaïde fanden doch, daß der Aufenthalt zu lange dauere und drangen auf die Abreise. Nach kurzem Verweilen in England kehrte der Prinz über Boulogne, wo die

*) S. die eben angeführte Depesche Freiherrn von Werthers vom 17. August 1830. A. B.

**) „Nach Allem, was ich höre, hat der junge Mann einen heißen Kopf, einen ungestümen Sinn, einen maßlosen Thatendurst und einen außerordentlichen Ehrgeiz", schrieb der sardinische Botschafter aus Wien unterm 30. Juni 1831. A. T.

***) S. die Depeschen Benzis des neapolitanischen Gesandten in Wien vom 6. Januar 1831 und des neapolitanischen Generalconsuls in Triest vom 24. December 1830, beide mitgetheilt von Nicomede Bianchi a. a. O. III. 333. (Die Citationen im Text S. 30 wimmeln von Druckfehlern und können deshalb nur irreführen.) Damit vgl. die obenangeführte vertrauliche Depesche Graf Pralormos vom 30. Juni 1831: „Je pense que ces projets (certaines idées éloignées auxquelles je savais que la Maréchal Marmont n'était pas éloigné) existent toujours comme des ressources pour l'avenir. C'est pour cela que le jeune homme (le duc de Reichstädt) commence à être mis en évidence, qu'on réveille en lui le goût militaire, qu'on le prépare en un mot à jouer un rôle." A. T. Vgl. auch Capefigue a. a. O. VIII und ff. und über diese Intriguen Metternichs die äußerst interessante vertrauliche Dep. Graf Pralormos vom 27. März 1832. A. T., sowie Droysen, a. a. O. S. 641 und oben Kap. III, § 6.

*) S. H. Heine a. a. O. S. 231.

**) S. Dep. des neapolitanischen Gesandten in London Graf Ludolf vom 12. December 1830 und 15. April 1831, angeführt bei Nicomede Bianchi a. a. O. III, 30.

***) La Reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre pendant l'année 1831. Fragments extraits de ses mémoires inédits, écrits par elle mêmes. Paris 1834. S. 217. Ueber die Scene vom 5. Mai s. S. 242 ff. Der Herzog von Aumale in seiner Schrift: Lettre sur l'histoire de France, gerichtet gegen Prinz Napoleon (Jerôme) erzählt (S. 13): C. Perier habe Louis Philipp benachrichtigt, daß, während die Königin Hortense bei ihm gewesen und ihren Sohn krank gesagt, dieser eine geheime Berathung mit den republicanischen Parteihäuptern gehabt habe. Er belegt aber diese Angabe mit nichts.

Digitized by Google

Mutter ihm die Stelle zeigte, an der einst des Kaisers Zelt gestanden und an der er zum ersten Male das Kreuz der von ihm gestifteten Ehrenlegion vertheilt, über Malmaison, wo er seine glücklichsten Tage verlebt, und andere Orte Frankreichs, an die sich das Andenken des Oheims knüpfte, nach seinem Schloß Arenenberg in der Schweiz (Thurgau) zurück.

Sein Leben dort war das eines Fürstensohnes, der sich für seine zukünftige Herrscherrolle vorbereitet, aber mit dem klaren Bewußtsein dessen vorbereitet, was das 19. Jahrhundert von einem Fürsten verlangt, zumal wenn dieser Fürst das Erbe eines revolutionären Monarchen beansprucht. Sein Auftreten war ein edelmännisches: als sicherer Schütze, verwegener Reiter, kühner Schwimmer suchte er seines Gleichen im Kanton. Dabei blieben Geschichte und Mathematik, die ihn schon auf dem Gymnasium in Augsburg besonders angesprochen, seine Lieblingsstudien, ja schon versuchte er sich in politischer Schriftstellerei. Seine „Réveries politiques" waren freilich nur, was ihr Name sagte, „Jugendschwärmereien", der Verfassungsplan, den sie enthielten, die unförmliche Ausgeburt eines unklaren und unreifen Geistes, in der jedoch der Grundgedanke der demokratischen Monarchie schon ganz vollständig hervortritt. Zugleich trat er wieder in die eidgenössische Artillerie, um die Specialwaffe seines Oheims gründlich kennen zu lernen, und ward bald darin zu einem höheren Grad befördert. Was er über die Militärorganisation der Schweiz schrieb und sein „Handbuch des Artilleristen" erregte die Aufmerksamkeit der eidgenössischen Regierung, die mit einer Revision der Bundesverfassung umging. Schon vorher hatte der Canton Thurgau den jungen Mann zu seinem Ehrenbürger ernannt, der schon jetzt mit beschränkten Mitteln offenes Haus hielt, die Flüchtlinge aller Nationen mit offenen Armen empfing und nichts versäumte, um sich bei Bürgern und niederem Volk beliebt zu machen. Schon als länderloser und aussichtsloser Prinz besaß der schlichte junge Mann, dem die Natur die äußeren Reize versagt hatte, welche der Mutter in so reichem Maße geworden waren, jenen seltenen Zauber, nicht des Anziehens, aber des Festhaltens, den er selbst dann noch unwiderstehlich üben sollte, als er, ein gebrochener Greis, zum andern und letzten Male in die Verbannung wanderte. Wer sich ihm anschloß, schloß sich ihm für's Leben an, und selbst der Nüchternste war bereit, seine ganze Existenz auf die Karte des tollkühnen Spielers zu setzen. Denn ein Spieler war er und blieb er, der „sanfte Starrkopf", wie ihn die Mutter nannte, der unbeirrt durch Verlust und Verlust immer wieder sein Alles auf dieselbe Nummer setzte, bis sie herauskam. Wo erst die sittliche Berechtigung der Gewalt und der List im Staatsleben eintritt, scheint er nie bedacht zu haben. Nicht wie Wilhelm III. und Louis Philipp von der Volksvertretung herbeigerufen, um den gewaltsam erledigten Thron einzunehmen und das bedrohte Recht zu schützen; nicht wie Cromwell und Napoleon, um bei der Ohnmacht des Gesetzes einer unerträglichen Verwirrung ein Ende zu machen; nicht wie Karl Eduard und die Herzogin von Berry, um ein rechtmäßiges Erbe, oder was man dafür hielt, den Händen des Usurpatoren zu entreißen, nein, unherausgefordert wie ein gläubiger Abenteurer des 13. oder 16. Jahrhunderts zog er aus sich ein Reich zu erobern, aber nicht ein fernes Achaja oder Peru galt's den Heiden zu entreißen, das nahe Vaterland war der Preis, um den er buhlte; eine endlich beruhigte, friedliche Ordnung der Dinge plötzlich umzustürzen unterfing er sich, freilich in der nicht unbegründeten Zuversicht, daß nach einem raschen Handstreich die ganze Nation der neuen Ordnung zujauchzen werde. Hatte sie nicht dem großen Oheim zugejauchzt, als der Verbannte an der Spitze seiner Armee in Paris einzog? Und wie viele waren die Getreuen, mit denen er an der Küste des mittelländischen Meeres gelandet war, und deren winziges Häuflein, wie eine Lawine schwellend, bald ganz Frankreich mit sich fortriß? So brachte die unheilvollste und verbrecherischste That des Jahrhunderts, welche dem Lande schon eine neue und schwerere Invasion, Gebietsverlust, die royalistische Schreckensherrschaft eingetragen und, schlimmer als Alles das, die Versöhnung mit der alten nationalen Dynastie fast unmöglich gemacht hatte, auch noch das Unheil in ihrem Gefolge, daß sie bei allen Unternehmungen des Bürgerkrieges, mit denen Ehrgeiz und Leichtsinn das Land bedrohten, als ein ermuthigendes Beispiel vorleuchtete.

Im Sommer des Jahres 1836 reiften die Pläne des Prätendenten. Auf seinem Schlosse von Arenenberg sah er angesehene Männer aus Frankreich, die durch übertriebene Schilderung der herrschenden Unzufriedenheit seine Hoffnungen nährten und steigerten. Hatte ihm doch schon Chateaubriand selber im Jahre 1832 versichert, nach dem Sturze von des heiligen Ludwigs Geschlechte gäbe es „keinen Namen, der dem Ruhme Frankreichs besser anstehe, als der seine".*) Hatte doch Lafayette kurz vor seinem Ende den Prinzen persönlich ermuthigt, „die erste Gelegenheit zu benutzen, nach Frankreich zurückzukehren", und ihm versprochen, „ihn mit allen seinen Mitteln zu unterstützen, wenn der Augenblick gekommen sei".**) Sein Nachbar, der Schloßherr von Wolberg, hatte unter seinem Oheim gedient und ihm ein begeistertes Andenken bewahrt. In Baden kam der Prinz öfter mit Offizieren aus dem nahen Straßburg zusammen und es gelang ihm (Juli 1836) einen derselben mit Hülfe einer schönen, nicht gerade bedenklichen Sängerin ganz für sich zu gewinnen, denn schon jetzt fand er diese merkwürdige Frauenergebenheit, der die Liebe ganz fremd war, und die ihm später so oft rettende Dienst leisten sollte. Oberst Vaudrey war Chef jenes 4. Artillerieregiments, in dem Napoleon einst gedient, das ihn 1815 in Grenoble jubelnd empfangen und ihm den Rückzug nach Paris gebahnt; er befehligte jetzt interimistisch die gesammte Artillerie von Straßburg. Eine solche Hülfe war unschätzbar. Einige Lieutenants versprachen den Zuzug von zwölf in Straßburg liegenden Pontonniercompagnien. Viele andere Offiziere der Garnison waren gewonnen, theils ältere, welche ihre Epauletten dem Oheim dankten, theils jüngere, welche rasche Beförderung von dem Neffen erhofften, viele darunter Söhne wohlhabender adeliger Familien, die sich durch ihren Leichtsinn in Geldverlegenheiten gestürzt. Die Nationalgarde, welche wegen ihrer republicanischen Gesinnung aufgelöst worden, sollte sofort wiederhergestellt und mit der Bewachung der Festung betraut werden, während der Prinz an der Spitze der ganzen Besatzung (12,000 Mann, 6 Regimenter) sich nach Paris bewegte hätte. Zwei Stabsofficiere außer Dienst, eben jener Nachbar vom Bodensee und ein Graf de Bruc, suchten erfolglos Verbindungen mit Generälen aus der Kaiserzeit anzuknüpfen. Keiner wollte sich im Voraus binden. Doch war man bei der Mannschaft und den Unterofficieren glücklicher gewesen, wie der gleichzeitige Ausbruch der Meuterei in Vendôme es bewies.***) In Straßburg waren im Ganzen wohl an 200 Personen im Einverständniß und das Geheimniß ward trefflich gewahrt. Der ganze Plan der Verschwörung war von Persigny, dem Vertrauten des Prinzen,

*) Der Brief Chateaubriands ist von Luzern den 2. September 1832 kurz nach seiner Abreise von Arenenberg datirt. Er ist u. A. gedruckt bei E. Lecomte, Louis Napoléon Bonaparte, la Suisse et le roi Louis Philippe (Paris 1856. S. 55 und 56).

**) Nach einer Angabe bei A. Laity (le prince Napoléon à Strasbourg, Paris 1838). Laity, ein Oberlieutenant im Corps des Pontonniers und Mitverschworner, war am 18. Januar 1837 wie alle andern Angeklagten freigesprochen worden. Im folgenden Jahre wurde er wegen der oben angeführten Schrift von Neuem vor Gericht gestellt und zwar vor den Pairshof, der ihn zu fünf Jahren Gefängniß und 10,000 Franken Strafe verurtheilte. Der Prinz in einem Briefe vom 2. Juli 1838 erklärt die angezogene Schrift wiederholt als ganz zuverlässig. „Man wird Sie wohl fragen, woher Sie alle die Angaben haben, die Sie machen. Sie können sagen, Sie haben sie von mir." Danach ist wohl nicht an der Authenticität von Laitys Angaben zu zweifeln.

***) Dieselbe ist als republicanisch dargestellt worden; aber Guizot, der etwas davon wissen mußte, sagt, er habe Grund anzunehmen, es habe eine Verbindung mit Straßburg bestanden (a. a. O. IV. 202).

Digitized by Google

entworfen; er leitete die Ausführung. Ein überzeugter Bewunderer des Cäsarismus, in dem er die nothwendige Staatsform seines Vaterlandes sah, war der junge Mann zugleich der persönliche Freund des gleichaltrigen Prätendenten, in dessen Sache er ganz aufging. Er war und blieb der Doctrinär sowohl wie der Handstreichler des neuen Kaiserthums, dessen Staatsmann zu werden er freilich nicht berufen war.*)

Am Abend des 29. October traf der Prinz in Straßburg ein, und verbrachte die Nacht mit einigen der Verschworenen. Früh um 1/2 6 Uhr des andern Morgens (30. October) erschien er, in Artillerieuniform**), umgeben von seinen Adjutanten, deren Einer, Major Parquin, Generalsepauletten trug, in der Caserne des 4. Regiments, das Oberst Vaudrey in aller Frühe, und ohne die nicht eingeweihten Officiere zu benachrichtigen, hatte zusammentreten lassen. Er stellte den Prätendenten als den Neffen und Erben des Kaisers vor und begeistertes Hochrufen antwortete seiner und des Prinzen kurzer Anrede. Nachdem Dieser vier Detachements unter Führung Persignys und dreier andern Mitverschwornen nach der Präfectur, den Wohnungen des Departementcommandanten Generals Lalande, und eines Obersten, dem Telegraphen und einer Druckerei gesandt, wo die Proclamationen verfertigt werden sollten, stellte er sich an die Spitze der Uebrigen und marschirte mit klingender Musik und ununterbrochenen Jubelrufen auf die Hauptwache, wo er sich der Person des Divisionsgenerals Voirol bemächtigt, ohne ihn jedoch zum Anschluß bewegen zu können. Von da eilt er zur Finkmatt, der Caserne des 46. Infanterieregimentes, wo die Pontonniers der Verabredung gemäß mit ihm zusammentreffen sollen. Auch hier verfehlen die Worte des Prätendenten und seiner Begleiter, die kaiserlichen Adler, das Beispiel der Kameraden ihre Wirkung auf die niedern Officiere und die Mannschaft nicht. Auch hier antwortet der Ruf „es lebe der Kaiser!" seiner Ansprache; aber bald erscheinen einige pflichtgetreue Officiere, das Gerücht verbreitet sich, man habe einen Betrüger, den Neffen Vaudrey's, nicht des großen Kaisers vor sich.***) Ein Lieutenant legt Hand an den Prinzen, die Artilleristen springen diesem zur Hülfe, es kommt zu einer heftigen Rauferei. Von den Wällen fallen die Steinwürfe des Pöbels, der die Partei des Prinzen ergreift und mit einigen Flintenschüssen auseinandergejagt werden muß.†) Endlich gelingt's den Prätendenten und seine Begleiter zu entwaffen, man reißt ihnen die Epauletten und Orden ab, schließt sie in der Caserne ein, von wo sie noch desselben Tages in's Gefängniß gebracht werden. Indessen hatte man auch schon, erst den General Voirol, dann den Präfecten befreit. Die Pontonniers, im Glauben, Alles sei mißlungen, hatten sich zerstreut, ehe sie zur Finkmatt kamen. Ihr entschlossenster Führer erreichte den Ort nur um das Schicksal des Prinzen und seiner Begleiter zu theilen. Persigny und fünf andere Chefs der Verschwörung — alle Officiere — entkamen; sieben blieben in den Händen der Obrigkeit. Die Meisten blieben unbekannt und wurden von den Ergriffenen männlich gedeckt. Auch die gleichzeitig (30. October) in Vendôme ausgebrochene Meuterei war sofort unterdrückt worden, ohne daß man den höherstehenden Urhebern auf die Spur hätte kommen können. Man mußte sich hier wie in Straßburg damit begnügen, die Thäter zu ergreifen, die Verdächtigen aber in Ruhestand zu versetzen oder in andere Garnisonen zu schicken.

Gerne wäre man wohl auch der Anderen so wohlfeilen Kaufes losgeworden. Denn die Verlegenheit war groß; sollte man sie vor den Pairshof stellen, wie es das Verbrechen des Hochverraths erfordert hätte und so einem Zwischenfalle, den man gerne als eine unbedeutende Militärmeuterei dargestellt hätte, die Wichtigkeit eines großen, politischen Processes verleihen? Sollte man sie einem Kriegsgerichte übergeben, da doch verschiedene Mitverschworne nicht der Armee angehörten? Sollte man die Sache der Civilpersonen von der der Militärs trennen, gegen alle juristischen Grundsätze der Zeit, gegen alle Antecedentien seit 1830, mit der Aussicht, daß die Einen ein Todesurtheil, die Andern die Freisprechung erwartete?*) Die Amtszeitung vom 3. November meldete, die Sache sei der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit überliefert, und einen Monat später (5. December) verwies der Anklagesenat von Colmar sie vor den Assisenhof in Straßburg. Aber schon war der Hauptschuldige nicht mehr in den Händen der Justiz.

Am Abend des 9. November war der Prinz auf „höheren Befehl" aus seinem Gefängniß gezogen und nach Paris gebracht worden, von wo er nach zweistündigem Aufenthalte weiter nach Lorient befördert und am 21. auf der Fregatte die „Andromeda" nach New-York eingeschifft wurde. Der Prinz hatte nur gezwungen eingewilligt und zu wiederholten Malen verlangt gerichtet zu werden. Noch vor seiner Abreise (am 19. November) schrieb er um zu erklären, „daß er keinerlei Eid geleistet nicht wieder nach Europa zu kommen", und warf seiner Mutter (Brief vom 11. November, aus der Pariser Polizeipräfectur) schonend vor, mehr an seine Gefahr als an seine Ehre gedacht zu haben, „welche ihn verpflichtete das Schicksal seiner Unglücksgenossen zu theilen".**) In der That war das Flehen der herbeigeeilten Mutter nicht ohne Wirkung auf den König gewesen, obschon die Hauptbeweggründe die Furcht gehässig und hart zu scheinen, und die Erinnerung an die Verwicklungen, welche die Gefangenschaft der Herzogin von Berry im Gefolge gehabt, gewesen sein mögen. „Ich habe an den Herzog von Bordeaux gedacht, indem ich Louis Napoleon Bonaparte begnadigte", äußerte er wiederholt, besorgt wie

*) Der volle Name Persignys war Fialin, Vicomte de Persigny, ein Titel, der seiner Familie seit 200 Jahren zukam, den er aber zuerst wiederaufnahm. Er war Unterofficier gewesen; aber es darf nicht vergessen werden, daß in Frankreich, wo die Hälfte der Officiere aus den Unterofficieren recrutirt werden, viele junge Leute guten Standes, um die Militärschule zu vermeiden, als Freiwillige in die Armee eintraten, um die Epauletten zu verdienen. Uebrigens war Persigny sofort nach seinem Eintritt in die Cavallerieschule von Saumur gegangen und mit 20 Jahren als Wachtmeister daraus hervorgegangen.

**) Nicht in seines Onkels Costüm, wie die Sage geht, s. Persignys Brief vom 24. December 1836 an die „Sun", im Jahre 1837 in erweiterter Gestalt herausgegeben unter dem Titel Relation de l'entreprise du prince Napoléon Louis (Paris und New-York). Damit vgl. die Aussagen aller Zeugen mit Ausnahme Pleigniers.

***) S. die wichtige Zeugenaussage der Adjutanten Gall und Deguerre. S. Fermé a. a. O. 92. 94.

†) Zeugenaussage Oberst Tallandiers. Fermé a. a. O. 142.

*) Vor 1830 ward, in solchem Falle wie in Deutschland, nach Vorunterſuchung durch eine gemischte Commission, die Sache der Militärs von der der Civilisten getrennt und dem Kriegsgericht übermacht.

**) S. Fermé a. a. O. S. 10 (vgl. S. 8 und 206). Der demüthige und zerknirschte Brief des Prinzen an den König, der damals veröffentlicht ward, wurde sofort von ihm dementirt, und weder Louis Philipp noch seine Minister protestirten gegen dies Dementi. Der Brief des Prinzen an seinen Vertheidiger, begonnen auf der Durchreise durch Paris am 11. und beendet in Lorient am 15., welcher vor Gericht verlesen wurde ist durchaus würdig: „Malgré mon désir de rester avec mes compagnons d'infortune et de partager leur sort, le roi dans sa clémence a ordonné que je fusse transporté en Amérique. J'apprécie, comme je le dois, la bonté du Roi, mais je regrette bien vivement de ne pouvoir comparaitre à la barre des tribunaux pour expliquer les démarches à la suite des quelles j'ai entrainé mes amis à leur perte . . . . Vous voyez donc que c'est moi qui les ai seduits": und nach weiteren und genaueren Selbstanklagen: „le gouvernement a été généreux pour moi". Dies die demüthigsten Worte des Schreibens. Aus des Königs Casse wurden ihm 16,000 Fr. für seine ersten Bedürfnisse eingehändigt, die er annahm. Es ist bei des Prinzen Charakter und Geldgewohnheiten höchst wahrscheinlich, daß er diese Summe durch seine Mutter zurückgeben ließ, wenn er sie auch hätte borgen müssen, ohne zu wissen, ob er sie zurückgeben könne. Auch die Anspielungen der orleanistischen Schriften auf einen allzu demüthigenden Brief, den er an den König gerichtet, entbehren jeder Basis, der einzige authentische Brief enthält nichts dergleichen.

Digitized by Google

immer die legitimistischen Höfe des Nordens zu beruhigen*). „Auch wäre er sicher freigesprochen worden" fügte er hinzu und das regierungsfreundliche „Journal des Débats" sagte offen: „Die Geschwornen wären erstaunt, erschrocken den Neffen des Kaisers Napoleon zu richten, was er auch gethan haben möge." Aber auch die unbedingte Freilassung hatte ihre Nachtheile. Ein Eingreifen der Executivgewalt in die richterliche lag unbestreitbar vor. Die „öffentliche Meinung" war empört über die Verletzung der Rechtsgleichheit, wie sie empört gewesen wäre, wenn der durch eine Revolution zur Herrschaft gelangte Bürgerkönig den Neffen des großen Kaisers hätte hinrichten lassen. Das Schlimmste war, die Mitschuldigen waren der Strafloſigkeit sicher, sobald der Hauptschuldige ungestraft davon gekommen war. Man konnte von keinem französischen Geschwornengerichte, bei der herrschenden Stimmung und bei der Gleichgültigkeit gegen militärische Pflichten, welche die unausbleibliche Folge so vieler Staatsumwälzungen war, erwarten, daß es wagen, daß es nur wissen werde einen Unterschied zu machen zwischen denen, die nur des Hochverraths, und denen, die des Hochverraths und des Eidbruches schuldig waren. Welch ein Beispiel aber für die Armee, wenn Offiziere, die so gewissenlos ihren Fahneneid gebrochen, straflos ausgingen? So aber und nicht anders sollte es kommen.

Die Verhandlungen, welche am 6. Januar 1837 vor dem Assisſenhofe in Straßburg begannen und an scenischem Interesse Nichts zu wünschen ließen, endeten am 18. mit einer vollständigen Freisprechung aller Angeklagten, welche sämmtlich geständig waren, gegen welche aber die „öffentliche Meinung" während des Processes nicht mit den Zeichen ihrer Theilnahme gekargt hatte. Ein lärmendes Bankett, das die Geschwornen selber den Angeklagten, meist Officiere, und ihren beredten Vertheidigern gaben, schloß würdig diesen ganzen Hohn auf Recht, Gerechtigkeit und militärische Ehre.**) Der arme Husar aber, der bei der Vendômer Meuterei ergriffen worden, ward vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Des Königs Gerechtigkeitsgefühl sträubte sich indeß gegen solche Ungleichheit und verwandelte seine Strafe zu lebenslänglichem Gefängniß. Oberst Vaudrey ließ unterdessen keine Gelegenheit vergehen, sich in voller Uniform dem bewundernden Pariser Publicum zu zeigen.

Wenige Monate darauf (Juli 1837) war auch der Prinz wieder in Arenenberg am Sterbebette seiner Mutter. Frankreich aber wußte fortan, daß noch ein Erbe Napoleons lebe, und daß er entschlossen sei, die Hinterlassenschaft zu beanspruchen, sobald sich die Gelegenheit böte. Von dem Augenblicke an bestand — wenn auch nur in schwachen Ansätzen — eine dritte regierungsfeindliche Partei, die bonapartistische.

Altbayrische Skizzen.

Von **Martin Schleich.**

Die letzte serbische Skuptschina wurde geschlossen ohne daß die alte Sitte, wonach jedem Mitglied des dortigen hohen Hauses, gleichsam als lebendiger Landtagsabschied, ein Spanferkel verabreicht werden soll, zur Ausübung gekommen wäre. Gingen ja die meisten Mitglieder nicht nach Hause, sondern in's Feld, um mit den Türken zu streiten, die ihren Gegnern nicht lange zurufen: Hört! Hört! sondern — ihnen lieber gleich die Ohren abschneiden.

Ganz so barbarisch ist es nun im bayrischen Landtag, der gleichzeitig tagte und auch eine rurale Versammlung darstellt, allerdings nicht hergegangen, obwohl die Popen alles Mögliche thaten, um den Krieg gegen das liberale Türkenthum und die Juden nicht einschlafen zu lassen. Wie es an der untern Donau noch werden wird weiß Gott; an der obern und in dem Flußgebiet, das uns gehört, bleibt es vorläufig beim Alten. Der famose Aeneas Sylvius, nachmals Pius II., pflegte zu sagen: jeder Reichstag sei schwanger, d. h. er trage schon wieder einen andern in sich. Für uns ist dieser Zustand besonders hoffnungsvoll, da wir sicher sein können, daß die Succession nicht aus der Art schlagen wird. Vorläufig ist, wie jeder Münchener im Vorbeigehen mit Vergnügen bemerkt, der parlamentarische Janustempel geschlossen, der Bayreuther Festcyklus reihte sich unmittelbar daran, während die Kunstgewerbeausstellung noch fortgeht, um Ende September in einer großen Costümproduction auf dem Hoftheater zu gipfeln. Den Schluß bilden dann die unter dem Namen „Octoberfest" bekannten olympischen Spiele auf der Theresienwiese, die außer dem sel. Dr. Carl Müller, genannt S . . müller, freilich noch keinen Pindar gefunden haben. Wenn jedes Land im Verhältniß zu seiner Größe so viel zur Unterhaltung des Welttheils beitrüge, würde es sich allmälig verlohnen, ein Europäer zu sein.

Es kann in Bayern nichts vorgehen, ohne daß die am linken Isarufer liegende Boa constrictor etwas davon hätte. Wenn auch die Landtage, wie sie sich seit einer Reihe von Jahren gestalten, dem Ganzen zum Schaden gereichen, der Stadt München nützen sie, durch erhöhten Wohnungs- und Lebensmittelconsum, außerordentliche Beschäftigung der Preßgewerbe — denn was bei einer solchen Session Alles gedruckt und autographirt wird, ist zum Erstaunen —, abgesehen vom Kerzen-, Oel-, Besen-, Putzlumpen- und sonstigem Materialverbrauch; auch zerreißen die noch nach der Mode von 1818 gekleideten „Boten" möglichst viele Kappenstiefel, und sollte ein Theil der Abgeordneten von den täglichen fünf Gulden wirklich etwas ersparen, so legt der andere um so mehr darauf. Man will zwar bemerkt haben, daß Leute aus zurückgebliebenen Provinzen für die vorgeschrittensten Reize der Tingeltangel nicht unempfindlich sind, im Ganzen aber ist die größere Frugalität auf katholisch-patriotischer Seite. Als man einen Abgeordneten aus der Passauer Gegend fragte, was er zu Hause den Winter über thue, antwortete er: Spinnen! Und was verdienen Sie dabei täglich? Fünfzehn Kreuzer. Unter solchen Umständen hat ein Mandat noch seinen Werth. Gleichwohl ist der Aufenthalt in der Hauptstadt für sog. Kernpatrioten nicht ohne läuternden Einfluß. Der Eine kommt mit einem Rock, der den Begriff der Joppe kaum um ein paar Finger übersteigt, während dem andern die Schöße bis an die Knöchel fallen, die Taillenknöpfe aber an den Schulterblättern sitzen und beim feierlichen Schwur: „nur des ganzen Landes Wohl im Auge zu haben", wo möglich noch höher hinaufsteigen. Es ist nun artig, zu beobachten, wie schon nach Verlauf einiger Wochen die Chaussüre des Ersten merklich länger, die des Zweiten aber kürzer geworden ist, bis die Rockflügel Beider endlich auf dem richtigen Mittel zusammentreffen. Noch schneller als mit dieser Verwandlung geht es mit der Anschaffung einer Uhrkette, die dem unverdorbenen Ankömmling in der Regel schon einen Theil der Reiseentschädigung aus der Tasche lockt. Wenn sich der Papst selbst nur als „servus servorum" unterschreibt, so können seine besten Gläubigen, und das sind die bayrischen Patrioten, nicht viele Dienstmänner in Anspruch nehmen, und so kommt es, daß man den Abgeordneten H. aus den „Voralpen" eigenhändig ein paar Stiefel über die Straße tragen sieht, die er dem Schuster zur Amendirung überbringt, während sein College, der Gesetzgeber S., von dem es heißt, daß er sich um die Sanität der Stadt München früher auf einem der beschwerlichsten Gebiete Verdienste erworben habe, die Einsamkeit eines Faubourg dazu benutzt, seine Kleider auszuklopfen. Von Unaussprechlichen besitzt der Mann zwei Paare, eines von Leder,

*) So sagte er zum preußischen Gesandten im November und noch vier Monate später zu Dupin. F. Werther Dep. vom 18. November 1836 und 16. Februar 1837. A. B.

**) Wie wohl man in den Tuilerien die Gefahr in ihrem ganzen Umfang erkannt und gefürchtet, obschon man hernach das Unternehmen als eine ungefährliche Kinderei hinzustellen suchte, lese man bei Guizot a. O. IV. 199. Das Schauspiel der spanischen Militärrevolutionen scheint auf Louis Philipp tiefen Eindruck gemacht zu haben.

Digitized by Google

dem er eben das Vertrauen des ultramontanen Wahlcomité, besonders Hrn. Jörgs verdankt, der dieses Mal die Leute sorgfältig ausgewählt wissen und nur verlässige Elemente haben wollte; die andern sind von Tuch, eigentliche Kammerhosen, noch wohl erhalten, wenn auch durch das ewige Aufstehen und Niedersitzen mit „Gegenprobe", so zu sagen, durchgestimmt. Diese Leute, fast ein halbes Hundert, sind jeden Augenblick bereit, nicht nur den obersten Schulrath und die fünfte Lateinclasse, sondern auch sämmtliche Universitäten und Lateinclassen abzuschaffen. Glücklicherweise ist aber der Referent über das Cultusbudget ein Bischofscandidat, der die kirchlichen Interessen mit der wahren Medicin und Chemie zu vereinigen weiß, und so bewilligen sie sogar auch die Mittel für die Akademie der Wissenschaften. Freilich mußte Herr v. Lutz Garantie leisten, daß kein excommunicirter Professor sich künftig mehr an Doctorpromotionen der Theologie betheiligen dürfe. Ein in dieser Beziehung vorgekommener Fall hat in Brindlkirchen, Feldmoching, Pötzham, Lochhausen, Menzing, Trudering und anderen Emporien des Wahlkreises München II gerechtes Aergerniß erregt.

So leben wir gemüthlich in der Weltgeschichte fort und entwickeln uns constitutionell — wohin? das weiß kein Mensch. Noch im vorigen Jahrzehnt war Bavarien in legislatorischer Beziehung sehr fruchtbar, eine wahre Gesetzgebungsmutter; wir erhielten Strafcodices, Gemeindeordnungen, einen Civilproceß u. s. w. Viele von diesen Schöpfungen nebst ihren Commentarien hat indeß freilich das Reich gefressen; es gäbe aber für Particular-Lykurge immer noch zu thun, denn des Deutschen Bedürfnisse sind ja außerordentlich verschieden. Aber seit Pius IX. verkündet hat: der oberste Gesetzgeber und Richter nicht nur im Glauben, sondern auch im ganzen unermeßlichen Bereich der Sitten, sei er und kein Anderer, ist unsere Kraft wie gelähmt. Bei einem Haar wäre selbst die Hundesteuer daneben gegangen und eine Lex, wornach die Beschälhengste einer polizeilichen Approbation bedürfen sollten, war schon gar nicht mehr zusammenzubringen. Die Patrioten, obwohl sie doch zur Pferdezucht mitunter sehr gleichgültige Stellungen einnehmen, man nehme nur einen Capitelsadvocaten oder Lyzealprofessor, stimmten heftig und wie Ein Mann dagegen, offenbar auf Instigation der Geistlichen, die von Approbationen durch den modernen Staat überhaupt nichts mehr wissen wollen, aus Furcht, daß mit der Zeit auch ihre politische Gaureiterei unter Aufsicht gestellt werden könnte.

Bei alledem wäre es nicht das größte Unglück, wenn wir die Hände in den Schoß legen und den Reichstag für uns arbeiten lassen könnten — einen „Goldregen" hat unser Minister Fäustle dessen Bescheerungen einmal in Berlin genannt. Aber das Budget! Wir sind denn doch noch ein geordneter Staat, haben in München sogar einen „Verein für Baarzahlung", und müssen also über das was eingeht und nicht eingeht Buch führen. Zur schönen ständischen Zeit machte man die Geschichte immer gleich auf sechs Jahre ab, aber 1859 drängte sich die Bemerkung auf, daß Dinge möglich sind, in Folge deren sich ein auf so lange festgestellter mittelstaatlicher Haushalt leicht als zu klein oder auch als — zu groß erweisen könnte. Ein Salomo hätte nun halbirt, zumal nach der Verfassung unser Volk auch nur alle drei Jahre frisch zu vertreten ist. Um aber eine Eigenthümlichkeit zu haben und damit nicht Alles klappt, als ob es so sein müßte, schuf man zweijährige Finanzperioden, so daß z. B. das Budget für 1876 und 1877 Mitte Juli 1876 noch nicht fertig war, also das Ergebniß der Kammerbeschlüsse, genannt Finanzgesetz, in der Regel nur auf ein Jahr praktische Bedeutung hat. Natürlich wird die Frage selbst: Bewilligung oder Nichtbewilligung, nicht à la Gladstone von großen Gesichtspunkten behandelt, sondern man debattirt über aufzubessernde Wagenschieber, streicht Regiehandtücher, verschiebt Hintergebäude auf andere Finanzperioden u. dgl., kurz verbringt eine Arbeit, die, von der Möglichkeit einer parlamentarischen Regierungsweise zu schweigen, selbst den Glauben an die Zweckmäßigkeit unserer constitutionellen Schablonen überhaupt erschüttern möchte. Ein Stück Regierungsansehen, an welchem Stoff wir ohnehin keinen Ueberfluß haben, wird dabei natürlich auch immer eingebüßt, da alle Unzufriedenen sich an die Opposition wenden, deren Herrgötter dann nicht verfehlen, ihre Macht zu zeigen. Namentlich finden es die Geistlichen standespolitisch, sich der Niederbedienstеten anzunehmen — „Kommet her zu mir die ihr mühselig und beladen seid" —, während sich ein oberpfälzischer Bauer die Specialität erwählt hat, schlitzöhrige Recruten zu vertreten und durch die dabei gehaltenen Reden zur Stärkung der Heeresdisciplin auf seine Art beizutragen. Wird irgendwo Jemand, der sich vielleicht selbst ein Vergnügen daraus macht, von einem Unterofficier gebeutelt, so stellt der Betreffende sofort Interpellation, wobei denn des Herrn Kriegsministers Excellenz vor dem „hohen Hause" zu erscheinen hat, den Fall nicht zu kennen bedauert, aber verspricht, die Frage des sehr Geehrten — ob? wenn ja, wie so und was dann? — demnächst zu beantworten.

Was soll man dazu sagen, wenn der ultramontane Director des Münchener Bezirksgerichts als Abgeordneter seinem eigenen Minister den Umbau des schlechten Gebäudes, an welchem Beide arbeiten, verweigert und nach einer ausgiebigen Ernte negativer Lorbeeren doch den Triumph hat, sein Vertrauensamt, von demselben Minister, den er auf Schmalkalden setzte, beglückwünscht wieder zu übernehmen, man kann sagen zum Aergerniß der Stadt München, denn der nämliche Heißsporn hatte als Hauptwahlvernichter dem hiesigen Magistrat in öffentlicher Sitzung amtliche Parteilichkeit vorgeworfen. Ein anderes Bild. Man hat wohl auch außerhalb Bayerns von der berüchtigten Regensburger Wahlreclamation gehört. In derselben wurde z. B. behauptet, die Liberalen hätten falsche Steuerzahler zur Urne geschickt, während sich durch die Untersuchung herausstellte, daß man gerade bei einem bekannten ultramontanen Buchhändler Steuerquittungen haben konnte, und einer der damit Beschenkten hinterher betrunken von der Straße aufgelesen wurde. Auch „umquartiert" sollten sich die Liberalen haben, während z. B. herauskam, daß ein Schuhmachergeselle wiederholt bei — seinem künftigen Schwiegervater übernachtete, um dann am Wahlmorgen auf Grund dieses gesetzlichen Aufenthalts seinen patriotischen Zettel abgeben zu können. Der über all' diese Dinge erschienene Bericht würde jedem Feuilleton als Culturbild zur Zierde gereichen; der Verfasser der Reclamation selbst aber, die in der Kammer als ein „durch und durch erlogenes" Machwerk bezeichnet wurde, ruft bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mit Stentorstimme: Ich bin bayrischer Richter! Und das Staatshandbuch gibt ihm das Recht dazu. Nebenbei sei noch erwähnt, daß ein activer Oberappelrath dem Wortlaut seines Antrags zufolge den vor einem Jahre verstorbenen Würzburger Abgeordneten Schackert zu cassiren beantragte! Solch' morscher Stützen erfreut sich theilweise der ehrwürdige Begriff der „bayrischen Justizhoheit".

Während sich so, dem Andrängen der staatsfeindlichen Parteien gegenüber, die Majorität unserer Beamten gezwungen sieht, ministeriell zu thun oder zu sein, und auf Kundgebung abweichender Ansichten um des höheren Zweckes, der Erhaltung der Staatsautorität willen, verzichtet, kennt die Impertinenz der ultramontanen Gehaltsbezieher keine Grenzen. Dem einen Minister wird Verläumdung und miasmatisch wirkende Charakterlosigkeit, dem andern Frivolität, einem dritten bewußte Unwahrheit vorgeworfen, alles von kleinen Beamten. Ob die bayrische Regierung mit dem ultramontanen Assessor so rasch fertig wird, wie die preußische mit dem liberalen Kreisrichter, steht zu bezweifeln. Es ist allerdings erfreulich, daß die betreffenden Herren sich so unabhängig fühlen, wenn man nur nicht fürchten müßte, daß sie eines schönen Tages wieder in das andere Extrem verfallen werden! Man will bei uns derzeit malen „keine Landtagsmärtyrer". Sollen denn aber Logik, gesunde Vernunft, öffentlicher Anstand, das Staatsinteresse selbst zu Märtyrern werden?

Digitized by Google

Um es kurz zu machen: unsern Trost bilden jetzt die Reichsräthe; so heißen nämlich hier zu Lande die theils erblichen, theils lebenslänglichen Mitglieder der ersten Kammer, die seit Errichtung des deutschen Reiches freilich richtiger Königreichsräthe genannt würden. Diese Herren mußten sich seit Jahrzehnten in's Gesicht sagen lassen, daß sie eigentlich in die gegenwärtige Schöpfungsperiode nicht mehr taugten, daß sie ein Hinderniß wären und sich umgestalten lassen müßten u. dgl. Es gehörte viel aristokratische Ruhe dazu, wenn die Reichsräthe demungeachtet fortfuhren, hie und da von 11 Uhr bis Mittag eine Sitzung zu halten und die an sie gelangenden Gegenstände cavaliereinent zu erledigen. Wie hat aber nun der Wind in der öffentlichen Meinung umgeschlagen! Die Reichsräthe sind noble Leute, in der Volkskammer hingegen herrscht der Bundschuh, dessen Vordertreffen von 25 Landpfarrern, Caplänen und anderen Clerikerarten gebildet wird. Es fehlen nur noch Isispriester mit der Klapper und die wildbegeisterte Schaar der Korybanten, für deren Cölibat die heilige Cybele schreckliche Garantie zu heischen pflegte. Mit dieser Gesellschaft will nun der bayrische Geburts-, Intelligenz- und Geldadel, so bescheiden er sonst auftritt, doch nichts zu thun haben. Darum ist auch der bissige, klobenartig gewachsene, untere „Führer" und Pseudostaatsmann, der in Berlin den Bismarck zu corrigiren pflegt, außerdem aber in Landshut einige hundert Centner Papier vor dem Stampf zu bewahren hat, auf unsere Pairs, unter denen sich sogar einige Protestanten befinden, nicht gut zu sprechen. Etliche Ultramontane sind natürlich auch darunter — denn wo fehlten solche in einer deutschen Adelsgesellschaft? —, besonders der langgestreckte Freiherr aus Franken, dessen Monocle auch im deutschen Reichstag zu den hervorragendsten gehört und dessen Ahnen den Würzburger Bischöfen halfen, wenn selbe für gut fanden, ihre Schäflein nicht nur mit Stab und Scheere, sondern auch mit Feuer und Schwert zu behandeln. Im Allgemeinen aber ist obengedachte hochgeborne Gesellschaft, wenn auch nicht vom bösen modernen Liberalismus, so doch von jenem Gerechtigkeits-, Billigkeits- und Anstandsgefühl durchhaucht, welches mit dem Begriff der Ritterlichkeit unzertrennbar verbunden bleibt. Deswegen kann auch Herr Jörg für seine Pläne von dorther auf keine Hülfe rechnen; er wird weder die Verbrennung Döllingers, der selbst Reichsrath ist, durchsetzen, noch einen der Minister auf die Anklagebank bringen, noch dem Vatican sonst irgend einen Gefallen zuwenden können. Um die gentile Ironie voll zu machen, pflegt unser Oberhaus auch noch gewisse gestrichene Exigenzen, z. B. für das statistische Bureau, für Unterrichtsattribute u. dgl., wenn dieselben gestrichen werden, in's Budget wieder einzusetzen nnd so die rural-clericale Majorität zu zwingen, sich gegen Anforderungen der Civilisation immer zwei Mal zu blamiren. In Preußen wird es wohl schwerlich je so weit kommen, daß sich der gesunde Verstand des Publicums entsetzt vom Landtag abwendet und seine Rettung beim Herrenhause sucht.

In den weiland Görres'schen „historisch-politischen Blättern", welche Herr Jörg fortsetzt, beschäftigt sich derselbe seit Schluß des Landtags fast ausschließlich mit orientalischen Conjecturen und dem „Trauerspiel in der Türkei". Die politische Posse, welche in der ersten Hälfte dieses Jahres in Bayern spielte und wobei sich ein komischer Adreßvater ganz besonders auszeichnete, wird ignorirt. So sehr sich nun unser Oberpatriot mit Hülfe einer Registratur von Zeitungsausschnitten in die Verhältnisse des mohamedanischen Kirchenstaates hineinstudirt haben mag, seine Orakelsprüche finden keine Beachtung; man begnügt sich dahier mit Nachrichten wie z. B. folgende: „Das Cabinet von ** weiß selbst nicht was es will, die öffentliche Meinung ist damit einverstanden", oder aus Constantinopel: „Von Gehirnerweichung ist keine Rede, noch weniger von Regentschaft". Wenn wir heute lasen: die Serben sind sehr niedergeschlagen, so gelang es den Türken gewiß in kurzer Zeit, sie wieder zu zerstreuen. Auch hat man mit Interesse bemerkt, daß in der Türkei die Softas die Bewegungen machen. Da nun auch auf Seite der Aufständischen die Popen eine Hauptrolle spielen und sich selbst der deutsche Culturkampf um Bischöfe und Hetzcapläne dreht, so sage noch Einer, daß die Theologie in der Welt nichts mehr zu bedeuten hat!

Die guten Wirthshäuser und billigen Sommerfrischen, wie sie in Tyrol noch zu treffen sind, gibt es in Südbayern längst nicht mehr; sonst aber fehlt es nicht an tyrolischen Eindrücken. So hat man auch bei unserer letzten Magnificuswahl die theologische Facultät, die seit 1870 freilich mehr eine Difficultät bildet, übersprungen, weil Döllinger nicht mehr annimmt, um der Belorbeerung junger Infallibilisten nicht hinderlich zu sein, der Lehrkörper aber anderseits Keinen mehr mit der goldenen Kette belasten will, der schon die Vaticanischen Fesseln trägt. Die Zeiten, wo auch das schwarze Barett in der wissenschaftlichen Welt ein Ansehen genoß, sind eben vorbei; man hat die eigene gute Ueberzeugung preisgegeben, die Früchte langer Studien und durchwachter Nächte unter die eigenen Füße getreten und nicht nur „dem Teufel und seinem Anhang", sondern auch jenem nothwendigen Mannesstolz entsagt, der sich mit christlicher und selbst geistlicher Demuth nicht nur verträgt, sondern ihr erst den wahren Werth verleiht. Deshalb mußte selbst der wackere Haneberg, unser einziger bischöflicher Akademiker, sein Haupt auf verwelkte Lorbeern zur Ruhe legen. Mögen die übersprungenen Gottesgelehrten einige Entschädigung finden in der Anhänglichkeit der beiden ultramontanen Verbindungen, die jedesmal, so oft sie confessionslose Studentenbräuche öffentlich nachahmen, hölliſches Gelächter erregen. Denn daß die Verehrung der Maria Alacoque mit gesunder Jugendfrische unvereinbarlich ist und der Brust eines angehenden Jesuiten kein herzliches Gaudeamus entsteigen kann, sich demnach die armen katholischen Schwärmer bei jedem Fackelzug nur selbst hinter's Licht führen, muß selbst der einfältigste Zuschauer begreifen.

Gleichwohl kann das kirchliche Element mit dem wissenschaftlichen auf Grund idealer und materieller Interessen oft wunderbar zusammenhängen. Einen, wenn man will, amüsanten, jedenfalls charakteristischen Beleg liefern die neuesten Münchener Gerichtsacten. Inmitten unserer Altstadt, umgeben von Metzgern, Bierbrauern, Bäckern, Seifensiedern und ähnlichen starkgläubigen aber absolutionsbedürftigen nnd deshalb stiftungseifrigen Kategorien, erhebt sich die ziemlich barock gebaute Peterskirche, eine katholische Moschee Ejub, an welcher der Fahnenträger des Ultramontanismus, der berühmte Pfarrer und Reichstagsabgeordnete Westermayer — nicht begraben liegt, sondern lebt, wirkt, Beichte hört und pikant predigt. Tief unter ihm, aber gleichwohl in seinem Dunstkreis, bewegte sich seit Decennien ein wohlbeleibter Kirchendiener, Namens Burghart, der den zum Gotteshause flüssigen Mammon einzucassiren und bei feierlichen Gelegenheiten, wie Prozessionen, Auferstehungen, Hochzeiten, Requiems erster und zweiter Classe mit Dreimaster und Stock zu paradiren hatte, welch' schwierige Functionen er immer zur größten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten durchführte. Unter demselben säulengetragenen Dach waltete auch eine „Kerzlerin" ihres Amtes. Wer nämlich von oben die Gnade hat zu erkennen, daß es mit der egoistischen Gebetspflege nicht gethan sei, der läßt beim Fortgehen für einen oder mehrere Verstorbene je ein Lichtlein aufstecken, dessen wohlthuende Wirkung für die arme Seele von competentester Seite längst außer Zweifel gestellt ist. Die Person, die das besorgt, hat ihren Platz gewöhnlich in der Nähe der Kirchenthüre, wo die Zugluft das Wachs sofort zum Abrinnen bringt, das dann wieder centnerweise zum Lichterzieher wandert, und so zur Schmerzenslinderung ungezählter Manen, aber auch zur Bereicherung der Unternehmerin nicht wenig beiträgt. Konnte es eine natürlichere Verbindung geben, als die des Tempeldieners mit der Kerzlvestalin? Die Leute lebten denn auch sehr glücklich, und es gab weit und breit keinen Wallfahrtsort, an dem sie zur Sommerszeit, in welche kluger Weise alle Ablässe verlegt sind, nicht ihre Hühner ver-

Digitized by Google

zehrt hätten. Burghart war aber nicht nur ausgezeichneter Katholik, sondern auch von einem wissenschaftlichen Trieb beseelt, und zwar von dem der Kirche am meisten verwandten, er sammelte nämlich Münzen. Legitimirt durch diese noble Passion und in Folge des seinen Kleidern anklebenden Weihrauchduftes besonderes Vertrauen erweckend, fand er ungehinderten Zutritt in das kgl. Münzcabinet; ja seine numismatischen Kenntnisse imponirten den Angestellten dermaßen, daß sie ihm erlaubten, den Katalog zur Correctur mit nach Hause zu nehmen, welches Vertrauen der Gottselige dazu benutzte, die Anzahl jener Münzen, von denen er bereits gestohlen hatte, zu radiren und abzuändern. Die von St. Peters Hausburschen auf diese Art eingesackten Stücke belaufen sich auf ungefähr 800, deren Werth er vor den Gerichtsschranken selbst auf 12,000 Mark angibt, um welchen Preis sie natürlich nicht zu haben wären. Auch erbot sich der würdige Verbrecher, seine „eigene Sammlung", welcher er einen Theil des Raubes einverleibt hat und die 18,000 Mark werth sein soll, als Ersatz abzutreten, so daß also der Staat, wie immer, wenn er mit der Kirche oder ihren Dienern einen Handel hat, auch noch profitiren würde. Der Gerichtshof scheint wirklich „krankhafte Sammelwuth" als Milderungsgrund angenommen zu haben, denn er verurtheilte Burghart nur zu neun Monaten Gefängniß. Unangenehm ist nur der Umstand, daß erst ein Hamburger Händler hierher Anzeige machen mußte, es seien ihm Münzen angeboten worden, die nur vom hiesigen Cabinet stammen könnten, ehe man zur Ueberzeugung kam, daß sich ein Monetenmarder eingeschlichen haben müsse. Die Geschichte ist zwar nicht welterschütternd, aber immerhin ein hübsches Fragment mittelstaatlichen Stilllebens, und ein wenn auch unwürdiges Seitenstück zu dem, was unserem Dr. Pichler in der Petersburger Staatsbibliothek begegnete, wofür aber der vom Teufel gerittene Gelehrte nach Sibirien wandern mußte.

Wozu brauchen wir also orientalische Fragen? Haben wir nicht Spaß genug an uns selbst? Die Hundstage sind uns in der That trotz der Hitze schnell vorübergegangen und jetzt befinden wir uns im sog. „Frauendreißigst". Da schadet kein Schlangenbiß, und Eier, während desselben gelegt, bleiben frisch bis zum nächsten Jahre. Falls die hohe Diplomatie wirklich im Sinne hat, etwas Neues auszubrüten, möge sie diese Gnadenzeit ja nicht versäumen.

Literatur und Kunst.

Einem jungen Freunde.*)

Von **Anastasius Grün.**

Noch als ein junges Bürschlein zog
Dein Vater, — jetzt in Silberhaaren, —
Als dieses Liederbuch vor Jahren
Zum erstenmal in's Weite flog.
Das klang wie Schwertschlag auf den Schild,
Da, aus dem Schlummer aufgerüttelt,
Hat Mancher arg das Haupt geschüttelt:
„Wie weit voraus, wie rasch und wild!"

Du bist so jung, wie damals wir,
Dein Antlitz blüht, dein Aug' ist helle;
Heut schwingt mein Lied an deiner Schwelle
In neuem Kleid sein alt Panier.
Das rauscht dir fremd und wundersam;
Die Blätter seh' ich dich durchfliegen,
Dein freundlich Haupt bedenklich wiegen:
„Wie weit zurück, wie mild und zahm!"

Ich blick' in's Aug' dem eignen Lied:
Ach, wie die Zeit in stillem Gange
Auch Liedern bleicht Gelock' und Wange
Und Furchen in ihr Antlitz zieht!
Fremd sieht's mich an und doch vertraut,
Ein Kind, das längst zum Manne reifte
Und eignen Pfad's die Welt durchschweifte,
Doch trägt's des Vaters Zug und Laut.

Und Beßres noch! Im Busen tief
Was heute dich und mich vereine:
Den deutschen Herzschlag, wie der deine,
Den Morgenruf, den einst es rief,
Den Glauben an des Geistes Hort,
Zu neuen Flammen alte Liebe,
Zu neuem Kampf die alten Hiebe,
In Lust und Weh ein Manneswort!

Das deutsche Wort auf Oestreichs Mund,
Die deutsche That in Oestreichs Herzen!
So wird es leis und lind verschmerzen,
Wovon ihm noch die Seele wund.
Was hilft's, daß Geister wir gebannt
Und edle Schatten jetzt verschrieben?
Zu spät! Nur Schatten sind's! Wo blieben
Theresens Blick und Josephs Hand?

Nicht was da badert, salbt und kerbt
Im Tagwerk heut, schließt alle Wunden
Und macht das kranke Blut gesunden
Vom Ahn auf Enkelreihn vererbt;
Nicht das Gewürm, das heut uns sticht,
Die Flatt'rer nicht um unsre Zinnen,
Jahrhunderte voll Mühsal spinnen
Der Völker Loos und letzt Gericht.

Aus ihren Schleiern läßt die Zeit
Im Fürstenkreis ein Mönchbild ragen,
Zu Worms sein mahnend Wort zu sagen:
„Nur Heil dem Geiste, der befreit!"
Weit leuchtend in des Sehers Hand
Ein funkelnd Kleinod seh' ich blinken,
Wie einer Krone goldne Zinken,
Der jenes Wort umsäumt den Rand.

Die alte Römerkron' ist's nicht,
Der Schmuck und Sold in röm'scher Frohne,
Nein, Deutschlands stolze Zukunftskrone,
Die eignem Sieg das Volk einst flicht! —
Ein Deutsch, wie jenes Mahnwort spricht,
Der span'sche Carl hat's nicht verstanden,
Nicht Andre, die nach ihm sich fanden,
Ihr Enkel trägt die Krone nicht.

Wir kämpfen nicht den heil'gen Krieg,
Ein schöner Kranz blieb uns entzogen;
Doch rauscht' auch uns in Freudenwogen
Durchs deutsche Herz der deutsche Sieg.
Auch unser blieb, was er errang,
Die Sterne, deren Licht uns lenke,
Die Quellen, deren Born uns tränke,
In hellerm Glanz, in vollerm Klang!

*) Wie das von Anastasius Grün unter sein Gedicht gesetzte Datum beweist, ist diese Widmung eine der letzten Dichtungen des verstorbenen Poeten. Anastasius Grün leitet damit die siebente Auflage seiner „Spaziergänge eines Wiener Poeten" ein, die demnächst in einer sehr geschmackvollen Ausstattung — der Druck in der schönen Schwabacher Schrift rührt von der B. G. Teubner'schen Officin in Leipzig her — in der Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin erscheinen wird. Wir machen schon jetzt auf diese bedeutende Veröffentlichung im Voraus aufmerksam und behalten uns vor, nach der Ausgabe dieser letzten poetischen Gabe dieselbe eingehend zu besprechen. D. Red.

Digitized by Google

Das Schwert durchschnitt das Tischtuch leicht,
Ein schmollend Brüderpaar zu scheiden;
Den Marmortisch kann's nicht durchschneiden,
Darüber sich's die Hand gereicht.
Nicht unterm Grenzstein gräbst du ein
Das schöne Heim, das du besessen,
Wie ihrer Wiege längst vergessen
Die stille Muschel dort im Schrein.

Die Muschel dort? Was sie verlor,
Ob sie vergaß der frühern Tage?
Ei, frag sie selbst, daß sie dir's sage!
Die Schnecke hielt ich an mein Ohr
Da wallt's heran aus Fernen weit,
Ich hör' es branden, orgeln, sausen,
Und mich umrauscht im Wogenbrausen
Des Weltmeers ganze Herrlichkeit.

Im März 1876.

Ueber die Iphis-Dichtung und die derselben zu Grunde liegenden Thatsachen.

Von **Carus Sterne.**

Zu den schönsten und merkwürdigsten der in Ovids Metamorphosen mit losester Verknüpfung, fast wie Dissolving-views in einander übergehenden, „lebenden Bilder" der antiken, aus Göttern und Menschen gemischten Gesellschaft, gehört unbedingt die Iphis-Mythe. Ein armseliger Kretenser aus Phästos, mit Namen Ligdus, befiehlt seiner Gattin, falls sie ihn mit dem unerfreulichen Geschenk einer Tochter überraschen sollte, dieselbe, wie es ja in alten Zeiten für erlaubt galt, sogleich wieder aus der kaum betretenen Welt zu schaffen, da Töchter den armen Leuten nur eine Last seien. Der geängsteten Frau erscheint darauf die Beschützerin der Geburt, Isis, gebietet, daß sie das Kind am Leben erhalten solle, welchen Geschlechtes es auch sein möge, und verspricht, indem sie ihre Hülfe zusagt, „Alles auf sich zu nehmen". Da nun zur Schürzung des dramatischen Conflictes natürlich ein Töchterlein dem bösen Vater zum Schabernak geboren wird, muß der Abwesende getäuscht werden; das Mädchen empfängt einen unentschiedenen Namen, der wie Maria oder Fritzchen der Mutter am passendsten erschien:

„Weil im Zweifel er ließ, und Keinen mit diesem sie täuschte."

Aber die Göttin der Geburt scheint sich auch bei Zeiten gesichert zu haben, denn das Antlitz der in Knabenkleider gesteckten Iphis blieb ebenso unentschieden, wie der Name, „schön", wie Ovid sich ausdrückt, „ob es einem Mädchen oder Knaben zugehörte". Aber das Merkwürdigere war, daß das Kind mit der männlichen Kleidung auch männliche Neigungen entwickelte, und sich, wie es junge Kandioten zu thun pflegen, schon mit dreizehn Jahren in eine hübsche Jungfrau seiner Vaterstadt Phästos verliebte und von dem nichts ahnenden Vater auch sofort mit derselben versprochen wurde. Die Angst der Mutter erreicht nunmehr ihren höchsten Grad; sie schiebt die Hochzeit von einer Woche zur andern auf, und endlich, da keine Ausrede mehr angenommen wird, eilt sie mit ihrem Schmerzenskinde zum Isistempel, um der Göttin ihren Schützling zu empfehlen. Kaum hat sie gebetet, und Isis, wie die Geister der Spiritisten, durch Tempeltisch-Rücken die Gewährung der Hülfe zugesagt, so gebärdet sich plötzlich Iphis im langen Weiberrocke wie Achill oder der Page Cherubim in ihren Mädchenkleidern. Wie sie aus dem Tempel nach Hause gehen, folgt der Mutter, die noch nicht ahnt, wie die Verwirrung sich lösen werde, Iphis:

„Aber mit längeren Schritten als sonst; auch bleibet die Zartheit
Nicht im Gesicht, und es mehrt sich die Kraft, und die Mienen erhalten
Schärferen Zug und kürzeres Maß die gekräuselten Haare,
Muth auch, wie er im Weibe nicht wohnt, drängt jetzt; denn ein Jüngling
Bist du, die du ein Weib jüngst warst." — — —

„Was ist nicht einem Dichter im Allgemeinen erlaubt, und was nicht dem Ovid im Besondern!" so ruft der mürrische Kritiker und schlägt das Blatt um. Aber die Geschichte hat tieferes Interesse, da Ovid gerade diese Schilderung mit den Worten hervorhebt, die Begebenheit sei erst kürzlich in Phästos geschehen, und sich gleichsam auf eine amtlich beglaubigte Verwandlung der wunderbarsten Gattung beruft, um auch andere ebenso unglaublich scheinende Wandlungen glaubhaft zu machen. Wer wollte daran zweifeln, daß sich die Götter vor Zeiten in allerlei Thiermasken geworfen, um ihren Scherz mit den Menschenkindern zu treiben, daß einst Jupiter, mit Juno über eine müßige Frage streitend, den Teiresias in ein Weib verwandelt, um von ihm sachkundige Antwort zu erhalten, wenn solche Dinge noch neuerdings vorkämen und daß er die Wahrheit erzählt, beweise eine kleine Votivtafel im Isistempel zu Phästos mit der Inschrift:

„Was er als Mädchen gelobt, hier widmet es Iphis als Jüngling."

Nun, ein weiteres Anzeichen, daß Ovid wirklich nicht mehr an diesem Stoffe herumgebosselt hat, als Dichter nicht unterlassen können, ersehen wir aus einigen Mittheilungen des Antoninus Liberalis in seinem Buche über die Verwandlungen, welches sich zu dem Werke des Ovid auch sonst wie die Prosa zur Poesie verhält. Wir finden hier, aus einem verloren gegangenen Buche des Nikander, dieselbe Begebenheit, welche Ovid mit allem Schimmer der Poesie umwoben hat, einfacher und mit veränderten, vielleicht richtigeren Namen erzählt, nur die Oertlichkeit (Phästos auf Kreta) hat Ovid unverändert gelassen. Der töchterfeindliche Vater wird hier Lamprus und das durch Verkleidung vor seinem Zorn gerettete Kind Leucippus genannt. Die Verlobungsangelegenheit erweist sich als eine Zuthat des Ovid, deren nähere Quellen wir bald hernach erkennen werden; nur aus Furcht vor dem Zorne ihres hintergangenen, bei der Geburt des Kindes abwesenden Gatten fleht hier die Mutter zur Leto, das Geschlecht des zu einer Schönheit erblüheten Kindes zu wandeln. Leto, obwohl sie sich nicht, wie ihre egyptische Amtsschwester, schon vor der Geburt verpflichtet hatte, im geeigneten Augenblicke in's Mittel zu treten, gewährt die Bitte. Und zum Schlusse fügt der Erzähler die besonders werthvollen Nachrichten hinzu, daß man zum Andenken an diese Götterhülfe die Bildsäule des so merkwürdig verwandelten Leucippus im Tempel der Leto aufgestellt habe, und daß sich vor dieser Bildsäule die kretischen Liebespaare bei der Hochzeit niedergeworfen hätten. Auch habe man der Leto einen besonderen Dienst gewidmet, weil sie den Mädchen die Möglichkeit gewähre, noch in späteren Jahren Knaben zu werden.

Ovid läßt der Iphisfrage noch eine ähnliche von der schönen Cänis folgen, „die eitel ersehnt und begehrt vom Wunsch gar vieler Bewerber" dieselbe alle zurückweist und einsam am Strande von dem Meergotte überrascht, denselben bittet, sie in einen Mann zu verwandeln, und so schnell Gewährung erhält, daß sie die in heller Sopranstimme begonnene Bitte, bereits mehrere Octaven tiefer endigen kann.

Aehnliches berichtet Plinius. „Daß sich Weiber in Männer umwandeln," beginnt er in der sichern Voraussicht, einigen gelinden Zweifeln bei seinen Lesern zu begegnen, „ist keine leere Sage. In den römischen Jahrbüchern finden wir die Nachricht, daß unter den Consuln Publius Licinius Crassus und Cajus Cassius Longinus zu Casinum ein Mädchen noch im Hause der Eltern zu einem Knaben geworden und auf Befehl der Opferbeschauer auf eine öde Insel gebracht worden sei. Licinius Mucianus erzählt selbst, zu Argos einen gewissen Areskon gesehen zu haben, der früher Areskusa geheißen und sich sogar als Weib verheirathet habe; bald aber seien bei ihm der Bart und die übrigen Kennzeichen der Männlichkeit hervorgetreten, und nun habe er eine Frau genommen. Auch zu Zmyrna habe er einen Knaben dieser Art gesehen." Endlich kommt das stärkste Argument; für ungläubige Thomasse, die noch nicht überzeugt sein möchten, fügt er hinzu: „Ich selbst habe in Africa den Thysdritanischen Bürger Lucius Cassicius gesehen, der an seinem Hochzeitstage in einen Mann verwandelt wurde."

Digitized by Google

Wir sehen hier, daß der Schmerzensruf des Dr. Cajus in den „lustigen Weibern: „Pardieu, il sein geführt au; il 'aben geheirathet un garçon, heine Jong!" nicht zum ersten Male bei Hernes Eiche erschollen ist, und Ovid bezog sich vielleicht auf dieselben Begebenheiten, oder hatte sogar das siebente Buch der Naturgeschichte vor sich, als er der kretischen Erzählung, die sich einfacher entwickelte, den an sich so natürlichen und passenden Schluß hinzufügte. Zu einigen anderen Bemerkungen veranlaßt uns die Art und Weise, mit der Plinius diese sonderbaren Vorfälle zur Kenntniß bringt. Er, dessen Seele ganz von der Allmacht der Natur erfüllt war, fand keine Schwierigkeit, auch Dinge zu glauben, die uns schlechterdings unglaublich erscheinen. Es entschuldigt ihn dabei, daß damals die ausnahmslose Gesetzmäßigkeit der Naturerscheinungen noch nicht in so vielen Beispielen erkannt war als heute, und die undankbare Nachwelt, die ihn einen Fabelhans schilt, verfährt selber kritiklos, indem sie den Abstand der Zeit und der Weltanschauung vergißt.

Aber Plinius kannte sie schon, jene Leute, denen Alles unmöglich scheint, was sie sich nicht erklären können, die brevi manu Alles in das Gebiet der Fabeln verweisen, was nicht in ihren Kram paßt. Diesen freilich, die nicht einmal ihren eigenen Augen trauen, würde Plinius mit seiner Versicherung: „Ich selbst habe einen Mann gesehen, der früher ein Mädchen war", den Glauben auch nicht aufzwingen.

Am meisten hat es mich geschmerzt, zu sehen, daß man mit demselben Mißtrauen einen der wahrheitsliebendsten Menschen und nüchternsten Beobachter seiner Zeit, Michel Montaigne, begegnet ist, weil er Gelegenheit hatte, von einem ähnlichen Vorkommniß Kenntniß zu nehmen. „Durch Vitry-le-François reisend," erzählt Montaigne, „konnte ich einen Mann sehen, den der Bischof von Soissons bei der Confirmation Germain genannt hatte, welchen alle Bewohner des Ortes bis zum Alter von zweiundzwanzig Jahren als ein Mädchen Namens Marie gekannt haben. Er war nunmehr sehr bärtig, alt und nicht verheirathet. Sein Geschlecht, erzählt er, sei hervorgetreten, als er einmal mit Anstrengung sprang, und es ist seit der Zeit unter den Mädchen der Umgegend ein Liedchen im Schwange, durch welches sie sich gegenseitig warnen, allzu kräftige Sprünge zu machen, aus Furcht Burschen zu werden, wie Marie Germain." Der Herausgeber der Ausgabe, die ich benütze, Coste, sagt über die Bemerkungen Montaignes, er wundere sich nicht, daß man so tolle und extravagante Ideen haben könne, denn was für tolles Zeug träume der Mensch nicht zusammen, aber dergleichen gäbe man nicht an die Oeffentlichkeit. Andere haben gesagt, sie zweifelten nicht daran, daß Montaigne genau wiedergegeben habe, was ihm der kühne Springer aufgebunden, aber er habe doch der Verwandlung nicht beigewohnt.

Uebrigens begegnete Montaigne nicht überall einem gleichen Mißtrauen; diejenigen Zeitgenossen und Landsleute, die seine Eigenart tiefer erwogen, waren überzeugt, daß Montaigne eine solche Thatsache nur mitgetheilt habe, nachdem er sich so weit als möglich davon überzeugt hatte, daß es sich hier nicht um ein bloßes Gerede handle. Zu denen, die seinem Berichte das vollste Vertrauen schenkten, gehörte die an Biederkeit, Offenheit und Mittheilungsbedürfniß mit ihm wetteifernde Herzogin Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die von Ludwig XIV. geschätzte Gemahlin seines Bruders, welche in einem ihrer Briefe das kostbare Geständniß macht: „Ich bin mein Lebtag lieber mit Flinten und Degen umgegangen als mit Puppen, wäre gar zu gern ein Junge gewesen und das hätte mir schier das Leben gekostet; denn ich hatte erzählen gehört, daß Marie Germain vom Springen zum Mannsmenschen geworden, das hat mich so erschrecklich springen machen, daß es ein Mirakel ist, daß ich nicht hundertmal den Hals gebrochen habe."

Die junge Pfalzgräfin hat sich offenbar in einem starken Irrthum befunden, als sie dachte, solche Ereignisse könne man extemporiren. Aber daß Montaigne und Plinius die Wahrheit berichtet haben, so weit sie ein gewöhnlicher Mensch zu durchschauen vermag, daß Ovid in der Iphis-Episode nur eine Begebenheit besungen hat, die alle Tage vorkommen kann, und noch vor einigen Jahren in Berlin vorgekommen und von den sichersten Zeugen bestätigt worden ist, das können die Zweifler um jeden Preis aus dem Jahrgang 1875 der „Berliner Klinischen Wochenschrift" ersehen. Dort erzählt nämlich ein Arzt aus seiner eigenen Praxis das vollkommenste Gegenstück zu dem Erlebniß des Marie Germain, nur daß in diesem Falle nicht ein toller Sprung, sondern das Heben einer schweren Last die Katastrophe herbeiführte. Und das Neue in diesem Falle, was die älteren Vorkommnisse erst in das rechte Licht stellt, war, daß Mutter und Kind den Arzt beinahe auslachten, als er ihnen bemerklich machte, daß die sechszehnjährige Tochter ein Sohn sei, seine Erklärung mit dem stadtüblichen Nanu! aufnahmen und ihn kopfschüttelnd verabschiedeten. Erst nach Jahr und Tag erschien die Mutter wieder bei dem Arzte, erklärend, er habe doch Recht gehabt, und sich ein Attest ausbat, auf Grund dessen die Umtaufe ihres Kindes und Veränderung in den städtischen Personalacten vorgenommen werden konnte. Dieses Attest ist darauf in aller Form von einer vollwichtigen Berliner Autorität ausgestellt worden und dieses Document hat, wie mich dünkt, ein gewisses literarisches Interesse, sofern es Ovid, Nikander, Diodor, Plinius und Montaigne von dem Vorwurfe der Leichtgläubigkeit in einem sehr bedenklichen Falle freispricht.

Freilich für den ganz strengen Kritiker dürfte auch das nicht genügen. Denn von einer wirklichen Umwandlung wird in den älteren Fällen ebensowenig die Rede sein können, wie in den neuesten. Die Physiologen sagen, daß sich beide Geschlechter stets aus gleichen Anfängen entwickeln und daß eine noch mehr als gewöhnlich verzögerte Sonderentwicklung leicht zu derartigen Mißverhältnissen führen kann. Bei allen Thierarten, bei denen Männchen und Weibchen ein verschiedenes Aussehen besitzen, gleichen sämmtliche Jungen ohne Ausnahme der Mutter, keines besitzt z. B. bei den Vögeln den oft grundverschiedenen Federschmuck des Vaters und ein Unerfahrener würde gegebenen Falls glauben, die Pfauhenne habe lauter Hennen ausgebrütet. Aber nach einiger Zeit beginnen einige derselben die Federn zu wechseln und sich scheinbar in ganz andere Thiere zu verwandeln. Auf unsern Hühnerhöfen können wir in jedem Frühjahr eine neue Auflage der Iphisdichtung erleben; Unsicherheiten, wie sie beim Menschen nur ausnahmsweise vorkommen, bilden hier die Regel. In diesen natürlichen Gründen, die Darwin in seinem Werke über die geschlechtliche Zuchtwahl ausführlich entwickelt hat, liegt die Ursache, daß Ueberlieferung und Dichtung so zahlreiche Fälle von verwandelten Jungfrauen und keinen in umgekehrter Richtung zu berichten haben.

Es will mir scheinen, daß Ovid mit der Gabe des Dichters den wahren Zusammenhang klar durchschaut habe. Seine Iphis und Cänis offenbaren sich bereits als Jünglinge, während sie noch den Weiberrock tragen und die Hülfe der Götter kommt im Grunde nachgehinkt. Vielleicht verdankte er dies Verständniß dem Diodor, der in der That bereits vor dem Beginn unserer Zeitrechnung ganz klar den Zusammenhang derartiger Vorkommnisse erkannt hatte. Nachdem er mit großer Ausführlichkeit zwei derartige Umwandlungen, die beide unter den Händen der Aerzte vor sich gingen und verheirathete Frauen betrafen, nebst den merkwürdigen Rechtsfällen, die sich daran knüpften, erzählt hat, — die Eine, welche später Soldat wurde, gab der Mann, der sie heimgeführt, nicht auf Richterspruch frei, die Andere war Priesterin der Ceres gewesen, hatte aber Dinge gesehen, die den Männern bei Lebensstrafe zu schauen verboten sind und wurde eines Religionsfrevels angeklagt — fährt er fort: Solche Vorfälle sollen sich auch in Neapel und an mehreren anderen Orten ereignet haben, nicht als ob männliches und weibliches Geschlecht wirklich vorhanden gewesen wäre: denn dies ist unmöglich, sondern indem die Körperform falsche Umrisse angenommen hatte, zum Staunen und zur Täuschung der Menschen. Daher haben wir diese Vorfälle einer Aufzeichnung würdig erachtet, nicht zur Unterhaltung sondern zum Nutzen der Leser. Denn Viele, nicht blos Privatleute, sondern Völker und Staaten, sind darin abergläubisch, daß sie dies für ein Wunderzeichen halten." Er erzählt hierauf, wie in Rom zu Anfang des marsischen Krieges eine derartige

Digitized by Google

Person, die von ihrem eigenen Manne dem Senate denuncirt wurde, auf Befehl der tyrrhenischen Opferbeschauer lebendig verbrannt worden sei, und wie kurz darauf auch in Athen ein solcher Unglücklicher, „weil man seinen Zustand nicht zu beurtheilen wußte", lebendig verbrannt worden sei. Eine Menge Sagen schließen sich hier an, wie z. B. diejenigen von den Quellen, die als Trunk oder Bad genossen, eine derartige Verwandlung befördern sollten und die man aus ähnlichen Vorkommnissen entstanden denken kann; für uns, denen die ganze Angelegenheit nur ein literarisches Interesse darbot, mag es mit dem Angeführten genug und dem Leser eine Warnung sein, schwerglaubliche Nachrichten aus sonst glaubwürdigen Quellen sofort und ohne Prüfung zu verwerfen.

Ein Brief von Richard Wagner.

„Und standen Sie mit Richard Wagner niemals in persönlichem Verkehr?" fragte mich der Verfasser der „Nüchternen Briefe", als wir nach dem zweiten Nibelungenabend in einer stillen Kneipe zu Bayreuth über das Erlebte plauderten.

Meine Bekanntschaft mit Wagner ist von altem Datum, erwiederte ich, war aber von sehr kurzer Dauer. Als Student hatte ich in Prag den Clavierauszug vom „Fliegenden Holländer" mit leidenschaftlichem Interesse durchgespielt und gleichzeitig die Berichte der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" über die erste Aufführung des „Tannhäuser" verschlungen. Da nahte die goldene Ferienzeit, und „nach Dresden!" rief es in mir mit tausend Stimmen. Zunächst wollte ich den von mir schwärmerisch verehrten Robert Schumann von Angesicht sehen, — eine freundliche Einladung von ihm dünkte mir ein königlicher Geleitsbrief —, sodann winkte mir die Hoffnung, in Dresden eine Aufführung des „Tannhäuser" zu erleben. Es war im Sommer 1846. Schumann, den ich um Wagner befragte, antwortete, daß er selten mit ihm zusammenkomme; Wagner sei zwar ein sehr unterrichteter und geistreicher Mann, rede aber unaufhörlich und das könne man doch auf die Länge nicht aushalten. Wagner seinerseits äußerte gegen mich: „Schumann ist ein hochbegabter Musiker, aber ein unmöglicher Mensch. Als ich von Paris hierher kam, besuchte ich Schumann, erzählte ihm von meinen Pariser Erlebnissen, sprach von den französischen Musikverhältnissen, dann von den deutschen, sprach von Literatur und Politik, — er aber blieb so gut wie stumm fast eine Stunde lang. Ja, man kann doch nicht immer allein reden! Ein unmöglicher Mensch!" Diese Aeußerungen, die fast wie Klage und Einrede klingen, charakterisiren schlagend die grundverschiedene Natur der beiden Meister und erklären — da die Beschwerde des Einen ebenso begründet war, wie die des Andern —, daß sich ein näheres Verhältniß zwischen Wagner und Schumann niemals zu gestalten vermochte.

Zu meiner großen Freude war für den Abend im Dresdener Hoftheater „Tannhäuser" angesagt. Vom Morgen bis zur Theaterstunde saß ich auf der Brühl'schen Terrasse und studirte, oder verschlang vielmehr, die Tannhäuserpartitur, die mir Schumann für den Tag geliehen hatte. Welch unvergeßlicher Abend! Robert und Clara Schumann saßen neben mir im Parquet, R. Wagner dirigirte, Tichatschek, Mitterwurzer, Johanna Wagner sangen die Hauptrollen. Die Oper und ihre treffliche Aufführung machten auf mich einen berauschenden Eindruck, den einige Längen und Schroffheiten nur vorübergehend abkühlten. Wie gerne hätte ich aus Schumanns Nachbarschaft Vortheil gezogen und seine Ansicht über den „Tannhäuser" gehört. Seine gewöhnliche Schweigsamkeit schien aber diesmal noch gesteigert durch eine gewisse diplomatische Vorsicht. „Die Oper ist voll schöner effectvoller Sachen, aber sehr ungleich. Ja, wenn Wagner so viel melodische Erfindung hätte, als dramatisches Feuer —." Das war Alles. Schumann, welcher diese Andeutungen später in einem Privatbriefe näher ausführte, fand also schon im „Tannhäuser" ein Deficit von melodiöser Erfindung. Was würde er vom „Ring des Nibelungen" gesagt haben?

Im Herbst desselben Jahres war ich zur Vollendung meiner Universitätsstudien nach Wien gezogen und empfand es als eine wahre Schmach, daß Schumann und Wagner daselbst nur dem Namen nach gekannt waren. Ich wollte mein Scherflein dazu beitragen, diese beiden Tondichter in Wien rascher bekannt zu machen. Es glückte mir, die einzige damals in Wien existirende Partitur des „Tannhäuser" (Liszt's Eigenthum) für einige Tage zur Durchsicht zu erhalten; ich vertiefte mich darein und legte meine Ansicht in einer langen, mit Notenbeispielen reich gespickten Kritik nieder, welche der Redacteur der „Wiener Musikzeitung", Dr. August Schmidt, mehr zu meinem, als zum Vergnügen seiner Leser, vollständig abdruckte. Dieser Aufsatz, mit der ganzen Unreife eines vorlauten jungen Davidsbündlers geschrieben, sollte, meiner Absicht nach, den „Tannhäuser" einziehen helfen in die Hallen des Hofoperntheaters. Unser vormärzliches Wien hatte aber bekanntlich mit solchen Dingen keine Eile, es „konnte warten" und wartete wirklich volle 13 Jahre mit dem inzwischen in ganz Deutschland populär gewordenen „Tannhäuser"*). Ich hatte mich somit kläglich verrechnet, freue mich aber heute noch darüber, der Erste in Oesterreich gewesen zu sein, der für eine Aufführung des „Tannhäuser" plaidirt und dieses Plaidoyer unermüdlich fortgesetzt hat. Es verstand sich von selbst, daß die Nummern der „Wiener Musikzeitung", in welchen ich mir mit der Analyse des „Tannhäuser" so viel Mühe gegeben, Richard Wagner zugeschickt werden mußten.

„Und hat Wagner geantwortet?" fragte der Verfasser der „Nüchternen Briefe".

Ja, er hat geantwortet. Wagner stand dazumal noch nicht auf der Höhe seines Ruhmes; er war bei allem Selbstgefühl doch ein Mensch, noch kein Gott, wie seit der Bayreuther Himmelfahrt, er dankte noch den Leuten, die ihn grüßten, und antwortete zuweilen denen, die an ihn schrieben. Er erwies mir, dem unbekannten jungen Menschen, sogar die Ehre eines langen, ausführlichen Antwortschreibens, das meines Erachtens zu dem Merkwürdigsten und Besten gehört, was aus seiner Feder geflossen ist. Wagner gibt darin Aufschlüsse über sein persönliches Verhalten zur Kunst, wie über seine künstlerische Methode. An Klarheit und Unbefangenheit scheint mir diese briefliche Darstellung das Meiste zu übertreffen, was der Autor später über denselben Gegenstand nur allzu redselig drucken ließ.

„Geben Sie mir den Brief für die „„Gegenwart!""

Wer könnte Ihnen etwas abschlagen! Sie sollen ihn haben. Schon der Anblick seiner feinen geistreichen Handschrift wird Sie angenehm berühren. Wie graziös, scharf und gleichmäßig reihen die kleinen Buchstaben sich aneinander an, kein Wort corrigirt, kein Komma ausgestrichen! Nur ein so zierlicher und überlegter Schreiber konnte es wagen, seine Opernpartituren autographiren, anstatt stechen zu lassen; er wußte, daß er an dem Geschriebenen nichts zu ändern, der Leser daran nichts zu rathen habe. Dieses Wagstück hätte Beethoven mit seiner cyklopischen Handschrift und seinen wilden Correcturen ihm nicht nachgemacht. Wagners Brief bedarf keiner erklärenden Randbemerkungen; die einzelnen musikalischen Punkte, an welche Wagner seine Ausführungen knüpft, sind leicht zu errathen. Es sind dies die Stellen im „Tannhäuser", die selbst meine so warme Beurtheilung als Schwächen und Mängel des Werkes erkennen mußte, so z. B. die Unterjochung des musikalischen Elementes unter das Declamatorische, insbesondere in der ermüdenden Scene des Sängerkrieges; der Mißbrauch mit verminderten Septimaccorden, die in manchen Scenen oft allein die Kosten des leidenschaftlichen Ausdrucks tragen u. dgl. Was den gereizten Ausfall gegen Meyerbeer am Schluß von Wagners Brief betrifft, so war er dadurch hervorgerufen, daß ich den „Tannhäuser" für das „bedeutendste Erzeugniß der Großen Oper seit den Hugenotten" zu erklären wagte, ein Ausspruch, der mir heute noch kein übles Compliment zu sein scheint. Wagners Brief ist aus Dresden am 1. Januar 1847 datirt und lautet wörtlich, wie folgt:

*) Wagners „Tannhäuser" wurde im Herbst 1859 im Wiener Hofoperntheater zum ersten Mal (mit Grimminger in der Titelrolle) gegeben. Eine Vorstadtbühne hatte mit unzulänglichen Kräften den Versuch schon 1857 gewagt.

Digitized by Google

„Nehmen Sie, bester Herr Hanslick, meinen aufrichtigsten Dank für Ihre Zusendung, die heute früh am Neujahrstag bei mir eintraf. Die mir so höchst günstige Intention Ihrer so umfangreichen Besprechung meines „Tannhäuser" ist mir besonders aus der Rücksicht erfreulich, daß sie mich über den Eindruck nicht zweifeln läßt, den meine Arbeit auf Sie machte. Wollen Sie die Wirkung erfahren, die ich bei Durchlesung Ihres Aufsatzes empfing, so muß ich der Wahrheit zulieb gestehen, daß diese eine beängstigende war. Mag ich Lob oder Tadel über mich lesen, mir ist es immer, als ob Einer in meine Eingeweide griffe, um sie zu untersuchen; ich kann mich in diesem Punkte einer jungfräulichen Scham noch nicht erwehren, in der ich meinen Leib für meine Seele halte: eine Aufführung meiner Oper vor dem Publicum ist für mich stets ein Kampf so grenzenloser innerer Aufregung, daß ich öfter schon zu Zeiten, wo ich mich diesem Kampfe nicht gehörig gewachsen fühlte, Aufführungen, wenn sie bestimmt waren, zu verhindern suchte.

„Vollkommen bin ich überzeugt, daß Tadel dem Künstler selbst weit nützlicher ist als Lob: wer vor dem Tadel zu Grunde geht, war dieses Unterganges werth, — nur wen er fördert, der hat die wahre innere Kraft; daß Lob wie Tadel aber den Künstler, dem die Natur selbst den heftigsten Sporn der Leidenschaft gab, auch am peinlichsten berührt, muß erklärlich gefunden werden.

„Jemehr ich mit immer bestimmterem künstlerischen Bewußtsein producire, jemehr verlangt es mich, einen ganzen Menschen zu machen; ich will Knochen, Blut und Fleisch geben, ich will den Menschen gehen, frei und wahrhaftig sich bewegen lassen, — und nun wundre ich mich oft, wenn sich Viele nur noch an das Fleisch halten, die Weiche oder Härte desselben untersuchen. Lassen sie mich deutlicher reden; nichts hat mich — um von einem einzelnen Gliede zu sprechen — mehr befriedigt, als die Wirkung, die in den meisten Vorstellungen des „Tannhäuser" (ob grade auch in der Vorstellung, der Sie beiwohnten, entsinne ich mich nicht genau) die ganze Scene des Sängerkriegs auf das Publicum hervorbrachte: ich habe erlebt, daß jeder der einzelnen Gesänge darin mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde, daß dieser sich bei den letzten Gesängen und dem schließlichen Ausbruche des Entsetzens der Versammelten auf das Ungewöhnlichste steigerte; — ich sage, mich befriedigte diese Wahrnehmung in hohem Grade, weil mich diese Wahrnehmung größter Naivetät des Publicums darin bestätigte, daß jede edle Absicht erreicht werden kann. Die Wenigsten konnten sich klar sein, wem sie diesen Eindruck verdankten, dem Musiker oder dem Dichter, und mir kann es nur daran liegen, diese Bestimmung unentschieden zu lassen.

„Ich kann nicht den besondern Ehrgeiz haben, durch meine Musik meine Dichtung in den Schatten zu stellen, wohl aber würde ich mich zerstücken und eine Lüge zu Tage bringen, wenn ich durch meine Dichtung der Musik Gewalt anthun wollte. Ich kann keinen dichterischen Stoff ergreifen, der sich nicht durch die Musik erst bedingt: mein Sängerkrieg, wenn das dichterische Element darin vorwaltet, war meiner höhern Absicht nach aber auch ohne Musik nicht möglich.

„Ein Kunstwerk existirt aber auch nur dadurch, daß es zur Erscheinung kommt: dies Moment ist für das Drama die Aufführung auf der Bühne, — so weit es irgend in meinen Kräften steht, will ich auch diese beherrschen, und ich stelle meine Wirksamkeit zu diesem Zweck den übrigen Theilen meiner Productivität fast vollständig zur Seite. In diesem Sinn kann mein Gelingen sich nur in dem unmittelbaren Erfolg der Aufführung, sobald das Fremdartige und Ungewohnte derselben von der größeren Masse überwunden ist, aussprechen und es beruhigt mich, bei edlem Zweck das Gelingen nur durch edle Mittel erreichbar zu wissen. Wo ich das Gelingen nicht erreicht sehen konnte, erkannte ich stets einen Fehler, nicht jedoch in dem einzelnen Mittel, sondern im wesentlichen Ganzen.

„Eines noch ist wohl zu erwägen: da, wo die Musik mitwirkt, drängt sich dieses mächtig sinnliche Element so lebhaft in den Vordergrund, daß die Bedingungen ihrer Wirksamkeit als einzig maßgebend erscheinen müssen. Ob nun aber die Musik durch ihr eigenstes Element im Stande ist, überall dem zu entsprechen, was eine Dichtung — so musikalisch sie auch immer sei — darbietet, wage ich noch nicht zu entscheiden.

„Glucks Dichtungen machten keineswegs einen erschöpfenden äußersten Anspruch an die Leidenschaftlichkeit der Musik, sie bewegen sich mehr oder weniger in einem gewissen gefesselten Pathos — dem der Racine'schen Tragödie — und da, wo dieser vollkommen zu überschreiten war, bleibt Glucks Musik uns unverkennbar viel schuldig. Die Dichtungen der Mozart'schen Opern rührten noch weniger an diesen äußersten Grundfesten der menschlichen Natur; die „Donna Anna" ist ein einzelner Moment, der das Gebiet bei weitem noch nicht erschöpft. Dem, was sich Spontini im zweiten Acte der „Vestalin" (Scene der Julia) und Weber in Einzelnem der „Euryanthe" (z. B. der Moment nach dem Verrath ihres Geheimnisses an Eglantine ꝛc.) bot, konnten beide nur mit jener so getadelten „verminderten Septimen-Accord-Musik" entsprechen, und ich meinestheils muß wenigstens an dem, was unsere Vorgänger geleistet, hier eine Grenze der Musik erkennen.

„Daß wir bei solchen Vorgängen das Höchste und Wahrste der Oper — nicht für ihren rein musikalischen Theil, sondern als dramatisches Kunstwerk im Ganzen — bei weitem noch nicht erreicht haben, muß unbezweifelt bleiben, und in diesem Sinne und von dem Standpunkt meiner von mir selbst weit eher bezweifelten als überschätzten Kräfte aus, gelten mir meine jetzigen und nächsten Arbeiten nur als Versuche, ob die Oper möglich sei?

„Schlagen Sie die Kraft der Reflexion nicht zu gering an; das bewußtlos producirte Kunstwerk gehört Perioden an, die von der unsern fernabliegen: das Kunstwerk der höchsten Bildungs-Periode kann nicht anders als im Bewußtsein producirt werden. Die christliche Dichtung des Mittelalters z. B. war diese unmittelbare, bewußtlose: das vollgültige Kunstwerk wurde aber damals nicht geschaffen, — das war Goethe in unserer Zeit der Objectivität vorbehalten. Daß nur die reichste menschliche Natur die wunderbare Vereinigung dieser Kraft des reflectirenden Geistes mit der Fülle der unmittelbaren Schöpferkraft vereinigen kann darin ist die Seltenheit der höchsten Erscheinungen bedingt, und wenn wir mit Recht bezweifeln müssen, daß für das von uns besprochene Kunstgebiet eine solche Begabtheit so bald sich zeigen werde, so ist doch die mehr oder weniger glückliche Mischung beider Geisteskräfte schon jetzt in jedem der Kunst wirklich förderlich sein sollenden Künstler als auffindbar vorauszusetzen, — und die Getrenntheit dieser Gaben als zum höhern Zweck, genau genommen, unwirksam anzusehen.

„Was mich um eine Welt von Ihnen trennt, ist Ihre Hochschätzung Meyerbeers. Ich sage das mit vollster Unbefangenheit, denn ich bin ihm persönlich befreundet, und habe allen Grund, ihn als theilnehmenden, liebenswürdigen Menschen zu schätzen. Aber wenn ich Alles zusammenfasse, was mir als innere Zerfahrenheit und äußere Mühseligkeiten im Opern-Musikmachen zuwider ist, so häufe ich das in dem Begriff „Meyerbeer" zusammen, und dies umsomehr, weil ich in der Meyerbeer'schen Musik ein großes Geschick für äußerliche Wirksamkeit erkenne, die umsomehr die edle Reife der Kunst zurückhält, als sie mit aller Verleugnung der Innerlichkeit in jeder Farbe zu befriedigen sucht. Wer sich in das Triviale verirrt, der hat es an seiner edleren Natur zu büßen; wer es aber absichtlich aufsucht, der ist — glücklich, denn er hat es an nichts zu büßen —

„Sie sehen, wie geschwätzig Sie mich gemacht haben! Lassen sie mich dabei aber schließlich nicht die Hauptsache vergessen, damit ich Ihnen nochmals meinen Dank ausspreche. Leben Sie wohl und lassen Sie bald wider etwas von sich hören. Der Ihrige

Richard Wagner."

Dieser gütigen Aufforderung folgte ich nicht und habe auch niemals wieder ein Lebenszeichen von Richard Wagner erhalten. Da es den Meister so sehr verstimmt hatte, in einer überaus lobenden Beurtheilung seines „Tannhäuser" auch einem Lob der „Hugenotten" zu begegnen, so mußten ihm meine späteren Aufsätze über seine ersten theoretischen Schriften und über „Lohengrin" noch weit unwillkommener sein. Ich ersah dies sofort aus seinen Mienen, als ich, von Heinrich Laube geladen, im Jahre 1859 mit Wagner dort zusammentraf. Unsere Begegnung, zwölf Jahre nach jenem Dresdener Besuch, beschränkte sich auf wenige förmliche Worte und ist, so oft auch Wagner seither nach Wien gekommen, die letzte geblieben. Um so lieber übergebe ich der Oeffentlichkeit jenen Brief aus jungen Tagen, in welchem sich die schönste Seite von Wagners Thätigkeit so offen darlegt: der sittliche Ernst und die unbeugsame Energie, mit welcher er seinen, einmal für richtig erkannten Weg verfolgt. Es ist mir angenehm mit jenem Document Zeugniß ablegen zu können für den Geist und die Ueberzeugungstreue eines Mannes, dessen neuesten musikalischen Nimbus ich gleichwohl nach bestem Gewissen bekämpfen muß.

Eduard Hanslick.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Fatinitza", „Die Irrfahrten des Odysseus" und „Caprice".

Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater hat wieder einen Treffer gezogen; es hat mit „Fatinitza" einen Erfolg erzielt, der dem der „Tochter der Madame Angot", der „Fledermaus" und der „Reise durch Berlin" sicherlich gleichkommt, ihn vielleicht sogar noch übersteigt. Das

Digitized by Google

Beste an der Sache ist, daß „Fatinitza" diesen Erfolg verdient. Es ist allerdings weit davon entfernt, ein bedeutendes Kunstwerk zu sein, aber darauf macht es auch gewiß keinen Anspruch; es ist in der Dichtung und in der Musik ein ausgelassenes, liebenswürdiges Ding, das man, wenn man nichts Besseres zu thun hat, sich mit Vergnügen ein- oder zweimal ansieht, und bei dem man sich vortrefflich unterhält. Es ist mit Geschick in Scene gesetzt, mit großer Sorgfalt einstudirt; es ist anständig ausgestattet, es wird flott gespielt und mit Temperament gesungen — was will man mehr?

Die Verfasser des Librettos, F. Zell und Richard Genée, denen wir schon andere hübsche Texte verdanken — auch den des „Cagliostro" — haben nach den Angaben des Zettels die Idee der „Fatinitza" einer Episode des Faublas entnommen. Sie müssen das natürlich am besten wissen; indessen erinnere ich mich deutlich, zu Anfang der sechsziger Jahre in der Komischen Oper zu Paris eine Operette von Scribe und Auber gesehen zu haben, die dasselbe Thema in sehr ähnlicher Weise behandelte. Diese Operette führte den Titel „die Tscherkessin" (La Circassienne). Die Franzosen hatten die Sache aber doch in einem wesentlichen Punkte anders behandelt: die Rolle der „Tscherkessin" spielte ein Mann, der Tenorist Montaubry. Das Sujet, wie es Scribe gebildet hatte, war folgendes: Ein junger russischer Officier Namens Alexis hat, um sich bei einer Person einzuführen, die er liebt, mehrfach Frauenkleidung gewählt. Der Schwager dieser Dame, ein russischer Bär und General, hat sich in den verkleideten Officier verliebt. Der Zufall fügt es, daß dieser General Orsakoff später Alexis noch einmal in der Kleidung der Tscherkessin wiederfindet, die dieser gewählt hat, um in einer Theatervorstellung, in Ermangelung von weiblichen Mitgliedern, eine Frauenrolle auszufüllen. Der General erneuert nun seine Liebesbetheuerungen und der junge Officier geräth in die tödtlichste Verlegenheit. Er muß zu den unwahrscheinlichsten Lügen seine Zuflucht nehmen, um sich mit Ehren aus der Affaire zu ziehen. Nach allerhand wunderlichen Abenteuern — Alexis wird z. B. in dem Serail eines Paschas festgehalten — nimmt er wieder die Männerkleidung an, stellt sich dem General Orsakoff als Bruder der Tscherkessin vor, erzählt ihm, daß diese sich aus Liebe für den General das Leben genommen habe, und bittet und erhält die Hand der Nichte Orsakoffs, in die er sich sterblich verliebt hat und die ihn liebt.

Das ist auch in allen wesentlichen Zügen genau der Gang der Handlung in „Fatinitza". Nur haben die deutschen Verfasser, wie schon angedeutet, eine wesentliche Verbesserung an diesem Texte dadurch vorgenommen, daß sie die Rolle des russischen Officiers von einer Dame darstellen lassen. Es verlieren dadurch die Liebesscenen zwischen dem General, der hier Kantschukoff heißt, und dem jungen Officier, der für Fatinitza gehalten wird, den unangenehmen, beinahe widerwärtigen Beigeschmack, den sie in der französischen Operette hatten; auf der andern Seite ist dadurch eine originelle und dankbare Aufgabe der Darstellerin des Officiers zugewiesen. Das Doppelspiel, daß eine Künstlerin einen als Frau verkleideten Mann darzustellen hat, und sich in der ihr doch so bequemen und natürlichen Weiberkleidung mit jener mangelhaften Grazie, die dem männlichen Geschlecht eigen ist, zu bewegen hat, ist freilich schon dagewesen — man denke an die Rolle des Cherubin in Figaros Hochzeit, IV. Act, 4. Scene —, aber in der Bedeutung, die es hier in dieser Operette gewonnen hat, ist es wohl noch nicht dagewesen. Es wirkt sehr ergötzlich. Das Libretto ist in der munterſten Laune geschrieben und reich an guten Einfällen. Einige Uebermüthigkeiten, die vielleicht nicht einmal auf das Conto der Verfasser zu setzen sind, sondern den extemporirenden Schauspielern zur Last fallen, — wie die Frage an den Eunuchen, „ob sein Herr Vater dasselbe Amt als Haremswächter verwaltet habe" — könnten füglich ohne Schädigung der Gesammtwirkung wegbleiben.

Franz Suppé hat zu dem lustigen Texte eine sehr lustige Musik geschrieben; sie gehört freilich nicht der feinsten Gattung an, sie verzichtet gewiß auch auf den Ruhm der Originalität, aber sie ist mit freier Benutzung aller vorhandenen Motive mit ungewöhnlichem Geschick zusammengestellt und erfüllt die Hauptbedingung, die man an diese Art von Compositionen zu stellen pflegt: sie ist gefällig. Einige der frappanteſten Gesangsnummern schmeicheln sich durch ihren forschen Rhythmus und ihre scharf ausgeprägte, wenn auch nicht sehr vornehme Melodie sofort dem Ohre ein und sind ganz geeignet, uns während des bevorstehenden Winters, als Quadrillen arrangirt, auf allen Bällen zu verfolgen. Der Forderung der guten Leute, wenn sie das Theater verlassen, die eine oder andere Melodie nachsummen zu können, wird hier vollkommen genügt. Man summt einige Melodien sogar schon ehe man das Theater betreten hat — denn es befinden sich unter ihnen so manche alte gute Bekannte, denen man übrigens immer wieder gern begegnet, besonders wenn sie sich, wie hier, verjüngt und frisch herausgeputzt haben. Suppé besitzt ein merkwürdig richtiges Gefühl für das, was packt, was einschlägt. Er langweilt nicht; er versteht es, immer zur rechten Zeit aufzuhören.

Die Darstellung gehört zu den besten und einheitlichſten, die wir an der Friedrich-Wilhelmstadt gesehen haben. Fräulein von Meersberg (Fatinitza) besitzt freilich keine sehr angenehme Stimme — ach nein, das kann man nicht gerade behaupten; aber sie spielt mit allerliebſter Zuversichtlichkeit; es ist wirklich Race in der zierlichen Dame. Ebenso ist Fräulein König, die der ihr zufallenden gesanglichen Aufgabe auch gewachsen ist, frisch und lebendig. In Herrn Schenk (General Kantschukoff) hat das Theater einen Baßbuffo gewonnen, der schon mit dieser einen Rolle in die Reihen der Berliner Beliebtheiten vorgedrungen ist. Max Schulz als Reformtürke, Swoboda als Correspondent vom Kriegsschauplatz, Fräulein Schmidt als Märchenerzählerin, die Damen des Serails — mit einem Wort, das ganze Ensemble ist diesmal vortrefflich; und der Abend, den man in der Friedrich-Wilhelmstadt mit „Fatinitza" zubringt, ist kein verlorner.

Das Victoriatheater brachte am vergangenen Samstag sein neues großes Winterstück: „die Irrfahrten des Odysseus". Man weiß, was die Ausstattung eines neuen Stückes am Victoriatheater zu bedeuten hat. Bei einer solchen ersten Aufführung steht jedesmal ein Vermögen auf dem Spiele. Die Summen, welche durch die Anschaffung von neuen Decorationen, Costümen und Maschinen verschlugen werden, klingen fabelhaft. Und wenn ein solches großes Spectakelstück nicht Monate hindurch die Häuser füllt, so ist ein Capital verloren und die vereinigten Anstrengungen aller betheiligten Factoren sind vergeblich gewesen. Schon aus diesem Grunde ist der Wunsch gerechtfertigt, daß der Erfolg des ersten Abends, der, wie man weiß, immer einem besonders kritisch gestimmten Publicum abgerungen werden muß, sich dauernd erhalte. Ich hebe gleich die praktische Seite hervor; über die ästhetische habe ich mich früher schon ausgesprochen.

Auch in dieser Specialität der dramatischen Production macht sich derselbe Uebelstand geltend, der in der Posse beklagt werden muß: es fehlt an Stücken. Das Gebiet des Märchens, das der Phantasie des Malers und Costümiers so reichlichen Stoff darbietet, ist gründlich abgeweidet. Man denke nur an „Schneewittchen", „Dornröschen", „die sieben Raben" ꝛc. Auch die Zauberposse scheint ihren Reiz verloren zu haben. Die letzten Versuche, wie „Rothomago", sind mißglückt. Eine neue Anziehungskraft gewannen diese Ausstattungsstücke durch Jules Verne's ethnographisch-geographische Dichtungen. In dieser Specialität war die „Reise um die Erde" ein Meisterstück; aber jeder Einsichtige mußte sich sagen, daß der außerordentliche damit errungene Erfolg, der kaum überboten werden konnte, den Nachfolgern das Leben sehr sauer machen würde. Die Aufnahme der „Reise in den Mond" hat diesen pessimistischen Einsichtigen denn auch leider Recht gegeben.

Bei einigem guten Willen kann man auch das neueste Ausstattungsstück, „die Irrfahrten des Odysseus", dieser letzteren Gattung ungefähr unterstellen. Man könnte es bezeichnen als „die Reise um die antike Erde in 3600 Tagen". Der ungenannte Verfasser hat aus der Odysseussage natürlich nur einige Momente herausgreifen können. Beim Beginn der Handlung verabschiedet sich Odysseus von der Zauberin Circe, segelt zwischen Scylla und Charybdis bei der Sireneninsel vorbei, steigt dann in das Reich des Hades hinab, gelangt darauf zum Phäakenlande, wo sich Nausikaa in ihn verliebt, und erreicht schließlich Ithaka, wo er die Seinigen wiederfindet und die Freier straft. Das Ganze, bis auf einige Längen recht geschickt geordnet, ist in glatten, leicht dahinlaufenden Versen geschrieben — eine achtbare Arbeit. Einige Irrthümer, die mit untergelaufen sind, könnten vom Verfasser leicht beseitigt werden. Odysseus äußert bei einer Gelegenheit, daß es ihm jetzt schwer fallen würde, zu sterben, obwohl dem Sterblichen nach dem Tode in dem zweiten Leben alle möglichen Herrlichkeiten in Aussicht gestellt seien. Ich glaube nicht, daß der Dichter der Odyssee sich eine so freundliche Vorstellung vom Jenseits gemacht hat. Die Abgeschiedenen verbringen im Hades doch ein ungewöhnlich langweiliges schattenhaftes Dasein. Der Verfasser des modernen Stückes, der uns Odysseus im Hades vorführt, muß dies ja selbst wissen. Er hätte daran denken sollen, daß der Seher Teiresias das Schattenreich des Homer, in dem die vornehmsten Helden sich zusammen-

Digitized by Google

finden: Agamemnon, Achill, Patroklus ꝛc. bezeichnet als den „Ort freudlosen Entsetzens"; er hätte sich der so oft citirten Antwort des Achill erinnern sollen, die dieser dem Odysseus gibt, als der Sohn des Laertes das Glück des Peliden preist: „mächtig als Fürst über die Todten zu gebieten"; Achill besitzt für diese Auszeichnung gar kein Verständniß und erwidert:

„Preise mir jetzt nicht tröstend den Tod, ruhmvoller Odysseus!
Lieber möcht' ich fürwahr dem unbegüterten Meier,
Der nur kümmerlich lebt, als Tagelöhner das Feld baun,
Als die ganze Schaar vermoderter Todten beherrschen."

Einmal ist dem Verfasser auch das Wort „Engel" entschlüpft. Ein homerischer Engel! — es geht wirklich nicht.

Der Verfasser hat seine Arbeit ganz im vornehmen und strengen Stile gehalten und der Humor ist bis auf einige ganz schwache Ansätze des Hermes vollständig umgangen. Das war meines Erachtens nicht nothwendig, ich bin sogar der Meinung, daß eine modernere realistische Auffassung und Behandlung des Stoffes dem ganzen Werke eine größere Lebendigkeit und Frische gegeben hätte. Die guten Alten verstanden sich auf den Spaß gerade so gut wie wir und waren trotz aller Hehrheit, die wir ihnen als unerläßliches Attribut beilegen, ganz gewiß auch lebensheitere und lustige Patrone. Ja selbst der göttliche Odysseus hat mit seinen Renommistereien mehr als einen Zug vom Bonvivant. Es wäre allerdings eine bedeutende dichterische Potenz, es wäre so ein Heinrich von Kleist erforderlich, um einen solchen lustigen Odysseus aus dem Geiste der classischen Dichtung herauszuschreiben, ohne ihn deswegen parodistisch zu gestalten. Und, überlegt man es sich recht, wenn nun wirklich eine Parodie daraus würde — wäre das Unglück denn so groß? Würde nicht vielleicht eine komische Behandlung des Stoffes der Odyssee für die Zwecke des Victoriatheaters sogar viel geeigneter gewesen sein? Ich begnüge mich diese Frage aufzuwerfen und unterlasse es, sie zu beantworten. Aber der gänzliche Ausschluß der Komik ist jedenfalls zu bedauern.

Indessen wie dem auch sei, der Verfasser hat es immerhin verstanden, all den mannigfachen künstlerischen Kräften, die für ein solches Stück in Anspruch genommen werden, dankbaren Stoff zu bieten. Die Decorationen von Brioschi, Burghart und Kautzky sind fast ohne Ausnahme prächtig und geschmackvoll, einige, wie das Haus der Penelope und der königliche Palast in Scheria, wahrhafte Kunstwerke. Von den Lichteffecten ist als namentlich gelungen die Beleuchtung der Schatten im Hades hervorzuheben. Es kommt dazu der gewöhnliche Glanz in den Costümen, das originelle und hübsch arrangirte Ballet, in dem die ganz jugendliche Ballerina Signora Laura Farchetta (aus unserer heimischen Künstlerfamilie Farchow) als virtuose und sehr anmuthige Tänzerin zum ersten Mal vor dem dankbaren Publicum ihrer Vaterstadt auftrat und von ihm auf das Freundlichste aufgenommen wurde — kurz und gut, den Augen und Ohren wird gar viel und mancherlei geboten.

Die Darstellung der Hauptrolle durch den Director Emil Hahn ist uneingeschränkt zu loben. Als Penelope trat eine Künstlerin auf, die bisher mit ungewöhnlichem Erfolge die ersten tragischen Rollen am ersten tschechischen Landestheater in Prag gespielt hat. Der Uebergang der böhmischen Künstlerin, Frau Schamberg, zur deutschen Bühne, soll in Prag die Verhältnisse eines politischen Ereignisses angenommen haben. Es ist erstaunlich, wie schnell Frau Schamberg sich in das ihr zwar nicht fremde Idiom, das aber doch nicht ihre Muttersprache ist, hineingefunden hat. An der dunkeln Aussprache einiger Vocale kann man die Ausländerin noch erkennen, aber noch unverkennbarer ist ihr großes dramatisches Talent. Nur ein wirkliches Talent ist im Stande die Scene des Wiedersehens mit einer so innigen Leidenschaft darzustellen, wie es Frau Schamberg vermochte. Es ist die Hoffnung berechtigt, daß in dieser Künstlerin, sobald sie sich mit der Aussprache des Deutschen vollkommen vertraut gemacht haben, unserm Theater eine wirkliche Kraft erwachsen wird.

Schließlich muß ich noch eines Schauspiels gedenken, das am Residenztheater zur Aufführung gekommen ist. Es führt den Titel „Caprice" und bezeichnet sich als „deutsches Sittendrama". Gegen eine solche Bezeichnung lassen sich sowohl materielle wie formelle Bedenken erheben. Erstens sind es keine deutschen Sitten, die uns da geschildert werden, und zweitens würde, selbst wenn dies der Fall wäre, die Bezeichnung „deutsches Sittendrama" auf der grammatischen Höhe der „reitenden Artilleriekaserne" und des „ledernen Handschuhfabrikanten" stehen. Es sind aber, wie gesagt, keine deutschen Verhältnisse, die uns da geschildert werden; womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß solche Dinge nicht auch in Deutschland passiren könnten. Das ganze Stück ist sichtbarlich durchaus unter dem Einflusse der modernen französischen Dramen entstanden; und in der französischen Dichtung hat die Heldin Caprice ihre Ahnen zu suchen, in Manon Lescault, in Marion Delorme, Marguerite Gautier, in allen jenen entzückenden Weibern, die sich in ihrem sittenlosen Leben einen Hauch von Poesie und Seele bewahrt haben.

Die Maitresse des Grafen Worms, deren rechten Namen wir nie erfahren, wird wegen ihrer Charaktereigenschaften „Caprice" genannt. Danach darf man vermuthen, daß wir die Bekanntschaft eines launischen, tollen, übermüthigen Kindes machen werden. Aber dem ist nicht so; sie heißt Caprice wie canis a non canendo, sie ist larmoyant, sentimental, trübselig. Wenn der Graf Worms sich bei ihr amüsiren will, so ist seine Wahl ganz unbegreiflich. Diese Dame jammert ihm beständig die Ohren voll von wegen ihrer Entehrung, beklagt es, daß ihre Eltern so frühe gestorben seien und daß sie sich habe vom Bösen umgarnen lassen. Ich gestehe meine Antipathie gegen Frauenzimmer, die, wenn sie sich in ungeregelten moralischen Verhältnissen befinden, sich zu ihrer Rechtfertigung auf ihre mangelnden Eltern berufen. Mir erscheint die Sache immer plausibler und in gewissem Sinne sogar respectabler, wenn sie die einfachste und natürlichste Erklärung dafür abgeben: den leichtem Sinn, meinetwegen auch Sinnlichkeit, oder am einfachsten und besten: echte Liebe, die nichts berechnet hat. Aber die Berufung auf zu früh verstorbene Eltern zur Motivirung dieses oder jenes Fehltrittes berührt mich immer unangenehm wie Komödianterei.

Der Verfasser läßt uns im Unklaren über das entscheidende Moment im Leben der Caprice. Als wir sie kennen lernen, ist das Unglück bereits geschehen. Sie beklagt es schwer, mit heißen Thränen, aber das verhindert doch nicht, daß sie sich in einer eleganten Wohnung aufhält, prächtige Toiletten trägt, und sich Hals, Arme und Finger mit kostbaren Steinen behängt; und alles das wird von einem abscheulichen Menschen bezahlt, den sie nicht liebt, den sie sogar verabscheut. An die Reue einer solchen Sünderin vermag ich nicht recht zu glauben, und ihre Thränen flößen mir mäßiges Vertrauen ein. Nach der namenlos brutalen Behandlung, der sie von Seiten ihres Herrn und Gebieters ausgesetzt ist, jenes Grafen Worms, der ihr in Gegenwart eines Freundes vorrechnet, was sie ihm kostet, kann ich es auch nicht als einen Act des besonderen Heroismus auffassen, wenn sie sich diesem widrigen Luxus entzieht, um so weniger, als sie die fürchterliche Gewißheit, in der sie sich befindet, mit der frohen Hoffnung vertauscht, ein zwar bescheideneres, aber immerhin sehr anständiges Leben an der Seite eines geliebten und edlen Mannes, an der Seite eines Künstlers zu führen. Dieser Künstler hat sich in Caprice verliebt, und er beschließt, sie zu heirathen.

Von dem dramatischen Dichter eine ängstliche Berücksichtigung aller Bedingungen des gewöhnlichen Lebens zu fordern, wäre eine Ungerechtigkeit und eine Thorheit. Aber solche Dinge, die in unserm gewöhnlichen Leben unter keiner Bedingung denkbar sind, sollten auch im Drama nicht als Möglichkeiten hingestellt werden. Der Maler weiß von Caprice nichts weiter, als daß sie eben „Caprice" heißt, — ein Name, der jedenfalls schon etwas verdächtig klingt. Er sieht sie in einer Umgebung, die ebenfalls den Argwohn hervorzurufen ganz geeignet ist. Caprice lebt auf einer Villa in der Nähe der Hauptstadt, ganz zurückgezogen, in einer wahrhaft fürstlichen Einrichtung. Wenn der junge Mann nur etwas Lebenserfahrung hat, so muß er der ganzen Einrichtung, den tausend allerliebsten Ueberflüssigkeiten, die da herumstehen, sofort anmerken, in welcher Gesellschaft er sich befindet. Es duftet da auch ganz gewiß nach Patschuli und Heliotrop. Aber selbst wenn er vollkommen naiv ist, so ist er doch jedenfalls ein Mensch und neugierig; und es ist eine gewiß berechtigte Neugier, wenn der Liebende sich erkundigt, wer seine Geliebte eigentlich ist. Es ist aber stadtbekannt, daß Caprice die Maitresse des Grafen Worms ist, und die Diener haben sicherlich gegen Empfang eines bescheidenen Trinkgeldes gar nichts dagegen, ein Geheimniß zu verrathen, das keins ist. Der Maler aber fragt nicht! Er spiegelt sich in der seltsamen Erscheinung, die Caprice heißt, irgend eine hohe Aristokratin vor, und es fällt ihm nicht einmal auf, daß diese, wenn sie eine solche wirklich ist, gar keine Veranlassung hat, sich vor ihm und vor der Welt zu verbergen. Als ihm ein Freund der Caprice, der Baron Reyer, die Versicherung gibt, Caprice sei seine, des Barons, Halbschwester, glaubt er es ohne Weiteres und fragt nicht einmal, ob sie denn auch Reyer heiße. Er verlobt sich flott drauf los, ohne zu wissen, wie seine Braut heißt. Der Mann besitzt eine beneidenswerthe Zuversicht-

Digitized by Google

lichkeit! Er erkundigt sich nicht einmal danach, ob seine Schwiegermutter noch lebt! Er fragt gar nichts, er verlobt sich.

Nun muß ich gestehen, daß mir auch das Verhalten dieses Freiherrn von Reyer ganz seltsam erscheint. Reyer kennt Caprice ganz genau, aber er fühlt nicht das Bedürfniß, dem jungen Mann, der sie heirathen soll, reinen Wein einzuschenken. Im Gegentheil, er betheiligt sich sogar an der infamen Täuschung, indem er die Dame für seine Schwester ausgibt und dadurch in dem jungen Mann den Glauben hervorrufen muß, daß diese eine sittenreine Person sei. Einen solchen Streich kann man aus gemeiner Rache ausüben, aus wüstem Haß — „Fernande" ist ein glänzendes Beispiel dafür —, aber davon ist hier nicht die Rede; Reyer wird uns sogar als ein anständiger und gutmüthiger Mensch geschildert. Sagt sich denn dieser kurzsichtige Narr nicht, daß seine Gutmüthigkeit sich hier eines Schurkenstreichs schuldig macht? Daß es eine unverantwortliche Niedertracht ist, einen anständigen Menschen dauernd an ein Wesen zu fesseln, auf das er ein Recht zu haben glaubt, stolz zu sein, und das ihm schließlich die Verachtung einbringt?

Zum Aeußersten kommt es zum Glück nicht. Graf Worms, der von den Vorfällen Kenntniß erhalten hat, sucht den jungen Maler auf und theilt ihm die Wahrheit über Caprice mit. In Folge dessen Explosion. Caprice nimmt sich das Leben und der Graf fällt im Duell.

Dasselbe Motiv, die Liebe eines leichtgläubigen anständigen Mannes zu einem verlornen Mädchen, das seine Schande vor ihm verborgen, hat Victor Hugo in „Marion Delorme" mit einer solchen dramatischen Kraft behandelt, daß es von vorn herein als ein sehr gewagtes Unternehmen erscheinen mußte, dasselbe noch einmal zu verwenden. Victor Hugo kommt aber auch in seinem ergreifenden Drama zu ganz andern Resultaten; und wenn man ihm auch den Vorwurf machen darf, die Farben bisweilen zu stark aufzutragen, so läßt sich ihm doch die wirkliche dichterische Leidenschaft, die sein ganzes Trauerspiel belebt, nicht absprechen. Wenn Didier, der bisher von Marions Vergangenheit nichts geahnt hat, und der nun durch einen Zufall die schreckliche Wahrheit erfährt, vor diese hintritt und ihr sagt, was in ihm vorgeht — dem glaubt man's!

„Zu meinem Unglück hätte ich auch als Weib geboren werden können, ich hätte wie irgend eine andere käuflich und ehrlos werden, mich für Geld hingeben und dem ersten Besten meinen nackten Busen darbieten können! Wenn ich aber auch noch so leichtsinnig gewesen wäre, und es wäre an mich ein anständiger Mann herangetreten, ein einfältiger Ehrenmann, und wenn ich just ein solches Herz, das noch voll von Illusionen ist, gefunden hätte — lieber, als daß ich diesem anständigen Mann nicht gesagt hätte, «ich bin das und das», als daß ich ihn hintergangen, als daß ich ihm nicht selbst anvertraut hätte, wie meine keuschen Augen ihn belügen, als daß ich so treulos, so undankbar, so falsch gewesen wäre — lieber hätte ich mir mit meinen eigenen Nägeln mein Grab gekratzt! Und Du warst an meiner Seite, züchtig und keusch und rein! Was hatte ich Dir gethan, der ich Dich aus tiefem Herzen, so wahr und innig liebte?"

Die Kräfte unseres deutschen Dichters, der hier seinen ersten theatralischen Versuch gemacht hat, reichen zur Bewältigung dieses Stoffes noch nicht aus. Gleichwohl verräth die Arbeit des Herrn Albin Rheinisch Talent; der Verfasser hat entschieden Sinn für Bühnenwirkungen. Namentlich der dritte Act ist gut geführt und gesteigert. Allerdings bedarf dieses Talent noch sehr der Verfeinerung, für den Augenblick arbeitet es noch mit zu starken Mitteln, mit zu krassen Effecten. Auch die Sprache, die bisweilen ganz poetisch ist und gesunde Kraft zeigt, ist im Allgemeinen noch viel zu voll und mit überflüssigen Bildern aufgebauscht. Wir hören da allerlei von einem „knirschenden Bewußtsein", von einer „fiebernden Einbildung", von einer „scheu verborgenen Abgeschiedenheit", von dem „schlotternden Gewissen eines Mörders". Wir hören Sätze wie: „Und wenn sich alle Oceane und Gletscher zwischen uns thürmten"; „wie ein Donnerschlag würde das Wort «Maitresse» an seine Ohren brausen"; „ich werfe den Purpur meines ehrlichen Namens als Hülle über ihre Schuld"; „das trifft sich teuflisch herrlich"; „die Bestätigung von Deinen Lippen wirbelt meinen Geist aus den Gelenken der Vernunft"; „ich trete in die Schranken für die verwüsteten Träume einer Generation" — was soll das Alles? Was soll es heißen, wenn man behauptet, man wäre Aristokrat, „wenn auch nicht mit Absicht, so doch aus Vorsicht?" Weshalb schwört der Graf „bei allen Austern der Nordsee" und „bei seinem Trakehner?" — Wozu das Alles? Es geht ja auch so. Das Wort auf der Bühne klingt laut und eindringlich genug, man braucht es gar nicht besonders zu verstärken.

Um die Darstellung machten sich besonders Frau Claar-Delia in der Titelrolle und Herr Keppler als Graf Worms verdient; und so war denn auch der Erfolg ein solcher, mit dem der Dichter bei seinem ersten Versuche recht zufrieden sein kann. Die Aufführung wird den Verfasser, dessen Arbeit man es anmerkt, wie ernst er es meint, am besten darüber aufgeklärt haben, wo er das Richtige getroffen, und wovor er sich bei seiner zweiten Arbeit zu hüten hat. Es ist immerhin etwas Schönes um das ernsthafte Wollen, und es ist kein großes Unglück, einmal zu irren.

Paul Lindau.

Notizen.

Der Verlag von C. Rosner (Tuchlauben, Wien) hat in seiner Art zur Feier Laubes beigetragen, indem er den „historischen Lustspielabend" in glänzender Ausstattung publicirte. „Heinrich Laube zu seinem 70. Geburtstage der Verleger", so lautet die Widmung.

Der Band enthält „das heiß' Eysen" (Hans Sachs), „die ehrlich Bäckin" (Ayrer) und „Hanswurst, der traurige Küchelbäcker" (Prehauser) und ist nur in 110 Exemplaren abgezogen. —

Die vielbesprochenen Memoiren Stroußbergs sind nun bei Guttentag (D. Collin) erschienen. Eine eingehende Besprechung behalten wir uns vor.

Für die nächsten Nummern liegen uns unter andern Artikeln folgende vor:

Ed. von Hartmann „Freiheit und Gleichheit".

Gottfried Keller Autobiographie.

Justizrath Dochhorn Gründerprocesse.

G. Nachtigal Skizzen aus Afrika; „Ueber die Septemberconferenz in Brüssel".

H. M. Richter „Anton Auersperg als Politiker".

Abonnement der „Gegenwart" pro IV. Quartal 1876.

Mit der vorliegenden Nummer 40 schliesst das III. Quartal der *„Gegenwart"*. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um *baldigste Erneuerung* desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. *Abonnements auf das IV. Quartal 1876 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.*

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage der **Stuhr**'schen Buchhandlung, **Berlin**, 61. Unter den Linden, erschienen vor Kurzem:

Byron's Prosa!

Lord Byron.

Eine Autobiographie nach Tagebüchern und Briefen von

Dr. **Eduard Engel.**

16 Bogen 8. Elegant broschirt: Preis 5 *M.*,
höchst elegant gebunden mit Goldschnitt: Preis 7 *M.*

Zum ersten Male wird hier Gelegenheit geboten, Byron auch als Prosaiker kennen zu lernen. Das Werk ist um so interessanter, als es das bewegte Leben des Dichters nach seinen eigenen Aufzeichnungen schildert. Der Inhalt, die Sprache wie die splendide äussere Ausstattung machen das Buch zu einem so trefflichen **Festgeschenke**, dass wir die Aufmerksamkeit dringend darauf lenken. — Die gesammte Presse hat sich über diese literarhistorisch äusserst wichtige Neuigkeit durchaus lobend ausgesprochen.

Das Werk bildet eine nothwendige Ergänzung zu sämmtlichen deutschen Byron-Ausgaben.

Die

Urkraft des Weltalls

von

Professor **Philipp Spiller.**

28 Bogen gr. 8. Preis 8 *M.*

Seit Decennien die wichtigste naturphilosophische Erscheinung, — bahnbrechend auf dem Gebiete der tiefsten Lebensprobleme. Mit dem umfassendsten Wissen vereinigt der Verfasser die lesbarste Darstellung seiner genialen Weltauffassung, die zum ersten Male nach Jahrtausenden (seit Heraklit) die grössten Räthsel der Schöpfung befriedigend löst. — Während durch **Hegel, Schopenhauer** und **Hartmann** lediglich Negatives, Pessimistisches und Skeptisches geboten wurde, erhalten wir hier endlich positive Resultate, die mit zwingender Ueberzeugungskraft wirken.

Spiller ist der Schöpfer der Philosophie des Weltäthers, er ist, wie ihn ein Kritiker jüngst nannte, **der Lessing der Naturphilosophie.**

Das Buch sei allen Gebildeten auf's Wärmste empfohlen.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Die Luft,

ihr Wesen, Leben und Wirken

mit Beziehung auf die geographische Verbreitung der Pflanzen, Thiere und Menschenrassen.

Auf Grundlage der zuverlässigsten Forschungen dargestellt von

Prof. **Friedrich Körner.**

Ergänzungsband zu „die Erde, ihr Bau und organisches Leben".

Ein Band. gr. 8. eleg. broch. 4 *M.*
Erscheint auch in 4 Lieferungen zu je 1 *M.*
Das Werk ist in jeder Buchhandlung vorräthig.

In unserem Verlage sind erschienen:

Dante Alighieri's

Göttliche Komödie.

Uebersetzt von **Carl Witte.**

Dritte Ausgabe.

2 Bände. 58 Bogen kl. 8. geh. Preis 10 *M.*,
eleg. geb. mit Goldschnitt 12 *M.* 50 *S.*

1. Band. — Text. Mit 1 Titelbild. 34¼ Bogen.
2. Band. — Erläuterungen. Mit 1 Weltplan nach Dante's Anschauung. 23¾ Bogen.

Thomas Moore's

Lalla Rukh.

Deutsch v. Dr. **Alexander Schmidt** i. Königsberg in Preußen.

Zweite Auflage.

Miniatur-Ausgabe. 19 Bogen. geh. 3 *M.* 60 *S.*,
eleg. geb. mit Goldschnitt 4 *M.* 60 *S.*

Charles Dickens' Leben.

Von **John Forster.**

In's Deutsche übertragen von **Friedrich Althaus.**
(Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung).

3 Bände (90½). gr. 8. Mit 3 Porträts und 10 Abbildungen. geh. Preis 27 *M.*, in engl. Einband 31 *M.* 50 *S.*

Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

Soeben erschien **Zweite Auflage** von:

Weil's mi' freut!

Neue Gedichte
in oberbairischer Mundart
von
Karl Stieler.

Elegant cart. in illustrirtem Umschlag 3 *M.*,
in Calico gebunden 4 *M.*

Meyer & Zeller's Verlag (Fr. Vogel)
in Stuttgart.

VERITAS.

(Leipzig.)

Auskunftsbüreau mit Rathertheilung in Fragen der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Gewerbe und des geselligen Verkehrs. Strengste Verschwiegenheit. Pünktliche Besorgung. Empfohlen von der „Illustrirten Zeitung." Jeder allgemeinen Frage ist 1 *M.*, Personalerkundigungen aber 2 *M.* nebst der Vergütung für das Porto beizulegen. Adresse: **Auskunftsbüreau Veritas** in Leipzig. Vorsteher: Dr. **O. Henne-am Rhyn.**

Feierabendhaus für Lehrerinnen und Erzieherinnen.

BAZAR.

Der **Bazar** zur Errichtung eines **Feierabendhauses** wird am 19. Oktober in dem von den städtischen Behörden bewilligten **Festsaale des Rathhauses** eröffnet werden.

Das Unternehmen, zu dessen Förderung der Bazar bestimmt ist, geht dahin, hilfsbedürftigen Lehrerinnen eine sichere Zufluchtsstätte für das Alter zu bereiten; ansehnliche Mittel sind erforderlich, um dieses Werk zur Ausführung zu bringen.

Gestützt auf die allseitige lebhafte Theilnahme, welche unserm Unternehmen schon jetzt bewiesen worden ist, gestatten wir uns, die herzliche Bitte auszusprechen, uns durch recht reichliche Anmeldung und Zusendung von Geschenken baldmöglichst erfreuen zu wollen, damit wir in den Stand gesetzt werden, den schönen Saal des Rathhauses, dem Zweck entsprechend, in würdiger Weise auszustatten.

Die Unterzeichneten sind gern bereit, Gaben in Empfang zu nehmen, und werden für jede Spende, auch für die kleinste, aufrichtig dankbar sein.

Berlin, im August 1876.

Fr. Geh. Rath **Angelstein**, Oranienburgerstr. 67.
Fr. **Guthilde Axeander**, Dorotheenstr. 54.
Fr. Geh. Medizinalrath **Bardeleben**, Matthäikirchstr. 29.
Fr. Professor **Reinhold Begas**, Stülerstr. 4.
Fr. **George Beer**, Alsenstr. 8.
Fr. Dr. **Caspary**, Charlottenstr. 84.
Fr. **Elise Engel**, Linkstr. 27.
Fr. Stadtbaurath **Gerstenberg**, Köpnickerstr. 29.
Fr. Direktor **Heyl**, Bismarckstr. 2.
Fr. Justizrath **Heilborn**, Breitestr. 28.
Frl. **Elisabeth Heilborn**, Kurfürstenstr. 164.
Fr. Commerzienrath **Heckmann**, Schlesischestr. 20. 21.
Frl. **Cäcilie Itzinger**, Potsdamerstr. 11.
Frl. **Renate Itzinger**, Potsdamerstr. 11.
Fr. **Eva von Krause**, Wilhelmstr. 66.
Fr. Stadtgerichtsrath **Kramer**, Kurfürstenstr. 164.
Frl. **Marie Kramer**, Schöneberger Ufer 16.
Fr. Professor **Kaselowsky**, Schönebergerstr. 9.
Fr. Geh. Rath **Kießling**, Sigismundstr. 2.
Fr. Stadtrath **Löwe**, Victoriastr. 13.
Fr. Rechtsanwalt **Lewald**, Matthäikirchstr. 28.
Fr. **Betty Leo**, geb. **Reinecke**, Leipzigerplatz 16. 17.
Fr. **Levi**, geb. **Radziejewska**, Unterwasserstr. 6.
Fr. Rechtsanwalt **Levin**, Unter den Linden 15.
Fr. **Caroline Meyer**, Margarethenstr. 18.
Fr. **Sophie Molenaar**, Königin-Augustastr. 38.
Fr. Commerzienrath **Manheimer**, Bellevuestr. 8.
Fr. **Anna Meyer**, geb. **Gerson**, Leipzigerplatz 8.
Fr. **Poschmann**, Kurfürstenstr. 168.
Fr. **Clara Seligmann**, Victoriastr. 4a.
Fr. **Cäcilie Salomon**, Roonstr. 4.
Fr. **Friedrich Spielhagen**, Hohenzollernstr. 12.
Fr. Hofrath **Spielhagen**, Michaelkirchstr. 3.
Fr. **Anna Valentin**, Chausseestr. 99.
Fr. **Anna Wallich**, Burgstr. 29.
Fr. **Wowarsky**, Victoriastr. 25.
Hr. Dr. **Straßmann**, Stadtverordneten-Vorsteher, Wallner-Theaterstr. 39.
Hr. Stadtbaurath **Gerstenberg**, Köpnickerstr. 29.
Hr. Direktor **Heyl**, Bismarckstr. 2.
Hr. **E. F. Oppermann**, Anhaltstr. 2.
Hr. **Hoppenworth** sen., Kurstr. 39.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Unsere Meister.

Sammlung auserlesener Werke für das Pianoforte.

10 Bände. gr. 8. Eleg. cart. in Carminglacé. **Preis à 3 M.**

Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn, Chopin, Schumann.

Bereits ausgegeben:

Band I. **Johann Sebastian Bach.** (No. 1—38.) 100 S.
- V. **Ludwig van Beethoven.** (No. 1—13.) 96 S.
- IX. **Fr. Chopin.** (No. 1—24.) 90 S.

Die kleine gewählte Pianofortebibliothek „Unsere Meister" bietet in schmucker Ausstattung zu billigem Preise die schönsten und zum Claviervortrage geeignetsten Werke unserer grossen Meister, revidirt und mit Fingersatz versehen von Carl Reinecke. (Bd. II von F. Brissler.) Binnen Jahresfrist wird die Bibliothek abgeschlossen vorliegen.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Hiltke** in **Berlin.** **Expedition, Berlin** N. W., Louisenstraße 32.
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 7. October 1876. Band X.

AP
30
.G295
v.10
no.41

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Deutschlands Haltung in der gegenwärtigen europäischen Krisis. Von Rhenanus. — Aus Oberösterreich. Ein Touristenblatt von Julius Duboc. — **Literatur und Kunst:** Am 10. October 1876. Von E. v. Wildenbruch. — Graf Anton Auersperg. Von H. M. Richter. — Das Theaterschulwesen. Ansichten und Entwürfe aus dem Nachlasse von Heinrich Marr. — Die Fremde. Schauspiel in 5 Acten von Alexander Dumas Sohn. Besprochen von P. L. — **Aus der Hauptstadt:** Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. I. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Deutschlands Haltung in der gegenwärtigen europäischen Krisis.

In einem Leitartikel vom 2. September bespricht die „Times" die anscheinende Gleichgiltigkeit der Deutschen gegenüber den Gräueln und den Grausamkeiten, welche die christliche Bevölkerung der Türkei von ihren Herrschern in diesem Jahre zu erdulden hatte. Sie kann sich eines gewissen Erstaunens über die von der öffentlichen Meinung bei uns bewiesenen Ruhe nicht erwehren, besonders im Vergleich zu den Kundgebungen, welche jetzt in England an der Tagesordnung sind. Wenn auch das große Weltblatt uns in seiner Argumentation sehr zart und schonend behandelt, und selbst verschiedene gute Gründe für die von den Deutschen in dieser Frage eingenommene Stellung anführt, so gibt es uns doch nicht mißzuverstehende Winke über die Gefahren einer zu engen, egoistischen Politik, und schließt mit dem Wunsch, das große Publicum solle ein thätigeres Interesse an der Frage beweisen, welche jetzt Europa in Feuer und Flammen zu stürzen drohe, und einen obligaten Druck auf unseren Kanzler ausüben. In welcher Richtung sich dieser Druck geltend machen soll, ist zwar nicht deutlich gesagt, aber wahrscheinlich sollte doch nach der Meinung der „Times" in dem Kanzler ein regeres Interesse für die Christen und eine größere Antipathie gegen die Türken erweckt werden.

Seitdem Deutschlands Stimme in dem Weltareopag zu einer vollzählenden geworden ist, befinden wir uns zum ersten Mal in einer acuten internationalen Krisis, in welcher uns durch die Natur der Umstände nicht die erste Rolle zugewiesen ist. Diese Lage ist für die Nation eine neue, ungewohnte, und so scheint es mir angezeigt, dem wenn auch milden Angriff der „Times" gegenüber in Kürze darzuthun, daß die Haltung, welche wir bis jetzt bewahrt haben, die richtige und correcte ist.

Wenn wir ohne Ueberhebung und ohne zu großes Selbstlob behaupten dürfen, daß wir gegenwärtig die bestorganisirteste und durch ruhmgekrönte bewährte Feldherren geführte Armee besitzen, mit deren Hülfe wir unserer Meinung jeder Zeit den entsprechenden Nachdruck zu geben vermögen, so legt uns doch unsere geographische und politische Lage Rücksichten auf, welche ein mächtiges Inselreich, wie Großbritannien, oder ein durch Natur und Klima geschützter Koloß, wie Rußland, kaum zu nehmen brauchen. Trotz der in England gelegentlich ausbrechenden Panik vor einer feindlichen Landung ist dieses Land gegen einen Angriff ebenso gesichert, wie Rußland die zweimalige Erfahrung in diesem Jahrhundert gemacht hat, daß eine Invasion seines Innern so gut wie unmöglich ist, oder nur zum Verderben des Eindringlings enden wird. Beide Nationen können sich ohne Gefahr für ihren dauernden Wohlstand den gelegentlichen Luxus einer Gefühlspolitik erlauben. Deutschland hingegen, inmitten des europäischen Continentes, mit langgestreckten, nach allen Himmelsgegenden offenen Grenzen, das jüngste Mitglied der großen Tafelrunde, ist nächster Nachbar von zwei Staaten, mit welchen es innerhalb des letzten Decenniums erst blutige Kämpfe auf Tod und Leben zu führen hatte. Stehen wir mit diesen auch gegenwärtig auf freundlichem Fuße, so machen wir uns doch kein Hehl daraus, wessen wir uns von Beiden zu versehen hätten, befänden wir uns in isolirter oder kritischer Lage. Mit dem russischen Herrscher verbindet uns zwar eine innige und wahre Freundschaft, von welcher uns schon mehrfach praktische Beweise gegeben wurden; wird sich aber dieses Gefühl dereinstens auf den Nachfolger vererben? Wird dieser der in Rußland immer mächtiger wachsenden Eifersucht und Antipathie gegen Deutschland einen schützenden Damm entgegenstellen können und wollen? „Wenige Freunde haben wir in der Welt, und wenigstens während 50 Jahren müssen wir uns noch unserer Haut wehren", sagte Moltke einstens im Reichstag — und mit diesem Ausspruch hatte er vollkommen recht.

Wie kann die kluge, die Weltverhältnisse gewöhnlich so kühl und objectiv beurtheilende „Times" den Deutschen den Vorwurf insinuiren, wir betrieben eine egoistische Politik, weil wir nicht bereit zu sein schienen, uns in allerlei Abenteuer zu stürzen und die orientalischen Christen vom Türkenjoch zu befreien? Ehe man Lanzen für dritte Personen bricht, muß man seines eigenen Hauses ganz sicher sein, und das sind wir keineswegs. Es gab aber auch eine Zeit, und sie ist noch gar nicht so weit hinter uns, wo wir kosmopolitische Philanthropie trieben, wo wir gegen die Türken ebenso aufgebracht waren wie die Engländer es jetzt sind, und wo wir mit den anderen Nationen für Philhellenismus um die Wette schwärmten. Aber dieses war eine Zeit von Deutschlands politischer Ohnmacht; wir kannten die Einflußlosigkeit unserer öffentlichen Meinung, wir empfanden, daß wir keine verantwortliche Stellung einnahmen, und daß wir ohne Gefahr für das Gesammtwohl unserer Sympathie und Antipathie folgen durften. Es war dies ein trauriges Vorrecht des Schwachen.

Seitdem wir einig und stark geworden, verlangt unsere Mission als Repräsentant und Bewahrer des europäischen Gleichgewichts doppelte Vorsicht und Mäßigung im Sprechen sowohl wie im Handeln. Unsere Aufgabe ist es nicht, uns stets für unterdrückte und verkannte Menschenrechte zu erhitzen

Digitized by Google

und sofort als politischer Don Quixote für deren Geltendmachung das Schwert zu ziehen. Gerade die ruhige und besonnene Haltung in Deutschland während der letzten Monate spricht für die Zunahme politischen Verständnisses, politischer Reife und zeigt, daß wir mit den Verhältnissen gewachsen sind. Daß wir unseren Gefühlen nicht in Volksversammlungen Ausdruck zu verleihen suchen, beweist ja nicht, daß uns das Interesse am Schicksal unserer christlichen Mitbürger mangle, wir empfinden ebenso tief wie Engländer und Russen das unglückliche Los, welches jenen armen Unterdrückten zu Theil wurde. Aber ebenso fühlt unser Volk, daß der Moment ein falsch gewählter sein würde, wenn es auch noch seinerseits Oel in die Flammen gießen wolle, welche Europa zu verzehren drohen. Nicht der ganze Welttheil soll von Kriegsgeschrei erbeben, damit eine kleine Anzahl Christen von der Türkenherrschaft befreit werde, sondern wir wollen deren Los im Bereich des Möglichen verbessern, ohne uns der Segnungen des Friedens verlustig zu machen, welcher den Engländern ebenso nöthig ist, wie uns und den anderen Nationen.

Die „Times" vergißt aber in ihrer Kritik noch ein anderes Moment, welches sehr beherzigenswerth zum Verständniß der von dem englischen und von dem deutschen Publicum eingenommenen Stellung ist. In der türkischen Frage nämlich hat England ein schlechtes Gewissen, denn es fühlt, daß es viele Unterlassungs- und Begehungssünden der Vergangenheit sich verzeihen lassen muß. Wer sich des Enthusiasmus erinnert, der die Engländer vor 20 Jahren für die Türken ergriffen hatte und der sie veranlaßte, Tausende von Menschenleben und viele Millionen ihres Nationalvermögens für die geträumte Regeneration des muselmännischen Reiches zu opfern, wird es kaum für möglich halten, daß heut zu Tage das bis vor Kurzem geliebte Pflegekind so ganz über Bord geworfen wird, und man dessen Vernichtung im Bunde mit derjenigen Macht verlangt, welche dazumal als Englands Erbfeind betrachtet wurde.

Der Krimkrieg wurde eigentlich geführt, um die Hegemonie Rußlands in Europa zu brechen. Anstatt aber diesen Zweck durch die richtige Wahl des Kriegsvorwandes klar und deutlich hervortreten zu lassen, wurde er durch die äußere Veranlassung, welche den Kampf zum Ausbruch brachte, verdunkelt. Die große Masse versteht sich natürlich nicht auf fein zugespitzte, theoretische Fragen: sie erfaßt die praktische Seite, welche Allen verständlich und sichtbar ist. Das türkische Reich schien durch Rußland in seiner Existenz bedroht. Nicht auf ein Bekämpfen Rußlands kam es vornehmlich dem englischen Volke an, sondern auf eine Rettung der Türkei. Die ganze Sache war damit auf eine falsche Bahn gestellt, was sich der schlaue Türke sehr wohl zu Nutze zu machen wußte. Zwanzig Jahre länger schmachteten die Christen unter dessen eisernem Regiment und wir befinden uns behufs Regelung der orientalischen Frage genau auf demselben Standpunkt, wie vor Beginn des Krimkrieges, zum Glück nur um die eine Illusion ärmer, als ob die Türkei noch regenerationsfähig wäre. Mit dem ihnen innewohnenden gesunden politischen Instinct haben die Engländer ihren früheren Irrthum eingesehen und möchten nun, vielleicht auf zu radicale Weise, denselben gut machen. Wie sie früher in den Russen ihre gefährlichsten Gegner sahen, so erkennen sie jetzt in denselben ihre sicherften Bundesgenossen zur Erreichung des angestrebten Zieles. Nur die leitenden politischen Kreise scheinen sich noch nicht von der traditionellen Politik Englands am Bosporus befreien zu können. Sie widerstreben, so viel in ihrer Macht steht, dem Druck der öffentlichen Meinung und machen derselben so wenig Concessionen wie nur möglich. Daher auch die Vehemenz und das Ungestüm ihrer Kundgebungen. Seit 100 Jahren hat sich in England nicht mehr ein so großer Zwiespalt zwischen Nation und Ministerium offenbart und es wird interessant sein, im weiteren Verlauf der Dinge zu beobachten, wie sich das Einverständniß zwischen Beiden wieder herstellen wird.

Wir Deutschen haben in der türkischen Frage zum Glück Thorheiten aus der Vergangenheit weder zu bereuen noch wieder gut zu machen. Zur Zeit des Krimkrieges fühlten wir in unserem Vaterland den Druck der russischen Hegemonie auf eine weit härtere, empfindlichere Weise als die anderen europäischen Staaten, da wir uns in der dunkelsten Zeit der nach 1848 eingetretenen Reactionsperiode befanden, deren Protector und Beförderer Kaiser Nicolaus war. Obwohl wir alle Ursache hatten uns über eine Verminderung des russischen Einflusses zu freuen, so bewies sich damals unser politischer Instinct als der richtigere, daß wir in keinem Augenblick uns verleiten ließen, aus Antipathie gegen die Regierungsprincipien des Kaisers Nicolaus Partei für die Türkei zu ergreifen. An die Möglichkeit dieselbe zu civilisiren, dort ein geordnetes europäisches Staatswesen entstehen zu sehen, haben wir nie geglaubt, es war für uns stets nur eine Frage der Zeit, wann der letzte Funken von Lebenskraft verzehrt sein würde.

Der wichtigste Grund aber, welcher in Deutschland jede öffentliche Kundgebung in der orientalischen Frage unnöthig macht und der von der „Times" ganz übersehen worden zu sein scheint, ist in der vollkommenen Uebereinstimmung zu suchen, welche zwischen dem Volk und seiner Regierung herrscht. England sieht durch seine Staatsmänner eine Politik befolgt, welche es nicht billigt, zu deren Richtung es kein Vertrauen hat — wir im Gegentheil haben das vollste Vertrauen in die weise Mäßigung, in die Umsicht, in die Energie, mit der unser Kaiser und sein großer Kanzler die Interessen des Reiches verwalten.

Wir bedürfen wahrlich der Ermahnung der „Times" nicht, in unserem Staatsleben höhere Ziele zu verfolgen, anstatt nur une politique de pourboire zu machen, wie sie sich ausdrückt, denn sattsam haben wir unsere Theilnahme an den höheren ethischen Interessen der Menschheit documentirt, und daß wir auch im richtigen Augenblick mit eherner Hand in den Gang der Weltgeschichte einzugreifen wissen, beweisen die Waffenthaten unseres Heeres, seitdem es ein einziges, deutsches geworden ist.

Wenn dereinstens die diplomatischen Geheimnisse unserer Tage dem Auge der Profanen offenbart werden dürfen, wird die Welt mit Staunen und Dankbarkeit erkennen, was der Einsiedler von Varzin für die Erhaltung des Weltfriedens gethan hat und wie gerechtfertigt das unbedingte Vertrauen ist, mit welchem ihn die deutsche Nation unterstützt.

Athenaus.

Aus Oberöstreich.

Ein Touristenblatt

von

Julius Duboc.

Wenn die „Salzkammergutbahn", an der jetzt rüstig gebaut wird, und die bereits in zwei Jahren dem Verkehr übergeben werden soll, vollendet sein wird, dürfte auch Goisern, das stattliche im Thal der Traun in der Nähe von Ischl gelegene Dorf, das bis jetzt im Ganzen nur wenigen Touristen und nur als Durchgangspunkt zu den berühmteren Punkten des Salzkammergutes bekannt ist, aus seiner bisherigen glücklichen Verborgenheit hervortreten. Das übertrieben theuer gewordene und ohnehin häufig überfüllte Ischl wird dann vermuthlich einen Theil seiner Curbesucher an Goisern abtreten und diese werden bald genug die Entdeckung machen, daß die nächste Umgebung dieses bevorzugten Stücks deutscher Erde diejenige von Ischl an Lieblichkeit und Großartigkeit überragt. Die außerordentlich malerischen Höhenzüge des Ramsauer Gebirges, denen sich die Ischler Berge, der Saarstein und Krippenstein anschließen, umspannen in einem weiten Umkreis den breiten, von der wild brausenden Traun

Digitized by Google

durchschnittenen Thalgrund, in dem man Goisern erblickt. Die Häuser sind theils im Thal, theils hoch an den Bergabhängen gelegen, die im buntesten Farbenschmuck, bald im lichten Grün der Wiesenmatten, bald im Gold der Saatfelder und Garben, bald im Tannendunkel, bald im Grauweiß der schroff niedersteigenden Felsenwände erglänzen. Es gibt hier keine gepflegten Promenaden, aber die schöne Sitte, die, ich weiß nicht, ob überall in Oberöstreich, jedenfalls aber in Goisern zu Hause ist, daß man durch Wiesen und Felder und Gartengrundstücke fortwandern kann, ohne jemals fürchten zu müssen, auf Absperrungen, auf ein unbequemes: Woher, wohin des Weges? oder auf bissige Hofhunde zu treffen, schafft einen mehr als genügenden Ersatz. Und wenn man so durch diese traulichen Wohnstätten dahinwandert, über sich das grüne Gewölbe der hier zahlreich vertretenen Ahornstämme, umrauscht von Quellwässern, die reichlich dem Gebirge entströmen, und die Brunnen gefaßt bald hier, bald da uns entgegenplätschern, so geräth man völlig in den Bann des Zaubers dieser lieblichen Gegend. Sucht man aber das Großartige, so steigt man höher hinauf auf die Alm, da wo das majestätische Eisfeld des Dachstein, zur Seite der zerklüfteten Gebirgskette des Donnerkogel, uns entgegenleuchtet.

Goisern wird, wie ich schon bemerkte, gegenwärtig meistens nur als Durchgangspunkt von den Ischler Badegästen berührt, die hier im Wagen vorbeirollen, um einen Ausflug zu machen, oder von solchen Touristen, die Halstatt mit seinem lieblichen See und dem prächtigen Wasserfall, den Dachstein, das Gosauthal, Aussee und was in dieser Linie als wünschenswerthes und von den Reisehandbüchern mit einem besonderen Vermerk bedachtes Wanderziel aufgeführt ist, zu erreichen streben. Es hat daher wenig ständige Besucher und würde noch weniger haben, wenn nicht seit einer Reihe von Jahren schon ein und der andere Wanderer seine Schritte hierher lenkte, um ein seitab auf mäßiger Anhöhe, dem sogenannten Primasberg, gelegenes, freundlich in's Thal hinabgrüßendes Häuschen aufzusuchen, dem Einwohner und Besitzer desselben die Hand zum Gruß zu schütteln oder auch wohl, je nachdem es sich gerade fügt, um Quartier bei ihm anzusprechen und sein Gast für Wochen oder auch Monate zu bleiben. Denn Konrad Deubler, „der Bauern-Philosoph", wie ihn ein östreichisches Blatt einmal taufte, setzt seiner sehr weitherzig geübten Gastfreundschaft kaum irgend welche Schranken in Bezug auf Zeit oder Person, es sei denn, daß letztere zu der schwarzen Bande der Verdummungspartei zählte, mit der er zeitlebens im Kriege gestanden. Aber diese hütet sich ohnehin, dem aufgeklärten Sohn der Berge, der mit Strauß, Feuerbach, Uhlich, Roßmäßler und vielen bereits heimgegangenen Freidenkern in Briefwechsel und innigem Verkehr gestanden, wie er sich gegenwärtig noch mit Häckel und vielen anderen Gelehrten und Denkern freundschaftlich berührt, irgendwie zu nahe zu kommen; sie schlägt ein Kreuz und schleicht stille vorbei an der Stätte, die schon genügend durch eine Gedenktafel gekennzeichnet ist, welche, an einem schattigen Aussichtspunkt angebracht, besagt, daß hier im Jahre 1867 Ludwig Feuerbach, „der größte und muthigste Denker unseres Jahrhunderts, manchen schönen Sommerabend zugebracht habe".

Indem ich über Konrad Deubler schreibe, thue ich es in einem so reclamenfeindlichen Geist, daß ich sehr leicht dazu kommen könnte, ihm statt zu viel, zu wenig Ehre und Anerkennung zu erweisen. Und es wird daher gerathen sein, wenn ich von einer Charakterschilderung lieber ganz absehe, und nur des Mannes Lebensgang und Umgebung in einer flüchtigen Skizze ausführe. Der Lebensgang; — da haben wir es denn zuerst mit einem 9 bis 10jährigen Dorfbuben zu thun, dem Sohne eines armen Bergknappen aus Goisern, der sich, weil ihm die Großmutter, die er sehr liebte, gestorben, mit Gedanken den Kopf zerplagt, wie es doch eigentlich mit dem ewigen Leben und der Fortdauer im Jenseits bestellt sei. Alles, was ihm der Herr Pfarrer gesagt, gibt ihm keine rechte Ueberzeugung, der Herr Pfarrer weiß es halt auch nicht genau, aber er hat einmal die Anzeige eines Werkes von Sintenis gelesen, der diese und verwandte Materien in 3 Bänden abgehandelt hat. Wer ein so dickes Buch schreiben kann, der muß es wissen. Wer sich so ein Buch anschaffen könnte! — aber freilich, das kostet nicht weniger als 11 Gulden, eine völlig unerschwingliche Summe für ein armes Bergmannskind, dessen Vater mit Mühe und schwerer Arbeit nur eben die Nothdurft des Lebens erringt. Dennoch wird sie beschafft, diese Summe, mit Bitten und Betteln, von Onkeln und Tanten, hier ein Gulden und da ein Gulden, bis der kleine Schatz voll ist und der größere Schatz, die Weisheit des ehrenwerthen Sintenis, dafür eingehandelt werden kann. Und nun macht sich der kleine Deubler darüber her und liest und studirt bis ihm der Kopf dampft und dann ist er sehr glücklich und zufrieden, denn er weiß nun Alles und ist auch beruhigt in Betreff seiner Großmutter. Beruhigt freilich nur für eine Reihe von Jahren, dann scheint es ihm, daß er noch mehr wissen müsse, er hat vom Moses Mendelssohn gehört und kauft sich dessen Abhandlung über die Unsterblichkeit, dann kommt ihm ein Buch über den gleichen Gegenstand von Grävell in die Hände, kurz er geräth in die „Literatur" hinein. Aber nur in den Freistunden, nach schwerer Arbeit. Am Tage versorgt er seine Mühle, die hoch oben über dem Halstätter See wie ein Schwalbennest am Felsen angeklebt ist und zu welcher er, 260 Stufen hoch, die Säcke Getreide und Mehl auf dem Rücken hinauf und hinunter schaffen muß. Dort hauft er 13 Jahre, dann zieht er mit dem Ersparten in sein Heimatsdorf und läßt sich dort als Gastwirth nieder. Auf die schweren Jahre der ehrlichen Arbeit folgen schwerere der hassenswürdigen politischen Verfolgung um der Ueberzeugung willen. Deubler, der nie müde geworden war, sich fortzubilden, sich Bücher anzuschaffen und Belehrung zu suchen, wo er sie irgend finden konnte, hatte nach 1848 sich ehrlich angelegen sein lassen, freisinnige Schriften in seiner Umgebung zu verbreiten. Die Sache wurde verrathen, Deublers Verbindung mit Strauß und anderen Anarchisten an's Licht gezogen und ein schweres Gewitter zog sich nun über den armen Sünder zusammen. Welche Wichtigkeit man der Sache des freisinnigen Bauern in den höchsten Kreisen beilegte, geht unter Anderem daraus hervor, daß die Erzherzogin Sophie es für angebracht hielt, in Gesellschaft eines Criminalbeamten der Bibliothek Deublers während dessen Abwesenheit einen Besuch abzustatten. Daß sie hier so ziemlich Alles an Literatur entdeckte, was in Oestreich damals bei schwerer poena verboten war, entschied die Sache. Deubler wurde des Hochverraths, der Gotteslästerung u. s. w. angeklagt, in erster Instanz zwar freigesprochen, aber auf eingelegte Berufung des Staatsanwalts 1854 zu 2 Jahren schweren Kerkers und Internirung auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Sein und seiner Genossen Proceß*), ein Prachtstück aus den Zeiten des höchsten Taumels der Reaction, verdiente eine besondere actenmäßige Darstellung, kann aber in diesem Zusammenhang hier natürlich nur andeutend berührt werden.

Ungebrochen an Leib und Seele kehrte der kräftige Sohn der Berge nach 4 Jahren Haft in sein Heimatsdorf zurück. Welche Zähigkeit dazu gehörte, um Alles zu überstehen, was politische Kerkerhaft in jenen Jahren in Oestreich bedeutete und doppelt für den Protestanten bedeutete, auf dem zu allem Uebrigen auch noch der Bekehrungseifer der alleinseligmachenden Kirche lastete, begreift man erst, wenn man die Beschreibung jener Zeit aus dem Munde des ehemaligen Häftlings selbst gehört. Heimgekommen fand er seine Wirthschaft, die sein treues und verständiges Weib vorsorglich geleitet, in blühendem Zustand, und heiterer Sonnenschein lagerte sich nun wieder auf seinen Lebensweg und geleitete ihn bis in die Gegenwart, wo er, ein allmälig vermöglich gewordener Mann, nachdem er das Wirthshaushalten drangegeben, auf seinem eignen Grund und Boden von nicht unbeträchtlichem Umfang wohnt, säend und mähend, den Acker bestellend und Bäume pflanzend, philosophirend und nach allen Weltgegenden correspondirend nach Herzenslust. Die „Gemeinde" Goisern, die viele Ortschaften umfassend an 4000 Seelen stark und weit überwiegend protestantisch ist, ehrte ihn durch Uebertragung ihres höchsten Ehrenamtes, des Bürgermeisterpostens, den

*) Der jetzige Oberlandesgerichtspräsident von Steiermark und Kärnthen, Ritter von Waser, spielte als Staatsanwalt in diesem Monstreproceß eine Rolle von trauriger Berühmtheit.

Digitized by Google

er, nachdem er manches Nützliche, namentlich die Besserung der Schulverhältnisse und Gründung eines sehr erfolgreich wirkenden Consum- und Creditvereins geschaffen, wieder niederlegte, um sich selbst zu leben. Nur einen schweren Tribut hatte er durch den im vorigen Jahre erfolgten Tod seines Weibes dem Neid der Schicksalsmächte zu entrichten.

Deublers geistreiche Eigenart gipfelt nach Außen in seinem „Atelier", einem geräumigen, saalartigen Anbau des Haupthauses. Werfen wir einen Blick hinein! Der erste Gegenstand, der, hervorragend durch Größe und Aufstellung, unsere Aufmerksamkeit fesselt, ist die auf hohem Sockel ruhende Broncebüste Ludwig Feuerbachs, vom Bildhauer Schreymüller in München mit der Inschrift in der Mitte des Sockels: Homo homini deus est. Darüber ein Medaillon des Philosophen in Basrelief, zu beiden Seiten ein paar große Kupferstiche, Alexander Humboldt und Darwin darstellend, daneben kleinere Bildnisse von Zschokke*), David Strauß, Vogt und Heinzen. Die übrigen Wände zieren einige in Oel ausgeführte Landschaftsbilder, mehrere Kupferstiche nach Kaulbach, Statuetten von Lessing, Humboldt und Uhlich, Photographien u. dgl. An der einen Längsseite des Saales ist ein Streicher'scher Flügel aufgestellt, die Mitte füllt ein großer Tisch, bedeckt mit Büchern, Zeitungen und Kupferwerken, seltenen Steinen aus den Gebirgen des Salzkammergutes und einzelnen Geräthstücken aus den bei Halstatt geöffneten Keltengräbern; zur Seite des Tisches stehen zwei Staffeleien mit Gemälden, das eine ausgeführt von Deublers langjährigem Freund, dem Maler Professor Kummer in Dresden. Die dem Ramsauer Gebirgszug zugewendete Seite des Saales führt in einigen Stufen zu einem eine prächtige Umschau bietenden Balcon hinaus und birgt in ihrer inneren Seite die zu beiden Seiten der Auftreppung aufgestellte Bibliothek, eine Büchersammlung, der zwar alle systematische Ordnung fehlt, die aber eine ungemein reiche Auswahl aller möglichen naturwissenschaftlichen und philosophischen Werke, Bücher wie Broschüren, bis auf die neueste Zeit enthält und die der rege Geist ihres Herrn und Meisters immer noch weiter vermehrt. Von dem obersten Bord der Bibliothek schaut die Büste des Sokrates auf das bunte Durcheinander unter ihm, daneben liegt ein Todtenschädel und dicht dabei einige Reliquien, Feuerbachs geologischer Hammer und der Strohhut, den er zuletzt getragen. Das Ganze aber in seiner ungesuchten Schlichtheit wie in seinem Reichthum ist ein getreues Charakterbild dessen, der es schuf.

Und nun Du selbst zum Schluß, alter Freund, wenigstens in Deiner äußeren Erscheinung und Wesen. Ja, wenn man Dich so sieht in Deiner oberöstreichischen Tracht, in schwarzer Lederhose, grünen Kniestrümpfen und den schweren benagelten Gebirgsschuhen, 62 Jahre alt und noch kein graues Härchen, wie Du den ganzen Tag herumhandtierst in voller Jugendfrische, die schwersten Arbeiten verrichtest als wäre es Kinderspiel, singend und lachend und doch voller Ernst, sobald es sich um einen Ernst handelt — „aus is'," wie man hierortens sagt, wenn man einen höchsten Grad der Ver- und Bewunderung bezeichnen will. Du hast Dir Dein Leben nicht schlecht zurecht gezimmert und bist wohl ein redender Beweis dafür, daß sich das Jenseits schon im Diesseits bestellen läßt und daß es Früchte trägt, wenn man es richtig zu säen und zu ernten weiß.

*) Mit Zschokke beginnt Deublers in ihrer Art wohl einzig dastehende Briefsammlung und es ist vielleicht nicht ohne Interesse, wenn ich hier das älteste jener Actenstücke, einen Brief des ehrwürdigen Zschokke vom Jahre 1844, anfüge. Derselbe schreibt nach einigen einleitenden Worten Folgendes: „Aber, wahrlich wegen des Guten, welches ich Ihnen und Ihrem Freund geleistet haben soll, verdiene ich keinen Dank. Er gebührt allein der unsichtbaren Hand Gottes, die wir im Leben bald Zufall, bald Schicksal nennen und die Ihnen, der Sie mir ganz unbekannt waren, das ausgestreute Samenkorn zuführte und dafür in Ihrem Gemüth empfänglichen Boden bereitet hatte. Mir gehört nur der gute Wille, Ihnen das gute Vollbringen, durch welches Sie das höchste Gut auf Erden, Seelenruhe, Gleichmuth im Wechsel der Zustände und Bewußtsein, nach Kräften nützlich geworden zu sein für Freund und Feind, errungen werden. Mögen Sie dieses wahren Glückes lange und ununterbrochen genießen, denn es ist das einzige, welches wir mit vollem Recht unser selbsterworbenes, bleibendes Eigenthum nennen können, und das wir selbst jenseits der Todesstunde nicht verlieren.

Leben Sie wohl und glauben Sie, daß ich Sie aus Ihrem Briefe hochschätzen gelernt habe und recht aufrichtig bin

Ihr ergebener

Heinr. Zschokke.

Litteratur und Kunst.

Zum 10. October 1876.

(Heinrich v. Kleists 100jährigem Geburtstage.)

Du zum finstren Reich der Todten
Zürnend hingegangner Geist,
Dieser Gruß sei Dir entboten,
Unglücksel'ger großer Kleist.

Laß ihn Dir hinuntertönen
Bis in's selbsterwählte Grab,
Todter, laß Dich heut versöhnen,
Wende Dich nicht grollend ab.

Nicht mehr will ich Dich erwecken
Zu des Lebens Kampfgewühl,
Denn dies Leben war Dein Schrecken
Und das Grab war Dein Asyl.

Nur in selbsterschaffnem Traume
Sang Dein lechzend Herz sich Ruh',
Denn es fiel vom Lebensbaume
Tödtlich herbe Frucht Dir zu:

Sah'st das Vaterland gebunden
Dreifach in des Feindes Erz,
Weintest in die heil'gen Wunden
Dein verblutend Dichterherz.

Keines Lorbeers Zweige rauschten
Dir von einst'gem Ruhm die Mähr,
Nicht der Liebe Augen lauschten
Süß besorgend zu Dir her.

Denn das Volk, dem Du gesungen,
Schweigend ging es Dir vorbei,
Bis das Saitenspiel zersprungen
Mit dem letzten Klageschrei.

Doch das Leid, das Dich erschlagen,
War der Größe stolzes Leid,
Wohl denn, Größe wird Dich tragen
Rettend zur Unsterblichkeit.

Alle Qualen Deines Lebens
Deckt der Ruhm des Todten zu,
Keiner lebte noch vergebens,
Der so groß gewollt wie Du.

Neue Zeit ist aufgegangen,
All' Dein Sehnen ward zur That,
Rings umher die Fluren prangen,
Die des Feindes Fuß zertrat.

Digitized by Google

Und was rauschet auf und nieder,
Wundersüß und wohlbekannt?
Stummer Sänger, Deine Lieder
Fluthen durch das deutsche Land.

Denn das Lied, das Du gesungen,
Starb nicht mit des Sängers Tod,
Und noch ist er nicht verklungen
Hermanns Kampf für Deutschlands Noth.

Und noch jauchzt das Herz der Männer
Und der Knaben Augen sprüh'n
Bei dem Lied vom stürm'schen Renner
An dem Tag von Fehrbellin.

Und so lang das Wort „ich lieb' Dich"
Noch von deutschen Lippen rinnt,
Wird es leben, jung und lieblich,
Heilbronns wonneholdes Kind.

Flicht die Zweige eng und enger,
Blühender Hollunderbaum,
Träume drunter, deutscher Sänger,
Deinen tiefen Dichtertraum.

E. v. Wildenbruch.

Graf Anton Auersperg.

In Wort und Schrift, in Lied und Bild ist Graf Anton Auersperg in Oestreich und Deutschland in der letzten Zeit vielfach gefeiert worden, zuerst am 11. April dieses Jahres, bei Gelegenheit der Vollendung seines siebenzigsten Lebensjahres, dann wieder in diesen Septembertagen, da der treffliche Mann, so kurz nach seiner Jubelfeier, Abschied nahm von diesem Leben, uns nur die Erinnerung zurücklassend an sein Walten.

Vor fünfundvierzig Jahren trat er im Metternich'schen Oestreich als ein Freiheitssänger auf, inmitten der Nacht einer vollen Erstarrung der Geister, unter dem drückendsten Absolutismus, eine Lichtgestalt, die den Kämpfern des geistigen Befreiungskrieges, allen Deutschen den Pfad weisend, voranschwebte. Die östreichische Freiheitslerche schwang sich in die durch die Julirevolution gereinigte Atmosphäre empor, sie lockte den Gesang der Freiligrath und Herwegh hervor, viel später erst verstärkte der Chor des jungen Deutschland ihren Gesang. War das nicht eine phänomenale Erscheinung, daß gerade in Oestreich, wo alle politischen Bedingungen, alle persönlichen Voraussetzungen für die „Bewegungsliteratur" fehlten, in dem tonangebenden Musterpolizeistaate, der selbst die Classiker mit dem Bannfluche belegte, der eine Mauer zwischen Oestreich und Deutschland zog, jede geistige Bewegung niederhielt, die Presse unterdrückte, die Gedanken controlirte, die Lehrbücher censurirte, die Schulen den Geistlichen überantwortete, auf daß sie in lateinischem Kauderwälsch die nothdürftigste Fachbildung verbreiten — sich ein Sänger und Herold des Volkes fand, der die unveräußerlichen Rechte dieses Volkes von den Machthabern zurückforderte? Und dieser Sänger erstand aus einer Gesellschaftsclasse, deren Vorrechte sie als ein Höheres im Staate erscheinen ließen, die nicht blos ihre geschichtlichen Ueberlieferungen, sondern auch ihr besonderes Gesetz, Justiz und Gerichtsbarkeit hatte, dem Bauer Frohnden auferlegte, ihm „Herrschaft" war, die Verwaltung des Staates, die Aemter, Ehren und Würden in Staat und Armee als Privileg besaß! In der theresianischen Ritterakademie, in der militärischen Ingenieurschule — den Vater hatte er als Knabe verloren — konnte er nicht jene freisinnige Anschauung gewonnen haben, auch nicht in den Hörsälen der Juristenfacultäten von Graz und Wien, diesen Abrichtungsschulen für Beamte, in welchen von der „das Gemüth veredelnden Wirkung des Civilprocesses" die Rede war und der hervorragendste Lehrer seinen Unterricht katechetisch leitete, in einer Weise, die zu illustriren wir nicht unterlassen wollen: „Was ist die Registratur?" fragt im Pathos des Kathederhelden der berühmteste Jurist der Wiener Universität damaliger Zeit und antwortet in gesteigertem Tone, als verkündete er die Geheimnisse des Welträthsels: „Oben Pappendeckel, unten Pappendeckel, in der Mitte die Acten — das meine Herren ist die Registratur!"

Erst als Auersperg die Verwaltung seiner Güter angetreten, sich in seinem krainischen Stammschlosse in stiller Beschaulichkeit eingerichtet hatte, da erwacht in dieser Einsamkeit die dichterische Seele, sieht den Widerspruch des Ideals und der Wirklichkeit, wird erfüllt von dem Kampfgefühl, von dem reformatorischen Eifer und läßt als Anastasius Grün an den allmächtigen Staatsmann das östreichische Volk die kühne Frage richten: „Dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?" Einem Plebejer würde man auf diese Frage die Antwort auf dem Spielberge oder in den Festungskellern von Munkacs gegeben haben. Mit dem ersten Standesherrn von Krain, dem Nachkommen so vieler tapferer Heerführer und Staatsmänner, die für das „Erzhaus" gestrebt, dessen Familienchronik von frommen Bischöfen seines Namens erzählt, konnte man nicht so verfahren. Man durfte die unzufriedenen und auf die Allgewalt der Bureaukratie eifersüchtigen „Stände" nicht verletzen, dem „gemeinen Volke" nicht zeigen, daß man den poetischen „Cavalier" ernst nehme. Man versuchte ihn zu bessern durch Zuspruch seiner Standesgenossen. Umsonst. Graf Anton Auersperg hatte seine Wahl getroffen, seinen Platz gewählt. Er war von zu klarer Welt- und Gefühlsanschauung durchdrungen und gab sie nicht mehr auf. Die Empfindung ließ sich nicht mehr bannen, daß seitdem Oestreich, das tonangebend war in Sprache und Gesittung für das deutsche Volk bis zum Tode Kaiser Max' I., nach dem „letzten Ritter" eine verhängnißvolle Trennung von dem Geistesleben des deutschen Volkes vollzogen hat, und zu seinem eigenen, wie zu Deutschlands Heile wieder auf den alten Weg zurückkehren müsse, dessen Spuren es in der theresianisch-josephinischen Aufklärungsepoche vorübergehend gefunden und gleich darauf wieder verloren hatte. Auf den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" verkündet Auersperg, daß „Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt". Wie Milton, der Dichter und Staatsmann, greift auch er den Censor an, schleudert dem Gedankentödter sein Verdammungsurtheil zu; erklärt Krieg den „dicken und den dünnen Pfaffen". Auerspergs Freund Lenau konnte den Pessimismus nicht überwinden und sang die wehmuthsvollen Verse:

„Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit?
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld.
Herb ist's, das lang ersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe geh'n in seinem Morgengrauen."

Ganz anders Auersperg. Er klagt nicht, er fleht nicht, er fordert gleich von Anbeginn für das Volk:

„Gib ihm Waffen, helle, scharfe: Offenes Wort in Schrift und Mund!
Gib ihm Gold, gedieg'nes, reines: Freiheit und Gesetz im Bund!"

Er hoffte auf die sieghafte Kraft der neuen Ideen; er war ein Optimist, wie er ja selbst bekennt in seinem Zurufe an Lenau: „Dein Banner war tiefschwarze Seide, ich schwang ein rosenroth Panier." Die Knechtschaft der Menschheit, verkündet er, sei ein vorübergehender Winter, dessen Fesseln der „fröhliche Rebell Lenz" brechen wird. Im Todesjahre des Kaisers Franz lehrt er, der „Schutt" der Vergangenheit sei nur dazu vorhanden, um die Saat der freien Zukunft zu düngen. Die Hoffnung, daß mit dem Hintritt des Kaisers eine neue Zeit anbrechen werde, verwirklichte sich nicht, der mächtige Wille des Vaters band den Sohn durch das kaiserliche Testament, in Metternich lebte der patriarchalische Absolutismus fort. Endlich, am 13. März 1848,

Digitized by Google

wehte der Sturmeshauch der von A. Grün verkündeten Zeit die morsch gewordene Gewalt hinweg. A. Grün verwandelte sich in den Grafen Anton Auersperg. Der Mann des Wortes ward zum Mann der That, der Sänger zum Staatsmann, zum Gesetzgeber. Der Letztere blieb dem Ersteren treu. Die Ideale der Jugend, die Gedanken, Wünsche, Empfindungen Grüns blieben die des Mannes, ja des Greisen Auersperg. In den Stunden der Entscheidung war er in der Nähe des Thrones, von dort eilte er nach Graz und brachte dort die Kunde vom Umschwung der Dinge. Dem Vorparlament und dem Parlament in der Paulskirche gehörte er als Mitglied an, doch ohne bedeutsames Eingreifen, da ihm die Ohnmacht der Freunde und ihrer Bemühungen früh und ernst einleuchtend wurde.

Die Tage der Noth und Schmach hatten ihn zum Dichter gebildet. Wie er als solcher gewirkt, das kennen wir nur aus dem Widerscheine, den sein Bild in die Herzen seiner Zeitgenossen warf. Ich möchte glauben, daß man seine Bedeutung nur im Zusammenhange mit seiner Zeit, nach dem was er dem alten Geschlechte, das heute zu Grabe geht, gewesen, gerecht beurtheilen kann. Der Graf Anton Auersperg machte fast den Anastasius Grün vergessen, der Erstere sorgte wohl dafür, daß man sich des Anderen erinnern mußte; aber Beifall und Huldigung brauchten nicht erst von der Vergangenheit ihre Berechtigung zu holen, sie wurden durch das Wirken in der unmittelbaren Gegenwart stets neu geweckt.

Es folgten zehn Jahre des Absolutismus, in welchen Auersperg in Zurückgezogenheit dem Umgange mit der Natur und den Musen lebte. Aber er dachte nicht mehr, wie einstmals vor 1848, an Auswanderung nach Frankreich oder Deutschland, wo die Kinder seiner poetischen Laune das Licht der Oeffentlichkeit erblickten, sondern blieb im Lande und harrte des Wechsels der Dinge. Wenige Tage nach dem Friedensschlusse von Villafranca, welcher einen kurzen aber unglücklichen Feldzug beendigte, der alte Schäden des absolutistischen Systems bloß legte, erschien ein kaiserliches Manifest, welches als Aufgabe hinstellte: „Oestreichs innere Wohlfahrt und äußere Macht durch zweckmäßige Entwickelung seiner geistigen und materiellen Kräfte, wie durch zeitgemäße Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung dauernd zu begründen". Zur Lösung dieser Aufgabe ward am 22. Aug. 1859 ein neues Ministerium berufen, zum größten Theile aus den Persönlichkeiten des entlassenen Cabinets bestehend — nur Bach und Kempen wurden beseitigt. Das neue Ministerium stellte Controle der Finanzen, Autonomie der Verwaltung, Bildung von ständischen Vertretungen in Aussicht. Von einer Verfassung, Uebertragung der gesetzgebenden Gewalt an das Volk, war nicht die Rede. Anstatt dessen wurde eine Notabelnversammlung, der „verstärkte Reichsrath", dessen Mitglieder vom Kaiser ernannt waren, berufen. Es bestand nämlich, nach Patent vom 4. März 1849, an der Seite der vollziehenden Gewalt und der Krone ein „Reichsrath", dessen Statut (vom 13. April 1851) dieser latent wirkenden Körperschaft eine Stellung und Wirksamkeit anwies, wie sie der napoleonische Staatsrath in Frankreich hatte. Diese kleine Zahl von Vertrauensmännern sollte „periodisch" durch „außerordentliche", „zeitliche" Reichsräthe verstärkt werden. Darauf griff man 1860 zurück, als man die oben erwähnte Versammlung von 55 Mitgliedern berief, mit lediglich consultativem Votum, mit einem Erzherzog als Präsidenten, mit octroyirter Geschäftsordnung, mit der streng definirten Aufgabe, lediglich das Budget zu berathen. Die Oeffentlichkeit der Berathung war ausgeschlossen, der Presse die Berichterstattung untersagt. Aus dem Herzogthum Krain war der Einzige Graf Anton Auersperg als „zeitlicher" Aufsichtsrath berufen; man konnte ja nicht den ersten Standesherrn des Landes übergehen. Er wurde in die zweite Budgetcommission gewählt und ließ dort und im Plenum sein gewichtiges Wort vernehmen. Gegen seine adeligen Standesgenossen und den Plan der Wiederbelebung der Ständelandtage erhob er sich, verurtheilte die „Vorrechte der privilegirten Classen und abgelebte Formen", forderte „Gesetze, welche unter Mitwirkung der Regierten zu Stande kommen". Da die Ungarn am lautesten die Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände verlangten, trat er auf ihre Seite, für das Majoritätsgutachten ein, „weil er zu allererst auf den Boden staatsrechtlicher Ordnungen und verfassungsmäßiger, öffentlicher Rechtszustände hingewiesen hat, auf einen Boden, der uns schon lange ein Land der Verheißung ist". Aber er wollte sich auch verwahrt wissen vor dem Vorwurfe, als ob er es mit den Föderalisten, mit den Anhängern der conservativen Partei, die sich für das historische, also ständische Recht begeisterte, hielt, als ob er glaubte, daß die deutschen Erblande, weil sie keine ununterbrochene Verfassungscontinuität hatten, weniger Recht auf eine Verfassung hätten als Ungarn. Deshalb sprach er zugleich für die Reichseinheit und gegen das „historische" Recht, dem er das unveräußerliche Recht der unmittelbaren Gegenwart gegenüberstellte: „Was ist Geschichte? Sie ist das condensirte, in die Ferne gerückte und zur Anschauung gebrachte Bild des Lebens. So wie das Leben fortgeht und nicht endet, so geht auch die Geschichte fort und endet nicht. Nicht Schlußstein, sondern Grundstein des neuen staatlichen Lebens soll der Reichsrath (er meinte den aus Volkswahl hervorgegangenen) sein." „Wenn Oestreich", schloß er damals seine Rede, „den Boden des Rechtes und der geistlichen Freiheit betritt, dann wird es sich wieder kräftigen und verjüngen." Dieses Auftreten und die vielfachen Huldigungen, welche ihm in den Gegenreden der ungarischen Magnaten dargebracht wurden, machten in den Aelteren die Erinnerungen an den Anastasius Grün lebendig, den Jüngeren galt er von diesem Augenblicke an als ihr Parteiführer.

Wenige Monate später trat Schmerling an das Staatsruder, schuf eine Reichsvertretung und ein Herrenhaus. Die großen Adeligen des Reiches, Prinzen, Fürsten, Grafen vom ältesten Reichsadel, die Marschälle, Generale, Erzbischöfe und Bischöfe, die alten Staatsräthe hatten darin Platz gefunden, an einem Poetenwinkel sollte es auch nicht fehlen. In diesem fanden sich Grillparzer, Anton Auersperg und Friedrich Halm (Baron Münch-Bellinghausen). Auersperg nahm seinen Platz auf der damals einsamen Linken. Für die Hochtories verstand es sich von selbst, daß die Abfassung der ersten Adresse einem dieser schreibkundigen Herren, die wie Graf Hartig bei Gelegenheit des Preßgesetzes sagte, doch „Einiges haben drucken lassen", übertragen werde. So wurde Graf Auersperg der Wortführer des Herrenhauses. Die Ungelenkigkeit seiner Standesgenossen in der parlamentarischen Debatte, ihre Bequemlichkeit, welche die Sitzungen für eine Last hielt, kam ihm zu gute. Unversehens führte er die Kaisertreuen auf den Boden des verfassungsmäßigens Lebens und, indem er nie vergebens an den Ehrgeiz des Privilegs, an das Noblesse oblige appellirte, der ersten Kammer ihren großen patriotischen Einfluß vor Augen führte, zwang er sie ihm zu folgen. Mit dem Grafen Anton Auersperg als Wortführer an die Spitze wurde das östreichische Herrenhaus berühmt als die freisinnigste erste Kammer der Welt, ein Ruf, den das Herrenhaus bewahrt und gerechtfertigt hat, seitdem im Laufe der Jahre sich constitutionelle Anschauungen in der östreichischen Pairie eingelebt und die Reihen der Auersperg'schen Gesinnungsgenossen sich ansehnlich verstärkt haben. Er zeichnete dem östreichischen Herrenhause die Wege vor, indem er ihm als Programm „die Uebereinstimmung mit dem Volkshause" als Richtschnur gab. Das Herrenhaus wurde auf diese Weise nicht nur nicht angefeindet, sondern geradezu populär, seine Adressen und Kundgebungen, von Auersperg verfaßt, erlangten wegen ihrer schönen Diction, edler Fassung und Freisinnigkeit einen Beifall und eine Berühmtheit, welche das Herrenhaus gerne mit dem Autor theilte. Dabei brachte Auersperg nicht das geringste Opfer an Ueberzeugung. Als die Frage der Auflösung des Lehensverbandes an das Herrenhaus herantrat, hielt Auersperg eine große, wahrhaft bedeutsame Rede, an deren Schluß er dem Großadel, der sich conservativ nennt, zurief: „Was ist zu conserviren? Nicht das alte morsche Bauwerk, sondern das Leben, welches sich ringsum angesiedelt hat. Es ist eine Aufgabe der erhebendsten Art, gewissermaßen der Richter in der eigenen Sache zu sein und doch das Recht und das Interesse der Gesammtheit mit politischem Seherblicke zu wahren. Die neue Zeit pocht an unsere Pforten, und diese

Digitized by Google

Gesetz ist die Anfrage, ob wir auf feudalem Boden verharren, oder ob wir auf dem Boden der Neuzeit mitbauen wollen." In der Berathung der Grundrechte sprach er mit großem Erfolge für die Sache der Freiheit. Nicht eine einzige Session ließ er ohne einen Sturmlauf auf das Concordat vorübergehen; er hatte die Erzbischöfe und die Bischöfe sich persönlich gegenüber, er wußte, daß das Votum des Herrenhauses in dieser Frage von größtem Einflusse sei — das befeuerte seinen Muth, seine Kraft. Von ihm rührt die sprichwörtlich gewordene Bezeichnung „das Concordat — ein gedrucktes Canossa" her. Unter seinen vielen Reden ragen diejenigen, welche er 1868 und 1874 aus Anlaß der kirchenpolitischen Reformgesetze gehalten, hervor als wahre Cabinetsstücke politischer Eloquenz. Seine Stärke war seine Ueberzeugung und die Bestimmtheit, welche er ihr im Ausdruck lieh; die Vornehmheit im Tone seiner Reden und der Reiz derselben, daß sich in ihnen immer auch der Dichter verrieth. Ein poetisches Gleichniß, dessen Moral und Nutzanwendung er dem Hörer und Leser zu ziehen überließ, ein Bild von ausgesuchter Feinheit schmückt jede seiner großen Reden. Wie seine äußere Erscheinung den Eindruck der Nüchternheit machte und in nichts den Dichter voll schwunghafter Phantasie verrieth, so hatte seine Rede äußerlich wenig Bestechendes, das Organ, kräftig und tief, entbehrte der Modulation, der Ton war selbst dort, wo er vom Redner angestrebt wurde, nicht einschmeichelnd. Er hatte nichts vom Tribunen, er war aber gleichwohl ein echter Volksmann und eigentlich in allen Fragen das Organ des Volkshauses im Herrenhause. Nichts behandelte er gleichgültig, an Wärme überragte er alle Parteimänner, wenn er, wie Potocki und Hohenwart gegenüber, die Verfassung und ihren Rechtsbestand vertheidigte. In seine Hände übergab das Volk zumeist die Petitionen, welche es an das Herrenhaus richtete. Er gehörte dem Budgetausschusse durch 15 Jahre an, fehlte in keiner wichtigen Commission, war der fleißigste und gewissenhafteste Arbeiter. Krankheit konnte ihm nichts anhaben, und so hatte man die Freude ihn immer auf seinem Platze zu sehen. Niemals hat er Amt und Würde erstrebt; kaum wurde er jemals ernsthaft als Ministercandidat genannt. Man wußte eben, daß sein Ehrgeiz einzig darin bestand, der Volkssache zu dienen. Er besaß zudem große Kenntniß der Landesverhältnisse, beschränkte sich keineswegs auf die rein politischen Gegenstände, konnte gelegentlich durch die sachliche Vertrautheit, wie z. B. in Bezug auf Steuerwesen, glänzen, betheiligte sich jedoch meist nur an den Kämpfen um Erlangung der Freiheit der Gewissen, des Wortes, der Schrift und um die Erhaltung des Rechtes. Sobald die Partei auf ihn rechnete, stand er zu ihren Diensten. Als das Deutschthum in Krain gegenüber dem Slaventhum in Bedrängniß gerieth, unterzog er sich bereitwillig den Mühen des Wahlkampfes, und trat auf dem Landtage zu Laibach kämpfend dem Slaventhum gegenüber. Die Last der Jahre hat er inmitten der Aufregung nicht empfunden, und man mußte thatsächlich sich aus Büchern erst die Ueberzeugung holen, daß er wirklich nahe daran war, das 70. Lebensjahr zu vollenden. Sein Haar war nicht gebleicht, nur leicht ergraut, sein Gang fest, seine Haltung stramm aufrecht. Der 11. April d. J. ward wie ein nationaler Festtag gefeiert. Da der Tag in die Charwoche fiel, so wurde das Geburtsfest von der akademischen Jugend, von Corporationen, Municipien zum Theile schon früher gefeiert, und durch Wochen dauerte für den Siebzigjährigen eine Aufregung, die ihm an das Herz, an das Leben griff. Nacht für Nacht wurde er von Glückwunschdepeschen aus dem Schlafe gescheucht, und er glaubte jedem Prosit! der Studenten sofort erwiedern zu müssen. Wie der greise Voltaire unter den Huldigungen der Pariser zusammenbrach, so Anastasius Grün, den die freudevolle Aufregung, die laute Huldigung, die ihn umgab, die auf ihn einstürmte, es ist nicht zu leugnen, ertödtete. Sein Beispiel aber ist unverloren, sein Wirken unvergessen, und die Harmonie der Ausstrahlungen seines Lebens als Dichter, Staatsmann und Patriot eine herzerhebende Erscheinung!

Wien, im September. **H. M. Richter.**

Das Theaterschulwesen.

Ansichten und Entwürfe aus dem Nachlasse von Heinrich Marr.

Es war im Jahre 1869, als ich von dem Baron v. Perfall, dem Intendanten der Hofbühne in München, folgendes Schreiben erhielt:

„Lieber Marr, in Eile eine Anfrage, die ich Sie umgehend zu beantworten bitte. Wann können Sie nach München kommen? Ich habe nämlich mit Ihnen in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu conferiren."

Was sollte ich von dieser Aeußerung denken? Ich war dem Baron von Perfall näher getreten. An dem von ihm geleiteten Kunstinstitut galt ich seit Jahren als ein willkommener Gast, und während dieser Zeit lernte ich in ihm einen fein gestimmten, künstlerisch organisirten Bühnenvorstand kennen, dem es Ernst war, Edleres und Höheres zu erzielen, der auch das Wollen in sich verspürte, für den guten Fortgang des theatralischen Ganzen etwas Maßgebendes zu schaffen.

Umgehend beantwortete ich seine Frage und äußerte zugleich den Wunsch, es mich wissen zu lassen, was er mit mir so dringend zu berathen habe. Seine Entgegnung lautete:

„Bereiten Sie sich auf eine ausführliche Unterhandlung über Gründung einer praktischen Theaterschule vor. Ich habe im Allerhöchsten Auftrage über diese culturwichtige Frage mit Ihnen Rücksprache zu nehmen. Bringen Sie also recht viele vortreffliche Gedanken und Vorschläge mit."

Diese Mahnung klang wie das Rauschen einer sich vorbereitenden neuen Bühnenepoche und spornte mich mit freudigem Hoffen zu folgenden Auslassungen und Entwürfen an.

Um praktisch zu Werke zu gehen bei Etablirung einer Thaterschule, damit sie ein wirklich förderſames Moment für die Erziehung des schauspielerischen Nachwuchses wird, wäre bei Begründung derselben von den Begründern als erste Frage aufzuwerfen: „Aus welchen Schichten der Gesellschaft recrutirt sich der Schauspielerstand im Allgemeinen?"

Können wir es doch nicht verschweigen, daß, besonders nach Seiten des weiblichen Geschlechtes der gebildete Stand nur in den äußersten Ausnahmsfällen seine Kunstjüngerinnen stellt, wie denn das männliche Geschlecht wieder, bevor es die Theatercarrière ergreift, meistens irgend einem bürgerlichen Beruf den Rücken wendet, um bei vorgerückter Selbstständigkeit des Charakters, dem erwachten, oder auch durch häusliche Verhältnisse darniedergehaltenen Kunstdrange Folge zu leisten. Es wird im bürgerlichen Familienleben noch für lange Zeit eine Art von Sträuben gegen den Schauspielerberuf vorherrschend bleiben. In Bezug auf das weibliche Geschlecht entschieden, und das nicht ohne Grund. Die Schaustellung der körperlichen Individualität, eine Schaustellung, welche vor dem großen Haufen, vor einem äußerst gemischten Publicum vollzogen wird, und die öffentliche Meinung dergestalt herausfordert, daß es Jedermann erlaubt ist, Urtheile, Wünsche und Absichten verlauten zu lassen, die oft weit abwärts liegen von der geistigen Wesenheit der künstlerischen Leistungen, alles das hat etwas ungemein Difficiles und gemahnt zu großer Vorsicht, zu einer um so größeren Vorsicht, als noch obenein, zu dieser Schaustellung der körperlichen Individualität, das gefahrbringende Moment der elementar gearteten geschlechtlichen Interessen zu berücksichtigen ist, welches gerade der schauspielerischen Jugend die reizvollsten und verführerischesten Fallstricke zu legen weiß. Wenn schon im gewöhnlichen Leben das geschlechtliche Gegenüberstehen der heranwachsenden Jugend gewissenhaften Eltern und Verwandten viel zu beobachten, zu bewachen gibt, so fordert das Theaterleben in einem weit erhöhterem Maße dazu heraus, denn hier verkehrt die Blüthe der männlichen und weiblichen Jugend, in beinah familienhafter Weise, tagtäglich miteinander, um einen gemeinsamen Berufszweck gruppirt, der eine sociale Gleichstellung unter ihnen zu Tage fördert, da das Mädchen wie der Jüngling in frühzeitiger Selbstständigkeit für ihre materielle Existenz

Digitized by Google

aufzukommen vermögen und die Vorstellung gewinnen: für ihre Handlungsweise Niemandem verantwortlich zu sein. Das die Ursache, warum in der Theatersphäre das Liaisonanknüpfen so gut wie gar keine Schwierigkeiten hat, und das überfrühe Heirathen so gang und gäbe geworden ist. Wären die Schauspieler und Schauspielerinnen nicht aus mehr untergeordnetem Stande, nicht aus ärmlichen, auch wohl ungeordneten Lebensverhältnissen hervorgegangen, würden diese sittlichen Bedenken jedenfalls eine Umgestaltung erfahren. Die Bildung verlangt nach einem gewissen Comfort. Den besseren Familien angehörend, von Kindesbein an daran gewöhnt, selbst im Umgang mit Geschwistern und Verwandten einen conventionellen Anstand herauszukehren, dürften sich die wohlthätigen Folgen auch bald im Theaterleben fühlbar machen, wo sich dem weiblichen Geschlecht am ehesten die Gelegenheit darbietet, sich als Tonangeberin der guten Sitte, als Vertreterin des ideal Schönen und Wohlanständigen bethätigen zu können. Meine erste Forderung an die Theaterschule würde also lauten:

Wer aufgenommen sein will, muß durchaus eine bürgerliche Unbescholtenheit besitzen. Beide Geschlechter haben officiell nachzuweisen, daß sie keinen ehrenrührigen Lebenswandel geführt und frei von erniedrigenden Leidenschaften sind. Auch dürfen die Mädchen nicht etwa der Schule, zweifelhafterweise, von irgend einem hochgestellten oder reichen Protector zugeführt werden, um — wie es sich häufig vorfindet — ihr Hetärenwesen unter dem Schutz der Kunst zu vertuschen. Friedrich der Große, der dem Theaterwesen keine Sympathien entgegenbrachte, hielt es vom sittlichen Standpunkt aber dennoch erachtet, dem Intendanten des in Berlin bestehenden französischen Theaters, Grafen v. Arnim, im April 1776 folgende Instruction zu ertheilen: „In Ansehung der Comödiantinnen müßt ihr euch um gute ordentliche Personen bemühen und solche, die gar zu liederlich und ausgelassen sind, gar nicht annehmen, denn daraus entsteht nun gleich wieder neue Unordnung und die andern werden mit dadurch verführt."

Das Hauptaugenmerk der Schule muß also von Anfang an auf die moralische Haltung der Schüler gerichtet sein, welcher eine besondere Festigung verliehen werden kann, wenn dem Vorstand die Verpflichtung auferlegt wird, auch zugleich für die private Unterbringung der Zöglinge Sorge zu tragen. Bei den hochgespannten materiellen Lebensanforderungen ist es keine Seltenheit, daß die gebildeten Kreise sich herbeilassen, Pensionäre bei sich aufzunehmen. Am Zweckentsprechendsten dünkt es mir, wenn Wittwen oder ältere Mädchen dieser Sphäre, deren moralisches und conventionelles Gebahren tadellos ist, sich hiermit befassen wollten. Auf diesem Wege ließ es sich anbahnen, auch selbst im häuslichen Verkehr auf ein mehr formvolles Benehmen der Eleven, auf ein absichtliches Beobachten des Ceremoniells der feineren Gesellschaft zu halten. Neue Unternehmungen regen zu neuen Ideen an und so umgekehrt. Die Erwerbsthätigkeit der Frauen gibt in unserer Gegenwart ein so wichtiges Thema ab, daß dieser Vorschlag einer Berücksichtigung werth gehalten werden sollte. Jedenfalls stimme ich dafür, daß der Director der Theaterschule auch das Privatleben seiner Zöglinge controllirt. So direct diese Auffassung auch gegen die Freiheit des Individuums zu verstoßen scheint, der Jugend müssen Grenzen gesteckt werden, da sie selbst sich noch keine stecken kann. Der schauspielerischen Jugend um so energischer, als ihre ganze menschliche Persönlichkeit in ihrer Kunst aufzugehen hat.

Nachdem diese moralischen Bedingungen erledigt wären, könnte als zweite Frage die des Alters aufgestellt werden. In Betracht gezogen, wie es bereits ausgesprochen, daß es zu den Seltenheiten gehört, die Geschlechter beide, schon gleich mit ihrem Austritt aus der Schule, die Theatercarrière ergreifen zu sehen, müßte es Jedermann, sobald er Talent bekundet und allen sonstigen grundsätzlich gestellten Anforderungen genügte, gestattet sein, sein Studium in der Theaterschule durchzumachen; im entgegengesetzten Fall würde bei den Mädchen das 16., bei den Jünglingen das 18. Jahr zur Aufnahme berechtigen. Nicht allein der körperlichen Reife wegen, die nothwendig ist, um den Anstrengungen des Studiums gewachsen zu sein; es muß auch eine gewisse moralische Festigung vorausgesetzt werden, um mit Sicherheit annehmen zu können, daß die Zöglinge mit verständnißvollem Ernst den Intentionen des dramatischen Lehrinstitutes Rechnung tragen. Diese Auffassung schließt selbstverständlich den Nachweis einer allgemeinen soliden Schulbildung mit ein.

Die Privat-Töchterschulen, seien diese auch nur als Schulen mittleren Ranges zu bezeichnen, werden in den meisten Städten Deutschlands, bei der fortgeschrittenen Bildung im Großen und Ganzen, doch insoweit maßgebend sein, daß, sobald ein Mädchen die erste Classe durchgemacht, es über den Fond eines positiven Wissens verfügt, welches dem Fachstudium als sichere Grundlage dienen könnte. Bei dem männlichen Geschlecht wird angenommen, daß das Resultat seiner Schulbildung ihn mindestens vor einer dreijährigen Militärdienstzeit schützt. Trotz allem diesem darf aber nicht die Clausel vergessen werden: daß eine hervorragende Begabung eine Ausnahme von der Regel zulässig macht. Es kommt so selten vor, daß ein Genie gebohren wird. Man ist verpflichtet, diesem die Hand zu bieten, sobald es sich um eine außergewöhnliche Entfaltung seiner productiven Naturbegabung handelt.

Da die Aufgabe des Schauspielkünstlers ihren Schwerpunkt in der Täuschung findet, und zwar in der Weise, daß er die Charaktere, welche der Dichter geschaffen, nicht blos vor-, sondern als wirklich darzustellen hat, naturgetreu, jedoch nach den Kunstregeln des Schönen, so lautet eine der ersten Bedingungen, daß er in seiner äußeren Erscheinung körperliche Eigenschaften besitzt, die mindestens keinen unästhetischen Eindruck machen und irgend einen Zug des Wohlgefälligen offenbaren. So unmöglich es ist, eine ausgesprochene Schönheit verlangen zu wollen, so muß doch die Repräsentation der ganzen Gestalt ansprechend und empfehlenswerth, das Organ gesund, die Bewegungen nicht plump, geradezu gemein sein. Daß ein ausdrucksvolles Antlitz wünschenswerth ist, geht schon aus der Bedingung der Darstellungskunst hervor, daß nicht allein die Sprache, sondern auch Mienen und Geberden die Ideen des Dichters zur Anschaulichkeit zu bringen haben, genug, ohne bestimmte persönliche Vorzüge darf der sich meldende Schüler nicht sein, abgesehen wiederum von dem Ausnahmsfall eines Genies ersten Ranges! Von dem Aeußeren auf das Innere übergehend, ist eine von der Natur verliehene Darstellungsgabe Hauptgebot, der nun als geistige Eigenschaften: starke Einbildungskraft, Gefühl, Gedächtniß und Besonnenheit zur Seite stehen müssen. Mit diesen angeführten Vorzügen ausgerüstet, müßte der dramatische Kunstnovize sich bei dem Vorstand der Theaterschule melden und sich einer Prüfung unterziehen.

Worin hätte diese zu bestehen?

Meiner Erfahrung nach Nr. 1 in einem nach eigener Neigung gewählten Vortrag aus irgend einer Verstragödie unserer Classiker. Es ist ein natürlicher Drang in jedem Kunstbegeisterten, sich in den höchsten Regionen des Idealen zu ergehen. Und wäre die Versdeclamation auch überschwänglich und ungeheuerlich, man würde doch heraus hören können, ob Schwung und pathetische Verve vorhanden.

Nr. 2, ein Vortrag aus irgend einem bürgerlichen Drama oder Lustspiel, um zu ermitteln, in wie weit der Kunstnovize im Stande ist, durch die Sprache zu charakterisiren und die Thätigkeit seines Verstandes in Anwendung zu bringen.

Nr. 3, Vortrag eines lyrischen Gedichts, um das poetische Ausströmen des Gemüths, wie die Fülle des subjectiven Gefühls, beurtheilen zu können. Nicht aber, daß man nach dieser Prüfung schon definitiv bestimmen könnte, ob so viel dramatisches Darstellungstalent vorhanden ist, als die öffentliche Bühne es beansprucht, nur daß Anknüpfungs- und Anhaltpunkte gegeben werden, die bei dem Lehrer die Möglichkeit zulassen, das Vorhandene wecken und hervorlocken zu können. Da überdies die darstellende Kunst vieler Rollenfächer bedarf, das Hauptmoment ihrer lebensvollen Wirkung in dem harmonischen und einheitlichen Zusammenspiel Aller mit Allen besteht, so läßt sich leicht begreifen, daß, vielleicht gerade bei den nur mäßigen Talenten, eine ge-

Digitized by Google

läuterte Fachschulbildung Resultate von der maßgebendsten Wichtigkeit hervorrufen würde. Selbstredend muß es aber dem Schulvorstand erlaubt bleiben, sobald sich ein Zögling der erhofften Entwicklung nicht gewachsen zeigen sollte, ihn nach jedem Semester entlassen zu können.

Wie würden die Unterrichtsgegenstände zu lauten haben?

Mit Hinweis auf die Eigenartigkeit der Schauspielkunst, die durch lebende Wesen, durch unseres Gleichen zu uns spricht, und die Verkörperung der poetischen Ideen nur bewerkstelligen kann, indem sie in Verbindung mit vielen anderen Künsten tritt und den Ausübenden auf der scenischen Bühne sich zugleich als Künstler und Kunstwerk vor unseren sichtbaren Augen präsentiren läßt, haben wir zunächst die äußerliche Erscheinung zu berücksichtigen, die der Schauspieler um dessentwillen vollständig in seiner Gewalt haben muß, als es das Wesen seines Geschäftes ist, die vor unseren Augen herumwandelnden Menschen in ihrer besonderen Eigenheit, welche Charakter, Stand, Geschäft, Gewohnheit, Leidenschaft, Mode, Zeitalter u. s. w. bedingen, in leibhafter Person zu verlebendigen. Mit seinem ersten Auftreten schon muß er also etwas scheinen, was er nicht ist. Daher ist seine körperliche Ausbildung zunächst in Angriff zu nehmen, ja, in der ersten Zeit seines Lernens sogar mit größerem Nachdruck zu betreiben als die geistige, weil das Mechanische der Kunst durch eine praktische Pflege habituell gemacht und zu einem bestimmten Abschluß gebracht werden kann, während das ideale Moment derselben, als eine selbstständige Aeußerung des Kunstwesens als solches, die verschiedensten Entwicklungs- und Bildungsprocesse durchzumachen hat und ein ununterbrochenes Studium, ein stetes Nachdenken, Untersuchen und Prüfen in sich birgt, das die Theaterschule nur wecken kann. Eine Ansicht, die, auf jede Kunstschule angewendet, ihre volle Wahrheit behalten wird, da die Mission jeder Kunstschule schließlich darin besteht: daß sie die Wissenschaft der Kunst lehrt, die man zu seinem Beruf erwählt, die Kunst selbst kann nicht erlernt werden, die muß sich als eine uns innewohnende Prometheuskraft offenbaren, welche schaffend und vorwärtstreibend ihre letzte nothwendigste Bildung nur durch das Kunstorgan erhält, dem man eben sein lebelang dient.

Nach welcher Methode dürfte die körperliche Ausbildung executirt werden: Gestalt, Bewegung, Gehen, Stehen, Antlitz, Auge? Vor- und Hülfskenntniß dieser Momente wären: militärisches Exerciren, Tanzen, Fechten, Anstandsübungen im Allgemeinen, Mimik und Plastik. Das Studium der Mimik hat speciell die Ausbildung der Mienen und Geberden zum Vorwurf und man rechnet der activen Handlung derselben noch die verschiedenen Stellungen, Veränderungen und Bewegungen, nicht allein des Gesichtes, sondern vorzüglich auch aller Theile des ganzen Körpers hinzu. Damit nun aber diesem Studium die Gewandung der idealen Form nicht fehle, ziehe man die Plastik mit hinein und gehe dann zur Pantomimik über, die ja eine bestimmte dramatische Handlung, als ein sichtbares Ganze in charakteristischer Bedeutung, zum Ausdruck zu bringen hat. Der also mimisch und plastisch agirende Schüler wird auf diese Weise gezwungen, sich im schnellen Wechsel in eine Mannigfaltigkeit von Gefühlen und Ideen hinein zu denken. Das stumme Spiel, das auf der Bühne der Gegenwart nur von Wenigen gekannt ist, wird wieder in seine Rechte eingesetzt werden. Diese mehr materiellen Studien würden nun ihren Abschluß finden mit der Ausbildung der Stimme, des Sprechorgans im Allgemeinen, im Besondern wieder aber auch in einer guten Aussprache, die richtig und natürlich, ohne jeglichen Anklang eines Provinzialdialektes, zugleich eine richtige Accentuation der einzelnen Selbstlauter und Silben wie der Perioden zu Gehör brächte. Jedenfalls muß diese Procedur erst den declamatorischen und rhetorischen Uebungen vorangeschickt werden, die mehr in die Rubrik der geistigen Ausbildung des Schauspielkünstlers hinein gehören. Zu dieser übergehend sind folgende Forderungen zu stellen:

Gründliche Kenntniß der Muttersprache, die als Gesammtausdruck des geistigen Lebens des Volkes uns unmittelbar in den tiefsten Schacht des Volksgeistes führt. Hierbei wird es sich freilich vorerst herauszustellen haben, in wie weit das bereits in der Schule Gelernte den Anforderungen entspricht, welche an den Schauspielkünstler zu machen sind. Ohne schriftliche Arbeiten wird dies schwer zu ermitteln sein. Damit diese aber stets in genauer Beziehung mit seinem Berufsgeschäft stehen, hat der Lehrer speciell die dramatische Sphäre in's Auge zu fassen. Mein Vorschlag würde lauten: zu biographischen Themata von nennenswerthen Schauspielern und Schauspieldichtern seine Zuflucht zu nehmen. Der Schüler hat diese schriftlich auszuarbeiten, sie dem Lehrer einzureichen, in den nächstfolgenden Stunden mündlich vorzutragen. Sämmtliche Schüler haben darüber abzustimmen, welche Arbeit den Preis verdient. Dasselbe würde ich auch hinsichtlich der rhetorischen und Declamationsübungen in Anwendung bringen lassen. Auf diese einfache Weise gewöhnte man die Zöglinge daran, nicht allein für das Lob, auch für den Tadel ein offenes Ohr zu bekommen. Eine wichtige Schulung! Der Schauspieler steht so vogelfrei da, daß er frühzeitig eine rückhaltlose Besprechung seiner Leistungen ertragen lernen soll. Wohlverstanden, im objectiven Sinne. Klärt er sich darin ab, so wird er allmälig ein sachgemäßes Urtheil von einem persönlichen zu unterscheiden vermögen. Dem Sprachunterricht wäre ferner noch die Metrik beizugesellen. Wie die Grammatik die allgemeinen Sprachgesetze, so hat die Metrik die Gesetze des Versbaues zu ihrem Gegenstand. Der Schauspieler muß eine allgemeine Uebersicht davon gewinnen, und wenigstens die gang und gäben Versarten wissend inne haben. Diesen Studien reiht sich dann später die Redekunst als solche an, eine Kunst, die in unserm modernen, sogar im politisch-constitutionellen Leben, eine unbegreifliche Vernachlässigung erfährt. Der Schauspieler soll sie üben. Er hat Menschen aller Stände in den verschiedensten Situationen vergeistigend darzustellen: den Feldherrn vor der Schlacht, der eine tapfere Ansprache an seine Soldaten zu halten, den Volkstribunen, der die vielköpfige wankelmüthige Menge haranguirt, den diplomatischen Staatsmann, der complicirt-politische Debatten zu führen hat. In der Prosa wie Poesie muß er, im Großen wie Kleinen, die Methode des Disponirens, die Eintheilung von Zweck und Plan der Rede üben können, weshalb er sich vor Allem mit den bekannten sieben Fragen, die ein Redner sich stellen soll, vertraut zu machen hat: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

Hinsichtlich der theatralischen Declamation wäre zu bemerken: die Beobachtung des Rhythmus, die Abwechslung im Steigen und Fallen der Stimme nach dem Sinn der Rede, die Uebereinstimmung des Klanges der Rede mit ihrem Inhalt. Ist doch die theatralische Declamation die umfassendste, sie muß von allen Mitteln Gebrauch machen, da sie nicht nur Gedanken und Gefühle, sondern auch eine entschiedene Individualität zu veranschaulichen hat. Der Genius Schillers und Goethes würde zum Modell zu dienen haben. Rathsam wäre es, aus Don Carlos, Wallenstein und Tell Uebungen herauszuziehen. Um das Gefühl für den Rhythmus des Versesprechens zu wecken und zugleich ein maßvolles Tempo zu gewinnen, würde ich die Chöre aus der Braut von Messina unisono executiren lassen. Der musikalische Wohllaut der Sprache und der gemessene plastische Geist der Declamation möchte am erfolgreichsten zu pflegen sein, wenn man aus der Goethe'schen Iphigenie Excerpte machte. Auch der erste Theil des Faust verdient eine besondere Berücksichtigung für das Declamationsstudium, das schließlich in der Shakespeare'schen Combination des dramatisch-rapiden Wechsels von Poesie und Prosa zu culminiren hätte.

Der Theatervorstand hat nothwendigerweise gleich resolut mit praktischen Experimenten anzufangen, denn auf theoretischem Gebiete ist bereits schon so viel geleistet worden, liegt ein solcher Schatz von Erfahrenem und bewährt Erfundenem aufgespeichert, daß die Erbauer einer Theaterschule so zu sagen schon den Grund vorfinden, auf dem sie fest und sicher ihr Gebäude anlegen können. Sie haben nur das aufgehäufte und zerstreute Material zusammenzufügen, mit sachlicher Kenntniß das Gehörige auszuscheiden,

Digitized by Google

das Beste nach einem festen Princip mit kritischem Blick auszuwählen und, fern vom Nebel der Schule, das Unterrichtswesen in sinnlicher Anschaulichkeit in Scene zu setzen. Ferner hinzuzufügen wäre: eine skizzenhafte Bekanntschaft mit der Mythe. Weil der Schauspieler das ganze vielbewegte Menschenleben in allen Abstufungen des Guten und Bösen vorzuführen hat, muß ihm eine ernste Beschäftigung mit der Geschichte dringend anempfohlen werden, d. h. nicht mit der politischen Geschichte, die sich nur mit Krieg und Frieden, mit Grenz- und Thronenwechsel befaßt, sondern mit der Culturgeschichte. Diese hat alle äußeren wie inneren Vorkommnisse und Begebenheiten der Menschheit zum Inhalt, sie gibt Aufschluß über Sitten, Gebräuche, Lebensweise, Kleidertrachten und Bildungszustände, und führt uns ungezwungen in das geistige Reich unserer Nationalliteratur ein. Demnach würde sich der Culturgeschichte als Specialstudium die Literaturgeschichte anzuschließen haben, und zwar mit besonderer Rücksichtnahme auf die dramatischen Erzeugnisse und deren verschiedene Entwicklungsphasen; hieran wieder schmiegt sich wie von selbst:

Nr. 1, das dramaturgische Studium, für welches Lessing, Schröder, Iffland, Schmidt, Zimmermann und Andere die erhellendsten Rathgeber sind,

Nr. 2, die Geschichte der deutschen Schauspielkunst, für die Eduard Devrients Werke den besten Leitfaden abgeben. In seiner Berufssphäre muß man sich fühlen, denken und zurecht finden können. Die Kunst, der man angehört mit seinem ganzen Leben und Streben, muß denen, die sie erwählt, in allen ihren Entwicklungsstadien klar und begreiflich sein.

(Schluß folgt.)

Die Fremde.

(L'étrangère.)

Schauspiel in 5 Acten von Alexander Dumas Sohn.

Der Inhalt des neuesten Stückes von Alexander Dumas ist folgender:

Mauriceau, der vor 25 Jahren als Ladendiener in einem kleinen Manufactur- und Schnittwaarengeschäft des Faubourg St. Denis seine Laufbahn begonnen, hat die Tochter seines früheren Principals geheirathet und mit ihr das Geschäft erworben, welchem er durch seine geschäftliche Gewandtheit mit der Zeit eine ungewöhnliche Ausdehnung und Bedeutung gegeben hat. Als er vor etwa 2 Jahren sich von den Geschäften zurückgezogen, hat er über ein Vermögen von ungefähr 10 Millionen Francs zu verfügen. Seine Frau ist längst gestorben, und seine einzige Erbin ist seine Tochter Katharina. Der steinreich gewordene Krämer hat den üblichen Ehrgeiz, seiner Tochter einen der ältesten und besten Namen des Landes zu geben. Nun hat Katharina allerdings als junges Mädchen eine innige Zuneigung zu einem jungen Manne empfunden, und just zur Zeit, als ihr Vater daran denkt, sie mit dem Sprossen einer alten aristokratischen Familie zu verheirathen, hat sie für den Sohn ihrer früheren Erzieherin, einen jungen talentvollen Ingenieur, Namens Gerard, ein sehr lebhaftes Interesse gewonnen; aber Mauriceau hat diesem Herrn Gerard klar gemacht, daß er nie und nimmer seine Zustimmung zu der Verbindung seiner Tochter mit einem jungen Manne ohne Vermögen, ohne Stellung und ohne Namen geben werde, und der zartfühlende Gerard hat das auch begriffen und sich zurückgezogen.

Mauriceau hat den Schwiegersohn, wie er ihn sich wünscht, bald gefunden. Er ist ja vernünftig genug gewesen, sich zu sagen, daß eine Verheirathung, wie er sie geplant, immer einen Haken haben und daß der Aristokrat, der sich herbeiließe, der Tochter eines früheren Ladenherrn seinen Namen zu geben, nicht ganz „reinlich und zweifelsohne" sein würde. Im Salon einer fremden Dame, die sich seit kurzem in Paris niedergelassen hat, und durch ihre Schönheit, ihre Jugend, den Luxus, den sie entfaltet und die auffällige Unabhängigkeit ihrer Sitten viel von sich reden macht — im Salon der Mrs. Clarkson ist ihm so ein Herr vorgestellt worden, der die einzige unerläßliche Bedingung, die er an einen Schwiegersohn stellt, erfüllt: der einen alten klangvollen Namen führt, der Herzog von Septmonts. Dieser Herzog ist ein heruntergekommener Mensch, der sich äußerlich allerdings alle Formen der besten Gesellschaft, der er von Geburt angehört, bewahrt hat. Septmonts hat sein Vermögen verspielt und verpraßt; er ist gänzlich verschuldet. Er steht im Begriff, aus seinen gesellschaftlichen Kreisen ausgeschlossen und aus dem Club, dem er angehört, wegen unbezahlter Spielschulden ausballotirt zu werden, als Mauriceau mit dem Antrage, aus ihm seinen Schwiegersohn zu machen, an ihn herantritt. Der Herzog, dem sich durch die Verheirathung mit dem reichen Mädchen die günstigste Gelegenheit darbietet, seine durchaus erschütterte Position wieder zu befestigen, besinnt sich nicht lange, und die unerfahrene Katharina, durch das Verhalten des Herrn Gerard, der sich so leicht von ihr hatte trennen können, tief verletzt, ist just in der Stimmung, den ersten besten Gemahl aus den Händen ihres Vaters zu nehmen; also auch auf dieser Seite sind keine besonderen Schwierigkeiten zu überwinden.

Unter solchen Bedingungen ist die seltsame Ehe zwischen Katharina Mauriceau und dem Herzog von Septmonts geschlossen worden.

Der Herzog hat es nicht einmal für nöthig gehalten, seiner jungen und schönen Frau etwas vorzulügen. Vom ersten Tage der Ehe an hat er sie vernachlässigt und sein wüstes Junggesellenleben mit den Mitteln, die er von seinem Schwiegervater empfangen, fortgesetzt. Er trifft mit seiner Frau selten und nur gelegentlich zusammen und hat das schon aus den Zeiten vor der Ehe datirende intime Verhältniß mit Mrs. Clarkson, die er täglich besucht und als deren Geliebter er allgemein gilt, auch nach der Ehe aufrecht erhalten.

Bei einem Wohlthätigkeitsfeste, das im Palais der Herzogin und unter deren Protectorate arrangirt worden ist, treffen die beiden Damen zusammen und zwar unter sehr eigenthümlichen Bedingungen. Mrs. Clarkson, die bisher nur die Herren aus der besten Pariser Gesellschaft empfangen, aber den Umgang mit den Damen in auffälliger Weise gemieden, die bis dahin auch nicht ein einziges Mal den Versuch gemacht hat, in eine aristokratische Familie einzudringen, übersendet der Herzogin, welche sich mit ihren näheren Verwandten und Freunden aus dem Festtrubel in ihre Privatgemächer zurückgezogen hat, eine Karte mit folgender Aufschrift: „Mrs. Clarkson erbittet von der Frau Herzogin von Septmonts die Ehre, von ihr heut Abend empfangen zu werden und in der Gesellschaft von Freunden, die sie zu ihren vertrautesten zählt, eine Tasse Thee einnehmen zu dürfen. Da Mrs. Clarkson der Frau Herzogin unbekannt ist, so wird sie diese Tasse Thee mit 25,000 Franken für die Armen zahlen, zu deren Gunsten dieses Fest gegeben wird."

Katharina erwidert darauf ebenfalls schriftlich, daß sie bereit sei, Mrs. Clarkson zu empfangen, wenn sich unter den Verwandten und Freunden der Herzogin ein Mann finden lasse, der Mrs. Clarkson den Arm bieten werde, um sie vorzustellen.

Die Anfrage der Mrs. Clarkson und ihren Bescheid darauf verliest Katharina in der Gesellschaft ihrer Vertrauten und knüpft daran die Frage, ob sich ein Herr dazu hergeben wolle, Mrs. Clarkson diesen Dienst zu erweisen. Es entsteht eine peinliche Stille. Da tritt der Herzog hervor und sagt, daß er Herrn Mauriceau, dem Vater der Herzogin, der Mrs. Clarkson genau kenne, den Vortritt habe lassen wollen; daß aber nun, da dieser auf die Ehre verzichte, die beiden Damen miteinander bekannt zu machen, er selbst sich das Vergnügen bereiten werde, Mrs. Clarkson einzuführen. Am Arme des Herzogs erscheint denn also auch „die Fremde" im Salon, und Katharina reicht ihr eine Tasse Thee. Sie verweilt nur wenige Augenblicke in dieser Gesellschaft, zeigt eine bemerkenswerthe Sicherheit in ihrem Auftreten und verabschiedet sich darauf von der Herzogin mit den Worten, es würde sie freuen, die Herzogin bei sich zu empfangen; sie würden miteinander von Herrn Gerard plaudern können. Sobald Mrs. Clarkson den Salon verläßt, ruft die Herzogin aus: „Jetzt öffnet alle Thüren, der Eintritt ist jetzt Jedermann gestattet." Damit schließt der erste Act.

Jenem Wohlthätigkeitsfeste hat auch Gerard beigewohnt, der sich inzwischen eine schöne Position gemacht hat. Katharina hat ihn im Gespräch mit Mrs. Clarkson im Garten erblickt. „Die Fremde" hat vor Jahren Gelegenheit gehabt, dem jungen Ingenieur einen wesentlichen Dienst zu erweisen, und dieser hat es daher mit Freuden begrüßt, seinerseits Mrs. Clarkson jetzt dienlich sein zu können; er hat nämlich für Herrn Clarkson, der in America einem großen Geschäfte vorsteht und sich augenblicklich auf einer Geschäftsreise in Europa befindet, eine Arbeit

Digitized by Google

geliefert, die diesem einen namhaften Gewinn verspricht. Von all' diesen Vorgängen hat Katharina keine Ahnung. Als sie zum ersten Mal nach ihrer Vermählung bei dem Feste Gerard in der Gesellschaft der Fremden wieder erblickt, empfindet sie eine namenlose Eifersucht; und die Worte, die ihr Mrs. Clarkson beim Abschiede zugeraunt hat, klingen ihr wie herausfordernder Hohn. Sie haßt diese „Fremde" aus tiefster Seele; sie weiß, daß in ihrem Salon der Ehecontract zu Stande gekommen ist, der sie so unglücklich macht; sie weiß daß der Herzog dort täglich ein- und ausgeht und daß ganz Paris ihn für den Geliebten der Mrs. Clarkson hält. Um das Maß voll zu machen steht nun noch der einzige Mensch, den sie liebt, steht Gerard in nahen Beziehungen zu dieser Dame! Als der Herzog von ihr fordern läßt, daß sie Mrs. Clarkson einen Gegenbesuch mache, weigert sie sich entschieden, selbst auf die Gefahr hin, ein ernsthaftes Zerwürfniß mit ihrem Manne herbeizuführen. Indessen ändert sie bald ihre Meinung. Gerard besucht sie; er unterrichtet sie über den vollständig harmlosen Charakter seines Verkehrs mit Mrs. Clarkson, und aus der Unterredung entnimmt sie die Gewißheit, daß sie noch immer von Gerard geliebt wird. Dieser räth ihr denn auch, ruhig zu Mrs. Clarkson zu gehen, um allen Skandal zu vermeiden. Als der Herzog, der jetzt erst die Bekanntschaft des Herrn Gerard macht, Katharina fragt, ob sie seinen Wunsch erfüllen werde, antwortet sie: „Ja". Dem Herzog kommt diese Bereitwilligkeit doch etwas merkwürdig vor; er sagt: „Herr Gerard, dieser Jugendfreund, geht sobald ich komme; und nachdem sie mit ihm gesprochen, thut sie, was ich will? Wer da nicht merken sollte, das etwas dahinter steckt, müßte sehr blind sein! Wir werden ja sehen!" — Das ist der Schluß des zweiten Aufzuges.

Der dritte Act spielt bei Mrs. Clarkson. Wir machen die Bekanntschaft des Herrn Clarkson, der eben in Paris angekommen ist, und werden über das wiederum sehr eigenthümliche Verhältniß, das zwischen den beiden Ehegatten besteht, aufgeklärt. Mrs. Clarkson ist von ihrem Manne geschieden; aber zwischen Beiden besteht ein freundschaftlicher, beinahe herzlicher Verkehr. Mrs. Clarkson hat ihr beträchtliches Vermögen in das Geschäft ihres früheren Mannes gesteckt und die geschiedenen Ehegatten sind jetzt Compagnons. Clarkson ist ein ziemlich roher und derber, aber durchaus anständiger Mensch; er ist lange Zeit Goldgräber gewesen, hat in den Indianerstaaten eine Ansiedelung gegründet, so und so viel Leute mit dem Revolver niedergeschossen oder an den Bäumen aufgeknüpft, aber sich trotz alledem eine reine, edle Seele bewahrt. Es ist der Americaner, — wir wollen nicht sagen: wie er ist, — aber wie er geschildert zu werden pflegt, wenn ein Europäer den Typus des achtungswerthen Yankee hinstellen will. Wir erfahren ferner zu unserer nicht geringen Ueberraschung, daß der schlechte Ruf der Mrs. Clarkson in der Hauptsache unbegründet ist. Es ist richtig, daß sie eine auffällige und unseren Auffassungen widerstrebende Existenz führt; es ist richtig, daß sie Geschäfte ganz eigenthümlicher Art betreibt, — wie z. B. die Verheirathung zwischen Katharina und dem Herzog eines ist — und daß sie sich dafür sogar zahlen läßt, als wäre es irgend ein anderes Geschäft; aber in dem, was man, wie gesagt, als die „Hauptsache" zu betrachten pflegt, hat sie sich nichts vorzuwerfen. Es ist nicht wahr, daß sie die Geliebte des Herzogs ist; sie hat überhaupt keinen Geliebten; es gibt keinen Menschen, der sich rühmen könnte, das von ihr erhalten zu haben, „was in der schüchternen Sprache der Salons «die leiseste Gunstbezeugung» genannt zu werden pflegt."

Weshalb aber dieses eigenthümliche Auftreten? Woher der Skandal, der sich verbreitet, überall, wohin sie die Füße gesetzt hat? Woher alle die Dramen, mit denen ihr Name verwickelt worden ist? — Es hat nämlich schon Mord und Todtschlag ihretwegen gegeben. — Sie selbst übernimmt es, uns in einer langen, sehr langen Erzählung darüber aufzuklären. Der Herzogin, die sie also wirklich besucht, gesteht sie Alles.

Noëmi Clarkson ist die Tochter einer Sklavin. Sie ist gleichzeitig mit ihrer Mutter, einer Mulattin, von dem, der sie erzeugt hat, verkauft worden, — die Mutter an den einen Herrn, sie an einen anderen. Das letzte Wort, das ihre Mutter ihr zugeraunt hat, ist das gewesen: Rache zu nehmen an ihrem unmenschlichen Vater zunächst, an dem ganzen Geschlechte sodann. Noëmi ist wegen ihrer Schönheit von den übrigen Sklaven abgesondert im Hause ihres neuen Herrn auferzogen worden; sie hat eine bessere Erziehung erhalten, als ihresgleichen zu empfangen pflegen. Als fünfzehnjähriges Mädchen hat sie die Flucht ergriffen und nach langen Irrfahrten eine Stelle als Magd in einem Hotel in Boston angenommen. Dort hat sie die Bekanntschaft des Herrn Clarkson gemacht, der mit Reichthümern aus den Goldfeldern von Californien zurückgekehrt war. Dieser hat sich in das hübsche Mädchen verliebt und sie geheirathet. Zwei Stunden nach der Schließung dieser Ehe ist Noëmi mit einem Theil des Vermögens ihres angetrauten Gatten durchgegangen. In Charleston hat sie die Spuren ihrer Halbbrüder wiedergefunden; ihr Vater ist inzwischen gestorben. Jetzt also ist der Augenblick gekommen, das Werk der Rache, das sie ihrer Mutter gelobt hat, auszuführen. Es gelingt ihr über alles Erwarten. Ihre beiden Halbbrüder verlieben sich in sie, und der ältere tödtet den jüngeren mit einem Messerstich. Dieser hatte vorher sein Testament zu ihren Gunsten gemacht und ihr sein Vermögen im Betrage von hunderttausend Dollars hinterlassen. Das ist die Grundlage ihres Vermögens. Der Aeltere flieht, theilt ihr aber seinen Aufenthalt mit in der Hoffnung, daß sie ihm folgen werde. Noëmi denuncirt den Mörder, überliefert ihn den Gerichten und läßt ihn hängen. Darauf verläßt sie America und begibt sich nach Europa, — „mit haßerfülltem Herzen, mit haßerfülltem Geiste, mit haßerfüllter Seele, voll Grimm gegen jenes Wesen, das man Mensch nennt, und das niemals mit einer andern Absicht sich mir zu nähern suchte, als mit der, mit welcher es sich meiner Mutter genähert hatte: um das Weib zu Gunsten seines Stolzes oder seiner Lust herabzuwürdigen, zu erniedrigen!"

Diese dämonische Mission hat sie bis zu diesem Augenblicke mit glänzendem Erfolg erfüllt. Sie hat so und so viele dem Irrenhause, dem Selbstmorde u. s. w. überliefert; sie hat Böses angestiftet, wo immer sie es vermochte. Um sich in ihren Gefühlen der Rache gegen die Weißen, und die weißen Männer insbesondere, nicht beirren zu lassen, hat sie niemals ein weibliches Wesen in ihren Umgang gezogen. Ein einziger Mann scheint indessen ihrer Gewalt zu trotzen; es ist der junge Gerard. Sie hat ihn deshalb gemieden, sie ist ihm aus dem Wege gegangen, aber das Schicksal hat sie mehrfach mit ihm zusammengeführt und abergläubisch, wie sie ist, glaubt sie darin eine Fügung des Himmels zu erblicken. Sie ist sich nicht ganz klar darüber, ob sie ihn liebt; aber sie will einstweilen, daß dieser Mann ihr allein angehören soll; und deshalb hat sich in ihr das ihr bis dahin unbekannte Gefühl der Eifersucht geregt, als sie mit Gerard gelegentlich des Wohlthätigkeitsfestes im Palais der Herzogin zusammengetroffen ist, deshalb hat sie sich überzeugen wollen, ob Gerard sich mit den Freunden Katharinas in die Privatsalons der Herzogin zurückgezogen habe, deshalb hat sie den ihr verbotenen Zutritt auf die uns schon bekannte extravagante Weise sich erzwungen; deshalb hat sie auch auf den Gegenbesuch von Seiten der Herzogin bestanden, um diese aufzufordern von Gerard zu lassen und mit ihrem Manne einstweilen eine Reise anzutreten. „Sind Sie bereit," fragt sie schließlich, „meinem Rath zu folgen?" Katharina antwortet einfach: „Nein," und verläßt darauf die unheimliche Person, die sie nun, da sie sich überzeugt hat, daß Gerard ein solches Wesen nicht lieben könne, doch nicht mehr fürchtet.

Noëmi, welche der Herzogin gesagt hat, daß wenn sie ihr Widerstand leiste, Einer zu Grunde gehen würde: die Herzogin, Gerard oder sie selbst, hat keine leeren Drohungen ausgestoßen; sie macht auf der Stelle Ernst. Sie warnt den Herzog vor Herrn Gerard, der neuerdings zurückgekehrt sei und ihm als Ehemann alle möglichen Unannehmlichkeiten bereiten könne. Der Zufall begünstigt ihr Beginnen.

Die Herzogin hat über die Unterredung, die sie mit Noëmi Clarkson gehabt, brieflich an Gerard Bericht erstattet in den zärtlichsten und unvorsichtigsten Ausdrücken. Sie hat dem Freunde ihrer Jugend gesagt, daß sie ihn noch immer liebe, und daß sie den Herzog verabscheue. Dieser Brief wird vom Herzog, der durch die Warnung der Fremden argwöhnisch geworden ist, aufgefangen, unterschlagen und erbrochen. Der Herzog begibt sich mit diesem kostbaren Material in der Tasche zur Herzogin und findet dort Gerard. Er beleidigt den jungen Mann auf's Aeußerste, und nur die dringliche Bitte Katharinas verhindert ihren Freund, auf der Stelle von dem Beleidiger Rechenschaft zu verlangen. Er verläßt das Zimmer, und die Beiden bleiben allein. Der Herzog versucht zunächst eine Art freundlicher Annäherung; aber Katharina, die den Abscheu, den sie vor ihrem Gatten empfindet, seit den anderthalb Jahren dieser schmählichen Ehe verborgen hat, läßt nun ihrem Zorn freien Lauf und sagt dem Elenden Alles, was sie von ihm denkt, — mit einer so fürchterlichen Offenheit und mit einem solchen Ungestüm, daß selbst der ruhige Formenmensch aus der Fassung kommt und sich beinahe an seiner Frau vergreift. Der Herzog beschließt nun Gerard zu fordern und schreibt an Clarkson, den er zum Secundanten ausersehen hat, er möge die Güte haben, sich sofort zu ihm zu bemühen. Inzwischen ist Gerard wiedergekommen, um den Herzog wegen

Digitized by Google

der Ungehörigkeiten, die er sich vorhin in Gegenwart einer Dame gegen ihn erlaubt hatte, zur Rechenschaft zu ziehen. Gerard beleidigt den Herzog und begibt sich dadurch des Rechtes, die Waffen zu wählen. Mauriceau, der dieser Forderung beigewohnt hat und von der Unschuld seiner Tochter und der Anständigkeit Gerards überzeugt ist, erbietet sich in diesem Duell Gerard gegen seinen Schwiegersohn zu secundiren.

Clarkson begibt sich, sobald er das Billet empfangen hat, zum Herzog. Er verfehlt diesen aber und findet nur die Herzogin zu Hause. Diese bittet ihn, ohne den Gegenstand zu bezeichnen, um den es sich handelt, sich die Sache recht klar machen zu lassen, welche der Herzog ihm vortragen werde, und Clarkson, der von der Anmuth der jungen Dame sehr angenehm berührt ist, willfahrt diesem Wunsche mit größter Bereitwilligkeit. Er hat darauf mit dem Herzog, der inzwischen heimgekehrt ist, eine große Auseinandersetzung. In einer meisterhaft geführten Scene spricht sich nun der Herzog dem Yankee gegenüber ganz offen aus. Er hat Clarkson zum Secundanten gewählt, weil er weiß, daß dieser nicht lange bei den Formalitäten stehen bleiben werde, und weil er vermuthet, daß derselbe bei einem Zweikampf sicherlich unter allen Umständen, ohne lange zu prüfen und zu wählen, zur Hand sein werde. Als aber Clarkson hört, daß der Gegner sein Freund Gerard ist und daß der Schwiegervater des Herzogs, Herr Mauriceau, gegen den Herzog secundirt, wird seine Neugier doch zu lebhaft gereizt, und eingedenk des Versprechens, das er der Herzogin gegeben hat, stellt er einige Fragen, die ihn über die Situation genügend aufklären. Er durchschaut den Herzog vollkommen; er erfährt, daß dieser vor und während der Ehe eine Reihe von Schurkenstreichen begangen hat; er erfährt, daß der Herzog den blos unvorsichtigen Brief Katharinens als den Beweis ihrer Schuld benutzen will, obwohl er selbst, der Herzog, an diese Schuld nicht glaubt. Sobald Clarkson vollkommen klar sieht, redet er mit dem Herzog zu dessen größtem Erstaunen eine Sprache, die vor ihm noch keiner mit diesem hohen Herrn gesprochen hat. Er bezeichnet den Herzog geradezu als das, was er ist: nämlich als einen Schuft und provocirt ihn dermaßen, daß dem Herzog nichts weiter übrig bleibt, als sich sofort mit ihm zu schlagen. Clarkson tödtet den Herzog, er wird verhaftet, aber jedenfalls nicht auf lange Zeit, denn er ist americanischer Bürger, er wird eine Caution stellen und Noëmi verspricht ihm, sich seiner anzunehmen. Die Beiden werden dann ohne Zweifel Europa verlassen und vermuthlich wird die Herzogin, sobald die Formalität der Trauer erfüllt ist, dem einzigen Manne, den sie geliebt hat, Gerard, die Hand reichen.

Das ist der Inhalt des Stückes, das mit jenem ungewöhnlichen Geschick, welches dem jüngeren Dumas eigen, für die Bühne componirt ist. Das Interesse erlahmt bei der Lectüre nicht einen Augenblick, und noch die vorletzte Scene bringt eine ganz unerwartete Wendung. Die Schwäche des Stückes liegt, wie mir scheint, darin: daß wir für den Charakter der „Fremden" keine Sympathie empfinden, kaum Verständniß besitzen können. Dieses Weib, das nach Europa kommt und bewußtvoll das Böse thut, lediglich um Rache zu üben für die Niedertracht eines americanischen Sklavenhändlers, erscheint uns nahezu unbegreiflich. Außerdem ist auch der eigentliche Held, der im Mittelpunkt der ganzen Action steht, Gerard, zu farblos. Es wird viel zu viel von ihm gesprochen, und er thut eigentlich nichts, um seinen guten Ruf zu rechtfertigen. Aber das Dumas'sche Stück besitzt auch glänzende Vorzüge. Die Charaktere des alten Mauriceau, des Herzogs, Katharinas, des Americaners Clarkson sind mit einer seltenen Plastik ausgearbeitet; und es gibt daher auch wenig moderne Stücke, welche den Schauspielern so dankbare Aufgaben zuweisen, wie dieses. Neben den genannten Persönlichkeiten sind noch zwei, dem Sinne nach episodenhafte, dem Umfange nach sehr bedeutende Partien: der gelehrte Professor Remonin und die geistvolle Marquise de Rumières, die wie der antike Chorus die Handlung mit ihren Sentenzen und Commentaren begleiten. Diesen Beiden hat Dumas am meisten von sich selbst gegeben. Ihr Geplauder ist immer pointenvoll, geistreich und sarkastisch, mitunter sogar tiefsinnig und bedeutend.

Es ist, wie man weiß, schwer, beinahe unmöglich, nach der Lectüre eines dramatischen Werkes über dessen Bühnenwirksamkeit ein Urtheil zu fällen. In diesem Falle wäre es auch ganz überflüssig, da das Berliner Publicum an dem Tage, an dem ihm diese Blätter zugehen werden, selbst dies Urtheil sprechen wird. F. L.

Aus der Hauptstadt.

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von Gustav Floerke.

I.

Ich möchte mit einer Gesammtcharakteristik unserer funfzigsten akademischen Ausstellung beginnen, und finde, daß sie vor Allem recht wenig besonderen Charakter hat. Keinenfalls denjenigen einer Jubelausstellung, auch nicht unabsichtlich; vielmehr ist sie lediglich die funfzigste ihrer Art.

Schon ihr einziges Festgeschenk, das neue Ausstellungsgebäude, welches nebenbei gesagt auch durchaus nicht einer Festhalle zu gleichen versucht, verdankt sie weniger ihrem eigenen Raumbedürfniß, als demjenigen der Akademie. Und wenn es Gott sei Dank heller geworden ist auf der „Museumsinsel", so ist Licht zwar das liebe tägliche Brot für Ausstellungsgegenstände, aber durchaus noch nicht die Butter dazu. Gewiß läßt sich mehr für, als gegen die neue gründliche Beleuchtung sagen, — demnach ist dies tägliche Brod sogar Weißbrod. Aber es ist Gipsmehl darunter, anstatt Braten darauf. Einmal sind diese Corridore doch zu schmal, so daß man gerade bei dem unbarmherzigen Lichte manchem breiter gemalten Bilde kaum gerecht zu werden vermag; und dann dehnen sie sich unmäßig in die Länge, ohne Gliederung oder irgend welchen Ruhepunkt; die Bilder sind scheinbar lediglich nach den Erfordernissen des Raumes in einander gedrängt; kurz ein Casernirungssystem ist bei ihrer Unterbringung durchgeführt, wie es sich der Kriegsminister für seine Regimenter nicht gründlicher wünschen kann. Der Raum in seiner Beschränkung mag das bedingt haben, aber das Resultat ist, hoffentlich zu Gunsten eines baldigen Definitivums, nicht zu leugnen.

Auch von weiteren Jubelgeschenken hat man abgesehen, obgleich man über ihre Wahl schwerlich in Verlegenheit sein konnte. Ich nehme z. B. an, daß man mit Pachterleichterung jeden Aussteller überrascht und durch Nachrichten über Annahme oder Ablehnung seiner Arbeit manchen erfreut hätte. Der Kunstgenossenschaft und dem neugierigen Publicum — wahrscheinlich auch der Akademie — wäre durch die Zusicherung entschieden ein bescheidenes Vergnügen gemacht worden, daß die beträchtlichen Einnahmen, die sie zusammen für einen unbekannten Zweck erzielen, hinfüro wenigstens im Interesse der Kunst verwandt werden würden ꝛc. Aber wie gesagt, — man hat von solchen Festgeschenken lieber abgesehen, wenigstens soviel ich erfahren konnte. Daß es mich indessen herzlich freuen würde, gerade hierüber eines Irrthums geziehen zu werden, brauche ich wohl kaum zu versichern. Wünschte ich doch gewiß nicht zum wenigsten, daß es bei der Zahl „funfzig" sein Bewenden hätte und wir ein andermal endlich mit der ersten deutschen Gesammtausstellung nach Gründung des Reiches, oder wenigstens mit der ersten nach lediglich künstlerischen Gesichtspunkten geleiteten akademischen seit dem Rücktritt des Herrn von Mühler, eine neue frischere Serie reichshauptstädtischer Ausstellungen beginnen möchten.

Diesmal suchte ich denn auch den Charakter einer maßgebenden Nationalausstellung in den Räumen des provisorischen Gebäudes noch vergebens. Die Wiener und Münchener wohnen zu weit und hatten es hener überdies billiger bis zur „Deutschen Ausstellung" in der bayerischen Hauptstadt, woselbst die Verkaufschancen außerdem und auch für Andere bedeutend günstiger waren. Daher ist denn Wien so gut wie gar nicht, München ungenügend und Weimar, Dresden ꝛc. durchaus nicht ausreichend oder nur charakteristisch vertreten. Einen deutschen „Salon" haben wir, trotz aller wohlgefälligen Vergleiche in den Blättern, mit dieser funfzigsten Ausstellung noch lange nicht. Im Gegentheil trägt dieselbe wieder einen viel mehr preußisch-berliner Anstrich, als die vorige.

Auch besonders charaktervolle und energische Bilder sind diesmal nicht in genügender Zahl vorhanden, um dem Gesammteindruck ein besonderes Gesicht zu geben. Die Ausstellung sieht wohl recht anständig, aber durchaus nicht hervorragend aus. Anständig einestheils, weil man auch in Deutschland immer mehr beginnt, ernstlicher malen zu lernen. Anderntheils, Gott und dem Krach sei Dank, beginnt der Haufe von Talentlosen und Industriellen, die unter der Firma Malerei nach schnellem

Digitized by Google

Erwerb und gesellschaftlicher Anerkennung trachten durften, in dieser fatalen Zeit glücklich wieder enttäuscht auseinander zu gehen, woher denn absolut qualitätlose Sachen sichtlich dünner werden. Und schließlich ist das Streben nach fleißiger, tadelfreier Anständigkeit überhaupt ein wesentlich deutscher Charakterzug. Unserer Kunst im Besonderen ist er durchaus eigenthümlich. Nur ungern erzeugt sie rücksichtslos sich selbst als Ziel setzende Individualitäten, nur selten begünstigt sie die einseitige Ausbildung einer einseitigen Begabung, wie sie doch heute die meisten nur besitzen. Nur keine großen Tugenden, sondern lieber kleine bürgerliche Vollkommenheiten. Am liebsten und womöglich in jedem Bildchen möchte sie Alles erreichen, was ihre in Deutschland nun einmal erstgeborene und souveräne Schwester, die Aesthetik, nur irgend fordern kann: tiefe künstlerische Anschauung und vollendeten Ausdruck, Gedankenfülle und allgegenwärtige Charakteristik, Zeichnung und Farbe, Detaildurchbildung und Harmonie ꝛc. ꝛc. Mit solchem Streben ist sie vor Aufregung sicher. Denn dies Alleswollen steht höchstens alle hundert Jahre einmal Einem zu Gesicht, inzwischen aber verhindert es uns, irgendwo einmal individuelle Kraft zu entwickeln, selbst auf das Risico eines Excesses hin zu wagen, die zarte Dame Kunst vorwärts zu stoßen und Werke zu schaffen, vor deren schroffer Größe kein empfindender Mensch mehr nach all' den abgeblasenen Regelrichtigkeiten und zahmen Vollkommenheiten der Dutzendphilister in der Kunst fragen würde.

Schon darum ist es eigentlich mit dieser Durchschnittsanständigkeit in der Kunst eine bedenkliche Sache. Aber ich fürchte noch Eins: daß nämlich die wachsende Menge bequemen und leidlich tadelfreien Mittelgutes, trotz alles braven Strebens weiches dahintersteckt, den mäßigen Kunstsinn unseres großen Publicums nur noch mehr herunterbringt. Immermehr müssen sich daneben die wenigen eigenartig bedeutenden Künstler unserer Tage unverstandene Bewunderung oder Ablehnung gefallen lassen, je nachdem sie mit dem dünnen Absud von ästhetischen Gesetzen, der bei uns so Manchem alle künstlerische Empfindung ersetzt, genießbar erscheinen oder nicht. Dauert dieser Zustand lange, meine ich, und geschehen dann doch einmal Thaten in der Malerei, welche, um die Kunst vorwärts zu zwingen und ihre alten Gebiete wieder zu erobern, so energisch gedacht sind, daß ihr Autor momentan einseitig werden oder doch erscheinen muß, so wird der Bildungsphilister bereits derartig überwiegend vertreten sein, daß sein Schrei über Störung des öffentlichen Bewußtseins oder der ästhetischen Nachtruhe wirklich beunruhigend erscheinen könnte. Diejenigen werden dann leicht zu wenige sein, welche begreifen, daß wir vorwärts müssen oder am Ende sind, die begreifen, daß ein energisch wollender Künstler heute kaum anders als einseitig sein kann und daß er für seine erfrischende That wohl das Recht hat, nach irgend einer anderen Seite hin auffallende Schwächen zu zeigen. Währenddessen wird die durch allseitig erträgliche Mittelmäßigkeiten in ihrem Schablonismus gestärkte Menge gerade über diese Schwäche herfallen, froh, daß dergleichen auch ihr einmal greifbar ist oder deutlich gemacht werden kann. Gegen das Große aber, das unter dem nachlässigen Gewand hervorschaut, wird sie sich um so mehr verblenden, als sie dasselbe überhaupt kaum nachzuempfinden im Stande ist und zu der Anerkennung des Ungewohnten und Schroffen überhaupt bei uns selten gelaunt sein wird.

Schon diesmal vielleicht haben wir von einigermaßen ähnlichen Fällen zu reden. Und schon jetzt sollte es mich durchaus nicht wundern, wenn ich bei der Gelegenheit in unheilbaren Widerspruch mit einem großen Theil meiner Leser geriethe, vielmehr bin ich völlig darauf gefaßt, von mehr als einem für einen sonderbaren Schwärmer taxirt zu werden. Vielleicht aber ist's auch noch nicht so schlimm, wie man draußen in der Provinz zu glauben genöthigt wird.

Allerdings, kurz bevor ich zur Ausstellung reiste, las ich in irgend einer Zeitung, daß in Berlin alle Welt entrüstet sei über die Annahme eines Bildes von Struthß, während ebenso kein Mensch daran zweifle, daß Camphausens „Napoleon und Bismarck" ein eminent hervorragendes Historiengemälde sei. Da ich nun durchaus keine Anlage verspüre, mich für einen Prediger und irgend eine öffentliche Meinung für die Wüste zu halten, so hätte ich darauf hin einfach beschlossen, daheim zu bleiben, wenn ich mir nicht sagen mußte, daß jene literarischen Vertreter der Madame tout Berlin schwerlich ein wirkliches Mandat zu ihrer Erklärung erhalten haben dürften. Außerdem: Donna è mobile, singt schon Verdi nicht zum ersten Mal.

Die Ansichten eines Künstlers, die ich am nächsten Tage so glücklich war zu vernehmen, machten mich dann wieder bedenklich. Aber sie waren es schließlich gerade, die den Ausschlag gaben, und darum, und weil sie für eine ganze Classe moderner Maler bezeichnend ist, will ich sie hier mittheilen.

Ich wurde also mit einem Herrn bekannt, der sich bisher Maler genannt hatte, seit gestern oder vorgestern aber den Titel eines königl. Baumeisters mit Recht führte. Er hatte das Bildermalen seit längerer Zeit an den Nagel gehängt und sich mit seltener Energie auf das Studium der Bauwissenschaften geworfen.

Gott weiß wie ich auf die wundervolle Rubens'sche Skizze, die im Weimarschen Museum hängt, im Gegensatz zu irgend einem modernen Gemälde zu sprechen kam. Da kam ich nämlich schön an.

— Rubens, sagte mein Gegenüber, der, wie ich von competenter Seite erfuhr, ein durchaus begabter Künstler sein soll, — Rubens! Ist das wirklich Ihr Ernst, daß Sie uns, uns Modernen, auf ihn und seinesgleichen hinweisen? Ja lieber Herr, ließe sich denn ein Mensch heut zu Tage z. B. nur solches Fleisch noch gefallen? Wenn Sie nur wenigstens ein Porträt gemalt hätten in Ihrem Leben, sagten Sie so was gar nicht. Das kommt aber von den Büchern —

— Entschuldigen Sie, meine Bücher heißen Belgien, Paris, Italien, Wien . . . .

— Aber ich bitte Sie! Wer nimmt diese dicken, gedunsenen, alten Weiber für Göttinnen oder findet sie nur schön! kein Mensch. Gehen Sie doch! Und welche feine Dame würde sich diese rohe, mindestens unhöfliche Ausführung gefallen lassen. Nein, Fleischmalen haben wir doch anders gelernt, — bitte lassen Sie mich aussprechen, ich bin Maler gewesen — und nun gar erst das Bildermalen! Das haben wir doch anders „können" gelernt, — Bildwirkung, Abwägen der Tonmassen, Wirken mit Gegensätzen von Hell und Dunkel — was finden Sie von Alledem bei diesen Leuten! Und dann denken Sie nur an die Masse brillanter Farben, die wir seitdem erfunden haben, an die Malmittel, überhaupt an Alles, womit Chemie und Erfahrung uns inzwischen bereichert haben.

Ich dachte mir: die Beweisführung ist eigenthümlich. Aber der Mann kann nun einmal den Rubens nicht leiden. Es gibt ja solche Antipathien. Daher sagte ich ziemlich sicher:

— Nun also, lassen wir die Flamländer. Sagen wir dafür irgend einen andern guten alten Namen. Für mich thäte es der kleinste einer großen Zeit. Aber meinetwegen sagen wir Raffael oder Velasquez, Michelangelo oder Tizian, Holbein oder Tiepolo . . .

— Für ihre Zeit mögen sie alle gut genug gewesen sein. Aber, lieber Herr, bedenken Sie doch das 19. Jahrhundert und unsere allgemeine Bildung. Seit wann haben wir denn wirkliche Anatomie — bitte — Costümkunde, ethnologische Interessen, geläuterte moralische Anschauungen? Und dazu die Aufklärung: Strauß, Hartmann, Häckel kennt der dritte Mann. Damals verstand man ja nicht einmal einen Galilei und wie weit haben wir den heute überholt. Jeder Dritte weiß heute mehr von den Weltgesetzen als er; ein riesiger Procentsatz unserer jungen Leute kann das Freiwilligenexamen machen, und lesen und schreiben kann so gut wie jeder.

Jetzt kam ich endlich einmal zu Wort. Ich sagte also ungefähr, daß ich die moderne Art seichter Aufklärung und selbst irgend eine einseitige Bereicherung des Wissens durchaus nicht für ein besseres Volksbildungsmittel halte als die Schulung des Geschmacks und der Empfindung durch die Literatur und Kunst. Daß ich ein Volk noch nicht für gebildeter taxire, weil es lächelt, wenn es von Josuas Sonne hört, am wenigsten Bevölkerungen gegenüber, die sich Steuern auferlegten, um den Klöstern ihrer Stadt künstlerische Façaden zu bauen, während die päpstlichen Truppen belagernd vor den Thoren lagen; die Bilder im Triumph trugen; die in Summa das Alterthum wieder ausgruben und die Renaissance schufen. Auch ich wurde einseitig und bedenklich populär. Aber ich kam auch schön an.

— Was, Sie wollen doch nicht eine Zeit mit der unsrigen vergleichen, in der man Hexen verbrannte . . .

— Um Gottes Willen! Die Päpste der humanistischen Periode . . .

— Sehen Sie, die Päpste! Das heißt Verdummung, Aberglaube, Canossa. Wir aber gehen nicht nach Canossa! Was wissen Sie überhaupt von jener Zeit. Sie waren vier Jahre in Italien? Sehen Sie! Da lassen Sie sich für Ihr Steckenpferd verblenden und halten es für einen Araber. Aufzeichnungen, Chroniken, Schilderungen — du lieber Gott,

Digitized by Google

was will das in der Zeit Droysens und Mommsens heißen. Sie sagen vielleicht Briefe! (Ich sagte schon längst gar nichts.) Jawohl, Künstlerbriefe. Glauben Sie, ich kennte Guhl und Koner nicht? Was bedeuten die paar Briefe berühmter Leute für die Bildung ihrer Zeit?

Archive, wollte ich sagen, aber ich schwieg lieber. Novellen — aber ich dachte an die Marlitt.

— Nein, fuhr er inzwischen fort, unser aufgeklärtes Jahrhundert kann mit den alten Bildern nichts mehr anfangen. Bildung und Kunst müssen sich entsprechen. Aus der Zeit, die Sie da verehren, kenne ich Bilder ohne Schlagschatten, ja sogar ohne Perspective, die Sie wahrscheinlich auch für sehr schön halten. Aber Gott sei Dank kann ich Sie versichern, daß keine heutige Jury dergleichen mehr annehmen würde. Muß das außerdem eine rohe Gesellschaft gewesen sein! Die Hälfte von dem, was sie malten, nackt! Uns Modernen ist das Nackte unsympathisch, überhaupt ein überwundener Standpunkt. Der gute gesellige Ton von heutzutage verträgt schon keine Brutalitäten. Und wenn diese Leute nicht Nuditäten malten, malten sie Heilige, was doch genau ihre Beschränktheit beweist. Oder konnten sie etwa Genrebilder malen? Und dann — was hatten diese Heiligen an? Gar nichts oder roth und blaue Phantasiemäntel oder — lachen Sie nur, modernes Costüm. Versuchen sie heute auch nur eine Achselklappe unhistorisch zu färben, und auch der Dümmste im Publikum wird ihr Bild zurückweisen. Und das soll nun eine Kunst sein: immerwährend Madonnen und Kindermorde! Die mußten sie dann schließlich wohl können, in ihrer Weise natürlich. Sehen Sie doch um Gottes willen nur unseren Reichthum an dagegen; wagen Sie nur ein Motiv, eine Figur zu nehmen, die schon ein Anderer gemacht hat, und Sie werden sehen, wie man's Ihnen aufmutzt. Ja unser Publicum! Nehmen Sie doch nur an, wieviel Gedanken allein die Genrebilder pro anno verarbeiten, und wer bei den Alten so was von Charakter und Durcharbeitung gekonnt hätte! Wenn mir dabei die platten, steifen Menschen des größten Holbein einfallen! Die paßten für seine Zeit, nicht für uns. Und es wäre traurig, wenn wir nicht besser gelernt hätten inzwischen. Wo bliebe da überhaupt der Fortschritt!

Ja so!

— Aber wie ist es denn mit der Architektur, wagte ich doch noch zu fragen. Ich spielte damit meine letzte Karte und den Rest meiner Zweifel aus.

Aber jetzt erglänzte der Andere.

— Dahin wollte ich Sie gerade haben, sagte er wohlmeinend. Da findet's doch der Blinde mit dem Stock, wieviel mehr wir verlangen und können. Bedenken Sie den Comfort, mit dem wir wohnen, die Surrogate, mit Hülfe derer wir ihn zu populariſiren im Stande sind, die Vielseitigkeit, Allseitigkeit in Stilen und Formen, mit denen wir die Wünsche eines Jeden in seiner Art zu befriedigen vermögen. Nein, lieber Herr, wir müssen heutzutage ganz Anderes leisten und lernen, als damals. Heute gehören ganze und gründliche Männer dazu, um dem zu entsprechen, was das immer gebildetere Publicum verlangt. Nehmen Sie nur das Baumeisterexamen an, und Sie werden begreifen, wie weit uns die Arbeitstheilung geführt hat. Sehen Sie, ich war Maler, aber ich habe es aufgeben müssen, als ich mich für mein neues Fach vorbereitete. Denn Eins geht nicht mehr neben dem Andern. Früher dagegen baute Jemand, der Bilder malte, auch noch Häuser, und wer Architekt war, hatte noch Zeit, Bilder zu malen. Das war damals. Aber durch das Baumeisterexamen käme kein Einziger von ihnen. Und sehen Sie, das ist „Heute".

Ich sah schon längst gar nichts mehr. Du lieber Gott, ich mußte eben schon an so eine Peterskuppel denken und daß ein so begabter Mensch, wie dieser Michelangelo, durch die Allotria, die er in der sixtinischen Capelle getrieben, es nicht einmal bis zu einer Staatsanstellung bei uns gebracht haben würde. Ich dachte an die unselige Zersplitterung bei all' den verblendeten Renaissanceleuten, und dann wuchs ich um mindestens einen Zoll. In was für einer Zeit lebte ich! Wir hatten Gott weiß wie viele Akademien, Professoren, Hofmaler, Oberhof-, Hof- und gewöhnliche Baurāthe, Berliner Oefen und Porzellan, Stile soviel es nur je gegeben und noch mehr Conversationslexica, die Photographie und Familienblätter, Gips und Zinkguß, französischen Firniß und Siccativ de Courtray, Anilinfarbe und englische Pinsel, jeder Mensch machte seine Examina und der Maler nächstens auch, wer mit Oel malte, durfte bald nicht mehr mit Essig malen — ja, es ging rasend vorwärts.

Etwas schwindlig ging ich in's Museum und nahm Abschied von den alten Schwarten, die da die Wände hüten und nun immer mehr zum Kinderspott werden mußten — und die ich in meiner Verblendung, so lange wie Gott weiß was verehrt hatte.

Dann schritt ich gehobenen Hauptes in ein Local, wo unsere zeitgenössische Kunst ausstellungsweise ihre permanenten Triumphe feiert...

Aber Scherz bei Seite. Als mein amüsanter Gesellschafter fertig war, fand ich mich, wenn auch nicht von seiner Meinung, so doch von der Unverfrorenheit angesteckt, mit der er sie zu Markte trug. Und ich beschloß, diese Tugend sofort an der heurigen Berliner Ausstellung zu erproben, d. h. den Versuch zu machen, die mancherlei Wandlungen annähernd festzustellen, welche die modernste Malerei in Deutschland durchgemacht, auf ihre Schwächen hinzuweisen, sowie die mannigfachen guten und ausgezeichneten Qualitäten hervorzuheben, die sie sich an der Hand der Natur wie der alten Meister bis jetzt bei Einzelnen oder in ganzen Richtungen wieder zu erwerben gewußt hat. Und das soll im Folgenden versucht werden.

Notizen.

Ein ungedruckter Brief Schillers.

Beim Durchblättern der im vorigen Jahre von Goedeke herausgegebenen „Geschäftsbriefe Schillers" erinnerte ich mich, vor einigen Monaten in einer Autographensammlung eines hiesigen Kaufmanns einen Originalbrief Schillers aus dem Jahre 1794 gelesen zu haben, den ich vergebens bei Goedeke suchte.

Der Besitzer des Autographs, Herr W. P. Kuowles, war so freundlich, auf meine Bitte mir eine Abschrift und die Veröffentlichung zu gestatten.

Der Brief ist am 13. April an J. F. Frauenholz in Nürnberg aus Stuttgart kurz vor Schillers Abreise nach Jena geschrieben. Diese sollte am 25. April stattfinden, scheint aber erst am 6. Mai erfolgt zu sein, da Schiller am 18. Mai aus Jena Körner (siehe Sch. u. K. Briefw. III. 171) mittheilt, daß er seit drei Tagen angekommen sei und die neuntägige Reise recht wohl überstanden habe.

Es ist vorauszusetzen, daß in der den Briefinhalt bildenden Angelegenheit mehrere Briefe zwischen Schiller und Frauenholz gewechselt worden sind. Goedeke theilt aus dieser Correspondenz nur eine letzte Antwort von Frauenholz aus Nürnberg vom 21. Juli mit, indem er derselben die folgende Notiz vorhergehen läßt:

„Schon im Jahre 1791 hatte der Kunsthändler Frauenholz in Nürnberg Graffs Schillerbild mit Schillers Zustimmung ausgeliefert erhalten, um es durch Müller*) in Stuttgart stechen zu lassen. Nach Schillers Heimkehr hatte der Dichter Abdrücke davon erhalten, — — — für die er in einem leider nicht mehr erhaltenen Briefe vom 26. Mai seinen Dank abstattete."

Der beigehende Schiller'sche Brief scheint also Goedeke gänzlich unbekannt geblieben zu sein, und darf ich daher um so eher annehmen, daß er überhaupt bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden.

Rotterdam, 17. Sept. 1876. Dr. *Levié.*

Der Brief lautet:

Stuttgardt den 13. April 94.

[1. Seite.] Ein Rückfall in meine alte Unpäßlichkeit hat meine Antwort auf Dero werthes Schreiben verzögert, weßwegen ich mich zu entschuldigen bitte.

Daß Sie Ihre Entschließung, wegen Dedication des Kupferstichs an irgend einen Großen, geändert haben, ist mir lieb. Gewöhnlich setzt man dadurch diese Herren nur in Verlegenheit einer Gegenerkenntlichkeit, und verdirbt es noch oben drein bei denen, welche man übergeht, und die darauf gerechnet hatten.

---

*) Schiller und Körner schreiben in ihren Briefen: Miller. Ob der in Schillers Brief genannte Prof. Müller der Kupferstecher ist, weiß ich nicht.

Digitized by Google

Der bloße Nahme Schiller mit lateinischer Schrift wird wohl unter dem Bilde genug seyn. Man liebt bei solchen Gelegenheiten die Simplicität und es bedarf weder der Vornahmen, noch viel weniger der Titel.

[2. Seite.] In Ihrem Urtheil über Lips' Arbeiten bin ich größtentheils Ihrer Meinung. Sein Fleiß ist zwar bewundernswürdig, und es fehlt seinen Werken weder an Kraft noch Korrektheit, aber desto mehr an Grazie und Freiheit.

Nach den Kupfern zu Göschens Ausgabe von Wiel. Schriften bin ich gar sehr begierig. Von den Zeichnungen, die Hr. Ramberg dazu gemacht hat, habe ich die meisten gesehen, die vortrefflich sind. Aber unter einem harten Grabstichel können sie freilich verlieren.

Führen Sie Ihre Idee nur ja aus, sobald es Ihnen möglich ist. Sie werden dadurch alle Freunde der Kunst sich höchlich verpflichten. Den Deutschen [3. Seite.] fehlt es gar sehr an solchen Unternehmungen, aber es fehlt freilich auch an Bezahlern.

Einigen Abdrücken von meinem Bilde, die Sie mir so gütig waren, zu versprechen, sehe ich mit großem Verlangen entgegen, und wünschte, wo möglich, daß ich solche noch vor meiner Abreise von hier zu Gesicht bekommen könnte, welche am 25sten dieses Monats vor sich gehen wird. Doch führt mich dießmal der Weg über Würzburg zurück.

An Hr. Prof. Müller habe ich, Ihrer Anweisung gemäß, 2 französische Thaler bezahlt.

Mit aller Werthschätzung verharr' ich

Ew. Hochwohlgeb.

ergebenster Diener

F. Schiller.

Die äußere Adresse lautet: „An Herrn J. F. Frauenholz, berühmten Buchhändler in Nürnberg." Der Brief war mit schwarzem Lack versiegelt, auf dem das Siegel noch erkennbar.

* * *

La station du Levant, par le Viceadmiral Jurien de la Gravière, membre de l'Institut. 2 tomes. Paris, E. Plon et Cie, 1876.

Dieses Werk enthält mehr, als sein Titel verspricht. Sein Verfasser, der französische Vice-Admiral Jurien de la Gravière, ist durch seine Schriften über die französische Marine („La Marine d'autrefois" und „La Marine d'aujourd'hui") und über die Reise der französischen Corvette „La Bajonnaise" in den ostasiatischen Gewässern, als Schriftsteller rühmlich bekannt. Das vorliegende Buch bildet gleichsam eine Fortsetzung seiner „Geschichte der Seekriege während der Republik und des Kaiserthums" (man gedenke der Schlachten von Cap-Saint-Vincent, Abukir, Kopenhagen, Trafalgar u. s. w.). Es schildert die Wiedergeburt der französischen Kriegsmarine nach der Katastrophe von 1814 und 1815 und namentlich ihre Verrichtungen in den Gewässern der Levante während des auf diese Katastrophe folgenden Menschenalters. Das Vertrauen der Erben des Admirals de Rigny hat den Verfasser in den Besitz des literarischen Nachlasses dieses Mannes gesetzt, welcher zu jener Zeit im Orient eine so hervorragende Rolle gespielt hat, namentlich während der mit 1825 beginnenden Epoche des griechischen Unabhängigkeitskrieges. Jurien de la Gravière hat sich aber nicht auf eine Bearbeitung dieser Correspondenzen beschränkt, er ist zurückgegangen bis zum Jahre 1816 und hat auch für die Zeit von 1825 ab andere, bis jetzt noch nicht edirte Quellen benutzt; namentlich hat ihm das französische Marineministerium seine Archive geöffnet. So lernen wir denn die Ereignisse im Orient in der Epoche von 1816 bis 1836 von einer neuen Seite kennen; und es gereicht der Darstellung zum entschiedenen Vortheil, daß wir die Hergänge einmal von einem neuen Standpunkt, nämlich von dem der Marine aus beleuchtet sehen. Wir gewinnen aus dieser Erschließung neuer Quellen, aus dieser Geschichtserzählung, welche uns mit den damals in der Levante stationirten Flotten Frankreichs, Englands, der Vereinigten Staaten und Oestreichs (eine deutsche Flotte gab es damals noch nicht) bekannt macht und sich daneben sehr eingehend mit den maritimen Leistungen der aufständischen Griechen beschäftigt, die Ueberzeugung, daß die bisherigen Darstellungen des griechischen Unabhängigkeitskrieges, namentlich auch diejenige in G. G. Gervinus' Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, welche Geschichte sich überhaupt mehr durch schwulstige Breite, als durch klare Uebersichtlichkeit auszeichnet, zum großen Theile unrichtig sind, oder wenigstens unvollständig.

Unvollständig insofern, als sie uns vorzugsweise von den Heldenthaten der Klephten, der Arnauten, Albanesen und Armatolen erzählen, dieser Landratten, die halb Hirten, halb Räuber, im Großen und Ganzen im Kriege die Bezeichnung „unsicherer Cantonisten" verdienen, dagegen die sehr erheblichen Leistungen der griechischen Seeleute, von den Küsten und den Inseln, nicht zur Genüge betonen. Diese wackern Theerjacken von Hydra und Spezzia, von Ipsara und Cayos, von Chios und Tenedos, von Nauplia und Negroponte (Euböa), waren es, welche den Ausschlag gaben. Die Miolis und Sakturis waren es, welche einem Chosrew und Ibrahim die entscheidenden Schlachten lieferten, welche mit ihren Brandern und sonstigen kleinen Fahrzeugen die türkischen Kolosse, schwere Schiffe von lethargischen Menschen regiert, ewig beunruhigten und zuweilen besiegten. Es ist wahr, auch diese Seehelden waren gerade keine Kenner und Verehrer des Völkerrechts, und es hielt zuweilen recht schwer, sie von Corsaren und Piraten zu unterscheiden. Aber sie haben doch Etwas geleistet; umsomehr, da ihre Kühnheit durch die Fahrlässigkeit der Türken Aufmunterung fand.

Für Männer vom Fach hat es ohne Zweifel großes Interesse, den Ausführungen des französischen Admirals zu lauschen in Betreff der Lehre, welche wir aus jenen Hergängen ziehen können, namentlich in Betreff der kriegerischen Verwendung kleiner und rascher Fahrzeuge gegen große und schwere. Aber auch für uns, die wir solchen technischen Deductionen nicht vollständig zu folgen vermögen, ist die „Station du Levant" höchst lesenswerth, insofern als sie uns ganz neue und unzweifelhaft zuverlässige Quellen erschließt für die Kenntniß der Zustände des Orients in einer noch nicht weit hinter uns liegenden Vergangenheit, welche uns zu Schlüssen auf die Zustände der Gegenwart ausreichend berechtigt. **A. Br.-W.**

* * *

Die Verlagsbuchhandlung W. Spemann (Stuttgart) gibt ein Prachtwerk heraus, dessen Prospect vielversprechend ist. Der Titel lautet: „Germania." Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Culturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr. In vier Capiteln wird das Alterthum, das Mittelalter, die Reformationszeit und die Neuzeit des germanischen Volkes geschildert, das Leben in Staat, Kirche und Gesellschaft, die Entwicklung der Kunst und Wissenschaft ꝛc. Der berühmte Name des Verfassers, unseres verehrten Mitarbeiters, ist Bürgschaft genug für den Text.

Auf die künstlerische Ausstattung soll besonderes Gewicht gelegt und nur jene Motive sollen für die Illustrationen gewählt werden, die charakteristisch für Zeit und Menschen sind. Das Werk erscheint in 28 Lief. à $1\frac{1}{2}$ Mk. und wird 50 Tondrucke in Folio und zahlreiche kleine Illustrationen bringen. Wir empfehlen das Unternehmen der Theilnahme unserer Leser.

Bibliographie.

Adolf Laun, Oliver Goldsmith. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke. (Berlin, Otto Janke.)

Ferd. Meyer, Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten. Friedrichs des Gr. Zeitalter. (Berlin, Alfred Weile.)

Fritz Tiegs, Biographie deutscher Dichter. (Eisenach, Bacmeister.)

Alfred Graf Adelmann, Aus Italien. Sieben Monate in Kunst und Natur. (Stuttgart, Richter und Kappler.)

Francis Ottiwill Adams, Geschichte von Japan, übersetzt von Emil Lehmann. (Gotha, Andreas Perthes.)

Gustav Kastropp, Suleika. Ein dramatisches Gedicht. (Stuttgart, Bonz & Co.)

Alex. Moszkowski, Poetische Musikgeschichte. Ein humoristisches Gedicht. (Berlin, Th. Barth.)

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Ursprung und Metamorphosen der Insekten.

Von

Sir John Lubbock,

Verfasser von „Die vorgeschichtliche Zeit", „Die Entstehung der Civilisation".

Autorisirte Ausgabe. Nach der **2. Aufl.** aus dem Englischen von

W. Schloesser.

(Bibliothek naturwissenschaftlicher Schriften für Gebildete aller Stände. I. Band.)

8. Mit 63 in den Text gedruckten Illustr. und 6 Tafeln. brochirt. Preis 2 *M.* 50 ₰.

Jeder Band dieser Bibliothek ist einzeln käuflich.

In unserem Verlage ist erschienen:

REGESTA PONTIFICUM ROMANORUM

INDE AB A. POST CHRISTUM NATUM 1189 AD A. 1304.

EDIDIT **AUGUSTUS POTTHAST**

HUXARIENSIS WESTFALUS.

OPUS AB ACADEMIA LITTERARUM BEROLINENSI DUPLICI PRÆMIO ORNATUM EIUSQUE SUBSIDIIS LIBERALISSIME CONCESSIS EDITUM.

1873—1875. Vol. I. II. (Fasc. I.—XIII.) 271 Bogen in 4. geh. Preis 82 *M.*, cart. Preis 87 *M.*

Papst Pius IX. hat an den Verfasser Dr. Potthast in Bezug auf dieses monumentale Werk ein Breve gerichtet, welches in den wohlwollendsten Ausdrücken abgefasst ist und wortgetreu übersetzt auszüglich folgendermassen lautet:

„Wir freuen Uns, dass Du Deine beharrliche und eifrige Thätigkeit auf die Durchforschung der Handlungen und Ausschreiben verwendet hast, welche mehrere Unserer Vorgänger erlassen haben, deren Andenken und Namen eine um so grössere Ehrwürdigkeit gewinnt, je genauer und vollständiger die von ihnen veröffentlichten Urkunden untersucht werden ..... Wir glauben, dass die Gelehrten und diejenigen, welche sich mit dem Studium der Kirchengeschichte beschäftigen, an Deinem Werke ein nützliches Hülfsmittel haben und dass sie Dir es gern verzeihen werden, wenn bei einem so gewaltigen anzusammelnden Stoffe etwas Deinem Fleisse entgangen sein sollte."

Das Urtheil Sr. Heiligkeit über diese riesenhafte Arbeit ist in den angeführten Worten so unzweideutig ausgesprochen, dass es zur bessern Empfehlung derselben keiner weiteren Angaben bedarf.

Kgl. Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

Verlag von **Rudolf Seelig** in **Lübeck:**

Slesvig-Holsteener Buerngeschichen

von

Angelius Beuthien.

Ehrs Band.

Klaas Hinnerk.

P. Molina fils, Bordeaux.

E. Potonié,

Dorotheenstrasse 42. N.W. **Berlin.**

Pro 12 Flaschen:

Bon Bordeaux	à Fl. *M.* 0.90.
Bon Médoc	à Fl. *M.* 1.25.
Talence	à Fl. *M.* 1.75.
St. Emilien	à Fl. *M.* 2.—.
St. Julien superieur	à Fl. *M.* 3.—.

Bei Gesuchen durch Postkarte schicke ich auch eine einzelne Probeflasche zu demselben Preise frei in's Haus.

Soeben erschien und ist zu beziehen durch die **Stuhr'sche** Buchh., **Berlin,** U. d. Linden 61:

Aus Italien.

Sieben Monate in Kunst und Natur

von

Alfred Graf Adelmann.

Gr. 8. Eleganteste Ausstattung. 5 *M.*

Verlag von **Richter & Kappler** in **Stuttgart.**

Nachdem die erste, mehrere tausend Exemplare starke Auflage von

Dr. Strousberg

und sein Wirken von ihm selbst geschildert.

Ein Band in gross Oktav. Preis 6 M.

in wenigen Tagen vergriffen war, ist nunmehr ein

zweiter unveränderter Abdruck

erschienen, so dass dem sich immer noch steigernden Verlangen nach diesem Aufsehen machenden Werke wieder genügt werden kann.

Anfangs October kommt der, seit etwa einem Jahre gegen Strousberg schwebende Prozess wieder vor das Moskauer Geschwornen-Gericht und sieht man dem Endurtheil mit äusserster Spannung entgegen.

Zur Orientirung über diejenigen Thatsachen, welche zu Prozess und Verhaftung geführt haben, dürfte die offene Darlegung derselben, welche der Autor in diesen Memoiren giebt, von hohem Interesse sein.

Das Werk ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Berlin, Zimmerstrasse 88.

Die Verlagsbuchhandlung: **J. Guttentag** (D. Collin).

Im Hinblick auf das am 10. October d. J. stattfindende **100jährige Jubiläum der Geburt Heinrichs von Kleist** machen wir die Freunde des Dichters aufmerksam auf die bei uns erschienene

Biographie Heinrichs von Kleist

von

Dr. A. Wilbrandt.

422 Seiten. 8. Preis 6 *M.*

Der Dichter des „Käthchens von Heibronn", der „Hermannschlacht", des „Prinzen von Homburg" hat in Adolf Wilbrandt einen Biographen gefunden, der an den Manen des großen Poeten gut machte, was an diesem ihr unverständlichen Genius die Mitwelt gesündigt hat. Heinrich von Kleist in seiner geschichtlichen Bedeutung aufzufassen und diesen vornehmsten und unglücklichsten der deutschen Romantiker in seiner tragischen Größe der Gegenwart zu schildern, das ist die Aufgabe, die sich Adolf Wilbrandt stellte. Der Name des Verfassers bürgt dafür, daß wir ein warm empfundenes, geistvoll gedachtes Buch vor uns haben, welches auf Niemand seine anregende Wirkung verfehlen wird, der an deutscher Bildung und an der Geschichte eines tiefangelegten, im Kampfe mit der Welt untergehenden deutschen Gemüthes überhaupt Antheil nimmt.

Nördlingen, Anfang October 1876. **C. H. Beck'sche** Buchhandlung.

In der **C. F. Winter'schen** Verlagshandlung in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Das Buch

der

vernünftigen Lebensweise.

Eine populäre Hygieine

zur

Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit

von

Dr. med. et phil. **Carl Reclam,**

Prof. d. Medicin u. Polizeiarzt zu Leipzig.

Zweite Auflage.

8. Geheftet: 5 *M.*

Von demselben Verfasser ist in gleichem Verlage erschienen:

Des Weibes Gesundheit und Schönheit. Aerztliche Rathschläge für Frauen und Mädchen. Mit Holzschnitten. 8. geh. 5 *M.* Geb. 5 *M.* 80 ₰.

Geist und Körper in ihren Wechselbeziehungen mit Versuchen naturwissenschaftlicher Erklärung. 8. geh. 4 *M.* 50 ₰.

Gesundheitslehre für Schulen. 8. geheftet 20 ₰.

Von einer Verlagshandlung werden einige **Manuskripte zu erwerben gesucht, welche sich zum Colportagevertrieb eignen, dieselben dürfen jedoch nicht mit der heutigen Colportageliteratur auf einer Stufe stehen, müssen vielmehr geeignet sein, auf das Volk veredelnd zu wirken.** Auf dem Boden des Christenthums stehend, dürfen dieselben nicht versuchen, für eine Religionsgesellschaft Propaganda zu machen oder dieselben zu verletzen. Die Verlagshandlung will versuchen, **unserer schlechten Colportageliteratur Concurrenz zu bieten** und hofft, hierbei durch bewährte Kräfte unterstützt zu werden. Der Schwierigkeiten sich wohl bewußt, welche dem Unternehmen entgegenstehen, nimmt dieselbe jeden Rath dankbar an. Fr. Offerten und Briefe befördert die Annoncenexpedition von **Haasenstein u. Vogler** in **Köln** unter Chiffre **H. 4221.**

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von **R. L. Friderichs** in **Elberfeld.**

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Paul Neff in Stuttgart.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** N. W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 14. October 1876. X. Band.

II
30
G 3 15
v. 10
no. 42

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Verleger: Georg Stilke in Berlin. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Russisch-byzantinische Wechselwirkungen. Vom Verfasser der Briefe „Aus der Petersburger Gesellschaft". — Afrikaforschung und die internationale Conferenz zur Erforschung und Civilisirung Central-Afrikas zu Brüssel. Von Gustav Nachtigal. — **Literatur und Kunst:** Freiheit und Gleichheit. Von Eduard von Hartmann. — 1830. Von Paul Lindau. — Eine neue Biographie von D. F. Strauß. Von S. Hammerschlag. — Das Theaterschulwesen. Ansichten und Entwürfe aus dem Nachlasse von Heinrich Marr. (Schluß.) — Bibliographie. — Inserate.

Russisch-byzantinische Wechselwirkungen.

Vom Verfasser der Briefe „Aus der Petersburger Gesellschaft".

I.

St. Petersburg, im September 1876.

Die Beurtheilung, welche Rußlands Stellung zu den neuesten Vorgängen auf der Balkanhalbinsel in der deutschen Presse gefunden, hat einen neuen Beleg dafür geliefert, daß auch das gebildetste und kosmopolitischeste der westeuropäischen Culturvölker dem Leben auf der großen sarmatisch-slawischen Ebene so gut wie fremd gegenüber steht. Fast ausnahmelos ist man bezüglich der Bewegung, welche das russische Volk ergriffen hat, in Deutschland der Meinung, dieselbe sei das Product einer Parteiagitation, die zu den Auffassungen und Wünschen der Regierung in ausgesprochenem Gegensatz gestanden und die Masse der Nation für Ziele zu begeistern gesucht habe, die derselben bis dahin fremd oder doch gleichgültig gewesen. Gilt denen, die sich durch Vermittelung des Berliner Preßbureaus über die maßgebenden Kreise Petersburgs informirt zu haben glauben, doch für ausgemacht, daß die Regierung Alexanders II. mit allen großslawischen Wünschen und Bestrebungen Deutschland zu Liebe für immer gebrochen habe und in der Erfüllung freundschaftlicher Beziehungen zum Berliner Hofe das letzte Ziel aller russischen Politik sehe. Weil man annahm, Rußlands Zusammenhang mit den östreichischen und türkischen Slawen sei lediglich das Product einer bestimmten Parteidoctrin, die Ausgeburt altrussischen Größenwahnsinns und nationaler Großmannssucht gewesen, glaubte man zwischen slawisch und nicht slawisch gesinnten Russen einen festen Strich ziehen und aus der im Jahre 1873 stattgehabten Annäherung zwischen den Cabinetten von Wien und von Petersburg ohne Weiteres folgern zu können, in dem officiellen Rußland sei der sog. „Panslawismus" abgeschafft, die Beschäftigung mit Rußlands Aufgaben im Südosten zum Merkmal und zur Eigenthümlichkeit einer übelgesinnten, womöglich „nihilistischen" Opposition gemacht worden. Demgemäß wurden die ersten Anzeichen russisch-nationaler Theilnahme an den Geschicken der Bosnier, Bulgaren und Serben ziemlich gleichgültig aufgenommen und alle an dieselben geknüpften Befürchtungen von einer Störung des Dreikaiserbündnisses mit vornehmer Berufung auf die bekannte Friedensliebe des Kaisers, auf die Abneigung der höheren Kreise gegen panslawistische Velleitäten und auf die Ohnmacht abgefertigt, zu welcher mißliebige Agitationen in einem absoluten Staate verurtheilt seien. Als sich dann hinterher zeigte, daß die Sache keineswegs so gleichgültig sei, als man ursprünglich angenommen, halfen die Einen sich mit der Versicherung, daß der kriegerische Charakter der russischen Volksstimmung absichtlich übertrieben werde, um Oestreich den russischen Wünschen gefügig zu machen, während die Anderen zu den abgestandenen Phrasen von der slawischen Arglist und dem machiavellistischen Charakter des Petersburger Cabinets griffen und den Verlauf der Dinge als ein im Voraus abgekartetes Spiel bezeichneten.

Zum Verständniß der wahren Sachlage und ihrer Bedeutung gibt es nur einen Schlüssel: die russische Geschichte. Wer sich auch nur mit den Umrissen der Jahrhunderte alten Wechselbeziehungen zwischen Kiew, Moskau und Byzanz bekannt gemacht hat, weiß ein für alle Mal, daß der sog. Panslawismus nie etwas anderes gewesen ist, als die zum Bewußtsein gekommene historische Verbindung des russischen Volkes mit der Quelle seiner Civilisation, dem Byzantinismus. Die panslawistische Partei, d. h. die Zahl von Männern, welche systematisch und planmäßig die Vereinigung aller Slawenstämme unter das russische Scepter und die Aufpflanzung des Doppeladlers auf die Thürme der Aja Sofia verfolgt haben, ist immer nur auf einen bestimmten Bruchtheil des russischen Volkes beschränkt gewesen: von dem instinctiven Bewußtsein, daß Rußland im Orient eine große Aufgabe zu verfolgen und die südslawischen Stämme aus ihrer Gebundenheit und Abhängigkeit zu befreien habe, ist dagegen nie ein russischer Staatsmann, nie ein russischer Herrscher ganz frei gewesen. Es hat ebensowenig slawistische Verbrüderungen gegeben, welche continuirlich und nach einem im Voraus ausgearbeiteten, in dem sog. Testament Peters des Großen niedergelegten Plane die Herrschaft der Pforte unterwühlten, wie russische Fürsten und Staatsmänner, welche sich grundsätzlich dem Orient abgewandt und mit der türkischen oder östreichischen Herrschaft über slawische Völker ein für alle Mal Frieden geschlossen hätten. Seit Jahrhunderten ist Byzanz für russische Augen mit demselben idealen Glanz umgeben gewesen, den Rom für das mittelalterliche Deutschland hatte; wie der Deutsche des 14., 15. und 16. Jahrhunderts in dem „römischen Reiche teutscher Nation" die Fortsetzung des römischen Imperiums sah, so gilt dem russischen Volksgeist der Moskauer Czarenthron für den legitimen Nachfolger und Erben des byzantinischen Cäsar. Nicht sowohl Erwägungen des politischen Ehrgeizes und dämonischen Machterweiterungstriebes, als unbewußte kirchlich-historische Motive sind es gewesen, welche Rußlands Orientpolitik geschaffen und bei jeder das türkische Reich bedrohenden Krisis zu einem bedeutungsvollen Factor der europäischen Staatengeschichte gemacht haben.

Digitized by Google

Weit davon entfernt, das Product eines ränkevollen Systems zu sein, ist der Zug, der Rußland gegenwärtig ergriffen und seine Blicke auf den Bosporus gerichtet hat, ein uraltes geschichtliches Verhältniß, welches nur mit erhöhter Deutlichkeit an die Oberfläche tritt. Wer über dieses Verhältniß irgend Bescheid weiß und außerdem an der einfachen Erwägung festhält, daß absolute Monarchen wegen der persönlichen Natur ihres Regiments von unter ihren Völkern herrschenden Strömungen sehr viel abhängiger sind, als durch den constitutionellen Apparat geschützte Fürsten, — dem wird nicht zweifelhaft sein können, daß die russische Begeisterung für Serben und Bulgaren von Hause die höchste Bedeutung hatte und daß Kaiser Alexander II. trotz seiner zweifellosen Friedfertigkeit niemals Willens gewesen ist, andere als russische Politik zu treiben. Zu dem Wesen dieser Politik gehört aber, daß sie nie den Contact mit der Nation verliert.

Der Ursprung der zwischen Rußland und Byzanz bestehenden Wechselbeziehungen datirt um ein reichliches Jahrtausend zurück. Wie das vorchristliche Germanenthum seiner Abenteuerlust kein glänzenderes Ziel vorzustecken wußte, als den Einbruch in den Hesperidengarten südlich von der Alpenwand, so bildeten Piratenzüge in die Stadt des byzantinischen Kaisers die liebste Beschäftigung der heidnischen Slawenstämme, welche nördlich vom Schwarzen Meere ihren Sitz hatten. Schon im Jahre 866 n. Chr. flößte der Name der kriegerischen „Rooss“ (Ῥως), welche unter der Führung Askolds und Dirs, den Waffengenossen des Staatengründers Rurik, auf leichten Kähnen im thracischen Bosporus erschienen waren, den Bewohnern Constantinopels Schrecken und Besorgniß ein und bedurfte es dem Volksglauben nach eines Wunders, damit das goldkuppelige Byzantium von slawischer Herrschaft gerettet würde. Fünfzig Jahre später führte Oleg, der Erbe Ruriks und Mörder Askolds und Dirs, auf demselben Wege, den neun Jahrhunderte später Graf Diebitsch-Sabalkansky einschlug, ein mächtiges Heer vor die Thore der Hauptstadt Leos III., während gleichzeitig 2000 Ruderboote, die den Dnjepr hinab in das Schwarze Meer gefahren waren, in den Dardanellen erschienen: nur um den Preis eines demüthigenden Vertrages wurde die oströmische Hauptstadt zum zweiten Mal von der ihr aus Norden drohenden Gefahr errettet. Ebenso mußte Igor, der Erbe Olegs, abgekauft werden, als er im J. 944 seinen zweiten Heereszug nach Süden antrat, um an dem Kaiser Roman Lakapen für die Niederlage Rache zu nehmen, die seiner Flotte drei Jahre früher durch das „griechische Feuer“ bereitet worden war. Erst, als nach abermals vierzig Jahren Wladimir der Heilige, Igors Enkel, das Christenthum griechischen Bekenntnisses angenommen und zum Lohne dafür der Prinzessin Anna (einer Schwester der Kaiser Basilius und Constantin und Schwägerin Ottos II.) Hand erhalten hatte, wandte das Blatt sich und wurde die den byzantinischen Herrschern von Norden her drohende Gefahr dauernd beschworen. Die Bande aber, die fortan zwischen dem aufstrebenden Rußland und dem sich zum Niedergang neigenden oströmischen Reich geknüpft wurden, waren so enge, daß das erstere sich bereits vor 400 Jahren als den providentiellen Rechtsnachfolger des letzteren ansehen konnte. Alles, was von sittigenden Einflüssen nach Rußland gelangte und das von Wladimir begonnene Christianisirungswerk fortsetzte, war griechisch-byzantinischen Ursprungs. Daß Jahrhunderte lang die höheren kirchlichen Aemter, einschließlich der Klostervorstände und höfischen Beichtiger, in der Regel mit Griechen besetzt wurden, verstand sich von selbst, da der öcumenische Patriarch als oberster Herr der neubegründeten russischen Kirche angesehen wurde und die Verwaltung derselben wesentlich in seinen Händen lag. Griechisch war die Sprache, in welcher angehende Geistliche zuerst unterwiesen wurden, griechisch die Ordnung des Hofes von Kiew, griechisch der Zuschnitt der Tracht, welche die höheren Stände anlegten, griechisch der Geschmack, in welchem die kirchlichen Gebäude aufgeführt wurden; griechische Architekten, Maschinenbauer, Waffenschmiede und Lehrer standen an der Spitze aller Unternehmungen, in welchen Wladimirs Nachfolger sich versuchten — Byzanz war das Vorbild, dem man auf allen Lebensgebieten nachstrebte, die heilige Stadt, aus der Alles kam, was auf Geltung in dieser und in jener Welt Anspruch hatte, der Vorhof des Himmels und das Paradies der Erde, nächst Jerusalem der Gott wohlgefälligste Fleck des Universums. So hoch war das Ansehen, dessen insbesondere der griechische Mönch genoß, daß selbst Irrlehrer, notorische Taugenichtse und Schwarmgeister, welche der Zorn des öcumenischen Patriarchen aus ihrer Heimat vertrieben hatte, in Rußland die Rolle hochbegnadigter Lehrer und Kirchenlichter spielen konnten und daß — als Ueberbleibsel aus dieser im Uebrigen vollständig vergangenen Zeit — der griechische Mönch (namentlich der vom Berge Athos) dem gemeinen Russen noch heute für heiliger und ehrwürdiger gilt, als der einheimische. — Nicht zerrissen, aber erheblich gelockert wurden diese Bande erst im dreizehnten Jahrhundert, d. h. zu einer Zeit, wo sie bereits die doppelte Weihe der politisch-geschichtlichen und der kirchlichen Tradition empfangen hatten. Jene entsetzliche mongolische Ueberfluthung, welcher Rußland unter Juri III. und Swätoslaw II. verfiel und die den jungen, kaum aus dem Fundament herausgearbeiteten Staat für Jahrhunderte in die Fesseln sklavischer Abhängigkeit von einem rohen Nomadenvolk schlug, erdrückte alles geistige und alles staatliche Leben so vollständig, daß Jahrhunderte lang von Beziehungen der russischen Fürsten zum Auslande überhaupt nicht die Rede sein konnte und daß diese keine andere Sorge kannten, als die um Erhaltung der eignen Existenz. Es schien ein halbes Wunder, daß das Christenthum diese Periode überdauerte, — die jungen Blüthen christlicher Cultur, welche byzantinische Hände gepflanzt hatten, wurden zum größten Theil wieder ausgerauft und für die fremden Gärtner, welche bis dahin in der Pflege derselben ihren Beruf gesehen hatten, war während ganzer Generationen in dem unglücklichen, ausgeplünderten Lande keine Stätte mehr. Dann aber brachen über das oströmische Reich selbst Prüfungen herein, welche noch schwerer waren als die, welche das alte Rußland zu erdulden gehabt hatte. In die Tage jenes Iwan Wassiljewitsch, der die russische Staatseinheit begründete und sein Vaterland von der Mongolenherrschaft befreite, fallen die Einnahme Constantinopels durch die Türken und die vollständige Vernichtung des oströmischen Reichs. Zur Rettung dieses Staates hatte der um die Grundlagen seiner Existenz kämpfende russische Staat nichts thun können, — zur Uebernahme der Erbschaft desselben meldete der erste Czar von ganz Rußland sich unmittelbar, nachdem er die Hände frei bekommen hatte. In der ausgesprochenen Absicht, damit ein Anrecht auf den Kaiserthron zu erwerben, den der Fall des letzten Paläologen erledigt hatte, nahm Iwan Großfürst III. (als Czar der I. dieses Namens) den ihm durch seinen Münzmeister Iwan Fräsin übermittelten Vorschlag Papst Pius II. an, sich um die Hand der schönen Sophia, der Tochter des Tyrannen Thomas von Morea und Nichte des unglücklichen Kaisers Constantin, zu bewerben. 1475 wurde die Vermählung des nunmehr ersten Vorkämpfers der orthodoxen Kirche mit der Erbin von Byzanz vollzogen und gleichsam als Commentar zu diesem Ereigniß der doppelköpfige griechische Reichsadler dem Wappen des russischen Reichs hinzugefügt.

Freilich vergingen noch Jahrhunderte, ehe Rußland daran denken konnte, den im J. 1475 erworbenen Rechtstitel geltend zu machen. Iwans des Schrecklichen Kämpfe mit Polen, Schweden, deutschen und livländischen Ordensrittern, dann die Wirren, welche die Usurpation Godunows und das Auftauchen der sog. falschen Demetrier über Rußland hinaufbeschworen hatte, schienen Gedanken an eine Erweiterung der Reichsgrenze nach Süden (wo damals mächtige Tartarenstämme hausten) so gut wie unmöglich zu machen. Fanden Berührungen zwischen den Moskowitische Czaren und dem Sultan überhaupt statt, so waren dieselben damals gewöhnlicher friedlicher Natur, hatten doch beide in dem krimmischen Tartarenchan einen unbequemen Nachbar; 1570 wurde zwischen dem „schrecklichen“ Iwan und Selim II. sogar eine Vereinbarung geschlossen, durch welche

Digitized by Google

beide Theile sich Frieden und Freundschaft gelobten und der Sultan den auf türkischem Boden lebenden Russen Handelsfreiheit zusicherte. Nichts desto weniger wußten die türkischen Staatsmänner des 16. Jahrhunderts bereits, daß Rußland mit der Zeit zum gefährlichsten Feinde der Osmanenherrschaft werden könne und daß die historischen Beziehungen dieses Reiches zum Byzantinismus und zur griechischen Kirche die Pforte sehr viel ernster bedrohten, als die 150,000 Reiter und 60,000 Mann Fußvolk, über welche der Moskowitische Großfürst zu gebieten hatte. Genau dreihundert Jahre ist es her, daß ein genauer Kenner orientalischer Menschen und Dinge, der venetianische Gesandte am Hofe Suleimans I., Giacomo Soranzo, die nachstehende Bemerkung niederschrieb:

„Der Großfürst der Moskowiter wird von dem Großherrn vorzüglich deshalb gefürchtet, weil er derselben griechischen Kirche angehört, wie die Bewohner von Bulgarien, Bosnien, Serbien, Morea und Griechenland, welche ihm darum sehr ergeben sind (divotissimi per ciò al nome); diese Bevölkerung wird auch immer bereit sein, die Waffen zu erheben, um sich von der türkischen Sklaverei zu befreien und sich der Herrschaft des Großfürsten zu unterwerfen."

Wesentlich auf dieser Russenfurcht des Divans beruhte der außerordentliche Eifer, mit welchem Suleiman I. und Selim II. sich nach dem Erlöschen des Jagellonenstammes in die Angelegenheit der Wiederbesetzung des polnischen Königsthrones gemischt hatten: mit richtigem Instinct hatten diese Fürsten sich gesagt, daß die Grenzen des türkischen Reichs sicher zu sein aufhören würden, wenn ein „Moskowiter" in Polen zur Herrschaft gelangte und demgemäß hatten sie ihre Maßregeln zu nehmen, ihre diplomatischen Agenten zu instruiren gewußt. Ebenso genau wußten aber auch die russischen Czaren jener Zeit, daß unter all' den Völkern, von denen sie umgeben waren, die Türken das einzige seien, welches sie unter allen Umständen als ihren Feind anzusehen hätten und mit dem nie ein ehrlicher Frieden geschlossen werden könne. Daß die Unversöhnlichkeit dieses Gegensatzes keineswegs blos auf dem religiösen Gegensatze zwischen orthodoxem Christenthum und Islam beruhe, war für schärfer sehende Augen schon im 17. Jahrhundert kein Geheimniß mehr. „Le Grand Duc de Moscovie a toujours mieux aimé de demeurer en bonne intelligence avec le roi de Perse," so schrieb des Hayes in seiner 1622 publicirten „Voyage de Levants" mit Beziehung auf die steten Abweisungen, welche der Pforte zu Theil geworden, wenn sie sich mit Rußland gegen Persien zu verbinden gesucht — „que de donner moyen aux Ottomans de s'aggrandir, ce que luy serait à la fin fort préjudiciable."

Das siebzehnte Jahrhundert sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß die Richtigkeit dieser Bemerkungen bewahrheitet wurde.

Afrikaforschung und die internationale Conferenz zur Erforschung und Civilisirung Central-Afrikas zu Brüssel.

Die Bestrebungen zur Erforschung Afrikas gehen bis auf die Anfänge der Geschichte zurück. Ob die alten Egypter die Quellgebiete des Nils gekannt haben, ob König Salomons Goldland Ophir im östlichen südäquatorialen Afrika lag, ob phönicische Seeleute unter König Necho Afrika umschifft haben, ob Hanno von Carthago zu Schiffe bis in den Meerbusen von Guinea gelangte, ist zwar nicht völlig erwiesen; doch die Nachrichten über diese ersten geographischen Unternehmungen beweisen das Interesse, das man an der Kenntniß des Continents nahm. Schon Kaiser Nero hatte seine Nilquellenexpedition; schon zu seiner Zeit hörte man von den Pygmäen, die es erst unserem Schweinfurth zu sehen bestimmt war; schon römische Expeditionen durchzogen die große Wüste nach Süden und wenn auch nach Ptolemäus das Interesse erlahmte und die mühsam erworbene Kenntniß von Afrika zum Theil verloren ging, so folgte doch bald die Invasion der Araber, welche staunenswerthe Resultate für die Erschließung des geheimnißvollen Continents hatte. Von der Kraft getrieben, welche nur religiöse Schwärmerei und Fanatismus verleiht, überflutheten sie nicht nur die Nordküste Afrikas, sondern wenige Jahrhunderte später finden wir sie jenseits der großen Wüste Staatenbildungen vermitteln am Nigir und am Tsadsee. Jener schwungvolle Glaubenseifer ist zwar lange dahin; doch seit jener Zeit wird das nördliche Afrika bis fast zum Aequator und das östliche bis über Zanzibar nach Süden hinaus von ihren Handelswegen nach allen Richtungen durchschnitten und sie dringen noch jetzt weiter in's Innere, als unsere Forschungsreisenden selbst nur durch Erkundigungen feststellen konnten.

Wie kommt es, daß weder die Araber noch die dann folgenden Portugiesen, welche in ihrer weltbewegenden Entdeckungsperiode durch Besetzung eines großen Theils der südäquatorialen Ost- und Westküste eine so herrliche Gelegenheit hatten, die Kenntniß des Innern zu vollenden, Erhebliches für die dauernde Erschließung desselben zu thun vermochten? Weil ihre Unternehmungen jeden großen sittlichen Hintergrundes, jeden gemeinnützigen Charakters entbehrten, weil sie nur augenblicklichen diplomatischen und commerziellen Bedürfnissen entsprangen, nur den Interessen Einzelner dienen sollten.

Erst seit dem Ende des verflossenen Jahrhunderts wurde die Afrikaforschung ein gemeinnütziges Ziel für wissenschaftliche und humanitäre Bestrebungen, erst diese neue Phase schuf die zahlreichen Missionäre derselben, die sich in begeisterter Hingebung freiwillig ihrem Ziele widmeten und oft opferten. Zu jener Zeit konnte die British African association entstehen, und wenn auch das von ihr gewählte Forschungsgebiet ein anderes war, als das gänzlich unbekannte Innere, welches jetzt hauptsächlich die gebildete Welt interessirt, und wenn auch ihre großen Sendlinge Mungo Park, Hornemann, Burkhardt im Streben nach ihrem Ziele zu Grunde gingen, so hat sie und ihre Reisenden doch der modernen Afrikaforschung den ersten, hauptsächlichen Aufschwung gegeben. Diese zeigten, was menschliche Energie zu leisten vermag, und setzten die Schwierigkeiten, welche sich Forschungsreisenden entgegenstellen, in's hellste Licht: ihre Erfolge sowohl, als ihre Schlappen, reizten zur Nacheiferung. Zahllos waren seitdem die opferreichen Unternehmungen zur Aufhellung des schwarzen Continents. Glänzend und häufig waren die Erfolge, häufiger die Mißerfolge und reich und tragisch die Nekrologie der Afrikaforscher.

Wie viel Thatkraft und wissenschaftliches Streben liegt nicht in der Wüste begraben, wie viel Verluste ihrer oft hoffnungsvollsten Söhne haben nicht aller Herren Länder in den ungesunden Küstenstrichen, in sumpfigen Gegenden des Innern zu beklagen; wie viel Muth und edler Sinn wurde dort nicht von denen der Vernichtung geweiht, die der Gegenstand ihres humanitären Strebens waren!? Doch andererseits, wie viel ruhmvolle Entdeckungen sind nicht seitdem gemacht; welche Perspective ist nicht commerziellen Unternehmungen eröffnet; welches weite Feld der Thätigkeit hat nicht begonnen, sich philanthropischem Streben zu erschließen; welcher Fortschritt der Menschheit ist nicht angebahnt!? Die Nilquellenfrage scheint erledigt, die der Congoquellen reift ihrer Entscheidung entgegen, allmälig beginnen die hydrographischen und orographischen Verhältnisse Innerafrikas sich zu klären; schon wiederholentlich wurde der Continent quer durchschritten, und der weiße Fleck des gänzlich unbekannten äquatorialen Theils verliert fast alljährlich ein kleines Stückchen seiner Peripherie. Die Küsten besetzen sich allmälig mit europäischen Factoreien und Elfenbein, Straußenfedern, Gummi, das Oel der Oelpalme und der Arachis, die Erdnüsse, Copal, Farbehölzer, bilden die Gegenstände lebhaften Handels. Schon ist es christlichem Einflusse gelungen, den Sklavenhandel auf dem größten Theil der Westküste und im Norden zu unterdrücken; schon hat England den Herrscher von Zanzibar bewogen, dasselbe in seinem Staate zu

Digitized by Google

thun, und englische Missionsgesellschaften existiren am Nyassasee und werden gegründet in Udschidschi, in Uganda und Karagué.

Freilich bleibt noch mehr zu thun, als schon geschah. Die Erfolge derer, die selbstlos ihr Leben oft opferten, stets aber in die Schanze schlugen, um der Wissenschaft und der Civilisation zu dienen, sind heilige Vermächtnisse, die ihrer Förderung und Ausnützung harren. Deutschland hat ihrer nicht am wenigsten empfangen und wird nicht zögern, die Erbschaft anzutreten.

Noch hüllt das unerforschte Innere die wichtigsten und entscheidendsten Probleme, die gelöst werden müssen, ehe wir von geographischer Kenntniß Afrikas sprechen können, in sein tiefes Dunkel; noch bietet sich dort dem Kaufmann und dem Industriellen reiche Ausbeute an Kupfer, Eisen, Kohle, Kaffee, Semsem, Zuckerrohr, Colanüssen, Baumwolle, noch bleiben uns dort die Schandflecke des Sklavenhandels zu tilgen, des Cannibalismus auszurotten und christliche Ideen einzuführen.

Etwa 70,000 □Meilen harren des Anfangs ihrer Erschließung, ein Flächenraum, etwa 7 Mal so groß als Deutschland.

Wenn es aller Hingebung und Opferwilligkeit, welche unser Jahrhundert diesem Ziele gewidmet hat, noch nicht gelungen ist, diesen unbekanntesten Theil unseres Erdballs aufzuhellen, so liegen die Gründe dafür theils in den Schwierigkeiten der Sache selbst, theils in der Unvollkommenheit der Unternehmungen, ihrer Vereinzeltheit in Raum und Zeit, der Rapidität, mit der sie ausgeführt werden sollten, dem Mangel an Mitteln, die ihnen geopfert werden konnten.

Das Herz Afrikas bot stets durch die Massenhaftigkeit des Continents, seine wenig gegliederten Küsten, durch die große Wüste im Norden, durch die an Kataraкten und Stromschnellen reichen Flüsse, durch den Mangel an Transportthieren, durch das unheilvolle Klima der Küsten natürliche, schwer besiegbare Hindernisse für das Eindringen fremder Einflüsse. Die Bewohner blieben auf dem Standpunkte ihres Civilisationsgrades von vor Tausenden von Jahren, brachten es selten zu größerer Staatenbildung, waren zum großen Theil dem Cannibalismus ergeben, und das Element, das ihnen die Civilisation hätte bringen sollen und in gewisser Ausdehnung auch brachte, der Islam und seine Anhänger, richteten im Gegentheil durch Sklavenjagd und Sklavenhandel, der in bescheidener Weise wohl immer existirt hatte, den jene aber aus religiösem Hochmuthe und aus commerziellem Interesse zu gräßlicher Höhe brachten, eine Barriere auf, ebensowohl gegen die eigene Ausbreitung als gegen das Eindringen harmloser Forscher. An ihr scheiterte schon manches Unternehmen und noch manchem enthusiastischen Reisenden wird sie unübersteigbar bleiben. Wo der Islam mit dem Heidenthum zusammenstößt, wird der europäische Reisende mit den Anhängern des ersteren identificirt und natürlich von den armen Heiden als Feind ihres Besitzes, ihres Glückes, ihrer Existenz angesehen. So ist es besonders von Norden her, von den Sudanstaaten aus. Von Westen hatten Portugiesen früherer Jahrhunderte kaum günstigere Basen geschaffen, und gelang es dem Reisenden wirklich einmal, diese das angestrebte Innere einschließende Mauer zu überwinden, so fand er sich mit dem Mißtrauen, das er, eine so fremdartige Erscheinung, naturgemäß erregen mußte, einer zerfahrenen rechtlosen Welt gegenüber, in der Stamm gegen Stamm, oft Dorf gegen Dorf oder gar Familie gegen Familie stand, mit einem Besitzthum, das ihm den Weg bahnen sollte, Leuten gegenüber, die in eigener Armuth den Werth desselben weit überschätzten. Dies Mißtrauen bleibt ohne einen längeren Aufenthalt in derselben Umgebung schwer besiegbar. Hier und da gelang es dem Einzelnen vielleicht, es abzuschwächen, doch wie ein Meteor war er in der fremdartigen Welt erschienen, wie ein Meteor verschwand er alsbald wieder. Sein Nachfolger findet wieder die dunkelste Nacht, und die spärlichen Familiarisirungserfolge, welche sein Vorgänger errungen hatte, sind, ohne eine Spur zu hinterlassen, wieder verschwunden. Das Mißtrauen wächst, sobald größere Expeditionen einzudringen versuchen, und wird dann zu offener Feindschaft. Gelingt es solchen, mit ihrer Machtentfaltung sich den Weg zu bahnen, so können sie unter Umständen einen wissenschaftlichen Erfolg haben, aber die Humanitätsbestrebungen leiden unter ihnen. Gelingt es dem Americaner Stanley, seine Pläne mit blutiger Energie ausführen, so wird ihm gewiß Niemand das Zeugniß hohen Muthes, bewunderungswerther Thatkraft versagen, doch der Menschenfreund wird seinen Erfolg bedauern. Hinter ihm, der ja doch in dem weiten Unbekannten nur eine bescheidene Linie ziehen konnte, schließt sich dann der verschleiernde Vorhang dichter und hermetischer denn je, und erschwert so das Werk der Nachfolger.

Im Allgemeinen erzielten unscheinbare Einzelreisende in Innerafrika immer noch die größten Resultate auf gänzlich unbekanntem Terrain. Wo die sorgfältigsten, mit großem Kostenaufwande ausgerüsteten wissenschaftlichen Expeditionen scheiterten, erreichten die einzelnen, oft mit den bescheidensten Mitteln, das Ziel, ich erinnere an Livingstone, Barth, Schweinfurth, Rohlfs, Cameron. Das Ideal eines Reisenden zur Erschließung einer unbekannten, uncivilisirten Welt bleibt Livingstone. Nur nach seinem Beispiel kann die Reise eines Einzelnen für die dauernde Erschließung eines Landes von Werth sein, kann der Keim zur Civilisirung in die berührten Völker gelegt, ihr Verkehr mit der Außenwelt angebahnt werden. Viele werden wissenschaftlicher reisen als er, Niemand segensreicher. Das beruhte auf den sittlichen Motiven, die ihn trieben, auf dem unverwüstlichen Wohlwollen, das er den Völkern entgegentrug, die er civilisiren oder christianisiren wollte, auf seiner zähen, zuwartenden, opferwilligen Natur, und fast ebenso sehr auf den Mitteln, über welche er gebot. Seine Erfolge konnten auf sich warten lassen, ohne daß das Interesse für ihn und seine Sache erlahmte. Das Gegentheil findet nur allzu oft statt bei von Deutschland ausgesandten Reisenden, die nur darauf bedacht sein müssen, rapide Erfolge zu erzielen, damit ein scheinbarer Mißerfolg nicht die materiellen Mittel abschneide.

Glänzende Erfolge müssen von Zeit zu Zeit unserer Welt, die von so viel anderen zwingenden Interessen absorbirt ist, frischen Muth, neue Lust einflößen, das Werk nicht ruhen zu lassen. Sie werden der fruchtbare Boden für neue Thaten und sie fehlten uns in den letzten Jahrzehnten wahrlich nicht.

Als Schweinfurth von seiner resultatreichen Reise in's Herz Afrikas zurückkehrte, konnte die deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrikas gegründet und für deutsche Verhältnisse ungewöhnlich reiche Mittel geschaffen werden. Ebenso erweckte die ruhmreiche Rückkehr Camerons im hochgebildeten Könige der Belgier, der, mit Vorliebe geographischen Studien hingegeben, seit längerer Zeit afrikanischen Verhältnissen seine besondere Theilnahme schenkte, die Idee, solchen vereinzelten, glänzenden Erfolgen Halt und Zusammenhang durch einen systematischen Plan der Unternehmungen und diesem Plan die nachhaltige Ausführung durch eine internationale Direction zu sichern. Er vereinigte, um seine Ideen zu verwirklichen, gegen die Mitte des verflossenen Monats eine Reihe von Männern verschiedener Nationen, Männer der Wissenschaft, erfahrene Forschungsreisende, Philanthropen in seiner Königswohnung, um in zwangloser Conferenz ihnen seine Ideen vorzulegen und mit ihrer Hülfe womöglich die Grundlage einer internationalen Organisation zu schaffen, fähig, zum hohen Ziele zu führen. Diese internationale Conferenz tagte am 12., 13. und 14. September. — Da waren aus England gewichtige geographische Namen, Sir Bartle Frere, Sir Henry Rawlinson, Sir Rutherford Alcock, Commandor Cameron, Colonel Grant, der Gefährte Speke's, und erfahrene Männer voll Liebe zur Menschheit, wie Admiral Heath, Mackinnon, Sir Fowell Buxton, Sir John Kenneway, Sir Harry Verney. Frankreich war vertreten durch den Admiral La Roncière le Noury, Charles Maunoir, den rastlosen Generalsecretär der Pariser geographischen Gesellschaft, und später durch Henry Duveyrier, den Saharakenner, und Marquis de Compiègne, der von Gaben aus in's Innere Afrikas zu dringen versucht hatte. Aus Deutschland waren anwesend: Baron von Richthofen, Hofrath Rohlfs, Dr. Schweinfurth und Dr. Nachtigal, während andere gewichtige Afrikakenner, wie Petermann, Bastian, Kiepert gegenwärtig zu sein verhindert waren. Oestreich hatte gesendet den Reichsfinanzminister Baron

Digitized by Google

Hofmann, den Hofrath von Hochstetter, den Grafen Zichy und den Lieutenant Lux; Italien und Rußland waren nur durch je einen Vertreter repräsentirt, den verdienten Negri und den hervorragenden Semenoff. Da waren endlich aus Belgien selbst eine Reihe von Gelehrten, Parlamentsmitgliedern, Philanthropen, Diplomaten, wie Baron Lambermont, Dr. Banning und Andere, deren Namen ich nicht nenne, nicht etwa, um ihre Bedeutung zu verschweigen, sondern weil sie selbst sich die äußerste Reserve in der Betheiligung an den Discussionen der Conferenz auferlegten. Die Vereinigten Staaten hatten zwar keine Theilnehmer geschickt, doch der Präsident der geographischen Gesellschaft von New-York verlieh brieflich der allgemeinen Theilnahme an dem gemeinnützigen Ziele und dem Versprechen Ausdruck, nach Kräften an demselben mitarbeiten zu wollen. Daß noch Manche fehlten, deren praktische Erfahrungen über Afrika im Rathe der Versammelten wünschenswerth gewesen wären, lag in dem privaten und provisorischen Charakter der Conferenz.

Sobald König Leopold die Anwesenden in einfacher Rede bewillkommnet hatte, in der er ausführte, wie ihm Belgien, ein kleiner, central gelegener, neutraler Staat, ein geeigneter Ausgangspunkt für ein solches im Zeitgeiste liegendes internationales Unternehmen erscheine, und wie der einzige Ehrgeiz seiner Initiative in dem Ruhme bestehen würde, daß von seinem Lande der erste Schritt geschehen sei zur Realisirung eines so eminenten Zweckes als die Erschließung des unbekannten Afrika für wissenschaftliche und civilisatorische Bestrebungen darstelle, und nachdem die anwesenden Afrikareisenden verschiedener Nationen einen Ueberblick über ihre Reisen gegeben hatten, legte der königliche Präsident die zu discutirenden Fragen der Conferenz in präciserer Form vor:

ob es wünschenswerth sei für den Zweck der Erschließung Innerafrikas für Wissenschaft und Civilisation, wissenschaftliche und herbergende Stationen zu gründen;

wie das anzustrebende Gebiet zu begrenzen und wo die Stationen anzulegen seien, und welchen Charakter dieselben haben sollen;

wie durch ein internationales und centrales Comité und durch nationale Comités eine internationale Association zur Erreichung des Zweckes zu gründen sei.

Ueber das Wünschenswerthe der zuerst betrachteten Stationsschöpfungen herrschte nur eine Meinung. Größere Expeditionen sowohl als Einzelreisende sind ihrer in gleicher Weise benöthigt. Jene bedürfen der Erneuerung von Transportmitteln und von Vorräthen nur allzu oft, und der Einzelreisende, der sonst gewöhnlich einmal abgereist und in das unbekannte Dunkel getaucht, von seiner Operationsbasis abgeschnitten und auf seine Anfangs mitgenommenen Hülfsmittel allein angewiesen war und über dessen Schicksal man oft Jahre lang im Ungewissen blieb, wird stets ruhiger vorgehen, wenn er einen vorgeschobenen Posten hinter sich weiß, auf den er sich im Nothfalle zurückziehen kann.

Thatsächlich existiren solche Stationen mit Erfolg, wenn auch theilweise zu anderen Zwecken, und haben unter anderen Namen existirt. Colonel Gordon hat eine ununterbrochene Reihe von, allerdings militärischen, Stationen mit regelmäßiger Verbindung untereinander längs des Nil bis zu den großen Seen gegründet, ohne welche er seine Bestrebungen für egyptische Macht- und Handelsentfaltung in jenen Gegenden, mehr als 400 deutsche geographische Meilen vom Regierungscentrum entfernt, längst hätte aufgeben müssen. In ähnlicher Weise sind von englischen Gesellschaften auf verschiedenen Punkten Missionsstationen gegründet worden, wie in Zanzibar und Umgebung und am Nyassa-See, und sollen solche in nächster Zeit geschaffen werden, wie in Udschidschi am Tanganikasee, in Uganda und Karagué, um schließlich alle untereinander verbunden zu werden. — Gerhard Rohlfs erinnert daran, daß solche Stationen in bescheidener Weise schon vor Jahren von Seiten der Engländer existirten in Ghadames aus wissenschaftlichen und politischen Gründen, in Murzuk zum Zwecke der Unterdrückung der Sklavenausfuhr; in Lakoja am Zusammenfluß des Niger und Binue zu commerziellen Zwecken, und daß dieselben thatsächlich zuweilen in der jetzt intendirten Weise wirkten. Auch Chartum diente schließlich vor der Ausdehnung der egyptischen Macht als vorgeschobener Posten zum Ausgangs- und Stützpunkte für Forschungsreisende und Missionäre.

Wenn schon, wie gesagt, jedes Mitglied der Conferenz eine tiefe Ueberzeugung hatte von der Nützlichkeit solcher Stationen, so machte sich doch Jeder, je nach den Motiven, die ihn leiteten, nach den Zielen, die ihm vorschwebten, ein besonderes Bild von ihnen. Die Verschiedenheit der Ideen über Ort, Charakter, Zahl derselben kam schon bei dem allgemeinen Meinungsaustausch zu Tage, und machte es wünschenswerth, dieselben gruppenweise zu formuliren. Da die Vertretung der verschiedenen Nationen eine sehr ungleiche war, so vereinigten sich die vorhandenen Vertreter Englands, Frankreichs und Italiens zu einer Gruppe, während die Deutschen und Oestreicher zusammentraten und den russischen Vertreter an sich zogen.

Das englisch-französisch-italienische Project zeichnete sich durch den bestimmten, weitgehenden Charakter seiner Vorschläge aus. Es schlug vor, eine fortlaufende Reihe von regelmäßig untereinander verbundenen Stationen südlich vom Aequator quer durch den Continent zu legen; diese Linie durch eben solche Stationsreihen über die Gegend der großen Nilseen mit dem Nil, im Westen mit dem untern Laufe des Congo und im Süden mit dem Zambesi zu verbinden, von denen die Endpunkte der letzteren wieder mit der Küste in Verbindung zu setzen seien; Schiffsstationen auf der West- und Ostküste zu gründen; kleine Dampfer auf dem Victoria Nyanza, dem Tanganikasee und dem Congo zu etabliren; endlich allmälig dauernde Niederlassungen in Udschidschi und Nyangwe und in den Staaten des Kazembe, Kasongo und Muata Yamvo zu schaffen.

Das deutsch-österreichisch-russische Project war weniger bestimmt und mäßiger, limitirte das anzustrebende Gebiet im Osten und Westen durch die Meeresküste, im Süden durch den Zambesi, im Norden durch die jetzigen Grenzen des egyptischen Reiches und durch die der unabhängigen Sudanstaaten, und schlug vor, von verschiedenen Punkten der Peripherie desselben Einzelreisende vorzuschicken und als Basen und Stützpunkte dieser Forschungsreisenden wissenschaftliche und herbergende Stationen zu gründen, sowohl auf der Küste als im Innern. Die Küstenstationen müßten einfache Entrepôts für gewöhnliche Lebensbedürfnisse, für Instrumente, vielleicht Transportmittel sein und könnten, da sie an für die europäische Civilisation bereits gewonnene Punkte zu legen sein würden, der Sorge von dort domicilirten Europäern unterstellt und dadurch mit geringem Kostenaufwande angelegt werden. Die Stationen im Innern, welche die wirklichen Ausgangspunkte der Entdeckungs- und Forschungsreisen und selbst Civilisirungscentren sein müßten, dürften vorläufig nur an schon einigermaßen bekannten Punkten, z. B. Udschidschi, Nyangwe oder vielleicht einem Orte im Gebiete des Muata Yamvo errichtet, später aber nach Empfehlung und Anordnung der Reisenden vervielfältigt werden. An regelmäßige Verbindung zwischen den Stationen könne vorläufig noch nicht gedacht werden; das müsse der Zukunft überlassen bleiben, in welcher dieselben sich in wirkliche europäische Niederlassungen umgeformt haben würden.

Angesichts der Unmöglichkeit, den wahrhaft idealen Stand der Dinge, der das englisch-französisch-italienische Project reclamirte, ohne Beihülfe der Regierungen herbeizuführen, mußte dasselbe fast ganz bis auf die Gestalt der deutsch-östreichisch-russischen Vorschläge modificirt werden.

Welche Macht in der That sollte die Schiffsstationen auf der West- und Ostküste schaffen und unterhalten; unter wessen Flagge die Schiffe auf Meeren, Seen und Flüssen stationiren; wer würde die regelmäßige Verbindung zwischen den Stationen aufrecht erhalten und bei der Schädigung derselben mit materieller, kriegerischer Macht für sie eintreten wollen?! Würde nicht bei solchem Vorgehen, bei directer Creirung von Handelswegen mit Machtentfaltung europäischer Regierungen die Eintracht der Betheiligten bald dahin sein und das mit Hingebung und schweren

Digitized by Google

Opfern begonnene Werk an Uneinigkeit, Eifersucht und Mißtrauen zu Grunde gehen?!

Nein, diese internationale Association zu wissenschaftlichen und humanitären Zwecken sollte, obgleich aus der generösen Initiative eines Königs hervorgegangen und obgleich hoffentlich sich des Beifalls und der Beihülfe der Herrscher aller civilisirten Länder erfreuend, sich auf die Theilnahme und die freiwilligen Opfer der ganzen gebildeten Welt gründen, sollte ein Werk des Friedens und des einträchtigen Strebens sein.

Nach kurzer Discussion wurde in der That das deutsch-östreichisch-russische Project mit einigen Modificationen in der Form adoptirt. Doch wurde demselben hinzugefügt, daß die Conferenz den dringenden Wunsch ausdrücke, sich eine möglichst continuirliche Stationslinie von Meer zu Meer, etwa der Reiseroute Camerons folgend, allmälig bilden zu sehen, und daß sie hoffe, derartige Operationsbasen würden sich mit der Zeit auch in der Richtung von Nord nach Süd schaffen lassen.

Es wurde schließlich in der das vorgenannte Project formulirenden Declaration der Conferenz besonders accentuirt, daß diese von Anfang an den guten Willen aller Reisenden appellire, welcher Nationalität sie auch angehörten, gleichviel ob sie unter den Auspicien der zu creirenden internationalen Association reisten, oder von geographischen Gesellschaften ausgeschickt seien, oder ihr Mandat privater Initiative verdankten: Alle sollten in gleicher Weise von den internationalen Schöpfungen profitiren.

Damit konnte die Conferenz zu der Schlußfrage schreiten, wie die internationale Gesellschaft zur Erforschung und Civilisirung Centralafrikas constituirt werden solle. Es war einleuchtend, daß man dazu in den verschiedenen Ländern nationaler Comités bedürfe, welche innerhalb ihres Gebietes das Interesse für den gemeinsamen Zweck wach zu erhalten, und fruchtbar zu machen hätten, und einer internationalen Centralcommission, welche die Bestrebungen der nationalen Comités zu leiten und zu centralisiren, die Früchte derselben in Empfang zu nehmen und das internationiale Werk zu dirigiren und zu fördern haben würde.

Was die Bildung der nationalen Comités betrifft, so mußte der Modus derselben natürlich ihnen selbst in den verschiedenen Ländern überlassen bleiben.

Auch für die Constituirung der internationalen, centralen Commission konnte die versammelte Conferenz in ihrem provisorischen Charakter nur die Grundzüge, das Gerüst schaffen und mußte der Ausbau der Commission selbst, sobald sie existiren würde, anheim gegeben werden.

Nach den von der Conferenz adoptirten Grundzügen für die Constitution der centralen Commission soll diese zusammengesetzt sein aus den Präsidenten der hauptsächlichen geographischen Gesellschaften, die in Brüssel vertreten waren, oder die sich dem Programme der Conferenz anschließen werden, und aus 2 Mitgliedern für jedes National-Comité.

Um möglichen Ungleichheiten, die aus der verschiedenen Bedeutung der nationalen Comités bei nur gleicher Vertretung resultiren würden, vorzubeugen, oder dieselben auszugleichen, wurde beschlossen, dem Präsidenten das Recht zu geben, die internationale, centrale Commission durch Zuziehung von wirklichen und Ehrenmitgliedern zu vervollständigen.

Der Präsident soll ferner das Recht haben, auch diejenigen Länder zur Association zuzulassen, welche nicht in der Conferenz vertreten waren.

Die internationale Central-Commission soll, nachdem sie ihre Statuten gemacht haben wird, die auf das Ziel der Gesellschaft gerichteten Arbeiten und Unternehmungen leiten, und die Fonds verwalten, welche von Regierungen, nationalen Comités und Privaten einkommen werden, durch das Organ eines Executiv-Comité.

Das Executiv-Comité soll zusammengesetzt sein aus 3 oder 4 Mitgliedern, welche vorläufig ernannt werden sollen von der Conferenz, später von der centralen Commission. Die Mitglieder dieses Comité halten sich auf jeden Ruf des Präsidenten bereit.

Der Präsident ernennt einen General-Secretär, welcher durch seine Ernennung selbst schon Mitglied, sowohl der Commission als des Executiv-Comité wird, und einen Schatzmeister.

Das sind die Grundzüge der creirten Association, welche die versammelte Conferenz sich zu vereinbaren berechtigt hielt, und welche, bei dem provisorischen Charakter dieser, selbst nur ein einfaches und provisorisches Gepräge haben und dadurch einstweilen jeden Commentars entbehren können.

Nach Schluß der Berathung wurde der König der Belgier durch Acclamation zum Präsidenten der Schöpfung erwählt, welches Amt derselbe mit der Versicherung der bereitwilligsten Hingebung annahm, jedoch nur auf ein Jahr, weil Se. Majestät der Ansicht war, daß es mit Rücksicht auf den internationalen Charakter des Werkes wünschenswerth sei, daß die Präsidenten abwechselnd aus den verschiedenen betheiligten Ländern hervorgehen.

Endlich wurde von der Versammlung das vorläufig zu wählende Executiv-Comité aus Sir Bartle Frère für England, de Quatrefages für Frankreich und Dr. Nachtigal für Deutschland zusammengesetzt und die Thätigkeit der Conferenz hatte ihr Ende erreicht.

Somit ist die Basis eines in seinem Ziele gewiß der ganzen gebildeten Welt sympathischen Werkes, von wahrhaft internationalem, kosmopolitischem Charakter geschaffen; das Gerüst des Gebäudes ist errichtet, möchte es gelingen, dieses solide und reich auszubauen! Möchten nicht blos Geographen sich dafür interessiren, sondern auch Kaufleute ihre praktischen Gesichtspunkte zur Geltung bringen; möchten fromme Christen bedenken, daß dies die wahre, fruchtbringende Mission ist, auf die allein sich später mit Aussicht auf Erfolg die christliche Mission gründen kann, und eifrige Philanthropen sich zu Gemüthe führen, daß nur auf diesem Wege den Gräueln der Sklavenjagden und des Sklavenhandels ein Ende gemacht werden kann. Man muß der Menschheit, die sich mit Recht über die Türkengräuel in Bulgarien entsetzt, zu bedenken geben, daß, während diese nur einen Ausnahmezustand in Folge des durch den Krieg entflammten Fanatismus darstellen, jene alltägliche Vorgänge in Innerafrika bilden, daß man durch Verhinderung der Sklavenausfuhr auf den Küsten diesen Giftbaum in seinen Zweigen wohl stutzen kann, daß er aber lebenskräftig bleibt, so lange man nicht den Stamm ausrottet und daß dies nur im tiefsten Innern von Afrika geschehen kann.

Begeisterte Missionäre der Wissenschaft nnd Humanität, die sich mit dem Lohne des Ruhmes, für die Menschheit gestritten und gelitten zu haben, begnügen, die willig für ihre Mission das Leben in die Schanze schlagen, werden uns in Deutschland nicht fehlen, um den Rest von Afrika der Wissenschaft und der Civilisation zu erobern. Möge es nun ebenso im Vaterlande gelingen, das öffentliche Interesse für das Werk und seine Arbeiter so zu erwecken, es wach zu erhalten, daß Jeder sein Scherflein zum Gelingen beitrage. „Denn", wie der König Leopold in seiner Eröffnungsrede sagte, „bei derartigen Werken sichert nur die Mitwirkung Vieler den Erfolg. Ueber welche Hülfsmittel würden wir nicht verfügen, wenn alle Diejenigen, für die ein Frank nichts oder doch wenig ist, sich entschlössen, denselben in eine Casse zu werfen, welche den Zweck hätte, den Menschenhandel im Innern Afrikas zu unterdrücken!"

Gustav Nachtigal.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Freiheit und Gleichheit.

Von Eduard von Hartmann.

Wenn man die concreten Gestaltungen untersucht, in denen das Moralprincip der praktischen Vernunft sich ausprägt, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn man findet, daß die abstractesten und dürftigsten Formen, in denen solche Verwirklichung der Vernunft gefunden werden kann, sich dem menschlichen Bewußtsein am leichtesten und frühesten aufdrängen. Alle Abstraction besteht ja darin, daß man eine einzelne Seite des Wirklichen unbekümmert um das Uebrige herausgreift; es ist aber offenbar leichter, den Dingen eine einzelne verständliche Seite abzugewinnen, als sie in der concreten Fülle ihrer allseitigen Bestimmtheit zu erschauen. Indem nun nach dieser einen Seite hin die Anforderung der Vernünftigkeit geltend gemacht, und ihre Rücksicht gegen die noch nicht durchschaute unbewußte Vernünftigkeit der übrigen Seiten der Wirklichkeit durchzuführen versucht wird, resultirt eine einseitige abstracte Vernünftigkeit, die, obzwar aus Vernunft entsprungen, doch in dem Maße unvernünftigere Consequenzen ergeben muß, als sie abstracter und einseitiger ist. An dieser Gefahr des unzulänglichen Verständnisses aller gegebenen Bedingungen und der daraus sich ergebenden abstracten Einseitigkeit laborirt alle bewußte Vernunftthätigkeit, und darum macht alle Vernunftmoral für sich allein den Eindruck des Steifen, Trocknen, Pedantischen, oder aber des Schiefen, Eigensinnigen und Verbohrten, und bedarf deshalb so sehr der Ergänzung durch Gefühls- und Geschmacksmoral. Nicht als ob die Vernunft als solche ein unzulängliches Princip wäre, um das Handeln zu bestimmen, — sondern die Unzulänglichkeit liegt in dem bewußten Intellect, welcher der Vernunft für ihre Bethätigung unzulängliche, einseitige und zum Theil auch schiefe und unrichtige Daten liefert. Nicht in der ratio liegt der Mangel, sondern in dem Rationalismus, insofern man unter letzterem Ausdruck die bewußte Anwendung der Vernunft als systematisch durchgeführtes Princip der Theorie und Praxis versteht. Die ratio als solche ist unbewußt, intuitiv, allumfassend, aber der Rationalismus als bewußter ist discursiv und einseitig, also immer abstract in höherem oder geringerem Grade.

Eine je höhere Stufe die Verstandesausbildung erreicht, je mannigfacher die Kenntniß, je ausgedehnter der Gesichtskreis, je unbefangener das Urtheil, je systematischer das Denken, je speculativer die ganze Weltanschauung wird, desto mehr streift das denkende Erfassen und Umgestalten der Wirklichkeit (das seiner Natur nach gar nicht anders als rationalistisch sein kann) den abstracten Charakter ab, und desto mehr nähert es sich der ästhetischen und gefühlsmäßigen Auffassung. Je philosophischer eine Weltanschauung wird, desto näher kommt sie mit der künstlerischen zusammen, desto besser lernt sie das vom abstracten Rationalismus mißachtete Gefühl verstehen und in seiner unbewußten Vernünftigkeit würdigen. Je tiefer das Verstandesurtheil wird, desto milder und schmiegsamer wird es; aller Fanatismus kommt nur von der Abstractheit der vorschwebenden Ideen. An diesem Punkte wird aber auch zugleich die praktische Zweckmäßigkeit eines gewissen Grades von Abstractheit für den Fortschritt der Geschichte verständlich; denn wer sich erst praktisch zu einem Standpunkt erhoben hat, der Jegliches in seiner Weise begreiflich und natürlich findet, der ist kaum noch geeignet, mit praktischer Energie in den Proceß einzugreifen. So lange der Weltproceß auf Erden den Menschen Aufgaben stellt, die ein gewisses Maß von Fanatismus erfordern, ist auch ein gewisses Maß von Abstractheit und Einseitigkeit für die sie begeisternden Ideen und die sie leitenden Principien erforderlich. Je verfahrener die geschichtlichen Zustände einer gewissen Epoche sind, je hoffnungsloser der Versuch der reformirenden Besserung dem denkenden Beobachter seiner Zeit erscheint, desto nothwendiger wird ein hoher Grad von Fanatismus, der recht unvernünftig mit dem Kopf durch die Wand zu rennen sucht, dabei aber neben allem Elend, das er anrichtet, doch auch Kräfte entfesselt, die vorher latent waren und gar nicht in Rechnung gestellt wurden, so daß sich schließlich eine neue und bessere Ordnung der Dinge herstellt. Zu einem solchen fanatischen Vorgehen gehört natürlich ein ziemlich hoher Grad von Abstractheit der leitenden Principien; aber es ist niemals außer Acht zu lassen, daß die begeisternde und fanatisirende Macht solcher Principien doch immer allein in ihrer Vernünftigkeit liegt, mögen auch nachher die selbstsüchtigen Leidenschaften hinzutreten, um den für die Ideen als solche Begeisterten ihre Kraft zur Umwälzung des Bestehenden zur Verfügung zu stellen.

Den denkbar höchsten Grad der Abstractheit erreichen die französischen Revolutionsprincipien der Freiheit und Gleichheit*) und es stimmt ganz mit dem Vorhergehenden überein, daß (abgesehen von der Exclusivität des religiösen Fanatismus) noch niemals vorher oder nachher irgend welche Principien oder Ideen einen gleichen Fanatismus zu erzeugen vermocht haben. Die Principien der Freiheit und Gleichheit sind als das letzte politische Resultat des platten Rationalismus der Aufklärungsperiode zu bezeichnen, wie derselbe sich in Frankreich zu seiner abstractesten Gestalt verdünnt und verschärft hatte. Da Rousseaus Idee einer Rückkehr in den Naturzustand als unrealisirbar aufgegeben werden mußte, so gewann seine Lehre, daß alle Menschen frei und gleich geboren seien, um so mehr Gewicht, obgleich sie begrifflich mit der ersteren untrennbar verknüpft war. Aus der Annahme der Gleichheit mußte aber für die Denker, die sich sehr vernünftig vorkamen, weiter folgen, daß alle Menschen eben so sehr vernünftig seien und daß dieselben als vernünftige Wesen nach Herstellung des Zustandes der Gleichheit und Freiheit sich auch höchst vernünftig betragen würden, also nicht etwa zur Niederhaltung der Bestialität, sondern nur zur bequemeren Besorgung gewisser gemeinsamen Angelegenheiten noch so eine Art von Regierung brauchten.

Wie überall das Bewußtsein des Positiven durch das sich aufdrängende Negative geweckt und gestärkt wird, so wurde auch im damaligen Frankreich das Bewußtsein der Vernünftigkeit der Freiheit und Gleichheit durch die sich aufdrängende Unvernünftigkeit der bestehenden Unfreiheit und Ungleichheit geweckt und gestärkt. Eine Regierung, welche die einst zur Herstellung der Einheit und Größe des Staates erforderliche Absolutheit nur noch zur Erfüllung von Mätressenlaunen benutzte, ein Adel, der längst aufgehört hatte, die seinen Vorrechten entsprechenden Pflichten und Leistungen zu üben, eine Geistlichkeit, welche unter Verhöhnung ihrer seelsorgerischen Pflichten als schamlose Schmarotzerpflanze am Volke zehrte und seine Seele immer mehr vergiftete, ein Bürgerthum, das keine seinem Aufschwung und seinen Leistungen entsprechende Stellung im Staatsleben erlangen konnte, ein Leibeigenenstand, der von den schwersten Lasten und Mißbräuchen gedrückt unter einer Rechtlosigkeit seufzte, die mit den humanen Anschauungen des Jahrhunderts grell contrastirte — solche Zustände mußten natürlich die Unvernunft ideell überwundener Formen in ein so blendendes Licht setzen, daß die Vernünftigkeit der Gleichheit im Vergleich mit ihnen keinem Zweifel unterliegen konnte, und den lebhaften Drang des Volkes erzeugen, frei zu werden von der Willkür einer absoluten Staatsgewalt, der Knechtschaft eines übermüthigen Adels und der obligatorischen Seelenvergiftung und Geistessklaverei eines verkommenen Clerus. Nimmt man hierzu endlich die unglaubliche Sorglosigkeit der ihrer Herr-

*) Das dritte Princip der „Brüderlichkeit" ist immer nur als ornamentaler Schmuck der beiden übrigen nebenhergelaufen, ohne je eine praktische Bedeutung zu erlangen. Dieser der Gefühlsmoral entlehnte Ausdruck ist den Revolutionsprincipien wie eine Art Feigenblatt aufgeklebt, das bestimmt ist, ihre doch im Stillen geahnte Blöße zu bedecken. Was die Revolutionshelden sich eigentlich bei dem Worte fraternité dachten, vermag man am besten aus der noch heute üblichen Bedeutung des Wortes fraterniser zu entnehmen, das kaum mehr besagt als die äußerliche Kundgebung der Gleichstellung.

Digitized by Google

schaft sich sicher wähnenden Gewalten, welche dieselben weder an Reformen denken, noch auf rechtzeitige Unterdrückung der unzufriedenen Elemente sinnen ließ, so kann man wohl sagen, daß es kaum jemals ein natürlicheres Ereigniß in der Geschichte gegeben hat als die französische Revolution, und daß niemals unter der Fahne einleuchtenderer Principien gekämpft worden ist als damals.

Aber man darf nicht vergessen, daß die Revolution ihre historische Berechtigung lediglich aus der unerträglichen und unreformirbaren Unvernunft der damals bestehenden Zustände schöpfte, und daß es der Gipfel des Aberwitzes ist, das glühende Eisen, das dem schwerkranken Organismus zur Heilung unentbehrlich ist, als das non plus ultra von diätetischer Universalmedicin für jeden Organismus zu jeder Zeit zu empfehlen, wie dies bei dem albernen Cultus der Franzosen mit ihrer „großen Revolution" geschieht. Ein Volk, das es dahin kommen läßt, zu solchen heroischen Mitteln greifen zu müssen, hätte weit eher Anlaß zur politischen Scham als zur Selbstglorification. Nicht um ein Haar breit klüger ist die Vergötterung der Principien der großen Revolution, die ganz ebenso nur aus dem Gegensatz gegen die Unvernunft der damals bestehenden und jetzt längst beseitigten Mißstände ihre geschichtliche Bedeutung und ihre abstract-einseitige Vernünftigkeit schöpften. Leider aber hat das ohrenbetäubende Geschrei der französischen, und die Gedankenlosigkeit der übrigen Liberalen in den ersten zwei Dritteln dieses Jahrhunderts es zuwege gebracht, daß die Revolutionsprincipien der Freiheit und Gleichheit noch heute in der civilisirten Welt, wenigstens in dem „gesinnungstüchtigen" Theil der liberalen Parteien als eine Art von unantastbaren Schiboleth gelten, welches in der öffentlichen Meinung so festen Boden gewonnen hat, daß auch Andersdenkende und selbst die Gegner, wenn sie bei diesem Götzen vorbeikommen, heuchlerisch den Hut ziehen, um es nicht gleich ganz und gar mit dem Pöbel zu verderben. Man braucht nur ein beliebiges Zeitungsblatt einer beliebigen Partei zur Hand zu nehmen, und man wird diesen Stichworten begegnen, bei denen sich keiner, der sie braucht, etwas Bestimmtes denkt, die aber jeder als eine Phrase von gutem Klange benutzt, um den Einfältigen Sand in die Augen zu streuen.

Mit dem Wort Freiheit ist nicht nur auf politischem, sondern auch philosophischem Gebiete so viel Unfug getrieben worden, daß es nöthig scheint, diesen Begriff auf seine genauere Bedeutung zu prüfen. Nicht genug, daß jeder Freiheitsschwärmer gerade nur für die Freiheit schwärmt, die er meint, d. h. daß jeder eine andre meint, so weiß noch dazu keiner, was er eigentlich mit Freiheit meint, denn sonst würde er nicht mehr für sie als Freiheit schwärmen, sondern für die concrete Reform sich interessiren, die er gerade im Sinne hat. Alle diese politischen, philosophischen und ethischen Freiheitsschwärmer glauben nämlich an der Freiheit erstens etwas Positives und zweitens etwas Absolutes, drittens aber auch noch etwas unbestimmtes Zeugungsfähiges zu haben, aus dem alles Mögliche producirt werden könne. Das grade Gegentheil ist der Fall: die Freiheit ist erstens ein rein negativer, zweitens ein durchaus und blos relativer Begriff, und drittens ist sie etwas durch ihre negative Relation zu einem Bestimmten völlig Bestimmtes und Erschöpftes, das sich mithin nach allen andern Seiten als impotent und unproductiv erweisen muß. Frei sein heißt nichts anderes als los oder ledig sein; los oder ledig sein ist aber ein ganz abstracter, rein formeller und durchaus inhaltsleerer Begriff, so lange man nicht hinzusetzt: wovon; d. h. Freiheit ist ein inhaltsleerer Begriff ohne jede Möglichkeit einer praktischen Bedeutung, so lange man nicht die Relation hinzufügt, durch welche der Begriff erst einen concreten Inhalt gewinnt. Dasjenige, wovon man frei, los, oder ledig sein können soll, kann natürlich nur ein Etwas sein, das im Stande ist, einen Zwang auf einen auszuüben, d. h. der Correlatbegriff der Freiheit ist der Zwang. Freiheit ist nichts weiter als Negation eines Zwanges, und Freiheit gewinnt erst eine inhaltliche Bedeutung durch die concrete Bestimmtheit des Zwanges, den sie negirt. Wer von Freiheit spricht, ohne genau anzugeben, auf welchen ganz bestimmten Zwang sich diese Negation beziehen solle, der redet in's Blaue hinein und betäubt die Ohren der Hörer mit einem inhaltsleeren Wort, mit dem gar nichts anzufangen ist, und aus dem gar keine Consequenzen — am allerwenigsten praktischer Art — zu ziehen sind. Nun begegnet man aber allerwegen den Phrasen und Tiraden von Freiheit, ohne Angabe des bestimmten Zwanges, der im concreten Falle negirt werden soll. Die Redenden entschuldigen sich vielleicht damit, daß die Hörer wohl schon wissen werden, welche Freiheit sie meinen, aber diese Ausflucht ist um so unhaltbarer, als sich bei näherer Prüfung herausstellt, daß sie in der Regel selber nicht wissen, welche Freiheit sie meinen. Ja sogar, sie müssen diese Unbestimmtheit aufrecht erhalten, weil sie erst die Unklarheit erzeugt, in welcher sie im Trüben fischen wollen, während eine klare Darlegung des bestimmten Zwanges, um dessen Negation es sich im bestimmten Falle handelt, sofort durch ihre Nüchternheit die Phrase ihres blendenden Zaubers entkleiden und die Argumentation in ihrer ganzen Dürftigkeit enthüllen würde.

(Fortsetzung folgt.)

1830.*)

Auf die Hundstagshitze des Napoleonischen Hochsommers war in Frankreich ein trüber Herbst und ein schläfriger Winter gefolgt: die „Restauration". Diese Bezeichnung für den Zeitabschnitt, welcher die Jahre von 1815 bis 1830 umfaßt, war treffender und weitergehend, als diejenigen, die denselben ersonnen, selbst geahnt hatten. Nicht blos der Wiederherstellung des legitimen Regiments der Bourbonen waren jene Jahre gewidmet, sie galten der Wiederherstellung der durch Napoleon erschöpften Kräfte des Landes. Gegen Ende der zwanziger Jahre spürte der zu Boden geworfene Riese Frankreich, wie ihm die Kräfte wiederkehrten; er reckte die in der Ruhe erstarkten Glieder und schüttelte mit einem Ruck die unwürdigen Ketten ab, die er sich in den Tagen seiner Schwachheit von den vereinigten Bändigern Europas ohne Widerstand hatte anlegen lassen müssen. Da ward der Winter seines Mißvergnügens glorreicher Lenz. Ein neuer belebender Zug ging über das schöne Land, ein erfrischendes Frühlingswehen. Ueberall zeigte sich ein frohgemuthes, oft sogar ungestümes Drängen, eine heitere, zuversichtliche Werdelust. Aber es fehlte auch nicht an Frühlingsstürmen; und neben der Ausgelassenheit, die wie befreit aufjauchzte und frohlockte, machte sich auch jene wehmüthig-sehnsüchtige Stimmung geltend, wie sie empfindsame Seelen beim Uebergange von der unfreundlichen Winterstrenge in die lauen Tage des Frühlings überfällt.

Es war Frühling geworden, und die Frühlingsstimmen brachen in schallenden Reigen los. Während der winterlichen „Restauration" hatte die Dichtkunst fast ganz geschwiegen. Der Legitimist Chateaubriand war mit dem Ende des Kaiserreichs so gut wie verstummt. Nur hier und da pfiff Beranger ein bitterböses Spottlied auf die Bourbonen und Pfaffen in die langweilige Stille hinein oder trällerte ein anmuthiges, lascives Liedchen vor sich hin, in dem er bisweilen mit wahrer, bisweilen auch mit falscher Gemüthlichkeit den billigen Wein, das gefällige Liebchen und das schmucklose Stübchen verherrlichte; und ganz Frankreich sang es ihm nach. Die handfertige, herzlose Dichtung beherrschte die Bühne, die sich vornehmlich der frivolen Belustigung zugewandt hatte. Auch Scribes bedeutendere Werke sind fast ohne Ausnahme erst später, nach der Julirevolution, entstanden. Der eigentliche Schriftsteller der Restaurationszeit war P. L. Courrier, der Satiriker ohne Gnade und Erbarmen, der Meister des Pamphlets.

---

*) Aus der Einleitung zu dem demnächst im Verlage von A. Hofmann („Verein für deutsche Literatur") erscheinenden Buche: „Alfred de Musset".

Digitized by Google

Da, gegen Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Decenniums dieses Jahrhunderts, erwachte gleichzeitig mit dem Ende des politischen Winterschlafes auch die Dichtkunst aus ihrer trägen Erstarrung. Wie mit einem Zauberschlage erstand ein ganzes Heer kampfesmuthiger Sänger, als ob es durch die Trümmer des zusammenkrachenden Bourbonenthrons aus der Erde gestampft worden sei. Eine bunt zusammengewürfelte und sonderbare Schaar! Wahrhaft Begeisterte und sinnlos Tobende, ungestüm Vorwärtsdrängende und leidenschaftlich Zurückdämmende, in schierem Golde wie die Fürsten prangende große Herren und zerlumptes Gesindel, Führer und Nachtreter, Originale und Affen — aber Alle von dem Drange erfüllt, das, was sie im Herzen trugen oder im Herzen zu tragen wähnten, in die Welt hinaus zu schmettern, — zu singen, zu dichten. Es war doch wieder Bewegung da und Lärm und Leben!

Da rüttelte Victor Hugo mit mächtiger Faust an den fest geschlossenen Pforten des classischen Musentempels. Johlend und schreiend drängte der Troß seiner Getreuen nach; mit schwerem Aechzen hob sich das Thor aus den Angeln, und die im Foyer aufgestellten Statuen der würdigen Herren, die bisher als alleinige Gebieter in diesen Räumen geschaltet hatten, blickten erstaunt und entrüstet auf das respectwidrige, wilde Treiben der langhaarigen frechen Gesellen, die mit ihnen, den Halbgöttern, wie mit ganz gewöhnlichen Sterblichen zu verkehren sich erdreisteten, ja sogar den würdevollen Ernst zum Gegenstande des Hohns machten. Corneille wackelte auf seinem Postament, und Racine schwankte ganz bedenklich. Nur Einer bewahrte seine heitere Ruhe und seine überlegene Sicherheit: der große Molière.

In der Vorrede zum „Cromwell" (1827) hatte Victor Hugo sein revolutionäres Manifest für das Drama erlassen, und mit der ersten Aufführung des „Hernani" (26. Februar 1830) errang die neue Richtung, die literarische Revolution, der sogenannte Romantismus, den ersten entscheidenden und geräuschvollen Sieg im Théâtre Français.

Der Schimpf, der damit allem Ueberkommenen, Allem, was als Recht und Sitte immerdar anerkannt worden war, allen Traditionen, angethan wurde, hatte nicht seinesgleichen. Ludwig XIV. hatte sich damit begnügt, dem widerspänstigen Parlamente besporrnt und mit der Reitgerte entgegenzutreten; Victor Hugo aber zog die längsten Ritterstiefel an, schnallte die allergrößten Sporen an, nahm das schwerste Schwert in seine beiden Hände und sprang mit einem Satze mitten auf die Bühne des Théâtre Français, daß das Podium erbebte und der classische Staub hoch aufwirbelte. Alle Perrücken in der nächsten Umgebung sträubten sich.

Der achtundzwanzigjährige dunkeläugige Dichter stürzte die Altäre, vor denen bisher die andächtige Menge gekniet hatte, und verkündete, daß die Gottheiten, die man verehrt, nichts Anderes seien als schäbige Götzen. Der ganze classische Cultus beruhe auf Irrlehren und sei Ketzerei. Keines der strengen Gebote des Classicismus brauche berücksichtigt zu werden; die aufgeklärte Jugend von heute habe andere Ziele vor Augen, müsse andere Wege einschlagen, um diese zu erreichen, habe andere Ansprüche und andere Bedürfnisse.

Denn lehrte der Classicismus vornehme ruhige Abgeschlossenheit, strenge Begrenzung des Stoffes, stramme Geschlossenheit in der Composition, Einzwängung der dramatischen Dichtung in die spanischen Stiefel der drei Einheiten: der Handlung, des Ortes und der Zeit, vorsichtige Wahl des Ausdrucks und Vermeidung aller Alltäglichkeiten und Trivialitäten, Festhaltung des einheitlichen Stils — so lehrte Victor Hugo vor Allem dichterische Leidenschaft, schnöde Verachtung jeder Beschränkung, Freiheit und Selbstbestimmung des Dichters. Deshalb keine vornehme Zurückhaltung, sondern ein fröhliches Fraternisiren mit den bewegenden Ideen der Zeit. Keine ängstliche Begrenzung in Bezug auf den Stoff, sondern freies Schalten und Walten allüberall, wo es dem Dichter behagt. Beseitigung jener starren Vorschriften über die Composition, die zu nichts Anderem taugen, als den Dichter in seinen Bewegungen zu hemmen. Für den Ausdruck der Empfindung immer nur das treffende kräftige Wort, selbst dann, wenn der Ausdruck dadurch trivial werden sollte. Keine Einseitigkeit im Stile, sondern im Gegentheil, so wie das Leben selbst aus Freud und Leid gemischt ist, Vermengung des Erhabenen mit dem Lächerlichen, des Hehren mit dem Grotesken.

Daher denn auch das Aufgeben des Römer- und des Griechenthums, das wir in seiner conventionellen Größe anzustaunen uns gewöhnt haben; das die Phantasie des Dichters innerhalb eines ganz bestimmten scharf gezogenen Kreises festhält und nun durch den gesuchten Adel und die Größe, die wir einmal als mit der classischen Sprache unlösbar verbunden betrachten, den Ausdruck seiner Empfindungen künstlich aufbauscht und fälscht. Daher auch die Ueberleitung des Dramas auf das Gebiet des ritterlichen Mittelalters, mit dem wir doch noch Fühlung haben, das uns wie das Alterthum der störenden Rücksichtnahme auf die kleinlichen Verhältnisse der Gegenwart enthebt, ohne uns wie die antike Größe unsern Empfindungen und Anschauungen gänzlich zu entrücken; dessen heitere Farbenpracht uns mehr behagt als die traurige Farblosigkeit der Toga.

Victor Hugos Dichtung war gewichtig und ausdrucksvoll. Der Dichter war davon überzeugt, daß er eine ernste Mission zu erfüllen habe. Er hatte in seinem ganzen Wesen und Gebaren das Weihevolle und Magistrale eines Bahnbrechers und Propheten. Alexander Dumas, der sich die Principien Victor Hugos zu eigen gemacht und auch ungefähr nach denselben verfuhr, war viel anspruchsloser. Seine forschen Renommistereien hatten etwas Liebenswürdiges und Zugängliches. Der andern dramatischen Dichter, die dieselben Wege gingen, soll hier gar nicht gedacht werden.

Daß auch hier, wie überall und zu allen Zeiten, die Eigenart des Meisters von den Lehrlingen übertrieben und carikirt wurde, versteht sich von selbst. Hatte Victor Hugo die unerreichbare Höhe Racines für ein Vorurtheil erklärt, so warfen die Jünger, die „Hugolâtres", dem Dichter der „Phädra" geradezu einen „dummen Jungen" an den Kopf. „Racine est un polisson", war ein geflügeltes Wort jener Tage. Hatte Victor Hugo ex cathedra im Gegensatz zu den Classikern auch das Häßliche als den interessanten Gegensatz zum Schönen für einen der Dichtung würdigen Gegenstand erklärt, so tobten die Schüler: „Das Häßliche ist das Schöne"; und „le laid c'est le beau" wurde als neuster ästhetischer Grundsatz in die Welt hinausposaunt.

„Farbe", „Stimmung", „Colorit" — der Mißbrauch, der mit dem Worte „couleur" getrieben wurde, war entsetzlich. Und wie im Drama, so galt auch, und noch in erhöhtem Maße, in der lyrischen Dichtung „la couleur" als das Wesentliche.

Auch hier war Victor Hugo mit seinen allerdings in den glühendsten Farben der Morgensonne schimmernden „Liedern aus dem Orient" (les Orientales) der Tonangeber. Dazwischen klangen die schwermüthigen weichherzigen Weisen des harmonisch seufzenden Lamartine und die bald übermüthig kecken, bald wild verzweifelten Gesänge Alfred de Mussets.

Dazwischen tönten auch die hellen, gellenden und schmetternden Rufe August Barbiers, durch den die politische Lyrik einen ganz neuen und mächtigen Aufschwung genommen hatte. Das waren nicht mehr die boshaften Hänseleien, mit denen Beranger die Legitimisten und Pfaffen geärgert hatte; es waren vom edelsten Zorn erfüllte, wahrhaft poetische, erbarmungslose Satiren gegen die ganze sittliche und politische Verlotterung seines Vaterlandes; gegen den Schwindel, der mit der Napoleonischen Herrlichkeit getrieben wurde, und an dem sich auch Beranger als einer der Hauptschuldigen betheiligt hatte; gegen die läppische Verherrlichung des edeln, gastfreien, hochcivilisirten Paris. Hatten blöde Schmeichler die französische Hauptstadt gepriesen als den Brennpunkt, der von allen Ländern her die Strahlen der Cultur auffängt, so nannte Barbier Paris die Hauptcloake, in welcher der Schmutz aus allen Theilen der Welt zusammenströmt; waren diese in Bewunderung ausgebrochen vor ihrer hochintelligenten Bevölkerung, so sprach Barbier von dem Pariser Plebs als von einer Dirne aus der gemeinsten Schenke:

Digitized by Google

Das Volk — was ist das Volk? Es ist die Schenkendirne,
Die, wenn vom Wein das Blut ihr kocht,
Sich Den zum Buhlen wählt, der mit verweg'ner Stirne
Und ehrnem Arm sie unterjocht;
Und die auf ihrer Streu, zum Brautbett umgewandelt,
Noch keinem ihre Reize bot,
Als nur dem Kühnen, der sie schlägt und sie mißhandelt
Vom Abend bis zum Morgenroth.

Barbier war es, der zuerst den Muth hatte, an der Napoleonischen Legende, welche Thorheit und Gewissenlosigkeit zu befestigen eifrig bestrebt waren, zu rütteln. Für ihn ist Napoleon nicht der große Held mit dem kleinen Hütchen und dem grauen Rock; er ist der ehrgeizige, unmenschliche, fluchwürdige Tyrann, der „platthaarige Corse", der, wie der Dichter in einem wundervoll durchgeführten Bilde schildert, den stolzen Rücken der Vollblutstute Frankreich mit Stiefeln und Sporen besteigt, das edle Thier, dessen Wiehern die Welt erschreckt, von maßloser Eitelkeit gestachelt, durch ganz Europa hetzt und nie und nimmer verschnaufen läßt. Es ist ganz erschöpft und kann nicht weiter, es fleht seinen corsischen Reiter um Gnade; aber der Henker achtet nicht darauf; er drückt ihm die Sporen noch tiefer in die Weichen und hetzt es weiter durch Ströme von Blut und über Berge von Leichen — weiter und weiter, bis es stürzt, zusammenbricht, und mit seinem Sturze dem Reiter selbst das Genick bricht.

Da sah ich, wie der Feind aus unsern Marmorsälen
Die Götterbilder schleppen ließ,
Wie er die Rind' uns selbst von unsern Bäumen schälen
Und vor die Rosse werfen hieß;
... Ich sah — Jünglinge hört's — entschleiert Brust und Nacken,
Doch selbst als Opfer schön zu schau'n,
Dem gierig stumpfen Blick, dem Brunsthauch des Kosacken
Dahingegeben uns're Frau'n ....
Nun — während all' der Noth, der Schmach, des Uebermaßes
Von tausendfach verschärftem Hohn,
Auf Einen wälzt' ich nur die ganze Last des Hasses —
Fluch über dich, Napoleon! *)

Derselbe Aufschwung, den das Drama und die Lyrik genommen hatten, offenbarte sich auch in der erzählenden Dichtung. Auch hier stand wiederum Victor Hugo mit seinem „Glöckner von Notredame" in einer der vordersten Reihen, in denen vor Allen der tiefe und unfreundliche Menschenkenner Honoré de Bulzac und die geniale George Sand glänzten und in ihrer Specialität den Leitstern des Romantismus überstrahlten. Auch der erfindungsreiche, unglaublich fruchtbare Dumas und der, wenn auch mit einem roheren aber mächtigen Talent ausgestattete Eugen Sue müssen hier genannt werden.

Und als anfeuernde und als warnende, zujauchzende und prüfende Begleiter schritten neben dieser glänzenden Schaar der Pegasusberittenen zu Fuß daher die Kritiker: der verständnißvolle Sainte Beuvé, dessen feierliche Würde durch einen Zug von liebenswürdiger Ironie heiter gemildert wurde; der, selbst ein begabter Dichter, der Dichtung die vollste Empfänglichkeit entgegenbrachte; der knorrige und rücksichtslose, mit umfassenden Kenntnissen und einem scharfen durchdringenden Blick ausgestattete Gustav Planche, der in der richtigen Erkenntniß seiner poetischen Unzulänglichkeit selbst darauf verzichtet hatte, durch ein Gedicht zu rühren und sich deshalb auch von den Dichtungen der Andern nicht leicht rühren ließ; Jules Janin mit seinem heiteren gelehrten Geplauder; und hinter diesen Theophil Gautier, der die romantische „couleur" auch in dem buntscheckigen Stil seiner Kritiken zur Wahrheit zu machen suchte, anstatt des Dintenfasses eine Palette und anstatt der Feder einen Pinsel führte. Zuguterletzt, um auch einen vom schreienden Nachtrabe zu nennen, der ungezogene Bacquerie, der getreue Sancho Pansa Victor Hugos, das enfant terrible des Romantismus.

Der Kritik jener Tage, die, soweit sie ernsthaft in Betracht kommt, von ungewöhnlich unterrichteten und überwiegend wohlwollenden Leuten ausgeübt wurde, gebührt das große Verdienst, die Bedeutung der zeitgenössischen Schöpfungen sofort durchschaut, und dieselbe durch warmen Zuspruch ermuthigt zu haben. Selbst die schärfsten und unnachsichtigsten Kritiker bewahrten den Respect vor der geistigen Arbeit und faßten ihr Verhältniß den producirenden Kräften gegenüber nicht auf wie das, welches zwischen Vorgesetzten und Untergebenen besteht, geschweige denn wie ein feindseliges. Alle erachteten es für ihre Aufgabe, den Muth und die Zuversicht der jungen Dichter zu stählen und ihre Berechtigung neben den alten zu begründen. „Gebt Raum den Jungen!" Das „place aux jeunes" war ein weiteres Stichwort jener Tage.

Schon diese Anführung von Namen, die natürlich durchaus keinen Anspruch auf irgendwelche Vollständigkeit macht, zeigt den geistigen Reichthum Frankreichs zu Beginn der Julimonarchie. Schon diese Namen, die fast alle in demselben Augenblicke auftauchten, und deren Träger fast alle in demselben Alter stehen, — ihre Geburt fällt in den Anfang dieses Jahrhunderts; sie stehen somit beim Sturze des alten Regiments in der vollsten Frische der Jugend und begrüßen das neue in der überströmenden Kraft des beginnenden Mannesalters — schon diese Namen lassen die unendliche Verschiedenheit dieses heranwachsenden Geschlechts von dem früheren, das mit den Bourbonen dahingewelkt ist, erkennen. Wie jenes steril, schläfrig und laff, zaghaft und theilnahmlos geworden war, so war dieses productiv, aufgeweckt und feurig, tapfer und parteilich.

Auf uns, die wir heute dieses Schauspiel in den dreißiger Jahren schon aus einer gewissen Entfernung als objective Zuschauer betrachten, wirkt dasselbe erfreulich und erfrischend. Nicht so auf alle Diejenigen, die als Mitspieler daran betheiligt waren.

Es gab so Manchen, der mitten in dem hoffnungsvollen Emporstreben schwermüthig den Kopf hängen ließ, der, dieweil die Getrosten den Himmel zu stürmen sich unterfingen, in diesen Uebermüthigen nur bemitleidenswerthe Genossen des Icarus erblickte, der selbst traurig zurückblieb im Jammerthal und verzweifelte. Und es waren nicht die von Natur Feigen und nicht die Schwachen und Schlaffen; vielleicht waren es sogar gerade Diejenigen, die tiefer fühlten und empfindsamer waren, welche dieser Frühling schwermüthig stimmte.

Aus dem tollen Jubel heraus, der ringsum erscholl, vernahmen sie deutlich die klagenden Stimmen, denen sie als Jünglinge mit einem wollüstigen Schmerze gelauscht hatten: die Stimmen Renés, des jungen Werther und Manfreds — und es überkam sie wie der Ekel des Nüchternen beim Gelage trunkener Zecher. — Man nannte das „Weltschmerz".

Zu diesen gehörte Alfred de Musset.

Paul Linden.

*) Die vorzügliche Uebersetzung der Barbier'schen Jamben sind den „Fünf Büchern französischer Lyrik" entnommen, die uns Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold übermittelt haben. Stuttgart, Cotta, 1862.

Eine neue Biographie von D. F. Strauß.

„Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun" — das gilt nicht blos von dem, was Menschen schaffen, das gilt in eben so hohem Grade von dem Menschen selbst, als Object der Schöpfung, wenn die Natur einmal dabei ihr volles königliches Können eingesetzt und etwas von ihrer elementaren Gewalt an ihr Geschöpf abgegeben hat. Was ein solch' wohlgebornes Menschenkind hervorbringt, die Anregung, die von ihm ausgeht, erschöpft unser Interesse nicht; wir spüren über das Werk, das vor uns liegt, hinweg nach dem Menschen, der dahinter steht, und wollen sehen, wie eine über das gewöhnliche Maß hinausragende Persönlichkeit das Leben erfaßt und von ihm erfaßt wird. Heutzutage freilich, wo es unverhältnißmäßig mehr Kärrner als

Digitized by Google

Könige, mehr Kennen als Können gibt, ist dafür gesorgt, daß dieses an seinem Orte und in seinen Grenzen so berechtigte Bedürfniß erfüllt ist, auch wenn und wo es nicht zum Bewußtsein kommt; mit den Erlebnissen von Männern, deren schriftstellerische Thaten uns gleichgültig und eben so vergänglich sind wie sie selbst, werden wir bis in die kleinsten Details hinein behelligt, und es ist vielleicht gerade die Signatur eines echten und eingebornen Sohnes der Natur, daß er sich selbst hinter seinen Schöpfungen verbirgt und diese vorerst durch ihr eigenes Schwergewicht wirken lassen will. Bei dem Manne, dem die nachstehenden Zeilen gelten, bei D. F. Strauß, war das entschieden der Fall, und was das große Publicum während seinen Lebzeiten über ihn wußte, war zum überwiegenden Theile durch ein sehr trübes Medium, durch den Mund seiner lauten und lärmenden Gegner gegangen, die sich mit Vorliebe auf der Schattenseite seines Wesens aufhielten und bloszulegen suchten, was sie dort fanden, oder — zu finden vorgaben.

Um so dankenswerther ist es, daß hier die nachschaffende Thätigkeit, die uns das Lebensbild des großen Denkers erneuern, seinen Lebensweg vorführen soll, von Männern ergriffen worden ist, deren eigene Bedeutung gleichfalls über das Maß des Gewöhnlichen hinausragt. Zunächst war es Eduard Zeller, der sowohl durch seinen wissenschaftlichen Rang, als auch durch seine persönliche Stellung zu dem Dahingeschiedenen, dem er durch fast vier Decennien auf's Innigste verbunden war, vor Allen dazu berufen erschien, ihm gegenüber den ersten Tribut der Pietät abzutragen. In welch' vortrefflicher Weise er es gethan, ist bekannt. Wie einst, nach der biblischen Erzählung, die todten Gebeine des Propheten durch ihre Berührung Leben und Bewegung erweckten, so hat die liebevolle Hingebung an seinen Stoff Zeller zu einer Darstellung begeistert, so klar und durchsichtig in der Form, so fein und treffend in der Charakterzeichnung, daß sie ein würdiges Denkmal des Mannes geworden ist, der gerade auf dem Gebiete der Lebensschilderung als unübertroffener Meister unter den Neueren dasteht. Aber Zeller selbst hatte seine Schrift, die kurz nach dem Tode des Freundes erschienen war, nur einen ersten Umriß genannt und den Namen Biographie dafür abgelehnt.

In würdiger und willkommener Weise hat jetzt A. Hansrath, einer der hervorragendsten Vertreter der fortschrittlichen Theologie in Deutschland, die Arbeit aufgenommen und fortgeführt.*) Daß Hansrath dabei die Grenzen seiner Aufgabe weiter abgesteckt hat und uns mit dem Bilde von Strauß auch das der „Theologie seiner Zeit" bietet, liegt in der Natur der Sache; denn das Leben von Strauß ist, wie er ganz richtig sagt, „der Schlüssel zum Geheimniß der heutigen Theologie, in dem Rahmen derselben stellt sich, eine Weile wenigstens, die Geschichte der deutschen Theologie selbst dar", und wie man den Satz weiterführend kühn behaupten kann, in den einzelnen Abschnitten und Uebergängen derselben spiegeln sich auch die geschichtlichen Entwicklungsphasen der Theologie überhaupt im Kleinen ab. Zuerst das Stadium naiver, frommer Gläubigkeit, deren Wirkung auf das Geistesleben noch fortdauert, als sie selbst bereits das Abbröckeln der überkommenen Stützen gewahr wird und deshalb in dem Mysticismus eines Eschenmayer und Kerner neue zu finden bemüht ist. Oberflächliche Geister werden darin etwas Widerspruchvolles und Unerklärliches, tiefere Beobachter hingegen gewiß nur eine entschieden nothwendige Vorbedingung und Durchgangsphase erblicken. Wer zu fruchtbarer, über leeres Absprechen hinausgehender Kritik auf diesem Gebiete geeignet sein soll, muß selbst einmal die Religion als Thatsache warm und lebendig in sich erfahren, und so die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Quelle, aus welcher die Befriedigung eines ewigen Bedürfnisses der Menschheit fließt, blos gereinigt, allenfalls abgeleitet, aber gewiß nicht verschüttet werden darf. Bei alledem gewährt es ein eigenthümliches Interesse, von dem Manne, dessen letztes Vermächtniß an sein Volk „der alte und der neue Glaube" war, zurückzublicken auf den 19jährigen Jüngling, der, von gewaltigem Schauer erfaßt, vor der „Seherin von Prevorst" steht, durch das Erfassen ihrer Hand „sein ganzes Denken und Wesen ihrem Geistesblicke blosgelegt zu haben glaubt", und dem ihr Orakelwort „das Eigenthümliche seines Glaubens sei, daß er nie zum Unglauben werden könne", wohlthuend in die Ohren klingt. Auch an der Unduldsamkeit, die zu dem Gesammtbilde dieser Phase gehört, fehlt es nicht. „Wo er in der Debatte nur die leiseste Spur von Rationalismus zu bemerken glaubte, war er heftig absprechend und Alles hieß Heide und Türke, was ihm nicht in seine mondbeglänzten Zaubergärten folgte." Aber wie schwer es sei, in dem akademischen Leben aus der Raupe den Schmetterling zu erkennen, sollte sich auch hier bald wieder zeigen. Noch auf der Universität geschah der erste Schritt in das nächste Stadium: das der Vermittlung und Ausgleichung. Die Schleiermacher'sche Theologie, die damals alle denkenden Geister beschäftigte, und in dem Satze gipfelte, „daß alle Glaubenslehren zunächst nicht Aussagen über irgend ein Objectives, sondern nur über eine Bestimmtheit unseres frommen Gefühles seien", war wie ausersehen dazu, Strauß auf den neuen Standpunkt hinüberzuleiten. Alsbald verwandelte sich seine bisher erwiesene mystische Energie in die religiös kritische, die kein Dogma mehr unbesehen hinnahm, sondern jeden kirchlichen Satz darauf untersuchte, ob er wirklich einer nothwendigen Aussage unseres frommen Bewußtseins entspreche. Es ist übrigens selbstverständlich und liegt in den Gesetzen der geistigen Entwicklung, daß bei solchen Uebergängen das Gestern nicht urplötzlich vor dem Heute in Nichts versinkt, und so spinnen sich auch hier noch vielfach die Fäden der eingelebten Anschauung in das frisch sich bildende Gedankengewebe hinüber und überziehen das Neue und Werdende noch eine geraume Zeit hindurch mit der alten Färbung. Noch im Jahre 1828 geht Strauß daran, eine Preisaufgabe der theologischen Facultät zu lösen, in welcher er exegetisch und naturphilosophisch mit voller Ueberzeugung die Auferstehung der Todten beweist, und welche er auch später als Promotionsschrift benutzen will, obwohl ihm, seinem eigenen Geständnisse nach, schon „als er das letzte Punktum machte, klar geworden war, daß an der ganzen Sache nichts sei". Auch sonst läßt er sich durch die neugewonnene Erkenntniß in der herkömmlichen Ausübung seiner Berufspflichten nicht stören. In einer Predigt aus jener Zeit, die gedruckt vorliegt, spricht er sich gegen „die Weisheit dieser Welt aus, die ihre Flitter als Gold, ihr Glas als Edelsteine in den Bau des christlichen Glaubens einschieben möchte". Und als Vicar findet er sich mit der Nothwendigkeit, seiner Gemeinde gegenüber in Predigt und Lehre sich innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen zu bewegen, weit besser zurecht, als sein intimster Freund und Altersgenosse, der grübelnde Märklin. Die Hegel'sche Philosophie, die inzwischen als zweites revolutionäres Element in den Kreis seines Denkens eingetreten war, kam ihm dabei mit ihrer Unterscheidung zwischen „Begriff" und „Vorstellung" sehr zu Statten. Ist es Schuld der Beamten der Kirche, daß diese mit ihren Lehren und Sätzen in der niederen Sphäre der „Vorstellung" zu verharren sich gezwungen sieht, und ist es nicht, wenn man einmal zugeben muß, daß die reine „Idee" immer nur Wenigen zugänglich sein wird, ganz unwesentlich, in welcher faßbaren Einkleidungsform sie der Menge zugeführt wird? Der Weg aber, den der Geistliche zu gehen hat, ist ihm durch den Umstand, daß „ein beständiges Dünnerwerden der Kruste über den Köpfen der Menschheit nicht zu verkennen sei", deutlich genug vorgezeichnet.

Es sollte Strauß erspart bleiben, die Probe auf diese Anschauungen, mit denen er Märklins Scrupel zu beschwichtigen suchte, praktisch zu machen; denn seine geistliche Laufbahn erhielt durch die Berufung als Lehrer nach Maulbronn einen raschen und plötzlichen Abschluß. Mit welch' ungewöhnlichem Erfolge er dort und später als Repetent in Tübingen gewirkt hat, ist aus den begeisterten Schilderungen seiner Schüler bekannt. Aber auch hier trat die in unserem Universitätsleben so häufig wiederkehrende Erscheinung, daß Studenten und Ordinarien nur selten den gleichen Geschmack haben, bald zu Tage, und auch hier rächten

*) D. F. Strauß und die Theologie seiner Zeit von Dr. A. Hansrath. 1. Theil. Heidelberg 1876.

Digitized by Google

sich die letzteren für die Abstoßung, die sie auf das Auditorium ausübten, dadurch, daß sie keine unzünftige Anziehungskraft neben sich duldeten. Strauß mußte die Vorlesungen bald aufgeben; die Frucht der ihm aufgenöthigten Muße war — der erste Theil des „Leben Jesu", für das er zum Behufe seiner Vorlesungen schon seit lange die Materialien zusammengetragen hatte. Für die Gestaltung seines weiteren Lebensganges waren mit dieser wissenschaftlichen That die Würfel gefallen. Statt ihn nach dem glänzenden Erfolge seiner Vorlesungen zum Professor der Philosophie zu machen, hatte man ihn in die Theologie getrieben, um ihn jetzt zu einer andern Thüre aus dieser hinauszuschieben. Daß man Strauß zu einem Lehramt an der theologischen Facultät fortan für ungeeignet hielt, werden wir heute bei ruhiger Erwägung gewiß natürlich und berechtigt finden. Um seine Erbitterung darüber zu begreifen, muß man bedenken, daß damals der Rationalismus geduldet war, und Männer, die mit Beseitigung des Wunderglaubens alle biblischen Erzählungen auf natürlichem Wege erklärten, auf Kanzel und Katheder ungestört wirkten. Aber bei der ungemessenen Verachtung, mit der Strauß dieser Richtung entgegentrat, übersah er eben, daß auch die scharfblickenden Vertreter der Orthodoxie über die Ungefährlichkeit einer Auffassung, die das Gemüth abstößt und den Verstand nicht befriedigt, ebenso im Klaren waren, als sie das Gefahrdrohende seines Weges sofort erkannten.

Wenn man einmal, wie das die Rationalisten thaten, die Erzählungen der Bibel als historische Thatsachen gelten läßt, so ist die Art des Pragmatismus, den man hineinbringt, ziemlich gleichgültig. Mit dem Glauben beispielsweise, daß die Israeliten auf wunderbare Weise durch's rothe Meer geführt worden sind, wird ja dem Verstande entschieden nicht mehr zugemuthet, als mit der Annahme, daß 600,000 Männer sammt den zu ihnen gehörenden Familien und Heerden während einer einzigen Ebbezeit einen schmalen Meeresstreifen passirt haben sollen. Auf dieser dürren Steppe war ein längeres Verweilen unmöglich, und wer sich nicht weiter hinauswagte, der mußte bald zu den saftigen Triften des Supranaturalismus zurückkehren. Ganz anders war es mit der Mythentheorie, die Strauß jetzt zum ersten Mal auf die Evangelien anwandte. Und dazu noch die Art, wie er es that! „In der Nothwendigkeit des Verfahrens," erzählt ein Zeitgenosse, „das sich hier wie ein Naturproceß vollzog, in dieser affectlosen Objectivität lag das Imponirende oder vielleicht richtiger das Erschreckende des Buches. Es stand mit der harten Gleichgültigkeit des Schicksals da, es war die Schlußrechnung gezogen in der Kritik der evangelischen Geschichte, und die Inventur lautete auf: Bankrott. Darum war die Wirkung dieses Werkes eine so ungeheure. Ein elektrischer Schlag durchzuckte die ganze deutsche Theologie." Ein berühmter Professor pflegte später im Colleg zu erzählen, wie das Buch als eine Art neuer Entscheidung, ob man mit gutem Gewissen im Amt bleiben dürfe, an jeden ernstdenkenden Theologen herangetreten sei, und wie er es mit Herzklopfen zur Hand genommen, als er es auf seinem Schreibtische vorfand.

Das Alles muß man sich vergegenwärtigen, um die unversöhnliche Haltung seiner ehrlichen Gegner zu begreifen. Der Korybantenlärm, den die andern schlugen, bedarf einer solchen Erklärung nicht. „Galt es doch", wie Baur berichtet, „in allen deutschen Staaten als die beste Empfehlung für den Staats- und Kirchendienst, sich durch ein offenes Zeugniß gegen Strauß'sche Ansichten zu verwahren", und Strauß selbst durfte mit Recht 25 Jahre später sagen, daß eigentlich seine Gegner das Jubiläum seines Buches feiern sollten, da es ihnen zuerst zu allerlei hübschen Gedanken und dann zu Amt und Würde verholfen, während es ihm selbst viel Böses gethan habe. „Es hat mich", ruft er bei dieser Gelegenheit aus, „von der öffentlichen Lehrthätigkeit ausgeschlossen, zu der ich Lust, vielleicht auch Talent besaß, es hat mich aus natürlichen Verhältnissen herausgerissen und meinen Lebensgang einsam gemacht." Durch all' die resignirte Ruhe, die über diese Worte ausgegossen ist, fühlt man die schweren Kämpfe noch nachzittern, die Strauß auf dem Wege dahin durchgemacht hat. Zwei Triebe waren in seinem Innern herrschend, die gewöhnlich einander ausschließen und deren Verbindung ein tragisches Lebensschicksal herbeiführen mußte. Dort der unbesiegbare kritische Wahrheitstrieb, der es ihm unmöglich machte, Erkanntes zu verschweigen, so klar er auch die Gefahren des Redens vor sich sieht; hier der seinem kleinbürgerlichen Wesen entstammende Drang nach einer festen Lebensstellung, nach Einordnung in eine sociale Lebenssphäre, die tiefe Sehnsucht, von dem „Ketzergefühl", das wie ein drückender Alp auf ihm lastet, sich befreit zu sehen. Dieser Stimmung verdanken einige Abänderungen, die er in der 3. Ausgabe des „Leben Jesu" vornahm, verdankt auch die schöne Schrift „Ueber Vergängliches und Bleibendes im Christenthum" ihre Entstehung. Strauß wollte neben dem „Nein" auch das „Ja" laut werden lassen und zeigen, daß er nicht blos der Geist sei, der stets verneine. Daß er in der Hauptsache seinen früheren Standpunkt beibehielt, sich überhaupt in keiner Weise untreu wurde, braucht eben so wenig gesagt zu werden, als daß ihm so engbegrenzte Concessionen bei seinen Gegnern nichts halfen, wie er bald genug aus Anlaß seiner Berufung nach Zürich erfahren sollte. Diese war hauptsächlich durch die Bemühungen des bekannten Theologen Hitzig, dessen Rechtsgefühl durch die Behandlung von Strauß in Tübingen tief beleidigt worden war, nach schweren Kämpfen endlich „im Princip" durchgesetzt worden. Aber was vermochte der eine, wenn auch noch so tapfere und bedeutende Mann, dessen Anhänger überdies von ganz anderen Motiven geleitet waren, als er selbst, gegen die Legion der Gegner, die in der Wahl der Mittel sich über jede Schranke hinwegsetzten? Den mit beispielloser Heftigkeit ausgeführten literarischen Aufstand, den diese angestiftet hatten, konnte man ignoriren; dem Wüthen des bewaffneten Landvolkes, das von seinen Pastoren gegen die „Struße" geführt worden, und vor Blutvergießen nicht zurückgeschreckt war, mußte die Regierung nachgeben, und, da man die officielle Ernennung nicht zurücknehmen konnte, die Pensionirung aussprechen.

Die sehr eingehende Schilderung der angedeuteten Vorgänge und des Eindruckes, den sie auf Strauß hervorbrachten, mit welcher der vorliegende erste Band des Hansrath'schen Buches schließt, ist in hohem Grade fesselnd und dankenswerth. Nicht blos deshalb, weil der Verfasser wenig oder gar nicht bekannte Quellen benutzt hat und viele interessante Details bringt, sondern weil sie zu sehr lehrreichen Betrachtungen über den Lebensgang von Strauß Gelegenheit bietet. Die Partei nämlich, die für seine Berufung eingetreten war, war die radicale — heute würden wir sie die confus-radicale nennen —, und der Zweck, der sie dabei leitete, war einzig und allein der, „nach den bei ihm vorausgesetzten Grundsätzen das religiöse Leben des Cantons zu reorganisiren".

Mit welcher Klarheit sie dabei über Ziel und Mittel dachten, mögen zwei drastische Beispiele illustriren. Als man einen der Züricher Vorkämpfer für die Mythentheorie fragte, wie doch die einfachen Fischer und Zöllner so viele und großartige Mythen hätten erfinnen können, antwortete er rasch und unverzagt: „Das konnte ihnen nicht schwer werden, da sie den heiligen Geist hatten!" Und als man in den Mittelschulen für die bisher benutzten Lehrbücher neue einführte, da wurde für die Geographie eines gewählt, das bei der Beschreibung der einzelnen Confessionen, folgenden Passus enthielt: „Die Evangelischen beten im Allgemeinen nur einen Gott an; doch müssen hiervon die Frömmler oder Pietisten ausgenommen werden, welche drei Götter, Gott Vater, Gott Sohn und Gott den heiligen Geist anbeten!" Als Genossen dieser Partei nun denke man sich den Mann, der sein ganzes Leben hindurch in politischen Dingen auf der äußersten Rechten stand und auch in kirchlichen sich entschieden dagegen verwahrte, seinen Standpunkt von der Wissenschaft auf's Leben übertragen zu sehen! Wie rasch würden seine Anhänger enttäuscht worden, wie rasch von ihm abgefallen sein! Ob aber die Furcht vor dieser Eventualität die mächtigsten Instincte seines Wesens überwunden, oder ob, falls diese sich unbesiegbar gezeigt, der Wunsch, nicht wieder allein und excommunicirt dazustehen, ihn seinen bisherigen Gegnern näher gebracht und zu weiteren Concessionen gedrängt hätte, wer wollte das heute zu entscheiden wagen? Wie es auch gekommen wäre, zum Heile für Strauß und für die Wissenschaft wäre es gewiß nicht gewesen!

Digitized by Google

Er selbst hat das freilich nicht so angeschaut und den Schmerz über diese vereitelte Hoffnung nie verwunden; — wer wollte das auch dem mitten im Kampfgewühle stehenden Manne verargen? — aber eben so berechtigt ist auch die Nachwelt, wenn sie von dieser seiner Anschauung an eine ältere appellirt und auf eine Aeußerung zurückgreift, die er selbst lange zuvor, noch als er mit den Vorarbeiten zum „Leben Jesu" beschäftigt war, gethan hat. „Und das," so ruft er in einem Briefe mit sich selbst sprechend aus, „das willst du in Tübingen lesen? Und du glaubst nicht, daß dir der Hörsaal geschlossen wird? Ja, es ist wohl so etwas möglich, und ich bin oft recht traurig, daß Alles, was ich in der Theologie thun möchte, solche halsbrechende Arbeit ist. Aber ich kann es nicht ändern; auf irgend eine Weise muß dieser Stoff aus mir heraus gestaltet werden. Wir wollen es einstweilen Gott befehlen, der uns doch irgendwie eine Thüre für so etwas öffnen wird." Und hat er sie nicht geöffnet? Freilich nicht da, wo Strauß sie gesucht, aber der Weg, den sie ihm erschlossen, hat zu etwas unendlich Höherem geführt, als zu Amt und Würden: zu einer bleibenden Stätte im Herzen seines Volkes!

F. Hammerschlag.

Das Theaterschulwesen.

Ansichten und Entwürfe aus dem Nachlasse von Heinrich Marr.

(Schluß.)

Zum Abschluß des Unterrichtsplanes kommend, betone ich nur noch, daß, da der Schauspielkünstler innerhalb der Sphäre des Schönen mit freier Einbildungskraft thätig zu sein hat, er das Wirkliche nicht in sklavischer gemeiner Nachahmung wiedergeben, sondern dem Wirklichen eine künstlerische Bedeutung verleihen soll, ihm auch das Wesen der Aesthetik nicht fremd bleiben darf. Die Lehre vom Schönen, d. h. die Theorie der Kunst und Erklärung von Kunstausdrücken, muß ihm, wenn auch mehr andeutend als unterrichtend, beigebracht werden. So vorbereitet, Schritt für Schritt das zweckentsprechende Fundament gelegt, geht die Theaterschule nun zum letzten Lehrobject über, zur: scenischen Darstellung auf der eigens dazu errichteten Uebungsbühne, was also ein Rolleneinstudiren und Zusammenspielenlernen bedingt, wobei hauptsächlich zu beobachten ist, daß man die Zöglinge in den verschiedensten Fächern sich erproben läßt. Eine Methode, die den Schüler vor Einseitigkeit und Manierirtheit schützt, und dem Lehrer nach und nach über des Zöglings eigenartiges Rollenfach die Augen öffnen würde.

Das erste Jahr wäre durchweg nur als eine praktische Dressur auszunützen, und da ich zwei Jahre, aber zwei Jahre der angespanntesten Thätigkeit und des gewissenhaftesten Fleißes, als Studium feststelle (weil sich annehmen läßt, daß junge Menschen, die doch bereits die Kinderschuhe ausgezogen haben, dieser Auffassung beipflichten müssen), so würde ich folgende Unterrichtseintheilung treffen:

Erstes Jahr.

Auf dem sicheren festen Schritt beruht die Haltung der Gestalt:

1. militärisches Exerciren wöchentlich 4 Stunden, worunter ein Mal nach der Musik. Der Rhythmus nämlich löst die Schwerfälligkeit der Beine. Diese 4 Stunden wöchentlich sind ein Vierteljahr inne zu halten, nach diesem werden sie auf 2 Stunden herabgesetzt, weil alsdann anzufangen ist mit:
2. Geheübungen auf der Uebungsbühne. Die dramaturgischen Studien von F. L. Schmidt 2. Theil, über den Gang auf der Bühne, sind vorzüglich. Diese Geheübungen müssen gleichfalls das erste Vierteljahr 4 Stunden wöchentlich betrieben und nach diesem auf 2 Stunden beschränkt werden.
3. Tanzübungen, und zwar nur Menuett. J. G. Noverre, der berühmteste und kunstsinnig durchbildetste Balletmeister, der Ausgangs des 17. Jahrhunderts in Paris bei der Academie royale de musique die Stelle eines ersten Lehrers bekleidete und sich eben so tüchtig als Schriftsteller wie als Ausübender in dieser Kunst erwies, pflegte stets auszurufen: „que de choses dans un menuet". In der That enthält dieser Tanz, „der von den Grazien selbst erfunden zu sein scheint", alle Nüancen der Anmuth und des feinen Anstandes. Er ist eine praktische Studie für eine gebildete Haltung, für eine ästhetische Körperbewegung und formvolle Manieren. Wöchentlich 2 Stunden zu geben.
4. Mimisch-plastische Uebungen im Allgemeinen. Das erste Vierteljahr wöchentlich 3 Stunden. Nach diesem — da ich sie als eine Vorstudie für die Pantomimik betrachte — herabgesetzt auf 2 Stunden, und aufgenommen alsdann, im Großen und Ganzen, das Studium der:
5. Pantomimik, auf wöchentlich 2 Stunden berechnet. Diese Uebungen müssen gleich den Geheübungen auf der Uebungsbühne executirt werden, da der Schüler jetzt anzufangen hat, „den Raum, der ihm zu einer bestimmten Handlung angewiesen ist, berechnen zu lernen", wie weit er darin vor- und rückwärts schreiten darf u. s. w., denn für den Zweck des pantomimischen Studiums ist es unumgänglich nöthig, daß der Schulvorstand eigens dramatische Scenen erfindet, in welchen sich eine zusammenhängende Handlung ausspricht, die der lebendigen Menschengestalt Gelegenheit gibt, sich in charakteristischer Bedeutsamkeit mit Bestimmtheit und mannigfaltigem Wechsel plastisch zu offenbaren.
6. Ausbildung des Sprechorgans, des Tons und der Aussprache wöchentlich 4 Stunden. Dabei nehme ich aber an, daß man in einem halben Jahr mit Einschluß des Studiums der:
7. Metrik, auf die wöchentlich 1 Stunde fällt, so weit vorgeschritten ist, um alsdann anfangen zu können mit dem Studium der:
8. Rhetorik, wöchentlich 1 Stunde, und der:
9. Declamation, wöchentlich 1 Stunde. Vom Beginn des Schulbesuchs an wird ferner das Studium der:
10. Mythe betrieben, 1 Stunde wöchentlich, ferner das der:
11. deutschen Sprache, 2 Stunden wöchentlich, der:
12. Culturgeschichte, 2 Stunden wöchentlich, der:
13. Literaturgeschichte, 2 Stunden wöchentlich, der:
14. Theatergeschichte, 2 Stunden wöchentlich.

Nach dieser Auffassung hätten die Zöglinge der Theaterschule im letzten Semester des ersten Unterrichtsjahres eine Arbeitszeit von 26 Stunden wöchentlich inne zu halten, wobei ich noch bemerke, daß sie im Interesse ihrer eigenen Ausbildung die öffentlichen Theatervorstellungen und wissenschaftlichen Vorlesungen zu besuchen haben, eine Vergünstigung, um die der Schulvorstand bei den betreffenden Behörden nachzusuchen hat. So angespannt die Thätigkeit der Schüler auch in Scene gesetzt zu sein scheint, es scheint nur so. Eine energische Arbeitseintheilung allein schützt die jungen Zöglinge, die hauptsächlich mit der Einbildungskraft schaffen müssen, vor einem willkürlichen und schrankenlosen Sichgehenlassen, und tüchtigt sie für eine pflichttreue und gewissenhafte Ausübung ihres Berufes. Auch rechne ich dabei mit einigem Raffinement auf den persönlichen Ehrgeiz, der hier in anregender Weise erwachen dürfte, wo die Geschlechter beide gleich von Anfang an den Schulunterricht gemeinsam genießen. Da sie einmal in ihrem Beruf tagtäglich, von Angesicht zu Angesicht mit einander und neben einander wirken müssen, soll man es nicht verabsäumen, sie frühzeitig daran zu gewöhnen. Je ernster ihr gegenseitiges Thun und Treiben sich zu äußern hat, desto bewußter werden sie sich gegenüberstehen lernen. Ja, im Wettkampf mit Fleiß und Streben auf ihre Carriere sich vorbereitend, wird Eins das Andere vielleicht noch obendrein im Wachsen und Werden seines Talentes impulsgebend belauschen lernen.

Digitized by Google

Zum zweiten, also letzten Schuljahr übergehend würde sich nach meiner Ansicht der Unterrichtsplan folgendermaßen zu gestalten haben:

1. Aesthetik 1 Stunde wöchentlich.
2. Metrik 1 Stunde wöchentlich.
3. Rhetorik 1 Stunde wöchentlich.
4. Declamation 3 Stunden wöchentlich.
5. Rolleneinstudiren 3 Stunden wöchentlich.
6. Zusammenspiel 4 Stunden wöchentlich.
7. Dramaturgisches Studium 2 Stunden wöchentlich. Zur theatralischen Grundsteinlegung empfehle ich speciell die praktisch-dramaturgischen Aphorismen von meinem Lehrmeister F. L. Schmidt und ferner die Vorlesung von Schröder, im III. Theil von Schröders Leben unter dem Titel: Auszüge aus Franz Riccobonis Vorschriften über die Kunst des Schauspielers, mit hinzugefügten Bemerkungen.
8. Literaturgeschichte 1 Stunde wöchentlich.
9. Culturgeschichte 1 Stunde wöchentlich.
10. Theatergeschichte 1 Stunde wöchentlich.

Praktische Uebungen.

11. Tanzübungen, d. h. Menuett, 1 Stunde wöchentlich.
12. Mimisch-plastische Uebungen im Allgemeinen, abwechselnd mit Pantomimik, 1 Stunde wöchentlich.

Für das männliche Geschlecht im letzten Jahr 1 Fechtstunde.

Im letzten Jahre also hätten die Zöglinge der Theaterschule wöchentlich nur 20 Stunden. Doch kämen die hinwegfallenden 6 des letzten halben Jahres im ersten Schuljahr dem Memoriren von Rollen zu Gute, da im letzten Jahre zur Darstellung von Stücken und Scenen übergegangen wird, die auf der Uebungsbühne alle 3 Wochen statt zu finden hat, damit die Zöglinge anfangen, sich in dem, was sie bis dahin executirten, zu concentriren. Hinsichtlich der Aufführung würde es sich in den ersten Monaten um einfache bürgerliche Vorstellungen handeln. Die Wirklichkeit der Begebenheiten und Zustände verlangt große Naturwahrheit, Detailmalerei und eine ausgeprägte Charakterisirung. Erst in der letzten Hälfte des Lehrcursus wäre ich für die höhere Tragödie, aus welcher man einzelne Scenen und Acte zur Aufführung brächte. Die theatralische Aufführung wieder verlangt ein Publicum, einen Zuschauerkreis. Es liegt in der Flüchtigkeit und dem Augenblicklichen des Sichtbaren und Hörbaren der Darstellungskunst, daß die Ausübenden, indem sie, wie im Fluge, Innerliches und Aeußerliches in einem erhöhten Geistesaufschwung geben, auch zugleich empfinden müssen, wie das Gegebene empfangen wird.

Den Zöglingen der Theaterschule kann kein anderes Publicum von Nutzen sein, als ein belehrendes. Von diesem Gesichtspunkt aus sind Zuschauer von Fach, Zuschauer von dramaturgischer und wissenschaftlicher Bildung herbei zu wünschen, Zuschauer, die nach beendeter Vorstellung in einen Tauschhandel von Ansichten mit den Lehrern und Schülern treten können, und durch ein offenes Urtheilen und Aussprechen über die Fehler und Vorzüge der einzelnen Talente von anspornender Aufmunterung, sogar von aufklärendem Aufschluß zu sein vermöchten. Damit habe ich kurz und bündig angedeutet, daß es meiner Auffassung total widerstrebt, dem herkömmlichen Brauch von öffentlichen Prüfungen und ostentatiösen Aufführungen Zugeständnisse zu machen.

Ich spreche speciell mit Hinweis auf die Zöglinge der Theaterschule. Diese haben im Gegensatz zu andern Kunstschulen, in die man erst eintreten darf, wenn man sich schon gewisse technische Elementarkenntnisse zu eigen gemacht, gerade mit dem technischen Elementarunterricht anzufangen, ihr Studium gestaltet sich äußerst primitiv, denn sie sollen das Gehen-, Stehen- und Sprechenlernen üben (weshalb ich nie von Etablirung einer dramatischen Hochschule reden würde).

Die Dressur ihrer körperlichen Individualität nimmt so viel Zeit in Anspruch, daß, sobald es im zweiten Jahr schon zur Beurtheilung ihrer künstlerischen Leistungen kommen soll, immer doch nichts weiter betont werden kann, als ihre talentirte Veranlagung, ihre höhere oder mindere Begabung. Keineswegs will ich aber noch verschweigen, daß ich jedem schöngeistigen und vornehmen Protections-Publikum, das bei solchen Prüfungsaufführungen stets eine tonangebende Rolle spielt, abhold bin. Denn was ist für die Sache durch dasselbe gewonnen? Im Gegentheil, die jungen aufkeimenden Talente laufen sogar Gefahr durch zu warm gespendetes Lob, aus dem Munde hochgestellter Persönlichkeiten, verwirrt, auch wohl anmaßend gemacht zu werden. Gebräuchen und Einrichtungen, welche das wahre Wesen der Dinge in ein falsches Licht stellen, soll man nicht das Wort reden, zumal, wo es sich um Einführung neuer Ideen handelt. Mit dem Zustandekommen einer Theaterschule werden ganz von selbst neue Verhältnisse und Zustände heranwachsen, die zu einer ethischen Klärung des Ganzen führen.

Aus diesem Grunde wünsche ich bei den Vorstellungen, die alle drei Wochen auf der Uebungsbühne der Theaterschule statt finden sollen, einen Zuschauerkreis herbei, der aus der Elite der Künstler- und Gelehrtenwelt bestehe. Was liegt wohl näher, als die jungen Zöglinge schon gleich im ersten Stadium ihrer künstlerischen Entwicklung mit den Elementen in Berührung zu bringen die ihnen wahlverwandt sind: mit Schauspielern, Malern, Musikern, dramatischen und dramaturgischen Schriftstellern, auch mit dem Lehrer- und Professorenstand, selbst wenn er abstract, vom Katheder-standpunkt urtheilen sollte. Würde dies Bemühen der Theaterschule sich in Contact zu setzen mit den tonangebenden Mächten der intelligenten Welt, nicht späterhin auch den Zwiespalt aufheben, der zwischen Schauspieldichter und Schauspielkünstler noch immer zum Nachtheil des künstlerischen Geistes im Theaterwesen besteht, ein Zwiespalt, der von Seiten des dramatischen Dichters hervorgerufen ist, welcher den Menschendarsteller als einen bloßen Copisten des Wirklichen bezeichnet, und ihm die schöpferische Kraft abspricht, aus sich selbst gestalten zu können!

Ein salomonisches Urtheil über diese Auffassungsweise fällt Eduard Devrient im 4. Bande seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Seite 188, indem er sagt: „Dieser Zwiespalt ist gleich dem immerwiederkehrenden Rangstreite zwischen beiden Geschlechtern der Menschen. Der männliche, befruchtende Geist der Poesie überhebt sich zu Zeiten über die austragende und gestaltende weibliche Kunst, die das eigentliche Leben hervorbringt, und nur die vollkommene Liebe und gegenseitige Hingebung bringt Versöhnung und höchste Schöpferkraft."

Daß die Theaterschule — aber nur in einer solchen umfassenden Totalität in's Leben gerufen — der öffentlichen Bühne nicht nur technisch, sondern auch zugleich geistig und künstlerisch, Anfänger überlieferte, Anfänger, die allmälig ihrem ganzen Stande dem Stempel einer höheren Geistescultur aufdrücken würden, liegt auf der Hand. Dies auf der Hand liegen ruft indeß eine andere wichtige Frage hervor, die Frage: würden so geistig bewußtvoll herangebildete Theaterzöglinge, sobald sie die Schule verlassen und einer öffentlichen Bühne Dienste zu leisten haben, für jede Bühne geeignet sein? Schwerlich! Keine wahrhaft sittlich und künstlerisch heranerzogene Persönlichkeit kann sich in eine niedere komödiantische Umgebung hineinbegeben. Aus diesem Grunde hat die Direction der Theaterbühne sich mit allen Bühnen Deutschlands in Verbindung zu setzen, die durch die Art und Weise ihrer Führung wenigstens den Willen bekunden, das Beste und Redlichste zu leisten. Diese Verbindung zielt einfach darauf hin: den jungen Anfängern, sobald sie aus der Schule entlassen sind, ihrer geprüften Darstellungsfähigkeit entsprechend, zugleich ein Engagement zu besorgen, natürlich, wie es für den Anfänger geziemend, für zweite, dritte Rollenfächer. Hiernach muß sich freilich das Princip Eingang verschaffen: daß der Director der Theaterschule alljährlich, wenn die Ferien eintreten (2 Monate lang) auf Reisen geht, um alle kleinen und großen Theater persönlich in Augenschein zu nehmen. Was etwa an bedeutsam talentirtem Nachwuchs sich zu erkennen gäbe, das müßte er der Theaterschule zuführen können, die auch über Stipendien zu verfügen haben soll, damit sie dem total Unbemittelten ein schnell helfender Protector werden kann. Bei der Laufbahn, die sich gerade einem genialen Schauspieler eröffnet, würde es nicht schwer halten, daß man späterhin auf eine Zurückerstattung der verausgabten Summe

Digitized by Google

cher rechnen könnte. Mit den Bühnenvorständen also in Wechselwirkung getreten, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die besseren unter ihnen für die Theaterschulfrage empfänglich zu stimmen sind, und sich schon ehrenhalber bereit finden werden, die Anfänger, deren sie bedürfen, der Theaterschule zu entnehmen. Hiermit wird ganz unabsichtlich der demoralisirenden „Theateragentur" Schach geboten, wie denn eine Reform nach der anderen nicht angebahnt, nein, ganz von selbst und natürlich geboten sich einschleichen wird durch den Schuleinfluß. Dieser wird, insofern der Vorstand im Verein mit allen Lehrern allwöchentlich zu conferiren hat, um sich darüber aufzuklären, was vielleicht abzuändern und umzugestalten, was weiter auszudehnen und fortzuspinnen wäre — allmälig zu einer solchen vergeistigenden Macht heranreifen, daß in letzter Instanz, aus diesem intellectuellen und planvoll organisirten Zusammenwirken, schließlich eine theatralische Behörde herauswachsen möchte, die, unter Obhut und in Verbindung mit dem Ministerium für Cultus und Unterricht, die Oberaufsicht über das gesammte deutsche Bühnenleben zu führen bekäme! Dann wäre die Schauspielkunst endlich zu einer staatlichen Bedeutung erhoben, eine moralische wie künstlerische Umwälzung im Großen und Ganzen in Sicht. Das Princip der Theaterfreiheit, das sich überhaupt von selbst bald ausleben und überleben wird, würde vom Programm gestrichen, und vielleicht, wie ich es im Jahre 1864 in einer Ausarbeitung an den Shakespeare-Verein zum Vorschlag brachte, ein Gesetz creirt: das den Communen (mit einem entsprechenden Zuschuß aus der Staatscasse) die Pflicht auferlegt, für die Erhaltung der Theater Sorge zu tragen. Es können sogar mehrere kleine Communen in Gemeinschaft treten und ihr Theater halten, sie haben dann aber auch gemeinschaftliche Verpflichtungen. Eine Commune, welche sich diesen Bestimmungen nicht fügen will, oder kann, hat nicht die Kraft, und somit auch nicht das Recht auf andere, gewerbsbetriebsame Art ein Theater zu besitzen.

Der Schlußsatz würde also zu lauten haben: alle höheren Reformen auf dem Gebiete des theatralischen Lebens können zu nichts führen, wenn die Ausübenden nicht die Bildung und sittliche Kraft besitzen, sie durchzuführen. Darum ist vorerst Hand anzulegen an die künstlerische und sittliche Erziehung des Schauspielerstandes durch die Schule.

Nachdem ich die Organisation derselben vom künstlerischen und sittlichen Standpunkte dargelegt, hätte ich noch die praktische Seite zu berühren. Der wichtigste Punkt ist zunächst der Geldpunkt. Einen bestimmten Kostenanschlag zu machen, wäre illusorisch. Bei allen Unternehmungen stellt es sich heraus, daß die Forderungen stets zu gering gegriffen werden. Vertrauen einflößend ist es jedenfalls, die Erfordernisse der Schule herzuzählen, damit geschulte Mathematiker hiernach ihre Berechnungen aufstellen können.

Die Schule bedarf:

1. Ein ihren Anforderungen entsprechendes Local, also Räumlichkeiten, die groß genug sind, um die verschiedenen Classenzimmer, Uebungssäle, wie auch Uebungstheater (das nicht zu winzig, zu dilettantisch sein darf) und sonstige erforderliche Beamtenwohnungen herrichten zu können.

2. Eine für den speciellen Schulbedarf zweckentsprechende Bibliothek, der sich vielleicht einst in späteren Zeiten ein theater-historisches Museum anreihen könnte.

3. Verschiedene Theaterapparate für die Uebungsstühne.

Zum Lehrerpersonal übergehend sind erforderlich:

1. Der Director der Anstalt. Er muß selbstredend ein Schauspieler sein, der theoretisch und praktisch durch seine Darstellungsweise bekundet, daß er seine Kunst künstlerisch zu behandeln weiß, daß er sich durchweg als Sach- und Fachverständiger zu führen vermag und sich in allen Vorkommnissen und Strebungen des Theaterlebens Einblick zu verschaffen wußte. Er muß den Mittelpunkt des Lehrerpersonals abgeben, das sich seinen widrigen Erfahrungen von der Schauspielkunst zu unterordnen und den eigenen Lehrton, sobald sich dieser zu abstract sollte, sinnlich anschaulicher anzuschlagen hätte. Viel in Anspruch genommen durch die schon bereits angeführten Verpflichtungen, welche ihm obliegen, hätte er sich aber doch an dem Unterricht in der theatralischen Declamation und in der Darstellungskunst im Allgemeinen zu betheiligen. Hierbei bemerke ich, daß ich für diesen Unterricht, d. h. hinsichtlich des Rolleneinstudirens, auch erfahrene und renommirte Schauspielerinnen verlange. Es ist nicht immer vortheilhaft, die Mädchen, besonders wenn sie eine gewisse geistige Schärfe besitzen, nur von Männern unterrichten zu lassen, was oft ein zu marquirtes Spiel hervorruft. Dieselbe Forderung stelle ich auch beim Unterricht des Tanzes, der Gebärdensprache und Pantomimik, auch hierin sollen Männer und Frauen gemeinschaftlich unterrichten, wie ich im Allgemeinen dann noch betone, daß ein Schüler nicht wie der andere unterrichtet werden kann, worüber Director und Lehrer sich miteinander zu berathen haben. Erforderlich sind weiter:

Ein Exercirmeister, ein Fechtmeister und sämmtliche Lehrer für die bereits oben angeführten Lehrobjecte wissenschaftlichen Charakters. Daß diese letzte Kategorie dem Schauspielerstande entlehnt werden könnte, daran zweifle ich. Der Schauspielerstand ist zu überwiegend autodidaktisch gebildet; auf wissenschaftlichem Gebiet wird der akademisch geschulte Lehrer, sobald er nämlich den Zweck der praktischen Bühnenkunst unverrückt vor Augen behält, stets der empfehlenswertheste bleiben. Wird die Idee, eine Theaterschule als Staatsinstitut begründen zu wollen, nur erst bekannt und das Lehrprogramm der Oeffentlichkeit übermittelt, so dürfte es sich in kurzer Zeit herausstellen, daß auch bezüglich der Rhetorik und des dramaturgischen Unterrichtes mancher hierfür Begabte sich besonders ausbilden würde. Noch einmal wiederhole ich es, neue Unternehmungen regen zu neuen Ideen an und machen instinctiv die geeigneten Persönlichkeiten auftauchen, welche im Stande sind, dieselben in's Dasein zu setzen.

Zum Schluß wäre noch die Honorarfrage der Schüler zu berühren. Nachdem ich von erfahrenen Lehrern darauf aufmerksam gemacht worden bin, daß ein unentgeltlicher Unterricht in den seltensten Fällen tüchtige Schüler stellt, lasse ich diesen Plan fallen, und beanspruche ein Honorar von jährlich 100 Thlr. Schüler, die dies nicht zahlen könnten, müßten sich verpflichten, sobald sie später ein Engagement angetreten haben, das restirende Honorar in bestimmten Raten abzuzahlen.

Hiermit hätte ich das Hauptsächlichste, ich will sagen: nur die Quintessenz eines Theaterschulplanes, der nach und nach, durch die verschiedenartigsten Erlebnisse und Beobachtungen in mir herangereift ist, zum Austrag gebracht. Es kommt darauf an, von welchem Parteistandpunkt man ihn auffaßt. Rom ist nicht in einem Tage erbaut, heißt ein alter Gemeinplatz, und zum Erbauen gehören Viele, denn nicht Einer, nein, erst eine Reihe von Sach- und Fachverständigen ist dazu erforderlich, um ein bestmöglichstes Ganze erstehen zu machen.

Herr Professor Dr. Gustav Floerke ist durch Krankheit zu unserm Bedauern verhindert, in dieser Nummer die Fortsetzung seiner Artikel über die Kunstausstellung zu geben.

Bibliographie.

Bergkrystalle. Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. I. Serie. Nov. und Erz. von Arthur Butter. (Bern, Haller.)

Jurien de la Gravière, La station du Levant. 2 Tomes. (Paris, E. Plon et Co.)

Mdme. Louise d'Alq, La science du monde. (Paris, Librairie de la famille.)

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".
Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von
Karl Goedeke und Julius Tittmann.
Achter und neunter Band.

Froschmeuseler. Von Georg Rollenhagen.

Zwei Theile. 8. Geh. 7 M. Geb. 9 M.

Rollenhagen's „Froschmeuseler", dieses humoristisch-didaktische Gedicht, das gleich bei seinem Erscheinen große Berühmtheit erlangte und anderthalb Jahrhunderte hindurch ein Lieblingsbuch des deutschen Volks gewesen, wird hier in zeitgemäßer, wohlfeiler Ausgabe der heutigen Generation zugeführt. Es gehört zu den Schätzen der deutschen Nationalliteratur und darf in keiner Büchersammlung fehlen.

Palleske. Schiller's Leben und Werke.

Neunte neu verbesserte Auflage.
2 Bände, 75 Bogen.
Preis geh. 5 M., geb. 6 M. 75 Pf.
Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Don Juan d'Austria.

Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 M.

Binnen Kurzem erscheint in unserm Verlage:

Das Bühnenfestspiel in Bayreuth.

Kritische Studie
von
Gustav Engel.
Preis 1 M.
E. A. Challier & Co. in Berlin.

Die
Fabrik von Heinrich Lemcke
in Bahrenfeld bei Hamburg
(Zollvereinsgebiet)
empfiehlt ihre feinen und hochfeinen, sowie
importirten Havanna- etc. Cigarren
in den Preisen von 36 bis 1000 M. pro Mille.
Preiscourante gratis und franco.
Verkauf an Private von 1/10 an.

Im Verlage von H. Hartung & Sohn in Leipzig erschien soeben:

ITALIA. Herausgegeben von **Karl Hillebrand.**

Band III. Preis: 8 M.

Soeben erschien:

Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege.

Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813
von
Wilhelm Oncken.
Erster Band.

29 Bogen. gr. 8. Preis brochirt 9 M.

Der Verfasser hat in diesem Werke unternommen, die bisher geheim gebliebene Geschichte der deutschen Politik des Jahres 1813, von welcher Gneisenau schrieb: „Die Nachwelt wird erstaunen, wenn dereinst die geheime Geschichte dieses Krieges erscheinen kann"; aus den Urkunden darzustellen. Seine Quellen sind die Akten des königlichen geheimen Staatsarchivs zu Berlin und des kaiserlich-königlichen Haus-, Hof- und Staatsarchivs zu Wien. Die ersteren waren bisher nur zum kleinsten Theil, die letzteren noch gar nicht benutzt, und gerade diese boten nach jeder Richtung ebenso überraschende als erschöpfende Aufschlüsse in ganz ungeahntem Reichthum dar. Ein Anhang enthält den Wortlaut ausgewählter Akten des österreichischen Archivs, die im Texte benutzt sind.

Der zweite (Schluß-) Band wird baldigst nachfolgen.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung
in Berlin.

Am 1. October beginnt das Abonnement auf

Deutsche Jugend.

Illustrirte Jugend- und Familienbibliothek in Monatheften.

Herausgegeben von
Julius Lohmeyer.
Unter künstlerischer Leitung von
Oscar Pletsch.

Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Das ausgezeichnete Jugendwerk, welches von hervorragenden pädagogischen Autoritäten und von Seiten des preußischen Unterrichts-Ministeriums als „Muster guter Jugendliteratur" empfohlen wird, veröffentlicht in dem jetzt beginnenden XI. Bande u. A. Original-Beiträge von Theod. Storm, A. W. Grube, F. v. Löper, Fr. Bodenstedt, Wern. Hahn, F. Lässler, Fel. Schmidt, Emil Frommel, J. Sturm, Fel. Bam, Herm. Schmid, W. Osterwald, J. Trojan u. a. mit Original-Zeichnungen von J. Thumm, W. Camphausen, W. Friedrich, L. Burger, G. Spangenberg, A. v. Heyden, E. Klimsch, Fr. Preller, J. v. Führich, F. Flinzer, O. Pletsch u. a.

Jedes Heft bringt Erzählungen, deutsche Sagen, Märchen, Biographien, Natur- und Charakterbilder, Humoristisches, Lieder, Räthsel und Verstandesübungen.

Die Bandausgabe empfiehlt sich als eine der gediegensten Weihnachtsgaben von dauerndem Werth. Pränumerations-Preis pr. Band von 6 Heften 6 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Die Gartenlaube

1 Mark 60 Pf.

Außer der Fortsetzung der im dritten Quartal begonnenen und mit so vielem Beifall aufgenommenen Erzählung:

„Vineta" von E. Werner, Verfasser von „Glück auf" — „Am Altar",

liegt für das vierte Quartal noch eine tief ergreifende Novelle:

„Er hat kein Herz"

vor, auf die wir im Voraus aufmerksam machen möchten. Außerdem eine Reihe interessanter belehrender und unterhaltender Artikel, deren Titelanzeige wir heute unterlassen.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in Leipzig.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Einbanddecken zum 9. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Fr. Wilh. Grunow und Theodor Thomas in Leipzig.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 31.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 21. October 1876. X. Band.

AP
30
.G275
v.10
no.43

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Fall Bauffremont-Bibesco. Von Bluntschli. — Gladstones Schrift. Von Karl Blind. I. II. — Gulyás und Halászlé. Plaudereien aus Ungarn. Von Karl Braun. — **Literatur und Kunst:** Stimmungsbilder. Nach Fr. Coppée von Emanuel Geibel. — Nach dreißig Jahren. Neue Dorfgeschichten von Berthold Auerbach. Besprochen von Paul Lindau. — Freiheit und Gleichheit. Von E. von Hartmann. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. II. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der Fall Bauffremont-Bibesco.

Zur Beleuchtung der Mängel unserer Rechtszustände.

Von Bluntschli.

Der Proceß Bauffremont-Bibesco nimmt das Interesse der juristischen gebildeten Welt in ungewöhnlichem Grade in Anspruch und hat bereits eine Menge von Schriften, französische, deutsche und italienische hervorgerufen, welche denselben von verschiedenen Standpunkten aus besprechen. In der That ist derselbe so reich an Fragen, welche in die verschiedensten Rechtsgebiete hineingreifen, das Völkerrecht, das internationale Privatrecht und das Staatsrecht, staatliches und kirchliches Eherecht und in die verschiedenen Systeme des ersteren in Frankreich und im deutschen Reich, in Preußen und in Altenburg, sogar in das Strafrecht, und die einzelnen Momente desselben sind oft so merkwürdig verwickelt, daß fast jeder Jurist demselben irgend eine neue Seite abgewinnt. — Bei der bekannten Neigung vieler Juristen zu scharfsinniger Unterscheidung und rücksichtsloser logischer Schlußfolgerung wird man sich nicht allzusehr verwundern, wenn zwölf Juristen, die den Fall gründlich behandeln, fünfzehn verschiedene Meinungen als vollbegründet kund geben.

Die juristischen Verwicklungen und Lösungen des Falles zu erörtern, scheint mir keine geeignete Aufgabe für diese Zeitschrift. Dagegen hat der Fall außer dem juristischen auch ein hohes menschliches und ethisches Interesse. Derselbe ist überdem sehr geeignet, die Mängel und Schäden unserer Rechtsgesetze und unserer Rechtspflege in recht grellem Lichte zu zeigen, und den Widerspruch zwischen dem Bedürfniß des Lebens und der starren und kalten Rechtsform als eine schreiende Dissonanz erklingen zu lassen, die durchaus eine versöhnende Lösung verlangt.

Ich habe, während ich mein Rechtsgutachten für die Prinzessin Bibesco ausarbeitete, in welchem ich vorzugsweise die staatsrechtliche und völkerrechtliche Seite der Sache mit durchschlagendem Erfolge behandelte, zugleich ein innerliches und moralisches Interesse für jene gewonnen. Diese zweite Seite der Sache wird auch den zahlreichen Lesern der „Gegenwart", die dem Juristenstreit nicht folgen können, beachtenswerth erscheinen. Ich werde dabei nur unzweifelhafte Thatsachen anführen und einige Bemerkungen daran knüpfen.

Die Prinzessin Bibesco gehört durch ihre Geburt einer vornehmen und reichen belgischen Adelsfamilie an. Sie ist die Tochter des Grafen Caramon-Chimay, der als Gesandter des Königs der Belgier eine diplomatische Stellung bekleidete. Sie vermählte sich mit einem französischen Officier, welcher ebenfalls einen der vornehmsten Namen besaß, dem Prinzen von Bauffremont. Ihr Stand, ihr Vermögen und ihr Geist berechtigten sie, in Paris eine bedeutende Rolle in der höchsten Gesellschaft zu übernehmen. Sie genoß allgemeiner und hoher Achtung bei Allen, die ihr nahe kamen.

Aber ihre Ehe, in welcher sie ihrem Gatten zwei Töchter gebar, wurde bald eine tief unglückliche. Ihr Gemahl kümmerte sich wenig um seine Familie und gab sich einem so zügellosen Leben hin, daß sie allen Glauben an die eheliche Treue desselben verlieren mußte, und sich vielfältig in ihrer Ehre gekränkt und verwundet fühlte. Die eheliche Gesinnung war auf beiden Seiten erstorben. Dennoch widersetzte sich der Mann auf's Aeußerste einer dauernden Trennung, welche die Frau begehrte.

Das französische Gesetz vom Jahre 1815, welches die freiere ursprüngliche Norm der Revolution und des Code Napoléon beseitigt und die ältere Satzung des canonischen Rechts hergestellt hatte, ließ eine Scheidung der Ehe nicht zu und gestattete nur eine dauernde bürgerliche Trennung. Dieses canonische Recht ist während des Mittelalters entstanden, d. h. zu einer Zeit, in welcher der eheloſe Stand für würdiger und heiliger geachtet wurde, als die Ehe und kirchliche und religiöse Vorschriften unbedenklich mit rechtlichen Zwangsmitteln durchgesetzt wurden. Ob dabei die Individuen traurig verkümmern und verderben, kümmerte das von eheloſen Geistlichen geschaffene Recht nichts. Auch wenn es klar ist, daß eine wirkliche Ehe gänzlich zerrüttet und das eheliche Zusammenleben unerträglich geworden ist, auch wenn die Fortdauer der bloßen Eheform nur schädlich wirkt auf die sogenannten Ehegatten, und statt ihr Lebensbedürfniß zu befriedigen dasselbe fortwährend mißachtet, beleidigt, verletzt, auch dann wird die ideale abstracte Form der Ehe festgehalten und die erlösende und befreiende, dem realen Zustand entsprechende Scheidung versagt. Sogar die ungenügende Trennung ist gegen den Widerspruch des einen, selbst des schuldigen Theils, nur schwer durchzuführen. Im Mittelalter suchte man die Härten dieses Rechts in einzelnen Fällen theils durch die Aufnahme unglücklicher Ehegatten in die Klöster, theils durch eine ziemlich leicht gewährte Nichtigerklärung der Ehe gelegentlich zu mildern. Auch diese Auswege sind heute meist verschlossen.

Mehr um ihrer Kinder willen als um ihrer selbst willen wagte die Prinzessin Bauffremont den schweren Kampf vor den Pariser Gerichten. Es ist das für eine fein fühlende Dame ein sehr bedenkliches Wagniß. Ihr stand nicht blos der vor-

Digitized by Google

nehme Gemahl entgegen, auch die französische Staatsanwaltschaft und ein so angesehener Jurist wie der gegenwärtige Präsident des französischen Ministeriums, Dufaure, widersetzten sich beharrlich und entschieden. Dennoch erreichte sie schließlich den Sieg. Die Ehe mit dem Prinzen Bauffremont wurde durch die Pariser Gerichte (Urtheil vom 1. August 1872) getrennt, und die Erziehung der beiden Töchter der Mutter zugesprochen. Es war dieser Ausgang sicher nicht möglich, wenn nicht der gute Ruf und die allgemeine Achtung für die Sache der Gattin und Mutter sehr entschieden gewirkt hätten und die Verschuldung des Gatten und Vaters erwiesen worden wäre.

Jetzt konnte sie ihren Wohnort selber wählen und ihr Vermögen in der Hauptsache selber verwalten. Aber völlig frei von der verhaßten Ehe war sie noch nicht. Die Fessel des französischen Gesetzes war noch an ihrem Fuße.

Da vernahm sie, in Preußen gäbe es ein besseres Recht. Die Gesetzgebung Friedrichs des Großen schützte die persönliche Freiheit getrennter Ehegatten, indem sie dieselben als geschiedene Ehegatten betrachtete und diesen die Wiederverheirathung gestattete. In Deutschland war es möglich, das Lebensglück neu zu finden, das in einer getrennten früheren Ehe in Frankreich verloren worden war.

Man hat ihr in Frankreich das sehr übel genommen, daß sie, die geborene Belgierin und angeheirathete Französin, sich der Herrschaft des französischen Gesetzes entzog, indem sie auswanderte und es als einen Verrath an der Würde Frankreichs erklärt, daß sie eine Deutsche wurde. Das Pariser Gericht erster Instanz hat denn geradezu die deutsche Naturalisation als nichtig und unwirksam erklärt. In einem leidenschaftlichen Berichte hat ein Beamter der französischen Botschaft in Berlin die Altenburger Regierung, welche die deutsche Naturalisation vollzog, scharf zu tadeln sich angemaßt. Hauptsächlich mit derartigen chauvinistischen Argumenten wurde die öffentliche Meinung in Paris gegen die Prinzessin aufgeregt.

Mir kommt, aufrichtig gesagt, dieser ganze Gesetzeseifer recht kindisch vor. Wir sind doch heute endlich so weit, daß wir die Menschen nicht mehr als Staatshörige ansehen dürfen. Die Freiheit der Auswanderung ist heute als Menschenrecht anerkannt. Weshalb sollte ein Mann oder eine Frau, dem die Einrichtungen und Gesetze eines Landes, dem er irgendwie angehört, so mißfallen, daß er vorzieht, auf seine Staatsangehörigkeit zu verzichten und sich einem andern Lande zuzuwenden, dessen Gesetze eher zu seinen Lebensbedürfnissen passen, verhindert sein, das zu thun? So wenig es des Staates würdig ist, einen Auswanderer wider dessen Willen festzuhalten, so wichtig und nothwendig ist diese persönliche Freiheit der Auswanderung.

Mein Gutachten hatte vornehmlich die Aufgabe, das Recht der deutschen Naturalisation nachzuweisen im Gegensatze zu dem Pariser Urtheil. Das ist denn auch vollständig gelungen. Der Appellhof von Paris hat in dieser Beziehung das erstinstanzliche Urtheil reformirt und anerkannt, daß die französischen Gerichte nicht competent seien, eine staatsrechtliche Handlung einer auswärtigen selbstständigen Regierung für nichtig zu erklären. Das Auswärtige Amt des deutschen Reichs hat die Gültigkeit und Wirksamkeit der deutschen Naturalisation in Sachsen-Altenburg ausdrücklich für den ganzen Umfang des deutschen Reichs anerkannt.

Als Deutsche hatte die Prinzessin ein Recht darauf, in ihren persönlichen Beziehungen die Wohlthaten des deutschen Rechts zu genießen. Als Deutsche konnte sie die Fessel des französischen Rechts abstreifen.

Noch während ihres schweren Kampfes hatte sie einen edeln ritterlich gesinnten Freund gefunden, welcher ihr seinen Beistand gewährte, den rumänischen Prinzen Georg Bibesco. Während des französisch-deutschen Krieges hatte sie kranke und verwundete Krieger aus beiden Heeren aufgenommen und gepflegt und bei dem deutschen Kaiser eine erfolgreiche Fürbitte für einige französische dem deutschen Kriegsgerichte verfallene Soldaten eingelegt. Der Prinz Bibesco hatte ebenfalls als französischer Officier an dem Kriege Theil genommen und war dann in deutsche Gefangenschaft gerathen. Hier gewann er ebenso das Vertrauen und die Freundschaft deutscher höherer Officiere, wie er fortwährend bei seinen Kameraden in der französischen Armee als ein kenntnißreicher, tapferer und vor Allem auf Ehre haltender Officier allgemein geachtet wurde.*)

Die beiden Naturen paßten zu einander. Aus der Freundschaft entwickelte sich die Liebe. Hatte die Prinzessin Bauffremont ihre Freiheit wieder erlangt, so war sie nicht zu tadeln, daß sie dem Zuge ihres Herzens folgte und sich mit dem Manne ehelich zu verbinden wünschte, zu dessen Charakter sie volles Vertrauen besaß und dessen Persönlichkeit mit der ihrigen harmonirte. Wenn es die Aufgabe des Rechts ist, das Leben der Menschen zu sichern und zu schützen und die Lebensbedürfnisse der Menschen, soweit der gemeinsame Friede und die gemeinsame Freiheit es verstatten und ermöglichen, zu befriedigen, so mußte es auch in diesem Falle die Aufgabe des Rechts sein, eine solche naturgemäße und für beide Personen segensreiche, ihr Leben fördernde Ehe zu schließen.

Das französische Gesetz von 1815 konnte diese Aufgabe nicht erfüllen. Es war nicht ein Schutz sondern ein Hemmniß des Lebens. Hoffentlich wird auch der Fall Bauffremont-Bibesco dazu beitragen, dieses illiberale Gesetz endlich zu verbessern.

Als eine Deutsche konnte die Prinzessin hoffen, die deutsche Freiheit zu genießen, welche zuerst Friedrich der Große und das preußische Landrecht erkannt und geschützt hatten. Obwohl der Form nach nur eine separirte Ehefrau hatte sie im Sinne des Landrechts die Rechte einer geschiedenen Frau und sie durfte eine zweite bessere Ehe schließen.

In derselben Zeit (Februar 1875) als sie dieses Ziel anstrebte, wurde die preußische Gesetzgebung geändert in der Weise und Richtung, welche nachher von dem seit dem 1. Januar 1876 eingeführten Reichsgesetz auf ganz Deutschland ausgedehnt wurden. Das Princip der persönlichen Freiheit eines Jeden, eine zweite Ehe nach der gerichtlichen Trennung der ersten Ehe zu schließen, wurde beibehalten, aber während das Landrecht diese Freiheit schon aus der fortwirkenden gerichtlichen Separation folgerte, nun die formale Rechtsregel ausgesprochen, daß dieselbe nicht sofort, sondern stufenweise dadurch erworben werde, daß separirte Ehegatten vorerst gerichtliche Scheidung begehren und ohne weitere Schwierigkeiten auf Grund der Separation erlangen sollen.

Diese Bedingung hat, wie die von Dr. Stölzel mitgetheilten Verhandlungen des Abgeordnetenhauses zeigen, lediglich eine formale Bedeutung. Sachlich sollte die hergebrachte Freiheit separirter Ehegatten, eine zweite Ehe zu schließen, nicht verkümmert, sondern auf ein größeres Gebiet ausgedehnt werden.

Nach dem Geiste dieser Gesetzgebung hatte die Prinzessin dieses Recht. Aber nun zeigte sich doch wieder ein juristisches Hinderniß, das umgangen werden mußte. Der Fall wurde dem preußischen Standesbeamten in Berlin vorgelegt, der denselben gründlich studirte und von allen Verhältnissen vollständig unterrichtet war. Dieser Beamte verstand es, dem Geiste des preußischen Rechts zu dienen, ohne die Formen zu mißachten. Nach seiner Meinung war er verpflichtet, die Prinzessin nicht mehr als Französin sondern als Deutsche zu betrachten, verpflichtet, alle aus den französischen Gesetzen gefolgerte Hindernisse einer zweiten Heirath als nicht mehr für die Prinzessin bindend zu beseitigen, verpflichtet, sie als Deutsche in ihrem Rechte zur Wiederverheirathung zu schützen. Er hatte die Ansicht, daß jene formale Vorschrift des neuen Gesetzes deshalb auf den Fall nicht anwendbar sei, weil es an einem competenten deutschen Gerichte fehle, welches die Scheidung aussprechen könne, anstatt der von dem französischen Gerichte ausgesprochenen Trennung, und daß eben darum der

*) Daran ist zu ermessen, wie verächtlich ihm die unbegreiflichen Angriffe des Professors Teichmann auf seine bonne foi erscheinen.

Digitized by Google

Grundsatz des alten Landrechts ausnahmsweise zur Anwendung komme, welcher von jener — hier unmöglichen — Bedingung Umgang nehme. So vollzog er wohl bewußt die Eheschließung.

Die in Preußen im Jahre 1875 eingeführte Aenderung der Gesetzgebung hatte in den sächsischen Herzogthümern damals noch keine Geltung. Das Reichsgesetz wurde erst am 1. Januar 1876 wirksam. In Sachsen-Weimar galt gesetzlich der ältere Grundsatz des preußischen Landrechts. In Sachsen-Coburg bestand zwar kein Gesetz, aber die Praxis folgte demselben Princip. In Sachsen-Altenburg war der Fall ebenfalls durch kein Gesetz geordnet; aber die Verwaltungsbehörden waren geneigt, den Fall ebenso zu betrachten und zu behandeln, wie in den andern Fürstenthümern. Das entsprach dem modernen Rechtsgefühl.

Wäre die Prinzessin in Sachsen-Weimar naturalisirt worden, so hätte ihre im October 1875 erfolgte Eheschließung unmöglich in Zweifel gezogen werden können, auch nicht von solchen Juristen, die nach dem Ausdrucke Bacons e vinculis ratiocinantur. Sie vertraute den Altenburger Behörden, die der freieren Ansicht huldigten und in wohlwollender Weise, aber dem Geiste des deutschen Rechts gemäß, die Rechtsregel auslegten.

Gewiß ist es ein seltsamer Rechtszustand, der durch den Conflict zweier Rechtssysteme geschaffen wurde. Nach französischem Rechte blieb der Prinz Bauffremont an die Ehe gebunden und konnte nicht eine andere Frau heirathen. Nach deutschem Recht war die Prinzessin Bauffremont frei geworden von ihrer früheren Ehe und konnte wieder heirathen.

Diesem Conflict kann nur abgeholfen werden durch eine Aenderung der Gesetze und auch das nur mit Erfolg, wenn die französische Gesetzgebung der individuellen Freiheit mehr als bisher Rechnung trägt. Bis dahin muß jeder die Consequenzen des Rechts tragen, dem er durch seine Nationalität angehört. Die einzige mögliche Rettung, die gegenwärtig möglich ist, liegt in dem Wechsel der Staatsangehörigkeit.

Viel schlimmer wäre aber ein Conflict innerhalb derselben Gesetzgebung, wie er durch eine formale und bureaukratische Behandlung der Gesetze, welche in der Schrift von Dr. Stölzel empfohlen wird, hervorgerufen würde. Hätte sich der Prinz Bauffremont, dessen Verschuldung die Trennung der Ehe herbeigeführt hat, in Deutschland naturalisiren lassen, so könnte er nach Stölzel in Deutschland die gerichtliche Scheidung erwirken und dann eine zweite Ehe schließen. Aber die unschuldige Prinzessin, obwohl eine Deutsche geworden, kann dennoch nach ihm in Deutschland weder eine Scheidung erwirken noch eine zweite Ehe schließen. Gegen eine solche Praxis empören sich doch das gesunde Rechtsgefühl und das Bewußtsein der Rechtsgleichheit, der Rechtseinheit und der sittlichen Gerechtigkeit. Wir sind in Deutschland einig, daß jedem Deutschen, gleichviel ob Mann oder Frau, dessen frühere Ehe dauernd getrennt wird, die Freiheit gewahrt werden soll, eine zweite Ehe zu schließen, je nach seinem Lebensbedürfniß. Die Reichsgesetzgebung wollte dieses Princip durchaus nicht in einzelnen Fällen außer Wirksamkeit setzen, sondern im Gegentheil zu allgemeinster Geltung bringen.

Um deswillen dürfen die Gesetze nicht in formalistischer Weise enge ausgelegt, sondern müssen im Geiste ihres Princips wohlwollend und frei angewendet werden. Der Conflict zwischen den Rechten verschiedener Völker und Staaten ist noch erträglich, ein Conflict zwischen der Praxis der Verwaltung und solchen Juristen, welche dem Geist des deutschen Rechts treu bleiben und die individuelle Freiheit achten auf der einen Seite, und andern Juristen, welche den Geist der Form opfern und diese Freiheit im einzelnen Fall unterdrücken auf der andern Seite, wäre unerträglich.

Inzwischen verlangte der Prinz Bauffremont von den Pariser Gerichten, daß die Naturalisation und die zweite Ehe der Prinzessin nichtig erklärt werden und das erstinstanzliche Gericht entsprach diesen Begehren. Es ist mir nie klar geworden, was der Prinz für ein Interesse zu dieser Verfolgung seiner früheren Gemahlin hatte. Nur das ist außer Zweifel, daß es nicht die Liebe sein kann, noch irgend ein Wunsch, die getrennte Ehe mit ihr zu erneuern. Man sollte denken, ein Mann in seiner Lage würde eine gewisse Beruhigung eher darin finden, nicht weiter an seine frühere Ehe erinnert zu werden.

Der Appellhof hat die Naturalisation anerkannt aber meines Erachtens inconsequent die zweite Ehe — freilich nur nach französischem Recht und für Frankreich — für nichtig erklärt. Hätte er die erste französische Ehe für den Prinzen als fortwirksam anerkannt, so wäre gegen das Urtheil nichts einzuwenden; aber über die deutsche Eheschließung zu urtheilen war das Pariser Gericht nicht competent.

Der Fall hat aber noch eine andere überaus schwierige und gefährliche Seite. Die Prinzessin ist nicht blos Gattin, sie ist auch Mutter und eine Mutter, die ihre Kinder liebt und für ihre Kinder sorgt. Aus erster Ehe hat sie zwei Töchter, die bei ihr wohnen und von ihr sorgfältig erzogen werden. In zweiter Ehe hat sie ihrem Gemahl ebenfalls eine Tochter geboren (August 1876).

Der Mutter ist nun die furchtbare Alternative gesetzt worden: entweder ihre Kinder aus erster Ehe einem französischen Kloster zur Erziehung zu übergeben, oder ihr bedeutendes in Frankreich liegendes Vermögen einzubüßen. Auch die Rücksicht auf das Kind zweiter Ehe hat ihre ernsten Sorgen. Hauptsächlich derartige Rücksichten werfen ein grelles Schlaglicht auf die unmotivirte Grausamkeit, mit welcher der frühere Gatte ohne ein eigenes sittliches Interesse seine frühere Gattin verfolgt. Edler und nützlicher für ihn wäre es, jede weitere Verfolgung einzustellen. Die Behörden würden dieselbe sicher nirgends von Amtswegen aufgreifen und fortsetzen.

Gladstones Schrift.

(„Die Bulgarischen Gräuel und die Orientalische Frage.")

Von **Karl Blind.**

I.

Dem gerechten Zorn über die Gräuel, deren Schauplatz im Mai dieses Jahres ein rumelischer Bezirk der europäischen Türkei war, hat Gladstone in seiner Schrift einen flammenden Ausdruck gegeben. Gewöhnlich spricht er, wenigstens im Parlament, in athemlos lang gewundenen Sätzen. Auch seine Schreibart ist meistens von verwirrend durchschachteltem Satzbau. Diesmal dagegen geht er kurz und scharf zu Werk; die Kraft des Unwillens hat seine Feder beschwingt. An einzelnen Stellen freilich glaubt man Victor Hugos Stimme zu hören — so sonderbar knapp platzen die Gegensätze aufeinander, und so wild jagt die Leidenschaft auf flatternder Mähne einher, unbekümmert um die Opfer ihrer Hufe.

Inmitten der Aufregung, die gegenwärtig einen großen Theil der englischen Bevölkerung durchzuckt, hat sich diese Schrift als ein wahres Zugstück erwiesen. Gewöhnlich ruhig und kalt, sorgsam nach allen Seiten hin erwägend, haut der Engländer in Zeiten der Bewegung leicht über die Schnur. Jeder Versuch des Widerspruchs oder des mäßigenden Einwirkens wird in solchen Fällen, zumal auf öffentlicher Versammlung, einfach erstickt. Man will die Ausdrücke des Unwillens so heiß wie möglich; man schmiedet das Eisen fast bis zum Zerspringen. Es ist, als käme hinter dem Angelsachsenstamme plötzlich eine andere Volksart hervor. Lange hält dieser Wirbelwind indessen gewöhnlich nicht an; bald kehrt der Engländer wieder zu sich selbst zurück. Bei einem Weltreiche, dessen Staatsmänner so mannigfache Rücksichten zu

Digitized by Google

nehmen haben, ist in der That die ruhige Abwägung der Maßregeln in einer Frage, wie die orientalische, das erste Erforderniß. Nach diesem Maße gemessen, fällt die Gladstone'sche Schrift unter den Strich der politischen Leistungen des großen französischen Dichters.

Wenn Gladstone ausruft, man könne vergeblich die Jahrbücher der Geschichte durchforschen, um auf ähnliche Gräuel zu stoßen, so vergißt er doch allzu sehr, daß nach dem bekannten Ausdrucke die Weltgeschichte die Schande des Menschengeschlechtes ist. Oder sind — um nur einige Beispiele aus den Jahrbüchern unseres Christenthums herauszugreifen — die massenhaften Ermordungen Wodan-gläubiger Sachsen unter dem Frankenkaiser Karl; ist die Feuerbestattung zahlloser Ketzer bei lebendigem Leibe; sind die Martern von Hunderttausenden unter den Händen der Inquisition; sind die Niedermetzelungen von Juden im Mittelalter; die Blutthaten der Spanier in Mexico; die teuflisch ausgesuchten Spitzfindigkeiten der Rache, die an Führern unseres Bauernkrieges einst genommen ward, keine Gräuel?

Vergißt Gladstone die Schrecken der Bartholomäusnacht, die Henkereien Albas, die Entsetzlichkeiten des dreißigjährigen Krieges, die beim lustigen Trunke verübten Mordthaten Peters I. von Rußland? Oder um von Allerneuestem zu reden: die kannibalischen Handlungen Haynaus, Windischgrätzs, Murawieffs und anderer Vertreter fürstlicher Tyrannei nach Niederwerfung der Volksbewegungen in Ungarn, Italien, Deutschland und Russisch-Polen? Vergißt er das Decemberverbrechen von Cartouche-Napoleon? Gedenkt er nicht des Wegblasens der Gefangenen von den Kanonen nach Besiegung des Sipoy-Aufstandes? des massenhaften Aufhängens unschuldiger Farbigen, des blutigen Auspeitschens von Frauen mit Pianodrähten auf Jamaica? der Pelissier'schen Höhlenausräucherungen in Kabylien? der von dem fürstlichen Abenteurer Maximilian in Mexico vollzogenen Hinrichtungen von Tausenden treuer Vertheidiger ihres Vaterlandes und seiner Verfassung?*)

Gladstone selbst hat nach Veröffentlichung seiner Schrift wohl gefühlt, daß er mit seiner erwähnten Behauptung etwas zu weit gegangen war. Wenigstens gedachte er, auf der Versammlung zu Blackheath, des Mordes von Glaecoe, der Schauderthaten englischer Truppen nach erfolgter Einnahme von Badajoz, des Wüthens englischer Behörden auf Kephalonia und auf dem westindischen Eilande unter dem Statthalter Eyre.

Sollen wir ihm indessen eine völlige Vergleichung mit den türkischen Gräueln liefern?

Er kann sie in Froudes „Die Engländer in Irland" finden. Für den gegenwärtigen Zweck ist dies Werk geradezu unanfechtbar. Der Verfasser vertritt so entschieden, ja so schroff wie nur möglich, das Recht und die Nothwendigkeit der Aufrechthaltung englischer Macht in Irland, die auch wir stets als dem Fortschritte zuträglich anerkannt haben und noch anerkennen. Nun denn, möge Gladstone bei Froude (S. 55) Folgendes über die Niederwerfung eines irischen Aufstandes durch die Königin Elisabeth lesen:

„Alles, was Leben hatte und wodurch der Aufstand sich erhalten konnte, wurde zerstört. Das Korn wurde in den Feldern verbrannt, das Vieh in's Lager getrieben und geschlachtet. Die waffenfähigen Männer standen unter ihrem Häuptling. Die Bejahrten und die Kranken, die Frauen und die Kinder kamen in den Flammen ihrer brennenden Hütten um. Die amtlichen Berichte dieses mörderischen Krieges weisen die Todten und Gehängten zu Zehntausenden auf. Verzeihung und Belohnung wurde denen angeboten, die ihre Genossen ermorden würden; und die blutigen Häupter bekannter Führer wurden sackweise hereingebracht, gegen Belohnung mit Land und Geld. Desmond wurde im Bette erstochen; sein Kopf wurde an einem Spieß auf der Londonbrücke aufgestellt. So wüst und öde war die Landschaft Munster geworden, daß das Brüllen einer Kuh oder das Pfeifen eines Ackerjungen nicht zu hören war von Valentia an bis zum Felsen Cashel."

So entsetzlich wurde das Land bei einem anderen Aufstande verwüstet, daß Eltern aus Noth ihre Kinder tödteten und aßen. An einem Orte fand man drei elende kleine Wesen, die sich von ihrer todten Mutter nährten. Die Mahnungen der Priester halfen nicht mehr. Ueber die Aufständischen wird andererseits in einer Bittschrift an das englische Parlament aus jener Zeit berichtet, daß sie „viele Jungfrauen, wie auch Frauen vor dem Angesichte ihrer Gatten entehrt, desgleichen Kinder ergriffen und vor den Augen der Eltern die Köpfe derselben an der Mauer zerschmettert haben, daß das Gehirn emporspritzte". Sir John Temple schrieb: es hätten die Empörer „weder Geschlecht noch Alter geschont, auf's Barbarischste ihre Opfer gemordet, mit größerer Grausamkeit, als je Türken und Heiden anwandten". Protestantische Geistliche wurden aufgehängt, dann schnitt man ihnen die Köpfe ab, und viertheilte sie. „Viele Frauen derselben wurden vor einer Menge von Zuschauern entehrt, indem sie zuerst nackt ausgezogen und dem Hohne preisgegeben wurden. Nachher schickte man sie in so schmachvoller Weise ihres Weges, daß die meisten vor Gram starben."

Doch genug davon! Das Scheußlichste sei hier verschwiegen, wie damals beim lebendigen Rösten von Gefangenen verfahren wurde. Wenn jetzt gleich viehische, nein satanische Thaten noch in unserem Jahrhundert von dem asiatischen Pöbel der Türkei verübt wurden, so muß leider zur Steuer der Wahrheit gesagt werden, daß selbst in den Aufständen der slavisch-rumänischen Vendée, während des ungarischen Befreiungskampfes von 1848—1849, die scheußlichsten Auftritte spielten, vor denen die Menschlichkeit ihr Antlitz zu verhüllen hatte. Ja, aus den Berichten des „Pester Lloyd", sogar aus sonst slavenfreundlichen Quellen erfahren wir, daß auch im jetzigen Kriege auf serbisch-montenegrinischer Seite Schandthaten vorgefallen sind, und von den Helden des Schwarzen Berges fortwährend gegen wehrlose Verwundete verübt werden, wie wir sie sonst nur aus den älteren Schilderungen americanischer Rothhäute kennen.

*) Beiläufig gesagt, könnte Gladstone, der gern Shakespeare'sche Worte zur Kennzeichnung türkischer Grausamkeit anführt, auch in Shakespeares „König Heinrich V." eine sonderbare Beleuchtung der Angabe finden, es gebe kein Gegenstück zu der ottomanischen Vertilgungswuth. Der Dichter läßt den englischen König sagen: —

. . . . So wahr ich ein Soldat:
Fang' ich noch einmal das Beschießen an,
So lass' ich nicht das halb zerstörte Harfleur,
Bis es in seiner Asche liegt begraben.
Der Gnade Pforten will ich alle schließen;
Der eingefleischte Krieger, rauhes Herzens,
Soll schwärmen, sein Gewissen höllenweit,
In Freiheit blut'ger Hand, und mäh'n, wie Gras,
Die holden Jungfrau'n und die blühn'den Kinder.
Was ist es mir denn, wenn ruchloser Krieg,
Im Flammenschmucke, wie der Bösen Fürst,
Beschmiert im Antlitz, alle grausen Thaten
Der Plünderung und der Verheerung übt?
Was ist es mir, wenn ihr es selbst verschuldet,
Daß eure reinen Jungfrau'n in die Hand
Der zwingenden und glüh'nden Nothzucht fallen? . . . .
. . . . Drum, ihr von Harfleur,
Habt Mitleid mit der Stadt und eurem Volk . . . .
Wo nicht, erwartet augenblicks besudelt
Zu sehn vom blinden, blutigen Soldaten
Die Locken eurer gellend schrei'nden Töchter;
Am Silberbart ergriffen eure Väter,
Ihr würdig Haupt zerschmettert an die Wand;
Gespießt auf Piken eure nackten Kinder,
Indeß der Mütter rasendes Geheul
Die Wolken theilt.

(Aufzug III, 3. Auftritt.)

Digitized by Google

II.

Ist der Geschichtskenner, ist der Staatsmann Gladstone darnach berechtigt, die ganze türkische Nation als die „Eine große menschenfeindliche Abart des Menschengeschlechtes" zu bezeichnen? Was soll uns diese neue Kreuzfahrerswuth? Wäre der genannte Ausdruck wahr, müßten da nicht Christ und Türke den Ausrottungskrieg beginnen?

Im Gegensatz zu den Türken sagt Gladstone von anderen mohammedanischen Völkern: „Es liegt hier nicht blos die Frage des Mohammedanerthums vor, sondern des Mohammedanerthums in Verbindung mit dem eigenthümlichen Wesen eines gewissen Volksstammes. Wir haben nicht die milden (?) Mohammedaner Indiens vor uns, noch die ritterlichen Saladine Syriens, noch die gebildeten Mauren Spaniens. Von dem dunkeln Tage an, wo die Türken zuerst nach Europa kamen, waren sie die eine große menschenfeindliche Abart des Menschengeschlechtes .... Zur Richtschnur ihres Lebens haben sie einen unbarmherzigen Verhängnißglauben; als Belohnung im Jenseits ein sinnliches Paradies."

Wie? der Schicksalsglaube wäre den Türken allein eigen? Es hätte also unter Griechen, Römern, Germanen und anderen Völkern keine Heimarmene und Ananke, kein Fatum, keinen Glauben an ein dunkles Verhängniß, vor dem sogar die Asenwelt einst in der Götterdämmerung dahinsinkt, gegeben? Und ein sinnliches Paradies gäbe es nur bei den Türken?

Hat Gladstone, der Kenner der Gottesgelehrsamkeit, alle heiligen Schriften so schlecht gelesen? War nicht er es, der Moody und Sankey eine Empfehlung an die Schule zu Eton gab? — demselben Moody, der den Gläubigen das gröbstsinnliche Paradies ausmalt; in dessen geistlichen Liedern das „Bankett", die „Festhalle", der „Becher", die „zur Wonne winkenden Engelein", die „goldgepflasterten Straßen, in denen lauter Saitenklang ertönt", und sonstige Lieblichkeiten eine so große Rolle spielen; nicht zu reden von der „Lust", die Moodys Gläubige empfinden, wenn sie „von den Mauern des himmlischen Jerusalem auf die im ewigen Höllenfeuer sich Windenden herabblicken"!!

„Glaubte ich nicht daran" — sagte Moody einmal hier in einer jener Kapuzinaden, zu der auch der hohe Adel und der Hof gelegentlich Zuhörer stellten — „so würde ich morgen meinen Mantelsack packen und nach America zurückreisen." (Als ob es nämlich dort auf die betreffende Theologie gar nicht ankäme!) Und Gladstone, der auch unter den Hörern und Verehrern Moodys war, der sogar den, am Geiste des classischen Alterthums genährten Jungen zu Eton diese Syrupmuckerei, diese Schwefel- und Pechpredigten und diesen knüppelhaften Kanzelhumor einträufen wollte — Gladstone meint in der That, das sinnliche Paradies sei eine Erfindung des Handelsreisenden von Mekka gewesen und von den Türken allein als Lehre beibehalten worden? Die Meinung ist ebenso richtig, wie die, daß die indischen Mohammedaner sich durch Milde ausgezeichnet hätten, oder daß unter den Türken „die kriegerische Tapferkeit zerfallen" sei. Wäre letzteres war, so gäbe es wohl längst keine orientalische Frage mehr.

Durch solche übertriebene, geschichtlich unhaltbare, sogar von den Tagesereignissen widerlegte Behauptungen wird nichts gewonnen. Rußland, dessen Geschichte eine der gräuelvollsten ist, mag davon augenblicklich Nutzen ziehen. Einem englischen Staatsmann aber ziemt es am wenigsten, die Scheußlichkeiten, die unter einer Mischbevölkerung von Bulgaren und Türken vorkamen, dadurch strafen zu wollen, daß er so zu sagen das Zeichen gibt zu einem Krieg bis auf's Messer zwischen Europa und der gesammten türkischen Nation. Von den slavischen Sendlingen, die einen Aufstand unter dem Bulgarenvolke anzuregen suchten, sind nachweislich die ersten Gräuelthaten der entsetzlichsten Art begangen worden. Earl Russell, der ganz auf Seite Rußlands getreten ist, hat in einem neuen Briefe selbst anerkannt, daß jene Aufstandsführer „im Beginn ihren Antheil an jenen Schreckensthaten hatten". Gewiß ändert dies nichts an der Scheußlichkeit der späteren Vorkommnisse. Doch ist dieser Punkt im Auge zu behalten, soll den außerhalb dieser barbarischen Kämpfe Stehenden nicht die Urtheilskraft getrübt werden. Wohl darf man fragen, wie dies soeben ein ehemaliges Mitglied der Gladstone'schen Regierung, Herr Grant Duff, that, der bislang ganz auf Seite der Gegner der Türkei stand: ob eine selbstständig von den Bulgaren gebildete Verwaltung unter jetzigen Verhältnissen auch nur halbwegs so haltbare Zustände schaffen würde, wie sie gegenwärtig dort bestehen?

Gladstones Schrift befürwortet die Selbstregierung sowohl für Bulgarien, wie für Bosnien und die Herzegowina. Auffallend genug, bemerkt er dabei mit keiner Silbe, daß die Hauptgräuel, zu deren Sühne er diesen Vorschlag macht, in einem zwar von Bulgaren und Türken gemischt bewohnten Bezirke*), nicht aber in Bulgarien selbst vorkamen. Das Gebiet um Tatar-Bazardjyk und Philippopel liegt nicht in Bulgarien, sondern in Rumelien! Also auch hier zeichnet sich Gladstone nicht durch Genauigkeit der Angaben aus. Er schlägt ein Heilmittel vor, das gar nicht paßt. Er will gewissermaßen den unrechten Zahn ausziehen.

Zur Empfehlung seines Vorschlags, Bulgarien der türkischen Verwaltung zu entziehen und auf sich selbst zu stellen, sagt Gladstone:

„Wir haben an dem Nachbarlande Rumänien einen Beweis, der nahezu schlagend wirkt. Seit zwanzig Jahren zahlt Rumänien der Pforte seinen Schoß und erkennt ihre Oberherrlichkeit an, genießt aber dabei vollkommene Selbstregierung. Für die Türkei bildet Rumänien einen wahren Schutzwall gegen die Möglichkeit eines Angriffes von Außen. Im Innern hat es ernstliche Schwierigkeiten überwunden in der Regelung der Beziehungen zwischen den einzelnen Ständen. Der Versuchung, an dem serbischen Kriege theilzunehmen, hat es widerstanden."

Sehr wahr. Aber warum erwähnt Gladstone nicht auch Serbiens, das der gleichen Selbstregierung genießt, dessen Stellung ganz dieselbe war, wie die Rumäniens? Der Vergleich floß gewissermaßen von selbst in die Spitze der Feder. Doch weislich hielt der Verfasser der Schrift über „die Bulgarischen Gräuel und die Orientalische Frage" ihn zurück, denn damit hätte er seine ganze Aufstellung zu nichte gemacht.

Serbiens Selbstständigkeit hat sich, wie man auch sonst über das Wünschbare einer solchen Stellung denken mag, jedenfalls nicht als eine Friedenspanacee erwiesen. Bulgariens Loslösung vom ottomanischen Reich wäre nicht blos das Vorspiel eines weiteren Krieges gegen die Regierung zu Constantinopel, sondern auch das Vorspiel, so wie die Dinge jetzt liegen, zur Vernichtung der von Gladstone so gerühmten Selbstregierung Rumäniens!

Mit der Bildung neuer slavischer Halbstaaten, mit der Errichtung eines Bulgarenreiches, sucht nämlich Rußland sowohl die Türkei in die Enge zu treiben, wie auch Rumänien, das ihm unbequem im Wege liegt, zwischen zwei Keilen zu erdrücken. Seit Peter I. mit den Hospodaren der Moldau und der Wallachei in Verträge eintrat, durch die sie vom Sultan unabhängig erklärt und für immer unter die russische Schutzherrschaft gestellt werden sollten, war es das unablässige Bestreben Rußlands, die Donaufürstenthümer von der Türkei hinweg, sich selbst aber zuzutreiben. Im Moskowiterreiche, das schon solche Massen widerhaariger Stämme aufgesogen hat, denkt man von einem kleinen Volksthume, wie das rumänische, gering. Kann man nicht wegen Bluts- oder Sprachverwandtschaft einen Anspruch auf dasselbe erheben, so muß die Religion herhalten. Geht es mit der Religion nicht ganz, so wird ein pomphaftes Wort, wie z. B. „geschichtliche Bestimmung", gute Dienste leisten.

So sagt der in einer früheren Abhandlung schon erwähnte General Fadejeff: „Wenn ich von den Slaven spreche — ich meine damit die ganze, mit Rußland durch geschichtliche Bestimmung, Blutsverwandtschaft und Religion (!) verbundene

*) Siehe die Kiepert'sche Sprachkarte des europäischen Orients.

Digitized by Google

Gruppe — so dürfen wir in dieser großen Frage nicht die Griechen und Rumänen übergehen. Die letzteren insbesondere sind in die festgefügte, slavische Masse hineingewachsen und müssen das Schicksal derselben theilen ..... Niemand zweifelt, daß Rußland, wenn es einmal vorantritt, auch die Griechen nach sich ziehen wird .... Die Griechen müssen mit uns gehen, oder sie würden auf lange hinaus die Hälfte ihres Volkes in der Sklaverei verharren sehen. Die Rumänen müssen mit uns — oder sie werden vernichtet werden."

Da es mit der Vernichtung durch unmittelbaren Angriff nicht so leicht geht, so will sich Rußland an einem bulgarischen Staatswesen einen Bundesgenossen im Süden Rumäniens sichern, wie es einen solchen schon an Serbien besitzt. Die Rumänen wissen dies recht wohl. Darum geriethen sie auch nicht in die „Versuchung", an dem serbischen Kriege theilzunehmeu. Indem Gladstone diesen Zusammenhang nicht kennt oder verschweigt, wird der größte Theil seiner Ausführungen sofort hinfällig.

(Schluß folgt.)

Gulyás und Halászlé.

Plaudereien aus Ungarn.

Von **Karl Braun.**

„Oh, dieses Ungarn, dieses feuerspeiende Land!" rief ein Mitglied des internationalen Congresses für Statistik („Statistikoi Congreszus" sagen die Ungarn) mit einem vergnüglichen Seufzer, als wir von Temesvár nach Szegedin, d. h. von einem glänzenden Diner nach einem noch glänzenderen Souper, fuhren. Es war am 11. September 1876.

Feuerspeiend? fragte ich, meines Wissens findet sich nicht ein einziger Vulcan in all' diesen Ländern der Krone des heiligen Stephan.

„Ach was!" erwiderte Jener, „was will ein lumpiger Vulcan sagen, der nur zuweilen sein Feuer auswirft, und noch dazu blos in seinem engern Umkreis! Hier speit Alles Feuer und überall. Feuerspeiend sind die Speisen und die Getränke, die Halászlésuppe und das Gulyaschfleisch, der Erlauer und der Magyarader, der Czomborder und der Vischontoier, der Tokaier und der Mediascher. Feuer sprühen die Augen der Frauen, die Reden der Männer, die Nüstern der Pferde und die Musik der Zigeuner. Hier lebt man im Feuer, wie ein Salamander."

Und er hatte Recht. Wenn die Ungarn im Weingenuß nicht in der That viel mäßiger wären als wir Deutschen, dann könnte man auf die Vermuthung kommen, sie essen nicht, um satt zu werden, sondern um desto besser trinken zu können. Denn ihre Nationalgerichte, wie das Gulyaschfleisch, die Fischsuppe und das Paprikahuhn, sind so stark gewürzt, daß man sich nach deren Genuß des Durstes kaum erwehren kann; und ihre besseren Weine sind wieder alle so schwer, daß man vorsichtig mit ihnen umgehen muß. Der vornehme Magyar thut dies. Er theilt seinen Wein in zwei Kategorien: in „Tischweine" und in „Bratenweine". Die Tischweine pflegt er zu „wässern", wodurch sie ihre Herbe verlieren. Er wässert sie aber nicht im Keller und heimlich, sondern auf dem Tische und öffentlich. Er nimmt die Hälfte Wein und die Hälfte Wasser in sein Glas. Dies wird ihm erleichtert durch die vortrefflichen Mineralbrunnen, woran Ungarn so reich ist und unter welchen der Borszeger die erste Stelle einnimmt; neben den einheimischen Mineralwassern wird aber auch das deutsche Selters (der Berliner pflegt fälschlich „ein Selder" zu fordern) und das böhmische Gieshübel häufig getrunken. Die Bratenweine wässert der Ungar zwar nicht, aber er trinkt sie mit Vorsicht, etwa wie Liqueure oder wie Dessertweine. So verfahren die höheren Stände.

Dies schließt jedoch nicht aus, daß das eigentliche Volk gehörig trinkt, namentlich bei festlichen Gelegenheiten und bei den Wahlen. Wie im deutschen Reich ist auch in Ungarn fast immer irgend eine Wahl im Gange, sei es für den Bezirk, das Comitat oder den Reichstag. Dann geht es zu Roß und Wagen in Begleitung von fliegenden Fahnen, berittenen Banderien und musicirenden Zigeunern von Ort zu Ort, durch Gebirge und Pusztеn. Neben dem Redenhalten ist das Trinken die Hauptsache. Es ist noch nicht lange her, daß eine Wahl, bei der nicht einige Hundert Eimer Wein getrunken, und einige Menschen todt geblieben waren, für nicht ganz ordnungsmäßig verlaufen angesehen wurde; auch verursachte jede Wahl dem Candidaten mindestens einige Tausend Gulden Kosten. Wer sich des Näheren darüber informiren will, dem empfehle ich den Roman von Jókai Mór: „Die Komödianten des Lebens", (eine ausnahmsweise gute Uebersetzung ist 1876, in fünf Bänden, bei Otto Janke in Berlin erschienen). Gegenwärtig sind die Parteihäupter bemüht, sich unter einander über Mittel und Wege zu verständigen, die Wahlen weniger kostspielig, weniger wein- und bluttriefend zu machen. Allein es gibt Leute, welche in diesem Versuche einen frevelhaften Angriff auf die altehrwürdigen Sitten der Väter erblicken.

Es schließt ferner nicht aus, daß, wie in Deutschland die Studenten, so auch in Ungarn die Juraten und anderes „zucht- und meisterloses, jung und verwogen Volk" seinen tüchtigen Stier trinkt, und zwar geschieht dies Nächte hindurch, bei der Musik der Zigeuner, welche den Rágoczy-Marsch, den Szozat, das Sylvia-Leán, die „fliegende Schwalbe" und andere schöne Melodien spielen; und wenn der Tag graut wird das Geld, welches nach Zahlung der Zeche übrig geblieben, gesammelt und den Zigeunern übergeben. Gegenwärtig streitet man in Pest lebhaft darüber, welcher Zigeunerbande die Krone gebühre. Jede Bande wird genannt nach ihrem „Primas", welcher zugleich die erste Violine spielt und dirigirt; und das ist nicht leicht, denn die Zigeuner spielen bekanntlich ohne alle Noten. Es scheint, als wenn Rácz Pál, d. h. Paulus Raths, sich am meisten der Gunst erfreue. Er vereinigt das Alter und das Embonpoint eines östreichischen Feldwebels a. D. mit der Gewandtheit des Zigeuners und es ist ein wahres Vergnügen, ihn dirigiren zu sehen.

Kehren wir nun zu den feurigen Speisen zurück:

In erster Linie ist das Gulyás-Hús zu erwähnen. Da in Betreff seines Namens und seiner Beschaffenheit in dem deutschen Reich noch immer höchst bedauerliche Irrthümer grassiren, so bitte ich, mir einige Worte der Erläuterung zu gestatten, und für etwaige kleine Abschweifungen Indemnität zu ertheilen.

Eine Hauptzierde und eine Hauptnutzbarkeit der ungarischen Pusztеn sind die Pferde- und die Hornviehheerden, welche diese großen Weideflächen bedecken. Diese Heerden kommen nur ausnahmsweise in den Stall, werden jedoch sorgfältig bewacht und behütet durch besondere Knechte, welche bei jeder Heerde, ebenfalls unter freiem Himmel, leben. Da die Verrichtungen dieser Leute einen hohen Grad von Kraft und Geschicklichkeit und eine besondere technische Vorbildung erfordern, so haben sich aus ihnen besondere Berufsclassen, um nicht zu sagen Specialitäten entwickelt, unter welchen der Tschikosch und der Gujasch hervorragen.

Die Pferdeheerde heißt Menes (sprich Meneſch), die Hornviehheerde Gulya (sprich Guja). Der Pferdeknecht wird Csikos (sprich Tschikosch), der Rinder- oder Ochsenhirt Gulyás (sprich Gujasch) genannt. Der Tschikosch ist in der Regel beritten; er trägt den bekannten kleinen schwarzen Hut, blaues Hemd und blaue Gatyen (so heißen die fabelhaft weiten ungarischen Beinkleider) und führt daneben den Lasso mit der Schlinge und der Kugel, womit er die Pferde einfängt, sowie eine lange Peitsche (Oschtor), mit welcher er die Thiere haufen- und schaarenweise dirigirt; und dazu genügt in der Regel ein bloßes Ballern oder Klatschen, oft auch nur ein Schwingen der Peitsche. Da der Tschikosch das ganze Jahr, Sommer und Winter, unter freiem Himmel lebt und weder eine Wäscherin hält, noch selbst Zeit hat zu waschen, so gibt er für Hemd und Gatyen der blauen Farbe den Vorzug vor der bei anderen Leuten üblichen weißen; auch soll er die Eigenthümlichkeit haben, besagte Kleidungsstück theils der Wärme und der Dauerhaftigkeit wegen, und theils

Digitized by Google

um das Ungeziefer abzuhalten, mit Speck zu schmieren und sie so lange anzubehalten, bis ihre durch besagte Procedur erheblich gesteigerte Dauerhaftigkeit ihr natürliches und unzweifelhaftes Ende erreicht hat.

Die beste Gelegenheit, den Tschikosch zu studiren und zu bewundern, hat man in den drei großen Landesgestüten (worunter Mezöhegyes [sprich Mesöhedjesch] hervorgehoben zu werden verdient) und auf den drei großen Pferdemärkten zu Debreczin, Szegedin und Pest. Auf diesen Pferdemarkt werden die wilden Pferde aus dem ganzen Lande zusammengetrieben. Sie tragen nicht das geringste Geschirr. Man treibt sie in Rudeln, welche der berittene Tschikosch mit seinem Oschtor umkreist und regiert. Der Kaufliebhaber bezeichnet irgend ein Thier aus der Masse. Der Tschikosch fängt es mittels des Lasso ein, wirft es durch einen Ruck mit der Schlinge zu Boden und legt ihm dann statt Zügel einen Strick in das Maul. Das Pferd springt entsetzt wieder auf, allein es hat den Tschikosch auf dem Rücken, der es mittels des Halfterstricks regiert. Nun geht es wie toll in die weite, weite Welt, und wenn das Pferd anfängt zu ermüden, dann beginnt der Tschikosch sein Oschtor zu gebrauchen. Das Thier muß von Neuem galoppiren, bis es endlich, nachdem es alle seine Künste und Wildheiten ohne jeden Erfolg probirt hat, müde und zahm wird, und es zum Schluß der Tschikosch ruhig nach dem Markte zurückreitet, wo dann der Handel abgeschlossen wird.

Minder romantisch als der Tschikosch, aber nicht minder beachtenswerth ist der Gujasch, der Rinderhirt. Auch er behilft sich das ganze Jahr hindurch mit Hemd und mit Gatyen, jedoch nicht von blauer, sondern von weißer Farbe. Daneben trägt er den kleinen Hut und die blaue Weste, welche letztere vorn mit einer Unzahl metallener Knöpfe besetzt ist. Bei großer Kälte behilft er sich mit einem weißen wollenen Mantel oder mit dem Schafpelz. Letzterer wird bei niedriger Temperatur mit der Wolle nach Innen, bei höherer mit der Wolle nach Außen getragen. Die Lederseite ist mit allerhand bunten Zierrathen besetzt, welche oft recht geschmackvolle Arabesken bilden.

Dieser Schafpelz wird auch von wohlhabenden Bauern getragen, gewinnt aber dann eine weit civilisirtere Gestalt dadurch, daß man auf der Lederseite alle Künste der Decoration aufwendet. Auf der Landesausstellung in Szegedin waren solche „Bunten" aus allen Landestheilen ausgestellt. Sie zeichneten sich durch außerordentliche Feinheit der Wolle und durch ihre bunten, aber geschmackvollen Verzierungen aus. Die Bunta, welche am reichsten geziert war, kostete 120 Gulden. Auch der Bauer treibt hier seinen Luxus in Kleidern.

Ebenso hoch, wie der Tschikosch seine Pferde, schätzt der Gujasch seine Hunde. Es sind Thiere von außerordentlicher Kraft und Schönheit. Dem Wolf an Gestalt und Größe sehr nahe kommend, unterscheiden sie sich von ihm durch ihre schönen, langen, weißen Haare. Sie sind nicht nur auf den Wolf und anderes Raubzeug dressirt, sondern auch auf den Mann. Da der Rinderdiebstahl hier mit derselben Entschlossenheit wie weiland von dem göttlichen Dulder Odysseus betrieben wird, so sind diese wachsamen Hunde ganz unentbehrlich. In Nordungarn und in den Karpathen findet man sie bei den Schafhirten. Auch dienen sie vielfach zur Bewachung einsam gelegener Häuser und Höfe. Der Tourist, welcher zu Fuß reist, hat alle Ursache, vor diesen weißen Wolfshunden auf der Hut zu sein und einen kräftigen Stock mit langer Stachelspitze bei sich zu führen.

Das Gujasch also hat seinen Namen von den Rinderhirten. Ursprünglich heißt es Gulyás-Hús, Rinderhirtenfleisch, d. h. das Fleisch, welches die Rinderhirten zu essen pflegen. Im Laufe der Zeit hat man das Hús abgeworfen.

In Oestreich spricht man von „Golasch", in Deutschland, namentlich am Rhein, kann man auf den Speisekarten sogar „Kullasch" lesen. Das Ding ist aber eben so corrupt wie der Name. Es besteht aus übrig gebliebenen Brocken, in einer dicken pappigen Sauce geschmort. Das wirkliche echt ungarische Gujasch ist das directe Gegentheil von Alledem. Es wird bereitet, wie folgt:

Man stellt, und zwar wo möglich (bei Rinderhirten versteht sich das aber von selbst) unter freiem Himmel, einen Kessel über das Feuer und schneidet frisches Ochsenfleisch in Würfelform in denselben. In Ermangelung eines Kessels thut es auch eine blecherne Pfanne. Dann gießt man Wasser darauf, aber nicht zu viel. Denn eine Hauptsache ist es, daß das Wasser beim Kochen verdunstet bis auf einen Rest, welcher während des Kochens mit Salz, Paprika (dem rothen ungarischen Pfeffer) und ein wenig Kümmel gewürzt wird und eine vortreffliche Sauce abgibt. Alles Weitere ist vom Uebel.

Dieses ist das wirkliche Gujasch. Aber selbst in Ungarn, in seiner Heimat, beginnt man bereits in den großen Hotels dieses vortreffliche und naturgemäße Gericht durch allerlei heterogene Zuthaten ad modum Ballhornii zu verbessern, und es ist nöthig, daß man mit großem Nachdruck „Bauern-Gujasch" fordert, um das Richtige zu bekommen.

Man sieht, jeder gute Deutsche kann sich auch zu Hause im deutschen Reich sein Gujaschfleisch selbst präpariren lassen, und es wird eine Zierde seiner Küche sein. Goethe träumte von einer durch Deutschland getragenen „Weltliteratur". Vielleicht sind wir näher an einer Weltküche. Das erste Erforderniß zur Bereitung richtigen Gujaschs ist jedoch, neben dem Ochsenfleisch, gute Paprika, und man wird wohl thun, sich dieselbe durch einen ungarischen Vertrauensmann direct besorgen zu lassen. Auch auf Paprika erstreckt sich die immer weiter um sich greifende Fälschung der Lebens-, Gewürz- und Genußmittel. Und auch zwischen der echten gibt es Unterschiede, je nachdem man nur die dunkelrothe, trockene Schote mahlt, oder auch die hellgelben Körner. Die auf erstere Art gewonnene Paprika ist nämlich feiner und besser. Sie ist an ihrer dunklen Farbe erkennbar. Die hellgelben Körner sind zu scharf.

Die unreifen grünen Paprikaschoten werden auch zu Salat verwandt, oder in Essig eingemacht und gleich den sauren Gurken gegessen. Letzteres geschieht auch mit den unreifen Kukurutz- (Mais-) Kolben. Sowohl diese Maiskolben als jene Paprikaschoten in Essig bieten einen sehr schmackhaften und billigen Ersatz für die englischen Pickles, welche bei uns immer theurer und schlechter werden. Der Paprikasallat ist etwas scharf, reizt aber den Appetit.

Wie der Gujasch der Repräsentant des Landes, so ist Halászlé der Repräsentant des Wassers. Ungarn ist nämlich an Fischen eben so reich als an Rindern. Namentlich die untere Donau und die Theiß sind außerordentlich fischreich, nicht minder auch die zahlreichen Seen.

Der Plattensee hat eine Specialität, den Fogasch (Fógas), auf Deutsch Zahnfisch. Der Fisch hat nämlich ein spitzes Maul mit vorstehenden Zähnen. Derselbe wird bis zu zwanzig Pfund schwer, und die Ungarn behaupten, es gebe nichts dem Aehnliches, weder in den übrigen ungarischen Gewässern, noch sonstwo in der weiten Welt. Richtig ist es nun zwar, daß dieser Fisch einen außerordentlich feinen Geschmack hat, aber er erinnert doch sehr lebhaft an unseren nordischen Zander, und ich glaube, daß er mit demselben verwandt ist, obgleich der Zander niemals so groß wird. Ein des Ungarischen unkundiges Mitglied des statistischen Congresses pflegte beharrlich die Namen Fogasch und Lajosch (Lajos), d. h. Ludwig, mit einander zu verwechseln. Dem kleinen Kellner in der „Königin von England", welcher letzteren Vornamen führte, rief er mit gerechtem Stolz auf seine Kenntniß der magyarischen Sprache und Dinge zu: „Sie da, Fogasch! bringen Sie mir einmal eine Portion Lajosch!" Auch Schildkröten finden sich am Plattensee. Nicht minder in mehreren der Moräste, welche in der ungarischen Tiefebene so häufig sind, und welche den Namen „Schwimmende Rasen" führen.

Die Theiß ist so reich an Fischen, daß man behauptet, in ihrem unteren Laufe enthalte ihr Bette zum Oefteren ein Drittel Fisch und zwei Drittel Wasser. In Deutschland hat man eine sprüchwörtliche Redensart: wenn man sagen will, irgend ein Ding sei in überreichlicher Fülle vorhanden, dann behauptet man, man habe davon so viel, „daß man die Schweine damit mästen könne". Diese Redensart trifft in Ungarn buchstäblich zu. Denn

Digitized by Google

wenn die Theiß nach einer der häufigen Ueberschwemmungen, welche sie anrichtet, in ihr Bette zurückkehrt, läßt sie auf dem Inundationsgebiete Fische in solcher Masse zurück, daß man die Sauheerden dort auftreibt und sie mit den Fischen füttert. In Szegedin erzählte man mir, es sei noch nicht lange her, daß man für einige Ducaten tausend schöne Fische habe kaufen können. Freilich ist dort die Theiß auch zuweilen ein recht unangenehmer Nachbar. Noch im Frühjahr 1876 bedrohte sie die Stadt mit Ueberschwemmung, und nur der äußersten Anstrengung der Bewohner gelang es, die Dämme und Deiche zu befestigen und zu erhalten, und so die Gefahr zu beschwören. Wie groß die letztere war, läßt sich am besten ermessen, wenn man bedenkt, daß diese 60—70,000 Einwohner zählende ungarische Centralstadt zum größten Theile aus Häusern von ungebrannten Erdziegeln besteht, welche primitive Wohnstätten den Fluthen Widerstand zu leisten nicht fähig sind. Die Wassersnoth, welche Szegedin bedroht, wird erst dann vollständig beseitigt sein, wenn der Maroschfluß, welcher jetzt senkrecht auf die Theiß aufstößt, eine andere Mündung erhält, wodurch der Abfluß der beiderseitigen Gewässer mit einander in Harmonie gesetzt und erleichtert wird.

Es ist, das will ich beiläufig bemerken, in Europa vielfach die Meinung verbreitet, daß das von der Natur so reich gesegnete Ungarland nur deshalb nicht nach Gebühr gedeihe, weil dort die Menschen zu faul seien. Das mag für einzelne Districte zutreffen. Im Großen und Ganzen ist es falsch. Die Natur, in der Regel so freigebig und gütig, ist daneben auch grausam und gewaltthätig in diesem Lande. Ich erinnere an die beiden großen Landplagen: an die Wassernoth und an die Wassersnoth, an den Mangel und an den Ueberfluß an Wasser, an das Versengen und an die Ueberschwemmung, Calamitäten, welche gewöhnlich einen sehr großen Umfang annehmen, weil das ganze Land (mit alleiniger Ausnahme der Popper, welche im Norden, an der hohen Tatra, entspringt und gemeinsam mit der ebendaher kommenden Dunajez der Weichsel zueilt) nur ein einziges Stromgebiet bildet. Der Kampf mit den übermächtigen Naturgewalten, in andern Ländern bereits siegreich beendigt, ist in Ungarn noch durchzuführen. Es gilt namentlich die Ströme zu regeln und die riesigen Entfernungen zu überwinden. Dazu bedarf es der äußersten Anstrengungen des Staates, der Gesellschaft und der Einzelnen. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Kräfte dieses Landes theils durch Krieg, theils durch Verfassungskampf ununterbrochen in Anspruch genommen waren, denn es hat, wie Sir John Paget richtig hervorhebt, seit Arpád vor tausend Jahren seinen Fuß zuerst nach Ungarn setzte, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts schwerlich jemals einen zehnjährigen Frieden ohne Unterbrechung genossen, von der großen Krisis in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu schweigen. Daß unter diesen Umständen die wirthschaftliche Entwickelung unter dem Kampfe um das Recht im Innern und unter dem Kampfe um die Existenz nach Außen etwas litt, ist begreiflich. Man ist aber eifrig daran, das Versäumte nachzuholen, und Einige wollen sogar behaupten, daß man darin örtlich und zeitweise, in quali et quanto, etwas zu viel thut, oder wenigstens zu viel auf einmal, zu viel für die zur Zeit disponiblen Kräfte.

Kehren wir nun zur Theiß zurück, dem eigentlichen Landesstrom Ungarns. Denn die Donau ist kosmopolitisch. Gegenwärtig führt merkwürdiger Weise auch der leitende Staatsmann den Namen dieses dominirenden Landesflusses. Denn Tisza heißt Theiß. Die Theiß dominirt die Mitte des Landes, wo die eigentlichen Magyaren hausen, während die übrigen Rassen, als da sind: Slovaken, Ruthenen, Ruszniáken, Polen, Kroaten, Slavonier, Serben, Bulgaren, Wlachen, Zinzaren, Deutsche, mehr an den Rändern und den Grenzen des Landes wohnen, Juden und Zigeuner dagegen überall vorkommen.

An der Theiß ist auch die Geburtsstätte des Halászlé, jener vortrefflichen Fischsuppe, von welcher ein sachkundiges Mitglied des „internationalen Congresses für Statistik" behauptet, sie sei so vortrefflich und kräftig, daß man damit einen todten Menschen wieder lebendig machen könne, vorausgesetzt, daß man ihn bewegen könne, dieselbe hinunterzuschlucken.

Die Zubereitung ist wie bei allen wahrhaft guten Dingen sehr einfach, fast so einfach, wie bei dem Gujasch. Am besten wird sie von den Fischern selber bereitet.

Versetzen wir uns einmal an die untere Theiß, kurz vor ihrer Einmündung in die Donau. Dort treiben die Fischer ihr Handwerk. Es ist so einfach und leicht, wie das schlächterartige Schießen des zusammengehäuften Wildes auf fürstlichen Jagden. Wenn ein ungarischer Fischer uns sähe, wie wir stundenlang mit unserer Angelruthe am Bache sitzen, Wind und Wetter beobachten, die verschiedensten künstlichen Fliegen probiren und den höchsten Grad menschlichen Witzes, soweit uns solcher überhaupt zu Gebote stehen sollte, aufwenden, um schließlich ein paar Forellen das Stück ein halbes oder höchstens ein ganzes Pfund wiegend zu erjagen, er würde uns für höchst komische Leute halten. glücklicherweise kennt er noch nicht jene englische Definition, wonach das Angelfischen eine Verrichtung ist, „an deren einem Ende sich kein Fisch und an dem anderen Ende sich in der Regel ein Narr befindet". Der Fischer an der Theiß ist an brechend volle Netze gewöhnt. Er fängt Dick und Schill, Karpfen und Hecht (letztere zuweilen 30 Pfund schwer), Hausen und Wels, Stör und Stirl (wohl derselbe Fisch, den man im Schwarzen Meere Sterlat nennt) und eine Unzahl anderer Sorten, von denen ich nur die magyarischen Namen weiß, mit welchen aber dem deutschen Leser schwerlich gedient ist.

Während die Fischer die Netze auswerfen und einholen, lodert am Ufer ein lustiges Feuer, über welchem ein Kessel mit brodelndem Wasser hängt. Hier kocht die Fischerin die Halászlésuppe. Mit kundigem Auge mustert sie die gefangenen Fische. Sie sucht aus der Masse einzelne Sorten aus. Welche die geeignetsten für Halászlé sind, das ist ihr eleusinisches Geheimniß, das sie so wenig verrathen würde, wie den Platz, wo Ludwig Kossuth vor seinem Uebertritt auf rumänisches Gebiet die Krone des heiligen Stephan vergraben. Nur den vorsichtigsten und nachhaltigsten Forschungen der gastronomischen Section des „internationalen Congresses für Statistik" ist es gelungen, Folgendes zu ermitteln: Um die richtige Halászlésuppe herzustellen, bedarf es sieben Sorten von Fischen. Diese Sorten wechseln nach dem Orte und der Jahreszeit. Aber unter allen Umständen müssen es sieben sein — sieben, die runde Zahl der Bibel, die heilige Zahl aller arithmetischen Phantasten alter und neuer Zeit. Für die Auswahl der Sorten gibt es verschiedene Systeme. Aber in neuerer Zeit reißt immer mehr die Systemlosigkeit, der Eklekticismus, oder wie die Leute des Umsturzes sagen: „der gesunde Menschenverstand" ein, und merkwürdiger Weise soll dies der Güte der Suppe nicht den geringsten Eintrag thun. Doch genug, versuchen wir nicht weiter den mysteriösen Schleier zu heben. Es werden also verschiedene Sorten Fische in den Hexenkessel geworfen. Die Brühe wird mit Salz, mit wenig Kümmel und viel Paprika gewürzt und zusammengekocht, bis der größere Theil verdunstet und der Rest recht kräftig wird. Daneben wird tapfer gerührt und der Fisch verarbeitet, bis er eine püreeartige Masse bildet, in welcher nur noch einzelne vorstehende Brocken schwimmen. So ist das Halászlé fertig.

Es ist wahr, das Theißwasser, womit die Halászlésuppe gekocht wird, ist in der Regel recht schmutzig. Trotzdem gebraucht man es, in Ermangelung eines besseren, nicht nur zum Waschen und Kochen, sondern auch zum Trinken. Bei unserem Frühstück in Szegedin schauderte eine westeuropäische Dame vor dem ihr gebotenen Tranke zurück. — „Das Wasser ist aber doch zum Trinken zu trübe, man kann ja nicht einmal sehen, was darin ist", meinte sie.

O, Sie können ganz ruhig sein, meine Gnädige, entgegnete ihr schalkhafter ungarischer Nachbar, die Frösche haben wir bereits herausgenommen.

„Uebrigens verdient constatirt zu werden, daß der Geschmack und die Ansicht der Nationen in Betreff des Wassers verschieden sind", fiel ein deutscher Jünger der Statistik belehrend ein (wir sind nämlich immer „gelehrt" und immer „belehrend", auch wenn wir nichts wissen), — „wir in Westeuropa lieben das harte, kalte, frische, kalkhaltige Wasser. In dem Orient da-

Digitized by Google

gegen zieht man das trübe, weiche Flußwasser vor. Man hält es nicht nur für gesünder, sondern auch für appetitlicher und wohlschmeckender; und die Türken, welche das ganze Jahr Wasser trinken, müssen sich doch darauf besser verstehen, als wir westeuropäischen Weinschwelger, die wir das Wasser so sehr verschmähen, daß wir es nicht einmal zum Mundausspülen verwenden."

Ah, was sie nicht zu sagen belieben? fragte der Ungar.

„Ja wahrhaftig, ich berufe mich auf eine Autorität, nämlich auf den Abgeordneten Pancratius, welcher im preußischen Abgeordnetenhause mit großem Gewicht einen der Weinbau treibenden Districte an der Mosel vertritt, jenes gesegnete Land, wovon schon der lateinische Dichter Decius Magnus Ausonius vor beinahe anderthalb Jahrtausenden in seiner „Mosella" gesungen. Das „verehrliche Mitglied für die Mosel" versicherte einst einem seiner Collegen, er habe seit länger als zehn Jahren keinen Tropfen Wasser mehr in den Mund genommen. Ja, aber womit spülen Sie denn ihren Mund aus, fragte der andere „Verehrliche". Oh, antwortete Pancratius, dazu hab ich so ein ganz klein Mosel-Weinchen."

„Korem," sagte der Ungar, „belieben dagegen eine ungarische Wasseranekdote entgegen zu nehmen, im internationalen Austausch jenes Artikels, den Ihr da draußen im Reich Meidinger nennt. Sitzt da eines Tages ein halbes Dutzend kaiserlich-königlicher Officiere beisammen, Leute von allen Nationen unserer vielsprachischen östreichisch-ungarischen Monarchie. Ein Jeder rühmt die Schönheiten seiner Muttersprache; nur ein sonst durchaus nicht auf den Mund gefallener Lieutenant aus der grünen Steiermark, ein Deutscher natürlich, schweigt stille. Zuletzt fragen ihn seine Kameraden, was er denn davon halte, welche dieser Sprachen seiner Meinung nach die schönste und wohlklingendste sei. Ja, schaun's Kameraden, sagt er, ich halt's allewege mit dem Deutsch; daß es aber grade die schönste Sprach wär', das will ich bereits nit sag'n. Aber Eins ist sicher, die richtigste ist es. — „Wieso?" — Wieso? das will ich Euch gleich ganz unwiderleglich beweisen: Was da auf dem Tisch in der Karaffe steht, das nennst Du (zu dem Dalmatiner) Acqua, und Du (zu dem Ungarn) Wis, und Du (zu dem Slovaken) Woda, und Du (zu dem Wlachen) Apa; wir Deutschen aber sagen: „Dos is a Wass'r", und ein Wasser ist es auch wirklich, und deshalb ist das Deutsche, wenn auch nicht die schönste, dann doch die richtigste von allen europäischen Sprachen.

Olli Achtung, sagten die Kameraden."

Literatur und Kunst.

Stimmungsbilder.

Frei nach François Coppée.*)

1.

Ein Sommerbild aus der Provinz. Der Saal
Im Zeitgeschmack Ludwigs des Sechzehnten
Läßt durch die offne Thür den Garten sehn,
Wo zwischen glattbeschornen Ulmenwänden
Das Wasserbecken mit zwei Schwänen winkt.
Ein junges Kind sitzt drinnen am Clavier
Und spielt mit saubrem etwas hartem Anschlag
Ein schnörkelreich Adagio von Haydn,
Indeß ihr Großpapa, ein alter Herr
Mit wohlfrisirtem Haar, im breiten Sessel,
Im ländlichen aus Rohr, zurückgelehnt,
Der Zeit gedenkt, da er als schmucker Waidmann
Der hübschen Milchmagd noch den Hof gemacht,
Und sacht den Takt mit seiner Dose schlägt.

2.

Ihr Knabe zog in's Feld; doch deckt die Wittwe
Für Zwete täglich nach wie vor den Tisch,
Legt vor die Suppe, füllt ein Glas mit Wein
Und in der Hausthür lehnend harrt sie dann,
Daß ihr der Himmel einen Boten sende,
Den Gast, den Armen, den sie speisen soll.
Und Tag für Tag kommt Einer. Folglich ist
Ihr Sohn wohlauf noch, und das Mütterchen
Fühlt köstlich sich belohnt für ihre Müh'.
Allein der Nachbar Krämer ist ein Freigeist
Und denkt: Welch blinder Unverstand! Wie ganz
Verdummt der Aberglaube doch das Volk!

3.

O Poesie des Dufts! Ein Zauberer
Ist der Geruch. Zerpflück' ich Abends mir
Den saftigen Ball nur einer Apfelsine,
Gleich träum' ich vom Theater und die Pracht
Der tiefen Bühne thut sich vor mir auf.
Ein Scheit nur zünd' ich an und bin sofort
Zum Winterforst entrückt, wo sich der Jagdzug
Um's Feuer lagert unter Hörnerschall,
Und schreit' ich durch den Qualm, den der Asphalt
Aus seinem Kessel wirbelt, glaub' ich mich
Vom Theergeruch des Hafendamms umweht
Und seh ein wimpelnd weißbesegelt Schiff
Durch die Demanten ziehn des blauen Meers.

4.

Nicht wahr? Das wär' ein neidenswerthes Loos,
Hauptpfarrer oder nur Vicar zu sein
In irgend einem alten Bischofsitz,
Fern, fern in der Provinz, und tief im Schiff
Der düstern Kathedrale, halbversteckt
Im Winkel, einen Beichtstuhl dort zu haben,
Der etwas gälte bei der frommen Welt.
Man ließe mit Confect und Stickerei'n
Sich dann beschenken, wäre Latinist
Und Schmecker ersten Rangs und wandelte
Die stille grasbewachs'ne Straß' entlang
Zum schattenkühlen Münster Tag für Tag,
Um dort ein Stündlein zu verschlummern, sanft
Gewiegt vom Murmeln einer Frauenstimme.

5.

So tauscht der lahme Jäger am Kamin
Mit seinem Hunde, der sich an ihn drängt,
Zur Jagdzeit einen Blick der Wehmuth aus,
In Harm gedenkend, was er vormals war;
So trauert stumm im kahlen Wald der Vogel,
Der kranke Zecher so, vom Durst gequält,
Der Priester, der im Traum ein Weib geküßt,
Das Schwert am Nagel, der erloschne Heerd,
So die zersprung'ne Laute, wie mein Geist,
Wenn er vom Rhythmus sich verlassen glaubt.

Emanuel Geibel.

*) François Coppée, vielleicht der talentvollste unter den jüngeren französischen Dichtern, verdankt seinen Ruf einer Anzahl reizender einactiger Versdramen (le passant, le rendezvous, le luthier de Crémone), dem Idyll Olivier und einer Sammlung lyrischer Gedichte (les humbles), deren letztem Abschnitte (promenades et intérieurs) die obigen Bilder entnommen sind. Die beiden ersten der genannten Dramen besitzen wir in der trefflichen Uebersetzung des Grafen Wolf Baudissin.

Digitized by Google

Nach dreißig Jahren.

Neue Dorfgeschichten von Berthold Auerbach.
Stuttgart, J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung. 1876.

Es muß für den Dichter ein eigenthümlicher Reiz darin liegen, sich zu vergegenwärtigen, wie sich seine Gestalten, die seine Lieblinge geworden sind, nach Verlauf einer gewissen Zeit entwickelt haben würden, sich dieselben unter veränderten Bedingungen und unter neuen Verhältnissen vorzustellen und nun zu untersuchen, welche Einwirkung die Zeit mit ihren Neuheiten und Veränderungen auf die betreffenden dichterischen Gestalten hervorgebracht haben würde; was aus denselben allmälig geworden wäre.

Der Dichter, der seinen Román oder sein Drama beendet, schließt deshalb noch nicht ab mit den Charakteren, die er geschaffen hat. Er hat in dem als fertig geltenden Werke mancherlei nur ganz flüchtig berühren können, dem er eine breitere Ausdehnung gewünscht hätte. Er hat — oft aus rein äußerlichen Rücksichten — darauf verzichten müssen, seine Helden in Situationen einzuführen, die ihm eine dankbare Ausbeute verhießen; er hat Conflicten aus dem Wege gehen müssen, die ihm hier unangebracht erschienen, obwohl sie ihn verlockten und ergiebig zu sein versprachen. So vermischt sich mit dem Gefühl der Befriedigung nach der Beendigung einer Arbeit, die ihn lange Zeit hindurch beständig in Anspruch genommen hat, und die ihm schon deshalb werth geworden ist, doch ein wehmüthiges Bedauern darüber, daß so vieles, was er noch zu sagen hatte, ungesagt bleiben mußte, und daß das als fertig Geltende in Wahrheit noch lange nicht fertig ist.

Die Phantasie des Dichters beschäftigt sich noch mit den Geschicken seiner Helden, wenn diese Helden den Augen der Leser und der Zuschauer längst entrückt sind. Für den Leser des Romans, für den Zuschauer im Theater ist mit dem Zustandekommen der Ehe schon der Abschluß gefunden; für den Dichter aber ist dies oft nur ein Haltepunkt, der vom Ziele noch weit entfernt liegt. Die Vorstellung des Publicums reicht über die Flitterwochen nicht weit hinaus; dem Dichter dagegen drängt sich immer wieder die Frage auf: „was wird aus den Beiden, die sich hier gefunden haben?" Auch sie entgehen ja dem gemeinen Geschicke nicht, auch ihnen ist voraussichtlich ein grämliches Alter beschieden, auch ihnen nahen die Sorgen; an die Stelle der holden Täuschungen treten unfreundliche Erfahrungen; es thun sich neue Conflicte auf.

Namentlich französische Dichter haben mit Vorliebe die am Schluß ihrer Werke geknüpften Fäden später wieder gelöst und weiter zu spinnen gesucht.

Die Speculationsdichtungen, die lediglich deswegen sich als eine Fortsetzung geben, weil das abgeschlossene Werk einen ungewöhnlich günstigen Erfolg hatte, wie z. B. die Fortsetzung der Dumas'schen „Mousquetaires" ꝛc. lasse ich ganz außer Acht. Ich habe namentlich Beaumachais im Auge, der in seiner Figaro-Trilogie das, was ich oben andeutete, am vollständigsten durchgeführt hat. Er zeigt uns die drei Hauptfiguren: Almaviva, Rosine, Figaro, in der übermüthigen Jugend („Barbier von Sevilla"), in den reiferen Jahren („Figaros Hochzeit") und im Greisenalter („Die schuldige Mutter"). Man könnte ferner an Balzac erinnern, der die meisten seiner Figuren, wie Birotteau, Vautrin, Nucingen, durch eine ganze Reihe von verschiedenen Romanen hindurchführt und uns die alten Bekannten immer unter neuen Verhältnissen, unter andern Lebensstellungen und namentlich in andern Zeiten zeigt. Auch die reizende Lisette des Béranger, das heitere, rosige Kind mit den Grübchen auf den Wangen und dem ewigen Lächeln auf den Lippen, diese poetischste aller Grisetten, bei der wir niemals an das Alter denken konnten, — auch sie ist dem Schicksal, poetisch gealtert zu werden, nicht entgangen; wir begegnen ihr wieder als altem Mütterchen, das traurig den jungen Mädchen von seiner Jugend, Frische und Schönheit erzählt:

Si vous saviez, enfants,
Quand j'étais jeune fille,
Combien j'étais gentille —
Je parle de longtemps! —
Teint frais, regard qui brille,
Sourire aux blanches dents,
Alors, ô mes enfants,
Grisette de quinze ans,
Ah, que j'étais gentille!

Auch Berthold Auerbach ist nun nach 30 Jahren in das Dorf zurückgekehrt, aus dem er sich sein Lorle geholt hatte.

Nach 30 Jahren! Was ist inzwischen Alles geschehen! Was ist inzwischen geworden und vergangen! Die Alten von damals deckt längst die kühle Erde, und auch vielen, die zu jener Zeit noch jung waren, scheint die Sonne nicht mehr. Die Säuglinge von damals sind Männer geworden, haben jetzt Haus und Hof, haben Theil genommen an dem jüngsten Kriege, wissen, daß es ein Deutschland gibt, sind stolz darauf, daß sie dazu gehören, daß sie dabei geholfen haben. Mitten durch das ehedem so abgeschiedene Thal pafft jetzt die Locomotive und hat das früher vom Verkehr ganz abgeschlossene stille Dorf im Fluge mit sich gerissen und an die Stadt herangeführt.

So ist das Dorf von ehedem verschwunden, seine Eigenarten und Kantigkeiten sind von der Cultur bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffen. Die erschreckende Vereinförmigung, die unzertrennlich ist von aller Civilisation, zeigt sich auch hier. Noch einige Jahrzehnte weiter, und das Dorf wird nur noch ein Name sein, der lediglich eine Zahlenbedeutung hat. Das Dorf wird das Zusammensein eines geringeren Quantums von Menschen an Menschenbehausungen bezeichnen, nicht mehr deren besondere Arten und Eigenthümlichkeiten. Mit dem „poetischen Contrast der bunten Mannigfaltigkeit", um den treffenden Ausdruck von Rosenkranz zu gebrauchen, geht's zu Ende!

Alte Gestalten — neue Fortbildungen, nennt es Auerbach. Auerbach ist ein großer Freund unserer Zeit, der größten einer. Er hat seine helle Freude an den gewerblichen Fortschritten, die wir gemacht haben, an der politischen Entwicklung unseres Vaterlandes, an allen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte. Er ist kein laudator temporis acti, er gehört vielmehr zu denen, die da meinen, daß wir es herrlich weit gebracht! Aber gleichwohl klingt es durch sein neuestes Werk still und verstohlen wie eine wehmüthige Weise, klingt wie die Klage: Es gibt keine Abgeschiedenheit mehr!

Alle diese Umgestaltungen nehmen wir wahr mit den Augen des Malers Reinhard, den Auerbach nach dreißigjähriger Abwesenheit aus Rom heimkehren läßt.

Man wird es begreiflich finden, daß dem Dichter der „Dorfgeschichten" der triviale Abschluß, den Charlotte Birch-Pfeiffer dem Schauspiel „Dorf und Stadt" gegeben hatte, unmöglich genügen konnte. Hätte „Dorf und Stadt" noch einen Act mehr, so würde der Conflict zwischen Lorle und Reinhard unbedingt auf's Neue ausbrechen müssen. In Wahrheit kann da von einer Beseitigung der Gegensätze und von einem Ausgleich nicht die Rede sein. Bei Auerbach hat sich also Reinhard definitiv von Lorle getrennt. Für diese beiden grundverschiedenen Naturen — die Genialität und die Naivetät — gibt es keine andere Aussöhnung, keine andere Vereinigung als den Tod. Die Beiden haben es begriffen, sie haben sich gegenseitig beklagt, sich gegenseitig verziehen und haben nie nach einer Wiedervereinigung getrachtet, die keine andere als eine äußerliche hätte sein können.

Und so ist das Lorle daheim geblieben, hat ihrem Reinhard ein treues Gedenken bewahrt, hat Gutes gethan, wo sie gekonnt, und ist gestorben, geliebt und verehrt von Allen.

Reinhard ist von seiner Kunst ganz in Anspruch genommen gewesen. In dem zerstreuenden Verkehr mit der großen Welt mit den gesellschaftlichen und künstlerischen Notabilitäten mag das stille Dorf im Schwarzwalde seiner Erinnerung wohl oft entrückt gewesen sein; hat er aber daran gedacht, so hat ihn sicherlich immer eine trübe Rührung und Wehmuth befallen bei dem

Digitized by Google

Gedanken an das unglückliche Lorle, das er nicht glücklich hat machen können und das ihn zu beglücken nicht vermocht hat. Als er durch einen Zufall ihren Tod erfährt, ist sein Entschluß gefaßt: er sagt seinem bisherigen Treiben und Wirken Lebewohl, kehrt heim und will da, wo Lorle gelebt hat und gestorben ist, seine Tage beschließen.

Mit ungewöhnlicher Feinheit schildert nun Auerbach die Entfremdung Reinhards. Reinhard ist nicht blos dem Dorfe, er ist dem ganzen deutschen Wesen und Sein durchaus fremd geworden. Jeder ungebildete Bauer, der die Wandlungen des Vaterlandes mitgemacht, der den Tag von Sedan in Deutschland gefeiert hat, ist gescheidter als er; bei jedem Anlaß fühlt er in sich ein unbehagliches Unverständniß, eine schmerzliche Unempfindlichkeit Handlungen und Ereignissen gegenüber, die seine Landsleute vollkommen begreifen, die ihnen bis in's Herz gedrungen sind. Ueberall steht er vor Räthseln und Unbegreiflichkeiten; das ganze Sinnen und Trachten des Volkes ist ein anderes geworden, ohne daß das Volk selbst dessen gewahr geworden zu sein scheint. Was war diesen Bauern der deutsche Begriff, als er fortging! Und wie stark hat sich das Bewußtsein der Nation herausgearbeitet, einen wie mächtigen Körper hat dieser Begriff gewonnen! Es erscheint ihm ganz seltsam, daß man ihn, da er aus Rom kommt, nach den kirchlichen Verhältnissen fragt und erstaunt darüber ist, daß er sich um diese Dinge bisher gar nicht bekümmert habe. Er begreift nicht, wie ein anständiger Mensch dem ganzen Dorfe gram sein kann, weil es schwarz gewählt hat. Fast jede Unterhaltung nimmt Bezug auf den Krieg, an dessen tiefgehende Bedeutung er bis dahin noch gar nicht gedacht zu haben scheint. Mit Staunen sieht er, mit welchem Stolze der junge Bauer an das Festtagskleid das Ehrenkreuz befestigt; mit einem Worte — er ist in der Heimat ein Fremdling.

In der Durchführung dieses Gedankens hat Auerbach seine größte Meisterschaft bewährt. Alle diese Einzelheiten sind gleichzeitig mit der äußersten Schärfe und der äußersten Discretion geschildert. Die Geschichte selbst, die Auerbach dazu ersonnen hat, ist ganz einfach. Er hat das Gefühl der Unbehaglichkeit, das Reinhard überkommen muß bei der Wahrnehmung seines ungenügenden Verständnisses aller der Dinge, welche in das Fleisch und Blut seiner Landsleute übergegangen sind, noch dadurch verstärkt, daß er in dem Herzen des gealterten Mannes die Liebe für ein junges Bauermädchen erweckt, welches Lorle bis zur letzten Stunde gepflegt hat. Malva heißt dieses Mädchen. Er liebt sie, er verlobt sich mit ihr; aber immer bestürmen bange Zweifel sein Herz. Der Leser selbst wird sich nicht klar darüber, ob Reinhard bei der Verlobung sich übereilt habe, und ob er dieselbe nicht im Innersten seines Herzens doch lieber ungeschehen sein lassen möchte, — wahrscheinlich, weil Reinhard selbst diese Frage sich nicht vorlegen, ihr nicht auf den Grund gehen, sie nicht beantworten will. Zur Vermählung mit Malva kommt es nicht. Reinhard verunglückt: während er mit einem Blödsinnigen sich rauft, stürzt er vom ersten Stock herab auf die Straße und stirbt an den Folgen dieses Sturzes.

Dieses Ende Reinhards ist nicht als ein blinder Zufall aufzufassen. Nach der Intention des Dichters soll es unbedingt die verkörperte Schuld sein, welche Reinhard verständnißvoll zu Grunde richtet. Der blödsinnige Fabian ist der Sohn seines Schwagers; Fabian ist bald nach der Heimkehr Lorles geboren; der Arzt hat dem Schrecken, der die Mutter, Lorles Schwägerin, bei der Rückkehr der Frau Professorin überfallen, die traurige Beschaffenheit des bald darauf geborenen Kindes zugeschrieben. Lorle hat den Unglücklichen bis zu ihrem Ende treu gepflegt, und für sie hat er eine besondere Zuneigung empfunden. Gegen Reinhard fühlt er eine instinctive Wuth. So sieht Reinhard in diesem Blödsinnigen beständig die verkörperte Mahnung seiner Schuld an Lorle. Es ist daher auch kein Zufall, wenn der Dichter Reinhard durch Fabian zu Grunde gehen läßt.

Diese einfache Geschichte hat Auerbach mit jener bedächtigen Einfachheit, die ihm eigen ist, erzählt, überall seine sinnigen Bemerkungen uud feinen Beobachtungen eingeflochten und so ein Werk geschaffen, das ebenso geistreich in der Anlage wie in der Ausführung ist, das immer anregend wirkt, und dessen andächtige Lectüre freudigen Genuß bereitet. Der ruhige Gang der Erzählung wird nur einmal durch eine aufregende und ergreifende Scene unterbrochen: wir meinen das 31. Capitel „30 Jahre und eine Nacht". Diese Schilderung der ersten Nacht, welche Reinhard in dem alten Hause verbringt, in dem Lorle gestorben ist, ist in der Stimmung und Schilderung geradezu meisterhaft.

Aber die besondern Vorzüge Auerbachs liegen nicht eigentlich in der Erfindung und Erzählung von sogenannten „spannenden Geschichten"; sie treten in der Behandlung des Einzelnen am stärksten hervor, in den tausend richtigen Beobachtungen und treffenden Bemerkungen, die er macht. Wie fein ist die Entwicklung aller der Charaktere, die wir in der „Frau Professorin" vor 30 Jahren kennen gelernt haben, und denen wir nun in „Lorles Reinhard" im Jahre 1875 — die Handlung spielt ein Jahr vor der Weltausstellung in Philadelphia — wieder begegnen! Wie vortrefflich ist dieser alte Collaborator mit seinem Respect vor Würden und Titeln, seinem unermüdlichen Fleiße, seiner stockfischartigen Pedanterie und seiner tief verborgenen Gutherzigkeit. Ob Auerbach nicht gleichwohl in dem Bilde des alten Collaborators die Farben bisweilen zu stark aufgetragen hat? Ich begreife schon, daß Reihenmeyer die Antwort auf Reinhards herzlichen Brief, der ihm die Rückkehr des Freundes meldet, adressirt: „An Seine Hochwohlgeboren Herrn Woldemar von Reinhard, Professor a. D., Ritter hoher Orden, in Weißenbach"; ich begreife auch, daß der Collaborator in dem Telegramm an den Lindenwirth anfragt: „ob Herr Professor Ritter von Reinhard noch da sei"; aber ich begreife nicht recht, obgleich ich für die Seltsamkeiten des Collaborators einiges Verständniß zu besitzen glaube, daß in der Nachschrift jener Antwort sich allgemeine philosophische Betrachtungen vorfinden, wie diese: „Die Entwicklungsfähigkeit des Menschengeistes ist unbegrenzt und läßt sich nicht in ein Dogma einkapseln. Die Menschheitsgeschichte ist die Geschichte der Arbeit oder vielmehr die Geschichte der Werkzeuge; von der Steinaxt und dem Kieselmesser bis zur Dampfmaschine" ꝛc. Es ist mir wohl bewußt, daß Auerbach von der Ungehörigkeit dieser an sich sehr zutreffenden Erfahrungssätze an diesem Orte selbst tief überzeugt ist, und daß diese Ungehörigkeit eine von ihm beabsichtigte ist; aber ich glaube auch, die Intention des Dichters hätte sich auf eine mildere Weise ausdrücken lassen. Ein Freund, der auf die Nachricht, daß nach dreißigjähriger Trennung der andere Freund wiederkehrt, solche Weisheitssprüche zum Besten giebt, ist doch schwer begreiflich — und wäre dieser Freund selbst der frühere Collaborator, jetzige Director Reihenmeyer.

Eine prachtvolle Figur ist der Herr Schwager, Lorles Bruder, Stephan. Der echte schlaue Bauer, der Reinhard beständig das Unrecht, das dieser an Lorle begangen, fühlen läßt aber immer beschwichtigend hinzufügt: „Wir wollen von der Sache nicht weiter sprechen, sie ist abgemacht", der die Sentimentalität seines künstlerischen Schwagers benutzt, um ein gutes Geschäft zu machen, indem er Reinhard das Haus, in welchem Lorle gestorben ist, möglichst theuer verkauft; der in dem Dorfe herumerzählt, wie reich sein Schwager sei, und als dieser ihn interpellirt, weshalb er damit renommire, antwortet: „In solchen Dingen bin ich gescheuter als Du; von diesem Augenblicke an hast Du keinen Feind im Dorfe mehr, im Gegentheil, sie haben Respect vor Dir."

Ein anderes gutes Beispiel der Bauernklugheit gibt auch der alte Hohlmüller, der Reinhard bei seinem ersten Besuche den Rath ertheilt: „Schenkt und verleiht in den ersten drei Monaten keinen Kreuzer, was Ihr nachher thun wollt — da habe ich Euch nichts zu rathen."

Am wenigsten gefällt mir Malva, die aus derselben Familie stammt, aus der Martella in „Waldfried" entsprossen ist. Sie gehört zu jenen Naturkindern, an die ich beim besten Willen nicht glauben kann. Sie scheuert die Kirche, und bringt in einer affectirten Naivetät grundgelehrte Gedanken vor; sie hat eigenthümliche Redewendungen und eigenthümliche Empfindungen. Sie spricht von ihren „Kamerädinnen" und in dem Augenblick, als Reinhard sie zum ersten Mal in seine Arme schließt, sagt sie:

Digitized by Google

„Mir ist, als wenn die Selige (Lorle) mir eine Besorgung auftraget': Malva, geh', lauf, hurtig, tapfer, mach meinen Reinhard glücklich." Alle diese gewöhnlich rothhaarigen Dorfmädchen machen auf mich den Eindruck des Conventionellen und scheinen mir deshalb in die ganze naturwahre Umgebung von Leuten, wie wir sie kennen, oder wenigstens begreifen, nicht hineinzupassen.

Das Buch enthält einen Schatz von klugen Betrachtungen und gedanklichen Combinationen. Da sagt einer von den Leuten, den man zu einer Wallfahrt bereden will: „Was, nach Jerusalem? Wenn ich soviel Geld aufzuwenden hätt', ich ging nach Philadelphia; in der neuen Welt kann man Neues kennen lernen. Ich glaube, alle Apostel miteinander haben nichts von America gewußt."

Auerbachs Bilder sind immer von einer merkwürdigen Anschaulichkeit und Richtigkeit; daß sich neben den schönen auch einmal ein barockes wie das von der „geistigen Trichine" vorfindet, hat nichts auf sich.

Auf die vielen dichterischen Feinheiten, die in dem kleinen Bande enthalten sind, kann ich hier nicht eingehen. Wie wahr ist — um nur ein Beispiel anzuführen — der Ausruf: „Du kommst doch zu uns?", welcher Reinhard entschlüpft, als er sich von dem Collaborator verabschiedet, dem er noch nichts von seiner Verlobung mit Malva gesagt hat, und dem er auch nichts sagen will. Wie richtig ist das unbedachte und taktlose Wort von Malvas Vater, der am Verlobungsabende in der vollen Freude treuherzig und dumm ausruft: „Malva, wenn das das Lorle erlebt hätte!"

Auerbachs Stil hat in diesem Werke dieselbe ruhige Ueberlegenheit, dieselbe Behaglichkeit und Knappheit, die wir an seinen früheren Arbeiten bewundert haben; bisweilen auch dieselben Seltsamkeiten, die uns früher aufgefallen sind. „Des Lorles Reinhard" ist ein reifes und schönes Werk.*)

Paul Lindau.

*) Gleichzeitig mit dieser sind zwei andere Dorfgeschichten erschienen: „der Tolpatsch aus America" und „das Nest an der Bahn".

Freiheit und Gleichheit.

Von **E. von Hartmann.**

(Fortsetzung.)

Beginnen wir bei dem socialen Gebiet, so finden wir hier als Folge der Kriegsgefangenschaft und der Unterjochung ganzer Stämme den höchsten Grad von Unfreiheit, der denkbar ist, die Sklaverei, in welcher jede Verfügung der Persönlichkeit über sich selbst, jedes Eigenthums- und Familienrecht aufgehoben, und die menschliche Persönlichkeit in die rechtliche Kategorie der Sache herabgesetzt ist, die ihr Besitzer nach seinem Belieben behandeln oder auch zerstören kann. Von diesem äußersten Grade der Sklaverei führen nun aber zahllose Abstufungen zur persönlichen Freiheit. Es kann zunächst eine gewisse Freiheit zur Gründung von Familien und zur Aufrechterhaltung der gegründeten eintreten, d. h. eine Entbindung von dem Zwangsrecht des Herrn, die Kinder von den Eltern, das Weib vom Manne reißen und verkaufen zu können. Es kann ferner eine Befreiung von dem Zwang erlangt werden, alle erworbenen Güter dem Herrn abliefern zu müssen, und an dessen Stelle entweder ein Pachtverhältniß (wie bis vor Kurzem in Rußland) oder eine Theilung der Arbeitszeit des Unfreien zwischen ihm und seinem Herrn treten. Endlich können alle Naturalverpflichtungen durch Rente aber amortisirbare Capitalschuld abgelöst werden und als einziger Zwang die Hörigkeit oder zwangsweise Seßhaftigkeit am Geburtsort übrig bleiben, bis mit der Freizügigkeit die Befreiung auch von dieser Schranke erlangt wird.

Eine andere Sphäre der Unfreiheit auf socialem Gebiete ist die der Familienglieder gegenüber dem Familienhaupt. Im römischen Recht geht die Unfreiheit der Kinder so weit, daß sie bei Lebzeiten des Vaters niemals Eigenthum erwerben können; das Recht der Väter, die Kinder zur Eheschließung auch gegen ihren Willen zu zwingen, galt früher als selbstverständlich, und bis vor Kurzem erlangte bei uns auch der älteste Mann bei Lebzeiten seines Vaters niemals die Befreiung von dessen Vetorecht gegen eine Eheschließung, während jetzt das fünfundzwanzigste Lebensjahr beiden Geschlechtern die Befreiung von diesem Zwange bringt. Einem ähnlichen Zwang, wie im römischen Recht die Kinder, sind heute noch im englischen Recht die Frauen unterworfen, deren rechtliche Stellung auch im preußischen Landrecht noch manchen unwürdigen Beschränkungen unterliegt, und die mit Recht eine Befreiung von solchen drückenden und entzwängenden Rechtsbestimmungen fordern.

Nach Beseitigung alles durch die bestehenden Rechtssysteme der persönlichen Verfügung und Bewegung auferlegten Zwanges ist nun zwar die persönliche Freiheit im juridischen Sinne erlangt, aber da noch zahllose andere Formen des socialen Zwanges bestehen bleiben, ist damit keineswegs eine sociale Freiheit in jeder Hinsicht erlangt. Schon durch die Strafdrohungen des Strafgesetzbuches und vieler Specialgesetze wird Jedem ein vielseitiger Zwang auferlegt, der ihm eine Menge Handlungen verwehrt, und dieser Zwang wird von Jedem, der sonst zu einer dieser Handlungen geneigt gewesen wäre, als eine sehr störende Beschränkung seiner Freiheit empfunden.*) Einen Zwang anderer Art übt die polizeiliche Beaufsichtigung und Bevormundung, die Jeder, der ihre Hülfe in Anspruch nimmt, zu lax findet. Jeder aber, der von ihren Scherereien belästigt wird, als widerwärtige, oder wohl gar empörende Beschränkung der persönlichen Freiheit anklagt. — Ich erinnere ferner an die Schranken des geschlechtlichen Verkehrs und den Zwang, den die Eheschließung mit ihren Folgen auferlegt; kein Wunder, daß, wer für Freiheit als solche schwärmt, auch für freie Liebe und Aufhebung der Individualehe schwärmen muß.

Endlich gibt es eine Menge Güter in der Welt, deren ich mich sehr wohl bedienen könnte, deren mich zu bedienen ich jedoch zwangsweise verhindert werde durch Diejenigen, welche dieselben als ihr Eigenthum ansprechen, und im ausschließlichen Besitz derselben durch die Staatsgewalt geschützt werden. Dieser Zwang ist gar nicht spaßhaft zu nehmen; er macht sich dem Verhungernden vor der fremden wohlbesetzten Tafel in der That ich unangenehm fühlbar, und muß nothwendig den Wunsch erwecken, sich aller genießbaren Güter frei bedienen zu dürfen, d. h. die Institution des exclusiven Individualeigenthums aufgehoben zu sehen. Erst mit dem vollen Weiber- und Güter-Communismus ist die sociale Freiheit verwirklicht, so weit sie sich verwirklichen läßt, — denn z. B. gegen die Unterjochung unter die Willensherrschaft einer überlegenen Persönlichkeit (z. B. Demagogen- oder Pantoffelherrschaft) gibt es kein Recept.

Unser gegenwärtiges sociales System schützt zwar vor jedem Zwange, der die Verwerthung der Arbeitskraft zum eigenen Nutzen auf dem offenen Markte der freien Concurrenz hindern oder beschränken könnte, aber es schützt nicht vor dem Zwange, den das System der schrankenlosen Concurrenz dem Besitzlosen auferlegt, nämlich dem Zwange, seine Arbeit zu einem Preise zu veräußern, zu dem er sie nicht veräußern würde, wenn er nicht mit seiner Familie vor der Gefahr des Verhungerns stände. Unser System stürzt Jeden in den socialen Kampf um's Dasein und zwingt Waffenlose zu einem ungleichen Kampf mit Solchen, die mit Besitz wohlbewaffnet sind; es macht also die persönliche Freiheit gleichsam zum Spott, indem es die Möglichkeit ihrer Verwerthung beschränkt oder stellenweise ganz aufhebt. Gegen diesen Zwang richten sich die Emancipationsbestrebungen der socialdemokratischen Partei, die freilich Halbheiten bleiben müssen, so lange sie nicht mit Aufhebung von Einzelehe und Individualeigenthum die volle Consequenz der Freiheitsidee ziehen.

Auf religiösem Gebiete kann der Zwang, auf den sich die Forderung der Freiheit bezieht, ein innerer oder äußerer, d. h.

*) Dieser Art ist z. B. die Unfreiheit, in welche die katholische Geistlichkeit durch die Maigesetze gerathen zu sein mit Recht behauptet

Digitized by Google

Glaubenszwang oder kirchlicher Zwang sein; der erstere bannt das innere religiöse Leben in bestimmte Richtungen, der letztere dient zur Sicherung der hierarchischen Machtentwickelung, und mißbraucht die Individuen zu bloßen Mitteln der letzteren. Vorgeblich soll die Festigkeit der kirchlichen Organisation dem innern religiösen Leben dienen; in Wahrheit aber wird der Glaubenszwang geübt zur sichereren Aufrechterhaltung der kirchlichen Macht und der Vortheile, welche dieselbe der Priesterkaste bietet. Die Consequenz des Glaubenszwanges ist das Ketzergericht und die Inquisition, welche die katholische Kirche sofort wieder in Scene setzen würde, sobald der Staat es ihr gestattete. Andere Formen des Glaubenszwanges sind Bestrafung der Convertiten (noch heute in Rußland zu Recht bestehend), Erschwerung des Austritts aus der Kirche, Zwang zur Taufe und Confirmation der Kinder, sowie zur Theilnahme der Jünglinge und Jungfrauen am Religionsunterricht der Geistlichen (in einigen Schweizercantonen), Nöthigung zum Eid in christlicher oder überhaupt religiöser Form, gesellschaftliche Verfehmung der Ketzer, Anstiftung socialer Verfolgung gegen Andersgläubige (durch Kundschaftsentziehung, Verläumdung, Heirathsverhinderung ꝛc.). Zum Theil fallen diese milderen Mittel des Glaubenszwanges schon in die Sphäre des äußern kirchlichen Zwanges. Hierher gehört aller Zwang zur Theilnahme an Cultushandlungen (z. B. an der obligatorischen kirchlichen Trauung oder am Abendmahl), zum obligatorischen confessionellen Religionsunterricht, alle Kirchenstrafen von einer auf das sociale und politische Gebiet übergreifenden Bedeutung u. s. w. Es gehört ferner dazu der hierarchische Despotismus innerhalb des kirchlichen Verwaltungsorganismus, z. B. die Tyrannei des Papstes über die Bischöfe, der Bischöfe über den Curatclerus, des Clerus über die Gemeinden. In der Negation des letzteren Zwanges erhält der Begriff der religiösen Freiheit die Bedeutung der Gemeindefreiheit oder der Selbstverwaltung der religiösen Gemeinden, der Selbstbestallung des Geistlichen u. s. w. In der katholischen Kirche ist das staatlich begünstigte Verdummungsgeschäft so lange erfolgreich betrieben worden, daß die Gemeinden jetzt diese Freiheit verabscheuen, und sie nur noch durch staatliche Gewalt der hierarchischen Gewalt entrissen werden können. Die Kirche versteht deshalb unter Freiheit der Kirche gerade das Entgegengesetzte der kirchlichen Freiheit; nämlich die Negation jeder Beschränkung ihres systematischen geistigen Knechtungs-, Verdummungs- und Depravirungsgeschäfts. Wo der Staat Miene macht, solche Beschränkungen herzustellen, oder die bestehenden schärfer zu handhaben oder zu vermehren, da klagt sie über Verletzung der Freiheit der Kirche, und mit Recht; denn Freiheit ist an sich ein so formeller und inhaltsleerer Begriff, daß er ebenso gut auf Aufklärung wie auf Verdummung, auf moralische Hebung wie auf thierische Versumpfung, auf Fortschritt wie auf Rückschritt, auf Lösung wie auf Schmiedung geistiger Sklavenfesseln seine Anwendung finden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von Gustav Floerke.

II.

Die Malerei hat uns nicht den Gefallen gethan, mit der letzten Ausstellung neue Wege zu gehen; aber vielleicht sind die bisher eingeschlagenen inzwischen etwas deutlicher ausgetreten, etwas allgemeiner beschritten, und es verlohnte sich bereits des Versuches, ob sich nicht diesmal eine Uebersicht unserer Ausstellung dadurch gewinnen ließe, daß man sich vor Allem über Ausgangspunkt und Ziel der hauptsächlichsten Richtungen innerhalb der deutschen Malerei so gut wie möglich verständigte.

Denn alle sonst möglichen Wege führen meiner bescheidenen Meinung nach nicht weit oder gar in die Irre. Z. B. auf die alte Mandarinenkleiderordnung, welche unterthänigst vor dem Heiligenbild anfängt und mit dem Stillleben naserümpfend aufhört, verstehe ich mich selber mit dem besten Willen nicht genügend. Auch unter den Künstlern ist wenig Nachfrage mehr nach der Pfauenfeder des echten Historienmalers, mit der allein man sich kaum noch öffentlich sehen lassen kann. Und schließlich werden sich unter den Lesern der „Gegenwart" kaum noch viele Gläubige finden, welche jene geaichten Procrustesbetten, jene Rangordnung für die mit der Malerei zugleich geschaffene allerheiligste Existenzbedingung derselben hielten. Unser Zeitalter ist nun einmal skeptisch und revolutionär. Ob es uns gefällt oder nicht, — es ist so.

Dann gibt es den anderen Weg, alle Bilder einfach nach guten und schlechten zu sondern. Böcke und Schafe, — das wäre jedenfalls die naturgemäße Theilung. Aber abgesehen von dem reichlich nierenkünderischen summarischen und souveränen Beigeschmack, der ihr anhaften dürfte, würde sie für unsere Besprechung zu wenig ergeben, — denn die meisten deutschen Bilder sind weder das Eine noch das Andere.

Auch nach Städten und leitenden Persönlichkeiten scheidet sich die Bildermenge immer weniger deutlich. Der prononcirte Charakter, sozusagen die Localfarbe der einzelnen Kunstcentren und Schulen, verwischt sich immer mehr zu Gunsten eines allgemeinen frischeren, künstlerischen Lebens. Ueberall tritt als Hauptsache das Bewußtsein in die Erscheinung, daß coloristische Anschauung und Malenlernen an der Hand der Natur oder großer alter Meister keine Nebensache für den Maler ist. Immer seltener scheint man zu glauben, daß große Gedanken ohne Natur und Gestaltungsfähigkeit, oder andererseits das angelernte Schlenker eines Lehrers den Entleiher bereits zum großen Künstler machten. Wie im Reichstag oder bei den Wahlen unterscheidet man kaum noch Preußen, Bayern, Sachsen ꝛc., sondern vielmehr Fractionen.

Wie man die Menschen im politischen Leben nach ihren politischen Anschauungen unterscheidet, so kann man doch am Ende auch die Maler nach ihren künstlerischen Anschauungen zusammenordnen. Allerdings, die Zahl und Bedeutung der Fractionslosen wird hier viel hervorragender sein als dort. Auch der Uebergänge werden mehr sein und unbestimmterer Schattirung. Die Weitherzigkeit der Fractionen wird noch duldsamer, ihr Zusammenhang noch loser erscheinen als bei den politischen Parteien und innerhalb derselben wird es wenig einheitlich aussehen. Denn die guten Maler malen nun einmal alle verschieden und nur die schlechten malen merkwürdigerweise alle gleich. Fragt man ferner die Maler nach ihren künstlerischen Anschauungen, so wird man bei aller Gemeinsamkeit finden, daß diese bei dem Einen stärker, bei dem Andern schwächer mitsprechen und daß bestenfalls jeder denselben nur nach Charakter und Stärke seiner persönlichen Begabung Genüge zu thun strebt. Dies eigentlich Letzte, wirklich belebend Künstlerische ist aber immer ein rein Persönliches und bleibt undefinirbar, unlöslich in der kritischen Retorte. In Summa: es würde schwerlich möglich sein, die höhere Gemeinsamkeit des Strebens jedesmal richtig nachzuweisen, wollten wir mit solchem Maßstab von Bild zu Bild die Ausstellung durchwandern. Vielmehr werden sich diese Anschauungsunterschiede lediglich in großen, allgemeinen Zügen andeuten und vielfach nur an äußeren, sogenannten technischen Merkmalen darstellen lassen. Es wird sich also mehr darum handeln, einige gemeinsame Bewegungsmotive in der verworrenen Masse zu constatiren, einige Anhalts- und Uebersichtspunkte in der malerischen Production der Gegenwart überhaupt zu finden, als gerade einen Führer durch das zufällig im Ausstellungsgebäude Angehäufte zu geben. Nur werden wir soviel als möglich unsere Beispiele aus dem dort Vorhandenen wählen.

Die Einseitigkeit des gewählten, vorwiegend auf technisch-coloristischer Seite liegenden Standpunktes dürfte sich mannigfach entschuldigen lassen. Einmal, und das ist gleich die Hauptsache, ist das Wiedererwachen dieser speciell malerischen Interessen die eigentliche Signatur unserer zeitgenössischen Kunst, der Kunst einer Uebergangsperiode, die, Gott sei Dank, nicht mehr träumt, sondern wieder arbeitet, die nichts im Schlaf beschert haben mag, sondern ihren Besitz wirklich erwerben will, und zugleich also die Signatur unserer Maler, die sich nicht mehr vor dem Malen, vor Pinsel und Farben, kurz vor ihrem Handwerk schämen und die ein Genügen und Behagen darin finden, als verkannte Genies ihre Schöpfungen ungestaltet und ungeboren in hochmüthiger Phantasie bei sich zu behalten. Diese letztere Art der Historienfritzen wird außerdem so selten, daß sie keine Ansprüche mehr erheben kann. Auf Ausstellungen

Digitized by Google

sind sie mittlerweile unsichtbar wie die weißen Berliner Oefen im Münchener Glaspalast. Zum mindesten also deuten die, immer allgemeiner auf Wiedererwachen malerischer Anschauung und malerischer Mittel gerichteten Bestrebungen auf ein Ueberwinden des hochmüthigen und unkünstlerischen „Gedankens um jeden Preis", der unsere Kunst lange genug brach legte und unsere Künstler ihre Phantasie prügeln hieß, während sie doch so sehr der ruhigen Sättigung und sanfter sicherer Leitung und Zügelung bedürftig gewesen wäre. Und wenn demnach jene malerischen Bestrebungen als die werthvollste und wahrscheinlich folgenreichste Neuerung unserer Uebergangszeit auftreten und zugleich den Weg für die Kunst der Zukunft zu enthalten scheinen, warum soll da nicht auch der Kritiker, der der Production doch naturgemäß nahe stehen sollte, besonders das Gemalte selbst schätzen dürfen, anstatt dessen, was Jemand dabei gedacht haben will oder sich dabei denken könnte? Warum soll nicht auch ich mich in der Malerei für das Malerische interessiren, warum soll ich nicht in der Farbenkunst nach Colorismus fragen, um so mehr als sich nun einmal mein ästhetisches Wohlgefallen von Bildern nur durch malerische Qualitäten beikommen läßt? Mag mich deshalb der Eine oder Andere im Namen der Aesthetik, die übrigens ihren Namen mißbrauchen läßt wie der liebe Herrgott, einen Kurzsichtigen schelten, der nur am Aeußerlichen „Technischen" haftet. „Raum für Alle hat die Erde" sagen Ihro Wohlgebornen die Herren Socialdemokraten. Allerdings — sie haben ausgerechnet, daß bei den dazu nöthigen Arrangements 13842 Mark 15 Pfennige auf Jeden kommen.

Aber Scherz bei Seite, — ich kann keinen Vorwurf darin finden, wenn man sich einmal wirklich mehr mit der sogenannten technischen Seite der Kunst befaßt. Um so weniger als das Publicum und selbst meine Herrn Collegen von der Kritik gerade sie meistens vernachlässigen. Und dann — als ob diejenigen so besonders hinter die Coulissen sähen, die sich nur um den Gedankeninhalt einer Malerei zu kümmern wissen! Als ob man etwas Bedeutsameres sagte und Verdienstvolleres thäte, wenn man immer nur nach Bedeutung, Beziehung, Tiefe, Tendenz und was weiß ich fragt, anstatt sich um das zu kümmern, was doch zunächst die werthbestimmende künstlerische Anschauung und Potenz zum Ausdruck bringt, die sogenannte Technik. Wenn man längst darüber einig sein wird, daß alle jene Dinge mit der Kunst gar nicht oder doch nur äußerlich zusammenhängen, dürfte sich wahrscheinlich über den Satz noch stundenlang sprechen lassen: „Technik ist Kunst und Kunst ist Technik." Hier fehlen natürlich Raum und Veranlassung dazu. Nur Eines will ich constatiren: daß nämlich meiner Meinung nach ein Künstler ohne Technik, d. h. ohne genügende Gestaltungs- und Ausdrucksmittel, der also das Beste was er hat in verkrüppelter Form zur Mittheilung bringt, einfach ein erbarmenswerther Jammer ist, während ein sogenannter Techniker ohne besonderen künstlerischen Fonds doch wenigstens durch den schönen Schein, unter welchem er sein armes Ich zu verbergen weiß, erfreuen kann. Jener hat sein Pfund vergraben, dieser mit dem anvertrauten gewuchert. Und was der Letztere macht ist für mich immer noch mehr Kunstwerk, wie z. B. jene langweilige und talentlose Kinderfigur, die selbst das Publicum im Atelier ihres Verfertigers nicht beachtete, die er aber jedesmal verkaufte, besonders an Damen, wenn er die rührende Geschichte erzählte die dazu gehörte. Mich erinnert das, wie die captatio benevolentiae so manches armseligen Historienbildes, immer an einen Theaterzettel, der die „Johanne von Montfaucon" ankündigte und die stimulirende Bemerkung enthielt: „Das im Stücke vorkommende Lamm wird nach der Vorstellung unter den geehrten Theaterbesuchern ausgespielt." Etwas mehr Virtuosität wäre mir ein angenehmer Ersatz gewesen für dieses einigermaßen äußerliche Surrogat. Und ähnlich, wie gesagt, ist es auch mit meinen Interessen der heutigen Malerei gegenüber beschaffen. Und ich glaube man darf dem, um noch ein Letztes hinzuzufügen, um so eher öffentlichen Ausdruck geben, als gerade wir Deutschen trotz aller technisch-naturalistischen und coloristischen Bestrebungen, die wir endlich nachzuholen im Begriff sind, zu irgend welchem centralisirenden Schablonismus wenig Begabung zeigen und auf innerliche und zu innerliche Arbeit zu verzichten durchaus nicht gesonnen erscheinen. Wir lassen uns eben nur die Flügel solide wachsen, um nicht noch einmal den Ikarus zu spielen. Wir wollen eben erst in allen Sätteln gerecht sein, ehe wir den Durchgänger Pegasus zu neuem Sonnenritt besteigen. Kurzum, wir arbeiten an dem Beweise, daß wir keine Epigonen sind und bereiten den Größeren unter uns oder unseren Kindern solide Stege und Wege, die auch mit schwerem Geschütz zu befahren sind.

Will man also einmal unter Malerei ganz speciell Malerei verstehen, so stellt sich meiner Meinung nach für die Masse und im Großen und Ganzen die Entwickelung und Lage der Dinge so: eine receptmäßige, conventionelle Bildmalerei hat noch heute ihre Vertreter und Ausläufer mancher Art und Bedeutung. Inzwischen hat sie indessen längst zu einer Reaction geführt, welche sich auf das kahle Sehen der Natur zurückzog und bei aller Freudlosigkeit und stellenweise nothwendigen Unerquicklichkeit dennoch den besten Durchgangspunkt für eine neue künstlerischere Kunst bildet. Diese strenge und die beachtenswerthesten Blüthen treibende Schule ist denn auch bereits der Boden geworden für eine naturalistisch-coloristische Kunst, welche der freien individuellen Production wieder alle Rechte zurückgibt, die ihr von der Unerbittlichkeit der Einzelnachahmung reichlich geschmälert waren. Konnte man jener etwas brutalen Photographiemalerei (trotzdem der Ausdruck viel zu weit geht, wähle ich ihn hier der Kürze halber) nachtragen, daß sie in letzter Linie nicht künstlerischer sei als das entgegengesetzte Extrem, die Gedankenmalerei ohne Natur und Können, und kann man sie, im Gegensatz zu letzterer, auch nur als eigene Schule dauernd gelten lassen und schätzen, so wird man doch dem Colorismus, der sich neuerdings aus ihr und neben ihr an der Hand alter Meister entwickelt, zugestehen müssen, daß er alle Keime einer neuen wirklich malerischen und eindrucksfähigen Malerei besitzt, — Eigenschaften, die allerdings einer ganzen Reihe von Einzelerscheinungen unserer Kunst, wie z. B. Andreas Achenbach, Böcklin, Makart und Anderen ganz unabhängig von dieser modernen Gesammtentwickelung unserer Kunst geworden oder geblieben sind.

Diese vielleicht etwas sibyllinisch klingenden knappen Andeutungen dieser Hauptrichtungen, die unzählige Abstufungen aufweisen und manche der Bedeutensten nicht mit umfassen, werde ich mich bemühen in einem nächsten Aufsatz mit meinen gütigen Lesern ausführlicher und hoffentlich deutlich zu besprechen.

Berichtigung: Im Anfang des ersten dieser Artikel Zeile 25 ist die Frachterleichterung, die wir den Künstlern für die Berliner Ausstellung wünschten, leider in ein unverständliches Verlangen nach Pachterleichterung umgesetzt worden. Hoffentlich wird es nicht dieser Druckfehler sein, an welchem die Erfüllung jenes so berechtigten Wunsches scheitert.

Notizen.

Bayreuther Literatur.

Mehrere Kritiker und Feuilletonisten, welche den Bayreuther Festspielen beigewohnt, haben ihre Aufsätze jetzt zusammengestellt und als Broschüren herausgegeben. Die Kritiken von Professor Gustav Engel sind bei Challier in Berlin erschienen; sie zeichnen sich durch Sachkenntniß, Wohlwollen im Urtheil und eine ruhige, gute Form aus. Engel gehört nicht zu den unbedingten Anhängern Richard Wagners; aber er läßt der ungewöhnlichen Begabung des großen Componisten die vollste Gerechtigkeit zu Theil werden und spricht von dem Künstler Richard Wagner mit der Hochachtung, die ihm gebührt. Etwas ungenirter springt Max Kalbeck in der kritischen Studie: „Das Bühnenfestspiel zu Bayreuth", Breslau, Schletter'sche Buchhandlung, mit dem „Meister" um, obgleich auch er die zahlreichen Schönheiten des großartigen Werkes mit Wärme anerkennt. Aber der ganze Charakter dieser Schrift ist doch polemischer Natur; sie wird unter den Wagnerianern viel böses Blut machen. Auch Professor H. Ehrlich hat seine Aufsätze unter dem Titel „Für den Ring der Nibelungen gegen das Festspiel zu Bayreuth", der die Tendenz dieser Schrift charakterisirt, gesammelt. Unsre Leser kennen die Auffassung Ehrlichs, der seit dem Bestehen der „Gegenwart" unser ständiger Musikreferent ist, genau. Es bedarf also blos dieses Hinweises. Der Vollständigkeit wegen mögen hier noch erwähnt werden die „Nüchternen Briefe aus Bayreuth", von dem Herausgeber dieser Blätter, die keinen andern Anspruch machen, als den, den Eindruck, den ein musikliebender Laie von dem Werke und dem Treiben in Bayreuth empfangen hat, wiederzugeben. Diese letzteren sind in sechster Auflage bei S. Schottlaender in Breslau erschienen.

Aus dem Lager der rechtgläubigen Wagnerianer, die das Wagner'sche Kunstwerk nach dem jetzt allgemein acceptirten Stichworte als eine „Herzensangelegenheit" auffassen und immer von der „Liebe" sprechen als von dem Haupterforderniß zum Verständniß des Bühnenfestspiels, ist eine Kritik

Digitized by Google

der Kritiken erschienen, deren Titel leider das Interessanteste ist: „Die Tragödie in Bayreuth und ihr Satyrspiel" von Hans von Wolzogen (Leipzig, Edwin Schloemp). Die bockbeinigen Satyrs sind natürlich die bitterbösen Zeitungsschreiber, denen Hans von Wolzogen wegen ihres auffallenden Mangels an Liebe jedwede Competenz abspricht. Er sagt: „Nur wer Wagner liebt, darf über ihn urtheilen." Und dieser Satz gefällt ihm so, daß er ihn sogar gesperrt setzen läßt; und dann fährt er fort, um dieses Axiom zu beweisen: „Man darf nur beurtheilen, was man versteht; wer aber Wagner versteht, der muß ihn lieben: der Liebende also als der Verstehende ist allein der Urtheilsfähige." Diese schöne Beweisführung sieht doch der Umkehr des berühmten Raisonnements vom Spinat zum Verwechseln ähnlich: „Ich liebe den Spinat nicht und ich freue mich darüber, denn wenn ich ihn liebte, würde ich ihn essen, und ich kann ihn nicht ausstehen." Die Broschüre ist schwerfällig und nicht sehr erheiternd geschrieben. Hans von Wolzogen sagt den Kritikern natürlich die allerunverbindlichsten Sachen; aber es muß trotzdem rühmend anerkannt werden, daß er sich jedem persönlichen Angriffe fern hält.

Derselbe Verfasser hat übrigens als Ariadne im Wagner'schen Labyrinthe durch die Herausgabe eines „thematischen Leitfadens durch die Musik zu Rich. Wagners Festspiel der Ring des Nibelungen" (Leipzig, Schloemp) den Besuchern des Bayreuther Festes gute Dienste geleistet. Er hat aus den vier Partituren 90 Leitmotive herausgewittert, die man auswendig zu lernen hat; alsdann ist man ungefähr im Stande, einigen der verborgenen Intentionen des Componisten etwas näher zu treten. Wolzogen hat jedem dieser 90 Motive einen besonderen Namen gegeben; einige dieser Bezeichnungen sind etwas eigenthümlich. Gleich das erste ist das Motiv des „Urelements". Wir finden ferner: das Motiv der „Jugendäpfel", „Dämmermotiv", Motiv der „Weltvernichtungsarbeit", Motiv der „Ahnung", „Unmuthsmotiv", Motiv der „Schicksalskunde", „Reitmotiv", „Rechtfertigungsmotiv", „Motiv der Fahrtenlust", Motiv des „Rachewahns", Motiv der „Welterbschaft", Motiv der „Vaterfreude", Motiv des „Nixenspottes" u. s. w. Dagegen läßt sich gewiß gar nichts einwenden, wenn diese Motive und ihre Deutung durchaus feststänben. Dem aber ist nicht so. In den in Mainz bei Schotts Söhnen erschienenen „Angereihten Perlen aus dem Ring der Nibelungen" von Albert Heintz, die unbedingt einen officiösen Charakter haben und nicht ohne Einwilligung Richard Wagners erschienen sind, sind wiederum eine ganze Reihe von andern Motiven angegeben und einige der von Wolzogen aufgeführten Motive haben bei Heintz eine etwas andere Bedeutung. So finden wir bei Heintz z. B. ein Motiv der „gastlichen Häuslichkeit", ein Motiv des „unheilvollen Schicksals Siegmunds", ein „Entsagungsmotiv der Götter", ein Motiv der „Frauenabhängigkeit", von denen Wolzogen nichts weiß. Ebenso lernen wir bei Heintz kennen: ein Motiv der „Nibelungen Zähmung durch den Ring", ein „Schwertschweißemotiv", Motiv „der gefällten Weltesche", u. s. w. Alle diese und viele andere Motive sind in den 90 von Wolzogen aufgezählten nicht erwähnt. Man kann sich danach eine Vorstellung machen von den Anforderungen, die an den Hörer, der ganz verstehen möchte, herantreten.

Bei der Gelegenheit wollen wir übrigens auf die sehr zweckmäßigen, mit großem Geschmack arrangirten Auszüge aus den dickleibigen Partituren der neusten Wagner'schen Musikdramen hinweisen, die allen denen, welche die Bayreuther Festtage mitgemacht haben, die Errinnerung an die ausdrucksvollsten Schönheiten des Werkes zurückrufen und jenen, die das Werk noch gar nicht kennen, wenigstens einen Begriff von demselben geben. Es sind keine gewöhnlichen „Potpourris"; es sind, wenn der Ausdruck gestattet ist, musikalische Berichte mit Citaten. Von diesen Auszügen sind im Verlage von Schotts Söhnen in Mainz zwei verschiedene Arten erschienen: Die Einen bezeichnen sich als „Tonbilder"; sie geben zunächst den Inhalt jedes Dramas, schildern die Scenerie, führen die hauptsächlichen musikalischen Momente vor, sogar mit dem Texte, und ergänzen die sehr bedeutenden Sprünge, die der verhältnißmäßig wenig umfangreiche Auszug machen muß, durch erläuternden Text. Sie besitzen einen außerordentlichen Vorzug: sie sind leicht spielbar; ein mäßiger Clavierspieler ist dadurch in den Stand gesetzt, das Wagner'sche Werk wenigstens dem Charakter nach in seinen Hauptmotiven kennen zu lernen. Die Andern heißen: „Angereihte Perlen". Es sind dies eine ganze Reihe von Heften zu einem wohlfeilen Preise und von mäßigem Umfang, in welchen mit vielem musikalischen Scharfsinn diejenigen Stellen, die die ausgesprochenste Melodie besitzen, und die interessantesten Leitmotive zusammengestellt sind. Auf die „Walküre" kommen drei Hefte, auf „Siegfried" vier Hefte, und auf die „Götterdämmerung" ebenfalls vier Hefte. Wir können diese musikalischen Excerpte allen Musikliebhabern warm empfehlen. F. L.

Offene Briefe und Antworten.

Pigeon-English.

Soeben höre ich, daß der von mir in meinem Artikel (Gegenwart, Nr. 39) über diesen chinesirten englischen Dialekt erwähnte geistvolle americanische Dichter Mr. Charles H. Leland beabsichtigt, unter dem Titel „Pidgin-English Sing-Song" eine Sammlung von Balladen und Geschichten in diesem Kauderwelsch herauszugeben. Mit einem Wörterbuch, Glossar und grammatischen Regeln (?). Diese Notiz, schreibt mir ein Freund, ist einer americanischen Zeitung entnommen, und fügt dieselbe hinzu, daß möglicherweise dieses erste in Pigeon-English zu veröffentlichende Werk dazu beitragen möge, den als Vermittelungssprache zwischen Chinesen und Nicht-Chinesen zu gebrauchenden Dialekt zu verbreiten! Ich habe desselben Verfassers kleine Gedichtsammlung „Hans Breitmann's Party, and other Ballads" (englische Ausgabe für Europa, Trübner & Co., London, I. ed. 1869) stets als eine höchst drollige und effectvolle, für Deutschland zwar wenig schmeichelhafte Satire und Geißelung der Millionen, meistentheils ungebildeter deutscher Eingewanderter in America gehalten, aber nie im entferntesten daran gedacht, daß Mr. Leland damit bezwecken wollte, diesem schauderhaften deutsch-americanisch-englischen Mischmasch eine Verallgemeinerung zu verschaffen. Und das ist meine Meinung von dem zu erwartenden Werk in chinesirtem Englisch ebenfalls. Beiläufig gesagt soll das Urbild des „Hans Breitmann" ein Deutscher Namens Jost gewesen sein, der den americanischen Krieg im 15. Pennsylvanischen Cavallerie-Regiment mitgemacht hat. Als ein Beispiel dieses deutsch-americanisch-englischen Dialektes möge hier eine kleine Ballade „die schöne Wittwe" (De pooty vidder) stehen; Lager bedeutet den allgemein in den Vereinigten Staaten abgekürzten Ausdruck für „Lagerbier". Man kann der „Mache" weder Geist noch neckenden reizenden Humor absprechen; aber „die Sprache" bleibt ein Wechselbalg elendsten Gebeins und hoffentlich für immer nur „Satire".

„Dat pooty liddle vidder
Vot ve doshn't vish to name,
Ish still leben on dat liddle shtreet,
A—doin' shoost de same.
De glerks aroundt de gorners
Sometdimes goes round to zee
How die tarlin' liddle vitchy ees,
Und ask 'er how she pe.
Dey lofes her ver' goot liquoer,
Dey lofes her liddle shtore;
Dey lofes her liddle paby,
But dey lofes de vidder more.
To dalk mit dat shweet vidder,
Ven she hands dat lager round,
Vill make der shap dat does id
Pe happy, ve'll pe pound.
De glerks vat drinks das beer,
Who goes in dere for noding elshe,
Put zimply for to zee her."

Vorzüglich das süddeutsche Element der Eingewanderten mit ihren Consonantverwechslungen (blace statt place, breest statt priest, troonk statt drunk, lofes statt loves, shtreet statt street, shweet statt sweet, u. s. w.) wird hier gegeißelt. Selbstverständlich muß „der Leser" dieser Gedichte vollständig mit beiden Sprachen und ihren sprachlichen Eigenthümlichkeiten bekannt sein. **Hermann Kindt.**

Berichtigung.

In dem Iphis-Artikel von Hrn. Carus Sterne sind zwei Wortverwechselungen stehen geblieben, die den Sinn sehr unklar machen. Es muß nämlich in dem letzten Abschnitt auf Seite 218

statt: „nicht auf Richterspruch frei", heißen: erst auf Richterspruch, und gleich darauf

statt: hatte aber Dinge gesehen — hatte also Dinge gesehen.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Anastasius Grün,
Spaziergänge
eines
Wiener Poeten.

Siebente vermehrte Auflage.
Preis elegant gebunden 3 Mark.

Berlin. G. Grote'scher Verlag.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Vorschule der Aesthetik
von
G. Th. Fechner.

gr. 8. Band I 5 *M.* 50 *Pf.* Band II 6 *M.* 50 *Pf.*

Dies neueste nunmehr vollständig vorliegende Werk des berühmten Verfassers enthält eine Reihe auf das allgemeine Verständniss und Interesse berechneter, zwanglos in Form und Folge gehaltener Aufsätze über die wichtigsten ästhetischen Verhältnisse und Kunstfragen, mit vorzugsweiser Berücksichtigung der Seitens des herrschenden Apriorismus in der Aesthetik bisher wenig beachteten ästhetischen Gesetze.

In unserem Verlage ist erschienen:

Das
Bühnen-Festspiel
zu Bayreuth.

Eine kritische Studie
von
Max Kalbeck.

„Zwei und siebzig Sekten streiten, —
Lass sie thun, wie sie's versteh'n:
Die an's Thor des Irrwahns klopfen,
Werden nie die Wahrheit sehn."
(*Hafis-Bodenstedt.*)

Preis: 2 Mark.

Schletter'sche Buchhandlung.
(E. Franck)
Breslau
Schweidnitzer-Strasse 16—18.

Im Verlage von **Fr. Thiele, Berlin** N., Brunnenstr. 124a, sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

A. Sprockhoff's Hülfsbuch für den naturkundlichen Unterricht. Fünfte Auflage (erste 1873!) methodisch gearbeitet mit vielen Fragen und Holzschnitten. 1. Abtheilung: **Zoologie.** 184 Seiten. Preis 1 *M.* 2. Abtheilung: **Botanik.** 1 *M.* 3. Abtheilung: **Mineralogie.** 30 *Pf.*

F. Kuhnow's Anschauungs-Unterricht in der französ. Sprache. Zweite Auflage. Gebunden 1 *M.* 25 *Pf.*

Dr. H. Mensch's Polymele. Sammlungen von Uebersetzungen deutscher Dichtungen in's Französische, Englische u. Lateinische. Kart. 1 *M.* 50 *Pf.*

Die
Fabrik von **Heinrich Lemcke**
in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**
(Zollvereinsgebiet)
empfiehlt ihre **feinen** und **hochfeinen**, sowie
importirten Havanna- etc. Cigarren
in den Preisen von **36** bis **1000 M.** pro Mille.
Preiscourante gratis und franco.
Verkauf an Private von 1/10 an.

Eine Sammlung neuer Dorfgeschichten von Berthold Auerbach!

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Nach dreißig Jahren.

Neue Dorfgeschichten
von
Berthold Auerbach.

Drei elegante Bände in Octav. Broschirt 10 *M.*

Diese drei Bände bieten drei neue dorfgeschichtliche Romane des Dichters, jeder Band ist für sich abgeschlossen und enthält:

Band I: Des Lorle's Reinhard.
„ II: Der Tolpatsch aus Amerika.
„ III: Das Nest an der Bahn, oder: Die Kinder der Sträflinge.

werden aber nicht getrennt abgegeben.

Einzig in ihrer Art sind diese drei neuen Bände Dorfgeschichten!

Der Dichter, dessen Schöpfungen Epoche bildeten, erneuert und erweitert das von ihm erschlossene Gebiet mit der vollen Frische seiner ursprünglichen Kraft. Tausende und Abertausende, denen die Gestalten der ersten Dorfgeschichten zu Erscheinungen geworden sind, die im Gemüthe haften und sie fürs Leben begleiten, sowie die neuen Geschlechter, die sie erst jetzt kennen lernen, werden mit innigem Interesse aufnehmen, wie die Schicksale Lorle's, Reinhard's, des Tolpatsch und vieler Anderer sich im Laufe der letzten dreißig Jahre entwickelten und in welcher Weise die großen allgemeinen Wandlungen des deutschen Nationallebens die dichterische Auffassung der Volkscharaktere umgestalteten.

Stuttgart, October 1876. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Alfr. Meissner, Novellen.

Leipzig. Neue Auflage. 3 Bände elegant broch. Preis 9 *M.* **Fr. Wilh. Grunow.**

Soeben erschien:

Geschichte der französischen Literatur
des neunzehnten Jahrhunderts
von **J. P. Charpentier.**

Autorisirte Uebersetzung von **E. Otto.**

gr. 8. 21 Bogen. Preis 6 *M.*

Eine bis in die Gegenwart reichende Geschichte der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts fehlte seit längerer Zeit auf dem deutschen Büchermarkte; es darf daher mit Bestimmtheit angenommen werden, dass die autorisirte deutsche Uebersetzung von Charpentiers: „Littérature française au dix-neuvième siècle" unserem allgemeinen Bedürfnisse entgegenkommt. Der gelehrte Verfasser, ein Inspecteur honoraire de l'Académie de Paris, hat seinen Stoff sehr übersichtlich gruppirt, so dass sich die verschiedenen Perioden der französischen Geschichte und der mit ihr Hand in Hand gehenden französischen Literatur, das erste Kaiserreich, die Restauration, das Juli-Königthum und das zweite Kaiserreich, ausserordentlich klar darlegen. Das Urtheil des Verfassers ist im Ganzen mild, fern von jedem Paroxysmus und besonders frei von jener gewissen Stimmung gegen Deutschland, die seit 1870 so viele französische literarische Erscheinungen für Deutsche ungeniessbar macht. Die Uebersetzung von E. Otto ist fliessend und mit Verständniss abgefasst.

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Verlag von **G. Reimer** in **Berlin,** zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Klimatische Winterkurorte.

Ein Leitfaden für Aerzte und Laien
von
Dr. H. Reimer,
königl. Sanitätsrath.

Zweite neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Mit einer Uebersichtskarte und 3 Plänen.

Preis 5 *M.*

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Heinrich Heine's
sämmtliche Werke
(12 Bände)
liefert eleg. geb. **für nur 16 Mk.** auf direkte Bestellung gegen Nachnahme die Export-Buchhandlung von **Carl Minde** in Leipzig.

Bei **G. Reimer** in **Berlin** sind am 3. October 1876 erschienen und können durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Gereimte Räthsel
aus dem
Deutschen Reich.

Gr.-Octav. XVI und 480 Seiten. Brochirt 6 *M.*

Soeben erschien in **Friedrich Manke's** Verlag in **Jena** und ist in jeder Buchhandlung des In- und Auslandes vorräthig:

Sagwissenschaftliche Studien
von
Dr. J. G. von Hahn,
k. k. österreichischem Generalconsul, Verfasser der „Albanesischen Studien", „Mythologischen Parallelen" u. s. w.

gr. 8. 51 Bogen. Broch. Preis 12 *M.*

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** N. W., Louisenstraße 33.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 28. October 1876. X. Band.

30
.G325
v.10
no.44

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Arbeiterverhältnisse in Frankreich. Von R. D. — Gladstones Schrift. Von Karl Blind. III. IV. — **Literatur und Kunst:** Barthenia. Roman von Wilhelm Jensen. Besprochen von Konrad Telmann. — Vom übergeschnappten Touristenkauz. Von Woldemar Kaden. — Der große Wurf. Lustspiel in 4 Aufzügen von Julius Rosen. Besprochen von Paul Lindau. — Freiheit und Gleichheit. Von E. von Hartmann. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. III. — Von der Musiksaison. Von H. Ehrlich. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Arbeiterverhältnisse in Frankreich.

Die große Epoche der Befreiung der bürgerlichen Gesellschaft von den Fesseln des Feudalismus war in Frankreich von Stürmen begleitet, welche die Fluthen der Revolution weit über das ihr von den Verhältnissen vorgesteckte Ziel hinaustrieben. Als die Wogen sich wieder beruhigt hatten, strömten sie in die natürlichen Grenzen zurück, nicht ohne jedoch Spuren zurückzulassen, die in dunklen Umrissen das nächste Stadium der socialen Umwälzungen erkennen ließen.

Die nationale Einheit, die neue Verwaltung und Rechtspflege, die individuelle Freiheit und die Freiheit der Concurrenz auf wirthschaftlichem Gebiete waren dauernde Errungenschaften geworden; die Tugendrepublik Robespierres aber scheiterte, das communistische Gemeinwesen Baboeufs blieb nur ein Traum.

Wohl wurde jener Traum in den Seelen, die sich seiner bemächtigt hatten, mit aller Wärme jugendlicher Begeisterung gehegt. Getragen von einem idealen Zug, suchten die Communisten jener Zeit die Grundsätze, welche sie im Staate zur Geltung gebracht wissen wollten, zunächst in ihren gegenseitigen Beziehungen durch Beispiele rührender Nächstenliebe und echten Gemeinsinns zur Ausübung zu bringen.

Es war dies eben die zarte Kindheit der modernen socialen Bewegung, die heute die unangenehme Zeit der „Flegeljahre" noch nicht überwunden hat. Denn was bedeuten Jahrzehnte in der Entwicklungsgeschichte der Gesellschaft?

Welcher Anstrengungen bedurfte das Bürgerthum auch noch nach der französischen Revolution, um alle Schranken zu Fall zu bringen, die dem Aufschwung der industriellen Arbeit im Wege standen?

Wie lange dauerte es, bis der Feudalismus im übrigen Europa zurückgedrängt, die patriarchalischen Zustände beseitigt waren?

So vergingen denn auch mehr als dreißig Jahre, ehe die Traditionen der Baboeufisten wieder aufgenommen wurden, und zwar vermischt mit denen der Jacobiner. Die geheimen Verbindungen, welche bald nach der Erhebung des „Bürgerkönigs" Louis Philipp entstanden, hatten einen vorwiegend antimonarchischen Charakter. Sie verfügten stets über eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Fanatikern.

Erst die Ideen St. Simons und Fouriers, welche an die durch die Revolution geschaffenen neuen Zustände und socialen Uebel anknüpften, erzeugten rein socialistische und communistische Schulen und Sekten, deren Studien und Experimente nützliche Anregungen und Erfahrungen bieten sollten.

Gegen das Ende des Jahres 1848 begann dann die socialdemokratische Bewegung, deren bedeutendster Repräsentant damals Louis Blanc war. Sie hoffte vermittelst des allgemeinen Stimmrechts sich der Verwaltung zu bemächtigen und durch diese die Mittel zur Abschaffung der Lohnarbeit und zur allgemeinen Begründung der Arbeiterassociationen zu erlangen.

Am 24. Februar 1848 wurde die „demokratische" Republik mit dem allgemeinen Stimmrecht proclamirt. Allein der soeben zur Herrschaft gelangten Demokratie fehlte Alles, was nöthig gewesen wäre, um auch nur für längere Zeit ihre Stellung zu behaupten. Die alten Vorurtheile und die noch aller Orten herrschende Unbildung konnten nicht mit einem Schlage beseitigt werden. Wie war da eine Selbstverwaltung möglich! Das „souveräne" Volk suchte daher einen „demokratischen" Dictator, der die bestehenden Hindernisse hätte wegräumen können, es fand sich aber Niemand. Den Theoretiker Louis Blanc überkam ein Grauen, als er zur praktischen Durchführung seiner Ideen schreiten sollte. Ohnehin kein Actionsmann, wies er die Dictatur zurück und begnügte sich damit, daß die provisorische Regierung die Zusammensetzung einer Redecommission billigte, der jede staatliche Autorität und damit jeder praktische Werth fehlte.

Die Pariser Arbeiter hatten Sinn und Befähigung für das Associationswesen. Im übrigen Frankreich mangelte aber jedes Verständniß dafür. Unter solchen Umständen war nichts leichter, als die Begriffe zu verwirren und Angst, Mißtrauen und Unruhe zu erzeugen. Die Geschäfte stockten, die Arbeiter hungerten. Die Nationalwerkstätten — nicht zu verwechseln mit den Productivassociationen der Arbeiter — waren schon mit schlimmen Absichten errichtet worden und befaßten sich nur mit unproductiven Straßenarbeiten. Die plötzliche Schließung der Nationalwerkstätten mit der angedrohten Abschickung der unbeschäftigten Arbeiter hatten den Juniaufstand zur unmittelbaren Folge. Mit der Niederwerfung dieses Aufstandes war die erste Periode der socialdemokratischen Bewegung abgeschlossen. Nicht lange darauf wurde der „Bürger" Louis Bonaparte Präsident der „demokratischen" Republik. Er ließ der kleinbürgerlichen Demokratie noch Zeit genug, sich wichtig in der Kammer zu machen und mit socialistischen Phrasen die Capitalisten zu erschrecken.

Unter dem Kaiserreich fiel es den eitlen Franzosen keineswegs ein, die Ursachen ihrer Mißgeschicke zu erkennen. Den Untergang der Republik verschuldete einzig und allein der „Verräther" Louis Napoleon, gleich wie später der „Verrath" Bazaines eine Hauptursache des Verlustes von Elsaß und Lothringen wurde. Demokraten und Legitimisten wetteiferten in dem

Digitized by Google

Rufe nach Decentralisation. Proudhon predigte einerseits den Föderalismus, andererseits empfahl er den Arbeitern die politische Abstention. Da der Staat nicht ohne Weiteres die Projecte Proudhons verwirklicht hatte, wurde dieser ein Anhänger der Anarchie, und verlangte neben der Abschaffung des lieben Herrgottes auch gleichzeitig die Abschaffung des Staates.

Louis Blanc und Genossen schlossen sich, so lange das Kaiserreich bestand, ebenfalls dem Dogma von der politischen Abstentation an. Anstatt sich in die Kammer wählen zu lassen und mit Jules Favre, Picard, Simon und den anderen Republicanern in Concurrenz zu treten, verblieben sie auch nach der Amnestie in London.

Die Arbeiterbewegung kam erst wieder in Fluß, als das Kaiserreich seinem Ende nahte. Man gestattete den Arbeitern die Organisation von Gewerkvereinen, versagte aber die Bildung politischer Corporationen. Die Gewerkvereine nahmen rasch einen bedeutenden Aufschwung und stellten weitgehende Forderungen an die Arbeitgeber. Es kam zu großen Strikes. Die „Internationale" fand in den großen Städten einigen Anhang, konnte aber keine Massen für sich gewinnen.

Der Ausbruch des Krieges verhinderte das weitere Vorschreiten der Arbeiterbewegung. Die friedliche Entwicklung war plötzlich abgeschnitten, was um so schlimmere Folgen haben mußte, als bis dahin die verschiedenen geistigen Strömungen in der Arbeiterwelt von der Verwaltung verhindert worden waren, an's Tageslicht zu kommen. Die Arbeiter hatten nicht einmal Zeit gehabt, die Personen kennen zu lernen, welche sich zu ihren Führern aufwarfen.

Als nach der Schlacht bei Sedan die Volksmassen nach dem gesetzgebenden Körper zogen und die Republik proclamirt wurde, saßen die Abstentionisten noch in London, die Ueberreste der alten Socialdemokratie hatten sich von den Ereignissen überraschen lassen und konnten sich von ihrer Verblüffung nicht erholen, als sie sahen, daß die Weltgeschichte über sie hinweggeschritten war.

Außer Rochefort kam kein Vertrauensmann der Arbeiter in die provisorische Regierung, und dieser sah sich bald veranlaßt, seinen Posten zu verlassen.

Während und nach dem Kriege schienen die Verhältnisse kaum danach angethan, eine socialistische Bewegung zu begünstigen und in der That war auch bei den Elementen, welche am 18. März 1871 die Commune proclamirten, das socialistische Element das schwächere. Ohne den Eigensinn, die Verblendung und die Provocationen der Monarchisten hätte die Unzufriedenheit der Nationalgarde jedenfalls einen anderen Ausweg gefunden. So aber kam die ganze ungeklärte, nach verschiedenen Richtungen strebende Masse in Gährung und Bewegung.

Die Commune repräsentirte ein Gemisch von politischen und socialen Parteien und Principien; Jacobiner, Proudhonisten, Blanquisten, Internationalisten, Alle wollten ihren Katechismus buchstäblich angewendet wissen. Die Jacobiner verlangten ihren Wohlfahrtsausschuß, die Blanquisten forderten die Dictatur, die Anhänger Proudhons lösten Frankreich in selbstständige Gemeinden auf und bewilligten ihren Generälen und Ministern im besten Falle — ganz nach Proudhon — nur 6000 Francs Gehalt. Die stehenden Heere wurden abgeschafft, aber die Officiere der Commune hielten viel auf goldene Schnüre und gestickte Uniformen.

Kein Staatsmann fand sich, der versucht hätte, die abermals geöffnete gesellschaftliche Kluft, die wieder zur Militärdictatur führen mußte, durch verständige Maßnahmen zu überbrücken. Man weiß ja, daß auch heute noch Männer wie Thiers einen wahren Abscheu vor Allem haben, was als sociale Reform angesehen werden könnte, und daß sie beispielsweise Principien, wie sie die deutsche Regierung in Bezug auf das Bank- und Eisenbahnwesen vertreten hat, für reinen Communismus erklären.

Die Art und Weise der Niederwerfung des Aufstandes der Pariser Nationalgarden wird den herrschenden Classen Frankreichs keine guten Früchte tragen. Sie hatten seither ihre Arbeiter nicht zu schätzen gewußt. Die deutschen Arbeiter, die nach Paris kommen, wundern sich noch heute über die Disciplin, die in den Pariser Werkstätten herrscht, eine Disciplin, die deutschen Arbeitern unerträglich erscheint. Der Pariser Arbeiter ist nicht so schlimm und rebellisch, wie ihn sein Ruf zuweilen hat erscheinen lassen. Wer in den Arbeiterquartieren von Paris gelebt hat, der weiß auch, daß nirgends mehr als hier der Arbeiter sich um seine Familie, um Frau und Kinder kümmert. Man werfe nur einen Blick auf die Promenaden der Arbeiterquartiere. Die Buttes chaumont, welche seit mehreren Jahren in einen reizenden Park verwandelt sind, werden an Sommerabenden von zahlreichen Blousemännern besucht, die ihre Kinder auf den Armen tragen und mit ihren Frauen promeniren. Die Weinschenken zählen meistens nur stehende Gäste, im buchstäblichen Sinne des Wortes Passanten, die sich kurze Zeit aufhalten. Die Fälle sind selten, wo Arbeiter ganze Abende in Kneipen verbringen.

Der französische Arbeiter ist überhaupt weit ökonomischer als der deutsche. Daher haben auch die Cooperativgenossenschaften (Productivassociationen) in kurzer Zeit wieder an Zahl und Bedeutung zugenommen. Die Neubildung der Gewerkvereine hat im Jahre 1872 begonnen, sie beschränkte sich zunächst nur auf Paris, hat aber jetzt alle Departements ergriffen. Von besonderem Interesse ist auch der Umstand, daß sich die Beamten, die Privatlehrer und die Comptoiristen organisiren wollen, um gemeinsame Sache mit den gewerblichen Arbeitervereinigungen zu machen. Die Landbevölkerung soll ebenfalls in die Bewegung gezogen werden.

Eine Arbeiterpartei in dem Sinne, wie sie in Deutschland besteht, hat sich noch nicht gebildet. Doch dürfte der im October abgehaltene Congreß die Grundlagen zu einem einheitlichen Programme legen. Man will bei diesem Anlasse auch die Frage der Arbeitercandidaturen für die Kammer discutiren und die rücksichtlich dieses Punktes bestehenden Differenzen beheben. Ein Theil der Arbeiter ist nämlich der Ansicht, daß künftig nur Handwerker, das heißt, Arbeiter mit dem Schurzfelle, sich als Arbeitercandidaten präsentiren dürfen. Bei den letzten Wahlen haben sich bereits solche Candidaten vorgestellt, aber nicht zum Vortheile der Sache, die sie vertraten.

Im Uebrigen wird der Congreß vorwiegend genossenschaftliche und Unterrichtsfragen behandeln, und sich in dieser Beziehung merklich von dem Socialistencongresse in Deutschland unterscheiden.

Mit der politischen Vertretung der Arbeiterclasse sieht es bis jetzt traurig genug aus. Es genügt auf den einen Umstand hinzuweisen, daß die Organe, welche derzeit den größten Einfluß auf die Arbeiter ausüben, sehr häufig von der Nothwendigkeit eines französisch-russischen Bündnisses gegen Deutschland sprechen. In diesen Blättern finden auch die werthlosen Schimpfereien aus der Kammer ein Echo.

Doch alle diese Verhältnisse werden sich in Kürze ändern. So sehr man in Arbeiterkreisen gegenüber den Repressalien der herrschenden Classen alle Handlungen der Commune vertheidigt, so haben doch die gemachten Erfahrungen eine ernste Ernüchterung herbeigeführt. Nachdem die Arbeiterpartei sich auf nationaler Grundlage constituirt haben wird, und die letzten Reste des Sektenwesens ohnehin verschwunden sind, dürften auch die föderalistisch-anarchischen Elemente, die noch in der jüngsten Zeit viel Lärm gemacht haben, in den Hintergrund gedrängt werden. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Thatsache, daß das Gros der Flüchtlinge, welches sich in England aufhält, sich gänzlich losgesagt hat von jenen „Führern", die einstweilen die revolutionäre Propaganda in wüthenden, Rache dürstenden Pamphleten fortsetzen.

Die Versuche der belgischen Internationalisten, in den französischen Gewerkvereinen Anhang zu finden, sind gescheitert. Können dieselben doch nicht einmal in Belgien bei den Massen Gehör finden. Allerdings ist dort die Unbildung noch viel größer als in Frankreich, die wenigsten Arbeiter können lesen und schreiben, und es ist auch keine Aussicht vorhanden, daß

Digitized by Google

es in dieser Beziehung bald besser werde. Der gänzliche Indifferentismus der belgischen Socialisten in dem Kampfe, der zwischen Clericalen und Liberalen tobt, spricht nicht für die politische Reife der Arbeiter. Es ist daher wahrscheinlicher, daß demnächst die Arbeiterbewegung in Frankreich ihren Einfluß in dem benachbarten Belgien geltend machen wird, anstatt von dort Anregungen zu erhalten, die unter den gegenwärtigen Umständen keineswegs von Nutzen sein könnten.

Das Verhältniß der französischen Socialisten zu den deutschen Socialdemokraten ist ein sehr kühles. Zwar wurde auf dem vor einiger Zeit in Gotha stattgefundenen Congresse deutscher Socialdemokraten eine Sympathieadresse französischer Socialisten verlesen, allein es unterliegt keinem Zweifel, daß dieselbe nur von einigen Personen ausgeht. Der Delegirte der in Paris wohnhaften deutschen Socialdemokraten versuchte in einer, den Gothaer Congreß beschreibenden Correspondenz an die „Droits de l'homme" einige Lehren für die französischen Arbeiter einzuflechten. „Bürger" Oudin, der die Arbeiterfragen in diesem Blatte behandelt, brachte aber in derselben Nummer, welche die betreffende Correspondenz veröffentlichte, eine Kritik gegen ein deutsches, den französischen Arbeitercongreß besprechendes Socialistenblatt. In dieser Kritik war sehr unhöflich bemerkt, daß die Zeiten des deutschen „autoritären" und „cäsaristischen" Socialismus in Frankreich längst überwunden seien.

Leider sind diese französischen Socialisten mit dem deutschen Socialismus gar nicht vertraut, noch weniger wissen sie aber den Inhalt des Schlagwortes „Cäsarismus" zu beurtheilen. Für diese Leute sind „Cäsarismus" und centralisirte Verwaltung nicht logische Folgen gewisser Zustände oder nothwendige Formen bestimmter gesellschaftlicher Entwicklungsepochen, sondern sie sehen darin nur böswillige Erfindungen und Ideen einzelner „Tyrannen", wie Julius Cäsar und Napoleon Bonaparte.

Die in Gotha versammelt gewesenen Socialistenvertreter haben übrigens auch nicht das Recht, die Arbeiter anderer Nationen zu belehren, bis sie nicht den Muth zeigen, der Unklarheit in den eigenen Kreisen entgegenzutreten, die sich insbesondere in dem Verhalten gegen die Entwicklung des Reiches documentirt, und auch in einigen Resolutionen auf dem Gothaer Congresse Ausdruck gefunden hat. Es ist nicht nothwendig, daß sie den Chauvinismus eines großen Theils der Franzosen nachahmen, aber sie können wenigstens von den französischen Arbeitern Patriotismus lernen.

Da gerade von Chauvinismus die Rede ist, so soll hier auch gesagt werden, daß die deutschen Arbeiter unter demselben selbst in Paris, in der „Hauptstadt der Welt", sehr leiden. Sie können nur als „Oestreicher" oder „Engländer" Arbeit finden. Deutsche Socialdemokraten, welche sich sogar rühmen konnten, das Staatsoberhaupt des deutschen Reiches beleidigt zu haben und dafür von den Gerichten verfolgt worden zu sein, wurden von den französischen Arbeitern nicht in der Werkstätte geduldet und mußten Frankreich wieder verlassen.

K. P.

Gladstones Schrift.

(„Die Bulgarischen Gräuel und die orientalische Frage.")

Von Karl Blind.

(Fortsetzung.)

III.

Auch der Teufel soll bekanntlich nicht ganz so schwarz sein, wie man ihn malt. Um jedoch den Türken, der schon schwarz genug ist, kohlrabenschwarz zu zeichnen, geht Gladstone bis zu dem Ausdruck: es seien die wenigen besseren Staatsmänner des ottomanischen Reiches „ein bloßes Naturspiel — gewissermaßen absonderliche Ungeheuer an Tugend und Verstand!" Wo ihm die eigene maßlose Sprache nicht ausreicht zur Verdonnerung des gesammten Türkenstammes, da steigt er über den Pelion und Ossa seines gipfelnden Zornes in's Wolkengebiet der Dichter hinauf, um sich von dorther neue Blitze zu holen. Das Alles liest sich sehr tapfer. C'est magnifique; mais ce n'est pas la — politique.

Wäre es wahr, was Gladstone an zwei Stellen seiner Schrift so nebenbei bemerkt, daß die Gräuel „unter der Ermächtigung der türkischen Regierung" verübt wurden, so ließe sich auch gegen seine heftigste Sprache kein Einwand erheben. Man braucht jedoch kein Ungeheuer an Verstand zu sein, um zu begreifen, daß solcher Anklage der Halt fehlt. Im Mai, wo jene Barbareien, als entsetzlicher Rückschlag gegen ähnliche vorhergegangene Barbareien*), verübt wurden, ging die Türkei durch eine folgenschwere Umwälzung. In den ersten Zeiten dieser gewaltsamen Erschütterung war die Staatsmacht in einzelnen Reichstheilen stark gelockert. Regellose Kräfte traten unter diesen Umständen an die Oberfläche. Das einst im Kaukasus, mit allen Schreckensmitteln kaiserlich russischer Barbarei von Haus und Hof getriebene Tscherkessenthum, das nunmehr auf türkischem Boden sich wieder von dem alten Feinde bedroht sah, konnte bei dieser staatlichen Verwirrung seinen Rachegelüsten ungehindert den Zügel schießen lassen. Die dadurch eingerissene Verwilderung zuckte dann noch einige Zeit krampfhaft nach.

Lange genug hat man freilich zu Constantinopel mit der Bestrafung der Schuldigen gezögert. Endlich erfolgt dieselbe jedoch — und das ist immerhin mehr, als man z. B. in Bezug auf den Statthalter Eyre sagen kann, den ein liberales Ministerium so lange wie nur möglich stützte; der bei seiner Ankunft in England durch eine große Anzahl Edelleute und Gentlemen die Ehre eines feierlichen Festmahls erhielt; der trotz der vom Lordoberrichter erhobenen Anklage nicht vor die Geschworenen gestellt wurde; und dessen Missethaten nun schon seit elf Jahren straflos geblieben sind.

Doch kehren wir zu Gladstones Schrift zurück! Als Sinnspruch hat er derselben die Worte: „Ohne Hast und ohne Rast" auf Deutsch eingefügt. Die bedauerliche Hastigkeit seines Verfahrens aber erhellt aus zwei, seit Veröffentlichung der Broschüre von ihm abgegebenen Erklärungen. Die erste lautet dahin: er habe mit der Aeußerung, die Türken sollten sich „mit Sack und Pack davon scheeren", keine Vertreibung des türkischen Volksstammes beabsichtigt. Bei ruhigerer Ueberlegung, wie sie einem verdienstvollen Staatsmanne ziemt, ist es Gladstone eben doch ob der Gottähnlichkeit seines Jehovahzornes etwas bange geworden, und er ist wieder herniedergestiegen in das Gebiet der einfachen gesunden Vernunft.

Die zweite Erklärung ist in einer neuesten Zuschrift an die „Daily News" enthalten. Auf die Rede hinweisend, die Lord Derby an die bei ihm vorgetretenen Arbeiter hielt, sagt Gladstone: es sei in derselben bemerkt, „wir sollten keine Feindseligkeit gegen den gesammten Türkenstamm und die mohamedanischen Völker befördern". Dazu schreibt Gladstone höchst unbefangen: — „Einverstanden!"

Wie steht es da aber mit der „Einen großen menschenfeindlichen Abart des Menschengeschlechtes?" Sollen wir am Ende annehmen, daß der Mensch sogar schon beim Türken anfängt?

Welchen Gewinn die Hetzerei gegen eine sogenannte „Abart" des Menschengeschlechtes bringt, ergibt sich aus dem Ton der meisten Versammlungen in England, auf denen die „bulgarischen Gräuel" zum Nutzen des russischen Ehrgeizes verarbeitet werden. Noch vor nicht langer Zeit behauptete Earl Shaftesbury, der seitdem eine förmliche russische Schwenkung vollzogen hat, unter dem Beifalle des Oberhauses: die Türkei habe in Einem Jahrzehnt mehr für das Christenthum gethan, als Rußland in neun Jahrhunderten. Uneingedenk dieser Duldsamkeit, predigen jetzt zahllose Geistliche die Kreuzfahrt gegen den ungläubigen Muselmann. Man darf nur auf's Gerathewohl die Finger in die

*) S. darüber das englische Blaubuch; den Bericht Edib Effendis; und den Bericht des gemischten Ausschusses von Muselmännern und Christen vom 22. Juli.

Digitized by Google

täglichen Berichte über jene Versammlungen stecken, um auf einige Dutzende von „Hochwürden" aller Bekenntnisse zu stoßen.

Die Lesefrüchte aus ihren Ansprachen sind unerquicklichster Art. „Ich, der Herr, Dein Gott, bin ein eifriger Herr", klingt überall — auf der Rednerbühne, wie auf der Kanzel, die jetzt ebenfalls zur Türkenhetze verwendet wird — mit Posaunenschall durch. Da betet der Eine dieser Diener der Religion der Liebe, ein Staatskirchenlicht, zu seinem Gotte: er möge die Türken sammt und sonders vom Angesicht der Schöpfung hinwegraffen und sie mit Feuersgluth vom Erdboden tilgen (praying the Turk might be wiped off from the face of creation, and be burnt from the earth). Da äußert ein Anderer, ein bekannter Muckerprediger, den frommen Wunsch: „der russische Bär möge den kranken Mann am Halse packen und zu Tode würgen"..... Welch' schöne Lehren, um der ohnedies wuchernden Rohheit zu steuern!

So wird die christlich-europäische Fahne in sanftem Himmelsglanz entfaltet. Wir sollen uns ereifern für die Ausstoßung, ja Ausrottung eines Volkes, das nicht nach der Lehre Jesu selig werden will! Dieser Zug in der türkenfeindlichen Bewegung ist ein beachtenswerther. Er hängt zusammen mit mancherlei anderen Rückschrittsversuchen.

Gewöhnlich nimmt man an — nicht ohne Grund, wie mir däucht —, daß in der Vielfaltigkeit der Bekenntnisse eine gewisse Sicherheit gegen geistlichen Druck liegt. Lassen wir die Kreuzfahrer wieder aufkommen, so ergeben sich weitere böse Folgen vielleicht nur allzu schnell. Es ist ja noch nicht so lange her, daß bürgerliche und staatliche Gleichberechtigung in den christlichen Staaten Europas unabhängig gemacht wurde von dem Bekenntniß. In einzelnen europäischen Staaten ist sogar diese Errungenschaft noch nicht einmal vorhanden. Haben wir daher ein Auge auf die neuen Peter von Amiens!

IV.

Wie sich Gladstones Schrift durch Hast und über das Ziel hinausschießende Erregtheit unvortheilhaft auszeichnet, so enthält sie auch den deutlichen Beweis, daß dem Lärm der Worte nicht eine fest ausgeprägte Ansicht entspricht. Bei aller Heftigkeit der Aeußerung gegen das gesammte Türkenvolk fürchtet Gladstone doch, es würde aus dem gänzlichen Zusammenbruch der Türkei ein gefährliches Durcheinander entstehen, indem eine „allgemeine Rapserei" einträte. Er will daher, so lange es nur geht, die Gebietseinheit der Türkei erhalten sehen. „Ich wenigstens", schreibt er, „lehne selbst den unendlich kleinsten Antheil der Verantwortlichkeit, die heute überhaupt noch meinen Handlungen oder Worten anhaften könnte, für irgendwelche Bestrebung ab, die auf Herbeiführung einer Krisis abzielt, deren Umfang gegenwärtig groß, deren Folgen beinahe unbegrenzt wären."

Dies ist deutlich gesprochen. Eine Zeile weiter unten macht er aber den ganzen Eindruck durch eine entgegengesetzte rednerische Wendung wieder zunichte. Er bläst abwechselnd warm und kalt. Er sucht sein staatsmännisches Gewissen zu beschwichtigen, und möchte gleichzeitig durch Trompetenstöße zu einem Kampf anfeuern, dessen Endziel der Sturz des Torycabinetes wäre, das in der orientalischen Frage die alte englische Ueberlieferung pflegt.

Diese innerliche Getheiltheit raubt den Ausführungen Gladstones an und für sich schon den Werth. Hält man dazu, daß ihm auf der Versammlung zu Blackheath von dem Redner, der den ersten Antrag stellte, in's Gesicht gesagt wurde: der Krimkrieg sei ein „Verbrechen Englands" gewesen; und daß John Bright denselben Ausdruck seitdem wiederholt hat, so wird die Stellung des Staatsmannes, der den Krimkrieg mitführen half, eine doppelt und dreifach schwierige und peinliche.

„Eine bloße Aeußerung des Unwillens", sagt Gladstone, „ist nur Schaum, wenn sie nicht zur Handlung führt." Mit keinem Worte aber deutet er an, daß England thätig eingreifen solle. Selbst die Zurückberufung der englischen Flotte aus der Besikabai, die auf den türkenfeindlichen Versammlungen gefordert worden ist, verwirft er entschieden. Kein Schiff, kein Mann soll von dort zurückberufen werden. Seiner Ansicht nach soll die Flotte in jenen Gewässern zum Schutz der christlichen Bevölkerungen bleiben, falls ein solcher nothwendig würde. Earl Derby und der neue Earl Beaconsfield können damit einstweilen schon zufrieden sein.

Auch unter den Gesandten, den Consuln, den Ministern hüben und drüben will Gladstone keinerlei Personalveränderungen vorgenommen sehen! In dieser Beziehung — so sagt er wenigstens — soll Alles beim Alten bleiben. Und nach solcher Einleitung verlangt er die Umgestaltung Bosniens, der Herzegowina und Bulgariens zu halb unabhängigen Staaten — ohne dabei zu sagen, ob er unter „Bulgarien" den Verwaltungsbezirk dieses Namens meint, oder darunter jeden Gebietstheil einbegreift, auf welchem Bulgaren wohnen. Meint er den ersteren Bezirk, so bleiben gerade die Gräuel, wegen deren die ganze Bewegung in England angeregt wurde, politisch unangerochen! Meint er aber das gesammte Gebiet, wo Bulgaren sitzen, so stellt er die ganze orientalische Frage, ohne mit einer Silbe anzudeuten, was denn England thun solle, wenn die Türkei sich weigert, an sich selbst die Scheere zu legen.

Auf einer der letzten Seiten seiner Schrift fällt es Gladstone ein, daß man außer Bulgarien, Bosnien und der Herzegowina, im Grunde auch „jede andere Provinz" (any other province) gerade so von der Türkei loslösen könne. Diese kurz angebundene, leichtgeschürzte Art ist kaum mehr ernsthaft. Ohne Zweifel könnte man die Türkei durch einen Waffenbund der europäischen Großmächte kleinkriegen. Mancher, der heute das ottomanische Reich lediglich als Schutzwall des Ostens gegen weitere Uebergriffe des Czarenthums will erhalten wissen, würde sich vielleicht mit diesem Gedanken rasch befreunden, läge einmal zwischen Mittel- und Osteuropa und dem Moskowiterreiche wieder der trennende Keil eines Polenstaates.

Aber hegt Gladstone auch nur im Entferntesten den Wunsch, England an einem solchen Kriegsbunde theilnehmen zu sehen? Verlangt er überhaupt nach einem allgemeinen europäischen Waffengange im Osten? Hält er die Einheit des europäischen Handelns in diesem Sinne auch nur für möglich? Und wenn nicht — warum rührt er die gewaltigen Fragen so eifrig auf? Glaubt er, den Gräuelbesen, mit dem etwa ein Torycabinet hinausgekehrt werden soll, nach gethaner Arbeit wieder ganz ruhig in die Ecke stellen zu können? Gibt er sich Rechenschaft über die ungeheueren Folgen, die für den Frieden von ganz Europa, für den Machtbestand Englands in Asien aus dem moralischen Freibriefe entstehen könnten, den er Rußland durch seine sorglos hingeworfenen Worte zu ertheilen scheint?

„Ehre der Macht, wer immer sie sei, die zuerst gegen die Türkei eingreift!" — so rief Gladstone, zwei Tage nach Veröffentlichung seiner Flugschrift, auf der Versammlung zu Blackheath aus. Daß England eingreifen solle, rieth er mit keinem Worte an. Daß Oestreich-Ungarn sich nach Kräften dagegen sträubt, im Gladstone'schen Sinne einzugreifen, weiß Jedermann zur Genüge. Welche Macht, als Rußland, bleibt da noch übrig?

In der That hat Herr Lowe, der frühere Finanzminister im Gladstone'schen Cabinet, offen Rußland als den richtigen Erretter bezeichnet, als „die Zuflucht der Betrübten, als den Schützer der Unbeschützten, als den Vater der Vaterlosen". Von der Richtigkeit dieser Darstellung geben ruhmreiches Zeugniß die Galgen in Polen*), die Gebeinhaufen im Kaukasus,

*) Am 17. März 1863 wurde in der Rathshalle der Londoner City eine Volksversammlung gehalten, an der u. A. auch Earl Shaftesbury und Prof. Fawcett theilnahmen, die sich neuerdings durch türkenfeindliche Reden hervorthaten. Auf jener Versammlung wurde erklärt: Rußland habe durch sein System der Vermögenseinziehung, der Verbannungen und der Metzelei seinen polnischen Besitz verwirkt. Shaftesbury, der im Oberhause die betreffenden Beschlüsse empfahl, rief aus: „von allen

Digitized by Google

die Wanderzüge nach Sibirien, die Schädelstätten in Mittelasien*).

Inmitten seiner Sorglosigkeit empfindet Gladstone doch hie und da eine Anwandlung von Unruhe und Zweifel. Er gibt zu, daß die jetzige Verwickelung mancherlei Aussichten für Rußlands Eroberungszwecke biete, und daß „Eine Erwerbung, wenn jetzt von ihm gemacht, diese Aussichten einer Gewißheit sehr nahe bringe".

Wir wollen, obzwar er sich darüber nicht ausläßt, gern annehmen, daß auch ihm eine solche Wendung nicht lieb wäre. Aber wie? Weiß er nicht, daß Bulgarien, wenn nach seinem Plane unabhängig von der Türkei gestellt, leicht durch eine nach napoleonischem Muster geleitete Wahl in ein russisches Zweitgeburtsreich, etwa mit dem Großfürsten Wladimir an der Spitze, umgemodelt wäre? Und spränge nicht bald aus einem solchen moskowitischen Vasallenstaate eine Heerschaar hervor, die die Sicherheit Ungarns und Rumäniens bedrohen und zugleich an den Thoren von Czarigrad-Stambul pochen würde?

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Barthenia.

Roman von Wilhelm Jensen.

3 Bde. (Berlin, Otto Janke.)

„Ovid war seinerzeit ein so verrufener Autor, als ich es jetzt bin!" sagte Wilhelm Jensen scherzend zu seiner Frau, als wir in seinem gastfreundlichen, reizend gelegenen Hause „beim eigenen Gewächs" zusammensaßen und über die Berechtigung der Begeisterung für antike Poeten plauderten. Mit gutem Recht. Es ist vielleicht der Hauptgrund, warum ein Dichter, der zu den gottbegnadetsten in unserer poesiearmen Zeit gehört, noch immer nicht die Anerkennung gefunden hat, die seine Werke fordern, so daß ein großer Theil derselben dem „Index der verbotenen Bücher" eingereiht werden muß. Jensen tröstet sich damit, daß er nun einmal kein Schriftsteller „für höhere Töchterschulen" sei. Man mag mit dem Dichter darüber rechten. Dafür aber legt auch diese „Verrufenheit" ein leuchtendes Zeugniß ab, daß Jensen zu dem kleinen Häuflein Derer gehört, die, unbekümmert um die Aufnahme ihrer Werke beim Publicum, nur dem eigenen Schöpfungsdrange gehorchen. Jensen ist nicht „zeitgemäß"; fern von dem Wortgezänk, der auf dem literarischen Tagesmarkt üblich geworden, geht er den einsamen Weg des Poeten, nicht den breiten, vielausgetretenen, sondern den selbstgefundenen, auf dem er sich oft mühsam aber immer unverzagt Bahn gebrochen.

Ob der neuerschienene, dreibändige Roman des rastlos thätigen Schriftstellers geeignet ist, seinem Namen Propaganda zu machen und den bösen Ruf auf literarischem Gebiete zu widerlegen, möchte zweifelhaft sein. Jener immerhin nicht unbedeutende Leserkreis aber, bei dem der Name „Wilhelm Jensen" bereits guten Klang hat und der sich nicht davon zurückschrecken läßt, wenn er in eine Gesellschaft geführt wird, die durchaus nach ihren Hauptvertretern zu den „Kindern der Welt" gehört, wird mit Freuden einen Roman begrüßen, der sich den besten des Verfassers anreiht und in mancher Hinsicht seine Vorgänger sämmtlich übertrifft.

Die Helden der Jensen'schen Erzählung sind der Schlossergesell Konrad Paumwolf, den wir am Schluß als Graf Konrad von Vahlen, und Gisa Grevenbrast, das Dorfmädchen, die wir als seine Cousine kennen lernen.

Die Anfangsworte des Romans sind nicht mit Unbedacht gewählt; es ist wirklich „eine eigenthümliche Welt", die wir in ihm kennen lernen. Nicht der kleinste Vorzug ist des Autors Originalität. Es gibt keinen, mit dem sich Jensen — als Romanschriftsteller wenigstens — zusammenstellen ließe. Die Fäden der Erzählung sind sehr geschickt verwebt, und es ist oft nicht leicht, sie auseinanderzuhalten. Der Verfasser hat über einzelne Verhältnisse, die uns erst später klargemacht werden, schon vorher oft maßgebende Andeutungen eingeflochten, so daß es zuweilen schwer fällt, jene früheren mit den späteren Erläuterungen zu verbinden. „Barthenia" ist kein Roman, den man eilig durchfliegen kann, wenn man ihn verstehen will.

Der Inhalt Jensen'scher Romane läßt sich meist mit wenig Worten erzählen, aber man gibt damit von dem Roman selbst kein auch nur annähernd beurtheilungsfähiges Bild. Graf Ferdinand Vahlen hat seinen Bruder Roch von Vahlen durch gefälschte Documente beim Czaren der Theilnahme am polnischen Aufstand bezichtigt, Roch von Vahlen ist lebenslang nach Sibirien verbannt. Er entkommt aber von dort, und wir lernen ihn als den Münchener Vogelhändler Thalhamer kennen, der vier Treppen hoch in dem alterthümlichen Hause des Waffenschmieds Berchtold Alfinger sein Heim hat. Marternde Gewissensbisse und innere Zerknirschung, noch vermehrt durch die Kenntniß von der Treulosigkeit seines Weibes, treiben den Grafen Ferdinand dem Jesuitenpater Solanus, alias Morel, in die Arme, dem das ungeheure Vermögen des Grafen für seinen Orden gerade recht ist. Er ist der böse Engel des Hauses. Des Grafen einzige rechtmäßige Tochter Agnes vermählt er dem Grafen Gregor Tettnoff, der durch ein Verbrechen, von dem der allwissende Jesuit unterrichtet ist, ganz in seinen Händen, sich verpflichtet, nach dem Tode seiner Frau — Gräfin Agnes Vahlen ist leidend, auch scheut der Pater im Nothfall keinen Mord — das Vermögen dem Orden zu überlassen. Nachts fahren die Betheiligten über die russische Grenze, um in Preußen die Trauung vollziehen zu lassen. In dem Dorfe Krakinow werden sie durch die Nothwendigkeit einer Schmiedearbeit aufgehalten. Hier sieht Agnes das Dorfkind Gisa. Beide fassen eine solche Neigung für einander, daß sie sich seitdem nicht mehr trennen. Diese Neigung ist den ungeahnten Banden des Blutes entsprungen: Gisa ist die Tochter der gleichen Mutter. Die Reisenden sind gezwungen, in dem nahegelegenen Dorf Lenbergen bei dem greisen Pastor Hegenwart zu übernachten, der Gisa und Konrad, die beiden einzigen, protestantischen Kinder des katholischen, litthauischen Dorfes, über deren beider Herkunft ein mysteriöses Dunkel schwebt, zu unterrichten pflegt. Er vollzieht die Trauung, nach welcher der junge Gatte einer von der Braut im Ehecontract gemachten Clausel gemäß wieder in seine Heimat zurückkehrt, nicht ohne das schöne Weib des jüdischen Gastwirths im Dorfe mit sich zu

---

Schandthaten, die die sündige Menschheit je begangen, seien keine nichtswürdiger und scheußlicher", als diejenigen, welche das Czarenthum in Polen begangen. Er frug, ob die Urheber dieser „satanischen Thaten" geeignet seien, die Geschicke vieler Millionen Menschen zu leiten? Er verglich den Einfluß der Czarenmacht mit dem pestilenzialischen Einflusse des Upasbaumes. Earl Russell, damals Minister, erging sich in den heftigsten Anklagen gegen die russischen Gräuelthaten, gegen die Zerstörung von Dörfern, die Niedermetzelung von Kriegsgefangenen auf dem Schlachtfelde. Palmerston bezeichnete diese Vorgänge als „Gräuelthaten, die eine Schmach für die menschliche Natur" seien.

*) Herr Schuyler, der die bulgarischen Gräuel geschildert hat, gibt in seinem Werke über Turkestan auch eine Darstellung russischer Gräuel. In einem Schreiben an General Golowatscheff befahl General Kaufmann, die Niederlassungen der Yomuds und ihrer Familien der völligen Zerstörung anheimzugeben, ihre Heerden und ihr Eigenthum mit Beschlag zu belegen". Golowatscheff ordnete darauf an, daß bei dem geringsten Wanderversuch jenes Stammes „sein Befehl für völlige Ausrottung des Stammes zu vollziehen" sei. Seinen Officieren erklärte Golowatscheff im Namen des Oberbefehlshabers: es sei „weder Geschlecht, noch Alter zu schonen; tödten Sie Alle!" Er setzte hinzu: dies müsse „im tscherkessischen Stile" geschehen — d. h. in der Weise, wie man russischerseits gegen die Tscherkessen verfahren war. Die Schuyler'sche Schrift igbt entsprechende Einzelheiten über diese Ausrottungsmetzelei, wie auch über eine ähnliche in Khokand, wo die Russen sechs Todte und 1 Verwundete hatten, wofür 3800 Feinde niedergemetzelt wurden! General Kaufmann, der Urheber dieser Gräuel, erhielt den höchsten russischen Orden und ist noch heute Statthalter.

Digitized by Google

entführen, und Agnes mit ihrem Vater und Gisa die Reise nach ihrem thüringischen Stammschloß fortsetzt. Konrad, der bisher täglich mit Gisa zusammen gewesen, und der sie mit dem ganzen Trotz und der Innigkeit einer jugendlichen Neigung liebt, sieht sie erst wieder, da er halb unbewußt, was er thut, als Einbrecher mit zwei anrüchigen Wandergenossen bei Nacht durch das Fenster des Schlosses steigt. Sein Pseudovater ist gestorben, eine wilde Begierde, reich zu werden, hat ihn ergriffen, und nur durch Zufall ist er schon vorher dem Tode entgangen, da er als Genosse sich der Schmugglerbande seines Heimatdorfes angeschlossen. Seitdem ist er „gewandert" und sein unbestimmter Drang hat ihn nach Thüringen geführt. Durch eine bei der eiligen Flucht aus dem Schlosse nachgesandte Pistolenkugel verwundet, schleppt er sich in den Wald und bricht bewußtlos zusammen. Hier findet ihn der fromme Wandergesell Vincenz Alfinger, der ihn mit sich nach München nimmt, um ihn in die rettenden Arme der Kirche zu führen. In dem frommen Hause des Waffenschmieds lernt er Thalhamer — seinen Vater — kennen und lieben. Seine Sehnsucht nach einem Rettungseiland treibt ihn der katholischen Religion zu, die ihn mit ihrem sinnbestrickenden Zauber gefangen nimmt, aber endlich, als ihm besonders über das Mönchsleben der Schleier von den Augen gerissen, mit Ekel und Verachtung erfüllt. Er sucht einen anderen Rettungsweg: er will sein Leben für eine heilige Sache in die Schanze schlagen. Da lodert in Polen der Aufstand empor, und er ist einer von den edlen Thoren, die todesmuthig für eine verlorene Sache das Schwert ziehen. Inzwischen ist er schon mit Gisa wieder zusammengetroffen. Graf Vahlen und die Seinen, zu denen nun auch Gisa rechnet, finden wir erst in München, dann auf der Herreninsel im Chiemsee wieder. Konrad, der mit Thalhamer und Käte Alfinger, die den jungen Gesellen ihres Vaters liebt, bei wildem Sturm über den See fährt, rettet die Ertrinkende, eilt aber von ihrem Lager, als er sie erkannt hat, fort, denn er ist ihrer unwürdig. In Polen finden sich die Helden der Erzählung alle zusammen. Der Graf ist statt nach dem Süden dorthin gegangen, weil das plötzliche Bewußtsein ihrer Liebe zu Gregor Tettnoff Agnes, die von den Banden, in denen ihn die schöne Jüdin verstrickt hat, hört, dorthin getrieben. Sie sehen sich wieder und genießen einen kurzen Glücksrausch. Tettnoff fällt, von der verstoßenen Jüdin erschossen. Morel, der neben den todten Gütern des Grafen auch die lebende Gisa mit sich zu führen gedenkt, wird von Konrad erstochen. An Graf Ferdinand Vahlens Todtenbett folgt die Erkennungsscene zwischen den Brüdern und die zwischen Vater und Sohn. Konrad und Gisa gestehen sich ihre Liebe, die beide seit den Kinderjahren auf der braunen Haide von Krastinow im Herzen trugen. Agnes scheidet friedlich, nachdem sie noch Gisa als ihre Schwester erkannt hat, und sie glücklich weiß. In der alten Kirche auf der Herreninsel werden Konrad und Gisa ein Paar: der alte Haß zwischen den Brüdern endet harmonisch in der Vereinigung der Kinder.

Das ist in flüchtigen Bleistiftstrichen eine Skizze des reichen Inhalts. Die verschiedenen Episoden gehen so nebeneinander her, daß es fast unmöglich ist, ein anschauliches Gesammtbild zu entwerfen. Die reiche Phantasie des Dichters hat überdies um die Haupterzählung eine Reihe mehr skizzenhafter Bilder entworfen, die nicht den kleinsten Reiz des eigenthümlich fesselnden Buches bilden. Vor Allem die Erzählung von dem Nonnenbilde, das in Agnes Zimmer in dem thüringischen Schlosse hängt, und unter dem sie stirbt. Es stellt ihre gleichnamige Großmutter dar, die einst den Pfarrer Hegenwart liebte, dann, einem andern Gemahl angetraut, fast das gleiche Schicksal erlebte wie ihre Enkelin. Die Erzählung von dem greisen Pfarrer in Lenbergen, der auf das Rollen des Wagens in der Nacht horcht, und noch immer träumt, es könne seine Agnes einmal zurückkommen, die es ihm versprochen, und dem nun ihre Enkelin entgegentritt, ist von ungemein rührender, traut-anheimelnder Innigkeit.

Man mag vielleicht sagen, diese oder jene Nebenepisode sei zu breit entworfen, die Selbstgespräche Christoph Emanuel Hegenwarts, so reizvoll sie an sich sind, gehören nicht in die Erzählung. Aber es ist doch nur nachhinkende Reflexion, die so reden kann; der unmittelbar mitempfindende Leser weiß, daß sie dazu gehören, daß sie ein Theil in dem großen Bilde sind, dessen Farbenreichthum uns in seinen Bannkreis zieht. „Barthenier" ist vom ersten bis zum letzten Wort ein großartig angelegtes, künstlerisch vollendetes, durch und durch poetisches Werk. Das sagt nicht blinde Vorliebe für den genialen Verfasser, sondern eine die Schwächen nicht verkennende, aber sie unter den überwiegenden Schönheiten vergessende Dankbarkeit für den langnachhaltigen Genuß eines echten Dichtwerks. Ein wirklich poetischer Roman ist eine Seltenheit in unseren Tagen, und für Jensen ist der Roman einzig und allein eine Gattung der Poesie, eine wirkliche Kunstform. Darunter leidet unverkennbar die Wahrscheinlichkeit des Erzählten. Wer beim Roman immer zu fragen pflegt: könnte sich das im gewöhnlichen Leben wohl ereignen? der mag wohl ostmals bei der Lectüre bedenklich den Kopf schütteln. Aber ich erwiedere: es ist Poesie. Was von poetischem Leben so funkelt und flimmert, wie dieser Jensen'sche Roman, das wahrlich hat seine Berechtigung in der Literatur. Aus diesem Gesichtspunkt lasse ich Gestalten, die mehr einer schaffenden Phantasie, als dem realen Leben entsprungen sind, gern gelten, wie z. B. die des Schiffers Barthel auf dem Chiemsee.

Es ist ein durchweg poetisches Leben in dem Roman: das meine ich nicht nur von den Schilderungen, es gilt in gleicher Weise von der Erzählung selbst. Es ist eines wirklichen Dichters Art, die Dinge in anderem Lichte zu sehen, als wir Alltagskinder. Wir gehen an den Dingen vorüber und sehen nur sie selbst, der Dichter sieht das Etwas um die Dinge, er weiß die poetische Seite auch dem Alltäglichsten abzugewinnen. Wie versteht das unter Anderen Bret Harte, den Jensen so hoch schätzt und mit dem er in den Schilderungen zu Anfang dieses Buches wetteifert. Wem wäre z. B. vor Paul Heyse die Aehnlichkeit zwischen einer Stelle am Schiffbauerdamm in Berlin und den Lagunen Venedigs eingefallen! Ich muß gestehen, daß ich bisher ein paar reisende Handwerksburschen immer nur von ganz prosaischer Seite betrachtet habe. Jensen weiß einen ganz eigenthümlich poetischen Zauber um das Reisen von so ein paar Gesellen zu breiten. Es lebt Alles bei ihm. Man mißverstehe das nicht. Es ist leicht, wenn man eben die Wirklichkeit verläßt, wenn man im Widerspruch zu ihr die Gestalten in ein poetisches Licht rückt, aber es ist schwer, und nur der wahre Dichter kann es, wenn er der Wirklichkeit treu bleibt und die poetische Seite in ihr findet, die uns verborgen bleibt. Vor Berthold Auerbach und Jeremias Gotthilf ahnten wir auch nicht, daß im Bauernleben ein Stück echter Poesie schlummere.

In manchen Dingen freilich können wir dem Dichter nicht Recht geben. Daß Thalhamer, der seinen Sohn bei der ersten merkwürdigen Begegnung wiedererkennt und dem Irrenden sich nicht zu erkennen gibt, sondern noch lange in seiner Maske neben ihm hingeht, will mir ebensowenig einleuchten, wie im „Erbtheil des Blutes" die Erzählung von der Mutter, die jahrelang ihrer Tochter als Magd dient, ohne sich ihr zu entdecken. Auch Konrads Uebertritt zum Katholicismus ist befremdlich. Er selbst sagt, daß ihn Ekel und Verachtung gegen den sinnbestrickenden Zauber der Kirche erfüllt, und daß er diesen Schritt einzig denen zu Gefallen gethan habe, die ihn gastfreundlich und mildthätig aufgenommen. Daß es gleichgültig ist, in welcher Religion man lebe, da es nur eine gibt, die der Liebe, ist zwar ein Gedanke, der durch das ganze Buch hingeht, in dem Vicar auf der Herreninsel seinen Vertreter hat, und dem wir gern beipflichten, aber weshalb dann doch dies Possenspiel des Uebertritts, das im Grunde auf einer schlimmen Heuchelei beruht? Warum diese Täuschung gegenüber denen, denen der junge Schmiedegesell soviel zu verdanken meint? —

In einem Punkt, sagte ich, übertrifft Jensens neuestes Werk all seine Vorgänger. Ich meine in der künstlerisch vollendeten Detailmalerei. Der Dichter hat es zwar von seinen Erstlingswerken an sich zum Princip gemacht, nicht des Inhalts wegen allein zu schreiben. In der Ausmalung der Einzelheiten, auch

Digitized by Google

der unscheinbarsten, ist Jensen seit jeher der sauber feilende und ebnende Künstler gewesen, in dem großen Wurf des Ganzen der geniale Poet. In der „Barthenia" ist die Technik geradesweges vollendet schön. Hier waltet die sauberste Kleinmalerei vor. Nicht mehr Sorgfalt ist auf die Darstellung der Gestalten selbst verwendet, als auf den Hintergrund, von dem sie sich plastisch abheben. Der Meister zeigt sich auch im Kleinsten. Das ist nicht, wie bei dem Gros moderner Romanschriftsteller. Hier ist nicht in flüchtigen Umrissen ein Rahmen entworfen, aus dem uns die Gestalten entgegentreten. Das landschaftliche Bild, die Staffage selbst, ist in einen so innigen Einklang zu den Figuren gebracht, das man sich das Eine ohne das Andere nicht denken kann.

Jede Schilderung ist lebensvoll, fast greifbar tritt jede Einzelheit vor unsere Augen. Wir sehen die unermeßliche Schneeeinsamkeit des litthauischen Winters, die wüste Verkommenheit in dem Heimatsdorf der beiden Helden, wir sehen die Sommersonne lachen über den waldgekränzten Bergen Thüringens und das altersgraue Stammschloß der Vahlen in dem verwilderten Park mit den Götterstatuen, wir finden uns zurecht in dem Straßengewirre des alten München, sehen die gigantischen Thürme der Frauenkirche ragen und den Maximiliansplatz sich mit seinen unermeßlichen Staubwirbeln bedecken. Wir fahren im Kahn über den Chiemsee und sehen jede Capelle als weißes Pünktchen aus dem dunklen Grün der Berge auftauchen, der Strand mit der einsamen, von der Hängeweide überschatteten Bank liegt vor uns da, und wir träumen mit Agnes Tettnoff in die geheimnißvolle Frühe eines Sommermorgens im bayrischen Hochland hinaus. Lebensvoll sind auch die Schilderungen des polnischen Aufstandes bis zu dem Moment, wo durch Morels verrätherische List die Schlacht verloren geht, und die Hoffnung auf Polens Wiederauferstehung zu Grabe getragen wird.

Unter den einzelnen Figuren sind wahre Prachtexemplare einer fein idealisirenden Schilderung. Der alte Pastor und die „Tante Hiltrud" mit ihrem excellenten Briefstil begegnen uns schon in anderen Jensen'schen Schriften, wenn auch in anderer Schattirung, ich erinnere an den Pfarrer im „Erbtheil des Bluts", an die Haushälterin in der „braunen Erika". Es ist überhaupt ein Zug von Gleichartigkeit in den meisten Werken des Dichters bei aller Originalität, aber das ist nicht mehr als die schriftstellerische Eigenthümlichkeit, ich möchte sagen: das dichterische Naturell. Ich habe z. B. die prädestinirte Jugendliebe zwischen Konrad und Gisa im Auge. Wer die „Namenlosen", „Sonne und Schatten" und andere Werke Jensens kennt, wird das verstehen. Er wird vom ersten Augenblick an, wo Gisa den Schmiedegesellen „Schwachkopf" nennt oder ein „Narr" in das Eis ritzt, auf dem er ihren Namen geschrieben, nicht zweifeln, daß die Beiden zusammengehören und sich finden werden, was auch geschehen mag, und ob tausend Käte Alfingers und Schwester Ursulas dazwischen kämen. Das ist der echte Jensen! —

Man mag an dem Buche noch Manches herausmäkeln; ich denke aber, es ist, weil man es so selten sagen kann, besser, der „Barthenia" von Wilhelm Jensen gegenüber ohne allen Vorbehalt zu sagen: Ein lesenswerthes Buch und mehr: Ein echtes Dichterwerk! —

Konrad Telmann.

Vom übergeschnappten Touristenkauz.

(Strix migrat. insana K.)

Von **Woldemar Kaden.**

O, Sie kennen ihn auch, ganz gewiß! Sie haben ihn auf Ihren Reisen mit grimmen Blicken in ein Coupée dritter, oder wo es diese nicht gab mit noch viel grimmeren in eines zweiter Classe steigen sehen, nachdem er vorher noch einen Sechserzank mit dem Dienstmann oder dem Portier abgemacht und sich ein paar Brödchen und Würstchen in seine ergrauete Reisetasche eingehandelt. Sein Schnaufen verräth seine Ankunft. Im Uebrigen ist er leicht zu kennen: langer und hagerer Leib in einen dämmerungsgrauen, zornige Falten werfenden, nicht ganz neuen Ueberzieher gewickelt, aus dem Ueberzieher, da wo der Hals anfängt, hervorragend ein mürber, nicht ganz weißer, kragenähnlicher Ring, auf welchem ein löschpapierfarbenes Haupt mit langem spitzem Schnabel, unterleibskranken Augen, heruntergezogenen Mundwinkeln und wildaufgebäumten Augenbrauen sitzt. Auf diesem Kopfe trägt er einen breitkrämpigen verbogenen, hutähnlichen Aufsatz, der unter seines Eigners ihn oft ergrimmt malträtirenden Fängen eine etwas gedrückte Bescheidenheit gelernt hat, die nur auf den Promenaden der vornehmen Welt, dort, wo der feine Cylinder dominirt, in herausfordernde Frechheit umschlägt. Dazu kommt noch in guten und bösen Tagen ein „viel reparirter, dennoch stets reparaturbedürftiger Regenschirm" und — ecco! der tobsüchtige Touristenkauz ist fertig.

Gewährt ein vernünftiger Jäger und Landmann dem Geschlechte der Eulen heutzutage auch alle mögliche Schonung — die Strix migratoria insana muß ausgenommen werden, denn wo sie einfällt, duldet sie keinen lieben Singvogel auf dem Ast, keine Blüthe am Zweig, sie würgt das Huhn im Stalle, die Taube auf dem Dache, und von Schonung ist bei ihr keine Rede, darum auch keine Schonung ihm, dem schlimmen Vogel.

Sehen Andere, wie sie ihm in Deutschland, Oestreich, England oder Frankreich beikommen, ich passe hier unten in Süditalien auf. Da ist es mir denn geglückt, einen zu fangen, und den will ich, nachdem ich ihm die Federn etwas gerupft, nach antiker Sitte zur Warnung für die andern an's Scheunenthor nageln.

Jüngst schrieb Prof. Friedländer, der tiefe Kenner italienischen Volkes wie italienischer Lebensbedingungen, in dem Artikel „Reisen in Italien in den letzten drei Jahrhunderten" (Deutsche Rundschau): „Je besser man in Deutschland die so reich- und hochbegabte, so überaus liebenswürdige, und trotz vielhundertjährigen Schmachtens in namenlosem Elend nicht herabgekommene Nation kennen und verstehen lernte, desto wärmer wurden auch die Sympathien für sie. Das früher häufige, meist auf crasser Unwissenheit beruhende schnöde Aburtheilen deutscher Reisender über die Italiener hat so gut wie ganz aufgehört. Ein Buch, wie Gustav Nicolais berüchtigtes „Italien, wie es wirklich ist", würde heute kaum möglich sein. Man begreift überhaupt schwer, wie ein Buch eine zweite Auflage erleben konnte, bei dessen Lesung man in Zweifel bleibt, ob man die Bornirtheit, Ignoranz und geistige Stumpfheit des Verfassers, oder seine naive Dünkelhaftigkeit anstaunen soll."

Leider zu früh gejubelt: Nicolai II. ist erstanden, und findet Spitzbuben und Räuber: unter den Orangenbäumen, auf den Dächern der Häuser, in den anständigsten Hotels, bei der Fruchthändlerin, im Postwagen und in den öffentlichen Gärten wachsen, fahren, liegen, stehen, nichts als delicta publica und privata. Das sind allerdings Grillen von der schlimmsten Sorte, und man sieht, die edle Sonne Italiens hat einen bösen Einfluß geübt: der Mann ist sonnenstichig geworden, ist übergeschnappt. Er hält sich mit einer Hand die Rocktasche, mit der anderen die Nase zu, und schreit krampfhaft zappelnd in die Welt hinein: „Die Pest, die Pest über das ganze hesperische Räubernest!"

Leider Gottes schreit er es nicht blos, er läßt es auch bei Louis Finsterlin in München in den allerjüngsten Tagen drucken, und sein Werk heißt: „Sicilien, der Prüfstein italienischer Staatsweisheit in Reisebildern von Adolf Tscheud."

Ehe er die Meerenge passirt, werden erst die armen, etwas magern Neapolitaner eingeschlachtet. Während seiner Betrachtung der körperlichen Mängel wird ihm aus den hintern Rocktaschen ein Bädeker, noch ein Bädeker und ein Operngucker gestohlen — darauf natürlich erster Ausbruch seines bereits scharf geladenen Vulcans. Das kracht, das wettert, das spritzt Feuer nach allen Seiten. Schluß-Girandola: „Siehe Neapel und halte die Taschen zu! Das gilt im ganzen Napoletanischen!" Wie würden sich die armen Taschendiebchen Neapels geschmeichelt fühlen, wenn sie lesen könnten. Seien wir barmherzig: die ganze Dieberei Neapels steckt noch in den Kinderschuhen, ist eine harmlose Stümperei gegen das Virtuosenthum anderer großer Städte. Dort nährt

Digitized by Google

das Handwerk seinen Mann, hier muß der Mann noch ein anderes Handwerk nebenbei üben.

Was dann das „Im ganzen Napoletanischen" betrifft, so bin ich überzeugt, daß unsere Strix nicht mehr davon kennt, als was sich ihr zur Rechten und Linken bei der Eisenbahnfahrt von Rom her gezeigt hat, sonst müßte sie wissen, daß wenn auch nicht überall die auf den Inseln waltende harmlose Sicherheit herrscht, wo man bei offener Thüre schläft, und Wäsche, Flachs u. s. w. Nachts im Freien läßt, es doch in Foggia oder Potenza, Aquila, Sora, Cheiti und Castellamare und überall so sicher ist wie daheim in Vegesack, Buxtehude und Schwammeldingen. Kehrt aber der Napoletaner aus Berlin, aus Wien oder Dresden zurück, so wundert er sich über die in deutschen Landen so arg grassirende Taschendieberei. Ueberall hat er gelesen: „Vor Taschendieben wird gewarnt."

„Das Diebshandwerk, was anderswo Sache der großen Minderheit, scheint hier (in Neapel) eben Regel." „Es sind Genossenschaften." „Morde werden von dazu gedungenen Bravos ausgeführt." Ja, ja, ein neuer Bädeker kostet hier, mein' ich, zehn Lire, und so theuer muß es die Stadt bezahlen: er hängt ihr den schweren Mühlstein aus dem Märchen an den Hals und ersäuft sie im Meere. Es ist richtig, die Camarra ist im Napoletanischen, wie in Sicilien die Mafia noch thätig, dazu gehören aber nicht, wie unser närrischer Kauz so spaßhaft annimmt, gleich neun Zehntel der Italiener überhaupt, und dann ist Mafia wie Camarra noch das Erbe des seligen Vaters Bourbon, das jetzt in großartiger Weise auf den Strafinseln verpraßt wird, verpraßt von dem verlorenen Sohne, wie er das italienische Governo zu nennen beliebt.

All' dieser Jammer, all' dies Elend, alle diese Morithaten waren vor 1860 nicht vorhanden, vor 1860 gab es keine Fra Diavolo, da konnte man unangetastet die Abruzzen, die Gebirge der Basilicata und Calabriens durchstreifen: „seit 1860 aber bietet im Süden nur die Reiseweise als povero pittore einige Gewähr gegen Raubanfälle". Ich kenne Leute, welche als ricco pittore reisen, in Sicilien reisen, und nicht genug erzählen können von der liebenswürdigen Behandlung, die sie unter jenem Briganten-volk erfahren, das sie sogar als civilisirt, artig und zuvorkommend darstellen. Aus allem dem setzt sich nun unser guter Adolf sein Orakel zusammen, es heißt: „Der Sicilianer hat mehr das Zeug zum Räuber, der Napoletaner mehr zum Spitzbuben. Mörder aber sind sie beide. Amen."

Wäre es mir möglich, ein ernstes Gesicht zu machen, und hätte ich Zeit, so würde ich ein paar Hundert abscheuliche Mordthaten, wie sie deutsche, englische, französische ꝛc. Journale in den letzten fünf Jahren berichteten, zu allgemeiner Erbauung herzählen. Aber nein, wir wollen lustig sein, und das werden wir, wenn wir uns die krampfhaften Wortbildungen unseres modernsten Classikers ansehen. Wörter wie Siroccoannagung, Westwärtser, Raubanfallmöglichkeit, Besenqualität, Garibaldilosigkeit, Waldunbekleidetheit, Beschädigtheit ꝛc, gehen ihm wie Honigseim von der Zunge, und da darf man sich nicht wundern, daß er von einer „Felseingravirtheit" des Taorminaer Theaters spricht, daß er die classische Landschaft in einer „felseingravirtheitlichen" Periode schildert: „Die Theaterruine vor sich, darunter, von ihrer Akropolis übertrauert, die einst so prächtige Stadt, zur Rechten (dem alten Mola auf überhangende Kuppe angereiht, sich fortsetzend hinterwärts) dumpf hinbrütende Gipfel und Felshörner, abstürzend in das dunkle, metallflüssige Meer, — sieht, jenseits uns, südlich dem Stadtplateau vorliegenden, Cantaradelta Naxos, der weinreichen ältesten Griechencolonie, von Catanias Ufern man sie aufsteigen in unabsehbar langer Linie, die äußere Pyramide des gewaltigen Aetna. Gleich würdevoll andrerseits sich herablassend gen Randazzo." Wie prächtig sind die Nachwirkungen der Seekrankheit dargestellt! So spricht er auch von einer „Schlackenuntermengtheit", einer „Aschuntermengtheit" des Bodens. Wem das Schönheitsgefühl so gänzlich abhanden gekommen, der sollte doch auch nicht über Italien schreiben, sonst könnte es passiren, daß das Byron'sche Wort über Schlegel: „und so ein Kerl schreibt über Italien", auch auf seine Schreibereien angewendet würde.

Chacun a son goût — unser Freund hat den für kleine Gasthäuserchen; in den großen Hotels herrschen, wie z. B. in Catania, lauter „verfassungstreue Wegelagerer und Brandschatzer" auf allen Alberghi, wo er nicht einkehren kann, liegt eine „Raubpalastatmosphäre". Dennoch wagt er's einmal in Catania. Er möchte auf den Aetna steigen, fürchtet sich allein und hofft auf Reisegefährten im großen Hotel. Er findet keine. Nichts natürlicher als das: wenn der Mann spricht wie er schreibt, wer hält sich da nicht vor ihm „gezogen?" Schon ein italienisches Räubersprüchwort wagt zu behaupten: „Meglio solo che mal' accompagnato", wievielmehr muß der gebildete Nordeuropäer vor seinen rauhzungigen, giftsprudelnden Gefährten zurückgeschreckt sein?

Weiter! Von ferne schimmern die Zinnen von Syracus. Was wird die arme Stadt am Anapus verbrochen haben? Ein Staatsverbrechen, echt räuberhaft: „Von den zwanzigtausend Bewohnern versteht nicht einer ein Wörtchen Deutsch." Da möchte ich wissen, wie viel biedere Bürger seines Heimatstädtchens, meinetwegen auch von 30,000 Einwohnern, Italienisch verstehen. Im Uebrigen: „In Syracus ist Alles über einen Leisten und monoton: Gesichter, Augen, Nase, Geist und — Landschaft." Und doch sagt ein gewisser Gregorovius von dieser Landschaft, „daß ihr Anblick zu erhaben, als daß er in Worte gekleidet werden könne". So gelang es dem periodenprächtigen Touristen eben auch nicht.

Nun aber kommt das Allerkomischste. Er steht vor Platens Büste in der Villa Landolina und sagt: „Nicht satt sehen kann man sich an dem geraden, offenen, echten deutschen Antlitz inmitten eines so vergaunerten Geschlechtes." Nun singt aber gerade über Platens Antlitz der Dichter:

„Du, der Du sprangst so fertig aus dem Nichts,
Geleckten und lackirten Angesichts,
Gleichst einer Spielerei, geschnitzt aus Korke."

Und ich kenne nur Wenige, die sich an diesen Zügen erbaut haben. Doch die Sache gibt zu denken: so wie man früher kleine Taschenapotheken, Riechfläschchen ꝛc. mit sich führte, kann man jetzt zur Nervenstärkung ein kleines Taschenphotographiealbum alter treuer Nachbarn und Stammtischgenossen bei sich tragen, und — einen Stock, geschnitzt aus heimischen Pflaumenbaumes nutzbarem Holz, denn auch die Vegetation ist durchaus vergaunert. Er sieht bei Girgenti „uralte, fratzenhaft verkrüppelte Oelbäume", und die Straße daselbst ist voll Staubhaftigkeit, „eine räuberhaft verwahrloste Straße, deren Eindruck die Bewaffentheit aller irgend Wohlhabenden rechtfertigt". Irgendwo auf dieser Straße entdeckte er das Bild Victor Emanuels. Unmöglich kann er so daran vorübergehen. Wo Alles raubt, kann Der allein nicht schenken! Er ist der Räuber grimmer Oberst. Unter sein Bild wird als Censur geschrieben: „Carlmoorisch costümirt, halb Jäger, halb Räuber."

Wer, wie unser Ehrenkauz, von der Landessprache nichts versteht (dies ist ersichtlich aus angeführten Brocken, er schreibt auch sechsmal standhaft Galanthuomo, dann pallazzo, capello, carozza ꝛc.), wer nicht einmal Französisch versteht (er schreibt beispielsweise pöts de chambre, coridor, fauteille des dames ꝛc. — und in Sicilien spricht man noch dazu einen gar verteufelten Dialekt —, der wittert natürlich überall Un- und Verrath, und seine „Antwortlosigkeit" bei an ihn adressirten Fragen bringt ihn in Verlegenheit und nachträglichen Zorn, wie man es bei Taubstummen beobachten kann. Unbekannt mit allen, auch den gewöhnlichsten Einrichtungen, wie eine Posteinzahlung, hat er noch, wie im Mittelalter, sein Geld zwischen Fuß und Stiefelsohle placirt. Er hatte nicht den Muth gehabt, „es dem Staatsbrigantaggio anzuvertrauen", was auf jeden Fall jeder Vernünftige in bequemster Weise thut. Die berühmten Acteurs des einst ebenfalls bourbonisirten Postwesens haben längst aus gespielt. Irrthümer geschehen fast nicht mehr.

So hat er denn das Geld im Stiefel, das drückt ihn und — — da schimpft er auf den engen, kleinen Postwagen: „Wie viel Material ꝛc. muß da noch nebenher gefallen sein, um einen Postwagen zu solch einem Transportkerkerchen zusammenschrumpfen zu lassen." Aus wieviel solcher abgefallenen Späne aber ist ein

Digitized by Google

Köpfchen zusammengenagelt, das im Stande war, folgende classische Periode zusammenzuleimen, die durchaus hier stehen muß, um die Strix insana auch einmal in bengalischer Beleuchtung zu zeigen: „Doch, was Anderes kann man von Versammlungen (er spricht vom italienischen Parlament) erwarten, von denen tausend und aber tausend Verwittwete, Verwaiste, ihrer Freunde, Mitarbeiter, Ernährer Beraubte das Leben ihrer hingemordeten Theuren zurück zu fordern berechtigt sind, ohne daß deren selbstzufriedene Eitelkeit, deren sentimentale Schlaffheit, schablonisch oder pfäffisch anerzogene Bornirtheit bis zur Stunde das Begreifen gestattet hätte, die, unter dem Kinderschrecknamen „Ausnahmegesetzgebung", humoristisch genug, so beängstigende Vernunft, ja mit Bezug auf den italienischen Süden lediglich diese viel gelästerte Ausnahmegesetzgebung, habe das objective Erkennen der lebendigen Wirklichkeit, dieses einzig solide, verläßliche Fundament aller Gesetzgebungsfabrikation, zur Voraussetzung? Das Begreifen, daß, wie der Geist kein eisernes Bestandgerümpel, keine gemeine Reck- und Streckmaschine, diese sogenannte Ausnahmegesetzgebung (das Abweichen von den modernen auf die Constitutionalismus-Kartenpyramide des Sieyes) (Sieyes!) nicht nur kein Entwicklungshinderniß, sondern, zumal für das Sicilianervolk, die unumgängliche Bedingung realen, positiven Fortschreitens sei."

Und darum, verstehen Sie wohl, nur darum gibt er dem Monte Citorio den Titel „Räuber- und Mörderschonung". Warum? Ja, bitte, hätten Sie das Periödchen wirklich nicht verstanden?

„Wie glücklich könnten italienische Reichsvertreter sich preisen, nur einen Bebel oder Liebknecht Bruder nennen zu müssen. Das Parlament ist aus anrüchigen Subjecten, gemeine Verbrecher nicht ausgenommen, zusammengesetzt und beeinflußt von den Galanthuomos der Camorra und Maffia." Das ist das Stärkste.

Der bessern Natur des italienischen Volkes sei Dank: es hat bis jetzt an der Internationale, an der Socialdemokratie keinen Geschmack finden können, nicht einmal am ganz gewöhnlichen Schimpfen, es ist zu fein dazu, und die Revolutionen, die es in's Werk setzte, entsprangen der wirklichen bangen Herzensnoth eines auf der politischen Marterbank gefolterten Volkes, sie waren nicht, wie Herr Tscheud in höhnendem Tone spricht: „ein bloßes periodisches Revolutionsgemache, wie es den Romanen eigen". Nein, Herr! lesen Sie, was unser Landsmann Gregorovius in dem Capitel „Neapel und Sicilien in den Jahren 1830—1852" von denselben sagt, lesen Sie die Geschichte Neapels von Pietro Colletta (Leber besorgte Ihnen auch eine deutsche Uebersetzung davon: Grimma 1849—50), und Sie werden finden, daß das Blut der Männer, die für ihr Vaterland in den Tod gingen, das edelste war, das je die Bürgerkrone verdiente. Sie sollten den Hut vor solchem „Revolutionsgemache" ziehen — doch nein! Ihr Witz ist billiger, und so nennen Sie dieses edle Blut nur „die momentane Erleichterung eines chronischen Hämorrhoidaners", die Opferfreudigkeit nur die „Großsprecherei der Angst", und bei ausgebrochenen Revolutionen gibt sich ein Drittel des Volkes an's „Gerevolutionire", während zwei Drittel sich an's Mausen begeben. Ein Angriff der Regierung auf die eingefleischte Faulheit der Sicilianer war Ursache der letzten Revolution, „denn in diesem Lande, am deutlichsten in seiner Metropole Palermo, lebt man nur dem Moment, läßt sich auf- und abwiegeln, sich leithammeln, und so siegt natürlich immer die verschmitzte Frechheit". Anderes als sie hat die Hauptstadt, „der die platte Fadheit auf der Stirne geschrieben steht", und die „in träger Einsamkeit lagert", nicht hervorgebracht: keinen selbstständigen Geist, geschweige einen „Hauptgeist". Palermo hat im Verhältniß zu seiner Größe gewiß ebensoviel selbstständige und Hauptgeister hervorgebracht, wie etwa, wenn nun einmal verglichen werden soll, München oder Leipzig, Dresden oder Hamburg. Der größte Hauptgeist aber, den es erzeugt, und der noch heute lebt, ist seine hohe, bis in die Wolken ragende Vaterlandsliebe. Sie ist ein Koloß und steht auf granitnem Sockel. An diesem Sockel nun stehen Schulkinder, recken den Hals und können bei ihrer kleinstaatlichen Zwergenhaftigkeit das hohe Antlitz nicht erkennen, und dann schimpfen sie. Dies Geschlecht kümmert sich um das Speisewirthschaftleben der Städte, die es bereist, um die Speisezettel, und schreibt neben die Notiz der Bezugsquelle des besten Marsala mit leichtfertigem Bleistift in das Notizbuch: „die Stadt ist arm an Reizen in ihrem Innern, arm an Leistungen auf allen Gebieten der Kunst". Punktum!

Und weiter. Sein Capitel: „das nasenlose Palermo." „Neben einem nirgends in Europa seinesgleichen habenden Contingent an Mißgestalteten, Blinden, Lahmen, Blatterspurigen, Aussätzigen aller Art, stellt es alle Nasendefectspielarten zur Schau — von der komischsten bis zur widerlichsten," und diese Entnasung erstreckt sich auch auf die „Nasen der Marmorstandbilder in Stadt und Umgebung. Heroen und Huldgöttinnen, Tassos, Satyren und Muttergottessen, Garibaldis, Principessen, Engel und Erzengel, selbst ihre jüngst erst in Stein verewigten Mitbürger werden erbarmungslos entnast." Daß Armuth und Krankheit, Mißgestaltung und körperliche Gebrechen in Südeuropa verbreiteter seien als im Norden, muß erst erwiesen werden, es drängt sich aber das Elend, wie das gesammte Leben dieses Volkes, mit diesem mehr auf die Straße und mag auffallender, als bei uns daheim, ohne deswegen „verspottungsbedürftiger" zu sein, als bei uns. Menschliches Elend ist menschliches Elend, am Nordpol wie unter dem Aequator, und fordert hier wie dort unser Mitleid heraus. Da ist es denn ganz verwunderlich zu sehen, wie Menschen, die dem Straßenkrüppel ihrer nordischen Heimat alle samaritanische Barmherzigkeit erweisen, hier zum „Priester und Leviten" werden und dem Aermsten höhnendes Gift in die Wunde gießen.

Zum Schluß noch die Behauptung, daß „die Italiener, wie alle Romanen, unvermögend in der bunten Mannigfaltigkeit der Natur die innere Ruhe und Harmonie zu bewahren, den Gipfeln der Hochberge, durch salongerechte Titulaturen, wie salon, fauteille des dames (sic!) etwas am Zeuge flicken möchten." Nun wird die Sache kindlich, wir brechen darum ab und überlassen den Rest der gütigen Mutter Nacht — — —.

Und die Moral?

Entschuldigen Sie: solche Bücher sind ohne Moral.

Neapel, im September 1876.

Der große Wurf.

Lustspiel in 4 Aufzügen von Julius Rosen.

Julius Rosen gehört zu den glücklichst angelegten Bühnenschriftstellern, die in der Schule von Roderich Benedix aufgewachsen sind. Er hat gute Einfälle, er erfindet mit Leichtigkeit und gestaltet mühelos; er besitzt wirkliche Lustigkeit und weiß sich frei von aller Aengstlichkeit: er greift unbefangen und keck zu und kümmert sich nicht sonderlich um die Hindernisse, die die Sitten und Gebräuche unserer Gesellschaft dem Bühnendichter bisweilen entgegenstellen; er ignorirt dieselben einfach.

Bei diesen Eigenschaften, die sich nur selten in so glücklicher Vereinigung beisammen finden, hätte Rosen, wenn er es nur ernsthaft gewollt hätte, unter den zeitgenössischen Bühnenschriftstellern eine ausgezeichnete Stellung einnehmen und anstatt ein blos vielgespielter und oft herzlich belachter, sogar ein wirklich angesehener Bühnendichter werden können. Aber leider ist bei ihm das Talent größer als der künstlerische Ernst, das Können — um das Wort zu gebrauchen, das Siegmund Schlesinger zur Charakterisirung eines berühmten Dramaturgen in diesen Blättern angewandt hat, — stärker als das Wollen.

Seine ersten Stücke zeigten ein so entschiedenes Talent, daß man darüber die mangelhafte Sorgfalt der Arbeit, die oft verletzend wirkte, wenn auch nicht ganz übersehen, so doch als eine verzeihliche Jugendsünde entschuldigen konnte. Man durfte hoffen, daß der Dichter, der in der Selbsterkenntniß seiner Begabung durch die freundliche Aufnahme seiner Stücke vom Publicum und von der Kritik bestärkt werden mußte, selbst das Bedürfniß fühlen würde, seinen späteren Productionen eine ernste literarische Pflege angedeihen zu lassen, daß er die starken Verstöße gegen die ge-

Digitized by Google

sellschaftlichen Möglichkeiten, die trivialen Redewendungen, die allzu possenhaften Derbheiten ausscheiden und sich mit einem Worte bestreben würde, ein wirkliches Lustspiel zu schreiben.

Diese Hoffnung aber ist getäuscht worden. Anstatt der gewissenhaften künstlerischen Ausarbeitung seine Kräfte zuzuwenden, hat Rosen seinen Pflichten sich selbst und dem Publicum gegenüber schon durch eine sich überhastende Massenproduction zu genügen geglaubt. Er hat gemeint, es wäre schon aller Ehren werth, wenn er beständig mit neuen Stücken vor das Publicum träte; und wie bei der gealterten Diana scheint nun auch bei ihm die Quantität die Qualität ersetzen zu sollen.

Die letzten Stücke Rosens weisen einen so bedenklichen Stillstand auf, daß es jetzt geboten erscheint, ihn in seinem eigenen und in unserem Interesse darauf aufmerksam zu machen, wie wenig praktisch er mit dem ihm anvertrauten Pfunde wuchert. Sein neustes Lustspiel, „der große Wurf", das ich vor kurzem auf der Bühne einer kleinen Residenz in einer anständigen Darstellung zu sehen die Gelegenheit gehabt habe, hat diese Bemerkungen hervorgerufen.

Wegen der Bezeichnung „Lustspiel", die Rosen seinem Schwank gegeben hat, will ich nicht lange mit ihm disputiren; aber was hat denn das ganze Stück zu bedeuten? Es erscheint mir so zwecklos wie nur denkbar — zwecklos nicht nur für das Publicum, sondern auch für den Dichter selbst. Es bekundet nach keiner Seite hin irgend welchen Fortschritt, nicht einmal — und das ist das Bedauerlichste an der Sache — nicht einmal den Versuch, einen Fortschritt zu machen. Nirgends verräth sich ein anerkennenswerthes Streben, das selbst dann, wenn der Verfasser sich irrte, Respect verdienen würde. Es ist eine flüchtige, leichte Arbeit, die keinem andern Bedürfniß ihr Entstehen verdankt, als dem, wieder einmal ein Stück zu schreiben. Vielleicht lacht das Publicum, dann ist es gut! Vielleicht gähnt es, dann schadet es auch nichts, dann kommt ein anderes Stück!

Da wird also der erste beste Stoff genommen, — derjenige, der gerade zur Hand ist, gleichviel, ob er schon zu Dutzenden Malen gebraucht ist oder nicht. Nicht einmal das Bewußtsein, daß man demselben auf keinen Fall irgend eine neue Seite für die Bearbeitung abgewinnen werde, schreckt vor der Wahl dieses Stoffes zurück. Dieses Nächstliegende wird nun mit schnellfertiger Hand so zurechtgemacht, daß es einen Theaterabend füllt; die ersten besten Figuren, die nicht einmal einen individuellen Schimmer haben, werden mit der Ausführung beauftragt, es werden ihnen die ersten besten Worte in den Mund gelegt, und das Stück ist fertig!

Und so sehen wir denn ein Lustspiel, das „der große Wurf" heißt und das das abgenutzteste aller Motive, die Störung einer jungen Ehe durch die Schwiegereltern, noch einmal verwerthet. Wenn uns Rosen etwas Anderes über dieses allmälig recht langweilig gewordene Capitel hätte sagen können als uns im „Störenfried" und im „Recept gegen Schwiegermütter" bereits gesagt worden ist, — ich nenne hier nur die beiden bekanntesten dieser schwiegerelterlichen Dichtungen aus neuster Zeit — so könnte man sich die Sache noch gefallen lassen; aber es geschieht nichts, das uns durch seine Originalität irgendwie erfreuen oder auch nur überraschen könnte. Es sind lauter alte bekannte Scherze. Die Schwiegereltern wollen auch hier stets das Gute und schaffen das Böse; sie wollen das Glück ihrer Tochter begründen und machen durch ihre thörichten Handlungen die Ehe unglücklich. Wie in dem Benedix'schen Stücke wird auch hier der gestörte Friede in der Ehe erst durch Beseitigung der lieben Anverwandten hergestellt. Die Schwiegereltern werden vor die Thür gesetzt und der Titel, „der große Wurf", scheint also so gedeutet werden zu müssen, daß darunter das Hinauswerfen der Schwiegereltern zu verstehen ist. „Wem der große Wurf gelungen ꝛc."

Dieser, wie gesagt, an und für sich schon herzlich unbedeutende Stoff ist durch die saloppe Behandlung noch herabgedrückt; das ganze Stück ist eine Reihe von Ungehörigkeiten.

Wie Rosen in seinen früheren Stücken, so hat er auch hier [illegible] Rügen der Kritik wiederum die Salons anständiger [illegible] Rendezvous für alle möglichen Leute, die er für Menschen als seine Situationen benutzt, ausersehen. Da treten Fremde ein, ohne sich besonders vorzustellen, da gehen Fremde ab, ohne sich besonders zu verabschieden; es ist der reine Taubenschlag. Und wie benehmen sich diese Leute gegeneinander! Von diesen Grobheiten und Insulten, die sich hier die fein Gebildeten beständig an den Kopf werfen, macht man sich keine Vorstellung. Denn kein Zweifel, es handelt sich hier nur um fein gebildete Leute.

Da ist z. B. ein junges Mädchen, Gabriele von Strehlen, die, wie es scheint, den aristokratischen Kreisen angehört — wir lernen sie in Gesellschaft eines Barons, einer Geheimräthin und einer Comtesse kennen. Dieses unverheirathete junge Mädchen, das ganz allein in der Welt zu stehen scheint, man sieht wenigstens nichts von ihren Eltern und nichts von irgend einer Art von Begleiterin, verfügt über ihre Zeit mit einer Freiheit, die sich kaum eine junge Wittwe gestatten würde. Sie macht allein Besuche, sie empfängt Herrenbesuch, und es wird auch nicht mit einem Worte angedeutet, daß dies etwas zum mindesten doch nicht ganz Gewöhnliches sei; es ist hier ganz in der Ordnung. Unter diesen Umständen darf man sich allerdings kaum darüber wundern, daß ihr von allen Seiten die größten Grobheiten gesagt werden. Der Schwiegervater, ein Rentier Stolberg, der wohl auch ein gebildeter Mensch sein soll, empfängt sie gleich im ersten Act im Zimmer seines Schwiegersohnes, des Malers, in einer Weise, für die das Wort brutal eigentlich noch zu milde gewählt ist. Dieser Herr Stolberg hat während der Hochzeitsreise seines Schwiegersohnes und seiner Tochter verschiedene Briefe von Fräulein von Strehlen an seinen Schwiegersohn in Empfang genommen. Er hat sie als discreter Mann nicht erbrochen, aber er nimmt ohne Weiteres an, daß der Inhalt so compromittirend sein müsse wie nur möglich; aus der Thatsache, daß diese Dame an den jungen Maler geschrieben, schließt er mit voller Gewißheit, daß sie die Geliebte des Malers gewesen sein müsse. Vergeblich protestirt letzterer gegen diese ehrenrührige Beschuldigung, vergeblich macht er den alten Herrn mit dem unverfänglichen Inhalt dieser Briefe bekannt, — es handelt sich nämlich um einen Bazar, dem Fräulein von Strehlen vorsteht, und den der Maler arrangiren soll, — der Rentier Stolberg beharrt bei seinem schmählichen Argwohn; und als die junge Dame in das Atelier kommt, um ihre schriftlich vorgetragene Bitte mündlich zu wiederholen, empfängt er sie und spricht mit ihr wie mit einem Frauenzimmer von zweideutigstem Rufe. Er treibt die äußerste Beleidigung so weit sogar tolerant zu sein. „Ich bin ja ein vernünftiger Mann", — so ungefähr sagt er zu der Dame — „was vor der Ehe geschehen ist, das geht mich nichts weiter an, ich nehme es Ihnen nicht weiter übel; aber nun muß die Sache ein Ende haben. Verstehen Sie mich?"

Man kann sich denken, daß der junge Maler, der dieser Unterhaltung beiwohnt, nun mit der größten Entschiedenheit seinen Schwiegervater wegen seines unwürdigen Verdachtes zur Rede stellt und es nicht duldet, daß in seiner Gegenwart der Ruf eines anständigen jungen Mädchens mit Füßen getreten wird; man kann sich denken, wie Fräulein von Strehlen selbst empört dem alten Narren entgegentritt, und dann ein ganz verläßt, in dem sie gegen solche Beleidigungen nicht geschützt ist. Gott bewahre! Der junge Maler zuckt die Achseln, Fräulein von Strehlen sagt: „Ein eigenthümlicher Herr", und bleibt.

Fräulein von Strehlen ist aber, wie ich schon sagte, an Grobheiten gewöhnt. Ein anderer junger Aristokrat, der ebenfalls sich die vornehmen Gewohnheiten der besten Gesellschaft zu eigen gemacht haben soll, Herr Bruno von Welten, spricht gerade so mit ihr. „Sie wollten mir etwas sagen", wendet er sich zu ihr. „Es ist mir augenblicklich entfallen", antwortet Fräulein von Strehlen. Darauf versetzt dieser fein gebildete junge Mann: „Sie sollten mnemotechnischen Unterricht nehmen, das schärft das Gedächtniß." Und später sagt er zu ihr mit spöttischem Achselzucken: „Ihr Ruf? Ist Ihnen denn an Ihrem Rufe gelegen?" Aber als fein gebildeter Weltmann fügt er beschwichtigend hinzu: „Meine Zweifel sollten Sie nicht beleidigen." Dann treibt er die christliche Barmherzigkeit so weit, der jungen Dame auseinanderzusetzen, wie die böse Welt ihre humanitären Be-

Digitized by Google

strebungen beurtheilt, was sie von dem Bazar, an dessen Spitze Fräulein von Strehlen steht, denkt. „Die Einen sagen: sie wird sich bei der Gelegenheit einen Mann angeln, die Andern: bei der Sammlung wird schon etwas für sie selbst abfallen.“ Und diese anmuthigen Scherze läßt Fräulein von Strehlen ohne ernsthaften Widerspruch über sich ergehen.

Wenn sie Grobheiten empfängt, so theilt sie allerdings gelegentlich auch welche aus. So sagt sie zu demselben Herrn von Welten, den sie los werden will: „Sie haben gewiß Eile! Ich halte Sie nicht mehr zurück.“ Herr von Welten versteht als fein gebildeter Weltmann diese Anspielung und zieht sich denn auch zurück.

Ich weiß nicht, ob Rosen dergleichen Sottisen für Witze hält; aber ich glaube es beinahe. Jedenfalls kann er dem Gelüst, derartige Witze anzubringen, nicht widerstehen, und es ist ihm ganz gleichgültig, wer die Grobheiten sagt und unter welchen Verhältnissen sie gesagt werden. Die Rosen'sche Gesellschaft wird von einer idealen Gleichheit beherrscht, einer Gleichheit, die allerdings an diejenige der „nivellirenden Gleichheitslümmel“ erinnert.

Kein Unterschied der gesellschaftlichen Stellung, kein Unterschied des Geschlechts, kein Unterschied des Alters; die jungen Leute verkehren mit den Damen wie mit alten Zechkumpanen, die Jünglinge spielen und treiben Spott mit ehrwürdigen Herren, als wenn sie auf der Schulbank zusammengesessen hätten. Das gemüthlichste Verhältniß herrscht zwischen der Herrschaft und dem Gesinde.

„Was veranlaßt Sie zu dieser Frage?“ fragt ein Diener den Rentier Stolberg. Dieser versetzt: „Mein Wissensdurst.“ Darauf sagt der Diener: „Ist Ihr Durst gestillt?“ und der Rentier entgegnet: „Am Borne Ihres Wissens.“

„Wer gibt Ihnen das Recht, an mir herumzubeißen?“ sagt der nämliche Mann, dessen ergraute Haare doch auf einen Fünfziger schließen lassen, zu dem ganz jugendlichen Bruno von Welten, der den älteren Herrn beständig aufzieht, und Welten versetzt: „Ihre Appetitlichkeit.“ „Sie sind ja übergeschnappt“, sagt später derselbe Rentier zu demselben jungen Mann, und dieser erwidert mit einer höflichen Verbeugung: „Herr College!“

Uebergeschnappt! Man darf sich an dem Worte nicht stoßen, es kommen noch ganz andere vor. Die Sprache der Tabagien scheint ja auch allmälig in die aristokratischen Salons hinaufzudringen, wenn Rosens Salons eben aristokratische sind. Ist diese Voraussetzung richtig, so hat der aristokratische Bruno von Welten unzweifelhaft das Recht, zu sagen: „dann sind wir lackirt“. Weshalb nicht: „wir fliegen in die Käse“? „dann sind wir böse mit der Bank“?- Es ist ja auch recht hübsch. Es wimmelt in diesem Dialoge von Trivialitäten und Unerlaubtheiten; aber noch schlimmer dünkt mich der sogenannte „höhere Flug“ des Rosen'schen Dialogs. Wenn er geistvoll über Liebe und dergleichen spricht, dann sehne ich mich förmlich nach jenen Unziemlichkeiten, die doch blos die Prätension der Lustigkeit erheben. Der sogenannte geistvolle Dialog läßt sich eben nicht aus dem Aermel schütteln, er will gemacht sein; und dazu fehlt es Rosen an Sammlung und Geduld und an Respect vor seiner Arbeit.

Wenn diese Bemerkungen schonungslos und hart erscheinen, so wolle man bedenken, daß sie an die Adresse eines wirklich begabten Schriftstellers gerichtet sind, der viel Besseres leisten könnte, als er leistet. Der Unwille über diese Arbeit ist nichts Anderes als der Ausdruck des aufrichtigen Wohlwollens für die schöne Begabung, die sich an Tüchtigerem üben sollte.

Paul Lindau.

Freiheit und Gleichheit.

Von E. von Hartmann.

(Fortsetzung.)

Auf politischem Gebiet ist die Verwirrung der Meinungen über den Inhalt, an den bei dem Worte Freiheit zu denken sei, am größesten. In der einfachen Form der hellenischen Städteverfassung mit ihrer von Niemand in Frage gestellten Aristokratie der freien Bürger gegenüber den Sklaven kannte man nur eine Form politischen Zwanges, die Tyrannis, und gegen diese richtete sich daher die ganze republicanische Schwärmerei jener Freiheitshelden, denen es gar nicht einfiel, daß ihre eigene, gegen ihre Sklaven geübte Tyrannis weit ärger als die eines Pisistratus sei. Jene abstracte Tyrannenfresserei der griechischen und römischen Classiker hat nun der moderne Liberalismus gedankenlos in sich aufgesogen, ohne zu erwägen, daß für die Regierung von Großstaaten ganz andere Bedingungen gelten, als für die von städtischen Gemeindewesen, und für sklavenlose Völker ganz andere als für solche, die wie die Hellenen zu etwa zwei Drittel aus Sklaven bestanden. An die abstracten nominellen Gegensätze von Republik und Monarchie, Präsident und Fürst sich klammernd hat zuerst die französische Revolution die römische Republicanertugend nachzuäffen versucht, und dann wieder der europäische Liberalismus das französische Vorbild nachgeäfft, als ob durch nominelle und abstracte Verfassungsänderungen irgendwie der Begriff der politischen Freiheit realisirbar sei.

Die Negation der Tyrannis, d. h. der Regierungswillkür, der nur das bon plaisir des Machthabers Gesetz ist, hat auch heute noch ihre volle Berechtigung; der Irrthum liegt nur darin, die Verwaltungswillkür in der monarchischen Gewalt als solcher zu suchen, — als ob nicht ein Dictator, oder ein allmächtiger Minister neben einem Schattenkönig, oder ein Statthalter, oder ein Präsident der Republik, oder ein Convent oder sonst irgend eine das Gesetz verachtende oberste Gewalt in ganz derselben Weise, ja sogar noch weit schlimmeren politischen Zwang auf die Regierten übten! Schlimmer ist der Zwang bei letzteren deshalb, weil vielköpfige Tyrannen allemal unvernünftiger wirthschaften als einköpfige, und weil zeitweilige Machthaber weit mehr zum Mißbrauch der Gewalt hinneigen müssen, als Glieder einer erblichen Dynastie, deren Interesse allen Classenintressen entrückt und mit dem Wohl des Staats als Ganzen um so enger verwachsen ist. Nur dauernde, allmälig entstandene und mit der Volkssitte und der öffentlichen Meinung fest verwachsene Institutionen geben eine gewisse Garantie für Stetigkeit des politischen Lebens und möglichste Sicherheit gegen Mißbrauch der Gewalt, und das Maß der politischen Freiheit, welche sie gewähren, hängt nicht von der republicanischen oder monarchischen Verfassungsform, sondern von der Entwickelungsstufe der Volkssitte und des öffentlichen Lebens und von der Uebereinstimmung der Gesetze mit den beiden letzteren ab. Nur die thatsächlichen Verhältnisse, zu denen auch die Macht der öffentlichen Meinung zu rechnen ist, sind im Stande, die souveräne Willkür eines Fürsten oder eines Dictators einzuschränken, aber jeder Versuch, diese Einschränkung durch verfassungsmäßige Einrichtungen zu erkünsteln, welche nicht der Ausdruck thatsächlicher Machtverhältnisse sind, erzeugt nichts als doctrinäre Seifenblasen, die recht bunt schillern mögen, aber beim ersten Windhauch in nichts zerplatzen. Es ist wahr, daß auch Gesetze ein wesentliches Erziehungsmittel des Volkes sind, aber erstens nur dann, wenn sie sich nur sehr wenig über das vom Volke erreichte Niveau erheben, und zweitens nur dann, wenn sie concret genug sind, um eine unmittelbar eingreifende reelle Wirkung zu entfalten. Je rascher Gesetze das Culturniveau heben wollen, und je umfassender, allgemeiner, abstracter und doctrinärer sie sind, desto sicherer bleiben sie todter Buchstabe, und desto schädlicher wirken sie für das Ansehen der Gesetze überhaupt, selbst dann, wenn sie keine Reaction heraufbeschwören.

In den letzten Decennien ist denn auch die Einsicht in diese verkehrte Richtung der politischen Freiheitsschwärmerei wenigstens in Deutschland sehr gewachsen; man hat besonders durch die Beobachtung des nordamericanischen und französischen Staatslebens sich überzeugt, daß die verschiedensten Verwaltungsformen gute und schlechte Verwaltung zulassen, und daß die Corruption am meisten durch die Extreme begünstigt wird. Man hat gelernt, daß es das in Fleisch und Blut eines Volkes eingelebte System concreter Gesetze und die dem Volksgeist angepaßte Verwaltungsmaschinerie sind, die in erster Reihe den Charakter des politischen Lebens und die Art und das Maß seiner Freiheit bestimmen, daß aber die republicanische oder monarchische Form der Ver-

Digitized by Google

fassung nur einen untergeordneten und verschwindenden Einfluß auf dieselbe haben.

In Frankreich scheint man von dieser Einsicht noch immer gleich fern zu sein, denn alle, die nicht im Gefolge des Ultramontanismus marschiren, glauben trotz der erstickenden Umklammerung Frankreichs durch den letzteren noch immer daran, daß die Freiheit gerettet sei. Thatsächlich hat aber für die französischen Staatsbürger ein Wechsel der Verfassungsform in Paris nicht mehr Bedeutung, als eine Palastrevolution für die Unterthanen einer orientalischen Monarchie; die ganze Maschinerie der Verwaltungscentralisation bleibt dieselbe, oder wird vielmehr von jedem neuen Erben der Herrschaft straffer zusammengezogen. Noch jede Republik in Frankreich hat versucht, den Franzosen durch Terrorismus eine vorgebliche politische Freiheit aufzuzwingen; diese Freiheit ist aber ein leerer Rahmen, und nur der Parteiterrorismus, dem sie als Aushängeschild dient, ist eine Realität, nämlich politischer Zwang, d. h. das Gegentheil der Freiheit. Einer solchen doctrinären Verbohrtheit gegenüber könnte man beinahe versucht sein, relativ mit der cynischen Frivolität der bonapartistischen Partei zu sympathisiren, die wenigstens offen eingesteht, daß es sich für sie nur um den Genuß der politischen Herrschaft handelt. Sie bietet dem Volke genau dasselbe Ziel, wie die republicanische Partei, muthet ihm aber das Gaukelspiel mit einem thatsächlich verhöhnten Ideal nicht mehr mit ernsthaftem Gesichte zu, sondern benutzt die Phrase wirklich blos noch als fable convenue, die der Hörer ebensowenig für Ernst nimmt wie der Sprecher. Bei solchem Mißverständniß der Republicaner über das Wesen der antiken republicanischen Freiheit muß man eingestehen, daß das Auftreten einer Partei, welche eine Föderation freier Communen an Stelle des Einheitsstaates setzen will, einen entschiedenen Fortschritt im Verständniß der politischen Freiheit in Frankreich bezeichnet. Denn nur in einem kleinen Gemeinwesen ist politische Freiheit ohne Verfall in Anarchie möglich, weil nur in einem engen localen Rahmen Selbstverwaltung möglich ist. Die Communards befinden sich aber in dem doppelten Irrthum, erstens die geschichtliche Entwickelung der modernen Großstaaten ungeschehen machen, und zweitens ein an centralisirte Präfectenwirthschaft gewöhntes Volk plötzlich von jeder Staatsgewalt befreien zu wollen. Sie negiren die Nothwendigkeit der Staatsgewalt im modernen Sinne überhaupt und negiren die Nothwendigkeit einer allmäligen Erziehung des Volkes zur communalen Selbstverwaltung.

Die germanischen Staaten suchen hingegen den Aufgabenkreis der communalen Selbstverwaltung durch eine schrittweise Decentralisation zu erweitern, welche gleichzeitig das Volk erzieht und die Staatsregierung vereinfacht und erleichtert (also auch vervollkommnet), ohne doch die wesentlichen Attribute der Staatsgewalt zu schwächen. Die Germanen verstehen den Begriff der politischen Freiheit wesentlich im Sinne der Freiheit der Gemeinden von einer staatlichen Bevormundung in communalen Angelegenheiten, und die Negation eines solchen Zwanges ist jedenfalls für die Cultur weit förderlicher als die fanatische Negation gewisser Verfassungsformen.

Nachdem einmal an Stelle der Herrscherwillkür die Herrschaft des Gesetzes getreten ist, ist nicht zu leugnen, daß der Zwang eines Gesetzes um so stärker und unangenehmer empfunden wird, je weniger der Wille des Handelnden mit dem Willen des Gesetzes übereinstimmt. Ist hingegen diese Uebereinstimmung vorhanden, so hört das Gesetz auf, als Zwang empfunden zu werden, d. h. die Empfindung ist dieselbe, als ob kein äußerliches Gesetz da wäre; daher ist es eine Consequenz auch der Freiheitsidee, in der Gesetzgebung möglichst den Willen der dem Gesetz Unterworfenen zum Ausdruck zu bringen, und die Forderung der Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung erscheint deshalb zugleich als eine Forderung der Freiheit. In einem kleinen Gemeinwesen ist diese Forderung direct erfüllbar, in einem großen nur durch gewählte Vertreter. Dieses Repräsentativsystem ist aber keineswegs eine an und für sich die politische Freiheit verbürgende Form, sondern sie ist es nur unter der Voraussetzung, erstens, daß die Wahlen den Volkswillen rein zum Ausdruck bringen, und zweitens, daß die gewählten Vertreter ihre Macht nicht für die Interessen einer Kaste professioneller Politiker ausbeuten, anstatt selbstlos ihrem Mandat zu entsprechen. Wo letztere Form der Corruption einreißt, wo die Politik ein Gewerbe wird, das nur noch durch Corruption zugänglich ist, aber auch durch Corruption seinen Mann ernährt, da ist das Repräsentativsystem nicht eine Brücke zur Freiheit, sondern eine Lockspeise zur Beschleunigung des Verfalls, und ein schlimmerer Hohn auf die Freiheit als die geordnete Gesetzgebung einer absoluten Monarchie. Die letztere läßt wenigstens in der Regel die Gesetze durch Sachverständige berathen und ausarbeiten, während die durch Corruption zu ihrem Repräsentantenmandat Gelangten in der Mehrzahl nicht sachverständig sind. Der absolute Monarch wird um so mehr das Volkswohl im Auge haben, je befestigter die Monarchie ist und je mehr er deshalb sein Interesse mit dem Staatsinteresse identificiren kann; aber ein corruptes Repräsentantenhaus hat principell andere Interessen im Auge als die des Volkes, und nur zufällig können auch einmal die letzteren durch die Pflege der ersteren mitbefördert werden. Auch auf dem Gebiet der Gesetzgebung ist demnach die Freiheit weit weniger von den abstracten Verfassungsformen, als von dem Geiste, mit dem sie erfüllt, und der Art, wie sie gehandhabt werden, abhängig, und die sogenannten „freiheitlichen" Formen der Gesetzgebung können Gesetze hervorbringen, welche dem Volksbewußtsein weit mehr widersprechen und daher als weit ärgerer Zwang empfunden werden, als diejenigen einer absoluten Monarchie (man vergleiche die ekelhaften Gesetzgebungszustände in den Vereinigten Staaten von Nordamerica in den letzten Decennien mit der wahrhaft erleuchteten Staatsweisheit der russischen Gesetzgebung in dem gleichen Zeitraum).

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von **Gustav Floerke.**

III.

Die drei Hauptrichtungen unserer gegenwärtigen Oel- und Bildmalerei haben wir zum Schluß des vorigen Artikels kurz angedeutet und zwar in der Reihenfolge, wie sie sich in aufsteigender Linie aus einander entwickelt haben. Im folgenden möchten wir, soweit das ohne Anschauung und auf dem Papier möglich ist, das Wesen und nebenbei die Stärke dieser drei grundverschiedenen Parteien etwas eingehender feststellen.

Zunächst begegnen wir, wenn auch von Jahr zu Jahr verschämter und minder altfränkisch aufgeputzt, der conservativen Gruppe derjenigen, welche noch an das alte bequeme Bilderrecept glauben und davon leben, wie es die Düsseldorfer und Münchener besaßen, ehe die moderne naturalistisch-coloristische Bewegung losbrach. So und so viel Theile Schatten, dünn und braun, und so und so viel Theile Licht, grau und farbig, das war so ziemlich das ganze, nur in den Mischungsverhältnissen leicht variirbare Geheimmittel, und ist es im Grunde genommen genau so noch heute.

Das Bequeme und zugleich Gute dieses Receptes liegt darin, daß es sich auf tüchtige und wirklich malerische alte Ueberlieferungen stützt, indem es, wenn auch auf fast mechanische Weise, in erster Linie geschlossene Bildwirkung erreichen hilft. Das Schlimme und Ertödtende daran ist, daß es jedes unbefangene Studium der Natur überflüssig und das Verwenden des etwa so Gelernten in seinem Rahmen unmöglich macht, daß es jedes coloristische Streben, also in Summa jedes wirklich malerische Wollen, jede künstlerische Selbstständigkeit nach dieser Seite hin ausschließt.

Wenn diese Kunstrichtung heute noch so existirt, daß sie bei einer noch so groben Scheidung unserer Production in Parteien als vollwichtig mitgezählt werden muß, so verdankt sie das einer Eigenschaft, die sich

Digitized by Google

ohne Mühe aus ihrer eben gegebenen Charakteristik ergibt. Indem nämlich ihr Recept die eigentlich malerische Aufgabe des Bildes gleichsam von vorneherein löst, gestattet sie ihren Anhängern, sich in ihren Bildern um so vollständiger auf andere Qualitäten zu concentriren. Sie verlangt gewissermaßen einen Mangel an eigener malerischer Begabung von ihren Anhängern und hat daher Platz für alle diejenigen, welche, wie z. B. die Historienmaler und die eigentlichen Genremaler, ihr Gewicht ganz wo anders hinlegen wie die wirklichen Maler. Wie eine bequeme oder rettende Arche Noah hilft sie allen denen über das große Wasser, denen das Schwimmen zu mühsam ist oder die überhaupt nicht für das Wasser geschaffen sind. Und dies Talent zur Arche Noah ist es, welches die ganze Richtung selber über Wasser und flott erhält.

Dem entsprechend setzt sich denn auch ihr Contingent wunderlich zusammen.

Zunächst sind es die Alten, die trotz der neuen Zeit, in der sie kaum zu athmen vermögen, noch immer leben und von denen man kein Umlernen mehr verlangen kann.

Dann kommt der Philister, diese breite bequeme Wasserpest, die auch in der Malerei sofort und überall im fließenden Wasser ist und es nur zu häufig überzufließen zwingt, wenn es nicht gefressen sein will. Der Malphilister, der meist bei den ebengenannten Alten Verehrungssinn, ästhetische Selbstschätzung, sowie das genannte Bilderrecept nebst etwas Zeichnen und Componiren gelernt hat, war natürlich zunächst erstaunt und dann entrüstet, als es plötzlich mit diesem ABC noch nicht zu Ende sein sollte, mit dessen Erlernung er doch im Hafen der Bildermalerei zu sein hoffte. Und schließlich haben sie von ihrem Standpunkt aus recht, wenn ihnen dergleichen Unruhe, so eine Lernschraube ohne Ende, unangenehm ist. Wenn es so weiter geht — und es scheint wahrhaftig so — heißt das aus dem Lehnstuhl in die Gefechtslinie, vom Katheder auf die Schulbank, heißt das Arbeit auf Lebenszeit und zwar geistige in ihren Baarerfolgen noch ganz unberechenbare Arbeit. Denn technisch auf seine Art büffelt auch mancher von den Hauptphilistern Tag und Nacht und seine nach körperlichem Schweiß riechenden Bilder sehen aus, als ob er zu lebenslänglicher Malerei verurtheilt wäre.

Auch die geistig Hochmüthigen unter den Malern, welche das „Malen" eigentlich für unter ihrer Würde halten, wie manche Menschen das Geborenwerden für unanständig und das Menschsein für wenig menschenwürdig, gehören hierher. Sie möchten ihren unsichtbaren Geist bei seinen Offenbarungen an die Menschheit, wenn sie denn einmal in sichtbarer Form vor sich gehen müssen, doch so wenig wie möglich mit sinnlicher Erscheinung beschweren und vor Allem sich selber nicht mit der Tagelöhnerei des Malenlernens entwürdigen und sich damit um ihre kostbare Zeit bringen. Auch sie finden in der Arche fröhliche Unterkunft.

Ferner alle Maler, beiderlei Geschlechts, welche gegen den „Naturalismus" oder gegen den „Colorismus" in der Kunst ästhetische, moralische, stilistische, pecuniäre, technische oder andere triftige Bedenken haben, — eine Gruppe, die sich hin und wieder einigermaßen mit jener der Philister deckt, sonst aber durchaus nicht mit derselben identisch ist. Die ersten zwei Rubriken noch am ersten; die später genannten haben im Gegentheil meist Selbsterkenntniß oder Leichtsinn als Grundlage.

Ueber alle diese Factoren der genannten conservativen Partei hinweg würden indessen Malerei sowohl wie Kritik ohne viel Debatte zur Tagesordnung übergehen. Statt dessen aber hat die Fraction eine weitere mächtige Gruppe aufzuweisen, die allein genügt, um die ganze Richtung am Leben zu erhalten. Das ist die sogenannte „Genremalerei" mit oder ohne Costüm, mit oder ohne historische Wägen und Portraits, d. h. jene Malerei, welcher (wenn man ihre Vertreter fragt) die charakteristische, gutgezeichnete und möglichst unbefangen componirte Darstellung eines anekdotischen, novellistischen oder dramatischen Moments die Hauptsache ist; oder welcher (wenn man ihre gesinnungstüchtigen Kritiker reden hört) die bedenklich wenig künstlerische Aufgabe zugefallen sein soll, der Nachwelt einen möglichst vollständigen Atlas zur zeitgenössischen Culturgeschichte zu hinterlassen.

Diese Genremalerei ist zugleich die einzige Gruppe, welche zum Ausdruck innerhalb der Schranken der Partei eine kaum discutirbare Berechtigung aufzuweisen hat. Wie man sieht, handelt es sich nämlich bei dem echten „Genremaler" von vorne herein um Intentionen oder Stoffe, die mindestens eben so sehr eine novellistisch-plastische, wie eine malerisch anschauende Phantasie voraussetzen. Seine Kunst stellt an ihn Anforderungen und verlangt von ihm Qualitäten, die den Rahmen eines coloristisch angelegten und empfundenen Kunstwerks von vorne herein sprengen müßten. Nur durch einseitige Begabung für gemüthvolles Erzählen und Charakterisiren ist die Specialität des Genrebildes geschaffen und in Deutschland bis zur höchsten Vollendung ausgebildet. Schon damit ist gesagt, daß „Genremaler" so gut wie „Historienmaler" stets im Gegensatz bleiben muß gegen denjenigen, welchem der bloße Titel mehr als der höchste erscheint und der aus dem Reiz der malerisch gedachten Massen und Formen die Inspirationen für seine coloristischen Harmonien erschöpft. Der „Genremaler" kann eben nicht heraus aus den Schranken dieser alten malerischen Convention. Wie häufig versuchen es die strebsamsten unter ihnen, ihre Bilder coloristisch auf eine höhere oder naturalistisch wahrere Stufe zu heben. Aber sie bringen es nicht weiter, als zu einer für Laien ausreichenden Verheimlichung des alten Recepts, nach dem sie dennoch arbeiten. Sie täuschen sich selber, wenn sie glauben, östreichisch-ungarische Politik mit zwei Schwerpunkten treiben zu können. Weder ihr Wille, noch ihre Beanlagung, noch das von ihnen geschaffene Genre sind speciell malerisch im hier angenommenen Sinne; und da sie diesen Begriff anders interpretiren und innerhalb ihres so zugeschnittenen Rahmens Wirkliches leisten, so trifft sie die geringe Note kaum, welche der hier in Rede stehenden Receptmalerei vom rein malerischen Standpunkt aus ertheilt werden muß, resp. dieselbe wird durch anderweitig begründete Auszeichnungen wieder ausgeglichen.

Noch weniger bestreitbar wird die Berechtigung der rechtgläubigen „Genremalerei" zum Verharren innerhalb dieser Partei, wenn man sich klar macht, daß bei ihren Erzählungen schließlich das malerische Wie auch ganz gleichgültig ist. Angesichts einer solchen Tafel wird alles Interesse sofort und lediglich auf den gewählten Moment und seine psychologisch-dramatische Zergliederung gelenkt. Solche Bilder befriedigen, gleichviel, ob sie mehr oder weniger malerisch erscheinen, und sind — wenn sie nur einigermaßen können, was sie wollen — des allgemeinen Verständnisses und der größesten Anerkennung sicher, bevor noch Jemand an ihre Malerei gedacht hat; während vorwiegend malerisch-künstlerisch empfindende Menschen, wie Böcklin, Makart ꝛc., in ihren besten Sachen immer nur einer sehr geringen Minorität wirklich zugänglich sein werden.

Aus dem zuletzt über die Wirkungsmittel der Genremalerei Angedeuteten erhellt zugleich — um auch das noch hier der Gerechtigkeit halber zu betonen — daß diejenigen nicht Recht haben, welche diese ganze Gruppe als abgethan betrachten, wenn sie ihren Werken direct malerisches Interesse abgesprochen haben. Vielmehr vertreten gerade diese „Genremaler" κατ' ἐξοχήν eine echt deutsche Schwäche in der malerischen Anschauung mit so viel Liebenswürdigkeit und so vielerlei anderen künstlerischen Qualitäten der in ihrer Weise vollendetsten Art, daß wir auch mit dieser Einseitigkeit, die so Tüchtiges leistet, zu rechnen haben, gleichviel, ob sie uns eine besonders weiterentwickelungsfähige oder gar der großen Kunst vortheilhafte dünkt oder nicht; ob uns ihr Einfluß auf den Geschmack und das Kunstverständniß unseres Publicums als vortheilhaft oder als das Pieksthum unterstützend erscheinen mag. Es hilft nun einmal Nichts: bis heute leistet gerade diese „Genremalerei" in Knaus, Vautier, Defregger und Andern — einzelne alleinstehende Künstler ausgenommen, die sich in Deutschland mit großer Malerei auslachen lassen — immer noch das Beste, in seiner Eigenart Vollendetste, was unsere coloristisch und überhaupt malerisch so ganz unerzogene Nation in der Malerei zu Wege bringt. Und die Consuln werden nicht dafür sorgen, daß es anders werde. Sie sehen nicht ein, wie diese liebenswürdige Kunst Staat und Nation schädlich werden sollte. Da müssen schon diejenigen selber zusehen, die sich unter Malerei Anderes vorstellen und noch immer auf eine große Kunst hoffen und der einstweilen die Wege zu bereiten sind.

Die „Genremalerei", bei der wir uns etwas lange aufgehalten haben, war die letzte Gruppe, die wir zu der oben charakterisirten „conservativen" Partei zählen müssen. Mit der Aufzählung der verschiedenen Elemente, die sie bilden, sind wir somit fertig.

Uns bleibt nur noch, über Stärke und äußere Erscheinung dieser Fraction Einiges zu sagen.

Die erstere erscheint nämlich dem flüchtigen Besucher z. B. unserer akademischen Ausstellung geringer, als sie in Wahrheit ist, hauptsächlich aus dem Grunde, daß die letztere, die äußere Erscheinung, sich bei ihren meisten Vertretern zu modernisiren längst angefangen hat. Viele Strebsame allerdings, denen der Schlendrian langweilig wurde, sind ausgetreten und in ein anderes Lager übergegangen; die Mehrzahl aber ist dem Laienauge lediglich auf die angedeutete Weise entzogen. Besonders die besseren unter den Münchener und Düsseldorfer Genremalern sehen sogar schon recht gut aus. Zunächst durch das tüchtige Durcharbeiten und Fertigzeichnen ihrer Figuren und Requisiten, welches ihnen eigenthümlichen Reiz verleiht. Dann aber haben sie auch, wie schon gesagt, fast überall versucht, sich der malerischen Zeitströmung, so weit es ging, zu accommodiren und deren Elemente, wenn auch nur schwach und äußerlich aufgenommen. So haben sie hauptsächlich gelernt ihre Bilder grauer zu machen und dadurch einen wahreren Eindruck zu erzielen. Aber sie täuschen damit nur auf den ersten Moment. Wer sie, wie sie auch heißen, genauer betrachtet, d. h. die orthodoxen Genremaler, der wird finden, daß sie durch das Danaergeschenk des grauen Lichts, welches sie auf ihre dünnen, asphaltuntertuschten Schatten tragen, körperlos werden. Und wenn sie durch das Violett im Hintergrund und die braune Sauce vorn auch ein wahnsinniges Zurückgehen von Gegenständen erzielen, die

Digitized by Google

kaum fünf Schritt entfernt sein können, so lobt das doch nur der Laie mit dem eingeweiht klingenden Wort: Luftperspective. Andere Leute sehen, daß sie durch dies Mittelchen einfach falsch und unwahr in den Tönen werden. Aber ich wiederhole: es kommt wenig darauf an. Von ihrer Malerei hängt ihre Schätzung überhaupt nicht ab. Leute wie August Kraft, Waldmüller, Jordan und der alte Meyerheim sind für Jeden, der über die jeweilige Modemalerei hinweg zu sehen vermag, trotzdem sie uns heute blank und blechern scheinen, genau so gut, wie ihre heutigen Gesinnungs- und Begabungsgenossen. Denn es ist lediglich ungeübte äußerliche Technik, was sie unterscheidet. Das Herz, das man ihnen durch die Weste brennen sieht, ist und bleibt trotz solcher mit der Mode wechselnder Gilets das Herz eines Genremalers, der im Grunde doch in ganz anderen Dingen seine Erfolge sucht als im Malen, der die Welt nun doch einmal zu allen Zeiten gleich — und zwar zunächst nicht malerisch — anschaut. Wie sehr er sich heute auch das alte Gewand zustutzen läßt, es bleibt doch immer das alte Uniformstück der conservativen, d. h. stillstehenden Partei, deren Aufspüren auf der Ausstellung wir hiermit unseren kunstsinnigen Lesern empfohlen haben wollen.

Von der Musiksaison.

Eine Kunstbilanz. Joachim und die Florentiner. Reinecke und Radecke. Erstes Concert der Berliner Symphoniecapelle. Pariser concerts populaires, Londoner Monday popular concerts und Berliner Bierhausconcerte. L'art und lard.

Eine jährliche Kunstbilanz wäre vielleicht ein interessantes, dankenswerthes Unternehmen: eine gründliche Prüfung des geistigen Gewinnes oder der Einbuße, welche die Kunst im Laufe des Jahres erfahren hat, eine muthmaßliche Vorausberechnung der etwaigen Mehreinnahme, oder des Deficits, das zu erwarten steht, eine Umschau auf die Mittel, durch welche jene zu erzielen, dieses zu decken wäre. Allerdings verlangt ein solches Unternehmen ununterbrochene, nach allen Seiten hin gerichtete Aufmerksamkeit, ein Zusammenfassen der verschiedenartigsten Erscheinungen, und eine sehr ruhige und genaue Berechnung der einzelnen Werthe; ich glaube fast, die Aufgabe wäre von einem Einzelnen nicht zu lösen und bedürfte des Zusammenwirkens Mehrerer, Unparteiischer und ganz Unabhängiger, welche mehr praktischen Nutzen als ästhetische Schönrednerei anstreben. Aber solche, d. h. drei oder vier sachverständige Fachmänner zu finden, die, verschiedenen Richtungen angehörend, sich zu einer Prüfung und Darlegung, zu einem Ausgleiche des künstlerischen Soll und Haben vereinigen wollten und wirklich beisammen blieben, dürfte in den Regionen der Harmonie sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein. In der katholischen Welt gibt es nur Einen Papst, aber in der musikalischen hat fast jede Schule, jede Partei ihren Unfehlbaren, den Beherrscher der allein seligmachenden Kirche und ihre wohlorganisirte Curie, ihre Prüfungscommission für verbotene Schriften und ihren Verfluchungscodex. Gesetzt also, daß einige tüchtige und unabhängige Männer aus verschiedenen Lagern es unternähmen, den oben angedeuteten Standpunkt in Gemeinschaft zu vertreten, so würde der Einfluß und die Anfeindung der verschiedenen Curien wenigstens unter den gegenwärtigen Verhältnissen gegen eine solche gemeinschädliche (d. h. dem Gemeinen schädliche) Thätigkeit so lange arbeiten und wühlen, bis die Abgehetzten, des ewigen Kampfes Müden „laudabiliter revociren und sich unterwerfen", wie es im Curialstile heißt, und dann wieder recht wacker jeder auf seiner Seite für Intoleranz streiten. Eine ganz unabhängige und zugleich ganz wissenschaftlich gehaltene Musikzeitung hat noch mehr Recht auf die Bezeichnung „Zukunftskritik", als die „Zukunftsmusik" auf die ihrige; denn diese war schon da, bevor der Name erfunden und verbreitet ward, jene aber wird wohl noch lange auf sich warten lassen.

Alle diese Betrachtungen sollen eigentlich dem geneigten Leser erklären, daß in einer Wochenschrift, welche wie die „Gegenwart" die verschiedensten Dinge in den Kreis wissenschaftlicher Besprechung zieht, manche vereinzelte Beurtheilung musikalischer Erscheinungen und Angelegenheiten in einem gewissen Widersprnche mit früheren Urtheilen erscheinen kann, während sie in einer Fachzeitung, welche nur den einen Gegenstand behandelt, dem Rahmen angepaßt und mit der Haltung des Ganzen übereinstimmend erscheinen müßte.

In einer Fachzeitung ließe sich viel weitläufiger die Frage erörtern, warum die Quartette von Joachim immer ganz voll, die Concerte der „Florentiner" immer fast leer sind. Die Leistungen dieser letztgenannten vortrefflichen Künstler sind schon lange von der gesammten Kritik und von allen Fachmännern (ein paar officielle natürlich ausgenommen) als einzig in ihrer Art anerkannt worden. Die Urtheile stimmten alle dahin überein, daß, wenn die Florentiner in manchen Beethoven'schen Schöpfungen die großartige Auffassung und den classischen Schwung des Joachim'schen Quartettes nicht erreichen, und wenn besonders der Leiter des letztgenannten im Vortrage der schwierigeren Partien, welche großen Ton und Ausdauer verlangen, unerreicht dasteht, jene dagegen in Bezug auf Klangschönheit, auf unfehlbares Zusammenspiel, auf strengstes Gleichgewicht der künstlerischen Kräfte kein vergleichendes Urtheil zu scheuen haben, ja ein solches als zu ihren Gunsten lautend erwarten dürfen. Aber sie hofften vergebens auf den Beweis, daß das Publicum das Vortreffliche schätze, von wo immer dasselbe kommt, und daß diese Schätzung nicht oft erst besonderer Impulse bedarf, die mit Kunstleistung selbst nur sehr lose zusammenhängen. Nach dem großartigen Erfolge des ersten Concertes ließ sich erwarten, daß das zweite wenigstens den Dritttheil des Publicums, welches sich das musikalische nennt, heranziehen würde. Aber der Saal war leer. Die genaue Erörterung und Darlegung der Gründe dieser Erscheinung beanspruchte eine Reihe von Artikeln, die eben nur eine Fachzeitnng zu bringen vermag; die Mode in Kunstsachen geht aus gar verschiedenartigen Impulsen hervor, und daß die Mode eine sehr große Rolle im Concertsaale spielt, daß die größere, besonders die schönere Hälfte der Besucher der Joachimquartette nicht aus Vorliebe für diese ernsteste und schwierigste Gattung der Instrumentalmusik herbeieilt, darf Niemand leugnen — sonst müßten sie ja eben wenigstens Ein Mal bei den Florentinern gewesen sein! Da nun der Raum zur Beleuchtung all' der Impulse fehlt, so kann hier nur berichtet werden. Und da darf der Wahrheit gemäß nicht verschwiegen werden, daß die Florentiner im zweiten Concerte viel weniger schön gespielt haben als im ersten, daß der Vortrag des D-moll-Quartett Schuberts an den Joachims und Genossen nicht heranreichte, und daß die Wahl des A. Mendelssohn'schen schwachen A-moll-Quartetts (unmittelbar nach dem eben angeführten) keine glückliche war; es darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß die Leistungen des Joachim'schen Quartetts am ersten Abende durchaus nicht auf der Höhe standen, von welcher sonst die Klänge Entzücken bringend herabkamen. Wäre man nicht gerade bei diesem Künstlerverein vor Allem an hohen (fast musik-bureaukratischen) Ernst gewöhnt, so könnte der versuchende Gedanke nahe treten, daß die Herren einmal so recht mit Nonchalance spielen und zeigen wollten: „Seht wir können thun, was uns beliebt, es wird doch immer schön gefunden!" Aber es kann, es darf nur Mangel an richtiger Stimmung als Ursache der schwächern Leistung angenommen werden, auch die Wahl des etwas unbedeutenden Quartetts von Haydn; der unsterbliche Großpapa des Quartetts hatte, als er dieses Werk schrieb, nur einen sehr kurzen Besuch der Camönen erhalten; so gleicht es denn einer alten Flasche edelsten Gewächses mit etwas trockenem Pfropfengeschmack; und das ist kein Genuß, trotz der respectabelsten Etiquette. Muß denn alles Alte schön sein, weil es alt ist? Mich dünkt, der Respect, den wir unsern Altmeistern schulden, verpflichtet uns ebenso, ihre Schwächen aufzudecken, als ihre guten Eigenschaften hoch in Ehren zu halten, ebenso auch das Gute, das die Nachkommen leisten, anzuerkennen, ohne Coteriengeist.

Neben dem Joachim'schen Quartette hat die Königl. Capelle ihre Symphonie-Abende eröffnet. Der erste brachte die Ouverture „In memoriam" von Capellmeister Reinecke in Leipzig, und einen Claviervortrag von Capellmeister Radecke in Berlin. Die erste ist eine Fuge mit Choral, capellmeisterhaft gearbeitet, ein Musterstück für Conservatorien; daß Grundstimmung und Entwicklung sehr an die Eingangs-Ouvertüre von Mendelssohn erinnern, ist ein schöner Beweis für die Pietät, welche man in Leipzig der Tradition zollt. Bei dieser Gelegenheit sei gleich erwähnt, daß auch ein Clavierconcert des Capellmeisters Reinecke hier gespielt worden ist, das auch von vieler Pietät — diesmal für Schumann — zeugt, aber doch als ein sehr geistvolles Werk allen Clavierspielern bestens empfohlen werden kann. Frl. Ottilie Lichterfeld gab das Werk mit überraschender Fertigkeit und Sicherheit und mit gesundem, richtigem Vortrage wieder. Leider wurde der Genuß gestört durch die in den Reichshallenconcerten herrschende Unsitte, daß selbst während des Vortrags von Solisten Speisen und Getränke verabreicht werden. Als Frl. Lichterfeld das Adagio spielte, bewegten sich die Kellner dicht unter ihrem Sitze mit den Bierseideln und Schweinscoteletten und ähnlichen Kunstaccedenzien, daß wir die Ruhe und Selbstüberwindung der jungen Dame bewunderten. — Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir zu dem Symphonieconcerte der Königl. Capelle zurück. Herr Capellmeister Radecke spielte Beethoven's G-dur-Concert. Der genannte Künstler ist ein ausgezeichnet feiner Musiker und verdienstvoller Componist. Man konnte also eine ausgezeichnete Leistung erwarten, die vielleicht weniger das Technische berücksichtigte, aber den vollen geistigen Inhalt wiedergab. Aber die Leistung bot fast das Gegentheil des Erwarteten: Das Technische zeigte sich überall überraschend sicher und glatt, dagegen entsprach nur der Vortrag des ersten Satzes dem Geiste des Werkes. Im wunderbaren Andante störte das unaufhörliche Klopfen der Accorde, wodurch die Melodie immer als der letzte Ton erklang und dann

Digitized by Google

ganzen Stücke ein weichlich-verschwommener, italienisch-süßelnder Charakter gegeben ward. Das Finale war zu schnell genommen, alle die einzelnen herrlichen Blüthen der Durchführung wurden hinweg gefegt im Winde des Allegro. Ebenso war das plötzliche Zurückhalten der Bewegung bei der Mittelstelle, der dann wieder ein fast virtuosenhaftes Schnellen der Passage folgte, dem Charakter des Stückes wenig angemessen. Der Berichterstatter befindet sich übrigens höchst wahrscheinlich in Widerspruch mit der Meinung des Publicums; dieses klatschte vielen Beifall — ob er dem ausgezeichneten, mit Recht persönlich beliebten Künstler, oder dem Vortrage galt, wer vermag das zu entscheiden? Selbst nicht die Applaudirenden! Die Königl. Capelle spielte außerdem noch Mendelssohns Hebriden-Ouvertüre ohne besondern Schwung und Vortrag, und ganz vortrefflich Mozarts prächtige Es-dur-Symphonie, deren erster Satz eine komische Oper ohne Worte genannt werden könnte. Man glaubt eine lustige Handlung abspielen zu sehen.

Schließlich ist noch über das erste Abonnementsconcert der Berliner Symphoniecapelle unter ihrem neuen Dirigenten, Herrn Mannstedt zu berichten, das von einem zahlreichen, sehr eleganten Publicum besucht war, und sich besten Erfolgs erfreute. Es brachte die Oberon-Ouvertüre, Beethovens Es-dur-Concert, gespielt von Mannstedt, Lieder von Schumann, gesungen von Herrn W. Müller, Siegfrieds Tod und Trauermarsch aus der „Götterdämmerung" von Rich. Wagner, endlich die geistsprühende, sehr selten gehörte C-dur-Symphonie von Schumann. Herr Manstedt bewährt sich als sehr tüchtiger, ruhiger und sicherer Dirigent; die Capelle hat seit langer Zeit nicht so einheitlich, klangvoll und musikalisch gespielt, wie an dem Abende. Herr Müller sang die Lieder und die Partie des Siegfried mit sehr schöner Stimme und gutem Vortrage, der nur im forte einiger Mäßigung und Rundung bedarf. Ueber das Clavierspiel des jungen Künstlers darf sich der Berichterstatter, als dessen einstiger Lehrer, kein Urtheil erlauben. Herr Hofcapellmeister Eckert war so freundlich, das Orchester während des Claviervortrages zu dirigiren, und in dieser Weise dem ganzen Unternehmen die Unterstützung seines alten hochkünstlerischen Rufes zu gewähren. Es ist ein lobenswerther Versuch, dem Publicum gute Musik zu billigen Preisen und ohne obligate Bier- und Stullenbeigabe zu bieten, nach Art der Pariser concerts populairs und der Londoner Monday popular concerts, die seit langer Zeit bestehen, viele Plätze mit geringen Preisen, die aber niemals Bier ꝛc. verkaufen. Nur uns Deutschen, den Musik-Gebildetsten, war es vorbehalten, Beethoven und Wurst zu gleicher Zeit zu genießen und uns dabei sogar noch des Anblicks der strumpfstrickenden Gattin und Tochter zu erfreuen; o wie schön ist das Bewußtsein, so in Einem für Geist, Herz, Magen und Fußbekleidung sorgen zu können! Erhebend für beide Theile! Was mich betrifft, so kommt mir immer ein altes französisches, satirisches Bild ins Gedächtniß: Ein Gensdarm begegnet zwei sehr mageren Vagabunden, von denen einer eine Baßgeige trägt; er examinirt sie und fragt endlich: Von was leben Sie denn? „Wir, edler Beschützer der öffentlichen Ordnung? Wir leben von der Kunst — de l'art." — De lard? (von Speck?) antwortete der Gensdarm; danach sehen Sie gerade nicht aus. Ob die Leute in manchen Concerten Kunst oder Speck genießen, und was die Künstler bieten und erhalten, darüber bin ich noch im Unklaren, gleich jenem Gensdarm.

H. Ehrlich.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrte Redaction!

Sie haben in der Nummer der „Gegenwart" vom 7. October zu Heinrich von Kleists 100jährigem Geburtstage ein Gedicht von E. v. Wildenbruch gebracht, welches, als Prolog zu der am 10. October im hiesigen Stadttheater veranstalteten Aufführung des „Käthchen von Heilbronn" verfaßt, von dem zahlreich versammelten Publicum mit verdientem Beifall aufgenommen wurde. Auch auf einer Anzahl anderer größerer Bühnen Deutschlands wurde jener Tag in entsprechender Weise gefeiert und die öffentlichen Blätter widmeten dem genialen Dichter Zeilen der Erinnerung. Lassen Sie mich heute Ihnen die Mittheilung machen, daß die allgemein verbreitete Ansicht, als sei der 10. October 1776 der Geburtstag des Dichters, eine irrige ist. Der Redacteur des hiesigen Publicisten, Herr Sobel, war auf Veranlassung der Säcularfeier auf den Gedanken gekommen, aus dem Taufregister der Garnisongemeinde den Geburtstag Heinrichs von Kleist urkundlich zu constatiren und vielleicht noch weitere Familiennachrichten aus jener Quelle zu schöpfen. Doch das Jahr 1776 wies nur eine am 4. November geborene Tochter des Hauptmann v. Kleist auf. Erst den weiteren Nachforschungen des Garnisonküsters Herrn Menneke gelang es, unter den Getauften des folgenden Jahres auch den Namen des Dichters: Bernd Heinrich Wilhelm aufzufinden, nebst dem Vermerk: geboren den 18. October 1777. Bei dem Interesse, welches diese Entdeckung zu erwecken im Stande ist, nehme ich Veranlassung, die weiteren, in den Kirchenbüchern befindlichen Daten über Eltern und Geschwister des Dichters in den folgenden Zeilen zusammenzustellen, was bisher, so viel mir bewußt, noch nicht geschehen ist.

Der Vater des Dichters, Joachim Friedrich von Kleist, vermählte sich zum ersten Male (die Trauung fand in dem nahe bei Frankfurt gelegenen Lossow statt) am 29. September 1769 mit Caroline Elise v. Wulffen, Tochter des weiland Hauptmann v. Wulffen auf Steinhöfel und Kersdorf. Beide Güter im Lebuser Kreise nördlich von Fürstenwalde gelegen, befinden sich gegenwärtig im Besitz der Familie von Massow.

Die Kinder dieser Ehe waren:

1. Bernhardine Friederike Caroline Wilhelmine, geboren am 7. Mai, getauft am 14. Mai 1772, von Heinrich v. Kleist in den Briefen an seine Schwester Ulrike mehrfach Minette genannt.

2. Philippine Ulrique (sic!) Amalie, geb. 26. April 1774, empfing die Nothtaufe am 3. Mai, 6 Uhr früh. Um 10 Uhr desselben Tages starb ihre Mutter am Friesel, im Alter von 19 Jahren. Dieselbe war also 1755 geboren und bei ihrer Verheirathung erst 14 Jahr alt gewesen.

Ulrike, die treueste Freundin ihres unglücklichen Stiefbruders, lebte in dem Kleist'schen Hause zu Frankfurt (es ist jetzt der Gasthof zum Prinzen von Preußen, gegenüber der Marienkirche, durch eine Gedenktafel als Geburtshaus Heinrichs v. Kleist ausgezeichnet) bis an ihren Tod, der am 5. Februar 1849 erfolgte, und wurde auf dem hiesigen Kirchhofe begraben. Auf dem eisernen Kreuze stehen Namen, sowie Geburts- und Sterbetag verzeichnet.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin vermählte sich Joachim Friedrich v. Kleist im Januar 1775 (das Datum fehlt im Kirchenbuche, da die Trauung in Müschen stattfand) zum zweiten Male mit Juliane Ulrique v. Pannwitz, sechsten Tochter des weiland Otto Heinrich v. Pannwitz auf Müschen, Baabow und Gulben. Das erstere dieser im Cottbuser Kreise gelegene Güter, bis vor etwa zehn Jahren im Besitz der Familie von Pannwitz, gehört gegenwärtig der Familie v. Wurmb, die beiden anderen besitzt die Familie v. Schönfeldt.

Die Kinder dieser Ehe sind:

1. Friderica Juliane Christiana, geb. 17. December 1775, später vermählt mit Herrn von Stojentin (Koberstein, Briefe Heinrichs an Ulrike S. 99, A. 48 und S. 65, A. 24). Heinrich nennt sie Fritz.

2. Maximiliane Augusta Catharina, geb. 4. November, getauft 9. November 1776, von Heinrich in seinen Briefen Gustchen genannt.

3. Bernd Heinrich Wilhelm, geb. 18. October 1777, Nachts 1 Uhr, getauft den 27. October durch den damaligen Feldprediger Carl Samuel Protzen, welcher später von 1788 bis an seinen Tod 1817 Oberpfarrer in Frankfurt wurde.

4. Leopold Friedrich, geb. 7. April, getauft 23. April 1780. Dieser jüngere, von Heinrich in seinen Briefen mehrfach erwähnte Bruder Leopold trat später in das Garderegiment in Potsdam, nahm als Major den Abschied und ward Postmeister zu Stolp in Pommern (Koberstein a. a. O. S. 3, A. 2).

5. Juliane Hedwig Caroline, geb. 25. September, getauft den 15. October 1784. Heinrich nennt sie Julchen.

Der Vater starb am 18. Juni 1788 an der Wassersucht, alt 59 J. 8 M. und einige Tage, wie das Kirchenbuch sagt. Er war also geboren im October 1727 (vielleicht am 10.?). Im Taufregister wird er bei den fünf älteren Kindern Hauptmann, bei den zwei jüngsten Oberstwachtmeister des in Frankfurt garnisonirenden Regiments genannt. Die Commandeure desselben, der Oberst (später Generalmajor) v. Diringshofen (von 1766 bis 1776), sowie der Herzog Leopold von Braunschweig (bis 1785), vertraten, neben Mitgliedern aus den verwandten Familien v. Kleist, v. Massow, v. Borck, v. Pannwitz u. A. mehrfach Pathenstelle in dem v. Kleist'schen Hause.

Die Mutter des Dichters starb, laut Kirchenbuchs der Marienkirche, als Wittwe zu Frankfurt am 3. Februar 1793, alt 46 J. 9 M. 19 Tage, war also geboren den 14. April 1746.

Frankfurt a. O. **Schwarze, Prorector.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage der **Stuhr**'schen Buchhandlung, **Berlin**, 61. Unter den Linden, erschienen vor Kurzem:

Byron's Prosa!

Lord Byron.

Eine Autobiographie nach Tagebüchern und Briefen von

Dr. **Eduard Engel.**

16 Bogen 8. Elegant broschirt: Preis 5 *M.*,
höchst elegant gebunden mit Goldschnitt: Preis 7 *M.*

Zum ersten Male wird hier Gelegenheit geboten, Byron auch als Prosaiker kennen zu lernen. Das Werk ist um so interessanter, als es das bewegte Leben des Dichters nach seinen eigenen Aufzeichnungen schildert. Der Inhalt, die Sprache wie die splendide äussere Ausstattung machen das Buch zu einem so trefflichen **Festgeschenke**, dass wir die Aufmerksamkeit dringend darauf lenken. — Die gesammte Presse hat sich über diese literarhistorisch äusserst wichtige Neuigkeit durchaus lobend ausgesprochen.

Das Werk bildet eine nothwendige Ergänzung zu sämmtlichen deutschen Byron-Ausgaben.

Die

Urkraft des Weltalls

von

Professor **Philipp Spiller.**

28 Bogen gr. 8. Preis 8 *M.*

Seit Decennien die wichtigste naturphilosophische Erscheinung, — bahnbrechend auf dem Gebiete der tiefsten Lebensprobleme. Mit dem umfassendsten Wissen vereinigt der Verfasser die lesbarste Darstellung seiner genialen Weltauffassung, die zum ersten Male nach Jahrtausenden (seit Heraklit) die grössten Räthsel der Schöpfung befriedigend löst. — Während durch Hegel, Schopenhauer und Hartmann lediglich Negatives, Pessimistisches und Skeptisches geboten wurde, erhalten wir hier endlich positive Resultate, die mit zwingender Ueberzeugungskraft wirken.

Spiller ist der Schöpfer der Philosophie des Weltäthers, er ist, wie ihn ein Kritiker jüngst nannte, **der Lessing der Naturphilosophie.**

Das Buch sei allen Gebildeten auf's Wärmste empfohlen.

In unserm Verlage erschien soeben:

Suite in Gmoll

Op. 162.

Von

Joachim Raff.

Arrangement für **Pianoforte zu vier Händen** von L. Bussler.

Preis 10 *M.*

C. A. Challier & Co. in Berlin.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin N.W.

Ut min Jungsparadies.

Dree Vertelln

von

Klaus Groth.

Inhalt: I. Min Jungsparadies. II. Bun den Lüttenheid. III. De Höder Mael.

Ein Band von 12 Bogen 8. broch. 2 *M.* 70 *Pf.*, eleg. in engl. Leinen, Relief-Einband mit Goldpressung 4 *M.*

Soeben erschien:

Für den

„Ring des Nibelungen"

gegen das

„Festspiel zu Bayreuth".

Von

Prof. H. Ehrlich.

Elegant geheftet. Preis 1 *M.*

Keine Sammlung von Zeitungs-Kritiken desselben Verfassers, sondern eine selbstständige Arbeit.

Berlin SW., Wilhelmstr. 32.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhdlg.

Aus dem Nachlasse von

Franz Bendel

erschienen in unserm Verlage:

Sonate in Emoll f. Violine u. Pfte.

Trio in Gmoll f. Pfte. Violine u. Cello.

Preis à 9 *M.*

C. A. Challier & Co. in Berlin.

In **Hch. Siebert's** Buchhandlung in **Saarbrücken** ist erschienen:

Reiseerlebnisse. Vom Rhein zur Meurthe.

Von **Franz Woas.**

Preis 2 *M.*

Soeben erschienen:

Die Amalungen.

Dichtung von

Felix Dahn.

Groß Octav. Gebunden. Preis 4 *M.*

Von demselben Verfasser erschienen im gleichen Verlage:

Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. 4 Bände. 8. (Bd. I 3. Aufl. Bd. II—IV 2. Aufl.) broch. 24 *M.*

König Roderich. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 2., durchgesehene und veränderte Ausgabe. 8. broch. 4 *M.*, geb. 5 *M.*

Markgraf Ruedeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. broch. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

Deutsche Treue. Ein vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. broch. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

Zwölf Balladen. 12. Elegant cart. mit Goldschnitt 3 *M.*

Leipzig, im October 1876.

Breitkopf & Härtel.

Verlag von **Edwin Schloemp** in **Leipzig:**

Die Tragödie in Bayreuth

und

ihr Satyrspiel

von

Hans v. Wolzogen.

2. Auflage. 5 Bogen 1 *M.* 50 *Pf.*

Für die Leser der „Nüchternen Briefe von Lindau" und der „Hanslick'schen Berichte" in der „N. fr. Pr." ist dieses Buch von besonderem Interesse.

Tisch für Magenkranke

von Dr. med. **Josef Wiel** (Besitzer der Heilanstalt für Magenkranke in Zürich). Neue Aufl. (1876). 4 *M.* = 2 fl. öst. W.

Die Bohemia 1875 Nr. 57 sagt darüber: Wir möchten nicht nur jedem wirklichen **Magenkranken**, sondern der grossen Zahl jener Personen, welche stets über einen „schwachen Magen" klagen, sich bei der geringsten Veranlassung leicht „den Magen verderben", dabei aber nicht daran denken, sich im Essen und Trinken irgend Schranken zu setzen, die aufmerksame Lecture dieses Buches empfehlen. Dasselbe enthält so viele wichtige und bedeutungsvolle Winke für die Art und Weise, wie die richtige Diät beobachtet werden soll, dass auch die sorgsame Hausfrau, der es darum zu thun ist, dass ihre Tischgäste eine gute und nahrhafte Kost erhalten, davon profitiren wird etc. etc.

Zu bez. d. alle Buchh.; in Ermangelung geeigneter Verbindung vom Verleger (Hans Feller in Karlsbad, Böhmen) gegen Eins. d. Betr. in Briefm. oder Post-Anweis., Zusend. sofort franco.

Soeben erschienen:

Musikdrama oder Oper?

Eine

Beleuchtung der Bayreuther Bühnenfestspiele

von Emil Naumann,

Prof., Dr. und Hofkirchenmusikdirector.

8. 4 Bogen. Preis 1 *M.*

Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

Alfr. Meissner, Novellen.

Leipzig. Neue Auflage. 3 Bände elegant broch. Preis 9 *M.* **Fr. Wilh. Grunow.**

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Theater von Paul Lindau.

Erster Theil.

(Zweite Auflage.)

Marion. — In diplomatischer Sendung. Maria und Magdalena.

Zweiter Theil.

Diana, Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg, Lustspiel in vier Acten.
Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Adolf Sonnenthal in Wien.

Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 *M.* 50 *Pf.*

Tante Therese.

Schauspiel in 4 Acten.

8. Elegant geheftet. Preis: 2 *M.* 50 *Pf.*

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Otto Spamer in Leipzig.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition**, Berlin N. W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 4. November 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die preußischen Landtagswahlen vom 27. October 1876. Von Wilhelm Wackernagel. — Gladstones Schrift. Von Karl Blind. (Schluß.) V. VI. — Der neueste Umschlag in England. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Ein politisches Manifest von Heinrich von Kleist. Von P. L. — Freiheit und Gleichheit. Von E. v. Hartmann. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. IV. — Musikalische Aufführungen. Die Folkunger. Große Oper in 5 Acten von S. H. Mosenthal, Musik von Eduard Kretschmer. Besprochen von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die preußischen Landtagswahlen vom 27. October 1876.

Am 27. October haben im ganzen Umfange der preußischen Monarchie die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause stattgefunden, nachdem zuvor das am 4. November 1873 gewählte Haus durch eine königliche Verordnung vom 14. Oct. d. J. aufgelöst und damit der gesetzliche Boden für ein neues Abgeordnetenhaus geschaffen worden war. Es ist die XIII. Legislaturperiode, welche für das constitutionelle Preußen am 27. October 1876 begonnen hat. Das alte Abgeordnetenhaus bestand aus 432 Mitgliedern; im neuen Hause beträgt die gesetzliche Zahl der Mitglieder 433, da inzwischen der Kreis Herzogthum Lauenburg mit der preußischen Monarchie vereinigt und ihm bei Einführung der preußischen Verfassung ein Abgeordneter zum allgemeinen Landtag der preußischen Monarchie zugetheilt worden ist. Möge es ein gutes Omen sein, daß bei dieser ersten Wahl unsere neuen preußischen Mitbürger im liberalen Sinne gewählt haben.

Ehe zu einer Vorführung der Wahlergebnisse vom 27. October geschritten wird, sei es uns vergönnt, einen kurzen Blick des Abschieds auf das Abgeordnetenhaus der XII. Legislaturperiode zu werfen. Wir vergleichen die erste und die letzte „Fractionsliste", vom November 1873 und vom Januar 1876, wobei wir die in derselben als „erledigt" aufgeführten Mandate denjenigen Fractionen zurechnen, bei denen sie zunächst, beziehungsweise zuletzt gebucht gewesen sind. Die verschiedenen Fractionen zählten:

	bei Beginn der XII. Legislaturperiode.	zu Ende
die Fortschrittspartei	72	68
die Nationalliberalen	174	173
das liberale Centrum	5	3
die Freiconservativen	33	35
die „neue conservative" Fraction .	24	24
die (Alt-) Conservativen	5	6
das (ultramontane) Centrum . .	87	88
die Fraction der Polen	17	18
bei keiner Fraction waren . . .	15	17
Sa.	432	432

Es ergibt sich aus dieser Zusammenstellung, daß die Wahlbewegung innerhalb der Legislaturperiode, trotzdem zahlreiche Ersatzwahlen aus den verschiedensten Gründen nothwendig waren, das numerische Verhältniß der einzelnen Fractionen zu einander nur ganz unerheblich verändert hat. Von Bedeutung war nur der Uebergang des westpreußischen Wahlbezirks Conitz-Schlochau aus den Händen der reichstreuen Partei in die der Clericalen und Polen, und als Gegenstück dazu die Beseitigung der beiden clericalen Vertreter von Hohenzollern durch zwei liberale Abgeordnete. Beide „Wahlsiege" haben sich am 27. October für die damaligen Sieger in Niederlagen verwandelt; der zwischenzeitliche Besitzstand hat sich in diesen Wahlbezirken nicht zu befestigen vermocht. Erheblicher waren die Veränderungen, die während des Laufes der vorigen Legislaturperiode im Personalbestande des Abgeordnetenhauses vorkamen. Von namhaften Mitgliedern verlor das Haus durch den Tod die Altconservativen v. Arnim-Heinrichsdorf, v. Denzin — den bei allen Parteien persönlich beliebten „Doyen" des Hauses —, v. Wedell-Vehlingsdorf; die Ultramontanen v. Mallinckrodt und v. Savigny; den Freiconservativen Graf Renard; durch Niederlegung des Mandats schied nach kurzer Mitgliedschaft wieder aus der Staatsminister Delbrück. In Folge von Nachwahlen traten u. a. ein die früheren Abgeordneten Osterrath (ultramontan) und Professor v. Sybel (nationalliberal). Gar mannigfache Versuche wurden gemacht, das innere Gefüge der Fractionen zu lockern, um dadurch die Möglichkeit einer anderweiten Gruppirung der Mitglieder, und zwar behufs Bildung einer conservativ-liberalen Regierungsmehrheit zu ermöglichen; einen sichtbaren Erfolg haben diese Versuche, die eine ziemlich ungeschickte mise en scène erfuhren, nicht gehabt. Eine Wiederholung derselben während der Wahlbewegung hatte zunächst sogar die sehr unbeabsichtigte Wirkung, daß die beiden Fractionen der großen liberalen Partei sich für ein Zusammengehen bei den Wahlen entschieden, was jedoch nicht hinderte, daß zwischen ihnen in einzelnen Wahlbezirken in sehr heftiger Weise gekämpft wurde.

Der Wahlkampf sah diesmal, wie seit 1870 überhaupt, die Parteien getheilt in zwei große Lager mit dem historischen Feldgeschrei: „hie Welf, hie Waiblingen!" Einerseits die Ultramontanen, zu denen als „Hospitanten" sich die im Welfenschmerz beharrenden hannoverschen Particularisten halten, und mit denen je länger je mehr die Polen zu einer Interessengemeinschaft sich verbinden; andererseits die reichsfreundlichen Parteien von den Neuconservativen bis hinüber zu der Fortschrittspartei, je nach Lage der Parteiverhältnisse sich verbündend zur Sicherung reichsfreundlicher Wahlen, oder aber, wo solche von vornherein gesichert waren, sich gegenseitig den Besitzstand streitig machend! Außerhalb beider Lager, jedoch in Ermangelung freundlicher Aufmunterung mehr und mehr von der Fühlung mit den Ultramontanen sich lösend und dagegen von der Regierung Hülfe heischend, hatten die „Agrarier" und die unter dieser Firma dem Landmann sich zur Vertretung

Digitized by Google

seiner Interessen bestens empfehlenden „Deutschconservativen" ihre Werbetische aufgeschlagen. Ob und in welcher Stärke sich im neuen Abgeordnetenhause eine „deutschconservative Fraction" bilden wird, muß abgewartet werden; vorläufig sind erstens „Conservative" schlechthin — so firmirte schließlich die aus 6 Mitgliedern bestehende Fraction der Altconservativen, — dann „Deutschconservative" und zwar auch an Stelle früherer Altconservativen, endlich Mitglieder der „neuen conservativen Fraction" gewählt worden. Es kennzeichnet diese Mannigfaltigkeit der Parteibezeichnungen die Unklarheit, welche unter den Conservativen in Bezug auf eine grundlegende Frage der inneren Politik, die Frage nach dem Verhältniß von Staat und Kirche besteht. Bevor nicht das neue Abgeordnetenhaus versammelt ist, läßt sich über die parlamentarische Gestaltung der verschiedenen conservativen Parteigruppen kaum etwas Bestimmtes sagen.

Von Wichtigkeit für den Ausfall der Wahlen ist die Abweisung der an die nationalliberale Fraction herangetretenen Versuchung gewesen, unter Abstoßung der zu einem solchen Fusionswerke nicht sich eignenden Elemente, mit den Freiconservativen und den, nach Ausführung des Parteiorgans der Letzteren, zum Mitwirken an einer liberalen Entwicklung der Gesetzgebung ja auch nicht abgeneigten sonstigen Conservativen bei den Wahlen zur Erzielung einer großen conservativ-liberalen Mehrheit sich zu verbünden. Mit dieser Mehrheit, so schien angedeutet zu werden, würde dann zum ersten Male in Preußen der Versuch einer „parlamentarischen Regierung" gemacht werden, für welche, nach der kurz dargelegten Combination, die freiconservative Partei sich selber als das Medium regens, als die Pflanzschule für parlamentarische Minister in Aussicht genommen zu haben scheint. Klug ausgesonnen war dieses Project; nur litt es leider an einem Fehler: die, welche es erdachten und erwogen, hatten nicht die Mittel in der Hand, es auszuführen, und die, welche über diese Mittel verfügten, fanden wiederum keinen Geschmack daran, die Geschäfte eines Dritten zum Schaden der eignen Sache zu betreiben. Es schieden sich, wo nicht der gemeinsame Gegensatz zu Polen und Ultramontanen sie zusammenführte, Conservative und Liberale, um durch den Wahlkampf zur Entscheidung zu bringen, ob das preußische Volk eine conservative Rückbildung oder eine liberale Fortentwicklung der Staatsgesetze und Staatseinrichtungen für das dem Wohle des Vaterlandes Ersprießliche hält. „Liberal-conservative Wahlen" hätten der Regierung nicht die Erkenntniß des Volkswillens verschafft; der leitende Staatsmann hätte daraus nur das Eine entnehmen können, daß das preußische Volk, eigner Wünsche sich entschlagend, seiner Regierung die Wahl des Weges anheimstelle, und möge sie nun „conservativ" oder aber „liberal" als die Losung verkünden, dessen wohl zufrieden sei. So ist es aber heute nicht. Die nationalliberale Fraction hat sich als einen Bestandtheil der großen liberalen Partei erklärt und hat dadurch bewirkt, daß Preußen 1876, wie 1873, liberale Wahlen in seiner parlamentarischen Geschichte zu verzeichnen hat. Trotz der eifrigsten Agitation der „Agrarier" unter der ländlichen Bevölkerung; trotzdem, daß sich in vielen Kreisen so einflußreiche Regierungsorgane, wie die Landräthe es sind, für die Wahl von conservativen Abgeordneten persönlich verwendeten; trotzdem, daß die Organe der Selbstverwaltung in den Provinzen der neuen Kreisordnung vorwiegend von conservativen Anschauungen durchdrungen sind, haben die Wahlen vom 27. October 1876 eine liberale Mehrheit ergeben, die, soweit sich das heute übersehen läßt, eher noch um einige Stimmen stärker als die vom 4. November 1873 ist. Man könnte einwenden und hat es auch schon gethan, daß es ja nur „Minoritätswahlen" seien, indem die Urwähler, namentlich der dritten Abtheilung (Classe), sich nur sehr schwach an dem Act der Wahlmännerwahl betheiligt hätten: es kann eine ziffernmäßig erwiesene Thatsache nicht in Abrede gestellt werden. Indessen, was beweist eine solche Anrufung der Wahlstatistik im Munde der Agrarier und Conservativen? Höchstens doch das Eine, daß selbst bei einer so schwachen Betheiligung der liberalen Urwähler eine seit Monaten mit den stärksten Mitteln betriebene Agitation nicht einmal so viel mit der wirthschaftlichen Lage unzufriedene Urwähler durchzubringen vermocht hat, daß die kleine Minorität der liberalen Urwähler aus dem Felde geschlagen werden konnte. Es sieht also entweder mit der Unzufriedenheit der Bevölkerung über den wirthschaftlichen Nothstand überhaupt nicht so schlimm aus, wie behufs agitatorischer Zwecke vorgegeben wird, oder es wird eingesehen, das diesem Nothstande durch eine Umkehr der preußischen Landesgesetzgebung nicht abgeholfen werden kann. Uns scheint das Letztere der Fall zu sein, da der Versuch, den Wählern eine „Interessenvertretung" plausibel zu machen, überall gescheitert ist; denn die paar „Agrarier" sind nicht als solche, sondern als Conservative gewählt worden, wo solche sonst auch durchgedrungen wären. Und die „Handwerkerpartei", die in allen 4 Berliner Wahlbezirken so geräuschvoll sich bewegt, hat im Wahlacte nur etliche 20 oder 30 Stimmen auf ihre Schuhmacher- und Tischler-Obermeister vereinigt, denen übrigens das Zeugniß nicht versagt werden kann, daß sie mit großer Gewandtheit auch vor einem ihnen nicht günstig gesinnten Publicum ihre Sache zu führen vermögen. Ein abschließendes Urtheil wird sich im Punkte der „Interessenvertretung" erst nach den Reichstagswahlen aussprechen lassen. Es ist ja immerhin möglich, daß die Unzufriedenheit der Bevölkerung sich bis zu dem Tage zurückhält, wo das allgemeine gleiche Stimmrecht denen, die da mühselig und beladen sind, dieselbe Stärke des Votums wie denen, welche an den bekannten reichbeladenen Tischen sitzen, verleiht. Adhuc sub judice lis est.

Im Vorstehenden ist versucht worden, mit kurzen Zügen ein Bild der Wahlbewegung, insoweit darin allgemeinere Gesichtspunkte zu Tage treten, zu geben. Wir gehen jetzt zur Vorführung des Ziffernmaterials über, wobei wir bemerken, daß bei den neugewählten Abgeordneten, die jedenfalls nach Mittheilungen von amtlicher Seite in den Meldungen des „W. T.-B." dem Namen beigefügte Bezeichnung der Parteistellung, soweit nicht positiv etwas Anderes bekannt war, als vorläufig richtig gelten gelassen wurde. Darnach stellt sich Folgendes heraus: es fielen Mandate auf Mitglieder

der Fortschrittspartei	70	+ 2
Nationalliberale	178	+ 5
des liberalen Centrums	3	
Freiconservative, Mitglieder der neuen conservativen Fraction, Deutsch- und Alt-Conservative, zusammen	66	
des (ultramontanen) Centrums nebst Hospitanten	88	
Polen	15	− 3
Candidaten, die keiner Fraction zuzuzählen sind	13	− 4
	433	

Dieses ziffernmäßige Schlußergebniß läßt sich in Worten ausdrücken als die Bestätigung der gegenwärtigen liberalen Majorität des preußischen Abgeordnetenhauses durch das preußische Volk in ihrem Mandate, mit der Regierung zusammen an der Fortentwickelung der preußischen Landesgesetzgebung in liberalem Sinne zu arbeiten. Der kleine Gewinn, der der nationalliberalen Fraction zugefallen, ist dadurch erzielt worden, daß die Polen drei Sitze an Nationalliberale verloren; außerdem ist Lauenburg neu gewonnen worden. Zwei Plätze endlich sind von der Fortschrittspartei jetzt wieder an sich gezogen worden, nachdem ihre Inhaber vor einiger Zeit aus der Fraction ausgeschieden gewesen waren. Im Uebrigen haben sich Gewinn und Verlust ausgeglichen. Und dasselbe gilt von der conservativen Minorität, innerhalb deren die Freiconservativen eine kleine Verstärkung erfahren haben wollen. Auch das Centrum gleicht in sich Gewinn und Verlust aus. Vertheilt man die Sitze der Mitglieder, die keiner Fraction zuzuzählen sind, auf die betreffenden Parteien, so ergibt sich die Zusammensetzung des neuen Hauses: [illegible] altliberales Centrum 3, conservative Parteien 72; ultramontanes Centrum (mit seinen 4 Hospitanten) 88, Polen 15, Dänen 2.

Digitized by Google

Die liberalen Parteien zusammen zählen also 36 Stimmen über die absolute Majorität.

Innerhalb der Provinzen hat sich die Wahlbewegung folgendermaßen gestaltet. In Preußen hat lediglich der Wahlbezirk Conitz-Schlochau seine Vertretung gewechselt; ein Nationalliberaler und ein Conservativer wurde hier an Stelle eines Polen und eines Ultramontanen gewählt. Im Uebrigen sind alle Wahlbezirke der Parteistellung ihrer Abgeordneten nach genau wie zuvor vertreten. — In Posen wählte der Wahlbezirk Fraustadt-Kröben 3 Nationalliberale anstatt eines Ultramontanen und zweier Polen; Meseritz-Bomst und Czarnikau-Chodziesen wählten einen bezw. zwei Conservative an Stelle von drei Nationalliberalen. — In Pommern gewannen die Nationalliberalen in Pyritz-Saatzig einen Sitz von den Conservativen und mußten ihnen dafür einen Sitz in Anklam-Demmin einräumen. — In Brandenburg sind die Veränderungen am zahlreichsten gewesen. Die Fortschrittspartei gewann vier Sitze, zwei von den Conservativen im Teltow und in der Priegnitz, zwei von den Nationalliberalen im Westhavelland und verlor dafür Osthavelland an die Conservativen. Außer den genannten drei Verlusten haben die Nationalliberalen an die Conservativen verloren zwei Sitze in Friedeberg-Arnswalde; je einen Sitz in Prenzlau, Sternberg und Crossen; sie gewannen je einen Sitz von den Conservativen resp. Freiconservativen in Teltow und in den Barnimkreisen. Außerdem wurde in Ruppin-Templin ein Freiconservativer durch einen Conservativen ersetzt. In Berlin hat die Fortschrittspartei wie bisher noch stets das Feld behauptet. — In Schlesien hat das Centrum drei Sitze in Glatz, zwei in Ratibor, einen in Oppeln von den Nationalliberalen und Freiconservativen gewonnen, wogegen es an dieselben zwei Sitze in Beuthen verlor. Die Nationalliberalen gewannen je einen Sitz von den Freiconservativen in Rothenburg, Oels, Schweidnitz und von der Fortschrittspartei in Görlitz, wogegen sie in Guhrau einen Sitz an die Conservativen verloren. Im Ganzen haben die Ultramontanen in Schlesien vier Sitze gewonnen. — In Sachsen verloren die Nationalliberalen einen Sitz in Delitzsch an die Conservativen und gewannen dem Fortschritt einen Sitz in den Mannsfelder Kreisen ab. — In Schleswig-Holstein ist das Facit dieses, daß die Nationalliberalen zwei Sitze, Flensburg und Plön, an „Agrarier" verloren haben. — Für Hannover reducirt sich die Wahlbewegung auf den Abtausch einiger Sitze zwischen Nationalliberalen, Conservativen und Particularisten; das Facit ist, daß die ersten einen Sitz gewonnen, die zweiten einen Sitz verloren, die dritten sich in ihrer Zahl behauptet haben. — In Westfalen haben die Nationalliberalen die beiden Sitze im Wahlbezirk Minden-Lübbecke an sich gebracht und dafür einen in Tecklenburg verloren. — In Hessen wurde der Wahlbezirk Kirchhain wieder an die Fortschrittspartei überlassen, wogegen in Melsungen statt eines conservativen Landraths ein Nationalliberaler gewählt wurde. — In Nassau gingen der Oberlahnkreis und der Kreis Biedenkopf vom Fortschritt auf die Nationalliberalen über. — Sehr erfreulich für die liberale Partei ist das Wahlergebniß in der Rheinprovinz. Die Ultramontanen haben hier je zwei Stimmen in Düsseldorf und in Neuwied an die Nationalliberalen verloren; diese haben außerdem den Kreis Mettmann den Freiconservativen abgenommen. — In Hohenzollern dagegen ist der liberale Sieg bei den Nachwahlen in der vorigen Legislaturperiode durch die eifrige Thätigkeit der Ultramontanen wieder zu nichte gemacht worden.

Die zahlreichen Verschiebungen, die zwischen dem politischen Besitzstand der Ultramontanen einerseits und der reichsfreundlichen Parteien andererseits stattgefunden haben, und wobei schließlich das Facit gleich Null war, sind jedenfalls das interessanteste Vorkommniß des Wahlkampfes; sie beweisen, daß die ultramontane Agitation an der Grenze ihrer Erfolge angelangt ist. Wenn die Staatsregierung in der Gesetzgebung, vornehmlich auf dem Gebiete der Schule, freisinnige Bahnen einschlägt, kann von nun ab ohne großen Kraftaufwand dem Ultramontanismus ein Stück seines politischen Besitzstandes nach dem andern entwunden werden.

Es bleibt nur noch übrig, der Veränderungen im Personalbestande zu gedenken, die das neu gewählte Abgeordnetenhaus dem aufgelösten gegenüber aufweisen wird. Es werden, außer den bereits als gestorben angeführten, dem neuen Hause u. a. nicht mehr angehören, von der Fortschrittspartei: Franz Duncker, Hagen, v. Kirchmann, Runge (Berlin); von den Nationalliberalen: Georg Jung, Dr. Röpell (ins Herrenhaus auf Präsentation der Universität Breslau berufen), Dr. Wallichs; von den Freiconservativen: Freiherr v. Eckardstein, v. Kardorff, Graf v. Wintzingerode; von der neuen conservativen Fraction: Prinz Handjery, Persius. Das Centrum hat dafür gesorgt, daß seine Führer sämmtlich wiedergewählt worden sind. Unter den neu gewählten Abgeordneten wären zu nennen: von der Fortschrittspartei: Redacteur Heinr. Bürgers in Berlin, Dr. Straßmann (Vorsteher der Berliner Stadtverordneten-Versammlung); von den Nationalliberalen: Georg v Bunsen, Dr. Lammers (Redacteur des „Bremer Handelsblatt") und Dr. Alexander Meyer (Chef-Redacteur der „Schlesischen Presse"), zwei Namen, die unter den deutschen Volkswirthen guten Klang haben; Justizrath Pilet aus Posen, Sombart; von den Freiconservativen: Herr v. Tschirschky, Majoratserbe des Grafen Renard; von den Conservativen: Landrath v. Meyer (Arnswalde), Landrath v. Rauchhaupt (Delitzsch), zwei Säulen der Agrarierpartei. Zum Schluß die Notiz, daß nur vier Doppelwahlen sich ergeben haben: Klotz ist im I. Berliner Wahlbezirk und in Teltow, Zelle im II. Berliner Wahlbezirk und in Brandenburg, Hänel in Segeberg und in Elberfeld-Barmen, Sombart in Eisleben und in Stendal gewählt worden. Die Fortschrittspartei hat also über die beiden Berliner Sitze und Segeberg, die nationalliberale Partei über einen Sitz in der Provinz Sachsen zu Gunsten von Parteigenossen zu verfügen.

Ziehen wir kurz die Summe, so ist es diese: die preußischen Abgeordnetenwahlen vom 27. October 1876 haben erwiesen, daß die Mehrheit der preußischen Bevölkerung eine liberale Entwickelung der Staatsgesetze und Staatseinrichtungen ohne Hineintragnng conservativer Velleitäten verlangt.

Wilhelm Wackernagel.

Gladstones Schrift.

(„Die Bulgarischen Gräuel und die orientalische Frage.")

Von **Karl Blind.**

(Schluß.)

V.

Es ist ein peinliches Gefühl, einem hochgeachteten, einflußreichen, auch durch mancherlei gelehrte Kenntniß hervorragenden Staatsmanne einen Mangel an Einblick in die einfachsten sachlichen Verhältnisse, über die er schreibt, vorhalten zu müssen. Die vorliegende Schrift läßt uns indessen keine Wahl. War es schon ein bedenklicher Fehler, daß Gladstone die in Rumelien vorgefallenen Scheußlichkeiten durch die Freistellung Bulgariens zu rächen vorschlug, so kann man seine Behauptung, Serbien sei „ein Halbinselgebiet, das auf allen Seiten von slavischen Bevölkerungen umgeben ist (a peninsular territory .... surrounded on every side by Sclave populations)" ebensowenig eine glückliche nennen.

Ein Binnenland, das von einem anderen durch einen Fluß geschieden ist, nennt man gewöhnlich keine Halbinsel. Serbien ist von Ungarn und Slavonien, wie jedes Kind weiß, durch die Donau und die Save getrennt, und grenzt im Uebrigen an Rumänien und an das eigentlich türkische Gebiet. Und doch Halbinsel?! Eine solche Behauptung erinnert schon fast an die Erdkunde der Pariser Blätter.

Digitized by Google

Nicht besser ist es mit der Angabe bestellt: slavische Bevölkerungen umgäben Serbien von allen Seiten. Wer die orientalische Frage lösen will, sollte sich doch vor Allem über die bunten Stammes- und Sprachverhältnisse unterrichten, in denen die Hauptschwierigkeit liegt. So wenig ist Serbien auf allen Seiten von slavischen Bevölkerungen umgeben, daß es sogar innerhalb seines eigenen Gebietes, auf der Ostgrenze, eine starke rumänische oder wallachische Einsprengung besitzt, die verschiedentlich auf 2 — 400,000 Köpfe angegeben wird. Eine immerhin erkleckliche Zahl in einem Lande von nur 1,338,500 Einwohnern.

Slaven und Griechen scheinen überhaupt für Gladstone, neben den Türken, allein in der europäischen Türkei zu wohnen. Um seinen Lesern und Hörern die Lage klar zu machen, müßte er zeigen, wie das rumänische, eine Tochtersprache des Lateinischen redende Volk der Moldau nnd Wallachei, gleich dem magyarischen Stamme durch die russisch-slavische Propaganda sowohl von vorn, wie im Rücken bedroht ist. Gleichzeitig dürfte er wahrheitsgemäß nicht verschweigen, daß das bunte Völkergeröll innerhalb der Türkei leicht zum Spielzeug russischer Staatskunst gemacht werden kann, wenn nicht Europa deckend davortritt.

Im Großen und Ganzen kann man im ottomanischen Reiche, seine Vasallenstaaten mitgerechnet, diesseits des Bosporus sechs Hauptgruppen von Völkern annehmen. Nämlich: eine rumänische, eine bulgarische, eine serbisch-slavische, eine albanesische, eine griechische und eine türkische Gruppe. Ich rechne die tatarisch-slavische Gruppe der Bulgaren, die von der Donau bis nahe an die Ufer des ägäischen Meeres wohnen, als eine von der serbisch-slavischen getrennte. Sie ist von letzterer getrennt theils durch Volksursprung, theils durch sprachliche Besonderheiten. Auch wollen die Bulgaren zumeist nicht unter die Slaven der nordwestlichen Türkei staatlich eingereiht sein. Hier finden sich also sechs verschiedene Völker, alle mit verschiedenen Sprachen.

Noch mehr aber, als in Ungarn, liegen unter den einzelnen Hauptgruppen der Völkerschaften in der europäischen Türkei die Bruchstücke anders gearteter Stämme in krausem Gewirr durcheinander. Man blicke nur auf das einzige kleine Gebiet von Bosnien und der Herzegowina. Neben Bosniern, Kroaten, Morlachen, Serben und sonstigen Slaven, trifft man dort auf eine beträchtliche Beimischung von Griechen, Wallachen, Ungarn, Armeniern Italienern u. s. w. Dabei kommt die mahommedanische Bevölkerung der dortigen christlichen an Zahl sehr nahe, während die Gesammtzahl der Einwohnerschaft sich auf nicht mehr als Eine Million beläuft.

So hat also Serbien an seiner Ostgrenze keine Slaven, wie Gladstone behauptet, sondern Rumänen und tatarisch-slavische Bulgaren; an seiner Westgrenze zwar Slaven, die aber kraus mit anderen Volksbruchtheilen durchmischt sind oder zu dem korangläubigen Herrscherstamme halten. Tritt man endlich südlich aus Serbien heraus, so stößt man fast unmittelbar auf einen nicht-slavischen Stamm, nämlich die Albanesen, Arnauten oder Skipetaren, die durch Abkunft und Sprache, auch durch Religion, von den Serben geschieden und ihnen bitter feind sind.

Wenn Gladstone Serbiens Vorgehen rechtfertigen und die Möglichkeit eines auf eigenen Füßen stehenden, vergrößerten Slavenstaates südlich vom Balkan darthun wollte, so war ihm die Angabe, Serbien sei „auf allen Seiten von slavischen Bevölkerungen umgeben", natürlich eine sehr passende. Aber wie steht es, bei den oben geschilderten Verhältnissen, mit der Richtigkeit seiner Behauptung?

VI.

Will die englische Oppositionspartei, unter Vorantragung der Fahne der Menschenfreundlichkeit, über die Leichname der bulgarischen Opfer nach Downing Street hineinstürmen, so läßt sich dies an und für sich, nach der Natur aller Parteien, schon begreifen. Auch wäre es ungerecht, zu verkennen, daß sich in dieser türkischen Frage unter den englischen Volksmassen eine edelmüthige Regung kraftvoll kundgegeben hat. Ueber den Zusammenhang und die Tragweite der Vorgänge im Orient ein richtiges Urtheil abzugeben, sind die zufällig zusammengeströmten Schaaren einer Volksversammlung allerdings kaum fähig.

Käme durch einen Zusammenbruch des ottomanischen Reiches unter russischem Druck eines Tages auch das englische Reich in Asien in's Wanken; träte dann in England, auf dem Gebiete von Gewerbe und Handel, eine furchtbare Stockung ein*), die England von dem Gipfel seiner Staatsmacht und seiner hohen, gewerblichen Stellung herabzureißen drohte: so würden dieselben Massen, die heute Gladstone Beifall rufen, sich mit bitterstem Hasse gegen die aller Voraussicht ermangelnden Führer wenden.

Es läßt sich über die orientalischen Angelegenheiten mit Dem kaum reden, der in dem Vordringen Rußlands nach dem Goldenen Horn nicht den späteren Rückschlag auf Persien und Indien ahnt. Welchen Einfluß eine so gewaltige Wendung in den Geschicken des Ostens auf die Stellung Ungarns, auf die Unabhängigkeit Griechenlands, auf die Zukunft Italiens und sogar unseres eigenen Vaterlandes haben müßte, bedarf kaum der näheren Ausführung. Die panslavistische Partei, die einen jahrtausend alten Herrschaftstraum heidnischer und christlicher Russenfürsten auszuführen strebt, sagt es offen heraus, daß sie auch Deutschland, mittelst Böhmens, wie mit einem slavischen Pfeil durchbohren möchte. Nicht Vereinigung natürlich zusammengehörender Volkstheile, sondern Weltherrschaft, aufgebaut auf den Trümmern der verschiedenartigsten Stämme, ist das Ziel eines bis zur Tollheit gesteigerten Ergeizes, der auch die slavischen Völker, willig oder nicht, vor dem Siegeswagen czarischer Willkür einhertreibt.

Wohl ist die Verbesserung der Lage der unter der Türkenhand liegenden Bevölkerungen ein Gebot der Menschlichkeit sowohl, wie der europäischen Staatsvernunft. Aber nicht minder — nein, noch mehr — ist für Europa die Wachsamkeit gegen russischen Uebergriff nöthig. Türkische Gräuel gegen moskowitische umzutauschen, ist kein Gewinn. Die Aussicht, das „hölzerne Joch" des Muselmanns gegen das eiserne des nordischen Gewaltherrschers auf immer mit in den Kauf zu nehmen ist aber eine so abschreckende wie nur möglich.

Tag um Tag stellt es sich klarer heraus, daß die über das richtige Maß hinausgehende Bewegung, wie sie von Gladstone und seinen Freunden betrieben wird, Rußland mehr und mehr ermuthigt. Für Deutschland naht die Zeit der Entscheidung mit eilendem Schritte. Ich schließe hier mit einigen Worten, die vor sechszehn Jahren geschrieben waren, als es sich darum handelte, Ungarns Recht auf Selbstregierung anzuerkennen und durch Herstellung seiner Freiheiten zugleich die habsburgische Tyrannei zu brechen und gegen Rußland ein Bollwerk wieder aufzurichten. In einem Flugblatte**) sagte ich damals: —

„Das Interesse der Deutschen ist es nicht, daß den Ungarn die Freiheit gekürzt werde. Deutschland hat ohne Zweifel ein Interesse an der Entwickelung der Dinge in Ungarn; und hohl und verstandlos ist die Meinung Derer, die da glauben, es könne an unseren, ohnedies durch russische Wucht bedrohten Ostmarken geschehen was da wolle, die deutsche Nation habe sich nun und nimmer darum zu kümmern. Nein; kein verständiger Deutscher, kein denkender Freund der Freiheit wird so thörichter Ansicht huldigen. Es kann uns nicht gleichgültig sein, ob in Ungarn acht Millionen Magyaren und Deutsch-Ungarn, Rücken an Rücken gelehnt, dem Vordringen der slavischen Propaganda Schach bieten helfen — oder ob Rußland, mit Hülfe der „national, sprachlich und kirchlich mit ihm verwandten" Elemente der Donauländer einen Stoß zugleich gegen uns und die Türkei führt. Unser Interesse ist, dieser letzteren Entwickelung

*) Die Jahresausfuhr nach Indien beträgt nahezu 30,000,000 £.

**) Flugblätter des Vereins „Deutsche Einheit und Freiheit in England". — No. I. Was sollen unsere österreichischen Bundesprovinzen thun? — London: Trübner und Cie., 60 Paternoster Row. 186[illegible]

Digitized by Google

entgegenzuarbeiten. Darum wird es stets unsere Politik sein müssen, mit einem auf ungarischer Grundlage ruhenden Bund der Donauvölker in gutem Einvernehmen zu sein, ihre Unabhängigkeit gegen Rußland zu decken, im Sinne der Gleichberechtigung und der Freiheit ihnen die Hand zu bieten und wo möglich mit ihnen in dauerndem Schutz- und Trutzvertrage zu stehen."

Die Rückwirkung dessen, was Rußland heute gegen die Türkei im Schilde führt, auf die Stellung Ungarns und schließlich auf Deutschland selbst, ergibt sich auf Einen Blick. Wiederholen kann ich heute nur, was ich im Juni dieses Jahres, am Schluß einer Abhandlung in Nr. 25 der „Gegenwart", gesagt: — „General Fadejeff gesteht, daß nichts geeigneter wäre, dem weiteren Vordringen Rußlands Halt zu gebieten, als ein Zusammenstehen Oestreich-Ungarns mit Deuschland und England. Er hält dies für gefährlicher noch, als ein Bündniß der Westmächte. Möge Deutschland sich aus seinem Geständnisse eine Lehre ziehen!"

Ein solcher Entschluß Deutschlands brächte auch die englische Volsmeinung wieder zu sich selbst. Doch während ich dies schreibe, fallen vielleicht schon die Würfel.

London, im September.

Der neueste Umschlag in England.*)

Von **Karl Blind.**

London, 26. October.

Eilenden Schrittes vollzieht sich gegenwärtig ein Umschlag in der öffentlichen Meinung Englands. Als ich vor bald sechs Wochen, mitten in dem Sturm und Drang der türkenfeindlichen Bewegung, den ersten Theil meines Aufsatzes über Gladstones Schrift an die „Gegenwart" sandte, bemerkte ich sofort darin: ein solcher Wirbelwind, wie er augenblicklich hier sein Wesen treibe, halte gewöhnlich nicht lange vor; bald kehre der Engländer wieder zu sich selbst zurück. In hohem Maße hat diese Ansicht bereits ihre Bestätigung gefunden. Mancher gäbe heut viel darum, könnte er all die feuerspeienden Reden wieder in den dunkeln Schlund bannen, all die helmumflatterten Leitartikel der Tinte zurückgeben, der sie nie hätten entsteigen sollen. Noch vor kurzem schien es, als wolle man, zum bloßen Vergnügen einer unmöglichen Gerechtigkeit, den europäischen Staatshimmel einstürzen lassen. Zur Stunde aber, wo ich schreibe, sind gar viele Köpfe ernüchtert. Der Brief des Czaren an Franz Joseph hat Wunder der Bekehrung gewirkt.

Diesen Umschlag wohl erkennend, ist die „Times" von ihrer bisherigen, Rußland höchst auffällig günstigen Haltung entschieden abgegangen, hat sogar in jüngster Zeit hie und da ein heftiges Drohwort gegen dasselbe geschleudert. Earl Russel, der im August dieses Jahres mit Rußland Arm in Arm für bürgerliche und religiöse Freiheit in's Feld ziehen wollte, hat an das ehemalige Cabinetsmitglied Stansfeld, den Vorsitzenden einer hiesigen türkenfeindlichen Versammlung**), einen Brief geschrieben, worin er urplötzlich erklärt: er wünsche im Osten lieber die christlichen Sittengrundsätze, als den christlichen Glauben angenommen zu sehen; scheußliche Grausamkeiten seien zu verwerfen, ob sie für oder gegen die türkische Regierung verübt würden; der Krimkrieg habe den Zweck gehabt, Rußlands listigen Planen zu widerstehen; wohlbekannt sei es, daß der gegenwärtige Kaiser von Rußland ein Gegner der bürgerlichen und religiösen Freiheit ist („it is well known that the Emperor of Russia opposes civil and religious freedom"); solle daher eine Veränderung in der Türkei vorgenommen werden, so wünsche er (Russel) das türkische Volk mit der Regierung des Landes betraut und die Grundsätze der Gerechtigkeit durchführen zu sehen. „Ich kann nicht wünschen, daß Rußland an die Spitze der Türkei trete; noch auch werde ich irgend etwas thun, diesen Zweck zu fördern."

So Russell. Quantum mutatus ab illo!

Earl Shaftesbury, der vor wenigen Wochen die Russen nach Constantinopel hatte bringen wollen — d. h. nur so in rednerischer Wendung, um am Schluß einer ganz aus Rand und Band gehenden Ansprache den lärmenden Beifall des höheren politischen Janhagels zu erlangen — Earl Shaftesbury schweigt jetzt so sehr, daß man es förmlich hört. Auch Gladstone, der sonst gewohnt ist, in einer einmal begonnenen Sache Schlag auf Schlag zu führen, hat eine für ihn gewaltig lange Kunstpause eintreten lassen, die einer schrecklichen Verlegenheit so ähnlich sieht, wie ein Ei dem anderen; fast noch ähnlicher, denn die Eier sind bekanntlich nicht ganz gleich. Wie Gladstone, sind auch andere Führer mit einem Male still geworden. Auf der ganzen Linie ist ein Rückgang, ein Zögern, eine Verwirrung eingetreten.

Selbst in der Arbeiterwelt, wo man am allerwenigsten geneigt ist, die auswärtige Staatskunst der Tories zu bewundern, hat eine tiefe Spaltung der Meinungen Platz gegriffen. Die englischen Arbeiter haben sich vor Jahren für die Ungarn und die Polen begeistert und dabei aus dem Munde liberaler Führer die mächtigsten Philippiken gegen die „teuflische Willkürherrschaft" des Czaren gehört, der zu Vilagos die ungarische Freiheit niederzwang, in Polen die schandbarsten Gräuel der Weltgeschichte wiederholte und erst jüngst wieder in Turkestan seine Hand darin übte. Sollte man — so fragen sich manche Arbeiter — dem Vordringen solcher Tyrannei in Europa zujauchzen?

Auch ein anderer Grund wirkt zur Spaltung der Meinungen in der Arbeiterwelt mit. Ich erwähnte neulich, daß die englische Ausfuhr nach Indien jährlich gegen 30,000,000 £ beträgt. Nun liegt aber der Zusammenhang zwischen der Erhaltung des englischen Reiches in Indien und dem Fernhalten Rußlands vom Bosporus für Jeden nahe, der den Fragen über die Zukunft des Morgenlandes irgend welche Aufmerksamkeit geschenkt hat. Wenn Solche, die diesen Zusammenhang kennen, gleichwohl die Moskowitermacht nach Constantinopel wollen vordringen lassen, so muß man entweder an ihrer Vaterlandsliebe zweifeln oder sich über ihre rücksichtslose Großmuth wundern.

Die Führer der Gewerksvereine aber, in denen der fortschrittliche Theil der englischen Arbeiterwelt zusammengeschaart ist, wissen volkswirthschaftlich zu rechnen. Ihnen ist die Aussicht, durch eine Wiederholung der indischen Sipoy-Empörung das englische Reich in Asien gefährdet und dadurch eine furchtbare Stockung auf dem hiesigen Arbeitsmarkte herbeigeführt zu sehen, eine hochbedenkliche. Der Grund und Boden ist in England noch feudal gefesselt. In den volkreichen Städten, die die Hälfte der Gesammtbevölkeruug in sich schließen, wohnt dichtgedrängt ein Arbeiterstand, für den die Ausfuhrliste eine tiefgreifende Bedeutung hat. Erwerb und Leben, oder Noth und Tod, stehen in ihr geschrieben. Kein Wunder, daß die weiterdenkenden Führer auch dieser Bevölkerungsschichte nichts wissen wollen von dem Hereinlassen der russischen Macht in die Türkei.

Unter der Herrschaft dieser Macht wäre sofort der Verkehr nach dem Morgenlande gestört. Die Türkei ist ein Freihandelsland; Rußland schutzzöllnerisch. Die Türkei aber, mit ihren Schutzstaaten, steht in der englischen Ausfuhrliste mit etwa 14,000,000 £. Schon das allein, von Indien ganz abgesehen, ist der Erwägung werth.

Man darf sich billig wundern, daß in einem Lande, dessen gewerbliche Größe auf so künstlicher Höhe gipfelt, und in welchem zwischen Stadt und Land eine so tiefe Kluft vorhanden ist, Staatsmänner, die

---

*) Diese Darlegung hat uns unser verehrter Mitarbeiter, als Ergänzung zu seinem Aufsatz über Gladstones Schrift, gesendet.

**) Ich sehe mich bei dieser Gelegenheit veranlaßt, eines Verfahrens zu erwähnen, das bei der „Times" leider seit Jahren zur Gewohnheit geworden ist. Der Wahrheit gemäß muß ich zwar dankend bezeugen, daß das einflußreiche Blatt, so oft ich in deutschen Angelegenheiten, sei es beim Kirchen- oder vielmehr Culturkampf, oder bei irgend einem ähnlichen Anlasse, eine Zuschrift an dasselbe richtete, sie stets bereitwillig aufnahm. Einen thatsächlichen Irrthum jedoch widerlegen zu lassen, der in einem „Times"-Berichte enthalten war, ist wie es scheint mehr, als man von der Redaction erwarten darf. Ich war in einem solchen Berichte als einer der Unterstützer des Vorsitzenden der oben genannten Versammlung angeführt worden. Obwohl ich nun zwei Mal an die „Times" schrieb, daß ich, zwar mit dem Vorsitzenden der Versammlung persönlich befreundet, lediglich als Zuhörer auf einer Galerie anwesend war; und obwohl ich meine entschiedene Nichtübereinstimmung mit den dort gefaßten Beschlüssen klar und scharf in meiner Zuschrift an die „Times" entwickelte und dringend um Veröffentlichung der Berichtigung bat, konnte ich den Abdruck meines Schreibens nicht erlangen! Dasselbe ist darauf im „Examiner" veröffentlicht worden.

Digitized by Google

kaum erst einer verantwortlichen Stellung enträckt worden, mit einer Frage wie die orientalische unbesonnen oder leichtsinnig spielen. Indessen hat es sich eben schließlich klar gezeigt, daß in den Falten der Fahne, unter der man gegen Türken und Tories anging, noch etwas Anderes enthalten war, als der bloße Sinnspruch der Menschenfreundlichkeit. Die Menge mochte in einfach gutem Glauben, ohne tiefere Kenntniß der Verhältnisse, ein richtiges Werk zu thun vermeinen. Aber wenn die Führer auf den Muselmann schlugen, so meinten sie vor Allem den neugebackenen Earl Beaconsfield. Darüber hätte man sich im Grund kaum zu wundern. Parteien gebrauchen bekanntlich mancherlei Listen. Aber daß die Leiter der Bewegung so unbefangen waren, zu glauben, es würden sich an Aeußerungen, wie die von Gladstone über die „Eine große menschenfeindliche Abart der Menschheit" gethane, keine üblen Folgen knüpfen, es würde daraus nicht für Rußland eine Ermuthigung entstehen — wer hätte das von erfahrenen Staatsmännern gedacht?

Jetzt stehen dieselben Staatsmänner vor einer großen Schwierigkeit. Schon haben sie mit einer, immer weiter um sich greifenden Wendung der öffentlichen Meinung zu rechnen. Das allgemeinere Bekanntwerden der kaiserlich russischen Thaten in Turkestan, vom Jahre 1873, hat die „Gräuel"-Waffe der bisherigen Führer der türkenfeindlichen Bewegung stark abgestumpft. Mit Verwunderung lasen auch Viele, daß Lady Strangford, die an der Spitze einer Sammlung für die bulgarischen Familien steht, durch Drahtbericht hieher meldete: die Zahl der Umgekommenen sei stark übertrieben worden; eine Menge derselben habe sich nur geflüchtet gehabt und kehre jetzt, Hülfe heischend, wieder in die Dörfer zurück.

So gleicht sich am Ende die Gräuelrechnung zwischen Rußland und der Türkei aus, und der politische Gesichtspunkt tritt wieder in seine Rechte.

Nun darf man aber wohl fragen, und diese Fragen stellen sich jetzt nicht Wenige in der Stille, oder auch im Gespräch:

1) Wäre es vernünftig, die von unregelmäßigen Truppen der Türkei verübten Gräuel dadurch rächen zu wollen, daß man die Urheber der auf Regierungsbefehl in Polen und Turkestan verübten, gleich schauderhaften Gräuel an's Goldene Horn marschiren läßt? Hieße das nicht einen sehr schlechten Gärtner in den bulgarischen Rosengarten setzen?

2) Wäre es ferner klug für England, sich den Orient durch eine russische oder russenfreundliche Mauth sperren und sich den Suez-Weg nach Indien durch eine diesseits der Dardanellen lauernde russische Heeres- und Flottenmacht verlegen zu lassen? Wenn etwa England in Indien zu kämpfen hätte, wie unbequem käme ihm da diese Lauer! Wäre es nicht besser, für einen solchen Fall einen orientalischen Freund in Europa zu besitzen?

3) Ist es ferner zu billigen, daß man die kaum wieder gefesteten Freiheitserrungenschaften Ungarns in's Schwanken gerathen läßt, daß man den ganzen Staatsbau Ungarns einer Gefahr preisgibt, die unzweifelhaft ihre Rückwirkung bald auch nach den ehemals zum Deutschen Reich und Bund gehörigen Ländern hin üben würde? Ist es möglich, sich gleichzeitig auf den ungarischen und den damit verbundenen echt deutschen, und auch auf den groß-serbischen und russisch-slavischen Standpunkt zu stellen? Kann ein Zweifel darüber herrschen, welcher von diesen Standpunkten der europäischen Sicherheit, Bildung und Freiheit zuträglicher ist?

Hätte endlich der, bis jetzt noch so geringe Freiheitsansatz in Rußland irgendwelchen Nutzen davon, wenn das Czarenthum seine Eroberungspläne durchführen könnte? Aehneln nicht gewisse Bewegungsparteien in Rußland, so weit man von wirklichen Parteien dort sprechen kann, den bisherigen französischen Bewegungsparteien darin, daß freisinnige und chauvinistische Bestrebungen in ihnen gemischt erscheinen? Und sucht nicht das Czarenthum, wie es die napoleonische Regierung einst that, in auswärtigen ruhmreichen Unternehmungen eine Ableitung der Unzufriedenheit? Ist nicht für Frankreich die Niederlage zur Wohlthat geworden, indem der Freistaat daraus hervorging? Und wäre es nicht für Rußland selbst besser, wenn die dumpfe Gährung, die sich innerhalb seiner Grenzen da und dort zeigt, fest eingedämmt würde, damit sie an Ort und Stelle wirke?

Doch es gibt noch ein Dutzend andere, nicht minder triftige Gründe, aus denen dem Drängen des Czarenthums ein Riegel sollte vorgeschoben werden. Ist es aber nöthig, dem deutschen Volke erst noch zu beweisen, daß die Wacht an der Donau von mindestens gleicher Wichtigkeit ist, wie es die Wacht am Rhein war? Sollen wir Ungarn dahinstürzen lassen, die deckende Vormauer des deutschen Südostens? Und weiß nicht heute bald jedes Kind, daß das russische Suchen und Unterwühlen in der Türkei auch auf die Untergrabung Ungarns gerichtet ist?

Im Uebrigen glaube ich, daß es hoch an der Zeit wäre für deutsche Volksvertreter, ihre Stimme ertönen zu lassen und im Vereine mit Oestreich-Ungarn und England festen Widerstand zu fordern gegen das moskowitische Czarenthum.

Literatur und Kunst.

Ein politisches Manifest von Heinrich von Kleist.

Heinrich von Kleist hatte in Gemeinschaft mit Friedrich Dahlmann am 29. April 1809 Dresden verlassen, und beide waren zu Fuß nach Oestreich gewandert. Ihr nächstes Ziel war Prag, wo sie die Entwickelung der Dinge abwarten wollten. Er hatte schon eine Reihe scharfer politischer Satiren geschrieben, in denen er die Mattherzigen, die „mit den gegebenen Verhältnissen rechnen", und alle Verräther und Ueberläufer schonungslos geißelte. In einem „Katechismus der Deutschen" hatte er denselben politischen Idealismus gepredigt, wie er ihn in seiner Hermannsschlacht seinen Helden praktisch hatte bewähren lassen.*) Und nun reifte in ihm das längst geplante Project: eine politische Wochenschrift zu gründen, durch die er seine nationalen Ideen zu verbreiten hoffte, in der er immer und immer wieder auf die Nothwendigkeit eines Kampfes bis auf's Messer gegen die Franzosen hinweisen, das Volk zum heiligsten Zorn gegen die Fremdherrschaft entflammen wollte:

„Wir übten nach der Götter Lehre
Uns durch viel Jahre im Verzeihn,
Doch endlich drückt des Joches Schwere
Und abgeschüttelt will es sein!"

Diese Zeitschrift, welche den Titel „Germania" führen sollte, nahm seine ganze Zeit in Anspruch. Er suchte bedeutende Mitarbeiter für dieselbe zu gewinnen, er selbst arbeitete rastlos für das Blatt, als ob es schon da wäre.

„Diese Zeitschrift", schrieb er, „soll der erste Athemzug der deutschen Freiheit sein. Sie soll Alles aussprechen, was während der drei letzten unter dem Druck der Franzosen verseufzten Jahre in den Brüsten unserer Deutschen hat verschwiegen bleiben müssen: alle Besorgniß, alle Hoffnung, alles Glück." . . . „Jetzt hat der Kaiser von Oesterreich den Kampf für das Heil des unterdrückten und bisher noch wenig dankbaren Deutschlands unternommen. Der kaiserliche Bruder, den er zum Herrn des Heeres bestellte, hat die göttliche Kraft, das Werk an sein Ziel hinauszuführen, auf eine erhabene und rührende Art dargethan. Das Mißgeschick, das ihn traf, trug er mit der Unbeugsamkeit des Helden, und ward in dem entscheidenden Augenblicke, da es zu siegen oder zu sterben galt, der Bezwinger des Unbezwungenen, — ward es mit einer Besonnenheit, die dem Zeitalter, in welchem wir leben, fremd ist. Jetzt oder niemals ist es Zeit, den Deutschen zu sagen, was sie ihrerseits zu thun haben, um der erhabenen Vormundschaft, die sich über sie eingesetzt hat, allererst würdig zu werden; und dieses Geschäft ist es, das wir, von der Lust am Guten mitzuwirken bewegt, in den Blättern der „Germania" haben übernehmen wollen. Hoch, auf den Gipfel der Felsen soll sie sich stellen, und den Schlachtgesang herabdonnern ins Thal! Dich, o Vaterland, will sie singen und deine Heiligkeit und Herrlichkeit, und welch ein Verderben seine Wogen auf dich heranwälzt."

Daß Kleist, dieser treuste Sohn der Mark, hier ohne Weiteres zu Oestreichs Fahne schwört, kann Niemand Wunder nehmen. Er war nicht der Mann der kleinlichen Rücksichten und des engherzigen Particularismus; ihm war jedes Mittel recht, das zum Ziele führte; und dieses Ziel war: die Franzosen aus Deutschland

*) Siehe Adolf Wilbrandt, „Heinrich von Kleist". Nördlingen. 1863. S. 358 und ff.

Digitized by Google

hinauszutreiben. Oestreich hatte in der allgemeinen Noth gegen Frankreich Front gemacht, folglich war ihm Oestreich in diesem Augenblick willkommen. Daß er für specifische Interessen der Habsburgischen Dynastie nicht die geringste Sympathie, nicht einmal das Verständniß besaß, erhellt aus einem anderen Aufsatze: „Was gilt es in diesem Kriege?" Und er beantwortet diese Frage:

„Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendästig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen; deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rührt, deren Dasein durch das Drittheil eines Erdalters geheiligt worden ist; eine Gemeinschaft, die, unbekannt mit dem Geiste der Herrschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist, wie irgend eine. . . . Eine Gemeinschaft mithin gilt es, die dem ganzen Menschengeschlechte angehört; die die Wilden der Südsee noch, wenn sie sie kennten, zu beschützen herbeiströmen würden; eine Gemeinschaft, deren Dasein keine deutsche Brust überleben, und die nur mit Blut, vor dem die Sonne verdunkelt, zu Grabe gebracht werden soll."

Von einem Freunde dieses Blattes, der seit langen Jahren mit großer Umsicht und großen Opfern bedeutende Autographen sammelt, und der eine der reichsten und werthvollsten Handschriftensammlungen sein eigen nennen kann, von Herrn Karl Meinert in Dessau*), sind uns zwei Schriftstücke von Heinrich von Kleist zur Veröffentlichung anvertraut worden, die in seine Prager Zeit fallen, die sich auf die „Germania" beziehen, und von denen wir glauben, daß sie bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden sind. Das erste derselben ist ein Brief an Schlegel, den er zur Mitarbeiterschaft für sein neues Unternehmen gewinnen will. Kleist schreibt:

Theuerster Herr v. Schlegel.

Durch den Oberburggrafen, Herrn Grafen von Wallis, ist ein Gesuch, das Herr v. Dahlmann und ich, um die Erlaubniß, ein Journal, oder eigentlich ein Wochenblatt, unter dem Titel: Germania, herausgeben zu dürfen, bei der Regierung eingebracht hatten, Sr. Exc., dem Herrn Grafen von Stadion vorgelegt worden. Was dieses Blatt enthalten soll, können Sie leicht denken; es ist nur ein Gegenstand, über den der Deutsche jetzt zu reden hat. Wir vereinigen uns beide, Herr v. Dahlmann und ich, Sie zu bitten, bei dem Herrn Grafen, durch Ihre gütige Verwendung, das, was etwa nöthig sein mögte, zu thun, um die in Rede stehende Erlaubniß, und zwar so geschwind, als es die Umstände verstatten, zu erhalten. Diesem Gesuch fügen wir noch ein anderes bei, das uns fast eben so wichtig ist: nehmlich uns gefälligst mit Beiträgen, oder wenigstens mit einem vorläufig zu beschenken, indem wir durch die Anerbietungen des Buchhändlers ziemlich im Stande sein werden, sie so gut, wie ein Anderer, zu honoriren. Es versteht sich von selbst, daß wir (falls die Einsendung nicht zu stark wäre) sogleich Eines der ersten Blätter damit ausschmücken würden; weniger um Sie zu ehren, was Sie nicht bedürfen, als uns und unser Institut. Ueberhaupt will ich mit der Eröffnung desselben weiter nichts — (denn ihm persönlich vorzustehen, fühle ich mich nur, in Ermanglung eines Besseren, gewachsen) als unsern Schriftstellern, und besonders den norddeutschen, eine Gelegenheit zu verschaffen, das, was sie dem Volke zu sagen haben, gefahrlos in meine Blätter rücken zu lassen. Wir selber nennen uns nicht und mithin auch keinen Andern, wenn es nicht ausdrücklich verlangt wird.

Indem wir bald einer gütigen Antwort entgegensehen, schließe ich mit der Versicherung meiner innigen Verehrung und Liebe, und bin

Herr v. Schlegel

Ihr

gehorsamster

Prag den 13. Juni 1809 Heinrich von Kleist.

Kleine Seite, Brückengasse 39.

Nachschrift: Das Hauptquartier des östr. Corps, das in Sachsen eingerückt ist, ist am 10. dieses in Dippoldiswalde gewesen. Thielemann, der in Dreßden commandirt, hat eine fulminante Prokl. an die Sachsen erlassen, auch das Braunschweigische Corps ist in Sachsen und Nostitz, mit seinem Haufen, in Bayreuth eingefallen, diese Bewegungen können Schill vielleicht retten.*) Schill hat sich vor dem französischen General Gratien nach Stralsund zurückgezogen und Schiffe genommen, um nach Rügen zu gehen. Neunhundert Dänen (was sagen Sie dazu?) haben sich mit dem General Gratien vereinigt.

Das andere Schriftstück ist ein Aufsatz, der jedenfalls für die „Germania" bestimmt war. Die Entzifferung desselben war keine Kleinigkeit. Das Manuscript muß einmal feucht geworden sein, die Tinte ist auf den ersten Seiten verwischt. Da Kleist auf beiden Seiten geschrieben hat und die starken Züge der Schrift durchgedrungen sind, so ist das Ganze an einigen Stellen beinahe unleserlich geworden; erst nach vieler Mühe haben wir den Wortlaut dieser Hieroglyphen ermittelt. Außerdem hat Kleist am Rande zahlreiche Correcturen in kleiner und sehr flüchtiger Handschrift angebracht. Einzelne Wörter hat er gar nicht ausgeschrieben; einige Male ist er auch aus der Construction gefallen, sodaß das Manuscript in seiner jetzigen Gestalt wohl noch nicht für die Druckerei bestimmt war, sondern nur als Skizze für einen zu veröffentlichenden Aufsatz zu betrachten sein dürfte. Eine von diesen Randbemerkungen ist uns trotz aller Anstrengungen unlösbar geblieben. Dieses politische Manifest lautet:

Aphoristische Gedanken über die Rettung der österreichischen Staaten (corrigirt: „von Oesterreich").

Einleitung.

Jede große und umfassende Gefahr gibt, wenn ihr wohl begegnet wird, dem Staat für den Augenblick ein demokratisches Ansehen. Wenn Feuer oder Wasser eine Stadt bedroht, so duldet man, daß Alles was sich regen kann, jung und alt, arm und reich, vornehm und gering, herbei eile, um zu retten. Die Flammen, die eine Stadt bedrohen, ohne ihnen entgegenzukämpfen, das Uebel um sich greifen zu lassen, ohne ihm zu wehren, aus Furcht, der Zusammenlauf der Menschen, den eine nachdrückliche Rettung herbeizöge, könnte der Polizei über den Kopf wachsen; dieser Gedanke ist der Gipfel des Wahnsinns und kann nur in die Seele eines Despoten kommen, aber keines redlichen und tugendhaften Regenten.

Seit dieser unselige Krieg dauert, hinken wir beständig mit unsern Maasregeln hinter der Zeit daher. Mit den Anstrengungen, die wir heute machen, würden wir vor drei Monaten, und mit denen, die wir nach drei Monaten machen werden, (falls überhaupt dann noch welche zu machen sind) heute gesiegt haben. Das Aeußerste, darüber ist Jedermann einverstanden, muß geschehen, wenn die Zeit gerettet werden soll. Aber darunter versteht der Staat das Mindeste in der That, was unter solchen Umständen geschehen kann: eine Landwehr von 80—100,000 Mann, einen patriotischen Aufruf an das Volk und ein beifälliges Verzeichniß der Beiträge, die als ein Almosen an denselben einkommen.

Preußen und manche andere Norddeutschländer, in welchen die Franzosen ihre Raubgier, ihren Hohn, ihre Arglist und Abscheulichkeit nach dem hergebrachten System völlig zu entfalten Gelegenheit haben, begreifen schon besser, was man thun

*) Wir haben Gelegenheit gehabt, in die von Herrn Karl Meinert gesammelten Schätze Einsicht zu nehmen; es befinden sich darunter zahlreiche, noch ungedruckte Briefe und musikalische Skizzen von Beethoven, die Handschriften der „Winterreise" und des „Schwanengesanges" von Schubert, die Partitur von Mozarts „Schauspieldirector", einer der seltenen Briefe von Händel, längere Schreiben von Kepler, Spinoza, Kant, einige der berühmtesten Schillerbriefe an Körner ꝛc., kurz von den hervorragendsten Geistern Hervorragendes. Herr Karl Meinert hat uns versprochen, im Laufe der Zeit einige der interessantesten Nummern durch die „Gegenwart" zu veröffentlichen. D. R.

*) Schill war bereits am 31. Mai gefallen.

Digitized by Google

muß, und mehrere einsichtsvolle Landgüterbesitzer haben berechnet, daß, wenn sie ihre Dörfer angesteckt und ihr Vieh hinweggetrieben hätten, ihr Verlust geringer gewesen wäre, als jetzt.

Ich will in diesen kurzen Sätzen ohne alle Deduction die Gründe angeben, wie der österreichische Staat, so wie die Sachen stehen, noch zu retten sei. Vielleicht wage ich als ein unruhiger Kopf angesehen und eingesteckt zu werden, aber wenn die nächste Schlacht bei Komorn oder Pest, oder wo es sei, geliefert und verloren sein wird, werde ich die eine und untheilbare Republik in Böhmen proklamiren können, ohne angefochten zu werden.

Von der Quelle der Nationalkraft.

Zuvörderst muß die Regierung von Oesterreich sich überzeugen, daß der Krieg, den sie führt, weder für den Glanz, noch für die Unabhängigkeit, noch selbst für das Dasein ihres Thrones geführt werde, welches so wie die Sache liegt, lauter niedere und untergeordnete Zwecke sind, sondern für Gott, Freiheit, Gesetz nnd Sittlichkeit, für die Besserung einer höchst gesunkenen und entarteten Generation; kurz für Güter, die über jeder Schätzung erhaben sind, die um jeden Preis, gleichviel welchen, gegen den Feind vertheidigt werden müssen, der sie angreift, — eine Vertheidigung, die einen heiligen Krieg oder einen Krieg für die Menschheit constituirt.

Sie muß diese Güter für ihren und ihrer Völker alleinigen Schatz anerkennen, der um jeden Preis, gleichviel welchen, gegen den Feind vertheidigt werden muß, und begreifen, daß der Sieg, wenn ihn der höchste Gott uns schenkt, um keine Thräne zu theuer erkauft sei, wenn auch der Werth des ganzen Nationalreichthums im Kampf vernichtet würde und das Volk so nackt daraus hervorginge, wie vor 2000 Jahren aus seinen Wäldern.

Sobald dieser Grundsatz aufgestellt ist, kommt es nicht mehr darauf an, ob die Nation auch den guten Willen habe, die Maasregeln der Regierung zu unterstützen, sondern die Regierung hat in der Voraussetzung derselben ihren Willen bestimmt . . . ."

(Unleserlich; aus einzelnen Worten ersieht man, daß Kleist jedenfalls die Ansicht vertritt, die Regierung habe unter allen Umständen und mit allen Mitteln das Volk, ob willig oder widerwillig, dazu zu bewegen, für die höchsten Güter der Nation einzutreten. Es ist z. B. der Satz zu lesen: „so zu schalten, um diesen Anordnungen Respect zu verschaffen.")

Von den Maasregeln in Hinsicht auf Deutschland.

Man hat durch Proklamationen ohne Ende versucht, Deutschland auf die Beine zu bringen und seine Völker im Bunde mit Oesterreich gegen den gemeinschaftlichen Feind zu bewaffnen. Gleichwohl hat man dadurch nichts bewirkt, als die einzelnen Landstriche, die sich erhoben haben, ins Verderben zu stürzen; ein Umstand, der zwar, insofern er die Gährung unterhält, an und für sich kein Uebel ist, der aber doch den ganzen Umfang der Aufgabe, die man sich gesetzt hat, keineswegs löst. Es gibt ein einziges Wort, welches im Stande ist, im deutschen Reich, besonders im Norden desselben, eine allgemeine große und gewaltige Nationalerhebung zu bewirken — und dieses Wort ist das folgende:

Proklamation.

Wir, Franz der Erste, Kaiser von Oesterreich, kraft Unseres Willens und mit der Hülfe Gottes Wiederhersteller und provisorischer Regent der Deutschen, haben beschlossen und beschließen, was folgt:

1. Von dem Tage dieses Beschlusses an soll das deutsche Reich wieder vorhanden sein.

2. Alle Deutschen vom 16. bis 60. Jahre sollen zu den Waffen greifen, um die Franzosen aus dem Lande zu jagen.

3. Wer mit den Waffen in der Hand gegen das Vaterland fechtend ergriffen wird, soll vor ein Kriegsgericht gestellt und mit dem Tode bestraft werden.

4. Nach Beendigung des Krieges sollen die Stände zusammenberufen und auf einem allgemeinen Reichstag dem Reiche die Verfassung gegeben werden, die ihm am zweckmäßigsten ist.*)

Gegeben ꝛc. (L. S.) Franz.

Soweit Kleist.

Die Schlacht bei Wagram wurde am 5. und 6. Juli geschlagen. Aus dem Kleist'schen Zeitungsprojecte wurde nichts.

Wir glauben durch Veröffentlichung dieses Aufsatzes, der einen neuen und schönen Beweis für den idealen Radicalismus des großen Patrioten gibt, den zahlreichen Verehrern des Dichters, die mit jedem Jahre zahlreicher werden, eine Freude zu bereiten.

F. L.

Freiheit und Gleichheit.

Von **E. v. Hartmann.**

(Fortsetzung.)

Die dritte Hauptaufgabe des Staats nächst Verwaltung und Gesetzgebung ist die Rechtspflege, und es wird folgerichtig der Begriff der politischen Freiheit auch nach dieser Richtung seine Anwendung finden müssen. Wenn nur derjenige Bürger sich politisch frei fühlen kann, der seinen Willen mit dem Willen des Gesetzes in Uebereinstimmung weiß, so ist eine unerläßliche Bedingung der politischen Freiheit eine solche Beschaffenheit des Gesetzes, daß jeder Bürger volle Gesetzkenntniß erlangen kann. Wo dagegen die Gesetze so zahlreich, oder so verkünstelt, oder in einer so unverständlichen Sprache verfaßt sind, daß der Bürger daran verzweifeln muß, die Gesetzkenntniß zu erlangen, die doch bei seinen Handlungen vorausgesetzt wird, da schwebt das Gesetz wie etwas Unheimliches und Fremdartiges beständig drohend über seinem Haupt, und es ist nur ein glücklicher Zufall, wenn dieser unvernünftige Zwang einer unvernünftigen Art von Gesetzgebung ihm nicht auch thatsächlich zum Unheil gereicht. In England sind (nach Spencers „Einleitung in das Studium der Sociologie", deutsche Ausgabe I. S. 208) allein auf strafrechtlichem Gebiete seit der Zeit Eduard's III. bis 1844 nicht weniger als 14408 Gesetze erlassen worden, und doch ist Unkenntniß des Gesetzes kein Grund, der eine Handlung straffrei macht. Hierzu kommt nun die noch weit größere Zahl von bürgerlichen Gesetzen und endlich gar die ungeheure Masse von Rechtssätzen, die in Urtheilen niedergelegt sind. Auch diese alle soll jeder Richter von Amtswegen kennen, und müßte sogar jeder Bürger kennen, wenn er sicher sein wollte, die strenge Linie des Rechts in seinem Handeln zu wahren und sich und die Seinigen vor Schaden zu hüten. Letztere füllen aber nach Spencer 1200 Bände und nehmen windschnell zu, so daß die Zumuthung an einen Menschen, die Bewältigung dieses Materials auch nur zu versuchen, völlig sinnlos ist. Die Folge davon ist eine Rechtsunsicherheit, die jede rechtliche Entscheidung in Frage stellt; nach der erstinstanzlichen Entscheidung eines Falles ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß das Urtheil der höheren Instanz mit dieser Entscheidung übereinstimmen werde, und hängt daher die Wahrscheinlichkeit einer Appellation nicht mehr von der Natur der Entscheidung, sondern von dem Muth, der Streitsucht und dem pecuniären Vermögen der geschlagenen Partei ab (Spencer S. 209). Die Bürger gelangen dadurch ganz in die Hände eines Advocatenstandes, dessen Interessen keineswegs mit den ihrigen zusammenfallen; sie sind gezwungen, zum Schutz ihrer Rechte die Wahrung ihrer Interessen einem von Sonderinteressen geleiteten Stande anzuvertrauen, der doch ebenso unfähig ist, die Gesetze

*) Die ursprüngliche Fassung von Kleist lautet: „Nach Beendigung des Krieges soll ein Reichstag gehalten, und werden die Fürsten des Reichs nach der Mehrzahl der Stimmen eine Staatsverfassung festsetzen." Diese Fürstenversammlung erschien Heinrich von Kleist nicht demokratisch genug, und er hat daher seine Idee, wie oben angegeben, abgeändert.

Digitized by Google

zu bewältigen. Die Folge ist für den Redlichen eine große Erschwerung der Kenntniß und der Behauptung seiner Rechte, also für den Unredlichen ein Anreiz zur Verletzung derselben.

Zur politischen Freiheit gehört aber, daß der Staat, der den Bürger zwingt, auf Selbsthülfe behufs Wahrung seiner Rechte zu verzichten, ihm zum Ersatz der verwehrten Selbsthülfe einen ausreichenden Rechtsschutz gewährt, und zwar in einer solchen Weise, daß der Bürger nicht dabei gezwungen wird, unverhältnißmäßige Opfer an Zeit und Geld dabei zu bringen. D. h. zur politischen Freiheit gehört außer einfachen leichtverständlichen Gesetzen auch eine unbestechliche und sachkundige, schleunige und billige Rechtspflege. Lebt der Bürger unter dem doppelten Zwange der verwehrten Selbsthülfe und des unzuverlässigen, allzu große Opfer heischenden Rechtsschutzes, so gelangt er dahin, im Rechtsstaat unfreier zu sein, als im Naturzustande, wo er doch wenigstens sich mit Gewalt zu dem entzogenen Seinigen verhelfen kann. Dieser Zustand der völligen Hülflosigkeit in Wahrung seiner Rechte besteht aber für den Armen und mäßig Begüterten beispielsweise in dem sogenannten „freiesten Lande der Welt", in England. Denn abgesehen von der Unmöglichkeit der Gesetzeskenntniß und der völligen Unsicherheit über den Ausfall eines Processes besteht in England für den Processirenden nur die eine Gewißheit, Kosten tragen zu müssen, die dem Armen überhaupt unerschwinglich sind, den mäßig Begüterten aber leicht an den Bettelstab bringen können. Ein wohlhabender Mann kann ruinirt werden durch einen Schwindler, welcher vorgibt, durch ihn pecuniär geschädigt zu sein, und die Ausdauer und die Mittel besitzt, diese Klage durch alle Instanzen zu führen; der vorsichtige Rechner wird es, wenn er mit einem ebenso energischen als bemittelten Betrüger zu thun hat, vorziehen, denselben durch einen Theil seines Vermögens abzufinden, um nicht durch den Proceß das ganze zu verlieren. (Spencer II. 102.)

Man muß zugestehen, daß solche Zustände den äußersten Grad politischer Unfreiheit begründen, und daß alle mögliche Freiheit auf dem Gebiet der Verwaltung und Gesetzgebung für eine so schauderhafte rechtliche Hülfslosigkeit des an der Selbsthülfe Gehinderten keinen Ersatz bieten können. Dasselbe gilt da, wo die Rechtspflege in den Händen eines corrumpirten geldgierigen Richterstandes ist (wie in den meisten Republiken, besonders in denen, wo die Richter nicht von oben ernannt, sondern von unten gewählt werden), oder wo die Entscheidung in den Händen rechtsunkundiger und ungebildeter Geschworenen liegt, welche den Ausgang des allerklarsten Rechtsfalls mindestens zweifelhaft, den Ausgang eines verwickelteren und schwierigeren Falles aber zum reinen Würfelspiel machen, wofern sich nicht gar Sympathien und Antipathien, Gefühlsstimmungen und Leidenschaften rechtsverfälschend einmengen.*)

Diese Betrachtungen ergeben, daß nirgends größere Begriffsverwirrung über das Wesen der Freiheit besteht, als auf politischem Gebiet. Theils beruht dieselbe in der Verkennung des negativen und relativen Charakters der Freiheit, theils aber in der doctrinären Verlogenheit der politischen Parteien, und in der Verlogenheit, mit der sie ihr Streben nach Parteiherrschaft durch Schwärmerei für Freiheit zu maskiren bemüht sind. Nicht nur politische Parteien im engeren Sinn, sondern auch sociale und kirchlich-religiöse Parteien kämpfen auf dem politischen Schauplatz; denn auch die letzteren müssen in die politische Arena und in das Ringen nach Macht und Herrschaft im Staate eintreten, sobald sie erkannt haben, daß ihre socialen oder kirchlichen Parteiziele auf dem Wege politischer Gesetzgebung zu fördern sind. Nun besitzt aber jede Partei einen Parteiegoismus so gut wie jedes Individuum, und wird ebenso gut wie letzteres durch diesen Egoismus ungerecht in der Beurtheilung der Verhältnisse. Sie empfindet, so lange sie nicht an der Herrschaft ist, einen drückenden Zwang durch die thatsächliche Herrschaft anderer Parteien, die andere, zum Theil den ihrigen entgegengesetzte Ziele verfolgen, und hat ganz Recht, das Streben nach Beseitigung dieses Zwanges ein Streben nach Freiheit zu nennen. Nur täuscht sie sich und andere, wenn sie dieses Streben nach Parteifreiheit für ein Streben nach allgemeiner Volksfreiheit ausgibt, da es vielmehr zunächst ein Streben nach Herrschaft, d. h. nach der Macht, die anderen Parteien unter ihren Willen zu zwingen, also nach Unfreiheit aller übrigen Parteien ist. Dieses formelle Verhältniß ist allen Parteien gemeinsam; aber natürlich ist dabei nicht ausgeschlossen, daß das Programm gewisser Parteien auch inhaltlich gewisse allgemeine politische Freiheiten verfolgen kann. Nur ist dies nicht so zu verstehen, als ob dieser freiheitliche Programminhalt das Streben nach Unterdrückung der anderen Parteien hinderte, denn das erste ist auch bei den Parteien die Selbsterhaltung im Kampf um's Dasein.

Auch dieses beständige Freiheitsgeschrei der Parteien und der sofortige Umschlag desselben in Knechtung und Maßregelung der übrigen Parteien nach erlangter Herrschaft ist am besten an der neuesten französischen Geschichte zu studiren. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß, je lauter und doctrinärer das Freiheitsgeschrei einer Partei ist, desto härter und rücksichtsloser ihre Knechtung der übrigen Parteien nach erlangter Herrschaft sein werde. Denn eine Partei macht um so mehr Lärm mit der Freiheit, je unfreier sie sich fühlt, d. h. je fremder und entgegengesetzter ihre Ziele denen der übrigen Parteien sind; je fremder und entgegengesetzter aber ihre einseitigen Parteiziele denen aller übrigen Parteien sind, desto terroristischer muß sie nach erlangter Herrschaft auftreten, um sich gegen die unausbleibliche Coalition der übrigen zu behaupten. Dies gilt z. B. in Deutschland für die ultramontane und die socialdemokratische Partei.

Ueberhaupt sind diese beiden Parteien die einzigen, welche bei aller Verhöhnung der Freiheit auf ihrem eigenen (dem religiösen und socialen) Gebiet doch auf politischem Gebiet den Muth haben, die letzte Consequenz des Revolutionsprincips der Freiheit zu ziehen, nämlich die Aufhebung alles und jedes politischen Zwanges, d. h. die Aufhebung des Staates selbst. Denn darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, daß es in dem Begriff der Freiheit selbst keine Grenze für die Negation des Zwanges gibt, daß vielmehr diese die Freiheit auf ein gewisses Maß einschränkenden Grenzen anderswoher als aus dem Princip der Freiheit entlehnt werden müssen; wer aber einmal das Princip der Freiheit als das höchste bestimmende Princip für die Politik auf seine Fahne geschrieben hat, der kann und darf gar nicht dulden, daß demselben von anderswoher Beschränkungen seiner Geltung auferlegt werden. Das Princip der politischen Freiheit negirt aber jede politische Gewalt, als welche nothwendig einen Zwang ausübt; es negirt jede Herrschaft und fordert Anarchie im etymologischen Sinn des Wortes als Herrschaftslosigkeit oder Staatslosigkeit. Auch der Ersatz des Staates durch eine Summe politischer Communen entspricht dem Princip der Freiheit nicht vollständig, denn dieser Ausweg zerschlägt nur den Großstaat in eine Menge Kleinstaaten, läßt aber innerhalb der letzteren die Staatsgewalt, d. h. einen politischen Zwang gegen die Bürger bestehen.

Indem die Aufhebung des Staats die letzte Consequenz des Princips der politischen Freiheit ist, kann man sagen, daß die französische Revolution letzten Endes für die ultramontane und socialdemokratische Partei gearbeitet hat, denn diese sind die eigentlichen Erben der Revolution, während die conservativen und liberalen Mittelparteien selbst in Frankreich trotz ihres Freiheitsgeschreis und trotz ihrer Schwärmerei für die „große Revolution" sich längst zu dem antirevolutionären Princip der Ordnung bekennen. Das innere staatliche Leben aller Culturstaaten strebt gegenwärtig nach ein und derselben politischen Parteigruppirung in staatliche und antistaatliche Parteien; erstere umfassen die conservativen und fortschrittlichen Elemente und können mit dem Ge-

*) Man denke an die Freisprechung mehrerer Franzosen, die nach dem Kriege wehrlose Preußen aus hochherzigem Patrictismus gemißhandelt oder ermordet hatten, ferner an die Vorgänge in Ländern mit zwei sich feindlichen Stämmen oder Racen, an die politischen und kirchlichen Parteileidenschaften, die jede Objectivität des Urtheils zerstören, an die Neigung der skandalsüchtigen Großstädter zur milden Beurtheilung der Preßvergehen u. s. w.

Digitized by Google

sammtausdruck „staatliche Entwickelungspartei" bezeichnet werden, letztere umfassen die reactionäre, ultramontane und die revolutionäre socialistische Partei. Beide letzteren streben natürlich zunächst nach Parteiherrschaft im gegebenen Staat, um von dieser Machtbasis aus denselben umzugestalten, die einen in die Universaltheokratie des Stellvertreters Christi, wo die Erde blos noch in Provinzen des Jesuitenordens getheilt wird, die andere in das allgemeine solidarische Wirthschaftsgemeinwesen der Erde. Beide setzen an Stelle des politischen Zwanges einen anderen mit ärgerem Terrorismus; deshalb kehrt sich der Freiheitsbegriff eben so gut auch wieder gegen ihre Parteitendenzen, und es ergibt sich so die formelle Freiheitsidee überall nur als Aushängeschild, welches ganz anderartige Gründe für die Parteiziele und die Betheiligung an denselben verhüllt. Der consequente Freiheitsschwärmer muß mit den letzten Consequenzen der Freiheitsideen auf allen Gebieten Ernst machen, d. h. er muß nicht blos den Staat, sondern auch die Kirche negiren, nicht blos Ehe, Familie und Eigenthum, sondern auch jede zwangweise Organisation der Arbeit bekämpfen, welche vielleicht die schlimmste Tyrannei von allen bisher dagewesenen repräsentiren würde. Denkt man den Zustand genauer durch, in dem das Menschengeschlecht sich nach Realisirung aller dieser Consequenzen der Freiheitsidee befinden würde, so findet man zu seinem Erstaunen, daß er identisch ist mit demjenigen, welchen es vor Beginn aller Cultur einnahm, wo wirklich volle Staats- und Kirchenlosigkeit, Güter- und Weibergemeinschaft*) und volle Arbeitsfreiheit bestand. Daß bei einer solchen Realisation der Freiheit am Ende der Geschichte die Menschheit sich auf einer höheren Culturstufe würde behaupten können, als diejenige vor Beginn der Geschichte war, wird kein unbefangener Denker behaupten wollen. Es ist nicht uninteressant, daß in Rousseau, dem geistig bedeutendsten Vorläufer der Revolution, sich ein ziemlich klares Bewußtsein davon findet, daß das goldene Land der Freiheit nur und ausschließlich im Ur- und Naturzustande der Menschheit vor allen Anläufen zur Civilisation und Staatsbildung gefunden werden kann, und daß die Sehnsucht nach der Freiheit ihr Auge nicht nach vorwärts, sondern nach rückwärts wenden muß. Man hat die eine Seite der Rousseau'schen Lehre fallen lassen, ohne zu bedenken, daß sie mit der andern untrennbar verknüpft ist.

Das Resultat unserer Betrachtungen ist folgendes: Die Freiheit als formeller Negationsbegriff kann in seiner abstracten Gestalt nicht als Forderung der Vernunft aufrecht erhalten werden. Es ist, abgesehen von dem concreten Inhalt der Freiheit, nicht ersichtlich, inwiefern die Freiheit vernünftiger sein solle, als die Unfreiheit, oder inwiefern ihr sonst ein Vorzug vor letzterer gebühre. Im concreten Falle ist die Entscheidung, ob einer gewissen Art von Zwang und einem gewissen Grade desselben gegenüber die Freiheit oder die Unfreiheit vernünftiger Weise den Vorzug verdiene, niemals aus dem Begriff der Freiheit als solchen, sondern immer nur aus inhaltlichen Rücksichten auf Art und Grad des Zwanges und die Folgen seines Fortbestehens oder seiner Aufhebung unter den gegebenen Verhältnissen zu entnehmen. Es gibt nur ein Gebiet, auf welchem jede Art des Zwanges unter allen Umständen widersinnig ist, das ist das religiöse; denn hier besteht das Wesen der Sache selbst in einem inneren geistigen Proceß, der nach der vorstellungsmäßigen Seite wahrhafter Glaube sein muß, und der Glaube, in dem innern Sinne höchster Wahrhaftigkeit genommen, läßt sich so wenig decretiren und aufzwingen, daß es noch weit sinnloser ist, zwei Menschen mit gleichem Glauben, als zwei gleiche Baumblätter in der Welt zu suchen. Wo also ein kirchlicher Zwang im vorgeblichen Interesse des Glaubenszwanges geübt wird, da wird entweder der Begriff des zu erzwingenden Glaubens in einem so äußerlichen Sinne des Lippenbekenntnisses genommen, daß von einem Verständniß für das tiefere Wesen der Religion auf solcher Stufe überhaupt keine Rede sein kann, oder aber es wird der Unterschied zwischen dem innern Glauben und religiösen Bewußtsein einerseits und deren äußeren Kundgebungen andererseits zwar anerkannt, aber trotzdem der Zwang ausgeübt, um der Kirche durch Aufnöthigung einer solchen in sich widerspruchsvollen Heuchelei wenigstens den äußeren Schein der allgemeinen Glaubenseinheit und die ihrer Macht und Ueppigkeit daraus erwachsenden weltlichen Vortheile gewaltsam zu sichern. Beides ist gleich unvernünftig und verwerflich.

Auf politischem und socialem Gebiet hingegen ist jede Form des Zwanges vernünftig, die den gegebenen Verhältnissen des Landes, des Volkes und seiner Geschichte entspricht, demselben eine dienliche, zweckmäßige Organisation der geistigen und physischen Volkskraft verschafft, und dadurch zeitweilig die höchstmögliche Culturentwickelung verbürgt; unvernünftig aber ist auch hier jede Form des Zwanges, welche die zeitweilig größtmögliche Entfaltung der physischen und geistigen Kräfte des Volkes beschränkt und dadurch seine Culturentwickelung hemmt. Ein Zwang, der in einem Lande zu einer gewissen Zeit vernünftig ist, kann in einem andern Lande oder zu einer andern Zeit unvernünftig sein; so vernünftig im letzteren Falle das Freiheitsstreben gegen diesen Zwang sein wird, so unvernünftig müßte es im ersteren Falle genannt werden. In der geschichtlichen Entwickelung fallen nun die Verhältnisse und Mächte, die einen Zwang constituiren, nicht aus den Wolken, sondern sie entwickeln sich eben, und dieser Entwickelungsgang ist vernünftig; indem derselbe sich aber als Kampf vollzieht, repräsentirt die vernünftige Gegenwart das dynamische Gleichgewicht zwischen den Mächten einer nicht mehr vernünftigen Vergangenheit und einer noch nicht vernünftigen Zukunft. Die Zukunftsmächte werden seltener positiv als drückende Zwangsgewalten empfunden, weil sie mit der Idee des Fortschritts segeln und zunächst nur Keime bieten; ihr Eingreifen stellt sich äußerlich mehr als ein negatives gegen die Mächte der Vergangenheit dar. Diese nämlich halten mit dem zähen Beharrungsvermögen der Selbsterhaltung ideell überwundene Stufen so lange fest, bis dieselben von den Mächten der Zukunft durch Gewalt zertrümmert werden; die Mächte der Vergangenheit mit ihren früher vernünftigen, aber mit der Zeit unvernünftig gewordenen Formen sind es daher vorzugsweise, gegen welche das Pathos der Freiheit sich kehrt. Aber es ist wohl zu beachten, daß das Streben, sich von diesen Formen des Zwanges zu befreien, nur darum vernünftig ist, weil sie nicht mehr vernünftig sind, und weil es vernünftig ist, das Unvernünftige zu negiren. In der formellen Thätigkeit der Negation selbst eine vernünftige und bewunderungswürdige Thätigkeit sehen, kann nur als eine vielleicht geschichtlich erklärliche, aber darum begrifflich nicht minder zu verurtheilende Verirrung gewisser Entwickelungsperioden bezeichnet werden.

Vor allen Dingen aber ist gründlich und radical mit der Utopie zu brechen, als ob allseitige Freiheit ein Zustand wäre, der sich unter den gegebenen Naturbedingungen überhaupt irgendwo (außer im Absoluten) realisiren ließe. Jedes Individuum ist von dem übrigen Theil der Schöpfung und nicht zum geringsten von den gleichartigen Individuen abhängig, und jede Abhängigkeit wird als Zwang empfunden. Auch im relativ freiesten Zustande der Menschheit, auf der Uebergangsstufe vom Menschenaffen zum Affenmenschen ist doch keine andere Freiheit zu constatiren, als die Freiheit von allen denjenigen Formen des Zwanges, welche die Cultur erst herausgebildet hat, und gegen welche heute die Freiheitsapostel declamiren; im Uebrigen aber war der Zwang von Seiten der Naturgewalten, der Thiere und der rohen Willkür der Mitmenschen weit größer und empfindlicher als jetzt, so daß wir heute uns bedanken würden, unsere Gebundenheit durch die Zwangsformen der Civilisation mit jener Unfreiheit des Wilden gegen die Natur zu vertauschen.

Der ganze Culturproceß der Menschheit besteht nur darin, daß der Einzelne vom Naturzwang immer freier wird dadurch, daß er sich immer größerem Menschenzwang oder Civilisationszwang unterwirft. Die Herrschaft des Menschen

*) Vergl. A. H. Post, die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe (Oldenburg bei Schulze 1875). John Lubbock, die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts. Deutsch von A. Passow (Jena bei Costenoble 1875).

Digitized by Google

über die Natur wächst beständig, aber nur auf Kosten seiner Freiheit gegen die übrige Menschheit, d. h. seine sociale Freiheit (worunter wir hier die politische mitverstehen) vermindert sich nach Maßgabe des Fortschritts der Cultur, — ja sogar in der Verminderung dieser Freiheit besteht der Fortschritt der Cultur. Ein von außen abhängiges, d. h. unfreies Wesen ist und bleibt der Mensch immer, und daran rütteln zu wollen, ist Wahnwitz; nur die Form der Unfreiheit kann vertauscht werden.

Dieses Gesetz gilt nicht nur für die Ablösung der Naturgebundenheit durch die sociale Gebundenheit, es gilt auch ganz ebenso für die Ablösung der einen Form socialer Gebundenheit durch die andere. Es ist Thorheit der Freiheitsschwärmer, zu wähnen, nachdem eine alte Kette gebrochen sei, müsse die Menschheit nun positiv freier geworden sein; nein, für jede gebrochene Kette sind ihre Arme mit tausend neuen Fäden und Stricken umschnürt, die sich immer enger zusammenziehen. Die Leibeigenschaft löst die Sklaverei ab; kaum sind die Fesseln der Leibeigenschaft gesprengt, so schlingt das Capital seine Netze um die Arme der Lohnarbeiter; am Siechenbette des Capitals aber lauert schon der socialistische Terrorismus auf das ihm zufallende Erbe. Kaum hat der Liberalismus sein Ziel erreicht, die unzeitgemäß gewordenen Zünfte in die Luft zu sprengen, und schon treten die Gewerkvereine an ihre Stelle, wahrlich nicht zur Vermehrung der Freiheit. Und so geht es immer und überall.

Je einfacher die Beziehungen eines Menschen zu seiner Umgebung, in desto wenigeren Relationen erschöpft sich der Umfang seiner Unfreiheit; je entwickelter und mannigfacher jene Beziehungen werden, desto vielseitiger wird der Zwang unter dem er steht, desto extensiver seine Unfreiheit. Je roher, äußerlicher und oberflächlicher die Beziehungen des Menschen zu seiner Umgebung sind, desto äußerlicher und oberflächlicher berührt ihn auch die Abhängigkeit von denselben; je feiner, innerlicher und intimer jene Beziehungen werden, desto tiefer schneidet der Zwang, den sie auf ihn üben, in seine Seele ein, desto intensiver wird seine Unfreiheit. Die Cultur besteht aber in Vervielfältigung und Verinnerlichung der Beziehungen des Menschen zu seiner Umgebung, d. h. in extensiver und intensiver Steigerung seiner Unfreiheit.

Die Freiheitsschwärmer werden vielleicht diese einfachen Wahrheiten pessimistisch und niederschmetternd finden; aber sie sind es durchaus nur für denjenigen, der sich dazu verirrt hat, in der Freiheit als solcher ein Gut zu sehen, anstatt lediglich den Werth der Veränderung in's Auge zu fassen, welche durch Beseitigung unvernünftig gewordener Zwangsformen der Vergangenheit erreicht wird. Es kommt vielmehr grade darauf an, alle Menschen mit dem Bewußtsein zu durchdringen, daß nicht in dem Erringen der Freiheit, sondern in dem Einwilligen in eine vernünftige Unfreiheit ihre Aufgabe besteht. Es wird diese Forderung verständlicher werden, wenn ich sie dahin exemplificire: nicht auf Freiheit vom Gesetz, sondern auf willige Unterwerfung unter das Gesetz kommt es an. Dasselbe gilt aber für alle anderen Formen vernünftiger Unfreiheit. Ist dieses Bewußtsein, das der Parole des landläufigen Liberalismus allerdings schnurstracks entgegengesetzt ist, erst in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen, dann hört es auf, die Unfreiheit, soweit sie vernünftig ist, als Zwang zu empfinden, und gewinnt im Bewußtsein der Nothwendigkeit und in der willigen Fügung in das vernünftige Müssen einen Standpunkt, der dem Gefühl ganz dieselbe Befriedigung bietet, wie die Freiheit, aber vereint mit den realen Vorzügen der vernünftigen Unfreiheit. In dieser Richtung ist allerdings der Weltproceß auch Fortschritt, nämlich in dem Bewußtsein der Nothwendigkeit und der willigen Fügung in dieselbe, und insofern Hegel diesen der Freiheit gefühlsmäßig gleichkommenden Standpunkt als innere Freiheit bezeichnet, kann er sagen, daß die Geschichte Fortschritt der Freiheit sei. Aber diese zweite Bedeutung des Wortes ist schief und irreleitend, und man thut besser, Hegel in diesem Wortgebrauch nicht nachzufolgen.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von Gustav Floerke.

IV.

Das zweite malerische Glaubensbekenntniß, welches sich in der Production unserer Tage nachweisen läßt, bedeutet für die Geschichte der modernen Selbstständigkeitsbestrebungen das Zehnfache, der in voriger Nummer gekennzeichneten Richtung. Wir haben es ihm gegenüber mit einer extremen Fortschrittspartei zu thun, deren Auftreten als eine Epoche in der Geschichte der Malerei überhaupt zu schätzen ist; die aber auch, trotz des massenhaften und eigenartigen Talents, durch welches sie geschaffen wurde und mit dem sie noch heute besticht, jene betäubende Einseitigkeit des Vorgehens in sich trägt, welche allen revolutionären Potenzen inne zu sein pflegt, und die darum wohl der Täufer, nicht aber der Heiland eines neuen productiven Kunstglaubens zu sein vermag.

Jemehr unsere Zeit aufhörte in ängstlichem, bequemem oder pietätvollem Epigonenthum Genüge zu finden, jemehr das Bedürfniß nach künstlerischer Selbstständigkeit sich als berechtigt zu fühlen anfing, um so mehr mußte die alte, nur in den seltensten Fällen noch lebendige Schablone den Jüngeren als Fessel, als hohle Phrase erscheinen. Unter Vorgang der modernen Franzosen und wohl direct angeregt von der durchaus unabhängigen Entwickelung des großen Düsseldorfers Andreas Achenbach, begannen sich die Maler von den „Genremalern" ꝛc. zu sondern und sich im Gegensatz zu jenen zu fühlen. Wer unter den Strebsamen nicht die einsichtige Begabung besaß, sich am Charakterisiren genügen zu lassen, wer vielmehr das Hauptgewicht einmal wieder auf die malerisch-künstlerische Erscheinung seiner Bilder zu legen strebte, der konnte sich bald nicht mehr an der alten, für ihn taub gewordenen Receptmalerei genügen lassen. Alle unter den Jüngeren — die in ihrer Art großen Genremaler ausgenommen — denen es nicht darauf ankam, sich eine Aufgabe wie die andere und so leicht wie möglich zu gestalten; was in verba magistri zu schwören nicht pietätvoll, faul oder muthlos genug war; Alles was schließlich an Unzufriedenen und Neuerungssüchtigen mit der bisherigen Production zerfallen war, bildete allmälig ein revolutionäres Element, welches seinen gemeinsamen Schwerpunkt fand in dem Wiedererwerben einer naiven Anschauung und malerischer Mittel an der Hand der Natur.

Dies Bestreben, in malerischer Beziehung wieder selbstständig zu werden, tritt, bei der weit über Andreas Achenbachs ruhigen Fortschritt hinausgehenden Menge, zunächst, wenn auch in eigengemachtem, so doch möglichst unmalerischem Kleide auf. Und nichts erklärt sich natürlicher als dies scheinbare Paradoxon.

Man wollte einen Gegensatz zu dem Bisherigen und kehrte deshalb den Spieß einfach um: man fiel in's entgegengesetzte Extrem. Man machte mit allem Ueberlieferten sozusagen tabula rasa und fing mit der Natur nnd seinen Augen von vorne an, und so zwar, als ob das Medium der menschlichen Seele vom Uebel sei, als ob der Mensch wie ein photographischer Apparat zu sehen im Stande wäre und sich selber bei diesem Proceß zu Hause lassen könnte. Adam oder der erste Bildmaler ist Nichts gegen die „Unbefangenheit", mit der man sich plötzlich den Schein der Natur zu fassen bemüht. Man sieht wie ein Kind, verzichtet dem entsprechend auf jede eigentliche Bildwirkung nnd vermeidet krampfhaft alle malerischen Mittel.

Das bedarf einiger näheren Erklärung, wenn anders meine gütigen Leser noch Lust haben, mir auf dieser mißlichen Afrikareise durch die Wüste allgemeiner Auseinandersetzungen zu folgen.

Die Cardinaltugend des neuen Bekenntnisses, die völlige überall sichtbare „Naivetät", erlangte man also ungefähr auf folgende Weise.

Zunächst malt man nur so beleuchtete Gegenstände, wie man sie bisher als unmalerisch, als der Anschauung und dem Können der conservativen Richtung widersprechend, vermieden hatte; d. h. solche Dinge, die von direct auf sie fallendem Licht erhellt sind. „Plattes Licht" ist der technische Ausdruck für letzteres. Dabei sieht man, selbst in der

Digitized by Google

Wirklichkeit, nur Licht oder Schlagschatten, unzweifelhafte breite Helligkeiten und Haupttiefen dazwischen, nicht die kleineren, die doch den malerischen Reiz ausmachen. Man verzichtet vielmehr direct auf alles Spiel des Lichtes und der Schatten; das Helldunkel wird als verdächtig, als Sauce, Eselsbrücke ꝛc. ausgeschlossen. Man sieht so zu sagen nur noch was äußerlichst an der Oberfläche klebt.

Wie zu Licht und Schatten, so verhält man sich auch zu den Farben der beleuchteten Gegenstände, die nun nur noch als Localfarben existiren. In beiden einfachsten Gegensätzen, in Licht und Schlagschatten, sieht man überall nur plattes Colorit. Man zwingt sich wie ein Kind zu sehen, roth roth, grau grau, blau blau, und nicht wie ein Maler, den die Einzelfarben nur interessiren, soweit und weil sie die unselbstständigen Träger einer höheren Harmonie sind, die er gesehen, die ihn angeregt hat und die für ihn das Bild ist.

Diese ganze Malerei, wie sie direct unter Mitwirkung der Photographie arbeitet und eine dieser ähnliche, wenn auch in den Valeurs richtigere Wirkung erzielt, diese ganze Malerei, bei der man trotz ihres häufigen Grau in Grau nicht einmal von wirklichem Colorismus reden kann, erreicht in ihrem Eindruck zweifellos eine gewisse, Respect einflößende Anständigkeit; auf die Dauer aber auch entschiedene Reizlosigkeit. Und an ihr wäre die ganze Richtung vielleicht schon wieder zu Grunde gegangen, wenn nicht eben eine Menge wirklich hoch begabter Maler in ihrer eisernen Schule säßen, denen mit dem nackten Wiedererwerben malerischer Mittel nicht genug geschehen war. Und diese haben es verstanden, sich und Andern den Cultus ihrer Naturanbetungssekte, den sie nun einmal trotz seiner Einseitigkeit für den allein seligmachenden taxiren, einigermaßen reizvoll zu gestalten.

Wie aus den angedeuteten Fundamentalglaubenssätzen hervorgeht, sahen sie sich zunächst aller eigentlich malerischen Wirkungsmittel beraubt und konnten sich doch als Künstler nicht jeglicher farbigen Effecte begeben. Für die Darangabe ihrer Subjectivität, des Helldunkels, der Bildwirkung u. s. w. wollten sie nicht lediglich Einzelrichtigkeit, Unerbittlichkeit und Schwere in der Farbe eingetauscht haben. Auch den Protestanten wird ihr kahler Ritus unbehaglich und ungenügend, — siehe Protestantenverein. So erschien auch diesen Anhängern der modernen naturalistischen Lehre die Sache gar zu trostlos, wenn platt auffallendes Licht und Schlagschatten den ganzen Apparat ausmachen sollten.

Der Ausweg, der sich fand, kam von Seiten der ebenfalls zum Bekenntniß gehörigen Localfarbe. Schließlich ließ sich nämlich auch an dem Nebeneinanderstellen wuchtiger, platter, localfarbiger Massen der Farbensinn entwickeln. Und dieser rief nun wenigstens eine Art von Colorismus hervor, soweit er nämlich innerhalb der Grenzen der Schule möglich ist. Ließ sich nämlich schon durch das bloße Zusammentreffen verschiedener Localfarben, gewissermaßen nebenher, eine speciell malerische Wirkung quasi zufällig erreichen, so ließ sich auf diesem Wege auch ein Mittel finden, die verbotenen Reize des Reflexes ꝛc. einigermaßen zu ersetzen: warme Localfarben wurden scheinbar zwanglos in das im Uebrigen rein studienartige Bild hineingezogen; sammetartige tiefe Farben setzte man neben graue, stumpfe und breite Massen oder neben kleine, scharfe Massen, und erzielte damit Gegensätze, die eine entschieden coloristische Wirkung besitzen und gegen die sich Nichts sagen läßt, als daß sie naturgemäßer durch Licht, Schatten und Reflex entständen. Wenn der feinfühlige und geschmackvolle Gregor v. Bochmann („Motiv aus Esthland") diese Richtung in ihrer uneingeschränkten Nacktheit vertritt und adelt, so liefert Karl Gussows („das Kätzchen") unbegrenztes Geschick und malerische Energie den glänzendsten Beweis, wie ein großes Talent auf dem zuletzt angedeuteten Wege dem an sich kahlen Boden bedeutende coloristische Wirkungen abgewinnen kann.

Aber trotzdem und im Grunde haben wir es hier doch nur mit geistvollen Compromissen, Uebertünchungen, Surrogaten oder Selbstberuhigungen zu thun, die einen innerlichen Fortschritt nach wahrhaft künstlerischer und coloristischer Seite nicht überflüssig machen oder verhindern können. Trotz aller Verdienste um die Reinigung der künstlerischen Atmosphäre, in welcher die große Menge der Maler athmet, trotz der schätzenswerthen Weise, in welcher diese Richtung an der Hand der Natur vorgeht, bleibt doch die obenangedeutete Einseitigkeit, mit welcher dies geschieht, in letzter Instanz ein Irrthum, der verhängnißvoll genug ist. Diese Kunst kann nicht das letzte Wort unserer lernenden, nach neuem Boden suchenden Zeit sein; — der Boden höchstens, dessen unzweifelhafte Solidität allerdings jedem Bauenden nur empfohlen werden kann, und wenn er bis in den Himmel zu bauen gedächte. Denn das ist lächerlich zu glauben, daß ein sogenannter Idealist von den bösen „Realisten" verdorben werden könnte. Auch so einer kann nicht auf Sand bauen. Heut zu Tage darf wieder gefordert werden, daß der Künstler nach allen Seiten seinem Stoff gewachsen sei und das etwaige Ungestüm seines Geistes zu beherrschen und freundlich vorzuführen gelernt habe. Als Schule für den Einzelnen mag demnach diese Art des Naturesehens und Malens höchst schätzenswerth sein, wie sie es für unsere ganze lernende Zeit gewesen ist. Aber sie muß ein Ende nehmen sowohl für die ihr entwachsene Kunst wie für den Einzelnen mit den Jahren. Denn sicherlich ist gerade das, was sie sich versagt, das eigentlich Künstlerische in der Malerei: Es muß als ein Fortschritt erkannt werden und als das erste Einsetzen wahrhaft selbstständig künstlerischer Anschauungen, wenn man nicht mehr das Einzelne, sondern das Ganze, nicht die Farben sieht, sondern die Harmonie, nicht plattes Licht und Schlagschatten allein, sondern den malerischen Reiz des Naturmoments unter den verschiedenen Bedingungen: Licht, Schatten und Reflex.

Und damit muß unsern Malern ihr Bestes, die Unabhängigkeit ihrer individuellen Anschauung, zurückgegeben werden, die jene Schule soweit nur irgend denkbar in die allgemeine Zwangsjacke steckt. Die Natur bleibt das einzige Ewige, Lehrende. Aber muß man sie absolut wie ein photographischer Apparat sehen? Im Gegentheil ist es ein Irrweg, sich ihr gegenüber die Hände zu binden. Weil der Mensch nun einmal keine Maschine ist, wird jeder einzelne die Natur auf seine Weise sehen, und gerade in diesem „Wie" wird stets sein Werth liegen; Beherrschung des Stoffes und der Ausdrucksmittel natürlich vorausgesetzt. Oder wäre es umgekehrt doch das Höchste, den Menschen zum Entsagen, zur möglichsten Entäußerung seiner selbst zu zwingen und den photographischen Apparat als Vorbild und Lehrer zu nehmen? Dann wäre eine Kunst unser letztes Wort, die morgen oder in zehn Jahren durch die Vervollkommnung einer Maschine ersetzt werden kann, deren mittelmäßige Vertreter dereinst Platten putzen können, falls auf ihren Lehranstalten vorsichtiger Weise und bei Zeiten Rücksicht darauf genommen wäre, sie für alle Fälle dergleichen nützliche Dinge zu lehren.

Wenn zufällig die Farbenphotographie nicht erfunden werden sollte, so ändert das natürlich an dieser ebenso beschämenden wie ängstlichen Familienähnlichkeit Nichts. Es genügt constatirt zu haben, daß dieser Kunst das Damoklesschwert der Farbenphotographie überm Kopfe hängt. Die wahre Kunst hingegen — um daran in Klammern zu erinnern — könnte nur Vortheil ziehen aus solcher Entdeckung.

Die Reaction gegen die revolutionäre Beschränktheit dieses über alle deutschen Schulen verbreiteten modernsten „Naturalismus" ist übrigens bereits aus dem Stadium des frommen Wunsches in das der Thatsachen übergetreten. Allerdings, wenn die Anhänger des letzteren die zahlreichste, geschlossenste und einmüthigste Fraction in der modernen Kunst genannt werden müssen, wenn diese so uniform auftritt, daß ihre Mitglieder auf den einzelnen Ausstellungen selbst von Laien ziemlich sicher erkannt werden können, so ist im Gegensatz dazu die nun zu besprechende Partei durch und durch die Partei der Individualitäten, der guten „Maler", die bekanntlich alle verschieden malen. Von äußerer Aehnlichkeit ist zwischen den Fractionsgenossen daher wenig die Rede. Aber während es früher nur Einzelne waren, die unabhängig von einander und unbeirrt durch die jeweilige Mode diese oder doch ähnliche Wege gingen (die Achenbachs, Böcklin ꝛc.), hat es sich jetzt bereits zwischen ihnen gefüllt; einer und der andere der Bedeutendsten ist aus den Reihen der Vorigen in die neu sich bildenden Tirailleurketten hinübergezogen, wie Lenbach; die neue Parole ist vielfach bereits das Stichwort ganzer Gruppen geworden, kurz man hat mittlerweile das Recht gewonnen, von einer dritten zielbewußten Fraction zu reden.

Diejenigen, welche mit Bewußtsein wieder auf die unterwegte glänzende Entwickelung der Achenbachs, auf die Verwandtschaft Böcklins mit ihnen, auf ihr gemeinschaftliches Verhältniß zu den alten großen Meistern und auf den neuerdings wieder auftauchenden belgischen Colorismus hinwiesen, gingen wohl von ähnlichen Beobachtungen aus, wie wir sie oben über die Einseitigkeit der „Photographiemalerei" angestellt haben. Sie empfanden, daß der Kunst auf dem reformirenden Wege des Localfarbensehens viel vom Besten verloren gegangen war. Dies wiederzuerwerben, ohne den Boden der Natur zu verlieren, den man ja erst mit Hülfe jener seit kurzem wieder unter den Füßen

Digitized by Google

fühlte, war das Streben der neuen Partei. Alles was sie kennzeichnet, liegt auf diesem Gebiet.

Im Gegensatz zu Jenen betonen ihre Anhänger den Gesammtton, unter welchem ihnen Alles erscheint, anstatt der specialisirten Töne, und stellen damit den Fundamentalsatz wieder fest, daß Harmonie die Seele des malerischen Kunstwerkes sei. Bildwirkung in erster Linie heißt die daraus zunächst hervorgehende thatsächliche Errungenschaft. — Sie verbannen das Licht ferner nicht mehr an die Oberfläche, sondern sie glauben wieder an das Ueberallsein desselben, sie ziehen die Reize des reflectirten Lichtes und der durchleuchteten Schatten wieder vorwiegend zur Hülfe herbei. Ueberhaupt nicht das platt auffallende, sondern das leuchtende Licht erscheint ihnen malerisch. Und hier liegt der Grund eines vielfach zu Tage tretenden technischen Unterschiedes beider Parteien. Während die erste die Oelfarbe nicht wirklich ausnutzt, sondern wie ein lediglich opakes Material behandelt — das Leuchten des farbigen Lichtes geht durch die materielle Farbe verloren —, haben sich die modernen Coloristen die ganze Ausgiebigkeit der Oelfarbe wieder zu eigen gemacht, und verwerthen eben so das Durchscheinen, dessen das Material fähig ist, wie dessen Undurchsichtigkeit; ihr Vorgehen ist entschieden technischer, d. h. dem Wesen ihres Materials entsprechender. Hängt man Bilder dieser beiden Richtungen nebeneinander, so wird jenes in den meisten Fällen grau und doch wie aus unvermittelt nebeneinandergesetzten Farben hergestellt erscheinen, während dieses einen leuchtenden Gesammtton aufweist, d. h. sämmtliche Farben in das Licht aufgehen läßt.

Auch diese neuere vermittelnde Partei lehnt, wie die vorige, jegliches ‚Recept im schlechten Sinne', d. h. jegliche Eselsbrücke ab, auch sie stützt sich hauptsächlich auf die Natur. Aber allerdings nicht sklavisch und auf Kosten der künstlerischen Persönlichkeit. Vielmehr verlangt sie von dieser letzteren so gut wie Alles. Während man die Bilder jener Richtung mit directem Studium vor der Natur fertig machen soll und dadurch langsam aber sicher den ersten anregenden Eindruck todtbüffelt, scheint es mir das Wesentlichste des neuen Glaubensbekenntnisses zu sein, daß es gerade diesen ersten Eindruck für das künstlerisch Befruchtende hält und ihn um jeden Preis im Bilde wiederzugeben oder zu erhalten strebt. Auch hier also weiß man Nichts besser als die Natur; aber man sucht sie in tüchtigen Momenten farbigen Leuchtens oder eindringlicher Poesie ihrer Wesenheit nach zu fassen, in Momenten also, wo sie die Seele des eigenartig anschauenden Künstlers besonders zu erregen verstand.

Natur, aber vornehm angeschaute farbige Natur, — das ist der Wappenspruch der dritten und für mich künstlerischesten Fraction, wie ich sie im Parteileben der Malerei deutlich zu unterscheiden glaube. Diese vertritt die rein malerische Richtung der Malerei, ihr ist die möglichst vollkommene farbige Erscheinung das, was bei früheren in Deutschland die Form war. Aber diese Verstorbenen haben die künstlerisch Urtheilsfähigen im deutschen Publicum noch zu sehr im Bann, als daß dieses die nahe Verwandtschaft und gewissermaßen Berührung beider Extreme fühlen und dem Nachgeborenen wie jenem sein Herz schenken könnte. Es klingt wunderlich; aber es ist wahr: obgleich nirgends so sehr wie hier das urgenthümlich deutsche Bedürfniß und die echt deutsche Begabung, auch als Maler möglichst poetisch zu empfinden, Platz hätte, so ist es doch gerade diese hochkünstlerische Partei, die sich durchaus noch nicht eines nur einigermaßen ermunternden Verständnisses erfreut. Vielleicht verhelfe ich dem einen oder anderen meiner Leser dazu, wenn ich daran erinnere, daß man in Berlin augenblicklich auf der Ausstellung der Commandantenstraße eine Reihe von Skizzen und Studien von Willem Linnig (Weimar) studiren kann, welche wie nichts anderes mir bekannt Gewordenes das eben entwickelte Parteiprincip nackt und schlagend illustriren. Sie ob es überhaupt, die mir das Wesen dieses künstlerischen Colorismus greifbar gemacht haben. Und ich möchte ihnen das mit dem Wunsche danken: möge die deutsche Malerei von dieser Vornehmheit, Haltung, Leuchtkraft, Farbenempfindung, Breite und Harmonie recht viel in ihre Kunst hinüber zu nehmen verstehen!

Das wären meiner Meinung nach die Hauptmuskeln der mit uns lebenden Malerei. Aber auch durchaus nicht mehr. Diese oberflächliche Anatomie hat uns die drei Hauptbewegungsrichtungen unserer zeitgenössischen Malerei erklären wollen, die vielleicht niemals oder doch selten ganz rein zu Tage treten. Von den unzähligen individuellen Bezeichnungen, die, bald mehr bald weniger im Anschluß hieran, das eigentlich sichtbare Leben der deutschen Kunst ausmachen, werden wir erst in den folgenden, sich enger an die Ausstellung anschließenden Artikeln zu reden haben. Ist dieselbe auch inzwischen beendigt, so werden meine Leser doch diejenigen Meister und Bilder im Gedächtniß haben, die sich als auffallend und selbstständig vordrängten. Und hauptsächlich von ihnen wird im Folgenden die Rede sein.

Musikalische Aufführungen.

Die Folkunger.

Große Oper in 5 Acten von S. H. Mosenthal, Musik von Eduard Kretschmer. Zum ersten Male aufgeführt am Hofoperntheater am 27. October.

Nach Moses Buch 1, Cap. 4, V. 21 war Jubal der Nachkomme Kains, von dem sind „hergekommen die Pfeifer und Geiger". Ergo hat es Musik gegeben vor der Sündfluth, ergo mußten unsere Philologen und sonstige Musikgelehrte, die soviel Unnützes so gründlich wissen, schon seit lange sich mit der Frage beschäftigen, was für Musik die „Gewaltigen" und „berühmten Leute" (Cap. 7, Vers 4) componirt oder gespielt haben, daß der Herr in seinem Zorne keinen einzigen Musiker (Berichterstatter gab es noch nicht) von Noah in die Arche mitnehmen ließ. Mich dünkt, es ließen sich gewiß aus irgend welchen alten Backstein-Keilschriften in Ninive oder sonst wo einige Compositionen herauslesen, die mit der gehörigen Sicherheit und tugendhaft-ästhetischen Phrasen commentirt, einen hübschen Band bildeten, und dem Verfasser eine officielle schöne Anstellung verschafften. Daß man musikalische Fachkenntnisse besitze, ist nicht gerade nothwendig, nur die richtige Parteinahme. Ich denke mir also Studien über vorsündfluthliche Musik folgendermaßen eingeleitet: — — — Doch wo gerathe ich hin? Der geneigte Leser wird wohl fragen, wie alles das, was ich bisher vorbrachte, mit den „Folkungern" zusammenhängt, und vielleicht den ganzen Artikel überschlagen! Und das wäre mir eben Recht! Denn ich schreibe eigentlich eben so gerne über assyrische Backsteine, von denen ich nichts verstehe, als über die Oper, die ich nur zu gut verstehe, der ich mit dem allerbesten Willen entgegenkam, die ich so herzlich gern gelobt hätte, der ich aber factisch keinen einigermaßen hervortretenden Moment abzugewinnen vermochte! Und da wäre es mir fast lieber, wenn der geneigte Leser diesesmal meinen Bericht überschlüge.

Man kann bei einer „großen" Oper von fünf Acten den Text nicht ignoriren, zumal heute, wo ja auch schon der Componist mit anderen bewußten Anforderungen an den Dichter tritt und sich nicht mehr mit der Gelegenheit zu Arien und Chören begnügt, sondern dramatische Charaktere und Situationen verlangt, die musikalische Stimmung zu erzeugen im Stande sind. Nun, was dieses Verlangen betrifft, so hat nicht blos Mosenthal, der schon viele und treffliche Textbücher verfaßte, die Angelegenheit ziemlich leicht genommen, auch ist, der Componist meiner Ueberzeugung nach, mit weniger Kritik zu Werke gegangen, als er unbedingt ausüben muß.

Gewisse Situationen, gewisse Verse darf heute ein dramatischer Componist gar nicht in Angriff nehmen, wenn er sich nicht von vornherein seines eigenen tonkünstlerischen Rechtes begeben, seiner Phantasie Eisenfesseln anlegen will; er muß sich mit dem Dichter über Aenderungen verständigen, die manchmal nur unbedeutend erscheinen mögen und doch ganz unerläßlich sind. Eine so kurz als möglich gefaßte Erzählung des Textes wird unsere Ansicht am besten unterstützen.

Der erste Act spielt (am Ende des 13. Jahrhunderts) auf der Höhe der Kjölen in Schweden, beim Kloster Nydal, dicht unter den Gletschern. Zwei Männer erscheinen, der erste einfach gekleidet, „bleich, todesmüd" (so schreibt das Textbuch vor), der andere gewaffnet, den Dolch im Gürtel, das Schwert in der Hand. Jener ist Magnus, Sohn des Königs Erik von Schweden, aus dem Geschlechte der Folkunger, dieser Sten Patrik, der Vertraute des Herzogs Bengt von Schonen. Der junge Prinz, der bisher in einem Kloster gelebt hat, ist durch den Tod seines Vaters und des Bruders „zu des Thrones Stufen, zum Gatten der geliebten Braut berufen" (ich citire immer den Text wörtlich). Sten Patrik soll ihn an den Hof bringen. Statt dessen setzt er ihm den Dolch auf die Brust, und zwingt ihn, die öden Berge bis zu der Höhe zu besteigen; vor dem Kloster bricht der Thronerbe zusammen — er fragt: „Wohin führst du mich?" Patrik: „Wir sind am Ziel." — „So willst du mich hier tödten?" — „Nein, du sollst leben." Der Thronerbe springt auf und singt: „Wie, ich soll leben, leben! O süßer Hoffnungsblick! Ha, wie die Pulse beben, Bewußtsein kehrt zurück!"

Digitized by Google

Dieses Bewußtsein ist keineswegs das eines zum Könige passenden Helden. Weiter sieht der edle Prinz noch das Kloster, und ist gleich entschlossen, Nothruf erschallen zu lassen. „Nicht hülflos bin ich mehr." Doch Patrik zückt nochmals das Schwert gegen ihn und zwingt ihm einen Schwur auf das Kreuz ab, nie zu bekennen wer er ist; „Prinz Magnus ist todt." Der Eindruck, den dieser Held des Dramas gleich bei seinem Erscheinen hervorbringt, ist wenig angenehm; und ich denke, der Componist hätte vom Dichter wohl die Streichung jenes Freudengewinsels bei der Nachricht, daß er leben solle, verlangen und erhalten können. Der Abt des Klosters erscheint mit den Mönchen. Ihn bittet nun Magnus um Obdach und Aufnahme, weil sein Herz den Frieden sucht; der edle katholische Abt liest ihm ein Capitel aus Fichtes Anleitung zum seligen Leben vor, er sagt und die Mönche wiederholen es im Chor: „Das Eine nur ist uns gegeben, der Gott in unsrer eignen Brust." Magnus soll eine Nacht vor dem Kloster Wache halten, dann am andern Tage eingeweiht werden.

Er bleibt allein mit seinen Betrachtungen. Hirten ziehn an ihm vorüber — die Scene schleppt sich zwecklos dahin. Sturm brauset durch den Berg, ein Wanderer erscheint; es ist Lars Olafsson, der Sohn der Amme des Prinzen und Castellan des königl. Schlosses. Durch diesen, der ihn nicht kennt, aber einen „stillen Zug des Herzens" für ihn fühlt, erfährt er nun, daß der König und dessen ältester Sohn todt sind und Prinz Magnus verschwunden sei, daß Herzog Bengt von Schonen um die Hand der Prinzessin Marie, des letzten Folkungersprosses, wirbt und mit Hülfe der Dänen Schweden unterjochen will.

Zwei schlimme Verse melden die erste Nachricht:

> Der König sandt' um ihn — doch eh' zurück sein Bot',
> Verfiel er selbst dem Tod'.

Mich dünkt, das durfte der Componist nicht setzen.

Magnus entflieht mit Lars, um das Schwedenvolk zum Kampfe zu begeistern. Ende des ersten Actes. Im zweiten erscheint Marie in Sehnsucht nach dem todtgeglaubten Bräutigam (wie Magnus, der „dem heil'gen Stand Geweihte", auch Bräutigam sein konnte, verschweigt der Dichter), dann kommt der grimme Bengt von Schonen und verlangt, daß die Prinzessin sich krönen lasse. Sie fährt mit ihm gen Upsala. Dann tritt Lars auf, ruft die „Dalmänner, Upländer, Wärmländer" herbei, um mit ihnen der Königin Befreiung und Bengts Bestrafung zu planen. Der unbekannte Held, der mit ihm vom Kloster herabgekommen, werde ihr Führer sein.

Magnus erscheint; seine Amme Karin erkennt ihn. Alle knieen nieder; doch er, seinem Eide treu, behauptet, sie täusche sich, er wolle nur das Land befreien, nichts weiter — Magnus sei todt. Im dritten Acte erblickt die Königin im selben Augenblicke, als sie die Thronurkunde verliest, den Prinzen, der versteckt unter dem Volke steht, und erkennt ihn; aber auch ihr gegenüber beharrt er in seiner Behauptung, er sei nicht Magnus. Bengt will ihn als Betrüger verhaften lassen. Doch Marie befiehlt, daß er auf ihr Schloß gebracht werde.

Im vierten Acte endlich kann Magnus den Klängen einer alten Ballade, dem Anblick des Bildes seiner verstorbenen Mutter (aus dem 13. Jahrhundert in Schweden) nicht widerstehen, er gibt sich der Amme und seiner Braut zu erkennen; gleich darauf ergreift ihn Raserei, daß er den Eid gebrochen, er stürzt sich aus dem Fenster in die See. Sten Patrik und der Herzog halten ein wenig höfliches Zwiegespräch, weil Dieser Jenem den versprochenen Lohn (sein eigenes Herzogthum) vorenthält. Marie lauschte, tritt nun hervor und schimpft, als wäre sie bei Wagners Alberich in die Lehre gegangen: „Du Kronenräuber, Hochverräther, du, den die Hölle selbst gebar, du Königsmörder, Missethäter, du sei verflucht auf immerdar." Bengt will sie ermorden, Sten entwaffnet ihn und die herzueilenden Diener werfen ihn in die See. Dort ertrinkt er, aber Magnus ist nicht ertrunken; ob er besser schwimmen kann oder von Andern gerettet wurde (letzteres ist bei seinem Heldenthum das Wahrscheinlichere) bleibt unaufgeklärt. Der Abt erlöset ihn von dem Priestergelübde (das er noch gar nicht gegeben hat) und die Liebenden vereinigen sich.

Daß dieser Text in der vorliegenden Form kaum von einem Genie zu einer wirksamen Oper verwendet werden konnte, ist ebenso unleugbar, als daß er bei einigen kleinen Aenderungen zu einem viel besseren umzuwandeln war. Und das Verlangen nach solcher Umwandlung war Sache des Componisten. Oder glaubte er in der That, aus diesem Magnus, besonders aus dem der ersten Scene, musikalisches Fleisch und Blut ziehen zu können? Es kann nur Bescheidenheit, nur Rücksicht für den hochgeschätzten Dichter gewesen sein, welche den Componisten vom entschiedenen Verlangen nach Aenderungen abhielt; denn daß er die Mängel erkannte, darf doch nicht bezweifelt werden.

Was nun die Musik betrifft, so befindet sich der Berichterstatter in der sonderbaren Lage, daß er wünschte, mehr Stücke tadeln und dagegen einige wenige ganz loben zu können. Das Halblob, das er gewissenhafter Weise vielen Theilen der Oper zollen muß, dünkt ihm, einem dramatischen Componisten gegenüber, bedenklicher als ein gänzliches Verwerfen derselben und die volle Anerkennung einer oder zweier, aus denen sich eine eigenthümliche Begabung für die Oper erkennen ließe. Aber diese letztere konnte auch die freundlichste Absicht nicht herausfinden. Im Gegentheil boten die lyrischen, rein gesanglichen Stellen noch eher Anregendes als die wenigen Momente, in welchen der Text zur Entwicklung dramatischer Kraft auffordert. Das „Vorspiel" des ersten Actes bringt zuerst eine anständige, langsam feierliche Phrase, der eine weniger anständige, „freudig bewegte", recht banale folgt, zum Schluß kehrt die erste „majestätisch" wieder. Das erste Recitativ des Magnus ist gut declamirt, sein Zwiegespräch mit Sten Patrik dagegen recht unbedeutend; sonderbarer Weise zeigt sich der Schwur auf dem Papier als ein recht wirksam gearbeitetes Stück, aber in der Ausführung auf der Bühne als ein verfehlter. Der Theaterbösewicht Sten sagt dem Prinzen jeden einzelnen Satz des Selbstvernichtungseides vor, und der Held sagt jeden Satz nach wie ein Schuljunge; es läßt sich kaum Sonderbareres erdenken! Der nun folgende Chor der Mönche und die Arie des Abtes, deren letzte Wendung die Mönche wiederholen, sind recht, recht schwach; und gleich hier sei bemerkt, daß es geradezu unbegreiflich erscheint, wie ein Componist, der als Hoforganist mit Kirchenmusik und Kirchenstil vertraut sein muß, in allen religiösen Momenten seiner Oper so ganz banale Männergesangvereinssätze anwenden konnte.

Der zweite Act enthält ein recht hübsches darlekarlisches Brautlied, das Duett Marias und der Amme ist ganz melodisch. Der Chor „Bist du Eriks Sohn" erscheint mir neben dem Gebet des Lars im dritten Acte das Beste der Oper. Der Krönungsmarsch beginnt recht interessant, verflacht aber in ein sehr triviales Mittelthema. Der Chor vor dem Schlusse bietet wirksame Momente. Vom vierten Act wollen wir schweigen. Herr Kretschmer ist entschieden ein sehr gebildeter Musiker, dem auch eine nicht unbedeutende Fähigkeit für Melodie innewohnt; aber daß diese sich zu eigenthümlichem Schaffen entwickle, bedarf es noch eines großen Läuterungsprocesses. Alle die vielen Weber'schen und Wagner'schen Endungen der melodischen Phrasen (der Secundenfall es d, fis e) die abgebrauchten Wagner'schen chromatischen Wendungen, die immer wiederkehrende, sich gleichbleibende Orchesterphrase, die den Hörer auf etwas Besonderes vorbereiten soll, die liedertafelartige Behandlung des Chores — alles das müßte beseitiget werden vor dem ersten Federstrich zu einer neuen Oper. Ob nun solch ein Läuterungsproceß so viel zurückließe, als er mitnimmt, das muß sich dann zeigen.

Die Aufführung war eine sehr fleißige. Fräulein Hoffmeister als Prinzessin Maria entfaltete ihre schöne wohlthuende Stimme zur vollen Geltung. Im Spiele ließ sich manches anders denken. Mir scheint, daß die ganze Rolle der Individualität der Künstlerin nicht paßt. Herr Müller, der den Prinzen Magnus darstellte, gab sich alle Mühe, die Partie interessant zu gestalten; dort, wo er durch seine schöne Stimme wirken konnte, gelang es ihm; aber was soll ein Künstler mit dem Magnus anfangen? Herr Betz, dessen kleinere Rolle Dichter und Componist am besten bedacht haben, gewann, wie fast immer, alle Sympathien des Publicums. Die Herren Salomon (Bengt) und Fricke (Abt) erwiesen sich als die alten, festen, sichern Stützen der Oper. Das Orchester und der Chor hielten sich gut. Nur glauben wir, daß, nach dem schwedischen Damenquartett zu beurtheilen, die Darlekarlier sehr rein singen; also wollte der Chor uns wohl den Stand schwedischer Musik im 13. Jahrhundert vergegenwärtigen? Die Aufnahme der Oper war in den ersten Acten eine sehr günstige. Das Publicum zeigte sich gut gestimmt, rief Darsteller und den Componisten. Gegen Ende erkühlte der Antheil; doch blieb er noch immer auf der Temperatur eines guten Achtungs-Erfolges.

H. Ehrlich.

Digitized by Google

Notizen.

Vom Büchertisch.

Plattdeutsche ausgewählte Erzählungen von John Brinkman. 1. Band. Kasperohm un ik. 3. Auflage. Rostock, Wilh. Werther's Verlag. 1877.

John Brinkman gehört unter die plattdeutschen Schriftsteller ersten Ranges. In seinem „Vagel Griep" finden sich Lieder und Romanzen voll Reiz und Schönheit, sein „Kasperohm un ik" ist ein Roman von einer Vollendung, daß man prophezeihen darf: man wird ihn lesen, so lange man Plattdeutsch liest, und die Zahl seiner Freunde und Verehrer wird wachsen mit den Jahren.

John Brinkman schildert in diesem Roman „ol Rostock, sin ol Vaderstadt" ein paar Generationen rückwärts. Er schildert mit besonderem Glück und Behagen den Seemann früherer Zeit, der auf eigenem Schiff die Ostsee befuhr, Thran von Schweden holte, Aepfel nach Petersburg brachte, selbstständige Leute, die sich fühlten und bei dem einträglichen Geschäfte wohlhabend wurden, eine vortreffliche Rasse, für das beobachtende Dichterauge wie geschaffen. Es ist Würde genug in ihnen, daß sie nicht schlechthin lächerlich oder kleinlich werden, und sie bieten Ecken und Kanten genug zu einer humoristischen Darstellung. Kasperohm ist ein Typus dieser Art. Wohlgefällig, selbstzufrieden, großartig, „Rostocker Börger" vom Kopf bis zum Fuße, sein einfacher Verstand etwas überwuchert von Standeseitelkeit.

Ihm zur Seite spielt sein Neffe, ein prächtiger Wildfang, gesund, fröhlich, voll von dummen Streichen, die Brinkman mit einer Frische vorzutragen weiß, daß auch ein altes Herz wieder jung werden kann.

Die Uebrigen sind Nebenfiguren, aber auch sie sind meisterhaft charakterisirt und mit geschickter Hand den Hauptpersonen zur Seite gestellt. Der Gelehrtenstand der alten Universitätsstadt kommt in der Berührung mit diesen Elementen des praktischen Lebens und Treibens natürlich schlecht weg. Kasperohm hat zwar einen großen Respect vor der „Eloquentsch" in abstracto, aber die „Eloquentsch" in Fleisch und Blut oder vielmehr in Haut und Knochen des Herrn „Perfessers Knallerballer" verfällt jedesmal der großartigsten Verachtung, wenn derselbe keinen Thran von Naphtha unterscheiden kann, was doch ein griechisches Wort ist und somit zur Eloquentsch gehört, oder wenn er den Neffen nicht so in der lateinischen Grammatik zu examiniren versteht, daß der Junge antworten kann und nicht immer stillschweigen muß. Schlimmer noch kommt der arme, verhungerte und mit Gelehrsamkeit vollgepfropfte Sohn des Gelehrten, Eucharius mit Namen, bei dem Neffen Andrees und seinen Spielkameraden weg. Eine Hauptgeschichte ist, wie diese den armen Jungen wollen Türkisch lehren.

Die Abneigung des Niederdeutschen gegen Obersächsisches Wesen und Sprache wird etwas stark ausgesprochen; [illegible] Schilderung des Professorenhauses mit Weib und Kind grenzt [illegible] Caricatur. Doch ist sie geschichtlich begründet und sie gibt dem [illegible] Gelegenheit zu den allerkomischsten Scenen.

Das ganze Buch ist durchw[illegible] Da ist keine Effecthascherei, die zur Caricatur verleitet, [illegible] aber fehlt jede Neigung zu schwächlicher Sentimentalität, [illegible] so leicht als Gegengewicht gegen derben Humor einschle[illegible] (Muhme Gretchen), Andrees unbewußte Knabe[illegible] Vater und Frau, spielt keine weinerliche Rolle, sondern [illegible] davon zu kosten, g[illegible]lich.

Bei [illegible] Schriftsteller ist zuletzt die Sprache das Erste. [illegible] den Dialekt, in dem er schreibt. Jeder Dialekt [illegible] Vorzüge, die, richtig benutzt, ihm einen malerischen Reiz geben. Jeder Dialekt zeichnet in sich selbst seine Leute, die ihn sprechen, die ihn für sich geschaffen haben. Es ist natürlich, daß in einen Seehafen wie Rostock sich die plattdeutsche Schiffersprache besonders reich entwickelt. Diese nun kennt John Brinkman, als wenn er ein Lebelang Seemann gewesen wäre. Er hat auch in seiner Jugend große Seereisen gemacht. Er erzählt selbst in einem Gedicht, wie ihn im Hafen von Halifax beim Anblick der Rostocker Flagge mit dem „Vagel Griep" (Vogel Greif) das Heimweh überfällt. Daher der Titel seiner plattdeutschen Gedichtsammlung.

Er muß gut zugehört und beobachtet haben. Er kennt nicht nur die Schiffstheile mit Namen vom Klüver bis zum Achtersteven, vom Ranock bis zum Kehlswien, alle Schiffsausdrücke für bestimmte Thätigkeiten, sondern er weiß durch ihre bildliche Verwendung der ganzen Rede seiner Hauptfigur, Kaptein Pött, einen Beigeschmack von Seewasser zu geben, der wesentlich zur Charakteristik beiträgt. Er versteht den ganzen Ton dieser Art Leute nachzusprechen. „Schiemannsgarn zu spinnen" wie der Seemannsausdruck ist für das Auftrennen und Spinnen aus altem Tau, so wie bildlich für die „Jagdgeschichten", die sie sich dabei erzählen.

Der Verleger gibt nun dieses vortreffliche Buch in dritter neu durchgesehener Auflage in verbesserter Orthographie heraus. Diese überaus dankenswerthe und nicht geringe Arbeit, die ja ein vollständiges minutiöses Umschreiben des ganzen Werkes nöthig machte, hat Herr Realschullehrer Erzgräber in Güstrow übernommen, und daß ein Sachverständiger wie Dr. Karl Nerger das Unternehmen durch seine Beihülfe gefördert hat, beweist schon, daß der „Kasperohm" einen ungewöhnlichen literarischen Werth besitzt. Das Buch gewinnt durch diese verbesserte Orthographie sicher einen weit größeren Leserkreis, als den es bisher in seiner mundartig zu sehr beschränkten Schreibweise, so zu sagen eigensinnig, nur in der engeren Heimat suchte und fand. Es wird jetzt in der erneuten, auch hin und wieder mit Recht etwas verkürzten Form, erläutert durch gut vertheilte Anmerkungen unter dem Text, durch das ganze Gebiet der niederdeutschen Sprache hin bequem lesbar sein und sich ferner stehende Freunde gewiß bald in ganzer Anzahl erwerben.

Es geschieht im Interesse dieser Freunde des Plattdeutschen, daß ich nochmals dem vortrefflichen „Kasperohm" ein Wort der Empfehlung mit auf die weitere Reise gebe, denn sobald sie seine Bekanntschaft gesucht haben, wird er sich ihnen selbst empfehlen.

Kiel, Oct. 1876. **Klaus Groth.**

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

In Nr. 39 der „Gegenwart" befindet sich ein Artikel: Neuerfundene Sprachen. Pigeon-English. Von Hermann Kindt. In demselben ist vielfach die Rede von dem Ursprunge des Wortes Pigeon. — Der in diesem Aufsatze ausgesprochenen Ansicht, daß dieses Wort von dem englischen Worte business herkommt, gewissermaßen den corumpirten Laut dieses Wortes wiedergebe, kann ich nicht beistimmen. — Dieses Wort Pigeon — Pidjen kommt, wie Gedibber, aus dem Hebräischen und heißt Loskauf, Losung. — Wie Ihnen aus der Bibel (Altes Testament) bekannt ist, wurden die Erstgeborenen in Folge einer von Gott über Egypten verhängten Plage dahingerafft, nur die Erstgeborenen Israels blieben von der Seuche verschont. — Wegen dieser göttlichen Gnade sollten die Erstgeborenen Israels Gott gehören, d. h. dem Priesterstande angehören. — Doch war es jedem Vater gestattet, seinen Erstgeborenen loszukaufen — Pidjann haben — ein Ritus, der noch heute bei den frommen Juden in Gebrauch ist. — Dieses Wort Pidjann, Pidjen ist nun in den Sprachgebrauch übergegangen. — Noch heute hört man in Polen die Frage bei den jüdischen Geschäftsleuten, wie der Pidjen gewesen sei, d. h. was für Geschäfte sie gemacht haben. — Und wenn man bedenkt, daß in früherer Zeit die polnischen Juden hauptsächlich nach England ausgewandert sind, daß sie dort ihr Gedibber im geschäftlichen Leben zur Geltung gebracht haben, so wird man wohl nicht fehl gehen, wenn man dieses Wort Pidjen, Pidjann, Pigeon einzig und allein aus dem Hebräischen ableitet. —

Mit vollster Hochachtung zeichnet

ergebenst

Rothmann.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Dante Allighieri's

Göttliche Comödie.

Uebersetzt

von

Carl Bartsch.

3 Theile.

Preis 10 Mark.

Deutsches

Original-Declamatorium.

Ernste und launige Vorträge.

Band I.

Preis 1 *M.* 50 ₰.

Berlin, Markgrafenstr. 53. **A. Küßling,** Theaterbuchhandlung.

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von **R. L. Friderichs** in **Elberfeld.**

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in **Leipzig** ist erschienen:

Euripides.

Deutsch in den Versmaßen der Urschrift

von

J. J. C. Donner.

Dritte Auflage.

3 Bände. 8. geh. 15 *M.*

In demselben Verlage sind erschienen:

Sophokles. Deutsch von **Donner.** Achte Aufl. 2 Bde. 8. geh. 6 *M.* 60 ₰. Eleg. geb. in Leinwd. 7 *M.* 50 ₰.

Aristophanes. Deutsch von **Donner.** 3 Bände. 8. geh. 15 *M.*

Pindars Siegesgesänge. Deutsch von **Donner.** 8. geh. 4 *M.* 80 ₰.

Terentius Lustspiele. Deutsch von **Donner.** 2 Bde. 8. geh. 9 *M.*

Die Lustspiele des Plautus. Deutsch von **Donner.** 3 Bde. 8. geh. 15 *M.*

Photographien

nach den bedeutendsten Gemälden der

Akademischen Kunstausstellung

in Berlin:

Cabinetalbum, enthalten 24 Blatt zu 25 *M.*
Royalalbum, enthalten 23 Blatt zu 120 *M.*
Einzelne Blätter in Cabinetformat à 1 *M.*
Einzelne Blätter in Royalformat à 4 *M.* 50 ₰.

Cataloge auf Wunsch gratis u. franco durch unser Detailgeschäft.

Photographische Gesellschaft, Dönhofsplatz — Berlin.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Neue Schauspiele.

Soeben erschienen:

Carl Caro, Gudrun. Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. Geheftet 2 *M.* 70 ₰, reich gebunden 4 *M.*

Deutschlands Morgenröthe. Schauspiel in 5 Aufzügen. Gross 8. Geheftet 2 *M.*, reich gebunden 3 *M.*

Im Frühjahr erschien:

Carl Caro, Conradine. Trauerspiel in 4 Aufzügen. 8. Geheftet 2 *M.*, reich gebunden 3 *M.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller und seine Zeit.

Von

Johannes Scherr.

Prachtausgabe. Dritte Auflage.

Mit

14 Portraits, 20 historischen Bildern u. 1 Stahlstich.

Preis in elegantem Umschlag 13 *M.* 50 ₰, prachtvoll gebunden 17 *M.*

Zur bevorstehenden Schiller-Feier angelegentlichst empfohlen.

Soeben erschienen:

Die Amalungen.

Dichtung von

Felix Dahn.

Groß Octav. Gebunden. Preis 4 *M.*

Von demselben Verfasser erschienen im gleichen Verlage:

Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. 4 Bände. 8. (Bd. I 3. Aufl. Bd. II—IV 2. Aufl.) broch. 24 *M.*

König Roderich. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 2., durchgesehene und veränderte Ausgabe. 8. broch. 4 *M.*, geb. 5 *M.*

Markgraf Ruedeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. broch. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

Deutsche Treue. Ein vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. broch. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

Zwölf Balladen. 12. Elegant cart. mit Goldschnitt 3 *M.*

Leipzig, im October 1876.

Breitkopf & Härtel.

Verlag von **Carl Rümpler** in **Hannover.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Psychologie der Liebe.

Von **Julius Duboc,** Dr. phil.

Groß Octav. Broschirt 4 *M.*

Das Leben ohne Gott.

Untersuchungen über den ethischen Gehalt des Atheismus.

Von **Julius Duboc,** Dr. phil.

Groß Oktav. Broschirt 4 *M.*

Gegen den Strom.

Gesammelte Aufsätze

von **Julius Duboc,** Dr. phil.

Groß Oktav. Elegant broschirt 6 *M.*

Verlag von **August Hirschwald** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Darwin versus Galiani.

Rede in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 6. Juli 1876 gehalten

von

Emil du Bois-Reymond,

beständigem Secretär.

1876. gr. 8. Preis 80 ₰.

Verlag von **W. Spemann** in **Stuttgart.**

Ein geographisches Hausbuch.

Erscheint in 50 reich illustrirten Lieferungen à 50 Pfennige.

Dieses Werk hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Schon jetzt, ehe nur [illegible] des Werkes beendet ist, wurde eine [illegible] neubearbeitete Auflage nöthig. Es ist die erste, als er wohl, welche wirklich amüsant zu lesen [illegible] sehr ziehen durch alle Buchhandlungen

---

Soeben erschien im Verlage von **Georg Stilke** in N.W. und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Staats-Musik und die Zukunft

von

Albert Hahn,

Musikdirector und Redacteur

Gross 8. Preis geheftet

Zur Geschichte

der neuen

chromatischen Claviatur und Notenschrift

von

Otto Quantz.

Gross 8. Preis geheftet 1 *M.*

Alfr. Meissner, Novellen.

Leipzig. Neue Auflage. 3 Bände elegant broch. Preis 9 *M.* **Fr. Wilh. Grunow.**

Hierzu Beilagen von der Verlagsbuchhandlung Otto Spamer und von der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 11. November 1876. X. Band.

AP 30 G275 v.10 26.96

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Altbayrische Skizzen. Von Martin Schleich. I. — Russisch-byzantinische Wechselwirkungen. Von Borealis. II. — **Literatur und Kunst:** Der Dichter und die Amsel. Von Martin Greif. — Zum Bildungskampfe unserer Zeit. Von Jürgen Bona Meyer. Besprochen von E. Lehmann. — Der moderne französische Roman. Von G. H. — Freiheit und Gleichheit. Von E. v. Hartmann. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. V. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Altbayrische Skizzen.

Von **Martin Schleich.**

I.

Nachdem unser „heiliger Geist" den Sommer am Starnberger See zugebracht und sich mit Beginn des Herbstes, herzoglicher Einladung folgend, nach dem Hochgebirg gezogen hatte, war nunmehr in seinen Taubenschlag nächst der Theatinerkirche, nämlich in's Ministerialgebäude für Kirchen- und Schulangelegenheiten, zurückgekehrt. Man erräth, daß ich Niemand anderen meine, als den vielgenannten Herrn v. Lutz, dessen Bischofsernennungen, wenn sie vom Papst bestätigt sind, die Ultramontanen nach eigenem Geständniß als vom heiligen Geist inspirirt betrachten müssen. Merkwürdig, daß gerade unter dieser Verwaltung eine Epepiskopie ausbrechen mußte, die über 50 Procent der bayrischen Bischöfe, nämlich von Achten Fünf ergriffte. Dadurch ist Gelegenheit gegeben, allmälig einen Boden zu legen, auf welchem der Staat nicht riskiren muß, bei jedem Schritt ein Bein zu brechen.

Als einst der große Athanasius mit einem kaiserlichen Beamten zu verhandeln hatte, sah sich Letzterer zu der Bemerkung genöthigt: so grob sei ihm noch von Keinem begegnet — worauf Athanasius erwiderte: „Nondum in episcopum incidisti", Du bist eben noch nie mit einem Bischof zusammengetroffen! Von diesem Ton haben die Bischöfe nie ganz gelassen, auch wenn sie keine Athanasiusse waren. Das unter dem Namen „Ottonismus" bekannte Princip der sächsischen Kaiser, wodurch die Uebermacht des Adels durch eine Bevorzugung der höheren Clerisei gebrochen werden sollte, steigerte natürlich deren Anmaßung, und schon Heinrich IV. bekam Gelegenheit, Nichte davon zu kosten, als ihm zu Ingelheim von seinem treuesten Episkopat die Kleider vom Leibe gerissen wurden. In der mittelalterlichen Geschichte begreift sich's, wie Dante dahin kommen konnte, von einem Prälaten, der in gesticktem Gewand auf einem Gaule reitet, zu sagen: es befänden sich zwei Thiere unter einer Decke.

Allerdings gab es auch heilige Männer, welche die Doppelherrschaft nach Geld und Herrschaft (divitiae cum exultatione) als Fluch nicht zur Schau trugen, und es waren schöne Zeiten, wo ein Kaiser glücklich schätzte, nur eine einzige Nacht im Clausner Remould zubringen zu dürfen, als der König von Frankreich, wenn er sein Land verließ, einen Klosterabt zum Reichsverweser einsetzte, und die wichtigsten diplomatischen Acte, Fürstenversöhnungen und dergleichen, in den Händen von Bettelmönchen lagen. Nun, möchte Mancher vielleicht einwerfen, es ist die Frage, ob sie es viel schlechter machten? Was seit Jahr und Tag am Bosporus und andern Gewässern aufgeführt wird, das hätten tonsurirte Staatsmänner am Ende auch zusammengebracht. Möglich. Aber sehr dankbar dürfte Conrad III. dem heiligen Bernhard doch auch nicht dafür gewesen sein, daß er ihn zur Theilnahme am zweiten Kreuzzug überredete. Als die Sache so entsetzlich schlecht ausgefallen war, schob der unglückliche Rathgeber die Schuld auf die Lügen- und Lasterhaftigkeit der Theilnehmer, was in gewissem Sinne richtig war. Ist ja die Verachtung, deren sich die politische Christenheit im Orient erfreut, schon viele Jahrhunderte alt und datirt von den abscheulichen Intriguen, womit sich Orthodoxe, Lateiner und Germanen auf byzantinischem Boden von jeher zerfleischten.

„Ich will von Atreus Söhnen, will von Cadmus singen, aber die verfluchte Leier klimpert immer nur Erotisches", klagt Anakreon. Auch Nichterotikern geht es manchmal so; ich will vom Fels zum Meer, oder eigentlich vom Kies zur Spree eine Lebensskizze schicken und gerathe dabei in die orientalische Frage. Dieser Cri-Cri stört aber auch jede Conversation. „Die Oestreicher, die Oestreicher!" das ist der überall zu hörende Refrain. In der That kann sich ein Staat nicht leicht in einem ärgeren Dilemma befinden, höchstens die Pforte selbst, die, wenn sie unterliegt, selbstverständlich, und wenn sie siegt, dann erst recht ihre besten Ansprüche aufgeben muß. Der „Geist der Weltgeschichte" gefällt sich dermalen überhaupt in der Aufstellung von Zwickmühlen; man denke nur an die sich gegenseitig paralisirenden Parteien in Frankreich, oder an die ultramontane Mehrheit der bayrischen Kammer, die, wenn sie etwas wagt, aufgelöst wird, und wenn sie nichts thut, von selbst zerfällt.

Mit diesem letzten Satz wären wir wieder glücklich auf heimatlichen Boden zurückgesprungen. Der höchstselige König Max II. hatte sich's zum Grundsatz gemacht, nur Biedermänner zu Bischöfen zu nehmen, so z. B. Herrn Gregor Scherr, der, ein geborner Wirthssohn, als trefflicher Oekonom die Abtei Metten zur denkbar schönsten Blüthe zu bringen wußte; das dazu gehörige ehemalige Kloster Scheyern liefert heute noch einen Gerstensaft, der im „ewigen Licht" am Marienplatz zu München eimerweise getrunken wird. Solche Naturen, meinte der König, wären keiner jesuitischen Kniffe fähig, vergaß aber, daß es dann den herrschsüchtigen Elementen in den Domcapiteln um so eher gelingt, sie unter den Pantoffel zu bringen. Von der Excommunicationsbulle, welche unser Erzbischof gegen Döllinger „fulminirte", wie der technische Ausdruck lautet,

Digitized by Google

datirt ja eigentlich der Glaubenskrach im katholischen Deutschland. Aehnliche Erfahrungen machte man mit Deinlein in Bamberg und Reißmann in Würzburg, die sich ihrer Behäbigkeit auch lange nicht begeben und von dem Treiben der jeunesse sacrée nichts wissen wollten, bis sie in den Strudel hineingerissen wurden und Hirtenbriefe erließen, die in der Culturgeschichte als traurige Denkmäler schlechten Stils und bankrotter Logik noch einige Zeit fortleben werden.

Seit Lactantius in seinem kirchenväterlichen Werk „de morte persecutorum" bewiesen hat, daß plötzliche oder gehäufte Todesfälle ein Strafgericht bedeuten, kann kein Freigeist oder Reichsfreund mehr ein Bein brechen, ohne daß die Ultramontanen auf den „Finger Gottes" hinwiesen. Wie es aber kommt, daß, wie Eingangs erwähnt, gerade unter dem jetzigen Ministerium sich so viel Hirtenstühle erledigen, mißgrifflich neubesetzte sogar zum zweiten Mal, darüber zu speculiren hütet sich der fromme Aberglaube. Wir wähnen nicht, daß die Herren Wiekert und v. Schreiber in Passau und in Bamberg wesentlich anders seien als die übrigen auch, und vielleicht gar an das Placetum regium glauben; so viel scheint aber doch sicher: ein gemeinschaftliches Actenstück, worin Handlungen der Reichsregierung als „verrucht" bezeichnet werden, ist von unserm Episkopat nicht mehr zu befürchten. Ein mir nahe gestandener Abgeordneter, der als Publicist für die Wahl von Ausdrücken besonders empfindlich ist, fühlte sich damals gedrungen, in der bayrischen Kammer zu interpelliren, ob die Regierung die Haft für solche Excesse übernehmen oder das ihr zustehende Recht, bischöfliche Scriptionen zu corrigiren, ausüben wolle? Demokratische Schwärmer zeigten nicht übel Lust, die Sache unter dem Focus der Preßfreiheit zu betrachten. Nun steht es allerdings jedem Bischof frei, wo möglich noch mesquinere Artikel zu schreiben, als mancher Bauerncaplan; nimmermehr aber können Erlasse des geistlichen Regiments, das bei unsern antiquirten Verhältnissen mit der Staatsautorität selbst so vielfach verquickt ist, gewöhnlichen Preßerzeugnissen gleich erachtet werden. Was ein Pfarrer am Wirthstisch nach der dritten Maß ganz ungenirt loslassen kann, würde ihm auf der Kanzel selbst vom Ordinariat Unannehmlichkeiten zuziehen. Unsere Frage aber beantwortete Herr v. Lutz dahin, daß in episkopalen Veröffentlichungen allerdings unerhörte Dinge vorkämen, die Verfassung aber in dieser Beziehung lex imperfecta sei und gewartet werden müsse, bis die Zeitumstände eine Revision des Kirchenrechts überhaupt gestatten. Allgemeine Heiterkeit. Das bayrische Religionsedict gibt nämlich sehr zweckmäßige Vorschriften, sagt aber nicht, was dem geschieht, der sich nicht daran kehrt. Auf ihre Temporalien haben die Herren ein klagbares Recht, und wer weiß, wie unser oberster Gerichtshof entscheiden würde? Man könnte die Sache höchstens durch Competenzstreit eine kleine Ewigkeit hinziehen, binnen welcher die hochw. Märtyrer statt des Geldes um Bohnen tarocken müßten.

Vorderhand ist man bei uns froh, wenn nur Männer „auf den Stühlen sitzen", welche die Ehre Gottes und der Kirche nicht gerade in Stänkereien suchen. Hofstiftsdecan Enzler, der nach Speyer kommt, besitzt jedenfalls Taktgefühl, sonst wäre es ihm nicht gelungen, sein Amtsschifflein zwischen einem excommunicirten Probst und den sonderbaren Heiligen des Ordinariats ohne Schaden hin und her zu steuern. Zu dem soll er von der Vorsehung mit dem „donum regiminis" begnadigt sein, also ganz das Gegentheil zum seligen Hansberg, dessen Unselbstständigkeit zu den Oggersheimer Skandalen führte, die Herr v. Ketteler nebst dem gebrochenen Herzen seines Nachbars heute noch auf dem Gewissen hat. Herr Enzler erhält zwar unter Bavariens Oberhirten den spärlichsten Gehalt, etwas über 10,000 M., dafür ist aber auch die alte Sitte aufgehoben, daß jeder neue Speyrer Bischof den berühmten steinernen Domnapf so lange mit guten Wein füllen lassen muß, bis sich seine Diöcesanen und deren Nachbarn voll und genug getrunken haben.

Zum Nachfolger des „großen Julius" in Würzburg ist der Carmelitenpater Ambrosius Käs bestimmt. Als ihren Stifter betrachten die Carmelbrüder keinen Geringern als den Propheten Elias selber, nach dessen Himmelfahrt Kinder, d. h. Schüler desselben, bis zur Ankunft des Messias und darüber hinaus auf dem Berg verblieben. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurden sie insoferne von der Civilisation beleckt, als ihnen der Patriarch von Jerusalem eine Regel gab, d. h. die Einsiedler in Bettelmönche verwandelte. Ein Lord Grey erwarb sich das ungeheure Verdienst, Exemplare davon nach England zu verpflanzen, wo sie so schnell Wurzel schlugen, daß die Grafschaft Kent schon im nächsten Jahr zwei Klöster derselben, zur Zeit Heinrich des VIII. aber das ganze Land deren vierzig aufzuweisen hatte! Einem englischen Klausner Namens Simon gefiel der Orden so, daß er sich aufnehmen ließ, aber nicht in eine Zelle, sondern er wohnte über 20 Jahre in einem hohlen Baum des Klosterwaldes, ob welchen Sperre er heutigen Tages noch als „heiliger Simon vom Stock" im Kalender steht. Er besuchte auch die Mutterstätte auf dem Carmel, und da er fand, daß seitens der Sarazenen „atrocities" bevorständen, setzte er die ganze Gesellschaft nach Europa über. Italien bekam seinen Theil gleich vorweg, die Uebrigen reisten nach England, von da theilweise wieder über den Canal, und zwar nach Bordeaux, wo sie begreiflicher Weise ebenfalls trefflich gediehen. Der heil. Simon starb, während er das Carmeliterwesen in Frankreich organisirte, und liegt annoch in der Metropole des Rothweins begraben. Daß Spanien und Deutschland sich der neuen Segnung ebenfalls theilhaftig machten, versteht sich von selbst.

Où est la femme? Diese Frage fand auch in Bezug auf unsern Orden bald ihre Antwort. Die Castillanerin Theresia Sanchez hatte durch Liegen auf harten Brettern, Geißelhiebe und unglaublich langes Fasten nicht nur ihr heißes Blut gedämpft, sondern sich auch derartige Abdominalzustände zugezogen, daß sie die meiste Zeit in Irrereden und Hallucinationen hinbrachte. Die ansteckend wirkenden Gebetsverzuckungen sowie die wahnsinnigen Schriftstellereien der heil. Theresia bilden eine der traurigsten Episoden in der Geschichte des menschlichen Geistes. Sie ist es, welche die weiblichen Carmeliter erfand und nicht nur zahlreiche Frauen- sondern auch Mannsklöster errichtete, die sie einer verschärften Regel unterwarf, so daß man sie nunmehr Barfüßer und Barfüßerinen nannte. Spanien marschirte damals an der Spitze des Mönchswesens, weit konnte Frankreich nicht zurückbleiben. Eine Frau von Alcarie, Mutter von sechs Kindern, legte, nachdem sie Wittwe geworden, das Gelübde der Keuschheit und Armuth ab und stiftete die Carmelitessen, die sich, von Louis XIV. ritterlich protegirt, nach allen Richtungen ausbreiteten. Zu den berühmtesten Nonnen des „weißen Schleiers" gehörte eine Exmaitresse des großen Königs selbst, Frau von Valliere. Als man derselben, schon hochbetagt, am Sprachgitter den Tod ihres Sohnes meldete, sagte sie: Ich werde seinen Tod dann betrauern, wenn ich über seine Geburt genug geweint habe.

Was für die Franciscaner der Portiuncula-Ablaß, für die Dominicaner der Rosenkranz, das ist für die Carmelbrüder ein benedicirtes schwarzes Tuchleibchen, genannt das Scapulier. Wer in einem solchen gläubig stirbt kann nicht in die Hölle kommen; die Muttergottes hat das dem heil. Simon noch selbst geoffenbart und ihm auch ein Muster eingehändigt. Daß sich aus diesem Artikel eine gute Einnahmsquelle, ja für den Tuchhandel im Allgemeinen ein Aufschwung ergab, kann nicht Wunder nehmen. Auch ein Odeur, schärfer als Eau de Cologne und gleichsam dessen Vorläufer, wurde von den Carmelitern erfunden.

Aus diesem Orden soll nun der demnächstige Bischof von Würzburg hervorgehen. Es wäre unpassend, die Wahl zu glossiren oder über den Auserlesenen Combinationen anzustellen. Nur beiläufig sei erwähnt, daß er zur Zeit des Concils ein Broschürchen schrieb, was schon an und für sich ein Fehler war, denn der heil. Bernhard sagt: plorare, non docere flenen, nicht dociren soll der Mönch. Indeß — der heil. Geist wird wohl gewußt haben was er that.

Digitized by Google

Somit hoffen wir mit unserer katholischen Weide über den bevorstehenden Winter leidlich hinüber zu kommen; ungesalzenes oder toll machendes Zeug wird von rationellen Oberhirten, und diese bilden jetzt die Mehrzahl, den Schäflein geboten werden. Man hat berechnet, daß unter den vielen Millionen Norddeutscher vielleicht ein paar Hundert sind, die nicht wissen, warum wir den sog. Culturkampf nicht auch haben. Einfach deshalb, weil wir — verzeihen Sie — Preußen voraus sind und das, was in den Maigesetzen verlangt wird, bei uns schon seit mehr als 60 Jahren anstandslos geschieht, allerdings von Concordatswegen, dessen Concessionen man der Curie seiner Zeit förmlich herauswinden mußte. Um die von 1806 bis 1817 währenden bayrischen Concordatskämpfe zu würdigen, muß man bedenken, daß es sich darum handelte, für das neugeschaffene Königreich kirchliche Fundamente zu gewinnen, ohne welche, zumal bei der Mißgunst des östreichischen Nachbars, das Staatswesen nicht gedeihen konnte. Die souveränen Bisthümer waren verschluckt, das Land wurde von auswärtigen Krummstäben pastorirt, und man wollte doch einen bayrischen Episkopat, der aus Unterthanen des Königs bestand. Die Circumscriptionsbulle, d. i. die Eintheilung Bayerns in 8 Diöcesen, war deshalb ein Preis, um welchen man sich — damals — Einiges gefallen ließ. Zudem ist Alles, was im Concordat auf eine Präponderanz des canonischen Rechts hinauszulaufen scheint, durch die II. Verfassungsbeilage, das sog. Religionsedict, welches den Protestanten ganz gleiche Rechte gewährleistet, wieder paralysirt. Die preußischen Ultramontanen können sagen, sie würden die Maigesetze ebenfalls respectiren, wenn sie ihnen nicht einseitig octroyirt wären; der moderne Staat aber ist der wohlbegründeten Ansicht, daß sein Verhältniß zur Kirchengewalt nicht auf dem curvenreichen diplomatischen Vertragsweg, sondern gerade aus auf dem der Gesetzgebung zu regeln sei. Wer den geistigen Fortschritt der Nation will, der steht auf Seite der preußischen Regierung, wenn auch zu wünschen wäre, daß bei manchem thatsächlichen Vorgehen das Verständniß des katholischen Wesens nicht als überflüssig betrachtet würde. So ist z. B. die Messe nach katholischen Begriffen eine Wiederholung des Opfers auf Golgatha, die Verwandlung von Brod und Wein, also ein metaphysischer Act, ein Wunder für Jeden, der daran glaubt. Die Befähigung hiezu erhält der Priester nicht erst durch eine Anstellung, sondern durch Auflegung der bischöflichen Hände und Uebertragung des apostolischen Fluidums. Er kann das Opfer für sich allein bringen; wie Uhlands Hirtenknabe glaubt er dann, daß Tausende ungesehen neben ihm knien. Auch berührt es den schwachgläubigsten Katholiken unangenehm, von einer Untersuchung wegen verweigerter Absolution zu hören, da der Geistliche an das Beichtgeheimniß wehrlos gebunden ist und nicht einmal zugeben darf, X oder Y habe ihm überhaupt gebeichtet. Im Kampf mit einem so großartig künstlichen Organismus wird es am besten sein, gegen seine Principien Stellung zu nehmen, anstatt sich mit einzelnen Vexirschlössern abzuquälen.

Russisch-byzantinische Wechselwirkungen.

Von Horeaks.

II.

Obgleich die beiden Haupthindernisse der Entwickelung Rußlands zu einem wirklichen Staatswesen, die Tartarenherrschaft und das System der Theilfürstenthümer, bereits im 16. Jahrhundert überwunden waren, vergingen noch Jahrzehnte, bevor dieser Staat daran denken konnte, seine Grenzen nach jenem Süden hin auszudehnen, auf welchen bereits die Begründer Nowgorods ihr Auge gerichtet hatten. Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts war die durch das Erlöschen der Dynastie Ruriks über Rußland hinaufbeschworene Krisis definitiv beendigt, die Begehrlichkeit Polens für immer in ihre Schranken zurückgewiesen und konnte der Versuch gemacht werden, Rußlands Banner an das Schwarze Meer zu tragen, von welchem es durch die ukrainischen Kosaken und die Tartaren der Krim abgesperrt war. Ernstlich wurde dieses Unternehmen erst von Peter dem Großen in die Hand genommen, — gerade wie ihre Vorgänger aus dem Hause Ruriks hatten auch die ersten Romanow sich mit gelegentlichen Angriffen gegen den mächtigen Staat begnügen müssen, der trotz seiner endlosen Fehden mit Tartaren und Kosaken in diesen Völkern eine Barrière gegen die Erbin der byzantinischen Kaiserherrlichkeit sah und dieselben demgemäß behandelte. Erst nach einer ganzen Reihe mit wechselndem Glück geführter Kriege gelang es dem großen Reformator Rußlands, für einen Augenblick am Schwarzen Meer Fuß zu fassen und an den Städten Asow und Taganrok Stützpunkte für die Flotte zu gewinnen, welche venetianische Werkmeister ihm gebaut hatten. In den 1711 am Pruth geschlossenen Verträgen mußte auf diese Erwerbungen — die nicht nur bestimmt gewesen waren, dem Czaren „den Besitz des Schlüssels zu seinem eignen Hause" zu sichern, sondern zugleich das Mittel zur Erwerbung des Schlüssels zur Erbschaft der letzten Paläologen abgeben sollten — wieder verzichtet werden. Aber nur für kurze Zeit und nur bis zur Befestigung des russischen Einflusses an der Ostsee blieb das nördliche Ufer des Pontus in türkisch-tartarischen Händen. Peters Erben waren zugleich seine Testamentsvollstrecker.

Daß das vielbesprochene „Testament Peters des Großen" eine im Auftrage Napoleons I. um das Jahr 1811 gemachte Erfindung des Pariser Preßbureaus war, steht zu unzweifelhaft fest, als daß über diesen Punkt weitere Worte zu machen wären.*) Ebenso unzweifelhaft ist aber, daß Peter seinen Vertrauten gegenüber die Wiedergewinnung von Asow als nächste Aufgabe bezeichnete und das seinem umfassenden Geist bereits bei Begründung der russischen Herrschaft über das Schwarze Meer, der Besitz Constantinopels als letztes Ziel vorgeschwebt hat. Als „letztes Ziel", denn ein Staatsmann von der Scharfsichtigkeit dieses Fürsten mußte genau wissen, daß ein so hoher Preis nicht mit einem Wurf gewonnen werden könne und daß die Unterwerfung Polen-Litthauens unter das russische System die erste, die Beseitigung der kosakischen Freiheit und die Bändigung der krimmischen Tartaren die ferneren Etappen der Orientpolitik seines Staates sein müßten. Art. 10 des 1720 zwischen Rußland und der Pforte geschlossenen Friedensvertrages beseitigte demgemäß die Geschenke an den Chan der Krim, welche der Czar von Alters her zahlen gemußt hatte, Art. 12 aber stellte „die Rechte und Constitutionen der königlichen Republik", d. h. die Verewigung der polnischen Anarchie unter die gemeinsame Garantie der beiden pacificirenden Mächte. — Der enge Zusammenhang des großen orientalischen Problems mit den Zielen, welche Rußland an der Weichsel und am taurischen Ufer zu verfolgen hatte, lag so direct auf der Hand, daß die einsichtigen russischen Staatsmänner des 18. Jahrhunderts ausnahmelos in demselben Sinne thätig waren, wie vor ihnen Peter. Der thatkräftigste und talentvollste sämmtlicher von dem großen Czaren nach Rußland gezogenen Ausländer, der Feldmarschall Münnich, benutzte die erste seinem neuen Vaterlande gebotene Möglichkeit dazu, Peters Laufbahn genau da fortzusetzen, wo dieser stehen geblieben war. Indem er die Kaiserin Anna auf Constantinopel als das letzte Ziel der russischen Politik hinwies, nahm er genau den von Peter eingenommenen Standpunkt: durch die Besetzung Rußland benachbarter polnischer Gebiete und die Einnahme Danzigs stellte er den früheren Einfluß seiner Regierung auf die inneren Angelegenheiten der Republik wieder her — die Einnahme Asows und Otschakows gewannen Rußland den sehnlich erstrebten Weg zum Schwarzen Meere wieder. Zunächst blieb Otschakow allerdings noch in türkischen

*) Vgl. „Le testament de Pierre le grand." Par G. Berkholz.

Digitized by Google

Händen und verzichtete die Kaiserin auf die Befestigung Asows und auf das Recht der Entfaltung ihrer Flagge an den Ufern des Pontus: aber schon vierzig Jahre später gelang es den von Rumänzow geführten Armeen der zweiten Catharina, diese drückenden Beschränkungen der Hauptsache nach zu beseitigen und durch Abschluß des Friedens von Kutschuk-Kainardsche (16. Juli 1774) eine neue Phase der russischen Orientpolitik zu eröffnen. Die tartarischen Besitzungen am Kuban, am Budjak und in der Krim, bis dahin Dependencien der Türkei, wurden für völlig unabhängig erklärt, Kertsch, Jenikale, die große und die kleine Kabardei an Rußland abgetreten, die Fürsten der Moldau und der Wallachei wenigsteus indirect unter russischen Schutz gestellt (der russische Gesandte erhielt das Recht, sich zu Gunsten derselben zu verwenden) und die bis dahin üblich gewesenen Menschenlieferungen aus Georgien und Migrelien für immer abgeschafft. Endlich enthielt Artikel sieben dieses Vertrages eine Bestimmung, deren Bedeutung von keinem der Zeitgenossen ihrem ganzen Umfange nach verstanden wurde, sich in der Folge aber als sehr viel wichtiger ausgewiesen hat, als die Mehrzahl der Eroberungen, welche in den vorhergehenden Paragraphen dieses Vertrages stipulirt worden waren. Es hieß in demselben nämlich wie folgt:

„Die hohe Pforte verspricht vollständigen Schutz der christlichen Religion und deren Kirchen; sie gestattet den Ministern des russischen kaiserl. Hofs bei jedem Anlaß der Pforte Vorstellungen zu machen zu Gunsten der unten im Artikel 14 erwähnten Kirche zu Constantinopel und nicht minder zu Gunsten derjenigen, welche diese Kirche bedienen und verspricht diese Vorstellungen mit Aufmerksamkeit anzunehmen, als von einer Person herrührend, die bei einer benachbarten aufrichtig befreundeten Macht in Ansehen steht."*)

Daß diese Stipulation (der erst achtzig Jahre später der Sinn einer russischen Schutzherrschaft über die griechische Kirche als solche unterstellt wurde) der Kaiserin selbst als ein nur mäßiges Zugeständniß erschien, hatte vornehmlich in den hochfliegenden Absichten seinen Grund, mit welchem dieselbe in den Krieg gegen die Türkei gezogen war. Der intimste der damaligen Rathgeber Catharinas, jener Potemkin, den die russische Volksphantasie ohne allen Grund in einen „Giganten" und in ein Sinnbild nationaler Kraft verwandelt hat, war Jahre lang bemüht gewesen der Kaiserin einzureden, sie sei berufen, daß höchste Ziel aller Wünsche ihres Volkes zu erreichen und Rußlands orientalische Aufgabe zur allendlichen Ausführung zu bringen. In unmittelbarster Nähe sollte liegen, was Peter und Münnich als Resultat einer langen, nach Jahrzehnten, wenn nicht Jahrhunderten zählenden Entwicklung angesehen hatten, — Catharina sollte den Beruf und die Fähigkeit haben, das griechische Kreuz am Bosporus aufzupflanzen, die Türken aus Constantinopel und aus Europa zu vertreiben und ein von einem russischen Großfürsten regiertes griechisches Reich aufzurichten. — Ohne Rücksicht auf das Befremden, mit welchem alle besonneneren Staatsmänner ihrer Umgebung diese um ein Jahrhundert verfrühte Anticipation aufnahmen, hatte die ehrgeizige Semiramis des Nordens diesen phantastischen Plan ihres Lieblings aufgegriffen. Im Sinne desselben adoptirten Schmeichler der Monarchin ein dem griechischen Nationalcostüm nachgeahmtes Kleidungsstück, die sog. Gretschanka als Hofcostüm, wurde das östliche Thor der Stadt Cherson mit der Aufschrift: „Hier geht der Weg nach Constantinopel" versehen, der zweite Enkel der Kaiserin auf den Namen Constantin und nicht nach russischem, sondern dem etwas abweichenden griechischen Ritus getauft und mit Spielgefährten griechischer Abkunft umgeben. Mit echt weiblichem Instinct erkannte die Prinzessin aus dem Hause Anhalt-Zerbst, daß es keinen sichereren Weg zur Herzen des Volkes und zur Verwischung ihres deutschen Ursprungs gebe, als die Anknüpfung an einen Gedanken, der im Bewußtsein desselben seit Jahrhunderten geschlummert hatte und gerade weil er niemals zu voller und öffentlicher Anerkennung gekommen war, mit den phantastischsten Vorstellungen im Zusammenhang stand. Einerlei, ob Potemkins chimärisches Project realisirt werden konnte oder nicht, das bloße Bekenntniß zu demselben verhieß Gewinnung der so sehnlich erstrebten Popularität bei dem eignen, Ruhm und Ehre bei den fremden Völkern. War der Gedanke an die Möglichkeit einer Befreiung der Griechen vom türkischen Joch doch von Niemand so enthusiastisch begrüßt, von Niemand so emphatisch gefeiert geworden, als von dem einflußreichsten Schriftsteller der damaligen civilisirten Welt, — von Voltaire. „J'aime mieux", so schrieb der Philosoph von Ferney im November 1772 seinem Freunde dem gekrönten Philosophen von Sanssouci, „que vous l'aidassiez l'imperatrice à chasser du Bosphore ces vilains Turcs, ces ennemis des beaux-arts, ces éteignoirs de la belle Gréce . . . . . C'est parceque les Turcs ont de très bon blès et point de beaux-arts, que je voulais vous voir partager la Turquie avec vos deux associés*) . . . . Im ähnlichem Sinne war von Voltaire und dessen Freunden direct nach Petersburg geschrieben worden und diese Meinungen zusammt den Rathschlägen, welche ein venetianischer Nobile dem Grafen Alexei Orlow über die Chancen einer griechischen Volkserhebung gegeben hatte, waren bei der Kaiserin schwerer in's Gewicht gefallen, als die Bedenken ihrer erfahrensten Staats- und Kriegsmänner. Seit 1765 wimmelten Griechenland, Rumelien, Thessalien, Macedonien, Montenegro und die Inseln des Archipels von Emissären, die zur Erhebung gegen den verhaßten Halbmond mahnten, russische Unterstützung, russisches Geld und russische Waffen verhießen. 1769 wurde zu Pisa zwischen Orlow und den Häuptlingen der kriegerischen Mainotten ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, im Februar 1770 erschien der Viceadmiral Spiridow mit einer fast dreißig Segel starken Flotte bei Cap Mazatlan, im April desselben Jahres fielen Patras und Navarino in russisch-griechische Hände und am 2. Mai wurde nach einem feierlich vor dem Altare der rasch in eine griechische Kirche verwandelten Moschee von Kolon abgehaltenen Hochamt jenes berühmte Manifest verlesen, in welchem es hieß:

„Die rechtgläubige und heilige Czarin und Kaiserin Catharina II. wird vollbringen, was ihre ruhmreichen Vorgänger, Kaiser Peter, glorreichen Andenkens, und die in Gott ruhende Kaiserin Anna bereits versucht haben."

In pomphafter, auf Entzündung der griechischen Phantasie geschickt berechneter Sprache wurde verkündet, die Kaiserin habe dem Sultan in der Absicht, Constantinopel zu erobern und die Griechen zu befreien, den Krieg erklärt, und durch ihre siegreichen Waffen bereits 600,000 Türken den Untergang gebracht, — das griechische Volk solle zu den Waffen greifen, Gott und der Kaiserin vertrauen — weder an ewigem noch an irdischem Lohn für diese Opfer werde es fehlen, da die Kaiserin entschlossen sei, diejenigen, „die Gehorsam leisten und sich ihres Schutzes würdig zeigen würden", reichlich zu belohnen.

Obgleich dieses weitaussehende Unternehmen durch den im Juni 1770 bei Tschesme erfochtenen Seesieg des Grafen Alexei Orlow glänzend eingeleitet worden war, hatte es mit demselben ein für die Ehre des russischen Namens entschieden bedenkliches Ende genommen. Rußland hatte seine griechischen und slawischen Verbündeten, insbesondere die tapferen Montenegriner, preisgegeben und auf seine hochfliegenden griechischen Pläne ebenso Verzicht leisten müssen, wie auf die Eroberung der Moldau und Wallachei. Für diese Einbußen und den peinlichen Eindruck, den die Kunde

*) Im Artikel 14 wurde stipulirt, daß Rußland außer der Hauscapelle der russischen Botschaft eine Kirche in Galata, an der Straße Bey Oglu bauen dürfe, „welche eine öffentliche und russisch-griechische heißen und stets unter dem Schutz des russischen Ministers stehen und vor jeder Belästigung und Unbill frei bleiben soll".

*) Es ist nicht ohne Interesse, was Friedrich der Große auf diesen Vorschlag zur Antwort gab: „Les Grécs pour lesquels vous vous interessez si vivement, sont — dit on — si avilis, qu'ils ne méritent pas d'être libres." (Oeuvr. de Fréderic le gr. XXIII, p. 26.

Digitized by Google

von dem über die griechischen Bundesgenossen Rußlands hereingebrochenen türkischen Strafgericht in der gesammten civilisirten Welt machte, hatte der Frieden von Kutschuk-Kainardsche in der That keine volle Compensation geleistet und demgemäß in der Kaiserin die Empfindung zurückgelassen, daß die erzielten Erfolge eher zu theuer als zu billig bezahlt worden seien.

Die Gründe freilich, welche zum Abschluß jenes Vertrages und zum vorläufigen Verzicht auf die weitergehenden Pläne der Kaiserin geführt hatten, — waren die gewichtigsten von der Welt gewesen: Catharina hatte sich im J. 1772 Oestreich gegenüber zum Verzicht auf ihr griechisches Project und auf die Unabhängigkeit der Moldau-Walachei verpflichten müssen, denn nur unter diesen Bedingungen hatte Fürst Kaunitz zu jener ersten Theilung Polens seine Zustimmung gegeben, welche auch in Rücksicht auf das große orientalische Project von ungleich größerem Werth war, als Alles, was im Bosporus oder am Aegäischen Meer erreicht werden konnte. Acht Jahre später wurde mit Hülfe der freundschaftlichen Beziehungen, welche Catharina mit Joseph II. angeknüpft hatte, die zweite der Bedingungen erfüllt, welche wir oben als Etappen zur Lösung der orientalischen Frage bezeichneten: die krimmischen Tartaren wurden um den Rest ihrer Unabhängigkeit gebracht, die taurische Halbinsel am 4/15. April 1783 dem russischen Reiche einverleibt und dadurch das Schwarze Meer in das Gebiet der russischen Machtsphäre gezogen. — Sich mit diesem wichtigen Resultat zufrieden zu geben und an den orientalischen Dingen vorläufig nicht weiter zu rühren, war ein so dringendes und so einfaches Gebot politischer Klugheit, daß sämmtliche zurechnungsfähige Berather Catharinas sich zu demselben vereinigten — diesen Rathschlägen nicht zu folgen, der größte Fehler, den die sonst so kluge Beherrscherin des russischen Reichs überhaupt begehen konnte. Sie beging ihn, — obgleich bei dem zweifelhaften Zustande der russischen Armee und bei der Erschöpfung der finanziellen Kräfte des von den heterogensten Aufgaben in Anspruch genommenen Staates andere als ungünstige Folgen von vorn herein unvermeidlich gewesen waren. — Nur ein so gedanken- und gewissenloser politischer Stümper, wie der „Gigant" Potemkin es war, konnte der Kaiserin rathen, noch vor Beendigung des in Polen begonnenen Werkes und inmitten der Anstrengungen, welche die zweite und die dritte Theilung Polens nothwendig machten, Rußlands weitergehende orientalische Interessen durch Rüstungen zu einem abermaligen Türkenkriege zu compromittiren und die Pforte zu der Kriegserklärung vom August 1787 zu nöthigen. Wohl machten Suworows Tapferkeit und überlegenes Talent wieder gut, was Potemkins Feigheit und Unfähigkeit verschuldet hatten, wohl erweiterte Rußland durch den Friedensschluß von Jassy (Herbst 1792) abermals seine südöstliche Grenze, — diese Resultate aber wurden durch die finanziellen Verlegenheiten, in welche Catharina sich gestürzt hatte und die sie ihren Nachfolgern als Erbschaft hinterließ, mehr als aufgewogen und der Grund zu Schwierigkeiten gelegt, welche bis in unsere Tage hinein gedauert haben und noch heute nicht völlig überwunden sind.

Da die vorliegenden Blätter es nicht auf eine Geschichte der russischen Orientpolitik, sondern blos auf die Darstellung „russisch-byzantinischer Wechselwirkungen" älterer und neuerer Zeit absehen, können wir, soweit Kriege und Friedensschlüsse in Betracht kommen, vorläufig bei dem Frieden von Jassy stehen bleiben. Durch die Vernichtung der krimmischen Tartarenherrschaft und die Zerstörung des polnisch-litthauischen Staats waren die Barrièren zwischen Rußland und der Türkei beseitigt, die Petersburger Politiker bis an die Schwelle dessen geführt worden, was schon die Moskowitischen Großfürsten als letzte Aufgabe ihrer nationalen Politik angesehen hatten. Catharina hatte nicht nur die bisherigen Hemmnisse russischer Machtentfaltung nach Süden und Südwesten beseitigt, sondern zugleich das Bewußtsein der Nation auf's Neue den Zielen zugewendet, welche im Jammer der Tartarenherrschaft und des Bürgerkrieges halbwege vergessen worden waren. In der Geschichte des Orients war der griechisch-slawische Aufstand von 1770 ein epochemachendes Ereigniß, dessen Wirkungen sich Jahrzehnte lang fortsetzten und den Grund zu den großen Umwälzungen des 18. Jahrhunderts legten, — Rußland selbst war durch die Kunde von Kamänzows und Suworows Heldenthaten auf's Tiefste bewegt worden. Bis in die Hütte des Bauern hinein war die Mähr von den hochfliegenden Plänen des Tauriers (Potemkin), von der stolzen Inschrift über dem Thor des neu eroberten Cherson und von der edelmüthigen Absicht der Mutter-Czarin gedrungen, die „heiligen Stätten", denen Rußland die Segnungen des Christenthums und der Civilisation dankte, von den Gräueln der Ungläubigen zu reinigen, die Glaubensbrüder am Bosporus und an der Donau von dem Joch jener „Bussurmany" zu befreien, welche man als die Nachkommen der schlimmsten Feinde und Bedränger des heiligen Rußland anzusehen gewohnt war. Uralte, von dem Nimbus der Heiligkeit umgebene Volkserinnerungen, waren durch die Proclamation an die Griechen, durch die Berichte von den Siegen Suworows und Weißmanns hinaufbeschworen, Wünsche und Hoffnungen geweckt worden, welche gerade wegen ihrer Verschwommenheit und Unklarheit eine bleibende Stätte im Gemüth des Volkes gewannen und Wurzeln schlugen, die eine, wenn auch späte und langsame, so doch sichere Frucht verhießen.

Zum Verständniß dieser eigenthümlichen, freilich durch ein halbes Jahrhundert vorbereiteten Wirkungen der Kriege Catharinas auf das russische Volksbewußtsein, wird nothwendig sein, auf das Verhältniß der russischen Kirche zu dem ökumenischen Patriarchat und zu den religiösen Zuständen im Morgenlande näher einzugehen.

Literatur und Kunst.

Der Dichter und die Amsel.

Dichter.

Sage mir, Amsel, liebevoll,
Wie ich denn anders singen soll,
Weise tadelten oft mich schon,
Daß ich nicht treffe den rechten Ton.

Amsel.

„Singe nur stets aus voller Brust,
Deine Bedrängniß, deine Lust,
Machst du Innerstes offenbar,
Ist es das Rechte, glaub' fürwahr!"

Dichter.

Aber sie finden auch zumeist,
Daß mir gebreche der hohe Geist,
Der die Brüder verbessert und lehrt,
Ihrer Gedanken Reich vermehrt.

Amsel.

„Bist du Magister, sage mir?
Singe nur herzlich für und für:
Die Getrösteten bleiben steh'n,
Die Andern laß vorübergeh'n."

Martin Greif.

Digitized by Google

Zum Bildungskampfe unserer Zeit.*)

Unter obigem Titel veröffentlicht der Verfasser zehn Abhandlungen, welche zum Theil aus früher gehaltenen Vorträgen und zum Theil aus bereits publicirten Arbeiten bestehen, und welche, wenn auch nicht mit der bestimmten Absicht einer solchen Vereinigung geschrieben, doch das Gemeinsame haben, daß sie sämmtlich den Kampf des Fortschrittes und der Aufklärung gegen den Rückschritt und den Obscurantismus, wie er gerade in unseren Tagen auf allen Gebieten des staatlichen und kirchlichen Lebens so heftig entbrannt ist, zum Gegenstande haben und daher recht wohl als ein Ganzes unter dem gewählten Titel zusammengefaßt werden konnten.

Der Verfasser gibt sich auch in diesem neuesten Werke als der milde, versöhnliche, allen Extremen abholde, aber doch dem entschiedenen Fortschritte huldigende, unermüdliche philosophische Menschenfreund kund, als den wir ihn seit Jahren in einer Reihe von philosophischen, religiösen und pädagogischen Zeitfragen gewidmeten Schriften kennen gelernt haben. Den philosophisch-religiösen Standpunkt des Verfassers, wie er ihn namentlich in diesem neuesten Werke in den verschiedensten Veranlassungen entwickelt, wüßten wir nicht anders denn als den des philosophischen Eklekticismus und des religiösen juste milieu zu bezeichnen. Er steht der engherzigen und bornirten Orthodoxie auf der einen, dem naturwissenschaftlichen Materialismus und dem philosophischen Radicalismus — die er uns beiläufig etwas zu sehr zu vermengen scheint — auf der anderen Seite gleich feindlich gegenüber und hält einen, sich von diesen beiden Extremen gleich fernhaltenden Glauben an eine allwaltende göttliche Vorsehung und ein anderes Leben für eine unerläßliche Bedingung einer gedeihlichen Fortentwicklung der Menschheit. Nicht unsere Einwendungen gegen diesen Standpunkt, sondern nur das Bedenken wollen wir hier hervorheben, daß der Verfasser allzuwenig zur philosophischen Begründung seines Standpunktes beibringt. Denn während er auf Schritt und Tritt die gedachten beiden Extreme kritisch und polemisch verfolgt, versucht er es nur an einer einzigen Stelle und ziemlich beiläufig, seinen eigenen Standpunkt positiv zu begründen. In dem übrigens ganz vortrefflichen und sehr lehrreichen Aufsatze „Der Aberglaube" nämlich sucht der Verfasser (auf S. 175) die Berechtigung des Glaubens wie folgt nachzuweiseu: „Glaube und Aberglaube haben Das gemeinsam, daß sie eine Verknüpfung der sinnlichen mit der übersinnlichen Welt voraussetzen. Es ist kein Grund vorhanden, die Möglichkeit einer solchen Verknüpfung zu bestreiten. Die Kenntniß der sinnlichen Welt ist nicht im Stande und wird auch nie im Stande sein, den Glauben an eine übersinnliche Welt als unberechtigt zu erweisen." Wir wollen, wie gesagt, die Berechtigung der Annahme einer übersinnlichen Welt hier nicht bestreiten. Wir finden eine solche auch bei anderen modernen Philosophen, namentlich, wenn auch in sehr bedingter Weise, bei John Stuart Mill in seinen nachgelassenen Essays über Religion. Aber Mill hat die von ihm statuirte Möglichkeit eines bewußten Gottes und eines Jenseits viel ausführlicher begründet als Meyer, wie er denn auch, im Gegensatze zu diesem, weit davon entfernt ist, den Glauben an diese Möglichkeit als eine unerläßliche Voraussetzung eines nicht in crassen Materialismus versunkenen Daseins zu betrachten, vielmehr das Ideal der Entwicklung der Menschheit in einer von jedem Glauben an Uebersinnliches abstrahirenden Anschauung sieht; Meyer aber spricht es wiederholt mit großem Nachdruck aus, daß nach seiner Ueberzeugung für die Menschheit kein Heil außer in einem gereinigten Gottesglauben sei. Zur wissenschaftlichen Begründung dieser Behauptung ist aber unseres Erachtens in dem vorliegenden Werke nicht genug geschehen.

Für die Stellung, die der Verfasser inmitten der kirchlichen Kämpfe unserer Tage einnimmt, ist die Vorliebe bezeichnend, welche er für die Bestrebungen des Protestantenvereins und des Altkatholicismus hegt, während er andererseits die Vertreter des modernen philosophischen Pessimismus Schopenhauer und v. Hartmann leidenschaftlich bekämpft und auch von den Anhängern des Darwinismus wiederholt sehr geringschätzig spricht. Uebrigens ist das Capitel „Der Aberglaube", das uns zu den vorstehenden Bemerkungen Veranlassung gegeben hat, wenn wir auch die von dem Verfasser gegebene Definition des Aberglaubens im Gegensatze zum Glauben nicht als durchaus richtig gelten lassen können, durch das darin zu Tage tretende Bestreben, das Wesen des Aberglaubens vorurtheilslos zu ergründen, und vor Allem durch die Fülle der darin enthaltenen Beiträge zu dem noch in unseren Tagen herrschenden Aberglauben, sehr interessant und lesenswerth. Namentlich über die stigmatisirte Louise Lateau in Bois d'Haine in Belgien, über den mit dem vermeintlichen Zustande dieser vielleicht betrogenen Betrügerin lange getriebenen Unfug und die schließliche unzweifelhafte Aufdeckung des Betrugs hat der Verfasser ein sehr vollständiges Material beigebracht.

Eine nach Tendenz und Behandlung gleich vorzügliche, vielleicht die beste unter allen in diesem Werke des Verfassers gesammelten Abhandlungen ist die über „Die wahre und die falsche Toleranz". In einem von gründlichem philosophischen Studium zeugenden, kurzen historischen Abriß skizzirt der Verfasser die Entwicklung des Begriffes der Toleranz, wie derselbe sich im Alterthume und während des Mittelalters gestaltet und von den Zeiten der Reformation an durch die Phasen einer mehr oder weniger beschränkten Toleranz hindurch allmälig zu dem geläuterten Begriffe der Toleranz durchgerungen hat. Hier ist die Darstellung des Verfassers durchweg ebenso belehrend wie anziehend, ebenso klar und präcis, wie durch die ihr zu Grunde liegende echte Humanität wohlthätig erwärmend. Auf die noch zur Zeit der Reformation herrschenden Begriffe von dem Wesen der Toleranz wirft es ein merkwürdiges Schlaglicht, daß noch der durch seine Milde ausgezeichnete Melanchthon, als der Genfer Rath auf Anstiften Calvins den spanischen Arzt Servet am 27. October 1553 den Tod auf dem Scheiterhaufen hatte erleiden lassen, weil er nur glauben wollte, daß Christus Gottes Sohn sei, aber nicht mehr, daß Christus von Ewigkeit her als eine von Gott unterschiedene Person dagewesen sei, in einem Schreiben an Calvin vom 14. October 1554 seine volle Billigung dieser Hinrichtung „eines solchen gotteslästerlichen Mannes" aussprach. Der Verfasser zeigt dann, wie eine Aenderung in diesen Gesinnungen durch eine freiere Entwicklung der Philosophie, und zwar zunächst in Frankreich und Belgien, hervorgerufen wurde, wo als die ersten Vorkämpfer einer, wenn auch noch beschränkten Toleranz Montaigne, Charron, Descartes und Bayle auftraten. Dem Ziele echter freier Duldung wurde der Begriff der Toleranz demnächst einen bedeutenden Schritt näher geführt durch Spinoza, namentlich in seinem theologisch-politischen Tractate, dann in England durch Locke (in seinen Briefen über Toleranz) und Hume (deren Ansichten Meyer als mit Unrecht von Schlosser auf französischen Einfluß zurückgeführt bezeichnet), und wieder in Frankreich durch Montesquieu und Voltaire, dessen große Verdienste um die Bekämpfung der Intoleranz der Verfasser mit ausgezeichneter Kenntniß der hier in Betracht kommenden Verhältnisse vortrefflich in das rechte Licht zu setzen weiß. Auch in Deutschland kam allmälig ein beschränkter Toleranzbegriff zur Geltung, wesentlich wie er von Locke festgestellt worden war: „staatlich zu schützende Toleranz gegen Glaubensunterschiede mit Ausschluß des staatsgefährlichen Papismus und Atheismus". Eine weitere Entwicklung erfuhr der Begriff dann hier durch Leibnitz, Pufendorf und Thomasius. Ueber Pufendorfs großes Verdienst in dieser Beziehung sind wir, wie der Verfasser in einem Nachtrage zu diesem Capitel ausführt, neuerdings durch zwei von H. von Treitschke in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlichte Aufsätze, namentlich durch den Hinweis auf Pufendorfs dem großen Kurfürsten gewidmete Schrift „Ueber das Verhältniß der christlichen Religion zum Staate" aufgeklärt worden. Nachdem der Verfasser dann noch das Wirken des Philosophen Christian Wolff und Kants Ansichten über Toleranz beleuchtet hat, kommt er auf den Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente

*) Von Jürgen Bona Meyer, Doctor und Professor der Philosophie in Bonn. Bonn, Adolph Marcus. 1875.

Digitized by Google

aarus, und damit ganz natürlich auf Lessing, dessen nament-
in seinem „Nathan der Weise“ kundgegebene Gesinnung er
Recht als die Toleranz der neuen Zeit bezeichnet, die er
dahin definirt: „Unsere Toleranz soll beruhen auf der An-
nung eines unbedingt freien Glaubensrechtes Aller und der
erung völliger Unabhängigkeit bürgerlicher und staatlicher
e vom jeweiligen Glaubensbekenntniß des Einzelnen.“
Wesentlich dieselben Fragen, wie die beiden vorstehend be-
enen Capitel, die Fragen des Glaubens und des Aber-
ens, der Toleranz und der Intoleranz, behandeln auch,
gleich im Zusammenhange mit anderen Fragen und daher
ner vielfach durch neue Gesichtspunkte bereicherten Weise,
eiden letzten Capitel des Buches: „Der Religionszwist
die Schule“ und „Die Bildungsvereine und die
gionsfrage unserer Zeit“.
In dem erstern, mit einer Fülle lehrreicher Nachweise aus-
eten Aufsatze plaidirt der Verfasser mit guten Gründen,
n so mehr auf eingehende Berücksichtigung werden rechnen
, als ihm nichts ferner liegt, als auf eine bestimmte Theorie
te, radicale Anschauungen zu vertreten, für die confessions-
chule. Am Schlusse resümirt er sich in folgenden, den Geist
umaner Milde und Versöhnlichkeit athmenden Worten:
„Es ist keineswegs meine Ansicht, daß der Religionsunter-
nter allen Umständen aus den Staatsschulen, die wir im
einen um der einheitlichen nationalen Bildung willen
en müssen, zu verbannen ist. Vielmehr gebe ich zu, daß
eine künstliche Scheidung zusammengehöriger Bildungs-
te herbeigeführt wird, welche leicht nachtheilige Folgen
ihren kann, und welche namentlich die Gefahr mit sich
die religiöse Erziehung ganz in die Hände staatsfeind-
Richtungen zu geben. Doch halte ich unter Aufrechthaltung
aatsaufsicht über alle Schulen diese Gefahr für geringer
n sichern Schaden des religiösen Zwiespaltes in der Schule.
shalb bin ich, wenn dieser Zwiespalt in unserer erregten
cht einmal aus der Schule fern zu halten ist, für zeit-
Herausnahme des Religionsunterrichtes aus der Schule
r Ueberlassung der Sorge für denselben an die Eltern
eligionsgemeinden. Wenn die Anhänger verschiedenen
ns wieder geneigt sein werden, unbeschadet ihrer Unter-
nicht das Trennende, sondern das ihnen Gemeinsame auf-
und dies wenigstens für die Kinderlehre als die gemein-
rundlage festzuhalten, dann werden wir leicht den gestörten
eden wieder herstellen können. Meine Hoffnung ist, daß
nsicht in unserm Volke wieder zum Durchbruch kommen
nd wenn wir erst wieder dahin gekommen sind, es für
zu halten, den Religionszwist wenigstens nicht in die
zu tragen, dann wird das so erzogene Geschlecht auch
n religiösem Frieden mit einander zu leben. Das wird
en für unser Land und ein Glück für alle jetzt Ge-
sein!“
dem letzten Capitel über „Die Bildungsvereine und
igionsfrage unserer Zeit“ bemüht sich der Verfasser,
sehr ausführlichen Besprechung die hohe Bedeutung der
gen Jahren in Berlin gegründeten „Gesellschaft für Ver-
von Volksbildung“ und der theils von ihr in's Leben
n, theils mit ihr zusammenhängenden Vereine in das
cht zu stellen. Wir müssen bekennen, daß wir, bei aller
vor dem Urtheile des Verfassers und trotz der großen
mit welcher er diese ihm offenbar zur Herzenssache ge-
Angelegenheit behandelt, durch seine Ausführungen nicht
worden sind, daß mit diesen Bildungsvereinen dem
Volke ein lebensfähiger und für seine Entwicklung auf
n des humanen Fortschrittes wichtiger Organismus ge-
rden sei. Was wir bisher von den Bestrebungen der
aft für Verbreitung von Volksbildung“, so weit es an
ntlichkeit gelangt ist: den von ihr veranlaßten Schriften
rägen, den von ihr gegründeten Volksbibliotheken u. s. w.
lernt haben, hat uns durchweg den Eindruck einer löb-
rmehrung der mannigfachen zur Verbreitung populärer
e vorhandenen Einrichtungen und Schriften gemacht,
ohne daß wir darin nach irgend einer Seite hin etwas zu er-
kennen vermocht hätten, was die Anschauungen des Volkes nach-
haltig zu reformiren im Stande wäre. In dieser Ansicht sind
wir durch das von dem Verfasser Beigebrachte nur bestärkt
worden und halten ihn auch nach sorgfältiger Lectüre seines
interessanten Aufsatzes nicht für berechtigt, gleich im Anfange
desselben zu sagen: „daß die Gesellschaft als der gegebene Mittel-
punkt aller solcher mehr oder minder gleichen Bildungsbemühungen
unseres Vaterlandes, eine hervorragende Macht geworden sei, die
in dem Bildungskampfe unserer Zeit eine allseitige Beachtung
verdiene.“

Als besonders charakteristisch, sowohl für die Natur der Bildungsvereine als für die religiösen Anschauungen des Verfassers, erscheint uns, was er von dem Einflusse dieser Vereine, besonders in ihrem Verhältnisse zum Protestantenverein, zum Altkatholicismus und zu den Freimaurerlogen auf die Förderung religiöser Toleranz und echter Religiösität erwartet. Wenn er auf S. 345 ff. sagt: „Die Gründung einer neuen Religion zu erhoffen, halte ich für eine Verkennung der wahren Sachlage. Der Menschengeist hat in seinem Nachdenken die Glaubensmöglichkeiten erschöpft und neue Offenbarungen werden ihm nicht mehr zu Theil werden.“ Und weiter: „Der Glaube wird keine neuen Wahrheiten mehr entdecken,“ oder: „eine neue Religion läßt sich nicht machen“, so wird ihm jeder mit der Geschichte und den religiösen Anschauungen, zu welchen dieselbe in der Gegenwart geführt hat, einigermaßen Vertraute gewiß unbedingt beistimmen. Schwerlich aber wird er sich einer gleich allgemeinen Zustimmung zu erfreuen haben, wenn er nach jenen vorstehend citirten Sätzen fortfährt: „Es kommt für ihn — den Menschengeist — jetzt nur noch darauf an, unbefangen zu erkennen, daß um den Glauben nicht herumzukommen ist und daß es der Vernunft allein zukommt zu sagen, was geglaubt werden kann und was nicht geglaubt werden darf.“ . . . „es kommt darauf an, durch freie Vernunftforschung die vorhandenen Wahrheiten in ihrer vollen Reinheit und in ihrer tiefen Bedeutung wieder zu erkennen.“ . . . „aber auf dem alten Glaubensboden das Wesentliche und Gemeinsame und damit das dem Menschengeiste Naturgemäße suchen, darnach kann ein jeder nach besten Kräften mitstreben. In diesem Streben aber nicht abzulassen, halte ich für Pflicht aller und glaube, daß dieser Pflicht am besten genügt wird, wenn man innerhalb der bestehenden Religionsgemeinschaften dahin drängt, daß diese unbeschadet ihrer Unterschiede sich auf das Wesentliche und Gemeinsame des Glaubens besinnen und sich dann in wechselseitiger Toleranz ehren, nicht aber gegenseitig verketzern und verdammen.“

Diese und ähnliche Aeußerungen des Verfassers erklären sich aus seinem gewiß löblichen aber schwerlich zum Ziele führenden Streben, zwischen den Extremen zu vermitteln. Er wird es damit Niemand, weder den Radicalen noch den Orthodoxen recht machen. Ueber alle solche, nach Erhaltung des Veralteten in geläuterter Gestalt ringende Bestrebungen, die namentlich auch von dem Protestantenvereine und dem Altkatholicismus vertreten werden, wird nach unserer Ueberzeugung die Geschichte hinweggehen, ohne von ihren ohnmächtigen Velleitäten eine irgend nachhaltige Notiz zu nehmen.

Der Protestantenverein geht selbst dem Verfasser in der Unbestimmtheit dessen, was seine Mitglieder zusammenhält, zu weit und er hält die Aufstellung eines, die Glaubensgemeinschaft richtig begrenzenden Bekenntnisses, welches das Wesentliche des Christenthums zum Ausdruck brächte, für die unerläßliche Bedingung einer gedeihlichen Entwicklung des Protestantenvereins. Wenn der Protestantenverein in Rücksicht auf die positive Glaubensverschiedenheit seiner Mitglieder, diese eigentlich religiöse Zukunftsarbeit jetzt nicht in Angriff nehme, so werde seine religiöse Bedeutung immer mehr abnehmen nnd — hier gelangt der Verfasser zu einer gewiß überraschenden These, die sich wohl nur aus seiner überschwänglichen Vorstellung von der Bedeutung der Bildungsvereine für das religiöse Leben erklärt — „seine Mitglieder thäten dann besser, die unbefangene Ausgleichung der religiösen Meinungsverschiedenheiten in der Mitte der religiös

Digitized by Google

tendenzlosen Bildungsvereine zu suchen, deren Streben es sein muß, für solche Ausgleichung einen freien Boden darzubieten. Daß bei solcher Sachlage die Mitglieder des Protestantenvereins und viele Bildungsvereine wechselseitige Theilnahme für einander hegen, ist natürlich."

Das Gleiche gilt, nach der Ansicht des Verfassers, die er näher zu begründen sucht, für das freundliche Verhältniß zwischen den Bildungsvereinen und den Altkatholiken, wenn auch, wie er ausführt, der Natur der Sache nach nicht die festgeschlossenen altkatholischen Gemeinden, sondern nur einzelne Altkatholiken sich gern zu den Mitgliedern der Bildungsvereine zählen, während sich, wie der Verfasser sodann fortfährt, aus dem gleichen Streben der Bildungsvereine und Freimaurerlogen hinreichend erklären und rechtfertigen lasse, daß eine, wenn auch im Verhältnisse zum Gesammtbestande nur geringe, so doch an sich größere Zahl von Logen denselben angeschlossen haben.

Als eine der höchsten Aufgaben der Bildungsvereine unserer Zeit bezeichnet es der Verfasser schließlich, ihren Mitgliedern zeitweilig einen Ersatz für das zu gewähren, was ihnen die Kirchen nicht mehr gewähren.

Es würde uns hier zu weit führen, auch auf alle übrigen Capitel unseres interessanten Werkes näher einzugehen. Sie alle bieten eine Fülle positiver Belehrung nnd durch den Reichthum der darin eröffneten Gesichtspunkte die mannigfachste Anregung zu weiterem Nachdenken über die von dem Verfasser erörterten Fragen. Die vow uns vorstehend besprochenen Capitel sind die vier letzten, das siebente, achte, neunte und zehnte; in den sechs vorangehenden Capiteln bespricht der Verfasser „Wesen und Aufgabe der allgemeinen Bildung"; „Volksbildung und Sittlichkeit"; „Geld und Geist"; „den sittlichen Fortschritt der Menschheit", und im zweiten Capitel, das wir zuletzt nennen, weil wir noch einige kurze Bemerkungen an den Inhalt desselben knüpfen wollen, „Frauengeist und Frauenbildung".

Im Ganzen spricht sich der Verfasser über den Beruf der Frauen in sehr verständiger Weise aus, indem er ihnen wesentlich die Sphäre des Gemüthslebens zuweist. Nur halten wir die Begründung dieser Auffassung des weiblichen Wirkungskreises für eine nicht zureichende, wenn der Verfasser sie lediglich in der quantitativen Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Begabung findet und die Behauptung, daß den Frauen aus physiologischen Gründen eine wirklich schöpferische Thätigkeit versagt sei, als unzutreffend von der Hand weist. Wir halten vielmehr diese Beschränkung der weiblichen Thätigkeitssphäre für eine erfahrungsmäßig durchaus richtige und glauben, daß die entgegenstehende Ansicht Mills, auf die sich auch der Verfasser beruft, die Hauptschuld an den auf der Hand liegenden Einseitigkeiten und falschen Schlüssen der „Subjection of Women" des berühmten englischen Philosophen trägt. Nach der Ansicht Meyers ist es nicht „die schöpferische Phantasie, die Initiative des Gedankens", was den Frauen fehlt, „sondern die andauernde Kraft, die dazu gehört, um aus diesen Anregungen großartig zusammenhängende Werke der Kunst und Wissenschaft oder gewichtige Thaten des öffentlichen Lebens hervorwachsen zu lassen." Für die erstere Behauptung beruft er sich darauf, daß „auf einigen Gebieten der Phantasie, wie z. B. der Romandichtung, der Blumen- und Landschaftsmalerei, sich die Frauenseele schöpferisch genug gezeigt habe," und daß, wie Mill nicht mit Unrecht behaupte, „mancher große Mann einen Theil seiner guten bewegenden Gedanken der Anregung seiner oder doch einer klugen Frau zu verdanken habe."

Was die letztere Behauptung betrifft, so entzieht sie sich theils ihrer Natur nach überhaupt jeder strengen und genauen Controle, theils beruht sie nur auf den Angaben einzelner, für die betreffenden Frauen begeisterter Männer, ja unseres Wissens wesentlich nur auf denen des einen Mill. Was aber die vom Verfasser angeführten künstlerischen Leistungen anlangt, so springt, selbst wenn man die Vorzüglichkeit der Leistungen der Frauen auf diesen Gebieten ohne Einschränkung zugeben wollte, was wir noch nicht einmal thun, doch die Dürftigkeit der hier in Betracht gezogenen Thätigkeiten im Verhältnisse zu den Gebieten eigentlich schöpferischer Thätigkeit auf den ersten Blick so sehr in die Augen, daß schon gerade diese Anführungen für die Berechtigung der entgegengesetzten Behauptung zu sprechen scheinen. Man kann vielleicht über die Natur des Schaffens auf dem Gebiete des Romans streiten; wir würden demselben, namentlich wenn wir mit ganz vereinzelten Ausnahmen die Frauenromane in Betracht ziehen, doch einen wesentlich receptiven Charakter zuschreiben. Dasselbe gilt auch von der Landschaftsmalerei, die überhaupt unseres Wissens keine hervorragenden Leistungen von Frauen aufzuweisen hat, und in noch höherem Grade von der Blumenmalerei, der auch in ihren bedeutendsten Leistungen ein anderer als receptiver Charakter nicht beizumessen sein wird. Noch viel gewisser und entscheidend aber ist unserer Ansicht nach, daß auf allen denjenigen Gebieten, wo wirklich ausgezeichnete Leistungen durch ein reines künstlerisches Schaffen bedingt sind, auf den Gebieten der epischen und dramatischen Poesie, der Historienmalerei und der musikalischen Composition — der Philosophie und der wissenschaftlichen Entdeckung gar nicht zu gedenken —, von hervorragenden weiblichen Leistungen absolut keine Rede sein kann.

Von dieser Meinungsverschiedenheit abgesehen, können wir, wir wiederholen es, der Auffassung und Darstellung des weiblichen Wesens und des ihm zugewiesenen Wirkens von Seiten des Verfassers nur unsern unbedingten Beifall zollen. Auch hat uns, um auch das noch schließlich anzuführen, die ebenso humoristische wie energische Zurückweisung, welche der Verfasser in einem Nachtrage den heftigen Angriffen, mit welchen Frau Hedwig Dohm den ursprüglich in der „Gegenwart" erschienenen Aufsatz Meyers in eben demselben Blatte bekämpfen zu müssen geglaubt hat, zurückweist, wahrhaft gefreut.

Daß wir einer so eingehenden Besprechung, einer solchen Fülle von Gegenständen gegenüber, mehrfach anderer Meinung sind, schließt nicht aus, daß wir dem Verfasser für die reiche Belehrung und nachhaltige Anregung, welche uns sein Buch gewährt hat, und welche wir jedem ernsten Leser von der Lectüre desselben versprechen zu können glauben, wahrhaft dankbar sind.

E. Lehmann.

Der moderne französische Roman.

(Daudet, Ferdinand Fabre, Hector Malot.)

Paris, September 1876.

Seit dem bekannten und noch nicht entschiedenen Streit in der schöngeistigen Literatur zwischen der sogenannten classischen und der romantischen Schule hat sich ein ganzer Schwarm junger Talente von verschiedenem Caliber in das immer mehr anschwellende Heer der Romantiker unter der Fahne Victor Hugos anwerben lassen. Die jungen Kämpen entwickelten eine Productivität, welche die Lesewelt mit Romanen überschwemmte. Um all das Futter für Leihbibliotheken durchzulesen, reicht ein Menschenalter nicht hin. Ganze Ladungen von liegen gebliebenen Auflagen werden an die Antiquare zu Spottpreisen verkauft und wandern von deren Auslagen in die Mansarden der Arbeiterfamilien, Nätherinnen und Ladenmamsellen, die sich unmöglich eine billigere Zerstreuung für ihre Abende und Sonntage verschaffen können, als mit der Lectüre von Romanen, von denen der Band durchschnittlich nicht über fünf Sous zu stehen kommt. In den größeren Ateliers findet sich immer ein speculativer Kopf, der sich eine ganze Bibliothek von solchen Buchhändlerkrebsen anlegt und an seine Collegen für einen Sous vermiethet. Am Ende wird Alles consumirt.

Der Roman, schlecht oder gut, liefert dem Arbeiterstande, oder vielmehr derjenigen immer noch zahlreichen Fraction desselben, die sich um politische oder sociale Fragen zu kümmern weder Muße noch Neigung hat, die einzige geistige Nahrung, die ihr zusagt und die sie verdauen kann. Dieses Bildungsmittel hat freilich seine gefährlichen Seiten, die von den Moralisten häufig genug, aber ohne merklichen Erfolg, signalisirt wurden.

Digitized by Google

Ihre Demonstrationen haben im Gegentheil nur dazu gedient, die Neugierde zu stacheln und die Neigung primitiver Leser für die ihnen als gefährlich bezeichneten Werke anzuregen. Damit erklären sich die häufigen Erfolge elender Machwerke, in denen pfiffige Gaunerstreiche berühmter oder unbekannter Abenteurer mit etwas lebhaftem Colorit geschildert werden. Manche von diesen gehaltlosen Dilettantenarbeiten haben mehrere Auflagen erlebt, während gediegene Sittengemälde talentvoller Autoren in den Auslagen der Buchhandlungen oder Antiquare Jahre lang unbeachtet aufliegen.

Diesem Uebel wäre nur abzuhelfen, wenn man von den Werken renommirter Schriftsteller eben so billige Ausgaben veranstalten könnte. Dies ist jedoch wegen des hohen, mitunter fabelhaften Honorars, das die Celebritäten unter den Romanschriftstellern von den rivalisirenden Verlegern erhalten, nicht leicht ausführbar. Den lohnenden Honoraren verdankt aber die Romanliteratur in Frankreich ihren Aufschwung und ihre gegenwärtige Bedeutung. Erst nachdem sich ihre Goldquellen geöffnet hatten, betheiligten sich Schriftsteller ersten Ranges daran, die bis dahin den Roman als einen untergeordneten Zweig der belletristischen Literatur betrachtet hatten. Ihnen verdankt man das Entstehen der Tendenzromane, in denen die ernstesten socialen, religiösen und selbst politischen Fragen in anziehender Form verhandelt werden und sich als die wirksamste Propoganda für die Verbreitung freiheitlicher Ideen, für Beseitigung eingewurzelter Vorurtheile und für das Erkennen der Gebrechen in den gegenwärtigen staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen erwiesen haben. Eugen Sue, Victor Hugo, Georg Sand und deren Geistesverwandte haben sich durch das Bloslegen der Mißverhältnisse, deren Druck auf den productiven Kräften des Volkes am empfindlichsten lastet, zur Erkenntniß dessen, was der Menschheit Noth thut, mehr beigetragen als alle gelehrten Abhandlungen der Erfinder von Systemen für gesellschaftliche Reformen.

Die Betheiligung der hervorragendsten Schriftsteller an der Romanliteratur hat nothwendigerweise die Anforderung des Lesepublicums und das Aufkommen der jungen Talente ungemein erschwert. Gegenwärtig macht man andere Ansprüche an einen guten Roman: eleganter Stil und lebhafte Phantasie genügen nicht mehr. Man verlangt von einem Romanschriftsteller nicht blos eine genaue psychologische Beobachtungsgabe, um das Uhrwerk der geheimen Triebfedern, welche die Gefühle und Leidenschaften in Bewegung setzen, schildern und darnach die Entwickelung der verschiedenen Charaktere erklären zu können. Man heischt, daß er mit allen gesellschaftlichen Verhältnissen des äußeren Lebens vertraut sei, um befähigt zu sein nicht bloße Fictionen, sondern wahre, dem wirklichen Leben entlehnte Bilder zur Darstellung zu bringen. Die Lesewelt ist lange genug mit Phantomen der Einbildungskraft, die man für lebende Wesen ausgab, gespeist worden, um nach so viel verdunsteten Illusionen das Bedürfniß zu fühlen, sich mit dem vertraut zu machen, wie die verschiedenen Schichten der Gesellschaft leben, denken, sich bewegen und auf der Bahn des Culturfortschritts sich um- oder neugestalten.

Es ist, wie man sieht, keine kleine Aufgabe, die man den Romanautoren der Gegenwart stellt. Aeußerst wenige unter ihnen haben dem Leben so tief in die Augen gesehen, um sie befriedigend lösen zu können. Die meisten, und darunter manche Berühmtheiten, strengen sich an neue Typen von Charakteren, pikante Situationen zu erfinden, um die Leselust zu stimuliren; sie verschwenden an ihre fictiven Gebilde den ganzen Reichthum ihrer Geistesgaben; der Leser aber bekommt die Realität nur durch das Prisma ihrer Phantasie zu sehen.

Von Zeit zu Zeit taucht ein Meteor am literarischen Horizonte auf, das als eine neue Erscheinung begrüßt wird, und man wundert sich, daß diese Leuchte von dem Observatorium der Kritik nicht schon früher entdeckt wurde. Dazu gehört z. B. der in alle Sprachen übersetzte und auch in Deutschland vielseitig gefeierte Roman von Daudet: „Fromont jun. Riesler sen." Unglücklicherweise begnügte sich der begabte Autor nicht mit dem fabelhaften Erfolge seines glänzenden Treffers, von dem schon die 17. Auflage erschienen ist, und ließ sich verleiten, sein Werk zu dramatisiren. Die Irisfarben, womit Daudet es so gut versteht, die Situationen, Schilderungen und die Analysirung der Details zu übertünchen, erblassen vor dem Lampenschein der Bühne. Das Publicum war erstaunt in den Personen und Charakteren des Romans, als sie ihm lebend vorgeführt wurden, gewöhnliche Erscheinungen zu erkennen, wie sie ihm schon hundertfach im Schauspiel und Roman vorgeführt wurden, während sie ihm in Erinnerung an die gewandten Schilderungen des Romans als neue interessante Originale vorschwebten.

Der schnell berühmt gewordene Roman Daudets, den ich bei Ihren Lesern als hinlänglich bekannt voraussetze, ist ein Album von einer Reihefolge mehr oder minder gelungener Genrebilder in Meissonier'scher Manier ausgeführt. Jedes Blatt enthält einzelne, mitunter meisterhaft durchgeführte Scenen, die mit Figuren aus der commerziellen Sphäre der Pariser Bourgeosie belebt sind. In dem Ausmalen der kleinen Details entwickelt Daudet ein unbestreitbares Talent. In der Anlage der Charaktere aber gelingen ihm nur die Contouren. So wie er zu deren Analysirung übergeht, geräth er aus dem Geleise der Wahrheit. Die Typen, die er schaffen will, gestalten sich in seiner Schilderung zu Excentricitäten, wie sie die nach Effecten haschende Phantasie wohl erfinden, die psychologische Menschenkenntniß aber nicht rechtfertigen kann. Die Hauptfiguren in seinen Romanen sind entweder der Inbegriff einer vollkommenen moralischen Fäulniß, oder idealisirte Tugendexemplare, an denen weder Mängel noch Schwächen zu entdecken sind.

Man hat es ihm zum besonderen Verdienst angerechnet, daß er in seinen Romanen nachgewiesen habe, wie die Sittenverderbniß in den spießbürgerlichen Kreisen eben so monströse Erscheinungen erzeugen kann, wie in den höheren Classen der priviligirten Müßiggänger. Dieser Nachweis ist vollständig mißglückt. Sidonie, diese vom Glück aus abhängigen Verhältnissen in den Besitzstand erhobene Parvenüe, die der Autor als Musterkarte aller Infamien darstellt, ist nicht das Product mangelhafter, socialer Einrichtungen; ihre Verdorbenheit ist weder durch Erziehung noch durch Einwirkung äußerer Verhältnisse motivirt, sie ist auf die Bahn des Lasters, zu revoltirenden Abscheulichkeiten nicht durch Verführung oder böse Beispiele gedrängt worden. Ihre Verworfenheit entspringt aus innerem Triebe, aus Lust am Bösen, was einen abnormalen Organismus des Seelenzustandes vorbedingt, wie derselbe in der Wirklichkeit bei keinem Menschen, selbst nicht bei dem abschreckendsten Verbrecher vorzufinden ist. Sie ist die spontane durch nichts erklärbare Erscheinung eines mitten in dem Fruchtfelde aufgeschossenen Giftschwammes, dessen Bestimmung es ist, Gift und Fäulniß zu erzeugen.

Nein, Daudet mag als gewandter Stilistiker, als geistreicher Componist pikanter Situationen und zweideutiger Abenteuer gelten, ein Psychologe ist er nicht, sonst hätte er eine solche moralische Mißgeburt nicht für die Illustration eines Sittengemäldes wählen und ein derartiges Monstrum als einen in der bürgerlichen Gesellschaft wuchernden Typus vorführen können.

Gefallene Frauen haben allerdings in der neuern Periode der schöngeistigen Literatur Frankreichs nur allzu häufig Stoff zum Schauspiel und Roman geliefert. Wenn aber z. B. Emil Augier in seinem Drama: „Lionnes pauvres" in der Madame Pommeau ein gefallenes Weib schildert, so rechtfertigt und erklärt er den moralischen Zersetzungsproceß, der im Innern des Herzens dieser Frau dem Falle voranging, durch natürliche Reihefolge von verführerischen Motiven. Es war ihm nicht um die Schilderung einer pflichtvergessenen Frau, sondern um die Bloslegung eines Geschwüres in dem Organismus der Gesellschaft zu thun. Man konnte die Frau verachten und ihren betrogenen Mann beklagen, man sammelte aber in dem Drama einen reichen Stoff für ernste Reflexionen. Die Daudet'sche Sidonie erzeugt aber nicht Verachtung, sondern nur Ekel. Die einzige Reflexion, die man aus der ganzen Handlung des Romanes ziehen kann, liefert das gewagte Paradoxon des Autors, daß in den kleinbürgerlichen Kreisen

Digitized by Google

die Zahlungsfähigkeit einer Firma größeren Werth hat als die Ehre der Familie.

Daudet wird von seinen zahlreichen Freunden in der Presse viel beweihraucht. Den geschicktesten Reclamen wird es aber nie gelingen, den Autor von „Fromont jun. und Riesler sen." zum Modell des modernen französischen Romans hinaufzuschrauben. Er kann wohl seinen Standpunkt unter den Romanschriftstellern als geistreicher Erzähler behaupten, einen Vergleich aber mit den wirklichen Repräsentanten der modernen Richtung hält er nicht aus. Ohne mich auf die notorischen Berühmtheiten in diesem Genre, auf die Meisterwerke der unnachahmlichen George Sand, Sandeau, Octave Feuillet u. s. w. zu berufen, will ich nur einige der in Deutschland weniger bekannten Schriftsteller signalisiren, die sich mühsam bei den denkenden Leser zur begründeten, wenn auch verspäteten Anerkennung empor gearbeitet haben.

Einer der bedeutendsten davon ist Ferdinand Fabre. Seine zahlreichen Romane, worunter ich „Julien Savignac", „Mademoiselle Maleville", „Chevrier", „Tigrane", „Barnabe", und „Marquis Pierrerue" anführe, hatten längst in literarischen Kreisen große Beachtung gefunden, ehe das große Publicum durch die französische Akademie auf den bescheidenen Autor aufmerksam gemacht wurde, als sie ihm 1872 für seinen Roman: „Les Courbezon" den Ehrenpreis von 2000 Fr. zuerkannt hat. Das Publicum, immer unsicher in selbstständigen Urtheilen, hatte nun einen Anhaltspunkt in der Autorität der Akademie gefunden und seitdem ist der Ruf Fabre's begründet. — Jeder bedeutende Schriftsteller nimmt gewisse Eigenthümlichkeiten an, die ihn, sei es im Stile, in der Darstellungsweise, oder in der Vorliebe für gewisse Stoffe kennzeichnen. —

Der gewandte klare Stil, die mit sicherer Hand entworfene Anlage der Charaktere, das lebhafte Ausmalen der Situationen und das scharfe Sondiren des menschlichen Herzens in dessen Kämpfen mit den Leidenschaften, der geistreiche Dialog in allen Tonarten des gesellschaftlichen Verkehrs, dies Alles vereinigt kann man nicht als besondere Eigenthümlichkeit Fabres bezeichnen, da man diese Vorzüge bei Belletristen von Ruf vereinzelt vorfindet und sogar voraussetzt. Was er aber vor den Meisten voraus hat, und was seine Werke so anziehend macht, das ist die Objectivität seiner Schilderungen und die Tiefe seiner Beobachtungsgabe. Wenn er den Leser, wie z. B. in „Barnabe", unter die Kleinstädter und Dorfbewohner des südlichen Frankreichs einführt, so würde man darauf schwören, daß er einen großen Theil seines Lebens in deren Mitte zugebracht habe; so genau hat er deren Sitten, Denk- und Ausdrucksweise abgelauscht und mit der Naturtreue einer Photographie wiedergegeben. Aus seinen Schilderungen der Pariser akademischen Jugend im „Marquis Pierrerue" erkennt man sogleich den ehemaligen Universitätsburschen, der in seinem Verkehr mit Studenten, Künstlern und angehenden Literaten einen ganzen Schatz interessanter Beobachtungen gesammelt und zu trefflichen Lebensbildern verarbeitet hat. Eben so familiär sind ihm die Sphären der höheren Gesellschaft mit ihren traditionellen Standesvorurtheilen und ihren geheimen oder offenen Anstrengungen, um im Bunde mit dem Clerus dem ihren Vorrechten gefährlichen Ueberströmen der freiheitlichen Ideen zu wehren.

Das Terrain aber, worin er sich am heimischsten fühlt, ist die Organisation des gesammten französischen Priesterstandes, deren complicirtes Räderwerk Niemand so gründlich sondirt hat als Fabre. Sein letzter Roman „La petite mère", der soeben im Feuilleton des „Temps" beendet ist, enthält mehrere Enthüllungen über die Taktik des höheren Clerus, von der selbst die große Armee der Landpfarrer und Congregationen aller Art keine Ahnung hat. Er stellte sich die Aufgabe, die Verzweigung aller durcheinander laufenden Fäden zu entwirren, woraus die herrschenden Seelensorger die feinen Schlingen gedreht haben, in denen sie das Heer der frommen, um ihr ewiges Heil besorgten Gläubigen festhalten und ihnen zum Heil der Kirche die weltlichen Güter abschwindeln. Auf diesem Gebiete ist der Autor ohne Rivalen; er hat seine Aufgaben mit einer erstaunlichen Kenntniß des Stoffes gelöst, als hätte er nur in Klöstern, in Presbyterien, Seminarien und Missionscollegien gelebt. Alle seine Romane haben eine Tendenz, eine moralische oder ästhetische Grundlage. Dabei sucht er nie seine eigene vorgefaßte Meinung geltend zu machen; er tritt nie als Parteimensch auf, sondern läßt den Leser aus dem Wirken der vorgeführten, der Wahrheit entnommenen Personen selbst die Reflexionen ziehen. Seine Gegensätze sind nie schroff, er schimpft und tadelt nicht, läßt jeder Anschauung Gerechtigkeit widerfahren; weist aber nach, welches entsetzliche Unheil Fanatiker, oder irre geleitete fromme Gemüther, mit dem besten Willen Gutes zu thun, anrichten können, wenn ihnen die Einsicht fehlt, daß sie nur als blinde Werkzeuge für selbstsüchtige Zwecke der gefährlichsten aller Verbrüderungen mißbraucht worden sind. Der Clerus hat nie einen gefährlicheren Gegner gefunden als Fabre, obwohl, oder weil er ihn nie direct angreift und anscheinend mit allen ihm gebührenden Rücksichten behandelt.

Eben so objectiv wie Fabre, aber in anderer Richtung, ist Hector Malot, der auch erst nach 15jährigem Schaffen zur verdienten Anerkennung gelangt und ein Lieblingsschriftsteller der Gegenwart geworden ist. Mit reicher Phantasie ausgestattet, hat er sich frühzeitig zu zügeln gelernt, um seinem Grundsatze: „immer wahr zu sein", treu zu bleiben. Dafür pulsirt aber auch in seinen Gestalten, die alle dem Selbsterlebten entnommen sind, gesundes Leben. Er gleicht auch darin Fabre, daß er nie dem selbstständigen Urtheil der Leser vorgreift und die vorgeführten Personen einfach sprechen und handeln läßt, ohne durch eine lange Analyse von deren Denk- und Handlungsweise ihren moralischen oder geistigen Gehalt im Voraus abzuwiegen. Auf diese Weise entrollen sich die Charaktere in der Mannigfaltigkeit der Situationen von selbst, und dem durch keine Reflexion des Autors beeinflußten Leser tauchen unwillkürlich Erinnerungen aus eigenen Erlebnissen auf, die ihn zu Vergleichen und zur Kritik der in den Scenen gruppirten verschiedenartigen Charaktere hinleiten. Eben so objectiv wie in der Schilderung der Personen ist Malot in der Beschreibung von dem Schauplatze der Handlung. Entwirft er das Bild von einer Gegend oder von einer Stadt, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß er selbst gesehen hat, was er ausmalt; und er hat nicht nur viel gesehen, sondern er versteht auch zu sehen. Wäre Malot Maler geworden, so hätte er schwerlich Adoniße, Nymphen und andere lustige Gestalten gemalt; er hätte aber mit Breton um den großen Ehrenpreis in der Darstellung naturwüchsiger Landbewohner der Normandie gerungen, die er kennt und mit Vorliebe in seinen Erzählungen, wie Breton die Typen der Bretagne in seinen Gemälden vorführt. Malot hat sich aber nicht auf die Schilderung der normännischen Typen beschränkt. Eine seiner vorzüglichsten Eigenschaften besteht vielmehr in der Vielseitigkeit seines Talentes. Seine Beobachtungen erstrecken sich auf alle Classen der Gesellschaft, auf alle Gebiete des intellectuellen, wie des materiellen Lebens. Welche Verschiedenheit und welche Abwechselung in den Rahmen und in den handelnden Personen seiner Werke, von den „Liebesopfern" an, worin ergreifende von den Leidenschaften angerichtete Dramen in Scene gesetzt sind, bis zu den politische, finanzielle und religiöse Fragen behandelnden Romanen, wie: „die Heirath unter dem zweiten Kaiserreich", der „Schwager", der „Landpfarrer", die „Erbschaft Arthurs", die „Herberge zur Welt". Malot geht in den vorgeführten Personen seiner Romane ganz auf. Seine Bauern, Bourgeois, Beamte, Edelleute u. s. w. reden alle in der Sprechweise ihres ihnen zugemutheten Bildungsgrades. In keinem Dialog hört man den Redeschmuck des Autors. Es sind stenographirte Gespräche und keine Wortgefechte, die der Leser belauscht und in denen viele Schriftsteller ihre eigene Schlagfertigkeit in treffenden Repliken auf Kosten der Wahrheit Parade reiten lassen.

Es wird in der letzten Zeit über die Bedeutung der Auffassungsweise, die man mit dem Worte „Realismus" bezeichnet, viel discutirt. Gewisse Autoren nehmen für sich den Titel „Realisten" in Anspruch und glauben ihn durch die Schilderung niederer Leidenschaften, entwürdigender Laster, verkommener Individuen, überhaupt mit dem Ausmalen aller Schattenseiten des gesellschaftlichen Lebens gerechtfertigt zu haben. Den Titel „Realist" verdient aber nur, wer ohne vorgefaßte Meinung am schärfsten

Digitized by Google

die Gebrechen sowohl, wie die eminenten Erscheinungen, wie sie sich im geselligen Verkehr offenbaren, beobachtet und naturtreu wiederzugeben versteht. Wenn diese Definition richtig ist, verdient Malot vor Allen den Titel eines wahren Realisten.

G. H.

Freiheit und Gleichheit.

Von E. v. Hartmann.

(Schluß.)

Die vorstehenden Resultate erhalten eine weitere Bestätigung, wenn wir die Bedeutung des anderen Revolutionsprincips, der Gleichheit, in's Auge fassen.

War die Freiheit etwas rein Negatives, so ist die Gleichheit allerdings eine positive Bestimmung, aber gleichfalls nur eine relative; denn die Gleichheit sagt nur eine Beziehung zwischen den Verglichenen aus, aber nicht eine Eigenschaft, die jedes derselben an und für sich besäße. Wenn man hört, daß alle Menschen gleich seien oder gleich sein sollten, so ist man dadurch nicht um ein Haar klüger darüber geworden, wie denn der einzelne Mensch beschaffen sei, oder sein sollte. Die Gleichheit ist also auch eine ganz abstracte Relation, und ihre Forderung kann nur insofern als ein Ausfluß der Vernunft gelten, als die Gleichheit einmal gegebener Vieler so lange als das einfachere und rationellere Verhältniß erscheinen muß, wie die Ungleichheit nicht begründet ist. Es ist mithin die Rationalität der Einfachheit und der Ausschließung jeder Abweichung von der Einfachheit ohne zureichenden Grund, was der Gleichheit einen rationellen Charakter aufprägt, der dem Begriff der Freiheit als solchen selbst in diesem denkbar dürftigsten Grade fehlt.

Daß die Menschen wirklich gleich seien, oder auch nur gleich geboren sein, ist längst als eine völlig unhaltbare Behauptung nachgewiesen worden, und doch ist es immer noch diese Annahme, die letzten Endes stillschweigend der Forderung zu Grunde liegt, daß sie als gleiche zu behandeln seien. In Wahrheit sind die Menschen nur bis zu dem Grade gleich, als sie den Gattungstypus „Mensch" repräsentiren; es kann also auch nur die Folgerung daraus gezogen werden, daß sie insoweit gleich zu behandeln seien, daß die Behandlung derselben dem Gattungstypus „Mensch" entsprechen müsse. Im Uebrigen aber kann die Behandlung derselben genau in ebenso weiten Grenzen variiren, als die Individuen innerhalb des Gattungstypus „Mensch" variiren. Außerdem bleibt die Frage völlig offen, welche Arten von Behandlung durch die dem Gattungstypus „Mensch" zukommenden Charaktere ausgeschlossen seien, ob z. B. die Behandlung des Menschen als Sklaven schon eine unmenschliche, entmenschlichende, oder verthierende sei, oder ob die Behandlung eines Menschen als eines Heiligen und Unfehlbaren schon eine übermenschliche, vergötternde sei. Der Begriff Gleichheit lehrt uns eben gar nichts über die Frage, wie weit der Gattungstypus Mensch hinab- und hinaufreiche, wie tief also seine Ansprüche herabsinken, oder sich erheben können; dazu gehört eine sachliche Untersuchung anthropologischer oder psychologischer Art.

Mit einem Gleichheitsbegriff, der solchen Spielraum ließe, hätte aber auch die große Revolution gar nichts anfangen können; hier wurde von der Verschiedenheit der Racen, Geschlechter und Lebensstadien abgesehen, und ganz praktisch zunächst eine volle Gleichheit für die erwachsenen Männer der französischen Nation verlangt. Daß diese Forderung gegenüber den unvernünftig gewordenen Ungleichheitsformen einer überwundenen Geschichtsperiode völlig berechtigt war, ist schon oben zugestanden; das Unvernünftige liegt nur in der Erhebung der Gleichheit zum allgemeingültigen Princip an Stelle der Bekämpfung der concreten Ungleichheiten als unvernünftiger. Hatte aber dieses so aufgestellte Princip sich einmal als Waffe zur Beseitigung schädlicher Ungleichheiten als nützlich bewährt, so mußte es nothwendig einen falschen Nimbus behalten, zu weiteren Anwendungen und Consequenzen reizen, und dadurch unter dem Schein der edelsten Bestrebungen der rohesten Unvernunft Vorschub leisten. Nach Beseitigung der Ungleichheit der Geburt und des Ranges mußte das Princip sich nothwendig gegen die Ungleichheit des Besitzes, endlich gegen die Ungleichheit des Geschlechts und der Lebensstadien kehren; d. h. nach der Emancipation des Bürgerstandes mußte die Emancipation des Proletariats, und endlich die Frauen- und Kinderemancipation an die Reihe kommen. Man erkennt schon hier, wie eng die Forderung der Gleichheit mit der der Freiheit verknüpft ist; beide kehren sich gegen eine Ueberlegenheit, die bald als bindende Macht, bald als störende Ungleichheit erscheint. Der Capitalbesitz z. B. ist eine Ueberlegenheit; die Freiheitsidee verlangt ihr gegenüber Beseitigung der Capitalsherrschaft und Lohnsklaverei, die Gleichheitsidee fordert die Ausführung dieser Emancipation durch gleichmäßige Vertheilung des Besitzes, beziehungsweise des Nießbrauchs unter Alle (Comunismus).

Der Bourgeoisliberalismus hat denn auch bald einen Schreck bekommen vor den Consequenzen des Princips, dessen er sich in der großen Revolution als Waffe gegen den Adel bedient hatte, und hat sich beeilt, das Gleichheitsprincip durch die Formel „Gleichheit vor dem Gesetz" zu beschränken. Aber diese Einschränkung geht theils zu weit, indem sie durch die Gleichheit der gesetzlichen Behandlung des Feingebildeten und Verzärtelten mit derjenigen des rohen Ackerknechts dem ersteren die größte Unbilligkeit zufügt, theils ist sie willkürlich eng, und nicht aufrecht zu erhalten. Entweder ist die Forderung der Gleichheit begrifflich berechtigt, dann ist sie es ohne Rücksicht auf die von den Interessen der Bourgeoisie beliebte Einschränkung, oder sie ist es nicht, dann kann sie auch innerhalb jener Einschränkung nicht als Grund für die Wegräumung bestehender Ungleichheiten benutzt werden.

Es ist die Folge jenes abstracten Princips, wenn der hochgebildete und verweichlichte Großstädter dieselbe Gefängnißkost, Lagerstatt und Behandlung empfängt, wie der rohe Wasserpolack, obgleich sie dem ersteren als eine Folter, dem letzteren als ein Paradies erscheint, — oder wenn Verbal- und Realinjurien oder Verstöße gegen die Sittlichkeit und Schamhaftigkeit bei verschiedenen Ständen und Bildungsstufen mit demselben Maße gemessen werden. Derselbe Thatbestand hat in verschiedenen Gesellschaftsschichten eine ganz verschiedene Bedeutung, und lediglich eine vernunftgemäße Umgehung des Princips der Gleichheit vor dem Gesetz durch die Strafabmessung von Seiten des Richters schützt uns davor, daß wir den Unsinn dieses Princips nicht noch weit härter empfinden. In solchen Fällen, wo durch die Gleichheit vor dem Gesetz die niederen Stände benachtheiligt werden, sind dieselben auch ganz bereit, die Nothwendigkeit eines Abgehens von diesem Princip zuzugestehen; so z. B. bei der Alternative von Geld- oder Gefängnißstrafe, oder bei der für alle Stände gleichartigen Bemessung der Geldstrafe oder des Maßstabs der Umwandlung von Geld- in Gefängnißstrafe und umgekehrt. Hier wird die Unvernunft einer formellen Rechtsgleichheit bei inhaltlich-realer Ungleichheit eingesehen, aber wo die oberen Gesellschaftsschichten die durch formelle Rechtsgleichheit benachtheiligten sind, will man von einer Correctur derselben zu Gunsten einer sachlich gleichbedeutenden Behandlung nichts wissen, und steift sich auf sein Princip.

Diese Andeutungen dürften genügen, um darzuthun, daß es eben nicht auf die formelle Gleichheit vor dem Gesetz als solche ankommt, sondern auf sachliche und inhaltliche Billigkeit und Angemessenheit der Behandlung, daß also die Fassung des Gleichheitsprincips als „formelle Gleichheit vor dem Gesetz" unter Ausschließung realer Gleichheit principiell verkehrt ist, da vielmehr eine Gleichheit vor dem Gesetz nur dadurch gerechtfertigt werden kann, daß sie sachlich angemessen und vernunftgemäß ist, während sie andernfalls zu verwerfen ist.

Dazu kommt nun, daß die Gleichheit vor dem Gesetz doch erst dann der Gleichheitsidee entspricht, wenn das Gesetz so beschaffen ist, daß es die etwa noch bestehenden oder sich bildenden

Digitized by Google

Vorrechte beseitigt, nicht aber sie sanctionirt. Nun hat zwar die Revolution die früher vom Gesetz sanctionirten Vorrechte der Adelsaristokratie beseitigt, hat aber die Geldaristokratie bestehen lassen, und sind die Macht und die Privilegien, welche durch Capitalbesitz verliehen worden, gegen jeden Versuch der Besitzlosen, sie zu stürzen, durch die Gesetzgebung und die richterliche Gewalt geschützt. Freilich hat jeder Besitzlose die Aussicht, desselben Schutzes jener Vorrechte zu genießen, für den Fall, daß es ihm gelingen sollte, zu dem Object dieser Privilegien zu gelangen, aber das tröstet ihn über die bestehende Ungleichheit so wenig, wie den Sklaven die theoretische Möglichkeit, daß es ihm gelingen könnte, seinen Herrn zur Freilassung zu bewegen, oder den Bürger unter dem ancien régime die Hoffnung, daß sich ja ein Edelmann finden könnte, der ihn adoptirt. Ebenso wenig hilft es dem Ehelosen, der sich über die gesetzlich geschützten Vorrechte der Ehemänner beschwert, wenn man ihn darauf hinweist, daß er ja nur zu heirathen brauche, um derselben Privilegien theilhaftig zu werden; denn wenn ihn kein Mädchen nehmen mag, oder wenn er zu arm ist zur Familiengründung, so kann er eben factisch nicht dieser Vorrechte theilhaft werden. Thatsache ist also ein Zustand ungleicher Rechtsvertheilung, der durch das Gesetz sanctionirt, und durch gesetzlich geschützte Einrichtungen (wie z. B. das Erbrecht) perpetuirt wird. Eine solche Ungleichheit im Gesetz macht aber in der That die Gleichheit vor dem Gesetz zum Spott. Es ist die letztere eine klägliche Abschlagszahlung, mit der die liberale Bourgeoisie formell dem Princip der Gleichheit zu huldigen sich den Anschein gibt, während sie es reell mit Füßen tritt. Auch hier wird der Zauberlehrling die Geister die er rief, nicht wieder los, bis der Meister kommt und mit dem ganzen Spuk Kehraus macht.

An der Freiheitsidee fanden wir noch in doppelter Hinsicht eine allgemeine Wahrheit: einerseits in der fortschreitenden Befreiung des Menschen von der Gewalt der Natur (allerdings auf Kosten der extensiven und intensiven Steigerung seiner Unfreiheit gegenüber der Gesellschaft) und andererseits in dem mit der Steigerung der Intelligenz zunehmenden Bewußtsein von der Nothwendigkeit der socialen Unfreiheit und ihres Wachsthums mit der Cultur. Nach diesen beiden Seiten ist in der Gleichheitsidee keine analoge Wahrheit zu finden; ihre einzige Wahrheit besteht darin, daß Ungleichheiten, die in früheren Geschichtsperioden vernünftig und culturdienlich waren, mit der Zeit aber unvernünftig und culturhemmend geworden sind, beseitigt werden müssen, um anderen Formen der Ungleichheit Platz zu machen. Denn darüber darf man sich auch in Betreff der Gleichheit keine Illusionen machen, daß die eine Form der Ungleichheit nur zerstört wird, um einer anderen Platz zu machen, und daß der Proceß der Geschichte von der größtmöglichen Gleichheit des Urzustandes der Menschheit Schritt vor Schritt zu immer reiferen und mannigfaltigeren Formen der Ungleichheit und zu immer tiefer greifenden Verschiedenheiten innerhalb einer Staatsgesellschaft fortschreitet. Auch das Ideal der Gleichheit liegt nicht vor, sondern hinter uns, nämlich in der Affenmenschheit, oder mit anderen Worten: die Verwirklichung der Forderung der allgemeinen Gleichheit ergäbe wiederum den Urzustand, d. h. die allgemeine Bestialität. Alle Individuen dadurch gleich zu machen, daß man sie auf den höchsterreichten Gipfel der Cultur erhebt, wird um so unmöglicher, je höher dieser Gipfel selbst aufsteigt; die allgemeine Nivellirung kann nur durch Herunterreißen des Hohen, Großen und Edlen (das bekanntlich selten ist) in das breite Niveau der Gemeinheit erreicht werden. Dieses letztere Niveau selbst aber hat sich nur gehoben, indem es von den voranstrebenden Höhen ein wenig nachgezogen wurde, und würde nach Abtragung dieser Gipfel schleunigst in die reine Thierheit wieder versinken.

Keinem, der die organische Entwickelungstheorie studirt hat, kann es zweifelhaft sein, daß alle Entwickelung, aller Fortschritt zu höheren Formen, alle Steigerung der Organisation nur durch Differenzirung der Glieder des Organismus bewirkt wird, d. h. durch Herausbildung von Unterschieden in vorher gleichartigen Theilen, und Steigerung der Unterschiede in den bereits verschiedenen. Je gleichartiger die Theile, auf desto tieferer Stufe steht ein Organismus, je mannigfaltiger und verschiedener die Theile, auf desto höherer steht er. Die rückschreitende Metamorphose oder der Verfall vollzieht sich durch Vereinfachung und Verähnlichung der Theile, die fortschreitende Entwickelung durch extensive und intensive Steigerung der Ungleichheit. Dieses Gesetz aller Entwickelung gilt auch für den social-politischen Organismus. Je höher derselbe sich ausbildet, desto reicher wird er an differenzirten Gliedern, desto vielseitiger werden seine Verrichtungen und die Anpassung seiner Glieder an dieselben, desto mehr und desto größere Unterschiede bilden sich unter denselben heraus, und desto unselbstständiger werden die Theile gegen einander, desto mehr wird ihre Freiheit von einander beschränkt, weil sie desto accurater und exacter mit ihren Verrichtungen in einander greifen müssen, um den Gang der ganzen Maschine in Ordnung zu erhalten. So erkennt man allein schon aus dem Begriff der organischen Entwickelung des politisch-socialen Lebens, daß Ungleichheit und Unfreiheit Hand in Hand mit einander zunehmen müssen, so lange der Proceß sich in aufsteigender Richtung bewegt. Nicht um ihrer selbst willen werden hier Unfreiheit und Ungleichheit, dort ein gewisses Maß relativer Freiheit und Gleichheit vernünftig sein, sondern weil sie jede an ihrer Stelle der vernünftigen Organisation des Ganzen dienen; es handelt sich also darum, die rechte Vertheilung einer jeglichen Unfreiheits- und Ungleichheitsform an die passende Stelle zu finden, und die Principien der Freiheit und Gleichheit weisen mithin auf ein höheres rationales Princip hin, in welchem sie in ihrer abstracten Unwahrheit aufgehoben, in ihrer relativen Wahrheit aber conservirt und erst recht fruchtbar gemacht sind. Dieses nächsthöhere rationale Princip aber ist das der Ordnung, im umfassendsten Sinne des Begriffs.

Aus der Hauptstadt.

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von **Gustav Ekoerke.**

V.

Die Säulen dieses Erkenntnißtempels, seine Oberpriester, haben herausgebracht, daß ihr Jupiter Publicus umgehend seine von der Museumsinsel nunmehr verschwindenden Weihgeschenke besungen haben will. Reihenfolge und Gruppirung sei ihm dabei gänzlich gleichgültig, er habe einfach das Generalisiren satt.

Was sind der Sterblichen Pläne, wenn die Ewigen zu wollen anfangen? Spreu ist unsere Ernte, wenn es den Göttern einfällt, Stroh zu dreschen. Soll ich mich als einen Widerspänstigen an den Felsen des Nicht-gelesen-werdens vereinsamen lassen? Nein, ich fürchte die Leberfresse des Adlers Aerger mehr als alle Geier literarischer Gewissensbisse. Unsere Epoche ist nationalliberal und ich ziehe den Compromiß vor.

Ich bekenne demnach, daß die Fülle des Fleisches auf den Knochen mindestens eben so viel Recht hat, wie das Skelett darunter, und daß es Gelegenheiten gibt, wo das Hinweisen auf das Knochengerüst und den anatomischen Zusammenhang den Genuß verderben kann. Ich bekenne ferner, daß der Körper unserer Kunst das simple Gerippe bis zum Unkenntlichen mit Einzelreizen verdeckt, welche sich durchaus nicht überall durch einen Knochen darunter erklären lassen. Und ich bin bereit, den Ruhm derselben in die Tafeln auch dieser Stätte einzugraben und aller Oekonomie dieser Arbeit zum Trotz einen „lyrischen Nachtrag" anzuheben und damit zu schließen.

Das sei kein Compromiß, sondern einseitiges Nachgeben? Je nun, — wo man einsieht, daß nicht mehr zu erreichen ist, muß man manchmal auch damit zufrieden sein und sich das Seinige gelegentlich zu nehmen wissen.

Also. „Die guten Maler malen alle verschieden", und möglichst nur von den besten soll hier die Rede sein. Will man aber einem vierten Hundert von Individualitäten in's Gesicht sehen, so muß man allerdings

Digitized by Google

verallgemeinernde Brille des Rubricirers abnehmen. Wie sie gerade nmen, nach Aehnlichkeiten oder Gegensätzen, oder nur nach der Reihenge, welche ihnen die Erinnerung gewahrt, werden wir also auf den genden Blättern eine Reihe der auffallendsten Erscheinungen, durch lche sich unser Kunstleben auf der letzten Ausstellung manifestirte, festjalten bemüht sein.

Wo von der Entwicklung deutscher Kunst die Rede ist, wird der me **Achenbach**, mit A. oder O. davor, mitklingen. Auf unserer Ausllung zumal waren die beiden Brüder mit einem Glanz vertreten, daß en hier wohl der Vortritt gebührt. Die drei Bilder des älteren, beders „Hildesheim" und das unvergleichliche „Sturm und Ueberemmung am Niederrhein", waren so echte und doch wieder so überhend schöne Andreas', und ebenso waren die drei Oswalds, in erster ie der „Mondaufgang überm Vesuv", von der Marcellina aus gesehen, n der „Marktplatz von Amalfi" und dann das „Nachtfest in Casaciola auf Ischia", wiederum so eigenthümlich und überzeugend schön beide Brüder so grundverschieden und doch so ähnlich Anderen gegenr —, daß ich es für eine unverzeihliche Bequemlichkeit hielte, diesmal r Parallele zwischen ihnen, so weit sie sich aus ihren Bildern ergibt, dem Wege zu gehen. Jedem, der die Achenbachs nebeneinander t, wird sie sich aufdrängen, und doch habe ich noch keinen nur einigerjen genügenden Versuch einer solchen gelesen. Auch das Folgende ıfprucht nur einige Hauptzüge dieses Doppelbildes zu skizziren.

Beide sind zum Unterschied von Vielen in erster Linie Maler, und Unterschied von noch Mehreren Maler des Moments, des Naturdrucks, wie Verschiedenes sie auch vom Augenblick verlangen, damit ie anrege. Beide malen die Natur nicht der Natur, sondern des es wegen, und, wie sie sich ihre künstlerische Wahl ihr gegenüber halten, so glaubt sich auch keiner von ihnen verpflichtet, so grau und zu malen, wie die Natur wohl ist. Keiner von beiden malt, wie versichert, directe Studien im Freien, oder macht gar seine Bilder der Natur fertig. Ein kaum begreifliches Gedächtniß ersetzt ihnen so gefährliche und für Talente zweiten Ranges doch zeitweise so hvolle Büffelei. Sie sehen ihre Bilder beim Fischen, Spazierenn ꝛc. Darum, wenn man sie, und besonders den Andreas, naturah nennen will, so soll man dabei sagen: im Sinne der Ruysdael, Goyen und ähnlicher alter Niederländer, nicht der Modernen. Denn Andreas auch zur Zeit, wie Schadow im Gegensatz zu Cornelius, Naturalist gescholten werden konnte, weil er und seine Schüler so ei nach dem Modell malten, wenn Andreas auch damals als „zu ler Realist" in Düsseldorf keinen Boden finden konnte, — heute hat n der Beziehung die naturalistische Schule, zu der er wohl den ß gegeben, die aber über ihn hinaus zur „Photographiemalerei" artet ist, längst weit hinter sich gelassen. Mit dem, was wir ihnen r nachgesagt haben, stehen vielmehr beide Achenbachs im schärfsten ıfatz zum neuesten Naturalismus und selbst zu der Stimmungsei der modernen französischen Landschafter (Daubigny ꝛc.), die beide, aller Unterschiede zu Gunsten der letzteren, doch immer mit ihren rn mehr oder weniger in den Grenzen der Studien bleiben.

Andreas steht in sofern fast allein in der ganzen deutschen Malerals er immer den alten malerischen Ueberlieferungen treu geblieben ber, während die Andern damit zu einer nebelhaften (oben charakten) Schablone ausarteten, hat er stets nebenher und auf eigene seinen Bildern das Leben der Natur zu bewahren gewußt. Dieser Natureindruck seiner Arbeiten war es später nicht zum geringsten welcher zur Gründung der modernen Naturalistenschule den Anab. Aber wie sich auch Geschmack und Malweise an ihn wie an immer frischen Bahnbrecher anschlossen, niemals ist er irgend einer nalerei in ihre Einseitigkeiten und Uebertreibungen gefolgt, sonmmer sah er nach wie vor die Natur selber und die großen länder daneben. Ganz Düsseldorf hat sich nach Andreas Achenbach altet und sein Recept hat sicherlich nicht *jedem* genutzt. Aber ıß man sagen: Andreas ist an dem Guten schuld, was die Düsselhaben, nicht an dem Schlechten.

swald betont im Grunde genommen dasselbe wie Andreas, aber ehr in erster Linie die schlagende einfache Bildwirkung; und wohl adurch erscheint er zunächst unmittelbarer und mehr aus dem schöpfend als sein Bruder. Zu diesem ersten Eindruck hilft auch lerische Erscheinung Oswald'scher Bilder, die Andreas gegenüber geistreiches Spiel auf der Leinewand aussieht, bei dem von Mache oder Mühe keine Rede zu sein scheint. Wie mit Riesenschritten schreitet hier alle Arbeit lustig und siegreich auf das Eine, Einzige zu: eindrücklichste, einheitlichste, zweifelloseste Wiedergabe eines empfundenen Moments. Und jedes Mal kann Oswald Tusch und Fanfare blasen lassen, wenn er den Pinsel weglegt.

Vor Allem aber ist es der eigenthümlich bestimmte Charakter, den Oswald von einer Bildidee verlangt — was ihn von seinem älteren Bruder unterscheidet. Oswald hat mehr von dem, was man so eigentlich einen echt deutschen Maler nennen könnte, trotzdem gerade er mit seinen weichen Augenblicksstimmungen bei den Franzosen viel populärer ist als der sprödere, strengere Andreas. Oswald denkt sich bei seinen Bildern mehr als die Meisten glauben, mehr vielleicht als von dem Beschauer herauszusehen ist. Naturpoesie und fremdartiges Volksleben spielen bei der Wahl seiner Stoffe eine Ausschlag gebende Rolle, eine für fast jeden Andern gefährliche. Viel mehr als man es seinen Bildern anmerkt, folgt er dem Gegenstand als solchem, er will z. B. gerade eine Procession malen, weil es eine Procession ist, und nicht das Malerische, was er zufällig einmal an einer solchen gesehen hat. Hat er einmal in einem Bilde nur wenige Figuren, so bedeutet diese Leere etwas und wirkt mit, während Andreas seine Staffage nur aus rein malerischen Gründen hinsetzt. Bei Oswald ist es nicht blos der goldige Ton z. B. der Sonne, den er im Bilde so schön brauchen könnte, was ihn anregt, ihm Freude macht: sondern daß es seine liebe, lustige, lebenspendende Sonne ist, empfindet er und will er empfinden lassen. Kurz, er packt das Leben der Natur und des Menschen in ihr, nur *wo und weil es poetisch ist*.

Aber was ihn als Maler groß macht ist sicherlich nicht dies, sondern vielmehr sein Genie, stets *zugleich* mit der poetischen die schlagende *malerische* Wirkung im Kopf zu haben, und das Unvermögen, seiner Idee anders als auf die malerischeste Weise Ausdruck zu geben; kurz, Maler *und* Poet sind in ihm in einziger Weise so untrennbar Eins geworden, daß man unmöglich jedem das ihm gebührende Theil an einem Bilde klar herausrechnen könnte.

Während Oswald so stets ganz und doppelt interessirt sein muß, um dann aber auch, ohne rechts und links zu schauen, lediglich auf diesen Eindruck loszugehen, als ob er in jedem Bilde so zu sagen ein Hauptbild malen wolle, währenddessen sucht und sieht *Andreas* zunächst aus lediglich malerischem Gesichtspunkt seine Bilder, und zwar häufig in lediglich malerisch interessanten Kleinigkeiten. Er sieht das Bild eher wie das, was man sich dabei denken kann, wie die Poesie, die sich aus ihm entwickeln ließe u. s. w. Andreas ist nur Maler und malt lediglich aus malerischen Gründen: im Gegensatz zu seinem Bruder Oswald, der aus Gefühlsgründen, und zu den modernen Naturalisten, die aus Richtigkeitsgründen so oder so malen. Trotzdem kann man das, was seine Grundanschauung im Gegensatz zu der poetischen Freudigkeit oder Lustigkeit Oswalds charakterisirt, als naturalistischen Ernst bezeichnen, der sein zunächst rein malerisches Interesse an den Dingen stärkt und sättigt. Hier läge für Andreas die Klippe, wie sie für Oswald im Entgegengesetzten, in der zunächst poetischen Anschauung läge, wenn nicht eben jede Einseitigkeit bei diesen beiden großen Malern von vorneherein, von der Begabung aus ausgeschlossen wäre. Wie Oswald, weil er den poetischen Moment zugleich malerisch empfindet, so wird Andreas nicht leer oder ermüdend, weil er seine malerischen Motive so mit Wahrhaftigkeit zu durchdringen und diese letztere so großartig zu gestalten weiß, daß man von ihm den höchstmöglichen Natureindruck in künstlerisch schönster und überzeugendster Weise empfängt. Es scheint ihm unmöglich, die Hauptsache nicht als Hauptsache, oder nur genrehaft und klein aufzufassen. Andreas wählt zwar im Gegensatz zu seinem Bruder am liebsten einfache, jedem bekannte Motive. Auch bei ihm hat man schließlich ein sachliches Motiv und einen bestimmten stimmungsvollen Naturmoment. Aber dies Zufällige versteckt sich nur so nebenbei von selbst, erscheint nur als Gelegenheit, das Wesen des Gegenstandes selbst zu entbinden: im Einzelnen zeigt er sozusagen das Ganze, das All. Auch bei ihm ist es wohl der bestimmte Tag, die Stunde, das Wetter, die einzelne Mühle — aber das ganze Sein und Treiben so eines Stückes Welt wird uns dabei erschlossen. Darin liegt es auch wohl hauptsächlich, daß seine Malerei gerade Malern von viel vornehmerem Natureindruck erscheint, als die irgend eines anderen Lebenden. Er ist eben wie Jacob Ruysdael, dessen grandiose künstlerische Anschauung selbst das in allgemeinerem Sinne *malerisch* Interessante des bloßen Motivs, welches bei ihm noch mehr wie bei Andreas Achenbach fehlt, auszugleichen im Stande war.

Digitized by Google

Den Reiz, den Oswalds Bilder durch ihre poetischen Ideen ihrer malerischen Schönheit hinzufügen, ersetzt Andreas außerdem noch in seiner Weise durch neue Wagnisse und Versuche, durch neue malerische Witze — wenn dies Wort bei ihm verzeihlich ist, d. h. richtig verstanden wird. Daher erscheint Oswald geistreich und übersprudelnd auch für das Publicum, Andreas mehr für Maler und Kenner allein.

Ein weiterer schließlicher Unterschied hängt genau mit den genannten Anschauungsverschiedenheiten zusammen. Oswald wird also stärker in Bildwirkung, im ersten Eindruck sein, er wird intensiver, in der Stimmung weicher und decorativer erscheinen. Aber dafür sieht er auch, streng malerisch betrachtet, routinirt aus, wo Andreas sicher und ruhig erscheint, oberflächlich, während man bei diesem Alles prüfen kann und ihn stets und überall voll und meisterhaft erfinden wird. Kurz, malerisch auf der höheren Stufe stehen doch, wenn man das höchste Maß anwenden will, in abgewogenster, vollendetster Ruhe die Bilder von Andreas, von denen ich überzeugt bin, daß sie für alle Zeiten classisch bleiben werden.

Damit möchte ich diese Parallele schließen und nur noch ganz nebenbei über das Italien Oswalds eine Bemerkung hinzufügen, die mehr einem ganz subjectiven Vergnügen an seinen Bildern entspringt, als daß sie nach dem Gesagten an dieser Stelle noch unerläßlich wäre.

Oswalds Italien ist stets poetisch geschaut, ja, — aber niemals, wie meist in der deutschen Literatur, aus Unkenntniß des Intimeren und also auf Kosten der Wahrheit. Ich habe mehr als einen einsamen Sommer fern von irgend welchen idealistischen Bedürfnissen und Täuschungen deutscher Touristen in Süditalien verlebt. Ich habe meine Wuth gehabt selbst auf die Prosadichtungen eines Gregorovius, während ich der Wirklichkeit gegenübersaß und monatelang von ihr lebte. Aber Photographien nach Oswald Achenbachs Farbenpoesien habe ich überall genießen können, weil sie selbst vor der Natur Stich hielten und sich als wahrhaftig erwiesen. Er ist eben ein Interpret, der den Charakter von Land, Volk und Augenblick wie selbstverständlich greift, und während die Wahrheit überall mühelos pulst, hat er Zeit, Dichter und Maler zu sein.

Für einen seinem innersten Wesen nach den Achenbachs vielfach verwandten Künstler ersten Ranges halte ich Böcklin. Zuerst ist er, wie Andreas, unbekümmert um Modemalerei und Publicum seinen eigenen einsamen Weg gegangen und geht ihn noch, manchmal zwar in so rücksichtslosem Aufzug, als ob er allein auf der Welt wäre. Auch er hat viel von den Alten und ebensoviel von der Natur gelernt und weiß auf allen zweien zu fußen. Er hat aber auch mit Oswald die poetische Anschauung seiner großartig malerischen Phantasie gemein und mit Beiden das Schätzen und Wiedergeben des Moments, des ersten Eindrucks. Mag dieser Moment bei ihm auch weniger, als in der realen Natur gesehen, erscheinen, sondern sich vielmehr als ein innerlich Geschautes darstellen, so weiß Böcklin doch diese seine Phantasiegebilde mit mehr und großartigerer Natur zu bekleiden und malerischer zu verwirklichen, wie irgend ein zweiter deutscher Figurenmaler der Gegenwart. Auch Böcklin würde nichts malen, was ihn nicht poetisch interessirt, bewegt hätte, obgleich diese seine Empfindungen oder Ideen so stark und echt malerisch auftreten, wie bei wenig Anderen. Er erzielt also, wie Oswald, seinen Eindruck durch die überall in seinen Bildern webende poetische Idee und drückt sie wie jener aus durch die fabelhafteste malerische Erscheinung. Man könnte sagen, er sei das in düsterem, weltzerfallenem Ernst, was jener in frohem Genießen ist. Darum sind die Würfe, die er thut, seltener, aber auch tiefer und wuchtiger in ihrer Poesie, als die unerschöpflichen Leuchtkugeln des großen Düsseldorfers, und seine Malerei erscheint noch einfacher, großartiger und rücksichtsloser.

Böcklins Poesie erscheint den Wenigsten verständlich. Meinetwegen. Die Malerei ist überhaupt kein Mittel, um Gefühle oder Gedanken deutlich auszusprechen, sondern nur um anzuregen, und es dürfte dem Werthe eines Bildes wenig schaden, wenn jeder Empfindungsfähige von ihm in anderer Weise berührt erschiene. Noch heute z. B. streiten sich Gelehrte und Ungelehrte ganz ernsthaft darüber, was Tizians „Amor sacro e profano" schließlich vorstelle. Adolf Stahr erzählte mir sogar eine ganze Novelle, die er aus dem Bilde herausgelesen hatte. Ich habe bis heute noch nicht bemerkt, daß dasselbe durch irgend eine neue Erklärung besser oder schlechter geworden wäre, oder daß es dadurch an Wirksamkeit gewonnen hätte. Vielmehr muß ich gestehen, daß ich vor diesem Bilde stets den höchsten Genuß empfinde, wenn ich lediglich die Augen aufmache — in mir steigt dann jedesmal erwärmend das Gefühl auf, als hätte ich einen Blick in die eleusinischen Geheimnisse der Schönheit thun dürfen — will ich mehr, fängt der Verstand an zu fragen, so fällt der Vorhang. Und ich habe diese Probe oft genug gemacht vor dem Original in der Galerie Borghese und vor der Copie, die seit Jahren über meinem Schreibtisch hängt.

Auch bei Böcklin ist die Schönheit eine derartig tausendfältige, unabhängige, die sich wohl an hundert Einzelheiten nachweisen läßt, als Ganzes aber dennoch nur je nach der Subjectivität des Beschauers empfunden werden kann. „Das ist große Malerei", sagt der Eine. Der „Das ist eine See, vor der selbst dem Seemann graust. Das ist der Tod alles menschlichen Lebens, die menschenfeindliche Natur selber, mit dem Wenigsten gemacht." Auch wahr. „Und da wo alles Leben erstarrt, auf schwammförmiger Klippe vor dem gefräßigen heranbrausenden Sturm liegen zwei Wesen. Sie kümmert das Wetter wenig. Gerade das ist ihr Element, ihr Behagen." Auch dieser Gegensatz ist schön. „Der Mann, thierartig menschenähnlich, schaut mit großen sehnsüchtigen Augen — mit was für unvergeßlichen Augen — in's Weite. Sehnt er sich ein Mensch zu sein, ein armseliger, furchtsamer, aber gottähnlicher Mensch, so wie der nach dem Ebenbilde Gottes geschaffene Mensch Gott gleich sein möchte . .? Sehnt er sich nach einer Seele, oder nach der verlorenen Seligkeit, denn die Wassermänner, glaube ich, sind verdammt . .? Haben diese Augen vor dem Sturz der Engel Gott geschaut — seine Herrlichkeit und seinen Zorn? Denn es sind mehr wie Menschenaugen." — Ich muß gestehen, bester Leser, ich weiß es nicht, warum sich dieser thierische Leib so krampfhaft an den Felsen klammert, während die menschliche Seele in ganz anderen als Sturmesnöthen in den gegenwartvergessenen Augen zittert. Und neben ihm lagert und streckt sich seine körperlich viel schönere Hälfte — ein menschlich schönes nacktes Weib — leichtsinnig und mit Behagen genießt sie das menschentödtende Wetter, bei dem allein ihre Art zur Oberfläche auftaucht. Sie wird ihn auslachen, wenn sie den Träumer sieht, und ihn unbekümmert und lustig in die heimische Einöde hinabziehen . . . Was weiß ich! Böcklin hat das Grauen des Meeres gesehen in Momenten, wo nur die geheimnißvollen Wesen der Tiefe aufzutauchen wagen, und er läßt uns hineinschauen in die märchenhafte Realität noch unentdeckter Existenzen. Es ist diesmal kein bloßer Zufall, wenn dieses „Seekalb" dem verehrlichen Publico noch nicht vorgekommen ist. Da draußen, wo das Sonntagskind Böcklin es hat sehnsüchtig emportauchen sehen, sind keine reservirten Plätze, weder für Naturforscher, noch für neugierige Alltagsmenschen. Auch der dreisteste Specialcorrespondent wäre längst verweht und gefressen, ehe er dahin käme, wo die Natur dermaßen bei sich zu Hause ist. Solchen bleibt es auch viel richtiger überlassen, vor diesem Bilde nachzurechnen, wie viele Verzeichnungen an den darauf befindlichen Gliedmaßen etwa zu entdecken wären!

Auch die Nationalgalerie hat die „Meeresidylle" von Arnold Böcklin nicht gekauft. Officiöse Reporter dürfen, taktvoller Weise, über eine solche Schöpfung spötteln . . . Wie mag es wohl mit der Zukunft der großen Kunst in Preußen aussehen? . .

Notizen.

Vom Büchertisch.

Das von uns bereits angekündete Prachtwerk „Germania", zwei Jahrtausende deutschen Lebens, von Johannes Scherr (W. Spemann, Stuttgart), liegt uns jetzt in der 1. Lieferung vor. Der textliche Inhalt führt uns in die ältesten Zeiten der germanischen Völker, und gibt besonders im 2. Capitel ein höchst belehrendes Bild der Sitten und Rechtsverhältnisse. Scherr ist niemals ein Schmeichler gewesen, auch nicht seinem Volke gegenüber, und so zeichnet er den germanischen Charakter mit dem Stift des unparteiischen Culturhistorikers und verwischt mit vollster Berechtigung die allzu idealen Linien, in denen noch heute Viele das Bild der deutschen Urzeit sehen, ohne daß es ihm deshalb an warmer Begeisterung fehlt, wenn er die edlen Züge unserer Ahnen schildert. Die Ausstattung ist musterhaft und das Werk schließt sich den besten seiner Art würdig an. Von den Illustrationen zeichnet sich „Patricierhaus aus Nürnberg" von F. Knab durch die farbigwirkende Ausführung besonders aus; „Deutscher Urwald" von H. Baisch, dem Münchner Pilotyschüler,

Digitized by Google

trägt das Gepräge der Wahrscheinlichkeit; „Im Frauengemach" von Fr. Aug. Kaulbach ist ein fein empfundenes Bild deutschen Familienlebens. — Wir wünschen, daß die Fortsetzung auf der Höhe der 1. Lieferung bleibt, dann ist der Erfolg sicher. Das Heft kostet 1½ Mark.

* * *

Im Verlage von Alphons Dürr ist ein Werk erschienen, das — man verzeihe die Phrase — in keinem Hause fehlen sollte. „Bilder aus dem Familienleben" ist der Titel, Hugo Bürkner, der Autor der 14 Radirungen, Franz Bonn, der Dichter gemüthvoller Kinderlieder, der Verfasser der begleitenden Gedichte. Wir haben in Deutschland seit Richter eine Schule von Zeichnern, die ihre Stoffe oft dem Kinderleben entnehmen, wie Oscar Pletsch, Paul Thumann; H. Bürkner gehört dazu als Dritter im Bunde. Seine Hauptstärke liegt weniger in der Composition von Gruppen, als in der Wiedergabe einzelner Kindergestalten. Auf diesem Gebiete bringt das uns vorliegende Buch einige entzückende Blätter. „Mariechen" ist das erste betitelt. Ein kleines Mädchen hält die Puppe im Arm und blickt liebevoll auf den Pflegling. Die ganze Haltung ist von einer so liebenswürdigen Naivetät, das Köpfchen so herzig, daß man sich von dem Blatte kaum losreißen kann. Gleich vorzüglich ist „der tapfere Hans", ein kleiner Junge, der mit ernstem energischem Blick, die Hände hinter dem Rücken gefaltet, dasteht. Sehr gelungen sind „der kleine Künstler" und das „Lieblingsplätzchen". Die Radirungen sind im Werthe verschieden, die zwei zuerst genannten stehen auch in technischer Beziehung in erster Linie. Die Blätter, die größere Gruppen umfassen, streben nach Bildwirkung, aber sie sind meist nicht einheitlich geschlossen, obwohl auch in ihnen das deutsche Gemüth zur Geltung kommt, und alle ein tüchtiges künstlerisches Streben bekunden.

O. v. L.

Offene Briefe und Antworten.

Die Melodie des Liedes der „Schlacht von Pavia".

Beim Studium der jüdisch-deutschen Sprache, in welcher ein vom Laien ungeahnter Schatz von deutscher Volkspoesie und Prosa deponirt liegt, begegnet dem Leser wiederholt die Ueberschrift: „Beniggun die Schlacht von Pavia" (vom hebräischen nagan, das Saitenspielrühren, wovon neginah, Saiteninstrument, Lied, Melodie) als Bezeichnung der Sangweise oder Melodie. So namentlich in dem von Elchónan Bar Awróhom in den unglücklichsten Knittelversen gedichteten „Vinzlied", welches den im Jahre 1614 zu Frankfurt a/M. vom Lebkuchenbäcker Vincenz Fettmilch und Consorten angestifteten Aufruhr, wie die schwere Bedrängniß und die empörende Mißhandlung der Juden dabei besingt. Der Titel des in 103 Strophen zu je acht Versen und in kläglichen Knittelversen behandelten Liedes lautet in buchstäblicher Uebertragung:

Ein schön Lied, hübsch und bescheidlich.
Für Weiber und Meidlich.
Zu erkennen Gottes Kraft und Macht
Wie der Schomer Jisróël*) hat bei uns gewacht.
Darum thut Hoschem Jisborech**) loben.
Der uns geniedert und wieder derhoben.
— — — — — — — — — —
Hab ich ein Niggun drauf gebracht.
Als wie von Pavia is die Schlacht.

Außerdem steht nun Innen unmittelbar über dem (im Jahre 1648 zu Amsterdam gedruckten) Liede die schon erwähnte Bezeichnung:

„Beniggun die Schlacht von Pavia."

Es handelt sich hier jedoch nicht um das Vinzlied (auch Vinz-Hans-Lied genannt), sondern um die Originalmelodie und deren Verbleib. Diese muß durchaus volksbeliebt und volksthümlich gewesen sein (etwa wie das 1717 sogleich nach der Erstürmung von Belgrad gedichtete und noch heute vom Volke gern gesungene „Prinz Eugenius"), da sie auch bei den Juden sich einbürgerte und nach 1648 als Volksmelodie vorhielt, trotzdem im 16. und 17. Jahrhundert Gemeinheit und Rohheit in das Volkslied einriß, und bis auf wenige Zunftwanderlieder viele Melodien vergessen und verschwinden machte.

Auch Georg von Frundsberg, der tapfere Feldherr Kaiser Carl V., der die Schlacht und Gefangennahme Franz I. von Frankreich am 24. Februar 1525 entschied, hatte im folgenden Jahre, nach dem Aufstande seiner Truppen bei Ferrara, ein Gedicht über die Ungerechtigkeit des Schicksals gegen verdiente Männer (de iniquo bonorum virorum fato) nach der Melodie der Schlacht bei Pavia gedichtet, das nach Veit Ludwig von Seckendorf (1626—1692) von Frundsbergs Biographen Reisner (?) bewahrt geblieben ist, und welches Frundsberg sich häufig bei der Tafel vortragen ließ (sibi frequenter praecini, dum epularetur, jubebat, modis illis musicis, quibus Epinicium Ticinensis*) victoriae tunc compositum cantari solebat.

Sollte die Melodie, deren große Popularität von 1525—1648 verbürgt ist, gänzlich verloren gegangen sein? Oder könnte ein Musikgeschichtsforscher ihr eine Spur abgewinnen? Vielleicht könnte ein anderes Volkslied die Melodie sich angeeignet und dadurch das Gedächtniß der ursprünglichen „Schlacht von Pavia" absorbirt haben.

F. Ch. A. Axé-Lallemant.

*) Wächter Israels.
**) Gebenedeiter Gott.

Bibliographie.

Aesthetik. Literaturgeschichte.

G. Th. Fechner, Vorschule der Aesthetik. 2 Bde. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.)
Dr. A. Kullak, die Aesthetik des Clavierspiels. 2. Aufl. Bearbeitet von Dr. Hans Bischoff. (Berlin, Guttentag-Collin.)
Philokalon, das Reinmenschliche bei Richard Wagner. (Berlin, A. Weile.)
Wilhelm Mohr, Richard Wagner und das Kunstwerk der Zukunft. (Köln, Du Mont-Schauberg.)
Heinrich Keiter, Versuch einer Theorie des Romans und der Erzählkunst. Mit Vorwort von F. Kreyssig. (Paderborn, Schöningh.)
Gustav Weck, Principien der Uebersetzungskunst. (Breslau, Maruschke und Behrendt.)
Fr. Schröter und R. Thiele, „Lessings Hamburgische Dramaturgie" für die oberste Classe höherer Lehranstalten erläutert. 5 Mk. I. Bd. (Halle, Waisenhaus.)
Karl Elze, Willjam Shakespeare. 10 Mk. (Halle, Waisenhaus.)
Emil Palleske, „Schillers Leben und Werke". 9. verb. Aufl. 2 Bde. (Stuttgart, E. Krabbe.)
G. H. Lewes, „Goethes Leben und Werke". Uebersetzt von Julius Frese. 11. Aufl. 2 Bde. (Ebenda.)
Julius Rathgeber, die handschriftlichen Schätze der früheren Straßburger Stadtbibliothek. 4 Mk. (Gütersloh, Bertelsmann.)

Geschichte ꝛc.

E. v. Colomb, Blücher in Briefen (1813—15). Mit Holzschnitt, Lichtdruck und 2 Facsimiles. (Stuttgart, Cotta.)
Th. Fontane, der Krieg gegen Frankreich. II. Bd. 2. Hlbbd. Orleans bis zum Einzug in Berlin. Mit 104 Plänen. (Berlin, R. v. Decker.)
W. von Hassel, der Aufstand des jungen Prätendenten Carl Eduard Stuart (1745—46). Mit Porträt. (Leipzig, Wigand.)
Charles Yriarte, Bosnie et Herzégovine. Mit 15 Originalzeichnungen und einer Karte. (Paris, Plon.)

*) Ticinum, Pavia.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".
Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Die Erde und ihre Völker.

Friedrich von Hellwald

Ein geographisches Hausbuch.

Erscheint in 50 reich illustrirten Lieferungen à 50 Pfennige.

Dieses Werk hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Schon jetzt, ehe nur ⅓ des Werkes beendet ist, wurde eine zweite unveränderte Auflage nöthig. Es ist die erste Geographie, welche wirklich amüsant zu lesen ist. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien im Verlage von Gebrüder Bornträger (Ed. Eggers) in Berlin:

Lubbock, Sir John, Blumen und Insekten in ihrer Wechselbeziehung dargestellt. Nach der zweiten Auflage übersetzt von A. Passow. Mit 130 Holzschnitten. Preis 4 *M.*

Es ist dies die erste populäre Darstellung der Vorgänge bei der Befruchtung der Blumen durch Insekten, welche bei der anerkannt fesselnden Schreibweise des Verf. bei Allen, die ein warmes Herz und offenes Auge für die Natur haben, das höchste Interesse erregen wird.

Carus Sterne, Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 175 Holzschnitten. Preis eleg. geh. 8 *M.*; in Leinewand geb. 9 *M.* 20 *S.*

Auf dem sicheren Grund der modernen wissenschaftlichen Forschungs-Resultate, wie Darwin's, Häckel's und Anderer, in fesselnder und gemeinverständlicher Darstellungsweise behandelt Carus Sterne das uralte Räthsel des Lebens und der Welt, die Frage nach dem Woher und Wohin des Irdischen. Es ist vor Allem die Entstehung der Planeten, die Bildung der festen Erdrinde, die stufenweise Entwickelung von Pflanze und Thier aus niederer zu höherer Organisation, die Stellung des Menschen in der Natur und seine Entwickelung in Sprache, Sitten und Weltanschauung, was den Gegenstand dieses interessanten, reich mit Holzschnitten ausgestatteten Buches bildet.

Soeben erschien:

Geibel, Emanuel, König Sigurds **Brautfahrt.**

Eine nordische Sage.

Vierte Auflage. Miniat.-Ausg. eleg. geb. mit Goldschnitt. Preis 2 *M.*

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Keiter, Heinrich, Versuch einer Theorie des Romans und der Erzählkunst. Mit einem orientirenden Vorwort von **F. Kreyssig.** 232 S. 8. 2 *M.*

☛ Das Vorwort des berühmten Literaturhistorikers und Kritikers ist die beste Empfehlung des höchst zeitgemässen Buches.

Paderborn. **Ferdinand Schöningh.**

Neuester Verlag der C. H. Beck'schen Buchhdlng. in Nördlingen:

Handbibliothek für das öffentliche Leben.

Band I. **Deutsche Statslehre.** Von Prof. Dr. **Bluntschli** in Heidelberg. 29 Bogen. geh. 5 *M.* 40 *S.* Geb. 6 *M.* (Im Jahre 1875 erschienen.)

Band II. **Deutsches Rechtsbuch.** Ein Spiegel des heutigen bürgerlichen Rechts in Deutschland. Von Prof. Dr. **Felix Dahn** in Königsberg. **1. Lieferung** (soeben erschienen) 1 *M.* 50 *S.* Das ganze Werk ist auf 30 Bogen berechnet, und erscheint in rascher Folge in 5 Lieferungen à 1 *M.* 50 *S.* Ein Buch für Juristen und Laien: ebenso fesselnde als geistvolle Zusammenfassung des heutigen Privatrechts in Deutschland mit Ausblicken auf die im Gang befindliche Codificirung für den Rechtsgelehrten, wie dienlich als Berather und Anwalt in allen Fragen, die zum bürgerlichen Recht in Bezug stehen, für jeden Gebildeten. Die erste Lieferung wird zur Einsicht von allen Buchhandlungen mitgetheilt.

☛ Jeder Band der „Handbibliothek für das öffentliche Leben" — weitere Bände aus der Feder ausgezeichneter Schriftsteller werden die Selbstverwaltung, die Nationalökonomie und die Sociallehre zum Inhalt haben — ist in sich durchaus selbständig und einzeln käuflich. Die leitende Idee ist aber bei allen dieselbe: die Grundsätze und Gesetze der Wissenschaft in der Weise aus dem Leben zu entwickeln, daß jeder Gebildete das Buch mit Genuß lesen, reiche Anregung und Belehrung, sowie vorkommenden Falls Aufschluß über practische Rechtsfragen aus ihm schöpfen wird. Das Unternehmen, das mit einer oberflächlichen Vulgarisirung der Wissenschaft nichts gemein hat, empfiehlt sich vertrauensvoll der Würdigung des deutschen Volkes.

Photographien

nach den bedeutendsten Gemälden der

Akademischen Kunstausstellung in Berlin:

Cabinetalbum, enthalten 24 Blatt zu 25 *M.*
Royalalbum, enthalten 23 Blatt zu 120 *M.*
Einzelne Blätter in Cabinetformat à 1 *M.*
Einzelne Blätter in Royalformat à 4 *M.* 50 *S.*

Cataloge auf Wunsch gratis u. franco durch unser Detailgeschäft.

Photographische Gesellschaft, Dönhofsplatz — Berlin.

Neuester belletristischer Verlag von **H. Costenoble** in **Jena,**

In jeder Buchhandlung und Leihbibliothek vorräthig:

Winterfeld, A. von, Der Fürst von Montenegro. Komischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 10 *M.* 50 *S.*

Winterfeld, A. von, Der alte Fuhrmann. Komischer Kriegsroman. 3 starke Bde. 8. broch. 13 *M.* 50 *S.*

Reutlage, C., Durch eigene Kraft. Roman aus der niederl. Gesellschaft. Dem Niederl. des **H. J. Schimmel** frei nacherzählt. 3 Bde. 8. broch. 10 *M.* 50 *S.*

Dincklage-Campe, C. von, Die Schuld des Herzens. Roman. 2 Bde. 8. broch. 9 *M.*

König, Ewald August, Auf der Bahn des Verbrechens. Roman. 4 Bde. 8. broch. 18 *M.*

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Gesammt-Ausgaben musikalischer Classiker. Verzeichniss sämmtlicher Werke von W. A. Mozart, L. van Beethoven, F. Mendelssohn Bartholdy. Cartonnirt.

Mozart's Werke. Verzeichniss und Subscriptionseinladung.

Beethoven's Werke. Verzeichniss und Subscriptionseinladung.

Mendelssohn's Werke. Verzeichniss und Subscriptionseinladung.

Mendelssohn's Werke. Billige Ausgabe in roth cart. Bänden.

Richard Wagner's Musikwerke im Verlage von Breitkopf & Härtel.

Weihnachtskatalog 1876. Blau cartonnirt.

Jugendbibliothek in eleganten blauen Bänden. Verzeichniss.

Classische und moderne Musikwerke in neuen correcten und billigen Ausgaben. Verzeichniss vom October 1876. Rothe Bände.

Mittheilungen der Musikalienhandlung Breitkopf & Härtel über vorbereitete und erschienene Unternehmungen. Nr. 1. September 1876.

Durch jede Buch- u. Musikalienhandlung gratis zu beziehen.

Alfr. Meissner, Novellen.

Leipzig. Neue Auflage. 3 Bände elegant broch. Preis 9 *M.* **Fr. Wilh. Grunow.**

Brehms Thierleben

Zweite Auflage

mit gänzlich umgearbeitetem und erweitertem Text und grösstentheils neuen Abbildungen nach der Natur, umfasst in vier Abtheilungen eine

allgemeine Kunde der Thierwelt

aufs prachtvollste illustrirt

und erscheint in 100 wöchentlichen Lieferungen zum Preis von 1 Mark.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen und die Lehrweise der Universitäten.

Von

Dr. E. Dühring,

Docenten an der Berliner Universität.

gr. 8. 5 Bogen. Preis 1 *M.* 50 *S.*

Leipzig, im October 1876. **Fues's Verlag** (R. Reisland).

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Otto Spamer in Leipzig, Heinr. Schindler in Berlin und W. Spemann in Stuttgart.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. **Für die Redaction verantwortlich: Georg Hiltke in Berlin.** **Druck von A. G. Teubner in Leipzig.** **Expedition, Berlin N. W.,** Louisenstraße 21

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 18. November 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Betheiligung Deutschlands an der Pariser Weltausstellung. Von ***. — Mehemet Ali, Vicekönig von Egypten. Aus meinem Tagebuche 1826—1841, vom Grafen Prokesch-Osten. Besprochen von Walter Rogge. — Literatur und Kunst: Drei Sonette. Von Otto von Leixner. — Gesammelte Schriften von David Friedrich Strauß. Besprochen von Theobald Ziegler. — „Ferien in England." Von Julius Rodenberg. Besprochen von R. L. — Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte von Conrad Ferdinand Meyer. Besprochen von Hermann Lingg. — Aus der Hauptstadt: Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. VI. Von Gustav Floerke. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Die Betheiligung Deutschlands an der Pariser Weltausstellung.

Unsere Nachbarn jenseits der Vogesen vergessen schwer und lernen deshalb nicht leicht. Die Erinnerung an den großen Erfolg der letzten Pariser Weltausstellung ist frisch im Gedächtniß aller Franzosen, und sie sprechen noch heute und noch häufig von den glorreichen Tagen, wo alle Großen und Mächtigen der Erde sich in Paris Rendezvous gegeben hatten, um dem Kaiser und seinem Hofe, der Hauptstadt und ihrer Bevölkerung und damit ganz Frankreich ihre Huldigungen darzubringen.

Das waren schöne Tage für alle warmherzigen Patrioten, und man durfte ihnen kaum widersprechen, obgleich man sich wohl etwas dadurch verletzt fühlen mochte, wenn sie in allen Tonarten wiederholten: „Oui, vraiment la France marche à la tête de la civilisation." Die Franzosen waren damals liebenswürdige, zuvorkommende, freundliche Wirthe; jeder Gast war der besten Aufnahme sicher: aber die Gastfreundschaft hatte doch etwas von der des Parvenü, der einem armen Schlucker ein kostbares Diner auf silbernen Schüsseln vorsetzt und nach jeden Gange wiederholt: „Nicht wahr, etwas Aehnliches finden Sie nur bei uns!"

Die Franzosen haben nicht gelernt, daß Weltausstellungen seit 1867 in der öffentlichen Meinung gesunken sind. Das doppelte Fiasco in Wien und in Philadelphia ist hier gewissermaßen unbemerkt geblieben. Man bildet sich ein, daß der Nichterfolg, den die Oestreicher und die Americaner zu beklagen haben, nichts weiter als eine Folge von Ungeschicklichkeit sei, derer man sich in Frankreich niemals schuldig machen würde. Paris, so glaubt man, hat seine alte Anziehungskraft nicht verloren, und man rechnete bis vor Kurzem mit vollständiger Sicherheit darauf, daß eine Einladung von Paris an die Welt, nach der Hauptstadt Frankreichs zu kommen, um dort ein großes friedliches Fest zu feiern, von allen gebetenen Gästen mit Dankbarkeit angenommen werden würde. Die Zurückhaltung, welche die deutsche Regierung dieser Einladung bisher entgegenstellt, hat die Leute zum ersten Male etwas stutzig gemacht. Es fängt an ihnen klar zu werden, daß ein Fest, dessen Unkosten der Gast und nicht der Wirth bezahlt, eigentlich mehr von jenem als von diesem gegeben wird, und daß Erkenntlichkeit dafür, wenn davon überhaupt die Rede sein soll, eher dem bezahlenden Gaste als dem Wirth gezollt werden sollte. Der Reisende muß zunächst mit seiner Börse rechnen, wenn er sich die Frage stellt, ob er in einem großen stattlichen Hotel, wo ihm jeder mögliche Comfort geboten wird, absteigen soll oder nicht. Das Problem, ob die Kunstreise der deutschen Industrie nach Paris mit den finanziellen Mitteln Deutschlands vereinbar ist oder nicht, entzieht sich aber der Wahrnehmung des Schreibers und soll hier nicht erörtert werden. Sachverständige selbst, die Herren Professoren Lessing und Reulaux, sind darüber der verschiedensten Meinung. Aber die Frage, ob es gerathen oder nicht sei, daß Deutschland sich an der Pariser Weltausstellung betheiligt, hat verschiedene Seiten, und im Nachstehenden soll nur die politische Opportunität derselben kurz in's Auge gefaßt werden.

Man kann nirgends, weder in Frankreich noch in Deutschland, noch in den befreundeten Nachbarländern: Rußland, England, Oestreich u. s. w. einen Zweifel darüber hegen, daß die Deutschen nicht beliebt in Frankreich sind. Dank dem Tacte der officiellen Vertreter der beiden erstgenannten Länder sind die amtlichen Beziehungen zwischen denselben bereits seit längerer Zeit vollständig befriedigend. Der Vicomte de Gontant-Biron ist gern gesehen in allen Kreisen, in denen er sich in Berlin zeigt; und der Fürst von Hohenlohe hat, soweit dies bekannt ist, nie Ursache gehabt, sich über Mangel an Zuvorkommenheit seitens der französischen Behörden zu beklagen. Sämmtliche fremde Diplomaten in Paris sind einstimmig in ihrem Lobe der vollkommenen Urbanität des Herzogs Decazes, Minister des Auswärtigen; — aber andere Verbindungen als die durch den Friedensschluß bedingten officiellen Beziehungen sind bisher in Frankreich noch nicht wieder hergestellt worden.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß selbst den Mitgliedern der deutschen Botschaft in Paris Zutritt in den Privatcirkeln der guten französischen Gesellschaft nicht gestattet ist. Die Clubs sogar bleiben ihnen geschlossen, und man darf mit vollständiger Sicherheit behaupten, daß, wenn ein Mitglied unserer diplomatischen Mission in Paris die unglückliche Idee haben sollte, sich in einen französischen Club aufnehmen lassen zu wollen, eine große Majorität, ja wahrscheinlich sämmtliche französische Mitglieder gegen ihn stimmen würden. Daß es hier etablirten Kaufleuten nicht besser geht als den Beamten, ist selbstverständlich. Auch ihnen ist es gelungen, geschäftliche Beziehungen, als Parallele der officiellen Verbindungen zwischen Beamten, herzustellen; aber aus französischen Familienkreisen bleiben sie verbannt. — Dies sind Thatsachen, die wir constatiren, ohne deren Berechtigung in Erwägung ziehen zu wollen, und noch weniger, ohne uns darüber zu beklagen. Das unbestreitbare Factum ist und bleibt: die Deutschen sind in Frankreich nicht gern gesehen. Alle Bemühungen unserseits, diesen Zustand der Dinge zu ändern, sind erfolglos geblieben. Zuvorkommenheit und Artigkeit von Seiten der Deutschen sind

Digitized by Google

von den Franzosen als Heuchelei, Eigennutz oder Ironie gedeutet worden.

Unter diesen Umständen ist es eine wohl aufzuwerfende Frage, ob es sich mit der Würde eines großen Reiches verträgt, einer Einladung, die ohne vorher erlangte Zustimmung cavaliermäßig ausgesandt worden ist, sofort und unbedingt Folge zu leisten.

Wenn man sicher sein könnte, daß die Annahme dieser Einladung zur schnelleren Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich beitragen könnte, so wäre es gerathen, die Stimme des seit Jahren fortwährend verletzten Nationalgefühls zum Schweigen zu bringen; aber angesichts des vollständigen Mißerfolges, den deutsches Entgegenkommen bisher in Frankreich gefunden hat, würde blinder Optimismus dazu gehören, um sich von der Beschickung der Ausstellung aus Deutschland ein solches Resultat zu versprechen. Daß der französischen Presse die Verantwortlichkeit dieser Sachlage mehr zuzuschreiben ist als dem großen, anständigen Publicum, soll nicht in Abrede gestellt werden, ändert aber an dem Zustande, wie er einmal ist, absolut nichts.

Die Wiederherstellung aufrichtig freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich ist ein Desideratum, von dem das Wohl der ganzen Welt in hohem Maße abhängt. Die möglichen segensreichen Folgen eines solchen Ereignisses sind so weitgehend, daß sie der unmittelbaren Beobachtung entgehen; aber gerade aus dem Grunde erscheint es nothwendig, nichts unversucht zu lassen, um dies Ziel zu erreichen, wie gering auch die Aussicht auf schließlichen Erfolg sein möge. Und da wirft sich denn ganz natürlich die Frage auf, ob, nachdem Freundlichkeit und Zuvorkommenheit seit sechs Jahren ohne Resultat geblieben sind, es nicht an der Zeit sein dürfte, andere Saiten aufzuziehen, und den Franzosen nun — wenn auch keineswegs mit abschreckender Kälte, so doch — mit jenem nüchternen Ernste entgegenzutreten, welcher keinen Zweifel mehr lassen kann, daß man sich in die Verhältnisse, wie die Franzosen sie gewollt und gemacht haben, wie in etwas Unvermeidliches mit richtiger Würde zu fügen beabsichtigt.

Wo Freundschaft kühl zurückgewiesen wird, da soll man sie nicht aufdrängen wollen. Ein Mann, der sich achtet, geht nicht über die Schwelle eines Hauses, wo man ihn ungern sieht, selbst wenn man ihm dort, bei Gelegenheit irgend eines außerordentlichen Ereignisses, für einen bestimmten Tag artige Aufnahme zusichert. Mag man seine Abwesenheit durch Furchtsamkeit, durch Mangel an Selbstvertrauen erklären wollen! Es genügt, wenn er weiß, daß er seiner Ehre gerecht geworden ist.

Die Möglichkeit ist vorhanden, daß ein solches Auftreten den Franzosen die Augen öffnet, nnd daß sie die Hand, die wir ihnen lange Zeit vergeblich entgegengestreckt haben, nun, nachdem wir sie zurückgezogen, ergreifen wollen. Es ist eine schwache Möglichkeit, aber es ist keine absolute Unmöglichkeit. Jedenfalls wäre es vielleicht gerathen, diesen Weg zur Herstellung aufrichtigen Friedens einzuschlagen, nachdem der Weg der Güte und Zuvorkommenheit uns dem Ziele nicht um einen Schritt näher gebracht hat.

***

Mehemet Ali, Vicekönig von Egypten.

Aus meinem Tagebuche 1826—1841, vom Grafen Prokesch-Osten.

Es wird in Europa nicht viele Staatsmänner geben, die den Orient, seine politischen Lebensbedingungen, die dort maßgebenden Persönlichkeiten nur annähernd so genau zu beurtheilen verstehen, wie der ehemalige k. k. Gesandte in Athen und Internuntius in Constantinopel, Graf Prokesch-Osten, der ja übrigens auch, um dies beiläufig zu erwähnen, in der Zwischenzeit unter dem Regimente Manteuffels Oestreich in Berlin repräsentirt hat. Wenn Prokesch nun im 81. Lebensjahre den Griffel zur Hand nimmt, um uns ein Bild Mehemet Alis zu entrollen, und uns den diplomatischen Hintergrund seiner beiden Kriege mit der Pforte zu skizziren, so gewährt uns sein warmes und farbenreiches Buch in doppelter Beziehung Belehrung und hohen Genuß. Erstens gewinnen wir eine durchaus neue Anschauung von dem „Wiedererwecker Egyptens, der in Europa wenig verstanden, mit unpassenden Maßstäben gemessen ward" — einem jener Menschen, die in der Erinnerung des Verfassers „wie Thürme über das Häusermeer der Städte ragen". Mehemet Ali, der Handlungsgehülfe aus Albanien, der dann ein arnautisches Freicorps nach Egypten führte, und 1805 mittelst desselben den Statthalter Chosrev Pascha, weil er den Sold schuldig blieb, an die Luft und sich selber an seine Stelle setzte, war nach Prokesch weit davon entfernt, der separatistische, nur auf Ziele des persönlichen Ehrgeizes gerichtete Rebell zu sein, zu dem ihn bisher die landläufige Anschauung gestempelt. Nach der Darstellung unseres Autors suchte Mehemet Ali in der Regeneration Egyptens nur die Mittel zur Reorganisation des osmanischen Reiches. Sein Plan war, wie Sir Henry Bulwer es in seinem „Leben Palmerstons", aber erst vor sechs Jahren ausgedrückt, „to dictate as Mayor of the palace the policy of the Porte at Constantinople" — als Hausmayor, als major domus der Pforte in Constantinopel ihre Politik vorzuschreiben. Er wollte der loyale Großvezier des Sultans sein, aber Mahmud II. sollte in seiner Hand eine Marionette sein, wie die letzten Merovinger in der Gewalt Carl Martells und Pipins des Kurzen. Natürlich ging mit diesen hochfliegenden Projecten in echt orientalischer Manier immer auch vorneweg die fixe Idee zusammen, vor allen Dingen einmal den wüthend gehaßten Chosrew um einen Kopf kürzer zu machen, der sich als Großvezier, als Seraskier und als Kapudan Pascha ausgiebigst für das Hinauswerfen aus Egypten zu rächen wußte. Als Prokesch Anfangs 1827 mit Mehemet Ali verhandelte, und dieser immer wieder zu allererst den Tod Chosrews verlangte, bezeichnete der Oestreicher diese Forderung als „gehässig" und den sachlichen Bedingungen gegenüber als „ganz werthlos"; der Vicekönig aber erwiderte ihm, gerade er sei es, der „das Wichtige dem minder Wichtigen unterordne", da, so lange Chosrew lebe, von einem guten Verhältnisse zwischen ihm selber und Mahmud II. nie die Rede sein könne. Allein Niemand wird auch heute leugnen, daß Chosrew in jenen Tagen wirklich der böse Engel der Türkei und des Padischah war. Mitte September 1832, in der Pause des ersten türkisch-egyptischen Krieges, schrieb Prokesch an Metternich: „Siegen der bald dreißig Jahre alte Haß des Günstlings und dessen steigende Erbitterung nochmals im Rathe des Sultans, so werden nach und nach Heer und Flotte verloren gehen; ein Stück von Kleinasien nach dem andern wird mit unerwarteter Schnelligkeit das Schicksal Syriens haben — und wenn der Sultan den Vicekönig von Egypten dazu zwingt, aber (so seltsam es klingen mag, so wahr ist es doch) nur in diesem Falle, dann kann es allerdings geschehen, daß der Vicekönig den Sultan aus den Mauern von Constantinopel wirft." Es ist von höchstem, nicht blos historischem, sondern auch psychologischem Interesse, in Prokesch Buche die zahlreichen authentischen Belege des Doppellebens in Mehemet Alis Seele zu verfolgen. „Diener des Sultans will ich bleiben, nicht die Spaltung des Reichs", antwortete er seinen kriegerischen Freunden in Alexandrien, die ihn im Hochsommer 1832 nach dem Siege seines Sohnes Ibrahim Pascha in Syrien eilig vorwärts drängten — und gerade durch diese Mäßigung erleichterte er Chosrews Spiel, der den Kampf auf's Neue entzündete, bis im December die Niederlage von Konieh jedem weiteren Widerstande der Türken ein Ende machte. „Mehemet Ali" — argumentirte Chosrew in Constantinopel — „weiß recht gut, daß er nach jedem neuen Siege die Gnade des Sultans ansehen muß, denn stände auch Ibrahim Pascha schon am Bosporus, sein Heer würde sich dem großherrlichen Scepter beugen, und er müßte die Erlaubniß des Padischah erbitten, sich ungehindert nach Egypten zurückziehen zu dürfen." Und wie hatte Mehemet den Oberst Caradoc im Frühjahr 1824 abgetrumpft, als dieser, um die Ab

Digitized by Google

berufung Ibrahims aus der Morea und vom Kampfe gegen die Griechen zu erlangen, ihm die Zustimmung Englands bot, wenn er sich in Egypten und Arabien unabhängig erklären wolle. „Sie sind ein Fremder" — entgegnete ihm der Khedive — „mit der Denkweise eines Muselmannes unbekannt und für Ihren Auftrag nicht verantwortlich; wer aber gibt Ihrem Cabinete das Recht, mich in meinem Hause zu beleidigen? Wissen Sie, welche Folgen die Zertrümmerung des Reiches für mich haben würde? Jeder Muselmann träte mit Abscheu von mir zurück. Mein Sohn wäre der Erste mich zu verlassen. Der Sultan ist ein Narr und ein Thor, aber Gott hat ihn uns gegeben unserer Sünden wegen." Auf der Höhe seiner Erfolge, gegen Ende des Jahres 1832, mied er Einheimische und Fremde, die ihn angingen, sich von dem „undankbaren" Reiche loszureißen: „Nicht das Reich ist undankbar, sondern die Menschen sind es, die dasselbe verwalten; aber Menschen gehen vorüber, für einen so verzweifelten Entschluß gäbe es vor meinem Gewissen keine Rechtfertigung, außer den Zerfall des Reiches oder den Angriff auf mein und meiner Familie Leben." Allerdings laufen damit parallel auch Aeußerungen aus der gleichen Zeit, wie die folgenden: „Ich wünschte, das türkische Reich wäre befreit von dem Thoren, der es heute beherrscht, und an dessen Stelle säße sein Sohn und eine Regentschaft" — und die, bei dem Ausbruche des ersten Krieges 1832 dem Padischah hinterbrachte Drohung des Vicekönigs: „Der unglückliche Kampf könnte den neunjährigen Sohn des Sultans (Abdul Medjid) auf den Thron bringen!" Auch vor dem Ausbruche des zweiten Krieges 1839 erklärte der Vicekönig: „Zwingt man mich die Waffen zu ergreifen, um mich zu vertheidigen, dann werde ich mich nicht mehr mit der Erblichkeit, sondern nur noch mit der Unabhängigkeit zufriedenstellen."

Indessen wir müssen wohl auf Prokesch Urtheil hier wie auf eine unbestreitbare Autorität bauen, da Metternich und auf der Monarchen-Zusammenkunft in Münchengrätz auch Kaiser Nicolaus ihm das Compliment machten, er habe die Dinge unendlich viel richtiger beurtheilt als die Cabinete. Der Fürst sagte ihm, er sei sicherlich im Rechte, aber er, der Staatskanzler, müsse nun einmal mit der Ansicht der Regierung rechnen; und ein englischer College meinte, er habe ganz gewiß Recht, allein die leitenden Minister seien nun einmal in die Auffassung von Mehemet Ali als einen heillosen Rebellen verrannt, und er wisse selber, daß es „leeres Stroh dreschen" hieße, wenn man die von einer vorgefaßten Meinung abbringen wolle! Ewig schade, daß der gewisse „Hauptmann von Moltke", der an jenen Ereignissen ja ebenfalls einen thätigen Antheil nahm, da er zu den preußischen Instructoren der türkischen Armee gehörte, nicht ebenfalls mit einer pragmatischen Darstellung des damals Erlebten an die Oeffentlichkeit tritt. Prokesch entnimmt „die Schilderung der türkischen Bewegungen in der Schlacht" von Nisib am 27. Juni 1839 „einer trefflichen Denkschrift des Hauptmanns von Moltke, die sich unter seinen Papieren befindet". Diese preußischen Instructoren waren dem Chefgeneral des Sultans, Hafis Pascha, als Rathgeber zugesellt; als er aber gegen ihren eindringlichen Rath den Angriff beschloß, legten sie diese ihre officielle Stellung nieder und dienten nur noch als gehorchende Militärs. Allein auch nach der Vernichtung der türkischen Armee bei Nisib durch Ibrahim Pascha; nach dem acht Tage später erfolgenden Tode Sultan Mahumeds; ja, nachdem am 17. Juli der Kapudan Pascha die türkische Flotte in den Hafen von Alexandrien zu Mehemet Ali hinübergeführt, blieb Prokesch-Osten durchaus bei seiner Meinung: „Die sogenannten Freunde des Sultans" — schrieb er inmitten dieser verzweifelten Lage der Türkei an den k. k. Internuntius in Constantinopel Baron Stürmer — „erscheinen mir als dessen Feinde; und wenn ich mich frage, wer dies Reich zu Grunde richtet? so fällt mir gar nicht ein, meine Augen auf Mehemet Ali und Ibrahim Pascha zu richten; sondern ich finde mich nach fünfzehnjähriger Anschauung gezwungen, sie auf den Mann zu heften, der mir als der Regierer, Schützer und Retter des türkischen Reiches gepriesen wird, auf Chosrew Pascha, — die Zumuthung an Mehemet Ali, diesem Manne zu trauen, kommt mir kindisch vor."

Niemals stand in der That der Vicekönig von Egypten seinem Ziele so nahe als bei dem Thronwechsel. Als am 11. Juli 1839 die Schwertumgürtung des siebzehnjährigen Sohnes Mahumeds in der Ejub-Moschee stattgefunden, hofften alle Patrioten, ja das gesammte Volk, auf die sofortige Beendigung des Krieges und die Wiedergeburt des Reiches durch die Berufung Mehemet Alis in das Großvezierat. Allein Mahumed hatte dem jungen Abdul Medjid dringend empfohlen, sich gerade auf Chosrew, den eigentlichen Urheber und Anstifter der beiden unseligen Kriege mit Egypten, als auf seinen treuesten Rathgeber zu stützen. So kam Chosrew in's Großvezierat; er und seine Creaturen dachten jetzt an nichts, als im Namen des jungen Padischah eine Regentschaft zu führen und die Macht unter Abdul Medjids Firma zu üben. Prokesch war förmlich enthusiasmirt für das Project, Mehemet Ali an Chosrews Stelle zu setzen, denn eine Verständigung zwischen diesen beiden Männern war allerdings von vorne herein absolut ausgeschlossen. Datirte Chosrews tödtlicher Haß von 1805 her, von seiner Vertreibung aus der egyptischen Statthalterschaft, so war Mehemets Groll deshalb nicht geringer, weil derselbe 20 Jahre jünger war. Als Großadmiral oder Kapudan Pascha hatte Chosrew 1825 in der Morea mit Ibrahims Truppen gegen die aufständischen Griechen cooperiren sollen, diesen aber dabei so schmählich im Stiche gelassen, daß es aller Welt klar ward, es sei ihm nicht um einen Sieg über die Hellenen, sondern um die Vernichtung des egyptischen Heeres zu thun. „Welches ist die Haltung des Sultans?" rief damals Mehemet Ali empört aus. „Ich habe ihm das Werk vieler Jahre, Heer und Flotte, gegeben; überdies meinen Sohn, denselben, der ihm Arabien (durch Niederwerfung der Wechabiten) zu Füßen legte. Er aber hat durch Chosrew Pascha die Siege meines Sohnes zu vergeblichen gemacht, und ist mein Sohn nicht zu Grunde gegangen, wahrlich, das Verdienst Chosrew Paschas ist es nicht. Mit diesem Feinde und Verräther will ich nichts mehr zu thun haben!" Mit durch Prokeschs Vermittlung kam indessen damals eine Aussöhnung zu Stande; Chosrew wurde Anfang 1827 nach Kleinasien verbannt und der Sultan schickte seine ganze Flotte nach Alexandrien, wo sie von Mehemet Ali mit einem Aufwande von 6 Millionen Silbergulden vollständig equipirt ward und dann im Verein mit der egyptischen Escadre nach der Morea in See stach — um dort am 20. October 1827 im Hafen von Navarino, die eine wie die andere, durch die Engländer, Franzosen und Russen vernichtet zu werden. Gleich darauf brachten auch die Nöthen des russischen Krieges (1828 und 1829) Chosrew aus dem Exil in seine Stellung bei Hofe zurück, wo er als Seraskier oder Kriegsminister Gelegenheit fand, den ersten Krieg gegen den Vicekönig von Egypten anzuzetteln. Seine Stellung, wenngleich nicht mehr ganz die alte, ward doch dadurch befestigt, daß sein ehemaliger Sklave und späterer Adoptivsohn Reschid Großvezier geworden. Reschid, der schon als Seraskier im Kriege gegen Rußland bei der Vertheidigung der Balkanübergänge fabelhaft ungeschickt und unglücklich operirt, übernahm dessen ungeachtet persönlich das Commando gegen Ibrahim und ward in der Schlacht von Konieh am 21. December 1832 gefangen. Demungeachtet empfing der Vicekönig den gedemüthigten Großvezier und Adoptivsohn seines Todfeindes mit den höchsten Ehren in Alexandrien: „Er ist", sagte er, „ein Diener des Sultans so gut wie ich selber, aber er steht viel höher im Range." Als er nun aber den zweiten Krieg gegen Mehemet Ali angezettelt und durch die Schlacht bei Nisib das Reich an den Rand des Unterganges gebracht, fühlte Chosrew trotz seiner Berufung in das Großvezierat durch den neuen Sultan Abdul Medjid, daß der Boden unter ihm wanke. Die nächste Folge dieser Berufung hatte die Bevölkerung der Hauptstadt vollends in Wuth versetzt. Der Kapudan Pascha, gleichfalls mit Chosrews tödtlichstem Hasse beladen, lief am 5. Juli 1839 mit der türkischen Flotte aus Constantinopel aus; versuchte unterwegs den Besiegten von Nisib, Hafis Pascha, zu einem Marsche auf Constantinopel zu bewegen, wo sie eine Erhebung zu Gunsten Mehemet Alis hervorrufen wollten, und lief am 17. in den Hafen von Alexandrien ein.

Digitized by Google

Der Vicekönig empfing das ihm vorgestellte Officiercorps mit folgender Anrede: „Meine Kinder, die Kraft eines Volkes besteht in seiner Einheit. Nun sind wir Eines; Niemand darf mehr sagen: der ist ein Constantinopeler und der ein Egypter. Wir sind alle Muselmänner und als solche Eines. Wir haben denselben Herrn, den jungen Sultan Abdul Medjid, dem Gott langes Leben gewähre. Er ist ein Edelstein. Wir müssen ihm mit allen unsern Kräften, mit Treue und Hingebung dienen, und um dies zu können, wie Brüder zusammenstehen: dann wird Gott mit Abdul Medjid und dessen Volke sein." In demselben Sinne schrieb Mehemet an die Mutter und Schwester des Sultans, ja an Chosrew selber: „Er habe um seiner persönlichen Zwecke willen den jungen Padischah, der makellos wie ein Diamant sei, in eine falsche Lage gebracht, woraus derselbe nur durch seinen Rücktritt gezogen werden könne." Vergebens rieth Prokesch, jetzt jede Einmischung fernzuhalten und Mehemet Ali seine Sache mit dem Sultan direct ausfechten zu lassen. Chosrew, von England inspirirt, rief die Intervention der Mächte an gegen den Rebellen, „der dem Sultan die Wahl seiner Minister vorzuschreiben wage" — und als am 27. Juli die fünf Botschafter auf dem Zimmer Stürmers die von Admiral Roussin entworfene Note angenommen, welche der Pforte diese Unterstützung zusagte, rief Lord Ponsonby entzückt aus: „nun endlich sind wir auf gutem Wege!" Prokesch, Graf Ficquelmont, der türkische Botschafter in Wien, und Graf Senfft, ein hochangesehener Diplomat, der Oestreich in Holland vertrat, waren in Verzweiflung über diese Wendung. Der letztere suchte im September Metternich auf Schloß Johannisberg auf, um ihm zu sagen: „Daß das türkische Reich erstarke und sich unabhängig mache vom russischem Drucke, ist das Interesse der Mächte; diese langgewünschte Entwicklung hat Palmerstons Eigensinn vereitelt. Statt Mehemet Ali den leitenden Einfluß in Constantinopel gewinnen zu lassen, opfert er das große europäische Interesse seinen engen Ansichten und wirft Sultan und Vasall gegeneinander, so daß sich beide erschöpfen zum Vortheile Rußlands." Chosrew allerdings schwand allmälig der Boden unter den Füßen, aber in den frei werdenden Raum konnte jetzt nicht mehr der einzig mögliche Retter, Mehemet Ali, einrücken. Noch im September 1839 hatte der Großvezier den Gesandten in London, seinen Günstling und sein Geschöpf Reschid Pascha, als Minister des Aeußern nach Constantinopel berufen. Reschid nun führte zur großen Erbauung der Westmächte, und namentlich Englands, am 3. November das Schauspiel der Constitutionalisirung des türkischen Reiches auf durch die Verkündigung des famosen Hattischeriffs von Gülhane, denuncirte Chosrew den Seestaaten als Gegner der Neuerungen, ließ ihn am 10. Juni 1840 wegen Altets und Kränklichkeit des Großvezierates entheben und, als er nunmehr zu conspiriren begann, am 8. Juli bei Nacht und Nebel in seinem Hause zu Emirghian durch Soldaten auf Befehl des Sultans aufheben. An Bord eines Dampfers nach Rodosto gebracht, starb er dort bald darauf.

Ein tragisches Geschick fürwahr, daß nunmehr Chosrews Sturz gerade den Grabstein für alle hochfliegenden Pläne Mehemet Alis abgeben mußte und die Bahn zu seinem eigenen Sturze eröffnete. Ein Stärkerer war an die Stelle seines Todfeindes getreten. Mehemets Partei in Constantinopel, hauptsächlich durch den Haß gegen Chosrew zusammengehalten, wandte sich jetzt Reschid zu als dem Bringer einer besseren Zukunft. Auch der Meinung, daß die Mächte einen Mann wie Chosrew an der Spitze des Reiches nicht ernst nehmen könnten, war jetzt der Boden entzogen, denn Reschid war aus französischer Schule und sein Glaube war England. Die liebste Hoffnung seines Ehrgeizes, selbst der Türkei neue Bahnen zu eröffnen, mußte der Vicekönig zu den Todten legen. Schon 1827 hatte er den europäischen Consuln geklagt: „Das schönste Reich auf Erden, das an Mitteln jedes andere übertrifft, in so tiefem Verfall und den Sultan zu einem russischen Diener herabgewürdigt zu sehen! So will ich wenigstens einen Theil des Reiches verwalten und pflegen, damit der Sultan sich daran als an einer Stütze aufrichte und sehe, wie das Ganze verwaltet und gepflegt werden muß! Begriffe mich der Sultan, so würde er mich seinen und des Reiches besten Freund nennen, und begriffen mich die Mächte, so würden sie bestrebt sein mich zu stützen und nicht mich zu verderben trachten." Hatte doch Chosrew es durch den ersten Krieg dahin gebracht, daß Sultan Mahumed, zum Entsetzen der Türkei wie Europas, nach der Niederlage von Konieh die Russen zu Hülfe rufen mußte: auf des Gesandten Bouteneff Ruf landeten 5000 Mann aus Odessa und Sebastopol am 5. April 1839 auf dem asiatischen Ufer des Bosporus und 25,000 Mann hielt, auf Chosrews wiederholtes Bitten, Kisseleff in den Donaufürstenthümern marschbereit. Erst am 10. Juli dampften die Russen wieder heimwärts; und als ihnen der außerordentliche Gesandte Graf Orloff drei Tage später folgte, nahm er jenes berüchtigte Schutz- und Trutzbündniß von Unkhiar Skelessi mit, worin Rußland auf acht Jahre der Pforte die innere Ruhe verbürgte und die Pforte sich anheischig machte, kein fremdes Kriegsschiff in die Dardanellen einlaufen zu lassen. War Mehemet Ali nicht im Rechte gewesen, nach jenem Kriege gegen den Verfasser zu klagen: „Die Feinde des Reiches haben dessen Kräfte lahmgelegt, indem sie, um Chosrews Hasse zu genügen, Mittel und Kräfte der Türkei im Kampfe gegen mich erschöpften! Es ist allgemein bekannt, daß in ganz Arabien, Anatolien bis zum Pontus, in Daghestan, in Bosnien und Rumelien, in Constantinopel selbst die Ulemas und die Bevölkerung sich öffentlich und heimlich an mich gewendet: entrüstet über die Mißgriffe des Sultans, habe das ganze Volk sich von ihm abgekehrt und suche nach einem Manne, der es retten könne, sehe aber keinen Mächtigeren als mich und flehe daher meine Hülfe an. Was habe ich darauf gethan? Ich habe mich der Pforte erwehrt, aber meine Hand nicht gegen den erhoben, den Gott zum Herrn seiner Diener bestellt hat. Mächtig unter meinem Volke, bin ich durch das heilige Gesetz verpflichtet, mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln dem Reiche und dem Sultan eine Stütze, ein Retter zu sein. Ich will den Zerfall des Reiches hindern, der Europa eine lange Reihe von Kriegen bringen würde, und will dadurch auch das Wohlwollen der Mächte gewinnen — ich will dem richtig verstandenen Fortschritte die Thore der Länder öffnen, wo einst dessen Wiege war." Als sich dann im Hochsommer 1840 über den Sieger von Nisib das Ungewitter der europäischen Intervention zusammenzog, schlug diese loyale Sprache in offene Drohung um, ohne doch mit der Demuth zugleich etwas von ihrem Stolze zu verlieren. „Es steht in meiner Macht," rief er den Consuln zu, „die ganze Türkei in Aufstand zu versetzen; hebe ich meine Hand, so erklären sich Anatolien und Rumelien für mich. Die Pforte hat nur die Wahl, durch eine Anarchie zu schreiten, aus der sie nie herauskommen wird, oder sich dem neuen Laufe der Dinge zu fügen und auf dem Wege gesunden Fortschrittes und der Entwicklung ihrer Mittel der Türkei neues Leben einzuflößen." Ja, dem östreichischen Generalconsul Laudin sagte der Vicekönig: „Man fange den Krieg an, wenn man will, ich fange ihn nicht an. Greift man mich aber an, zwingt man mich zur Vertheidigung, so bricht mein Sohn über den Taurus und wirft Alles vor sich nieder: denn man vergesse nicht, daß Rumelien mein Vaterland ist, daß mein Name dort gilt und wiegt und daß ich 9000 Arnauten in meinem Dienste habe. Wer, glauben Sie, ist in Albanien volksthümlicher, der junge Sultan, der sich von den Fremden krümmt und ihren Schutz nachsucht, oder ich, der sich auf sein Volk stützt und es mächtig zu machen sucht? Hören die Muselmänner, daß ich den Franken Nein sage, so stehen sie mir alle zur Seite." Eitle Rodomontaden! Der Vertrag vom 15. Juli 1840 inaugurirte die bewaffnete Intervention der vier Mächte ohne Frankreich, um Ibrahim und Mehemet Ali aus Syrien zu vertreiben. Am 14. September 1840 erklärte der Absetzungsferman des Sultans den Vicekönig der Erblichkeit verlustig und der Verwaltung Egyptens entsetzt. Die vier Botschafter billigten den Act, und Lord Ponsonby rief, eine auf dem Tisch brennende Kerze ausblasend: „Das ist das verdiente Loos Mehemet Alis!" Erst als nach Neujahr 1841 Mehemet Ali sich unbedingt der Pforte unterworfen und Mitte Januar die türkische Flotte wieder ausgeliefert, ward er am 13. Februar mit der erblichen Verwaltung Egyptens auf's Neue belehnt. Protest

Digitized by Google

n Buch: „Rußland dürfte sich seinen drei Verbündeten
fühlen und sich sagen, sie haben für mich gearbeitet!
, was könnte das türkische Reich geworden sein, hätten
e versöhnend eingewirkt und dem unmittelbaren Aus-
en Lauf gelassen? ist nicht beantwortet worden. Aber
Frage, was ist das türkische Reich geworden seit dem,
nischung von außen erzwungenen Ausgleiche? hat die
end beantwortet."

wären wir denn bei dem zweiten Momente angelangt.
n die ungeheure Actualität des Büchleins, die in der
ß ist, daß das „de te fabulo narratur" bei der Schil-
ser ein Drittel- bis ein halbes Jahrhundert alten Er-
arf genug in die Augen springt, um jeden Commentar
überflüssig, sondern aufdringlich störend erscheinen zu
es gilt namentlich von der Zeit der griechischen Revo-
von den Tagen unmittelbar vor dem Ausbruche des
ischen Krieges im Jahre 1828. „Das Wiener Cabinet,
r dreihundert Meilen langen Südgrenze des Kaiser-
Türkei der ungefährlichste Nachbar war, wünschte sich
nverkümmert zu erhalten" — schreibt Prokesch über jene
nd Mehemet Ali sagte ihm damals: „Ich halte Oestreich
ig, und folglich haben Oestreich und ich in den heutigen
elbe Ziel vor Augen, die Erhaltung des türkischen Reiches
ultan und ich, wenn treu verbunden und redlich zusammen-
ben keinen Feind und keine Zukunft zu fürchten." Der
ährt fort: „Seit der Erhebung der Griechen im April
rschte aber die Wiedergeburt des alten Hellas die
Meinung Europas und namentlich die Cabinete von
d Frankreich so völlig, daß nicht sowohl die Erhal-
ie Zerstörung der Türkei ihre Aufgabe schien. Der
Vertrag vom 26. Juli 1827, zu dem Oestreich den
weigerte, war allerdings bereits ein Anzeichen des
er Westmächte, sich der russischen Umarmung zu ent-
n sie waren gebunden durch die ihrerseits der öffent-
ng gebrachten, von Rußland kluger Weise ausgenutzten
se, und die Schlacht von Navarin, eine der Ueber-
wie deren nicht selten vorkommen, wenn die Cabinete
denschaften zum Leitstern nehmen, und bald darauf
Krieg waren die Folgen dieser verschrobenen Zustände."
sche Commandirende, Admiral de Rigny selbst, nannte
e nach seinem Siege diese Schlacht in vertraulicher
mit dem Grafen Prokesch, „eine That politischen
" So trug der Londoner Vertrag, „dessen erste
arin gewesen, auch weiter seine natürlichen, statt der
emächten erwarteten Früchte". Als der französische
n Wien, Graf Laferronais, Metternich vorwarf, daß
egreife, wie für Frankreich und England der eigent-
es Tractates nur der sei, Rußland zu binden und
verhindern, entgegnete der Fürst: „Sie sind ge-
der Krieg wird folgen." Er folgte, kaum daß der
halbes Jahr alt war. Als sich kurz vor Ausbruch
egyptischen Krieges die Besorgniß von dem nahen
dlichen Falle des türkischen Reiches wieder als Tages-
t machte, schrieb Palmerston an Sir Henry Bulwer
opel: „Kein Reich fällt zusammen, wenn sich selbst
d nicht etwa von einem wohlwollenden Nachbar in
en. Ich glaube überhaupt nicht an den zunehmenden
Türkei. Die Zustände von heute sind die von gestern.
nur mit jedem Jahre die Schwächen des türkischen
besser erkennen, und sieht heute, was es gestern
Auch muß die Türkei aus dem täglich zunehmenden
Europa Vieles lernen." Allerdings gibt Prokesch
das Urtheil seiner Zunftgenossen in orientalischen
gt er doch einmal gerade heraus: „Namentlich bei
vohne in der Regel wenig Verständniß für die Denk-
ände und Bedürfnisse in der Türkei." Hatte er doch
on Palmerston eine große Rede über eine griechische
im Unterhause halten hören und auf die Frage
was er von der Rede halte, freimüthig erwiedert:
wahres Wort daran, aber sie hat im Parlament
einen großen Eindruck gemacht und durchgegriffen!" — „Nun, und wollen Sie denn noch mehr?" lachte der leichtblütige Ire. Prokeschs Arbeit gibt gerade heute auch den Staatsmännern zu denken, ganz abgesehen von dem hohen Werthe des Buches für die Historiographie.

Walter Rogge.

Literatur und Kunst.

Drei Sonette.

I.

Mein Geist im Winterschlafe war begraben,
Das Herz in dumpfes Träumen eingesponnen,
Als sollte keine von den Lebenssonnen,
Nicht Lenz noch Liebe mehr den Kranken laben.

Nur quälende Gedanken, Unglücksraben,
Mir sangen von den Schmerzen, längst verronnen,
Der einz'ge Trost, der holden Lieder Bronnen,
Im Schutt zerfall'ner Hoffnung lag begraben.

Da rührte mich's mit lenzesfeuchten Schwingen,
Und um mich tönte zauberhaftes Klingen;
Mit Einem war versunken rings die Nacht,

Es lag vor mir die Welt in Frühlingspracht,
Und in die Seele strömten Lichtesfluthen,
Aus Deinem Aug' geheimnißvolle Gluthen.

II.

Wir nennen uns des Paradieses Erben
Und doch ist unser Leben Kampf und Leiden,
Nach langem Suchen thränenreiches Scheiden,
Bis mit dem letzten Traum wir selber sterben.

So ist das Beste wohl sich selbst verderben?
Nein, nein! Ich schwöre dir mit tausend Eiden,
Nicht will die hohen Götter ich beneiden,
Wenn ich mir deine Liebe kann erwerben.

Ein Herz, das Liebe sucht, ist heimatlos
Und irrt umher; ein Sehnen riesengroß
Es peitscht durch alle Welt mit scharfen Nesseln.

O neige dich gewährend zu mir nieder,
Gib dem Verbannten seine Heimat wieder
Und löse mich von meiner Sehnsucht Fesseln.

III.

Des Erdenlebens Sonne ist das Schöne,
Des Himmels Kind, dem ew'gen Licht entsprossen.
Ob es in süßer Worte Form gegossen
Den Geist mit allem Irdischen versöhne;

Als reiche Harmonienfluth der Töne
In Schmerz und Glück der Menschenbrust entflossen,
In hohen Marmorbildern eingeschlossen —
Es zwingt mit Geistermacht die Erdensöhne.

Du hast bezwungen mich, ein hold Gebild,
Und heiß das Lied aus meiner Seele quillt,
Denn über alle Schönheit herrscht die Liebe.

Empor, wo unsrer Leiden Schleier reißt,
Erhebt im Sturme sie den Menschengeist
Auf Adlerschwingen aus dem Weltgetriebe.

Otto von Leixner.

Digitized by Google

Gesammelte Schriften von David Friedrich Strauß.

Der erste Band der gesammelten Schriften von David Friedrich Strauß ist so eben erschienen. Nicht ohne Anstrengung ist es dem Verleger, Emil Strauß in Bonn, einem Neffen des Schriftstellers, gelungen, die Schwierigkeiten, die sich der Sammlung der Strauß'schen Schriften in verschiedener Gestalt entgegenstellten, zu überwinden, und es gehörte wirklich die volle Energie eines Mannes, gepaart mit der Aufopferungsfähigkeit eines pietätsvollen Verwandten und begeisterten Verehrers dazu, so kurze Zeit nach dem Tode schon den von Strauß selbstgefaßten Plan zu verwirklichen und dem deutschen Volke diese schöne Gabe zu vermitteln. Um so mehr freuen wir uns der gelungenen Ausführung; denn auch die Ausstattung des Werkes ist eine in ihrer Einfachheit durchaus würdige und der Bedeutung des großen Todten vollkommen angemessene; der erste Band ist mit dem wohlgelungenen Bilde desselben geschmückt.

Die Herausgabe hat der Freund des Verstorbenen, Eduard Zeller in Berlin, übernommen, der hierzu selbstverständlich die geeignetste Persönlichkeit war. In der Zusammenstellung der Strauß'schen Arbeiten und Schriften konnte übrigens in der Hauptsache die Anordnung von diesem selbst befolgt werden, wie er dieselbe noch vor seinem Tode festgestellt hat; doch mußte da und dort aus äußeren oder inneren Gründen von derselben abgegangen werden. Einer eigentlichen Einleitung ist Zeller dadurch überhoben gewesen, daß er schon vor zwei Jahren eine kurze Biographie von Strauß hat erscheinen lassen, und darum durfte er sich auf ein kurzes Vorwort beschränken, das mehr nur über Plan und Umfang der Sammlung Aufschluß gibt. Er durfte sich einer solchen aber vor Allem auch deswegen entschlagen, weil der erste Abschnitt des Buches eine Art biographisch-bibliogenetischer Einleitung in die Sammlung seiner Schriften aus der Feder von Strauß selbst ist.

Diese „literarischen Denkwürdigkeiten" sind die köstlichste Perle in diesem ersten Bände, schon darum, weil sie bisher ungedruckt ein opus posthumum von Strauß sind; sie sind es aber noch mehr um ihres Inhaltes willen. Denn ein Stück Autobiographie von dem Meister biographischer Darstellung kann nur selbst wieder ein Meisterstück sein, und wenn man es in dieser Erwartung in die Hand nimmt, findet man sich nicht getäuscht; nur behalte man im Auge: es ist ein Torso, als solchen gibt es sich und als solchen hat man es auch zu betrachten. Dann wird man dasselbe auch nur recht und voll genießen können und seine Wirkung wird dieselbe sein, wie die des Poseidon-Torso vom Parthenon zu Athen: man bedauert, je mehr man das Vorhandene in sich aufnimmt, daß es nicht vollständig ist, man wünscht in diesem Falle speciell, es möchte dem Verfasser vergönnt gewesen sein, auch noch die literarischen Stürme seiner letzten Lebensjahre zu besprechen, es möchte ihm gefallen haben, wie sein schriftstellerisches so auch sein menschliches, sein ganzes Bild vor unsern Augen zu entrollen.

Doch begnügen wir uns mit dem, was uns die weise Selbstbeschränkung des Meisters und ein gütiges Geschick geschenkt hat und versuchen wir es, die Hauptmomente daraus hervorzuheben.

Das Büchlein, in Form eines Tagebuchs aus den letzten Jahren seines Lebens, ist begonnen am 2. Februar 1866 unter dem frischen Eindruck eines erfreulichen Familienereignisses: Strauß hat die frohe Botschaft von der Geburt eines Enkels erhalten; dem Großvater ziemt es nun, sein Haus zu bestellen, sein schriftstellerisches Inventar zu revidiren, auf seine Autorlaufbahn einen Rückblick zu werfen. So beginnt er denn mit dem „Leben Jesu", das 1834 fertig geschrieben war. Mit vollstem Recht nennt er dieses sein Erstlingswerk ein inspirirtes Buch, geschrieben mit dem Instinct der Menschen, die bestimmt sind, ihre Gattung um einen Schritt vorwärts zu bringen. Ein stolzes Wort fürwahr, und doch klingt es in dem Munde des bescheiden großen Mannes so einfach und natürlich, so selbstverständlich vor Allem deswegen, weil es voll und ganz wahr ist. Daß er die dritte Auflage des Buches von 1838 mit ihren Aenderungen und Zusätzen für eine Entstellung, ja geradezu eine Selbstvernichtung des Werkes erklärt, und ebenso die „Selbstgespräche über Vergängliches und Bleibendes im Christenthum" als ihm nicht mehr sympathisch verwirft, ist ganz richtig: sie sind beide hervorgegangen aus der so natürlichen Stimmung des tief verketzerten und darum plötzlich einsam dastehenden Mannes, aus dem Wunsch, Frieden zu halten, sich wieder einzureihen in den Kreis der andern Menschen. Diese Stimmung ist natürlich gewesen, aber ebenso natürlich, daß sie rasch dahin schwand, daß der kecke Rufer im Streit diese nachgiebige Anwandlung wieder von sich abschüttelte.

Aus Anlaß dieser dritten Auflage erhalten wir nun das Wichtigste der ganzen Autobiographie, die Selbstcharakteristik des Verfassers, worin er wie immer, ja hier eine ganz besondere Meisterschaft an den Tag legt. Bei seinem Schaffen, sagt er, sei er nicht wie ein Mann der strengen Wissenschaft, sondern eher wie ein Poet zu Werke gegangen; denn ein Stück von einem Poeten sei wirklich in ihm gewesen, ohne das er freilich wohl ein größerer Gelehrter geworden, aber ein geringerer Schriftsteller geblieben wäre. Von den vier Factoren, die eine vollständige und wohlabgerundete Dichternatur ausmachen: der sinnlichen Receptivität, der tiefen innigen Empfindung, der Phantasie und der Handhabung der Kunstform, habe er nur das zweite Stück in vollem Maße besessen, das erste nur in beschränkter Weise, das dritte habe ihm gänzlich gefehlt; und was die Form betrifft, so habe ihm zwar der prosaische Ausdruck völlig zu Gebot, dagegen mache ihm der Vers Schwierigkeiten, die er nur bei besonders erregten Gefühle überwinden könne. Und nun vergleicht er sich — nomen et omen! — mit dem Vogel Strauß, der statt der Flügel nur Stummeln hat; aber diese beflügeln seinen Lauf: so habe auch er nichts geschrieben, wobei ihm der Poet nicht doch zu Statten gekommen wäre; oder ein anderes Bild: seine Geistesanlage gleiche der früheren Gestalt Preußens auf der Karte: ein Stück hier und ein Stück da, und in der Mitte kein rechter Zusammenhang; daher der Annexionstrieb Preußens; er würde mir auch nicht fehlen, setzt er scherzhaft hinzu, wenn man Talente annectiren könnte. Allein er fand ein Surrogat für die ihm fehlende schöpferische Phantasie, das sein gespaltenes Wesen zur Einheit brachte, es war die Gabe des dialectischen Denkens. Sie stand ihm in seinen früheren Werken, ganz besonders in der „Glaubenslehre" in Hegel'scher Weise zur Seite, und später hat er sie wohl auch namentlich in dialogischer Form, ähnlich wie Lessing, verwerthet.

Mit der Dogmatik erlahmte vorläufig der Eifer und das Interesse für die Theologie, was freilich theilweise auch äußerlich zusammenhing mit dem Fehlschlagen seiner Berufung nach Zürich, womit für ihn überhaupt tragischer Weise die Aussicht auf einen theologischen oder philosophischen Lehrstuhl an einer Universität dahin sank, und mit seiner unseligen Heirath, die seine schriftstellerische Thätigkeit eine Zeit lang zu vollkommenem Stillstand brachte. Ueber diese kurze Episode redet Strauß mit großer Bitterkeit, und Wissende sagen: mit vollstem Recht.

Aus dem Jahr 1848, dem er doch nicht so kühl gegenüber stand, wie man oft glauben machen wollte — man lese nur seine sechs theologisch-politischen Volksreden, die er als Bewerber um einen Sitz in der Frankfurter Paulskirche gehalten hat — sind besonders interessant die Mittheilungen über seinen Aufenthalt in Stuttgart als Mitglied der württembergischen Ständekammer und über die persönlichen Bezüge, in die er damals z. B. zu dem Professor der katholischen Theologie, Dr. v. Kuhn, und zu seinem alten Widersacher Menzel getreten ist; und daß ihm in jenen Tagen König Wilhelm die Redaction des württembergischen Staatsanzeigers angeboten hat, dürfte bisher kaum in weiteren Kreisen bekannt gewesen sein. Also erkannte dieser jedenfalls praktisch hellsehende Fürst schon damals, daß die Tradition von der Zusammengehörigkeit von Thron und Altar ein — Mythus sei.

Der Sturm, der in die Zeit gefahren, hatte auch in Strauß die Schaffenslust wieder angefacht. Allein die ungünstige Aufnahme der Schubartsbriefe mit seinen Einleitungen und der Biographie seines Freundes „Christian Märklin," für die er nur mit Mühe einen Verleger fand, verstimmte ihn auf's Neue, so daß er sich empfindlich zurückzog. Man wollte ihn nicht mehr lesen; gut: so wollte er auch nicht mehr schreiben. Mehr zu-

Digitized by Google

fällig war es daher, wie er zu einer neuen Arbeit, zu der über Frischlin, kam. Was ihn zu diesem Helden hinzog, von dem man fast sagen könnte, es sei für ihn die Feder eines Strauß zu gut gewesen, war ähnlich wie bei Schubart, die warme, lebensvolle Persönlichkeit, die frische Sinnlichkeit. Was ihm selbst bis auf einen gewissen Grad fehlte, eben das war es, was ihn an diesen Beiden interessirte. Gefördert wurde diese Arbeit durch seine Uebersiedlung nach Heidelberg und seinen dortigen Verkehr mit Kuno Fischer und Gervinus, die er beide trefflich charakterisirt. In dieser regen geistigen Atmosphäre, von der er mit wahrer Begeisterung spricht, erwachte Muth und Kraft ihm wieder voll. Von Frischlin ging er weiter zu Hutten. Sich an Luther zu machen, rieth ihm Gervinus. Aber der war ihm für den Augenblick noch zu theologisch, und überhaupt, abgesehen von dieser augenblicklichen Abneigung gegen diese seine erste Liebe — Luther war kein Mann für Strauß: er, dessen Kern das Bewußtsein von der völligen Verdorbenheit des Menschen und der Erlösung durch das Blut Christi bildete, mußte ihm fremd bleiben, für ihn konnte von Liebe, von Sympathie, wie sie zwischen dem Biographen und seinem Helden unerläßlich ist*), niemals die Rede sein. So kehrte er — neben dem Plan, eine Reihe deutscher Dichterleben, von Klopstock bis Schiller, zu schreiben, wovon bekanntlich nur mit Klopstock ein Anfang gemacht worden ist — zu Hutten, und von da doch schließlich wieder zur Theologie zurück, zunächst freilich aus einem äußerlichen und noch dazu häßlichen Anlaß. Strauß hatte seinen Freund, den Pfarrer Rapp in Münkheim, besucht, und hatte sich im Wirthshaus des Dorfes eine Zeit lang aufgehalten. Kaum war er von dort abgereist, so wurde Rapp von seinem Vorgesetzten, dem Prälaten v. Mehring in Hall, darüber amtlich zur Rede gestellt. Wohl hörte man darüber zuweilen in Württemberg reden, aber wir Jüngeren hielten diese Sache doch stets für eine unglaubliche und darum unbeglaubigte Sage. Jetzt, nachdem sie constatirt ist, dürfte sich nachträglich noch ein Sturm der Entrüstung über diesen Hierarchen, den freilich nunmehr die Rache der Strauß'schen Feder für ewig an den Pranger gestellt hat, und über die vornehme Blasirtheit sich erheben, mit welcher Straußens gerechte Beschwerde über diese geistliche Einsprache gegen den Aufenthalt eines württemberg'schen Staatsbürgers an einem württemberg'schen Ort abgelehnt wurde.

Aus dieser Empörung heraus schrieb nun Strauß seine gewaltige Vorrede zu der Uebersetzung der Huttengespräche, die den Uebergang gebildet hat zu der Rückkehr zur Theologie. Kleine Schriften, wie der meisterhafte Vortrag über Lessings Nathan oder der Nekrolog seines Freundes J. Kerner, unterhielten indessen seinen Verkehr mit der Leserwelt, bis im Februar 1864 das neue Leben Jesu für's Volk erschien. Trotz der guten Aufnahme, die dasselbe fand, und mit Recht fand, denn die zweite Hälfte jedenfalls steht, wie er selbst sagt, nicht unter dem ersten Leben Jesu, finden wir ihn im November 1867 in München ziemlich verstimmt wieder, verstimmt darüber, daß er den theologischen Faden wieder angeknüpft habe, bei dem doch so viel des Abgeschmackten und Erlogenen ihn anekelte, verstimmt vor Allem über das Publicum, das ihn nicht genug beachten wollte; es darf heute, sagt er darum bitter, wenn überhaupt noch von mir die Rede ist, jeder literarische Gassenjunge an mir die Schuhe abputzen, ohne eine Zurechtweisung fürchten zu müssen. Daß dem so ist, haben wir im Jahre 1872 wirklich mit erlebt, allein daß das Publicum ihn nicht mehr lesen wolle, das hat sich eben damals als zu hart geurtheilt erwiesen: die vielen Auflagen seines „Neuen Glaubens" beweisen schlagend, daß sich Strauß in der Schätzung des Publicums doch nicht immer weiter herunter-

*) Wenn Hausrath das beherzigt hätte, so hätte er sich vielleicht gefragt, ob gerade er zum Biographen von Strauß berufen sei; in seinem zweiten Band wird sich dieser Mangel noch fühlbarer machen, und dann wenn dieser erschienen ist, wird es auch an der Zeit sein, das Lob, das Herr Hammerschlag in Nr. 42 der „Gegenwart" dieser Hausrath'schen Biographie ertheilt hat, etwas zu beschränken.

geschrieben hat. Und es bewies es schon vorher der Beifall, mit dem sein Voltaire begrüßt wurde, zu dem Strauß eben in jenen Münchener Tagen hingeführt worden ist; die wie am Faden einer Ideenassociation verlaufende Entstehungsgeschichte dieses Werkes ist psychologisch überaus interessant; niedergeschrieben hat er dasselbe zunächst, wie bekannt, für die von ihm hochverehrte Prinzessin Alice von Hessen.

Noch erzählt er ausführlicher die Geschichte seines berühmten Briefwechsels mit E. Renan im Jahre 1870, dessen gute und große Wirkung ihm sichtlich überaus wohl gethan hat, und in dem sich freilich auch der Deutsche als Mensch ebenso hoch erhaben zeigt über den Franzosen, wie er ihm als Biograph Jesu an historischem Sinn ebenso wie an echter Kritik überlegen ist. Dagegen tritt an die Stelle eines eingehenderen Berichtes über das Zustandekommen „des alten und des neuen Glaubens" ein lateinischer Brief an einen Freund, der, trefflich wie er ist, schon früher, wenn ich mich nicht täusche in der „Neuen freien Presse", veröffentlicht wurde. Wir müssen, wie schon gesagt, dieses rasche Abbrechen bedauern, denn gerade über diese seine letzte Schrift wäre es ganz besonders interessant gewesen, näheren Aufschluß zu erhalten. Glücklicherweise fehlt dieser aber auch nicht ganz. Wiederholt kommt nämlich Strauß schon bei früheren Gelegenheiten auf diese seine Absicht zu sprechen, wie er in dem Leben Jesu für das deutsche Volk seinem ersten Leben Jesu eine populäre und modernisirte Um- oder richtiger Neubearbeitung gegenüber gestellt habe, so von seiner christlichen Glaubenslehre eine möglichst populäre Umarbeitung, gleichsam ein letztwilliges Glaubensbekenntniß eines Denkenden unserer Tage zu geben, das der alten christlichen Weltanschauung die moderne natürliche oder philosophische entgegenstellen sollte. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint das Buch, man könnte beinahe sagen, in einem ganz neuen Lichte, und namentlich den Theologen, die in ihren Kritiken des zweiten Lebens Jesu höhnisch bemerkt haben, dasselbe sei glücklicherweise nicht populär genug, ist damit der Mund gestopft: der neue Glaube ist um so populärer und allgemein menschlicher ausgefallen, und nun haben sie nicht das Recht zu sagen, derselbe sei nicht tief, nicht gelehrt und philosophisch genug, sie haben ja Strauß seiner Zeit selbst darauf hingewiesen. Diese Ironie ist köstlich!

Ob es mir gelungen ist, von dem reichen Inhalt des doch so kleinen Schriftchens eine annähernde Vorstellung zu geben, weiß ich nicht, hoffe aber, daß diese Zeilen jedenfalls Manchen veranlassen, nach demselben zu greifen; er wird sich reichlich dadurch belohnt, davon befriedigt fühlen. Die vielen eingestreuten Urtheile über mehr oder weniger bekannte Persönlichkeiten, über Freund und Feind, geben der Schrift noch einen ganz besonderen Reiz, geben auch wohl Manches zu denken und erklären umgekehrt wieder manche Urtheile über Strauß von der oder jener Seite, die den Uneingeweihten bisher leicht hätten überraschen können. Diese achtzig Seiten sind der Keim einer künftigen Biographie von Strauß, die freilich noch etliche Zeit auf sich wird warten lassen; für die richtige Form einer solchen, wie sie zunächst möglich ist, hat Strauß selbst in seinem Schubart ein Beispiel gegeben: die Briefe von Strauß müssen gesammelt werden; das drängt sich gewiß Jedem bei der Lectüre dieser „literarischen Denkwürdigkeiten" als ein Wunsch auf, den wir auch an dieser Stelle dem Herrn Verleger für eine nicht allzu ferne Zukunft bittend an's Herz legen möchten.

Was der erste Band sonst noch enthält, um auch darüber ein Wort zu sagen, sind, wenn ich mich so ausdrücken soll, persönliche Aufsätze über seine Mutter, seinen Bruder, seine zwei Freunde Sicherer und Kerner, und politische Schriften, der Romantiker auf dem Throne, die bekannte Parodie auf Friedrich Wilhelm IV., weiter König Wilhelm von Württemberg, sechs theologisch-politische Volksreden, deutsche Gespräche und der Briefwechsel mit Renan. Es sind alte Bekannte, aber auch wer sie da und dort zerstreut gelesen hat, wird sie hier doch gerne beisammen finden; urtheilt ja Strauß selbst von diesen vermischten Aufsätzen, wie sie dann besonders auch noch der zweite Band bringen wird, sie seien das Beste, was er rein als Schriftsteller

Digitized by Google

geleistet habe. Der dritte bis sechste Band soll Theologisches, die fünf letzten Bände die größeren Biographien enthalten.

Dem ganzen deutschen Volke aber legen wir zum Schlusse diese Gesammtausgabe der Strauß'schen Schriften dringend an's Herz. Was es in früherer Zeit da und dort gegen den großen Mann durch Gleichgültigkeit gefehlt hat, die ihn mit Recht verstimmen und verbittern mochte, möge es durch um so größeres Interesse an der Geistesarbeit des Todten, wie sie hier abgeschlossen vor uns liegt, gut machen, mit Stolz darf es ja sagen: er war unser!

Baden-Baden, October 1876.

Theobald Ziegler.

„Ferien in England."

Von Julius Rodenberg.*)

Die kleine, anspruchslose und doch so gefällige letzte Arbeit Rodenbergs ist vom Verfasser „der Dame von Elthorne-House freundschaftlich zugeeignet"; aber sie ist für alle Freunde Englands geschrieben — und ausschließlich für diese. Rodenberg liebt England mit all' seinen Fehlern; — with all thy faults I love thee still — seine Bewunderung für alles Große, das er dort findet, ist eine enthusiastische; seine Freude an allem Schönen, dem er dort begegnet, eine tief empfundene; und da, wo sein kritischer Verstand tadeln möchte, trägt doch schließlich das wohlwollende Herz den Sieg davon, und die Feder, die sonst so leicht und klar zeichnet, versagt den Dienst oder findet nur Worte der Beschönigung. — Ich constatire diese Eigenthümlichkeit ohne mich darüber zu beklagen. Es ist angenehm, einem wohlwollenden Erzähler zu lauschen, selbst wenn man seinen Ansichten nicht überall unbedingt beistimmen kann; gerade wie es angenehmer ist, mit gutmüthigen als mit harten Menschen zu verkehren, die in ihrem Cultus der Gerechtigkeit geneigt sind, Wohlwollen und Böswilligkeit als Geschwisterfehler zu verurtheilen.

Rodenberg ist mit den englischen Verhältnissen auf das Innigste vertraut; dies ist unverkennbar und verleiht seiner ganzen Darstellung die meisterhafte Sicherheit, die von jeglicher Pedanterie und von stümperhaftem Dilettantismus gleich frei ist. Der Leser ist in seiner Gesellschaft beruhigt; er fühlt, daß er ihm vertrauensvoll folgen kann. Rodenberg leitet ihn in der Art, wie der Eigenthümer eines schönen Grundbesitzes einen geehrten Gast durch seine Gärten und Anlagen führt und ihn Scheunen und Ställe bewundern läßt. Der Besucher ahnt wohl, daß nicht Alles so herrlich ist wie Das, was ihm gezeigt wird; aber er hat auch nicht zu fürchten, unversehens in einen Graben zu fallen. Rodenberg sagt keineswegs die ganze Wahrheit über England — das hat übrigens Niemand vor ihm gethan und wird schwerlich Jemand nach ihm thun —, aber was er sagt, ist wahr und trägt den unverkennbaren und unnachahmbaren Stempel der Wahrheit.

Im ersten Capitel seines Buches beschreibt Rodenberg die Seereise von Hamburg nach London. Seine Bemerkung, daß ihm die Fahrt von der Rhede in Gravesend bis zum Bahnhofe daselbst „genau so viel gekostet hat, wie die Fahrt von Hamburg über die ganze Nordsee und die halbe Themse", ist nicht sehr beruhigend für Leute, welche mit schlecht gefülltem Geldbeutel nach England gehen — und möge von diesen beachtet werden.

Die nächstfolgenden Seiten „Elthorne-House" und „Schöne freundliche Gewohnheit des Daseins" sind zur Verherrlichung des Landlebens in England geschrieben.

„Nichts Erfrischenderes, nichts Erquicklicheres, als ein Blick oder ein Gang in den Garten, von welchem man in Elthorn-House rings umgeben ist. Ueberall ruht das Auge mit Wohlgefallen auf dem saftigsten Grün, athmet die Brust mit Behagen die reine Luft, welche voll ist von dem süßen Arom der Blumen und dem herzstärkenden Geruch von Laub und Pflanzen und Rosen und Kraut ..... Wie still auch ist die Landstraße! Man sollte nicht glauben, so nah bei London zu sein, diesem Ocean des Lebens, der unaufhörlich rollt, verschlingend und neu gebärend ohne Unterlaß. Hier hat man das Gefühl eines gewissen glücklichen Stillstandes. Man ist wie auf einer Insel, auf welcher Altengland sich erhalten; man kann sich der Täuschung einer Vergangenheit hingeben, die sonst nur noch in den Bildern, den Gedichten und Romanen des vorigen Jahrhunderts existirt: Karren fahren auf der Straße, Frachtwagen halten in den sonnigen Höfen kleiner Wirthshäuser, Heckenwege zweigen sich ab, und Meilenzeiger und Wegweiser stehen an den Kreuzungspunkten. Da und dort, aus der Umgebung laubiger Massen, die ganz in blauen Duft getaucht, ragt ein spitzer Kirchthurm .... Ich gehe weiter: immer feiertäglicher wird die Luft, immer stiller die Straße. Kinder spielen in einem Schattengang von ehrwürdigen, alten Bäumen; sie suchen Kastanien, wie vormals an dieser Stelle vielleicht ihre Großeltern und Urgroßeltern, welche unter den eingesunkenen Kreuzen neben der Kirche schlummern. Ein Ton, wie man ihn in unserer Zeit des Kampfes nur noch an diesen abgeschiedenen Stellen vernehmen kann, mischt sich mit dem Rauschen des Windes und des Laubes — eine Stimme der Klage, die doch so viel der „zitternden Hoffnung" in sich trägt, ach! so viel mehr, als wir unter stolzeren Denkmalen zu bekennen wagen; ein leiser Nachhall jener rührenden Elegie von Gray, „geschrieben in einem Dorfkirchhof", die nun für immer voll süßer Melancholie, voll Wehmuth und Wohllaut um solche niedere Gräber zu schweben scheint, das Loos Derer preisend, die darin ruhen — „far from the madding crowd's ingnoble strife"."

Diese anmuthige Idylle macht einem andern, ernsteren Bilde Platz. — Nach dem Lande die Stadt. In London sieht es nicht feiertäglich aus. Dort arbeitet man hart, unermüdlich, mit trotziger, fast finsterer Energie. Niemand, in der City oder in den Docks, scheint sich um „saftiges Grün" und um „spielende Kinder" zu kümmern.

„Als ich zum ersten Male nach London kam" — schreibt Rodenberg — „im Jahre 1856, da zählte diese Stadt 2,618,258 Einwohner und bedeckte 100 englische Quadratmeilen mit 333,500 Häusern; sechs Jahre später dehnte sie sich über 117 englische Quadratmeilen mit 362,890 Häusern und 2,803,034 Einwohnern aus; abermals sechs Jahre später, 1868, über 122 Quadratmeilen mit 400,788 Häusern und 3,162,635 Einwohnern; 1871 über 126 Quadratmeilen mit 417,02[illegible] Häusern und 3,251,804 Einwohnern. Man hat berechnet, daß die Einwohnerzahl Londons sich täglich im Durchschnitt um 126 Menschen, und im Jahre zwischen 40 bis 50,000 vermehre; heute daher müßte sie gegen 3,400,000 betragen, und da dort jedes Haus durchschnittlich von 8 Personen bewohnt wird, so müßte die Zahl der Häuser sich auf etwa 430,000 vermehrt haben. Um es mit einem Worte zu sagen, die Bevölkerung von London hat in den letzten zwanzig Jahren um so viel zugenommen, als die gegenwärtige gesammte Einwohnerzahl von Berlin beträgt, und in derselben Zeit um fast halb so viel Häuser, als ganz Berlin Wohnungen enthält."

Rodenbergs Enthusiasmus, wenn er mit wohlgefälligem Stolze niederschreibt, was die $3\frac{1}{2}$ Millionen Londoner während der letzten Jahrzehnte gearbeitet, geschaffen haben, ist aufrichtig, ist ansteckend. Er reißt den Leser mit sich fort und zwingt ihn mit ihm zu bewundern:

„Nirgends, in keiner andern Stadt der Welt, wird man Etwas sehen können, was sich an Kühnheit der Conception und Sicherheit der Ausführung mit der „Untergrund-Eisenbahn" von London vergleichen ließe; die Bewunderung, welche schon die bloße Thatsache verdient und ein flüchtiger Ueberblick hervorruft, wird noch gesteigert, wenn man sich mit den immensen Schwierigkeiten bekannt macht, unter welchen das Werk zu Stande gebracht worden. — Das subterrane London ist in seiner ganzen ungeheuren Ausdehnung unterminirt und durchzogen mit hundert und aberhundert Meilen von Röhren und Leitungen, von Kanälen und Tunnels. Da sind zuerst die Röhren der Wasserleitung, welche dem Riesenkörper Londons alltäglich eine Masse von 46,000,000 Gallonen zuführen. Da sind ferner die Gasröhren, welche die 360,000 Flammen, die sie auf den Straßen allein zu speisen haben, während

*) Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1876.

Digitized by Google

des Verlaufs von 24 Stunden mit 13,000,000 Cubikfuß Gas versorgen. Da sind endlich die Drainageröhren, welche in einer Gesammtlänge von 85 (engl.) Meilen die täglichen Effluvien in einem Betrage von 14,000,000 Cubikfuß, 14 Meilen unterhalb London-Bridge in die Themse ausleeren. Diese Kanäle der Ernährung und Ausscheidung im Körper von London mußten von der Untergrund-Eisenbahn überall in Betracht gezogen werden; sie durfte dieselben nicht verletzen, sie mußte bald parallel mit ihnen in einer Linie, bald über, bald unter ihnen sich einen Weg suchen. Die Kosten, selbst nach englischem Maße gemessen sehr hoch, sind für continentale Begriffe geradezu fabelhaft; die Schwierigkeiten nicht minder. Aber englisches Capital und englischer Unternehmungsgeist nahmen das Werk in die Hand, und heute ist es fertig. Die Welt hat nichts Aehnliches aufzuweisen, weder an Großartigkeit des allgemeinen Plans, noch an Bequemlichkeit der Benutzung für den Einzelnen."

Die Sauberkeit, die gute Technik, mit der Rodenberg arbeitet, geht recht deutlich aus der correcten Disposition seines Buches hervor. Rodenberg hat sein „Handwerk" studirt und versteht es. Das große Publicum mag sich darum wenig kümmern; es genießt die reifen Früchte, ohne sich Rechenschaft davon abzulegen, welche Mühe es gekostet hat, sie zu zeitigen. Aber der Mann vom Fach erfreut sich daran. Rodenberg hat uns nur ein kleines Bild von England gegeben; aber es ist ein abgerundetes, ein fertiges Bild; es fehlt nichts daran. Er hat vom Lande und von der Stadt gesprochen. Er durfte, da er auf der Insel war, das Meer nicht vergessen. Davon spricht er im letzten Capitel: „Am Seestrande".

Am Schluß seiner Arbeit angelangt, scheint Rodenberg gefühlt zu haben, daß er vielleicht allzu wohlwollend über England geschrieben habe. Er hat diesen Fehler — wenn Wohlwollen in einen Fehler ausarten kann — wieder gut machen wollen und auf den letzten fünf oder sechs Seiten hat er den Muth zu tadeln. Er spricht von der in England „organisirten Heuchelei". Aber dies Thema ist ihm wenig sympathisch und er verläßt es schnell wieder: „Wissenschaft und Religion, Staat und Kirche" — „das sind nicht Gegenstände der leichten Feriendiscussion." Ferienluft zieht in der That durch das ganze anmuthige Buch, in dem Rodenberg von „sonnigem Ausruhen" erzählen wollte und meisterhaft erzählt hat. Zwar bietet seine Arbeit, trotz der von seiner Bescheidenheit gemachten Reserve, auch dem Wißbegierigen des Interessanten Vieles; aber im Ganzen ist es ein Buch für Feierstunden, das man nach gethaner Arbeit zur Erholung aufnehmen darf, und, nachdem man es gelesen hat, mit inniger Befriedigung niederlegen wird.

R. L.

Georg Jenatsch.

Eine alte Bündnergeschichte von Conrad Ferdinand Meyer.

Die Literatur der Schweiz hat auf dem Gebiete der historischen Erzählungen in neuer Zeit beachtenswerthe Werke hervorgebracht, denn ihre Dichter wußten bisher verborgene Schätze ihrer vaterländischen Geschichte zu heben und die alten Urkunden mit poetischem Leben zu ergänzen. Im verflossenen Jahre lasen wir mit großem Interesse einen Roman aus der Westschweiz von Alfred Hartmann: „Die Denkwürdigkeiten des Kanzlers Hory", heuer erfreut uns Conrad Ferdinand Meyer mit einer Erzählung aus dem Bündnerlande.

Weniger bekannt, aber nicht minder ruhmvoll als die früheren Kämpfe der helvetischen Waldstätte um ihre Freiheit sind die nachfolgenden jener Cantone, die sich in den spätern Jahrhunderten der Eidgenossenschaft anschlossen. Ja, je weiter die Verwickelungen der eifersüchtigen Machtinteressen größerer Staaten, wie Frankreich, Spanien, Oestreich, das Schweizervolk bedrohten, um so schwerer ward es, Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten. Es galt nun, nicht mehr allein tapfer das Schwert zu führen, Streithammer und Morgenstern zu handhaben, oder mit Pfeil und Kugel das feindliche Ziel zu treffen, man mußte auch diplomatischen Listen und Ränken die Spitze bieten. Dies war um so schwieriger und gefährlicher, als es dem geraden Sinne des Volkes widerstrebend war.

Eine der hervorragendsten Gestalten solch' einer bewegten Zeit ist der Graubündnerheld Georg Jenatsch, der Mann, der umgeben von feindlichen Heeren in den Kämpfen des dreißigjährigen Krieges seinem theuern Bündnerlande Freiheit und Unabhängigkeit zu erringen wußte. Unmöglich konnten seine Mittel immer die eines streng rechtlichen oder sittlichen Werthes sein, und es war für den Verfasser gewiß keine leichte Aufgabe, dem wilden und ungestümen Charakter, der nicht nur als Vollstrecker eines Volksurtheils den Vater seiner Geliebten mordet, der auch zum Verräther an dem milden und hochgesinnten Herzog Rohan, seinem Freunde, wird, die Theilnahme des Lesers bis zuletzt zu erhalten. Der Dichter hat die Aufgabe, die er sich dabei gestellt, mit großer Kunst gelöst. Die Alles überragende Vaterlandsliebe des seltenen Mannes, welcher er Leben, Ehre, ja sich selbst zum Opfer brachte, flößt uns Ehrfurcht für ihn und tiefes Mitleid ein. Wie einem kühnen Bergsteiger folgen wir bangen Blickes dem Alles Wagenden. Jeden Augenblick meinen wir, sein Sturz sei gewiß; aber immer wieder erreicht er eine neue schwindelnde Höhe. Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Stelle anzuführen, die einen solchen Moment schildert, und mir von besonders seelenkundiger Tiefe zu sein scheint:

„Noch einmal war eine Verwandlung mit ihm vorgegangen. Was heute aus seinen Augen blitzte, war nicht mehr der jugendliche Uebermuth von früher, war nicht die vor keinem Hinderniß zurückweichende Sicherheit, mit welcher er, seit sie (Lucretia) ihn wieder kannte, ihr entgegen getreten, es war etwas Maßloses in seinem Wesen, eine gereizte Gewaltsamkeit in seiner Stimme und Haltung, als hätte eine übermenschliche Kraftanstrengung ihn aus dem Geleise und über die letzten, seiner Natur gesetzten Marksteine hinausgeschleudert."

Das Interesse, das wir gleich von Anfang für Georg Jenatsch, von seinem ersten Auftreten an, gewannen, steigert sich fort und fort bis zu dem verhängnißvollen Tage, an dem wir ihn der lang geplanten Rache seiner Gegner unterliegen sehen. Fein und sinnreich ist sein tragisches Ende in die Buntheit eines Faschingsballes verlegt, der ihm zu Ehren gefeiert wird, als er auf der Höhe seines Strebens angelangt ist, und die letzten seiner Ziele erreicht sieht, alle bis auf eines, die Hand der edlen Lucretia, einer der schönsten Erscheinungen in dem Buche. Trefflich geschildert sind die beiden Zürcher, Herr Waser und der Locotenent Werdmüller; es sind mit allen Zügen guter Individualisirung ausgestattete Personen, echte Schweizernaturen, wie sie es vor zwei Jahrhunderten sein konnten, und heute noch anzutreffen sein mögen. Aber nicht nur seine Leute, auch sein Land und seine Nachbarländer kennt der Verfasser genau und weiß sie uns anschaulich zu machen. Die Scenen aus Venedig sind nicht minder gelungen, als die landschaftlichen Schilderungen aus den Bergen des Engadin und Veltlin. Wer jemals jene wilden und anmuthigen, so eigenthümlich zwischen Nord und Süd getheilten Landschaften besucht hat, wird lebhaft an die dort empfangenen Eindrücke erinnert werden, wenn ihm die Beschreibung eines Herbsttages, eines Föhnsturmes, einer Sommernacht in dem romantischen Rhätierlander aus dem Buche so stimmungsvoll entgegenweht, daß man sich eines leisen Reiseheimwehs und Wanderzuges nicht erwehren kann.

Hermann Lingg.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von Gustav Floerke.

VI.

Adolf Menzel ist heuer durch sein bekanntes „Eisenwalzwerk" und durch die „Abfahrt des Königs zur Armee 1870" vertreten. Ohne generalisiren und in Schachteln vertheilen zu wollen, läßt sich doch ein Künstler von der einzigen Eigenart und Größe dieses größten Berliner Künstlers unter den Malern an dieser Stelle schwerlich ganz unabhängig von den beiden Düsseldorfern betrachten, denen wir den vorigen Artikel gewidmet haben, wenn auch fortgesetzte Parallelen über Parallelen für den Raum dieser Blätter zu weit führen würden.

Andreas Achenbach sieht das Wesen, Oswald die Poesie, Menzel das Leben seines Gegenstandes, wenn man eine grundlegliche, allerdings sehr grobe und allgemeine Unterscheidung feststellen will, die nur auf das Vorwiegen je eines dieser drei Hauptcharakteristica Rücksicht zu nehmen beabsichtigt.

Wenn ich innerhalb dieser gewiß reichlich subjectiv gefärbten Besprechungen noch extra eine persönliche Bemerkung machen darf, so schicke ich voraus, daß Menzel für mich seit Jahren das Höchste war, was ich mir nicht nur puncto Können, sondern auch als Neuschaffen auf Papier oder Leinwand denken kann, — wozu denn allerdings in erster Linie spielende Beherrschung der Mittel gehört. Und gegenüber seinen diesjährigen beiden Bildern kann ich weiter nichts thun als versuchen, diesen Eindruck einigermaßen zu zergliedern und als berechtigt nachzuweisen.

Wer nur Menzels „Pariser Boulevards", wer diesmal seine „Linden 1870" und sein „Eisenwerk" gesehen, wird mir beistimmen: Menzels stärkste Eigenschaft ist seine Persönlichkeit, ist, daß er eine Brille besitzt, wie Niemand vor ihm. Er sieht überall nur Bewegung, Durcheinander, Leben. Und er besitzt eine persönliche Fähigkeit, nicht etwa nur dies Leben zu studiren, sondern hineinzuschreiben, so erstaunlich, daß man seine Bewegungscharakteristik Zauberei nennen möchte. Besonders das kleinere der genannten beiden Bilder sieht aus wie ein der unbekannten gefährlichen Größe „Farbenphotographie" übermüthig und siegesgewiß hingeworfener Handschuh. Selbstbewußter und lächelnder durfte das allerdings Niemand thun als der Realist, der dies Augenblicksbildchen gemalt hat, wenn auch gerade seine Kunst den sogenannten Historienmalern gefährdeter erscheinen mag als die ihrige. Aber großgefühlte, großgegriffene und womöglich (ob in kleinem oder großem Format) großgemalte Kunst, ob sie Maschinenarbeiter oder Kaiser darstellt, ob sie „realistisch" oder „idealistisch" gesonnen erscheint, — das ist unsere Zukunft, sobald wir die Farbenphotographie erfunden haben, die alles Geringere unmöglich machen muß. Beten wir für sie, meine Freunde!

Erinnern wir uns — auch Oswald Achenbach malt Augenblicksbilder. Den grundleglichen Unterschied zwischen der zündenden Anschauung Beider haben wir bereits festgestellt. Aber an diesen grundverschiedenen Willen knüpft sich auch ein charakteristischer Unterschied der Erscheinung. Ich sagte, Menzels Bilder sähen wie hingeschrieben aus. Aber wie die Feder nur einen immer erkennbaren Strich hat, so könnte man auch Menzels Malerei in technischer Beziehung einseitig nennen, d. h. im Gegensatz zu den Bildern Oswald Achenbachs, von denen man sagen muß, daß sie entweder mit keiner oder in hundert verschiedenen Manieren gemacht sind. Auch bei letzteren sind die Figuren an sich und für den Moment charakteristisch, aber jede Figur, jeder Gegenstand, jeder Stoff hat so zu sagen seine eigene, seiner Erscheinung entsprechende Vortragsweise, die jedesmal des jeweiligen Gegenstandes wegen und mit ihm zugleich neu entstanden zu sein scheint.

Indessen der scharfe Beobachter des zuckenden, strömenden Lebens muß sozusagen geistreicher sein und erscheinen als der aus der Stimmung schöpfende Lyriker. Und so sind denn Menzels Bilder, auch denen Oswald Achenbachs gegenüber, die geistreichste Interpretation eines Augenblicks, die nur zu denken ist. In ihnen lebt, ganz abgesehen von der spielenden Bewältigung der Ausdrucksmittel, ein Ueberallsein der persönlichen künstlerischen Anschauung und eines auf das Wesentlichste der Lebensäußerungen dressirten Gedächtnisses, daß man wohl sagen kann: in jedem einem anderen Bilde der Ausstellung ist der Geist des Künstlers so deutlich allgegenwärtig, so allein schöpferisch, wie in den geringsten anscheinend äußerlichsten oder nebensächlichsten Dingen auf Menzels Bildern. Trotz der „Realisten", zu denen er gehört, und denen der die „Naturerscheinung" das Höchste ist, und trotz der großen Genremaler andererseits, zu denen er ebenfalls gezählt werden muß, und bei denen die Persönlichkeit sofort zu erstarren pflegt, wenn die Hauptheiden des Stückes fertig charakterisirt sind und der Rest gut durchgezeichnet ist! — Allerdings die Bildwirkung ist diesmal, was das staunenswerthe „Eisenwalzwerk" anlangt, an solchem Menzel'schen Leben einigermaßen zu Grunde gegangen.

Menzel und Oswald Achenbach gegenüber wäre in mancher Beziehung der Vergleich mit Bochmann verführerisch. Aber von Bochmann hätten wir auf eine solche Reihe von Parallelen und Gegensätze zu kommen — Brandt, Gierimsky, Dietz, Gentz ꝛc., — daß wir uns zunächst lieber anderen consequenzenloseren Beziehungen und einzelnen größeren Bildern „realistischer", d. h. wohl malerischer Anschauung zu wenden möchten.

Von Carl Gussow zu reden haben wir schon Gelegenheit gehabt — dennoch gehört er auch hier wieder in unsere Besprechung. Freunde, Gegner und Laien haben über seine drei Bilder „das Kätzchen", „verlornes Glück" und „der Blumenfreund" genügend Einseitiges zu Tage gebracht. Ich kann mich nach den allgemeinen Auseinandersetzungen, für welche ich ihn in Art. III als Beleg angeführt habe, an dieser Stelle mit Wenigerem begnügen, als dieser an drei Akademien in gutem fortschrittlichen Sinn erprobte Lehrer, dieser endlich einmal wieder einseitig energische Künstler oder meinetwegen Techniker sonst wohl in Lob und Tadel verdiente. Gerade gegenüber Menzel erscheint der „Realist" Gussow kaum jemals als Jemand, dem an dem realistischen Packen eines wirklichen Moments irgend etwas gelegen. Das Leben zwischen den einzelnen Trägern seiner Sache ist z. B. in seinem „Kätzchen" nicht allzu lebendig — Malerei und Farbe treten an seine Stelle. Das Motiv selber ist auch nicht gerade überzeugend: daß sich nämlich vier Bauern und Bäuerinnen um ein Kätzchen besonders kümmern und in Besorgung setzen. Ich glaube vielmehr, daß so eine Composition aus Einzelstudien, aus vier Figuren zusammengesetzt ist, die Gussow nacheinander aus malerischen Gründen gemalt hat. Aber heute ist der Zusammenhang da, geistig wie coloristisch ist das eine Gruppe — ein Bild. Gussow ist zwar in erster Linie Techniker (und ich sehe, wie ich öfter zu sagen Gelegenheit hatte, am wenigsten heutzutage einen Tadel darin) aber es ist nicht blos Können, was seine Bilder macht, sondern ebensosehr Wissen und Zwingen durch Energie, ein Weg, auf dem er sogar in den Grenzen seiner Richtung zu immerhin bedeutenden coloristischen Wirkungen gelangt.

In Berlin erscheint Gussow diesmal etwas sorcirt. Sein „Blumenfreund", dächte ich, wäre unnöthig brutal, als ob er den Berlinern sagen wollte: „ich genire mich durchaus nicht wegen eurer Geschmacksbedürfnisse". sein „verlornes Glück" hingegen kommt mir vor, als ob er im selben Athem erklären wollte, „übrigens kann ich das auch, was so z. B. euer Richter kann". Vielleicht sind Gussows Motive denen, die ich ihm hier unterlege, absolut fremd. Bezeichnend aber erscheint mir das Gesagte durchaus und die Thatsache, daß nämlich die beiden hier zuletzt genannten Bilder auf denjenigen, der Gussow sonst verfolgt hat, einigermaßen unbehaglich wirken, muß ich wenigstens für mich constatiren.

Aber mag er diesmal selbst in seinem „Kätzchen" des Guten und absichtlich Tendenziösen etwas zu viel gethan haben, — mag ihm das unbefangene Leben wie die Poesie des Ganzen fehlen — Eines schickt sich nicht für Alle! Er hat Anderes dafür. Von seinem unfehlbaren Können will ich nicht wieder reden. Aber direct steht er doch der Natur so nah wie möglich, und wenn nicht geistvoll oder poetisch, so doch stramm und derb; er besitzt, wenn man das Wort entschuldigen will, einen Grad von Forsch-sein-können, zu welchem sich selbst das heutige Deutschland meiner Meinung nach nur gratuliren könnte. Bisher allerdings scheint es, wie ich aus belgischen Zeitschriften ersehe, daß es wieder einmal Fremden vorbehalten war, ein energisches (wenn auch einseitiges, so doch ungeheuer lehrreiches) deutsches Talent (ich meine als Maler, nicht nur als Lehrer) anzuerkennen.

Eine entschiedene Aehnlichkeit mit Gussow in der unbeugsam „realistischen" Anschauung läßt sich denn auch an dem Belgier Alex. Struys mit Leichtigkeit erkennen, der heute Gussows Stelle in Weimar auszu-

Digitized by Google

füllen versucht. Gewisse Schwächen letzterem gegenüber sind bei dem Maler der „Raubvögel" nicht zu verkennen. Indessen gestatten wir uns hier seine Aehnlichkeiten und vorzüglichen Eigenarten in den Vordergrund zu stellen, da uns, bei der Kürze dieser Besprechungen, das Gute und Besondere in erster Linie beschäftigen muß, während sich die Schwächen möglichst nebenher darzustellen haben.

Vor Allem, will mir scheinen, fällt, trotz der ungünstigen Raumverhältnisse der engen Ausstellungscorridore und trotz des grellen Lichts, das große Struyß'sche Bild als besonders gesund gemalt aus der großen Menge selbst besserer deutscher Bilder heraus. Fast alle unsere Bilder (und diese Erkenntniß ob angenehm oder nicht ist endlich nöthig) sehen neben ihm und ähnlichen, wie hart er auch sein mag, gemacht aus, — man merkt ihnen das Material an, mit dem sie gemalt, oder die Mühe, mit der sie hergestellt sind. Von Poesie hat diese erbarmungslose Malerei keine Spur — so daß man bei ihr z. B. gegenüber Böcklin mit gutem Gewissen von Verzeichnungen reden dürfte, wenn solche vorhanden oder dieser Sicherheit gegenüber möglich wären, — aber eine lebendige Charakteristik des Moments wie des Einzelnen und des Details weiß Struyß dafür in Scene zu setzen, und zwar in Lebensgröße, die nur Jemand eine übertriebene nennen kann, dem das unangenehm tendenziöse Motiv nicht nur den Geschmack an dem Bilde, sondern auch das Verständniß für diese große Malerei verkümmert hat. Für Unbefangene brauche ich wohl nur an den beliebten Herrn Grützner zu erinnern, dessen Pfaffen selbst in ihrem kleinen Maßstabe Caricaturen gegen die großartig überzeugende Gewalt sind, mit welcher Struyß in Form von stupider Disciplinirtheit und gewissenloser Schönrednerei die Gefährlichkeit seiner Jesuiten nachgewiesen hat. Als Beweis für die Objectivität seiner Charakterschilderung mag angeführt werden, daß dies Bild in Antwerpen von den klugen ultramontanen Blättern dahin erklärt werden konnte: „Jemand, der vom Staate eingezogene Kirchengüter gekauft hat, beruhigt seine Gewissensbisse auf dem Sterbebette dadurch, daß er sein ganzes Vermögen der Gesellschaft Jesu vermacht."

Aber immerhin — diese tendenziöse Absicht bekundet die echt belgische Neigung für das interessante, womöglich aufregende Motiv, vermöge deren diese modernen Niederländer die schlimmsten unter den Malern wären, wären sie nicht so unfehlbar malerisch beanlagt. Struyß sucht wie der schlechteste deutsche Historienmaler nach „Stoffen", aber wie malerisch kommen sie bei ihm zur Welt, für den wenigstens, der von allerlei Merkwürdigkeiten, selbst Geschmacklosigkeiten und Rücksichtslosigkeiten absehen kann! Der Moment ist von vornherein gegriffen und charakterisirt, in breitester Weise. Eine Robustheit tritt dabei, wie in seiner Malerei überhaupt, zu Tage, der gegenüber die eigentlich deutsche Malerei wie eine Quälerei mit Farben aussieht. Und eine einfache, schlagende Wirkung besitzen diese Bilder (ich denke nebenher fortwährend an das fabelhaft charakteristische und viel weicher gemalte Porträt von Wanters), welche sie gegenüber unseren größesten Realisten wenigstens, heißen sie nun Menzel, Bochmann oder wie sonst, durchaus eigenartig hervorhebt.

Und diese Wirkung ist der einfachsten, vornehmsten Entstehungsart: große, groß behandelte, malerisch vollkommen bewältigte Flächen und Gegensätze bilden, entsprechend einer breiten, rein malerischen Anschauung, den künstlerischen Kern dieser Gemälde, ohne daß die Charakteristik im Geringsten dabei litte. Ich weiß ohne sonst Parallelen ziehen zu wollen, nur an Rembrandts „Anatomie" zu erinnern, um mich ganz verständlich zu machen.

Um noch specieller von dem Wanters'schen „Porträt des Herrn Somzée" zu reden, füge ich dem bisher Gesagten lediglich die Ansicht hinzu, daß dies Bildniß dasjenige auf der Ausstellung ist, welches mich in der Art, wie es „aus dem Handgelenk geschüttelt" erscheint, als Lebensauffassung und in Bezug auf Lebensfähigkeit ganz allein direct an die alte große Zeit der Porträtmalerei erinnert. Daß Manier und Farbe einigermaßen auf Franz Hals zurückweisen, erscheint mir heutzutage, und den gerühmten wesentlichen Eigenschaften dieses Bildes gegenüber, höchstens werth zu constatiren.

Und um unsere heutige Unterhaltung mit einer allgemeineren Notiz zu schließen: als ein Hauptverdienst der Struyß, Wanters, Linnig (Commandantenstraße) und ihrer Gesinnungsgenossen erscheint mir für die Kunstgeschichte Belgiens und Deutschlands der Umstand, daß sie eine Richtung gestürzt haben oder zu stürzen im Begriff sind, wie sie de Bierse und selbst de Vriendt in Berlin vertreten und die doch nur die alte akademische Convention unter neuer Flagge einschmuggeln. Allerdings besser als diese, die sich komischer Weise einbildeten, den Rubens auf der Palette zu haben, haben selbst wir Deutschen inzwischen malen gelernt; aber diese Jungen, die endlich wieder den großen alten Meistern, gleichviel wem, im Geiste ähnlich zu sehen anfangen, malen bereis wieder besser als wir — und zwar — Ausnahmen zugelassen — um ein Bedenkliches!

Notizen.

Der Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung hat zum 10. November einen Bericht über das Wesen und Wirken der Schillerstiftung an die verschiedenen Zeitungen versandt. Dieser Bericht zeigt die segensreiche Thätigkeit, welche diese Stiftung seit ihrem Entstehen entfaltet hat. Seit dem Entstehen derselben bis Ende 1874 sind 227 Schriftsteller und deren Hinterbliebene unterstützt worden.

Während des Zeitraums von 1870—1874 verausgabte die Schillerstiftung die Gesammtsumme von 232,312 M. 22 Pf. Die höchsten lebenslänglichen Pensionen betrugen bisher 1500 M. jährlich, und solcher erfreuen sich nur 2 Stiftungspensionäre, während einem derselben nur 1200 M., 6 Pensionären nur 900 M., 2 Pensionären nur 600 M. jährlich ꝛc. bewilligt werden konnten. Diese Summen sind in vielen Fällen geringer, als sie sein sollten. Um wirksamere Hülfe leisten zu können, müßte die Stiftung, wie dies in den ersten Jahren ihrer Wirksamkeit erfreulicher Weise geschah, öfter mit Schenkungen, Vermächtnissen, Benefices und ähnlichen Zuwendungen bedacht werden. Wir bitten alle Freunde der vaterländischen Literatur, keine für solche Zuwendungen sich darbietende Gelegenheit ungenutzt vorübergehen zu lassen.

An Jahresbeiträgen empfängt die Stiftung Seiten des Deutschen Kaisers 1000 M., Seiten der Deutschen Kaiserin 150 M., Seiten des Kaisers von Oestreich 500 Fl., Seiten des Königs von Sachsen (außer den Räumlichkeiten für die Vorortsexpedition im sogenannten Prinzenpalais) 500 M. auf die Dauer der Dresdener Vorortschaft, Seiten des Großherzogs von Weimar den Ertrag je einer zum Besten der Weimarischen Zweigstiftung veranstalteten Vorstellung im Weimarischen Hoftheater, sowie die von derselben Stiftung für ihre Expeditionsräume im Schillerhaus zu erlegende Miethe im Betrage von 750 M.

Wir selbst haben Gelegenheit gehabt, in zwei Fällen die Unterstützung der Schillerstiftung für unterstützungsbedürftige Angehörige verdienstvoller Schriftsteller anzurufen und können uns über das Wohlwollen, mit denen man diesen Gesuchen entgegengekommen ist, über die Schnelligkeit und den Takt der geschäftlichen Erledigung nur rühmend und dankbar aussprechen. Möchte die Schillerstiftung durch reichlich zufließende Spenden in den Stand gesetzt werden, noch durchgreifender, als es ihr bis jetzt möglich ist, dem unverdienten Elend der Schriftsteller und ihrer Angehörigen entgegenzuarbeiten.

Literarische Notizen.

Aus der großen Anzahl der in jüngster Zeit erschienenen Werke greifen wir einige heraus und geben an dieser Stelle kurze Notizen darüber, die eine spätere, etwa noch zu veröffentlichende eingehendere Besprechung derselben nicht ausschließen sollen.

Felix Dahn hat sein vaterländisches Schauspiel „Deutsche Treue" in Leipzig bei Breitkopf und Härtel veröffentlicht. Wir beschränken uns auf diese Angabe, da wir auf das Stück selbst, das inzwischen am Berliner Hoftheater zur Aufführung gekommen ist, noch zurückkommen werden.

Von Friedrich Bodenstedt sind in der Grote'schen „Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller" unter dem Titel „Theater" zwei dramatische Dichtungen, eine fünfactige, historische Tragödie, „Kaiser Paul" und ein vieractiges Lustspiel „Wandlungen" dem Lesepublicum übergeben. Im Vorwort erzählt uns Bodenstedt, daß die Aufführung des „Kaiser Paul" allen königlichen Hofbühnen von entscheidender Stelle verboten worden sei. Er fügt hinzu, man habe Mittel und Wege gefunden, auch an größeren Stadtbühnen die Aufführung zu verhindern. Es ist Schade,

Digitized by Google

daß Bodenstedt es bei dieser Bedeutung bewenden läßt. Daß Hofbühnen gewisse Rücksicht zu nehmen haben, ist ganz begreiflich; daß aber der Einfluß der für die Hofbühnen maßgebenden Persönlichkeiten so weit gehe, auch die Directionen der unabhängigen Stadttheater von der Aufführung eines Stückes, von dem diese sich einen Erfolg versprechen, abzuschrecken, das ist uns neu; das wäre doch eine ganz bedenkliche Erscheinung, und es würde verlohnen, sie etwas näher in's Auge zu fassen. Das Lustspiel „Wandlungen" ist in Hannover aufgeführt worden. Vielleicht werden wir dasselbe in Berlin zu sehen bekommen und dann die Gelegenheit haben, dasselbe einer kritischen Besprechung zu unterwerfen.

Von Rudolf Gottschall sind ebenfalls zwei neue dramatische Dichtungen erschienen, welche das 9. und 10. Bändchen seiner dramatischen Werke, Leipzig 1877, Brockhaus, füllen, „Amy Robsart" und „Arabella Stuart". Beides sind fünfactige Trauerspiele. „Amy Robsart" lehnt sich in den Grundzügen des dichterischen Plans an den Roman von Walter Scott „Kenilworth" an, aber der Dichter beansprucht in einem Nachwort von einer unabhängigen Kritik das Zeugniß, daß die Dichtung vollen Anspruch auf Selbstständigkeit geltend machen könne. Das Trauerspiel ist in Leipzig und in Weimar mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Das zweite Trauerspiel, „Arabella Stuart", in welchem ebenfalls einzelne Motive aus den Romanen von James und Walter Scott frei benutzt worden sind, wird demnächst am Wiener Hofburgtheater zur Aufführung kommen.

Wilhelm Oechelhäuser hat von seinen Bearbeitungen der Shakespeare'schen Werke nach den Schlegel-Tieck'schen Uebersetzungen den 17. und 18. Band, „Othello" und „König Johann" veröffentlicht (Weimar, Alexander Huschke, 1876). Wie bei den früheren hat der Bearbeiter auch hier in umfangreichen Einleitungen das historische und kritische Material dargelegt, seine Bearbeitungen speciell motivirt, die Stücke selbst analysirt und endlich die Literatur darüber besprochen.

* * *

Im Anschluß an die dramatischen Dichtungen und Bearbeitungen wollen wir einige auf die dramatischen Dichter bezüglichen Werke hier anführen. Da verdient in erster Reihe genannt zu werden die umfangreiche Studie „William Shakespeare" von Karl Elze, Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1 Band, 651 Seiten. Elze hat das ungeheure Material in acht Capiteln behandelt. In den ersten vier Capiteln bespricht er die Heimat, Kindheit und Jugend Shakespeares bis zu seiner Uebersiedlung nach der Hauptstadt, gibt eine eingehende Schilderung des damaligen London und des englischen Theaters bis auf Shakespeare. Das fünfte und umfangreichste Capitel ist den Shakespeare'schen Werken gewidmet, im sechsten ist Shakespeares Bildung, im siebenten sein Charakter und seine Weltanschauung besprochen, und im achten die letzten Lebensjahre in Stratford und sein Tod. Wenn wir es einstweilen bei diesen nüchternen thatsächlichen Angaben bewenden lassen, um der Besprechung, die diese ernsthafte Studie in diesen Blättern finden wird, nicht vorzugreifen, so wollen wir doch gleich über eine Aeußerlichkeit unser Bedauern aussprechen: es fehlt dem Buch eine eingehende Angabe des Inhalts und ein Namen- und Sachregister. Elzes Studie ist dazu bestimmt, häufiger zum Nachschlagen benutzt zu werden; es wäre menschenfreundlich, wenn die Verfasser ihren Lesern die Mühe des langen Suchens nach irgend einer Einzelheit durch ein Register, oder zum mindesten durch eine genaue und eingehende Bezeichnung des Inhaltes jedes Capitels erleichterten.

Von der weit verbreiteten, allgemein bekannt und beliebt gewordenen Schrift „Schillers Leben und Werke" von Emil Palleske ist die neunte verbesserte Auflage, Stuttgart 1877, Karl Krabbe, erschienen. Als Beitrag zur Biographie des Dichters haben wir hier noch zu nennen den sehr interessanten „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta", herausgegeben von Wilhelm Vollmer, Stuttgart, J. G. Cotta, der allein 467 Nummern zählt; außerdem sind noch eine große Anzahl von zeitgenössischen Briefen Schiller'scher Freunde und Verwandter mit aufgenommen worden. Fast das gesammte Material war bisher ungedruckt. Der Briefwechsel ist ein neues unvergängliches Denkmal für die hohe Gesinnung Schillers, ist zugleich ein Zeugniß für den edeln Charakter des verständnißvollen Verlegers Cotta. Dieser Briefwechsel bildet ein natürliches Seitenstück zu dem zwischen Schiller und Goethe. Wie jener ein Freundschaftsbündniß zwischen den beiden Dichtern, dem kein anderes in der Gesammtliteratur zur Seite zu stellen ist, beurkundet, so bringt dieser zur lebendigen Anschauung, wie aus einer rein geschäftlichen Verbindung ein freundschaftliches und intimes Verhältniß herauswuchs, dessengleichen kaum ein zweites zwischen Dichter und Verleger zu finden sein dürfte. Der Herausgeber hat sehr wohl daran gethan, auch die rein geschäftlichen Briefe im Wortlaut mitzutheilen. Alles, was wir über Schiller Neues erfahren, läßt uns den Menschen lieber gewinnen und keine noch so geringfügige Mittheilung dünkt uns werthlos. Es ist ein ebenso interessantes und inhaltreiches, wie liebenswürdiges Buch.

Von dem gleichen Gesichtspunkt aus ist auch die Publication der „Briefe von Schiller an den Herzog Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg", herausgegeben von A. L. J. Michelsen (Berlin, Gebrüder Paetel), mit Freude zu begrüßen. Diese Briefe über ästhetische Erziehung, welche eine große Summe geistiger Thätigkeit unseres Dichters darstellen, sind hier zum ersten Mal in ihrem ungedruckten Urtext vereinigt. Sechs dieser Briefe sind vollständig mitgetheilt und vom siebenten der Anfang. Nach der Hypothese des Herausgebers wird Schiller wahrscheinlich 10 Briefe an den Herzog gerichtet haben; die Hoffnung, die noch fehlenden aufzufinden, ist, wie der Herausgeber sagt, noch nicht ganz aufzugeben; dieselben befinden sich vielleicht noch abschriftlich unter den Augustenburgischen oder als Concepte unter den Schiller'schen Papieren. Die Umarbeitung dieser Briefe, die in den „Horen" veröffentlicht wurde, war bedeutend umfangreicher. In den „Horen" veröffentlichte Schiller über dasselbe Thema 27 Briefe.

Ein Seitenstück zu der oben erwähnten Schillerbiographie bildet „Goethes Leben und Werke" von G. H. Lewes; mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Julius Frese. Diese beste Goethebiographie ist jetzt bereits in 11. Auflage im Verlage von Karl Krabbe in Stuttgart erschienen. Die Vorzüge dieser ausgezeichneten Arbeit sind so allseitig anerkannt, daß die einfache Anzeige genügt. Einen sehr interessanten, inhaltreichen, unterhaltenden, geistvollen und in vorzüglichem Deutsch geschriebenen Beitrag zur Goetheliteratur gibt uns Franz Dingelstedt in seiner dramatischen Studie „eine Faust-Trilogie" (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel). Dingelstedt entwickelt darin seine Vorschläge für die Aufführung des Gesammt-Faust. Jeder dieser Vorschläge läßt den erfahrenen, scharfsinnigen und feingebildeten Dramaturgen erkennen — den Theoretiker und den Praktiker in einer Person. Für die Stätte der Aufführung denkt Dingelstedt nicht an eines der bestehenden Hoftheater, er denkt an das Bühnenfestspielhaus zu Bayreuth, „den Schauplatz nationaler Festspiele idealer Gestalt", an „ein Werk der Zeit, das die Kraft Eines Mannes mit den Mitteln eines Volkes geschaffen hat".

Wir haben noch zweier Beiträge zur Lessingliteratur zu gedenken. Dr. Emil Godschlich hat den Einfluß der aristotelischen Studien Lessings auf seine Werke dargestellt (Berlin 1876, Verlag von Franz Wahlen) und die Herren Dr. Friedrich Schröter und Dr. Richard Thiele haben die Hamburgische Dramaturgie für die obersten Classen höherer Lehranstalten und den weiteren Kreis der Gebildeten erläutert. Dem unvergleichlichen Lessing'schen Werke, das, wie viele andere, mehr citirt als gekannt ist, ist durch die Anmerkungen der gewissenhaften Herausgeber ein breiter Weg gebahnt.

Aus der großen Zahl der erzählenden Dichtungen heben wir nur folgende hervor: Von dem zweibändigen Roman von Heinrich Laube, „das junge Europa", ist in der Ausgabe von Laubes gesammelten Schriften (Wien 1876, Wilhelm Braumüller) eine neue Auflage erschienen.

„Der Bildschnitzer von Achensee", Roman von Robert Schweichel, drei Theile in einem Bande (Berlin 1876, Otto Janke), hat bereits seine dritte Auflage zu verzeichnen, eine Ehre, welche dieser spannende, gut componirte und gut durchgeführte Roman wohl verdient.

Von Helene von Hülsen ist unter dem Titel: „Ohne Flitter" eine Sammlung von neuen Novellen erschienen (Berlin 1877, Plan'sche Buchhandlung, Henri Sauvage). Die Eigenart dieser Schriftstellerin ist aus ihren früheren Erzählungen bekannt. Sie verschmäht alle pikante Würze und alle grobsinnlichen Effecte, sie erzählt in einfacher und gemüthvoller Weise Einfaches und Gemüthvolles; sie wendet sich nicht an ein raffinirtes und überreiztes Publicum, das nach Aufregung dürstet, ihr Leserkreis ist vorzugsweise der sinniger, beschaulicher und unverdorbener Naturen. Die Erzählungen der Helene von Hülsen gehören zu denen, die ein junges Mädchen nicht zu verstecken braucht, wenn es bei der Lectüre betroffen wird.

La mère en permettrait la lecture à sa fille.

Digitized by Google

is dem Buche vorangestellte weiße Blatt mit dem Wort „Widmung" e Bestimmung, als Geschenk für junge Mädchen zu dienen, er- An dieser Stelle lassen wir es uns genügen, auf das Erscheinen haft gemachten Romane nnd Novellen hingewiesen zu haben.

* * *

erste Vorläufer der Weihnachtsliteratur sind die jetzt aus- 1 Werke des Grote'schen Verlags, Berlin 1876, zu bezeichnen. nyſons „Enoch Arden" gehört in Bezug auf die künstlerische ing zu dem Besten, was der deutsche Büchermarkt seit langer ſert hat. Die Uebersetzung von Adolf Strodtmann ist gewissen- fließend, die Thumann'schen Illustrationen sind von einer ürdigkeit, Feinheit und Stimmung, die wahrhaft entzückend sind. keine Illustrationen in dem leider gewöhnlich gewordenen Sinne es, es sind selbstständige Kunstschöpfungen, zu denen die Dichtung tler, der selbst weiter dichtet, angeregt hat. Der feinfühlige den wir selten so durchweg glücklich gesehen haben wie in allen chnungen, ist von den Xylographen Hermann Günther und R. mour auf das Beste unterstützt worden. Die äußere Ausstattung rkes ist in jeder Beziehung, im Papier, im Druck, im Einbande, erhafte. Wir können dieses vorzügliche Werk auf das Wärmste

ıcher aber ebenso geschmackvoll ist die 7. Auflage der „Spazier- ıes Wiener Poeten" von Anastasius Grün ausgestattet, für Verlagshandlung die geschmackvolle Schwabacher Schrift aus Teubner'schen Officin gewählt hat. Die Anstrengungen, welche serer guten Verlagshandlungen in neuester Zeit machen, in f die äußere Ausstattung der Dichterwerke, die bis vor Kurzem land auf das Aergste vernachlässigt wurde, mit Frankreich und u wetteifern, können nicht rühmend genug anerkannt werden. wollen hier gleich noch ein anderes Buch namhaft machen, das in Schwabacher Schrift gedruckt ist: „die Nachtwachen des tura", welche einen Theil der „Bibliothek deutscher Curiosa" ıdau und Leipzig 1877, Verlag von Wilhelm Ludwig). Diese hat sich die Aufgabe gestellt, Werthvolles aus vergessenen deutscher Literatur heraufzufördern. Die Nachtwachen sind ein r Versuch J. von Schellings und bilden einen wichtigen Beitrag niß des Philosophen und seiner Geistesentwicklung. Von dem des 1805 erschienenen Buches waren bis zu diesem Neudruck 5—6 Exemplare vorhanden. Die Wiederherstellung ist sehr , und auch hier verdient die Ausstattung und der Druck aus pf und Härtel'schen Officin alles Lob.

der nordischen Sage „König Sigurds Brautfahrt" von Geibel ist im Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart die vierte chienen; ein neues Gedicht von Felix Dahn, „die Amelungen", von Breitkopf und Härtel, Leipzig 1876.

* * *

Sammlungen früher bereits durch die Zeitungen und Zeit- öffentlichter Aufsätze sind zu nennen:

raits und Studien", von Rudolf Gottschall (Leipzig 1876, Brock- e den 3. und 4. Theil der „literarischen Charakterköpfe" bilden. il enthält ausschließlich Charakteristiken von Dichtern, nämlich: Heigel, Hoffmann von Fallersleben, Robert Prutz, Rudolf derich Benedix und Otto Ludwig. In dem 4. Bande finden rakteristiken der Philosophen Hegel, David Strauß und Ludwig des Schauspielers Emil Devrient, der Kriegslyriker von 1813 der Biographie der Neuzeit und Victor Hugos als Roman- Den Lesern von „Unsre Zeit" werden die meisten dieser en und gewandt geschriebenen Charakteristiken bekannt sein.

Spitzer, einer der witzigsten Köpfe unserer Zeit, hat eine ılung seiner „Wiener Spaziergänge" (Wien 1876, Verlag ıer) veranstaltet. Spitzer hat hier etwa ein halbes Hundert ı Feuilletons zusammengestellt, die mit dem unheilvollen ginnen und mit der Schilderung „eines Tages während der Schreckenszeit" schließen. Es ist eine vielleicht nicht voll- r jedenfalls die originellste und amüsanteste Geschichte unserer Spitzer ist in diesen Blättern schon gelegentlich seiner früheren n gesprochen worden, und er selbst hat alles Gute, was wir n konnten, durch einen seiner Beiträge bestätigt. Spitzer ist slos, bisweilen sogar ein bischen boshaft, aber selbst in seiner ten Satire ist seine Form von einer unwiderstehlichen Grazie, und überall zeigt sich eine tüchtige, solide Bildung. Er ist unter Umständen rücksichtslos, aber niemals ungezogen. Für den reellen Werth dieser anscheinend so flüchtig hingeschriebenen Skizzen spricht schon der Umstand, daß dieselben durch die Einbuße der Actualität von ihrer Frische und von ihrem Reize nichts verloren haben; im Gegentheil, losgelöst von den Erregungen des Tages, dem sie ihr Entstehen verdanken, machen sie im Buche einen wo möglich noch günstigeren Eindruck, als sie in der Tageszeitung schon ausgeübt hatten. Die meisten dieser Feuilletons sind in der „Neuen freien Presse" erschienen.

Von dem modernen Feuilletonisten zu dem der Vergangenheit ist der Uebergang leicht gefunden. Professor Friedrich Brockhaus hat vor einiger Zeit (Leipzig 1876, F. A. Brockhaus) über „die Briefe des Junius" eine wenig umfangreiche, aber sehr werthvolle Schrift veröffentlicht, welche ein getreues Bild von den Zuständen unter Georg III. gibt, die weltberühmten Briefe des Junius analysirt und charakterisirt, die politischen Lehren, welche er ertheilt, daraus auszieht und endlich die Frage nach dem großen Unbekannten zu lösen sucht — wie wir glauben, löst. Brockhaus vertritt die von Taylor aufgestellte Hypothese, die in der That die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß der Verfasser der Juniusbriefe identisch sei mit Sir Philip Francis, dem „Statthalter von Bengalen", den Laube auf die Bühne gebracht hat. Brockhaus' Beweisführung erscheint uns schlagend.

Von wissenschaftlichen Werken haben wir außer diesem noch anzuführen: „Der Naturgenuß, eine Phisophie der Jahreszeiten" von Hieronymus Lorm (Berlin 1876, A. Hofmann & Co). „Die confessionslose Religion" von Dr. W. L. (Berlin 1877, Elwin Staude). Die Schrift gipfelt in dem Verlangen, den nicht-confessionell Gesinnten die Verbreitung des freien Denkens durch Wort und Schrift und die Bethätigung desselben durch ein confessionsloses, aber nichts desto weniger religiöses Gemeindeleben von Staatswegen zu gewähren. — Friedrich Latendorf hat Sebastian Franks erste namenlose Sprüchwörtersammlung vom Jahre 1532 in getreuem Abdruck mit cultur- und literargeschichtlichen Beilagen herausgegeben (Pösneck 1876, Karl Latendorf). Es ist ein nicht nur sehr gelehrtes, sondern auch sehr unterhaltendes Werk. Wir fügen hier noch an: „Das Urheberrecht an Schrift- und Kunstwerken, Abbildungen, Compositionen, Photographien, Mustern und Modellen nach deutschem und internationalem Recht", systematisch dargestellt von Professor Dr. Klostermann (Berlin 1876, Franz Vahlen), das namentlich allen Schriftstellern, Künstlern und Verlegern von Büchern und Kunstwerken sehr zu empfehlen ist.

Dr. Heinrich Jaques hat ein „Lebens- und Geistesbild von Alexis de Toqueville" herausgegeben (Wien 1876, Karl Gerolds Sohn). Toqueville ist einer der schärfsten Denker und edelsten Charaktere des modernen Frankreichs. Der Schriftsteller Toqueville wird von allen Kennern der französischen Literatur hochgeschätzt; durch die liebevolle, anziehend und geistvoll geschriebene Studie lernen wir auch den Menschen verehren. Ein Stück Charakterbild ist auch das neue Werk von Victor Hugo, das den stolzen Titel: „Thaten und Worte" führt (Stuttgart 1876, August Auerbach), aber eigentlich blos „Worte", oder zum mindesten „Worte und Thaten" heißen sollte. Es sind die gesammelten Reden Victor Hugos. Einige derselben haben für uns das Interesse verloren, sie beziehen sich auf Ereignisse, die längst unserm Gedächtniß entrückt sind; aber viele andere haben sich ihre volle Frische zu erhalten gewußt. Victor Hugo ist in seiner Weise ein Redner ersten Ranges. Der packende Ausdruck, das zündende Wort, die wirksame Phrase versagen ihm nie, wenn er ihrer bedarf. In unserer ruhigen Kammerrhetorik wäre ein solcher Redner allerdings undenkbar; aber man begreift vollkommen die Wirkung, welche die Victor Hugo'schen Reden in Frankreich haben ausüben müssen. Diese Reden sind eine jetzt unentbehrlich gewordene Ergänzung zur Charakteristik des Dichters; alle Eigenarten seines ungestümen, aber doch eigenthümlich sympathischen Naturells treten hier in diesen oft momentanen Ausbrüchen der Empfindung naturgemäß noch greller hervor, als in den reiflich erwogenen und wohldurchdachten Ausdrücken, die er seinen Gefühlen in den dichterischen Werken gibt.

Es bedarf keiner Motivirung, um von Victor Hugo auf die Schauspieler zu kommen. In der „Librairie des Bibliophiles" erscheinen lieferungsweise die Biographien der ersten französischen Schauspieler. Die Ausstattung ist musterhaft, jeder Lieferung ist ein Porträt beigegeben (Radirung, Zeichnung von Léon Gaucherel). Die neusten Lieferungen bringen die Lebensschilderungen von Sophie Croizette und von

Digitized by Google

Sarah Bernhard. Den Text hat Francisque Sarcey, einer der angesehensten Pariser Kritiker geschrieben.

Schließlich wollen wir noch auf eine neue Ausgabe der sämmtlichen Werke von Alfred de Musset die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken; dieselbe erscheint im Verlage von Alphonse Lemerre in Paris und umfaßt im Ganzen 10 Bände. Sie zeichnet sich aus durch äußerste Correctheit im Texte, einige discrete, aber sehr erwünschte Anmerkungen, die am Schluß der Bände angebracht sind, durch ein angenehmes Format (genau dasselbe der meisten Elzevierausgaben) und durch eine wahrhaft künstlerische Ausstattung. Für die Lettern ist die alte Elzevierschrift gewählt, die sich durch Sauberkeit, Schärfe und geschmackvolle Zeichnung vor Allen hervorthut; die berühmte Officin von Jules Claye hat das Werk gedruckt. Da auch das hier genommene Büttenpapier die Aehnlichkeit mit den Elzevierausgaben anstrebt, so ist die Täuschung eine fast vollkommene. Bis jetzt sind sieben Bände erschienen. 2 Bände Gedichte, 3 Bände Lustspiele und Proverbes, der Roman: Bekenntniß eines Kindes dieses Jahrhunderts, und die Novellen. Der Preis ist relativ ein sehr niedriger: der Band, 350—450 Seiten stark, kostet sechs Francs. Von allen Mussetausgaben ist diese weitaus die geschmackvollste und empfehlenswertheste.

* * *

Nitschmanns polnischer Parnaß.

Die Polen sind als ein Weltvolk allen Culturvölkern hinreichend bekannt, aber ihre Poesie, sowie die Geschichte derselben, ist denselben verhältnißmäßig unbekannt. Die Polen stimmen mit den übrigen slavischen Nationen darin überein, daß sie in volksthümlichen Liedern die Grundlage zu einem allgemeinen poetischen Ausdruck besitzen, allein aus derselben hat sich bei ihnen keine Initiative zu einer selbstständigen Kunstpoesie entwickelt. Nach dieser Seite hin sind die Polen von den Mustern fertiger Gebilde anderer Völker abhängig geworden. Gerade die Zeit, in welcher der polnische Name durch den Glanz seiner kriegerischen Thaten in ganz Europa Bewunderung erregte, stellte das humanistische Ideal die Nachahmung der lateinischen Poesie als höchstes Ziel hin. Die Dichtungen Sarbiewskis sind das ausgezeichnetste Denkmal dieser Epoche. Auf sie folgte die Nachahmung der französischen Kunstpoesie. Zwischen dem Genius des polnischen und dem des französischen Volkes besteht eine gewisse unläugbare Wahlverwandtschaft, welche die Polen nur zu oft verführt hat, sich den Franzosen in kritischen Augenblicken mit mehr Zuversicht auf deren Beistand hinzugeben, als dieselben ihnen ernstlich zu widmen geneigt waren. Doch wurde Paris in unserem Jahrhundert der Mittelpunkt der polnischen Emigration. Viele Polen empfingen Unterstützung aus der französischen Staatscasse, und viele dienten in den französischen Fremdenlegionen. Diese innige Sympathie konnte jedoch nicht verhindern, daß nicht seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auch die deutsche Dichtung sehr stark nachgeahmt zu werden anfing. Es waren nicht blos die Dichter ersten Ranges, um die man sich bemühte, sondern vorzüglich eine mittlere Schicht, die ich der Kürze wegen durch das Beispiel Kotzebues bezeichnen möchte, der in Warschau so überaus glücklich reproducirt wurde. Daß die Polen so gut als die Deutschen den Roman Walter Scotts, die tragische Zerrissenheit eines Lord Byron und die romantische Ueberschwenglichkeit eines Victor Hugo nachahmen mußten, versteht sich von selbst. Mickiewicz war wohl derjenige Pole, welcher der Originalität der beiden Letztgenannten am nächsten kam. Die einzelnen Namen der hervorragenden Werke der polnischen Dichtung, sowie die Namen ihrer Verfasser, sind jedoch mit geringen Ausnahmen in Deutschland wenig bekannt. Es ist daher ein großes Verdienst des als Uebersetzer aus fremden neueren Sprachen schon lange höchst vortheilhaft bekannten Herrn Nitschmann, daß er in dem vorliegenden polnischen Parnaß eine anziehende Sammlung polnischer Dichtungen in treuer und geschmackvoller Uebersetzung zusammengestellt hat, woraus wir einen Ueberblick über die innere Bewegung des poetischen Geistes bei unsern östlichen Nachbarn gewinnen können. Mit sehr richtigem Takte hat der Uebersetzer bei seiner Auswahl alles politisch Tendenziöse vermieden und sich dafür an Dasjenige gehalten, was die edleren Seiten des polnischen Gemüthes charakterisirt. Die wiederholten Auflagen dieses Parnasses beweisen thatsächlich, wie treffend der Herausgeber seine Auswahl gemacht hat. Chronologische und literarische Notizen über die Dichter erhöhen noch die Brauchbarkeit der eleganten Sammlung, die hiermit bestens empfohlen sei.

Königsberg i. Pr., im November. **Karl Rosenkranz.**

* * *

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie. Unter Mitwirkung von C. Göring, M. Heinze, W. Wundt herausgegeben von R. Avenarius. 8. Leipzig, Fues's Verlag (R. Reisland). I. Heft.

Diese neue philosophische Zeitschrift erklärt in dem Prospect, daß sie beabsichtige, nur solcher Philosophie zu dienen, deren Grundlage die Erfahrung bildet, indem sie von der Voraussetzung ausgeht, daß ohne solche Erfahrungsgrundlage Wissenschaft überhaupt nicht möglich sei. Diesen Gedanken entwickelt der Herausgeber R. Avenarius in einem einführenden Artikel näher, in welchem er aber nicht allein des Genaueren erörtert, daß einerseits eine wahrhaft wissenschaftliche Philosophie allerdings nur durch engsten Anschluß an die Erfahrungswissenschaften möglich sei, sondern zugleich auch nachweist, daß andererseits die Specialwissenschaften nur durch die Vermittlung einer umfassenderen, nicht mehr specialwissenschaftlichen, d. h. aber philosophischen Betrachtung diejenige begriffliche Vollendung erwerben können, auf der doch erst formal ihr Charakter als „Wissenschaft" beruht. In dieser Wechselwirkung der erfahrungswissenschaftlichen Forschung mit der nicht mehr specialwissenschaftlichen, sondern allgemeineren philosophischen Betrachtung entwickelt sich die Philosophie formal als Einheit der Wissenschaft, material als einheitliche Weltauffassung. Was Avenarius durch eine begriffliche Analyse erreicht, wird im zweiten Artikel von Fr. Paulsen durch eine geschichtliche Betrachtung des „Verhältnisses der Philosophie zur Wissenschaft" bestätigt, sodaß zwei verschiedene und unabhängig von einander angestellte Untersuchungsweisen zu demselben Resultate führen — gewiß eine günstige Empfehlung für den Standpunkt der „Vierteljahrsschrift". A. Riehl hat einen Beitrag über „die englische Logik der Gegenwart" beigesteuert, der namentlich die Jevons'sche Reform der Logik, welche in einer außerordentlichen Vereinfachung der logischen Operationen besteht, eingehender behandelt. Für den Werth des nun folgenden vierten Artikels (beiläufig auch des umfangreichsten des ganzen Heftes: S. 80—136) bürgt allerdings in besonderer Weise schon der berühmte Name des Verfassers: W. Wundt. Dieser schier universal begabte Forscher behandelt in ungemein einfacher und durchsichtiger Form (unter dem bescheidenen Titel „über das kosmologische Problem") keine geringere Aufgabe als die Frage nach der Endlichkeit, bez. Unendlichkeit der Welt, sich für die Unendlichkeit derselben nach Raum und Zeit, aber für die Endlichkeit in Bezug auf die Größe ihrer Masse entscheidend. Der fünfte Artikel endlich hat zum Autor einen hervorragenden Münchener Zoologen, der zugleich die Feder nicht minder elegant zu führen weiß als das Messer: J. Kollmann; was uns hier der Verfasser „aus dem Leben der Cephalopoden" berichtet, ist allerdings wohl geeignet, uns zum Nachdenken über die psychischen Functionen des „entfernten Vetters der Auster" anzuregen. Den Schluß des Heftes bilden, außer einigen bibliographischen Mittheilungen, die Selbstanzeigen (darunter je eine von W. Wundt und H. Steinthal — übrigens eine in der Zeitschriften-Literatur wohl ziemlich neue Rubrik, durch welche, wie der Prospect besagt, den „Autoren Gelegenheit geboten werden soll, auf dasjenige, worin nach ihrer eigenen Auffassung das Neue, bez. Charakteristische ihrer Arbeit besteht, aufmerksam zu machen". In der That ein glücklicher Gedanke! Hierdurch erfährt die wißbegierige Welt nicht nur den Inhalt der erschienenen Bücher, sondern die Recensenten verlieren auch die Berechtigung zu der stillen Neigung, die eigentlichen Intentionen der Autoren mißzuverstehen oder gar nicht herauszufinden — bekanntlich eine sanfte Gewohnheit, die so viele bittere Klagen der Autoren über die Recensenten verschuldet hat. Der Preis des Jahrganges von 40 Bogen (in 4 Heften) ist 12 Mark. — Wir schließen unsern Bericht mit zwei Wünschen: erstens wünschen wir dem Unternehmen, daß es von all denen, für die es bestimmt ist, also außer von den Philosophen auch von den Naturwissenschaftlern, den allgemeiner gebildeten Gelehrten und Laien recht fleißig gelesen werde, und sodann wünschen wir, daß es was wahrlich Noth thut! den Naturforschern Veranlassung werde, sich nicht ferner vornehm von der philosophischen Arbeit abzuwenden, sondern thatkräftig mit Hand anzulegen an die Gewinnung einer wirklichen Einheit der Wissenschaft und den Ausbau einer wissenschaftlichen einheitlichen Weltauffassung!

Digitized by Google

Bibliographie.

Schöne Literatur.

erd. Meyer, Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte. g, H. Haessel.)

Caballero u. Antonio de Trueba, Spanische Dorfchten. Uebersetzt von Pauline Schanz. (Wien, Pest, Leipzig, ben.)

egger, Streit und Sieg. Novellen. 2 Bde. (Preßburg pzig, Heckenast.)

nkmann, Plattdeutsche Erzählungen. I. Kasper Ohm 3. Aufl. (Rostock, Wilh. Werther.)

Vermischtes.

, Sämmtliche Tragödien. Metrisch übertragen von Fritze, vollendet von Theodor Kock. 1. Lief. (Berlin, H. ler.)

Adelbert von Keller, Alte gute Schwänke. 2. Aufl. (Heilbronn, Gebr. Henninger.)

Sebastian Franck's Erste namenlose Sprichwörtersammlung (1532), im getreuen Abdruck mit Erläuterung ꝛc. von Friedrich Latendorf. (Pösneck, Carl Latendorf.)

Karl Goedecke u. Julius Tittmann, Deutsche Dichter d. 16. Jahrh. 8. Bd. Froschmeuseler von G. Rollenhagen. 1 Thl. 9. Bd. Dasselbe. 2. Thl. (Leipzig, Brockhaus.)

Wegen äußerlicher Hindernisse können die Berichte des Herausgebers über die letzten Bühnennovitäten erst in der nächsten Nummer erscheinen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Inserate.

Delius'

AKSPERE

V. (Stereotyp-) Auflage

Bände, brochirt: 16 M. In 2 feiHalbfranzbänden: 21 M.

einzelne Stück: 80 Pf.

werden, soweit der Vorrath früheren Auflagen geliefert.]

ag von **R. L. Friderichs** in **Elberfeld.**

Photographien

bedeutendsten Gemälden der

ischen Kunstausstellung

in Berlin:

um, enthalten 24 Blatt zu 25 M.

n, enthalten 23 Blatt zu 120 M.

lätter in Cabinetformat à 1 M.

lätter in Royalformat à 4 M. 50 Pf.

ge auf Wunsch gratis u. franco r Detailgeschäft.

otographische Gesellschaft, Dönhofsplatz — Berlin.

---

l Gutzkow's

mmelte Werke.

ständige Gesammt-Ausgabe.

12 Bände. In Lieferungen r in Bänden broch. à 4 M. 25 Pf., 25 Pf. Einzelne Bände broch. 6 M., geb. 7 M.

ann Costenoble in Jena.

---

h Krauss in Hamburg

mpfiehlt sein reichhaltiges

garren-Lager

verschiedenen Sorten von

50 Mark pr. Mille.

-Courant franco gratis.

käufern besondere Vortheile.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Die Erde und ihre Völker.

Friedrich Hellwald

Ein geographisches Hausbuch.

Erscheint in 50 reich illustrirten Lieferungen à 50 Pfennige.

Inhalt der bereits erschienenen Lief. 1—14:

Amerika. Allgemeines. — I. Nordamerika. §. 1. Umrisse der Küsten. §. 2. Das neu-mexicanische Tafelland und die Colorado-Wüste. §. 3. Die californischen Gebirge. Coast Range und die Sierra Nevada. §. 4. Das Cascada-Gebirge. §. 5. Das Gebiet der Hochsteppen. §. 6. Die Mountains oder Felsengebirge. §. 7. Der amerikanische Norden. §. 8. Das Mississippi-Becken und die Prairien. §. 9. Die Alleghanies oder Appalachen und die atlantische Küstenebene. — Die Vereinigten Staaten. §. 10. Geschichtlicher Ueberblick. §. 11. Gebiet und Bevölkerung der Vereinigten Staaten. §. 12. Das Volk und seine Elemente. §. 13. Neger und Chinesen in den Vereinigten Staaten. §. 14. Die Indianer. §. 15. Sociale Zustände. §. 16. Geistige Cultur. §. 17. Materielle Cultur. §. 18. Staatsorganisation. — Das Territorium Aljaska. §. 19. Das Festland. §. 20. Die Aleuten. — Britisch Nordamerika. §. 21. Allgemeines. §. 22. Britisch Columbia. §. 23. Das Nordwest-Territorium. §. 24. Manitoba. §. 25. Die Halbinsel Labrador. §. 26. Neufundland und die Nachbarinseln. §. 27. Canada. §. 28. Neu Braunschweig. §. 29. Neu Schottland und Prinz Edwards-Inseln.

II. Centralamerika und Westindien. §. 30. Gestaltung des Landes. §. 31. Die Bevölkerung Mittelamerika's. §. 32. Gebiet und Bevölkerung Mexico's. §. 38. Die Halbinsel Californien. §. 34. Charakteristik des mexicanischen Festlandes. §. 35. Die physikalischen Verhältnisse Mexico's. §. 36. Oeffentliche Zustände in Mexico. §. 37. Die Halbinsel Jucatan und die britische Colonie Belize. §. 38. Die Republik Guatemala. §. 39. Honduras. §. 40. San Salvador. §. 41. Nicaragua. §. 42. Die Republik Costarica. §. 43. Die westindische Inselwelt. §. 44. Die Großen Antillen. §. 45. Die Kleinen Antillen.

III. Südamerika. §. 46. Umrisse der Küsten. §. 47. Allgemeine Züge der Bodenplastik Südamerika's. §. 48. Die Cordillere der Anden. §. 49. Die isolirten Gebirgssysteme im Norden Südamerika's. §. 50. Die venezuelanischen Llanos und das Orinoco-Gebiet. §. 51. Das Amazonas-Gebiet. §. 52. Das Innere Brasiliens. §. 53. Das La Plata-Gebiet und die Pampas. §. 54. Patagonien. §. 55. Magelhaensstraße und das Feuerland.

Dieses Werk hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Schon jetzt, ehe nur 1/3 des Werkes beendet ist, wurde eine zweite unveränderte Auflage nöthig. Es ist die erste Geographie, welche wirklich amüsant zu lesen ist. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Brehms Thierleben

Zweite Auflage

mit gänzlich umgearbeitetem und erweitertem Text und grösstentheils neuen Abbildungen nach der Natur, umfasst in vier Abtheilungen eine

allgemeine Kunde der Thierwelt

aufs prachtvollste illustrirt

und erscheint in 100 wöchentlichen Lieferungen zum Preis von 1 Mark.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Alfr. Meissner, Novellen.

Leipzig. Neue Auflage. 3 Bände elegant broch. Preis 9 M. **Fr. Wilh. Grunow.**

Digitized by Google

Empfehlenswerthe Jugendschriften

aus dem Verlage von

Carl Flemming in Glogau.

Für kleine Kinder.

Gumpert, Th. v.: Herzblättchens Zeitvertreib. Unterhaltungen für kleine Knaben und Mädchen zur Herzensbildung und Entwickelung der Begriffe. Mit vielen bunten und schwarzen Illustrationen von H. Bürkner, K. Fröhlich, Jul. Scholz u. A. Erschienen sind 21 Bände. Jeder Band ist einzeln gebunden in engl. rother Leinwand mit reicher Deckenvergold. für 6 M. oder cart. in eleg. Umschlag für 5 M. 25 Pf. zu haben.

Jäde, J.: Hellmund und Helläuglein. Bilder und Klänge für Kinder und Kinderfreunde. Mit 34 Holzschnitten von Leopold Venus. Gebunden 3 M.

— **Häschen im Kraut.** Mit bunten Bildern von Leopold Venus. Zweite Auflage. Gebunden 2 M. 50 Pf.

— **Das Roggenkörnlein.** Mit bunten Bildern von Leopold Venus. Zweite Auflage. Preis 2 M. 50 Pf.

Die erste Auflage dieses reizenden Buches wurde von Gutzkow in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd", von Rob. Prutz im „deutschen Museum", von der „Europa", „Gartenlaube" 2c. 2c. warm empfohlen. Die neue Auflage ist von der gesammten Presse als eines der schönsten Kinderbücher begrüßt worden.

Wagner, H.: Herzblättchens Naturgeschichte. Mit 6 Bildern von B. Mühlig und L. Venus. 1. Bändchen. Preis geb. 3 M.

Für Mädchen von 11—16 Jahren.

Gumpert, Th. v.: Erzählungen für meine jungen Freundinnen. (Separat-Abdruck aus dem 1. bis 4. Bande des Töchter-Albums.) 1. Auflage. 1. bis 6. Bändchen mit je 3 Bildern. Preis à Bändchen 1 M. 50 Pf.

— **Töchter-Album.** Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemüthes der heranwachsenden weiblichen Jugend. Mit Bildern nach Originalzeichnungen von Prof. H. Bürkner, Jul. Scholz, R. Leinweber, A. Diethe, L. Venus u. A. Der Band enthält 35 Bogen Text und 24 Abbildungen. Erschienen sind 22 Bände, von denen jeder ein abgeschlossenes Ganzes bildet und apart zu haben ist. — 1r bis 3r Band cart. à 6 M., in Callico gebunden à 7 M. 50 Pf. — 4r bis 22r Band cart. à 6 M. 75 Pf., in Callico geb. à 7 M. 50 Pf., in roth Callico gebunden 7 M. 75 Pf., in roth Callico mit Goldschnitt 8 M. 70 Pf.

Für Knaben von 11—16 Jahren.

Höcker, G.: 1870 u. 1871. Zwei Jahre deutschen Heldenthums. Mit 114 Bildern und 12 Karten nach Zeichnungen von W. Camphausen, C. Horn, Chr. Sell u. A. Gebunden 5 M. 25 Pf.

Pflug, Ferd.: Geschichts-Bilder. Erster Band. Mit 8 Illustrationen von Julius Scholz und Alfred Diethe. Gebunden 4 M. 50 Pf. — Zweiter Band. Mit 8 Illustrationen von Julius Scholz und Chr. Sell. Gebunden 4 M. 50 Pf.

Smidt, Heinrich: Seeschlachten und Abenteuer berühmter Seehelden. Ein Buch der Admirale. Der deutschen Jugend zur Unterhaltung und Nacheiferung erzählt. Dritte Auflage. Mit 8 Stahlstichen. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

Für Knaben und Mädchen.

Godin, A.: Märchenbuch. 34 Bogen mit 124 Holzschnitten und 1 Titelbild in Farbendruck, nach Originalzeichnungen von Leopold Venus, Holzschnitt von Prof. H. Bürkner. Elegant gebunden 9 M. Mit Goldschnitt 10 M. 50 Pf. In Prachtband mit Goldschnitt 15 M.

Die gesammte Presse hat dieses neue Märchenbuch als eine der werthvollsten Festgaben empfohlen.

Lüben's Pädagogischer Jahresbericht schreibt u. A.: Es haben sich zur Herstellung desselben Kräfte zusammengefunden, die uns immer vorzügliche Leistungen garantirten, wo wir einem oder dem andern dieser Namen begegneten. So hier! Das Märchen in lieblichster Gestalt tritt in einfach kindlicher Sprache anmuthig in Wort und Bild an den Leser heran, erregt die Phantasie wohlthätig, erwärmt das Gemüth, ohne Sentimentalität zu erzeugen, giebt den Naturkräften Leben und Gestaltung, ohne den Wunderglauben zu befördern und zu nähren, so daß selbst ein leicht erregbares Kindergemüth ohne Erschöpfung aus dem Wunderlande dieser Märchen sich in das alltägliche Leben zurückfinden wird. Und wie der Erzähler sorglich Alles vermieden hat, was das Rechtsgefühl des Kindes verwirren oder seine heitere Anschauungsweise zu trüben vermöchte, so tragen die Illustrationen zur Bildung des Schönheitsgefühls bei; obgleich dem berechtigten Humor in denselben Rechnung getragen worden, so fühlt sich das Auge doch nicht durch Carricaturen beleidigt, die zur Erzielung eines trübigeren Effects unter den bewegenden Kräften im Märchen meist im Vordergrunde zu stehen pflegen. Wir empfehlen das Buch als eine der vorzüglichsten Märchen-Sammlungen für Kinder von 8—14 Jahren und besonders für Mädchen passend.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Hammer, Guido: Hubertus-Bilder. Ein Album für Jäger und Jagdfreunde. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage mit 4 Bildern in Farbendruck und 65 Holzschnitten von Professor H. Bürkner. In Callico gebunden mit Deckelvergoldung 10 M. 50 Pf.

Die Blätter für literarische Unterhaltung besprechen die erste Auflage mit folgenden Worten: Elegant ausgestattet treten die „Hubertusbilder" Guido Hammer's vor uns auf. Hier ist der Zweck wiederum ein anderer; der specielle Jägerberuf, das Leben im Walde, der Haushalt und die Gewohnheiten der Jagdthiere geben den Stoff zu den 65 vortrefflichen Holzschnitten her, welche vor allen Dingen durch eine ungemein charakteristische Auffassung in der Zeichnung der Thiere hervorstechen, und bilden den Inhalt des Textes, der diese geistvollen Skizzen erläutert. Der malerische Werth dieser Zeichnungen beeinträchtigt jedoch einigermaßen den Text, welcher auf leidenschaftliche Jäger berechnet, etwas zu viel von der kernigen Ausdrucksweise des ungeschulten Waidmanns enthält, um jedem zu gefallen. Viele Abschnitte sind dagegen mit vorzüglicher Plastik geschrieben und die lebendige Veranschaulichung, mit der z. B. die Auerhahn-Balz, dieses an scherzhaften Intermezzos bekanntlich so reiche Jagdvergnügen, geschildert ist, gewinnt gewiß auch dem Sonntagsjäger ein befriedigtes Lächeln ab, an dem wir den Leser gern theilnehmen ließen, wenn es der Raum gestattete. Statt dessen wollen wir unter den vorzüglich gelungenen Skizzen, die den Meistern der niederländischen Thierzeichenschule Ehre machen würden, nur einige als überaus vortrefflich bezeichnen: Füchse auf Raub, Füchse vor dem Bau, Reh mit Kälbchen, Habicht am Horst, Hirsch im Kampfe u. a. m., und der unterhaltenden Schilderung einer Sauhetze König Friedrich August's in Moritzburg gedenken wo dieser Herr, von dem man sagt, daß er nie das Pflaster von Dresden betreten habe, sich als der kühnste Jäger zeigt, dem das echte Jagdtemperament, Ruhe und Entschlossenheit zur Seite steht. Doch genug von diesem Werke, das sich vor allen zu einer Weihnachtsgabe für den eingefleischten Jäger empfiehlt, das der Jagdlust in allen ihren Fährlichkeiten und reizvollen Chancen die frischeste Nahrung bietet und in dem sich der Zeichner in Wahrheit ein Denkmal gestiftet haben wird.

Sohr-Berghaus Hand-Atlas der neueren Erdbeschreibung über alle Theile der Erde. Ausgeführt unter Leitung von F. Handtke in dem kartographischen Institut der Verlagshandlung. Sechste vollständig neue und verbesserte Auflage. — Das Werk ist zu beziehen complet ungebunden in 25 Lieferungen für 37 M. 50 Pf. Außerdem in folgenden Ausgaben: Ausgabe in 25 Blättern elegant gebunden 12 M. Ausgabe in 65 Blättern elegant gebunden 31 M. 60 Pf. Dieselbe mit gebrochenen Karten elegant gebunden 31 M. 60 Pf. Ausgabe in 100 Blättern elegant gebunden 45 M. Ausgabe in 100 Blättern mit gebrochenen Karten elegant gebunden 45 M. Ausgabe in 100 Blättern mit gebrochenen Karten in Halbjuchten elegant gebunden 50 M. Ausgabe in 35 Blättern für Oesterreich elegant gebunden 16 M. 50 Pf.

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen
F. A. Brockhaus, Fues's Verlag, Otto Spamer und F. C. W. Vogel in Leipzig, Paul Neff in Stuttgart und A. Simrock in Berlin.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 37.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 25. November 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Giacomo Antonelli. Von C. Müller-Fürstenwalde. — Russisch-byzantinische Wechselwirkungen. III. Von Borealis. — **Literatur und Kunst:** Stimmungsbilder. Nach Fr. Coppée von Emanuel Geibel. — Einkehr und Umschau. Neueste Gedichte von Friedrich Bodenstedt. Besprochen von M. Carriere. — Du Bois-Reymond über den Darwinismus. Von Otto Zacharias. — **Aus der Hauptstadt:** Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. VII. — Die neuen Stücke am königl. Schauspielhause. I. Deutsche Treue. Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Felix Dahn. Besprochen von Paul Lindau. — Gudrun. Schauspiel in 5 Aufzügen von Karl Caro. Besprochen von O. v. Leixner. — Bibliographie. — Inserate.

Giacomo Antonelli.

Von **C. Müller-Fürstenwalde.**

Aus dem Vatican dringt das Gerücht, daß des Papstes Pius IX. langjähriger Staatssecretär, der Cardinal und Staatsminister Giacomo Antonelli, am 6. November unter großen Schmerzen an einem Blasen- und Nierenleiden gestorben ist.

Giacomo Antonelli ist am 2. April 1806 in dem berüchtigten Räuberdorfe Sonnio bei Terracina an der Grenze Neapels in armseligen, anrüchigen Verhältnissen geboren. Sein Vater, Domenico Antonelli, war eine rohe, verschlagene Natur. Für gewöhnlich ernährte sich der Mann während des Winters als Holzhauer, während des Sommers als Kuhhirt. Im Sommer aber und im Winter war er ein verschwiegener und treuer Cumpan der Räuber und Mordgesellen, denen er in ihren düstern Bergen Hülfe und Botschaft zutrug, wo er wußte und konnte. Natürlich ließen die Räuber derartige Dienste nicht unbelohnt. Die Mutter, Losetta Mancini, war eine Dulderin, eine fromme, unterdrückte, häusliche Frau.

Nachdem Antonelli, der Vater, durch diesen nicht eben ehrenvollen Verkehr in finanzieller Beziehung einen guten Grund gelegt, betrieb er einen Kornhandel und ward auf geraden und krummen Wegen ein reicher Mann. Schließlich aber erhob ihn des Sohnes Einfluß, der bereits unter Gregor XVI. (1831) begann, da in der Welt Alles möglich, in den Grafenstand. Die lieben Verwandten, Bekannten und Jugendfreunde Antonellis blieben dagegen ruhig in dem berüchtigten, übel beleumundeten Sonnino. Sie trieben Räuberei und Schmuggelei, an denen sich Antonelli sen., wenn der Fang einträglich, selbst später noch mit Rath und That betheiligte.

In der armseligen, niedern Hütte, in der die Mutter manche bittere Thräne über das wüste Treiben des Vaters geweint, hing auch das Bildniß eines Ahnen, der Cardinal war. Für den kleinen, geweckten Giacomo war dieses Bild ein besonderes Werthstück. Die Mutter aber betrachtete den Mann im priesterlichen Kleide wie einen Heiligen. Die Familienlegende erzählt, daß der kleine Giacomo sich gar oft vor das Bild gestellt und gesagt: „Ich will nicht ein Räuber werden wie mein Vetter Lorenzo, ich will ein Cardinal werden, wie mein Großohm Antonelli."

Onkel Lorenzo aber, des Vaters würdiger Bruder, war ein gefährlicher Räuber, auf dessen Kopf ein hoher Preis stand. Lange Zeit wußte sich derselbe den Nachstellungen der Behörden zu entziehen. Endlich siegte Muth und Entschlossenheit, er wurde gefangen und hingerichtet. Sein Kopf vermoderte langsam an einem eisernen Haken des Galgens.

Der junge Antonelli ging, nachdem er ohne besondern Unterricht bis zum 16. Jahre bei den Seinen gehaust, ein wenig geräubert und mit den bärtigen Männern in guter Kameradschaft gestanden, um für die Freundschaft zu beten, in's große Seminar nach Rom, wo er sich nicht, weil es ihm an wissenschaftlichen Vorkenntnissen mangelte, für die höhere Carrière eines römischen Priesters, sondern für die niedere eines Diakonen ausbildete.

Eine Universität hat Antonelli nie besucht. Er ist mehr durch das praktische Leben als durch die Wissenschaft in dem Glauben gereift. Grau ist alle Theorie!

In Sonnino lebte eine alte Sibylle, die als Wahrsagerin zugleich in dem Geruch der Zauberei stand und deshalb bei den Räubern viel galt. Zu dieser alten, übrigens gutmüthigen Frau, die ihren Ruf nur ausbeutete, um ein stilles, bequemes Leben zu führen, schlich in Folge eines Traumes am 1. April Frau Antonelli, die sich in gesegneten Umständen befand, um sich von der klugen Frau denselben deuten zu lassen. Die Aermste mühte sich auf den bergigen Wegen entsetzlich ab und brachte der Seherin den letzten Groschen. Die Wahrsagerin aber verkündete der armen Mutter, sie würde binnen drei Tagen einen Sohn gebären, der würde dereinst „Cardinal und der Nächste am Papst".

Bekanntlich ist bei der Geburt großer Männer die Sage stets geschäftig. Wie viel an dieser Erzählung Wahrheit, wie viel Zusatz, kann heute nicht mehr ausgemacht werden. In Sonnina schwört Jeder mit besonderem Wohlgefallen auf die Wahrheit derselben. Fest steht, daß Giacomo Antonelli am 2. April 1806 geboren, und daß er „Cardinal, der Nächste am Papst geworden".

Durch seinen Landsmann Merrone, — der anfangs Barbier beim Papst Gregor XVI. (2. Febr. 1851), dann wegen der Verdienste der schönen Signora Merrone, die dem heiligen Vater, dem ehemaligen frommen Camaldulenser-General, dem heuchlerischen Mönch vom Scheitel bis zur Sohle, mehrere Kinder geboren, päpstlicher Kammerherr — wurde Antonelli 1841 in den Hofstaat des Papstes, als Substitut beim Staatssecretariat im Ministerium des Innern angestellt. Antonelli spielte damals an dem ultramontanen Hofe Gregors den eifrigsten Reactionär. Er war, obwohl noch jung, eine schlaue, geriebene Persönlichkeit, eine feste, stets beobachtende Natur, die dem Ehrgeiz ergeben, gern den eignen Vortheil suchte. Jedenfalls machte er einen unheimlichen Eindruck. Man konnte zu demselben kein Vertrauen gewinnen. Aeußerlich war er

Digitized by Google

häßlich, auf seinem schwarzbraunen, hagern Gesicht thronte eine eisige Kälte und ein fröhliches, harmloses Lächeln hat sich nie bei ihm gezeigt. In der Hauptsache ist der Mann bis zu seinem Tode derselbe geblieben, wenn er auch später wie ein Chamäleon oft genug die Farbe gewechselt.

Mit dem Einfluß Merrones, der den Papst wie eine Puppe am Gängelbande leitete, und der treue Brüderschaft mit seinen Landsleuten hielt, wuchs auch das Ansehen Antonellis, der, trotzdem er nur die niederen Weihen besaß, 1845 bereits Generalschatzmeister war.

Trotz aller Lust zu bramarbasiren, trotz allem Eifer, Furcht und Schrecken um sich zu verbreiten, war Antonelli innerlich feig. Dieser Mann von wachsendem Einfluß, der bald der Nächste am Papst werden sollte, trat, da er kein Gewissen hatte, nach dem Tode (15. Juni 1846) des Papstes Gregor XVI. sofort (16. Juni) aus dem üppigen, reactionären Dienst desselben in den sparsamen und ehrlichen Haushalt, in den damals noch freisinnigen und frommen Dienst des neuen strebsamen Papstes Pius IX. Den Antonelli aber, der in allen Sätteln ritt, der überall seine Helfershelfer hatte, der ein Mann en tous cas war, genirte dieser Wechsel in keiner Weise. Pius IX. erhob ihn 1847 zum Cardinal.

Antonelli hatte die Frauen gern. Der Papst Pius gleichfalls. Dies war aber dem Ersten unangenehm, da er sich den Einfluß auf den Mann Gottes allein sichern, ihn mit Niemanden, am wenigsten mit Damen theilen wollte. Demnach entfernte Antonelli die Gemahlin des bayerschen Gesandten, mit der Pius IX. am 25. Nov. 1848 bei Nacht und Nebel, verkleidet, um den Stürmen der Revolution zu entgehen, nach der Festung Molo de Gaëta floh, nach glücklicher Rückkehr in der listigsten Weise 1852 aus dem Vatican. Die schöne, ultramontane Gräfin Therese von Spaur, mit der der Papst gern verkehrte, erschien dem Cardinal gefährlich. So mußte sie weichen. In Rom, wo der Papst von den 1100 Zimmern des Vatican für gewöhnlich nur 3 Zimmer im zweiten Stockwerke bewohnte, während Antonelli die gleiche Anzahl im dritten Stockwerke innehatte, ließ sich jeder Besuch, der zum Papst wollte, leicht controliren, persönliche Annäherungen ebenso leicht verhindern. Dasselbe Verfahren hatte Antonelli 1850 unter schwierigeren Verhältnissen mit der vom Papst seit seiner Jugend besonders geliebten, verehrten Donna Clara Colonna und mit der Prinzessin Chigi durchgeführt. Durch dieses Isolirsystem bekam er den Papst, der nicht allein stehen konnte, der sich stets anlehnen mußte, völlig in seine Hand. Pius ließ sich aus Gewohnheit berathen, und wenn auch mit Widerwillen, unter Sträuben von Antonelli führen.

Petrucelli de la Gattina erzählt uns in den Préliminaires de la quaestion Romaine, wodurch Antonelli, der einst so lüsterne Antonelli, ein so erbitterter Weiberfeind geworden. Wir erzählen ihm nach:

Antonelli hatte sich als Prolegat, als päpstlicher Statthalter von Orvieto in eine reizende Sabinerin von altem Adel, in die junge, schöne Gräfin Clerici leidenschaftlich verliebt. So wunderbar es aber auch scheinen mag, aber die reizende, feine Frau, die einen schönen, liebenswürdigen Mann hatte, opferte ihre Ehre dem häßlichen, damals aber schon einflußreichen Priester, der durch Merrones Einfluß — ohne alle Berechtigung und Vorbildung — durch Hinterthüren aller Art die priesterlichen Weihen erhalten hatte. Das Liebesverhältniß wurde fortgesetzt, als Antonelli nachmals Prolegat in der Provinz Viterbo und schließlich in der noch reicheren von Macerta wurde. Hier wohnte der Schleicher Antonelli mit dem gräflichen Ehepaar sogar in demselben Hotel. Er wurde durch die Gelegenheit, die Diebe macht, so sicher, daß er die sonst bemerkte Vorsicht aufgab. Sein Grundsatz war bisher: nisi caste, tamen caute, wenn nicht keusch und züchtig, so wenigstens vorsichtig. Einst traf der Graf den unbesonnenen Prolegaten am hellen Tage an einem Ort, wo er allein als Ehemann das Recht hatte, zu sein. Der beleidigte Ehemann, der nie Mißtrauen in die Treue seiner Frau gesetzt, der sie aufrichtig liebte, war außer sich. In seinem gerechten Zorne, in seiner eifersüchtigen Wuth vergaß er Anstand und Sitte. Er schlug den geistlichen Herrn mit Fäusten, er trat ihn mit Füßen, er mißhandelte den Geweihten. Geschunden am ganzen Leibe, braun und blau geschlagen, gepeinigt durch das Wehgeschrei der Gräfin gelang es endlich dem Prolegaten, sich mit Hinterlassung seiner geistlichen Garderobe vor der Wuth seines Gegners in ein angrenzendes Zimmer zu retten, wo er sich einriegelte, verrammelte und nun in seiner Seelenangst unter Vernachlässigung aller Form laut um Hülfe schrie. So wurde der Privatskandal ein öffentlicher, ein Gaudium für die Menge. Der unversöhnliche Graf leitete die Ehescheidungsklage gegen die blamirte Gattin ein, die natürlich nur nach katholischen Grundsätzen auf Trennung von Tisch und Bett lautete, wodurch die Affaire, die wegen des geprügelten, halb bekleideten Priesters schon pikant genug war, nur noch pikanter wurde. Die hochadligen, entrüsteten Verwandten aber placirten die schöne Sabinerin in ein entlegenes Nonnenkloster, wo sie hinlänglich Zeit hatte, ihren Leichtsinn zu bereuen.

Der junge Graf ging mit gebrochenem Herzen in die weite Welt, und trieb sich ohne Zweck und Ziel an den Spieltischen in den Bädern umher. Giacomo Antonelli aber, der Mann mit der ehernen Stirn, grollte mit sich und seinem Geschick, verschwor jeden Umgang mit dem weiblichen Geschlecht, ignorirte das Ganze, wurde Staatssecretär, Präsident des Staatsrathes, Cardinal, Minister, der böse Dämon des Papstes.

In der evangelischen Kirche gehört ein solcher Fall, zumal bei den Würdenträgern, zu den Unmöglichkeiten!

Uebrigens hat Giacomo Antonelli sein Wort nur kurze Zeit gehalten. Er war und blieb ein Don Juan, der seine Schönen aus allen Ständen und aus allen Nationen wählte. Er betete die Töchter Albions und Galliens, die Russinnen und die Polinnen an. Er hatte Italiens Flora tief in's Herz geschlossen. Neben der schmucken Zofe war in dem geräumigen Schrein desselben die hochgeborne Herzogin, die schöne Sabinerin placirt. In seinem Testament, welches über viele Millionen Scudi verfügte, hatte er seinen Bruder und drei seiner Söhne reichlich bedacht, während mehrere Töchter bereits privatim abgefunden waren.

Wie man erzählt, hat Antonelli sein Leben selbst beschrieben, in einem Anfluge von Scham aber kurz vor seinem Tode eigenhändig verbrannt. So viel ist gewiß, daß Pius IX. sofort nach seinem Tode des Cardinals Papiere mit Beschlag belegen ließ.

Antonellis Mithelfer war in politicis Monsignore Stella, der päpstliche Beichtvater, der in Bezug auf das sigillum confessionis, auf das Beichtgeheimniß, wenigstens dem päpstlichen Staatssecretär gegenüber, ein ziemlich weites Gewissen hatte. Durch diesen Beistand erfuhr Antonelli gar Vieles, was ihm gerade in seiner Stellung zum Papst von wesentlichem Vortheil war. Konnten es die jesuitischen Beichtväter der Maria Theresia verantworten, dem lutherischen Ketzer, dem König Friedrich dem Großen, die Beichtgeheimnisse der Kaiserin zu übersenden, sind Napoleon I. Beichten durch den Cardinal Maury bekannt worden, so glaubte Pater Stella auch nicht zu fehlen, wenn er ad majorem gloriam Dei, zur größeren Verherrlichung Gottes, gegen den allmächtigen Antonelli ab und zu aus dem Beichtstuhl schwatzte.

Pius IX. hatte anfangs den besten Willen die Italiener zu beglücken, deshalb errichtete er 1847 die Staatsconsulte, welche den Bewohnern des Kirchenstaates das Heil bringen sollten. Antonelli wurde im Februar 1848 Präsident derselben. Den Fleiß, die Umsicht, die Pünktlichkeit desselben müssen wir rühmend anerkennen, wenn er auch sonst, zumal in den Augen eines Evangelischen, ein unzuverlässiger Passagier war. Heute erscheint dies Kind Gottes liberal und geht scheinbar mit dem Papst Hand in Hand, morgen ist der Mann reactionär; heute verheißend, morgen zurücknehmend, heute offen, fast geschmeidig, morgen bis zum Halse zugeknöpft, schroff

Digitized by Google

eidig. Jedenfalls sollen Se. Eminenz käuflich ge-
n.

dieses diplomatische Chamäleon, dieser sittlich ganz
ssige Mensch, der die Inquisition, die Knute, ja die
f's Neue einführte, hatte nur eine schwache Seite.
Juli 1855 streifte ihn der Dolch des Banditen, der
r noch einmal berührte, ohne ihn zu treffen. Seit
it schwebte Antonelli in steter Todesfurcht. In seiner
gst sieht er überall das Stilet des bezahlten Mörders.
de hatte Antonelli in Menge. Die Italiener dürsteten
iheit. Der Cardinal war durch das Vertrauen des
zum Präsident des Staatsraths, der das Morgenroth
eit bringen sollte, berufen, aber Antonellis Gesin-
chnitten alle päpstlichen Reformen ab und stifteten
r böses Blut.

onellis Ausspruch lautete wörtlich also:
Reformen kann es im Kirchenstaat nicht geben, denn
heokratie kennt keine Irrthümer und Mißbräuche.
im Staate zu verbessern, Reformen vorzunehmen,
eine Anmaßung gegen Gott, wie eine Furcht vor
enschen und ein Zugeständniß für die Revolution,
glich darauf wartet, daß wir ihr die Thür auf-
sollen. Sollten sich aber dennoch einige Miß-
im Laufe der Zeit eingeschlichen haben, so ist es
, sie zu behalten, als sie zu tilgen."

solche Ansichten bei einem Präsidenten herrschen,
türlich alle Verbesserungen, sie mögen sich auf das
sociale, kirchliche oder Schulleben beziehen, fallen.
ielen, fielen wie die Amnestie, durch die der Papst
00 Verbannte der Heimat zuführen wollte.

einzige Mann in der Umgebung des Papstes, der
, dem allgemein gefürchteten Staatssecretär auf seinen
egen offen entgegen zu treten, war Franz Xaverius
riedrich Graf v. Merode. Merode war 1820 in
eboren, erhielt daselbst eine sorgfältige Erziehung,
in längere Zeit als höherer Officier in der franzö-
nee, bis er 1859 die Uniform mit dem priesterlichen
vertauschte. Er ging nach Rom, stellte sich dem
und dieser nahm den Grafen seiner militärischen
seiner kurzen, schlagenden Sentenzen wegen in den
Merode aber machte eine gute Carrière. Er wurde
heimer Kämmerer, dann Kriegsminister und schließ-
schof von Mitilene und päpstlicher Großalmosenier.
ner Offenheit, Umsicht und Ehrlichkeit war er beim
hlgelitten. Er sagte dem alten Herrn, wie dessen
Begleitern, den Jesuiten, die sich nach ihrer Verban-
its wieder im Vatican eingefunden, so auch dem
Goyon, dem Befehlshaber des französischen Occu-
os, in seiner soldatischen Derbheit so Manches, was
er zu sagen wagte. Bekannt ist, daß er, weil Na-
in seinen politischen Verheißungen dem Papst gegen-
unzuverlässig war, zu Herrn v. Goyon sagte:

e maître est une canaille et vous êtes le plus
illons, dont il couvre son infamie."

ewandter Franzose, der sich auch in bedenklicher Lage
st findet, antwortete Herr v. Goyon:

respect, que je dois à votre habit, m'empêche
votre insolence comme elle le mérite; ainsi je
oucherai pas, mais je vous donne un soufflet

Merode am 12. Juli 1874 an der Lungenentzündung
der Papst, der schon während der Krankheit des-
pro forma, sondern aus wirklicher Theilnahme,
liche Erkundigungen über den Stand des Leidens
ß, sehr betrübt. Obgleich selbst körperlich und
griffen, ließ Pius den theuren Leichnam in die
Kapelle bringen und hielt, was gewiß für einen
Seltenheit, mit großem Pomp in Andacht die

e hatte den intriguanten, herrschsüchtigen Charakter Antonellis richtig erkannt, er durchschaute des Mannes ehrsüchtige Pläne, die er deshalb, wo er nur konnte, energisch und selbst in Gegenwart des Papstes durchkreuzte. Nannten wir den Staatssecretär „den bösen Dämon des Papstes", so nannte ihn Merode „il peccato di Pio nono", „die Sünde des Papstes Pius des Neunten".

Gar oft, wenn Antonelli in's Zimmer trat, in dem Merode bereits verweilte, drehte dieser dem Eintretenden sans façon den Rücken zu mit den Worten: „Ecco! il peccato di Pio."

Und Giacomo Antonelli ließ sich im Gefühl mannigfacher Schuld trotz seiner hervorragenden Stellung von dem ehrlichen, derben Soldaten diese Behandlung gefallen.

Aber auch in neuester Zeit haben sich die Jesuiten, die mit dem Cardinal zerfallen, in gleicher Weise seinen Bestrebungen entgegen gestellt und beim Papst im Interesse ihres Ordens heimlich und offen an seinem Sturz gearbeitet. Bei der Wahl des Erzbischofs v. Ledochowsky (März 1875) zum Cardinal ist dieser Zwiespalt zum förmlichen Bruch gekommen. Der schlaue Antonelli wollte den Hieb der päpstlichen Partei pariren, der durch diesen päpstlichen Gnadenbeweis dem deutschen Reich, dem deutschen Kaiser versetzt werden sollte. Es sollte in Deutschland, am Hofe zu Berlin gefühlt werden, daß, was man an der Spree erniedrigt, man gewillt ist, an der Tiber zu erhöhen. Die Jesuiten aber beharrten auf ihren Plan. Sie wollten die Polen gewinnen, den Fürsten Bismarck ärgern, die Maigesetze verspotten. Sie behielten den Sieg. Der gefangene, gemaßregelte, in Preußen bestrafte Erzbischof erhielt gegen den Einfluß Antonellis den Cardinalshut.

Als Pius aus Gaëta, wo Antonelli an seiner Seite treu ausgehalten, nach Rom zurückkehrte, öffnete er am 1. November 1850 die sämmtlichen Universitäten, die wegen der politischen Umtriebe der Studenten zwei Jahre lang geschlossen waren. Lehrer und Studenten wurden ihrer unfreiwilligen Siesta enthoben und ihrer eigentlichen Bestimmung wiedergegeben. Obgleich mit diesem Schritt eine allgemeine, zweite Amnestie verbunden war, blieb er doch ohne nachhaltige Folgen.

Einen Act von Ueberzeugungstreue bewies Antonelli im Frühjahr 1855. Piemont verband sich gegen die Ansicht des päpstlichen Cabinets mit den Westmächten. Dies Gebahren war dem Staatsminister so entgegen, daß er seine Entlassung einreichte, die der Papst nicht annahm.

Am 12. Juni 1855 erfolgte der Mordanfall auf Antonelli, dem er glücklich entging.

Im Gegentheil, der Genius der italienischen Freiheit und Selbstständigkeit breitete, trotz aller Gegenwehr Antonellis, seine Flügel. Hell leuchteten die Siege bei Magenta und Solferino! Am 17. März 1861 legte sich Victor Emanuel unter dem Jubel des Volkes den Titel „re d'Italia" bei. Am 18. Juli 1862 erkannte der König Wilhelm von Preußen ihn zum großen Leidwesen Antonellis als König an. Das italienische Volk aber nannte ihn dankbar den „Erlöser Italiens". Der Kirchenstaat hatte aufgehört, er war zu einer römischen Provinz herabgesunken.

Nach kurzem Kampf und mit geringem Verlust waren die päpstlichen Schergen durch Victor Emanuel geworfen. Die Speculationsarbeiten Antonellis waren vergebens, der Bannstrahl des Papstes zündete nicht.

Ein vorangehender und nachfolgender Federkrieg, in dem Edmund About, Laguéronnière, Döllinger debütirten, brach dem Papst und seinem Cardinal das Herz. Dieser Streit deckte das ganze Elend, die Misère des Kirchenstaates auf. Victor Emanuel hatte nur einen Wunsch, nur ein Verlangen, er wollte sich mit dem Papst, dem er von Staatswegen durch das sogenannte Garantiegesetz eine Apanage von jährlich 3,225,000 Frank und die Herrschaft über das alte, kirchliche, römische Territorium bot, versöhnen. Aber am 15. Mai 1871 wies der heilige Vater das ganze, von der Regierung und dem Parlament berathene und genehmigte Garantiegesetz in der Encyklica mit harten Worten ab. Er wollte „von dem ver-

Digitized by Google

fluchten und gebannten Kirchenräuber, von dem groben Goliath, von dem Absalon, Holofernes und Herodes, von Pilatus kein Almosen annehmen".

Victor Emanuel aber zog am 2. Juli 1871 unter dem Jubel des Volkes, unter wehenden Fahnen triumphirend in Rom ein. Pius aber und Antonelli saßen hinter geschlossenen Jalousien — und weinten.

An den Arbeiten, die Pius seit dem 6. Nov. 1846 als Kirchenfürst, als Statthalter Petri, als Oberhaupt der katholischen Kirche unternommen, die sich auf die Untrüglichkeit der Kirche, auf die Infallibilität des Papstes, auf das Verderben der menschlichen Vernunft, auf die Censur und schlechte Presse, auf die immaculata conceptio Dei Matris Mariae, auf die große Synode bezogen und bis 1859 andauerten, hat Antonelli den lebendigsten Antheil genommen. Jetzt ist der Cardinal ein todter Mann, um den man in Rom keine Thräne vergossen. Bei Nacht und Nebel ist er in unwürdiger Eile ohne jeden Pomp, ohne jede Feierlichkeit, begleitet von zwei einfachen Priestern, beerdigt worden.

Sic transit gloria mundi!

Russisch-byzantinische Wechselwirkungen.

III.

Während des ersten halben Jahrtausends christlicher Zeitrechnung in Rußland war der ökumenische Patriarch von Constantinopel anerkannter Oberherr der russischen Kirche, und hatte die Mehrzahl wichtigerer kirchlicher Aemter dieses Landes Griechen zu Inhabern. Von zwei Ausnahmen abgesehen waren bis zur Zeit der Begründung der Tartarenherrschaft (13. Jahrh.) die sämmtlichen „Metropoliten von Kiew und Rußland" Griechen gewesen, die der Patriarch im Einverständniß mit dem Großfürsten ernannte und — wenn sie seinen Erwartungen nicht entsprachen — wieder absetzte. Die unter diesem Metropoliten stehenden, auf seinen Vorschlag von den Großfürsten ernannten Bischöfe waren freilich der Regel nach Russen, es verstand sich aber von selbst, daß sie den Anschauungen und dem Lebenszuschnitte ihres griechischen Primas folgten und gleich diesem nach Constantinopel gravitirten. War doch Alles, was auf höhere Bildung und allgemeine Anerkennung Anspruch machte, griechischen Ursprungs und bildete der Einfluß des ökumenischen Pariarchen doch das einzige Gegengewicht gegen die unumschränkte Gewalt, welche die Beherrscher des russischen Landes über ihre Unterthanen übten; das Grundgesetz des russischen Kirchenrechts und zugleich die Norm für die bischöfliche Rechtsprechung war der griechische Nomokanon, dem die Geistlichkeit das wichtigste ihrer Vorrechte, den privilegirten Gerichtsstand, zu danken hatte. Einen nationalrussischen Charakter nahm nur die Weltgeistlichkeit, der sog. weiße (niedere) Clerus an, dem das Recht zur Eheschließung zustand, der dafür aber von allen höheren Würden ausgeschlossen war, beim Volke wenig Achtung genoß und der Autorität seiner mönchischen Vorgesetzten bedingungslos unterstellt war. Der von Alters her zwischen diesen beiden Classen von Geistlichen bestehende feindliche Gegensatz brachte es naturgemäß mit sich, daß die Klostergeistlichen auf ihren Zusammenhang mit der griechischen Mutterkirche und deren Oberhaupt das höchste Gewicht legten und systematisch darauf hinarbeiteten, Ansehen und Heiligkeit des den Augen der gemeinen Volksmasse entrückten byzantinischen Kirchenregiments mit geheimnißvollem Nimbus zu umgeben: auf den Nimbus dieses Regiments und ihre Beziehungen zu demselben gründeten die Herren ja den Anspruch auf die eigene Ausnahmestellung. Wer in der heimischen Kirche zu höherer Geltung gelangen wollte, mußte demgemäß mindestens ein Mal Constantinopel und die Klöster des Athos besucht, den Segen des „Weltpatriarchen" empfangen und eine byzantinische Reliquie mitgebracht haben; so groß war die Anziehungkraft des „neuen Rom", daß Metropoliten, welche Jahre lang des Oberhirtenamts gewartet hatten, diese Würde am Abend ihres Lebens niederlegten und zum Behuf der Erlangung eines höheren Grades von Heiligkeit an den Sitz der Mutterkirche zurückkehrten.

Der directe Zusammenhang mit Constantinopel und die Unterordnung der russischen Kirche unter das ökumenische Patriarchat hörten mit dem Jahre 1446 auf; schon einige Jahre vor der Vernichtung des griechischen Kaiserthums und der Beugung des Patriarchats unter das türkische Joch ließ Großfürst Wassily der Geblendete einen in Rußland geborenen Bischof von Rjäsan von der Versammlung russischer Bischöfe zum Metropoliten erwählen und dieses Verfahren wurde nach dem Fall von Constantinopel zur Regel. Noch einen Schritt weiter ging Boris Godunow, der die Verlegenheiten der orientalischen Kirche dazu benutzte, durch Vermittelung des Patriarchen von Antiochien die Zustimmung der morgenländischen Kirchenversammlung zur Begründung eines eignen russischen Patriarchats zu erlangen, dessen Besetzung dem Czaren übertragen wurde. Aber gerade die Lösung des formalen Bandes zwischen der Kirche Rußlands und dem ökumenischen Stuhle befestigte die moralischen Bande, durch welche das russische Mönchthum mit Byzanz verbunden war. Je weiter die czarische Allgewalt sich ausdehnte und je directer der Einfluß derselben auf die Kirche und den Clerus wurde, desto lebhafter sehnten die Cleriker sich in die Zeiten zurück, in denen sie von der weltlichen Macht unabhängig und, als Untergebene einer außerhalb der Reichsgrenze bestehenden selbstständigen Macht, der czarischen Willkür entrückt gewesen waren. — Hand in Hand mit diesen hierarchischen und in gewissem Sinne „ultramontanen" Tendenzen der höheren Geistlichkeit, ging ein leidenschaftlicher Haß gegen Alles, was aus Westen kam und mit der westeuropäischen Civilisation zusammenhing. Gerade wie die Griechen verfolgten auch die Russen das Papstthum mit verdoppeltem Haß, seit dieses an dem über Byzanz hereingebrochenen Ungemach Veranlassung genommen hatte, die Vereinigung der morgenländischen und der römischen Kirche zu betreiben. Schaudernd erzählte man an der Moskwa wie am Bosporus, daß die römischen Ketzer dem Erbfeinde des allein wahren Glaubens, dem grimmen Sultan, bei der Einnahme der heiligen Stadt Vorschub geleistet hätten, und daß der „Lügenfürst der abendländischen Kirche" seit dem Untergang des neuen Rom (Constantinopel) darauf aus sei, seine ketzerischen Hände nach dem „dritten Rom" (Moskau) auszustrecken.*) — Den tief gegründeten Glauben daran zu befestigen, daß „das Licht nur aus Osten kommen könne", trugen die Ereignisse des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts dann auf das Erheblichste bei: die in Weiß- und Rothrußland vollzogene, von ganz Rußland perhorrescirte Union der griechischen mit der römischen Kirche, das seit dem altgläubigen Schisma beständig zunehmende Uebergewicht der czarischen Gewalt, endlich die von Peter dem Großen unternommene Aufhebung des Patriarchats und desselben Herrschers offenkundige Begünstigung occidentaler Einflüsse mußten die Sehnsucht nach der guten alten Zeit und die byzantinischen Tendenzen des Clerus um so mehr beleben, als die Stellung der griechischen Kirche nach wie vor sehr viel unabhängiger war, als die der russischen. Die türkische Eroberung und der Untergang des oströmischen Kaiserthums hatten die Machtstellung des Patriarchats von Constantinopel noch erweitert seit der Divan systematisch darauf hinarbeitete, den Kirchenfürsten zum Oberhaupt aller orientalischen Christen und dadurch zum Bürgen für den Gehorsam derselben zu machen. Kein Wunder, daß die russische hohe Geistlichkeit an dem alten Zusammenhang mit dem „neuen Rom" auf's Eifrigste festhielt und ihre Gläubigen immer wieder daran erinnerte, daß die Befreiung des Mittelpunkts der wahren alten und apostol-

*) Der Patriarch von Moskau nahm in der griechischen Kirche des 16. und 17. Jahrh. die dritte Stelle ein; nur die Patriarchen von Constantinopel und von Alexandrien gingen ihm voraus, Antiochien nahm die vierte, Jerusalem erst die fünfte Stelle ein.

Digitized by Google

Kirche die heiligste aller Pflichten des Rechtgläubigen
ße entschiedener die Staatsgewalt mit der Absicht um=
Rußland zu europäisiren und in das abendländische
nsystem einzuführen, desto eifriger war der Clerus dar=
edacht, den alten Zusammenhang mit dem christlichen
aufrecht zu erhalten, um in dem Byzantinismus ein Ge=
wicht gegen den Occidentalismus zu gewinnen.
So erscheint der Gedanke der orientalischen Kirchen= und
enseinheit als der mächtigste aller derjenigen Factoren,
den „Zug nach Osten" in dem Rußland früherer Jahr=
te bedingten. „Moskau, das dritte Rom", in diese zuerst
Boris Godunov gebrauchte Formel läßt sich die Quint=
dessen zusammenfassen, was nach kirchlich=nationaler An=
ng Rußlands Aufgabe im Orient ausmachen sollte. Von
Racenzusammenhang mit den slawischen Bewohnern des
n, den West= und Südslawen, war bis tief in das
hnte Jahrhundert hinein kaum die Rede — nur als
ausgenossen, nicht als Stammesbrüder kamen diese
für das Rußland Alexanders I. und der ersten Zeiten
aisers Nicolaus in Betracht. Der Antheil, den Kirche
Nation an den Befreiungskämpfen der Griechen nahmen,
n Nichts von dem verschieden, den man einige Jahre
der Erhebung der Serben unter Kara=Georg und Milosch
det hatte. In der Politik der Petersburger Regierung
nete die Constituirung des selbstständigen Königreichs
enlands allerdings eine neue Phase, — das russische
um blieb dieser Wendung aber vollständig fremd. Daß
Bosporus einen Gegensatz zwischen russischen und
schen Interessen geben könne, und daß man griechischer=
ei etwaigen Gedanken an eine künftige Eroberung Con=
opels von der Absicht geleitet werde, die russische Vor=
schaft mit der Zeit vollständig los zu werden, hat auch
ch st gebildete Theil der russischen Gesellschaft erst in der
n Vergangenheit erfahren.
Die Entstehung der modernen russischen Nationalpartei
ogenannten Slawophilenthums) datirt bekanntlich aus
eiten Hälfte der dreißiger Jahre; um dieselbe Zeit be=
sich im Schoße des außerrussischen, namentlich des
ischen Slawenthums, die ersten panslawistischen Wünsche
edanken zu regen — vorher hatte man weder hüben
üben eine andere Gemeinschaft, als die der Religion
. Erst während der vierziger und fünfziger Jahre
Jahrhunderts, und auch da nur innerhalb eines be=
en Kreises, gewann der Glaube an das Vorhandensein
am=slawischer Interessen in Rußland Boden und wurde
ditionelle Theilnahme der Nation für die „unter dem
er Ungläubigen schmachtenden Glaubensbrüder" mit
l=slawischen Gesichtspunkten versetzt und allmälig von
kischen auf die östreichischen Slawen ausgedehnt. Eine
wenn auch nur beschränkte Rolle, spielte in dieser
t der ungarische Feldzug vom Sommer 1849, weil er
ischen Soldaten zum ersten Male mit Leuten in Be=
brachte, welche das griechische Kreuz schlugen, ein
ssischen verwandtes Idiom sprachen und dennoch weder
noch türkische Unterthanen waren. Von tiefer gehen=
rkungen konnte indessen nicht die Rede sein, so lange
slawismus seines revolutionären Ursprungs wegen in
fficiellen Rußland verfehmt, der eifrigste Vorkämpfer
n, Bakunin, ein Staatsverräther, der zu Prag abge=
Slawencongreß eine unliebsame und streng ignorirte
e war. — Erst nach Beendigung des Krimkrieges
t der durch die Thronbesteigung Alexanders II. er=
neuen Aera haben panslawistische Gedanken und
breiteren Boden gewonnen und eine politische Rolle
en angefangen; von einer wirklichen Bedeutung der=
ßt sich erst seit einigen Jahren reden — bis in die aller=
eit hinein ist die russische Begeisterung für die Stam=
der jenseit der Grenze, nur eine Spielart, nur ein
liberaler Aufputz für den alten, tiefgegründeten Antheil
den die rechtgläubige Nation an ihren rechtgläubigen
Glaubensbrüdern nahm, und der von der Geistlichkeit (insbe=
sondere dem ultramontan=byzantinisch angehauchten schwarzen
oder mönchischen Clerus) absichtlich und bewußt genährt wurde.
Die ersten Slawophilen selbst waren kirchliche Eiferer, An=
beter der byzantinischen Patristik und Schwärmer für den
prononcirt orientalischen Beruf dessen, was sie russische Civili=
sation nannten und schon aus diesen Gründen wenig geneigt
gewesen, zwischen den politisch nationalen und den kirchlichen
Gesichtspunkten für die Beurtheilung der orientalischen Frage
zu unterscheiden und einen Gegensatz der bezüglichen Interessen
anzuerkennen.

Thatsächlich besteht ein solcher Gegensatz allerdings. Die
Zeiten, in welchen sämmtliche der griechisch orthodoxen Kirche
angehörige Bewohner der Balkanhalbinsel sich als Glieder einer
ungetrennten Gemeinschaft fühlten, sind längst vorüber und min=
destens seit der Begründung des Königreichs Griechenland (d. h.
seit einem halben Jahrhundert) wissen die Griechen (die helle=
nischen, wie die in der Türkei lebenden) zwischen ihren und
den russischen Interessen einen strengen Unterschied zu machen.
Ihrer Auffassung nach ist nicht Rußland und nicht das Slawen=
thum, sondern das Königreich Griechenland der prädestinirte
Erbe des kranken Mannes; Rußlands Beihülfe im Befreiungs=
kampf gegen den gemeinsamen Feind will man sich natürlich
gern gefallen lassen, — die Früchte dieses Kampfes gedenkt
man aber für sich selbst zu behalten. Russischerseits wird
dagegen geltend gemacht, daß die ungeheure Mehrzahl der
„rechtgläubigen" Christen südlich von der Donau, slawischen
Ursprungs sei, daß die Griechen eine aristokratische Minderheit
bildeten und daß, wenn es ein Mal dazu gekommen sein werde,
daß die Slawen ihre türkischen Bedränger los geworden, kein
Grund vorhanden sei, dieselben einer Griechenherrschaft zu
unterwerfen und der Gefahr einer allmäligen Gräcisirung aus=
zusetzen.

Zum Gegenstande der öffentlichen Aufmerksamkeit wurde
dieser längst vorhandene Gegensatz — der in der Geschichte
der russischen Orientpolitik eine sehr erhebliche Rolle gespielt
hat — erst vor sechs oder sieben Jahren, als der ökumenische
Patriarch das russische Kirchenregiment zu einem Schiedsspruch
in Sachen des bulgarischen Kirchenstreits aufforderte. Seit
lange der griechischen Priesterherrschaft und der in griechischer
Sprache abgehaltenen Gottesdienste überdrüssig, hatten die
Bulgaren Bischöfe, Priester und Ritualordnungen ihrer Sprache
und Nationalität verlangt und, als das Patriarchat ihnen die=
selben verweigerte, von der Pforte die Erlaubniß zur Con=
stituirung eines formell unter dem Patriarchen stehenden, aber
in Bezug auf seine innere Angelegenheiten ziemlich selbstständi=
gen bulgarischen Exarchats erlangt. Rußland stellte sich
in diesem mit äußerster Erbitterung geführten Streit im
Namen des slawisch=nationalen Princips auf die Seite der
Bulgaren und hielt an dieser Parteinahme fest, obgleich es
darüber aller Sympathien des einflußreichen Griechenthums
und seiner herrschsüchtigen Kirchenfürsten verlustig ging. Maß=
gebend waren für die bezügliche Entschließung des Petersburger
Synods der Rath des Botschafters Ignatjew und der Wille der
Staatsregierung, welche auf den Zusammenhang mit dem
türkischen Slawenthum größeres Gewicht legte, als auf die
günstige Meinung des Griechenthums, das man in Petersburg
längst als anspruchsvollen und ränkesüchtigen Rival kannte.
Geleitet von dem Einfluß der Presse und der allmälig zu einer
gewissen Bedeutung gelangten slawisch=nationalen Partei,
sprach sich derjenige Theil des russischen Volks, der an öffent=
lichen Angelegenheiten überhaupt Theil nimmt, entschieden zu
Gunsten der von der Regierung getroffenen Entscheidung aus:
im Schoße der hohen Geistlichkeit waren die Meinungen da=
gegen getheilt und fehlte es keineswegs an Stimmen, die aus
ihrem Einverständniß mit dem Standpunkt der griechischen
Hierarchie kein Hehl machten und das von dem Synod (der
Oberkirchenbehörde) zu Gunsten der Bulgaren abgegebene Votum
mißbilligten.

Die Absicht der vorstehenden Ausführungen beschränkt sich auf

Digitized by Google

die Beibringung von Belegen dafür, daß die Theilnahme des russischen Volks keineswegs das Product panslawistischer Umtriebe und rein nationaler Ueberschwänglichkeiten, sondern das natürliche Ergebniß eines uralten und ziemlich complicirten geschichtlichen Processes ist. Zu diesem Zweck dürften die vorliegenden Auseinandersetzungen genügen. Als Summe ergibt sich, daß die Idee der Befreiung der heiligen Stadt, aus welcher Rußland das Christenthum empfangen hatte, und der Glaube an das Erbrecht, welchen das „dritte Rom" von dem zweiten überkommen haben sollte, im russischen Volke populär waren, bevor dasselbe irgend etwas Genaueres von der slawischen Nationalität „der unter dem Joch der Ungläubigen schmachtenden Glaubensbrüder" wußte. Erst in neuerer und neuester Zeit hat die slawische Nationalidee sich zum Rang eines selbstständigen, für die russische Orientpolitik wichtigen Factors erhoben, — sie ist ein Moment mehr, aber keineswegs das einzige, welches bei Beurtheilung der Bewegung in Rechnung zu ziehen ist, welche das russische Volk seit dem Sommer d. J. ergriffen hat. Für die gebildeten Classen der Gesellschaft und den Eifer, mit welchem diese die Agitation in die Hand genommen haben, spielt der Gedanke der Solidarität aller slawischen Interessen allerdings eine wichtige Rolle, die eigentlich populäre Kraft der Sache ist aber wo anders, nämlich in der kirchlichen Vergangenheit Rußlands zu suchen.

Dabei ist freilich — und nicht an letzter Stelle — noch in Betracht zu ziehen, daß eine wesentlich aus volksthümlicher Initiative hervorgegangene Bewegung, wie die gegenwärtige, in und für Rußland mit dem vollen Reiz der Neuheit umgeben ist. In einem Lande, wo Jahrhunderte lang die Regierung Alles, die Gesellschaft Nichts bedeutet hat, ist es von zauberähnlicher Wirkung, wenn die Nation sich ein Mal als Trägerin der von der Regierung befolgten Politik fühlt, wenn Elemente, die sonst eine nur secundäre Rolle spielten, an die Spitze einer großen Bewegung treten. All' den zahllosen Malcontenten und Liberalen, welche beim Beginn der sechziger Jahre in den Vordergrund traten, eine Weile das Heft in Händen zu halten schienen, nach Bewältigung des polnischen Aufstandes aber wieder bei Seite geschoben wurden, ist durch die Agitation für ein directes Einschreiten Rußlands zu Gunsten der Serben- und Westslawen, neuer Spielraum, unerwartete Gelegenheit zur Geltendmachung ihres Einflusses und ihrer Thätigkeit geschafft worden. Nationale und liberale Tendenzen, in Rußland seit lange eng verschwistert, machen auch dieses Mal gemeinschaftliche Sache, suchen gemeinsam an der Wiedereroberung des verlorenen Terrains thätig zu sein und einander in die Hände zu arbeiten. Insbesondere für die seit den letzten Jahren immer mehr in das Hintertreffen gerathene, nahezu creditlos gewordene Presse der beiden Hauptstädte ist die durch den serbischen Krieg gebotene Gelegenheit zum Wichtigthun und Declamiren von unermeßlichem Werth gewesen: endlich hat sich wieder ein Stoff gefunden, der auf die allgemeinste Theilnahme Anspruch erheben kann, dessen Reiz bis in die untersten Classen der Bevölkerung hinab wirkt, der des Beifalls der Geistlichkeit sicher ist und der sich zu augenfälliger und dabei nicht all' zu halsbrechender Kritik gegen Handlungen der Regierung verwenden läßt! Dieser letzte Punkt fällt besonders in's Gewicht, denn das Oppositionmachen gehört — in Rußland, wie anderswo — ein Mal zum Handwerkszeug der Presse und ist das dankbarste und sicherste aller „Zugmittel", welche überhaupt angewendet werden können.

So haben sich Umstände und Elemente der verschiedensten Art dazu verbunden, der anfangs ziemlich harmlosen und in ihrer ursprünglichen Gestalt der Regierung nicht unwillkommenen nationalen Theilnahme für die „Brüder" am Balkan und an der unteren Donau, die Bedeutung einer Agitation zu verleihen, welche allem Anschein nach auf die Entschließungen der Petersburger Regierung maßgebenden Einfluß üben, vielleicht in der Geschichte unseres Welttheils Epoche machen wird.

Borealis.

Literatur und Kunst.

Stimmungsbilder.

Frei nach François Coppée.

Ein stilles Glück, von dem ich oft geträumt,
Wär's, draußen, wo die letzten Häuser stehn,
Am Saum der Vorstadt mir ein Nest zu bau'n,
Hoch unter'm Dach, wo man in's Freie blickt
Und wo ich leben könnte wie ein schlichter
Arbeiter, dem sein Wochenlohn genügt.
Dort, mein' ich, ließ' ein gutes Buch sich schreiben;
Im Winter rings umher beschneite Höh'n,
Im Sommer Himmelblau und Waldgeruch.
Und kämen Abends ein paar Freunde dann
Mich zu besuchen, sollten sie mich schon
Von fern am off'nen Fenster sitzen sehn,
Vergnügt auf meiner Clarinette blasend.

Schnurgerade führt die Straße durch den Forst;
Zu beiden Seiten strecken dichtverzweigt
Die alten Rüstern ihre kahlen Wipfel
Starr, wie von Eisen, in die Winterluft.
Am Ende der Allee schwebt groß und roth
Die untergeh'nde Sonne, die bereits
Den Horizont berührt. Kein Vogel rings!
Nur dann und wann von fernher kracht ein Ast
Durch's öde Dickicht des erstorb'nen Walds
Und drunten wandelt vor dem Purpurball,
Der langsam wegschmilzt, schwarz der Schattenriß
Vorüber einer Alten, die am Stabe
Mit ihrem Reisigbündel heimwärts schwankt.

Dicht an der Bahn, wo stündlich wie ein Blitz
Der Zug vorbeisaust und sein Eisenroß,
Wohnt im bescheid'nen Häuschen still der Wärter.
Durch's Fenster sieht man sein besonnt Gemach,
Ein Heim, so traulich, daß der Reisende
In seiner Hast ihn drum beneiden möchte.
Zuweilen auch versieht sein junges Weib
Den Dienst am Schlagbaum, nur mit Einem Arm
Den Säugling haltend, der sie fest umschlingt.
Dann rast mit grellem Pfiff der Wagentroß
Vorüber, daß erschüttert vom Getös
Die Wände dröhnen, doch der Kleine lacht
Und läßt sich nicht in seiner Ruhe stören.

Sie weiß es, welche Qual das Warten ist
Und daß er bang schon harrt; denn sie versprach
Ihm auf ihr Wort, um Mittag da zu sein.
Allein vom lauen Duft des Schlafgemachs
Gebannt, hat sie beim Anzug sich verspätet.
Jetzt, vor dem Spiegel stehend, der entzückt
Ihr Bild zurückstrahlt, müht sie sich in Hast
Den Handschuh am Gelenk noch zuzunesteln,
Und unnachahmlich ist die Grazie,
Mit der die kleine Hand das Werk beeilt,
Indeß die Spitze ihres Stiefelchens
Zitternd vor Ungeduld den Teppich schlägt.

Digitized by Google

Tagüber an den Actentisch gebannt
Empfind' ich jeden Abend doppelt süß
Das Glück der Muße. Langsam schlendr' ich heim,
Ergötze mich am fröhlichen Gelärm
Des Knabenschwarms, der aus der Schule strömt,
Und höre, da mein Weg durch Gärten führt,
Wie jedes Nest hellzwitschernd seinen Gruß
Der Abendröthe nachschickt, ein Geräusch,
Als zischt' am Feuer eine Riesenpfanne.
Nun glühn die Wolken aus, nun glänzt der Mond
Durch's Laub herein, und glücklich, wie ein Kind,
Das man zum erstenmal im Wagen mitnahm,
Bewundernd staun' ich Alles an und danke
Dem Himmel, daß ich stets noch schwärmen kann.

Emanuel Geibel.

Einkehr und Umschau.

Neueste Gedichte von Friedrich Bodenstedt. Jena, bei Costenoble.

Bodenstedt ist eine productiv und reproductiv begabte Natur; so ward er Uebersetzer und Dichter, und holt er in geselliger Unterhaltung aus dem Schatze seines Gedächtnisses hervor, was der Augenblick fordert oder wünscht, indem er es diesem anpaßt. Wie die Märchenerzähler des Orients oder die Rhapsoden des Alterthums ist er halb Improvisator, halb lebendige Bibliothek. Die anschaulichen Schilderungen wie die reizenden Gedichte seiner Jugendzeit waren von ihm längst vorgetragen, ehe er sie in 1001 Tag aus dem Orient, in den Liedern des Mirza Schaffy niederschrieb und drucken ließ. Auch das Wohlerwogne erhält durch die spielende Leichtigkeit der Formgebung das Gepräge des unmittelbar Frischen, und der Dichter bewegt sich auch inhaltlich am liebsten in der Sphäre geistvoller Unterhaltung. Seine gedruckten Novellen oder Romane reichen für mich nicht an den Eindruck heran, den seine mündlichen Erzählungen machen. Tiefe der Idee nnd künstlerische Durcharbeitung, die einem Literaturwerk seine Dauer sichern, fordert und vermißt man nicht bei den gesprochenen Worten, die eine flüchtige Stunde sinnreich und anmuthig ausfüllen. Auch die besten Gedichte Bodenstedts erscheinen wie glückliche Einfälle, welche die eigenartige Form nicht erst gesucht, sondern mit auf die Welt gebracht haben; aber sie sind voll echten Gehalts und Werthes.

Für eine solche Dichterpersönlichkeit eignen sich Erzählung und Lyrik mehr als das Drama. Doch hat Bodenstedt sich auch in letzterm, und wie die Zeitungen melden, mit Erfolg versucht, der indeß auch von der Vorliebe des Publicums für den Erzähler und Lyriker getragen werden mag. So weit die Werke gedruckt vorliegen, überwiegt das Epische, die Darlegung anziehender Situationen, das Bild fremdartiger Sitte und anziehender Charaktere über die eigentliche Spannkraft der dramatischen Handlung, die ihrem in die Zukunft gerichteten Streben einen bestimmten Zweck setzt, dafür kämpft, unterliegt oder siegt; der Nerv des Dramatischen, der innere Conflict, wird wohl berührt, aber zu wenig Nachdruck auf ihn gelegt. So im Lustspiel „Alexander in Korinth"; leicht entsagt der Heldenjüngling der Liebe um des Ruhmes und der Thaten willen. Aber das Leben des Volkes wie der Philosophen im alten Griechenland breitet sich in treuer Abspiegelung vor uns aus. Aehnlich im Trauerspiel. „Kaiser Paul" gewährt uns einen Blick in die vornehme Petersburger Gesellschaft am Anfang unseres Jahrhunderts, wie das durch Bodenstedts Vertrautheit mit dem russischen Wesen möglich war; im Ganzen aber spielen sich doch mehr wechselnde Begebenheiten vor uns ab, als daß eine Hauptsache mit packender Energie aus dem Conflict der ringenden Kräfte, aus der Spannung, der Furcht und Hoffnung uns die befreiende, befriedigende Lösung brächte. Ein Vorwiegen des epischen Elementes wird man indeß den meisten historischen Dramen zugeben müssen; der Antheil, den wir an der wirklichen Geschichte und ihrer künstlerischen Motivirung nehmen, bietet einen Ersatz dafür, daß die Concentration der Kunstform um des Stoffes willen oft mangelhaft bleibt. Der Kaiser Paul, der Feldmarschall Suworoff, dessen Diener sind übrigens Cabinetsbilder geschichtspoetischer Charakteristik.

Wenden wir uns zu dem neuen Liederbuch, das uns der Dichter geboten hat. Es ist reich an mannigfaltigen Gaben, doch überwiegt, wie es die Reife der Jahre mit sich bringt, die sinnige Betrachtung über die frische Empfindung, über die Freudigkeit des Lebensgenusses in den Liedern des Mirza Schaffy. Bodenstedt selber sagt, daß auch im Alter er jung im Fühlen geblieben sei, und dies ist wahr; wenn er daran erinnert, daß die Traube erst nach der Sonnenwende zeitig wird, so wird man hinzufügen, daß auch die Frucht der Lebenserfahrung neben der Blüthe jugendlicher Liebesempfindung, das ernste Gespräch neben der heitern Weinlaune sein Recht in der Dichtung hat. Namentlich verlangen ältere Leser, daß ihnen der Dichter auch etwas zu sagen verstehe, was sie nicht längst selbst gewußt, oder besser anderwärts gelesen, und nachwachsende Poeten mögen das nicht für Stumpfsinn und Griesgrämlichkeit halten, sondern lieber suchen etwas noch Unausgesprochenes hervorzubringen, und nicht glauben, daß, was ihnen neu und wichtig ist, das auch Andern so erscheinen müsse. Ihre Lieder sind ihnen ja zur eignen Freude gegönnt!

Bodenstedt sagt in der Widmung:

Der Frühling lockt mit reicher Hoffnungsblüthe,
Doch niemals hält er ganz was er verspricht;
Mir hat er nichts versprochen, drum versprähte
Ich meinen Witz in eitlen Klagen nicht;
Doch was in Leid und Lust mein Herz durchglühte
Und all mein Denken ward mir zum Gedicht;
Den Widerspruch vom Guten und vom Bösen,
Von Tag und Nacht sucht' ich im Lied zu lösen.

Auch anderwärts klingen Schmerzen und Entbehrungen des frühern Lebens nach, so in dem Gedicht: Meiner Frau zum Christabend, wohl der Perle der ganzen Sammlung:

Was soll ich Dir zum Christfest schenken,
Du liebes Weib, Du treues Herz?
Ich muß den Blick zurück heut lenken
In früh're Tage heimatwärts.
Wenn ich der Kerzen hell Geflimmer
Auf dem geschmückten Baume seh,
So überschleicht mich heimlich immer
Ein unaussprechlich tiefes Weh.

Gewaltsam alle jungen Leiden
Ruft die Erinn'rung mir zurück;
Mir blieben fremd der Jugend Freuden
Und fremd der Kindheit sonnig Glück;
Nur Unglück hatt' ich zum Genossen
Und legt' ich nieder mich zu ruhn,
Hab' ich die Augen oft geschlossen
Im Wunsch sie nie mehr aufzuthun.

Erst spät und meiner Heimat ferne
Ging heit'rer mir das Leben auf;
Mir glänzten viele schöne Sterne,
Ich wagte manch' verwegnen Lauf;
Frisch trieb ich um im Weltgetümmel,
Und Geist und Herz ward reich genährt,
Doch dauernd Glück hat mir der Himmel,
Edlitam, nur durch Dich gewährt.

Und diesem Glück zum Angedenken
Für Kinder und für Kindeskind
Laß Dir dies Lied zum Christfest schenken, —
Es bleibt auch wenn wir nicht mehr sind, —

Digitized by Google

Um ihnen wie jetzt Dir zu sagen,
Daß mir mein Bestes ward durch Dich,
Weil nie ein edler Herz geschlagen
Für einen Mann als Deins für mich.

So fühlt und klagt der Dichter das Leid des Lebens, aber er erhebt sich darüber zu der Lichtseite, zum Guten, das ihm geworden, und darin ruht er dichtend aus; er fordert noch mit uns „altmodischen Idealisten" eine Kunst, bei welcher uns wohl wird, er übt selbst das trostspendende Amt der Poesie, hinzuweisen auf die Momente, wo das Schöne wirklich geworden, wo die Harmonie des Innern und Aeußern thatsächlich vorhanden ist, um nicht blos ihre Beseligung auszusprechen, sondern sie überhaupt als das Wahre, das Seinsollende hinzustellen, den Glauben an sie zu knüpfen, daß die Gegensätze und Widersprüche des Daseins überwindbar sind, daß sie sind, damit die Energie der Liebe und der Freiheit sich siegreich bestätige. Darum kämpft Bodenstedt gegen die Neumodischen, die aus dem Pessimismus Profession machen, als ob sie so geistreich wären wie Schopenhauer und Hartmann, wenn sie diesen nachsprechen. Er selbst bietet uns die Sprüche:

Wer etwas freudig will genießen,
Muß halb das Auge dabei schließen.
Wenn der Havannah reiner Brand
Dir würzig Zung' und Nase prickelt,
So denk' nicht an die schwarze Hand
Des Negers, der sie dir gewickelt.

Wem ein helles Aug' und Herz gegeben,
Dem ward das beste Theil im Leben;
Der echte Frohsinn im Gemüthe
Ist eines guten Herzens Blüthe.

Die Gedichtsammlung bringt uns Lyrisches, Erzählendes, Sprüche und zuletzt einen Operntext, dessen Schluß nicht recht befriedigt. Unter den Liedern, die der Dichter „Vorklänge" überschrieben, finden sich zwei an den Rhein. Das erste rauscht in so melodischen Versen dahin, daß es zur musikalischen Composition einlädt, und gewiß bald gesungen werden wird; es hebt an:

Wenn das Abendroth in der Sonne glüht
Und im Blüthenschmuck das Ufer lacht,
Jede Welle goldne Funken sprüht,
Jedes Herz zu neuer Lust erwacht, —
Ferner Glockenklang
Tönt vom Rebenhang
Und im nahen Baum der Drossel Sang.
In der Morgengluth
Wie im Abendschein
O wie wonnig ruht
Sich's am grünen Rhein!

Aber in einem zweiten Gedicht stellt er dem gepriesenen Fluß eine sonderbare Zumuthung: er soll das Volk frei von Rom machen! Wie wird der Rhein das anstellen? Geistig frei kann überhaupt Jeder nur sich selbst machen. Nicht der Rhein, aber die Poesie wird dazu mithelfen, wenn sie in Spott und Ernst die Verkehrtheiten bekämpft, die Wahrheit einleuchtend hinstellt. Hüten wir uns vor der Phrase! Auch das wird dazu beitragen:

Daß man bei edlem Weine
Aufjubelnd singen mag:
Die Nacht versank im Rheine
Und hell erglänzt der Tag!

Daß aber Bodenstedt mit Spott und Ernst im Kampf der Geschichte streitet, mögen einige Strophen bezeugen:

Wallfahrt.

Wir sausten über des Hochlands Bahnen,
Es war im schönen Monat Mai, —
Tief unten im Thale flatterten Fahnen,
Da zog eine Procession vorbei.

Die Pilger sangen vom gläubigen Hoffen —
Zwar hört ich ihre Worte nicht,
Doch wenn der Mund so sperrweit offen,
Wie diese, sieht man was er spricht.

Sie zogen zum Muttergottesbilde
Und sangen die alte Litanei:
Das Wirthshaus führt einen Fuchs im Schilde,
Der Wirth macht gute Geschäfte dabei.

Dazu der Schluß der „Mahnung".

Mein deutsches Volk, wie lang im Büßerhemde
Gingst du, ein Spott der andern, durch die Welt!
Jetzt rühmt man dich daheim und in der Fremde
Als größtes Volk, weil du gesiegt im Feld.

Du schlugst den äußern Feind: — schlag' auch den innern
Zu Boden, und erneure dich im Geist,
Daß nicht allein nach deinen Schlachtgewinnern
Als großes Volk dich die Geschichte preist.

Es nagt manch gift'ger Wurm an deiner Blüthe,
Aus Lastersümpfen steigt der Fäulniß Hauch;
Die Fackel deines Genius versprühte
Viel edle Gluth, erstickt in Dunst und Rauch.

Empor! mein Volk, daß du in alter Reinheit
Die Tiefe deines Geistes offenbarst,
Und dich im Glanze deiner neuen Einheit
Nicht schlechter zeigst als du zersplittert warst!

Auch die erzählenden Gedichte tragen meist ein ethisches Gepräge. Sokrates mahnt, daß das Böse zu bändigen ist. Mezzofanti weiß in den vielen Sprachen, die er redet, kein Wort zu sagen, daß die flüchtige Stunde überdauert. Semiramis und Catharina II. werden einander gegenüber gestellt. Im wilden Walter erhebt sich ein von den Menschen Ausgestoßner aus seinem Trotz und seiner Tücke zu edler That, er wird der Retter König Heinrichs I. im Ungarnkrieg. Am sinnreichsten ist die morgenländische Erzählung von Schein und Wesen. Der Lehrer behauptet, die Welt sei ein wesenloser Schatten, nichts bleibe zu dauerndem Gewinn, und mit dem Gehirn des Menschen verschwinde das All, das ja blos seine Vorstellung sei. Aber bald findet in der Wüste der Schüler den Schatten eines Felsens, der ihn von dem Verschmachten in der Sonnengluth rettet, während der Lehrer am Sonnenstich stirbt; der muntere Schüler lebt noch heute.

Von den Sprüchen wird eine ganze Reihe den modernen Alexandrinern gewidmet, die sich freuen, wenn sie auch in den Größen unserer Literatur etwas Kleines und Gemeines entdecken, die es für ein wissenschaftliches Verdienst halten, Goethes Waschzettel diplomatisch genau abdrucken zu lassen. Er preist Shakespeare und uns glücklich, daß wir ihn nur selber lesen; der Himmel zerstörte bei Zeiten alle ihn betreffenden Kleinigkeiten. Unsere Classiker haben die Gerüste entfernt, wenn sie den Bau eines Werks vollendet, jetzt sammelt man wieder die Abfälle, die weggeworfenen Splitter, und baut neue Gerüste:

O möchte der Himmel hineingewittern,
Der Blitz entzünden den ganzen Plunder!
Das gäbe ein wahres Beleuchtungswunder
Der Bilder unsrer hehren Meister,
Befreit vom Staub der Sammelgeister.

Gewiß ist nichts verkehrter, als wenn man meint, durch die Lectüre einer Literaturgeschichte über das Lesen der Dichter selbst sich hinwegzusetzen; die Literaturgeschichte soll uns nur das Verständniß vermitteln. Dazu gehören aber auch Kleinigkeiten, dazu gehört Kritik und Gründlichkeit, und daß wir Lessing, Goethe, Schiller mit derselben Pietät wie die alten Griechen und Römer behandeln, das ist unsere Pflicht; dabei freut und belehrt es uns, einen Blick in die Werkstatt ihres Geistes zu werfen.

Digitized by Google

und unsere Bewunderung für sie steigt, wenn wir sehen, wie unverdrossen sie nach der tiefsten Wahrheit und dem klarsten Ausdruck für sie gerungen; das endlich Errungene wird uns selbst dadurch theurer und deutlicher. Ich will ein Beispiel geben. Die kritische Schillerausgabe, deren Abschluß wir endlich entgegensehen, hat uns vom Verderbniß des Textes befreit, die so leicht sich einschleicht, wie jeder Schriftsteller sich überzeugt, der ein Werk in neuer Auflage drucken läßt; er muß es revidiren, wenn er nicht will, daß fast jeder Bogen Fehler in seine Darstellung bringen soll. Im Ideal und Leben hat Schiller den Gegensatz der Wirklichkeit und des Ideals gezeichnet, um zu seiner Versöhnung in der Schönheit und Kunst, in der ästhetischen Auffassung hinzuleiten. Trieb und Vernunft, die selbstsüchtigen Neigungen und das Gebot der Pflicht stehen einander gegenüber, und Keiner kann sagen, daß er dem Sittengesetz ganz gerecht geworden. Aber in der schönen Seele löst sich der Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung, das Gute ist ihre Gesinnung, sie thut es mit Lust, es beglückt sie. Gott und Mensch sind durch keinen Abgrund, keine Kluft von einander getrennt, wir als Endliche erstehen und bestehen im Unendlichen, und sobald wir unsern Willen mit dem göttlichen einstimmig machen, vollenden wir unser eignes Wesen, das ja ein Glied im Organismus des Gottesreiches ist. Das Sittengesetz ist keine Fessel für uns, sondern der Geist gibt es sich selbst, es ist der Ausdruck seines wahren Wesens, und so ist er frei in der Erfüllung des Pflichtgebotes, weil es ihm nicht von außen auferlegt, sondern aus dem eignen Innern hervorgebildet ist. Nun theilt uns Gödecke in der kritischen Ausgabe mit, daß Schiller diesen Gedanken zuerst in folgender Strophe ausgedrückt:

Aber laßt die Wirklichkeit zurücke,
Reißt euch los vom Augenblicke,
Und kein Grenzenloses schreckt euch mehr,
Und der ewige Abgrund wird sich füllen,
Nehmt das Heil'ge auf in euren Willen,
Und des Weltenrichters Thron steht leer.
Mit der Willkür ist der Zwang vernichtet,
Mit dem Zweifel schwindet das Gebot,
Mit der Schuld der Reine, der sie richtet,
Mit dem Endlichen der Gott.

Liegt hier nicht das Mißverständniß nahe, daß es für den Guten keinen Gott mehr gebe, Gott nur ein Schreckmittel für die Bösen sei, und daß er für uns verschwinde, wenn wir uns im Unendlichen, als Glied des Ganzen erfassen? Aber das wollte Schiller nicht, und so änderte er die Strophe, und wie wir sie jetzt lesen, besagt sie, daß wir uns zu dem Gedanken der Einheit alles Lebens erheben können, und nicht zu fürchten brauchen, daß wir von Gott und dem Guten abgetrennt sind; er eint sich mit uns, wie wir uns seinem Willen ergeben und seinen Willen thun. Es heißt:

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Das Verdienstvolle der kritisch-wissenschaftlichen und historischen Arbeit für unsere Dichter bleibt auch neben der Kleinkrämerei bestehen, die dem Wahn verfällt, daß man ohne ihre Notizlein die Werke selbst nicht verstehe oder genieße. Sie trifft Bodenstedts Spott, und ebenso stimme ich bei, wenn er in Bezug auf Goethe und Frau von Stein sagt:

Ob Goethes Liebe zu Frau von Stein
Platonisch gewesen oder nicht?
Darüber wird uns jahraus jahrein
Stets neuer zweifelhafter Bericht.
Mir ward aus Goethes eignem Mund
Das wirkliche Verhältniß klar:
Gesegnet war der hohe Bund —
Der so viel Herrliches gebar.

M. Carriere.

Du Bois-Reymond über den Darwinismus.

Der berühmte Erforscher der Nerven- und Muskelelektricität hat am Leibnizischen Jahrestage in einer Festrede seine Ansichten über die Darwinische Theorie öffentlich ausgesprochen. Diese Rede ist unter dem Titel Darwin versus Galiani, zu Berlin, wo sie gehalten wurde, auch im Druck erschienen.*) Sie hat somit allgemeine Publicität erlangt und einer bescheidenen, sachgemäßen Kritik derselben steht deshalb nichts entgegen. Die Persönlichkeit des Abbé Galiani figurirt darum neben Darwin in dieser Rede, weil Du Bois-Reymond mit Recht in dem geistvollen Hausfreund Holbachs einen der scharfsinnigsten Vertreter des teleologischen Standpunktes sieht. Galiani spielt also in diesem Felde keine Rolle als Person, sondern als Typus — als Vertreter einer ganzen Classe von Gegnern. Um diese letzteren zu charakterisiren, citirt uns Du Bois eine geistvolle Apologie der Zweckursachen, die in den Mémoires inédits des Abbé Morellet dem Monsignore Galiani zugeschrieben wird. Auf diese Weise erhält der Titel der Festrede seine Erklärung. Wir wenden uns nun in Folgendem zu einer kurzen Besprechung der sich speciell auf den Darwinismus beziehenden Punkte der Rede. Auf S. 8 sagt Du Bois-Reymond Folgendes: „Wer nicht schlechthin alles Geschehene in die Hand des Epikuräischen Zufalls legt, und der Teleologie auch nur den kleinen Finger reicht, muß folgerichtig bei William Paleys verrufner Natural Theology anlangen und zwar um so unvermeidlicher, je klarer und schärfer er denkt." Der Paley'sche Standpunkt ist cum grano salis etwa der, daß die Rinde der Korkeiche zu dem Zwecke geschaffen wurde, den Weinhändlern zum Verstöpseln ihrer Flaschen zu dienen. Weshalb man nun grade alles Geschehene in die Hand des Zufalls legen soll, um dieser Korkstöpselphilosophie zu entgehen, ist mir nicht ganz klar. Ich würde mich, um die Charybdis der Zweckursachen zu vermeiden, nicht in die Scylla des Zufalls stürzen, sondern meinen Blick grade aus auf das allmächtige und unabänderliche Causalgesetz richten, welches die gesammte Natur ohne Ausnahme, die organische sowohl wie die anorganische Welt, regiert. Und diesem Causalgesetz, dieser allumfassenden Nothwendigkeit gegenüber, kann ebenso wenig von einem Zufall als von einem freien Willen die Rede sein. Wo aber kein freier Wille mehr ist, existiren auch keine bewußten Ziele mehr, mithin auch keine Teleologie. Durch einen Forscher von dem Range Du Bois-Reymonds hätte man am wenigsten erwarten sollen, den Epikuräischen Zufall wieder in seine verjährten Rechte eingesetzt zu sehen. Zufall ist nur ein anderes Wort für Schöpfung, ebenso wie Nothwendigkeit nur eine andere Bezeichnung für Entwickelung ist. Wer also den Zufall bei Entstehung der Weltordnung walten läßt, spricht dem Entwickelungsprincip seine Allgemeingültigkeit ab. Damit ist der Dualismus wieder eingeführt und die monistische Weltanschauung, welche eine einheitliche, zusammenhängende Naturkenntniß erst möglich macht, verbannt.

Trotz alledem betrachtet Prof. Du Bois-Reymond den Darwinismus „als einen der größten Fortschritte in der Gedankenwelt, von welchem eine neue Epoche zu datiren ist". Die hierauf bezüglichen Ausführungen der Rede sind wahrhafte Meisterstücke einer klaren und sachgemäßen Vortragsweise. Besonders beherzigenswerth sind die Bemerkungen über das, was wir unter

*) Im Verlag von August Hirschwald, 1876.

Digitized by Google

morphologischen Gesetzen zum Unterschiede von astronomisch-physikalischen zu verstehen haben. „Jene vermeintlichen Gesetze" — sagt Du Bois — „sind nichts als von einer größern oder geringern Zahl von Fällen abgezogene Regeln, welche nach Art grammatischer Regeln nur dazu dienen, um andere unter ihren Begriff fallende Erscheinungen zu rechtfertigen und verständlich zu machen. Auch die Keppler'schen Gesetze waren nur solche Regeln bis Newton sie aus dem Gesetze der allgemeinen Schwere ableitete, und dadurch zu Gesetzen erhob. Wegen dieser innern Begründung läßt sich aber jetzt aus den Keppler'schen Gesetzen die ganze Lehre von der Bewegung der Himmelskörper mit dem Grade von Sicherheit herleiten, welcher unsern Schlüssen überhaupt erreichbar ist . . . ."

„Ganz anders steht es mit den organischen Bildungsgesetzen. Wenn uns in jurassischem Gestein ein Stückchen einer rhombischen Schmelzschuppe aufstößt, so sagen wir mit einem sehr hohen Grade von Wahrscheinlichkeit, daß der Fisch, zu dessen Panzer vor ungezählten Jahrtausenden diese Schuppe gehörte, einen selbstständig schlagenden Aortenstiel besaß. Decken wir beim Zerschlagen eines unförmlichen Stückes fossilen Knochens eine gewundene Gehörschnecke auf, so sind wir überzeugt, daß das Thier, zu dessen Schädel das Bruchstück gehörte, ein Säuger war. Es ist ein kleiner Triumph, solche und ähnliche Aussprüche wagen zu dürfen. Aber absolut sicher sind sie nicht . . ."

„Diese Unsicherheit der organischen Bildungsgesetze rührt daher, daß sie reine Erfahrungssätze sind, in denen kein solcher, in den letzten Gründen wurzelnder, logisch zwingender Inhalt erkannt ist, wie in physikalisch-mathematischen Gesetzen. Im Abweichen der Natur von jenen Regeln liegt daher nichts Widersinniges und Unmögliches."

Bei Gelegenheit dieser Erörterung kommt Prof. Du Bois-Reymond auch auf die Häckel'schen Stammbäume zu sprechen und übt an diesen folgende scharfe Kritik: „Jene Stammbäume unseres Geschlechtes, welche eine mehr künstlerisch angelegte, als wissenschaftlich geschulte Phantasie in fesselloser Ueberhebung entwirft, sie sind etwa so viel werth, wie in den Augen der historischen Kritik die Stammbäume Homerischer Helden."

Dieses Urtheil ist sehr absprechend, aber nicht in gleichem Maße treffend. Denn jene „historische Kritik", die über die Herkunft Homerischer Helden aburtheilt, kann gar nicht mit derjenigen Instanz, welche über den Werth oder Unwerth Häckel'scher Stammbäume zu Gericht sitzt, verglichen werden. Die historische Kritik besitzt einen Maßstab der von ihr beanspruchten Gewißheit, an den in historischer Zeit über historische Persönlichkeiten entworfenen Stammbäumen; eine Kritik prähistorischer Vorgänge dagegen, resp. eine Kritik des zoogenetischen Processes kann nur von den bei Erforschung dieser Dinge in Betracht kommenden Wissenschaftszweigen geübt werden. Wir werden also in diesem Falle Embryologie, vergleichende Anatomie und Paläontologie zum Urtheil für oder gegen Häckel aufrufen müssen. Die historische Kritik kommt, nach meiner Ansicht, in der schöpfungsgeschichtlichen Stammbaumfrage so wenig in Betracht, wie die Geschichte der jeweiligen Regierungsform eines Staates bei Beurtheilung der geschichtlichen Entwickelung dieses Staates selbst. Wenn ich auch gern zugebe, daß der von Häckel aufgestellte Stammbaum des Menschengeschlechts an beträchtlichen Lücken und Schwächen laborirt, so ist doch dieser Umstand durchaus noch nicht dazu geeignet, den Versuch als solchen zu discreditiren. Im Gegentheil haben wir alle Ursache, dem Schicksal dafür dankbar zu sein, daß sich in Häckels Kopfe soviel Einbildungskraft und wissenschaftliche Detailkenntniß zusammenfand als nöthig ist, um den Ikarusflug über das Meer des organischen Werdens und Vergehens zu wagen.

Allerdings stimmen die Bestrebungen Prof. Häckel's schlecht zusammen mit dem Mahnworte Du Bois-Reymonds, wonach (vgl. S. 27) der Standpunkt des heutigen Naturforschers den letzten Gründen der Dinge gegenüber nur „Entsagung" sein soll. Wir haben es hier abermals mit dem bekannten Ignorabimus zu thun, was der Berliner Physiologe schon auf der Leipziger Naturforscherversammlung im Jahre 1872 aussprach.

Dieses Ignorabimus ist eine Halbheit. Wir sind durchaus nicht im Stande die Grenzen anzugeben, vor denen sich unser Erkenntnißdrang in Demuth zu bescheiden hat. Um sagen zu können: bis hierher und nicht weiter, muß man das Terrain, dessen Betretung man verbietet, bereits kennen; man muß auch den Grund des Verbotes angeben, wenn es befolgt werden soll. Mit Angabe dieses Grundes überschreitet man aber das Ignorabimus selbst, indem dadurch etwas über das jenseits der Grenze befindliche Terrain ausgesagt wird. Wir haben überhaupt kein Kriterium des Erkennbaren und Unerkennbaren; die Schranke der von uns erreichbaren Erkenntniß liegt in unserem Vermögen, nicht in unserem Bewußtsein. Wir können daher niemals im Voraus sagen, wo die Erkenntniß aufhört und die Ignoranz beginnt.

Zum Beweise, wie vorsichtig man in positiven Aussprüchen sein muß, diene die Stelle eines Briefes des jungen Cuvier an Prof. Pfaff in Tübingen. Für Cuvier war die ganze Entwicklungsidee etwas vollständig Unbegreifliches. Er sagt in dem bewußten Briefe vom Jahre 1792: „Ich glaube ich sehe, daß die Wasserthiere für das Wasser, die andern für die Luft geschaffen sind; ob sie aber die Zweige oder die Wurzeln, oder sonst Theile eines einzigen Stammes sind: das verstehe ich nicht einmal."

Der junge Cuvier hatte also in diesem Falle entschieden sein Ignorabimus ausgesprochen. Und doch existirt Darwin und die Darwin'sche Theorie. Wir müssen demnach vorsichtig sein.

Otto Zacharias.

Aus der Hauptstadt.

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von Gustav Floerke.

VII.

Der Streit wider die „Historienmaler" gilt natürlich nur so lange, wie diese Herrn mit papierenen Cartonprätentionen, ohne sichtbare Hinterlage in Barren oder Baarem, zu zahlen beabsichtigen.

Gustav Spangenberg hat mit seinem „Zug des Todes" eins der allerbedeutendsten Bilder der Ausstellung gemalt.

Gemalt? War diese riesige Stimmung, die mich noch heute ganz und voll ausfüllt, wenn ich sie mir zurückrufe, gemalt? Und wie war sie gemalt? — Ich habe, ehrlich gestanden, vor diesem Bilde, vielleicht vor diesem allein, danach zu fragen vergessen. Ich weiß nur, daß auf dieser ganzen großen Leinwand gewiß nichts gewesen sein kann, was sich vorgedrängt oder gar was durch Schwäche oder Mittelmäßigkeit gestört hätte. Ich sehe noch immer einzig und allein den stillen, endlosen Zug sich an mir vorüberbewegen, im Costüm jener Zeit des großen Sterbens, da man mit dem Knochenmann, dem Gevatter Tod, gleichmüthiger umzugehen sich gewöhnt hatte: Es ist nun einmal so. Die große, harte Nothwendigkeit, die über der Welt liegt und keinen Unterschied kennt, hat Gestalt angenommen. Es ist unter sie getreten und wandelt zwischen ihnen, — — sehen sie es? Wie ein Schleier liegt es vor ihren weitoffenen vorausgerichteten Augen; ihre Füße gehen wie von selber, vorwärts, unerbittlich stetig vorwärts: horch, sagen die Kinder, hörst du die schöne Glocke? Und sie laufen dem Gevatter mit der Schelle, die doch neben ihnen klingt, fast vorauf, mit ihren verwunderten, ernsthaften Augen. Dem jungen Landsknecht tönts wie Werbetrommel; sein Liebchen, das er eilig küßt, um seinen Platz im Zuge nicht zu versäumen, fühlt, daß er davongeht; aber — es ist nun einmal so. Vorwärts! Stumm, unaufhaltsam, die Augen geradeaus, weit geöffnet, wie im Traume folgt das blühende Weib, der lebenskräftige Mann, Reichthum und Glück hinter sich vergessend, dem zwingenden Schall des Glöckleins. Das ist wirklich der Gang in's große unbekannte Nichts, den diese gehen, und welches ihre blicklosen Augen schon zu ahnen beginnen; auf das große Geheimniß zu, welches mit seinem feierlich heranwachsenden Schatten bereits alles Aufleuchten menschlichen

Digitized by Google

Fühlens in die erstickenden, stillestehenden Herzen zurückdrängt. Keines wundert oder wehrt sich. Es ist nun einmal so. Die große Nothwendigkeit ist sichtbar geworden über dieser Welt. Die Alten im Zuge zum wenigsten sehen sie; denn sie lächeln verständnißvoll, können's kaum erwarten in verhaltener Lust; oder fragende Angst hemmt ihren zitternden Schritt, den doch eine fremde unerbittliche Gewalt vorwärtstreibt, — ihnen allein erhellt sich das Auge hie und da noch an des Bewußtseins Flamme. — Und hinter ihnen, vor Nebel und Thau, vorwärts und immer vorwärts, kommen Andere und Andere und immer noch mehr tauchen auf über dem fahlen, kahlen Hügelrand: der Zug nimmt kein Ende — nie! Und wer weiß, wie lange du selber zu warten hast, bis auch dich das Glöcklein ruft und du dort hinten aus dem formlosen Gewimmel erkennbar wirst, über dem die Raben fliegen ... Denn daß du darunter bist ist gewiß, Niemand, du selbst nicht, zweifelst daran, — es ist nun einmal so ...

Ein anderes Bild von hervorragender, wenn auch hauptsächlich malerischer Stimmung, möchte ich hier anschließen — „Auf der Flucht" von Zdistan v. Suchodolski. Es handelt sich dabei um ein Stück Romantik, an welches man glauben kann. Allerdings, was den Beschauer an das eigenthümliche Bild fesselt, ist schwerlich das Leid der zusammengesunkenen Fürstin, deren Zelter ein Waldbruder durch die abendlichen Buchen leitet; ist sicherlich nicht ein poetisch empfundenes und dargelegtes Menschenschicksal. Vielmehr ist diese Stimmung eine durchaus malerische und es sind rein malerische Mittel, welche, allüberall in diesem Bilde ausgesprochen, dieselbe dem Beschauer vermitteln. Die fast an Schwind erinnernde Zeichnung ist überall sauber und straff, aber auch stets geschmackvoll und malerisch. Die Farben sind still und blaß, aber der Gesammtton von prächtiger Fülle, schön und sammetartig. Die Vertheilung der Massen von höchstem malerischen Reiz. Die Mache scheinbar mittellos, während sie vielleicht die mühsamste ist auf der ganzen Ausstellung. Das Ganze fragloſe Bildwirkung und tiefe Stimmung zugleich.

Das waren, bei Spangenberg wie bei Suchodolski, scheinbar mühelos übermittelte, vollangeschlagene Eindrücke. Ob man die beiden Kunstwerke deshalb oder aus sonstigen Gründen des Titels „Historienbilder" für würdig erachten wird oder nicht, kann ich nicht sagen, interessirt mich auch nicht. Einige Figurenmaler indessen möchte ich hier anschließen, die auf den Titel „Geschichtsmaler" ein heiliges Recht haben, wenigstens soweit man dem „Verein für historische Kunst" ein maßgebendes Urtheil zugestehen muß.

Da ist zunächst Lindenschmit, der mit Recht hochgeschätzte Maler des „Hutten" im Leipziger Museum, inzwischen aber Professor in München. Die Berliner Ausstellung zeigte von ihm „Luther und Cajetan", „Luther von seinen Eltern in die Klosterschule nach Erfurt gebracht" und eine „Episode aus dem Jugendleben der Königin Elisabeth" oder vielmehr eine beliebige „ahnungsvolle" That der Anna Boleyn, bei welcher letztere ein rothes Kleid anhatte.

Ich habe Lindenschmit vor Jahren, besonders seinen Hutten und seine Lutherbilder, trotz der gestrengen Kritik, die dieselben so genrehaft fand, bewundert. Was gingen auch mich die Unterschriften an, die Herr Lindenschmit beliebt hatte. „Rauferei im Costüm des 16. Jahrhunderts" wäre mir z. B. bei seinem Leipziger Hutten vollauf genügend gewesen; daß er aber den Forderungen unserer seriösen Bilderkaufvereine durch einen pomphaften Taufnamen entgegenkam, diesen Umstand habe ich niemals mit dem Bilde selbst verwechselt. Jetzt indessen scheinen mir die malerischen Qualitäten dieser Bilder, die nach wie vor sehr historische Vornamen erhalten, ihrerseits die Kritik herauszufordern.

Ich weiß nicht mehr recht zu sagen, was die Lindenschmit'schen Bilder wollen. Zunächst: die Natur ist es nicht, die sie uns darstellen, und soll es doch sein, wenn ich richtig merke. Welches von den drei Berliner Bildern man ansehen mag: man merkt, daß das körperhaft sein soll, — aber man sieht nur eine mühsame Quälerei mit materiellen Farben; jeder Kopf hat eine andere, der eine erscheint ziegelroth, der andere rosa, der dritte caput mortuum u. s. w. Vom Studium nach der Natur scheint dabei keine Rede. Dazu der eine runder als der andere, mit utrirten, bunten Augen, pockennarbig-schmutzig durch die Manier, wie sie in seinem „Wilhem von Oranien" am unbehaglichsten auftrat, — kurz, wo der Künstler sich müht körperhaft zu werden, wird er unangenehm materiell, ölfarbig. Er hat — ein anerkennenswerthes Streben — über die „Historienmaler" hinaus, in deren Reihe er sich nun einmal begeben, nach der Natur malen wollen — und er hätte das noch heute nöthig, aber er ist vom Conventionellen nicht los gekommen. Grün, blau, roth und alles Mögliche sitzt dann und wann an einem einzigen Kopf, der besser einen ruhigen Ton gehabt hätte, — weil und während ihn doch die Natur mit den einfachsten Mitteln herstellt. — Malerisch sollen die Lindenschmit'schen Historien sein, und, anderen gegenüber, sind sie das auch ungefähr; in beiden bei ihm vorkommenden Fällen: wenn sein Bild auf der weißen Wand oder wenn es in braunem Helldunkel spielt. Wenn man aber von Colorismus spricht, so muß ich gestehen, daß ich davon diesmal nur das Kunststück mit dem ersten Kleide entdeckt habe, durch welches er seiner Anna Boleyn ein Interesse zu verleihen gewußt hat, welches sich sonst schwerlich auf sie gelenkt hätte. Schließlich soll Lindenschmit natürlicher und lebendiger sein, als seine Verwandten; aber bei Allem, was davon wahr ist und was je nach dem zum Vergleich Herbeigezogenen wächst und abnimmt, kann man ihn, allein betrachtet, doch gewiß nicht überall von schulmäßiger, einigermaßen conventioneller Composition freisprechen.

Albert Baur, von dem man unwillkürlich neben ihm reden muß, scheint mir seinem Herzen nach „Historienmaler", seiner Begabung nach „Genremaler" und seinem Streben nach Maler ohne jedes Epitheton ornans. Seinem Wollen nach kommt er mir gründlicher vor als Lindenschmit (dem ich damit vielleicht Unrecht thue), aber sein Erreichen in malerischer Beziehung will mich geringer bedünken, obgleich er auch hier so unermüdlich wie möglich, nur zu unermüdlich zu Werke geht. Seine Studien nach Tadema sind z. B. unverkennbar, wenn auch für die Wirkung, mindestens seines Historienbildes „Paulus", nutzlos; das Modell ist, gerade wieder in diesem Gemälde, bis in die kleinsten Nebensachen hinein ebenso bemerkbar und wichtig, wie sonstige Studien jeder möglichen Art. Davor müßte man alle Achtung haben, wenn nur die Resultate, wenn nur die Bildwirkung oder mindestens eine geistreiche Behandlung des Einzelnen malerisch wirklich über die Allgegenwärtigkeit und Unverdautheit dieser Hülfsmittel hinausreichte. Aber auf dieser Seite scheint Baur's Talent nun einmal nicht zu liegen. Auch die Zeichnung, däucht mir, wird bei den malerisch-coloristischen Bestrebungen Baur's — wie sie diesmal seine „Amazonen" besonders darthun — allgemeiner und minder charaktervoll, obgleich gerade sie auch heute noch mehr Einfluß auf seine Compositionen hat, wie die rein malerischen Erfordernisse. Die Leidenschaft seines „Paulus" scheint mir ferner durchaus nicht auf der Höhe zu stehen, wie die Darstellung seiner mehr genreartig gefaßten Zuhörergruppen; das ganze Bild ist mir überhaupt nicht so lieb, wie jene kleine harmlose Scene, wo lustige Mädchen von einer Mauer herab einen skandirenden jungen Dichter mit Blumen necken. Baur steht mit seinen Bildern gewiß auf jener Höhe, wo sich wenig direct zu tadeln findet. Aber vom höchsten Standpunkt aus zu loben ist an ihnen, wie sie auch diesmal wieder da sind, ebenso gewiß nur Eines: die überall sichtbare rastlose, von Geist und Gewissenhaftigkeit unterstützte Energie des Künstlers.

Noch weniger erhebt sich, meiner bescheidenen Meinung nach, Camphausen's „Sedan" über das Gewöhnliche. Seine Malerei kennt man: auch sie ist noch immer unbefriedigt, mühsam strebend, also äußerst anerkennenswerth; aber sie erreicht nichts als solche. Indessen auch die Zeichnung ist diesmal, wenn auch fleißig und sauber, so doch nirgends groß oder nervös. Glücklich der, welcher nur die Lithographie kennt, nach Camphausens prächtigen Feldherrnbildern! Darin liegt etwas von dem, was Andere Historienmalerei nennen und selbst, trotz des Schwarz und Weiß, viel wirkliche Malerei. Aber dies berühmte Historienbild, welches vom siegreichen Bismarck und dem beendigten Napoleon handeln soll, ist nicht mehr als eine beliebige geduldig und fleißig gemachte Landstraßenscene. Das einzige Historische — obgleich es auch nicht so wirkt — ist dabei der Wagen; und auch der nur, weil man dem Künstler doch auf sein Wort glauben muß. Und das hat er im Katalog expreß und des Breiteren zu bekräftigen für nöthig gehalten. In dem Wagen sitzen Leute, die wohl Franzosen sein und Aehnlichkeiten haben werden, und nebenher reiten Kürassiere, deren Einen ein nicht Uniformenkundiger etwa für einen richtigen Unterofficier, durchaus aber nicht für einen richtigen Fürsten Bismarck taxiren könnte.

In Summa, ihrem Geiste nach vermag ich in diesen Geschichtsbildern — einem Böcklin oder dem Spangenberg'schen „Zug des Todes" und selbst einigen der schamlosesten „Realisten" gegenüber — nichts von „Historienmalerei" oder, wie ich lieber sagen würde, von „großer Malerei" zu entdecken. Ihre Malerei kann ich vielmehr nur unter das

Digitized by Google

verweisen, was ich bei früherer Gelegenheit über die echte Genremalerei gesagt habe. Ihre Stoffe aber werden unter uns hoffentlich ebensowenig maßgebend sein, wie etwa das Gaupp'sche Stillleben mit Costümen oder sonstige „historische" Motive. Kleider machen doch keine Leute und Costüme erhöhen keine Leidenschaften. Nur ihr Personal und die Garderobe sind andere und nur vorgeblich bedeutender. Höchstens die eigenen Ansprüche oder der philologisch-ästhetische Trieb unserer nachdenklichen und classificirenden Nation denkt sich etwas Anderes, Höheres hinter und unter diesen Requisiten. Für den Besonnenen, dächte ich, blieben die Herren was sie sind, — „Genremaler" unter historischer Maske.

Der Name Camphausen gibt uns Gelegenheit, kurz der übrigen in Berlin vertretenen Soldatenmaler zu gedenken, deren Zahl übrigens so niedrig wie möglich ist. Wir thun, in Rücksicht auf die Beschränkung dieser Aufsätze, unserer Meinung nach genug, wenn wir zunächst Bleibtreu's erwähnen, des in der Empfindung Bedeutendsten unter ihnen. Seine beiden Bilder „Der König begrüßt das Leibregiment bei Vionville" und „Moltke und Wimpffen am Abend von Sedan" zeigen die gewöhnlichen Eigenschaften: Bleibtreu's Größe liegt in dem heftig pulsirenden Leben, in dem oft großen und überzeugenden Schwung seiner Zeichnung und der dramatischen Concentrirung seiner Composition. Allerdings leidet diese Größe fast überall ein wenig an barocken Uebertreibungen und an der meist merkwürdig unglücklichen Malerei des Künstlers. Dann muß Graf Harrach's „Moltke vor Paris" erwähnt werden, schon des Interesses wegen, welches dies Bild mit seinen äußerst ähnlichen, originell beleuchteten Portraitköpfen in Berlin erregt hat. Auch bei ihm, von dem ich seiner Zeit Studien ersten Ranges bewundert habe, weiß ich von Malerei diesmal nichts Gutes zu sagen. Ich finde in ihr ein Etwas wie Dilettantismus zu Tage treten, von welchem ich früher in den Arbeiten dieses hochbegabten und sorgfältigen Künstlers kaum eine Spur gefunden habe. Daß er seine Aufgabe nicht leicht nimmt, versteht sich beim Grafen Harrach von selbst, daß er es seiner Malerei aber so schwer macht, wie bei diesem Lichteffect mit großen Portraits darin, das ist ihr gewiß nicht gut bekommen und bringt ihr, wenn wir vom großen Publicum absehen, schwerlich mehr ein als Achtung vor ihrem Wagniß. Hünten's gemalte Heldenthaten sind diesmal malerisch gewiß keine Heldenthaten. Die Bilder von Kolitz endlich haben den bunten Rock ganz ausgezogen und Civil an. Schade fast. Seine Episoden und Stimmungen vom Schlachtfeld waren stets in erster Linie malerisch gedacht, und vielleicht war er der einzige unter den norddeutschen Kriegsmalern, denen man das nachsagen konnte, — nur das gute Zeichnen ähnlicher Franzosen fehlte noch. — Sein diesmaliges „Rennen" („Landschaft mit Staffage") zeugt von ausgezeichneter Beobachtung und großer Frische. Allerdings ist die Malerei etwas schwarz und reichlich brutal und das ganze Bild hat viel von einer guten Skizze, aus der sich etwas Ausgezeichnetes machen ließe. Das „Kinderportrait" von demselben Maler zeigt ihn mit Glück auf noch ungewohnteren Wegen. Mir ist vor diesem originellen, einfach lebendigen Bildniß unwillkürlich Velasquez mit seinen wunderbaren kleinen Prinzessinnen in die Erinnerung gekommen. Portraits dieser rücksichtslos malerischen Richtung hatte unsere Ausstellung recht wenig. Selbst Paul Meyerheim, der doch sonst von den Berlinern das Atelierlicht in seinen Bildern wohl am meisten überwunden hat, gestattete der Frau P., die er doch im Freien darstellt, mit einem Teint zu erscheinen, wie ihn unter den gegebenen Umständen keine Göttin, wenn sie einmal Fleisch und Bein angenommen hätte, zu bewahren im Stande wäre. Damen gegenüber ziehen unsere Maler eben meist die Gesetze des guten Tons denen des richtigen Tons vor. Nur Paul Spangenberg macht noch eine Ausnahme. Was im Ton steht wird auch im Ton gemalt, — eine muthige malerische Ueberzeugung, die besonders in Berlin schätzbar ist. Seine beiden lebensgroßen Damenportraits, von denen das eine etwas reichlich Portrait ist, das andere sich durch eine prächtig zufällige Bewegung auszeichnet, legen Zeugniß davon ab. Was Fedor Encke und Ernst Tepper thun würden, wenn sie Damen zu malen hätten, weiß man noch nicht. Einstweilen kann man ihnen, und besonders letzterem, gewiß nicht nachsagen, daß Neigung für Galanterie sich bei ihnen vordränge. Allerdings waren es einstweilen nur Männerportraits, die die Berliner Ausstellung von ihnen besaß. Diese aber sind hier rühmlich zu erwähnen.

Die neuen Stücke am königlichen Schauspielhause.

I.

Deutsche Treue. Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Felix Dahn.*)

Felix Dahn liebt es, für die bewegenden Ideen unserer Zeit in fernen, schwer zugänglichen und schwer controlirbaren Vergangenheiten Analoga zu suchen und unter byzantinisch-romanischen, unter westgothischen Gewändern oder den langwallenden dunkelfarbigen Mänteln des frühsten Mittelalters Leute zu ermitteln, die sich mit einiger Wahrscheinlichkeit über solche Dinge auslassen können, welche wir gemeiniglich als „Tagesfragen" zu bezeichnen pflegen.

Wollte ein Unberufener unserm Dichter das Recht bestreiten, sich in dieser Weise für seine modernen Zwecke und für seine modernen Tendenzen die Vergangenheit dienstbar zu machen, so würde der einfache Hinweis auf Kleists „Hermannsschlacht" genügen, um jenen Unberufenen zum Schweigen zu verweisen. Die Berechtigung zu einem modernen Tendenzdrama in alterthümlicher Vermummung steht außer Zweifel, etwas anders ist es um die Frage nach der Nothwendigkeit einer solchen Tendenzdichtung unter den gegebenen Bedingungen bestellt. Die Tage des politischen Unheils, der Erniedrigung scheinen in der That geeigneter dazu zu sein, derartige patriotische Dichtungen zu zeitigen als die der vaterländischen Blüthe und des Gedeihens. Das unerschütterliche Vertrauen zu Deutschlands Gesundheit hat niemals einen beredteren Ausdruck gefunden als gerade in jenem wunderbaren Gesange, den Kleist in der Verzweiflung über sein zu Boden geworfenes Vaterland angestimmt hat; und jetzt in diesem Augenblick erklingen voll und warm da drüben, in dem gekränkten und gedemüthigten Frankreich, die Hymnen zur Feier von Frankreichs Größe und Erhebung: „La fille de Roland" und „Rome vaincue".

Wenn die patriotische Dichtung auch unter allen Umständen ehrenwerth und tüchtig ist, so kann die Pflege derselben dennoch unter ersten lichen staatlichen Verhältnissen bedenkliche Folgen haben. In Unglückszeiten hat sie einen hehren Zweck; da soll sie aufrütteln, erheben, erstarken, die Zweifel an der Kraft des Vaterlandes zerstreuen und die Liebe zum Vaterlande wetterfest machen gegen alle Stürme; wird ihr aber dieser Zweck durch eine normale, freundliche und günstige Gestaltung der staatlichen Verhältnisse entzogen, so kann sie anstatt der Erhebung, der Ueberhebung, anstatt der Erstarkung dem renommistischen Kraftthunthum, anstatt der Vaterlandsliebe dem Chauvinismus das Wort reden. Haben wir es doch in demselben Frankreich erlebt, wohin die übertriebene Glorificirung Frankreichs unter dem prosperirenden Kaiserreich geführt hat. Die militärischen Spektakelstücke auf den Boulevardbühnen haben den Volksgeist geradezu corrumpirt. Jene Bühnen sind eine Pflanzstätte geworden für nationale Beschränktheit, eine Schule für thörichte Selbstvergötterung und verderbliche Unterschätzung aller Nicht-Franzosen. Wenn wir auch, Gott sei Dank, von diesem Mißbrauch der patriotischen Dichtung noch weit entfernt sind, so erscheint es doch nicht überflüssig, auf die Gefahren wenigstens hinzuweisen.

Wie Felix Dahn im „König Roderich" im achten Jahrhundert auf westgothischem Boden unsern Culturkampf dramatisch veranschaulicht, so hat er in dem vaterländischen Schauspiel „Deutsche Treue" das Verhältniß der Einzelstaaten zum Gesammtreiche, die nothwendige Unterordnung der Particularherrlichkeit unter die Oberherrlichkeit des Reiches dramatisch behandelt und diesmal die Handlung in das zehnte Jahrhundert, nach Hessen und Bayern verlegt. Ein Recensent, welcher das Stück scherzhaft einen „Kampf um die bayrischen Reservatrechte" getauft hat damit eine feine und treffende Kritik an dem Dahn'schen Schauspiel geübt. Obwohl uns beinahe ein Jahrtausend von der Zeit trennt, in welcher die Handlung des Dahn'schen Schauspiels vor sich geht, so verläßt uns doch die ganz moderne Empfindung nicht einen Augenblick und sie wird durch gewisse Einzelheiten in der Dahn'schen Dichtung immer auf's Neue geschürt. Während Dahn, wie er durch seine Anmerkungen und Weisungen an die Regisseure zu erkennen gibt, großen Werth darauf legt, daß die Aeußerlichkeiten bei der Darstellung einen möglichst streng historischen Eindruck machen, während er für die Archi-

*) Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1875.

Digitized by Google

tektur, die zur Verwendung kommen darf, kommen muß, sehr bestimmte Forderungen stellt, die sicherlich auf gelehrten Forschungen beruhen, die Costüme genau vorschreibt und bis in die Details des Haarschmuckes und des Barttragens ein getreues äußeres Bild der Zeit seiner Handlung auf der Bühne geben will; — während mit einem Worte alles Aeußerliche einen archäologischen Anstrich bei ihm hat, ist der Inhalt der Dichtung überreich an anachronistischen Wirkungen — ich sage absichtlich nicht: Anachronismen.

Es ist sehr wohl möglich, daß Gesinnungen und Ausdrücke, die wir für specifisch modern halten, sich als ganz ähnlich vorhanden schon in der Vergangenheit, schon vor einem Jahrtausend nachweisen lassen; nur habe ich immer die Ansicht vertreten, daß der Dichter nicht wohl daran thue, dergleichen durchaus modern wirkende Dinge für ein Drama, das in der Vergangenheit spielt, zu verwerthen. Die Begriffe des Nationalen und des Liberalen datiren gewiß auch nicht von gestern, dessenungeachtet würde es doch sehr befremdlich berühren, wenn man etwa in einem Drama aus der französischen Revolution „Mirabeau" als „nationalliberal" bezeichnen wollte. Ebenso sonderbar wirkt es, wenn Eberhard, Herzog von Franken, bei Dahn vom „Kater Murr" spricht, bei dem wir gezwungenermaßen an E. T. A. Hoffmanns „Lebensansichten des Katers Murr" erinnert werden. Können wir hier noch im Zweifel sein, ob sich ein Kater Murr im neunten Jahrhundert finden lasse, so springt uns der Anachronismus mit der vollen Kraft der Gegenständlichkeit aufdringlich am vierten Actschluß entgegen. Da heißt es wörtlich: „Das Orchester spielt Schillers „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd" in raschem Tempo; der Vorhang fällt." Ich muß bekennen, daß mir das Verständniß für diese eigenthümliche scenische Bemerkung durchaus abgeht. Von einem kindischen dilettantenhaften Schnitzer kann bei einem so befähigten und so unterrichteten Manne wie Felix Dahn natürlich nicht die Rede sein. Was hat er also damit sagen wollen? Wenn eine Regie diese Vorschrift des Dichters wörtlich befolgte, so würde sie sicherlich den schwersten Vorwürfen von Seiten der Kritik nicht entgehen. Schließt der vierte Act mit: „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd", so ist man zu der Erwartung berechtigt, daß nach den Schlußworten des letzten Aufzuges: „Mit deutscher Treue", das Orchester einsetzt und: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein" spielt.

Die Handlung ist in ihren Hauptzügen folgende: König Heinrich beruft zum ersten deutschen Reichstag die beiden mächtigsten Herzoge des Reichs, den Bayern Arnulf und den Schwaben Burchard, damit diese dem obersten Gewalthaber des Reiches, dem Könige, huldigen. Der Schwabe kommt zur Stelle, will aber die Huldigung nicht früher leisten als der Herzog von Bayern, der nicht vor dem Throne erschienen ist. Schon soll diesen letzteren wegen Ungehorsams gegen das Reich die Acht treffen, als Arnulfs Verwandter, Konrad von Kärnthen, in die Schranken tritt und Bürgschaft übernimmt, daß Arnulf zum nächsten Reichstage kommen und König Heinrich anerkennen werde. Der König beruft den Reichstag nach Regensburg in Herzog Arnulfs eigenes Land. Konrad hat eine unmögliche Bürgschaft übernommen. Der grimmige, stolze Bayernherzog, dem der Begriff eines deutschen Reiches nicht aufgegangen ist, und der über den König wie über einen machtlosen Schatten spöttelt, denkt nicht daran, sich diesem als dem Inhaber einer höheren Gewalt zu beugen, und ist über die Keckheit, daß der König nach Regensburg den Reichstag geladen habe, so entrüstet, daß er zum Schwerte greift, um dem Eindringling in seine Rechte mit bewaffneter Faust entgegenzutreten. Die Vertreter der beiden Gegensätze: der höchsten Autorität des Reiches und der Selbstständigkeit des Einzelstaates, König Heinrich und Herzog Arnulf, treten einander gegenüber, und die schlichte Größe der königlichen Majestät geht schließlich als Siegerin hervor.

In der Behandlung dieses unzweifelhaft sehr populären Stoffes hat Felix Dahn eine anerkennenswerthe dichterische Kraft bekundet; aber die Dichtung selbst macht doch einen etwas matteren und gedrückteren Eindruck als „König Roderich". In jenem ersten Drama waren die Fehler allerdings stärker und auffälliger, aber auch die guten Eigenschaften gewinnender. Zwar ist auch hier an schwunghaften Versen, an guten treffenden Worten kein Mangel; aber das Ganze ist mühseliger. Es fehlt der frische, jugendliche Zug, der durch „König Roderich" geht, der diesen bisweilen zwar ungeberdig macht, aber immerhin nach einer gewissen Seite hin als liebenswerth erscheinen läßt. An feinen Einzelheiten ist das Stück nicht eben reich; findet sich eine solche vor, so berührt sie naturgemäß um so wohlthuender. Als auf eine derartige feinpoetische Stelle machen wir auf die folgende aufmerksam: Arnulf, der im Vollbewußtsein seines Bayernthums von deutschen Dingen nichts wissen mag, sagt doch einmal, als er von seiner Tochter spricht, zur Böhmin Wanda:

„Doch was weißt Du von deutschem Mädchenthum?"

und darauf bemerkt Udalrich, indem er Arnulfs Hand faßt:

„Wollt Ihr so recht von Herzen loben, Herzog,
Kommt doch von selbst Euch stets das Wörtlein »deutsch«."

Einige Redewendungen scheinen uns durch ihre Gewöhnlichkeit aus dem hohen Stile des Dramas zu fallen. Es macht sich doch wunderlich, wenn man Aussprüche wie die folgenden hört:

Gerd Billung.
Die Bürger Hamburgs sind so brav.

König Heinrich.
Drum eben!

Oder wenn auf Burchards, des Schwaben, Rede, daß sich die Sachsen deshalb etwas Besseres dünken, weil sie sich mehr schinden müssen:

Weil sich's bei ihnen nicht so leicht und lustig,
So sonnig, bunt und froh lebt wie bei uns.

Eberhard versetzt:
Da ist was d'ran!

Oder wenn der Bischof von Augsburg, Udalrich sagt:

Mein Kind, ich kenn' mich aus!

An allen diesen Stellen würde man schwerlich erkennen können, daß die Dahn'sche Diction sich an der Schiller'schen gebildet hat. Hierfür mag nur ein Beispiel, aber allerdings ein sehr schlagendes, angeführt werden. In der großen Scene zwischen Heinrich und Arnulf ruft Heinrich aus:

Als letztes Mittel in die starke Hand,
Hilft keines sonst, gab Gott dem Mann das Schwert.

und Arnulf versetzt:

Das war ein gutes Wort.

Arnulf hat ganz Recht, es ist ein sehr gutes Wort! Schiller hat es auch schon gesagt:

Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben.

— nämlich dem Menschen. Auch für die Berichterstattungen vom Schlachtfelde hat sich, wie schon Karl Frenzel mit Recht hervorgehoben hat, unser Dichter Schiller zum Muster genommen. Der Bericht Udalrichs über den Tod Konrads von Franken hat eine störende Aehnlichkeit mit dem des schwedischen Hauptmanns; und die ganze Situation am Schluß, in welcher ein wahrer Gewitterregen von Siegesnachrichten auf Heinrichs Haupt darniederströmt, gemahnt unwillkürlich an einen bekannten Präcedenzfall, der in Samos gespielt haben soll. Wenn die beiden „eichenlaub-bekränzten" Boten von Havelland und von der Elbe erscheinen, so erwartet man unwillkürlich den Bericht:

Getroffen sank der Feind vom Speere,
Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor.

In der Charakteristik ist dem Dichter der Bayernherzog Arnulf vor Allem gelungen. Es ist eine kräftige, menschliche und sympathische Gestalt.

Um den König so bedeutend zu machen, wie er nach den Intentionen des Dichters sein soll, sind schon einige äußerliche Hülfsmittel von nöthen, die mit der dichterischen Kraft der Charakterisirung nichts gemein haben. Der König wirkt mehr noch als durch seine Worte und seine Thaten durch seinen Blick; mit diesem Blick bändigt er die Aufsässigen und flößt den Zweifelnden Vertrauen ein. Dahn hat es sich da dichterisch auch mit seinen Vorschriften für den Darsteller etwas bequem gemacht. Es ist leicht geschrieben: „König Heinrich zieht großartig das Schwert"; oder: „König Heinrich, sehr groß mit einer Handbewegung ablehnend". Da überträgt eben der Dichter die Kunst der Charakterisirung dem Darsteller.

Digitized by Google

Der ideale junge Konrad von Kärnthen wird mehr durch seine Umgebung als durch sich selbst charakterisirt. Alle Welt sagt das Beste von ihm. König Heinrich muß beim Gedanken an diesen Konrad sich unwillkürlich des Recken Siegfried erinnern, und sobald er den Namen des Helden vom Bayreuther Bühnenfestspiele ausgesprochen hat, beginnt er naturgemäß zu alliteriren:

„Licht wie der Mai und ohne Mal und Makel."

Ferner heißt es über ihn:

„Das ganze deutsche Volk hat keinen Jüngling,
Der diesem edlen Markgraf sich vergliche . . .
Er ist ein Held, das wissen die Lombarden . . .
Er ist der treuste Graf des deutschen Reichs . . .
Das ist ein Jüngling! Das ist Sanct Georg!
Wie ich ihn liebe, diesen Sonnenstrahl!"

Das sind die Aeußerungen, die über diesen Jüngling fallen; kunstvoller wäre es vielleicht, wenn weniger Gutes von ihm gesprochen würde und wenn er selbst uns durch seine Handlungen von seiner Großartigkeit überzeugte.

Für die übrigen Charaktere hat Dahn die Farben sehr stark aufgetragen und die Contouren in sehr breiten Linien gezogen, ohne sich um die feinere Ausarbeitung sonderlich zu kümmern. Die Frauencharaktere sind auch diesmal die wenigst bedeutenden; zur Bezeichnung der verschiedenen Landsmannschaften hat Dahn das etwas wohlfeile Mittel der dialektischen Beimischung gewählt. Der Schwabe schwört „bi Gott", der Franzose spricht so:

„Salut, Ihr Herrn, laßt nochmals promittiren,
Daß wir zusammenstehn."

Wunderbar, daß uns der Ungar mit dem „Bassama teremtete" verschont. Man kann das allenfalls eine Markirung, aber nimmermehr eine Charakterisirung nennen.

Die Composition, welche stellenweise einen entschiedenen Sinn für die theatralischen Effecte bekundet, ist in Bezug auf die Vertheilung des Stoffes in die fünf Aufzüge sehr eigenthümlich. Die Exposition füllt eigentlich die ersten vier Acte; das ganze Stück scheint auf die eine Scene im Schlußacte, auf die Begegnung zwischen Heinrich und Arnulf hin gearbeitet zu sein. Da dieses Zusammentreffen sofort zu dem günstigen Resultate führt, so ist das Stück aus, und es werden nun noch in einigen ganz kurzen Scenen alle „Reste" aufgearbeitet. Es gibt keinen anderen Ausdruck dafür. Dabei herrscht eine merkwürdige Willkür in Betreff der Länge der einzelnen Acte. Der erste Act zählt im Druck 70 Seiten, der zweite 50, der dritte 19, der vierte 11 und der fünfte 34 Seiten. Schon diese Aeußerlichkeit zeigt, daß in der Composition mancherlei nicht stimmt. In den beiden letzten Scenen, die zusammen neun Seiten lang sind, erhalten wir Bericht über das Geschick der folgenden Personen: Wir erfahren, daß die beiden Ungarn, Karchan und Miklosz, deren flüchtige Bekanntschaft wir gemacht haben, mit ihrem König Zoltan von Konrad getödtet worden sind. Konrad selbst fällt, von 12 Pfeilen durchbohrt. Der böhmische Fürst Spithinjef, den wir ebenfalls kennen gelernt haben, erhält den Garaus von Helmbrecht, Arnulfs Bogenspanner. Die Fürstin Wanda wird des Reichs verwiesen. Arnulfs Tochter, Lindgard geht in's Kloster. Der Schwabe Burchard stirbt den Heldentod, nachdem er den französischen Gesandten, Robert von Paris erstochen hat. Darauf erscheinen denn die beiden „eichenlaub-bekränzten Boten" und melden den ersten Sieg von Brandenburg und die Entsetzung Hamburgs. Alle diese guten Mittheilungen treffen fast gleichzeitig ein; es ist, wie uns scheint, des Guten zu viel.

Auf wirksame Actschlüsse hat Dahn den größten Werth gelegt. Der Vorhang fällt fast immer unter Drommetengeschmetter.

Am Ende des ersten Actes zieht König Heinrich „großartig" das Schwert:

„Drommeten blast, hie deutsches Recht und Schwert!"
(Der Vorhang fällt unter Drommetenfanfaren.)

Der zweite Actschluß ist bescheidener. Konrad tritt vor mit den Worten:

„Mir blieb der Trost, für dies mein Volk zu sterben."
(Vorhang fällt rasch.)

Beim dritten Actschluß ruft Arnulf aus:

„Blast, blast, ihr Hörner, auf! nach Regensburg!"

und der Vorhang fällt, dieweil die Hörner blasen.

Beim vierten Actschluß soll das Orchester, wie schon hervorgehoben wurde, Schillers „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd", in raschem Tempo spielen, und der Vorhang fällt rasch.

Beim letzten Actschluß ruft König Heinrich:

„Drommeten blas't, erhebt das Reichspanier."

Udalrich gemahnt:

„Vertragt euch treu fortan!"

und der Bayer Arnulf versetzt:

„Mit deutscher Treue."

Ein warmes und tiefes vaterländisches Gefühl geht durch die ganze Dichtung.

Paul Linden.

Gudrun.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Karl Caro.

(Aufgeführt im Nationaltheater.)

Die Arbeit, mit welcher sich der Autor der „Gudrun" vor einem Jahre in die Literatur eingeführt, war ein Drama „Conradine", das schon dadurch Interesse erregte, daß der Dichter den Blankvers in einem ganz modernen Trauerspiel angewendet, mehr noch aber durch die romantisch-souveräne Willkür, mit welcher Caro den Stoff behandelt hatte. Aber wie unwahr auch die ganze Entwicklung ist, die dichterische Begabung spricht offen und klar aus dem Buche. Die Empfindung ist nicht angeschminkt, sondern quillt aus dem Herzen, leider zu viel aus dem des Autors, zu wenig aus dem seiner Gestalten. Die Sprache in „Conradine" ist reich an poetischen Bildern, die nicht selten den Gedanken wie unter Rosen ersticken.

Von „Conradine" zu „Gudrun" ist ein großer und nicht ungefährlicher Sprung. Auch in diesem Drama treten die individuellen Vorzüge Caros hervor: der klare, einfache Bau, das Vermeiden aller psychologischen Spitzfindigkeiten; die Sprache ist voll dichterischer Wärme und in einzelnen Momenten sogar voll leidenschaftlicher Kraft. Und dennoch mußte er an diesem Stoffe scheitern.

Caro beginnt die Exposition bei König Hettel, dem Vater Gudruns, an dessen Hofe sich auch Hartmut, Sohn Ludwigs von der Normandie, im einfach ritterlichen Kleide und unerkannt aufhält. Der Ruf von der Schönheit der Königstochter hat ihn hierher gelockt, und die Liebe hält ihn nun hier fest; — die Boten, die für ihn um Gudrun geworben hatten, sind abgewiesen worden, da beschließt er selbst der Geliebten seine Liebe zu offenbaren, findet aber kein Gehör. Die Weiterentwicklung schließt sich an das Epos an. Herwig, der die Königstochter schon seit langem liebt, gewinnt ihre Hand durch eine kühne Waffenthat, und die Hochzeit wird für die nächste Zeit bestimmt. Da dringen Feinde in das Land und während Hettel und Herwig von Seeland ferne weilen, brechen die Normannen ein und rauben Gudrun. Boten bringen die Nachricht zu Vater und Bräutigam, die sogleich Alles aufbieten, um die Entführte zu retten. Es kommt zur Schlacht auf dem Wölpensande, in welcher Hettel durch die Hand des alten Ludwig fällt. Kurz, die Hülfe kommt zu spät, die Normannen entfliehen auf ihren Schiffen.

Im dritten Aufzug sind wir bei Ludwig — drei Jahre sind indeß vergangen, und vergebens hat Gudrun auf Rettung gehofft, aber ihr Stolz ist nicht gebrochen, und geduldig trägt sie Gerlindes, der Mutter Hartmuts, harte Worte und harte Thaten, stets ihrer Liebe zu Herwig eingedenk. — Jetzt wird Hartmut im Elternhause erwartet, und Hergard, Gudruns Gespielin, spricht dieser zu, sie möge sich in das Unabänderliche fügen. Da erscheint der Erwartete. Die folgende Scene ist vom rein poetischen Standpunkt betrachtet von seltener Schönheit; Hartmut ist empört, als er erfährt, daß seine Geliebte wie eine Magd gehalten worden sei. Er fleht sie an, zu vergessen:

Digitized by Google

Warum willst Du allein denn nicht vergessen?
Die dort im blut'gen Kampfe in die Wellen
Mit Todeswunden sanken, stille schlummern
Am Grunde sie und träumen weltvergessen
Seit manchem Jahre; lange schon durchschlingen
Des Meeresbodens bleiche, seltsame,
Duftlose Blumen ihre feuchten Locken,
Und über ihnen rollt die Fluth dahin.
Auch sie weiß nichts von jenen Thaten mehr.
Die Wasser, die sich damals blutig färbten,
Wo sind sie hin? Verflossen und verrauscht!
So laß auch Du das alte Weh im Grunde
Des Herzens ruh'n und über seinem Grabe
Die Wogen ewigen Vergessens fluthen.

Gudrun bleibt unerschüttert, und als Hartmut und seine Mutter mit Gewalt drohen, da erwacht ihr stolzes Blut:

Dem wehe, der mich zu berühren wagt.

Hartmut erkennt, daß er zu weit gegangen. Er macht Gerlinde die bittersten Vorwürfe und eilt Gudrun nach, die vor ihm fliehend wieder auf die Scene zurückkehrt; beide Frauen stehen sich gegenüber und die finstere Königin will das Mädchen von der Brüstung des Altans in das Meer stoßen als ihr Sohn wieder erscheint.

. . . . Zurück!
Wärst Du nicht meine Mutter, wär's Dein Tod!

Damit schließt der dritte Act, der die Motive des epischen Gedichtes sehr frei behandelt. Der vierte weicht noch mehr ab. Gudrun hat sich endlich entschlossen nachzugeben, denn sie fühlt ihre Kraft gebrochen. Die Königin hat Hartmut von der Sinneswandlung durch Boten unterrichtet und er kehrt liebeglühend zurück. Schon will Gudrun ihre Hand zum Gelöbniß in die seinige legen, als plötzlicher Gesang ertönt, — Gudrun sinkt ohnmächtig um. In ihrem Gemach erwacht sie. Wieder ertönt das Lied, das an die Heimat mahnt.

Herwig und Horand sind die Sänger; sie haben sich als Spielleute verkleidet in die Burg geschlichen, und künden Gudrun die nahende Befreiung. Hier weicht Caro im Stoffe vom Epos ab, wo Herwig und sein Genosse, der aber Ortwein heißt, Gudrun am Meeresstrand finden, als sie die Kleider der Königin wäscht. Die Liebenden erkennen sich an den Goldreifen. Die Heldin ist schnell verwandelt,

. . . . „zu so geringem Dienste ist mir die Lust vergangen!"
sie wirft die Gewänder in das Meer

und, wie es naiv lautet:

sie schwammen eine Weile; ich glaube Niemand fand sie jemals wieder.

Der Schluß des Dramas spricht für das feine Gefühl des Autors. Die Retter nahen; ehe Hartmut zum Kampfe eilt, den er offen, nicht von den Mauern umschlossen, kämpfen will, nimmt er Abschied von Gudrun, die er noch immer liebt — nur Gerlinde ist Schuld, daß er einen Augenblick an Gewaltthat dachte. Als die Königin sieht, daß Alles verloren ist, da faßt sie den Entschluß, sich selbst zu tödten nnd stürzt fort. Herwig und die Seinen werden Sieger, — der verwundete Hartmut stirbt, nachdem ihm Gudrun vergeben hat.

Mit folgenden Worten Herwigs schließt das Drama:

. . Und Horand soll beim Fest die Harfe schlagend,
Ein herrlich Lied uns singen von der Treue
Des deutschen Frauenherzens, das im Volk
Fortklinge bis in's späteste Jahrhundert.

Die Aenderungen im letzten Acte sind sehr günstig, — im Epos tödtet Wate die Königin, die hier selbst das Gericht an sich vollzieht, und Hartmut heirathet Hildburg, die Gespielin der Gudrun, deren Bruder Ortwin die Schwester Hartmuts. Mit richtigem Takt hat Caro empfunden, daß dieser Orgie zur Ehre Hymens etwas Komisches anhaftet, sobald sie auf der Bühne vor sich geht. Aber noch ein weiterer Grund zwang den Autor, Hartmuts Heirat zu streichen: es wäre bedenklich gewesen, in dem engen Rahmen des Dramas die psychische Wandlung im Herzen Hartmuts klar zu machen. Die Gestalt hat durch die Treue ihrer Liebe an Interesse so sehr gewonnen, daß Hartmut der eigentliche Held wird. Er begeht eine tragische Schuld, er vollendet in sich das tragische Geschick. Gudrun ist eine epische, eine passive Heldin, und tritt Harmut gegenüber so zurück, daß sie mit Unrecht dem Stück den Titel gibt. Der Hauptfehler des Stückes liegt darin, daß der Autor es nicht vermochte, das Interesse mit einer Gestalt dauernd zu verknüpfen. Nicht behagen kann die Gerlinde. Im Epos ist man gar nicht besonders begierig, allüberall die Gründe genau kennen zu lernen, die Jemanden zu einer bestimmten That veranlassen. Uns genügt ein kleines Motiv, wenn es der Figur nur etwas entspricht. Im Drama hingegen wollen wir klare Motive, die wir selbst mitempfinden können. Daran fehlt es der Gestalt Gerlindes und sie ist uns deshalb antipathisch, so oft sie erscheint, und ihr Selbstmord ist uns gleichgültig — das ist ein dramatischer Fehler, denn auch ein Schurke, ein Verbrecher soll uns auf der Bühne interessiren . . . . „Gudrun" bekundet dichterische Begabung, ist aber das Werk eines noch zweifelhaften Dramatikers. Bei dem Ernst, der sich in dem Werke ausspricht, läßt sich jedoch annehmen, daß der Autor bei steigender kritischer Schärfe auch den größten seiner Fehler, das Uebermaß lyrischer Empfindung, wird beherrschen lernen.

O. v. Leixner.

Bibliographie.

Geschichte ꝛc.

Abbé E. Michaud, der gegenwärtige Zustand der röm.-kath. Kirche in Frankreich. Unter Berücksichtigung deutscher Verhältnisse bearbeitet von Fridolin Hoffmann. (Bonn, P. Neuffer.)

E. L. Rochholtz, Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Nach urkundlichen Quellen. (Heilbronn, Henninger.)

Theodor von Schön, Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen . . . IV. Bd. Mit Lithogr. und Facsimile. 15 Mk. (Berlin, Fr. Duncker.)

Dr. Hans Prutz, Quellenbeiträge zur Geschichte der Kreuzzüge. 1. Hft. (Danzig, Kafemann.)

David Müller, Geschichte des deutschen Volkes. 6. Aufl. (Berlin, Franz Vahlen.)

— — Leitfaden zur Geschichte des deutschen Volkes. 2. Aufl. (Ebenda.)

Wilhelm Mohr, 18 Monate in Spanien. I. Th. Abenteuer eines spanischen Kriegscorrespondenten. II. Th. Frühlingstage in Andalusien und Marokko.

Philosophie und Naturwissenschaften.

Leopold Jacoby, die Idee der Entwicklung. Eine social-philosophische Darstellung. 2 Theile. (Berlin, Neuenhahn.)

Robert Graßmann, 1) die Denklehre, 2) die Erkenntnißlehre, 3) die Wissenslehre, 4) die Weisheitslehre. 4 Hfte. (Stettin, R. Graßmann.)

Emerich du Mont, der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins. (Leipzig, Brockhaus.)

L. v. Wekerle, zeitgerechte Reform der Philosophie. Ein Zukunftsprogramm. 3 Mk. (Leipzig, Erich Koschny.)

J. H. v. Kirchmann, philosophische Bibliothek. 231—233. Hft. Die Kategorien des Aristoteles. Die Hermeneutika des Aristoteles. (Ebenda.)

Albrecht Krause, die Gesetze des menschlichen Herzens. Wissenschaftlich dargestellt als die formale Logik des reinen Gefühls. (Lahr, Schauenburg.)

Friedrich Maaßen, neun Capitel über freie Kirche und Gewissensfreiheit. (Graz, Leuschner und Lubensky.)

Karl Freiherr du Prel, der Kampf um's Dasein am Himmel. Versuch einer Philosophie der Astronomie. 2. umg. Aufl. 5 Mk. (Berlin, Denicke.)

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **E. Bidder** in **Leipzig** erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Durstige Lieder.

Von

Julius Meyer.

Complete Ausgabe mit schlaraffenähnlichen Liedern, „Krakenlieder" genannt, elegant in Goldschnitt cart. 3 *M.*

Gewöhnliche Ausgabe, ohne Krakenlieder, eleg. geh. 1 *M.* 50 *S.*, cart. 2 *M.*

Mehrere dieser ergötzlichen, von Publikum und Presse mit gleichem Beifall aufgenommenen Dichtungen sind jüngst von Carl Reinecke für vierstimmigen Männerchor componirt in Wien erschienen, darunter das köstliche Lied „Fingal und Ossian". — Der sprudelnde Humor und das außerordentliche Formtalent des Autors bekunden sich wie in zahlreichen andern Gedichten so insbesondere in dem unvergleichlichen

Kakobau von Fidschi.

Asien hinterwärts ein wenig
Sonnen sich die Fidschi-Inseln,
Dort war Kakobau der König
Von den nackten Einfaltspinseln;
Herrschte südseemäßig huldreich:
Hatt' sich Einer dort vergessen,
Ward vom König für die Schuld gleich
Frühstücksweis er aufgefressen.
Fidschi zur Diner-Erweitrung
Yams und Kokosnüsse schaffte;
Dazu trank er als Erheitrung
Von gegohrnem Palmensafte
Schalen fabelhafter Größe
Zu des großen Geistes Ruhme,
Und bedeckte seine Blöße
Mit dem Blatt der Lotosblume.
Ach, dies Leben paradiesisch
Hat ein Ende bald genommen,
Denn der Weiße, stärker physisch,
Kommt aus fernem Land geschwommen,
Bringt um die Cultur zu fördern
Schnupf-, Kau-, Rauchtaback und Geld her,
Rum, Schnaps, Fracks nebst Vatermördern
Bringt er über's blaue Weltmeer.
u. s. w.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Die Erde

Friedrich von Hellwald

und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch.

Erscheint in 50 reich illustrirten Lieferungen à 50 Pfennige.

Dieses Werk hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Schon jetzt, ehe nur 1/3 des Werkes beendet ist, wurde eine zweite unveränderte Auflage nöthig. Es ist die erste Geographie, welche wirklich amüsant zu lesen ist. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In meinem Verlage erschien:

Einige

praktische Vorschläge

zu

einer einheitlichen plattdeutschen Schreibweise

für **plattdeutsche Schriftsteller**

von **H. K.**

Geh. Preis 40 *S.*

C. A. Koch's Verlagshandlung.

Leipzig.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist erschienen:

OSIRIS.

Die Weltgesetze in der Erdgeschichte.

Von **C. Radenhausen.**

3 Bände *M.* 31.50.

In der Isis hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im Osiris versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.

Band I behandelt die unorganische Welt, nicht allein in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit, sondern auch in der Vorgeschichte und künftigen Gestaltung.

Band II giebt Uebersicht der organischen Welt, weist die Gesetze nach in Gestalten, Vererben und Fortbilden der Pflanzen und Thiere.

Band III ist ausschliesslich dem Menschenwesen und der Menschheit gewidmet, behandelt deren Heranbildung und allmälige Entwickelung bis zur Gegenwart, wie auch ihre voraussichtliche Zukunft.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Sturmflut.

Roman in sechs Büchern von

Friedr. Spielhagen.

3 Bände, Preis brosch. 15 *M.*, eleg. geb. 18 *M.*

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Im Verlage von **Georg Wigand** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Wartburg-Erinnerungen.

Ein neuer Cicerone

für

Wartburgpilger.

Von

Philipp Freytag.

Mit Ansicht der Wartburg u. 11 Holzschnitten (Elisabethbilder von M. v. Schwind).

Eleg. broschirt 2 *M.* 25 *S.* Gebunden 3 *M.* 50 *S.*

Diese anziehend geschriebenen Schilderungen, die alles Historische über die Burg und eine eingehende Beschreibung ihrer Räume in sich fassen, sollen eine hübsche Erinnerung für alle Die sein, welche auf der herrlichsten deutschen Burg einige unvergessliche Stunden verlebten, für namentlich aber werden sie eine treffliche und nothwendige Vorbereitung für Diejenigen sein, welchen der erste Besuch noch bevorsteht, und die mit einigem Verständniss die prächtigen Räume durchwandern wollen. Die trefflich in Holzschnitt ausgeführten Elisabethbilder von **M. v. Schwind** erhöhen den Werth des Büchleins.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Studien über Protoplasma

von

Dr. **Eduard Strasburger.**

Mit 2 Tafeln.

Gr. 8. broch. Preis: 2 *M.* 40 *S.*

Jena, October 1876. **Hermann Dufft.**

Im Verlage der Buchhandlung **L. Rosner** in **Wien** sind soeben erschienen:

WIENER SPAZIERGÄNGE

von

D. Spitzer.

Dritte Sammlung.

8. 24 Bogen elegant brosch. Preis fl. 2.50 = *M.* 5.—

Ad. Glasbrenner schreibt in der „Montagszeitung": Man braucht nicht Wiener zu sein, ja Wiens Genussluft nicht eingeathmet zu haben, um in diesen Feuilletons zu schwelgen; sie sind falls unsre Philologen diesen Ausdruck gestatten: klassisch. Etwas zugeknöpft gegen Idealismus und Sentimentalität, ist D. Spitzer doch ein Ritter der Freiheit und des Rechtes, kämpft mit Muth und Geschick, trifft mit seinem Feder-Degen immer den Nagel auf den Kopf und dabei manchen Kopf auf dessen Nagel, und tödtet das ihm Feindliche mit einnehmendster Grazie und Eleganz. Seit Ernst Kossack nicht mehr schreibt, hat Berlin Wien um solche Feuilletonisten wie D. Spitzer zu beneiden.

DER SCHANDFLECK.

Roman

von

L. Anzengruber.

8. 24 Bogen elegant brosch. Preis fl. 2.50 = *M.* 5.—

Anzengruber, der Dramatiker, der Autor des „Pfarrer von Kirchfeld", der seinen Siegeszug über alle deutschen Bühnen gehalten, tritt hier zum ersten Male als Romanschriftsteller auf und gleich sein erster Wurf ist ein Meisterstück in seiner Art. Gedankensatt und formvollendet. Solche Charaktere, solche Figuren kann nur Anzengruber gestalten. Ein Kenner des wirklichen Volkslebens wie es neben ihm keinen Zweiten gibt. Diese unbestritten glänzende literarische Production wird nicht verfehlen mächtiges Aufsehen zu erregen.

Der neue

TANHÄUSER.

Die wollust der creaturen ist gemenget mit bitterkeit. **Meister Eckhart.**

Neunte vielfach verbesserte und neu vermehrte Auflage.

154 Seiten. Preis fl. 1.80 = *M.* 3.60.

TANHÄUSER

in Rom.

Vom

Verfasser des „Neuen Tanhäuser".

Dritte wesentlich umgestaltete und um zwei neue Kapitel vermehrte Auflage.

118 Seiten. Preis fl. 1.50 = *M.* 3.—

Der brillante Erfolg dieser beiden vielgepriesenen und bestverläumdeten Dichtungen sichert auch diesen neuen Auflagen raschen Absatz. Sie sind im Texte vielfach vermehrt, auf holländischem Schreibpapier mit neuen Kopfleisten und Pergament-Umschlägen in jener bekannten Weise ausgestattet, welche seither so viele Freunde und Nachahmer gefunden.

Digitized by Google

Novitäten
aus dem
Verlage von **Heinrich Matthes** in **Leipzig.**

Brendel, Dr. **Franz,** Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich bis auf die Gegenwart. 5. vermehrte Auflage. Broschirt 10 *M.*, gebunden 12 *M.*

Dürenberg, F. L. S. von, Die Symphonien Beethovens und anderer berühmte Meister. Mit Hinzuziehung der Urtheile geistreicher Männer analysirt. 2. Auflage. Broschirt 2 *M.*

Elterlein, Ernst von, Beethovens Clavier-sonaten für Freunde der Tonkunst erläutert. 4. Auflage. Broschirt 2 *M.* 50 *Pf.*, fein gebunden 3 *M.* 50 *Pf.*

Lackowitz, W., Musikalische Skizzenblätter. Biographische Essays. Mit 23 Illustrat. 4 *M.*

Meichsner, A. von, Friedrich Wieck u. s. beiden Töchter Klara Schumann u. Marie Wieck. Biograph. Notizen. 2 *M.*

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bei **W. Werther** in **Rostock** erschien soeben:

John Brinckmans
ausgewählte plattdeutsche Erzählungen. I.

Kasper Ohm un ik.

3. Auflage.

Preis broch. 3 *M.*; eleg. geb. 4 *M.*

Klaus Groth schreibt in Nr. 45 der „Gegenwart" unter Anderem: „John Brinckman gehört unter die plattdeutschen Schriftsteller ersten Ranges; sein „Kasper-Ohm un ik" ist ein Roman von einer Vollendung, daß man prophezeihen darf: **man wird ihn lesen, so lange man plattdeutsch liest, und die Zahl seiner Freunde und Verehrer wird wachsen mit den Jahren.**"

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber die
Entwickelungsgeschichte
der
Malermuschel.
Eine Anwendung der Keimblättertheorie auf die Lamellibranchiaten
von
Carl Rabl.

Mit 3 lithograph. Tafeln und 2 Holzschnitten. gr. 8. broch. Preis: 3 *M.*

Jena, October 1876. **Hermann Dufft.**

Soeben erschien:

Pecht, Fr.: Deutsche Künstler des XIX. Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen. **Erste Reihe.** 20 Bog. Eleg. geh. 4 *M.* Gebunden 4 *M.* 80 *Pf.*

Inhalt der ersten Reihe: I. Cornelius. — II. Ludwig Richter. — III. Rietschel. — IV. Ludwig Knaus. — V. Semper. — VI. Moritz v. Schwind. — VII. Anselm Feuerbach. — VIII. Preller.

Dieses Werk, welches den Versuch macht, einen modernen deutschen Vasari zu geben, ist auf eine Reihe solcher Bände berechnet, und will in seinem Zusammenhang eine Geschichte der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts in frisch aus dem Leben geschöpften Biographien geben. Jeder Band ist einzeln zu haben, der soeben erschienene erste in jeder Buchhandlung vorräthig. Zu Weihnachtsgeschenken dürfte sich das Buch vorzüglich eignen.

C. H. Beck'sche Buchhdlg. in Nördlingen.

In meinem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liebe und Weisheit.
Auswahl aus hinterlassenen Schriften
Raphael Hanno's.
Herausgegeben
von
Dr. **C. Fortlage,**
Professor an der Universität Jena.
2 Theile.

I. Theil: Gedichte. II. Theil: Betrachtungen. 16. broch. Preis jedes Bandes 3 *M.* eleg. geb. 4 *M.*

Jena, October 1876.

Hermann Dufft.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Dramatische Werke
von
Rudolf Gottschall.
Neuntes und zehntes Bändchen.

Jedes Bändchen geheftet 1 *M.* 50 *Pf.* Beide Bändchen gebunden in 1 Band 3 *M.* 75 *Pf.*

9. **Amy Robsart.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.
10. **Arabella Stuart.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Die ganze Sammlung von Rudolf Gottschall's „Dramatischen Werken", 10 Bändchen, kostet geheftet 15 *M.*, gebunden (in 4 Bänden) 18 *M.*; jedes Bändchen einzeln geheftet 1 *M.* 50 *Pf.*

Bei
Otto Janke in **Berlin**
erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Italienische Blätter
von
Robert Schweichel.

23 Bogen gr. 8.

Velin-Papier.

Elegant geheftet. Preis 5 *M.*

Inhalt:

I. Verona. — II. Mailand. — III. Genua. — IV. Florenz. — V. Rom. VI. Neapel. — VII. Die Maremma. Pisa. Pistoja. — VIII. Bologna. Venedig.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Theater von Paul Lindau.

Erster Theil.
(Zweite Auflage.)
Marion. — In diplomatischer Sendung. Maria und Magdalena.

Zweiter Theil.
Diana, Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg, Lustspiel in vier Acten.
Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Adolf Sonnenthal in Wien.

Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 *M.* 50 *Pf.*

Werke von Klaus Groth.

Quickborn.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von **Otto Speckter.** Preis: broch. 7 *M.* 50 *Pf.*, eleg. geb. mit Goldschn. 9 *M.*

Pracht-Ausgabe davon auf feinstem Velinpapier. Preis: eleg. geb. mit Goldschn. 17 *M.*

Miniatur-Ausgabe. Preis: broch. 4 *M.*, geb. 5 *M.* 25 *Pf.*

Octav-Ausgabe mit hochdeutscher Uebersetzung. Preis: brochirt 2 *M.* 25 *Pf.*

Klaus Groth, Rothgeter, Meister Lamp un sin Dochder. Plattdeutsches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Preis broch 2 *M.*, geb. 2 *M.* 70 *Pf.*

— — **Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn. Preis geb. 3 *M.***

— — **Trina, zweiter Theil der Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. Preis** geh. 2 *M.* 25 *Pf.*, geb. 3 *M.*

Soeben erschien:

Geschichte der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts
von **J. P. Charpentier.**
Autorisirte Uebersetzung von **E. Otto.**
gr. 8. 21 Bogen. Preis 6 *M.*

Eine bis in die Gegenwart reichende Geschichte der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts fehlte seit längerer Zeit auf dem deutschen Büchermarkte; es darf daher mit Bestimmtheit angenommen werden, dass die autorisirte deutsche Uebersetzung von Charpentiers: „Littérature française au dix-neuvième siècle" unserem allgemeinen Bedürfnisse entgegenkommt. Der gelehrte Verfasser, ein Inspecteur honoraire de l'Académie de Paris, hat seinen Stoff sehr übersichtlich gruppirt, so dass sich die verschiedenen Perioden der französischen Geschichte und der mit ihr Hand in Hand gehenden französischen Literatur, das erste Kaiserreich, die Restauration, das Juli-Königthum und das zweite Kaiserreich, ausserordentlich klar darlegen. Das Urtheil des Verfassers ist im Ganzen mild, fern von jedem Paroxysmus und besonders frei von jener gewissen Stimmung gegen Deutschland, die seit 1870 so viele französische literarische Erscheinungen für Deutsche ungeniessbar macht. Die Uebersetzung von E. Otto ist fliessend und mit Verständniss abgefasst.

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Digitized by Google

Verlag von H. Costenoble in Jena:

Die Statistik
und die
Socialwissenschaften
von
Emilio Morpurgo,
Mitglied des italienischen Parlaments.
Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe.
Aus dem Italienischen.
Mit 3 lithograph. Tafeln und 1 Karte.
gr. 8. br. 11 *M.*

Dieses Buch behandelt die Statistik und ihre Wissenschaft im Allgemeinen mit Berücksichtigung **aller Länder Europas.**

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Italienische Plaudereien
von
Hektor Frank.
Preis: 7 *M.*

Der Deutschen
Sprichwörter und **Spruchreden.**
Mit Illustr. von **Ludwig Richter** u. A.
Preis: 1 *M.*

Vom alten Fritz.
Denkwürdige Aussprüche
aus seinen Werken gesammelt
von
E. Schröder.
Preis: 1 *M.* 50 *Pf.*

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Ueber die
Aufgabe der Naturwissenschaft.
Ein Vortrag
von
W. Preyer.
gr. 8. broch. Preis: 1 *M.* 80 *Pf.*
Jena, October 1876. **Hermann Dufft.**

Verlag von **Glaser & Garte** in **Leipzig.**

Vorlagen
für
Holz-Malerei.
Entworfen von
Emil Zschimmer
in Weimar.
Heft 1/4 in prachtvollen Farbendruck.
gr. Folio. à Heft 6 *M.*
Der bekannte Künstler gibt hier ein Werk, welches einem überall hervortretenden Bedürfnisse abhilft. Stilvoll und elegant gehalten, haben die Zschimmer'schen Vorlagen den Vorzug, dass sie die zu wählenden Farben lebendig u. bestimmt zur Anschauung bringen, und dadurch dem Schüler und Lehrer wesentliche Erleichterungen bieten.

Madeira-Weine,
garantirt echt und unverfälscht, à Kiste enthaltend 12 Flaschen (Originalverpackung) zu *M.* 28½, 33, 36½, 43, 55, 66 und 78 ab Speicher Hamburg incl. Emballage, empfiehlt und versendet gegen Nachnahme das **Commissionslager** von
Reinhold Schöber, Hamburg.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Belgische Studien.
Schilderungen und Erörterungen
von
Dr. Friedrich Oetker,
Mitglied des Deutschen Reichstags *rc.*

Inhalts-Verzeichniß:
I. Vereinsleben und Schaubelustigungen.
II. Städtebilder.
III. Die Beginenhöfe.
IV. Kunst und Kunstgewerbe.
V. Die Rettungshäuser zu Ruysselede und Beernem.
VI. Die Meeresküste.
VII. Nationalitäten- und Sprachenstreit.
38 Bogen. 8. Geheftet: 10 *M.* Gebunden: 11 *M.*
Verlag von **August Auerbach** in **Stuttgart.**

Brehms Thierleben
Zweite Auflage
mit gänzlich umgearbeitetem und erweitertem Text und grösstentheils neuen Abbildungen nach der Natur, umfasst in vier Abtheilungen eine
allgemeine Kunde der Thierwelt
aufs prachtvollste illustrirt
und erscheint in 100 wöchentlichen Lieferungen zum Preis von 1 Mark.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Für Bücherfreunde.
Aus einem Nachlasse sollen folgende Werke zu Antiquar-Preisen billigst verkauft werden:

Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der Arischen, Celtischen und Slawischen Sprachen. Herausgegeben von **Kuhn u. Schleicher.** Berlin 1858. 3 Bände. 8.
Fr. Bopp, Ueber das Albanesische in seinen verwandschaftl. Beziehungen. Leipzig 1831. kl. 4.
—— Glossarium Comparativum Linguae Sanskritae. 3. Ausgabe. Berlin 1867. kl. 4.
W. Corssen, Ueber Aussprache, Vokalismus und Betonung der Lateinischen Sprache. Leipzig 1868. 2. Ausgabe. 2 Bände. gr. 8.
—— Kritische Nachträge zur Lateinischen Formenlehre. Leipzig 1866. 8.
Lorenz Diefenbach, Die alten Völker Europas mit ihren Sippen und Nachbarn. Frankfurt a/M. 1861. 8.
Dr. **J. P. Fallmerayer,** Das Albanesische Element in Griechenland. 1/3. Abth. Münster 1857. kl. 4.
F. C. A. Fick, Vergleichendes Wörterbuch der Indogermanischen Sprachen. 1. Abtheilung. Göttingen 1870. 8.
—— Wörterbuch der Indogermanischen Grundsprache in ihrem Bestande vor der Völkertrennung. Göttingen 1868. 8.
Dr. **Wilhelm Freund,** Wörterbuch der Lateinischen Sprache. Leipzig 1834. 4 Bände. Lex. 8.
Dr. **Julius Fürst,** Hebräisches Taschen-Wörterbuch über das Alte Testament. Leipzig 1869. kl. 8.
Dr. **E. Georges,** Kleines Lateinisches Wörterbuch. 7. Aufl. Leipzig 1841. 8.
Dr. **J. Ph. Krebs,** Antibarbarus der lateinischen Sprache. 4. Auflage neu bearbeitet von Dr. F. S. Allgayer. Frankfurt a/M. 1866. 8.
J. Loth, Etymologische angelsächsische englische Grammatik. Elberfeld 1870. 8.
Dr. **H. Merguet,** Die Entwickelung der Lateinischen Formenbildung. Berlin 1870. 8.
Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publikum bearbeitet von Dr. Carl Böttger. Leipzig 1866. 2. Auflage. 8.
Iwan Pawlowsky, Russisch-Deutsches und Deutsch-Russisches Wörterbuch. Riga 1867. 2. Auflage. 2 Bände. Lex. 8.
Dr. **A. F. Pott,** Doppelung als eines der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache. Lemgo und Detmold 1862. 8.
—— Die Sprachverschiedenheit in Europa. Halle 1868. 8.
—— Die quinare und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile. Halle 1847. 8.
M. Rapp, Grundriß der Grammatik des indisch-europäischen Sprachstammes. 1. Heft Stuttgart 1852. 8.
L. Rudolph, Schiller-Lexikon. Berlin 1869. fl. 8.
Dr. **Theodor Waitz,** Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1859. 5 Bände. 8.
Fr. Wiggert, Vocabula latinae linguae primitiva. 15. Auflage. Magdeburg 1868. 8.
Appleton's Cyclopaedia of Biographie. New-York 1870. 8.
Dictionary of The Gaelic Language. 2. Thl. Glasgow 1866. 8.
Three Irish Glossaries. London 1862. 8.

Diese Bücher sind sämmtlich gebunden und gut erhalten. Briefliche Offerten werden erbeten **sub Litera W. M.** durch die Expedition dieser Zeitung, Berlin N. W., 32. Louisenstraße.

Griechische Weine.
Unterzeichnete Firma beschäftigt sich mit dem Import griechischer Weine, dieselben sind von vorzüglicher Güte und großer Schönheit. — Um deren Bekanntwerden zu erleichtern wird 1 Probekistchen in folgender Zusammenstellung abgegeben:

3/1 Fl.	Rothwein aus Corinth	à *M.* 1.60. = *M.* 4.80.
3/1 Fl.	dito Claret Vino di Bacco von Santorin	à *M.* 1.20. = *M.* 3.60.
3/1 Fl.	Malvasier weiss Vino santo von Santorin	à *M.* 1.40. = *M.* 4.20.
3/1 Fl.	dito roth aus Misistra	à *M.* 1.50. = *M.* 4.50.
		M. 17.10.

Zusammen 12/1 Fl. Kiste. Flaschen und Verpackung frei für
Zusendung per Post oder Bahn, ab hier. **Absolute Garantie für Reinheit und Aechtheit.**
Ausführlichen Preiscourant und Circulair franco gegen franco.
J. F. Menzer, Weingroßhandlung, **Rekarygrad.**
Diese Probekistchen dürften sich zu passenden **Weihnachtsgeschenken** eignen.

Digitized by Google

Non omnibus sed nonnullis.

Liebhaberausgaben von Velhagen & Klasing.

Ausgabe der Bücherfreunde. Octav.

Verzierte Drucke auf holländischem Büttenpapier, Wasserzeichen V. & K. Schrift ältere Fraktur und Schwabacher. Jeder Band broschirt oder gebunden in feinsten Liebhabereinbänden in Halbkalbleder, echtem Pergament und ganz roth Safftan. Von jedem Bande außer der Brodauflage noch je 76 Ex. auf stärkerem holl. Büttenpapier, je 12 Ex. auf Whatmanpapier, je 11 Ex. auf chines. Papier, jedes Exemplar in der Presse numerirt.

Erschienen:

Bismarckbriefe. 1844—1870. Originalbriefe Bismarcks an seine Gemahlin, seine Schwester und Andere. 10¾ Bogen. Broschirt 6 Mark, geb. Halbkalbleder 9 Mark, Pergament 10 Mark, roth Safftan 12 Mark. Numerirte Exemplare (holländ.) 20, (Whatm.) 30, (chines.) früher 40 Mark, dann 100 Mark, jetzt vergriffen.

Kleinere Schriften D. Martin Luthers. I. Wider Hans Worst und andere Stücke persönlich-polemischen Inhalts. Mit den Originaltitelbordüren der ersten Drucke. 15¾ Bogen. Broschirt 7 Mark, geb. Halbkalbleder 10 Mark, Pergament 11 Mark, roth Safftan 13 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 20, 30 & 40 Mark.

Kleinere Schriften D. Martin Luthers. II. Von Ehe- und Klostersachen Zwölf Stücke. Mit den Originalbordüren der ersten Drucke. Broschirt 8 Mark, geb. wie oben 11, 12 & 14 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 20, 30 & 40 Mark.

Faust. Eine Tragödie von Goethe. Beide Theile in einem Bande. 34⅞ Bogen. Broschirt 15 Mark, geb. Halbkalbleder 20 Mark, echtes Pergament 22 Mark, roth Safftan 22 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 30, 40 & 50 Mark.

(*EDITIO BIBLIOPHILORVM.* Oktav.)

QVINTI HORATII FLACCI CARMINA EDIDIT ECKSTEIN. *Cursiv der Aldine.* 21½ *Bog. Broschirt* 12 *Mark, geb. wie voriges* 17, 19 & 19 *Mark. Numerirte Exemplare wie oben* 30, 40 & 50 *Mark.*

Ausgabe der Kabinetsstücke. Sedez.

Verzierte Drucke auf deutschem Büttenpapier, Wasserzeichen V. & K. Kleine zierliche Bände im Sedez der Elzevire. Schrift Monpareille Schwabacher. Jedes Bändchen broschirt oder in Einbänden von auserlesener Arbeit: Halbkalbleder oder Schweinsleder. Von jedem Bande außer der Brodauflage noch je 77 Ex. auf stärkerem holländ. Büttenpapier (Format der Ausgabe der Bücherfreunde) und je 22 Ex. auf chines. Papier, jedes Exempl. in der Presse numerirt.

Erschienen:

Altdeutscher Witz und Verstand. Reime und Sprüche aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte. Für Liebhaber eines kräftigen Sinnes in ungekünstelten Worten. 15 Bogen. Broschirt 4 Mark, geb. in Halbkalbleder 7 Mark, in Schweinsleder 8 Mark. Numerirte Exemplare (holländ.) 10 Mark, (chines.) 15 Mark. (Nach einem Plane Lessings (siehe die Maltahn'sche Ausg. Bd. XI. 2, S. 314 u. 329 ff.) der eine solche Sammlung selbst herausgeben wollte und schon diesen Titel festgestellt hatte.)

Faust. Eine Tragödie von Goethe. Beide Theile in einem Bande. 31½ Bogen. Brosch. 8 Mark, geb. in Halbkalbleder 12 Mark, in Schweinsleder 13 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 20 & 40 Mark.

Diese Ausgaben, welche sich in direkten Gegensatz zu dem „schlecht und billig" unserer modernen Bücherausstattung setzen, wenden sich an das Interesse aller gebildeten Bücherfreunde und bilden für Solche, welche derartige Feinheiten zu würdigen verstehen, ein gewähltes Geschenk, wozu sie von der Verlagshandlung empfohlen sein mögen.

In der **E. Schweizerbart**'schen Verlagshandlung (E. Koch) in **Stuttgart** erschien soeben:

Die
Bewegungen und Lebensweise
der
kletternden Pflanzen
von
Charles Darwin.
Aus dem Englischen übersetzt
von
J. Victor Carus.
Mit dreizehn Holzschnitten.
Preis: 3 *M.* 60 *S.* In Leinwand gebunden 4 *M.* 60 *S.*

Über
den Bau und die Verbreitung
der
Corallen-Riffe
von
Charles Darwin.
Aus dem Englischen übersetzt
von
J. Victor Carus.
Mit 3 Karten und 6 Holzschnitten.
Preis: 8 *M.* In Leinwand gebunden 9 *M.*

Verlag von **G. Reimer** in **Berlin**, zu beziehen durch jede Buchhandlung:
Shakespeare's
dramatische Werke
nach der Uebersetzung
von
August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck,
sorgfältig revidirt und theilweise neu bearbeitet, mit Einleitungen und Noten versehen, unter Redaction von
H. Ulrici,
herausgegeben durch die
Deutsche Shakespeare-Gesellschaft.
Zweite Auflage in zwölf Bänden.
Preis pro Band gr. Oct. auf Velinp. broch. 2 *M.*
Alle 4—6 Wochen soll ein Band ausgegeben werden. Band 1—3 sind bereits erschienen.

Verlag von **Julius Hainauer**
(Hofmusikhandlung S. M. des Königs von Preussen) in **Breslau:**

Adolf Jensen's
Englischer Lieder-Cyclus

für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte.
Gedichte von **Burns, Moore, Allan Cunningham, Walter Scott, Alfred Tennyson** und **Felicia Hemans** in Uebersetzungen
von
Ferdinand Freiligrath.

				M.	S.
No.	1.	Mein Herz ist im Hochland	Burns	1	—
-	2.	Für Einen. (Mein Herz ist schwer)	Burns	—	75
-	3.	Einen schlimmen Weg ging gestern ich	Burns	1	—
-	4.	Du süsse Dirn von Inverness	Burns	1	—
-	5.	John Anderson, mein Lieb!	Burns	—	75
-	6.	O, säh' ich auf der Haide dort	Burns	1	—
-	7.	Leb' wohl, mein Ayr!	Burns	1	25
		No. 1—7, cplt. in 1 Band (Op. 49.)		3	75
No.	8.	Licht sei dein Traum.	Thomas Moore	1	—
-	9.	Es kommt eine Zeit, eine trübe Zeit	Thomas Moore	1	—
-	10.	Wenn durch die Piazetta	Thomas Moore	1	—
-	11.	Leis' rudern hier, mein Gondolier	Thomas Moore	1	—
-	12.	Die Bowle fort	Thomas Moore	1	—
-	13.	Wie manchmal, wenn des Mondes Strahl	Thomas Moore	1	25
-	14.	Friede den Schlummerern	Thomas Moore	1	—
		No. 8—14, cplt. in 1 Band (Op. 50.)		4	50
No.	15.	Gordon von Brackley	Vier Balladen von Allan Cunningham	1	75
-	16.	Der Geächtete	Vier Balladen von Allan Cunningham	1	50
-	17.	Das Mädchen von Inverness	Vier Balladen von Allan Cunningham	1	75
-	18.	Carlisle Thor	Vier Balladen von Allan Cunningham	1	50
		No. 15—18, cplt. in 1 Band (Op. 51.)		5	—
No.	19.	Jock von Hazeldean	Walter Scott	1	50
-	20.	Wiegenlied	Walter Scott	1	—
-	21.	Das Mädchen von Isla	Walter Scott	1	50
-	22.	Barthram's Grablied	Walter Scott	1	25
-	23.	O, sag' mir, wie dich frein	Walter Scott	1	25
-	24.	Klage der Grenzerwittwe	Walter Scott	1	25
		No. 19—24, cplt. in 1 Band (Op. 52.)		5	50
No.	25.	Die Schwestern	Alfred Tennyson	2	25
-	26.	Wiegenlied	Alfred Tennyson	1	25
-	27.	Claribel	Felicia Hemans	1	25
-	28.	Weit entfernt	Felicia Hemans	1	—
-	29.	Mutter, o sing mich zur Ruh	Felicia Hemans	1	—
-	30.	Der letzte Wunsch	Felicia Hemans	1	75
		No. 25—30, cplt. in 1 Band (Op. 53.)		5	50

Digitized by Google

Im Verlage von **Ferdinand Hirt & Sohn** in **Leipzig** erscheint seit Oktober d. J.:

Nach der Schule.

Illustrirte Zeitschrift
zur
Unterhaltung und belehrenden Beschäftigung der Jugend.

Mit literarischen, musikalischen und artistischen Beiträgen von

Dr. C. Beyer, Prof. Hugo Büchner, Martin Claudius, G. C. Dieffenbach, Woldemar Friedrich, Emanuel Geibel, H. Goldammer, C. Graff, Klaus Groth, Fr. Güll, Karl von der Halde, Clem. Helm, F. v. Hellwald, H. Heubner, Dr. Friedrich Hofmann, H. Jaede, C. A. Kern, Aug. Köhler, Dr. G. Kreyenberg, Dr. Rudolph Löwenstein, E. Michelsen, Dr. Paul Möbius, L. Morgenstern, Prof. Müller-Hartung, Dr. C. Pilz, Dr. R. Richter, Prof. E. L. Rochholz, Dr. Gerhard Rohlfs, Ferdinand Schmidt, Franz Schmidt, J. Schurig, Dr. G. Schweinfurth, H. Schwerdt, G. Steinacker, L. Stiebitz, Julius Sturm, G. Sundblad, A. v. Tonndorf, Dr. O. Volger, Dr. A. Weber, Adolf Werner, Prof. Wolf u. a. m.

herausgegeben von

Friedrich Seidel

in Weimar.

Monatlich 1 Heft gr. 4., 2 resp. 3 Doppelbogen, Preis je Quartal 3 *M.* Probenummern in allen Buchhandlungen, die sowie die Post Bestellungen annehmen.

Der Auszug aus der Liste der Mitarbeiter macht jede Empfehlung des gediegenen Unternehmens überflüssig.

Photographien

nach den bedeutendsten Gemälden der

Akademischen Kunstausstellung in Berlin:

Cabinetalbum, enthalten 24 Blatt zu 25 *M.*
Royalalbum, enthalten 23 Blatt zu 120 *M.*
Einzelne Blätter in Cabinetformat à 1 *M.*
Einzelne Blätter in Royalformat à 4 *M.* 50 *Pf.*

Cataloge auf Wunsch gratis u. franco durch unser Detailgeschäft.

Photographische Gesellschaft,
Dönhofsplatz — Berlin.

Im Verlage von **Adolf Bonz & Co.** in **Stuttgart** ist erschienen:

Die socialen Ordnungen

in weltgeschichtlicher Entwicklung
von **Friedrich Vitzer.**

Gr. 8. geh. 8 *M.*

Die Gesammtentwicklung der realen Grundlagen des Volks- u. Staatslebens: der Nationalität, des Familien- u. Geschlechtsverbands, der Standesunterschiede, der lokalen Gliederung und der Grundbesitzverhältnisse hat unseres Wissens bis jetzt in universalgeschichtlichen Werken wenig Beachtung, eine gesonderte Bearbeitung nicht gefunden. Der Herr Verfasser stellt solche bis in den Anfang unseres Jahrhunderts in einer, jede Periode, jede Völkerfamilie, jede Nation scharf kennzeichnenden Weise dar; er zeigt den alles beherrschenden Fortschritt, von Unfreiheit zur Freiheit und hat den Stoff so geordnet, daß sein Werk eine wesentliche Ergänzung jeder Universalgeschichte bildet und zugleich die gesonderte Verfolgung der Entwicklung der einzelnen Völker erleichtert.

Tisch für Magenkranke

von Dr. med. **Josef Wiel** (Besitzer der Heilanstalt für Magenkranke in Zürich). Neue Aufl. (1876). 4 *M.* = 2 fl. öst. W.

Die Bohemia 1875 Nr. 57 sagt darüber: Wir möchten nicht nur jedem wirklichen Magenkranken, sondern der grossen Zahl jener Personen, welche stets über einen „schwachen Magen" klagen, sich bei der geringsten Veranlassung leicht „den Magen verderben", dabei aber nicht daran denken, sich im Essen und Trinken irgend Schranken zu setzen, die aufmerksame Lecture dieses Buches empfehlen. Dasselbe enthält so viele wichtige und bedeutungsvolle Winke für die Art und Weise, wie die richtige Diät beobachtet werden soll, dass auch die sorgsame Hausfrau, der es darum zu thun ist, dass ihre Tischgäste eine gute und nahrhafte Kost erhalten, davon profitiren wird etc. etc.

Zu bez. d. alle Buchh.; in Ermangelung geeigneter Verbindung vom Verleger (**Hans Feller** in Karlsbad, Böhmen) gegen Eins. d. Betr. in Briefm. oder Post-Anweis., Zusend. sofort franco.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Prschewalski, N. von, Reisen in der Mongolei, im Gebiet der Tanguten und den Wüsten Nordtibets in den Jahren 1870—1873. Autoris. Ausg. Aus dem Russischen von **Albin Kohn.** Mit 22 Illustr. und 1 großen Karte. gr. 8. broch. 12 *M.*

Ein durch die orientalische Frage höchst wichtiges Werk von großer Bedeutung. Dem Verfasser wurde für diese Arbeit die große Medaille von der geogr. Gesellschaft in Paris zuerkannt.

Morelet, A., Reisen in Central-Amerika. In deutscher Bearbeitung von Dr. Heinrich Hertz. **2. Aufl. Wohlf. Volksausg.** (Bibl. geogr. Reisen und Entdeckungen. X. Bd.) gr. 8. Mit Holzschnitten und 7 Illustrat. in Tondruck, nebst 1 Karte. eleg. broch. 8 *M.*, eleg. geb. 10 *M.*

Shaw, R., Reise nach der hohen Tatarei, Yarkand und Kâshyghar und Rückreise über den Karakorum-Paß. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin. 2. **Aufl. Wohlf. Volksausg.** (Bibl. geogr. Reisen und Entdeckungen. IX. Bd.) gr. 8. Mit 10 Holzschnitten und 4 großen Farbendruckbildern. eleg. br. 8 *M.*, eleg. geb. 10 *M.*

Alfr. Meissner, Novellen.

Leipzig. Neue uflage. 3 Bände elegant broch. Preis 9 *M.* **Fr. Wilh. Grunow.**

Aus den Papieren
des
Ministers und Burggrafen von Marienburg
Theodor von Schön.

Band II.—IV.
Eleg. geb. Preis 40 *M.*

Neben einer Fülle von äußerst werthvollem und völlig neuem Material zur Geschichte des preußischen Staates während seiner Katastrophe und seiner Wiedergeburt zu Anfang dieses Jahrhunderts, wie der späteren Jahrzehnte enthalten die Schön'schen Aufzeichnungen eine Reihe meisterhafter Erörterungen von Fragen, die, wie die innere Verwaltung, das Unterrichtsgesetz, das Verhältniß zwischen Staat und Kirche u. s. w. grade zur Jetztzeit wieder brennende geworden sind. Für Forscher und Freunde der vaterländischen Geschichte, wie für Politiker ist diese Hinterlassenschaft eines der größten preußischen Staatsmänner nach dem einstimmigen Urtheil der unbefangenen Kritik geradezu unentbehrlich, aber auch darüber hinaus verdient sie die Aufmerksamkeit aller gebildeten Kreise in höchstem Maße.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt vom Verleger

Berlin W., Potsdamerstraße 20. **Franz Duncker.**

Soeben erschien:

Zu Schutz und Trutz
am Grabe Schön's.

Bilder aus der Zeit der Schmach und der Erhebung Preußens.

Von
einem Ostpreußen.

Erste Lieferung. Preis 3 *M.*

Auf gründlichster Forschung beruhend giebt dies Werk eine schneidige Kritik der Lehmann'schen Schrift „Kneseb eck und Schön" und damit eine glänzende Ehrenrettung des großen Staatsmannes. Dem Verfasser waren nicht nur die Schön'schen Papiere vollständig zugänglich, sondern auch die anderer hervorragender Männer jener großen Zeit, so daß es für den Geschichtsforscher unentbehrlich, dem Freund einer unverfälschten vaterländischen Geschichte hochwillkommen sein wird.

Franz Duncker.

Berlin W., Potsdamerstraße 20.

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen F. Bruckmann's Verlag in München und Berlin, H. Dufft in Jena, Alphons Dürr und E. W. Fritzsch in Leipzig und F. Soennecken's Verlag in Bonn und Leipzig.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** **Expedition, Berlin** N. W., Louisenstraße 33.
Druck von A. H. Teubner in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 2. December 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ein groß-serbisches Zukunftsbild. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Die Ruine von Canossa. Von Erich Altjung. — „Verfehlte Liebe." Roman von Hans Hopfen. Besprochen von R. L. — Sleswig-Holsteener Buerngeschichen. Bun Angelius Beuthien. Besprochen von F. Ch. B. Avé-Lallemant. — **Aus der Hauptstadt:** Die neuen Stücke am königlichen Schauspielhause. II. „Rose und Distel", Schauspiel in einem Act von Herman von Schmid. „Die Augen der Liebe", Lustspiel in 3 Acten von Wilhelmine von Hillern. Besprochen von Paul Lindau. — Von der Musiksaison. Von H. Ehrlich. — Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. VIII. — Notizen. — Inserate.

Ein groß-serbisches Zukunftsbild.

Von Karl Blind.

„Aus diesen Gründen kann Serbien jederzeit, und auf irgendwelchem Punkte des Landes, 100,000 bewaffnete Bürger gegen den Feind in Bewegung setzen, während ein Ersatzheer von weiteren 100,000 Mann für die im Felde liegenden Truppen als Nachschubsquelle dient. Bei so vortheilhafter Stellung, und da wir jetzt vollkommen gerüstet sind, steht es außer aller Frage, daß 50,000 serbische Krieger immer stark genug sein werden, einem ihnen gegenüber tretenden türkischen Heer von 100,000 Mann die Spitze zu bieten. Ziehen wir ferner die Streitkräfte der in früheren Kämpfen tüchtig herangebildeten Montenegriner und Herzogewiner in Betracht, so unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel, daß die Truppen Serbiens, Montenegros und der Herzegowina genügen würden, die gesammte Heeresmacht zu beschäftigen, die von der Türkei in's Feld gestellt werden könnte, ohne daß wir irgendwelche fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen hätten, ja ohne daß wir auf die kriegerische Mitwirkung der Serben Bosniens und Altserbiens zu rechnen brauchten, die noch unter dem Türkenjoche liegen."

Wer schrieb diese stolze Weissagung?

Niemand anders, als der heutige Finanzminister des Fürsten Milan, Herr Wladimir Yowanowitsch. Seine Aeußerungen sind niedergelegt in einer lesenswerthen Schrift über: „Die Befreiung und Einigung der serbischen Nation; oder die Wiedergeburt Osteuropas durch die Wiederherstellung der Nationalitäten."*)

Das Schriftchen ist lesenswerth nicht etwa wegen der eben erwähnten Prophezeiung, denn diese ist so schlecht wie nur möglich ausgefallen. Es verdient vielmehr Beachtung, weil in ihm mancherlei Angaben über Ziel und Zweck der südslavischen Bewegung enthalten sind, von denen Kenntniß zu nehmen uns nur frommen kann. Der Verfasser, Herr Yowanowitsch, ist ein eifriger Fürsprech der Omladina. Gegen Ungarn und Oestreich ist er vom bittersten Hasse erfüllt. Durch seine Darstellnng, die vor ein paar Jahren in London erschien, hat er die öffentliche Meinung Englands im großserbischen und all-slavischen Sinne zu bearbeiten gesucht. Im jetzigen Augenblick, wo unter russischem Säbelgerassel eine „Friedens"-Conferenz zusammengetrommelt werden soll, mag eine Blüthenlese aus seiner Broschüre nicht ohne Nutzen sein.

Für Herrn Wladimir Yowanowitsch ist es ausgemacht, daß „die Sendung Serbiens darin besteht, die leitende Stellung unter den Völkern Osteuropas einzunehmen". Die Regierung zu Belgrad sollte also an den Platz der Türken rücken. Gegen diesen Entwurf scheinen freilich von vornherein die Ziffern der Nationalitäten zu sprechen, deren Wiedergeburt der Verfasser anzustreben behauptet.

Unter den Völkern des ottomanischen Reiches in Europa nehmen, wenn man die Vasallenstaaten einrechnet, jedenfalls nicht die Serben der Zahl nach den Vorrang ein. Die Rumänen, die nicht slavischen Stammes sind und eine Tochtersprache des Lateinischen reden, gehen ihnen darin voran. Den fünf Millionen Rumänen stehen nur etwas über zwei Millionen Serben innerhalb der Türkei gegenüber. Nach den Rumänen kommen die Türken, d. h. die Mohamedaner — was politisch gleichbedeutend ist — als die an Zahl mächtigere Bevölkerung. Es sind ihrer etwa fünfthalb Millionen. Auf die Mohamedaner folgen die Bulgaren, ein turanisch-slavisches Mischvolk, das jetzt eine slavische Sprache redet, aber eben so wenig „serbisch" ist, wie etwa ein Engländer als ein Deutscher bezeichnet werden kann. Erst nach den Bulgaren kommen die Serben. Dann die Albanesen; und schließlich — immer innerhalb der türkischen Grenzen — die Griechen.

Gleichwohl verlangt Herr Yowanowitsch für die Serben als solche die „leitende Stellung". Um dieser Forderung etwas Nachdruck zu verleihen, zieht er einfach die Bevölkerung Südungarns herüber und stellt die Bulgaren in Reih und Glied neben die Serben. Auf diese Weise rechnet er zehn Millionen zusammen.

In Ungarn haben bekanntlich serbische Auswanderer im siebzehnten Jahrhundert Schutz und Aufnahme gefunden. Den Dank dafür möchte der Verfasser der genannten Schrift nunmehr durch die Zerreißung Ungarns heimgezahlt sehen. Obwohl sich als Liberaler geberdend, bezeichnet er die „Wiederherstellung einer stark centralisirten absoluten Macht in Wien, mit Hülfe der russischen Bajonette, als die natürliche Folge der blutigen Tyrannei des Magyarenthums und des verworrenen Zustandes von Ungarn, zu welchem diese Tyrannei geführt hatte".

Der wirklichen Geschichte von 1848—49 entspricht diese Darstellung nicht im Mindesten. Aus der ungarischen Revolution ging vielmehr die Rechtsgleichheit der gesammten dortigen Bevölkerung hervor. Den alten Stammeshaß schürte jedoch

*) The Emancipation and Unity of the Serbian Nation; or the Regeneration of Eastern Europe by the Reconstitution of the Nationalities. By Vladimir Yovanovitch.

Digitized by Google

eine despotisch gesinnte Camarilla, im Verein mit russischen Sendlingen, aus Leibeskräften, um die Freiheitsbewegung wieder in den reactionären Koth herabzuzerren. Zu diesem Zwecke wurde auch zwischen dem Hofe und dem Banus von Kroatien, Jellatschitsch, eine Trugkomödie angezettelt, zu der sich die Urheber erst bekannten, als die Verschwörung ganz reif geworden. Diese Zettelungen, in denen tschechisch-kroatische Ränke eine Hauptrolle spielten, führten zuerst die Niederlage der heldenhaften Wiener Erhebung und die Ermordung Robert Blums, und im weiteren Verlaufe, mit russischer Hülfe, den Sturz der ungarischen Freiheit herbei.

Auf den Freisinn östreichisch-ungarischer Liberalen ist Herr Yowanowitsch sehr übel zu sprechen. Eine Umformung der östreichisch-ungarischen Staaten im liberalen Sinne könnte er, wie er uns belehrt, nur darin finden, daß „ein für allemal der Herrschaft der Deutschen und Magyaren über die anderen Stämme ein Ende gemacht, dagegen die slavische Mehrheit (?) zum Mittelpunkt der sittlichen und politischen Macht des Reiches erhoben würde". Es soll also die Geschichte eines Jahrtausends zurückgeschraubt; es soll die Staatsmacht und die Cultur der Deutschen in Oestreich unter die zersprengten und vielfach zurückgebliebenen, nicht einmal eine gemeinsame Sprache redenden slavischen Bevölkerungsbruchtheile gebeugt; es soll Ungarn als Staat einfach ausgestrichen werden!

Hier hätten wir somit schon eine neue „Sendung Serbiens". Doch es kommt noch besser.

Ein Vertheidiger der Omladina, wie Herr Yowanowitsch ist, da er ihr offenbar selbst angehört, will er sich doch — das heißt, immer nur in rednerischer Wendung — gegen den Vorwurf wehren, als huldige er dem russischen Panslavismus. Seine wahre Gesinnung brennt freilich rasch genug durch den künstlich aufgestellten Scheffel. Zwischen die Wahl gestellt, ob sie die östreichisch-ungarische und türkische Herrschaft oder die Herrschaft Rußlands annehmen wollen, „werden die slavischen und anderen christlichen Völker Osteuropas", zufolge dem Verfasser, „alle einstimmig antworten, daß sie das moskowitische Czarenthum dem falschen östreichisch-ungarischen Liberalismus vorziehen, wie auch der türkischen Barbarei".

Daß Herr Yowanowitsch nachträglich mit einer neuen rednerischen Floskel die „Unabhängigkeit" dieser Slaven und Christen betont, will nichts sagen. Dieser Unabhängigkeit redet er blos für den Fall das Wort, daß sowohl Serbiens Sendung in der Türkei erfüllt, wie auch Oestreich-Ungarn in eine slavische Macht umgewandelt wird. Da nun beide Bestrebungen jenseits aller Wahrscheinlichkeit der Ausführung liegen, so bleibt nichts übrig, als daß die Partei, in deren Namen Herr Yowanowitsch spricht, das moskowitische Czarenthum als ihren Führer und Herrn anerkennt. In der That sagt der Verfasser wiederholt: um der politischen Oberherrschaft der Deutschen und der Magyaren zu entgehen, seien die Slaven gezwungen, sich in Rußlands Arme zu werfen.

An anderer Stelle fragt er: „Läßt sich für die Interessen Rußlands, als einer groß-slavischen Macht, ein wirksameres Bollwerk gegen eine gefahrdrohende Herrschaft des germanischen oder des lateinischen Stammes im Orient denken, als ein Bündniß der freien und unabhängigen Völker Osteuropas, die in ihrer Mehrheit slavisch sind?" — Daß diese Bevölkerungen in ihrer Mehrheit nicht slavisch sind, sondern deutsch, magyarisch, rumänisch, türkisch, griechisch u. s. w., mit dazwischen liegenden slavischen Eingrenzungen, verschlägt dem von der Sendung Serbiens erfüllten Verfasser nichts. Der Verzeichnung werth ist jedoch sein Geständniß, daß durch die Pläne, die seine Partei im Schilde führte, ein neues Bollwerk für die Interessen Rußlands im Orient aufgerichtet werden sollte.

Und gleichwohl spricht er von „östreichisch-ungarischen Intriguanten", die in allen slavischen Bewegungen Osteuropas die Hand Rußlands sehen wollen!

Es ist immer gut, zu erfahren, worauf eine Partei eigentlich hinaus will. Für solche Kenntniß hat Herr Wladimir Yowanowitsch immerhin einen Beitrag geliefert. Kein freidenkender Deutscher wird den Bestrebungen die Theilnahme versagen, die auf Hebung der Bevölkerungen des Ostens gerichtet sind. Aber im Angesichte der wie ein schwarzer Riesenfleck sich ausbreitenden moskowitisch-mongolischen Tyrannei ist es vor Allem geboten, nicht thöricht mitzuwirken am Abbruch der Schutzwehr, die der Donau entlang noch glücklicherweise gegen eine von Weltherrschaft träumende, freiheitsfeindliche Macht errichtet ist. Auf solche Bestrebungen gibt es nur Eine Antwort: Deutschland und Oestreich-Ungarn mit England Hand in Hand!

Literatur und Kunst.

Die Ruine von Canossa.

Von **Erich Altsung.**

In den ersten Tagen des kommenden Jahres runden sich acht Jahrhunderte über den drei Bußtagen Kaiser Heinrichs IV., wie er sie im härenen Gewande, barhäuptig und bloßfüßig, im tiefen Schnee aller Unbill des Wetters ausgesetzt, sonder Speis' noch Trank, auf dem Schloßhofe von Canossa unter den Gemächern Gregors VII., vom 25. bis 28. Januar des Jahres 1077 ausgestanden, um sich (wie männiglich bekannt) von der Excommunication zu erlösen, welche der gestrenge Hildebrand in Folge des Investiturstreites über ihn verhängt und damit die deutschen Fürsten wie das deutsche Volk vom Gehorsam gegen seinen Herrn und Kaiser entbunden hatte.

Daß der Vatican, wie die Zeitungen verkünden, dies Centennarium mit Pauken und Posaunen feiern will, kann Niemanden Wunder nehmen, der die Gesinnungen christlicher Milde und taktvoller Versöhnlichkeit kennt, womit die Rathgeber des greisen Pius IX. auf seine hermetisch durch sie vom Weltverkehr abgeschlossene Persönlichkeit wirken, ja ihm sogar seit Jahren schon vorspiegeln: der gewaltige Gregor VII. feiere in ihm, den schwachen, liebenswürdigen, ebenso untheologischen als witzig heitern Pius IX. seine Wiederauferstehung! Man glaubt, was man wünscht. Man wünscht, was man nicht besitzt. Wo Wunder, daß der 84jährige Papst solchen Vergleich gern hört, dadurch angestachelt seine Bannstrahlen verdoppelt und eine starre Unversöhnlichkeit mit dem Zeitgeist entwickelt, welche seiner ursprünglich milden und, wie wir Alle wissen, freisinnigen Weise gerade zuwiderläuft.

Zugleich erfährt man, daß die italienische Regierung (dadurch wohl angeregt) Auftrag gegeben, die Ruine von Canossa zu untersuchen und ihren weiteren Verfall zu verhüten. Das mag den Grafen dieses Namens sehr willkommen sein, die, in Verona in schönem Renaissancepalaste residirend, das Besitzthum womit Gräfin Mathilde in ihren letzten Lebensjahren deren Urahn wahrscheinlich selbst belehnt, pietätlos (wie das italienischer Brauch) verkommen lassen, nur auf den dürftigen Ertrag bedacht, der ihnen von den umliegenden Wiesen gebührt.

Ehe diese beiden Nachrichten das Interesse an einer der historisch merkwürdigsten Ruinen des Mittelalters im Publikum neu erregt, hatte ich in den ersten Octobertagen des vergangenen Jahres einen langjährigen Wunsch in aller Stille erfüllt und war, unseres viel geprüften Kaisers Leidensweg Schritt für Schritt folgend, nach der alten Trümmerveste von Canossa gepilgert.

Und zwar vollzog ich das von Reggio aus, einer jener hübschen, wenig belebten Städte Mittelitaliens, deren große Paläste, pompöse Plätze und reich ausgestattete Kirchen noch zeigen, daß sie einst den Glanz des Hoflebens gekannt und sich bis vor wenig Jahren gerühmt, ihren kleinen, darum nicht minder prunkliebenden Fürsten zur Winter- oder Sommerresidenz zu dienen.

Digitized by Google

Dort empfing mich einer jener classisch gebildeten Italiener, wie das schöne Land sie, mit dem attischen Salze des treffendsten Humors gewürzt, dem sprachkundigen Fremden oft an den entlegensten Orten zu seiner angenehmen Ueberraschung entgegenführt. Von einem vornehmen Geistlichen an diesen zur Erreichung meines Zweckes empfohlen, mußte ich in ihm einen Gesinnungsgenossen seines eben so gelehrten als pechschwarzen Freundes vermuthen. Desto befremdender schienen mir des großen Mannes stumme Verneigungen zu dem Lobe, das ich unserm gemeinsamen Bekannten spendete. Erst als ich hinzufügte: „Ich muß jedoch bemerken, daß ich seine religiös-politischen Ansichten nicht theile", kam Leben in die bis dahin artig impassiblen Züge. Ein tiefer, befreiender Athemzug, lauter Freudenruf und lachendes Ergreifen meiner Hand, um sie kräftig zu schütteln, war der unerwartete Lohn meines Freimuthes. „Gottlob", rief der Treffliche, „hatte ich mich doch auf einen eben so schwarzen Besuch gefaßt gemacht, als mein werther, feudaler Jugendfreund es ist! Nun freue ich mich doppelt Ihres Kommens! Nur gleich zu Wagen und morgen gehts von meinem Gute nach Canossa."

Eine circa anderthalbstündige Fahrt in südwestlicher Richtung brachte uns über die erst fruchtreiche, dann mehr kiesige, mit Gehölz bestreute Ebene der Aemilia nach Bibbiano, einem zwischen prächtigen Triften wohlhabend ausgebreiteten Orte. Wir waren in der Heimat des Parmesaner Käses und zugleich am Landhause meines verbindlichen Gastfreundes angelangt. Mit anmuthigen Gruße trat Signor Giambattista Venturis einzige Tochter zum Willkomm aus dem von Rosen umschlungenen Peristyle und empfing uns, von einem Kranze lebendiger Schößlinge umringt, mit jenem Gemische halb ernster und halb schalkhafter Liebenswürdigkeit, wie es meines Wissens den Italienerinnen nur eigen und ihrem Wesen einen besondern Zauber verleiht. Als ich an die Fenster meines mit englischem Comfort ausgestatteten Gastzimmers trat, neigte die Sonne sich glühend hinter den stahlblau gen Süden ziehenden Apeninnen. Dort aber standen (in etwa meilenweiter Entfernung) vier steile Hügel kaum 800 Meter von einander, mit massiven Thürmen gekrönt, nach allen Seiten isolirt, in einer Reihe aus der Ebene auf und schimmerten und glühten im purpurnen Abendlichte. War es doch, als seien durch Zauberei diese vier Burgen aus dem Rahmen eines jener alten Bilder getreten, darauf die Meister sie in den landschaftlichen Hindergründen ihrer biblisch oder legendenhaft belebten Leinwanden als realistische Charakteristik ihrer Zeit mit Vorliebe anzubringen pflegten! Monte Zano, Monte Lucio, Monte Bianello (Abkürzung von Bibbianello, was der eigentliche Name) und Monte Vetro heißt diese konische Vierzahl, von rechts nach links aus der Ebene gerechnet. Sie Alle haben einst Mathilden von Tuskien, der ergebenen Freundin Gregors VII. gehört und, vor den letzten Ausläufern der Apeninnen gelagert (auf dessen wilden Höhen Canossa liegt), eine mächtige Vorhut jenes uneinnehmbaren Castells einst gebildet. Von diesen vier Burgen ist Bianello — durch die Grafen von Canossa späterhin um den Kern von Mathildens Bau erweitert — heute allein noch bewohnbar (im wohlgepflegten Besitze eines Privatmannes aus Parma) und stolz auf das einzige authentische Conterfei jener merkwürdigen Frau. Leider konnte ich dem Drängen meines geistvollen Wegweisers damals nicht nachgeben, mit ihm diese Lieblingsresidenz der großen Gräfin zu besuchen, obschon er mir die Sehnsucht danach mit Schilderung der gut erhaltenen Räume ꝛc. steigerte, darin die muthige Frau ihren päpstlichen Freund vor seinen Feinden geborgen. Nach Bianello hatte sie sich auch im Jahre 1077 von Canossa aus mit dem Papste (in Folge der feierlichen Aussöhnung) verfügt, um den Kaiser, der sich inzwischen nach Reggio begeben, — ohne die peinlichen Reminiscenzen, welche jene Bergveste in ihm erwecken mußte — auf verwandtschaftlichem Fuße nochmals bei sich zu beherbergen und das kaum wieder angeknüpfte Band zwischen ihren beiden erhabenen Gästen im intimeren Verkehre zu festigen. Mühsam nur hat der an Selbstbeherrschung, ja Verstellung durch die schwierigsten Lebenslagen gewöhnte Kaiser sich dort zu bezähmen vermocht, denn nicht vergebens war er inzwischen in Reggio gewesen und dort den zornigen Vorwürfen der lombardischen Großen begegnet, die bisher zu ihm gehalten, die Erniedrigung von Canossa aber als einen Schimpf empfanden, dem kein gekröntes Haupt, geschweige denn ihr eigener Herrscher sich beugen durfte. Auch Guibert von Ravenna (den er später zum Gegenpapst erkor) hatte er dort seiner harrend gefunden und die niederdrückende Gewißheit erlangt, daß er mit dem Opfer seiner kaiserlichen Würde vielleicht seinen Thron gerettet, die ihm in Italien ergebensten Gemüther hingegen jedenfalls bedenklich entfremdet, die ihm in Deutschland feindlichen Mächte aber nur momentan, wenn überhaupt, gewonnen haben mochte. Was Wunder, daß es unter solchen Verhältnissen in Heinrichs stolzem Herzen finster aussah und er zähneknirschend nur auf Rache vorerst an seiner schönen Muhme sann, die ihm zugleich mit ihrer Person die Macht über die päpstlichen Beschlüsse in die Hände spielen sollte? Daß dieser Anschlag, der von Bianello aus, auf einem Ritte nach Parma beim Ueberschiffen der Enza vollzogen werden sollte, durch Verrath mißlang, hat auf Heinrichs erbittertes Gemüth um so aufreizender gewirkt, je größere Vortheile er sich von diesem wichtigen Unterpfande des Friedens in seinen Händen versprochen. In jenen Tagen voll tödtlichen Hasses hielt man gegenseitig jedes Mittel erlaubt, das zum Zwecke führen konnte, woraus sich ergibt: daß lange ehe die Jesuiten diesen tief in der menschlichen Natur begründeten Drang zu ihrem Wahlspruch erhoben, er den Leidenschaften der Sterblichen gedient hat, wie der eherne Griffel der Geschichte es verzeichnet. Kaum aber ist er je kühner von beiden Seiten gehandhabt worden, als in dem welterschütternden Zweikampfe zwischen Heinrich und Gregor.

Dorthin ward von uns am folgenden Morgen aufgebrochen, und so rollten wir auf ebener, gut gehaltener Fahrstraße rasch San Polo, einem südwestlich von Bibbiano gelegenen ansehnlichen Marktflecken zu und kamen damit an die Ufer der Enza, welche voll und frisch aus den Bergen herab in raschem Laufe der Lombardei zufließt. Aus dem entwaldeten, zerklüfteten Hügelland, das den Weg zur Linken begrenzt, rieselt eine Strecke weiter ein Bach in den Fluß. Lucera wird er genannt. Viele in seiner Nähe gefundene römische Alterthümer in gebranntem Thon, Glas und Bronce, sowie Reste römischer Bauten lassen darauf schließen, daß hier das alte Nuceria der Gallia togata gestanden, das Andere südlicher in die Nähe des heutigen Ciano verlegen und seine Etymologie in der Enza suchen, die Plinius Nycia nennt. Dies der einzige archäologische Zwischenfall! — Nach wenigen Minuten theilt der Rio di Vico den Weg von einem Dorfe begrenzt und gleich der Lucera säuberlich überbrückt. Binnen kurzem sind wir am Ziele der Fahrt. Im kleinen Weiler Ciano verlassen wir den Wagen und ersteigen jäh und ermüdend auf dem zerblöckelnden Kalkboden das nach allen Seiten tief durchfurchte, zerspaltene Höhenland. Nach etwa halbstündigem Aufstieg sehen wir mitten in der Landschaft vor uns auf isolirtem Felsen von serpentinartiger Formation, der mindestens hundert Klafter tief, schroff abfällt, einen feudalen Bau nisten. Halb gemauert, halb aus dem lebendigen Felsen gehauen, scheint es mehr Adlerhorst als menschliche Wohnstätte. Und doch lebt sich's in seiner schwindelnden Höhe, mit dem allumfassenden Blick von dem mächtigen Hintergrunde der Apenninen bis zum fernen grünen Flachlande der Aemilia und Lombardei, darauf in weiten Zwischenräumen die Umrisse von Forreggio, Modena, Reggio und Parma hell leuchten, während in der Nähe die Natur sich wild bäumt und senkt, — so schön wie nicht leicht an einem zweiten Orte. Graf Opizzoni, ein piemontesischer Edelmann, durch mehrjährigen diplomatischen Dienst an den Höfen von München und Stuttgart sowohl wie durch seine anmuthige blonde Gemahlin mit den behaglichen Sitten des Nordens vertraut, hat diese Burg seit kurzem an sich gebracht und durch passende Restaurationen wie entsprechende Einrichtung der Gemächer sie zu einem beneidenswerthen Sommersitze geschaffen, dem nur der Reiz der Romantik geblieben mit Versenkung ihrer Schrecken in die Abgründe ringsum, welche kolossale Trümmer des Burgfelsens auf ewig decken. Dies ist Rossena. — Im Gebüsche von Hol-

Digitized by Google

lunder, Feigen und saftigen blätterreichen Bäumen zu seinen Füßen liegt der bescheidene Burgflecken gleichsam ängstlich verborgen, den schützenden Felsen gen Osten umklammernd. Wenige Steinwürfe südlich von Rossena steht dessen Vedette auf schwindelerregendem Vorsprung über der tiefen Schlucht, darin die Ceresoia sich als dritter Nebenfluß der Enza seit San Polo Bahn bricht. Dieser massive, fensterlose Wartthurm, dessen Eingang nur mit Turnkünsten oder Leitern zu erreichen, bildet von seinen Zinnen über alle Klüfte und Höhen der südlichen Vorberge einen ebenso herrlichen Luginsland als er trefflich in seiner strategischen Anlage, denn der Burg gegenüber beherrscht er mit ihr den Saumpfad, der sich zwischen hindurch im Bogen nach Canossa windet. Weit und breit ist die Gegend von den hervorragendsten Punkten mit ähnlichen Vedetten gekrönt, die theils zerfallen, theils in ihrer massiven Structur noch ebenso wohl erhalten wie hier, stets die Vorhut einer Burg verrathen und in diesem Umkreise sich zumeist auf Canossa beziehen. Davon macht Rossena die einzige Ausnahme. Unabhängig von Mathildens Botmäßigkeit, gehörte es von altersher den Correggios aus Parma, einer aus eben dem Grunde wie die meisten Barone Italiens damals gut kaiserlichen Familie, der die deutschen Fürsten zu Parteigängern des Papstes machte: die Erhebung der Sonderinteressen über jene des Landes. Darum hier wie dort der Wunsch nach Schmälerung der herrschenden Gewalt behufs Vergrößerung der eigenen. Erhabenerer politischer Motive vermochte sich in jenen Tagen faustrechtlicher Habsucht keiner der welschen Gegner Gregors zu brüsten. Dadurch eben ragt die gewaltige Gestalt dieses weit blickenden Pontifex so gigantisch über seine Zeit, daß Niemand ihm gewachsen war und er die einzige Persönlichkeit, welche vermöge ihrer ebenso mächtigen Stellung als rücksichtslosen Thatkraft und unerschütterlichen Festigkeit im Dienste der von ihr ergriffenen Sache ihm die Spitze zu bieten vermocht hätte — zu seiner begeistertsten, aufopferndsten Freundin gemacht hat. Was wäre aus Hildebrand ohne Mathilde geworden? Wie viele blutige Kämpfe und traurige Auftritte weniger hätte die Geschichte aber auch ohne die unselige Schenkung dieser blind in den Interessen des Papstthums aufgehenden Frau zu verzeichnen?

Deshalb mag der directe Anblick des in kaiserlich gesinnten Händen befindlichen Rossena, wie Mathilde ihn von den Fenstern von Canossa aus hatte, ihr ein gar schlimmer Dorn im Auge gewesen sein. Aus eben diesem Grunde läßt sich aber auch annehmen, daß Heinrich IV. von den zwei Pfaden, welche von Vico (der Aufstieg von Ciano mündet in den zweiten) nach Canossa führen, ungeachtet des halbkreisförmigen Umweges, den letzteren gewählt, um mit seinem geringem Gefolge, möglichst geschützt vor feindlichen Ueberfällen, sein geächtetes Haupt unangetastet an das Ziel seines bittern Leidensweges zu tragen, den ich mit steigender Ergriffenheit verfolgte, als Canossa bei der nächsten Biegung aus ferner Höhe sichtbar ward. Dort hebt sich eine Felsenkuppe im Osten, majestätisch weit und breit alle Burgen und Thürme, Zinnen und Zacken, Klüfte und Zugänge in der Runde überragend, indeß sie scheinbar mit dem Rücken an den mächtigen Gebirgsstock der Apeninnen lehnt, davon sie in gleicher Entfernung wie im Westen gegen die Ebene die Enza, so dort der reißende Crostolo scheidet. — Ein vom Zahn der Zeit stark angenagter Basteithurm an der Südostseite des abgerundeten Kegelplateaus verkündet weithin das letzte Wahrzeichen von Canossa!

Am Höhenrande entlang in weitem Halbkreise sachte aufwärts ging es in betrachtendem Schweigen, das Niemand unterbrechen mochte, denn mein gelehrter und erlauchter italienischer Gastfreund, dem das Herz warm für das eigene Vaterland schlägt, zu dessen Festigung er mit geholfen, ehrte und verstand, was das Gemüth jedes rechtschaffenen Germanen im Angesichte jener Ruine bewegen mußte. Im Norden, einer öden Bergwand entlang, zieht über dem tiefen Flußbett des Rio di Vico, der, in Folge der barbarischen landesüblichen Entwaldungen fast unwegsam gewordene, abgeschwemmte directeste Saumpfad von Vico nach Canossa. Zwischen jener Schlucht und unserem Hügelrande hat die Natur tumultuarische Orgien gefeiert, um gleich den braunrothen Lavamassen an den Abhängen des Aetna oder Vesuv, nur hier in den sanfteren Tinten von hellem grau- und blaugrünem Thone, zu einem großen zerklüfteten Zeltlager zu erstarren. Wären germanische Völker in diesen Gauen seßhaft, längst hätten sie mit ihrer sagenreichen Phantasie diese spitzen Gebilde zu einem Zeltlager des starren Hildebrand umgedichtet, das mit Mann und Maus von der Vorsehung zu Thon (woraus der Mensch nach der hl. Schrift ja entstanden) gewandelt worden zur gerechten Strafe dafür, daß sie „dem Kaiser nicht gegeben, was des Kaisers". So kamen wir von Rossena binnen etwa einer Stunde an den Fuß von Canossa, dessen weiche Rasenumbettung es von weitem nicht einmal so schroff nach allen Seiten abgeschnitten erscheinen läßt, als es sich in unmittelbarer Nähe zeigt, wo die tiefe Zerklüftung des Bodens sich nach östlich fortsetzt, den grünen sattelartigen Uebergang nur aussparrend, auf dem wir querüber dahin gelangten, wo die erste der damaligen drei Umwallungen angehoben haben mag. Mit einer handvoll Reisigen war die solchermaßen isolirte Veste auf ihren paar Zugängen gegen die größte Uebermacht zu vertheidigen und ist der strategische Blick des Markgrafen Azzo Adalbert (Mathildens Großvater) zu bewundern, mit dem er diese unvergleichlich sichere Lage gegen Mitte des 10. Jahrh. zur Erbauung seines Hauptschlosses gewählt, nachdem Otto der Große ihn mit Tuskien belehnt hatte. Die erste Probe ihrer Vortrefflichkeit sollte sie bald genug liefern, als es der Wittwe Lothars, der schönen Königin Adelheid gelungen war, ihrer Haft am Gardasee entronnen (darin der Lombardenkönig Berengar sie gehalten, um sie in die Ehe mit seinem Sohne Adalbert zu zwingen) Canossa zu erreichen und der Belagerung des wüthenden Berengar so erfolgreich von dort aus zu widerstehen, daß sie im selben Jahre noch (950) sich Otto dem Großen vermählen konnte, wo — wie die fromme Hrothsuitha singt:

„Noch höherer Glanz durch Christi Gnaden auf jenem
Thron ihr wurde zutheil, den einst sie traurig verlassen."

Desgleichen vermochte Gregor VII. sich drei volle Jahre hinter diesen festen Wällen unangefochten gegen seine Feinde zu behaupten und trotzte die Veste ebenso siegreich den siebenjährigen Kriegszufällen, welche bald darauf das Land durch den erneuten Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Kaiser und Papst schwer heimsuchten.

Und als das Castell nach dem verhältnißmäßig kurzen Bestande dreier Jahrhunderte 1255 endlich doch in Feindeshand fiel, so erlag es keinem äußeren Ueberfall, sondern der zwingenden Gewalt des Hungers. Das geschah in der Folge der weitlagernden Heldenthaten seines damaligen Gebieters, des Grafen Bonifazius, darin er sich so weit vermessen — abgesehen der steten Ueberfälle an seinen Grenzmarken dahinziehender Reggianer, unter dem bequemen Vorwande, daß sie die vertriebene Partei der Welfen wieder aufgenommen — sogar einen päpstlichen Zug mit dem persönlichen Eigenthum des Papstes gänzlich auszuplündern, nachdem er zuvor den Mönchen von Canossa schon ihre Kirchengeräthe entführt. Daß Päpste in dieser Beziehung keinen Scherz verstehen, zeigte alsbald das Interdict, womit die Stadt Reggia als Sündenbock für ihren übermüthigen Nachbar belegt wurde, in der schlauen, durch die That bestätigten Aussicht, daß die Reggianer, um sich von dieser Last zu befreien und in Rom einzuschmeicheln, die Züchtigung des widerhaarigen Ghibellinen auf eigene Rechnung unternehmen würden. So faßten sie nothgedrungen den Muth, mit Heeresmacht gen Bonifazius auszuziehen, der, seiner Sache sicher, sie wiederholt trotzig zurückwarf und von seiner thronenden Burg aus ihrer vergeblichen Anstrengungen lachte. Da beschlossen endlich die Belagerer, durch vollständige Umzingelung des Castelles ihm alle Zufuhr abzuschneiden. Dies Mittel wirkte.

Bonifazius ergab sich, vom Hunger überwunden. Triumphirend zogen die Reggianer ein und zerstörten [illegible]

In der Folge soll ein Theil desselben [illegible] den Nachkommen jenes wilden Bonifazius [illegible]

Digitized by Google

wohnt worden sein. Das kann weder von solidem Materiale geschehen, noch von langer Dauer gewesen sein, denn in fragmentarischen Umrissen umspannt die oberste Umwallung nur mehr kaum über die Hälfte der Plattform, die in ihrer Hauptausdehnung von Nord nach Süd einst Hof und Schloß nicht nur, sondern auch noch Kirche und Kloster mit inbegriffen, wie Markgraf Azzo sie als zur Veste gehörig frommen Sinns zugleich mit der Burg erbaut und zwölf Chorherren übergeben hatte. Diese Einrichtung war 1062 von der lothringischen Beatrix und deren Tochter Mathilde dahin abgeändert worden, daß an Stelle der 12 Chorherren sechs Benedictiner traten, deren gelehrter Abt Donizzo als Augenzeuge über jene denkwürdigen Tage des Januars 1077 berichtet, hinzufügend: Canossa sei ihm dazumal durch seine zahlreiche Versammlung vornehmer Gäste ein zweites Rom erschienen. Erstaunten Auges nimmt man den beschränkten Raum wahr und fragt sich: wo diese vornehmen Gäste alle mit ihrem Gefolge untergebracht worden, wenn selbst der Hauptbau noch so hoch gewesen? Es sei denn, daß nur die höchsten Häupter dort bescheiden gewohnt, die übrigen Gäste nebst Gefolge, dieses in Zelten zwischen den Umwallungen campirt, jene aber sich in den Thürmen und Verließen der Außenwerke zu behelfen gesucht hätten. Von den letzteren sind nur mehr in einzelnen Schutthaufen der äußersten Umfassung Bestandtheile zu errathen, die sich mit dem leicht zerbröckelnden Kalkstein der Felsenkuppe schon beinahe unentwirrbar vereint haben. Ein paar armselige Bauernhäuser lehnen, von Sträuchern umgeben, daran. Zutraulich kamen deren Insassen — einfache Hirten mit ihren Weibern und Kindern — herbei, erfreut, in dieser Einsamkeit eine angenehme Abwechslung zu finden, und bestanden darauf, uns den steilen, an manchen Stellen vor lauter Gestrüpp uud abrollenden Steinen fast unwegsamen Pfad hinauf zu geleiten. So erkletterten wir den, mit etlichen Mauertrümmern der zweiten Umwallung stehengebliebenen Thorbogen. Von hier an besserte sich der Weg und nahten wir binnen kurzem dem zerfallenen Eingange zum Schloßhofe. Jetzt war die grüne Schwelle überschritten und meine Füße betraten den Boden, auf dem der unglückselige Kaiser dreimal vierundzwanzig Stunden lang die tiefste Demüthigung erlitten, die je einem Herrscher und in ihm dem ganzen mächtigen Volke geworden, das er in seiner kaiserlichen Person zu vertreten berufen.

Gras und Kräuter, Blumen und Sträucher überwuchern jetzt lieblich versöhnend diese erinnerungsschwere Stätte, welche uns Deutsche durch die Seelenqualen des gemarterten Heinrich nicht nur ingrimmig bewegt, sondern zugleich tief rührt im Gedanken jenes Ideales weiblicher, hingebender Treue, wie es in Heinrichs bei ihm hier ausharrenden, ihn tröstenden Gemahlin, über dies düstere Bild den verklärenden Schimmer selbstloser Hoheit wirft. Von den Gemächern, aus denen der unerbittliche Hildebrand, von Heinrichs flehender Schwägerin Adelheid und den ihm gleich Mathilde meist nahe verwandten Fürsten umringt, sich an dem kläglichen Schauspiele geweidet*), ist nicht ein Stein auf dem andern geblieben. Ueber Berge von Schutt und dornig überranktem Gestein bahnte ich mir einen Weg nach dem verhältnißmäßig besterhaltenen südlichen Theile, wo im zerfallenden Rundthurm ein paar kleine Rundfenster das einstige Burgverließ erkennen lassen. Das Gemäuer ist, wie die meisten Structuren jener Tage, von barbarischer Fügung und unsolidem Gehalte, daher es so rasch verfallen konnte im Vergleiche zu den unerschütterlichen, allen Zeitläufen trotzenden Bauten früherer Jahrhunderte.

Während wir hier rasteten und die unvergleichliche Großartigkeit von Canossas Lage bewunderten, gesellten sich wiederum unsere Hirten zu uns und erzählten, wie die Gräfin Mathilde hier umgehe als böser Geist und manchen Schrecken schon verursacht habe. So wandelt die Volkssage diese gewaltige Persönlichkeit, deren ganzes Leben nur der Verherrlichung und Befestigung der päpstlichen Macht gedient, zum geraden Gegentheil der Heiligkeit, die sie von den Händen der dankbaren Päpste mit Recht hätte beanspruchen dürfen. Statt dessen hat das Papstthum die Hauptgründerin seiner weltlichen Besitzungen mit einem modernen, an einem der rechten Seitenpfeiler der Peterskirche im bescheidenen Schatten lehnenden Monumente von carrarischem Marmor hinlänglich zu ehren gedacht und sie Christinen von Schweden zur nächsten Nachbarin gegeben.

Auf diesen Trümmern aber zog das ganze historische Drama jener Tage nochmals im Geiste an mir vorüber und ich frug mich: wie es möglich, daß ein sonst so überlegener Kopf gleich Hildebrand, dem es an Menschenkenntniß nicht gebrach, den schweren politischen Fehler begehen konnte, seinen kaiserlichen Gegner, dessen Thron damals der erste der Christenheit gewesen, so zum Aeußersten der Selbsterniedrigung zu treiben, daß Heinrichs leidenschaftliche, stolze Natur (die er von altersher genau kennen mußte), dies der Politik gebrachte übermenschliche Opfer nimmermehr seinem Demüthiger würde verzeihen können. Dies hätte Gregor voraussehen und es entweder nicht zu diesem Aeußersten kommen, oder einmal geschehen, Heinrich nimmermehr lebendig aus den Mauern von Canossa entlassen dürfen. Der Triumph war aber zu groß, um ihn nicht langsam auszukosten und selbst Gregors scharfen Geist über dessen Folgen zu blenden. Er wähnte Heinrichs Gemüth endlich gebrochen, zum willfährigen Werkzeuge in seinen Händen geworden! Statt dessen bäumte es sich hoch auf unter den empfangenen Streichen, wie ein edles, über Gebühr gezüchtigtes Roß, das seinen übermüthigen Reiter unter seine Hufe schleudert. Als nothgedrungen Flehender war er nach Canossa gekommen; als Todfeind des Papstes sprengte er aus dessen Thoren von dannen.

Wie Gregor in Folge dessen gegen Heinrichs rachedürstende Heerschaaren bald darauf sich genöthigt sah, Robert Guiscard mit seinen beutegierigen Normannenhorden zu Hülfe zu rufen und gelassen mit ansehen mußte, wie diese ihm sengend und brennend die damals reichsten und schönsten Theile Roms in einen großen Schutthaufen verwandelten, wie er aber nach dieser nutzlosen Barbarei vor den rasend gemachten Römern nach Salerno fliehen mußte, um dort einsam und gebrochenen Herzens in der Verbannung zu sterben — — — ob ihm da nicht der Gedanke doch vorübergehend gekommen: daß jede irdische Macht, sei es auch, daß sie sich himmlischer Vorrechte rühme, wie er es bis zum Höhepunkt seiner Gewalt in den drei culminirenden Tagen von Canossa mit blendendem Erfolge gethan, — ihre Grenzen hat, und wer vermessen darüber hinausgreift, das unerbittliche Schicksal in die Schranken ruft? So ist es am 28. Januar 1077 in jener Bergveste von Canossa geschehen; so hat es sich am 18. Juli 1870 in Rom wiederholt. Wenn der Vatican darauf beharrt, jene erste Jahresfeier im kommenden Januar zu begehen, so feiert er mit der Erinnerung an Canossa nur das eigene Todtenamt. Wir fügen als aufrichtiger Katholik hinzu: Requiescat in pace!

---

*) Gregor schreibt selbst darüber von Canossa am 28. Januar 1077, also den Tag danach datirt, in seiner Epistel an die deutschen Fürsten und Geistlichen wie folgt: „Mit geringem Gefolge kam er, legte vor dem Thore alle Abzeichen seiner königlichen Würde ab und flehte barfuß und in Wolle gekleidet drei Tage lang mit Thränen die päpstliche Gnade nach. Endlich baten Alle, von solchem Schauspiele gerührt, mit Thränen für ihn und wunderten sich ob unserer Herzenshärte, so daß Einige sogar meinten: das sei keine apostolische Strenge mehr, sondern wilde Grausamkeit. Von seiner Zerknirschung und von den Bitten der Umstehenden endlich zu Mitleid gestimmt, entbanden wir ihn von der Excommunication, nahmen wir ihn in den Schoß der Mutterkirche wieder auf, nachdem wir von ihm die Versprechungen erhalten, die ihr unten sehen werdet und die mir bestätigt wurden vom Abte von Clüny, von unsern geliebten Töchtern Mathilde und Adelheid und anderen dazu passenden Fürsten, Bischöfen und Laien."

Digitized by Google

„Verfehlte Liebe."

Roman von Hans Hopfen. 2 Bände. Stuttgart, 1876. Eduard Hallberger.

Es ist eine höchst tragische Geschichte, die Hopfen uns in seinem letzten Romane „Verfehlte Liebe" erzählt. Der Knotenpunkt derselben ist jenes Verbrechen, das in tausenden von französischen und italienischen Lustspielen, Dramen und Romanen behandelt worden ist, an das sich aber deutsche und englische Schriftsteller immer nur ausnahmsweise und mit großer Vorsicht gewagt haben: der Ehebruch. — Hopfen behandelt es von der ernstesten Seite, und sein Werk darf weder ein leichtfertiges, noch ein unmoralisches genannt werden.

Ein 18jähriger Bursche, Gotthold, oder wie er gewöhnlich genannt wird, Bogdan Iwanowitsch, der in Rußland geborene Sohn eines deutschen Kaufmanns, verliebt sich in Kathinka Ossipowna, die Frau des Obersten Semen Dimitriewitsch, eines mächtigen russischen Gutsherrn. Bogdan, der auf der Universität den Spitznamen „Narciß" führt, und von seinem besten Freunde, dem Mediciner Halm, ein Zierpüppchen genannt wird, erscheint als ein harmloser, sentimentaler Schwärmer, der aufrichtig nach dem Höchsten und Edelsten strebt, der aber aus Mangel an ernstem, männlichen Willen der Versuchung, sobald ihm diese verlockend entgegentritt, unterliegt. — Kathinka ist die Tochter der Leibeigenen Warwara, einer unheimlichen alten Hexe, die ihren Mann Ossip vergiftet und sich den Händen des Henkers nur dadurch entzogen, daß sie ihre wunderbar schöne Tochter dem Gutsherrn, Semen Dimitriewitsch, zur Verfügung gestellt hat. Dieser, ein halb civilisirter Barbar, läßt Kathinka, die, als er sie kennen lernt, ein 14jähriges Kind ist, in den besten Schulen Moskaus zur Gesellschaftsdame ausbilden. Die gewissenlose, heißblütige, scharfberechnende Asiatin versteht es, ihrem Gebieter und Wohlthäter eine so starke Liebe einzuflößen, daß dieser sich mit ihr vermählt. Vor den Augen der Welt erscheint sie als eine glückliche und achtbare Hausfrau; aber sie haßt Semen Dimitriewitsch, dem sie sich für das Leben der Mutter verkauft hat; und ohne irgend welche Scrupel wirft sie sich dem deutschen Narciß an die Brust, als der Zufall die beiden jungen Leute auf dem Landgute des Obersten zusammenführt. Sie liebt den Deutschen leidenschaftlich. Sie legt sich selbst nicht sofort Rechenschaft ab, aber als sie Bogdan nach drei Jahren wiedersieht — schöner, schwärmerischer als je —, da bricht das glimmende Feuer in helle Flammen aus. Sie küßt ihn, als sie ihm im Traume ihren Namen aussprechen hört, und sie gesteht ihm am nächsten Tage, daß sie ihn liebe — „denn ich bin das närrische Weib, das Sie überaus lieb hat, o, so lieb, wie es ein Mann kaum begreift ... Haben Sie nicht heute Nacht nach mir gerufen?! Ja, das haben Sie. Und ich hab's auch gehört. Ich konnte nicht schlafen und saß am offnen Fenster. Es klang so seltsam in der Stille zwischen dem Rauschen der Blätter und dem Nachtigallenschlag hindurch. Ich konnte nicht anders, ich lief hinüber. Ihr Rufen zog mich hin unwiderstehlich."

Der sehr verliebte und sehr moralische Bogdan sitzt aufrichtig mit sich selbst zu Gerichte und kommt zu dem Schlusse, daß er Kathinka, die Frau eines Andern, meiden muß, um sich nicht an seiner eigenen Ehre zu versündigen. Er verläßt Rußland und zieht nach Halle, wo er sich mit Halm befreundet und sich in Lorchen, ein echt deutsches Mädchen verliebt. Halm, „der Provisor", und Lorchen sind musterhaft geschildert; aber die ganze Episode in Halle hat mit der eigentlichen Geschichte wenig zu thun und hätte beinahe fortbleiben können. Fast sieht es aus, als ob dieselbe später erst eingeschoben wäre, sei es um den schwachen Bogdan und die wilde Kathinka durch den Vergleich mit dem energischen Halm und dem sanften, reinen Lorchen in einem schärfern Lichte zu zeigen, sei es aus andern, rein äußerlichen Gründen.

Bogdan ist nahe daran, dem deutschen Lorchen eine Liebeserklärung zu machen, als er einen ganz unerwarteten Brief von Kathinka erhält, in dem diese ihm ein Rendezvous in Dresden gibt. Er besinnt sich nicht eine Secunde und verläßt Halle, ohne auch nur daran zu denken, von Lorchen Abschied zu nehmen. — Kathinka ist in Trauerkleidern, als er sie in Dresden wiederfindet. Sie erzählt ihm, Semen Dimitriewitsch sei plötzlich gestorben, und sie sei nun frei und bereit, sich für immer mit Bogdan zu verbinden. — Die Liebenden schwelgen eine lange Woche lang im Genusse vollkommenen Glücks. Dann wird Kathinka plötzlich traurig und gesteht dem Geliebten endlich ein, daß sie ihn getäuscht habe, daß Semen Dimitriewitsch noch lebe, daß sie alsbald nach Rußland zurückkehren müsse, wenn ihre Abwesenheit nicht von dem heimkehrenden Gebieter entdeckt werden solle. — Eine heftige Scene findet statt. Bogdan klagt die Falsche an, ihn gegen seinen Willen zum Verbrecher gemacht zu haben; Kathinka entschuldigt sich mit ihrer Liebe, und schließlich verzeiht Bogdan, wenn auch nicht in Worten, so doch durch die That, indem er das ehebrecherische Weib bis an die russische Grenze zurückbegleitet. — Trostlos irrt er sodann eine Zeit lang in Deutschland umher, bis ihn eine Depesche nach Odessa, an das Sterbelager seines Vaters ruft. Dort trifft er auf's Neue mit Kathinka zusammen.

Am Begräbnißtage überrascht Semen Dimitriewitsch seine Frau, als sie vor Bogdan auf den Knien liegt und ihn anfleht, mit ihr zu entfliehen. Der Russe fordert Bogdan, erscheint jedoch nicht auf dem Kampfplatze, als das Duell stattfinden soll, und wird von Halm, Bogdans Secundanten, auf dem Sterbebette gefunden. Die russischen Aerzte attestiren, Semen Dimitriewitsch sei an einem Gehirnschlage gestorben; Halm dagegen erklärt, der Unglückliche sei vergiftet worden.

Der Verdacht des Verbrechens fällt auf Kathinka. Diese kann jedoch ihre Unschuld auf das Klarste beweisen. Bogdan und die junge Wittwe verlassen darauf Rußland, um sich in Deutschland niederzulassen und sich dort zu vermählen. Auf einer Reise, die die Verlobten in der Schweiz machen, berühren sie eine kleine Stadt, in der, wie ein schwatzhafter Kellner ihnen erzählt, am nächsten Tage die Hinrichtung einer Giftmischerin stattfinden soll, die ihren Mann um's Leben gebracht hat. Der Schreck, mit dem Kathinka diese Nachricht empfängt, erzeugt einen furchtbaren Verdacht bei Bogdan. Er will sich von der Schuld oder Unschuld seiner zukünftigen Frau überzeugen und zwingt sie, die Verurtheilte, die auf dem Wege zum Richtplatze am Hotel vorüberzieht, vom Fenster aus zu sehen. Kathinka kann dieser furchtbaren Probe nicht widerstehen, und verräth sich, zunächst durch ihre Angst und später durch ein offnes Bekenntniß ihrer Schuld. Sie hat aus Liebe für Bogdan ihren Gatten, Semen Dimitriewitsch, am Tage vor dem Duell vergiftet. Meisterhaft ist die Beschreibung der verurtheilten Giftmischerin, deren Anblick Kathinka zum Geständniß der eigenen Schuld zwingt: „Das Gesicht war nicht eben schön zu nennen oder doch zu sehr verhärmt, um noch den Gedanken an Schönheit aufkommen zu lassen. Schlichtes blondes Haar hing an den blassen Wangen nieder. Nur die Augen schienen größer, als sonst bei Lebenden ... Diese Augen sahen aus, als ob sie sich blaß geweint hätten vor Jammer und Zerknirschung; und doch war eine Tiefe, ein Glanz, eine überweltliche Macht in diesen großen Blicken, als hätte die furchtbare Ewigkeit schon in diesen Spiegel geschaut und einen Strahl aus ihren unermeßlichen Abgründen darin zurückgelassen."

Nachdem Bogdan sich davon überzeugt hat, daß die Geliebte seines Herzens eine Mörderin ist, beschließt er, sich mit ihr zu tödten. Kathinka geht darauf ein; aber während Bogdan seine letzten Bestimmungen trifft, entflieht sie aus dem Hotel unter Hinterlassung eines Briefes, in dem sie Bogdan auffleht, zu leben, und ferner sagt, daß sie, als die einzig Schuldige, allein sterben wolle. — Bogdan eilt ihr verzweifelt nach und findet an den Ufern des nahen Rheines Spuren der Unglücklichen, die zunächst keinen Zweifel mehr bei ihm lassen, daß sie sich ertränkt habe. Die eifrigsten Nachforschungen nach der Leiche bleiben jedoch erfolglos, und mit der Zeit nistet sich in Bogdans Brust der Verdacht ein, daß Kathinka, die so oft die Unwahrheit

Digitized by Google

gesagt, ihn auch diesmal schändlich belogen habe, um ihr erbärmliches Dasein in dunkler Verborgenheit zu enden. — Bogdans Tod erfahren wir durch Lorchen, die schließlich noch den Professor Halm geheirathet hat. Ihre Andeutungen lassen vermuthen, daß Bogdan Kathinka nicht lange überlebt hat und aus Gram und Scham über das schändliche geliebte Weib gestorben ist. Die Ungewißheit über das Ende von Kathinkas Schicksal ist eine befriedigende. Jedenfalls weiß jedoch der Leser, daß sie, ob lebend oder todt, hart bestraft ist. Der strengste Moralist hat gegen den Schluß nichts Erhebliches einzuwenden.

Hopfens Helden und Heldinnen, so wenig sympathisch dieselben in ihrer Mehrzahl auch sein mögen, sind mit großer Kunst gezeichnet. Es sind weder Automaten, noch unnatürliche Erzeugnisse dichterischer Einbildungskraft, sondern wirkliche Menschen, die in ihrer Güte, Schwäche und Scheußlichkeit menschlich logisch handeln und vollkommen verständlich bleiben. Sie treten deutlich, lebhaft aus dem dunkeln Hintergrunde hervor, auf den Hopfen sie mit fester Hand hingeworfen hat. „Verfehlte Liebe" hat ferner das sehr große Verdienst, das eben nur von phantasiearmen Autoren als ein Verdienst zweiter Classe bezeichnet wird: ein spannender Roman zu sein. Fesselnde, dramatische Situationen drängen sich in demselben, und die schöpferische Kraft Hopfens hat sich auch hier wieder im vollsten Maße bewährt. — Auch über die Darstellung, den Stil, das Technische läßt sich viel Lobendes sagen, ohne daß jedoch die Anerkennung, von diesem Gesichtspunkte aus, ohne Rückhalt sein dürfte. Hopfen hat viel heftige, reiche, schöne Farben auf seiner Palette, aber er trägt sie häufig gar zu stark auf. Sein Stil hat Eigenthümlichkeiten, die nicht mit Unrecht Anstoß erregen. Es ist möglich, daß dieselben an vielen Stellen absichtlich sind; dies verhindert nicht, daß sie hie und da affectirt erscheinen. — So hat Hopfen z. B. eine große Vorliebe für Interjectionen. Halm und Kathinka sind selten als sprechend eingeführt, ohne daß sich in ihrer Rede zahlreiche: „Ei, Ach, J, O, Ja, Na, Bah!" vorfinden. Es ist ganz richtig, daß viele lebhafte Menschen die Gewohnheit haben, ihre Rede mit derartigen Ausrufen zu würzen. In der Schriftsprache macht dies einen unangenehmen Eindruck; und je mehr Effect man erzielen will, desto sparsamer sollte man damit sein.

Diminutive und Schmeichelworte der außerordentlichsten Art wendet Hopfen so häufig an, daß selbst der wohlwollendste Leser darüber ungeduldig wird. So spricht z. B. der alte Kosack Cyrill in folgender Weise: „Gibt es ein süßeres Kindchen als Wolodja, mein Zuckerpüppchen, mein Augäpfelchen, mein Lebkuchenmännlein? . . . . O, du mein süßes Väterchen, mein gebenedeiter Wohlthäter, du mein Paradiesvogel, mein goldener Rosenkranz . . ." Die Worte „Väterchen, Brüderchen, Mütterchen" kommen wohl hundert Male in Hopfens Buche vor. — Nun bin ich zwar nicht in der Lage zu beurtheilen, ob die Kosacken wirklich so sprechen, wie der alte Cyrill in „Verfehlte Liebe"; aber angenommen, daß Hopfen wahrheitsgetreu gezeichnet habe, so ist seine Schreibweise bei dieser Gelegenheit doch ebenso störend, wie wenn er in dem sorgfältig geschriebenen Romane ungebildete Menschen vorgestellt hätte, die uns durch lange Reden in falschem Deutsch unterhalten sollten. Ein Schriftsteller von Hopfens Werth sollte andere Mittel finden, als das von ihm angewandte, um einen uns fremdartigen Menschen lebendig und interessant zu zeichnen. „Goldner Rosenkranz, Augäpfelchen, Paradiesvogel" ꝛc. laß ich mir zur Noth in Kleists halb wahnsinnigen, letzten Briefen gefallen. Im Munde des Kosacken Cyrill mißfallen sie mir.

Neben diesen augenscheinlich beabsichtigten Eigenthümlichkeiten Hopfens sind noch andere anzuführen, die ihren Ursprung in dem Geburtsorte oder in der Erziehung des Dichters haben dürften. In Norddeutschland würde man nicht schreiben: „Die Glöcklein verbimmelten" — „sie futschelte mir vor der Nase herum" — „Ich sage Ihnen gute Mär" (für „guten Tag") — „ein hbriges Leben" — „die linke Stirn" — „der Unname" (für Beiname) — „Mir schlug das Herz am Mieder wund" — „lauschige Nächte" — „ein vertrackter Knecht" u. s. w. u. s. w. — Endlich ist mir der Mißbrauch aufgefallen, den Hopfen mit dem Worte „knirschen" treibt. Es ist ein gut deutsches Wort, aber Hopfen wendet es zu oft an. Auf drei hintereinander folgenden Seiten des 1. Bandes (237—239) finde ich es dreimal: „leise knirschenden Wasser" — „das Boot knirschte in den Sand" — „Sie bat, sie knirschte, sie rief" — und auf jeden 20 bis 30 Seiten liest man es sicherlich einmal. Eine solche Vorliebe für ein ganz besonderes hartes Wort kann bei einem sorgfältigen Schriftsteller wie Hopfen nicht zufällig sein; sie ist aber wahrscheinlich auch nicht absichtlich; sie ist natürlich und charakteristisch und zeigt, daß der Autor das Harte, Zermalmende, Knirschende besser und deutlicher hört, als sanftere, beruhigendere, angenehme Laute.

— „Alles dies sind Kleinigkeiten. Es ist pedantisch, solche Sachen an einer großen Arbeit zu tadeln."

Nein, es ist nicht pedantisch. Desto besser für Hopfen, wenn der aufmerksame Leser nur Kleinigkeiten an seinem Werke zu tadeln findet, und ein Grund mehr, diese Kleinigkeiten, wenn sie ungefällig erscheinen, als solche zu rügen.

M. L.

Sleswig-Holsteener Buerngeschichen.

Bun Angelius Beuthien. Klaas Hinnerk. Ehrs Band. 1876.

Je reichhaltiger unsere deutsche Literatur durch eine Unzahl von Schriftstellern beiderlei Geschlechtes vertreten ist, desto mehr läuft sie Gefahr, ihren Grundzug und ihre Grundbestimmung zu verlieren, die nämlich, sich als schriftliches Denkmal unserer deutschen geistigen Bildung und Entwickelung aufzustellen, und ein wahres und natürliches Bild unserer Cultur zu geben. Unser durch die zahllosen Romane, Novellen, Possen und Schauerspiele u. s. w. übersättigtes Lese- und Theaterpublicum kann nur noch durch „Spannung" auf Kosten der deutschen Nerven und guten Sitte aus der Erschöpfung gerissen werden, um zeitweilig sich aufregen zu lassen und dann noch ermatteter als zuvor zurückzusinken. Unsere deutschen Verleger concurriren mit einander mehr in der Speculation auf die Nerven als auf das Herz und den Verstand des Publicums und haben jeder ein Corps dressirter Schriftsteller mit und ohne Talent zur Hand, deren wahre Natur- und Culturgeschichte ein sehr bedeutsames Supplement zu Hackländers „Europäisches Sklavenleben" liefern würde.

Desto erfreulicher und wahrhaft herzerquickend ist es, wenn ein Talent vom entschiedensten Beruf, wie Angelius Beuthien, frank und frei, ohne Verleger und Verlegenheit, völlig neu und unerwartet vor das Publicum tritt und mit ganzer Frische und Wahrheit, mit warmer rührender Innigkeit und wieder mit dem prächtigsten Humor eine Reihe von Bildern mitten aus dem Leben und Walten des urkräftigen, biedern deutschen Volksstammes der Schleswig-Holsteiner uns vor Augen stellt, die jedes Gemüth ergreifen und erheben und somit die wundervolle Ausgleichung zwischen dem Ernst und der heitern Seite des Lebens herbeiführen, die wir als Kern und Stern aller rechten Volkslectüre erkennen.

Den „Buerngeschichen" Beuthiens liegt angeblich eine wahre Begebenheit zu Grunde, was den eigentlichen Roman des „Klaas Hinnerk" betrifft. Die Geschichte ist, so weit der vorliegende erste Theil reicht, einfach die, daß Klaas Hinnerk vom Drange in die Fremde sich aus dem väterlichen Hause weggezogen fühlt, nach Beseitigung der entgegenstehenden Bedenken und Schwierigkeiten sich auf die Reise macht und bei dem Landmann Reimers nahe bei Wismar Unterkunft findet, um dort die Mecklenburgische Landwirthschaft kennen zu lernen. Aus diesem kurzen schlichten Gange der Geschichte des Helden ahnt man schwerlich den ungemein reichen und bunten Wechsel von Bildern, von denen eins das andere drängt und bald den Leser tief ergreift, bald zur hellsten Heiterkeit hinreißt. In letzterer Beziehung ist besonders

Digitized by Google

das dritte Capitel (S. 44), der Besuch beim Schwager Draht in Schwiesow und vor Allem die köstliche L'hombrepartie mit den wundervoll trocknen Witzen und Bemerkungen wahrhaft classisch und kann sich kühn mit jedem humoristischen Capitel des genialen Fritz Reuter messen. Von gleich gelungenem und eben so wahrem wie echtem Humor ist die Schilderung der Eifersucht zwischen der Maierin, der Stubenmagd und der Lehrmamsell Petersen bei dem Mecklenburger Landwirth Reimers, welche alle drei Wohlgefallen an dem schmucken Holsteiner gefunden haben, und von denen Mamsell Petersen (S. 180) die „Maiersche" in wundervoller Weise mit dem Kraut im Waschbecken des Holsteiners abfertigt.

Doch ist es unmöglich, auf die überaus reich wechselnden Bilder einzeln aufmerksam zu machen. Die Bilder sind so wahr, der Gang und Wechsel so ungesucht und natürlich, daß man sich mitten in das Leben und Treiben des prächtigen Holsteiner Volkes hineinversetzt fühlt und das Behagen nur mit der Begierde nach dem zweiten und dritten Bande, die noch ausstehen, vertauscht. Wir haben nur die Pflicht, auf das neu und völlig unerwartet hervorgetretene Talent mit seiner entschieden bedeutenden Begabung aufmerksam zu machen, und den Ankömmling auf dem heiklen Boden der deutschen Literatur willkommen zu heißen.

In der Schreibung ist uns die originelle Ausgleichung des phonetischen Elementes mit dem grammatischen aufgefallen. Der Verfasser schreibt „sengn" wo anderwärts „seggen" (sagen) ausgesprochen und geschrieben wird, ebenso (S. 173 Z. 13 v. o.) „Rüngn" für „Rüggen" oder sogar „Rüg" oder „Rüch" (Rücken) u. s. w. Indessen ist die vom Verfasser gewählte Schreibung dem topischen phonetischen Elemente durchaus entsprechend, wie jeder Holsteiner zugeben wird. Dabei erscheint die für den ersten Anblick auffällige ganze oder theilweise Sperrung einzelner Wörter als ein Hülfsmittel für den minder geübten Leser plattdeutscher Drucke, durch Betonung die logische Bedeutung des Wortes sogleich und richtig zu erkennen.

Schließlich können wir uns auch bei diesem neu auftretenden Talente, das wiederum die Berechtigung der plattdeutschen Mundart als wichtigen Theil unserer deutschen Nationalliteratur documentirt, der Frage nicht entschlagen, warum denn nicht einer unserer sonst so unternehmungslustigen deutschen Verleger es unternimmt, ein plattdeutsches belletristisches Blatt — mit oder ohne Illustrationen — herauszugeben. An berufenen Talenten, wie z. B. Johannes Meyer, Piening u. s. w., fehlt es doch wahrlich nicht. Dem Volke wäre das Unternehmen sicher sehr willkommen.

F. Ch. W. Avé-Lallemant.

Aus der Hauptstadt.

Die neuen Stücke am königlichen Schauspielhause.

II.

„Rose und Distel", Schauspiel in einem Act von Herman von Schmid. „Die Augen der Liebe", Lustspiel in 3 Acten von Wilhelmine von Hillern.

Die großen historischen Ereignisse und Persönlichkeiten sehen, wenn man sie uns hinter der erleuchteten Rampe vorführt, gewöhnlich ganz anders aus, als sie sich unsere Phantasie nach den Darstellungen der Geschichtsschreiber gebildet hatte. Wenn der Dichter, der uns diese Größen zeigt, nicht gerade ein erstes dramatisches Genie ist, wenn er nicht gerade Shakespeare oder Schiller oder Goethe heißt, so bleibt uns eine gewisse Enttäuschung nur selten erspart. Es nimmt sich Alles das, was uns so großartig dünkte, auf der Bühne gar so bescheiden, fast kleinlich aus! Wie fein und interessant ist in der Geschichte z. B. das Spiel Cromwells mit der Königswürde, nach der er im Geheimen mit aller Leidenschaft trachtet, die er aber öffentlich als seinen schlichten Neigungen zuwider bezeichnet; wie er da die Agenten, die ihm diese höchste Gewalt zusichern wollen, durch seine wohlberechnete Ruhe ermuthigt und bis zu dem Augenblick gewähren läßt, da er merkt, daß er auf einen unerwarteten Widerstand stößt; wie er gleichzeitig vortreibt und zurückdämmt, und wie er es durch seine Klugheit dahin bringt, daß er schließlich in den Augen des Landes großmüthig zu verzichten scheint auf das, was er in Wahrheit nicht erlangen zu können sich wohl bewußt ist. Der historische Bericht über diese Bewegungen und Gegenbewegungen und dies verzwickte und schlaue diplomatische Doppelspiel liest sich wie der spannendste Roman. Auch in dieser Episode seines Lebens tritt uns der mächtige Protector in seiner gewaltigen, wenn auch nicht immer ganz sympathischen Größe entgegen.

Auf der Bühne? —

Da läutert sich der große Ehrgeiz in einigen sauber geschriebenen Monologen, da schrumpft die politische Riesengestalt zu einem biedern Hausvater zusammen, der all' seine ehrgeizigen Pläne begräbt und die höchstfliegenden Hoffnungen in den Käfig sperrt, um seiner Tochter eine kleine Freude zu bereiten; da wird die Frage über Annahme oder Ablehnung der Königskrone etwa behandelt, wie die: „Ob ich heute noch ausgehe, oder nicht?"

Man begreift auch nicht, wie ein Cromwell, dessen Gehirn die gewichtigsten Fragen des Staates ohne Unterlaß verarbeitet, Zeit findet zu so vielen unbedeutenden Dingen, Zeit findet, sich in ein längeres Gespräch mit einem angezechten Cornet einzulassen. Will er sich über die Stimmung des Heeres unterrichten? Dann hat er doch ohne Zweifel untrüglichere und bessere Mittel zur Hand. Es ist auch noch manches Andere an diesem Cromwell nicht recht wahrscheinlich. Herman von Schmid läßt den Protector mit den Stuarts unterhandeln. Cromwell strebt hier eine Verbindung zwischen seiner Tochter und dem jungen Karl Stuart an. Auf diesen Antrag wird die Antwort in einem versiegelten Schreiben erwartet, das im Falle der Annahme des Cromwell'schen Vorschlags die Worte „Rose und Distel" enthalten, im Falle der Ablehnung aber unbeschrieben sein soll. Cromwell ist in fieberhafter Erregung. Er erwartet jeden Augenblick diesen entscheidenden Brief. Endlich kommt das heiß ersehnte Schreiben. „Ich habe dich erwartet, wie Noah die Taube!" ruft er aus. Man sollte glauben, daß er nichts Eiligeres zu thun habe, als den Brief zu erbrechen. Gott bewahre. Er steckt ihn erst in die Tasche, behält ihn dann in der Hand und läßt sich darauf in einer längeren Rede über die Bedeutung des Blattes Papier aus, das seine vor Aufregung zitternde Hand hält. Dann erst wird der Brief erbrochen, der die Weigerung der Stuarts, mit Cromwell zu unterhandeln, constatirt. Diese Zögerung ist in diesem Augenblick ganz unwahrscheinlich. Ich glaube nicht, daß Noah die Taube erst Stunden lang um die Arche hat flattern lassen, bevor er sich überzeugt, ob sie ein grünes Blatt im Schnabel trage oder nicht.

Daß die Arbeit eines so tüchtigen und mit Recht beliebten Schriftstellers auch reelle Vorzüge hat, bedarf kaum der Erwähnung. Schmid hat es verstanden, dem Charakterdarsteller eine sehr dankbare Aufgabe zuzuweisen, und schon deshalb wird sich dies Stück voraussichtlich Bahn brechen und bei besonderen Anlässen, bei Gastspielen bedeutender Charakterspieler ꝛc. gelegentlich immer wieder aufgenommen werden. Unser Darsteller bewältigte trotz sichtbaren Eifers, der rühmend anerkannt werden soll, die Partie nicht vollkommen. Es machte sich zwischen der alten Maske und dem jugendlichen Spiel ein gewisser Widerspruch geltend. Daß sich der jugendliche Künstler an einem Erfahreneren, Aelteren bildet, soll ihm sicherlich nicht zum Vorwurf gemacht werden. Leider prägen sich die Unarten der Vorbilder leichter ein als die Eigenarten. Unser Künstler ist noch jung, er ist entwicklungsfähig und bei seinem unzweifelhaften Talent ist die Hoffnung, daß an ihm unsere Bühne eine tüchtige Kraft gewinnen wird, berechtigt; er muß und wird noch an sich arbeiten. Die verschieden Register seines Organs müssen z. B. noch mehr ausgeglichen werden; hört man ihn auf der Bühne, ohne ihn zu sehen, so wirkt seine Rede bisweilen wie der Dialog zwischen zwei Schauspielern.

Auch der Erfolg des andern Stückes, „die Augen der Liebe" von Wilhelmine von Hillern, ist vornehmlich der zwar nicht umfangreichen aber für ein naives Talent recht ergiebigen Rolle der Gräfin Fifi zuzuschreiben. Frau von Hillern führt uns in eine eminent aristokratische Gesellschaft; der bescheidenste Titel, den die auftretenden Personen führen, ist der des Barons und eine ganz kleine Rolle wird mit dem Prädicat Excellenz geschmückt, das allerdings auch deren einzigen Schmuck bildet. Etwas weniger vornehm hätt's am Ende auch gethan! Einigen Personen hätte

Digitized by Google

füglich nicht blos der Titel, sondern auch der Lebensfaden abgeschnitten werden können; sie sind für die Handlung ganz entbehrlich.

Wie schon in ihrem vortrefflichen Roman „Aus eigner Kraft" rückt die begabte Schriftstellerin auch hier die körperlichen Eigenschaften ihrer Individuen in den Vordergrund der Handlung. Der eine junge Mann muß recht häßlich, der andere muß bildschön sein. Für die Bühne sind solche Forderungen nicht ganz gefahrlos.

Comtesse Priska, die jedenfalls „Donna Diana" recht oft gesehen hat, behauptet, sich nur für schöne Männer interessiren zu können und hat bisher dem Husarenofficier Maroly, der allerdings sehr hübsch ist, aber auch nichts weiter, einen Verkehr gestattet, welcher von der Gesellschaft stillschweigend wie der zwischen Braut und Bräutigam aufgefaßt wird. Officiell ist die Verlobung nicht, aber alle Welt und auch die Betheiligten betrachten sie wenigstens als officiös. Da kommt nun noch ein anderer Graf an, der sogar zwei Namen führt, Graf Brunneck-Hardenheim — welcher Luxus in Namen! andere Dichter sind froh, wenn sie einen ungefähr passenden gefunden haben —; dieser Graf Brunneck ist sehr häßlich, aber gerade deshalb setzt er es sich in den Kopf, Comtesse Priska von ihrem Vorurtheil gegen häßliche Männer zu heilen und sie in sich verliebt zu machen. Nach der ersten Scene ist man überzeugt, daß ihm dies auch gelingen wird, denn der Häßliche wird uns als ungewöhnlich interessant gerühmt. Auf das Moment der Spannung verzichtet die Schriftstellerin ganz und gar. Um Comtesse Priska zu Gemüth zu führen, daß es um die Liebe für das rein Aeußerliche doch etwas schlecht bestellt sei, verabreden die beiden Männer, der Husarenlieutenant und der interessante, aber häßliche Graf, einen recht gewagten Scherz. Es wird zwischen den Beiden ein künstlicher Streit abgekartet, dem sich ein Scheinduell mit einer Scheinverwundnng anschließen soll. Der hübsche Graf soll von dem häßlichen vorgeblich verunstaltet werden. Ursprünglich hatte die Verfasserin sogar gewünscht, daß man die Damen glauben machen solle, es wäre dem Hübschen die Nase abgehauen. Das ist uns indessen erspart geblieben; er hat jetzt blos eine schwarze Binde über das Gesicht gebunden, und die Damen können sich denken, was sie wollen. Es kommt nun noch ein retardirendes Element dadurch hinein, daß Priska für den Unglücklichen Mitleid empfindet und sich, während sie den häßlichen Grafen schon von ganzer Seele liebt, nun für moralisch gebunden erachtet, den verunstalteten Schönen doch zu heirathen. Das dauert natürlich nicht lange, der Husarenofficier nimmt rechtzeitig die Binde ab; und da er solchergestalt wieder schön ist, kann Priska ihn ohne Gewissensbisse verlassen, um sich in die Arme des Häßlichen zu werfen, während die kleine Fifi sich mit dem Hübschen, dem sie in seinem Unglück ihre Liebe für ihn gestanden hat, verbindet.

Die amüsanteste Scene ist die am Schluß des zweiten Actes, der verabredete Streit. Der häßliche Graf spielt seine Rolle so vortrefflich, daß der hübsche aus der seinigen fällt, die Grobheiten, die ihm gesagt werden, wirklich übel nimmt und im Begriff steht, aus dem Scherze Ernst zu machen. Das ist eine ganz reizende komische Scene, die bei der Aufführung den vollsten Erfolg der Heiterkeit errang. Was Frau Niemann-Raabe aus der kleinen Rolle der Fifi macht, ist ganz wunderbar! Ein niedlicheres keines Mädchen ist wohl kaum jemals auf der Bühne gewesen. Ueberhaupt war die Darstellung auf der Hofbühne eine musterhafte, eine der vorzüglichsten, die wir seit langer Zeit gesehen haben. Fräulein Keßler, die Herren Liedtke und Dehnicke leisteten durchweg Vorzügliches. Den andern vortrefflichen Künstlern war die Gelegenheit hervorzutreten durch die Verfasserin benommen.

Weshalb das Stück „die Augen der Liebe" heißt? Weil die Liebe nicht blind ist, wie das Sprüchwort behauptet, sondern weil ihre Augen nur das Schöne sehen, wie Priska sagt.

So ähnlich hat es auch im „Misanthrop" Molière schon gesagt:

„Die Leidenschaft wird nie zu tadeln finden,
An der Geliebten scheint ihr Alles hold;
Ja selbst die Mängel werden Tugenden,
Und alle stellt sie in das schönste Licht. . . .
So wird ein übermäßig Liebender
Die Fehler selbst an der Geliebten lieben;"

— und vor Molière schon Lucrez, Horaz und viele Andere.

Paul Lindau.

Von der Musiksaison.

Die außerordentliche Rührigkeit, welche sich auf dem Felde der schaffenden Tonkunst in den letzten Jahren entwickelt, kann einem wahren Kunstfreunde Freude machen, wenn er auch manches Mittelmäßige mit in den Kauf nehmen muß, bevor ein echtes Kunstwerk geboten wird. Denn besser, kunstfreundlicher ist es jedenfalls, keine zu hohen Ansprüche zu stellen, sich des Guten zu erfreuen, selbst wenn es im geringeren als wünschenswerthen Maße erscheint, um die jungen Künstler aufzumuntern, als durch die bequeme ausschließliche Verehrung der großen verstorbenen Meister, oder durch die Parteinahme für die eine oder andere lebende bereits accreditirte Berühmtheit, sie zu entmuthigen.

Aber eben der hier angedeutete kunstfreundliche Standpunkt legt dem unparteiischen, unabhängigen Beurtheiler die Pflicht auf, laute und entschiedene Verwahrung einzulegen, wenn lebende berühmte Künstler auf ihren Ruhm hin jedes Erzeugniß schwacher Stunden ohne alle Selbstkritik sofort in die Welt senden, und wenn diese Werke von ihren unbedingten Anhängern, die sonst gegen andere Componisten sich sehr exclusiv verhalten, als ganz besondere Erscheinungen dem Publicum vorgeführt werden. In dem zweiten Quartettabende von Joachim und Genossen kam ein „Manuscript"-Quartett von Brahms zur Aufführung, das, wenn es einen anderen Namen trüge, höchst wahrscheinlich nicht vom Leiter des Quartetts vorgeführt, und ganz bestimmt nicht vom Publicum und der Kritik anders denn als ein mißlungenes Werk betrachtet worden wäre. Der Verfasser dieser Besprechung — ein sehr warmer Verehrer Brahms von früherer Zeit, als noch keine Brahmsgemeinde in Berlin existirte — lauschte vergebens, um zehn Takte zu vernehmen, die ihn den Componisten des B-dur-Sextettes, des A-moll-Quartettes, des Trios für Piano, Violine und Waldhorn erkennen ließen, einen Satz zu vernehmen, der aus frischer Schaffensquelle entsprungen sei und nicht die Spuren grübelnder Mattigkeit an sich trüge — vergebens! Selbstverständlich wird es Leute geben, die auch dieses Quartett schön, oder doch wenigstens „edel concipirt", „innerlich" und wie all' die Umschreibungen heißen, finden! Und warum nicht? Die Wolzogens sind nicht allein im Lager der Zukunftsmusiker zu finden! Doch genug für heute! Gedenken wir noch des Quintettes von Schubert, das Joachim mit seinen Künstlern am selben Abend gespielt, und womit er wieder alle Herzen gewonnen hat! Im dritten Abende führte der Meister ein Quartett von Herrn v. Herzogenberg vor, einem Componisten, der hier noch fast unbekannt, in Leipzig und den mit dieser Stadt in Beziehung stehenden Kreisen sich eines guten Rufes erfreut, und in diesem Werke (op. 18) eine sehr achtenswerthe Begabung zeigt. Die Hauptthemata, besonders die des ersten Satzes, sind originell, recht warm und melodisch flüssig; hätte der Künstler bei der Durchführung eine knappere und klarere Form gewählt, so würde diese den Erfolg bedeutend erhöht haben. Und daß er die festen Formen handhaben kann, bewies das Fugato zu Anfang des letzten Satzes. Hoffentlich begegnen wir dem Componisten bald wieder; vielleicht findet er einmal eine recht heitere Stimmung des Schaffens; die in diesem Quartette und gerade im interessanten ersten Satze vorherrschende, ist eine schmerzlich düstere.

Die letzten Wochen brachten noch mehrere neue oder doch wenigstens hier noch nicht gehörte Compositionen von Saint-Saëns: ein Violinconcertstück, ein Concert für Clavier, und einen Marche Triomphale. Der französische Componist hat erst in den letzten zwei Jahren hier einen Ruf erworben, ist aber in der musikalischen Welt schon seit längerer Zeit hochgeachtet als ein universell gebildeter, höchst interessanter Künstler. Er spielt Clavier und Orgel mit gleich ausgezeichneter Technik und Sicherheit und leistet fast Erstaunliches im a vista Lesen der schwersten Partituren, und im Transponiren der verwickeltsten harmonischen Sätze (es ward mir von höchst glaubwürdiger Seite versichert, er habe einmal „Tristan und Isolde" vom Blatte transponirt). Als Componist ist er in seiner Art eine Erscheinung. Ohne eigentliche Unmittelbarkeit des Schaffens, ohne frappante Gedanken, ohne besondere hervortretende Melodik, weiß er doch meistens den Zuhörer so zu fesseln, daß dieser immer gespannt auf das achtet, was er eben vernimmt, und über dem Interesse an der außerordentlich geistreichen Form fast ganz vergißt, an den Inhalt zu denken. Ich möchte Saint-Saëns mit einem Autor vergleichen, der eigentlich nicht viel Neues sagt, aber Alles, was er sagt, in einem so meisterhaft flüssigen Stile und mit so geistreichen Wendungen vorbringt,

Digitized by Google

daß man ihm immer mit Interesse folgt. Er ist ein vollendeter Meister des Satzes, der orchestralen Technik und der Klangfärbung, er weiß jedem Instrumente besondere Effecte abzugewinnen, und die Themen in so vielfältiger Gestaltung, in so eigenthümlichem Wechsel von Licht und Schatten erscheinen zu lassen, daß man wohl sagen kann, er hat sich seine eigene musikalische Ausdrucksweise geschaffen. Dabei ist diese immer klar, durchsichtig, präcise und geschmackvoll, niemals wird sie matt, ordinär oder langweilig; hierin ist er ganz Franzose, während in der Behandlung der Motive, in der Harmonisirung und Instrumentation er ganz und gar auf deutschen Vorbildern fußt. Frisch und rüstig beginnt sein Concertstück für Violine und bleibt in dieser Stimmung bis zur letzten Note. Das erste Motiv ist markig und eigenthümlich, das zweite Thema dagegen nicht hervorragend; aber wie ich schon oben bemerkt habe, es geht Alles recht frisch vorwärts, und das Formelle ist vortrefflich. Das Concert für Clavier ist eigentlich mehr ein Phantasiestück in drei Theilen: es beginnt mit einem Andante sostenuto, das zwar zwei Themen und Mittelpassagen enthält, sich aber in vollkommen freier und improvisationsartiger Form bewegt. Die Clavierparthie ist sehr schwer, aber durchweg sehr interessant. Dem Andante folgt ein ganz reizendes Scherzo. Obwohl die Elfentanz-Reminiscenzen nachgerade an Wirksamkeit verlieren, so wird eine so künstlerisch gemachte, wie die hier besprochene, immer Anklang finden. Den Schluß des Concertes bildet ein tarantellaartiges Presto, das ganz die Vorzüge der vorhergehenden Sätze theilt. — Der „Triumphmarsch", den Herr Bilse zuerst vorführte, kann mit den eben genannten Werken nicht verglichen werden; er steht auf bedeutend tieferer Stufe, obwohl auch er den vortrefflichen Coloristen und sorgfältig feilenden geschmackvollen Künstler erkennen läßt. Als solcher wird Saint-Saëns überall anerkannt werden und Aufmerksamkeit erregen; ob seine Erfindung sich steigern wird, das muß die Folge lehren. Freuen wir uns einstweilen dessen, was er bis jetzt geleistet hat. Das Violinconcert wurde von Herrn Hellmich (in seinem mit Herrn Nicodé gemeinschaftlich veranstalteten Montagsconcerte) mit Sicherheit und Feuer gespielt. Das Clavierconcert brachte Fräulein Clara Hahn aus Breslau in dem Brenner'schen Reichshallenconcerte mit großem wohlverdienten Erfolge zu Gehör. Die junge Dame besitzt eine überraschende Technik — und es will etwas besagen, wenn heutzutage eine Technik überhaupt noch überrascht — und sehr tüchtige musikalische Bildung; das bewies ihr klarer und richtiger Vortrag des Concertes, das viele Schwierigkeiten in Rhythmik und Stimmführung bietet. Namentlich der erste Satz verlangt große Taktfestigkeit und Energie der Auffassung. Fräulein Hahn bekundete neben all' diesen lobenswerthen Eigenschaften auch starkes Gedächtniß, indem sie das Concert ohne Noten frei und sicher vortrug.

In einem Reichshallenconcert kam auch die neue Symphonie von Goldmark „Ländliche Hochzeit" zur Aufführung. Der Componist, der in Wien lebt, ist ein sehr talentvoller Mann, dessen Ouvertüre „Sakuntala" vor Jahren allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und dessen Oper „die Königin von Saba" in Wien günstige Aufnahme fand, und von der Berliner königlichen Oper zur Aufführung vorbereitet wird. Seine Symphonie bietet eigentlich nicht das, was man gewöhnlich davon erwartet, größere Sätze mit breiten, in verschiedenen Wendungen durchgeführten Themata; sie enthält mehr eine Reihe von Phantasiestücken idyllischen Charakters. Im ersten Theile „Hochzeitsmarsch" erklingt ein einfaches gefälliges Thema, das die Bässe zuerst allein ausführen, die Blasinstrumente dann übernehmen. Dann folgen Variationen, von denen einige recht geistreich gemacht sind, während andere weniger anregen. „Weniger wäre mehr." Das zweite Stück „Brautlied" ist melodisch anspruchslos, wenig bedeutend. Das dritte „Serenade" in Scherzoform ist ein anmuthiges freundliches Stücklein. Das vierte „Im Garten", das offenbar ein Liebesgespräch musikalisch wiedergeben soll, hat hübsche Momente. Am besten und wirksamsten entfaltet sich der letzte Theil „Tanz", der zuerst frisch in dem fugirt gehaltenen Thema erklingt, und sich dann in markiger breiter Durchführung ergeht. Hier tritt zum ersten Male das symphonische Moment vor den Hörer, das bisher vermißt wurde. Ich glaube die Bezeichnung „Phantasiestücke" würde dem Werke besser passen und die Erwartung des Hörers auf den richtigen Weg gebracht haben. Doch soll hier nicht unbetont bleiben, daß sich überall die geschickte Hand eines begabten und edel strebenden Tondichters erkennen läßt.

Das Raff'sche Celloconcert ist eine dankenswerthe Bereicherung der spärlichen Concertliteratur dieses so schönen Instrumentes. Es ist auffallend, wie wenig wirkungsreiche Solostücke für Cello geschrieben werden. Vielleicht mögen manche Componisten sich von dem gerechten Bedenken zurückhalten lassen, daß viele laufende und springende Passagen dem sanften Toncharakter des Instruments widersprechen, während der Violine eine recht brillante Technik auch in der classischen Form vortrefflich paßt. Aber selbst melodische Stücke, selbstständige (nicht Opern-) Phantasien, in welchen die Eigenartigkeit des Instrumentes Berücksichtigung und zu gleicher Zeit Gelegenheit zur Entfaltung fände, fehlen fast ganz und gar. Und daher muß das Concert von Raff jedenfalls gastfreundlich aufgenommen und nicht einem zu strengen künstlerischen Maßstab unterworfen werden; denn die Routine — selbstverständlich nur die eines bedeutenden Tonsetzers, der schon manches sehr Schöne geschaffen hat — spielt in dieser Composition die bedeutendste Rolle. Dieselbe wurde in dem zweiten Concert der Berliner Symphoniecapelle von Herrn Hausmann vortrefflich gespielt, mit richtiger Auffassung, sicherer Technik und schönem Vortrage.

Am selben Abend kam der Gesang der Rheintöchter aus der „Götterdämmerung" hier zum ersten Male zur Aufführung. Die Fräulein Beihl, Chambeau und Schulze führten die sehr schwierigen Parthien mit überraschender Sicherheit aus; daß der Zusammenklang der Stimmen und der Technik nicht die von drei wohlgeschulten Hofopernsängerinnen waren, die zwanzig Proben gehalten hatten, das wußte wohl jeder vorurtheilsfreie Hörer im vorhinein, und mußte daher die Leistungen der jungen Damen um so mehr anerkennen. Das Orchester konnte etwas zurückhaltender sein in der Kraftanwendung beim Forte, und auch der Reinheit der Intonation mehr Aufmerksamkeit zuwenden; Stücke wie dieser Gesang und wie die Faustouvertüre von Wagner, die ebenfalls gespielt wurde, müssen zum Concertvortrage sehr fleißig probirt, oder bei Seite gelassen werden. Dem Unternehmen ist der beste Erfolg zu wünschen, aber auch der rechte Weg zum Erfolge in's Gedächtniß zu rufen! An größeren Concerten brachten die letzten Wochen noch eines der königl. Hochschule, in welchem Schumanns D-moll-Symphonie, Brahms herrliches Schicksalslied und Mendelssohns Walpurgismacht aufgeführt wurden; Chor und Orchester waren sehr gut geschult, die Solisten des königlichen Institutes dagegen waren von einer Art, wie sie ein Privat-Institut dem Publicum und der Kritik vorzuführen nimmermehr wagen dürfte. — Der Stern'sche Verein veranstaltete seine alljährliche Mendelssohnfeier, in welcher besonders die achtstimmigen Chorsprüche und das Finale aus der Lorelei (in welchem Fräulein Hofmeister die Hauptparthie vortrefflich sang) von schönster Wirkung waren. — Die königliche Oper brachte — ein höchst seltenes aber sehr erfreuliches Ereigniß! — in drei Abenden zwei Werke von Gluck, „Armide" und „Iphigenie auf Tauris". Die Erstgenannte konnte trotz der glänzendsten Besetzung keinen großen Eindruck erzielen. Abgesehen, daß die ganze Macht und Herrlichkeit Glucks erst vom dritten Acte an sich entfaltet, und auch der letzte wieder ermattet, litt die Ausführung an manchen nicht unbedenklichen Mängeln; Herr Niemann zeigte sich weder in Stimme noch in der Darstellung gut disponirt, und Fr. v. Voggenhuber und Fräulein Grossi waren ihrer Stimme auch nicht sehr sicher. Dagegen war die Iphigenie eine Glanzvorstellung. Frau Mallinger gab ihre Parthie vollendet und ward von den Herren Betz (Orest) und Ernst (Pylades) in bester Weise unterstützt. Die Kroll'sche Bühne, die im Winter sonst nur die Posse zu pflegen gewohnt ist, hat sich bewogen gefühlt, einer durchreisenden Gesangskünstlerin — Signora Donadio — zu Ehren den Opernkothurn anzulegen. Sie hätte vielleicht besser gethan, nur Concerte anzuordnen, in welchen die Gastin ihren vollen Glanz entfaltete, anstatt sich und die Hörer mit den Vorführungen von Werken zu plagen, denen die Kräfte nicht gewachsen waren, und in welchen selbst die genannte Dame manchmal sich beengt fühlen mußte. Signora Donadio (eigentlich Dieudonne, sie ist Französin von Geburt) gehört jedenfalls zu den allerersten Gesangsvirtuosinnen, sie besitzt die vollendetste Herrschaft über alle Mittel der Technik, dabei entwickelt sie einen immer nobeln Vortrag, und ein manchmal überraschend feines Spiel. Es ist nur zu bedauern, daß diese Vorzüge nicht zur vollen Geltung gelangen konnten. Jedenfalls war die Signora eine höchst interessante Erscheinung auch für den Hörer, der sonst der ganzen Richtung wenig Sympathie entgegen bringt.

H. Ehrlich.

Digitized by Google

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von Gustav Floerke.

VIII.

Einen der glänzendsten Namen der modernen Kunstgeschichte trägt und vertritt auf der Berliner Ausstellung Ludwig Knaus. Auch er ist, wie Menzel etwa, ein Unicum in der deutschen Malerei, trotz des großen Trosses der ihm folgt und trotzdem er von ganzem Herzen Genremaler ist. Bei Menzel merkte man nie und nirgends das Malenwollen, — Knaus will um jeden Preis Maler sein, man merkt es überall und — läßt es sich mit Vergnügen oder Behagen gefallen. Weil eben Alles bei ihm genial ist und liebenswürdig genial erscheint, so glückt ihm natürlich auch dies für den echten Genremaler eigentlich Unmögliche und eine gewisse geniale Mache innerhalb seiner Art wird ihm selbst von den eingefleischtesten Realisten und Coloristen nicht abgesprochen werden. Gerade wo er der Natur gegenüber am meisten lügt und sich selber folgt, wirkt Knaus mit seiner Malerei am angenehmsten und vollsten befriedigend; er ähnelt dann einer der reizvollsten Erscheinungen der Kunstgeschichte — Watteau. Seine aus Reminiscenzen aller Zeiten und Schulen zusammengesetzte und doch originelle „Heilige Familie", mit ihrer einigermaßen porzellanartigen Durchführung, weist allerdings nicht gerade überzeugend hin auf diese Höhe Knaus'scher Malerei. Ich muß vielmehr die Ketzerei offen aussprechen: daß dies schöne Bild, durch welches der Künstler die Welt wieder um einige der allerreizvollsten Kindertypen bereichert hat, auf mich in der übrigens mustergültigen Nachbildung der Photographischen Gesellschaft noch angenehmer wirkt als im Original. Sein zweites Bild „Auf schlechten Wegen" weist auf ganz andere malerische Bestrebungen zurück, wie sie etwa in den inzwischen zu Grunde gegangenen Spielern am ausgesprochensten zu Tage traten.

Aber die besondere Größe von Knaus steht auf einem anderen Blatt: er ist das Genie unter den Charakterisirern und Erzählern mit Pinsel und Palette, unter den eigentlichen Genremalern, zu denen ihn seine Madonna so gut rechnen läßt, wie seine neuen Spieler („auf schlechten Wegen"). War für Menzel das Zufällige des Moments der Quell alles Lebens, so ist es hier bei Knaus das Umgekehrte: er will vollständige Dorfgeschichten erzählen mit ganzen Generationen von Perspectiven vor- und rückwärts, während Menzel sich daran genügen läßt, uns eine Secunde wirklichen Lebens vor Augen zu zaubern. Und das ist den Grenzen und Aufgaben der Malerei entschieden entsprechender. Jenes Alleswollen bei Knaus ist dagegen nur wieder der alte Düsseldorfer Fehler — aber wie! Knaus kommt eben dazwischen, — und aus dem Fehler wird ein bewunderungswürdiger Vorzug. Als Führer einer Richtung in diesem Sinne (wie in Bezug auf seine Malerei) konnte er gefährlich sein, als einzelner Künstler ist er wie gesagt ein Unicum. Das Genie beweist wohl, daß Unmögliches möglich ist; aber es beweist dies, wie jede Ausnahme, nur für sich selber und für die Uebrigen das Gegentheil.

Man vergleiche nur Knaus mit dem nächst ihm bedeutendsten Genremaler, mit Deffregger und schon hier wird man finden, daß dieser absichtlich wirkt, während jener unbefangen und grandios erscheint. Trotz aller noch so tief angelegten Begabung überwindet schon dieser große Tyroler den lähmenden Widerspruch nicht mehr, der der Fluch der Genremalerei ist und der darin besteht, daß sie zu gleicher Zeit zu viel Natur und zu wenig will, zu viel „Innerliches" und zu wenig „Aeußerliches" nöthig zu haben glaubt, um ihre Bilder herzustellen. Seine reiche Begabung müht sich ab in den möglichsten Tiefen der Charakteristik, aber darüber und bei den ewigen Beziehungen hinüber und herüber, bei dem Ueberallsein des „wissenden" und „vertiefenden" Künstlers gehen — abgesehen von der unmöglich gewordenen malerischen Erscheinung und Wirkung — Ruhe und Unbefangenheit verloren — vor lauter Natur im Einzelnen entweicht sie aus dem Ganzen. Das ist z. B. das Schicksal der „Heimkehrenden Tyroler 1809". Sein einfachstes und ruhigstes Bild, die reizende als „Besuch" bezeichnete Tyrolerscene, halte ich hingegen aus eben denselben Gründen für sein weitaus bestes unter den dreien, die Deffregger ausgestellt und für eine kleine Perle deutscher Genremalerei.

Ich verzichte darauf, hier eine Aufzählung der besseren Genremaler unserer Ausstellung zu unternehmen und glaube, daß mich die Einrichtung dieser meiner Besprechungen davon entbindet. Mögen Günther, dessen Streben mehr nach Knaus hinüberschielt, und Mathias Schmid, der vergleichsweise wie ein müheloser, leichtsinnigrr und behaglicher Deffregger aussehen könnte, es für sie Alle thun.

Nur die eigenthümlich malerisch-naturalistisch arbeitende Weimarische Gruppe der Genremalerei habe ich noch durch ihren hervorragendsten Vertreter Otto Pilz zu charakterisiren. In ihm sitzen Maler und Genremaler merkwürdig durcheinander — sein „Turnunterricht auf dem Lande" ist Beweis dafür. Anschauung wie Talent sind bei ihm derartig, daß sie einer gesund malerisch angeschauten Natur in seinen Bildern einen für „Genrebilder" ungewöhnlichen Raum gewähren. Anstatt z. B. sein Dutzend freihandturnender Bauerjungen zu benutzen, um an ihren Physiognomien Alles nachzuweisen, was aus einem Bauerjungen werden kann, anstatt Schaffot und Cardinalshut aus ihren Mienen zu weissagen, begnügt sich Pilz mit der ihm natürlichen anspruchslosen Leichtigkeit, die genrehafte Situation sicher zu erfassen und dieselbe trotz noch so vieler Figuren frisch und überzeugend seinem Bilde zu erhalten. Seine Menschen sind gerne Dutzendmenschen, was mir bei Kindern und Bauerjungen auch durchaus nicht von schlechter Beobachtung zu zeugen scheint. Anstatt beziehungsreicher Charaktertiefen genügt ihm überhaupt für seine Figuren im Wesentlichen die deutliche Charakteristik der Bewegung und äußerlichen Erscheinung; seine vorwiegend aus Kinderkreisen gewählten Stoffe unterstützen ihn dabei, und die mehr idyllische wie dramatische oder erzählende Art der ihm bequem liegenden Vorwürfe vervollständigt schließlich die Erklärung, wie auch er Maler und Genremaler zugleich sein kann.

Scheinbar genrehaft oder historisch, wie man je nach der stofflichen Gelegenheit will, erscheinen einige Künstler hervorragenden Ranges, die wir jetzt kurz zu verzeichnen haben, und deren Werth sich doch lediglich von malerischer Seite her feststellen läßt. Carl Beckers Historien, Genrebilder oder Portraits, von denen wir diesmal vier ebenso reizvolle wie stofflich verschiedene Exemplare ausgestellt sahen, erscheinen, trotz aller Vorwände, wenn man das Wesen des Künstlers aus ihnen herausdestilliren will, als Gelegenheiten, ein reizvolles Farbenbouquet, eine Wirkung wie etwa ein persischer Teppich sie in seiner Art und zu seinem Zweck besäße, zu erzielen. Schöne Farbe, schön gemalt, das erscheint, nach Abzug aller Mittel der Ansprache an das Publicum, als das Ideal des vorwiegend coloristisch beanlagten Künstlers. Die Träger dieser Reize, seine Figuren, sind wie gewöhnlich gut gezeichnet, wenn man auch spürt, daß dies Zeichnen, wie diese Figuren selber, mit ihrer etwas allgemeinen Schönheit mehr als Vorwand, als Gelegenheit, in Summa — als Nebensache da sind. — Trotzdem vertritt und bedeutet Becker unter den über ganz Deutschland verbreiteten Costümmalern eine wirklich künstlerische Abart von coloristisch gesinnten Könnern. Weil mir später die Gelegenheit fehlen würde, erwähne ich bei dieser Aeußerung — ohne jede weitere Parallele — Ehrentrauts reizvolle und feine Kleinigkeiten, die zu vergessen ich für ein Versehen halten würde.

Etwa das entgegengesetzte Extrem dieser Verwandtschaft würde Wilhelm Sohn vertreten, der innerhalb ähnlicher Grenzen wie Becker, doch viel vorwiegender, als geschmackvoller Zeichner und überall solider Techniker erscheint. Er selber hat in Berlin nicht ausgestellt. Aber seine Schüler vertreten dafür außer sich selbst alle möglichen Tüchtigkeiten ihres Meisters. Für den Kenner unserer letzten „Akademischen" wird es genügen, hier einerseits Wünnenbergs Dame in schwarzem Rips („Genrebild") zu erwähnen, die zu den solidesten und erstaunlichsten Studienbildern der Ausstellung zählt (auch te Peert mit seinem unglaublich mühsam gekonnten, wenn auch ganz bildwirkungslosen, verzweifelt detailwahren „Heliograph" entstammt dieser Schule), andererseits an Scheurenbergs reizvoll gezeichnetes und empfundenes Portrait zu erinnern. Mit Herm. Höfer („Im Boudoir") der fast an Stevens erinnert uud Emil Seeldrayers, der wie ein kräftiger Hoff aussieht, kommen wir auf einen anderen, ebenso eleganten wie anmuthigen Düsseldorfer Künstler dieser graziös-coloristischen Richtung, zu Carl Hoff, der hier, als etwa zwischen Becker und W. Sohn stehend, zu erwähnen ist. („Die Taufe des Nachgeborenen" vom Nationalmuseum hergeliehen, und „Vor der Haideschenke".) Nicht so sehr wie bei Becker ist bei ihm das wohlgefällige Farbenmosaik Hauptsache, nicht so sehr wie Sohn ist er überall zweifellos und Aufmerksamkeit erregend in der Mache. Dafür geben ihm seine graziös-malerische und niemals nebensächliche Composition, seine feine Empfindung für Figurenzeichnen, sein

Digitized by Google

großer, flüssiger, geschickter und geistreicher Geschmack einen ganz besonderen, persönlichen Reiz, dem allerdings etwas Modeartiges überall ankleben mag. Selbst diesmal, wo Hoff, und zwar streng innerhalb seiner gewöhnlichen malerischen Qualitäten, die Darstellung tieferer Seelenbewegung mit überraschendem Erfolg durchgesetzt hat, dürfte doch auch die zuletzt angedeutete Schwäche nicht fehlen. Nur seine in jeder Beziehung reizvolle Kleinigkeit „Vor der Haideschenke" bot nicht recht Gelegenheit zu solchen seinen größeren Compositionen anhaftenden Allgemeinheiten.

Gentz beweist mit seinem die erstaunlichsten Schwierigkeiten überwältigenden „Einzug des deutschen Kronprinzen in Jerusalem", daß er, Alles in Allem und Eins ins Andere gerechnet, immer noch einer der allergeschicktesten und vielleicht der malerischeste unter den Berliner Malern ist. Gut gezeichnete und empfundene Figuren, klare, geschickte Composition und zweifelloser Charakter, spielende Ueberwindung der größesten Schwierigkeiten, überzeugender Natureindruck und bei alledem volle Bildwirkung, das sind Eigenschaften, die in solchem Maße Wenige in ihren Arbeiten vereinigen dürften. Seel, der Düsseldorfer Orientalist, ist in seinem „Arabischen Hof zu Kairo" gewiß nicht minder stark. Aber bei aller Bravour erscheint er doch der Wahrhaftigkeit des Gentz'schen Bildes oder gar dem Realismus eines Andreas Achenbach gegenüber gefühllos, seelenlos; man denkt vor diesem Bilde eher an den unglaublichen Fleiß und die Geduld des Künstlers wie an alles Andere. Man sieht Alles, Alles, was der Maler nur irgend gesehen hat, keine Kleinigkeit wird uns erspart, nur dem Künstler selber begegnet man nicht recht. Eines der glänzendsten Figurenbilder mit landschaftlicher Grundstimmung ist die „Begrüßung der Steppe durch ukrainische Kosacken" von Jos. Brandt. In diesem durch die Photographie längst bekannten Gemälde häufen sich die künstlerischen Eigenschaften fast noch mehr als bei Gentz. Auch das ist Natur, aber überall herrscht in ihr und noch eigenthümlicher als dort der Wille des Künstlers. Seine Poesie erst belebt diese bis in's Kleinste geistreiche und durchdachte Zeichnung, diese leuchtenden Farben. Wie poetisch und schlagend selbst die Vertheilung! Auch dies Bild, so viel überlegter und absichtsvoller es im Einzelnen erscheinen und sein mag, ist wie ein Oswald Achenbach mit demselben Blick gesehen und empfunden und wie ein selbstverständliches Kleid des malerisch wie poetisch Geschauten fand sich die Art der malerischen Behandlung aus diesen beiden von selbst. Wenigstens wirkt das Bild als wäre dem so. Auch des verstorbenen Gierimsky „Auszug zur Jagd" ist vorzüglich, aber doch etwas kühl und richtig dagegen. Der malerisch geistreiche Diez ist persönlich nur durch eine Kleinigkeit, in seinen directen oder indirecten Schülern aber hauptsächlich durch die ausgezeichneten und selbstständigen Kleinmalereien von Breling und das ganz in Diez'scher Weise behandelte „Volkstheater" Weisers vertreten. Loeffz mit seiner pompösen durch zwei Pfaffen staffirten „Landschaft" darf hier schließlich nicht vergessen werden.

Wie Brandt fordert vielleicht auch der Carlsruher Riefstahl Manchen zu einer Parallele mit Oswald Achenbach heraus. Und Vieles ließe sich zugeben; in Composition und glücklich in's Ganze eingeordneter Charakteristik des Einzelnen, sowie in klarer, poetischer, von Natur nud Menschen gleichmäßig getragener Stimmung ist er gewiß einer der Besten. Auch coloristische Bestrebungen sind in seinem „Kloster am Inn" wie in seiner „Trauerversammlung" wieder stark mitsprechend. Aber gerade als Farbe sind seine Bilder fast unangenehm, gerade gegen den Düsseldorfer sieht der Carlsruher denn doch gemalt, mit Farben gemalt, speciell deutsch gemalt aus. Auch sonst liegt ihm schon etwas von genrehafter Schwere und mühsamer Ungenügsamkeit in den Gliedern. Kurz, von der überzeugenden, ja erlösenden Unmittelbarkeit und sprudelnden Frische Oswald Achenbachs ist den malerisch und poetisch empfundenen Bergscenen Riefstahls bei der sorgsamen, gewissenhaften Arbeit Vieles verloren gegangen. Mir wenigstens nähert sich die Empfindung vor seinen Bildern trotz Allem mehr der Achtung als der Bewunderung, — ich sehe hier sogar mehr als ich empfinde.

Auch Gregor von Bochmann („Motiv aus Esthland" und „An der Schleuße") muß hier noch einmal erwähnt werden. Auch bei ihm haben wir Figuren und Landschaft zu gleichen Theilen und von einander unlöslich gedacht. Aber das Mittel, welches hier beide verbindet, ist einfach die Wahrhaftigkeit, das graue Licht eines nordischen Tages, welches, wie die Luft, deren Menschen, Thiere und Bäume gleicherweise zur Existenz bedürfen, das Eine so gut sichtbar macht und umscheint wie das Andere. Hier steckt der größeste Gegensatz zu dem Wollen der Achenbachs, Böcklin ꝛc. Auch diese Sachen, versichert man, sind ohne Studien vor der Natur aus dem Gedächtniß gemalt. Wie unglaublich das auch bei der fast photographischen Wirkung der Bilder klingen mag: in Bochmanns Gedächtniß haften eben gerade diese Aeußerlichkeiten und Details der Erscheinung, weil sein Interesse nur diese sieht. Allerdings bei seinem Geschmack sieht er in der Natur immer noch mehr, als ein photographischer Apparat je vermöchte. Ferner hat die Natur nun einmal Luft, die über Alles herfließt, das Einzelne verbindet und Vieles gut macht. Bochmann, der Alles sieht, sieht diese Luft mit und malt sie folglich mit, und dadurch kann man seinen Bildern Bildwirkung schließlich nicht absprechen, sie demnach als Kunstwerke sehr wohl gouliren. Auch die überzeugende Lebendigkeit seiner Zeichnung fesselt das Interesse. Aber zuerst und in Summa ist ihm doch in seinen Bildern die kahle Wahrheit des Scheines, wie ihn ein Stück belebter Natur besitzt, das Höchste. Seine Nachahmer sind schlimm daran, und das ist gut. Bei ihm sind keine technischen Haltepunkte, keine Recepte, wenn man will, zu lernen, die schon an sich nach etwas aussehen. Wer seine Straße gehen will, muß vor der Natur studiren und weiter studiren, denn möglichste Richtigkeit ist das Einzige, was auf diesem Wege auszeichnen kann. Allerdings ist diese Auszeichnung, besonders für jüngere Kräfte, keine geringe in einer Zeit, die sich wie die unserige erst wieder hinfinden soll zur Natur, die sich erst wieder ein wahrhaft malerisches Verhältniß zu ihr erarbeiten muß und sich alle malerischen Mittel wieder von Neuem selbstständig zu erwerben hat.

Als an eine Specialität in Sonne, wie Bochmann in Grau, ist hier schließlich an Fritz Werner, besonders an seine ausgezeichnete „Conversation" zwischen Grenadieren und Ammen zu erinnern, ein Bild, welches in seiner Art, Mängel wie Vorzüge ineinander gerechnet, so eigenartig und vollkommen ist, daß es als eins des besten Specimines für das Können und Wollen der heutigen äußersten naturalistischen Linken für alle Zeiten denen, die sich dafür zu interessiren haben, an einer maßgebenden Stelle aufbewahrt zu werden verdiente. Indessen daran denkt schwerlich eins unserer vielen Museen, daß die Aufgabe: charakteristische Bilder aller auffälligen zeitgenössischen Richtungen zu sammeln und damit ein übersichtliches Material für die spätere Beurtheilung unseres Erreichens, wie Fehlens zusammenzutragen, daß diese Aufgabe und der gute Wille zu ihrer Lösung den meisten solcher Anstalten doch wenigstens die Berechtigung zur Existenz in den Augen derer geben würde, die für das bloße eitle Spiel mit Liebhabereien aus öffentlichen Mitteln keinen Sinn haben. — Krohn in Weimar hat im Gegensatz zu den geblendeten Gesichtern Werners seine „Mädchen von Capri", sowie die weißen Pfeiler der Pergola auf der sie spielen, dunkel gegen den hellen Himmel gestellt und bei diesem schwierigen Experiment zwar etwas die Bildwirkung eingebüßt, dafür seinen Figuren aber, etwa im Gegensatz zu Werner, mehr Form und Linienschönheit erhalten können. Auch dies Bild ist zum Mindesten eine besonders ihrer Größe wegen höchst interessante Studie.

Schlösser in Rom steht auch dies Jahr wieder ganz allein, oder besser er vereinsamt mehr und mehr trotz seiner großen Begabung, seines eminenten Wissens und Könnens und trotz seiner idealen Bestrebungen. In dieser Malerei, die in der Absicht uns die großen raphaelesken Italiener wiederzubeleben, selbst schon wieder süß und zopfig wird und dabei kalt und seelenlos gekonnt erscheint, hat unsere Zeit wenig Verhältniß mehr. Schlösser stellt sich der Zeit gegenüber, und mit ebensoviel Verstehen wie Können, — aber wie mir immer mehr scheint ohne die individuelle Kraft, ohne zwingende Berechtigung dazu. Ich für mein Theil kann seinem „Theseus und Ariadne" nicht mehr abgewinnen als etwa einem der tausende italienische Bilder der Caraccizeit, die hundert besten noch extra ausgenommen.

Lawrence Alma-Tadema habe ich vor zwei Jahren an dieser Stelle möglichst erschöpfend behandelt und ich weiß gegenüber seinen beiden bewunderungswürdigen Bildchen („Joseph" und „Audienz bei Agrippa" heute nichts Neues hinzuzufügen, um so weniger, da die Schule, die er inzwischen in Deutschland gemacht hat, nicht gerade überzeugend auftritt. Auch sie sind wieder erstaunlich gekonnt und von ebenso erstaunlicher überall pulsirender Wärme der malerischen Empfindung.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Notizen.

Die orientalische Krisis ist bis zu einem Punkt gelangt, wo Jedermann mehr oder weniger klare Stellung dazu nehmen muß. Auch der Wochen-Chronist kann sich der zwingenden Pflicht in diesen Blättern nicht länger entziehen. Wenn er sich auf einem Herbstausfluge von der Schweiz aus nach Rom und Neapel etwas verspätet hat, so wird ein befreundeter Leserkreis wohl um so leichter Nachsicht üben, als sich bis jetzt in der schwebenden Tagesfrage Alles in einem Hin und Her der Nachrichten, Räsonnements und beziehentlich Kannegießereien bewegte, deren periodisches Resumé im Lichte der Gegenwart wirklich ohne großen Verlust für das öffentliche Interesse entbehrt werden konnte. Inzwischen hat sich die Frage wunderbar zugespitzt und die Gemüther der Menschen, je nach Temperament und Neigung, von gewissen sonstigen Einflüssen abgesehen, vielgestaltig ergriffen. Wer Mitte November nach etwas langer Abwesenheit wieder in Berlin eintraf, fand die neutrale Hauptstadt angesichts der Dinge, die da kommen sollen, eigenthümlich gestimmt. Die seltsamsten Gruppen fesseln das Auge des Beobachters. Da sind zuerst wieder unsere guten Freunde, die kleinen Machiavellis, die sich in schlauen Berechnungen über die immensen Vortheile ergehen, die aus Rußlands Fortschritten an der Donau für Deutschland erwachsen werden. Von dem altmodischen Völkerrecht sprechen die Herren achselzuckend mit souveräner Verachtung. Verträge sind dazu da, daß sie von dem Stärkeren, je nach Bedürfniß, beobachtet oder gebrochen werden. Der Krieg ist der normale Zustand der Menschheit, welchen einige Friedensphasen und Ruhepausen zur Beschwichtigung des Philisters hin und wieder in unliebsamer und lästiger Weise unterbrechen. Trägt die heilige slavische Sache den Sieg davon und geht Oestreich darüber aus den Fugen, desto besser für Deutschland, welchem alsdann die deutschen Provinzen Oestreichs von selbst zufallen werden. An und für sich ist es ein unschätzbarer Gewinnst, daß Rußland im Osten beschäftigt werde und uns nach anderen Seiten freie Hand lasse. Ja noch mehr. Die Ausdehnung Rußlands wird seine kolossale Macht eher schwächen und Deutschland Luft machen. Solcher und ähnlicher Unsinn, von unseren listigen Politikern als hohe Staatsweisheit mit dem bewußten verständnißvollen Blick unter vier Augen ausgekramt, kann in unserem kriegerischen Zeitalter nicht Wunder nehmen. Verwildert der Soldat in einem längeren Feldzuge so geht es den Bürgern zu Hause, die sich mit Politik beschäftigen, nicht viel besser. Der moralische Sinn und das sittliche Bewußtsein kommt ihnen buchstäblich abhanden. Einen zweifelhaften Ersatz dafür findet der Menschenfreund bei der zweiten, hochinteressanten Gruppe, die sich unter dem Impuls der orientalischen Bewegung in einem Theile Deutschlands, und namentlich in Berlin, gebildet hat. Bezeichnet ist sie durch die plötzliche Begeisterung für das von den Türken gefährdete Christenthum. Nichts ist amüsanter als diese Berliner Christen, bei welchen früher keine Spur von religiösen Gefühlen irgend welcher Art mit der schärfsten Lupe zu entdecken war. Es stand mit ihrem Christenthum durchweg noch ungleich schiefer als bei Gretchens Geliebtem. Aber das hat sich jetzt mit einem Male geändert. Wir sind Alle sehr christlich geworden, glühen voll Humanität und möchten mit dem Halbmond je eher je lieber aufräumen. In dem Munde des echten Berliner Kindes nahm sich diese Sprache zuerst etwas ungewohnt aus. Aber nach einiger Uebung flossen die weihevollen Worte ganz geläufig dahin. Man darf die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Bekehrung auch für die Zukunft Früchte trage und unsere Neophyten, die sich früher weder um Hölle noch Teufel scheerten, gelegentlich selbst den lieben Gott als einen längst überwundenen Anachronismus behandelten, auch später, wenn die Türken erst einmal nach russischem Recept über den Bosporus gejagt sind, von der neugewonnenen christlichen Erleuchtung irgend einen Zug bewahren werden. Mit den modernen, vorhin skizzirten Machiavells und den über Nacht erstandenen Berliner Christen ist die Scenerie jedoch nicht abgeschlossen. Vervollständigt wird das Tableau durch den journalistischen Janhagel, der aus der vorliegenden Verwickelung wie aus jeder anderen Capital schlägt und sich freut, daß die in Annoncen und sonstigen Einkünften seit geraumer Zeit arg beschädigten Blätter nunmehr inmitten des Kriegsgeräusches wieder etwas zu Kräften kommen. Bis es losgeht, läßt sich über die Conferenz so Vieles sagen und combiniren. Lord Salisbury erschien diesen guten Leuten in Berlin wie gottgesandt zur Belebung des Interesses. Die englische Botschaft war während Salisbury's Anwesenheit von zahlreichen Reportern geradezu umlagert: sie wünschten dringend ein Promemoria über die Unterredungen zwischen dem Bevollmächtigten Großbrittaniens und dem Kanzler des deutschen Reiches. Als ihnen hierin nicht willfahrt werden konnte, sollen sie das unliebsam empfunden haben. Die Engländer selbst machen es übrigens nicht besser. Mindestens zwei Correspondenten großer englischer Blätter begleiten die Mission Salisbury auf Schritt und Tritt und berichten telegraphisch nach London über deren Thun und Lassen. Einer dieser Herren, der sich stets in demselben Zuge mit Salisbury befunden hatte, soll sich hier im Kaiserhof einlogirt und, um auch sein Billet nach Wien zu nehmen, auf des Lords Abreise gewartet haben. Nicht unmöglich wäre es, daß Lord Salisbury deswegen Freitag den 24. früh mit einem Extrazuge nach Wien gereist ist. Der Correspondent hatte das Nachsehen. So fehlt es denn dieser orientalischen Haupt- und Staatsaction nicht an halbwegs heiteren Zwischenfällen, und auch die weitere Entwickelung wird derselben sicherlich nicht ganz entbehren. Zu einer Aschermittwochstimmung wegen der Russen und Türken ist denn auch ein dringender Anlaß nicht vorhanden.

* * *

Rud. Genée hat in der vergangenen Woche einen Cyclus von „Shakespeare-Vorträgen" mit „Julius Cäsar" begonnen, dem sich „Othello" und „der Sturm" anreihen. Der erste Vortrag hat ein glänzendes Zeugniß für die Methode Genées gegeben. Er recitirt nicht und er ästhetisirt nicht; sein Bestreben ist dahin gerichtet, den Organismus der Dichtung und der einzelnen Charaktere klar zu entwickeln, und Alles durch einzelne Scenen, die er meisterhaft vorträgt, zu illustriren. Er besitzt ein Individualisirungstalent, das ihn befähigt, die Gestalten auseinander zu halten, wie es bei Schauspielern von Beruf nicht oft zu finden ist. Das zahlreiche Publicum folgte mit gespanntester Aufmerksamkeit dem vortrefflichen Vortrag.

* * *

Ein seltener Gast ist vor einigen Tagen bei uns eingetroffen, ein deutsches Blatt aus Yokohama, „Ostasiatische Zeitung". Der europäische Journalist kann bei der Lectüre etwas wie Neid empfinden, daß sein japanesischer College sich's mit den Neuigkeiten so bequem machen kann. Die Nr. 1 vom 7. October bringt die Nachrichten von Anfang August; Telegramme werden gar keine bezogen. Uebrigens scheint Japan schon ganz auf der Höhe unserer Cultur zu stehen: Nr. 2 des Blattes meldet zwei Preßprocesse gegen die Herren Kuribara und Kiriyama; weiteres ersehen wir, daß auch in Japan gestohlen wird; in der Nacht vom 3.—4. Oct. wurde in Tokio an 52 Orten eingebrochen, und nur an 7 gelang es den Wächtern, die Diebe einzufangen. In Osaka wird eine freiwillige Feuerwehr gebildet; an verschiedenen Stellen des Landes neue Exercirplätze errichtet. Andere Ereignisse haben gar nichts Europäisches an sich. Prinz von Satsuma will der Regierung drei Provinzen abkaufen, die er und seine Erben ratenweise in 500 Jahren bezahlen sollen. Der Mikado hat dem Prinzen Föusimi, der die Prinzessin Arisugawa-nomija geheirathet, als Angebinde folgende Gaben gesendet: zwei Fässer Reiswein, mehrere Schalen mit Fischen und einige Stücke Seidenzeug. Die Beamten der Regierung werden den Befehl erhalten, die europäische Tracht anzulegen, ein Zeichen von sehr schlechtem Geschmack. —x—

* * *

In der „Deutschen Dichterhalle" citirt Dr. Ch. Röse als schlagenden Beweis für völlige Uebereinstimmung dichterischer Productionen Folgendes:

Emanuel Geibel („Neue Gedichte" 1856) „Gudruns Klage":

„Ach Ortwin, trauter Bruder, ach Herwig, Buhle werth,
Was rauscht nicht euer Ruder, was klingt nicht euer Schwert?"

Felix Dahn „Gudrun" (Gedichte, I. Sammlung 1857):

„Ach Ortewein, mein Bruder, ach Herwig, theurer Mann,
Was rührt ihr nicht die Ruder und legt die Waffen an?"

Geibel hat sein Gedicht „Gudruns Klage" im Sommer 1849 in Häringsdorf verfaßt und bereits 1850 veröffentlicht. Felix Dahn, der

Digitized by Google

von Herrn Dr. Röse über diese Angelegenheit interpellirt wurde, erwiderte auf die Anfrage Folgendes:

„In Erwiderung Ihres werthen Schreibens vom 23. l. M. beehre ich mich zu bemerken, daß Sie sich auf die Uebereinstimmung beider Gudrun-Balladen deshalb getrost berufen mögen, weil ich bereit bin, eidlich und gerichtlich meine Unkenntniß des Geibel'schen Gedichts zur Zeit der Dichtung und Veröffentlichung des meinigen zu erhärten. Auch Geibel selbst und Julius Grosse wissen um diesen Sachverhalt."

Wir können einen ähnlichen Fall hier anführen. Goethe, der am ersten Theil des Faust vom Jahre 1774 bis zum Jahre 1806 gearbeitet hat, hat nach der Mittheilung von Lewes den Monolog im Walde „Erhabener Geist rc." während der italienischen Reise, also in den Jahren 1786—88 geschrieben. Zu derselben Zeit schrieb Beaumarchais die fünfactige Oper „Tarare", die im Juni 1787 in Paris zur Aufführung kam. Die Dichtung ist sehr mittelmäßig und die Musik von Salieri soll ebenfalls nicht bedeutend gewesen sein. Es ist in hohem Grade unwahrscheinlich, daß Goethe in Italien Kenntniß von diesem verfehlten Operntexte erhalten und ihn für seine Faustdichtung benutzt habe. Gleichwohl weist eine Stelle in diesen ganz verschiedenen Dichterwerken eine erstaunliche Uebereinstimmung auf. Fausts Monolog im Walde schließt, wie man weiß, mit den Worten:

„So tauml' ich von Begierde zum Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

In der Oper „Tarare" erster Act, dritte Scene, hat der Chor der Schatten Folgendes:

„En désirant, je sens que je jouis
En jouissant, je sens que je désire."

Diese Beaumarchais'schen Verse sind eine viel bessere, weit poetischere Uebersetzung der Goethe'schen, als die in der neuen Uebertragung des „Faust" von Bacharach: „Ivre de désir, d'un pas chancelant, je vais au devant de la jouissance, et dans la jouissance, je languis après le désir."

* * *

Neue Bücher.

Die 12. Ausgabe von **Brockhaus' Conversationslexikon** schreitet rüstig voran. Es sind von dieser neuen Auflage bis jetzt 63 Hefte erschienen (bis zum 16. Bogen des sechsten Bandes und bis zu dem Worte „Essenwein"). Man kennt die Vorzüge dieses vorzüglichen Werkes: die zweckmäßige Vertheilung des ungeheuren Materials in den verfügbaren Raum, die Correctheit in den Angaben, die strenge Objectivität im Urtheil und die große Vollständigkeit des Inhaltes. Die Redaction der neuen Auflage erledigt ihre schwierige Aufgabe mit Gründlichkeit, Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit. Wir haben einzelne Artikel mit denen der früheren verglichen und überall die bessernde Hand wahrgenommen. Ein so nützliches und verdienstliches Werk wie dieses bedarf nicht der Anpreisung, es genügt die einfache Anzeige.

Der würdigste Nebenbuhler des Brockhaus'schen Conversationslexikons ist **Meyers Conversationslexikon** (Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts), von dem bereits 9 Bände bis „Kirschäther" vollständig erschienen sind. Die Liste der Mitarbeiter enthält die Namen der competentesten Fachgelehrten. Das Meyer'sche Lexikon zeichnet sich vor Brockhaus durch die Beigabe von Illustrationen, bildlichen Darstellungen, technischen Tafeln u. dergl. aus.

Im J. G. Cotta'schen Verlag erscheint jetzt ein „**Fremdwörterbuch**" mit etymologischen Erklärungen und zahlreichen Belegen aus deutschen Schriftstellern von Joseph **Kehrein**, von dem bis jetzt 4 Lieferungen bis „Lävus" ausgegeben sind. Kehrein hat sich namentlich die etymologische Erklärung der Fremdwörter, die von seinen Vorgängern entweder ganz vernachlässigt, oder doch nicht genügend gepflegt ist, angelegen sein lassen. Die Erklärungen sind alle sehr sorgfältig gemacht und höchst interessant. Der Natur der Sache nach werden nicht alle unangefochten acceptirt werden. Um nur ein Beispiel anzuführen, gibt Kehrein für „Hokus, Pokus" folgende Deutung:

„Hokus-Pokus n. m. (bei Rachel 1669 okes boks, bei Schuppius † 1661 Ockes Bockes von Taschenspiel und Segensprechen über Würfel und Karten beim Spiele, niederl. hokus bokus, unverständliche Wörter, (in welchen Ochs und Bock als Namen von Opferthieren stecken könnten), Taschenspielerei, Gaukelspiel; Ausruf der Taschenspieler und Gaukler bei ihren Spielen."

Ich habe für dieses Wort irgendwo eine Deutung gelesen, die mir viel plausibler und richtiger erscheint. Demnach wäre Hokuspokus nichts als eine corrumpirte Wiederholung der Worte, welche der Priester beim Abendmahl spricht: „Dies ist mein Leib" „hoc est corpus meum". (Luc. 22, 19.) Es würde in dieser Deutung allerdings ein gewisser boshafter Volkswitz stecken; aber man kann sich sehr wohl vorstellen, daß der ungebildete Laie, wenn er über die Wunder des Abendmahls berichtet, sie so ausdrückte: „Dann spricht der Pfaff sein Hokuspokus" (hoc est corpus) und daß daraus dann die Anwendung dieser Formel bei anderen profaneren wunderbaren Erscheinungen gebräuchlich geworden sei.

Kehrein hat die classische Literatur mit großem Fleiße und großem Verständniß benutzt. Aus dem Vorwort erfahren wir, daß er aus Wieland an tausend Fremdwörter, aus Herder an zweitausend, aus Humboldt tausend aufgenommen habe, nach der reichlichen Ausbeute, die ihm Lessing, Schiller und Goethe bereits dargeboten hatten. Die Uebersetzungen sind bisweilen etwas zu bequem, so z. B. übersetzt Kehrein: **Evolutionist**: Anhänger der Evolutionstheorie. (Für Evolutionstheorie fehlt die Erklärung.) **Exactitüde**: Exactheit; **Expropriation**: Expropriirung; **Extenuation**: Extenuirung. — Das Werk ist typographisch vortrefflich ausgestattet, so daß es bei großer Raumersparniß seine volle Uebersichtlichkeit bewahrt hat. In dieser Beziehung unterscheidet es sich zu seinem Vortheil von dem Sanders'schen (Otto Wigand, Leipzig), bei dem der Druck der Stichwörter sich nicht scharf genug vom Texte abhebt. Das Kehrein'sche Fremdwörterbuch scheint sich demnach als ein praktisches Nachschlagebuch zu bewähren.

Wir wollen diese kurze Uebersicht über die lexikographische Literatur nicht abschließen, ohne Nachricht von dem Fortgang des Grimm'schen **Wörterbuches** (Leipzig, S. Hirzel) zu geben. Vollständig erschienen sind die ersten drei Bände von A—Forsche, vom 4. Bande 1. Abtheilung acht Lieferungen von Forsche—Gebirge; vom 4. Bande 2. Abtheilung zehn Lieferungen, von H—Irre, und der 5. Band wieder complet von K—Kyrie. Demnach sind die folgenden Buchstaben bis jetzt vollständig: A. B. C. D. E. F. H. K. Von G und I fehlen noch einige Lieferungen, die hoffentlich bald ausgegeben werden können und dann wird das groß angelegte Werk bis zum K, also nahezu bis zur Hälfte abgeschlossen vorliegen. Bis „Frost" ist das Wörterbuch von den Begründern bearbeitet worden, von da an bis zum Ende des Buchstaben F ist dasselbe das Werk des Dr. K. Weigand. Den Buchstaben G bearbeitet Dr. Rudolf Hildebrand, den Buchstaben H hat Dr. Moritz Heyne erledigt, den Buchstaben I bearbeitet Dr. K. Lucae. Der starke Buchstabe K ist wiederum das Werk des Dr. Hildebrand.

Die biographische Literatur hat in jüngster Zeit einige zum Theil sehr bedeutende Neuigkeiten aufzuweisen. Wir begnügen uns einstweilen mit den folgenden kurzen Angaben:

Hermann **Grimm** hat unter dem Titel „Goethe" die 25 Vorlesungen, die er im Wintersemester 1874—75 an der königlichen Universität in Berlin gehalten hat, veröffentlicht, die eine neue und höchst interessante Biographie unseres größten Dichters darstellen. (Zwei Bände. Berlin 1877, Wilhelm Hertz, Besser'sche Buchhandlung.)

Professor Alfred **Stern** in Bern hat eine sehr stoff- und umfangreiche Biographie des Dichters des „verlorenen Paradieses" verfaßt, die unter dem Titel: „**Milton und seine Zeit**" in Leipzig, Verlag von Dunker und Humblot erscheint. Es sind bis jetzt zwei starke Bände ausgegeben, welche den ersten Theil dieses breit angelegten Werkes bilden und die Zeit von 1608—1649 umfassen. Von dem Hauptwerke des Dichters kann hier mithin noch gar nicht die Rede sein.

In demselben Verlage ist eine Biographie des Freiherrn Friedrich August von **Hardenberg** erschienen, herausgegeben von einem Mitgliede der Familie. Sie führt den Titel: „Ein kleinstaatlicher Minister des 18. Jahrhunderts."

Dr. Paul **Nerrlich** hat „**Jean Paul und seine Zeitgenossen**" in einer umfassenden Studie geschildert (Berlin 1876, Weidmann'sche Buchhandlung). In der Einleitung charakterisirt der Verfasser das Verhältniß Jean Pauls zu unserer Zeit, im ersten Buche die Stellung des Dichters zur Gesellschaft seiner Zeit, im zweiten Buche seine Stellung zu den zeitgenössischen Dichtern und im dritten Buche zu den zeitgenössischen Gelehrten.

Zur Säcularfeier der Geburt unseres großen Historikers Schlosser hat Georg **Weber** eine Festschrift unter dem Titel: „Friedrich Christian **Schlosser** der Historiker. Erinnerungsblätter aus seinem Leben und Wirken" verfaßt. (Leipzig 1876, Wilhelm Engelmann.)

Vom „**Neuen Plutarch**", Biographie hervorragender Charaktere aus Geschichte, Literatur und Kunst, herausgegeben von Rudolf Gottschall (Leipzig 1876, F. A. Brockhaus), ist der 4. Band erschienen, der drei Lebensschilderungen enthält, Ulrich von Hutten von Hans Prutz, Konrad Ekhoff von Hermann Uhde und Lord Byron von Rudolf Gottschall.

Wir wollen der Anführung der obigen Werke, die zum großen Theil eine eingehendere Würdigung in unserm Blatt erfahren werden, noch die Mittheilung hinzufügen, daß jetzt die „Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff" (Münster 1877, Rudolph Russell, Verlag) erschienen sind. Das Ansehen der Annette von Droste-Hülshoff wächst mit jedem Jahre, und sie wird jetzt allmählich nach ihrem wahren Werth, als eine der begabtesten, sinnigsten und merkwürdigsten Dichterinnen unseres Vaterlandes geschätzt. Aus diesem Grunde ist auch die Herausgabe ihrer Briefe gerechtfertigt.

Der Verlag von Dunker und Humblot hat zwei neue volkswirthschaftliche Schriften herausgegeben: „Das Arbeitsverhältniß gemäß dem heutigen Recht, geschichtliche und ökonomische Studien

Digitized by Google

von Lujo Brentano und die „Geschichte der deutschen Gesellenverbände im Mittelalter" mit 55 bisher unveröffentlichten Documenten aus der Zeit des 14.—17. Jahrhunderts von Georg Schanz.

Von Neudrucken deutscher Dichterwerke des 16. und 17. Jahrhunderts sind folgende erschienen: (Halle a. d. Saale 1876, Lippersche Buchhandlung, Max Niemeyer) „Das Buch von der deutschen Poeterei" von Martin Opitz, Abdruck der ersten Ausgabe von 1624; „Aller Practik Großmutter" von Johann Fischart, Abdruck der ersten Bearbeitung 1572; „Horibilicribrifax", Scherzspiel von Andreas Gryphius, Abdruck der ersten Ausgabe, „Breßlaw bei Veit Jacob Treschern", ohne Jahreszahl. Der Preis dieser Neudrucke ist ein sehr mäßiger: 60 Pf. das Stück. Es ist gewiß ein verdienstliches Unternehmen, das alle Ermuthigung verdient. Indessen würden wir es für angemessen erachtet haben, wenn man bei diesen Neudrucken weniger auf die Billigkeit der Herstellung, als auf eine wirklich geschmackvolle typographische Ausstattung gesehen hätte. Diese Neudrucke sollten sich doch vorzugsweise an die ernsten Bibliophile wenden. Man hätte die schöne und charakteristische Schwabacher Schrift, das alte solide Büttenpapier ꝛc. wählen sollen. Es wäre dadurch der Preis der einzelnen Hefte allerdings sehr vertheuert worden, aber diese Neudrucke würden dann eine wahrhafte Bereicherung jeder guten Bibliothek geworden sein. Auch jetzt sind es immerhin dankenswerthe Gaben, die bei der Billigkeit der Hefte ein viel größeres Publicum finden dürften.

Unter den poetischen Werken finden wir zwei, welche sich durch ihre schöne und geschmackvolle Ausstattung auszeichnen und in der Schwabacher Schrift gesetzt sind. Diese sind: „In der Veranda, eine dichterische Nachlese" von Anastasius Grün (Berlin 1877, Grote'sche Buchhandlung, Druck von B. G. Teubner in Leipzig). Dieses letzte Werk des verstorbenen großen Dichters bildet einen Band der Grote'schen „Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller". Die erste Auflage ist unmittelbar nach dem Erscheinen vergriffen, das Werk liegt schon jetzt in 2. Auflage vor. Das andere Dichtwerk heißt „Zlatorog", eine Alpensage von Rudolph Baumbach (Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind, Druck von W. Drugulin, Leipzig). Bei beiden verdient das äußere Gewand der Dichtungen das uneingeschränkteste Lob.

In der letzten Woche sind auch zwei große Romane unserer bedeutendsten Romanschriftsteller veröffentlicht worden: „Sturmflut" von Friedrich Spielhagen (3 Bände, Leipzig 1877, Staackmann) und „Uarda", Roman aus dem alten Egypten von Georg Ebers (3 Bände, Stuttgart, Eduard Hallberger), dem geistvollen Verfasser der „Egyptischen Königstochter".

Von kleineren Erzählungen sind folgende erschienen: „Männersünden an Frauenherzen", Erzählungen von Agnes Willms (Stuttgart, A. Kröner). „Aus dem Leben", Skizzen von Ada Christen (Leipzig 1876, E. J. Günther). „Leyer und Palette", Geschichten aus dem Dichter- und Künstlerleben von E. Bely (Stuttgart 1877, C. F. Simon). „Intermezzo", neue Erzählungen von Carl Marquard Sauer (Breslau 1877, S. Schottländer).

Bei S. Hirzel in Leipzig ist das neueste Trauerspiel von Heinrich Kruse, „Marino Faliero" veröffentlicht worden, das demnächst am königlichen Schauspielhaus zur Aufführung kommen und dann eine eingehende Besprechung finden wird.

Von Schriften vermischten Inhaltes erwähnen wir hier kurz die folgenden: „Aus dem Geistesleben der Thiere oder Staaten und Thaten der Kleinen" von Dr. Ludwig Büchner (Berlin 1876, A. Hofmann & Co.). Das Werk bildet einen Band der Publicationen des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur".

Unter dem Titel „Gegen den Strom" hat Julius Duboc eine Anzahl seiner interessantesten literarischen und philosophischen Aufsätze gesammelt (Hannover 1877, Carl Rümpler).

Dr. Hermann Baumgart hat, angeregt durch das Werder'sche Buch über Hamlet, eine Studie über „Die Hamlettragödie und ihre Kritik" veröffentlicht (Königsberg 1877, Verlag der Hartung'schen Druckerei).

Wahrscheinlich soll auch die folgende Schrift eine Art von kritischem Charakter haben: „Die Bühnenfestspiele in Bayreuth, ihre Gegner und ihre Zukunft", von Martin Plüddemann. (Colberg 1877, C. F. Post'sche Buchhandlung, C. Janke.) Es ist Herrn Martin Plüddemann jedenfalls mehr gelungen, uns von dem Vorhandensein der Gegner, als von dem der Zukunft der Bühnenfestspiele in Bayreuth zu überzeugen. Herr Plüddemann gibt sich augenscheinlich große Mühe, energisch zu sein, aber es geht halt nicht. Jedenfalls erkennen wir den guten Willen bereitwillig an, und da der Autor großmüthig den zweifelhaften Ertrag seines Werkes dem in Bayreuth zu gründenden Fond für die Bühnenfestspiele zugewandt hat, so wollen wir der ganz ungefährlichen Schrift sogar ein empfehlendes Wort mit auf den Weg geben.

Von französischen neu erschienenen Werken seien folgende genannt: Von dem großen Roman „Les Rougon-Macquart, sociale Naturgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich" von Emile Zola, ist der sechste selbstständige Roman „Son Excellence Eugène Rougon" erschienen. (Paris, Charpentier & Cie. 13 rue de Genelle-Saint Germain 1876.)

In demselben Verlage: „Histoire de quatre ans" 1870—73 von Theodor Duret. Der erste Band, der jetzt ausgegeben ist, schließt ab mit dem Sturze des Kaiserreichs. Man ist erstaunt über die Unparteilichkeit und Ruhe dieses Franzosen, welcher gleichwohl als einer der Redacteure des „Siècle" mitten in dem Strudel der Tagespolitik und ihrer Leidenschaften steht. Er ist unter den Historikern seines Landes, die größten nicht ausgenommen, ein weißer Rabe und wird die verdiente Anerkennung in unserm Blatte noch finden.

Ferdinand Fabre, der Verfasser des „Abbé Tigrane", ist unsern Lesern kein Fremdling mehr. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß der eben genannte bedeutende Roman vor kurzem in's Deutsche übersetzt worden ist und empfehlen diese Uebersetzung angelegentlichst. Von einem andern Roman desselben Autors „Les Courbezons" (Paris, E. Dentu) ist eine neue Auflage erschienen. Diesem Roman ist von Seiten der französischen Akademie die höchste Ehre zuerkannt worden: er ist mit dem Tugendpreise gekrönt worden. Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieses lobenswerthe Werk, das vielleicht noch eine eingehende Kritik finden wird.

Zum Schluß haben wir noch einige Kalender zu nennen, zunächst den vortrefflichen „Illustrirten Kalender" (Leipzig, Verlag von J. J. Weber) mit seinen interessanten Uebersichten über alle Gebiete des Staates, der Wissenschaft und Kunst, seinem wichtigen statistischen Material und seinem reichen Bilderschmuck. Ferner die alten wohlbekannten „Steffens Volkskalender" (37. Jahrgang, Berlin, Louis Gerschel) und „Trewendts Volkskalender" (33. Jahrgang, Breslau, Eduard Trewendt) mit den Stahlstichbeigaben und Holzschnitten, beide mit guten literarischen Beiträgen von anerkannten Autoren; Steffens mit Aufsätzen und Gedichten von Hermann Kletke, Wellmer, Vacano, Gustav Lewinstein, Trewendt mit Beiträgen von O. Beta, Carl von Holtei, G. von Prittwitz-Gaffron ꝛc.

Gegenüber diesen guten Freunden des Volkes wollen wir vor dem wenig guten, der sich unter treuherziger Vermummung mit falscher Biederkeit einzuschleichen sucht, warnen. „Christophorus der Stelzfuß, Kalender für Jedermann", von Pastor Hafermann zu Victorbur (Norden, Diedr. Soltaus Verlag), nennt sich dieser gefährliche Biedermann, der den Zweck zu verfolgen scheint, gegenüber der liberalen Tendenz des Lahrer „Hinkenden Boten" reactionäre Propaganda zu machen. Wie das Volk durch diesen Kalender aufgeklärt werden soll, ergibt sich aus folgender Stilprobe: „Die Liberalen haben Alles darangesetzt, um den Kampf mit Rom zu einem Kampf gegen die christliche Kirche zu machen. Diesen Culturkämpfern ergeht es wie jenem Manne, der die Katze nicht mochte und nun mit den Mäusen essen und zu Bett gehen mußte. Bereits schäumt die Bosheit, die sich erst heimlich regte, ihren Geifer auf die Gassen aus, so daß selbst unseren Fortschrittshelden die Augen anfangen darüber aufzugehen. Wo solche moralische Senkgruben und Kloaken ihre giftigen Gase so offen ausströmen dürfen, da muß die Luft von Pesthauch und von bösen Dünsten angefüllt sein." Wie es den Juden in dem Kalender ergeht, kann man sich selbst sagen. Sie werden die lächerlichen Helden aller lächerlichen Geschichten. „Moses, ein feiner Mann, galant wie seine Waare, jedoch mit schlaffem Beinwerk und kühner Adlernase", heißt der eine, die andern heißen Baruch und Ikig. Die Lederwaarenfabrikanten sind. „Man riecht euch das Geschäft auf eine halbe Meile an." Wie dem Volke der Begriff der confessionslosen Schulen von dem Herrn Pastor klar gemacht wird, erhellt aus Folgendem. Die Geschichte heißt: „Das betrübte Schulmädchen." „Als der Lehrer ihr sagte: „Mein Kind, Bibel, Katechismus und Gesangbuch, die mußt du fortan zu Hause lassen und darfst sie nimmer mitbringen in die Schule", da standen Christinen die dicken Thränen in den Augen und sie ging betrübt heim. Der Lehrer aber schaute dem Mädchen wehmüthig nach, zog das Taschentuch und wischte sich die Augen." Der Pastor macht dazu noch eine Bemerkung, daß in den niederländischen Volksschulen, weil sie confessionslos seien, kein Wort mehr von Jesu gesagt werden dürfe, weil das den jüdischen Schulkindern zum Anstoß gereichen könnte. „So übt $^1/_{50}$ der Bevölkerung in den Niederlanden gegen die übrigen $^{49}/_{50}$ den unerhörtesten Glaubensdruck aus und zwar vermöge der Glaubens- und Gewissensfreiheit." Noch ein Beispiel für die Gemüthlichkeit des Herrn Pastors. Er schreibt: „Die Restauration Silberborn ist sehr zu empfehlen; billig und gut! Der liebe Gott ist selber der Oberbraumeister, der das Getränk im Oberstockwerk destillirt und im Erdgeschoß filtrit, und so kommt, wenn man das Faß anbohrt, aus der Erde der helle Silberstrahl und erquickt den Leib und erfrischt das Gemüth. Gebe der Himmel uns viele bornirte Leute, die einen Born in sich tragen und von deren Leibern aus Ströme lebendigen Wassers fließen in die giftige Sandwüste hinein, die unsere Fortschrittshelden geschaffen haben! Gott segne den Silberborn und alle bornirten Leute, die solchen Born in sich tragen" — und Herrn Pastor Hafermann sammt seinem traurigen Kalender obenein!

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Für Weihnachten!

In **J. Schneider's** Buchhandlung (Verlags-Cto.) in **Straßburg i. E.** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brentano,	Am Erlenbach. eleg. gebd.	M. 4.—.
Glaser,	Kleine Thierwelt I. cart.	„ 6.50.
— —	8 Tafeln Abbildungen dazu	„ 3.25.
Glöckler,	Heimathklänge. gebd.	„ 4.—.
Herzfeld,	Pantheon I.	„ 6.—.
Hensing,	Dem malerischen Oberland. gebd.	„ 6.—.
Kriegspoesie d. J. 1870/71.	6 Bde. gebd.	„ 20.—.
Laukhard,	Geographie. cart.	„ 12.50.
Laur,	Z. Geschichte d. franz. Liter. gebd.	„ 4.—.
Schmitt-Blank,	Zu Lied und Lehre. gebd.	„ 3.75.
Trabert,	Vaterlos. gebd.	„ 1.50.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Die Friedrich von Hellwald Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch.

Erscheint in 50 reich illustrirten Lieferungen à 50 Pfennige.

Dieses Werk hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Schon jetzt, ehe nur 1/3 des Werkes beendet ist, wurde eine zweite unveränderte Auflage nöthig. Es ist die erste Geographie, welche wirklich amüsant zu lesen ist. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Georg Jenatsch.

Eine alte Bündnergeschichte

von

C. Ferdinand Meyer.

Verlag von H. Haessel in Leipzig.

Preis 6 M.

Die vorliegende Novelle erzählt das interessanteste Bruchstück der Geschichte Bündens und stellt eine merkwürdige, die außerordentlichste Persönlichkeit ans Licht, die das Bergland hervorgebracht: den Retter des durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges in seiner Existenz bedrohten kleinen Freistaats. Die Dichtung ruht auf fester historischer Grundlage, vereinfacht aber die verworrenen Verhältnisse und hebt mit künstlerischer Klarheit den Helden hervor, den sie mit einer Fülle der lebendigsten Nebenfiguren umgiebt.

Der Verfasser, welcher durch die Novelle „das Amulet" vielseitiges Interesse erregte, tritt hier mit einer größeren Arbeit vor das Publikum, das ihm seine Anerkennung nicht versagen wird.

Man vergleiche die von **Hermann Lingg** in Nr. 47 d. Bl. erschienene vortreffliche Kritik des Buches.

Verlag der **Buchhandlung des Waisenhauses** in **Halle a/S.:**

William Shakespeare,

von

Dr. **Karl Elze,**

ordentl. Professor a. d. Univ. Halle.

1876. VIII. 651 Seiten. gr. 8.

Preis 10 M. eleg. gebunden 11 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Empfehlenswerthe Festgeschenke!

Emsland-Bilder.
Erzählungen a. d. Emslande
von **E. v. Dincklage.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Von ihr und mir.
Eine Weihnachtsgeschichte
von **Edmund Hoefer.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Nymphäa.
Novelle
von **Wilh. Jensen.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Ein **Deutsches Dichter-Buch.**
Aus Originalbeiträgen deutscher Dichter gesammelt u. herausgegeben von **Max Kalbeck.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 5 M.

Leier und Palette.
Geschichten aus dem Dichter- u. Künstlerleben
von **E. Vely.**
Mit einer Illustration.
Eleg. geh. 3 M. Eleg. geb. 4 M.

Assunta.
Novelle
von E. Vely.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Meereswellen.
Venetianisches Märchen
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Sonnenstrahlen.
Ein Märchen
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

In der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der deutschen Litteratur.

Ein Handbuch

von

Wilhelm Wackernagel.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von

Ernst Martin,

Professor an der Universität in Prag.

I. Band 1. Lieferung. — Preis: 2 Fr. 50 Cts.

Die zweite Auflage von **Wilhelm Wackernagel's Litteraturgeschichte,** dem Haupt- und Meisterwerke des berühmten Germanisten, erscheint in 2 Bänden à 5—6 Lieferungen. Der erste Band umfasst die deutsche Litteratur bis zum dreissigjährigen Kriege, der zweite Band führt dieselbe bis zu Göthe's Tode.

Herr Professor **Ernst Martin** in **Prag** hatte die Güte, die zweite Auflage, auf Grundlage der hinterlassenen Manuscripte, Collegienhefte und Notizen Wilhelm Wackernagel's und im Sinne und Geiste desselben zu bearbeiten und herauszugeben.

Basel. Schweighauserische Verlagsbuchhandlung **Hugo Richter.**

PRACHTVOLLES FESTGESCHENK! Verlag von J. ENGELHORN in STUTTGART.

ITALIEN.

Eine Wanderung

von den

Alpen bis zum Aetna.

Kein Werk dürfte sich besser zu Festgeschenken eignen, als diese herrliche Schilderung Italiens, von den beliebtesten Autoren und Künstlern in Wort und Bild geschaffen, seit dem Beginn ihres Erscheinens in dem gebildeten Publikum und der gesammten Presse mit ungetheiltestem Beifall aufgenommen wurde.

430 Seiten in Folio mit 300 Textillustrationen und 88 Bildern in Tondruck.

In Prachtband nach einem Original-Entwurfe von Julius Schnorr.

Preis: 75 Mark.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baumgarten, Robin Jouet's abenteuerliche Fahrten und Erlebnisse in den Urwäldern von Guyana und Brasilien. In deutscher Umarbeitung nach Emile Carrey, ethnographisch ergänzt und illustrirt nach Bouyer, Agassiz, Brett, Jusselain u. a. Quellen. — **Mit 24 ganzseitigen Holzschnitt-Illustrationen** von Girardet, gestochen von Herington, Barbant, Pontenier u. A. gr. 8. In lithogr. Umschlag mit Leinwandrücken elegant gebunden. Preis 7 M. 80 Pf.

Obgleich das Werk vorzugsweise eine höchst spannende und lehrreiche Unterhaltungslektüre bieten soll, geben ihm die auf Thatsachen und wirklichen Erlebnissen beruhenden Natur- und Sitten-Schilderungen auch einen wissenschaftlichen Werth, und ist das Buch **ebensowohl für die Bibliothek Erwachsener, als für die reifere Jugend, und letztere namentlich zu Geschenken geeignet.**

Digitized by Google

So eben erschien:

Goethe.

Vorlesungen
gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin
von
Herman Grimm.
2 Bde. Preis 11 M.

Verlag von W. Hertz (Besser'sche Buchhdlg.), Berlin N.W. 10 Marienstraße.

In meinem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Symbol-Begriff
in der neuesten Aesthetik.
Von
Dr. **Johannes Volkelt.**
Preis 2 M. 40 Pf.
Jena, November 1876. **Hermann Dufft.**

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Sturmflut.
Roman in sechs Büchern von
Friedr. Spielhagen.
3 Bände, Preis brosch. 15 M., eleg. geb. 18 M.
Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Geibel, Emanuel,
König Sigurds
Brautfahrt.
Eine nordische Sage.
Vierte Auflage. Miniat.-Ausg. eleg. geb. mit Goldschnitt. Preis 2 M.
Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Reisebilder und Skizzen aus Amerika von **Theodor Kirchhoff.** Altona 1875. 1876. Carl Theod. Schlüter. In New-York bei E. Steiger. — Inhalt des 1. Bandes: Fünfzehnhundert Meilen in der Stagekutsche. Eine Fahrt mit dem „Hotelzuge" der Pacificbahn. Bilder aus dem Goldland. Bilder aus dem Süden. — Des 2. Bandes: Nach Oregon. Streifzüge im Nordwesten. Preis geheftet 4 M. 50 Pf., gebunden 5 M. 50 Pf.

Die Gartenlaube Nr. 41, 1876 sagt über dieses Werk: Das Culturleben Amerikas hat in Kirchhoff einen Schilderer gefunden, wie wir augenblicklich keinen zweiten kennen. — Im New-Yorker Belletristischen Journal 20. August 1875 heißt es darüber: Die Vorzüge seiner Darstellung sind Lebendigkeit, Plastik und eine nicht genug zu rühmende Treue.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 M. In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 M.
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Im Verlage der Buchhandlung **L. Rosner** in **Wien** sind soeben erschienen:

WIENER SPAZIERGÄNGE
von
D. Spitzer.
Dritte Sammlung.
8. 24 Bogen elegant brosch. Preis fl. 2.50 = M. 5.—

Ad. Glasbrenner schreibt in der „Montagszeitung": Man braucht nicht Wiener zu sein, ja Wiens Genussluft nicht eingeathmet zu haben, um in diesen Feuilletons zu schwelgen; sie sind falls unsre Philologen diesen Ausdruck gestatten: klassisch. Etwas zugeknöpft gegen Idealismus und Sentimentalität, ist D. Spitzer doch ein Ritter der Freiheit und des Rechtes, kämpft mit Muth und Geschick, trifft mit seinem Feder-Degen immer den Nagel auf den Kopf und dabei manchen Kopf auf dessen Nagel, und tödtet das ihm Feindliche mit einnehmendster Grazie und Eleganz. Seit Ernst Kossack nicht mehr schreibt, hat Berlin Wien um solche Feuilletonisten wie D. Spitzer zu beneiden.

DER SCHANDFLECK.
Roman
von
L. Anzengruber.
8. 24 Bogen elegant brosch. Preis fl. 2.50 = M. 5.—

Anzengruber, der Dramatiker, der Autor des „Pfarrer von Kirchfeld", der seinen Siegeszug über alle deutschen Bühnen gehalten, tritt hier zum ersten Male als Romanschriftsteller auf und gleich sein erster Wurf ist ein Meisterstück in seiner Art. Gedankensatt und formvollendet. Solche Charaktere, solche Figuren kann nur Anzengruber gestalten. Ein Kenner des wirklichen Volkslebens wie es neben ihm keinen Zweiten gibt. Diese unbestritten glänzende literarische Production wird nicht verfehlen mächtiges Aufsehen zu erregen.

Der neue
TANHÄUSER.
Die wollust der creaturen ist gemenget mit bitterkeit. **Meister Eckhart.**
Neunte vielfach verbesserte und neu vermehrte Auflage.
154 Seiten. Preis fl. 1.80 = M. 3.60.

TANHÄUSER
in Rom.
Vom
Verfasser des „Neuen Tanhäuser".
Dritte wesentlich umgestaltete und um zwei neue Kapitel vermehrte Auflage.
118 Seiten. Preis fl. 1.50 = M. 3.—

Der brillante Erfolg dieser beiden vielgepriesenen und bestverläumdeten Dichtungen sichert auch diesen neuen Auflagen raschen Absatz. Sie sind im Texte vielfach vermehrt, auf holländischem Schreibpapier mit neuen Kopfleisten und Pergament-Umschlägen in jener bekannten Weise ausgestattet, welche seither so viele Freunde und Nachahmer gefunden.

Neuestes Aquarell-Werk von Ed. Hildebrandt.

Soeben erschien:

Aus Europa.
Neue Sammlung
Hildebrandt'scher Aquarelle.
Nach Originalen aus dem Privat-Besitz Sr. Majestät des Kaisers.
Chromofacsimilirt von R. Steinbock und W. Loeillot.
2. Lieferung 4 Blatt gross Folio in Passepartouts von starkem Carton.
Preis complet in Umschlag 48 Mark — der Blätter einzeln 15 Mark.
Inhalt der zweiten Lieferung:
No. 6. La Penta Cintra (Portugal). — No. 7. Freshwaterbay (Insel Wight). — No. 8. Drontheim (Norwegen). — No. 9. Potsdam (Deutschland).

NB. Zur Completirung dieser Lieferung empfehlen wir die sehr beliebte, früher in unserm Verlage erschienene Aquarelle **„Mondscheinlandschaft am Nordcap"**. Eine neue Auflage derselben wurde soeben in gleicher Ausstattung und zu gleichem Preise wie die obigen Blätter ausgegeben. Sie bietet ein schönes Pendant zu dem Bilde der ersten Lieferung: **„Mitternachtssonne am Nordcap"**.

Von der ersten Lieferung des obigen Unternehmens, das wir vor einem Jahre begonnen haben, **wurden zwei starke Auflagen in dem kurzen Zeitraum von 3 Monaten vergriffen.** Ein so glänzendes Resultat spricht am Besten für den Werth der neuen Sammlung, deren zweite Lieferung in Bezug auf **Sorgfalt der Ausführung und fesselndem Reiz der Abbildungen** der ersten in keiner Weise nachsteht.

Die Verlagshandlung von R. Wagner.
BERLIN. Zimmerstrasse 92/93.

Digitized by Google

Charpentier. Geschichte der französ. Literatur des XIX. Jahrhunderts. Autorisirte Uebersetzung von **E. Otto.**
Preis geh. 6 M. geb. 7 M. 20 Pf.
Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.
Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**
Vierter Theil. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
Inhalt: Ulrich von Hutten. Von Hans Prutz. — Konrad Ekhof. Von Hermann Uhde. — Lord Byron. Von Rudolf Gottschall.

Für den vorliegenden vierten Theil des „Neuen Plutarch" darf eine gleich günstige Aufnahme erwartet werden, wie sie die ersten drei Theile gefunden haben, da die in demselben aufgestellten Lebensbilder sich den frühern in jeder Beziehung aufs würdigste anreihen.

Zu Festgeschenken empfohlen.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in Leipzig sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Kleine Geschichten
von
Paul Lindau.
2 Bände. broch. 8 M. — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 M.
Inhalt:
I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Das Leben der Erde.

Blicke in ihre Geschichte, nebst Darstellung der wichtigsten und interessantesten Fragen ihres Natur- und Kulturlebens.
Ein Volksbuch mit 75 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck von
A. Hummel.
Broch. 6 M., in Leinwand eleg. geb. 7 M. 50 Pf.

Physikalische und chemische Unterhaltungen.

Ein Volksbuch
mit 96 in den Text eingedruckten Holzschnitten
von
Dr. **Otto Ule** und **A. Hummel.**
Broch. 6 M., in Leinwand eleg. geb. 7 M. 50 Pf.

Altnordischer Sagenschatz

in neun Büchern übersetzt und erläutert
von
Prof. Dr. **Ludw. Ettmüller.**
Broch. 8 M.

Bergsöe. Von der Piazza del Popolo.
Novellencyclus aus Rom. Aus dem Dänischen übersetzt von **Adolf Strodtmann.**
3 Bände. geh. 12 M.
Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Das kleine Laienbrevier

für sinnige Frauen und Jungfrauen aus dem Nachlasse der Tante
von **Marianne Bayer.**
Prachtband. Preis: 3 M.
Ein sehr passendes und sinniges Weihnachtsgeschenk.

Die „Nordd. Allgem. Zeitg." sagt darüber in Nr. 276 vom 26. November 1875: „Eine tiefe und warme Empfindung in geläutertem Sinne spricht aus den Sprüchen und Sentenzen, die in reicher Fülle auf den Blättern des Büchleins vertheilt sind und keine Lebenslagen unberücksichtigt lassen, in die ein weibliches Herz gerathen kann. Seitens der Verlagshandlung ist auf die Ausstattung des Buches anerkennenswerthe Sorgfalt verwendet worden.

Neue Werke für Kammermusik
im Verlage von
F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Bargiel, Woldemar,
Op. 6. Erstes Trio (F-dur) für Pianoforte. Violine und Violoncello . 9.—
Op. 6. Dasselbe für zwei Pianoforte 9.—
Op. 20. Zweites Trio (Es-dur) für Pianoforte, Violine u. Violoncello 9.—

Bazzini, Antonio,
Op. 75. Quartett (Nr. 2 in D-moll) für zwei Violinen, Viola u. Violoncello . . . . . 6.—
Hieraus einzeln:
Gavotte (Intermezzo). Repertoirstück des Florentiner Quartett-Vereins von Jean Becker . . 1.50

Brüll, Ignaz,
Op. 14. Trio (in Es-dur) f. Pianoforte, Violine und Violoncello . . . 7.50

Lange, S. de,
Op. 15. Quartett (Nr. 1 in E-moll) für zwei Violinen, Viola und Violoncello. Repertoirstück des Florentiner Quartett-Vereins von Jean Becker.
A. In Stimmen 4.50
B. Für Pianoforte zu vier Händen bearbeitet von F. Gustav Jansen 4.50
Op. 18. Quartett (Nr. 2 in C-dur) für zwei Violinen, Viola und Violoncello. Preisgekrönt von der Königl. Belgischen Akademie der schönen Künste.
A. Partitur in 8. Geheftet . . . 4.—
B. Stimmen 4.50
C. Für Pianoforte zu vier Händen 5.—
Op. 21. Trio (in G-dur) für Pianoforte, Violine und Violoncello . 10.—

Rheinberger, Josef,
Op. 89. Quartett (in C-moll) für zwei Violinen, Viola und Violoncello.
A. Partitur in 8. Geheftet . . . 4.—
B. Stimmen 7.50
C. Für Pianoforte zu vier Händen bearbeitet vom Componisten . 7.50

Ries, Franz,
Op. 26. Suite (Allemanda, Intermezzo, Andante, Minuetto, Introduzione e Gavotta) für Violine mit Pianoforte . . . . . 6.—

Saint-Saëns, Camillo,
Op. 14. Quintett (in A-dur) f. Pianoforte, zwei Violinen, Viola und Violoncello . . . . . 15.—
Op. 16. Suite (Präludium, Serenade, Scherzo, Romanze, Finale) für Violoncello und Pianoforte . . 7.—
Op. 18. Trio in F-dur für Pianoforte, Violine und Violoncello . . . 10.—
Op. 32. Sonate en ut-mineur pour Violoncelle et Piano 6.50
Op. 41. Quatuor en si bé-mol pour Piano, Violon, Alto et Violoncelle 13.50

Saran, A.,
Op. 5. Fantasie in Form einer Sonate (in B-moll).
A. Für Pianoforte zu zwei Händen 6.—
B. Für Pianoforte zu vier Händen bearbeitet von F. Gust. Jansen . . . . . 7.—

Scholtz, Herrmann,
Op. 44. Sonate (in G-moll) für Pianoforte . . . . . 4.—

Vierling, Georg,
Op. 17. Fantasie (A-moll). Neue Ausgabe
A. Für Pianoforte und Violoncello 2.50
B. Für Pianoforte und Violine . 2.50
Op. 41. Drei Fantasiestücke f. Pianoforte und Violine. In einem Hefte 5.—
Einzeln:
Nr. 1. Tempo di Minuetto . . . 1.75
Nr. 2. Tempo di Valse 1.75
Nr. 3. Allegro leggiero . . . . 2.—

Brehms Thierleben

Zweite Auflage

mit gänzlich umgearbeitetem und erweitertem Text und grösstentheils neuen Abbildungen nach der Natur, umfasst in vier Abtheilungen eine
allgemeine Kunde der Thierwelt
aufs prachtvollste illustrirt
und erscheint in 100 wöchentlichen Lieferungen zum Preis von 1 Mark.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Griechische Weine.

Unterzeichnete Firma beschäftigt sich mit dem Import griechischer Weine, dieselben sind von vorzüglicher Güte und großer Schönheit. — Um deren Bekanntwerden zu erleichtern wird 1 Probekistchen in folgender Zusammenstellung abgegeben:

3/1 Fl. Rothwein aus Corinth	à M. 1.60.	= M. 4.80.
3/1 Fl. dito Claret Vino di Bacco von Santorin	à M. 1.20.	= M. 3.60.
3/1 Fl. Malvasier weiss Vino santo von Santorin	à M. 1.40.	= M. 4.20.
3/1 Fl. dito roth aus Misistra	à M. 1.50.	= M. 4.50.
		M. 17.10.

Zusammen 12/1 Fl. Kiste. Flaschen und Verpackung frei für . . . . . .
Zusendung per Post oder Bahn, ab hier. **Absolute Garantie für Reinheit und Aechtheit.**
Ausführlichen Preiscourant und Circulair franco gegen franco.
J. F. Menzer, Weingroßhandlung, Neckargemünd.
Diese Probekistchen dürften sich zu passenden **Weihnachtsgeschenken** eignen.

Digitized by Google

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Meine Mission
bei
Pius IX. und Napoleon III.
1859—64.
Enthüllungen über
die römische und französische Camarilla
von
Sophie von Rauchenegger,
geb. de Spèt.
14 Bogen. Gr. 8. Eleg. broch. Preis 3 *M.*

Der Titel kennzeichnet den Inhalt des Buches zur Genüge. Ich bemerke daher nur noch, dass der gesammte Inhalt auf strengster Wahrheit beruht und sich durchgängig auf vorliegende Documente stützt.

Wer die fast unglaublichen Intriguen der römischen Curie und Antonelli's kennen lernen will, der lese dieses Buch.

Elberfeld. **Eduard Loll.**

Eliot. Middlemarch.
Aus dem Leben der Provinz.
Uebersetzt von Emil Lehmann.
Acht Halbbände. geh. 16 *M.*
Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Verlag von **Rich. Skrzeczek** in **Löbau** W./Pr.
Soeben erschien:
Die
Königl. Preuss. Staatsanwaltschaft
und
die Freie Rede
von
Dr. **Joseph Kolkmann.**
Preis: 75 ₰.

David Friedrich Strauss Gesammelte Schriften
nach des Verfassers letztwilligen Bestimmungen zusammengestellt
erscheinen in 11 Bänden 8° mit Einleitungen von Professor **Eduard Zeller** und einem Portrait in Stahlstich.
Preis pro Band 5 *M.*, in eleg. Leinwandband 6 *M.*

Der erste Band, u. A. die bisher ungedruckten **Literarischen Denkwürdigkeiten** enthaltend, ist soeben erschienen und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden. Band II. befindet sich unter der Presse und erscheint noch vor Weihnachten. Ausführliche Prospecte gratis und franco von

Emil Strauß, Verlagsbuchhändler in **Bonn.**

☛ Siehe Nr. 47 der „Gegenwart": **Gesammelte Schriften** von **D. F. Strauß,** besprochen von **Theobald Ziegler.**

Für den Weihnachtstisch empfohlen
aus dem Verlag von **Adolf Bonz & Comp.** in Stuttgart.

Gustav Kastropp, König Elf's Lieder. Eine lyrische Rhapsodie. 2. Aufl. 8°. Geb. in ill. Umschlag. 2 *M* 80 ₰.

Derselbe. Sulcika, ein dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. 8°. Geb. in ill. Umschlag. 2 *M* 20 ₰.

Der literarische Verkehr hebt in einer Besprechung der I. Aufl. des König Elf Kastropp's ganz bedeutendes Talent hervor, die Gegenwart nennt ihn einen Heine ohne Ironie. Von König Elf wurde nach Jahresfrist eine II. Aufl. nöthig. Elf und Sulcika (Frau Potiphar) sind tiefpoetische Gestaltungen.

Ludwig Eichrodt, Melodieen. 8°. Geb. in weiß Glacéband 3 *M* 60 ₰.

Der Dichter des berühmten Reiseliedes „Nach Californien ꝛc.", der Biedermaierlieder u. A. bietet hier ernste Gedichte voll tiefen Gemüths u. voll Frische u. Klarheit. Zur musik. Composition in seltener Weise geeignet.

J. H. Fischer, Neue Lieder. 8°. Geh. 2 *M* Eleg geb. 3 *M* Naturfrische, frühlingswarme Gedichte. Dabei „die Confirmandin. Ein Angebinde für meine Tochter."

J. P. Glökler, für stille Stunden. Betrachtungen für religiöses Gemüthsleben.. 8°. Geb. 2 *M* 60 ₰.

Ein passendes Festgeschenk für alle diejenigen, welche trotz der Zerfahrenheit der Gegenwart den Glauben noch nicht verloren haben und im Wandellosen, Ewigen ihre Herzensbefriedigung erstreben.

Emma Ladbey, Tagebuch einer Waise. Eine Erzählung für Deutschlands Töchter. 8°. Geb. mit ill. Umschlag 4 *M*

Dieses neue Buch der beliebten Frau Verfasserin wird für Weihnachten eine viel willkommene Gabe sein.

Dieselbe. Aus dem Reiche der Frau. 8°. Geb. 5 *M* 70 ₰. Das Frauenleben v. d. Kindheit bis z. Hausfrau u. Mutter.

Dieselbe. Aus freier Wahl. 8°. Geh. 5 *M* Geb. 6 *M* Drei Erzählungen: Ohne Reue. Nach Jahren. Späte Blüte.

Anny Albert, Harte Gesetze. Roman. 8°. Geh. 5 *M* Treffende u. spannende Schilderung der in Deutschland da u. dort noch gültigen für die Frauen harten Gesetzgebung.

Ernst Günther's Verlag in Leipzig.

Nächster Tage ist der Prospect über eine noch im Laufe dieses Jahres erscheinende

monistisch-darwinistische Zeitschrift,

die unter ihren Herausgebern und Mitarbeitern alle bedeutendsten Namen der betreffenden Wissenschaften zählt, zu erwarten.

Wir machen das betreffende Publikum auf dieses vielseitig und lang ersehnte Unternehmen schon jetzt aufmerksam.

Digitized by Google

Soeben erschien in Denicke's Verlag, Berlin, und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Per

Ultimo!

oder:

Das Verbrechen von Erquelines.

Roman von

Franz Moor.

Berechtigte Tendenz, sowie fesselnde Erzählung sichern dem Roman ungewöhnliches Interesse.

Preis: 5 M.

Im Verlag von Adolf Bonz & Co. zu Stuttgart ist erschienen:

Philosophie im Umriß

von **Adolf Stendel.**

II. Theil praktische Fragen. 1. Abtheilung: Kritik der Sittenlehre. 39 Bog. gr. 8. Geh. 9 M.

Der I. theoretische Theil dieses Werkes ist im Jahre 1871 erschienen. Von dem II., die praktischen Fragen der Philosophie behandelnden Theile, erscheint hier die 1. Abtheilung, welche nach Erörterung der Freiheitsfrage die bisherigen Sittlichkeits-Theorien einer scharfen und unerbittlichen Kritik unterwirft, ihre Grundlagen durchaus als unhaltbar nachzuweisen sucht und den Begriff der Sittlichkeit, unter Herabziehung desselben von seiner transscendentalen Höhe, dahin reformirt, daß sie in Wahrheit nichts anderes sei, als eine in den Schranken des Diesseits sich bewegende und in der Volkssitte ihren Ausdruck findende praktische Lebensweisheit. Die beiden weiteren Abtheilungen werden eine Kritik der Religion und eine Kritik der Rechtslehre bringen.

Mill, John Stuart.

Ueber Religion.

Natur. Die Nützlichkeit der Religion. Theismus. Drei nachgelassene Essays. Autorisirte Uebersetzung von Emil Lehmann. Preis geh. 5 M.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig:

Der entfesselte Prometheus.

Eine Dichtung in fünf Gesängen

von

Siegfried Lipiner.

gr. 8. broch. Preis: 4 M.

Der Verfasser wendet sich an Alle, denen das grossartige Ringen unseres Zeitalters nach einer neuen Weltanschauung und Lebensgestaltung nicht gleichgiltig ist. Die Dichtung verfolgt den Mythos bis an seine äusserste Consequenz. Nach Jahrtausenden wird Prometheus entfesselt. Er und seine Promethiden, die Kinder der neuen Zeit, schreiten an uns vorüber. Wir sehen sie in ihrem Himmelstürmen, ihrer Entartung, ihrem Grauen vor den Geistern, die sie selbst gerufen, ihrem Zweifeln und Verzweifeln und endlich in ihrer heroischen Selbsterlösung.

Elegantes Festgeschenk.

Im Verlage von E. Morgenstern in Breslau ist neu erschienen:

Deutsches Heldenbuch

von

M. Ottmann.

Prachtwerk mit 31 Portraits deutscher Fürsten und Feldherren und einer Karte des deutsch-französischen Kriegsschauplatzes.

In Prachteinband Preis 12 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

BÆDEKER'S REISEHANDBUCHER

für Italien und den Orient.

Ober-Italien bis **Livorno, Florenz** und **Ancona** und die **Insel Corsica.** Mit 6 Karten und 27 Plänen. 8. Aufl. **1877.** 6 M. — **Mittel-Italien** und **Rom.** Mit 7 Karten, 13 Plänen und 1 Panorama von Rom. 4. Aufl. **1874.** 6 M. — **Unter-Italien** und **Sicilien,** nebst Ausflügen nach den **Liparischen Inseln, Malta, Sardinien, Tunis** und **Corfu.** Mit 8 Karten und 12 Plänen. 5. Aufl. **1876.** 6 M. — **Aegypten** I. Theil. **Unter-Aegypten** bis zum **Fayûm** und die **Sinai-Halbinsel.** Mit 14 Karten, 28 Plänen, 7 Ansichten und 42 Textvignetten. **1877.** 16 M. — **Palästina** und **Syrien.** Mit 17 Karten, 42 Plänen, 1 Panorama von Jerusalem und 8 Ansichten. **1875.** 15 M.

Verlag von Julius Hainauer

(Hofmusikhandlung Sr. Maj. des Königs von Preussen) in Breslau.

EDUARD LASSEN'S

Lieder und Gesänge

für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte.

Heft I.	Sechs Lieder, cpl.	2.50	
Nr. 1.	Klage nicht	—.50	
Nr. 2.	Das Ständchen	—.75	
Nr. 3.	Harfenklänge	—.50	
Nr. 4.	Abendlandschaft	—.50	
Nr. 5.	O, wär' ich du	—.50	
Nr. 6.	Abschied (Duett für Sopran und Bariton)	—.75	
Heft II.	Drei Lieder für Bariton, cplt.	2.25	
Nr. 7.	Der gefangene Admiral	1.25	
Nr. 8.	Sommernacht	1.—	
Nr. 9.	Der Hidalgo	—.75	
Heft III.	Drei Lieder, cplt.	2.50	
Nr. 10.	Frühling	—.75	
Nr. 11.	Ave Maria	1.—	
Nr. 12.	Fritjof's Glück	1.—	
Heft IV.	Vier Lieder im spanischen Charakter, cplt.	2.25	
Nr. 13.	Die Musikantin	—.75	
Nr. 14.	Die Tänzerin	—.75	
Nr. 15.	Die Zigeunerin	—.50	
Nr. 16.	Ständchen	—.75	
Heft V.	Sechs Lieder, cplt.	2.25	
Nr. 17.	Das alte Lied	—.50	
Nr. 18.	Der Fichtenbaum	—.50	
Nr. 19.	Im Wald	—.50	
Nr. 20.	Childe Harold	—.50	
Nr. 21.	Mirza Schaffy	—.50	
Nr. 22.	Die Spinnerin	—.75	
Heft VI.	Sechs Lieder Op. 45, cplt.	3.—	
Nr. 23.	Dornröschen	—.75	
Nr. 24.	Frühlingsgruss	—.50	
Nr. 25.	Im Herbst	—.75	
Nr. 26.	Ich fühle deinen Odem	—.50	
Nr. 27.	Spielmann's Lied	—.75	
Nr. 28.	Der Lenz	—.75	
Heft VII.	Fünf Lieder Op. 46, cplt.	3.—	
Nr. 29.	Frühlingslied (2stimmig)	—.75	
Nr. 30.	Im April	—.75	
Nr. 31.	Si vous n'avez rien à me dire (2stimm.)	—.75	
Nr. 32.	Die Waldbrüder m. Bratschebegleitung	1.—	
Nr. 33.	Der Frühling und die Liebe (2stimmig)	—.75	
Heft VIII.	Sechs Lieder Op. 48, cplt.	2.50	
Nr. 34.	Mein Liebchen, wir sassen beisammen	—.75	
Nr. 35.	Ich hab' im Traum geweinet	—.50	
Nr. 36.	Kornblumen flecht' ich dir zum Kranz	—.50	
Nr. 37.	Vorsatz	—.50	
Nr. 37a.	Dasselbe für Sopran	—.50	
Nr. 38.	Einsamkeit	—.75	
Nr. 39.	Wiegenlied d. Jungfr. Maria	—.75	
Heft IX.	Sechs Lieder Op. 52, cplt.	2.75	
Nr. 40.	O wunderbar tiefes Schweigen	—.75	
Nr. 41.	Herbstgefühl	—.50	
Nr. 42.	Grüssen	—.75	
Nr. 43.	Seufzer	—.50	
Nr. 44.	Zigeunerbube im Norden	—.50	
Nr. 45.	Meine Devise	—.75	
Heft X.	Fünf Lieder Op. 54, cplt.	3.—	
Nr. 46.	Wiegenlied (Peter Cornelius)	—.50	
Nr. 47.	Wiegenlied (Hoffmann)	—.75	
Nr. 48.	Das verlassene Mägdlein	1.25	
Nr. 49.	Herbstnacht	—.75	
Nr. 50.	Im Verborgenen		
Heft XI.	Sechs Duette für Sopran u. Alt m. Pianofortebegl. Op. 55, cplt.	3.50	
Nr. 51.	Der Geist des Herrn	—.75	
Nr. 52.	Morgenwanderung im Mondschein	—.75	
Nr. 53.	Liebesstationen	—.50	
Nr. 54.	Entführung	—.75	
Nr. 55.	Ueber ein Stündlein	—.75	
Nr. 56.	Lerchengesang		

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen A. B. Auerbach und Ebner & Seubert in Stuttgart, Hartung & Sohn und C. F. Peters in Leipzig, R. Oldenbourg in München, G. Schönfeld's Verlagshandlung in Dresden und Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 33.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 9. December 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Völkerrechtliche Briefe. Von Bluntschli. I. — Ueber den Wahlkampf in den Vereinigten Staaten. Von Joh. H. Becker. — **Literatur und Kunst:** Ferdinand Kürnberger. „Literarische Herzenssachen", Reflexionen und Kritiken. Besprochen von Paul Lindau. — Aus Europa. Aus Afrika. Hildebrandts Aquarellen. Dr. Frankensteins Loangoküste. Besprochen von Ludwig Pietsch. — **Aus der Hauptstadt:** Das königliche Schloß in Berlin. Von Alfred Woltmann. — Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. (Schluß.) — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Völkerrechtliche Briefe.

Von Bluntschli.

I.

Das Recht der europäischen Intervention in der Türkei.

Wer die gegenwärtigen Kämpfe in der Türkei und um die Türkei betrachtet, und die furchtbare und wilde Macht der erregten Volksleidenschaften erwägt, der kann leicht irre werden an der Wahrheit und an der Geltung des Völkerrechts. Wer aber die Geschichte des Völkerrechts kennt, dessen Errungenschaften nur unter schweren und harten Erfahrungen der Völker erworben zu werden pflegen, der wird nicht so leicht verzweifeln. Wer weiß, daß die Menschheit noch in fortschreitender Bewegung begriffen ist, und jeder große allgemeine Fortschritt der Civilisation auch einen Fortschritt des Völkerrechts bedeutet, der wird den schließlichen Ausgang der türkischen Wirren mit ruhiger Zuversicht erwarten.

Die orientalische Frage ist freilich vornehmlich eine politische, nicht eine Rechtsfrage. Das Recht eröffnet nun verschiedene Möglichkeiten des Handelns und setzt andern Handlungen Hindernisse entgegen. Ob ein Staat überhaupt handeln, und wie er handeln werde, das wird durchweg nicht nach rechtlichen Erwägungen, sondern nach politischen Interessen bestimmt. Für das Recht ist kein Staat so begeistert, daß er lediglich aus Rechtseifer sich in große Gefahren stürzen und das Gut und Blut seiner Bevölkerung opfern möchte. Die politische Betrachtung ist nothwendig eine verschiedene, je nach den verschiedenen Standpunkten und Richtungen der Völker und ihrer Staatsmänner, welche zu handeln berufen sind. Die rechtliche Erwägung hat einen gemeinsamen Boden und muß sich von allgemein gültigen Principien leiten lassen.

Wenn wir aber uns bescheiden müssen, daß dem Völkerrecht der Entscheid zukomme über die praktische Politik, so dient doch die völkerrechtliche Erwägung dazu, ein beachtenswerthes Moment, eine Grundbedingung einer richtigen Politik zu klären. In dem Völkerrecht sind Grundsätze ausgesprochen, welche von dem Gewissen der gebildeten Menschheit als nothwendige Normen empfunden werden, deren Verletzung das Rechtsgefühl der civilisirten Welt beleidigt.

Kein Staat ist so mächtig, um diese Gefühle gering zu schätzen. Jeder Staat ist genöthigt, mit der öffentlichen Meinung zu rechnen.

Wir sehen daher, daß England, indem es sich anschickt, die Türkei in ihrem gegenwärtigen Bestande zu schützen, sich auf das Völkerrecht beruft und sich als Schirmer der völkerrechtlichen Verträge darstellt. Auf der andern Seite beruft sich auch Rußland auf das Völkerrecht, indem es von der Türkei Reformen verlangt, wie solche Europa für nothwendig erklärt habe.

Es ist das immerhin eine Huldigung, welche beide Staaten dem Glauben an das Völkerrecht erweisen. So verwildert sind wir doch, trotz aller gelegentlichen Verherrlichung der rohen Gewalt, noch nicht, daß irgend eine Macht sich getrauen dürfte, frischweg zu erklären, sie kümmere sich nicht um das Völkerrecht, sie führe Krieg lediglich für ihre politischen Interessen.

Die völkerrechtliche Hauptfrage ist offenbar die: Ist Europa berechtigt, in der Türkei zu Gunsten der Christen zu interveniren?

Es scheinen zunächst starke Gründe für Verneinung der Frage zu sprechen.

Vorerst ist die gesammte neuere Entwicklung des Völkerrechts ungefähr seit 1830, entschiedener noch seit den vierziger Jahren, der Intervention in fremde Länder überhaupt abgeneigt. Die heutige Völkerrechtswissenschaft vertritt einmüthig das sogenannte Princip der Nichtintervention, indem sie die Unabhängigkeit der Staaten von einander und die Freiheit eines jeden souveränen Staates, seine inneren Angelegenheiten selber zu ordnen, als wesentliche Eigenschaften und unveräußerliche Rechte der Staatspersönlichkeit achtet.

In den zwanziger Jahren hatten die europäischen Großmächte noch das entgegengesetzte Princip der Intervention als das europäische proclamirt, aber lediglich zu Gunsten der legitimen Obrigkeit, zum Schutz der dynastischen Herrscherrechte, für welche die europäischen Mächte solidarisch einstehen müssen. Diese Intervention ist später aufgegeben worden, aber es ist keineswegs eine neue entgegengesetzte Norm einer Intervention zu Gunsten der Unterthanen und zum Schutze der Völkerrechte an ihre Stelle getreten.

Es ist ferner nicht zu bestreiten, daß die Türkei in dem Pariser Frieden von 1856 in die Rechtsgenossenschaft des europäischen Staatenvereins aufgenommen und ihre Unabhängigkeit feierlich anerkannt worden ist.

Von diesen Erwägungen aus wird man daher zu der Annahme kommen, daß eine Intervention der europäischen Mächte in die inneren Angelegenheiten der türkischen Verwaltung ebenso unerlaubt und völkerrechtswidrig sei, wie die Intervention der europäischen Mächte zu Gunsten der Iren in England, oder zu Gunsten der Tschechen in Oestreich, oder zu Gunsten der Siebenbürger Deutschen in Ungarn, oder zu

Digitized by Google

Gunsten der Dänen in Deutschland, der Polen in Rußland es wäre.

Eine gründlichere Prüfung der Frage führt aber zu einem ganz andern Ergebniß.

Die sechs europäischen Großmächte, welche in Ermangelung einer vollständigen Organisation des europäischen Staatenvereins im Namen Europas sprechen, sind trotz aller politischen Gegensätze doch darin einig, daß sie an die Türkei Forderungen richten mit Bezug auf die innere Verwaltung des türkischen Reiches. Ihre Gesandten verhalten sich in Constantinopel ganz anders, als in Wien oder London oder einer andern europäischen Hauptstadt. Man braucht blos auf die Note Andrassys vom 30. December 1875, die von allen sechs Großmächten gebilligt wurde, auf die Note des Lord Derby vom 21. September 1876 und auf die gegenwärtigen Conferenzvorschläge hinzuweisen, um die gewichtige Thatsache zu constatiren: Ganz Europa hält sich unter gewissen Umständen ausnahmsweise zur Intervention in der Türkei berechtigt. Die beiden Flügelmänner unter den Mächten, Rußland und England, streiten sich wohl noch über den Umfang, die Art und die Realisirung der zu stellenden Forderungen. Aber daß Europa Forderungen zu stellen befugt sei, setzen sie alle als selbstverständlich voraus.

Worauf stützt sich diese Ausnahme von der Regel der Nichtintervention?

Die Gründe können nur in der Eigenart des türkischen Reiches und in der Entwicklung der europäischen Staatengeschichte gefunden werden.

Rolin-Jacquemyns, der verdienstvolle Herausgeber der „Revue du Droit International", hat die Frage in einer besonderen Schrift: „Le Droit International et la Question Orientale, Gand 1876" beleuchtet. Indem ich diese Untersuchung benutze, will ich die wesentlichsten Gründe in Kürze anführen, welche die Ausnahme von der Regel begründen und erklären.

Wenn man die Türkei mit den übrigen europäischen Staaten vergleicht, so wird man finden: das türkische Reich ist wirklich eine Ausnahme in Europa. Dasselbe wird ein europäischer Staat genannt, es ist aber in Wahrheit noch kein europäischer Staat.

Es gibt viele europäische Staaten, welche anfangs auch durch Eroberung mit Gewalt gegründet worden sind. Aber in allen echt-europäischen Staaten ist mit der Zeit durch das Recht und die Cultur eine nationale Lebensgemeinschaft der gesammten Bevölkerung entstanden. Die Staatsangehörigkeit verbindet alle Unterthanen zu der Staatsgemeinschaft. Die europäischen Regierungen sind der Pflicht bewußt geworden, daß sie für die Rechtssicherheit und die Wohlfahrt der ganzen Bevölkerung zu sorgen haben.

In der Türkei allein ist diese Fortbildung des öffentlichen Rechts und der staatlichen Gemeinschaft nicht vollzogen. Heute noch, wie zur Zeit der Eroberung, stehen sich Sieger und Besiegte wie zwei Nationen gegenüber: die Sieger als die rechtmäßigen Herrn, die Besiegten als die unterworfenen Unterthanen; jene mit allen Privilegien einer herrschenden Rasse ausgestattet, im Besitz der Waffen und der Gewalt, diese wehrlos, politisch rechtlos, eine verachtete Rajah. Die Türken verstehen eher noch zu herrschen als zu regieren und gar nicht zu verwalten. Unter ihrer Herrschaft kann sich keine Cultur entwickeln, keine Verbesserung durchführen, läßt sich keine Sicherheit erreichen. Zuweilen ist die türkische Herrschaft milde; im Frieden gewährt sie manche Freiheit. Sie plagt die Leute nicht mit bureaukratischen Zumuthungen. Aber sie bleibt eine launenhafte Tyrannei. Sie erniedrigt, entehrt und beraubt oft ihre Unterthanen. Wenn diese aber ihre Leiden unerträglich finden und sich auflehnen, dann wird sie grausam und wild, und scheut vor blutigen Gräueln nicht zurück.

Das sind keine Zustände, die das europäische Staats- und Rechtsbewußtsein vertragen kann. Sie sind unwürdig der heutigen Civilisation und eine Schmach für Europa.

Europa kann diese Mißwirthschaft um so weniger ertragen, als es sich erinnert, daß die besiegten und unterdrückten Völkerschaften mit den europäischen Culturvölkern durch ihre Sprache, ihre Religion und ihre Geschichte nahe verwandt sind, und daß die Gewalthaber fremde asiatische Eindringlinge und von den europäischen Culturvölkern durch den Islam und durch ihre turanischen Rasseneigenschaften geschieden sind.

Das europäische Völkerrecht und das europäische Staatsrecht ist ein Erzeugniß der europäischen Culturvölker, die sämmtlich der arischen Völkerfamilie zugehören, und die Grundbegriffe des Rechts gemein haben, die fortwährend in wechselseitigem Verkehr mit einander geblieben und durch eine gemeinsame Geschichte und verwandte Institutionen verbunden sind. Diese Völker sind auch durch die gemeinsame christliche Religion gelehrt worden, einander als Brüder zu betrachten.

So entstand eine Rechtsgemeinschaft und ein Völkerrecht, dessen Geltung man bis in unser Jahrhundert hinein auf die Länder beschränkte, auf welche sich die Macht der christlich-arischen Völker erstreckte.

Erst in neuerer Zeit wurde der Versuch gewagt, dieses Völkerrecht auch über nicht-christliche und nicht-arische Nationen auszubreiten. Man bemerkte, daß die Grundgedanken des Völkerrechts aus der Menschennatur abgeleitet sind und der Menschheit dienen, nicht aber eine bestimmte Religion noch eine besondere Rasse voraussetzen. Man hielt daher das Völkerrecht als ein humanes Recht für berufen, alle Völker der Welt und alle Staaten zu verbinden. Der gesteigerte Weltverkehr der neueren Zeit verlangte eine solche Ausdehnung.

So wurde auch 1856 das von den turanischen und mohammedanischen Türken beherrschte Reich der hohen Pforte in die europäische Staatengenossenschaft, das sogenannte „europäische Concert", aufgenommen. Es geschah das freilich in der Voraussetzung und in dem Vertrauen, daß die Türkei in Zukunft auch ihren christlichen Unterthanen vollen Rechtsschutz gewähren und das Reich nach europäischen Rechtsbegriffen regieren werde.

So oft die hohe Pforte der Hülfe europäischer Mächte in Gefahren bedurfte, erließ der Sultan ein Reichsgesetz, welches den Staat nach europäischen Normen einzurichten schien. So verkündete der Sultan Abdul-Medschid 1839, zur Zeit des egyptisch-türkischen Krieges, den Hatti-Scherif von Gülhane, welcher bereits die Gleichberechtigung der Christen mit den Muselmännern als Reichsrecht anerkannte. Ebenso erließ derselbe Sultan zur Zeit des Krimkriegs den Hatti-Humojun vom 18. Februar 1856, welcher wieder dasselbe Princip bestärkte und weitere Consequenzen zog. In ähnlicher Weise arbeitet gegenwärtig die hohe Pforte an einer neuen Reichsverfassung.

Eine traurige Erfahrung hat aber in den christlichen Völkerschaften in der Türkei jedes Vertrauen und allen Glauben zu solchen Verheißungen und Gesetzen gänzlich zerstört, und auch die europäischen Mächte überzeugt, daß jene Voraussetzung eine irrthümliche war.

Es fällt selbst gebildeten Türken schwer, unsern arisch-europäischen Rechtsbegriff zu verstehen, der von allem religiösen Glauben unabhängig ist und selbst von der Moral sich erkennbar abhebt. In ihrer Lehre und in ihren Sitten sind noch Religion, Moral und Recht völlig gemischt und Eins. Ihre Gesetzgelehrten, die Ulémas, sind zugleich Theologen und Juristen. Der Koran ist zugleich Religionsbuch und Reichsgesetz. Neben die Schéry, das heilige durch den Propheten geoffenbarte und durch die Tradition bestärkte und erweiterte Reichsrecht, ist auch der Padischah gebunden, wie jeder Gläubige. Der Sultan darf dieses göttliche Gesetz nicht ändern, nicht verbessern. Er kann wohl neue Gesetze geben, wie jene Verfassungsgesetze „Kanun" genannt, aber nur innerhalb der unveränderlichen und unantastbaren Ordnung der Schéry. Auch in dem Sultan ist die weltliche und die geistliche Gewalt geeinigt. Er ist der „Schatten Gottes", der Nachfolger des Propheten, das religiöse Oberhaupt der Gläubigen, der „Kalif" und der staatliche

Digitized by Google

herrscher des Reichs. Nach dem Ideal der Muselmänner hat Gott ihm zugleich mit dem Säbel des Propheten, den er sich nach der Thronbesteigung umgürtet, die Herrschaft über die Erde verliehen. Alle Fürsten und Völker sollen sich vor ihm beugen. Die Heiden soll er ausrotten, die Halbgläubigen (Christen) tributpflichtig machen und unterwerfen und die Muselmänner führen in dem heiligen Krieg.

Freilich ist mit der Macht der Türken auch der Glaube an das hochmüthige Ideal unsicher geworden. Aber so viel ist von der alten fanatischen Ueberhebung doch noch geblieben, daß die herrschende Nation der mohammedanischen Türken freiwillig sich nicht zu einer Gleichstellung mit der verachteten christlichen Rajah bewegen läßt, und allen Reformen eine apathische Starrheit entgegensetzt.

Die Türkei kann deshalb zu einem europäischen Staate nur werden, wenn Europa dieselbe nöthigt, die christlich-europäische Bevölkerung als wirkliche Staatsangehörige im Geiste der europäischen Rechtsordnung zu behandeln.

Daß es nicht unmöglich ist, mohammedanische Stämme der europäischen Staats- und Rechtsordnung einzufügen und daß die Hindernisse des Islam nicht unüberwindlich sind, das haben England im Süden und Rußland im Norden von Asien erwiesen. Aber mit bloßen freundlichen Räthen und guten Worten ist jener Hochmuth nicht zu brechen. Dazu bedarf es der Machtentfaltung, welche asiatische Massen allein überzeugt.

In dem Gefühle dieser Pflicht und dieses Rechts hat dann auch Europa wiederholt in der Türkei intervenirt, sowohl vor 1856 als nach 1856. Ursprünglich nahm Rußland ein alleiniges Patronat der griechischen Christen in Anspruch, und ließ sich dasselbe 1772 und 1812 vertragsmäßig von der Türkei zusichern. Später übernahm Europa gemeinsam die Sorge für die Christen in der Türkei, soweit die europäischen Großmächte dieselbe für nothwendig erachteten. Die Mächte beschäftigten sich so mit der griechischen, der egyptischen, der syrischen, der kretischen Frage, wie heute mit der bosnischen und bulgarischen; nicht immer in derselben Form und Richtung, vielfältig schwankend und unsicher zwischen gewaltsamem Eingreifen und sanften diplomatischen Mitteln.

Auch im Jahre 1856, als Europa die Türkei in das „europäische Concert" aufnahm, sorgte es dafür, daß der Hatti-Humojun, welcher die Europäisirung der türkischen Verwaltung versprach, von der Türkei den europäischen Mächten mitgetheilt und in dem Vertrage erwähnt wurde. Dadurch erwarb Europa auch ein Vertragsrecht gegen die Türkei, auf Erfüllung jener Zusage.

Sowohl die Natur der Dinge als die geschichtliche Entwicklung rechtfertigen somit eine gewisse Sorge Europas für die Europäisirung der Türkei und die Intervention Europas zu Gunsten der europäischen Völkerschaften in den Donau- und Balkanländern.

Diese Ausnahme von der Regel der Nichtintervention empfängt ihr volles Licht aber erst, wenn die Bestimmung der Menschheit und der Geist der weltgeschichtlichen Entwicklung beachtet wird.

Das Völkerrecht ist kein starres und formelles, kleinbürgerliches Juristenrecht. Das Völkerrecht ist der Ausdruck und das Gesetz der menschlichen Völkergemeinschaft und muß die weltgeschichtliche Bewegung der Menschheit begleiten. Daher muß es auf den Charakter dieser Bewegung achten und dieselbe, soweit sie mit edler Menschennatur im Einklang ist, unterstützen und fördern.

Das Weltrad, — gewaltsam
Hinrollt's unaufhaltsam,
Und wie wir uns stemmen,
Nicht werden wir hemmen,
Was droben verhängt.

Die Herrschaft des Islam und der asiatischen Eroberer geht in Europa sichtbar und unabwendbar zu Ende. Die Türken vermindern sich und verlieren an der Macht, die sie lange genug geübt und mißbraucht haben. Die christlichen Bevölkerungen sind in natürlichem Wachsthum begriffen. Wenn ihre Cultur nicht gewaltsam unterdrückt wird, so werden sie wieder die fruchtbaren und schönen Länder in Ostromanien zu neuen Blüthen und Früchten bringen. Der Fortschritt der Welt verlangt es, daß endlich diese alten Culturländer der europäischen Civilisation wieder erschlossen werden und einen Antheil erhalten an dem Fortschritte der Menschheit.

So weit es nöthig ist, die gewaltsamen Hindernisse einer barbarischen Herrschaft zu entfernen und diese naturgemäße Entwicklung zu ermöglichen, so weit hat Europa die Pflicht und daher auch das Recht, diese nothwendige Sorge zu üben und wirksam zu machen.

Das ist der tiefste Rechtsgrund der europäischen Intervention und jener Ausnahme von der völkerrechtlichen Regel der Nichtintervention.

Ueber den Wahlkampf in den Vereinigten Staaten.

Von Joh. H. Becker.

New-York.

Wie der Wahlkampf auch ausfallen möge, der Sieg der einen oder der anderen regulären Parteiorganisation und eine neue Vertheilung der Beute unter die getreuen und lauten Kämpen derselben ist sicher. Die Arbeit, der sich die Letzteren unterzogen haben, ist aber auch anstrengend genug, um gerechten Anspruch auf eine Belohnung zu begründen. Der Aufwand von Lungenkraft allein, mittelst dessen der Sturm zeternder und polternder Schimpfergüsse, die Fluth verlogenen Redeschwalles, der eindringende Wind spitzfindiger Beweisgründe und das einschmeichelnde Gesäusel der beliebten Modephrasen den souveränen Bürgern in's Gesicht geworfen und in die Ohren geblasen wurde, ist ungeheuer. Rechnet man dazu noch die Arbeit, die im Geheimen und wenn möglich im Dunkel der Nacht vollbracht wird, und deren Kampfmittel in falschen Stimmen, falschen Eiden, falschen Zählungen, der Beeinflussung durch Geld, der Einschüchterung mit dem Revolver und den Bajonnetten der Gewalt, sowie endlich in dem Hinunterspülen ungemessener Quantitäten Bieres und Brantweins bestehen, so wird man zu dem Schlusse kommen, daß der Bezug eines Gehaltes während der nächsten vier Jahre für den patriotischen Helden, der sich aller dieser Strapazen activ und passiv unterzieht, der bereit ist, ebenso oft von seinem Gegner Lump und Spitzbub genannt zu werden, als er jenem einen Schurken und Hallunken an den Kopf wirft, selbst dann von der allgemeinen Menschenliebe gebilligt werden muß, wenn der Betreffende weder im Stande noch Willens ist, sich um die Pflichten des zu dem Gehalte gehörigen Amtes auch nur im Geringsten zu kümmern.

Für den unbefangenen Beobachter, der den wilden Wirrwarr des Schimpfstreites — denn dies ist wohl die treffendste Bezeichnung der Wahlcampagne! — und die Gruppirung der Parteien vom culturhistorischen Standpunkte aus betrachtete, bot derselbe mehrere interessante Züge dar. Einer derselben ist der überaus klägliche Zusammenbruch der „liberalen" Bewegung, die noch in diesem Frühjahre (am 15. März) in einem in herrlichen Phrasen abgefaßten Manifeste den Geburtstag der „Reformpartei" gefeiert hatte, um bald darauf durch die, wie sich Einer von ihnen im „North American Review" für October (Artikel: Independents in the Canvass) ausdrückt: „lächerliche Eile", mit der die betheiligten Herren, der deutsche Reformstaatsmann Schurz voran, sich in die unreformirte Parteistellung zurückflüchteten, zum Gegenstande des Kinderspottes zu werden.

Vorauszusehen war das schmähliche Fiasco dieser Reformbewegung der „besseren" Classen, der Grund liegt in der durch die Geschichte bestätigten Wahrnehmung, daß Reformversuche, die

Digitized by Google

in ostensibler Weise von den sich „besser" nennenden Classen oder Cliquen (in Amerika möchte das Letztere richtiger sein, da wirkliche Classen der Gesellschaft es noch nicht zu einer gesicherten Existenz haben bringen können!) in Scene gesetzt werden, noch niemals etwas Anderes als einen vorübergehenden Effect erzielt haben. Gerade wie die altkatholische Bewegung in Deutschland, so stellte die liberale Reformbewegung in Amerika niemals etwas Anderes vor, als ein Heer von den „besseren" Classen angehörigen, Glacéhandschuh tragenden und sehr schön redenden Generalen und Staatsmännern, dem der — obschon schwielige, schmierige und schmutzige, doch leider unentbehrliche — Gemeine gänzlich mangelte. Es ergibt sich aus ihrem kläglichen Zusammenbruche abermals die für Staatsmänner und Solche, die es werden und bleiben wollen, unentbehrliche Lehre, daß nicht sie oder die sogenannten „besseren" Classen es sind, die die Volksmassen leiten, sondern daß umgekehrt die Letzteren in vielleicht gleichgültiger und brutaler, aber darum nichts weniger beständiger Hartnäckigkeit dem Zuge ihres Instinctes folgen, und daß, wer den Ehrgeiz hat, ein Führer ihrer Colonnen zu sein, dieses Ziel nur dadurch erreichen kann, daß er denselben in der Richtung ihres Marsches voranläuft. Das Fiasco der „liberalen" Reformstaatsmänner in Amerika scheint uns Beweis zu sein, daß sie diese Richtung nicht getroffen haben. Und so blieb ihnen, als sie nach ihrem so beredten Aufrufe vom 15. März gewahr wurden, daß die Massen taub und unempfindlich in ihrer alten Richtung verharrten, am Ende weiter gar nichts übrig, als von ihrer möglicherweise erhabenen, gewiß aber einsamen Stellung in „lächerlicher Eile" herabzusteigen und, so gut es ging, in die Reihen der großen Parteiheere sich wieder einzudrängen!

Der zweite charakteristische Zug des diesjährigen Wahlkampfes ist der erneute Beweis der Allmacht der regulären Parteiorganisationen. Obwohl beide derselben, wie Schreiber dieses in der „Hundertjährigen Republik" (S. 366) vorhergesagt, „alle wesentlichen Fragen aus dem Gebiete der nationalen Politik verbannten" oder mit vollkommen nichtssagenden Phrasen abfertigten, und obwohl in Folge dieser schlauen Politik die Parteiprogramme beider Parteien dem Sinne nach fast ganz identisch, also ein Grund, warum die eine Organisation der anderen vorzuziehen sei, asolut nicht vorliegt; und obwohl zu gleicher Zeit die materiellen Fragen, insbesondere die Finanzfrage und die der Corruption der öffentlichen Verwaltung, wirklich brennende sind, und auch vom Publicum als solche empfunden werden, ist es dennoch gänzlich unmöglich gewesen, diese Fragen in einer consequenten Weise in den Vordergrund zu bringen, und in der Entscheidung des Wahlkampfes in einer oder der anderen Weise zu erledigen. Das dem Namen nach „freie" Volk hat vielmehr keine Wahl, seine Mißbilligung der bestehenden Mißregierung seitens der herrschenden republicanischen Partei kundzugeben, als die demokratische Parteiorganisation, deren active Mitglieder nicht um ein Haar zuverlässiger oder ehrlicher als die Republicaner, und die nicht die geringste Garantie, ja nicht einmal bestimmte Versprechungen einer besseren Verwaltung gegeben, in den Besitz der Herrschaft einzusetzen. Namentlich fiel die Leitung des Wahlkampfes republicanischerseits ganz und gar in die Hände derselben Corruptionisten, die die Schandwirthschaft der letzten acht Jahre verschuldet; und Herr Schurz, der in seinen ersten republicanischen Parteireden noch versuchte, an die Aeußerungen seiner vorhergehenden „liberalen" Laufbahn anzuknüpfen und die Grant'sche Administration zu kritisiren, sah sich bald gezwungen, dem Einflusse der corrupten Führer nachgebend, auf derartige Kritiken zu verzichten, und erlebte vor dem Ende seiner Wahlarbeit schon das Vergnügen, daß der sogenannte „Union League Club" von New-York, in dessen Räumen der deutsche Redner auf specielle Einladung gesprochen hatte, sogleich nach Beendigung seiner Rede Beschlüsse faßte, in denen Grant und die Regierungswirthschaft der republicanischen Partei höchlichst gepriesen wurde.

Sah es so in der republicanischen Partei aus, in der das reguläre Parteikleppertum schon bei der Nationalconvention durch die recht eclatante Hintenansetzung des einzigen Reformcandidaten, des Bekämpfers der Schnapssteuerbetrüger, Bristow und durch die Nomination eines unbekannten mittelmäßigen Menschen, der als solcher „keine Feinde hatte", Namens Hayes zum Präsidentschaftscandidaten den vollständigen Sieg davongetragen hatte, so stand es mit den Demokraten nicht viel besser. Der aufgestellte Candidat, Filder, galt zwar als „Reformer", weil er in den letzten Jahren als Gouverneur von New-York mit unläugbarer Energie und Verstand gegen mehrere Unredlichkeiten aufgetreten war, war indessen nicht nur in früheren Jahren selbst mit der Tammany-Gesellschaft eng verbunden gewesen, und hatte lange Zeit ihren Betrügereien gegenüber mindestens die Augen zugedrückt, sondern war auch sogar jetzt entweder nicht im Stande oder nicht Willens, mit dieser durch und durch corrupten Gesellschaft gründlich zu brechen. Der Einfluß dieser Politiker muß aber nothwendig um so größer sein, als dieselben durch ihre Herrschaft in der Stadt New-York thatsächlich die Entscheidung der Wahl in Händen hatten. Die Parteien standen sich nämlich, wie von vornherein ersichtlich war, oder doch allgemein geglaubt wurde, an Stärke so gleich, daß die Wahlstimme des großen Staates New-York höchst wahrscheinlich den Ausschlag geben mußte. Auf diese Wahrscheinlichkeit konnte die Demokratie aber nur dann mit Sicherheit zählen, wenn die Stadt New-York, die Heimat und der Herrschersitz jener corrupten irisch-amerikanischen Clique, deren berühmtester und wahrster Repräsentant Tweed ist, eine bedeutende demokratische Mehrheit gab. So lag also gewissermaßen die ganze Entscheidung der Nationalwahl in den Händen einer verhältnißmäßigen kleinen Anzahl unwissender irischer Wähler, die ein Spielball der Tammany-Politiker waren.

Der dritte charakteristische Zug des Wahlkampfes liefert den Beweis jenes, von den auf moderne „Principien" gegründeten Weltanschauung systematisch außer Acht gelassenen Einflusses ethnischer Verschiedenheiten. Die Parteipolitiker beiderseits kämpften allerdings nur um den Besitz der „Beute"; aber dieses Streben wurde weder diesmal noch überhaupt jemals von den Volksmassen als legitim angesehen. Um also die Stimmen der souveränen Bürger zu gewinnen, waren die beutegierigen Politiker immer und auch diesmal gezwungen, sich zu den Verfechtern solcher Ansichten, Gefühle und Leidenschaften zu machen, die auf die Wähler zugkräftig wirkten. Und gerade weil die materiellen Interessen ganz und gar in den Hintergrund geschoben waren, trat die Berufung an diese Beweggründe ausschließlich in den Vordergrund. Der Instinct der Volksmassen, mit dem innige Fühlung zu behalten das Geheimniß jedes Erfolges im Gebiete der Politik ist, wurde aufs Genaueste sondirt, und es gibt keine, dieser „unbewußten" geistigen Thätigkeit entspringenden sogenannten nationalen „moralischen" oder „religiösen Vorurtheile", die nicht offen oder im Geheimen angeregt wurden.

Aus der Natur der Verhältnisse, die die demokratische Partei auf ein Bündniß sämmtlicher oppositioneller Elemente, die unter sich sehr verschieden, gegen die herrschende Partei hinwies, folgte ganz natürlich, daß die erstere jede Berührung solcher heiklen Themata so viel als möglich zu vermeiden suchte. Das Interesse der Republicaner dagegen verlangte das gerade Gegentheil. Die nationale Animosität der Irländer gegen die Deutschen, der religiöse Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten, der Rassenhaß zwischen Weißen und Schwarzen brauchte nur angeregt zu werden, um, wenn auch nicht in einer directen Stärkung ihrer eigenen, doch sicherlich in der Schwächung der Gegenpartei zu resultiren. Hauptsächlich aber wandten sie sich an den alten, durch den Secessionskrieg aber ungemein gesteigerten Haß zwischen den Yankees und den Südlichen, indem sie die schreckliche Gefahr des Ueberganges der Regierung in die Hände der Letzteren betonten.

Dieses Argument, von der Gegenpartei das „Schwingen des blutigen Hemdes" genannt, wurde von den republicanischen Rednern mit um so wüthenderer Leidenschaft vorgetragen, als dieselben persönlich sich als Corruptionisten bloßgestellt wußten.

Digitized by Google

Jim Blaine, der entlarvte Eisenbahn-„Jobber", der durch einen geheuchelten Sonnenstich im Juni sich der Untersuchung seiner Spitzbübereien durch das demokratische Repräsentantenhaus vorläufig entzogen hatte; Morton, Einer der corrupten „Senatorengruppe", die die Regierung in den letzten Jahren in Händen gehabt; Logan, der Beschützer des Schnapsringes in Chicago; Boutwell, der ebenso unfähige wie corrupte ehemalige Finanzminister, und ein Heer geringerer Staatsmänner ergingen sich gegen die südlichen Weißen in Schimpfereien von solcher Heftigkeit, daß dieselbe als eine Provocation zu einem erneuten Kriege bezeichnet werden muß. Aber sie schimpften nicht nur, sondern, und dies ist das Bemerkenswerthe, da es die unhaltbare Heuchelei des allgemeinen Freiheits- und Gleichheitsschwindels auf's Klarste zeigt, ihr Argument trat diese ihre sogenannten Principien geradezu mit Füßen, indem sie den gewesenen „Rebellen" ohne Weiteres die Befähigung und das Recht absprachen, welches den Negern zuzuerkennen der angebliche Zweck des Krieges und die besondere Aufgabe der republicanischen Partei gewesen sein sollte, nämlich das Recht: als freie Bürger und Wähler durch Abgabe ihrer Stimme nach eigenem Ermessen an der Verwaltung des Landes Theil zu nehmen. Allerdings verbarg sich diese Aechtung eines beträchtlichen Theiles der weißen Bevölkerung des Landes hinter die Sophistik, daß diese Weißen, weil noch Rassenabneigung zwischen ihnen und den Negern bestände, nicht zur Theilnahme an der Regierung fähig seien. Daß dasselbe Argument nicht nur die Weißen, sondern ebensowohl die Neger, und in weiterer Folge alle Völker, unter denen sich überhaupt besondere Nationalgefühle vorfinden, d. h. in letzter Linie die ganze Menschheit trifft, daß es die ganze Gleichberechtigungstheorie über den Haufen wirft, indem es deren Ausführung in jedem concreten Falle dem zufälligen Belieben der gerade Mächtigen, die ihre eigenen Vorurtheile für „Recht", und alles Widersprechende für „Unrecht" oder „abscheulich" erklären, ist für jeden Menschen (ausgenommen für die verbissenen Anhänger dieser Principien selbst) leicht begreiflich. Denn wenn die Ausübung der „unveräußerlichen Menschenrechte" auf Freiheit und Gleichheit seitens A davon abhängt, ob ein B den A für fähig hält, diese Rechte auszuüben, so ist A nicht dem B gleichberechtigt, sondern vielmehr von ihm abhängig. Und so lange kein bestimmtes, nicht von der Willkür B's abhängiges Unterscheidungsmittel festgestellt ist, vermöge dessen die Fähigkeit und das auf ihr (und nicht mehr auf dem „natürlichen Rechte") beruhende gleiche Recht A's erprobt und anerkannt werden kann und muß, ist A nicht nur abhängig von B, sondern sogar seiner ganz beliebigen und despotischen Laune unterworfen.

In den Südstaaten war dies auch seit dem Kriege thatsächlich der Fall, indem die herrschende Regierung zwar keinen Maßstab der Fähigkeit, an dessen Besitz sich das Recht der Ausübung der sogenannten „unveräußerlichen Menschenrechte" knüpfen sollte, aber an seiner Stelle den nebelhaften Begriff der „Loyalität" aufstellte, welche nach der willkürlichen Interpretation der herrschenden Gewalten, d. h. der republicanischen Partei, wesentlich in der Anerkennung der Grundsätze dieser Partei bestand. Man sagte den Südlichen: Ihr seid „freie und gleichberechtigte Bürger" (kraft eurer „unveräußerlichen Menschenrechte"), aber nur wenn und wie lange ihr republicanisch stimmt, sobald ihr dagegen euren eigenen Ansichten und Interessen gemäß und gegen die republicanischen „Principien" auftretet, seid ihr „disloyal und Rebellen", und zur Ausübung eurer (nach denselben republicanischen Principien „unveräußerlichen") Menschenrechte nicht berechtigt. Denn, heißt es weiter, nur wenn wir die disloyalen Elemente von der Theilnahme an der Regierung ausschließen, können wir die auf dem Principe der allgemeinen Menschenrechte gegründete Union aufrecht erhalten. Es ist nämlich ganz offenbar und kann von Niemand bestritten werden, daß wenn diese (nach den Behauptungen der Republicaner in der demokratischen Partei befindlichen) disloyalen Elemente, die die „Grundprincipien der Freiheit und Gleichheit", die „unveräußerlichen Menschenrechte" (in Bezug auf den Neger) nicht anerkennen, die Regierung in Besitz nehmen, sie eben ihre Ansichten zur Geltung bringen, d. h. die sogenannten „Grundprincipien" praktisch über den Haufen werfen würden. Die Absurdität des „Freiheits- und Gleichheits"-Schwindels wird also hier durch das im Laufe weniger Jahre zur Cardinalfrage gewordene Dilemma bewiesen, in dem sich eine Partei (die republicanische) befindet, deren angebliches Grundprincip jedem „Menschen" die unverkürzte Ausübung seiner „gleichen Freiheitsrechte" gewährleistet, und die zur angeblichen Aufrechterhaltung ihrer Grundprincipien gezwungen ist, deren Beiseitesetzung, in Form der Entrechtung aller der Menschen, die an diese Grundprincipien nicht glauben, zu verlangen!

Die republicanischen Redner aber kümmerten sich sehr wenig um die logische Absurdität ihrer Stellung. Ihnen genügte es vollkommen, daß ihre zum Himmel schreienden Appellationen für die Aufrechterhaltung der Errungenschaften des Krieges und der Herrschaft der heiligen Principien mehr „zogen", d. h. sich als mehr geeignet erwiesen, die ethnischen Instincte (Gefühle und Leidenschaften) aufzuregen, als irgend welche anderen Gründe, die sie zu Gunsten ihrer Partei vorzuführen im Stande waren. Sie malten die Gefahr des Umsturzes aller „Grundsteine der Republik" und der Verfassung im Falle des Sieges der „Rebellen" so grell aus, daß dadurch nicht Wenige, denen sonst die republicanische Mißregierung ein Gräuel gewesen, sich zur abermaligen Vertheidigung der bedrohten Heiligthümer verpflichtet wähnten. Doch trat die ethnische Verschiedenheit der Bevölkerung des Nordens in der Wirkung dieses Appells deutlich zu Tage. Derselbe zog nämlich am meisten bei den Yankees und den verwandten puritanischen Elementen des Nordens, die nicht nur von Alters her die südlichen „Cavaliere" haßten, sondern auch als die Kerntruppen der republicanischen Partei so ziemlich den Gesammtbetrag der mit dem Besitz der Herrschaft verbundenen „Beute" genossen, und natürlich nur wenig Lust hatten, auf die profitable Beschäftigung des Herrschens Verzicht zu leisten. Viel weniger zog er dagegen bei den Deutschen, den bisher wichtigsten Verbündeten des Yankeeelementes. Der bekannte Volksmann Hecker, der vier Jahre früher von der republicanischen Partei in Ausdrücken gesprochen hatte, wie sie eben nur amerikanische Blätter abdrucken, warf nicht minder kräftige oratorische Unhöflichkeiten auf die verd ... ten Feinde der „Freiheit", die Rebellen des Südens. Ihm und Herrn Schurz, der, obwohl in besserer Sprache, am Ende des Wahlkampfes im ähnlichen Sinne zu sprechen sich gezwungen sah, folgten einige professionelle Principienreiter und Idealisten und eine etwas größere Schaar, die ihr individuelles Interesse unter dem Schleier der Begeisterung für die Ideen der Freiheit geschickt verbarg. Diese und ein Haufen Leute, die noch aus Trägheit bei der Partei blieben, der sie seit längerer Zeit angehört hatten, und die nicht sehr zahlreiche Anzahl deutscher Protestanten, die sich den Ideen des fanatischen Puritanismus zuneigt, bildeten die Getreuen, die die republicanische Partei unter den Deutschen sich noch erhielt. Die weitaus größere Hälfte dagegen nahm eine unentschiedene Stellung ein, und ohne große Begeisterung für die Bestrebungen der Demokratie zu zeigen, trat ihre Mehrzahl dennoch wenigstens für diese Wahl zu Gunsten derselben auf. Aehnlich wie bei den Deutschen verhielt es sich bei den anderen eingewanderten Elementen, die, wie Engländer, Schotten und namentlich die Skandinavier, bisher der republicanischen Partei angehört hatten. Gerade der Grund, der das Yankeeelement fest mit der republicanischen Partei verband, nämlich der Besitz und die Ausbeutung der nationalen Gewalt, trieb diese Elemente, denen die Ausbeutung durch die Yankees und das angriffsweise Vorgehen des intoleranten Puritanismus anfing abscheulicher zu erscheinen, als die rebellische Gesinnung der Weißen des Südens, in die Reihen der Opposition.

Trotz des Abfalles einer großen Anzahl der deutschen und eingewanderten Republicaner von der Partei aber bleibt es dennoch zweifelhaft, ob die Uebermacht, welche dieselbe in

Digitized by Google

früheren Wahlen besessen hatte, und die durch den Besitz der Regierungsgewalt, ihrer ungeheuren Patronage, ihren ausgiebigen Mitteln der Bestechung und soviel als möglich namentlich im Süden zur Einschüchterung der Gegner und Aufmunterung der Anhänger benutzten gerichtlichen, polizeilichen und Militärgewalt, hätte gebrochen werden können, wenn nicht ein weiterer Umstand, nämlich die trostlose Geschäftslage und die allgemeine Arbeitslosigkeit, der Opposition in die Hände gearbeitet hätte. Alle die Enthüllungen der gewaltigen Corruption der Bundesregierung, auf welche die Demokraten verwiesen, so klar dieselben auch für Jeden waren, der die Entwickelung der Dinge aufmerksam verfolgt hätte, wären auf die Masse des gewöhnlichen Volkes, die sich im Studium solcher eingehenden Berichte nicht genügend vertieft, um ein eignes Urtheil über deren Werth zu haben, wohl ohne Wirkung geblieben, wenn die Geschäfte gut gegangen und Jedermann, der auf seiner Hände Arbeit angewiesen ist, guten Lohn verdient hätte. Das Gegentheil regte an und für sich die gewaltige Unzufriedenheit des Volkes mit der bestehenden Regierung an, und hätte dies zweifelsohne auch gethan, wenn gar keine Ursache zu directen Anklagen gegen die Regierung vorhanden gewesen wäre. So führte die Krisis von 1837 im Jahre 1840 zur Niederlage der demokratischen Partei, die erst im Jahre 1836 mit ungeheurer Mehrheit den Sieg gewonnen hatte. So folgte der Krisis von 1857 schon im Jahre 1860 der Wahlsieg der damaligen Opposition, der republicanischen Partei. Allerdings ist es wahr, daß seit 1837 und 1857 sich die Machtmittel der Partei, die im Besitze der Herrschaft befindlich ist, so sehr vergrößert haben, daß ein Regierungswechsel auf Grund bloßer allgemeiner Unzufriedenheit mit der Geschäftslage viel schwieriger geworden. Aber ebenso ist es wahr, daß die Krisis von 1873 viel schlimmere Zustände und demgemäß eine viel tiefere Unzufriedenheit hervorgerufen hat, als irgend eine der früheren Krisen, und daß der auf allen Geschäften liegende Druck noch fortwährend zunimmt, wie denn die Anzahl der Bankerotte im laufenden Jahre weit größer ist, als in den vorhergehenden. Es ist demnach gar keine ungerechtfertigte Annahme, daß schon diese Ursache allein vollauf Grund genug darbietet, um einen stattfindenden Regierungswechsel zu erklären, und daß es gar nicht bewiesen, daß das Verlangen nach Letzterem aus der moralischen Entrüstung über die Corruption der Regierung entsprang. Es könnte vielmehr der Fall sein, daß sich die durch Geldverluste und Arbeitslosigkeit entstandene Unzufriedenheit die Corruption der Regierung zum willkommenen Vorwande eines Parteiwechsels nähme. Das wird ganz besonders durch die sehr flaue Aufnahme, welche der Vorschlag der Civildienstreform unter den Massen des Volkes gefunden, wahrscheinlich gemacht. Es ist notorisch, daß im Anfange des Wahlkampfes nicht nur Herr Schurz, sondern mehrere andere Redner mit diesem Thema das Volk zu bearbeiten suchten, und daß gerade der geringe Anklang, den sie dabei fanden, die geriebenen Parteiführer, wie Blaine und Morton, sogleich dahin führte, eine zugkräftigere, an die Leidenschaften des Volkes appellirende Weise, die vom „blutigen Hemde" anzuschlagen, mit der sie denn auch in der That die begeisterten Massenversammlungen zu Stande brachten, die die „Civildienstreform" zu rufen verfehlt hatte. Die einfache Thatsache ist, daß das amerikanische Volk im Großen und Ganzen noch sehr weit davon entfernt ist, die Einführung eines regelmäßigen, fest angestellten Beamtenstandes als Bedingung einer Reform für nöthig oder auch nur für wünschenswerth zu halten. Ja ich möchte sogar behaupten, daß in Wahrheit die ungeheure Mehrheit dieses Volkes geradezu geneigt ist, die Heilung der Corruption zunächst auf dem entgegengesetzten Wege, nämlich dem eines immer schnelleren Wechsels im Amte zu suchen. Diese Tendenz ist so mächtig, daß sie im Annahmebriefe des republicanischen Präsidentschaftscandidaten Ausdruck gefunden hat, indem derselbe sich für das sogenannte „Einterminprincip" in der Besetzung des Präsidentenamtes selbst zu verpflichten für nöthig hielt. Ja ich glaube sogar, daß es einzig und allein dieser Zug im Volke ist, der ein Wiederernennung Grants seitens der republicanischen Partei, die, wie nur Aussicht auf ihre Billigung durch das Volk vorhanden gewesen, in der Convention der Politiker ganz sicher und mit größter Leichtigkeit durchgesetzt worden wäre, verhindert hat. Und dieser mächtige Glaube an den Werth der „rotation" des Wechsels im Amte kam in diesem Wahlkampfe der Demokratie zu Gute. Die von Herrn Schurz ausgesprochene Befürchtung, daß der Sieg der Demokratie in der Entlassung sämmtlicher gegenwärtigen Beamten gipfeln würde, möchte bei dem durchschnittlichen Amerikanerthume gerade die entgegengesetzte Wirkung erzielt haben, die der Redner sich von ihr versprach. Die Volksmassen hierzulande glauben heutigen Tages viel mehr an die Wahrheit des Sprüchwortes: „Neue Besen kehren gut!" als an die anhaltende Pflichttreue langjähriger Beamten. Und für den, der die Umstände dieses Landes kennt, ist es mindestens zweifelhaft, ob dieser Volksinstinct nicht das Richtigere getroffen hat, als die philosophische Weisheit des deutschen Redners und Staatsmannes. Denn die Thatsache, daß eine dauernde Anstellung in Deutschland pflichtgetreue Beamten erzieht, ist noch lange kein Beweis, daß dasselbe Resultat in einem Lande sich ergeben würde, in dem ein Dollarhaufen mehr gilt, als Amtsehre und guter Ruf.

Im Ganzen gelangen wir demnach zu dem Schlusse, daß die allgemeine Unzufriedenheit des Volkes mit der Geschäftslage die hauptsächlichste, der Anstoß, den die Corruption der Bundesregierung erregte, nur in zweiter Linie eine Ursache des Umschwunges in den Nordstaaten ist, und daß der Einfluß der letzteren Ursache sich wesentlich nur auf das vorderen republicanische, deutsche Element beschränkte, während in den Südstaaten der Versuch der Republicaner, mittelst der Neger und durch Gewalt und Betrug aller Art ihre Herrschaft zu behaupten, die Weißen fast ohne Ausnahme im Lager der Opposition vereinigt hat.

Literatur und Kunst.

Ferdinand Kürnberger.

„Literarische Herzenssachen", Reflexionen und Kritiken. Wien 1877, L. Rosner.

Ferdinand Kürnberger lebt in Wien. Es muß auffallen, daß sich eine solche Schriftstellernatur ihre Eigenart in der großen Stadt so völlig unversehrt hat erhalten können. Nach Kürnbergers Schriften sollte man vielmehr glauben, daß der Verfasser in irgend einem vergessenen Landstädtchen, oder sogar „seitwärts in den Büschen" hause, wo jene Wilden leben, die bekanntlich besser Menschen sind als wir mit den Uebertünchungen der Großstadt. Der große Verkehr ist der Feind aller Selbstständigkeit; da eigenartigen Ausbildungen ihm hinderlich sind, so gelten sie als mehr oder minder unzweckmäßige Auswüchse, deren Beseitigung im Interesse einer schnelleren und leichteren Fortbewegung wünschenswerth ist. Die gesellschaftlichen Rücksichten poliren berlich die Eigenarten und Schroffheiten, sie uniformiren und nivellieren und sind beständig bestrebt, die Gleichmäßigkeit im Format herzustellen. Da duckt sich der Große und reckt sich der Kleine, daß sie alle schließlich ungefähr dasselbe Maß zu haben scheinen. sie sehen sich die Anschauungen gegenseitig von einander ab, sprechen ungefähr dieselbe Sprache. So ist die großstädtische Gesellschaft eigentlich nur noch ein Collectivwesen, das so und so viel Individualitäten in sich aufgenommen hat, welche durch das Bestreben der Gesellschaft, sich dieselben zu assimiliren, ihre Verschiedenartigkeiten zu Gunsten einer bequemen Durchschnitts-Gleichheit preisgegeben haben.

Kürnberger hat sich der Gestellungsordre dieser sogenannten „nivellirenden Gleichheitsflegelei", die ihn kraft ihres sich auf Alle erstreckenden Fahnenzwanges in die Uniform der Durchschnittsmenschen stecken wollte, nur durch Desertion entziehen

Digitized by Google

können. Er hat sich — nicht wie die Schnecke in ihr Haus, das Bild würde nicht stimmen — aber etwa wie Diogenes in sein Faß verkrochen, und lebt in dem großen und lustigen Wien in selbstgewählter Einsamkeit so ungestört und unbekümmert wie in dem abgelegensten Dorfe. Er ist ein wahrer Einsiedler inmitten des großstädtischen Gewühls.

Aber deswegen ist er doch nicht taub gegen das Geräusch, das von der Gasse herauf zu ihm in seine Klause dringt. Er weiß sehr wohl die verschiedenen Stimmen zu unterscheiden, die singenden und die kreischenden, und weiß sehr wohl, aus welchen Tonelementen sich die wunderlichen und unendlichen Disharmonien unserer Zeit zusammensetzen. Er ist, um den Heine'schen Ausdruck zu gebrauchen, ein sehr feiner Horcher; und in der Muße seiner aufmerksamen Zurückgezogenheit hat sich sein Ohr geschärft. Er hat auch ein gutes Auge, und wenn er auf das Menschenknäul herabblickt, so erkennt er deutlich die Wohlgestalt und die Mißbildung.

Kürnberger lebt ein Leben für sich. Alle seine eigenthümlichen Vorzüge und auch alle seine Unarten lassen sich daraus erklären.

Er hat sich in diesem Selbstleben von der Anempfinderei und dem gedankenlosen Nachschwatzen des von Andern Gedachten wie vor einer ansteckenden Krankheit durch die Einimpfung der Lymphe seiner Ichheit zu bewahren gesucht; er denkt für sich seine eigenen Gedanken. Er ist — das Wort ist von ihm selbst erfunden oder wenigstens aufgefrischt — ein „Geisteigener". Irrt er, zieht er falsche Schlüsse — was thut's? Der Vorwurf, „ein Narr auf eigene Hand zu sein", wird ihn jedenfalls minder kränken, als das zweifelhafte Compliment, die allgemeine Stimmung zu „vertreten" — um ein ihm verhaßtes Zeitwort, aber ein richtiges Wort unserer Zeit, anzuwenden.

Sein ungestörtes Alleinsein hat in ihm den analytischen Sinn, sagen wir meinethalben: den Hang zum Grübeln, geweckt und gefördert. Er bleibt nicht vor der Erscheinung stehen, er sucht immer in's Wesen einzudringen, er liebt es, den Kern herauszuschälen. Diese Fertigkeit hat sich bei ihm in bemerkenswerther Weise herausgebildet. Er hat eine sehr feine Empfindung für das, was nicht auf der Oberfläche liegt. Schon die Wahl der Bücher, denen er eine Besprechung widmet, ist in dieser Beziehung bezeichnend. Es sind nicht jene aufdringlichen Hervorbringungen, die sich wie gepuderte und geschminkte Modedamen immer an den sichtbarsten Stellen dem Beschauer darbieten; es sind züchtige Schönheiten, die sich keusch verhüllen, und deren Anmuth und Schönheit nur von einem kleinen Freundeskreise gekannt und gewürdigt wird. Es sind Bücher, wie Claude Tilliers „Onkel Benjamin", wie die „Sieben Legenden" von Gottfried Keller, den Kürnberger „das enfant terrible des Katholicismus" nennt.

Seine Gesinnung ist nicht durch Rücksichtsnahme, oder noch schlimmeres als Rücksichtsnahme, verdorben; sie ist rein und jungfräulich geblieben. Aber sie ist freilich in ihrer Ungeselligkeit auch schroff und oft verletzend. Kürnberger ist aufrichtig und wahr, aber er ist einseitig und nicht immer gerecht. Er straft kleine Eitelkeiten, die im Grunde genommen doch nur harmlose Lächerlichkeiten sind, weil er sich über sie ärgert, wie schwere Verbrechen. Da, wo ein Nasenstüber genügen würde, versetzt er einen Faustschlag, und wo ein Achselzucken am Platze wäre, speit er aus. Er kann recht grausam sein. Steht ein solcher grausamer Artikel in einem Zeitungsblatte, das für den Tag bestimmt war und schon nach einer Woche nur mit Mühe zu beschaffen ist, so hat das weniger auf sich; aber die Sache wird bedenklicher, wenn ein solcher Aufsatz aus dem vergänglichen Zeitungsblatte in den dauerhaften Band übergeht, dann wirkt er wie eine Lieblosigkeit. Und doch wäre es nicht richtig, Kürnberger den Vorwurf zu machen, daß er lieblos sei. Im Grunde genommen sind diese so peinlich wirkenden Ausfälle doch nur Schrullen und Grillen, wie sie die Isolirung gebiert.

Da er ganz für sich lebt und sich um Niemand kümmert, so entwickeln sich seine Zuneigungen und seine Abneigungen ungehindert und nehmen erstaunliche Verhältnisse an. Seine Abneigung steigert sich leichtlich zu blindem Haß.

Ein Opfer dieser Einseitigkeit ist z. B. Halm, für dessen dichterischen Verdienste Kürnberger alles Verständniß eingebüßt hat. Ein gutes Wort, das ein anderer Schriftsteller gelegentlich über Halms „Fechter von Ravenna" ausspricht, versetzt ihn in eine Berserkerwuth und die stärksten Worte erscheinen ihm kaum hinreichend, um seinen Abscheu über die „specifische Nichtswürdigkeit dieser Schandkomödie" auszudrücken.

Ein andermal ärgert er sich über die elegante Ausstattung der Druckwerke und schimpft über den „gepreßten und geschniegelten Buchbinderquark". Ob es ihm nicht selbst eine kleine Freude bereitet, daß die Verlagshandlung sein Werk in einem anständigen Gewande dem Publicum vorgelegt hat? — Oder er wüthet gegen die Illustrationen: „Wenn ein Goethe mit der höchsten dichterischen Bildkraft ein Gretchen hervorbringt, welcher Radirer, Schaber und Kritzler darf sich zwischen mich und Goethe stellen mit der Prätension: Du sollst dir das Gretchen vorstellen, nicht wie es Goethe will, sondern wie ich es will? Das wäre schlechthin erlaubt? Was ist denn alle Geisteswollust der Poesie als der Anstoß, welchen die Phantasie des Dichters der Phantasie des Lesers mittheilt? Und dazwischen dürfte ein Stoßballen sich einschieben, welcher illustrirt und welcher im Bunde der Dritte sein will? Ich dächte, es gäbe mehr als Einen Bund, welcher zu intim, zu persönlich für einen Dritten."

Mit demselben Rechte könnte man auch die Darstellung auf der Bühne als eine Entweihung der Dichtung bezeichnen. Soll eine Schauspielerin sich zwischen mich und Goethe stellen dürfen, mit der Prätension: Du sollst dir das Gretchen vorstellen, nicht wie Goethe will, sondern wie ich es will? Wo bleibt in der That die großartigste Darstellung dieses Mädchens im Vergleich zu dem unbeschreiblichen Wesen, das sich unsere Phantasie aus der Goethe'schen Dichtung herausbildet?

„Man muß im Leben die vier Species kennen", hat ein weiser Mann gesagt. Wenn ich zu der Illustration einer Dichtergestalt addire und von meiner Vorstellung subtrahire, so kann mir auch ein gemaltes Gretchen ein großes und sogar ein poetisches Wohlbehagen einflößen, was, notabene, gar nicht einmal die Aufgabe dieses gemalten Gretchens ist. Denn dieses gemalte Gretchen ist ein anderes selbstständiges Kunstwerk, von einer andern Individualität geschaffen, um mit andern Mitteln auf mich zu wirken. Thut man die Illustration in den Bann, so kommt man schließlich dazu, die ganze Malerei mit dem Interdict zu belegen; der scharfsinnige Pascal ist richtig zu dieser äußersten Consequenz gelangt: „O über die Eitelkeit der Malerei, die die Bewunderung hervorrufen will durch Aehnlichkeit mit Dingen, deren Original man nicht bewundert."

Und was sagt Kürnberger zu einer singenden Susanne, zu einer singenden Desdemona und zu einem singenden Gretchen? Will er Beaumarchais, Shakespeare und Goethe zu Liebe Mozart, Rossini und Gounod zum Stillschweigen verurtheilen? Das ist Grillenfängerei.

Kürnberger hat mehr als einen Zug mit dem höchst achtungswerthen, aber oft sehr unbequemen „Misanthrop" gemein, mit jenem wunderbaren Molière'schen Helden, von dem Goethe sagt: „Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben ist, und wie mit sich, so auch mit andern, nur gar zu gern wahr und gründlich sein möchte; wir sehen ihn aber im Conflict mit der socialen Welt, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umhergehen kann. Gegen einen solchen ist Timon ein blos komisches Sujet, und ich wünschte wohl, daß ein geistreicher Dichter einen solchen Phantasten darstellte, der sich immerfort an der Welt betrügt, und es ihr höchlich übel nimmt, als ob sie ihn betrogen hätte."

Das Gleiche läßt sich fast Wort für Wort von Kürnberger sagen. Es ist natürlich, daß er mit dem Sonderlinge Bogumil Goltz aufrichtig sympathisiren muß; beide sind eigenwillige Einspännernaturen. Ob sie aber, wenn man sie an dieselbe Deichsel vor denselben Wagen spannte, nicht dennoch gegen einander ausschlagen würden, ist eine Frage, die sich nicht ohne Weiteres ver-

Digitized by Google

neinen läßt. Beide sind eben Naturen für sich, die sich ihre Kreise nicht stören lassen wollen, auch nicht von Ihresgleichen.

Auf den Inhalt des Buches einzugehen, das den Titel „Literarische Herzenssachen" führt, und dessen Erscheinen diesen Versuch, einen eigenthümlichen und bei uns noch nicht genügend gewürdigten Schriftsteller zu charakterisiren, angeregt hat, ist nicht meine Absicht. Eine Kritik von Kritiken hat immer etwas Mißliches. Es würde des Debattirens kein Ende sein, wollte ich meine abweichenden Ansichten den von Kürnberger ausgesprochenen gegenüber zur Geltung zu bringen suchen. Nur über die Form möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben.

Kürnbergers Stil hat etwas Lärmendes und Tobendes, das mit der Stille seiner Zurückgezogenheit, etwas Hastiges, das mit der Ruhe seiner analytischen Beschaulichkeit im Widerspruch steht. Bei einem Schriftsteller, der ein so feines sprachliches Gefühl besitzt wie er, ist der verschwenderische Gebrauch entbehrlicher Fremdwörter auffällig. Gegen die Fremdwörter an sich ist ja gar nichts einzuwenden; wenn ein eingebürgertes Fremdwort, oder ein solches, das auf eine gastliche Aufnahme Anspruch machen darf, den Begriff vollständiger deckt als ein heimisches, so mag man dies Fremdwort in unserm Jahrhunderte der Freizügigkeit ruhig gebrauchen; aber auch nur dann, wie ich glaube. Ist ein gutes deutsches Wort zur Stelle, weshalb dann nach dem fremden greifen? Ist die Sprachreinlerei lächerlich, so ist die sprachliche Putzsucht mit Fremdwörtern nicht minder thöricht. Wozu, wie Kürnberger schreibt, eine „rusticale" Eifersucht, wozu die „effiminirteste" Nation? Wozu Schwerverständlichkeiten und Unverständlichkeiten, wie der in der Charakterisirung von Bogumil Goltz gebrauchte Satz: „Sein Schreiben ist nur ein Dentrit seines Daseins"?

Bei Kürnberger, der ganz gut weiß, wie man deutsch schreiben soll, und der auch deutsch schreiben kann, ist dergleichen schier verwunderlich. Daß er unsere Sprache kennt und liebt, beweist er gleich auf den ersten Seiten seines Buches, in denen er mit Recht gegen den verlotterten Zeitungsstil ankämpft. Er gibt da eine hübsche Blumenlese von hochtrabenden und niedrigen Redensarten, die sich in der Zeitungssprache festgesetzt haben und immer wieder und immer wieder gedankenlos angewandt werden. Er hat diese für die Sauberhaltung unserer Sprache so wichtige Frage nur obenhin gestreift. Eine freilich langwierige, aber sehr verdienstliche Arbeit wäre es, in diese Frage tiefer einzudringen, um womöglich festzustellen, welche Veränderungen unsere Sprache durch das Zeitungsdeutsch erlitten, welche Sprachungeheuer dieses Zeitungsdeutsch hervorgebracht hat. Kürnberger hat beispielsweise einen Punkt gar nicht berührt: wie den Schriftstellern, die in der nothgedrungenen Hast der Zeitungsproduction schreiben müssen, allmälig die sinnliche Bedeutung der von ihnen gebrauchten Wörter und Redewendungen ganz verloren geht, und wie sich dadurch eine wahrhaft grauenhafte falsche Bildlichkeit in den Spalten der Tagesblätter, und dann in der Unterhaltung der Zeitungsleser, also in der Sprache der Gebildeten einnistet. Es fällt kaum noch auf, wenn man in der Zeitung liest, „wir wollen diese brennende Frage nicht erschöpfen", oder „aus guter Quelle verlautet", oder „jenes Blatt, dem aus den Ministerialbureaux die trockensten Nachrichten zufließen" u. dergl. Wasser und Feuer, Festes und Flüssiges wird ohne Weiteres sinnlos zusammen- und durcheinandergemengt. Und die schönen neuen Wörter, mit denen uns die Zeitungen bereichert haben! Wie „Geschehniß", „Kabelgramm", wie neuerdings „Orientdinge"; wir werden uns demnach auch wohl auf eine „Oestreichhaltung", eine „Frankreichpolitik" u. s. f. gefaßt machen müssen.

In einer Einzelheit irrt sich Kürnberger. Er ärgert sich über das Wort „paraphiren", das er „als ein neues aus den Journalspalten ausgekrochenes Ungeziefer" bezeichnet. „Wenn paragraphirt auch paraphirt heißen kann, so ist die menschliche Sprache überhaupt abgeschafft; paraphirt ist ein Thierlaut." Die starke Verstümmelung, über die sich Kürnberger hier beklagt, ist nicht das Werk des modernen Journalismus; diesen kann höchstens der Vorwurf treffen, daß er das so verstümmelte Wort aus dem Französischen herübergenommen hat. „Paraphe" und „parapher" sind alte französische Wörter, die sogar von den Classikern gebraucht werden. Sie haben auch eine andere Bedeutung angenommen als „paragraphe" und „paragrapher", denen sie ihr Dasein verdanken. Paraphe bedeutet soviel wie Namenszug oder Schnörkel, oder auch Abkürzung der Unterschrift. Littré citirt schon Beispiele aus dem 15. Jahrhundert. François Villon gebraucht bereits dieses Wort, ebenso im 16. Jahrhundert Rabelais. Der von Kürnberger citirte Satz: „Das Gesetz ist schon so weit fertig, daß es nur noch paraphirt zu werden braucht", soll, wenn ich recht verstehe, nicht bedeuten, daß es nur noch in Paragraphen gebracht zu werden braucht, wie Kürnberger irrig, sondern es soll heißen: die Gesetzesvorlage ist soweit fertig, daß nur noch die Unterschrift des Landesherrn, die kaiserliche Genehmigung, erforderlich ist, um die Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaft zu erlangen.

Paul Linden.

Aus Europa. Aus Afrika.

Hildebrandts Aquarellen. Dr. Frankensteins Loangoküste.

Seit neun Jahren setzt die Kunstverlaghandlung von Rudolf Wagner in Berlin das verdienstvolle Werk mit immer gleichem, wenn nicht gesteigertem Erfolg fort: den Schatz von Meisterleistungen der Aquarellmalerei, welchen Eduard Hildebrandt, der uns so früh Entrissene, während seines unermüdlich thätigen Lebens geschaffen hat, gleichsam flüssig zu machen, die unschätzbaren, im Besitz des Königs und einiger glücklicher Sammler und Liebhaber befindlichen Originalarbeiten durch Chromolithographie facsimiliren zu lassen und zu verbreiten. Der genannte Verleger könnte in diesem Bestreben noch Jahrzehnte lang fortfahren — ihm würde ebensowenig der reichlich ausgiebige Stoff, d. h. eine Menge von immer wieder anderen und vervielfältigungswerthen Aquarellen des Meisters fehlen, als deren Vervielfältigungen die Gunst, die gerechte Bewunderung, das Besitzverlangen seitens des für künstlerische Wirkungen überhaupt empfänglichen und urtheilsfähigen Publicums. Jene Kundgebungen — es hat bei Lebzeiten Hildebrandts keineswegs an solchen gefehlt! — welche der Schätzung seines Werkes ein schnelles Ende prophezeiten, welche uns zu versichern bemüht waren, seine ganze Künstlerschaft sei „Blague", leere Virtuosität, Effecthascherei ꝛc. und diese schimmernde Seifenblase müsse und werde bald zerplatzen — sie waren doch in starker Täuschung befangen. Bis jetzt wenigstens ist die Werthschätzung des Meisters und seiner Werke immer noch gestiegen. Die Preise von Kunstwerken sind zwar nicht immer die unbedingt richtigen Werthmesser. Aber sie sind es auch keineswegs allein, welche jenes „Steigen" beweisen. Die Freude an den Gemälden, die Verehrung ihres Schöpfers offenbart sich auch durch andere, mehr tastbarere Zeugnisse. Jene sehen nicht danach aus, als wenn sie veralten wollten. Der Dichter der Ideale traf doch nicht ganz das Richtige, wenn er den Vorzug des „nie Veraltens" allein Dem vindicirte, „was sich nie und nirgends hat begeben".

In der bildenden Kunst darf denselben mindestens eben so sehr Das beanspruchen, was die Dinge dieser Welt, das Werden und die Erscheinung aller Wirklichkeit möglichst treu und echt spiegelt, wie es sich in Wahrheit dem ihr erschlossenen Künstlerauge zeigt, sich vor ihm hier und überall „begibt". Und in wie eminentem Maß, das zumal in allen frisch vor der Natur hingemalten Aquarellen Eduard Hildebrandts, trotz seiner ganz persönlichen und daher unnachahmlichen Art und Kunst der Darstellung geschieht, davon belehrt uns immer wieder der Anblick jeder einzelnen seiner derartigen Schöpfungen.

Die Auswahl der in dieser „Neuen Sammlung" enthaltenen Blätter ist auch darin eine sehr glückliche, daß jedes derselben einen von dem der anderen ganz abweichenden Naturcharakter, eine andere Beleuchtung und Lichtstimmung und jede mit gleicher Feinheit und überzeugender Kraft schildert. Die Nachbildung durch den Farbendruck durch die bereits bei den vorangegangenen

Digitized by Google

Lieferungen dieser Chromofacsimiles nach Hildebrandt so glänzend bewährten Meister desselben, Steinbock und Loeillot, ist eine schlechthin vollendete Leistung. Es ist unmöglich, die absolute Form in der Copirung des Urbildes, den täuschenden Schein, als ob hier das frei gemalte Original vorläge, weiter zu treiben; unmöglich, die Spuren jenes mühsam berechneten technischen Processes zu erkennen, mittelst dessen, wie man weiß, diese reizende Scheinwirkung hervorgebracht wurde. Man sieht eben nur den individuellen Zug des Hildebrandt'schen Aquarellpinsels: hier die fest gezeichneten, bestimmt und energisch hingesetzten Stellen, dort die flüssig, Naß in Naß hingewaschenen großen Tonmassen, die ausgehobenen Lichter, alle Specialitäten der Technik, der Vortragsweise, welche diesen genialsten, geübtesten und kundigsten Beherrscher derselben charakterisiren. Durch den Augenschein würde sich der mit dem Verfahren der Chromolithographie nicht vertraute Laie nie überzeugen, daß dies Ganze durch das Ueberdrucken zahlreicher, genau auf einander gepaßter lithographirter Platten von verschiedenen Farbentönen in solchem Schmelz, in so reizvoller, künstlerischer Zufälligkeit hergestellt werden konnte.

Die Gegenstände der fünf Aquarellen dieser neuen Sammlung sind: Potsdam, La Penta Cintra in Portugal, die Fresh Water Bay der Insel Wight, Drontheim und eine Mondnacht am Nordkap. Sie fallen mit ihrer Entstehungszeit nach sämmtlich in die vierziger und fünfziger Jahren und gehören zur Zahl jener Blätter, welche Hildebrandt für Friedrich Wilhelm IV. auf seiner der großen Tour um die Erde verangegangenen verhältnißmäßig kleineren Reisen zwischen Hammerfest und Jerusalem ausführte. Heute im Besitz des Kaisers sind sie von diesem dem Verleger zur Vervielfältigung bewilligt worden. Jedes Blatt für sich wirkt als ein geschloßnes, voll befriedigendes Naturbild und Kunstwerk. Dennoch dürfte bei der Vergleichung der Einzelnen dem der Fresh Water Bay der Preis der Schönheit und Vollendung gebühren. Ein zarterer Schmelz der Lufttöne, eine feinere Harmonie der Farbenstimmung, wie hier in den Küstenfelsen, den gelblichen Klippen, dem sanft bewegten grünlichen Meer, dem von leichtem Wolkenschleier verhüllten Himmel, ist in keinem der andern erreicht. An künstlerischer Vornehmheit und gediegener Eleganz der Ausstattung geht diese Sammlung noch über die der Aquarellen von der Reise um die Erde hinaus. Dadurch, daß die Blätter nicht wie die der letztern auf die weißen Cartons aufgelegt, sondern in diese („Passepartouts" ist der technische Ausdruck für die vorliegende Form) eingefügt sind und so von der höheren Fläche derselben umrahmt werden, wird zugleich die rechte Bildwirkung noch wesentlich gesteigert. Die Verlagshandlung hat hier ein künstlerisches Prachtwerk geschaffen, welches — Dank den Originalen, der Art der Vervielfältigung und der Ausstattung — auch zwischen den besten von verwandter Gattung, welche englische und französische Kunst und Technik erzeugten, einen Ehrenplatz behaupten wird.

Die unbekannten Zonen des fernen Wunderlandes Afrika bewähren immer von Neuem ihre alte unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Seelen kühner Forscher und Soldaten der Wissenschaft. Mißerfolg und tragischer Untergang der Vormänner vermag die Nachfolgenden nicht abzuschrecken. Immer wieder Andere treten an die Stelle der nach vergeblichen Versuchen zur Erreichung ihrer Ziele ermattet oder resignirt Zurückkehrenden, und der dabei Gebliebenen, zu Opfern ihres Forschereifers Gewordenen. Von sehr verschiedenen Seiten streben sie gegen die Centralregion des Welttheils, welche noch heute so viele unenthüllte Geheimnisse und Räthsel birgt, vorzudringen. Wie weit aber derartige Versuche noch von dem vollständigen Gelingen entfernt bleiben, — jeder lehrt doch ein neues wichtiges Stück des Weges zu dem großen Endziel kennen, fügt gleichsam „Sandkorn um Sandkorn" zum Bau des Gesammtwissens der Culturvölker von Afrika. Von den Expeditionen zu dessen Erforschung wurde die von Deutschland ausgegangene, vor etwas mehr als drei Jahren nach der Loangoküste entsendete, von besonders warmen Sympathien unseres Volkes begleitet und durch die rege Betheiligung aller Kreise desselben gestützt. Die Männer, welche sich damals mit freudigem Eifer der Aufgabe widmeten, dieses unzugängliche, allen Culturversuchen so zäh widerstrebende Küstengebiet des ehemaligen Königreichs Loango, zwischen dem 4. und 5. Grad südl. Br. zu erschließen, sahen sich leider in der Ausführung ihres Unternehmens durch unüberwindliche Hindernisse, welche ihnen besonders der Mangel eines geeigneten, ausgebildeten Trägerpersonals bereitete, gehemmt und gelähmt. Der anfängliche Enthusiasmus in der Heimat, der sie begleitet und ermuthigt hatte, erkaltete nur zu bald. Als die Expedition endlich nach langen Bemühungen es erreicht hatte, sich ihr menschliches Material, ihre Negertruppe, zu werben und zu formen, wurde in Deutschland die Aufgebung des Unternehmens beschlossen. Aber darum ist dasselbe dennoch weder ruhmlos noch resultatlos gewesen. Weniger zwar auf eigentlich geographischem Gebiet als auf anderen Gebieten der Wissenschaft hat es, wie der Chef der Expedition, Dr. Frankenstein, versichert, „bedeutende Errungenschaften" aufzuweisen. Eine lebendige greifbare Frucht, welche wir derselben danken, ist bekanntlich „unser Gorilla", welchen mit heim zu bringen jenem gelehrten Reisenden glücklich gelungen ist. Ein sichtbares Zeugniß der Arbeiten der Expedition zur Erforschung der Natur und Bevölkerung des Loangolandes aber liegt uns gegenwärtig in einem hoch interessanten afrikanischen Album vor, welches Dr. Frankenstein hergestellt und herausgegeben hat. Es betitelt sich: Die Loangoküste, in 72 Originalphotographien (35 Blatt) mit erläuterndem Text von Dr. Frankenstein. Berlin 1876. (Commissionsverlag von J. F. Stiehm)." Auf acht Quartseiten gibt der Verfasser in scharfen, klaren, ob auch gedrängten Zügen ein allseitiges, lebendig anschauliches Bild des Landes, seiner klimatischen Zustände, seines Vegetationscharakters, mit allen den wechselnden Erscheinungsformen, in welchen es sich in den verschiedenen Jahreszeiten, denen der großen Regen und der Trockenheit, darstellt; eine nicht minder liebevoll ausgeführte Darstellung der Negerbevölkerung, ihrer physischen Eigenart, ihrer Sitten, Lebenseinrichtungen, Gebräuche, Tugenden, Geistesqualitäten und — kleinen Schwächen. Die trefflichen Eigenschaften müssen nach Frankensteins Schilderung bedeutend überragen. Glichen alle Bewohner Afrikas diesen König- und staatlosen und doch so liebenswürdigen, herzensbraven Anarchisten, so würde die Erforschung des Continents in seinem Innern nicht den hundertsten Theil der bisher bereitet gewesenen Schwierigkeiten haben. Die Illustrationen oder die sichtbaren Abbildungen zu diesen Darstellungen durch Wort und Schrift geben die 72 Photographien, welche der Verfasser mit Hülfe der glühenden Sonne Afrikas dort an der Loangoküste nach der Natur aufgenommen hat, und hier in 35 tadellos gelungenen Blättern zu einem Album vereinigte. Theils zeigen dieselben größere Ansichten der Küstenlandschaft, der tropischen Urwälder, der Felswände und Uferklippen, der dichten „Campinen" mit den üppigen Riesengräsern, von Negerdörfern, Handelsstationen, Zeltlagern; theils sind es Bilder einzelner für diese Landschaft besonders charakteristischer Bäume und Baumgruppen, von Bananen, ungeheuren wilden Feigenbäumen, Affenbrod-, Brod-, Mango-, Baumwollen-, Caju-, Euphorbienbäumen, Oelpalmen, an deren kahl geplünderten Blattrippen die Nester der Webervögel, welche letztere kunstreich aus deren Blättchen geflochten, wie Früchte hängen. Von der Fauna des Landes sind nur ein paar Antilopenarten durch die Bilder ihrer Köpfe veranschaulicht. Eine andere Abtheilung dieser photographischen Galerie umfaßt die Menschenbilder: Gruppen von Eingeborenen, die Truppe der bewaffneten Träger im Dienste der Expedition, Neger beim Fischfang am Strande versammelt; ceremonielle Handlungen, wie die merkwürdige „Vorstellung einer Jungfrau", Portraitfiguren in der wunderlichen Mischtracht von Neger- und europäischen Costümstücken, theils in der Action dargestellt; Brustbilder echter Rassentypen, männlicher und weiblicher; zwischen ihnen das Bildniß unsers Gorilla in seiner Heimat, wo die Verwandtschaft mit seinen zweihändigen Vettern noch auffälliger erscheint. Mit diesen Photographien ist uns eine Fülle von wichtigen, interessanten und vielfach ganz neuen Anschauungen

Digitized by Google

und Belehrungen gegeben. Im Vereine mit dem erläuternden Text werden die dankenswerthen Arbeiten des kühnen und ausdauernden Forschungsreisenden sicher die darein gesetzten Hoffnungen rechtfertigen, die er in dem kurzen Vorwort ausspricht: durch getreue Wiedergabe von Land, Sitten und Volk von Neuem das Interesse für die Erforschung Centralafrikas anzuregen.

Ludwig Pietsch.

Aus der Hauptstadt.

Das königliche Schloß in Berlin.

In der Baugeschichte Berlins nimmt das königliche Schloß für einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten die erste Stelle ein. Es bewahrt das Gepräge solcher Epochen, deren Spuren sonst in Berlin fast verschwunden sind. Vorzugsweise an ihm lassen sich hier die Wandlungen der Stile erkennen, an diesem Werk that der erste große Meister, der hier wirkte, sein Bestes, und was er schuf, gehört zu den genialsten Leistungen des Barockstils überhaupt. Was die Bauthätigkeit Berlins hervorbrachte, so lange das Bürgerthum hier den Ton angab, ist von mäßiger Bedeutung, erst durch ihre Fürsten erhielt die Stadt Charakter.

Was man lange wünschen mußte, wird uns jetzt zum ersten Mal geboten: eine zusammenhängende Publication des Gebäudes, verbunden mit einer sorgfältigen Darstellung seiner Geschichte, in dem Werke von R. Dohme „Das königliche Schloß in Berlin" mit 40 Tafeln in Lichtdruck und Lithographie (in letzterer Grundrisse und Durchschnitte), verbunden mit einem Text, der gleichzeitig mit den letzten Lieferungen erschienen ist, aber zugleich ein selbstständiges Werk bildet und seine besonderen Illustrationen in Holzschnitt enthält (Leipzig 1876, E. A. Seemann). Zu dem mechanischen Reproductionsverfahren wurde gegriffen, „weil mehrfache Versuche zu der Ueberzeugung führten, daß es für den an den strengen Formen der Antike geschulten modernen Zeichner unmöglich ist, sich die willkürlichere Behandlungsweise der Barockzeit so völlig zu eigen zu machen, daß seine Aufnahmen ein treues Bild des Originales geben". Ob wohl unsere Zeichner Ursache haben, mit einer classischen Schulung, die zu solchen Ergebnissen führt, zufrieden zu sein? Bei einem in Frankreich angestellten Unternehmen entsprechender Art würde sich jedenfalls solche Verlegenheit nicht ergeben. Aber die Lichtdrucktafeln leisten, was man irgend wünschen kann, sie sind gleichmäßig ausgefallen, der Standpunkt ist stets glücklich gewählt, die Details der Decoration, die Plafonds und Sculpturen sind in musterhafter Präcision gegeben. Die baugeschichtliche Studie ist eine Monographie von selbstständigem Werth, zugleich aber auch in einer Form gehalten, die weiteren Leserkreisen zugänglich ist. Wenn das Berliner Schloß bisher in der neueren Kunstliteratur behandelt wurde, so geschah dies wesentlich auf Grundlage derjenigen geschichtlichen Notizen, die Friedrich Nicolais Beschreibung von Berlin und Potsdam vor hundert Jahren dargeboten. Eine neue wissenschaftliche Specialarbeit mußte aber auf die Quellen zurückgehen, hinsichtlich des archivalischen Materials, soweit es jetzt noch vorhanden, wie hinsichtlich der Untersuchung und Kritik des Bauwerks selbst bis in seine Einzeltheile. Dohme hat Beides gethan. Er, der persönlich im Berliner Schlosse aufgewachsen, in seinen Räumen vollkommen heimisch ist, hat den hieraus entspringenden Vortheil verwerthet. Zugleich hat er seine Arbeit nicht von dem engen und unzureichenden Standpunkt des bloßen Localforschers angegriffen, sondern einen allgemeinen kunstgeschichtlichen Maßstab anzulegen verstanden. In der sonst vernachlässigten Geschichte des Barockstils, dem die Haupttheile des Schlosses angehören, hat er eingehende Studien gemacht.

Die wichtigsten älteren Theile des Berliner Schlosses hat man vor sich, wenn man die malerische Gruppe mannigfaltiger Gebäude aus verschiedenen Zeiten von der Wasserseite her überschaut. Von der Burg, die Kurfürst Friedrich II. hier in den Jahren 1443 bis 1451 errichtete, ist nur ein runder Befestigungsthurm vorhanden, „der grüne Hut", jetzt fast ganz von späteren Anlagen umbaut. Nur ein kleiner Theil seines Umfangs kommt noch in der Ecke zwischen der heraustretenden Apsis der Capelle und dem vorspringenden Flügel mit den zwei Eckthürmchen zum Vorschein. Daß die ehemalige Capelle selbst in diese Zeit gehöre, bestreitet Dohme nach Untersuchung des Mauerwerks, obwohl die Existenz einer Capelle im Schloß seit der Entstehung desselben urkundlich gesichert ist, und schreibt das Ganze dem Anfang des 16. Jahrhunderts zu, während man bisher annahm, daß in diese Zeit nur eine Erneuerung des Gewölbes falle. Dies, mit seltsam gewundenen und frei abgebogenen Rippen bekleidet, zeigt eine in voller Auflösung begriffene Gothik und ist offenbar dem sonst schon der Renaissance zugewendeten Meister zu danken, der unter Joachim II. (seit 1538) einen durchgreifenden Neubau der Burg leitete, Caspar Theiß. Anlage und Mauerwerk seines Baues sind im jetzigen Schlosse noch größtentheils erhalten, von den Formen ist aber nur an wenigen Stellen Bereinzeltes übrig geblieben. Der Haupttheil, „das zweite Haus", entsprach dem jetzigen Flügel gegen den Schloßplatz und reichte von der Ecke an der Spree bis etwa zum zweiten Portal, der Breiten Straße gegenüber; er war ein Bau mit drei Stockwerken, gekrönt von wechselnd höheren und niedrigeren Giebeln, mit zwei runden Erkerthürmchen an den Ecken, von denen jener an der Wasserseite von Schlüter beibehalten, nur bis zum Boden herabgebaut worden ist; gegen den Hof waren den zwei unteren Stockwerken Arcaden vorgelegt, in der Mitte der Front war die prächtige Reitschnecke herausgebaut, ein Aufgang ohne Stufen, ganz durchbrochen. An der Ostseite des Hofes setzte der Bau sich fort. Die Gliederungen waren in Sandstein gehalten, die Flächen verputzt, die plastische Decoration wurde durch Bemalung ergänzt. Aeltere Theile wurden dem Neubau entsprechend decorirt, das Obergeschoß des „grünen Huts" durch eine umlaufende Bogenlaube mit ausgekragten Candelabersäulen. An einem jetzt in das Innere verbauten Theil sieht man sie erhalten. Einen Wink, den Lübke in seiner trefflichen „Geschichte der deutschen Renaissance" gegeben, benutzt Dohme mit Glück und legt den Zusammenhang dieser Partieen mit der sächsischen Schule dar, besonders mit dem großartigen Schloßbau zu Torgau, den Lübke zuerst gewürdigt hat. Beachtenswerth ist auch die Andeutung, daß diese Gruppe norddeutscher Renaissancearchitektur ihre Anregungen mehr von Frankreich als von Italien her empfangen. Nach Caspar Theiß treten wieder sächsische Meister auf, unter denen sogar sächsische Gesellen herangezogen werden. Auch Italiener sind in kurfürstlich brandenburgischem Dienst, wie der berühmte Graf Rochus von Lynar, doch ihr Verdienst liegt wesentlich im Befestigungsbau. Nun entstand das „dritte Haus", der ziemlich dürftige Bau zwischen den zwei jetzigen großen Schloßhöfen, dann der nördlichste Vorbau an der Wasserseite und das anstoßende Gebäude der Schloßapotheke, endlich, gegen Ende des 16. Jahrhunderts, „der Herzogin Haus", so genannt von der verwittweten Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, einer Schwester Johann Georgs, neben der Capelle heraustretend, mit den zwei malerischen Eckthürmchen und der dreistöckigen Bogenlaube im Höfchen dahinter.

Eine neue Periode für den Schloßbau begann mit der Regierung des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Seine außerordentliche Herrschernatur bewährte sich auch auf diesem Gebiete, dem Sinne für das Edle verband sich ein gesundes Urtheil. Er legte Kunstsammlungen an, rief künstlerische Leistungen hervor. Die Meister berief er daher, wo er die tüchtigsten fand. Niederländer und Italiener finden wir in seinem Dienst, aber die ersteren überwiegen. Wie Friedrich Wilhelm in politischer Beziehung eng mit dem Hause Oranien und der niederländischen Republik verknüpft war, so war das niederländische Wesen auch in Geschmack und Bildung für ihn maßgebend und wahrte seiner Hauptstadt eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber dem französischen Geschmack, der Deutschland zu überfluthen begann. Der Baumeister, der nun vorzugsweise am Schlosse thätig war, Memhardt, stammte aus den Niederlanden; bei dem bedeutenderen Arnold Nering, der neben und nach ihm schuf, darf man dasselbe annehmen, obwohl Nachrichten über seine Vorgeschichte fehlen. Der lange, schmale Bau, den er gegen die Spree zur Verbindung zwischen dem Hause der Herzogin und dem nördlich vortretenden Flügel aufführte, zeigt bei strenger Einfachheit und edlen Verhältnissen ein gediegenes Studium italienischer Renaissance.

Als Nering im Jahre 1695 starb, regierte ein Herrscher, der seine Hand nach einer Königskrone ausstreckte, nicht in der Selbstgenügsamkeit eines kleinen Despoten, der in dem Schein der Macht und Größe Behagen fand, sondern in Erkenntniß der traditionellen Politik seines Hauses, im richtigen Fortschreiten auf der Bahn, die sein Vater gegangen war. Dasselbe gilt von seiner Stellung zur Kunst. Wie er eine Akademie der Wissenschaften stiftete, so machte er seine Hauptstadt zu dem Centrum einer glänzenden Production, die unter allen deutschen Bestrebungen der Zeit

Digitized by Google

eine ehrenvolle Stellung einnimmt. „Einen besseren Bund", sagt Ranke, „konnte der preußische Staat nicht schließen, als mit dem auf richtigem Wege sich fortentwickelnden Geiste der deutschen Nation."

Kurfürst Friedrich III. hatte das Glück den Künstlergenius zu finden, der solches Streben zur That machte. Ein Jahr vor dem Ende Nerings war Andreas Schlüter nach Berlin gekommen, vom Könige aus der polnischen Hauptstadt verschrieben. Er war 1664 zu Hamburg geboren, dann in Danzig aufgewachsen. Seine Schöpfungen machen die Annahme unumgänglich, daß er in der Jugend seine Studien in Italien und Frankreich gemacht. Dem Mangel an Nachrichten über seine frühere Zeit konnte auch Dohmes Arbeit nicht abhelfen, aber die Untersuchungen in den Warschauer Archiven, die auf seinen Wunsch angestellt wurden, haben wenigstens das negative Resultat gehabt, daß Schlüters Name in den dortigen Urkunden nicht vorkommt, und daß man annehmen muß, er habe hier nicht als Architekt, sondern nur als Bildhauer gewirkt. Als solcher trat er auch zunächst in Berlin auf, aber hier entfaltete sich bald die Universalität seines Geistes. Dohmes Vermuthung hat viel für sich, daß wohl nicht der Kurfürst dem Künstler von vornherein die große Aufgabe eines Schloßbaues übertragen, sondern daß vielmehr der Künstler seinen Gebieter durch ein glänzendes Project gewonnen, an die Stelle bloßer Erweiterungen des Vorhandenen einen durchgreifenden Umbau zu setzen. Die früheste Spur eines solches Plans ist, wie der Verfasser nachweist, das berühmte Blatt I in Bröbes „vues des palais et maisons de plaisance de S. M. le roi de Prusse", Augsburg 1733. Die Zeichnung erscheint „wie ein Entwurf für die fortgesetzte Bauthätigkeit vieler Jahre". Vorn die Lange Brücke mit dem Reiterbilde des großen Kurfürsten, das dem Meister bereits übertragen war, dann ein im Halbkreis zurücktretender Quai, rechts das neue Schloß, doch mit sorgfältigster Schonung alles Vorhandenen, das nur ein neues Gewand erhalten, gegenüber ein Marstall in reichem Barockstil, als Abschluß des Schloßplatzes ein neuer Dom, von einer Kuppel überragt, von Nebengebäuden umschlossen. Durchgearbeitet, mit einigen Aenderungen, erscheint dann das zweite Project des Schlosses von der Südfront gesehen, das ein kleiner Stich in Begers „Thesaurus Brandenburgicus" und ein größerer von P. Schenk in Amsterdam erhalten haben. Jene Partien, die noch heute diesem Plane Schlüters vollkommen entsprechen, sind die drei mit offenen Bogenlauben versehenen Seiten des inneren Schloßhofes. Es ist keine „dreiste Behauptung" wenn der Verfasser ausspricht, dieser Schloßhof sei das großartigste und zugleich das schönste Project der gesammten Profankunst der Barockzeit in Deutschland. Nur wenn Dohme hinzufügt, daß gegen den Hof die Straßenfronten zurücktreten, ist das nicht ganz zutreffend. Richtiger wäre der Hinweis darauf, wie fein Schlüter die Garten- und die Stadtfaçade zu unterscheiden, und auch nach beiden im Hofe noch eine imposante Steigerung der Eindrücke zu erreichen gewußt habe. Bei der Analyse des Einzelnen berührt es wohlthuend, einen Autor reden zu hören, der den Künstler aus seiner Zeit heraus begreift und würdigt, nicht an Einzelheiten der Form mäkelt, wie das oft moderne Anmaßung, die auf ihr angeblich classisches Gefühl pochte, gethan hat. Daß Schlüter zugleich ein großer Bildhauer war, verleugnet der Schloßbau in keinem Zuge, und das ist für die ganze Richtung des Meisters bedeutungsvoll. Man könnte ein paar deutsche Zeitgenossen namhaft machen, die ihm nicht viel nachstehen, so ist Fischer von Erlach ihm als Architekt fast ebenbürtig, als Constructeur überlegen, aber das plastische Gefühl hat Schlüter voraus, und das kommt ihm nicht blos in der Decoration zugute, sondern es bestimmt seine Formen überhaupt. Prachtstücke der Innendecoration, Plafonds, Kamine, geschnitzte Fensterläden, die edlen Gruppen der vier Welttheile aus dem Rittersaal werden erst durch diese Publication zum Gemeingut. Für die Beurtheilung des Innern ist besonders Dohmes wohlmotivirte Darlegung von Werth, daß nach Schlüters Idee der oberste Lauf der Haupttreppe mit dem Schweizersaal ein ungetrenntes Ganze habe sein sollen. Erst so ist nach dem prächtigen unteren Treppenhause eine würdige Fortsetzung, in dem großen Vorsaal ein angemessenes Verhältniß zwischen Länge und Breite des Raumes erreicht.

Die Bewunderung vor dem Künstler steigt, wenn man prüft, wie er sich verhielt, als auf Befehl des Königs im Jahre 1701 eine Verlängerung der Paradekammern nach Westen und somit eine größere Ausdehnung der Nord- und der Südfront eintrat. War auch damit die Symmetrie des ursprünglichen Plans aufgehoben, so wußte er doch durch die Anlage eines zweiten Portals an beiden Fronten ein angemessenes Verhältniß zu erreichen und dem Hofe seinen Charakter zu wahren. Das „dritte Haus" zwischen den beiden jetzigen Höfen wollte er beseitigen, eine offene Bogenlaube von zwei Stockwerken an die Stelle setzen. Er hätte mit dieser die Lauben des inneren Schloßhofes harmonisch fortgesetzt, diesen künstlerisch in sich abgeschlossen, den gesammten Hofraum aber einzig in seiner Art gestaltet, ihn als ein Ganzes erscheinen lassen, aber durch die Absonderung einer „cour d'honneur" einen neuen Effect gewonnen. Als er im Jahre 1706 zurücktreten mußte und Eosander der Leiter des Baues wurde, geschah ein neuer Eingriff in sein Werk, nochmals eine willkürliche Verlängerung, verbunden mit störenden Aenderungen in der Anlage der Prachträume. Kein Trumpf, den der neue Architekt ausspielte, vermochte Schlüter zu überbieten. Gerade der riesige römische Triumphbogen, den Eosander in die Mitte seiner neuen Westfront setzte, vernichtet den organischen Zusammenhang der Façade und verräth seine Geistesarmuth.

Ueber die Ereignisse, in Folge deren Schlüter die leitende Stelle als Architekt verlor, hat Adler vor Jahren in der Erbkam'schen Bauzeitung wichtiges urkundliches Material veröffentlicht; es ist nachgewiesen, daß Schlüter zu dem unglücklichen Bau des Münzthurms keineswegs wider seinen Willen durch Intriguen gedrängt worden, daß er bei diesem in der That schwere constructive Fehler begangen. Auf diese Documente aber hat Adler Schlüsse gebaut, die zu weit gehen. Dohme sucht die Folgerungen, die sein Vorgänger gezogen, zu mildern, steht aber immer noch zu sehr unter seinem Einfluß. Man dürfe jetzt nicht mehr von einem „Sturze" Schlüters fabeln, ist sein Schluß. Und doch hat man das Recht von dem Sturze des Meisters zu reden, so gut wie man von einem Sturze Dankelmanns sprechen kann, obgleich Mißerfolge seiner Politik die Veranlassung boten, wie Ranke in seinem Werke „Zwölf Bücher preußischer Geschichte" entwickelt hat. Gerade jene Actenstücke zum Schloßbau zeigen, daß, wie bei dem Fall Dankelmanns, die Mißerfolge durch Gegner ausgebeutet wurden, daß der König von vornherein keineswegs zur äußersten Strenge geneigt war. Uns erscheint es nicht als nothwendige Consequenz der technischen Versehen bei einem Bau, der noch dazu nicht unmittelbar zum Schloßbau gehörte, daß Schlüter auch die künstlerische Leitung seines eigentlichen Hauptwerkes entzogen ward. Den Schaden hatte somit nicht nur der Mann, sondern auch das Werk zu tragen. Friedrich der Große war kein bequemer Bauherr, aber als einer der neuen Thürme auf dem Gensdarmenmarkte zusammenstürzte, und der Bauführer mit Zittern und Zagen kam, die Meldung zu machen, fragte der König nur, ob Menschen verunglückt, und als das verneint ward, sagte er „bon". Die Bauführung wurde in andere Hände gelegt, aber Gontards Entwurf blieb unberührt, und er erfuhr kein Zeichen der Ungnade.

Seit dem Jahre 1716 wurde nur gelegentlich an den Innendecorationen einzelner Wohnungen gearbeitet; über manche dieser Leistungen, die unter Friedrich Wilhelm II. ausgestatteten Gemächer, die von Schinkel angegebenen Decorationen, hätten wir gern etwas mehr gehört. Die architektonische Thätigkeit ward erst unter Friedrich Wilhelm IV. wieder aufgenommen, besonders durch die Errichtung der Kuppel über Eosanders Portal. Höchst interessant ist der mitgetheilte Entwurf Eosanders zu einem Kuppelthurm, eine kühne Leistung, vielleicht seine beste. Sie wäre zum Triumphthor selbst in trefflichem Verhältniß gewesen. Aber man darf auch die jetzige Kuppel trotz der Magerkeit der Einzelformen nicht unterschätzen, sie steht zwar nicht zu dem Portal, wohl aber zu der Masse des gesammten Bauwerks in angemessenem Verhältniß. Auch unter der Regierung König Wilhelms ist Manches für den Schloßbau geschehen. Die Statuen auf dem Gesimse an der Lustgartenseite, welche Schlüters verschwundene Sculpturen ersetzen sollten, sind allerdings nicht sonderlich ausgefallen, die äußere Decoration des „dritten Hauses" ist keine Künstlerarbeit, sondern die in unsolidem Material hergestellte Leistung eines Baubeamten, der die Elemente von Renaissance, Barock und Rococo nicht recht auseinanderzuhalten wußte. Aber die Fortführung der Schlüter'schen Bogenlauben an den Hälften der Nord- und der Südseite des Hofes, denen sie noch fehlten, ist freudig zu begrüßen, und wir wünschten jetzt nur noch Eins: die Beseitigung des dritten Hauses und die Errichtung einer offenen Halle von zwei Stockwerken an seiner Stelle, wie Schlüter sie gedacht hatte. Das Berliner Schloß als künstlerisches Monument würde erst damit Harmonie gewinnen und wirklich vollendet dastehen.

Prag, Ende November 1876. **Alfred Woltmann.**

Digitized by Google

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von **Gustav Floerke.**

VIII.

(Schluß.)

Die Berliner Portraitmaler sind im guten und schlechten Sinne die Alten geblieben. Für die Freunde seiner Malerei ist Richter so glänzend wie möglich vertreten. Er beweist wieder, daß sein eleganter Pinsel Alles hoffähig zu machen weiß und nur bei einem Bilde scheint mir diesmal ein leiser Hauch vielleicht unabsichtlicher Ironie diese Freude zu trüben. Sonst zeigt er auch diesmal überall eine Vornehmheit und Distinction in der Mache und Erscheinung, wie ich sie seinen Orginalen in der Natur wünsche, wo sie allerdings ein gut Theil persönlicher und menschlicher aussehen werden. Biermann ist durch zwei ausgezeichnete Damenportraits und durch ein recht leeres Bildniß des Herrn Delbrück vertreten. Alle drei leiden sie an dem abscheulichen Perlmutterhintergrund, den sich der Künstler angewöhnt hat. Auffallend zuzunehmen scheint sich Breitenbach, wenn auch seine „badenden Kinder" nicht viel werthvoller bedünken als das immerhin gute hierhergehörige Portrait des Herrn von Hülsen. Eins der ausgezeichnetsten Portraits der Ausstellung hat Pohle gebracht. Etwas Nicht-Körperhaftes, Nicht-Starkes wenigstens, mag diesem Bildniß einer alten Dame anhaften. Aber auch damit hat es nicht viel auf sich, denn malerisch gewollt und gekonnt ist diese Arbeit gewiß und was die Hauptsache ist, künstlerisch angeschaut, lebendig und vornehm.

Vor Schrader bin ich diesmal erschrocken. Sein barbarisch mit Farbe fertig modellirter lebensgroßer Galeerensträfling ist eine derartige Bestie, daß man von ihr träumen muß. Die in Luft und Licht existirende Natur kennt solche Plastik der Erscheinung überdies nicht für unser Auge. Aber Schrader malt auch nicht was er sieht, was man sehen kann, sondern was er weiß oder durch Wissen zu sehen glaubt, — dies Bewußtsein von der Form der Sache, nicht malerische Anschauung derselben, überall dem entsprechend Farbe, Material — nicht Ton. Es ist keine Luft zwischen dem Beschauer und dem Bilde, denn Schrader hat die, welche sich zwischen ihm und seinem Modell befand, nicht gesehen und also nicht mitgemalt. Und dasselbe gilt von seinen gewiß sprechend ähnlichen scharf charakteristischen und doch frembartig wirkenden Portraits. Man sieht es all' diesen energisch gemachten Bildern an: ihr Autor war seiner Zeit auch einmal der beste Maler, er war bewunderungswürdig zu einer Zeit, wo das Können neu und selten war.

Auch Schauß hat diesmal sein badendes Mädchen zu sehr mit Farbe gemalt; auch hier tritt die Farbe als Stoff auf. Ebenso ist die Figur selber zu sehr das zufällige, gestellte Modell, und das Licht Atelierlicht. Sturzkopf erscheint dagegen mit seiner großen zum Bild hergerichteten Studie „Lesender Anachoret", auf ähnlichen unrichtigen Wegen, die die Kunst verphilistern müssen, besser. Hinter der scheinbar kalten unpersönlichen Anschauung des Abmalenden stecken hier offenbar wirklich coloristische Begabung und frische Naturempfindung dem Einzelnen gegenüber, kurzum wirklich malerische, wenn auch noch nicht ganz verfügbare Qualitäten und echt künstlerische, wenn auch noch nicht völlig souveräne Bestrebungen. Der künstlerische Charakter von Schauß ist klar und fertig, derjenige von Sturzkopf erst im Begriff sich zu bilden und soviel ich weiß ist dieser trefflich gemalte und zur Bildwirkung erhobene Act seine erste selbstständige Aeußerung.

Einige große Decorationen haben wir auch heuer zu erwähnen. Allerdings zu A. v. Werners künstlerischer Schätzung finde ich diesmal den Weg leichter, wenn ich an seine Thätigkeit als Akademiedirector denke, als wenn ich vor seiner „Festa," seinem „Schneewittchen" oder den „Sieben Raben" stehe. Nach irgend einer Seite hin hervorragend, haben sie mir durchaus nicht scheinen wollen. Die „Festa" ließe man sich noch gefallen, wenn man nur nicht an Paolo Veronese und Makart zugleich vor ihr erinnert würde und zugleich empfände, daß von der Seele beider in diesem Bilde Nichts wohnt. Werners Begabung lag allerdings wohl nie auf speciell malerischer Seite, im Herzen war ihm wohl von je eine schöne Linie lieber als ein ganzes coloristisches Bild — und das hat für den Monumentalmaler allerdings mehr Vorzüge als wenn bei ihm das Umgekehrte der Fall wäre. Aber hier, bei der bloßen Decoration und bei der herausgeforderten Erinnerung wenigstens an den großen Venezianer, empfindet man doch die Lücke. Zumal Zeichnung und Composition durchaus nicht eigenthümlich, persönlich oder gar überwältigend in die Bresche springen. Vielmehr sind auch sie, in diesen drei Bildern wenigstens, ziemlich allgemeiner Natur, oder lehnen sich direct, wie in den „sieben Raben" an Schwind, an Vorbilder an. Aber das soll meinetwegen Nebensache oder Absicht gewesen sein bei diesen Decorationen. Die unglückliche Gestalt Schneewittchens mit ihren fünf Kopflängen allerhöchstens, und die rothen Zwergenköpfe, durch welche das Bild völlig auseinander fällt, sind damit immer noch nicht erklärt. Knilles anspruchsloser heller Fries hat dagegen wenig von den unangenehmen Eigenschaften seines „Tannhäuser" von der 74er Ausstellung. Ich kann mir denken, daß er an Ort und Stelle in einem hellen Saale seine Schuldigkeit in bester Weise thun wird. Auch diese alten Griechen posiren etwas, aber wenigstens nicht unschön, nicht ausdruckslos, nicht zu theatralisch. Vielleicht nicht mehr als für sie und ihre stilzwingende Gewandung nöthig ist; am ersten sind es noch die nackten Figuren der Ringer und des Discuswerfers links, die sich etwas zu sehr mit der bloßen malerischen Ausfüllung des Raumes beschäftigen. Als ausgezeichnet geschickt sind schließlich Paul Meyerheims Supraporten und die beiden decorativen Stilleben Hertels zu nennen.

Beide, Hertels großes Farbentalent und P. Meyerheim der Hochtalentvolle, Vielseitige, begegnen uns in der Landschaft noch einmal. Des letzteren „Erndte" ist vielleicht die kräftigste und zugleich malerisch gesundeste Leistung, welche uns diesmal der strikte Naturalismus in der Landschaft beschert hat. Hertel rechtfertigt in seiner großen Sabinerlandschaft seinen alten Ruf. Trotz aller Unwahrheit ist er immer stramm und schön und darum doch von echter Naturwirkung und von künstlerischer Wirkung zugleich. Er reproducirt eben nicht blos Studien. Er riskirt fortwährend, wenn's auch mißlingt, — kurz er bleibt Künstler, wo man ihm auch begegnet, und für jeden, was er auch von noch so Einseitiges von einem Bilde verlangen mag.

Schampheleer („Dortrecht an der Maas" und „Weg von Loosdrecht nach Hilversum") macht Glück in Deutschland und vielleicht zu viel. Ich persönlich finde, daß er den kräftigen modernen Franzosen, die er imitirt, nicht anders gegenübersteht wie etwa Lier in München. Gegen gute starke Sachen ist dieser Belgier immer etwas „schön" im Sinne des Schauspielers nämlich, der sagt: ein glattes Gesicht und interessante Züge, das ist die Hauptsache, alles andere Unsinn. Trotzdem will ich die eigenthümliche Wahrheit seiner beiden diesmaligen Bilder nicht direct in Abrede stellen.

Lier („Hohlweg bei Abend" und „Abend nach der Erndte") geht als Imitateur, oder wenn man will, als Vermittler modern französischer Anschauungen, an seinen zahlreichen Imitateuren zu Grunde. Man merkt an ihnen, wie wenig man nur noch abzuziehen braucht, um vor einer unerträglichen Schulschablone zu stehen. Auch von Gleichen steht auf ähnlichem Boden. Einfacher in Motiv und Stimmung kann man nicht sein, wie er. („Am Abend", „Im Sommer".) Weniger auf jede Eselsbrücke des Stoffes zu verzichten, wie hier geschehen, ist nicht möglich. Der Maler muß sich bei solchem Minimum von Stoff lediglich auf das verlassen, was er bei der Seele hat. Und damit erreicht sein größeres Bild diesmal, daß es nicht mehr wie eine geistreiche Uebersetzung, wie eine Erinnerung an die Natur aussieht, sondern ihrem eigenen, lebensgroßen Eindruck nahe kommt. Aber trotzdem erscheint auch Gleichen den Daubigny ꝛc. gegenüber im Einzelnen wenig lebendig und reichlich schwarz und schwer. Auch der Frankfurter Burnitz erscheint nur selten aus persönlichen Mitteln überzeugend; meist ist es seine für Alles und immer bereite französische Schablone, seine ewig gleichmäßige und doch nicht überall berechtigte graue Stimmung, was besticht. Auch diesmal kann man ihm („Landschaft bei Bamberg") nur unter Vorbehalt Recht geben.

Aber ich erinnere an einen Fall, wo seine lediglich malerische Behandlung der Natur einen Naturmoment getroffen hatte, dessen intimster Ausdruck sie zu sein schien: und damals 1869 in München hatte Burnitz mit seinem „Kornfeld" glänzend recht.

Aparter und in gewissem Sinn intimer, das heißt lebendiger und verstandener im Einzelnen, erscheinen die anspruchslos vornehmen beiden Waldlandschaften von Buchholz in Weimar. Indessen hat man bei ihnen wiederum die Empfindung, als sei der Haupteindruck so eines Bildes nicht das Vorausgegangene, nicht dasjenige, was der Künstler in der Natur gesehen und was ihn zum Malen bewogen, sondern vielmehr

Digitized by Google

das Hergestellte, das im Laufe des Malens Gewordene. Jedenfalls aber gehören diese seinen Bilder zu den künstlerischesten Landschaften der Ausstellung. Von anderen Weimarschen Landschaften sind noch zwei frische, wenn auch im figürlichen Detail noch etwas unfertige Landschaften von Feddersen, drei Bilder von Rettich, von denen das eine allerdings etwas härter und die beiden anderen etwas dünner aussehen, als gewöhnlich, und ein sehr feiner aber schwärzlicher Koken zu erwähnen. Etwas abseits von diesen steht Freiesleben, dessen poetisches Bild „Im Wald" vielleicht an etwas übertriebener Einzeldurchführung leidet, aber doch eine frisch empfundene klare Stimmung zu bewahren verstanden hat. Die Kinderstaffage des liebenswürdigen Bildes weiß sich lediglich als ein integrirender Theil dieser heimlichen Waldstimmung darzustellen. Weichberger mit einer stimmungsvollen Landschaft mag den Beschluß machen.

Düsseldorf hat diesmal eine Reihe höchst tüchtiger Landschaften — außer den Achenbachs — geliefert. Voran steht für mich Burnier mit drei klaren Bildern von seltener Gesundheit und Kraft des Tones. Auch er sieht wohl hie und da aus wie ein Troyon, in Stimmung, Wirkung und Farbe. Aber nie wird man ihn für einen Nachahmer halten können; er hat eben von einem congenialen Meister gelernt, aber er imitirt nicht. Auch Brendel in Weimar müßte man sonst einen Imitateur nennen, denn auch er verbirgt nirgends, wie viel Gutes er in Paris gelernt hat. Aber Brendel hat es eben auch, wie Burnier, verstanden, er selbst zu bleiben, resp. zu werden. Diesmal allerdings hätte er immerhin etwas mehr davon sein dürfen!

Nach dieser Klammer fahren wir mit den Düsseldorfern fort. Zum Besten gehören da zunächst zwei Bilder von Oeder: „Holzschlag" und „Herbststimmung", beide durchaus vornehm, klar und voll selbstständigen Talents. Auch Kröner ist in seltener Weise frisch und bestimmt in Moment und Charakter. Munthes' kleine Winterlandschaft erschien mir, wenn auch im bekannten Gewand, noch feiner und künstlerisch empfundener als sonst.

Den Carlsruher Gude schließt man wohl am besten an die Düsseldorfer an. Indessen ist gerade er heuer nicht besonders vertreten, wenn auch in einer Art erfreulich wie immer (zwei „Marinen" und „Sommertag in einem norwegischen Hafen"). Nett und schön, nach tüchtigen Regeln gemalt und gut componirt, — damit wäre hier, wo wir vom Besten allein reden, wohl über diese angenehmen Bilder genug des Lobenden gesagt. Will man sie ganz, und wie ich überzeugt bin, nicht etwa zu hart charakterisiren, so muß man hinzufügen, daß in ihnen denn doch die Natur etwas flau gesehen scheint und daß man sie wohl als reichlich zahm bezeichnen könnte. Eins riskirt nicht mehr als das Andere und in jedem möchte man etwas mehr gewagt und gewollt sehen.

Mit zwei kräftigen höchst malerisch behandelten Architekturen sind schließlich noch Schönleber in München und Schindler in Wien rühmend zu nennen. Körner in Berlin mit seinen klaren und tüchtigen Orientbildern mag diese vielleicht sehr unvollkommene aber auch von vorne herein durchaus nicht beabsichtigte Aufzählung der hervorragendsten Bilder unserer Ausstellung schließen. Alle diejenigen, die sich dabei mit Unrecht vergessen glauben, mögen einen Trost darin zu finden suchen, daß ich selber von der Mangelhaftigkeit dieser Berichte tief durchdrungen bin und vielleicht noch bei manchem übersehenen Namen aus dem Heer der Aussteller beschämt erschrecken werde.

Von der Bildhauerei, ihren Forderungen und Bedingungen verstehe ich wenig, um mich auf eine Besprechung ihres Antheils an der Ausstellung näher einzulassen. Indessen will ich mit dem Eindruck schließen, als ob sie so ziemlich in dem einzigen Namen Begas beschlossen gewesen wäre. Und in den staunenswerthen Arbeiten und den Erfolgen Reinhold Begas' erblicke ich den erfreulichen Beweis, daß der deutsche Genius noch heute lebendig genug ist, um selbstständige Persönlichkeiten, kräftige Individualitäten zu schaffen, die sich wieder voll und ganz genug fühlen, um die Rolle des freien Pioniers derjenigen eines abhängigen Erben vorzuziehen. Auf den Schultern ihrer großen Vorfahren in Griechenland oder Deutschland, in Frankreich oder Italien, vor Christi Geburt und zu unserer Väter Zeiten steht natürlich heute wie immer alle Kunst; aber damit ist noch nicht gesagt, daß der Einzelne, Lebende der lehrhaften Richtung, die unsere Zeit beherrscht, Recht geben müßte. Gerade wer den Nacken nicht beugt unter die zahme, ängstliche Pietät eines wie immer engherzigen Epigonenthums, könnte derjenige sein, der der Zeit wieder einmal einen Ruck gäbe. Gerade wer es versucht, sein Verhältniß zu den großen Alten auf eigene Faust zu regeln, möchte vielleicht ihre Größe und ihre Bedeutung in der Kunst lebendiger und richtiger erfaßt haben als die ganze anbetende und nachbetende Menge. Auch Reinhold Begas mag zu weit gehen, aber sein Wollen und seine Kräfte erscheinen mir bedeutsamer und genialer und directer auf das Ziel gerichtet, als die irgend eines Anderen unter seinen lebenden Kunstgenossen. Das ist viel gesagt, aber es ist auch viel Anlaß dazu gegeben.

Notizen.

Die hohe Komödie russischer Politik, wie sie jetzt in Constantinopel in Scene geht, wird von den Betheiligten mit einem feierlichen Ernst aufgeführt, der ihrem Talente als diplomatische Mimen zu großer Ehre gereicht. Alle Welt weiß, was dahinter steckt, und wenn die Auguren sich nicht unter einander auslachen, so mag am Ende doch der Gedanke, daß die herannahende Lösung noch viel Blut kosten wird, die Heiterkeit selbst der hartgesottensten Acteure einigermaßen zurückdrängen. Ein Theil der deutschen Presse ist freilich über solche sentimentale Empfindungen hinaus und macht mit allem Petersburger Geschwätz in dithyrambischen Ergüssen Chorus. Es geschieht dies natürlich ganz freiwillig, kann deswegen auch von Rußland gelegentlich officiell desavouirt werden, wie dies ja den russischen Volontairs in Serbien ähnlich ergangen ist. Einen tolleren Hexensabbath übrigens, als diese orientalische Krisis in Europa zu Tage fördert, haben die erfahrensten Leute wohl kaum erlebt. Der alte Thomas Carlyle konnte dabei nicht fehlen, und es bedurfte seines Musterbriefes nicht, um den Beweis zu führen, wessen die Stubengelehrten in politischen Dingen fähig sind. Ein Bauer, der mit schlichtem Menschenverstande den Nagel auf den Kopf trifft, ist in der Politik oft competenter und mehr werth, als der weiseste Professor, bei dem zwischen Object und Auge sich stets unfehlbar ein Buch schiebt. Carlyle hat inzwischen das Privilegium der Sonderlinge. Man hört ihn an, zuckt mit wohlerzogener Höflichkeit die Achseln und überläßt ihn seiner ebenso unheilbaren wie unschädlichen Träumerei. Carlyle steht wenigstens nicht in dem Rufe, daß er die jedesmalige gouvernementale Politik, wie er sie sich vorstellt, in stupende Formen kleidet und je nach Bedürfniß dem simplen Publicum mundgerecht macht. Auch ist er notorisch gutmüthig, böser Nachrede und rancünöser Einflüsterung höheren Orts zum vermeintlichen Schaden guter Freunde und Collegen von Niemandem beschuldigt. Sein harmloses Beispiel kann continentalen Geisteshelden nur zur Nachahmung empfohlen werden. Das Russenthum ist indessen Mode, und Niemand, der auf frischen Ideenreichthum Anspruch erhebt, kann sich der slavenfreundlichen Stimmung entziehen. Setzt Rußland seine Pläne durch und lastet es wieder, wie in den fünfziger Jahren, auf Europa, so lassen sich immerhin wieder Leitartikel, Entrefilets und Notizen voll der geistreichsten Aperçüs gegen Rußland schreiben, wenn auch ohne eigene Conclusionen und in voller Seelenruhe bezüglich dessen, was der Leser je nach seinem Standpunkte herauslesen mag. Dabei wird Niemand, um ernsthaft zu sprechen, die thatsächliche Nöthigung verkennen, die uns Rußlands Feindschaft, deren Hervortreten die liebenswürdigen Franzosen kaum erwarten können, so lange wie möglich vermeiden läßt. Es ist eine Zwangslage, welche wir auf Jahrzehnte hinaus ertragen müssen, und darüber zu lamentiren ist so unnütz, als wollte man sich in Jeremiaden wegen des schlechten Wetters ergehen. Eine byzantinische Freude jedoch darüber zu empfinden und, was wir thun oder vielmehr lassen müssen, als das Product selbstgewollter hoher Staatsweisheit zu preisen, das wird man billig Leuten überlassen, die den Beruf dazu fühlen und aufrecht genug dafür geartet sind. Der Ciceronische Tractat über die Freundschaft wird eines ergänzenden Capitels bedürfen, in welchem geschildert würde, wie eine herzliche Allianz am besten dadurch gekittet wird, daß der eine Verbündete alle übermüthigen Launen und Gelüste des anderen gewähren lassen muß, damit dieser nicht sofort das Bündniß kündige und im Verein mit grimmigen Feinden über den lieben Waffenbruder herfalle. Glücklich wenn der noch mächtiger gewordene Genosse trotz alles Gewährenlassens, ja aller Connivenz, dem treuen gefälligen Freunde nicht später gelegentlich doch noch ein Bein stellt. Man soll nicht mehr als nöthig schwarz sehen und den Teufel nicht vorzeitig an die Wand malen. Aber es wird noch einige Zeit erforderne bis ungeschulte Menschenkinder russische statt des Brodes servirte Stein, wie himmlische Ambrosia verzehren lernen.

* * *

Digitized by Google

Neue Bücher.

Wir haben schon mehrfach, namentlich gelegentlich der Grote'schen Ausgabe der Gedichte von Anastasius Grün, auf eine sehr erfreuliche Erscheinung im deutschen Büchermarkte aufmerksam machen können: auf die Sorgfalt und den Geschmack, die in jüngster Zeit in der äußeren Ausstattung deutscher Bücher sich auf das Vortheilhafteste bemerkbar machen. Die Zeit, da Heine den „Druck auf Reimer'schem Löschpapier" mit Recht verspotten durfte, scheint endlich überwunden zu sein. Das äußere Gewand, welches man den Werken der deutschen Schriftsteller gibt, fängt an im Allgemeinen ein anständigeres und respectableres zu werden. Einige Verleger lassen es sich nicht mehr dabei genügen, sondern streben mit glücklichstem Erfolge danach, die schönsten und geschmackvollsten Ausstattungen, wie sie in Frankreich und England schon längst die Freude aller Bücherfreunde bilden, auch in Deutschland heimisch zu machen und den Sinn für typographische Schönheit auch bei uns zu wecken und zu fördern.

In dieser Beziehung ist die Firma von Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig wegen ihres reformatorischen Vorgehens in erster Linie zu nennen. Sie hat eine besondere „Ausgabe für Bücherfreunde" veranstaltet, die den besten buchhändlerischen Erzeugnissen des Auslandes vollkommen ebenbürtig zur Seite stehen. Es ist ein wahres Behagen, diese geschmackvollen und schönen Bände in die Hand zu nehmen und sich in sie zu vertiefen. Die wohlgefällige äußere Form macht uns den Inhalt noch lieber, das ästhetisch befriedigte Auge scheint unsere Empfangs- und Genußfähgkeit noch zu vermehren. Es war eine sehr glückliche und richtige Idee, dem bedeutendsten deutschen Gedichte, Goethes „Faust", die Ehren dieser herrlichen Ausstattung zu erweisen. Jetzt endlich hat dieses Prachtwerk eine seiner würdige Gewandung erhalten. Da liegt der stattliche Band vor uns, in Octavausgabe, etwa 35 Bogen stark, auf bestem holländischen Büttenpapier in stilvollen Schwabacher Lettern gedruckt, mit charakteristischen Ornamenten, Kopfleisten und Schlußstücken, in weißem echten Pergamentbande mit Golddruckdeckel nach dem Einbande eines Aldinischen Sallusts v. J. 1567 — wie dem Inhalte nach so auch jetzt in der äußeren Erscheinung ein wahres Prachtwerk! — Außer diesen großen Ausgaben hat die Firma Velhagen und Klasing kleine Sedezausgaben veranstaltet. Von diesen letzteren, welche die Verlagsbuchhandlung „Ausgabe der Cabinetsstücke" nennt, liegt uns ein reizendes Bändchen vor: „Altdeutscher Witz und Verstand, Reime und Sprüche aus dem 16. und 17. Jahrhundert für Liebhaber eines tristigen Sinnes in ungekünstelten Worten." Luther, Agricola, Sebastian Frank, Johann Fischart ꝛc. haben zu dem allerdings bisweilen außerordentlich ungekünstelten Inhalte beigesteuert, der ein Mittelding zwischen den „geflügelten Worten" von Büchmann und den verschiedenen Sammlungen von Volkssprüchen bildet. Auch hier sind die Schwabacher Schrift, die Kopfleisten und Schlußstücke der Elzeviere beibehalten; der kleine Band ist in geschmackvollem Halbfranz sauber gebunden. Der Titel rührt von Lessing her, der den Plan hatte, ein solches Werk herauszugeben. — Eine dritte Specialität sind die Antiqua-Drucke, die sich ganz an die Elzevier-Ausgaben anschließen. Von dieser ist ein Octav-Ausgabe der Horazischen Dichtungen, „Quinti Horatii Flacci carmina" erschienen, in rothem Saffian mit Goldpressung im besten Stil. Diese Ausgabe hat Professor Friedrich August Eckstein besorgt. Den Druck aller dieser Werke haben die Pressen von W. Drugulin in Leipzig geliefert. Außer diesen Schriften sind, wie wir aus dem Prospect ersehen, auch „Bismarckbriefe" und „Kleinere Schriften Martin Luthers" erschienen.

Wir machen auf diese Ausgabe der Bücherfreunde, die sich nicht durch Billigkeit, sondern nur durch ihre Güte auszeichnen will und auch auszeichnet, mit besten Empfehlungen aufmerksam. Diese Bände sind ein Schmuck jeder ausgewählten Bibliothek. Sie sind, wie gesagt, nicht sehr billig, aber sie sind auch verhältnißmäßig gar nicht theuer. Der „Faust" in weißem Pergamentband (Octavformat) kostet 22 Mark; die Sedezausgabe der altdeutschen Sprüche in Halbfranz 7 Mark, der Horaz in rothem Saffian 19 Mark. Die Bücher sind eben nicht für alle Welt bestimmt, sondern nur für ein ausgewähltes Publicum. Das sagt schon das Motto, welches die Verlagsbuchhandlung für diese Ausgabe gewählt hat: non omnibus sed nonnullis, nicht für Jedermann, sondern für die „Wenigen, die was davon erkannt".

Diese Zeilen waren schon geschrieben, als uns zwei neue Bücher aus dem Verlag der G. Grote'schen Buchhandlung in Berlin zugingen, die wegen ihrer äußerlichen Vorzüge ebenfalls an dieser Stelle zu erwähnen sind. Wir meinen die erste illustrirte Ausgabe der Chamisso'schen Werke, die Wilhelm Rauschenbusch mit Einleitungen und unter: besten Zeichner, wie Paul Thumann, Ad. Schmitz, W. Steinhausen, Eugen Klimsch, Th. von Eckenbrecher mit Illustrationen versehen haben; die beiden stattlichen Bände, die nebenbei noch sehr wohlfeil sind, sind in äußerst geschmackvollem Halb-Pergament, dem sogenannten „Liebhaber-Einband", gebunden; und die kleine Skizze „Wie ein Lustspiel entsteht und vergeht" (Schwabacher Schrift mit Einfassung, starkes gelbes Papier, Pergament-Umschlag), die Julius Ehrentraut mit einigen sinnigen und reizenden Zeichnungen geschmückt hat.

Der Verlag der Haude und Spener'schen Buchhandlung (F. Weidling) versendet soeben die 10. Auflage der „Geflügelten Worte" von Georg Büchmann, die wiederum gegen die 9. Auflage einen beträchtlichen Zuwachs aufweist (2 Druckbogen). Der fleißige, gewissenhafte und geschmackvolle Herausgeber hat sogar die neuesten geflügelten Worte, wie „billig und schlecht" von Reuleaux und Wagners „Wenn Sie wollen, dann werden wir eine Kunst haben" (das ist die correcte Fassung, die wir in Bayreuth selbst während Wagners Ansprache nachgeschrieben haben) mit aufgenommen. Das Buch hat eine großartige Verbreitung gefunden. Aus einer Mittheilung der Verlagshandlung ersehen wir, daß seit dem Mai 1864 bis December 1875 im Ganzen neun Auflagen in der Stärke von 29,580 Exemplaren abgesetzt worden sind. Die neue, zehnte Auflage, ist in der Stärke von 6500 Exemplaren gedruckt. Facta loquuntur, ein „geflügeltes Wort", das, nebenbei bemerkt, noch keine Aufnahme in den Büchmann'schen Citatenschatz gefunden hat.

In demselben Verlage ist ein niedlicher Damen-Almanach für das Jahr 1877 mit einer Illustration in Farbendruck in hübscher und geschmackvoller Ausstattung erschienen.

Berthold Auerbach hat den in Wien am 21. November dieses Jahres zum Besten des Journalisten- und Schriftsteller-Vereins „Concordia" gehaltenen Vortrag über Nikolaus Lenau unter dem Titel „Nikolaus Lenau, Erinnerungen und Betrachtungen", in Wien im Verlag von Karl Gerolds Sohn veröffentlicht.

* * *

Wir haben unsern Lesern ein Lieferungswerk anzuzeigen, mit welchem sich eine deutsch-americanische Firma (Stroefer & Kirchner — München, Newyork) in der glänzendsten Weise einführt. „Faust" von Goethe, illustrirt in 50 Cartons von Alex. Liezen-Mayer, mit Ornamenten von Rud. Seitz. Beide Künstler gehören München, beide der Pilotyschule an. Der Erstgenannte hat sich bereits als Illustrator einen Namen gemacht, aber erst mit diesem Werke hat er das Recht errungen, unter den besten deutschen Zeichnern genannt zu werden. Während seiner früheren Gestalten eine elegante Convenienz anhaftete, sind sie jetzt charakteristisch geworden, ohne hart zu sein; an die Stelle der Aeußerlichkeiten ist die Innerlichkeit getreten, die Empfindungen sind vertieft und geläutert, und kommen zu klarster Wirkung. Die ersten drei Lieferungen enthalten vier Vollbilder in Stahlstich: „Gretchen spinnend", „Gretchen am Brunnen", „Gretchen mit dem Kinde spielend" und „der Ostertag". Im dritten hat Liezen-Mayer das Object zwischen den Zeilen des Textes gefunden, was dem Illustrator nicht übel genommen werden kann. Wie viel Gretchen sind schon geschaffen worden und wie wenige sind gelungen; nicht einmal Kaulbach und Kreling haben den richtigen Ton für diese Mädchengestalt gefunden. In diesem Falle hat der Künstler seine Vorgänger geschlagen. Wir wollen nicht behaupten, daß er das Gretchenideal erschöpft habe, aber er hat eine Gestalt gebildet, an die wir glauben können, am meisten in „Gretchen am Brunnen" und „Gretchen spinnend". Das Antlitz ist von einer rührenden Schönheit, sinnig und trotz der stillen Wehmuth nicht sentimental — höchstens etwas modern. Ganz vorzüglich ist die Behandlung des Interieurs und der Stoffage. Der volle Accent der Darstellung fällt auf die Hauptgestalt, und die Umgebung ist trotz der fleißigen Ausführung mit künstlerischem Feingefühl in den Hintergrund gerückt. Weniger gelungen erscheint Gretchens Kopf

Digitized by Google

auf dem dritten Vollbilde, auf welchem aber das Kind entzückend gelungen ist. Mit beiden Händen, das Gesichtchen voll Sonnenschein, greift es nach dem Blüthenzweig, den ihm das kniende Gretchen entgegenstreckt. Das vierte Bild ist der Spaziergang am Ostertag. Im Vordergrunde vier Kinder, von denen eins, ein Mädchen, aus einem kleinen Buche vorliest; zwei horchen andächtig zu und das vierte spielt mit einer Puppe. An den Rain führt der Weg vorbei, von einzelnen charakteristischen Gestalten belebt — im Hintergrunde naht Faust mit Wagner. Eine sonnige Frühlingslandschaft schließt das Bild ab. Sämmtliche Vollbilder sind mit eminentem malerischen Gefühl gezeichnet, reich an Tönen, und geben, meisterhaft gestochen, das Original mit vollendeter Treue wieder.

Auf gleicher Höhe stehen die Holzschnitte, fünfzehn größere und vier kleinere, die in Hechts xylographischem Institut ausgeführt sind.

Rud. Seitz, der Autor der Ornamente und Titelblätter, ist auf diesem Gebiete ein Talent ersten Ranges. Er besitzt Geist und selbstständige Phantasie, und ist bei den Alten, vornehmlich bei Dürer, in die Schule gegangen. Das Titelblatt (Faust, erster Theil) gehört zu dem Besten, was ich auf diesem Gebiet von moderner Production überhaupt kenne. Es ist mit feinem architektonischen Gefühl entworfen. Auf zwei Sockeln, durch einen mit der Helmzier geschmückten Schild getrennt, erheben sich zwei Gestalten, ein Engel und Mephisto, die, als Atlanten gedacht, den Rundbogen halten, der das Blatt nach oben abschließt. Den Schlußstein des Bogens bildet ein Widderkopf, an dessen Hörnern mit Bändern eine Tafel festgemacht ist, die den Titel trägt. Alles ist im höchsten Grade stilvoll, nirgends stört ein unlogischer Sprung der Phantasie — kurz das Blatt ist meisterhaft.

Gleich vollendet sind die Blätter „Zueignung", „Vorspiel auf dem Theater" und „Prolog im Himmel". Die kleineren Schnitte können wir nicht besprechen, ohne weitschweifig zu werden, als vorzüglichsten erwähnen wir Faust, der bei den Klängen des Osterliedes betend vor dem offenen Fenster niedergesunken ist, eine Gestalt voll feinster Empfindung in jeder Linie. Liezen-Mayer darf auf sie stolz sein.

Das Werk verspricht das Bedeutendste zu werden, was der deutsche Kunstverlag bis jetzt hervorgebracht hat, denn es ist vom Papier an bis zum Stich mustergültig. Der Preis der Lieferung, deren zwölf erscheinen sollen, ist 9 Mark, eine kleine Summe im Verhältnisse zu dem Werthe des Werkes.

H. von Leixner.

* * *

Von Richard Schmidt-Cabanis ist eine Sammlung sehr amüsanter Gedichte erschienen, „Zoolyrische Ergüsse" (Berlin 1877, Denicke). Der Autor folgt dem Beispiel Victor Scheffels („Es schwimmet mit Thränen im Auge"). Die Gewandtheit, mit der Schmidt den Reim handhabt, ist staunenswerth. Er leistet besonders im „Liebes-Ghasel des indischen Kaiman" das Unglaubliche. Auf „Krokodile" sechszehn Reime zu finden, ist keine Kleinigkeit, und es dürfte auch das gewagte „Civileh'" kaum einen Tadler finden. Uebrigens versteckt sich hinter dem lüsanten Kleid manche satirische Lehre. („Der Krebs und die Ratte", „Der philosophische Maulwurf".) Die Ausstattung ist vortrefflich, die Illustrationen sind mit viel Witz erfunden und ganz vorzüglich gezeichnet, was bei Mützel, dem Zeichner von Brehms „Thierleben", eigentlich einer Erwähnung bedarf. Einzelne der Illustrationen sind Cabinetsstücke, besonders die zu „Rhinocerösleins Frühlingslied".

Ein zweites „humoristisches" Buch ist „Raucherlieder" betitelt und hat Ernst Leistner zum Autor. (Wien, Pest, Leipzig bei A. Hartleben.) Der Verfasser besingt den Tabak, die Leiden und Freuden des Rauchers, ja er vertheidigt sogar Frauen, die manchmal rauchen — aber aus Liebe, nicht aus Beruf. Die Ausstattung des Buches hat einen neuen Gedanken verwirklicht, den Inhalt eines Werkes durch den Einband symbolisch anzudeuten; in diesem Fall besteht er aus dem Holz einer Cigarrenkiste. Die Idee wäre werth, weiter fortgeführt zu werden; man könnte Devisse Lyriker in Zuckerrohr, einzelne Literaturhistoriker in Kork oder Leder binden.

Als drittes „humoristisches" Buch liegt uns „die neue Odyssee" von Franz Siegmey vor. „Tragikomische Irrfahrt durch moderne Culturgebiete", illustrirt von Duyffke. (Berlin, Denickes Verlag.) Die Fruchtbarkeit des Autors beginnt sprichwörtlich zu werden. In seinem neuen Buche irrt er, wie der zweite Titel besagt, als Odysseus durch die verschiedensten Gebiete der Cultur. Im Berliner Museum schläft er ein und träumt seine Erzählung, die ihn in den Olymp, von da auf die Insel der Phäaken bringt, durch welche die moderne Presse symbolisirt sein soll. Dort beginnt er seine Geschicke zu erzählen, den Unfall mit dem Danaergeschenk des Aeolos, der ihn zu Polyphem, dem Kanonenmann, führt, welchem Odysseus mit Mühe entkommt. Von da geht seine Reise zur Circe „an der Seine", wo seine Gefährten im Mabille zu Schweinen werden, und wo er bei den Verlegern Michel Lévy Frères die Billigkeit französischer Bücher bewundert. Scylla und Charybdis sind die beiden Wagnerparteien in Bayreuth. Damit sei die Andeutung des Inhalts geschlossen; wer auf die Fortsetzung neugierig ist, möge das Buch mit dem geschmackvollen Pappband selbst zur Hand nehmen.

H. v. L.

* * *

Der 26. Jahrgang des Düsseldorfer Künstleralbums (Düsseldorf, Breidenbach & Baumann) liegt uns nun vor. Er reiht sich seinen Vorgängern würdig an. Der artistische Theil ist durch die besten Namen deutscher Maler vertreten, denn Scheuren, die Achenbachs, Shade, Kreling, Camphausen, Jerichau-Baumann u. s. w. haben Beiträge geliefert, deren Ausführung vortrefflich ist. Der literarische Theil wird unter Scherenbergs sorgsamer Redaction jährlich besser und gediegener. Kaum dürfte unter der großen Zahl der Gedichte eines zu finden sein, dessen Wahl nicht für seinen Geschmack zeugt. Fast alle großen Namen sind vertreten: Bauernfeld, Bodenstedt, J. G. Fischer, Geibel, Gerock, Klaus Groth, Hamerling, Holtei, Jensen, Kletke, Lingg, Mosenthal, Schack, Spielhagen, Träger. Alle Poesien von Bedeutung zu nennen ist unmöglich, wir machen nur auf einige aufmerksam. Aar Alexis „Venus von Melos", ein phantasiereiches und formgewandtes Gedicht; Schacks „Der Grieche im Norden" (an Bonaventura Genelli), in der Sprache der vollendetste Beitrag dieses Jahrganges; Karl Bartsch tiefempfundenes Lied „Mein Hort". Unter den jüngeren Dichtern tritt der feinsinnige Julius Wolff, der Autor des „Rattenfängers von Hameln", in die erste Linie, er darf sich ruhig den Besten an die Seite stellen. — Wir wünschen dem „Künstleralbum" zu seinen alten recht viel neue Freunde.

— x —

Bibliographie.

Vermischtes.

Gustav Michel, Das Buch der Katzen. Mit 26 Illustrationen. (Weimar, Weißbach.)

Gerhardt von Amyntor, Randglossen zum Buche des Lebens. (Elberfeld, Sam. Lucas.)

Caroline Herschel, Memoiren und Briefwechsel (1750—1848). Aus dem Englischen von A. Scheibe. (Berlin, Wilh. Hertz.)

Rudolf Gottschall, Portraits und Studien. (3. u. 4. Thl. der literarischen Charakterköpfe.) (Leipzig, Brockhaus.)

Dr. H. Ulrici, Abhandlungen zur Kunstgeschichte als angewandten Aesthetik. (Leipzig, Weigel.)

Dr. M. Hammerich, Thorwaldsen und seine Kunst. Ein Lebensbild. A. d. Dän. (Gotha, Gust. Schlößmann.)

Karl Hillebrand, Italia. III. Bd. (Leipzig, Hartung u. Sohn.)

Alfred Ludwig, Die Rigveda oder die heiligen Hymnen der Brâhmana. Zum ersten Male vollständig in's Deutsche übersetzt. Mit Commentar u. Einleitung. I. u. II. Bd. (Prag, Tempsky.)

Robert Schweichel, Italienische Blätter. (Berlin, Otto Janke.)

Alfred Graf Adelmann, Aus Italien. Sieben Monate in Kunst und Natur. (Stuttgart, Richter u. Kappler.)

La Mara, Im Hochgebirge. Skizzen aus Oberbayern und Tyrol. (Leipzig, H. Schmidt u. K. Günther.)

Murad Efendi, Türkische Skizzen. 2 Bde. (Leipzig, Dürr.)

Adolph Kohut, Aus meiner rheinischen Studienmappe. Charakterbilder, Literaturportraits u. Skizzen. (Düsseldorf, Breidenbach u. Baumann.)

Dr. A. C. E. Baldamus, Vogelmärchen. (Dresden, Schönfeldt.)

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Bernstein. Naturwissenschaftl. Volksbücher.
IV. Auflage.
20 Bände und 1 Suppl.-Bd.
Preis geh. 12 M. 60 Pf., geb. 17 M.
Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Zu Festgeschenken empfohlen.
Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in Leipzig sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Kleine Geschichten
von
Paul Lindau.
2 Bände. broch. 8 M. — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 M.
Inhalt:
I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Das Leben der Erde.
Blicke in ihre Geschichte, nebst Darstellung der wichtigsten und interessantesten Fragen ihres Natur- und Kulturlebens.
Ein Volksbuch mit 75 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck von
A. Hummel.
Broch. 6 M., in Leinwand eleg. geb. 7 M. 50 Pf.

Physikalische und chemische Unterhaltungen.
Ein Volksbuch
mit 96 in den Text eingedruckten Holzschnitten
von
Dr. **Otto Ule** und **A. Hummel.**
Broch. 6 M., in Leinwand eleg. geb. 7 M. 50 Pf.

Altnordischer Sagenschatz
in neun Büchern übersetzt und erläutert
von
Prof. Dr. **Ludw. Ettmüller.**
Broch. 8 M.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.
Die **Erde** und ihre Völker.
Friedrich Hellwald
Ein geographisches Hausbuch.
Erscheint in 50 reich illustrirten Lieferungen à 50 Pfennige.
Dieses Werk hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Schon jetzt, ehe nur 1/3 des Werkes beendet ist, wurde eine zweite unveränderte Auflage nöthig. Es ist die erste Geographie, welche wirklich amüsant zu lesen ist. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Empfehlenswerthe Festgeschenke!

Emsland-Bilder.
Erzählungen a. d. Emslande
von **E. v. Dincklage.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Von ihr und mir.
Eine Weihnachtsgeschichte
von **Edmund Hoefer.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Nymphäa.
Novelle
von **Wilh. Jensen.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Ein
Deutsches Dichter-Buch.
Aus Originalbeiträgen deutscher Dichter gesammelt u. herausgegeben
von
Max Kalbeck.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 5 M.

Leier und Palette.
Geschichten
aus dem
Dichter- u. Künstlerleben
von
E. Vely.
Mit einer Illustration.
Eleg. geh. 3 M. Eleg. geb. 4 M.

Assunta.
Novelle
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Meereswellen.
Venetianisches Märchen
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Sonnenstrahlen.
Ein Märchen
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 4 M. 50 Pf.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** ist soeben erschienen:
Geschichte des Königreichs Griechenland. Nebst einem Rückblick auf die Vorgeschichte. Von
Dr. **W. F. Carl Schmeidler.** gr. 8. broch. 8 M.
Inhalt: I. Rückblicke auf die Vorgeschichte. II. Die Entstehung des neuen Königreichs. III. Herrschaft Otto und seine Regierung bis zur Einführung der Verfassung. IV. Die Verfassungskämpfe. V. Das constitutionelle Königreich. VI. Das neuhellenische Volk. VII. Die Regierung des Königs Georg.

Festgeschenke
aus dem Verlage von **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig.

Für Frauen und Töchter:
Neu!
Vom Gesang.
Musikalische Winke und Lebensbilder.
Von **Elise Polko.**
Mit einem Titelstahlstich.
kl. 8. brosch. M. 4.50. Eleg. geb. M. 6.—

Von derselben Verfasserin erschienen früher:
Aus der Künstlerwelt.
(Maler-Novellen.)
2 Bde. gr. 8. mit Illustr. geb. à M. 7.50.
und wiederum in neuen Auflagen:
Musikalische Märchen.
Phantasien und Skizzen.
Mit Illustrationen in Holzschnitt.
Drei Reihen (jede einzeln käuflich!)
Eleg. geb. mit Federschnitt à Bd. M. 6.75
Eleg. geb. mit Goldschnitt à Bd. M. 7.50

Glümer, Cl. v., Erinnerungen an Wilh. Schröder-Devrient. Mit Porträt. 8. geb. . . . . M. 3.60
Frauenliebe und Dichterleben. Ein literarisches Album. Von Julie Dohmke (Elise Polko's Schwester). 3. Aufl. Min.-Ausg. Eleg. geb. . . M. 8.50
Immortellen auf d. Grab Rob. Schumanns. 2. Aufl. 16. cart . . . . M. 1.—

Kunst u. Literatur, Biographisches etc.
Bartsch, A., le Peintre-graveur. 21 vols. 8. et atlas in folio . . M. 141.30
Passavant, J. D., le Peintre-graveur. 6 vols. 8. . . . . M. 54.—
Handzeichnungen berühmter Meister. 36 Bl. in folio . . . . . M. 96.—
Holzschnitte berühmter Meister. Vollständig in 16 Lfgn. in folio . M. 96.—

Corrodi, A., Studien zur Pfl... mentik in 4. cart. . . .
Tüshaus, F., deutsche Sprich... cart. . . . . .
Neher, B., Schillers Glocke in ... in folio . . . . . .
Hanslick, E., Vom Musikalisch... 5. Aufl. 8. . . . . .
Hendtl, Fr. Ritter v., Gedanken ... kunst u. Tonkünstl. 2. Aufl. 8. .
Barthel, G. E., Scherz und H... br. . . . . .
Criepen, H., Von der Kunst ... Min. Ausg. cart. . . .
Juvenal's Satyren. Deutsch von ... Min. Ausg. br. . . . .
Lindau, P., Literarische E... losigkeiten. 3. Aufl. 8. br. .
Massari, J., Graf Cavour. D... Bezold. 8. br. . . . . .
Minnesinger. Herausg. von F... der Hagen. 3 Bde in 4. ... Ohne die artistisch. Beilagen. .
Steinacker, G., Ungarische ... Min. Ausg. br. . . . . geb. . . . . .

Erbauungsschriften.
Protestantenbibel. Neues T... 2. Aufl. 8. br. . . . . geb. . . . . .
Bassermann, H., Dreistig ... 8. br. . . . . .
Eltester, Th. H., Worte der V... 8. br. . . . . .
Henke, E. L. Th., Ergebun... nisse. 8. geb. . . .
Krenkel, M., Der A... 8. br. . . . . .
Müller, W., Religion ... 8. br. . . . . .
Wünsche, A., ... zu den Fra...

Paul Lindau, Dramaturgische B...
2 Bände. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.
Stuttgart.]

Digitized by Google

„Ein Karrikaturenzeichner,
gewandt und originell,
erbietet sich zur billigen Herstellung von Zeichnungen; Offerten übermittelt die Expedition unter C. C. x.“

Türkische Skizzen
von
Murad Efendi.
2 Bände. Preis 7 M. 50 Pf.
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

In Carl Duncker's Verlag in Berlin erschien:
Dr. Wilh. Goering, Raum und Stoff. Ideen zu einer Kritik der Sinne. Preis 7 M.
Ed. von Hartmann, gesammelte Studien und Aufsätze gemeinverständlichen Inhalts. 729 Seiten. Preis 12 M.
— Philosophie des Unbewußten. 7. Aufl. 2 Bde. Preis 12 M.

Goltz, Bogumil.
Buch der Kindheit.
O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewusster Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund
Wie Salomo!
Dritte Auflage. Preis geh. 4 M., geb. mit Goldschnitt 5 M. 50 Pf.
Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

In dem Verlage der Militaria, Berlin, Potsdamer Str. 54, erschienen folgende **Prachtwerke** und werden zu Weihnachtsgeschenken empfohlen:
1) **Aus Brandenburgisch-Preussischer Heeresgeschichte. 50 Reiterbilder** von **Otto Fikentscher**, Historienmaler in Düsseldorf. 10 Lieferungen à 25 M. Lief. 1 erschien soeben.
2) **Die Generale der deutschen Armee. Sr. Maj. dem Kaiser Wilhelm gewidmet.** Herausgegeben von **G. von Glasenapp. Neue Lieferungsausgabe.** 35 Lieferungen à 6 M. Lief. 1—3 wurden soeben ausgegeben.
Ausführliche Prospecte werden gratis und franko versandt. Ebenso Lieferung 1 jedes der obigen Werke und bittet man, sich per Postkarte dieserhalb an die Verlagshandlung oder an die nächste Buchhandlung zu wenden.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Sturmflut.
Roman in sechs Büchern von
Friedr. Spielhagen.
3 Bände, Preis brosch. 15 M., eleg. geb. 18 M.
Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Feldflüchters.
Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort
von
Eduard Hobein.
Miniatur-Ausgabe. Elegant geheftet 2 M.
Geb. mit Goldschnitt 3 M.

Aus der Schwindelzeit!
Soeben erschien bei Georg Frobeen & Co. in Bern:

Die Bankgrafen,
Roman aus der Schwindelzeit
von
Michael Klapp.
2 Bände in elegantester Ausstattung. Preis 5 fl. = 10 M.
Der durch seinen Aufsatz über Schloß Gödöllö, welcher bekanntlich das Verbot der „Gartenlaube“ in Oesterreich-Ungarn herbeiführte, in letzter Zeit vielgenannte Verfasser schildert in diesem Romane die vom Spielteufel besessene Wiener Gesellschaft der letzten Gründerperiode, mit einer Schärfe und Treue, welche Aufsehen erregen wird. Die überaus durchsichtig gezeichneten Figuren aus der alten und neuesten Aristokratie, aus Finanz- und Börsenkreisen werden sensationell zu wirken nicht verfehlen.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Im Verlage der Buchhandlung **L. Rosner** in **Wien** sind soeben erschienen:
WIENER SPAZIERGÄNGE
von **D. Spitzer.**
Dritte Sammlung.
8. 24 Bogen elegant brosch. Preis fl. 2.50 = M. 5.—
Ad. Glasbrenner schreibt in der „Montagszeitung“: Man braucht nicht Wiener zu sein, ja Wiens Genussluft nicht eingeathmet zu haben, um in diesen Feuilletons zu schwelgen; sie sind falls unsre Philologen diesen Ausdruck gestatten: klassisch. Etwas zugeknöpft gegen Idealismus und Sentimentalität, ist D. Spitzer doch ein Ritter der Freiheit und des Rechtes, kämpft mit Muth und Geschick, trifft mit seinem Feder-Degen immer den Nagel auf den Kopf und dabei manchen Kopf auf dessen Nagel, und tödtet das ihm Feindliche mit einnehmendster Grazie und Eleganz. Seit Ernst Kossack nicht mehr schreibt, hat Berlin Wien um solche Feuilletonisten wie D. Spitzer zu beneiden.

DER SCHANDFLECK.
Roman von **L. Anzengruber.**
8. 24 Bogen elegant brosch. Preis fl. 2.50 = M. 5.—
Anzengruber, der Dramatiker, der Autor des „Pfarrer von Kirchfeld“, der seinen Siegeszug über alle deutschen Bühnen gehalten, tritt hier zum ersten Male als Romanschriftsteller auf und gleich sein erster Wurf ist ein Meisterstück in seiner Art. Gedankensatt und formvollendet. Solche Charaktere, solche Figuren kann nur Anzengruber gestalten. Ein Kenner des wirklichen Volkslebens wie es neben ihm keinen Zweiten gibt. Diese unbestritten glänzende literarische Production wird nicht verfehlen mächtiges Aufsehen zu erregen.

Der neue
TANHÄUSER.
Die wollust der creaturen ist gemenget mit bitterkeit. **Meister Eckhart.**
Neunte vielfach verbesserte und neu vermehrte Auflage.
154 Seiten. Preis fl. 1.80 = M. 3.60.

TANHÄUSER
in Rom.
Vom
Verfasser des „Neuen Tanhäuser“.
Dritte wesentlich umgestaltete und um zwei neue Kapitel vermehrte Auflage.
118 Seiten. Preis fl. 1.50 = M. 3.—
Der brillante Erfolg dieser beiden vielgepriesenen und bestverläumdeten Dichtungen sichert auch diesen neuen Auflagen raschen Absatz Sie sind im Texte vielfach vermehrt, auf holländischem Schreibpapier mit neuen Kopfleisten und Pergament-Umschlägen in jener bekannten Weise ausgestattet, welche seither so viele Freunde und Nachahmer gefunden.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.
Gesammelte Aufsätze.
Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart
von **Paul Lindau.**
1 Band 8. 29 Bogen. Brosch. Ladenpreis 7 M. Eleg. geb. mit Goldschn. 8 M. 50 Pf.
Inhalt: I. **Deutsche Literatur:** Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. **Frankreich:** Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. **Verschiedenes:** Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Theater von Paul Lindau.
Erster Theil.
(Zweite Auflage.)
Marion. — **In diplomatischer Sendung.**
Maria und Magdalena.
Zweiter Theil.
Diana, Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg, Lustspiel in vier Acten.
Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Adolf Sonnenthal in Wien.
Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Digitized by Google

Strodtmann. H. Heine's Leben und Werke.
Zweite verbesserte Auflage.
2 Bände. 75 Bogen.
Preis geh. 6 M., geb. 7 M. 50 Pf.
Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Fritz Reuter, Lustspiele.
Ergänzungsband zu seinen Werken.
Zweite Auflage.
Geh. 2 M., in Orig.-Bd. geb. 3 M.

Mekelnbörger Geschichten.
Vertellt för Jung un Olt
von **Wilhelm Adolph Quitzow.**
Bd. I. **As Wisme wedder mekelnborgsch würd.** 2. Aufl. Geh. 2 M., eleg. geb. 3 M.
Bd. II. **Hanne Möller und sin Mudder.** Geh. 2 M. 40 Pf., eleg. geb. 3 M. 20 Pf.
Leipzig. **C. A. Koch's** Verlagshandlung.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist erschienen:
OSIRIS.
Die Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von **C. Radenhausen.**
3 Bände M. 31.50.
In der Isis hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im Osiris versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.
Band I behandelt die unorganische Welt, nicht allein in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit, sondern auch in der Vorgeschichte und künftigen Gestaltung.
Band II giebt Uebersicht der organischen Welt, weist die Gesetze nach in Gestalten, Vererben und Fortbilden der Pflanzen und Thiere.
Band III ist ausschliesslich dem Menschenwesen und der Menschheit gewidmet, behandelt deren Heranbildung und allmälige Entwickelung bis zur Gegenwart, wie auch ihre voraussichtliche Zukunft.

Festgeschenke.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:
Hölty, Hermann, Aus der deutschen Götterwelt. Balladen. Eleg. geheftet 2 M. 40 Pf., eleg. gebunden 3 M.
Hölty, Hermann, Bilder und Balladen. 2. Auflage. Eleg. geheftet 2 M., eleg. gebunden 3 M.
Petri, Moritz, Zur Einführung Shakespeare's in die christliche Familie. Eine populäre Erläuterung der vorzüglichsten Dramen desselben. 2. Auflage. Mit Shakespeare's Porträt in Stahlstich. Eleg. geheftet 4 M. 80 Pf., eleg. gebunden 6 M.
Verlag von **Carl Meyer** in **Hannover.**

Bernstein. Naturkraft und Geisteswalten.
Betrachtungen über Natur- und Kulturleben. Neue Ausgabe.
Preis: geh. 4 M. 50 Pf., geb. mit Goldschnitt 6 M.
Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Verlag der **Weidmannschen Buchhandlung** in **Berlin.**

Römische Geschichte
von
Theodor Mommsen.
Sechste Auflage.
Erster Band. (Bis zur Schlacht von Pydna). Mit einer Militärkarte von Italien. Gr. 8. Geh. Preis 10 M.
Zweiter Band. (Von der Schlacht von Pydna bis auf Sullas Tod.) Gr. 8. Geh. Pr. 5 M.
Dritter Band. (Von Sullas Tod bis zur Schlacht von Thapsus.) Mit Inhaltsverzeichniss. Gr. 8. Geh. Preis 7 M. 80 Pf.
Inhaltsverzeichniss zu Band I—III. apart gr. 8. 80 Pf.

Griechische Geschichte
von
Ernst Curtius.
Erster Band. (Bis zu den Perserkriegen.) Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. Preis 7 M.
Zweiter Band. (Bis zum Ende des Peloponnesischen Krieges.) Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. Preis 9 M.
Dritter Band. (Bis zum Ende der Selbstständigkeit Griechenlands.) Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. Preis 9 M.
Zeittafel und **Register** zu Band I—III. Gr. 8. Geh. Preis 1 M. 60 Pf.

Das Leben der Griechen und Römer
nach antiken Bildwerken
dargestellt von
Ernst Guhl und **Wilhelm Koner.**
Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. — Mit 554 Holzschnitten.
Gr. 8. Geh. Preis 13 M.

Ludwig Häusser's
Deutsche Geschichte
vom Tode Friedrich des Grossen bis zur Gründung des deutschen Bundes.
4. Auflage. 4 Bände gr. 8. Geh. 20 M.

Ludwig Häusser's
Geschichte
der
französischen Revolution.
1789—1799.
Herausgegeben von
Wilhelm Oncken.
Gr. 8. Geh. 8 M.

Ludwig Häusser's
Geschichte
des
Zeitalters d. Reformation.
1517—1648.
Herausgegeben von
Wilhelm Oncken.
Gr. 8. Geh. 12 M.

Handbuch der Erdkunde.
Von
G. A. von Kloeden.
Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Erster Band.
Handbuch der physischen Geographie.
Mit 288 Holzschnitten. — Gr. 8. Geheftet. Preis 15 M.

Zweiter Band.
Politische Geographie.
Länder- und Staatenkunde von Europa.
Das deutsche Reich, die Schweiz, die österreichisch-ungarische Monarchie.
Gr. 8. Geheftet. Preis 10 M.

Dritter Band.
Politische Geographie der übrigen Länder Europa's.
Im Erscheinen. Preis jeder Lieferung 1 M.

Vorträge und Aufsätze
zur
Geschichte des geistigen Lebens.
in Deutschland und Oesterreich.
Von
Wilhelm Scherer.
Gr. 8. Geh. Preis 8 M.

Jean Paul
und
seine Zeitgenossen.
Von
P. Nerrlich.
Gr. 8. Geh. Preis 6 M.

Griechische Weine.
Unterzeichnete Firma beschäftigt sich mit dem Import griechischer Weine, dieselben sind von vorzüglicher Güte und großer Schönheit. — Um deren Bekanntwerden zu erleichtern wird 1 Probekistchen in folgender Zusammenstellung abgegeben:

3/1 Fl.	Rothwein aus Corinth	à M. 1.60.	= M. 4.80.
3/1 Fl.	dito Claret Vino di Bacco von Santorin	à M. 1.20.	= M. 3.60.
3/1 Fl.	Malvasier weiss Vino santo von Santorin	à M. 1.40.	= M. 4.20.
3/1 Fl.	dito roth aus Misistra	à M. 1.50.	= M. 4.50.
Zusammen 12/1 Fl. Kiste. Flaschen und Verpackung frei für			M. 17.10.

Zusendung per Post oder Bahn, ab hier. **Absolute Garantie für Reinheit und Aechtheit.**
Ausführlichen Preiscourant und Circulair franco gegen franco.
J. F. Menzer, Weingroßhandlung, **Neckargemünd.**
Diese Probekistchen dürften sich zu passenden **Weihnachtsgeschenken** eignen.

Digitized by Google

In Denicke's Verlag in Berlin, W., erschien soeben:

Zoolyrische Ergüsse.

Ein Album zwei-, vier- und mehrstimmiger Dichtungen von

Richard Schmidt-Cabanis.

Mit 31 Illustrationen von Gustav Mützel.

4. In elegantester Ausstattung geb. Preis 10 M.

Dieses humoristische Thier-Album persiflirt theils in harmlos-heiterer, theils in scharf-satyrischer Weise modernes Leben und Treiben und charakterisirt Menschen und Dinge der Gegenwart unter der Maske entsprechender Typen aus der Thierwelt. Diesem Text hat Gustav Mützel geistvoll ersonnene und künstlerisch in Holzschnitt ausgeführte Original-Illustrationen angepaßt, welche dem zoolyrischen Album eine der hervorragendsten Stellen im Gebiete humoristischer Prachtwerke sichern.

Palleske. Schiller's Leben und Werke.

Neunte neu verbesserte Auflage.

2 Bände, 75 Bogen.

Preis geh. 5 M., geb. 6 M. 75 Pf.

Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart.

Soeben erschienen in meinem Verlage:

Geschichte des Romans

und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland

von

Dr. phil. **Felix Bobertag,**

Docenten der Universität Breslau.

1. Abtheilung. 1. Band. Preis 10 M.

Carolina Brocchi.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Hermann Kette.

Preis 2 Mark.

A. Gosohorsky's Buchhdlg., Adolf Kiepert, Hofbuchhändler, Breslau.

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER

für Italien und den Orient.

Ober-Italien bis **Livorno, Florenz** und **Ancona** und die **Insel Corsica.** Mit 6 Karten und 27 Plänen. 8. Aufl. **1877.** 6 M. — **Mittel-Italien** und **Rom.** Mit 7 Karten, 12 Plänen und 1 Panorama von Rom. 4. Aufl. **1874.** 6 M. — **Unter-Italien** und **Sicilien,** nebst Ausflügen nach den **Liparischen Inseln, Malta, Sardinien, Tunis** und **Corfu.** Mit 8 Karten und 12 Plänen. 5. Aufl. **1876.** 6 M. — **Aegypten** I. Theil. **Unter-Aegypten** bis zum **Fayûm** und die **Sinai-Halbinsel.** Mit 14 Karten, 28 Plänen, 7 Ansichten und 42 Textvignetten. **1877.** 16 M. — **Palästina** und **Syrien.** Mit 17 Karten, 42 Plänen, 1 Panorama von Jerusalem und 8 Ansichten. **1875.** 15 M.

Zu Festgeschenken empfohlen

aus dem Verlage von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Felix Dahn,

Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. 4 Bände. Zweite Auflage. (Bd. 1. Dritte Auflage.) 1876. 24 M.

Die Amalungen. Ein Gedicht. 1876. gr. 8. Gebunden 4 M. (So eben erschienen.)

König Roderich. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite, durchgesehene und veränderte Ausgabe. 1876. 8. 4 M. — geb. 5 M.

Markgraf Ruedeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1875. 8. 3 M. — geb. 4 M.

Deutsche Treue. Ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. 1875. 8. 3 M. — geb. 4 M.

Die Staatskunst der Frau'n. Lustspiel in drei Aufzügen. 1876. 8. 3 M. — geb. 4 M.

Zwölf Balladen. 1875. 12. Eleg. cart. mit Goldschnitt 3 M.

Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausgegeben von Otto Jahn. Zweite vermehrte Auflage. Mit 3 lithographirten Bildnissen. 1867. 8. geh. 6 M. — Eleg. geb. 7 M.

Leander, Rich., Träumereien an französischen Kaminen. Märchen. 7. vermehrte Aufl. 1876. gr. 16. In reichverziertem Calicobande. 3 M.

Liederbuch für die Glieder des unsichtbaren Gottesreiches, zusammengestellt von Dr. H. Schleiden. Octav. In reichvergoldetem Calicobande. 6 M.

Lipiner, Siegfried, Der entfesselte Prometheus. Eine Dichtung in fünf Gesängen. 1876. gr. 8. 4 M.

Reime eines Verschollenen. Herausgegeben von Georg von Oertzen. 1876. gr. 8. brosch. 5 M. — Eleg. geb. 6 M.

Wolzogen, Caroline von, literarischer Nachlaß. Zwei Bände. Zweite Auflage. 1867. 8. geh. 10 M. 50 Pf. — Eleg. geb. 12 M. 50 Pf.

Briefe Schiller's aus der schönsten Zeit seines Lebens an die beiden geliebten Schwestern v. Wolzogen, so wie Briefe von Goethe, Carl August, Helene von Orleans an die herrliche Frau, die den ersten Geistern unserer großen Literaturzeit so herzlich und häuslich nahe stand; eine edle Gabe, zumal für die Frauen und Mädchen.

Chrysander, Fried., G. F. Händel (Biographie). 1.—3. Band erste Hälfte. 1858—67. gr. 8. 18 M. 60 Pf.

Jahn, Otto, W. A. Mozart (Biographie). Zweite durchaus umgearbeitete Auflage in 2 Theilen. Mit 5 Bildnissen. 4 Facsimiles, 19 Notenbeilagen und Register. 1867. gr. 8. geh. 30 M. — Eleg. geb. 33 M.

Spitta, Philipp, Johann Sebastian Bach (Biographie). Erster Band. XXVIII u. 856 Seiten. gr. 8. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Notenbeispielen und gestochenen Musikbeilagen. 1873. gr. 8. 16 M. 50 Pf.

Dieses Werk giebt eine möglichst ausführliche, quellengetreue Biographie Sebastian Bachs, eine Darstellung seiner künstlerischen Entwicklung, eine Kritik und Analyse seiner Tonschöpfungen, beleuchtet daneben aber zugleich des Meisters Verhältniß sowohl zu seiner Zeit, als auch besonders zum 17. Jahrhundert, und überhaupt seine Gesammtbedeutung für die deutsche Kunst- und Culturgeschichte. Ein zweiter Band wird das Ganze abschließen.

Briefe von Moritz Hauptmann an Franz Hauser. Herausgegeben von Prof. Dr. Alfred Schöne. 2 Bände. Mit Hauptmann's Bildniß. 1871. 8. geh. 10 M. 50 Pf. — geb. 12 M. 50 Pf.

Briefe von Moritz Hauptmann an Ludwig Spohr und Andere. Herausgegeben von Dr. Ferdinand Hiller. Neue Folge der Hauptmann'schen Briefe. 1876. 8. 5 M.

Hiller, Ferd., Musikalisches und Persönliches. 1876. 8. 5 M.

Küster, Herrmann, Populäre Vorträge über Bildung und Begründung eines musikalischen Urtheils mit erläuternden Beispielen.

I. Cyklus. Die einfachen Tonformen. 1871. gr. 8. 5 M. 40 Pf.

II. Cyklus. Die höheren Tonformen. 1872. gr. 8. 4 M. 20 Pf.

III. Cyklus. Der Toninhalt. 1873. gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Das Hauslexikon. Encyklopädie praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände. Dritte durchaus neu bearbeitete Auflage. Mit eingedruckten Holzschnitten und alphabetischem Register über alle darin vorkommenden (an 30,000) Gegenstände. Vollständig in 6 Bänden. 1863. Lex.-8. geh. 36 M. — geb. 43 M. 20 Pf.

Ein praktisches Universalwerk, welches keiner Haushaltung fehlen sollte.

Reichs-Commersbuch, Allgemeines, für deutsche Studenten. Herausgegeben von Müller von der Werra. Zweite Auflage. XXII. 661 Seiten. 803 Lieder. 1876. 8. Broschirt 3 M. — geb. 3 M. 75 Pf. Fein geb. mit Metallfüßen 4 M. 25 Pf.

Der Absatz der ersten starken Auflage von 5000 Exemplaren binnen Jahresfrist erweist, daß dies Liederbuch den rechten Ton angeschlagen hat.

Soeben | Verlag von **WILH. NITZSCHKE** in **STUTTGART.** | erschienen:

= Passendes Festgeschenk für geistig geweckte Kinder. =

Knackmandeln und harte Nüsse. Verstandesübungen, arithmetische Aufgaben und Scherze sowie Räthsel. Nebst einem Anhang mit **Spielen.** Für die Jugend und ihre Freunde erdacht und herausgegeben von **Dr. Rob. Löwicke.** Mit 2 Farbendruckbildern, sowie vielen Text-Illustrationen von L. Sckell und J. Schnorr. Eleg. geb. 3½ M.

Das Buch bietet für geistig geweckte Knaben und Mädchen einen reichen Schatz trefflich gewählter geistiger Anregungen. Die Zeitschrift „**Deutsche Jugend**" nennt es „eine Gabe von seltenem Werth" und hebt hervor „dass der Verfasser durchaus heimisch sei in der Gedankenwelt der Jugend und seltenen pädagogischen Takt mit sicherem Geschmack und überraschendem Formen-Reichthum verbinde."

= Vorräthig in jeder Buchhandlung. =

Digitized by Google

E. Vely, Herzog Karl von Württemberg

Stuttgart.] und Franziska von Hohenheim. 2. verm. Aufl. Eleg. geh. 5 M. Eleg. geb. 6 M. [C. F. Simon.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller und seine Zeit.

Von **Johannes Scherr.**

Prachtausgabe. Dritte Aufl. Mit 14 Porträts. 20 historischen Bildern u. 1 Stahlstich. Preis in eleg. Umschlag 13 *M.* 50 *Sgr.* Prachtvoll geb. 17 *M.*

Scherr, Blücher und seine Zeit. Volksausg. 3 Bde. 7 *M.* 50 *Sgr.*, geb. 10 *M.* 50 *Sgr.*
— Cultur- u. Sittengeschichte. 8 *M.*, geb. 9 *M.* 50 *Sgr.*
— Dämonen. 4 *M.* 50 *Sgr.*
— Farrago. 6 *M.*
— Geschichte der Frauen. 3. Aufl. 2 Bde. 9 *M.*, geb. 10 *M.*
— — der Religion. 2. Aufl. 9 *M.*
— — der deutschen Literatur. 2. Aufl. 4 *M.*
— — der englischen Literatur. 2. Aufl. 4 *M.*
— — von 1848. 2. Aufl. 2 Bde. 13 *M.*, geb. 15 *M.* 50 *Sgr.*
— Hofgeschichten. 3. Aufl. 4 *M.* 50 *Sgr.*, geb. 5 *M.* 50 *Sgr.*
— Mixed-Pickles. 4 *M.*
— Schiller und seine Zeit. Volksausg. 4 *M.* geb. 4 *M.* 50 *Sgr.*
— Studien. 3 Bde. 14 *M.* 25 *Sgr.*
— Sündflutzeit. 4 *M.*
— Tragikomödie. 3 Bde. 18 *M.*, geb. 22 *M.*
— Trauerspiel in Mexiko. 4 *M.*
— Nibelungenlied. In Prosa übers. Prachtausg. 8 *M.*, geb. 9 *M.* 50 *Sgr.*

Byron's sämmtliche Werke. Deutsch v. Adolf Böttger. 6. Aufl. Taschenausg. in 4 Bdn. geb. 9 *M.* 50 *Sgr.*

Burmeister, Geschichte d. Schöpfung. 8 *M.*, geb. 9 *M.* 50 *Sgr.*

Jerrold, Kaudels Gardinenpredigten. 7. Aufl. Wohlfeile Ausg. geb. 4 *M.* 50 *Sgr.*
— — Prachtausg. geb. 8 *M.* 40 *Sgr.*

Draper, Geschichte der geistigen Entwickelung Europa's. 2. Aufl. 10 *M.*

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 2 Bde. in 3 Thln. 72 *M.*, geb. 81 *M.*
— Handwörterbuch der deutschen Sprache. 7 *M.* 50 *Sgr.*, geb. 9 *M.*
— Fremdwörterbuch. 2 Bde. 10 *M.* 50 *Sgr.*, geb. in 1 Bd. 12 *M.* 50 *Sgr.*, geb. in 2 Bde. 13 *M.*

Schröder, Vom alten Fritz. Denkwürdige Aussprüche aus seinen Werken. 1 *M.* 50 *Sgr.*

Lewes. Goethe's Leben und Werke.

Elfte Auflage.

2 Bände. 70 Bogen.

Preis geh. 5 *M.*, geb. 6 *M.* 75 *Sgr.*

Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Verlag von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Tristan und Isolt

in deutschen Dichtungen der Neuzeit.

Von **Reinhold Bechstein.**

8. geheftet. 4 *M.*

Studien zu Schiller's Dramen.

Von **Wilh. Fielitz.**

gr. 8. geheftet. 2 *M.* 40 *Sgr.*

Leipzig, im October 1876.

Vollständig liegt nun vor: der erste Band des Prachtwerkes

Durch's deutsche Land.

Malerische Stätten aus Deutschland und Oesterreich.

In Original-Radirungen

von

B. Mannfeld.

Folio 24 Mark. Cartonnirt 26 Mark. Sehr reich gebunden 34 Mark.

Dieses Werk, das sich in gleichem Maaße an das nationale Gefühl wie an die künstlerische Empfindung unseres Volkes wendet, wird überall da, wo diese lebendig sind, eine willkommene Aufnahme finden. In einer den strengsten Anforderungen genügenden Ausführung bietet es dem Auge eine reiche Auswahl all der malerisch schönen und durch anziehende Erinnerungen geweihten Stätten, an denen das deutsche Vaterland so überreich ist; in dem begleitenden Text aber spiegelt sich die geschichtliche Bedeutung, wie der poetische Reiz des Dargestellten in würdiger Weise wieder.

Der überaus billige Preis für 30 meisterhaft ausgeführte Radirungen und ebensoviel anziehend geschriebene Textblätter, soll die weiteste Verbreitung dieses kunstgerechten Prachtwerkes ermöglichen, das als ein, für den feinen Geschmack des Gebers zeugendes Festgeschenk, überall willkommen sein wird.

Dasselbe ist durch jede Buch- u. Kunsthandlung zu beziehen und in den meisten derselben vorräthig.

Verlag von **Alexander Duncker,** Königl. Hofbuchhändler in Berlin.

In meinem Verlage erschien:

Aberle, Dr. Carl, k. k. Reg.-R. und Prof. **Vergleichende Zusammenstellung der gebräuchlicheren Pflanzensysteme** und statistische Uebersicht der Artenzahl und Verbreitung der Ordnungen der lebenden und fossilen Gefässpflanzen. Preis 1 fl. 50 kr. = 3 *M.*

Gnissel, Das moderne Ehebruchs-Drama. Eine kritische Studie. 16 Seiten. Preis 30 kr. = 60 *Sgr.*

Leitenberger, Johanna, Lichtstrahlen. Novellen. Preis 1 fl. 50 kr. = 3 *M.*

Parallen, J. J. Rousseau, Schopenhauer, Grillparzer. Eine Studie. 23 Seiten. Preis 30 kr. = 60 *Sgr.*

Schauspielschule, Die, des Wiener Conservatoriums 1874—1876. 23 Seiten. Preis 50 kr. = 1 *M.*

Verlag von **Friedrich Beck** in **Wien,** Seilerstätte 30.

Neuestes Aquarell-Werk von Ed. Hildebrandt.

Soeben erschien:

Aus Europa.

Neue Sammlung

Hildebrandt'scher Aquarelle

Nach Originalen aus dem Privat-Besitz Sr. Majestät des Kaisers.

Chromofacsimilirt von R. Steinbock und W. Loeillot.

2. Lieferung 4 Blatt gross Folio in Passepartouts von starkem Carton.

Preis complet in Umschlag 48 Mark — der Blätter einzeln 15 Mark.

Inhalt der zweiten Lieferung:

No. 6. La Penta Cintra (Portugal). — No. 7. Freshwaterbay (Insel Wight). — No. 8. Drontheim (Norwegen). — No. 9. Potsdam (Deutschland).

NB. Zur Completirung dieser Lieferung empfehlen wir die sehr beliebte, früher in unserm Verlage erschienene Aquarelle **„Mondscheinlandschaft am Nordcap“.** Eine neue Auflage derselben wurde soeben in gleicher Ausstattung und zu gleichem Preise wie die obigen Blätter ausgegeben. Sie bietet ein schönes Pendant zu dem Bilde der ersten Lieferung: **„Mitternachtssonne am Nordcap“.**

Von der ersten Lieferung des obigen Unternehmens, das wir vor einem Jahre begonnen haben, **wurden zwei starke Auflagen in dem kurzen Zeitraum von 3 Monaten vergriffen.** Ein so glänzendes Resultat spricht am Besten für den Werth der neuen Sammlung, deren zweite Lieferung in Bezug auf **Sorgfalt der Ausführung und** fast **dem Reiz der Abbildungen** der ersten in keiner Weise nachsteht.

Die Verlagshandlung von **R. Wagner.**

BERLIN. Zimmerstrasse 92/93.

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen F. A. Brockhaus, F. Hirt & Sohn und B. G. Teubner in Eßlingen und Rudolf Seelig in Lübeck.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Expedition, Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 16. December 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter in den größeren gewerblichen Anlagen Preußens. Von Immanuel Rosenstein. — Altbayrische Skizzen. Von Martin Schleich. — **Literatur und Kunst:** Autobiographisches. Von Gottfried Keller. I. — „Marcus König." Von Gustav Freytag. Besprochen von Paul Lindau. — Von Ferdinand Hiller. Von Berthold Auerbach. — **Aus der Hauptstadt:** „Unsere Freunde." Lustspiel in 5 Acten von Max Ring. Besprochen von O. v. Leixner. — Zwei Bilder in der Commandantenstraße. Von Theodor Fontane. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Die Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter in den größeren gewerblichen Anlagen Preußens.

Von Immanuel Rosenstein.

Ganz zum Schluß der letzten Session des Landtages (Juni 1876) wurde seitens des Handelsministeriums eine umfangreiche Arbeit an die Abgeordneten vertheilt, welche den Titel führte: „Die Einrichtungen für die Wohlfahrt der Arbeiter der größeren gewerblichen Anlagen im preußischen Staate, bearbeitet im Auftrage des Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten (Verlag des Königl. statistischen Bureaus, Dr. Engel)." — Bei der Ueberfülle des Materials, welches dem gerade in den letzten Wochen so überlasteten Landtage vorlag, nahm die Tagespresse nur Veranlassung, in ganz kurzen Andeutungen auf dieses Werk hinzuweisen, ohne demselben die Beachtung zu schenken, auf die es seinem bedeutenden Inhalt nach vollauf Anspruch hat. Eine eingehendere Besprechung desselben dürfte Zeugniß dafür ablegen, um so mehr, da es sich hier um einen ersten Versuch dieser Art handelt und das Werk uns eine überaus reiche Fülle von Material bietet, das zu werthvollen und tiefen Einblicken in die Verhältnisse der preußischen Großindustrie verhilft. Der erste Theil enthält eine Schilderung der Wohlfahrtseinrichtungen im Allgemeinen nach ihrer Anwendung und Verbreitung, dazu ein namentliches Verzeichniß der größeren gewerblichen Anstalten im preußischen Staate, welche mit solchen Einrichtungen für Arbeitsnehmer versehen sind, sowie eine Charakteristik dieser Einrichtungen bei den in dem namentlichen Verzeichniß mit ihrer Arbeiterzahl aufgeführten gewerblichen Anstalten. Den zweiten Theil bildet ein Atlas von 40 Tafeln mit Plänen zu Arbeiterwohnhäusern u. dgl. Der dritte Theil endlich enthält Statuten und Reglements für einzelne Wohlfahrtseinrichtungen, sowie Gesetze, Instructionen und Verordnungen, welche sich auf die Regelung der Fabrikarbeit beziehen. Veranlaßt war die Arbeit durch ein unterm 3. Juli 1875 erlassenes Circularrescript des Handelsministers, durch welches sämmtliche Regierungen aufgefordert wurden, einen dem Rescript beiliegenden Fragebogen, in welchem detaillirte Aufschlüsse über die vorhandenen Wohlfahrtseinrichtungen gefordert wurden, den Besitzern sämmtlicher unter der Aufsicht der Königl. Regierung stehenden gewerblichen Anlagen und Betrieben, welche 30 und mehr Arbeiter zählen, sowie denjenigen Betrieben von geringerem Umfange, welche sich durch besondere Leistungen auf diesem Gebiete hervorgethan haben, mit dem Ersuchen um Beantwortung vorlegen zu lassen. Wir werden im Verlauf unserer Betrachtung Gelegenheit haben, die zahlreichen Kategorien, auf welche sich die Anfragen beziehen, einzeln vorzuführen. Ueber den hohen Werth des hier gebotenen musterhaft und übersichtlich gruppirten Materials, das uns eine eingehende und ausgedehnte Kenntniß wichtiger thatsächlicher Zustände unserer Industrie gewährt und so der wissenschaftlichen und praktischen Nutzanwendung gleichmäßig zu statten kommt, braucht kaum ein Wort gesagt zu werden. Allerdings nicht alle die Wohlfahrt des gewerblichen Arbeiters beeinflussenden Momente sollten hier in Betracht genommen werden; die unabsehbare Reihe der hier heran zu ziehenden Einrichtungen des Staates sowohl wie der freien Vereinsthätigkeit, nicht minder auch die von allgemeinen wirthschaftlichen Gesichtspunkten abhängigen Verhältnisse des Arbeiters — Lohn, Lebenshaltung, Arbeitszeit — mußten hier außer Frage bleiben. Es handelt sich vielmehr um eine Uebersicht der bisherigen freiwilligen Leistungen der Arbeitgeber für die Wohlfahrt der Arbeiter, welche in gleicher Weise die positiven wie die negativen, die geglückten wie die gescheiterten Versuche zur Anschauung bringt. Es wird darauf ankommen, die entsprechenden Schlüsse aus dem Gegebenen zu ziehen. Für die meisten der einzelnen Einrichtungen wird sich das unschwer von selbst ergeben. Bedeutungsvoller ist der Gesammtschluß auf die bisherigen Leistungen und den Werth des caritativen Systems. Einige Hauptgesichtspunkte deutet der Verfasser in seiner trefflichen Einleitung selbst an, indem er auf die Möglichkeit hinweist, das hier gegebene Material als Argumente gegen die Lehre von dem unlösbaren Widerstreit der Classeninteressen, von dem angeblich unversöhnlichen Gegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu verwenden. „Vielleicht", so meint er, „modificiren sich an den realen Verhältnissen viele Ansichten über das Vorhandenseln und selbst über die Möglichkeit eines kurzsichtigen Egoismus auf Seiten der Arbeitgeber. Vielleicht befestigt sich trotz der auf vielen Gebieten nicht zu leugnenden Unvollkommenheiten, Leiden und Unterlassungen, welche überall die Anfangsperioden der Herrschaft verhältnißmäßig neuer wirthschaftlicher Formen den Stempel geben werden, die nützliche Ueberzeugung davon, daß die moderne Productionsweise und die moderne Gesetzgebung zusammen die stetig fortschreitende Verbesserung des Looses der arbeitenden Classen zwar nicht formal, aber wohl sachlich der Freiwilligkeit und dem bloßen guten Willen der Arbeitgeber bereits zum größten Theil entrückt haben."

Wir haben es im Ganzen mit 4850 Betrieben der verschiedensten Art — in 18 Gruppen gegliedert — zu thun, von denen etwa $^1/_8$ im Besitz von Actiengesellschaften. Am

Digitized by Google

zahlreichsten ist unter denselben die Textilindustrie (mit 1143) vertreten; es folgt die Fabrikation von Nahrungs- und Genußmitteln (mit 687), dann die Industrie der Steine und Erden (574), der Maschinen, Werkzeuge und Apparate (511), Metallverarbeitung (465), Bergbau, Hütten- und Salinenwesen (430), Papier- und Lederindustrie (267). Am schwächsten vertreten sind Handelsgewerbe (14), Kunst- und Handelsgärtnerei (4), Verkehrsgewerbe (2), künstlerische Betriebe für gewerbliche Zwecke (1). — Auf diesen 4850 Betrieben sind im Ganzen beschäftigt 620,947 Arbeiter und zwar 507,451 männlichen, 102,208 weiblichen Geschlechts; bei 16,288 ist aus den vorliegenden Angaben nicht zu ersehen, ob Männer oder Frauen. Die größte Anzahl von Arbeitern entfällt auf Bergbau, Hütten- und Salinenwesen (140,563), dann folgt die Textilindustrie (137,910, darunter über 57,000 Frauen), ferner die Maschinenfabrikation (89,229), Fabrikation von Nahrungs- und Genußmitteln (64,496, darunter über 17,000 Frauen), Industrie der Steine und Erden (45,799 mit mehr als 6000 Frauen), Metallverarbeitung (45,799 mit ca. 2900 Frauen). — Die Gesammtzahl der vorhandenen Wohlfahrtseinrichtungen beziffert sich auf 11,771, und folgen sich in der Anwendung derselben die einzelnen Betriebe ziemlich wie bereits oben angegeben: an der Spitze wieder die Textilindustrie (mit 2592), Nahrungs- und Genußmittelfabrikation (1921), Bergbau (1471), Industrie der Steine und Erden (1392), Maschinenfabrikation (1215), Metallfabrikation (1037) 2c. Dieses an und für sich nicht gerade günstige Resultat, nach welchem bei den angeführten 4850 Betrieben noch nicht drei Wohlfahrtseinrichtungen durchschnittlich auf jeden kommen, stellt sich noch wesentlich ungünstiger, wenn wir von jenen 11,771 Wohlfahrtseinrichtungen die 2048 Krankenunterstützungscassen und 2828 Unfallversicherungen abziehen, die nicht in den Rahmen der freiwillig von den Arbeitgebern gewährten Wohlfahrtseinrichtungen gehören, bei der vorliegenden Enquête auch nicht in Aussicht genommen waren und hier nur ihren Platz gefunden haben, weil sie von sehr vielen Arbeitgebern bei Beantwortung des Fragebogens unter der Rubrik „anderweite Wohlfahrtseinrichtungen" vermerkt worden waren.

Indem wir nun auf die Betrachtung der Einrichtungen im Einzelnen eingehen, haben wir noch in aller Kürze auf die dem tabellarischen Verzeichniß vorangestellte Beschreibung der Wohlfahrtseinrichtungen einiger besonders hervorragender gewerblicher Anstalten hinzuweisen, welche in diesen Beziehungen umfassende, mustergültige und charakteristische Leistungen aufzuweisen haben. Es sind dies die gräflich Stolberg-Wernigerodeschen Hüttenwerke, ferner die Werke der Mansfelder Gewerkschaft in Eisleben, die Georg-Marienhütte bei Osnabrück und die Gußstahlfabrik von Friedrich Krupp in Essen. Hier sind so ziemlich alle Wohlfahrtseinrichtungen in hervorragendster und wirkungsvollster Weise zur Ausführung gelangt, und die Schilderung derselben ist überaus lehrreich und anziehend. Wir müssen uns leider versagen, an dieser Stelle näher darauf einzugehen, da es uns vor Allem darauf ankommt, einen Einblick in die Resultate zu erlangen, welche sich bei sämmtlichen einzelnen Wohlfahrtseinrichtungen in den verschiedenen Betrieben herausstellen. — Wir beginnen mit der Reingewinn- und Capitalbetheiligung.

In dem Resümé am Schluß der tabellarischen Zusammenstellung finden wir 439 Betriebe mit Reingewinn- und 61 mit Capitalbetheiligung. An der Spitze steht hier die Fabrikation von Nahrungs- und Genußmitteln, wo auf 687 Betriebe 100 mit der ersten, 11 mit der zweiten Betheiligung kommen, bei Bergbau, Hütten- und Salinenwesen (430 Betriebe) ist das Verhältniß 60 : 10; bei der Industrie der Steine und Erden (574 Betriebe) 62 : 10; Maschinen-, Werkzeug- und Apparaten-Fabrikation (511 Betriebe) 52 : 14; Textilindustrie (1143 Betriebe) 48 : 8; Metallverarbeitung (465 Betriebe) 34 : 4. — Etwas abweichend ist das Resultat der Specialzusammenstellung dieser Kategorie, wo nur 474 Betriebe im Ganzen mit dieser Einrichtung aufgeführt und auch im Einzelnen andere Zahlen genannt werden, die freilich an dem Gesammtresultate nichts ändern. Aus allem Angeführten ergibt sich, daß Betheiligung an Reingewinn und Capital vorwiegend den Vorständen und Beamten, in geringerem Maße den Werkmeistern und Vormännern, und sehr verschwindend den Arbeitern gewährt ist. Bei den obengenannten 107 Betrieben sind nur 34, wo die Arbeiter in Betracht kommen, und auch hier sind die Verhältnisse, wo Prämien und Gratificationen gegeben werden, mit eingerechnet. Das System der Gewinn- und Capitalbetheiligung hat somit bisher in Deutschland einen verhältnißmäßig nur geringen Anklang gefunden. Wenn auch das vorliegende Material noch keinen bündigen Rückschluß auf die Bedeutung des Systems zuläßt, so läßt sich hierfür doch die in reicherem Maße gemachten Erfahrungen in der Schweiz, England und Frankreich heranziehen. Wir haben in dieser Beziehung auf das außerordentlich reiche Material hinzuweisen, welches Böhmert über diesen Gegenstand im „Arbeiterfreund" zusammengestellt hat. Aber trotz der in einzelnen gewerblichen Anlagen zeitweilig gemachten glänzenden Erfahrungen erscheint doch der Schluß berechtigt, daß das System die principielle Bedeutung für die Besserung der Arbeiterverhältnisse, die man demselben anfänglich beizulegen geneigt war, bisher nicht gehabt hat. Sehr klar spricht hier die Erfahrung, welche in einem der bedeutendsten Betriebe Englands gemacht worden ist. Die Firma Briggs & Co., Kohlengrubenbetrieb in Whitwood, brachte in England das System zuerst in Anwendung. Nachdem die Arbeitslöhne sowie eine 10procentige Verzinsung des Capitals in Abzug gebracht waren, theilte man den Ueberschuß zwischen Actionären und Arbeitern dergestalt, daß die letzteren nach Höhe der im Jahre verdienten Löhne bedacht wurden. So haben die Arbeiter in den Jahren 1863 — 1868 als Dividende 40% von dem Betrag der Löhne, die sie verdient und bekommen hatten, erhalten. auch eine Vertretung im Aufsichtsrath wurde den Arbeitern zugestanden. Die gesammte Organisation beruhte auf völliger Oeffentlichkeit und gab selbstverständlich den Arbeitern einen bedeutenden Sporn, ihre volle Kraft und Hingebung für das Gedeihen des Unternehmens daran zu setzen, so daß in der That ein wahres Elitepersonal herangezogen wurde. Dennoch klagen die Besitzer der Firma, daß ihnen das Verhalten der Arbeiter in den letzten beiden Jahren einige Enttäuschung (some little disappointment) bereitet habe. Diese Enttäuschung aber spricht sich vielfach in den Berichten der Arbeitgeber aus, welche das entsprechende Experiment bei sich gemacht und über die jedenfalls nicht geringe Schwierigkeit sich hinweggesetzt hatten, die mit der vollen Veröffentlichung geschäftlicher Resultate innerhalb eines größeren Kreises häufig verbunden ist. Was aber die Arbeiter angeht, so liegt es auf der Hand, daß eine Verringerung oder gar ein Schwinden der Dividende eben diese, die doch auch in schlechten Jahren ihre Arbeitskraft in nicht geringerem Maße daran gesetzt haben, in eine Unzufriedenheit versetzt, die sie über die guten Resultate früherer Jahre leicht hinwegsehen und sie wohl gar bedauern läßt, an Stelle eines unsicheren Gewinnes nicht eine dauernde Lohnerhöhung vorgezogen zu haben. Wenn geltend gemacht wird, daß der Arbeiter verständig genug sein muß, das was er über den Arbeitslohn an Gewinnbetheiligung erhalte, selbstständig als Sparfond anzulegen und sich in schlimmen Jahren durch Hinblick auf die schlechten Marktconjuncturen zu bescheiden, so ist dem entgegenzuhalten, daß bei den Lohnverhältnissen, wie sie überwiegend sind, der Arbeiter sehr leicht geneigt sein wird, bei einer Verbesserung seiner Einnahmen aus Gewinnbetheiligung seine meist kärgliche Lebenshaltung zunächst zu verbessern, sich besser zu nähren, zu wohnen, zu kleiden 2c. daß ein Zurückschrauben dieser Lebenshaltung, wie sie bei Ausbleiben jener Betheiligung geboten sein wird, ihn naturgemäß mit Unzufriedenheit und Groll erfüllen muß. Daher wohl auch die Enttäuschung, welche die wohlmeinendsten Arbeitgeber bei derartigen Experimenten fast durchweg erfahren haben. Eben deshalb spricht Manches dafür, daß die in guten Jahren

Digitized by Google

den Arbeitern zuzubilligenden Gewinnantheile eine für sie vielleicht vortheilhaftere Anwendung finden, wenn sie auf Zuschüsse zu Hülfs- und Pensionscassen, zum Bau von Arbeiterwohnungen, zu Spareinlagen ꝛc. verwendet, und so dauernd sichergestellt werden. — Doch sind die Acten über diese hochwichtige Frage, bei welcher unzweifelhaft ein gesundes Princip zu Grunde liegt, noch keineswegs als geschlossen zu betrachten. Bei den Versuchen aber, die man in dieser Beziehung noch macht, dürfte vor Allem ein Gesichtspunkt in Betracht kommen, dem wir dem Gutachten eines bayerschen Industriellen entnehmen, nach welchem Gewinn- ohne Eigenthumsbetheiligung in der Praxis nicht zu bewerkstelligen ist und beide Arten vereinigt sein müssen. Indessen hängt auch hier die Durchführbarkeit und Zweckmäßigkeit von einer Menge von Vorbedingungen ab, die der Arbeitgeber nicht immer in Händen hat.

Die nun folgende Wohlfahrtseinrichtung, die der Sparcassen, hat ebenfalls nur eine sehr dürftige Entwicklung aufzuweisen. Auf die 4850 Betriebe kommen nur 216 mit Sparcasseneinrichtungen, darunter 163, wo wirkliche Sparcassen bestehen. Die Zahl der Einleger bei 135 Betrieben ist mit 17,931 aufgeführt und belaufen sich die Einlagen auf 3,339,930 Mark; es kommen auf den Einleger also immerhin ca. 186 Mark. Zu bemerken ist hierbei, daß Ende 1874 der Gesammtbetrag aller Sparcasseneinlagen im preußischen Staate sich auf ca. 987 Millionen Mark bei 2,061,199 Einlegern belief. Die in unserer Aufstellung angeführten Einrichtungen sind indeß nicht gleichartig; sie beruhen nicht sämmtlich auf directen Arbeiterbeiträgen, sondern mehrfach auf Beiträgen der Arbeitgeber, theils durch Sparprämien, theils durch Ueberweisung eines entweder bestimmt zugesicherten oder freiwillig gewährten Gewinnantheiles, welcher als Spareinlage je nach Höhe des Lohnes für die Arbeiter gebucht wird und denselben erst nach längerer Arbeitszeit zufällt, gewissermaßen also als Sicherung für Erfüllung des Arbeitsvertrages dient. Hervorzuheben ist endlich noch, daß sich unter den wirklichen Arbeitersparcassen 41 obligatorische befinden, wo der Arbeiter durch Lohnabzüge zum Sparen gezwungen wird. Der Zinsfuß schwankt zwischen $3\frac{1}{3}$ und $6\frac{2}{3}\%$, am häufigsten werden 5% gewährt. Als ein öfters geltend gemachter Grund für die spärliche Benutzung der Arbeitersparcassen wird von unserem Verfasser aufgeführt, daß der Arbeiter es vorziehe, seine Ersparnisse in den öffentlichen Sparcassen zu deponiren, weil er fürchte, daß der Fabrikherr, wenn er ermittle, daß seine Arbeiter sparen und wie viel sie sparen, sich dadurch veranlaßt sehen könne, sie im Lohn zu drücken. Es läßt sich also aus der geringen Betheiligung an den Fabriksparcassen kein bestimmter Rückschluß auf die Betheiligung der Arbeiter an Sparcassen überhaupt machen; nur darf nicht übersehen werden, daß bei den meist viel vortheilhafteren Verzinsungen, welche die Fabriksparcassen gewähren, die Betheiligung trotz alles Mißtrauens doch wohl eine größere sein würde, wenn unter den obwaltenden Lohnverhältnissen überhaupt größere Ersparnisse gemacht werden könnten.

Wesentlich Bedeutenderes wie in den ersten beiden Kategorien von Wohlfahrtseinrichtungen ist in der Fürsorge für Beschaffung von Arbeiterwohnungen und deren erleichterten Eigenthumsübergang an die Arbeiter geleistet. Unter den 4850 Betrieben finden sich 1655, bei denen entweder besondere Veranstaltung für den Erwerb eigener Wohnungen seitens der Arbeiter oder umfassende Vorkehrungen für die Gewährung von Miethswohnungen an die Arbeiter bestehen. Wir finden 70 Betriebe, wo bereits Häuser mit oder ohne Garten vorhanden sind, und zwar 441 resp. 88 für den Preis von 750 bis 118,500 Mark; außerdem liegen 12 Fälle vor, wo durch Hausprämien, 135 Betriebe aber, wo durch Darlehne die Herstellung und Erwerbung von Arbeiterhäusern gefördert wird. In manchen Fällen ist natürlich die Veräußerung der mit Beihülfe der Betriebe erworbenenen Wohnungen an bestimmte Bedingungen geknüpft. Wesentlich mehr ist in der Gewährung von Miethswohnungen geschehen. Der Hauptgrund hierfür liegt nahe genug, denn doch nur in weniger zahlreichen Fällen findet der Arbeiter Anlaß, seine Arbeitskraft stets an demselben Ort zu verwerthen und sich dort seßhaft zu machen, abgesehen von den großen Opfern, welche die Gewährung und der Erwerb von Grundeigenthum dem Arbeitgeber wie dem Arbeiter auferlegt. Bei den Miethswohnungen, welche selbstverständlich fast nur für die Dauer des Arbeitsverhältnisses gewährt werden, ist sowohl Fürsorge für die Unterbringung von Arbeitern mit Familie wie für die Aufnahme einzelner Arbeiter getroffen. Wir finden auf 726 Betrieben 6339 Häuser mit Garten, auf 413 Betrieben 2412 Häuser ohne Garten mit insgesammt ca. 33,600 Familienwohnungen. Abgesehen von den bei zahlreichen Betrieben frei gewährten Miethswohnungen bewegt sich die Miethe bei den Häusern mit Garten von minimalen Sätzen bis zur Höhe von 580 Mark; bei den Häusern ohne Garten bis 360 Mark. — An Wohnungen für einzelne Arbeiter werden nur 1943 aufgeführt, mit einem Miethpreis von 4 — 180 Mark. Dagegen ist umfassendere Fürsorge getroffen für die Unterbringung von Arbeitern, welche nicht täglich nach Hause gehen können. Hier finden wir 555 Betriebe mit 1512 Logis und 34,407 Schlafstellen, wobei 369 Betriebe solche Unterkunft ohne Entgelt gewähren. In den einzelnen Landestheilen sind die Leistungen sehr verschieden. Die größte Mannigfaltigkeit ist im Aachener Industriebezirk entfaltet, wo die verschiedensten Wohnsysteme, Einzelhaus, Doppelhaus, Vierfamilienhaus, Reihenwohnung zur Anwendung gelangt ist. Besondere Erwähnung verdient auch der Magdeburger Regierungsbezirk, wo allerdings mit Rücksicht auf die vorzugsweise in bestimmten Jahreszeiten getriebene Zuckerindustrie, sowie auf die in großer Masse eben für diese Zeit von auswärts zuwandernden Arbeiter, die Wohnungseinrichtungen einen besonderen Charakter erhielten, der sich in Gewährung großer Arbeitercasernen ausprägte. So finden wir unter 81 Zuckerfabriken 55, die Casernen und Familienwohnhäuser besitzen, und zwar 68 Casernen, die mit ca. 3000 Arbeitern und ca. 200 Eheleuten und Familien belegt werden können, sowie 102 Familienhäuser für etwa 932 Familien. Wir müssen es uns bei dem engen Rahmen dieser Arbeit leider versagen, auf die überaus reiche und anziehende Fülle von Material, welche über die Wohnungsfrage gegeben und durch einen eigenen Atlas mit Entwürfen und Zeichnungen von Häusern illustrirt wird, hier näher einzugehen.

Im Ganzen ist für die Gewährung von Obdach für Arbeiter recht Bemerkenswerthes geschehen. Das, was geschehen, ist in viel rationellerer dem zu erreichenden Zweck sich sorgfältig anpassender Weise geschehen, wie denn überhaupt die bei der Anlage von Arbeiterwohnungen zu beobachtenden Gesichtspunkte zu eindringlichsten Erwägungen Anlaß gegeben haben, und das frühere rücksichtslos die Arbeiter zusammenschichtende und auf Raumersparniß bedachte Verfahren doch mehr und mehr verbannt und ausgeschlossen wird. Wenn auch im Ganzen das Arbeiterwohnungsideal, das Einzelhaus (Cottage) für eine Familie mit Garten nicht vorwiegend zur Geltung kommt, so wird doch auf die gegenseitige Abgrenzung der einzelnen Haushaltungen und Gewährung eines Stückes Gartenland nach Möglichkeit Bedacht genommen. Allerdings findet die umfassende Fürsorge, welche seitens der Arbeitgeber in der Beschaffung von Arbeiterwohnungen entfaltet wird, ihre Begründung in der Nothwendigkeit. Denn, wie der uns vorliegende Bericht mit großem Recht hervorhebt, die Erledigung der Wohnungsfrage ist zweifellos in sehr vielen Fällen eine Vorbedingung für die Existenz eines Unternehmens, und muß schon deshalb der Arbeitgeber sich die Erfüllung dieser Vorbedingung in hervorragender Weise angelegen sein lassen. So sehr scheint dies im Interesse des Arbeitgebers zu liegen, daß man von einer freiwilligen Wohlfahrtseinrichtung nur in bedingter Weise reden kann, es sei denn, daß das, was gewährt wird, erheblich über das Recht des Nothwendigen hinausgeht, insonderheit in Bezug auf die Qualität, d. h. auf das Maß behaglicher Häuslichkeit, welches dem Arbeiter geboten wird. Und wiederum werden hierauf nur solche Arbeiter Gewicht legen, die ernstlich

Digitized by Google

an Seßhaftmachung, an Begründung und Behauptung eines Hausstandes, einer Familie denken, also die Tüchtigeren und Verständigeren. Dieses Heranziehen solider, zuverlässiger Arbeiter durch Gewährung angemessener Wohnungen wird fast noch mehr da erzielt werden, wo der Arbeitgeber nicht selbst baut, sondern die Arbeiter durch freie Gewährung des Terrains, Bauprämien, Vorschüsse ꝛc. zum Bauen ermuthigt. Hier werden regelmäßig nur Arbeiter von Solidität und Energie zugreifen, die gewillt sind, sich fest an das Unternehmen zu knüpfen, dem sie ihre Kräfte leihen. Der Erwerb eigener Wohnungen bildet freilich, wie schon erwähnt, die seltenere Lösung der Wohnungsfrage. Gemeinnützige Baugesellschaften haben bei uns noch nicht tiefen Fuß gefaßt. Doch dürften diese von anderen Actienbaugesellschaften wohl zu unterscheidenden Bausparcassen, welche dem Einleger die Möglichkeit gewähren, durch bestimmte seine Kräfte nicht übersteigende Einzahlungen nach gewisser Zeit ein Grundstück zu erwerben, und während der Erwerbszeit meist gegen Zahlung eines Procentsatzes vom Capital und eine Abzahlungsquote vom letzteren dasselbe zu bewohnen, mit der Zeit hoffentlich noch größere Verbreitung bei uns finden.

(Schluß folgt.)

Altbayrische Skizzen.

Von **Martin Schleich.**

Eine langweilige Geschichte bleibt's immer, wenn sich der Staat in kirchliche Dinge mischt; da sind politisirende Cleriker viel unterhaltlicher, wie wir an den bayrischen und türkischen Patrioten sehen. Angesichts des Umstands, daß die Softas Minister machen, daß Ulemas die auswärtige Politik corrigiren, also gewissermaßen einen türkischen „achten Ausschuß" bilden, daß endlich im Orient der Oberpfaffe das Recht der Fürstenabsetzung nicht nur theoretisch besitzt, sondern auch praktisch ausübt, wäre man versucht, abermals auf die orientalische Frage abzuspringen. Doch wozu in die Ferne schweifen? Baschibozuks haben wir auch und geköpft wird hier zu Lande ebenfalls. Und ganz wie im Orient sind es die Gnaden- und Wallfahrtsorte, in deren Umgegend am meisten geplündert, geschändet, oder doch wenigstens gehauen und gestochen wird. So wurden um Deggendorf herum, wo der berühmte Abgeordnete Pfahler das „wunderbare Sacrament" verwaltet, nämlich einige von Juden durchbohrte Hostien, seit zwei Monaten sechs ermordete und beraubte Weibspersonen aufgelesen, ohne daß man den Thätern auf die Spur kommt. Man hatte anfangs die italienischen „Eisenbahner" im Verdacht, ist aber jetzt zur Ueberzeugung gekommen, daß einheimische „Conservative" die Hände im Spiel haben. Aus der Nähe der geistlichen Stadt Freising standen dieser Tage mehrere Individuen vor Gericht, die eine Tanzunterhaltung durch Schädeleinschlagen verherrlicht hatten, eine bei unseren Bauern besonders beliebte Cotillonfigur. Das einem schon älteren Manne gehörige Corpus delicti war ein an getrockneten Rindssehnen (Ochsenfiesel) befestigtes und zugespitztes Stück Eisen, womit der Edle seine auf der Moquirinsel stehenden Freunde bearbeitet hatte. Auf die Frage, ob er dieses Instrument gewöhnlich zu Ballgelegenheiten mitnehme? antwortete er grinsend: „Freili'!" Ein Anderer, vom Richter aufgefordert, den Hergang zu erzählen, meinte: „Du woaßt ja, wie's da geht." Der Bursche nimmt also an, daß wir es ebenso machen und daß die ganze menschliche Gesellschaft einen kategorischen Imperativ zum Raufen empfindet, was, im großen Stil genommen, gar nicht einmal so unrichtig ist. Mit solchen Händeln könnte sich eine bayrische „Gazette des tribunaux" stets von oben bis unten füllen, weshalb die sog. „Antragsreate", in Verbindung mit der noch bestehenden Wirthsfreiheit, zu den fatalsten Schnitzern gehörten, die einer großen Gesetzgebung noch passirt sind. Eines schickt sich nicht für Alle, das dürfte man in Berlin wohl bedenken, wenn es sich um die Uebertragung socialer Neuerungen auf den Süden handelt. Zur endemischen Exceßwuth kommt noch die gleichzeitige Vermehrung der Meineide. Wer wegen einer Schlägerei, eines Jagdfrevels oder ähnlichen Scherzes in Verlegenheit kommt, der sucht sich einen „Zeugen aus dem Moos". Der Hallsumpf — charakteristischer Untergrund für den geistigen Zustand mancher Bevölkerungsstriche — ist ein eigenthümliches Terrain, das Irrlicht scheint ganz zauberhafte Reflexe hervorzubringen, denn ein „Zeuge aus dem Moos" hat immer Alles gesehen, was von dem Angeklagten und seinem Vertheidiger gefragt und verlangt wird. Aber auch in trockenen Lagen nimmt man es mit den drei Fingern nicht immer genau; im vergangenen Frühjahr wurde eine ganze Familie des Landgerichts Tölz mit Einschluß der Dienstboten verurtheilt, weil sie einem proceßsüchtigen Verwandten, der gegen eine unerhebliche Strafe Recurs ergriffen hatte, zum Alibibeweis verhelfen wollten. Allbekannt und wohl auch über die Mainlinie gedrungen ist die Geschichte von dem niederbayrischen Knecht, der für eine Wurst einen Meineid schwor, und als er dieselbe verzehren wollte, aufmerksam gemacht, daß Freitag sei, den Preis seiner That erschrocken wieder einsteckte und sich Käse geben ließ. Vor demnämlichen Schwurgericht (Straubing) stand auch ein reicher Bauer, der, um den Namen eines Pantoffelhelden gründlich abzuweisen, seine Frau zwang, sich vor seiner Wirthshausgesellschaft die Haare ausraufen zu lassen. — Wer noch mehr verlangt, der müßte wohl nach Bulgarien gehen.

Das Mittelding zwischen Menschheit und Gott, daran läßt sich nicht zweifeln, ist der Engel am Stock, der sich durch die Vatikanischen Gänge führen läßt und den Willen des Himmels von Zeit zu Zeit kund gibt. Aber das Entgegengesetzte den Uebergang vom Menschen zum Thier, so zu sagen den Kehrpapst, hat man wenigstens craniologisch noch nicht gefunden. Ich besuchte in dieser Angelegenheit die hier weilende Lappenfamilie, fand aber ganz nette Leutchen, die sich selbst regieren, nichts von Kautschukparagraphen wissen, sondern der Ansicht sind, daß man mit Seehundsfellen durchs ganze Leben kommt. Gibt es am Ende gar auch Staatslappen, Polardiplomaten, die den Frieden von einem Tage zum andern fristen, so ist das schon eine Leistung, denn dort oben dauert der Tag ein halbes Jahr, und die Nacht auch. An diesen Heiden, denn das sind sie nach Versicherung des Explicators, könnte sich Mancher, der Katechismus genossen, ein Beispiel nehmen. Der Glaube macht selig, aber bei weitem nicht alle Menschen genießbar und umgänglich. Nirgends hat man eine lebhaftere Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele und der persönlichen Fortdauer, als z. B. im Königreich Dahome, und gerade deshalb läßt der dortige König täglich ein paar Hofleute tödten, damit sie seiner jüngst verstorbenen Mutter die Neuigkeiten des Tages überbringen.

Was das Köpfen hier zu Lande betrifft, so können wir uns an Promptheit nicht einmal mit der Türkei messen; bei uns sind nämlich die Aemter des Untersuchungs- und des Scharfrichters noch getrennt, wodurch ein gewisser Aufenthalt entsteht. Den Galgenpaterdienst, zu dem sich in Paris eine die geistlichen Professoren der Sorbonne verpflichten mußte, hat man auf die minder gelehrten Kapuziner abgewälzt, welche diesen Mangel durch populäre Diction und eine gewisse Dosis Humor ersetzen. Von den beiden letzten „armen Sündern", wie man sie hier heißt, bot nur Einer psychologisches Interesse. Derselbe wurde als Tambour aus dem Militär gestoßen, ermordete, 19 Jahre alt, eine Pfandvermittlerin, konnte als minderjährig nur zur Zuchthausstrafe verurtheilt werden, erklärte aber, daß er hingerichtet sein wolle und meuchelte, anscheinend um dieses Ziel zu erreichen, einen Gefängnißwärter mit einer Scheere, deren spitzen Theil er an der linken Hand, die man nicht so in's Auge zu fassen pflegt, festgebunden hatte. Da er mittlerweile schaffotfähig geworden, mußte man ihm wohl oder übel den Gefallen thun, sonst hätte er für den

Digitized by Google

zweite und etwa noch folgende Verbrechen gar keine Strafe gehabt. Schon gleich nach der Verurtheilung freute er sich auf die Verköstigung der letzten drei Tage und entwarf zu diesem Zweck einen Speisezettel, auf dem selbst Champagner nicht fehlte. Auch das Verkündigungsprotokoll benutzte er zu einer Farce, indem er es mit der Linken unterschrieb, weil er mit derselben die That begangen habe. Hierauf ging es an die Vertilgung von Braten und Rahmstrudel, von welch letzterem er erzählte, seine Mutter habe ihn besonders gut gekocht. Also von der gesammten Liebe und Pflege, von allen Bitten und Ermahnungen einer Mutter bleibt nichts in seinem Gedächtniß haften als das Andenken an eine süße Speise! Und diese ist sein Ideal nach zwei blutigen Morden und Angesichts des schmachvollsten Todes. Sollen wir uns ärgern über solch' abscheuliche Travestie des Heldenmuthes, oder sind wir wieder beim Mitleid angekommen, beim Erbarmen über die menschliche Natur und uns selber?

Nicht einmal die Religion, sagten wir, scheine bestialisch angelegte Naturen humanisiren zu können. Ob vielleicht die Kunst? Ja wer den Funken von oben empfangen hat, so daß er selber Licht und Wärme widerstrahlt, der möchte wohl gefeit sein. Ob aber guter Geschmack und angebornes künstlerisches Geschick ein Volk schon eo ipso sittlich heben, darüber kann man sich Zweifel erlauben. Die alten Griechen mit ihrer Sklaverei, mit ihrem trotz Phidias und Sophokles ungeschwächten Klephtenwesen und ihren sonstigen Gepflogenheiten, scheinen darzuthun, daß eine gewisse materielle Rohheit von der geistigen Entwicklung gar nicht berührt wird. Ja, wenn die Aufstellung mustergültiger Kunstwerke, wenn der immer wiederkehrende Anblick des Schönen im Stande wäre, jedes Herz zu veredeln, dann würden die Bauern aus der Umgebung Münchens den Wochenmarkt auch mit geistigem Profit befahren. Wenn die Kunst dadurch, daß sie in's praktische Leben eindringt, auch die Menschen besser und anständiger machte, dann könnte man rufen: Aesthetik rette uns! Dann müßte von Unternehmungen, wie der jüngst geschlossenen Kunstgewerbeausstellung, ein moralischer Fortschritt datiren, ein Gewinn, der alle Verloosungen und Verkäufe weit hinter sich ließe.

So aber fiel uns, so oft wir den Glaspalast verließen, immer wieder das Goethe'sche Wort ein: Ach, ein Schauspiel nur! Allerdings ein unvergeßlich schönes, das uns wohl nie mehr zu Theil wird. Abgesehen von andern Schwierigkeiten möchten auch die meisten Maler die Rolle, die ihnen in den „Cabinetten" zugewiesen war, kaum ein zweites Mal übernehmen. Daß sich die Kunst an's Leben anschließen und der Behaglichkeit des Wohnraums erst die eigentliche Weihe aufdrücken soll, ist ein würdiger Gedanke, für den sich gebildete Industrielle und Gewerbsleute leicht begeistern. Gleichwohl geht es kaum an, zu sagen: hier habe ich einen kleinen Raphael, dann mache mir ein darunter passendes Sopha. Was überhaupt den Namen Kunstwerk wirklich verdient, bedarf eines gewissen Raumes oder läßt jede Umgebung gleichgültig erscheinen. Ein und das andere Handwerk ist allerdings im Stande, mit der Kunst eine Verbindung einzugehen; das große Publicum aber, das kaum mehr die nothwendigsten Dinge erschwingen kann, hat wenig Nutzen davon. Der Anblick der prachtvollsten geschnitzten Möbel läßt uns nicht vergessen, wie selten man Ursache hat mit gelieferten Tischlerarbeiten zufrieden zu sein. Was macht man für herrliche Missalien, Albums u. dgl. Schreiber dieses ließ sich unlängst einen Juvenal mit eingeschossenen Blättern binden und hat die Empfindung, daß das Buch selbst nunmehr eine größere Satire darstellt, als die darin enthaltenen sind. Das Ehrgefühl der Arbeiter ist unverkennbar alterirt, woran nicht nur die socialistischen Agitationen Schuld sind, sondern auch die erlebten Beispiele mühelosester Geldmacherei. Die überhandnehmende Fälschung von Producten aller Art wirkt ebenfalls demoralisirend; wie soll der Mensch im Dienste des Betrugs solid bleiben? Die vielen „Kronprinzen" und „Bismarcke", die in Philadelphia solchen Anstoß erregt haben sollen, machen es nicht aus; es hat ja auch an „Victorien", „Alberten", „Napoleonen", „Piussen" u. s. w. niemals gefehlt. Etwas Chauvinismus ist nicht so übel, wenn er in den rechten Leuten steckt. Viel schlimmer, wenn der Arbeiter anfängt blasirt zu werden. Um die wahren Ursachen der gegenwärtigen Misére zu demonstriren, scheint Herr Reulaux doch — zu wenig Philosoph.

Man wäre indeß nicht klug gewesen, sich durch solche Gedanken den Genuß der Ausstellung verbittern zu lassen. Der Abschied ist in der That Jedermann schwer geworden. Eine so illustre Waarenversammlung hat noch nirgend getagt. Von den aufgehäuften Königs- und Fürstenschätzen wollen wir gar nicht reden; aber auch die Lehnstühle, die Krüge und Kachelöfen hatten etwas Aristokratisches, denn sie konnten ihre Ahnen auf Jahrhunderte hinaus nachweisen. Nur Claviere und Billards waren so zu sagen ohne Vorfahren, erschienen aber durch ihre kunstgewerbliche Ausstattung gleichsam neu geadelt.

Die Kunst selbst hat im letzten Halbjahr bei uns weniger von sich reden gemacht. Ein junger Pole — die Namen sind so schwer zu merken — Schüler eines Pilotyschülers, stellte ein kolossales Bild aus: „die lebenden Fackeln des Nero". Die mit der sogenannten „tunica molesta" bekleideten Christen, „stantes qui fixo pectore fumant", die mit festgebundener Brust rauchend dastehen, nach dem Ausdruck des Dichters, sind hier auf Fichtenstangen aufgepflanzt; auch producirt der Cäsar nicht, wie es Tacitus beschreibt, seine Wagenlenkerkünste, indem er zwischen den Brennenden hin- und herfährt, sondern sitzt in einem Tragbett, als wollte er den Pechqualm mit Ruhe einathmen. Das Talent des Künstlers bleibt natürlich unbestritten, aber sein Erstlingswerk imponirt mehr durch Flächeninhalt als durch Composition, Zeichnung oder Colorit. Gleichwohl kostet es 200,000 Frcs. Da thun's junge Schriftsteller doch noch wohlfeiler.

Was uns die dramatische und die Tonkunst im neuen Theaterjahr bringen wird, bleibt abzuwarten. Die Hoftheaterintendanz, welche das deutsche Dichtermartyrologium immer mit großer Pietät respectirt, gab an Heinrich v. Kleists hundertjährigem Geburtstag dessen „Hermannsschlacht". Hermann ist zwar eigentlich nicht der „Befreier der Deutschen", nach ihm faßten die Römer erst recht Fuß in Deutschland, aber man sieht doch, welcher Anstrengungen naturwüchsige Völker fähig sind, wenn sie einer ihnen verhaßten Fremdherrschaft los werden wollen. Durch Zuzug von Außen oder durch Memorandums sahen sich die armen Germanen freilich nicht unterstützt; dafür blieb ihnen aber auch der Hohn erspart, daß man sie auf Reformen vertröstete, die im ganzen römischen Reich eingeführt werden sollten. Das Tendenzstück, allerdings unter zahlreichen erhebenden und anmuthigen Eindrücken, spielt sich ziemlich episch ab; die thatkräftige Episode, wo Thusnelda ihrem perfiden Anbeter Ventidius ein Rendezvous im Park gewährt, statt ihrer aber eine Bärin hineinläßt, ist in der Genée'schen Bearbeitung weggelassen.

Die buchhändlerische Production in loco verharrt, von einzelnen Fachwerken abgesehen, in der alten Dürftigkeit, die durch ein paar pfäffische Pamphlete nur noch düsterer beleuchtet wird. Unsere Localblätter suchen durch Formatvergrößerung an Bedeutung zu gewinnen, aber die Wurstpreise, an welche das hiesige Publicum gewöhnt ist, machen neben der Augsburger Concurrenz einen Aufschwung unmöglich. So hat auch die „Süddeutsche Presse", die unter Möllers frischer Leitung das Zeitungswesen im größeren Stile einbürgern soll, mehr zu kämpfen als mit dem Ruhm der Stadt eigentlich verträglich ist. Organ und Treffpunkt der hiesigen liberalen Partei bilden die „Neuesten Nachrichten", zugleich erstes Annoncenblatt und durch enormen Absatz auch in Wahlangelegenheiten von maßgebendem Einfluß. Bevor dieses Blatt in den Verlag des hochverdienten Herrn Julius Knorr und in Vecchionis Redaction überging, wurde es, in Kleinoctav, von einem gewissen Ph. Bayer „geschrieben", einem gutmüthigen Wichtigmacher, der erst vor einigen Wochen starb. Wer mochte sich unter-

Digitized by Google

fangen, ihn nachzuahmen, wenn er z. B. schrieb: „Mit welcher Freude wird nicht heute jeder Kunstfreund in's Theater strömen!“ Am Vorabend eines Frohnleichnamsfestes schilderte er den Zudrang aus der Provinz mit folgenden Worten: „Jeder neue Eisenbahnzug brachte Fremde von unabsehbarer Länge.“ Das war ein Vertreter alter Münchener Journalistik. Vivant sequentes.

Literatur und Kunst.

Autobiographisches.

Von Gottfried Keller.

I.

Die autobiographischen Belustigungen der „Gegenwart“ fanden bisher, so viel ich wahrgenommen, fast nur unter Herren statt, welche über ihr Leben schrieben, insofern sie es überhaupt mit Schreiben zugebracht. Es handelt sich mithin um ein Bekenntniß, mit wie viel Lust oder Leiden man sich in diese schreibende Welt gestellt sehe, und wie man in dieselbe hineingerathen.

Forschen wir nach Stimmen über den Stand der Schreiber im Allgemeinen, so tönen dieselben verschieden.

In einem alten Liede heißt es:

Ein feder hintern oren,
zu schreiben zugespitzt,
thut manchem heimlich zoren,
da vorn der Schreiber sitzt
für andern knaben allen,
ob man ihn schreiber heißt,
so tuts den frewlein gfallen
und liebt in allermeist.

Das scheint nicht ungünstig zu lauten; allein in einem andern Liede heißt es:

Mein mueterlein das fraget aber mich:
ob ich wolt ein schreiber? „awe nein!“ sprach ich,
„näm ich denn ein schreiber zu einem manne
so hieß man mich frau schreiberin
und ein dintenzetterin,
wär mir ein schande,
kein ehr im Lande!“

Dies klingt schon weniger vortheilhaft. Freilich scheint es sich in beiden Zeugnissen mehr um Amts-, Raths- oder Gerichtsschreiber zu handeln, um eine Art kleinen Kanzlerthumes. Und auch in dieser Richtung haben sich die Dinge geändert. Die Zeit ist lange dahin, da der Schreiber, das Tintenfaß am Gürtel, bei schönem Wetter Hexen und Ketzer verbrannte, einen Rathsschmaus einrichtete, mit Herold und Trompeter durch die Stadt ritt, die Frühlingsmesse auszurufen, oder gar mit dem Banner ausrückte, um als Feldschreiber die glorreiche Züchtigung der Widersächer an den Rath zu berichten. Von alledem ist nicht mehr die Rede. Jahr aus und ein sitzt man am stillen Schreibtisch und kämmt zerzauste Eisenbahnconcessionen aus, oder paragraphirt Gesetzesentwürfe, wie sie aus den Zusätzen und Abstimmungen von einem oder zwanzig Dutzenden turbulenter Köpfe hervorgegangen sind, vielleicht in einem kurzen Jahrzehend zum zweiten und dritten Mal über denselben Gegenstand. Indem man die Promulgation des Neuesten besorgt und in dem abgegriffenen Handexemplar der Gesetzsammlung, das schon von den Randglossen entschlafener Vorgänger bedeckt ist, wieder Seite um Seite aufgehobener Bestimmungen durchstreicht, die man vor wenig Jahren vielleicht selbst in diesem papiernen Tempel aufgehangen hat, empfindet man nicht immer den rechten Respect vor dem frischen Wehen des Lebens, dem stürmischen Vorschritt des Volkes, der solchen Wechsel bedingt. Der Schreiber fühlt sich nur als Danaide mit dem Wassersieb in der Hand, er sieht nur die Vergänglichkeit der Dinge, hört nur das Abschnarren eines Uhrwerkes, aus welchem die Hemmung weggenommen ist. Für seine Person wäre er friedlich und genügsam; er bedürfte nicht so vieler Aenderungen, um mit seinen Nebenmenschen auszukommen, und so sehr er Freiheit und Recht liebt, so wenig liegt ihm an einem bischen mehr oder weniger Detail an der ewigen Topfguckerei. Wenn der alte Thorwaldsen etwa aufmerksam gemacht wurde, wie seine Marmorarbeiter die Modelle im Einzelnen zuweilen nicht sauber und genau genug ausführten, soll er geantwortet haben, er wisse das wohl, allein es komme ihm hierauf nicht an, er sehe auf's Ganze. Seine Werke seien hoffentlich so beschaffen, daß sie ein bischen bessere oder schlechtere Ausführung ertragen können.

Mit diesem Gleichniß fallen wir freilich aus dem Ton, da es staatsrechtliche mit künstlerischen Verhältnissen zusammenwirft, wenigstens für das äußere Auge des richtigen Staatsrechtsbeflissenen. Allein es führt bequem aus der amtlichen Schreibstube, die ich nun fünfzehn Jahre bewohnt habe, in die andere, die literarische, hinüber, in die ich vor kurzem zurückgekehrt bin. Indem ich während jener Zeit die Stelle des Staatsschreibers des Cantons Zürich versah, befolgte ich den bekannten Rath, dem poetischen Dasein eine sogenannte bürgerlichsolide Beschäftigung unterzubreiten. Glücklicher Weise war es aber weder eine ganze noch eine halbe Sinecure, so daß keine von beiden Thätigkeiten nebensächlich betrieben werden konnte, und das Experiment in Gestalt einer langen Pause vor sich gehen mußte, während welcher die eine Richtung fast ganz eingestellt wurde. Gewiß sind viele vortreffliche Einzelsachen und wirkliche Meisterwerke in den Mußestunden neben lebenslanger anderweitiger Berufserfüllung entstanden; es wird aber immer der Umfang oder die Natur solcher Werke die Mutterschaft bloßer Mußestunden von selbst darthun, und wer Volles und Schweres in der Vielzahl mußestündlich glaubt vollbringen zu können, wird, wenn er lange lebt und weise ist, seine Illusion selber noch zerrinnen sehen.

Bei meiner Wenigkeit hat sich nun ein Mittelweg herausgebildet, wenn auch ohne eigentlichen Vorbedacht, indem statt eines lebenslänglich vertheilten prosaischen Berufswesens eine Concentration auf eine Reihe von Jahren, mit Ausschluß jedes empfindsamen Mußelebens, sich eingestellt hat. Als die alte Republik Zürich, welche unter verschiedenem Regimente von jeher solchen mäcenatischen Anwandlungen unterlegen ist, mir das Amt ihres Schreibers gab, mußte ich mich vom ersten bis zum letzten Augenblicke in den Geschäften tummeln und genug zehn Jahre lang nicht einmal eines Urlaubes, und ich glaube, es ist mir das gesunder gewesen, als ein schläfriges System gemischter Bureau- und Mußestunden. Die Anlehnung an jene solide Bürgerlichkeit, an das Holzhacken Chamissos, hat einmal stattgefunden, ihren Dienst gethan, und kann nun wieder mit einer andern ungetheilten Existenz vertauscht werden, denn die Hauptsache besteht, nach gewonnener Haltung und Elasticität, nicht sowohl in den sicheren Einkünften, als in der erschlossenen Lebensäußerung.

Trete ich jetzt vielleicht mit hellerem Auge, als in meiner Jugend geschehen, neuerdings in die literarische Welt hinaus, so sieht es freilich auf den ersten Anblick bänglich aus. Der herrschende Industrialismus und die Wuth der Maler und Dichter sich im römischen Cäsarismus, in der sogenannten Decadenz zu baden, lassen uns fast der Verse Juvenals gedenken:

Wir nun treiben es doch und ziehn im lockeren Staube
Furchen und werfen den Strand mit fruchtlos ackerndem Pflug um.
Suchtest Du auch zu flieh'n, Dich hält im Netze des eitlen
Uebels Gewohnheit fest, unheilbar hält in den Banden
Viele der Schreibsucht Leid und verdorrt mit dem krankenden Herzen.

Allein es ist am Ende nicht so schlimm, als es aussieht, und mehr oder weniger stets so gewesen.

Digitized by Google

Auch sind bei uns wie in in allen Literaturen jederzeit rei oder vier böse Kerle vorhanden, die wohl wissen, was echt ist, aber unablässig das Gegentheil davon thun, arme Burschе, die einst ihren Eltern nicht gehorcht und später keine Zeit mehr gefunden haben, sich selbst zu erziehen. Diese quälen ch aber selbst am meisten, und man braucht ja nicht hinzu- hen. Dagegen ist gewiß, daß noch jetzt Jeder, der etwas echtes will und kann, in der Regel auch ein anständiger und ohlwollender Gesell ist, der nach gethaner Arbeit sein kluges feifchen in Ruhe zu rauchen versteht und nicht immer von ösen Mücken geplagt ist. Diese Zunft bedarf gar keiner be- nderen persönlichen Geheimbünde; ihre Mitglieder brauchen ch nicht gegenseitig durch fortwährendes Vergleichen und änkeln und Eifersüchteln zu ärgern, und es ist Jedem voll- mmen gleichgültig, ob sein Nebenmann ein großer Raphael er ein kleiner Niederländer sei, wenn er nur weiß, daß der ann seine Farben reinlich und ehrlich mischt.

„Marcus König."

Von Gustav Freytag.

rte Abtheilung des Romans: „Die Ahnen". Leipzig 1876, S. Hirzel.

Je weiter das auf breitester Grundlage angelegte und in er Beziehung merkwürdige Werk „die Ahnen" voranschreitet, o deutlicher tritt einerseits der Plan des Ganzen hervor, desto r schwindet andererseits der Zusammenhang, der die einzelnen eile zu einem geschlossenen Ganzen fügt. Jetzt, nachdem uns vierte Abtheilung vorliegt, — eigentlich ist es die fünfte, r „Ingo" scheint vom Verfasser als Vorspiel betrachtet und nicht mitgerechnet zu werden — erkennen wir ganz klar, uns die Geschichte eines Geschlechtes in den historisch ent- denden Epochen unseres Vaterlandes, in den denkwürdigsten en gewaltiger Umwälzungen erzählt werden soll zu dem ecke: in der Betheiligung der Mitglieder dieses Geschlechts an weltgeschichtlichen Ereignissen diese Ereignisse selbst und ihre kungen uns zu veranschaulichen. Eine Weltgeschichte in der hichte einer Familie.

So sehen wir, nachdem die Landschaft bestimmt und der alische Stammvater in das heidnische Thüringen eingeführt „Ingo" IV. Jahrhundert), das Christenthum siegreich in dem pfe gegen das Heidenthum („Ingraban" VIII. Jahrhundert); sehen die Klöster zu einer erheblichen Macht anwachsen und mühevolle Ringen der weltlichen gegen die erstarkten und müthig gewordenen geistlichen Gewalten („Nest der Zaun- ge" XI. Jahrhundert); wir folgen der Christenheit im Kreuz- nach dem gelobten Lande („Brüder vom deutschen Hause" . Jahrhundert) und vernehmen nun in dem fernen Preußen Widerhall der neuen Lehre, die der gewaltige Augustiner- h zu Wittenberg predigt, die Reformation („Marcus König" Jahrhundert). Man darf wohl ohne Vermessenheit die uthung aussprechen, daß der Held der nächsten Geschichte av Freytags aus den Wirren des dreißigjährigen Krieges s uns entgegentreten wird.

Je schärfer aber diese Grundrisse des großen Planes von ag werden, — eines Planes, an dessen Ausführung sich die treue Beharrlichkeit und der unermüdliche Fleiß eines schen heranwagen konnte — je mehr verwischen sich, wie kt, und je unbestimmter werden die Spuren, welche auf gemeinsamen Ausgangspunkt hinweisen. Ingraban war sich s kühnen Stammvaters Ingo noch wohl bewußt und war auf ihn; er bewahrte noch eine Reliquie an den erlauchten Auch Immo hatte sich noch einige Fühlung mit den haften Altvorderen zu bewahren gewußt. Bei Ivo war amilienzusammenhang schon ein künstlicher, und in Marcus so gut wie gelöst. Was der Thorner Bürger mit dem Thüringer Helden gemein hat, erscheint völlig gleichgültig, unerheblich und zufällig. Bisher hatten doch die Namen der Helden eine gewisse verwandtschaftliche Aehnlichkeit: Ingo, Immo, Ivo; auch diese ist dahin, wenn nicht etwa Marcus König — oder „Regulus", wie Magister Fabricius übersetzt, — auf die „Zaunkönige", auf die thüringischen „reguli" des XI. Jahrhunderts hinweisen soll. So ist der Titel: „Die Ahnen" jetzt nur noch ein Nothdach, unter dem neben andern Geschichten aus früheren Jahrhunderten eine Heldengeschichte aus den Zeiten der Reformation ein Obdach gefunden hat.

Ist es ein Fehler? Im Gegentheil. Der beständige Hinweis auf dieselbe Abkunft aller Helden in diesen Romanen würde mit der Zeit unerträglich werden. Der feine dichterische Tact hat Gustav Freytag ganz richtig geleitet. Er hat wohl daran gethan, sich nicht durch die thörichte Rücksichtsnahme auf den Titel beengen zu lassen; er bewegt sich frei, und es genügt ihm, wenn er zu dessen Rechtfertigung hie und da einmal durchschimmern läßt, daß der Held der neuesten Geschichte seinen Stammbaum zurückleiten kann auf den starken Vandalen, der sich 1200 Jahre vorher am Heerde des Herrn Answald niedergelassen hatte.

Von den bis jetzt erschienenen vier Abtheilungen des Gesammtromans, oder — da wir Leser nicht die Rücksicht auf den Titel zu nehmen haben, — um sachlicher zu sprechen: von den bis jetzt erschienenen Freytag'schen Romanen aus deutscher Vergangenheit scheint uns dieser jüngste den Preis zu verdienen.

Hören wir zunächst etwas von der Geschichte, gerade soviel, wie durchaus nothwendig ist, um zu erfahren, welche von den Verhältnissen und Persönlichkeiten, mit denen uns Gustav Freytag bekannt macht, hier hauptsächlich in Betracht kommen.

Die Handlung spielt in den ersten vier Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts, hauptsächlich in Thorn, also zur Zeit des tiefsten Verfalls des deutschen Ordens. Vergeblich bemüht sich der von Freytag mit großer Kunst gezeichnete Großmeister Albrecht von Brandenburg, ein hochbegabter, ideenreicher und auch thatkräftiger, aber leichtsinniger und die Bequemlichkeit liebender Mann, eine Zeit lang die selbstständige Macht des Ordens gegenüber der polnischen Lehenshoheit zu behaupten; vergeblich ist auch die Unterstützung, die der unermeßlich reiche Patricier Marcus König mit seinem Hab und Gut ihm stellt. Das Ordensland Preußen geht zu Grunde, und es ersteht an seiner Statt das erbliche, Polen lehenspflichtige Herzogthum Preußen. Damit ist der Traum, dessen Verwirklichung Marcus König sein Gut geopfert hat und sein Blut zu opfern jede Stunde bereit gewesen wäre, zunichte geworden, und der alte Mann kann sterben. In der letzten Stunde seines Lebens weicht der Groll des Kaufmanns gegen den wortbrüchigen Großmeister, der ihm gelobt hatte, nie und nimmermehr das preußische Land den Polen zu überlassen. Ein redlicher, kluger und bedeutender Deutscher klärt ihn darüber auf, daß Alles so, wie es geschehen, zum Besten der deutschen Sache, deren Förderung der Lebenszweck des Marcus König gewesen, geschehen ist. Dieser weitsehende und große Deutsche, der dem freudlosen Leben des Kaufmanns noch einen versöhnlichen Schluß vergönnt, ist Doctor Martinus Luther.

In diese Haupt- und Staatsaction ist eine schlichte und innige Herzensgeschichte eingefügt: die Geschichte der Liebe des Patriciersohnes Georg König und Annas, der lieblichen Tochter des Magisters Fabricius.

Die Hoffnung, der früher gelegentlich der Besprechung der ersten dieser Reihe von Romanen Ausdruck gegeben wurde, daß in deren Folge, je näher dieselbe unserer Gegenwart rücke, die beabsichtigten Seltsamkeiten vermindert werden würden, hat sich erfüllt. Diese Seltsamkeiten sind, wenn auch noch nicht ganz beseitigt und abgethan, doch nicht mehr vordringlich, und die unmittelbar wirkenden ungekünstelten Schönheiten sind in diesem Romane reichlicher als in irgend einem der früheren Werke.

Freytags Beginnen, unsere Theilnahme für Zeiten und Zustände zu erwecken, mit denen wir modernen Menschen den Zusammenhang fast gänzlich verloren haben, war zwar achtungswerth und liebenswürdig —,

Digitized by Google

„Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt"

sagt Manto im „Faust" — aber gerade dieser Roman zeigt uns auf's Neue, wie viel freier und sicherer die dichterische Phantasie schaltet, wenn sie vom festen Boden des positiven Wissens sich aufschwingen kann, als wenn sie genöthigt ist, die niedere Arbeit zu verrichten, sich einen Boden erst zu schaffen und durch mühselige Combination und mehr oder minder glückliche Ahnungen die überall klaffenden Lücken auszufüllen. Jetzt steht der geistvolle Verfasser der „Bilder aus deutscher Vergangenheit" auf dem Gebiete, das er beherrscht. Und wie hat seine Dichtung an Anschaulichkeit und Plastik gewonnen! Ein charakteristisches Bild reiht sich an das andere; es gibt kaum ein Werk, das den bildenden Künstler mehr reizen könnte, als dieses, denn der Maler braucht blos nachzuziehen, was der Dichter so scharf vorgezeichnet hat.

Das Interieur, die Architektur, die Landschaft, die Figuren, — alles das ist von einer merkwürdigen Treue in der Zeichnung und von einer ungewöhnlichen Lebendigkeit der Farben. Man braucht das Buch nur aufzuschlagen. Wie interessant ist z. B. die Schilderung der Weihung des König'schen Hauses, von dem berichtet worden ist, daß die bösen Geister ihren Unfug in demselben getrieben haben; das Verbrennen der ketzerischen Bücher vor dem Kloster in der Neustadt beim Lichte der Pechfackeln und unter den traurigen und wilden Klängen des lateinischen Gesanges; Anna als Vorleserin der heiligen Geschichten vor den Landsknechten:

„Hinter ihr stand Georg mit der Fahne, um sie herum saßen und kauerten Weiber des Haufens, weiter ab die wilden Gestalten der Männer, viele ihre Trinkgläser neben sich. Vorn auf einem Sessel, der sonst dem Bürgermeister gedient hatte, dehnte sich Hans, sein großes Schlachtschwert zwischen den Beinen .... Und Anna begann mit ihrer wohltönenden Stimme, langsam und laut, sie selbst in ehrlicher Andacht, so daß mancher narbige Sünder, welcher sie ansah, sich der Frau unter der Fahne freute. Sie las von der Geburt des Kindes, von den Weisen aus dem Morgenlande und von dem argen König Herodes. Neugierig und mit vorgebeugten Hälsen hörten die verlornen Kinder zum erstenmal in verständlichen Worten, die ihnen wie ein Lied klangen, den Bericht, von dem sie in der Kinderzeit eine undeutliche Kunde vernommen hatten. Als Anna nachdrücklich aussprach, wie der Herr heißen sollte, nahm Hans feierlich seinen Hut ab, und seine Getreuen folgten dem Beispiel."

Wie schon in den früheren Romanen sind auch hier die Schlachtgemälde wahrhafte Meisterwerke. Der Tod Henners, eines deutschen Edelmanns, der sich zu den Landsknechten gesellt hat, und der wortlose Schmerz der alten Frau Stehauf an der Leiche ihres Mannes, des Führers dieses Häufleins von Landsknechten, sind mit einer Einfachheit geschildert, die wirklich ergreift:

„Armer Henner," seufzte Georg

„Gehab dich nicht weinerlich, Jörge," antwortete Henner leise und ein Lächeln flog über sein entstelltes Gesicht. „Jetzt liegen zwei bei einander, die zusammen gehören; ich habe dir meine Treue bewiesen als ein deutscher Edelmann." Er zuckte, dann lag er still.

Der kurze Tag ging zu Ende, bewaffnete Ordensleute schützten die Stätte des Kampfes vor Raubthieren mit menschlichem Antlitz und vor den hungrigen Wölfen, während die Weiber des Trosses mit lauter Klage die Wunden und Getödteten auf ihre Karren luden. Da saß am Steinkreuz unter den Disteln eine alte Frau; über den Leib des starken Hans gebeugt, hielt sie sein Haupt in ihrem Schoße, sie saß unbeweglich und ohne Thränen, nur zuweilen strich sie mit ihren Händen sein graues Haar. Um sie flatterte und krächzte der Rabe und über die Haide brauste mit mächtiger Stimme der Wind: Aus der Erde wuchset ihr, zur Erde sinket ihr.

Auch die seelischen Vorgänge sind mit einer seltenen Zartheit und Echtheit geschildert. Wir sehen, wie sich die Liebe zwischen Georg und Anna aus den ersten Keimen heraus zur Blüthe und Frucht entwickelt; wie sie sich vom freundlichen Gefallen bei der ersten Begegnung steigert zur herzlichen Theilnahme und endlich zur wahren Leidenschaft. Und alles das ist so richtig, so begreiflich! Wir glauben ihnen, daß sie sich lieb haben. Wenn Georg, der sonst nicht gerade von einem unbezähmbaren Wissensdrange getrieben wird, dennoch gern die lateinische Stunde bei Magister Fabricius besucht, so merken wir schon, daß es dem Patriciersohne Freude macht, in der nächsten Nähe der Tochter seines Magisters zu sein; und wenn diese die Küchenthür öffnet und sich dafür interessirt, ob er seine Aufgabe gut gelernt hat und ohne Stocken hersagen kann, und wenn sie harrt, bis er an die Reihe kommt, so erkennen wir gleich, daß seine Freude auch von ihr getheilt wird. Und wenn sich Georg auch etwas dreist gegen das sittsame Kind benimmt, Anna kann ihm doch nicht zürnen; sie muß seiner in Keuschheit und Freundlichkeit gedenken, wenn sie sich in ihr Stübchen zur Ruhe zurückgezogen, „die Flechten gelöst und ihren Gürtel auf den Schemel gelegt hat", — was nebenbei bemerkt unseren modernen Frauen einige Schwierigkeiten bereiten würde; diese würden es vorziehen den Gürtel zu lösen und die Flechten auf den Schemel zu legen. Die wirkliche Liebeserklärung ist etwas affectirt. Die Beiden sprechen im wahrhaften Sinne des Wortes „durch die Blume". Georg Büchmann kann sich nun für dies geflügelte Wort auf einen namhaften Autor berufen:

„Wo eine Rose einsam steht, da ist hier Brauch, daß man ihr Vertrauliches offenbart. Und wenn Eines dem Andern etwas zu sagen hat und die Scheu beim Anblick des Andern die Lippen schließt, dann wenden sich Beide von einander ab und sprechen zu der Blume. So thue ich hier."

Und nun sagt Georg — gerade wie der verzärtelte Siebel in der Gounod'schen „Margarethe": „Blümlein traut, sprecht für mich", — zu der Rose Alles, was er dem danebenstehenden Mädchen sagen möchte, und dieses antwortet darauf gleichfalls durch die Blume.

Mit äußerster Discretion, mit einem erstaunlichen Zartgefühl hat Gustav Freytag die durch die Noth herbeigeführte Vermählung zwischen den Beiden, die traurige Brautnacht, die Umwandlung der Scheinehe zu einer wirklichen Ehe, die Zeit vor der Geburt ihres Kindes und diese Geburt selbst geschildert. Wer sich des Anfangs von „Soll und Haben" erinnert — und es gibt wohl keinen unserer Leser, der sich dessen nicht erinnern — der weiß, mit welcher vollendeten Feinheit und mit welcher Gemüthstiefe Freytag dergleichen intime Familienbilder zu malen weiß. Hätte die gütige Fee, die an der Wiege des Dichters gestanden, diesem anstatt der Feder den Pinsel in die Hand gegeben, — keiner der Modernen würde die heilige Nacht im Stalle zu Bethlehem mit einer so überzeugenden Keuschheit gemalt haben wie er.

Es sind in diesen Bildern kleine feine Züge, die dem empfindungsfähigen Beschauer ein merkwürdiges Wohlbehagen bereiten. Die liebenswürdige Wirkung dieser Kleinigkeiten läßt sich nicht analysiren; man fühlt es eben, oder man fühlt es nicht. Ich will nur ein Beispiel anführen. Die erste Nacht nach der Vermählung Georgs mit Anna ist sehr ungemüthlich. Georg ist erst spät heimgekehrt, auf sein Lager gesunken und hat, während sein ihm in der Noth angetrautes Weib im Oberstock vermuthlich fest entschlummert ist, im bleiernen Schlaf die Empfindung seines Unglücks verloren. Als er am andern Morgen erwacht, merkt er doch, daß er verheirathet ist. Es ist Alles ordentlich um ihn her; er empfindet, daß er nicht mehr Junggeselle ist, daß eine sorgende Hand für ihn schaltet. Vor ihm steht Wasserkrug und Becken und daneben liegt sorgfältig ein Anzug aus seinem Reisebündel, den er bereits als verloren bedauert hatte. Er zieht sich also sauberer an als gewöhnlich und ruft dann seine Frau: „Jungfer Anna!"

„Da klopfte es an der Außenthür und auf sein Herein trat Anna in den Thurm, einen rauchenden Topf und ein Schälchen in der Hand. „Guten Morgen, Junker," grüßte sie mit niedergeschlagenen Augen, „ich bringe die Morgensuppe." — „Ei!" rief der erstaunte Georg."

Die naive Freude des jungen Mannes, der auf einmal merkt, daß er gepflegt wird, läßt sich gar nicht reizender ausdrücken, als durch dies einfache „Ei!"

Auch die weitere Geschichte der Liebenden ist tief poetisch und rührend: wie sie sich trennen müssen, wie Georg durch die

Digitized by Google

Nachricht vom Tode seiner Frau und seines Jungen in die
ffste Trauer versetzt wird, wie ihm die Freude bei der Mit-
eilung, daß jene Nachricht unbegründet war und daß Weib
d Kind seiner in dem alten Thurm harren, fast die Besinnung
ubt; wie er so halb bewußtlos vor Sehnsucht vom Main auf-
icht und der fernen Stätte, wo er die Seinen weiß, zueilt;
e das stürmische Verlangen nach den Wesen, die ihm auf der
elt am theuersten sind, ihn ganz verwirrt, als er sich im
eigbügel aufhebt und den alten Thurm erkennt; wie er seinen,
wischen groß gewordenen Jungen wiederfindet und endlich
n treues Weib — diese ganze Familiengeschichte darf sich den
önsten und gelungensten Schöpfungen Gustav Freytags getrost
die Seite stellen.

„Marcus König" wird sich unter den Ultramontanen wenig
eunde erwerben. Obgleich das Werk alles Tendenziöse ver-
idet, ist es doch, man möchte sagen: unbewußt, ein kräftiger
tstreiter im Culturkampf. Aus dieser freien Erfindung wird
en, die des historischen Sinnes ermangeln, die Nothwendigkeit
Reformation einleuchtender werden als aus den besten Welt-
chichten; sie werden aus dieser Dichtung eine klare Vor-
ung von der gänzlichen Verlotterung der mittelalterlichen
risei gewinnen; sie werden sehen, wie zu jener Zeit Völlerei,
windel und Lüderlichkeit der geistlichen Herren nicht einmal
r als etwas besonders Auffälliges erscheint, wie es selbst-
ständlich ist, daß ein Bischof, der zu einer festlichen Gelegen-
die Stadt besucht, einen Troß von lüderlichen Dirnen —
„Trauten", wie Freytag sagt — mit sich führt. Wir
en auch an einem lustigen Beispiel, wie „Wunder" entstehen.
Der Sohn einer armen Frau hat nämlich beim Fastnacht-
gegen Georg König die Waffe erhoben; er ist dafür ein-
errt und wird nach damaligem Rechte seine Hand verlieren.
rg will ihn retten und er glaubt, daß die Mönche, wenn
ihnen ein Stück Gold in die Hand drückt, beim Rathe ein
s Wort einlegen und das Unheil von dem Unglücklichen
enden werden. Die Mutter liegt vor dem Altar auf
Knien und betet zur heiligen Jungfrau, ihr den Sohn
erhalten. Da tritt Georg zu ihr und flüstert ihr zu,
solle zu dem frommen Bruder Gregorius sich begeben,
t dieser beim Rathe für den Sohn spreche, „und damit
frommen Männer erkennen, daß die Heiligen dir gnädig
so empfange hier, was du der Kirche opfern sollst".
er wirft auf die Stufen des Altars ein großes Goldstück,
Rathengeschenk des Bürgermeisters Hutfeld. Die Frau begibt
u den Mönchen und stammelt einen verwirrten Bericht von
himmlischen Stimme, die sie gehört, und von einem Engels-
z, das sie einen Augenblick über sich am Altar gesehen.
wiederholt, so gut sie es vermag, die vernommenen Worte
bietet das Geschenk. Die Mönche sind nach einiger Ueber-
g mit dem Wunder ganz einverstanden und nehmen das
Auf ihre Fürbitte wird der Sohn begnadigt. Bürger-
r Hutfeld aber „sah genau auf das Goldstück, bevor es in
utte der Mönche fiel; er schwieg und billigte den Beschluß".
Es ist bekannt, mit welcher Kunst Freytag es versteht, die
nungen und Zustände der Vergangenheit unserer Gegenwart
ndlich zu machen; und diese Kunst hat er hier in vollem
bewährt. Ueber seiner Geschichte liegt eine schwere, dicke
Alle, die der Dichter an den öffentlichen Ereignissen be-
t, haben eine beklommene Brust und kurzen, stockenden
. Es herrscht eine allgemeine erschlaffende Schwüle. Aber
eiter Ferne her vernimmt man das dumpfe Grollen des
rvollen Gewitters, das im Herzen Deutschlands die Luft
gereinigt hat und Befreiung verkündend immer näher rückt:
formation. Luther selbst erscheint am Schlusse des Romans
erdings in bescheidneren Verhältnissen, als sie sich unsere
llungskraft von der Größe dieses merkwürdigen Mannes
t hat.

Die Charakteristik der einzelnen Figuren ist mit äußerster
e ausgeführt. Außer dem Patricier, Kaufmann und Staats-
zugleich, der dem Roman den Titel gegeben hat, und außer
ebenswerthen Liebespaare Georg und Anna ist namentlich
Magister Fabricius ein echter Mensch. An dem mittelalterlichen Gelehrten mußte auch Freytag seiner ganzen Natur nach ein besonderes Wohlgefallen finden. Die steifleinene Wichtigkeit, die einen unwiderstehlichen, trockenen Humor in sich birgt, die schalkhafte Philisterhaftigkeit, mit welcher dieser Fabricius die geringfügigsten Fragen behandelt, — da ist Freytag so ganz in seinem Element. Aus dem würdevollen Magister, der sich spreizt, kichert oft ein übermüthiger Scholar. Ein Prachtstück ist z. B. das Schreiben des Magisters an seine Tochter und deren Ehegatten nach der Vermählung. Und wie reckt sich die kleine Gestalt empor, wie breitet er sich, als er dem stolzen Patricier gegenüber steht, der die Zustimmung zur Vermählung Georgs mit der Tochter des Magisters verweigert. Da zeigt sich einmal wieder der alte Dramatiker Freytag, der leider schon zu lange geschwiegen hat.

Auch Andere fesseln uns durch ihre Glaubhaftigkeit und Lebenswahrheit: so Lips Eske, der ergebene Freund von Georg König, der immer thut, was dieser will, die Landsknechte, der Hauptmann Hans Stehauf und sein Weib, der treue und verschmitzte, ehrliche und spitzbübische Hausknecht Dobise, Hannus der Buchhändler — „Buchführer" sagt Freytag —, der abenteuernde Edelmann Henner, der diplomatische zweite Bürgermeister Hutfeld ꝛc.

Bei Freytag, der unbedingt zu den discretesten Schriftstellern unseres Vaterlandes gezählt werden muß, ist es besonders verwunderlich, daß er bisweilen so stark aufträgt. Wenn es vollauf genügen würde, daß eine seiner Personen irgend etwas flüchtig bemerkt, so läßt er dieselbe gleich in tiefes Nachdenken versinken. Wenn man bedenkt, wie selbst aufgeregtere Naturen doch nur in seltenen Fällen ihre Stimmung durch jähen Wechsel des Gesichtsausdrucks und ungewöhnliche Geberden verrathen, so darf man darüber staunen, daß Freytag seinen Geschöpfen bei ganz gleichgültigen Veranlassungen zumuthet, die Stirn in wilde Falten zusammenzuziehen, jäh aufzuspringen, die Fäuste zu ballen und dergleichen mehr. Wir erscheinen nach den Freytag'schen Schilderungen als ein viel aufgeregteres und leidenschaftlicheres Volk, als wir es in Wahrheit sind.

Ueber die Sprache habe ich schon gelegentlich der früheren Romane mit großer Ausführlichkeit meine Meinung gesagt. Zum Glück sind die Auffälligkeiten und Alterthümeleien in diesem neuesten Werke viel weniger zahlreich und weniger störend als in jenen früheren. Hin und wieder bleibt man wohl noch vor einem Worte oder einer Redewendung, die Freytag gebraucht, überrascht stehen, und muß auch wohl nach dem deutschen Wörterbuche greifen, um sich zu unterrichten, was nebenbei bemerkt nicht immer gelingt. Es wird uns noch eine teige Bürgermeistersemmel dargereicht, es wird uns auch „Zubeiße" mit auf den Heimweg mitgegeben; wir sehen, wie sich Jemand stark aufrichtet, wir hören das Bassettel (wahrscheinlich Baßgeige, von „bassetto"); einige Leute werden widerbellig gegen uns, bei anderen müssen wir lauersam stehen bleiben; aber im Allgemeinen können wir Freytag, ohne von den sprachlichen Fußangeln festgehalten zu werden, fast unbehindert folgen. Nur müssen wir uns an eine stilistische Eigenheit, die mit seiner Individualität auf das Engste zusammenhängt, gewöhnen. Freytag legt, wenn er die Feder zur Hand nimmt, sein schönstes Gewand an. Er macht es wie Buffon, der mit dem Galanteriedegen an der Seite, mit gekräuseltem Jabot und geklöppelten Manschetten seine eleganten Manuscripte schrieb. Freytag liebt die Vornehmheit im Stil. Er sagt lieber „Stadtsohn" als Städter, und lieber „Heckenreiter" als Buschklepper. Wenn wir Werkelkleidsstilisten ganz ruhig schreiben würden: „Die Marienglocke wurde zuerst geläutet", so sagt Freytag: „Vor Allen erhob den ehernen Gesang das schöne Geläut der heiligen Jungfrau, welcher die erste Rede gebührte." Wenn wir schreiben würden: „Namentlich wurden die Schafspelze der Polen gern beschmiert", sagt Freytag: „Die Schafspelze der Polen waren beliebt, um darauf schwarze und graue Striche zu ziehen." Wenn wir sagen würden: „Er brachte für seinen Freund ein Ständchen", so sagt Freytag: „Er stellte einem guten Gesellen zu Liebe auf dem

Digitized by Google

Bassettel eine Musica an"; und wenn wir schreiben würden: „Spielt mir etwas vor", so schreibt Freytag: „Spielt mir Eins zum Angehör!" Freytag sagt auch lieber: „Verweilt mich nicht" als „haltet mich nicht auf" und spricht lieber von einem „lästigen Einlager" als von der leidigen Einquartierung. Ich sehe die Nothwendigkeit dieses beabsichtichten Danebengreifens nicht recht ein; aber ich sehe sehr wohl ein, daß Freytag seine guten Gründe dafür haben muß, um nicht nach dem Nächstliegenden zu greifen. Denn alle diese Seltsamkeiten sind ja nicht unüberlegt, sie sind im Gegentheil sehr beabsichtigt. Bei Freytag ist ja Alles gewollt, aber zum Glück — es ist auch sehr Vieles gekonnt.

Paul Lindau.

Von Ferdinand Hiller.*)

Diese Briefe an eine Ungenannte verdienen Briefe an Unnennbare, d. h. an unnennbar Viele zu werden. Oder wären etwa doch diejenigen zu zählen, die gern in anmuthiger Form Tieferes über die Kunst- und Lebensbewegung unserer Zeit vernehmen möchten?

Von manchen freundschaftlichen Begegnungen erzählt dies Buch, von der Begegnung mit Goethe und Beethoven, vom nahen Leben mit Robert und Clara Schumann — die Schilderung dieser ist ein Meisterstück —, es ist fast ein Buch von den Freunden Ferdinand Hillers und für die Freunde geschrieben, für solche, die bereits Freunde Ferdinand Hillers sind, und dann — Alle, die es lesen, werden ihm Freunde, ja fast persönliche.

Denn noch nie hat ein gereifter Geist sich freier und persönlich offener ausgesprochen, sowohl über das eigene Sein, Empfinden und Streben, wie über die höchsten Dinge in der Welt, vor Allem in der Kunst, wie das Ferdinand Hiller in diesem Buche gethan.

Es ist ein Buch des voll ausgereiften Alters, aber auch des frischen Alters, ohne Griesgram und ohne Kränklichkeit; es ist eine Freudefähigkeit in diesem Buche, die auf Jeden übergeht, der es liest. Frisch, unbefangen, von allen kleinlichen Rücksichtnahmen entfernt, sind diese Offenlegungen des intimen Denkens und Empfindens, und doch kann nur die Reife der Jahre dieses sichere Eindringen in die Gründe des Schaffens und Aufnehmens im Gebiete des Schönen darbieten, und nur eine vollendete allseitige Bildung und ein in sich zur Ruhe gelangtes Gemüth kann das mühsam und schwer Errungene so selbstverständlich und leicht und mit solcher spielenden Grazie hingeben. Es gehört Muth dazu, solches zu unternehmen, aber der naturforschende Charakter unserer Zeit bestärkt darin, auch im Psychischen ja im Subjectiven, die Oeffentlichkeit nicht zu vermeiden.

Wer das Glück kennt, mit einem wahrhaftigen und denkkräftigen Freunde traulich zu verkehren, das unmittelbare Leben und alle Höhen und Tiefen des Daseins und Schaffens von seinem klaren Blicke erschaut neu zu sehen, wer dies Glück kennt und wieder kennen will, der wird mir's danken, wenn ich ihm sage: Lies das grundgescheite und liebenswürdige Buch von Ferdinand Hiller und du bist in der besten Gesellschaft, gewinnst neue helle Gedanken und einen neuen hellen Menschen.

*) Briefe an eine Ungenannte. Von Ferdinand Hiller. Köln 1877, Verlag der Du Mont-Schauberg'schen Buchhdlg.

Berthold Auerbach.

Aus der Hauptstadt.

„Unsere Freunde."

Lustspiel in 5 Acten von Max Ring.

(Aufgeführt am Hoftheater.)

Es ist eine alte Wahrheit, daß Werke, die einer augenblicklichen Zeitstimmung das Dasein verdanken, in einem andern „Klima der Neigungen" nicht mehr recht gedeihen wollen. Dem Zwange dieses natürlichen Gesetzes konnten sich auch „Unsere Freunde" nicht entziehen, die im Jahre 1859 zum ersten Male, und wie man sagt, mit großem Erfolge und in vorzüglicher Darstellung über die Bühne des königl. Schauspielhauses gingen. Damals wurde das Werk von der Zeitströmung getragen, die darin einen Theil dessen erfüllt sah, was sie anstrebte, ein freies politisches Leben, an dem das Volk Theil nimmt. Sechszehn Jahre sind vergangen und die Zeit ist eine andere geworden. Das Stück und seine Hauptperson leiht nicht mehr allgemeinen Wünschen das zündende Wort und so bleibt eben nur ein Lustspiel übrig, und zwar das Lustspiel eines Romandichters. Der Stoff wäre vortrefflich für eine spannende Erzählung, in welcher der Autor den breiten Strom des Culturlebens Englands unter Georg I. schilderte, die Kämpfe der Tories und Whigs, die literarische Bewegung, die in den Zeitschriften „Der Plauderer" und „Der Zuschauer" ihr Centrum, in Addison und Steele ihre Führer gefunden hatte. Der Roman macht es leichter, culturgeschichtliche Vorgänge zu schildern, als das Drama, und gestattet eine breite und eingehende Darlegung psychologischer Vorgänge. Wir sind überzeugt, daß Herr Max Ring den Stoff in Romanform sehr spannend behandeln könnte. In „Unsere Freunde" hat er sich, was die Thatsachen angeht, an die Geschichte gehalten, aber den Persönlichkeiten mangelt der historische Charakter. Wir wagen es zu bezweifeln, ob der Herausgeber des „Spectator", Addison, und der des „Tatler", der witzige Steele, mit ihren Porträts zufrieden wären, falls sie das Glück haben könnten, im Parquet des Hoftheaters einer Vorstellung des Lustspiels beizuwohnen. Auch in den übrigen Gestalten kommt die dramatische Innerlichkeit nicht zu rechter Geltung, und die ganze Handlung entwickelt sich ohne rechte Steigerung, das Lustspiel hat keinen Höhepunkt. Der verdienstvolle Autor würde die Wirkung durch Streichung einzelner Scenen bedeutend steigern können. — Ueber der Darstellung waltete kein günstiger Stern, das Stück ist auf Dialoge gebaut, die Ladies und Gentlemens sprechen, der feine Conversationston fehlte ganz.

O. von Leixner.

Zwei Bilder in der Commandantenstraße.

In dem Locale des Berliner Künstlervereins, Commandantenstraße 77—79, sind seit einigen Wochen zwei Bilder ausgestellt, die, jedes in seiner Art, das Interesse des Publicums in Anspruch nehmen. Es ist „der Christuskopf auf dem Schweißtuch der heiligen Veronica" von Gabriel Max und eine „Kreuzabnahme" von Böcklin.

Der Gabriel Max'sche Christuskopf bildet eine Ausstellung für sich. Der erste Eindruck, den man empfängt, ist weder gut noch schlecht; man ist einfach überrascht. Es ist nicht der Christus, wie man ihn unter der Dornenkrone zu sehen gewohnt ist; statt seiner ein schöner Kopf, in dem sich nichts von himmlischer Verklärung, auch nichts von physischem Schmerz, sondern nur ein tiefes, weiches Weh, eine Mischung von Resignation und Sentimentalität zu erkennen gibt. Aber das Fehlen des Gott-Menschlichen schließt nicht aus, daß das Schön-Menschliche getroffen sei. Er tritt die Stelle des Heilandes, des Erlösers, ist ein feinsinniger, in schwacher Beglückungstheorien befangener Denker getreten; er lebt nicht in Gott und Gott in ihm, er unterwirft sich, fatalistisch, ewig waltenden Mächten; er klagt nicht, er trauert nur. Nicht der Jordan scheint seine Heimat, sondern der Ganges. Etwas indisch-Weltweises ist um diese Erscheinung her, die, wie wir nur wiederholen können, in ihrer Totalität an unsere Christusvorstellung nicht hinanreicht, aber, bei dem Verwandten, was sie bietet, ihr auch nicht geradezu widerspricht. So verläßt man das

Digitized by Google

d mit einem „warum nicht?“ auf den Lippen. Es hat uns nicht be-
digt, aber eben so wenig ist es uns als unstatthaft erschienen. Ein
ressanter Versuch.

Nichtsdestoweniger verbleibt uns eine Unruhe im Gemüth, und diese
uhe zwingt uns, unserem ersten Besuch einen zweiten folgen zu lassen.
ch Wechsel! Der Reiz der Neuheit ist hin, und das Gebliebene berührt
nun als flach. In dem Ausdruck des Sentimentalen ist der der
gnation untergegangen. Es war von Anfang an kein Welterlöser,
ist es auch kein Weltweiser mehr; nichts als ein schöner Kopf; mehr
ebt als verzehrt. Es war keine heilige Flamme, die hier brannte.
Zauber ist geschwunden, und wir wenden uns ab. Binnen kurzem
die Welt ein Gleiches thun. Es war eine Andacht vor falschen
ern. Die Lüge läuft schnell, aber die Wahrheit holt sie ein.

Die Lüge? ja. Wir haben es hier mit nichts Besserem zu thun.
bei dem Heiligsten borgt, ohne Glauben daran, der lügt. Und so
n die Dinge hier. Es ist unzweifelhaft, daß in unseren Vorstellungen
n dem legendaren Christus auch ein historischer Christus lebt, den
olchen aufzufassen die bildende Kunst wie die Wissenschaft eine volle
chtigung hat. Christus auf der Hochzeit zu Cana (das Wunder pflegt
ier auf zwei aufgestellte Kreuze zu beschränken), Christus und die
recherin, Christus, der in Jerusalem einzieht, Christus vor Pilatus,
Christus am Kreuz sind Stoffe, die von jedem ernsten Manne, den
Können dazu befähigt, dargestellt werden dürfen. Die Frage:
big oder nicht“, tritt weder an ihn, noch an uns heran. Es gibt
auch einen Christus, der nur legendar ist, und wer diesem künst-
gerecht werden will, der muß fest und treu in der Legende stehen.
er außerhalb derselben, so fehlt die Seele und die Künstelei tritt
ie Stelle der Kunst. Halbfingerbreite Schatten werden dann, wie
dem Auge untergelegt und dadurch die Fundamente für jene jetzt
nisch herrschende Unterhaltung geschaffen: „Ich seh ihn auf“; „ich
n zu“. Wobei als charakteristisch hervorgehoben werden mag, daß
Publicum, in einem seiner feinen Instincte, von den Augen, in
ularform, wie von Christus selber spricht, sehr richtig erkennend,
ch beides deckt, und daß der Christus nur da ist um dieser Augen
. Die Augen sind Er.

Der Witz darf sich an Alles wagen, profan oder heilig. Auch an
Wunder, das bekanntlich die Lieblingsprovinz des Heiligen ist. Aber
Wunder, in der Gestalt, die der Witz ihm leiht, hört doch jedenfalls
in Wunder zu sein, und darf nicht länger prätendiren, als beides
hlich nebeneinander fortleben und aus Witz und Wunder einen
ten Vortheil ziehen zu wollen. Die Künsteleien dieses Bildes sind
itz.

Blicken wir aber gar auf den Triumphzug, den diese „cause celèbre“
halb Europa gehalten hat, so werden wir an die mystischen und
cirenden Grafen des vorigen Jahrhunderts erinnert, die, an den
auftauchend, durch Geheimlehre und Geheimmittel (letzteres war
ichtigere) Alles entzückten. Sie waren schön, geistvoll und räthsel-
nd hatten wohl auch schwarze Ränder unter den Augen. Ihre
tnisse hießen Legion. Eines Tages aber waren sie verschwunden
an raunte sich zu: „es stimme nicht Alles.“

s stimmt auch hier nicht Alles. Das Schweißtuch ist echt, aber
ristus ist untergeschoben.

n dem eigentlichen Ausstellungslocale befindet sich das Eingangs
te Bild von Böcklin. Die Kreuzabnahme hat bereits stattgefun-
Joseph von Arimathia und Petrus sind beschäftigt, den Leichnam
en mit Sternblumen übersäten Wiesengrund niederzulegen; Maria,
pf in beide Hände gestützt, kniet daneben; Maria Magdalena aber
die Stätte oder wendet sich momentan von ihr ab. Mit der
drückt sie verzweiflungsvoll den Kopf in den Nacken, während ihr
es, der sie begleitet, zu Trost und Abschied die Rechte reicht. An
tgegengesetzten Seite des Bildes ragen noch die beiden Mit-
igten auf. Den einen Schächer sehen wir in voller Figur, den
nur in Fragmenten von Kopf und Körper, da der Rahmen des
von oben her das Querstück und von der Seite her das Lang-
s Kreuzes durchschneidet. Dazu ein graublauer Nachthimmel,
e Cypressen, eine weiße, in Treppencontouren sich quer durch das
ehende Mauer, und in der Ferne die Stadt. Das ist der Inhalt
„Kreuzabnahme“.

enn der erste Eindruck, den uns der Gabriel Max'sche Christuskopf
berraschung war, so ist hier der erste Eindruck Schreck. Man
fährt zurück. „Was soll das?“ frägt man sich in rasch aufsteigender
Verstimmung. Und Verstimmung ist noch schlimmer als Schreck.

Indessen es ist eine Arbeit Böcklins, und so geziemt es sich Posto
vor ihr zu fassen und eine Anfreundung zu versuchen. Es glückt auch
wirklich; wir lassen alsbald die Wiese Wiese sein, überwinden unser erstes
Stutzen vor den breiten, ganz unherkömmliche Farbentöne zur Schau
tragenden Gewandflächen und treten den Köpfen näher. Hier entspinnt
sich nun bald ein gutes Verhältniß, das angesichts des Petrus, der Maria
und des Joseph von Arimathia von Minute zu Minute intimer wird.
In allen drei Köpfen eine ebenso feine wie tiefe Charakteristik: der Mann,
die Mutter, der Greis. Individualisirt und typisch zugleich. Der Aus-
druck der Theilnahme ist ihnen gemeinsam; aber während er im Petrus
vor der praktisch-unmittelbaren Forderung des Momentes zurücktritt, in
der Maria dagegen zu höchstem Schmerz sich steigert, gestaltet er sich im
Joseph von Arimathia zu jener leidenschaftslosen Trauer des Alters, das
den Auf- und Niedergang des Daseins, sein Glück und sein Leid seit
manchem Jahr erfahren hat. Hier haben wir die bedeutendste und die
selbstständigste Figur des Bildes; die Maria ist menschlich tiefer, aber
dieser Joseph von Arimathia ist künstlerisch höher empfunden.

Und gleichzeitig mit der Schönheit dieser drei Köpfe ist uns auch
die Schönheit der Landschaft aufgegangen. Der Meister des Stimmungs-
bildes bewährt sich wieder; mit scheinbar einfachsten Mitteln ist ein Außer-
ordentliches erreicht. Wie schön passen sich diese grauen Dämmertöne,
und dazwischen das weiße Gemäuer, dem Hergang an!

Aber das Bild ist mit dem, was wir bis hierher zu schildern ver-
suchten, nicht abgeschlossen; es fehlt noch der Gekreuzigte selbst und es
fehlen noch Maria Magdalena und Johannes, die, sich abtrennend von
der Hauptgruppe des Bildes, seitens des Malers mehr neben dasselbe,
als in dasselbe hinein gestellt wurden. Und hier beginnen denn nun die
Mängel, über die kein liebevolles Versenken in das, was der Künstler
wollte, hinweghelfen kann. Wie viel wir blicken mögen, der erste Ein-
druck des Abschreckenden, selbst des Degoutanten bleibt, und während uns
der Christus, in Eckigkeit und Häßlichkeit, an jene mittelalterlichen Holz-
schnitzereien erinnert, denen wir noch jetzt in den Chornischen unserer
Feldsteinkirchen begegnen, geben sich Maria Magdalena und Johannes
als allertrübseligste, nach Salon und Katheder schmeckende Gestalten,
Magdalena, als ob sie den Absagebrief eines heimlich Verlobten eben
empfangen, Johannes, als ob er ihr das Trosteswort zuzurufen hätte:
„Lenchen, die Zeit heilt Alles“. Es fehlt in dem Gekreuzigten jedes
Schönheits-, in Maria Magdalena und Johannes jedes Stilgefühl. Sie
fallen aus dem bedeutenden Inhalt des Bildes heraus, der Christus nach
der alterthümelnden, die beiden andern Gestalten nach der modernen
Seite hin.

So schwankt die Wage, drei gegen drei, und dem jedesmaligen Be-
schauer wird es überlassen bleiben, je nach seinem persönlichen „Mit-
bringsel“, durch freundliches Gewichtlegen auf das Gelungene oder durch
erzürntes Gewichtlegen auf das Gescheiterte, die eine oder andere Schale
zum Sinken zu bringen.

Wir unsererseits, in unerschütterter, ja trotz alledem und alledem in
gesteigerter Empfindung für den Meister, lassen unsere Sympathien den
Ausschlag geben. Aber auch der Verurtheiler, so ihm nur der Sinn für
das Große nicht fehlt, wird nicht ohne Respect von diesem Bilde scheiden.
In seinen drei Hauptgestalten tritt dem Beschauer jener Schaffensernst
entgegen, der, bei Aufgaben wie diese, den Glaubensernst ersetzen kann.
Denn kein Wunder erhebt hier die Hand, um vom Künstler sein Recht
zu fordern; nur ein alltäglich-Ewiges ringt nach Darstellung: ein Todter,
und die Trauer um ihn.

Und das ist der Unterschied zwischen dem Christuskopfe Gabriel
Max' und der Kreuzabnahme Böcklins. Der eine, weil er es konnte,
stand treu zu seinem Gegenstande, der andere, weil er mußte, coquettirte
damit; jener schuf, dieser künstelte. Alle Vorzüge des Gabriel Max'schen
Bildes werden das von Anfang an Todte nicht beleben, und alle Mängel
des Böcklin'schen Bildes das lebendig Empfundene nicht zu den Todten
werfen können.

Theodor Fontane.

Digitized by Google

Notizen.

Die inneren Fragen können über die Sorgen, welche der Orient Politikern jeder Kategorie bereitet, nicht ganz vergessen werden. Wie das heikligе Problem der Justizgesetze gelöst werden soll, ruht in dem Augenblick, wo diese Zeilen wie immer ziemlich früh in der Woche nach Leipzig gehen, noch im Schoße der Götter. Das parlamentarische Schiff soll zwischen der Scylla der juridischen deutschen Zerrissenheit und der Charybdis höheren Mißfallens hindurchsteuern, was einen festen Blick und auch eine gewisse Uebung im Nachgeben voraussetzt. Die Schwierigkeit ist diesmal durch die herannahenden Wahlen bekanntlich vermehrt. Unter begreiflicher Rücksichtsnahme auf dieses Tribunal, wie es in ärgerlich periodischer Wiederkehr über die Volksvertreter zu Gericht sitzt, führen die geschmeidigsten Abgeordneten eine Sprache, die an männlichem Freimuth wenig zu wünschen übrig läßt, auch für das Zusammenhalten der liberalen Partei Wünsche kundgibt, die bis zum 10. Januar und wohl etwa noch gute acht Tage darüber mit derselben Lebhaftigkeit sich vernehmen lassen werden. Welches aber auch der Ausgang des Kampfes sein mag, die Presse wird im besten Fall mit einem blauen Auge davonkommen. In der oberen Region wenig beliebt, sieht sie sich von ihren geborenen Advocaten, nämlich den in ihrem eigenen Dienste thätigen, im Reichstage als Abgeordnete sitzenden Journalisten vorkommenden Falles im Stich gelassen. Alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft befleißigen sich einer gewissen Solidarität. In der deutschen Zeitungswelt dagegen herrscht ein stiller Krieg Aller gegen Alle. Man möchte durch allzu offene Behandlung des Themas dem lauernden gemeinsamen Gegner nicht Waffen liefern. Aber es wird für unbestritten gelten, daß die bewußte gemischte Gesellschaft etwas mehr Disciplin in ihren Reihen und damit Hand in Hand einen zäheren Corpsgeist aufweisen könnte. Dann würden Regierungen und Kammern ganz anders mit ihr rechnen. Für eine solche innere Reform scheint aber bis auf Weiteres geringe Aussicht vorhanden. Und so wird die deutsche Presse noch für eine geraume Zeit das Stiefkind öffentlicher Autoritäten bleiben, dessen Wohl und Weh eine väterliche Regierung nach dem bezeichnenden französischen Ausruf: C'est le cadet de mes soucis! unter die jüngeren Söhne ihrer Sorgen rangiren wird. Ein ähnliches gespanntes Verhältniß zwischen Gouvernement und Presse besteht unseres Wissens in keinem anderen Lande, weder in England, noch in Frankreich, ja nicht einmal, so seltsam es klingt, in dem engbefreundeten Rußland. Ein belgischer Deputirter und Publicist, der im Spätsommer 1856, zur Zeit der Krönung des Kaisers Alexander, als Correspondent eines russischen Organes nach Moskau gereist war, hat neulich seine Memoiren veröffentlicht und bei dieser Gelegenheit auch seine Erlebnisse in der alten Czarenstadt geschildert. Er war während des Krönungstages überall gewesen und hatte darauf während der ganzen Nacht bis gegen sechs Uhr Morgens an seiner Correspondenz geschrieben, welche er sofort auf die Post brachte. Dann wollte er wenigstens für einige Stunden der Ruhe pflegen, als ihn bald darauf ein Kosack aus dem Bett holte und, nachdem er sich in der Eile angekleidet, in eine Droschke setzte, welche der Kosack, hoch zu Roß, bis zum Ministerium des Auswärtigen begleitete. Man kann sich die Angst des Journalisten denken, der sich schon in Sibirien sah. Auf dem Ministerium wurde er indessen von dem Fürsten Gortschakoff empfangen, der seine eine Stunde zuvor der Post übergebene Correspondenz in der Hand hatte und ihn unter allerlei Complimenten auf mehrere Irrthümer mit dem Bemerken aufmerksam machte, die russische Regierung wünsche, daß das Blatt, welchem er schreibe, über die Ceremonie der Krönung keine Ungenauigkeiten veröffentliche, bezügliche Correcturen daher wünschenswerth wären. Der Correspondent verbesserte die Fehler unter dem Dictat Gortschakoffs, der ihn ein anderes Couvert mit der entsprechenden Adresse versehen ließ und das Convolut einem dienenden Geist zur definitiven Expedition durch die Post übergab. Der Journalist saß in stummer Bewunderung des ganzen Verfahrens und gestattete sich nur den Ausdruck der Besorgniß, daß ihm in Folge der Verspätung seine Collegen und Rivalen mit ihren Briefen zuvorkommen würden. Der russische Reichskanzler beruhigte ihn indessen mit den Worten: Dafür habe ich sogleich gesorgt. Es wurde Befehl gegeben, die anderen Schreiben bis zum Abgang des Ihrigen auf der Post zurückzuhalten! So vorfährt man in dem wegen seines absolutistischen Polizeisystems verschrienen Rußland und die verbissensten Russenfeinde werden gestehen, daß eine correctere Sorgfalt in Behandlung der Presse kaum denkbar ist. Jedenfalls würde man sich bei uns einem ähnlichen Vorkommniß gegenüber höchstens auf ein bedaigneuses Dementi beschränken. Die allerneueste Theorie, die Rußland als den Träger moderner Cultur behandelt, ist, wie man sieht, kein phantastischer Wahn einzelner erleuchteter Gelehrten, sondern eine Realität, deren Segnungen nicht nur die Türkei bis an ihr seliges Ende bald verspüren wird. Auch im übrigen Europa werden noch Kind und Kindeskinder davon zu erzählen wissen.

* * *

Als Nachtrag gewissermaßen zu meiner Besprechung der Strauß'schen Schriften in Nr. 48 der „Gegenwart" möchte ich auch noch ein Wort über das soeben erschienene „poetische Gedenkbuch von D. Fr. Strauß" mir zu sagen erlauben. Es ist dies eine kleine Sammlung Gedichte von Strauß, die aber ausdrücklich nur für die Freunde desselben ausgewählt und als Manuscript von seinem Sohne ausgegeben sind. Für Freunde bestimmt tragen sie eben darum auch einen wesentlich privaten und intimen Charakter, und gehören daher nicht, wenigstens zunächst noch nicht, vor ein größeres Publicum. Denn

Diese schlichten kleinen Lieder,
Stille Seufzer meines Herzens,
Spiegelungen meines Schicksals,
Sind für meine lieben Freunde,
Sind für wenige Vertraute:
Für die Menge sind sie nicht.

Wenn hier der Beweis dafür geleistet wird, was Strauß in den „literarischen Denkwürdigkeiten" von sich sagt, daß er ein Stück von einem Dichter, und setzen wir hinzu: von einem echten Dichter in sich gehabt habe, so lehnt er doch eben in der „Verordnung" dieses Prädicat von sich ab:

Ein Gedicht wußt' ich zu machen,
Aber Dichter war ich nicht.

Und daher lehnt er weiter auch mit Fug und Recht das „Bekrittelt-werden in gelehrt- und ungelehrten Zeitungen" dieser Kinder seiner Muse ab. Wenn er aber sagt:

Wollen Kinder dann und Freunde
Von den Tönen seiner Saiten
Etwas auch vor denen draußen
Klingen lassen, wehr' ich's nicht,

so dürfen wir ja wohl auch von dieser Erlaubniß Gebrauch machen, um so mehr als das eine und andere der hier veröffentlichten Gedichte längst schon in größeren oder kleineren Kreisen bekannt geworden ist, so die herrlichen „musikalischen Sonette", so einige von den letzten schönen Gedichten „aus dem Krankenzimmer", die uns an Strauß eine Eigenschaft zeigen, die man ihm, dem Schwaben, nur mit Unrecht hat absprechen wollen: den Humor, der unter Thränen und Schmerzen zu lächeln und zu scherzen versteht. Für heute wollen wir nur zwei Epigramme und ein in seiner anspruchslosen Fassung bezeichnendes Gedichtchen herausheben. Jene, scharf und treffend, wie es von dem schlagfertigen Kritiker nicht anders zu erwarten ist, heißen:

1. Hegel.

Sein System war klüger als er; drum haben die Schüler
Besser den Meister erklärt, als er sich selber verstand.

2. Schleiermacher.

Der war klüger als sein System; drum machen die Schüler,
Denen sein Spiritus fehlt, eine so schlechte Figur.

Das Gedicht, „Duldung" überschrieben, enthält in seiner scherzhaften Einkleidung die beste Rechtfertigung alles dessen, was Strauß geschrieben hat:

Ich hört' als Knab' ein Narrenwort,
Das noch den Mann erbaut.
Es hustet in der Predigt einst
Die Närrin überlaut.
Ei, hust' sie doch so widrig nicht!
Fuhr sie der Pfarrer an;
Herr Pfarrer, gab sie ihm zurück,
Ich huste, wie ich kann.

Digitized by Google

Daß schlecht zum Nachtigallgesang
Der Frösche Quaken stimmt,
Das hab' ich oft genug erprobt,
Und war darob ergrimmt.
Doch sucht' ich Steine, war es mir,
Als rief der Frosch mich an:
Was willst du, ungerechter Mensch?
Ich huste, wie ich kann.

Gesprochen hab' ich manches Wort,
Geschrieben manches Blatt,
Auch leider manchen Schritt gemacht,
Den man gescholten hat.
Die ihr mich schmäht, so höret doch
Von mir ein Wörtlein an:
Wohl jedem, den kein Husten plagt!
Ich huste, wie ich kann.

Auch diese Verse, weiß ich wohl,
Sind nicht vom besten Schlag;
Doch hilft mir oft ein kleines Lied
Durch einen trüben Tag.
Nicht maß' ich ja der Nachtigall,
Der Lerche Ruhm mir an:
Nur Eines bitt' ich, Leute, laßt
Mich husten, wie ich kann.

Baden-Baden, im December 1876.

Theobald Ziegler.

* * *

Vom Büchertisch.

Es ist ein höchst liebenswürdiger Zug des echten Deutschen, daß er nicht zufrieden ist, Reisen zu machen, sondern dieselben auch beschreibt. Woldemar Kaden, unser Mitarbeiter, hat jüngst in diesen Blättern einen schreibseligen Reisenden, der seinen Witz an Italien geübt hat, in gebührender Weise zurechtgewiesen. Unsere Arbeit ist eine angenehmere, denn uns liegt eine Reihe von Reiserinnerungen vor, die wir sämmtlich dem Publicum empfehlen können.

La Mara, bekannt durch drei Bände „Musikalische Studienköpfe", hat unter dem Titel „Im Hochgebirge", Skizzen aus Oberbayern und Tirol (Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther) veröffentlicht. Man erkennt aus der ganzen Auffassung die Frau. Eine solche sieht mehr und weniger als ein Mann: das erstere beweisen die vielen Episoden, die dem Kleinleben des Volkes abgelauscht sind, das „weniger" zeigt sich in der allgemeinen Charakterisirung der Menschen. La Mara sieht zu viel Einzelheiten. Eine gewisse dichterische Fähigkeit bekunden die landschaftlichen Schilderungen, doch wäre zu wünschen, daß dieselben nicht so häufig angebracht wären. Das Werk verläugnet die Dame nicht einmal in den eingestreuten historischen und geologischen Bemerkungen, die manches Mal etwas Gesuchtes haben. Trotz dieser Einwendungen läßt sich das Buch als ein Führer durch die Alpen, oder, wenn es nicht solchem Zwecke dienen will, als eine anregende Lectüre für Kenner dieser Gegenden empfehlen, die aus den trefflich geschriebenen Skizzen frische Farben für ihre Reiseerinnerungen finden werden.

Ein höchst interessantes Buch bietet uns Ernst Otto Hopp in seinem „Transatlantischen Skizzenbuch" (Berlin, Otto Janke). Die meisten Schilderungen der nordamericanischen Republik sind vom Standpunkt der Politik geschrieben; je nachdem der Autor Gegner oder Enthusiast des Staatswesens ist, wird auch sein Urtheil über nicht politische Dinge entweder ein absprechendes oder ein begeistertes sein. Dadurch wird für den Leser die Möglichkeit, sich eine unabhängige Ansicht zu bilden, sehr verkleinert. Wir sind nicht im Stande, die Richtigkeit der von Hopp angeführten Thatsachen aus eigener Kenntniß des Landes zu beurtheilen, aber auch uns berührt die Objectivität des Buches angenehm. Die Auswüchse des americanischen Lebens und dessen große Vorzüge sind vorurtheilsfrei geschildert. Das Anziehendste des Werkes liegt aber nicht in der Fülle interessanter Thatsachen und Lebensbilder, sondern in der Individualität des Autors. Hopp hat Humor und sieht eine Unzahl von charakteristischen Einzelheiten, die von hundert Reisenden kaum einer gewahrt. Die Darstellung zeigt stets den gewandten Stilisten, und manche Capitel (22 u. 23) enthalten novellistische Skizzen voll feiner Empfindung und dichterischer Wärme.

So können wir das Buch als unterhaltend und belehrend zugleich unsern Lesern bestens empfehlen.

Eine gewisse Aehnlichkeit mit Hopp in Bezug auf die schriftstellerische Individualität zeigt Dr. Wilhelm Mohr in „Achtzehn Monate in Spanien" (2 Bde., Köln, Du Mont-Schauberg). Der erste Theil ist „Abenteuer eines spanischen Kriegs-Correspondenten" betitelt, der zweite „Frühlingstage in Andalusien und Marokko". Mohr war bekanntlich von der Kölner Zeitung nach dem Schauplatz der Carlistenkämpfe gesendet worden, und seine Berichte erregten bereits im Feuilleton des genannten Blattes Aufsehen. Der Autor ist ein Mann von jener gediegenen Bildung, die sich in der geläuterten Anschauung des Ganzen, in dem klaren Urtheil ausspricht. Seine Schilderungen der Situation einzelner Kämpfe sind voll von plastischer Klarheit, wie S. 58—60. Mohr ist kein journalistischer Stratege, der die Fehler, oder was ihm so erscheint, nachweist, und eigene Schlachtenpläne entwirft, sondern ein klarsehender Berichterstatter. Zu bewundern ist der stets ungeschwächte Humor, mit dem sich der Reporter in jedes widrige Geschick findet (siehe 7. Cap. „Neue Reiseabenteuer") und die Energie, die er entfaltet, um das zu erreichen, was er erreichen will.

In Bezug auf die politische Lage, überhaupt auf die politische Charakterschwäche des Volkes, lautet Mohrs Urtheil sehr pessimistisch, aber die bisherige Entwicklung hat ihm vollkommen Recht gegeben. Die Ideen des Liberalismus können in diesem Lande keine festen Wurzeln fassen, und die einzige That der „Fortschrittsparteien" sind verschwommene Phrasen.

Am interessantesten wird Mohr, wenn er uns das Volk und seine Sitten schildert. Man gewinnt dabei einen tiefen Einblick in die socialen Verhältnisse, und so viel trübe Seiten uns das politische und religiöse Leben auch zeigen, so viel Liebenswerthes begegnet man im gesellschaftlichen Verkehr. Die altspanische Ritterlichkeit ist noch immer nicht ausgestorben, und hat, trotz ihrer vielen Redensarten, noch immer ihre festen Wurzeln im Boden des Volkscharakters. (Cap. 19. „Ruhetage am Sardinero".)

Die ethnographischen Bemerkungen sind im 1. Bde. nur eingestreut, da der Krieg den Hauptstoff ausmacht; im 2. dagegen unterbricht erst gegen den Schluß der Kanonendonner die Erzählung, in deren Lebhaftigkeit und Wärme die Sonnenstrahlen eines spanischen Lenzes eingefangen scheinen. Mohr zeigt sich uns da als vorzüglicher Erzähler, als feiner Kenner der Kunst und als Enthusiast für alles Schöne, auch für die Frauen. Das Buch gehört nicht zu denen, die man mit innigem Vergnügen aus der Hand legt — so lautet die officielle Phrase der Tageskritik — man schließt den Band mit Bedauern, daß man die „unwiderruflich letzte" Seite gelesen hat.

Italien, das Land der Sehnsucht für jeden Deutschen, das Eldorado aller schreiblustigen Touristen, hat wieder zwei Ciceronen gefunden, beide aber so verschieden, als nur möglich, „Aus Italien." Sieben Monate in Kunst und Natur (Stuttgart, Richter u. Kappler), betitelt Alfred Graf Adelmann sein Buch; — das zweite nennt sich „Italienische Blätter" und Robert Schweichel ist der Autor (Berlin, Otto Janke). Der junge Aristokrat und Officier ist ein Schwärmer; sein Enthusiasmus hat etwas Lebenswürdiges, denn er ist naiv und frisch. Nur kommt der Reisende nicht aus der Begeisterung heraus und bewegt sich stets in Superlativen. Adelmann ist kein Kenner der Kunst, aber er kann es noch werden, seine Anschauungen sind dilettantenhaft, aber sie tragen das Gepräge der momentanen Empfindung, sie sind nicht geistreich, aber aufrichtig.

Das ganze Buch trägt den Charakter intimer Mittheilungen, und bekommt dadurch in Einzelnheiten einen anmuthenden Zug, andrerseits trägt die Briefform Schuld an dem unkünstlerischen Stil. An einigen Stellen macht der Officier sich bemerkbar, wie S. 17, wo der Autor sein Mißfallen an der modernen Männertracht ausspricht, die mitten unter den Kunstwerken einer großen Vergangenheit doppelt nüchtern und geschmacklos erscheine. „Die Uniformen sind mir" — fährt Adelmann fort — „so modern sie sind, immer eine willkommene schmückende Abwechselung; sie zeigen Einem doch die Waffe; die Waffe, welche die Weltgeschichte geschrieben."

Eine gänzlich verschiedene Individualität zeigt sich uns uns in Robert Schweichel. Zwar ist auch er Enthusiast, aber nicht aus jugend-

Digitized by Google

licher Schwärmerei, sondern aus gereiftem Verständniß. Sein reiches geschichtliches und kunsthistorisches Wissen ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen, so daß es sich stets ungesucht der Erzählung einflicht. Politik und Volkswirthschaft bieten ihm mannigfache Anregung zu sehr treffenden Bemerkungen, die oft durch scharfe Satire ihre individuelle Färbung erhalten.

Das Buch ist in acht „Blätter" getheilt: „Verona", „Mailand", „Genua", „Florenz", „Rom", „Neapel", „die Maremma, Pisa, Pistoja", und als letztes „Bologna, Venedig". Wir müssen uns auf diese kurzen Angaben beschränken, denen wir nur eine sehr warme Empfehlung des Werkes beifügen; es ist, wie selten ein Reisebuch, dazu angethan, vollste Achtung für den Autor einzuflößen. . . . .

Murad Efendi führt uns mit seinen „Türkischen Skizzen" (2 Bde. Leipzig, Dürr) in den Orient. Bei der jetzigen Lage der Dinge ist es ein dankenswerthes Unternehmen, der deutschen Lesewelt ein Buch zu bieten, das die politische Situation durch klare Darlegung der socialen Verhältnisse erklärlich und verständlich macht. Der Autor sagt im Vorwort: „Wer den Ottomanen kennt, wird ihn achten, wenn er sich auch oft über ihn ärgern muß." Wenn man die beiden Bände aufmerksam liest, wird man dem Verfasser beistimmen. Wohl ist es eine ganz fremde Welt, in die er uns mit lebendigen Schilderungen einführt; aber wir werden mit ihr vertraut, da der Autor, ein kundiger Cicerone, sich nicht begnügt, die Außenseite der Dinge flüchtig zu beschreiben, sondern uns mit den innern Triebfedern des orientalischen Lebens bekannt macht. Das geschieht hauptsächlich im zweiten Bande: „Türkische Schattenrisse", worin das Frauenleben, die Kindererziehung, das Beamtenthum, das Heerwesen, Staatsmänner und Dichter in einer Weise geschildert werden, die gleich weit von westeuropäischem Geisteshochmuth, wie vom Fanatismus des Renegaten entfernt ist. Murad Efendi beschönigt nichts, aber er schwört nicht zu dem Dogma vom todten Mann. Er sieht im türkischen Volksthum noch eine Fülle von ungebrochner Kraft, denn ohne diese scheint es ihm unmöglich, daß sich die Türkei unter solchen Regierungen so lange hätte halten können. Er illustrirt seine verschiedenen Behauptungen mit oft sehr treffenden Anekdoten, deren eine wir anführen wollen, weil sie dem Stande der vielgeschmähten Kadis (Richter), wenigstens im einzelnen Falle, ein günstiges Zeugniß ausstellt. Der Kadi von Smyrna hatte einen Rechtsstreit zu entscheiden. Der Kläger, seines Unrechts bewußt, wollte den Richter bestechen und überreichte ihm einen Beutel mit 200 Ducaten, der ohne Widerrede angenommen wurde. Als der Verhandlungstag herankam, erschien der Kläger mit den erkauften Zeugen und forderte den Rechtsspruch, da der Angeklagte keinen Zeugen habe.

„Er hat einen Zeugen", rief der Kadi und warf den Geldbeutel in den Saal. „Diesen hier!" Etwas primitiv, aber überzeugend.

O. v. L.

* * *

„Aus meiner rheinischen Studienmappe" betitelt sich eine Sammlung von Charakterbildern, Literaturporträts und Skizzen von Adolf Kohut (Düsseldorf, Breidenbach und Baumann). „Auf dem Gebiete geistigen und künstlerischen Lebens am Rhein ist noch manche Nachlese zu halten, deren Früchte nicht allein den Bewohnern der Rheinprovinz, sondern allen Gebildeten überhaupt zu Gute kommen können." So äußert sich der Autor in der Vorrede seines Buches, das treu hält, was es verspricht. Der Verfasser kennt den Boden, auf welchem er sich bewegt, und verfügt neben seinen praktischen Erfahrungen über eine große Fülle anderen Materials. Schon das erste Charakterbild, dessen Held der Düsseldorfer Regierungspräsident Herr C. H. Bitter ist, zeichnet sich durch die Klarheit aus, mit welcher das Material geordnet ist. Bitter erscheint als ein Mann von seltener Bildung des Geistes und Herzens in allen seinen Erlassen, die Kohut mittheilt, aber auch in seinem Handeln. Daß er ein feiner Kenner der Musik ist, bedarf bei dem Autor von „das Leben und die Werke Joh. Seb. Bachs" keiner Erwähnung. Das Werk gibt Kohut Gelegenheit zu einem kurzen Auszug, der in fesselnder Weise den Hauptgedanken klarlegt.

Der zweite Aufsatz führt uns den Maler Camphausen als witzigen Gelegenheitsdichter vor, der wirkliches Talent besitzt. Wir können das Buch leider nicht so eingehend behandeln, wie es dasselbe verdient, empfehlen es aber als das Werk eines klardenkenden und warmempfindenden Autors unsern Lesern, die uns für den Hinweis sicher dankbar sein werden.

— x —

* * *

Was den Text betrifft ist Trägers Jahrbuch „Deutsche Kunst in Bild und Lied" (Leipzig, Julius Klinkhardt) den Concurrenten mindestens ebenbürtig: es hat sogar einen Vorzug. Der Herausgeber jagt nicht nach berühmten Namen, obwohl auch diese durch Geibel, Hamerling, Dahn, Jensen, Kletke, Löwe, Pichler, Spielhagen ꝛc. vertreten sind. Daneben findet man viele junge, wenig bekannte Dichter, die sich erst die Sporen verdienen müssen. Hervorragend sind die Beiträge A. Mösers durch die Originalität; das Gedicht „Die Steinkohle" wäre ein wenig kürzer noch vorzüglicher. Ernst Ziel bringt einem todten Freunde einen Nachruf voll ergreifender Wärme. Stephan Milow's „Gedenkblätter" enthalten in formschöner Sprache eine Fülle von Lebensweisheit. Voll einfacher Innigkeit ist E. Pohls „Ländliche Toilette". Zu den besten Beiträgen des Jahrgangs gehören Jensens „Träume", Adolf Pichlers „Antworten" und Beilhacks „Stürme", die in seltsamer Uebereinstimmung in der ersten Hälfte denselben Gedanken entwickeln wie Mösers „Steinkohle". Der Herausgeber ist in diesem Jahrgang nur durch eine kleine „Widmung" und durch das reizende und sinnige Gedicht „Kommt Täubchen!" vertreten.

Die Ausstattung ist gut, die künstlerischen Beiträge bestehen aus schwarzen und bunten Drucken. Keine Rose ohne Dornen — die Schwarzdrucke sind die Rose.

— x —

* * *

„Unter dem Krummstab" betitelt sich eine Reihe epischer Dichtungen von Johannes Nordmann (Wien, bei Rosner), die nicht verfehlen werden Aufsehen zu erregen. Wir machen auf das Buch hiermit aufmerksam, eine eingehende Kritik bringen wir nächstens.

Der Roman „Die Bankgrafen" von Michael Klapp, der zuerst im Feuilleton einer Wiener Zeitung erschienen ist und einen gewissen Erfolg errungen hat, da man in verschiedenen Gestalten Copien aus der Wiener Gesellschaft vermuthete, ist jetzt bei Froeben & Co. in Berlin in 2 Bänden erschienen.

Ein höchst empfehlenswerthes Buch für deutsche Frauen ist das „illustrirte Frauenbrevier, Mittel zur Beglückung des Hauses und der Erziehung der Kinder", herausgegeben von Dr. Adolf Schwartz (Leipzig, Otto Spamer). Wir sind nicht im Stande, in Kurzem den reichen Inhalt des Buches anzuzeigen und müssen uns mit dieser warmen Empfehlung desselben begnügen.

Im gleichen Verlag ist eine Sammlung deutscher und nordischer Märchen, „Elfenreigen" betitelt, erschienen, den „deutschen Töchtern" gewidmet von Villamaria. Das Erscheinen der dritten Auflage verbürgt den Werth des Buches.

Ebenso sind Reinhold Bechsteins altdeutsche Mährchen, Sagen und Legenden für die Jugend mit Holzschnitten nach Ludwig Bechstein in 2. Auflage erschienen.

Als weiteres Kinderbuch schließen wir hier an: Andersens ausgewählte Märchen mit Anmerkungen von Emil Jonas. Berlin, Brachvogel und Comp. Die Ausstattung ist sehr nett; übrigens bedürfen Andersens Märchen unserer Empfehlung nicht.

H. J. Horwitz hat ein Kinderbuch herausgegeben, mit Silhouetten von Karl Fröhlich, das wir wegen seines reizenden Inhaltes auf das Wärmste empfehlen (Berlin, Plahn'sche Buchhandlung). Auch für Kinder bestimmt ist Isabella Brauns „der Mädchen liebstes Buch" (München und Newyork, Stroefer & Kirchner). Einzelne der acht Chromolithographien sind vorzüglich. — Der Text ist nett; die Ausstattung vortrefflich. — Für einen kleinen Kreis bestimmt ist Camphausens, des Malers, „Chronica de rebus malcastaniensibus". Als Manuscript gedruckt in diesem Jahr. Wo der Autor die Zeit zu diesen witzsprühenden Allotria hergenommen, ist uns ein Räthsel. Der echte Künstlerhumor liegt in diesen Blättern und der archaisirende Stil erhöht noch die Komik der wunderbaren Geschichten, so in der Düsseldorfer Malerrepublik arrivirt sind. Daß die Chronica mit lieblichen Bildlein zum inniglichen Ergötzen des Lectoris verzieret, wird sich männiglich selber sagen können.

* * *

Theodor Mintrops „König Heinzelmanns Liebe". Ein Märchen in 70 Bildern. Text und Aphorismen von B. Lucas, poetisch eingeleitet von F. Rittershaus (Dresden, H. Reinhardt). Es gibt wenig Erscheinungen in der Kunstgeschichte, deren Genuß so sehr erschwert ist, als „das Märchen" Mintrops. Das Schöne darin gleicht dem „Dorn

Digitized by Google

röschen", man muß viele und große Hindernisse überwinden, ehe man es erringt. Der unbestreitbar eigenartige Künstler hat noch keine gerechte, objective Beurtheilung erfahren; die Ritter der Schablone nennen ihn einen Narren, die Coloristen gehen an ihm mit Nichtachtung vorüber und eine dritte Partei hebt ihn auf den Schild und verehrt ihn als „deutschen Raphael". Der letztere Beiname ist ebenso ein Nonsens wie die Unterschätzung. Nichts ist so gefährlich, wie Vergleiche zweier Künstler, die zu verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Bedingungen gelebt und geschaffen haben, noch gefährlicher dann, wenn die Nebeneinanderstellung ungerechtfertigt ist. Das Beiwort „deutscher Raphael" hat Mintrop nur geschadet, denn wer es hört ohne des Malers Werke zu kennen, wird sich eine ganz schiefe Vorstellung von ihm machen. Mit dem Italiener verbinden wir den Begriff der geläuterten, schönen Erscheinung, die dem Ideal, das sie darstellen will, nahe kommt und es oft erschöpfend wiedergibt. Das ist bei Mintrop nicht der Fall. Er ist geborener Dichter, der durch Zufall nicht das richtige, ihm am meisten entsprechende Ausdrucksmittel gefunden hat; sein Streben ist es nicht, das ideale Innenbild nach Außen in vollendeter Form wiederzugeben, sondern durch die Linien sein reiches poetisches Fühlen symbolisch anzudeuten. Mintrops größte Kraft liegt in der genialen Tiefe seiner Empfindung, in der rührenden Innigkeit derselben. Aber es ist nicht leicht, bis in diese Tiefe zu gelangen, wo man das warme Künstlerherz schlagen hört. Der oberflächliche Betrachter wird durch die oft seltsame Form, die häufig jeder Wirklichkeit spottet, abgeschreckt, dem tiefer empfindenden Menschen wird aber aus „König Heinzelmanns Liebe" eine Fülle poetischer Anregung entgegenströmen.

Es ist bekannt, daß Mintrop in diesem Cyklus seine eigene Liebe dargestellt, die mit Entsagung geendet hat. Als Hochzeitsgabe überreichte er der Geliebten, die mit dem fremden Mann über den Ocean einer neuen Heimat entgegenfuhr, die traurige Geschichte seiner Liebe. Es war kein flüchtiges Gefühl, es war eine jener mächtigen Neigungen, die den ganzen Menschen in tiefster Seele erfaßt, und welche — wie Dichter meinen — nur einmal im Leben kommt. Das fühlt man in jedem Bilde, denn es lebt darin eine Innigkeit und Tiefe, die nur aus dem Herzen kommen kann und die sich niemals durch Reflexion erreichen läßt. Der Stoff des Märchens ist sehr einfach. Die ersten Blätter deuten den tiefen Riß an, der im Weltalter der Industrie zwischen Gemüth und Welt gähnt. Die „Romantik" trauert tief in der Erde um die verlorene Herrschaft über die Menschenherzen. Heinzelmann, König der Zwerge, will die Fürstin trösten und bereitet Feste, aber aller Glanz kann die Trauernde nicht erheitern. Da macht sich der König auf, um ein Herz zu suchen, das noch die Romantik, die Poesie in sich trägt. Er findet ein Mädchen, dessen Seele kindlich rein, dessen Herz warm ist, und da vergißt er die Fürstin unter der Erde und erglüht in Liebe für das holde Menschenkind. Jeden ihrer Schritte bewacht er und hilft ihr mit seinen dienstbaren Geistern in Haus und Hof. Und die Liebe erfaßt sein Herz immer mächtiger. Da kommt ein fremder Mann und mit unsagbarem Schmerz fühlt König Heinzelmann, wie alle Gedanken des Mädchens dem Fremdling entgegenfliegen, bis sich beide finden. Da erfaßt den Armen Verzweiflung, er will sie entführen hinunter in sein Märchenreich, aber seine Liebe ist zu groß, um selbstsüchtig sein zu können — er entsagt, wenn auch mit wunder Seele, und begleitet das junge Paar bis an den Strand des Meeres. Dann kehrt er zurück in die Tiefen der Erde und nur im Traume sieht er sich an der Seite der Geliebten.

Das ist in Kürze der stoffliche Inhalt des Märchens, das Mintrop in 68 Blättern vorführt. Es weht ein Zug rührenden Humors durch die ganze Schöpfung, eine kindliche Naivetät, die entzückt, aber nur den, der sich selbst noch etwas Kindlichkeit bewahrt hat.

Das Leben hat dort weitergedichtet, wo Mintrop den Stift gesenkt; „sie" kehrte nach Jahren zurück und der Künstler gewann es über sich, Pathe des Kindes, eines blühenden Mädchens, zu sein. Kurze Zeit darauf hat man ihn zur ewigen Ruhe getragen.

Mintrop ist kein Pfadfinder für die Kunst gewesen, aber eine Erscheinung, die man lieben kann, wenn man sie kennt. Mögen diese Zeilen dem Todten Freunde gewinnen.

O. v. Leixner.

Offene Briefe und Antworten.

Aarau, den 8. November 1876.

Hochgeehrte Redaction!

In der „Gegenwart" vom 7. October d. J. Nr. 41 erscheint in dem Aufsatze: „Aus Oberöstreich" von Jul. Duboc ein Brief meines sel. Vaters, Heinrich Zschokke, an Konrad Deubler im Abdrucke. Vielleicht wird es Sie und manche Ihrer Leser interessiren, auch den Brief Deublers kennen zu lernen, auf welchen der Zschokke'sche antwortet. Da sich derselbe in meinem Besitze befindet, gebe ich Ihnen eine wörtliche, ja buchstäbliche Copie davon — als einen weiteren Beitrag zur Charakteristik jenes „Philosophen im Zwilchrocke".

Mit vorzüglicher Hochschätzung

Ihr ergebener

Emil Zschokke.

Edler Menschenfreund!

Schüchtern, obgleich voll Vertrauen auf Ihre edle Denkungsart, ergreiffe ich die Feder zu gegenwärtigen Schreiben.

Ich bin ein ehrlicher Bergmann, der seine freien Stunden immer einer guten Herz und Geist bildeten Lectüre gewidmet hat, und noch widmet. Liebe zu den Wissenschaften hate der Schöpfer in meine Seele gehaucht, aber meine Aeltern waren Arm, und ich muste froh sein, das ich bei den k. k. Salzbergwerk als Arbeiter aufgenomen wurde. Doch, die Vorsehung waltete über mich; gute Menschen gaben mir (freilich erst spät in meinen 23 Jahr) die Stunden der Andacht zu lesen. Unser Pastor ein Verehrer von Stillings Schriften sahe gar nicht gernee, und warnte mich for diesen freigeisterischen Büchern (wie er es nante) allein ich ließ mich nicht abreden. Später kaufte ich mir Ihre Ausgewählten Novelen und Dichtungen, wo die Geschichte von Alamontade, einen Freund von mir die verlorne Ruhe und den Glauben an Gott wieder gab, den gröſten Segen aber brachte in meine Gegend, das Buch, die Brandweinpest! mehrere hundert Exemplar wurden gekauft. Meine Verehrung nnd meinen Dank Edler Menschenfreund! Ihr Streben die Menschheit Glücklicher und Besser zu machen, war nicht erfolgloß gewessen. Meine Achtung gegen Sie, wurde bey der Durchlesung Ihrer Selbstschau immer mehr gesteigert, so das ich beschloß Ihnen meinen aufrichtigen Dank mit meinen schlechten Schreiben zu bezeugen, mit der Bitte, mir auf diesen Brif zu Antworten. Damit ich in Ihren Brif ein Angedenken häte, ein Andenken von einen Manne den ich so sehr Achte und Liebe. Scheint Ihnen meine Bitte etwas auffalend — zudringlich? — O! so Verzeihen Sie gütigst einen armen Bergman der Sie über alles Liebt, und Ihnen vieleicht noch jenseits des Grabes für Ihre Güte danken wird. Ja, Ehrwürdiger! um die Beruhigung so vieler tausend Menschen hochverdienter Mann! gewähren Sie mir gütigst meine Bitte, und seyn Sie versichert, das Sie es keinen Unwürdigen thun. „Wer nicht Fürchtet nicht Hoft, nur der ist Glücklich" sagt Klopfstock, darum will auch ich ruhig Erwarten, was Sie gütigst beschliessen werden. Auf jeden Fall bin und bleibe ich mit ungeheuchelder Hochachtung und Dankbarkeit

Ihr ergebenster

Konrad Deubler.
Bergmann in Oberöstreich,
Markt Hallstatt nächst Ischl.

Den 27. July 1844.

* * *

Eine stilistische Unart.

Da lese ich in Westermanns „Monatsheften" eine Erzählung von Fanny Lewald, „Martina". Ich lese sie mit dem ruhigen Behagen, das diese Erzählerin häufig einzuflößen versteht. Aber Eines hat mir schon mehrmals dieses Behagen gestört und stört mich jetzt wieder, auf dem Raum einer einzigen Seite zweimal, so empfindlich, daß ich für den Augenblick nicht weiter lesen mag.

Ich lese von einem gewissen Fürsten Stephan: „im hohen Grade leidenschaftlich, waren seine Sinne eben so schnell wie seine Empfindungen anzuregen". Dann weiter von einem alten polnischen Grafen: „nur auf sich und seines eigenen Hauses Erhaltung gestellt, hatte der Enkel keinen Werth für ihn".

Digitized by Google

Das ist eben einmal kein Deutsch! Wer war „im hohen Grade leidenschaftlich“? Dem Sinn und Zusammenhang nach Fürst Stephan, der richtigen Satzconstruction nach seine Sinne! Wer war „nur auf sich ꝛc. gestellt“? Dem Sinne nach doch der Graf, der Grammatik nach sein Enkel. Dagegen hilft auch das Komma nichts!

Frau Lewald scheint diese Form zu lieben, und bei einer großen Anzahl unserer Tagesschriftsteller scheint sie nach und nach ebenso Mode zu werden, wie die heillose, dem Kaufmannsstil entliehene Inversion „— und zeichne ich — und haben Sie uns ꝛc.“ Warum das? Soll der deutsche Stil auch seine Modethorheiten haben?

Oder bin ich ein moroser Stilpedant, ein zurückgebliebener Classicist? Ich begrüße sonst jede originelle Fortbildung unserer Sprache und unseres Stils mit Freuden. Aber diese allerneuesten Stilverzwirbelungen kann ich nicht mehr mit meinem Sprachgefühl in Einklang bringen. Andern geht's ebenso!

Wir armen Zurückgebliebenen wären ganz gewiß dankbar, wenn eine Autorität auf sprachlichem Gebiete — aber es müßte schon eine recht große sein — uns die blöden Augen darüber öffnen würde, welchem uns bis jetzt noch verborgenen Gesetz solche wie der Krebs um sich fressende Fortbildungen des deutschen Stils das Recht ihrer Existenz verdanken? Vorläufig aber erlauben wir uns noch, wenigstens die genannte Verwendung des Participiums als das zu bezeichnen, als was sie uns erscheint — als eine stilistische Unart.

Schwaigern in Württemberg. **Carl Weitbrecht.**

Bibliographie.

Philosophie und Naturwissenschaften.

F. H. Hedge, die Schöpfung der Welt und die Anfänge der menschlichen Gesellschaft. Aus dem Engl. von F. W. Vogel. 2. Aufl. 2 Mk. 25. (Ebenda.)

E. du Bois-Reymond, Darwin versus Galiani. Rede in der Sitzung der k. pr. Akademie der Wissenschaften. 6. Juli 1876. (Berlin, A. Hirschwald.)

Wilhelm Förster, Sammlung wissenschaftlicher Vorträge (Berlin, F. Dümmler.)

Paul Niemeyer, über die akustischen Zeichen der Pneumonie. Mit Anhang: Ueber Berechtigung und Methode der populären Lehrthätigkeit. (Stuttgart, F. Enke.)

Unser verehrter Mitarbeiter Herr L. Pietsch hat in der Besprechung des Werkes „Loangoküste“ den Autor, Herrn Dr. Falkenstein, aus Versehen „Frankenstein“ benannt. Doch „Was ist ein Name? Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften.“ D. R.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart“.

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Inserate.

Geschenkwerk
aus dem G. Grote'schen Verlag.

Julius Wolff:

Till Eulenspiegel redivivus.
Ein Schelmenlied.
Fünfte Auflage.

Der Rattenfänger von Hameln.
Eine Aventiure.
Vierte Auflage.

Wilhelm Raabe:

Horacker.
Illustrirt v. Grot Johann. à Band 3 M., geb. 4 M.

Robert Reinick, Lieder.
Elegant geb. 6 M.

100 Stück 1 M. 50 Pf., — 50 Stück 1 M. 20 Pf., elegante, sauber lithographirte

Visitenkarten

liefert franco! bei Einsendung in Marken
C. Hirsch, Buchbindermstr. Naumburg, Schl.

Empfehlenswerthes Festgeschenk
aus dem Kunstverlage von
Julius Buddeus in Düsseldorf.

Geschichte der bildenden Künste
von
Dr. Karl Schnaase.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
7 Bände mit ca. 900 Abbildungen.
Preis 84 M.

Ein wegen seiner durchsichtig klaren, ästhetisch vollendeten Form jedem Gebildeten nutzbringendes und daher willkommenes Werk, welches von der gesammtem Kunstkritik als geradezu = **classisch** = bezeichnet ist.

Einzelne für sich abgeschlossene Bände werden abgegeben und sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Für Weihnachten 1876
sind unbedingt als beste Festgeschenke zu empfehlen:

Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele. Ein Familienbuch von Dr. med. H. Klencke. Dritte, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 12 M. 50 Pf. Eleg. geb. 15 M.

Die Mutter als Erzieherin ihrer Töchter und Söhne zur physischen und sittlichen Gesundheit vom ersten Kindesalter bis zur Reife. Ein praktisches Buch für deutsche Frauen von Dr. med. H. Klencke. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 6 M. Eleg. geb. 7 M. 20 Pf.

Diätetik der Seele. Zweite, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage des Buches: **„Die menschlichen Leidenschaften“.** Von Dr. med. H. Klencke. 8. Geh. 5 M. 40 Pf. In Leinwand gebunden 6 M. 60 Pf.

Diätetische Kosmetik oder Gesundheits- und Schönheitspflege der äußern Erscheinung des Menschen. Zweite, vermehrte Auflage. Eine Volksschrift von Dr. med. H. Klencke. 8. Eleg. geh. 6 M. Fein geb. 7 M. 20 Pf.

Der Frauenarzt. Lehrbuch für das weibliche Geschlecht über dessen Gesundheits- und Heilpflege. Zur Selbstkenntniß der weiblichen Anlagen und Gelegenheiten zu Erkrankungen, wie zur rationellen Selbstbetheiligung an der Verhütung und Bekämpfung kranker Zustände. Nebst Unterricht in der weiblichen Krankenpflege und den nöthigsten Heilleistungen von Frauenhand an sich selbst und anderen ihres Geschlechts. Von Dr. med. H. Klencke. 8. Geh. 4 M. 50 Pf. Eleg. geb. 5 M. 70 Pf.

Das Weib als Gattin. Lehrbuch über die physischen, seelischen und sittlichen Pflichten, Rechte und Gesundheitsregeln der deutschen Frau im Eheleben; zur Begründung der leiblichen und sittlichen Wohlfahrt ihrer selbst und ihrer Familie. Eine Körper- und Seelendiätetik des Weibes in der Liebe und Ehe von Dr. med. H. Klencke. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 5 M. Eleg. geb. 6 M.

Die gebildete Hausfrau als wirthschaftliche Einkäuferin und Verwalterin nach Grundsätzen der Naturkunde, Gesundheitslehre, Oekonomie und guten Sitte. Zweite, gänzlich umgearbeitete und bedeutend erweiterte Auflage. Von Dr. med. H. Klencke. 8. Geh. 6 M. Eleg. geb. 7 M.

Chemisches Koch- und Wirthschaftsbuch oder die Naturwissenschaft im weiblichen Berufe. Ein Buch für denkende Frauen und zum Gebrauch in weiblichen Erziehungsanstalten. Von Dr. med. H. Klencke. Dritte, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage. 8. Geh. 5 M. 40 Pf. In elegant. Leinenband 6 M. 40 Pf.

Das kranke Kind. Populäre Belehrung in der richtigen und frühzeitigen Erkennung kindlicher Krankheitsanlagen und Erkrankungen und in der zweckmäßigen häuslichen Behandlung derselben bis zur Hülfe des Arztes. Ein Buch für gebildete Eltern von Dr. med. H. Klencke. 8. Geh. 3 M. Fein geb. 3 M. 90 Pf.

Taschenbuch für Badereisende und Curgäste. Aerztlicher Rathgeber und Führer durch die namhaftesten Curplätze Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz, Frankreichs, Englands, Italiens und anderer europäischer und außereuropäischer Länder. Von Dr. med. H. Klencke. 8. Geh. 6 M. Eleg. geb. 7 M. 20 Pf.

Verlag von **Ed. Kummer** in Leipzig.

Zweite, neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage:

Friedrich von Hellwald, **Culturgeschichte** in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.

2 Bände brosch. 22 M., eleg. geb. 25 M. In allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von **Lampart & Co.** in **Augsburg.**

Digitized by Google

Neuigkeit!

Paul Lindau,
Wie ein
Lustspiel entsteht und vergeht.
Mit Illustrationen von J. Ehrentraut.
Höchst eleg. ausgestattet: Preis 2 M.
Berlin S.W., Bernburgerstr. 35.
G. Grote'scher Verlag.

Festgeschenke.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Burns, Robert, Lieder und Balladen. Dtsch. v. Ad. Laun. 16. XII u. 204 S. 2. Aufl. Preis geh. 2 M., geb. 3 M.
Hillebrand, Karl, Zeiten, Völker u. Menschen.
I. Band. **Frankreich und die Franzosen.** 2. umgearbeitete und vermehrte Aufl. 8. XVI u. 384 S. Preis 5 M.
II. Band. **Wälsches und Deutsches.** 8. XII u. 463 S. Preis 6 M.
III. Band. **Aus und über England.** 8. VIII u. 408 S. Preis 6 M.
Kinkel, Gottfried, Mosaik zur Kunstgeschichte. gr. 8. VIII u. 467 S. Preis 9 M.
Naumann, Emil, Prof. Dr. und Kgl. Hofkirch. Musikdirector, **Deutsche Tondichter** von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. 2. Aufl. 8. XVI u. 402 S. Preis geh. 5 M., geb. 6 M.
— — Dasselbe. Pracht-Ausgabe mit sechs Photographien. 3. Aufl. gr. 8. XXII u. 402 S. Preis geh. 12 M., fein geb. i. Goldschn. 15 M.
— — **Italienische Tondichter** von Palestrina bis auf die Gegenwart. 8. X u. 570 S. Preis 8 M., geb. 10 M.
— — Dasselbe. Pracht-Ausgabe mit vier Photographien. 2. Aufl. gr. 8. XVI u. 570 S. Preis 17 M., fein geb. i. Goldschn. 20 M.
— — **Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers.** 2. Aufl. 16. Auf feinstem Velinpapier. 118 S. Preis geh. 2 M., fein geb. 3 M.
Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Deutschlands Thierwelt
nach ihren Standorten eingetheilt.
Von
Professor Dr. **Gustav Jäger.**
Mit zahlreichen vorzüglichen Abbildungen.
2 starke Bände in groß Lex.-8.
Preis geh. 24 M., schön gebunden 28 M.
Das Werk wendet sich an alle Freunde der Natur und dient ebensowohl zum Studium der Thierkunde überhaupt, als auch vermöge der durchaus neuen Anordnung des Inhalts den praktischen Interessen des Forstmanns, Landwirths, Gärtners, Fischzüchters ꝛc. Ferner eignet es sich als Führer auf zoologischen Excursionen.
(Verlag von **A. Kröner** in **Stuttgart.**)

Soeben erscheint:
Internationale Literaturzeitung
1877. Nr. 1.
In 10 Sprachen. Aller 8—14 Tage 16 Seiten Folio stark. Franco per Kreuzband jährlich 5 M. in Postmarken oder Reichskassenschein, Nr. 1 für 40 ₰. Marken direct franco an
Albert Erlecke,
Paternoster Row, London.

Empfehlenswerthe Festgeschenke!

Emsland-Bilder.
Erzählungen a. d. Emslande
von **E. v. Dincklage.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Von ihr und mir.
Eine Weihnachtsgeschichte
von **Edmund Hoefer.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Nymphäa.
Novelle
von **Wilh. Jensen.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Ein
Deutsches Dichter-Buch.
Aus Originalbeiträgen deutscher Dichter gesammelt u. herausgegeben von
Max Kalbeck.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 5 M.

Leier und Palette.
Geschichten
aus dem
Dichter- u. Künstlerleben
von
E. Vely.
Mit einer Illustration.
Eleg. geh. 3 M. Eleg. geb. 4 M.

Assunta.
Novelle
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Meereswellen.
Venetianisches Märchen
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Sonnenstrahlen.
Ein Märchen
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 4 M. 50 ₰.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Werthvolle Geschenke!

Speyer, Schmetterlingskunde, mit 251 Abbild. auf 32 color. und 2 schw. Tafeln. fein geb. 6 Mk.
Klier, Raupenkalender, mit color. Titelbild, cart. 70 Pf.
Villeroy u. Müller, Pferdezüchter, mit 40 Holzschn. u. 20 lith. Abbild. von Bach und Hanfstängl, eleg. geb. 13 Mk. 20 Pf.
Verlag von Hermann Foltz in Leipzig.

Festgeschenke
aus dem Verlage von **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig.

Für Frauen und Töchter:
Neu!
Vom Gesang.
Musikalische Winke und Lebensbilder.
Von **Elise Polko.**
Mit einem Titelstahlstich.
kl. 8. brosch. M. 4.50. Eleg. geb. M. 6.—

Von derselben Verfasserin erschienen früher:
Aus der Künstlerwelt.
(Maler-Novellen.)
2 Bde. gr. 8. mit Illustr. geb. à M. 7.50.
und wiederum in neuen Auflagen:
Musikalische Märchen.
Phantasien und Skizzen.
Mit Illustrationen in Holzschnitt.
Drei Reihen (jede einzeln käuflich!).
Eleg. geb. mit Federschnitt à Bd. M. 6.75
Eleg. geb. mit Goldschnitt à Bd. M. 7.50

Glümer, Cl. v., Erinnerungen an Wilh. Schröder-Devrient. Mit Porträt. 8. geb. . . . . M. 3.60
Frauenliebe und Dichterleben. Ein literarisches Album. Von Julie Dohmke (Elise Polko's Schwester). 3. Aufl. Min.-Ausg. Eleg. geb. . . M. 8.50
Immortellen auf d. Grab Rob. Schumanns. 2. Aufl. 16. cart . . . . M. 1.—

Kunst u. Literatur, Biographisches etc.
Bartsch, A., le Peintre-graveur. 21 vols. 8. et atlas in folio . . M. 141.30
Passavant, J. D., le Peintre-graveur. 6 vols. 8. . . . . M. 54.—
Handzeichnungen berühmter Meister. 36 Bl. in folio . . . . . M. 96.—
Holzschnitte berühmter Meister. Vollständig in 16 Lfgn. in folio . M. 96.—

Corrodi, A., Studien zur Pflanzenornamentik in 4. cart. . . . . M. 8.—
Tüshaus, F., deutsche Sprichwörter. 4. cart. . . . . M. 3.—
Neher, B., Schillers Glocke in 40 Blättern in folio . . . . . M. 6.—
Hanslick, E., Vom Musikalisch-Schönen. 5. Aufl. 8. . . . . M. 2.40
Hendtl, Fr. Ritter v., Gedanken über Tonkunst u. Tonkünstl. 2. Aufl. 8. M. 2.40
Barthel, G. E., Scherz und Humor. 16. br. . . . . M. 1.50
Criepen, H., Von der Kunst zu lieben. Min. Ausg. cart. . . . . M. 2.25
Juvenal's Satyren. Deutsch von Hilgers. Min. Ausg. br. . . . . M. 4.—
Lindau, P., Literarische Rücksichtslosigkeiten. 3. Aufl. 8. br. M. 4.—
Massari, J., Graf Cavour. Deutsch von Bezold. 8. br. . . . . M. 4.50
Minnesinger. Herausg. von F. H. von der Hagen. 3 Bde in 4. . M. 75.— Ohne die artistisch. Beilagen. M. 30.—
Steinacker, G., Ungarische Lyriker. Min. Ausg. br. . . . . M. 8.— geb. . . . . M. 9.—

Erbauungsschriften.
Protestantenbibel. Neues Testament. 2. Aufl. 8. br. . . . . M. 11.— geb. . . . . M. 13.—
Bassermann, H., Dreissig Predigten. 8. br. . . . . M. 4.50
Eltester, Th. H., Worte der Verständigung. 8. br. . . . . M. 3.60
Henke, E. L. Th., Ergebnisse und Gleichnisse. 8. geb. . . . . M. 4.—
Krenkel, M., Der Apostel Johannes. 8. br. . . . . M. 3.—
Müller, W., Religion und Christenthum. 8. br. . . . . M. 2.40
Wünsche, A., Jesus in seiner Stellung zu den Frauen. 8. br. . M. 2.—

Paul Lindau, Dramaturgische Blätter.
2 Bände. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.
Stuttgart.] [C. F. Simon.

Digitized by Google

J. G. Bach's Verlag in Leipzig.

Trachten der Völker von **Kretschmer** und **Rohrbach.** Gross 4°. 100 Tafeln in Farbendruck und ausführlichem Text. geb. 195 *M.*, broch. 180 *M.*

Deutsche Volkstrachten von **Kretschmer.** Gross 4°. 88 Tafeln in Farbendruck und erklärendem Text. geb. 195 *M.*, broch. 180 *M.*

Illustrirtes Koch-Notizbuch für gute Hausfrauen. geb. 7 *M.* 50 *Pf.*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsche Literaturgeschichte
für Frauen und Jungfrauen.
Von
Edmund Hoefer.
Preis geh. 7 *M.*, schön gebunden 9 *M.*
Eine anziehend geschriebene Geschichte unserer schönen Literatur für die gebildete Frauenwelt.
(Verlag von A. Kröner in Stuttgart.)

Zu Festgeschenken
empfohlen:
Pharus am Meere des Lebens.
Anthologie für Geist u. Herz.
Von
Carl Coutelle.
14. Auflage. Mit Titelbild. Elegant gebunden mit Goldschnitt 7 *M.*
Verlag von **J. Baedecker Iserlohn.**

Soeben erschien:
Geibel, Emanuel,
König Sigurds
Brautfahrt.
Eine nordische Sage.
Vierte Auflage. Miniat.-Ausg. eleg. geb. mit Goldschnitt. Preis 2 *M.*
Verlag von **Carl Krabbe in Stuttgart.**

Soeben erschienen:
F. Mendelssohn Bartholdy,
(30) Ausgewählte Lieder
mit Begleitung des Pianoforte.
Für Sopran. — Für Alt.
Neue billige Ausgabe.
Octav. **Roth cartonnirt. Preis à 3 M.**
Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien im Verlage von **W. Spemann** in **Stuttgart:**
Studien und Kritiken
von
Bruno Meyer.
8. 30 Bog. broch. 8 *M.*, eleg. geb. 10 *M.* 75 *Pf.*

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstrasse.

Don Juan d'Austria.
Ein
geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 *M.*

München, Verlag von Stroefer & Kirchner.

Faust
Illustrirt von
Liezen Mayer.
Mit reichen Ornamenten von
Rudolf Seitz
Enthaltend 13 Stahlstiche von **Bankel, Deininger, Forberg, Goldberg, Ludy,** und 85 Holzschnitte in bester Ausführung von **W. Hecht's xylographischem Institut.**
Imp.-Folio 160 Seiten Text. In gediegenem Ledereinbande Mark 150.
In provisorischem Leinwandeinbande Mark 108. In 12 Lieferungen à 9 Mark.

Der Mädchen liebstes Buch.
Enthaltend 8 prachtvolle Bilder von **Pietronella Peters.** und 8 belehrende Erzählungen von **Isabella Braun.**
Royal 4°. 100 Seiten Text, elegant gebunden Mark 15.

Viola Tricolor.
Mit 8 humoristisch-botanischen Blättern und köstlichen witzigen Versen
von Graf Franz Pocci.
Royal 4°. in Leinwand elegant gebunden Mark 10. — Cartonnirt Mark 7. 50 Pfg.

N. Wiwel's Skizzen.
25 Lichtdrucke nach höchst charakteristischen reizvollen Federzeichnungen.
In reicher Leinwand-Mappe. Folio Mark 36. Die II. Serie à 25 Blatt erscheint im Frühjahr.

Zur gefälligen Notiz! Die verehrl. Arnoldische Buchhandlung in Leipzig, welche in obigen Novitäten großes Lager hat, wird
Faust, Lieferung 7—12 (Schluß)
am 15. Dezbr. ausliefern und gebundene Exemplare Faust zwischen dem 18.—20. Dezbr. per Post versenden.

Für Weihnachten.
Scheffel'sche Werke. Verlag von **Adolf Bonz & Comp.** in Stuttgart.

Gaudeamus!
Lieder aus dem Engeren und Weiteren
von
Joseph Victor von Scheffel.
Illustrirt
von
Anton von Werner.
2. Aufl. Gr. 4°. Reich geb. 25 *M.* Cart. 22 *M.* 50 *Pf.* In 12 Liefgn. à 1 *M.* 80 *Pf.*
Diese 2. Auflage ist sehr bedeutend vermehrt i. d. Liedern u. hauptsächlich in den Illustrationen u. Vignetten, deren es nun 112 gegen 60 in der 1. Aufl. sind. Die Bogenzahl ist um 11 vermehrt. Die Illustration ist eine fast ganz neue (Holzschnitte von A. Closs), u. das Werk reiht sich jetzt vollkommen ebenbürtig den ersten Prachtwerken an.
Weitere Prachtausgaben, ill. v. A. v. Werner:
Bergpsalmen. Reich geb. 12 *M.* **Juniperus.** Reich geb. 16 *M.* 40 *Pf.* **Trompeter von Säkkingen.** Reich geb. 45 *M.*
Das Waltharilied. Ill. v. Alb. Baur. Eleg. cart. 10 *M.*
Scheffel's Porträt. Nach der Natur lithographirt von Schertle. Gr. Fol. 3 *M.*

Vor Weihnachten wird erscheinen
Jubiläums-Ausgabe
des
Trompeters von Säkkingen
von
Joseph Victor von Scheffel.
50. Auflage.
Mit Porträt u. Facsimile d. Verfassers u. besond. poet. Vorrede. Gr. 8°. Reich geb. 10 *M.*
Das Jahr 1876, in welchem ganz Deutschland den 50. Geburtstag des Dichters feierte, macht auch noch die 50. Auflage seines Erstlingswerkes nothwendig. Die Verlagshandlung hielt es für eine Pflicht, mit derselben eine reich ausgestattete und damit würdige und willkommene Festgabe den Verehrern des Dichters zu bieten.
Die seitherige Oktav-Ausgabe geht ganz unverändert daneben fort und wird weder Porträt, noch neues Vorwort enthalten.
Weitere Oktav-Ausgaben von Scheffel'schen Werken:
Frau Aventiure. Geb. 6 *M.* **Ekkehard.** Geb. 6 *M.* **Gaudeamus.** Geb. 4 *M.* 80 *Pf.*
Juniperus ill. von A. v. Werner. Geb. 7 *M.* **Trompeter.** Geb. 4 *M.* 80 *Pf.*

In der **Haude- & Spener'schen** Buchhandlung (F. Weidling) in **Berlin** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Geflügelte Worte von **G. Büchmann.** 10. Aufl. geh. 4 *M.* 50 *Pf.*, geb. 5 *M.* 50 *Pf.*, mit Goldschnitt 5 *M.* 75 *Pf.*

Digitized by Google

In Denicke's Verlag (Berlin) erschien soeben, in allen Buchhandl. vorräthig:

Die neue Odyssee,

Tragikomische Irrfahrt durch moderne Culturgebiete

Euch, Freunden, diesen Humpen voll Humor,
Deß prickelndem und froh gemischtem Schaume
Auch Ernst entquillt, daß er die warme Thräne
Der Freude und der Wehmuth Euch entlockt!

von

Siegmey,

chromotypisch illustrirt von Duyffke

182 Seiten 10 Chromotyp.

broch. 3 Mark.

Der neue Catalog der

Collection Litolff

wird auf Anforderung durch jede Musikalienhandlung gratis und franko versandt.

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bildersaal der Weltliteratur.

Von

Johannes Scherr.

2. Auflage in zwei starken Bänden Lex.-8.
Preis geh. 12 M., schön geb. 15 M.

Diese umfassendste Anthologie gibt durch ihre reichhaltigen Proben aus den Literaturen aller Völker mit literargeschichtlichen Einleitungen ein anschauliches Bild der gesammten Weltliteratur.

(Verlag von A. Kröner in Stuttgart.)

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig:

Fr. Chopin,

Sammlung (24) auserlesener Werke für das Pianoforte.

gr. 8. Roth cartonnirt. Preis 3 M.
(Unsere Meister. Band IX.)

Griechische Weine.

Unterzeichnete Firma beschäftigt sich mit dem Import griechischer Weine, dieselben sind von vorzüglicher Güte und großer Schönheit. — Um deren Bekanntwerden zu erleichtern wird 1 Probekistchen in folgender Zusammenstellung abgegeben:

3/1 Fl.	Rothwein aus Corinth	à M. 1.60.	= M. 4.80.
3/1 Fl.	dito Claret Vino di Bacco von Santorin	à M. 1.20.	= M. 3.60.
3/1 Fl.	Malvasier weiss Vino santo von Santorin	à M. 1.40.	= M. 4.20.
3/1 Fl.	dito roth aus Misistra	à M. 1.50.	= M. 4.50.
Zusammen 12/1 Fl. Kiste. Flaschen und Verpackung frei für			M. 17.10.

Zusendung per Post oder Bahn, ab hier. **Absolute Garantie für Reinheit und Aechtheit.** Ausführlichen Preiscourant und Circulair franco gegen franco.

J. F. Menzer, Weingroßhandlung, **Neckargemünd.**

Diese Probekistchen dürften sich zu passenden **Weihnachtsgeschenken** eignen.

Kulturhistorisches Prachtwerk

aus dem Verlage von **Velhagen & Klasing** in Bielefeld und Leipzig.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von

W. Jensen.

Ein prächtiger Band in 4° auf schwerem Velinpapier, illustrirt von P. Grotjohann, mit Initialen, Zierleisten, Schlußstücken und Vignetten nach Beham, Aldegrever u. A.

Preis broschirt 20 M., in reichem Renaissanceband in Leinwand 25 M., einige Exemplare in Leder, das Schönste, was die moderne Buchbinderkunst in Anlehnung an klassische Muster hervorzubringen vermag, 35 M.

Dieses Werk, dessen werthvoller Inhalt sich um Karl V. als Mittelpunkt einer wichtigen und interessanten Zeit bewegt, hat Veranlassung zur Entfaltung eines charakteristischen Illustrationsschmucks aus der höchsten Blüthe deutscher Kunst gegeben, dem sich die Charakterfiguren des modernen Meisters würdig anreihen. Alle Faktoren des Buchgewerbes haben gewetteifert, das Buch zu einem auserlesenen Prachtwerke zu gestalten, und es ist mit peinlicher Sorgfalt darüber gewacht worden, daß nur das edelste Material zur Verwendung kam, vom Papier herab bis auf die Druckerschwärze. Das Werk bildet in seiner vollendeten Form ein reiches Weihnachtsgeschenk.

In unserem Verlage erschien und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

Blätter im Winde.

Novellen

von

Eufemia Gräfin Ballestrem.

Verschlungne Pfade.

Novellen

von

Eufemia Gräfin Ballestrem.

Preis jedes Bandes 4 M. 50 ₰, in feinen Callicoband gebunden 6 M.

Dieselben eignen sich ihres Inhaltes und der eleganten Ausstattung wegen besonders zu Geschenken.

G. P. Aderholz' Buchhandlung in Breslau.

Digitized by Google

Soeben erschien:

Richard Wagner's Bühnenfestspiel.

Von **H. M. Schletterer.**

Preis 2 *M.*

Eines gewiegten Musikers von Fach Urtheil über die Nibelungen-Trilogie. Nur widerstrebend hat der Verf. den vielseitigen, besonders aus den Kreisen der Musiker kommenden dringenden Aufforderungen nachgegeben, seine zuerst in der „Allg. Ztg." erschienenen Briefe in handlicher Buchform und in überarbeiteter Gestalt erscheinen zu lassen. Der wahren Kunst wird aber dadurch ein wirklicher Dienst erwiesen. Die z. Th. begeisterten Zustimmungen, welche Schletterer's Kritik aus allen Enden der Welt zu Theil geworden ist, bezeugen es, daß seine Mahnung an das Vaterland Bach's und Mozart's, durch Einstimmen in den Wagnercultus für die geliebte Kunst der Töne nicht die Götterdämmerung heraufzubeschwören, vielen aus dem Herzen gesprochen ist. — Das hübsch ausgestattete Bändchen eignet sich vorzüglich zu Geschenken an Musiker und Musikfreunde.

Ferner ist soeben erschienen:

Friedr. Pecht: Deutsche Künstler d. neunzehnten Jahrhunderts.

I. Reihe. Gebunden 4 *M.* 80 *Pf.*

Inhalt der ersten Reihe (durchaus in sich abgeschlossen): 1) Cornelius: 2) L. Richter; 3) Fr. Rietschel; 4) Knaus; 5) Semper; 6) M. v. Schwind; 7) A. Feuerbach; 8) Preller.

☞ **Für Freunde und Freundinnen der Kunst, sowie insbesondere für jüngere Künstler gibt es kein werthvolleres Weihnachtsgeschenk!**

Verlag der
C. H. Beck'schen Buchhandlg. in Nördlingen.

Zu Festgeschenken empfohlen.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Kleine Geschichten

von

Paul Lindau.

2 Bände. broch. 8 *M.* — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 *M.*

Inhalt:

I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Das Leben der Erde.

Blicke in ihre Geschichte, nebst Darstellung der wichtigsten und interessantesten Fragen ihres Natur- und Kulturlebens.

Ein Volksbuch mit 75 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck von

A. Hummel.

Broch. 6 *M.*, in Leinwand eleg. geb. 7 *M.* 50 *Pf.*

Physikalische und chemische Unterhaltungen.

Ein Volksbuch

mit 96 in den Text eingedruckten Holzschnitten

von

Dr. **Otto Ule** und **A. Hummel.**

Broch. 6 *M.*, in Leinwand eleg. geb. 7 *M.* 50 *Pf.*

Altnordischer Sagenschatz

in neun Büchern übersetzt und erläutert

von

Prof. Dr. **Ludw. Ettmüller.**

Broch. 8 *M.*

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Christgabe.

Alte und neue Weihnachtslieder

nebst einer Beigabe vierhändiger Weihnachtsmusik ausgewählt von

Carl Reinecke.

Titelblatt von Olga von Fialka. Preis 3 *M.*

Kl. 4. **Elegant cartonnirt in blauem Glacépapier.**

Inhalt: Pastorale aus Händel's Messias (4händig). — Freut euch ihr lieben Christen. — Vom Himmel hoch. — O lieblich Wunder. — Heilige Nacht. — Ach wär doch mein Herz. — Stille Nacht. — Wir Christenleut'. — Sinfonia aus dem Weihnachts-Oratorium von Bach (4händig). — O sanctissima. — Ihr Hirten erwacht. — Seht ihr auf den grünen Fluren. — Was bringt der Weihnachtsmann. — Ein Loblied will ich singen. — Morgen kommt der Weihnachtsmann. — Als das Christkind ward zur Welt gebracht. — Du lieber frommer heil'ger Christ. — O du fröhliche. — Kling' Glöcklein kling'. — Es naht der müden Erde. — Du langersehnte schöne Nacht. — Ein Rappchen zum Reiten. — Es braust der Wind. — Weihnachts-Abend. — Aus Reinecke's Märchen vom „Nussknacker und Mausekönig".

Jungbrunnen.

Sammlung der schönsten Kinderlieder mit Clavierbegleitung

herausgegeben von

Carl Reinecke.

Mit einem Titelbild von Theodor Grosse.

Kl. 4. **Elegant cartonnirt in blauem Glacépapier.** Preis 3 *M.*

Inhalt: Lieder von André, Beethoven, Gade, Gurlitt, Hauptmann, Hiller, Hoffmann von Fallersleben, Mendelssohn, Mozart, Nägli, Reichardt, Reinecke, Schubert, Schulz, Schumann, Seel, Taubert, Weber, Weil, Wilhelm, Wohlfahrt, Volkslieder.

Im Verlage der Buchhandlung von **L. ROSNER** in **Wien,** Tuchlauben 22, erschien:

LITERARISCHE HERZENSSACHEN

von **Ferdinand Kürnberger.**

8. 376 Seiten. Preis fl. 2.50 = *M.* 5.—

Ferdinand Kürnberger, der Meister des Essays, bietet in dieser Sammlung der deutschen Gegenwart seine Meinung über alle möglichen Dinge der schönen Wissenschaften — seine Meinung, also die eines eigenartigen Denkers, dem keine Höhe zu hoch, keine Tiefe zu dunkel ist, des unbarmherzigen Logikers, vor dessen scharfen Schlüssen alles Kleine, Leere, Gemeine in Nichts zerfällt. Ferdinand Kürnberger lehrt, auch dann wenn er witzsprühend mit anmuthiger Leichtigkeit Stoffe behandelt, an welche Andere, die schweren Kürrner, das ganze Hirn ihres Lebens daransetzen. Es ist nichts auf dem grossen Gebiete des geistigen Lebens der letzten Jahrzehnte vorbeigegangen an seinem geistigen Auge, und wie es sich darin spiegelte, in seinen „Herzenssachen" findet sich's im treuen Bilde. Er hat mit grosser Absicht sein Buch „Herzenssachen" genannt, es hängt sein Herz daran und er möchte, dass sich das Herz der Oeffentlichkeit auch daran hänge, denn dann wird es fühlen lernen die echte Begeisterung für das Schöne, Gerechte, Grosse und Verachtung für das Alltägliche und Kleinliche.

WIENER SPAZIERGÄNGE

von **D. Spitzer.**

Dritte Sammlung.

8. 24 Bogen elegant brosch. Preis fl. 2.50 = *M.* 5.—

Ad. Glasbrenner schreibt in der „Montagszeitung": Man braucht nicht Wiener zu sein, ja Wiens Genussluft nicht eingeathmet zu haben, um in diesen Feuilletons zu schwelgen; sie sind falls unsre Philologen diesen Ausdruck gestatten: klassisch. Etwas zugeknöpft gegen Idealismus und Sentimentalität, ist D. Spitzer doch ein Ritter der Freiheit und des Rechtes, kämpft mit Muth und Geschick, trifft mit seinem Feder-Degen immer den Nagel auf den Kopf und dabei manchen Kopf auf dessen Nagel, und tödtet das ihm Feindliche mit einnehmendster Grazie und Eleganz. Seit Ernst Kossack nicht mehr schreibt, hat Berlin Wien um solche Feuilletonisten wie D. Spitzer zu beneiden.

DER SCHANDFLECK.

Roman von **L. Anzengruber.**

8. 24 Bogen elegant brosch. Preis fl. 2.50 = *M.* 5.—

Anzengruber, der Dramatiker, der Autor des „Pfarrer von Kirchfeld", der seinen Siegeszug über alle deutschen Bühnen gehalten, tritt hier zum ersten Male als Romanschriftsteller auf und gleich sein erster Wurf ist ein Meisterstück in seiner Art. Gedankensatt und formvollendet. Solche Charaktere, solche Figuren kann nur Anzengruber gestalten. Ein Kenner des wirklichen Volkslebens wie es neben ihm keinen Zweiten gibt. Diese unbestritten glänzende literarische Production wird nicht verfehlen mächtiges Aufsehen zu erregen.

Digitized by Google

Neue Prachtwerke
des G. Grote'schen Verlags.

Enoch Arden.

Deutsch von Strodtmann. Illustrirt von P. Thumann.
Gr.-Quart, in Prachtband 15 Mark.

Die Thumann'sche Illustration ist der Ausdruck der innigsten Nachempfindung dieser so einfachen und doch so großartigen Dichtung Tennyson's. Auf die xylographische Ausführung der 40 Zeichnungen ist die größte Sorgfalt verwendet.

Goethe-Ramberg,

Hermann u. Dorothea.

Mit acht Photographien.
Cabinet-Ausgabe.
Als Album mit dem Goethe'schen Text in Prachtband gebunden 20 M.
Die 8 Ramberg'schen Bilder allein in eleganter Mappe 12 Mark.

Diese billige Ausgabe der herrlichen Bilder Ramberg's zu Hermann und Dorothea ist längst erwartet und kann nun in ihrer geschmackvollen Ausstattung als schönstes Weihnachtsgeschenk empfohlen werden.

Verlag von **G. Reimer** in **Berlin.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Arabische Korallen.

Ein Ausflug
nach den Korallenbänken des rothen Meeres und ein Blick in das
Leben der Korallenthiere.

Populäre Vorlesung
mit wissenschaftlichen Erläuterungen
von
Ernst Haeckel.

52 Seiten auf feinstem Kupferdruckpapier mit 20 Holzschnitten und 7 Tafeln (zum Theil Landschaften im Buntdruck).
Im **Prachteinband:** 20 *M.* Cartonnirt: 15 *M.*

Anerkannt werthvolle Festgeschenke.

Bei **E. Bichteler & Co.**, Hofbuchhandlung in **Berlin S. W.** Königgrätzerstr. 30, soeben erschienen und direkt, sowie durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Andersens ausgewählte Märchen. Illustrirt von **Röhling** u. A. Eleg. cart. nur 2 *M.*

Andersens Werke. Illustrirte Ausgabe. Band I 3 *M.*, eleg. geb. 4 *M.* 50 *S.*

Reiche, der Führer auf dem Lebenswege. Zwölfte (Pracht-)Auflage 6 *M.* Elfte (Miniatur-)Auflage 3 *M.*

Seiffart, Astronomische Jugendabende. Neue Ausgabe. Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 *M.*

Türkische Skizzen
von
Murad Efendi.
2 Bände. Preis 7 *M.* 50 *S.*
Verlag der **Dürr'schen** Buchhandlung in **Leipzig.**

RHEINFAHRT Von den Quellen des Rheins bis zum Meere.
Schilderungen von **Stieler, Wachenhusen, Hackländer.**
Illustr. v. d. bedeutend. deutschen Künstlern.
(Verlag von **A. Kröner** in **Stuttgart.**)
Preis in glänzendem Prachtband 60 Mark. Reiches Festgeschenk von bleibendem Werthe.

Literarische Festgeschenke.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Dante Alighieri's göttliche Komödie.
Uebersetzt und mit deutschen und historischen Erläuterungen versehen
von
Philalethes
(König Johann von Sachsen).
3 Bände.
Prachtausgabe, Lex.-8. geh. *M.* 25.— eleg. geb. *M.* 30.—
Wohlfeile Ausgabe, 8. geh. *M.* 9.— eleg. geb. *M.* 11.70.

Geschichte der deutschen Literatur.
Von Heinrich Kurz.
Mit zahlreichen Porträts u. s. w.
4 Bände: I—III. Band, 7. Aufl. IV. Band, 2. Aufl. gr. 8.
geh. *M.* 51. — eleg. geb. *M.* 57. 50.

Frommes Leben.
Dichtungen der Neuzeit, ausgewählt von **Benno Hoch.**
Eingeführt von Dr. **Fr. Ahlfeld.**
Miniatur-Format.
Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt *M.* 5. 10.

Fromme Minne.
Ein Geschenk für Frauen und Jungfrauen
ausgewählt
aus den edelsten Perlen deutscher Dichtung.
Vierte Auflage.
Mit 5 Holzschnitten.
Miniatur-Format. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. Preis *M.* 5. 10.
Verlag von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Als Weihnachtsgeschenk empfohlen!
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
Frauen und ihr Beruf.
Von
Luise Büchner.
Vierte, bedeutend vermehrte u. verbess. Auflage.
Preis 4 *M.* 50 *S.*
Elegant geb. mit Goldschn. 5 *M.* 50 *S.*

Deutsche
Geschichte von 1815—1870.
Von
Luise Büchner.
20 Vorträge, gehalten in dem Alice-Lyceum in Darmstadt.
40 Bogen. 8. Preis 7 *M.*

Verlag von **Theodor Thomas** in Leipzig.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Unsere Meister.
Sammlung auserlesener Werke für das Pianoforte.
10 Bände. gr. 8. Eleg. cart. in Carminglacé. **Preis à 3 M.**
Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn, Chopin, Schumann.
Bereits ausgegeben:
Band I. **Johann Sebastian Bach.** (No. 1—38.) 100 S.
- III. **Jos. Haydn.** (No. 1—20.) 86 S.
- IV. **W. A. Mozart.** (No. 1—17.) 97 S.
- V. **Ludwig van Beethoven.** (No. 1—13.) 96 S.
- IX. **Fr. Chopin.** (No. 1—24.) 90 S.

Die kleine gewählte Pianofortebibliothek „Unsere Meister" bietet in schmucker Ausstattung zu billigem Preise die schönsten und zum Claviervortrage geeignetsten Werke unserer grossen Meister, revidirt und mit Fingersatz versehen von Carl Reinecke. (Bd. II. von F. Brissler.) Binnen Jahresfrist wird die Bibliothek abgeschlossen vorliegen.

Digitized by Google

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist erschienen:

OSIRIS.

Die Weltgesetze in der Erdgeschichte.

Von **C. Radenhausen.**

3 Bände *M.* 31.50.

In der Isis hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im Osiris versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.

Band I behandelt die unorganische Welt, nicht allein in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit, sondern auch in der Vorgeschichte und künftigen Gestaltung.

Band II giebt Uebersicht der organischen Welt, weist die Gesetze nach in Gestalten, Vererben und Fortbilden der Pflanzen und Thiere.

Band III ist ausschliesslich dem Menschenwesen und der Menschheit gewidmet, behandelt deren Heranbildung und allmälige Entwickelung bis zur Gegenwart, wie auch ihre voraussichtliche Zukunft.

Berlin, **Denicke's Verlag (Georg Reinke).**

Soeben erschien:

Blumen des Lebens.

5 Bücher Gedichte

von

Oscar Linke.

XVI. 240 S. Preis eleg. brosch. 4 *M.*

Das Werk ist Robert Hamerling zugeeignet. Von den Tanhäuserliedern hiess es in einer Kritik der „Blätter für literarische Unterhaltung": sie seien ein Schmuck des Buches.

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Jos. Vict. von Scheffel

gewidmet.

Vielliebchen.

Ein Märchen aus der Ritterzeit

von

C. Friedrich.

Elegant gebunden 3 *M.*

Die Karlsruher Zeitung schreibt: Ein passenderes und hübscheres Buch als diese liebenswürdige, jungfräulich zarte und keusche Dichtung in ihrem zierlichen Gewande wird sich nicht leicht finden lassen. Es ist eine gar sinnige, duftige Blüthe am Baum der deutschen Märchendichtung. Die anmuthige Dichtung versucht mit vielem Geschick dem bekannten Vielliebchen-Spiel einen tiefern Sinn unterzulegen und es gleichsam poetisch zu verklären.

A. Bielefeld's Hofbuchhandlung in Karlsruhe.

Literarische Festgeschenke

aus dem Verlage von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Still min Hanne, hör mi to!
Lüttje Müse pipt int Stroh,
Lüttge Vageln slapt in Bom,
Röhrt de Flünk un pipt in Drom.

(Aus der illustrirten Ausgabe des „Quickborn".)

Quickborn

von

Klaus Groth.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von **Otto Speckter.**

Preis: brochirt 7 *M.* 50 Pf., elegant geb. mit Goldschnitt 9 *M.*

Pracht-Ausgabe

davon

a. feinstem Velinpapier

Preis: eleg. geb. m. Goldschn. 17 *M.*

Miniatur-Ausgabe

Preis: brochirt 4 *M.*, geb. 5 *M.* 25 Pf.

Octav-Ausgabe

mit hochdeutscher Uebersetzung.

Preis: brochirt 2 *M.* 25 Pf.

Klaus Groth, Rothgeter, Meister Lamp un sin Dochder. Plattdeutsches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Preis broch 2 *M.*, geb. 2 *M.* 70 Pf.

— — **Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn.** Preis geb. 3 *M.*

— — **Trina, zweiter Theil der Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen.** Preis geh. 2 *M.* 25 Pf., geb. 3 *M.*

Ut min Jungsparadies.

Dree Vertelln

von

Klaus Groth.

Inhalt: I. Min Jungsparadies. II. Bun den Lüttenheid. III. De Höder Mael.

Ein Band von 12 Bogen 8. broch. 2 *M.* 70 Pf., eleg. in engl. Leinen, Relief-Einband mit Goldpressung 4 *M.*

Um

Meines Lebenstages Mittag.

Nel mezzo del cammin di nostra vita.

Terzinen

von

Wilhelm Jensen.

Ein Band kl. 8., sehr eleg. ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 *M.*, eleg. in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 *M.*

VIONVILLE.

Ein Heldenlied in drei Gesängen

von

E. von Wildenbruch.

Zweite Auflage.

8. Elegant geheftet 1 *M.* 50 Pf., gebunden mit Goldschnitt 2 *M.* 50 Pf.

Soeben erschien:

Johann Heinrich Voss.

Von

Wilhelm Herbst.

Zweiter Band, zweite Abtheilung (Schluss).

gr. 8. geh. Preis 8 Mark.

Das nun vollständige Buch kostet 22 Mark.

Leipzig, im Novbr. 1876. **B. G. Teubner.**

Reizende Festgeschenke für junge Frauen und Mädchen!

Lisa Toscanella, Novelle von Ernst Eckstein.

Prinzess Rothhaar, Erzählung von Max v. Schlaegel.

Hocheleg. Min.-Ausgaben in Originalband, reicher Goldpressung u. Goldschn. Preis 3 *M.*

Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

Digitized by Google

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Neunundsechszig Jahre am Preussischen Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin **Marie Sophie** Gräfin von **Voss.** Vierte Auflage. 9 *M.*; geb. 10 *M.* 20 *S.* und 10 *M.* 80 *S.*

Geschichte des Preussischen Staates und Volkes unter den Hohenzollern'schen Fürsten. Von **E. von Cosel.** 8. (Schluss-) Band. 7 *M.* 20 *S.*; d. cplt. Werk 45 *M.*

Allgemeine deutsche Biographie. 1.—4. Band. Preis des Bandes 12 *M.*; geb. 13 *M.* 50 *S.* und 13 *M.* 75 *S.*

Hanserecesse von 1431 bis 1476. Bearbeitet von **G. Freiherr von der Ropp.** Erster Band. 16 *M.*

Hansische Geschichtsblätter. Herausgegeben vom Verein für Hansische Geschichte. 5. Jahrg. 1875. 6 *M.* 80 *S.*

Zur deutsch-skandinavischen Geschichte des XV. Jahrhunderts. Von **Goswin Frhr. von der Ropp.** 4 *M.*

Beiträge zur Kritik älterer holsteinischer Geschichtsquellen. Von **Carl Schirren.** 6 *M.* 80 *S.*

Kaiser Otto der Grosse. Von **Ernst Dümmler.** 14 *M.*

Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen. Von **B. Simson.** 2. Bd. 7 *M.*; cplt. 15 *M.* 40 *S.*

Max Duncker, Aus der Zeit Friedrichs des Grossen und Friedrich Wilhelms III. Abhandlungen zur Preussischen Geschichte. 12 *M.*; geb. 13 *M.* 40 *S.*

Inhalt: Eine Flugschrift des Kronprinzen Friedrich. — Die Schlacht von Kollin. — Die Besitzergreifung von Westpreussen. — Preussen während der französischen Occupation. — Eine Milliarde Kriegsentschädigung, welche Preussen Frankreich gezahlt hat. — Die Mission des Obersten von dem Knesebeck nach Petersburg.

Rom und Karthago in ihren gegenseitigen Beziehungen 513—536 u. c. (241—218 v. Chr.). Von **Otto Gilbert.** 4 *M.* 80 *S.*

Ein kleinstaatlicher Minister des 18. Jahrhunderts. Leben und Wirken Friedrich Augusts Frhrn. von Hardenberg. 6 *M.*

Die Wettiner im XIV. Jahrhundert, insbesondere Markgraf Wilhelm und König Wenzel. Nebst einem Excurs: Der vogtländische Krieg. Von **C. Wenck.** 3 *M.* 60 *S.*

John Milton und seine Zeit. Von **Alfred Stern.** Erster Theil. Zwei Bände. Mit dem Portrait Miltons in Stahlstich. 16 *M.*

Die Politik Oestreichs in der Spanischen Erbfolgefrage. Nebst Akten und Urkunden. Von **Arnold Gaedeke.** Zwei Bände. 16 *M.*

Die aequatorialen Meeresströmungen des Atlantischen Oceans u. das allgemeine System der Meerescirculation. Von **Otto Krümmel.** Mit 2 Karten. 2 *M.* 40 *S.*

Völkerkunde. Von **Oscar Peschel.** Dritte Auflage. 11 *M.* 20 *S.*

Neue Probleme der Vergleichenden Erdkunde als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche. Von **Oscar Peschel.** Zweite Auflage. 5 *M.*

Max Duncker, Geschichte des Alterthums. Vierte Auflage, 1—3. und 4. Band. 1. Lieferung. 29 M.

Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrussland und Rumänien. Von **Karl Emil Franzos.** Zwei Bände. 10 *M.*; eleg. geb. 12 *M.*

Inhalt: I. Band. „Aus Halb-Asien." (Einleitung.) — Der Aufstand von Wolowce. — Jüdische Polen. — Schiller in Barnow. — Von Wien nach Czernowitz. — Zwischen Dniester und Bistrizza. — Ein Culturfest. (Das Jubiläum der Bukowina; die Gründung der Universität Czernowitz.) — Rumänische Frauen. — Jancu der Richter. — Gouvernanten und Gespielen. — Todte Seelen. — Ein jüdisches Volksgericht. — Der schwarze Abraham. — Nur ein Ei.
II. Band. Kossuth-Jagden. — Auch ein Hochverräther. — Der lateinische Kanonier. — Der Schnapsgraf. — Am Altare. — Wladislaw und Wladislawa. — Im Hafen von Odessa. — Die Leute vom „wahren Glauben". — Der Richter von Biala. — Nikolaj Pawloff.

Russische und baltische Charakterbilder aus Geschichte und Literatur. Zweite Auflage der „Baltischen Culturstudien". Von **Julius Eckardt.** 10 *M.*

Inhalt: Philipp Wigel, der deutsche Nationalrusse. — Die altgläubigen Sectirer in Russland, Oesterreich und der Türkei. — P. M. Leontjew und die russische Presse. — Die „neue Formel der Civilisation". — Iwan Turgénjew und seine Zeitgenossen. — Ernst Gideon von Loudon. — Eine livländische Spukgeschichte. — Albert Hollander. — Ferdinand Walter.

Das Arbeitsverhältniss gemäss dem heutigen Recht. Geschichtliche und ökonomische Studien von **Lujo Brentano.** 6 *M.*

Zur Geschichte der deutschen Gesellenverbände. Mit 55 bisher unveröffentlichten Documenten aus der Zeit des 14.—17. Jahrhunderts. Von **Georg Schanz.** 6 *M.*

Das heutige gewerbliche Lehrlingswesen, seine Mängel und die Mittel zu deren Abhülfe. Von **Jul. Schulze.** 1 *M.* 60 *S.*

Die Telegraphie und das Völkerrecht. Von **P. D. Fischer,** Geh. Oberpostrath. 1 *M.* 20 *S.*

Gesellschaftliches und Privateigenthum als Grundlage der Socialpolitik. Von **Adolph Samter.** 4 *M.* 80 *S.*

System des Oesterreichischen Eherechts, mit Berücksichtigung anderer Gesetzgebungen dargestellt. Von **Eduard Rittner.** 7 *M.* 20 *S.*

Encyclopädie der Rechtswissenschaft in systematischer Bearbeitung. Herausgegeben von **F. v. Holtzendorff.** Dritte Auflage. 20 *M.*; geb. 22 *M.* 40 *S.*

Digitized by Google

E. Vely, Herzog Karl von Württemberg

Stuttgart.] und Franziska von Hohenheim. 2. verm. Aufl. Eleg. geh. 5 M. Eleg. geb. 6 M. [C. F. Simon

Interessante Schrift!

Soeben erschien bei **J. Baedeker** in **Iserlohn** und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Hartmann-Dühring-Lange.

Zur Geschichte
der
deutsch. Philosophie im 19. Jahrhundert
von
Dr. H. Vaihinger.
gr. 8. Eleg. geh. à 4 *M.* 80 ₰.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Wolfgang Menzel's
Geschichte der Deutschen.
6. Auflage in 3 starken Bänden.
Sr. Majestät Kaiser Wilhelm gewidmet.
Preis geh. 15 *M.*, schön gebunden 20 *M.*
Das berühmte, bis auf die neueste Zeit fortgeführte, von ächt patriotischem Geist durchdrungene Werk sollte in keinem deutschen Hause fehlen.
Verlag von **A. Kröner** in **Stuttgart.**

Charpentier. Geschichte der französ. Literatur des XIX. Jahrhunderts. Autorisirte Uebersetzung von **E. Otto.**
Preis geh. 6 *M.*, geb. 7 *M.* 20 ₰.
Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Hervorragende Novität!

Von Dr. **Georg Schweinfurth** empfohlen!

In unterzeichnetem Verlage erschien soeben:

Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Rothen Meere.

Von Dr. **C. Benj. Klunzinger.**

Mit einem Vorwort von Dr. **Georg Schweinfurth.**

Ein eleg. Band gr. 8. XVI u. 400 Seiten, mit 22 Originalzeichnungen, Abbildungen nach der Natur. Brosch. Preis 12 *M.* — Eleg. in Leinen 13 *M.* 20 ₰.

Verlag von **Levy** und **Müller** in Stuttgart.

Kleine Geschenkwerke für gebildete Männer u. Frauen.

Verzierte moderne Drucke kl. 8. in eleg. Ausstattung und feinen

Halbfranzbänden.

Kretische Gestade.
Von
Franz von Löher.
Brosch. 5 *M.* Gebunden 7 *M.* 50 ₰.

Griechische Küstenfahrten
von
Franz von Löher.
Brosch. 5 *M.* Gebunden 7 *M.* 50 ₰.

Nach den glücklichen Inseln.
Canarische Reisetage
von
Franz von Löher.
Brosch. 5 *M.* Gebunden 7 *M.* 50 ₰.

Seebilder
von
R. Werner.
Brosch. 5 *M.* Gebunden 7 *M.* 50 ₰.

Die **Löher**'schen Schilderungen sind Kabinetsstücke feiner Stilistik aus der Feder eines scharfblickenden Gelehrten, erfahrenen Reisenden und geschmackvollen Mannes, der den ganzen Reiz, welchen Landschaft und Geschichte jener klassischen Stätten auf jeden Gebildeten ausüben, auch seiner Darstellung zu verleihen weiß. — Die „**Seebilder**" des Admiral Werner sind die einzige Blüte, welche die deutsche maritime Belletristik bisher gezeitigt hat, stehen aber an erquicklichem Humor und seemännischer Frische jedem ähnlichen Produkte ausländischer Literaturen ebenbürtig zur Seite.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

Redacteur-Gesuch.

Für die Redaction eines belletristischen Journals, welches sich zur Aufgabe stellt, außer gediegener Unterhaltung auch populär wissenschaftliche Aufsätze zu bieten, wird eine tüchtige Kraft gesucht, welche über vollständig genügende Kenntnisse und Befähigung zu redactionellen Arbeiten verfügt, sowie auch Begabung für das Schreiben populär belehrender Artikel besitzt. Könnte diese Stellung einerseits so gestaltet werden, daß sie in Bezug auf Selbstständigkeit, Dauer und Gehalt den Ansprüchen eines gereiften Mannes vollkommen gerecht wird, so wäre es doch andererseits eventuell auch möglich, einem jüngeren, noch weniger im Redactionsfache erfahrenen Manne das entsprechende Feld der Thätigkeit zu bieten.

Gefl. Offerten unter der Chiffre **J. 63439.** wolle man an die Herren **Haasenstein & Vogler** in **Frankfurt a. M.** einsenden.

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen M. Diesterweg in Frankfurt a. M. und Eduard Trewendt in Breslau.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 33
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 23. December 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Frankreich und die orientalische Frage. Von ***. — Völkerrechtliche Briefe. Von Bluntschli. II. Die Großmächte, Rußland und Rumänien. — **Literatur und Kunst:** Zum Andenken an Louis Traube. Von Dr. Immanuel Heinrich Ritter. — Italienische Tondichter von Palestrina bis auf die Gegenwart. Von Dr. Emil Naumann. Besprochen von H. E. — Culturhistorische Bilder aus der alten Mark Brandenburg. Von Oskar Schwebel. Besprochen von Th. Fontane. — **Vermischtes:** Wallfahrt nach Marpingen. Von Franz Woas. — **Aus der Hauptstadt:** Eine Wohlthätigkeitsvorstellung. Delegirtenversammlung der Bühnenangehörigen. Von Paul Lindau. — „Hôtel Godelot." Komödie in 3 Acten von Sardou und Crisafulli. Besprochen von O. v. Leixner. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Frankreich und die orientalische Frage.

Die Haltung, welche Frankreich den Unruhen im Osten gegenüber einnimmt, verdient jedenfalls bemerkt zu werden, obgleich sie bis jetzt ohne großen Einfluß auf die Ereignisse gewesen ist.

In ganz Europa lauscht man mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Wort, welches an den Höfen oder in den hohen politischen Kreisen von Berlin, Petersburg, Wien, London, Constantinopel, Rom gesprochen wird. Aeußerungen, welche der Fürst von Bismarck während einer Mahlzeit hat fallen lassen; Antworten, die der General Ignatieff einem Zeitungscorrespondenten auf dessen indiscrete Anfragen gegeben; Privatbriefe des Fürsten Gortschakoff an eine russische Dame in Paris; Unterhaltungen zwischen dem Marquis von Salisbury und östreichischen oder italienischen Staatsmännern — Dies und Aehnliches bietet seit langen Monaten den Zeitungen und Politikern in aller Herren Ländern unerschöpflichen Stoff zu Speculationen über den möglichen oder wahrscheinlichen Ausgang der Krisis im Orient. Um Frankreich allein, dem früheren Schiedsrichter der europäischen Geschicke, kümmert sich Niemand, so allgemein verbreitet und so wohlbegründet ist die Ansicht, daß die junge Republik fest entschlossen sei, den Ereignissen, wie immer sie sich gestalten mögen, ihren Lauf zu lassen und in keiner Weise, weder hemmend, noch fördernd, in dieselben einzugreifen. Frankreich beabsichtigt zu einem jeden Spiele gute Miene zu machen. Sein Wunsch, den Frieden aufrecht erhalten zu sehen, scheint ein aufrichtiger zu sein; aber es thut nichts, um den Krieg zu verhindern, und es wird sich an demselben, wenn er ausbrechen sollte, nicht betheiligen. Der Minister des Auswärtigen, Herzog Decazes, hat dies Namens der Regierung auf das Bestimmteste erklärt, und seine Worte sind von allen politischen Parteien mit einstimmigem und lautem Beifall aufgenommen worden. Frankreich behauptet, das Recht, sich ruhig zu verhalten, theuer genug erkauft zu haben, und will unter allen Umständen vollständig neutral bleiben.

Der Grund dieser Enthaltsamkeit, die man im Allgemeinen mit den Eigenthümlichkeiten des französischen Charakters nur schwer in Einklang bringen kann, ist jedoch diesmal nicht schwer zu erkennen: Frankreich fühlt, daß ein Krieg ihm nur dann Nutzen bringen könnte, wenn Deutschland sich an demselben betheiligte und in irgend einer Weise geschwächt daraus hervorginge. Die Haltung, welche die kaiserliche Regierung bis jetzt beobachtet hat und die ihr die freie Verfügung ihrer ganzen militärischen Macht sichert, veranlaßt Frankreich, große Vorsicht zu gebrauchen, um zu vermeiden, sich verfrüht auf eine vielleicht schwache Seite zu stellen, der Deutschland möglicherweise feindlich gegenüber stehen würde. — Aber wenn Frankreich augenblicklich auch noch nichts thun will, wodurch die Politik der in der orientalischen Krisis meist interessirten Mächte beeinflußt werden könnte, so darf deshalb doch nicht gesagt werden, daß es den Ereignissen theilnahmlos und unthätig zuschaue. Es hat im Gegentheil bereits verschiedene, wenn auch bis heute noch erfolglose Versuche gemacht, irgend welchen Nutzen aus denselben zu ziehen.

Frankreich steht allein in Europa. Es hat zwar nirgends einen offenen Feind, aber es findet auch nirgends einen zuverlässigen Freund. Die französischen Monarchisten wollen dies durch die Abneigung der europäischen Souveräne, den Präsidenten einer Republik als Alliirten zu begrüßen, erklären. Die Republicaner bestreiten diese Annahme und glauben, daß sich die civilisirten Staaten um die Freundschaft Frankreichs als um etwas sehr Werthvolles bewerben würden, wenn die inneren Angelegenheiten genügend geordnet wären, um die Stabilität der Republik zu sichern. Alle, die Freunde sowohl wie die Gegner dieser Regierungsform, erkennen jedoch die Thatsache an, daß Frankreich isolirt sei. Sie beklagen dies und geben ihrem Mißmuth darüber häufig und in scharfen Worten Ausdruck. Die Franzosen wissen, daß sie keinen Freund haben, und erscheinen deshalb gewissermaßen als Jedermanns Feind. Kein Land Europas sympathisirt so wenig mit seinen Nachbarstaaten, wie Frankreich. Es klagt noch immer über den Undank von England und Italien, die den Untergang ihres alten Alliirten ruhig mit angesehen haben, ohne ihm die rettende Hand zu reichen. Es hat den Russen nicht verziehen, daß sie während des deutsch-französischen Krieges eine den Siegern wohlwollende Neutralität bewahrt haben. Den Oestreichern allein, die man als Leidensgenossen betrachtet, hatte man ein gewisses Wohlwollen bewahrt; aber auch dies ist seit dem Abschlusse des Dreikaiser-Bündnisses bedeutend vermindert worden.

Unter diesen Umständen würde Frankreich jeder Sorge über den Ausgang der Krisis im Orient enthoben sein, da ihm die Niederlage Rußlands im Grunde ebensowenig Sympathie einflößen würde, wie die von England oder Oestreich, wenn nicht die Schwächung irgend einer dieser Mächte das europäische Gleichgewicht, wie es seit 1871 besteht, von Neuem zu zerstören drohte, indem eine solche Schwächung die Machtstellung Deutschlands noch vergrößern würde. Dies ist es aber, was die Franzosen am meisten fürchten; denn da sie selbst in den Deutschen noch immer Feinde erblicken, so ist es erklärlich, daß sie sich von diesen gehaßt und beneidet wähnen.

Digitized by Google

Die Politik Frankreichs in der orientalischen Frage ist deshalb vor allen Dingen darauf hin gerichtet, die Vergrößerung der Macht Deutschlands zu verhindern und womöglich eine Schwächung derselben zu erzielen.

Es hat den Anschein, als ob der französischen Politik am meisten damit gedient wäre, wenn Deutschland thatsächlich interveniren und sich für irgend eine Macht, sei es Rußland, Oestreich oder England, und dadurch, je nach den Umständen, gegen ein oder zwei andere Staaten erklären wollte. In diesem Falle werde sich Deutschland doch wenigstens einen erklärten Feind machen. Dieser würde der Zukunftsfreund von Frankreich sein, der nach Beendigung des Krieges, sei es, daß er geschlagen oder siegreich aus demselben hervorgehe, der Gegenstand französischer Sympathie resp. Bewunderung werden würde. — Ferner nimmt man an, daß die deutschen Finanzen, von denen man sich in Frankreich falsche Ideen macht, selbst durch einen siegreichen Krieg stark angegriffen werden könnten. Eine bewaffnete Intervention würde Deutschland Geld und die Freundschaft einer der Großmächte kosten. Diese Voraussetzungen haben genügt, um die officiöse Pariser Presse zu veranlassen, seit Eröffnung der orientalischen Krisis häufig zu wiederholen, daß Deutschland allein im Stande sei, den herrschenden Wirren ein Ende zu machen und daß seine Ehre und seine Pflicht erheischen, sich als Schiedsrichter zwischen die streitenden Parteien zu stellen. Dieser schmeichelhafte, jedoch nicht uninteressirte Aufruf an Deutschland, ist bisher ohne Erwiderung geblieben. Das Wort der Entscheidung, der Intervention, das man so gern gehört hätte, ist in Berlin noch nicht ausgesprochen worden.

Nachdem der Versuch Deutschland zu compromittiren gescheitert ist, hat man sodann in Frankreich andere Wege eingeschlagen, um das erstrebte Ziel, die Schwächung des Feindes von 1871, zu erreichen. Man hat versucht Deutschland, zum Gegenstand allgemeinen Mißtrauens zu machen und es dadurch zu isoliren. Diesen Bestrebungen sind die zahlreichen publicistischen Arbeiten zuzuschreiben, die sich in den Schatten der höchstautorisirten und meistverbreiteten Tagesblätter und Zeitschriften von Paris breitgemacht haben. In diesen Artikeln ist man bemüht, Deutschland als den hämischen und geheimnißvollen Feind, sei es von Rußland, Oestreich oder England darzustellen. Eine jede Manifestation der deutschen Politik zu Gunsten einer dieser Mächte wird benutzt, um den Verdacht und den Mißmuth der andern zu erwecken.

Den Russen sagt das „Journal des Débats", daß Deutschland nur darauf warte, die russischen Westgrenzen entblößt zu sehen, um einen hinterlistigen Anfall auf den wehrlosen vertrauenden Nachbar zu machen. Die hochofficiöse Zeitung spricht in langen Leitartikeln von dem „Drang nach Osten" der Deutschen, der von diesen wohl kaum dem Namen nach gekannt sein dürfte, und den sie als einen Wunsch Deutschlands erklärt, auf dem rechten Ufer der Weichsel Festungen und strategische Punkte zu erobern, die Rußland gegenüber dieselben Dienste leisten würden, welche Metz und Straßburg jetzt Frankreich gegenüber versehen.

Die „Revue des deux Mondes" vergleicht Rußland mit dem Fischer, der am Rande des „rauschenden und schwellenden Wassers" sitzt und dem Singen und Sagen des „feuchten Weibes" lauscht, das ihn in die dunkle Fluth hinablockt. Diese Nixe ist nach der „Revue des deux Mondes" Niemand anders als der Fürst von Bismarck. Man hat den deutschen Reichskanzler bereits mit Mancherlei verglichen; es war der hochakademischen „Revue des deux Mondes" vorbehalten, ihn als eine Sirene darzustellen.

Die Taktik, welche man französischerseits den Oestreichern gegenüber beobachtete, ist nicht weniger deutschfeindlich. Der Name von Sadowa wird jetzt häufiger als je in Paris ausgesprochen; und es fehlt nicht an zahlreichen Andeutungen, daß jeder Conflict in Oestreich zwischen den deutschen und ungarischen Elementen vom Fürsten von Bismarck heraufbeschworen sei. — Das Mißtrauen Englands endlich will man erwecken und wach erhalten, indem man von deutschen Eroberungsgelüsten, sei es auf Holland, sei es auf Belgien spricht.

Diese und ähnliche Insinuationen finden in der Regel nur ein schwaches Echo; aber die Franzosen rechnen darauf, daß es mit Verdächtigungen wie mit Verläumdungen geht — aliquid haeret — und daß irgend etwas von dem, was sie über die ränkevolle deutsche Politik periodisch berichten, in den Herzen der Russen, Oestreicher oder Engländer Wurzel schlagen wird.

Die Berechtigung, systematische Verdächtigungen, welche die politische Isolirung Deutschlands bezwecken, aufzudecken und zurückzuweisen, kann nicht angezweifelt werden. Wenn bisher nichts in dieser Richtung geschehen ist, so dürfte dies seinen Grund darin haben, daß man sich in Deutschland mit der Ueberzeugung beruhigt, wie Thaten am Ende doch mehr wiegen als Worte und wie es den mit Deutschland verbündeten und befreundeten Mächten an thatsächlichen Beweisen nicht fehlt, daß die Politik der kaiserlichen Regierung ihnen gegenüber eine aufrichtig freundliche und friedliche ist.

Deutschland bezweckt die von ihm errungene Stellung so zu befestigen, daß es keine neuen Angriffe zu fürchten hat. Deutsche Eroberungsgelüste sind französische Hirngespinnste. Dieselben sind mit der Aufgabe, die sich das Berliner Cabinet seit 1871 gestellt hat, nicht in Einklang zu bringen, und keiner der leitenden Staatsmänner der mit Deutschland befreundeten Mächte wird an die Existenz derselben glauben. Andererseits ist man in Deutschland der Verpflichtung, den angeführten Verdächtigungen zu widersprechen, um so mehr enthoben, da man dort klar sehen kann, daß die französische Politik in der orientalischen Frage, obgleich eine thätige, doch keineswegs eine erfolgreiche gewesen ist. Dank der vom Herzog Decazes wahrscheinlich sehr bedauerten, aber nicht zu corrigirenden Taktlosigkeit der französischen Presse, stehen England, Oestreich und Rußland der französischen Republik heute so fern wie je; ja Rußland ist ihr sogar mehr entfremdet worden, als dies seit langer Zeit der Fall gewesen ist, da die Bemühungen der französischen Presse, die russischen Streitkräfte zu unterschätzen, die türkische militärische Macht dagegen zu exaltiren viel dazu beigetragen haben, eine friedliche Lösung der Krisis zu erschweren.

Die französische Politik im Orient hat bisher nur einen allgemein schädlichen Einfluß ausgeübt, ohne die Specialinteressen Frankreichs zu fördern. Die Aufrechterhaltung des Friedens ist dadurch erschwert worden; aber die Machtstellung Deutschlands bleibt ungeschwächt und die von Frankreich ist nicht vergrößert.

***

Völkerrechtliche Briefe.

Von Bluntschli.*)

II.

Die Großmächte, Rußland und Rumänien.

Die völkerrechtliche Organisation Europas wird noch lange ein unerreichtes Ideal derer bleiben, welche das unvermittelte Nebeneinander und das oft gespannte und feindliche Widereinander der souveränen nationalen Staaten zu einer wohlgeordneten und friedlichen Gemeinschaft zusammenzufassen und das gemeinsame Völkerrecht kräftiger als bisher zu fördern, mächtiger als bisher zu schützen wünschen.

Einstweilen müssen wir uns mit der unvollkommenen Vertretung Europas durch die Großmächte und mit der Aner-

*) Wir bemerken, daß dieser wie der vorige Aufsatz des berühmten Staatsrechtslehrers der Redaction vor den bedeutungsvollen Aufklärungen des Reichskanzlers über die orientalische Frage zugegangen sind.
Die Redaction.

Digitized by Google

kennung des Grundsatzes begnügen, daß, wenn die Verhältnisse eines andern Staates in Frage sind, auch dieser zu der Verhandlung zugezogen werde (Aachener Congreß von 1818).

Das Institut der Großmächte selbst ist noch nicht zu einem festen Rechtsbestand erwachsen. Vor zwanzig Jahren noch rechnete man fünf europäische Großmächte, heute zählt man sechs. Von jenen fünf haben die zwei deutschen sehr wesentliche Umbildungen erfahren. An die Stelle von Preußen ist das deutsche Reich getreten; und Oestreich, welches früher das Präsidium des deutschen Bundes besaß, hat dasselbe verloren und ist aus einem einheitlichen Kaiserreich in das dualistische Doppelreich Oestreich-Ungarn umgestaltet worden. Es können in dem nächsten Menschenalter neue Aenderungen vorgehen, deren Keime heute schon sichtbar werden. Die Zahl, die Art und die Macht der Staaten ersten Ranges können wiederum sich ändern.

Wenn die sämmtlichen europäischen Großmächte einig sind über völkerrechtliche Streitfragen und über nothwendige Forderungen, die an einen Staat zu stellen sind, so schafft diese Einstimmigkeit eine hohe, meist entscheidende Autorität. Wenn z. B. die sämmtlichen Großmächte eine neue Staatenbildung anerkennen, die vielleicht durch Revolution oder Krieg in gewaltsamer Weise und mit Verletzung der älteren Rechtsordnung zu Stande gekommen ist, so ist damit der Untergang der zerstörten alten Rechtsordnung und die Schöpfung eines neuen Rechtszustandes bekräftigt und besiegelt.

Wenn in ähnlicher Weise der Türkei gegenüber die sämmtlichen Großmächte gewisse Forderungen als nothwendig für den europäischen Frieden und die europäische Rechtscultur stellen, so ist damit die völkerrechtliche Begründung dieser Forderungen als erwiesen um so mehr zu betrachten, als die sämmtlichen Großmächte einem Eingriff in die Souveränität eines Staates heute durchaus abgeneigt sind.

Zweifelhafter wird das Recht, wenn die Großmächte nicht einig sind, wenn sie sich widersprechen. Eine Abstimmung in dem Sinne, daß die Mehrheit den Entscheid gäbe und die Minderheit sich fügen müßte, kennt das heutige Völkerrecht noch nicht. Sie würde eben jene Organisation zu einem Staatenbunde oder Bundesstaate voraussetzen, die höchstens von einer fernen Zukunft gehofft wird.

Noch stehen sich die einzelnen Mächte getrennt gegenüber, und wenn sie sich streiten, so gibt es weder ein Gericht über ihnen, noch eine vollziehende Gewalt, welche den Rechtsspruch mit äußerem Zwang vollstreckte.

Dennoch ist auch ein vereinbarter Meinungs- und Willensausdruck mehrerer Großmächte durchaus nicht bedeutungslos, und es bedarf schon einer ungewöhnlich starken entgegengesetzten Rechtsüberzeugung und gewichtiger Interessen der Minderheit, wenn dieselbe der Mehrheit mit den Waffen in der Hand entgegen treten sollte. Meist fügt sich die Minderheit doch, wenn auch grollend und unter Protest insofern, als sie die Mehrheit ungehindert handeln und wirken läßt.

Wir haben gerade im Verhältniß zur Türkei manche Beispiele der Art erfahren. Die europäische Intervention zu Gunsten der Griechen, welche das türkische Joch abwarfen, war das gemeinsame Werk von England, Frankreich und Rußland. Oestreich mißbilligte dieselbe, Preußen hielt sich abseits. Die Intervention gegen Mehemet Ali geschah nach dem Willen von vier Großmächten, und Frankreich wagte nicht, seinem Widerspruch Nachdruck zu verschaffen. Die Intervention in Syrien war das gemeinsame Werk aller Großmächte, aber wurde trotz der Bedenken von England doch länger fortgesetzt und energischer durchgeführt. In der jetzigen Intervention waren noch alle Mächte über die Forderungen der Note Andrassy einig; dagegen erklärte England anfangs seinen Widerspruch gegen die Forderungen der Note Gortschakoff, ohne daß dieser Widerspruch den Fortschritt und die Richtung der europäischen Intervention zu hindern vermocht hat.

Sogar wenn alle Großmächte einig sind, fehlt es doch an einer geordneten Execution, wenn ein Staat sich dem Entscheide derselben zu entziehen sucht oder mit Gewalt widersetzt. Einzelne zustimmende Mächte haben ein zu geringes Interesse an der Sache, um für die Durchführung einer begründeten Forderung das Blut und das Gut ihrer Völker zu opfern und den eigenen Frieden zu gefährden. In dieser Lage sind gegenwärtig in der türkischen Sache das deutsche Reich und wahrscheinlich auch Frankreich und Italien, ja sogar, wie es den Anschein hat, Oestreich-Ungarn. Andere Großmächte, welche ein näheres und lebhafteres Interesse haben, wie insbesondere Rußland durch Religionsgemeinschaft, Rasseverwandtschaft, Nachbarschaft und die byzantinischen Erinnerungen mit den christlichen Völkerschaften der Türkei enger verbunden ist, sind zur Execution zwar geneigt und bereit, aber werden doch nicht von den andern Großmächten dazu beauftragt. Wenn Rußland gegenwärtig die von Europa gut geheißenen und für nothwendig erachteten Reformen mit Waffengewalt dem Widerstand der Türken abzuringen unternimmt, so handelt es nicht als Bevollmächtigter Europas, sondern als eine besondere Macht, welche sich vorzugsweise berufen und gedrungen fühlt, den Willen Europas zu thatsächlicher Geltung zu bringen.

Das ist der Rechtsgrund, auf den sich der Czar beruft. Wenn sich Rußland innerhalb dieser Schranken hält, so haben die andern Mächte, die sich weniger unmittelbar betheiligt fühlen, keinen Grund, einem solchen Vorgehen Rußlands entgegen zu treten. Sie sind nicht verpflichtet, Rußland in seinem Kriege in dem Sinne zu unterstützen, daß sie selbst Kriegspartei werden. Aber sie haben noch weniger Veranlassung, die Türkei in ihrem Widerstande zu stärken. Sie können ihre Neutralität in dem Kriege zwischen Rußland und der Türkei behaupten und sogar eine für Rußland wohlwollende Neutralität durchführen, weil ja Rußland die von ihnen für gerecht und nothwendig anerkannten Reformen realisiren will.

Vom Standpunkt des Völkerrechts ist gegen eine solche Haltung nichts zu erinnern. Ob dieselbe politisch zweckmäßig sei, ist eine davon ganz verschiedene Frage.

Am deutlichsten tritt der Unterschied der rechtlichen und der politischen Erwägung für Oestreich hervor. Oestreich-Ungarn ist nicht blos ein deutscher und ein magyarischer Staat, es ist, wenn auf die Bevölkerung gesehen wird, ein halbslavisches Reich. Aehnlich wie Rußland ist es durch die Nachbarschaft, durch Rasseverwandtschaft, durch die Religion und theilweise auch die Confession mit den Völkerschaften der Türkei verbunden. Seine politischen Interessen sind vielleicht noch stärker bei einer Lösung der orientalischen Wirren betheiligt, als die von Rußland. Der uralte Gegensatz von Nord- und Südslaven und selbst der Gegensatz des Patriarchats in Constantinopel, auf welches alle griechisch-katholischen Slaven in der Türkei hinschauen, und der russischen Kirche, deren Patriarchen von den Czaren verdrängt worden sind, erleichtert eine slavische Politik, die nicht zugleich eine russische ist. Man könnte es begreifen, wenn ein genialer östreichischer Staatsmann die Befreiung der christlichen Rajah nicht den Russen allein überließe, sondern sich activ bei einem nothwendigen Fortschritte der Civilisation betheiligte. Rechtlich wäre das eben so möglich, wie die passive Haltung Oestreichs rechtlich möglich ist. Welcher Weg weniger gefährlich und welche Politik für Oestreich zweckmäßiger sei, darüber entscheiden politische und nicht rechtliche Gründe.

Große Umgestaltungen in der Rechtsordnung der Staaten werden selten in friedlicher und rechtlich untadelhafter Form vollzogen. Die massenhaft erregten Leidenschaften greifen leicht zu den Waffen und der Kampf der Interessen mischt sich in den Streit über das Recht und erhitzt denselben.

Es wäre wohl zu wünschen, daß die hohe Pforte freiwillig diejenigen Reformen vollzöge, welche Europa für zeitgemäß und zweckmäßig oder geradezu für nothwendig erklärt. Wenn alle Mächte wirklich einig sind und gemeinsam ernste Forderungen nachdrücklich stellen, so wird die Pforte einem

Digitized by Google

solchen moralischen Drucke vielleicht nachgeben, und der Kunst der Diplomatie wird es dann nicht schwer fallen, dem widerwilligen Nachgeben den Schein hochherziger Freiwilligkeit zu geben.

Wenn aber die Mächte uneinig sind, wenn England offenbar weniger aus Schwärmerei für das Recht der souveränen Türkei als aus Besorgniß, daß Rußland seine Macht über das goldene Horn erstrecke, den englischen Einfluß verdrängen und die englischen Interessen im Orient gefährden werde, das Widerstreben der Türkei zum Widerstand ermuthigt, dann wird der Krieg unvermeidlich sein.

In diesem Kriege werden sich, auch wenn England vorerst sich nicht offen mit der Türkei verbündet, sondern sich begnügt, dieselbe in ähnlicher Weise zu unterstützen, wie es Rußland zu Gunsten von Serbien gethan hatte, beide Kriegsparteien auf ihr Recht berufen. Während Rußland sich auf die Forderungen Europas bezieht, wird die Türkei das geschichtliche Recht der bestehenden Herrschaft behaupten und die Begehren von Reformen als Empörung der Unterthanen wider ihre rechtmäßige Obrigkeit und als einen völkerrechtswidrigen Eingriff einer fremden Macht in die Souveränität und Unabhängigkeit eines anerkannten Staates brandmarken. Es stehen sich dann herkömmliches Recht und werdendes Recht, geschichtliches und natürliches Recht, das nationale Recht eines Einzelstaates und das humane Recht der europäischen Gemeinschaft gegenüber. Auf beiden Seiten können die Völker in gutem Glauben an ihr Recht ihre Existenz und die Armeen ihr Leben einsetzen.

Es gibt kein Tribunal, welches einen solchen Streit der Völker durch friedlichen Rechtsspruch zu entscheiden vermöchte und keine Execution solchen Spruchs durch eine unparteiische Gewalt. Die Parteien selbst greifen zu den Waffen, um ihr Recht mit Gewalt zu behaupten. Nur der künftige Friede ordnet von neuem das Recht und erledigt den Streit wenigstens für eine neue Periode. Der Friede wird aber entweder durch den Sieg der einen Partei über die andere oder durch die Erschöpfung beider Parteien herbeigeführt und bekommt seinen Inhalt der Form nach durch den Vertragswillen beider Parteien, der Sache nach durch das Gebot des Siegers oder die Macht der Verhältnisse.

Diesem ganzen Kriegsverlauf gegenüber muß das Völkerrecht seine Schwäche bekennen. Es vermag nicht den Krieg zu verhindern noch den Streit ohne Krieg zu erledigen. Seine Macht zeigt sich nur in einiger Begrenzung und Ermäßigung des Krieges und in der Anerkennung des Friedensschlusses.

Die eigenthümliche Complication der Verhältnisse zeigt sich auch im Hinblick auf Rumänien. Der halbsouveräne Staat Rumänien, anfangs getheilt in die beiden Fürstenthümer Moldau und Wallachei, später zu Einem Staate geeinigt, wurde durch die Verträge von 1856 zwar nicht gänzlich von der Oberherrlichkeit der hohen Pforte befreit, aber doch unabhängiger von derselben gestellt als früher. Es ist zugleich ein Vasallenstaat der hohen Pforte, aber mit einem eigenen christlichen Erbfürsten und einer besonderen Staatsverfassung und ein Schutzstaat der europäischen Großmächte. Rumänien ist ein Staat, dessen immerwährende Neutralität von Europa anerkannt und gewollt ist. Man wollte nicht blos dem rumänischen Volke die Möglichkeit verschaffen, sich selber zu regieren und zu verwalten. Der Staat sollte auch als Zwischenstaat (gleichsam Pufferstaat) dazu dienen, Rußland und die Türkei zu trennen und jeden Zusammenstoß derselben zu verhüten.

In Europa führt der Landweg und daher auch die Heerstraße von Rußland nach der Türkei über Rumänien. Deshalb sollte Rumänien durch seine Neutralität die russischen Heere verhindern, in die Türkei einzudringen, oder umgekehrt einen Ausfall der Türken gegen das russische Gebiet unmöglich machen. In der That proclamirte denn auch der Fürst von Rumänien die Neutralität des Landes für den gegenwärtigen Krieg in der Türkei. Die rumänische Armee wurde zum Schutz der Neutralität unter die Waffen gerufen; der Landtag in Bukarest sprach sich eben so für die Neutralität aus.

Dennoch hat schon während des türkisch-serbischen Krieges Rumänien die Pflichten eines neutralen Staates, jede offenbare Kriegshülfe, die der einen Partei wider die andere geleistet wird, zu untersagen und nach Kräften zu verhindern sehr unvollständig geübt und weder die Zuzüge russischer Freischaaren noch den Transport von Waffen und Munition nach Serbien gehemmt.

Kommt es vollends zu einem russisch-türkischen Kriege, so wird Rumänien schwerlich die ihm 1856 zugedachte Mission erfüllen und den russischen Einmarsch in die Türkei verhindern können. Auch hier macht sich wieder die Ausnahmslage der gegenwärtigen Wirren geltend.

Für sich allein ist Rumänien augenscheinlich zu schwach, um sich dem Vormarsch der russischen Armee mit Aussicht auf Erfolg zu widersetzen. Man darf aber keinem Staate eine Politik zumuthen, welche seine Kräfte offenbar übersteigt: man darf billiger Weise von keinem Staate fordern, daß er seine Existenz für eine Sache einsetze, die in Wahrheit mehr andere Mächte als ihn interessirt. Jeder Rumäne muß sich überdem sagen, daß es für sein Vaterland nur vortheilhaft sein könnte, wenn auch andere türkische Länder allmälig in europäische Schutzländer umgeschaffen würden und das Beispiel von Rumänien Nachfolge fände. Die Rumänen haben in der That noch eher die Hoffnung auf eine von der Türkenherrschaft ganz unabhängige Staatenbildung in der Balkan-Halbinsel und können einer Verstärkung und Kräftigung der Türkenherrschaft im Süden von der Donau nicht ohne Besorgniß entgegensehen. Gewiß sind das politische Interessen, aber es ist begreiflich, daß dieselben auf die rumänische Auffassung von Neutralität und Neutralitätspflicht einwirken.

Europa, welches die rumänische Neutralität geschaffen und gewährleistet hat, besitzt die Macht, dieselbe aufrecht zu halten. Zunächst ist Oestreich in der Lage, diese Neutralität schützen zu können, wie es denn auch im Jahr 1854 schon einmal als Schutzmacht der Donaufürstenthümer wider Rußland gehandelt hat. Wenn aber Oestreich Rumänien diesen Schutz nicht gewährt, gleichviel aus welchen Gründen, und die übrigen Mächte sich gleichgültig verhalten oder höchstens mit Worten die Neutralität empfehlen, dann kann vernünftiger Weise Niemand von Rumänien verlangen, daß es seine Neutralität ohne europäische Hülfe, ohne ausreichende Macht und wider das politische Interesse des Landes auf alle Gefahr hin vertheidige. Dann ist es natürlich, daß Rumänien sich mit Rußland verbünde, als zuerst den russischen Stoß erduldet.

Die eigenthümliche Verwicklung der türkischen Frage nöthigt auch die andern Mächte und voraus Oestreich sich zu überlegen, ob sie die Neutralität von Rumänien fordern und dann dafür mit ihren Kräften einstehen wollen, oder nicht. Soll Oestreich, dessen politische Interessen mit den russischen schwer in Harmonie zu bringen sind, mit den Waffen Rußland entgegen treten, während es die Forderungen gebilligt hat, deren Realisirung Rußland erzwingen will? Soll Oestreich die Gefahr eines Krieges mit Rußland auf sich nehmen in einem Moment, in welchem Rußland die Rechte Oestreichs zu achten und seine Interessen zu schonen verspricht? Soll sich nicht Oestreich, wenn es sich zu gemeinsamem Vorgehen mit Rußland nicht entschließen kann, wenigstens zu einer wohlwollenden Neutralität entschließen und demgemäß die Heerstraßen durch Rumänien nicht gewaltsam absperren? Wird es nicht weise handeln, sich an die Politik des deutschen Reiches anzuschließen, deren Rückhalt ihm zu Statten kommt?

Es sind das wieder politische Fragen, die von den österreichischen Staatsmännern überlegt und entschieden werden müssen. Das Völkerrecht gibt keine Antwort. Es läßt verschiedene Möglichkeiten des Entschlusses und der That offen.

Nur das ist klar, die Neutralität Rumäniens ist nicht ohne europäische Hülfe zu behaupten und nicht zu fordern, wenn die nächste neutrale europäische Macht ihrerseits nicht dafür einstehen will.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Zum Andenken an Louis Traube.

In der Aula der Berliner Universität hat am 10. December eine Gedächtnißfeier stattgefunden, welche die medicinische Gesellschaft ihrem berühmten Fachgenossen, dem am 11. April d. J. hingeschiedenen Professor Louis Traube widmete. Nachdem schon vorher seine ungewöhnliche Bedeutung für die Wissenschaft durch Virchow und Waldenburg in der klinischen Wochenschrift und durch W. A. Freund in der Gesellschaft für vaterländische Cultur zu Breslau gewürdigt worden war, ging bei der genannten Feier Prof. Leyden näher auf die Charakteristik seines großen Lehrers und Vorgängers ein und schilderte in längerer Rede unter gespannter Aufmerksamkeit der Anwesenden, zu denen der Cultusminister und Unterstaatssecretär Sydow zählten, die Leistungen des ausgezeichneten Physiologen und Klinikers. Wenn man auch den gegebenen Zügen hin und wieder anmerkte, daß sie nicht auf eigener Anschauung beruhten, so erhielt man doch ein im Ganzen treues Bild von der geistigen Individualität und von dem Lebensgange des Verstorbenen.

Aber ein Mann wie Traube, der 35 Jahre lang seinen Mitmenschen aus der Nähe und aus der Ferne Rath und Hülfe gebracht, verdient auch von dem größern gebildeten Publicum eine kurze Nacherinnerung, die ihm hier von der Hand eines Jugendfreundes werden und die zugleich als Ergänzung des Leyden'schen Vortrages dienen mag.

David Strauß theilt bekanntlich nach dem Vorgange Schleiermachers die begabten und strebsameren Naturen in zwei Classen, von denen die eine hauptsächlich an sich arbeitet und das eigne Leben schön und harmonisch zu gestalten sucht, während die andere in thätiger Selbstvergessenheit nach außen wirkt und alle Kraft für die Production in irgend einem Fache ihrer Neigung verbraucht. Der letztern dieser beiden Classen gehörte Traube an. Er gab nichts auf sich selbst, nur für seine Wissenschaft und ihre Bereicherung hatte er Verständniß, sparte er Mühe und Empfänglichkeit. Wie erstaunt waren wir Jüngeren, wenn schon der damalige Candidat oder neugebackene Doctor statt aus Berlin, das den Ratiborern in jener eisenbahnlosen Zeit noch recht fern lag, Neuigkeiten über Theater und Concerte, über Denkmäler der Kunst oder die Vergnügungen der Hauptstadt mitzubringen, sich über die neue Richtung in der Heilkunde erging und von allem Andern so gut wie gar nichts wußte. Bei dieser Einseitigkeit war mit dem fleißigen und grübelnden Mediciner zum Zwecke der Unterhaltung nicht viel anzufangen. Aber es war die Einseitigkeit des Berufenen, die mit genialem Instincte sich von vornherein auf ihre Sphäre beschränkt, um „im kleinsten Punkt die größte Kraft" zu sammeln. In gleichem Maße entwickelte sich frühzeitig sein Lehrtalent. Wie gern unterrichtete er schon als Primaner im Lateinischen und Griechischen und wie meisterhaft verstand er es nicht lange darauf, einem lauschenden Kreise von Jünglingen einleuchtend zu machen, daß das ärztliche Fach sich bis jetzt in der Hand roher Empirie und Routine befinde, daß man aber bestrebt sein müsse, es zu heben und auf streng wissenschaftliche Grundlage zu stellen, auf die tiefere Kenntniß des Organismus und seiner Lebensbedingungen. Wirklich blieb seine Thätigkeit längere Zeit fast ausschließlich diesen naturwissenschaftlichen Studien statt therapeutischen Bestrebungen gewidmet, aber, wie er richtig vorausgesehn, um dann desto größere Erfolge auf dem Gebiete der Heilkunde selbst zu erzielen.

Bei solcher Vorbildung und so hohem Streben war es natürlich, daß Traube seine Augen auf die Erwerbung eines akademisch klinischen Lehrstuhls richtete, um sowohl ein reicheres Arbeitsfeld für seine Studien und Beobachtungen, als auch Befriedigung für seine Vorliebe zum Unterrichten zu erhalten. Der Vater wünschte zwar, daß er sich als praktischer Arzt in Neiße niederlasse, wo damals eine Stelle vacant war; doch des Jünglings Drang überwog diesen Wunsch. Gern hätte die zärtliche Liebe dem Sohne Kämpfe und Schmerzen erspart und ihn lieber in einer verhältnißmäßig bequemen Lebensstellung als in vergeblichem Ringen nach einem scheinbar unerreichlichen Amte sich abmühn gesehn. Denn Traube war Jude und als solcher in jenen vormärzlichen Tagen wenn auch nicht gesetzlich, so doch nach altgewohntem Herkommen von der ersehnten Carrière ausgeschlossen. Es bedurfte, wie Virchow sagt*), „der Revolution von 1848 und einer energischen Studentenbewegung", um Traube die Praxis eines öffentlichen Krankenhauses und den Platz einer Assistentenstellung an derselben zu verschaffen. Aber schließlich hatte der Held des Fleißes und der Wissenschaft doch Recht behalten; nach Kampf und Wunden siegte er und stand immer noch zeitig genug als gefeierter Lehrer im Kreise durch ihn angeregter und von den aufgewiesenen Zielen getragener Schüler.

Erst jetzt konnte sich die Leistungsfähigkeit seines forschenden Geistes und die Zweckmäßigkeit seiner eigenartigen Methode in ihrem ganzen Glanze entfalten, konnten die Bedingungen der wahrgenommenen Krankheitserscheinungen aus zahlreich beobachteten Fällen durch vielseitige Vergleiche ermittelt und durch hundertfältige Ausscheidung unrichtiger Ursachen endlich die richtige festgestellt werden. Es war eine wunderbare Reihe, eine streng in einander greifende Kette von Schlüssen, welche der junge Meister vor den lernbegierigen Adepten in ununterbrochener Folge ententwickelte. Jeder einzelne Fall wurde der Gegenstand unermüdlicher Controle und der Ausgangspunkt für die mannigfachsten Betrachtungen und Aufklärungen; denn aus der individuellen concreten Erscheinung, nicht aus allgemeinen Principien schöpfte Traube des eigne Verständniß, sowie das Material für seine Belehrungen. Daher das Leben in seinen Vorträgen und die unmittelbare Anschauung neben der gediegenen Verwerthung. Jedes Symptom der Krankheit wurde wie eine Verbrecherspur mit unerbittlicher Logik verfolgt, bis endlich die Thatsachen aufgedeckt waren und in das geheimnißvolle Dunkel das helle Licht der Wahrheit drang. Die Patienten freilich fühlten sich nicht immer angenehm berührt von diesem streng richterlichen Vorgehn, welches den Menschen nur als Nummer in dem Untersuchungsgefängniß gesundheitswidrigen Verhaltens behandelte und mit schonungslosem Wahrheitsinteresse auf das Corpus delicti fahndete. Denn die Arbeit am Krankenbett war für Traube nur die unmittelbare Fortsetzung trockenster Untersuchungen seines Studirzimmers und erregte als solche oft den Schein der Gefühllosigkeit, der jedoch in der That nur den Reflex der Vertiefung in die geprüfte Krankheit und des vollen Interesses an ihr bildete. Aber nur indem er so jeden Fall als interessantes Räthsel behandelte, welches er durch ungestört aufmerksames Sinnen löste, konnte es ihm gelingen, später jeden analogen Fall sofort zu ergründen.

Aus dem Angedeuteten geht hervor, daß Traubes Größe in erster Reihe nicht in der Heilung selbst, sondern in der Constatirung der Thatsachen bestand. Die richtige Diagnose war sein Hauptziel und in ihr hat er die höchste Meisterschaft erreicht. Auf den Spuren der Franzosen Magendie und Laennec und der Wiener Schule unter Rokitansky und Skoda vorgehend hat er ihre und seiner Vorgänger Krukenberg und Schönlein Methode erweitert und vertieft. Das Klopfen mit Hand und Hammer steigerte er zur feinsten Ausbildung. Ganz eigenthümlich hingegen war ihm das pathologische Experiment, worin er es gerade dadurch zur Virtuosität brachte, daß ihm so lange kein Krankenhaus zu Gebote stand. Indem er gezwungen war, an Hunden und Kaninchen seine Beobachtungen anzustellen, lernte er um so gründlicher, die dabei gemachten Entdeckungen und Erfahrungen zu verallgemeinern und auf die Kunde des menschlichen Leibes und seiner krankhaften Veränderungen anzuwenden. So hatte, wie immer, das Schlimme auch sein Gutes.

Der Uebergang von der Vorliebe für die exacte Naturwissenschaft, von der Skepsis und dem rein zuwartenden Verhalten in der ärztlichen Behandlung selbst zur positiven, die Wirkung der Heilmittel anerkennenden war ein ziemlich schroffer,

*) Klinische Wochenschrift 1876, Nr. 16.

Digitized by Google

wie denn der Wechsel seiner Meinungen im Leben sehr rasch und unvermittelt erfolgte. Hatte er sonst gelächelt, wenn man ihm von Medicamenten sprach, so war er nun plötzlich ein auffallend Gläubiger geworden. Es kam ihm nun nicht blos auf das Mittel, sondern selbst auf Dose und Zugabe an und am liebsten hätte er jetzt jedes einzelne Recept dem berathenen Arzte in die Feder dictirt. In dieser Stimmung sagte er einst zu dem sonst werthgeschätzten Sanitätsrath Julius Meyer, der in einem gewissen Falle der Natur ihren Lauf lassen wollte: „Wie lange wird sich das Publicum unser Nichtsthun noch gefallen lassen? Sind auch Sie von des Gedankens Bläße angekränkelt?"

Ueberhaupt liebte es Traube, der sonst ziemlich wortkarg war, seine Bemerkungen in der Form des Witzes zu machen. So nannte er die Collegen, welche ihre Künste in öffentlichen Blättern verkünden, die Demimonde der ärztlichen Gesellschaft, und namentlich konnte er sarkastisch sein, wo er sociale oder religiöse Ausschließung gewahrte. Den Verein „Heimia", der seinen Namen ursprünglich von dem alten würdigen Heim, einem sehr liberalen Manne, hatte, nannte er wegen der exclusiven Richtung, in die er verfiel, Beheimia (hebr. Vieh). Als ein gewisser eifriger Teutone in Wien gegen die jüdischen Studirenden der Medicin schrieb, sagte Traube zu mir: „Bis jetzt hielt ich den Mann für einen Schnabbermichel, jetzt ist er mir ein Sabbermichel."

Traube fühlte sich als Jude und war sich des Zusammenhanges mit der ganzen, durch Jahrtausende reichende Kette seiner Stammesgenossen lebhaft bewußt. Er erkannte, daß auch seine geistige Eigenthümlichkeit in dem Boden dieses Stammes wurzele. Die zähe Energie, der ausharrende Fleiß und Widerstandsmuth der Juden, die es bis zur rechtlich socialen Gleichstellung gebracht, erhielten in seinem eignen Leben und Ringen eine merkwürdige Illustration. Wenn er der Phantasie ermangelte und nur vermöge seines Scharfsinnes im Stande war, durch schrittweises Folgern von einem geringen Anfange zu immer wichtigern Resultaten vorzudringen, so war dies im Kleinen das Abbild jener talmudischen Weisheit, die gleichfalls in der schroffen und kühlen Logik allein das Werkzeug zur Hervorbringung ihrer riesenhaften Schätze besaß. Seine Erholung war das Schachspiel und seine Mußebeschäftigung die Philosophie des Aristoteles und Spinoza, lauter Liebhabereien, die auch mit den Neigungen seiner Stammesgenossen harmoniren. Seine Wissenschaft selbst war ihm nichts Anderes als die auf den menschlichen Körper und seine Erscheinungen angewendete Logik, und auch im Schach kommt es darauf an, mit den gegebenen thatsächlichen Verhältnissen zu rechnen und durch Scharfsinn unter Ausscheidung aller fehlerhaften Combinationen die verhältnißmäßig vortheilhafteste herauszufinden.

Als im Anfange dieses Jahres seine Frau starb, bat er mich zu sich und forderte mich auf, an ihrer Bahre zu sprechen. Sein Hauptanliegen dabei war, daß ich discret mit ihrem Lobe verfahren und seines zerrissenen Herzens schonen, das nationale Gepräge aber besonders hervorheben möchte. „Denn," sagte er, „meine Frau wie ich waren immer von inniger Hingebung für das hebräische Volk und seine Sendung erfüllt. Auf gewisse streitige Lehren haben wir nicht viel gegeben, aber der jüdischen Rasse gehören wir mit Leib und Seele an. Du weißt nun meinen Willen. Mein eigner Tod ist ja doch von dem meiner Frau nur durch Wochen getrennt." Leider hat er auch hierin richtig diagnosticirt.

Dr. **Immanuel Heinrich Ritter.**

Italienische Tondichter von Palestrina bis auf die Gegenwart.

Von Dr. Emil Naumann, königl. Professor und Hofkirchenmusikdirector. Berlin 1876, Rob. Oppenheim.

Es ist immer erfreulich und nützlich, wenn ein hochgebildeter Tonkünstler, wie Naumann, ein Buch über musikalische Angelegenheiten veröffentlicht, wenn also der berufene Fachmann das Publicum über das belehrt, was er gründlich versteht. Denn gerade der Tonkunst ist das wenig glückliche Loos beschieden, daß vorzugsweise ihre Künstler und deren Schöpfungen von Gelehrten und Ungelehrten anderer Fächer als Gegenstand weitausgreifender Forschungen, langathmiger bibliographischer Beschreibungen und ästhetischer Abhandlungen gewählt werden. Wenn irgend ein Stuben- oder Gymnasialgelehrter, der in dem, was er eigentlich leisten soll, nichts leistet, und einen dickleibigen Band mit allerhand Phrasen über irgend einen alten oder neuen berühmten Musiker in die Welt setzt, so kann er mit Gewißheit rechnen, daß er Aufmerksamkeit erregt; und wenn er dabei nur die richtige vornehm absprechende Vortragsweise mit den nöthigen schönen Redeschnörkeln zu verbinden versteht, dann kann er auch des Erfolges, selbst bei vielen Fachmusikern, sicher sein. Denn es gibt der letzteren genug, denen jegliches Geschreibe des Nichtmusikers über ihre Kunst willkommener ist, als das auf Kenntniß gestützte des Fachgenossen. Jahns vortreffliche Mozartbiographie, ein Musterwerk ihrer Gattung, ist eine vereinzelte Erscheinung unter den Erzeugnissen der gelehrten Nichtmusiker; sie ist vielfach übertroffen worden in Einseitigkeit, in Schönrednerei, in Ausstaffirung nebensächlicher Data; aber sie steht unerreicht in ihrer klaren und objectiven Darstellungsweise. Indessen nicht blos Gelehrte, deren Leistungen im eigenen Fache nie aus bescheidener Verborgenheit herausgetreten sind, haben solche Erfolge zu verzeichnen, auch empfindsame, schreibselige Damen, welche es verstanden, ästhetisch-musikalische Taschentuchessenzen zu bereiten, die auf einer Seite Rosenöl der Schwärmerei, auf der andern Beschreibung der Toilette einer berühmten Sängerin, oder der Gemahlin eines großen Musikers bieten, haben sehr viele „gebildete" Leser gefunden.

Darum begrüßt der Verfasser dieser Besprechung mit doppeltem Vergnügen ein Buch, wie das Naumanns, welches die gründliche Fachkenntniß mit der lebendigen Darstellung des vielseitig gebildeten Mannes vereinigt, und ein neues Feld nützlicher Betrachtungen und Forschungen eröffnet. Es hat zwar an einzelnen sehr werthvollen Abhandlungen über ältere italienische Componisten nicht gefehlt (auch Scudos weniger bekannte „Le chevalier Sarti" gehört dazu), aber eine zusammenhängende und übersichtliche Darstellung der ganzen Entwicklung italienischer Tonkunst ist meines Wissens zuerst jetzt von Naumann ausgeführt worden. Sein Buch zeigt von tief eingehendem gründlichem Studium des berufenen Fachmannes, der allein genau zu wissen vermag, was zur Sache gehört, und was nicht. Und wenn auch sein Buch (wie auf dem Titel selbst angedeutet ist) aus Vorträgen entstanden ist, welche höchst wahrscheinlich doch vor einem gemischten Publicum gehalten wurden, wenn er sich auch in Abschweifungen auf andere Gebiete gefällt, so verliert er doch nie den Hauptzweck aus den Augen und bleibt innerhalb der Grenzen des Uebersichtlichen. Die Anordnung des Buches ist eine treffliche. In der Einleitung weist der Verfasser darauf hin, wie ein großer Theil des deutschen musikalischen Publicums sehr wenig (und der größte Theil der Italiener fast gar nichts) von jenen alten italienischen Componisten wisse, deren Namen nicht unwerth sind, neben den großen deutschen Meistern genannt zu werden; wie Franzosen und Niederländer die ersten Stifter italienischer „Tonschulen" wurden, was sie im eigenen Lande und in Deutschland nicht vermocht hatten, weil hier die Nationen damals nicht auf der hohen Bildungsstufe der Italiener standen, und wie großen Einfluß diese italienischen Schulen auf die Entwicklung der Musik in Deutschland ausgeübt haben.

Digitized by Google

Das erste Capitel „Palestrina und die Schule von Rom" enthält eine genaue Schilderung des Lebens und Wirkens jenes großen Meisters, welchen einst der berühmte Heidelberger Rechtsgelehrte Thibaut in seiner Schrift „Reinheit der Tonkunst" über Bach stellte; auch die Entwicklung des Oratoriums, des „geistlichen Musikdramas", wird in eingehender Weise beschrieben. Das Capitel „Die beiden Gabriele und die altvenetianische Schule" bringt eine gedrängte Schilderung des Wirkens der zwei gewaltigen Meister, deren Werke leider nur sehr selten zu Gehör gebracht werden. „Das Zeitalter der Renaissance und die Schule von Toscana" ist der Titel einer Abhandlung über die Entstehung der Oper in Florenz und über die Bedeutung, welche diese Musikgattung in ganz Italien gewann. Hier hat Naumann die Gelegenheit ergriffen, eine sehr anziehende Parallele zwischen der Tendenz jener Bewegung und der heute in der Wagnerpartei sich kundgebenden zu ziehen. Er zeigt, wie das Streben, den dramatischen Ausdruck über die Melodie zu setzen, schon im sechzehnten Jahrhundert mit derselben Energie verfochten wurde wie heute, und daß die damaligen Florentiner Componisten ebenso gut wie heute Wagner die Feder zur Hand nahmen, um ihre Intentionen dem Publicum darzulegen und in solcher Weise das Verständniß ihrer Werke ein- und anzuleiten; wie also gewisse Erscheinungen, die als eine neue Epoche gelten, nur der stärkere Widerschein einer früheren, dem Gedächtnisse entschwundenen sind. Was diese Anschauung Wahres und was sie Irrthümliches enthält, läßt sich ohne sehr weitgehende Auseinandersetzungen nicht darlegen, hier möge nur darauf hingewiesen werden, daß das Capitel allgemeines Interesse bietet und sehr gut geschrieben ist. Die weiteren Abhandlungen betreffen „Alessandro Scarlatti und die Schule von Neapel" — die Weiterentwicklung der Oper und die Nachwirkung ihrer melodischen Richtung auf Händel und Mozart —, „Antonio Lotti und die jüngere venetianische Schule", ein geistreicher Versuch, diese letztere als Gegensatz der deutsch-protestantischen Musikrichtung darzustellen, endlich „Die großen Geiger und italienischen Sonatisten, das Zeitalter der musikalischeu Weltherrschaft der Italiener", „Cherubini und Spontini" und „Rossini und die Gegenwart". Der Verfasser ist glücklicher in seiner Auffassung vergangener Kunstperioden, als in der Darstellung naheliegender, in welche sich unwillkürlich manches rein Persönliche, mitunter manches mehr Anekdotenhafte einmischt; das mag einem großen Theile des Publicums gewiß recht willkommen sein, aber es steht in einigem Widerspruche zu den vorhergehenden Abhandlungen, die, wenn auch in angenehmer Form, doch immer rein wissenschaftlich gehalten sind. Es wäre auch noch zu prüfen, ob Cherubini und Spontini zu den eigentlichen italienischen Componisten zu rechnen seien, und nicht mehr Eklektiker, allerdings nur im vornehmsten Sinne des Wortes waren. Aber immerhin bieten auch die letzten Capitel vieles Interessante. Das Buch sei allen Musikfreunden bestens empfohlen.

H. E.

Culturhistorische Bilder aus der alten Mark Brandenburg.

Von Oskar Schwebel.

Berlin 1877, Verlag von Alfred Weile.

Oskar Schwebel, auf dem Felde der Specialhistorie seit einer Reihe von Jahren gekannt und bewährt, gibt in seinen „Culturhistorischen Bildern" eine Geschichte Mark Brandenburgs von Albrecht dem Bären bis auf den großen Kurfürsten und die Schlacht bei Fehrbellin. In zwanzig Capiteln sieben Jahrhunderte! Sprungweise vorgehend wird, an dem nach Plan oder Neigung gewählten Einzelstück, das Ganze demonstrirt. Eine neue, unseres Erachtens nicht nur berechtigte, sondern auch anzuempfehlende Art der Geschichtsbehandlung, die sich, der modernen Reiseform entsprechend, einen längeren Aufenthalt nur an Haupt- oder Lieblingsplätzen und daneben eine blos cursorische Behandlung alles Zwischenliegenden zur Aufgabe stellt. Eine kleine Gemeinde von Fußgängern wird freilich immer bleiben, Gründlichkeitsbeflissene, die, das bloße Stationsmachen im Coupé verschmähend, die ihrer harrenden Wüsten, seien es nun die der Reise oder der Wissenschaft, höchsteigen durchmessen wollen, aber diese Allergründlichsten, wenn es nicht Fachleute sind, werden sich in der Regel als sonderbare Käuze erweisen, als Fanatiker der Selbstquälerei.

Es war Walter Scott, der in seinen „Erzählungen eines Großvaters" diese freiere Form etappenweisen und unter Umständen selbst dichterisch launenhaften Vorgehens introducirte; Gustav Freytag, historischeren Sinnes nachfolgend, hob die Gattung auf eine höhere Stufe; aber erst diese „Culturhistorischen Bilder" Oskar Schwebels lösen, in wenigstens äußerlicher Vollkommenheit, die Aufgabe einer Specialgeschichtschreibung in Einzelbildern. Es fehlt nichts. Wiewohl halbe Jahrhunderte übersprungen werden, hat man nirgends das Gefühl einer Lücke, und Jeder, der Ernst und Ausdauer genug mitbrächte, sich den Inhalt dieses Buches zu eigen zu machen, würde zu den Bestbewanderten in der Geschichte der Mark Brandenburg gehören. Es genügt beispielsweise aus der ganzen Reihe der Anhaltiner oder Ballenstädter den ersten und den letzten: Albrecht den Bären und den Markgrafen Waldemar zu kennen, und über alles Zwischenliegende durch folgende kurze Sätze aufgeklärt zu werden: „Hundert und fünfzig Jahre waren verflossen. Mächtig und blühend war das Land unter den Ballenstädtern geworden. Albrechts des Bären Sohn Otto I. hatte die Kurwürde für die wendische Mark erworben; Albrecht II. war bis zur Oder vorgedrungen; das edle Bruderpaar Otto III. und Johann I. hatte die lästigen Landesverpflichtungen gegen den Erzbischof von Magdeburg abgeschüttelt, den Pommern die Uckermark entrissen und von den schlesischen Piastenherzögen das Land Lebus erworben. Sie hatten die Mark mit Städten besetzt, welche in ungeahnter Weise erblühten; ihre weise Gesetzgebung ordnete die Verwaltung in musterhafter Art. Unter ihren Nachfolgern, den glänzenden Fürsten Ottonischer und Johanneischer Linie, schien der rothe Adler sich noch zu höherem Fluge rüsten zu wollen; Otto IV. gedachte selbst, sich statt des Kurhutes die deutsche Kaiserkrone auf's Haupt zu setzen." So der Anfang des zweiten Capitels. Es ist ein Uebriges, was der Herr Verfasser thut, wenn er uns, ehe er zur bayrisch-luxemburgischen Zeit vorschreitet, in den Capiteln „am Hoflager der Ballenstädter" und „die Grabstätten der Ballenstädter" zunächst noch vom Werbellin See und dem sangeskundigen Otto IV., dann von den Klöstern Lehnin, Chorin und Himmelpfort, den alten Begräbnißstätten der Anhaltiner, erzählt.

Gleich kurz und gleich ausreichend werden uns die folgenden Epochen vorgeführt. Oft unter Ueberschriften, die den mannigfachen Inhalt kaum andeuten. Der falsche Waldemar hat ein selbstständiges Capitel, das seinen Namen trägt. In den Abschnitten „Tangermünde" und „Kasper Gans Edler zu Puttlitz" tritt uns zunächst die Gestalt Kaiser Karls IV., dann die Quitzowzeit, und mit dem Hinschwinden dieser die Etablirung der Hohenzollern'schen Macht entgegen. „Ein Bürgermeister von Berlin" und „der Schwanenorden" bringen Episoden und gleichzeitige Ereignisse aus dem Leben des Kurfürsten Eisenzahn; „Bischof und Mönch", „die Fehde Nickels v. Minckwitz", „der letzte Abt von Chorin", „das Stammhaus eines Berliner Bürgergeschlechts", „das graue Kloster zu Berlin", „Markgraf Hans von Küstrin", entrollen Bilder zunächst aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, aus der lutherisch-joachimischen Zeit vor unserm Auge. Weniger Raum ist der Epoche des 30jährigen Krieges und des großen Kurfürsten gewidmet; hier liegen schon die neuzeitlichen Grenzen, die nicht berührt werden sollten. Von ausgesprochen culturhistorischem Inhalt sind „eine Weinpredigt aus alter Zeit" und „die historische Sage der Mark". Besonders in diesem letzteren Capitel wird die Kunst geübt, auf wenigen Blättern viel zu sagen. Der Herr Verfasser bläht nichts auf, er ist knapp im Ausdruck, wie es die alten Aufzeichnungen sind, die er benutzte.

Dies deutet auf bestimmte Vorzüge seiner Darstellung. Und doch liegt, wie mehr oder weniger auf dem ganzen Gebiet unserer märkischen Specialhistorie, in eben dieser Darstellung auch wieder der schwache Punkt des Buches, der seine Verbreitung über verhältnißmäßig eng gezogene Grenzen hinaus verhindern wird. Die Knappheit des Ausdrucks, verdienstlich wie sie ist, ist doch noch lange keine künstlerische Behandlung des Stoffes; und ohne diese geht es nicht.

Es gibt, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen, „exceptionelle Stoffe", die an und für sich in hohem Maße effectvoll, der künstlerischen Behandluug bis zu einem gewissen Grade vielleicht ganz entbehren können. Dazu gehört beispielsweise das ganze Tudorjahrhundert der englischen Geschichte. Von Heinrich VIII. an mit seinen sechs Frauen, bis zur Elisabeth

Digitized by Google

mit ihren sechs Grafen, haben wir eine solche wundervolle Aneinanderreihung von Liebesgeschichten, Intriguen, Schaffots und Scheiterhaufen, daß eine Erzählung der betreffenden Hergänge wirken muß, sie sei wie sie sei. Anders liegen die Dinge bei uns. Es ist ganz unmöglich, daß die Geschichte der Blankenfeldes, der Strobands, der Wins' und ihnen verwandter Berliner Patriciergeschlechter noch irgend wen im Gemüthe beschäftigen kann. Alle diese Dinge sind interesselos und werden es bleiben, bis der kommt, der ihnen dichterisch*) das zu leihen versteht, was ihnen fehlt: Leben. Diese Kunst zu üben ist außerordentlich schwer und unter gewöhnlichen Verhältnissen undankbar; aber mit Rücksicht darauf, daß aus diesem armen Lande Brandenburg schließlich das neue deutsche Reich erblühte, werden die entsprechenden Versuche immer wieder und wieder gemacht werden, und zuletzt mit Erfolg. In diesem endlichen Sieger werden sich dann unendliche literarische Tugenden vereinigt haben: historisches Wissen, dichterische Intuition, Hingebung an das Kleine, Esprit, Kraft und Klarheit des Ausdrucks. Macaulay leistete dies für einzelne dunklere Partien der englischen Historie, und führte dadurch den Beweis einer Geschichtsschreibungs-Möglichkeit aus dem halben Nichts heraus. Wir harren noch unseres Macaulays, eines Darstellers, der durch geschickte Hintergrund- und Formengebung alles Fehlende theils wirklich, theils scheinbar zu ersetzen weiß. Das bloße Herübernehmen der Chronikenknappheit thut es nicht, noch weniger das begleitende Wort „von der Liebe zu Mark Brandenburg".

Was wir stofflich unser nennen, so Mannigfaches auch zusammengetragen worden ist, ist in vielen Fällen nichts weiter als ein grüner Wollfaden, den wir irgendwo in einer Ecke gefunden haben. Wenn wir diesen Wollfaden zwischen dem Daumen und Zeigefinger jeder Hand ausspannen, und unserem archäologischen Eifer nunmehr den Ausruf gestatten: „welche Wolle, welches Grün!" so werden wir damit immer wieder und wieder nur geringer Zustimmung begegnen. Erst der wird auf ein Publicum rechnen dürfen, der diesen Wollfaden auf einem schwarzen Tuchflickel aufzunähen, ihn zu umrahmen und in gefällig geschwungener Linie arabeskenhaft zu gestalten versteht.

Es bleibt auch dann nur ein grüner Wollfaden, aber die Kunst hat ihn über sich selbst erhoben und ihn acceptabel gemacht. Je weniger die Geschichte bietet, desto mehr bedarf sie der poetischen Mittel, ohne daß die Anwendung derselben nothwendig zu Fabel und Märchen führen müßte.

Th. Fontane.

*) Die Unerläßlichkeit, mit dichterischen Mitteln nachzuhelfen, hat noch Jeder empfunden, der den Wunsch hegte, Geschichtliches aus unseren vier ersten Jahrhunderten (1150—1550) einem größeren Publicum zugänglich zu machen. Auch Oskar Schwebel empfand so, und schob in strengere historische Darstellungen historische Novellen ein. So z. B. „der falsche Waldemar in Berlin", „der Schwanenorden", „der letzte Abt von Chorin". Aber dies ist nicht die rechte Art, trotzdem er sich auf das Vorbild Klödens berufen kann. Auch dieser, so ausgezeichnet seine „Quitzows" nach der Seite des Fleißes und der Gelehrsamkeit hin sind, hat es nicht getroffen. Bei dem, was uns als Ideal vorschwebt, handelt es sich weder um diese oder jene dichterische Form, noch um dichterische Erfindung, sondern um jenen adelnden dichterischen Geist, der das Historische — dürftig oder alltäglich wie es sein mag — als solches gebend, es doch schönheitlich zu verklären weiß. Diese Schönheit wird sich allemal als das Gegentheil von Schönrednerei, die der Eine oder Andere fürchten möchte, erweisen.

Vermischtes.

Wallfahrt nach Marpingen.

Von **Franz Boas.**

Saarbrücken, im December 1876.

„Nichts leichter als eine Wallfahrt!" dachte ich während der Eisenbahnfahrt von Saarbrücken bis St. Wendel; man versinkt für eine kurze Stunde in weiche Kissen und verdaut ein etwas schwer verdauliches Fasten-Wallfahrts-Frühstück, und langt bei guten Kräften an Ort und Stelle an. Meinem Calcül nach hatte ich nicht allzuweit bis zur Wunderstelle zu gehen, aber der erste schmutzige Junge St. Wendels, der auf dem Bahnhofszaune saß, und den ich um den Weg nach dem Gnadenorte frug, zerstörte meine Illusion einer gar zu bequemen Wallfahrt. „E, da han Se alleweil ebbes über zwei Stunden."

Ich ging der breiten Straße nach; es war Mittag; keine Menschenseele ließ sich blicken, kein gleich gut gesinnter Waller mit, vor oder hinter mir. Nach einer Stunde schlug ich den angerathenen Fußweg ein und kam in's Unwegsame; „im glisschrigen Glimmer glitt" ich oft genug aus und „patschte in plätschernde Pfützen". Steil stieg der Pfad in die Höhe und scharfe Felsstücke lagen im Wege; keuchend und schweißtriefend langte ich mit dem Landvolke, das sich nach und nach von allen verlorenen Seitenpfaden her zusammengefunden hatte, auf das Plateau des Höhenzuges und an jene ersten Häuser Marpingens, die allerdings noch eine halbe Stunde vom eigentlichen Dorfe abliegen.

Ein halbes Dutzend Straßen verlief hier oben in eine; aus allen Richtungen der Windrose fanden sich hier fromme Trupps zusammen. Der Weg war erbärmlich schlecht; keine trockene Stelle ringsum. Ich habe einmal in der Schule gehört und gelesen, der Weg der Tugend sei steinig und voll Dornen, aber von Pfützen, Lachen und Schlammlöchern war nicht die Rede.

Nach einer Viertelstunde lag Marpingen selbst vor uns. Meine frommen Begleiter hielten beschattend die Hand vor die Augen, als stünden sie vor den Zinnen Jerusalems; dann klappten sie ihre großen staubgrauen Bücher auf, nahmen die Kappen und Strickbeutelmützen unter den Arm, ordneten sich in Reihen und huben einen herrlichen Chorgesang an. Etwas aus dem Tacte aber kamen sie, wenn's wieder arg in die Schlammlöcher ging; da wurde aus dem Hopsen und Springen, Auftreischen und Singen eine wahre Echternacher Springprocession. Nur der Führer des Zuges kümmerte sich, fromm und stark, um solche Lappalien nicht; mit muthigen Stiefeln schritt er durch den teuflischen Koth. Je näher wir dem Ziele kamen, desto eiliger wurde der Schritt der Wallfahrer; im beschleunigtesten Tempo ging es endlich von dem unwegsamen Wege über etwas wegsamere Wiesen und Stoppelfelder schnurstracks auf eine Ecke niedriger Eichenschonung zu. Ein merkwürdiges, undefinirbares Geräusch, fast wie es von öffentlichen Wasch- und Trockenplätzen tönt, ein vielstimmiges, kauderwälsches Gemisch von Singen und Lachen, Beten und Schimpfen drang über die niedern Wipfel zu uns herüber und verwandelte die eiligen Schritte der Wallfahrer in den tollsten Lauf.

In einer natürlichen Vertiefung, am Abhange eines eichenbewachsenen Bergrückens, der nach dem Dorfe hin abfällt, liegt die Quelle. Hunderte von Landleuten, Männer in blauen Kitteln, Weiber in rothen Röcken, Kinder in weißen Hauben standen an der Berglehne, hockten in der Grube, hingen am Strauchwerk über der steilen, rothschiefrigen Felswand, welcher der Gnadenstrahl entquillt. Ich habe ihn nicht quellen gesehen, Menschenköpfe, Arme und Rücken, Hände mit durstigen Flaschen verdeckten ihn mir. Dicht gedrängt standen hier Schulter an Schulter Hunderte mit Flaschen, Krügen, Töpfen, Kannen in der Hand, unterm Arm, auf dem Kopfe. Vom Rande der Felswand beugten sich Andere verlangend ebenso zahlreich herab und schrieen: „Franz, hol' meine Flasche!" Denn Franz hieß der Schänke am Strahl. Wie Shakespeares Franz immer „Gleich Herr, gleich Herr" schreit, so schrie auch Marpingens Franz: „Gleich, Bläs, gleich, Babett, gleich, Nickla, gleich — —"; er kannte sie Alle bei Namen; er gab Jedem seine Gabe; hielt fleißig Flasche, Krug und Kanne unter das Brünnlein und nahm keinen andern denn Gott'slohn dafür.

Der wochenlange Regen hat das Terrain unhaltbar gemacht; ein schauderhafter Koth schwamm und wogte um die Gnadengrube; das ganze Erdreich schien sich zu bewegen und zu rutschen; die Füße der Hunderte kneteten hörbar im wappelnden Boden; die dürren Sträucher, an die ich mich beim Absteigen halten wollte, rissen schlapp aus der eierkuchenweichen Erde. Derselbe Regen aber hat auch die Quelle ergiebig wie noch nie gemacht; sie floß reichlich, man hörte sie rauschen. Das Volk konnte den Empfang

Digitized by Google

des Wunderwassers nicht erwarten; kaum erhalten, setzten sie die Flaschen an und tranken mit Behagen. Ein alter Bauer mit schiefen Beinen — ob er dagegen Heilung suchte? — und rother Nase — oder dagegen? — strich sich nach einem herzhaften Schlucke den Bauch vor Wohlbehagen wie Schulmeisterlein Wuz. Und doch hatte das Wasser eine Farbe, welche allein genügend war, Ekel zu erregen, das reine Berliner Actienbier, Tivoli!

Intelligente Jungens, die vergeblich „Franz, Franz" gerufen, stellten sich etwas bergab und hoben das Wasser bequem in jeglicher Menge; aber, da das Volk über ihnen ungenirt durch die Quelle mit kothigen Stiefeln hindurchplantschte, war der Ton um eine Nüance in der Färbung tiefer, Patzenhofer etwa!

Noch weiter unten, im Dorfe, speist dieselbe heilbringende Quelle die öffentlichen Rinnsteine und die Brunnen, an denen das Vieh getränkt wird. Ich habe köstliches Rindvieh dort gesehen.

Die Leutchen waren durchaus ungestört in ihrer sonntäglichen Beschäftigung; kein heidnischer Gensdarm mit den Schuppenketten unterm Kinn stand mehr lauernd in den Waldwegen; selbst die Bude, die sich die Wache hier vor Wochen gebaut, war spurlos verschwunden. Auch sonst waren die Leute unter sich; ich habe nicht einen Städter gesehen. Die gerade anwesende Menge mag sich auf 4—500 belaufen haben, war aber in fortwährender Bewegung; denn wer sein Wasser hatte, trollte wieder ab und wurde sofort von Neuangekommenen ersetzt. Die eigentlichste Gnadenstätte, das zweite Ziel der Wallfahrer, liegt merkwürdigerweise von der Gnadenquelle über eine Viertelstunde entfernt und hat gar keinen Zusammenhang mit der letzteren.

Auf dem Wege nach dem Dorfe kam ich in eine Waldlichtung, von der ich eine angenehme Aussicht auf das lang gestreckte stattliche Dorf hatte. Ich stellte mich unter den deckenden Schutz einiger Eichen und zeichnete flüchtig die Dorflage ab. Während dessen hatte mich ein Troß Jungens ausgekundschaftet; sie eilten mit lautem Geschrei auf mich zu. Ich ahnte noch nicht, daß mir das Geheul galt, und ging ruhig den steilen Dorfweg hinab. Plötzlich surrte ein scharfer Stein daher und traf mich am Fuße; ich wendete mich um und sah eben noch, wie ein kleiner schwarzhaariger, borstiger Range den erhobenen Arm sinken ließ; ein Größerer — der Fortschrittsmann — riß seine Pudelmütze vom Kopfe und schlug sie dem Ultramontanen um die Ohren; die andern Fractionen hatten schon Steine in der Hand; da ließen sie dieselben aber fallen. Marpingens Jugend scheint auf Physiognomik dressirt zu sein.

Im Dorfe stehen stattliche Häuser, schön weiß getüncht; die herzförmigen Dachluken sind blau bemalt; die Fensterrahmen sind grün angestrichen; die Zipfelmütze des herausschauenden Bauern ist hellroth. Sonst aber ist Alles in ein gleichmäßig schmutziges Grau gehüllt; selbst die Gesichter, die Gesichter der Alten und Jungen, sind grau; blöde, im Lichte zuckende Augen gucken daraus hervor; der Schulmeister, der gerade im langen grauschwarzen Sonntagsrocke aus dem Wirthshause kommt, schaut scheu zu mir herüber; er hat ein böses Gewissen als Hauptschuldiger an der Drehkrankheit des Volkes. Am Ende des Dorfes fließt die Quelle in den Bach des Hauptthales, vermischt ihr heiliges Wasser mit dem profanen und treibt auf gemeinschaftliche Rechnung die Räder des Müllers zu Füßen des Kirchberges.

Aristokratisch abgesondert liegt die Kirche gegenüber der Gnadenquelle am anderen Ende des Dorfes, am jenseitigen Hange des Thalkessels. Ich suchte in der Kirche vergeblich nach fröhlich zurückgelassenen Krücken, wie man sie sonst in den Wallfahrtsorten sieht. Auch den Pfarrer suchte und fand ich nicht; nicht einmal die Hälfte, die Wirthin war zu sehen. Was ich aber keineswegs suchte, wurde mir voll zu Theil. Ich hatte mich etwas neugierig in der Kirche umgesehen; eine Hand voll Buben hatte mich mißtrauisch verfolgt, auch sie verstanden sich auf Physiognomien; als ich den Kirchberg hinunterstieg, flog mir ein unverschämt großer Stein dicht am Kopfe vorbei, kleinere folgten dem Kerne des Kometen. Ich fühle sehr wenig Familienähnlichkeit mit dem heil. Stephan in mir, und da Drohen mit dem Schirme gegen die Rotte Korah nichts fruchtete, sogar den Steinhagel vermehrte, zog ich mich in's Sichere, in's Wirthshaus zurück.

„Wasser thut's freilich nicht." Deshalb hat der Wirth in Marpingen ein vorzügliches Bier aus St. Wendel verschrieben; ich kann es bestens empfehlen. An dieser Bierquelle lagen genau eben so viel Durstige, als oben auf dem Berge gelegen haben. Wasser thut's eben einmal durchaus nicht. Mein Glaube war nun noch schwächer; ich meinte, daß außer Wasser und Bier auch etwas Consistenteres nicht schaden könnte. Der Wirth war aber anderer Meinung; er hatte auch Consistenteres nicht vorräthig; er hielt sich nur an einerlei Gestalt.

Auf dem Rückwege machte ich den Umweg nach dem allereigentlichsten Gnadenorte — Gnadenort ist dort ja Alles; „der Ort, wo du stehst, ist heilig" —. Es war bereits dunkel geworden, der Weg war schwer zu finden, ich ging schließlich auf's Gerathewohl in den Wald hinein; aus irgend einer Richtung hörte ich bald jenes unendlich monotone Plappern mit den Lippen, das unverkennbare Geräusch in den Wald gesprochener Litaneien und Gebete. Eine Lichtung öffnete sich; ich stand am Hange einer steilen Wand. Gegenüber, unten am Waldessaume, wogte ein heller Haufen von einigen hundert Menschen im Zwielicht des Abends. An hundert alte und junge Weiber und Kinder bildeten einen eng geschlossenen Kreis um ein mir noch im Waldesdunkel begrabenes Etwas. Ich stieg vorsichtig die Höhe herab, genau auf den geheimnißvollen Cirkel zu. Alle frommen Pilgeraugen sahen nach mir, mitten in den heißen Gebeten, wie ich geraden Weges, den Schirm als Springstock nutzend, über Stock und Stein heruntereilte. Die Bursche, die abseits auf den Wegen standen, ballten die Fäuste; die Weiber machten finstere Gesichter. Mit den Wölfen muß man heulen; ich nahm unterwegs noch meinen Hut ab, — es war auch wirklich ein schwüler Abend. Nun durfte ich näher treten. Um zwei Bäume rundete sich der geheimnißvolle Kreis, um zwei ganz gewöhnliche Kiefern; wie man sie alle Tage niederschlägt und zu Brennholz hackt. Wahnsinn aber hatte sie der Rinde entblößt, von den nackten Wurzeln bis zum Gipfel; Wahnsinn hat sie unterhöhlt und den heiligen Boden fiebernd in den Sack gesteckt; Wahnsinn schleppt das Alles in die dumpfen Stuben daheim und verschlingt den Boden als kostbare Speise.

Wahnsinn leuchtet auch gespenstig hell aus den Augen der Betschwestern, tönt von den trockenen Lippen des häßlichen Weibes mit dem Kind zwischen den Knien, das niederträchtig monoton, beleidigend monoton die endlosen Litaneien, die hier sinnlosen Gebete dem Volke vorplärrt. Das Weib, das sich hier zum Medium aufwirft — ich höre es an dieser erkältenden Piccoloflötenstimme —, hat keine Fiber in sich, die von heißer Empfindung weiß, sei es Religion, sei es Liebe, sei es Haß. Wahnsinn kennt keine Religion, keine Liebe, keinen Haß. Wahnsinn kennt nur Eines — Wahnsinn.

Wenn ich nun hinging, in den Zauberkreis sprang, die Lichter ausfegte und die kothige Erde in alle Winde verstreute — es würden Weiber zu Hyänen; Wahnsinnige, Furien zerfleischten mich. Mich faßte der tolle Gedanke, es zu thun; er rüttelte an mir und zuckte mir in den Fingern. Unter Trunkenen aber wird der Nüchterne trunken, unter Narren der Vernünftige verrückt. Es wollte sich mir der Wahnwitz in's Gehirn krallen, daß all' dieser höllische Spuk wahr wäre, daß leibhaftig ein überirdisch Wesen zwischen den krummbeinigen Bäumen gestanden. Glaubten es doch Menschen wie ich! Mit trunkenen Augen sah ich Hunderte von Menschen wie ich an der Farce theilnehmen; mit meinen Knien knien; sah sie meine Arme gen Himmel recken; hörte sie schluchzen und beten mit meinem Munde! Fort aus der Bannmeile der Irren!

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Eine Wohlthätigkeitsvorstellung. Delegirtenversammlung der Bühnenangehörigen.

Wenn an der Stelle, wo sonst die wichtigeren dramatischen Neuigkeiten besprochen zu werden pflegen, in diesem Jahre weniger von neuen Theaterstücken, als von allen möglichen anderen Dingen die Rede ist, so ist dies nicht unsere Schuld. Die deutsche Dramatik der ernsteren Richtung hat es in diesem Winter bei uns noch zu keinem wirklichen Erfolg gebracht. Von den wenigen neuen Stücken am Schauspielhause, von denen sogar das eine oder das andere vielleicht nur deshalb aufgeführt worden ist, damit man der Verwaltung nicht den Vorwurf mache, es nicht aufgeführt zu haben, hat bis jetzt kaum Eins ein halbes Dutzend Vorstellungen erlebt. Am Wallnertheater haben eine Posse und das neue Mosen'sche Lustspiel „O diese Männer" ihre Schuldigkeit gethan, ohne jedoch einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen; und so läßt sich die für uns nicht sehr schmeichelhafte Thatsache leider nicht in Abrede stellen, daß unser Publicum auch auf geistigem Gebiete vom Importe lebhafter angesprochen ist als von der heimischen Production.

In Ermangelung eines neuen dramatischen Werkes wollen wir die recht gelungene Vorstellung besprechen, die am 15. zum Besten des unschuldig verurtheilten Mühlknappen Schrader stattgefunden hat. Die Anregung dazu ging von Mitgliedern des deutschen Reichstags aus. Der Reichstagsabgeordnete Albert Traeger und der Journalist Max Bauer nahmen die Sache in die Hand, und es gelang ihnen in sehr kurzer Zeit eine Vorstellung zu ermöglichen, die zu den gelungensten dieser Art von musikalisch-declamatorischen Abendunterhaltungen gerechnet werden darf. Das große Haus des Victoriatheaters war bis auf den letzten Platz gefüllt; der Reichstag war durch zahlreiche Mitglieder vertreten.

Albert Traeger sprach selbst den von ihm verfaßten, sehr innigen und warmen Prolog; er sprach ihn schlicht und wirksam mit einer liebenswürdigen leichten Beimischung des Dialektes seiner thüringischen Heimat und erntete den reichsten Beifall für die Dichtung wie für den Vortrag. So war mit der ersten Nummer des Programms die rechte Stimmung da, und diese hielt sich in ihrem hohen Wärmegrade bis zum Schluß der langen Vorstellung.

Es herrschte eine ganz merkwürdige Gemüthlichkeit, wie man sie sonst selten in den Schauspielhäusern findet. Man glaubte beinahe in einem Salon zu sein, in dem das eine oder andere Mitglied der kunstfertigen Gesellschaft aufgefordert wird, zur Freude der Uebrigen etwas zum Besten zu geben. Hier mochte es also auch ganz am Platze sein, daß eine Künstlerin von der Bühne herab Freunden und Bekannten, die sie im Saal erspähte, unbefangen grüßend zunickte.

Declamationen boten Fräulein Hedwig Dohm, die reizender als je aussah und besser als je sprach, Richard Kahle, der den „Strike der Schmiede" von François Coppée (deutsch von E. Mauthner) mit ergreifendem Accente ganz vorzüglich vortrug, und Max Löwenfeld, der einige der bekanntesten deutschen Schauspieler mit einer bisweilen geradezu unheimlichen Aehnlichkeit copirte — ore, visu, gestibus copirte, nicht carrikirte. Eigentlich sollte auch Frau Claar-Delia sprechen. Durch eine ungenügende Verständigung mit dem Comité hatte aber die vortreffliche Künstlerin die gewiß bei diesem Anlaß sehr passende Dichtung „Eine Mutter vor Gericht" gewählt; da nun indessen Herr Kahle den ebenso passenden „Großvater vor Gericht" („Strike der Schmiede") declamirt hatte, so mußte eine ebenso opportun wie plötzlich eintretende Indisposition den angekündigten Vortrag der Frau Delia leider beseitigen.

Ebenso reichlich und glänzend wie der declamatorische war der musikalische Theil des Programms ausgestattet. Frau Mathilde Mallinger trug mit Meisterschaft außer einigen Liedern die hübsche Melodie vor, die Gounod zu dem ersten Bach'schen Präludium im „Wohltemperirten Clavier" erfunden hat und aus der allmählich ein „Ave Maria" mit obligater Violinstimme geworden ist; Fräulein Anna Hoffmeister mit frischer Stimme und gutem Ausdruck die große Freischütz-Arie und das Frühlingslied von Esser. Von den Instrumentalkünstlern wirkte Herr Concertmeister Fabian Rehfeldt, dessen virtuoses und echt musikalisches Spiel oft genug von dem Fachkritiker in diesen Blättern gewürdigt worden ist, und die junge, höchst begabte Clavierspielerin Fräulein Anna Später mit. Den Beschluß endlich machte das allbekannte Baumann'sche Singspiel „Das Versprechen hinter'm Herd", das nachgerade allerdings ein bischen alt zu werden beginnt. Wenn etwas die sich gewaltsam der vordrängenden Symptome des Veralteten zu decken vermochte, so war es die mustergültige Darstellung durch die Herren Helmerding und Formes vom Wallnertheater, Wiesbeck vom Bellealliance-Theater und Fräulein Lina Mayr, deren Namen ein Kritiker, wie er sein soll, zum mals nennen darf, ohne das Prädicat „fesch" hinzuzufügen und an die unvermeidliche „kleine Handschuhmacherin" zu erinnern.

Das wäre abgemacht! So ein Rapport über eine Wohlthätigkeitsvorstellung, bei dem der Berichterstatter wie das Mädchen aus der Fremde Jedem eine Gabe, Dem Blumen, Jenem Früchte austheilt, gehört mit zu den zwerchfellerschütternden Momenten im Dasein eines Journalisten.

Schließen wir ohne Weiteres einige Worte über die Verhandlungen der in der vorigen Woche hier versammelten Delegirten der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger an diesen Bericht an.

Die Genossenschaft besteht nunmehr seit fünf Jahren. Alle Zweifel an ihrer Lebensfähigkeit, die an ihrer Wiege ausgesprochen wurden — und die man nicht ohne eine gewisse Berechtigung hegen durfte — sind siegreich durch die Thatsachen aus dem Felde geschlagen; sie hat sich consolidirt, sie hat ein beträchtliches Vermögen angesammelt (über eine Million Mark), sie hat ein eigenes Haus, eine eigene Zeitung; an ihrer Spitze stehen die gebildetsten und bedeutendsten deutschen Künstler, sie zählt tausende von Mitgliedern, die den vornehmsten und den allerbescheidensten Bühnen in den ersten und geringsten Stellungen angehören — mit einem Worte: die Genossenschaft ist eine reelle Macht geworden. Die Autorität, die sie jetzt schon besitzt und die noch mit jedem Jahre ihres Bestehens naturgemäß anwachsen wird, hat auch der oberste Leiter der deutschen Bühnen, der Generalintendant der vereinigten Hoftheater von Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden, Herr von Hülsen, durch seine persönliche Begrüßung der Delegirten anerkennen wollen.

Auf die Verhandlungen, die sich in der Hauptsache um die interne Frage drehten, wie die angesammelten und noch anzusammelnden Capitalien am gedeihlichsten zum Nutzen der Genossenschaft zu verwenden seien, ob als Rente oder als Pension, soll hier nicht eingegangen werden. Die Zeit wird lehren, ob sich die Delegirten ihres diesmaligen Beschlusses, durch welchen die Präsidialvorlage verworfen und an Stelle der vorgeschlagenen Rente die Feststellung einer Pension für die nicht mehr leistungs- und erwerbsfähigen Künstler gesetzt wurde, zu erfreuen haben oder ob, wie die Statistiker prophezeien, dieser Beschluß, da er in Verkennung der wirklichen Thatsachen gefaßt sei, als utopistisch früher oder später werde beseitigt werden müssen.

Mit einem andern Beschlusse haben die Delegirten das künstlerische Gebiet verlassen und sich auf das allgemein staatliche gewagt. Sie haben sich dahin geeinigt, eine Eingabe an den Reichstag zu richten, welche um die Aufhebung der Theaterfreiheit petitioniren soll. Dieser Schritt ist für das Ansehen der Genossenschaft, für die wir nur die Gefühle der wärmsten Sympathie empfinden, nicht ganz gefahrlos. Wir wollen hier die unendliche Frage wegen der Theaterfreiheit nicht einmal flüchtig berühren, es soll sogar zugegeben werden, daß wir bis jetzt von den Segnungen dieser Freiheit nicht sehr erbaut sein können. Aber es liegt eben in der Natur einer jeden durchgreifenden Reform, daß sie zunächst die ernsthaftesten Interessen schädigt, daß sie überstürzt und verderblich erscheint und die Sehnsucht nach den liebgewordenen Gewohnheiten des früheren Zustandes hervorruft, daß sie aber trotz alledem, insofern sie eine freiheitliche Entwicklung involvirt, schließlich den Bedenken der kurzsichtigen und ängstlichen Zeitgenossen obsiegt. Wäre die Culturgeschichte nicht eine großartiger Geringschätzung über solche Angstrufe der Interessirten zur Tagesordnung übergegangen, so hätten wir heute noch die Leibeigenschaft, die Zünfte, die Privilegien, die Possschnecke und sonstige berechtigte Eigenthümlichkeiten der guten alten Zeit, von denen keine einzige durch den Fortschritt beseitigt ist, ohne das Lamento der zunächst Betheiligten, Zuschauer hervorzurufen. Es läßt sich doch annehmen, daß die Gesetzgeber, als sie die Concession für das Theaterwesen beseitigten, sich vorher gefähr überlegt, was sie gethan haben; und die Bühnenangehörigen hätten gewiß wohl daran gethan, bevor sie einen so weit gehenden Beschluß faßten, die Sache gründlich durchzuberathen. Was in der Versammlung zur Befürwortung dieses Beschlusses gesagt worden ist, wird weder die Gegner der Theaterfreiheit befriedigt, noch die Feinde derselben irgend wie belehrt haben.

Digitized by Google

Wenn sich gegen den Inhalt dieser Verhandlungen Mancherlei mit Fug und Recht einwenden läßt, so verdient dagegen die Form, in welcher dieselben von statten gingen, die uneingeschränkteste Anerkennung. In der Versammlung herrschte ein Ernst, eine Würdigkeit, ein parlamentarischer Tact, die wir als passendes Weihnachtsgeschenk manchen berufenen gesetzgebenden Versammlungen empfehlen könnten. Sogar jener elsässische Abgeordnete, der sich „Guerber" schreibt und von dem man daher nicht weiß, ob er „Gu-erber" oder „Gürber" oder ganz gewöhnlich „Gerber" ausgesprochen wird, und der sich in dem letzteren Falle allenfalls auch „Guèrbre" oder auch „Guerrebre" schreiben könnte — sogar dieser hätte sich ein Beispiel daran nehmen können; er würde in diesem Falle den in jeder Beziehung ungehörigen Ausfall gegen die Schauspieler, der in der Delegirtenversammlung die verdiente Zurückweisung erfuhr, sicher unterlassen haben.

Die Redegewandtheit der dramatischen Künstler ist etwas ganz Auffälliges. Bis auf einige wenige, die, „unvorbereitet wie sie sich hatten", mit einer wohl präparirten und bis auf's „und" memorirten Rede die Berufsgenossen zu enthusiasmiren hofften, deren schöne Absicht aber regelmäßig durch die unbarmherzige Klingel des Präsidenten vereitelt wurde, sprachen fast alle Künstler, die sich an der Debatte betheiligten, sachlich, ohne Phrase, ohne Flickworte, geläufig und gut. Redner wie z. B. Hugo Müller (Dresden), Anders (Nürnberg), Savits (Weimar), würden sich in jeder parlamentarischen Versammlung durch die logische Gliederung ihrer Rede, und den knappen und gewandten Ausdruck Geltung verschaffen können.

Das größte parlamentarische Talent unter den dramatischen Künstlern ist aber unstreitig Ernst Possart, der die Verhandlungen leitete. Possart ist kein zünftiger, kein schulgerechter Parlamentarier; gegen die strengen Regeln verstößt er — sicherlich mit reiflicher Ueberlegung — sehr oft; er schneidet Erörterungen ab, die formell ihren ununterbrochnen Fortgang haben müßten, er wirft überflüssige nnd verwirrende Anträge, wie sie immer in solchen Versammlungen sich an's Licht drängen, einfach zu den Todten, er combinirt selbstständig eine ganze Summe von solchen Vorschlägen zu einer einfachen faßlichen Fragestellung, er stellt unter Umständen selbst einen solchen Antrag, ohne das Präsidium abzugeben — kurz und gut, er gestattet sich geflissentlich eine Reihe von Willkürlichkeiten, die mit dem strengen Parlamentarismus gewißlich nicht zu vereinbaren sind; aber wie recht thut er daran! Wie weiß er durch sein despotisches Vorgehen die Debatte, die immer die centrifugale Bewegung annehmen möchte, auf die wirkliche Frage zurückzuführen, wie meisterhaft versteht er es, die Versammlung zusammenzuhalten und bei der Sache zu halten, den Rednern bei jedem überflüssigen Excurse ein Beinchen zu stellen und sie immer im rechten Augenblick zur Sache zurückzuklingeln! Mit welchem Scharfsinn weiß er der langen Rede kurzen Sinn zu resümiren und den wohlgefälligen Rednern die Pointen vorweg zu nehmen, so daß ihnen die Lust am Reden verleidet wird!

Wieviel Zeit Possart auf diese Weise gewinnt, ist gar nicht zu sagen. Ein weniger energischer, weniger kluger und weniger dialektisch gewandter Vorsitzender würde niemals das vorgeschriebene Pensum innerhalb der knapp bemessenen Zeit zu erledigen im Stande sein. Possart macht das Unmögliche möglich, und die Genossenschaft kann sich Glück wünschen, ein so seltenes parlamentarisches Talent zu ihren Mitgliedern zu zählen.

Paul Lindau.

„Hôtel Godelot."

Komödie in 3 Acten von Sardou und Crisafulli.

(Zum ersten Mal aufgeführt am Residenztheater.)

Keine literarische That, aber ein amüsantes Stück; keine verwickelten Probleme des socialen Rechtes, keine geistreichen Bemerkungen zur Pathologie der Gesellschaft — sondern nur sehr viel Uebermuth und oft etwas possenhafte Situationen. Das größte Wunder liegt darin, daß selbst aufmerksame Beobachter im ganzen Stück keinen Ehebruch zu entdecken im Stande sind — nicht einmal die Möglichkeit dazu. Es geht durch alle drei Aufzüge der anständigste Ton und nur bei einer Stelle würde sich eine strenge Mutter genöthigt sehen, ihre Töchter zum Erröthen aufzufordern.

Der Stoff von „Hôtel Godelot" ist nicht überraschend neu, denn ein Irrthum in dem Stande einer Person zieht die ganze Reihe der komischen Situationen nach sich. Herr Godelot ist ein reicher Grundbesitzer in Montélimar, und von einer Gastfreundlichkeit, die seinem Hause den Beinamen „Hôtel" eingetragen hat. Außer einer widerspruchseligen Frau und einer Tochter, die schon elf Freier abgewiesen hat, besitzt er einen Freund in Paris, Herrn Bertin. Dieser hat ihm angezeigt, daß sein Sohn „Olivier Bertin" nach Montélimar kommen werde: „er habe ihm die Annehmlichkeiten des Hôtels Godelot bereits geschildert. Olivier soll heirathen und zwar das Töchterchen Godelots, aber man darf ihn ja nichts von den Plänen merken lassen, denn er sei Ehefeind und verkehre lieber mit Damen, die, — die noch nicht vermählt seien. Er würde bei Godelot erscheinen unter der Angabe, die Umgegend photographisch aufnehmen zu wollen — das sei der neueste Sport des liebenswürdigen, aber ein wenig beschäftigungslosen Mannes." Das ist der Inhalt des Briefes. Der Hausherr instruirt seine tölpelhaften Diener, ordnet das Diner an, und befiehlt der Tochter Miette, sich in ihrem Zimmer zu halten, um den Jüngling nicht kopfscheu zu machen. — Er erscheint, und durch Zufall — der im Stück überhaupt eine große Rolle spielt — kommt eben ein Freund von ihm, Paul Ridel, der aus einem benachbarten Kloster seine Angebetete, deren Hand man ihm verweigert hat, entführen will; um $10^1/_2$ Uhr Nachts erwartet ihn das Mädchen an einer kleinen Gartenpforte. Die beiden jungen Herren benehmen sich nun ohne jeden Zwang, behandeln Herrn und Frau Godelot als Wirthsleute; Godelot ist entsetzt über die Pariser Manieren der jugendlichen Gäste.

Der ganze erste Act ist höchst unterhaltend. Im zweiten, der nach dem Diner spielt, zu dem Godelot die beste Gesellschaft von Montélimar eingeladen hatte, zeigen sich die ersten Folgen des Mißverständnisses — die Gäste entfernen sich, empört über das Benehmen der jungen Männer, und in dem gutmüthigen Hausherrn beginnt der Zorn zu erwachen, so daß er den Entschluß faßt, die Herren Pariser los zu werden. Paul muß fort, um die wichtige Zusammenkunft nicht zu versäumen. Bertin bekommt sein Schlafgemach angewiesen. — Wir erfahren, daß die kleine Miette ihren „Zwölften" bereits gesehen hat und daß er ihr sehr gut gefällt. Durch einen Zufall hat Olivier seine Cigarrentasche im Salon liegen gelassen, und sendet den betrunkenen Diener — die Dichter haben uns bereits auf die Unmäßigkeit desselben vorbereitet — in den Salon, dieser aber sieht nichts, und sein Gebieter muß selbst das Verlangte suchen kommen. Ein Luftzug verlöscht das Licht und Olivier will die Kerze an dem verglimmenden Kaminfeuer anzünden, wobei er sich den Finger verbrennt. Der Wehlaut und das Geräusch wecken die Tochter des Hauses, die nun auf der Bühne erscheint. Die sich entwickelnde Scene ist sehr gut, aber ein wenig zu lang. Olivier hält Miette für ein Stubenmädchen. Im ersten Act hat er seinem Freunde entdeckt, daß er eigentlich kein Ehefeind sei, aber seinen Mädchen gegenüber an einer unbesiegbaren Schüchternheit leide; so sei er aus reiner Furchtsamkeit ein Roué geworden, weil er in gewissen Kreisen eben keine Furcht zu haben brauche. Dem Dienstmädchen gegenüber ist Olivier nun ganz lebendig und liebenswürdig — er machte ihr eine Erklärung, aber heirathen wolle er sie nicht. Plötzlicher Lärm stört das Gespräch. Vor dem Thore des „Hôtels" ertönt Lärm; Paul kehrt zurück. Sein Kutscher, erzählt er, war auch trunken gewesen, so daß er selbst das Gefährt habe leiten müssen. Vor der Pforte des Klostergartens habe bereits ein Wagen gewartet. Aus Angst, bei der Entführung gehindert zu werden, habe er nun den Fiacre durch ein Geldgeschenk bewogen, davonzufahren. Dann sei die Geliebte erschienen; ohne sich Zeit zu lassen, ihr die Hand zu küssen, habe er sie in den Wagen gehoben, sich auf den Bock geschwungen nnd dann gings vorwärts in rasendem Carrière, bis das Gefährt an einem der Prellsteine des Hôtel Godelot zertrümmert sei. — Das Haus wird lebendig, man bringt die ohnmächtige Dame, tief verschleiert, in das Zimmer Miettes. Godelots Geduld hat die Grenze erreicht; er sammelt seine Diener und will die beiden Ruhestörer mit Gewalt vertreiben. Aber die tapfere Garde flieht sammt ihrem General bei dem ersten Sturm, und die Sieger verrammeln den Eingang mit den Möbeln des Salons, als Geißel die Tochter Godelots zurückbehaltend.

Der dritte Act bringt die naturgemäße Entwickelung. Godelot holt den Friedensrichter herbei, um die beiden Unruhstifter, in erster Linie den Entführer Paul, verhaften zu lassen, der aber mit dem Cabriolet des Beamten entflieht. Die Entführte entpuppt sich als eine alte Lehrerin, die Herrn Paul einen Brief hatte übergeben sollen, der die Einwilligung

Digitized by Google

zur Heirath ankündigt; alle Mißverständnisse lösen sich und „Er" und „Sie" dürfen sich angehören. Das ist kurz der Hauptinhalt. So toll das Ganze ist, verläugnet es die französische Technik in keiner Scene. Wenn man von einigen starken Zufällen absieht, ist die Motivirung sogar zu loben; jedenfalls ist „Hôtel Godelot" ein eben so gutes Stück, als ein Theil der deutschen Possen, die vom Zuschauer fordern, daß er in der Garderobe mit seinem Ueberrock zugleich jedes Gefühl für Unmöglichkeiten, — jede Kritik ablege.

Die Vorstellung war vortrefflich — das Zusammenspiel so flott und lebendig, daß man selbst die Unwahrscheinlichkeiten nicht fühlte. Von den Herren sind Keppler (Godelot), Beckmann (Bertin), Haack (Paul) und Lüppschütz in der Episode des Sauvagine mit rückhaltslosem Lobe zu nennen; von den Damen Frau Ernst und Frl. Ramm, die sichtbare Fortschritte macht und deren Talent für muntere Rollen sich so entfaltet hat, daß man über die reizenden Nüancen ihres Conversationstons herzliche Freude haben kann. Die Regie des Directors war musterhaft.

O. v. Leixner.

Opern und Concerte.

„Der Widerspänstigen Zähmung." Komische Oper in 4 Acten nach Shakespeares gleichnamigem Lustspiele frei bearbeitet von Jos. Vict. Widmann. Musik von Hermann Götz. Fräul. J. Wenzel, Stern'scher Verein, Carlotta Patti, Sivori, Door, Sarasate.

Ist es nicht ein komisches Ding um die deutsche komische Oper? Einmal klagen die Componisten, daß ihnen ein guter Text fehlt, dann klagen die Dichter, daß zu ihrem besten Text der richtige Componist fehle; und wenn einmal ein guter Text und der passende Componist zusammenkommen, dann fehlt — das Publicum. Schon der reizenden kleinen Oper Wüersts „Aingfohi" ist nicht die verdiente Anerkennung geworden, und „die bezähmte Widerspänstige", welche eine Fülle von geistreichen und originellen Nummern bietet, wurde bei der ersten Aufführung am 11. December zwar freundlich aufgenommen, aber bei weitem nicht mit jener lebhaften Zuvorkommenheit, deren sich viel weniger bedeutende Opern zu erfreuen hatten. Wie sehr wurde z. B. jede einigermaßen melodische Wendung, jede gemüthliche Banalität in dem liebenswürdigen Singspiele „das goldene Kreuz" beklatscht! und wie viele feinste und geistreichste Züge in der „Widerspänstigen" blieben unbeachtet! Die Prüfung der Gründe solcher Erscheinungen würde auf ein weites, dürres Feld der Speculation führen; die grüne Weide gehört dem richtigen Instinct, und ein altes arabisches Sprichwort sagt: „ein Quentchen Glück wiegt mehr als ein Pfund Verstand".

Der Verfasser dieser Besprechung kann nach wiederholter Prüfung der oben bezeichneten Oper am Claviere, vor und nach der Aufführung, nur seine feste Ueberzeugung aussprechen, daß sie bei manchen Mängeln, die er nicht unerwähnt lassen wird, doch des Schönen und Interessanten Vieles und Mannigfaltiges bietet, eine allgemeine Kenntnißnahme verdient; ja er glaubt mit Bestimmtheit, daß sie nach und nach dauernde Wurzeln fassen und sich in den Bühnen einbürgern wird.

Der Text ist eine „freie", aber sehr geschickte und wirksame Bearbeitung Shakespeares. Die Scenen sind nicht blos mit glücklichem Griffe gewählt, sondern auch vortrefflich für musikalische Composition eingerichtet. Wäre dem Dichter gelungen, im vierten Acte einige Längen zu vermeiden, vielleicht die ganze Essen-Scene bei Seite zu lassen, so wäre Das dem ganzen Werke zu gut gekommen; das lange Schelten Petruchios mit den Dienern ist entschieden kein musikalischer Vorwurf; und ich möchte behaupten, daß noch jetzt eine wohlthätige Kürzung herbeigeführt werden könnte, wenn man den vierten Act gleich mit der großen Arie Katharinens beginnen ließe und die vorhergehenden Scenen, die Klagen der Diener über die Plackereien Petruchios und sein Duo mit Katharinen am Mittagstische, striche. Aber mit Ausnahme dieser, welche der Textdichter dem Originale nachgebildet hat, und deren Streichung nur im Interesse des rascheren und wirksameren Ganges zu wünschen ist, und einiger kleinen Zwischensätze, auf die noch hingewiesen wird, wüßte ich nicht eine Scene, welche nicht Zweckmäßigkeit und geschickteste Arbeit vereint. Die Prüfung der Musik in ihren Einzelheiten läßt überall den feinfühligen, geistreichen Musiker erkennen, dem künstlerischer Anstand angeboren war, der nicht anders als nobel musikalisch denken konnte, und der dabei doch eine ganz ungewöhnliche Gabe für dramatische Auffassung der einzelnen Situationen und Charaktere besessen hat. Seine Arbeit zeigt in jedem Tacte den durchgebildeten Künstler, der ganz genau wußte, wie Das und Jenes gemacht werden soll, und der es machen konnte. Seine Behandlung des Orchesters ist immer eine sehr geschickte, oft eine meisterhafte. Vielleicht hat er gerade dem Orchester manchmal eine zu große Thätigkeit eingeräumt; die Instrumentation ist so reich, daß sie die Melodien deckt, manchmal sind auch die Motive in das Orchester gelegt, während die Stimmen sich mehr im Parlando bewegen. Vielfach ist die Behauptung aufgestellt worden, der Componist der „Widerspänstigen" habe sich die „Meistersinger" zum Muster genommen. Und es läßt sich nicht läugnen, daß Manches im Bau und in der Entwicklung der melodischen Sätze an jene Wagner'sche Oper erinnert. Aber erstens ist das Befolgen des Vorbildes in dieser Richtung, d. h. im orchestralen Aufbau, kein Fehler, zweitens enthält die Oper doch genug des Eigenthümlichen, das weit entfernt liegt von Nachahmung oder auch nur von Anlehnen. Das gesteht selbst Prof. Hanslick in Wien, gewiß ein competentester Richter, und Einer, der Nachsicht gegen Wagner-Nachahmung sicherlich nicht übte (Deutsche Rundschau vom 8. Mai 1875). Er bemerkt sogar, der Componist habe vielfach versichert, die „Meistersinger" seien ihm in der Partitur gar nicht, im Clavierauszuge kaum oberflächlich bekannt gewesen.

Sei dem nun wie immer, fest steht das Eine, daß „der Widerspänstigen Zähmung" ein Werk ist, das auf einer hervorragenden Stufe steht; fragen wir auch nicht weiter nach Dem, was der hochbegabte, der Kunst leider so früh entrissene Tondichter noch hätte leisten können — so nahe diese Frage auch liegt —, sondern achten wir sein Andenken durch Schätzung und Anerkennung Dessen, was er geleistet hat.

Die Ouvertüre ist geistreich und fein geabeitet, ermangelt aber des richtigen Zuges, um im Theater Effect zu machen. Die erste Serenade Lucentios enthält eine sehr hübsche melodische Phrase, die vielleicht weiter ausgesponnen werden mußte, anstatt durch den hinter der Scene ertönenden Chor der unzufriedenen Dienerschaft unterbrochen zu werden; sie tritt nicht genug hervor. Der folgende Chor der aus dem Hause eilenden Diener, die durchaus nicht mehr bei der zänkischen Katharina bleiben wollen, sich in breiten Klagen ergehen, dem besänftigenden Papa Baptista und seiner vom Balcon herab scheltenden Tochter derb antworten, bis sie sich von des Ersteren Versprechen höheren Lohnes und Weinspendung bewegen lassen zu bleiben, dann in's Haus zurückkehren, und drinnen beim Weine noch jubiliren, ist musikalisch trefflich erfunden und gearbeitet, aber vom Standpunkte der dramatischen Wirksamkeit entschieden etwas zu lang; hier erscheint eine Kürzung angezeigt. Das nun folgende Duett zwischen Lucentio und Bianca ist so lieblich, daß man eine hie und da auftauchende Wagner'sche Wendung gerne überhört. Ganz originell und echt komisch ist Hortensios, des alten verliebten Gecken Erscheinen und seine „von ihm erfundene" Serenade, welche die Bläser auf der Bühne executirten; etwas minder wirksam das Trio Baptistas des Vaters und der beiden Freier von Bianca, denen Jener erklärt, daß erst nach Katharinas Vermählung die jüngere Tochter eine Werbung annehmen dürfe und bis dahin sich mit den Wissenschaften und Künsten trösten müsse. Dagegen sind das Duett der sich gegenseitig hänselnden Lucentio und Hortensio wieder ganz charmant, und der Eintritt Petruchios — dem allein vom Componisten eine Art von Leitmotiv zugetheilt wurde —, sein Zwiegespräch mit Hortensio, die Arie, in welcher er Katharina als das einzige Weib erklärt, das er lieben kann, endlich die kleine Cantilene am Schlusse des ersten Actes: „Ich liebe dich" Werke eines sehr bedeutenden Talentes. Das Duett Katharinens uud Biancas zu Anfange des zweiten Actes erscheint mir als die schwächste Nummer der Oper; selbst die recht gut erfundene Arie: „Ich will mich Keinem geben" bleibt hinter der Erwartung zurück, welche die so gelungene Charakteristik Petruchios im Hörer erregt hatte. Von da ab jedoch steigert sich das Interesse von Nummer zu Nummer. Die Empfangsscene zwischen Baptista und Petruchio ist charmant; ebenso das Zwiegespräch, in welchem der Vater den Werber um Katharinen vor deren Launen warnt, und die Antwort: „Zahm soll sie werden, wie Zephyrwind"; das Duett zwischen Petruchio und der Widerspänstigen mit dem Zwischenarioso: „Er macht mir bang", ist ein Meisterstück. Der Schlußchor gibt Zeugniß von einer sichern Handhabung der Form, die gewöhnlich nur durch langjährige Uebung und Erfahrung erlangt wird.

Der dritte Act ist der Höhepunkt des Werkes. In ihm fällt die künstlerische Erfindung mit der unmittelbaren Wirkung zusammen. Gleich das Anfangsquartett: „Wie es scheint, warten wir vergebens", stimmt das

Digitized by Google

Publicum heiter; die darauf folgende im Walzertempo gehaltene Anrede Baptistas an die Hochzeitgäste ist das denkbar schmuckste, graziöseste kleine Baßarioso, und der kurze Antwortchor: „Wie ist es möglich", erinnert an die schönste Zeit Schumann'scher Humoristik. Die Unterrichtsstunde Biancas, in welcher zuerst Lucentio als Sprachlehrer verkleidet ihr die ersten Verse der Aeneide erklärt, und (statt der Uebersetzung) eine Liebeserklärung zuflüstert, ihre Antwort, worauf dann Hortensio als Musiklehrer die 8 Töne der Scala von c zu c über einer Begleitung in Fdur singt, und jeden Ton mit einer Liebesphrase begleitet, hat auf das Publicum zündend gewirkt, und bietet noch in diesem Augenblicke dem Verfasser dieser Besprechung die Erinnerung eines fröhlichen Kunstgenusses. Petruchios späte, nicht mehr gehoffte Ankunft zur Hochzeit, und seine Unterhaltung mit Baptista, Katharinen nnd den Anderen ist sehr wirksam — der Chor der Dienerschaft, welche den Tisch zum Festschmause herrichten, ist sehr gut, aber den Gang der Handlung aufhaltend; auch die Schlußscene könnte gekürzt werden. Daß im vierten Acte die ersten zwei Scenen zu beseitigen sind, haben wir schon zu Anfang des Artikels angedeutet, und können den Directionen, welche das geniale Werk vorführen wollen, nach wiederholter Prüfung des Clavierauszuges die Streichung dringend anrathen. Die große und schöne Arie Katharinas kann nur gewinnen; auch wird der Hörer sofort in die richtige Stimmung gebracht, wenn nach dem Gepolter der Widerspänstigen in den zwei vorhergehendeu Acten der vierte ihm die nunmehr Bezähmte gleich zu Anfange zeigt. Die dieser Arie folgende, sehr geistreich componirte Scene mit dem Schneider und Petruchios Dazwischenkunft wird ihren Effect um so weniger verfehlen, wenn der Act nichts Gleiches vorher gebracht hat; und das sehr schöne Duett zwischen Katharina nnd Petruchio, der sich nun in seiner wahren Gestalt als der liebende Gatte zeigt, mit dem Chore der herbeikommenden Verwandten und Gäste gibt dem Ganzen den besten Schluß.

Der geneigte Leser aber, der dieser Besprechung seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird sich vielleicht bewogen fühlen, die Oper einmal anzuhören; und wenn er sich dabei vornimmt, über manchen Längen und Schwächen des vielen Schönen und Geistreichen im Werke nicht zu vergessen, so wird er dazu beitragen, daß es nicht von dem Repertoire verschwinde. — Die Aufführung war eine vortreffliche. Fräulein Minnie Hauck in der Titelrolle erfreute wie immer durch die glockenreine Intonation ihrer schönen Stimme und durch die Feinheit ihres Vortrages. Nicht minderes Lob verdiente Fräulein Grossi als Bianca, gleich liebenswürdig in Gesang und Spiel. Herr Beck hatte als Petruchio die schwierigste, aber auch die dankbarste Rolle. Nicht Alles gelang dem geschätzten jungen Künstler in gleichem Maße; im Ganzen jedoch füllte auch er seinen Platz vortrefflich. In Herrn Ernst fand die Rolle des Lucentio einen ausgezeichneten Interpreten, ganz vorzüglich war Altmeister Salomon als verliebter alter Hortensio, und Herr Fricke als Baptista. Die kleinen Rollen des Schneiders und Grumio wurden von den Herren Sachse und Oberhauser wirksam dargestellt. Dem Chore und dem Orchester fiel in diesem Werke keine geringe Aufgabe zu; sie lösten sie vortrefflich unter Capellmeister Radeckes sicherer und feuriger Leitung. Das Haus war ganz gefüllt, da dem Werke ein bedeutender Ruf voranging, und die Neugier des Publicums rege war; über die Aufnahme ist schon oben gesprochen worden; hoffen wir, daß nach und nach das Publicum dieser feinen, geistreichen und nobeln Musik ihr Recht zuerkennen, und einsehen lernen wird, daß eine deutsche komische Oper nicht nach französischer Conversations- noch nach der italienischen Buffo-Oper zugeschnitten sein kann, sondern sich ihren Anzug erst selbst anfertigen muß. Sie hat keine Vorbilder; Dittersdorf und Lortzing kann doch ein heutiger Componist nicht als Muster betrachten, und Figaros Hochzeit ist auf einen italienischen Text gesetzt, in vielfacher Benutzung damaliger italienischer Formen, von dem größten deutschen Tondichter. Die deutsche komische Oper wird erst dann sich entfalten können, wenn das Publicum sich genau vergegenwärtigt, daß die deutsche anständige Lustigkeit eine andere ist, als die anderer Nationen. —

Die Concertwogen gehen in dieser Saison sehr hoch, und im Tonmeer scheint sich eher eine Springfluth vorzubereiten als eine Ebbe. Es ist dem Verfasser dieses Berichtes nicht möglich, alle Concerte zu besuchen, geschweige darüber zu schreiben; der geneigte Leser muß ihm das Vertrauen schenken, daß er kein wirklich interessantes unbesucht und unerwähnt läßt. Eine junge Pianistin, Fräulein Wenzel, bekundete in einem zahlreich besuchten Concerte bedeutendes Talent und eine eigenthümliche Individualität, die sich im romantisch Leidenschaftlichen sicherer bewegt, als in den ruhigeren breiteren Formen; ein Moment musical von Schubert, das Cis-moll vom Nocturne gelangen ganz vorzüglich; in Bach's sehr schwerer G-moll-Suite zeigte sie eine großartig entwickelte Technik, die ihr in der Gigue sehr zu Statten kam, dagegen in den anderen Theilen zu sehr auf Kosten des Vortrags hervortrat. Wenn die noch sehr junge talentvolle Dame ihr Feuer etwas dämpfen und nur dort leuchten lassen will, wo der lichte Schein die Wirkung wirklich erhöht, so wird sie gewiß eine der ersten Stellen unter den zahlreichen Virtuosinnen einnehmen; Begabung ist in reichem Maße vorhanden. Carlotta Patti und Sivori gaben ein Concert, in welchem sie ihre längst bekannten und anerkannten Vorzüge blendender Virtuosität und graziöseſter Vortragsweise in Allem, was zum Technischen gehört, neuerdings entfalteten. Im selben Concerte spielte Herr Door, Professor am Wiener Conservatorium, das G-moll-Concert von Saint-Saëns, und erwarb sich allgemeine warme Anerkennung als ein ebenso musikalisch wie technisch durchgebildeter Künstler; sein Anschlag ist markig und sicher, sein Vortrag durchaus klar, rhythmisch und geistreich.

Der Stern'sche Gesangsverein brachte unter Professor Stockhausens Leitung Schumanns „Paradies und die Peri" zu Gehör. Es war entschieden die beste Aufführung des herrlichen Werkes, die seit langer Zeit hier stattgefunden hat. Die Chöre leisteten Vortreffliches in Genauigkeit, Reinheit und Schönheit des Vortrags, manche Pianostellen klangen bezaubernd. Die Sängerin der Peri, Frl. Fillunger, besitzt eine kräftige Höhe; die Mittellage dagegen ist kaum hörbar, der Vortrag war vielfach manierirt. Die andern Solistinnen, Mitglieder des Vereins, erfreuten durch schöne, frische Stimmen und natürlichen Gesang. Es bleibt noch eines Concertes für das Augustaspital zu gedenken, in welchem der schnell berühmt gewordene Violinvirtuose Sarasate hier zum ersten Male auftrat. Um den Damen den gebührenden Vortritt zu lassen, sei erwähnt, daß Fräulein v. Mühler, die Tochter des verstorbenen ehemaligen Cultusministers, sich im Mendelssohn'schen Clavierconcerte als eine sehr musikalisch gebildete Dilettantin zeigte, und daß Fräulein Schulze, eine sehr talentreiche Schülerin von Fräulein Jenny Meier, durch ihre schöne Altstimme und angenehmen Vortrag allgemeine Anerkennung errang. Was nun Herrn Sarasate betrifft, der in Leipzig und Wien „Furore" gemacht hat, so muß ein für allemal festgestellt werden, daß er der größte Geigentechniker ist, der vielleicht je existirt hat. Wenn man ihn hört, so kommt man fast auf den Gedanken, alle bisher componirten Stücke seien ihm viel zu leicht, und er bedürfe eines eigenen Componisten für sich. Was er in den rapidesten Läufern, Staccati, Trillern, chromatischen Gängen, Doppelgriffen u. s. w. leistet, grenzt an das Wunderbare. Dabei ist der Ton immer sicher und anmuthig, gerade in den höchsten Lagen von einer wahrhaft glasglockenartigen Reinheit und Lieblichkeit; und in den größten Schwierigkeiten entfaltet Herr Sarasate die meiste Leichtigkeit und Grazie. Kurz, er ist ein Hexenmeister! — Das ist nun die rein objective Meinung des Verfassers. Soll er nun seine subjective künstlerische Ueberzeugung über diese Erscheinung sagen, so bittet er den Leser um Erlaubniß, eine kleine Geschichte zu erzählen: Vor vielen Jahren war er ein eifriger, vielleicht nicht ganz ungeschickter Turner in Wien. Unter seinen fröhlichen Genossen befand sich ein schöner und liebenswürdiger Jüngling, der in allen Turnkünsten das Erstaunlichste leistete. Auf einem anderthalb Zoll dicken, hohen Eisenbarren, auf welchen selbst die Geübteren nur sitzen konnten, wenn sie sich mit einer Hand festhielten, saß er frei und unvergleichlich graziös, wie in der Luft schwebend, und wandte und neigte und streckte sich, wie Einer, der im behaglichen Lehnstuhle die bequemste Lage sucht. Bewundernd blickten wir Alle auf ihn, selbst der Director der Anstalt, Hr. v. Stephani, pries ihn mit neidlosem Entzücken. Der Zufall wollte, daß der Verfasser dem jungen Manne nach einem Zwischenraum von mehreren Jahren in den Kärnthner Alpen begegnete und gemeinschaftlich mit ihm eine Bergfahrt unternahm. Er — der Erzähler — ging ziemlich langsam, wie Einer, der nicht blos seine Glieder schonen, sondern auch die Schönheiten der Natur mit aller Ruhe genießen wollte. Der Andere aber kümmerte sich nicht um Thäler und Seen und Wälder, nicht um Fernsichten und Gebirgsformationen, seine Absicht war, „recht viel steigen und klettern", und ohne Affectation versicherte er, ihm sei nur recht wohl in der Region der Schneefelder, der Gletscher und Abgründe, wo man sich in Acht nehmen muß, um nicht den Hals zu brechen. Er schwärmte für den Großglockner, nicht weil er so großartig, sondern weil er die gefährlichste Parthie war. So setzte er denn auch bei jeder Gelegenheit ganz ohne alle Nothwendigkeit über Felsstücke und Vertiefungen, nur um „in der Uebung zu bleiben".

Digitized by Google

Mit einem Male glitt er an einer ganz ungefährlichen mit glattem Moos bewachsenen Stelle aus und fiel. Wie ein Federball sprang er gleich wieder auf, hatte sich aber doch die Nase geschunden.

Wenn nun der freundliche Leser diese Erzählung als eine Kunstparabel betrachten will, so wird er auch des Verfassers subjective Meinung über das Geigenmeteor und dessen Richtung erkennen.

H. Ehrlich.

Notizen.

Das Testament des Cardinals Antonelli hat vor einigen Tagen viel von sich reden gemacht und eine interessante Polemik zwischen den clericalen Organen und ihren Gegnern in Frankreich und Italien veranlaßt. Der verstorbene Kirchenfürst hat bekanntlich seinen Verwandten mehrere Millionen, dem Papst dagegen nur ein Crucifix hinterlassen, das auf seinem Schreibtisch stand. Außerdem vermachte Antonelli fünf und zwanzig Franken für das Spital San Spirito und weitere fünf und zwanzig Franken für die heiligen Stätten in Jerusalem. Das war Alles. Der Petrospfennig ging leer aus und die clericalen Blätter, durch welche diese Thatsachen bekannt wurden, haben die Meldung mit sauersüßen Randglossen begleitet. Das Pariser Univers nahm sich darauf des Cardinals an, aber mit wenig Glück. Der Vorgang hat im Uebrigen nur ein Interesse der Curiosität und wir möchten daraus keine weiteren unehrerbietigen Schlüsse auf Kosten der Frömmigkeit Antonellis ziehen. Der Culturkampf bewegt sich ohnehin jetzt in etwas milderen Formen. Hat doch selbst Windthorst neulich über sich gewonnen, die Befriedigung auszudrücken, mit welcher ihn die Orientreden des Reichskanzlers erfüllt hätten. Malitiöse Leute wollten allerdings wissen, der Abgeordnete für Meppen sehe der Aufhebung des Sequesters, unter welchem das Vermögen seines angestammten hannoverschen Königs seufzt, hoffnungsvoll entgegen und er wolle deswegen den Fürsten Bismarck bei guter Laune erhalten. Andere fanden diese Erklärung des Windthorst'schen Bravos zu subtil und meinten, der clericale Führer habe durch seinen Beifall den Kanzler einfach compromittiren wollen. Wie es sich auch damit verhalten mag, die früher so streitbare Partei beobachtet ersichtlich seit einiger Zeit eine gewisse Zurückhaltung. Auch das Regierungslager erblickt allem Anschein nach in dem Krieg mit der römischen Clerisei nicht mehr wie früher die ausschließliche Aufgabe eines menschenwürdigen Daseins. Vielleicht ist die Warnung guter Freunde, man möge sich hüten, daß der Culturkampf nicht durch eine gewisse Monotonie langweilig werde, auf keinen ganz unfruchtbaren Boden gefallen. Der Rath war gewiß wohlberechtigt und konnte sich auf mehr als ein lehrreiches Beispiel berufen. Man erzählt, ein englischer, hyperorthodoxer protestantischer Prediger habe jeden Sonntag entsetzlich gegen den Papst gedonnert. Der Gemeinde wurde das endlich zu viel und sie beschwerte sich bei dem Bischof des Kirchensprengels. Dieser richtete ein abmahnendes Schreiben an den Pfarrer und schlug ihm zur Abwechselung vor, das nächste Mal über den schönen Text zu predigen: Und die Erde war wüst und leer, aber der Geist Gottes schwebte über dem Wasser. Der Pastor ließ sich das gesagt sein und bestieg die Kanzel mit dem Entwurf eines Sermons über die Schöpfung im Kopfe. Kaum aber hatte er begonnen, so ging es wieder mit ihm durch und er sagte mit bewegter Stimme: Wie schön, meine Brüder und Schwestern, war es, als die Erde wüst, und Gottes Geist über den Gewässern schwebte, denn damals gab es noch keinen Papst und keine Cardinäle! So stark ist die Macht der Gewohnheit. Man möchte fast glauben, daß eine große Zahl von Leitartikeln in deutschen Blättern während der letzten Jahre ähnlich entstanden waren. Wenn die Journalisten nicht jeden Morgen zum Frühstück ein Dutzend Jesuiten abgeschlachtet hatten, da haben sie gewiß mit Percy Heißsporn ein Pfui! über diese träge Welt ausgerufen. Jetzt freilich sind sie mit dem Quartiermachen für Rußland zu sehr beschäftigt und für die Ausfälle gegen den Vatican will die Zeit nicht mehr ausreichen. Sonst ist derselbe Eifer bemerkbar. Es war übrigens in den funfziger Jahren nicht anders. Auch zu jener Zeit war die officielle Welt russenfreundlich und die andere schillerte dann natürlich slavisch. Als damals ein ehrenwerther Herr aus den höheren Ständen gefragt wurde, wie er über den Krimkrieg denke, warf er sich in die Brust und sagte: Jeder Zoll ein Russe! worauf ihn sein Widerpart bescheidentlich fragte: Wo bleibt denn der Preuße? Die Antwort soll ausgeblieben sein und vielleicht würde mancher für das Moskowiterthum begeisterte Zeitungsschreiber auch heute durch eine ähnliche Erkundigung in einige Verlegenheit gebracht werden.

* * *

Edwart Kattner †.

In der Nacht vom 9. zum 10. d. M. starb zu Breslau im Kloster der barmherzigen Brüder an der Lungenschwindsucht der Dr. phil. Edwart Kattner, ein politischer Schriftsteller ersten Ranges, gleichermaßen achtbar durch die Unabhängigkeit seines Charakters und die Lauterkeit seiner Gesinnung, wie durch seinen kernigen originellen Stil und die Gründlichkeit seiner wissenschaftlichen Bildung. Er hat einen guten Kampf gekämpft für die Sache des deutschen Geistes gegen Slaventhum und Ultramontanismus. Ihn haßten die Dunkelmänner von Aachen bis Oberschlesien; sein nationaler Widersacher, der Pole, zog respectvoll den Hut vor ihm ab.

Kattner ist im März 1818 zu Breslau geboren, wurde zu Konitz in Westpreußen erzogen, wo sein Vater Gymnasiallehrer war, studirte Philologie zu Breslau (1840—1841) und zu Bonn (1842—1844); an letzterer Hochschule knüpfte sich das Band der Freundschaft, das ungelöst blieb, zwischen K. und Albrecht Weber, dem Sanskritgelehrten an hiesiger Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Nach absolvirtem Oberlehrerexamen trat K. 1845 als Gymnasiallehrer in Konitz ein. Diese Stellung mußte er jedoch aufgeben, weil er — sich zu den Deutschkatholiken bekannte. Die nächste Folge davon war eine unausgesetzte, reiche, dem praktischen Leben zugewandte schriftstellerische Wirksamkeit, der kein körperliches Leiden, keine Mühsal des Lebens, kein Entbehren und Sorgen, sondern erst der Tod ein Ziel gesetzt hat. Sie war von vornherein deutsch-patriotischer Tendenz. Aus seinen Schriften heben wir besonders hervor: „Neun Capitel über die Ortsnamen in Preußen und Posen" (Bromberg 1861); diese Arbeit übte einen geradeswegs bedeutenden Einfluß; es sind seither über die Hälfte der Guts- und Dorfnamen, von denen sie handelt, wieder deutsch geworden, wie sie ursprünglich gewesen. Dann: „Deutsche Abrechnung mit den Polen", „Ist Polen ein Bollwerk Deutschlands?", „Preußens Beruf im Osten" (Berlin 1868). Sprachliche, geschichtliche, volkswirthschaftliche Kenntnisse gehen hier Hand in Hand mit einer von allem falschem Pathos und jeder chauvinistischen Uebertreibung freien, ehrlichen Begeisterung für deutschen Werth und deutsche Ehre. Seine Schrift „Bildung und Sittlichkeit unter dem Einfluß der Orthodoxie in Preußen" (Leipzig 1868), die ihm einen Preßproceß zuzog, erweist ihn als schneidigen Gegner geistiger Unfreiheit. Wie zahlreich vollends waren seine (übrigens fast nie anonymen) Beiträge für Zeitschriften — über die deutschen Ostseeprovinzen, über Elsaß-Lothringen ꝛc. Im Jahr 1870 übernahm er in der exponirtesten Vorhut gegen die „Nacht am Rhein" die Redaction des „Aachener Volksblattes". Er wurde als Redacteur in einen Proceß verwickelt und verurtheilt, weil er in jenem Blatt für eine Wittwe eintrat, deren Tochter im Kloster zurückgehalten wurde. Im Juli 1873 begründete er ein Organ combinirten Kampfes gegen Polenthum und Ultramontanismus zu Beuthen in Oberschlesien, dessen Leitung er unter steten Hemmungen einer oft geradeswegs verzweifelten Lage bis zum September 1875, wo dasselbe in andere Hände überging, sich angelegen sein ließ, ja dessen gesammter Inhalt aus seiner unermüdlichen Feder stammt, der auch in weiteren journalistischen Kreisen mit Achtung genannten „Oberschlesischen Grenzzeitung".

Auf dem Wege von Aachen nach Beuthen setzte er die Erfüllung eines alten Vorsatzes durch: er wurde in Jena zum Doctor promovirt; seine Dissertation handelt von „dem Wesen der Gewissensfreiheit und der sittlichen Ordnung".

Diesem tapfern Streiter für Geistesfreiheit und deutsche Cultur, gegen Ultramontanismus und Slaventhum, der an den verschiedenen Grenzmarken des Reichs, in Westpreußen, am Rhein, in Oberschlesien Wacht hielt und nie vom Posten wich, der seine körperlichen Kräfte buchstäblich in solchem mannhaften Kampf aufrieb, so daß sein frühes Ende dem Tod auf geistigem Schlachtfeld gleich gilt, wolle in unserem Volk ein ehrenvolles schlichtes Andenken bewahrt bleiben. Ihm einen Dank abzutragen, auch nachdem die treuen Augen geschlossen sind, böte sich wohl die Gelegenheit. Er hinterließ eine Wittwe und vier Kinder, kein Vermögen. An den in bedrängter Lage Hinterbliebenen ließe sich einigermaßen vergelten, was Edwart Kattner für die höchsten Güter der Nation gelitten und gelitten hat.

L.

* * *

Digitized by Google

Es sind uns verspätet noch einige Weihnachtsbücher zugegangen. Das „Jugend-Album" (Stuttgart, Albert Koch) hat seinen 25. Jahrgang erreicht, ein Jubiläum, das für den Werth des Unternehmens günstiges Zeugniß ablegt. Wir begegnen den altbewährten Mitarbeitern auch in dem neuen Bande, Gustav Nieritz, Luise Pichler, Wilhelm Müller, Isidor Proschko, Eduard Mörike. Die Ausstattung ist so einfach und gediegen, wie der Text. Amely Bölte hat bei Ernst Julius Günther ein „Neues Frauenbrevier" herausgegeben, das wir vor Allem jungen Damen empfehlen. Der Inhalt des Buches ist am besten durch einige Titelangaben der Capitel bezeichnet: „Die Kunst der Sparsamkeit", „Die Feinde des häuslichen Glücks", „Die geschiedene Frau", „Das Elternhaus", „Die Unvermählten", „Frauenindustrie", „Das Wirthschaftsgeld", „Die höhere Töchterschule". Das Buch enthält eine Fülle von Erfahrungen, die einer jungen Frau von größtem Nutzen sein können. Die Ausstattung ist sehr niedlich. Ebenfalls praktischen Zwecken dient Christiane Steinbrecher mit ihrem Koch- und Wirthschaftsbuch (Berlin, Liebel). Wir gestehen mit mühsam verhehlter Scham, auf diesem Gebiete vollkommen unbewandert zu sein, doch scheint uns die Eintheilung vorzüglich. Das Buch enthält für jeden Tag des Jahres drei Speisezettel für drei Grade der Wohlhabenheit. Bei jeder Speise weist eine Nummer auf das betreffende Recept, deren das Buch an tausend enthält. Außerdem finden sich in demselben noch sehr instructive Aufsätze über Behandlung der Wäsche, Einkauf der Leinwand, Anwendung der Salicylsäure ꝛc.

— x —

* * *

Von verschiedenen Seiten sind an uns Anfragen gelangt, weshalb die Fortsetzung des „Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung" von Prof. Dr. K. Goedeke so lange auf sich warten lasse. Der Verfasser hatte dieselbe wegen der Vollendung der kritischen Textausgabe von Goethe und Schiller liegen gelassen, und sie am Beginn dieses Jahres wieder aufgenommen. Ein langes und schweres Leiden verhinderte die Arbeit. Seit sechs Wochen ist der Autor wieder genesen und hofft das 5. (Schluß-) Heft der III. Bandes Anfang 1877 druckfertig zu haben.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrte Redaction!

Gestatten Sie mir, zu dem interessanten und in vielfacher Hinsicht höchst beherzigenswerthen Aufsatz des berühmten Verfassers der Philosophie des Unbewußten „Ueber Freiheit und Gleichheit" eine kleine — Berichtigung darf ich nicht sagen, wohl aber — Glosse hinzuzufügen, die scheinbar eine Kleinigkeit, eine bloße Formfrage betrifft, mir deshalb aber wichtig erscheint, weil es sich um die Klarstellung eines Begriffes handelt, der nicht viel weniger als die Grundlage unseres gesammten Staatslebens bildet.

Nämlich der Begriff der Freiheit ist keineswegs blos ein so negativer, als Herr v. Hartmann ihn hinstellt. Richtig wäre das nur in dem ganz vulgär-radicalen Sinne, in welchem es bekanntlich zutrifft, daß je radicaler eine Person oder Partei, desto leerer ihr Freiheitsbegriff ist. Aber in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes ist es nicht richtig. Es wäre ja auch völlig unbegreiflich, wenn eine ganz inhaltlose, kahle Abstraction das sittliche und politische Ideal so vieler edler Menschen und so tüchtiger Parteien ausmachen sollte. Vor allen Dingen erfährt der Freiheitsbegriff in dem gleich fundamentalen Begriff der Gleichheit eine starke Correctur, indem die Freiheit des Einen durch die Freiheit des Anderen ihre nothwendige Begrenzung findet. Aber abgesehen davon erhält der Freiheitsbegriff ebenso wie derjenige der Gleichheit seinen eigentlichen Inhalt erst in der menschlichen Natur, ihren wesentlichen Eigenschaften und Vermögen, d. h. eben dem, worin alle Menschen, bezhw. Volksrassen sich gleichen. Was wäre es mit der Freiheit, den Sirius auszulöschen, oder mit dem Verlangen jenes Pariser Clubbisten von 1870, der, wie uns Sarcey mittheilt, auf der Tribüne ausrief: „Ich hasse Gott und möchte ihn erdolchen," worauf ihm ein Andrer zurief: „Kauf' Dir einen Ballon dazu!" Der Begriff menschlicher Freiheit kann offenbar nicht weiter reichen als menschliches Vermögen, überhaupt menschliches Wesen. Freiheit ist nicht die Möglichkeit irgend etwas Beliebiges nach Willkür und Laune zu thun oder zu lassen, sondern die Fähigkeit, seinem Wesen gemäß sich zu bezeigen. Anders versteht Niemand den Freiheitsbegriff. Einen freien Mann nennt man doch nicht denjenigen, der in unberechenbarer Laune von Diesem zu Jenem hin- und herspringt, sondern denjenigen, der unabhängig von ihm außerwesentlichen Einflüssen dem constanten Gesetz seines gereiften und bewußten Willens folgen darf. So steht es mit der künstlerischen Freiheit, welche in dem aus dem Wesen des Schönen und der Kunst herfließenden Gesetz nicht ihre hemmende Schranke, sondern ihren tragenden und nährenden Inhalt findet. Und nicht um ein Haar anders steht es mit der sittlichen und bürgerlichen Freiheit. Daß ein Volk in Sprache und Sitte, in Recht und Verwaltung seinem überkommenen Naturell gemäß sich entwickeln darf, das macht seine Freiheit aus, und dieser Freiheitsbegriff ist ebenso conservativ auf der einen, als liberal auf der anderen Seite.

Das berüchtigte, wenn ich nicht irre von Stahl herstammende Wort: „die wahre Freiheit beruht in der Beschränkung", drückt einen ganz richtigen Gedanken aus, nur daß die Beschränkung selbstredend keine andere als eine aus dem Wesen der Sache gebotene sein darf. Diese Freiheit, wie sie ein Schiller, ein Fichte, ein Stein, Arndt u. A. verstanden haben, ist sonach kein leerer, subjectiver Willkür preisgegebener Begriff, sondern das hohe Ideal, welches mit Recht von jeher von den Edelsten und Besten aller Völker festgehalten wird, die positive Staatsidee, welche allen bürgerlichen Pflichten und Rechten zum Grunde liegt. Herr v. Hartmann meint nur in etwas anderer Form wie gesagt dasselbe, indem er eben das, was ich den positiven Inhalt des Freiheitsbegriffes nenne, am Schluß seiner Abhandlung „der Ordnung" zuweist, während ich nicht zugeben kann, daß der Begriff der Freiheit auch nur einen Moment von dem Wesen des Subjects, um dessen Freiheit es sich handelt, aus welchem Wesen auch zugleich die Ordnung stammt, getrennt werde.

Adolf Horwicz.

Abonnement der „Gegenwart" pro I. Quartal 1877.

Wir ersuchen unsere geehrten Leser, welche die „Gegenwart" *durch die Post* beziehen, um *baldigste Erneuerung* ihres Abonnements pro I. Quartal 1877.

Unsere Abonnenten, welche die „Gegenwart" *auf dem Wege des Buchhandels etc.* beziehen, erhalten die Fortsetzung pro 1877 unaufgefordert, falls sie die Abbestellung nicht ausdrücklich kund geben.

Original-Einbanddecken in Leinwand

zu dem mit der Nummer 53 schliessenden *X. Bande* der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von *1 Mk. 50 Pf. durch jede Buchhandlung* bezogen werden.

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Julklapp. Weihnachtsgabe.

Kleine Stücke für das Pianoforte

von

Julius Röntgen.

Mit einem Titelblatt v. L. Brauer-Suchodolska.

Bl. 4. Blau cartonnirt. Preis 3 *M.* netto.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Bestes Unterrichtswerk.

Durch jede Musikalienhandlung zu beziehen:

Köhler's

praktischer Lehrgang des Clavierspiels.

Von vielen Conservatorien, Seminaren ꝛc., in Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England, Rußland, Holland, Dänemark, Rumänien, Amerika ꝛc. beim Unterrichte eingeführt.

Catalog der Collection Litolff gratis u. franko.

H. Litolff's Verlag in **Braunschweig.**

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Soeben erschien:

Durch Frost u. Gluthen.

Gedichte von

Heinrich Alfred Bulthaupt.

8. Preis: Eleg. geh. 3 *M.* Reich gebd. 4 *M.* 50 ₰.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erscheint:

Internationale Literaturzeitung

1877. Nr. 1.

In 10 Sprachen. Aller 8—14 Tage 16 Seiten Folio stark. Franco per Kreuzband jährlich 5 *M.* in Postmarken oder Reichskassenschein, Nr. 1 für 40 ₰. Marken direct franco an

Albert Erlecke,

Paternoster Row, London.

Redacteur-Gesuch.

Für die Redaction eines belletristischen Journals, welches sich zur Aufgabe stellt, außer gediegener Unterhaltung auch populär wissenschaftliche Aufsätze zu bieten, wird eine tüchtige Kraft gesucht, welche über vollständig genügende Kenntnisse und Befähigung zu redactionellen Arbeiten verfügt, sowie auch Begabung für das Schreiben populär belehrender Artikel besitzt. Könnte die Stellung einerseits so gestaltet werden, daß sie in Bezug auf Selbstständigkeit, Dauer und Gehalt den Ansprüchen eines gereiften Mannes vollkommen gerecht wird, so wäre es doch andererseits eventuell auch möglich, einem jüngeren, noch weniger im Redactionsfache erfahrenen Manne das entsprechende Feld der Thätigkeit zu bieten.

Gefl. Offerten unter der Chiffre **J. 63439.** wolle man an die Herren **Haasenstein & Vogler** in **Frankfurt a. M.** einsenden.

Passendes Weihnachtsgeschenk.

Im Verlag von **Leopold Voss** in **Leipzig** erschien:

J. Nasmyth und J. Carpenter: Der Mond,

betrachtet als Planet, Welt und Trabant.

Autorisirte deutsche Ausgabe, mit Erläuterungen und Zusätzen von

Dr. Herm. J. Klein.

Mit zahlreichen Holzschnitten, zwei lithographirten und neunzehn Tafeln in Lichtdruck, in 4

Preis cartonnirt 22 *M.*, gebunden 24 *M.*

Dieses Werk, von zwei der besten Kenner des Mondes verfasst, hat bei seinem Erscheinen grosses Aufsehen erregt. Die Verfasser geben in einer **für jeden Gebildeten verständlichen Darstellung** die Resultate eigener und fremder Studien über den Mond, seine Oberflächengestaltung, seine Entwickelungsgeschichte und seine Beziehungen zur Erde.

Ist der Gegenstand schon an sich hochinteressant, so erweckt das Werk selbst um so mehr Interesse durch die beigegebenen **prachtvollen photographischen** Darstellungen der hauptsächlichsten Mondlandschaften und ihres wundervollen Baues. Der Leser schaut dieselben genau so vor sich, wie sie sich unter den günstigsten Verhältnissen in den kraftvollsten Teleskopen darstellen.

Im Verlage der Buchhandlung von **L. ROSNER** in **Wien,** Tuchlauben 22, erschien:

LITERARISCHE HERZENSSACHEN

von **Ferdinand Kürnberger.**

8. 376 Seiten. Preis fl. 2.50 = *M.* 5.—

Ferdinand Kürnberger, der Meister des Essays, bietet in dieser Sammlung der deutschen Gegenwart seine Meinung über alle möglichen Dinge der schönen Wissenschaften — seine Meinung, also die eines eigenartigen Denkers, dem keine Höhe zu hoch, keine Tiefe zu dunkel ist, des unbarmherzigen Logikers, vor dessen scharfen Schlüssen alles Kleine, Leere, Gemeine in Nichts zerfällt. Ferdinand Kürnberger lehrt, auch dann wenn er witzsprühend mit anmuthiger Leichtigkeit Stoffe behandelt, an welche Andere, die schweren Kärrner, das ganze Hirn ihres Lebens daransetzen. Es ist nichts auf dem grossen Gebiete des geistigen Lebens der letzten Jahrzehnte vorbeigegangen an seinem geistigen Auge, und wie es sich darin spiegelte, in seinen „Herzenssachen" findet sich's im treuen Bilde. Er hat mit grosser Absicht sein Buch „Herzenssachen" genannt, es hängt sein Herz daran und er möchte, dass sich das Herz der Oeffentlichkeit auch daran hänge, denn dann wird es fühlen lernen die echte Begeisterung für das Schöne, Gerechte, Grosse und Verachtung für das Alltägliche und Kleinliche.

Verlag von **Wilh. Engelmann** in **Leipzig:**

Shakespeare's

Southampton-Sonette.

Deutsch von

Fritz Krauss.

1872. Brosch. 3 *M.* 75 ₰, geb. 4 *M.* 80 ₰.

Der Verfasser vorliegender neuen Uebersetzung wurde bei seiner Arbeit von dem Wunsche getragen, die Sonette Shakespeare's, von denen Bodenstedt sagt: „Diesen wundervollen Gedichten läßt sich keine ähnliche Sammlung in irgend einer Sprache auch nur entfernt vergleichen", — der **deutschen Frauenwelt** zugänglicher zu machen, zu welchem Ende er die letzten 28 Sonette wegließ und nur die 126 ersten, dem Grafen Southampton gewidmeten, mit Erklärung und Anmerkungen versehen, wiedergab. Diese herrlichen Lieder der Freundschaft und Liebe seien hiermit der Frauenwelt als **Festesgabe** empfohlen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig:

Reime eines Verschollenen.

Herausgegeben von

Georg von Oertzen.

1877. gr. 8. Brochirt 5 *M.* Eleg. geb. 6 *M.*

Bei **Reinhold Kühn** in **Berlin W.,** Leipzigerstr. 14, erschien soeben:

Görau Persson, Trauerspiel in 5 Akten von **Albert Voelckerling.** Preis *M.* 2.25.

Oranien, Schauspiel in 5 Akten von **Albert Voelckerling.** Preis *M.* 2.25.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Joh. Friedr. Hartknoch in Leipzig.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** N. W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 53. Berlin, den 30. December 1876. X. Band.

v. 10
m 53

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Orientirung über die Frage der militärischen Jugenderziehung. Von K. Walcker. — Die Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter in den größeren gewerblichen Anlagen Preußens. Von Immanuel Rosenstein. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Die Uhren. Ein Sylvestercarmen von Wilhelm Busch. — Zur Kunstgeschichte. Von M. Carriere. — Ein Musterlehrbuch für Elementarschulen. Besprochen von Fr. Bauer. — **Vermischtes:** Aus dem Lande der Sphinx. Von B. B. Schwarzbach. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Marino Faliero." Trauerspiel in 5 Acten von Heinrich Kruse. Besprochen von Paul Lindau. — „Der Löwe des Tages." Posse in 3 Acten von H. Wilken. Besprochen von O. v. Leixner. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Zur Orientirung über die Frage der militärischen Jugenderziehung.*)

Von K. Walcker.

In allen drei Nachbarmächten des jungen vielbeneideten deutschen Reiches mit seinen langgestreckten, offenen Grenzen arbeitet der große Zeitgedanke der militärischen Jugenderziehung.

Am 7. Juni 1876 hielten die Zöglinge sämmtlicher Pariser Gymnasien im Beisein des Unterrichtsministers, wie alljährlich, ihre allgemeinen militärischen Uebungen ab. Sie wurden vom Director der Militärturnanstalt, einem Major, befehligt, vom Unterrichtsminister belobt und vom Kriegsminister mit einer Fahne beschenkt. Im August oder September desselben Jahres überließ der Kriegsminister dem Unterrichtsminister zum Zweck der militärischen Uebungen in den Gymnasien und Collegien eine Anzahl von Chassepotgewehren. Es heißt zwar die Sache beim unrechten Ende anfassen, wenn man mit Gewehrvertheilungen statt mit der Heranbildung eines geeigneten Lehrpersonals aus Civillehrern, Unterofficieren, oder Officieren beginnt; aber als ein Zeichen der Zeit, als ein Mene Tekel für denkende, weiterblickende Politiker, als ein Schatten der kommenden Dinge ist die Sache sehr beachtenswerth. Der Cavallerieoberst Martin forderte am 10. oder 11. Juni 1876 im „Siècle" bereits ein Gesetz über die militärische Jugenderziehung.

Im November 1875 brachte der Abgeordnete Schöffel im östreichischen Abgeordnetenhause ebenfalls einen Antrag auf Einführung der militärischen Jugenderziehung ein. Derselbe wurde zwar abgelehnt, indeß Rom ist auch nicht in einem Tage erbaut worden. Ueberdies hatten die Gegner des Antrages eine ganz falsche Vorstellung von der militärischen Jugenderziehung, sie bildeten sich ein, dieselbe bedeute eine kostspielige doppelte Garnitur von Civil- und Militärlehrern; während doch alle Freunde der Reform eine Personalunion beider Kategorien von Lehrern, insbesondere in der Volksschule, wollen.

In den russischen (und rumänischen) Gymnasien sollen nach Zeitungsnachrichten, wie in Frankreich, bereits Anfänge der militärischen Jugenderziehung existiren, die ebenfalls als Zeichen der Zeit, wenn auch noch nicht an und für sich, von großer Tragweite sind.

Aus solchen und ähnlichen Gründen ist es sehr erfreulich, daß auch die deutschen Militärzeitschriften in jüngster Zeit dem hochwichtigen Gegenstande theils indirect, theils direct ihre Aufmersamkeit zuzuwenden beginnen. Das „Militär-Wochenblatt" schrieb am 4. Dec. 1875 (in seinem trefflichen Artikel über und für das Reichsbahn-System): „.... wir dürfen .... nicht die Augen dagegen verschließen, daß sich im Lauf einer nicht zu langen Zeit eine wesentliche Aenderung zu unseren Ungunsten in dem Verhältniß der numerischen Stärke unserer Kriegsmacht zu der der großen Nachbarstaaten vollzogen haben wird. Sollen wir unsere Streitkräfte entsprechend verstärken, dann müßte damit bald begonnen werden; denn ein solcher Proceß läßt sich nur allmälig durchführen ....." Eine Verstärkung der Aushebungen, die Aufhebung der Freiloosungen ꝛc., kurz der Uebergang zur wirklich allgemeinen Wehrpflicht läßt sich indeß aus finanziellen und anderen Gründen nur durchführen, wenn man vorher die militärische Jugenderziehung einführt und für tüchtig vorgebildete Recruten (nach gewissen Präsenzzeit-Classen) eine verkürzte Dienstzeit unter der Fahne, d. h. Präsenzzeit, einführt, wie Scharnhorst, Gneisenau und überhaupt alle Freunde der wirklich allgemeinen Wehrpflicht, auch Hauptmann Hinze, hervorheben. Derselbe hat in Nr. 10—13 und 30—34 der Darmstädter „Allg. Militär-Ztg." einen im Officiercorps des 1. hessischen Infanterieregiments Nr. 81 gehaltenen Vortrag: „Ueber die allgemeine Einführung von Fortbildungsschulen für das Heer" veröffentlicht, und ein anderer Officier hat in Nr. 37 ff. der „Allg. Milit.-Ztg." denselben Gegenstand in ganz ähnlichem Sinne behandelt. Die „National-Ztg." gab in Nr. 260 und 450 von 1876 eine ausführliche, sehr anerkennende Analyse der Hinze'schen Arbeit und wies überhaupt auf die große Bedeutung der Frage der militärischen Jugenderziehung hin.

Auch ein anderer Zusammenhang drängt mehr und mehr zu dieser großen Reform. Von vielen Seiten wird, besonders in jüngster Zeit, die Forderung erhoben, das Recht auf die einjährige Dienstzeit (welches nach Rüstows treffender Bemerkung nicht nothwendig immer zugleich eine Anwartschaft auf den Landwehrofficiersrang zu geben braucht) auch auf die gelernte Arbeitskraft und das kleine Capital auszudehnen. Vergleiche z. B. die treffenden Ausführungen in General J. v. Hartmanns Broschüre: „Die allgemeine Wehrpflicht", 1876, S. 44 ff. Aus nahe liegenden Gründen müßte diese, kürzlich auch von dem Berliner Verein selbstständiger Handwerker und von Berliner Blättern angeregte Reform mit der militärischen Jugenderziehung Hand in Hand gehen, oder vielmehr einen der Schlußsteine der großen Reform bilden.

*) Obwohl wir nicht ganz auf dem Standpunkte des Hrn. Autors stehen, glaubten wir diese Beleuchtung der interessanten Frage unsern Lesern nicht entziehen zu dürfen. D. Red.

Digitized by Google

Dieselbe ist eine so wichtige nnd so verwickelte Frage, daß ein näheres Eingehen auf die Hauptpunkte hier viel zu weit führen würde. Wir geben deshalb im Nachfolgenden nur eine kurze Skizze des Gegenstandes und verweisen im Uebrigen auf Baron von Rhödens Broschüren: „Armee und Schule" und „Kirche, Schule und Armee" (Berlin 1871, O. Goedsche), auf Hinzes interessante Abhandlung, deren Sonderabdruck sehr zu wünschen ist, und auf Walcker, „Die militärische, nationale, social- und kirchenpolitische Nothwendigkeit der militärischen Jugenderziehung und wirklich allgemeinen Wehrpflicht. Eine lehrbuchartige Erörterung der Militärfrage." Leipzig 1873, F. Luckhardt. XXXI und 159 S. und denselben: „Ein preußisches Unterichtsgesetz, oder ein Reichsgesetz über die militärische Jugenderziehung? Mit besonderer Berücksichtigung der Reformideen Scharnhorsts, Gneisenaus und des Prinzen August von Preußen." Berlin 1877, Th. Grieben. XXIV und 355 S. (mit einem alphabetischen Namen- und Sachregister über beide Werke). Vergleiche auch meinen Leitartikel: „Die Militärfrage und das Budgetrecht des deutschen Reichstages" in der „Allg. Ztg." 1876 Nr. 48 und meine Abhandlung: „Zur Geschichte und Kritik der Lehre von der militärischen Jugenderziehung" tn Luckhardts Kriegsliteraturblatt, Berlin und Leipzig 1876, im Januarheft. Auch Hinze betont die Bedeutung der militärischen Jugenderziehung als eines Schildes gegen socialistische und ultramontane reichsfeindliche Wühlereien.

Zu den Freunden der militärischen Jugenderziehung gehören Plato, Macchiavelli, Spinoza, Scharnhorst, Gneisenau, der Frh. v. Stein, Goethe, Fichte, der schweizerische Oberst W. Rüstow, die preußischen Generale v. Peucker, W. v. Willisen, Graf Lüttichau, der warm reichsfreundliche hannöversche Officier a. D. Baron W. Rhöden, der bayerische Hauptmann E. Keller, der preußische Hauptmann Hinze und viele andere Militärschriftsteller.

Auch Kant steht der Idee der militärischen Jugenderziehung nahe, da er in seinen pädagogischen Aufsätzen die Abhärtung des Körpers durch Turnen und andere Leibesübungen verlangt und in seiner „Kritik der Urtheilskraft" sagt, der Krieg sei trotz seiner Schattenseiten „dennoch eine Triebfeder mehr ..... alle Talente, die zur Cultur dienen, bis zum höchsten Grade zu entwickeln." Noch deutlicher hebt schon Luther in seiner Schrift: „An die Rathsherren aller Städte des deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen", 1524, mit schönen Worten die militärische, pädagogische, culturpolitische und wahrhaft conservative Bedeutung der militärischen Jugenderziehung hervor. Vergleiche „Luther als deutscher Classiker." Neue Folge, Frankfurt a. M. 1874, S. 320, 321, 331, 333, 334, 389, 390, insbesondere S. 320 und 321.

Gelegentlich spricht sich auch E. v. Hartmann, der berühmte Verfasser der Philosophie des Unbewußten, in seinen „Studien und Aufsätzen", 1876, im geistreichen, viel zu wenig beachteten Essay „Die geographisch-politische Lage Deutschlands", für die militärische Jugenderziehung und wirklich allgemeine Wehrpflicht aus. Einzelne Urtheile des Verfassers über Rußland, Oestreich und Frankreich kann, oder muß man bestreiten; jeder Unbefangene wird indeß zugeben, daß der Aufsatz sehr viel Treffendes, Anregendes und Beherzigenswerthes enthält.

Mittelbar liefert auch R. de Courbières „Geschichte der preußischen Heeresverfassung", 1852, S. 205 ff. ein schlagendes Plaidoyer für die militärische Jugenderziehung. Seine treffenden, keineswegs übertriebenen oder tendenziösen Ausführungen über die fundamentalen Mängel des Landwehrofficiersystems lassen für denkende Leser keinen anderen Schluß übrig als den: Abschaffung des Landwehrofficierinstituts (von der natürlich nicht die Rede sein kann), oder die radicale Heilung jener Uebelstände durch die militärische Jugenderziehung der künftigen Landwehrofficiere und überhaupt aller Wehrpflichtigen.

Bei manchen Reformen ist die rein technische Seite schwierig und die so zu sagen politische Seite der Reform leicht. Mit der militärischen Jugenderziehung verhält es sich indeß umgekehrt. Die rein technische Seite der Frage, die Aufstellung der militärischen Lehrpläne für die verschiedenen Schulstufen von der Volksschule bis zur Hochschule, wird ebenso leicht gelöst werden, als jetzt etwa die Frage nach den militärischen Lehrplänen der Cadettenhäuser. Der Umstand, daß die Existenz besonderer Cadettenhäuser von manchen Autoren als unzweckmäßig bekämpft wird, kommt hier nicht in Betracht; denn gerade diese Autoren sind die eifrigsten Freunde einer militärischen Jugenderziehung in Realgymnasien und anderen Schulen. Zur Ausarbeitung detaillirter militärischer Unterrichtspläne, die natürlich Sache der Militärs wäre, ist es gegenwärtig noch zu früh; denn bis zur Durchsetzung der militärischen Jugenderziehung können noch einige Jahre, vielleicht eine Reihe von Jahren vergehen, und bis dahin kann die Technik des Militärwesens wieder so manche Fortschritte gemacht haben, daß die Unterrichtspläne einer wesentlichen Umarbeitung bedürften.

Gegenwärtig handelt es sich erst um die Fragen, ob es überhaupt eine militärische Jugenderziehung geben soll, oder nicht, und wie das Lehrpersonal organisirt sein soll.

Folgender Umstand ist sehr interessant: zahlreiche seichte Schriftsteller verwerfen die wirklich allgemeine Wehrpflicht eines stehenden Cadresheeres, weil sie dieselbe mit schlechten Milizsystemen verwechseln. (Daß für ein Reich von der geographischen Lage Deutschlands weder ein schlechtes, noch ein gutes Milizsystem paßt, bedarf als selbstverständlich kaum der Erwähnung.) Kein einziger Schriftsteller hat es dagegen gewagt, die Nothwendigkeit der militärischen Jugenderziehung in Abrede zu stellen, die sowohl von officiösen, als von conservativen, liberalen und demokratischen Stimmen sehr häufig gefordert worden ist. Die „Nordd. Allg. Ztg." lobte z. B. 1872 eine bezügliche, „die Entwickelung des nationalen Heerwesens und ihre Bahn" betitelte Broschüre des oben erwähnten bayerischen Officiers E. Keller, und der preußische Hauptmann a. D. Karl von Raumer plaidirte 1871 in einem Leitartikel der Kreuzztg. (Nr. 245), wohl angeregt durch Baron Rhödens Schriften, für die militärische Jugenderziehung und die wirklich allgemeine Wehrpflicht. Sowohl Graf Lüttichau, als Baron Rhöden und viele andere Freunde der militärischen Jugenderziehung sind in politischer Beziehung ausgesprochene, *wenn auch gemäßigte* Conservative.

Trotzdem werden alle gebildeten Patrioten theilnehmend an der Durchsetzung der großen Reform mitarbeiten müssen; denn keine große Reform ist jemals mühelos errungen worden. Das ist eine uralte Wahrheit, die jüngst, bei Gelegenheit der Reichseisenbahn-Debatte, auch von Bismarck mit schönen Worten hervorgehoben wurde. Uebrigens ist Nichts leichter zu erklären, als die Erscheinung, daß der normale Zustand, die uralte militärische Jugenderziehung aller Freien, seit Jahrhunderten verloren gegangen ist. Es liegt auf der Hand, daß zur Zeit der mittelalterlichen Hörigkeit und im ancien régime von einer militärischen Jugenderziehung der Hörigen nicht die Rede sein konnte. Darauf kamen die Napoleonische Fremdherrschaft, die Freiheitskriege, die Demagogenverfolgungen, das vor- und nachmärzliche Reactionssystem, die großen Kriege und Siege von 1864, 1866, 1870 und 71 und, last nost least, der Börsenkrach, kurz unerfreuliche und erfreuliche Ereignisse aller Art, welche die Aufmerksamkeit der Nation so sehr in Anspruch nahmen, daß die weltgeschichtliche, von Luther, Scharnhorst, Gneisenau, dem Frh. v. Stein, Goethe, Fichte und anderen Denkern ersten Ranges längst geforderte Reform erst jetzt auf die Tagesordnung der öffentlichen Meinung des deutschen Volkes gelangt.

Das militärische Lehrpersonal der Volksschule, um zunächst von dieser zu sprechen, kann entweder, wie in der Schweiz, aus nothdürftig gedrillten Elementarlehrern aus dem Civilstande bestehen, oder aus Unterofficieren, bezw. Officieren des stehenden Heeres, oder der Landwehr. Der erstgenannte Modus ist offenbar unzweckmäßig und höchstens für ein mangelhaftes Milizsystem passend. Ein Unterofficier oder Officier kann sich viel leichter dasjenige intellectuelle Wissen aneignen, welches ihm etwa für den Volkslehrerdienst noch fehlt, als ein verschüchterter, körperlich verkümmerter Elementarlehrer sich diejenigen körperlichen, seelischen und technischen Erfordernisse

Digitized by Google

aneignen kann, die ein militärisch strammer, selbstbewußter, gewandter Militärlehrer haben muß. In Deutschland sind daher alle Stimmen darin einig, daß die Volkslehrer der Zukunft Subalternofficiere sein sollen, die ihren militärischen Beruf gründlich kennen und vielleicht sogar wieder activen Dienst thun, was man hinsichtlich der Cadettenhaus-Lehrer, vielleicht nicht mit Unrecht, verlangt hat. Der Begriff „Subalternofficier" wird indeß verschieden gefaßt.

Scharnhorst, Gneisenau, Prinz August von Preußen, Rüstow, General W. von Willisen u. A. unterscheiden drei bis vier naturgemäße Classen von Officieren:

1) Subalternofficiere vom Unterofficier incl. bis zum Hauptmann incl.

2) Mittlere Officiere: Majore und Obersten.

3) Generale.

4) Feldherrn.

Scharnhorst, Gneisenau, Prinz August, Rüstow, v. Willisen, Gneist, ~~Lasker~~ u. A. haben nun, unseres Erachtens mit Recht, verlangt, daß künftig die Unterofficiere in der Regel bis zum Hauptmann avanciren und deshalb, von Genies und ungewöhnlichen Talenten abgesehen, nur aus den Standesgenossen der Lieutenants und der Hauptleute, d. h. aus den gebildeten Classen, recrutirt werden sollen.

Die meisten Freunde der militärischen Jugenderziehung wollen noch Unterofficiere der heutigen Art, d. h. Leute, die aus den unteren Classen stammen und selbst ziemlich ungebildet sind. Wir glauben dagegen, daß die Zukunft dem Standpunkte gehört, der die Unterofficiere und die Volkslehrer aus den gebildeten Classen recrutiren, ihnen eine Abiturientenbildung geben will. In finanzieller Beziehung würde das angehen, weil die militärische Jugenderziehung die Volksbildung, die Production und die Steuerfähigkeit sehr heben und durch Herabsetzung der Präsenzzeit große Ersparnisse gestatten würde, wie General v. Peucker u. A. hervorheben. So gebildete Unterofficiere würden ferner das qualitative Uebergewicht des deutschen Heeres noch verstärken. In socialpolitischer Beziehung ist ferner zu beachten, daß der Landgeistliche, wenigstens der protestantische, der Kreisrichter, der Verwaltungsbeamte, der Arzt ꝛc. schon heute Gentlemen sind. Der Umstand, daß sich die heutigen Volkslehrer noch aus den unteren Classen recrutiren, ist nur ein alter Zopf, der sich durch die ehemalige Hörigkeit, die Küsterdienste des Lehrers, die schlechte Besoldung desselben, die Geringschätzung der unteren Classen im ancien régime und Aehnliches erklärt.

Wir fühlen sehr wohl, daß das eben Gesagte heutzutage Vielen noch sehr paradox erscheinen wird. Der zunehmende Mangel an Unterofficieren nnd Lehrern und das auch in rein militärischer Beziehung Ungenügende*) der heutigen „Bildung" der Unterofficiere werden indeß früher oder später zu Reformen in dieser Richtung drängen. Ueberdies kommt es uns hier nicht darauf an, die Leser gerade für unsere eigene Ansicht über die militärische Jugenderziehung zu gewinnen, sondern wir wollen nur im Allgemeinen auf die große nationale und culturgeschichtliche Bedeutung dieser wichtigen und doch bisher vom großen Publicum so wenig, ja fast gar nicht beachteten Frage hinweisen.

Wie wichtig diese heilige nationale Sache an und für sich ist, kann man kaum eindringlicher und beredter darlegen, als es der geistreiche Hegelianer Professor Johannes Schön und der edle, patriotisch-staatsmännische General Graf Lüttichau gethan haben. Professor Schön schrieb schon 1831: „Es ist schlechterdings nothwendig, daß das Volk Rüstigkeit besitze, sonst verliert der Staat die Stelle, die er in der Staatenfamilie einnimmt und verrückt das Gleichgewicht. Diese Rüstigkeit wird aber dem Volke nur dadurch eigen, daß die Uebung in den gebräuchlichen Waffen in die Erziehung verflochten wird." Hierauf folgt ein Hinweis auf die altgriechischen Gymnasien und auf die militärische Jugenderziehung der freien Reichsstädte des deutschen Mittelalters.

Aehnlich sagt ein Veteran der Freiheitskriege, der ehrwürdige, conservative, aber national und freisinnig, anti-ultramontan gesinnte Generallieutenant z. D. Graf Lüttichau in seinen „Betrachtungen aus Anlaß der Militärvorlage", 2. Aufl. Berlin 1860, S. 12, in einem Plaidoyer für die militärische Jugenderziehung unter Anderem: „Deutschland, von romanischen und slawischen absolutistischen Regierungen umgeben, bedarf wahrlich aller Anstrengungen, sich selbstständig zu erhalten, um in Zukunft zu verhüten, daß sich diese Beiden nicht die Hände reichen, um es zu zerreißen in seiner Uneinigkeit und Wehrlosigkeit ..." Obgleich der Verfasser 1860, zur Zeit der Bundesmisère, vor der Gründung des neuen deutschen Reiches, schrieb, und obgleich ein französisch-russisches Bündniß gegen Deutschland wenigstens für die nähere Zukunft unwahrscheinlich ist, so enthalten Graf Lüttichaus Worte doch eine ewige Wahrheit. Man darf auch nicht blos an etwaige Kriege denken: internationale Machtverhältnisse gibt es auch im tiefsten Frieden, und nach der Aufhebung des russischen Agrarcommunismus, die eine bloße Frage der Zeit ist*), muß Rußland einen ungeheueren und ganz legitimen, unaufhaltsamen, weil auf sein eigenstes Gebiet beschränkten Aufschwung an Volkszahl und Macht nehmen. Deutschland hat also doppelte Veranlassung, auch hinsichtlich der militärischen Jugenderziehung das schöne Wort seines populärsten Dichters zu beherzigen:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

Ueberdies handelt es sich bei der militärischen Jugenderziehung gar nicht um Opfer der deutschen Volkswirthschaft, sondern, um einen treffenden Ausdruck A. Wagners zu gebrauchen, um eine großartige „Capitalanlage in den Staat", die auch dem Ackerbau, dem Gewerbfleiß und dem Handel Deutschlands auf dem Weltmarkt tausendfältige Frucht, wahre Wucherzinsen, tragen würde.**)

*) Vergl. auch Oberst v. Löbells Jahresbericht über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, Bd. I, 1875, S. 86, 87.

Die Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter in den größeren gewerblichen Anlagen Preußens.

Von **Immanuel Rosenstein.**

(Schluß.)

Was die in vierter Stelle folgenden Einrichtungen für die Beschaffung von Nahrungs- und Lebensmitteln angeht, so ergibt sich bei näherer Betrachtung ein bestimmter Gegensatz, je nachdem es sich um die Gewährung fertiger Nahrung oder um billigere Beschaffung von Lebensbedürfnissen handelt. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Erstere vor dem Zweiten in seiner Bedeutung zurücktritt. Im Wesentlichen kommen Fabrikmenagen oder Volksküchen doch nur für die Arbeiter in Betracht, die entweder ohne Hausstand sind, oder, wenn verheirathet, ihre Nahrung nicht im Hause haben können, da die Arbeitsstätte zu weit entfernt ist oder die Frau selbst auf Arbeit geht. Unsere Aufstellung, welche 1179 Betriebe mit beiden Kategorien aufführt, enthält 255 Betriebe, bei denen sich derartige Speiseanstalten befinden, von denen 187 täglich 14,942 Portionen ausgaben. Bei dem verheiratheten Arbeiter ist die Fürsorge für die Bereitung der Nahrung Hauptaufgabe der Hausfrau und ein nicht zu unterschätzender Rückhalt des Familienlebens. Hier, für die Familien, kommt die zweite Kategorie, d. h. die billige Beschaffung von Lebensmitteln, in wesentlich bedeutenderer Weise in Betracht;

*) Vgl. meine Abh. in Fauchers Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft, 1876, Heft 3.

**) Vgl. K. Frh. v. Richthofen, Ueber die Productivität der Armee zur Vermehrung des Nationalreichthums, Schleswig 1869.

Digitized by Google

und zwar gewähren die Fabriken die Lebensmittel entweder auf eigene Rechnung aus besonderen Consumanstalten oder sie vermitteln aus Consumvereinen, denen sie für ihre Arbeiter angehören, oder endlich die Arbeiter selbst bilden Consumvereine. Hier greift nun allerdings die Selbsthülfe, wie sie die Genossenschaften von Schulze-Delitzsch darstellen, in so hervorragender Weise ein, daß die entsprechende Wohlfahrtseinrichtung der Arbeitgeber damit nicht Schritt halten kann. Hierzu kommt wohl noch, daß die traurigen Mißbräuche des Tucksystems die Arbeiter gegen die Versorgung mit Lebensmitteln seitens der Arbeitgeber mißtrauisch gemacht hatten. Wenn in unserer Aufstellung nur bei 118 Betrieben Consumvereine aufgeführt werden und 77, wo die Arbeiter an der Verwaltung der Einrichtung Theil nahmen, so kann hiermit die Betheiligung von Arbeitern im Einzelnen an Consumvereinen überhaupt schwerlich erschöpft sein. Schulze führt in seinem Bericht für 1875 im Ganzen 1034 Consumvereine auf, von denen allerdings 416 auf Deutsch-Oestreich kommen; auf Preußen entfallen nur 294 Vereine, der Rest von 323 vertheilt sich auf die übrigen deutschen Staaten. Bei 146 Consumvereinen ist die Statistik der Mitglieder nach Berufsclassen gegeben, aus der erhellt, daß von den 65,776 Mitgliedern jener 146 Vereine 33,328, also über 50% den arbeitenden Classen angehören (davon über 25,500 den Fabrikarbeitern und Handwerksgesellen).

Indem wir jetzt zu den Einrichtungen betreffend die Fürsorge für Kleidung, Wäsche und Gesundheitspflege übergehen, haben wir vorauszuschicken, daß es sich hier nicht um die in §. 107 der Gewerbeordnung vorgesehenen Einrichtungen handelt, welcher die Arbeitgeber zu thunlichster Sicherung der Arbeiter gegen Gefahr für Leben und Gesundheit zu treffen verpflichtet sind, sondern um solche Vorkehrungen, die über diese Erfordernisse hinausgehen. In der betreffenden Aufstellung unseres Berichtes ist Alles hierher gerechnet, was sich auf Gewährung ärztlicher Pflege bezieht, und zwar sowohl durch Hülfe im kranken Zustande wie durch prophylaktische Untersuchuug des Gesundheitszustandes; ferner kommen hier in Betracht die Schwangeren und Wöchnerinnen zu Theil werdenden Rücksichten, außerdem Anstalten für Gesundheitspflege durch Baden und Turnen; Erwähnung haben auch die Mäßigkeitsvereine (10 an der Zahl) gefunden, sowie die Fürsorge für Kleidung und Wäsche. Im Ganzen werden 1995 Betriebe aufgeführt, bei denen eine derartige Fürsorge in einer oder mehreren der bezeichneten Richtungen getroffen ist. Was zunächst Kleidung und Wäsche angeht, so handelt es sich in ersterer Beziehung nur um solche Betriebe, wo eine besondere Arbeitskleidung oder einzelne Stücke derselben geboten sind oder eine Uniformirung gefordert wird, wie bei Eisenbahnbeamten, Feuerwehren 2c.; dies sind natürlich nur Ausnahmen. Erheblicher ist es, daß in 6—700 Betrieben besondere Räume zum Waschen und Umkleiden für die Arbeiter nach der Arbeitszeit vorhanden sind. Die Hauptfürsorge erstreckt sich auf die Anstellung von eigenen Geschäftsärzten, welche sich bei 1415 Betrieben — also etwa einem Drittel der hier in Frage kommenden — finden. Doch nur bei 282 ist die Sprechstunde im Etablissement selbst. Eigene Geschäftsapotheken werden 308 aufgeführt. Krankenhäuser finden sich bei 101 Betrieben, Krankenstuben bei 80. Aerztliche Untersuchungen der Gesunden kommen vorwiegend im Bergbau, Hütten- und Salinenwesen vor, im Ganzen regelmäßig bei 650 Betrieben, bei 27 nur, wenn die Arbeiter gesundheitsschädlichen Einwirkungen ausgesetzt sind. Sehr kümmerlich ist es mit der Fürsorge für Schwangere und Wöchnerinnen bestellt; nur bei 179 Betrieben wird einer solchen gedacht. Dieselbe Höhe erreicht die Anzahl der vorhandenen Badeanstalten; Turnanstalten finden sich nur bei 28, und auch diese spärlich vorhandenen Anstalten finden noch nicht einmal die entsprechende Benutzung. Genug, außer der Bestellung von Aerzten ist auf diesem Gebiete auch recht wenig geschehen; der hochwichtige Zweig der prophylaktischen Gesundheitspflege ist — wie leider bei uns fast durchweg — im hohen Grade vernachlässigt.

Es folgen die Einrichtungen, betreffend die Fürsorge für Seelsorge, Erziehung, Unterricht, geistige und sittliche Ausbildung der Erwachsenen. Bei dem in Preußen herrschenden Schulzwang fällt die Sorge für den Unterricht der im schulpflichtigen Alter befindlichen Arbeiterkinder dem Staat und der Gemeinde anheim. Es bleibt sonach den Arbeitgebern bezüglich des engeren Jugendunterrichts wenig zu thun, soweit es sich nicht um isolirt liegende Betriebe handelt, bei denen der Schulbesuch durch große Entfernung erschwert wird. Es finden sich im Ganzen nur 94 Fabrikschulen, von denen 37 freie Schule gewähren, 41 nur geringes Schulgeld nehmen; in 62 Fällen erfolgt eine Schulgeldbeihülfe. Aehnlich stellt sich das Verhältniß der Waisenpflege und Seelsorge, wo ebenfalls Staat und Gemeinde einzutreten haben. Waisenanstalten werden nur 9 genannt; eigene Kirchen und Capellen, sowie besonderer Gottesdienst findet sich bei 24 resp. 32 Betrieben; ein Hauptheil (11) entfällt davon auf Berg-, Hütten- und Salinenwesen, wo nach altem Brauch das gefährliche Tagewerk mit Gottesdienst begonnen wird. — Die Hauptfürsorge der Arbeitgeber hätte sich somit einerseits auf Kleinkinderbewahranstalten und Schulen, andererseits aber auf die so wichtigen Fortbildungsschulen für Erwachsene und Halberwachsene werfen sollen. Indessen auch hier ist nicht viel geschehen. In ersterer Beziehung, wo die Rücksicht auf die zur Arbeit gehenden Mütter maßgebend sein mußte, finden wir nur eine Säuglingsbewahranstalt, bei 19 Betrieben bestehen Kleinkinderbewahranstalten, in 24 finden sich Kleinkinderschulen. Nicht viel besser steht es mit dem Fortbildungswesen. Es werden verzeichnet: 77 Fortbildungsschulen für junge Leute, 62 Schulen für weibliche Arbeiten, 52 Sonntagsschulen und 53 Zeichenschulen. Bei 17 Betrieben nehmen die Arbeiter an den Unterhaltungskosten dieser Anstalten Theil. In verschiedenen Betrieben ist auch für Bibliotheken mit oder ohne Lesezimmer, ferner für Vorträge, gesellige Zusammenkünfte, Musik- und Theateraufführungen, Ausflüge 2c. Sorge getragen. Es ist charakteristisch für unsere Arbeiter, daß die Gesangvereine — bei 106 Betrieben — den Hauptplatz einnehmen; Musikcorps bestehen bei 41, worunter, ebenfalls nach alter Tradition, Bergbau und Hüttenwesen sowie die Industrie der Steine und Erden mit 25; auch von den 13 Musikschulen fallen 10 auf diese Anstalten.

Unter der Rubrik „anderweite Wohlfahrtseinrichtungen" findet sich, abgesehen von den oben bereits erwähnten Krankenunterstützungs- und Unfallversicherungscassen, eine Fülle der heterogensten Einrichtungen, von denen ein erheblicher Theil unter die bereits aufgeführten Kategorien subsummirt werden konnte; von den übrigen wäre allenfalls die Gewährung von freiem Acker- und Weideland, Vieh, Brennholz zu erwähnen, doch ist die Zahl aller dieser Einrichtungen eine sehr geringe. Auf jene Cassen geht unser Bericht, wie ebenfalls bereits erwähnt, nicht näher ein, da der Gegenstand bereits in einer früheren Zusammenstellung auf das Eingehendste behandelt worden war. Erwähnung finden sie an dieser Stelle nur, weil sie, wie der Bericht hervorhebt, in einer großen Anzahl von gewerblichen Anlagen, die einzigen, wenn auch durch Gesetz vorgeschriebenen und hier und da erzwungenen Wohlfahrtseinrichtungen sind.

Wir schließen hiermit die gedrängte Wiedergabe der Hauptdaten unseres Berichts. Der Gesammtschluß, der sich ergibt, drängt sich von selbst auf. Es handelte sich um eine Darlegung der Anwendungen und Bethätigungen, die das caritative Princip in den bedeutenderen gewerblichen Etablissements Preußens gefunden hat: von den Besitzern aus freiem Antriebe — ohne gesetzliche Nöthigung — gewährte Einrichtungen, welche den Zweck haben, die Lage der Arbeiter zu verbessern, solchen materiellen und ideellen Bedürfnissen derselben, die sie aus ihren Mitteln unvollkommen, schwer oder gar nicht würden befriedigen können, entgegen zu kommen. Die Angaben, mit denen wir uns zu beschäftigen hatten, rührten ausschließlich von Arbeitgebern her, nicht aus den

Digitized by Google

Kreisen der Arbeiter. Wir heben dies nicht hervor, weil wir daran irgend welche Zweifel über die Correctheit der Angaben an sich knüpfen wollen, sondern um darauf aufmerksam zu machen, daß zu einer einigermaßen erschöpfenden Würdigung der Bedeutung und Wirksamkeit der Wohlfahrtseinrichtungen auch die Angaben der Arbeitnehmer nicht entbehrt werden können. Allerdings zum Besseren würden sich die Schlüsse, die wir aus unserem gegenwärtigen Material ziehen müssen, auch dann gewiß nicht modificiren. Wir haben gesehen, daß die Zahl der vorhandenen Wohlfahrtseinrichtungen in einem überaus ungünstigen Verhältniß zu der Anzahl der vorhandenen Betriebe steht; wir finden aber ferner bei eingehender Betrachtung der großen tabellarischen Zusammenstellung, wenn wir uns ein Bild davon machen wollen, wie viele der einzelnen Wohlfahrtseinrichtungen in jedem der 4850 Betriebe verwirklicht sind, daß diejenige Anzahl der letzteren, wo dies in einer auch nur einigermaßen umfassenden Weise geschehen ist — dergestalt, daß etwa die Hälfte der aufgeführten Einrichtungen Anwendung gefunden hätten — einen verschwindend geringen Bruchtheil des Ganzen — kaum $^1/_{30}$ — ausmacht. Es bleibt sonach auf diesem Gebiete noch außerordentlich viel zu thun. — Es ist hier nicht der Ort, die principielle Seite des caritativen Systems zu erörtern, seine Vorzüge und seine Schattenseiten zu beleuchten. In unserer Zeit, wo der Schutz und die Sicherung, welche die Arbeitsgenossen ehedem in corporativer Eintheilung und Abgeschlossenheit, sowie in der Zugehörigkeit zu dem Hausstande des Arbeitsgebers fanden, für immer dahin sind, wo die Fürsorge der Gesetzgebung zur Regelung der Arbeiterverhältnisse erst am Anfang ihrer Aufgaben steht und der auf Coalitionswesen sich gründenden Selbsthülfe der Arbeiter noch zahlreiche Hindernisse entgegen stehen, wo die traurigen Verhältnisse des Marktes schwer auf der gesammten Industrie lasten — in solcher Zeit erscheint das caritative System als ein unumgänglicher Factor der Besserung noch auf geraume Zeit hinaus. Seine Wirksamkeit soll freilich nur eine subsidiäre sein; und es kann nimmermehr daran gedacht werden, wirthschaftliche Verhältnisse im Großen darauf zu begründen. Aber wie es jenen Mängeln, Schwierigkeiten und Nothständen gegenüber helfend und lindernd einzutreten bemüht ist, so erweist es sich gleichzeitig als das Mittel zur wirksamen Bethätigung der den Arbeitgebern, den besitzenden Classen überhaupt, unabweislich obliegenden Pflichten, deren eindringliche Erkenntniß und sorgfältige Ausübung laut und entschieden gefordert werden muß. Nicht der Weihrauch, der dem humanen Fabrikherrn gestreut wird, nicht das Bewußtsein, hier und da mit der Förderung der Arbeiter die eigenen Interessen zu fördern soll den Ausschlag geben, sondern ein tief empfundener sittlicher Antrieb, der hervorgeht aus dem Bewußtsein brüderlichen Gemeinsinns. Oder mit andern Worten: Nicht als Almosen soll gegeben werden, auch nicht als Capitalsanlage, sondern als eine im vollen Bewußtsein gewährte pflichtmäßige Abgabe, deren reichliche Leistung jedem Arbeitgeber Jahr aus Jahr ein und früh und spät obliegt.

Literatur und Kunst.

Die Uhren.

Ein Sylvestercarmen.

Es ist Sylvester. Eine schlichte Bowle,
Von kluger Hand bereitet, schmückt den Tisch. —
Man war bei Piepenbrinks. Herr Piepenbrink,
Frau Piepenbrink und deren Fritz und Julchen,
Welch letztre beiden heute auch noch auf,
Herr Küster Klöppel, treubewährt im Amte,
Aptheker Mickefett, den diese Gegend
Von wegen seiner Pillen höchlich pries —
Dies waren die Personen, welche hier
Zum frohen Jahresschlusse sich versammelt. —
Darüber ist man einig, puncto Zwölf
Ein kräftig Prostneujahr sich zuzurufen,
Worauf getrost das Glas zu leeren sei.
„Nun aber," spricht Herr Klöppel mit Bedacht,
„Nun aber ist die Frage: Welche Uhr
Soll diesen schönen Augenblick verkünden?"
„Die beste Uhr," ruft Fritz ein wenig hastig,
„Von allen Uhren ist die Sonnenuhr."
„Ja wohl, mein Sohn!" erwidert Klöppel sanft.
„Die Sonne ist ein pünktlich Element,
Was mit der Dunkelniß von hinnen scheidet.
Insofern kommt sie hier nicht in Betracht.
Dagegen schlag ich unsre Thurmuhr vor."
Hier lächelt Mickefett verschmitzt und spricht:
„Die Geistlichkeit in Ehren! Doch man sagt,
Ein traulich später Trunk am Samstagabend
Wirkt zögernd auf die Sonntagmorgenglocke."
Herr Köppel schweigt, denn mild ist sein Charakter. —
Nun zieht aus ihres Busens Vorderfalte
Frau Piepenbrink bescheidentlich die Uhr.
Doch Piepenbrink ruft gleich: „Ich bitte dich,
Laß doch die Uhr im Stall. Fast alle Monat
Muß ich das Dings da repariren lassen."
„Nun, nun," spricht sie, „sei nur nicht gleich so rauh!
Ist's doch für uns ein lieblich Angedenken
An jene Zeit, da du mir Treue schwurst."
„Ahem!" macht Piepenbrink und schaut in's Glas. —
„Ach!" seufzt das Julchen, „wie entzückend schön
Wär' doch so eine Dose, die so Stücke spielt."
„Sehr wahr, mein liebes Kind!" entgegnet Klöppel.
„Bewundernswerth ist solch ein Kunstgetriebe,
Und gern belauscht man seine Melodien;
Nur lehrt es uns vielmehr die Zeit vergessen,
Statt sie zu schätzen, wie's die Pflicht der Uhr.
Insofern kommt das hier nicht in Betracht."
Jetzt wird der Fritz schon wieder laut: „Ja, aber
Beim reichen Schrepper die Pendüle, die . . ."
„Pst!" fällt ihm Mickefett sogleich in's Wort,
„Das ist 'ne böse Uhr, die nur die Dauer
Des Wehs im Zeh bemißt, die Stunden schlägt,
Wo's Pulver einzunehmen, welche ewig
Eintönig raunt: klick klack, die Actien fallen. —
Da muß ich meine Taschenuhr hier loben.
Sie ist von einem übersee'schen Pathen . . ."
„Insofern," meint Herr Klöppel . . „Bitte sehr,"
Fährt jener fort, „sie ist durchaus von Gold."
„Insofern," meint Herr Klöppel ernst und kühl,
„Insofern kommt sie hier nicht in Betracht."
„Und," fährt Herr Mickefett gelassen fort,
„Und richtig geht sie. Diesen letzten Herbst
Bin ich mit Munkel dem Caplan in Straßburg.
Wir hatten gut gelebt; in jeder Hinsicht.
Das Geld war alle, und so wollten wir
Denselben Abend spät noch weiter machen.
Wir stehn so vor dem Münster. Salbungsvoll
Hub Munkel an und sprach: „„Geliebter Freund!
Im Angesichte dieses hohen Tempels
Ermahn' ich nochmals dringend dich, kehr' um!
O, kehre wieder in den weichen Schoß
Der heil'gen Mutter Kirche und vertraue
Dich ihrer altbewährten Führung an!""
Ich ziehe meine Uhr und sage: „„Munkel,
Es ist ein Viertel Zwölf; wir müssen eilen,

Digitized by Google

Wofern wir nicht den Zug verpassen wollen.““ —
Indem so schlägt die Münsterglocke Elf. —
„„Du hörst es!““ sagt er. „„Hat noch lange Zeit!““
Na gut, wir bummeln endlich so lala
Zum Bahnhof. Richtig. Tüht! Dort saust er hin!
Freudlos wär' uns die Nacht vergangen, hätt' ich
Dem Herbergsvater nicht die Uhr gereicht.
Seitdem vertrau' ich keiner Kirchenglocke.
Und wenn die Engel selbst vom Thurme bliesen,
Ich richte mich nach meiner Taschenuhr.“ —
Nun aber nimmt Herr Piepenbrink das Wort:
„Ich lobe mir,“ so spricht er, „jene Alte,
Die dorten in der Ecke ticktack macht.
Pünktlich um Sieben Morgens weckt sie uns.
Um Achte mahnt sie Fritzen an die Schule.
Zwölfmal mit freud'gem Klang allmittaglich
Ruft sie zu Tisch, und Jeder folgt ihr gern.
Getreulich zählt sie meiner lieben Frau
Beim Eierkuchen die Minuten ab.
Was mich betrifft, so sorgt sie stets dafür,
Daß ich die Zeit des Clubs niemals verfehle.
Und ist die Ruhestunde dann erschienen,
Gewissenhaft um Zehne, schlägt sie Zehn.
So machte sie's gar manches liebe Jahr,
Und keine Seele dachte was dabei,
Und Keiner wußte, wie so gut sie war,
Bis daß sie eines Morgens stille stand.
Da wußte man's.“ — „Ach Gott,“ fiel Klöppel ein,
„So geht's mit mancher stillbescheidnen Treue.
Allein insofern“ ... Baum! Da tönt es ernst
Vom nahen Thurme Zwölf, und Prostneujahr!
Ruft jeder klangvoll ausgehöhlte Mund
Und leert das Glas. (Zuerst ist Klöppel fertig.)
Hierauf zieht Mutter Piepenbrink die Uhr
Bescheiden aus des Mieders warmer Spalte.
„Jetzt ist es Zwölf auf meiner!“ ruft sie froh;
Und wieder folgt ein kräftig Prostneujahr!
„Und jetzt nach meiner!“ schreit Herr Mickefett,
Und nochmals schallt der festlich frohe Gruß,
Und nochmals beugt sich Jeder gern nach hinten,
Um so das neugefüllte Glas zu leeren.
(Herr Mickefett thut's zweimal hinternander.)
Kaum ist's vollbracht, so fängt es in der alten
Höchst ehrenwerthen Wand- und Ticktackuhr
Zu schnurren an, und bemm! und also fort
Dröhnt sie des Jahres letzte Stunde her.
— „Hurrah! und Prostneujahr!“ Das klang mal schön.
Herr Klöppel hält den Ton noch lange aus. —
Fritz trank zu hastig; drum so muß er auch
Sehr heftig durch die Nase husten, welches
Mama und Julchen recht in's Lachen brachte.
Jedoch der biedre Vater Piepenbrink,
Der sanfte Klöppel, Mickefett, der schlaue,
Die tranken kreuzweis ew'ge Brüderschaft. —
So war man froh nach ganz verschiednen Uhren,
Schlief selig dann in ganz verschiednen Betten
(Der Vater und die Mutter ausgenommen)
Und ging des andern Tages, warm bekleidet,
Mit leichtem Schädelbrummen in die Messe.
(Herr Mickefett natürlich ausgenommen.)
Der kramt in der Butike und bereitet,
Verdrießlich, doch mit Sorgfalt, einen Bittern.

Wilhelm Busch.

Zur Kunstgeschichte.

Abhandlungen zur Kunstgeschichte als angewandte Aesthetik. Von Hermann Ulrici (Leipzig bei T. O. Weigel). — Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht (Nördlingen bei Beck).

Das Buch eines Philosophen und das eines Künstlers, beide eine der Architektur des Mittelalters und den großen Malern der Renaissance, das andere den zeitgenössischen Meistern seit Cornelius gewidmet, das eine um den Begriff des Stils und die allgemeinen Grundzüge seiner Entwicklung, das andere um die persönlichen Lebensbezüge und die eigenthümliche Darstellungsweise neuerer deutschen Architekten, Bildhauer und Maler bemüht, jedes in seiner Art tüchtig und willkommen.

Seit einer Reihe von Jahren war Ulrici mit der wiederholten Durchführung seiner Werke: „Gott und Natur“, „Gott und Mensch“ beschäftigt, mit unermüdlichem Fleiß die Ergebnisse der Naturforscher aufnehmend, ihre Theorien scharfsinnig kritisirend, um auf die wirklich erkannten Thatsachen der Erfahrung, auf die erwiesenen Wahrheiten der physischen Welt eine stichhaltige Metaphysik aufzubauen; da kehrt er im Alter zu den Studien seiner Jugend zurück, die ja der Geschichte der griechischen Poesie und Shakespeare gewidmet waren, und nicht erfolglos: sein Buch über Shakespeare ist auch durch Nachfolger wie Gervinus und Kreyssig nicht in Schatten, eher in's Licht gestellt, da sie den großen Britten von andern Standpunkten betrachten, aber das nicht antasten, was Ulrici über seine Kunst der Composition glücklich gefunden und ausgeführt. Nun mit Shakespeare beschäftigt sich auch ein gutes Drittel des vorliegenden Buches. Sein Humor, sein Bezug zur bildenden Kunst werden erörtert und dargethan, wie die Erwähnung Giulio Romanos im Wintermärchen auf die Verwandtschaft des Dichters mit diesem Maler hinweist, wie Goethe mehr plastisch, Shakespeare mehr malerisch erscheint. Hier wäre wohl die Stimmung und Beleuchtung in seinen Dichtungen noch zu betonen, und vornehmlich Rubens als Schilderer des bewegten Lebens in Parallele zu setzen; dies läßt sich überhaupt mit niederländischen Malern und englischen Poeten durchführen, beide stammverwandte Nationen ergänzen einander, wie ich das im vierten Band meines Kunstbuches entwickelt habe. Sehr beachtenswerth ist die Abhandlung über Goethe und Schiller in ihrem Verhältniß zu Shakespeare. Ulrici faßt alle drei vor Allem als Söhne ihres Volkes und ihres Jahrhunderts, er sucht jedem in seiner Eigenart gerecht zu werden und charakterisirt sie mit eindringendem Tiefblick; aber er steht doch auf dem Standpunkte Shakespeares, wiewohl er seine Verehrung für diesen nicht wie Gervinus dahin übertreibt, daß er in ihm die organische Vereinigung beider deutschen Genossen, ihre Tugenden ohne ihre Mängel sähe. Shakespeares Vorzug ist ihm der historische Sinn, die wahrhaft historische Weltanschauung, darum sei er dramatischer. Daß hier bei Goethe und Schiller ein Mangel sei, beruhe nicht auf einem geringeren Maß künstlerischer Fähigkeit, sondern auf dem Geist ihrer Zeit und den gegebenen Zuständen Deutschlands, die es ja auch verschuldet, daß wir bis in's erste Viertel des laufenden Jahrhunderts keine Geschichtschreibung hatten, die diesen Namen verdient. Dabei handelt es sich in Ulricis Vergleich blos um die Dramatiker; auch ihm ist Goethe der größte Lyriker, und Goethe kann, wenn es der Würdigung des ganzen Mannes gilt, auch seine Romane mit Hermann und Dorothea, auch seine wissenschaftlichen Arbeiten in die Wagschale werfen, ebenso Schiller seine Philosophie, seine herrlichen Gedankendichtungen. Shakespeare hatte ein Vaterland und stand innerhalb seiner aufsteigenden Entwicklung, Goethe und Schiller schufen sich der Noth und Kleinlichkeit der Verhältnisse gegenüber eine Idealwelt humaner Bildung und Gesittung, und wirkten dadurch bildender auf ihr Volk und seine Geschichte, als irgend ein anderer Dichter; sie schufen Gestalten mit idealen Zwecken, die ihrem Jahrhundert die Fackel vortrugen, und dieses hat Shakespeare keine ähnlichen an die Seite zu stellen, er will dem Jahrhundert den Abdruck seiner Gestalt zeigen, nicht

Digitized by Google

erleuchten und emporheben. Hier ist der Vorzug unserer Dichter, den Ulrici übersehen hat, ja, den er zum Tadel wendet, wenn er der Schiller'schen Poesie die Darstellung des Seinsollenden statt des Seienden zum Vorwurf macht. Nur liegt gerade darin die hohe Mission der Kunst, als blos wiederholende Abspiegelung der Wirklichkeit wäre sie ziemlich unnütz. Sie enthüllt uns auch bei Shakespeare im Einzelbilde den Sinn des Ganzen, und er ist dadurch ein Priester der sittlichen Weltordnung, daß er sie als das Seinsollende das Feld behaupten läßt.

Es ist richtig: Schiller und Goethe betonten mehr die subjective Freiheit, Shakespeare mehr die Macht der Verhältnisse und das göttliche Walten in der Geschichte. Es ist richtig: bei Shakespeare ist das Tragische nicht ein nothwendiges Geschick alles Menschlichen, sondern es ergibt sich nur, wenn und wo das menschlich Edle und Große aus Mangel an Selbstbeherrschung der Schwäche, der Selbstsucht, der blinden Leidenschaft erliegt, oder sein Recht mit rücksichtsloser Einseitigkeit verfolgt. Bei Goethe ist es das Bewußtsein von der Unendlichkeit des subjectiven Geistes, das Streben nach persönlicher Freiheit, auf die der Mensch ein Recht hat, die er daher naturgemäß geltend macht, und die ihn doch mit der bestehenden Welt in Kampf verwickelt. Ihm steht nicht wie bei Shakespeare die Macht des Rechts und der Sitte als das Berechtigte gegenüber, Goethe tritt auf die Seite seiner Helden, er leidet und ringt mit ihnen, und sie gehen an der innern Unmöglichkeit zu Grunde, ihr Ideal der unbeschränkten Freiheit zu verwirklichen. Dies ist wahr, denn Goethe selbst weiß, daß Freiheit Selbstbestimmung, Selbstbegrenzung ist, und wer sie mit der Maß- und Schrankenlosigkeit verwechselt, wer nur sich selber leben will, während er doch nur Glied eines Ganzen ist, der wird sich selbst zerstören oder wird entsagen lernen. Und ist denn der Drang der Subjectivität nicht berechtigt, sich durch keine Ueberlieferung binden, keine Schranke von außen sich auflegen zu lassen? Bei Shakespeare wird das Tragische im Macbeth durch die Hexen, im Othello durch Jago erst entbunden, Hamlets Seelenkampf wird erst dadurch hervorgerufen, daß der Mörder des Vaters die Mutter heirathet, bei Werther, Tasso, Faust liegen die Abgründe im eignen Innern, das Tragische erwächst aus dem Uebermaß unbehüteter oder gewaltsam aufstürmender edler Elemente der eignen Natur. Das mag mehr lyrisch, die Shakespeare'sche Weise mehr dramatisch sein; aber so nah die beiden großen Dichter einander der Zeit nach stehen, ich glaube, hier lebt der Deutsche in einem neuen Weltalter gegenüber dem Britten, und das ist nicht durch einen Rückschritt, sondern durch den gewaltigen Vorschritt der Menschheit aus dem sechszehnten durch's achtzehnte Jahrhundert geschehen. Shakespeare hätte weit weniger den Faust, als Goethe den Macbeth, den Lear oder die Historien schreiben können. Aber gerade den Faust verkennt Ulrici! Faust will die Wahrheit im eignen Geiste finden, das ist sein Recht, aber er bleibt nothwendig unbefriedigt, indem er das All nur in begeisterter Anschauung als harmonischen Organismus anschauen und die Natur unmittelbar durch Geisteskraft beherrschen will, statt das Besondere durch Experiment und Gelehrsamkeit, die er verachtet, zu ergründen und durch Erkenntniß der besonderen Gesetze die Kräfte der Natur nach ihnen für sich wirken zu lassen; als er durch Selbstmord eins werden will mit der Natur und ihrem unendlichen Leben, da ist es nicht „das Böse, das an ihn herantritt", vielmehr der Klang der Osterglocken, die Erinnerung an den schönen Frieden seines Gemüthes in jugendlicher Religiosität läßt ihn hoffen, solchen Frieden sich selbstmächtig zu erringen. Er ergibt sich dem Sinnenleben, und wird an Gretchen schuldig, weil er den Verlust der Freiheit fürchtet, wo immer er sich binden werde, statt in dem selbsterkorenen Liebesbunde die Erweiterung und Vollendung seines Wesens, die Erfüllung seiner Freiheit zu finden; — dafür büßt er, der Menschheit ganzer Jammer faßt ihn an! Er findet im Anschauen und Genuß der Schönheit Helenas Maß und Klarheit auch für's handelnde Leben, er will nicht mehr zwecklos durch die Welt stürmen, und indem er sie nach seinem Denken und Willen gestaltet, im Wirken für's Gemeinwohl gewinnt er Befriedigung. Aber fällt er damit nach dem geschlossenen Pact seinem Gehilfen und Widersacher anheim, wie Ulrici behauptet? Nach dem Pact ist der Augenblick der erklärten Befriedigung seine Todesstunde; und sie tritt ein. Aber Mephistopheles hat ihn ja gerade jetzt nicht zu sich herabgezogen, Faust ist ja gerade jetzt des schrankenlosen wie des verneinenden Geistes in sittlicher Selbstbestimmung, im Anschluß an die sittliche Weltordnung Herr geworden, und damit in das Gottesreich des Guten eingegangen. Der Epilog im Himmel besiegelt es, daß der Herr die Wette gewonnen, der Mensch in seinem dunklen Drange sich zur Klarheit emporgerungen, den rechten Weg gefunden, das Heil und die Versöhnung erworben hat. Die Macht des selbstwilligen subjectiven Geistes geht nicht in der Beschränktheit unter, wenn sie sich selbst bestimmt und begrenzt, sie bleibt sich dabei ihrer Unendlichkeit bewußt, und diese Unendlichkeit wäre leer ohne diese Selbstbestimmung.

Doch es scheint als wolle ich gegen ein Buch polemisiren, mit dem ich fast überall übereinstimme. Denn wie ich selbst dargethan zu haben glaube, daß die einzelnen Künste nach einander zur Blüthe kommen und dann tonangebend werden, auch den andern ihr Stilgepräge mittheilen, so bezeichnet Ulrici den Unterschied der antiken und der neueren Kunst durch das Plastische und das Pittoreske, indem er beides mit geistvoller Klarheit bestimmt, und gibt uns eine „angewandte Aesthetik", indem er von der Architektur aus den romanischen und gothischen Stil, die Renaissance und den Barockstil als Ausdrücke des Empfindungsvermögens und der Weltanschauung von ganzen Nationen und geschichtlichen Epochen schildert; die Ergebnisse der Kunstgeschichte gehen Hand in Hand mit der philosophischen Entwicklung. Ausführlich begegnet Ulrici dem Mißverständniß, als handle es sich bei der Renaissance um nachahmende Wiederholung der Antike. Das Gefühl für persönliche Selbstständigkeit und das Naturstudium sind die neuen Elemente, welche die religiöse Reformation wie die Befreiung des Staates von der Kirche begleiten und bedingen; die Kunst wendet sich dem weltlichen Leben zu und strebt nach einer Größe des Stils, die im Sinn für großräumige Verhältnisse architektonisch sich ausprägt; statt himmelanstrebender Sehnsucht des Spitzbogens waltet die Horizontallinie vor. Weder bei Rafael noch bei Dürer finden wir directe Nachahmung der Antike; aber sie dient in dem Sinne zum Vorbild, daß man das eigne Wesen in gleich vollendeter Weise zu veranschaulichen trachtet, indem man für die neuen Ideen die entsprechende Form sucht. Ulrici möchte darum für die ganze Periode einen andern Namen haben als den der Renaissance; aber man braucht ja nicht an die Antike, sondern an eine Neugeburt der Kunst überhaupt zu denken.

Ulrici gibt eine Entwicklung des Madonnenideals in ihren Hauptstadien und dann Beiträge zur Charakteristik von Fiesole und Masaccio, Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Tizian, Rafael, Correggio, Dürer. Ueberall sucht er das Wesen oder den Kern der künstlerischen Persönlichkeit zu erfassen, für dessen Begriff das rechte Wort zu finden, und von da aus die Hauptwerke oder die Thätigkeit der Meister zu beleuchten. Sittlich ernster Sinn und Freude am Schönen wirken hier zusammen, und wie man auch im Einzelnen anders urtheilen mag, im Ganzen wird man die Charakteristiken mit eben so viel Anregung als Befriedigung lesen. Dabei braucht Ulrici sich nicht allzusehr gegen den „auch in das Kunstgebiet einbrechenden Realismus und Materialismus" zu ereifern, der seine Anschauung „für die Illusion eines träumerischen Idealisten" erachten werde; gerade auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft ist die Anerkennung des Idealen und persönlich Eigenthümlichen noch unverschlungen, ja noch unberührt von dem Bestreben, Alles in den Mechanismus blindwirkender Kräfte und zweckloser Stoffwechsels herabzuziehen; gegen diese Tendenz legt Ulrici auch dies neue Buch in die Wagschale des Geistes und der Sittlichkeit.

Wenden wir uns zu Pecht, so steht in seinem Buch der ausübende Künstler ebenso im Vordergrund wie bei Ulrici der Philosoph; wo dieser sich in die Vergangenheit vertieft und die Formel für die großen Gestalten derselben sucht, ist jener der mitlebende Genoß, der seine persönlichen Erinnerungen zu scharf

Digitized by Google

individualisirten Bildnissen ausarbeitet. Er sagt selbst, daß das Buch in jedem Sinn durchgelebt war, ehe es geschrieben wurde, daß er mit dem größeren Theil der geschilderten Männer in Verkehr gestanden, als Schüler oder Verehrer, oder als Schriftsteller, der ihre Bedeutung der Welt zu vermitteln suchte. Im Lauf dieser literarischen Thätigkeit hatte sich ein Vorrath von Aufsätzen angehäuft, und Pecht glaubte, sie ließen sich leicht zu einer Art von modernem Vasari zusammenstellen. Allein er sah bald, daß es ein Andres ist, für die Forderung des Tages ein Feuilleton zu schreiben, als die geschichtliche Bedeutung eines Künstlers für die Mit- und Nachwelt festzustellen. Es galt den Boden zu schildern, dem sie erwachsen, den Hintergrund auszumalen, von dem sie sich abheben. Es galt die einzelnen Gestalten mit einem gleichen Maßstab zu messen. Und so schrieb er ein neues Buch, in das er von dem ehemaligen Material nur den kleinsten Theil in alter Form aufnahm. Und er hat wohlgethan. Ein Buch ist etwas Andres als ein Zeitungsartikel, und wir erhalten gar manche Sammlung von solchen, deren Verfasser sie zum Buch erst hätten verarbeiten sollen. Pecht aber stand bei seiner journalistischen Thätigkeit unter dem Einfluß wechselnder Stimmungen und Strömungen, und so ergaben sich Widersprüche, er schien heute zu loben was er gestern getadelt, heute zu bekämpfen, was er gestern gefordert, und ein Mitarbeiter ging so weit, ihn einmal die kritische Windfahne der Allgemeinen Zeitung zu nennen. Er berief sich dagegen darauf, daß Zeitungsartikel Schachzüge seien, daß der Beurtheiler mit Rücksicht auf die Urheber der Werke hier aufmunternd, dort abschreckend wirkend wolle, daß er auf die nothwendige Pflege einer neuen Richtung, wie der coloristischen, hinweise und die anerkenne, die sich ihr zuwenden, aber es mißbilligen müsse, wenn nun darüber Zeichnung und Gedanke hintangesetzt würden. Wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß die Charakteristiken im Buch mit Wohlwollen und doch ohne Schönfärberei entworfen sind. Sie befriedigen am meisten bei den Männern, deren Wirken abgeschlossen vor uns liegt, wie bei Cornelius, Schwind, Rietschel, ihnen reihen Ludwig Richter, Semper, Preller sich an; Knaus und Feuerbach endlich sind die Beiden, die noch in aufsteigender Entwickelung stehen, bei denen deshalb das endgiltige Wort noch gar nicht gesprochen werden kann. Doch betont Pecht bei Knaus vortrefflich, wie er das Bauernleben von seiner kernhaften und gemüthlichen Seite auffaßt, so wie er bei Richter die der deutschen Kunst von Alters her eigne Stärke im Illustriren neben der Poesie des Familienlebens, der Kinderwelt und den gutmüthigen Humor in der Schilderung des Bürgerthums hervorgehoben. Beide Künstler werden zukünftigen Culturhistorikern unschätzbar sein. Bei Cornelius lagen die Bücher von Riegel und Förster bereits vor; Pecht übt mehr Kritik als Beide, namentlich was die malerische Ausbildung des Meisters selbst und deren Vernachlässigung bei den Schülern angeht. Darum könne man ihn nicht den Meistern der Renaissance gleichstellen, so herrlich seine Entwürfe seien. Durch Naturstudium und Beherrschung der Form, durch Vollendung bis in's Einzelste hinein sind sie ihm überlegen; „unserm Cornelius ist die Malerei eine Prophetin, welche die sittlichen Begriffe reinigen, die Gefühle veredeln, die Ideale der Zeit gestalten solle, die Lehrerin und Erzieherin des Volks. So ist sie berufen darzustellen, was im Leben, in der Geschichte, in der Dichtung bedeutend ist; nichts aber, was nicht im Inhalt bedeutend ist, vermochte nach seiner Anschauung die Form dazu zu machen."

Auch bei Rietschel liegen die Aufzeichnungen des Künstlers selbst über seine Jugend und das Buch Oppermanns zu Grunde. Dagegen hat Pecht sich von Preller dessen Lebens- und Bildungsgang erzählen lassen, und in Form einer Selbstbiographie aufgezeichnet, die Preller gebilligt hat, die Pecht dann mit der Betrachtung der Odysseelandschaften begleitet. Den andern Lebenden hat er vorgelegt, was er über ihre Lebensverhältnisse geschrieben und es mitgetheilt, wie sie es gebilligt oder berichtigt haben. So erfahren wir über Semper die authentische Geschichte seiner Theilnahme am Barricadenbau in Dresden. Ja Pecht hat die geistige Bewegung mit erlebt, die dort gerade in den vierziger Jahren auf die Periode Tiecks, Tiedges und der Abendzeitung, auf die hofräthlichen Theecirkel folgte, als dort die Schröder-Devrient und die Gräfin Hahn-Hahn, die Dichter Auerbach, Moritz Hartmann, Gutzkow, Prutz, der feurige Philolog Köchly und der geistvolle Politiker Julius Fröbel, Richard Wagner und die Künstler Rietschel und Hähnel, Schnorr, Bendemann und Hübner zusammentrafen, und in die vielfach an- und aufgeregte Gesellschaft nun die nationalfreisinnige Begeisterung des Frühlings von 1848 zündend eingriff. Pecht hat es hier wie bei Cornelius in Bezug auf München und Berlin trefflich verstanden, die geistige Atmosphäre zu schildern, in der Semper athmete und wirkte. Ueberhaupt scheint mir sein Bild vorzüglich gelungen. Bei Schwind erhält die Anekdote ihr Recht, und der Wunsch erwacht wieder, daß eine Sammlung seiner Schlagworte erscheinen möge, wie sie ja auch Vasari von einigen italienischen Malern gern überlieferte. Pecht erwähnt Schwinds Liebe zur Musik, vergleicht seine Gestalten mit Mozart'schen Melodien, und erzählt die Anekdote, wie nach der Aufführung von „Tristan und Isolde" ein Wagnerenthusiast zu Schwind mit den Worten herantrat: Ach, Herr Professor, ist das nicht herrlich, weht einem nicht die reinste Frühlingsluft aus diesen Tönen entgegen? „Ja wohl — war die grimmige Antwort — war mir's doch den ganzen Abend schon, als spürt' ich einen Maikäfer in den Hosen." Vor seiner Berufung nach München war eine nach Leipzig im Werk, sie zerschlug sich. „Ach," sagte er, „in Leipzig möchten sie halt auch gar zu gern einen Riesen, nur sollt' er ja nicht größer sein als sie."

Semper hatte mit Richard Wagner, mit Köchly zur demokratischen Partei gehört, wie sie in der Linken des Frankfurter Parlaments vertreten war. Das Kaiserproject scheiterte sammt der Reichsverfassung. Da gaben republicanische Leiter und Schürer der Bewegung die Durchführung der Reichsverfassung als Parole aus, und in Dresden bildete sich aus täglichen Clubgenossen eine provisorische Regierung. Man wünschte Semper schon um seines berühmten Namens willen zum Mitgliede. Er lehnte ab: als Staatsdiener, der dem König Treue geschworen. Aber er that seinen Dienst in der Scharfschützencompagnie der Communalgarde, der er angehörte. Die Dinge entwickelten sich zum Waffengang, und ein tapferer Mann konnte seine Genossen nicht im Stich lassen. Der Barricadenbau hatte begonnen. Die Compagnie Sempers ward von der Hauptwache an's Ende der Wilsdruffer Gasse commandirt. „Dem Architekten entging nicht lange die Unzweckmäßigkeit der dortigen Barricade, die geringe Widerstandskraft der überall aufsteigenden Schutzbauten. Mit steigendem Unmuth erfüllte ihn der Anblick. Daß man etwas so einfältig anfangen könne, wenn man schon einmal revolutioniren wolle, war ihm auf die Länge vollkommen unerträglich. Da ihm der Unwille keine Ruhe mehr ließ, so eilte er auf's Stadthaus zu den in der provisorischen Regierung versammelten Freunden, und kanzelte sie ob ihrer schlechten Organisation der Vertheidigungswerke tüchtig herunter. Natürlich hieß es sofort: „Mach's besser, wenn du kannst." „Ja, das kann ich allerdings," schrie der gereizte Künstler, „ich würde mich schämen, solch schlechte Arbeit zu machen", und rannte an seinen Posten zurück. Mit Jubel empfing man ihn. Sofort ließ er Flankenwerke errichten und ordnete eine so zweckmäßige und feste Verstärkung der Barricade an, daß sie sogar dem Geschützfeuer widerstehen konnte, und man in ganz Deutschland von dem furchtbaren Bauwerke und Sempers Antheil daran sprach. Als das Trauerspiel des Kampfes begann, als die von Richard Wagner geleiteten Sturmglocken ihr Geheul erschallen ließen, und selbst Frauen wie die Schröder-Devrient das Volk zum Kampfe antrieben, konnte da Semper noch zurück? Die Uneinnehmbarkeit seines Bollwerkes, das mittels Durchbrechens der Häuser umgangen werden mußte, und zu allerletzt in die Hände der Truppen fiel, zeigte sich dann allerdings. Er selbst hatte drei Tage lang an seiner Vertheidigung als gemeiner Scharfschütze Theil genommen, und war dann zu einer neuen, die den Rückzug decken sollte, in die Waisenhausgasse abberufen worden. Hier hielt er als Commandaat bis zum letzten Augenblick aus, und wich erst, als die blutbedeckte Stadt schon fast ganz in der Gewalt der Sieger war."

Digitized by Google

Die weiteren Geschicke Sempers, die treffliche Charakteristik seiner Bauten möge man bei Pecht selber nachlesen. Sein Buch liest sich äußerst angenehm, reizt selten zu Widerspruch und macht mit seinen geschriebenen Bildnissen den Eindruck von geistvoll gemalten, denen man die Aehnlichkeit mit den Originalen anzusehen glaubt, auch wenn man diese nicht gekannt hat.

M. Carriere.

Ein Musterlehrbuch für Elementarschulen.

Verehrte Redaction!

Ich stelle hiermit folgende Thesen auf:

1. Die Nogat ist der linke Mündungsarm der Weichsel.

2. Die Volksbildung ist in Deutschland allgemein. Industrie, Handel, Kunst und Wissenschaft werden dort im Unterschiede von anderen Nationen redlich gepflegt.

3. Württemberg ist von Alemannen bewohnt.

4. Gibraltar ist eine unter englischer Herrschaft stehende europäische Insel.

5. In der europäischen Türkei sind die Osmanen die herrschende Nation, zahlreicher sind aber dort Völker romanischen, slavischen und deutschen Stammes.

6. Die unter dem Aequator liegenden asiatischen Inseln haben ewigen Frühling.

7. Bokhara und Chiwa haben heute noch Sklavenmärkte.

8. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind 25 mal so groß wie Preußen, haben aber nur halb soviel Einwohner wie dieses.

9. Das charakteristische Thier Afrikas nächst Löwen und Affen ist der Tiger.

10. Im alten Griechenland wurden die Pelasger unter Anführung Deukalions von den Hellenen verdrängt.

11. Die Römer haben auf dem rechten Ufer des Rheines nie festen Fuß gefaßt.

12. Das Reich der Ostgothen in Italien ist der Erwähnung nicht werth.

13. Der deutsche Kaiser Konrad IV. hat nie existirt.

14. Kaiser Wenzel wurde abgesetzt, weil er den Vicar Johann Pomuk in die Moldau stürzen ließ.

15. Es ist ganz gleichgültig, ob eine geschichtliche Begebenheit aus dem Leben Peters des Großen diesem oder einem Andern, z. B. Karl XII. von Schweden, zugeschrieben wird.

16. Zwischen 1763 und 1778 liegt ein Zeitraum von 23 Jahren.

Würde ich vor Sie treten, um diese Thesen Ihnen persönlich und mündlich vorzutragen, so würden Sie vermuthlich sehr erschrecken und heimlich nach einem Arzte und einem handfesten Krankenwärter schicken. Da ich Sie Ihnen schriftlich zustelle, so begnügen Sie sich wohl mit dem Verdachte, daß ich meinen Verstand auf einer Luftreise einigermaßen erfroren oder sonst einen Unfall gehabt haben müsse.

Mit nichten.

Ich schöpfe jene Sätze aus einer sehr guten, amtlich approbirten Quelle, nämlich aus dem

> Leitfaden für den geographischen, geschichtlichen, naturgeschichtlichen und physikalischen Unterricht in Volksschulen. Im Auftrage und unter Mitwirkung der städtischen Schuldeputation zu Breslau bearbeitet von (folgen die Namen von vier Rectoren und einem Hauptlehrer). Preis ungebunden 1 Mark. Breslau 1876. Verlag von E. Morgenstern.

Ein Büchlein, welches in den Breslauer Volksschulen seit geraumer Zeit in Gebrauch ist, und aus welchem Lehrer und Schüler ihre Weisheit schöpfen, denn es ist eine Art Inbegriff und Auszug aller Weisheit der Zeit, wie weiland für das frühe Mittelalter der „Hortus deliciarum" oder das „Wonnegärtlein" der gelehrten Aebtissin Herrad von Landsberg. In vier Abschnitten enthält es 1. Geographie, 2. Geschichte, 3. Naturbeschreibung und 4. Naturlehre. Meine Thesen aber sind nur eine kleine Blumenlese aus den beiden ersten Abschnitten, die Herstellung einer „Speisekarte" auch aus den beiden folgenden hätte Ihre Geduld und den Raum Ihres Blattes zu sehr in Anspruch genommen.

Trotz meiner Quellenangabe werden Sie nun freilich behaupten:

Zu 1 (S. 8 des Leitf.). Es sei nicht schön vom Leitfaden für die Volksschulen einer preußischen Stadt, in der Geographie des eigenen Landes grobe Schnitzer zu machen; wolle man aus dem Vorhandensein solcher Verstöße weiter schließen, so müsse hinsichtlich der Zuverlässigkeit der geographischen Angaben über das Ausland das Schlimmste von einem solchen Buche zu befürchten sein.

Zu 2 (S. 10 d. Leitf.). Es sei nicht eben ein Beweis guten Geschmacks, in einem Lehrbuch für die Jugend den Mund mit chauvinistischen Phrasen vollzunehmen, namentlich nicht mit so leicht zu widerlegenden. Oberbayern, Posen, Oberschlesien, die Vorkommnisse von Marpingen, die Erfolge von Adele Spitzeder und die Leistungen des Leitfaden selbst seien doch übergenug Beweise von der geringen Berechtigung jener selbstgefälligen Behauptung. Was die „Redlichkeit" als besonderes Kennzeichen betrifft, so sei bei Staatsanwalt Tessendorff nachzufragen.

Zu 3 (S. 15) würden Sie wohl schwerlich anstehen zu entgegnen, daß Württemberg von Schwaben und Franken bewohnt sei und daß die den ersteren allerdings verwandten Alemannen, von gewöhnlichen Menschen im oberen Baden, im Elsaß und einem Theil der Schweiz aufgesucht, gewöhnlich auch dort gefunden werden.

Zu 4 (S. 22), nämlich zu der Mittheilung, daß Gibraltar eine Insel sei, werden Sie zunächst wohl gar nichts sagen, sondern sich erst vor Lachen ausschütten und dann etwa hervorbringen, daß der Geograph des Leitfadens Gibraltar wohl mit der Insel Baratavia verwechselt habe, welche auch auf dem spanischen Festlande lag und mehrere Tage lang von Sancho Pansa, dem wackeren Schildknappen des sinnreichen Junkers Don Quixote von der Mancha als Statthalter beherrscht wurde.

Zu 5. (S. 25). Daß in der europäischen Türkei unter dem milden und gerechten Scepter des Sultans Völker deutschen Stammes leben, dies bisher nicht gewußt zu haben, werden Sie sicherlich ohne Erröthen zugeben, dagegen werden Sie entschieden bestreiten, zu 6, daß ewiger Frühling das Charakteristicum der heißen Zone sei.

Zu 7 und 8 werden Sie die Bemerkung nicht unterdrücken können, daß der Geopraph des Leitfadens sehr alter Quellen sich bedient haben müsse, denn die Sklavenmärkte in Chiwa und Bokhara wurden 1873 durch den chinesischen Feldzug und die dabei gemachten Eroberungen von den Russen aufgehoben und sind seitdem gründlicher verschwunden als die Sklavenmärkte von Constantinopel. Was aber die Angabe über die heutige Bevölkerungszahl der Vereinigten Staaten von Nordamerika betrifft, so werden Sie mit Abscheu zu erkennen geben, daß dieselbe höchstens von dem blutdürstigen Massenmörder Thomas herrühren kann. Preußen zählt nach dem Leitfaden selbst 24,700,000 Einwohner, die Vereinigten Staaten würden demnach von nicht mehr als 12,350,000 Seelen bewohnt sein. Diese Ziffer hatte aber die dortige Einwohnerzahl schon 1830 um mehr als 500,000 Einwohner überschritten. Seit 1790, in welchem Jahre die erste Volkszählung in der Union abgehalten wurde und ein Resultat von 3,929,827 Einwohnern ergab, bis zur letzten der alle zehn Jahre wiederholten Volkszählungen, im Jahre 1870, hat sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten auf 38,925,898 gehoben. Es existiren also für den Geographen des Leitfadens und seine Schüler 26,575,598 Einwohner der Vereinigten Staaten überhaupt nicht, oder er rottet dieselben mit einem Federstriche aus. So viele Menschenleben haben auch die größten Feinde der Menschheit, haben selbst ein Caligula, Nero, Heliogabal, Philipp II. und Torquemada nicht auf dem Gewissen.

Zu 9 (S. 32) werden Sie ohne Weiteres einen Preis von 1000 Thlr. auf den ersten in Afrika gefangenen Tiger setzen, da bisher diese Bestien sich auf Ostindien, Ostasien und einen Theil Innerasiens beschränkt haben.

Die von mir aus dem Leitfaden herausgegriffenen historischen Thesen sind zum großen Theil so beschaffen, daß sie einer Widerlegung überhaupt nicht bedürfen. Gegen die These 11 zeugen heute noch die Steine, d. h. die zahlreichen Römerstraßen und Spuren römischer Schanzen und Ansiedlungen im südwestlichen Deutschland, den alten „Agri decumates" zwischen Donau, Rhein, Neckar und Main. Der alte römische Grenzwall durchzieht dort heute noch unter dem Namen „Teufelsmauer", „Teufelsgraben", „Pfahlgraben" ꝛc. die Lande. Sollte der Leitfaden dies aus Patriotismus ignoriren? Das wäre denn doch schon Geschichtsschreibung nach französischem Geschmack. Daß der Leitfaden so bestimmt weiß, ob es einen Vicar Johann „Pomuk" (141. These) überhaupt gegeben hat, zeichnet ihn vor sämmtlichen andern Geschichtsquellen aus.

Digitized by Google

Mehr Aufmerksamkeit muß der aus Seite 63 des Leitfadens entnommenen 15. Thesis gewidmet werden. Auf jener Seite ist zu lesen: „Karl XII. (von Schweden) flüchtet in die Türkei, wird am Pruth eingeschlossen, kauft sich los, kehrt nach Schweden zurück" u. s. f. Hier haben wir eine vollständige Komödie der Irrungen vor uns. An der ganzen Geschichte ist buchstäblich wahr, daß Karl XII. in die Türkei flüchtete, wer dagegen zu jener Zeit am Pruth eingeschlossen wurde und sich loskaufte, das war nicht Karl XII., welcher damals vielmehr auf Seite der siegreichen Türken stand, sondern sein Gegner, Peter der Große. Man kann aus der Verworrenheit des einen Satzes entnehmen, mit welcher Gründlichkeit und Klarheit die ganze Geschichte in dem Büchlein „für Volksschulen" behandelt ist.

Die 17. These habe ich nur noch beigefügt, um zu zeigen, in welch' geistreicher Weise der Leitfaden mit dem Geschichtsunterricht auch Uebungen in der Arithmetik zu verbinden weiß. Seite 67 wird uns nämlich erzählt: „1763 Friede zu Habertusburg . . . den 23 Jahren des Krieges folgen ebenso viele des Friedens." Einige Zeilen weiter unten aber lesen wir: „1778—79, Friedrich II. fordert die Herausgabe Bayerns an Oesterreich durch den bayrischen Erbfolgekrieg." Der bayrische Erbfolgekrieg währte zwar nur ein Jahr, spielte nicht auf preußischem Boden und war wenig blutig, aber darum war es doch ein Krieg, welcher den herrscheuden Frieden in empfindlichster Weise unterbrach. Die 23 Jahre ununterbrochenen Friedens existiren also nur in der Oberflächlichkeit des „Historikers für Volksschulen".

Wenn ich nochmals hervorhebe, daß in Obigem nur ein kleines Bouquet aus den beiden ersten Theilen des Werkchens gebunden wurde, und daß dasselbe sich noch durch gar manche grellfarbige Blume bereichern ließe; endlich, daß aus den beiden andern Theilen ohne Mühe noch eine ganze Riesenschlange von Thesen im obigen Stile herzustellen wäre, so werden Sie begreiflich finden, wie hier in competenten Kreisen, im Interesse des städtischen Schulunterrichts und mit Rücksicht auf das Renommé der preußischen Schulen, der Wunsch rege wird, das Büchlein möge als gemeinschädlich und öffentliches Aergerniß erregend beseitigt werden. Die Verfasser des Werkchens selbst müßten hierfür dankbar sein, denn ihre Namen stehen auf dem Titelblatte desselben nicht eben an einer Ruhmessäule. Also übergebe ich Ihnen den armen Sünder, daß die „Gegenwart" an ihm thue, was Rechtens ist, da hier am Orte ein exécuteur des hautes oeuvres nicht vorhanden ist.

Breslau, im December 1876. **Fr. Bauer.**

Vermischtes.

Aus dem Lande der Sphinx.

(Eine Reise-Plauderei.)

Noch heute stehen mir die verblüfft dreinschauenden Gesichter eines Ehepaars lebhaft vor den Augen, das an meiner Seite die mitreisenden Passagiere musterte. Es war am 5. October Nachmittags, eine Stunde vor Abgang des Rubatino-Dampfers „Asia", von Genua nach Alexandria bestimmt. Ursprünglich hatte es geheißen, daß nur wenige Leute die Reise mitmachen würden: nun kam Boot auf Boot, um seinen schwatzenden, lachenden Inhalt dem großen Dampfer zu übergeben, — Boot auf Boot voll von meist jungen, hübschen Mädchen, einige ältere Frauen und einige wenige Männer dazwischen. Das Ehepaar hatte schon im Hotel seine Freude zu mir ausgesprochen, eine voraussichtlich ungestörte, geräuschlose Fahrt zu haben; jetzt war es plötzlich verurtheilt, acht mal vierundzwanzig Stunden hindurch die engen Schiffsräumlichkeiten mit achtzig italienischen Ballettänzerinnen zu theilen, welche der Khedive nach Kairo beordert hatte, zur Ausbesserung der mageren Wintersaison. Achtzig Balletmädchen, — achtzig lebensfrische, ausgelassene, quecksilberige Menschen auf der einen Seite, und einige kranke Passagiere auf der anderen Seite! Und dieser Contrast acht bis neun Tage in naher Berührung! Die Schrecken von Dantes „Inferno" erbleichten zu rosigen Pikniksfreuden, gegenüber den zu erwartenden Qualen. Selbst der Tumult der „Schreckenszeit von Bayreuth", wie der „Wiener Spaziergänger" der Neuen freien Presse Wagners Nibelungenfest taufte, erschien elegisch verklärt. Unsere Angst war unmotivirt. Die Katastrophe verlief, ohne weitere Katastrophen zu veranlassen. Schon am zweiten Tage hatten sich die mißmuthigen Gesichter in ruhige Falten gelegt, um nach und nach eine fast heitere Nüance anzunehmen.

Ich habe niemals Gelegenheit gehabt, italienische Studien mit einem so erfreulichen Erfolge durchzuführen, als wie in jener Balletwoche. Das Resultat war ein dem weiblichen Geschlechte durchaus günstiges. Ich bin versichert, daß eine gleich große Schaar deutscher, oder französischer, oder englischer Balletänzerinnen sich nicht so gut aufgeführt hätten, wie die Italienerinnen. Weder Streit noch andere Unziemlichkeiten irgend welcher Art kamen vor. Uebergroße Reinlichkeit und große Schweigsamkeit sind zwar keine Nationalfehler dieses Völkchens, dafür aber ist es um so unbefangener, fröhlich leichtlebend und bei stets gutem Appetite; dieser dehnte sich natürlich auch auf Cigarren und Cigarretten aus. Die „Mütter", von welchen je vier bis fünf Mädchen wenigstens eine bei sich hatten, schnupften mit Vorliebe, welche Leidenschaft mir bei den Italienern bislang fremd war.

In Livorno kam die Primamime, die erste Tänzerin und der Maestro, der Musikdirector, an Bord. Diese drei Personen bildeten dann mit dem oben erwähnten deutsch-englischen Ehepaar und mit meiner Kleinheit die Spitze des Eßtisches, welchem der Capitän präsidirte. Die Mahlzeiten waren für mich linguistische Uebungsstunden. — Das italienische Essen ist besser als wie sein Ruf. Halb deutsche, halb französische Kochart, fehlt ihm zwar die Saftigkeit der englischen Braten, dafür aber sind die Mehlspeisen um so schmackhafter. Und für schmackhafte Mehlspeisen schwärme ich nun einmal. Schon aus diesem Grunde freute ich mich auf Neapel, wo der Dampfer am späten Abend des dritten Tages anlegte. Wir wollten neapolitanische Maccaroni „frisch von der Quelle", und erfuhren, nach Befriedigung unseres Wunsches, daß die Italiener nicht allerorts dem Fremden für das vorgesetzte Ei die ganze Henne, und für ein Kalbscottelet das ganze Kalb zu berechnen trachten. Es war, bezüglich ihrer Güte, die billigste Mahlzeit meines Lebens. Aber nicht nur meines Lebens, sondern auch im Dasein der beiden Deutschengländer, mit welchen ich das Frühstück theilte: Maccaroni für drei Personen, Beefsteaks mit Kartoffeln für drei Personen, Käse und Früchte (Granatäpfel, Feigen, Weintrauben) für drei Personen, einschließlich einer Flasche Lacrimae Christi und einer dickbauchigen Flasche Chianti, wurden uns zusammen, in specificirter Rechnung, mit — sage und schreibe — fünf Francs = vier Mark, angesetzt. Die Restauration nennt sich „Trattoria Italia" und befindet sich in der Toledostraße.

Als wir Mittags, etwas übermüdet vom Besuch des Museums, an Bord der „Asia" zurückkehrten, fanden wir nicht weniger als zweiundsechszig neue Mitreisende vor, darunter viele Nachzügler der Operntruppe, welche dem Balletcorps nach Kairo vorausgegangen war. Auch die Primadonna, Marie Duval, ein Stern zweiter Größe am Kunsthimmel Europas, welcher vor einigen Jahren in England geglänzt und geschimmert hatte, war dabei. — Für die vielen Menschen bot der nicht sehr große Dampfer natürlich keine volle Bequemlichkeit. Die Italiener jedoch wissen sich leicht zu helfen, ja die meisten ziehen eine Nachtruhe auf Deck dem Schlafen in der Cajüte vor.

In Messina gab uns ein vierstündiger Aufenthalt Gelegenheit, vom Monte di Capuzino die Stadt aus der Vogelperspective zu betrachten. Vom schönsten Wetter begünstigt verließen wir die sicilianische Apfelsinenstadt, dampften an der Original-Scylla und an der Original-Charybdis vorbei, welchen Schiller die Namen, nicht aber die Harmlosigkeit entnommen, wechselten einen qualmenden Gruß mit dem Aetna zu unserer Rechten, — und hatten dann drei Tage lang nur Wasser und Himmel um uns. Der Steuermann hatte brummend schlecht Wetter prophezeit, als in Messina zwei Missionäre sich mit einschifften, aber klar und ruhig blieb Himmel und Meer. Die Stille des Wassers ist ihr Lächeln, sagt der Hellene. Gewiß! Aber nur vom Lande aus

Digitized by Google

vom Dampfer aus betrachtet, denn dem Seemann in einem Segelschiffe wird dies Lächeln bald zu einem widerlichen Grinsen. Ich habe es einstmals am Cap der guten Hoffnung dreizehn lange, qualvolle Tage empfunden, was Windstille heißt. Diesmal jedoch „lächelte" uns die See bis nach Alexandria, meines Lieblingshelden Namensstadt, wo — für Manche viel zu früh! — der Zeitpunkt gekommen war, an welchem sich die Araber um unser Gepäck und um unsere Person zankten und prügelten.

Wenn ich jetzt, am fünften Tage meines Verweilens in Kairo, auf die kurze Seereise zurückblicke, so thue ich dies mit voller Befriedigung, durch keinen Mißton in der Erinnerung gestört. Es mag sein, daß der dampfende Mokka vor mir mein Wohlbehagen befördert. Niemals habe ich besseren Kaffee getrunken, als wie hier in Egypten. Einst hatte ich den Ausspruch jenes Portugiesen belächelt, der als die drei begehrenswerthesten Dinge des Lebens „Frauen, Blumen und — Kaffe" bezeichnete. Wenn ich auch für meine Person keinen Augenblick anstehen würde, Früchte statt Kaffe zu nennen (denn Frauen und Blumen lasse auch ich gelten), so halte ich doch heute den Geschmack des Portugiesen nicht mehr für eine Geschmacksverirrung. Selbst dann nicht, wenn der Genuß des Mokka durch die geradezu lächerliche Aufdringlichkeit der guten Kairoer um etwas vergällt wird, die von allen Seiten auf den Fremden bettelnd einstürmen, wenn er vor dem Kafferestaurant den Trank schlürft.

Kairo ist die Stadt der Welt, in welcher sich, trotz allem europäischen Firniß, das orientalische Leben am ausgeprägtesten erhalten hat. Selbst Damaskus macht keine Ausnahme. Der Vergleich mit den „Märchen von Tausend und einer Nacht" ist zwar etwas verbraucht, aber wenn je, so ist er hier am Platze. Eine Abendwanderung durch die engen, nur von Eingeborenen bewohnten Straßen, verwirklicht zum großen Theil unsere Jugendträume von den arabischen Nächten. In Alt-Kairo, dem eigentlichen Musr der Egypter, ist absolut nichts Europäisches.

Obgleich die Muhamedaner streng den Geboten ihres Koran gemäß leben, ist hier von religiöser Unduldsamkeit gegen Andersgläubige keine Spur vorhanden. Es concentriren sich in Kairo beinahe sämmtliche Religionssecten der Erde, aber allen wird mit einer Toleranz entgegengekommen, an welcher sich mancher europäische Staat ein Beispiel nehmen könnte. „Streng den Geboten des Koran gemäß leben" ist jedoch nicht im orthodoxen Sinne zu verstehen. Geistige Getränke z. B. erscheinen vielen Arabern begehrenswerther, als es ihnen im heißen Klima zuträglich sein dürfte. Auch der Schleier der Frauen, der Elephantenrüssel, ist vielfach gefallen, und manche tragen ihn nur noch, weil sie nichts Anschauungswerthes zu zeigen haben. Viele unverschleierte Frauen fand ich geradezu schön: regelmäßige, ernste Züge, Augen in bekannter orientalischer Pracht, schwellend geformte, nicht aufgeworfene Lippen, dahinter Perlenzähne, — die Gestalt dagegen meist etwas zu schlank. Man hat Makart mit Unrecht den Vorwurf gemacht, in seinen egyptischen Bildern (Nilfahrt, Tänzerin u. A.) sich besonders schmächtige Modelle ausgesucht zu haben: der Typus der Frauengestalten ist rundungsbedürftig, — und auch hier bestätigt die Ausnahme nur die Regel.

Egypten besuchen, ohne eine der Pyramiden zu erklettern, wäre gleichbedeutend mit: America bereisen, ohne die Niagarafälle zu bewundern. Dennoch entschloß ich mich erst nach längerem Zögern zu der Strapaze. Ich war noch eingedenk der goldenen Lebensregel meines verehrten Freundes, des Oberstabsarztes M. in M., welche er mir im vergangenen Sommer gab, als wir uns in Engadin trennten. „Dem persönlichen Wohlbefinden ist es stets dienlich", sagte er, „Berge und Thürme von unten, Bergwerke von oben, Kirchen von außen und Wirthshäuser von innen zu betrachten, — nie aber umgekehrt." In Mailand hatte ich es schon einmal bereut, seine Weisheit außerhalb des Doms gelassen zu haben, denn noch heute thun mir die auf demselben vergossenen Schweißtropfen leid. Die Tour nach den Pyramiden — sie füllte den gestrigen Tag aus — bereue ich ebenfalls. Den Montblanc zu besteigen, erscheint mir jetzt wie ein Kinderspiel. Ehe ich des seligen Cheops Spielzeug noch einmal von oben betrachte, will ich lieber sämmtliche vierhundert Moscheen Kairos von innen studiren, oder was nicht minder mühsam sein dürfte, einen Tag lang jedem Menschen, der mich um einen Backschisch anspricht, eine Kupfermünze hinwerfen. Ich meine, es ist den Egyptern der niederen Classe angeboren, das Wort Backschisch auszusprechen, wenn sie einen Europäer sehen, gleichviel ob es derselbe hört oder nicht. Der Bettler bittet sich häufig für die Mühe des Bettelns noch ein Extratrinkgeld aus. Am unterhaltensten sind dabei die Eseljungen, welche ihr drei bis vier Fuß hohes Droschkensubstitut in verschiedenen Sprachen anpreisen: Good donkey, Berliner-donkey, very good run, fine Esel, Bismarck-Esel, très bon Esel! — Backschisch!" —

Die lohnendste Tour innerhalb der Stadt ist die nach der Höhe der Citadelle. Der Anblick von dort ist geradezu überwältigend, nicht sowohl erhaben, als eigenthümlich, und bedeutend lohnender, als wie die Rundschau von der großen Pyramide: Kairo mit den in der Sonne blitzenden Kuppeln seiner unzähligen Moscheen liegt zu unseren Füßen, und im Umkreise der Stadt die vielen Ruinen, Dörfer und Paläste; die Gräber der Mamelukken und der Kalifen; der Obelisk von Heliopolis; die Pyramiden von Ghizeh und Sakkara; die Insel Rhoda, die gleich einem üppigen, schwimmenden Garten, in der Nähe der Ruinen des alten Kahira, dem Nile entsteigt; die seeartigen Ueberschwemmungen des Niles; das Städtchen Ghizeh, dessen Häuser freundlich zwischen einem Wald von Feigen und Palmen hindurchschimmern; die Kette der Mokattemberge, und die sich graugelb und öde unabsehbar in der Ferne verlierende Lybische Wüste. Ich habe hier das Panorama nicht in einem Kreise gezeichnet, sondern nur genannt, was gesehen zu haben ich mich erinnere. — Nächst der Citadelle übt der hübsche Esbikehgarten die Hauptanziehungskraft auf den Fremden aus, weniger der Militärmusik wegen, die dort allnachmittäglich in zweifelhafter Güte erschallt, als der Anlagen wegen, welche, von einer Fülle halbtropischer Vegetation umrahmt, anmuthige Spaziergänge und den Lungen Balsam bieten. In erhöhten Maße thun dies die Gärten von Schoobrah und Gezireh, welche die vicekönigliche Paläste einschließen. Es ist dieser Genuß nicht zu unterschätzen in einer der Wüste abgerungenen, großen Stadt, welcher jährlich nur vier- bis sechsmal die Wohlthat des Regens zu Theil wird.

Nur vier- bis sechsmal Regen im Jahre! Das mag für alte Rheumatiker im Vaterlande verlockend klingen, bei welchen sich jeder Regentag zwölf Stunden vorher durch Gliederreißen anmeldet. In Wirklichkeit ist es auf Geist und Körper erschlaffend in einer Weise, die sich am besten mit dem Mißmuth eines Touristen im Salzkammergut während der Hauptregensaison vergleichen läßt. — Da Egypten das Land des Sonnenscheins ist, so ist es natürlich auch das Land der Fliegen. Diese bilden eine hervorragende Plage im hiesigen Dasein, denn sie sind noch unverschämter, als wie die Eseljungen. Aber nicht nur unverschämter, sondern auch weniger harmlos. Es ist erwiesen, daß es hauptsächlich die Fliegen sind, welche den Ansteckungsstoff der gefürchteten egyptischen Augenkrankheit von einer Person zur anderen übertragen. Auch das stürmische Auftreten der diesjährigen Epizootik sollen sie veranlaßt haben, indem sie die Verbindungsbrücke bildeten, vermittelst welcher die Krankheit im Stande war, die Pferde in allen Theilen der Stadt gleich plötzlich zu überfallen. Nicht weniger als elftausend Pferde sollen in den letzten zwei Monaten crepirt sein, siebentausend davon dem Militär gehörig. Da das Begraben der Thiere nur ungenügend betrieben wird, so kann man sich einen Begriff machen von der Reinheit der Atmosphäre in gewissen Vorstadtgegenden.

Von Fliegen und Pferden jetzt auf Hunde zu sprechen zu kommen, wäre kein gewagter Sprung in diesem Reiche der Metamorphosen. Ich könnte von der Bescheidenheit und Nützlichkeit und Häßlichkeit der hiesigen Hunde ein besonderes Capitel schreiben, wenn ich nicht die leserfreundliche Absicht hätte, meine „Plauderei" zu beschränken. So sei denn dieses Thema begraben, wie jene, unsere Namen tragende Pergamentrolle, welche wir fünf Pyramidenbesteiger gestern am Fuße des Sphinx ein-

Digitized by Google

senkten. Aus ihrer imponirenden Höhe hat das Halbweib ebenso stoisch, ruhig und fremdartig auf unser Beginnen herabgeschaut, wie vor viertausend Jahren über die Dynastien der alten äthiopischen und egyptischen Könige hinweg bis auf Bonapartes Feldzug, — ebenso unerschütterlich und tief ernst, wie es auf die nach Jahrtausenden kommenden Generationen herabschauen wird, wenn der letzte Anhänger Islams längst vergangen ist, wie heute die Pharaonischen Glaubensgesetze. Die gewesene Gottheit Egyptens ist und bleibt das eigentliche Symbol von der entschwundenen Pracht und Blüthe des jetzt so verfallenen Volkes. In den schmutzigen Fellahs der Gegenwart erblicken wir die Abkömmlinge der einstigen Beherrscher der Welt in Kunst und Wissenschaft.

Dem bibelkundigen Forscher bietet selbstredend der Boden des alten Testamentes eine Fülle von Material, wenn auch negatives. Obgleich ich noch weitere zwei Tage in Kairo zu verweilen gedenke, wird man mich nicht bewegen können, meilenweit nach öden Sandflächen zu reiten, nur um mir sagen zu lassen, hier habe dieses oder jenes heilige Ereigniß stattgefunden. Selbst die Stelle der Insel Rhoda, auf welcher, laut Tradition, Thermusis, Pharaos barmherzige Tochter, den schreienden Moses im Schilfe gefunden, werde ich nicht beaugenscheinigen; und mein neulicher Eseljunge sprach in den Wind, als er mich mit bewunderungswürdigem Wortreichthum überreden wollte, den Baum aufzusuchen, unter welchem Joseph und Maria mit dem Christuskinde auf ihrer Flucht nach Egypten geruht haben sollen. Ich überlasse die Vergangenheit Sachkundigen und Liebhabern, erfreue mich an der bunten Gegenwart, und bereite mich auf die Strapazen der nahen Zukunft vor, die mich auf meiner Reise von hier nach Suez erwarten. Obgleich diese Strecke kleiner ist als die Strecke von hier nach Alexandria, welche man in vier Stunden zurücklegt, gebraucht die Eisenbahn elf volle Stunden, um sie zu überwältigen. Was für eine Chance für eine fröhliche Concurrenzeisenbahn-Gründung!

Kairo, (Hotel du Nil) den 19. Oktober 1876.

M. M. Schwarzbach.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Marino Faliero."

Trauerspiel in 5 Acten von Heinrich Kruse.*)

Vor wenigen Tagen ist in Paris in der Verlagshandlung von Rothschild ein mit zahlreichen Illustrationen geziertes Prachtwerk in groß Folio erschienen, welches den Titel führt: „Venise. L'histoire, les arts, la ville, la vie." Der Verfasser ist Charles Yriarte, der unter dem Pseudonym „Marquis von Villemer" zahlreiche und sehr interessante Artikel für den Pariser „Figaro" geschrieben hat. In diesem Werke ist die ausführliche Geschichte der Verschwörung und des Todes von Marino Faliero nach den besten Quellen erzählt. Aus dem Yriarte'schen Bericht wollen wir hier zunächst einen Auszug geben.

Marino Faliero, der im Jahre 1354 zur Dogenwürde gelangte, stammte aus einer berühmten Familie, die der Republik schon zwei Dogen gegeben hatte. Marino Faliero füllte, als die Wahl auf ihn fiel, den Posten eines Botschafters beim heiligen Vater aus; er war damals bereits ein Greis von nahezu 80 Jahren; aber noch immer von leicht aufbrausendem, leidenschaftlichen Charakter. Man warf ihm vor, die Würde seines Amtes durch einen öffentlichen Skandal blosgestellt zu haben, den er durch seine Reizbarkeit und seine ungenügende Selbstbeherrschung hervorgerufen hatte. Als Podesta mußte er in Treviso an einer der Processionen theilnehmen; da aber der Bischof lange auf sich warten ließ, kam eine solche Wuth über ihn, daß er denselben, als er endlich kam, eine Ohrfeige gab. Die Regierung mußte ihn desavouiren und eine Disciplinarstrafe über ihn verhängen.

Es war zur Zeit des großen Krieges gegen die Genuesen, der die Republik zwar verhängnißvoll, aber überaus glorreich war. Marino Faliero hatte den Friedensvertrag unterzeichnet, und nichts schien das Ende seines Lebens beunruhigen zu sollen, als ein unerwarteter Zwischenfall den Dogen noch einmal an einem gewaltigen staatlichen Ereignisse betheiligte. Am Donnerstag in der Faschingswoche ließ sich ein junger Patricier, ein Mitglied des Raths der Vierzig, Michel Steno heißen, auf dem Balle, der im Dogenpalast von Faliero gegeben wurde, unter dem Schutze der Maskenfreiheit zu einigen allzu übermüthigen Scherzen gegen eine Dame vom Gefolge der Dogaressa hinreißen. Der heftige und eifersüchtige Marino Faliero, der im Greisenalter seine Jugendstreiche vielleicht vergessen haben mochte, wurde darüber sehr aufgebracht und ließ den jungen Adligen aus dem Ballsaale verweisen. Steno, der sich auf's Aeußerste darüber gekränkt fühlte, daß ihm vor dem ganzen Adel von Venedig ein solcher Schimpf angethan wurde, stieg die Stufen des herzoglichen Thrones hinauf und befestigte am Sessel des Dogen ein Blatt, auf dem Folgendes geschrieben war:

Il Dose Falier della bella muier,
I altri la gode è lui la mantien.*)

Im Festestrubel wurde die Sache nicht gleich bemerkt, aber am andern Morgen fanden die Secretäre bei der Eröffnung der Sitzung des Rathes den Zettel, und das Gerücht von der dem ersten Beamten der Republik zugefügten Beleidigung verbreitete sich schnell. Ueber den Urheber war kein Mensch im Zweifel. Michel Steno war jung; er sah ein, daß er einen Narrenstreich vielleicht sehr theuer werde büßen müssen, und er zog es daher vor, seinen Fehler offen einzugestehen und gleichzeitig seinem tiefen Bedauern über die Unbesonnenheit, die er verübt habe, Ausdruck zu geben. Faliero beruhigte sich dabei nicht. Er verlangte, daß der junge Mensch, der das Haupt der Republik beleidigt, abgeurtheilt werde als Staatsverbrecher vom Rath der Zehn, der ohne Zweifel mit aller Strenge vorgehen würde. Die Sache wurde öffentlich berathen und, — sei es nun, daß man die Jugend des Schuldigen in Erwägung gezogen habe, sei es, daß seine Persönlichkeit besonders sympathisch gewesen sei, sei es endlich, daß die praktischen Männer, welche den Senat bildeten, der Person des Dogen nicht jenen Charakter der Souveränetät beilegen wollten, gegen welchen schon seit geraumer Zeit angekämpft wurde, — man ließ es sich genügen, Michel Steno dem Rathe der Vierzig zu überweisen, welcher den Schuldigen zu zwei Monaten Gefängniß und nach verbüßter Strafe zu einem Jahr Verbannung verurtheilte. Marino Faliero fand, daß eine solche Strafe der geschehenen Beleidigung nicht angemessen sei; mit Nachdruck verlangte er sowohl vor dem Collegium, wie vor dem Senat, und sogar vor dem Großen Rath, daß das Urtheil verschärft werde, aber vergeblich. Dadurch wurde Faliero auf's Aeußerste gereizt; er hatte nun keinen andern Gedanken als Rache an diesen Richtern zu nehmen. Ein besonderer Umstand, der sich an demselben Tage ereignete, an dem die Verurtheilung Stenos erfolgte, sollte seine Rachepläne noch begünstigen.

Man weiß, daß der Doge persönlich Recht sprechen durfte, jeder der Kläger persönlich seine Beschwerde bei ihm vorbringen wollte. Jeder Bürger der Republik, der sich in seinem Rechte gekränkt fühlte, durfte das Urtheil des obersten Beamten anrufen. An jenem Tage nun trat

*) Leipzig 1876, S. Hirzel.

*) E. T. A. Hoffmann, der uns diesen Text in „Doge und Dogaressa" mittheilt, übersetzt wie folgt:

„Zwar ist der Doge Falier
Der schönen Dame Eheherr,
Doch hält er nur und hat sie nie,
Und Andre, die gewinnen sie."

Albert Lindner hat in seinem Drama das Pamphlet in folgender Weise umschrieben:

„So einer freit, schon alt und grau,
Der lern' aus Falieris Falle:
Sich selbst zwar nimmt er eine Frau,
Doch auch zugleich ein Weib für Alle."

Kruse nähert sich wieder dem Original und übersetzt:

„Des Dogen schöne Frau lebt herrlich mit dem Alten,
Ein Andrer küsset sie, er muß sie unterhalten."

Digitized by Google

sich beim Beginn der Sitzung ein Mann melden, der mit blutigem Gesicht vor dem Dogen erschien. Derselbe gehörte zum Arsenal, wo er eine angesehene Stellung ausfüllte, und führte Klage gegen einen Patricier, der ihn gröblich gemißhandelt und blutig geschlagen hatte.

Marino Faliero antwortete auf die Klage ironisch: „Wie kann ich Dir zu Deinem Rechte verhelfen, wenn ein Patricier Dich beleidigt hat, da ich als Doge, der ebenfalls beleidigt worden ist, mir nicht einmal selbst mein Recht verschaffen kann?"

„Wenn Ihr wolltet, Herzog," erwiederte der Mann vom Arsenal, „so würden wir diesen übermüthigen und stolzen Nobili ihre Vergehen heimzahlen."

Der Doge machte keinen Versuch, den Mann zu beruhigen. Er bekundete Theilnahme, sogar Wohlwollen für ihn, erkundigte sich nach der Stimmung des Volkes und entließ denselben in einem aufgeregteren Zustande, als er gekommen war. Der Mensch rief seine Freunde zusammen, bewaffnete sich, begab sich mit seinen Genossen vor den Palast seines Feindes und bedrohte diesen öffentlich. Der Patricier denuncirte den Mann vom Arsenal, der Israel Bertuccio hieß, bei dem Rathe, und Marino Faliero, der den Vorsitz führte, mußte den Anstifter öffentlich tadeln und ihn sogar für den Fall, daß er noch einmal die Arbeiter des Arsenals gegen einen Patricier aufwiegele und zusammenrotte, mit dem Tode bedrohen. In der Nacht aber sandte er heimlich zu diesem Bertuccio, den er in der öffentlichen Sitzung so streng behandelt hatte, ließ ihn zu sich führen und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Faliero erkundigte sich eingehend nach dem Geiste, der unter den Arsenalotti herrsche, fragte, wie stark die Zahl der zuverlässigen Freunde wäre und über welche Mittel sie verfügten. Der erste Mann, den Israel als einen befreundeten bezeichnete, war hochberühmt. Es war Filippo Calendario. Calendario war ein sehr geschickter Ingenieur, ein verdienstvoller Steinmetz und ein ausgezeichneter Baumeister; er hatte sich in kurzer Zeit aus der Niedrigkeit zu einer der ersten Stellen emporgearbeitet. Er war capo maëstro und hatte als solcher die öffentlichen Bauten der Republik zu leiten. Calendario gilt als der Erbauer des Vorhallenbaues und des Obergeschosses des Dogenpalastes gegen den Molo hin und als der Architekt, der den Entwurf zum ganzen Palaste gemacht; außerdem soll er auch den Plan des San Marco-Platzes und der Piazetta entworfen haben.

Calendario war der Schwiegersohn des Israel Bertuccio; er stand bei dem Dogen Marino Faliero im höchsten Ansehen. Auch die Seele des Künstlers war mit unversöhnlichem Haß gegen die Signoria erfüllt. Zwischen diesen dreien und dem Neffen des Dogen wurde endlich die Verschwörung definitiv beschlossen; sechszehn Vertrauensmänner wurden herangezogen, von denen jeder in seinem Viertel sechszig zuverlässige Männer zu werben habe. So zählte die Verschwörung im Ganzen ungefähr 1000 Häupter. Der Doge sollte das Zeichen zum Aufstande durch die große Glocke in der Basilica geben, die gegen Tagesanbruch geläutet werden sollte. Die Bürger sollten dadurch erschreckt werden, daß man ihnen vorrede, die genuesische Flotte sei im Anzuge. Sobald die Verwirrung auf's Höchste gestiegen wäre, sollten sich die Verschwörer auf dem Platze von San Marco zusammenrotten und die Adligen, die auf den Allarmruf der großen Glocke zur Berathung herbeieilen würden, niedermetzeln. Am 15. April 1355 sollte der Plan zur Ausführung kommen.

In diesem Complotte spielte ein Kürschner, Namens Bertram, eine gewisse Rolle. Dieser hatte von einem Adligen früher Wohlthaten empfangen und wollte sich gegen denselben dankbar dadurch zeigen, daß er ihn warnte, am 15. April auszugehen. Der durch die Warnung erschreckte Senator, Nicolo Lioni, verlangte von Bertram nähere Mittheilungen. Bertram beschwor ihn, keine weitere Fragen an ihn zu richten; aber der Adlige ließ Bertram binden und zwang ihn durch die Drohung, ihn der Signoria zu überliefern, zu weiteren Enthüllungen. Darauf gestand der Kürschner, was er wußte: daß es sich um eine Verschwörung gegen die Adligen handle. Daß der Doge selbst daran betheiligt war, hatte Bertram nicht verrathen können, da ihm diese Thatsache selbst unbekannt geblieben war. Filippo Nicolo eilte darauf zum Dogen, um denselben von dem Vorhaben in Kenntniß zu setzen. Marino Faliero erklärte, er selbst habe davon schon Kunde erhalten, aber er halte die Sache für ganz unbedenklich. Nun schöpfte Nicolo Verdacht gegen den Dogen selbst und begab sich eilig zu einigen andern Patriciern, um mit diesen selbstständig zu berathen. Diese inquirirten den noch immer in Gewahrsam gehaltenen Kürschner und brachten heraus, daß der Baumeister Calendario und der Arsenalaufseher Bertuccio zu den Hauptverschwörern gehörten. Die Patricier, denen der Dogenpalast verdächtig geworden war, traten im Kloster San Salvatore zusammen, wohin auch sämmtliche Behörden der Republik berufen wurden. Da diese über die bewaffnete Gewalt verfügten, so ließen sie Bertuccio und Calendario gefangen nehmen und auf die Folter spannen. Auf der Folter nannten die Unglücklichen die Hauptverschworenen und auch den Dogen. Vor Allem trugen nun die Patricier Sorge, daß das Allarmsignal von San Marco nicht gegeben werden konnte, und darauf wurden Bertuccio und Calendario gehenkt.

An demselbem Tage, an welchem der Ueberfall auf den Adel stattfinden sollte, mußte Marino Faliero vor dem Gericht erscheinen, das aus dem Rath der Zehn und zwanzig Patriciern, die zu dem Zweck erwählt worden waren, gebildet war. Marino trat im feierlichen Ornat vor seine Richter und legte mannhaft ein umfassendes Geständniß ab. Am 16. wurde das Urtheil auf Todesstrafe gesprochen, am 17. beim ersten Morgengrauen wurden die Vorbereitungen zur Hinrichtung getroffen; man führte Marino Faliero auf die oberste Stufe der Riesentreppe, wo er die Krone und den Herzogsmantel empfangen hatte und hieb ihm den Kopf ab, in Gegenwart der Mitglieder des Raths der Zehn, der Delegirten des Senats und einer Anzahl der höchsten Beamten der Republik. Sein Kopf rollte die Stufen der großen Treppe hinab. Darauf wurden die Thüren geöffnet, das Volk drang herein und konnte auf dem Hof des Dogenpalastes noch den Leichnam dessen sehen, der das Haupt der Republik gewesen war. Der erste Rath der Zehn nahm das noch blutige Schwert in die Hand, hob es auf und verkündete feierlich, daß dem Verräther gegen den Staat Gerechtigkeit geschehen sei.

Von den 960 Verschworenen wurden gegen 400 ermittelt, die theils zum Tode, theils zur Verbannung verurtheilt wurden. Der Kürschner Bertram wurde durch Beschluß des Raths mit einer Jahresrente von 1000 Goldthalern für sich und seine Leibeserben belohnt, mit einem Hause im Werthe von 2000 Ducaten beschenkt und zum Großen Rathe zugelassen. Aber das genügte ihm noch nicht; er verlangte außerdem die Grafschaft von Val Marino, welche dem Dogen gehört hatte und vom Staate mit Beschlag belegt worden war. Da die Signoria ihm dies verweigerte, so ging er überall umher und lästerte die Patricier wegen ihres schnöden Undanks. Diese Beleidigungen kamen den Adligen zu Ohren; Bertram wurde vor den Rath geführt und zum Galgen verurtheilt. Die Strafe wurde indessen in eine zehnjährige Verbannung nach Ragusa gemildert.

Das ist die Geschichte der Verschwörung, wie sie Yriarte berichtet. Heinrich Kruse, der schon durch die Wahl seiner früheren Stoffe, — „Wullenwever", „König Erich", „Brutus", „Moritz von Sachsen", — bekundet hat, daß es ihn nicht kümmert, ob ein Held, den er zum Träger einer dramatischen Dichtung für geeignet hält, schon vor ihm von andern Dichtern in den Mittelpunkt einer Tragödie gestellt ist, hat sich auf's Neue an diesen allerdings sehr dankbaren und verlockenden Stoff gewagt, dessen dramatische Behandlung in jüngster Zeit außer ihm von noch zwei deutschen Bühnendichtern, von Albert Lindner und Murad Efendi unternommen worden ist. Von den älteren Bearbeitungen, auf die wir früher gelegentlich der Aufführung des Lindner'schen Dramas hingewiesen haben, soll hier nicht die Rede sein. Kruse hat sich auf's Engste an die geschichtliche Ueberlieferung angeschlossen. Die erste Anregung zur Verschwörung, die Beleidigung des Dogen durch Michel Steno und die, für die Ehre des Dogen beschämende Geringfügigkeit der Strafe, die Mißhandlung des Arsenalaufsehers durch den Patricier, die Betheiligung des Calendario, die Einzelheiten der Verschwörung, die Warnung des Patriciers durch den Kürschner Bertram, der von diesem Gutes empfangen hat, bis zur Hinrichtung der Verschwörer, bis zur Enthauptung des Dogen selbst auf der obersten Stufe der Riesentreppe — Alles das hat Kruse für seine dramatische Dichtung aus der Geschichte unversehrt herübernehmen können.

Es ist möglich, daß ihn die Sorge um die historische Treue etwas ängstlich gemacht und das freie Schalten und Walten der dichterischen Phantasie einigermaßen behindert hat. Wie ich glaube, hätte der Dichter ein stärkeres Motiv für die Verschwöeung finden müssen, als die Historie es darbietet. Daß ein insolenter junger Mensch den obersten Staatsbeamten beleidigt, und daß diese Ungebühr nicht genügend bestraft wird — in der Realität, in der sich so oft große Wirkungen aus geringfügigen Ursachen ergeben, mag es genügen, um so gewaltige Katastrophen, wie

Digitized by Google

diese Verschwörung es gewesen ist, herbeizuführen, für die Scheinrealität der Bühne aber wären wohl stärkere Motive nöthig gewesen. Es wäre wünschenswerth gewesen, wenn der Conflict zwischen den Auffassungen des Dogen und denen des, auf seine Vorrechte pochenden, übermüthigen Adels vertieft wäre, wenn sich in den Falten des Purpurmantels die merkwürdige Gestalt des Demokraten, des Vertheidigers der Volksrechte noch schärfer abgezeichnet hätte. Es verwirrt einigermaßen, daß der Zorn des Dogen gerade deshalb entflammt wird, weil seiner höchsten Stellung, seiner aristokratischen Würde, seinem Rang als Erster der Patricier Unbill widerfahren ist; daß er uns solchergestalt zunächst als gekränkter Patricier gegenübertritt. Ein glaubhafter Marino Faliero auf der Bühne müßte, wie ich meine, uns von vornherein gezeigt werden im entschiedensten Gegensatze zu Seinesgleichen; der Zündstoff zu einer Verschwörung gegen den Aristokratenstand mußte schon in ihm angesammelt sein, so daß nur noch ein Fünkchen genügte, eine Geringfügigkeit, wie dieser unbesonnene Streich des Junkers Steno, um die Explosion herbeizuführen. Die Keckheit Stenos genügt nicht, um das Maß zu füllen, sie ist nur der letzte Tropfen, der das volle Maß überlaufen macht.

Die Anlehnung an die historische Ueberlieferung wird den Dichter außerdem dazu bewogen haben, das weibliche Element, das in der Geschichte — wenn dieser Ausdruck gestattet ist — nur in der Exposition eine Rolle spielt, auch in seinem Drama nur in die Exposition einzuführen, dasselbe dann aber, wie in der Geschichte, aus der Handlung auszuscheiden. Die Geschichte erzählt eben nur, daß Michel Steno die Dogaressa und mit ihr den Dogen beleidigt, daß er außerdem mit einer Dame vom Gefolge der Dogaressa unziemlich geschäkert hat; dann treten die Weiber vom Schauplatze ab und Alles, was nun geschieht, ist lediglich Sache der Männer. Genau so im Kruse'schen Drama. Es ist schade. Der Charakter der Dogaressa ist von Kruse mit einer solchen liebenswürdigen Innigkeit und herzgewinnenden Natürlichkeit angelegt, daß das Bild in seiner Durchführung sicherlich ein Meisterwerk geworden wäre; aber nach der einen sympathischen häuslichen Scene, die unsere wärmste Theilnahme für diese anmuthige Gestalt erweckt, weiß Kruse, der nun der Historie folgt, nicht mehr recht, was er mit der Herzogin anfangen soll; er entzieht sie unsern Blicken, und so bleibt uns nur das Bedauern über die Verschwundene. Sie kehrt nur noch einmal wieder, allerdings in einer erschütternden Situation, unmittelbar bevor das Urtheil, das ihren geliebten Gatten dem Tode weiht, vollstreckt werden soll. Hier wäre vielleicht noch die Möglichkeit zu einer mächtig dramatischen Entfaltung dieses Charakters gewesen, aber hier hat das Theatralische, das so oft mit dem Dramatischen in Widerspruch steht, sein Veto eingelegt. Die Handlung drängt unaufhaltsam zum Schluß; da ist keine Ruhe, keine Rast mehr, da kann sich die Herzogin nicht mehr erheben, sie muß ohnmächtig zusammenbrechen.

Die hauptsächlichen Mängel der Kruse'schen Dichtung sind demnach, wie ich glaube, auf die eine Ursache, auf das zu behutsame Festhalten am historisch Ueberbrachten zurückzuführen. Um dies nachzuweisen, erschien es geboten, die bekannte Geschichte nach den Quellen noch einmal hier in aller Breite vorzutragen. Aber sind einige der Mängel augenscheinlich, die Vorzüge der Dichtung sind es nicht minder und können nur von Kurzsichtigen und von denen, die schlimmer als kurzsichtig sind, von denen, die sich die Augen geflissentlich zuhalten, übersehen werden.

Vor Allem, und das ist die Hauptsache, leben die Menschen, die uns Kruse vorführt, sind wirkliche Menschen, keine Theaterfiguren, handeln und sprechen wie Menschen. Was sie sagen und thun, mag allerdings diesem oder jenem nicht ganz genehm sein, das ist eben die natürliche Folge ihrer Menschlichkeit. Es ist ja ganz richtig, die Kruse'schen Helden suchen nicht nach den zartesten Ausdrücken, sie sind nicht eben galant, sie sind oft sogar recht derb, aber sie wissen immer ganz genau, was sie sagen — und das kann man leider nicht von allen denen sagen, die sonst wohl von der Bühne herab zu uns sprechen. Ihr Deutsch ist rein, gesund, kräftig und voll.

Laisse gronder tes envieux:
Ils ont beau crier en tous lieux,
Qu'en vain tu charmes le vulgaire;
Que tes vers n'ont rien de plaisant.
Si tu ne savais pas tant plaire,
Tu ne leur déplairais pas tant.

Daß Kruse, wenn er nur will, auch sanftere Töne, als sie sonst wohl in seinen Dramen erklingen, anzuschlagen weiß, dafür nur ein Beispiel: der Monolog des Dogen kurz vor seiner Hinrichtung.

Marino Faliero (allein, am Fenster stehend).

Da steigt die Sonne aus dem Meer empor,
Die mir zum letzten Male leuchten soll,
Und sanft verblaßt das ros'ge Morgenwölkchen,
Bis daß es bleich wird wie der Alpenschnee.
Ihr weißgekrönten Berge von Friaul,
Die ihr im Halbkreis unser Meer umlagert,
Oft aus Venedig schiffend sah' ich euch
Nicht ohne Wehmuth in die Fluth versinken.
Denn wenn der hohe Wächter uns'rer Stadt,
Sanct Marcus Glockenthurm, schon längst dem Blick
Entschwunden ist, steht ihr noch immer da,
Die letzte Hochwacht uns'rer Heimat haltend.
Und bei der Rückkehr grüßt den Sohn Venedigs
Zuerst der schöne Kranz der Berge wieder
Und füllt sein Herz mit heimatlicher Lust.
Jetzt aber, da ihr meinem Blick entschwindet,
So ist es, ach! auf Nimmerwiederseh'n.
Leb', theure Heimat, wohl! In dir beisammen
Ist alles Schönste, was die Erde hegt:
Die hohen Berge und das weite Meer!

Es ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß man vom Fenster des Dogenpalastes aus die Berge von Friaul nicht sehen könne. Das hat seine Richtigkeit. Ob aber die klare Schönheit dieser Verse dadurch beeinträchtigt wird?

Vom theatralischen Standpunkte aus bekundet „Marino Faliero" einen ungeheueren Fortschritt des Dichters im Vergleich zu dem hier zuletzt aufgeführten Drama „Wullenwever", zu der zuerst veröffentlichten Tragödie „die Gräfin" und zu dem noch nicht gegebenen und vielleicht poetischsten Werke Kruses „König Erich". Bis auf den Schluß des dritten Actes, bei dem Kruse den Vorhang fallen läßt, während einer der Patricier in aller Hast den Dienern verschiedene Befehle ertheilt und der, wenn er nach den dichterischen Intentionen ausgeführt wird, wie ein Regiefehler wirkt, ist die ganze Factur des Stückes auch in ihren Einzelheiten bühnengerecht und bühnenwirksam. Aus diesem Grunde hat auch „Marino Faliero" von allen Kruse'schen Dramen den günstigsten Bühnenerfolg gehabt.

Wenn das Publicum, hier mächtig angezogen, dort etwas befremdet, im Ganzen mit sich selbst nicht recht im Klaren, sich fragend umschauen sollte nach Jenen, die ihm in solchen Zweifelfällen freundliche Rathgeber zu sein sich für berufen erklären, so würde es von einem dem Dichter Wohlgesinnten folgenden Bescheid bekommen: Es ist hier ein Drama der ernstesten Richtung zur Aufführung gekommen, das die unbestreitbare dichterische Begabung des Verfassers deutlich erkennen läßt und in Bezug auf die zweckmäßige Benutzung der Bühnenmittel eine gereifte Kenntniß des Dichters aufweist; es hat eine sympathische Aufnahme gefunden, die an einzelnen Stellen sogar einen hohen Wärmegrad erreicht hat.

So würde ein Wohlwollender urtheilen, Andere urtheilen freilich anders.

Paul Linden.

„Der Löwe des Tages."

Posse in drei Acten von H. Wilken.

(Aufgeführt am Wallnertheater.)

Der Leser wird begreiflich finden, daß wir die Erzählung des Stoffes dieser Posse, die nach den meisten älteren Stoffen mit discreter Verwerthung des Selbstständigen gearbeitet ist, unterlassen. Derartige Werke wollen eben nur Lachen erregen, und man darf zufrieden sein, wenn sie dieses Ziel erreichen, ohne zu gewissen Mitteln zu greifen, die guten Geschmack und gute Sitte zu gleicher Zeit verletzen. Das hat auch Wilken verschmäht. Aus einem Mißverständniß entsteht eine Personenverwechslung, der Hühneraugenoperateur Prüfer gibt sich für einen Doctor aus und wird für einen berühmten Romandichter gehalten, dessen Pseudonym Arthur Prüfer ist. Dadurch entwickelt sich eine Reihe von possenhaften, aber sehr unterhaltenden Situationen. Es ist

Digitized by Google

vollständig undenkbar, den Stoff zu erzählen, denn die Personen und die Mißverständnisse sind so ineinandergeschachtelt, daß die Darstellung des Inhalts mehrere Spalten füllen würde. Die meisten Gestalten sind „dankbare Rollen" im höchsten Grade und für die Individualitäten der Darsteller mit großer Geschicklichkeit berechnet. Die Posse errang einen durchschlagenden Erfolg, der nur durch ihre Länge — sie spielt fast 3½ Stunden — etwas abgeschwächt wird. Ein solches Ensemble, wie das des Wallner-Lebrun-Theaters, weist keine deutsche Bühne auf, die dasselbe Genre pflegt, — jede einzelne Kraft fügt sich in das Zusammenspiel musterhaft ein, kein Glied des Ganzen drängt sich hervor, jeder kennt seine Bedeutung und sei die Rolle noch so klein, jeder spielt mit Lust und Liebe. Die Regie ist eben eine energische; man fühlt, daß eine kräftige Hand den vielgliederigen Organismus mit genauester Kenntniß der Fähigkeit jedes Einzelnen leitet, daß sie nicht Einen auf Kosten des Ganzen vorschiebt, sondern stets die Gesammtwirkung im Auge hat. Manche Bühne, die nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet wäre, eine erste Stelle einzunehmen, könnte sich an diesem Theater ein Muster nehmen. Ein Couplet der Posse Wilkens, das Helmerding, Engels und Formes in vorzüglicher Weise vortrugen, enthält eine Strophe, die ironisch über den Mangel an Komikern klagt. Das Wallnertheater hat Komiker, die im Stande wären, die übermüthigsten, geistvollsten Schöpfungen auf komischem Gebiete zu vollendeter Wirkung zu bringen. Ueber den unverwüstlichen Helmerding ein Wort des Lobes zu sagen, hieße halbfertige Gesetze nach Deutschland tragen.

An ihn reiht sich Engels, einer der besten Charakterkomiker Deutschlands, dann Formes, Meischner und Blencke, alle vortreffliche Kräfte, die auf dem Wege der Natur der komischen Wirkung nachstreben und die nur selten Caricaturen schaffen. Dazu die Damen Walther-Trost, Löffler und vor Allem die „kleine Wegner," die anmuthigste und geistreichste Soubrette des deutschen Nordens. Es wäre zu wünschen, daß wir ebenso viele Darsteller „des höheren Strebens" von solcher Bedeutung hätten, wie sie den genannten Schauspielern auf dem Gebiete der anspruchslosen derben Komik zugestanden werden muß. An Kräften fehlt es vielleicht nicht, aber es fehlt an Aufgaben, und die Aussicht auf solche ist schwächer als die Schliemanns, die drei Maulkörbe des Cerberus zu entdecken.

O. v. Leixner.

Notizen.

Der Reichstag ist geschlossen und die Abgeordneten haben zu Weihnachten die Justizeinheit für Deutschland nach Hause gebracht, nebst sehr lebhaften fortschrittlichen Vorwürfen, daß sie die Presse und einige andere Dinge im Stiche gelassen. Diese Chronik hatte das schon vor vierzehn Tagen genau so vorhergesagt und sich von vornherein auf einen solchen Ausgang gefaßt gemacht. Dazu bedurfte es keiner Prophetengabe, sondern nur eines gewissen Maßes von Erfahrung und Menschenkenntniß. Wer wöchentlich schreibt, genießt überdies den Vortheil größerer Ruhe, ist vor Widersprüchen mehr geschützt und betrachtet den Verlauf der politischen Kämpfe so zu sagen aus der Vogelperspective. Seit Jahren haben Kenner der Zeitungsliteratur als den größten Nachtheil der Institution angesehen, daß die Blätter täglich erscheinen, sich täglich aussprechen müssen. Eine andere Einrichtung würde der körperlichen und geistigen Gesundheit der Redacteure zu Statten kommen. Die Journalisten ersparten die zur Belebung des Interesses nothwendigen Erfindungen und die von der unablässigen Ueberwachung der Preßerzeugnisse befreiten Beamten könnten ihre Muße nützlicheren Beschäftigungen zuwenden. Auch den Lesern wäre einigemal in der Woche, wo die Zeitung fehlte, eine wohlthätige Erholung vergönnt. Ein Engländer, der seiner Gesundheit wegen die Wintermonate gewöhnlich auf Capri zubringt, erzählte diesen Herbst in Rom, er freue sich stets, wenn in Folge stürmischen Wetters die Post von Neapel ausbliebe und er die Times einmal nicht zu lesen brauche. Allerdings darf eine solche Lücke nicht zu lange währen. In früheren Jahren war derselbe Herr, ein gelehrter und liebenswürdiger Professor aus Oxford, mit anderen Leidensgenossen auf einen Aufenthalt in Madeira angewiesen. Das Schiff legte nur einmal im Monat an und brachte dann einen ganzen Haufen rückständiger Blätter. Von den Gästen lasen die Einen eifrig die letzten Nummern, die Anderen mehr methodisch die früheren, was alsdann, in der Conversation beim Mittagstisch, eine heillose Verwirrung stiftete. Ein älterer pensionirter Officier verfuhr mit besonderer Vorsicht. Er ließ sich von seinem Diener jeden Morgen eine Nummer der Times zum Frühstück auf den Tisch legen, so daß er am Tage nach der Ankunft des Dampfers mit der ersten von vor vier Wochen begann und mit der letzten gerade bei dem Eintreffen des nächsten Bootes fertig war. Unsere gewöhnliche hastige Lectüre der Tagesblätter in zwei Ausgaben bildet dazu einen seltsamen Contrast. Man kommt nicht zu Athem', zumal die Abendnummer häufig Alles, was am Morgen weitläufig besprochen war, für Schwindel erklärt. Nach und nach bildet sich bei dem Publicum eine Skepsis, die, ähnlich wie ein Polizist jeden Menschen bis zum Beweise des Gegentheils als einen Spitzbuben ansieht, eine Zeitungsnachricht, so lange sie nicht officiell erhärtet ist, sehr ungläubig aufnimmt. Neulich wurde endeckt, und wohlverstanden von Petersburg aus bestätigt, daß während des glorreichen serbischen Krieges, der so viele russenfreundliche Iliaden entstehen ließ, ein besonderes telegraphisches Bureau in Deligrad oder in einem ähnlichen reinlichen Orte des vorzugsweise schweinezüchtenden Landes existirte, das die verschiedenen europäischen Agenturen mit täglichen haarsträubenden Märchen über serbische Heldenthaten versorgte. Dieser serbische Krieg wartet noch auf die Feder eines satirischen Historikers. Wer sich die Mühe geben wollte, die Excurse nachzulesen, mit welchen die Auferstehung der serbischen Nation unter dem im Voraus mit Ruhm bedeckten Feldherrn Tschernajeff nicht etwa nur in Rußland, sondern auch diesseits der Grenzen von Eydtkuhnen verherrlicht wurde, der würde erkennen, wessen die Fälschung der öffentlichen Meinung unter russischen Auspicien fähig ist. Herr Minister Ristitsch, ein Abenteurer der schlimmsten Kategorie, der sein Vaterland auf Jahrzehnte hinaus ruinirt hat, war ein Cavour und Serbien sollte wie ein neues Piemont die slavische Einheit zum Siege führen. Jetzt, wo chronische Unfähigkeit und feige Fahnenflucht auf den Schlachtfeldern an der Morava ihre Orgien gefeiert, wo das russische Prestige in der Niederlage seiner Volontairs und der in den Krieg gehetzten serbischen Milizen einen schweren Schlag erlitten, jetzt heißt man natürlich den Mohren, der seine Schuldigkeit gar nicht gethan hat, gehen und überhäuft das freventlich zu Grunde gerichtete Land mit Schmähungen. Dasselbe Schicksal steht natürlich den andern aufständischen Provinzen bevor, wenn es mit der russischen Occupation, welche gewisse heimische Organe gar nicht erwarten können, schief gehen sollte. So dunkel auch die nächste Zukunft auf der Balkanhalbinsel erscheinen mag, Niemand, der nicht an seinem sittlichen Bewußtsein Schaden erleiden will, wird, um einen höflichen Ausdruck zu gebrauchen, die incarnirte bewußte Unwahrheit, welche man die russische Emancipation der Christen nennt, unterstützen wollen. Wir lassen uns die Neutralität Deutschlands als eine politische Nothwendigkeit gefallen. Rußland aber zum Vorgehen ermuthigen und alle Greuel der Kriegsfurie, die an der Donau losgelassen werden soll, beim Glase Wein mit einem überlegenen Lächeln als einen Gewinnst für unsere Position escomptiren, das mag einer sophistischen Dialektik überlassen bleiben, die in dem täglich wechselnden Vertrieb trügerischer Parolen, Schlagwörter und Spielmarken die ideale Aufgabe des Politikers erblickt.

Bibliographie.

Schöne Literatur.

Friedrich Bodenstedt, Theater. (Kaiser Paul — Wandlungen.) 3 M. (Berlin, Grote.)

Valentin, Heloise und Abéllard. Dramat. Dichtung in 5 Akt. (Dortmund, C. L. Krüger.)

Otto Devrient, Goethes Faust als Mysterium für die Bühne eingerichtet. (Carlsruhe, G. Braun.)

Hermann Weber, Um Deutschlands Kaiserkrone. Dramat. Gemälde aus der Reformationszeit. (Hamburg, L. Koch.)

Anton Ohorn, Der Uhrmacher von Straßburg. Dramat. Ged. in 5 Aufzügen. (Leipzig, J. H. Webel.)

Dr. Carl Siegen, Der zerbrochene Krug von Kleist. Neu f. d. Bühne bearb. mit Einleitung. (Leipzig, G. Theile.)

Digitized by Google

Inserate.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Collection Litolff.
Durch jede Musikalienhandlung zu beziehen:
Abt's practische Gesangsschule. — Preis 3 *M.*
Vollst. Verlags-Katalog gratis und franko.
H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Im Verlage von **Julius Hainauer**, Hofmusikhandlung Sr. Maj. des Königs von Preussen, in **Breslau** ist **soeben** erschienen:
Musik zu Goethe's Faust
Theil I und II, nach der **O. Devrient'**schen Bearbeitung componirt und Ihrer Majestät Kaiserin **Augusta** in tiefster Ehrfurcht gewidmet von
Eduard Lassen.
Klavierauszug: { Theil I. . n. *M.* 9.— / Theil II. . n. *M.* 9.—
Hieraus einzeln:
„Der Schäfer putzte sich zum Tanz."
Gesangwalzer
aus der Musik zu Goethe's Faust
von **Eduard Lassen.**
(In vorläufig 6 verschiedenen Ausgaben.)
A. Für **Pianoforte zu 2 Händen** . *M.* 1.—
B. Für **Pianoforte zu 4 Händen** . *M.* 1.—
C. Für **Pianoforte und Violine** . . *M.* 1.25
D. Für **Sopran und Pianoforte** . . *M.* 1.—
E. Für **Tenor und Pianoforte** . . *M.* 1.—
F. Für **Orchester** { Partitur . . . *M.* 1.— / Orch.-Stimmen *M.* 4.—

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.
Soeben erschien:
Wanderjahre in Italien.
Von
Ferdinand Gregorovius.
Fünfter Band. Apulische Landschaften.
8. Geheftet 5 *M.* 40 *Pf.* Gebunden 6 *M.*
Die Lesewelt wird dem berühmten Verfasser zu lebhaften Dank verbunden sein, daß er seinen in vier Bänden erschienenen „Wanderjahren in Italien" einen neuen, fünften Band unter dem Specialtitel „Apulische Landschaften" anreihte. Auch in diesem Bande verflicht Gregorovius landschaftliche Schilderungen mit der Geschichte Italiens zu anmuthigen und farbenreichen Bildern, die um so größern Reiz gewähren, als sie die glänzenden Zeiten der Hohenstaufen dem neu geeinigten deutschen Volke wieder in Erinnerung rufen.

Soeben erschien bei **Theodor Ackermann** in **München:**
Frohschammer, J., Professor der Philosophie in München, **Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses.** XXIV und 575 S. gr. 8. Eleg. geh. Preis 11 *M.*
Die in Leipzig erscheinende „Deutsche Allgemeine Zeitung" begrüsst dies Werk als „unbedingt epochemachend."
Im gleichen Verlage erschien in letzter Zeit:
Der Pessimismus.
Von
Johannes Huber.
119 Seiten gr. 8. Elegant broschirt. Preis 2 *M.*
Im vorigen Jahre erschienen:
Huber, Joh., Die religiöse Frage. Wider Eduard von Hartmann. 40 S. Preis 60 *Pf.*
—— **Zur Kritik moderner Schöpfungslehren** mit besonderer Rücksicht auf Häckel's natürliche Schöpfungsgeschichte. 60 Seiten. Preis 1 *M.*
—— **Die ethische Frage.** 45 Seiten. Preis 60 *Pf.*
Metaphysische Untersuchungen
von
Dr. A. L. Kym, ord. Prof. der Philosophie an der Universität Zürich.
XIII u. 414 Seiten gr. 8. Preis 8 *M.*

Im Verlage von **Karl J. Trübner** in **Strassburg** i. E. ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Zur Analysis der Wirklichkeit.
Philosophische Untersuchungen von **Otto Liebmann.** 8. 619 S. 9 *M.*
Das Werk umfasst drei Abschnitte: I. **Erkenntnisskritik u. Transcendentalphilosophie.** II. **Naturphilosophie und Psychologie.** III. **Aesthetik und Ethik.** — Es behandelt in einer grösseren Reihe von Capiteln und in einer streng wissenschaftlichen, aber zugleich allgemein verständlichen Darstellungsweise die wichtigsten Probleme der Philosophie; darunter nicht wenige, die als vielbesprochene interessante Principienfrage auf der Tagesordnung stehen, so unter anderem die Controversen zwischen Idealismus und Realismus, Materialismus und Spiritualismus, die kosmogonische und darwinistische Frage, die Grundsätze der Aesthetik und Moral.

In der **Hartung'**schen **Verlagsdruckerei** in **Königsberg** i. Pr. erschien soeben:
Die Hamlet-Tragödie und ihre Kritik
von Dr. **Hermann Baumgart.** 11½ Bogen. gr. 8. 4 *M.*
In der vorliegenden Schrift des durch seine philologischen und literarischen Arbeiten rühmlichst bekannten Verfassers handelt es sich nicht um eine historische Darstellung der Hamlet-Literatur, sondern um einen Versuch, inmitten der Verworrenheit der dieses Thema behandelnden Kritik zu einem festen Princip zu gelangen. Dieses findet der Verfasser in dem einfachen aristotelischen Grundgedanken. Den Ausgangspunkt für die Untersuchung gewährte dem Verfasser das Buch Werder's über Hamlet, dessen Glanzseite sowohl als auch Fundamental-Irrthümer beleuchtet werden.

Im Verlag von **Friedrich Fleischer** in Leipzig erschien soeben:
Anthropologie der Naturvölker
von
Prof. Dr. **Theodor Waitz.**
I. Band: Ueber die Einheit des Menschengeschlechts u. den Naturzustand des Menschen.
Zweite vermehrte Auflage.
Herausgegeben von
Dr. **Georg Gerland,**
Professor an der Universität Strassburg.
Preis 8 *M.*
Dieses anerkannt gediegene Werk ist nicht allein für Bibliotheken und Gelehrte, sondern auch für alle wahrhaft Gebildeten von höchstem Interesse. Herr Prof. M. Perty in Bern bezeichnete das Werk, bei Erscheinen der ersten Auflage, als ein schönes Denkmal deutschen Fleißes sowie deutscher Gewissenhaftigkeit und nennt es eine Zierde der ethnographischen Literatur.

Neuer Verlag v. **Theobald Grieben** in Berlin:
Pyramide und Delberg.
Erinnerungsblätter an eine Orientreise.
Von **El. Schaik von Izgar.**
20 Bogen. Broch. 4 *M.*, eleg. geb. 5 *M.* 50 *Pf.*
Diese farbenreichen und wechselvollen Reiseskizzen dürften das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen, nachdem für den Orient in jüngster Zeit überall die Theilnahme neu erwacht ist. Es entrollt sich vor unseren Blicken ein frisches, buntes, dabei wahrheitsgetreues Bild jener Länder, welche unserer Phantasie ohnehin stets wie von Zauberduft umweht erscheinen und die der Verf. im letzten Jahre vor dem Ausbruch der Unruhen bereiste.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilcke in Berlin.
Druck von F. C. Teubner in Leipzig.
Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 32.

3070
Digitized by Google

Digitized by Google

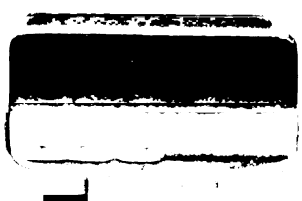
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05541 9413

KALMBACHER
BOOK BINDING CO.
TOLEDO, OHIO



Digitized by Google

Digitized by Google